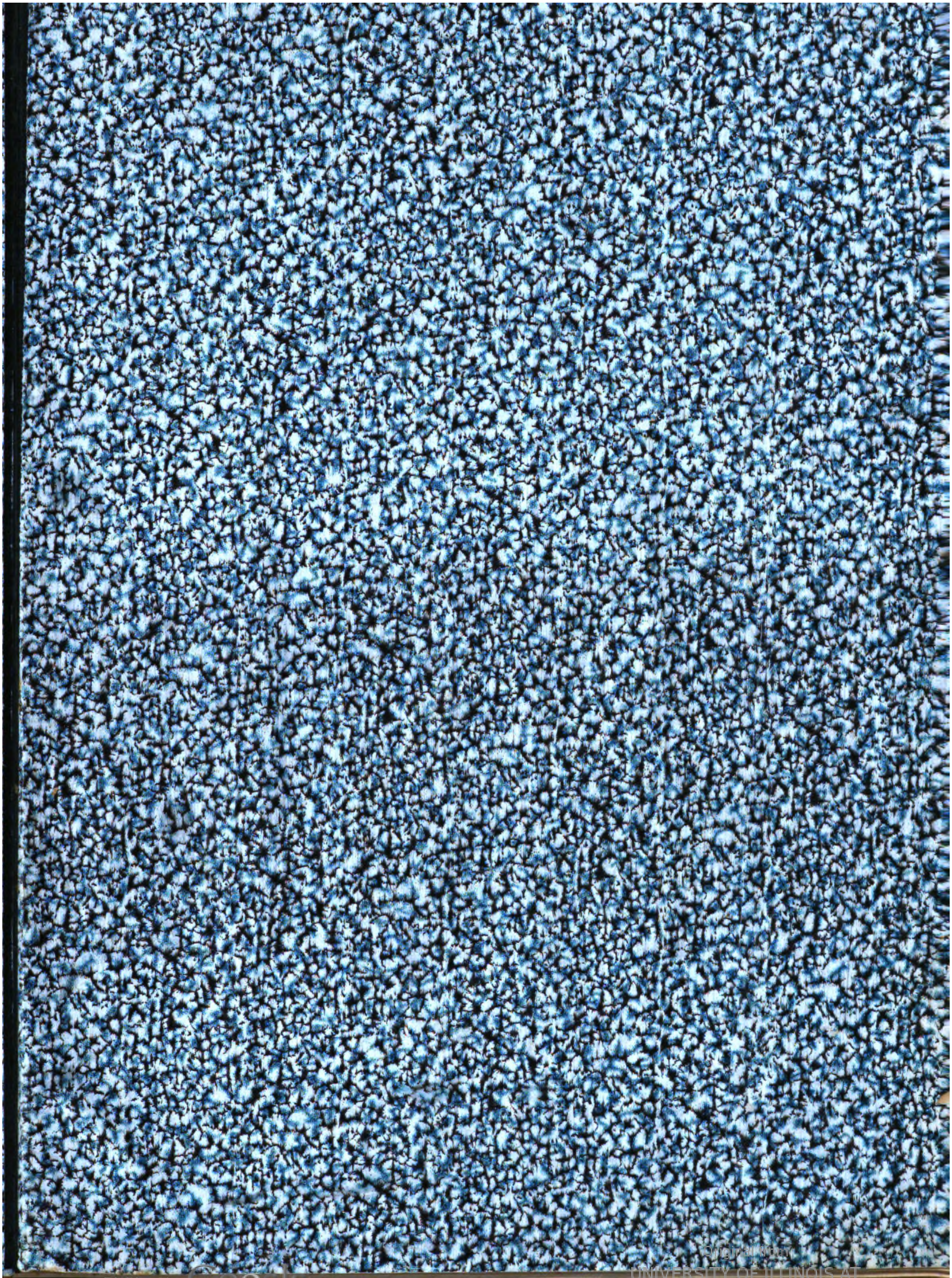
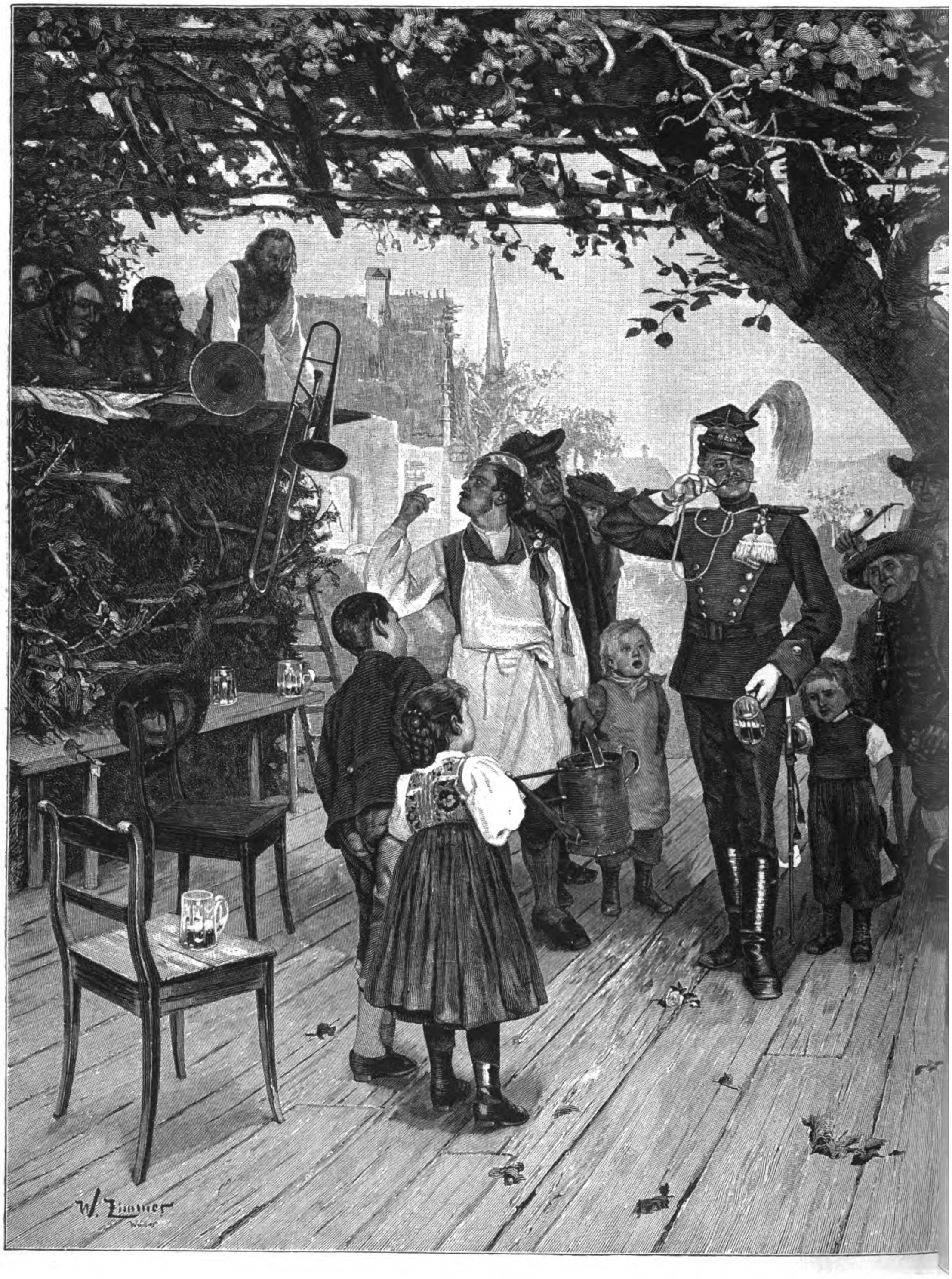
FRED LOCKLEY
RARE WESTERN BOOKS
4227 S. E. Stark St.
PORTLAND, ORE.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
DAH
v.29

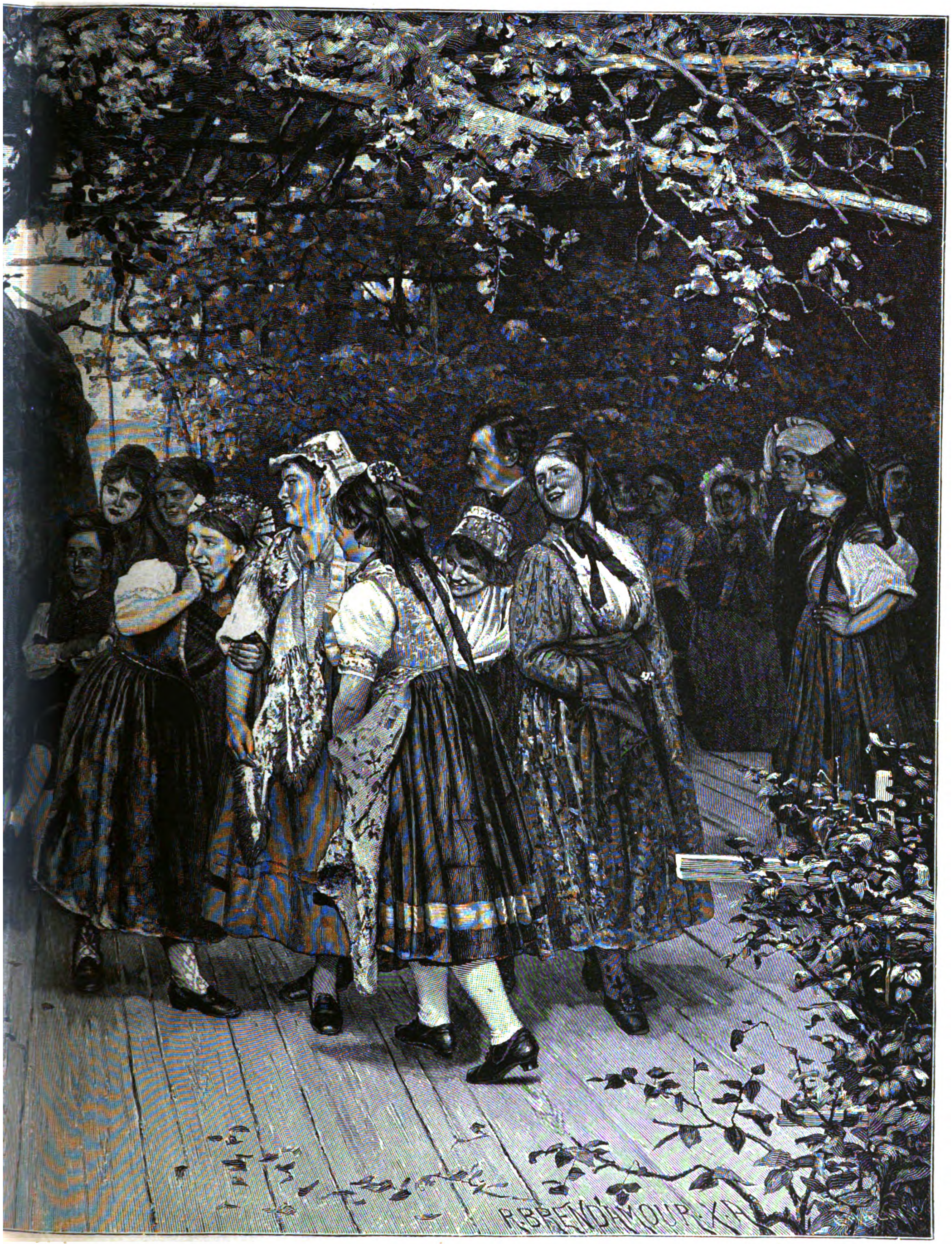


University of Portland
Compliments of
Fred Lockley



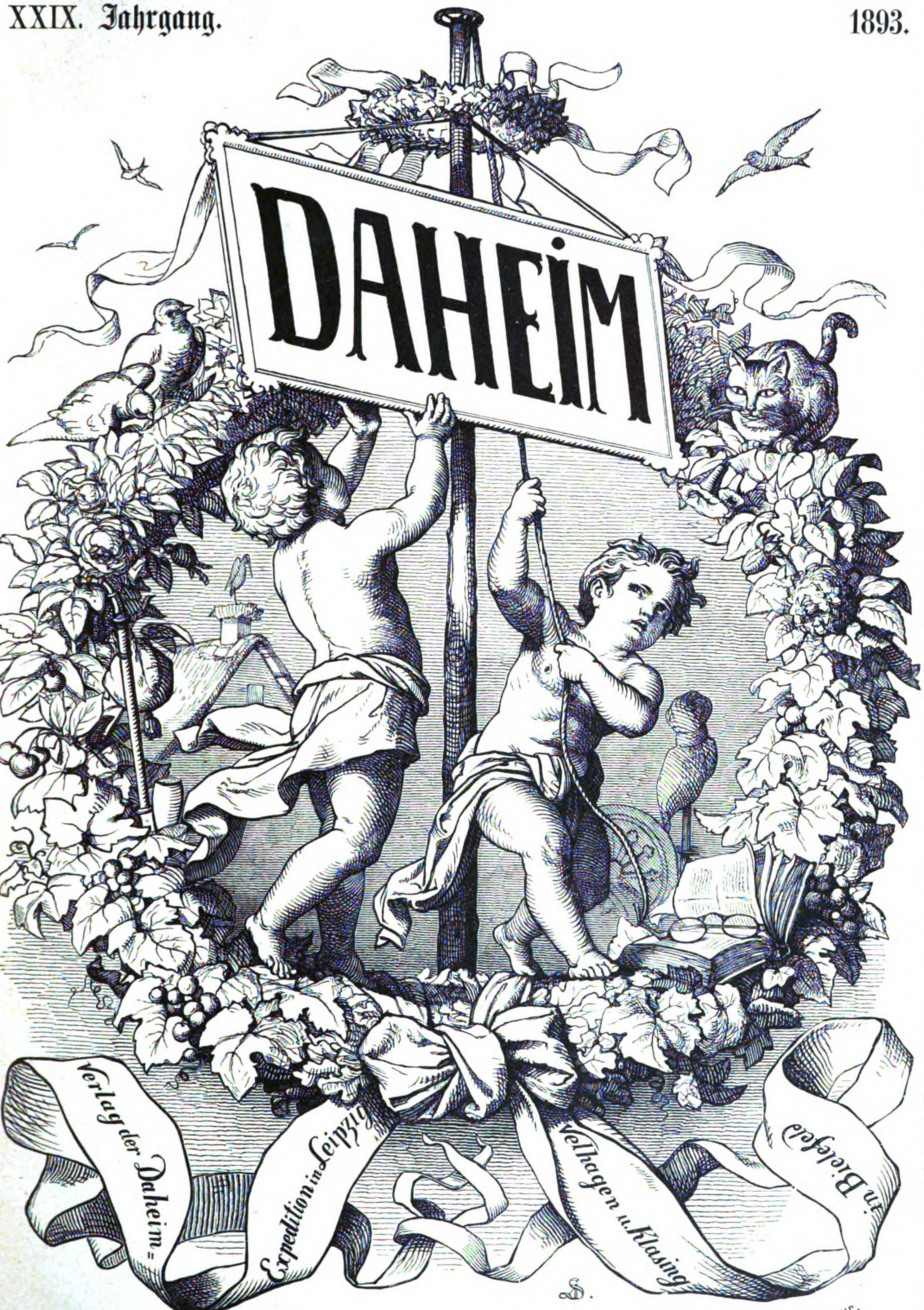
Auf Urlaub. Nach den
Nach einer Photographie aus dem Verlage von F

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 1.


R.BRENDAMOUR.X.A.

emälde von H. Zimmer.
Hanfſtaengl Kunſtverlag, A. G., München.

XXIX. Jahrgang. 1893.


DAHEIM
Verlag der Daheim=
Expedition in Leipzig
Velhagen u. Klasing
in Bielefeld
S.
X A v. R Brend'amour.

C53
DAH
v.29

Inhalt.

Seite

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Bahnen, Neue. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin 1
Dämon, Ein moderner. Von Ant. Andrea 625
Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen 426
Feld, Mein erſtes. Eine Jugenderinnerung von Anton Frhr. v. Perfall 758
Friederle, Der, der Yburg. Von Hermine Villinger 172
Goldfund, Ein. Von Friedr. Meiſter 282
Herrin, Die, von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow 209
Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert 8
Schiffsjungen, Aus dem Leben eines. Von H. Rügener 378
Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard) 417
Seligkeit, Schloß. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken 514
Undeert, Dat. Novelle von Ilſe Frapan 761
Unter der Edeltanne. Von Friedrich Jacobſen 178
Verſetzung, Die. Eine Skizze nach dem Leben von Heinrich Seidel . . . 214
Wiege, Die. Eine Geſchichte aus der Kinderzeit. Von Charlotte Nieſe . 347

Gedichte.

Alles mein. Von Alice Freiin v. Gaudy 171
An einen Gottesleugner. Von Joh. Trojan 557
Auf Reiſen. Von Frida Schanz . . 670
Befehl, Der. Von O. Elſter . . . 757
Beſſere, Das. Von J. Trojan . . 647
Blütenſchnee. Von Hedwig Gräfin Rittberg 612
Duchen! Von J. Trojan 478
Edelſtein, Ein. Von Fritz May . . 238
Frühlingsmorgen. Von Ernſt Lenbach 414
Frühlingshoffen. Von Georg Vogel . 455
Geſchichte, Eine luſtige. Von M. Werner 116
Geſtalten des Glücks. Von Ernſt Behrend 70
Glück. Von B. Mercator 299
Ich eſſe meine Suppe nicht. Von F. Reimund 89
Im Herbſte. Von Ernſt Lenbach . . 6
Im Mai. Von Heinrich Seidel . . 517
Im Mondlicht. Von J. Trojan . . 718
Im Mühlenthal. Von Frida Schanz 25
Im Vorfrühling. Von Heinr. Seidel 350
Im Walde. Von Georg Vogel . . 30
Kaiſer, Dem, zum 27. Januar. Von Ernſt Lenbach 244
Kaiſers Neſthäkchen. Von Frida Schanz Beil. Nr. 30
Kolumbus. Von Reinh. Fuchs . . 38
Licht, Das, von oben. Von Sophie v. Keller 430
Lieblingsſtück, Das. Von Alice Freiin von Gaudy 54
Mein Herz. Von Frida Schanz . . 107
Neujahrsglückwunſch, Ein 197
Oſtern. Von Karl Hunnius . . . 401
Pfingſten. Von Frida Schanz . . . 513
Pſalm 145, 18 und 19. Von Eliſabeth Tilemann 503

Seite

Rezept. Von H. B. 196
Stelzfuß, Der junge. Von Fr. Schanz 372
Tag, Der andere. Von J. Trojan . 557
Trauer. Von Frida Schanz . . . 278
Weihnachten. Von R. Pfannſchmidt-Beutner 177
Weihnachtspoſt. Von Frida Schanz Beil. Nr. 11
Winzerweisheit. Von J. Trojan . . 214
Zittergras. Von Ernſt Lenbach . . 330
Zweifelsglück. Von Ernſt Lenbach . 6

Zeitgeſchichtliches.

Afra, St., vor dreißig Jahren . . . 619
Ausſtellung, Die landwirtſchaftliche, in München . . . . . . Beil. Nr. 40
Bahnen, Die Berliner elektriſchen. Von H. v. Zobeltitz 614
Central-Markthalle, Aus der Berliner 331
Diſtanzritt Berlin—Wien 91
Diſtanz-Radfahrt Wien-Berlin Beil. Nr. 42
Domturm in Berlin, Sprengung des 504
Donauüberſchwemmung, Die, bei Regensburg . . . . . . Beil. Nr. 24
Hamburger Koſtkinder in Mecklenburg. Von C. Beyer 413
Hoensbroechs, Graf von, Austritt aus dem Jeſuitenorden. Von Leop. Witte 566
Humboldt, Meine erſte Auffahrt mit dem. Von Premierleutnant Groß . 455
Kaiſerfahrt, Von der, nach Italien . 556
Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche, Grundſteinlegung der, zu Berlin, am 18. Oktober . . . . 1. Beil. Nr. 6
Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Berlin, Der Entwurf des . . . Beil. Nr. 16
Kirchenbauten, Neue, in Berlin. Von Hans Schliepmann 715, 726
Kondelande, Unſere deutſche Flagge im 264
Lübeck. Von Th. H. Pantenius . . 744
Metzgerſprung in München. Siehe Schäfflertanz 375
Nikaragua-Kanal, Der. Von Haſſo Harden 363
Panamaſkandal. Von Eugen von Jagow-Paris 296
Prinz-Regent von Bayern, Der, und die Münchener Kunſtausſtellung B. Nr. 1
Reichstag, Im . . . 216, 299, 315, 343
Reuterdenkmal, Das, in Neubrandenburg . . . . Beil. Nr. 39
Sachſen-Weimar, Die goldene Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin . . . . Beil. Nr. 1
Schäfflertanz und Metzgerſprung in München. Von Fritz von Oſtini . 375
Schneeſchuhſport in der Umgebung Berlins . . . . Beil. Nr. 22
Schneidemühl, Das Brunnenunglück zu. Von H. von Zobeltitz 683
Stundismus, Der, in Rußland. Von Paul Alberti 313
Viktoria, Untergang der . . Beil. Nr. 43
Währung, Der Kampf um die. Von Dr. B. Dietrich 438
Wittenberg, Einweihung der erneuerten Schloßkirche in . . . . Beil. Nr. 8
Wohnungseinrichtungen, Aus der Berliner Ausſtellung von 45
Zeit, Die mitteleuropäiſche . Beil. Nr. 28

Seite

Geſchichtliches.

Danzig vor hundert Jahren. Von Robert Koenig 486
Heinrich, Prinz, von Preußen und Rheinsberg 822
Mediceer, Aus der Zeit der. Von Rudolf Stratz 364
Napoleon auf Elba. Von Hanns von Spielberg 407
Pappenheim, Gottfried Heinrich Graf zu. Von R. Wille 279
Schulpforta vor fünfzig Jahren. Von D. Bernh Rogge 505

Biographieen und biographiſche Notizen.

Alexander I., König von Serbien B. Nr. 34
Bleibtreu, Georg †. Von Adolf Roſenberg 218
Esmarch, Ein Tag im Hauſe Friedrichs von. Von Hanns von Zobeltitz . 231
Goethes Lotte. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß 60
Hentzi, Wer war General? Von H. v. Zobeltitz 126
Ihering, Rud. von . . . . Beil. Nr. 5
Keller, Friedrich Gottlob, der Erfinder des Holzſchliffpapiers 558
Kolumbus, Chriſtoph 38
Lübke, Wilhelm . . . . . Beil. Nr. 31
Müllenſiefen, Julius. Von Georg Rietſchel 764
Ratibor, Herzog Viktor von †. Von Dr. Kayßler 381
Schaumburg-Lippe, Fürſt Adolf Georg zu . . . . Beil. Nr. 36
Siemens, Werner von †. Von H. v. Zobeltitz 266
Stöber, Adolf. Von Jeannot Frhr. v. Grotthuß 345
Waldeck und Pyrmont, Fürſt Georg Viktor zu . . . . . . Beil. Nr. 36
Werder, Karl . . . . Beil. Nr. 31

Litteratur-, Kultur-, Kunſtgeſchichtliches.

Beſuch, Ein, bei Theodor Storm. Von Carl Hunnius 823
Bibelhandſchrift, Eine neuaufgefundene 382
Evangelium des Petrus. Von Leopold Witte 328
Freundin, Eine alte, in vierfältigem neuem Schmuck 170
Geibel, Emanuel, in Griechenland. Von Rob. Koenig 712
Kunſtpflege, Die, in der Schule. Von Dr. E. Sallwürk 54
Murillo. Von Adolf Roſenberg . . 156
Schillers Elternhaus. Von Karl Kinzel 168
Tennyſons Gedächtnis 102

Beſprechungen der neueren Litteratur.

Afrika, Neue Bücher über. Von Haſſo Harden 140
Bismarck, Otto von, in Frankfurt. Von Th. H. Pantenius 662
Brinckman, John. Von Heinr. Seidel 134
Bücher, Neue. Von Th. H. Pantenius 22, 86, 150, 247, 326, 470
Johannes-Evangelium, Das, in neuer Beleuchtung. Von Rob. Koenig . . 526
Kurfürſten, Das Buch vom Großen B. Nr. 10
Lebensfrage, Eine göttliche. Von Rob. Koenig 814

Seite
Lieder und Bilder von Bertha Bagge Beil. Nr. 10
Lutherdenkmal, Das beſte. Von Leopold Witte 286
Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers. Von Th. H. P. 812
Rätſel, Das, des Daſeins. Von Robert Koenig 174
Unterhaltungslitteratur, Umſchau in der chriſtlichen. Von Rob. Koenig 598, 780
Vom Kurhut zur Kaiſerkrone Beil. Nr. 10

Skizzen aus Heimat und Fremde.

Arbeiter-Kolonie, Die Berliner. Von Paul Lindenberg 807
Berlin, Im dunkelſten. Von Rudolph Stratz. I. Der Verbrecherkeller . 428
— — II. Die Razzia 476
— — III. Die Spielhölle 540
— — IV. Der Kampf um die Million 580
— — V. Die Pennbrüder 700
Bildung, Etwas über die, unſerer oſtafrikaniſchen Schützlinge. Von D. Grundemann 492
Bismarckburg, Die Forſchungsſtation, und das Togohinterland. Von Dr. R. Büttner 604
Böhmerwald, Bilder aus dem . . . 694
Borkum, Das Nordſeebad, und ein Notſtand auf der gleichnamigen Inſel. Von Rathmann 636
Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. Von Paul von Szczepański. I. Von Hamburg bis New York 533
— — II. Chicago, die Weltſtadt . 550
— — III. Im Jackſon-Park . . 583
— — IV. In der Induſtriehalle . 630
— — V. Deutſchland außerhalb des Induſtriepalaſtes . 651
— — VI. Die Amerikaner im Jackſon-Park 678
— — VII. Die Midway Plaiſance . 748
— — VIII. Rückblicke 772
Ein bißchen Liebe nur. Reiſeerinnerung aus dem gelobten Lande. Von Hermann Dalton 203
Eisgang auf der Unterelbe. Von Hans Bohrdt 332
Frauenwelt, Aus der indiſchen. Von L. Thiele 70
Glasmoſaik, Deutſche. Von Walter Borner 252
Gottesurteil, Ein. Aus den Erinnerungen eines Richters 235
Grab, Das, des Herrn. Von P. Georg Stoſch 411
Grille, Von der, zur Hohenzollern. Von Johannes Wilda 667
Hanfraucher, Die. Von Julius Stinde 358
Himmelskron, ſ. Zollernheim . . . 108
Leiden und Freuden einer Hausfrau in Sumatra. Von Gertrud Danne . 423
Mahdi, Im Reiche des. Von Hanns von Zobeltitz 394
Mansfeld und die Ober-Röblinger Seen. Von Walter Borner 12
Miſſion, Ein Werk der inneren . . 14
Nachtbild, Ein, aus dem Großſtadtleben Beil. Nr. 15
Saalburg, Auf der. Ein Bild aus der deutſchen Limesforſchung. Von Dr. Paul Schwartz 199
Sumatra, Geſelliges aus. Von Gertrud Danne 796
Tier- und Jagdbilder aus Deutſch-Oſtafrika. Von Dr. Hans Meyer . . 27
Waltershauſen i./Th. — Aus einer deutſchen Puppenſtadt. Von Hanns von Zobeltitz 185
Wittenberg, Die erneuerte Schloßkirche zu 122
Zollernheim, Ein vergeſſenes . . . 108

Naturwiſſenſchaftliches und Medizinisches.

Bienenleben, Aus dem. Von Karl Aſpacher 572
Bleichſucht und Blutarmut. Von Dr. M. Dyrenfurth 284
Seite
Blitzſchlag, Der, und die Bäume. Von Julius Stinde 711
Cholera, Der Kampf gegen die. Von Dr. M. Dyrenfurth 830
Freundſchaft, Unterſeeiſche. Von Jul. Stinde 374
Geheimwiſſenſchaften, Von. Von Dr. Julius Stinde 731
Kakteen, Die. Von J. Trojan . . 444
Kiwi, Der, oder Schnepfenſtrauß. Von L. Heck 205
Linaria cymbalaria. Eine Geſchichte voll kleiner Freuden und Enttäuſchungen. Von Heinrich Seidel . 396
Schirr-Antilopen 510
Schwerhörigkeit, Über, und ihre Behandlung 742
Sängerinnen, Zwei indiſche. Von Chriſtian Schwarzkopf 392
Winterſchlaf, Der, unſerer Hausſchwalbe. Von L. H. 222
Zwergpapageien, Die. Von Chriſtian Schwarzkopf 775

Armee und Marine.

Manöverfelde, Vom, unſerer Eiſenbahner. Von Hanns von Zobeltitz 6
Schiffstypen der deutſchen Reichsmarine. Von Reinh. Werner 75

Gartenkunſt.

Hausgarten . Beil. Nr. 18, 22, 27, 31, 36, 39, 43, 48, 52

Muſik.

Hausmuſik . Beil. Nr. 1, 4, 14, 17, 20, 23, 27, 29, 32, 35, 38, 41, 44, 47, 50

Vermiſchtes.

Bauſchwindel, Moderner. Von Haſſo Harden 263
Briefmarken, Kolumbus- 311
Bügeltanz, Der. Von Joachim von Dürow 590
Eisbahn, Auf der . . . . Beil. Nr. 14
Er hat keine Zeit. Plauderei des Meergreiſes. Von H. v. Zobeltitz . 666
Gefahren, Die, des heißen Klimas. Eine Kolonialbetrachtung. Von Jul. Stinde 654
Hausfrau, Die Hamburger, während der Cholerazeit 118
Kindestraum im Dezember . Beil. Nr. 12
Liebhaberphotographie, Die. Von Dr. A. Miethe 789
Menuett, Das 302
Orgel, Die größte, Deutſchlands. Von M. Allihn 827
Pfarrbräute, Unſere. Von Hermann Dalton 646
Schreibmaſchine, Meine Erlebniſſe mit der. Von Hanns v. Zobeltitz . . 460
Streuſelkuchen, Eine Geſchichte vom ſchleſiſchen. Von F. Ehrhardt . . 524
Von der Zeit früherer Zeit. Von Jul. Stinde 518
Waldgeheimniſſe. Von Dr. Wurm . 139
Waldgeheimniſſe. Eine Romanfigur aus dem Walde. Von Dr. Wurm 312
Weihnachtsfreuden — Neujahrsleiden. Eine nachfeſtliche Plauderei vom Meergreis 237
Wind contra Dampf. Von Reinhold Werner 251

Illuſtrationen.

Abkühlung, Unerwünſchte. Von Auguſt Kraus 548
Abraham und Iſaak, Elfenbeinſchnitzerei. Von Simon Troger 512
Affen in den Zuckerfeldern. Von W. Kuhnert 30
Afra, St., Fürſtenſchule zu Meißen. 7 Abb. Von Karl Becker . . . 619
Seite
Afrika, Neue Bücher über. 5 Abb. . 140
Ährenleſerinnen. Von Alb. Richter . 692
Aller Anfang iſt ſchwer. Von Karl Raupp 485
„Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Von Karl Marr . . . 261
Ami’s Begräbnis. Von J. Ekenaes . 133
Auf der Straße. 2 Silhouetten. Von Paul Konewka 44
Auferſtehung Chriſti. Von P. P. Rubens 405
Aufgeſchreckt. Von W. Gräbheim . . 741
Aus dem Trieb heraus. Von J. Maffei 341
Ausgang. Von Tito Conti 773
Ausgießung des heiligen Geiſtes. Holzſchnitzerei von dem Brüggemannſchen Altar zu Schleswig 520
Ausſtellung, Die landwirtſchaftliche, in München. Ein Preisſtier . Beil. Nr. 40
Bahnen, Plan der Berliner elektriſchen 614
Baſtler, Der. Von Anton Müller . 809
Befehl, Der. Von Rob. Haug . . . 757
Bergkanne im Rathauſe zu Goslar . 176
Berlin, Im dunkelſten. 7 Abb. Von W. Zehme 428, 429, 476
Beruhigung der Meereswellen durch Öl 368
Beſcherung, Mit der ganzen, zu Bett. Von C. Koch 184
Bienenleben, Aus dem . . . . 572—574
Bismarck, Fürſt, auf ſeiner täglichen Spazierfahrt von Friedrichsruh aus. Von W. Zehme . . . . Beil. Nr. 26
Bismarckburg, Die Forſchungsſtation, und das Togohinterland. 4 Abb. 604—606
Bleibtreu, G., Studien von demſelben 218, 220
Blumenverkäuferin in Venedig. Von F. Ruben 789
Bogenſpanner, Der. Von G. Eberlein 357
Böhmerwald, Bilder aus dem . . . 694
Borkum, Kirche und alter Leuchtturm 636
Braten, Entwiſchter. Von W. Gräbheim 297
Braunſchweiger, Die, in Friedrichsruh. Beil. Nr 46
„Bravo, Nimrod!“ Von C. F. Deiker 173
Briefmarken, Kolumbus- 311
Büſte, Weibliche. Von Karl Schlüter 84
Cäſars Ermordung. Von C. Rochegroſſe 69
Central-Markthalle, Berliner. Wild- und Geflügelauktion 331
Chappe, Denkmal von Claude, in Paris. Beil. Nr. 46
Chicago, Geſamtanſicht der Weltausſtellung zu. Von Th. v. Eckenbrecher 581
— 6 verſch. Anſichten davon . 584, 585
— Straße in 583
— Das deutſche Haus in. 2 Abb. 652, 653
Choden, Trachten der 694
Chriſtus als Gärtner. Aus Albrecht Dürers kleiner Paſſion 404
Coelogyne cristata . . . Beil. Nr. 27
Danzig, Der lange Markt mit Rathaus und Artushof in 486
Dayal-Droſſel 393
Diamant, Der größte, der Welt . . 800
Diſtanz-Radfahrt Wien—Berlin: Ankunft des erſten Radfahrers in Berlin. Beil. Nr. 42
Diſtanzritt Berlin—Wien: Abritt deutſcher Offiziere vom Steuerhäuschen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin . . . . Beil. Nr. 3
Diſtanzritt Berlin—Wien, Kärtchen des Weges 90
Diſtanzritt Berlin—Wien. 5 Ill. und 3 Porträts 91
Domturm in Berlin, Sprengung des. 2 Abb. 504
Donauüberſchwemmung, Die, bei Regensburg . . . . . . Beil. Nr. 24
Dorfſtraße, Holländiſche. Von Max Liebermann 509
Edelweiß . . . . Beil. Nr. 31
Eifrig bei der Arbeit. Von Karl Zewy 21
Eisbahn, Auf der . . . . Beil. Nr. 14
Eisgang auf der Unterelbe. 4 Abb. Von Hans Bohrdt . . . . 332—334
Elch, Ein einjähriger. Von Richard Frieſe 52

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Seite
Elch: Ungerader 28-Ender. Von Rich. Frieſe 52
Emmauskirche zu Berlin 716, 718
„Er ſchmollt.“ Von Mathias Schmid 709
Evangelium des Petrus, Ein Blatt aus dem neu aufgefundenen apokryphiſchen 329
Fächerblatt: Kutter im Sturm. Von G. Schönleber 528
Faraglioni-Felſen bei Capri. Von Auguſt Leu 53
Feierabend, Nach. Von O. A. Schulz 681
Feſtfreuden. Von O. Piltz 409
Feuer gefangen. Von E. Rau 101
Feuerwehrtag, Vom, in München. Beil. Nr. 46
Flugblatt, Ein, über den weſtfäliſchen Frieden 336
Foucaultſche Pendel im Kleinen 112
Frauen von Ravenna. Von E. H. Blaſhfield 356
Fredensborg, Schloß, bei Kopenhagen. Beil. Nr. 51
Freier, Der zaghafte. Von B. Vautier 213
Freiheit, Die, gerettet. Von E. Henſeler 389
Freudvoll und leidvoll. Von H. Stelzner 105
Friedrich Franz II., Denkmal des Großherzogs, von Mecklenburg zu Schwerin Beil. Nr. 51
Frondienſt. Von H. Hartwich 361
Frühjahrsbeſtellung. Von Alb. Richter 492
Frühling. Von Sophie Ley 517
Gartenbauausſtellung zu Leipzig. B. Nr. 51
Geizige, Der. Von L. Zumbuſch 701
Gemeinde, Meine. Von K. Naumann 421
Gemshorn Beil. Nr. 31
Geneſung, In der. Von Walter Firle 453
Geſchäft, Ein gutes. Von D. Kohn 137
Geſchenk, Das, der Offiziere der oſtafrikaniſchen Schutztruppe an Major v. Wißmann: Statuette eines ſudaneſiſchen Soldaten 16
Geſchichte, Eine drollige. Von H. Kotſchenreiter 468
Geſchichte, Eine luſtige. Von Max Volkhart 117
Gewandſtudie von Cavedone 206
Glasmoſaik, Deutſche. 7 Abb. Von C. Koch 252
Gnadenkirche zu Berlin 728
Gnom. Skizze von E. Hendſchel 484
Gottesdienſt an Bord S. M. S. „Mars“ Beil. Nr. 2
Grab, Das, des Herrn. 4 Abb. 412, 413
Grimms Märchen, Abbildung aus: König Droſſelbart. Von P. Grot-Johann 617
Großvaters Mußeſtunden. Von A. Kardos 793
Gut erzogen. Von H. Leinweber 269
Guten Morgen! Von Th. Gruſt 825
Hamburger Bürgergarde, Feſtzug der. Beil. Nr. 48
Hängepapageien mit blauem Scheitel 777
Haug, Rob., Studie: Trommler aus der Napoleoniſchen Zeit 628
Haug, Rob., Studie von demſelben 260
Hauſierer auf dem Lande. Von Th. Kleehaas 441
Heideroſe. Von O. Lingner 469
Heimchen am Herd. Von E. Harburger 73
Heimkehr. Von Heinrich Zügel 829
Heimwärts. Von Ad. Lüben 521
Helgoland, Wappen und Siegel 784
Helm, Silberner, König Wilhelms I. 432
Henneberg, Grabmal des Grafen Hermann von, und ſeiner Gemahlin Eliſabeth von Brandenburg. Von Peter Viſcher 384
Herbſtſtimmung. Motiv aus dem Tiergarten zu Berlin 85
Himmelfahrtskirche zu Berlin 717
Himmelskron. 4 Abb. 108, 109
Hofer-Denkmal auf der Baſtei bei Porta Certoſa zu Mantua 544
Hohenfurth, Stift 696
Hohenſtaufenpfalz, Die, zu Hagenau 304
Hohenzollern, S. M. Jacht. 5 Abb. 667—669
Holzbrücke. Von Gillis Neyts 473

Seite
Humboldt, Im Korbe des Ballon, 5000 Meter über Stettin. Von F. Groß 564
Humboldt, Der Ballon, auf dem Platze an der techniſchen Reichsanſtalt zu Berlin, fertig zur Abfahrt 457
Jagd, Nach der. Von C. Reichert 761
Ich eſſe meine Suppe nicht. Von C. Boſch 89
Im Mühlenthal. Von L. Dettmann 25
In der Kirche. Von Ernſt Zimmermann 349
Kaiſerbeſuch auf Helgoland. 3 Abb. Von Hans Bohrdt Beil. Nr. 48
Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche, Grundſteinlegung der, zu Berlin am 18. Oktober 1. Beil. Nr. 6
Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin 729
Kaiſers, Des, und der Kaiſerin Beſuch im Vatikan Beil. Nr. 33
Kaiſerfahrt, Von der, nach Italien 556, 557
Kaiſers Geburtstag, Parole-Ausgabe an, im Lichthofe des Zeughauſes zu Berlin. Von C. Becker Beil. Nr. 21
Kaiſer Wilhelm-Denkmal für Berlin. Von Reinh. Begas. 2 Abb. Beil. Nr. 16
Kakteen. 6 Abb. 444—446
Kaſerne, Vor der. Von C. Koch 749
Kegelbahn, Auf der. 2 Skizzen. Von Fr. Hiddemann 228
Kampfſchild, Ein mittelalterliches 256
Karo, Der ſchöne. Von G. Igler 601
Kilima-Ndſcharo, Der. Von W. Kuhnert 27
Kinderwagen aus kurfürſtlicher Zeit 80
Kindestraum im Dezember. Von C. Koch Beil. Nr. 12
Kirchenbanten, Neue, in Berlin 716, 727
Kirchgang. Von B. Vautier 120
Kiſſingen, An der Trinkhalle zu. Von W. Räuber 805
Kiwis, Die, im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Von P. Mangelsdorf 205
Knabe, Spielender. Satſumafigur 276
Knaus, Aus der Studienmappe von 388
Kolumbus: Titel des erſten deutſchen Flugblattes, welches die Entdeckung Amerikas meldet 38
— Die Schlußzeilen eines Briefes von Chriſtoph Kolumbus 39
— Titelholzſchnitt einer zu Florenz im Jahre 1493 gedruckten italieniſchen Flugſchrift, die Landung Kolumbus’ darſtellend 39
— Porta S. Andrea in Genua mit dem Hauſe, in welchem Kolumbus nach der Tradition geboren ſein ſoll 40
— -Denkmal in Genua 41
— Haus zu Valladolid, in dem Chriſtoph Kolumbus geſtorben iſt 42
— Die Kolumbusfeier in Genua: Die königliche Jacht Savoia wird bei ihrer Einfahrt in den Hafen von Genua von den anweſenden Schiffen begrüßt. Von A. Kirchner 45
— Querſegel-Karawelle „Santa-Maria,“ das Schiff des Kolumbus, für die Ausſtellung in Chicago nachgebildet 48
— -Münze, Die nordamerikaniſche 352
Konewka, Guter Appetit. Silhouette 656
König, Der, überall. Von Ad. Menzel 100
Korinth, Kanal durch den Iſthmus von Beil. Nr. 52
Kormoranboot, Chineſiſches 592
Korſofeſt, Das, in Berlin-Weſtend am 25. Mai. Von R. Knötel Beil. Nr. 37
Kriminalbeamte, Der, in einer Penne. Von C. Koch Beil. Nr. 15
Krupp, Friedrich Alfred Beil. Nr. 45
Kundſchafter, Arabiſcher. Von Adolf Schreyer 660
Kunſtpauſe. Von C. W. Allers 201
Künſtler-Neujahrskarten. 7 Abb. B. Nr. 13
Kurſe, Gefallene. Von J. Kaufmann 397
Landleute, Arbeitende, im XVI. Jahrh. 576
Landung des Großen Kurfürſten. Von G. Bleibtreu 4, 5
Lektüre, Intereſſante. Von J. G. Meyer von Bremen 693

Seite
Liebe, Junge. Von C. Hoff 501
Liebe, Schweſterliche. Von G. Laeverenz 765
Liebhaberphotographie, Die. 6 Abb. 790
Linaria cymbalaria 396
Löwe auf der Jagd. Von W. Kuhnert 29
Lübeck, 11 Abbild. aus. 740, 742, 744—748
Ludwigs XVI. Abſchied von ſeiner Familie. Fragment eines Bildes von Benazett 240
Luitpold, der Prinz-Regent, von Bayern beſichtigt die Münchener Kunſtausſtellung Beil. Nr. 1
Lutherkirche zu Berlin 727
Lutherpokal, Der, zu Wittenberg 128
Madonna mit dem Diadem. Von Raffael 181
Manöverflotte, Von der deutſchen 832
Mansfeld und die Ober-Röblinger Seen. 6 Abb. 12
Margarethe, Prinzeſſin von Preußen, Vermählung derſelben mit dem Prinzen Friedrich Carl von Heſſen. Von R. Knötel Beil. Nr. 19
Marktgetümmel in Kairo. Von Wilhelm Gentz 346
Marktſchiffer, Die kleinen. Von Ludwig Paſſini 309
Mediceer, Aus der Zeit der. Von C. Becker 365
Meerkatzen, Schachſpielende, am Dom zu Naumburg 768
Menzel, Adolph, beſichtigt die Große Berliner Kunſtausſtellung Beil. Nr. 51
Menzel, Studie von 420
Metzgerſprung in München. Siehe Schäfflertanz. 4 Abb. Von P. Hey 375
Michelangelo, Kopfſtudien 452
Moldau, An der oberen 695
Montezuma, Das Feldzeichen des Königs 688
Mühlendamm, Der, in Berlin, wie er zukünftig ausſehen ſoll 96
Mühlteich, Der. Von Meindert Hobbema 665
Murillo. 5 Abb. 156
Muſiklehrlinge, Die. Von O. Piltz 725
Nach der Reiſe. Von M. Lebling 797
Nanderl. Von F. v. Defregger 57
Natur, Nach der. Von J. R. Wehle 637
Neidhämmel. Von Otto Gebler 424
Neujahrsglückwunſch, Ein. Von R. Horlacher 197
Nikaragua-Kanal 363
Nikolaikirche in Hamburg, Inneres der, mit der Orgel 828
Normandie, An der Küſte der. Von Marie Diéterle 732
Null ouvert. Von O. Andres 149
Nürnberg, Die alte Burg in 448
— Chörchen am Sebaldus-Pfarrhof. Von Lorenz Ritter 292
— Erker am Zeughaus. Von L. Ritter 292
Ölquetſche in Bengalen 496
Onslow Ford, E. Studienkopf 644
Orchidee: cattleya citrina Beil. Nr. 31
Orchideen Beil. Nr. 36
Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers. 4 Abb 812—814
Palermo, Am Hafen von. Von L. Th. Choulant 139
Panzerſchiffe, Deutſche, im Sturm. Von Kaiſer Wilhelm II. 564, 565
„Papa! Zu Tiſch!“ Von A. Frind 37
Pappenheim. Von Franz Koch 281
Parlamentshaus des Oranjefreiſtaates zu Bloemfontein Beil. Nr. 49
Paſſini, Ludwig, Studien 20
Paſſionsblumen Beil. Nr. 27
Pferde-Zweirad 272
Pfingſttanz, Zum. Von C. Berger 525
Porzellanmanufaktur zu Berlin, Neuere Modelle aus der Kgl. 464
Prachatitz, Rathaus in 698
Preis der Königin von England, den Kaiſer Wilhelm II. bei der Cowes-Regatta gewonnen hat Beil. Nr. 49
Profoß der Landsknechte 416
Puck. Von Paul Konewka 436
Pythonſchlange, Ei einer 704
Raffaels Tod. Von O’Neil 293

Seite
Ratzeburg, Dom zu, vor und nach dem Brande . . . . Beil. Nr. 52
Rauch, Studienkopf zur Danaide . . 262
Raudner, Robert. 2 Studien . . . 756
Reichstag, Jm. Von R. Knötel 300, 301, 316
Reichstagsgebäude, Das, in ſeinem jetzigen Zuſtande . . . . Beil. Nr. 45
Reni, Guido, Kopf eines Greiſes . . 804
Reſei. Von E. Rau 296
Reuterdenkmal, Das, in Neubrandenburg . . . . Beil. Nr. 39
Rezept. Vignette von H. Vogel zu dem gleichnamigen Gedicht . . . 196
Rheinsberg, Schloß, zur Zeit des Prinzen Heinrich 822
Rhinoceros. Von W. Kuhnert . . 27
Ringwerfen auf einem Ozeandampfer. Von O. H. Bacher 536
Ronner, Henriette. Studie 703
Roſenberg, Schloß 697
Ruheſtündchen. Von E. Grützner . . 237
„Ruhig!“ Von O. Piltz 493
Saalburg, Plan der 200
Samariterin, Eine kleine. Von W. Zehme 461
Schäfer und Schäferinnen. Meißener Porzellanfigürchen 32
Schäfflertanz und Metzgerſprung in München. 4 Abb. von Paul Hey . 375
Schafhirt, Der tote. Von H. G. Emmerſon 323
Schama-Droſſeln. 3 Abb. . . 392, 393
Schaukel, Auf der. Von C. Böker . 713
Schiff, Das erſte. Von S. Granitſch 613
Schiffstypen der deutſchen Reichsmarine: Von Hans Bohrdt. Kreuzerfregatte Moltke 75
— ꝛc.: Ausfallkorvette Württemberg . 76
— ꝛc.: Panzerkanonenboot 77
— ꝛc.: Aviſo Meteor 77
— ꝛc.: Torpedodiviſionsboot . . . 78
— ꝛc.: Panzerſchiff Siegfried . . . 76
Schillers Geburtshaus in Marbach . 168
Schinkels Entwürfe für eine Königsburg auf der Akropolis 560
Schirr-Antilopen. Von Wilh. Kuhnert 510
Schloßhof, Jm. Von W. Eilers . . 229
Schneeſchuhſport in der Umgebung Berlins . . . . Beil. Nr. 22
Schneidemühl, Das Brunnenunglück zu. 5 Abb. von Fritz Gehrke . . 683—686
Schnitter, Ruhende. Von Alb. Ritzberger 629
Schönheit, Eine, aus Paläſtina. Von Wilh. Gentz 340
Schreyer, Adolf. Studie 660
Schützenfeſt, Leipziger, Medaille zur Erinnerung an das 450jährige Jubiläum des 624
Schweppermann, Grabſtein des Seifried 64
Schwergeprüfter, Ein. Von K. Schäffner 204
Schweſter, Barmherzige. Von J. Warrington Wood 596
Siam, Briefmarke von . . . Beil. Nr. 45
Siam, Karte von . . . . . Beil. Nr. 45
Sibyllenort, Schloß. Von A. Lewy . 398
— Arbeitszimmer des Königs von Sachſen 608
Sonnenſchein, Jm. Von Hugo Koenig 649
Sonntag Nachmittag. Von B. Vautier 291
Sperlings-Zwergpapageien 776
Spielhölle, Jn der: Überraſchung beim Hazard. Von W. Zehme 541
Spielſachen aus dem Hohenzollern-Muſeum 192
Spremberg, vom 1000jähr. Jubiläum: Wendiſcher Hochzeitszug . Beil. Nr. 45
Strauß, Brütender männlicher. Von W. Kuhnert 28
Struwwelpeterſtudien. Von G. Jgler 781
Studienkopf, Weiblicher. Von Andrea del Sarto 72
Stumm-Halberg, Frhr. von. Beil. Nr. 45
S' war nur ein Traum. Von K. Gebhardt 373
Seite
Tempelhaus, Das, in Köln 320
Thor, Das Brandenburger, in ſeiner früheren Geſtalt. Von Chodowiecki 720
Tick Tack! Von E. Boſch 313
Tiſchgebet. Von Werner Zehme . . 589
Trauer, Jn tiefer. Von Dr. A. Vianna da Lima 831
Treffenfeld, Henniges von, überbringt dem Großen Kurfürſten die in dem Feldzuge von 1679 erbeuteten ſchwediſchen Fahnen. Von G. Bleibtreu 221
Übelthäter, Der kleine. Von H. Sondermann 572
Überall zu Hauſe, Von Jul. Adam . 552
Unverbeſſerliche, Der. Von O. Piltz . 277
Vater, Der, kommt nicht! Von L. da Rios 165
Venetianerin. Von C. Groſch . . . 597
Verkündigung bei den Hirten. Radierung von Rembrandt 164
Verſuch, Erſter muſikaliſcher. Von C. v. Bergen 285
Vesper. Von O. Piltz 325
Veſtalinnen. Studie von Alex. Wagner 548
Viktoria, Der engliſche Panzer. Beil. Nr. 43
Vorläufer, Der. Von Wilhelm Marc 733
Vor Venedig. Von F. Ruben . . . 677
Votivkrone, Gotiſche 736
Waldteich, Am. Von L. Munthe . . 537
Wallenſteinſcher Viertelthaler . . . 208
Waltershauſen. 7 Jll. Von W. Zehme 185
Wangemannshöhe im Kondelande . . 265
Waſſer hat keine Balken. Von K. Raupp 645
Waſſerabkochen, Apparat zum . . . 479
Waſſerbock im Papyrus. Von W. Kuhnert 28
Waſſerroſen. Von W. Roelofs . . 437
Waſſerturm, Sprengung des, in Berlin Weſtend 144
Weihnachtspoſt. Von F. Wittig B. Nr. 11
Wellenſittiche 776
Werther und Lotte. Von Hermann Kaulbach 61
Wiederſehen macht Freude. Von Th. Kleehaas 533
Willkommengruß, Der. Von C. Becker 569
Windſpiel und King Charles. Von H. Sperling 508
Wittenberg, Einweihung der erneuerten Schloßkirche in. 2 Abb. . Beil. Nr. 8
„Wo ſind die Mädchen?“ Von Th. von der Beek 661
Wohlthätigkeitsbazar, Der Kaiſer und die Kaiſerin auf dem Wohlthätigkeitsbazar zu Gunſten eines in Helgoland zu errichtenden Kinderhoſpizes. Von C. Becker . . . . Beil. Nr. 25
Wolfshöhle, Die. Von Everett Millais 249
Wittenberg, Die erneuerte Schloßkirche zu. 8 Abb. 122
Wurzelſtubben der sequoia gigantea . 489
Zaungäſte. Von P. Hey 62
Zebras in der Steppe. Von W. Kuhnert 29
Zeit, Die mitteleuropäiſche, Karte B. Nr. 28
Zu heiß. Von M. Lebling 633
Zuiderſee, Kartenſkizze zur Trockenlegung der 224
Zweikampf, Ein. Von Ludwig Knaus 9
Zwergkakadu 777
Zwergpapageien, Unzertrennliche . 777

Porträts.

Abd el Kader 480
Adami, Friedrich . . . . Beil. Nr. 48
Ahna, Heinrich de . . . . Beil. Nr. 12
d'Albert, Eugen . . . . . Beil. Nr. 32
Alexander I., König von Serbien B. Nr. 34
Barby, Alice . . . . Beil. Nr. 23
Bauer, Feldzeugmeiſter Ferd. Frhr. v. öſterr.-ungar. Reichskriegsminiſter. Beil. Nr. 46
Bleibtreu, G., auf dem Totenbette. Von Jsmael Gentz 222
Seite
Bleibtreu, G. Von Jsmael Gentz . 219
Brodsky, Adolf . . . . . . Beil. Nr. 1
Caprivi, Der Reichskanzler Graf von 217
Carnot, Lazare Nikolas 400
Corday, Charlotte 640
Esmarch, Friedrich von. Von Jsmael Gentz 233
— Henriette, Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein, ſeine Gemahlin. Von Jsmael Gentz 232
Eſſenwein, Auguſt von . . Beil. Nr. 9
Eſſipoff, Annette . . . . Beil. Nr. 14
Ferdinand, Prinz, von Rumänien B. Nr. 18
Friedrich Leopold, Prinz von Preußen 93
Görz, Bildnis der Gräfin. Von Franz von Lenbach 524
GrotJohann, Philipp . . . Beil. Nr. 9
Guſtel von Blaſewitz, Silhouette . . 816
von Herzogenberg, Heinrich . Beil. Nr. 50
Hildach, Eugen und Anna . Beil. Nr. 29
Jhering, Rudolf von . . . Beil. Nr. 5
Joachim I., Kurfürſt . . . Beil. Nr. 10
Johann Georg, Prinz von Sachſen Beil. Nr. 49
Kaiſer Wilhelm II. 244
Kaiſerin Auguſte Viktoria mit der Prinzeſſin Viktoria Luiſe . . Beil. Nr. 30
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 169
Keller, Friedrich Gottlob 558
Kleeberg, Klotilde . . . . Beil. Nr. 17
Klengel, Jul. . . . . . . Beil. Nr. 35
Kolumbus, Chriſtoph, angebliches Porträt 40
Koczalski, Raoul . . . . Beil. Nr. 20
Krebs, Mary . . . . . . Beil. Nr. 7
Lübke, Wilhelm . . . . . Beil. Nr. 31
Ludwig, Prinz, von Bayern . Beil. Nr. 46
von Maltzahn-Gültz, Helmuth Freiherr. Beil. Nr. 49
Maria, Prinzeſſin von Rumänien, geb. Prinzeſſin von Großbritannien und Jrland . . . . Beil. Nr. 18
Marie, Prinzeß von Württemberg B. Nr. 49
Mascagni, Pietro . . . . Beil. Nr. 41
Moran-Olden, Fanny . . . Beil. Nr. 4
Müllenſiefen, Julius 764
Oelsner, Leutnant zur See . Beil. Nr. 48
Olga, Königin-Witwe von Württemberg 121
Paſſini, Ludwig 308
Perfall, Karl Frhr. von . . Beil. Nr. 47
von Poſadowsky-Wehner, Arthur Graf. Beil. Nr. 49
Prinzen, Die kaiſerlichen. Von F. Stahl 188, 189
Ratibor, Herzog Viktor von, Fürſt von Corvey † 381
Reitzenſtein, Rittmeiſter Frhr. von . 93
Rubens' Selbſtbildnis 516
Sachſen-Coburg-Gotha, Herzog Alfred von . . . . Beil. Nr. 49
Sachſen-Weimar, Großherzog von. Beil. Nr. 1
Sachſen-Weimar, Großherzogin von Beil. Nr. 1
Schaumburg-Lippe, Fürſt Adolf Georg zu † . . . . Beil. Nr. 36
Scheidemantel, Karl . . . Beil. Nr. 10
Schiller als Karlsſchüler 169
Schillers Eltern 168
Schmieder, Konſiſtorialrat . Beil. Nr. 52
Sicherer, Pia von . . . . Beil. Nr. 38
Siemens, Werner von †. Von Jsmael Gentz 267
Spengler, Lazarus, der Reformator von Nürnberg 672
Spitta, Philipp . . . . . Beil. Nr. 44
Starhemberg, Oberleutnant Frhr. von 93
Tennyſon, Lord 203
Teutſch, Dr. Georg Daniel . Beil. Nr. 46
Tryon, Admiral . . . . . Beil. Nr. 43
Waldeck und Pyrmont, Fürſt Georg Viktor zu . . . . . . Beil. Nr. 36
Weingartner, Felix von . . Beil. Nr. 27
Werder, Karl . . . . . . Beil. Nr. 31
Windſcheid, Bernhard . . . Beil. Nr. 9

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

№ 1678.

Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Oktober 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 1.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

I.

Die Vögel im Walde waren noch ſtill.

Der Havelſtrom ging unwirſch in eitel kurzen grauen Wogen vor dem rauhen Morgenwinde, anzuſehen wie geſträubte Rückenſtacheln eines Fiſchungetüms; am ſandigen Uferrand knarrten die Äſte der knorrigen Föhren wie ungeölte Angeln ſchwerer Scheunenthore.

Sonne war noch nicht in der Welt, wohl aber hingen über dem froſtigen Strom dicke graue Wolkenballen, die der Wind zu flatternden Wimpeln auseinanderriß.

Froſtig — denn der Havelſtrom hatte von je ſeine Eigenart und vermochte an jenem Sommermorgen des Jahres 1650 gerade ſo unwirſch einen Überwachten anzufröſteln, wie heute.

Überwacht und übernächtig wahrlich ſah der Herr im roten feuchten Samtrock aus, der droben auf der Uferlehne hielt und über Strom und Land weit hinaus blickte in die verdroſſene Morgenfrühe.

Ein Herrenblick aus ſcharfen dunkelblauen Augen, der alles vor ihm ſah, großes und kleines, und der über all dem doch frei dahinfuhr, nicht ausgefüllt, noch gefangen von des Geſchauten Fülle, ſondern prüfend, herrſchend und ordnend, wie des Schöpfers Gedanken, die über das Chaos dahinzuckten, befehlende Blitze, die eine Welt zu werden zwangen.

Aber das junge Geſicht, in dem die dunkelblauen Augen ſtanden, war blutleer. Es hatte ſich die Nacht hindurch die Haut mit nichten im Schlafe geglättet und geſtrafft; Saft und Flüſſigkeit des Lebens, die ſie in Friſche ſtrotzen machen ſollten, wurden anderswo in dieſem Kopfe aufgebraucht, tief im Innern, im Thronſaal der Seele — dort tobte ein mächtiger Tumult, und ſo waren aus den Vorzimmern die Knechte und Pagen dorthin zuſammengeſtrömt.

Ein Tumult der Gedanken, davon alle Fältchen des blaſſen jungen Antlitzes widerſtrahlten, und die machtvolle Mobilmachung eines Heerbanns großer Entſchlüſſe — denn die Willensmacht, im Grunde dieſes Männerauges geſammelt und gelagert, ſo wortlos und tief, ſie ſah mit nichten aus wie das einfache: „Und wenn die Welt voll Teufel wär….“, noch wie der ſieghaft-frohe und gedankenloſe Kraftdrang des Jugendblutes, ſondern ſie war anzuſehen wie das letzte Aufgebot, der zornige, verzweifelnde Landſturm, der ſich erhebt, wenn ein Volk erwürgt werden ſoll.

Friedrich Wilhelm, der junge Landesherr, dreißig Jahr und einige Monde alt, hielt dort auf dem Ufer. Bis nach Mitternacht hatte er gearbeitet; die Klagen der Stände, die Berichte über die Pfändungen, mittels derer ſeine Beamten die Steuern im Lande erpreſſen mußten, der unaufſchiebliche Staatsbankerott — darüber hatte er ſchlaflos eine Stunde auf ſeinem Lager im Schloſſe zu Berlin gebrütet. Dann noch bei Sternenſchein war er ausgebrochen aus dem Bereich befriedeten Schlummers in die harte freie Natur, ſich den Trotz zum Leben wieder zu erreiten.

Und wenn er jetzo hätte das Wunder von Hoyerswerda thun müſſen, ſprechen: „So wahr ich dieſen Stein zermalme mit dem Drucke meiner Fauſt, ſo wahr werde ich obſiegen…,“ ſo hätte er nur brauchen den Flint aus dem Sande vor ihm aufgreifen — bei Gott, er hätte ihn zermalmt und zerſchroten — ſo ganz voll gewaltigen Willens war ſeine Seele, wie ein Gotteshaus voll Orgeldröhnen und Choralgeſang.

Wann unſere unſterbliche Seele auf die großen Tonarten geſtimmt iſt, begegnet uns gemeinhin das Burleske.

Wie eben unter den Felsblöcken, die Gott der Herr auf das junge Landesvaterherz gewälzt, weiſe und heilige Gedanken erkeltert wurden, da ward die Morgenſtille des Föhrenwaldes von einem rauhen Geſange zerriſſen, der ſich aus offenbar ungeſäuberter Gurgel in großer Nähe erhob und alſo ging:

„Ick bind min Swert an dſeiten
Und mak mi bald davon!
Hab' ick denn nich zu reiten,
Zu Fuße muß ick gan!
Et is nich allzeit glike,
Ick bin nich allzeit rike —
Ick muß derzeit arbeiten
Bis ick dat Jlück erſchleich'!"

Die Stimme klang als rechte disharmoniſche Ergänzung in das Rauſchen von Strom und Wind und das Knarren der Föhren — die Melodie ging auf einem Ton daher, wie ein umgerüttelter Erzkeſſel voller Kieſel anzuhören. Der Singende kam die ſandige Waldſchneiſe gegen die Uferdüne heraufgewatet und ſah wüſt genug aus. In ſeinem zerrauften langen Bart und Haar hingen ein paar Diſteln, im riſſigen Lederbandelier führte er einen langen Raufdegen, und die braune Kruſte von Staub und eingetrocknetem Schweiß auf den wenigen unbehaarten Hautflecken ſeines groben Antlitzes ließ vermuten, daß eine menſchliche Regung ſelten befriedigten Toilettenbedürfniſſes ihn nach im Walde verlagerter Nacht in der Morgenfrühe zum Strom führte.

Jetzt ſah er den jungen Fürſten.

Er machte Halt und pfiff durch die Zähne.

„Pfüt! ‚Dank ok‘ ſäd min Vader, wenn ihm 'ne Gaus tüſchen die Klauen blieb!" ſagte er dann mit behaglichem Grinſen vor ſich hin, als er bemerkte, daß der Reiter im Samtrock keine Piſtole am Sattel führte, ſondern nur einen leichten höfiſchen Degen, und muſterte wohlgefällig von weitem das ſchwere brabanter Pferd, auf dem der Fürſt ſaß.

Dann kam er die Düne heraufgewatet.

Das Roß witterte ihm entgegen. Friedrich Wilhelm ließ den Blick auf dem wüſten Manne ruhen, bis der die Augen niederſchlug und ſeine lederne Stirnhaut unter dem zerſchrotenen roſtigen Sturmhut ſich in Falten ſchob.

Als der Schwartenhals oben war, blieb er grußlos vor dem Fürſten ſtehen.

Gute Abſicht hegte er wohl mit nichten, wußte aber nicht recht, wie er es zu Wege bringen ſollte, was er im Sinne trug.

„Nun, Kerl," ſagte da mit einemmale der Herr, „betteln magſt du nicht! Und zu Händeln fehlt dir der Anlaß! Wie heißt du? Biſt wohl Soldat geweſen?"

Auf dieſe Anrede betrachtete der Geſell verwundert den Reiter, zwinkerte aber mit den Lidern vor dem beluſtigten Blick der blauen Augen.

Endlich gab er Antwort, in einer Anwandlung von Disciplin die Beine ſpreizend, die Linke auf den Degengriff legend: „Kaiſerlicher Dragoner vom Regimente Kracht!"

„Und dein Name?"

„Fritze Bötzow!"

„Alſo aus der Mark?"

„Ja, Herr!"

„Und mit dem Oberſten von Kracht in Kaiſers Dienſte getreten?"

„Ja, Herr!"

„Warum nicht in kurfürſtlichem Dienſt geblieben?"

„Ja, gnädiger Herr," erwiderte der Mann erſtaunt, „weil ich doch dem Oberſten geſchworen —"

„Und nun kommſt du heim, haſt dein Geld verthan, weißt nicht, was du mit dir anfangen ſollſt, liegſt im Walde und haſt Luſt, mich auszuplündern!"

Der Soldat ſchaute immer erſtaunter zu dem Reiter auf, beſann ſich aber wieder auf ſein Vorhaben und meinte treuherzig-grob: „Wenn Ihr es denn doch wißt . . . Ich bin ein armer Kerl . . . betteln ſteht mir nicht an . . . ſo könntet Ihr gutwillig Eure Taſche kehren!"

„Seh' ich ſo aus, als ob ich das thäte, Fritze Bötzow?" fragte der Herr dagegen.

„Nä!" ſagte nach langer Prüfung Fritze Bötzow kopfſchüttelnd. Statt weiterer Unterhandlung griff er dann nach dem Degengefäß, um vom Leder zu ziehen.

„Laß ſtecken," fuhr nun der Fürſt gelaſſen fort, „du willſt eine rechte Dummheit machen, Fritze Bötzow. Du willſt deinen Kurfürſten ausziehen!"

Der weiland Krachtſche Dragoner bekam auf dieſe Worte einen gewaltigen Schreck. Es kam ihm nicht in den Sinn, zu zweifeln. Betrübt ſenkte er das ungewaſchene Haupt, riß den Blick von dem Samtwams des Fürſten bedauernd los und meinte halblaut: „Siehſte, Fritze, et is all widder niſcht! Ja, wo ick heut hin kum, min Jlück kummt mir erſt morgen! Nehmt es nich übel, gnädiger Herr!"

„Biſt du nicht ein rechter quader Bock und Schelm," fing jetzt der Herr an, zu ſchelten, „daß du nachts in den Tannen niſteſt und Reiſende ausziehen magſt, und biſt des Kaiſers Soldat geweſen? Mich wundert, daß du ſo fröhlich ſingen kannſt! Und zu welchem Ende kommſt du wieder heim ins Land?"

„Herr, es is ein Mann geweſen aus Ferch. Der hat mir geſtochen, daß unſer Dorf abgebrannt ſei und meines Vaters Gehöft. Und mein junger Bruder iſt halb gar gekocht unter dem Rohrdach, das auf ihn fiel, und iſt am Abend geſtorben. Dann haben Buchheimſche Reiter meine Schweſter mitgenommen, und mein Vater hat ſich wieder aufgebaut. Nachher iſt er gepfändet worden, und der kurfürſtliche Pfandwagen hat ſeinen Hausrat fortgeführt. Da iſt er in den Wald gegangen und hat eine Höhle gemacht, darin er wohnet, auf Alt-Linewitzer Fluchſtätte. So meinte ich, ich will heim und nach ihnen ſehen."

Der Fürſt hörte die Geſchichte dieſes Elends an, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Und da kommſt du durch den Wald und ſingſt ſo fröhlich?" fragte er nur.

„Ja doch," meinte Fritze Bötzow trübſelig, „bin verjnügt und hab' et jar nich nötig!"

„Geh, ſieh nach deinem Vater," beſchloß der Herr die ſeltſame Unterredung, „und dann melde dich in Berlin. Ich werde dich anwerben laſſen. Du kannſt deinen Vater mitbringen, die Löhnung reicht für euch beide. Denkſt du aber, Taſchen andrer Leute auszukehren, ſo laſſe ich dich an einen Baum henken, Fritze Bötzow. Biſt doch heut ſchon an den Unrechten gekommen."

Damit ließ Friedrich Wilhelm den Dragoner ſtehen und ritt die Schneiſe hinab, den Heimweg anzutreten.

Sein Blick flog über die Föhrenwipfel hinauf zum Morgenhimmel, an dem jetzt die Roſen des jungen Lichtes zu erblühen begannen. Das Pferd ſchnob und ſchnaufte in den herben Frühduft des Waldes.

„Sie ſingen noch!" dachte der Fürſt. „Sie tragen ihr Leid ungebrochenen Herzens! Herr Gott, es ſoll wohl gelingen, ſie in lichtere Tage zu führen!"

Das gute Roß ſtolperte nicht über die Wurzeln, die, gleich Schlangen im Sande lagen — Friedrich Wilhelm hielt es feſt im Zaum. Droben auf der Düne der Havelberge ſtand der Soldat und blickte ihm nach.

„Er ſitzt zu Pferd, wie ein Reiter!" dachte er. „Auch fiel ihm das Herz nicht in die Samthoſen, als ich gegen ihn heraufkam. Aber, heiliges Blut von Wilsnack, ſeine Pfandwagen, die im Lande umfahren, ſeine Pfandwagen!"

Und Fritze Bötzow kraute ſich in den kniſternden Strohhaaren hinter ſeinem Ohr, während er am Ufer hinabklomm, um ſich am Fluß einmal wieder zu waſchen.

II.

Der Herr hielt ſich ſüdwärts und ritt die lange Schneiſe hinunter auf die alte Leipziger Heerſtraße zu, die er vor Cedelendorp zu gewinnen trachtete, um feſten Weg heim zu haben. Denn im Morgengrau war er vordem ein paarmal auf ſumpfiges Waldfenn geraten. Flocken Schaums flogen vom Maule des Roſſes auf ſeine ungariſchen Stiefel und näßten deren Krempen, aber der brabantiſche Wallach dauerte aus.

„Nec mora, nec requies" — dieſer Halbvers Vergils legte ſich ihm aus dem eintönigen Huftrapp des Roſſes in das Ohr: „Kein Verzug, keine Raſt“ — ſeines Lebens Deviſe.

Und trotz der Lider, welche von durchwachter Nacht zu brennen begannen, führte ihn eine landesväterliche Sorge weiter nach Süden, als er die Heerſtraße erreicht. Er befand ſich im Machower Walde — da dachte er daran, kurze Raſt bei Joachim Friedrich von Zelen auf Machow zu machen und ein Fürſtenwort an den Ritter zu verlieren, der mit Berlin in Streit lag, weil er ſich über den alten Zwiſt der Zelen mit den Wedigen nicht zur Ruhe zu geben vermochte.

Da lichtet ſich der Föhrenwald, mit deſſen ſchweren Kronenzweigen der Frühwind knarrt — der Sandweg tritt auf die weite Rodung aus, die an der Grenze des Machower Beſitzes und des Wüſte-Dänsdorfer Gütchens liegt. Der Weg ſelbſt ſcheidet hier mit ſeinem tiefen Mehlſand Zeleniſches und Wedigenſches Eigentum. Aber auf den breiten Roggenſchlägen diesſeit und jenſeit, rings von hohem Forſt eingefaßt, ſteht der Segen des Korns gleich voll und ſchwer — der Oſtwind fährt darüber hin, die Ähren biegend — bald violett, bald ſilbergrau ſchimmert das Getreide, wie ein leicht bewegtes Meer.

Der Fürſt hält und blickt über das Feld hin.

Die alte Märe kommt ihm in den Sinn, die er in der Jugendzeit am Rhein gehört, vom Kaiſer Karolus, der zu Nacht als hoher Schatten über ſein Land wandelt, langſam fortſchreitend über die Rebenhügel längs des grünen Stroms, den Bluſt der Traube atmend, die ehrwürdigen Hände ausgeſtreckt, das Reifen zu ſegnen.

Frommer, alter Glaube, daß die Fürſtenhand Macht habe, Segen über die Flur zu ſpenden!

„Wahr! Aber in anderem Sinne wahr!“ denkt Friedrich Wilhelm, doch reckt er nicht die Hand zum Segen über die Felder, die wohlgepflegt ſtanden, ein ſeltener Anblick in ſeiner Mark —, es bedurfte nicht des pathetiſchen Geſtus, in dem Blick über das Korn hin lag ein ſtilles Segnen, des Fürſten ganz Gemüt war voll wortloſen, dankbaren Segnens.

Die erſte Ernte wohl, die leidlich ſicher einkommen würde, nachdem im ganzen Reich von den Türmen die Zinken und Trompeten den weſtfäliſchen Frieden in die Welt geblaſen.

Molli paullatim flavescet campus arista!

Mit dieſem Verſe der großen Prophezeiungsekloge ſeines Lieblingsdichters Maro wandelt den Fürſten die Stimmung jenes ſchwungvollen Liedes an, in der das Ende der Erdennot, das Hereinbrechen des goldenen Friedenszeitalters verkündet wird.

Das ſchöne und große Werk, zu dem er berufen ward!

Eine ganze Nation aus Schlamm und Brodem unſäglicher Verwilderung emporführen zu Friede, Geſittung, Glauben und Macht — „Herre Gott, ich danke Dir, daß Du mich in dies Elend geſtellt!“ Unter feſtem Druck der Schenkel ſpringt der Wallach freudig an, vorwärts durch den Sand.

Wenige Minuten danach ritt der Fürſt über den Knüppeldamm auf die alte Waſſerburg, die in hohen, breiten Linden zwiſchen den beiden Machower Seen verſteckt lag.

Noch war es ſo früh am Tag, daß in Machow alle Welt zu ſchlafen ſchien; kein Hornruf vom Kranz des alten Thorturms meldete das Nahen des einſamen Reiters, das Thorgatter aber war offen, als ſeien bereits frühe Gäſte aus dem Schloſſe ausgefahren; ein Mann im Schafpelz lag quer im Eingange und ſchlief, eine roſtige, lange Hellebarde neben ſich im Bereiche ſeiner Hand auf dem Boden.

Der Fürſt ritt über den Mann fort, ohne ſich zu kümmern, ob der Wallach jenen mit dem Huf ſtreifte; der Schläfer indeſſen erwachte nicht.

Der Hof der Burg war völlig leer, wie in einem ausgeraubten Landſitze; aus dem Stalle freilich ſchallte hungriges, mahnendes Wiehern von Gäulen, denen man vorzuſchütten vergeſſen.

Friedrich Wilhelm hielt und ließ ſeinen Blick an den Fenſtern des Schloſſes herumgehen; viele davon waren zerſchlagen und gewährten Einblick in verfallende Gemächer, auf unbeworfene Wände aus großen Feldſteinen und rohes, morſches Deckengebälk. Nur im erſten Stockwerk zeigte
Fenſter die unregelmäßigen Scheiben bewohnter Räume.

Der Fürſt, der kein Freund des Wartens war, ſtieg
und band ſeinen Wallach einſtweilen an die Stallthür; er ſelbſt ſchritt alsdann die bröcklige Treppe zum Wohnbau hinan; die tiefniſchige, kleine Eingangsthür, die in mächtigen, ſchmiedeeiſernen Bändern ging, aufſtoßend, betrat er den einſtigen Saal der Burg, welcher längſt durch eine Anzahl verräucherter Holzwände in einige kleinere Zimmer zerlegt war.

Auch hier regte ſich, als der Fürſt hallenden Schrittes die thürloſen Gemächer durchmaß, kein menſchliches Weſen. Erſt vor der Eingangsöffnung des dritten Raumes richtete ſich ein ungeheurer Rüde auf, ſetzte ſich ſchwerfällig auf ſeine Hinterbeine und reckte dem Vordringenden knurrend und mit mächtigem Gähnen die blutrote Zunge entgegen.

Friedrich Wilhelm machte unwillkürlich Halt und betrachtete den Hund, deſſen blutunterlaufene Augen müde blinzelten und ſich nach ſekundenlangem Glotzen wieder ſchloſſen.

Er gab dem Tiere einen herzhaften Tritt, und dasſelbe fiel wie ein betrunkener Menſch ſchwer auf die Seite, um ſogleich alle Vier von ſich zu ſtrecken.

Nun ſtand der Fürſt in dem Gemach und der Anblick, der ſich ihm im fahlen Licht der blinden Scheiben bot, erklärte ihm den ſeltſamen Empfang in dieſer verzauberten Burg.

Da lag der Ritter Joachim Friedrich in all ſeiner Mannheit vom Saarmunder Traubenſaft überwunden neben der Holzbank am Boden, eine große zinnerne Kanne in der ſtarken Rechten, ihm friedlich zur Seite auf der lehmgeſtampften Diele ſein Samtwams, das ihm vermutlich zu warm geworden, und das kokette Perückchen, das der Geſtrenge geſtern Abend wohl zur Erhöhung ſeiner Würde auf dem grauſchimmernden Borſtenkopf getragen, ein flaches Käppchen nämlich, das mit zwei Reihen glatter, langer Büſchel blonden Haares beſetzt war.

Ihm gegenüber mit den Köpfen auf dem großen feuchten Tannentiſch ſchlummerten die „Mannen“ Joachim Friedrichs, und zu Häupten der Tafel der junge Herr Hans Georg, dieſer in etwas unbequemer Lage, da der lehnenloſe Holzſchemel, auf dem der Junker geſeſſen, ſamt demſelben gegen Ende der Weinprobe umgefallen war.

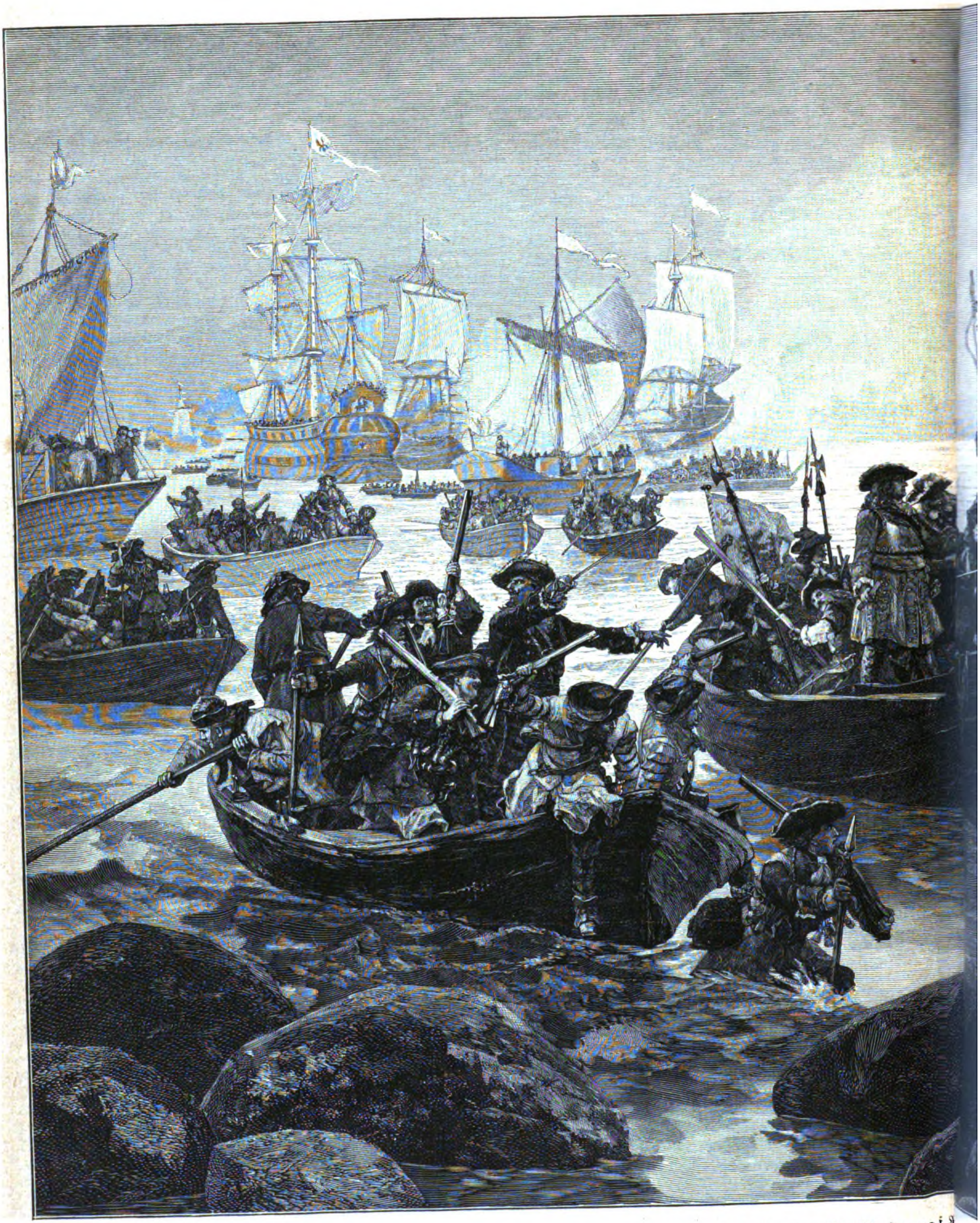
Ein unangenehmer Qualm der in ihren Spiraldrahtleuchtern niedergebrannten Talglichte, welche der Machower ritterſchaftlichen Tafelrunde geleuchtet, erfüllte neben dem Dunſt vergoſſenen Weines das Gemach, und einige tiefe Schnarchlaute des Schloßherrn dröhnten in die Morgenſtille.

„Sämtlich trunken — ſogar der Hund!“ ſtieß der Fürſt bei dieſem Anblick durch die ingrimmig geſchloſſenen Zähne. Wie ihn in ſeiner Stimmung reinen großen Hoffens dies Weinſchwelgerbild anwiderte! Das war das Menſchenmaterial, welches ihm zu ſeinem Werke geſtellt wurde. Er ſtampfte ſo heftig mit dem ſpornklirrenden Fuß auf die Diele, daß die Schläfer alleſamt erſchrocken auffuhren.

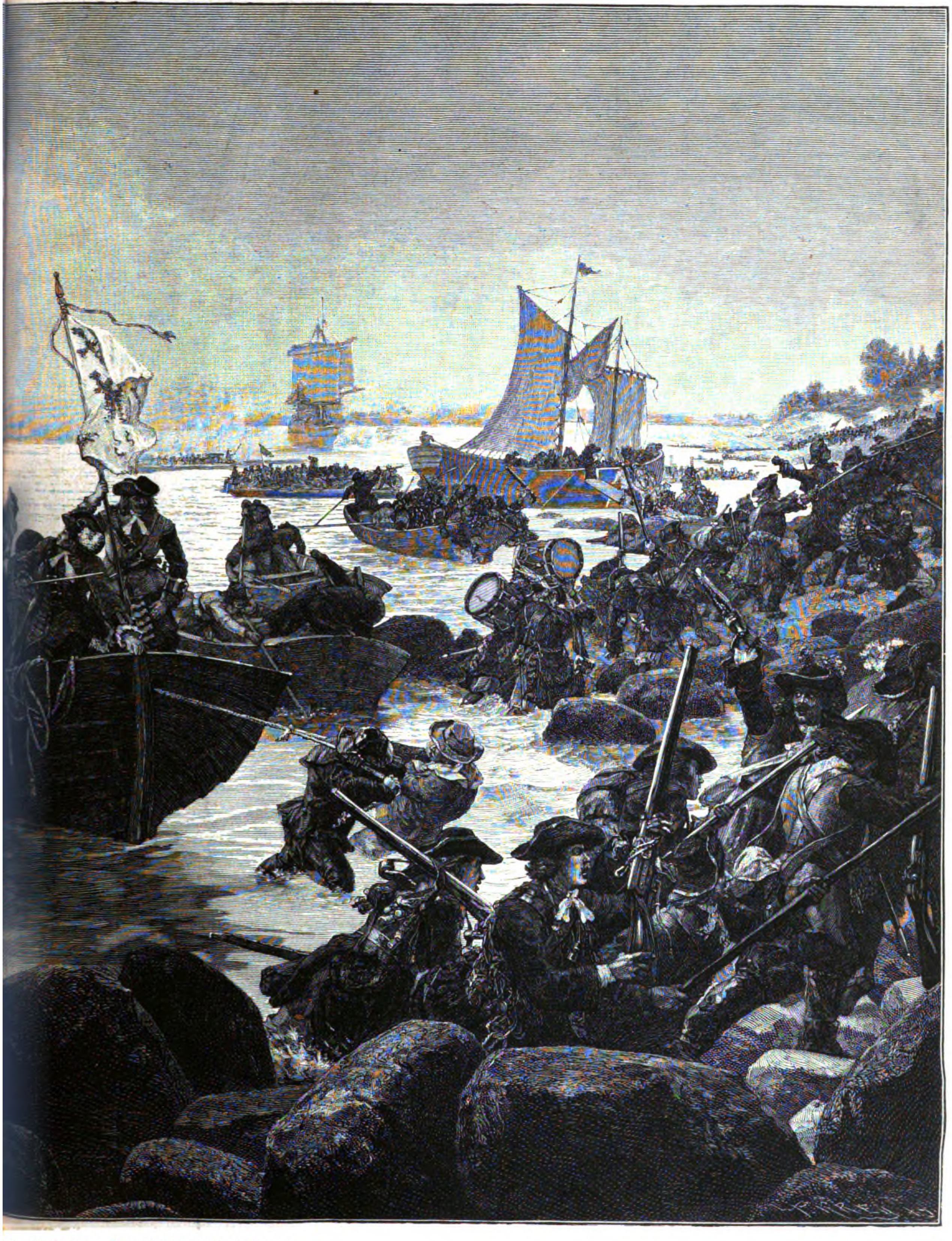
„Kurfürſtliche Gnaden!“ rief der Junker, in die Höhe ſpringend, und gab den beiden anderen einen Wink, dem Ritter bei ſeinem Aufkommen behilflich zu ſein.

Friedrich Wilhelm ſtand mit bebender Unterlippe und brennenden Augen und ſah ſcharf hin, wie man den Herrn von Zelen aufhob. „Iſt mir nicht zum größten Kontentement,“ ſagte der Schloßherr entſchuldigend und das Wams an ſeines Leibes Fülle glatt ſtreichend, „daß Kurfürſtliche Gnaden uns ſo trafen. Durchlaucht, wir haben den neuen Saarmünder geprobt — Johann Jürgen wollte uns dann ſeines Genfer…“ er ſchluckte: „Irrglaubens“ hatte er ſagen wollen, beſann ſich aber zu rechter Zeit, daß auch der Kurfürſt ein reformierter Ketzer war… „ſeines Genfer Glaubens doctrinam von denen bonis operibus, die mit aus dem hölliſchen Feuer hülfen, demonſtrieren — da haben wir disputiert — dann hab' ich wohl ſtille meditieret — auf einmal ſteht mein gnädigſter Fürſt vor mir. Soyez le bienvenu, Euer Gnaden! Meluſine oder Nymphe werden Euch eine warme Bierſuppe bringen, da es ſo früh am Morgen iſt!“

(Fortſetzung folgt.)



Landung des Großen Kurfürſten auf



gen. Nach dem Gemälde von G. Bleibtreu.

Gedichte.

Zweifelsglück.

Die Frage macht mich wohl erbangen,
Den Zweifel wälz' ich nimmer ab,
Ob ich das Glück, das ich empfangen,
In gleichem Maße weitergab?

Die Blumen all' an meinen Wegen,
Sie duften mir auch ungepflückt —
Kam je ein Herz mir hold entgegen,
Hab' ich's nach meiner Kraft beglückt?

Wohl weiß ich, daß ein gut Gewiſſen
Das beſte Ruhekiſſen iſt —
Doch nie möcht' ich den Zweifel miſſen:
Gab ich genug zu jeder Friſt? —

Ernſt Behrend.

Im Herbſte.

Nun iſt der Pfad im Walde bedeckt mit welkem Laub,
Es deckt den Mutterboden mit ſeinem bunten Staub.

In Schnee und Regen ſchmilzt es, die Erde ſaugt es ein:
Draus keimt im künft'gen Frühling empor ein neues Sein.

Das iſt ein Bild des Treuen, der nicht am Glück verzagt,
Weil ihm des Schickſals Wille den höchſten Wunſch verſagt.

Doch wirkt er unverdroſſen am Werk der Liebe fort:
Dem Glück der Freunde weiht er ſein Herz als Segenshort.

Vom welken Laub, ſo ſagt ihr, weht rings Verweſungsduft:
Mich aber will es dünken wie Auferſtehungsluft.

Ernſt Lenbach.

Vom Manöverfeld unſerer Eiſenbahner.

Von Hanns von Zobeltitz.

Erſt war's eine Abteilung, dann wurde es ein Bataillon; nicht lange und dieſes wuchs ſich zum Regiment aus, und jetzt bildet ſie ſchon eine Brigade — die deutſche Eiſenbahntruppe nämlich. Und die merkwürdigſte Brigade im deutſchen Heere dazu: eine Brigade von zwei Regimentern zu zwei Bataillonen mit zwölf preußiſchen, einer ſächſiſchen und einer württembergiſchen Kompanie. So ſtellt die Eiſenbahnbrigade eigentlich den einzigen Verband des deutſchen Heeres dar, in dem unter einheitlichem Befehl Truppenteile verſchiedener Kontingente vereinigt ſind; daß die ſchwarzen Eiſenbahner aber auch mit ihren bayriſchen Kollegen — Bayern beſitzt ein eigenes Eiſenbahnbataillon — ausgezeichnete Kameradſchaft halten und gemeinſamer Kriegsvorbereitung pflegen, werden wir bald ſehen.

Als ich — es ſind nun mehr als zehn Jahre her — beim Eiſenbahnregiment ſtand, waren wir auch hübſch fleißig und auf unſere feldmäßige Ausbildung und unſere feldmäßigen Übungen nicht wenig ſtolz. Heute iſt man uns aber doch gewaltig über. Das geht nun einmal ſo im deutſchen Heere: Stillſtand gibt es nicht, raſtloſe Fortentwickelung iſt das Loſungswort. Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß die Eiſenbahntruppe im Frieden einmal zur Übung eine kleine Feldeiſenbahn von nicht weniger als 70 Kilometer Länge bauen und dieſelbe 14 Tage hindurch mit allen Feinheiten des Kriegsbetriebes befahren würde? Wer hätte es aber auch für möglich gehalten, ſolch eine Bahn von 70 Kilometer in der kurzen Zeit von 7—8 Tagen vollkommen betriebsfähig herzuſtellen mit Brücken und Bahnhofsanlagen, Waſſerſtationen, Telegraphenleitungen und allem, was ſonſt dazu gehört!

Es war eine Übung, die ihresgleichen noch nicht gehabt hat, nicht nur bei uns, ſondern auch nicht in irgend einem anderen Heere, der Bau dieſer Feldbahn, welche die Eiſenbahnbrigade im Sommer dieſes Jahres quer durch die Lüneburger Heide von Ülzen nach Celle ausführte — eine Kraftleiſtung war's allererſten Ranges. Sonſt galt es ſchon als etwas ganz Beſonderes, wenn man auf einem vollſtändig vorbereiteten Planum, nach Fertigſtellung aller Erdarbeiten, aller Einſchnitte, Dämme und Brücken an einem Tage etwa einen Kilometer Oberbau vorſtrecken konnte, aber hier wurden unter teilweiſe recht ſchwierigen Verhältniſſen täglich faſt zehn Kilometer Bahn vollſtändig neu gebaut!

In Ülzen begann die Übung. Neben dem Bahnhof der Staatsbahn war ein zweiter großer Bahnhof improviſiert worden, der gleichſam den Ausgangspunkt des Ganzen bildete. Hier trafen von den Hüttenwerken in langen Zügen die Oberbaumaterialien ein, aus den Maſchinenwerkſtätten und den Depots kamen Lokomotiven und Wagen, und kaum waren die erſten Materialien zur Stelle, ſo fügte ſich auch ſchon Geleis an Geleiſe, die Verbindungsweichen wurden eingebaut, und blitzſchnell erhoben ſich mächtige Maſchinenſchuppen aus Wellblech, langgeſtreckte Proviantzelte, Feldbäckereianlagen und ausgedehnte Depots für all die hundert und aberhundert großen und kleinen Dinge, welche nicht nur für den Bau und Betrieb einer Feldeiſenbahnſtrecke, ſondern auch für den Unterhalt der Truppe notwendig ſind.

Er bot ein hübſches Bild voller Leben und Thätigkeit, dieſer Bahnhof zu Ülzen. Er bot — ſage ich ausdrücklich, denn heute iſt die Stätte, die er bedeckte, bereits wieder ein ödes Feld, und wer etwa jetzt nach der Lüneburger Heide reiſen wollte, um ſich die Feldbahn der Eiſenbahner anzuſehen, würde überhaupt nur auf einige Reſte, einen eingerammten Pfahl vielleicht oder einige zerbrochene Eiſenſtücke, die beim allgemeinen Aufſammeln vergeſſen wurden, treffen. Sie iſt nämlich längſt wieder abgebaut, die ganze ſchöne Bahn, und traurig lugen die ehrlichen Heidedörfler, die ſie ſchon halbwegs als ihre neuſte Errungenſchaft anſahen, längs der öden Trace und kannengießern im Kruge darüber, was das Ding wohl eigentlich zu bedeuten gehabt hätte.

Von Ülzen aus alſo begann der Vorbau unter der Annahme etwa, daß bis hierher eine betriebsfähig gebliebene Bahn reiche, die in der Feldbahn ihre Fortſetzung finden ſollte, beſtimmt, einem operierenden Heeresteil Lebensmittel und Nachſchub aller Art zuzuführen, ſowie aus ſeinem Bereich Kranke, Verwundete, Gefangene zu evakuieren.

Von den zuerſt eintreffenden Kompanieen ging die eine voraus, um einige umfangreichere Brückenbauten auf der Strecke auszuführen, eine zweite folgte behufs Vorbereitung des Planums, einer dritten und vierten fiel das Vorſtrecken des eigentlichen Oberbaus zu. So arbeiteten ſich die Kolonnen vorwärts, während auf der im Wachſen begriffenen Strecke ihnen unausgeſetzt Materialzüge allen Baubedarf nachführten.

Als ich am fünften Bautage die Strecke beſuchte, war die Bahn bereits weit über die Hälfte vollendet. Von Ülzen aus zog ſich die Trace, überall ſich möglichſt dem Gelände anſchmiegend, durch das leicht wellige Terrain der Heide, hier einen kleinen Waſſerlauf auf einer Holzbrücke überſchreitend, dort ein Moor vermittelſt eines Bohlendammes durchquerend, den vermutlich nach einigen Jahrhunderten wißbegierige Forſcher als eine der bekannten römiſchen Heerſtraßen wieder entdecken werden, bis zu dem freundlichen Heidedorf Hermannsburg. Schon lief längs der ganzen Strecke die Telegraphen- und Fernſprechleitung; von fünf zu fünf Kilometern war eine kleine Halteſtelle mit Ausweichgeleiſen eingeſchaltet, und in Hermannsburg ſelbſt ein größerer Bahnhof gebaut, der, ungefähr auf der Mitte der Strecke belegen, nächſt Ulzen den zweiten Mittelpunkt des ganzen Betriebes bildete. Überall regſte Thätigkeit; hier kleine Trupps, die erſt flüchtig hergeſtellte Linie beſſernd und vollendend, dort auf den Halteſtellen Mannſchaften mit dem Aufbau netter Holzhütten beſchäftigt; hier ein größeres Lebensmittelzelt, der emſige Zahlmeiſter davor bei der Ausgabe von Lebensmitteln thätig, dort ein ganzes Lager aus lauter kleinen Einzelzelten, in denen die Baukompanie in der Nacht lagerte. Auf der Bahn ſelbſt ein unaufhörliches Kommen der mit Material beladenen Züge von Ülzen her, ein Eilen der Leerzüge nach Ülzen zurück. Es iſt erſtaunlich, wie die kleinen ſchmucken Maſchinchen, Liliputlokomotiven aus der berühmten Kraus̕ſchen Fabrik in München, dahinſauſen, über die Steigungen hinwegklettern, mit ihren vier, fünf Wägelchen hinter ſich durch die oft recht engen Kurven ſich hindurchwinden. Solch ein Vollzug macht einen, ich möchte ſagen, faſt zierlichen Eindruck: vorn auf der pruſtenden Maſchine der ernſt vor ſich hinſpähende Führer, ein Unteroffizier, neben ihm ein geſchäftiger, rauchgeſchwärzter Heizer; die Wagen mit den Schienenpaaren ſo peinlich ſauber vollgepackt, als ob's mit dem Centimetermaß abgemeſſen wäre; auf jedem Wagen einige Leute als Arbeiter und Bremſer mit großen grünen Büſchen in den Händen. Die ſo freundlich und gemütlich ausſehenden Büſche haben ihren guten Grund: die Funken der Maſchine ſetzten nämlich bald hier, bald dort das dürre Heidekraut längs der Bahn in Brand, und dann peitſchten die Mannſchaften denſelben im Vorüberfahren mit ihren grünen Werkzeugen aus.

So zierlich und nett ſolch ein Zug aber ausſchaut, ſo ſicher und ſcheinbar harmlos er dahingleitet, der Kundige weiß, daß die Fahrt nicht ſo „ganz ohne“ iſt. Es iſt ja gleichſam erſt das Gerippe der Bahn, auf welchem dieſe Materialzüge laufen, ein loſes Gefüge, das erſt im weiteren Ausbau Zuverläſſigkeit und Stetigkeit gewinnen wird. Und auch der Betrieb, das Kreuzen der Voll- und Leerzüge, kann noch nicht mit der Regelmäßigkeit gehandhabt werden, die den Friedensverkehr etwa einer preußiſchen Vollbahn auszeichnet. Überall treten die Stockungen und Reibungen hervor, die ſich ſo wenig von einer kriegsgemäßen Übung ausſchließen laſſen, daß man dreiſt behaupten kann, wo ſie fehlen, da handelt es ſich um ein Paradeſtückchen. Bald ſtreckt die beim Oberbaulegen beſchäftigte Kompanie ſchneller vor, als man geglaubt, und ein telephoniſcher Hilferuf nach dem anderen tönt rückwärts: „Es fehlt der Tete an Material!“ Darauf wird der Zugverkehr nach vorn beſchleunigt; irgendwo aber iſt inzwiſchen eine Ausbeſſerung der Strecke notwendig geworden, die Aufenthalt verurſacht, oder einer der Maſchinen verſagt auf eine Viertelſtunde die „Puſte“ — es paſſiert das auch lebloſen Weſen manchmal. Dann ſammeln ſich ſofort auf einer Halteſtelle zum Entſetzen des aufſichtsführenden Offiziers die Wagen mit Oberbaumaterial in erſchreckender Weiſe an, ſo daß die Geleiſe ihre Zahl kaum aufnehmen können. Vergebens ſucht der leitende Stabsoffizier Hilfe zu ſchaffen. Er bittet, er befiehlt, er wettert — ſchließlich ſchwingt er ſich ſelbſt auf eine Maſchine und fährt nach vorn, und allmählich entwirrt ſich dann der Knäuel, alles atmet erleichtert auf! Da ſetzt plötzlich ein heimtückiſcher Wagen aus dem Geleiſe aus — eine neue Stockung! Mit Mühe wird der ungebärdige Geſelle wieder zur Vernunft, d. h. auf die Schienen gebracht, aber koſtbare Zeit iſt verloren und muß durch verdoppelte Arbeit eingebracht werden.

Aber da ſind wir ja ſelbſt an der ſchon wiederholt genannten „Tete“, bei der Oberbaukompanie, die, wenn nicht den intereſſanteſten, ſo doch ſicher den in die Augen fallendſten Teil der ganzen Arbeit auszuführen hat.

Ich traf es gut: die Bayern hatten heute das Vorſtrecken übernommen. Auch das bayriſche Eiſenbahnbataillon hatte nämlich eine Kompanie zu der großen Übung entſendet, und die Wackeren waren erſichtlich nicht wenig ſtolz auf den Vorzug, ihren norddeutſchen Kameraden einmal ordentlich zeigen zu dürfen, daß ſie ihre Sache nicht weniger gut verſtünden, als jene ſelbſt. Man ſah den friſchen, kräftigen Burſchen ordentlich die Luſt an der wahrlich nicht leichten Arbeit an. Die Eiſenjoche flogen nur ſo in ihren Händen, und die verſchiedenen Trupps griffen bei ihren Hantierungen ſo ſcharf ineinander, wie es allein eine muſterhafte Schulung ermöglicht. Nur in einer Beziehung waren, das kann ich doch nicht verſchweigen, die Braven mit uns gar nicht zufrieden! Ich fragte einen der ſtämmigen Unteroffiziere, wie denn das Bier in der Lüneburger Heide ſei? Er ſah mich an, als ob er nicht recht ſicher ſei, ob ich nicht meinen Spott mit ihm treibe. Da ich aber mein ernſteſtes Geſicht aufgeſteckt hatte, ſo entgegnete er ſchließlich, traurig halb und halb ſpöttiſch, jedenfalls aber mit dem Bruſtton der Überzeugung und der tiefſten Sachkenntnis: „S' iſcht gemein!“ Und der Mann hatte recht, das kann ich bezeugen.

Es iſt ohne weiteres einleuchtend, daß eine ſo ſchnell auszuführende Feldbahn, wie ſie hier gebaut wurde, nicht mit dem gewöhnlichen Material der Vollbahnen hergeſtellt werden kann, daß für ſie vielmehr beſondere Schienen- und Schwellenarten erforderlich ſind. Über die Einzelheiten derſelben darf ich hier natürlich nichts ausplaudern; wohl aber darf ich erwähnen, daß der Oberbau ſich aus leichten, teils eiſernen, teils ſtählernen Jochen zuſammenſetzt, die, etwa 5 Meter lang, Schienen und Schwellen bereits feſt verbunden enthalten. Dieſe Eiſenjoche, welche für die Übung zu gleichen Teilen von Krupp, der Marienhütte und dem Bochumer Verein für Bergbau und Gußſtahlfabrikation geliefert wurden, ähneln in vieler Beziehung dem Material der bekannten Waldbahnen; ſie ſind recht ſtabil und dabei doch je noch von vier Mann zu handhaben.

Das letztere iſt denn auch die Grundbedingung des ſchnellen Vorſtreckens. Die Maſchine drückt einen mit Jochen beladenen Wagen auf dem ſoeben erſt verlegten Geleiſe bis faſt zum vorderſten liegenden Schienenpaar. Der Wagen hält, auf ein kurzes Kommando faſſen acht kräftige Arme das oberſte Joch und legen es unmittelbar vor das letzte auf dem Boden liegende; ein zweiter Trupp verbindet beide durch Laſchen an den Schienenſtößen, ſchon rollt der Wagen weiter nach vorn, ein weiteres Joch fügt ſich an, und ſo ſchnell ſchreitet der Eiſenweg vorwärts, daß ein Fußgänger mitunter, wenn er einige Augenblicke plaudernd bei den leitenden Offizieren ſtehen blieb, Mühe hat, die Tete wieder einzuholen.

Dieſe Schnelligkeit iſt indeſſen nur bei militäriſch geſchulten Arbeitern möglich, bei denen jeder Griff, jedes Zufaſſen ſeinen Zweck hat und berechnet iſt, bei denen keine Unterbrechung der Arbeit ſtattfindet, und jede Weiſung der Aufſichtführenden der ſofortigen Befolgung ſicher iſt. Es iſt, glaube ich, aber weit weniger die rein techniſche Schulung, welche ſolche Erfolge zeitigt, als die ſtraffe Manneszucht — war es doch ein den Mannſchaften und auch den Unteroffizieren ganz fremdes Oberbaumaterial, mit welchem hier derartige Erfolge erzielt wurden! Und das iſt ſchließlich die Hauptſache: das Material für ſolche oder ähnliche Feldbahnen haben andere Großmächte, wenn ſie es gebrauchen ſollten, ſicher auch, denn die Technik iſt international; an Ingenieuren, jene zu bauen, wird es auch nirgendwo fehlen; was uns aber ſo leicht niemand nachmacht, das iſt der feſte militäriſche Kitt, der die Truppe zu den höchſten Leiſtungen befähigt.

So ſteht oder ſtand vielmehr, denn auch ſie iſt jetzt längſt wieder abgebaut, faſt am Endpunkt der ganzen Bahn, unweit von Celle, eine eiſerne Brücke, die in weiter Spannung den Schienenſtrang über die Aller hinübertrug. Auf den Bau einer Eiſenbahnbrücke rechnet man ſonſt Monate; da muß erſt eine großartige Montage vor ſich gehen, beſondere Werkſtätten werden für dieſe errichtet, eigene Zufahrtswege müſſen gebaut werden, um die ſchweren Träger heranzuſchaffen, und langſam reiht ſich dann unter Hunderttauſenden von Hammerſchlägen ein Teil der Gurtung an den anderen. Bei unſeren Eiſenbahnern ging die Sache fixer: an einem ſchönen Montag fingen ſie an, und am Freitag derſelben Woche war die mächtige Brücke fertig. Wie ſie es gemacht haben, iſt ihr Geheimnis und kann uns auch gleichgültig ſein: Thatſache iſt, daß der vielgliedrige Eiſenbau, zum größten Staunen nicht zuletzt der guten Celler, bereits betriebsfähig war, ehe noch die Tetenkompanieen mit ihrem Oberbau die Brücke erreicht hatten.

Das iſt auch eine Fixigkeit, die uns ſo leicht keiner nachmacht!

Als nach kaum acht Tagen die Feldbahn der Eiſenbahnbrigade vollendet war, begann ſofort der kriegsmäßige Betrieb auf derſelben, der gewiſſermaßen die Probe auf das Exempel bilden ſollte — eine Probe, die glänzend ausfiel. Wie mit Anſpannung aller Kräfte unter Verhältniſſen, die denen des Ernſtfalles möglichſt ähnlich, bei dem Bau gearbeitet worden war, ſo wurde jetzt auch die Bahn nicht mit einigen Zügen nur befahren, um ihre thatſächliche Brauchbarkeit zu beweiſen, ſondern ſie wurde auf vierzehn Tage in ſcharfen Betrieb unter Aufſtellung eines Fahrplanes genommen, der nicht weniger als fünfzehn Züge täglich vorſchrieb. Selbſtverſtändlich wurde der ganze Betrieb von Offizieren, Unteroffizieren und Mannſchaften der Brigade geleitet und bedient und gab vielfache Veranlaſſung zu weiteren intereſſanten Verſuchen über den Transport von Lebensmitteln, von Armeenachſchub aller Art, ſowie beſonders auch über die Fortſchaffung von Verwundeten. Die Probe aufs Exempel, ſagte ich, ſei der Betrieb geweſen: der beſte Beweis, daß die Probe Stich hielt, war, daß der Betrieb ſich ohne jeden nennenswerten Zwiſchenfall ruhig und glatt abſpielte, als fände er nicht auf einer improviſierten Strecke, ſondern unter völlig normalen Verhältniſſen ſtatt.

Nun iſt die ganze Bahnſtrecke wieder aufgenommen; das Oberbaumaterial iſt in die Depots, die Maſchinen und Wagen ſind wieder in die großen Werkſtätten der Brigade gewandert, die Reſerviſten ſind entlaſſen, und die auf Kriegsſtärke gebrachten Kompanieen auf den Friedensſtand zurückgeführt worden. Nur die glatte, vom duftenden Heidekraut befreite Trace verrät heute noch die Linienführung der Feldbahn, und die guten Lüneburger Bauern reiben ſich wohl verwundert die Augen, wenn ſie die öde Strecke entlang pilgern, auf der ſich drei Wochen hindurch das bewegte Leben eines großen Baues und eines umfangreichen Betriebes abſpielte: „'s ſin doch bannige Kerls, unſe Iſenbahner!“ werden ſie wohl ſagen.

Und ſie haben recht, wenn ſie das ſagen! Die Übung war wieder einmal ein vollgültiger Beweis dafür, mit welcher Umſicht die deutſche Heeresleitung alle Gebiete der Kriegsvorbereitung verfolgt, mit welcher Tüchtigkeit alle Glieder des Heeres im Ernſtfall in das gewaltige Räderwerk, welches jeder zukünftige Feldzug in Bewegung ſetzen wird, eingreifen werden.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

Die kurze Juninacht über dem fünfundfünfzigſten Grade nördlicher Breite näherte ſich da, wo er die Ibenhorſter Forſt am kuriſchen Haff ſchneidet, bereits ihrem Ende. Ganz dunkel war ſie kaum eine halbe Stunde lang geworden, und auch während dieſes Überganges von der Abend- zur Morgendämmerung hatten die Sterne an dem graublauen Himmel, der ſich über Wald und Moor ſpannte, nur bleich geflimmert. Nun rötete ſich im Nordoſten über dem Rußſtrom ſchon der Horizont. Es war ein fahles Rot, das Mühe zu haben ſchien, den Dunſt zu färben, mit dem ſich die Erde umhüllt hatte, und auch dort nur einen etwas reineren und tieferen Ton annahm, wo das Aufſteigen der Sonne zu erwarten ſtand. Es teilte ſich, noch mehr abgeſchwächt, auch dem graugrünen, mit einem binſenartigen Graſe bewachſenen Moor mit, das zwiſchen den vorſpringenden Waldrändern in breitem Streifen ſichtbar wurde und ſich endlos in die nebelige Ferne auszudehnen ſchien. Darüber trillierten die frühen Lerchen. Im dichten Walde ſchlugen aber auch bereits die Nachtigallen an, in kurzen Läufen die Kehle prüfend. Ein kühler Schauer ſchien mitunter die Bäume anzuwehen; ſie ſchüttelten das Laub oder wiegten die Nadelbüſchel an den tiefgeſtreckten Äſten.

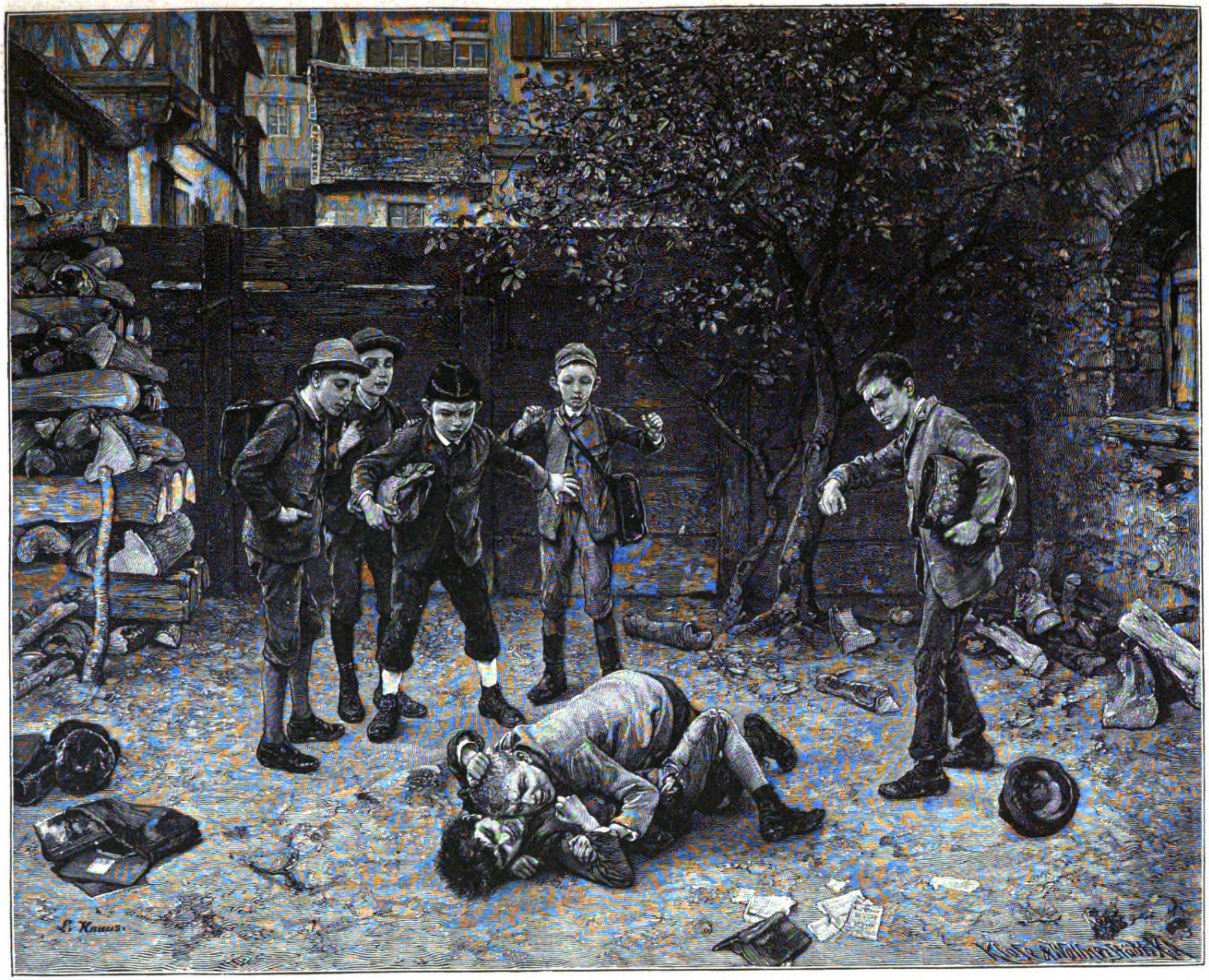
Weit und breit keine menſchliche Anſiedelung zu erſpähen. Was da vielleicht ganz hinten ſpitzgiebeligen Dächern ähnelt, ſind Torfhaufen an den vielen tiefen Kreuz- und Quergräben, die das Moor durchziehen und ſich in die Forſt hinein fortſetzen, ohne ein Gefälle merken zu laſſen. Im Herbſt wird ſie ein ſtreckenweiſe undurchdringlicher Sumpf bis zum Haff hin, das ſie meilenweit abgrenzt.

In einem der mit Waſſer gefüllten Gräben lag an dieſem frühen Morgen da, wo ſchon die erſten Waldbäume darüberhin ſchatteten, ein flacher Handkahn. In demſelben ſaß eine Littauerin, trotz des Sommers mit einem Pelzrock bekleidet, deſſen ſchmutzig-weißes Leder auf den Achſeln und an der Bruſt hinunter blau und rot gemuſtert war. Sie hatte müde die Stirn unter dem ſchirmartig vortretenden Kopftuch in die Hand und den Ellenbogen auf den Rand des Kahnes geſtützt, die Füße mit den kräftigen Lederſchuhen unter die faltigen Röcke gezogen. Sie ſchlief nicht. Von Zeit zu Zeit hob ſich ein wenig der Kopf und wendete ſich lauſchend ſeitwärts, um doch gleich wieder die frühere bequeme Lage einzunehmen. Die Frau, von deren Geſicht auch dann im nächtigen Dunkel wenig kenntlich wurde, ſchien auf jemand zu warten. Vielleicht wartete ſie ſo ſchon ſtundenlang. Daß ſie ſich für die Nacht vorgeſehen hatte, bewies der Pelzrock.

Mehrere hundert Schritte nordwärts von dieſem Verſteck zog ſich eine Waldſpitze ins Moor aus, das hier auf kuppenartigen Erhöhungen mit Geſträuch und einzelnen verkrüppelten Birken bewachſen war. Vor Jahren mochte man einmal verſucht haben, ſie durch eine Umwallung zu ſchützen. Dieſe war jetzt verfallen und ſtreckenweiſe vom Regenwaſſer wieder eingeebnet, konnte aber hier und dort wohl noch einem Manne in halber Höhe Deckung gewähren, beſonders wo das Farrenkraut üppiger gediehen war. Hinter einem ſolchen Abſchnitt zeigte ſich denn jetzt auch, unbeweglich an den nächſten Fichtenſtamm gelehnt, eine ſchattenhafte Geſtalt. Die ſchwarzblaue Kappe, hinten bis über den Rockkragen hinabgezogen, ließ auf einen Littauer ſchließen, das Gewehr auf einen Jäger. Er hielt es, den Kolben unter dem Arm und die rechte Hand am Schloß, auf der Linken mit dem Lauf zur Erde geſenkt und richtete den Blick auf den Waldrand, das Austreten des Wildes erwartend.

Nun wurde plötzlich ein eigentümlich klapperndes Geräuſch vernehmbar. Es kam von jenſeits des Waldausläufers her und näherte ſich ziemlich raſch. Sehr bald trabte auch ein Tier ſchwerfällig an den letzten Bäumen vorüber. Es hatte die Größe eines Pferdes und trug auf dem vorn ſonderbar zugeſpitzten Kopf ein mächtiges Schaufelgeweih. Am Halſe hing ein dicker Wamm mit langem braunfarbigem Bart. Ein Elch! Jetzt klapperten die Hufe über eine Kuppe hin; einen Augenblick zeichnete ſich die ungeſchlachte Figur, anſcheinend rieſengroß, auf dem Morgenhimmel ab, um gleich wieder in der Senkung halb zu verſchwinden. Es folgte ein zweites ausgewachſenes Elch mit einem hochbeinigen Kalbe. Die Tiere entfernten ſich von dem Standorte des Littauers und tauchten von Zeit zu Zeit immer weiter hinter dem Gebüſch auf. Er war ſofort aufmerkſam geworden, hatte ſich gewendet und hob auch ein paarmal das Gewehr, ſetzte es aber kopfſchüttelnd wieder ab. Offenbar war die Entfernung für einen ſicheren Schuß viel zu weit, aber es ſchien ihm ſchwer zu werden daran zu glauben. Eine Weile wartete er noch, ob die Tiere vielleicht die Richtung ändern und ſich im Bogen nähern würden. Da dies nicht geſchah, ſtand er wieder unbeweglich, wie zuvor, das Gewehr zum Anſchlage bereit.

Da raſſelte kaum zwanzig Schritte ſeitwärts das Laub, und ein feiſter Rehbock ſprang vor. Er ſchien nach wenigen Sätzen die Gefahr zu wittern, ſtutzte, ſtampfte mit den Vorderläufen auf und machte Kehrt. Zu ſpät! Schon knackte das Gewehr. Der Schuß hatte getroffen. Das Tier ſprang auf,



Ein Zweikampf. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.

überſchlug ſich, ſtürzte zu Boden, raffte ſich auf und ſtürzte wieder, die Elche ſetzten ſich in ſchnellere Bewegung und verſchwanden bald auch mit ihrem Schaufelgeweih gänzlich aus dem Geſichtskreiſe.

Der Littauer eilte nach der Stelle, wo das Wild gefallen war. Er fand es bereits verendet. Sogleich zog er aus der Seitentaſche ſeiner kurzen Jacke einen dünnen Strick, band damit dem Rehbock die Läufe zuſammen und warf ihn über die Schulter, vorſichtig die Schußſtelle, aus welcher der Schweiß tropfte, nach außen wendend. Das Gewehr behielt er in der linken Hand. Mehr laufend als gehend durchquerte er die Waldecke und das Moor bis zum nächſten Vorſprunge, hinter dem er den Graben und das Boot wußte.

Die Frau war, ſobald ſie den Schuß gehört hatte, aufgeſtanden und mit dem Ruder in der Hand in die Spitze des flachen Fahrzeuges getreten, das ſie ein wenig auf und ab ſchob, um ſich zu überzeugen, daß es flott ſei. Nun hob der Littauer die tiefhängenden Äſte, warf ſeine Jagdbeute hinein und ſprang ſelbſt nach. Den Rehbock und das Gewehr bedeckte er eilig mit Tannenäſten, die ſchon auf dem Boden bereit lagen. Dann ergriff er eine Stange, ſtellte ſich in den hinteren Teil des Boots und ſtieß ab. Lautlos glitt es über das ſchwarze Waſſer hin.

Der Graben war zu ſchmal, um den Gebrauch des Ruders zu geſtatten, die Frau benutzte es auch nur dazu, mitunter rechts oder links die Böſchung zu ſtreifen, um ein Auflaufen des Fahrzeuges zu verhindern. Der Littauer handhabte die Stange aber ſo geſchickt, daß dieſe Nachhilfe kaum nötig ſchien. Jetzt erſt zeigte er ſich in ſeiner ganzen Höhe von ſechs Fuß, hochſchulterig und breitbrüſtig. Nachdem ſie in einen Quergraben eingebogen waren und dann nochmals die Richtung verändert hatten, zog er trotz der Morgenkühle die Jacke aus und warf ſie über die Zweige. Noch kräftiger drückten nun die Arme in den weiten Ärmeln des blauwollenen Hemdes auf die Stange. Das unten in den Stiefeln ſteckende Beinkleid von grauem Drillich war mit einem ſchwarzen Lederriemen um den Leib feſtgehalten, die Weſte darüber offen, der Hals ganz frei. Die braunen Hände ſchienen wie aus Bronze gegoſſen. Auch die Kappe hatte er abgeworfen. Das blonde Haar war dadurch über der Stirn in Unordnung geraten. Um die Lippen und das Kinn bis zur Kehle hin zog ſich ein dünner Bart, den wahrſcheinlich noch keine Schere geſtutzt hatte, die ſanftgebogene Naſe trat energiſch vor, und die graublauen Augen blitzten von Zeit zu Zeit über die Grabenränder hinweg. Wenn er die Stange ſcharf hinter ſich eingeſetzt hatte, um ſich mit dem ganzen Körpergewicht darauf zu lehnen, und ſie dann wieder eine kurze Weile loſe nachzog, flog das leichte Fahrzeug nur ſo durch die ſchmale Rinne. Er ſchien aber auch Eile zu haben.

Sich in dieſem Gewirr einander kreuzender oder ſich verzweigender, mitunter einen Flußlauf querender Gräben zurechtzufinden, konnte nur dem Ortskundigſten gelingen. Niemals aber ſchien der Littauer auch nur einen Augenblick unſicher. An einer Stelle verlief ſich die Fahrſtraße in einen verſchilften Sumpf, durch welchen ein Erdwall gezogen war. Er arbeitete ſich mit aller Anſtrengung denſelben hinan. Die Frau ſprang hinaus und hob die Spitze des Boots, ſoweit ſie dies mit einem kräftigen Ruck vermochte. Dann ſtieg auch er aus und zog es mit ihrer Hilfe höher hinauf und über die Krone des Damms hinweg, bis es nach der anderen Seite kippte und wieder das Waſſer erreichte. Dann wurde die Fahrt, jetzt aber mit geringerer Eile, fortgeſetzt. Man ſchien ſich für geſichert zu halten.

Der Littauer hatte Grund gehabt, ſich möglichſt ſchnell unſichtbar zu machen. Nicht zehn Minuten, nachdem der Schuß gefallen war, trat eine Strecke am Waldrande aufwärts der Förſter vor, das Gewehr gleichfalls ſchußbereit. Er ſpähte über die Moorfläche aus, konnte aber niemand erblicken, und näherte ſich nun vorſichtig der Waldecke. Vor ihm ſchnupperte der Hund im Graſe, ſchien aber eine Fährte nicht finden zu können. Erſt in der Nähe des Erdwalles ſprang er luſtiger vor und ſtieß einen bellenden Laut aus. Der Förſter folgte ihm nun in geradeſter Richtung und fand die Stelle, auf welcher das Reh verendet war. Die Schweißſpur leitete den Hund bis zum Graben unter den Bäumen. Dort blieb er ſchweifwedelnd und knurrend ſtehen. „Verdammt!“ rief der Förſter. „Er hat ein Boot gehabt.“ Jede weitere Verfolgung ſchien ihm jetzt ganz nutzlos. Er ſtieß ärgerlich den Kolben des Gewehrs auf den Boden. „Das iſt wieder der Pawils Lauronat, der Schuft,“ ziſchte er durch die Zähne. „Aber warte! Es iſt dir nicht geſchenkt. Wenn ich die Kanaille ein andermal treffe, ſchieße ich ſie ohne Erbarmen nieder!“ Er ſchob haſtig mit dem Knebel den langen gelben Schnauzbart rechts und links zur Seite. „Wieder eine Nacht umſonſt zum Narren gemacht. Aber warte!“

Den Hund anrufend, entfernte er ſich waldeinwärts.

* * *

Der Förſter hatte richtig vermutet: Pawils Lauronat war der Wilddieb, und es geſchah nicht zum erſtenmal, daß er ſich ein Reh aus dem königlichen Forſt holte. Er war einer der ſechs Bauernwirte in der Dorfſchaft Gilguhnen, deren Äcker und Wieſen am Rande des großen Moors belegen waren. Das Grundſtück, in welches er ſich vor etwa zehn Jahren eingeheiratet hatte, galt damals für das wertvollſte. Seitdem hatte ihm das benachbarte, deſſen Beſitzer ein Deutſcher, namens Liebert, wurde, den Rang abgelaufen. Pawils Lauronat, der Unteroffizier bei der Garde geweſen und dann probeweiſe als Forſtgehilfe beſchäftigt worden war, hatte das Glück gehabt, der Busze Erdenings zu gefallen, deren Eltern der Hof gehörte. Sie war das einzige Kind. Die Partie ſagte den Alten nicht ſonderlich zu, da dieſer Freier nichts einbrachte. Sie fügten ſich jedoch, weil ihr Mädel in den hübſchen Menſchen ganz vernarrt war und Thorheiten zu begehen androhte, wenn ihm nicht der Wille geſchehe. Nun hätten ſie wenigſtens gern die Zügel noch eine Weile in der Hand behalten, aber Lauronat war nicht gewillt, als Ehemann der Tochter mit einer abhängigen Stellung im Hauſe vorlieb zu nehmen. Alles oder nichts. Er könnte ja wohl auch ſonſt noch eine Frau finden! Und wenn nicht, ſo bleibe er lieber ledig und warte, bis er im königlichen Dienſt aufgerückt ſei. Den Herrn Förſter nähme auch wohl eine Deutſche. Er wußte ja, daß Busze ihn nicht loslaſſen würde, und trotzte darauf, daß ſie ihm eigentlich mehr entgegengekommen wäre als er ihr. Und er ſetzte ſein Stück durch. Die Alten, die in Wirklichkeit noch nicht alt genug waren, ſich auf die Faulbank zu ſetzen, traten ihm am Tage vor der Hochzeit das Grundſtück ab und nahmen ein Ausgedinge. Auf dem Papier freilich ein faſt unerſchwinglich großes Ausgedinge! Das kümmerte Lauronat aber wenig. War die Busze ſeine Frau, mit den Schwiegereltern meinte er ſchon fertig werden zu können. Er beſaß das größte Vertrauen zu ſeiner Rückſichtsloſigkeit. Das ſtand eben nur auf dem Papier. Warum ſollten die Altſitzer nicht am Tiſch der Wirte eſſen? Die würden ja doch ihrer einzigen Tochter Hab und Gut nicht ſündlich ſchädigen wollen! Und wenn ſie doch muckten, ſo gab's ja tauſend Mittel, ihnen das Leben ſchwer zu machen. Sie würden ſchon kirre werden!

Sie hatten ſehr bald gemuckt. Nach ihrer Auffaſſung ſollte es ja umgekehrt eine bloße Form ſein, daß ſie den Kindern das Grundſtück verſchrieben; ſie würden nach wie vor die eigentlichen Wirte ſein, meinten ſie, und dem jungen Volk gegen gute Dienſte Wohnung und Koſt geben. Da waren ſie nun freilich ganz an den Unrechten gekommen, Lauronat ließ ſich auch nicht fingerbreit aus dem Beſitz drängen und that gerade ſo, als ob er das Grundſtück in die Ehe eingebracht hätte. Die Busze ſtand auf ſeiner Seite. Sie war auch als Frau verliebt in ihn und that unbedingt, was er wollte. Die Eiferſucht plagte ſie, daß er ſich einer hübſcheren zuwenden könnte, und ſie glaubte ſich ſeiner Treue zu verſichern, wenn ſie ſich ſeiner Herrſchaft völlig unterwarf. So gab es bald ſchwere Kämpfe. Mit der Tochter hatten die

Altſitzer fortwährend Zank und Hader. Pawils ließ ſich auf einen Wortſtreit ſelten ein und führte ihn dann mit einer Art von vornehmer Überlegenheit, als ob es eigentlich unter ſeiner Würde ſei, noch ein Wort zu verlieren. „Geht doch zum Prozeß,“ ſagte er, „ich weiß ja, daß ihr ihn gewinnen werdet. Aber bis dahin dauert's eine Weile, und ſie wird euch länger werden, als mir. Was mir ſchließlich der Exekutor abnimmt, wird euch nicht fett machen. Ihr werdet ſchon noch erkennen, daß es euer Vorteil iſt, euch mit mir zu vertragen.“ Sich vertragen, das hieß, ſich alles von ihm gefallen laſſen und noch ſchönen Dank dazu ſagen. Er war hartnäckig. Das Prozeſſieren koſtete viel Geld, mehr als er oft beſaß. Aber er behielt doch recht: auch für die Altſitzer kam dabei nicht viel heraus, und den Ärger hatten ſie umſonſt. Endlich wurden ſie wirklich zahm und nahmen einen Vergleich an. Das geſchah, nachdem Lauronat einmal ſeinen Schwiegervater windelweich geſchlagen hatte. Nicht im Zorn. Er hatte ſich dabei kaum merklich aufgeregt. Aber Erdenings wollte durchaus nicht ſtill ſein, obgleich er ihm wiederholt den Mund verbot; da mußte er ihm doch zeigen, daß er der Stärkere ſei, und das beſorgte er nun gleich gründlich. „Du biſt ein Schlimmer,“ ſagte der alte Mann, als er krank zu Bett lag, und Lauronat ſich ganz freundlich zu erkundigen kam, wie es ihm gehe, „man muß Furcht haben, von dir totgeſchlagen zu werden.“ — „Ja,“ antwortete er lachend, „wenn ich einen erſt unter den Händen habe, ſo weiß ich ſelbſt nicht, wie's enden kann. Es braucht mir ja keiner nahe zu kommen.“

Er war rieſenſtark. Es ging das Gerede, er hätte einmal, als er noch Soldat war, zwei Männer, die ihn auf dem Tanzboden anrempelten, aufgehoben — mit jedem Arm einen — und zum Fenſter hinausgeworfen. Wenn er die Schulter unterſtemmte, konnte er ganz allein einen beladenen Wagen aus dem verfahrenen Geleiſe heben. Einen Stier, der wild geworden war, hielt er bei den Hörnern feſt, bis man ihn gebunden hatte; ſein Scheunenthor auszuheben, war ihm eine Kleinigkeit, wenn er's nur mit den ausgeſpannten Armen faſſen konnte. Einen Betrunkenen nahm er auf den Rücken und trug ihn, wenn es ſein mußte, eine Viertelmeile weit nach Hauſe. Er war nicht ſtreitſüchtig, ging aber auch einem angebotenen Kampfe nicht aus dem Wege. Er konnte nicht gut hören, daß jemand ſich ſeiner Kraft rühmte, und ruhte dann nicht eher, bis er ihn einmal untergebracht hatte. Mit den ſtärkſten Littauern in den Dörfern am Moor und landeinwärts über Kaukehmen hinaus, mit den Arbeitern bei der Schwarzorter Bernſteinbaggerei, mit den Fiſchern in Gilge und mit den Holzflößern in Ruß hatte er ſich gemeſſen und jeden Gegner geworfen. Dem Pawils Lauronat aus Gilguhnen, hieß es, hält niemand Stand; der hat Knochen von Stahl und Muskeln von Eiſen.

Busze war ſtolz auf ihren ſtarken Mann, hatte aber ſelbſt Angſt vor ihm. Wenn er ſie feſt anfaßte, zitterte ſie, daß er ihr den Arm zerbrechen möchte; ſie begab ſich ſelten in Gefahr und leiſtete lieber aufs Wort Gehorſam. Nur wenn er die Kinder, die ihm ſonſt lieb waren, beſtrafen wollte — ſie hatte ihm zwei geſchenkt — ſtellte ſie ſich ihm entgegen und nahm ſeine rauhe Behandlung lieber auf ſich.

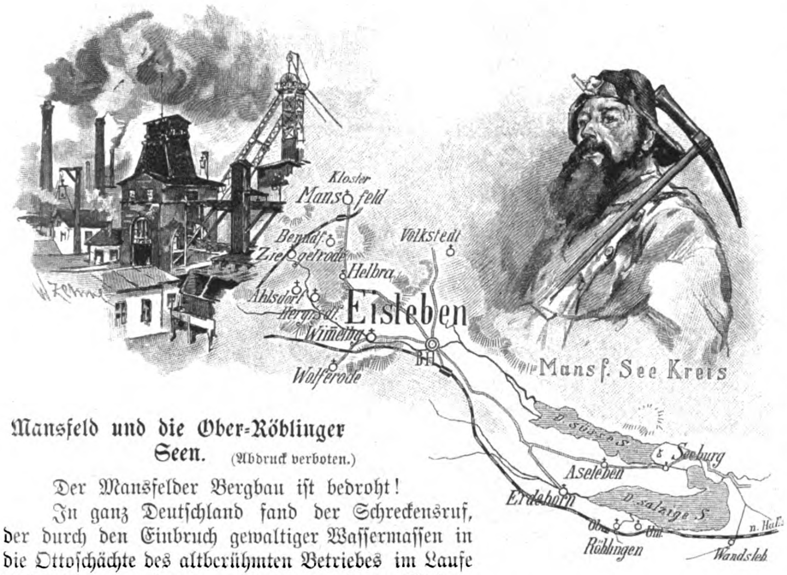
Er war auf ſeine Perſon eitel und trug gern Kleider vom feinſten Tuch und Hemden von blendend weißer Leinwand, im Schnitt freilich ganz littauiſch. Nicht nur an Sonn- und Feſttagen zeigte er ſich ſo in der Kirche, ſondern auch während der Woche, und ſelbſt bei der Feldarbeit vernachläſſigte er nicht ſeinen Anzug. Das glaubte er dem früheren Unteroffizier ſchuldig zu ſein. Auch ſonſt ſpielte er gern den vornehmen Mann, beſonders im Kruge, und ließ etwas draufgehen, wenn es galt, protziges Volk auszuſtechen. Der „Pons Unteroffizier“ — Pons iſt Herr — hat immer Geld wie Heu, hieß es; es muß ihm's einer in die Taſche hexen.

Daß er ein fleißiger Landwirt ſei, wagten ſelbſt die nichtsnutzigſten Schmeichler ihm nicht ins Geſicht zu behaupten. Er hätte ſie ausgelacht, denn er wollte von der „Knechtsarbeit“ ſo wenig als möglich wiſſen. Seine Frau mochte mit den Leuten das Feld beſorgen, und wenn der Altſitzer ihr dabei helfen wollte, ſo hatte er doch eine Beſchäftigung. Nur im Notfall griff er ein, dann aber, als ob ohne ihn alles zu Grunde gehen müßte. Seine Liebhaberei war Pferdezucht und Pferdehandel. Davon verſtand er auch etwas. Auf ſeiner Weide graſten gewöhnlich ein paar Stuten von zierlichſtem Wuchs. Jeden Morgen putzte er ſie ſorgfältig und reinigte ihnen eigenhändig den Stall; den Hafer ſchüttete er ihnen ſelbſt in die Krippe, und das beſte Wieſenheu für den Winter wurde ihnen im trockenſten Fache der Klete aufbewahrt. Im königlichen Geſtüt zu Trakehnen kannte man ihn und lobte ſeine Erfolge. Für ſeine zweijährigen Fohlen wurde auf den beſten Märkten ein hoher Preis bezahlt, und oft fanden ſich jüdiſche Händler in Gilguhnen ein, bei ihm nach neuer Ware zu fragen. Bald gab er ſich auch ſelbſt mit dem Handel ab, kaufte und verkaufte. Die Pferdejuden bei all ihrer Schlauheit zu überliſten, machte ihm den größten Spaß. Er ließ ſich nichts vorſpiegeln und wußte ſelbſt einen Gaul ſo gut vorzuſtellen, daß man nicht leicht entdeckte, was er verſchweigen wollte. Aber ſo ſchönes Geld er auch mitunter verdiente, es blieb ihm davon doch nur ein geringer Verdienſt, denn er mußte ſich viel auf der Landſtraße herumtreiben und außer dem Hauſe zehren. Und er war auch gar nicht der Mann zu ſparen. Was mit ſo leichter Mühe eingenommen wurde, fand unſchwer ſeinen Weg wieder aus der Taſche heraus. Und wenn er erſt „im Zuge“ war, gab es für ihn kein letztes Gold- oder Silberſtück; bei allen Gaſtwirten ſtand er in der Kreide.

Seine bedenklichſte Leidenſchaft war aber die Jagd. Sein Hauptmann hatte ihn den beſten Schützen der Kompanie genannt; ſeine Zahl der Treffer war bei allen Übungen die größte geweſen. Er liebte ſein Gewehr und ſammelte die Prämien, um ſich nach der Entlaſſung ſelbſt eine gute Büchſe anſchaffen zu können. Die Fertigkeit im Schießen empfahl ihn dann auch für den Forſtdienſt. Als er geheiratet hatte und zu einem gewiſſen Wohlſtand gelangt war, pachtete er von der Gemeinde die Jagd auf der Feldmark und den Wieſen am Fluſſe. Es fehlte da im Herbſt und Winter nicht an Hühnern und Haſen. Er nahm's auch mit den Grenzen nicht ſo genau und pürſchte in die Nachbargebiete hinüber. Mit der Flinte unter dem Arm, hohe waſſerdichte Stiefel an den Füßen, den kurzen Pelzrock bis zum Halſe zugehakt und die Kappe über die Ohren gezogen halbe Tage lang über die Felder zu ſtreichen, war ſein Hauptvergnügen. Was er ſchoß, war für die eigene Wirtſchaft wenig brauchbar. Er verkaufte es an den Kaufmann im nächſten Ort, der Wildbret auf den Markt nach Tilſit oder Königsberg ſchickte. Ein Verkaufen war's eigentlich kaum zu nennen. Gewöhnlich ſaß er bei ſolchen Beſuchen eine gute Weile feſt, ließ ſich Speiſen und Getränke geben und traktierte die anderen Gäſte. Der Krüger ſchrieb ab und an, was ihm beliebte.

So den großen Herrn zu ſpielen, war für den Bauer nicht ungefährlich. Die Jagdliebhaberei verleitete ihn aber auch zum Wildern, und damit kam er nun auf eine ganz abſchüſſige Bahn. Die Ibenhorſter Forſt lag ſo bequem, und er kannte darin vom königlichen Dienſt her Weg und Steg und jeden Zugang und Schlupfwinkel. Obgleich er den Förſtern ſehr verdächtig war, gelang es ihnen doch nur ſelten einmal mit großer Mühe, ihn abzufaſſen und zur Anzeige zu bringen. Dann hatte er viel Schererei vom Oberförſter und Gericht. Aber das beſſerte ihn nicht. Hatte er den Förſtern einige Zeit Ruhe gegeben, um ſie in Sicherheit zu wiegen, ſo knallte ſeine Büchſe plötzlich wieder, wann und wo ſie ihn am wenigſten vermuteten. Endlich zeigte man den beſten Willen, ihn für jeden Schuß, der in der Forſt fiel, verantwortlich zu machen. „Das war der Lauronat,“ hieß es allemal. Sogar das ſeltene und im Ibenhorſter Revier für hohen Beſuch gepflegte Elchwild fand ſich angeſchoſſen.

(Fortſetzung folgt.)

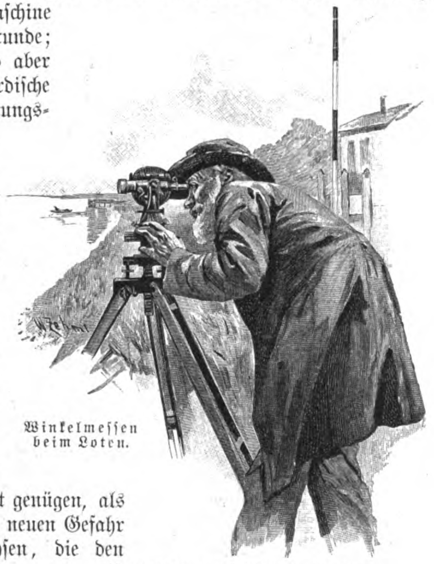


Mansfeld und die Ober-Röblinger Seen. (Abdruck verboten.)

Der Mansfelder Bergbau iſt bedroht!

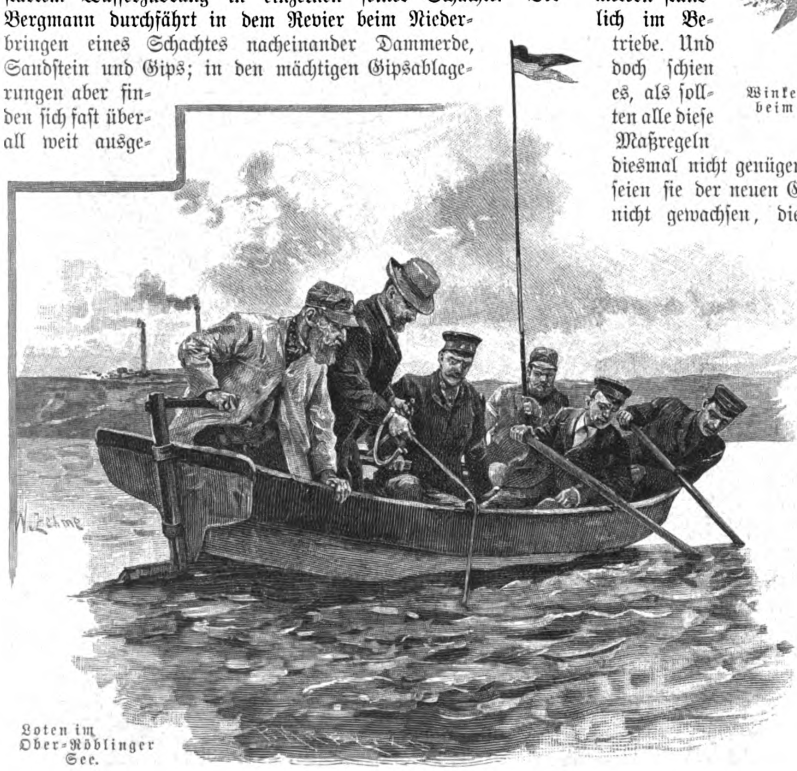
In ganz Deutſchland fand der Schreckensruf, der durch den Einbruch gewaltiger Waſſermaſſen in die Ottoſchächte des altberühmten Betriebes im Laufe dieſes Sommers hervorgerufen wurde, lauten Wiederhall. Bedeutete er doch, wenn ſich die erſten Unglückskunden voll beſtätigten, allermindeſtens eine ſchwerwiegende Einſchränkung des Bergbaues im Mansfelder Revier, die Entlaſſung vielleicht von Tauſenden von Arbeitern, den Ruin zahlreicher mittelbar oder unmittelbar mit dem Betriebe in Verbindung ſtehender Induſtriezweige. Die „Mansfelder Kupferſchiefer bauende Gewerkſchaft“ iſt weitaus das größte Bergwerksunternehmen ganz Norddeutſchlands; ſie beſchäftigt gegen 15 000 Arbeiter und förderte in einzelnen Jahren an Kupfer und Silber — das letztere iſt nur ein Nebenprodukt bei der Kupfergewinnung — für mehr denn 20 Millionen Mark aus den Tiefen der Erde. Es iſt einleuchtend, ein wie großer Teil unſeres Nationalwohlſtandes alſo hier auf dem Spiele ſteht.

Der mansfelder Betrieb kämpfte ſchon ſeit Jahren mit ſtarkem Waſſerzudrang in einzelnen ſeiner Schächte. Der Bergmann durchfährt in dem Revier beim Niederbringen eines Schachtes nacheinander Dammerde, Sandſtein und Gips; in den mächtigen Gipsablagerungen aber finden ſich faſt überall weit ausgedehnte Hohlräume mit gewaltigen Waſſeranſammlungen, die ſogenannten Schlottenzüge, die bei dem Fortſchreiten des Baues leicht angehauen werden. Starke Waſſerzufuhr fand daher faſt unausgeſetzt ſtatt, und in einzelnen Jahren hatte die Gewerkſchaft auch ſchon früher förmliche Kataſtrophen zu überwinden gehabt, die beſonders 1884 und 1889 einen ſehr bedrohlichen Charakter annahmen. Zur Bewältigung der eindringenden Waſſer waren daher die weitgehendſten Vorrichtungen getroffen. Die Waſſerhaltungsmaſchinen am Ottoſchacht ſind die mächtigſten Deutſchlands, ja vielleicht Europas. Die größte der Maſchinen beanſprucht ein turmhohes, maſſiges Gebäude für ſich allein, eine weitgeſtreckte Halle enthält das rieſige Gerüſt, in dem ſich der gewaltige Balancier hebt und ſenkt, der in der Minute gegen 16 Kubikmeter Waſſer aus der Schachttiefe 200 Meter hoch bis zur Höhe des Schlüſſelſtollens hebt, durch welchen das Waſſer in die Saale abgeleitet wird. Faſt 1000 Kubikmeter Waſſer bewältigt dieſe eine Maſchine in jeder Stunde; außer ihr ſind aber noch eine oberirdiſche mit einer Leiſtungsfähigkeit von 240 Kubikmetern und zwei unterirdiſche mit einer ſolchen von zuſammen 600 Kubikmetern ſtündlich im Betriebe. Und doch ſchien es, als ſollten alle dieſe Maßregeln diesmal nicht genügen, als ſeien ſie der neuen Gefahr nicht gewachſen, die den Mansfelder Schächten drohte.

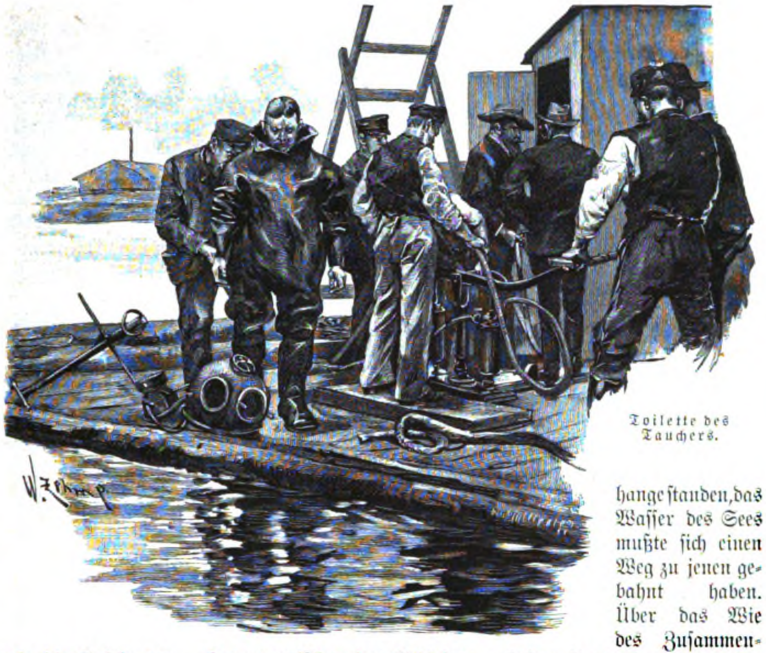


Winkelmeſſen beim Loten.

Im ſchönen mansfelder Seekreis liegen zwei mächtige Binnenſeen, die „blauen Augen“ der alten Grafſchaft, wie ſie wohl mit Stolz genannt werden: der ſalzige und der ſüße See. Der erſtere umfaßt einen Raum von faſt 9, der zweite, nur durch eine Hügelkette von jenem getrennt, eine Fläche von 2,60 Geviertkilometern. Die beiden langgeſtreckten und verhältnismäßig ſchmalen Waſſerbecken gehören wahrſcheinlich einem alten Bett der Unſtrut an und ſtehen anderſeits hier und dort mit den unterirdiſchen Gips- und Steinſalzlagern in Verbindung. Aus letzteren ſtammt der Salzgehalt des Waſſers beider Seen, denn auch der ſüße See iſt ſalzig; ehedem ſtärker, iſt dieſer Salzgehalt in den letzten Jahrzehnten weſentlich geſunken und



Loten im Ober-Röblinger See.

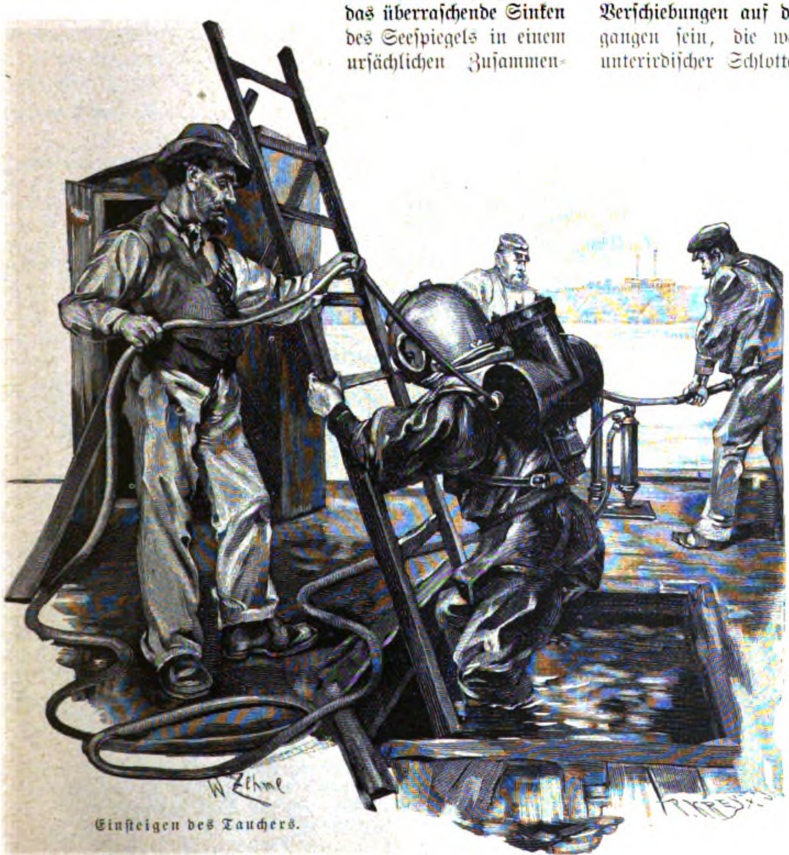


Toilette des Tauchers.

betrug im Sommer nach den Angaben des Dr. W. Ule in Halle bei dem ſüßen See 0,31, bei dem ſalzigen ſogar nur noch 0,15 Prozent, während beiläufig bemerkt die Oſtſee einen durchſchnittlichen Salzgehalt von 1 Prozent aufweiſt. Der höher gelegene ſüße See hat einen regelmäßigen Abfluß zum ſalzigen, und von letzterem führt oder führte vielmehr bis vor kurzem die Salza oder Salzke zur Saale.

Im vergangenen Mai mehrten ſich nun plötzlich die Waſſerzuflüſſe in den tieferliegenden Schächten der mansfelder Gewerkſchaft in drohender Weiſe. Bald reichten die Waſſerhaltungsmaſchinen nicht mehr aus, den ſtetig wachſenden Zudrang zu bewältigen, die Ottoſchächte ſtanden in Gefahr, gänzlich zu verſaufen, ein Teil der Belegſchaft mußte auf anderen Schächten untergebracht werden, ſogar Entlaſſungen von Arbeitern wurden notwendig. Gleichzeitig aber beobachtete man an dem ſalzigen See höchſt merkwürdige Erſcheinungen. Sein Waſſerſtand ſank im Laufe kurzer Zeit ganz bedeutend; an einzelnen Stellen des Ufers trat das Waſſer um 20, ja 30 Meter zurück, und ſchließlich wurde infolge der Senkung des Waſſerſpiegels die Salzke gar nicht mehr von den Seen geſpeiſt. Auch in der unmittelbaren Umgebung der Seen trat empfindlicher Waſſermangel, ohne Zweifel durch eine allgemeine Senkung des Grundwaſſerſtandes hervorgerufen, hervor; mehrere Brunnen verſiegten, und hier und dort wurden oft recht bedeutende Riſſe und Spalten im Erdboden bemerkt.

Der Schluß lag nahe, daß die Waſſereinbrüche in den Mansfelder Schächten und das überraſchende Sinken des Seeſpiegels in einem urſächlichen Zuſammenhange ſtanden, das Waſſer des Sees mußte ſich einen Weg zu jenen gebahnt haben. Über das Wie des Zuſammenhanges zwiſchen den Schächten und den Seen aber gingen die Anſichten weit auseinander. Während die einen an einen unmittelbaren Durchbruch glaubten und noch glauben, halten die anderen dafür, daß die ungeheuren Waſſermaſſen, die den Seen entzogen wurden, durch einzelne Sickerſpalten den Schächten zugefloſſen ſind, oder daß die Waſſer in den letzteren gar nicht unmittelbar aus dem ſalzigen See, ſondern vielmehr aus unterirdiſchen Zuflüſſen desſelben ſtammen. In dem einen wie in dem anderen Fall müſſen aber jedenfalls bedeutende Verſchiebungen auf dem Boden des Waſſerbeckens vor ſich gegangen ſein, die wahrſcheinlich wieder mit dem Einſturz unterirdiſcher Schlottenzüge im Zuſammenhang ſtehen.



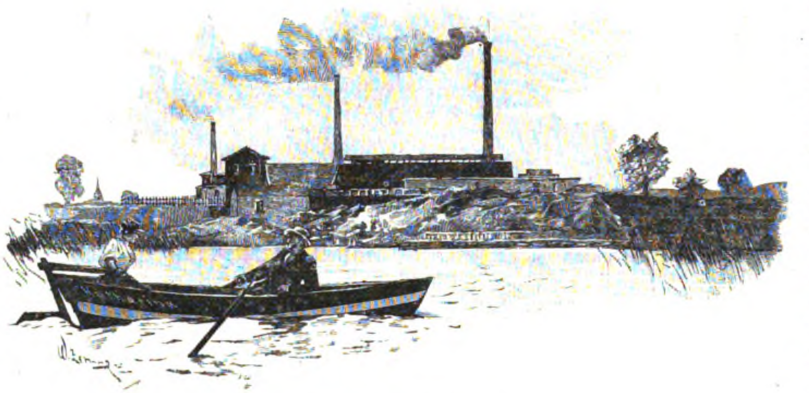
Einſteigen des Tauchers.

Die großen Intereſſen, die ſich an dieſe Fragen knüpfen, machten eine gründliche Unterſuchung des Seebodens dringend notwendig. Ausgedehnte Lotungen fanden ſtatt, bei denen ſich in der That bald herausſtellte, daß einzelne Stellen des Sees, beſonders die ſogenannte Teufe, eine weit größere und anfänglich noch im Zunehmen begriffene Tiefe zeigten, denn früher. Indeſſen lieferten die Lotungen doch keine genügenden Anhaltspunkte, und man ſchritt daher zu Unterſuchungen durch Taucher, von deren Arbeiten unſer Künſtler an Ort und Stelle intereſſante Aufnahmen gemacht hat. Die Thätigkeit der Taucher iſt noch nicht ganz abgeſchloſſen, von dem Ausfall ihrer Arbeiten aber werden die weiteren Maßregeln abhängen, die zur Sicherung des Betriebes der Mansfelder Gewerkſchaft getroffen werden müſſen.

Inzwiſchen war allerdings, ebenſo überraſchend wie die Senkung des Seenſpiegels, plötzlich ein Stillſtand in der ganzen Bewegung eingetreten. Während vom 28. Juni bis zum 5. Juli der Waſſerſpiegel noch um 10 Centimeter fiel, wurde von dieſem Tage an die weitere Senkung eine faſt minimale — freilich erſt nachdem, wie berechnet

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

worden iſt, der ſalzige See einen Waſſerverluſt von 6,3 Millionen Kubikmetern erlitten hatte! Faſt gleichzeitig fingen die Pumpen in den Otto-Schächten endlich wieder an, mit Erfolg zu arbeiten, das ſogenannte „Sümpfen“ begann, d. h. die eingedrungenen Waſſer gingen unter der fortgeſetzten Arbeit der Pumpen zwar ſehr langſam, aber doch ſichtbar und ſtetig zurück. Damit ſchien die unmittelbarſte Gefahr für die Gewerkſchaft vorüber, denn es ließ ſich annehmen, daß die unterirdiſchen Verbindungen zwiſchen See und Bergwerk ſich in irgend einer Weiſe von ſelbſt, vielleicht durch den Einſturz neuer Geſteinsmaſſen, geſchloſſen hatten. Leider war indeſſen keineswegs irgend welche Gewißheit dafür vorhanden, daß dieſelbe Kataſtrophe, die diesmal noch glücklich genug vorübergegangen zu ſein ſchien, nicht früher oder ſpäter aufs neue über den „Segen des Mansfelder Bergbaues“ hineinbrach, und gerade während dieſe Zeilen in den Druck gehen, trifft die Nachricht ein, daß eine neue Senkung des Waſſerſpiegels am ſalzigen See und damit übereinſtimmend auch wieder eine Vermehrung der Zuflüſſe in den Otto-Schächten, vorläufig freilich noch nicht bedeutend, bemerkbar geworden ſei. Die Frage wird daher unbedingt in ernſteſte Erwägung zu ziehen ſein, in welcher Weiſe dem gefährlichen Einfluß des ſalzigen Sees auf die Schächte dauernd zu begegnen iſt.



An ſich würde die Trockenlegung des oder auch beider Seen, die übrigens wohl die größten Binnengewäſſer Norddeutſchlands ſind, für die heutige Technik durchaus keine übermäßigen Schwierigkeiten bieten. Nach den Lotungen liegt der Boden des ſalzigen Sees, mit Ausnahme vereinzelter Stellen, nicht unbedeutend höher, als das Mittelwaſſer der Saale an der Mündung der Salza; es wäre daher eigentlich nur eine Koſtenfrage, die ganze Waſſermaſſe des Sees durch große Pumpwerke in die Saale zu befördern, und auch die ober- und unterirdiſchen Zuflüſſe würden ſich leicht bewältigen laſſen. Die Trockenlegung der Seen hätte aber aller Wahrſcheinlichkeit nach, ja ſicher, für die ganze Umgebung ſchwerwiegende Übelſtände im Gefolge. Ganz abgeſehen davon, daß ſie den landſchaftlichen Reiz der Gegend — der ſalzige See bildet einen Hauptanziehungspunkt für die nähere und weitere Nachbarſchaft — völlig vernichten würde, wäre die Umgebung, die ſchon jetzt unter ſchwerem Waſſermangel leidet, durch ſie im wörtlichſten Sinne des Wortes aufs Trockene geſetzt. Es würden mindeſtens überaus koſtſpielige Waſſerleitungen erforderlich werden, um zu verhindern, daß die bisherige Kultur der Gegend erhalten bleibt.

In welcher Weiſe die im Widerſtreit befindlichen Intereſſen des Mansfelder Bergbaues und der Anwohner der Seen zu vereinigen ſein werden, ob man nach dem vorübergehenden Stillſtand des Seeſpiegels und bei den augenblicklich noch leidlich günſtig erſcheinenden Verhältniſſen im Mansfelder Revier vorläufig von weiteren Maßregeln abſehen wird, läßt ſich heute nicht ſagen. Nur wünſchen könnte man, daß die Natur ſelbſt den Schutz der beiderſeitigen Intereſſen übernimmt, daß die Bewegungen des Seebodens von ſelbſt zu einem endgültigen Abſchluß gelangen.

Walter Borner.

Ein neues Werk der inneren Miſſion.

(Abdruck verboten.)

Viele tauſend junge Mädchen leben in Berlin ohne den Schutz des Familienlebens. In der Peripherie Berlins und in den gewerbereichſten Stadtgegenden, in denen hinter den mächtigen Mietskaſernen ſich Fabrik neben Fabrik erhebt, ſind Tauſende von Arbeiterinnen auf die elendeſte Unterkunft angewieſen. Die Zuſtände in den Schlafſtellen, welche die Mehrzahl der Arbeiterinnen benutzen, ſpotten jeder Beſchreibung. Hier einzugreifen, war eine Aufgabe, die ſeit langer Zeit allen Menſchenfreunden am Herzen lag.

Jetzt iſt endlich ein Anfang zum Beſſeren gemacht, und ein recht ſtattlicher Anfang dazu. Im Norden Berlins, in der Borſigſtraße, dort, wo einſt die Schlote der größten deutſchen Lokomotivfabrik rauchten, iſt ſeit einem halben Jahre ein Heimatshaus für alleinſtehende Mädchen der arbeitenden Stände eröffnet. Werkthätige Liebe hat das Marienheim errichtet. Das Grundſtück, dicht neben der Golgathakirche gelegen und geräumig genug, um auch noch Platz für ein vortrefflich geleitetes Hoſpiz zu bieten, deſſen Beſuch wir umſomehr empfehlen, als ſeine Überſchüſſe dem Heim zu gute kommen, wurde dem Vorſtand — Vorſitzender iſt Graf Andreas Bernſtorff, ſtellvertretender Vorſitzender Paſtor Burckhardt — von dem Bankier Löſche geſchenkt; der Bau und die Einrichtung wurden aus Gaben von nah und fern beſtritten — der bedeutende Reſt der Koſten, die ſich auf 270000 Mark ſtellten, iſt durch eine Eintragung auf dem Grundſtück beſtritten, zu deren Verzinſung und Tilgung hoffentlich die Freunde des Werkes hilfreiche Hand bieten werden. Jedes, auch das kleinſte Scherflein findet hier eine gute Stätte.

Das Marienheim, deſſen Protektorat Ihre Majeſtät die Kaiſerin annahm, macht einen überaus freundlichen Eindruck. Der richtige Blick der Begründer hat alles Kaſernenartige mit Glück vermieden. Von hundert Mädchen, die hier Aufnahme finden, hat gewiß kaum eine früher ein auch nur annähernd gleich anſprechendes Heim gekannt. Dabei ſind die Unterkunftspreiſe für großſtädtiſche Verhältniſſe erſtaunlich niedrig; je nachdem ein Mädchen in dem Schlafſaal ſchläft, ein Zimmer mit Kameradinnen teilt oder ein Gemach allein beanſprucht, ſchwankt der Preis von 5 bis 15 Mark monatlich, ſo daß den verſchiedenſten Erwerbsſtufen Rechnung getragen iſt. Das Heim will aber mehr bieten als eine Schlafgelegenheit, es will den Bewohnerinnen die Familie erſetzen! Und gerade hierfür iſt geſchehen, was nur geſchehen konnte. Da fehlt es nicht an einem gemütlich eingerichteten, mit Harmonium und Bücherei verſehenen Unterhaltungszimmer — dem Eliſenzimmer, ſo genannt nach einer hochherzigen Gönnerin; ein Saal dient für Hausandachten und Verſammlungen, kleinere Räume als Speiſezimmer, und ſelbſt eine grün umrankte Veranda und ein ſchmucker Garten, eine Seltenheit in dieſer Gegend der Großſtadt, ſind vorhanden. Auch für des Leibes Nahrung iſt vortrefflich geſorgt; die Küche glitzert vor Sauberkeit, die Speiſen werden zu Preiſen verabfolgt, die knapp den Selbſtkoſten entſprechen. Ein ſchmackhaftes Mittageſſen für 25 Pfennig dürfte anderswo in Berlin ſelten für eine Arbeiterin erreichbar ſein!

Das Heim iſt zur Zeit zwar noch nicht voll beſetzt, aber das ließ ſich vorausſehen, denn das nur zu tief eingewurzelte Mißtrauen, welches ein Teil gerade unſerer arbeitenden Bevölkerung allen ähnlichen Unternehmungen entgegen zu bringen pflegt, will erſt überwunden ſein. Weit über die Hälfte der Betten iſt jedoch regelmäßig vermietet, und es hat ſich bereits ein feſter Stamm von Bewohnerinnen herangebildet. Die Pflanzſchule iſt damit gegründet — das Weitere wird ſich finden, denn man ſieht es den Mädchen, die jetzt ſchon im Heim wohnen, an, wie wohl ſie ſich fühlen. Auch die Leiterin des Hauſes beſtätigte mir, daß Klagen und Beſchwerden ſo gut wie gar nicht vorkämen; ſie erklärte auch mit ſichtlicher Freude, daß das Betragen der Mädchen ein faſt über Erwarten gutes ſei, daß ſie ſich der übrigens keineswegs engherzigen Hausordnung willig fügen und den ſittlichen Halt des ihnen hier gebotenen chriſtlichen Familienlebens ſelbſt gern anerkennen.

Das Marienheim iſt nur ein Anfang. Es bietet nur für etwa achtzig Bewohnerinnen Raum, und Bedürfnis iſt vorhanden für Tauſende! Aber es iſt gut, daß das Werk begonnen wurde, um den Ausbau iſt mir nicht bange.

H. H.

Am Familientiſch.

Unſere Bilder.

Die Landung des Großen Kurfürſten auf Rügen.

(Zu dem Bilde auf Seite 4 u. 5.)

Die Schlacht von Fehrbellin ſegte die Schweden vom Boden der Mark hinweg, Stettin hatte ſich nach hartem Widerſtande dem Großen Kurfürſten ergeben, und nur noch in den feſten Städten Stralſund und Greifswald behauptete ſich der ſchwediſche Generaliſſimus Koenigsmark. Ehe der Kurfürſt an ihre Bezwingung ging, gedachte er ſich der Inſel Rügen zu verſichern. Am 12. September 1678 ſtach ſeine Flotille von der Peenemündung aus in See; 210 Transportfahrzeuge und 140 Schaluppen mit einigen tauſend Mann an Bord, der Kurfürſt ſelbſt auf der ſtattlichen Fregatte „Kurprinz“. Unter dem Hohenzollernfürſten leiteten Feldmarſchall Derfflinger und der holländiſche Admiral Cornelius Tromp das Unternehmen.

Bei dem Dorfe Alten-Kanach oberhalb Putbus warf das Geſchwader Anker, und am 14. erfolgte bei Stahlbrode die Landung. Im Sturmlauf wurde die feindliche Stellung überlaufen, wobei ſich die brandenburgiſchen Reiter beſonders auszeichneten, und nach wenigen Stunden war der Kurfürſt Herr der Inſel.

Herr auch bald ganz Pommerns, denn ſchon am 20. kapitulierte Stralſund, die bisher unbezwungene Veſte, und am 7. November ergab ſich Greifswald. Der Sehnſuchtstraum des Hohenzollern ſchien erfüllt, Pommern war ſein, ſein der Zugang zum Meere, und nicht ſeine Schuld war's, wenn ihm ſchon nach Jahresfriſt der ſchnöde Friede von St. Germain en Laye faſt alles Errungene wieder entriß. Aufs neue kam der größte Teil Pommerns unter ſchwediſche Herrſchaft, und erſt 135 Jahre ſpäter ſtieg die ſchwarzweiße Flagge für immer am buchenumkränzten Strande von Rügen empor.

Zweikampf.

(Zu dem Bilde auf S. 9.)

Der Zorn war anders nicht zu bänd'gen.
Nichts von Verträgen! — Auf der Stell',
Im Beiſein von fünf Sachverſtänd'gen,
Kommt es zur That, — zum Fauſtduell!

Ein Knäul die beiden Wutentbrannten!
Und Hieb und Puff und Schlag und Stoß; —
Vor Eifer glüh'nde Sekundanten; —
Mahnrufe: „Recht ſo! — Feſt! — Famos!“

Sie halten beide ſtolz und mutig.
Schluß —: ehrenvoll für jeden Teil.
Zerriſſne Kleider, Köpfe blutig,
Ganz hinkend, — Ehre aber heil!

F. Reimund.

Sternkunde.

Der Mailänder Aſtronom Schiaparelli hatte bekanntlich auf dem Mars ſogenannte Doppelkanäle wahrzunehmen geglaubt, und überſchwengliche Gemüter ſchloſſen aus deren merkwürdiger Form bereits darauf, daß dieſelben künſtlich, d. h. von Marsbewohnern angelegt wären (vergl. Korreſpondenz von der Erde aus mit anderen Welten. Nr. 23 vor. Jahrg.). Jetzt meldet das kaliforniſche, mit den beſten Inſtrumenten ausgeſtattete und ſeiner hohen Lage nach für Beobachtungen beſonders geeignete Lickobſervatorium, daß die ſeltſamen Formen keineswegs Doppelkanäle, vielmehr einfache, breite Streifen ſeien. Außerdem iſt es dem Obſervatorium gelungen, die beiden winzigen Marsmonde, die ſeit ihrer erſten Auffindung im Jahre 1877 nur ſelten wieder geſehen wurden, einer eingehenden Beobachtung zu unterwerfen. Dabei wurde feſtgeſtellt, daß der innere Mond einen Durchmeſſer von etwa 13 Kilometer, der äußere einen Durchmeſſer von etwa 17 Kilometer habe; der erſtere ſoll ca. 6500 Kilometer, der zweite ungefähr 20000 Kilometer vom Mars entfernt ſein. Die Geſchwindigkeit ihrer Fortbewegung iſt ſo groß, daß der innere in kaum 8 Stunden den Mars umkreiſt, alſo auf dieſem an jedem Tag dreimal Neumond wird. Um die Schärfe dieſer Beobachtungen der faſt verſchwindend kleinen Satelliten recht zu würdigen, ſei daran erinnert, daß der Mars der Erde niemals näher kommt, als 57 Millionen Kilometer.

Erdkunde.

Der große Neuſiedler See im weſtlichen Ungarn, der noch gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts ein Gebiet von 345 Geviertkilometern bedeckte, war ſchon ſeit geraumer Zeit zum großen Teil ausgetrocknet, ſo daß z. B. das Städtchen Neuſiedel, einſt dicht am Seeufer gelegen, heute ziemlich weit vom See, oder richtiger deſſen Reſten, entfernt liegt. Die Landwirtſchaft hatte ſich bereits des trocken gewordenen Geländes bemächtigt und es teilweiſe in Acker-, teilweiſe in Wieſenland verwandelt, wurde aber durch das von Zeit zu Zeit zurückkehrende Waſſer wiederholt ſchwer geſchädigt. Jetzt beabſichtigt die ungariſche Regierung, den ganzen See, der heute ſelbſt an den tiefſten Stellen nur noch ein Meter Waſſer zeigt, durch einen Abzugskanal, der bei Raab in die Donau führen ſoll, völlig trocken zu legen. Das Unternehmen wird dem Ackerbau große Strecken fruchtbaren Bodens erſchließen, auf der anderen Seite befürchten aber die benachbarten Weingutsbeſitzer in Ödenburg und Ruſt eine ernſte Schädigung, da ſie glauben, daß ihren Reben durch die Austrocknung des Sees die nötige Feuchtigkeit der Luft entzogen werden wird.

Naturkunde.

Merkwürdige Beobachtungen über die Lebenskraft mancher Farne veröffentlichte jüngſt der Naturforſcher Dr. Wittrock. Eine ganze Anzahl zumal mexikaniſcher Pflanzen, die mehrere Monate, ja ſogar zwei Jahre und drei Monate im Herbarium gelegen hatten, lebten bei der Befeuchtung mit Waſſer wieder auf und entwickelten, als ſie in feuchten Sand gepflanzt und ſorgſam im Schatten unter einer Glasglocke gehalten wurden, neue Blätter und Wurzeln. **Selaginella lepydophilla**, die bekannte „Auferſtehungspflanze“ (**Resurrection-plant**), lebte ſogar wieder auf, nachdem ſie mehr als elf Jahre trocken in einem Kruge gelegen hatte.

Daß ein Baum, der im Frühling ſeine Blütezeit hat, im Herbſt noch einmal blüht, kommt häufig vor. An einzelnen Birnbäumen, Roßkaſtanien, Hollundern und Akazien kann man es wohl jedes Jahr ſehen. Das ſieht immer hübſch aus, bei keinem Baum aber ſo hübſch, wie bei der Ebereſche. Ich fand vor Jahren bei Misdroy am Oſtſeeſtrande ein Bäumchen der Art, das zugleich Blüten und Früchte trug, und konnte mich nicht ſatt daran ſehen. Dann ſah ich in dieſem letzten Hochſommer an der Landſtraße, die von Celle nach Winſen führt, einen großen Eberеſchen- oder Vogelbeerbaum, prangend im Schmuck ſeiner korallenroten Beerenbüſchel und dazu bedeckt mit einer Fülle weißer Blütendolden. Ein entzückenderer Anblick iſt nicht zu denken. Durch keine Kunſt, durch kein menſchliches Bemühen iſt dergleichen herzuſtellen. Es iſt ein anmutiger Einfall der Natur, und ſie wirkt ein ſolches liebliches Wunder mit Vorliebe vor den Thüren armer Leute. J. Tr.

Statiſtik.

Über unſere ſeefahrende Bevölkerung bringen die neuſten Veröffentlichungen des Statiſtiſchen Amtes intereſſante Mitteilungen. Nach denſelben wurden als Vollmatroſen bei der deutſchen Handelsmarine angemuſtert in den Jahren 1882: 13174, 1892: 16263; als unbefahrene Schiffsjungen 1882: 2578, 1892: 2288 Perſonen. Der durchſchnittliche Monatsheuer (neben Beköſtigung) ſtieg bei den Vollmatroſen im gleichen Zeitraum von 45,13 Mk. auf 56,81 Mk. Im Oſtſeegebiet fiel im allgemeinen die Zahl der Angemuſterten, im Nordſeegebiet ſtieg ſie nicht unerheblich, eine Erſcheinung, die auf der Veränderung im Beſtand der Kauffahrteiflotten beider großen Küſtengebiete beruht. In den Oſtſeehäfen ſank nämlich ſeit 1883 die Zahl der Beſatzung der Segel- und Dampfſchiffe von 15156 auf 10336 Mann, im Nordſeegebiet ſtieg ſie von 23875 auf 30563 Mann. Dagegen lieferten die pommerſchen Küſtenſtrecken von allen deutſchen Gebieten die meiſten Schiffsjungen, demnächſt erſt kam Schleswig-Holſtein, dann Hannover, Weſtpreußen und Hamburg.

Verkehr.

Der Kanal des Iſthmus von Korinth, eines der Schmerzenskinder Griechenlands, ſcheint endlich der Vollendung entgegenzugehen. Die griechiſche Geſellſchaft, die nach dem gänzlichen Zuſammenbruch der franzöſiſchen, ſeiner Zeit vom General Türr gegründeten, die Fortſetzung der Arbeiten übernahm, hat genügende Geldmittel gefunden und hofft den Kanal noch vor der ihr von der Regierung geſteckten Friſt, ſchon während des Jahres 1893, eröffnen zu können. Augenblicklich ſollen nur noch etwa 45000 Kubikmeter Erd- und Steinmaſſen im Lauf des ganzen Kanals zu bewältigen ſein, eine Arbeit, die mittelſt der im Betrieb befindlichen Exkavatoren und der 3000 Arbeiter, welche das Unternehmen beſchäftigt, in wenigen Wochen ausgeführt werden kann. Schwieriger geſtaltet ſich die umfangreiche Mauerarbeiten erfordernde Befeſtigung der Ufer und die Auspumpung der großen Waſſermaſſen, welche zum Teil ganz unerwarteter Weiſe im Lauf der Strecke angebohrt wurden. — Auch die Arbeiten am Panamakanal werden dem Vernehmen nach wieder aufgenommen, wenigſtens hat ſich eine neue franzöſiſche Geſellſchaft zur Vollendung des Kanals gebildet und will in die Verpflichtungen der alten Kompanie eintreten. Ob auf dem Iſthmus von Panama ein Erfolg möglich iſt, muß man nach den Berichten der nicht voreingenommenen Ingenieure füglich bezweifeln; es ſcheint faſt, als ob die begonnenen Arbeiten gleichſam als Kulturruinen unſerer, auf ihr techniſches Können ſonſt ſo ſtolzen Zeit der Nachwelt überliefert werden ſollten.

Wenn man den Kulturzuſtand eines Landes nach der Anzahl von Briefen beurteilt, welche jeder Bewohner durchſchnittlich im Jahre ſchreibt, ſo iſt England weitaus das gebildetſte Land Europas, da jeder Engländer jährlich im Durchſchnitt 51 Briefe zur Poſt gibt. Hieran ſchließt ſich der Schweizer mit 38, der Deutſche mit 29, der Belgier mit 24, der Däne mit 23, der Holländer mit 22, der Franzoſe mit 21, der Öſterreicher mit 20, der Norweger mit 15, der Schwede mit 13, der Ungar mit 10, der Portugieſe mit 7, der Italiener mit 6, der Spanier mit 5, der Grieche mit 4 und ſchließlich der Ruſſe mit durchſchnittlich $1\frac{1}{2}$ Brief.

Preisausſchreiben.

Die königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Brüſſel hat, wie alljährlich, kürzlich einige Preiſe ausgeſchrieben, von denen die folgende Aufgabe (Preis 2750 Frank) Erwägung verdient: „Eine kritiſche Studie über die öffentlichen und privaten Beziehungen, welche zwiſchen den Römern und Juden bis zur Einnahme Jeruſalems durch Titus beſtanden haben.“

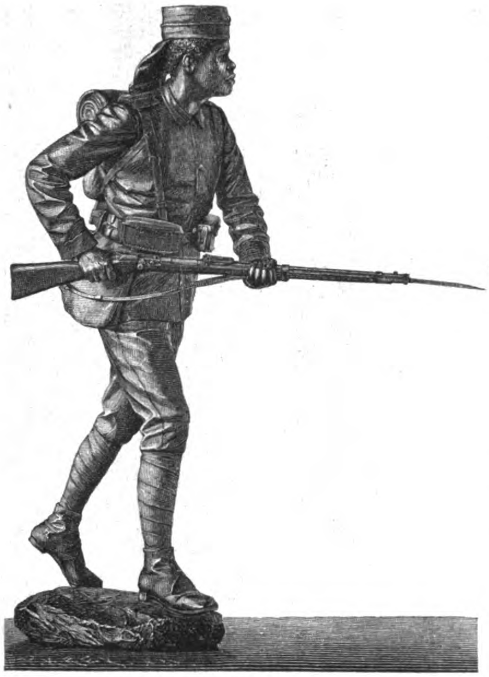
Jagd.

Wie zahlreich die Wölfe noch immer in einzelnen Teilen Rußlands ſein müſſen, erhellt aus der Thatſache, daß allein im Gouvernement Nowgorod im letzten Jahre 3484 Stück Großvieh und 17000 Stück Kleinvieh ihnen zum Opfer fielen. Noch überraſchender dürfte es ſein, daß im Jahre 1891 in Frankreich 149 alte und 253 Neſtwölfe getötet wurden, von denen die größte Zahl auf die Dordogne entfällt.

Geſchenk für Major v. Wißmann.

Die Offiziere der oſtafrikaniſchen Schutztruppe haben ihrem hochverdienten Führer, dem Major v. Wißmann, als Abſchiedsgeſchenk eine von dem Bildhauer Felix Goerling, einem Schüler Profeſſor Schapers, entworfene, in der Gladenbeckſchen Kunſtgießerei hergeſtellte Statuette eines ſudaneſiſchen Soldaten gewidmet. Die hübſche Figur, welche unſere nebenſtehende Abbildung wiedergibt, zeigt eine ſchlanke, mit der vollen Ausrüſtung der Schutztruppe angethane Geſtalt in lebhafter Bewegung. An der Ausrüſtung ſind die drei Patronentaſchen, der von der Mütze herabhängende Nackenſchleier, die kurzen Beinkleider beſonders hervorzuheben; an der Seite trägt der Sudaneſe Brotbeutel und Feldflaſche, auf dem Rücken eine gerollte Decke und eine leichte Reiſetaſche.

Bei dieſer Gelegenheit mag erwähnt werden, daß von der Wißmann-Expedition zur Überführung eines Dampfers nach dem Tanganjikaſee bisher die beſten Nachrichten eingegangen ſind. Sie dürfte jetzt den Sambeſi bereits verlaſſen haben und auf dem Wege zum Nyaſſa ſein. Alle Mitglieder der Expedition, vor allem ihr Führer ſelbſt, erfreuten ſich des beſten Wohlſeins.



Das Geſchenk der Offiziere der oſtafrikaniſchen Schutztruppe an Major von Wißmann: Statuette eines ſudaneſiſchen Soldaten.

Kleine Zeitung.

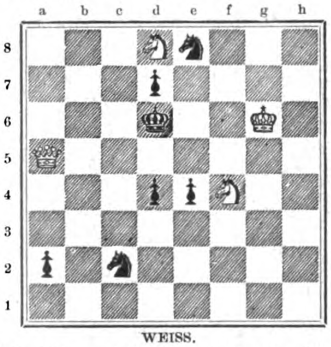
Man ſollte es nicht für möglich halten, wie viel Spielkarten im deutſchen Reiche verbraucht werden. Vom 1. April 1891 bis 1. April 1892 wurden von 47 Fabriken erzeugt 4780709 Spiele zu 36 oder weniger Blättern, 890217 Spiele zu mehr als 36 Blätter; davon gingen ins Ausland 681794 bez. 714822 Spiele. Die Fabrikation findet überwiegend in Pommern (Stralſund) und Thüringen ſtatt, doch ſind auch in Bayern und Sachſen eine größere Anzahl kleinerer Fabriken thätig.

Wo befindet ſich die ſtärkſte Eiche in Deutſchland? Man bezeichnete jüngſt ein Rieſenexemplar, welches bei Radinen in der Nähe des friſchen Haffs ſteht, als den mächtigſten Stamm. Der Baum, über deſſen Abmeſſungen uns leider nähere Angaben fehlen, wird als ſo groß bezeichnet, daß in dem hohlen Innern zehn Perſonen reichlich Platz finden können. Zunächſt treten eine Anzahl beſonders ſtarker Eichen im ſog. Haßbruch (Oldenburg) in den Wettſtreit, von denen die Amalieneiche ca. 1,50 m über dem Erdboden 9,14 m Umfang zeigt, und zwei Eichen im Park von Ivenack bei Stavenhagen (Mecklenburg), die in gleicher Höhe 9,61 m und 9,96 m meſſen. Unſere Leſer werden uns ſicher weitere Konkurrenten (möglichſt genaue Zahlen und Angabe des Standortes erbeten) vorführen.

Welches iſt die größte Höhe, die mit dem Luftballon erreicht wurde? Der Luftſchiffer Charles ſtieg bereits 1783 bis 3000 m (St. Bernhardhoſpiz 2474 m); 1804 ſtieg Gay-Luſſac bis 7016 m (faſt bis zur Höhe des Aconcagua 7127 m); 1850 erreichten Barral und Bixio eine Höhe von 6500 m (höchſter, je von Menſchenfuß erreichter Bergpunkt 6766 m, den die Brüder Schlagintweit im Himalaya 1855 erklommen). Tiſſandier, Sivel und Spinelli kamen 1874 bis 8600 m, und Glaiſher erreichte am 5. September 1862 8838 m (Gauriſankar 8840 m), fiel aber, als er dieſen Punkt konſtatierte, in Ohnmacht, ſo daß es nicht feſtzuſtellen war, ob der Ballon noch höher ſtieg. Seit länger als einem Jahrzehnt hat man von Luftfahrten, die eine außergewöhnliche Höhe erzielten, nichts vernommen — der kühne Glaiſher iſt jedenfalls nicht übertroffen worden.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow in Berlin.



Weiß zieht an u. ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Anagramm.

Nicht nur die Jugend bei dem Wort
Fühlt gleichſam ſich elektriſiert,
Es übt oft ſeinen Reiz noch fort,
Wenn Blond und Schwarz mit Grau meliert.

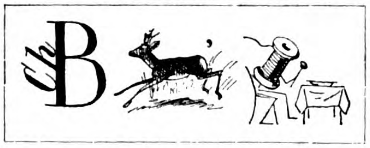
Willſt du die Zeichen anders ſtellen,
Bringt Schaden es ſtatt Nutzen leicht,
Und mehr wird in den meiſten Fällen
Durch maßvoll ruh'gen Ernſt erreicht.

Nochmals verändert dient's dem Spiel
Beweglich munt'rer Kinderſchar;
In der Natur iſt es das Ziel
Bei dem Verlauf von jedem Jahr.

Nun wieder umgeſtaltet, muß
Nach harter Arbeit es erſcheinen
Als doppelt lockender Genuß,
Doch wirſt du's ſelten auch verneinen,

Gilt's einem Feſt, ob allgemein,
Ob im Familienkreis es ſei.
Willſt du zum Schluß das Wort erneu'n,
So zieh' das große Los dabei! M. Sch. (Kaſſel.)

Bilderrätſel.



2. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte fremd der Wirklichkeit,
Hüllt gern ſich in der Sage Kleid,
Und nirgends ſich ein Dom erhebt,
Dem nicht die Zweite eng verwebt.
Der Dritten aber hat der Wahn
Es ohne Rettung angethan.
Beim Ganzen die Entſcheidung fiel,
Die blut'gem Ringen ſetzt' ein Ziel,
Und oft hat es in ſpätern Tagen
Den frohen Helden noch getragen.
M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Unſeren neuen Abonnenten

teilen wir mit, daß der ſoeben beendigte XXVIII. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns ſelbſt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXVII (1885—1891) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3, 4 und 5 Nummern 20 Pfg., 6 bis 10 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

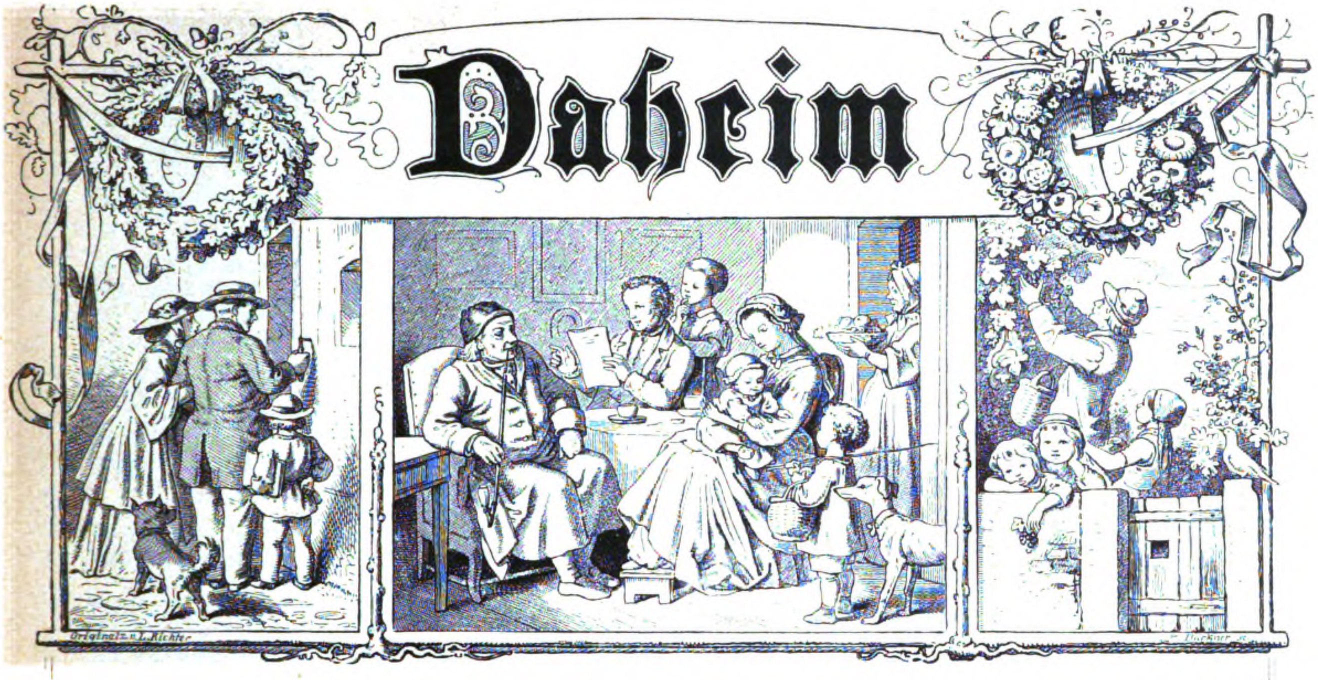
Daheim-Expedition in **Leipzig.**

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. — Gedichte: Zweifelsglück von Ernſt Behrend; Im Herbſte von Ernſt Lenbach. — Vom Manöverfeld unſerer Eiſenbahner. Von Hanns v. Zobeltitz. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. — Mansfeld und die Ober-Röblinger Seen. Von Walter Borner. Mit ſechs Illuſtrationen. — Ein neues Werk der inneren Miſſion. — Am Familientiſch. Unſere Bilder: Die Landung des Großen Kurfürſten auf Rügen, zu dem Bilde von G. Bleibtreu; Zweikampf, Gedicht von F. Reimund, zu dem Bilde von Ludwig Knaus. — Sternkunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Statiſtik. — Verkehr. — Preisausſchreiben. — Jagd. — Geſchenk für Major v. Wißmann. Mit einer Illuſtr. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Oktober 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. № 2.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Schloßherr hatte inzwiſchen dem Fürſten einen Seſſel herangerückt — der Beſchließer putzte den Tiſch ab — der junge von der Marwitz, der den Vierten abgegeben, ſtieß ein Fenſter auf und hakte es aus. Die Überraſchten faßten ſich ſo gut es ging und ſuchten, es dem Herrn angenehm zu machen.

Friedrich Wilhelm ſchwieg noch immer und hielt ſeinen ſtrengen Blick auf die Augen des von Zelen gerichtet, bis dieſer zu blinzeln begann und verſtummte.

„Verzeiht, Euer Gnaden,“ war ſeines kleinlauten Vortrags Schluß, „es fehlt an Gemächern, Euch würdig zu empfangen. Dies iſt das wohnlichſte außer dem Frauenzimmer, wo meine Nichten ſchlafen. Man wird aber den Thorwärtel peitſchen, der Euch nicht gebührend angemeldet!“

„Schweig doch, Zelen!“ rief endlich der Fürſt, ſich unmutig in den bereitgerückten Seſſel werfend.

Eine unbehagliche Pauſe entſtand.

„Ich bin übernächtig!“ brach dann Friedrich Wilhelm los, „die Sorgen hielten mich wach. Dich brachten die guten Werke um die Nacht, id est Schlemmen und Hadern um Gottes Wort, indes ihr Gottes Gabe und euren Leib mit Saufen ſchändet. Was meinſt du, wenn ich jetzt hinüberreite zum Thymen und Gröben oder Marwitz, werd' ich ſie auch betrunken auf der Diele finden in der Gottesfrühe?“

„Nichts für ungut, Durchlaucht — es könnte wohl ſein!“ gab der Herr von Zelen zurück, ein ſtilles Schmunzeln in den Mundwinkeln unter dem weißen Spitzbart.

„Und das iſt meines Landes Adel und Wehr, die exempla des gemeinen Mannes!“ rief der Fürſt. „Zelen, weißt du nichts Beſſeres mit dir zu beginnen, als dich und dein Haus den Weg zu treiben, den der Satan der Völlerei gemeſſen hat? Sieh da, ſelbſt die unvernünftige Kreatur dort iſt voll Weins“ — er wies auf den Hund am Eingange — „ſchäme dich vor ihm, daß du und dein Hund gleicherweiſe wie das Vieh am Boden lagſt, als ich kam. Und ſchäme dich vor dem Angeſicht des Herrn, der in dein Kämmerlein blickt und dich wohl zu einem adligeren Leben beſtimmt hat!“

Das runde Geſicht der Morgenſonne ſchaute durch das offene Fenſter hell und freundlich herein — der Ritter aber ſetzte eine trotzige Miene auf und meinte: „Beſtimmt? Euer Gnaden wollen mir nicht gar Eure Prädeſtinationslehre anſchmieren und einen rechtgläubigen Lutherſchen in die Stricke locken!“

„Ja wohl, du haſt die lutheriſche Freiheit, zu ſchlemmen,“ entgegnete heftig der Kurfürſt. „Die guten Werke — haſt recht, dir ſind ſie des Teufels Lockſpeiſe, thuſt lieber die ſchlimmen! Zelen, ich bin nicht hier, theologica zu traktieren! Ich bin mit heran geritten, dir zu ſagen, daß du dich geben ſollſt und billigen Vergleich von den Wedigenſchen annehmen. Sollen dich die Advokaten von deinem Hauſe treiben? Dein Widerpart, die Stadt Cölln und das Kammergericht, die leben länger als du — die Rabbuliſten ziehen dich aus, und zuletzt behält die Stadt doch recht, wenn der Prozeßgang und dies Säkulum zu Ende iſt und du lange moderſt!“

„Sie haben meinem Bruder Hans Georg von Zelen vor ihrem Rathauſe in Cölln das Haupt zwiſchen die Füße gelegt!“ murrte der Ritter.

„Das hat nicht die Stadt gethan, ſondern meines Herrn Vaters ſelig Juſtiz!“ warf der Fürſt ein. „Kurbrandenburgiſch Urteil, weil dein Bruder den Bürgermeiſter Wedigen mit ſeinem Hirſchfänger erſtochen!“

„Das that er zu Recht, Euer Gnaden. Der Cöllner Magiſtrat hatte ihm Kontribution auferlegt, welche die Städte hätten zahlen müſſen. Freilich hatte mein Bruder das Haus auf der Leipziger Straße zu Cölln — darauf aber legten ſie bei der Repartition nicht den rechten Teil, ſondern auf ſein geſamtes Hab und Gut, womit er doch ritterſchaftliche Kontribution trug, hart genug; ſie meinten, der Zelen hat's, man kann's ihm nehmen mit Scheffeln und Metzen. Und als dann mein Hanſe Jürg aufs Rathaus ging, rechtete der Wedigenſche wider Gebühr mit ihm. Er war ihm nicht grün, weil wir Grenznachbarn ſind und Wüſtemarkdänsdorf Wedigenſch iſt. Da gab's Händel. Wollte Gott, ich hätte an meines Hanſen Stelle geſtanden, ich hätte dem Wollſack auch eins in den Wanſt geſtochen; nichts für ungut, Durchlaucht! Mann iſt Mann! — Gut, es ſei — obwohl Hanſe von Adel war und der Wedigen eine Tuchmotte! — Aber wohlan, ſie ſind für ritterbürtig angeſehen, und ſo ſag' ich: Mann iſt Mann — beide liegen unterm Raſen. Wo aber bleibt, was der Bürgermeiſter Wedigen meinem Bruder zu Unrecht abgezwackt hat? Die causa litis, das Objekt, das muß heraus! An den Thalern liegt mir nichts, aber am guten Recht meines Hauſes, und wenn darum Berlin und Cölln brennen ſollen! Mein Recht, darum prozeſſiere ich, bis ich ins Elend gehe! Und was den Hund anlangt, Durchlaucht, ſo iſt es unrecht, daß er trinkt; allein es iſt alles eins: er hat es ſich ſo mit angewöhnt. Da kein Heil und kein Glaube mehr in der Welt iſt, und man die Steuern und Kriegsmetzen nicht mehr erſchwingen kann, ſo mag alles verpraßt ſein. Was nutzt es, gottesfürchtig leben, wo der gnädigſte Fürſt ſelbſt dem reformierten Glauben anhangt! Ich weiß nicht, wo aus noch ein — mag drum Joachim Friedrich von Zelen, ſein Haus und ſein Hund trunken zur Hölle fahren. Brandenburg iſt hin, die Ritterſchaft iſt hin, die Städte ſind hin, die Dörfer liegen wüſt, auf Meilen Wegs iſt nicht Menſch noch Vieh, nicht Hund noch Katz zu ſehen — wo Ihr, gnädigſter Herr, Geld aufkratzt, weiß der Henker — das Land bringt's nimmer! Alſo, da iſt mir am ſeligſten, wenn ich voll bin, Gott weiß es! Item, darum trink' ich. Weiß nicht, ob's der Hund mit ſo gutem Recht thut!"

„Recht?" Der Fürſt, der mit ſonderbarem Lächeln zugehört, griff dies eine Wort der ſeltſamen Beweisführung auf. „Ich werde dir auf der Stelle Recht ſchaffen. Du haſt einiges Latein gelernt, Zelen. Weißt du, was das heißt: Summa lex regis voluntas? Wohl, es heißt: die oberſte Rechtsquelle iſt des Fürſten Wille! Das will ich dir auslegen, ohne Connani, Donelli oder Vigelii*) Kommentarien des Rechts zu citieren. Seit der Ratifikation des Osnabrücker Friedens, id est ſeit Februar des Vorjahrs, bin ich Territorialherr der Marken, des Landes Rechtsherr. Geht alles wohl im Staat, ſo haſt du neben mir einen papiernen König — das Buchrecht. In ſchlimmen Zeitläuften aber, ſo das Staatsſchiff in tempestatibus ſchwankt, ſoll ein Mann am Steuer ſein, und zwar nur ein Mann. Der Mann dazu iſt der Fürſt. Wehe dem Lande, deß Fürſt dann nicht Willen und Kraft hat, ſich über alles Recht zu ſtellen, gleichwie die dictatores in der römiſchen Republik. Ich, Joachim Friedrich von Zelen, bin nicht der feige Mann, in dieſer ſchlimmſten Zeit Brandenburgs, die Verantwortung vor Gott zu ſcheuen, daß ich ein Tyrann geweſen. Bis dies Land im Hafen, wird meine Hand am Steuerbaum ſein und nicht loslaſſen. Sorge und Entſchluß, Macht und Willen ſind mein. Dieſe Nacht bewieſet Ihr, daß ich der beſſere Mann, den Gott geſetzt, denn Ihr zechtet und ſchlieſet, während ich wachte. Und aber: Ihr verzweifelt — ich jedoch halte feſt an der Hoffnung. Darum bin ich fortan der alleinige Souverän und Rechtsquell dieſer Staaten, achte der Stände Recht nichts, und mein Wille iſt Geſetz! Bis der Sturm vorüber! Wer ſich beſchwert fühlt, den lade ich vor des Herrn Herrn Stuhl. Höre nun Zelen, was in deiner Sache wider die Wedigen ex principis auctoritate Recht ſein ſoll: Du nimmſt an die billige Entſchädigung, die ſie bieten, und gelobſt mit Ritterwort, daß die alte Fehde vergeſſen ſein ſoll. Thuſt du das nicht, ſo ſetze ich dich nach Peitz in Priſon. Ein Reich, das nicht in ſich eins iſt, zerfällt. Ich aber gebrauche Frieden in Brandenburg und keine Kontentionen der Landesglieder gegeneinander. Und wer muckt, dem werde ich zeigen, daß ich Eiſenzähne habe, wie der Zoller, den ſie Eiſenzahn nennen. Nun ſprich, Zelen!"

Der Ritter ſchwieg, hatte die Zähne aufeinander gebiſſen, und ſeine Augen funkelten groß und herriſch vor Trotz.

Da wandte der Fürſt ſich an den Junker.

„Hans Jürgen, rede du," ſagte er mit milderer Stimme, „du biſt des Erſchlagenen und Gerichteten leiblich Blut. Sage mir, nach deinem und meinem reformierten Glauben, war es deinem Vater beſtimmt von Urbeginn der Welt an, den Wedigen zu erſtechen und dafür enthauptet zu werden, oder nicht?"

„Ja!" ſagte finſter und ſtill der junge Herr.

„Wie alſo darf wegen Gottes Ratſchluß und Prädeſtination über jenen Vorfall Feindſchaft und Haß ſein zwiſchen dir und dem Samen des Erſtochenen?"

Der Junker fand keine Antwort.

„Was rechtfertigt dich einſt am Tage des Gerichts?" fragte Friedrich Wilhelm weiter, „dein rechter Glaube allein oder auch die Werke, die du thateſt?"

„Die Werke auch, Euer Gnaden!" ſagte eifrig Johann Georg, der Calviniſt.

„So heiſche ich nun, daß du das gute Werk der Verzeihung übſt — oder ich will dereinſt droben Kläger ſein gegen dich!" rief der Fürſt mit ſtarker Stimme.

Eine Pauſe entſtand, in der man nur des Hundes Schnarchen hörte.

„Ich verzeihe und gelobe, den Erbhaß abzuthun!" erwiderte dann tiefernſt der Jüngling und legte die Schwurfinger auf den Kreuzgriff des Degens, den der Fürſt ihm entgegenſtreckte.

„Wohlan, Johann Georg," ſagte darauf ſanft und gütig Friedrich Wilhelm, „komme zu mir nach Berlin — du ſollſt mir bei meinem Werke Gehilfe ſein. Nun zu dir, Joachim Friedrich, wie ſteht dein Wille?"

Ehe aber der Ritter antworten konnte, erhoben ſich draußen im Hof ein gewaltiges Lärmen, Roſſeshufe, Rüdengebell, Wiehern, Schelten und zwei helle Frauenſtimmen.

„Meluſine — Nymphe," ſagte der Schloßherr erſtaunt ſtatt der Antwort, „woher kommen die in der Frühe? Und wen bringen ſie da zu Pferd gleich einem Müllerſack? Gott ſtraf mich — den jungen Wedigen von Dänsdorf!"

Auf dies Wort warf auch der Fürſt einen Blick durch das kleine Fenſter, ſah aber nichts mehr und mußte warten, bis die Ankommenden die Treppe herauf waren und in das Gemach traten.

III.

Das Roſenrot dieſes Morgens, da der Fürſt die Thore von Burg Machow nicht verſperrt fand, weil ſchon vor Tag die zwei wilden Fräulein — Meluſine und Nymphe — zu Pferd aufgebrochen, hatte nicht nur des einſamen Helden Samthut licht angeleuchtet, ſondern auch einer jungen Magd ſtrohblonden Zopf, unweit der Stätte, wo Herr Friedrich Wilhelm Intention und gute Neigung verſpürt, das erſte reife Korn zu ſegnen.

Allda am Rande der braunſtämmigen Föhrenremiſe ſaß ſie auf Dänsdorfer Boden ſeit Mitternacht in einem niedren Hollunderbuſch, einen Spiegel um den Hals, und ließ die Augen fleißig rund gehen — zu welchem Werke?

War auch Haß im Land zwiſchen Reformiert und Lutheriſch, als gäbe es einen calviniſchen Herrgott und einen altbrandenburgiſch-rechtgläubigen nach der Auguſtana, ſo wären doch der fromme Gerhardt ſowohl, als des Fürſten Hofprediger voll gleicher Instigatio zu exorciſieren über das dumme Kind am Waldrande hergefahren, hätten ſie es bei ſeiner Zauberei getroffen.

Liſe Bötzow vom wüſten Dänsdorfer Hof wollte den Bilwitz fangen!

---

*) Die älteſten ſyſtematiſchen Darſteller des Corpus juris, 1553, 1589, 1628.

Steht das Korn im ſchönſten Bluſt, manneshoch in den Halmen, ſaftig und mit weichen, werdenden Ährlein, dann machen die ſchlimmen Geiſter ſich daran, den Menſchen die Ernte zu verderben. Bald nach Mitternacht tritt vorſichtig der Bilwitz aus dem Walde, ein ſehr magerer, langer, eisgrauer Mann, ein ſpitzes Hütlein auf dem Haupt, einen langſchößigen Rock um die Lenden, die Hände allezeit in den Taſchen der Pluderhoſen. Er macht im Schatten der Föhren Halt und ſpäht über die Flur, die im Mondlicht ſilbergrau blinkt, ob er geſehen wird.

Niemand iſt auf dem Acker; das Mondlicht ſchwindet hinter ſchwarzen Wolken, die plötzlich wie gezaubert am Himmel hängen und flattern; hurtig duckt der dürre Graue nieder an den Boden, ſchnallt den rechten Schuh ab und ſteckt ihn unter den Rock; aus der Pludertaſche nimmt er eine kleine, ſehr ſcharfe Sichel und bindet ſie an die Zehen des nackten Fußes.

Dann erhebt er ſich und ſchlendert durch das Korn, quer und ſchräg, ſchwenkt hin und her; wo er ſchlürfend ſchreitet, mäht ſein Fuß eine ſchmale Gaſſe, einen engen langen Gang, und auf der Stelle verſchwinden die Halme. Kommt dann am Morgen bei Sonnenlicht der Bauer an das Ackerſtück, ſo ſieht er die troſtloſe Verwüſtung.

Es gibt viele Mittel gegen den Bilwitz. Man kann einen Kranz von Schafgarbe, Trespen, Wicken oder Dort am grünen Donnerstage weihen laſſen und mitten ins Korn auf einen Stab ſtecken, kann auch eine Garbe mit Wachholderzweigen, die man bei der letzten Ernte zuerſt auf den Wagen ſtach und zuletzt droſch, mit zur Saat verwenden; — allein beides iſt nicht ſicher (zumal die Herren Paſtores ſolche Kränze ſeit langem nicht mehr weihen mögen, weil es papiſtiſche Ungebühr ſei) — das ſicherſte Mittel iſt es, daß eine reine Magd den Spiegel umthut und ſich dem grauen Geſpenſt in den Weg ſetzt auf einen Hollunderbuſch, da wo es aus dem Walde hervorgeht auf den Acker. Sieht der Bilwitz das Mädchen, ſo muß es ſterben, erblickt er aber ſich ſelbſt in dem Spiegel, ſo iſt der Zauber gebrochen, und der ſchlimme Geiſt flieht auf immer.

Das iſt gewiß ein gefährlich Mittel, denn auch, wenn der geiſtliche Herr davon erfährt oder übelwollende Nachbarn, ſo kann das Mägdlein in die Waſſerprobe kommen oder in die Feuerprobe oder gar ſtracks auf die Leiter.

Es weiß auch im Dorf niemand von dem Mittel, als der altgeſeſſene Kothſaſſenſtamm, die Leute mit kleinen Augen zwiſchen breiten Backenknochen, runden Schädeln mit ſtruppigem Kraushaar auf kurzen, vierſchrötigen Leibern; — die langſchenkeligen hageren Bauern hingegen, die Flachsköpfe mit den Hakennaſen und herabgezogenen Kinnbacken, die vielleicht erſt mit den Askaniern wer weiß woher aus Niederſachſen in die Mark kamen, große Kühe und tiefe Pflüge mitbrachten und ein landfremdes Recht, die erfahren um ſolche beſten Mittel nichts, mögen auch nicht daran glauben — und ſo hülfen ſie ihnen auch nichts.

Liſe Bötzow gehört zu dem drangſalierten unreinen Blut — ihr Geſchlecht iſt wendiſch. Ihr Vater brannte ab, ihr Bruder wurde von dem herunterkommenden Strohdach erſchlagen oder zu Aſche gebrannt; ſie ſelbſt ward von ſtreifenden Reitern geſtohlen und im Sacke fortgeſchleppt, ſchnitt ihn aber mit den Fingernägeln auf, als ſie in der Nacht darin am Pferdesrücken hing, während die Knechte um ſie würfelten, glitt wie eine Katze hinab und abſeits in den Wald — die betrunkenen Buchheimſchen fanden ſie nimmer. Sie traute ſich nicht heim, um nicht wieder gegriffen zu werden, und lief im dicken Ravenspergwalde über Alt-Linewitz, das auch wüſt lag, über Bergholz und Jutregotz bis in die wüſte Mark Dänsdorf, Wedigenſchen Eigentums, wo ihrer Mutter Verwandte als Kothſaſſen ſaßen und frohndeten.

Sie war anſtellig und willig, ſo ward ſie dort auf dem Hofe und zum Dienſt im Hauſe verwendet, bekam auch dann und wann der alten Frau Wedigen abgelegtes Kleid, wenn dieſe mit dem Junker Wedigen aus Kölln auf ihr Gütchen kam, um zu ſehen, wie es aus dem Wüſten neu erſtand.

Der am meiſten Püffe bekommt, gedeiht am beſten: Liſe war ein hübſches Mädchen. Sie hatte die altwendiſche Neigung zum Waſſer, mußte aber zu Haus oft den ſtraffen braunen Nacken unter des alten Bötzow Karbatſche beugen, weil ſie es nicht laſſen konnte, ſich zu waſchen. Der graue Koſſäth ſchalt das Hochmut — ihr war es ein Sinnenbedürfnis. Aber wie weh auch die harten Schläge thaten, konnte ſie des Abends, ſo entwiſchte ſie doch an den See, der einſt die Fercher und Kemnitzer Heide trennte und längſt, gleich tauſend Seen der alten Mark, zu Luch, Waldfenn und Ackerkrume eingetrocknet iſt. Und dann ſchwamm und tauchte ſie in dem nachtdunklen Waſſer geräuſchlos und behend wie ein Rotbläßchen; alle Stimmen der Nacht und Natur wurden ihr vertraut, und wenn der Alte vor allerlei Geſpenſtern der Dunkelheit ſcheu und mürriſch warnte, ſo züngelten hinter ihrer niedrigen Stirn liſtige Mutmaßungen auf, es möchten geſtörte große Nachtvögel, grotesk entrindete Weidenſtümpfe, Hufeiſennaſen, die lautlos fliegen und plötzlich durchdringend kreiſchen, oder andere natürliche Schreckweſen den Vater geängſtigt haben. Mit gruſeliger Freude wartete ſie oft nachts zwiſchen Sumpf und Wald auf Geſpenſter — aber nie erſchienen ſie ihr. Zuletzt ging ſie heim und büßte ihre geheimen Wonnen unter Jochen Bötzows Fauſt und Karbatſche. Ihr Leib gedieh dabei, doch wurde ſie manchem im Dorf, der ihr nachſpähte, durch ihr heimlich Treiben unheimlich, wie eine Fledermaus.

Seit ſie nun allein auf Dänsdorf diente, war all dies vorbei — hier ſtanden die Mägde in ſtrenger Zucht des Vogtes. Genauer als auf den Adelsſitzen, ging es auf dem bürgerlichen Hofe zu; es wurde beſſer gewirtſchaftet, und ſcharf blickten der Junker Renatus ſowohl wie ſeine verwitwete Mutter, Frau Eliſabeth, als auch noch der greiſe Großvater Adam Wedigen, des Patrizierhauſes Haupt, jedem auf die Finger, der in ihrem Eigen ſchaffte.

Hier war ſchwer ausbrechen nachts, und um zu baden, hätte man bis zur Bake laufen müſſen, die in den Griebnitzſee fällt oder bis unter die Mauer von Burg Machow.

Allein die Herrſchaft war auch gütig.

Als einmal der Hofvogt ohne beſonderen Grund, vielleicht als gemütliches Zeichen ſeiner Huld, der Liſe eins mit der langen Peitſche über den Rücken zog, den ſie gerade beim Scheuern am Brunnen bückte, kam eine ſcharfe junge Stimme aus dem Fenſter des Herrenhauſes über den Hof:

„Jochen, ſchlägſt du die Magd anders, als wo ſie's verdient, ſchneide ich dir Riemen aus deinem Fell!“

Der junge Herr Renatus hatte zugeſehen, es war ſeine Stimme geweſen; mit einem „Schinder!“ ſchlug er das Fenſter zu. Jochen ſchaute grieflachend und bedeutungsvoll das Wendenmädchen an, dieſe aber ſtarrte verblüfft nach dem Gitterfenſterchen in der Fachwerkwand, von wo das ſeltſame neue Evangelium gekommen: „Schlagt nur, wer's verdient!“ Dann ſah ſie Jochens Grinſen, lachte laut auf und machte ſich wieder über ihren Zuber, kicherte aber ſtill in ſich hinein, da des Junkers weichherzige Anwandlung ihrer Eitelkeit ſchmeichelte.

„Freilich wär' mir der junge Herr lieber, als ein anderer!“ war ihrer Gedankenreiſe Schluß; da ſtand derſelbe junge Herr hinter ihr und redete ſie an.

„Liſe, du biſt unehrlich Blut,“ ſagte er, „aber du haſt eine glatte Haut, wäſchſt dich wohl gar? Ich ſeh' dich gern, und weder dich noch ſonſt wen ſoll man auf meinem Hof ſchlagen ohne Anlaß! Siehſt du, die Schmitze hat dir einen Striemen ins Geſicht gezogen!“

Liſe richtete ſich beſchämt auf, ſpie in ihre Hand und rieb den Striemen ab. Der Junker ſtützte ſich auf ſeinen Degen und ſchaute ihr wohlgefällig zu, indes das Waſſer aus der Pumpe weiterrann und um ſie ſpritzte.

„Du biſt frei hergelaufen und nicht unſer Eigentum, brauchſt dich ſothanerweiſe nicht ſchlagen zu laſſen!“ fuhr er fort.

„Herr, ich bin Schläge gewöhnt, mein Vater ſchmiß mich wie einen Hund. Er meinte, es ſei die beſte Zucht!“

„Wie du reden kannſt!“ erwiderte lächelnd Herr Renatus. „Haſt eine gelenke Zunge! Aber ihr Wenden ſeid nun einmal Hunde!“ Damit kniff er ihr das runde Kinn zu einem Grübchen zuſammen und ging davon.

Liſe fühlte ſich ſehr geſchmeichelt, und eine hundstreue Verehrung für den Junker keimte in ihr auf. Sie blickte ihm aus den Augenwinkeln nach und fand, daß er ſtattlich ſchreite, Kopf und Bruſt hoch und ſtolz trüge.

„Ein Herr, der in Wittenberg gelernt hat!“ dachte ſie. „Zwar ein dummer Deutſcher, der nicht ſchlagen mag, aber ein ſchönes, junges Herrlein, Gott verdamm' mich!“

Als dann das Getreide dieſes Jahres hoch in Halmen ſtand, hörte ſie einſt den Junker wettern und klagen, daß ihm der Schlag auf Machow zu hinter den Fichten vom Machower Wild verdorben würde, das dort über das Feld wechſele.

„Ja, das Wild!“ dachte ſie und horchte auf.

„Lauter enge Weglein macht's, die Kreuz und die Quer, es iſt ein Jammer!“ ſagte der junge Herr zum Vogt.

„Lauter enge Weglein — recht — es iſt der Bilwitz!“ meinte Liſe bei ſich.

War es nun der alte geheime Kitzel, ein Geſpenſt zu überraſchen, oder hätte ſie ſich gern wiederum einen freundlichen Blick des Junkers verdient, wenn er's erfuhr, oder aber war es ein unbewußtes Bedürfnis, ihm Liebes zu thun, um das er nicht wußte, niemand wußte, als ſie ſelbſt — die Magd beſchloß, den Bilwitz zu ſcheuchen. Sie nahm den Spiegel des Großknechts im Stalle heimlich vom Nagel und entwiſchte damit, nachdem ſie lange mit klopfendem Herzen auf das Schnarchen der anderen gelauſcht, vor Mitternacht durch das zerſchlagene Stallfenſter in den Garten, der noch nicht wiederangelegt war. Durch die von altem Buchsbaum überwucherten Gänge eilte ſie im halben Mondſchein, angſtgejagt, von Menſchen geſehen zu werden, ohne Scheu vor dem ſpukhaften Anſehen, das in der Monddämmerung alles üppig ausgewachſene Geſträuch hatte. Über die bröcklige Mauer flog ſie wie ein Ball auf die Straße; ein Dorfhund ſchnob lautlos auf ihrer Spur hinterdrein, blieb aber zurück, als es in den dicken Nebel der naſſen Wieſen ging. Dann quer über ein grelles Sandfeld, über das, rieſengroßen Spinnenbeinen vergleichbar, die ſtarren Wurzelfäden hungriger Sandpflanzen krochen, hie und da mit kleinen Saugfaſern an den wie von Meereswogen feſtgeſchlagenen Boden ſich klammernd.

Und endlich durch den rauſchenden Föhrenwald, in dem das Geſpenſt jetzt wohl noch wartend ſaß, wie der Wind hindurch an die Stelle, wo die Saat verwüſtet war.

Da hockte ſie nun auf dem Hollunderbuſch, der niedrig ſtand, wie ein Sitz, den gleißenden Spiegel gegen den Wald gekehrt, die Hände darunter über der wogenden Bruſt gefaltet, noch etwas atemlos; die grauen Augen überwachten mit dem grellen ſpähenden Blick einer Katze den Föhrenrand und ſeine phantaſtiſchen Büſche, aus denen jeden Augenblick der Unhold herausſchleichen konnte.

Nun kamen lautloſe, bleierne Stunden der Nachmitternacht; ſelbſt der Wind ſchlief, kein Zweiglein rauſchte, kein Halm nickte, kein Hundeblaff; nur der halbe Mond ſank ſchweigend tiefer und tiefer gegen den Erdrand, unſicheres Licht in dicke ruhende Luft ſtrahlend. Die Schatten all der regloſen grauen Dinge rings wuchſen unmerklich, und die geheimnisvollen Schauer des großen Schweigens floſſen über das eine zitternde, mutige, wache Menſchenherz, das Blut in den Adern ſtarren machend vor Grauen, während doch das Auge unabläſſig aller Schatten Wachſen und Veränderung überwachte; denn Wachſamkeit war Leben, Überſehen Verderben.

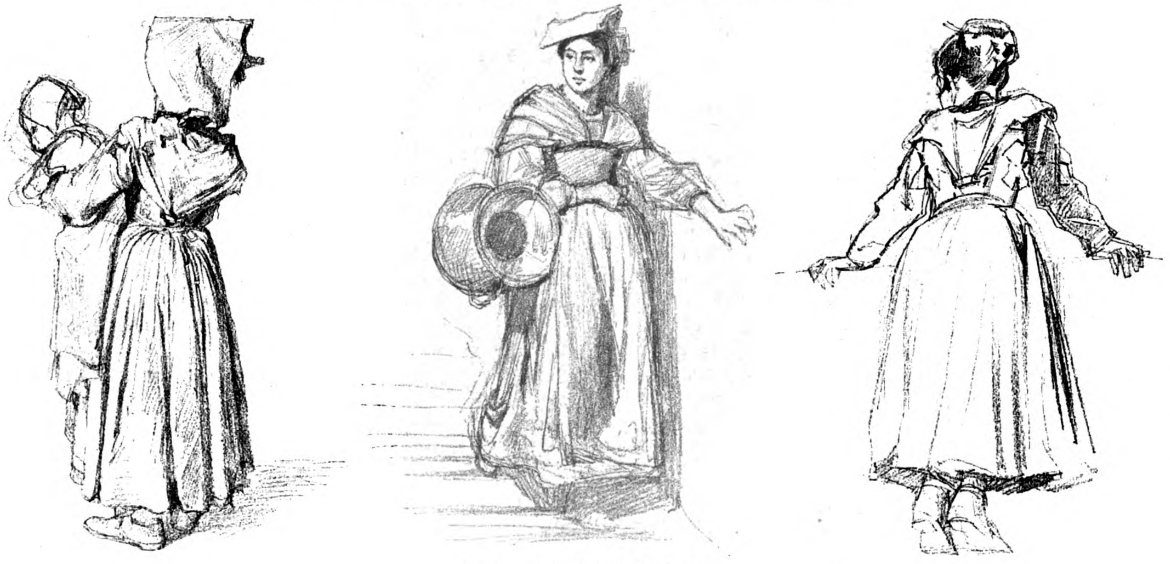
Das rohe gute Herz erfüllt ſich allezeit mit Liebe zu dem, für den es etwas thut, weil es in Selbſtentäußerung das ſtärkſte und urſprünglichſte Glücksempfinden faßt.

Drinnen im Dänsdorfer Herrenhauſe ſchnarchte wohl der Junker Renatus, träumte auch von der ſchönen Meluſine von Zelen, die ihm einen Stelldicheinzettel auf den nächſten Morgen geſchickt, bei Sonnenaufgang an der Machower Grenze, wo eben Liſe Bötzow ſaß, einen Zettel nicht der Liebe, ſondern der Hinterliſt; und hier in der rieſelnden Stille der ſchaurigen Nachteinſamkeit füllte ſich ein armes Herz mit immer ſtärkerem Jauchzen: „Für ihn ſitze ich, für ſein Eigen, um das er bangt, wache ich; Segen über ſein gütiges Auge!“ Und dies Jauchzen, höher und höher brandend wie wachſende Flut, gab ihr Kraft und Mut gegen das grauſame Geſpenſt, das ſie erwartete, mehr Mut, als die unverſtandene altwendiſche Zauberformel, welche die blutloſen Lippen zu Anfang der Nacht mal um mal haſtig geraunt.

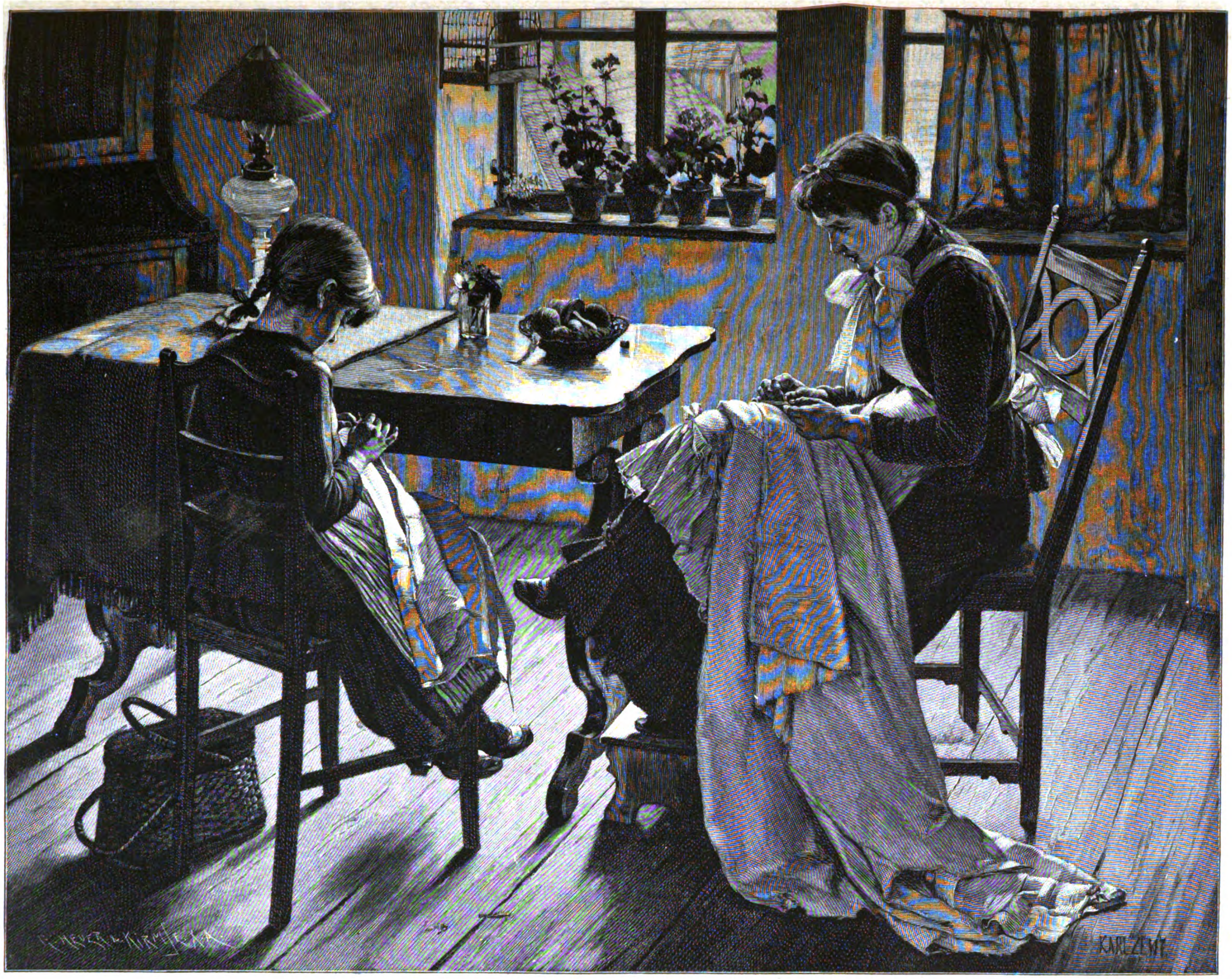
Der Mond ſank unter. Ödes, fahles Grau zwiſchen tiefſchwarzen unendlich langen Schatten umgab die Harrende, da kam in ihrem Rücken ein leichtes Raſcheln aus der Saat, davon ihr ein kalter Schauer die Wirbel hinabfuhr und ihr Kopf mit einem Ruck im Nacken ſaß.

(Fortſetzung folgt.)

Aus den Skizzenbüchern berühmter Künſtler.



Studien von Ludwig Paſſini.



Eifrig bei der Arbeit. Nach dem Gemälde von Karl Zewy.

Neue Bücher.

Denjenigen unſerer Leſer, welche ſich an den langen Herbſt- und Winterabenden gern zu gemeinſamem Leſen, ſei es in der Familie, ſei es im Freundeskreiſe, zuſammenſchließen, kann ich diesmal ein vortreffliches Buch empfehlen. Es heißt: „Aus däniſcher Zeit“ und iſt von Charlotte Nieſe verfaßt (Leipzig. Fr. W. Grunow, 1892). Fräulein Nieſe ſchildert uns ihre Kinderjahre, die ſie, wie es ſcheint, in Burg auf der Inſel Fehmarn verlebte und zwar vor 1864, alſo in däniſcher Zeit. Das Buch hat nur einen Fehler, den man freilich ſehr ſchmerzlich empfindet, es iſt viel zu wenig umfangreich, es umfaßt nur 15 Bogen. Sonſt iſt es vortrefflich. Mit urbehaglichem Humor ſchildert uns die Verfaſſerin die Perſönlichkeiten, die in den Geſichtskreis des Kindes traten, und mit ihnen erſteht auch das alte Holſtein in däniſcher Zeit vor dem Auge des behaglich lächelnden Leſers. Das unruhige Haſten unſerer Tage, der vielbeſprochene Kampf ums Daſein, das Nivellierende des heutigen Staatsbegriffes — in das Fehmarn jener Tage waren ſie nicht gedrungen. Hier wuchs noch jeder einzelne auf ſeine Manier auf, entwickelte ſich nach den eigenſten Geſetzen ſeiner Naturanlage, wurde ein Original. Es war wie in dem Kurland meiner Kinderjahre; mit dem Maßſtab der heutigen Großſtädte gemeſſen war jeder Menſch ein Original, und diejenigen, welche in dieſer Welt noch für Originale galten, waren Menſchen, welche der Umgang mit ihresgleichen kaum irgendwie beeinflußt hatte. Fräulein Nieſe nun blickt mit herzlicher Liebe und nicht ohne Sehnſucht zurück in jenes Paradies ihrer Kinderjahre, und das verleiht ihren Erinnerungen einen warmen Ton, der erwärmend auf den Leſer übergeht. Dabei verfügt die Dame über eine ſehr ungewöhnliche Geſtaltungskraft. Der alte Mahlmann z. B., ein nichtsnutziger alter Vagabund, für den man ſich doch ſo warm intereſſiert, iſt ein wahres Meiſterſtück der Charakteriſierung.

Gegen die Dänen hegt Fräulein Nieſe keinerlei Haß, und nach ihrer Schilderung ſcheint auch die Bevölkerung Fehmarns ihre damaligen Herren mehr mit einer gewiſſen Abneigung, als mit Widerwillen betrachtet zu haben. Bei Gelegenheit der mit köſtlichem Humor geſchilderten Eroberung der Inſel durch die Preußen tritt das deutlich zu Tage. „Habt ihr noch mehr Dänen hier?“ fragte einer der Preußen die umſtehenden Leute, und dieſe nickten. „Gewiß, da waren der Poſtmeiſter und der Zollverwalter; auch der Probſt hatte neulich erſt einen däniſchen Orden bekommen, etliche Zollkontrolleure ſprachen nur gebrochenes Deutſch. „Sind die Leute gefährlich?“ hieß es, und man ſah ſich zweifelnd an. Gefährlich? Nun, es waren ja Dänen; man konnte ſie immerhin wegjagen. „Nun, dann wollen wir ſie wegjagen,“ riefen die Brandenburger. „Kommt mit und zeigt uns den Weg.“

„Schon ſetzt ſich ein Trupp Leute in Bewegung, da kommt mein Bruder Heinrich des Wegs. Er iſt jetzt wieder für eine Zeitlang in der kleinen Stadt anweſend und amüſiert ſich heute vortrefflich.

‚Jungens, wo wullt jü hen?‘ ruft er den Leuten zu, von denen er jeden einzelnen kennt, und einer der Angerufenen ſtreicht ſich bedächtig das helle Haar aus der Stirn.

‚Ja, Heine, wie wullt den Propſten en beten wegjagen und de annern Dänens ok. Komm mit, min Jung, dat is an Spaß.‘

Aber Heinrich ſchüttelt den Kopf. ‚Nee, ick will nich mit; de Lüd do hebbt mi ja gornix dahn — de hebbt ja keenen Minſchen watt dahn.‘

Die Leute bleiben ſtehen und werden nachdenklich. ‚Dat is ja wull eegentlich ok wahr; nee, de hebbt uns gornix dahn — dor ſind ja ganz vernünftigen Keerls mit mang — nee, dahn hebbt ſe uns nix.‘ Und einer von ihnen wendet ſich zu den Preußen, die dieſen barbariſchen Naturlauten verſtändnislos und ein wenig verächtlich gegenüber ſtehen. ‚Wir wollen das man ſein laſſen! Die paar Dänens, die noch hier ſind, können vor unſertwegen hier bleiben.‘

Und ſie blieben „alle.“

Wer, der die Oſt-Holſteiner kennt, ſieht dieſe Scene nicht auf das lebendigſte vor ſich?!

Ein überaus liebenswürdiges Buch iſt aus dem Nachlaß Scheffels herausgegeben worden: „Epiſteln von J. V. v. Scheffel.“ Mit dem Porträt des Verfaſſers (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1892). Der Band enthält in ſeinem erſten Drittel köſtliche Briefe Scheffels an die Seinigen, in denen er ſein Einleben in dem durch ihn ſpäter ſo berühmt gewordenen Säkkingen ſchildert. Die beiden anderen Drittel füllen Reiſebriefe aus der Schweiz und Italien an einen Freundeskreis, der „Engeren“ in Heidelberg. Dieſe Reiſebriefe ſind ja auch luſtig genug, aber ſie kommen an Reiz den Briefen aus Säkkingen nicht gleich. Ich habe dieſe von herrlichem Humor durchtränkten Schreiben nicht ohne tiefe Wehmut leſen können, denn ich lebe der Überzeugung, daß Scheffel uns das beſte, was er uns hätte geben können, gar nicht gegeben hat, und ich bin ferner der Überzeugung, daß Scheffel ſelbſt meine Anſicht teilte. Die Reizbarkeit ſeiner letzten Lebensjahre, in die mir eine Korreſpondenz mit ihm — übrigens eine der ſeltſamſten Korreſpondenzen, die je zwiſchen zwei einander fremden Männern geführt worden iſt — einen tiefen Einblick gewährte, ſtammte wohl aus dieſer tief ſchmerzlichen Erkenntnis. Es iſt doch ein wahrer Jammer, daß, wenn einmal ein wirklicher Dichter unter der Flut der aus dem Dichten ein Geſchäft machenden Schriftſteller auftaucht, zunächſt kein Huhn und kein Hahn nach ihm kräht. Mißmutig, im Innerſten verſtimmt, tritt er zur Seite, und die Jahre größter Schaffenskraft verrauſchen ungenutzt. Dann kann er das Dichten doch nicht laſſen, verſucht es wieder und wird endlich entdeckt. Von allen Seiten ſtrömen nun die Huldigenden herbei und bringen Anerkennung vollauf. Was ſie aber nicht bringen können, das iſt die naive Schaffensluſt der unbenutzt verſtrichenen Jahre. Wenn ein Tauſendſtel der Anerkennung, die dem alten Scheffel zu teil wurde, dem Verfaſſer des „Ekkehard“ gleich nach deſſen Erſcheinen entgegengebracht worden wäre, mit wie köſtlichen Schwarzwaldgeſchichten hätte er uns beſchenkt! Wie kannte dieſer Mann ſein Land, ſeine Leute! Mit wie lieben, klugen Hebel-Augen blickte er in die Bergthäler und auf die Joggeles und Vrenelis in ihnen! Und mit welcher von geſundeſter Heiterkeit erfüllter Seele nahm er das Geſchaute in ſich auf! Man leſe nur die Epiſtel, worin erzählt wird, wie der Dr. Scheffel den Meyſenharts Joggele kennen gelernt hat, oder das Kapitel, „worin von der Poeſie der Polizei die Rede iſt.“ Ach, daß das alles keinen künſtleriſchen Niederſchlag gefunden hat! Es wären Erzählungen geworden, die gelebt hätten, ſo lange wie der Schwarzwald ſelbſt.

Nicht ohne Humor iſt auch ein Buch von Karl Weitbrecht: „Phaläna. Die Leiden eines Buches. (Zürich, Th. Schröter, 1892).“ Und doch muß ich leider ſagen, daß ich dieſes Humors nicht recht froh geworden bin. „Phaläna“ iſt ein Mittelding von einer Erzählung und einer Satire auf Verleger, Kritiker und Publikum. Da ſteht nun das eine dem andern im Wege, und der Leſer wird weder ſo noch anders recht warm. Ich möchte mit Steffen ſagen: „Liebe Frau, geben Sie mir die Erbſen apart und den Sand apart.“ Noch lieber würde ich ſagen: „Liebe Frau, laſſen Sie den Sand ganz fort, denn wer ſo ſchöne Erbſen ſervieren kann wie Sie, mag ſich des Sandes wohl erwehren können.“ Sand aber bleiben die Ausfälle eines Schaffenden wider Buchhändler, Kritiker und Publikum doch immerhin, Sand, der auch dem freundlich geſinnten Leſer unangenehm zwiſchen den Zähnen knirſcht. Wer meint, etwas Rechtes geſchaffen zu haben, der ſoll es friſch in die Welt ſchicken. Findet es kein rechtes Echo, ſo kann das zwei Gründe haben: entweder iſt es ſehr gut, ſo daß Verleger, Kritiker und Publikum es erſt allmählich verſtehen können, dann kommt ſeine Zeit ſchon, wenn auch, wie wir oben ſahen, nur zu oft, nachdem unwiederbringlicher Schaden angerichtet iſt, oder es iſt nicht ſo gut, wie der Verfaſſer in ſeiner Eigenliebe meinte, und dann iſt die Sache hoffnungslos. In beiden Fällen wird durch Ausfälle auf die oben genannten Drei nichts geändert, auch wenn dieſe Ausfälle „ſchwäbiſch derb“ — ſo ſagt man ja wohl in Stuttgart — ausfallen. Wer ſo Hübſches ſchaffen kann wie Karl Weitbrecht, der ſollte dieſe Art Polemik den Kleinen überlaſſen, die ja zu allen Zeiten an dieſem geduldigen Schleifſtein mit Vorliebe ihre Meſſerchen ſchliffen.

Nicht der Unterhaltung, ſondern der Belehrung iſt ein Buch gewidmet, auf das ich die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken möchte: „Die evangeliſche Miſſion im Nyaſſalande von Julius Richter (Berlin, Buchhandlung der Berliner evangel. Miſſionsgeſellſchaft, 1892).“ Wir haben in unſerem Blatt mehrfach Artikel gebracht, welche von der evangeliſchen Miſſion in Oſtafrika erzählten, und Herr Superintendent Merenski hat uns ſelbſt von dem erſten Teil ſeiner Reiſe nach dem Nyaſſaſee berichtet. Da iſt es denn ſehr willkommen, daß Herr Paſtor Richter in ſeinem Buche alles zuſammengeſtellt hat, was ſich über die bisherige Geſchichte der evangeliſchen, von den Engländern ausgehenden Miſſion am Nyaſſa berichten ließ. Er hat ſich ſeiner Aufgabe mit großem Geſchick entledigt, und wer immer ſich für die Miſſion in Afrika oder auch nur für dieſes intereſſiert, wird unſer Buch, das illuſtriert und mit Karten verſehen iſt, mit großer Teilnahme leſen. Wir können und müſſen noch viel von den Engländern lernen, wenn unſere afrikaniſchen Beſitzungen uns nicht zu einer Quelle großer und bleibender Übel werden ſollen. Nur wenn Staat, Kirche und öffentliche Meinung gleich ſehr darauf halten, daß nur von dem Geiſte des Chriſtentums tief durchdrungene Männer befähigt ſind, unſeren Glauben und unſere aus ihm entſprungene Kultur nach Afrika zu tragen, werden ſich dort bleibende Erfolge erringen laſſen und wird es vermieden werden, daß unſere jungen Leute unter den barbariſchen ſchwarzen Völkerſchaften mehr oder weniger verwildern. Geſchieht letzteres, ſo müſſen die „Afrikaner“, die ja wieder zu uns zurückkehren, mit der Zeit ein höchſt bedenkliches Element in unſerem Leben bilden. Hoffentlich wird man an den maßgebenden Stellen mehr und mehr erkennen, daß in Afrika weder nationale Begeiſterung noch kühner Wagemut den ernſten Chriſtenſinn und die chriſtliche Selbſtzucht irgend erſetzen können. Die Engländer haben das längſt eingeſehen, und die ſtaatlichen und kirchlichen Gewalten arbeiten dort mit der chriſtlichen Liebesthätigkeit durchaus Hand in Hand.

Ohne Rückſicht auf die Miſſion verfaßt, aber ebenfalls ſehr willkommen iſt ein anderes Buch über Afrika: „Deutſch-Oſtafrika von Paul Reichard. (Leipzig. Otto Spamer. 1892).“ Herr Reichard, der das Land aus eigener Anſchauung gründlich kennt, bietet eine ſehr leſenswerte Schilderung von Land und Leuten und ihrer Geſchichte, ſeit dem Beginn der deutſchen Eroberung. Letztere reicht bis zum Untergange der Expedition Zelewski. Er ſelbſt iſt ein eifriger Anhänger der deutſchen Kolonialpolitik, ſein Urteil iſt aber ein durchaus nüchternes, und man hat das Gefühl, es mit einem verſtändigen, wahrheitsliebenden Manne zu thun zu haben. Das Buch kann deshalb ſolchen, die ſich über Deutſch-Oſtafrika auf eine zugleich unterhaltende Weiſe unterrichten wollen, warm empfohlen werden.

Zum Schluß ſei noch auf zwei Biographieen hingewieſen, die viele unſerer Leſer intereſſieren werden. Die erſte, von dem Freiherrn Ernſt Auguſt von Göler verfaßte, behandelt das Leben der bekannten Schriftſtellerin Adelheid von Rothenburg: „Adelheid von Rothenburg (Leipzig. E. Ungleich. 1892).“ Das Lebensbild iſt mit großer Liebe und Verehrung gezeichnet, und nicht nur die Schriftſtellerin, ſondern auch die Frau werden in ihm warm gefeiert. Man folgt dem Bericht über dieſes Leben, das durch ſchwere Leiden vertieft wurde, mit herzlicher Teilnahme, auch wenn man, wie ich, die litteräriſchen Früchte, die dasſelbe zeitigte. nicht ſo hoch ſtellen kann, wie der Verfaſſer der Biographie. Frau von Rothenburg erſcheint in dieſer als eine überaus liebenswerte Perſönlichkeit, die ſich in allen Lebenstagen gleich trefflich bewährte und deren lebendiges Chriſtentum allen, die in ihre Nähe kamen, zum größten Segen gereichte.

Das zweite Lebensbild, auf das ich aufmerkſam machen will, iſt das des bekannten Pfarrers Guſtav Schloſſer. Es iſt in den trefflichen „Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens (Chriſtian Belſerſche Verlagshandlung. Stuttgart)“ erſchienen und von Otto Kraus verfaßt. Guſtav Schloſſer, der ſich um die innere Miſſion die größten Verdienſte erworben hat, ſtarb am 1. Januar 1890 als Geiſtlicher des evangeliſchen Vereins in Frankfurt a. M. Wie der treffliche Mann, der im Jahre 1826 im Großherzogtum Heſſen geboren wurde, ſich durch eigene raſtloſe Geiſtesarbeit aus der Welt einer durchaus im Büreaukratismus erſtarrten Kirche zu einem lebendigen, thatkräftigen Chriſten durcharbeitete, hat ſein Biograph höchſt anſchaulich geſchildert. Eine für das damalige Heſſen charakteriſtiſche Anekdote: Schloſſer wohnte eines Tages in Darmſtadt einer Vorſtellung des „Fauſt“ bei. Als Mephiſtopheles die Worte ſprach:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen
Und hat doch nie ſich übergeſſen;
Die Kirche allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.“

Da brach von der Galerie bis zur Proſceniumsloge ein Beifallsſturm los, daß die Wände des Hauſes bebten. Nun hätte Fauſt erwidern müſſen:

„Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud’ und König kann es auch.“

Aber er ſagte nichts. Die Theatercenſur hatte die Worte geſtrichen, um weder bei Sereniſſimus noch bei „unſeren Mitbürgern moſaiſcher Konfeſſion“ anzuſtoßen. Von der Kirche hatte man keinen Proteſt zu befürchten.

Die Biographie Schloſſers wird namentlich die Theologen unter unſeren Leſern intereſſieren.

Th. H. Pantenius.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Du wirſt dich noch ins Zuchthaus bringen,“ warnte der Förſter, als er Pawils einmal zufällig bei einer Hochzeitgaſterei traf. „Ihr ſchwört, ohne geſehen zu haben,“ antwortete der Littauer dreiſt, „dann iſt’s keine Kunſt, einen zur Strafe zu bringen. Übrigens — wer da ſchießt, dem will ich’s nicht übel nehmen. Der liebe Gott läßt die Tiere im Walde wachſen und nährt ſie von dem, was der Menſch nicht geſät und gepflanzt hat. Es iſt Überfluß vorhanden und geſchieht dem König kein Schaden, wenn der arme Mann ſich einmal einen Braten holt. Es iſt nicht Gottes Ordnung, daß das Wild im Wald und der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer ihren Herrn haben ſollen, bevor ſie gefangen ſind. Aber mich geht’s nichts an; ich hab’ nur gehört, daß andere ſo denken. Denen paßt auf!“

Auch in dieſer Nacht war der Förſter zu ſpät gekommen.

Busze hatte ſchon oft den Kahn bewacht, wenn ihr Mann in dem Forſt wilderte. Er verlangte dieſen Dienſt von ihr, da er dem Knecht, den er früher mitgenommen, nicht traute, ſeit er einen geheimen Verkehr zwiſchen ihm und den Forſtbeamten bemerkt hatte. „Wenn ſie ihm genug geben, zeigt er mich an,“ ſagte er, „und leiſtet auch noch den Eid. Es iſt beſſer, wenn er nichts weiß.“ Die Frau gehorchte ungern, aber ſie gehorchte, beim Widerſpruch weniger Schläge, als ſeinen Spott und den Vorwurf der Feigheit fürchtend. Nachdem ſie einmal eingewilligt hatte, fragte ſie nun auch gar nicht mehr, weshalb er ſie mitten in der Nacht wecke, ſtand leiſe auf, zog ſich an und folgte ihm. Wenn ſie ſeufzte, geſchah es, ohne daß er's hören konnte.

Es war ſchon recht hell geworden und der Himmel hinter ihnen ſafrangelb, als in einiger Entfernung Strohdächer ſichtbar wurden, immer zwei oder drei zuſammen und dieſe Gehöfte ziemlich geradlinig in nicht weitem Abſtand von einander. Sie lagen halb verſteckt unter Bäumen, nach ihrer zierlichen Form zu ſchließen Weiden und Birken. Nun hörte auch das Moorland auf, und zu beiden Seiten des Grabens zogen ſich zwiſchen ſchmäleren Waſſerrinnen Getreidefelder und Kartoffeläcker hin. Der Kahn glitt unter einer Brücke hinweg, die dem Feldweg zur Verbindung diente. Sie lag ſo tief, daß Lauronat aufſpringen konnte und Busze ſich bücken mußte. Auf der anderen Seite erhob ſich ein dichtes Weidengebüſch mannshoch über den Boden. Hier zog er den Kahn heran und lud ſeine Jagdbeute aus. „Der Bock war ſchon einen Schuß Pulver wert,“ bemerkte er lachend. Vorher hatte er gar nicht geſprochen.

„Ja,“ antwortete Busze, „es iſt ein ſtarkes Tier.“

„Und ich traf gut,“ fuhr er fort, indem er auf die Wundſtelle wies, „kein Förſter hätte beſſer treffen können. Übrigens — viel fehlte nicht, ſo hätte ich diesmal einen Elch geſchoſſen. Wenn das Vieh nur hundert Schritte näher . . .“

„Was wollteſt du mit einem Elch anfangen?“ fragte ſie. „Es iſt für einen Mann zu ſchwer und hätte doch liegen bleiben müſſen.“

„Aber das Geweih würd' ich ihm ausgebrochen haben, und vielleicht wär' auch noch Zeit geweſen, ihm das Fell abzuziehen.“

„Wer ſollte das kaufen? Es wird ſcharf aufgepaßt. Das Elchwild iſt für die großen Herren.“

„Deshalb gerade zwackt's einem in allen Gliedern, ſo etwas auch einmal für ſich zu haben. Einen Elch zu ſchießen, wenn's genug nahe kommt, iſt faſt zu leicht. Als ich in der Oberförſterei angeſtellt war, kam aus England ein reicher Lord zugereiſt, der brachte einen Schein mit, daß er ein kräftiges Tier ſchießen dürfte. Es wurde ihm denn auch ein Rudel vorbeigetrieben, aber er ſchoß nicht. Das Vieh war ihm zu dumm. Jeder denkt nicht ſo. Es iſt eine große Ehre, einen Elch ſchießen zu dürfen, und die will ich mir ſelbſt holen. Hoffentlich ein andermal!“

Während dieſes Geſprächs zog er den Rehbock in das Gebüſch hinein, legte ihn in eine Vertiefung des Bodens und bedeckte ihn mit Laub. Busze wiſchte im Kahne das Blut auf. „Ich gehe von hier nach Hauſe,“ ſagte der Mann. Das bedeutete für ſie den Befehl, das Boot allein auf den Fluß und in den kleinen Holzhafen zu bringen. Sie nahm denn auch ſogleich die Stange in die Hand und ſchob es weiter.

Lauronat ging über Feld und trat durch die hintere Thür in ſein Haus ein. Links von dem ſchmalen Gange ſtanden die Pferde, rechts die Kühe. Aus dieſem Stallraum gelangte er in einen zweiten Flur mit niedrigem Ziegelherde, über dem ein eiſerner Grapen von der Balkendecke herabhing. Das Feuer war gänzlich erloſchen. Die Thür gegenüber ſeitwärts führte in eine kleine offene Halle, welche auf die Straße am Fluß mündete, die Thür geradeaus in die Stube, eine dritte in die Kammer der Altſitzer. Lauronat klinkte die Stubenthür leiſe auf, zog Stiefel und Rock ab und legt ſich ins Bett.

Als Busze nach einer halben Stunde gleichfalls eintrat, fand ſie ihn ſchon ſchlafend.

Eben war die Sonne über dem Moor aufgegangen.

* * *

Der Wirt erhob ſich erſt gegen Mittag. Seine Frau hatte nicht geruht, ſondern die Kinder zur Schule abgefertigt und mit der Magd das Vieh gefüttert, dann das Eſſen beſorgt. Lauronat war in ärgerlicher Stimmung, und ſie beſſerte ſich nicht, als Martin Erdenings auf dem Hof an ihn herantrat und für den Nachmittag ein Fuhrwerk forderte. „Willſt du ſchon wieder ſpazieren fahren?“ fragte er ihn, ſich auf den Stiel der Axt ſtützend, mit der er eben eine Klobe Holz zerkleinerte.

„Ich will nicht ſpazieren fahren,“ antwortete der Altſitzer, ein ſchwächlich ausſehender Mann mit langem, grauem Haar, huſtend und ſich raſch ereifernd. „Ich fahre wohl auch ſpazieren? Du läßt deinen Altſitzer ſpazieren fahren — du?! Nicht zu den notwendigſten Geſchäften gibſt du uns das Fuhrwerk!“

Louronat zuckte die Achſeln. „Wohin willſt du denn?“

„Das hab' ich nicht nötig, dir zu ſagen. Es ſteht in meiner Verſchreibung, daß ich zwölfmal im Jahr Fuhrwerk fordern kann — zur Kirche und zu Beſuchen in der Nachbarſchaft und wozu es mir gefällt. Willſt du das leugnen?“

„Auf dem Papier ſteht auch ſonſt mancherlei. Und — es muß mir doch mit dem Fuhrwerk paſſen.“

„Es paßt dir nie mit dem Fuhrwerk. Heut laß ich mich aber nicht abweiſen. Und wenn du es denn wiſſen willſt, ich fahre zum Rechtsanwalt — der ſoll mir eine Klage gegen dich aufſetzen, weil ich das bare Geld von Martini noch immer nicht bekommen habe. Es iſt eine Schande! Sieh, wie ich ſchon mit meiner Jacke gehe! Und ich kann mir nicht einmal Tabak kaufen. Gib mir mein Geld, Pawils, und ich brauche dein Fuhrwerk nicht.“

„Bar Geld iſt allemal knapp,“ meinte der Wirt. „Ich weiß nicht einmal, wovon ich zu Johanni die Zinſen zahlen ſoll. Meinſt du, ich hab's vergraben?“

„Warum wirtſchafteſt du ſo ſchlecht?“ eiferte der alte Martin. „So ein ſchönes Grundſtück! Als es noch in meinen Händen war —“

Lauronat ſtieß die Axt auf die Klobe. „Davon rede nicht. Ich kann wirtſchaften, wie es mir gefällt.“

„Das wollen wir doch ſehen! Laß anſpannen — ich fahre zum Rechtsanwalt.“

„Das geht heute nicht an, Martin!“

„Weshalb geht es nicht an?“

„Weil ich das Fuhrwerk ſelbſt brauche.“

„Du?“

„Ja, ich! Der Wirt geht vor. Ich fahre nach Kaukehmen.“

„So nimm mich mit.“

„Es paßt mir diesmal nicht. Ich fahre allein.“

Der Alte grinſte. „Es ſoll wohl keiner wiſſen, was du auf dem Wagen haſt? Biſt du nicht wieder die Nacht fortgeweſen? Dazu haſt du ja auch —“

„Schweige!“ herrſchte Lauronat ihn an. „Es kümmert keinen, ob ich in der Nacht ſchlafe oder wache. Und kurz — das Fuhrwerk kann ich dir nicht geben. Die Klage läuft ja auch nicht fort. Willſt du unvernünftig ſein, dazu kommſt du auch morgen oder übermorgen zur Zeit. Und nun geh und laß mich ungeſchoren.“

Er hob die Axt und ließ ſie mit ſolcher Wucht niederfallen, daß die Holzklobe zerſplitterte. Erdening ſprang zur Seite und entfernte ſich, leiſe fluchend. „Der iſt ein Schlimmer — der iſt ein Schlimmer. Aber das Gericht wird ihn ſchon unterbekommen — das Gericht!“

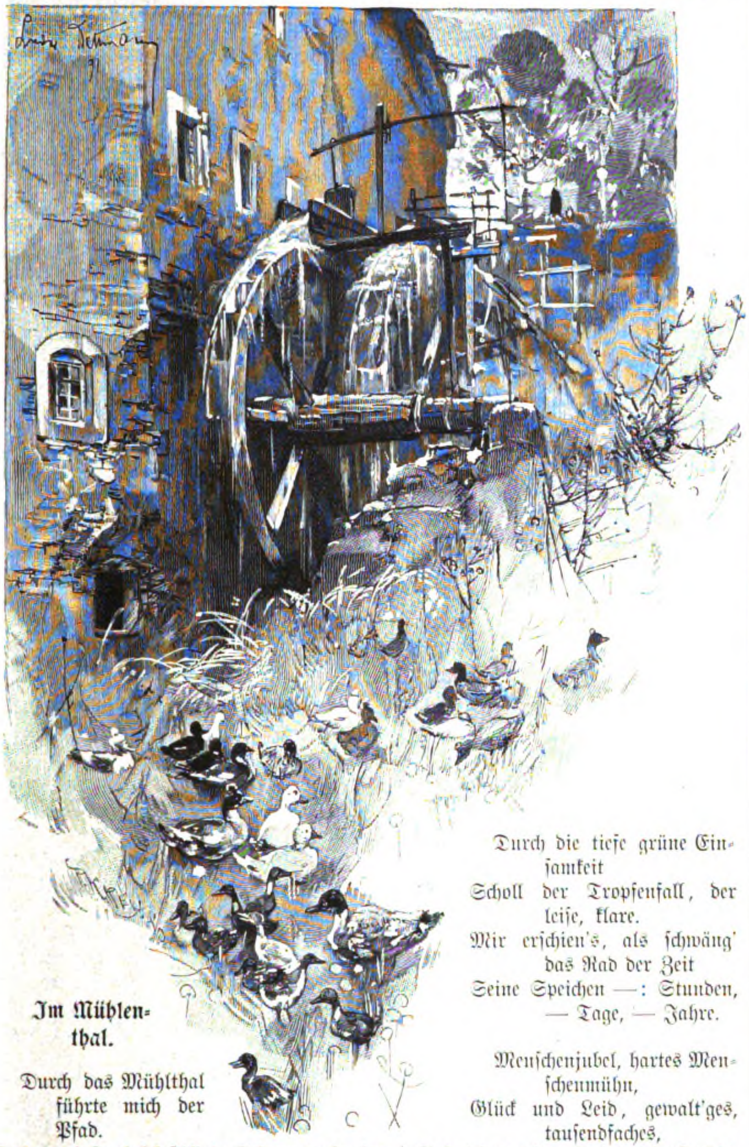
Er klagte Urte in der Kammer, wie grob Lauronat ihn behandelt hätte.

„Gott wird ihn ſtrafen,“ ſagte ſie. „Wenn er's ſo weiter treibt, hat er das Grundſtück nicht mehr lange. Wir müſſen ſchweigen, denn unſere Tochter ſteht uns nicht bei — er hat ſie ganz von uns abgewendet. Aber Gott wird ihn ſtrafen.“

Pawils ſpannte wirklich gegen Abend die beiden Braunen vor den leichten Korbwagen und fuhr ab. Er ſchlug den Feldweg ein und machte an der Brücke Halt. Nachdem er ſich durch eine Umſchau überzeugt hatte, daß kein Menſch in der Nähe war, trat er in das Gebüſch, holte den Rehbock vor und legte ihn unter den Sitz. Die Pferdedecken breitete er darüber. Dann ſtieg er wieder auf und lenkte tauſend Schritte weiter in die Chauſſee ein. Er fuhr nun im ſchärfſten Trabe, um ſich etwas ſehen zu laſſen. Wer an ihm vorüber kam, blickte ihm auch nach. „Der Lauronat hat die beſten Pferde! Ja, der verſteht ſich darauf.“

Und ſo fuhr er auch mit knallender Peitſche in den freundlichen Ort ein und vor dem Kruge auf, daß der Staub herumwirbelte. Er lenkte den Wagen gleich am Podeſt mit den Holzbänken und dem Eingang zur Krugſtube und am Materialwarenladen vorüber in die offene gegen das Hauptgebäude ein wenig vorgelegte Einfahrt, wo ſchon andere Fuhrwerke ſtanden. Abſpringend rief er dem Knecht zu: „Schirr ab!“ Es war alſo ſeine Abſicht, eine Weile zu bleiben.

Von einem barfüßigen Jungen, der ein Ferkel aus der Einfahrt zu jagen bemüht war und dabei das Hühnervolk in Aufruhr brachte, ließ er ſich ſauber abſtäuben. Mit einem kleinen Taſchenkamme ordnete er Haar und Bart. Die Peitſche — eine herrſchaftliche Peitſche von Rohr und Ledergeflecht mit blanken Ringen am Griff — behielt er in der Hand; ſie ſchien ihm auf dem Wagen am wenigſten ſicher. Die Mütze von blauem Tuch mit kleinem Schirm und Glanzlederriemen darüber ſchob er tief aus der Stirn. So trat er hochaufgerichtet wie ein Gaſt, der des Willkommens gewiß iſt, über den Podeſt in die Krugſtube ein.



Im Mühlenthal.

Durch das Mühlthal führte mich der Pfad.
Träumend ſtand ich ſtill, in Schaun verſunken.
Schäumend von dem nimmermüden Rad
Niederſtoben die kriſtallnen Funken.

Durch die tiefe grüne Einſamkeit
Scholl der Tropfenfall, der leiſe, klare.
Mir erſchien's, als ſchwäng' das Rad der Zeit
Seine Speichen —: Stunden, — Tage, — Jahre.

Menſchenjubel, hartes Menſchenmühn,
Glück und Leid, gewalt'ges, tauſendfaches,
Sah ich von dem Rade niederſprühn
Und zerſtieben, — wie den Schaum des Baches.

Frida Schanz.

Eine kurze Weile blieb er in der Nähe des Eingangs ſtehen und muſterte die Geſellſchaft. An dem einen Tiſche ſaßen littauiſche Bauern beim Schnaps, an einem anderen Leute von mehr ſtädtiſchem Ausſehen, zwei ihm bekannte jüdiſche Pferdehändler und mehrere Aufkäufer von Vieh, beim Bier. Von dem in einer Niſche ſtehenden Schanktiſch kam ihm der Krüger entgegen, grüßte freundſchaftlich und forderte ihn auf, bei den anderen Gäſten Platz zu nehmen. Lauronat ſchien aber keine Eile zu haben. Es gefiel ihm offenbar, daß ſich alle Blicke auf ihn richteten und die Männer hier und dort zuſammenrückten, ihn in ihre Mitte aufzunehmen.

„Bring' mir eine Cigarre,“ ſagte er, „und ein Glas Bayriſches, wenn es trinkbar iſt, aber flink, ich habe Durſt.“ Nun ſtellte er die Peitſche ans Fenſter und ließ ſich auf der leerſtehenden Bank unter demſelben nieder. Jetzt erſt erwiderte er den Gruß der Händler, wenig verbindlich, nur mit einem nachläſſigen Kopfnicken.

Der Krüger eilte herbei, in der Hand ein ſchäumendes Seidel, auf dem Arm drei Cigarrenkiſten. „Wähle dir aus,“ ſagte er, „du liebſt die kräftigen. Hier hab' ich eine neue Sorte, die ich wohl empfehlen kann, koſtet aber acht Pfennige.“

Lauronat hob das Kinn: „Was kommt es darauf an?“ Er griff in die vorgehaltene Kiſte, nahm einen ſchwarzbraunen Stengel heraus, rollte und drückte ihn zwiſchen den Fingern, daß er kniſterte, biß die Spitze ab und benutzte das Streichholz, das der Wirt ihm ſchon angezündet vorhielt. Dann that er einen tiefen Zug aus dem Glaſe, ſetzte es nach kurzem Verſchnaufen wieder an und trank es leer. Der Krüger nahm es ihm aus der Hand und brachte es neu gefüllt zurück. Dann ſetzte er ſich neben ihn und erkundigte ſich, wie es in Gilguhnen mit der Fiſcherei gehe.

„Es iſt eine wahre Schande,“ bemerkte er, „daß wir hier im Lande für teures Geld nicht mehr ein ordentliches Gericht Fiſche zu kaufen bekommen; es geht alles nach auswärts.“

„Ja,“ beſtätigte der Littauer, „die Fiſchhändler in Gilge machen den Markt, Deutſche und Juden. Mit den Fiſchen über Land zu fahren, lohnt für den einzelnen wenig. Ohne die Deutſchen und Juden iſt kein Geſchäft möglich, mit ihnen aber nur ein ſchlechtes.“

Der Krüger, der ſelbſt ein Deutſcher war, lächelte verſchmitzt. „Was du an mir haſt, weißt du, denke ich,“ ſagte er.

„Na,“ knurrte der Littauer, „du kennſt deinen Vorteil. Was bin ich dir denn noch ſchuldig? So alles in allem.“

„Ach laß das, Pawils, laß das,“ wehrte der Krüger ab. „Du biſt mir ſicher.“

„Heut will ich auch nicht bezahlen. Übrigens —“ Lauronat neigte ſich zur Seite und ſprach im Flüſterton — „auf meinem Wagen liegt etwas unter den Decken. Nimm das herunter, damit ſich's nicht ein anderer abholt. Und laß gleich die Decken ins Haus bringen, ſie könnten einem gefallen. Verſtehſt du?“

Der Krüger nickte und verſchwand bald aus der Stube.

Nun trat Moſes Pinkus heran. „Wie geht's, Herr Lauronat?“ fragte er dienernd. „Wollen Sie nicht an unſeren Tiſch kommen? Der Itzig Löwenberg, mein Kompagnon — Sie kennen ihn. Und die anderen ſind auch gute Freunde.“

„Du ſprichſt ja littauiſch,“ ſagte Lauronat, „ich höre das lieber.“

„Wie du willſt, Pawils, mir iſt's gleich. Und wenn du lieber hier ſitzen magſt...“ Er winkte Löwenberg, da Lauronat keine Anſtalt machte, ſich zu erheben. Nach und nach nahmen auch die fremden Aufkäufer und Schlächter ihre Seidel in die Hand und traten an den Tiſch. „Ich hab' dich vorhin mit deinen Braunen vorbeifahren ſehen,“ fuhr Pinkus, mit den Naſenflügeln zwinkernd, fort. „Tüchtige Traber, hübſche Tiere, anſcheinend ganz gleich in der Farbe. Willſt du verkaufen?“

„Nein,“ antwortete Lauronat, „ich behalte ſie noch ein Jahr, dann bekomme ich den doppelten Preis.“

„Es fragt ſich doch, was ich dir heut ſchon biete. Für Kutſchpferde ſind ſie freilich zu klein. Aber vor einem leichten Wägelchen —“

„Gib dir keine Mühe, ich verkaufe nicht. Die beiden hab' ich ſelbſt gezogen und will an ihnen noch eine Weile meine Freude haben. Übers Jahr frage wieder nach.“

Pinkus rückte auf der Bank näher. „Haſt du ſchon Löwenbergs Stute geſehen?“

„Welche?“

„Die mit dem Stern. Ein Prachtpferd und gar nicht einmal teuer. Er hat ſie in Wehlau auf dem Markt gekauft. Der Beſitzer gab ſie mit Thränen in den Augen fort. War aber in Not.“

„Reitpferd?“

„Reitpferd, Wagenpferd, was du willſt! Das Füllen hätteſt du ſehen ſollen!“ Er küßte ſeine Fingerſpitzen. „Mit der Stute iſt Gold zu verdienen, wenn ſie an den richtigen Mann kommt. Das wär' was für dich.“

Lauronat hatte im Winter ſeine Zuchtſtute verkaufen müſſen und dachte längſt an einen andern Erwerb. Gleichwohl that er ſo, als ginge ihn die Sache gar nichts an. „Ich bin nicht neugierig,“ ſagte er paffend.

„Du kannſt doch aber einmal ſehen,“ meinte Löwenberg, „wir haben das Pferd hier im Stall.“

„Eine Puppe von Pferd,“ rühmte Pinkus, „und doch kräftig. Ein Gangwerk —! Ah! Die Hufe tanzen nur ſo über den Boden hin. Und wie es den Kopf trägt! Ein Paradepferd, ſag' ich dir. Erſt fünfjährig!“ Er gab Löwenberg einen Wink, der ſich darauf entfernte. „Sehen koſtet ja kein Geld. Wenn wir warten wollen, bis die Kunſtreiter nach Königsberg kommen, machen wir ein großes Geſchäft.“

„So wartet doch.“

„Es iſt jammerſchade, wenn ſo etwas für die Zucht verloren geht. Das erſte Füllen bringt den Preis ein. Na — guck' dich einmal um!“

Er zeigte aus dem Fenſter hinaus. Löwenberg führte auf dem Platze vor dem Kruge das Pferd umher. Es war wirklich ein ſchönes Tier. Alle ſtanden auf und traten ans Fenſter, zuletzt auch Lauronat. „Wir haben die Stute drei Tage lang hinter unſrem Wagen gehabt,“ ſagte Pinkus, „nun ſieh, ob du ihr irgend etwas von Ermüdung anmerkſt. Dabei füttert ſie ſich gut.“

Auch die Littauer hatten ſich erhoben. Ein hübſches Pferd zu beſichtigen, war jedem von ihnen ein Vergnügen. Einige gingen hinaus, andere folgten. Auch Lauronat widerſtand nicht lange. Um Löwenberg, der den Halfterſtrick hielt, bildete ſich ein Kreis. Man ſtrich dem Gaul über den Rücken, hob ihm die Beine auf, prüfte die Zähne. Der Händler führte ihn im Schritt und im Trabe vorüber, ſetzte ſich auf und galoppierte auf der Landſtraße hin und her. Dann von neuem Beſichtigung in der Nähe. Der Schlächter fragte nach dem Preiſe.

„Tauſendfünfhundert Mark,“ ſagte Pinkus, mit den Augen blinzelnd.

„Unſinn!“ rief Lauronat.

„Löwenberg läßt vielleicht mit ſich handeln. Aber du willſt ja nicht kaufen.“

„Nein,“ antwortete der Littauer. Seine Blicke blieben doch begehrlich auf dem Gaul haften. „Zu dem Preiſe rat' ich's auch keinem andren.“

„Wie hoch möchteſt du den Wert ſchätzen?“

„Bah!“ Lauronat trat wieder heran, legte die Hand auf, unterſuchte die Feſſel und Hufe, öffnete das Maul. „Achthundert allenfalls. Das heißt —“

Die beiden Händler lachten hell auf. Lauronat blieb aber ganz ernſt.

„Das heißt, für mich wär' auch das zu viel,“ fuhr er fort. „Ich geb' nicht mehr als ſiebenhundert.“

Die Händler lachten noch unbändiger. „Das iſt dein Spaß,“ ſagte Pinkus. „Willſt du mit den beiden Braunen tauſchen?“

Nun lachte der Littauer ebenſo ſpöttiſch, machte eine kurze Wendung und ging in das Haus zurück.

Auf der Landſtraße hatte ſich eine große Menge Menſchen angeſammelt, Männer und Weiber, wie ſie nicht der zufällige Verkehr hier zuſammengeführt haben konnte. „Was gibt's denn?“ erkundigte er ſich beim Krüger.

„Ach — in meinem großen Saal will heut ein Baptiſten-Miſſionär predigen,“ gab derſelbe Auskunft. „Er ſpricht littauiſch, iſt auch ein Littauer von Geburt und heißt Martin Paukſtat. Er nennt ſich aber Martin Keleiwis, als ob er mit dem Blatt zuſammenhängt und von da geſchickt iſt. Nun zieht er hier durchs Land und hat viel Zulauf. Sie wiſſen aber noch nicht recht, ob er zu den wirklich Erleuchteten gehört. — Deine Decken übrigens hab' ich vom Wagen hereingebracht.“ Er blinzelte dazu liſtig.

Das „Blatt“, auf welches der Krüger anſpielte, war Lauronat, wie jedem Littauer, wohlbekannt. „Keleiwis“, das heißt „der Wanderer“, kehrte in viele Häuſer ein. Auch Erdenings und ſeine Frau erbauten ſich regelmäßig daran, denn es brachte ſtets außer allerhand weltlichen Nachrichten eine Predigt.

„Willſt du auch zuhören gehen?“ fragte der Krüger.

„Vielleicht,“ antwortete Lauronat, „weil ich doch einmal hier bin...“

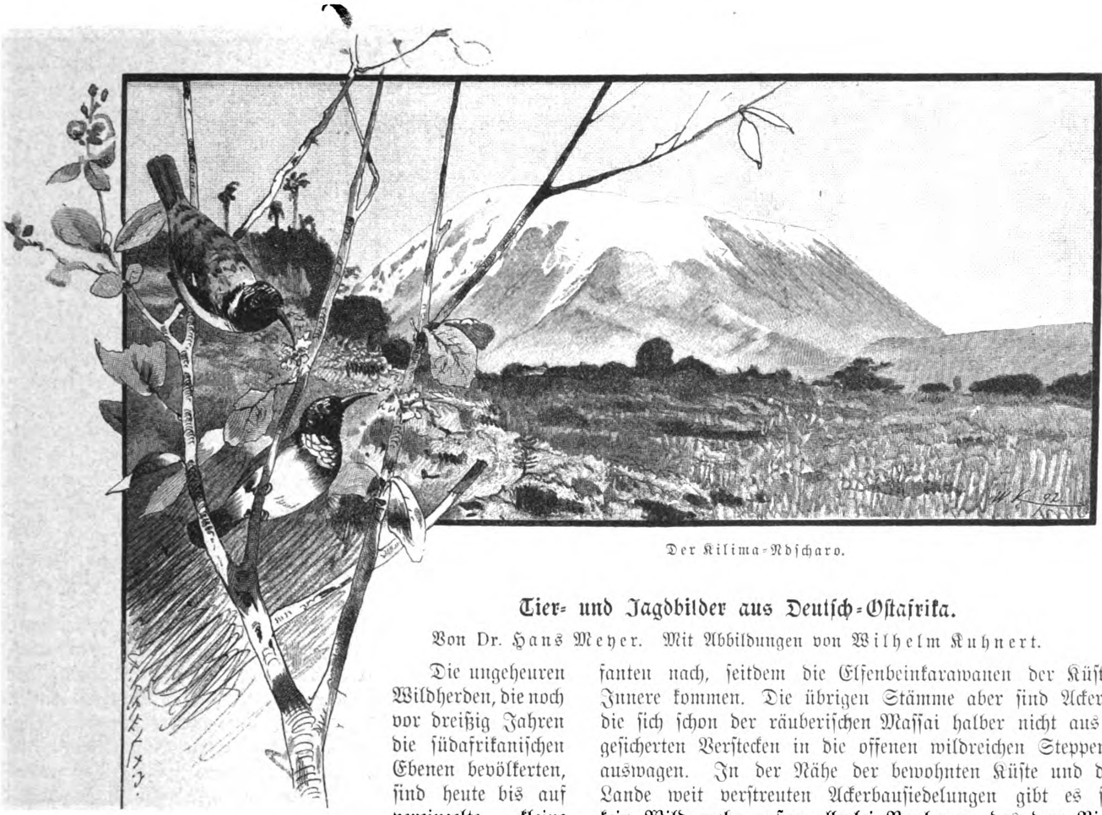
Er ſetzte ſich wieder an den Tiſch, an dem bald auch die Händler Platz nahmen. „Bring' Wein,“ rief er dem Krüger zu, „von dem ſtarken roten, und fünf Gläſer dazu.“

„Eine Flaſche?“

„Zwei!“ Die Stute kam ihm nicht aus dem Sinn. Wirklich ein Prachtpferd! Er meinte, beim Wein werde das Geſpräch ſchon nochmals darauf kommen und den Preis, auf dem die Juden ernſtlich beſtehen wollten, herausbringen. Hätte er nur Geld gehabt! Aber ſeine Taſchen waren ganz leer. Er wußte, daß er nicht würde kaufen können, und doch reizte ihn der Handel.

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der Kilima-Ndſcharo.

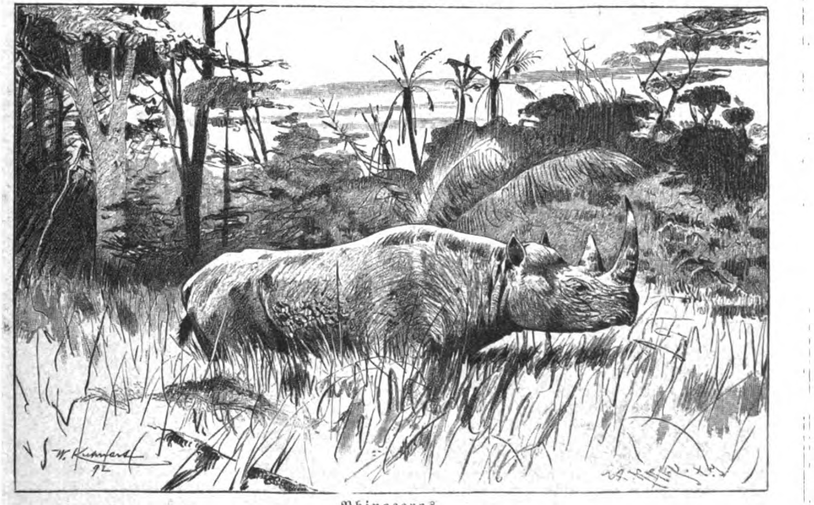
Tier- und Jagdbilder aus Deutſch-Oſtafrika.

Von Dr. Hans Meyer. Mit Abbildungen von Wilhelm Kuhnert.

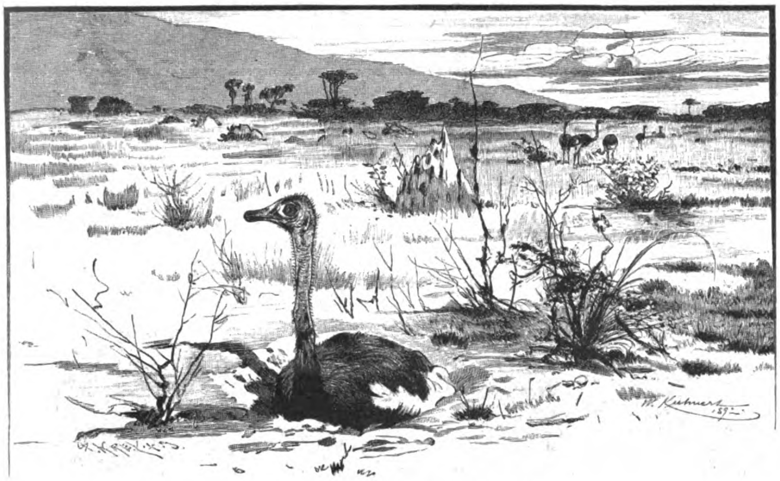
Die ungeheuren Wildherden, die noch vor dreißig Jahren die ſüdafrikaniſchen Ebenen bevölkerten, ſind heute bis auf vereinzelte kleine Reſte verſchwunden, ebenſo wie die Millionen von Biſons der nordamerikaniſchen Prärieen. Die beiſpielloſen Mengen von Elefanten, Rhinozeroſſen, Flußpferden, Büffeln, Giraffen, Zebras, Antilopen und Straußen, von denen die erſten Anſiedler Südafrikas berichten, ſind allmählich teils der Jagdleidenſchaft zum Opfer gefallen, teils von den immer weiter vordringenden Boeren zum Schutz ihrer Weiden ſyſtematiſch hingeſchlachtet worden, ſo daß ſchon ſeit den fünfziger Jahren im Kaplande alle Dickhäuter und faſt alle Wiederkäuer der freien Wildnis ausgerottet ſind.

Wo die Kultur hindringt mit ihren „Segnungen,“ da ſtirbt das pulſierende Leben der urſprünglichen Natur mit beklemmender Schnelligkeit ab, und wie der ſüdafrikaniſchen, ſo wird es auch das Los der heute noch ſo ungeheuer reichen oſtafrikaniſchen Tierwelt ſein, ausgelöſcht zu werden aus dem Buch der Lebendigen. Unbeeinträchtigt konnte ſich bis vor wenigen Jahren in Oſtafrika das Tierleben frei entfalten wie ſeit ungezählten Jahrtauſenden, denn der Erdteil iſt, geographiſch gedacht, ungeheuer alt und hat aus längſt vergangenen Erdperioden die Dickhäuter, die anderwärts durch ſpätere Meeresbedeckungen und Klimaverſchiebungen untergegangen ſind, bis in die Neuzeit herübergerettet. Auch von dem eingeborenen Menſchen ſind die Tiere ziemlich unbehelligt geblieben, denn ſie hauſen in den weiten, ſteppenhaften und waſſerarmen Landſtrichen, wo der Menſch nur vorübergehend zu exiſtieren vermag. Eigentliche Jägervölker gibt es aber in Oſtafrika nicht; die den größten Teil des Landes bewohnenden Maſſai ſind nomadiſche Viehzüchter, die kein Wild berühren, und die von ihnen abhängigen Wandorobbo ſtellen faſt nur den Elefanten nach, ſeitdem die Elfenbeinkarawanen der Küſte ins Innere kommen. Die übrigen Stämme aber ſind Ackerbauer, die ſich ſchon der räuberiſchen Maſſai halber nicht aus ihren geſicherten Verſtecken in die offenen wildreichen Steppen hinauswagen. In der Nähe der bewohnten Küſte und der im Lande weit verſtreuten Ackerbauſiedelungen gibt es freilich kein Wild mehr außer allerlei Raubzeug, das dem Vieh der Eingeborenen nachſtellt, aber die endloſen unbewohnbaren Steppenebenen des Innern, insbeſondere die Maſſaidiſtrikte zwiſchen dem Kilima-Ndſcharo und Kenia, ſind von Millionen großer Säuger bevölkert.

Nur in Centralaſien, in den menſchenleeren Wüſtenſteppen Tibets, ſcheint nach Przewalskis Schilderungen die Erde noch ſo ungeheure Wildſcharen zu beherbergen wie in Oſtafrika. Was ihnen aber dort bevorſteht, wenn der Kulturmenſch weiter vordringt, das zeigt ſchon das Beiſpiel eines ſo humanen Forſchers wie Przewalski, der aus reiner Luſt am Jagen die großen Tiere völlig zwecklos zu Dutzenden niederſchoß. Und die gleiche Gefahr droht den oſtafrikaniſchen Wildherden, denn ſeit Beginn der dortigen Koloniſation haben die ſich jährlich mehrenden großen Jagdexpeditionen engliſcher, amerikaniſcher, öſterreichiſcher und auch einzelner deutſcher



Rhinoceros.



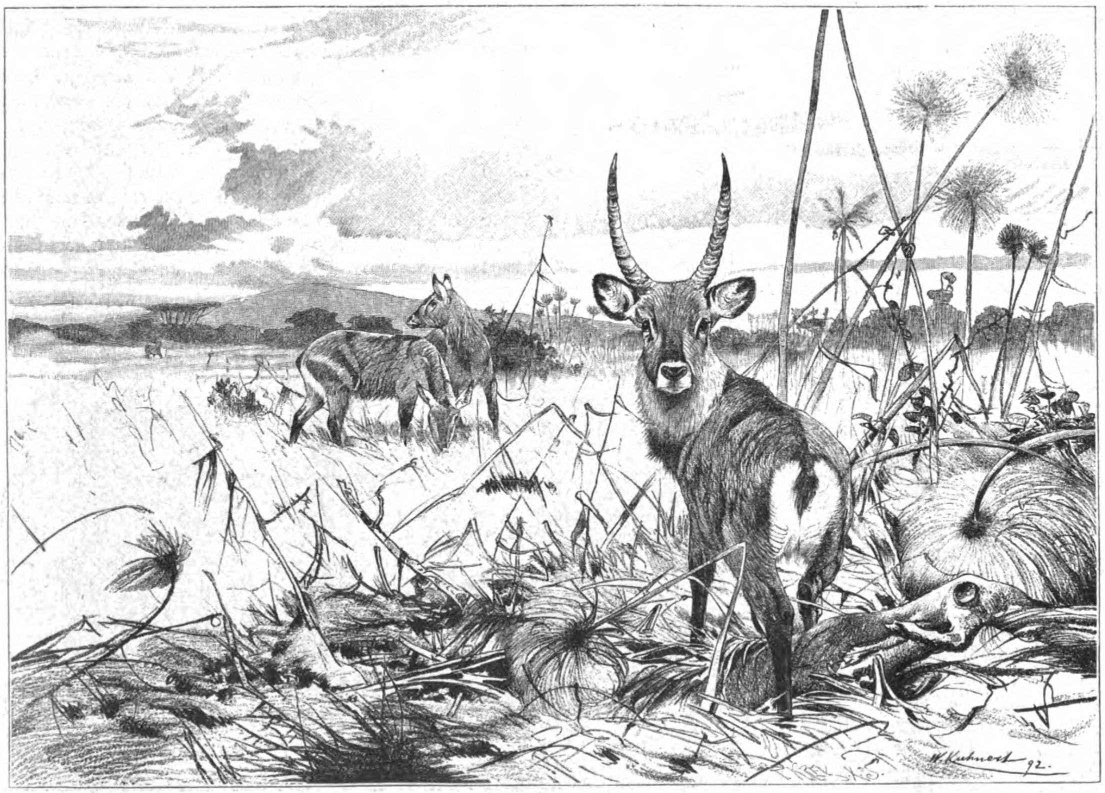
Brütender männlicher Strauß.

Sportsmen unter dem Wild bereits ſo furchtbar gewütet, daß von verſtändiger Seite ganz ernſtlich die Forderung erhoben worden iſt, zum Abſchrecken ſolcher Wildtöter, denen es nur auf das „shooting“ und auf die Erbeutung vieler Tiere möglichſt ankommt, eine faſt unerſchwingliche Jagdſteuer zu erheben.

Es iſt höchſt dankenswert, daß die heute noch leichte Zugänglichkeit in der zwölften Stunde endlich auch einmal einen Künſtler bewogen hat, im reichſten Tierleben und in der freien Wildnis Innerafrikas unmittelbarſte Studien zu machen. Kuhnerts prächtige Tierbilder ſind keine Aufnahmen aus dem Zoologiſchen Garten, keine ſtilvollen Kompoſitionen von „Tiertypen“ in der üblichen Tropen- oder Wüſtenlandſchaft, ſondern wahre Tiere der wahren Wildnis, ſo charakteriſtiſch erfaßt und ſo künſtleriſch wiedergegeben, daß dem, der ſie „draußen“ geſehen, das Herz im Leibe lacht.

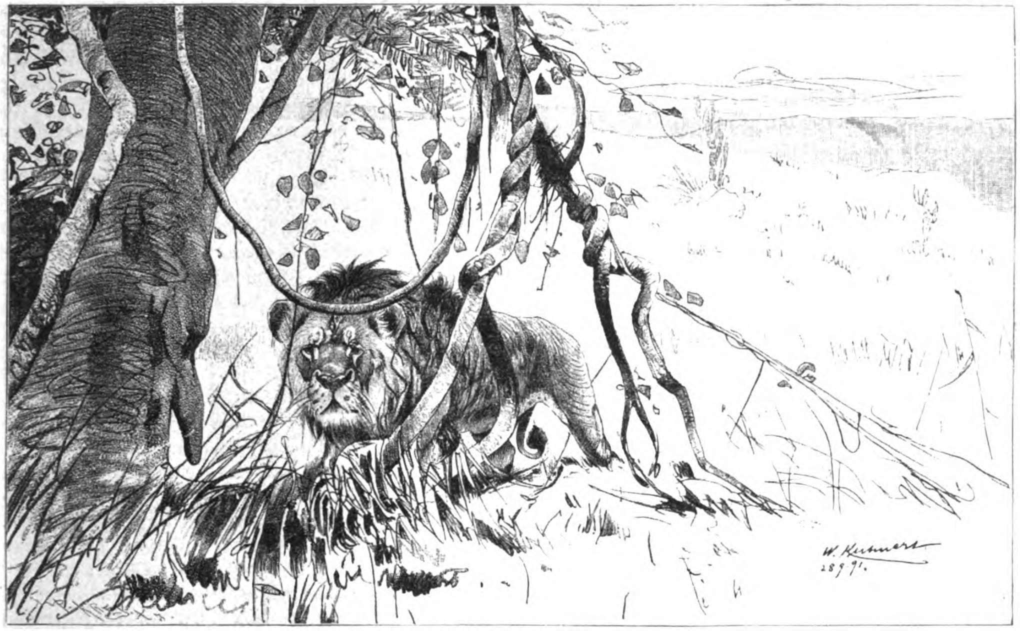
Der Künſtler wanderte mit ſeiner kleinen Karawane von dem regen Hafenplatz Tanga aus am hochragenden Uſambaragebirge entlang nach dem fernen Taweta und zum Kilima-Ndſcharo. Wir begleiten ihn. Glühend heiß, ſchwül und beſchwerlich iſt der erſte Tagesmarſch durch die Küſtenniederung und der ſteile Aufſtieg zum Rand der Hochebene. Oben aber weht uns zum Willkomm eine erquickende Briſe entgegen, der üppige Pflanzenwuchs des Tieflandes iſt verſchwunden, und freier aufatmend ſchreiten wir in die graſige Ebene hinaus, die mit ihren kleinen Buſchgruppen, Dumpalmen und Schirmakazien wirklich parkartig ausſehen würde, wenn ſie nicht gar zu ſonnverbrannt, ihr rotbrauner Boden nicht gar ſo riſſig und ihr Graswuchs nicht gar ſo ärmlich wäre. So wandern wir zwei bis drei Tage fort, aber noch iſt uns kein größeres Stück Wild zu Geſicht gekommen.

Am nächſten Tag wird die Landſchaft noch baumärmer, der Graswuchs noch dürftiger und trockener, und achtlos marſchieren wir mit geſchultertem Gewehr an der Spitze der langgedehnten Trägerkarawane in den klaren Morgen hinein. Da plötzlich ſteht der vor uns ſchreitende Kirongoſi (Wegführer) wie gebannt ſtill, duckt ſich und flüſtert, mit der flachen Hand nach vorn zeigend: „nyama“ (Wild)! Geſpannt ſchauen wir aus, aber wir ſehen nichts, abſolut nichts Lebendiges, nur Gras, ſtreifige Baumſtrünke und rote vielgeſtaltige Termitenhaufen. Da werden hinter uns einige Trägerſtimmen laut, und mit einemmal werden die vermeintlichen Ter-


W. Kuhnert 92.

Waſſerbock im Papyrus.

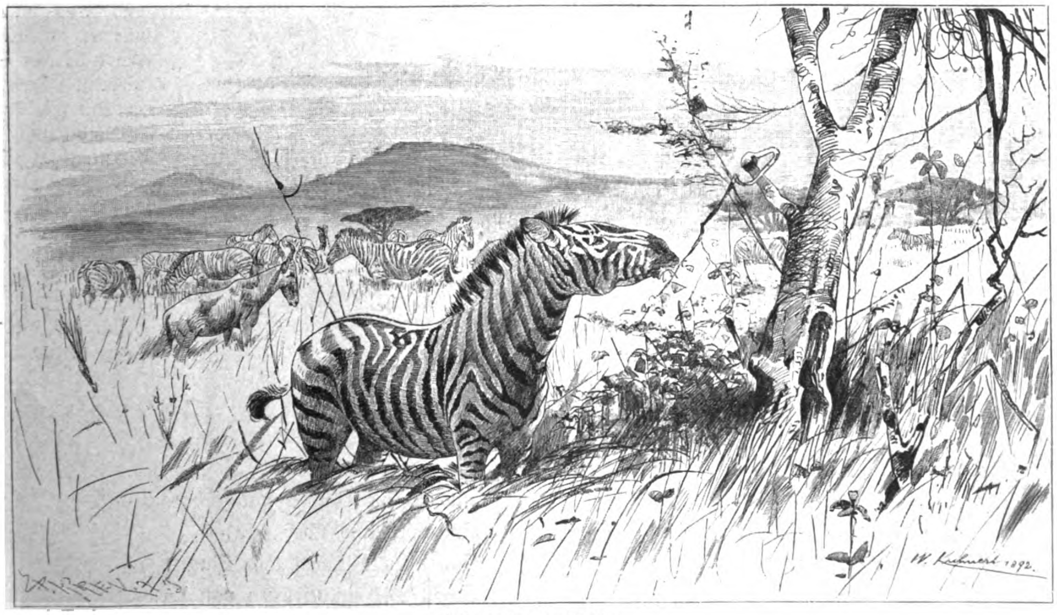
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Löwe auf der Jagd.

mitenhaufen und Baumſtümpfe lebendig — in hohen Sätzen ſtieben 20, 30, 40 große Kuhantilopen (**Bubalis Caama**) in plumpen Bockſprüngen und ebenſoviel Zebras (**Equus Burchellii**) davon, die Hengſte der letzteren hell kläffend wie eine Jagdmeute, und im Nu deckt ſie eine dichte rote Staubwolke, bevor die Büchſe ein Ziel gefunden hat. Nur ein junger Hengſt iſt an einem dürren Buſch ſtehen geblieben, vor dem ſeine durch die Streifenzeichnung des Felles anſcheinend zerſchnittene und körperloſe Geſtalt kaum zu erkennen iſt, aber er büßt ſeine Neugierde ſchwer. Ein Schuß aus dem Mauſerkarabiner trifft ihn aufs Blatt, und obwohl er, äußerſt zählebig, wie alles afrikaniſche Wild, noch 200 Meter weit davonſtürmt, bricht er doch plötzlich wie vom Blitz getroffen zuſammen; die durch unſer kleines Geſchoß und die entſprechende kleine Wundöffnung verurſachte innere Verblutung hat ihn jäh zu Fall gebracht. Größere und deshalb ſtark ſchweißende Schußwunden verſchaffen dem flüchtenden Tiere gewöhnlich ſo viel Erleichterung, daß es trotz ſeiner tödlichen Wunde dem Jäger noch entkommt. Nur bei größerem Wild, den Nashörnern, Nilpferden, Büffeln, Löwen, bei denen es auch auf das Zertrümmern der Knochen ankommt, iſt ein Expreßgeſchoß Nr. 500 oder 550 gut angebracht, bei Elefanten ſogar das Kaliber 8 am ſicherſten, aber für Antilopen, Zebras, Gnus eignet ſich das Kaliber der Mauſerbüchſe am beſten, für kleinere Säugetiere und Raubzeug bis zum Leoparden ſogar nur Schrot und Rehpoſten.

Je weiter wir in die Steppe eindringen, deſto öder und ſtarrer wird das Landſchaftsbild, deſto ſorglicher ſucht ſich die kümmerliche Vegetation gegen ſtarke Verdunſtung ihrer Säfte durch die Bildung von Dornen und Stacheln, von harten oder vielfiedrigen Blättern zu ſchützen. Vom Uſambaragebirge ab nach Taweta hin haben wir zwei gänzlich waſſerloſe Tag-


W. Kuhnert 1892.

Zebras in der Steppe.

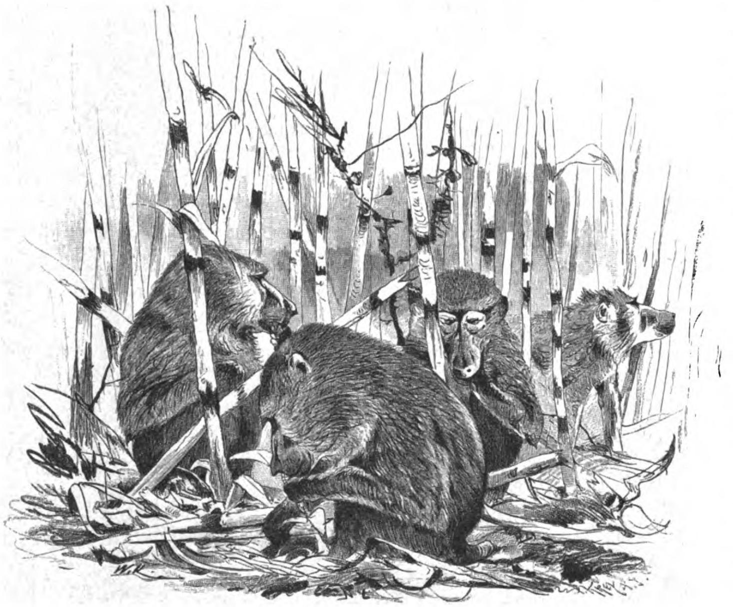
und Nachtmärſche zu bewältigen, und doch iſt dieſer troſtloſe Landſtrich recht eigentlich das Gebiet der Giraffen und der Strauße. Beide ſind außerordentlich ſcheu, und nur aus der Ferne können wir beobachten, wie die erſteren ſchaukelnd langſam davongaloppieren, die letzteren mit gelüfteten Flügeln eilig fortſtreben. Als wir aber am Abend mitten in der waſſerloſen Wüſtenei biwakieren, überraſcht uns ein Träger durch zwei Straußeneier, die er auf einem kaum verlaſſenen Brutplatz gefunden, und die wir, da ſie ſich friſch erweiſen, in ein vorzügliches Rührei umwandeln. Zum erſtenmal erdröhnt hier auch in der Nacht das Gebrüll zweier jagender Löwen, aber die Träger ſchüren nur die Feuer heller an und legen ſich ſorglos zum Schlaf, denn unſer „Wüſtenkönig“ iſt ihnen nur eine ſcheue, ja ſogar feige große Katze, die ſehr viel weniger zu fürchten iſt als der Leopard.

Langſam ſinkt nun das Terrain nach Weſten ab, und merkten wir es nicht an der dichter werdenden Vegetation, ſo würde uns die Zunahme des großen Wildes verraten, daß wir uns der waſſerreichen Mulde des Dſchipeſees nähern. Der Boden iſt ſtellenweiſe förmlich gepflügt von den Fährten, bei jeder Biegung des Pfades ſtürmen bisher ungeſehene Scharen von Antilopen und Zebras davon; einmal zählen wir 260 Stück in einer einzigen Herde. Aber durſtig eilen wir ohne Schuß weiter. Da plötzlich ertönt aus vielen Kehlen der Ruf: „**Kifaru!**“ (Rhinozeros). Hart vor uns iſt ein rieſiges Nashorn (**Rhinoceros bicornis**) aufgeſprungen, das ſich offenbar gerade in einem Moraſt gewälzt hatte, denn feuchtgrau glänzt ſein Leib in der Sonne. Wie eine Scheibe ſteht es regungslos vor einem grünen Buſch. Sofort kracht ein Schuß aus der Expreßbüchſe, der Koloß wirbelt im Kreiſe herum wie ein Hund, der ſich in den Schwanz beißen will, und fort ſtürzt er in das Dickicht. Wir finden ihn ſchon ein paar Schritte weiter tot auf der Seite liegend. Der Blattſchuß hat gut geſeſſen, ein Kopfſchuß würde an ihm, wie am Elefanten und Büffel, nur dann erfolgreich geweſen ſein, wenn er im Auge oder in der Ohrgegend ſo eingedrungen wäre, daß er das Hirn verletzt hätte; die dicke Haut aber wird ganz leicht von der Kugel durchbohrt, ſo lange ſie lebend iſt, erſt das tote Fell wird hart und ſchwer durchdringbar.

Am Feuer laſſen wir uns abends den wie leidliches Schweinefleiſch ſchmeckenden Rhinozerosrücken munden, während aus der Steppe von allerlei Raubgetier und aus dem See von den Flußpferden ein vielſtimmiges Tafelkonzert herüberdringt. Die aufgehende Sonne ſieht uns bereits am Seeufer entlang nach Taweta nordwärts eilen. Die nächtlichen Tierſtimmen ſind verſtummt, nur einige Schreiadler ſchweben hoch über uns und erheben von Zeit zu Zeit ein ſo klägliches Jammergeſchrei, daß wir uns nach dem vermeintlichen wimmernden Baby umſehen. Während wir noch dahin blicken, tritt unvermutet aus dem übermannshohen Papyrusdickicht ein prächtiger Hirſch hervor. Doch was iſt das, der Hirſch trägt ein geſchwungenes Antilopengehörn? Noch ehe wir uns über die überraſchende Erſcheinung klar geworden, wendet der Waſſerbock (**Kobus ellipsyprymnus**) — ein ſolcher iſt es — mit kurzem Sprung um und verſchwindet im überwachſenen Waſſer des Sees, ſeinem eigentlichen Element; deshalb iſt er auch ein ziemlich ſeltenes Wild im waſſerarmen Oſtafrika.

Unſer Pfad ſchlängelt ſich wieder in eine graſige Fläche hinein, über welcher zahlloſe Hyphänapalmen, die ja auch die Waſſernähe lieben, ihre ſtattlichen Fächerblätter wiegen. Die gelben, apfelgroßen Früchte ſchmecken wie zähes Johannisbrot, und daran ergötzen ſich Hunderte von Pavianen (**Cynocephalus babuin**), die bei unſerem Nahen in drolligen Sätzen das Weite ſuchen, denn ſie kennen die Gefährlichkeit des Menſchen vom nahen Taweta her, wo ſie ſich beim Plündern der verlockenden Zuckerrohrfelder blutige Köpfe holen.

Die dunkelgrüne Mauer des Waſſerwaldes von Taweta, des erſten fruchtbaren Gebietes, ſeit wir die Meeresküſte verließen, iſt uns inzwiſchen nahe gerückt. Kurz bevor wir in ſeinen Schatten eintreten, erſcheint aber jenſeits, in ſchier unbegreiflicher Himmelshöhe, eine bis dahin von den Wolken verhüllte, hellglänzende, rieſenhafte Bergkuppe: der Kilima-Ndſcharo. Das hehre Bild bannt uns mit Gewalt. Dort liegt eine ganz anders geartete Welt. Droben in jenen Urwäldern gibt es keine Wildmengen mehr, nur Elefanten brechen noch durch das Dickicht, und erſt oberhalb der Waldregion, wo die regenfriſchen Grasfluren von einer faſt europäiſchen Flora geſchmückt ſind, ſtreifen wieder kleine Antilopen, ſchwirren ſchillernde Nectarinien und Bergſchwalben bis an die Höhenzone, wo Sturm und Froſt mächtiger werden als alle Lebenskraft der Organismen. Dort ſtarren nur tote vulkaniſche Laven und Aſchen, nur ungeheure Schnee- und Eismaſſen, und einzig dem wagenden Menſchen iſt es vorbehalten, einzudringen in das doch ſo unendlich ſchöne Reich der anorganiſchen Natur.



Affen in den Zuckerfeldern.

Im Walde.

Ich lieg' an rinnender Quelle
Träumend im duftigen Moos —
Der Finkenſchlag ſo helle,
Das Blau ſo wolkenlos.

Das iſt ein Blühen und Schwingen
Um mich und über mir —
Und alles Klingen und Singen,
Es iſt wie ein Grüßen von ihr.

Georg Vogel.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſerem Bilde.

Jung gewohnt, iſt alt gethan! hat's Mutterle geſagt, und Lottchen hat ſich's hübſch zu Herzen genommen. Freiwillig meldet ſie ſich täglich zur Handarbeitsſtunde bei der älteren Schweſter und ſtichelt mit ihren Fingerchen tapfer darauf los, ſo ſchwer ihr auch das Stilleſitzen wird — ſchwerer, weit ſchwerer als die ſchwierigſte Kappnaht. Aber die Kleine iſt gewiſſenhaft, und da kommt ſchließlich die Freude an der Arbeit ganz von ſelbſt. Was gilt die Wette? Untern Weihnachtsbaum legt ſie Mütterchen ſchon diesmal ein Stück Wäſche, das ſich ſehen laſſen kann, und noch ein paar Jahr, dann kann ſie an der Schweſter kleiner Ausſteuer ſelbſt mitarbeiten. Das ſoll einmal eine Freude werden!

Kirche.

Am 31. d. M., als am diesjährigen Reformationsfeſt, findet in Gegenwart des Kaiſers und ſeiner fürſtlichen Gäſte die Einweihung der wiederhergeſtellten Schloßkirche zu Wittenberg ſtatt. Vor der Kirche, an derſelben Thür, an welche vor nun 375 Jahren Dr. Martin Luther ſeine Theſen anſchlug, wird ſich der feierliche Akt der Übergabe vollziehen, an den ſich ein Feſtgottesdienſt im Inneren anſchließt. Wir kommen auf das bedeutungsvolle Ereignis ſelbſtverſtändlich noch ausführlicher zurück.

Univerſitäten.

An ſämtlichen preußiſchen Univerſitäten, einſchließlich der Akademie zu Münſter und dem Liceum zu Braunsberg, lehren zur Zeit 534 ordentliche Profeſſoren, 23 Honorar-Profeſſoren, 187 beſoldete und 92 unbeſoldete außerordentliche Profeſſoren, außerdem werden 16 Ordinariate durch Extraordinarien und 12 Extraordinariate durch Ordinarien verwaltet. Zu dieſen kommen noch 384 Privatdozenten und 73 Sprach- und Fachlehrer. Sämtliche ordentliche Profeſſoren beziehen im ganzen 2 955 120 Mark Gehalt, die außerordentlichen 457 740 Mark; der ordentliche Profeſſor hat im Minimum 1500 Mk.; im Durchſchnitt 5534 Mk. Das höchſte Gehalt mit 12 600 Mk. wird bei der juriſtiſchen Fakultät in Göttingen bezahlt.

Altertumskunde.

Die Arbeiten zur Erforſchung des römiſch-germaniſchen Grenzwalls, des Limes, die vor mehreren Wochen begonnen haben, nehmen auf der Linie Lorch-Aalen einen guten Fortgang. Der Streckenkommiſſar Steimle hat bei ſeinen Forſchungen die Anſchlußſtelle an den rheiniſchen Limes, nach welcher ſchon ſo viel vergeblich geſucht wurde, gefunden. Dieſe Stelle ſoll aber nicht im Gözenthal bei Lorch liegen, ſondern ſich im Röthenbachthal nur etwa 100 Meter weſtlich der einſtigen Römerbrücke befinden. Wenn ſich dieſe Nachricht bewahrheitet, ſo würde eine brennende Frage, welche die Limesforſcher ſchon ſeit langem beſchäftigt, gelöſt ſein. Nach den bisherigen Erhebungen ſind die Mauern öſtlich und weſtlich vom Röthenbach 0,95 Meter ſtark und faſt durchweg 0,65 Meter hoch, die Grundmauern, die auf beiden Seiten vorſtehen, ſind 1,10 Meter breit und reichen in der Höhe von 0,25 bis 0,65 Meter.

Forſchungsreiſen.

Im Laufe dieſes Sommers iſt die noch ziemlich unbekannte große Halbinſel Kola, die ſich von Ruſſiſch-Lappland aus in das weiße und in das nördliche Eismeer erſtreckt, durchforſcht worden und zwar von den Reiſenden Dr. Kihlmann, Ramſay und Edgren. Noch zu Anfang Juli hatten die großen Seen der Halbinſel ihre Eisdecken nicht abgeworfen, indeſſen wurden die großen Gewäſſer bald eisfrei. In dieſem Monat wurden der See Umbjaor und die angrenzenden hohen Tundren beſucht. Kihlmann war der erſte, der den reißenden Fluß Umbau befahren hat. Anfang Auguſt langten die Reiſenden in dem Orte Umba am weißen Meere an, von wo ſie über Archangelsk und Petersburg zurückkehrten. Durch vorhergehende Expeditionen und die diesjährigen Arbeiten iſt das große Nephelinſyenitgebiet auf der Halbinſel Kola (das größte bekannte Gebiet dieſer intereſſanten Geſteinsart) vollſtändig unterſucht worden. Geſammelt wurden etwa 500 Mineralien und Erzarten, und von der bisher ſo gut wie unbekannten Gegend iſt eine genaue Karte angefertigt worden.

Hygieine.

Es iſt ein wahrer Troſt, daß der Entdeckung der böſen Bacillen, Bakterien, Mikroben ꝛc. doch auch mehr und mehr die Erkenntnis folgt, wie die Natur ſelbſt gegen die kleinen Ungeheuer vorgeſorgt hat. Jetzt veröffentlicht Dr. Buchner einige intereſſante Verſuche, welche beweiſen, daß das Licht einer der ſchärfſten Feinde aller Bakterien iſt. Cholera- und Typhusbacillen, wie verſchiedene Fäulnisbakterien ſterben im Waſſer ſchon dann vollſtändig ab, wenn ſie nur eine Stunde der Wirkung direkten Sonnenlichtes ausgeſetzt waren, während bei gleichzeitigen Kontrollproben in verdunkelten Gefäßen die Mikroben ſich vermehrten. Man kann hier nur eine Thätigkeit der chemiſchen Strahlen des Sonnenlichts annehmen, von denen wiederum die blauen und violetten am wirkſamſten zu ſein ſcheinen. Für die Allgemeinheit iſt jedenfalls die Folgerung naheliegend, daß wir dem Licht, das höchſtwahrſcheinlich auch bei der Selbſtreinigung alles Flußwaſſers eine große Rolle ſpielt, möglichſt freien Eintritt in unſere Wohnungen gewähren müſſen.

Naturkunde.

Der Ohrwurm (**Forficula auricularia**) gilt im allgemeinen als ein unangenehmer Gaſt. Wie wir der erſten Nummer der Zeitſchrift „Natur und Haus“, die unſer Mitarbeiter Dr. Staby ſoeben in Gemeinſchaft mit M. Hesdörffer begründete, entnehmen, iſt der vielverleumdete Ohrwurm aber im Gegenteil ein ſehr nützliches Raubinſekt, ein beſonders für Winzer und Obſtzüchter willkommener Hilfsſtreiter gegen allerlei Ungeziefer. Mit ſeinem glatten, geſchmeidigen Körper die Geſpinſte durchdringend, ſaugt er die Puppen der ſchlimmſten Obſtbaumplünderer aus und verzehrt die Räupchen der Traubenmotte und des Rebenwicklers mit Vorliebe. Man ſollte, meint Profeſſor L. Glaſer, den Ohrwurm nicht zu vertilgen ſuchen, ſondern ſogar ſeine Verbreitung durch künſtlichen Unterſchlupf (Strohlager, Baſtmatten, hohlliegende Bretter) beſonders in Obſt- und Weingärten in jeder Weiſe zu begünſtigen.

Pflanzenkunde.

Im botaniſchen Verein der Prov. Brandenburg legte kürzlich Geheimrat Wittmack einige Exemplare von Asteriscus pygmaeus vor, die ſ. A. nach als die wahre Roſe von Jericho anzuſehen iſt, wofür ſonſt meiſt die bekanntere **Anastatica hierochuntica** galt. Die vorgezeigte Pflanze, welche von der algeriſchen Sahara bis Beludſchiſtan verbreitet iſt, beſitzt im höchſten Grade die Eigenſchaft, ſich in feuchtem Zuſtand zu öffnen, während ſie im trockenen geſchloſſen bleibt, d. h. ſie breitet angefeuchtet die äußeren Blätter ihrer ſonſt zuſammengeſchloſſenen Strahlenblüten aus. Als Beweis, daß ſie die echte Roſe von Jericho ſei, wurde angeführt, daß ſie in den Wappen franzöſiſcher Kreuzritter vorkommt. Augenblicklich wird ſie vielfach von den Beduinen in der Wüſte geſammelt und in die Bazare von Jeruſalem, Jaffa, Damaskus gebracht.

Auf eine faſt ganz verſchollene Pflanze, die einſt auch bei uns in hohem Anſehen ſtand, macht die „Natur“ aufmerkſam. Es handelt ſich um die Zuckerwurz (**Sium Sisarum** L.), den Siſer, eine Doldenpflanze, die nach Plinius ſich ſchon Kaiſer Tiberius alljährlich aus Deutſchland kommen ließ. Die Zuckerwurz bildet eine kräftige, vielverzweigte Staude von 40—50 cm Höhe, deren Blätter gefiedert ſind und, ähnlich der Mohrrübe, eine weiße Dolde tragen; die zu einem Bündel zuſammenſtehenden Wurzeln haben einen ſüßen Geſchmack und geben, wie die **Onomatologia botanica** vom Jahre 1775 mitteilt, eine angenehme geſunde Speiſe und „unter gewiſſen Handgriffen“ eine Art von Syrup und Zucker. Bei uns iſt die Pflanze durch die allgemeinere Einführung der Kartoffel gänzlich verdrängt worden, ſie iſt aus der Mode gekommen und ſoll augenblicklich ſowohl in Deutſchland, wie in England gar nicht mehr angebaut werden; im Frankreich wird ſie nur im Garten der Révérends Pères in der Grand-Chartreuſe noch gehegt.

Verkehr.

Eine der intereſſanteſten Eiſenbahnen dürfte die Linie Akka-Damaskus werden, deren Projekt jüngſt nach umfangreichen Vorarbeiten von der „**The Palestine exploration fund**“ fertiggeſtellt wurde. Sie ſoll bei Akka am Meere beginnen, mit einer Zweigbahn den Berg Karmel berühren, in ſüdöſtlicher Richtung über Nazareth, Sunem und Jesreel bis zum Jordan führen, dieſen bei Bethſean überſetzen, und dann, ſich nach Norden wendend, zum Plateau öſtlich des Sees Genezareth emporklimmen. Von hier aus würde ſchließlich die Strecke nach Damaskus weitergeführt werden. Die Eröffnung der Bahn Jaffa-Jeruſalem ſteht bekanntlich unmittelbar bevor.

Koloniales.

In aller Stille geſtaltet ſich die botaniſche Centralſtelle für die deutſchen Kolonien im königl. botaniſchen Garten zu Berlin immer weiter aus, und es ſcheint faſt, als ob ſie berufen ſei, eine ähnliche Bedeutung zu erlangen, wie ſie der berühmte Garten von Kew bei London bereits ſeit Jahren für alle britiſchen Kolonien beſitzt. Im vorigen Jahre verſandte ſie bereits 242 Kilogramm keimfähigen Samen nach Oſtafrika, Kamerun und Togo und pflegte mit beſonderer Sorgfalt die Beziehungen mit den gärtneriſchen Verſuchen in jenen Gebieten. Hervorzuheben unter denſelben ſind die Erfolge des unter der Leitung des Gärtners Pfeil ſtehenden botaniſchen Gartens zu Kamerun, in dem die wertvollſten tropiſchen Kulturpflanzen: Kakao, Ingwer, ſchwarzer Pfeffer, Kaffee, Kolanuß, Arrowroot, Tamarinde und die Kautſchuckrebe vortrefflich gedeihen.

Vereine.

Nach dem kürzlich ausgegebenen Jahresbericht der „Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ wurden im letzten Jahre von den Booten bez. durch die Raketenapparate derſelben 69 Perſonen gerettet. Nachdem die preußiſche Regierung vor einigen Jahren ihre ſämtlichen Stationen der hochverdienten Geſellſchaft übertragen, verfügt dieſelbe über 116 Rettungsſtationen, die ſich mit 67 an der Oſt- und 49 an der Nordſee längs der ganzen Küſte von der ruſſiſchen bis zur holländiſchen Grenze verteilen. Die Geſellſchaft zählt zur Zeit gegen 50 000 Mitglieder.

Am 18. u. 19. d. M. findet in Breslau die Hauptverſammlung der Diaſpora-Konferenz ſtatt und zugleich die Feier des zehnjährigen Beſtehens derſelben, welche bekanntlich das Band der Gemeinſchaft mit den deutſchen evangeliſchen Glaubensbrüdern im Ausland knüpfen und ſtärken will. Aus den in Ausſicht ſtehenden Vorträgen heben wir beſonders hervor: „Die deutſch-evangeliſche Gemeinde in Rom“ (Superint. Lic. Rönneke); „die deutſchen lutheriſchen Gemeinden in der ſüdruſſiſchen Steppe (P. Keller); die 400 jährige Jubelfeier der Entdeckung Amerikas und das Evangelium (Referent noch unbeſtimmt).

Meißener Porzellane von 1750.

Schäfer und Schäferinnen. Meißener Porzellanfigürchen von 1750.

Obwohl der glückliche Apothekerlehrling Johann Friedr. Böttger mit ſeinen Bemühungen, Blei in Gold zu verwandeln, ſcheiterte, erfand er bekanntlich gelegentlich ſeiner Studien das Porzellan. 1710 war er bereits der Leiter der nachmals ſo berühmten Meißener Porzellanfabrik, die aber erſt zwanzig Jahre ſpäter ſich zur höchſten Blüte entfaltete, als der treffliche Dresdner Bildhauer Kaendler an ihre Spitze trat. Er iſt vor allem der künſtleriſche Schöpfer jener graziöſen Figürchen und Gruppen, Vaſen und Spiegelrahmen, welche den Ruf des vieux Saxe begründeten.

Vielleicht ſind dieſe kleinen Porzellanbildwerke überhaupt die reizvollſte und anſprechendſte Erſcheinung in der ganzen figürlichen Bildnerkunſt des Rokokozeitalters. Der Stoff, das geſchmeidige, fügſame Porzellan, ſchien wie eigens für das zierliche Formenſpiel, die leichte Grazie des Rokoko geſchaffen, die phantaſtiſchen, tändelnden Geſtalten Kaendlers hätten ſich wahrſcheinlich in keinem andern Stoff gleich gut wiedergeben laſſen. Jedenfalls aber trat auf dieſem Gebiet die deutſche Kunſt zum erſtenmale wieder ſeit langer, langer Zeit den Nachbarländern gegenüber ſelbſtändig auf und errang ſich eine unbeſtrittene Anerkennung.

Kleine Zeitung.

Es iſt kürzlich durch die Schatullenrechnungen des Großen Kurfürſten, welche man in alten Rechnungsbüchern der brandenburgiſchen Kämmerei in Berlin aufgefunden hat, nachgewieſen worden, daß dieſer Regent meiſt die ſpaniſch-niederländiſche Tracht trug. Auch über den bekannten Schimmel von Fehrbellin erfährt man näheres aus den Kammerrechnungen. Dieſer Schimmel koſtete 200 Thaler, während für die übrigen Reitpferde nur 20 bis 30 Thaler verausgabt wurden. Aus den Schatullenrechnungen erſieht man ferner, daß der Kurfürſt mit Vorliebe das Ballſpiel trieb. Er hielt ſich einen eigenen Ballmeiſter. Merkwürdig iſt es, daß der große Kriegsheld beſonders Singvögel liebte. Im Schloſſe hingen überall Käfige mit gefiederten kleinen Sängern. Als ſein Sohn, Kurfürſt Friedrich III, zur Regierung gelangte, ließ er alle Vögel ſeines Vaters fliegen, und ebenſo mußten alle in Berlin damals gefangen gehaltenen Nachtigallen in Freiheit geſetzt werden.

Ein Mann, der viel Zeit übrig hat, rechnete kürzlich aus, wie oft und wie lange eine Turmuhr im Jahre ſchlägt. Das Reſultat iſt überraſchend genug. Wenn die Uhr einmal = $^1/_4$, zweimal = $^1/_2$, dreimal = $^3/_4$, und viermal bei der vollen Stunde ſchlägt, ſo ergibt das zehn Schläge ſtündlich oder 240 Schläge am Tage, wozu noch 156 Schläge für die vollen Stunden (zweimal von 1—12) kommen. Am Tage ſchlägt die Turmuhr alſo 396 und im ganzen Jahr (365 × 396) 144 540 mal — eine ganz hübſche Leiſtung. Jeder Schlag währt bei einem größeren Werk etwa zwei Sekunden; folglich ſchlägt die Uhr im Jahr 289 080 Sekunden oder 80 Stunden 18 Minuten.

In unſerer Spielecke.

Königszug.

gen	ge	wun	den	und	dem	treu	her
ſchla	von	uns	zen	ver	e	ſchen	zen
den	ſein	en	trau	ſchmer	ſten	men	wohnt
die	der	folgt	leicht	am	tief	ten	im
lar	tra	freund	ſchmerz	e	ſer	an	ſchlägt
ve	ſchaft	gen	und	reu	ein	doch	dres
ein	**Wer**	es	bu	ſen	leicht	auch	treu
ſelbſt	treu	im	herz	glaubt	trägt	daß	ihm

1. Rätſel.

Allen bin ich bekannt als Fluß in Öſterreich-Ungarn;
Wenn ihr ein Zeichen mir nehmt, war ich ein mächtiger Gott.

2. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den acht Wörtern: „löſen“, „Lotte“, „Linde“, „Gilde“, „Dieb“, „in“, „mir“, „erröten“ eine bekannte Stelle aus dem Text einer Oper von Rich. Wagner erhalten?

3. Vierſilbige Scharade.

1.
Ich geh' nicht leer aus, wenn man Polen teilt,
Und bin mit meinem Teil auch ganz zufrieden.
Mein Lauf vom Fels zum Meere eilt
Ohn' Aufenthalt und ohn' Ermüden.

2. 3.
Ich trage ein beſcheidenes Gewand,
Bin dir in mancher Form bekannt,
Klein und unſcheinbar, man ſieht mir's nicht an,
Wie Großes aus mir ſich entfalten kann.
Doch wer mich nicht wählet mit Vorbedacht,
Hat oft ſich in großen Schaden gebracht.

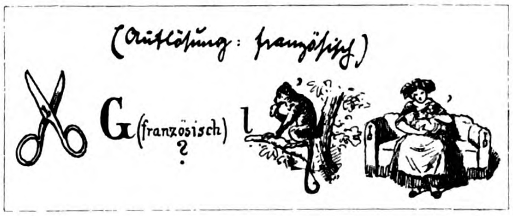
4.
Du biſt zum Herren mir gegeben,
Ich bin nichts als dein Unterthan.
All' meine Kräfte, ſelbſt mein Leben
Gehören meinem Herren an.
Doch führ' dein Zepter ſanft und milde,
Zeig' uns, daß du geſchaffen biſt
Nach unſres Schöpfers Ebenbilde,
Der ſelber nur die Liebe iſt.

1. 2. 3. 4.
Das Ganze nennt dir einen Mann,
Der vieles ſchön einfaſſen kann.
Man ſieht ſein Werk mit Wohlgefallen an,
Wenn man es auch vielleicht entbehren kann.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 1.

Bilderrätſel. Chambregarniſt.

Schachaufgabe.

1. K g 6 — g 5
S e 8 ∼
2. D a 5 — e 5 †
K d 6 — e 5:
3. S d 8 — f 7 ‡

A.
1. . . . . d 4 — d 3
2. D a 5 — b 6 †
K d 6 ∼
3. S f 4 — g 6,
S d 8 — f 7 ‡

B.
1. . . . . K d 6 — e 7
2. S f 4 — g 6 †
K e 7 — d 6
3. D a 5 — e 5 ‡

C.
1. . . . . e 4 — e 3
2. S f 4 — g 6 ∼
3. D a 5 — e 5 ‡

D.
1. . . . . ∼
2. D a 5 — e 5 † ꝛc.

1. Anagramm.

Ferien — Eiſern — Reiſen — Feiern — Freien.

2. Dreiſilbige Scharade.

Sadowa.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das erſte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXIX. Jahrgang Nr. 1) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Aus den Skizzenbüchern berühmter Künſtler: Drei Studien von Ludwig Paſſini. — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Im Mühlenthal. Gedicht von Frida Schanz. — Tier- und Jagdbilder aus Deutſch-Oſtafrika. Von Dr. Hans Meyer. Mit ſieben Abbild. von Wilhelm Kuhnert. — Im Walde. Gedicht von Georg Vogel. — Am Familientiſch. Zu unſerem Bilde: Eifrig bei der Arbeit von Karl Zewy. — Kirche. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Hygieine. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Koloniales. — Vereine. — Meißener Porzellane von 1750. Mit vier Illuſtrationen. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Daheim

Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Oktober 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. № 3.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Allein es war kein Bilwitz, es war eine Rehgeis, welche ruhig äſend den ſchmalen Steg, den das Geſpenſt gemäht, daherkam und erſt bei des Mädchens haſtiger Bewegung ſtutzte, den Kopf vorſtreckte, witterte und ſich dann blitzſchnell zur Flucht wandte.

Liſe wagte ihm nicht nachzuſehen; die Furcht, der Unhold möchte den Augenblick benutzen, brachte raſch ihr Geſicht wieder nach der Waldſeite herum.

Allein der tückiſche Saatverderber mochte wohl mit einem ſo wachſamen Mädchen nicht anbinden. Das Grau wich der Dämmerung, die Dämmerung dem klaren Morgenglanze, und noch immer erſchien der ſchlimme Geiſt nicht.

„Sollten gar die Rehe dieſe engen Steglein treten?“ fragte ſich zuletzt bei gutem tröſtlichen Sonnenlicht die Magd. „Sollte es ſein, wie mit des Vaters Waldgeſpenſtern, die ich alle heimlich kannte, und die keine waren?“

Da erſchienen aber andere und rechte Saatverderber. Drüben aus der Waldecke kam ein fröhlicher adliger Jagdzug den Sandweg einhergeſprengt, die Machower, freilich nur die wilden Fräulein mit reiſigen Knechten, nicht der Ritter Joachim Friedrich, noch ſein Neffe Hans Jörg, denn dieſe waren zur Stunde daheim, aber nicht recht bei Kräften und mußten erſt durch die unvermutete Reveille des Kurfürſten aus ihrem Schwelgerſchlummer erweckt werden.

Die Fräulein hatten jede einen Falken auf der Hand. Liſe verwunderte ſich nicht, ſie ſo früh zu ſehen, denn von denen konnte man alles gewärtig ſein! Was ſie hingegen ſehr wunderte, war, daß plötzlich aus der Föhrenremiſe ſtatt des ſo lang gefürchteten Unholdes der Junker Renatus Wedigen trat.

Ihre Wange brannte, ſie erhob ſich und that raſch den Spiegel von der Bruſt. Ihre Glieder waren ſteif vom Sitzen, ihr Rock und ihr Fürtuch wie das ſtrohblonde Haar ſchwer und feucht von Tau. Dazu glühten ihre Augen in dem übernächtigen Geſicht von all dem ſtarken Empfinden der langen Nacht, und wie der Junker auf ſie zutrat und ſie betrachtete, ſagte er ſich: „Sie ſchaut drein, gleich einem jungen Hexlein!“

Und er fragte: „Liſe, was treibſt du hier vor Tage? Und was birgſt du hinter deinem Rücken?“

Dabei ließ er ſie hart an, denn ſie war ihm um der ſchönen Meluſine willen im Wege.

Ehe ſie aber noch antworten konnte, waren die Machower herangepreſcht, mitten durch die Dänsdorfer Saat, in die ſie nicht enge Stege brachen, ſondern breite, die Fräulein und die bewaffneten Knechte.

„He, was treibt Ihr hier, Wedigen?“ rief Fräulein Meluſine. „Ihr und die junge Magd? Habt Ihr etwa auch einen Zettel von ihr zum Stelldichein an dieſer Waldecke? Was ſoll der Spiegel?“

Während Renatus artig grüßte, ſagte einer der Knechte dem Fräulein etwas ins Ohr.

„Zauberei!“ rief dieſe plötzlich mit heller Stimme. „Auf teufliſcher Zauberei treffen wir dich, Wedigen! Auf ihn und greift ihn ſamt der Dirne!“

Es ſah aus, wie ein beabſichtigter Überfall; im Nu waren die Knechte über Junker Renatus. Während er dem einen eins mit dem Degen durchs Geſicht zog, ſchlug ihm ein zweiter den kurzen derben Jagdſpieß ſo kräftig in die Kniekehlen, daß der Wedigen umfiel gleich einem gefällten Baum. Liſe ſprang zwiſchen ihn und den dritten Angreifer, allein ſchon hatte das Fräulein Meluſine ſie mit derber Fauſt von hinten an den langen Haaren gefaßt und zerrte ſie neben ihren Gaul, riß ſie auch tüchtig, ſo daß Liſe vor Schmerz laut aufſchrie.

Die drei Knechte banden inzwiſchen den Junker, indem ſie ihm die Arme hielten.

„Die Sonne iſt Zeuge," rief das Fräulein, „daß dieſer Gottverlaſſene hier Beſchwörung, Zauberei und heidniſche Adoration trieb, ſamt der Dirne." Bei „Adoration" zuckte ein ſinnvolles höhniſches Lächeln um ihren hübſchen, vollen Mund. „Da ſind die Steglein, die nach dem dummen Aberglauben der Bilwitt oder Bilwitz, wie die Wenden ihn nennen, ins Korn ſchneidet; da iſt der Hollunder, auf dem er mit der Dirne ſaß, da auch der Spiegel; ſie haben zu zweit auf den Bilwitt gewartet dieſe Nacht. So bindet ſie auch zuſammen und bringt ſie vor meinen Oheim, der ſein Gerichtsherr iſt!"

„Mit nichten," rief Renatus entgegen, der jetzt zu Wort und Atem kam, obwohl er gefeſſelt ſtand. „Klagt mich an, weſſen Ihr wollt, Fräulein, ich nehme nur Recht von der Stadt Cöllen. Dänsdorf heißt der Grund, auf dem ich ſtehe; iſt keines Ritters Gerichtsbarkeit unterthan. Und geht die Klage auf Zauberei, ſo geht ſie vor kurfürſtlich Gericht...."

„Weiß ich nicht und glaub ich nicht!" lachte Fräulein Meluſine. „Immer ſagt Eure Lektion her, wie Ihr ſie in Wittenberg gelernt. Ich bin ungelehrt und bringe die Übelthäter, die ich aufgreiſe, dem nächſten Richter, den ich kenne. Ihr könntet mir viel vorſchwatzen. Man ſoll auch die Leute viſitieren, heißt es, ſo man feſtnimmt. Auf, damit alles nach dem Recht geſchehe, kehrt ihm die Taſchen um!"

Wie man Wedigens Rock öffnete, wobei man ihm ſowohl den weißen Kragen zerknitterte, als auch das ſchwarze Tuch des Wammſes einriß, da er ſich wehrte, fand man ein Zettelchen, gefältet wie ein Brieflein.

„Reich' her!" befahl Meluſine, und der Knecht gab's ihr aufs Pferd. „Pfui, ein ſchimpflich Liebesbrieflein!" lachte ſie und zerriß das Papier, ſtreute die Fetzen in den Wind, wo ſie fröhlich flatterten. „Mich wundert, daß die Dirne ſchreiben kann, die ſich dieſen beſtellt!" fügte ſie hinzu, geringſchätzig den Blick ihrer ſchönen Augen an ihm herniedergehen laſſend.

„Ja, Fräulein," erwiderte Wedigen voll Haß, „das ſchimpflichſte Brieflein, das je geſchrieben ward! Und die es ſchrieb, iſt ein ſchlechtes Weib!"

Es war das hinterliſtige Zettelchen, mit dem ſie ihn hierher gelockt.

Da ergrimmte ſie und drohte ihm mit der Fauſt:

„Hüte dich, Lügen zu ſagen, wenn man dich um dies Brieflein befragen wird. Du weißt, ich las es. Niemand kennt den Inhalt, als du und ich; und mir wird man glauben. Pfui, ein Cöllner Bürgerſohn und treibt mit einer wendiſchen Hexe ‚Abgötterei'! Ja, wo iſt das braune Hexlein?"

Die Frage blieb ohne Antwort — Liſe war ihnen unter den Händen verſchwunden.

„Laßt fahren!" meinte Meluſine, als die Knechte in den Wald ſtreifen wollten. „Hat ſich unſichtbar gemacht. Fort, auf und davon!" kommandierte ſie. „Wedigen, Ihr müßt traben!"

Zwei Knechte nahmen den Gefangenen zwiſchen ihre Roſſe; das Fräulein lockte mit der Hand ihren Falken, den inzwiſchen die Schweſter Nymphe auf ihrer Linken gehalten; Wedigen bekam einen Stoß mit dem Schaft des Spießes — allein er weigerte ſich, zu gehen.

„Ich ſtehe auf Dänsdorfſchem Grund — man ſoll mich mit Gewalt herunterzerren!" rief er.

„Wohlan denn, mit Gewalt!" lachte das Fräulein. „Weißt du, wir wollen dich auf polniſche Art entführen. Steckt ihn in'n Sack!"

Meluſines wilde Sitten ſtammten aus Polen; ſie war beim Wojwoden von Plocz erzogen, hatte auch ein Jahr am Hofe König Wladislaus zugebracht, manches ſeltſame Gewaltſtück miterlebt und die Gewohnheit angenommen, jedem ihrer ungeregelten Gelüſte und Einfälle die Zügel ſchießen zu laſſen. Zu unbändigem Vergnügen der Knechte ward nun die polniſche Entführung in Szene geſetzt, der auch die mildere Nymphe behaglich lächelnd, wie einem vergnüglichen Faſtnachtſpaß zuſah, ohne ein Wort des Tadels zu finden. Junker Renatus kam in den mannshohen Sack, der verdächtigerweiſe parat geweſen, bis an den Hals, um den er geſchnürt ward; mit einem Gurt um die Mitte hing man ihn bäuchlings über den Sattel vor einen der Knechte, und davon ging's. Meluſine aber, die alles ſah, fiſchte im Rennen mit ihrem Gertlein des Junkers runden Hut geſchickt von der Erde auf, ließ ihn auf der Spitze des Stabs luſtig kreiſeln und verlor ihn achtlos erſt wieder auf Machower Boden jenſeit des Sandwegs; ſie meinte, wo man den Hut fände, ſollte man glauben, ſei der Überfall geſchehen.

Als ſie neben dem Knecht ritt, bei dem Renatus leidlich unbequem lag, zauſte ſie den Junker mutwillig an den Ohren und raunte ihm die Drohung zu: „Freu' dich, Wedigen, mein Vater erſtach deinen und litt darum den Tod von Henkershand — jetzt haben wir den Sohn! Sind Nattern im alten Machower Turm, da du modern ſollſt, ſo hüt' dich vor ihrem Biß!"

„Irr' dich nicht, Fräulein von Zelen," rief der Kopf aus dem Sacke dagegen, „die That hatte einen Zeugen!"

„Wendiſcher Mund ſchwört nicht!" lachte ſie.

Ihre Augenpaare brannten in Zorn und Haß ineinander. Und doch ſagte der Mißhandelte ſich, daß das zuchtloſe Mädchen wie eine ſchöne Amazone ritt, mit blühenden Wangen und blitzenden Augen, ein Bild wilder Ritterlichkeit, den Sperber auf der Fauſt, die Zäume feſt geſammelt in der geballten Linken, mit der ſie das Pferd mächtig aufriß, wenn es über Wurzelknorren ins Stolpern kam.

„Wo auch ſoll ſie," dachte er, „in Polen gelernt haben, quid sit ius, ordo et iustitia, was Recht ſei und geſetzliche Ordnung?"

Und wäre nicht ihm ſelbſt arg mitgeſpielt worden, vielleicht hätte er gar ein kopfſchüttelnd Behagen an dem Spiel gehabt — doch ſo war ſeine Meinung: „Geſegne es ihr der Böſe! Meine Hoffnung iſt Liſe, die die Unſren allarmieren wird. Und dann ſollen, ſo Gott will, die Machower Amazonen ſamt dieſer reizenden Pentheſilea was erleben!"

Auf das Fräulein hinwiederum machte des Wedigen Gleichmut einen Eindruck ſeltener Vornehmheit.

„Wie ein würdiger Mann von höfiſcher Sitte, der unter Räuber gefallen, wehrt er ſich mäßig, da es nutzlos, ſchweigt, läßt ſich ſchinden und zahlt mit Verachtung, bis adspectus rerum changieret hat und die Fortuna ſich wendet!"

Haßte ſie ihn zwar aus ganzer Seele und gedachte, die Rache für ihres Vaters Tod an ihm zu haben, ſo wollte ſie ihn doch auch demütigen und ſich vornehmer erweiſen als er. Darum begann ſie mit ihrer Schweſter lateiniſch zu plaudern, das beide in Polen als Sprache vornehmen Umgangs aus dem Grunde gelernt.

Beiden Damen machte es großes Vergnügen, den reitenden Sack und den hüpfenden Kopf auf dem Pferde zu ſehen und die Bewegungen, die der Junker machen mußte, damit ihm nicht das Rückgrat zerbräche; und wiederholentlich lachten ſie laut und fröhlich über ihn. Fröhliches Lachen aber iſt das beſte remedium und Sänftigungsmittel gegen Zorn und Haß. Schon war wegen des grotesken Anblicks in Meluſines raſchem Geblüt der Groll am Abdampfen, und ſie begann zu fühlen, daß ſie ihm Ungebühr anthat, da verdarb es der Junker wieder durch ein hartes Wort. Eben fragte Meluſine ihre Schweſter das Rätſel:

„Qualis est differentia inter equitem Mauritium de Thymen et equitantem Renatum Wedigen?"*)

Und da Nymphe lächelnd ſann, ohne zu finden, gab das in polniſchen Jeſuitenwitzlein geübte Fräulein die Löſung: „Uterque Caput habet, sed Mauritii de Thymen non saltat!"**)

---

*) „Welcher Unterſchied iſt zwiſchen dem Ritter Moritz von Thymen und dem Reiter Renatus Wedigen?

**) „Jeder von beiden hat ein Caput (Thymen das Dorf Caputh, Wedigen ſein eigen Caput-Haupt), doch Thymens hüpft nicht."

„Cur non saltat?“ *) fragte Nymphe zurück.

„Quia situm est ad Havellam et Renati Wedigen super dorso equino!“ **) war die vergnügte Antwort und beide lachten.

Da rief Wedigen, der Verſpottete, finſter in deutſcher Sprache: „Denkt an eures Vaters Haupt, das auf dem Cöllnſchen Markte in Sand hüpfte!“

Das Lachen verſtummte — mit einem polniſchen Fluch gab Meluſine ihrem Roß die Gerte, und in haßvollem Schweigen ward der Reſt des Weges zur Burg Machow zurückgelegt.

IV.

Unbefangen waren die Fräulein vor den Fürſten getreten.

„Sieh,“ hatte der Ritter Joachim Friedrich bei ihrem Eintritt gemeint, „drum ſtanden Thür und Thor offen, und unſer gnädigſter Herr konnte uns alſo überraſchen, weil das Frauenzimmer auf die Beize geritten.“ Allein der Fürſt hatte mit einem Blick durch das Fenſter in den Hof die Lage der Dinge erkannt und geſehen, daß „das Frauenzimmer“ einen im Sack gefangenen Mann mitbrachte, den er wohl kannte, da er in des alten Adam Wedigen Haus zu Cölln dann und wann ſich zu Gaſte lud.

„Und nun, durchlauchtige Gnaden,“ fuhr der Schloßherr fort, „wird mit deinem Verlaub mein Nichtlein Nymphe erſt nach deiner Bierſuppe ſehen, denn, gnädig oder nicht, darf unſer Herr wenigſtens nicht ungegeſſen vom Hofe reiten!“

Des Fürſten Haltung wurde den Fräuleins jetzt unbequem; Nymphe ſchlug vor dem durchdringenden Blick, der auf ihr ruhte, die dunklen Augen nieder und errötete, während Meluſine in vollem Trotz, ſchöner als je, ſich aufreckte und den Herrn kecklich anſah.

„Erſt werden die Demoiſellen mir Rede ſtehen!“ wendete ſich Friedrich Wilhelm an die ältere, den ſtrengen Blick von ihrer Schweſter auf ſie kehrend.

„Weswegen, Gnaden Jhro Durchlaucht?“ fragte Meluſine mit ſehr ſichrer Stimme, und ihre lebenſprühenden dunklen Augen wichen denen des Adlers mit nichten.

„Wegen des Überfalls auf den Bürgersſohn Renatus Wedigen von Cölln auf Dänsdorf!“ erwiderte der Fürſt mit ſchwerem Nachdruck auf jedem Wort.

„Dieſer Fürſt,“ dachte Meluſine, „reimt ſich behend zuſammen, wesart Dinge er ſieht, und geht wie ein Stier gradzu auf ſein Ziel; iſt ein andrer Herr als König Wladislaus' fürſichtig-artige Majeſtät; ſoll aber an mir hart Fleiſch zu beißen haben!“

Sie gab plötzlich den Trotz auf und meinte, in aller Holdſeligkeit ihres Antlitzes erſtrahlend, mit liſtigem Blick: „Es iſt ein Spiel, durchlauchtiger Herr, Burg Machow iſt läſtig einſam, haben wir Jungfern uns einen hübſchen Mann zur Kurzweil gefangen!“

Da fuhr der Kurfürſt wie ein Löwe auf ſie zu und faßte ſie mit eiſernem Griff um ihr Handgelenk.

„Willſt polniſch Katzenſpiel treiben, Fräulein?“ rief er. „Mit mir? Mir willſt krauſe Lügen vorſchnitzeln? Hüt' dich! Und hätte dich für zu ſtolz gehalten, ſchönes Kind, als anders, denn gradheraus zu fahren mit der Wahrheit. In custodiam mit dir auf der Stelle, und ich laſſe dir den Prozeß machen um Menſchenraub, ſo du nun geſtehſt oder nicht!“

Meluſine merkte, daß es Friedrich Wilhelm tödlich ernſt war um ſeine Drohung; erſt brach es ihr noch heiß heraus, als ſchrie ein Teufel aus ihr: „Ja, Herr, es iſt geſchehen aus eitel Haß und Rachedurſt, daß Jhr's wißt!“ Dann aber glaubte ſie ihr Spiel am ſicherſten zu retten, wenn ſie des Fürſten Courtoiſie rege machte, that, als fiele ſie vor überſtarkem Druck am Handgelenk vor ihm nieder und bat knieend mit völlig andrer Stimme: „Durchlauchtigſter Herr, Jhr thut mir weh; supplico, vergebt mir, es war Unbedacht, wollen den jungen Wedigen auf der Stelle freigeben!“

„Und demütiglich um Verzeihung bitten!“ fügte der Herr ſtrenge hinzu.

„Und demütiglich um Verzeihung bitten!“ wiederholte Meluſine. „Für diesmal!“ dachte ſie bei ſich. „Satanas wird ihm nicht immer den Fürſten zur Hilfe herquirlen!“

Friedrich Wilhelm ließ das Fräulein fahren, beſchied ſie, den jungen Renatus zu holen und warf ſich in den Lehnſtuhl am Fenſter.

„Erkennſt du deine Zucht in dieſem Nichtlein?“ ſagte er ſcharf über die Achſel zu Joachim Friedrich.

„Mich wundert,“ erwiderte der von Zelen, „daß ſie ſo vor Euch den Nacken beugt. Hab' ich von ihr noch vor niemandem geſehen!“

„He,“ rief in dieſem Augenblick der Fürſt mit Donnerſtimme durch das Fenſterlein. „Sieh dich vor! Durchs Thor geht's nicht in Freiheit, ſondern in Priſon, und den Renatus werd' ich ſchon finden im Hauſe!“

Meluſine draußen auf dem Hofe, die in verzweifeltem Trotz hatte zu Pferd davonjagen wollen in die Freiheit und nicht gedacht, daß der Fürſt ſie überwache, kehrte beſchämt um.

„Er ſieht alles und denkt an alles!“ murrte ſie in ſich hinein, ging aber zum Turm, wohin die Knechte einſtweilen den Junker Renatus ſamt dem Sacke geworfen, und löſte dem Gefangenen eigenhändig die Schnur vom Hals, half ihm auch den Sack abſtreifen.

„Jch that's, weil ich dich mit der Wendiſchen fand!“ raunte ſie ihm zu. „Glaub's oder glaub's nicht, wie du willſt! Und jetzt komm zum gnädigen Herrn Kurfürſten, den der Teufel hergeſchneit!“

Sie wollte ihn an der Hand hinausführen in Tageslicht, allein Renatus lehnte ſchweigend ihre Hand ab. Da ging ſie laut pfeifend vor ihm aus dem Turm in den Hof.

Wie Renatus, deſſen Bewegungen leidlich ungelenk waren und deſſen Kleider zerzauſt, vor dem Fürſten ſtand, reichte ihm dieſer huldreich die Hand.

„Euch ſoll Genugthuung werden, wie und welche Jhr ſelbſt heiſcht, Wedigen,“ ſagte Friedrich Wilhelm. „Zuvor“ — er winkte den jungen Zelen heran — „zuvor Renatus Wedigen und Junker Jörg von Zelen, Jhr beide Erben des Namens und des Haſſes derer von Zelen und der Wedigen, reicht Euch die Hände zum Zeichen, daß die Vergangenheit vergangen und vergeſſen ſein ſoll. Krieg und Fehde im Lande haben ihr Ziel erreicht; fortan ſoll Brandenburg Schulter an Schulter ſtehen gegen den äußeren Feind. Jch brauche zu dem Werk der Neuerrichtung dieſes Staates Brandenburgs Jugend. Jhr beide ſollt mir und dem Land zuſammen dienen; da müßt Jhr Freunde werden. Sag', Renatus, aus ehrlichem Herzen, haſſeſt du dieſen?“

„Junker, Jhr ſeid nicht ſchuld am Blut meines Vaters, noch ich an dem des Euren; wollt Jhr meine Hand?“ fragte Wedigen.

„Görgelein, ſchlag ein!“ ſagte der Fürſt. „Seit vorhin biſt du mein Mann!“

Der Junker trat ernſt heran, ſenkte die Blicke in die ruhigen Augen des Bürgerlichen, in denen er Klugheit und ſtete Kraft las, und legte ſeine Hand in die des anderen.

„Factum est!“ rief fröhlich der Kurfürſt. „Nun Joachim Friedrich, fahr' in die Grube mit deinem Rachedurſt; die Jugend und die Zukunft iſt mein! Und du, Renatus, dem die Schweſtern deſſen, der fortan dein Freund iſt, heut frühe arg mitgeſpielt, du ſollſt nun an meiner Statt Richter ſein, was mit beiden Sünderinnen und Malefikantinnen geſchehen ſoll. Jede Buße, die du forderſt, ſtehe ich dir auf mein fürſtlich Wort zu, ſo ſie innerhalb des Geſetzes iſt.“

Friedrich Wilhelm blickte ſcharf in Renatus' Augen, und dieſer verſtand die Meinung ſeines Herrn.

„Fräulein Nymphe,“ begann er klugerweiſe, „Jhr waret nur zugegen, halfet nicht, habt mich aber lateiniſch verſpottet,

---

*) „Warum hüpft es nicht?“

**) „Weil's an der Havel liegt (das Dorf Caputh) und das Wedigens auf dem Pferderücken!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

als ich im Sacke hing! Iſt dieſer Spott ein edles und adeliges Werk geweſen?“

Nymphe mußte gegen ihren Willen fröhlich auflachen, als ſie des Anblicks gedachte. Raſch flog ſie heran, errötete und bat mit anmutiger Schalkhaftigkeit: „Wedigen, Ihr ſahet zu närriſch aus — ich konnt' nicht an mich halten — ich bitte, tragt es mir nicht nach. Hänge ich einmal ſo im Sack, ſollt Ihr mich in allen Sprachen der Welt verſpotten dürfen, und ich will freundlich dazu ſchaun!“

Wedigen zog mit einer durchaus junkerlichen Artigkeit das Fräulein an ſich und küßte ſie zum Zeichen der Verſöhnung beſcheidentlich auf die Wange. Nymphe erwiderte den Kuß und flatterte zurück. Der Fürſt ſah aber, daß dem Mädchen eine wunderliche Thräne im Auge ſtand.

Hatte nun etwa Junker Renatus als kluger Mann mit dieſem Kuſſe ein Präcedens für einen anderen Kuß der zweiten Schweſter hinſtellen und etablieren wollen, ſo war ſeine Rechnung eine falſche geweſen.

„Fräulein Meluſine,“ begann er . . .

„Nennt mich Zelen mit dem Namen meines Vaters!“ fuhr Meluſine auf, die in Gedanken geſtanden.

„Fräulein von Zelen,“ wiederholte der junge Wedigen in unbeirrter Ruhe, „mein gnädigſter Fürſt will, ich ſoll Euer Urtel ſprechen!“

„Ich habe nichts gethan — wenn aber hier eine That gerichtet werden ſoll, wie tauſend rings im Land alletag arrivieren, weil hier zufällig der Fürſt davon erfuhr — wohl, ſo ſei es nicht im Spiel, ſondern vor rechtem Richter: adlige That vor ſtändiſchem Gericht!“

„Vivat, Zelenſches Blut!“ rief laut Joachim Friedrich und drehte den Spitzbart auf vor Freude, die er nicht bändigen konnte.

„Wohlan,“ ſagte dröhnend der Kurfürſt, „dem Fräulein geſchehe nach der Strenge des Geſetzes! Mein Pferd!“ Und er erhob ſich.

Renatus bog raſch ein Knie vor dem Stehenden.

„Herr, mir haben ſie doch die Glieder verrenkt!“ bat er, „ich aber möchte gern den Erbhaß enden und exſtirpieren. Das geſchieht freilich nicht durch Juſtiz und Strafe an meines Freundes Hans Georg von Zelen Schweſter — vielmehr riſſen Juſtiz und Judicium die Wunde wieder auf. Deswegen mag ſie ſiebenzigmal ſieben mir Schikanen anthun, wie die heutigen — ich werde ihr gern vergeben, oder wenn das Wort ‚vergeben‘ ſie kränkt, es als luſtige Laune anſehen. Recht und Gnade ſind des Fürſten Rechte und Linke — ſo laßt, gnädigſter Herr, diesmal das Recht nicht wiſſen, daß hier Gnade allein zu Gericht ſaß und verzeiht. Was ſoll ich ſagen, wenn mein Zeugnis einvernommen wird? Ich werde ſagen: ‚Das Fräulein von Zelen hat mich auf polniſch entführt — es war etwas beſchwerlich, aber ſehr luſtig‘ — dann liegt der ganze Prozeß im Waſſer! Bitte, lacht, durchlauchtiger Herr, und vergeßt den Schwank!“

Friedrich Wilhelm hatte im Gehen innegehalten und des Bittenden Standrede von der Seite mitangehört.

„Wer führt hier edlere Sprache, Fräulein,“ redete er jetzt Meluſine hart an, „du oder dieſer? Bitt' ihn um Verzeihung — und es ſoll dir ſo hingehen!“

Meluſine warf den Kopf auf und ſchürzte trotzig die Lippen.

Da erſchütterte ein ſo mächtiger Fußtritt des Herrn das Gemach, daß ſie vor Schreck zuſammenfuhr; aus des Kurfürſten Augen ſprühte ein blaues Feuer von zornigen Blitzen über ſie, und mit Löwenſtimme rief der gewaltige Mann: „Ich rate dir, du bitteſt auf der Stelle um Verzeihung!“

„Ich bitte!“ ſagte ſie kurz und herb, aber mit blaſſen Wangen, die Augen in widerwilliger Bewunderung an denen des Fürſten hängend, die Fäuſte in den Rockfalten geballt.

„Hüt' dich, mir wieder in'n Weg zu kommen!“ fügte grollend Friedrich Wilhelm hinzu und hob warnend den Finger.

In dieſem Augenblick trat Hans Georg, der gegangen war, ſatteln zu laſſen, wieder ein und hielt dem Fürſten die Thür offen, da er ihn dicht vor derſelben ſtehen fand.

Der alte Joachim Friedrich aber fiel raſch ein und bat, dem Herrn das Geleit geben zu dürfen, und ſo kam ein leidlich gnädiger Aufbruch zu ſtande. Hans Georg machte auch Wedigen beritten; Nymphe brachte eilends die Bierſuppe, von der der Herr ſtehend ein Maß trank, ein Stücklein Brot einſtippend, das ihm das Fräulein auf blankem bleiernen Teller kredenzte; und dann ritt er in ſtattlichem Geleit vom Hofe, da Burg Machow einen Beritt von drei Herrenroſſen und fünf bewaffneten Knechten aufbrachte.

Wie ſie dem gewundenen Weg um den See folgten, ſtanden die beiden Fräulein auf dem bröckligen Altan.

Nymphe blickte freundlich auf den Bruder und ſeinen Freund Wedigen — ihr Auge hatte einen ſanften Schein. Meluſine aber ſchaute dem Fürſten nach, der ſtark und ſtolz im Sattel ſaß, und ſagte vor ſich: „Iſt ein Mann!“

Danach freilich fing ſie plötzlich das Lutheriſche Spottlied an zu ſingen, daß es hell über das blanke Waſſer hallte:

„Sind und ſind Kalvinſche Katzen,
Die vornen lecken und hinten kratzen!“

Weiß nicht, ob's der Fürſt hörte; war indeſſen wohl ſchon zu weit . . . .

Wie die Fräulein noch ſtanden, kam den Weg von Dänsdorf her ein Haufe mit Senſen, Dreſchflegeln und derben Knütteln, der eilends lief und im Laufen arg lärmte — die Dänsdorfer, welche ihren jungen Herrn wiederforderten.

Hurtig ſtiegen die Schweſtern hinab und ließen das Thor ſchließen und die langen roſtigen Zungen der Eiſenriegel vorſchieben. Es war ein übler Moment, da die Männer ſamt und ſonders mit dem Herrn geritten und nur Mägde und ein lahmer Alter daheim waren. Auch drohten die Dänsdorfer alsbald mit Brand und Totſchlag, denn Liſe hatte erzählt, wie ihr Junker in'n Sack geſteckt worden.

Indes war Meluſine der Gefahr gewachſen.

Erſt wartete ſie eine Zeitlang, verbot den Mägden, ſich an den Luken und Fenſtern zu zeigen und horchte auf die Stimmen der Tobenden.

Dieſe donnerten einſtweilen gegen das Thor und ſchlugen die eſchenen Holzſchindeln herunter, mit denen die Wetterſeite der Burg ſauber wie mit Ziegeln abgedeckt war, wenn freilich die flachgewölbten, handgroßen Holztafeln zum großen Teil ſchon vermooſt und vermodert ausſahen. Dann erſcholl die Drohung, man werde den roten Hahn auf das Strohdach des Raubneſtes ſetzen, wenn die Machower nicht öffneten.

Als nun Stahl und Stein draußen bereits geſchlagen wurden, meinte Meluſine, daß es an der Zeit ſei, ſich zu zeigen, und befahl, das Thor aufzuſperren. Nymphe wollte ſie verhindern, hinunterzugehen, allein das entſchloſſene Fräulein ſchob ſie beiſeite und ſagte: „Es ſind Hunde, ſie wagen keinen Muck, tritt man ihnen herzhaft entgegen. Und ſchlagen ſie mich tot, item bene, man ſtirbt nur einmal!“

Sie war noch in großem Unmut wegen ihrer Niederlage vor dem Kurfürſten und ſchämte ſich vor der anderen, nachgegeben zu haben.

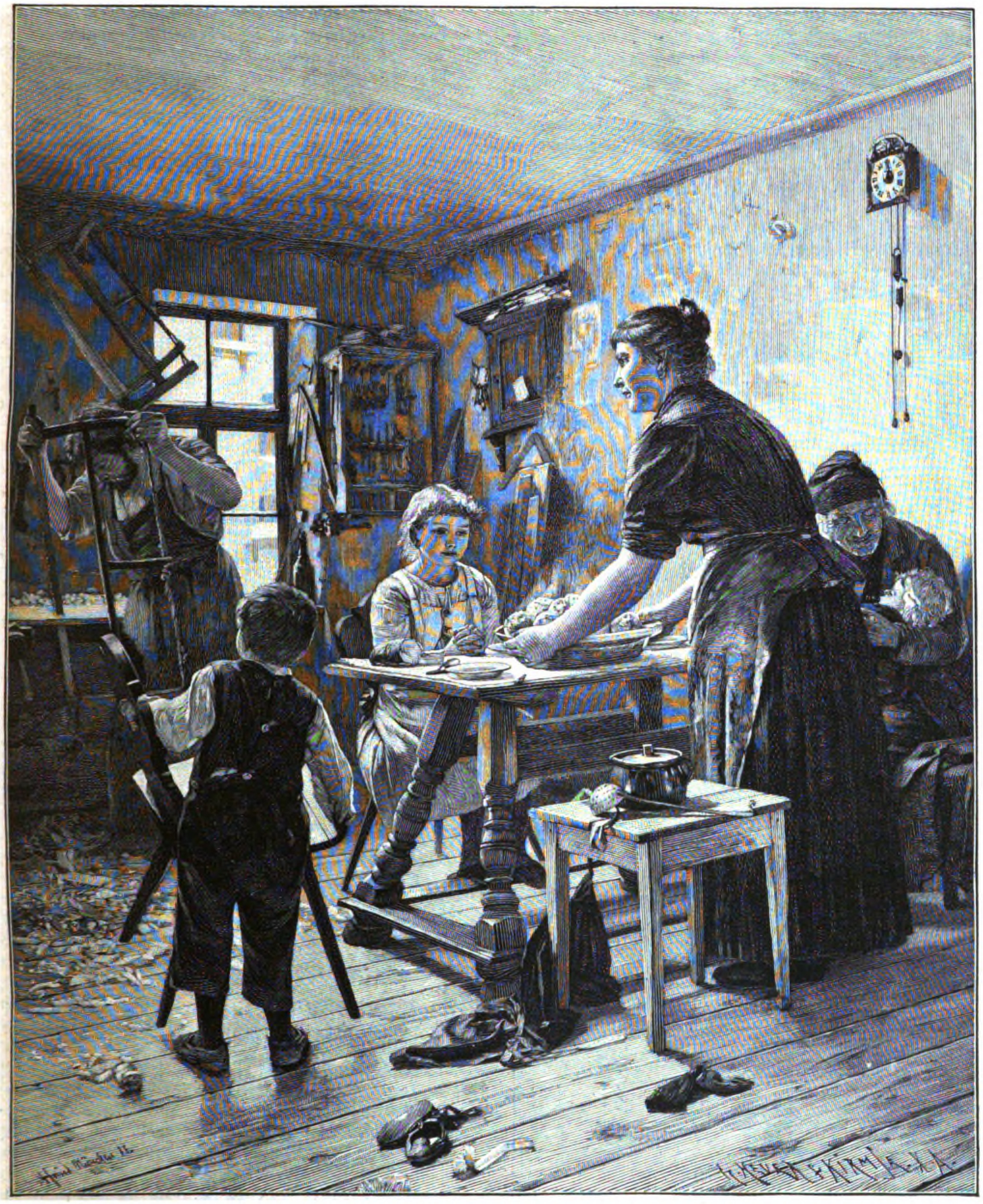
Nymphe faßte ſich ein Herz und ging mit der Schweſter, obwohl dieſe ſie nachdrücklich bleiben hieß.

„Man ſtirbt nur einmal!“ wiederholte ſie lächelnd.

Groß war das Erſtaunen der Leute von Dänsdorf, als die Riegel des Thores zurückgeſchoben wurden, und furchtlos der einbrechenden Rotte die beiden Fräulein entgegentraten.

„Ihr wollt Euren Herrn!“ rief Meluſine, als auf ihren herriſchen Wink Schweigen eintrat. „Geht herum in der Burg, ihn ſuchen; man wird Euch alle Schlöſſer und Thüren aufthun. Eilt Euch aber, denn mein Ohm und die Knechte werden alsbald wieder hier ſein. Sie geben Seiner kurfürſtlichen Gnaden das Geleit bis Teltow, denn kurfürſtliche Gnaden haben hier einen Morgenbeſuch gemacht, und in Seinem Gefolge iſt auch Herr Wedigen davon geritten nach Cölln!“

(Fortſetzung folgt.)



„Papa! Zu Tiſch!“ Nach dem Gemälde von A. Frind.

Kolumbus.

(1492—1892.)

Gewalt'ger Schatten mit dem Flammenblick,
Der forſchend drang durch dunkle Meeresweiten,
Erhabner, ungebeugt vom Leidgeſchick,
Wie tauchſt du mächtig aus der Nacht der Zeiten!

Verbleichen wird der Siegesſchlachten Ruhm,
Der Kronen Glanz, die einſt die Welt bewundert,
Doch heller wird dein Geiſtesheldentum
Fortſtrahlen von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Solang ein Jünglingsherz auf Erden ſchlägt,
Wird ſtets aufs neue deine Karawelle,
Die zum erſehnten Ziel den Genius trägt,
Durchfurchen des Atlantik grüne Welle.

Solang vereinſamt ringt ein hehrer Geiſt
Mit harter Not und dumpfem Wahn der Thoren,
Bleibſt du der Tröſter, der ihn hoffen heißt,
Ob eine Welt auch wider ihn verſchworen. —

Wohl ließ auch dich der Dämon deiner Zeit,
Der Durſt nach Gold, die Sklavenkette tragen,
Noch ehe deiner Feinde ſchnöder Neid
Den Heldenarm in Feſſeln dir geſchlagen,

Doch wer, wie du, das herbſte Los ertrug,
Im Dulden größer noch als einſt im Streben
Und im Triumph, der hat gebüßt genug; —
Längſt hat die Nachwelt deine Schuld vergeben.

Blieb dir auch ſelber bis zum Tod verhüllt,
Wie groß das Werk, das du gedurft vollbringen,
Und deſſen Ruhm das Erdenrund erfüllt —
Das Größte bleibt dein Wollen doch und Ringen.

Gewaltiger Schatten, lehre dieſe Zeit,
Die voll der Zweifel und des ſeichten Spottes:
Begeiſtrung nur ſchafft für die Ewigkeit,
Begeiſtrung, die durchflammt vom Hauche Gottes!

Reinhold Fuchs.

* * *

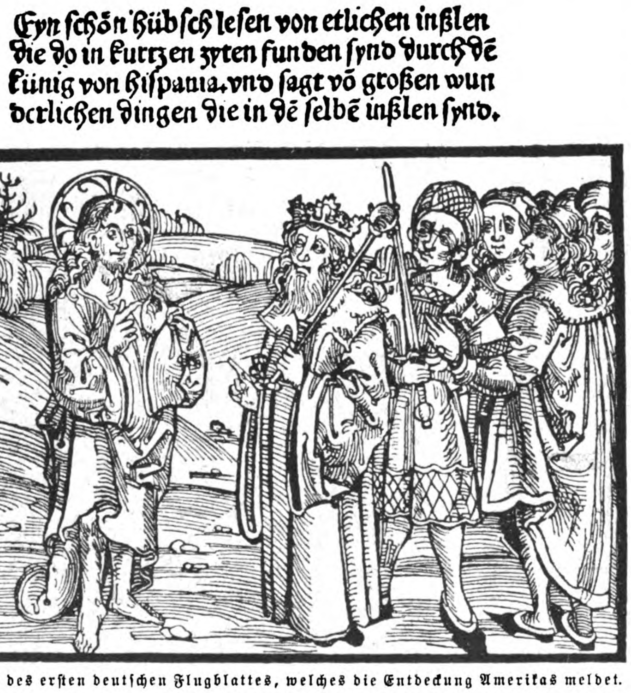
Chriſtoph Kolumbus.

Von Dr. Franz Violet.

(Abdruck verboten.)

„Herbe, wild, ſtreng ſchauen die Züge des Kolumbus herab auf uns, über die Flucht von vier Jahrhunderten fort, das Sinnbild ſeines grauſamen Zeitalters.“ Und dieſe ſelben Züge, welche einen amerikaniſchen Schriftſteller unſerer Tage zu ſo ſchroffem Urteil veranlaßten, deuchten vielen die eines Genius, deſſen Macht ſich die Mitwelt beugen muß. „Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde; was der eine verſpricht, leiſtet der andere gewiß,“ ſang Schiller.

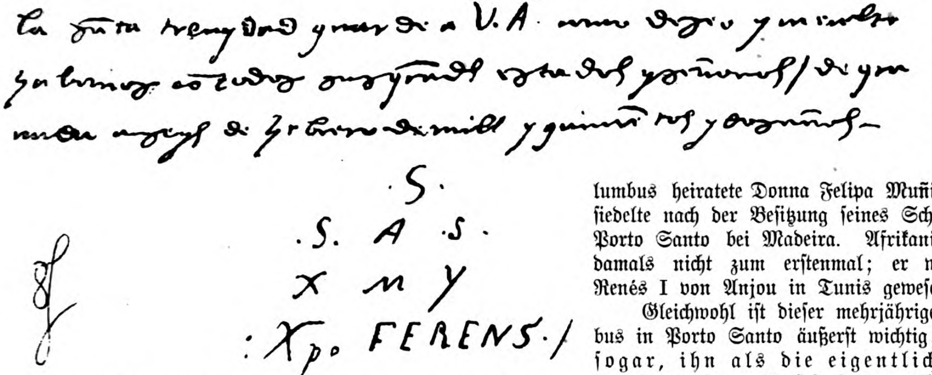
Welche Gegenſätze! Derſelbe Kolumbus, den man jetzt mit rauſchenden Feſten feiert in Madrid und Huelva, in Genua und Amerika, ſtarb einſam und faſt vergeſſen von ſeinen Landsleuten, denen er eine neue Welt geſchenkt! Und weiter: derſelbe Kolumbus, deſſen Seherblick die unermeßlichen Bahnen des Weltmeers ahnungsvoll durchdrang, war bis zu ſeinem Lebensende befangen in dem Wahne, daß er längſt bekannte Küſten des Oſtens in neuer Fahrt erſchloſſen habe. Derſelbe Kolumbus endlich, deſſen Gottvertrauen ſelbſt den Frömmſten ſeiner Zeitgenoſſen faſt unbegreiflich ſchien, deſſen Heldenmut oft antike Erhabenheit und Größe offenbarte, war beherrſcht von einem finſteren Aberglauben, verzehrt von der niedrigſten aller Leidenſchaften, der Habſucht, fortgeriſſen von Ausbrüchen des Jähzorns und der Grauſamkeit. Wir finden für die Erklärung dieſer Gegenſätze keine verbindende Brücke. Trotz der zahlreich überlieferten Briefe des Entdeckers, trotz der ausführlichen Berichte der Zeitgenoſſen gibt es keine Urkunde, die uns einen deutlichen Blick in das Getriebe dieſes raſtlos arbeitenden Geiſtes thun läßt, ebenſowenig wie wir ein ſicher beglaubigtes Bild des Mannes haben. Auch von den Vorſtudien, gewiſſermaßen den leitenden Fäden, die Kolumbus' erſte Fahrt nach dem Weſtlande bedingten, wiſſen wir nur dürftige Einzelheiten. Da ſind Rätſel, Geheimniſſe, die keine Forſchung bisher gelöſt hat, noch jemals löſen wird. Blitzartig, einer Himmelserſcheinung gleich tritt die Geſtalt des Kolumbus auf, feſſelt eine kurze Spanne Zeit die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt und verſchwindet dann im Dunkel; der „Abgeſandte Gottes,“ wie er ſich ſelbſt aus ernſter Überzeugung nannte, wird zu den Toten geworfen, bevor er geſtorben. Es gibt vielleicht keine Geſchichte, die deutlicher die Entdeckungsthat nach ihrem Werte kennzeichnet, als die allbekannte, ſcheinbar lächerliche Erzählung vom „Ei des Kolumbus“: auch das „Weſtland“ war in aller Munde, es



Eyn ſchön hübſch leſen von etlichen inßlen
die do in kurtzen zyten funden ſynd durch dē
künig von hiſpania. vnd ſagt vō großen wun
derlichen dingen die in dē ſelbē inßlen ſynd.

Titel des erſten deutſchen Flugblattes, welches die Entdeckung Amerikas meldet.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



.S.
.S. A .S.
X M Y
:Xpo FERENS./

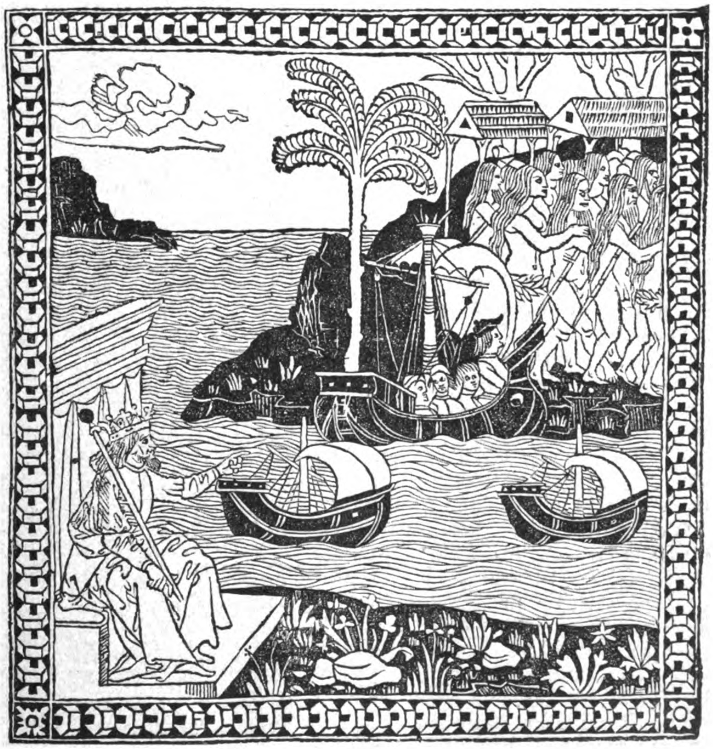
Die Schlußzeilen eines Briefes von Chriſtoph Kolumbus, datiert Granada, 6. Februar 1502.

beherrſchte die Gedanken der gebildeten Welt, es reizte die Einbildungskraft der Abenteurer, nur — finden konnte man es nicht.

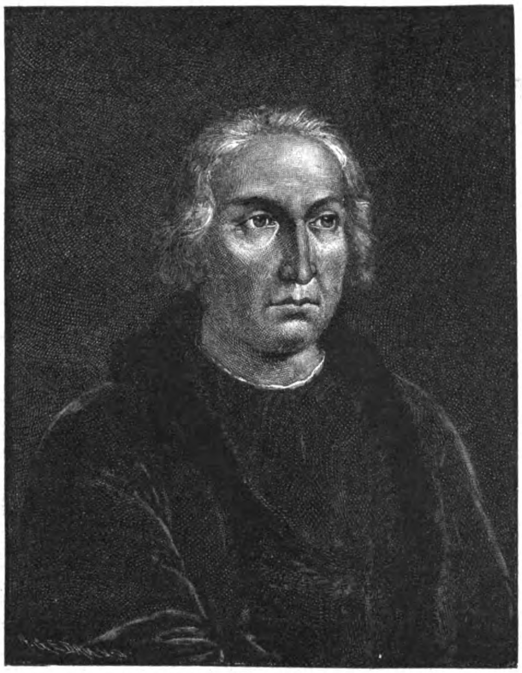
Die Geheimniſſe, welche die Perſon des großen Entdeckers umgeben, beginnen mit ſeinem Geburtsjahr. Dieſes ſchwankt zwiſchen 1436 und 1456; das iſt ein ſo erheblicher Unterſchied, daß danach das Verhalten des Kolumbus, namentlich auf ſeinen ſpäteren Reiſen, beurteilt werden muß. Am wenigſten Widerſpruch wird die ſchon von d'Avezac vorgeſchlagene Anſicht finden, Kolumbus ſei etwa 1446 geboren. Auch Name und Heimat des Entdeckers ſind ſtreitig. Kolumbus ſelbſt hat ſich mehrmals als einen Genueſen bezeichnet und in wichtigen Augenblicken ſeines Lebens Genua ſtets als ſeine Heimat betrachtet, wie er z. B. dort in der Bank die Urkunde ſeiner Privilegien und Rechtsanſprüche niederlegte. Neuerdings iſt durch archivaliſche Funde Savona als ſein Geburtsort ermittelt worden. Aber Kolumbus iſt früh nach Genua gekommen, auf genueſiſchen Schiffen zum Seemann geworden, ſo daß die ſtolze Stadt ihn mit Recht als ihren Mitbürger feiern konnte durch eine glänzende Ausſtellung und eine ſtattliche Flottenſchau. Wenn ſein Vater als Wollenweber bezeichnet wird, ſo iſt darauf nicht viel zu geben; denn die ganze Familie ſonſt trieb das Seemannsgewerbe. Jedenfalls können wir Oheime des Entdeckers als Seefahrer nachweiſen. Bei den mangelhaften Rechtsverhältniſſen des XV. Jahrhunderts ſteckte in jedem Schiffer etwas vom Seeräuber. Das Meer war ein ſchweigendes Grab, in dem vieles ſeine Ruhe fand. Auch Kolumbus hat an den abenteuerlichen Fahrten und Raubzügen der Seinen teil genommen. Schon 1477 iſt er, vielleicht auf einem engliſchen Schiffe, weit draußen im Weſtmeer, auf den Fär-Ör geweſen. Dann war er bei mehreren Seegefechten gegen venezianiſche Schiffe, und aus einem ſolchen kam er ſchiffbrüchig etwa im Jahre 1485 nach Liſſabon. Der Name Kolumbus war damals gefürchtet an den ſüdweſteuropäiſchen Küſten. Man hat jüngſt behauptet, es ſei vielleicht nur ein Beiname geweſen, und der wahre Familienname ſei Griego; erwieſen iſt das aber keineswegs. Wenn ein biederer Deutſcher den Entdecker einfach „Chriſtoffel Dawber" (lateiniſch columba = die Taube) nennt, ſo iſt das gar zu wörtlich überſetzt. Freilich verdeutſcht er auch den Titel ſeines Helden „admirante del mar" mit „Wunderer des Meeres!" In Liſſabon wurde Kolumbus ein „ehrbarer" Mann. Der Vierzigjährige empfand das Bedürfnis nach Ruhe, denn bis dahin war er in ſteten Gefahren heimatlos umhergeirrt; war doch ſein Haar zehn Jahre früher bereits in einer Sturmnacht ſchneeweiß geworden. Kolumbus heiratete Donna Felipa Muñiz-Pereſtrello und überſiedelte nach der Beſitzung ſeines Schwiegervaters, der Inſel Porto Santo bei Madeira. Afrikaniſchen Boden betrat er damals nicht zum erſtenmal; er war ſchon im Dienſte Renés I von Anjou in Tunis geweſen.

Gleichwohl iſt dieſer mehrjährige Aufenthalt des Kolumbus in Porto Santo äußerſt wichtig; *ja wir wagen es ſogar, ihn als die eigentliche Quelle des Gedankens der Weſtfahrt, alſo der Entdeckung Amerikas, zu bezeichnen.* In Porto Santo hat Kolumbus beſtimmtes Material in die Hände bekommen, das ihm erlaubte, ſeinen Plan auszuarbeiten. Die Feſtigkeit, mit der er dieſen gegen eine Welt von Zweifeln verteidigt, die Sicherheit, mit der er, wie aus ſeinen Tagebüchern hervorgeht, die Richtung wenigſtens auf dem erſten Teil der Fahrt beſtimmt, ſind für den unbefangenen Beurteiler geradezu Beweiſe. Es iſt mit Recht behauptet worden, daß Amerika früher oder ſpäter ſowieſo entdeckt worden wäre, weil die Fahrten der portugieſiſchen Reiſenden nach Indien mit Benutzung der Meeresſtrömungen von ſelbſt dahin geführt hätten, wie ja Cabral wirklich Braſilien ſo auffand. Kolumbus hat nun in Porto Santo genaue Kunde erhalten, daß Indien auf dem weſtlichen Wege nicht nur zu erreichen, ſondern daß es ſchon erreicht ſei. Es iſt überliefert, daß er die Aufzeichnungen und Karten ſeines verſtorbenen Schwiegervaters geerbt und eifrig ſtudiert hat. Was dieſe enthielten, wird ein ewiges Geheimnis bleiben. Dazu kommt aber ein anderer

¶ La lettera dell iſole che ha trouato nuouamente il Re diſpagna.



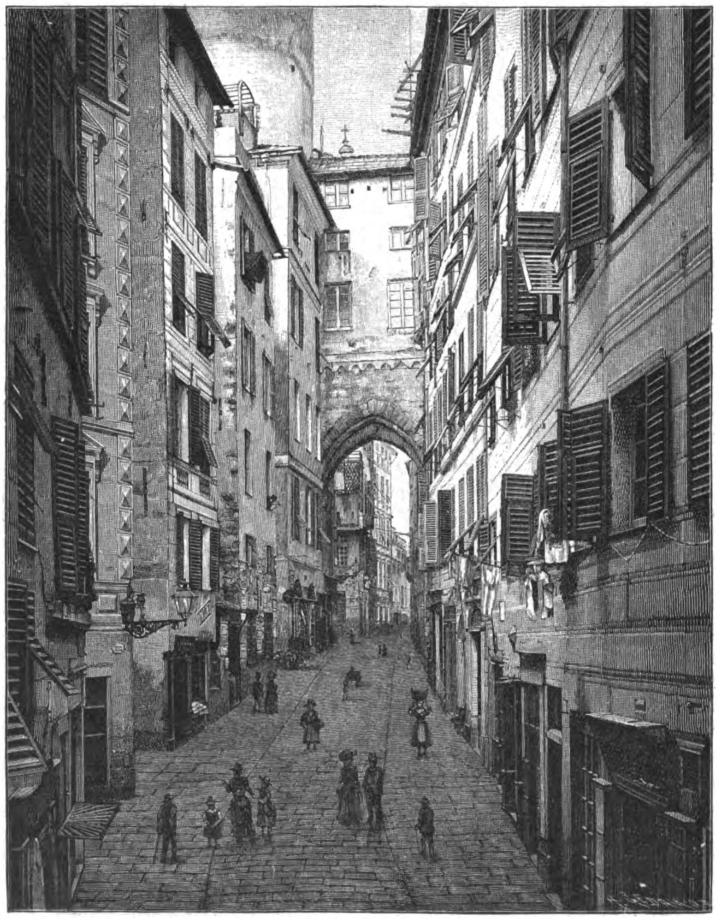
Titelholzſchnitt einer zu Florenz i. J. 1493 gedruckten italieniſchen Flugſchrift, die Landung des Kolumbus darſtellend. Im Britiſh Muſeum zu London.



Angebliches Porträt des Chriſtoph Kolumbus.
Im Marinemuſeum zu Madrid.

Umſtand. Im Jahre 1466 haben drei Schiffe von Portugal aus die Weſtfahrt unternommen und Land geſehen; aber nur eines kehrte zurück. Viele Jahre ſpäter wurde ein ſpaniſches Schiff auf der Reiſe nach England weit in den Ozean hinaus verſchlagen. Ein großer Teil der Mannſchaft ſtarb, aber der Steuermann und wenige Leute kehrten nach Madeira oder Porto Santo zurück. Sie ſind dort geſtorben. Ihre Berichte und Karten hat Kolumbus benutzt, das war ſchon den Zeitgenoſſen wohlbekannt.

Einer der am meiſten ins Auge fallenden Charakterzüge des Kolumbus iſt ſein praktiſcher Sinn. Er glaubte, Beweiſe dafür in Händen zu haben, daß weſtlich im Ozean Land liege, und danach handelte er. Von einer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung mit ſeinem Plan iſt nur ſoweit die Rede, wie er Material braucht, einflußreiche Männer von der Ausführbarkeit ſeiner Reiſe zu überzeugen. Wir haben noch in München eine Karte aus dem Jahre 1426, auf der eine Kette „neuaufgefundener Inſeln“ weſtlich von den Azoren eingetragen iſt. Sollte Kolumbus nicht eine ähnliche gekannt haben? Nun ſtudierte er eifrig das im Jahre 1410 geſchriebene „Weltbild“ (Imago mundi) des Biſchofs von Cambray, Peter d'Ailly, und ließ ſich Genaueres über die Anſichten des Florentiner Arztes und Kosmographen Paolo Toscanelli (1397 bis 1482) berichten. Dieſer hatte zu erweiſen geſucht, daß die Entfernung von der Weſtküſte Portugals bis zur Oſtküſte Chinas in öſtlicher Richtung weit mehr als die Hälfte des Erdumfangs betrage, daß alſo eine Weſtfahrt eine bedeutende Abkürzung des Weges ſei. Sicher hat Toscanelli Kolumbus nicht zum Handeln beſtimmt, denn dieſer war vorher dazu entſchloſſen; aber ſein Einfluß war doch weſentlich.

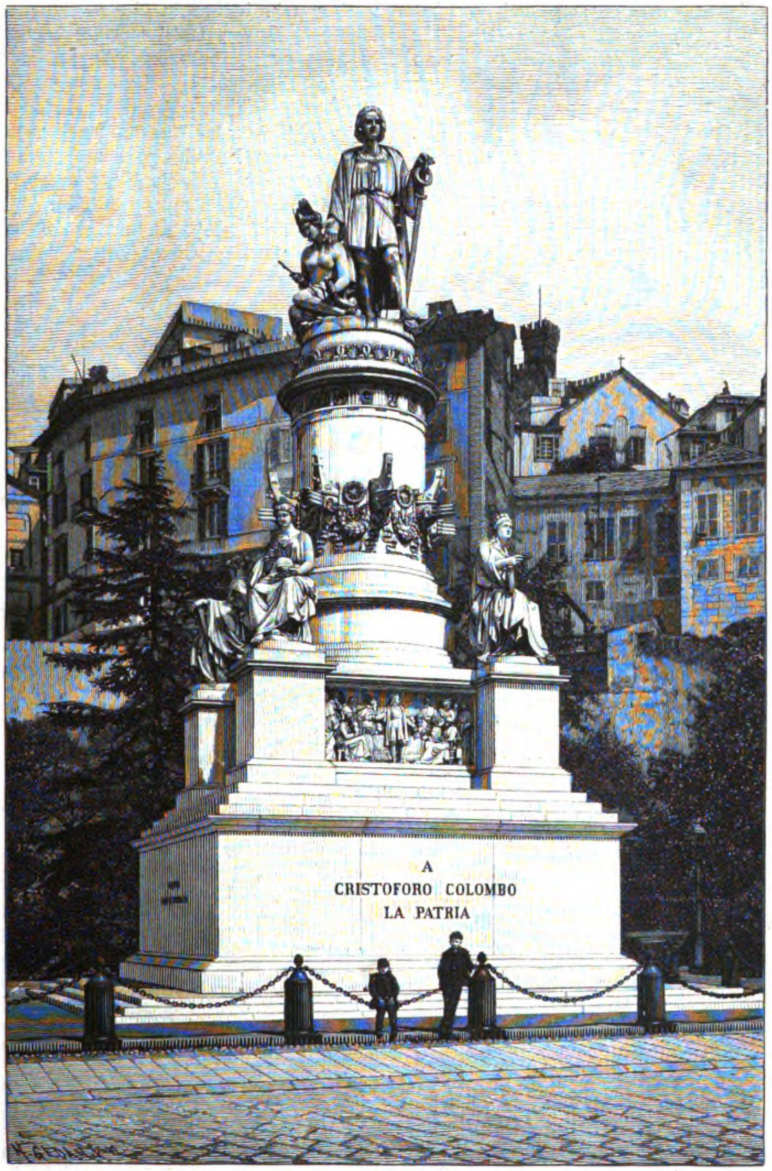


Porta S. Andrea in Genua ⋏
mit dem Hauſe, in welchem Kolumbus nach der Tradition geboren ſein ſoll.
(Das Haus rechts, über deſſen Thür eine Tafel, ſiehe den Pfeil.)

So vorbereitet ſuchte der Genueſe Gönner zu gewinnen, die ihm die Mittel zu einer weſtlichen Fahrt gewährten. Natürlich wandte er ſich zuerſt an den portugieſiſchen Hof, wo das Andenken an Prinz Heinrich den Seefahrer den Sinn für kühne Entdeckungsreiſen lebendig erhielt. Aber in Liſſabon war man zu tief in die weſtafrikaniſchen Unternehmungen verwickelt, um für einen ſo kühnen Plan neue Geldopfer bringen zu können. Auch ſtellte Kolumbus für den Fall des Gelingens ganz unerhörte Forderungen. Von König Johann II abgewieſen, ging er nach Spanien, und hier begann jener mehr als fünf Jahre währende raſtloſe Kampf, ſeinem Gedanken die Ausführung zu ſichern. Von der bangen Ungewißheit, den nagenden Zweifeln, der dumpfen Verzweiflung des ſchließlich Abgewieſenen können wir uns auch ohne die zahlreichen Berichte eine Vorſtellung machen. Mit der ſchwärmeriſch-religiöſen Begeiſterung eines Propheten ſtritt Kolumbus für ſeine Sache, bis er endlich, ermüdet, dem treuloſen Spanien den Rücken zu kehren beſchloß. Das Bild des Dulders, der, geführt von ſeinem Knaben, vor Müdigkeit und Hunger beim Kloſter La Rabida zuſammenbricht, mag nicht ganz hiſtoriſch ſein; aber die Sage hat feinſinnig die Seelenſtimmung des Helden gedeutet. Doch ebenſo ſchnell erwachte ſein Selbſtbewußtſein wieder, als Juan Perez de Marchena ſeine Hoffnung neu belebte. Nur ſo erklärt ſich der Trotz, mit dem er an ſeinen weitgehenden Forderungen feſthielt. Es iſt zu bewundern, daß die Regierung derartige Zugeſtändniſſe überhaupt machte; offenbar ſtand Königin Iſabella ſelbſt unter dem dämoniſchen Zauber des Schwärmers, dem wahrhaft königliche Macht in Ausſicht geſtellt wurde.

Das vorläufige Ergebnis der langen Wartezeit war freilich kläglich genug: mit drei Schiffen und etwa 120 Mann ſegelte Kolumbus am 3. Auguſt 1492 aus dem Hafen von Palos. Nur das größte von ihnen, die „Santa Maria“, welche der Genueſe ſelbſt befehligte, war ein größeres, ſeetüchtiges Schiff; die beiden anderen hatten nicht einmal ein vollſtändiges Verdeck. Aber die Mannſchaft beſtand aus tüchtigen, oft erprobten Leuten, unter denen die Gebrüder Pinzon, die Führer der beiden anderen Schiffe, hervorragten.

Über die Fahrt beſitzen wir die Tagebücher des Kolumbus. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte auf den Kanariſchen Inſeln, der durch die Beſchädigung des einen Schiffs veranlaßt wurde, ſegelte man weſtwärts. Kolumbus berichtet alle Einzelheiten: wie durch nahende Vögel, Holzſtücke, Grasmaſſen die Hoffnung auf nahes Land belebt wurde, wie oft ſich nur zu bald die Enttäuſchung einſtellte, wie er ſelbſt durch Fälſchung der Zahlen im Schiffsbuch die Mannſchaft über die Länge der zurückgelegten Strecke in Ungewißheit hielt, und wie die Leute immer ſchwieriger und unzufriedener wurden. Von einer eigentlichen Meuterei iſt aber nicht die Rede.



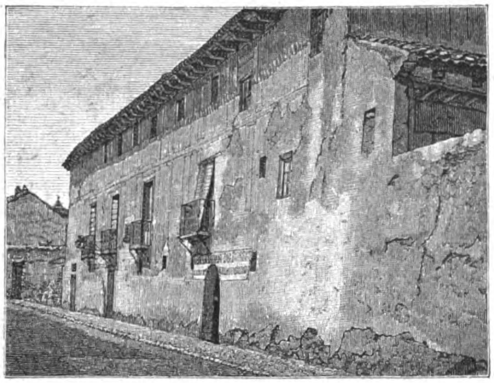
Das Kolumbusdenkmal in Genua.

Endlich, am 12. Oktober, morgens 2 Uhr, erblickte der Matroſe Rodrigo von Triana von der „Pinta“ aus Land, und bei Tagesanbruch betrat Kolumbus mit allem Pomp, mit fliegenden Fahnen, auf denen ein grünes Kreuz und die Anfangsbuchſtaben der königlichen Namen prangten, eine liebliche Inſel; die Eingeborenen nannten ſie Guanahani. Hier iſt wieder ein Rätſel der Entdeckungsgeſchichte zu verzeichnen; denn trotz aller Bemühungen hat man Guanahani, das Kolumbus „San Salvador“ („der Erlöſer“) nannte, nicht nachweiſen können. Man ſchwankt neuerdings zwiſchen den Inſelchen „Watlings Island“ und „Samana“; ſicherlich iſt eine der Bahamainſeln zu verſtehen. Am 27. landete er auf Cuba.

Kolumbus glaubte eine der Inſeln an der Oſtküſte Indiens erreicht zu haben; er nannte die Eingeborenen „Indier“, und dieſen Glauben hat er bis zu ſeinem Lebensende ſich bewahrt. Es liegt eine gewiſſe Tragik in dem Feſthalten an dieſem Irrtum: welche Steigerung ſeines Selbſtbewußtſeins wäre dem Entdecker geworden, wenn er die ganze Tragweite ſeines Wappenſpruchs begriffen hätte: „Caſtilien und Leon gab eine neue Welt Colon“ („A Castillo y à Leon Nuevo Mondo diò Colon“). Eine „neue Welt“ hatte er in Wahrheit entdeckt, und die Kunde davon wurde ſchnell genug verbreitet. Eine italieniſche Flugſchrift, die ſchon 1493 in Florenz herauskam und deren Titelholzſchnitt wir mitteilen, ſchilderte ſeine Reiſe; und wer gar noch zweifelte, den wies das Bild, welches dem erſten deutſchen Flugblatt über die Entdeckung Amerikas vorgedruckt war, vorwurfsvoll zurecht: hier erſchien nach Ruges richtiger Auffaſſung der König von Spanien als ungläubiger Thomas, den der Heiland belehrt. Wir können die Einzelheiten der weiteren Fahrt des Kolumbus im Antillenmeer übergehen; trotz aller Not und Gefahr — noch an der europäiſchen Küſte bedrohte ihn ein Sturm — war ſeine Rückkehr ein Triumphzug. Welche erhebende Stunde für ihn, als er Johann II von Portugal gegenübertrat, um ihm zu ſagen, daß er nicht geirrt habe. Und nun gar der Empfang am Hofe in Barcelona! Zwar Gold und Koſtbarkeiten waren noch nicht erbeutet, aber Kolumbus konnte doch ſeiner gnädigen Herrſcherin verſichern, daß die Juwelen, die ſie ihm einſt im Geſandtenſaal in Granada zur Ausrüſtung ſeiner Schiffe übergeben hatte, nicht umſonſt geopfert ſeien. Es iſt kein Wunder, wenn Kolumbus durch ſeinen vermeintlichen Erfolg verwirrt wurde, und die eigentümliche Auffaſſung ſeiner Leiſtung als Erfüllung einer göttlichen Miſſion ſich bei ihm feſtſetzte. Den Söhnen des XV. Jahrhunderts war es eigen, einen religiöſen Fanatismus zur Schau zu tragen, den wir, mag er handelnd oder duldend auftreten, nur ſchwer verſtehen. Nur das Durchdrungenſein von dieſem höheren Beruf hat den Entdecker auf ſeinen ferneren Reiſen, namentlich auf der letzten, aufrecht erhalten, die ebenſo wie die vorhergehende dritte Reiſe ein Akt der Verzweiflung war, weil die erſehnten und erträumten greifbaren Erfolge ſich immer noch nicht einſtellen wollten. Mag man die Form, in der Kolumbus' Gottvertrauen ſich äußert, eine nicht angemeſſene nennen, ſie war zweifellos ehrlich gemeint; darum kann man auch Humboldts abfälligem Urteil über die myſtiſche Unterſchrift ſeiner Briefe nicht beiſtimmen.*)

Eine ganz andere Wendung hätten Kolumbus' Schickſalswege genommen, wenn es ihm gelungen wäre, Kunde von dem Vorhandenſein der Landenge von Panama und dem dahinterliegenden Weltmeer zu erhalten oder ſeinem Vaterlande jene Schätze zu erſchließen, die Cortez und Franz Pizarro auffanden. Beides war ihm verſagt; dafür gehört er auch nicht in die ſchreckliche Liſte der Eroberer („Conquistadores"), deren Thaten noch heute als ein Fluch auf Südamerika laſten. Kolumbus iſt den Eingeborenen mit einer Milde entgegengetreten, wie ſie ſeiner Zeit nicht eigen, ſeinen Leuten nicht erwünſcht war. An dem Mißerfolge ſeiner ſpäteren Reiſen hat weſentlich jener thörichte Vertrag ſchuld, den er einſt mit Spaniens Königin geſchloſſen, und von dem eine zielbewußte Regierung ſich freimachen mußte. Zweifellos ſind ſeine ſpäteren Reiſen von der Regierung nicht ſo gefördert worden, wie er es erwartet hatte. Nicht ohne Rührung lieſt man die Klagen des alten, gebrochenen Mannes, der zu ſtolz war, auf ein Titelchen ſeiner verbrieften Rechte zu verzichten. Hoffnung und Gottvertrauen haben ihn bis zum letzten Augenblick beſeelt; ſo ſtarb er am 21. Mai 1506 in Valladolid in dem Hauſe, das wir unſren Leſern im Bilde vorführen Seine Gebeine haben nach mehrfachem Irren dort ihre Ruhe gefunden, wohin ſie gehören, in der Kathedrale von Habana. Unter den Denkmälern, die dem großen Entdecker geſetzt worden ſind, iſt das in Genua befindliche wohl das anſehnlichſte; es iſt ſchon 1846 vollendet worden. Sein Standpunkt iſt nicht günſtig, denn das Bild des großen Seemanns ſollte auf das Meer ſchauen. Das Denkmal ſteht — am Bahnhof, gewiß eine ſeltſame Verbindung: hier der Entdecker einer neuen Welt, dort die Ausführung eines neuen weltumgeſtaltenden Gedankens! Beide leben in der Zukunft fort!

Kolumbus hat ſeinem Jahrhundert kein Gepräge aufgedrückt; er hat es keineswegs beherrſcht, und ſein Name iſt im Gedächtnis durch den des vielſchreibenden Amerigo Veſpucci verdunkelt worden. Erſt in unſeren Tagen zahlen wir ihm einen kargen Teil jenes Lohns, nach dem er ſich ſo geſehnt. Aber ſein Jahrhundert iſt ſo reich an markigen Geſtalten in gutem und böſem Sinne, daß man ſtaunen muß. Neben Alexander Borgia, Ludwig XI von Frankreich und Richard III von England ſtehen die Namen eines Copernicus, Arioſto, Dürer und Rafael. Gewiß verdient auch Chriſtoph Kolumbus hier einen Platz; wir meinen, er gehört auf die rechte Seite, dorthin, wo die Wohlthäter der Menſchheit, die guten Genien welche die Vorſehung uns ſendet ſich ſammeln.



Haus zu Valladolid, in dem Chriſtoph Kolumbus geſtorben iſt.

---

*) Unſer Fakſimile (S. 39) lautet: „La Sancta Trenydad guarde à Vuestras Alteças como deseo y menester habemos, con todos sus grandes estades y senorios. De Granada à seys de hebrero de mill y quinientos y dos años." („Die heilige Dreieinigkeit bewahre Eure Hoheiten, wie ich bitte, und wie wir es bedürfen, mit allen ihren Staaten und Herrſchaften. Aus Granada am 6. Februar 1502.") Die Namensunterſchrift deute ich: „Semper Servus Altissimi Salvatoris Mariae Isabellae Christoferens."

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Krüger brachte Portwein. Es war ſchlechter Rotſpon, ſtark mit Spiritus verſetzt und gezuckert. Das von einer Memeler Firma verſendete Getränk entſprach dem Geſchmack der Littauer, die einmal etwas draufgehen laſſen wollten. Die Köpfe wurden denn auch bald heiß. Pinkus kommandierte noch eine dritte Flaſche. Er wollte „auf das Geſchäft" anſtoßen. Bei jedem Glaſe war er um hundert, zuletzt um fünfzig Mark heruntergegangen, endlich auf neunhundert ſtehen geblieben. Löwenberg verſchwor ſich, er verdiene ſo ſchon keinen Pfennig und bedenke nur die Kundſchaft in Zukunft. Lauronat zögerte noch.

„Wenn du einen Wechſel nehmen willſt —" warf er ſo hin. „Ich bin nicht bei Kaſſe."

„Was thun wir mit einem Wechſel?" antwortete Pinkus achſelzuckend. „Wir fahren im Lande herum, ſind bald hier bald dort, und brauchen für unſeren Handel bar Geld. Verkauf' uns die Braunen."

„Nein! davon ſprich nicht."

„So leih' das Geld hier in der Nähe, wo du Kredit haſt."

„Wer ſoll mir's leihen?"

„Für tauſend Mark biſt du doch gut. Sprich mit dem alten Nathan Hirſch in Szibullen, dem weiſen Nathan, — der hat immer Geld."

„Ja —" ſagte Lauronat, „der Jude!" Er gab dem Wort einen ganz eigenen Ton und ſchnitt dazu auch eine Grimaſſe. Daß Pinkus und Löwenberg ſelbſt Juden ſeien, ſchien dem Littauer in dieſem Augenblick ganz zu entgehen. Sie waren ja freilich Pferdehändler, das hob ſie aus jedem Vergleich heraus.

Im großen Saal über der Krugſtube und dem Laden wurden jetzt geiſtliche Lieder geſungen. Die Stimme eines Vorſängers drang mitunter durch, mehr um den ſchwankend gewordenen Takt, als die Melodie ſicher zu ſtellen. Meiſt hielten die Sänger und Sängerinnen trotz der fehlenden Orgel gut zuſammen, und ſchienen nicht müde werden zu können, die Verſe faſt endlos zu wiederholen. Nachdem das ſo eine gute halbe Stunde fortgegangen war, entſtand plötzlich Stille. Es wurde ein leiſes Gebet geſprochen. Und dann redete jemand laut und nachdrücklich. Bruchſtücke von Worten und Sätzen tönten durch die offenen Saalfenſter auf die Straße hinaus, auch in der Krugſtube vernehmbar. Lauronat erhob ſich nach einer Weile und ging hinauf.

Er blieb nicht bis zum Schluß und ſagte lachend zu den Pferdehändlern, die er beim Kartenſpiel in der Krugſtube antraf: „Geht nicht vor's Haus, wenn die herunterkommen. Es iſt von den Juden nicht gut geſprochen."

Pinkus pfiff durch die Zähne. „F—t! Sie werden nicht dumm ſein. Wer kauft ihnen ihre Pferde ab, wenn ſie uns totſchlagen?"

„Es iſt doch nicht zu ſpaßen," meinte Löwenberg. „Wenn man die Zeitungen lieſt — überall wird gegen die Juden gehetzt. Ich hab' neulich ein Bild geſehen, da ſitzen drei richtige Mauſchels auf einem Pfluge, den Geldbeutel in der Hand, und der Bauer und ſein Weib ſind vorgeſpannt. Wenn ſo etwas böſes Blut macht, man kann ſich nicht wundern. Jetzt fängt's hier auch ſchon an. Nun — haſt du dich beſonnen wegen der Stute?"

Lauronat ſchüttelte den Kopf. „Morgen vielleicht."

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Er ließ ſich den Becher mit den Würfeln vom Ofenrand reichen und beſtellte Branntwein. „Ich will mein Glück verſuchen!“ Das Glück kam aber nicht. Er verlor und wurde eifriger und verlor noch mehr. Sie ſpielten bis in die Nacht hinein. Der Littauer lieh Geld vom Krüger und blieb Pinkus doch noch eine Summe ſchuldig. „Es iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen,“ ſagte er halb im Scherz und halb im Ernſt.

Die Nacht ſchlief er in der Einfahrt auf dem Wagen.

* * *

Am anderen Morgen beſah er wieder die Stute. Sie gefiel ihm ſehr. Neunhundert Mark war eigentlich ein mäßiger Preis. Doch bot er noch fünfzig darunter. „Beſorge nur Geld,“ ſagte Löwenberg, „wir werden ſchon handelseinig werden.“

Geld! Lauronat brauchte auch ſonſt Geld. Es ging ſo nicht weiter. Wenigſtens die kleinen Schulden mußten bezahlt werden, und auch mit dem Altſitzer wär' er gern ins Reine gekommen. Keleiwis hatte vor den Juden gewarnt, das reizte ihn gerade, dort anzufragen. Wo ſollte er auch ſonſt anfragen?

Er ſteckte wie alle ſeine Landsleute tief in nationalen Vorurteilen, war auch durchaus nicht frei von Aberglauben. Der Jude war ihm, wenn auch immerhin ein Menſch, ſo doch jedenfalls eine beſondere Art von Menſch, auf den er hochmütig hinabſah. Dabei ſtand ihm allerdings zunächſt der ruſſiſche Jude im langen Kaftan und hoher Mütze vor Augen, den er mit den Witinnen und Holzflößen ſo oft ſtromab hatte kommen ſehen, oder die elende und ſchmutzige Bevölkerung der kleinen ruſſiſchen Grenzſtädte, die er gelegentlich einmal beſuchte. Aber die Scheu und Abneigung übertrugen ſich auch auf die einheimiſchen Mitbürger. Hätte man ihm erzählt, daß letzte Oſtern in Szibullen ein Chriſtenkind geſchlachtet ſei, er würde die Möglichkeit nicht in Abrede geſtellt haben.

Nun ſpannte er doch ſein Wägelchen an und fuhr dorthin. Er hätte auch gehen können, da der Ort recht nahe war, aber es ſchien ihm beſſer, ſich dem „weiſen Nathan“ mit ſeinen Braunen zu zeigen.

Nathan Hirſch hieß ganz allgemein „der weiſe Nathan,“ auch bei den Littauern. Warum, das wußte niemand zu ſagen, und es kümmerte ſich auch niemand darum. Die Herren vom Gericht hatten den alten Mann ſo genannt, wahrſcheinlich weil er ein Jude war und Nathan hieß und alſo an „Nathan der Weiſe“ erinnerte. Dieſe Beziehung blieb natürlich über dieſen engſten Kreis der Studierten hinaus dunkel. Weiſe war übrigens ungefähr ſoviel als klug, und klug war Nathan Hirſch gewiß; es hatte noch keinem gelingen wollen, ihn übers Ohr zu hauen. Es fehlte ihm aber auch nicht an der Ruhe und Bedächtigkeit, die einem bejahrten Manne ein würdiges Anſehen geben, und er galt für einen „durchaus anſtändigen Geſchäftsmann,“ ein Begriff, der freilich wieder nur für jene engeren Kreiſe eine bewußte Bedeutung hatte. Die kleinen Leute ſagten allenfalls zu ſeinem Lobe: er betrügt keinen, wenigſtens ſo lange, als er nachſichtig mit ihnen verfuhr. Das that er denn auch meiſt zu ſeinem eigenen Vorteil. Er war der ländliche Bankier, hatte allerhand Agenturen und gab ſich auch mit Vermittelungsgeſchäften beim Beſitzwechſel von Grundſtücken ab. Auf dem Amtsgericht ſah man ihn nicht ungern; ſeine Eingaben hatten immer Hand und Fuß, und auch in verwickelte Angelegenheiten wußte er Klarheit zu bringen. Er war immer beſcheiden und nahm's auch nicht übel, wenn man ſich einmal einen Spaß mit ihm erlaubte und ſeinen Jargon nachäffte. Sein Familienleben galt für muſterhaft, und daß er ſich als ein rechtgläubiger Jude zeigte, rechnete ihm ſelbſt der Pfarrer zur Ehre an.

Er wohnte in Szibullen in ſeinem eigenen Hauſe. Es war ein richtiges Bauernhaus von Holz mit hohem Strohdach und blauen Laden, niedrigen Stuben, kleinen Fenſtern und Balkendecken, die Thüren waren nicht einmal viel beſſer verwahrt, als die der Nachbarn, nur daß ſich innen eine Eiſenſtange vorlegen ließ. Zu dem Hauſe gehörten auch einige Hufen Land. Sein Sohn, der Jakob Hirſch, bewirtſchaftete ſie. Jakob war verheiratet und hatte Kinder. Zur häuslichen Gemeinſchaft gehörte aber auch noch ein zweiter lediger Sohn, der Moſes Hirſch, der dem Vater im kaufmänniſchen Geſchäft half, und eine verheiratete Tochter namens Eſther, deren Mann, Moritz Levy, viel auf Reiſen war, mit ihren Kindern. Die große Familie ſchränkte ſich auf vier Stübchen und einige Kammern ein. Die Ökonomie war gemeinſchaftlich, die Töchter halfen der alten Frau Rebekka Hirſch in der Küche. Nathan herrſchte wie ein Patriarch im Kreiſe ehrfürchtiger Kinder und Enkel.

Lauronat fuhr mit luſtigem Peitſchenknallen an dem „Judenhauſe“ vor, ſprang vom Wagen herunter, ſträngte die Pferde auf der einen Seite ab und band die Leine kurz an den Stollen. Die „ſchöne“ Eſther fegte den kleinen Flur. Er fragte ſie nach Nathan Hirſch und wurde in die Stube gewieſen. Dort ſaß der alte Mann in einem langen Schlafrock auf dem Lehnſtuhl am Fenſter. Er trug ein ſchwarzes Samtkäppchen, weit aus der hohen Stirn zurückgeſchoben über dem ſchneeweißen Haar. Nicht weit von ihm ſtand Moſes an einem Pult und ſchrieb in einem großen Buch. Er hatte einen Schreibärmel von grauer Leinwand übergezogen. Andere Bücher hatten ihren Platz in einem kleinen Regal an der Wand. Das auffallendſte Möbel war ein großer eiſerner Geldſchrank neben dem Himmelbett, vor dem Rebekka, eine ſchon etwas gekrümmte Matrone mit ſchwarzem Scheitel von falſchem Haar, am Tiſch bei einer Näharbeit beſchäftigt war. Der Geldſchrank ſtand offen; das Riegelwerk an der inneren Thür zog ſogleich den Blick des Littauers auf ſich, ſo daß er zu grüßen vergaß. Er war hier zum erſtenmal.

„Was iſt dein Begehr, mein Sohn,“ fragte Nathan ihn in ſeiner Sprache.

Nun wendete Lauronat ſich zu ihm. „Ich brauche Geld,“ antwortete er dreiſt, „und komme, mich bei dir zu erkundigen, ob du es mir geben willſt — natürlich nicht umſonſt.“

„Hm, hm, hm —“ knurrte der Alte, ihn ſcharf ins Auge faſſend. „Du biſt der Wirt Pawils Lauronat aus Gilguhnen, wenn ich nicht irre. — Irre ich, Moſes?“ Er blickte um die Lehne nach ſeinem Sohn.

Dieſer unterbrach ſeine Arbeit und kehrte ſich halb zurück. „Es iſt der Wirt Pawils Lauronat aus Gilguhnen, Vater.“

„Ja, der bin ich,“ beſtätigte der Littauer.

„Ich habe dich auf dem Gericht geſehen — zwei-, dreimal,“ fuhr Nathan Hirſch fort, indem er mit dem Kopf nickte. „Du hatteſt einen Prozeß mit dem Erdenings, deinem Altſitzer, dem ich einmal die erſte Hypothek beſorgt habe. Er hat mir geſagt, daß du ſein Schwiegerſohn biſt, und hat bitter geklagt über dich, daß du ihm mit Undank lohnſt. Ja, ja, das iſt mir wohl erinnerlich. Aber meine Augen werden ſchon ſchwach — ich konnte doch irren in der Perſon.“

„Was ich mit dem Erdenings habe, iſt meine Sache,“ entgegnete Lauronat. „Wenn er über mich klagt, über ihn hätt' ich noch viel mehr zu klagen.“

„Ein ſchönes Grundſtück damals, ein ſehr ſchönes Grundſtück. Ich hab's ſelbſt in Augenſchein genommen für den Tilſiter Herrn. Faſt hundert Morgen, nicht wahr?“

„Sechsundneunzig Morgen und die Wieſen. Dazu die Fiſcherei für den Hausbedarf und die Holzablage.“

„Ja, ja! Ein ſchönes Grundſtück und mäßig verſchuldet bis auf das Ausgedinge. Und jetzt biſt du in Not und brauchſt Geld?“

„Ich bin nicht in Not,“ entgegnete Lauronat mürriſch, „aber ich brauche Geld, um ein Pferd zu kaufen. Noch dieſen Vormittag muß ich's haben.“

„Mußt du's haben — um ein Pferd zu kaufen — noch dieſen Vormittag... ja, ja, ja. Hab' ich recht gehört, daß du ein großer Nimrod biſt?“

„Das verſteh' ich nicht.“

Auf der Straße. Von Paul Konewka.

„Ein großer Jäger, mein' ich — und daß ſie dich auch gefaßt haben in der königlichen Forſt?“

Der Littauer lächelte, eher geſchmeichelt als beleidigt. „Das iſt wohl einmal geſchehen,“ ſagte er. „Ich habe die Jagd in Gilguhnen gepachtet, und wenn du als Margritſch einen Haſen in die Küche haben willſt…“

Der Alte wehrte mit der Hand ab. „Wie viel Geld brauchſt du denn, Pawils?“ fragte er, ſich vorbeugend und die Arme auf die Seitenlehnen des Stuhls ſtützend.

„Nun — tauſend Mark.“

„Tauſend —!“ rief Nathan Hirſch und erhob ſich ein wenig. „Gott gerechter — wie leicht dir das vom Munde geht!“

„Die Stute koſtet ſo viel — koſtet beinah ſo viel,“ berichtigte er ſich, da der alte Jude ihn mit ſeinen ſchwarzen Augen ſo eindringlich anſah.

„Iſt das Pferd eine Stute — und koſtet beinah ſo viel? Hm, hm! Tauſend Mark. Und was davon übrig bleibt —“

„Das brauch' ich, um Kleinigkeiten zu bezahlen, die hängen geblieben ſind. Aber was geht es dich an, wozu ich das Geld brauche?“

„Kleinigkeiten — nu ja — Schulden mit Schulden bezahlen — äh! es gefällt mir nicht. Und warum kaufen ein teures Pferd, wenn man das Geld muß borgen?“

„Es bringt ſich wieder ein — das iſt meine Sache.“

„Kann ſein, kann auch nicht ſein. Und wenn ſich's nicht einbringt —“

Der Littauer ſtieß ärgerlich den Peitſchenſtock auf die Diele. „Was geht es dich an. Sprichſt du mit einem Kinde?“

„Ja, was geht es mich an? Weil ich dir rate zur Vorſicht, erzürnſt du dich gegen mich. Tauſend Mark ſind viel Geld. Sie nehmen ſich leicht in die Hand und geben ſich leicht aus der Hand, aber bis ſie wieder zurückkommen in die Hand… Gut, gut! Du willſt nicht hören. Wie denkſt du mir denn zu verſchreiben die tauſend Mark?“

„Pah! Ich bin dir doch ſicher.“

„Mit dem Grundſtück? Soll's eingetragen werden?“

„Das dauert mir zu lange. Ich muß das Geld heut haben.“

„Ja, ich vergaß. Heut! Auf der Stelle! Alſo gegen Wechſel.“

„Wie du willſt.“

„Nicht, wie ich will. Ich will nicht. Aber ich muß doch etwas in Händen haben. Weißt du, was ein Wechſel iſt, mein guter Pawils?“

„Gewiß weiß ich das.“ Lauronat lachte dazu. Er hatte Gelegenheit gehabt, ſich ſolche Papiere anzuſehen.

„Auf drei Monate.“

„Meinetwegen. Mach's nur ſchnell.“

„Du ſagſt: meinetwegen! ſo leichthin … Aber die Friſt iſt kurz, und wenn ſie abgelaufen iſt, ſag' ich: wo iſt mein Geld? und laß mich nicht vertröſten, ſondern greife zu. Denn das iſt ein Geſchäft, und ich will's nicht machen mit Verluſt. Biſt du ſicher, daß du mir gerecht werden kannſt, ohne dir ſelbſt zu ſchaden?“

Lauronat wies auf die Straße hinaus. „Die beiden Braunen allein ſind das reichlich wert.“

„Ich glaub's wohl. Und das Grundſtück … ja, ja! ſo viel Sicherheit iſt vorhanden.“ Nathan Hirſch guckte wieder um die Stuhllehne nach ſeinem Sohne. „Können wir machen das Geſchäft, Moſes?“

Der Buchhalter wiegte den Kopf hin und her. „Wir können's machen, Vater.“

„So ſchreib' den Wechſel, littauiſch und deutſch — tauſend Mark nach drei Monaten. Die Zinſen zieh ich ab im voraus — das iſt Uſance bei dem reellſten Geſchäft. Sechs Prozent, nicht mehr, als üblich. Ich mache kein Geſchäft aus Barmherzigkeit, aber ich bin auch kein Wucherer. Und nochmals rat' ich ernſtlich ab — meine Frau und mein Sohn ſind Zeugen. Glaub' meiner Erfahrung! Es iſt nicht gut, Geld zu borgen auf Wechſel. Hinterher kommt oft Heulen und Zähneklappern, und dann heißt's: der Gläubiger iſt hart und ein Kehlabſchneider, wenn er doch nur zurückhaben will das Seinige. Laß dir nicht die Augen verblenden durch das ſchöne Pferd — morgen wirſt du's vergeſſen haben — und kaufe erſt, wenn du geſpart haſt. Dann wirſt du mit Ruhe —“

Lauronat wurde ungeduldig. „Was machſt du für Gerede!“ unterbrach er. „Spar' dir deinen guten Rat für einen, der ihn brauchen kann. Willſt du mir das Geld geben oder nicht?“

„Such's heraus, Moſes,“ ſagte der Alte. „Er will nicht hören. Lies vor die Schrift und gib ſie ihm in die Hand, zu leſen, damit er ſich nicht übereilt.“

Es geſchah. Lauronat unterſchrieb ſeinen Namen mit ganz feſter Hand und ſtrich dann das Geld ebenſo ruhig ein, nachdem es ihm Nathan Hirſch wohl dreimal vorgezählt hatte. Er bewegte nickend den Kopf ein wenig und ging zur Thür hinaus, ohne auch nur Adieu geſagt zu haben.

„Vergiß nicht, heut über drei Monate —“ hörte er ſich nachrufen. An der Schwelle des Hauſes ſpie er aus. Er dachte ſich kaum etwas dabei: es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daß er hinter dem Juden ausſpie.

Im Galopp jagte er nach Kaukehmen zurück. Die Pferdehändler wollten eben aufbrechen. Man wurde nun bald handelseinig und trank dann noch mehr als eine Flaſche auf das gute Geſchäft, das jeder den andern gemacht zu haben verſicherte. Darauf fuhren die Juden ſehr luſtig ab. Sie wollten zum großen Markt nach Königsberg.

Lauronat kam aus dem Kruge nicht fort, bevor er ſich mit dem Krüger verrechnet hatte. Er erſchrak, als er hörte, wie hoch ſeine Schuld ſchon aufgelaufen ſei. Sie ganz zu tilgen, war ihm nicht möglich; fünfzig Mark wenigſtens mußte er in der Taſche behalten.

„Bringe nur bald wieder etwas,“ ſagte der Wirt, „du kommſt zu ſelten.“

Lauronat hielt's für geraten, ſeine Stute gleich nach

Auf der Straße. Von Paul Konewka.

Trakehnen zu bringen. Er legte ihr kleine Strohkränze um die zierlichen Feſſeln, flocht Schweif und Mähne ein und band ſie hinten an den Wagen. Dann fuhr er auf der Chauſſee in der Richtung nach Tilſit fort.

Er hatte am nächſten Abend Inſterburg noch nicht erreicht, als er bemerkte, daß das Pferd auf dem rechten Vorderfuß lahmte. Er unterſuchte das Gelenk und den Huf, fand aber die Urſache nicht heraus. Er meinte, das Tier werde ſich einen Stein eingetreten haben, der dann von ſelbſt wieder abgefallen ſei, kühlte aber vorſichtig am nächſten Brunnen den Fuß und ſetzte die Reiſe langſamer fort. Das Lahmen nahm jedoch zu, und das Feſſelgelenk wurde dick. In der Stadt wartete er den nächſten Morgen ab. Das Pferd hatte ſchlecht gefreſſen. Nun blieb Lauronat doch nichts übrig, als den Tierarzt zu befragen.

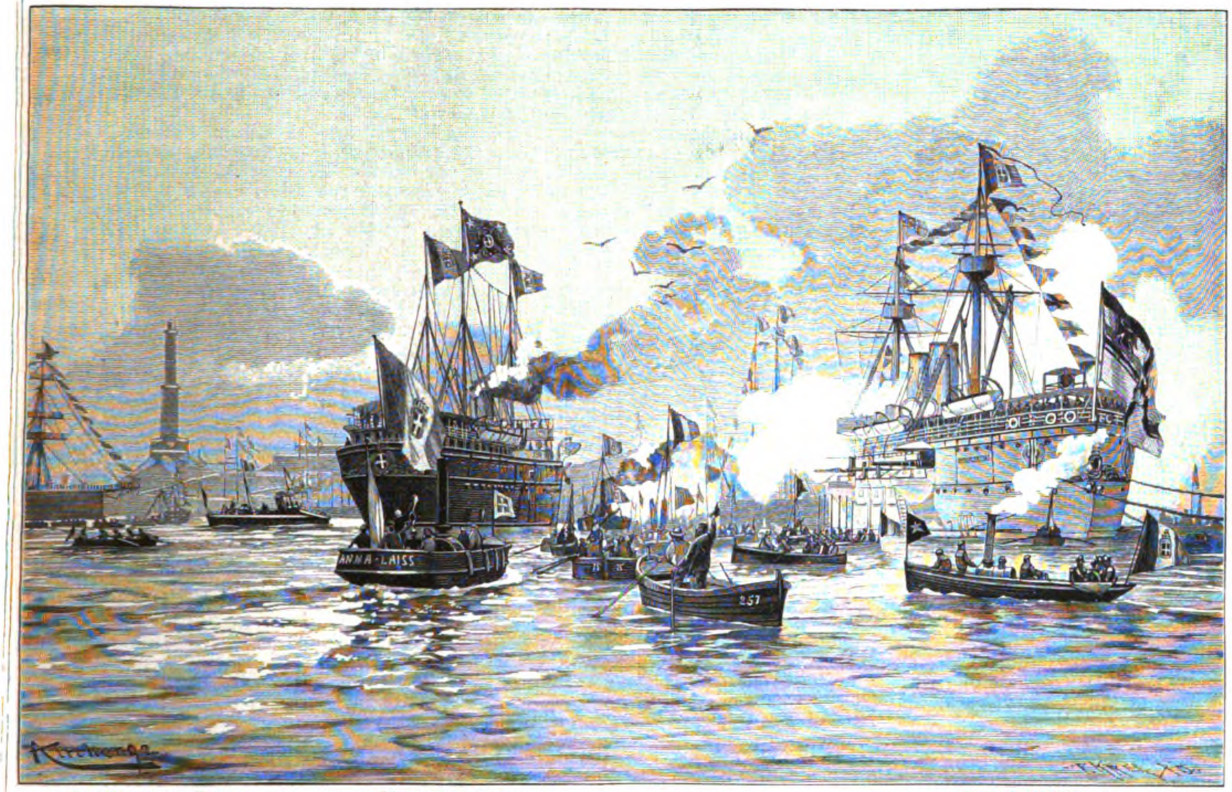
Der unterſuchte den kranken Fuß genau, verordnete Umſchläge und meinte, er müſſe jedenfalls einige Tage Ruhe haben. „Übrigens —“ ſagte er, mit Kennerblick die Stute betrachtend, „den Fuß da hab' ich ſchon einmal vor ſechs Wochen in Behandlung gehabt.“

Lauronat horchte mit ängſtlicher Spannung. „Vor ſechs Wochen — in Behandlung —?“

„Ja. Das Pferd gehörte damals einem Beſitzer Neuendorf aus Jodoliſchken. Haſt du es von ihm gekauft?“

„Nein, von den Juden. Sie haben mich betrogen!“ Er nannte die Händler.

(Fortſetzung folgt.)



Leuchtturm von Genua. Königl. Yacht Savoia. Prinzeß Wilhelm.

Die Kolumbusfeier in Genua: Die Königliche Yacht Savoia wird bei ihrer Einfahrt in den Hafen von Genua von den anweſenden Schiffen begrüßt.

Nach einer Originalzeichnung von A. Kircher.

Aus der Berliner Ausſtellung von Wohnungseinrichtungen.

Ausſtellungen von Wohnungseinrichtungen habe ich immer mit beſonderer Vorliebe beſucht. Nicht nur, weil ich ſie dem Intereſſe unſerer Induſtrie für förderlich erachte und ſie für berufen halte, den guten Geſchmack in weiteren Kreiſen zu verbreiten, ſondern auch, und vielleicht in erſter Reihe, aus perſönlichem Wohlgefallen. Mein Heim iſt zwar verſehen, und ich bin nicht in der Lage, die Einrichtung meiner Zimmer zu wechſeln, wie die Handſchuhe, habe auch herzlich wenig Luſt, mich von liebgewordenen alten Stücken zu trennen, weil die Mode des Tages vielleicht andere als ſchöner oder bequemer bezeichnet. Aber ich erlaube mir gern einmal einen kleinen Phantaſieſprung. Wenn mir das eine oder andere Stück beſonders gut gefällt, wenn die eine oder andere Zimmereinrichtung mir beſonders geſchmackvoll erſcheint, dann verſetze ich ſie wohl in Gedanken in mein eigenes Heim, ſuche den einzelnen Stücken die ſchönſten Plätze aus und bemühe mich, ſie mit dem Ganzen in Einklang zu bringen, eine Sache, die bei unſeren Mietswohnungen ja immer ihre beſonderen Schwierigkeiten hat.

So ging ich denn auch ſehr gern auf die jüngſte derartige Ausſtellung im Berliner Landesausſtellungspalaſt. Ich verſprach mir ſogar viel von ihr, denn man ſpricht ja heute mit Vorliebe von der erfreulichen Wiederbelebung der Kunſtgewerbe, und ich hatte auch wirklich einen recht ordentlichen Reſpekt vor den Berliner Schreinern und Dekorateuren. Die reizenden Kojen auf der letzten Berliner Ausſtellung ſtanden mir noch lebhaft vor Augen, und ich war überzeugt, daß ſie diesmal bei weitem übertroffen ſein würden.

Um gleich mit der Thür ins Haus zu fallen: ich bin recht enttäuſcht zurückgekehrt. Es fehlte, wie es bei einer Ausſtellung mit vielen Hunderten von Nummern ja ſelbſtverſtändlich iſt, keineswegs an hervorragenden Leiſtungen, einige Ausſteller hatten uns Zimmereinrichtungen aufgebaut, die ohne Zweifel auch den höchſtgeſpannteſten Anſprüchen genügen. Da war eine Zimmerfolge von Thierichens, die Wohnlichkeit mit Eleganz in der glücklichſten Weiſe vereinigt; da war ein Herrenzimmer von Groſchkuß, das ich wohl mein eigen nennen möchte, und dem Prunkſtück des Ganzen, dem Bibliotheksaal von Pfaff, muß ich zugeſtehen, daß er in ſeiner Art unübertrefflich war, obwohl dieſe feinabgetönte, in den zarteſten Farben gehaltene und dabei doch etwas unruhige Einrichtung mir perſönlich für ein Zimmer, in dem ich arbeiten ſollte, nicht zuſagen würde. Die meiſten Büchereien ſind ja aber wohl nicht zur Arbeit beſtimmt! Auch daß ſich einzelne Möbel, zumal einige Schränke, von großer Schönheit auf der Ausſtellung befanden, will ich keineswegs leugnen — aber der Totaleindruck war für mich trotzdem ein ſehr ungünſtiger. Man könnte nun füglich darüber ſchweigen, und manche Leute werden ſagen, das ſei im Intereſſe unſerer Induſtrie das beſte. Ich halte dieſe Anſicht aber für ganz falſch. Falſch einmal um deswillen, weil es jeder Induſtrie nur von Nutzen iſt, wenn ihr die Wahrheit geſagt wird, dann aber weil mir die Gefahr vorzuliegen ſcheint, daß vor lauter Streben nach ſogenanntem Geſchmack der gute Geſchmack unſerem Volke nachgerade abhanden kommt.

Ich bin nicht genug Kunſtkenner, um mich auf einen Streit über die verſchiedenen Stilrichtungen einzulaſſen, und ich bin nicht ſo eigenſinnig, daß ich nicht jedem Stil ſeine Berechtigung zugeſtehen ſollte. Ich habe mich ſeiner Zeit des Wiederauflebens der Renaiſſance innerhalb des Rahmens unſerer Wohnungseinrichtungen herzlich gefreut und ich ſehe nicht ein, warum nicht auch Barock und Rokoko am rechten Platz ihre Verehrer finden dürfen. Ich bin auch kein Kunſtfanatiker oder Kunſtpedant, daß ich mich etwa krank ärgern ſollte, wenn irgend eine Stilform einmal ſehr frei ausgebildet; nicht recht ſtilrein iſt. Ich errege mich nicht einmal, wenn ſich etwa Renaiſſance und Rokoko in einer Einrichtung miſchen. Was ich aber verlange, iſt, daß ein Zimmer wohnlich erſcheint, daß jeder einzelne Gegenſtand in ihm nicht gegen die praktiſche Brauchbarkeit verſtößt, und ſchließlich, daß er mein Auge nicht verletzt.

Gegen *eine* dieſer drei Grundbedingungen verſtießen die ausgeſtellten Einrichtungen nun meiner Anſicht nach in der ungeheuren Mehrzahl, viele haben es fertig gebracht, gegen alle drei zu ſündigen.

Für wen ſind Einrichtungen, wie ſie in Berlin ausgeſtellt wurden, denn zunächſt beſtimmt? Im großen Ganzen — Ausnahmen mögen ihre Sonderberechtigung haben — doch für unſere wohlhabende Mittelklaſſe. Was frommen dieſer aber die künſtlich verbogenen, ſpindeldürren Stühlchen, auf die ein Mann von leidlichem Durchſchnittsgewicht ſich nur mit angſtvollem Schaudern niederzulaſſen wagt? Was frommen ihr die zarten, hellen Farben, in denen zumal die Schlafſtuben paradieren, von welchen man meinen ſollte, daß jeder Waſſertropfen in ihnen zum dauernden Schandfleck werde? Was frommen ihr die gekünſtelt unſymmetriſchen Formen der Schreibtiſche, auf deren ſchmalen Platten kaum noch Platz für eine mittelgroße Briefmappe iſt? Was nützen ihr die ſchmalen, knappen Sofas, die keine Ruheſtätte mehr, ſondern nur noch eine nicht ganz ungefährliche Sitzſtelle bieten? Wenn ich heute nach den Muſtern der Ausſtellung die Ausſtattung einer Tochter beſorgen ſollte, ich wäre in der größten Verlegenheit.

Alles ſoll geſchmackvoll, elegant und originell um jeden Preis ſein. Das fördert denn die tollſten Blüten zu Tage. Wo man früher, etwa auf den Ecken eines Schrankes oder auf den Säulen einer Bettſtelle, eine derbe, feſte Kugel aufſetzte, müſſen es heute zwei, drei übereinander ſein. Wo ſonſt eine einfache Zierrat genügte, wird dieſelbe jetzt verdoppelt; die Konſole trägt noch ein Konſölchen, das Dreieck ein Dreieckchen, jede Spitze erhält einige ſich verjüngende Spitzchen aufgeſetzt. An den Kopfenden einiger Bettſtellen ſah ich große ſilberne Monogramme eingelaſſen; N. M., wohlverſchlungen, erklärte jemand neben mir als Nathan Meier, worauf ein Berliner Kind erläuternd meinte, das ſei nicht richtig; das N. M. ginge auf die Gardinenpredigten und bedeute: „nicht muckſen!“ Ich ſah ferner ein Bücherſpind faſt in der Form einer großen Harfe und ich ſah imitiert japaniſche Schränke, in denen ſich ein ganzes Labyrinth von treppenartigen Etagen aufbaute. Aber das Kapitel Japan erfordert eine beſondere Behandlung.

Gewiß kann man das Gute hernehmen, wo man es findet, und Japan hat uns — auch wenn man von ſeinen köſtlichen Bronzen und Porzellanen ganz abſieht — wirklich ganz hübſches Material für unſere Zimmereinrichtungen geliefert. Wir überjapanern aber allmählich die Japaner, während dieſe ſelbſt anfangen, als kluge Geſchäftsleute uns alle möglichen europäiſchen Gebrauchsgegenſtände mit oſtaſiatiſchem Firlefanz aufgeputzt über den Ozean zu ſenden, die nur noch inſofern japaniſch ſind, als ſie in Japan fabriziert wurden. So wimmelt es in der Ausſtellung denn von japaniſchen Motiven, von im Material und Farbe geſucht originellen Geräten, die irgendwie an das Reich des Chryſantems erinnern, und es ſind ganz beſonders die Dekorateure, die das Talmijapan in ihr Herz ſchloſſen. Ich laſſe die hübſchen Bambusmöbel, an der rechten Stelle angewendet, gern gelten, was aber an buntem Krimskrams, an Fächern und Schirmen und Windrahmen und anderen Kinkerlitzchen im Japangeſchmack geleiſtet wurde, iſt teilweiſe fürchterlich.

Überhaupt haben ſich meines Erachtens die Dekorateure diesmal nicht ſonderlich mit Ruhm bedeckt. Es iſt gewiß oft ſehr ſchwierig, in den engen Kojen ein harmoniſch wirkendes Arrangement zu treffen, was aber in dieſer Beziehung geſchaffen werden kann, haben uns frühere Ausſtellungen bewieſen. Heuer ſchien's mir — ich wiederhole, ich ſpreche nur von dem Geſamteindruck — auf ein gegenſeitiges Übertrumpfen abgeſehen, auf ein Übertrumpfen in der Mannichfaltigkeit an Material und beſonders an Farbe. Das ruhige Gleichmaß, welches zur Wohnlichkeit ſo viel beiträgt und uns ſelbſt ein Zimmer im öden Geſchmack aus der Mitte dieſes Jahrhunderts erträglich erſcheinen laſſen kann, ſcheint den Herren der neuſten Richtung ganz abhanden gekommen. Übergardinen und Portieren werden in die verwegenſten Falten geſchlagen und in den bunteſten Farben — ich zählte an einem Arrangement elf verſchiedene Töne — zuſammengeſtellt. Um jeden Spiegel ſchlingt ſich ein buntes Läppchen, und wo ein freier Fleck an der Wand iſt, flugs hängt man einen Zeugfetzen hin, auf dem dann zum Überfluß noch irgend ein Tellerchen angebracht wird. Daß im Maßhalten ein großer Teil der dekorativen Kunſt liegt, daß das Auge auch an den Wänden der Ruhepunkte bedarf, ſcheint ganz vergeſſen; daß ein Wohnzimmer kein Maleratelier iſt, überſieht man vollſtändig. Und wenn die Dekorationsſtoffe wenigſtens noch wirklich geſchmackvoll gewählt wären, wenn ſie ſich durch Material und Farbe auszeichneten! Einen ſchönen orientaliſchen Shawl, einen echten Perſer ſehe auch ich gern an der Wand, ein bunter moderner Lappen verdirbt mir jeden Genuß. Es iſt ein Schlagwort heutzutage geworden: „Schmücke dein Heim!“ — aber dies Schlagwort hat, fürchte ich, viel Unheil angerichtet. Ich bin durchaus kein unbedingter Feind von Surrogaten, und ich bin ein großer Freund davon, mit wenigem und billigem gutes und ſchönes zu erreichen. Sobald aber ein Surrogat *protzenhaft* auftritt, wirkt es unausſtehlich. Wer Gefallen daran findet, mag ſich einen guten Öldruck ins Zimmer hängen — mir iſt freilich ein Kupferſtich oder ein Holzſchnitt unvergleichlich lieber. Wer aber einen Öldruck mit einem pomphaften Stuckrahmen umgibt und dieſen wieder mit bunten Draperieen noch beſonders hervorhebt, der . . . . nun der verſteht's eben nicht beſſer.

Das aber iſt der häßliche Geſamtzug, der mir durch die Berliner Ausſtellung zu gehen ſchien, daß die Mehrzahl der ausgeſtellten Zimmereinrichtungen den Schein über das Sein ſtellte — ein Zug von falſcher Eleganz, von protzenhafter Prunkliebe, gegen den man ſich wehren, gegen den man Einſpruch erheben muß, auch auf die Gefahr hin, ſich Feinde zu erwerben. Wie wir uns einrichten, ſo ſehen es unſere Kinder, ſo lernen ſie es lieben! Das ſcheint mir ſehr beherzigungswert!

Mit der großen Ausſtellung war diesmal eine Sonderausſtellung von billigeren Wohnungseinrichtungen verbunden, zu welcher ein Preisausſchreiben des Berliner Magiſtrats die Veranlaſſung gab. Daſſelbe betraf Einrichtungen von drei Zimmern und Küche im Preiſe von 1300 Mk. und Einrichtungen von zwei Zimmern und Küche zum Preiſe von 600 Mk. und enthielt die Verpflichtung für die ſich Beteiligenden, die Einrichtungen wirklich zu dieſem Preiſe zu liefern. Gewiß ein dankenswertes Unternehmen, denn gerade, was für die in Betracht kommenden Kreiſe geliefert wird, iſt meiſt elende Dutzendware, mangelhaft in der Ausführung und von wahrhaft erbärmlichem Geſchmack. Beſſerung wäre auf dieſem Felde dringend wünſchenswert.

Leider — ich muß auch hier zu meinem Bedauern mit einem leider beginnen — hat ſich meines Erachtens die Mehrzahl der Geſchäfte, die ſich an der Konkurrenz beteiligten, nicht viel über die Dutzendware erhoben. Die „gute Stube“ des kleinen Mannes herrſchte ganz im bisherigen Stil vor. Feinpoliertes Nußbaumholz nach Schema F — hier dunkler, dort heller —, alle Einzelſtücke in den üblichen Formen von der Waſchtoilette mit Marmorplatte bis zu den unvermeidlichen Vertikows, die ſich nur dadurch voneinander unterſcheiden, daß in den ausgehängten Preisverzeichniſſen der eine das Ding mit, der eine ohne W ſchreibt. Darauf, wie viel Raum eine Familie in den Schränken braucht, war vielfach nur oberflächlich Rückſicht genommen. Daß der pater familias auf dem Sofa auch einmal ruhen will, bedachte nur ein Teil der Konkurrenten, und daß ein halbes Dutzend Stühle recht knapp iſt, ſchien auch vielfach überſehen. Dafür auch hier eine öde, falſche Eleganz, die zu der Ärmlichkeit der wirklichen Gebrauchsſtücke doppelt ſchlecht paßt.

Indeſſen fehlte es bei der Konkurrenz doch nicht an erfreulichen Ausnahmen. Ich rechne zu dieſen beſonders diejenigen, welche auf das teurere Nußbaum verzichteten und zu billigerem Material griffen. Es ſind dies bezeichnenderweiſe faſt durchweg dieſelben Ausſteller, die auch in Bezug auf die Formen der Möbel, auf deren Ausſtattung ſelbſtändigere Ideen entwickelten. Da iſt eine ſchlichte, eichene Einrichtung von Schirmer, die unter dem Wuſt der Umgebung durch ihre anmutige Einfachheit und den Wert, der auf die praktiſche Brauchbarkeit der einzelnen Stücke gelegt iſt, außerordentlich auffällt; da ſind Möbel von Hettwig, die in höchſt geſchmackvoller, von jeder Überladung freien Weiſe mit Danziger Motiven geſchmückt ſind; da iſt endlich eine Einrichtung von R. Beck, vorzugsweiſe in ſchlichtem Fichtenholz gearbeitet, welche ſich durch wahrhafte Wohnlichkeit, wie durch wirklich guten Geſchmack auszeichnet. Aber das — und vielleicht noch wenig, ſehr wenig anderes — ſind Oaſen in der Wüſte. Immerhin bieten derartige Ausnahmen Anregungen, die hoffentlich auf fruchtbaren Boden fallen werden, ſie zeigen, welcher Weg einzuſchlagen iſt, um zum guten Ziel zu gelangen.

Hüben, wie drüben, in der großen Ausſtellung und in der Konkurrenz-Ausſtellung, herrſchte im Grunde genommen derſelbe Fehler vor: die mangelnde Rückſicht auf das praktiſche Bedürfnis, verbunden mit der Sucht, vergoldete Kupferdreier als Doppelkronen erſcheinen zu laſſen. Es paßt das zu ſo manchen anderen Erſcheinungen unſeres modernen Lebens, und es iſt vielleicht nur deren Spiegelbild. Die Menſchen, die mehr ſcheinen wollen, als ſie ſind, wohnen wahrſcheinlich gern in Wohnungen, auf deren Ausſtattung das Wort von den Münzen des großen Königs paßt: „Außen Friedrich und innen Ephraim.“ Bewußt oder unbewußt haben die meiſten Ausſteller ſicher nur in der Richtung gearbeitet, auf der ſie glaubten, der Gegenliebe der Käufer zu begegnen.

Friedrich der Große aber ließ jene Münzen in einer Zeit der höchſten Not ſchlagen, als es die Rettung des Vaterlandes galt — heute zwängt man ſich ohne Not in eine Umgebung, die weder den wirklichen Bedürfniſſen entſpricht, noch den Forderungen des wirklich guten Geſchmacks. Man thut es lediglich, um die Mode mitzumachen. Modern ſein — das iſt leider die Loſung.

Hanns v. Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Papa, zu Tiſch!

(Zu dem Bilde auf S. 37.)

Ein fleiß'ger Hausſtand, klein, doch ohne Sorgen,
Die Hände rauh, die Herzen brav und friſch;
Wie froh klingt nach dem langen Arbeitsmorgen
Der Kinder heller Ruf: „Papa, zu Tiſch!“

Derbkräft'ge Koſt. — Zu leckeren Genüſſen
Erhebt ſich nicht der heitren Wünſche Flug;
Nur keinen Kummer und nicht hungern müſſen!
Des Glückes goldner Boden heißt: Genug!

Der Eßduft miſcht ſich mit dem Holzgeruche;
Du blanke Säge, laß nun dein Geziſch!
Fang an, Mariechen, mit dem Segensſpruche!
Du haſt dir's brav verdient, Papa! Zu Tiſch!

M. Werner.

Kirche.

Im Lauf des Oktober wurden auf Anordnung des evangeliſchen Oberkirchenrats wiederum drei Informationskurſe über innere Miſſion für Geiſtliche und Verwaltungsbeamte abgehalten. Den erſten Kurſus leitete Oberkonſiſtorialrat Dr. Döblin in Berlin, den zweiten Generalſuperintendent Dr. Schulze in Neinſtedt in der Provinz Sachſen, den dritten Generalſuperintendent Dr. Nebe in Witten (Weſtfalen).

Altertumskunde.

Ein in Wien lebender engliſcher Geiſtlicher hat einen vor wenigen Monaten in Ägypten entdeckten Papyrus nach London geſandt, der — falls ſeine Echtheit anerkannt wird — ein außergewöhnliches Intereſſe darbietet. Derſelbe gehört zu den älteſten bekannt gewordenen Handſchriften von Büchern des alten Teſtamentes; er enthält Teile aus den Propheten Zacharias und Maleachi auf mehreren ſauber zuſammengehefteten und beiderſeitig beſchriebenen Blättern von etwa 30 Centimeter Höhe und 20 Centimeter Breite. Der griechiſche Text iſt ohne Wortabſätze nach der Art alter griechiſcher und hebräiſcher Handſchriften abgefaßt, gut gehalten und ſoll aus dem III. und IV. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſtammen.

Geologie.

Über die Geſchichte des Niagarafalles berichtet ein auf den Forſchungen G. K. Gilberts fußender Aufſatz des „Globus“. Die amerikaniſchen großen Seen und der Niagara ſind in ihrer heutigen Form ſelbſtverſtändlich jünger als die Eiszeit. Als die große Eiskappe im Norden des Kontinents zu ſchmelzen begann, floſſen ihre Waſſer ſolange dem Miſſiſippi zu, bis die Gletſcher ſich über die Waſſerſcheide zwiſchen dieſem Strom und dem heutigen Seengebiet zurückgezogen hatten. Dann erſt bildeten ſich die Seen ſelbſt, die im Laufe der Zeit ſowohl der Höhe ihres Waſſerſpiegels nach, wie in ihren Abflüſſen ſich ſehr veränderten; jedenfalls entſtand der Niagara, die Flußverbindung zwiſchen Erie und Ontario, erſt in einer ſpäten Periode und war anfangs erheblich waſſerärmer als jetzt. Er beſaß dafür aber eine weit größere Fallhöhe, und die Strecke der Fälle war um mehrere Kilometer länger als heute. Erſt im Laufe der Jahrtauſende ſchnitt ſich der Strom ſein jetziges Bett. Wie lange Zeit er dazu aber bedurfte — eine Frage, die in populären Geologien mit Vorliebe behandelt und deren Beantwortung je nach dem Standpunkt des Verfaſſers zwiſchen 4000 und einigen Millionen Jahren ſchwankt — geſteht Gilbert offen zu, nicht berechnen zu können. Man vermöge nur zu ſagen, der Strom hat die Schlucht innerhalb eines Teils der Zeit gegraben, die ſeit dem Ende der Glazialzeit verfloſſen iſt. Wie groß dieſer Teil iſt, läßt ſich unmöglich beſtimmen und noch viel weniger natürlich die Zahl der Jahrhunderte und Jahrtauſende, welche verfloſſen, bis ſich der Niagara zuerſt über den Rand des Plateaus bei Lewistown hinunterſtürzte.

Naturkunde.

„Welche Tiere empfing die neue Welt von der alten, und was gab ſie dafür zurück?“ lautet ein intereſſanter Aufſatz von Dr. B. Langkavel in der Natur. Wir gaben danach Amerika vor allem unſere Haustiere: Pferd, Rind, Eſel, Ziege, Schwein, Katze, ferner Ratten und Mäuſe als weniger angenehmes Geſchenk; Kaninchen, manche Hühnerarten, Kanarienvögel, Sperlinge ſiedelten über, denen ſchließlich auch der Kohlweißling anzureihen wäre. Amerika verdanken wir Puten, Meerſchweinchen, den Kochenillekäfer, einzelne Fiſche (kaliforniſcher Lachs, Regenbogenforelle, Bachſeibling u. ſ. w.) und als gefährlichſte Gaben die Reblaus und den Koloradokäfer. — Was die neue Welt aus eigenem Tierſchatz der alten bieten konnte, war verhältnismäßig nur unbedeutend. Mit Zins und Zinſeszinſen aber zahlt ſie zurück, was ſie empfing: die reichen Lebensmittelmengen und Rohſtoffe, welche jenſeits des Ozeans aus unſeren ausgewanderten Nutzpflanzen und Haustieren gewonnen werden, kommen auch uns in letzter Inſtanz wieder zu gute. Bisweilen freilich mit erdrückender Wucht für unſere eigene Produktion, möchten wir hinzufügen.

Forſchungsreiſen.

In Nr. 1 brachten wir eine Notiz über die größte Höhe, zu welcher bisher ein Luftballon emporſtieg, und erwähnten dabei vergleichsweiſe, daß Schlagintweit 1855 im Himalaya auf 6766 m den höchſten Punkt, den je ein menſchlicher Fuß betreten, erreichte. Der Zufall fügte es, daß dieſe Leiſtung nach gerade jetzt eingetroffenen Nachrichten vor kurzem übertroffen wurde. Der Engländer Conway erreichte nämlich bei ſeiner Erforſchung des Hindukuſch am 25. Auguſt d. J., vom Beltorogletſcher in Klein-Tibet aus vordringend, eine Spitze, die er „den goldenen Thron“ nannte, und in einer Höhe von 23000 engl. Fuß = 7010,4 m erklomm. Eine zweite Spitze überragte jene noch um etwa 2000 Fuß, konnte jedoch, da ſchlechtes Wetter eintrat, nicht beſtiegen werden.

Die von Fridthof Nanſen geplante Nordpolexpedition, über welche wir wiederholt berichteten, erhält durch die kürzlich eingetroffenen Meldungen des nordamerikaniſchen Grönlandfahrers Lieutnant Peary eine neue Unterſtützung. Peary, der im Lauf der letzten beiden Jahre längs der nordweſtlichen Küſte Grönlands bis zum 83. Grad nördlicher Breite vordrang, fand nämlich an den nördlichen Küſtenſtrichen ein verhältnismäßig mildes Klima und eine nicht unbedeutende Vegetation. Dadurch wurde Nanſens Überzeugung von dem Vorhandenſein eines eisfreien Polarmeeres, wie er kürzlich in einem Vortrag darlegte, neu beſtärkt. Sein Plan, den Nordpol zu erreichen, baut ſich bekanntlich auf das Vorhandenſein einer Meeresſtrömung auf, welche alljährlich große Mengen Treibholz von Sibirien nach Grönland führt. Man kann nun, meint er, entweder ein Fahrzeug bauen laſſen, welches ein Einfrieren und Treiben mit dem Eiſe aushält, oder man kann in Böte gehen, die man auf dem Eiſe treiben läßt. Nanſens Plan berückſichtigt beide Fälle. Das jetzt im Bau begriffene Fahrzeug kann für 12 Mann Proviant für fünf Jahre, ſowie Kohlen u. ſ. w. faſſen. Es enthält eine Hilfsmaſchine, die eine Geſchwindigkeit von ſechs Knoten unter Dampf ermöglicht, und wird mit Segeln verſehen. Die Bauart iſt eine ſolche, daß das Schiff, wenn es vom Eiſe bedrängt wird, ſich hebt und dadurch der Zertrümmerung entgeht. Der urſprüngliche Gedanke Nanſens war, durch die Behringsſtraße um Aſien herum zu gehen; dieſen Plan hat er jedoch aufgegeben, und er gedenkt nun vom Kariſchen Meer aus vorzudringen. Wenn alles vom Treibeis geſperrt ſei, bliebe nur übrig, das Fahrzeug treiben und ſich vom Eiſe führen zu laſſen. Wird das Expeditionsſchiff wider Erwarten zertrümmert, würde man ſeine Zuflucht zu den Booten nehmen. Auch ſei die Möglichkeit vorhanden, daß man an Land komme, was zur Vornahme von Beobachtungen nicht unerwünſcht ſei. Käme man dann nicht mit dem Schiffe wieder heraus, müſſe man zu den Booten greifen, und ſei auch dies unmöglich, müßte man das nächſte Land auf Schlitten zu erreichen ſuchen.

Technik.

Das Glucinium, ein neues Metall, welches vielleicht dereinſt das immer teurer werdende Platin bei der Glühlampenfabrikation erſetzen wird, hat die merkwürdige Eigenſchaft, daß es noch leichter iſt, als Aluminium, indem ſein ſpezifiſches Gewicht nur 2,7 beträgt. Dabei ſoll es ſo feſt ſein, wie Eiſen. Der Preis eines Kilogramms beträgt allerdings noch 160 Mark; doch iſt es bei gleichem Volumen immerhin achtzigmal, bei gleichem Gewicht aber noch fünfmal billiger als Platin.

Vereinsweſen.

Der von Profeſſor Esmarch im Jahre 1881 begründete „Deutſche Samaritervereinʺ hat ſoeben ſeinen zehnten Jahresbericht herausgegeben. Der Verein hat ſich bereits über ganz Deutſchland und alle civiliſierten Staaten der Erde ausgebreitet. Der Unterricht in der erſten Hilfe iſt zuerſt an der Turnlehrerbildungsanſtalt, dann an den höheren Klaſſen der Seminare eingeführt worden. Später (1888) hat ſich der Samariterunterricht als Lehrfach an allen preußiſchen techniſchen Hochſchulen eingebürgert, denen ſich dann die Forſtakademieen, die Baugewerkſchulen, die Gewerbeſchulen u. a. angeſchloſſen haben. Das preußiſche Kriegsminiſterium empfahl im Jahre 1883 „Inſtruktionen“ für Offiziere und Mannſchaften über die erſte Hilfeleiſtung bei Unglücksfällen. Der Generalpoſtmeiſter ordnete nicht nur die Ausbildung der Bahnpoſtbeamten im Samariterdienſt an, ſondern ließ auch ſämtliche Bahnpoſtwagen mit Verbandkäſten ausſtatten. Polizeibeamte, Gendarmen, Feuerwehren ſind in großer Zahl im Samariterdienſte ausgebildet.

Beſondere Beachtung verdient der deutſche Verein für das nördliche Schleswig, der, im November 1890 gegründet, jetzt bereits 20 Ortsgruppen mit gegen 2000 Mitgliedern umfaßt. Derſelbe ſucht durch Vorträge beſonders auch in den däniſchen Gemeinden für die Stärkung des Deutſchtums zu wirken, verbreitet ferner gute deutſche Jugendſchriften und richtet ſein beſonderes Augenmerk auf die Einführung deutſchen Gottesdienſtes und deutſchen Religionsunterrichtes; bemerkenswert iſt, daß, dank ſeinen Beſtrebungen, ſich im letzten Jahre die Deutſchen in einer Reihe von Gemeinden zum erſtenmale — und nicht ohne Erfolg — an den kirchlichen Wahlen beteiligten. Vorſitzender iſt Oberlehrer Macke-Hadersleben.

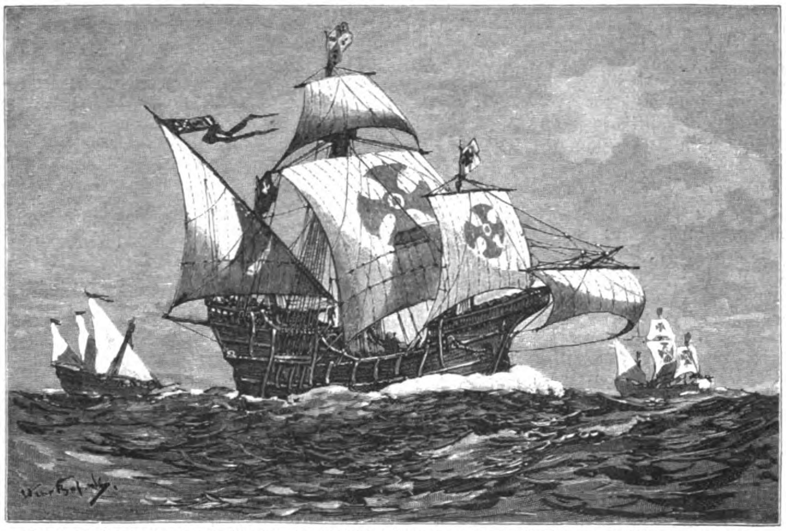
Denkmäler.

In Halle wird noch in dieſem Jahre das Denkmal des großen Chirurgen Rich. v. Volkmann, der auch als Dichter unter dem Namen Leander bekannt geworden iſt, enthüllt. Das Monument iſt nach dem Entwurfe des Bildhauers Volkmann in Rom ausgeführt und zeigt die ſitzende Geſtalt des berühmten Gelehrten und Arztes in Überlebensgröße.

Ausſtellungsweſen.

In Brüſſel findet im Lauf des nächſten Jahres eine Ausſtellung von älteren und jetzigen Zeitungen ſtatt, die einen Zeitraum von faſt drei Jahrhunderten umfaſſen und nicht nur politiſche Blätter, ſondern auch Fachjournale, die Zeitſchriften für Litteratur, Kunſt, Landwirtſchaft, Sport, ſowie die illuſtrierten periodiſchen Erſcheinungen in ihrer Entwickelung veranſchaulichen ſoll.

Die Santa Maria.



Querſegel-Karawelle „Santa-Maria“, das Schiff des Kolumbus, für die Ausſtellung in Chicago nachgebildet.

Vor Jahresfriſt berichteten wir bereits, daß zu den Zugſtücken der Ausſtellung in Chicago auch eine genaue Wiederholung der Santa Maria, des Flaggſchiffes Kolumbus' auf ſeiner erſten Entdeckungsfahrt, zählen würde. Das ſeltſame Schiff iſt inzwiſchen, von der ſpaniſchen Regierung erbaut, von Stapel gelaufen — unſere Abbildung gibt ein deutliches Bild des Fahrzeugs, deſſen Rekonſtruktion auf recht erhebliche Schwierigkeiten ſtieß. Es fehlten nämlich faſt alle und jede eingehenderen Nachrichten über die Schiffe des Kolumbus, und auch die überlieferte Thatſache, daß es „Karawellen“ waren, ließ keine beſtimmten Schlüſſe zu, da dieſe Bezeichnung durchaus nicht einen ſcharf abgegrenzten Typ bezeichnet, ſondern mehrere Schiffsgattungen zuſammenfaßt. Indeſſen gelang es ſchließlich doch, aus den Schriften des Bruders Kolumbus', des Las Caſas, ſowie durch ſorgſame Vergleichung aller vorhandenen Bilder auf Münzen, Medaillen ꝛc. genügende Anhaltspunkte zu gewinnen, wobei beſonders ins Gewicht fiel, daß ſich auch auf einer Seekarte des Kolumbus ſelbſt die Skizze einer Karawelle fand. Etwas Phantaſie half wohl auch nach, kurz, man kam nach langem Hin und Her zu dem Schluß, daß die Santa Maria eine Decklänge von 23 m, eine größte Breite von 6,7 m und eine Tiefe von 4,5 m beſeſſen, und daß ihr Deplacement 235 Tonnen betragen habe, während heute, beiläufig bemerkt, das größte deutſche Segelſchiff ein Deplacement von 6000 Tonnen beſitzt. Die Beſatzung betrug, das weiß man beſtimmt, 70 Mann.

Die Santa Maria beſaß bez. ihre Nachbildung beſitzt nur ein einziges Deck, das vorn und rückwärts von zwei Überdachungen, dem Vorkaſtell und der Schanze, abgeſchloſſen wird. Unter der Schanze ſtanden die Geſchütze und lagen die Kabinen der Offiziere; hier erhob ſich auch die „Hütte“, der Wohnraum für den Admiral. Die Mannſchaft war unter Deck untergebracht.

Die Santa Maria war, wie übrigens auch die beiden kleineren Fahrzeuge der erſten Entdeckungsflotille, Niña und Pinta, ein Dreimaſter und führte am Bugſpriet die ſog. „Blinde“, am Fockmaſt das Fockſegel, am Großmaſt Groß- und Marsſegel, am Kreuzmaſt das dreieckige Kreuzſegel. Auf den größeren Segeln prangte das Kreuzeszeichen, am Großtopp zeigte die Santa Maria die weiß-rote Standarte von Kaſtilien, am Vortopp die Flagge des Kolumbus, ein grünes Kreuz auf weißem Grunde.

Selbſtverſtändlich iſt dies alles an dem für Chicago beſtimmten Fahrzeug aufs genaueſte nachgeahmt. Nicht genug damit, ſtolziert auch die Beſatzung in altſpaniſcher Tracht, alles Schiffsgerät und die Artillerie entſpricht alten Modellen, und ſelbſt die Seekarten, über welche der Schiffsführer verfügt, ſind nach Originalen aus der Zeit des Kolumbus gezeichnet.

In unſerer Spielecke.

1. Zweiſilbige Scharade.

Trifft dich ein Ganzes, ſo befreit
Es dich von aller Laſt.
Dein Ganzes endet, wie das Leid,
Das du getragen haſt.

Und deiner Erſten Not und Pein
Verſinkt mit einer Zwei;
Du gehſt zum wahren Frieden ein,
Von jeder Plage frei! Fr. St.

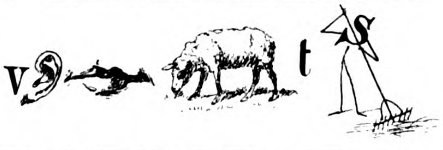
2. Arithmetiſche Aufgabe.

72	72	72	72	72	72	72
72	84	84	84	84	84	72
72	84	92	92	92	84	72
72	84	92	92	92	84	72
72	84	92	92	92	84	72
72	84	84	84	84	84	72
72	72	72	72	72	72	72

Von den 49 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen 25 geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrigbleibenden 24 Zahlen 1892 beträgt.

Jede der drei Zahlen 72, 84, 92 ſoll wenigſtens dreimal geſtrichen werden und wenigſtens dreimal übrig bleiben. Wie vielmal muß man die Zahl 72, wie vielmal die Zahl 84, wie vielmal die Zahl 92 ſtreichen?

Bilderrätſel.



3. Akroſtichon.

Anton Arda Ecke Ecker Eber Elſe
Ilſe Manuel Otto Ulm Wein

Aus jedem der obigen elf Wörter iſt durch Vorſetzen eines Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen elf Wörter gefunden, ſo laſſen ſich dieſelben ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines Dichters ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 2.

Bilderrätſel.

Cherchez la femme!

Auflöſung und Schlüſſel des Königszugs.

Wer ſelbſt ein treues Herz im Buſen trägt,
Glaubt leicht, daß treu ihm auch ein andres ſchlägt,
Doch ſelten wohnt im Menſchenherzen Treue,
Und dem Vertrauen folgt leicht Schmerz und Reue.
Am tiefſten ſchmerzen Wunden, uns geſchlagen
Von Feinden, die der Freundſchaft Larve tragen.

(Friedrich von Bodenſtedt.)

53	51	48	49	32	33	30	28
52	54	50	47	34	31	27	29
57	55	36	35	46	45	26	24
56	58	37	38	43	44	23	25
61	63	59	39	42	22	18	20
62	60	64	40	41	17	21	19
3	1	5	8	9	12	16	14
2	4	7	6	11	10	13	15

1. Rätſel. Maros — Mars.

2. Rätſelfrage.

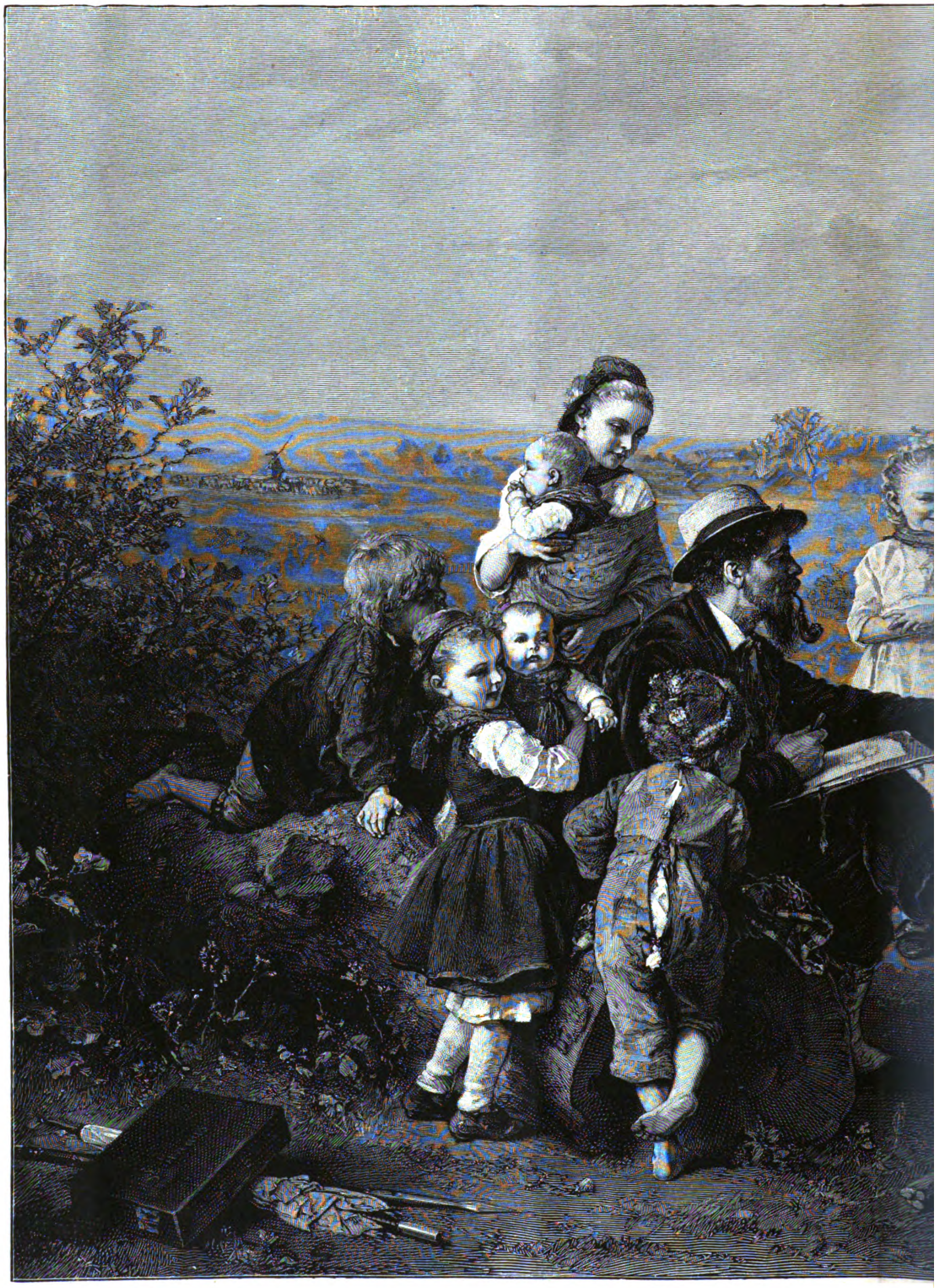
Aus den vier großen und den 32 kleinen Buchſtaben der gegebenen acht Wörter, erhält man die Stelle aus Tannhäuſer: „Dir, Göttin der Liebe, ſoll mein Lied ertönen.“

3. Vierſilbige Scharade.

„Poſamentier.“

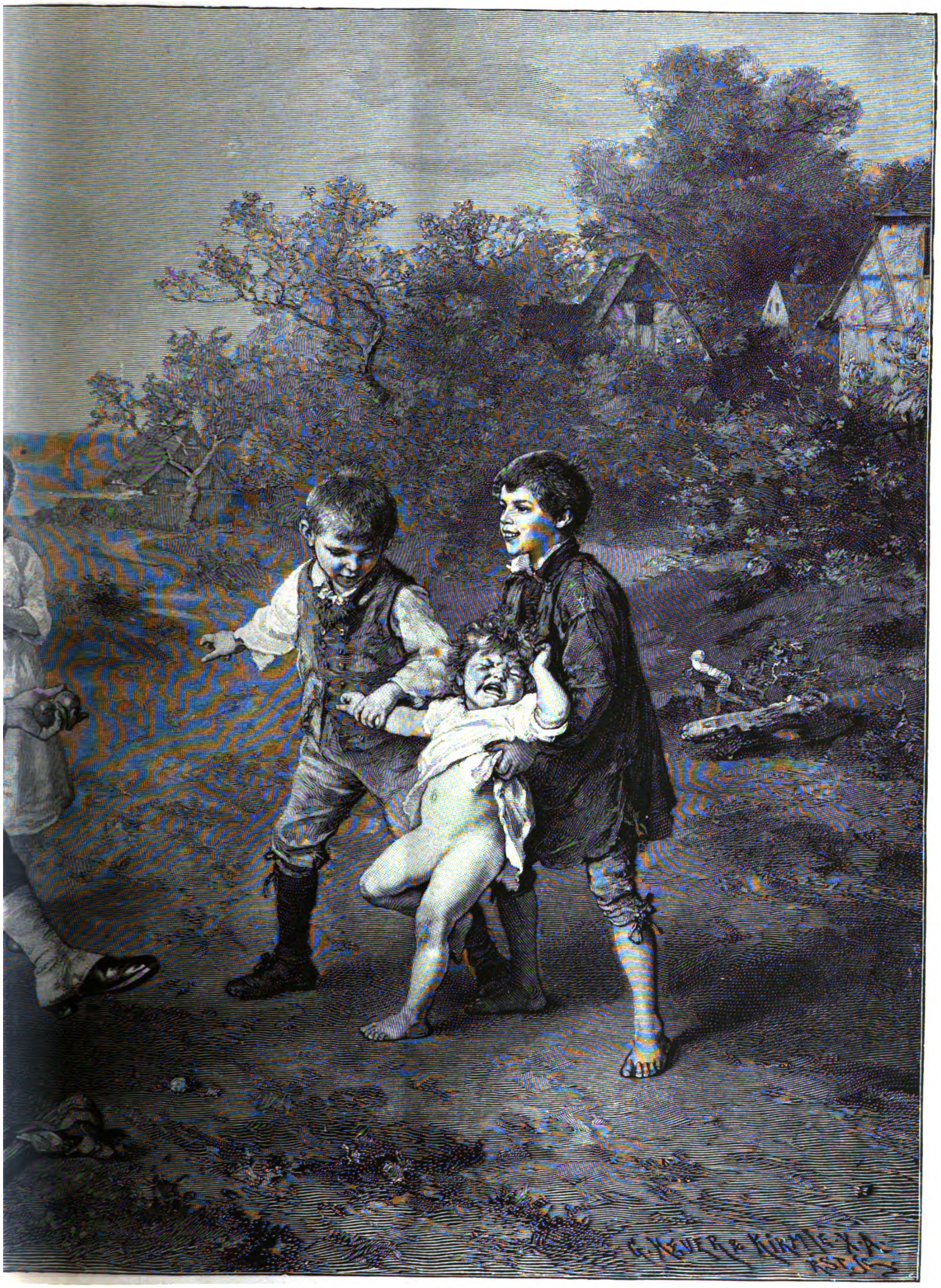
Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſetzung.) — Kolumbus. Gedicht von Reinhold Fuchs. — Chriſtoph Kolumbus. Von Dr. Franz Violet. Mit ſieben Illuſtrationen. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Auf der Straße. Zwei Silhouetten von Paul Konewka. — Aus der Berliner Ausſtellung von Wohnungseinrichtungen. Von Hanns v. Zobeltitz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: „Papa! Zu Tiſch!“ von A. Frind. Gedicht von M. Werner. — Kirche. — Altertumskunde. — Geologie. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Vereinsweſen. — Denkmäler. — Ausſtellungsweſen. — Querſegel-Karawelle Santa Maria. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

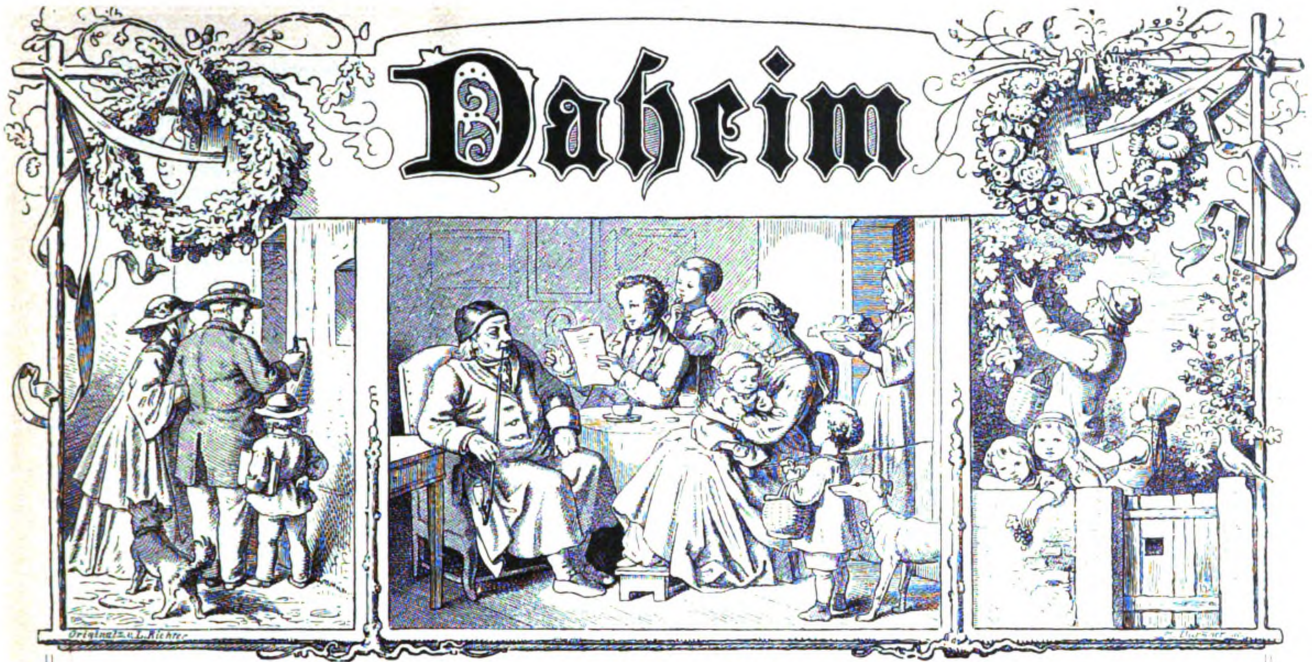


Das widerſpenſtige Modell.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX Heft 2.



h dem Gemälde von Ludwig Knaus.


Daheim
Original z. v. L. Richter

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Oktober 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 4.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Melusine ſprach's, drehte ſich kurz um und ließ den verblüfften Haufen ſtehn, indem ſie den Arm in den ihrer Schweſter legte und dieſe hinwegführte.

Scharſchmidt, der Vogt von Dänsdorf, der des Fräuleins Art kannte, zog die Kappe und folgte ihr mit der Bitte, ob ſie im Turm nachſehen dürften.

„Thut, was Ihr mögt!“ war die Antwort.

Da gingen die Leute in das Turmgewölbe, ein tiefes Geſchoß ebener Erde, das einſt Burggefängnis geweſen und jetzt eine Art Grube für alten Hausrat war, denn die Böden der Burg waren der regenunſicheren Dächer wegen unbrauchbar, und Keller hatte man in dem Sumpfboden wenig bauen können.

Sie ſtöberten in allen Winkeln, fanden aber nur den Sack. Es half ihnen nichts; wollten ſie ſich nicht von dem Ritter überraſchen laſſen, ſo mußten ſie das fruchtloſe Suchen beenden. Und ſo zogen ſie zuletzt heim, halb und halb überzeugt, daß das Fräulein die Wahrheit geſprochen und alles nur ein derber Scherz geweſen.

Nymphe aber umhalſte ihre mutige Schweſter und küßte ſie, eine Zärtlichkeit, welche Meluſine nachdenklich machte.

„Da klagſt du noch,“ ſagte ſie, „wie müßig wir leben; und dies war doch ein Morgen voll allerlei Kurzweil und Aventuren!“

Auf dieſe Worte verfiel Nymphe in Nachdenken, ging in den kleinen ſpitzen Erker, der über dem See hing und zwei Fenſterlein hatte, nach jeder Seite eins, Platz aber zum Stehen und Sitzen nur für einen. Die Fenſter waren vom gewöhnlichen grünen Glas, ſchlecht eingeſchliffen und klein; ſie zeigten die Welt draußen in den abenteuerlichſten Formen, die Bäume ſtanden rieſengroß da, zerſchnitten von blanken, ſichelartigen Streifen des Himmels oder des Seeſpiegels; wehte außen ein Zweig hin und her, ſo entſtand ein phantaſtiſch-wirres Durcheinanderſpielen von grünen, formloſen Schatten und ſtahlblanken Silberplättchen, als wirble ein Gaukler blitzende krumme Dolche umeinander.

Nymphe ſaß nieder, ſtützte die Ellenbogen auf die wurmzerfreſſenen, altersgebeizten Fenſterbrettlein, ſtarrte in das grüne Glas und die verzerrte Welt und ſann, indes Meluſine von weitem ſtand und ſie betrachtete.

Nach einer Weile ſeufzte die im Fenſter, wandte den Kopf und ſah, wie die Schweſter ſie beobachtete.

„Es war luſtiger in Polen!“ meinte nun Nymphe errötend. „Klingt hier der fallende Tropfen auf dem Stein, ſo ſagt er ‚exul!‘*) Leute aus der Welt waren heute da — nun iſt alles wieder vorbei. Ich wollt', ich wäre wenigſtens in Berlin und am Hofe!“

Meluſine ſchritt raſch näher, ſetzte ſich auf einen Schemel gerade vor die Schweſter und blickte ihr in die Augen.

„Nach wem ſehnſt du dich?“ fragte ſie derb.

Nymphe warf lachend den Kopf auf. „Meinſt du den Renatus?“ entgegnete ſie.

„Ja!“ gab Meluſine feſt zurück.

Die andere ſchüttelte mutwillig die vollen, offenen Locken und gab der Schweſter einen Naſenſtüber.

„Es that mir leid, als er ſo unbequem ritt,“ ſagte ſie, die Stirn kraus ziehend, „er benahm ſich ritterlich, als er uns vor dem Fürſten verteidigte, ſein Kuß war ſo brüderlich-frank, aber ich meine doch, es iſt heut recht offenbar worden, daß ſein Herz dein Thron iſt!“

Der letzte Satz klang etwas ſpöttiſch.

„Pah!“ erwiderte Meluſine, die Lippen aufwerfend.

---

*) Verbannt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Der Thor! Magſt ihn, nimm ihn. Mir wird er nicht fehlen! Mit wie wenig Witz ließ er ſich übertölpeln! Wie grob ſchimpfte er wegen des Briefes! Ich möcht' ihn mit dem Fuße ſtoßen, weil er den Kurfürſten für mich bat. Der Fürſt, ha, das iſt ein Mann! Meinſt du, daß der Renatus ſo gewaltig reden und blicken könnte? Er hat etwas von einem Pfarrer, iſt allezeit ſanft und will einen ducken durch billigen Edelmut. Dem Fürſten iſt es ja nur um Ausſöhnung und Vergleich zu thun — er hätte in der Sache doch nicht geſtraft!“

„Wer weiß?“ warf Nymphe ein. Sie hörte aus der Schweſter hochfahrendem Ton eine tiefe Gereiztheit gegen Renatus heraus, die ihr zu denken gab. „Ich meine, der Streich hätte recht ärgerliche Suiten haben können. Und du hätteſt ihn doch nicht in'n Turm geſetzt, bis er klein beigab — du wollteſt ihn nur demütigen. Du ſprichſt zu heftig gegen ihn, Meluſine, er iſt dir nicht gleichgültig!“

„Gleichgültig, wie eine Fliege!“ fuhr Meluſine in vollem Zorn auf. „Ich mag nicht mehr von ihm reden!“

Nymphe wendete ſich ſtumm dem Fenſter zu. Meluſine ging zurück in das Zimmer und hantierte an den Möbeln.

Eine Weile war es ſtill. Dann begann die jüngere von neuem: „Görgelein wird wohl nicht hier bleiben nach dem heutigen Auftritt, er hat ſich mit den Wedigen ausgeſöhnt, da wird ihn der Oheim nicht hier dulden!“

Einen unbefangenen Zuhörer mußte die Gegnerſchaft erſtaunen, die ſich in dem kurzen Zwiegeſpräch zwiſchen den Schweſtern herausgebildet. Herriſch und ſcharf rief Meluſine: „Dulden? Wie du faſelſt! Dein Bruder, du und ich ſind ebenſogut Herren auf Machow, wie der Oheim Joachim Friedrich! Ich weiß nicht, warum Georg fort ſoll? Geht doch der Zank ſchon, ſeit er ſeinem Glauben abtrünnig geworden iſt, und wir anderen bei der rechten Lehre verblieben!“

„Ich meine, Georg bleibt in Berlin. Und ich gehe mit ihm, wir wohnen in unſerem Hauſe und ich ſehe nach dem Rechten!“ Dieſe Erklärung kam mit dem Trotze der Zaghaftigkeit heraus. Nachdem Meluſine ſie gehört, ſprang ſie auf, ging laut pfeifend ein paarmal hin und her im Zimmer und blieb dann vor Nymphe ſtehen.

„Eine itio in partes, wie beim Reichstag in Regensburg — die lutherſchen Böcke links, die anderen Schafe rechts — ich mit dem Ohm, du mit Jörg. Und die Wedigen ſind ja auch kalvinſche Katzen, da wirſt du wohl auch bald zu ‚ſchnödem Herz und falſcher Lehr‘ ſchwören, wie's im Liede heißt. Item, geh, fang ihn dir, meinen Segen haſt du dazu!“ drehte ſich kurz um und ſchritt aus dem Zimmer.

„Sie liebt ihn doch!“ flüſterte Nymphe hinter ihr drein und ſtarrte trübſelig durch das grüne Glas.

V.

Der Junker von Zelen und Renatus hielten es für eine Ehrenpflicht, den Fürſten, der ihre Begleitung angenommen, bis an das Portal ſeines Schloſſes zu Cölln zu geleiten.

Es war faſt Tafelzeit, als Friedrich Wilhelm in Berlin eintraf und das baufällige Leipziger Thor*) paſſierte. Ein doppelter Graben, über den hier zwei morſche Holzbrücken führten, und eine wackelige Mauer gürteten damals die Schweſterſtädte; die Mauer war an vielen Stellen eingefallen, und man hatte ſich da einfach mit raſch aufgeworfenem Erdwalle begnügt, wie auch hier rechts neben dem Leipziger Thor.

Der Fürſt war unterwegs nach ſeiner leutſeligen Art mit den beiden jungen Herren in ein zutrauliches Geſpräch gekommen.

„Dies Thor laſſe ich neu bauen, ſobald ich kann!“ ſagte er. „Und hier muß auch eine Baſtion hinkommen**), wenn ich Berlin befeſtige!“

Bei dem Wort „befeſtige“ horchte Wedigen hoch auf.

„Das wird einen Strauß mit der Bürgerſchaft geben,“ meinte er, „allein es iſt ſicher notwendig. Denn kommt heut ein Feind vor Berlin, ſo nimmt er es ohne Widerſtand ein!“

Der Fürſt nickte, und man ritt durch die Straßen.

Das Pflaſter war an ſich ſo ſchlecht, wie jetzt kaum in der kleinſten Provinzſtadt, und ſtatt der Bürgerſteige liefen wie neben einer gepflaſterten Chauſſee an den Häuſern entlang, ſchmale unergründlich kotige Wege, in welchen die blanken Rüſſeltiere munter wühlten, obwohl ſeit der Bauordnung von 1641 der Bau von Schweinekoben unter die Straßenfenſter der Bürgerhäuſer ſtreng verpönt war. An der Petrikirche, von der es eben ein halb elf Uhr ſchlug, lag der berühmte Kehrichthaufen, an dem Jahrzehnte zuſammengeſchüttet, und dem in dieſem Jahre 1650 eine kurfürſtliche Ordre nach der anderen ſo ſcharf zu Leibe ging, daß einige Fuhren bereits abgefahren worden waren. Immerhin lag er noch als ſtattliches Modell eines Alpenzuges da mit Hügeln und kleinen Schluchten und ſperrte die Paſſage, ſo daß Wagen ſeinetwegen oftmals lieber den Umweg durch die Roß- oder Breiteſtraße machten.

Als die Pferde ſchnaufend über das feuchte Müllgebirge ſtiegen, ſagte ingrimmig lächelnd der Fürſt: „Eher mag ich wohl eine Provinz erobern, als dieſen **Montem Testaculum***) aus der Welt ſchaffen!“

„Wenn Kurfürſtliche Gnaden befehlen wollten, daß jeder der Marktbauern eine Fuhre oder eine halbe mitnehmen müßte,“ erwiderte verſtändig Renatus, „und draußen in' Sumpf ſchütten, möchte hier bald unſer fürtreffliches Straßenpflaſter wieder an Tageslicht kommen!“

Der Fürſt nickte.

„Ich hole mir oft Rats bei deinem Großvater Adam,“ ſagte er ſcherzend, „nun gibſt du mir auch ſchon Ratſchläge, die ſich hören laſſen.“

Hans Georg aber, der ein Talent zum Witzemachen hatte und bei dem gemeinſamen Ritt ein großes Zutrauen zu dem Fürſten und dem Bürgersſohne gefaßt, ſetzte hinzu:

„Der Herr wird dich zum Unrats-Rat von Cölln machen, Wedigen!“ und Friedrich Wilhelm nahm den artigen Scherz ohne Rüge hin.

Am cöllniſchen Fiſchmarkt ſah es noch recht wüſt aus. Die alten Häuſer und Scharren hielten ſich eins am anderen, um nicht zu fallen; grotesk ragten die aus Lehm gekneteten Schornſteine in die Luft, hie und da auch bloße Bretterſchalungen, aus denen der Wind, wo es ihm beliebt, Stücke herausgeriſſen und auf den Markt geſchmiſſen. Ein großer offener Brunnen, wie heutigen Tages auf den Dörfern, ſtand da mit mächtigen Schwengeln und ein paar großen Waſſerkübeln. Allein wer aus ihm geſchöpft hätte, würde ſchlechtes Schlammwaſſer in die Eimer gefaßt haben. Man konnte ihn nicht ausbeſſern, denn in Berlin und Cölln gab es derzeit keinen Brunnenmacher. Einer der Stadtbrunnen nach dem andren geriet in Unordnung, und erſt vier Jahre ſpäter, als es in den Reſidenzen leider kein Brunnenwaſſer mehr zu trinken gab und große Waſſernot herrſchte, entſchloß man ſich dazu, den Küſtriner Brunnenmeiſter herkommen zu laſſen, der der Verlegenheit ein Ende bereitete. Am längſten hatte ſich das Brünnelein weiter unten in der Breitenſtraße gehalten, das mit einem grünmoſigen Schieferdach zugedeckt war, und zu dem weit und breit die Mägde ſchöpfen kamen. Allein auch dieſer gab ſchlechtes Waſſer, wenn die Spree hoch ſtand.

Überhaupt war die Breiteſtraße der Stolz Cöllns. Während in anderen Straßen ſo manches Holzhaus ſeinen verräucherten Giebel überkragend auf die Gaſſe ſtreckte, manches Gebäude aber gänzlich unbewohnt und verfallen ſtand mit leeren Fenſtern, ausgebröckeltem Fachwerk und herabhängenden zerſpliſſenen Spieren, wie heutzutage etwa ein ärmlicher Tagelöhnerkaten auf irgend einem verlaſſenen Heidedorf — ſo ſtanden hier feſte, ſteinerne Häuſer, oft fünf Fenſter breit, mit einladender Thorfahrt und großen Gitterfenſtern im Erdgeſchoß, die Behauſungen der Patrizier. Leider machten ſich vor den ſtattlichen und gepflegten Gebäuden in langer Reihe die Fleiſchſcharren und Krämerbuden breit, Bretterhäuslein, wie die auf dem ſpäteren Berliner Weihnachtsmarkte, gegen welche ſo lange der Unwille der von Fliegen und Geruch beläſtigten reichen Bürger vorſtellig ward, bis ſie um die Zeit des Todes der Kurfürſtin Luiſe in die Scharrenſtraße verlegt wurden.

---

*) Am Ende der alten Leipziger Straße.

**) Dieſe Baſtion kam auf den jetzigen Hausvoigteiplatz, der davon noch jetzt ſeine Geſtalt hat, gleicherweiſe wie der Spittelmarkt.

*) **Monte Testaccio, der Scherbenberg in Rom.**

Als der Fürſt in dieſe Breiteſtraße einritt, kam ihm ein anſehnlicher Mann in einem roten Samtrock entgegen, welcher bis über die Knie reichte und eine Reihe blinkender Goldknöpfe zeigte. Der Mann hatte ein freundliches, kluges Geſicht und machte dem Fürſten mit militäriſch-würdiger Ehrerbietung Platz, zog auch den Hut vor dem Herrn. Es war der ſchwediſche Generalmajor Derfflinger, der, ſeit dem Frieden entlaſſen, mit ſeiner Gattin oft in Berlin weilte — man meinte ſogar, er wolle ſich dort ein Haus bauen.

Der Kurfürſt erwiderte Derfflingers Gruß huldreichſt; die Blicke der beiden Männer ruhten mit Wohlgefallen aufeinander, als ahnten ſie, daß es ſpäter einen guten, verläßlichen Bund zwiſchen ihnen geben ſollte, ja als hätten beide jetzt bereits in der Stille Wunſch und Willen dazu.

„Er geht herum und ſucht einen Bauplatz,“ meinte der Fürſt zu ſeinen jungen Begleitern, als ſie die Straße fürder ritten. „Kann ich den Platz auf dem Fiſchmarkt bekommen, von wo man die Straße hinunter auf den Dom ſieht,*) ſo will ich ihm dieſen ſchenken. Sein Degen wäre mir wert, und die Soldaten mögen ihn gern. Er bekäme im Nu ein Regiment gedienter Truppen zuſammen. Weiß nur nicht, wie ſie zahlen!“

„Seht, Durchlauchtige Gnaden,“ erwiderte Hans Georg vertraulich, „Ihr geht doch in Gedanken damit um, eine größere Armada aufzuſtellen;**) mein Ohm traut es Euch längſt zu und meint, Ihr würdet alsbald den Ständen mit Geldforderungen deswegen kommen!“

Im Blick des Herrn ſpiegelten ſich bei dieſen Worten in ſtummem Glänzen die großen Träume, die er ſtille barg — ein Reich bis an die wogende See, von Rügen zur Memel, Flotten mit reicher Handelsfracht und brandenburgiſcher Flagge, ein wendiſches Königreich, auf dem Deutſchlands Würde und Sicherheit ruhte . . .

„Ohne ſtehende Armada wird Brandenburg ſtets ein Blatt im Winde ſein, der jeweilig von Wien, Paris oder Stockholm herbläſt — ich möchte aber, daß meine Unterthanen in Sicherheit wohnten!“

„Unterthanen“ klang beiden jungen Herren übel in den Ohren, doch gaben ſie dem Herrn in der Sache Recht.

Ein Seufzer hob Friedrich Wilhelms Bruſt. So oft er in ſeine Reſidenz einritt und dachte, daß kaum 6000 Menſchen hier in Verfall und Elend lebten, ward ihm weh ums Herz.

Nun kam man auf den Schloßplatz. Da ſtand der baufällige Dom zwiſchen Schloß und Breiteſtraße, vom Domfriedhof umgeben; — aus ſeinen Fenſtern blickte der Herr auf die Holzkreuzlein und grünen Raſenhügel. Eine halb eingefallene Mauer, die von der alten Stechbahn, ging vom Dom zur Langen Brücke; an ſie hatten ſich ebenſo die Bretterbuden der Krämer angebaut. Die Brücke war ſo baufällig, daß man belaſtete Wagen oftmals Vorſichts halber zum Teil ablud, damit man glücklich hinüberkäme — erſt ein Jahrzehnt ſpäter wurde ſie neu gezimmert. Neben der Brücke pflegte man den Kehricht der umliegenden Häuſer in das Waſſer zu ſchütten, wovon ſich noch jetzt Anſchüttungen im Flußbett befinden. Drüben, wo heut die Burgſtraße läuft, zog ſich tief unten an dem breiten Waſſer ein Weglein hin, das zu dem Platz führte, wo, etwa in der Gegend des jetzigen Börſengebäudes, die Tuchmachergilde Tuche auszuſpannen pflegte.

Der Blick linker Hand über den Schloßplatz fort war ebenſo unerfreulich. An Stelle der jetzigen Schloßfreiheit und des Roten Schloſſes dehnte ſich ein großes, wüſtes Gelände voll Schutt, Unrat und Geſtrüpp bis zur Hundebrücke,*) die aus dem vollkommen verwilderten und ſumpfigen Luſtgarten in den ebenſo urwaldartigen Tiergarten führte, von dem indeſſen damals bereits der Kurfürſt ein Stück (etwa bis zum heutigen Standbild Friedrichs des Großen) hatte abholzen laſſen. Eine ſpärliche Allee von jungen Linden und Wallnußbäumen führte von der Hundebrücke bis zum Gatterthor des Tiergartens in der Gegend der jetzigen Univerſitätsſtraße. Auch dem Moorboden des Luſtgartens hatte der Fürſt ein Stückchen Blumengarten vor der Schloßapotheke abgerungen, und wo jetzt die Muſeen ſtehen, war man gerade am Trockenlegen und Entwäſſern, einen Platz für einen kurfürſtlichen „Küchengarten“ zu gewinnen.

An der Schleuſe hingegen ſtanden einige unanſehnliche Baulichkeiten, eine Walk- und Schneidemühle am Waſſer, ein langes Ballhaus, dem Kurfürſten gehörig; an Stelle der Werderſchen Kirche der große kurfürſtliche Reitſtall und einige leerſtehende baufällige Wohnhäuslein, die des Fürſten Eigentum waren. Weiterhin ſah man noch das Vorwerk Jägerhof, auf dem Meierei betrieben wurde, etwa da, wo heut die Reichsbank erbaut iſt. Doch mußte man ſich genau an den aufgeſchütteten Weg halten, wenn man dorthinüber Milch holen ging, denn links und rechts war der Grund weich und moraſtig. Dort am Rande des Tiergartens ſah man denn auch wohl den Jagdjunker von Hertefeld ſich in ſeiner ſchier wie Hexerei betrachteten Kunſt üben, das Vogelwild, das er ſich von Hunden aufſtöbern ließ, im Fluge zu ſchießen.

Inmitten dieſer halbwüſten Umgebung nun und obenein gegenüber einem Bürgerhauſe neben der langen Brücke, das die feindſelig lutheriſche Inſchrift trug:

„Gottes Wort und Lutheri Schrift
iſt des Bapſt vnd Calvini Gift.“

lag des Kurfürſten Schloß, ein langer, flacher, aber hochgetürmter Bau, deſſen Breitſeite auf das Waſſer blickte. Es ſchien in leidlichem Zuſtande zu ſein, indeſſen erkannte ein Kennerblick wohl, daß man nur oberflächlich die augenfälligſten Schäden gebeſſert, vermutlich, damit das junge Ehegemahl des Herrſchers, die oraniſche Prinzeſſin Luiſe Henriette, welche am 10. April dieſes Jahres ihren Einzug in ihres Herrn Haus zu Cölln gehalten, nicht gar zu arg durch die Wüſtenei betrübt und enttäuſcht würde. Nach der Waſſerſeite zu war der Verfall deutlicher wahrzunehmen, da war vielfältig der Bewurf abgebröckelt, daß die Steine grau zu Tage lagen; die Erkerlein und Balkons erſchienen halsgefährlich, wenn man die Stützen und Streben betrachtete, auf denen ſie ruhten, die Dachverſchalung mochte wohl Regen und Wind frei einlaſſen, und die Schornſteine ſahen aus, als müſſe die fürſtliche Hausfrau viel mit läſtigem Rauch zu kämpfen haben, im ganzen ein Anblick, wie Burg Machow, nur daß des Kurfürſten Haus einſt größer angelegt geweſen.

Als die Reiter um den Dom bogen und das Schloß vor ihnen lag, bemerkten ſie am Fenſter die Hausfrau des Fürſten, welche ſichtlich wartend ſtand, und deren Angeſicht ſich beim Anblick ihres Herrn von der Freude eines endlichen Aufatmens nach langer Sorge roſig färbte. Sie winkte und trat vom Fenſter zurück.

„Meine Liebſte hat ſich um mich geſorgt!“ ſagte der Kurfürſt. „Ich war die Nacht aus und fehlte beim Morgengebet, und um acht Uhr mag wohl Schwerin**) mit dem Staatsrat ſchön gewartet haben. Item es muß einmal auch ſo gehen, ich werde nach Tiſch Bericht hören und ihnen in die Feder diktieren, was heut erledigt ſein muß!“

Die beiden jungen Herren wollten ſich nun beurlauben, allein der Fürſt ließ es nicht zu.

„Ich habe noch etwas mit Euch vor!“ erklärte er. „Darum werdet Ihr, nun es Tiſchzeit iſt, erſt mit mir und meiner Hausfrau ſpeiſen. Nachher arbeite ich und Ihr leiſtet

---

*) Dort hat Derfflinger ſpäter in der That gebaut.

**) Als der Fürſt 1651 gegen Pfalz-Neuburg marſchieren ließ, verdoppelte er die Armee auf 16000 Mann.

*) Schloßbrücke.

**) Reichsfreiherr Otto von Schwerin, Wirklicher Geh.-Rat und Oberhofmeiſter der Kurfürſtin.

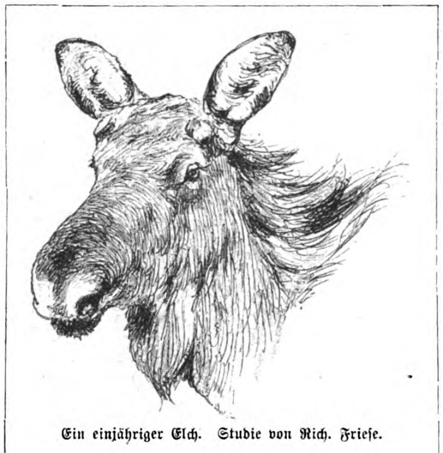
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

der Kurfürſtin Geſellſchaft, und dann begleitet Ihr uns noch ein Stücklein weit hinaus nach dem Spargelgarten, den ich Nachmittag anſehen muß!“

Und er nötigte ſie, ihm ins Schloß zu folgen. Sie wußten aber, daß dies bedeutungsvoll war, denn in der Regel ſpeiſten die Durchlauchtigſten Ehegatten ſelbzweit allein und verbrachten auch ſo den Nachmittag.

VI.

Die Roßſtraße herunter ſcholl an dieſem Nachmittag Pferdegetrappel.



Ein einjähriger Elch. Studie von Rich. Frieſe.

Ein kurfürſtlicher Bereiter vorauf, kamen die Herrſchaften mit Hans Georg und Renatus Wedigen dahergeſprengt vom Schloſſe — es mochte gegen zwei Uhr ſein — und zwei berittene Adelsburſchen oder Pagen folgten.

Vor dem Hauſe Nr. 21 winkte der Kurfürſt mit der Hand, und die Kavalkade hielt.

Die Pagen ſprangen ab, der Fürſtin Steigbügel zu halten und ihr vom Roß zu helfen, indeſſen ſich an den Fenſtern der Nachbarhäuſer allerlei neugierige Geſichter zeigten.

Der Fürſt ſprach im Vorbeireiten, wie er öfter that, bei ſeinem Getreuen, Adam Wedigen, ein.

Ein paar breite Steinſtufen führten zur Hausthür empor, über welcher in den Tragbalken reich geſchnitzt die Inſchrift ſtand:

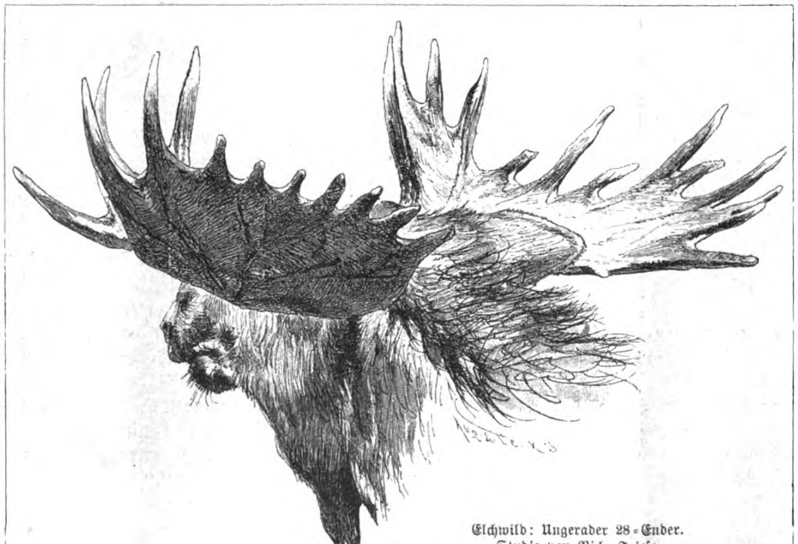
„Gott b'hüt dis Hvs
Vnd die gehn in vnd vs!“

Auf der Schwelle erſchien die Witwe Eliſabeth, ihre hohen Gäſte zu empfangen. Sie trug immer noch die Trauer um ihren erſtochenen Gemahl — ein ganz weißes Leinengewand von uralt-einfachem Schnitt, am Gurt das große Schlüſſelbund, dazu die weiße Kinnbinde und Haube.

Die Kurfürſtin ſeufzte ſtill in ihrem Gemüt, als ſie die Witwe erblickte — auch die hohe Frau trauerte.*)

Die Wedigen waren Leute von eignem Zuſchnitt, ſtill und tief — das war's wohl, was den Fürſten ins Haus zog.

So wies ſtatt vieler Worte Frau Eliſabeth auf die Schrift über der Thür und ſagte ſchlicht: „Der Herr ſegne unſerer gnädigen Herrſchaft Eingang!“



Elchwild: Ungerader 28-Ender.
Studie von Rich. Frieſe.

Dann that ſie die Thür zu der großen Stube gleich rechter Hand zu ebner Erde auf, in der ihr Schwiegervater ſaß, und hielt ſie offen, um die Herrſchaften ſamt dem jungen Gaſte von Zelen eintreten zu laſſen.

Während der Bereiter nun draußen die Pferde anband, hatten die Pagen bereits den Weg in das benachbarte Haus gefunden, in welchem ein Braustüblein winkte, deſſen Thür das Sprüchlein wies:

„Herein hier
Der Wirt führt ein gut Bier!“

Die jungen Herren wußten, daß es immer ein geſchlagen halb Stündlein zum mindeſten währte, wenn der Fürſt beim alten Wedigen abſtieg.

Das große Gemach, in welches Friedrich Wilhelm geführt worden, hatte drei Fenſter nach der Roßſtraße und zwei auf das Schornſteinfegergäßlein, es füllte neben Diele, Treppe und einem zweifenſtrigen Zimmer, das auf die dunkle Gaſſe ging, das ganze Erdgeſchoß des Hauſes aus. Von ſeinem Sitz in der mittelſten tiefen Fenſterniſche erhob ſich bei des Fürſten Eintritt der Greis, trat ſchwer aber ſicher die Stufe hinab, die aus der Niſche ins Zimmer führte, und kam ehrerbietig geneigt dem Herrn entgegen.

Adam Wedigen war ein uralter Mann. Zu dieſer Zeit zählte er nahe an fünfundneunzig Jahre. Sein Antlitz, gänzlich bartlos, zeigte unzählige tiefe Runzeln und Furchen in einer dicken, gelben Haut. Sein Schädel war mit vollem ſchneeweißem Haar bedeckt, das frei und natürlich gelockt bis auf ſeine breiten Schultern fiel. Das Geſicht wies keinerlei beſonderen Zug auf, nur die großen blauen Augen ſtachen in demſelben hervor. Dieſe Augen waren von einer eignen leuchtenden Klarheit, gar nicht wie die eines alten Mannes, weder milde, noch gut, noch etwa beobachtend und durchdringend — es waren nur gleichſam überirdiſch ruhige Augen. Blickte man hinein, ſo meinte man in eine Seele zu ſehen, welche alles Irdiſche mitgelebt und ausgelebt hat, ohne je von demſelben beirrt worden zu ſein, welche das Große, das Furchtbare, alles Leid und jede Freude kennt, ausgekoſtet oder durchgerungen hat und nunmehr ſeit Jahren in Frieden wohnt, mitempfindend, verſtehend, verzeihend, was die Welt um ſie bewegt, aber alles klein erachtend. Und doch, blickte man in dieſe hellen Augen, ſo fielen einem alle Irrtümer und Sünden des eigenen Lebens ein, man begann ſich jedes geringen Gedankens, den man je gehabt, zu ſchämen; und man ging von Wedigen nie anders, als geſtärkt, gehoben, ja voll Enthuſiasmus zu großen und guten Werken.

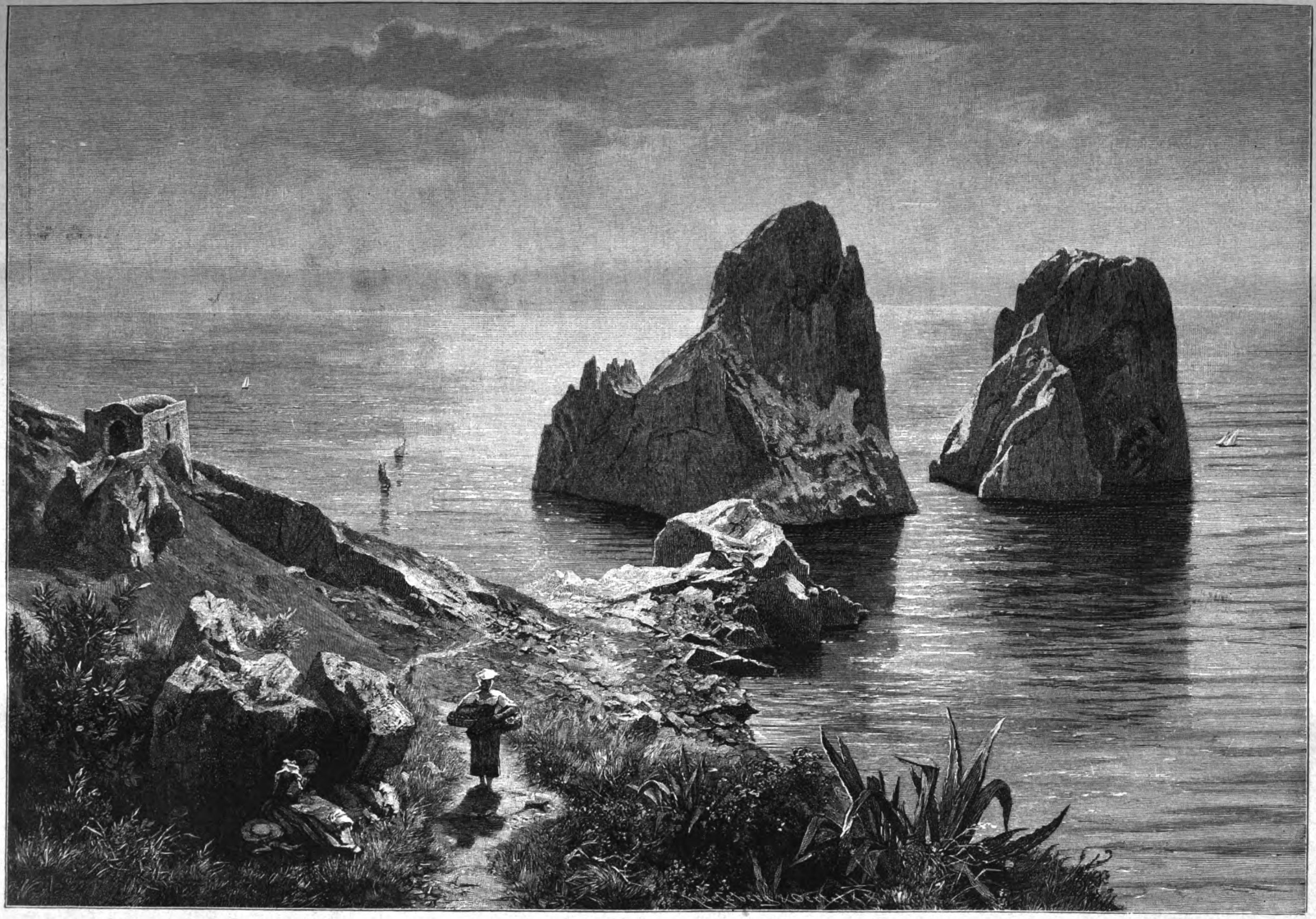
Es gibt Seelen, die der Herr mit nichts geſegnet hat, als mit Größe, die nichts zu thun brauchen auf der Welt, als dieſe auszuſtrahlen, wie ein Herd oder ein Frauenherz Wärme ausſtrahlt....

Der Fürſt trat auf Wedigen zu und nahm Hans Georg von Zelen an der Hand.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Um ihren Erſtling Wilhelm Heinrich.



Die Faraglioni-Felſen bei Capri. Nach dem Gemälde von Auguſt Leu.

Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Das Lieblingsſtück.

Von Alice Freiin von Gaudy.

Geranien ſtehn am Fenſter
Mit Blüten rot und licht,
Dahinter birgt ſich lächelnd
Großmütterleins Geſicht.

Behaglich pendelt drüben
Die Wanduhr ihren Gang.
Im Käfig wetzt der Stieglitz
Sein Schnäblein zum Geſang.

Die blonde Enkeltochter
Sitzt am Spinett und ſinnt,
Mit welchem trauten Liede
Sie heut ihr Spiel beginnt.

Dann präludiert ſie leiſe —
Und neckiſch und gewandt
Ertönt ein alter Walzer
Von ihrer leichten Hand.

Großmutter lauſcht bezaubert:
O Klang, der neu belebt,
Bei dem ſie einſt glückſelig
Mit *ihm* dahingeſchwebt,

Mit ihm, der jetzt im Bilde
Auf ſie herniederſchaut,
Der ſie nach jenem Tanze
Geküßt als liebe Braut.

Hell kehren lang verblaßte
Geſtalten ihr zurück. — —
„Kind, ſpiele das noch einmal,
Es iſt mein Lieblingsſtück!“

Die Kunſtpflege in der Schule.

Von Oberſchulrat Dr. E. *von Sallwürk*.

(Abdruck verboten.)

Die Schule zieht ſeit langer Zeit gewiſſe Kunſtfertigkeiten in den Bereich ihrer Thätigkeit. Singen und Zeichnen ſind heute in allen deutſchen Schulen als Mittel der Bildung anerkannt. Freilich war dies nicht der Grund, der ihnen Aufnahme in unſere Lehrpläne verſchafft hat: den Geſang verdankt die Schule dem Bedürfniſſe der kirchlichen Gemeinden; das Zeichnen iſt im Gefolge der „allerhand nützlichen Kenntniſſe,“ wie man im vorigen Jahrhundert die Realien nannte in die Schulen gedrungen. So gelten denn auch beide noch oft als Eindringlinge, welche in dem ſchon überfüllten Raume unſerer Lehrpläne vielfach läſtig werden. Es ſcheint uns nun angemeſſen, das Recht und den Wert der Kunſtübung im Lehrplane unſerer Schulen hier zu erörtern und, wenn möglich, für die verkannten Stiefkinder einzutreten. Wir faſſen dabei in erſter Linie die höheren Schulen ins Auge; was für ſie gilt, wird mit den unvermeidlichen Beſchränkungen, welche der Volksſchule auferlegt ſind, auch von dieſer gelten.

Was iſt die Kunſt für die Erziehung? — Man hat oft geſagt, der Menſch bilde ſich durch die Kunſt eine eigne, höhere Welt, die ihn für die Enttäuſchungen und Unvollkommenheiten dieſer täglichen und wirklichen entſchädigen müſſe. Das iſt die thatſächliche Auffaſſung einer in der Bildung weit vorgeſchrittenen Zeit, und ſo traurig ſie uns anmutet, iſt ſie doch noch tröſtlich und erhebend in einer Zeit, der es möglich geworden iſt, der Kunſt die Aufgabe zu ſtellen, daß ſie ihre Vorwürfe da ſuche, wo hoffnungsloſe Fäulnis Natur und Geſittung angefreſſen hat. Aber wir haben es hier weder mit dem Zeitgeſchmack, noch mit äſthetiſchen Theorieen zu thun; unſere Frage iſt eine pſychologiſche: *was geht in dem Geiſte des Menſchen vor, der eine künſtleriſche Thätigkeit übt?* Wir denken dabei noch nicht an den Dichter, der ein gewaltiges Menſchenſchickſal vor hochgebildeten Hörern oder Zuſchauern abrollt, nicht an den Bildhauer, der aus dem Marmorblock eine Göttergeſtalt hervorgehen läßt, nicht an den Erfinder kunſtreicher Tonſchöpfungen, die das Ohr bezaubern und das Gefühl in ſeinen Tiefen aufregen. Wir ſehen künſtleriſche Thätigkeit ſchon bei dem Wilden, der ſeine Hütte in gefälligem Gleichmaß aufrichtet, der ſeinen Gefäßen eine Geſtalt gibt, die nicht der eigentliche Zweck derſelben gefordert, ſondern das Bedürfnis des Auges, den Sinn der Dinge auch in ihrer äußeren Geſtalt ausgeſprochen zu ſehen; ja wir ſehen erſte Anfänge der Kunſt, wenn die Kinder Linien und Geſtalten im Sande ziehen, wenn ſie menſchliche Figuren und Behauſungen nachbilden und mit bunten Farben ihr Spiel treiben, das unſer alter Verſtand und unſere ängſtliche Ordnungsliebe allzu neidiſch einſchränken. All dieſen Thätigkeiten liegt die Beſtrebung zu Grunde, Eindrücken, welche unſere Vorſtellung mit beſonderer Schärfe getroffen haben, dadurch entgegenzuwirken, daß wir dem Vorgeſtellten ſelbſt wieder äußere Geſtalt geben. Der Regſamkeit des leiblichen Lebens entſpricht eine kleine Beweglichkeit des Vorſtellungslebens; aber es iſt eine zu oberflächliche Auffaſſung, wenn man dieſe Erſcheinungen durch den bloßen Nachahmungstrieb erklärt, der erſt ſelbſt der Erklärung bedürfte. Der ſpielende Formtrieb der Kinder und der Naturvölker ſchafft allerdings nur mit Elementen, welche durch die Anſchauung der umgebenden Welt ein geiſtiger Beſitz derſelben geworden ſind. Aber wie könnten Kinder und Wilde der ſchaffenden Natur nacheifern wollen? Würde nicht die Unzulänglichkeit ihrer Mittel ſie von ſolchen Verſuchen augenblicklich und vielleicht ein für allemal abſchrecken? Seine Befriedigung findet dieſer Trieb vielmehr darin, daß er mit den Formelementen, welche er der Anſchauung abgewonnen hat und die er nun in ſinnliche Erſcheinung umſetzt, ſelbſt *neue* Gebilde erzeugt; das Weſentliche dieſer Thätigkeit iſt das Hervorbringen *neuer* Geſtalten mittels der aus der Anſchauung der natürlichen Umgebung aufgenommenen Formelemente. Die roheſte künſtleriſche Geſtaltung ſucht ein Bild darzuſtellen, welches die Vorſtellung nicht aus dem Nichts geſchaffen, aber auch nicht lediglich irgend einer äußeren Geſtalt nachahmt, ſondern aus einzelnen, der Natur entlehnten Zügen nach eignem Sinn *zuſammenſtellt*. Die erfindende Kraft, die dabei ſich bethätigt, heißen wir *Phantaſie*.

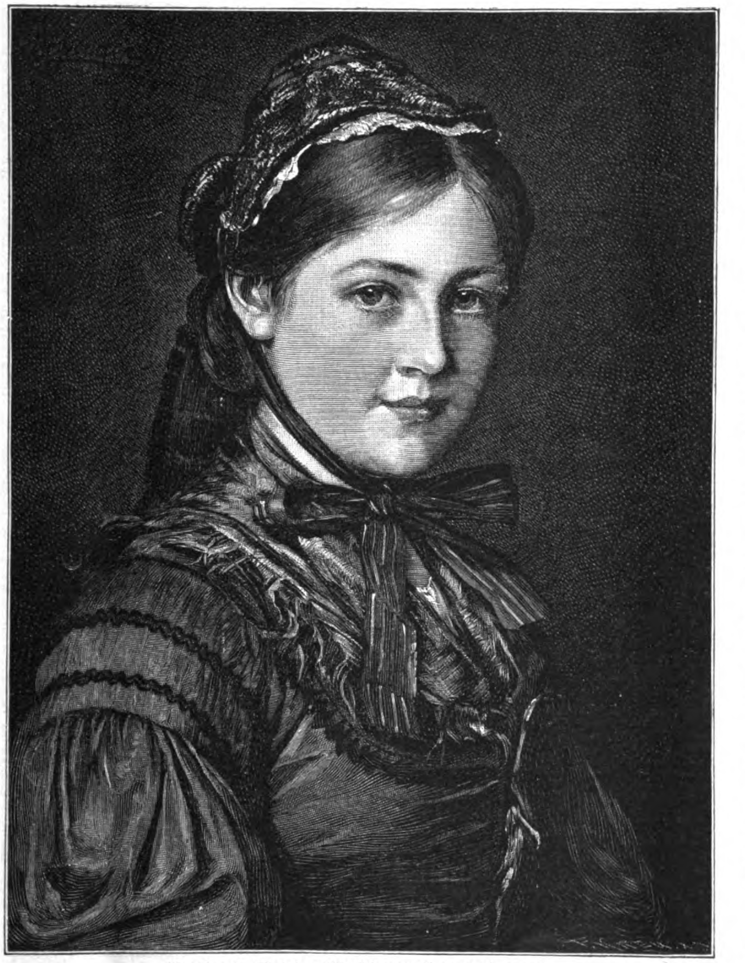
Wir nennen dieſes Spielen mit Formen abſichtslos, zwecklos. Es verdient dieſe Bezeichnung, inſofern es nicht den nächſten Lebenszwecken dient, für welche die Natur uns zu ſorgen gelehrt hat. Wir erhalten und wahren mit dieſen Dingen nicht unſer Daſein, wir *verſchönern* es. Dieſer Geſtaltungstrieb iſt ſich ſelbſt Zweck; aber er verfolgt mit jeder einzelnen Schöpfung die Verſinnlichung eines eignen Gedankens, und in dieſem Sinne nennen wir ſeine Thätigkeit *Kunſt*, ein Wort, das — etwas einſeitig, aber nicht unpaſſend — die leichte Beherrſchung der formgebenden Elemente hervorhebt. Es iſt für unſere Zwecke aber förderlich, ſich zu vergegenwärtigen, wie einfach die erſten künſtleriſchen Gedanken ſind. Ein einfacheres Gebilde als den Punkt können wir uns nicht denken, und doch führt die Darſtellung desſelben ſchon zu künſtleriſcher Geſtaltung: eine Reihe in beſtimmter Richtung nebeneinander geſetzter Punkte ergibt ein Ornament, dem niemand den künſtleriſchen Charakter abſprechen kann. Einfachſte Figuren, die gerade oder geſchwungene Linie, in wiederholter Zeichnung nebeneinander, untereinander, gegeneinander geſtellt — das ſind Anfänge von Ziergebilden, die ſelbſt einen ſehr entwickelten Kunſtgeſchmack befriedigen. Im Gebiete der ſingenden Kunſt — denn das iſt die Muſik von Hauſe aus — kommen wir auf dieſe Weiſe zum Takt, jenem erſten Kunſtelement, in welchem Sprache und Geſang ſich noch nicht ſcheiden; man kann aber bei der darſtellenden, wie bei der tönenden Kunſt, wenn man dieſe erſten und einfachſten Hervorbringungen derſelben betrachtet, vom Rhythmus als dem ſie beide beherrſchenden Gedanken reden. Man wird leicht erkennen, daß ſchon in den eben erwähnten Gebilden dasjenige, was dabei die künſtleriſche Thätigkeit als ſolche beſtimmt, die Verbindung und Zuſammenſtellung *gegebener* Elemente iſt: die Erfindung bethätigt ſich nur in der Benützung und Zuſammenfügung einzelner Geſtaltselemente, welche durch die Eindrücke der uns umgebenden Natur in unſerer Vorſtellung ſich gebildet haben.

Damit iſt nun der erzieheriſche Wert jeder Kunſtübung erklärt. Der *Unterricht* zunächſt rechnet auf die Fähigkeit des Zöglings, Vorſtellungen in ſich aufzunehmen, welche er in beſtimmter Weiſe zu verknüpfen und zu möglichſt geſchloſſenen Bildern zu verarbeiten hat; denn auf dieſe Weiſe entſteht das, was wir Kenntniſſe heißen. Zu dieſer Arbeit iſt ihm eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit des Schülers notwendig; denn auch die Zuſammenfügung und Verknüpfung der Vorſtellungen zu Kenntniſſen muß durch den Schüler vollzogen werden, dem der Lehrer die geſtaltenden Elemente nur zur Aufnahme und Verarbeitung darreichen kann, wenn es auch von ſeiner Wahl und Zuſammenſtellung dieſer Elemente abhängt, ob Aufnahme und Verarbeitung durch den Zögling ſtattfinden können. Während nun aber der Unterricht es mit verhältnismäßig verwickelten Vorſtellungsſtoffen zu thun hat, reicht die Kunſt den aufnehmenden Sinnen die allereinfachſten dar. Sie iſt alſo die rechte Vorbereitung für allen Unterricht, und wir werden uns im Folgenden auf dieſes Verhältnis zwiſchen Kunſt und Unterricht mehrfach zu berufen haben: die Pflege der Phantaſie, aber freilich zunächſt nur in ihren einfachſten Bethätigungen, muß dem Unterricht hilfreiche Vorarbeit leiſten. Aber auch der *ſittlichen Bildung* wird eine rechte Kunſtübung förderlich werden. Das Weſen jeder künſtleriſchen Thätigkeit beſteht in der freien Verfügung über ſinnliche Geſtaltungselemente. Hinſichtlich der letzteren bleibt ſie gebunden an die in der natürlichen Welt ſich ihr darbietenden Formen; in anderer Beziehung aber folgt ſie, wie wir mehrfach bemerkt haben, der freien Erfindung. Daher kommt in den bildlichen Darſtellungen wilder Völker oder der über eine ebenſo unentwickelte Anſchauung und Technik verfügenden Kinder die merkwürdige Ungleichheit der Zeichnung: kriegeriſche Völker wiſſen Pferde und Waffen auffallend treu darzuſtellen, während ſie manches andere, was ſie auch darſtellen, kaum recht angeſehen zu haben ſcheinen, und wenn die Kinder menſchliche Figuren zeichnen, ſo pflegen diejenigen Teile, an denen ſie etwas Beſonderes überhaupt wahrgenommen haben, unverhältnismäßig groß auszufallen, während etwa Beine oder Arme ſich mit der Andeutung durch bloße Linien müſſen genügen laſſen. Wir kommen durch dieſe Betrachtung zur unwillkürlichen oder abſichtlichen Karikatur, die uns hier aber nicht beſchäftigen ſoll. Wenn die Kunſt zu höheren Stufen aufſteigt, wenn ſie ihre Darſtellungsmittel ſo vervollkommnet hat, daß ſie der ſich immer mehr verfeinernden Anſchauung bis ins Kleinſte und Genaueſte zu folgen vermag, dann eben ſcheint ſie zeigen zu wollen, daß ſie in der bloßen Nachahmung durchaus ihre Beſtimmung nicht erblickt, dann geht ſie über das natürliche und tägliche Leben nach allen Richtungen hinaus und zeigt uns das *Ideal*. Sie bildet nicht Dinge, die ganz und gar nur in der Vorſtellung entſtanden ſind, ſondern ſie ſtellt Dinge und Thatſachen unſeres wirklichen Lebens vor unſere Augen, aber ſo wie ſie in den Gedanken des Künſtlers ſich umgebildet haben. So entſteht das höhere Leben, das uns die Kunſt ſchafft, um über die Unzulänglichkeiten und Mängel des wirklichen uns hinauszuheben. Auch dieſe Kunſt tritt in den Kreis der Schulbildung ein, und wir erwarten von ihr die Herbeiführung jener Stimmung, deren wir bedürfen, wenn wir ſittliche und religiöſe Dinge unſern Kindern nahe bringen wollen. Der erſte Schritt zur Sittlichkeit muß aus dem engen Kreiſe hinausführen, in welchem der nach dem Naturgeſetz für ſein leibliches Daſein lebende Menſch befangen iſt; dieſer Schritt verlangt Entſagung und ſchweren Entſchluß, aber die Kunſt hebt den Menſchen mit ſchmeichelndem Bild und Ton und Wort aufs leichteſte über dieſe beſchränkte, ſelbſtſüchtige Welt hinweg. Der erſte Schritt zu religiöſer Geſinnung geſchieht mit der Betrachtung, daß alles, was in dieſer Welt geſchieht, ſeine wirkliche Vollendung diesſeits nicht zu finden vermag; das iſt ein ſchwerer Gedanke, der den geſunden Lebensſinn vor der Zeit zu verkümmern droht, aber die Kunſt zeigt uns das Unvollkommene im Lichte der Vollendung und läßt ihn neue Wunder ſchauen, wenn die Wunder unſeres wirklichen Lebens ihren Reiz auch verlieren ſollten. So bereitet die Kunſt die wichtigſten Schritte zur Erziehung vor, ſie geht ihr helfend zur Seite und zeigt die Erfüllung ihrer Abſichten in idealen Fernen, zu denen ſie ſelbſt nicht zu gelangen vermag.

Wir treten nun in die Räume der Schule ein, um zu ſehen, was hier die Kunſt leiſtet und leiſten kann. Zunächſt beſchäftigt uns die bildende Kunſt, das *Zeichnen*.

Mit dem Zeichnen läßt ſich kaum ein Lehrfach vergleichen hinſichtlich der Vielſeitigkeit ſeiner Dienſte. Genaue Auffaſſung der räumlichen Formen, Erkenntnis des Maßes und der Geſetzmäßigkeit in den natürlichen Dingen, Anregung des äſthetiſchen Sinnes, der der ſittlichen und religiöſen Geſinnung nahe verwandt iſt — alles das erwarten wir vom Zeichnen, und dabei haben wir vom vielfältigen Nutzen dieſer Fertigkeit für die nächſten Bedürfniſſe der Schule und des Lebens noch nicht geſprochen. Aber wenn wir ſo viel vom Zeichnen erwarten, ſo muß es nicht nur ſo nebenher in einzelnen verlorenen Stunden betrieben werden und nicht, wie die Zeichenkünſtler oft verlangen, erſt dann, wenn der elementare Unterricht, dem das Zeichnen ganz beſonders zugute kommen müßte, ſchon abgeſchloſſen iſt; auch ſpäterhin muß das Zeichnen den wichtigſten Unterrichtsfächern fortwährend helfend zur Seite ſtehen. Gewöhnlich beginnen die Kinder erſt zu zeichnen, wenn die Schreibübungen ihren Formſinn ſchon beeinträchtigt und ihre Hand ſchwerfällig gemacht haben. Man ſehe nur die erſten Verſuche dieſer jungen Zeichner, eine ſenkrechte Linie zu ziehen. Auge und Hand wiſſen die Richtung nicht zu finden, und der Bleiſtift irrt unſicher hin und her wie in der Hand eines achtzigjährigen Mannes. Solche Übungen müßten aber dem Schreiben vorausgehen, das in unſeren Schulen überhaupt zu frühe begonnen wird. Was oben und unten, rechts und links, ſenkrecht und wagerecht iſt, ſollte doch nicht bloß mit Worten erklärt und etwa am Bilde gezeigt, ſondern durch die Darſtellung des Schülers ſelbſt ſeiner Vorſtellung eingeprägt werden. Das beſte Mittel für dieſe Darſtellungen iſt die durch wagrechte und ſenkrechte Linien in kleine quadratiſche Felder eingeteilte Schiefertafel. Wenn die Kinder dieſe Quadrate nach der einfachen Anweiſung oder dem die Übung begleitenden Befehle des Lehrers mit ſenkrechten, wagrechten und verſchieden gerichteten diagonalen Linien füllen, entſtehen mühelos ſymmetriſche Bilder, welche den Schönheitsſinn der Kinder in fruchtbarſter Weiſe anregen. Bald läßt man ſie auch zu einer einfachen Reihe oder Zuſammenſtellung ſolcher Linien die ſymmetriſche Entſprechung ſelbſt finden, ſo daß das Vorbild etwa in einer Ecke der Tafel ſteht und der Schüler die Figur in den drei anderen Ecken in ſymmetriſch geänderter Richtung nachzuzeichnen hat. Dadurch wird bereits die geometriſche Anſchauung geweckt, und das Gelingen der Aufgabe bereitet den Schülern eine große Freude. Wie mit dieſen Zeichenübungen das erſte Zählen und Rechnen zu verbinden ſei, denkt ſich jeder Schulmann von ſelbſt. Kinder, welche, auf ſolche Weiſe vorbereitet, das Schreiben beginnen, werden die für dasſelbe ſcheinbar verlorene Zeit bald eingeholt haben; denn ſie werden die verwickelten Linien der Buchſtaben ſchneller und richtiger auffaſſen und leichter nachahmen. Daß ſie unterdeſſen ſchon zu leſen angefangen haben, wird den Anfang des Schreibens nur erleichtern. Die Anſchauung, von der unſere pädagogiſche Theorie ſo viel ſpricht, während die Praxis unſeres Unterrichts ihr immer noch nicht genug Rechnung trägt, kann durch keinerlei Übungen ſicherer geübt werden als durch dieſes elementare Zeichnen. Ältere Schulmänner, welche an zahlreichen Schülern die Frage, ob es mathematiſche und unmathematiſche Köpfe gäbe, erwogen haben, werden ſich auch ſagen können, daß zu den unmathematiſchen in der Regel diejenigen Schüler gehören, die in ihren erſten Schuljahren wenig oder gar nicht gezeichnet haben. Nach einiger Zeit kann auf die Hilfe der vorgezeichneten Quadrate verzichtet werden; der Schüler hat ſich jetzt daran gewöhnt, jede Raumform nach dem Muſter dieſer die beiden Richtungen der Fläche bezeichnenden Figur anzuſchauen und zu ſchätzen, er wird auf dem leeren Papier jetzt ſicherer und richtiger ſeine Linien ziehen als die meiſten Zöglinge unſeres ſo verſpäteten Schulzeichenunterrichts. Dieſer iſt übrigens heute, ſoweit der enge Raum, mit dem er ſich begnügen muß, es geſtattet hat, in höchſt zweckmäßiger Weiſe eingerichtet. Er gründet ſich ganz auf die beſten Muſter ſtilgerechten Ornaments und wählt zur Darſtellung die einfachſte Technik, aber auch die Farbe. Das Ornament allein iſt in jedem Punkte feſt beſtimmt und läßt darum die geringſte Abweichung in der Nachzeichnung leicht erkennen; ebenſo bietet es für die Farbe das einfachſte und wirkungsvollſte Muſter. Aber der Unterricht bleibt für die größte Zahl der Schüler in den Anfängen ſtecken, weil er zu ſpät beginnt und nicht lange genug fortgeführt wird. Wenn der naturgeſchichtliche und geographiſche Unterricht, wie er ſoll, das Zeichnen zu Hilfe nimmt, ſo findet er meiſtens die Schüler nicht hinreichend vorgebildet, daß ſie dem zeichnenden Lehrer mit ſicherer Anſchauung und eigener Mitarbeit folgen könnten, und ſo bleibt das verdienſtliche Streben des Lehrers fruchtlos. Auch anderer Unterricht, wie beſonders der geſchichtliche, könnte durch das Zeichnen vielfältig belebt und gefördert werden; aber hier fehlt in der Regel die zeichneriſche Vorbildung der Lehrer, die nach dem ſpärlichen Unterricht, den ſie ſelbſt als Schüler in dieſer Fertigkeit genoſſen haben, erſt zu ſpät einſehen konnten, was ihnen für den Beruf nun abgehe. Wie ſehr der mathematiſche Unterricht unter dieſen Mängeln leide, iſt ſchon angedeutet worden. Die Fähigkeit, einfache Körper und Figuren in ihren weſentlichſten Linienzügen aufzufaſſen und wiederzugeben, müßte der zehnjährige Schüler, der jetzt eben erſt beginnt, zu zeichnen, ſchon beſitzen. Wenn das der Fall wäre, könnte man hoffen, daß die Gymnaſiaſten, denen ~~man~~ von der Herrlichkeit der alten Kunſt durch Worte einen Begriff zu geben verſucht, in der That eine Anſchauung von dem faßten, was man ihnen zeigen will. Heute ſchämt ſich jeder ſogenannte Gebildete, von Rafael, Dürer und Rembrandt nichts zu verſtehen; Kunſt verſteht aber doch nur, wer anſchauen gelernt hat. Das müßte denn auch das letzte Ziel des Zeichenunterrichts in unſeren höheren Schulen ſein, daß der Sinn für eine ſichere Auffaſſung räumlicher Formen geübt wäre. Dann würden die Bildwerke der größten Kunſtepoche nicht wie heutzutage nur zu den Dingen gehören, mit denen der Gebildete nach Gelegenheit ſich auch abzugeben pflegt, ſondern ſie würden im Leben unſerer höher Gebildeten eine erhebende und reinigende Wirkung ausüben und ein Gegengewicht bilden gegen den niederziehenden Druck der kleinlichen Sorgen und Geſchäfte, welche unſer heutiges Leben gerade dem Gebildeten auferlegt. Vielen aber würde dieſe Schule der Anſchauung im Studium und in der Ausübung des Berufes die größten Dienſte leiſten. Unſere Univerſitätslehrer der naturwiſſenſchaftlichen Fächer klagen, daß die Studierenden im Anfange ganz unfähig ſeien, einfache Naturobjekte in ihrer äußern Erſcheinung aufzufaſſen und in der Vorſtellung feſtzuhalten. Wer ſollte bei der Mangelhaftigkeit unſeres heutigen Anſchauungs- und Zeichenunterrichts dieſes Urteil beſtreiten wollen? Aber auch die Kunſt der ſprachlichen Darſtellung würde gewinnen, wenn dieſer Mangel gehoben wäre. Unerreichte Muſter der ſprachlichen Darſtellung ſind die Griechen. Ihr Redeſtil hat aber ganz die Gliederung und Überſichtlichkeit eines gut gruppierten Bildes; vielleicht hat der bildneriſch ſo vielbegabte Sinn der Hellenen auch in ihrer Sprache Ausdruck gefunden. Die tiefſte Wirkung müßte aber der Zeichenunterricht dadurch erreichen, daß er das ganze Vorſtellungsleben der Schüler beweglicher macht und ihren Sinn auf Dinge richtete, welche der Kleinlichkeit und Selbſtſucht des gewöhnlichen Lebens entrückt ſind.

Wir kommen zur Kunſt der Rede und des Tones; beide zuſammenzufaſſen, hat uns ſchon die vorausgegangene Erörterung gelehrt. Wir müſſen nur wieder daran erinnern, daß wir keine Kunſtlehre zu entwerfen gedenken, ſondern nur von Kunſtfertigkeit reden. Dieſe läßt nun für Rede und Geſang in unſeren Schulen noch manches zu wünſchen. Unſere deutſche Sprache zunächſt verdiente es wohl, daß ihr endlich auch von der techniſchen Seite eine größere Aufmerkſamkeit zuteil würde. In Frankreich lehren die Pariſer Theater, wie zu ſprechen ſei. Unſere Bühnen werden noch lange nicht befähigt ſein, dafür ein Muſter aufzuſtellen. Dagegen beſitzen die höheren Schulen treffliche Hilfsmittel zur Ausbildung einer muſtergültigen deutſchen Rede. Lautgeſchichte und Dialektforſchung werden von unſeren jungen Lehrern mit anerkennenswertem Eifer gepflegt, und über die Natur der Sprachlaute und die Thätigkeit der lautbildenden Organe wiſſen junge Philologen heutzutage Gründlicheres und Genaueres, als die Grimm, Diez und Bopp noch vor einigen Jahrzehnten gewußt haben. Dennoch bringt die Schule heutzutage nur das zu ſtande, daß die Schüler ſtatt ihres natürlichen Dialektes einen künſtlichen erlernen, dem die Nachläſſigkeiten und Beſonderheiten der dialektiſchen Lautung, die ſie aus dem Vaterhauſe mitbringen, doch noch anhängen. Es handelte ſich aber in erſter Linie um eine ſorgfältigere Bildung der Laute, eine ſchärfere und beſtimmtere Artikulierung und eine auf die phyſiologiſchen Verhältniſſe des Organs ſich gründende Behandlung der Stimme; was bei ſolcher Schulung des Lautes an dialektiſchen Anklängen überhaupt noch bleiben könnte, würde die deutſche Rede unſerer Schüler nicht verunſtalten. Wenn wir ſonach in der elementarſten Sprachpflege unſerer Schule noch manches vernachläſſigt finden, möchten wir auf einer anderen Seite eine weſentliche Einſchränkung des herrſchenden Gebrauches empfehlen. Unſere Schulen legen von den erſten Klaſſen an einen großen Wert auf die ſogenannte Deklamation. Bei allen feierlichen Anläſſen läßt jede Klaſſe einen oder mehrere Schüler, die durch ein lebhafteres Weſen, ein anſprechendes Äußere und einen gewiſſen Mangel an Schüchternheit ſich hervorthun, vor einer größeren Zuhörerſchaft auftreten. Ein Tertianer deklamiert etwa „des Sängers Fluch.“ Mit grimmiger Gebärde, vielleicht ſelbſt mit dem Fuße aufſtampfend, ruft er von der Feſtbühne herunter: „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?“ Mütter und Väter klatſchen dem Rezitator Beifall; wer das Schauſpiel unbefangen verfolgt, muß ſich angewidert fühlen. Das iſt die nämliche Gedankenloſigkeit, mit der die Mütter ihre Töchter ſogar in großer Geſellſchaft die ſchlüpfrigſten Dinge ſingen laſſen; aber die Schule darf eine ſolche Verantwortung nicht auf ſich laden. Unerwachſene Knaben ſollten überhaupt nicht aus der Schar der Altersgenoſſen hervortreten zu derartigen Schauſtellungen. Wenn unſere Söhne ſich das Freiwilligenzeugnis erworben haben, dann rechnet erſt die bürgerliche Geſellſchaft mit ihrer Perſon; vorher laſſe man ſie als gute Kameraden das thun, was auch von ihren Genoſſen verlangt wird. Ein gemeinſames Lied ſteht einer Knabenſchar gut an; die Rhetorenkünſte verachtet ein geradſinniger Knabe um ſo mehr, als es durchaus nicht immer Muſter der Sitte und Bildung ſind, die man auf die Rednerbühne hinaufzieht.



Nanderl. Nach dem Gemälde von F. v. Defregger.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Auch im Geſang zeigen unſere Schulen erhebliche Mängel. Der Geſang iſt geſteigerte Rede. Die begriffliche Deutlichkeit des Wortes tritt im Liede zurück, das nur die herrſchende Grundſtimmung einer Dichtung wiedergeben kann, aber, was es verallgemeinert, auch mit tieferer Empfindung ausſpricht. Wenn das Lied dann noch von mehreren zugleich geſungen wird, ſo erreicht es die höchſte Wirkung, die der Rede überhaupt möglich iſt. Daraus geht wohl hervor, daß die Wahl der Schullieder zuerſt durch den Text beſtimmt iſt. In den meiſten Schulen werden nun auch die Worte der zu ſingenden Lieder erklärt, bevor die Melodie behandelt wird. Das wird niemand tadeln; wohl aber iſt es bedenklich, daß nicht ſorgfältig genug erwogen wird, ob die Melodie an die Stimme der Schüler nicht etwa zu hohe Anforderungen ſtellt. Die Stimmen ſechs- bis achtjähriger Knaben und Mädchen gebieten nur über einen ſehr beſchränkten Umfang. Da nun die Stimmlage der einzelnen wieder verſchieden iſt, ſo ſieht ſich die erſte Singübung auf den Bereich weniger Tonſtufen angewieſen. Singen die Kinder zuſammen, wie es in der Regel geſchieht, ſo ſuchen ſie, wo die Stimme nachläßt, durch lauteres Singen ſich vernehmlich zu machen. Die Überanſtrengung jugendlicher Stimmen hinſichtlich der Stimmlage bleibt ſelten ohne ſchädliche Folgen, und das übliche Schreien der Schulchöre iſt einer der Gründe für die außerordentliche Seltenheit geſunder Stimmen in Deutſchland: man hört ſelbſt bei Sängern, die mit den höchſten Beſoldungen angeworben ſind, einen falſchen Stimmanſatz, der den Wohlklang beeinträchtigt und die Stimme ſchädigt. Es iſt alſo notwendig, daß der Schulgeſang im Anfange ſich mit den einzelnen befaßt und höchſtens Gruppen gleicher Stimmen zuſammenſingen läßt. Dabei muß auf die richtige Bildung der Stimme unabläſſig geachtet werden. Das Singen nach Texten muß etwas zurückſtehen hinter dem Singen mit dem Grundvokal a, wobei die richtige Öffnung des Mundes beſtändig nachgeſehen und die Zunge an ruhige Lage gewöhnt werden muß. Die Schüler dürfen dann nicht aus Büchern ſingen, ſondern nach der Tafel oder der bloßen Angabe des Lehrers, der auch auf die rechte Körperhaltung ſieht. Wozu dieſe am Ende doch zweckloſe Verkümmerung der natürlichen Sangesfreude? Die Kinder ſingen ja für ſich auch außerhalb der Schule! Gewiß; aber ſie ſingen ſelten in großen Haufen und ſelten bis zur Ermüdung. Wenn aber dadurch ein kleiner Schade doch angerichtet wird, ſo ſoll ihn die Schule nicht noch größer machen. Das Liederſingen iſt freilich bequemer als der ſtimmbildende Unterricht, den wir empfehlen; aber dieſe Bequemlichkeit erreicht bald ihr Ende. Wenn man nicht wenigſtens Treffübungen anſtellt und in der Kenntnis der Noten übt, ſo ſind im Singen bald nur noch diejenigen Schüler zu brauchen, die zu Hauſe muſikaliſch geübt werden durch Singen oder die Erlernung eines muſikaliſchen Inſtrumentes. Wenn die Dinge ſo liegen, ſo müßte die Schule ehrlicherweiſe auf den Muſikunterricht ihrerſeits um ſo mehr verzichten, als ein großer Teil ihrer Bemühungen in dieſem Fache auf die öffentlichen Schulakte berechnet iſt, an welchen doch eigentlich nur gezeigt werden ſollte, was die Schule ſelbſt geleiſtet hat. Man ſcheut aber ſelbſt vor der Einprägung der Notenſchrift zurück und läßt nach Ziffern ſingen, welche nur die relative Höhe eines Tones mit Hilfe einer Rechnungsoperation angeben, während die Notenſchrift die relative Höhe ſchon dem bloßen Augenmaße zeigt, außerdem aber auch die abſolute Höhe und manches andere, was mit Ziffern ſich gar nicht darſtellen läßt. Man will mit dem allen den Schein eines eigentlich techniſchen Studiums von der Schule fernhalten. Wir würden auf ein ſolches auch unſerſeits nicht drängen, wenn es ſich nur darum handelte, die Kinder möglichſt bald am Gemeindegeſang in der Kirche ſich beteiligen zu laſſen. Wer aber vom erzieheriſchen Wert des Geſanges nur eine Ahnung hat, wird der Schule eine andere, weitere und höhere Aufgabe ſtellen. Überdies macht man die Bemerkung, daß der Gemeindegeſang überall vergröbert, wenn ihm nicht die beſſere muſikaliſche Bildung einzelner immer wieder zu Hilfe kommt. Endlich haben die Deutſchen, die als das muſikaliſchſte Volk gelten, damit eine gewiſſe moraliſche Verpflichtung auf ſich.

Der Muſikunterricht an höheren Schulanſtalten leidet ſelbſtverſtändlich unter dieſen Mängeln der erſten muſikaliſchen Unterweiſung. Es tritt außerdem in den mittleren Klaſſen die Zeit der ſogenannten Mutation ein, welche viele Schüler länger als ein Jahr vom Geſangunterricht ausſchließt. Wenn ſie wieder eintreten und nicht zuvor gelernt haben, ihre Stimme richtig zu bilden und zu behandeln, ſo bringen die Übungen des Klaſſengeſanges ihr eine neue Gefahr. In der Regel iſt aber auch in dieſen Anſtalten von einer richtigen Pflege und Bildung der Stimme nicht die Rede; nicht einmal Treffübungen werden in richtiger und ausreichender Art angeſtellt. Dazu pflegen ſchlecht geſchulte und überanſtrengte Stimmen den Ton nicht halten zu können; dann muß das Klavier eintreten, ſo daß an vielen Schulen das Schönſte, was Menſchenſtimmen hervorbringen können, ein reiner mehrſtimmiger Geſang, den keine vorlaute Begleitung ſtört, ganz unbekannt bleibt. Bei ſo ſchwierigen Verhältniſſen ziehen es die Schulen vor, bald nur noch die „Muſikaliſchen“ unter ihren Schülern zum Geſang heranzuziehen; die Muſikaliſchen ſind aber diejenigen, welche zu Hauſe Muſik treiben, und ſo ſchmückt ſich die Schule wieder mit fremden Federn. Aber auch dieſes Auskunftsmittel verſagt immer mehr; denn unſere Hausmuſik iſt durchaus nicht das, was man in den Häuſern des muſikaliſch begabteſten Volkes der Erde ſuchen ſollte. Das charakterloſe Klavier hat alle andere Muſikübung in unſeren Familien ſo vollſtändig in den Hintergrund gedrängt und die Muſik des Hauſes ſo ſehr in den Ruf einer wertloſen Spielerei gebracht, daß von dieſer Seite auch die Schulmuſik wenig mehr erwarten kann. Vielmehr iſt es jetzt die dringende Pflicht der Schule, welche die Bildungsgüter der Nation an ihrem Teil zu erhalten hat, ein beſſeres Beiſpiel ernſter Muſikpflege zu geben. Wie der Zeichenunterricht durch die Verdrängung jener ſchönen Spielereien des Baumſchlages und der ſchattierten Köpfe und durch die methodiſche Pflege des Ornaments ſich eine Grundlage geſchaffen hat, die ſchon jetzt eine höchſt erfreuliche Entwickelung erblicken läßt, ſo muß auch der muſikaliſche Schulunterricht auf das eitle Spiel, das Zeit und Stimme nutzlos verwüſtet, ein für allemal verzichten und ſich zu einer geregelten und gründlichen Arbeit entſchließen. Sein bisheriges Verhältnis zur Muſik des Hauſes muß er umkehren und vor allem jener durch die Wagnerſche Muſik ſo ſehr geförderten Vergröberung des muſikaliſchen Geſchmackes entgegenwirken, der das Einfache nur noch reizlos und nur das Überladene gehaltvoll findet. Das wird am wirkſamſten geſchehen durch eine ſorgſame und kunſtgemäße Pflege des Geſanges; denn den gebildeten Kunſtſinn widert das Grelle und Lärmende am eheſten an.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Das Pferd wird durch verſchiedene Hände gegangen ſein, bis es zu ihnen gekommen iſt,“ meinte der Tierarzt. „Du kannſt nicht behaupten, daß ſie von der Krankheit gewußt haben. Sie gelten ſonſt als ehrlich. Was haſt du gegeben?“

„Achthundertundfünfzig Mark.“

„Der Preis iſt allerdings verdächtig gering, wenn das Pferd fehlerfrei wäre … Hoffentlich wird die Geſchwulſt bald wieder weichen und ſpäter auf der Weide nicht wiederkehren. Aber ein paar Tage muß das Tier unbedingt ſtehen und dann in ganz kleinen Tagemärſchen transportiert werden. Es beſticht ſehr, iſt aber ein ängſtlicher Beſitz.“

Lauronat fügte ſich unwillig. Der Aufenthalt war ihm verdrießlich ſchon der Koſten wegen; die Freude über den guten Kauf war ihm ganz vergangen. Das Pferd ſtand eine volle Woche. Nun riß ihm die Geduld. Trotz dringenden Abratens des Arztes band er es wieder an ſeinen Wagen und fuhr weiter. Aber ſchon nach einer halben Meile mußte er umkehren. „Da iſt der Teufel im Spiel geweſen,“ rief er. Die Behandlung begann von neuem. Der Arzt nahm den Fall nicht mehr leicht. „Du haſt die Sache ſehr verſchlimmert,“ ſagte er. „Wenn du meinen Rat nicht befolgen willſt, kann ich dir nicht helfen.“

So ging's doch aber auch nicht gut weiter. Lauronat fuhr mit der Bahn nach Königsberg, die beiden Händler aufzuſuchen. Er ermittelte wirklich Pinkus, der auf dem Herzogsacker einen Fuchshengſt zuritt. „Das Pferd iſt krank,“ ſchrie er ihn an, „du mußt es zurücknehmen. Es lahmt auf dem rechten Vorderfuß. Der Fehler iſt alt.“

„Das thut mir leid,“ entgegnete der Händler achſelzuckend. „Ich habe nichts davon gewußt. Löwenberg hat die Stute gebracht.“

„Wo iſt er?“

„Was weiß ich? Er reiſt in der Provinz herum.“

„Das iſt eine nichtswürdige Betrügerei! Ich will mein Geld zurück.“

„Mich geht die Sache nichts an,“ verſicherte Pinkus. „Und nun laß mich ungeſchoren. Der Fuchs wird unruhig, wie du ſiehſt.“ Er ritt davon.

Der Littauer ermittelte Löwenbergs Wohnung, in einer Seitengaſſe der Vorſtadt. Die Frau beſtätigte, daß ihr Mann auf der Reiſe ſei. Sie wollte ihm ſchreiben, daß er den Rückweg über Inſterburg nehmen und ſich dort das kranke Pferd anſehen ſollte. Lauronat blieb nichts übrig, als dorthin zurückzufahren, nachdem er einem Anwalt den Fall vorgetragen und Prozeßvollmacht erteilt hatte.

Löwenberg meldete ſich wirklich in Inſterburg. Er wollte von einem Beſitzer Neuendorf gar nichts wiſſen, die Stute von einem ganz anderen zum Verkauf in Kommiſſion erhalten haben. An den möge Lauronat ſich wenden.

„Mit dir allein hab' ich's zu thun,“ ſagte der Littauer. „Nimm das Pferd und gib mir mein Geld.“

„Das iſt zum Lachen,“ antwortete der Händler. „Du haſt das Pferd beſehen und keinen Fehler entdeckt. Ich bin nicht klüger als du.“

„Aber das Pferd iſt krank.“

„Du wirſt es auf dem Transport ſchlecht behandelt haben.“

„Das ſollſt du mir beweiſen!“

„Du haſt das Gegenteil zu beweiſen. Die Stute war in Kaukehmen ganz geſund, dafür hab' ich meine Zeugen.“

„Die iſt vorher ſchon krank geweſen.“

„Davon weiß ich nichts. Und ich höre auch, daß du das kranke Tier unvernünftig angeſtrengt haſt.“

„Nein, ich bin im Schritt gefahren. Gib mir mein Geld.'

„Nicht einen Pfennig. Klage doch! Verſtändiger iſt, wir machen einen neuen Handel. Wenn du mir aber die Braunen verkaufen willſt, zahle ich einen guten Preis.“ Dabei blieb Löwenberg.

Lauronat ſchrieb dem Anwalt, er ſolle ſchleunigſt die Klage gegen beide Händler einreichen. Er wiſſe jetzt, daß ſie Spitzbuben ſeien.

Er konnte ſich in Inſterburg, zumal mit dem Fuhrwerk, nicht länger aufhalten. Seine Barſchaft war bei aller Sparſamkeit ſchon beinahe verzehrt. Er ließ die kranke Stute dem Gaſtwirt in Pflege und zugleich in Pfand, gab dem Arzt einen Schuldſchein und machte ſich in verdrießlichſter Stimmung auf den Heimweg.

In Gilguhnen fand er Busze ſchon ſehr beſorgt wegen ſeines langen Ausbleibens. Er gab ihr nur unzureichende Auskunft — ſo von oben her, als hätte er's überhaupt nicht nötig. Er war ja der Herr und konnte thun, was ihm beliebte! Mit Erdenings, der eine ſpitze Bemerkung nicht zurückhielt, geriet er gleich am erſten Tage in Streit. „Wenn du mir nicht gibſt, was du mir ſchuldig biſt,“ ſchrie der Alte, „ſo laſſe ich dir das Grundſtück ſubhaſtieren. Ich habe mich erkundigt, das kann ich.“ Pawils riß das Gewehr von dem Wandnagel. „Wenn du das thuſt —!“ Busze trat dazwiſchen und hielt ſeinen Arm. „Um Gotteswillen! Was haſt du für Gedanken, Pawils? Mein Vater!“

„Er macht mich toll,“ ſagte Lauronat, das Gewehr wieder forthängend.

Urte lag in der Kammer zu Bett und huſtete unaufhörlich. „Und nicht einmal — das Fuhrwerk läßt er hier,“ keuchte ſie, „daß man zum Doktor — ſchicken kann. Mit dem Fuhrwerk — treibt er ſich — wochenlang herum. Das nimmt ein ſchlechtes — Ende, ein ſchlechtes …“

„Schweig, alte Nachteule,“ rief Pawils, ſtieß Erdenings in die Kammer und ſchlug die Thür hinter ihm zu.

Busze erfuhr nach und nach von dem Pferdekauf und daß er von den Juden betrogen ſei. Zwiſchenein ſchimpfte er immer auf ſie und drohte, daß er es ihnen ſchon beſorgen werde. Von wem er das Geld geliehen, erzählte er nicht. Sie wagte auch gar nicht zu fragen, wo er's her hätte.

An Nathan Hirſch ſchickte er einen ſehr ſonderbaren Brief. „Die Stute iſt lahm,“ ſchrieb er, „und ſteht in Inſterburg. Ich will ſie nicht. Die Juden haben mich betrogen. Dein Geld muß Löwenberg dir abgeben, mich kümmert es nicht. Wenn du willſt, kannſt du auch das Pferd nehmen, aber der Gaſtwirt und der Arzt ſind noch zu bezahlen. Sieh zu, wie du mit ihnen fertig wirſt.“

Er erhielt nach einigen Tagen eine ſchriftliche Antwort, zu der er den Kopf ſchüttelte. Er ſchien ſie gar nicht zu verſtehen. „Es wird ſich ja finden!“ brummte er in den Bart.

* * *

Eine Weile arbeitete Lauronat nun ganz fleißig in der Wirtſchaft, das Verſäumte nachzuholen. Es zeigte ſich wieder, wie leicht ihm alles von der Hand ging, wenn er nur wollte. Die Wieſe mähte er in der halben Zeit, wie der Nachbar Liebelt die ſeine, und die Kartoffeln auf dem Grenzacker behäufelte er beſonders ſorgfältig, um ihm zu beweiſen, daß er's auch verſtehe. Bei der Roggenernte war er mit den Frühesten auf und mit den Fleißigſten abends noch auf dem Felde. Dabei kamen auch die Braunen und die zwei Füllen, die er aufzog, nicht zu kurz. Busze freute ſich ihres tüchtigen Mannes, den alle rühmten, und auch die Altſitzer waren jetzt mit ihm zufrieden. „Wenn's ſo fortgeht,“ meinte Erdenings, „kann er ſich noch auf den grünen Zweig bringen.“

Dann aber kam wieder Ärger über Ärger. Der Advokat in Königsberg und das Gericht forderten Vorſchuß. Die verklagten Pferdehändler machten Einwendungen, auf die er antworten ſollte. Er begriff gar nicht, wie das von Wichtigkeit ſein könnte. Ein Winkelſchreiber, an den er ſich gewendet hatte, ſchien die Sache noch mehr zu verwirren. Dazu meldete der Gaſtwirt aus Inſterburg, die Stute werde wahrſcheinlich lahm bleiben; ſie ſei ſchon jetzt nicht mehr ſo viel wert, als ſeine Forderung für Stall, Futter und Wartung betrage. Wenn Lauronat ſie nicht abhole und ihn befriedige, müſſe er ſie vom Gericht öffentlich ausbieten laſſen. „Das iſt alles der Juden Schaden,“ ſchrieb Lauronat ihm, „thu', was du willſt.“ Die Stute wurde wirklich verkauft. Der Gaſtwirt kam nicht einmal zu ſeinem Gelde und klagte wegen des Reſtes. Auch der Tierarzt klagte. Zu Johanni waren die Hypothekenzinſen unberichtigt geblieben; nun wurde auch dieſer Gläubiger ſchwierig. Der Exekutor kam wiederholt nach Gilguhnen und pfändete. Heu und Roggen wurden fortgenommen; eins von den Füllen kam unter den Hammer, und der Verdruß darüber ſteigerte ſich noch, als Liebelt es kaufte, der verhaßte deutſche Nachbar. „Der Teufel iſt los,“ rief Lauronat, „er läßt zu, daß man mir Gewalt anthut. Aber die Abrechnung wird ſchon kommen.“

Nun verlor er raſch wieder die Luſt zur Arbeit. „Für wen ſtrapaziere ich mich?“ Busze bat ihn flehentlich, den Mut nicht ſinken zu laſſen, an ſeine Kinder zu denken. Er nahm abends wieder das Gewehr und ging auf die Jagd. Oft blieb er die halbe Nacht aus, mitunter kehrte er erſt am Morgen zurück. „Brauchſt du den Kahn nicht mehr?“ fragte die Frau. Eigentlich wollte ſie wiſſen, weshalb er ſie nicht aufforderte, ihn zu begleiten. Er verſtand ſie auch ſo. „Ich habe einen andern, der mir hilft,“ antwortete er. „Es iſt auch für alle Fälle gut, daß einer ſagen kann, ich ſei zu Hauſe geweſen.“ Sie ſchwieg dazu. Was er von ihr verlangte, wußte ſie.

Er war nicht der einzige, der im Moor und in der Forſt wilderte. Auf ſeinen Streifzügen hatte er einen waghalſigen Burſchen kennen gelernt, der ihm gefiel. Jakubs Kalbis hatte von einem Wirt in Iblauken ein Stück Bruchland und Weide gepachtet, darauf auch eine Hütte und einen kleinen Stall von Torf und alten Brettern gebaut, mit Stroh und Moos über einem leicht zuſammengefügten Sparrenwerk von Kiefernzweigen gedeckt. Er hauſte darin mit ſeiner Schweſter, der Lenke Kalbis, die ſchon im Gefängnis geſeſſen hatte. Auch er ſelbſt ſtand nicht in gutem Ruf, obgleich man ihm nichts Beſtimmtes nachſagen konnte. Der Kartoffelacker, der Krautgarten am Häuschen, die magere Weide für eine kleine Kuh, der Eierſegen von einigen Hühnern und der Schweineſtall ernährten ſie nicht; ſie mußten bei den Wirten und, wenn dieſe nichts zu thun hatten, weiter ins Land auf Arbeit gehen. Im Winter ließ Kalbis ſich beim Holzſchlagen in der Forſt beſchäftigen und half dann auch beim Abrücken. Lauronat traf ihn einmal nachts mit einem Gewehr am Waldrande. Kalbis hielt ihn für den Förſter und legte auf ihn an, da er meinte nicht mehr entfliehen zu können. Das Mißverſtändnis klärte ſich noch rechtzeitig auf. Seitdem begegneten ſie einander öfters auf Verabredung und pirſchten gemeinſam oder hielten für einander Wache. Kalbis beſaß einen ſchmalen und flachen Kahn, den er ſich ſelbſt gezimmert hatte und verſteckt hielt; auf den Gräben im Moor war er ſehr brauchbar. Er pflegte die Jagdbeute damit abzuholen, und Lauronat überließ ihm nun auch die ſeine, da er am Fluß einen ſtets bereiten, heimlichen Abnehmer hatte. Der Gewinn wurde geteilt. Sich mit dem Büdner öffentlich zu zeigen, hätte der Wirt für eine Schande gehalten; nachts waren ſie zwei Wilderer, die auf völlig gleichem Fuß verkehrten. Es kam auch vor, daß Lauronat in die Hütte eintrat und ſich von Lenke einen Schnaps anbieten ließ. Sie kam dann aus einem Bretterverſchlage zum Vorſchein, wo ihr Bett ſtand. Aus dem Schlafe geſtört zu werden, ſchien ihr gar nicht verdrießlich zu ſein. Sie lachte viel und plauderte gern, wenn der vornehme Wirt dazu aufgelegt war. Sie hatte hübſche muntere

Augen und perlweiße Zähne, mit denen ſelbſt eine Littauerin Staat machen konnte. Die Figur war aber unanſehnlich, und ſie ſcherzte wohl auch ſelbſt darüber, daß ſie zu dem baumlangen Gaſt in die Höhe ſehen müſſe.

Indeſſen hatte der September heftigen Weſtſturm und Regen gebracht. Alle Zuflüſſe zum Haff ſtauten hoch auf, die Gräben im Moor und in der Forſt ſtanden bis zum Rande voll Waſſer, die Pfade wurden ungangbar. Lauronat mußte ſich in dieſen Tagen zu Hauſe halten. Eines Vormittags kam Nathan Hirſch auf einem Wägelchen, das ſein Schwiegerſohn Moritz Lewy kutſchierte, nach Gilguhnen gefahren und ſtieg bei ihm ab.

„Ich muß zu dir kommen,“ ſagte er, „da du meinen Brief unbeachtet gelaſſen haſt. Du haſt ihn doch bekommen?“

„Ja,“ antwortete der Littauer mürriſch, „der Poſtbote hat ihn gebracht. Ich dachte, es hätte nicht ſolche Eile. Wozu ſollt' ich dich auch beſuchen?“ Er hatte den Brief in die Taſche geſteckt, als ginge er ihn gar nichts weiter an.

„Die Friſt iſt abgelaufen,“ bemerkte Nathan, „da hat ein Wechſel doch wohl Eile. Er iſt ausgeſchrieben in meinem Hauſe, deshalb durft' ich Zahlung erwarten in meinem Hauſe. Kommſt du aber nicht zu mir, muß ich kommen zu dir, und das Papier präſentieren, damit du weißt, daß es noch in meiner Hand iſt.“ Er zog ſeine Brieftaſche vor und nahm das Blättchen heraus. „Iſt das dein Wechſel über tauſend Mark, zahlbar nach drei Monaten? Sieh ihn dir an.“

Lauronat blickte ohne beſondere Aufmerkſamkeit darüber hin und ſchielte nach Busze, die am Webſtuhl ſaß und jetzt das Schiffchen ruhen ließ. Ihre Anweſenheit war ihm augenſcheinlich ſehr unlieb, aber ſie fortzuſchicken fand ſich doch kein Grund. Sie hatte ſchon ein recht erſtauntes Geſicht gezeigt, als der alte Jude mit dem langen weißen Bart eintrat; ſeine Reden mußten ihn ihr noch verdächtiger machen.

„Ich habe dir doch gleich geſchrieben,“ ſagte Pawils.

Nathan Hirſch ſetzte ſich auf einen Stuhl am großen Tiſch und ließ den Wechſel vor ſich liegen. „Erlaube, daß ich nehme Platz, bis du das Geld aufgezählt haſt,“ äußerte er ſich, „das Alter ſteckt mir in den Beinen, ſie wollen nicht mehr taugen zum Gehen und Stehen. Bin ich dir kein lieber Gaſt, ſo fertige mich raſch ab.“

„Ich habe dir doch gleich geſchrieben,“ ſagte der Littauer.

„Was haſt du mir geſchrieben? Daß das ſchöne Pferd iſt lahm und ſteht krank in Inſterburg, und daß die Händler dich haben betrogen. Ich kann nicht prüfen, ob das iſt wahr, aber es hat mir aufrichtig leid gethan dein Malheur. Bei der Sache helfen konnt' ich doch nichts.“ (Fortſetzung folgt.)

Goethe's Lotte.

Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.) (Abdruck verboten.)

Man wäre verſucht, anzunehmen, daß es nie zwei ihrem Inhalte nach verſchiedenere Zeiten gegeben hat, als diejenige, in der „Werthers Leiden“ ſpielen und die unſerige. Das Zeitalter der Elektricität und des Dampfes hat für die ſentimentalen Thränen und Seufzer der Wertherperiode kaum mehr übrig als geringſchätziges Lächeln und Achſelzucken. Dagegen beklagen poetiſche Gemüter, insbeſondere ſolche, die ihren Überſchuß an lyriſcher Hausproduktion nicht gut an den Mann, beziehungsweiſe die Frau, zu bringen vermögen, die materialiſtiſche Richtung der Gegenwart und ſehnen jene Zeiten zurück, in denen ſich eine ganze Welt ſchwelgender Gefühle in das eine Wort: „Klopſtock!“ zuſammendrängen ließ.

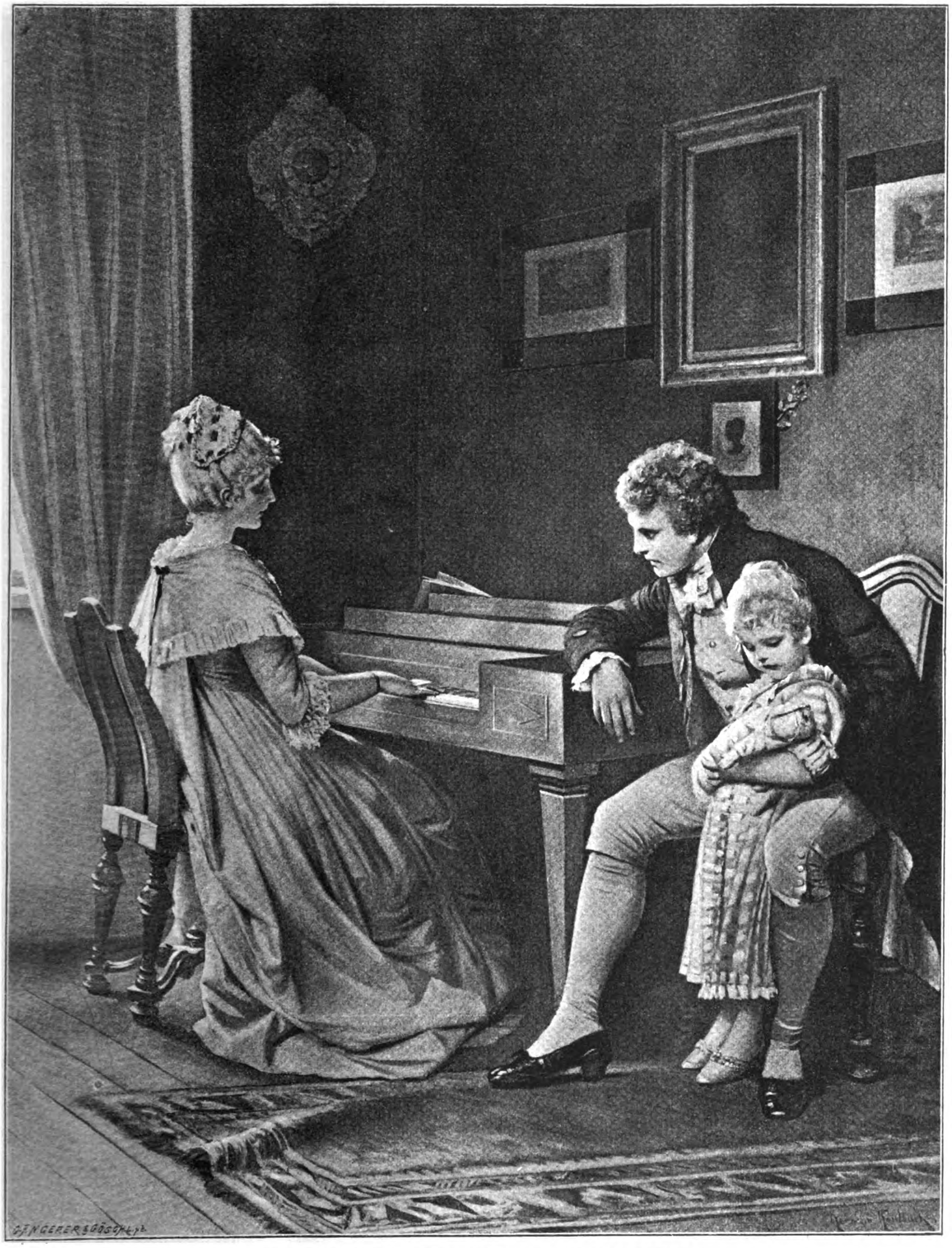
Nun, man thut unſerer heutigen Zeit Unrecht, wenn man auf ihre Koſten die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts verherrlicht, und man verkennt gleichwohl einen nur zu bedeutſamen verwandten Zug beider Epochen, wenn man ihren weſentlichen Inhalt als von Grund aus verſchieden darſtellt.

Was wir unter dem Begriff der gebildeten „Geſellſchaft“ verſtehen, hat ſich zweifellos in Deutſchland nach vielem Sturm und Drang innerlich gefeſtigt. Unſer Familienleben wird zwar nicht mehr in demſelben Maße wie früher von Romanen und lyriſchen Gefühlsergüſſen beherrſcht, dafür aber hat es ſich auch von jener unwahren Empfindſamkeit, von jenem ſeichten „Weltſchmerz“ befreit, als deren innerſten Kern wir nur zu oft einerſeits überzuckerte Sinnlichkeit, ein Spiel mit krankhaften und nicht ſelten unſittlichen Gefühlen, andrerſeits aber einen ganz ziel- und zweckloſen Müßiggang erkennen müſſen. An die Stelle der Worte ſind Thaten getreten, an die Stelle äſthetiſcher Theorien ernſte ſoziale Probleme. Mag man von der Litteratur des zur Neige gehenden XIX. Jahrhunderts halten, was man wolle — die eine Anerkennung wird man ihr nicht verſagen können: ſie ſpiegelt in ihrer Geſamtheit ein männlicheres, reiferes Geſchlecht ab, als es uns aus der Wertherlitteratur entgegentritt.

Ein beklagenswerter gleichartiger Zug geht freilich durch beide Perioden, wenn ſich auch in Bezug auf ſeine Richtung eine eigentümliche Verſchiebung geltend gemacht hat. Waren es in der Wertherzeit vorzugsweiſe die höheren und gebildeten Stände, die es ſich als beſondere Aufgeklärtheit anrechneten, mit dem Glauben der Väter und den altehrwürdigen Satzungen des Chriſtentums gebrochen zu haben, ſo ſind es heute vorzugsweiſe die Maſſen der Sozialdemokratie, die Schichten der Halbgebildeten, die mit ihrem Atheismus, ihrem Freidenkertum, gedankenlos prahlen.

Man muß dieſe Vergleiche ziehen, will man die Zeit der Werther und Lotte recht verſtehen, will man die ſtaunenerregende Höhe ganz begreifen, um welche der kaum 23 jährige Goethe ſeine eigenen Geſtalten und ſeine Zeitgenoſſen überragte.

Werther, ein Jüngling mit „verzogenem Herzen“ — um ſeine eigenen Worte anzuführen — lernt Lotte, die Braut eines anderen, kennen. Ihre liebliche Erſcheinung, ihr hausmütterliches Weſen, die Treue, mit der ſie ihre Pflichten den verwaiſten Geſchwiſtern gegenüber erfüllt, üben im Verein mit einem klaren Verſtande und einem für alles Schöne und Gute empfänglichen Gemüte auf Werther einen Reiz aus, den er ſelbſt zunächſt als einen rein geiſtigen empfindet, der aber im Grunde nichts anderes iſt, als aufkeimende Leidenſchaft. Er fühlt ſich in ſeiner Verehrung für das poetiſche und rein menſchliche Ideal ebenſo ſicher, wie Lotte in ihrem Pflichtbewußtſein dem Bräutigam gegenüber, den ſie als „trefflichen Mann“ nicht heiß, aber aufrichtig verehrt. Und doch! So ſehr Werther überzeugt iſt, in Lotte die Verkörperung aller derjenigen, nicht immer leicht definierbaren Eigenſchaften gefunden zu haben, deren Vereinigung in einer Perſon ihm als die Blüte einer „ſchönen Seele“ erſcheint, ſo verſchieden geartet ſind im Grunde doch die beiden Charaktere. Auch Lotte iſt von der Empfindſamkeit ihres Zeitalters nicht ganz frei, auch ſie ſchwelgt gelegentlich recht gern in Mondſchein, Oſſian und Klopſtock, aber dieſe Sentimentalität iſt eine rein äußerliche. Lotte iſt in ihrem innerſten Weſen nicht ſentimentaler als irgend ein gebildetes und normales deutſches Jungfrauengemüt unſerer Zeit. Der Kern ihrer Natur iſt nüchterne Verſtändigkeit, feſtes Pflichtgefühl, engbegrenzte, darum aber nicht minder ſchöne und geſunde Weiblichkeit. Was bei ihr ein Spiel müßiger Stunden, ein ſchöner Zeitvertreib, das erfüllt Werthers ganzes Sein. Sein Wollen und Streben kennt keine Klarheit, kein Ziel, keine Entſchließung, keine That, und eben deshalb paßt er nicht in die Welt der Wirklichkeiten, muß er elend an den Folgen ſeiner träumeriſchen Zielloſigkeit zu Grunde gehen. Der rege freundſchaftliche Verkehr, der ſich zwiſchen beiden entſpinnt, findet ganz ungleiche Vorausſetzungen. Während Lottes ruhige Feſtigkeit völlige Unbefangenheit entfaltet, ahnt ſie zunächſt nicht einmal, daß eben dieſe Unbefangenheit in Werther Empfindungen erweckt, die ſich bald zu glühender Leidenſchaft entwickeln. Es kommt ſo weit, daß der Bräutigam Lotte über den Zuſtand ihres Freundes aufklärt mit dem Bemerken: „die Leute werden aufmerkſam,“ und der Bitte, Werther zu einem Abbruch der Beziehungen zu bewegen. Da erſt geht der reinen jungfräulichen Seele die Erkenntnis von der wahren Lage der Dinge auf. Mit ſicherem Takt befolgt ſie den Rat des Bräutigams, aber in dem Augenblicke, da ihr der Verluſt des Freundes klar vor Augen tritt, da dämmern auch in ihr zum erſtenmale Empfindungen auf, die von Liebe nicht mehr weit entfernt ſind. In einer ſolchen Stimmung überraſcht ſie der Beſuch Werthers. Sie iſt zunächſt unſchlüſſig, ob ſie ihn empfangen ſoll; dann ſchickt ſie, um mit Werther nicht allein zu ſein, nach ihren Freundinnen, ohne ſich jedoch des geheimen Wunſches erwehren zu können, die Freundinnen möchten nicht erſcheinen. Aus dem reinen Kelchglaſe ihrer jungfräulichen Seele ſteigen zum erſtenmale die Schaumperlen der Leidenſchaft empor. Die Freundinnen bleiben aus, Lotte und Werther ſind allein — es kommt zu einer ſtürmiſchen Szene. Wohl iſt Werther der angreifende Teil, aber auch Lotte vergißt ſich einen Augenblick. Einen Augenblick berühren ſich beider Lippen, ſchlagen beider Herzen aneinander — dann ſiegt das weibliche Pflichtgefühl: „Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: „Das iſt das letzte Mal, Werther! Sie ſehen mich nicht wieder.“ Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie ins Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht, ſie zu halten . . . . . Er ging im Zimmer auf und ab und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Kabinetts und rief mit leiſer Stimme: ‚Lotte! Lotte! nur noch ein Wort! ein Lebewohl!“


C. ANGERER & GÖSCHL

Werther und Lotte. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

— Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: ‚Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!‘“

Ein Piſtolenſchuß macht dem Leben des Unglücklichen, der ſeine Leidenſchaft nicht zu bemeiſtern vermag, ein freiwilliges Ende — von Lotte aber heißt es: „man fürchtete um ihr Leben.“ Wir haben zu viel Vertrauen zu der edlen Feſtigkeit ihres Charakters, um daran zweifeln zu können, daß ſich ihr ſtarkes Gemüt nach dieſem Schickſalsſchlage, wie die Blüte nach dem Sturme, wieder emporrichten wird. Taufriſch und gekräftigt wird ſie ſich wieder erheben!

Wie ähnlich verhält ſich der äußere Gang dieſer dichteriſchen Handlung zu den wirklichen Ereigniſſen, denen dieſelbe ihre Entſtehung verdankt, und doch wie grundverſchieden ſtehen hier Dichtung und Wahrheit einander gegenüber!

Im Frühjahr 1772 kam Goethe nach Wetzlar, um am dortigen „Reichskammergerichte“ zu arbeiten. Mehr als das letztere zog ihn aber bald das „Teutſche Haus“ an, eine jener alten Beſitzungen des Deutſchen Ordens, die von Amtmännern verwaltet wurden. Amtmann des Wetzlarer deutſchen Hauſes war zu jener Zeit ein Herr Buff. Seine älteſte Tochter Charlotte iſt die Heldin von „Werthers Leiden.“ Genau unter denſelben Umſtänden wie Werther ſein Ideal, lernte Goethe Charlotte Buff kennen. Erſt ſechzehnjährig, vertrat ſie nicht nur Mutterſtelle an ihren jüngeren Geſchwiſtern, ſondern war ſie auch ſchon ſeit zwei Jahren verlobt — mit dem hannoverſchen Geſandtſchaftsſekretär Keſtner. „Den 9. Juni 1772“ — ſo erzählt der letztere in einem Briefe an einen Freund — „fügte es ſich, daß Goethe mit bey einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erſt nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr alſo in einer anderen Geſellſchaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerſt kennen . . . . Lottchen zog gleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie iſt noch jung, ſie hat, wenn ſie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit iſt . . . eine ſehr vorteilhafte einnehmende Geſichtsbildung; ihr Blick iſt wie ein heitrer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil ſie den Tanz liebt; ſie war in ganz ungekünſteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß ſie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden ſpäter; und es iſt nie unſere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundſchaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelaſſen luſtig (dieſes iſt er manchmal, dagegen zur anderen Zeit melancholiſch.) Lottchen eroberte ihn ganz, um deſtomehr, da ſie ſich keine Mühe darum gab, ſondern ſich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe ſich nach Lottchens Befinden nach dem Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er ſie auch erſt von der Seite, wo ſie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite, kennen.“ Man kann aus dieſer Darſtellung erſehen, mit welcher faſt photographiſchen Treue Goethe die äußeren Züge der Wirklichkeit in ſeinem Werther wiedergegeben hat. Aus der flüchtigen Ballbekanntſchaft entwickelt ſich bald ein reger Verkehr und ein freundſchaftliches Verhältnis, an welchem der Bräutigam Lottes aufrichtigen Herzens teilnimmt. Was der junge Dr. Goethe für Lotte empfand, läßt ſich ſchwer mit kurzen Worten wiedergeben — eigentliche Liebe war es jedenfalls nicht, mag es zeitweilig auch Leidenſchaft geweſen ſein. Es waren Empfindungen, aus Qual und Luſt gemiſcht, jene „köſtliche Unruhe,“ der ſich Goethe Zeitlebens ſo gerne hingegeben hat, nicht um in ihrem Auf- und Niederwogen unterzugehen, ſondern um aus ihr den Nektar unſterblicher dichteriſcher Motive zu ſchöpfen. Er wußte, daß ſie nie die Seinige werden würde; er war ſich ebenſoſehr bewußt, daß ſie an ihrem Bräutigam mit unerſchütterlicher Treue hing, als er weit davon entfernt war, dieſe Treue auf die Probe zu ſtellen. Und gerade deshalb gab er ſich dem Zauber einer Neigung hin, deren Grenzen er klar gezogen ſah. Mit dem vollſten freundſchaftlichen Vertrauen ſtand Keſtner dieſem Spiel der Gefühle gegenüber. Bei einem Charakter, der ſich nicht ſo ſtraff im Zaume zu halten gewußt, hätte dieſes Spiel verhängnisvoll werden müſſen; hundert andere wären an Goethes Stelle leicht dem Schickſale Werthers verfallen. Aber Goethe war nicht Werther. Als er ſich deſſen bewußt ward, daß in dieſem Verhältniſſe die Qual die Luſt zu überwiegen, die Leidenſchaft tiefere Wurzel zu ſchlagen und die Lage für alle Beteiligten peinlich zu werden begann, da riß er ſich mit mannhaftem Entſchluſſe los und verließ einen Boden, der unter ſeinen Füßen glühend geworden war. Er verließ Wetzlar ohne Abſchied. Am Abend zuvor, ſo erzählt abermals Keſtner, hatten die Freunde „ein merkwürdiges Geſpräch von dem Zuſtande nach dieſem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen u. ſ. w., welches nicht er, ſondern Lottchen anfing . . . Goethe wurde ganz niedergeſchlagen, denn er wußte, daß er am anderen Morgen weggehen wollte.“

So, ganz anders als in der Wertherdichtung, beendete Goethe ſeinen Herzensroman, der in dem ſpäteren Briefwechſel zwiſchen den Freunden noch ein kritiſches Nachſpiel finden ſollte. Als „Werthers junge Leiden“ durch Goethe ſelbſt in die Hände des Keſtnerſchen Brautpaares gerieten, war dieſes von der ihm widerfahrenen Verewigung nichts weniger als erbaut. Es iſt das wichtig für die richtige Beurteilung des Verhältniſſes zwiſchen Wahrheit und Dichtung in dem Werke. Keſtner fühlte ſich durch die Charakteriſtik als der aus der Wertherdichtung bekannte, etwas trockene und pedantiſche Albert aufs unangenehmſte berührt. War er ſich doch deſſen bewußt, daß er es weder an Zartgefühl noch an weitherzigem Vertrauen hatte fehlen laſſen. Und nun gar Lotte! So innig verwandt die dichteriſche und die wirkliche Lotte auch ſind, ſo peinlich mußte ein jungfräuliches Gemüt, wie das ihrige, doch gerade diejenigen Züge empfinden, in denen Wahrheit und Dichtung ihres Verhaltens von einander abwichen. Hatte ſie denn, wenn auch nur unbewußt, eine Leidenſchaft in dem Freunde genährt, wie es Lotte beiſpielsweiſe in jener Szene thut, in der ſie Werther durch ihren Papagei einen Kuß übermittelt, indem ſie den Vogel zuerſt an ihren, dann an ſeinen Lippen naſchen läßt? Und hatte ſie ſich, wenn auch nur einen Augenblick, ſoweit gehen laſſen, wie es Lotte in der oben geſchilderten leidenſchaftlichen Trennungsſzene thut? Nichts von alledem war ihr bewußt, und doch war das Verhältnis der drei Menſchen untereinander äußerlich ſo wahrheitsgetreu wiedergegeben, daß die handelnden Perſonen ſich mit Händen greifen ließen. Was würde die Welt dazu ſagen? Keſtner gab denn auch dem Unmute offen Ausdruck, indem er namentlich die letztere Befürchtung betonte. Aber Goethe antwortete ſo treuherzig und offen, daß aller Groll wie Schnee in der Frühlingsſonne ſchmelzen mußte.

Wohl dachte Goethe noch lange Jahre liebevoll an ſeine Lotte zurück, ihr Schattenriß hing längere Zeit über ſeinem Bette, aber das war nur ein freundliches harmoniſches Rückerinnern, keine verzweifelnde Sehnſucht nach einem unerreichbaren Glücke. Lotte fand in der Ehe mit dem trefflichen Keſtner volle Befriedigung und ward glückliche Mutter; Goethe aber hatte ſich, als er den Werther zu Papier brachte, längſt von den Schlacken der Leidenſchaft gereinigt. Über den ſtürmiſchen Wogen ſeiner Dichtung ſchwebt der lichte, ruhige Genius des ſchaffenden Künſtlers.

Das iſt die Geſchichte von Goethes Lotte, der Nachfolgerin der Seſenheimer Pfarrerstochter, in dem Liebesleben des großen Dichters. Auf unſerem Bilde hat Hermann Kaulbach jene Szene in Farben nachgebildet, die Werther ſelbſt mit den Worten beſchreibt: „Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Geſicht — meine Thränen floſſen — und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehen ein Troſtgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſteren Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder; mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gotteswillen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gotteswillen, hören Sie auf! Sie hielt und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie ſind ſehr krank; Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich! Ich riß mich von ihr weg und, — Gott! Du ſiehſt mein Elend und wirſt es enden.“

Ja, er iſt ſehr krank, Werther, krank wie ſeine ganze Zeit, aber — Gott wird ſein Elend nicht enden, weil ihm wie ſeinen Zeitgenoſſen der wahre Glaube abhanden gekommen. So findet er keinen Ausgleich für den Zwieſpalt in ſeinem Buſen, und die Kunſt und die Schönheit, in denen ſein zerriſſenes Gemüt Glück und Friede ſucht, werden für ihn zu felſigen Klippen, an denen ſein Lebensſchifflein zerſchellt . . . .

Zaungäſte. Nach einer Zeichnung von P. Hey.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die beiden Faraglioniklippen, die Auguſt Leu ſo naturgetreu dargeſtellt hat, bilden den Schwerpunkt in der Erinnerung aller Capriſchwärmer. Die rötlichen Kreidekalkſchären, das eingeſchloſſene Stückchen See von „unnatürlich“ klarem veilchenfarbenem Blau, der zarter gefärbte Himmel, an dem die weißen Möven blitzen, Myrten und Agaven am Inſelhang, — das alles vereinigt ſich zu der entzückendſten Geſamtwirkung. Die Faraglioni beſitzen eine eigene Spielart der Fauna: topasfarbene Eidechſen, die trotz des ſtarken Inſelbeſuchs nicht auszuſterben drohen, denn außer dem alten Fiſcher Spadaro hat wohl noch niemand eins der zierlichen Tierchen auf den ſchwer zugänglichen Klippen gefangen.

Das „Nanderl“ iſt einer jener Mädchenköpfe aus den Tiroler Bergen, die Defregger wieder und wieder malen kann, ohne befürchten zu müſſen, ſeine Verehrer und Verehrerinnen zu ermüden. Die Anmut und Friſche gerade dieſes Nanderl hebt das Bild freilich noch beſonders aus den ähnlichen Schöpfungen des Meiſters heraus.

Altertumskunde.

Auf der Inſel Kalymnos, im ägeiſchen Meer, nahe der kleinaſiatiſchen Küſte, wurde kürzlich eine vorhomeriſche Burg aufgefunden, die verhältnismäßig wohl erhalten iſt und mächtige kyklopiſche Mauern, ſowie einen ſtarken Turm zeigt. Ein breites Eingangsthor mit Thorhalle, eine Ciſterne und ſteinerne Ölpreſſe ſind noch vorhanden. Nach der Anſicht des Entdeckers K. Flegel waren die Erbauer der vielfach an Tiryns und Mykenä erinnernden Anlage wahrſcheinlich kleinaſiatiſche Karer, die von griechiſchen Eroberern verdrängt wurden.

In Worms hat man bei Bauarbeiten wieder einige wertvolle Altertümer ans Tageslicht gebracht. Es waren zwei römiſche Särge, die in einer Tiefe von etwa drei Metern ruhten. Der eine derſelben ergab ſich als beraubt; deſſen ungeachtet fand man noch ein Glas und einen hübſchen römiſchen Ring mit Stein (Onyx) darin vor. Der andere Sarg war gänzlich unverſehrt und enthielt, wie ſich beim Öffnen zeigte, ein ſorgfältig auf Kalkunterlage gebettetes Frauenſkelett, zu deſſen Füßen vier Gläſer, ein paar ſchön geformte Krüge und eine noch nicht näher beſtimmte Münze.

Völkerkunde.

Von einem ausſterbenden Volke, den Wogulen, berichtet der ruſſiſche Reiſende R. D. Roſſilow. Die Überreſte des Volkes leben zwiſchen Ural und Ob in den Urwäldern. Der Forſcher fand, als er zum Zweck zoologiſcher Sammlungen jenes Gebiet durchquerte, vielfach die verödeten Dörfer der Wogulen, in denen von zehn Häuſern jetzt nur noch zwei oder drei, die übrigen aber noch vor 20—30 Jahren bewohnt waren. Die Zahl der Geburten iſt verſchwindend. Intereſſant iſt, daß die Wogulen ihre ſich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnende Leinewand aus Neſſeln bereiten.

Naturkunde.

Die deutſche zoologiſche Station in Neapel iſt das Vorbild einer Reihe wiſſenſchaftlicher Inſtitute an allen Meeresgeſtaden geworden. Man zählt jetzt deren dreißig, die ſich über die geſamte Kulturwelt verteilen. Beſonders reich vertreten ſind zoologiſche Stationen am Mittelmeere. Es gibt deren außer zu Neapel noch bei Trieſt, Villafranca, Cette, Marſeille, Banyuls ſur mer und Algier. In Spanien beſteht eine zoologiſche Station in Santander. An der franzöſiſchen Weſtküſte liegen Arcachon und Concarneau, an der Nordküſte Roſioff und Wimereux. In Großbritannien beſtehen zoologiſche Stationen in Plymouth, Liverpool, Edinburg und St. Andrews. Dazu kommen Helder in Holland, Bergen in Norwegen, Chriſtinenberg in Schweden, Helebaek in Dänemark, Kloſter Solowietzki und Sebaſtopol in Rußland. Eine weitere Station ſteht in Verbindung mit der Univerſität Tokio. Betrieben wird gegenwärtig die Gründung von zoologiſchen Stationen in Melbourne, Sidney und auf Neuſeeland. In Nordamerika beſtehen zoologiſche Stationen in Newhaven, Woads Holl, Chaſepeake. Die deutſche Station auf Helgoland wird demnächſt ihre Arbeit beginnen.

Meteorologie.

Die Einwirkung der Schneedecke auf den Boden beſpricht Dr. Beuze in der naturwiſſenſchaftlichen Wochenſchrift im Anſchluß an neuere Beobachtungen. Dieſelben beſtätigen nicht nur, daß die Schneedecke die Kälte ſchlecht in den Boden leitet und den Boden verhindert, die Eigenwärme auszuſtrahlen, ſo daß unter einer höheren Decke der Boden ſelbſt bei unſeren niedrigſten Temperaturen gar nicht, bei mäßiger Decke nur höchſtens halb ſo tief friert, als wenn er frei liegt; ſie zeigen auch, daß ſie die Verdunſtung der im Boden enthaltenen Feuchtigkeit verhindert und ihn für die bei Tauwetter eintretende Feuchtigkeit aufnahmefähiger erhält. Beſonders intereſſant iſt aber, daß der Schnee auch unmittelbar humusbildend und auch düngend wirkt. Der fallende Schnee entzieht nämlich, indem er zugleich die Luft reinigt, dieſer eine weit bedeutendere Staubmenge, als man gewöhnlich annimmt, und bringt damit auch allerlei organiſche Beſtandteile zum Niederſchlag, die ſpäter mit der Schneeſchmelze dem Boden zugeführt werden. Beweis dafür iſt beſonders der üppige Pflanzenwuchs an ſolchen Stellen des Hochgebirges, an denen längere Zeit Schnee lag und langſam abſchmolz, wie z. B. am Rande von Firnflecken.

Statiſtik.

Die Größe und den rieſenhaften Verkehr Londons ſchildern treffender, als viele Worte, nachſtehende Zahlen: in London zählt man 547 410 Häuſer, 1450 Kirchen, 2100 Hoſpitäler, 570 Gaſthöfe, 3100 Bäckereien, 2200 Poſt- und Telegraphenanſtalten, 19 000 Droſchken und 1500 Omnibuſſe. Die Stadt verbraucht jährlich über 2 Millionen Säcke Mehl, 260 000 Schweine, 450 000 Ochſen, 1 600 000 Rinder, 8½ Millionen Stück Wildpret und Geflügel, 220 Millionen Fiſche, 510 Millionen Auſtern. Im Jahre 1700 beſaß London 700 000, 1800 gegen 900 000, jetzt mit Vororten 5 633 000 Einwohner. Darunter mehr Schotten als in Edinburg, mehr Irländer als in Dublin, mehr Katholiken als in Rom, und mehr Juden, als in ganz Paläſtina leben.

Verkehr.

Nach der vom Verein deutſcher Eiſenbahnverwaltungen gemachten Zuſammenſtellung des Verkehrs auf zuſammenſtellbare Fahrſcheinhefte waren an dem Verkehr im Jahre 1892 beteiligt 147 Eiſenbahnverwaltungen mit 76 547 Kilometer Bahnſtrecken. Verausgabt wurden insgeſamt 548 888 Fahrſcheinhefte, zu welchen 8 176 437 Fahrſcheine verwendet wurden. Die Einnahmen betrugen 27 764 556 Mark. Die Anzahl der auf die Fahrſcheinhefte zurückgelegten Perſonenkilometer belief ſich auf 652 072 489 Kilometer.

Technik.

Der große Niagara-Tunnel, an deſſen Bohrung ſeit etwa zwei Jahren ein kleines Heer von Arbeitern thätig iſt, geht nun ſichtlich ſeiner nahen Vollendung entgegen. Im Oktober 1890 wurde der erſte Spatenſtich gethan und ſchon in demſelben Monat des Jahres 1892 wird der granitene Felſen, der ſeit Jahrtauſenden die Waſſer des Niagara gewaltſam zurückgehalten hat, in einer Länge von 6000 Fuß durchbohrt ſein. Es werden dann nur noch 1000 Fuß Geſtein zu durchſprengen ſein, um das im Dienſt der Induſtrie ausgeführte Rieſenwerk zu vollenden. Zwei Schichten von je 400 Mann arbeiten unausgeſetzt an dem gewaltigen Werke. 1400 Pfd. Dynamit werden täglich zu Sprengungen verwandt.

Landwirtſchaft.

Über die Viehzucht in den weiten Ebenen der Campagna, „dem rieſigen Friedhof, in deſſen Mitte ſich Rom, das Gigantengrab, erhebt,“ bringt die „Natur“ nach Sombart einige intereſſante Notizen. Nach denſelben geht die Büffelzucht bedeutend zurück, die Zahl der vorhandenen Tiere ſinkt fortgeſetzt. Die Rindviehzucht wird durchaus unrationell betrieben; die Milchproduktion iſt gering, das Maſtvieh von ſchlechter Beſchaffenheit. Die Pferde der Campagna ſtellen einen anſehnlichen Teil der italieniſchen Remonte, die Verſuche, die einheimiſche Raſſe durch engliſches und franzöſiſches Blut zu veredeln, ſind aber nur teilweiſe geglückt. Dagegen gewinnt die Schafzucht immer weitere Ausdehnung ganz im Gegenſatz zu faſt allen anderen europäiſchen Kulturländern. Für die Schafzucht gilt noch die Wanderwirtſchaft; den größeren Teil des Jahres bringen die Herden in der Campagna zu, von Johanni bis Ende September aber ſteigen ſie in die Berge hinauf. Merkwürdigerweiſe hält man die Schafe vielfach der Milch wegen, die ausſchließlich zu Käſe verarbeitet wird, obwohl darunter erfahrungsmäßig die Fleiſchqualität leidet. Die Wolle iſt langfadig und ſeidenweich. Im allgemeinen ſtand die Viehzucht der Campagna im Altertum ohne Zweifel auf einer viel höheren Stufe. Das beweiſen vor allem die antiken Abbildungen. Der behäbige römiſche Bourgeoisochſe, wie ihn der Opferſtein auf dem Forum darſtellt, wurde zu einem armſelig ausſehenden Proletarier, und die feiſten, kurzbeinigen Schafe auf dem Opferrelief daſelbſt, an denen ein engliſcher Viehzüchter ſeine Freude gehabt hätte, ſind zu hochbeinigen Tieren geworden.

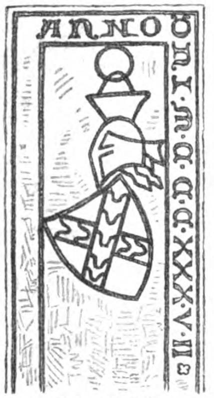
Litteratur.

Von den eigenhändigen Briefen des Schwedenkönigs Karls XII, deren Drucklegung gegenwärtig in Stockholm vor ſich geht, wird auch eine deutſche Ausgabe im Verlage von Georg Reimer-Berlin erſcheinen. Dieſe hochbedeutſame Publikation wird nicht nur ein authentiſches Quellenmaterial bieten, ſondern auch den König, aus dem Voltaire in ſeiner „Geſchichte Karls XII“ eine Art Romanhelden gemacht, in rein hiſtoriſchem Licht zeigen. Es ſind gegen 200 Briefe von der Hand Karls XII, von denen ein Teil an ſeinen Vater Karl XI, ſeine Großmutter Hedwig Eleonore, ſeine Mutter Ulrike Eleonore und andere Verwandte, an den König Friedrich I von Preußen, an König Auguſt von Sachſen-Polen ꝛc. gerichtet iſt. Ein anderer Teil iſt an ſeine Generale geſchrieben, und beſonders bemerkenswert ſind zwei lateiniſche, an den Grafen Gyldenſtolpe gerichtete Briefe. Die lateiniſche Sprache beherrſchte Karl XII ſo vorzüglich, daß er ſich gelegentlich ſeines Feldzuges in Rußland mit Iwan Mazeppa, als ſich dieſer in des Königs Lager befand, in ihr unterhalten konnte.

Vereine.

Der deutſche Künſtlerverein in Rom hat an das preußiſche Kultusminiſterium eine Eingabe gerichtet, in der die Bitte ausgeſprochen wird, für den Bau eines deutſchen Künſtlerhauſes in Rom den preußiſchen Staat oder das Deutſche Reich zu intereſſieren. Das Künſtlerhaus ſoll den Zweck haben, Stipendiaten Ateliers zur Verfügung zu ſtellen, ferner den zu kurzem Aufenthalte in Rom weilenden deutſchen Künſtlern Räume gegen mäßiges Entgeld offen zu halten. Nach den Plänen würde das Künſtlerheim auch Säle für Ausſtellungen, ſowie einen Garten enthalten. Das Haus dürfte nach den dem Kultusminiſterium vorgelegten Entwürfen auf 300 000—400 000 Mark zu ſtehen kommen.

Grabſtein des Seifried Schweppermann.



Grabſtein des Seifried Schweppermann.
Anno d(omi)ni MCCCXXXVII (1337).

Der Name des braven Kriegsmannes Seifried (Siegfried) Schweppermann würde wahrſcheinlich längſt vergeſſen ſein, wenn ſich nicht an ihn eines jener geflügelten Worte knüpfte, die ſich von Generation zu Generation forterben. Schweppermann ſtand angeblich als Feldhauptmann in den Dienſten König Ludwigs des Bayern, und ſeinen Anordnungen ſoll es zu danken geweſen ſein, daß die Schlacht bei Mühldorf (28. September 1322), deren Ausgang ſchon zweifelhaft war, zu Gunſten ſeines Kriegsherrn entſchieden und dieſem dadurch die von Herzog Friedrich dem Schönen von Öſterreich beſtrittene deutſche Königskrone gewonnen wurde. Die Verdienſte des trefflichen Feldherrn hätten, ſo berichtet die Sage weiter, dann nach dem Kampf ihre beſondere Anerkennung noch bei der Verteilung der knappen Lebensmittel im königl. Hauptquartier gefunden; König Ludwig habe nämlich entſchieden: „Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann aber zwei!“

Wer kann es heute noch ergründen, wie dieſe Mythe entſtanden iſt? Thatſache iſt jedenfalls, daß die zeitgenöſſiſchen Schriftſteller unter den Namen der Helden, welche Ludwig nach dem Kampf belohnte, keines Schweppermanns gedenken, ja daß die vorhandenen Berichte überhaupt ihn nicht unter den Führern des Heeres von Mühldorf nennen. Trotzdem iſt Seifried Schweppermann eine hiſtoriſch beglaubigte Perſönlichkeit. Einem altadeligen Geſchlecht entſproſſen, welches in der Oberpfalz vielfach begütert war, wurde er 1260 geboren und zeichnete ſich mehrfach in den Kriegen Ludwigs des Bayern aus — nur daß er gerade bei Mühldorf gegenwärtig war, iſt nirgends bewieſen. Der Volksmund beſchäftigte ſich vielfach mit ſeiner Perſönlichkeit und rühmte ihm beſonders Liſt und Verſchlagenheit nach. So ſoll er, von Feinden verfolgt, in der nächſten Schmiede ſeinem Roſſe die Hufeiſen verkehrt haben aufſchlagen laſſen, dadurch die Gegner getäuſcht, und zur Erinnerung an dieſe Kriegsliſt das Einhorn in ſeinem Wappenſchilde mit den Hufeiſen vertauſcht haben. Auch zum unglücksweisſagenden Helden iſt er geworden: in ſeiner ehemaligen Burg Kunſtein, der Schweppermannsburg, ruht er ſchlafend vom Streit aus, und nur, wenn Krieg bevorſteht, verläßt er unter Waffengeklirr in voller Rüſtung das Burgthor.

Der alte Haudegen ſtarb 1337 und wurde im Kloſter Caſtel an der Lauter beigeſetzt, wo ſich noch ſein Grabſtein befindet. Sein Geſchlecht iſt erloſchen.

Kleine Zeitung.

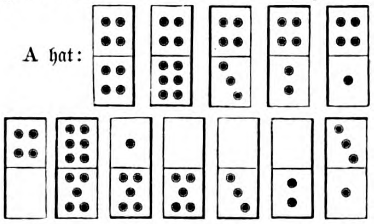
Im Royal-Aquarium in London ſind gegenwärtig in Neu-Seeland gezogene Blumen und zwar Chryſanthemen ausgeſtellt, die in Eis gefroren herübergebracht wurden. Ein Gärtner auf jener ſüdlichen Inſel kam nämlich auf den Gedanken, einige ſeiner ſchönſten Blumen zu den Fleiſchgefrierwerken zu tragen. Hier wurden ſie in dünne, waſſergefüllte Blechbüchſen geſetzt und das Waſſer zum Gefrierpunkt gebracht. Als man nun die Büchſen im Aquarium in London öffnete, fand ſich in jeder ein ſolcher Block durchſichtigen Eiſes, der in ſeiner Mitte wie eingebettet in pures Kriſtall eine prachtvolle Blume enthielt, die, vollkommen in Form und Farbe, ſich mit den beſten in England gezüchteten Exemplaren vergleichen kann.

Die Rominter Heide, das herbſtliche Jagdrevier unſeres Kaiſers, liegt nahe an der ruſſiſchen Grenze in den Kreiſen Stallupönen und Goldap und unterſteht den vier Oberförſtereien Naſſawen, Wernen, Szittkehmen, Goldap. Bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts enthielt die mächtige Heide, deren Namen von der ſie durchſtrömenden Rominte abgeleitet iſt, ungeheuere Beſtände herrlichſten Hochforſtes, allerdings vielfach von Brüchen und Sümpfen durchſetzt und nur durch wenige ſchlechte Wege dem Verkehr erſchloſſen. Da verheerte 1852 die Nonne, von Rußland einbrechend, die ſtolzen Waldungen faſt völlig. Es bedurfte der Jahrzehnte, um die weiten Flächen wieder aufzuforſten, und noch jetzt ſind ungeheuere dichte Schonungen vorherrſchend. Übrigens ſind heute weder Elch-, noch Damm-, noch Schwarzwild in der Heide vertreten, dagegen herrliche ſtarke Hirſche, die ihresgleichen in ganz Europa ſuchen. Ihnen gelten denn auch in erſter Linie die kaiſerlichen Pürſchgänge.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zwölf Steine auf. Vier Steine, darunter zwei Doppelſteine, liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.



Die zwölf Steine des B haben 47 Augen mehr als die vier Steine im Talon. A ſetzt ſeinen Doppelſtein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der fünften Runde ſperrt. Er behält ſieben Steine mit 37 Augen übrig. B hat in der dritten Runde gepaßt, in den übrigen Runden geſetzt. Er behält neun Steine mit 56 Augen übrig.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine ſetzte B? Mit welchem Stein ſperrte A die Partie?

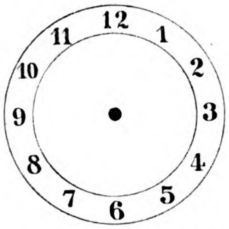
1. Arithmetiſche Aufgabe.

Das Datum einer großen Schlacht läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben finden.

Addiert man 2 zu der Jahreszahl, ſo iſt dieſe Summe gleich dem 104fachen Produkt der Datumszahl und der Monatszahl. Die Summe der 35fachen Datumszahl und der 200fachen Monatszahl iſt gleich der Jahreszahl.

Welche Schlacht iſt gemeint? J. P.

2. Zifferblatträtſel.



Erſetzt man die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben, ſo iſt:

1 2 3 ein Fluß,
2 3 4 ein Fluß,
2 3 4 5 ein Feldmarſchall,
4 5 6 7 eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner,
6 7 8 9 eine Stadt in Deutſchland,
9 10 11 12 eine Oper,
10 11 12 ein Vorname,
11 12 1 ein altteſtamentlicher männlicher Name.

3. Silbenrätſel.

1. 2.
Lockt Ungarn dich als Reiſeziel
Geh' mir auch nicht vorüber!
Gar mancher, dem mein Dom gefiel,
Saß doch beim Wein noch lieber.

2. 3.
Fliehſt gern wohl aus der Sonnenglut
In unſre duft'ge Kühle,
Wo ſüß beſchaulich es ſich ruht
Von irdiſchem Gewühle.

1. 3.
Wie häufig bittres Herzeleid
Dem Worte ſich verbindet,
Bedenket nicht, wer jederzeit
Beneidenswert es findet.

2. 1.
Führſt Tadelnswertes du im Schild,
Wirſt du den Stand bereuen,
Doch wenn's erlaubter Jagdluſt gilt,
Mag Diana Glück verleihen!

1. 2. 3.
Was wir den Kindern 1. 2. 3,
Laßt wohl uns überlegen,
Doch was uns ſelbſt wir 1. 2. 3,
Noch reiflicher erwägen.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 3.

Bilderrätſel. Vormundſchaftsrecht.

1. Zweiſilbige Scharade.

„Herzſchlag.“

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Man muß die Zahl 72 elfmal, die Zahl 84 neunmal, die Zahl 92 fünfmal ſtreichen; denn

$13 \times 72 = 936$
$84 \times 7 = 588$
$92 \times 4 = 368$
Summa 1892

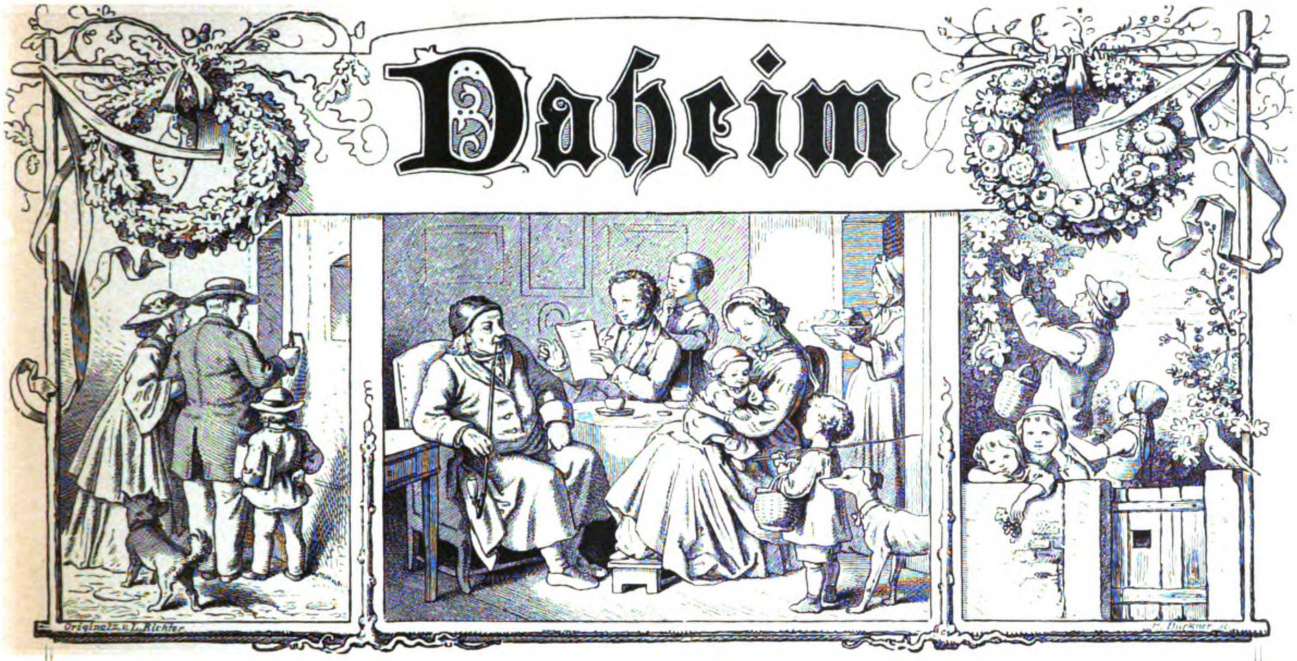
3. Akroſtichon.

Welſe Jwein Lotto Danton Emanuel
Necker Bilſe Recke Narda Culm Heber

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſetzung.) — Zwei Studien (Elchköpfe) von Rich. Frieſe. — Das Lieblingsſtück. Gedicht von Alice Freiin von Gaudy. — Die Kunſtpflege in der Schule. Von Dr. E. von Sallwürk. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Zaungäſte. Nach einer Zeichnung von P. Hey. — Goethes Lotte. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Zu dem Bilde Werther und Lotte von Hermann Kaulbach. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Faraglioni bei Capri von Auguſt Leu; Nanderl von F. von Defregger. — Altertumskunde. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Meteorologie. — Statiſtik. — Verkehr. — Technik. — Landwirtſchaft. — Litteratur. — Vereine. — Grabſtein des Seifried Schweppermann. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 5. November 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. № 5.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Adam,“ ſagte der Kurfürſt mit feierlichem Geſicht, „dies iſt der Sohn des, der deinen Sohn erſtach! Heiße ihn willkommen in deinem Hauſe!“

In des Greiſes Antlitz regte ſich keine Falte. Ruhig hielt er die Augen auf den Jüngling geheftet, indeſſen im Zimmer eine große Stille herrſchte — endlich ſtreckte er ſeine Hand gegen Hans Georg aus und ſprach: „Mein Sohn iſt tot! Sei meines Enkels Freund — der Herr ſegne deinen Eingang und deinen Ausgang in dieſem Hauſe!“

Der Witwe Eliſabeth ſtürzten die Thränen aus den Augen bei dieſen Worten, auch Luiſe Henriette wendete ſich bewegt ab. Der Greis indeſſen ergriff des jungen Zelen Hand und führte ihn zu ſeiner weinenden Schwiegertochter.

„Du haſt dieſen Junker von Zelen noch nicht willkommen geheißen, Eliſabeth!“ ſagte er, und die Witwe, die Linke vor den Augen, reichte Hans Georg die Rechte, über welche der ſich tief beugte.

„Gnädiger Herr, wir freuen uns,“ wendete ſich nun der Greis an den Fürſten, der mit glänzenden Augen ſtand und zuſah, „daß Ihr uns dieſen gebracht. Alles kommt zu einem Ende; doch es iſt gut, daß hier das Ende da iſt, wo Ihr ſelbſt, Herr, einen Anfang machen wollet. Möge itzo aller Hader im Lande ſo enden! Sitzet nun nieder, durchlauchtigſte Gnaden!“

Renatus und Hans Georg rückten die Stühle. Der Kurfürſt aber ſagte: „Nun wißt Ihr's, wozu ich Euch beide heut bei mir behielt von Machow bis hierher!“

Der Greis ſaß nach den Herrſchaften nieder.

„Ihr wart in Machow an dieſem Morgen, gnädiger Herr,“ begann er dann, „da habet Ihr Eure Zeit an kleine Dinge geſetzt. Ich wünſche, daß Ihr dieſe Zeit nicht miſſen möget! Ihr ſeid erſt am Anfang Eures Werks und ſchon über das Drittel des Lebens hinaus. Indeſſen ſorget Euch nicht und eilet Euch nicht. Es kommt nicht auf die Zeit eines Lebens an; daß es fruchtbar ſei, iſt die Hauptſorge. Ich ſah vieles Gute und vieles Böſe, manchen grauſen Ausgang. Doch ich kann Euch die tröſtliche Verſicherung geben, daß ich noch nie ſah, wie ein edler kräftiger Wille ohne Erfolg blieb. Immer fand ſich zum guten Werke ein Fortführer. Wirft eine meiner Mägde ein Knäuel achtlos fort, ſo nimmt es eine beſſere und ſtrickt weiter. Und das Werk des Zollernſtammes in dieſen Marken ruhte nie lange. Edle gütige Frau, was der Herr gibt, nimmt Er uns auch wieder; deswegen iſt es aber gewiß, daß Er uns auch wiedergibt und beſſer, was Er nahm. Mein erſtes Söhnlein ſtarb mir — deſto ſchöner und kräftiger gedieh das zweite. Sehet, mein gnädigſter Herr, Guſtavus Adolphus hatte bereits Euren Gedanken, ein großes Nordreich aufrichten zu wollen zum Schutze der evangeliſchen Freiheit. Allein ſein Gedanke war kraus. Ihr ſolltet ſeine Tochter Chriſtine heimführen und König von Schweden, Pommern, Preußen und Brandenburg ſein. Chriſtine iſt eine große Königin, doch nicht tauglich, Stammmutter eines milden, ſtarken Geſchlechts zu ſein — darum ließ es der Herr dem Schwedenkönige nicht gelingen: es iſt beſſer, wie es gekommen iſt!“ Er neigte ſich vor der Kurfürſtin. „Und aber wollte dieſer Wallenſteiner dies Reich erbauen. Doch ward bald ſichtbar, daß er nicht der Erwählte dazu war, denn er war nur gewaltig, nicht auch gerecht und weiſe. Nicht die Stärke, die Gerechtigkeit und Weisheit iſt die Grundlage der Reiche. Sorget Euch nicht, daß Ihr zur Zeit ſchwach ſeid — die Diplomatie, Herr, wird Euch ſo lange fördern, bis Eure Staaten wieder erſtarkt ſein werden und Ihr den Harniſch werdet anthun können. Nicht was außer uns iſt, allein unſer Wille iſt allen Gelingens letzter Grund. Warten und zu rechter Zeit Zugreifen gedeiht beſſer, als gewaltiges Drängen. Ich ſehe es dem Acker an, wo etwas keimen will. Und in dieſem Deutſchland ſehe ich keine Keime, als in Euch, mein gnädiger Herr. Noch nie aber ſah ich ein Saatkorn guten Samens umkommen oder verdorren. Was hundert Jahre unfruchtbar liegt, wird endlich doch verweht oder geſpült an den Platz, wo es keimen ſoll. Es kommt nicht darauf an, daß wir bei unſeren Lebzeiten die Früchte unſerer Mühe ſehen — es kommt nur darauf an, das Unſere zu thun. Denn unſer Leben beginnt nicht bei der Geburt, noch endet es mit dem Tode: ich lebte in meinen Eltern ſeit Urbeginn und werde leben in meinen Kindern bis in Ewigkeit — der eine erbt mich leiblich und der andere nach dem Geiſt und der Weſenheit. Ihr, Herr, ſeid Erbe der ſtärkſten Fürſtengeſchlechter, wenn Ihr Eure Stammtafel anſeht, Eure Kinder werden Erben ſein auch des unvergänglichen Geiſtes der großen Oranier — wer alſo ſollte einſt Herr im deutſchen Norden ſein, wenn nicht Zollern. Drum meine ich, laßt Euch nicht drängen von der Zeit, ſtreuet die Saat — ſie wird gedeihen!“

Der Fürſt kannte des Greiſes Art, rückſichtslos allen von dem zu ſprechen, was ſie im Innerſten bewegte — er ließ ihn ruhig reden.

„Seit zehn Jahren kämpfe ich mit dem Widrigſten, das es gibt,“ ſagte er endlich, „mit Geldverlegenheiten!“

„Ich wußte, durchlauchtigſter Herr, daß Ihr Euch damit plagt,“ erwiderte Adam. „Aber, glaubet mir, ich bin fröhlich und überzeugt, daß es uns nicht beſchieden iſt, daran zu ſcheitern. Die Vorſehung iſt zu geſcheit, als daß ſie Löwen in Spinnenfäden fangen ſollte. Es iſt Eure Schulung und Stählung, Herr! Reißet Euch mit Gewalt durch. Habt Ihr nicht, ſo nehmt denen, die da haben. Nehmt ihnen, denn ſpäter wird es Euer Enkel ihren Enkeln tauſendfach erſtatten. Das ſei Unrecht? Herr, Recht iſt Unrecht gegen höheres Recht. Iſt nicht mein Enkel der, dem ich ſpare? Die Menſchen ſind wechſelnd gut oder böſe — im ganzen aber wird das Geſchlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert beſſer. Wer lange lebt, merkt das! Es iſt auch ſo nach der Hoffnung vom Näherrücken des Reiches der Vollkommenheit. Darum ſparen wir dem Beſſeren! Es kommt in dieſen Zeiten nicht darauf an, was ſie haben, ſondern daß ſie leben. Und nicht ſo, daß ſie leben, ſondern daß Brandenburg lebe. Findet Ihr nirgend, ſo greift in meine Truhe, bis auf den Grund! Je ärmer, deſto härter arbeiten wir und erſtarken wieder über der Arbeit. Das iſt der Umſchlag und Rückſchlag, der in den Dingen ſelbſt liegt, die leben ſollen, und das große Gleichgewicht, nach welchem reich üppig wird und üppig arm, damit es wieder geſund werde, vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel! Brandenburg iſt noch nicht groß genug, daß es wieder abnehme. Und da wir eine Zukunft haben, ſo dürft Ihr, Herr, um dieſer Zukunft willen der Gegenwart nehmen. Menſchen haben menſchlich Recht — der Fürſt in ſeiner Not kennt nur das große allgemeine Recht, daß er das Ganze erhalte. Greift zu, man weiß, wie Ihr lebt, und kann nicht ſagen, daß Ihr Euch nehmt, wiewohl es gleich iſt, was Menſchen reden. Was ſie heut loben, tadeln ſie morgen — alſo macht, daß ſie heut knirſchen und die Enkel Euch loben!“

„Adam,“ erwiderte Friedrich Wilhelm, „du wußteſt, daß ich um dieſes deinen Rat hören wollte. Ich denke wie du!“

Zwiſchen den Männern war erledigt, was ſie zu beſprechen. Adam wandte ſich wieder zu der Fürſtin.

„Gute und gnädige Frau,“ ſagte er, und ſein ruhiges Auge gewann einen weichen Schein, „welche Gottesfügung iſt es, daß der Herr Euch hat, und aber, wie geſegnet iſt Euer Los, dieſen unſren Herrn zu haben! Er iſt oft voll Sorge und bekümmert, ſcheint Eurer nicht zu denken — glaubt mir, fallt Ihr ihm ein mitten in der Stille der Nacht, wenn er grübelt, dann wird ihm das Herz weich, und er ſegnet Euch, ohne Euch davon am Morgen zu ſagen!“

Der Fürſt zuckte unwillig mit dem Haupte, allein ſein Blick ward ohne ſeinen Willen inniglich milde, und er ſuchte ſeiner Gattin Auge.

„Es iſt kein beſſer Gut in der Welt,“ fuhr Adam fort, „als ſtandhafter edler Wille. Als ich Knabe war, verachtete ich Geld und Beſitz; als ich Mann ward, ſchätzte ich dieſe hoch; nunmehr verachte ich ſie nicht, doch ſchätze ich ſie auch nicht. Schmerzen deuchten mich unerträglich, als ich alt ward — nun ich ſehr alt bin, ſind ſie mir vertraute Gäſte, die kommen und gehen, wie ſie mögen, ohne daß ich ihrer ſonderlich achte. Ja, es iſt mir unheimlich und bedrohlich, laſſen ſie mich ganz ungeſtört. Kummer, Reue und Selbſtvorwurf ängſtigen den Jüngling und den Mann — der Greis weiß, daß ſie überſtanden werden und uns beſſer zurücklaſſen. Die Freuden — nun, vieler, die ich im Leben hatte, hab' ich mich im Alter geſchämt, nicht weil ſie ſchlecht waren, ſondern weil ſie mir zuletzt gering vorkamen und es nur des ſelbſtiſchen Herzens Jubilieren war. Einer Ehe Salz und edle Würze iſt der Kummer, den wir zu zweit gemeinſam tragen — ein herrlich wehmütig Glück iſt es, ſpäter ſich gemeinſam getragener Schmerzen zu erinnern. Nicht Freude reinigt und einigt die Herzen guter Eheleute, ſondern Herzeleid. Euer Herr denkt weit hinaus und ſorgt auf lange vor — haltet ihm alles Kleine fern und bietet ihm nur Euer liebreich Herz, wenn er zu Euch kommt — das iſt wie Drachenblut, darin er ſich eine unverletzlich hörnene Haut badet. Erhalte Euch lange der Herr unſrem Herrn, damit er alle ſeine guten Gedanken ausführen könne!“

Luiſe Henriette war ein warm Gemüt; ſie trat zu dem uralten Manne und drückte herzlich ſeine Knochenhand.

„Mir iſt wohl, wenn ich meine gnädige Herrſchaft ſehe,“ meinte Adam, „nicht um die Ehre, die Ihr meinem Hauſe anthut, ſondern weil es warm macht, Euch fromm und treu beieinander ſitzen zu ſehen, ein Beiſpiel dem Adel und dem Bürgerſtand. Ich bin noch katholiſch getauft worden, gnädige Frau, ſehe in Eurem Gemahl den ſechſten Herrſcher dieſes Landes vor mir ſitzen, erlebte gute Zeit in der Mark und ſehr ſchlimme — allein ich meine in eine frohe Zukunft zu blicken, ſchaue ich Friedrich Wilhelm und Luiſe beieinander. Ich denke, Euer Herr wird alles ernten, was die Starken unter ſeinen Vorfahren ſäeten, und wird ſelbſt reichen Samen für kommende Zeiten werfen; verargt mir nicht, wenn ich Euch mit vielen Worten über all dies, was war und ſein wird, beſchwerlich falle. Ihr wollt mich etwas fragen?“

Luiſe hatte bei dem Worte „katholiſch“ aufgehorcht.

„Wie meinſt du,“ begann ſie, „daß es mit dem Haß der Lutherſchen und Calvinſchen im Lande werden wird? Mag eine Zeit kommen, da ſie Frieden halten?“

Adam lächelte ſtill in ſich hinein.

„Ihr ſeid eine fromme Reformierte,“ erwiderte er nach einer kleinen Pauſe, „laßt Euch nicht beleidigen, was ich ſagen will. Ich bin im katholiſchen Gotteshauſe geweſen und habe den Neuerern geflucht, war im Lutherſchen und meinte da, meinem Gotte näher zu ſein, wennſchon ich mich zuerſt mit großer Scheu an ihn ſelber wendete, gehe nun in die reformierte Domkirche und denke oft, wie ich einſt im Herzen gegen Calvini und Lutheri Lehr eiferte — item iſt mir aber ſtets im Grunde geweſen, als ſei es ſtets derſelbe HERR HERR, zu dem ich das Vaterunſer betete, und deſſen Gebote ich zu halten gelobte, und als ſei aller Unterſchied Menſchenwerk —“

Fürſt und Fürſtin ſahen ſich betroffen an.

„Vielleicht, daß eine Zeit kommt,“ fuhr der Greis leiſe fort, „in der mehrere ſo fühlen, daß es nur einen Herrgott gibt, der den Zank nicht will, ſondern den Frieden. Weiß wohl, daß die grauſamen Türken zu Mahomet beten, und die Heiden, davor man ſich bekreuzigt, zu Götzen; doch glaube ich, ſie meinen im einfältigen Herzen alle unſren Herrn und vielleicht könnte ich IHN auch im Tempel der Abgötterei verehren. Glaube iſt, was werkthätige Frömmigkeit erzeuget; ich hoffe, Ihr werdet einen alten Mann deswegen nicht den Hofpredigern ausantworten!“

„Und unſren Herrn Jeſum?" fragte ſehr ernſt die Kurfürſtin.

Der Greis blickte auf den Hausſegen an ſeiner Wand, in den das Bild des Gekreuzigten geſtickt war.

„Gnädigſte Durchlaucht," fragte er zurück, „ſollen wir Seinetwegen, ſo für alle Kreatur ſtarb, die an das Schwert liefern, welche jetzo in ihrer Blindheit noch nicht an Ihn glauben? Läge hier ein heidniſcher Ungar auf der Gaſſe voll Gebrechen, würdet Ihr meinen: dieſer iſt mein Nächſter nicht! Oder würdet Ihr hinausſchicken, ihm zu helfen?"

Die Fürſtin ſchwieg.

„Sehet an, was gemeinſam iſt und nicht, was uns trennet!" fügte der alte Mann hinzu. „Papiſten, Calvinus und Lutherus haben mehr übereinſtimmende Lehren, als auseinandergehende; und ganz dieſelbe Liebe wird bei allen dreien Bekenntniſſen gepredigt. Ich meine, ſicher wird mein Durchlauchtigſter Herr in ſeinen Landen ihnen Frieden auferlegen und die böſen Mäuler ſtopfen, die ſie gegeneinander aufreißen, damit ſie Chriſti allerhöchſtes Gebot ſchänden!"

Das billigte das Fürſtenpaar.

„Gewißlich, Adam, das wird mein Herr thun!" erwiderte Luiſe Henriette, hatte aber das ganze Herz voller Einwürfe.

„Meine Tochter Eliſabeth hat indeſſen meiner Herrſchaft einen Trunk aufgeſtellt," ſchloß Wedigen, „laßt Euch gefallen, ihren Hausbräu zu koſten, gnädigſte Durchlaucht — ſie gibt, ſo gut ſie es hat!"

Fürſt und Fürſtin tranken nun aus den Bechern von koſtbarem Metalle, die man im Hauſe für der Herrſchaft ausſchließlichen Gebrauch aufbewahrte, das leicht ſchäumende gute Hausbier, welches Frau Eliſabeth für die Ihrigen aus Weizen-, Gerſtenmalz und Sirup zu bereiten pflegte und in Steinkruken aufbewahrte. Luiſe hätte gern das angeſchlagene Geſprächsthema noch lange fortgeſetzt, indes war der Fürſt ſeinem alten Getreuen dankbar, daß er geſchickt ablenkte; denn er fürchtete ebenſo, daß der Alte ſeiner Hausfrau Gunſt durch mangelnden Eifer für die reformierte Sache und ketzeriſche Toleranz verlöre, als auch, daß er Luiſens klares und frommes Gemüt durch heterodoxe Ausſprüche trübe und verwirre. Und auch Adam Wedigen behielt im Grunde ſeine Eirenik lieber für ſich, da er gewohnt war, auf Widerſtand zu ſtoßen, wenn er davon redete.

So fragte der Fürſt die Hausfrau nach der Art, wie ſie im Hauſe die Gerſte und den Weizen zum Quellen und Keimen brächte und nach der Zuſammenſetzung des Sirups — Eliſabeth antwortete eifrig, und die Kurfürſtin ließ ſich in Geſpräch mit ihr über Wirtſchaftliches ein. Hatte die Bürgerliche kleine Sorgen im Haushalt, ſo hatte die Fürſtin große. Dieſe ſchalt auf die Mägdezucht, die ſeit der Kriegszeit ſtatt beſſer zu werden, ſich immer verſchlimmerte. Und Luiſe Henriette wiederum klagte ſehr über ihre Leute in Bötzow*), wo ſie eine Muſterwirtſchaft anlegte und eigenes, beſonders vortreffliches Bier zu brauen gedachte. Schönes holländiſches Zuchtvieh hatte ſie von ihrer Heimat hertreiben laſſen, darunter ungehörnte flandriſche Schafe, hätte ſich auch gern von den geprieſenen ſpaniſchen Infantenſchafen verſchrieben, die ſie im Hauſe ihres Vaters rühmen gehört, um die Wolle zu beſſern, allein überall ſtieß ſie auf den querköpfigen Widerſtand ihrer märkiſchen Dienſtleute und auf das ſtörriſche Wort: „Dat heww wi ümmer ſo maakt! Und anners geiht dat nich!" So tauſchten die Kurfürſtin und die Witwe Eliſabeth ihre häuslichen Verdrießlichkeiten aus, der Fürſt aber hatte inzwiſchen ein ernſthaftes Geſpräch mit Adam und den jungen Leuten, die er näherſitzen laſſen.

„Siehſt du," ſagte Friedrich Wilhelm, „ich habe heut morgen dies und das gethan und mit manchem geſprochen; allein immerwährend ſind dabei in der Stille meine Gedanken weiter gegangen, bis ich zu Entſchlüſſen kam. Brandenburg iſt wie ein Adler, Preußen der eine Flügel, Cleve der andere, die Schulter Pommern, das Herz die Mark — allein die Polen halten den einen Flügel und muß ihnen alle Jahr 30 000 Gulden zahlen als Lehenstribut. Das will ich in Zukunft nicht mehr thun, ſondern ſie ſollen Schläge dafür bekommen, ſo wahr ich Friedrich Wilhelm heiße. Die Holländer halten den anderen Flügel, ſeit dem Jülichſchen Streit haben ſie Truppen in meinen rheiniſchen Feſtungen — die müſſen hinaus! Und Pommern wollen die Schweden nicht räumen, ehe ſie die fünf Millionen Thaler Kriegsentſchädigung nicht erhalten, damit ſie ſich ihren toten König bezahlen laſſen wollen. Meinen Part hab' ich erſchwitzt, wie ich konnte, und hingezahlt — item ſie bleiben ſitzen. Bei Gott, ich ſchmeiß' ſie in das Meer und ſollt' ich allein Krieg mit Schweden haben. Dieſe meine Flügel müſſen frei werden. Adam, der letzte Mann muß her und der letzte Groſchen — ich rüſte. Im nächſten Frühjahr trete ich mit achtzehn- oder zwanzigtauſend Mann ins Feld, Märker und Geworbene, aber von meinen Edelleuten geführt, der Fürſt ihr Feldherr. Was ſoll Dewitz in Schweden ein Regiment haben und Rochow beim Kaiſer — her zu mir, Brandenburg! Und ſind ſie alle da, ſo wollen wir ſie ſchlagen, und wenn ſie den Teufel um und an ſich hätten!"

„Wie wollt Ihr's bezahlen?" fragte Adam.

„Alles in allem brauche ich eine halbe Million jährlich für das Heer — und die geſamten Einkünfte werden in dieſem Jahre nicht an 400 000 Thaler kommen. Die Stände verweigern das Geld — ich werde es nehmen, wo ich es finde und Kontributionen ausſchreiben, wie Wallenſtein. Zuletzt werden ſie zur Vernunft kommen und bewilligen. Das Fußvolk leg ich den Städten, die Reiterei aufs Land in Bürgerquartier. Wo vier eſſen, kann ein fünfter mit ſatt werden. Berlin wird Feſtung. Die Bürger müſſen ſchanzen, ich thue den erſten Spatenſtich!"

„Herr, ſo ich nicht gehen kann, ſoll man mich hintragen zu der Arbeit!" erwiderte der Fünfundneunzigjährige. „Ich will den faulen Bäuchen ein Beiſpiel geben, daß ſie ſich ſchämen."

„Mein Geſinde muß ebenda ſchanzen. Die adligen Herren ſchicken mir die älteſten Klepper, ſpatlahm und ſtruppieret, ſtatt der Lehenspferde — ſie ſollen dafür Geld ſchicken, und ich werde ſelbſt die Pferde in Litauen kaufen. Auch fremde Mächte ſollen mir wohl Subſidien geben, wer Polen haßt, gegen Polen, wer Schweden, gegen Schweden! Und dann werde ich eine Acciſe einführen, die gerechter und einträglicher iſt, ſichere große Einnahme gibt und doch niemand direktamente ſchwer zu tragen iſt. In Notfällen lege ich eine Kopfſteuer auf, dazu ich nach meinem Vermögen mich ſelbſt zuerſt ſchätzen werde. Den letzten Mann, den letzten Groſchen, Adam — und wir werden wieder flott werden, ſo Gott hilft!"

„Und wenn die Stände und Städte ſich dagegen erheben und einen bewaffneten Widerſtand anzetteln?" warf Adam noch einmal ein.

„Die Stände!" grollte Friedrich Wilhelm. „Ich will ſie ducken. Dies Land wird fortan ein Staat ſein, von Berlin aus regiert werden durch mich und meinen Geheimen Rat von Memel bis Cleve; es ſoll fürder nicht mehr vorkommen, daß ich Krieg habe und eine meiner Provinzen ſchließt für ſich einen Waffenſtillſtand mit meinem Feinde! Ich werde eine Souveränität etablieren!"

„Herr," meinte hier Hans Georg, „hörte dies mein Ohm Joachim Friedrich, ſo würde er die Stände revoltieren. Ich bin Euer Mann, aber nur der Eure, gnädigſter Herr; wäre ein anderer Fürſt da, müßte ich erſt an ihn glauben lernen, um mich zu geben. Beuget die Nacken, gnädigſte Durchlaucht, aber brecht ſie nicht! Es iſt in ſchlechter Zeit gut, wenn adelige Männer von Rückgrat um den Fürſtenſtuhl ſtehen!"

Adam Wedigen nahm das Wort vor dem Kurfürſten: „Das war weiſer geſprochen, Junker," ſagte er und nickte Hans Georg zu, „als man von Euren Haaren erwartet. Es fehlt nicht an klugem und tüchtigem Nachwuchs, Euer Gnaden!"

---

*) Seit 1652 der Fürſtin zu Ehren Oranienburg geheißen. September 1650 ſchenkte ihr der Kurfürſt das Städtchen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Fürſt ſah gern, wie die Blicke des Alten und des Jungen ſich in Verſtändnis und Billigung begegneten — die Verſöhnung wurde innerlich. So ließ er zu Adams Freude das Thema fallen.

„Wo nun, Herr, werdet Ihr das Geld hernehmen,“ fragte Wedigen der Junge, „um des Landes inneren Statum und Zuſtand zu beſſern.“ Es drängte ihn, mit den jungen Adligen an verſtändigem Einwurf zu wetteifern.

Der Fürſt ſah ihn groß an.

„Ich will dir Rede ſtehen, Renatus,“ ſagte er dann lächelnd. „Dieſen Mittag habe ich eine Ordre diktiert, wonach der Nadler Dieterichs, der ſich einer Gottesläſterung ſchuldig gemacht, nicht geſtraft werden ſoll an Leib und Leben, ſondern zweihundert Thaler zahlen. Dieſes Geld ſoll Magiſtrat von Berlin ihm abzwacken, und Euer neuer Markt, der arg verunſäubert iſt, ſoll damit neu gepflaſtert werden. Ein anderer aber, der um Nachlaß einer Strafe ſuppliziert, ſoll ein Buch für die Bibliothek anſchaffen, ſtatt etwa im Kaſten ausgeſtellt zu werden. Item, es gibt genug reiche Schelme und Sünder — wir werden ſie in salutem publicam ſamt ihren Vergehungen fruktifizieren. Und wer kein Geld hat, muß dem Staate arbeiten! Damit will ich viel beſſern!“

„Ein kluger Plan!“ lobte Wedigen, und ſein alt Geſicht ſah faſt vergnüglich drein.

„Weißt du, Junker Hans Jörg,“ fragte lächelnd der Herr, „wann es mir eingekommen iſt? Heut früh, als ich deine Schweſtern auf dem üblen Streich und Landfriedensbruch ertappte. Hängen oder in Priſon ſetzen hätt’ ich ein adlig Frauenzimmer nicht mögen — da fand ich ihnen eine ſolche Strafleiſtung aus, falls ſie ſich nicht gegeben hätten und Reue erwieſen!“

„Ihr mußtet nach Burg Machow kommen,“ bemerkte nach ſeiner launigen Anlage der von Zelen, „damit dort einmal ein ſinnvoller und heilſamer Gedanke erfunden würde, gnädigſter Herr. Was ſonſt dort wächſt, iſt eitel ländlich Unkraut!“

Die Fürſtin hatte inzwiſchen mit der Hausfrau über einen Plan verhandelt, den ſie alsbald nach ihrer Ankunft in der Mark gefaßt, den Plan eines Hauſes, in dem elternloſe Kinder Aufnahme und Erziehung fänden. Die hohe Frau hatte ein Entſetzen vor der Kinderzucht in den Schweſterſtädten und der zunehmenden Verwahrloſung der Halbwüchſigen. Da wollte ſie Muſter für den mittleren und unteren Stand einſtellen, Knaben, die tags bei Lehrherren arbeiteten und abends ſittig in der Anſtalt ſäßen, ein gutes Lied ſängen, anſtändige Kurzweil trieben und früh ſchlafen gingen; und Mädchen, die in chriſtlicher Sitte und ſtiller Arbeitſamkeit erzogen, dereinſt gute Hausfrauen würden, wilde Tanzluſtbarkeit aber, abendliches Herumflankieren und Lungern vor den Komödianten- und Gaukelſpielerläden verachteten. Nun hörten ſie wieder dem Geſpräch der Männer zu, und nicht ohne Rührung vernahm Luiſe Henriette des alten Wedigen Bericht aus ihres Herrn Jugend.

Adam ſprach von der traurigen Zeit, da der Wallenſteiner im Land hauſte.

„Ach, gnädiger Herr,“ meinte er, „das wird uns wohl nicht wieder begegnen, wie es da herging. Ihr war’t noch ein kleiner Prinz. Euer Herr Vater hatte Euch Landsberg als Einkunft angewieſen, und die fremden Offiziere legten Beſchlag darauf. Weiß Gott, unſer neunjährig fürſtlich Blut mußte eine Bittſchrift unterzeichnen und vorſtellig werden, daß ſein Einkommen ihm frei gegeben würde, um leben und ſeinen kleinen Hofhalt ſpeiſen zu können. Damals knirſchten wir in die Zähne, konnten’s aber nicht ändern. Dünkt mich indeſſen wie Märlein, denn wenn ich in Euer blankes Auge blicke, ſehe ich eine helle Zukunft! Weiß mich auch recht wohl zu entſinnen, wie Euch in Küſtrin der Graf Schafgotſch ein mäuſefahles Pferdchen ſchenkte, und wie das Prinzlein ſich freute, weil es ſo ſchön und klein! Und als Ihr fort waret mit dem von Schulenburg und dem Informator Müller und Herrn von Leuchtmar, da fragte Eure Durchlauchtigſte Mutter nicht, ob Ihr ein ſchönes Herrlein würdet, ‚nur ein liebes‘ ſolltet Ihr werden — ich meine, Euer Gnaden wird nichts davon gehört haben, allein hier in ſelbiger Stube ſagte es die gnädigſte Frau Kurfürſtin. Habt Ihr gute Nachrichten von Gnaden Derſelben aus Croſſen?*) Man hört, unſre alte Durchlaucht will die Joachimsthaler Fürſtenſchule wieder aufrichten und mit Geld unterſtützen?“

„Ja, Adam, meiner Mutter geht’s gut, und die Schule ſoll nach Berlin. Ich werde ihnen einſtweilen im Schloß ſelbſt Zimmer anweiſen, wo ſie lehren und lernen mögen, die von der zerſprengten Herde noch übrig ſind! Und nun wollen wir dir Valet ſagen, denn wir mögen noch hinaus in unſren Schöneberger Spargelgarten!“

Der Kurfürſt erhob ſich, mit ihm alle Anweſenden, und der Abſchied fand ſtatt.

Der alte Ratsherr blieb allein im Zimmer zurück. Draußen auf der Hausdiele aber geſchah noch etwas Peinliches.

Wie die Fürſtin als Erſte hinaustrat, floh an ihr vorüber, von der Straße kommend, die Haustreppe hinauf ins obere Stockwerk, ein wunderſchönes Bürgermädchen, unverkennbar die Familienzüge im Geſicht, dürftig gekleidet zwar, aber um ſo ſchöner im Schmuck ihrer langen, goldroten Haare, die frei um die Schultern flogen.

Wie eine Statue der Unerbittlichkeit ward Frau Eliſabeth anzuſchauen, als die Kurfürſtin der Fliehenden betreten nachblickte und harmlos fragte: „Wer iſt dies reizende Mägdelein?“

„Die Schande unſres Hauſes, Durchlaucht!“ kam es dann über die erblaßten Lippen. „Einſt meine Tochter!“

Die Fürſtin erſchrak bis ins Mark vor dem Ton und dem flammenden Blick der Bürgersfrau und wandte ſich bekümmert ab. Der Kurfürſt aber, der wohl um alles wußte, nahm liebevoll der Witwe Hand und drückte ſie noch einmal — dann geleitete er ſein Gemahl die Stufen hinunter zu den Pferden.

Auch Hans Georg von Zelen hatte mit äußerſtem Staunen das gehetzte Mägdlein betrachtet und den Hals vorgebogen, als ſie auf der Treppe im Dunkel verſchwand. Er wendete ſich, das ganze Herz voll Fragen, an ſeinen neuen Freund Renatus; und wie ſie im eifrigen Geſpräch hinter dem Fürſtenpaar davonritten, blickte ihnen Frau Eliſabeth mit hartem Unmut nach; ſie wußte, verborgenes Unheil ihres Hauſes kam, in Frag’ und zögernder Antwort dieſer beiden, ans Tageslicht.

Im Zimmer jedoch ſtand Adam ſtille inmitten der unordentlich verſchobenen ſechs Stühle bei dem Präſentiertiſchlein, auf deſſen Flieſen die Becher mit den Bierreſtchen der abräumenden Magd harrten, und blickte um ſich.

Er trug noch das alte kurze Wams von ſchwarzem Tuch, das fünfzig Jahr vorher Mode geweſen, dazu ein gefältelt weiß Kräglein nach ſpaniſcher Art, das ihm das müde große Haupt aufrecht hielt — ſein Filzbarett, nach dem er zum Geleit gegriffen, in der Rechten — ein Bild der alten Zeit vor dem Kriege.

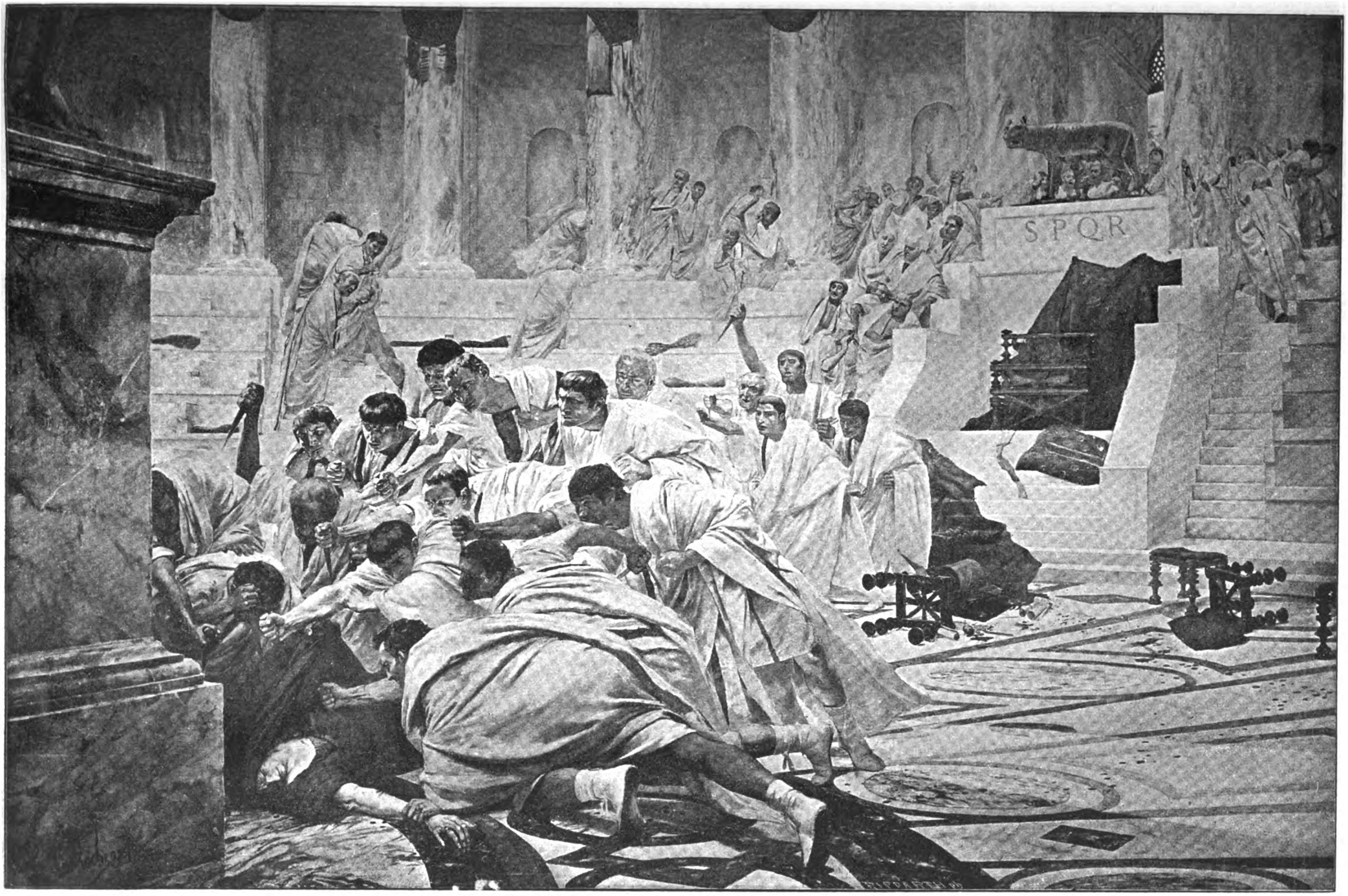
Düſter war das große Gemach wegen der Engheit der Gaſſe, düſter die alte Ledertapete mit ihrem verſchoſſenen Gold, damit die Wände behängt waren, düſter auch der große räucherige Kamin, faſt mannshoch unter ſeinem Mantel, aus uralter Zeit, mit dem mächtigen ſchwarzen Eiſenſpeer zum Zurechtrücken der Klötze; einzig das elfenbeinerne Kruzifix leuchtete und das Auge des Greiſes, das auf dem Gekreuzigten ruhte.

„HERR HERR!“ war das Gebet, das lautlos über die gefurchten welken Lippen Adams ging, „ſiehe, ſeit langen Jahren hatte ich keinerlei Wunſch noch Bitte — vielleicht erhöreſt du dieſe einige: Laß den Edlen, der eben vor mir ſaß, in ſeinem Werke keine Enttäuſchung erleiden! Und ſende ihm und ſeinem Gemahl Kinder, die ihnen gleichen! Amen!“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Eliſabeth Charlottes Witwenſitz.



Ermordung Cäſars. Nach dem Gemälde von C. Rochegroſſe.

Geſtalten des Glücks.

Es zieht mit ſtolzem Troſſe
Ein froher Gaſt ins Land,
Goldmähnige Flügelroſſe
Vor ſein Gefährt geſpannt;
Im Glanz kommt er entgegen,
Läßt lichte Spur zurück
Und blütenreichen Segen —
Er heißt: Das Glück.

Am ſchlichten Wanderſtabe
Ein Pilger kommt ins Land,
Gering iſt ſeine Habe
Und leer iſt ſeine Hand.
Ein Blümlein wird vom Winde
Geſchüttelt toll und tück,
Der Pilger bricht's geſchwinde —
Auch er heißt: Glück.

Ernſt Behrend.

Aus der indiſchen Frauenwelt.

Von L. Thiele.

(Abdruck verboten.)

Am 10. November dieſes Jahres begeht ein Verein die Feier ſeines fünfzigjährigen Beſtehens, der wenig gekannt in aller Stille ſeine ſegensreiche Thätigkeit ausübt. Es iſt dies der „Frauenverein für chriſtliche Bildung des weiblichen Geſchlechts im Morgenlande.“ Bewegt durch das furchtbare Elend der Frauenwelt in den orientaliſchen Ländern, ſchloſſen ſich chriſtliche Frauen zuſammen, um durch Frauen den Frauen Erlöſung zu bringen von den Feſſeln, in welchen der Fanatismus unmenſchlicher Religionsvorſtellungen ſie gefangen hält. Es iſt vornehmlich Indien, in welchem der genannte Verein ſeine Thätigkeit entfaltet hat.

Nach Indien ſtrebten die kühnen Seefahrer des Mittelalters, denen die Erdkunde ihre erſten großen Erfolge verdankt; den Weg dahin zu finden, zog Kolumbus aus und fand die neue Welt; in Indien ſuchte die Goldgier der Handelsvölker der Neuzeit ihr ergiebigſtes Erntefeld. Portugieſen und Holländer, Franzoſen und Engländer folgten einander, um die Schätze des Landes zu heben, ſehr zum Schaden der Einwohner, die vielfach für ihre Unabhängigkeit anſtatt der Geſittung nur die Laſter der abendländiſchen Kultur eintauſchten.

Dieſer letzte Umſtand, das Gefühl der Verantwortung für den dem Lande durch die Stammesgenoſſen zugefügten inneren und äußeren Schaden, trieb ſchon früh die chriſtliche Miſſion, der Straße derer zu folgen, die nur die Befriedigung eigenen Nutzens geſucht hatten. Jetzt iſt das ganze Gebiet des indiſchen Feſtlandes mit ſolchen Stätten chriſtlicher Liebesthätigkeit mehr oder minder dicht beſetzt. Aber trotz der hohen Kultur und der angeborenen Bildungsfähigkeit der ſanftäugigen, mehr paſſiv als aktiv angelegten Bevölkerung hielt die Chriſtianiſierung nicht Schritt mit dem Eifer der aufgewendeten Arbeit. Die ſeit Jahrtauſenden eingewurzelten Inſtitutionen des Landes, der Bann der religiöſen Tradition, der eiſerne Druck der Kaſte ſtemmten ſich dem Eindringen chriſtlicher Ideen entgegen. Als das ſchwerwiegendſte Hindernis aber und zugleich als der kräftigſte Sporn der chriſtlichen Liebesthätigkeit erwies ſich die Stellung der Frauen, die in ihrer Abgeſchloſſenheit dem Einfluß der chriſtlichen Lehre unzugänglich waren, zugleich aber durch das furchtbare Elend ihrer Lage die Barmherzigkeit im höchſten Grade herausforderten.

Es gibt vielleicht kein zweites Volk auf Erden, bei dem alle Vorkommniſſe des täglichen Lebens ſo unter dem Einfluß religiöſer Gebräuche ſtehen, als das indiſche. Die kleinſten häuslichen Thätigkeiten werden verrichtet nach vorgeſchriebener Weiſe, unter vorgeſchriebenen Gebeten oder ebenſo vorgeſchriebenem Schweigen. So iſt auch die Stellung der Frau in der Familie durch religiöſe Geſetze geregelt; eine Änderung ihrer Lage iſt nur unter Verluſt der Kaſte möglich, der furchtbarſten Strafe für den Hindu, weil ſie den Verluſt der Familienehre und Rechte, wie jeder geſellſchaftlichen Stellung bedeutet.

Nach der Lehre der Vedas, der kanoniſchen Bücher der Hindus, iſt die Frau ihrer Natur nach unfähig, ſelbſtändig zu ſein. Sie iſt ein unreines Weſen, muß unter ſteter Bewachung gehalten werden und kann nur durch die Geburt eines Sohnes, der ſie „erlöſt“, einen Anſpruch auf Seligkeit erlangen. Der Vater, dem zu ſeinem Verdruß ein Mädchen erwächſt, hat darum die religiöſe Pflicht, ſie ſo bald als möglich mit einem Manne der eigenen Kaſte zu verheiraten. Nach den Vorſchriften des Manu iſt acht Jahr das früheſte, zwölf Jahr das höchſte Alter, in welchem ein Mädchen verheiratet ſein muß; bei den Brahmanen iſt das Alter von fünf bis zu elf Jahren die gewöhnliche Zeit der Verheiratung. Von dem Augenblick an, wo der junge Gatte ſein Kindweib in ſein Haus abholt — was unter ſo koſtſpieligen Gebräuchen geſchieht, daß ſchon deshalb die Geburt mehrerer Töchter als ein Unglück angeſehen wird, das zum Gebrauch des Mädchenmordes geführt hat — iſt ſie ihm auf Gnade und Ungnade unterworfen; kein Recht ſchützt ſie, keine Barmherzigkeit hilft ihr. Eingeſchloſſen in der Zonana, dem Frauengemach, lebt ſie als Sklavin des Mannes und der älteren Frauen des Hauſes. Das heilige Buch des Manu ſagt: „Eine kinderloſe Frau kann im achten Jahre, eine, deren Kinder ſterben, im zehnten, eine, die nur Töchter hat, im elften Jahre entlaſſen werden; eine, die krank iſt, ohne Aufſchub.“ Dagegen: „Wenn der Mann ein Trinker iſt und böſen Leidenſchaften ergeben, und die Frau erzeigt ihm keine Achtung, ſo ſoll ſie ihres Schmuckes und ihrer Gerätſchaften beraubt und auf drei Monate verlaſſen werden.“ — Auch die Ungerechtigkeit, daß das Unglück der Frau härter geſtraft wird, als das Laſter des Mannes, beruht auf religiöſen Vorſtellungen. Der Hindu glaubt an die Unſterblichkeit der Seele, inſofern ſie eines Weſens mit Gott iſt. Der Menſch wird mehreren Exiſtenzen verſchiedener Art unterworfen, um den Lohn ſeiner Thaten zu ernten. Wird er endlich frei von den Folgen ſeiner Handlungen, ſo geht er auf in den Geiſt und hört auf, ein Individuum zu ſein, wie der Fluß ſich nicht mehr als Fluß unterſcheidet, wenn er in den Ozean aufgeht. Das iſt der Begriff der Seligkeit des Hindu. Jedes Vergehen aber unterwirft ihn einer neuen, niederen Exiſtenz. Ein ſo großes Unglück, wie das keine Söhne zu haben, kann nur die Strafe ſchwerer, in einer früheren Exiſtenz begangener Sünden ſein, und iſt die Frau demnach jeder Züchtigung wert. Am furchtbarſten zeigen ſich die Folgen dieſer Anſchauung in dem Los der indiſchen Witwen, die nach dem Volksglauben ſtets den Tod des Mannes verſchuldet haben.

Wer von den Leſern des Daheim ſich der vor zwei Jahren erſchienenen herzbewegenden Erzählung „Anunda“ erinnert, die das Los einer jungen Witwe hoher Kaſte mit erſchütternden Farben ſchildert, hat einen Begriff von den Leiden eines ſolchen unglücklichen Weſens. Oft noch dem Kindesalter angehörend, nicht wiſſend, was es verſchuldet hat, wird ein ſolch armes Geſchöpf behandelt wie die fluchwürdigſte Verbrecherin. Ausgeſtoßen von allem freundlichen Verkehr, ihres Gutes, ihrer Kleider, ſogar ihres Haares beraubt, hat ſie hinfort nichts mehr zu erwarten, als Abſperrung, Verachtung, Mißhandlung. Was wunder, wenn es früher Tauſende dieſer unglücklichen Weſen dazu trieb, den Tod auf dem Scheiterhauſen zu ſuchen? Dann waren ſie das Elend ihrer Exiſtenz los, ja ſie waren aus dem Zuſtande tiefſter Verachtung zu faſt göttlicher Verehrung erhoben und durften die Erlöſung hoffen, die ihnen ſonſt ewig verſchloſſen blieb! Die engliſche Regierung hat die Witwenverbrennung verboten, aber ſie hat das Los der Witwen nicht beſſern können. Die Volkszählung von 1881 ergab im britiſchen Gebiet 20 930 626 Witwen, ein Verhältnis, das ſich nur dadurch erklärt, daß bei verſchiedenen Volksſtämmen Indiens, ſowie in der großen Brahmanenkaſte die Vielweiberei herrſcht. Von dieſen Witwen waren 78 976 unter neun Jahren, 207 388 kamen auf das Alter von 10—14 Jahren, und 382 736 auf das von 14 bis zu 19 Jahren. Alle dieſe Kinder an Alter und Verſtändnis verfallen dem furchtbaren Schickſal, das der religiöſe Fanatismus über ſie verhängt. „Die Engländer haben die Suttee abgeſchafft,“ ſchreibt ein gelehrter Hindu im „XIX. Jahrhundert“, einer in Indien erſcheinenden Zeitſchrift, „aber ach! weder die Engländer noch die Engel wiſſen, was in unſeren Häuſern vor ſich geht! Mit der armen hilfloſen Witwe der hohen Kaſte ſteht es gerade wie in früheren Jahrhunderten. Das einzige Mittel, ihr Elend zu enden, iſt ihr mit der Suttenfeier genommen, und niemand iſt da, der ihr helfe!“

Die hinduſtaniſche Glaubenslehre verbietet den Unterricht der Frauen, ſo weit er über die Erlernung häuslicher Fertigkeiten hinausgeht. Deſſenungeachtet iſt die Miſſion ſowohl als auch die Regierung mit der Errichtung von Mädchenſchulen vorgegangen. Sie werden aber nur von den Töchtern der niederen Kaſten, und ſelten länger als vom 7. bis 9. Jahre, beſucht, wo mit der Verheiratung das Lernen aufhört. Von den hundert Millionen Frauen, welche die Volkszählung von 1881 ergab, konnten nur 200 000 leſen oder ſchreiben, wenige beides. Damen der höheren Kaſten können nur in den Zonanas, zu denen europäiſche Lehrerinnen Zutritt erlangen, unterrichtet werden. Daß dieſelben bildungsfähig ſind und ſchwer unter der auferlegten Abgeſchloſſenheit ſeufzen, beweiſt das rührende Gebet einer Schülerin der Zonanamiſſion, die den bittren Kummer und die Erniedrigung der Hindu-Witwenſchaft von ihrer Kindheit an gekoſtet hat:

„O Herr, erhöre mein Gebet! Niemand hat ſein Auge auf die Unterdrückung gerichtet, die wir armen Frauen Indiens erleiden. Wir haben oben und unten geſucht, aber Du biſt der einzige, der unſere Klage hören will. Du kennſt unſer Unvermögen, unſere Erniedrigung, unſere Schande! O Herr! Jahrhunderte lang hat ſich Unwiſſenheit über unſer Gemüt und unſren Geiſt gelagert. Wir ſind wie Gefangene in einem alten und zerfallenen Hauſe und wir haben keine Kraft herauszukommen. O Vater, wann werden wir befreit werden aus dieſem Gefängnis? Von Deinem Thron des Gerichts fließt Gerechtigkeit, aber uns erreicht ſie nicht.

Du Erhörer des Gebets, wenn wir geſündigt haben, vergib, wir waren zu unwiſſend, zu erkennen, was Sünde iſt. Muß die Strafe der Sünde auf die fallen, die nicht wiſſen, was Sünde iſt? O großer Herr, Verbrecher, die lebenslang im Gefängnis eingeſchloſſen ſind, ſind glücklicher als wir, denn ſie kennen etwas von Deiner Welt. Sie wurden nicht im Gefängnis geboren, aber wir haben nicht einen Tag, auch nicht in unſren Träumen, Deine Welt geſehen, und da wir die Welt nicht geſehen haben, können wir Dich, ihren Schöpfer, nicht kennen. Die, welche Deine Werke geſehen haben, können Dich verſtehen lernen.

O Vater der Welt, haſt Du uns nicht erſchaffen? Haſt Du keine Macht, uns anders zu machen, als wir ſind, damit wir auch teil haben mögen an den Freuden dieſes Lebens? Kannſt Du auf unſere Opferſcharen ſehen und Deine Thore der Gerechtigkeit zuſchließen? Gedenke an Deine Barmherzigkeit und gedenke unſer. Herr, rette uns, denn wir können unſer Los nicht tragen. O Gott der Barmherzigkeit, ſchaffe in den Herzen der Menſchen Mitleid mit uns, daß unſer Leben ſich nicht länger in vergeblicher Sehnſucht verzehre!“

Wem wendete ſich nicht das Herz bei ſolchem Jammer? Und wer fühlte nicht den Drang mit den edlen Frauen, die das Werk der Bildung der vernachläſſigten Frauenwelt Indiens ſich zur Aufgabe geſetzt haben, ſolchem Elend abzuhelfen? Es gibt nur einen Weg dazu, und das iſt die Erziehung zum Chriſtentum. Überall, wo chriſtliche Bildung herrſcht, hat die Stunde der Befreiung für das unterdrückte Weib geſchlagen. Dieſe Aufgabe aber kann in Indien nur durch Frauen gelöſt werden, da die Zonanas der Indierinnen ſich keinem Mann öffnen, weder dem Miſſionar noch dem Arzt. Längſt ſchon iſt dieſe Erkenntnis den engliſchen Miſſionsgeſellſchaften aufgegangen; überall arbeiten ſelbſtändige Frauen in der Zonanamiſſion, als Lehrerinnen und als Ärztinnen, im engſten Anſchluß an die engliſche Miſſion. Bei den deutſchen Geſellſchaften iſt bisher das Verſtändnis für dieſen Zweig der Miſſion gering geweſen. Der einzige Verein, der durch Frauen an den Frauen des Morgenlandes arbeitet, iſt der oben genannte Frauenverein, der am 10. November auf fünfzig Jahre ſtiller, aber geſegneter Arbeit zurückſieht. Die von ihm ausgeſandten Lehrerinnen arbeiten einesteils an den beiden großen Mädchenwaiſenhäuſern zu Benares und Sekundra — eine wichtige Arbeit, da die hier gebildeten Mädchen von der Anſtalt aus verheiratet als chriſtliche Hausmütter wichtige Träger chriſtlicher Bildung in weiten Kreiſen werden — anderenteils in der ſogenannten Dorfmiſſion, d. h. in den Zonanas und an den Frauen der Bewohner um Agra und Sekundra. Sie ſammeln kleine Kreiſe von Frauen und Mädchen in den Zonanas zum Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen, und bringen ihnen dabei die Kenntnis der chriſtlichen Religion und die Pflege chriſtlicher Barmherzigkeit. Und durch die Hilfe ſogenannter „Bibelfrauen“, eingeborner Helferinnen, gelingt es ihnen, chriſtliche Erkenntnis auch in weitere Volkskreiſe zu tragen. — Bis jetzt ſind engliſche Miſſionare der männliche Schutz, unter dem die deutſchen Schweſtern arbeiten. Eine neue Bewegung für Frauenmiſſion ſcheint ſich indeſſen in jüngſter Zeit auch in Deutſchland Bahn zu brechen, und hoffentlich erfüllt ſich der Wunſch des Vereins, bald im Anſchluß an die deutſche Miſſion arbeiten zu dürfen.

Möchte der Abſchluß des erſten halben Jahrhunderts ſeines Beſtehens eine neue Belebung für die Arbeit und die Zwecke des Vereins in der deutſchen Frauenwelt hervorrufen! Eine Erlöſung der Frauen Indiens iſt nur möglich durch den Sturz der religiöſen Macht des Hinduismus durch die chriſtliche Religion; der Sieg des Chriſtentums aber iſt nicht möglich, ohne daß die weibliche Hälfte der Nation dafür gewonnen wird, und dieſe iſt allein durch Frauenmiſſion zu erreichen. Möchte vielen deutſchen Frauen das Herz ſchlagen für die gequälten Töchter Indiens, möchten viele Hände ſich regen, einem Elend ein Ende zu bereiten, das vieltauſendſtimmig zum Himmel ſchreit.

Zum Schluß ſei es mir erlaubt, einige Worte herzuſetzen aus dem Aufruf einer Indierin, die, ſelbſt der Wohlthat chriſtlicher Bildung teilhaftig geworden, ſich nun an die Frauen altchriſtlicher Länder wendet, um Hilfe für ihre Landsmänninnen zu erflehen. Sie ſchließt ihre Bitte mit den Worten: „Mütter und Väter, vergleicht die Lage Eurer Lieblinge an Eurem glücklichen Herd mit der von Millionen kleiner Mädchen in Indien, welche auf dem unheiligen Altar einer unmenſchlichen Sitte geopfert werden. Ich bitte Euch, laßt den Schrei der Töchter Indiens Eure Ohren erreichen und Euer Herz rühren! Im Namen der Menſchlichkeit, im Namen Eurer heiligen Verpflichtungen als Arbeiter an der Sache der Menſchheit, und vor allem in dem heiligſten Namen Gottes rufe ich Euch auf, Eure Hilfe ſchnell zu ſenden, welchem Volke, welchem Stande und welchem Glauben Ihr angehören mögt!“

Anmerkung: Frau Generalin von Döring, Berlin W., Schellingſtraße 12, die jetzige Vorſitzende des Vereins, iſt bereit, Gaben und Anmeldungen jeder Art anzunehmen.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Die Stute iſt mit deinem Gelde gekauft — Löwenberg hat dein Geld erhalten und muß es zurückgeben,“ meinte Lauronat kühl. „Ich habe dir geſchrieben: nimm die Stute und fordere dein Geld. Du haſt aber die Stute nicht genommen, als es Zeit war, und nun hat ſie ſich ſelbſt aufgezehrt. Das iſt deine Schuld.“

„Gott gerechter!“ rief Nathan Hirſch. „Was ſoll ſein meine Schuld? Ich hab' dir geliehen tauſend Mark auf Wechſel, und die drei Monate ſind reichlich um. Ich habe dich gewarnt, zu kaufen ein Pferd mit geborgtem Gelde, aber du haſt wollen klüger ſein. Biſt du nun zu Schaden gekommen, halte dich an den, der dich geſchädigt hat. Ich will mein Geld.“

„Und ich mein Pferd.“

„Iſt das ein unſinniges Gerede! Ich ſage dir, mein Wechſel iſt mein Wechſel, und dein Pferd iſt dein Pferd. Es fehlt da jeder Zuſammenhang. Was kümmert mich dein Pferd?“

„Ja, wenn du das Geld haben willſt —“

„Natürlich will ich das Geld.“

„So warte ab, bis Löwenberg es zurückzahlt. Behalten werd' ich's nicht.“

„Du magſt es behalten, wenn du mich befriedigt haſt. Ein Kind muß doch einſehen —“

„Ein Kind muß doch einſehen, daß ich nicht das Pferd verlieren kann und überdies noch Geld zahlen ſoll!“

Nathan Hirſch ließ es nicht an Zeichen der Ungeduld fehlen. „Man könnte ärgerlich werden,“ ſagte er, „wenn man dich ſo mit ganz ernſtem Geſicht Unſinn reden hört. Aber ich will nicht ärgerlich werden, weil du Unglück gehabt haſt, und weil ich doch bin in meinem guten Recht. Da liegt der Wechſel. Willſt du ihn einlöſen oder nicht?“

Der Littauer ging an den Wandſchrank, öffnete ihn und nahm die Branntweinflaſche heraus. Er ſtellte vor den Gaſt ein Gläschen hin und füllte es bis zum Rande. „Trink',“ ſagte er, „und ſprich nicht weiter davon.“

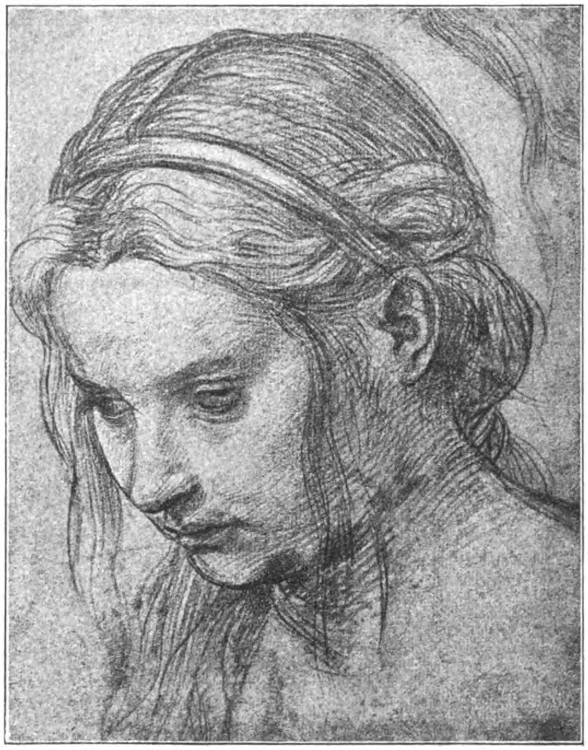
Hirſch ſchob das Glas zurück. „Ich will trinken, wenn das Geld auf dem Tiſch liegt.“

„Ich habe kein Geld.“

„Dacht' ich's doch. So gib mir dein Fuhrwerk in Pfand, und ich will dir eine kurze Friſt bewilligen.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ rief Lauronat. Er hatte auch für ſich einen Schnaps eingegoſſen und warf ihn über die Zähne.

Der Jude ſtand auf. „Ich hätte dir die Gerichtskoſten gern erſpart,“ bemerkte er, „aber du biſt eigenſinnig.“ Er verwahrte den Wechſel wieder in der Brieftaſche. „Was bleibt mir anders übrig, als gegen den böswilligen Schuldner zu klagen und ihn zwingen zu laſſen zu ſeiner Pflicht? Sage hinterher nicht, daß ich hart mit dir verfahren bin.“



Weiblicher Studienkopf. Röthelzeichnung von Andrea del Sarto in der Galerie der Uffizien zu Florenz.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie., Dornach im Elſaß und Paris. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

„Die Gerichtsherren werden ja doch einem Juden nicht mehr glauben, als einem Littauer,“ antwortete Lauronat ſehr ruhig über die Schulter hin.

Nathan Hirſch machte eine Gebärde, die ausdrücken ſollte: ich glaube gar nicht, daß du ſo vernagelt biſt, als du dich ſtellſt. An der Thür wendete er ſich noch einmal zurück und ſagte zu Busze: „Dein Mann handelt thöricht. Er hat Verluſt gehabt durch den Pferdekauf — das iſt ein Unglück, das er tragen muß. Warum will er ihn vergrößern durch die Gerichtskoſten? Ich will warten bis heute Abend. Sprich mit ihm verſtändig.“ Er fuhr ab. Busze ſah's vom Fenſter aus. Sie hatte bis dahin kein Wort geſprochen und nicht einmal zu den beiden Männern hinübergeblickt. Jetzt erhob ſie ſich, lehnte den Arm an den Pfoſten des Webſtuhls und ſenkte die Stirn darauf. Pawils hörte ſchluchzende Laute

„Was gibt's denn?“ fragte er unwirſch.

„Du haſt dich in des Juden Hand gegeben,“ antwortete ſie, „nun kommt alles heraus. Wie willſt du die tauſend Mark zahlen? Er richtet uns zu Grunde.“

„Aber du hörſt ja —“

„Du haſt doch das Geld von ihm geliehen.“

„Ja, aber ich hab' ihm geſagt, daß ich die Stute kaufen wollte, und dazu hat er mir's gegeben. Wo iſt nun die Stute? Dafür kann ich doch nicht, daß ſie einen Fehler gehabt hat, den kein Menſch entdecken konnte! Es ſind ja auch noch andere Leute bei der Beſichtigung zugegen geweſen; ich kann zehn Zeugen ſtellen. Was will der Jude jetzt von mir? Er muß warten, bis ich zu meinem Recht gekommen bin.“

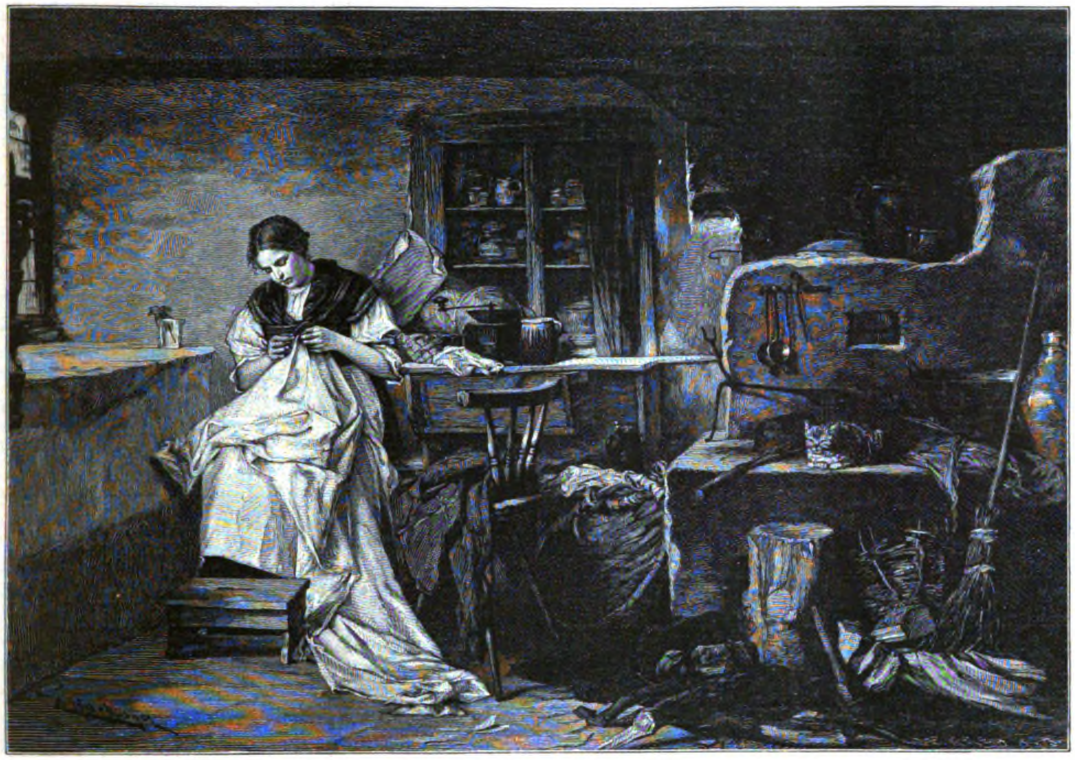
Sie gab darauf keine Antwort, hörte aber auch nicht auf, zu weinen. Ärgerlich ging er hinaus und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

Nach wenigen Tagen ſchon kam die Klage mit einem ganz kurzen Termin. Lauronat verweigerte ſeine Unterſchrift. „Das kann dir doch nichts helfen,“ meinte der Poſtbote. „Ich gehe ſelbſt aufs Gericht,“ ſagte Lauronat, „man braucht's ja den Herren nur klar vorzuſtellen.“

„Es iſt mit einem Wechſel ſo eine beſondere Sache,“ entgegnete der Beamte. „Da fragen ſie nur, ob du geſchrieben haſt.“

Er lachte. „Wir werden ja ſehen.“

Der Termin war auf einen Freitag anberaumt. Am Donnerstag gegen Abend kam die Lenke Kalbis auf den Hof und fragte nach dem Wirt. Sie hatte den Weg über die ſchmutzige Landſtraße zu Fuß gemacht, was ihren Schnürſtiefeln anzumerken war. Übrigens hatte ſie ihre beſten Röcke angezogen, wohl fünf oder ſechs übereinander, und den oberſten von hinten her über den Kopf genommen, ihn ſelbſt und die ſtramm über der Bruſt zugehakte Tuchjacke gegen den



Heimchen am Herd. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

Regen zu ſchützen, den der Wind unter den Schirm getrieben haben mochte. Unter dieſem Dach blitzten die munteren Augen und bewegte ſich das Stumpfnäschen unaufhörlich. Die Magd wies ſie an die Frau. Busze muſterte die keck eintretende Perſon. Zu den ihr bekannten Wirtsfrauen und Wirtstöchtern der Nachbarſchaft gehörte ſie nicht. „Was willſt du?“ fragte ſie.

„Ich muß den Wirt Pawils Lauronatis ſprechen,“ antwortete das Mädchen, ſich neugierig in der Stube umſchauend. „Kannſt du mir ſagen, wo ich ihn finde?“

„Er hat in der Wirtſchaft zu thun,“ ſagte Busze. „Iſt etwas an ihn zu beſtellen?“

„Nein — ich muß es ihm ſelbſt ſagen,“ erwiderte Lenke und zeigte dabei lachend die weißen Zähne.

„Es wird doch wohl nichts ſein, was ich nicht auch hören kann,“ meinte die Frau.

„Wenn Pawils es dir ſagt, wirſt du’s ja wiſſen,“ wich die Kleine aus.

Busze betrachtete ſie mit mißtrauiſchen Blicken. „Ich hoffe, daß du mit meinem Mann keine Geheimniſſe haſt.“

„Ach —!“ Sie ſenkte die ſpitzbübiſchen Augen und ſchmunzelte.

„Wie heißt du denn?“

„Wenn du mich nicht kennſt, iſt’s beſſer für dich, ich ſage es dir nicht. Das iſt für alle Fälle beſſer. Warum brauchſt du zu wiſſen, mit wem dein Mann heimlich geſprochen hat?“

„Mein Mann hat mit niemand heimlich zu ſprechen.“

„Du kannſt ja abwarten, ob er mich abweiſt. Es iſt auch nichts, was dich angeht.“

Busze bedachte ſich eine kleine Weile. „Pawils iſt im Stall bei den Pferden,“ ſagte ſie dann. „Setze dich, bis er in die Stube kommt.“

„Ich will lieber zu ihm gehen,“ antwortete der ſonderbare Gaſt, „es dauert mir ſonſt vielleicht zu lange. Ich habe einen weiten Rückweg, und es wird früh dunkel.“

Sie wartete die Erlaubnis nicht ab, ſondern kehrte gleich um und trippelte über den Flur nach der Stallthür.

„Wer iſt das?“ fragte Busze die Magd, die am Herd beſchäftigt war.

„Die Lenke Kalbis aus Iblauken,“ gab dieſelbe Auskunft. „Sie wohnt bei ihrem Bruder dicht am Moor und geht manchmal auf Arbeit. Hier hab’ ich ſie ſonſt noch nicht geſehen. Ihr Bräutigam war der Annus Kulies aus Karkeln, der als Matroſe gefahren und mit dem Schiff untergegangen iſt. Ein paar Monate, nachdem er das letzte Mal in Karkeln bei ihr war, hat ſie ins Gefängnis müſſen.“

„Weshalb?“

„Man weiß es nicht genau.“

Busze fragte nicht weiter. Aber ſie horchte nun doch im Vorbeigehen an der Stallthür, ob ſie von dem Geſpräch etwas erlauſchen könne. Es wurde ganz leiſe geführt.

Lenke hatte Lauronat geſagt, daß ihr Bruder ſie ſchicke. Er ſei mit dem Boot in der Forſt geweſen, um Holz zu holen, und habe bemerkt, daß ein Rudel Hochwild auf einem Heideplan vom Waſſer abgeſperrt ſei. Das dumme Vieh ſtecke dort die Köpfe zuſammen und wage ſich nicht durch den Sumpf. Mit dem flachen Kahn könne man ihm aber ankommen. „Jakubs meint, du haſt ein Elch ſchießen wollen,“ ziſchelte ſie. „Das iſt jetzt leicht gethan. Aber es iſt keine Zeit zu verlieren. Läßt der Wind nach, ſo tritt das Waſſer zurück — und es kann auch ſein, daß die Förſter aufmerkſam werden und an einer ſchmalen Stelle Zweige hineinwerfen, damit die Tiere eine Brücke haben.“

Lauronat horchte geſpannt. „Wann will Jakubs . . .“

„Am liebſten ſchon die nächſte Nacht. Allein aber kann er nichts ausrichten — die Laſt iſt zu ſchwer für einen, und es muß ein ſehr ſtarker dabei ſein, ſonſt zwingen auch zwei ſie nicht.“

„Gut, ich komme. Nächſte Nacht alſo.“

„Wenn dir das Wetter nicht zu ſchlecht iſt.“

„Es iſt mir nicht zu ſchlecht. Jakubs ſoll auf mich warten. Hier haſt du etwas für deinen Gang.“ Er faßte in die Taſche und holte einige Silbermünzen vor.

„Laß nur,“ ſagte ſie, ſeine Hand abwehrend. „Ich brauche nichts, und es iſt gern geſchehen.“

Jetzt erſt, da er in den Stallgang getreten war, ſah er ſie ſich genauer an. „Du haſt dich ja ausgeputzt, als ob du zum Tanz gehen wollteſt,“ bemerkte er, ſie bei den Schultern faſſend.

„Gefalle ich dir?“ fragte ſie.

„Ich hätte nicht gedacht, daß du ſo blitzſauber ausſehen könnteſt.“

„Das dachte ich wohl. Bei uns iſt's finſter, und in der Zeit, wenn du zu kommen pflegſt, ſind auch alle Katzen grau. Da hab' ich für dich einmal Sonntag gemacht.“

Er lächelte geſchmeichelt. „Ich will nur wünſchen, daß du nicht naß wirſt,“ ſagte er. „Ich komme alſo. Geh dort hinten hinaus. Es iſt beſſer, man ſieht dich nicht.“

„Deine Frau hat mich ſchon geſehen,“ kicherte ſie in die Hand.

„Das hat nichts zu bedeuten,“ meinte er, „wenn's darauf ankommt, weiß ſie doch nichts.“ Er beugte ſich vor, öffnete mit der linken Hand die Thür und klopfte ihr mit der rechten die runde Schulter, indem er ſie zugleich ſanft hinausſchob. „Hilf mir noch, den Rock über den Kopf nehmen,“ bat ſie. Das geſchah. Dann öffnete ſie auf der Schwelle den Schirm unter der Traufe und ſprang mit einem lauten „Hopp“ über die Pfütze. Pawils ſah ihr durch die Spalte nach.

Bald darauf blickte Busze durch die Flurthür. Es dauerte ihr zu lange, bis die Margelle zurückkam. „Nun?“ fragte er.

Sie bemerkte, daß er allein war. „Iſt ſie ſchon fort?“

„Wer?“

„Ich habe doch Augen und Ohren.“

„Es iſt niemand hier geweſen,“ ſagte er in befehlendem Ton, der jeden Einwand abſchneiden ſollte.

Busze verſtand ihn und ſchwieg.

Sie ſchwieg aber auch, als er ſie ſpäter in der Stube ganz freundlich anredete, und ſtellte ihm ſein Abendeſſen auf den Tiſch, ohne ſich zu ihm zu ſetzen. Dann ging ſie früh ſchlafen. Auch er ließ das Licht nicht lange brennen und legte ſich zu Bett.

Aber nach einer Stunde ſchon ſtand er leiſe wieder auf und tappte nach ſeinen Kleidern herum. Er zog die hohen Waſſerſtiefel und den Pelzrock an, der an der Wand hing, und ſetzte die blaue Kapuze auf. Aus der Ecke hinter dem Bett nahm er das Gewehr und den Schrotbeutel. Er wollte eben hinausſchleichen, als er ſeinen Namen rufen hörte. „Was willſt du?“ flüſterte er. „Schlafe doch.“

„Ich kann nicht ſchlafen,“ ſagte Busze, ſich aufrichtend.

„Das iſt dumm,“ ſchalt er.

„Wohin gehſt du?“ fragte ſie.

Er antwortete nicht, aber der Hahn des Gewehrs knackte leiſe.

„Nimm mich mit, Pawils.“

„Heute nicht. Schlafe doch.“

„Ich kann dir ſo gut helfen als eine andere.“

„Er lachte kurz auf. „Ach ſo…“

„Ich ſoll ſchon längſt von deinen Wegen nichts mehr wiſſen.“

„Das kann ſein.“

„Die Lenke Kalbis weiß aber davon.“

Darauf erfolgte eine Weile keine Antwort. Dann trat er ans Bett und ſagte: „Du bringſt mich auf Gedanken, die ich bis jetzt nicht gehabt habe. Ich will verſuchen, ſie wieder zu vergeſſen.“

Busze faßte ſeinen Arm, ihn zurückzuhalten. „Ich that dir alles zuliebe — mehr als ich ſollte. Weil ich dir gut bin, Pawils, war ich ſchlecht gegen Vater und Mutter. Mitten in der Nacht bin ich aufgeſtanden, ſo oft du mich weckteſt, und mit dir ausgefahren —“

„Schweige ſtill,“ befahl er. „Die Wand iſt dünn. Das braucht keiner zu hören.“

„Wenn du der Perſon mehr vertrauſt, als mir —“

„Nun iſt's aber genug,“ fiel er ärgerlich ein. „Du weißt nicht, was du ſprichſt. Es iſt ganz dumm.“ Er machte ſich von ihr los und entfernte ſich mit ſchleichenden Schritten aus der Stube, die Thür leiſe hinter ſich zuklinkend.

Es regnete jetzt nicht in Tropfen, aber ein dichter, naſſer Nebel zog vom Haff her über die Stoppelfelder und Weidepläne, durch die er ſeinen ungebahnten Weg nahm. Mitunter tauchte aus der grauen Wand der dunklere Schattenriß eines Baumes oder einer Reihe von Bäumen vor, die den Rand eines Grabens anzeigten und bald wieder verſchwanden. Lauronat mied die Landſtraße, die ihn durch Dörfer führen mußte, und behielt immer das Moor ein paar hundert Schritte ſeitwärts. Trotz der Dunkelheit verirrte er ſich nicht. Es ging ihm zwar durch den Kopf, daß Busze ſich ſo ſonderbar benommen hatte, wie noch nie, aber das beunruhigte ihn wenig. Wenn alles gut ablief, konnte er ihr ja ſagen, was Lenke gewollt hatte. Jetzt beſchäftigte ihn nur die Jagd, zu der er ſich mit leidenſchaftlichem Eifer rüſtete. Er beeilte möglichſt ſeine Schritte und öffnete den Pelzrock, als ihm zu heiß wurde. Nach einer Stunde ſah er die dunkle Maſſe der Torfhütte plötzlich dicht vor ſich. Er klopfte an das kleine Fenſter, hinter dem kein Licht brannte.

„Biſt du's?“ fragte eine Stimme von innen.

„Komm nur,“ antwortete Lauronat, „ich bin bereit.“

Kalbis brachte zwei Stangen mit. Das Gewehr hatte er unter dem langen Rock von grauem Want verſteckt. „Geh an den Graben voran,“ ſagte er, „ich bringe das Boot aus dem Schilf. Aber nimm dich in acht, daß du nicht einſinkſt. An der Weide kannſt du ſtehen bleiben und auf mich warten.“

Dort ſtieg Lauronat ins Boot, um dann hinten die Stange zu handhaben, während Kalbis mit der ſeinen vorn zur Seite einſtieg und den Weg kreuz und quer durch das Moor anzeigte.

Endlich nach ſcharfer Arbeit war die Forſt erreicht. Das Boot glitt zwiſchen Ellerngebüſch hin, mitunter an deſſen Wurzeln ſtoßend. Eine Viertelſtunde weiter lichtete ſich wieder der Wald. Die Ränder des Grabens wurden ganz flach und verloren ſich bald völlig im Sumpf, der ſich rechts und links ſeeartig ausbreitete, ſo weit der Nebel einen Ausblick geſtattete. Dahinter tauchten einzelne Bäume auf, die auf einer Inſel zu ſtehen ſchienen. Wirklich ſtieß das Boot nach einer Weile auf feſteren Grund. Kurz vorher noch waren die Stangen tief eingeſunken.

„Hier iſt's,“ ſagte Kalbis, indem er hinausſprang und die Spitze aufs Land zog. „Das Waſſer geht rund herum. Geſtern ſtand es aber noch höher, und morgen wär's zu ſpät geweſen.“ Er machte ſein Gewehr ſchußfertig.

Lauronat folgte ihm. Es war ein wenig heller geworden. Der Mond mußte aufgegangen ſein; wenn er auch unſichtbar blieb, gab er doch dem Nebel einen mehr lichten Ton. Mitunter riß auch der Sturm in die Wand ein Loch, das ſich erſt nach Minuten wieder ſchloß. Die beiden Männer ſchritten durch das naſſe Gras, den Bäumen zu. An einer Stelle, wo ſie dichter aneinander gereiht waren, machte Kalbis Halt. Er zeigte mit der Hand geradeaus, ohne zu ſprechen. Lauronat ſah, daß ſich hinter dem Gebüſch etwas bewegte. Bald erkannte er die Schaufelgeweihe von mehreren Elchen.

Sie ſchlichen heran, das Gewehr unterm Arm, von einem Baumſtamm zum anderen Deckung ſuchend. Plötzlich entſtand unter den Tieren eine merkliche Bewegung. Die Köpfe richteten ſich mit ihrer ſchweren Laſt auf, das klappernde Geräuſch der Hufe wurde hörbar. Wie auf ein Zeichen ſetzte ſich die kleine Herde in Trab und jagte in entgegengeſetzter Richtung davon. „Sie kommen nicht durch,“ flüſterte Kalbis, „das Waſſer iſt zu flach zum Schwimmen und zu tief zum Durchwaten; ſie wiſſen ganz genau, wie weit ſie mit den Beinen einſinken und bringen ſich nicht in Gefahr — wir müßten ſie denn verfolgen und in Schrecken ſetzen.“

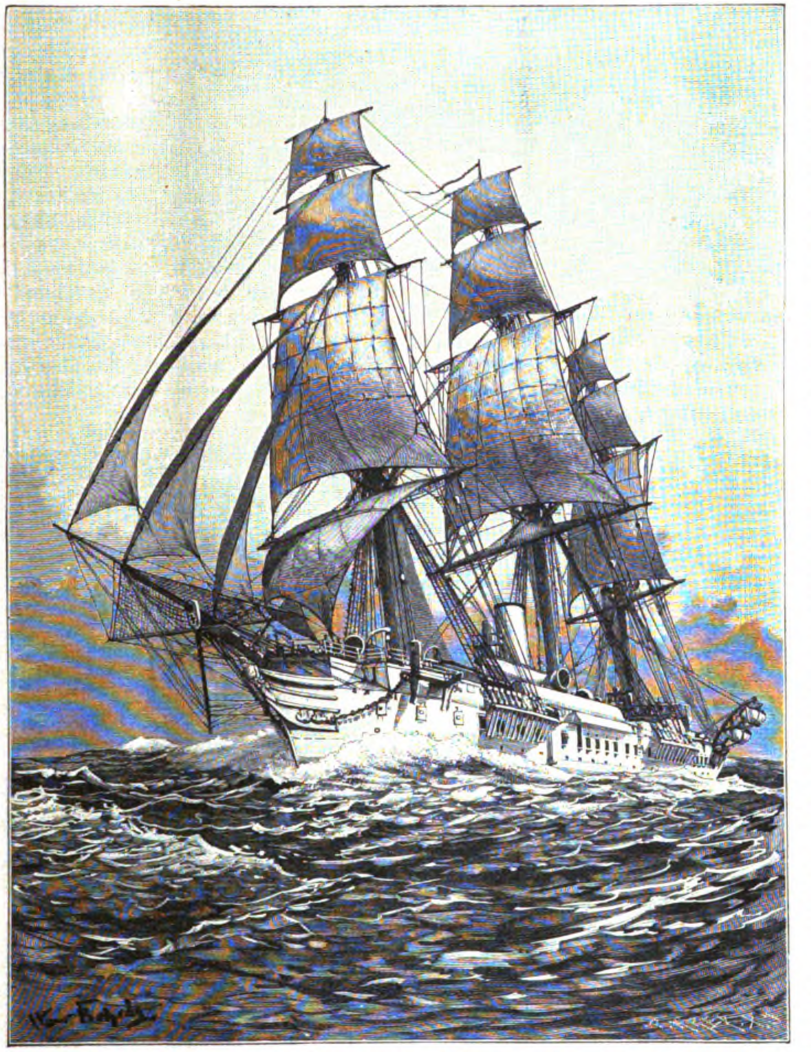
(Fortſetzung folgt.)

Schiffstypen der deutſchen Reichsmarine.

Von Contreadmiral a. D. Reinhold Werner. Mit ſechs Abbildungen von Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Als James Watt die heutige Dampfmaſchine in ihren Grundzügen erfand, war er ſich ſchwerlich der Tragweite dieſer Entdeckung bewußt, welche innerhalb eines Jahrhunderts ſich die Welt erobern und nicht nur das geſamte Erwerbsleben um- und neugeſtalten, ſondern auf alle menſchlichen Lebensverhältniſſe einen unberechenbaren Einfluß auszuüben beſtimmt war.

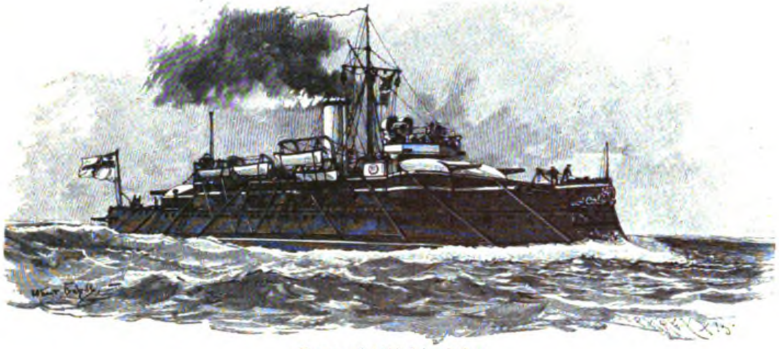


Kreuzerfregatte Moltke.

Auch für die Schiffahrt rief die Anwendung des Dampfes großartige Veränderungen hervor, wenngleich zunächſt für die Handelsmarine, während die Kriegsflotten langſamer nachfolgten, und eine allgemeine Umwälzung in denſelben zu Gunſten des Dampfes erſt gegen die Mitte unſeres Jahrhunderts begann — faſt fünfzig Jahre nach dem Bau des erſten Dampfſchiffes durch Fulton. Die Urſache dieſer Zögerung waren die Mängel der bis dahin gebräuchlichen Raddampfer für die Kriegführung. Mit der Unabhängigkeit vom Winde war den früheren Segelſchiffen gegenüber zwar viel gewonnen, aber dieſer Vorteil wurde mehr als aufgehoben durch den Umſtand, daß bei Raddampfern weſentliche Teile der Maſchine über der Waſſerlinie lagen, und ein einziger feindlicher Treffer das Schiff außer Gefecht ſetzen konnte. Man beſchränkte ſich daher mit den Dampfern nur auf Aviſos und kleinere Fahrzeuge, während man für die eigentlichen Schlachtſchiffe, Linienſchiffe und Fregatten, die Segelkraft allein beibehielt. Erſt die Erfindung der Schraube durch Ericſon bewirkte eine Wandlung, weil dadurch die ganze Maſchine unter die Waſſerlinie gelegt, gegen mehr oder minder horizontale Schüſſe geſchützt und gleichzeitig die Ausnutzung der Segelkraft beibehalten werden konnte, was bei Raddampfern nur in ſehr beſchränktem Maße angängig war. Die Engländer bauten zuerſt eine kleine Schraubenkorvette, trauten aber dem Frieden noch nicht recht, bis die Franzoſen ihnen den Weg zeigten und durch das Linienſchiff „Napoleon“, welches unter Dampf nicht nur 12 Knoten machte, ſondern zu Beginn des Krimkrieges mit zwei Segellinienſchiffen im Schlepptau glatt gegen die heftige Strömung im Bosporus andampfte, den Beweis von dem großen Werte der Erfindung lieferten.

Nun folgte ſchnell die allgemeine Einführung der Schraube in die Marinen, wenngleich die bisherigen Schiffstypen, welche ſeit einem Jahrhundert und länger in den Kriegsflotten exiſtierten, nur inſofern geändert wurden, als man wegen der ziemlich viel Platz fortnehmenden Maſchinen und Kohlenräume die Schiffe länger und größer machte. Die Formen behielt man bei. Schlachtſchiffe blieben die früheren Linienſchiffe, Dreidecker und Zweidecker mit drei oder zwei Lagen Geſchützen unter und mehreren leichteren Kanonen auf Deck und die Fregatten mit einer Lage unter und etwa einer halben auf Deck. Als leichtere Truppen gewiſſermaßen dienten die Korvetten mit einer Lage auf Deck, die Depeſchenboote und Aviſos für den Nachrichtendienſt, welche 3 bis 4 Geſchütze auf dem Deck führten. Die zweimaſtigen Briggs, Schuner, Kutter und Yachten, welche man früher als Aviſos hatte, kamen in Fortfall, dagegen baute man für die Küſtenverteidigung Dampfkanonenboote verſchiedenen Modells mit zwei bis drei ſchweren Geſchützen. Die Schiffstypen blieben ſich mithin an Zahl gegen früher ziemlich gleich und in allen Marinen ſehr ähnlich. Die Zeichnung der Kreuzerfregatte Moltke gibt ein Bild dieſer Klaſſe von Fahrzeugen, wie ſie vor 20—30 Jahren in allen Flotten an Stelle der alten Segelfregatten getreten waren.

Die an peinlichſte Sauberkeit gewöhnten Seeleute der Kriegsmarinen waren zwar anfangs von der Einführung des Dampfes ſehr wenig erbaut, da der aus dem Schornſtein fliegende Ruß das ganze Schiff mit einer ſchwarzen Decke



Panzerſchiff Siegfried.

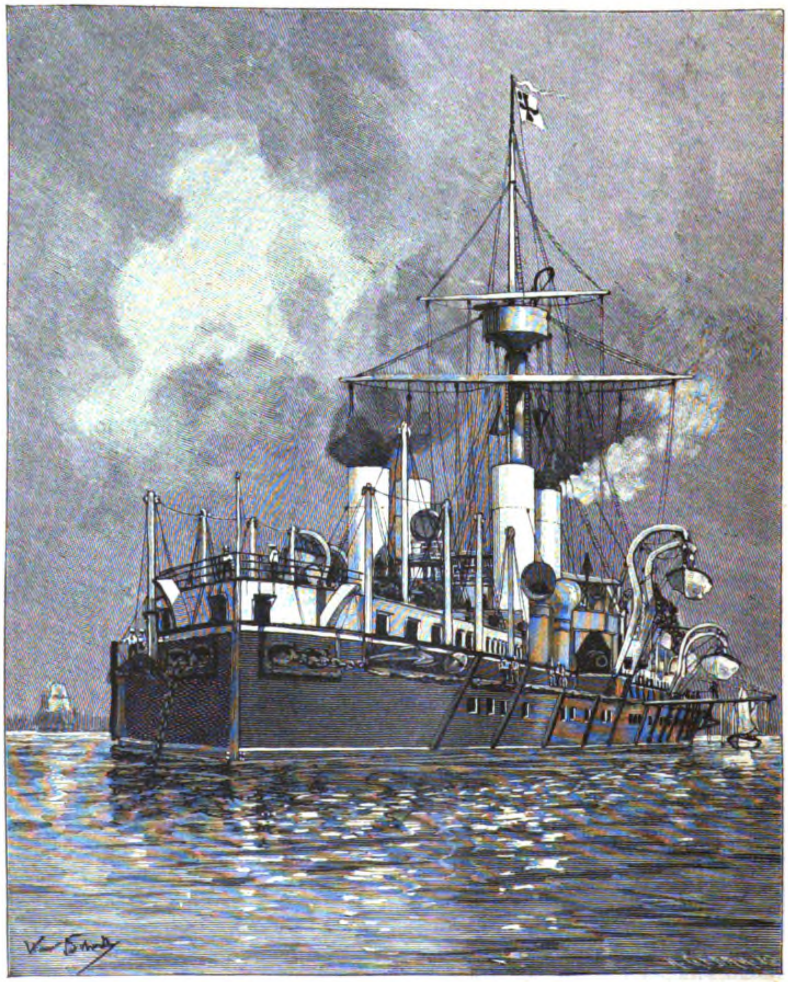
überzog und in die entlegenſten Ecken und Winkel drang, ſöhnten ſich jedoch bald mit dem neuen Zuſtande aus, zumal in Friedenszeiten die Maſchine wegen der teuren Kohlen möglichſt wenig gebraucht wurde, und deshalb die Schmutzperioden ſehr ſelten eintraten. So dampfte z. B. unſere Kreuzerfregatte Arkona während einer dreijährigen Reiſe nur 17 Tage, ja die Kreuzerkorvette Nymphe auf einer zweijährigen Fahrt um die Erde nur 1½ Tage. Auf der anderen Seite konnte ſich auch niemand den Nutzen verhehlen, den die Dampfkraft bei auflandigen und anderen ſchweren Stürmen den Schiffen gewährte, wo Segelkraft nicht mehr ausreichte. So entging unſere Arkona im chineſiſchen Meere nur dadurch dem ſicheren Untergange, daß es ihr möglich wurde, mit Hilfe der Maſchine das Schiff über den anderen Bug zu bringen. Die Sturmſegel waren fortgeflogen, das Schiff bei der furchtbaren See nicht mehr manövrierfähig, und die Haltetaue der Maſten hatten ſich durch den kaum zu ſchildernden Druck des Orkans ſo gereckt, daß dieſe in kürzeſter Zeit über Bord gehen mußten, wenn es nicht gelungen wäre, dem Winde die andere Seite des Schiffes zu bieten, auf der die Haltetaue noch intakt waren.

Die Umwandlung der Segelſchiffe in Schraubendampfer vollzog ſich in wenigen Jahren, koſtete aber den alten Marinen unendlich viel Geld, während die jüngeren, wie die deutſche, beſſer dabei fortkamen, da wir nur ſehr wenig Segelſchiffe beſaßen. So wurden unter anderen in England auf einmal gegen 60 Linienſchiffe, die je 3—4 Millionen Mark gekoſtet hatten, und die doppelte und dreifache Zahl der Segelfregatten und Korvetten nebſt allen kleineren Kriegsſchiffen ſo gut wie unbrauchbar. Ein Teil der neueren ließ ſich noch durch Einſetzen von Verlängerungen zu Dampfern mit großem Geldaufwande abändern, aber die meiſten eigneten ſich nicht mehr dazu, und ſo mußte der ganze Beſtand erneuert werden, was natürlich viele Hunderte von Millionen beanſpruchte.

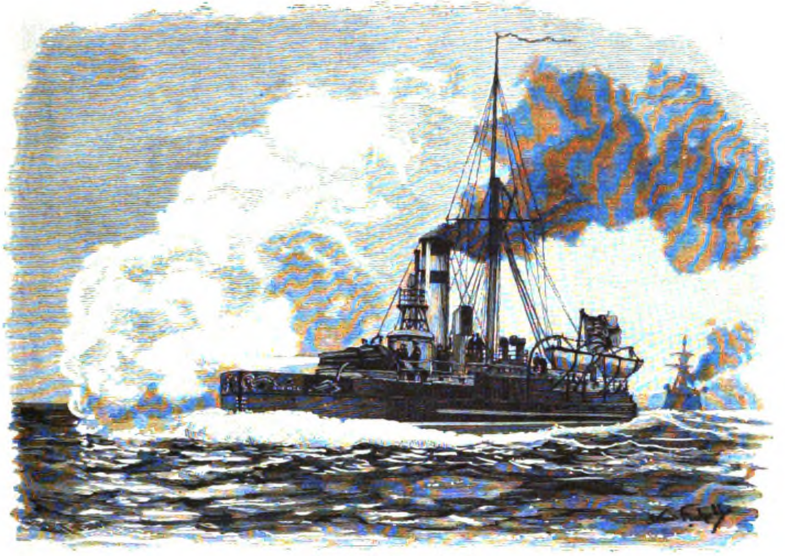
Kaum war dies jedoch geſchehen, als die Flotten ſich vor die Notwendigkeit geſtellt ſahen, ſich abermals einer radikalen Änderung, wenigſtens was die eigentlichen Schlachtſchiffe anging, unterziehen zu müſſen, und die Zeit der alten Linienſchiffe, welche Hunderte von Jahren die Meere beherrſcht und in blutigen Schlachten über die Schickſale von Völkern und Staaten entſchieden hatten, nahm für immer ein jähes Ende.

Der Schiffspanzer wurde erfunden; wiederum ging Frankreich damit durch den Bau der Panzerfregatte Gloire, welche Ausgang der fünfziger Jahre durch den genialen Schiffsbaumeiſter Dupuy de Lôme konſtruiert wurde, denſelben, der auch das erſte Schraubenlinienſchiff Napoleon geſchaffen hatte, den anderen Nationen voran, und ſie mußten unbedingt dem Beiſpiele folgen, wenn ſie ſich nicht wehrlos zur See machen wollten, mochte die neue Änderung auch wieder Unſummen von Geld verſchlingen.

Und nun begann ein Wettkampf auf dieſem Gebiete, der alle ſeefahrenden Mächte wie mit einem Fieber ergriff, und ein gegenſeitiges Überbieten, um die ſich überhaſtenden Erfindungen auszunutzen, welche ſozuſagen jeden Tag Neuerungen brachten, die bis heute noch kein Ende gefunden haben.



Ausfallkorvette Württemberg.

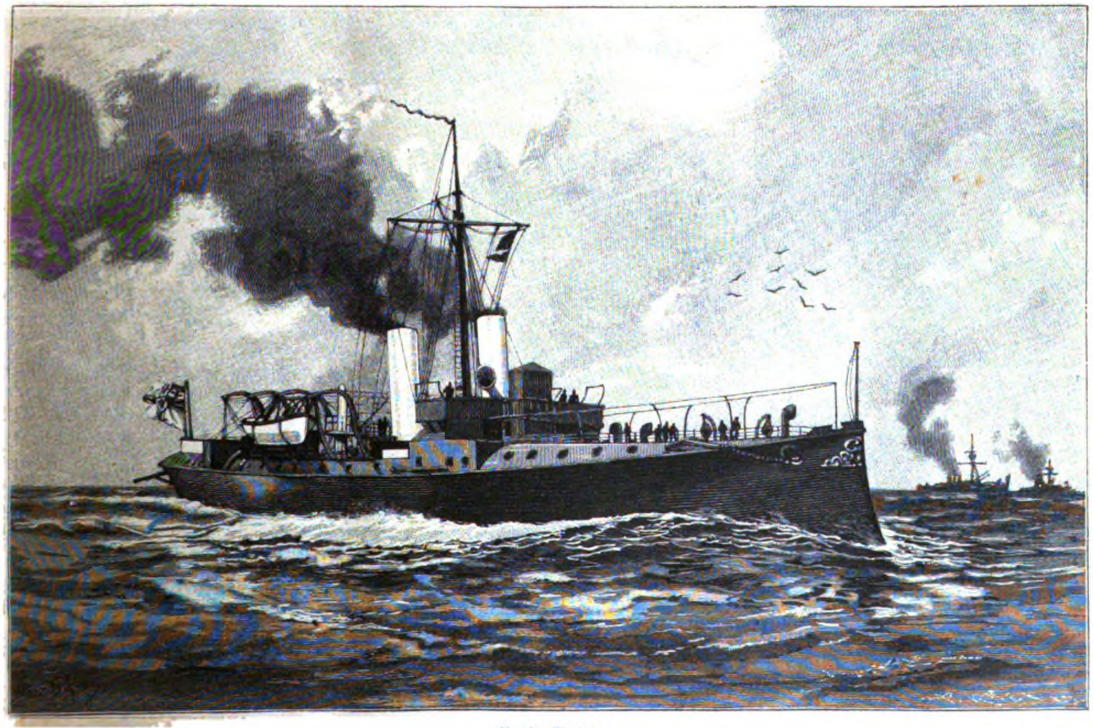


Panzerkanonenboot.

Die urſprüngliche Panzerſtärke betrug 12 cm, und ſie zeigte ſich ſchußfeſt gegen die damaligen ſchwerſten glatten Geſchütze, aber der Triumph war von kurzer Dauer. Die gezogenen Kanonen wurden erfunden; mit reißender Schnelle wuchſen ihre Kaliber von 15 cm bis 45 cm, die Pulverladungen von 8 kg bis 360 und mehr, das Geſchoßgewicht von 28 kg bis 1500 und darüber, die Länge des Rohres bis zu $11\frac{1}{2}$ m und ſein Gewicht bis zu 2000 Ctr. Die zwingende Folge war eine ähnliche Verſtärkung des Panzers von 12 auf 60 cm, zuerſt aus gewalztem Eiſen, dann aus doppelten Platten mit Teakholz Zwiſchenlage; ihnen folgten Stahl und Verbundpanzer, letzterer aus Walzeiſen mit darübergegoſſenem Stahl, und augenblicklich wird das Eiſen mit Nickellegierung probiert, die ſelbſt den ſchwerſten Geſchoſſen ſtand halten ſoll.

Um dieſe gewaltigen Rüſtungen zu tragen, mußten immer neue Schiffsformen erfunden werden, das gegenſeitige Ringen um größere Geſchwindigkeit erforderte größere Maſchinen und Kohlenvorräte, dieſe wieder größere Schiffsgefäße, und ſo iſt es gekommen, daß wir nicht nur in unſeren neueſten, noch im Bau befindlichen Panzerſchiffen der Kurfürſt Friedrich Wilhelm-Klaſſe bis zu einem Tonnengehalt von 10000 Kubikmetern und zu Maſchinen von 8000 Pferdekräften angelangt ſind, ſondern daß auch eine große Zahl neuer Typen geſchaffen werden mußte, die ſich ſeit Erfindung der neueſten und furchtbarſten Waffe, des Torpedos, noch bedeutend vermehrte.

England und Frankreich beſitzen je 50—60 große Panzerſchiffe, aber darunter wenigſtens fünfzehn verſchiedene Typen, und uns geht es nicht beſſer. Wir haben drei ſogenannte Breitſeitſchiffe, die älteſten Panzer, welche wir beſitzen, aber alle drei ſtellen unter ſich verſchiedene Typen dar; dann kommen zwei gleiche Kaſematten-, dann drei gleiche Turmſchiffe, danach vier ſogenannte Ausfallkorvetten nach demſelben, die fünfte aber nach einem ganz beſonderen Typ. Ihnen reiht ſich wieder die ganz verſchiedene Siegfried-Klaſſe an, von der wir bis jetzt drei Panzer fertig haben, während die gepanzerten Kanonenboote zwei verſchiedene Formen zeigen, und endlich ſtellt die Kurfürſt Friedrich Wilhelm-Klaſſe (vier Stück) wieder einen ganz beſonderen Typus der Schlachtſchiffe mit Außenpanzer dar. Rechnet man noch den Monitor Arminius mit, ſo haben wir alſo bei 33 Panzern nicht weniger als zwölf verſchiedene Typen.



Aviſo Meteor.

Ein weiteres Bild zeigt die Ausfallkorvette Württemberg, dieſelbe, welche vor kurzem das Unglück hatte, von Friedrich Karl nachts angerannt zu werden, aber noch glimpflich davon kam und, während dies gedruckt iſt, ſchon wieder ſeedienſtfähig ſein wird.

Ein vergleichender Blick auf die Kreuzerfregatte Moltke zeigt ſofort den gewaltigen Unterſchied im Bau und der äußeren Erſcheinung der beiden Schiffe. Hier feine, elegante Linien, welche auch das Auge des Laien erfreuen, der ſcharfgeſchnittene Bug, welcher leicht die Fluten teilt und den ſchäumenden Giſcht ſpielend beiſeite ſchleudert, der ſymmetriſche Aufbau der Maſten und Segel, letztere gebläht von friſcher Briſe, unter deren Druck die Fregatte ſchnellfüßig dahingleitet — dort eine von ſtarrem Eiſenpanzer umgebene, jeder äußeren Grazie bare Kriegsmaſchine, welche nur mit Hilfe des Dampfes ſich bewegen kann, deren vier rauchende Schlote beſtändig ihren Schmutz über das ganze Schiff ſprühen, ohne Segel, nur mit einem Gefechtsmaſte ausgeſtattet. Jeder poetiſche Schimmer, der das frühere Segelſchiff umwob und auch noch über den Kreuzerfregatten und ſonſtigen ungeſchützten Kreuzerſchiffen zum großen Teil ruht, iſt bei den Panzern völlig abgeſtreift — bei ihnen iſt nur nackte, ja man möchte ſagen, brutale Proſa geblieben.

Die Württemberg iſt ein mächtiges Schlachtſchiff von 91 m Länge, mit einer Maſchinenſtärke von 5600 Pferdekräften, einer Schnelligkeit von 14 Knoten, 376 Mann Beſatzung und einer Bewaffnung von 6 Kruppſchen 26 cm-Geſchützen, welche auf dem Deck in oben offenen Panzertürmen ſtehen und über Bank feuern. Die ſenkrecht zeigenden Bäume, welche man an der Schiffsſeite ſieht, tragen ein Drahtnetz, welches im Kampfe als Schutzwehr gegen Torpedoangriffe rings um das Schiff niedergelaſſen werden kann, während anderſeits Maſchinengeſchütze von Deck und oben aus dem Maſtkorbe des Gefechtsmaſtes die gefährlichen Torpedoboote abzuhalten ſuchen.

Die nächſte Zeichnung ſtellt ein Panzerkanonenboot dar. Dieſe Fahrzeuge wurden vor anderthalb Jahrzehnten zum Schutze unſerer Küſten gebaut, ſind klein (43 m Länge), niedrig auf dem Waſſer, um ein geringes Zielobjekt abzugeben, und führen vorn im Bug hinter einem Panzerſchilde ein $30^1/_2$ cm-Geſchütz, bis jetzt das ſchwerſte Kaliber der Marine. Wir haben elf von ihnen und zwei neueren Modells, welche 20 m länger ſind, eine ſtärkere Maſchine beſitzen, ſonſt aber auch nur ein Geſchütz führen. Bei etwas Seegang rollen jedoch dieſe kleinen Fahrzeuge ſo ſchwer und ſie ſind auch ſo langſam, daß ſie am Kampf auf offenem Meere nicht gut teilnehmen können, nicht einmal in der Bucht von Helgoland bei bewegtem Waſſer. Der militäriſche Schutz des in wenigen Jahren vollendeten Nord-Oſtſeekanals machte deshalb den Bau von größeren Panzern nötig, die ohne bedeutenden Tiefgang doch im ſtande ſind, ſich auf offenem Meere zu ſchlagen, und dazu dient die Siegfried-Klaſſe, von der drei fertig, während im ganzen zehn geplant ſind. Schönes Ausſehen beſitzen ſie nicht, wie aus der Zeichnung hervorgeht; ſie gleichen eher einer Schildkröte, als einem Schiffe, und wenn einmal eine 1000 pfündige Granate in alle die eiſernen Aufbauten ſchlägt, dann wird es unangenehm darin klappern; aber ſtarke und ſehr wirkſame Panzer ſind ſie dennoch mit ihren drei ſchweren, in offenen Panzertürmen ſtehenden und auch von oben durch Stahlſchilde gedeckten 24- und 15 cm-Geſchützen von 35 Kaliber Länge nebſt acht 10,5 cm-Kanonen, mit ihrer Schnelligkeit von $4^1/_2$ deutſchen Meilen in der Stunde und ihrem Verbundpanzer von 34 cm Stärke. Der Siegfried wird mit ſeinen neun Genoſſen einen gewaltigen Machtzuwachs unſerer Marine bilden.

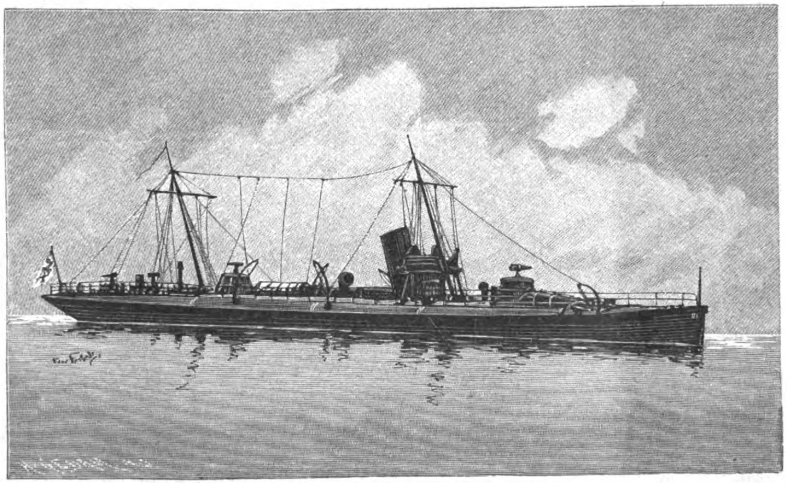
Der Aviſo Meteor, welcher erſt zu Anfang des Jahres fertig geworden, zeigt den neueſten Typ dieſer Klaſſe. Bei den Nachrichtenſchiffen iſt Schnelligkeit die Hauptſache. Sie ſollen ſich nicht ſchlagen, ſondern nur den Feind beobachten und von ihm Kunde bringen, deshalb ſind ſie von außen ungepanzert und führen nur wenig leichte Geſchütze. Die Geſchwindigkeit des Meteor beträgt 22 Knoten ($5^1/_2$ deutſche Meilen) in der Stunde, gleich einem Eiſenbahnzug, und ſchon von außen ſieht man es dem Schnitt des Fahrzeuges an, daß es ſeinem Namen Ehre macht. Um ſeine 5000pferdige Maſchine zu ſchützen, iſt dieſelbe mit einem gewölbten Stahldeck umgeben. Dieſen inneren Stahlpanzer beſitzen auch unſere neuen geſchützten Kreuzer. Auch dieſe ſind maſtlos, nur auf Dampf angewieſen, und in wenigen Jahren werden deshalb auch die Kreuzerfregatten leider verſchwinden.

Die letzte Zeichnung führt uns ein Torpedodiviſionsboot vor. Die Aufgabe desſelben iſt, je eine Diviſion von ſechs Torpedobooten zu führen, ſowie außerdem feindliche Torpedoboote anzugreifen und unſchädlich zu machen. Dazu müſſen ſie ſehr ſchnell ſein, haben Schnellfeuerkanonen und Torpedoeinrichtung.

In dieſer Klaſſe hat Deutſchland alle anderen Nationen geſchlagen, ſowohl was Seetüchtigkeit wie Geſchwindigkeit betrifft, denn die neueſten machen 26 Knoten ($6^1/_2$ deutſche Meilen) in der Stunde. Bei 55 m Länge, $6^1/_2$ m Breite und einer Maſchine von 2000 Pferdekraft haben ſie nur eine Waſſerverdrängung von 230 Kubikmetern, können aber trotzdem ſo viel Kohlen nehmen, daß der Vorrat für 2400 Seemeilen (600 deutſche Meilen) ausreicht.

Alle unſere Torpedoboote werden von Schichau in Elbing gebaut, der auf dieſem Gebiet Weltruhm beſitzt.

Auf einem Schichauſchen Diviſionsboote machte im Frühjahr 1888 unſer Kaiſer als Prinz Wilhelm mit Prinz Heinrich, der das Fahrzeug befehligte, nebſt 6 Torpedobooten ſeine bekannte und von den Engländern und Franzoſen angeſtaunte Reiſe nach England.



Torpedodiviſionsboot.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die Vorgänge bei der „Ermordung Cäſars“ ſind ſo allgemein bekannt, daß wir ſie hier nicht zu erörtern brauchen. Das Gemälde von C. Rochegroſſe ſpricht in ſeiner lebendigen Anſchaulichkeit auch für ſich ſelbſt: die Verſchworenen — Junius Brutus und Caſſius Longinus voran — haben ſich auf Cäſar geſtürzt, ihn von ſeinem vergoldeten Seſſel gezerrt, unter ihren Dolchen — man fand nachher an dem Leichnam dreiundzwanzig Wunden — ſinkt er zu Boden. C. Rochegroſſe, der Maler unſeres Bildes, hat in den letzten Jahren in der franzöſiſchen Kunſtwelt Aufſehen erregt durch eine außergewöhnliche Beherrſchung der Technik und durch die Wucht ſeiner Kompoſitionen.

E. Harburger bringt uns im „Heimchen am Herd“ ein ſchlichtes, anmutiges Bild aus dem Bauernleben. Dies Heimchen näht ohne Zweifel an ſeiner kleinen Ausſtattung — es ſorgt für das einſtige eigene Heim und für den eigenen Herd: ſolche Ausſicht macht jede Arbeit leicht.

Schule.

Ein Anſchauungskurſus antiker Kunſt in Italien für Gymnaſiallehrer aus dem Deutſchen Reiche findet, wie im vorigen Jahre, unter Führung des kaiſerlichen archäologiſchen Inſtituts in Rom auch in dieſem Herbſte ſtatt. Die Teilnehmer werden ſich in Florenz treffen, über Orvieto nach Rom, wo der längſte Aufenthalt genommen wird, und bis Neapel mit Pompeji und Paeſtum gehen, im ganzen auf die Dauer von fünf Wochen.

Altertumskunde.

Bei den Ausräumungsarbeiten im Tiberbett in Rom iſt man auf ein intereſſantes Denkmal geſtoßen. Man hat den Reſt eines Pfeilers gefunden, der nach dem Maße des römiſchen Fußes in Teile geteilt und mit Zahlen verſehen iſt. Offenbar handelt es ſich hier um einen Waſſermeſſer, der erlaubte, die Höhe des Tiberwaſſers zu beſtimmen. Eine derartige Einrichtung beſtand ſchon im alten Ägypten, wo der Nilmeſſer die Höhe der Überſchwemmungen zeigte; von dort haben die Römer den Meſſer übernommen und beim Tiber angebracht, deſſen Steigen und Fallen für die Stadt oft verhängnisvoll war.

Forſchungsreiſen.

Wir wieſen kürzlich auf die wichtigen geographiſchen und geologiſchen Fragen hin, welche in Äquatorialafrika in der Nachbarſchaft der 1888 von der Expedition des Grafen Teleki entdeckten Rudolf- und Stephanieſeen noch zu löſen ſind. Jetzt iſt bereits eine neue Expedition unter der Führung eines Begleiters des Grafen Teleki, des öſterreichiſchen Schiffsleutnants Ludwig v. Höhnel von Sanſibar aufgebrochen, um jene Gebiete eingehender zu erforſchen. Leutnant v. Höhnel beabſichtigt zunächſt, den Tana aufwärts zu gehen, bis zum Kenia vorzudringen und dann vom Stephanieſee aus eine bisher noch nie verfolgte Route in ſüdöſtlicher Richtung zum Djubfluſſe einzuſchlagen. Die Mittel zu der vielverſprechenden Forſchungsreiſe hat ein reicher Amerikaner, Aſtor Chandler, gegeben, der die Expedition auch ſelbſt begleitet.

Völkerkunde.

Über die Zwergvölker in Afrika hielt kürzlich Prof. Sievers einen Vortrag, der alle bisherigen Forſchungen kurz zuſammenfaßt. Ariſtoteles, Strabo und Plinius ſprechen bereits von Zwergſtämmen an den Quellen des Nil; Herodot berichtet ausführlicher von Zwergen ſüdlich der lybiſchen Wüſte. Im Mittelalter bleiben weitere Nachrichten aus, und erſt in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts meldet de Flacourt, Gouverneur von Madagaskar, daß an der Weſtſeite der Inſel ein zwergartiger Stamm, die Kimos, lebten. In den zwanziger Jahren unſeres Jahrhunderts treffen unklare Nachrichten von den Kerikanos nördlich des Kenia ein, 1840 weiß der Miſſionar Krapf von den Dokos in Südabeſſinien zu erzählen. Wirklich gefunden aber wurden zuerſt die Abongo am Gabun von de Chaillu, die auch Lenz 1861 kennen lernte. 1870 fand Schweinfurt die Akka, Wolff beſuchte 1885 die Watwa im Kongobecken. Alle afrikaniſchen Zwergvölker, die vielleicht die Reſte der Urbevölkerung des Erdteils ſind, zeigen Ähnlichkeit mit den Buſchmännern, nicht nur im Wuchs, in der hellen Farbe und der eigenartigen Runzelung der Haut, ſondern auch in ihrer Schlauheit und dem boshaften, rachſüchtigen Charakter. Sämtliche Zwergvölker leben in den Wäldern verſprengt als echte Jägerſtämme. Profeſſor Sievers gab ſchließlich auch eine vergleichende Überſicht über die kleinſten Menſchen der Erde: Lappen 138—150 cm; Eskimos 140—150 cm; Buſchmänner und Batua (am Sackuru) 130—150 cm; Akka (am Uëlle) 124 bis 140 cm; Abongo (Weſtafrika) 130–150 cm.

Naturkunde.

Die Hochwaſſerkataſtrophen in den letzten Jahrzehnten haben die alte Frage über den Einfluß der fortſchreitenden Entwaldung auf die Hochwaſſergefahren immer wieder angeregt. In den eigentlichen Fachkreiſen ſcheint zwar die Anſicht durchgedrungen zu ſein, daß dem Walde im Vergleich mit Ackerfeld und Grasboden die Bedeutung für die Hochwaſſerverhältniſſe nicht beizumeſſen ſei, die man ihm gern beigelegt hätte — erſchöpft iſt die Angelegenheit aber keineswegs. So tritt neuerdings der Miniſterialrat im öſterreichiſchen Ackerbauminiſterium, Dr. v. Lorenz-Liburnau, in einer ausführlichen, auf exakte Beobachtungen geſtützten Arbeit: „Die Wohlfahrtswirkungen des Waldes“, lebhaft für die günſtigen Wirkungen der Beforſtung hinſichtlich der Quellenſpeiſung und des oberirdiſchen Waſſerabfluſſes, vor allem aber für die nur durch den Wald zu bewirkende Verhinderung der Abſchwemmung des Bodens ein. Auf die großen Überſchwemmungen in den Niederungen mißt allerdings auch er dem Walde keinen allzubedeutenden Einfluß zu.

Ein großes aſtronomiſches Obſervatorium iſt im Lauf des September in Abbas-Touman (Transkaukaſien) ſeiner Beſtimmung übergeben worden. Die mit ausgezeichneten Inſtrumenten, unter anderem mit einem Refraktor von 228 mm Durchmeſſer, ausgerüſtete Sternwarte wurde auf Koſten des Großfürſten Georg Michailowitſch erbaut und wird von ihm unterhalten werden; Prof. Glaſenap von der Petersburger Sternwarte leitete die Einrichtung. Infolge ſeiner hohen Lage und ſonſtiger günſtiger örtlicher Verhältniſſe verſpricht man ſich von dem Obſervatorium hervorragende Leiſtungen.

Hygieine.

Neuere Unterſuchungen von Joſ. Hartmann über die Durchläſſigkeit verſchiedener Bekleidungsſtücke für Wärme ergeben nach der „Natur“, daß die Wärmedurchläſſigkeit der verſchiedenen Stoffe nur in geringem Grade von dem Material, weit mehr dagegen von der Art, wie ſie gewebt ſind, und vor allem wie ſie anliegen, abhängt. Abgeſehen von einer geringen Differenz zu gunſten der Wolle verhielten ſich dieſe, Leinen und Baumwolle (bei gleicher Stärke der Stoffe) gleich, ſo lange die Gewebe glatt anliegen. Sobald ſie aber faltig ſind oder aus mehreren Schichten beſtehen, verändert ſich die Wärmedurchläſſigkeit ſehr. Nicht in letzter Linie ſind es ſo auch die zwiſchen den Maſchen des Gewebes eingeſchloſſenen kleinen Luftſchichten, welche durch ihr geringes Leitungsvermögen den Wärmeſchutz der Kleidung bedingen, und die gebräuchliche, von der Erfahrung diktierte Art, mehrere verſchiedene Kleidungsſtücke übereinander zu tragen, erſcheint daher gerechtfertigt.

Fiſcherei.

Wie bedeutend der Handel mit Seefiſchen von Bremerhaven und Geeſtemünde iſt, erhellt daraus, daß im letzten Jahre die Menge der von dort aus zum Verſand gelangten Fiſche auf 9 126 434 Kilo geſtiegen iſt, während derſelbe i. J. 1887 nur 2 381 730 Kilo betrug. Die Erträge des Fiſchfangs haben im letzten Jahre einen Auktionserlös von 1 572 123 Mark ergeben. Welche bedeutenden Kapitalien bei dem Betriebe der Hochſeefiſcherei in Frage kommen, mögen folgende Angaben erläutern. Der Neubau und die Ausrüſtung von 50 Fiſchdampfern, welche dort den Fiſchfang betreiben und vermitteln, erforderte ein Anlagekapital von ca. 6 000 000 Mk. Die Beſatzung dieſer Fahrzeuge beträgt etwa 530 Mann, welche ca. 720 000 Mk. Lohn und 190 000 Mk. für Koſt beziehen. Der Kohlenbedarf der Dampfer, die etwa 40 Reiſen im Jahre machen, ſtellt ſich auf 850 000 Mark.

Verkehr.

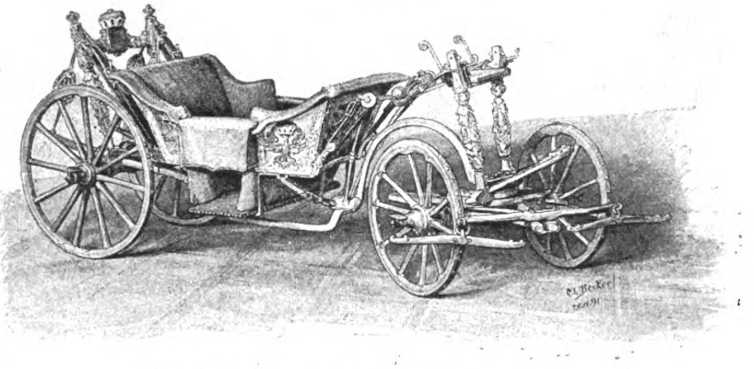
Von einer neu erfundenen ſelbſtthätigen Eiſenbahnbremſe berichtet der „Prometheus“. Die Vorrichtung beſteht aus zwei Teilen, deren einer an der Lokomotive ſelbſt befeſtigt iſt, während der andere zwiſchen den Schienen in der Nähe eines Signalapparats liegt. Steht letzteres auf Halt, und überſieht der Lokomotivführer dies Zeichen, ſo wirkt der im Geleiſe befindliche Teil der Vorrichtung auf den an der Maſchine befeſtigten ein, ſetzt eine Luftdruckbremſe in Thätigkeit und bringt ſomit den Zug ſelbſtthätig zum Stehen. Ergänzt wird die Vorrichtung durch eine ähnliche zweite, die von jedem Zuge mitgeführt werden ſoll und dazu beſtimmt iſt, ſofort nach dem Halt von einem Schaffner in einiger Entfernung hinter dem Zuge im Geleiſe angebracht zu werden, um einen etwa nachfolgenden Zug rechtzeitig zum Stehen zu bringen. Der einfache Apparat ſcheint der Beachtung wert.

Litteratur.

In den letzten Jahren haben ſich die litterariſchen Erſcheinungen gemehrt, welche, ohne Anſpruch auf kriegswiſſenſchaftliche Bedeutung, perſönliche Erlebniſſe aus den Feldzügen von 1866 und 1870/71 behandeln. Daß ſie, und zwar oft in überraſchender Weiſe, gefielen, ſcheint uns ein erfreuliches Zeichen dafür, daß trotz den zwiſchen heute und den Tagen von Königgrätz und Sedan liegenden Jahrzehnten das Intereſſe an den Heldenthaten unſerer Heere nicht nur nicht nachgelaſſen hat, ſondern ſtetig gewachſen iſt. Die Verlagshandlung M. Babenzien in Rathenow hat ſich mit dieſen Tagebüchern und Kriegserinnerungen eine dankenswerte Spezialität geſchaffen, wie in ähnlicher Weiſe nur noch der Beckſche Verlag (München). Man kann den kleinen Bändchen von Babenzien nachrühmen, daß ſie den gegebenen Stoff mit richtigem — auch richtigem militäriſchen Takt behandeln, und daß ſie anregend und friſch geſchrieben ſind. In hervorragenderer Weiſe trifft dies auf die neueſte Veröffentlichung des Verlegers, auf das „Kriegstagebuch eines Sanitätsoffiziers beim Stabe des X. Armeekorps, 1870/71, von Oberſtabsarzt a. D. Dr. K. Richter“ zu. Das Buch ſchildert die mannigfachen Erlebniſſe des Verfaſſers während der Entſcheidungsſchlachten um Metz, der Cernierung der Moſelfeſte und der Operationen des Heeres des Prinzen Friedrich Karl an der Loire in ſchlichter Tagebuchform. Gerade durch dieſe aber kommt das Perſönliche, welches allen derartigen Büchern erſt ihren eigentlichen Reiz und ihren Wert verleiht, zum beſten Ausdruck — man erlebt die frohen und bangen Stunden, die auch ein glücklicher Krieg in ſeinen Wechſelfällen mit ſich bringt, mit dem Verfaſſer mit. Das Buch lieſt ſich vortrefflich und wird zumal allen Mitkämpfern von 1870/71 eine willkommene Gabe ſein.

Der Kinderwagen des Großen Kurfürſten.

Unter den Erinnerungsſtücken, welche das Hohenzollern-Muſeum aus kurfürſtlicher Zeit aufbewahrt, befindet ſich ein Kinderwagen, von dem angenommen wird, daß er auch von dem Großen Kurfürſten als Kind benutzt worden iſt. Der Sitzkaſten des Wagens iſt vergoldet und an den Langſeiten mit dem Brandenburger Adler und dem Kurhut verziert, die Vor- und Rücklehnen zeigen die vollſtändigen Wappen mit Helmen und Wappenhaltern. Auch die vier Tragſäulen und alles Eiſenwerk ſind vergoldet; die Polſterung beſteht aus verſchoſſenem grünlich braunem Samt.



Kinderwagen aus kurfürſtlicher Zeit. Im Hohenzollernmuſeum zu Berlin.

Kleine Zeitung.

Wie das Reichspoſtamt ſich ein Poſtmuſeum geſchaffen hat, das allmählich zu einer wirklichen Sehenswürdigkeit Berlins herangewachſen iſt, ſo beſchäftigt ſich jetzt auch die Reichsdruckerei mit der Einrichtung einer Sammlung, die ſehr intereſſant zu werden verſpricht. Ganz abgeſehen von zahlreichen Erwerbungen, welche bereits durch den Direktor der Reichsdruckerei veranlaßt ſind, werden ſchon die eigenen Schätze der Anſtalt, welche als ehemalige preußiſche Staatsdruckerei auf eine alte ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken kann, ein überaus reiches Material, namentlich für die Entwicklung von Wertpapieren, Banknoten ꝛc., geben.

Das auf dem 67. Breitengrade in gleicher Polhöhe mit dem nördlichen Teil der Behringſtraße liegende ſchwediſche Kirchſpiel Gellivera, berühmt durch den Erzreichtum ſeiner Gebirge, hat, was wenig bekannt ſein dürfte, eine Flora aufzuweiſen, die erſt ſeit kurzem dort entſtanden iſt und unter der Mitternachtsſonne ſehr gut gedeiht. In den letzten Jahren entſtanden hier einige große Gärten, die auf ſolchem Breitengrade in der ganzen Welt nicht ihr Gegenſtück finden dürften. Im Frühjahr 1890 legten ſich zunächſt Jagdmeiſter Lindvalt und Ingenieur Vennerſtröm Gartenanlagen an, zu denen Bäume, Sträucher und Gewächſe aus Lulea oder anderen Gegenden beſchafft wurden, und jetzt erntet man in dieſen Gärten außer gewöhnlichen Küchengewächſen wie Schoten, Salat, Mohrrüben, roten Rüben, auch delikaten Blumenkohl, Rhabarber und Spargel, Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren. Im Garten des Jagdmeiſters Lindvalt blühte im vorigen Jahr der Apfelbaum. Im Herbſt 1890 hat ſich der Oberſtleutnant Bergman auf einem bislang unwirtlichen ſteinigen Terrain eine großartige Parkanlage geſchaffen, die angeſichts der Lage wie hingezaubert erſcheint. Der Park iſt auch durch Blattpflanzen geſchmückt, unter denen ſelbſt Mais, Tabak und Ricinus gedeihen, und nicht weniger denn 28 Blumengruppen unterbrechen die grünen Grasmatten. Im vorigen Jahre wuchs hier ſogar eine Georginengruppe, und Theeroſen blühten im Freien. Zu erwähnen iſt noch, daß in einem vorzüglichen Gewächshauſe Wein rankt. Die Gewächſe des Küchengartens ſind ausgezeichnet an Aroma und Geſchmack. Es iſt, als ob das Mitternachtslicht erſetzt, was an Wärme fehlt.

In unſerer Spielecke.

1. Zahlenrätſel.

	8	4	1	12	7	9	13	
15	7	2	9	15	7	14	14	13
8	17	13	7	9	11	13	17	19
5	13	19	16	7	9	3	13	1
2	1	4	17	2	1	7	20	11
16	13	17	17	13	1	8	13	13
10	4	9	8	16	20	1	8	17
11	13	7	9	7	9	3	13	9
16	7	9	12	10	4	1	6	13
1	21	12	13	8	10	13	7	11
7	9	17	13	1	13	8	8	13
8	18	10	14	13	8	7	13	9
	2	1	14	13	4	9	8	

An die Stelle der hier eingetragenen Zahlen ſollen die entſprechenden Buchſtaben geſetzt werden, ſo daß in den wagerechten Reihen folgende Wörter entſtehen:

1. Ein Fiſch, 2. ein durch eine Schlacht des Jahres 1870 bekannter Ort, 3. ein preußiſcher General, 4. eine Bezeichnung für Überwinder, 5. ein Muſikſtück, 6. ein Landſee in Nordeuropa, 7. eine luſtige Perſon, 8. eine deutſche Stadt, 9. ein Muſikinſtrument, 10. eine Stadt am Rhein, 11. eine Bezeichnung für Teilnahme, 12. eine preußiſche Provinz, 13. eine Stadt in Frankreich.

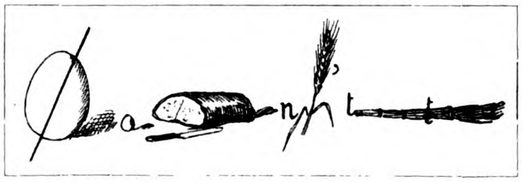
Sind alle Wörter gefunden, ſo erſcheint in den durch dickere Linien bezeichneten Feldern, von oben nach unten und dann von unten nach oben geleſen, ein Sinnſpruch.

2. Zweiſilbige Scharade.

Die Erſte mit ihren Geſellen,
Den ſtarken, gewandten, ſchnellen,
Die hilft zum Vollenden der Zweiten
Gar Vieles thun und bereiten.
Mit beiden Silben vereint,
Iſt ein Teil vom Nährſtand gemeint.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 4.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen: 5—5, 5—3, 5—2, bl.—bl.
B ſetzte: 4—5, bl.—6, bl.—1.
A ſperrte die Partie mit 1—5 an Eins.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Schlacht bei Sedan, 2. 9. 1870.

2. Zifferblatträtſel.

1 2 3 Nil
2 3 4 Ill
2 3 4 5 Illo
4 5 6 7 Loge
6 7 8 9 Gera
9 10 11 12 Aida
10 11 12 Ida
11 12 1 Dan

3. Silbenrätſel. Erlauben.

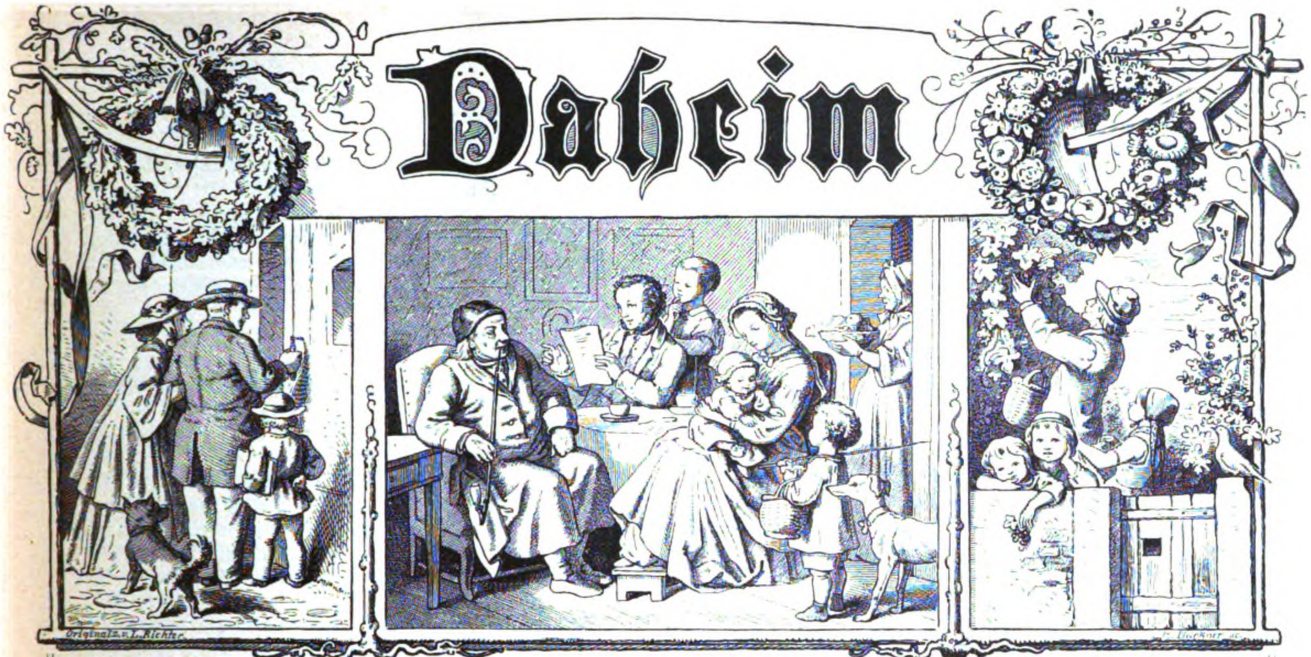
Unſeren neuen Abonnenten

teilen wir mit, daß der ſoeben beendigte XXVIII. Jahrgang des Daheim noch vollſtändig zu haben iſt und gebunden zum Preiſe von Mk. 10,80, in Nummern für Mk. 8,— durch alle Buchhandlungen oder, wo ſolche nicht leicht zugänglich, von uns ſelbſt bezogen werden kann. Von **früheren Jahrgängen des Daheim** ſind noch vorrätig: der VIII. (1872), nur noch in wenigen gebundenen Exemplaren, für 9,60; ferner XII. (1876), XV.—XX. (1879—1884), welche wir von jetzt ab für **nur 3 Mark pro Jahrgang** und dieſe 7 Jahrgänge zuſammen für **nur 17 Mark 50 Pfg.** abgeben. Jahrgang XXI—XXVII (1885—1891) ſind für je Mk. 8,— und geb. für je Mk. 10,80 zu haben. Einzelne Quartale und Nummern — für letztere iſt der Betrag von 25 Pfg. für jede Nummer, dazu das Porto (1 und 2 Nummern koſten durchſchnittlich 10 Pfg., 3 und 4 Nummern 20 Pfg., 5 bis 9 Nummern 30 Pfg. Porto) in Briefmarken beizufügen — können zur Vervollſtändigung faſt aus allen Jahrgängen noch abgegeben werden, desgleichen auch Einbanddecken zu jedem Jahrgange zum Preiſe von je Mk. 1,40.

Daheim-Expedition in **Leipzig.**

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſetzung.) — Geſtalten des Glücks. Gedicht von Ernſt Behrend. — Aus der indiſchen Frauenwelt. Von L. Thiele. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſetzung.) — Weiblicher Studienkopf. Rötelzeichnung von Andrea del Sarto. — Schiffstypen der deutſchen Reichsmarine. Von Reinhold Werner. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Sturz Cäſars von G. Rochegroſſe; Heimchen am Herd von E. Harburger. — Schule. — Altertumskunde. — Forſchungsreiſen. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Hygieine. — Fiſcherei. — Verkehr. — Litteratur. — Der Kinderwagen des Großen Kurfürſten. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 12. November 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. № 6.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wedigen war es zu Mute, als ſei ſein Gott bei ihm in dieſer Stunde und dem einſamen Gemach, hörte und erhörete ihn.

Da that ſich verſtohlen die Hinterthür auf — der Greis wußte am Rauſchen des Kleids, wer nahte. Er wendete ſich ab und ſaß ſchwer nieder.

Es flatterte und wogte von goldrotem Haar — es fiel hart in die Kniee neben Adams Sitz, ein Geſicht preßte ſich an ſeinen Schenkel, ein paar Frauenarme umſchlangen demütig bittend den Greis.

„Verzeihung, ich hab' das Verbot gebrochen!“ ſchluchzte es.

Adam reckte feierlich ſeine Hand über den Scheitel der Enkelin: „Ich verzeihe — geh', verbirg dich vor deiner Mutter!“ murmelte er, als möge er nicht die draußen auf der Diele ſeine Stimme hören laſſen.

„Ich konnte nicht anders — ich konnte nicht anders — ich war an ſeinem Grab, meinte zurück zu ſein, ehe die Herrſchaft ginge!“

Ein Ton des Erbarmens, wie ausbrechendes ſchluchzendes Blut, kam aus dem Munde des Greiſes: „Armes Kind! Aber geh, geh, verbirg dich vor ihrem gerechten Zorn!“ fuhr er fort, hörbare Angſt in der leiſen Stimme.

Und die Knieende, heiß die welke Hand küſſend, erhob ſich, um durch die Hinterthür hinauszufliegen.

Leid und gramvolles Mitempfinden vertieften die Furchen um Adam Wedigens Mund.

Zweite Abteilung.

I.

Über den Schwielung ruderte ein Boot quer von Caputh auf Petzow zu.

Der Südweſtwind ſtieß ſteif auf das Waſſer — der See war rauh, und der eisgraue Wende im Stern, der die beiden Herren hinüberſtieß, hatte ſchwer und ungleich rudern.

Junker Hans Jörg und Renatus ſaßen im Boot. Sie fuhren nach Petzow, weil dort Liſe Bötzow, des Renatus zugelaufene Magd, juſtifiziert werden ſollte, Renatus aber bei der Handlung zugegen ſein mochte; der Junker von Zelen geleitete ihn.

Das Boot war ein alt leck Schifflein und zog ſtark Feuchtigkeit.

Renatus, der die Nachläſſigkeit der Schiffer kannte, faßte endlich Unruhe wegen des zunehmenden Waſſers im Kahn, vor dem er die Füße ſchon hoch auf eine Rippe am Bord gelegt, und meinte zu dem Fährmann: „Eil' dich, das Schiff ſinkt!“

Der alte Wende zog ruhig die Ruder ein, betrachtete den ſteigenden Spiegel im Boot und ſagte endlich: „Ja, Herr, et ſinkt!“

„So zieh doch!“ rief Hans Jörg ungeduldig.

„Dat helpt nich mihr!“ war die Antwort.

„Alle böſen Geiſter! Vorwärts!“ kommandierte der Junker. „Gradaus, daß wir drüben an Land kommen!“

„Dar kamen wi nich mihr hen!“

„Nun dann zurück, vielleicht kommen wir nach diesſeits ans Ufer!“ rief Renatus.

„Kamen wi ok nich mihr hen!“

„Dann müſſen wir ja ertrinken!“

„Heww ik ok all dacht!“ gab der Ferge zurück. Nur der Mund des Alten regte ſich, als er dieſe Antwort gab; ſein Geſicht blieb dabei völlig ruhig und gleichgültig; auch die Ruder ſchwammen flach und unbeweglich auf dem Waſſer.

„I den Deibel!“ ſchrie jetzt Hans Jörg, war mit zwei Sprüngen, unter denen das Leckwaſſer hoch aufſpritzte, im

Stern, nahm den Alten am Genick und ſtieß ihn der Länge lang zu Boden, daß er im Naſſen lag.

„Hier, Renatus,“ fuhr der Junker fort, „dieſe Stange nimmſt du, die andre ich, nun wollen wir uns 'mal in die Riemen werfen — ich wette, wir ziehen es noch ans Trockne!“

Renatus legte wacker Hand an, und in raſchem Laufe ſchoß der Kahn über die Wogen auf das Petzower Ufer zu.

„Dem Kerl iſt's gleich, ob er erſäuft oder nicht,“ ſagte Hans Georg, als er einmal einen Augenblick verſchnaufte, „uns aber nicht. Denn kommen wir zu ſpät nach Petzow, ſo könnten ſie da der Liſe wohl ſchon Geſtändniſſe abgezwackt haben, die ſie auf den Scheiterhaufen bringen. Du weißt doch, Kerl, um was es ſich handelt!“

Der alte Wende verzog jetzt den breiten Mund zu einem leichten Grinſen.

„Weeß ik — un Liſe is min Dochter!“

Da ließen die beiden jungen Herren denn doch erſtaunt einen Augenblick die Ruder ſinken.

„Deine Tochter? Und du ſetzeſt nicht die letzte Kraft an, uns zur Zeit an die Stelle zu bringen, obwohl du weißt, daß wir ihr, ſo weit es angeht, Beiſtand leiſten wollen?“

Der Alte entgegnete langſam, als müſſe er den Sinn von Renatus' Worten erſt zu faſſen ſuchen: „Dat helpt nich! Wat hen muß, muß hen! Und Liſe muß hen! Wi möten alle hen ſin! Da helpt uns niſcht von!“

Dabei ſtarrte er mit ſtoiſchem Behagen auf den Waſſerſpiegel im Boot, der während der Verlangſamung der Fahrt raſcher ſtieg.

„Heilloſes Volk!“ rief zornig der Junker und legte wieder wacker aus, obwohl er die Beine jetzt ſchon völlig im Naſſen hatte. „Das hat allen Mut verloren und alle Luſt. ‚Wi möten hen und dat helpt nich! — Wir müſſen umkommen — es iſt zu Ende mit uns, und da hilft nun auch nichts mehr — darum können wir die Hände faul in'n Schoß legen und warten, bis wir verhungern oder erſaufen oder ſonſt 'was!‘ Das iſt ſo ein rechtes Fataliſten- und Faullenzer-Evangelium — aber weiß Gott, ſeit dem großen Kriegselend denkt das ganze Landvolk ſo. Du ſiehſt aber doch, wendiſcher Hund, daß wir unſre Knochen regen wollen, und daß es vorwärts geht, daß wir auch hier ans Land kommen —“

In der That näherte ſich unter dem verzweifelten Rudern der vier ſtarken jungen Arme das Schifflein raſch dem grünen Ufer. Aber der alte Jochen Bötzow lachte ſtill in ſeine eisgrauen Bartſtoppeln und meinte mit ſichtlichem Behagen: „Nä, dat's keen Land. Dat's de Löckenitzer Moraſt. Do verſupen wi! Doar kämen wi nich dörch!“

„Den Teufel, dann verſaufen wir! Wir werden ſchon einen Weg finden!“ rief in hellem Zorn der Junker.

Die beiden Ruderer ſtanden jetzt breitbeinig auf den Borden des Kahns, der ſich kaum noch über Waſſer hielt. Jochen Bötzow lag in der Spitze, den ganzen Körper im Waſſer und ſah ſtumpfſinnig geradaus in den Himmel; er ſchien ſich drauf geſetzt zu haben, zu ertrinken und Recht zu behalten und wollte ſich durch Rettungsverſuche offenbar nicht in ſeiner Gemütsruhe ſtören laſſen.

„Dat heww ick all lange wüßt,“ murrte er behaglich vor ſich hin, „dat ick in dit Boot verſupen müßt. Dat's all lange ſpack!“

Durch rauſchende Binſen und Waſſergeſtrüpp fuhr der Kahn machtvoll auf den Moorgrund. Die beiden jungen Herren ſprangen, auf ihre Ruderſtangen ſich ſtützend, auf feſte Wurzelwerkflecke und behielten die Ruder in den Händen. Wer damals ein brandenburgiſch Moor zu durchſchreiten hatte, pflegte einen Springſtock bei ſich zu führen, mit dem er über die Lachen von feſtem Ort zu feſtem Ort ſetzte; Gewandtheit, Tageslicht und ſicherer Blick gehörten freilich dazu. Jeder aber, der auf dem Lande gelebt, wußte in dieſer Kunſt Beſcheid, denn Moor und Luch gab es überall.

Als das Boot ſank, bequemte ſich auch Jochen Bötzow, herauszukriechen. Renatus hielt ihm die Stange hin und half ihm nach einem ermunternden Stoß in die Rippen aufs Trockene.

„Nun zeig' den Weg, Dröje!*) Sonſt laſſen wir dich auf einer Weidenwurzel hocken!“

Es war ein ziemlich kerniger Stoß geweſen, der auf Jochen ſichtlich einen guten Eindruck machte.

Er lachte vergnügt und wies die Richtung; und nun ging es zu dritt mit zwei Stangen langſam vorwärts. Bald ſprangen ſie, bald legten ſie die Ruder nebeneinander zum ſchwanken Stege; das uralte Blut aber wetteiferte an Behendigkeit mit dem jungen.

Und doch war alles vergebens.

Am Rande des Luches, wo der Weg von Lökenitz nach Petzow durch ödes Waideland ging, ſaß etwas Graues auf einem grauen Stein, regungslos, wie verzaubert und wie verwachſen mit dem Stein — ringsumher weideten Schafe mit grober ſchwarzer Wolle.

Als man näher kam, ſchien dies Etwas unter dem farbloſen uralten Topfhut menſchliches Antlitz zu gewinnen, Streifen pergamentener Geſichtshaut zwiſchen einer Wildnis grauer Haare wurden ſichtbar. Renatus meinte faſt ein heidniſch Steinbild aus der Wendenzeit mit eingehauenem grobem Antlitz vor ſich zu haben.

Jochen jedoch rief dem alten Schäfer ein paar Worte auf Wendiſch zu; als der ſich nicht rührte, ſchrie er ihm in die Ohren.

Endlich ſchien der Alte zu verſtehen — er wendete ſchläfrig den Blick auf die Herren und erwiderte in ein paar ſtumpfen, unverſtändlichen Lauten etwas, das nur Jochen erfaßte.

„All vörbi — ſei het jeſtannen!“ dolmetſchte er.

Wußte der Alte, daß ſeiner Tochter Schickſal damit beſiegelt war oder nicht — auf ſeinem fahlen Lederantlitz lag ebenſowenig ein Zug menſchlicher Teilnahme, wie auf dem des Schäfers.

„Hunde und Sklaven!“ grollte Hans Georg zu ſeinem Begleiter.

„Wir haben ſie durch ſechshundertjährige Unterdrückung zu Hunden und Sklaven gemacht,“ erwiderte ſehr ernſt Renatus. „Es ſitzt ihnen nun im Blute, daß ſie zum Ausſterben beſtimmt ſind — ſo erwarten ſie ſtoiſch das Ende, halb verſteint und halb vermodert, wie ihre bröckelnden Lehmkaten. Und doch will der Fürſt, der auch an ſie denkt, ſie ehrlich machen und ihnen ſogar neuerdings die Aufnahme in die Gewerke verſtatten!“

Dies Zwiegeſpräch hatte der alte Jochen gehört, und bei den letzten Worten des Stadtjunkers malte ſich ein grenzenloſes, ungläubiges Staunen in ſeinen Mienen: „Wenden den Eintritt in die Zünfte gewähren,“ das war ihm ein ſo verblüffendes Evangelium, wie einſt den verſteinten Herzen in Judäa die unglaubliche Lehre: „Liebet eure Feinde!“ geweſen ſein mag.

Doch die Regung von Neugier und Verſtändnis verblich alsbald wieder in ſeinem verwitterten Geſicht — ſtumpf und träge wie zuvor ſtreckte er ſich neben dem Alten auf dem Stein in das kniſternde Heidekraut und überließ es den Herren, ihren weiteren Weg ſelbſt zu finden — ſie waren ja nun auf dem Trockenen.

Renatus warf ein Kupferſtück neben ihn auf die Erde, und die Freunde ſchritten dem Dorfe zu.

Als ſie in das Häuslein kamen, in dem der Prediger herbergte, trat ihnen dieſer feierlich im Ornat entgegen, hatte auch ſeinen weißen Kragen von der Amtshandlung noch umgethan.

„Das Mägdlein war verſtockt,“ ſagte er ihnen auf ihre Frage, „es hat einen üblen Satan im Leib. Als ich ſie beſchwor und befragte, hatte der Teufel ihre Zunge gelähmt und ihr die Sprache verſchlagen. Sie blickte wie ein getretener Hund, und ich meine, der Dämon fletſchte aus ihr mit den Zähnen — item half kein Exorcieren, obwohl ſie ſich bei den heiligen Namen krümmte und wand, als wolle es ſie erwürgen. Dann aber ließ der Herr Richter ſie an den heißen Ofen binden, in dem man eben buk, und da öffnete der Satan ihren Mund zu gröblichen Schmähreden, in denen ſie alles geſtand. Gott der Herr ſegne das gnädige Fräulein von Zelen, das die Sünde zur Anzeige und Verfolgung brachte. Ohne ihren heiligen Eifer möchten wir heut nicht ein Exemplum ſtatuieren, auf daß der greuliche Aberglaube ausgerottet werde. Sie glaubt an den ſtinkenden Spuk, deſſen Höllennamen ich nicht ausſprechen mag, um nicht —“ der geiſtliche Herr brach ab, der böſe Geiſt, der Bilwitz, war ihm offenbar unheimlich, er mochte den Namen nicht in den Mund nehmen, vielleicht handelte er auch ſo in der weiſen Abſicht, welche einſt die Epheſer beſeelte, als ſie verboten, den Namen Heroſtratus zu nennen — „item ſie glaubt daran und hat geſucht, ihm zu begegnen. Zu welchem Ende? Sie gab auf harte Befragung Auskunft, ‚um ihn zu töten, weil er ihres Herrn Wedigen Getreide verwüſte.‘ Nun frage ich: Iſt es eines Chriſtenmenſchen würdig, ſolcherlei zu glauben und danach zu handeln? Der gnädige Gott allein gibt Gedeihen oder Mißwachs, wie er mag — dawider kann kein Dämon aufblöken, ſo jagt ihm der Herr einen Blitz in den hölliſchen Rachen und ſchmeißt ihn, wohin er gehört. Und aber, iſt es glaubhaft, daß ſie ihren Götzen töten wollte? Ich meine, wie die Hexe dem Beelzebub nachläuft, ſo ſuchte ſie Gemeinſchaft mit ihrem Abgott. Und ich hoffe, daß der Herr Kurfürſt ſolchen Aberglauben nicht dulden wird und das wendiſche Hexlein ſo nicht brennen, wenigſtens aber doch auf das Rad wird flechten laſſen, damit das Land von dieſen rein werde! — Belieben die Herren nun ein Töpflein Milch und einen Käſe bei mir zu nehmen, ſo will ich es mir zur Ehre ſchätzen, zu bieten, was das Haus vermag — viel iſt's nicht!“

---

*) Alt-Berliner Schimpfwort für Faule und Dumme.

Die Herren dankten dem gaſtlichen Manne und gingen weiter — ſie hatten in Caputh ihre Pferde ſtehen und wollten noch bei guter Zeit über den Strom zurück.

„Alſo um mein Getreide vor irgend einem fabelhaften Unholde zu ſchützen!“ ſagte unterwegs Renatus, nachdem er den Fall überdacht. „Und darum nun im Gefängnis und wird juſtifiziert werden, wenn man ſie nicht der Gerechtigkeit aus den Zähnen und Klauen reißt!“

„Renatus,“ erwiderte Hans Georg, der auch der Sache nachgeſonnen, „meine Schweſter Meluſine hat ſich ſeit dem Riß in unſerer Familie recht wild erzeiget — ich meine, ſie ſucht nichts an dem Mägdlein, als daß ſie dir damit eine Kränkung zufüge. Daher ihr Eifer!“

„Sie glaubt nicht an den Spuk?“ fragte Renatus.

„Meluſine?“ lachte der Junker. „Die drehte dem Teufel den Schweif aus, wenn ſie ihn erwiſchte, bei Tag oder bei Nacht. Die glaubt an nichts, was außer den geſunden Sinnen iſt — iſt auch nur eine mäßig fromme Lutheranerin, außer jetzt, da ſie uns Beſſergläubigen einen Tort anthun möchte, wo ſie nur kann, und das Lied von den Calvinſchen Katzen gar nicht von ihren Lippen kommt — ſo oft ſpeit ſie es gegen uns aus.“

„Wenn ſie nicht an den Spuk glaubt,“ ſchloß Renatus nach der Logik, die er in Wittenberg gelernt, „ſo verfolgt ſie die Wendin aus einem anderen Grund, hat aber keinen anderen Grund, als den, mich zu kränken. Will ſie mich kränken, ſo muß ſie einen wütenden Haß auf mich haben, ſo daß ſie darüber Menſchen an das Meſſer liefert, und iſt ihr ganz gleich. Was hab' ich ihr gethan?“

„Wedigen,“ meinte fein lächelnd der Junker von Zelen, „meine Schweſter iſt ein eigen Balg, wenn die jemand gern hätte, ich thät mich nicht wundern, brächte ſie ihn dabei gelegentlich um!“

Beide Jünglinge wanderten in Gedanken weiter.

Nach einiger Zeit, in der Renatus einmal tief geſeufzt, begann Hans Jörg von neuem, aber gewiſſermaßen heimlich und ſcheu: „Renatus, deine Schweſter Adriane iſt auch ein ſeltſam Kind.“

Renatus ſchwieg.

„So wunderſchön kupferrot Haar,“ fuhr Hans Jörg fort, „wie die hat, ſieht man ſelten!“

Renatus hing offenbar zu intimen Gedanken nach, um die leiſen Anſtöße des Junkers zu verſtehen.

„Sie hat doch früher bisweilen gethan, als machte ſie ſich etwas aus mir!“ gab er endlich zur Antwort, worauf Hans Jörg ihn lachend anſah.

„Renatus!“ ſagte mit einem herzhaften Anlauf der Junker, „wir wollen einen Handel machen auf offener Straße. Ich verkauf' dir ein Geheimnis — um ein anderes. Siehſt du, ich weiß, du biſt mit deinen Gedanken in Machow — und ich bin mit den meinen in Berlin.“ Seine Stimme hatte einen treuherzigen Klang. „Du denkſt an Meluſine. Die mag dich nicht — oder auf ſo ſonderbare Pantherkatzenmanier, daß der Herr dich vor ihr bewahren mag — aber du ſiehſt nicht, was für eine ſtillere Blume an deinem Wege blüht. Ich lebe mit Nymphe in Frieden auf der Leipziger Straße in unſrem verfallenen Haus. Nymphe war ein wildes Ding, hat in Polen mancherlei geſehen, als ſie nach meines Vaters Tod dahin geflüchtet worden — item ſeit die Frau Kurfürſtin dann und wann in unſere Fenſter guckt, um zum Rechten zu ſchauen — ſeitdem hat ſie einen anderen feineren Ton angenommen, die rauhen Stacheln verloren und ſetzt eine milde Blüte an, wie Zwiebeln von der Heide, die ein guter Gärtner okuliert und in' Garten pflanzt — Frau Luiſe Henriette, die Gnädigſte, weiß aus Sturm Wind zu machen, der fruchtet. Und, Renatus, ich ſag's dir — Nymphe, die mag dich! Warum, wenn ich heim komme, fragt ſie dies und das nach dir? Immer geſchickt eingewickelt in Vorwände und gleichgültig Geſpräch — ich ſehe aber doch das Eſelsohr aus der Kappe lugen! Und ſeit die Fürſtin nach ihr ſchaut, kümmert ſie ſich auch um den Haushalt. Iſt eine gute kleine Hausfrau aus ihr worden, wenigſtens den Willen hat ſie dazu, ſo auch unſere Mittel knapp ſind. Denn die von Machow haben üblen Willen und ſchicken uns nur wenig. Ich mag aber nicht um Korn und Wildbret zanken, denn es iſt meine Schweſter und meines Vaters Bruder. Renatus, was ſagſt du?“

Renatus erwiderte nur in großem Staunen das eine Wort: „Nymphe?“

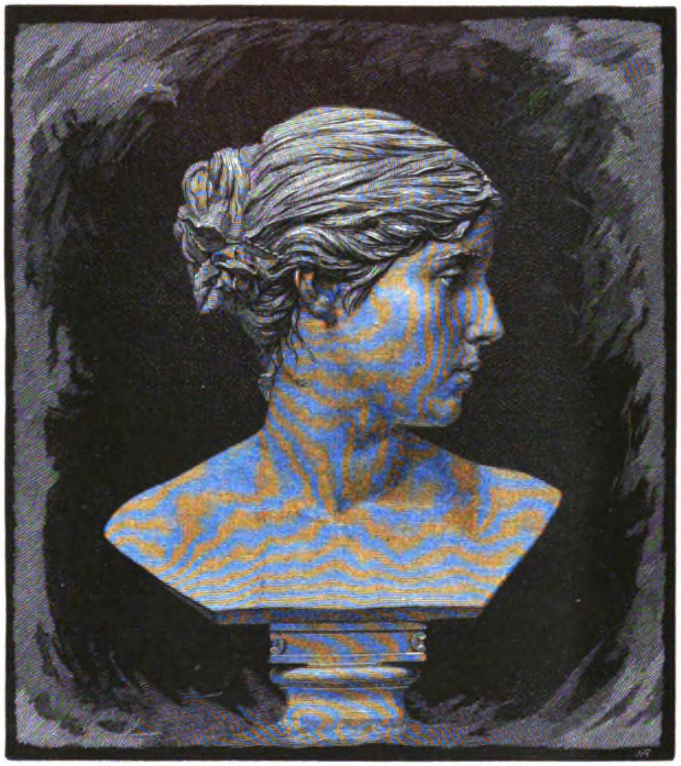
Da ſtanden zwei Steine am Weg. Der Junker faßte den anderen am Arm und meinte: „Laß uns da ſitzen und bezahl' mir mein Vertrauen mit deinem. Was iſt mit deiner Schweſter?“

Renatus ſaß in Gedanken nieder und ſtützte den Kopf in die Hände, die Ellenbogen auf die geſpreizten Kniee.

„Wir haben es geheim gehalten,“ erwiderte er nach einer Pauſe. „Doch du und ich, wir dienen nun faſt ein viertel Jahr dem Herrn zuſammen — magſt du es wiſſen gegen Wort und Handſchlag, daß du es verſchweigen willſt, denn es iſt unſres Hauſes Schande. Siehſt du, Hans Georg, ſie war noch nicht ſiebzehn Jahre, da logierte ſich ein Obriſt in unſer Haus von den Schwediſchen, der Sinclair. Er war kein Haſelant*) und kein Fant, ein ſchöner, ritterlicher Mann, hatte Blut in den Adern, focht wie ein Teufel (hat es mir auch beigebracht), wußte auch die Worte zu ſetzen, daß es einem um das Herz warm wurde, erzählte er vom großen König und Männerſchlacht und Attackenreiten und Kanonengebrüll — und die Kinder ritten auf ſeinem Knie. Der nahm das Mädchen im Sturm ein. Es war eine große, heftige Amour zwiſchen ihnen. Item ſie machten Hochzeit — fiel uns aber allen auf, daß der Herr nicht ein eigen Haus kaufte, ſondern bei uns wohnen blieb. Damals lebte mein ſeliger Vater noch. Einige Monate ging es wie im Himmel, nur daß der Oberſt bisweilen ſtille war — wir meinten aber, er ſehne ſich ins Feld. Und dann eines Tages kam ſeine Frau — denn er hatte eine gehabt, daheim in Schweden. Adriane ſtürzte zuſammen und genas vor der Zeit ſeines toten Knaben; mein Vater aber, der hart und jähzornig war — o ich entſinne mich des Novembertages wie heut — auf dem Hausboden hatte er ſich mit dem Oberſten eingeſchloſſen, wir hörten ein Stampfen und Toben und Waffenklirren, als ſeien alle Höllengeiſter los und rumorten — zuletzt brachte man den Sinclair ſterbend herunter. Die blonde Frau aus der Fremde warf ſich über ſein Lager, wollte verenden vor Schmerz und Liebe und küßte ihn, wie ich nie ein Weib einen Mann küſſen ſah, hatte ihm alle Treuloſigkeit und die große Schande inbrünſtig verziehen, ſchrie auch: ‚Lebe, lebe, Herre Gott, nimm mein Leben für das ſeine, daß er mit der Andren glücklich ſei.‘ Droben in ihrem Kämmerlein lag Adriane und raſte vor Schmerzen, und meinen Vater brachten ſie vom Boden getragen; er hatte einen Stich im Knie, war aber voll ſteinerner, grimmer Verzweiflung — der Schwede hatte ſich nicht gewehrt, ehe mein Vater ihm nicht mit dem Degen ins Geſicht geſchlagen und angeſpieen ‚War Mord, war kein ehrlich Fechten!‘ knirſchte mein Vater und bat ‚der Herre Gott verzeihe ihm und mir!‘ Und als der Schwede ſtarb, ſagte er mir mit ſtolzem, brechendem Blick: ‚Niemand hätte mich ſo durchrennen mögen — habe ihn laſſen zuſtoßen! Der Herr bewahrte mich in Gnaden, noch mehr Unglück über dies Haus zu bringen — Er wird mich richten nach der Gnade oder der Strenge, wie es Ihm gefällt — in Seine Hände befehl' ich meinen Geiſt!‘ War ihm eine Erlöſung, zu ſterben und aus der großen Heuchelei und Schmach, in die leidenſchaftliche Liebe ihn verſtrickt, um den Preis ſeines Blutes loszukommen. Und dann haben ſie ihn eingeſcharrt draußen neben dem Geweihten auf dem St. Petersfriedhof und hat niemand von der Art ſeines Todes gewußt, als unſer Haus und der würdige Prediger Andreas Fromm von St. Petri, welcher aber ſchweigt. Die Leute meinten, er habe ſich ſeine eigene Wehr durch das Herz gerannt und wußten nicht warum, dachten wegen Adrianes Zufall! Unſre Leute freilich und Treuen im Hauſe verrieten uns nicht. Damals noch hatte meine Mutter Mitleid mit meiner Schweſter, wennſchon ſie ſtets ihren roten Haaren gram war und ſagte, Schönheit ſei ein Fluch. Hat ſie auch beſorgt und gepflegt in ihrem Elend. Alsdann aber ſaß mein Vater auf dem Rathaus mit ſeinem wunden Knie und war behindert, ſich zu wehren, als ihn an dem Tage des unglücklichen Streites der deine anſprang und niederſtieß. Siehſt du, Hans Georg, mein Vater Sigismund war ein ſtarker und ſtreitbarer Mann, kein Würſtelhans, wie ſo viele Bürger, man mochte ihn nicht ſo leicht überwinden. So leitet meine Mutter alles Unheil von Adrianes Schönheit her. Ohne ſie keine Amour mit dem Schweden, ohne deſſen Liebestollheit keine Doppelehe, kein Duell, keine Wunde im Knie und Behinderung auf dem Rathaus; und deswegen iſt ſie wie verſteinert in ihrem Haß gegen ihr eigen Blut, denn ihren Gatten, meinen Vater, liebte ſie über alles in der Welt. Allen Fluch ſchiebt ſie Adrianes roten Haaren zu. Sie hält ſie darum wie eine Gefangene, und Adriane thut mir doch in der Seele leid — ſintemalen ſie weder Magd iſt, noch Frau, noch Witwe, und in ihrer Liebe ſo viel Herzeleid hatte, den Liebſten dazu verlor. Sicherlich hinwiederum wäre die Wunde in meiner Schweſter Herz lange zugeheilt, hielte man ſie nicht in ihrer Stube gefangen und am Grübeln — wie ſoll es da vernarben? Muß ſie doch Tag und Nacht darüber brüten! Ich an meiner Mutter Statt gönnte ihr ein arbeitſam, kräftig Leben — doch dieſe meint, man muß den Fluch einſchließen, daß ſich nicht ein andrer in ihren Schopf vergaffe!“

---

*) Die Gigerln der Zeit.



Weibliche Büſte. Von Karl Schlüter.

„Hm, hm!“ räuſperte ſich hier gewaltig der Zuhörende.

„Du haſt erſt ihr Haar geſehen, Hans Georg,“ fuhr auf dies Monitum der Stadtjunker fort, „ſieh ihr erſt in die Augen. Ich kann nicht anders, ich gehe bisweilen in der Stille und herze ſie um dieſer ſchönen traurigen Augen willen — ſiehe, ſie iſt doch unſchuldig an allem Leid. Der Schwede ſtreckt ſtill ſeine Beine von ſich unter der Erde — ſie aber muß allein alles tragen ihr Lebelang und iſt ihr junges Leben vergiftet. Man hat ihr verboten, ſich ſehen zu laſſen, und ich fürchte, meine Mutter ſchlägt ſie hart, wenn ſie je aus dem Hauſe entwiſcht — kann's aber nicht laſſen; es reißt ſie bisweilen zu dem Grabe des Falſchen, den ich doch auch ſelbſt ſo lieb gewonnen. Der Bigamie ſchuldig — unſres Hauſes Schande — und doch ſo ein herzig Kind!“ Er ſchlug mit der Fauſt auf ſein Knie und ſeine Augen blickten, Mitgefühl heiſchend, auf den Freund.

„Mich wundert,“ erwiderte Hans Georg, auf deſſen Stirn allerlei Wolken ſich gelagert, „daß dein Großvater Adam es duldet, wie man ſie verkommen läßt?“

„Großvater Adam redet in nichts drein, was Hauszucht heißt!“ gab Renatus zurück. „Er ſagte mir, als ich einmal darum frug: ‚Deine Mutter iſt ſtreng, aber im Recht — geht ſie zu weit, ſo wird Wedigenſch' Blut ſich ſchon gegen überharten Druck auflehnen. Und item, es iſt gut, daß das Kind nicht unter die Menſchen komme: ſie würden es ihr ablauſchen und abfragen, und der Fluch käme nie zu Ende. Auch hat ſie gefährliche Gaben an ihren ſchönen Augen und Haaren. Wer ſie ſähe und darum liebte, würde von neuem leichtſinnig an ihr handeln. Es iſt für Mann und Weib gefährlich, nach der äußeren Schönheit zu lieben!‘ Du weißt, wie mein Großvater dann in wunderlichen Apophthegmatibus redet. Er hat auch den ſtrengen Grundſatz, jeden nach ſeiner Art gewähren zu laſſen. ‚Man muß ſeine Erfahrungen an ſich machen — es iſt unnütz, Menſchen zu raten! Rät uns denn Gott der Herr im einzelnen, obwohl er uns am meiſten liebt?‘ ſagt er. So hindert er meine Mutter nicht!“

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Herbſtſtimmung. Motiv aus dem Tiergarten zu Berlin.
(Nach einer Photogravüre aus dem im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin erſchienenen Album: Aus dem Berliner Tiergarten.)

Neue Bücher.

Biographien von Karl Gerok und Heinrich von Kleiſt. — Hippels Lebensläufe.

Einſt im bunten Dichterkleide hieß man gütig mich willkommen,
Auch im Predigertalare ward ich freundlich aufgenommen;
Aber nun im Hausgewande, ohne Schimmer, Glanz und Schein,
— Nicht der Pred'ger, nicht der Sänger, — wird der Menſch willkommen ſein?

Mit obigen Worten überſandte einſt Karl Gerok einer Freundin ſeine „Jugenderinnerungen“ (Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig. V. Aufl. 1892). Auch in der Vorrede zur erſten und wieder zur vierten Auflage ſpricht er ſich über das Buch mit großer Beſcheidenheit aus. „Ich habe weder von merkwürdigen äußeren Erlebniſſen noch von intereſſanten inneren Entwickelungen zu berichten,“ ſagt er. Der treffliche Mann irrte, zahlreiche Leſer haben ſich an dem überaus liebenswürdigen Buche erfreut, und zahlreiche andere werden es künftig thun. Freilich, lebhaft bewegt war der Lebenslauf des Verfaſſers nicht, aber das Idyll hat ja neben Epos und Drama auch ſeine volle Berechtigung, und es hat einen eigenen Reiz, das Leben eines jener Glücklichen zu verfolgen, an die das Laſter nie auch nur herantrat, die die Leidenſchaft nie vom rechten Wege abdrängte, und denen ſelbſt der Irrtum nie verhängnisvoll wurde. Von trefflichen Eltern ſorgſam gehütet und verſtändig erzogen, wächſt der Knabe in der köſtlichen Luft eines von geſunder Frömmigkeit erfüllten evangeliſchen Pfarrhauſes heran; ein Kreis ſittenreiner, von geiſtigen Intereſſen bewegter Kommilitonen umgibt den Jüngling, während er ſich im Tübinger Stift die gründlichſten Kenntniſſe aneignet; ein ſchöner Beruf, in den er an der Hand des Vaters eintreten darf, erwartet den jungen Mann. Und in dieſem Beruf kann der Glückliche wirken bis in ein hohes Alter, umgeben und getragen von der ſich ſtets ſteigernden Liebe und Verehrung ſeiner Mitbürger, ſeiner Volksgenoſſen. In ihm ſelbſt aber lebt von Jugend auf ein Dichtertalent, ganz geeignet den Dichter und ſeine Leſer zu beglücken. Leicht fügt ſich ihm das Wort zum anmutigſten Gedicht, und was ihm durch die Seele zieht, löſt ſich, befreiend, in ein ſolches auf. Seine natürliche Anlage läßt ihn an Perſonen und Verhältniſſen immer das beſte ſehen, und eine tiefe Frömmigkeit, die durchaus vom Geiſte des Johannes erfüllt iſt, verinnerlicht und verſchönt das noch. Er ſtellt eine Harfe, die ganz auf den zum Herzen gehenden Ton des Volksliedes geſtimmt iſt, in den Dienſt der Kirche und gibt ſo den Empfindungen weiter Volkskreiſe beſter Art, die ſonſt ſelten einen dichteriſchen Ausdruck fanden, Worte, die weithin wiederklingen. Einmal fährt der Blitz des Verderbens auch neben Gerok nieder, tötet ihm die heißgeliebte erkorene Braut und macht ihn irre an dem Gott, der ihn bisher ſo freundlich führte und behütete, aber auch hier findet ſich der von der Liebe zahlreicher geliebter Angehöriger und Freunde Umgebene bald wieder zurecht, und nach einigen Jahren wird die jüngere Schweſter der ihm entriſſenen Jugendgeliebten ſeine Lebensgefährtin und ſteht ihm als die herrlichſte Gattin zur Seite, ſo lange er lebt.

Nein, Gerok irrte, wenn er annahm, ſein Leben ſei nicht intereſſant geweſen. War es doch das eines Lieblings Gottes.

Die Jugenderinnerungen gewähren infolge der übergroßen Beſcheidenheit ihres Verfaſſers doch nur ein lückenhaftes Bild desſelben. Da iſt es denn höchſt verdienſtlich, daß Geroks Sohn Guſtav aus den Briefen und Aufzeichnungen des Vaters noch ein anderes Lebensbild zuſammengeſtellt hat. (Karl Gerok. Stuttgart. Karl Krabbe 1892). Das Buch iſt eine Biographie, wie ſie die Engländer lieben, eine ſorgfältig ausgewählte Sammlung von Briefen, Aufzeichnungen, Auszügen aus Predigten u. ſ. w. Der Held des Buches kommt ausſchließlich zu Wort, der Herausgeber faſt gar nicht. In erſterem liegt ja ein großer Vorzug dieſer Methode. Anderſeits ſetzt ſie Leſer voraus, die Zeit und Neigung haben, das Buch gewiſſermaßen zu ſtudieren und ſich aus demſelben ein Lebensbild ſelbſt zu geſtalten. Gemeinverſtändlicher wird deshalb immer eine Biographie bleiben, welche das Material verarbeitet bringt, und ich hoffe, daß wir früher oder ſpäter auch eine ſolche von Karl Gerok erhalten werden. Aus den Jugenderinnerungen und dem Lebensbilde läßt ſich unter Zuhilfenahme der Gedichte und der Predigten ſehr wohl eine ſolche ſchaffen, Gerok zur Ehre, der ganzen Nation zum höchſten Nutzen und Frommen.

Die Briefe Geroks ſind doch ſehr intereſſant. So z. B. die aus Berlin, wo Gerok, nachdem er in Tübingen ausſtudiert hatte, einen Winter verbrachte. Dem durch ein inniges, gemütvolles Familienleben verwöhnten „Hausſohne“ will die damalige deutſche Großſtadt (1838—39) gar nicht gefallen. Sie erſcheint ihm kalt und erkältend. Im Grunde fühlt er ſich nur wohl, wenn er ſich in dem ſchützenden Kreiſe von Landsleuten befindet.

Mich hat beſonders der Abſchnitt unſeres Buches gefeſſelt, in welchem Gerok unter dem Banne des großen Unglücks ſtand, von dem ſchon oben die Rede war. Er, der damals Repetent am Tübinger Stift war, liebte die älteſte Tochter des Obertribunalrates Kapf, Luiſe, ohne indeſſen dieſer ihn ganz erfüllenden Zuneigung einen Ausdruck zu geben. Er mochte einesteils eine feſte Anſtellung abwarten, anderenteils wird wohl ſeine übergroße Beſcheidenheit mit im Spiel geweſen ſein. Eines Tages unternahmen die Eltern des jungen Mädchens mit ihren beiden Töchtern eine Vergnügungsfahrt. Da geſchah das Entſetzliche, der Wagen ſtürzte einen Abgrund hinab, und Luiſe Kapf erlitt eine Kopfverletzung, an der ſie nach einigen Tagen verſchied. Gerok ſelbſt hat die Kataſtrophe in den „Jugenderinnerungen“ mit der ergebenen Ruhe des Greiſes geſchildert, damals aber brachte ſie ihn an den Rand der Verzweiflung. In ergreifenden Liedern fand er Rettung vor ihr. Wie ſchön iſt das folgende:

„Hätt' ich's gewußt!“

Hätt' ich's gewußt, wie du ſo bald entſchwunden
Auf ewig meinem Blick,
Wie hätt' ich ausgekauft die goldnen Stunden,
Verrauſchendes Geſchick!

In deines Auges ſel'gen Grund verſunken
Hätt' ich mit durſt'gem Mund
Der Liebe Zauberbecher ausgetrunken
Bis auf den herben Grund!

Vom Morgen hätt' ich bis zum Abendſterne
An deiner Thür gelauſcht,
Dir nachgeſchlichen wär ich, wo von ferne
Dein holder Gang gerauſcht!

So mancher Tag ach ohne dich vergangen!
Und warſt ſo nah, mein Glück!
Nun rufen keine Thränen, kein Verlangen
Die goldne Zeit zurück!

Hätt' ich's gewußt, als mir zum letztenmale
In dunkler Linden Grün
So engelſchön im goldnen Abendſtrahle
Dein liebes Bild erſchien!

Mit Flammenblicken hätt' ich zum Erblinden
Die liebliche Geſtalt
Verfolgt, bis an den fernſten Wieſengründen
Des Kleides Saum entwallt.

Dann hätt' ich weinend mich ins Gras geſtrecket
Und deines Fußes Spur
Geküßt in Leid, bis Morgentau bedecket
Die mondbeglänzte Flur.

Ich wußt' es nicht; ich grüßte leicht und heiter
Dich im Vorübergehn;
Dann ging ich ſcherzend mit den Freunden weiter
Auf Nimmerwiederſehn!
Hätt' ich's gewußt!

Als Gerok dann ſpäter in der jüngeren Schweſter Sophie einen vollen Erſatz für die verlorene Geliebte fand, da gab er dem Dank, der ihn erfüllte, einen wunderbar ſchönen und tiefen Ausdruck in dem Gedicht

Liebeswunder.

Mein Herr und Gott, ich habe dich geſcholten,
Als frech mein Gram trieb mit dem Glauben Spott,
Als meine Augen wild zum Himmel rollten,
Und in die Lüfte fragten: wo iſt Gott?
Du haſt mir nicht nach meinem Thun vergolten,
Du bliebſt getreu, du meiner Kindheit Gott:
Du ließeſt über Bitten und Verſtehen
Aus Grab und Tod mir neue Wonne gehen.

Mein Heiland, der du einſt zu Hilfe lieſeſt,
Mit ſanftem Tritt in jeder Erdennot,
Und in die wilde Totenklage rieſeſt:
Das Kindlein ſchlummert nur, es iſt nicht tot!
Und mild das Mägdlein bei der Hand ergriffeſt,
Und wiedergabſt den Seinen friſch und rot:
Du haſt auch mich in Grabesnacht und Grauen
Dein Liebeswunder ſelig laſſen ſchauen.

Und ſel'ger Engel du, um den mein Sehnen
Gen Himmel ſtieg und an der Hölle Thor,
Den ich mit meines Grames tiefſten Tönen
Aus Grabesnacht und Himmelslicht beſchwor,
Nur einmal noch zu ſchaun durch meine Thränen
Dein ſelig Bild im ird'ſchen Nebelflor,
Du haſt dich hold zu meinem Flehn geneiget,
Und mir dein Engelsantlitz neu gezeiget!

Denn weil ich ſaß in meinem Gram verſchloſſen,
In finſtrer Nacht, einſam und thränenblind,
Hat leiſe ſich, von Engelshand begoſſen,
Ein Roſenkelch entfaltet, ſüß und lind,
Und vor mir ſteht von Jugendreiz umfloſſen,
Verjüngt und friſch mein längſt begraben Kind,
Und lächelnd führt der Engelſchweſtern Segen
Ihr Ebenbild auf Erden mir entgegen.

Mein Herr und Gott, ich will dich fröhlich loben
Und bleiben unter deinem Schirm und Schild;
Mein Himmelsarzt, ich will nach ſolchen Proben
Auf ewig ruhn an deinem Herzen mild.
Mein Engel du im ſel'gen Himmel droben,
Ich will dich lieben hier im ird'ſchen Bild;
Mein Roſenkind, ich will auf ewig dienen
Dem Engel, der in dir mir neu erſchienen.

Dieſe Gedichte entbehren noch der letzten Feile des Meiſters, aber es iſt ſehr begreiflich, daß dieſer ſpäter nicht wieder zu ihnen zurückkehren konnte. Er hätte damit die alten Wunden wieder aufgeriſſen.

Von Karl Gerok zu Heinrich von Kleiſt, welch ein Sprung! Dem einen war die Poeſie eine freundliche Herdflamme, die ihm ſein Heim lieblich erleuchtete und erwärmte, dem andern war ſie eine furchtbare Lohe, die ihm das Glück und ſchließlich Seele und Leib verzehrte. Und doch iſt das Leben und Dichten beider feſſelnd und ſehr belehrend. Auch im Vergleich miteinander. Mochte immerhin Geroks natürliche Anlage die ungleich glücklichere ſein, wenn ihm die Dichtung nur eine köſtliche Blüte blieb, aus der er immer neue Freuden ſchöpfte, ſo lag das doch in erſter Reihe daran, daß er ſie mit vollem Bewußtſein als ein herrliches Geſchenk aus der Hand Gottes empfing und ſie in Gottes Dienſt ſtellte. Kleiſt aber fehlte, obgleich er nie irreligiös war, der feſte Boden. Da riß ihn denn ſein Talent ungezügelt mit ſich fort, dem Verderben entgegen.

Es gibt wohl wenige Stätten auf der Welt, die ſo ergreifend wirken wie das einſame Grab Kleiſts. Obgleich es ganz nahe am heutigen Bahnhof Wannſee liegt, iſt es doch kaum zu finden, und es macht inmitten von Erdlöchern und häßlichem Stangenholz einen troſtloſen Eindruck. Es iſt ſo recht die Grabſtätte eines Wanderers, der ſich führerlos in dem Weltgewirre verirrte und in ſeinem wüſten Durcheinander vergeblich den Weg ſuchte, bis er kraftlos zum Sterben niederſank und nun eingeſcharrt wurde, wo man ihn fand. Kleiſt ſtarb am 21. November 1811, heute noch aber werden ſein „Käthchen von Heilbronn“, ſein „Prinz von Homburg“, ſein „Der zerbrochene Krug“ immer wieder aufgeführt, und ſein „Michael Kohlhaas“ iſt eine der bekannteſten Erzählungen. Nicht nur das: die deutſchen Litteratur-Profeſſoren und ihr Nachwuchs haben entdeckt, daß Kleiſts Leben und ſeine Werke einen vorzüglichen Gegenſtand für ſogenannte gelehrte Forſchungen abgeben, und ſie ſind unermüdlich bei der Arbeit, die unbedeutendſten Thatſachen in ſeinem Leben zu ermitteln und die ſorgfältigſten Forſchungen über den Wortlaut ſeiner Dichtungen anzuſtellen.

Welch eine furchtbare Ironie des Schickſals! Als dieſes Leben gelebt wurde, als dieſe Dichtungen gedichtet wurden, da nahm kein Menſch teil an dem einen oder dem andern. Man leſe eine ſeiner Biographien, z. B. die ſoeben in dritter verbeſſerter Auflage erſchienene von Otto Brahm: Heinrich von Kleiſt. (Berlin, F. Fontane 1892). Es iſt das ein braves Buch, trotz des gelehrten Spukes in den Vorreden und dem Litteraturnachweiſe in der Nachrede, ohne die ein deutſcher Schriftſteller, der etwas auf ſich hält, es nun einmal nicht thut. Der Verfaſſer hat ſich ehrliche Mühe gegeben, ſeinem Helden gerecht zu werden, aber die ganze Tragik dieſes Dichterlebens hat er doch bei weitem nicht erfaßt.

Durch eine jener uns Menſchen völlig unbegreiflichen Fügungen Gottes wird ein großes Talent einem Kinde mit in das Leben gegeben, deſſen Eltern, deſſen Umgebung von nichts in der Welt ſo wenig wiſſen wie von der Kunſt. Dieſes Talent drängt allgewaltig zu einer Bethätigung, ohne daß dem Dichter von irgend welcher Seite her der mindeſte Rat, die kleinſte Förderung zuteil werden kann. So macht es ſchon den Knaben, den niemand verſteht, wie er ſich ſelbſt nicht begreift, einſam und verſchloſſen. Erſt ganz allmählich, erſt nachdem er einen Beruf ergriffen, für den er ſich nicht eignete, erkennt er ſelbſt, wohin ihn ſeine natürliche Anlage weiſt. Aber auch da geht er in die Irre. Der geborene Dramatiker ſucht und findet keinerlei Fühlung mit der Bühne. Wie er nun ſchafft, findet ſein Kunſtwerk keinen Wiederhall. Er fühlt, daß ſein Talent dem ſeiner größten Zeitgenoſſen ebenbürtig iſt und doch gelten ſeine Arbeiten nicht ſo viel wie die des elendeſten Nachahmers, der das Schriftſtellerhandwerk geſchickt zu betreiben weiß. Nennt man auch nur die ſchlechteſten Namen, der ſeine wird nicht genannt. Auch der Troſt bleibt ihm verſagt, daß ihn nur die Menge nicht verſteht, er darf den Beſten ſeiner Zeit nahen, und auch die Beſten wenden ſich von ihm ab. Und doch gelingt ihm ein großer Wurf nach dem anderen, und er erkennt ihn als ſolchen. Der Widerſtreit zwiſchen dem, was er ſchafft, und dem geringen Anklang, den er findet, vereinſamt den Menſchen nun völlig, macht ihn hart, rückſichtslos, hochmütig, treibt ihn zuletzt in latenten Wahnſinn, in dem er in grauſem Doppelſelbſtmord ſich und einem haltloſen Weibe ein Leben nahm, das völlig ſteuerlos geworden war. Wer jemals ſich von den Werken dieſes großen Dichters ergreifen und dann ſein Leben an ſich vorüberziehen ließ, der wird dem unſeligen Manne, tief erſchüttert, ein milder Richter ſein.

Vor einer Reihe von Jahren machte ich an dieſer Stelle auf den Verſuch aufmerkſam, den Prof. Alexander v. Öttingen machte, um Hippels „Lebensläufe nach aufſteigender Linie“ dem heutigen Leſer wieder genießbar zu machen. Herr v. Öttingen arbeitete das Buch gründlich um und hat dadurch ſeine Abſicht ſichtlich erreicht. Der einzigartige Roman erſcheint jetzt in dritter Auflage mit Kupfern von Chodowiecki (Dunker & Humblot. Leipzig).

Th. H. Pantenius.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wenn wir einen Hirſch ſchießen, der halb im Sumpf ſteckt, wie bekommen wir ihn heraus?“ fragte Pawils halblaut. „Aber es dauert nicht lange, ſo kehren die Tiere hierher zurück. Ich habe ſie da geſtern auch ſtehen geſehen — es iſt ihr Standort. Wir können uns indeſſen noch etwas näher heranbringen.“

Sie nahmen hinter einer mächtigen Kiefer Aufſtellung. Es verging wirklich keine lange Zeit, bis das Elchwild ſich wieder hinter dem Gebüſch zeigte. Freilich war die Dunkelheit ſo groß, daß ein Schuß auf einen der ſich ſchwach auf der Nebelwand abzeichnenden Köpfe kaum ein ſicherer Treffer ſein konnte. Die Jäger warteten noch. Da ſetzte eins von den größten Elchen aus dem Gebüſch heraus und näherte ſich ihnen langſam mit hochgehobenem Geweih. Jetzt zielte Lauronat und ſchoß. Das Tier war getroffen und kehrte ſchwankend um. Nun legte auch Kalbis an und gab ihm einen Schuß in die Seite. Mit einem ächzenden Laut brach es zuſammen. Die erſchreckte Herde jagte in wilder Flucht davon.

Die beiden Wilddiebe ſprangen vor, ſich ihrer Beute zu bemächtigen. Sie faßten das noch zuckende Tier an den Hinterläufen und bemühten ſich, es über das Gras zu ſchleifen. Das erforderte größere Anſtrengung, als ſie erwartet haben mochten. Doch gelang es ihnen, den Elch bis in die Nähe des Boots zu ſchaffen. Nun mußte es aber gehoben werden. Die Gewehre waren ihnen ſehr hinderlich. Sie ſtellten ſie diesſeits in einen Wacholderſtrauch. Jetzt bewies Lauronat ſeine Rieſenkraft, indem er die Schulter unterſetzte und ſo das Hintergeſtell vom Boden und über Bord brachte. Kalbis ſchleppte den Kopf am Geweih nach und warf ihn ins Boot, um ſelbſt nachzupoltern, da er das Gleichgewicht verloren hatte. Nun ſchob Lauronat mit aller Anſtrengung das ſchwerbelaſtete Gefährt ſo weit ins Waſſer, daß er es mit einem letzten Stoß ganz frei machen konnte. Er wollte vorher nur noch die Gewehre holen.

In dieſem Augenblick aber gewahrte Kalbis von der Forſt her einen Kahn mit zwei Männern. Im Nebel hatte er ſich um die Inſel herum unbemerkt bis auf fünfzig Schritte nähern können. „Der Förſter,“ ziſchelte er, „fort, fort!“ Zugleich ſtieß er mit der Stange gegen den Erdrand. Lauronat erkannte ſogleich die Gefahr. Es war keine Sekunde Zeit zu verſäumen. Mit den beiden kräftigen Armen das Bordbrett faſſend, ſtieß er ab und ſchwang ſich hinüber. Das Boot ſchwankte und ſchöpfte Waſſer, wurde aber bald wieder ins Gleichgewicht gebracht, als er erſt ſtand und ſeine Stange regierte. Es war doch durch dieſes Manöver ein kurzer Aufenthalt entſtanden, der hingereicht hatte, die Entfernung von dem Förſter und ſeinem Gehilfen bedeutend abzukürzen. Sie wäre noch geringer geworden, wenn deren Kahn nicht, zuletzt in zu raſche Bewegung geſetzt, am Ufer aufgeſtoßen wäre und erſt wieder hätte flott gemacht werden müſſen.

„Hatt' ich mir's doch gedacht,“ knurrte der Förſter, „daß die Kerle ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen würden. Diesmal aber krieg' ich dich, Halunke! Wir haben auch ein Boot. Halt!“ ſchrie er, „und ergebt Euch, ihr Schufte, oder ich ſchieße! Ich kenne dich, Pawils Lauronatis, ich kenne dich. Warte nicht ab, bis dir eine volle Ladung in die Kaldaunen fährt. Halt, ſag' ich, und zum drittenmal Halt!“

„Niederknieen!“ kommandierte der frühere Unteroffizier, „und die Stangen feſt einſetzen.“

Der Schuß krachte, aber die Rehpoſten pfiffen über ihren Köpfen weg.

„Zum Teufel,“ knirſchte Lauronat, „wir haben unſere Gewehre zurückgelaſſen. Sonſt ſollt' er bald merken, daß ich beſſer treffe, als er.“

Der Förſter lud von neuem. Indeſſen mußte der Gehilfe allein den Kahn ſchieben. Dadurch gewannen die Wilddiebe einen Vorſprung, der ſich mehr und mehr vergrößerte, als ſie nun wieder aufrecht ſtanden und mit dem ganzen Körpergewicht gegen die Stangen drückten. Sie hatten ſchon den Graben erreicht, als die Verfolger noch durch den Sumpf einen Weg für ihren breiteren Kahn ſuchten.

Und nun begann eine tolle Jagd durch das Moor. Kalbis wußte hier ſo gut Beſcheid, daß er wagen konnte, in die Quergräben einzulenken und die Verfolger irre zu führen. Er fand immer wieder zur richtigen Fahrſtraße zurück. Dieſe plötzlichen Wendungen hinderten den Förſter denn auch, nochmals von ſeinem Gewehr Gebrauch zu machen. Er mußte ſchon von Glück ſagen, wenn er im nächtigen Nebel die Geſtalten der Wilderer nicht ganz aus den Augen verlor. „Vorwärts, vorwärts,“ ermunterte er den Gehilfen, dem ſchon der Arm matt wurde, „ſie dürfen uns nicht entwiſchen.“ Ihm ſelbſt perlte der Schweiß von der Stirn.

Für Kalbis' kleines Boot war die Laſt der beiden Männer und des Elchs faſt zu groß. In der Mitte ragte das Bordbrett kaum einen Zoll aus dem ſchwarzen Waſſer vor. Nur wenn ſie ganz gleichmäßig die Stangen einſtießen, beugten ſie gefährlichen Schwankungen vor, und bei allem Geſchick konnten ſie das Einſtrömen doch nicht ganz hindern. Ihre Hoffnung, den Forſtbeamten aus Sicht zu kommen, wurde immer wieder getäuſcht. Und jetzt, nach einer Stunde eiligſter Flucht, näherten ſie ſich bereits dem Rande des Moors, wo die Gräben flacher wurden und in verſchilfte Sümpfe einliefen. Kalbis wußte, daß er dort feſtſitzen müßte, wenn er den Förſtern nicht die einzige Fahrſtraße nach ſeinem Hauſe zu anzeigen wollte. „Es hilft nichts,“ ſagte er, „wir müſſen den Elch abwerfen und ihnen den Graben ſperren.“

Lauronat überlegte noch eine kleine Weile. Der Entſchluß, die Beute fahren zu laſſen, wurde ihm ſehr ſchwer. Endlich ſtimmte er doch ſeufzend zu. „Dann aber ſogleich,“ riet Kalbis. „Es geht hier immer gerade aus, und ſie ſind uns bald nach.“ Er gab dem Boot, um einen feſteren Halt bei der ſchwierigen Ausladung zu ſchaffen, eine Wendung, ſo daß es ſich vorn und hinten in den Grabenrand eindrückte. Dann ſteckten ſie zu beiden Seiten die Stangen knapp und tief ein. Nun hoben ſie mit Aufwendung aller Kräfte den ſchweren Körper hoch, gaben ihm eine ſchwingende Bewegung und ließen ihn quer durch den Graben ins Waſſer plumpen. Es ſpritzte auf und übergoß das ſchwankende Boot. Viel fehlte nicht, ſo wäre Lauronat nach der anderen Seite übergefallen. Er mußte ſich bücken und lang niederlaſſen. Kalbis zog ſeine Stange heraus. „Weiter können ſie nicht,“ ſagte er lachend. „Bis ſie den Elch aus dem Wege geſchafft haben, ſind wir in Sicherheit.“

Der Zeitverluſt war doch groß geweſen. Kalbis hatte eben erſt wieder ſein Boot flott machen können, als der Förſter die Sperre erreichte. Er bemerkte ſofort, was geſchehen war; der Rücken des Tieres und die Schaufeln des Geweihs ragten aus dem Waſſer vor, der Kahn ſaß feſt. Ohne Zögern legte er das Gewehr an. „Halt!“ rief er, „zum letztenmal Halt!“ Die Wilddiebe achteten nicht darauf, ſondern ſuchten ſich nur um ſo eiliger zu entfernen. Da ein Blitz und ein Knall. Kalbis ſank in die Kniee. „Verdammt — ich bin getroffen,“ ächzte er. Lauronat erhob ſich und ſchob das Boot weiter. „Der Schuft,“ murmelte er in den Bart. „Er weiß, daß er uns nicht einholen kann und ſchießt doch. Das iſt eine elende Rache. Nimm dich zuſammen, Jakubs — halte dich aufrecht, es wird ſo viel nicht ſein. Ich weiß nicht den Weg durchs Schilf. Rechts oder links?“

„Links,“ ſtöhnte Kalbis. „Ich kann nicht auf — der Schuß traf gut — es iſt ein Höllenſchmerz. Da links hinein — und dann auf die verkrüppelte Weide zu — dann, wo das Schilf aufhört, rechtsum — noch hundert Schritt weiter, da liegt alter Fichtenſtrauch und ein Brett — beeile dich, ſonſt bringſt du mich — nicht mehr — lebend…“

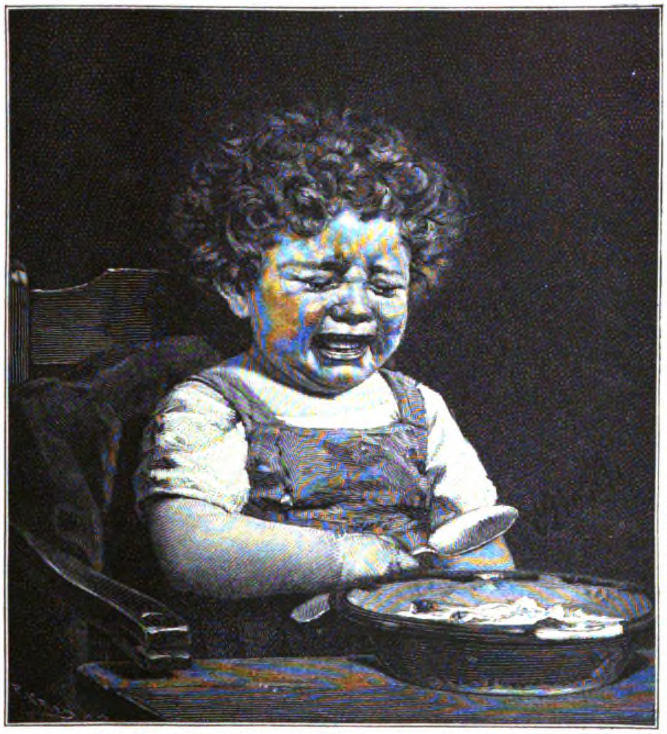
Lauronat wurde bange. Mit gewaltigen Stößen trieb er das Boot vorwärts, bis es an der bezeichneten Stelle auf Grund geriet. Kalbis konnte ſich nicht aufrichten, ſelbſt mit ſeiner Hilfe nicht gehen. Er lud ihn auf die Schultern und trug ihn die weite Strecke über Land bis zur Torfhütte. Ohne ihn loszulaſſen, klopfte er an. „Aufgemacht, Lenke, aufgemacht," rief er. „Schnell! Es iſt ein Unglück geſchehen."

Sie hatte eiligſt ein wollenes Tuch übergeworfen und öffnete die Thür. Kalbis wimmerte kläglich. „Gott im Himmel! — Bruder —" ſagte ſie ängſtlich, „was iſt es mit dir?"

„Der Förſter — ein Schuß in den Rücken —" antwortete er. „Mach' Licht, aber verhäng' das Fenſter."

„Ja, mach' Licht," ſagte Lauronat. „Der Teufel ſoll den Schurken..."

Lenke zündete mit zitternden Händen eine kleine Blechlampe an. Dann half ſie, Jakubs auf dem Stroh in ſeiner Bettlade niederzulaſſen. Lauronats Pelz war mit Blut überſtrömt. Ganz erſchöpft ſank er auf einen Holzſchemel und ſuchte Atem zu ſchöpfen.



Ich eſſe meine Suppe nicht! Nach dem Gemalde von C. Boſch.

Verzerrt das kleine Trotzgeſicht.
Verzweifelnd, ſtrampelnd, wie beſeſſen —
„Ich eſſe meine Suppe nicht!"
Es hilft nichts, Schatz, du mußt ſie eſſen!
Da iſt der Löffel! Nimm, tunk ein!
Es muß nicht immer Kuchen ſein.

Jetzt mahnt die Mutter; — einſt die Pflicht!
Wie mancher ſprach voll Trotz hienieden:
Ich eſſe meine Suppe nicht!
Und aß ſie doch und war zufrieden,
Lebt ſchlicht und recht und ſieht es ein:
Es muß nicht immer Kuchen ſein!

F. Reimund.

Das Mädchen ſtellte eine Flaſche mit Branntwein vor ihn auf den Tiſch. Er goß zwei Gläſer dicht hintereinander herunter. „Wir müſſen ihm den Rock und die Jacke abziehen," ſagte er dann. „Bringe Waſſer und alte Lappen. Ich hab' als Unteroffizier einen Kurſus gehabt, wie ſie das nannten, und gelernt, wie man zur Not einen verbindet. Haſt du nicht alte Leinwand, ſo müſſen wir ein Hemde zerreißen. Es ſoll Euer Schade nicht ſein — ich will ſpäter eins von den meinen an die Stelle geben."

„Trinken," ſtöhnte Jakubs, „trinken — laßt mich einen Schluck — trinken."

Lenke hielt ihm die Flaſche an den Mund. Er ſchien ſie leeren zu wollen, ſo gierig ſog er mit den trockenen Lippen daran. Dann krümmte er ſich wieder auf ſeinem Lager. „Ach — hier in der Bruſt — es muß da — etwas geriſſen ſein..." Er ſpie aus. Der Mund war ihm blutig.

Lauronat entkleidete ihn mit Lenkes Hilfe. Nahe dem linken Schulterblatt fand er zwei Wundſtellen. „Der Förſter hat Rehpoſten geladen gehabt," bemerkte er, „herausholen kann ich ſie nicht, ſie ſtecken zu tief." Er wuſch das Blut ab und kühlte die Wunden mit friſchem Waſſer. Lenke mußte Charpie zupfen und viereckige Lappen ſchneiden. Jakubs drückte die Fäuſte gegen die Bruſt und knirſchte mit den Zähnen. „Hier inwendig — da brennt's — hier inwendig..."

Eine Stunde war vergangen; draußen fing es an, zu dämmern. „Wenn du willſt," ſagte Lauronat, „ſpanne ich zu Hauſe an und hole den Doktor. Gegen Mittag kann ich hier ſein."

„Nein, nein" — ächzte Kalbis, „er ſieht ja doch gleich — daß ich angeſchoſſen bin — und dann iſt's heraus."

„Ja, dann iſt's heraus," wiederholte Lauronat. „Wenn du dir's verbeißen kannſt, iſt's beſſer, niemand erfährt..."

„Gebt mir nur zu trinken. Es ſteigt mir immer heiß auf... Dieſer hölliſche Durſt! O—o—oh!"

„Du könnteſt einmal ſehen, Lenke," ſagte Lauronat nach einer Weile, „ob der Elch noch im Graben liegt. Die Schaufeln hätt' ich ihm gern ausgebrochen."

Das war auch für Kalbis eine wichtige Sache. So ſchwer er litt, beſchrieb er doch ſeiner Schweſter genau die Stelle und den Fußweg, der nicht weit davon vorüberführte.

Lenke brachte die Nachricht zurück, der Elch ſei fort. Von Torfarbeitern, die in der Nähe beſchäftigt waren, hatte ſie gehört, der Förſter habe ſie, als ſie früh zur Arbeit kamen, angerufen und aufgefordert, ihm beim Einladen des Tieres in ſeinen Kahn zu helfen. Das ſei geſchehen. Er hätte auf die Wilddiebe geflucht und geſagt, den einen kenne er ganz gut; ob das derſelbe ſei, dem er eins auf den Pelz gebrannt, wiſſe er freilich nicht, das werde ſich aber bald zeigen.

„Von mir weiß er nichts," äußerte Kalbis befriedigt. „Das iſt auch gut, ſonſt hätt' ich hier am Moor keine Ruhe mehr."

„Hätten wir nur nicht die Gewehre eingebüßt!" bemerkte Lauronat, den Lappen wieder in kaltes Waſſer tauchend.

„Ja, das iſt ſchlimm," ſtöhnte Kalbis. „Wer weiß aber — ob ſie der Förſter gefunden. Vielleicht — ſucht er nicht einmal. Er kann denken... Ah — ah!" Er krümmte ſich winſelnd.

„Es iſt wohl möglich, ſie ſtehen noch im Wacholder," meinte Lauronat. „Ich kann mich natürlich da nicht blicken laſſen, aber ein anderer —"

„Die Lenke kann mit dem Boot hinfahren — und nachſehen. Ich habe noch — einen Haufen Knüttelholz in der Forſt ſtehen. Hält einer ſie an — ſo fährt ſie danach."

Lenke zeigte ſich ſogleich bereit. Es war indeſſen heller Tag geworden und die Lampe längſt ausgelöſcht. „Aber einer muß doch bei dir —" ſagte ſie zu Jakubs und ſah dabei den Wirt von der Seite an.

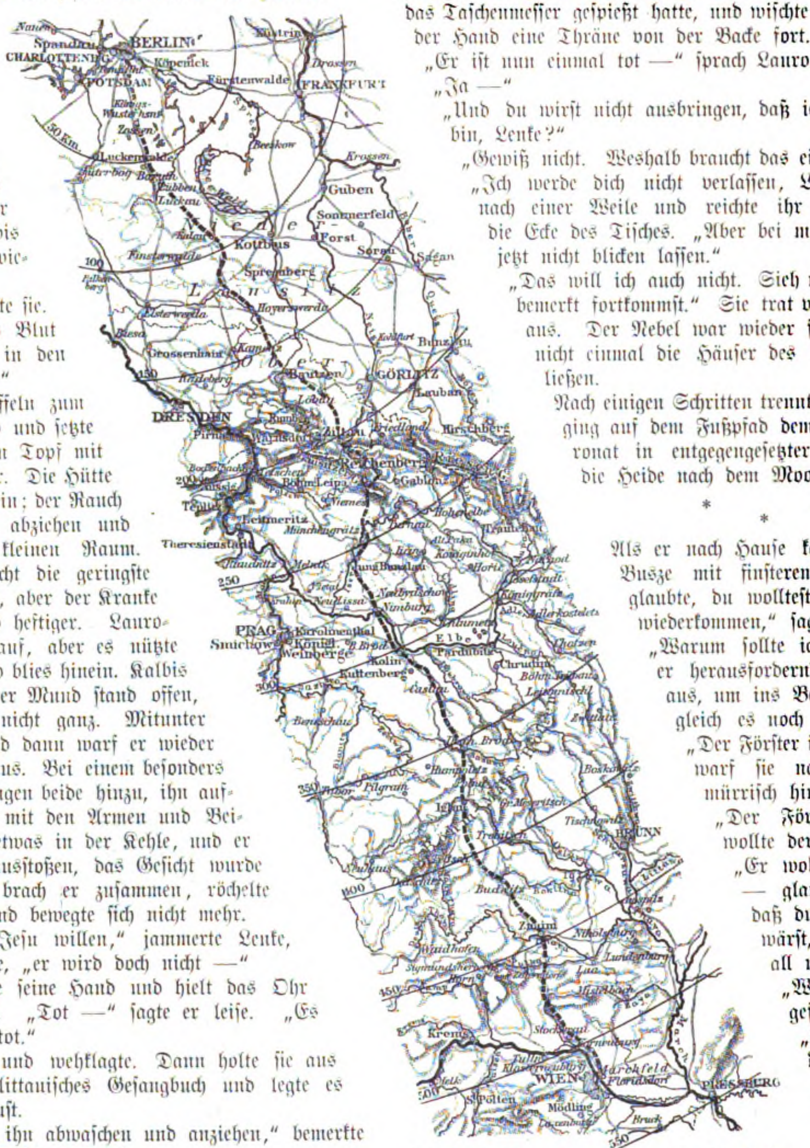
„Ich bleibe hier, bis du zurückkehrſt," verſicherte Lauronat. „Ich wär' auch ſonſt nicht fortgegangen."

Lenke flocht nun ihre Zöpfe vor einem Spiegelſcherben, der ſchräg ans Fenſter geſtellt war. Es ſchien ihr gar nicht unlieb zu ſein, daß der Gaſt ihr zuſchaute. „Du ſollteſt deinen Pelz abwaſchen," riet ſie, als ſie über das Hemd mit den weiten Ärmeln eine Jacke zog und ein Tuch um den Kopf band. „Wenn das Blut antrocknet, wirſt du die Flecken gar nicht mehr fortbekommen."

„Du haſt recht," antwortete Lauronat. Er machte ſich auch nach ihrer Entfernung gleich an die Arbeit. Zwiſchendurch bediente er den Kranken und aß von dem Schwarzbrot, das Lenke nebſt einem Meſſer auf den Tiſch gelegt hatte.

Allmählich wurde Kalbis ruhiger und dann ſchlief er, von dem Blutverluſt ermattet, ein. Beim Atmen röchelte er aber beängſtigend. Mitunter war ihm die Kehle wie abgeſchnürt, bis ihn ein Huſten erleichterte. Einmal würgte er eine Weile, warf ſich herum, richtete ſich plötzlich auf und ſpie einen Strom Bluts auf die Erde. Er riß dabei die Augen auf, blickte Lauronat wie geiſtesabweſend an, ächzte ſchwer und ſank wieder auf das Strohlager zurück.

Lauronat wiegte bedenklich den Kopf. „Das wird nicht gut. Zum Teufel —! Er ſtirbt mir unter den Händen.“


BERLIN
Nauen
Spandau
CHARLOTTENBURG
POTSDAM
Köpenick
Küstrin
Drossen
Fürstenwalde
FRANKFURT
Königs-Wusterhsn.
Zossen
50 Km.
Beeskow
Luckenwalde
Jüterbog
Baruth
Krossen
Lübben
Luckau
Guben
Sommerfeld
Forst
Kalau
Kottbus
Sorau
Sagan
Finsterwalde
100
Spremberg
Elsterwerda
Riesa
Grossenhain
Kamenz
Bunzlau
150
Radeberg
Bautzen
GÖRLITZ
Lauban
Löbau
DRESDEN
Pirna
Zittau
Friedland
Hirschberg
Reichenberg
Gablonz
200
Aussig
Teplitz
Leitmeritz
Münchengrätz
Theresienstadt
Raudnitz
Melnik
Jung Bunzlau
250
Neu Lissa
Nimburg
Königgrätz
Josefstadt
Adlerkosteletz
PRAG
Smichow
Karolinenthal
Königl. Weinberge
Kolin
Kuttenberg
Pardubitz
Chrudim
Leitomischl
300
Beneschau
350
Tabor
Pilgram
Boskowitz
Iglau
Gr. Meseritsch
Trebitsch
Tischnowitz
BRÜNN
400
Budwitz
Znaim
Nikolsburg
Lundenburg
Waidhofen
Horn
450
Laa
Mistelbach
Krems
Stockerau
Tulln
Klosterneuburg
Korneuburg
Marchfeld
Floridsdorf
WIEN
Melk
500
St. Pölten
Mödling
Laxenburg
Bruck
PRESSBURG
550
March
Elbe

Kärtchen des Weges Berlin—Wien zu dem Artikel über den Diſtanzritt.
Die Kilometerzahlen links beziehen ſich auf die Luftlinie.

Es dauerte mehr als drei Stunden, bis Lenke zurückkehrte. Aber ſie brachte die beiden Gewehre.

„Das iſt brav,“ lobte Lauronat und klopfte ihr die Wange. „Wir müſſen ſie verſtecken, bis alles von der Sache wieder ſtill iſt.“

„Schläft er?“ fragte ſie.

„Ja — aber das Blut kommt ihm immer in den Hals. Wer weiß —“

Sie ſchälte Kartoffeln zum Mittag, wuſch ſie ab und ſetzte ſie in einem eiſernen Topf mit drei Füßen aufs Feuer. Die Hütte hatte keinen Schornſtein; der Rauch mußte durchs Dach abziehen und erfüllte bald den kleinen Raum. Sie ſchien davon nicht die geringſte Beſchwerde zu haben, aber der Kranke huſtete häufiger und heftiger. Lauronat ſtieß die Thür auf, aber es nützte wenig, denn der Wind blies hinein. Kalbis ſtöhnte ſchmerzlich, der Mund ſtand offen, die Augen ſchloſſen nicht ganz. Mitunter ſtockte der Atem, und dann warf er wieder Blut und Schaum aus. Bei einem beſonders heftigen Anfall ſprangen beide hinzu, ihn aufzurichten. Er rang mit den Armen und Beinen, es ſteckte ihm etwas in der Kehle, und er konnte es nicht herausſtoßen, das Geſicht wurde ganz blau. Dann brach er zuſammen, röchelte noch ein paarmal und bewegte ſich nicht mehr.

„Um Gottes, Jeſu willen,“ jammerte Lenke, die neben ihm kniete, „er wird doch nicht —“

Lauronat faßte ſeine Hand und hielt das Ohr über ſeinem Munde. „Tot —“ ſagte er leiſe. „Es iſt nicht anders — tot.“

Lenke weinte und wehklagte. Dann holte ſie aus ihrer Kammer ein littauiſches Geſangbuch und legte es Jakubs auf die Bruſt.

„Wir müſſen ihn abwaſchen und anziehen,“ bemerkte Lauronat. „Ich will dir helfen.“

So geſchah es denn auch. Sie zogen dem Toten die Sonntagskleider an. Das blutige Stroh wurde aus der Bettlade genommen und in den Schweinekoben geworfen. Am Strauchzaun blühten noch einige Aſtern, die pflückte Lenke und legte ſie auf das weiße Leinentuch, das ſie über Jakubs gedeckt hatte. Dann ſtand ſie daneben mit gefalteten Händen und ſang ein geiſtliches Lied. Lauronat ſtimmte leiſe mit ein.

„Du wirſt dem Schulzen Anzeige machen und das Begräbnis anſagen müſſen,“ gab er zu bedenken.

„Ja, gleich nach dem Eſſen,“ antwortete ſie, jetzt wieder ganz gefaßt. Sie goß die Kartoffeln ab und ſchüttete ſie in eine irdene Schale. Auch ein hölzernes Gefäß mit Salz ſtellte ſie auf den Tiſch und einen Teller, auf dem eine Speckſchwarte lag. „Iß,“ ſagte ſie, „dich wird hungern. Mehr hab' ich nicht.“

„Es iſt auch genug,“ verſicherte er. Er ließ ſich nicht nötigen und griff zu. Auch ſie ſetzte ſich und langte in die Kartoffelſchale. „Was wirſt du dem Schulzen ſagen?“ fragte er.

„Daß er ſich bei der Arbeit einen Bruſtſchaden geholt hat, krank geweſen und geſtorben iſt,“ antwortete ſie. „Sie werden ſich nicht viel darum kümmern — der Jakubs war ja nur ein Häusler. Die den Sarg bringen, ſehen auch nicht nach.“ Sie ſteckte die Kartoffel in den Mund, die ſie auf das Taſchenmeſſer geſpießt hatte, und wiſchte mit dem Rücken der Hand eine Thräne von der Backe fort.

„Er iſt nun einmal tot —“ ſprach Lauronat vor ſich hin.

„Ja —“

„Und du wirſt nicht ausbringen, daß ich dabei geweſen bin, Lenke?“

„Gewiß nicht. Weshalb braucht das einer zu wiſſen?“

„Ich werde dich nicht verlaſſen, Lenke,“ ſagte er nach einer Weile und reichte ihr die Hand über die Ecke des Tiſches. „Aber bei mir darfſt du dich jetzt nicht blicken laſſen.“

„Das will ich auch nicht. Sieh nur, daß du unbemerkt fortkommſt.“ Sie trat vor die Thür hinaus. Der Nebel war wieder ſo dicht, daß ſich nicht einmal die Häuſer des Dorfes erkennen ließen.

Nach einigen Schritten trennten ſie ſich. Lenke ging auf dem Fußpfad dem Dorfe zu, Lauronat in entgegengeſetzter Richtung über die Heide nach dem Moor.

⁂

Als er nach Hauſe kam, empfing ihn Busze mit finſterem Geſicht. „Ich glaubte, du wollteſt gar nicht mehr wiederkommen,“ ſagte ſie gereizt.

„Warum ſollte ich nicht?“ fragte er herausfordernd. Er zog ſich aus, um ins Bett zu gehen, obgleich es noch ganz hell war.

„Der Förſter iſt hier geweſen,“ warf ſie nach einer Weile mürriſch hin.

„Der Förſter —? Was wollte der?“

„Er wollte dich ſprechen — glaubte auch nicht, daß du nicht zu Hauſe wärſt, und ſah überall nach.“

„Was haſt du ihm geſagt?“

„Nun — du ſeiſt des Morgens aufs Gericht gegangen.“

„Aufs Gericht?“

„Ja, du hatteſt doch den Termin mit dem Juden.“ Pawils ſchlug ſich mit der flachen Hand vor die Stirn. „Zum Teufel —! Das hatt' ich vergeſſen.“ Er ging unruhig durch die Stube. „Jetzt iſt's zu ſpät.“

Nach einer Weile ſagte er: „In der Nacht bin ich zu Hauſe geweſen — verſtehſt du?“

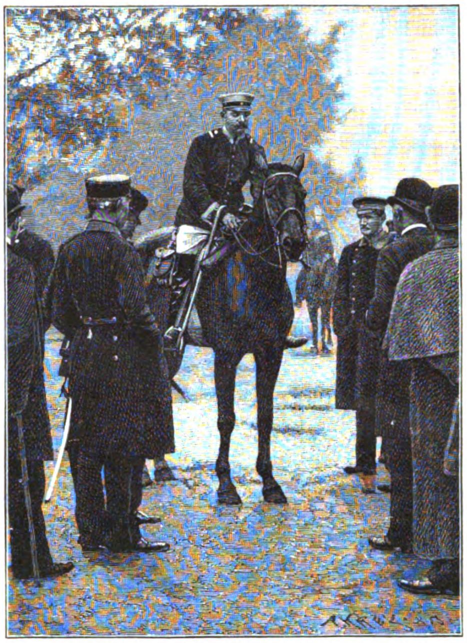
Sie antwortete nicht.

Ärgerlich warf er ſich aufs Bett. „Pah! Der Jude wird um einen andern Termin gebeten haben. So unverſchämt iſt er nicht …“ Er rückte den Kopf in den Kiſſen zurecht und wendete das Geſicht der Wand zu. Nach wenigen Minuten ſchnarchte er laut.

(Fortſetzung folgt.)

Der Diſtanzritt Berlin — Wien.

(Abdruck verboten.)



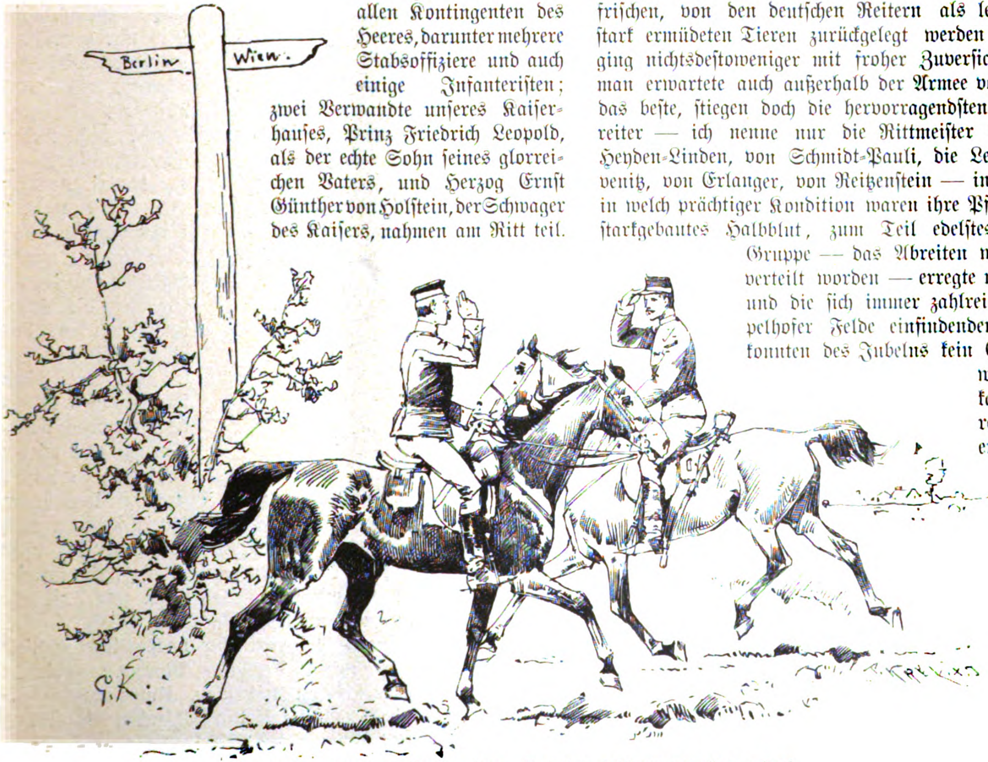
Rittmeiſter Freiherr v. Reitzenſtein reitet in Berlin ab. (Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Es war der erſte Oktober, morgens ſechs Uhr. An dem kleinen alten Steuerhäuschen auf dem Kreuzberg haben ſich die an dem Start des erſten Tages beteiligten Herren verſammelt. Einige preußiſche und öſterreichiſche Offiziere als Starter und Richter; eine kleine Reitergruppe, unter ihr ein Hohenzoller, Prinz Friedrich Leopold, eine Anzahl befreundeter Offiziere, jenſeits der Chauſſee einige hundert Zuſchauer! Mit dem Glockenſchlage ſechs Uhr ſetzt ſich der erſte Trupp der preußiſchen Reiter in Bewegung. Und genau zur ſelben Minute — nach der mitteleuropäiſchen Zeit — ſtartet bei Florisdorf vor Wien der erſte der öſterreichiſchen Diſtanzreiter, Rittmeiſter Calloud.

Der große friedliche Wettſtreit der beſten Reitersmänner beider Heere, des deutſchen und des öſterreichiſchen, hatte begonnen! Glück auf den Weg, Kameraden!

Seit ſeiner erſten Ankündigung hatte der Diſtanzritt Berlin-Wien in den befreundeten Armeen und bald darüber hinaus in immer wachſenden Kreiſen das lebhafteſte Intereſſe erregt. Ein Ritt von faſt 600 Kilometer Wegſtrecke auf demſelben Pferde in möglichſt kurzer Friſt zurückzulegen, das war eine Aufgabe, wie ſie bisher kaum je einem Reiter geſtellt worden. Es war eine Probe nicht nur für die Leiſtungsfähigkeit des Pferdematerials von hüben und drüben, es war in höherem Grade eine Probe auf die reiterliche Kunſt, dieſe Leiſtungsfähigkeit auszunutzen, ohne durch unkluge Überſchreitung derſelben die eigene Chance zu vernichten: es war vor allem auch eine Probe auf die Energie, die Willenskraft der Reiter, denn ſchließlich, man hat dies vielfach überſehen, mußte es doch die Tüchtigkeit des Mannes, und erſt in zweiter Linie die des Pferdes ſein, welche alle Hinderniſſe überwand.

Überraſchend zahlreich liefen auf beiden Seiten die Anmeldungen ein, überraſchend zahlreich erſchienen ſchließlich auch, nachdem die Pferde zum größten Teil einen gründlichen Training durchgemacht und manches weniger brauchbare Tier ausgeſchieden war, die Reiter am Start; auf öſterreichiſcher Seite 109 Herren, der Mehrzahl nach jüngere Männer; auf deutſcher 116 Herren aus faſt allen Kontingenten des Heeres, darunter mehrere Stabsoffiziere und auch einige Infanteriſten; zwei Verwandte unſeres Kaiſerhauſes, Prinz Friedrich Leopold, als der echte Sohn ſeines glorreichen Vaters, und Herzog Ernſt Günther von Holſtein, der Schwager des Kaiſers, nahmen am Ritt teil.



Begegnung zweier Diſtanzreiter. Nach einer Zeichnung von Georg Koch.

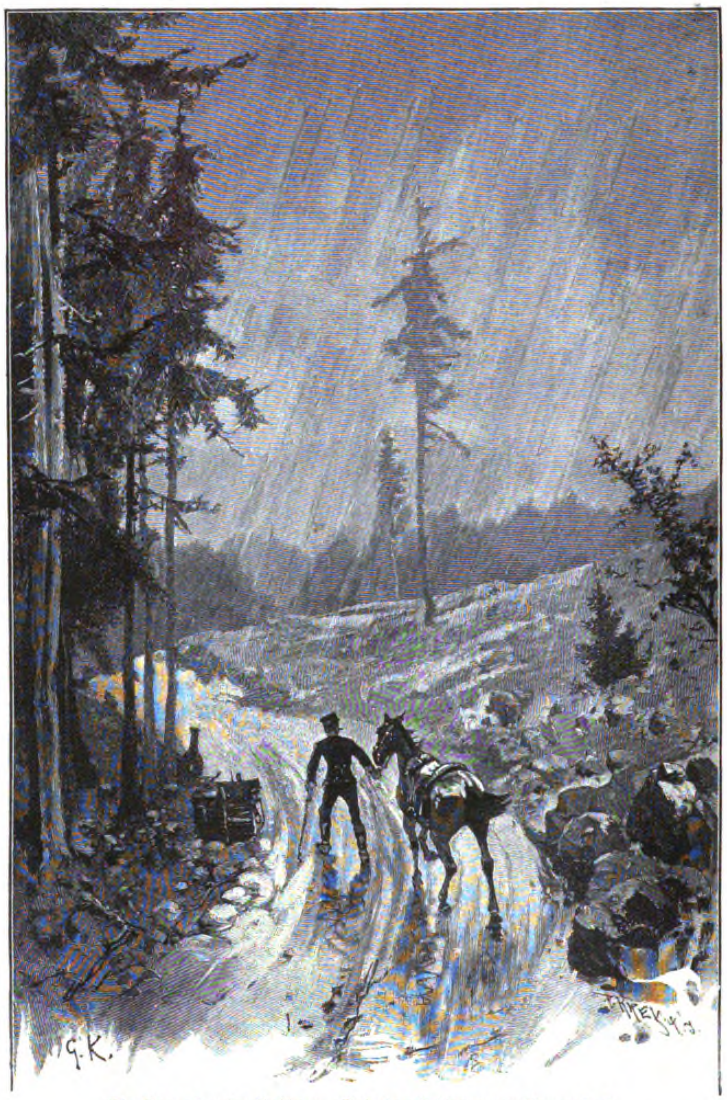
Inzwiſchen hatte man bereits erkannt, daß die Chancen für die deutſchen Reiter einigermaßen ungünſtig ſtanden; dabei kam wohl weniger der in der Tagespreſſe vielfach hervorgehobene Umſtand, daß die Höhendifferenz zwiſchen Berlin und Wien unſeren Herren ein ſtärkeres Bergaufreiten auferlegte, in Betracht, als der ſchwierige Zuſtand der Wege zwiſchen Wien und Iglau, der von den Öſterreichern auf friſchen, von den deutſchen Reitern als letzte Wegſtrecke auf ſtark ermüdeten Tieren zurückgelegt werden mußte. Aber man ging nichtsdeſtoweniger mit froher Zuverſicht ans Werk, und man erwartete auch außerhalb der Armee von unſeren Reitern das beſte, ſtiegen doch die hervorragendſten deutſchen Herrenreiter — ich nenne nur die Rittmeiſter von Kramſta, von Heyden-Linden, von Schmidt-Pauli, die Leutnants von Gräveniß, von Erlanger, von Reitzenſtein — in den Sattel. Und in welch prächtiger Kondition waren ihre Pferde, vorherrſchend ſtarkgebautes Halbblut, zum Teil edelſtes Vollblut. Jede Gruppe — das Abreiten war auf drei Tage verteilt worden — erregte neue Bewunderung, und die ſich immer zahlreicher auf dem Tempelhofer Felde einfindenden Zuſchauerſcharen konnten des Jubelns kein Ende finden, wenn wieder einige der bekannteren Herrenreiter, vom Starter entlaſſen, im gemächlichen Tempo ihrem fernen Ziel zutrotteten. Im gemächlichen Tempo, im Schritt oder kurzen Trab, denn man glaubte deutſcherſeits, mindeſtens am erſten Tage die Pferde ſchonen zu müſſen —

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

einige Herren ſaßen überhaupt nicht auf, ſondern führten kaltblütig vom Start weg.

Sechshundert Kilometer Weges! Das Herz wird trotz aller Kaltblütigkeit den meiſten Reitern doch gepocht haben, wenn ſie an die gewaltige Strecke dachten, die ſie vom Ziele trennte. Es war ja nicht nur ihr Können und nicht nur die Tüchtigkeit ihres Pferdes allein, von denen das Gewinnen abhing — welche Rolle für den einzelnen mußte auf ſolchem Ritt nicht auch der Zufall ſpielen? Ein unglücklicher Tritt, ein Scherben, der dem Pferde den Huf verletzte, konnten den Erfolg in Frage ſtellen. Und wenn der Reiter ſich auf der in der Taſche mitgeführten Karte den zu wählenden Weg noch ſo hübſch in Rot angelegt hatte, in Nacht und Nebel war ein Verreiten immerhin nicht ausgeſchloſſen. Ich möchte den Generalſtabsoffizier ſehen, der den kürzeſten Weg noch nie verfehlt hat.

Aber Bedenken gelten nicht — es gilt nur die eine Loſung: **Vorwärts!** Und vorwärts geht es durch die friſche Morgenluft, vorüber an den verwundert aus ihren Hausthüren ſchauenden Dörflern, vorwärts ohne Mittagsraſt. Wo der Weg gut iſt und eben, im flotten Trab, bei Steigungen und über Pflaſter wird abgeſeſſen und das Pferd geführt. Eine kurze Ruhe glaubten ſich die deutſchen Reiter, wenigſtens die an den erſten beiden Tagen ſtartenden, die von dem unglaublich ſchnellen Vorwärtskommen der öſterreichiſchen Kameraden noch nichts ahnten, für die Nacht geſtatten zu dürfen. Ob der mit der Bahn vorausgeſandte Burſche auch zur Stelle ſein wird? Und ob das noch munter austrabende Pferd auch gut Futter annehmen wird? Ah — es frißt wie im heimiſchen Stalle — das verſpricht gute Ausſichten für morgen!

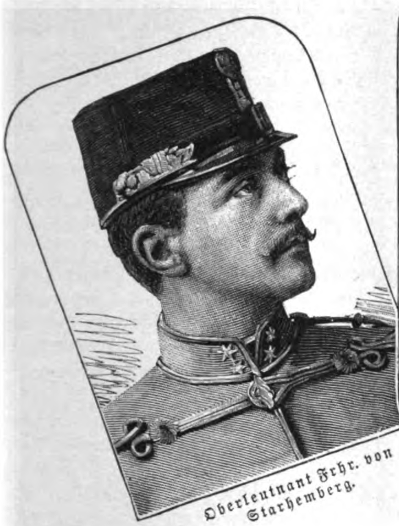


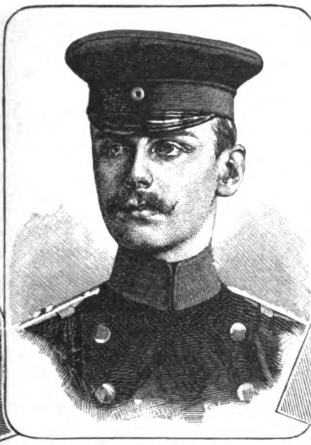
Ein Regentag im Gebirge. Nach einer Zeichnung von Georg Koch.

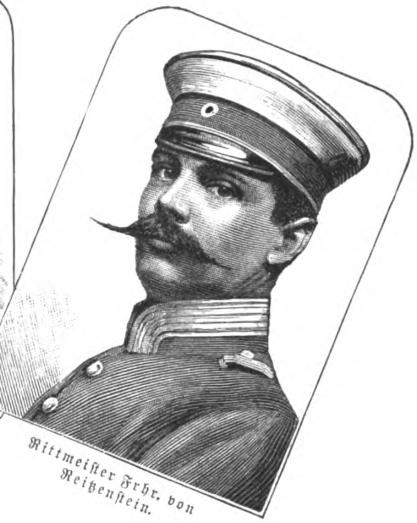
Am zweiten Tage hatte ſich in Berlin auf dem Tempelhofer Felde bereits eine nach Tauſenden zählende Menge angeſammelt — Leute aus allen Berufsklaſſen, Offiziere von allen Regimentern, Damen aus der Geſellſchaft, die ſtereotypen Geſtalten, die bei keinem ſportlichen Ereignis fehlen, Männer aus dem Volk, vorzugsweiſe wohl viele alte Kavalleriſten — ſie alle verfolgten mit Eifer den Start und die allmählich eintreffenden Telegramme von den Fortſchritten der Reiter. Noch ſtand der Ausfall im Unklaren, aber ſchon trafen auch betrübende Hiobspoſten ein. Da hatte einer der Favoriten, Leutnant von Erlanger, bei Hoyerswerda den Ritt aufgeben müſſen, und wenn man anfangs geneigt geweſen war, es ſchon als eine große Leiſtung anzuſehen, daß unſere Herren am erſten Tage Bautzen erreichten, ſo ſchwand die Hoffnung, ſie als Sieger begrüßen zu können, als die Nachricht eintraf, daß einzelne Öſterreicher bereits faſt die volle Hälfte des ganzen Weges hinter ſich haben ſollten. Am dritten Tage ſteigerte ſich die Erwartung aufs höchſte, als die erſtaunliche Kunde ſich verbreitete, daß einige öſterreichiſche Offiziere ſchon in den Morgenſtunden des nächſten Tages zu erwarten ſeien. Extrablätter mit der anfangs kaum geglaubten Nachricht wurden ausgegeben, und erſt in ſpäter Nachtſtunde verlief ſich die erregte Menge mit der feſten Abſicht, am Morgen in aller Frühe wieder am Steuerhäuschen zur Stelle ſein zu wollen.

Es mag für unſere Herren ein wunderliches Gefühl geweſen ſein, als ſie auf ihrem Wege den erſten Kameraden von der Donau begegneten. Aber zu langen Fragen hatte man keine Zeit. Ein kurzer Gruß, ein halb nur verſtandenes Auswechſeln der Namen, ein Blick auf des Gegners Pferd, und weiter ging es, alle Sorge auf das eigene Tier und auf den Weg konzentrierend. Der Weg aber wurde ſchlechter und immer ſchlechter, die Straßen waren hart, das Pflaſter in den Orten für die ſchon ſtark ermüdeten Pferde oft lebensgefährlich. Immer wieder wurde ein erneutes Abſteigen und Führen notwendig — unſere Offiziere haben ſich in dieſen Tagen nicht nur als gute Reiter, ſondern auch als ſtramme Fußgänger bewährt, ſicher aber bisweilen nicht ohne leiſen Neid auf die Radfahrer geſehen, die ſich zahlreich angeſchloſſen hatten und mit ihren Stahlroſſen zum Teil alle Hinderniſſe ſpielend zu überwinden ſchienen.

Während die deutſchen Herren aber noch weit vom Ziele entfernt waren, jauchzte man in Berlin am Morgen des vierten Tages den erſten öſterreichiſchen Reitern zu. Unter nicht endenwollendem Jubel des nach Tauſenden zählenden Publikums trabte um 9 Uhr 34 Minuten der Oberleutnant von Miklos durch das in ſchwarzgelben Farben ausgeſchmückte Ziel — er


Oberleutnant Frhr. von Starhemberg.

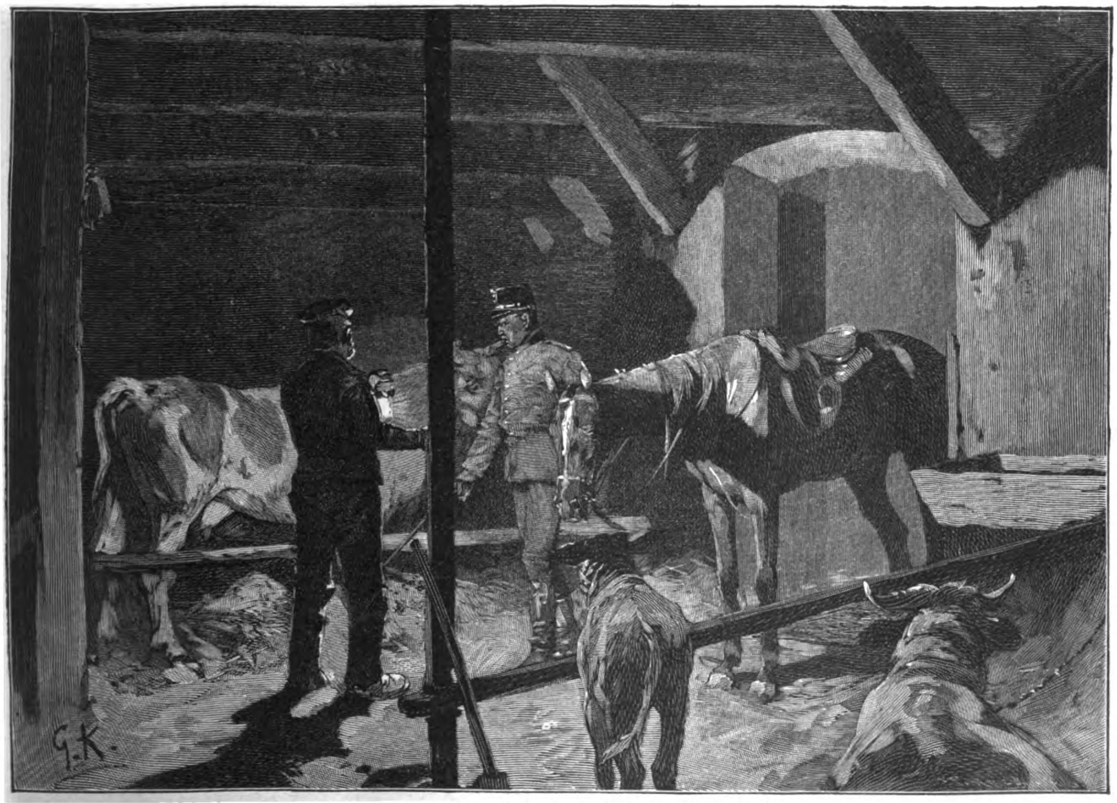

Prinz Friedrich Leopold von Preußen.


Rittmeiſter Frhr. von Reitzenſtein.

hatte die Strecke Berlin-Wien in 74 Stunden 24 Minuten zurückgelegt, eine für unübertreffbar gehaltene Leiſtung.

Als ſich der Reiter vom Pferde geſchwungen und dem Richter die als Legitimation dienende Startkarte überreicht hatte, beugte er ſich zu ſeiner wackeren Halbblutſtute Marcſa hinunter und küßte das edle, bis auf den Tod ermüdete Tier — ein echter Reiterdank und wahrlich ein hübſcher Zug des jugendlichen Offiziers.

In ſchneller Folge trafen jetzt andere Öſterreicher ein, und immer aufs neue grüßte ſie der brauſende Jubel der Tauſende auf dem Tempelhofer Felde. Ich bin wiederholt Zeuge der erregten Scenen geweſen, die ſich dabei abſpielten, und ich kann nicht verhehlen, ich habe meine Freude an dem Jauchzen der Menge gehabt. Es lag doch mehr darin, als die Befriedigung müßiger Neugier und der Beifall für eine ſportliche Spielerei — der Jubel gab ſich als die Anerkennung tüchtiger Mannesleiſtungen. Und ſolche Anerkennung hat immer ihre Berechtigung. Ich kann auch nicht zugeben, daß — wie nachträglich behauptet wurde — die Scenen auf dem Tempelhofer Felde verrohend auf die Maſſe gewirkt hätten. Das aus allen Kreiſen der Bevölkerung gemiſchte Publikum benahm ſich ſo anſtändig, wie man es nur irgend von einer tauſendköpfigen Maſſe verlangen kann, und ſo leidenſchaftlich ſein Beifall war, ſo fehlte es doch auch nicht an warmherzigen Äußerungen des Mitgefühls für Pferde, die in ſtark abgetriebenem Zuſtand ankamen. Ja, mir wollte es



Im Notquartier. Nach einer Zeichnung von Georg Koch.

hier wie auch ſpäter ſcheinen, als ob man über dem Mitleid für die braven Vierfüßler bisweilen ſogar das Mitempfinden für die Reiter verlor, deren Anſtrengungen kaum minder groß geweſen ſein mußten, denn die ihrer Pferde, und deren Schuld es nicht war, wenn die Ausführungsbeſtimmungen für das Unternehmen, vielleicht weniger Rückſicht auf das gebrauchsfähige Eintreffen der Pferde genommen hatten, als gut geweſen wäre.

In die neidloſe Begeiſterung, mit der man die Sieger aufnahm, mit der man beſonders den Grafen Starhemberg auf ſeinem Vollblutwallach Athos begrüßte, der am zweiten Starttage in Wien vom Starter entlaſſen, Miklos um faſt drei Stunden ſchlug und neben dem Ehrenpreis des deutſchen Kaiſers den höchſten Geldpreis davontrug — in die Bewunderung der großartigen öſterreichiſchen Leiſtungen miſchte ſich aber doch mehr und mehr die Enttäuſchung über das Ausbleiben guter Nachrichten aus Wien. Kein Zweifel, wir waren geſchlagen — geſchlagen zwar von lieben Kameraden, aber daß ſo gar keine frohe Kunde von der Donau kommen wollte, das ſchmerzte doch.

Da traf endlich das Telegramm ein, das die Ankunft des Prinzen Friedrich Leopold am Ziel meldete, und daß es ein Hohenzoller war, ein Sohn des allverehrten Prinzen Friedrich Karl, der als der erſte deutſche Reiter mit dem immerhin anerkennenswerten Record von 85 Stunden und 45 Minuten Floridsdorf erreichte, wurde als eine wahre Freudenbotſchaft aufgefaßt. Das weſentlichſte Intereſſe aber wandte ſich dem Premier-Leutnant Freiherrn von Reitzenſtein zu, der am dritten Tage geſtartet und nach den eingetroffenen Telegrammen ſo frühzeitig in Iglau eingetroffen war, daß man zu hoffen wagte, er werde den Record des Grafen Starhemberg übertreffen. Auch andere Reiter des dritten Starttages ſchienen noch ungemein günſtige Records zu erlangen imſtande; ſo vor allem Hauptmann von Förſter von der Luftſchiffer-Abteilung, der auf ſeinem einfachen Dienſtpferde den Ritt gewagt und dank ſeiner großen Energie ſich faſt an der Spitze der deutſchen Herren befand — ein treffender Beweis dafür, daß es vor allem der *Mann* iſt, dem das Verdienſt an dem Gelingen eines derartigen Gewaltrittes gebührt.

Aber das unberechenbare, launiſche Glück wollte uns nicht wohl: nach einem wahrhaft bewundernswerten Ritt verirrten ſich dicht vor Wien die an der Tete befindlichen deutſchen Reiter im dichten Nebel, und Leutnant von Reitzenſtein kam erſt nach einem Umweg von faſt 40 Kilometern am Ziel an, bald gefolgt von einigen anderen deutſchen Offizieren. War es dem ausgezeichneten Kavalleriſten, einem unſerer bewährteſten Hindernisreiter, ſomit auch verſagt, den Grafen Starhemberg zu ſchlagen, ſo trug er neben dem Ehrenpreis des Kaiſers von Öſterreich doch auch den zweiten aller ausgeſetzten Geldpreiſe davon. Seine wackere alte Lippſpringe hatte den durch das Verirren weſentlich vergrößerten Weg Berlin-Wien in 73 Stunden 6 Minuten zurückgelegt.

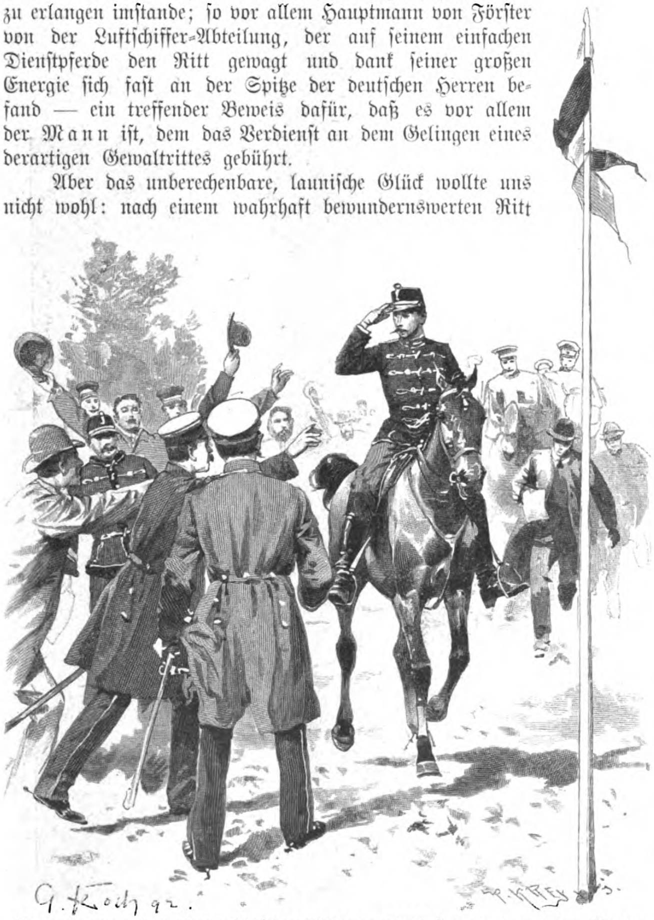
Auf die anſtrengenden Tage des Rittes folgten hüben und drüben frohe, aber kaum minder anſtrengende Tage kameradſchaftlichen Beiſammenſeins, die in dem Empfang der Reiter durch die beiderſeitigen Kriegsherren und in deren anerkennenden Worten ihren Gipfelpunkt und in einer gemeinſamen Feier zu Dresden ihren ſchönen Abſchluß fanden. Die Erinnerung an den Ritt, mag ſie auch heute durch manchen Mißerfolg und nicht zuletzt durch den Abgang manchen braven Pferdes getrübt ſein, wird allen Beteiligten doch gewiß eine liebe bleiben. Die Wunden verharrſchen, das Bewußtſein jedoch, tüchtiges geleiſtet zu haben, bleibt. Dies Bewußtſein dürfen aber auch unſere deutſchen Herren für ſich mit vollſtem Recht in Anſpruch nehmen, ſind doch ſchließlich ihrer nicht weniger als 76 in Wien durchs Ziel gegangen gegen 69 öſterreichiſche Offiziere, die Berlin erreichten.

Die Frage aber drängt ſich uns allen auf: welchen Nutzen konnte der Ritt gewähren? Sie hat zum Teil bereits eine ſehr abſprechende Beantwortung gefunden, und es muß von vornherein wohl zugegeben werden, daß die Propoſitionen des Wettſtreites nicht durchaus glücklich getroffen waren. Man hatte zwar auf die zwei in der beſten Erhaltung ankommenden Pferde beſondere Konditionspreiſe ausgeſetzt, aber im ganzen doch den Diſtanzritt auf einen Wettritt zugeſpitzt, bei dem ſich das Streben nach der ſchnellſten Leiſtung von ſelbſt ergab. So faßten vor allem die öſterreichiſchen Herren, die faſt ohne Ruhepauſe durchritten, ihre Aufgabe auf. Bei einem Diſtanzritt aber, deſſen Ausführung kriegeriſchen Verhältniſſen wenigſtens angenähert ſein ſollte, wäre es doch nicht nur darauf angekommen, am früheſten, ſondern auch mit einem noch brauchbaren Pferde das Ziel zu erreichen.

Es mag auch zugegeben ſein, daß man einen *unmittelbaren* militäriſchen Nutzen aus den Lehren des Diſtanzrittes nicht ziehen wird; bei unſeren heutigen Verkehrsmitteln, den Eiſenbahnen und Telegraphen, werden derartig ausgedehnte Ritte ſelten gefordert werden, obwohl ich glaube, daß die Verhältniſſe auf einem öſtlichen Kriegstheater uns in dieſer Beziehung manche Überraſchung bringen dürften.

Vielfach verkannt indeſſen wird ohne Zweifel der mittelbare Nutzen des ganzen Unternehmens. Es hat zumal uns Deutſchen denn doch gezeigt, daß man die Leiſtungsfähigkeit von Mann und Roß durchſchnittlich zu niedrig anſchlug, daß ſich andrerſeits unſere Landespferdezucht nicht mehr ganz auf dem richtigen Wege befindet. Eine Autorität, wie der General von Roſenberg, hat dies bereits unverhohlen ausgeſprochen. Die Mehrzahl der öſterreichiſchen Pferde waren Tiere, die an äußerer Schönheit weit hinter den Pferden unſerer Herren zurückſtanden, Pferde ungariſcher Abkunft, bei der eine härtere, durch Generationen fortgeſetzte Aufzucht Sehnen und Muskeln in ganz anderer Weiſe geſtählt hat, als dies bei uns der Fall iſt. Dieſe Lehre wird unbedingt bei der Zucht unſerer Pferde, zumal des oſtpreußiſchen Halbbluts, das ſich bisher des Rufs als des beſten Soldatenpferdes Europas erfreute, eingehende Berückſichtigung finden müſſen.

Hanns von Zobeltitz.



Ankunft des erſten öſterreichiſchen Diſtanzreiters Oberleutnant von Miklos in Berlin Nach einer Zeichnung von Georg Koch.

Motiv aus dem Tiergarten zu Berlin.

Wer den Berliner Tiergarten in ſeiner ganzen Schönheit kennen lernen will, darf ſeine Wanderungen nicht auf die großen Hauptwege — auf die Chauſſee nach Charlottenburg etwa und die unmittelbare Umgebung des neuen Sees und der Rouſſeauinſel — beſchränken. So ſind z. B. die Partien längs des Landwehrkanals, nahe am Zoologiſchen Garten, von überraſchendem Reiz, der vielleicht doppelt anmutend wirkt, weil er dem Geſamtcharakter der märkiſchen Landſchaft außerordentlich entſpricht. Unſer Bild „Herbſtſtimmung" gibt einen dieſer ſchönen Blicke auf den Kanal — zwiſchen der Lichtenſteinbrücke und der Schleuſe — ganz vortrefflich wieder.

Univerſitäten.

In der Reichshauptſtadt wird die Errichtung eines pharmaceutiſchen Inſtituts an der Berliner Univerſität, welches dieſer bisher merkwürdigerweiſe noch fehlte, von den Fachkreiſen eifrig geplant. Beſonders betont wird die Dringlichkeit der Errichtung eines ſolchen Inſtituts durch den Hinweis auf die große Zahl der Pharmaceuten, welche in Berlin ſtudieren. Im Intereſſe derſelben läge freilich die Vereinigung des Fachunterrichts an einer Hauptſtelle.

Himmelskunde.

Im Boſtoner „Aſtronomiſchen Journal" teilt Profeſſor Barnard von der Lickſtern warte mit, daß die Entdeckung eines fünften Jupitermondes geglückt iſt. Es war das nur mit Hilfe des zur Zeit größten Fernrohres der Welt möglich. Bei den Meſſungen ergab ſich eine Entfernung des Mondes vom Mittelpunkte der Jupiterkugel von 28 200 deutſchen Meilen; die Rotation desſelben erfolgt in der Ebene des Äquators des Planeten. Der neue Mond vollführt in 11 Stunden 50 Minuten einen Umlauf um den Jupiter, während unſer Mond zu der analogen Umlaufsbewegung einen Monat braucht. Profeſſor Barnard hat unter Hinweis auf die Schwierigkeit der Helligkeitsbeſtimmung wegen der großen Nähe des hellblendenden Jupiter die Größe des neuen Mondes als 13. Größe angegeben, jedenfalls iſt ſeine Helligkeit ſchwächer als die der Marsmonde. Deutſchland beſitzt kein Fernrohr von ausreichender Größe, um den neuen Himmelskörper auch nur ſehen zu können.

Als im Februar d. J. im Bilde des Fuhrmanns ein neuer Stern aufgefunden wurde, deſſen Glanz indeſſen im Lauf der nächſten Monate fortgeſetzt abnahm, bis er im April vollſtändig verſchwand, glaubte man, worüber auch wir berichteten, das Aufleuchten des Sternes durch den nahen Vorübergang desſelben an einem anderen Himmelskörper erklären zu ſollen. Man nahm dabei an, daß durch die gegenſeitige Anziehung ſtarke Veränderungen an den Sternen, beſonders gewaltige Gasausbrüche, hervorgerufen würden. Dazu ſtimmte die Abnahme der Helligkeit des Sternes im Bilde des Fuhrmanns, angeblich hervorgerufen durch die Wiederentfernung des zweiten Himmelskörpers, ſehr gut. Der ſchon verſchwundene Stern leuchtete indeſſen zur allgemeinen Überraſchung im Auguſt von neuem auf, und die oben erwähnte Hypotheſe wurde damit hinfällig, wenn man ſich nicht zu der willkürlichen Annahme entſchließt, daß eine erneute Annäherung eines anderen Himmelskörpers an ihn ſtattgefunden habe. Jetzt hat nun der Leiter der Münchener Sternwarte, Prof. Seeliger, eine andere Hypotheſe aufgeſtellt, welche — durch anderweitige Beobachtungen unterſtützt — die ganze Erſcheinung in anſcheinend weit ungezwungenerer Weiſe erklärt. Er nimmt nämlich an, daß der betr. Stern in eine Maſſe kosmiſcher Materie eintrat, wie ſie in den Nebelflecken als im Himmelsraum vielverbreitet feſtgeſtellt iſt, wobei der Stern durch den Widerſtand der Materie in ähnlicher Weiſe zum Aufleuchten veranlaßt worden ſei, wie eine Sternſchnuppe in den höchſten Schichten unſerer Atmoſphäre. Die ſchwankende Lichtſtärke aber erklärt er als eine Folge der wechſelnden Dichtigkeit der Nebelanſammlungen.

Erdkunde.

Auf dem Amerikaniſtenkongreß in Huelva gab Profeſſor Hellmann eine intereſſante Mitteilung über das Tagebuch des Kolumbus während ſeiner Entdeckungsfahrt. Bekanntlich wurde die Echtheit dieſes Dokuments bisher angezweifelt. Herr Hellmann hat nun ein Zeugnis gefunden, welches für dieſe Frage von Bedeutung iſt. Er hat die neuen erdmagnetiſchen Theorieen des Herrn Wilde in Mancheſter rückwärts angewendet und unter Berückſichtigung der neueſten Werte für die ſäkularen Schwankungen der Deklination den Verlauf der Iſogonen (Linien gleicher Abweichung der Magnetnadel) im Atlantiſchen Ocean für das Jahr 1492 rekonſtruiert. Hierbei hat ſich ergeben, daß die Angaben des Tagebuchs ausgezeichnet dazu ſtimmen. Es iſt dies ein Zeugnis ſowohl für die Echtheit der Schrift, wie für die gute Beobachtung des Kolumbus.

Völkerkunde.

Es wird unſere Leſer überraſchen, daß die Zahl der Juden im Deutſchen Reich im Abnehmen begriffen iſt. An der Thatſache iſt jedoch nicht zu rütteln. Die Volkszählung von 1885 ergab rund 571 000, die Zählung von 1890 nur 567 000 Iſraeliten. Innerhalb fünf Jahren hat die jüdiſche Bevölkerung alſo um 4000 Seelen abgenommen, während ſie nach dem Maßſtab der übrigen Bevölkerung um 10 Prozent, alſo um etwa 60 000 Seelen, hätte zunehmen müſſen. Die Zahl der Taufen hat dieſes Reſultat nicht zuwege gebracht, obwohl ſie im Zunehmen begriffen iſt und von 1880—90 auf etwa 6000 geſchätzt werden kann; ausſchlaggebend ſcheint vielmehr ein Fehlbetrag von Geburten geweſen zu ſein. Für Preußen wenigſtens wurden im Jahre 1890 nur 9000 jüdiſche Geburten gezählt, während die Zahl im Vergleich mit den Geburten in der übrigen Bevölkerung gegen 15 000 hätte betragen müſſen. Die „Allgemeine Zeitung des Judentums" nennt dieſe Erſcheinung „eine ſehr trübe."

Wetterkunde.

Als der Auguſt d. J. uns eine andauernde wahrhaft tropiſche Hitze brachte, wollten die einen ſie als die Folge beſonders ſtarker Wärmeausſtrahlungen der Sonne, andere als die Fortwirkung des über die Alpen zu uns hereingebrochenen Sirocco betrachten. Dem gegenüber führen eingehende Unterſuchungen der K. K. geographiſchen Geſellſchaft in Wien die Hitzeperiode auf mehr lokale Urſachen zurück. Danach litten gerade zu jener Zeit die ſüdlichen Gegenden Europas, Italien und Spanien, keineswegs unter übermäßiger Hitze; in Algier ſchwankten die höchſten Temperaturen zwiſchen 27 und 36 Grad, und ſelbſt in Tunis ſtieg die Wärme nicht über 39 Grad. War die Hitze bei uns recht afrikaniſch, ſo ſchreibt ſich doch ihre Herkunft keineswegs von Afrika her, ſie war vielmehr durch die örtlichen atmoſphäriſchen Verhältniſſe Weſteuropas bedingt. Am Tage begünſtigte ein wolkenloſer Himmel die Einſtrahlung der Sonne, und nachts verhinderte bedeckter Himmel die Ausſtrahlung; morgens trat hier und da etwas Regen ein, deſſen Waſſer ſofort verdunſtete, aber als feuchte Schicht in dem unteren Teile der Atmoſphäre verharrte und die Sonnenwärme gewiſſermaßen aufſpeicherte.

Koloniales.

Hauptmann von François berichtet aus Südweſtafrika, daß die ihm Juni 1891 überſandten zehn Dromedare ſich vorzüglich akklimatiſiert und im Poſtdienſt überraſchend gut bewährt haben. Zu den trockenſten wie in den feuchteſten Zeiten blieben ſie gleich leiſtungsfähig. Von Krankheiten der Rinder, wie Lungenſeuche, Blutſeuche und Gallenentzündung, ſind ſie verſchont geblieben, ebenſo von einer in der Zeit des jungen Graſes wütenden Pferdekrankheit. Im Ertragen von Durſt und Hunger übertrafen ſie ſelbſt das Damara-Rind. Auf dem Wege von Lehntitang nach Geinab blieben ſie ſechs Tage ohne Waſſer und zeigten am ſiebenten Tage in Geinab keine beſondere Gier danach. Die Marſchgeſchwindigkeit entſpricht der des Ochſenwagens, alſo etwa 4000 bis 4200 m in der Stunde. Sie bleibt dauernd dieſelbe, während man bei dem Ochſenwagen nach den erſten Stunden eine Verlangſamung feſtſtellen kann. In der ſteinigen Randerhebung des ſüdlichen Namalandes waren die ſechs mitgenommenen Dromedare die einzigen Tiere, die nicht fußkrank wurden. Trotz der ziemlich hohen Koſten dürfte der Verſuch einer weiteren Einbürgerung der Dromedare in unſerem Schutzgebiet doch anzuempfehlen ſein.

Litteratur.

Bei A. G. Liebeskind-Leipzig erſchienen ſoeben: Kurländiſche Geſchichten unſeres Chefredakteurs Th. H. Pantenius. Der Band, den wir begreiflicherweiſe nicht näher beſprechen können, enthält vier Erzählungen: „Der alte Jungherr und ſeine Liebe", „Käthchen Hortenſius", „Das ‚Gut an ſich'" und „Arent Claeſſens Neujahrsgeſchenk". Die Verlagshandlung hat das kleine zierliche Buch außerordentlich geſchmackvoll ausgeſtattet.

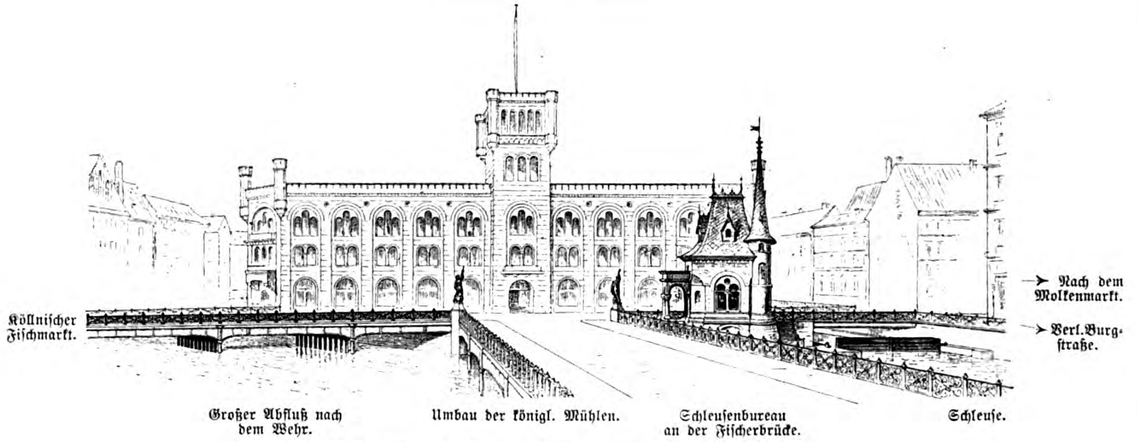
Rechtsrat.

Frage: (Für das Rechtsgebiet des Preuß. Allgem. Landrechts.) Meine Mutter hatte auf dem Amtsgericht ihr Teſtament hinterlegt. Nachdem der Nachlaß bereits verteilt, fand ſich in ihrem Schreibtiſch ein Kodizill, von dem die Geſchwiſter nicht beſtreiten, daß es von der Erblaſſerin bei voller geiſtiger Kraft aufgeſetzt ſei. Trotzdem verweigern ſie die Anerkennung. Iſt dies berechtigt?

A. M. in P.

Antwort: Daß das Kodizill erſt nach erfolgter Nachlaßregulierung aufgefunden worden iſt, hat keinen Einfluß auf ſeine etwaige Gültigkeit. Ob dieſe vorhanden iſt, hängt außer von der Verfügungsfähigkeit der Erblaſſerin zur Zeit der Errichtung auch von Form und Inhalt des Schriftſtücks ab, worüber es in der Frage an ausreichenden Angaben fehlt. — In der Regel muß auch ein Kodizill von dem Erblaſſer ſelbſt dem Gericht übergeben oder zum gerichtlichen Protokoll erklärt ſein (§ 66. Allg. Landrecht Th. I, Tit. 12); nur für letztwillige Beſtimmungen, welche den oder die Erben zur Entrichtung von Vermächtniſſen verpflichten ſollen, genügt eine einfache ſchriftliche Erklärung, die aber der Erblaſſer eigenhändig geſchrieben und unterſchrieben, ſowie durch Beifügung des Jahres und Tages ihrer Abfaſſung datiert haben muß (§§ 161, 162 I, 12). Aufzeichnungen, welche dieſen formellen Erforderniſſen genügen, ſind — vorausgeſetzt, daß ihnen nicht im Teſtament ausdrücklich die Gültigkeit entzogen iſt (§ 163) — auch ohne gerichtliche Übergabe gültig, jedoch nur ſo weit, als die darin beſtimmten Legate zuſammengenommen den zwanzigſten Teil des geſamten Nachlaſſes nicht überſteigen; mehr zu entrichten ſind die Erben nicht gehalten (§§ 165 ff. I, 12). — Wenn ſonach das in dem Schreibtiſch Ihrer verſtorbenen Mutter aufgefundene Kodizill von dieſer eigenhändig ge- und unterſchrieben und mit dem Datum der Abfaſſung verſehen iſt, ſo iſt jeder der Erben zur Anerkennung und Entrichtung der in dieſem Kodizill verordneten Vermächtniſſe bis zur Höhe des zwanzigſten Teils ſeines Erbſchaftsanteils verpflichtet.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Köllniſcher Fiſchmarkt.
➤ Nach dem Molkenmarkt.
➤ Verl. Burgſtraße.
Großer Abfluß nach dem Wehr.
Umbau der königl. Mühlen.
Schleuſenbureau an der Fiſcherbrücke.
Schleuſe.

Der Mühlendamm in Berlin, wie er zukünftig ausſehen wird.

Der neue Berliner Mühlendamm.

Der Mühlendamm iſt eine der älteſten, vielleicht die älteſte Bauſtätte Berlins, denn hier ſchlug ſich, jedenfalls ſehr bald nach der erſten Beſiedelung der Schweſterſtädte Berlin und Cölln, die erſte feſte Brücke über die beide trennende Spree. Die alte Brücke, welche zugleich die Stauanlage für den Spreearm und die Öffnungen der Zuleitungskanäle für die neben ihr belegenen königlichen Mühlen enthielt, trug ſeit dem Ende des XVII. Jahrhunderts eine Doppelreihe von Kolonnaden, die kein Geringerer, denn Johann Arnold Nehring, der Architekt des Großen Kurfürſten, erbaute — derſelbe Nehring, von welchem der erſte Entwurf zum Zeughauſe ſtammt. Uns älteren Berlinern iſt der Mühlendamm weniger ſeiner hiſtoriſchen Bedeutung, als ſeiner „Bevölkerung“ nach bemerkenswert erſchienen: hier hauſten nämlich in kleinen Läden hinter den Kolonnaden jene Männer, die mit allem und noch einigem handelten, unter deren Händen ein Tombakgehäuſe zur goldenen Uhr und ein abgetragener Frack zum eleganteſten Ballkleid wurde. Hier war der große Alte-Kleider-Markt Berlins, wo Scholim nomine Brühl herrſchte, neben ihm aber zwanzig andere Konkurrenten die „höchſten Preiſe“ zahlten. — Der alte Mühlendamm iſt kürzlich gefallen, und an ſeiner Stelle wuchs im Anſchluß an die Spreeregulierung ein gewaltiger Monumentalbau empor, der augenblicklich ſeiner Vollendung entgegengeht, und durch den das ganze Stadtviertel eine völlig veränderte Geſtalt gewinnt. Die Brücke wird vorausſichtlich durch die Standbilder der Markgrafen Johann I und Otto III geſchmückt werden. Unſere Leſer, von denen ein großer Teil den alten Mühlendamm ohne Zweifel kannte, wird die Skizze, welche das ſchöne Bauwerk ſo wiedergibt, wie es nach ſeiner Fertigſtellung ausſehen wird, gewiß intereſſieren.

Kleine Zeitung.

Der alte Plinius ſteht zwar in dem Ruf, gern gefabelt zu haben, manche ſeiner Geſchichtchen beſtätigen ſich aber doch in überraſchender Weiſe. So verweiſt zwar Brehms Tierleben die Erzählung von Plinius, daß Mittelmeerfiſcher die Delphine gleich Jagdhunden zum Eintreiben der Fiſche in ihre Netze abgerichtet hätten, ausdrücklich in das Gebiet der Fabeln, trotzdem ſcheint ſie aber auf Thatſachen zu beruhen. Wenigſtens hat Prof. Lickendorf von der mediziniſchen Schule in Kairo kürzlich über Beobachtungen an den Nilmündungen, welche die Ausſagen des römiſchen Gelehrten vollauf beſtätigen, einem Berliner Kollegen berichtet. Er ſchrieb nämlich: Ich war einen Tag an der Barre der Tanitiſchen Mündung, um den Fang des Nutta, des Fiſches, der den Butarga (ägyptiſchen Kaviar) liefert, wie er mit Hilfe von wilden Delphinen betrieben wird, und die Bereitung des Butargas anzuſehen. Die Delphine kommen auf das Pfeifen der Fiſcher herbei, ſelbſt bis auf ein bis zwei Schritte, wenn es die Tiefe des Waſſers erlaubt, ziehen dann in einer Breite längs den Zügen des Nutta hin, welche entſetzt in die neben ihnen aufgeſtellten Netze der Fiſcher flüchten, während diejenigen, welche nicht ſchnell genug in die Netze gehen, von den Delphinen aufgefreſſen werden. Auf die Tötung oder den Fang eines Delphins iſt eine Strafe von 1 Pfund ägyptiſch geſetzt. Es ſcheint in hohem Grade wunderbar, daß dieſe Thatſache ſo lange Zeit unbekannt bleiben konnte, und abermals bewährt ſich der alte Spruch: „Afrika bietet uns immer etwas neues.“

In unſerer Spielecke.

1. Magiſches Kreuz.

		a	a	a		
		a	a	e		
e	f	f	f	f	g	g
i	i	i	i	l	l	o
o	p	p	r	r	t	t
		u	u	w		
		w	d	y		

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben ergeben.

Die drei Reihen bezeichnen:

1. eine beliebte Oper,
2. einen deutſchen Dichter unſeres Jahrhunderts,
3. einen bekannten Schlachtort in Rußland.

2. Kleeblatträtſel.

1.
Einſtmals nannte ein Gott und eine Göttin mich Mutter;
Wenn ihr zwei Laute verſetzt, lieg' ich in Deutſchland als Stadt.

2.
Suchet mich unter den Tieren, die nachts ihre Beute erſpähen;
Ohne den Kopf und den Hals bin ich ein größeres Tier.

3.
Vogel bin ich, zu finden in Afrika, Aſien, Europa;
Nehmt ihr mir aber den Kopf, hat mancher Reiter mich gern.

Sind die richtigen 6 Wörter gefunden, ſo kann man dieſelben ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Vornamen eines hervorragenden Dichters und Romanſchriftſtellers ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 5.

Bilderrätſel.
Eigen Brot nährt am beſten.

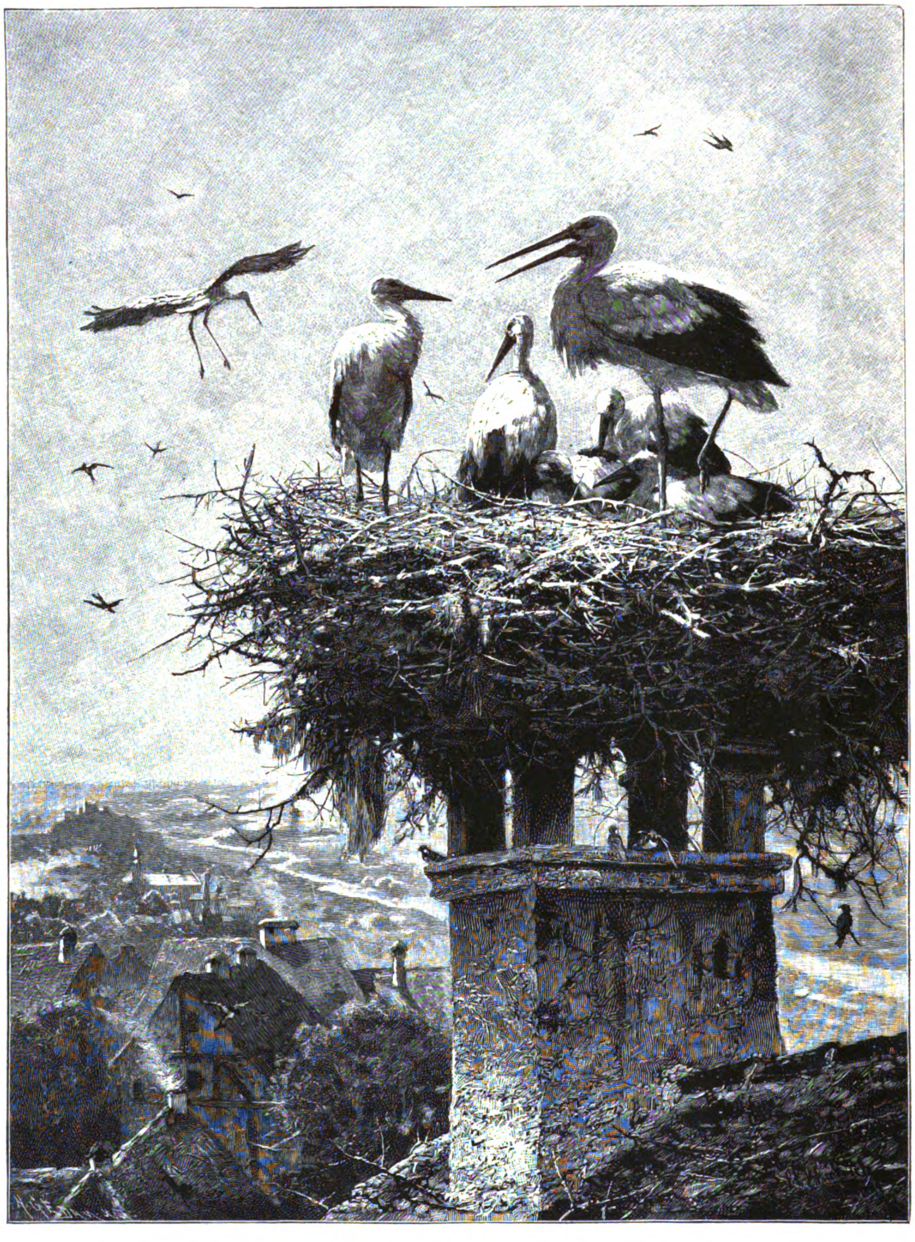
1. Zahlenrätſel.

	S	a	r	**D**	i	n	e	
V	i	o	**n**	v	**i**	l	l	e
S	t	**e**	i	n	m	**e**	t	z
B	e	**z**	w	i	n	**G**	e	r
O	**r**	a	t	o	r	i	**u**	m
W	**e**	t	t	e	r	s	**e**	e
H	a	n	s	w	u	r	s	**t**
M	**e**	i	n	i	n	g	**e**	n
W	**i**	n	d	h	a	r	**f**	e
R	ü	**d**	e	s	h	**e**	i	m
I	n	**t**	e	r	e	**s**	s	e
S	c	h	**l**	e	**s**	i	e	n
	O	r	l	**e**	a	n	s	

2. Zweiſilbige Scharade. Handwerk.

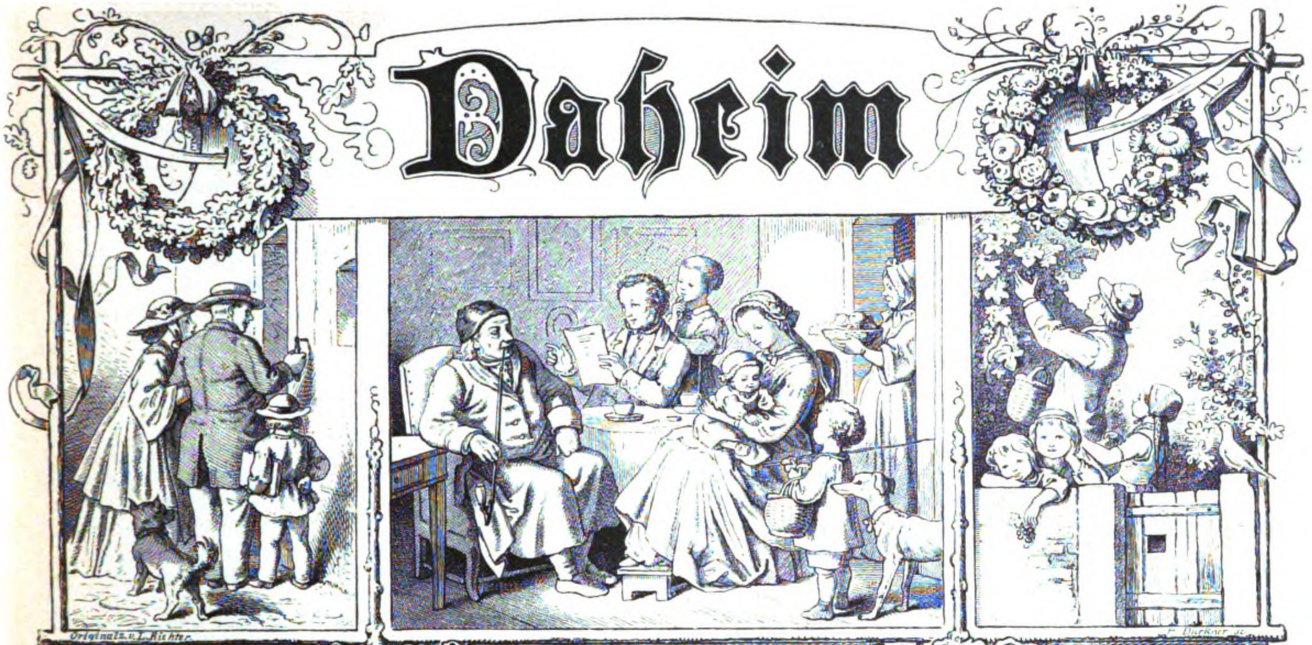
Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Weibliche Büſte von Karl Schlüter. — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Ich eſſe meine Suppe nicht! von C. Boſch. Gedicht von F. Reimund. — Der Diſtanzritt Berlin—Wien. Von Hanns von Zobeltitz. Mit einer Karte, drei Porträts und fünf Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſerem Bilde: Herbſtſtimmung, Motiv aus dem Berliner Tiergarten. — Univerſitäten. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Wetterkunde.— Koloniales. — Litteratur. — Rechtsrat. — Der neue Berliner Mühlendamm. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Lug' in's Land.
Nach dem Gemälde von H. Hartwich.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 3.


Originalz. v. L. Richter.
F. Burkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. November 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 7.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Es iſt für Mann und Weib gefährlich, nach der äußeren Schönheit zu lieben!“ wiederholte Hans Georg nachdenklich. „Renatus, möchte nicht jemand auch um ihres traurigen Geſchicks willen ein herzlich Mitleid zu dieſem Mägdlein faſſen?“

„Sicherlich!“ erwiderte Renatus. „Und dann meine ich, wenn ſie dieſen ſo treu liebt, der ſo ſchlimm an ihr gehandelt — wie muß ſie, hat ſie erſt von dem Toten gelaſſen, einen guten Mann lieben können!“

„Hier muß etwas geſchehen!“ rief Hans Georg aufſpringend, „faſſe dir das Herz, zur gnädigſten Frau von ihr zu reden. Vielleicht ſpricht ſie mit deiner Mutter!“

Das ritterliche Blut brauſte in dem Junker auf. Das Mägdlein hatte einen tiefen Eindruck auf ſeine Augen gemacht und des Freundes Erzählung auf ſein Herz. Er ſah eine Schöne in Not. Weiß nicht, ob er ſie mehr liebte, nachdem er alles erfahren, allein ſie erbarmte ihn.

„Du wirſt ſchweigen?“ fragte Renatus, als ſie weiter gingen.

„Was du mir erzählt, iſt in einen Brunnen gefallen!“ antwortete Hans Georg nachdrücklich.

„Und was werden wir mit dem wendiſchen Hexlein thun?“ fuhr er fort.

„Ich meine dem Fürſten die Sache vorzuſtellen!“

„Der Kurfürſt läßt die Richter gewähren, ſo lange ſie gerecht bleiben, ſeien ſie auch noch ſo ſtreng!“

„Geſchieht ihr zu Arges, ſo will ich ihn herzlich bitten, einzugreifen!“

Hans Georg zuckte die Achſeln.

II.

Im alten Zelenſchen Haus auf der Leipziger Straße unweit der Spree, über welche damals an jener Stelle eine Brücke noch nicht führte, lebten mit einer Dienſtmagd in einer Art Exil und freiwilliger Trennung von der Familie Hans Georg und ſeine Schweſter Nymphe.

An jenem Morgen hatte der Fürſt nicht den Frieden in die von Zelenſche Familie gebracht, ſondern das Schwert. Und ſeitdem die Geſchwiſter die Burg verlaſſen, war wenig Verkehr zwiſchen Berlin und Machow, der wenige aber unerquicklich. Man war beiderſeits auf den Viktualienunterhalt, den Gut Machow bot, angewieſen, und da teilte aus Chikane der alte Joachim Friedrich nicht nach der Gerechtigkeit — die Fuhre, die er mit Kartoffeln, Kohl, Holz, Hülſenfrüchten u. dergl. ſchickte, reichte nicht immer, bis es ihm gefiel, eine neue abgehen zu laſſen — und mahnte der Junker, ſo hieß es: „Ich brauche das Geſpann in der Wirtſchaft.“ Grobe Komplimente flogen hinüber und herüber, und faſt dachte Hans Georg auf eine Klage, wußte aber, daß nichts dem Kurfürſten ſo verhaßt, denn Prozeſſe unter den Adelsfamilien.

Beſuch kam wenig in das alte Haus, nur von den Wedigen Renatus mit dem greiſen Adam, und vom Schloß ab und zu die Frau Kurfürſtin mit ihrer älteſten Hofdame Eliſabeth von Wangenheim, um in Fenſter, Küche, Haus und Herz zu blicken.

Um ſo mehr war eines Vormittags, als eben die helle, luſtige Spittelglocke auf dem nahen Spittelmarkte zehn Uhr geſchlagen, Nymphe erſtaunt, daß Pferdegetrappel heraufkam und vor dem Hauſe aufhörte — ihre Schweſter Meluſine war's mit einem reitenden Knecht.

Ihr ahnte nichts Gutes, und doch hoffte ſie, daß ſchweſterliche Regung ihre Schweſter herführe.

Sie trat ihr freundlich entgegen, und der Knecht führte die Roſſe in die Ausſpannung.

Meluſine, die nach ihrer Art ein Piſtol in den Gurt geſteckt, legte ab und machte es ſich bequem, als wolle ſie den Tag bleiben; ſie warf ſich in einen großen Seſſel und richtete mit geſpannten Augen eine Unzahl kleiner Fragen an ihre Schweſter. Nymphe aber wußte nun ganz genau, daß ein beſtimmter Zweck die ältere herführe.

Wunderlich, wie ſich das Verhältnis der beiden Fräulein ſeit jenem Ritte in der Morgenfrühe und dem darauffolgenden Zwiegeſpräch verſchoben hatte. Wo einſt fröhliches Vertrauen geherrſcht, galt es jetzt, zu ſpähen, auf Wort und Meinung acht zu haben, denn beide fühlten einen harten Riß zwiſchen einander.

Meluſine war eigentümlich freundlich — es war, als wolle ſie ihr Herz an Nymphe ausſtrömen, allein es kam alles in einer gereizten, leidenſchaftlichen Zärtlichkeit heraus, welche Nymphe um ſo mehr auf die Nerven fiel, in je behaglicheres Stillleben ſie ſich mit Hans Georg wochenlang eingeſponnen.

Und endlich fiel ganz beiläufig die Frage: „Kommt Beſuch zu Euch? Habt Ihr Umgang mit bürgerlichen Häuſern?“ Dieſe Frage war nicht auffällig, denn mit allen denkbaren anderen hatte zuvor Meluſine jeden Winkel des Hauſes und des Tageslebens im Hauſe durchſtöbert. Allein die durchdringenden Augen voll wachſamen Intereſſes, die plötzlich dabei die Schweſter anfunkelten, verrieten dieſer, daß Meluſines Aktion hier anſetzte.

„Ja,“ erwiderte Nymphe mit feſtem blanken Blick, „die Wedigen kommen!“

„Wer?“

„Der alte Ratsherr Adam Wedigen und der junge Renatus.“

„Oft?“

„Wöchentlich wohl einmal, auch zweimal. Renatus iſt ſtets mit Hans Georg — ſie haben denſelben Dienſt bei der Herrſchaft.“

„Bleibt Renatus auch des Abends da, wenn der Ratsherr nicht dabei?“

„Iſt dies ein Verhör, Meluſine?“ erwiderte Nymphe. Ihr mißfiel der anderen raſche, heftige, atemloſe Art, Fragen zu ſtellen.

„Sage, bleibt Renatus auch des Abends da, wenn der Ratsherr nicht dabei iſt?“

„Gewiß, mit Hans Georg ſpielt er Schach!“ ſagte Nymphe mit abweiſender Ruhe. „Du weißt, ſie ahmen darin den Kurfürſten und ſeine Gemahlin nach, welche mit dem Brettſpiel arbeitsloſe Abende, nachdem alles erledigt iſt, in Ruhe beſchließen. Wie die Fürſtin einſt hier war, meinte ſie, ihr Herr bedürfe nicht ſo des Ausruhens für ſeinen raſtloſen Geiſt, als der Sammlung. Hat er die Kraft an vielen Aufgaben verſchiedenſter Art erſchöpft, ſo ſchöpft er neue in der energiſchen Zuſammenfaſſung, die das edle Spiel erheiſcht!“

Mit dieſen Bemerkungen wollte ſie ableiten — allein Meluſine ließ keine Ableitung zu.

„Woher weißt du das? Du ſpielteſt doch früher nicht? Du ſprichſt, als haſt du es gelernt! Sonſt könnteſt du nicht ſo urteilen! Sag’, haſt du das Spiel erlernt?“

„Ja!“ gab Nymphe zu und erkannte, daß ſie gegenüber dem ſcharfen Verſtande ihrer Schweſter eine Unklugheit begangen.

„Von wem?“

„Von Hans Georg und Renatus, wenn ſie ſpielten.“

„Nur vom Zuſehen?“

„Hans Georg hat mir auch einmal im Anfange die Züge gezeigt, und einigemal ſpielte ich auch mit Renatus.“

Meluſine ſchwieg, aber Nymphe ſah, wie unter dem weißen Spitzenüberfall des Halskragens ihrer Schweſter Bruſt nach heftigem Atmen eine kurze Zeit ganz ſtille ſtand, gepreßt, voll zum Springen, und die Hand umſpannte mit hartem Druck die Holzſchnecke der Armlehne am Stuhl.

Mit dem endlichen Atemzug ſtieß dann Meluſine den Wunſch heraus: „Bitte, hole das Brett — ſpiele mit mir, Nymphe! Ein Spiel! Bitte! Die Zeit vor Tiſch reicht gerade noch zu. Hans Georg kommt auch wohl nicht ſo pünktlich.“

Dieſer Wunſch war um ſo verwunderlicher, als vordem in der Langeweile von Machow Meluſine nie die Geduld gehabt, Nymphe das Spiel zu lehren, trotzdem dieſe oftmals gebeten.

Die jüngere Schweſter langte betreten Brett und Figuren vom Sims, wo dieſe zwiſchen Bernſteinfigürchen und Delfter-Zeug-Tändelſachen ihren Platz hatten.

Haſtig ordnete Meluſine ihre Schlachtreihe, war vor der anderen fertig, loſte nicht um die Farbe, ſondern zog an und ſpielte, jene Eröffnung wählend, welche ſchwächeren Gegnern gegenüber durch kraft- und kunſtvollen Angriff nach raſchen Opfern ſicheren Gewinn verheißt — das alte Muzioſpiel.

Und dann, etwa zehn Züge mochten geſchehen ſein, ſprang ſie triumphierend auf — ſchon hatte Nymphe entſcheidende Fehler gemacht, obwohl deren Folgen, die Niederlage, noch lange nicht offen zu Tage lagen; Meluſine wies haſtig nach „... und ſo ... und ſo ... und dann ſo ... und verloren für dich!“ ſtieß dabei die Figuren auf dem Brette herum und gab den Kampf mit der ſchwächeren Spielerin übermütig auf.

„Du haſt einen ſchlechten Lehrer und ſchlechten Partner,“ ſagte ſie, „du lernſt nichts! Pater Stockner, mit dem ich in Polen ſpielte, verſtand es beſſer und zeigte mir die Kunſt. Sag’,“ fuhr ſie überraſchend fort, „ſpielen nun Männer lieber mit einer, die ſie ſchlagen, oder mit einer ebenbürtigen Gegnerin? Ich meine, gewinnen wollen ſie ſicher, es kränkt ſonſt ihre Eitelkeit, allein der Strauß ſoll hart ſein, ſonſt ſchmeichelt es ihnen nicht, wie? Siehſt du, kleine Nymphe, du mußt mehr lernen, beſſer ſpielen, willſt du ihn durch das Spiel an dich feſſeln!“

Dabei beugte ſie ſich tändelnd auf die Schulter der Schweſter, zauſte ſie in den Haaren und küßte ſie mit lautem Knall in das Ohr, daß Nymphe ganz taub und erſchreckt aufſprang.

Die Jüngere hatte bisher ſich in der anderen wildes Weſen geſchickt — dieſer verräteriſche Kuß brachte ſie in Harniſch.

„Meluſine,“ ſagte ſie und wählte mit Abſicht ein Wort, das ins Schwarze treffen ſollte, „dich wirbelt heut nichts daher, denn der Dämon der Eiferſucht!“

Wie eine Furie ſprang Meluſine auf die Schweſter ein, und es gab einen wilden Zank, in dem beiderſeits Thränen, Scheltreden und jene ungerechten Vorwürfe, mit denen Menſchen einander recht ins Herz zu treffen ſuchen, im Strome daherfloſſen. Doch erwies ſich Nymphe immerhin als die ſanftere und unterlag deswegen in dem Wortgefecht, flog endlich weinend zur Thür hinaus in die Küche, wo ſie vor der Empfindung unrecht erlittener Kränkungen der Magd in den falſchen Töpfen zu quirlen begann, was wiederum Widerſtand und Dreinrede hervorrief. Schließlich lief Nymphe in das Gärtlein hinter dem Hauſe und ſaß auf dem Holzbänkchen an dem alten Nußbaum, den Rücken müde gegen den borkigen Stamm geſchmiegt, bis die Spitteluhr die Tiſchzeit verkündete.

Das Unheil wollte, daß Hans Georg durch den Dienſt in der Kanzlei über das Mittageſſen außer Hauſe gehalten wurde. Statt ſeiner kam ein Kammerlakai und meldete, man ſolle dem Junker das Seine warm ſtellen. Der Fürſt hatte in dieſer Zeit eine Menge eiliger Sachen zu erledigen. Er arbeitete von acht Uhr ab mit ſeinen Räten, deren je einer täglich den Vortrag hatte. Nach Beſprechung erteilte der Kurfürſt alsbald Inſtruktion zu den Konzepten der Verfügungen und Erlaſſe, diktierte auch wohl in die Feder — jedenfalls aber mußten die Entwürfe ſofort fertig geſtellt und zur Billigung vorgelegt werden, wurden am gleichen Tage noch kopiert und unterzeichnet, ſo daß nichts auf die lange Bank geſchoben werden konnte, wie unter mancher langſamer arbeitenden Regierung anderswo. Es kamen darüber bisweilen die Herren vom Geheimen Rat und der Kanzlei nicht pünktlich zu Tiſch, die Hausfrauen hatten auch mancherlei Einwürfe, ward aber trotzdem eine gute Ordnung unter den Herren von der Regierung eingeführt und mainteniert, und der Fürſt ſchuf ſich aus dem jungen Nachwuchs einen tüchtigen Beamtenſtand.

In der Alten Leipziger Straße ſpeiſten die Schweſtern allein, nachdem Meluſine die andere mit zärtlichen Worten vom Nußbaum hereingeholt. Das Geſpräch bei Tiſch aber ſtockte, und Funken der vorherigen Erregung ſchliefen unter der Aſche. Nach Tiſch ſah Meluſine das Haus an, roch auch an einigen Blättlein des neuen Theekrauts, welche Luiſe Henriette der jungfräulichen Hausfrau zur Anſicht geſchenkt, nachdem ſie ſelbſt ein Pröblein davon aus Holland erhalten. Dabei aber fanden ſich wieder einige Spuren von Renatus' öfterer Anweſenheit im Hauſe, ein Buch, das er aus der kurfürſtlichen Bibliothek der Schweſter ſeines Freundes zum Leſen gebracht, auch einige Stücke funkelnden Goldrubins aus Böhmen, die ebenſo dem Herrn vorgelegen, als er jüngſt den ſtaunenden Räten ſeinen Plan entwickelt, auf das Glas, welches Böhmen reich machte, einen ſehr hohen Zoll zu legen, dafür aber Arbeiter von dort kommen zu laſſen, ſelbſt in Brandenburg Hütten anzulegen und Kunſtglas zu fabrizieren, wozu er als erſte Werkſtätte den wüſten Kaninchenwerder bei Potsdam beſtimmte.*) Von den Meiſterſtücken hatte Renatus ein paar zur Anſicht mitgebracht, und Meluſine betrachtete dieſe mit mißgünſtigen Augen.

„Siehſt du,“ ſagte ſie, „bei uns geſchieht nichts. Und hier ſetzt ein reiches Leben an, bei Hofe und wohl auch wohin der Hof von ſeinem Treiben transpirieren läßt — item du profitierſt davon, erfährſt vieles Neue — und ich habe nichts, als gemeinen Ärger und Langeweile! Ich wünſchte, ich hätte auch teil an dieſem und jenem, was alles dieſer Fürſt hier plant und unternimmt!“

Hohenzollern, stella nova,**) der brandenburgiſche Glücksſtern, ſchoß vom Cöllner Schloß ein lockend Licht der Kultur in die Nebel, die um die ländlichen Edelſitze hingen, und voll neugierigen Intereſſes ſtarrten die adeligen Raubvögel in den Glanz. Die Intelligenzen wandten ſich ihm zu, und die Kraft der jungen Falken von den Burgen und Schlöſſern ſammelte der Kurfürſt unter ſeine Fahnen zu einem Offizierskorps oder in ſeinen perſönlichen Dienſt.

Meluſine grollte im ſtillen: „All dies wird ihr durch Renatus vermittelt! Und ſie zieht ihn an ſich!“

Als ſie dann in Hans Georgs Schlafkammer kamen, hingen zwei ſchöne blanke Degen kreuzweis über ſeinem Bett, zierliche Klingen, und Meluſine, die je Luſt an hübſchen Waffen gehabt, riß eine vom Nagel, ſtemmte die Spitze auf die Diele und bog den Stahl. Dann legte ſie aus und zog ein paar Hiebe in die Luft, elegant und kunſtgerecht, wie ſie es in Polen erlernt.

Ihr ganzer Wuchs reckte und dehnte ſich dabei vor Luſt, die Augen ſprühten, die Nüſtern ſpielten, alle Formen wurden rund und ſtraff.

„Komm, Kleine,“ rief ſie, „wir wollen einen Gang machen — wir verlernen unſre Kunſt!“

Nymphe ſah ſie mit Bewunderung an und nicht ohne Beklemmung.

„Jetzt müßte dein Renatus eintreten,“ ſagte ſie, „erblickte er die ſchöne Minerva Meluſine von Machow ſo in Poſitura, es wäre um ihn geſchehen!“

Meluſines Geſicht wurde wie mit Blut übergoſſen, ſie ſchleuderte Nymphe die andere Klinge zu, drang auf ſie ein und flüſterte leiſe: „Fechten wir um ihn!“

Nymphe mußte die Klinge fangen, damit ſie ihr nicht ins Geſicht flöge und um ſich zu wehren.

Ein paar Sekunden noch triumphierte über Meluſines geheimen Zorn die adelige Luſt, eine edle Waffe zu handhaben, und ſie umſchwärmte die Schweſter mit leichten Fechtkünſten — dann aber gewann plötzlich das wilde Blut und der vorherige Groll die Oberhand, und Nymphe merkte mit Schrecken, daß ſie im Ernſt gegen eine Raſende ſich wehrte, die ſich's angelegen ſein ließ, zu treffen.

Der vor Tiſch abgebrochene Streit erneute ſich — doch nicht mit Worten. Nur daß die Jüngere, die oft mit der anderen gefochten und geübt, bedacht war, bei guter Beſinnung zu bleiben, nicht auszufallen, ſondern defendendo die Gegnerin zu ermüden.

„Alſo um ihn, mein Kind ... alſo um ihn, mein Kind ... alſo um ihn!“ raunte Meluſine zwiſchen den Terzen und Quarten, die ſie immer ſtärker und raſcher zog, und die Nymphe immer noch geſchickt und kräftig fing, indeſſen ihre Blicke durch das Stahlgeſchwirr wie berauſcht von dem gefährlichen Spiel einander entgegenſprühten.

„Hör' auf, Meluſine!“ rief Nymphe endlich. „Für Scherz iſt's jetzt genug. Und Ernſt will ich nicht zwiſchen dir und mir!“

„Biſt' müde — gibſt' ihn auf?“ rief höhniſch Meluſine entgegen.

„Hör' auf, Meluſine! Ich ſchlage ſonſt im Ernſt zu und entwaffne dich oder rufe um Hilfe!“

Zwei ungefüge Hiebe ſauſten im horizontalen Kreiſe von links und rechts auf ſie ein als Antwort.

„Da und da!“ ſtöhnte Meluſine dabei, welche von dem heftigen Schlagen zu ermüden begann und darüber wütend wurde.

„Schön, ich ende es jetzt!“ ſchrie Nymphe. „Ich zähle bis drei und werfe dann den Degen fort, ende es, wie es wolle. Schlag nachher meinetwegen zu, Mänade!“

„Närrchen, es iſt ja Spaß!“ machte die Ältere — doch war ihre ganze zügelloſe Natur entfeſſelt und in Sturm.

„Eins!“ zählte deutlich markierend Nymphe.

„Zwei!“

„Drei!“

Wirklich ließ das mutige Mädchen die Waffe fallen und ſtand wehrlos hoch aufgerichtet — doch — hatte Meluſine nicht erwartet, daß ihre Schweſter Ernſt machen würde, oder ſchlug ſie trotzdem zu? — im gleichen Augenblick hallte ein Weheruf — Meluſines Degen ſauſte hernieder, in hoher Quarte, mit der ſtumpfen Schneide auf Nymphes Antlitz, über Backenknochen und Wange, tief hinunter bis auf die Kinnlade.

Dann klirrte die Waffe auf die Diele — Meluſine ſtand ſtarr und tiefatmend — ihre leidenſchaftliche Erregung war plötzlich verflogen — wie wenn ſie ihren Augen nicht traute, blickte ſie auf die breitklaffende Fleiſchwunde, auf Nymphes Hand, welche ſich darüber deckte, auf das helle Blut, das zwiſchen den ſchlanken Mädchenfingern hindurch quoll und das unter dem Handgelenk hervor in raſchen Fäden auf den breiten weißen Spitzenkragen tropfte ...

Mit einem harten Fall lag ſie vor der Schweſter auf den Knieen und umſchlang den Leib der regungslos Stehenden, barg ihren Kopf in deren Kleide.

Aber Nymphe machte ſich heftig los und trat zurück.

„War dies Zufall oder war dies Abſicht?“ fragte ſie ſtreng, des rinnenden Blutes und des Schmerzes nicht achtend.

Meluſine ſchwieg und ſenkte das Haupt.

„Wahrheit!“ rief heftig Nymphe.

Da ſprang die Knieende mit gewaltigem Ruck auf ihre Füße.

„Ich kann nicht lügen!“ ſchrie ſie auf. „Ich ſah dich vor mir, ſchutzlos, und vermochte mich nicht zu halten! Kein Zufall! Ich mußte, mußte zuſchlagen! Nymphe, verzeihe mir! Nymphe, hier iſt deine Waffe!“ Sie raffte leidenſchaftlich den Degen von der Erde und bot der Schweſter das Gefäß dar mit einer dringenden, flehenden Geberde. „Hier, nimm! Schlag' zu! Töte mich, ſchlage, Nymphe, Nymphe, was hab' ich gethan — mach' ein Ende —“ und

---

*) Die jetzige Pfaueninſel.

**) Die Stella nova des Tycho de Brahe nannte man den brandenburgiſchen Glücksſtern. Es war ein am 11. November 1572 in der Kaſſiopeia neu erblickter Stern.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

während ihre Rechte den ſich biegenden Degen um die Schneide gefaßt hinſtreckte, ſtrich die geſpreizte Linke wieder und wieder heftig das Kleid von ihrer Hüfte glatt herunter, um zuletzt einen dicken zerknüllten Bauſch in die verzweifelt ſich ballende Fauſt zuſammenzugreifen. Alles an ihrem ſchönen Körper zitterte und zuckte vor Erregung.

„Wir ſind von dieſem Tage keine Schweſtern mehr!“ ſagte Nymphe hart, „nur noch Rivalinnen. Es iſt nun alles klar. So lange habe ich mein Herz bezwungen. Jetzt iſt's aus. Ja, ich liebe ihn und, höre, ich merke, wie er ſich mir allmählich zuwendet!“

Meluſine aber, ebenſo grenzenlos in ihrem augenblicklichen Bedürfnis, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, wie vordem in Zorn und Eiferſucht, warf ſich, den Degen weit fortſchleudernd, der Schweſter um den Hals und flüſterte ihr zu: „Nimm ihn! Ich habe jedes Recht auf ihn verloren — nur ſage, daß du mir nicht zürnen willſt!“

In dieſem Augenblicke ſtürzte die Magd herein und rief: „Gnaden Durchlaucht, die Frau Kurfürſtin, ſitzen unten ſamt dem Fräulein von Wangenheim und fragen nach dem Fräulein!“

„Himmelseinſturz!“ wetterte zornig Meluſine. „Laß ſie warten!“

„Nein, Meluſine, geh' einſtweilen du hinunter — ſonſt kommt die Kurfürſtin herauf!“ befahl Nymphe. „Und du, Dörte — glotz' nicht ſo — ich habe mir die Backe aufgeſchlagen beim Fechten — geh', hole eiskalt' Waſſer herauf aus dem Steinkrug im Keller und von dem gebrauchten weichen Linnen, damit ich mir einen Verband mache. Meluſine, ſpute dich, daß du hinunter kommſt, ich helfe mir ſchon ſelbſt. Die hohe Frau kommt ſonſt wirklich herauf in ihrer Güte ...“

Meluſine gehorchte. Es war eigentlich das erſte Mal, daß ihre jüngere Schweſter neben ihr eine völlig ſelbſtändige Rolle ſpielte oder gar die Situation beherrſchte. Allein hier hieß es ſich fügen — ſie hatte den Nachteil, im Unrecht zu ſein.

Die Frau Kurfürſtin ſah eine Fremde, Nymphe ähnlich, aber ungleich ſchöner, eintreten, mit heißem Geſicht, mit Augen, in denen tiefe, wilde Seelenregungen verräteriſch nachzuckten, lautloſes, fernes Wetterleuchten eines vorübergezogenen Gewitters. Sie erriet, daß ſie die Schweſter ihrer Schützlingin vor ſich hatte.

„Meluſine von Zelen?“ fragte ſie gütig, und als Meluſine ſich verneigend näher trat: „Was iſt in dieſem Hauſe vorgefallen? Iſt Ihre Schweſter erkrankt?“ denn es befremdete ſie, daß Nymphe, die ſie anweſend wußte, nicht ſie begrüßen kam.

Meluſine ſah zwei klare, ruhige und tiefblickende Augen vor ſich. Ihr Gemüt war mächtig aufgelockert vom Tiefpflug der Leidenſchaften, die darüber gegangen, ſie faßte Vertrauen.

„Es iſt ein Unfall arriviert, Durchlauchtige Gnaden, wir fochten zum Spiel — ich hatte das Unglück, meiner Schweſter Backe aufzuſchlagen!“

„Jetzt eben?“ fragte Luiſe Henriette aufſtehend.

„Jetzt eben!“

„Bitte, führt mich zu ihr — ſie hat nur die Magd, ſie zu verbinden!“ Die Kurfürſtin hatte ſo eine ſorgliche Stimme; Güte, Teilnahme, Hilfsbereitſchaft redeten aus ihrer ganzen Haltung; ſie ging nicht aus dem Hauſe, wie ſonſt wohl eine Fürſtin gehandelt, „weil man da in der Familie zur Zeit mit ſich ſelbſt zu thun,“ ſondern ſie blieb, um zu helfen. Meluſine fühlte in dieſem Augenblick recht tief den Unterſchied zwiſchen ihrer eigenen temperamentvollen Urſprünglichkeit und der edleren Weiblichkeit ihrer Fürſtin — und, geſtimmt wie ſie eben war, erbitterte ſie das nicht, ſondern ſie war beſchämt.

Nun ſchritt ſie der hohen Frau voran und zeigte ihr den Weg. Oben im Zimmer ſtand Nymphe über einem blutigen Waſſerbecken und preßte feuchte Linnenſtücke auf die breite, lange Wunde. Sie beugte ſich vor Luiſe Henriette und wollte ſie begrüßen — allein, ehe ſie noch den Mund öffnen konnte, ſagte die Fürſtin: „Sprich nicht, Liebe, es muß dich ſchmerzen, die Lippen zu bewegen. Verzeih, daß ich dir in ſo nötigem Augenblick deine Schweſter entzogen, die dir geholfen“ — hier ſah Meluſine haſtig Nymphe an, und Nymphe erwiderte den faſt demütigen Blick durch einen ſehr ernſten; die Fürſtin aber ſah beides und wußte, daß zwiſchen den Schweſtern nicht alles am Rechten — „allein,“ fuhr ſie fort, „hier ſind wir nun beide, deine Schweſter und ich, dir zu helfen! Lege dich hin, Kind — ich werde dir den Kragen abhaken, der dich hindert — ſo,“ ſie drückte Nymphe auf das Bett nieder und wies Meluſine mit einem Blick an, die Füße Nymphes auf das Lager zu heben, „nun werde ich die Wunde anſehen — rege dich nur möglichſt wenig, das bringt das Blut in Wallung und macht die Wunde fließen — oh, das war ein böſer Schlag — das geht bis auf den Knochen — indes ich meine, wir wollen den Bontekon nicht erſt bemühen, werden auch ohne Arzt mit Gottes Hilfe fertig werden!“

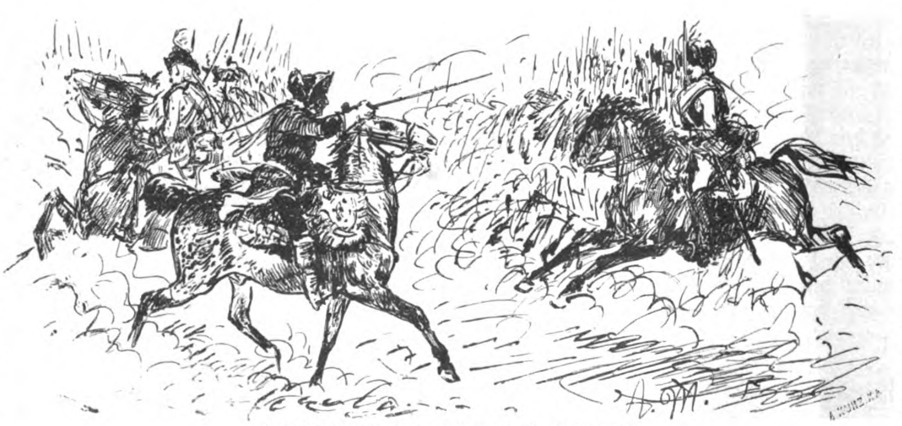
Sie reinigte mit eigener Hand die Wunde, drückte ſie in gute Form, Rand an Rand, und machte einen feſten Verband, ſachgemäß, ruhig und geſchickt, ſtrich dabei auch einmal der Kranken liebkoſend über das Haar, wie einem Kinde.

Dann ließ ſie Nymphe entkleiden, Eliſabeth von Wangenheim mußte ihr das Haar aufflechten, und als ihre Patientin wohlgebettet lag, ſprach ſie ihr tröſtlich zu: „Nun kommt gegen Abend das Fieber, ein leichtes Fieber. Das macht uns ungeduldig und heiß — muß aber der Verband feſt liegen bleiben und unſer Krankes Ruhe halten — es geht vorüber, wir ſind jung, ſtark, und haben geſundes Blut — man wird ein Becken mit kaltem Waſſer herſtellen und naſſe Tüchlein, feſt ausgerungen, auf die heiße Stirn legen, bis ſie warm werden, immer ein neues — nicht auf den Kopf, das ſchadet dem lieben Haar, das du haſt, kleine Nymphe! Wangenheim bleibt hier, bis ich dir deine Schweſter wiederſchicke — meine Wangenheim magſt du leiden, was?“

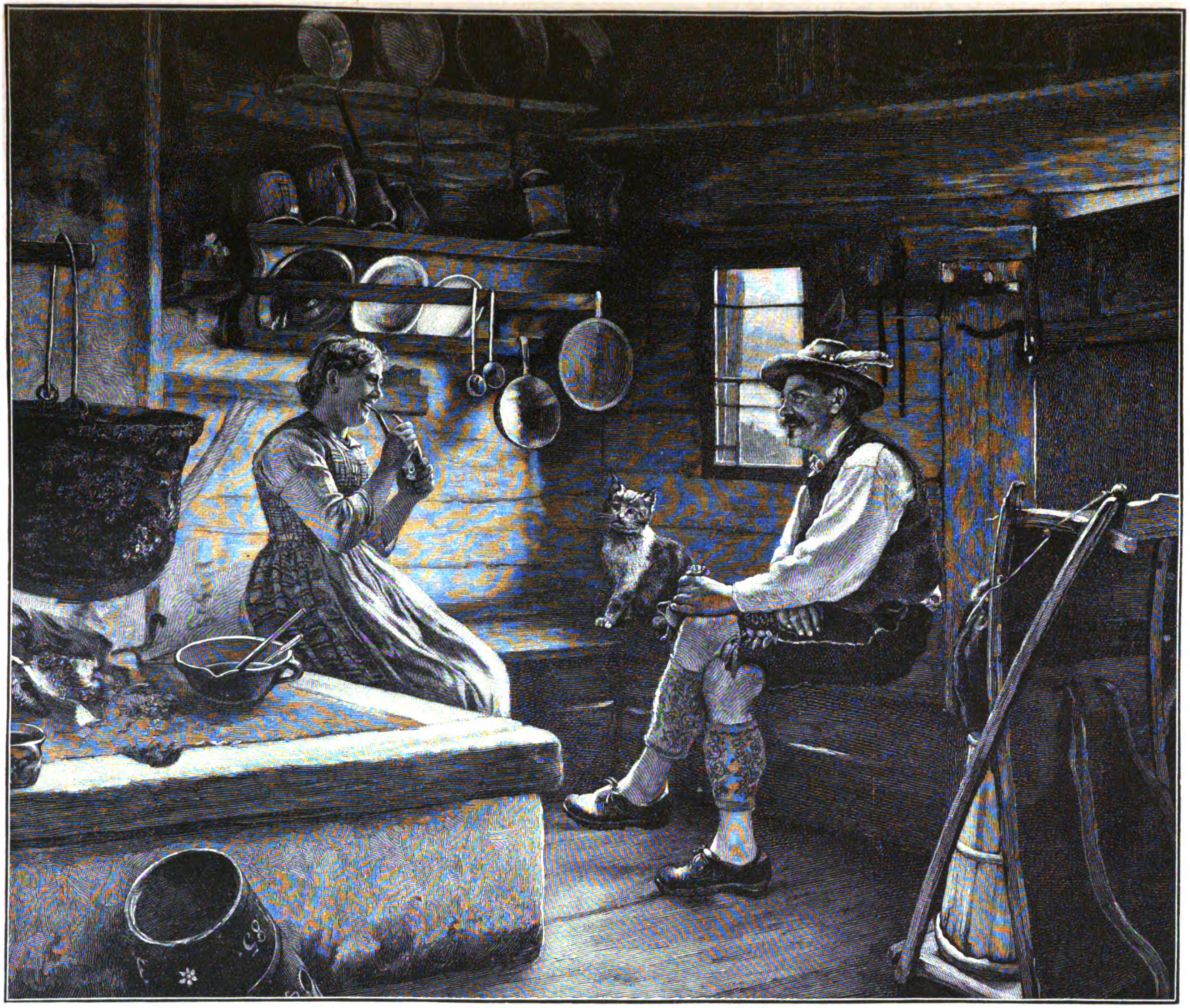
Die hohe Frau nickte freundlich und nahm Meluſine mit ſich hinaus.

Erziehung ſollte an den Menſchen eigentlich immer nur dann Hebel ſetzen, wenn ſein Gemüt über irgend einen wirkſamen Eindruck ſelbſt in Bewegung zu geraten beginnt, wie man Saat in gelockerten Boden ſtreut und nicht auf geſchloſſenen. Dann ſollte ſie nicht lehren, ſondern nur die Empfindung zur Erkenntnis, das Urteil zum Willen ſchüren und lenken.

Luiſe Henriette war eine geborene Menſchenerzieherin und verſtand ihren Beruf in der Mark wohl, hatte auch Freude am Werk und nahm das wilde, ſchöne



Der König überall. Skizze von Adolf Menzel.



Feuer gefangen. Nach dem Gemälde von E. Rau.

Mädchen gleich in Schule. Sie ſaß mit ihr unten auf dem Lederſofa, ſah ſie freundlich an und meinte: „Siehſt du, mein Fräulein, wenn Degen in Weibeshand geraten! In Holland meint man, Waffen ſtünden mehr dem Manne an, allein in den Marken iſt es bisher wohl anders geweſen, es ging drüber und drunter, und da mußte auch wohl das Weib ſich wehren können. Erzähle mir, wie es kam.“

Sie hatte alles erraten — ohne die Urſache des Zwiſtes — doch wollte ſie nur, Meluſine möge in geänderter Stimmung die Dinge noch einmal durchleben und ein anderes Urteil darüber gewinnen. Wie das Fräulein in ihrem Bericht an der verhängnisvollen Stelle war, fiel die Kurfürſtin ein und ſagte: „Und da ſchlugſt du aus Verſehen noch einmal zu — das geſchieht wohl und thut dir ſicher leid!“

Meluſine jedoch vermochte es nicht in dieſem Augenblick, die gütige Frau zu betrügen, ſie zog die Brauen zuſammen und erwiderte: „Ich kann nicht lügen, gnädigſte Durchlaucht. Ich war blind und toll, vermochte mich nicht zu halten und that es leider mit Willen!“

Die Antwort, welche kam, hatte Meluſine nicht erwartet. Luiſe Henriette blickte ihr tief in die Augen und ſagte: „Wie ich dich liebe, mein Kind, um deiner Wahrhaftigkeit willen!“

Da ſtürzten dem unbändigen Fräulein die Thränen aus den Augen: „Milde, edle, gnädige Frau, ich will nun und nimmermehr in dieſem Leben einem Menſchen ein Übles wollen oder thun, geſchweige meiner Nymphe!“ rief ſie und preßte der Fürſtin Hand an ihre Lippen.

„Magſt du mir das mit Wort und Handſchlag geloben, Meluſine?“ fragte die Kurfürſtin und hielt ihr die Rechte hin. Und in voller Aufrichtigkeit ſchlug das Fräulein ein.

„Du gefällſt mir ſehr, Kind,“ fuhr Luiſe Henriette fort, „vergiß mir nur dieſen Augenblick nicht und dies Stübchen und ſieh dich um, wie alles hier ſteht und liegt,“ ſie ſtrebte, den Eindruck zu vertiefen, es ſollte alles in Zukunft Meluſine lebendig vor den Augen ſtehen, „auch das Bild des Heilands nicht dort an der Wand. Und eine Bitte, ich möchte dich eine Zeitlang um mich haben bei Hofe. Magſt du zu mir kommen?“

„Gern, durchlauchtigſte Gnaden!“ erwiderte Meluſine.

„Nun komm, wir wollen noch einmal zu deiner Schweſter gehen!“

Oben ſchickte die Fürſtin unter ſchicklichem Vorwande das Fräulein von Wangenheim hinaus und trat mit Meluſine an das Bett der Wunden. „Nymphe,“ ſagte Luiſe Henriette, ihre Hand ſanft über die der Liegenden deckend, „die Wahrheit iſt nun zwiſchen uns dreien, denn deine Schweſter hat mir alles mitgeteilt. Ich habe ihr in deinem Namen geſagt, daß du ihr von Herzen gut biſt und nicht zürnſt, denn das iſt nicht chriſtlich, und es iſt ihr alles inniglich leid. Magſt du ihr nun die Hand geben und einen freundlichen Blick?“

Nymphe, auf deren Stirn der Fürſtin andere Hand lag, blickte ſtill und heiter zu Luiſe Henriette auf und ſtreckte dann mit feſter, herzlicher Bewegung Meluſine die Rechte hin.

„Bringt unſer Herr das Schwert in ein Haus,“ erwiderte ſie der Fürſtin mit mattfrohem Lächeln, „ſo ſchreitet die gnädigſte Frau, mit dem Ölzweige hinter ihm drein, verſöhnet und ſammelt. Jetzo ſperrt ſich von den Zelens nur noch mein Oheim Joachim Friedrich gegen des Herrn Willen!“

Als Luiſe Henriette ging, waren die Schweſtern einiger als je. Nymphe wog einen leichten Vorwurf im Gemüte, den ihr die Fürſtin gemacht, und Meluſine eine perſönlich geprägte goldene Mahnung. Denn an Nymphe hatte der Fürſtin letztes Wort gelautet: „Jungfer Hausfrau, ich ſah vorhin, daß du deine Magd Dörte an deinen Wäſcheſchrank ließeſt und ihr den Schlüſſel verſtatteteſt. Und der ſoll nicht aus der Herrin Hand kommen!“ An Meluſine aber: „Du biſt ſtolz, mein Kind. Darum mußt du in keinem Augenblick einem anderen das Recht in die Hände ſpielen, dich für die Schlechtere zu halten und ſich für beſſer!“

„Sie iſt eine Schulmeiſterin, doch eine gute!“ ſagten die Mädchen hinter ihr drein.

(Fortſetzung folgt.)

Zu Alfred Tennyſons Gedächtnis.

Am 6. Oktober hat England einen Dichter verloren, der über ein halbes Jahrhundert lang ſein größter Stolz geweſen iſt. Sechs Tage hat ſein Volk um Alfred Tennyſon die Totenklage angeſtimmt. Die altehrwürdige Weſtminſterabtei rüſtete eine Gruft für ihn in ihrem Dichterwinkel. Zu Füßen Chaucers, des „Vaters der engliſchen Poeſie“, den Tennyſon in einer Ode als den Vorläufer des Shakeſpeareſchen Zeitalters feiert, und dicht neben ſeinem ihm 1889 vorangegangenen Freunde Robert Browning ſollte er ruhen.

Wie es der Dichter, welchem alles Trauergepränge zuwider war, gewünſcht hatte, wurde ſein Sarg auf einem offenen, blumengeſchmückten Wagen, über dem der „Union Jack“, die rot-weiß-blaue Flagge Englands wehte, von ſeinem Gute Aldworth nach dem Bahnhof von Haslemere und ebenſo von dem Waterloo-Bahnhof in London nach der Weſtminſterabtei übergeführt. Vertreter der höchſten Ariſtokratie und der Wiſſenſchaft (im ganzen zwölf hervorragende Männer) trugen die Zipfel des Bahrtuches unter Vortritt der Geiſtlichkeit der Abtei aus der Faith-Chapel, wo die Leiche aufgebahrt geweſen, nach der für den Sänger beſtimmten letzten Ruheſtätte. Über dem Sarge lag eine mit dreiundachtzig Roſen (entſprechend der Zahl ſeiner Jahre) ſinnvoll geſtickte Decke, in deren Mitte der letzte Vers ſeines Liedes „Crossing the bar“ hineingewebt war. Dieſes Lied, welches der Dichter ſchon vor mehreren Jahren veröffentlicht hatte, und das bei der Feier geſungen wurde, gibt ſeinem freudigen Glauben einen ſo ſchönen Ausdruck, daß ich es als beſonders charakteriſtiſch für den Grundton ſeiner Poeſie in freier Überſetzung hier mitteile.

Der Abendſtern erglänzt in Abendglut.
Ein heller Ruf klingt mir aus lichter Höh’.
Nicht brande ſtöhnend überm Riff die Flut,
Fahr’ ich hinaus in See!

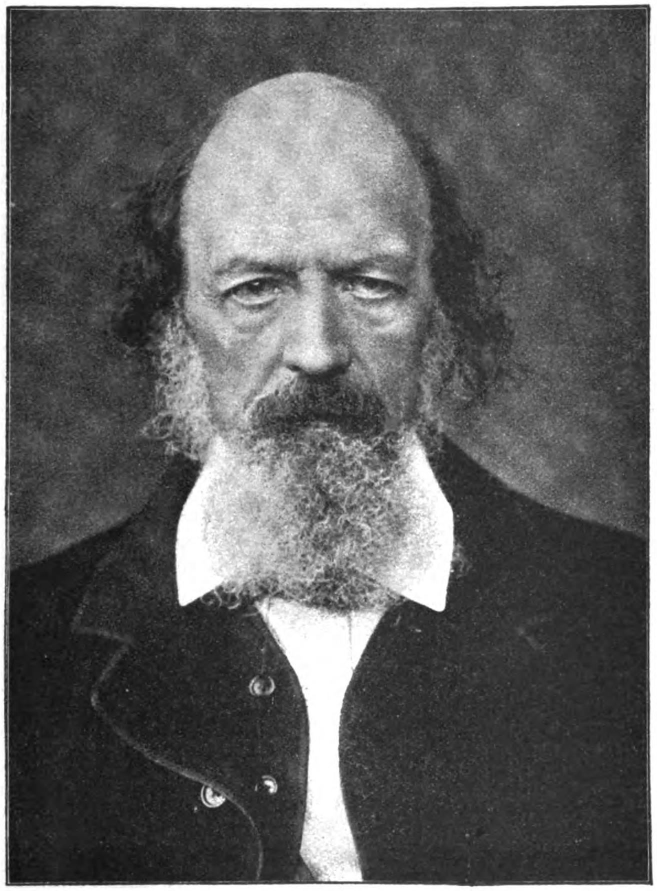
Wie ſchlummernd hebe leiſe ſich und voll
Das Meer — kein Schaumgebraus!
Denn was dem ſchrankenloſen All entquoll,
Kehrt nun nach Haus.

Die Abendglocke läutet. Dämmerlicht!
Die Nacht bricht ſchnell herein.
Kein Abſchiedsſchmerz, ihr Lieben! Trauert nicht,
Schiff’ ich mich ein!

Denn ob aus Zeit und Raum zu unerforſchten Höhn
Des Meeres Flut mich führt —
Den Lotſen hoff’ ich dann von Angeſicht zu ſehn,
Wenn ich das Riff paſſiert.

Die Marmorwände der Kathedrale waren der Auffaſſung des Entſchlafenen entſprechend nicht, wie ſonſt üblich, mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen. Rote, weißumſäumte Teppiche ſchmückten den Boden, buntes Laub vom Herbſtwald füllte die Niſchen, und farbiger Blumenflor leuchtete rings um die

Gruft. Nicht eine Trauerfeier ſollte dies Begräbnis ſein, ſondern eine Dankesfeier für die Heimholung der befreiten Seele. Und ſo ſchön und ſonnig wie dieſe Feier war auch der Lebensgang des Dichters geweſen.



Lord Tennyſon.
Nach einer Photographie von Barraud in London.

Alfred Tennyſon wurde den 5. Auguſt 1809 in dem Pfarrhauſe des Dorfes Somersby in der Grafſchaft Lincolnſhire geboren. Sein Vater, Dr. Tennyſon, ein vielſeitig gebildeter Mann, dem ſein Amt Zeit und Luſt ließ, Muſik, Malerei, Architektur und Mathematik zu betreiben, unterrichtete ſeine ſieben Söhne und vier Töchter in den erſten Lebensjahren ganz allein und zwar mit vorzüglichem Erfolge. Tiefer wirkte die fromme, mildthätige Mutter auf das Gemüt des Knaben. Jedes Blatt ſeiner Dichtungen zeugt davon. Nicht minder mächtig regten die eigenartig ſchöne Landſchaft und die Meeresküſte von Lincolnſhire, wo der Knabe aufwuchs, ſeine Einbildungskraft an.

Schon früh wurde der dichteriſche Trieb in ihm lebendig. „Ich hör' eine Stimme, die ſpricht im Wind“ war der erſte rhythmiſche Ausdruck ſeiner poetiſchen Empfindung. Der kleine fünfjährige Burſche ſang dieſe Worte vor ſich hin, während er ſich mit ausgeſtreckten Armen vom Seewind hin und her treiben ließ.

Als achtjähriger Knabe kam Alfred in das Haus ſeines Großvaters mütterlicherſeits, des Pfarrers von Louth, um die lateiniſche Schule daſelbſt zu beſuchen, wohin ihm ſein Bruder Charles bald folgte. Als Schüler zeichneten ſich beide nicht beſonders aus, dafür aber pflegten ſie die Poeſie und veröffentlichten bereits 1827, als Alfred achtzehn Jahre alt war, (wie erzählt wird, auf den Rat des väterlichen Kutſchers, der mit ihrem kärglichen Taſchengeld Mitleid fühlte) einen Band Gedichte: „Poems of two brothers“, wofür ſie £ 10 (200 Mk.) Honorar erhielten.

Auf die Schulzeit folgten mehrere Jahre eines glücklichen Phäakentums in dem ſtillen Pfarrhauſe von Somersby. Mit ſeinem Bruder Charles ſchweifte Alfred da in Feld und Wald umher, auf dem Haupt einen breiten, zerdrückten Schlapphut — oder auch wohl barhaupt wie weiland König Lear, die kurze Tabakspfeife im Munde. Darüber vergaß er nicht nur die Arbeit, ſondern oft Eſſen und Schlafen, zuweilen ſchlenderte er eine ganze Nacht am Meeresſtrande und träumte von der ſchönen Meerfee drunten in der Tiefe, oder auch ſchon von der geheimnisvollen Tafelrunde des Königs Artus.

Im Jahre 1829 bezogen die Brüder das Trinity College der Univerſität Cambridge. Auch dort fand ihre poetiſche Richtung mannigfache Anregung. Zu ihren Freunden gehörten Männer, die ſpäter als Dichter berühmt wurden, wie Thackeray, Kinglake und Fitzgerald. Noch als Student trug Alfred die „Preismedaille des Kanzlers“ davon für ein ſchnell vergeſſenes Gedicht über das wenig anziehende Thema: „Timbuktu.“ — Ein Jahr danach gab er einen Band lyriſcher Gedichte heraus, die aber nur geringe Beachtung fanden. So ſchwieg er denn zehn Jahre lang. Als er aber dann 1842 — jetzt gerade vor fünfzig Jahren — mit einer neuen und vermehrten Ausgabe ſeiner Gedichte hervortrat, begrüßten ihn die beſten Männer ſeines Volkes, wie Dickens und Wordsworth, mit ungeteilter Bewunderung, und Sir Robert Peel erwirkte ihm ein Ehrengehalt von £ 200 aus der Civilliſte. Unter den neuen Gedichten dieſer Sammlung befanden ſich viele, wie „Ulyſſes,“ „Locksley-Hall,“ „Mariana,“ welche durch Freiligraths meiſterhafte Ueberſetzung ſich ganz bei uns eingebürgert haben. — Seit Jahren lebte Tennyſon damals bereits in London mit ſeiner inzwiſchen verwitweten Mutter. Unter den vielen berühmten Männern, mit denen er dort verkehrte, übten Gladſtone und Carlyle einen nachhaltigen Einfluß auf ſeine dichteriſche Entwickelung. Die politiſche Meinungsverſchiedenheit zwiſchen ihm und dem berühmten Staatsmann ſtörte ihre Freundſchaft ebenſowenig, wie das oft ſehr derbe Urteil des ſchottiſchen Hiſtorikers.

Von Jahr zu Jahr wuchs der Ruhm des Dichters. Die 1847 erſchienene phantaſtiſche Erzählung „The Princess“ trug das ihrige dazu bei, obgleich ſie niemals allgemein beliebt wurde. Aber ſeinen Höhepunkt erreichte er erſt mit der Totenklage „In Memoriam“ zum Gedächtnis ſeines Jugendfreundes Arthur Hallam, einem Liederkranze, welcher voll echter, tiefer Empfindung den wundervollen Wohllaut ſeiner Sprache und den Reichtum ſeines Gemütes ganz offenbart. Als Wordsworth, das Haupt der romantiſchen Seeſchule und langjähriger „Poeta Laureatus“ bald darauf ſtarb, wurde er als ſein Nachfolger in dieſem königlichen Ehrenpoſten, den Eduard IV einſt als ein Hofamt geſtiftet hatte, bei Hofe feierlich eingeführt. In früheren Zeiten war dieſer Poſten, der ſeinem Inhaber eine Jahreseinnahme von £ 72 einbringt, mit der Verpflichtung verbunden, den Geburtstag des Herrſchers alljährlich durch ein Feſtgedicht zu feiern. Gegenwärtig iſt die „Laureateship“, die von manchen ein „Anachronismus“ genannt wird, der „dem Apollo Livree anlege und die Muſen zu Hofdamen erniedrige,“ frei von jedem Zwange und eigentlichem Hofdienſt, wenn auch von dem alſo geehrten Dichter gelegentlich ein patriotiſches Lied erwartet wird. Tennyſon entſprach dieſer Erwartung bereits im folgenden Jahre durch ſeine prachtvolle Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington und 1854 durch ſeine begeiſterungsvolle Schilderung des berühmten Sturmangriffs der britiſchen Schwadronen auf eine

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

durch Fußvolk und Reiterei gedeckte ruſſiſche Batterie („**Charge of the Light Brigade**“) in der Schlacht von Balaklawa.

In dem Jahre ſeiner Dichterkrönung gründete Tennyſon auch ſein häusliches Glück durch die Verbindung mit der blauäugigen Emily Selwood, einer Jugendfreundin aus ſeinem Heimatsort, welche bis an ſeinen Tod ſein Leben mit Sonnenſchein erfüllte. Nirgends fühlte er ſich ſo beglückt, wie in ſeiner Häuslichkeit, die er ungern verließ, da ihm alles geſellſchaftliche Treiben und alles öffentliche Auftreten in tiefſter Seele verhaßt war. Er gab deshalb auch ſelbſt keine Geſellſchaften, ſah aber gern Freunde bei ſich, mit denen er nach dem Eſſen beim goldig perlenden Sherry ſich in dichte Tabakswolken einhüllen konnte. Deshalb war ihm Carlyle, der dieſe Neigungen teilte, ein ſo willkommener Gaſt. Lange konnten die beiden Freunde bei einander ſitzen und aus ihren kurzen Holzpfeifen qualmen, ohne ein Wort zu ſprechen. Ja es wird erzählt, daß das einzige, was bei einem derartigen Beſuche einmal geſprochen wurde, aus Carlyles Munde hervorging, der beim Abſchiede zu ſeinem Freunde ſagte: „Ach Mann, wir haben einen großartigen Gedanken gehabt!“

Dieſe Neigung zur Abgeſchloſſenheit und Einſamkeit hatte den Dichter veranlaßt, ſich auf der Inſel Wight niederzulaſſen. Dort, den Wald im Rücken und vor ſich das Meer, fand er ſein Ideal von einem Dichterheim erfüllt. Als er aber bei ſeiner ſteigenden Berühmtheit von Touriſten, Zeitungsſchreibern und ſchwärmeriſchen Damen immer mehr heimgeſucht wurde, kaufte er ſich das kleine Landgut zu Aldworth bei Haslemere, um während der Sommerzeit im Verborgenen leben zu können. Freilich war er auch dort nicht ganz ſicher vor ſeinen Quälgeiſtern, die ſich draußen an den Hecken verſammelten, um den Dichter wenigſtens von weitem zu ſehen. Deshalb griff er zuweilen zu ganz beſonderen Mitteln der Abwehr. So wird erzählt, daß er einen alten Gartenarbeiter, deſſen Geſtalt der ſeinigen ähnlich war, in einem Anzug aus ſeiner Garderobe im Park ſpazieren gehen und „Tennyſon ſpielen“ ließ. Nach einiger Zeit mußte dann der falſche Tennyſon in einer Equipage ausfahren, worauf die Neugierigen ſich befriedigt zerſtreuten und den wahren Tennyſon auf einige Zeit in Ruhe ließen. — Das Haus ſelbſt zu betreten, hatte ganz beſondere Schwierigkeiten, da der Dienerſchaft die größte Rückſichtsloſigkeit zur Pflicht gemacht war. So wurde eines Tages dem Prinzen von Wales das Thor vor der Naſe zugeſchlagen mit der Bemerkung: „Der Prinz von Wales? Das kann jeder ſagen! Da fallen wir nicht drauf rein!“ Zufällig hatte Tennyſon das gehört und konnte den ſehr beluſtigten Prinzen wieder zurückholen.

Trotz mancher ſolcher Störungen lebte Tennyſon ſeinen dichteriſchen Neigungen in idylliſchem Frieden und träumeriſcher Beſchaulichkeit. Faſt jedes Jahr trieb ſein Genius neue Blüten. 1855 erſchien das Monodrama „Maud“, ein gewaltiges Seelengemälde, das durch die politiſche Tendenz einen düſteren Hintergrund erhält, auf dem ſich die nicht mehr ungewöhnliche und daher vielleicht etwas ſkizzenhaft behandelte Geſchichte vom Familienhaß zweier Häuſer mit echt tragiſchem und verſöhnendem Ausgange abſpielt. Das Schönſte darin ſind jedenfalls die entzückenden Liebeslieder, welche des Helden Ausbrüche wilden Haſſes gegen den Mörder ſeines Vaters und der Empörung über eine entartete Geſellſchaft unterbrechen. Wer würde dem ſcharfen Kritiker, welcher dieſe Dichtung einen „kriegeriſchen Traktat“ nennt, glauben, wenn er Verſe lieſt wie die nachfolgenden:

Mein ſüßes Eigen kommt, die Holdgemute:
Und wär' ihr Schritt noch luftiger getragen,
Mein Herz vernähm' ihn doch und würde
ſchlagen,
Auch wenn es Erd' im Bett von Erde ruhte;
Doch hörte ſie mein Staub und bebte, glühte,
Selbſt wenn er ein Jahrhundert tot gelegen,
Er bebte unter ihrem Fuß und blühte
In purpurroten Blumen ihr entgegen!

Vier Jahre darauf (1859) wandte ſich Tennyſon einem dichteriſchen Lieblingsplane zu, der wohl noch aus den Jugendtagen ſtammte. Es war die Verjüngung und Wiederbelebung der alten keltiſchen Sagen von König Artus' Tafelrunde und der Sage vom heiligen Gral. In zwölf Erzählungen („**The idylls of the king**“), die uns durch ihre Verwandtſchaft mit unſeren großen mittelalterlichen Kunſtepen beſonders anmuten, entrollt er das Bild des ſagenhaften Königs und ſeiner Ritter, wie ihrer Thaten zu Ehren der ſchönſten Damen bis zu ſeinem geheimnisvollen Verſchwinden auf der Inſel der Seligen, Avilion, von wo er einſt wiederkommen ſoll, wie Kaiſer Rotbart „zu ſeiner Zeit“.

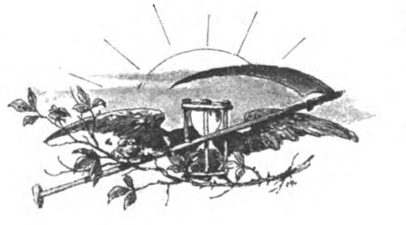
Wenn uns Deutſche aber doch ſo manches in dieſen „Königsidyllen“ fremdartig d. i. ſpezifiſch engliſch berührt, ſo fühlen wir uns auf das tiefſte menſchlich ergriffen durch die anmutige Erzählung: „Enoch Arden“, die — von F. W. Weber, dem Dichter von Dreizehnlinden, ſo wundervoll übertragen, daß wir ein Original zu leſen glauben — in der Widmung an ſeine Frau genannt wird:

„Ein Lied, das ſelbſt des Reimes Putz verſchmäht,
So einfach, wie des Dorfes Abendläuten
Wenn Senſenwetzen von den Wieſen klingt —“

Die genannten Dichtungen bilden nur einen kleinen Teil der zahlreichen Werke Tennyſons. Auch als Dramatiker hat er ſich mehrmals verſucht. Aber ſo reich an Poeſie ſeine Schauſpiele (z. B. „Queen Mary“, „Harald“, Maid Marion“) auch ſind, ſo reichte ſeine Kraft doch für das Theater nicht aus, und ſie vermochten ſich auf demſelben nicht zu erhalten. Bis nahe an ſeinen Tod blieb ſeine Schaffenskraft ungeſchwächt, und es ſteht noch ein neuer Band von ihm zu erwarten, den er ungedruckt hinterließ. Die begeiſterte Anerkennung ſeiner Landsleute iſt ihm fünfzig Jahre unverändert treu geblieben, und auch äußerer Lohn hat ihm nicht gefehlt. Völlig mittellos, als er zu dichten begann, iſt er als ein reicher Mann geſtorben. 1884 wurde er, auf Gladſtones Veranlaſſung, als Lord Tennyſon mit der Pairswürde bekleidet. Viele ſeiner Freunde nahmen Anſtoß daran. Zweimal hatte er ſchon die Baronetwürde zurückgewieſen. In ſeinem Gedichte „Lady Clara Vere de Vere“ hatte er den „Pergament- und Wappenkram“ verſpottet. Es fehlte deshalb auch nicht an Gegnern, die ihn in ſatiriſchen Verſen als „Baron Vere de Vere“ verhöhnten. Die meiſten aber fanden, daß der Titel ihm durchaus gebühre, und bald war es vergeſſen, daß er jemals nur Mr. Tennyſon geheißen. In den Annalen der Dichtung aber wird er neben Milton, Wordsworth, Coleridge einfach als Tennyſon fortleben. Ein Vertreter idealer Geſinnung und melodiöſen Ausdruckes, ein Hüter der Reinheit und Keuſchheit der Sprache, der mit der vollendeten Kunſt der Form das rechte Maß im Ausdruck zu wahren verſtand, hat er Dichtungen geſchaffen, die nie verklingen werden. „Diu mâze“, die Tugend der Mäßigung, die unſre Vorfahren dem Dichter des „Armen Heinrich“, Hartmann von Aue, nachrühmten, war auch Tennyſon eigen, der in ſeinem Königsidyll „Geraint and Enid“ ſeines Vorgängers „Eree und Enite“ zu neuem Leben erweckt hat. Obgleich jeder Zoll ein Engländer, ſtolz auf ſein Land, ſtolz auf ſein Volk und deſſen ruhmreiche Geſchichte, war er doch nicht blind gegen gewiſſe Nationalſünden desſelben und erhob oft machtvoll ſeine Stimme dagegen, wie gegen alles Niedrige und Unedle, ſo daß man von ihm mit Recht, wie Goethe einſt von Schiller, ſagen darf:

„Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Robert Koenig.



Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

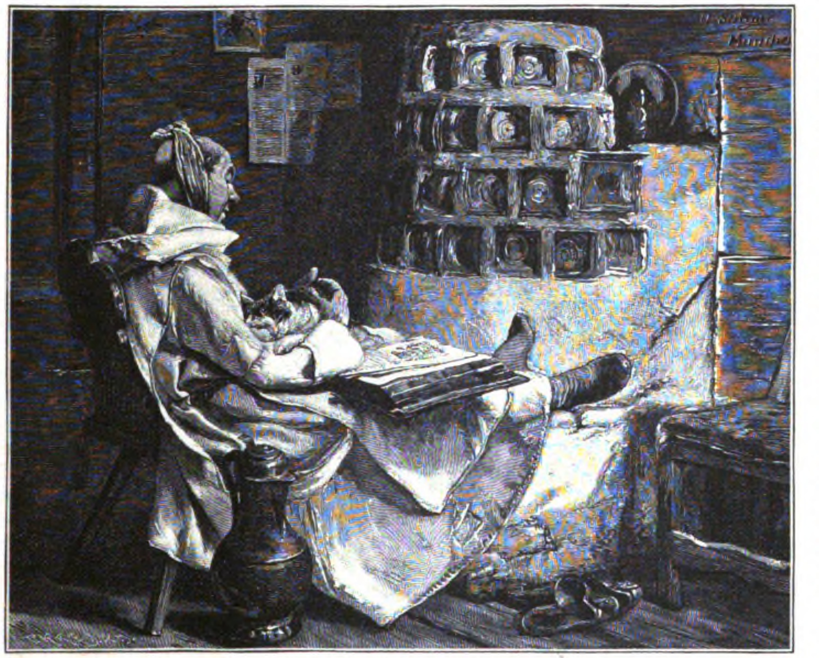
(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Aber der Jude war doch „ſo unverſchämt“ geweſen, ſein Recht zu verfolgen. In zwei Tagen war das Urteil ausgefertigt und zugeſtellt. Lauronat wollte es „nicht annehmen.“ „Ob du deinen Namen ſchreibſt oder nicht, iſt ganz gleichgültig,“ erklärte der Beamte, „meine Beſcheinigung gilt. Ich möchte dir doch raten, Geld zu beſorgen. Nathan Hirſch iſt ein gefälliger Mann; wenn man ihm aber nicht Wort hält, kennt er keine Nachſicht. Ich habe Exempel.“

Lauronat ging zu ſeinem Schreiber. Er wolle „appellieren“, ſagte er. Wie könne man ihn auf des Juden Geſchrei verurteilen? Der Praktikus riet aber ab. „Wechſel iſt Wechſel. Da heißt es bloß: haſt du geſchrieben? Und was du einwenden willſt, hält ja auch nicht.“

Daß überzeugte ſeinen Klienten keineswegs. Aber er wollte ſich's doch noch eine Weile überlegen.



Freudvoll und leidvoll. Nach dem Gemalde von H. Stelzner.

Die Weile dauerte, ſo kurz ſie an ſich war, doch zu lange. Am andern Vormittag ſchon kam der Exekutor auf den Hof und erklärte, pfänden zu müſſen. Busze jammerte, das Unglück ſei über ſie gekommen; auch Erdenings und ſeine Frau traten heraus und klagten, daß der Wirt ihnen ſolche Schande mache. Pawils ſtand da, die Daumen in den Hoſentaſchen und lachte höhniſch. „Was hat der Jude dir in die Hand geſteckt,“ fragte er den Beamten, „daß du ſo ſchnelle Beine haſt?“

Das nahm dieſer krumm. „Nimm deinen Mund in acht,“ antwortete er, „ſolche unbedachte Worte können dir ſonſt teuer werden. Haſt du das Geld oder nicht?“

„Ich hab's nicht.“

„So bin ich angewieſen, auf das Fuhrwerk Beſchlag zu legen.“

„Hoho!“

„Die beiden Braunen mit dem Wagen ſind allenfalls ſo viel wert.“

„Du ſollſt einmal!“ Lauronat ſtellte ſich breitbeinig hin und hob die Hand.

„Da frage ich gar nicht.“ Der Exekutor ging nach dem Stall und wollte die Thür öffnen; der Littauer ſprang aber vor und ſtieß ihn gegen die Bruſt, daß er taumelte. „Die Braunen laſſe ich mir nicht fortnehmen!“

„Der Stoß ſoll dir noch leid thun,“ rief der nun wirklich erzürnte Beamte. Er holte den Schulzen und einen Dorfſchöffen zu ſeinem Beiſtand herbei. „Der Gewalt wird er weichen müſſen.“

Dazu hatte Lauronat anfangs wenig Luſt. „Die Braunen laſſe ich mir nicht fortnehmen,“ wiederholte er immer wieder.

Die Weiber lamentierten, der Altſitzer ſchimpfte.

„Sei nicht verrückt,“ ſagte Wasputtis, der Schulze, zum Wirt, „es hilft dir doch nichts.“

Er mußte an den Armen gefaßt und von der Thür fortgezogen werden.

„Gut, gut!“ rief er. „Drei gegen einen! Ihr habt's zu verantworten.“

Nun wurden die Pferde herausgeführt und nebſt dem Wagen zum Nachbar Liebelt gebracht, der dem Exekutor der Zuverläſſigſte im Ort ſchien. Er übergab ihm das Pfand in Aufbewahrung. „Übermorgen komme ich zur Auktion,“ ſagte er. Dann fuhr er ab.

Lauronat lärmte auf ſeinem Hof weiter und ſtieß Drohreden aus. Vielleicht erſchien ihm dies als das beſte Mittel, Busze und ihre Eltern zum Schweigen zu bringen. Ihn konnten ſie doch nicht überbieten. Es blieb aber nicht dabei. „Ich will dem Hund doch einmal meine Meinung ſagen,“ erklärte er, zog ſich zum Ausgehen an, nahm die Herrenpeitſche in die Hand und begab ſich zu Liebelt. „Laß mein Fuhrwerk anſpannen,“ befahl er.

„Deine Pferde ſind im Pfandſtall,“ entgegnete der Deutſche, „ich kann ſie nicht herausgeben.“

„Was heißt das?“ fragte Lauronat mit hochmütigem Achſelzucken. „Ich werde doch wohl mit meinen eigenen Pferden noch ausfahren können?“

„Ich darf's nicht erlauben,“ ſagte Liebelt und ging in ſein Haus, um einen Streit zu vermeiden. — Der Stall war verſchloſſen. Lauronat geriet darüber vollends in Wut, holte die Axt herbei und ſprengte die Thür. Die Schläge machten Liebelt aufmerkſam; er kam mit ſeinen Leuten heraus und rief: „Ihr ſeid Zeugen, wie er's treibt.“ Er ſchrieb dann ſogleich an das Gericht die Meldung.

Lauronat aber ſpannte nun ganz befriedigt die Braunen vor ſeinen Wagen, ſetzte ſich auf und fuhr wie das Donnerwetter durchs Dorf beim Schulzen vorbei, daß ihm die Lehmkluten an die Fenſter flogen.

Er hielt erſt in Szibullen vor des Juden Hauſe an und trat ohne anzuklopfen in die Stube, in der eben der Mittagstiſch abgeräumt wurde. Die Familie war noch zuſammen. „Das iſt eine Frechheit,“ platzte er heraus, „mich verurteilen zu laſſen, wenn ich den Termin vergeſſen habe, und mir dann noch den Exekutor zu ſchicken!“

„Was willſt du?“ ſagte der alte Nathan gelaſſen. „Ich fordere mein Geld zur beſtimmten Zeit, und du gibſt es mir nicht. Ich klage bei Gericht, und du erſcheinſt nicht. Soll ich da nicht handeln, wie das Geſetz geſtattet, mich vor Schaden zu bewahren?“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Aber das Fuhrwerk —“

„Du haſt mich ſelbſt verwieſen an das Fuhrwerk. Es hat damals auf dem Platz geſtanden wie jetzt, und du haſt hinausgezeigt mit der Hand und geſagt, die Braunen ſind allein tauſend Mark wert. Nun nehm' ich die Braunen. Und es wundert mich, daß du heut mit ihnen angefahren kommſt. Sind ſie nicht wegen der Schuld gepfändet?“

„Das mag ſein.“

„Du machſt dir Unannehmlichkeiten, mein lieber Lauronat, und wirſt in Strafe kommen. Es thut mir leid.“

„Die Braunen gebe ich nicht, da kannſt du dich auf den Kopf ſtellen.“

„Warum ſoll ich mich auf den Kopf ſtellen, wenn ich ſtehe auf ſicheren Füßen und werde geſchützt vom Geſetz? Gib mir mein Geld, und ich will die Braunen vor meiner Thür nicht geſehen haben.“

„Laß eintragen!“

Nathan Hirſch klopfte mit den Fingern ſeinen weißen Bart über der Bruſt und ſchloß das linke Auge. „Eintragen! Was thu' ich mit der Hypothek? Ich bin ein Handelsmann, brauche das Geld blank oder in ſauberem Papier für mein Geſchäft. Du biſt nicht der einzige, der Hilfe haben will. Und was für eine Hypothek! Hinter dem großen Altenteil, das dich ruiniert. Wer nimmt mir die Hypothek ab? Und wie kann ich ſie herausbieten, wenn es zum Äußerſten kommt?“

Lauronat preßte die Lippen zuſammen und ſah mürriſch vor ſich hin. Eigentlich hatte der Jude recht. „Verflucht, daß ich mich mit dir eingelaſſen habe,“ murmelte er.

„Warum willſt du fluchen,“ wendete der Alte ein, „wo es doch klüger iſt, zu überlegen, wie du mir gerecht werden kannſt? Setze dich zu mir, Pawils, ſetze dich zu mir, und laß uns zuſammen überlegen.“ Er winkte ſeinem Sohn, einen Stuhl heranzuſchieben. „Ich will bedenken, daß du Unglück gehabt haſt mit der Stute, und deine Verlegenheit nicht für mich ausbeuten. Kann ich geſichert ſein, ſo will ich nicht beſtehen auf meinem Schein. Aber ich höre von allen Seiten, deine Wirtſchaft geht zurück. Du haſt verkauft, was du zum Winter behalten ſollteſt, du haſt Flickſchulden überall, und die Prozeßkoſten zehren dich auf. So kann's nicht weiter gehen. Da iſt's vielleicht doch am beſten, du machſt das ſtolze Fuhrwerk zu Geld, befriedigſt mich und kaufſt dir ein paar Pferde, wie ſie ausreichend ſind, für ein Geringes.“

„Nie und nimmer,“ rief der Littauer hinein.

„Aber wie willſt du denn wirtſchaften mit drückenden Schulden? Ich möchte dich gern erhalten — ſage mir, wie das geſchehen kann.“

Lauronat warf den Kopf auf. „Pah! Wenn ich noch tauſend Mark hätte…“

„Tauſend Mark! Noch tauſend Mark!“

„Eingetragen natürlich.“

„Und damit könnteſt du deine Wirtſchaft wieder ganz in Ordnung bringen, mein guter Pawils?“

„Ganz und gar. Aber was fragſt du?“

„Ich kann doch fragen. Noch tauſend Mark — hm Vor dem Altenteil, ja! Da ließe ſich das Geld beſchaffen. Und ich könnte allenfalls meine tauſend Mark dazulegen und brauchte dich nicht zu drücken. Zweitauſend Mark vor dem Altenteil — ja, davon wäre zu reden. Wenn du hinterher fleißig ſein und vernünftig wirtſchaften und die Zinſen pünktlich bezahlen wollteſt…“

Lauronat zuckte die Schultern. „Erdenings wird doch nicht zurücktreten,“ ſagte er.

„Du mußt ihn bitten.“

„Bitten! Den! Ich ſtehe ſo nicht mit ihm.“

„Das kann ich nicht löblich nennen. Er iſt doch der Vater deiner Frau. Ihr Littauer müßt immer Streit in der Familie haben –- das iſt Euer Verderb. Warum ſoll ich nicht bitten einen nahen Verwandten? Und wenn der Mann ſich's überlegt, iſt's doch auch ſein Vorteil mit, daß du bei Kräften bleibſt. Aber wie du willſt. Ich ſage nur, wie weit ich dir entgegenkommen könnte ohne eigenen Verluſt. Die zweitauſend Mark vor dem Altenteil ließen ſich verſchaffen.“

„Sprich du mit Erdenings,“ ſagte Lauronat nach einigem Bedenken verdrießlich.

„Ich? Was wird er auf mich geben?“

„Mehr, als auf mich. Und wenn er's abſchlägt, kränkt es mich nicht — und dich auch nicht.“

Nathan Hirſch beriet ſich mit ſeinen Söhnen; der Littauer verſtand nicht, was ſie ſprachen. Endlich ſagte Nathan: „Gut — ich will mit dir kommen, wenn du verſprichſt, mich vor Nacht wieder nach Hauſe zu bringen. Es kann mir ja auch nur lieb ſein, daß ich mein Geld bekomme in Frieden und eine kleine Proviſion für meine Gefälligkeit. Es iſt vielleicht Thorheit, daß ich mir für einen fremden Menſchen Mühe gebe, den ich doch habe in meiner Gewalt. Der Moſes hat recht. Aber ich will ehrlich an dir gehandelt haben und ruhig ſchlafen können. Komm!“

Nun beſchäftigten ſich Frau und Kinder um ihn, ihm einen langen Pelz anzuziehen und eine Pelzmütze aufzuſetzen und warme Filzſchuhe auf die Füße zu ſchieben und ihn auf den Wagen zu heben. Dann wurde zärtlicher Abſchied genommen, die freundlichſten Wünſche begleiteten ihn. Lauronat hätte es lieber geſehen, wenn der Jude am anderen Tage mit eigenem Fuhrwerk gekommen wäre. Jetzt ſo neben ihm… Aber er bezwang ſich und ſagte nichts.

Erdenings war eine ganze Weile halsſtarrig, und Urte beſtärkte ihn darin. Zum Bitten konnte Pawils ſich auch ſchwer entſchließen. Er gab den Alten zwar ein paar gute Worte, aber als ſie ihm nicht gleich den Willen thaten, fuhr er ärgerlich auf: „Eh ich mir die Braunen verkaufen laſſe, brech' ich Euch das Haus über dem Kopf ab,“ und verließ das Zimmer. Busze hielt ſich ſtill, redete nicht zu und nicht ab. Endlich gelang es dem „weiſen Nathan“ doch, mit ſeinen guten Gründen durchzudringen. Es wurde nur noch über die Summe gehandelt, die Erdenings auf ſeine Forderungen von den tauſend Mark abbekommen ſollte. Hirſch ging zu Pawils hinaus und brachte ihn wieder in die Stube zurück. Sie wurden auf zweihundertundfünfzig Mark einig. Das Geſchäft ſollte morgen auf dem Gericht glatt gemacht werden. Bis das geſchehen ſei, verſprach Lauronat, nicht ohne heftiges Widerſtreben, das gepfändete Fuhrwerk wieder bei Liebelt abzugeben. Hirſch beſtand darauf. Dafür wollte er wegen der eigenmächtigen Fortnahme ein Auge zudrücken.

Die Angelegenheit wurde wirklich erledigt, wie verabredet. Lauronat war aber weit entfernt, dem Juden dafür beſonderen Dank zu wiſſen. „Er hat ja nun doch ſeine tauſend Mark,“ dachte er, „und kann lachen.“ Auch der Altſitzer hatte nach ſeiner Meinung ein gutes Geſchäft gemacht, da er das bare Geld bekam. Die Abſicht, ſeine anderen Schulden zu berichtigen, führte er nur zum Teil aus. Dreihundert Mark in Goldſtücken und Silber brachte er eines Abends zu Lenke Kalbis und gab ſie ihr in Verwahrung. „Bei dir vermutet keiner ſo etwas,“ ſagte er, „und man muß für alle Fälle ſorgen.“ Der Beutel wurde unter dem Herde eingeſcharrt und mit einem Steine bedeckt. Zugleich nahm er ſein Gewehr wieder mit.

Jakubs Kalbis war ohne Weiterungen begraben worden.

* * *

Der Herbſt brachte mancherlei recht unerfreuliche Ereigniſſe.

Da wurde Pawils Lauronat zunächſt vor Gericht geladen, um ſich wegen ſeines Verhaltens bei der Pfändung zu verantworten. Er hatte gemeint, davon dürfe nicht weiter die Rede ſein, da Nathan Hirſch doch befriedigt wäre. Nun wurde er bedeutet, das habe miteinander nichts zu thun. Er habe Widerſtand geleiſtet bei der Pfändung, den Exekutor thätlich angegriffen und mißhandelt, endlich den Pfandſtall erbrochen und das Pfand entfernt. Das ſeien ſehr ſtrafwürdige Handlungen. Lauronat konnte die Thatſachen nicht beſtreiten, außer daß er meinte, er habe den Exekutor nicht geſtoßen, ſondern nur fortgeſchoben. „Aber das alles iſt des Juden Schuld,“ ſagte er. „Er hat mich verurteilen laſſen, ohne daß ich ein Wort habe ſprechen können, und dann hat er den Exekutor angeſtiftet, mir das Fuhrwerk fortzunehmen, gerade das Fuhrwerk, da doch Haus und Hof voll Sachen waren, die auch beim Verkauf etwas eingebracht hätten. Damit bewies er ſeine Bosheit. Und weshalb ſonſt hab' ich denn das Fuhrwerk fortgenommen, als zu ihm zu fahren und ſeine Schlechtigkeit aufzudecken? Er hat denn auch ſein Unrecht eingeſehen und mir noch mehr Geld angeboten und ſelbſt mit Erdenings alles in Ordnung gebracht. Als er aber die ſchöne Hypothek hatte, iſt er nun doch nicht ſtill geweſen, ſondern hat mich beim Gericht verſchrieen; und dafür ſoll ich nun unſchuldig in Strafe kommen.“

Der Richter ſagte ihm, er ſei im Irrtum, nicht Nathan Hirſch, der Exekutor habe ihn ſeiner Pflicht gemäß angezeigt. Aber Lauronat blieb dabei, das alles hätte nicht geſchehen können, wenn ihm der Jude nicht die Braunen hätte fortnehmen wollen. „Dem iſt's doch ein Leichtes geweſen, ſo einem den Mund zu ſtopfen,“ ſagte er, „aber das hat ihm nicht gepaßt.“ Der Richter fuhr ihn an, er beleidige überdies noch den Beamten. Nun ſchwieg er wohl, aber er wußte doch, was er wußte.

Er wurde zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt.

Zugleich ſchwebte gegen ihn die Unterſuchung wegen des Jagdfrevels. Der Förſter behauptete ſteif und feſt, er habe ihn erkannt; wer der zweite Mann geweſen, wiſſe er nicht. Lauronat beſtritt. „Wie will der einen erkannt haben?“ rief er. „Es iſt in jener Nacht finſter geweſen, und der Nebel hat dicht auf der Erde gelegen. Er verſchwört ſeine Seele.“

Dem Richter ſelbſt kam dieſer Umſtand verdächtig vor. „Wie nahe ſind Sie denn den Wilddieben gekommen?“ fragte er.

„Mindeſtens auf dreißig Schritt,“ antwortete der Förſter. Sein Gehilfe hatte von vierzig bis fünfzig geſprochen.

„Und da wollen Sie in der nebligen Nacht ein Geſicht erkannt haben?“

„Ich ſage nicht, das Geſicht. Aber an der ganzen Statur erkannt' ich den Pawils Lauronat und hab's gleich geſagt. Es kann auch gar kein anderer geweſen ſein.“

„Alſo bloße Vermutung –“

„Ich nehm's auf meinen Eid.“

„Haben Sie denn den einen von den Wilddieben wirklich getroffen?“

„Das muß ich annehmen. Nach dem Schuß war nur noch einer an der Stange.“

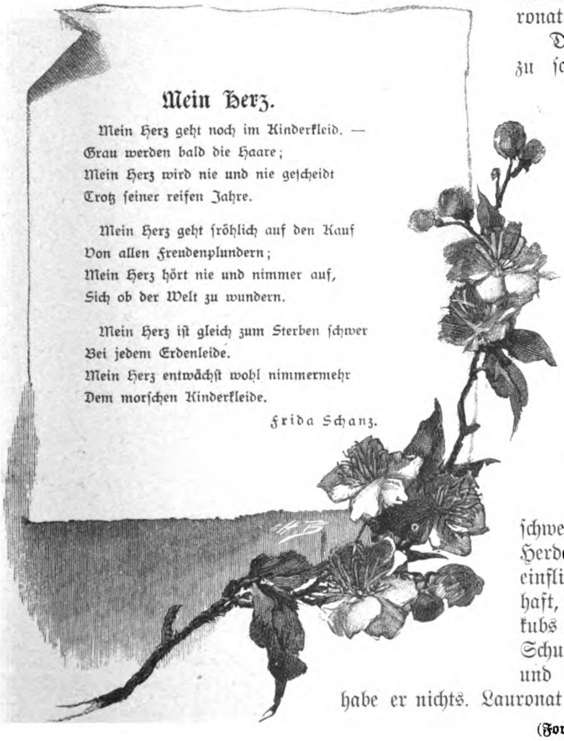
„Sie meinten anfangs, Lauronat wäre umgefallen.“

„Das konnt' ich ſo genau nicht wiſſen.“

Der Richter ſchüttelte bedenklich den Kopf. Er vernahm auch Busze, auf die der Angeſchuldigte ſich mit der Behauptung berufen hatte, er ſei die Nacht über in ſeinem Bett geweſen. Sie beſtätigte das auch aus Furcht vor ihrem Mann, wurde aber vorerſt nicht vereidigt. Sie habe geglaubt, ſagte ſie, daß Pawils am Morgen zum Termin gegangen ſei. „Aber du haſt den Termin nicht wahrgenommen,“ wendete der Richter ſich an Lauronat.

„Nein,“ gab er zu.

„Weshalb nicht? Es handelte ſich doch um eine große Summe.“



Mein Herz.

Mein Herz geht noch im Kinderkleid. —
Grau werden bald die Haare;
Mein Herz wird nie und nie geſcheidt
Trotz ſeiner reifen Jahre.

Mein Herz geht fröhlich auf den Kauf
Von allen Freudenplundern;
Mein Herz hört nie und nimmer auf,
Sich ob der Welt zu wundern.

Mein Herz iſt gleich zum Sterben ſchwer
Bei jedem Erdenleide.
Mein Herz entwächſt wohl nimmermehr
Dem morſchen Kinderkleide.

Frida Schanz.

Lauronat verzog ſpöttiſch den Mund. „Ich wußte ja doch, daß ein Littauer gegen den Juden nicht Recht bekommt.“

„Das iſt ein dummes Gerede. Wie kannſt du Recht bekommen, wenn du im Unrecht biſt?“

Darauf ſchwieg der Angeſchuldete wieder trotzig.

Man hätte ihm nichts anhaben können, wenn ſich nicht eine wichtige Zeugin gefunden hätte, durch deren Ausſage die Unterſuchung eine ganz unvermutete Wendung nahm. Lauronat hatte ſeine Magd geſchlagen und aus dem Dienſt gejagt. Eine große Unvorſichtigkeit. Denn ſie war von ihm als Zeugin dafür benannt worden, daß er in der Nacht nicht fortgegangen ſei. Nun beſchwor ſie zwar, daß ſie ihn nicht fortgehen geſehen oder gehört habe, ſagte aber auch: „Es iſt am Nachmittag jemand bei ihm geweſen.“

„Wer?“ fragte der Richter.

„Die Lenke Kalbis aus Islauken.“

„Was hat ſie von ihm gewollt?“

„Das kann ich nicht wiſſen. Sie hat ihn heimlich ſprechen wollen.“

„Und hat ihn auch geſprochen?“

„Sie iſt zu ihm in den Stall gegangen.“

„Nun, und —?“

„Weiter weiß ich nichts, als daß Jakubs Kalbis, ihr Bruder, am anderen Morgen tot geweſen ſein ſoll.“

Der Richter verſtand nicht ſogleich den Zuſammenhang. Er war aber an ſolche Querreden bei den Littauern gewöhnt, deren Bedeutung erraten werden mußte. „Was wollte denn die Lenke Kalbis von dir?“ fragte der Richter den Angeſchuldeten.

Lauronat hatte ſich die Antwort ſchon zurechtgelegt. „Sie erzählte, ihr Bruder ſei ſehr krank geworden,“ antwortete er, „und ſie wolle den Arzt holen. Als ſie durch Gilguhnen kam, war das Wetter ſehr ſchlecht geworden, und ſie trat deshalb bei mir ein und bat mich um Fuhrwerk. Meinen Braunen war das Wetter aber auch zu ſchlecht, und ich ſchlug's ihr rund ab. Darauf iſt ſie ärgerlich fortgegangen.“

Das ließ ſich wohl hören. Nun verfolgte aber der Förſter die Spur. „Der Kalbis wohnt am Moor,“ ſagte er, „und gar nicht weit von der Stelle, wo der Elch in den Graben geworfen iſt. Wenn er nun am Morgen darauf tot war, und Lauronat etwa mit ihm zuſammen …“

Der Richter gab ihm einen Wink zu ſchweigen. Er wollte den Angeſchuldigten in der Meinung laſſen, daß er auf dieſen Verdacht nichts gebe. Dann aber wurde die Leiche ausgegraben. Die Schußwunden im Rücken konnten noch feſtgeſtellt werden, und der Phyſikus fand auch die Rehpoſten in der Lunge. Sie hatten genau die Größe wie die im Beſitz des Förſters befindlichen. Nun konnte es für gewiß gelten, daß Kalbis der eine Wilddieb geweſen war.

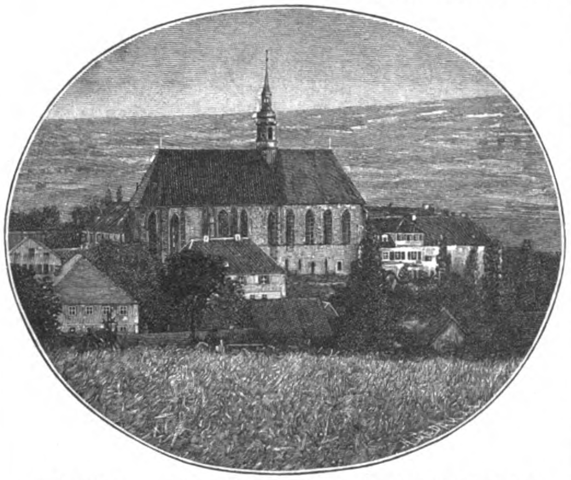
Und der andere? Lauronat, der die Gefahr erkannte, hatte Lenke heimlich in der Nacht aufgeſucht und unterrichtet, was ſie ſagen und verſchweigen ſolle. „Das Geld unter dem Herde gehört dir und mir,“ ließ er einfließen. Nun verſicherte ſie ſtandhaft, ſie wiſſe nicht, mit wem Jakubs gewildert habe. Er ſei mit dem Schuß im Rücken nach Hauſe gekommen und bald darauf geſtorben. Geſagt habe er nichts. Lauronat habe ſie gar nicht geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Ein vergeſſenes Zollernheim.

Schloß Himmelskron, eine Stätte chriſtlicher Liebe.

(Abdruck verboten.)



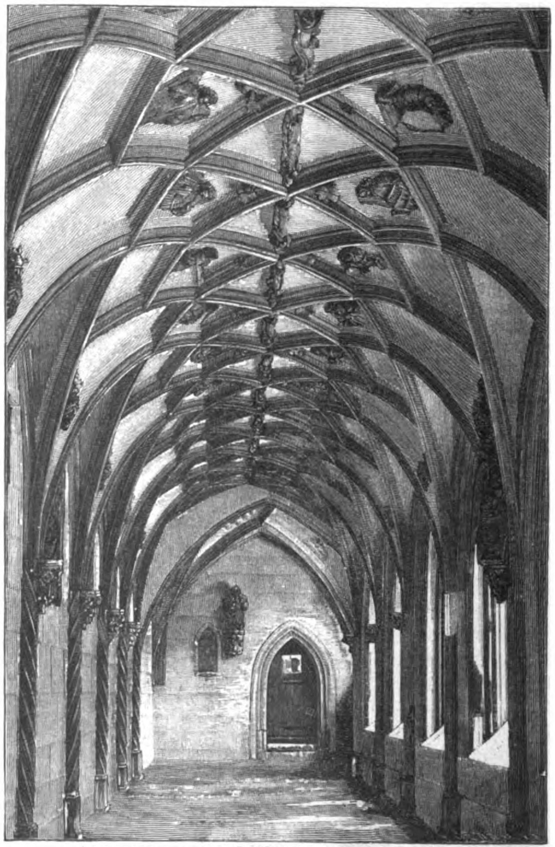
Stiftskirche zu Himmelskron. Rechts und links Teile des Kloſters und des Schloſſes.

Der Name Himmelskron wird manchem unſerer Leſer und mancher Leſerin nicht ganz unbekannt ſein. Vor einigen Jahren richtete der Ortsgeiſtliche von Himmelskron, um der zumal im Winter oftmals verdienſtloſen Bevölkerung des kleinen, im fränkiſchen Oberlande belegenen Dorfes Beſchäftigung und einige Unterſtützung zu verſchaffen, in ſeiner Gemeinde eine Art Handarbeitsſchule ein, aus der ſich eine beſcheidene Hausinduſtrie entwickelte, die ſich hauptſächlich mit der Anfertigung von Filetguipurearbeiten beſchäftigte. Das Frauendaheim brachte damals eine Empfehlung der Arbeiten von Himmelskron, und da dieſelben ſich in der That fortdauernd als durchaus preiswert und gut bewährten, ſo iſt, wie uns vielfach beſtätigt wurde, der Induſtrie aus dem Leſerkreis des Daheim ein über Erwarten bedeutendes Abſatzgebiet erwachſen.

Inzwiſchen iſt aber zu Himmelskron aus dem kleinen Werk der inneren Miſſion, das vor Jahren im Drange der Not auf dem Wege der Seelſorge begonnen worden war, der Plan zu einem größeren Unternehmen chriſtlicher Nächſtenliebe herausgewachſen — ein Plan, der nach mancherlei Wandelungen gerade jetzt der Verwirklichung entgegengeführt wird. Einer freundlichen Aufforderung des Pfarrer Langheinrich, des geiſtigen Urhebers und Leiters des ganzen Werkes, folgend, beſuchte ich im Laufe dieſes Sommers das alte Himmelskron und fand, um dies vorauszuſchicken, nicht nur eine Stätte, in ſeltenſter Weiſe für das in der Entwickelung begriffene Unternehmen geeignet, ſondern auch eine Stätte von hoher landſchaftlicher Schönheit und umwoben von dem Zauber reicher hiſtoriſcher Erinnerungen.

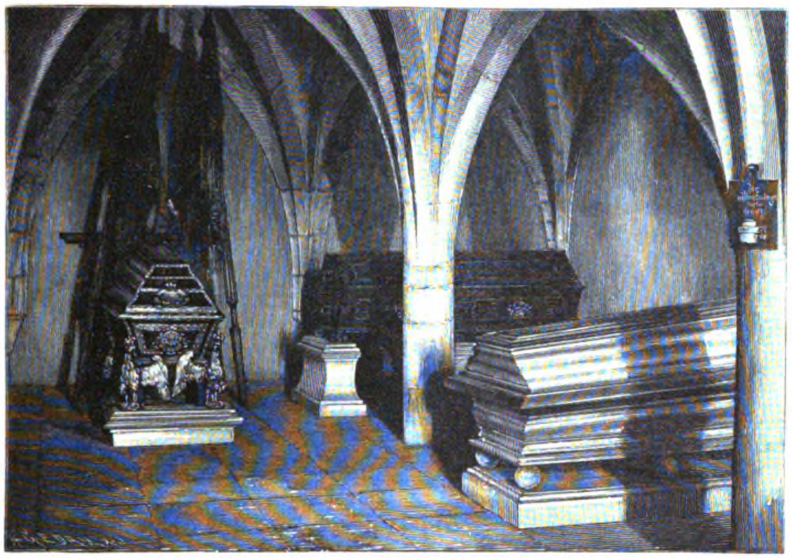
Zu Füßen des Fichtelgebirges, unweit der altberühmten Bierſtadt Kulmbach, am Ufer des weißen Main liegt das kleine Pfarrdorf in einem anmutigen Thal um die hochragende ehrwürdige Stiftskirche und die ſich eng an dieſe anſchließenden Baulichkeiten einer ehemaligen Ciſterzienſer-Abtei geſchart, eines uralten adligen Frauenkloſters, das im Lauf der Jahrhunderte erſt zum Reſidenzſchloß eines Zweiges unſeres Hohenzollernſtammes werden ſollte, das dann lange Zeit gänzlichem Verfall preisgegeben ſchien, und deſſen ſchöne Räumlichkeiten jetzt endlich wieder einer ihrer würdigen Beſtimmung zugeführt werden.

Es war im Jahre 1280, am Tage der unſchuldigen Kindlein, daß Otto IV. von Orlamünde ſein altes Schloß Pretzendorf mit allen zu dieſem gehörenden Gerechtſamen „der glorwürdigſten Jungfrau Maria und der Kirche, welche corona coeli — Himmelskron — genannt wird, zu einem wahren Eigentum, freiem und beſtändigem Beſitz einräumte.“ In das neue Kloſter zogen bald Töchter der alten adligen Geſchlechter Oberfrankens und des Voigtlandes, der Kotzaus, Künsbergs, Wallenrodes, Dölaus ein. Im Schiff der altersgrauen, leider heute noch durch mancherlei Einbauten verunzierten Kloſterkirche ſteht der Sarkophag, der die ſterblichen Reſte des Stifters und ſeines Sohnes und Nachfolgers birgt: „Otto von Orlamünden, Otto ſyn Son, zween edle Graven ſin hier begraben und dieß Kloſters Stifter geweſen“ — meldet die Umſchrift deutlich und klar. Die geſchäftige Sage indeſſen weiß es beſſer. Sie erzählt uns, daß der Sarkophag die Gebeine der weißen Frau, der unglücklichen Gräfin Kunigunde von Orlamünde, umſchließt, die um das Jahr 1340 ihre beiden Kinder tötete, weil ſie „in Lieb entzündet war“ zu dem in Nürnberg als Burggraf gebietenden Hohenzollernfürſten, Albrecht dem Schönen. Und die Mythe hat ſich ſcheinbare Anhaltspunkte für ihre Annahmen genug zurecht zu legen gewußt. Wie kann denn jene Figur auf dem Grabſtein, angethan mit einem langen wallenden Gewand und dem von goldenen Roſen beſetzten Gürtel, eines Mannes Bildnis ſein? Liegt an ihrer Seite nicht das Schwert, das da von ihrer ſchauerlichen Mordthat kündet? Steht nicht auch das Bild des Mannes, den ſie liebte, „wachend und im Schlafe“, unmittelbar neben dem Leichenſtein, birgt die Kirche nicht auch den Grabſtein der beiden gemordeten Kinder, und, endlich, ragt nicht auf dem Wege nach Trebgaſt, ebenſo weit vom Kloſter entfernt, wie Golgatha von Jeruſalem, noch jetzt die verwitterte Marterſäule empor an der Stelle, an welcher die Mörderin ohnmächtig zuſammenbrach, als ſie ihre Schuld zu ſühnen, auf den Knieen rutſchend von ihrem Schloſſe Plaſſenburg bei Kulmbach nach Himmelskron wallfahrtete? Es iſt dieſelbe Marterſäule, zu welcher die Nonnen des Kloſters an jedem Nachmittage hinauszogen, um für das Seelenheil der Frau zu beten, die der Familie des Stifters ſo nahe geſtanden.



Kreuzgang an der Stiftskirche zu Himmelskron.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

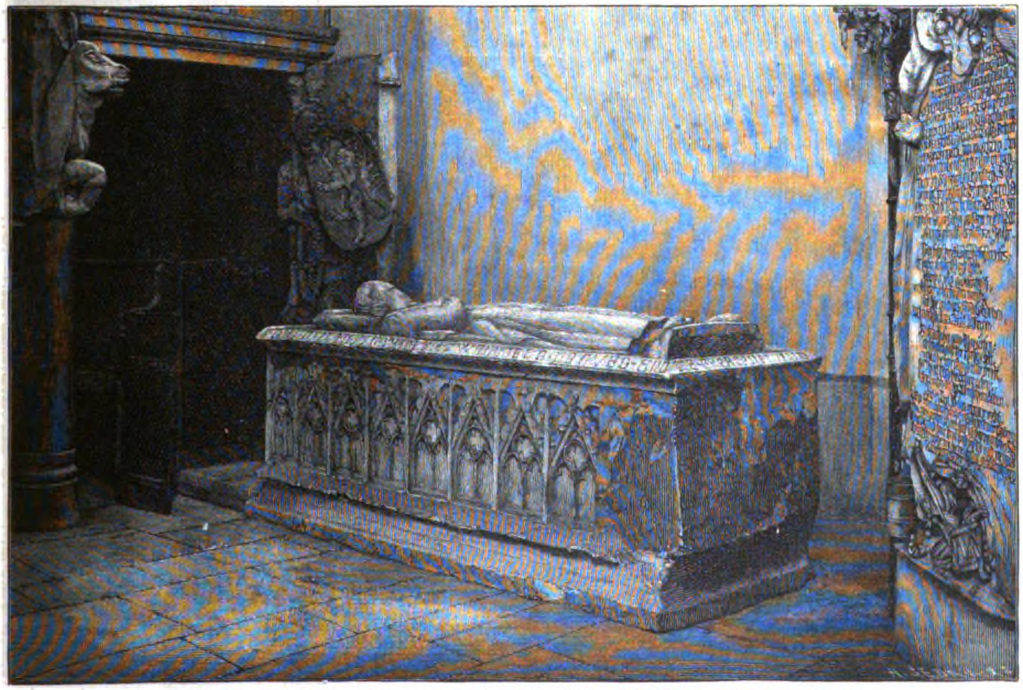


Die Fürſtengruft in der Stiftskirche zu Himmelskron.

Im Jahre 1338 ging Kulmbach und Umgebung aus dem Beſitz der Orlamünder, zunächſt als Pfand für ein Darlehen von 4000 Pfund Heller, in die Hände der Burggrafen von Nürnberg, der Hohenzollern, über; damit erhielten dieſe auch die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über Kloſter Himmelskron, und bereits die dritte Äbtiſſin war eine Burggräfin Anna von Nürnberg, die auch in der Stiftskirche begraben liegt. — Die Burg- und ſpäteren Markgrafen haben ihre Gerechtſame über das Kloſter in durchaus wohlwollendem Sinne ausgeübt. Sie dotierten Himmelskron reichlich, ſchützten es in ſeinen alten Privilegien, wußten ſich aber auch ſtets einen entſcheidenden Einfluß innerhalb des Kloſterkonvents zu ſichern. Als dann Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg-Kulmbach auf die Seite der Reformation trat, trug er Sorge, „auch über Stift und Kloſter Himmelskron nach des ſeligen Lutheri Religionsverbeſſerung das Licht des Evangelii aufgehen zu laſſen“, und ſchon die Äbtiſſin Appolonia von Waldenfels (1529—1543) erklärte, daß der ganze Konvent geneigt wäre, „das Wort Chriſti willig und unverdrießlich“ zu hören. Ihre Nachfolgerin, die geiſtvolle Margarethe von Dölau, legte das Ordenskleid ab. Infolgedeſſen wurde das Kloſter gegen 1560 ſäkulariſiert, und einige Jahrzehnte ſpäter errichteten die Markgrafen in Himmelskron eine lutheriſche Pfarrei, deren Pfarrer den herkömmlichen Titel Stiftsprediger bis auf die neueſte Zeit fortführte.

In den leeren Kloſterräumen aber entfaltete ſich bald der Glanz eines fürſtlichen Hoflagers, denn die Markgrafen erwählten ſich das ſchöngelegene Gebäude als Sommerreſidenz, „ſie ſuchten und fanden“, wie der Chroniſt zu melden weiß, „hier ihre Ruhe und Annehmlichkeit.“ Markgraf Chriſtian Ernſt erbaute ſich im Anſchluß an das Kloſtergebäude, auf der Stätte der ehemaligen Burg Pretzendorf, das noch heute ſtehende Schloß, und Georg Friedrich Karl richtete in der Stiftskirche die Fürſtengruft ein. In ihr ruhen außer ihm noch drei Hohenzollern, unter ihnen der 1708 verſtorbene Chriſtian Heinrich, an deſſen Grabſtätte ſich eine merkwürdige Überlieferung knüpft.

Der markgräfliche Kammerherr Rittmeiſter von Roſe träumte nämlich ſowohl im Jahre 1756, wie 1768 mit größter Deutlichkeit, er ſtehe am geöffneten Grabe des genannten Fürſten und ſehe am kleinen Finger von deſſen linker Hand einen Ring; zugleich aber ſprach jemand hinter ihm: „Sorge, daß der Ring von der Hand hinfortkommt, ſonſt ſtirbt die ganze brandenburgiſche Linie aus!“ Der Kammerherr verſchwieg ſeinen erſten Traum, er ſchwieg auch, als er im Jahre 1761 am geöffneten Sarge ſtand und an der



Sarkophag der beiden Grafen von Orlamünde in der Stiftskirche zu Himmelskron.

Hand der Leiche wirklich einen Ring erblickte. Erſt als der Traum ſich wiederholte und der Markgraf ſchwer erkrankte, erſtattete er Bericht und erhielt ſofort Befehl, nach Himmelskron zu reiten; er traf dort am 12. Januar 1769 ein, ließ in Gegenwart des Stiftspredigers durch einen zum Stillſchweigen verpflichteten Schloſſer den Sarg aufbrechen und nahm den Ring ab. Als er hierauf im Pfarrhauſe denſelben näher betrachtete, fiel ein Brillant aus der Faſſung heraus und konnte nicht wieder gefunden werden, wie das im Pfarrarchiv befindliche Protokoll beſagt.

Die Entfernung des Ringes hat freilich das Ausſterben der markgräflichen Linie nicht verhindert, denn ſchon acht Tage ſpäter erloſch mit Friedrich Chriſtian der ſüddeutſche Zweig des Hohenzollerngeſchlechts; die ansbach-bayreuther Lande gingen an das Haus Preußen über. Der Ring Chriſtian Heinrichs aber befindet ſich noch jetzt im Beſitz der Hohenzollern. Als nämlich Kaiſer Friedrich im Jahre 1873 als Kronprinz Himmelskron beſuchte, kam er auf die Geſchichte jenes Ringes zu ſprechen und ſagte zu dem ihn führenden Pfarrer. „Ich habe den Reif in meinem Hausarchiv im neuen Palais zu Potsdam und erinnere mich auch genau, daß ein Steinchen an demſelben fehlt.“

Kirche und Kloſter umſchließen einen quadratiſchen, geräumigen Hof, um den einſt ein gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erbauter Kreuzgang rund herumlief. Leider iſt von demſelben heute nur noch ein Teil längs der Umfaſſungsmauer der Kirche erhalten, die drei übrigen Hallen ließ — eine faſt beiſpielloſe Barbarei — der Baumeiſter des Markgrafen Friedrich, der Franzoſe Montperin, 1750 im blinden Haß gegen die gotiſchen Formen des herrlichen Bauwerks abreißen. Immerhin gibt der noch ſtehende Teil ein ſchönes Zeugnis von der Kunſt, mit welcher der unbekannte Erbauer den toten Stein zu beleben wußte. Auf ſchlanken Halbſäulen baut ſich das leichtgeſchwungene Rautengewölbe auf; aus den Kappen an der Decke ſchaut die triumphierende Kirche herab, Engel und Heilige, muſizierend um die im Kranze von Roſen ſtehende Geſtalt Chriſti geſchart. Längs der Wände läuft in plaſtiſcher Darſtellung die Lebensgeſchichte des Heilands. Am Eingang zur Sakriſtei befinden ſich 15 Reliefbilder der Inſignien von weltlichen Orden und Bildniſſe deren Stifter. Der Kreuzgang war ſehr verfallen, und erſt in den letzten Jahren hat der bayriſche Staat begonnen, ihn in würdiger Weiſe wiederherzuſtellen. Es fehlt freilich noch viel zu ſeiner völligen Erneuerung — es fehlen unter anderen noch die Figuren, welche, unter den Baldachinen der Halbſäulen ſtehend, ihn einſt belebten. Der Überlieferung nach waren es die 14 Nothelfer, welche die leeren Plätze an den Säulen ſchmückten; für ſie wäre, da in der anſtoßenden Stiftskirche lutheriſcher Gottesdienſt gehalten wird, freilich jetzt hier kein Raum — wohl aber möchte es ein ſchöner Vorwurf für die bildende Kunſt ſein, wenn ſie, an die im Kreuzgang befindlichen Darſtellungen der triumphierenden Kirche anſchließend, die hervorragendſten Perſönlichkeiten der evangeliſchen Kirche längs der tragenden Pfeiler uns vergegenwärtigen wollte.

Das Erlöſchen der markgräflichen Linie rief ſchlimme Tage über Himmelskron herauf. Sein Glanz erloſch. Der böſe preußiſche Fiskus, auch in jenen Tagen ein manchmal mürriſcher, überſparſamer Herr, ſuchte in ſeiner Art aus dem ererbten Beſitz herauszuſchlagen, was herauszuſchlagen war. Da wurde das Schloß, weil ſich wohl kein Käufer für den ganzen Bau finden mochte, im Einzelnen — thatſächlich zimmerweiſe — an die Dorfeinwohner und wer ſonſt zugriff, verkauft; die herrliche, ehedem in ganz Europa berühmte Lindenallee, die ſich in vier Reihen längs des Mains hinzog, wurde niedergeſchlagen. Kein Bewohner Himmelskrons wollte bei dem Zerſtörungswerk Hand anlegen — es mußten zum Fällen der 779 alten Baumrieſen, unter deren Schatten ſo viele Hohenzollern „zur Leibesbewegung ihre Force und Geſchicklichkeit probieret, wie weit man die Kugel hinausſchlagen könne“, Soldaten des Bataillons Renouard beordert werden, und der Erlös aus dem Holz betrug, wenn anders die Berichte nicht gefälſcht ſind, eine Mark und zwanzig Pfennige nach heutigem Gelde! Auch die ſorgſam gepflegten Hofgärten wurden in Wieſen verwandelt, auf denen heute noch, ein ſeltſames Erinnerungszeichen an einſtige Pracht, in jedem Frühjahr die Narziſſen reihenweiſe emporſchießen.

So ſtand das Schloß, immer mehr in Dürftigkeit verſinkend, faſt hundert Jahre. In den ſchönen Räumen wohnten, eng aneinander gedrängt und die Zimmer und Korridore nach ihren Bedürfniſſen ummodelnd, Bauern und Handwerker, in dem Kreuzgang tobte die Jugend, den hohen Bankettſaal benutzte ſchließlich ein ehrſamer Färbermeiſter zum Aufſtellen ſeiner Farbflotten; was in dieſem prächtigen Saal noch an Deckenmalerei, was in den einzelnen Räumen noch an — teilweiſe außerordentlich ſchönen — Öfen erhalten war, ſchien unrettbar dem Verfall preisgegeben.

Daß es anders und beſſer gekommen, erſcheint wie eine ſeltſame Fügung. Die beſcheidene Hausinduſtrie, welche Herr Paſtor Langheinrich im Jahre 1855 in Himmelskron eingerichtet hatte, führte zur Heranziehung von Diakoniſſinnen aus Neudettelsau; im Zuſammenhang mit ihrer Berufung aber entwickelte ſich dann der Gedanke an die Begründung chriſtlicher Barmherzigkeitsanſtalten in den zu ſolchem Zweck wahrlich in hohem Maße geeigneten Räumen des alten Kloſters. Und der Gedanke ward zur That. Man ſchilt ſo viel auf unſere Zeit und gewiß oft mit Fug und Recht. Das aber muß man anerkennen, daß unſer Volk auch heute noch ein offenes Herz und eine offene Hand hat für jedes Werk des praktiſchen Chriſtentums! Durch freiwillige Gaben und unverzinsliche Darlehen wurde bereits im vergangenen Jahr der Ankauf des Kloſtergebäudes und eines Teils des Schloſſes ermöglicht, und fehlt auch noch vieles, um das Werk, ſo wie ſeine Begründer es ſich gedacht, zu vollenden, ſo iſt man doch bereits rüſtig beim Aus- und Umbau der altersgrauen Räume. Vielleicht, ja hoffentlich tragen auch dieſe Zeilen dazu bei, dem voll rührenden Vertrauens begonnenen Unternehmen weitere Freunde zuzuführen, damit die Erwerbung der noch in fremden Händen befindlichen Teile des Schloſſes und möglichſt auch der umgrenzenden Wieſen bald ſtattfinden kann.

Zunächſt iſt für das Kloſter eine Anſtalt für Blöde und Gemütsleidende, welche nicht eigentlich in eine Irrenanſtalt gehören und doch der beſonderen Pflege bedürfen, geplant, und die Reſtauration des Baues iſt bereits ſo weit vorgeſchritten, daß im Herbſt die erſten Pfleglinge aufgenommen werden konnten. In den Räumen des Schloſſes aber richtet das Diakoniſſenhaus Neudettelsau eine Frauenarbeitsſchule ein, in der konfirmierte Mädchen alles lernen ſollen, was Schmuck und Ehre des deutſchen Mädchens, der deutſchen Frau iſt, all die Arbeit, welche ein verſtändig geleitetes Hausweſen erfordert. In merkwürdiger Weiſe knüpft damit die Gegenwart wieder einmal an die Vergangenheit an: als die letzte Äbtiſſin von Himmelskron, Margarethe von Dölau, das geiſtliche Kleid abgelegt hatte, da hat auch ſie in den Räumen des Kloſters die Töchter des landſäſſigen Adels zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden für ihre Aufgabe erachtet. Ausdrücklich meldet von ihr die Kloſterchronik:

„Auch iſt des lobenswert gleicher Weiſ’, daß ſie mit großer Müh und Fleiß
Viele von adeligen Töchterlein lehret und zeucht, unterweiſt ſo fein
In Gottesfurcht, chriſtlicher Lehr’, zu Ehrbarkeit, Tugend, Zucht und Ehr’;
So chriſtlicher Werk’ ſie ſich befleißt, als eine Zuchtmeiſterin ſich erweiſt
Und bringt hierdurch das Kloſter auch in ſeinen rechten alten Brauch.
Denn gewiß iſt’s, daß vor alten Jahren die Kloſter nichts denn Schulen waren,
Drinnen man aufzog die blühend’ Jugend in Künſten, Gottesfurcht und Tugend,
Welches hätt’ Frau Margareth’ bedacht und ihr Kloſter wiederum bracht
Durch treuen Fleiß in alten Schwang, wie’s geweſen iſt im Anfang,
Aus chriſtlichem Rate wohlbedacht wiederum zu einer Schul’ gemacht!“

Hanns von Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Feuer gefangen“ haben beide auf unſerem erſten Bilde, der Sepp wie die Reſi, und zwar Feuer gefangen in heiterem Doppelſinn. Mit der Pfeif' Tabak, die ſie ihm anzündet und fein ſäuberlich und kunſtgerecht anraucht, mag es keine Gefahr haben, aber die Sache ſitzt tiefer — ſitzt ſo tief wohl, daß der Brand nimmer mehr zu löſchen ſein wird. Aus beider Augen ſpricht es ja nur zu deutlich, daß ſie ſich lieb haben. Mit Herzensbränden aber iſt nicht zu ſpaßen.

H. Stelzner gibt uns in ſeinem „Freudvoll und leidvoll“ das tragikomiſche Bild eines zahnſchmerzgeplagten Dominikaners, dem der warme Ofen an den Füßen, das Kätzchen auf dem Bäuchelchen und die tröſtende Kanne neben dem Stuhl über die Schmerzensſtunden hinweghelfen ſollen. Er hat auch noch einen Folianten zu Hilfe genommen, aber ich glaube, er iſt über dem mächtigen Band ein wenig eingenickt. Wer kann auch ſtudieren, wenn die Zähne ſchmerzen — da iſt ein Nickerchen beſſer, wenn es nämlich überhaupt glückt, dank Gott Morpheus dem böſen Weh ein Schnippchen zu ſchlagen.

Naturkunde.

Eigentümliche Wandelungen haben in den letzten Jahren die ungeheueren Naphta- und Petroleumtransporte auf der Wolga unter der Tierwelt des Fluſſes und auch in der Vegetation der Ufer hervorgerufen. Die Transporte finden meiſt in mangelhaft gezimmerten Kähnen ſtatt, aus denen, wie man berechnet hat, jährlich mindeſtens 3 Millionen Kilogramm Naphta und Petroleum in das Waſſer gelangen, ſo viel, daß die Anwohner von der dünnen Schicht, die ſich am Ufer bildet, genug Material für ihren Hausbedarf abſchöpfen können. Im ganzen Fluß herrſcht ein fortgeſetztes Fiſchſterben, an manchen Stellen iſt der ehemalige Fiſchreichtum völlig verwüſtet, und die überlebenden zäheren Fiſcharten haben einen fatalen Beigeſchmack nach Petroleum, von dem ſogar der berühmte Wolgaſterlet nicht verſchont geblieben iſt. Aber auch die Infuſorien und Inſekten, welche den Fiſchen zur Nahrung dienten, ſind verſchwunden, und die Uferwieſen ſind durch das bei den Springfluten übertretende naphtaverſetzte Waſſer ſchwer geſchädigt worden.

Dem Laien ſieht ein Regenwurm wie der andere aus. In Wirklichkeit gibt es aber von dieſen, ſeit den Arbeiten von Darwin und Wollny als für die Fruchtbarmachung des Ackerbodens ungemein nützlich erkannten Tierchen ſehr verſchiedene Arten. So konſtatierte jetzt Dr. Collin allein in der Umgegend von Berlin 13 Arten, während in ganz Norddeutſchland 18 Arten beobachtet wurden. Außerdem fanden ſich in den Warmhäuſern des botaniſchen Gartens zwei eingeſchleppte exotiſche Terricolen.

Erdkunde.

Ein gewaltiges Guanolager wird z. B. auf der kleinen weſtindiſchen Inſel Mona von einer Hamburger Firma ausgebeutet. Die etwa 11 Kilometer lange, 6 Kilometer breite Inſel iſt nicht, wie man bisher annahm, vulkaniſch, ſondern ein einziges großes Korallenriff, in das das Waſſer ungeheuere, vielverzweigte Höhlen hineinwuſch. Die Höhlen dienten und dienen den Seevögeln zum Aufenthalt, deren Exkremente den Guano bilden. Intereſſant iſt dabei, daß das Waſſer den Guano zum Teil ausgewaſchen hat, und daß ſich, wahrſcheinlich als ein Ergebnis dieſer fortgeſetzten Auslangung, in jenem einzelne dünne Schichten reinen Phosphats, ja ſogar Phosphat in Geſteinsform, finden. Die Inſel dient übrigens auch großen Herden wilder Rinder und Ziegen zum Aufenthalt.

Statiſtik.

Nach der preußiſchen Statiſtik heiraten ſeit längerer Zeit jährlich 8—9 Männer vom Tauſend, in den letzten Jahren iſt dieſer Prozentſatz ſogar etwas geſtiegen. Das Durchſchnittsalter der heiratenden Männer iſt faſt konſtant auf 29½ Jahren geblieben. Daraus geht mit Beſtimmtheit hervor, daß im Durchſchnitt die Männer nicht ſeltener und auch nicht ſpäter zur Eheſchließung ſchreiten als etwa vor fünfzig Jahren, und die bekannten Klagen vom Gegenteil ſcheinen ſomit vor der Wucht der ſtatiſtiſchen Zahlen nicht Stich halten zu können. Indeſſen hat es mit dieſen Zahlen, wie ſo oft bei ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen, doch ſeinen Haken. Sie erſcheinen nämlich in ganz anderem Licht, wenn man weiß, daß unter ihnen Männer aller Berufsklaſſen zuſammengefaßt ſind. Berückſichtigt man dieſe, ſo ſtellt ſich heraus, daß über 60 Proz. aller heiratenden Männer ſich in unſelbſtändiger Stellung befinden, Arbeiter, Knechte, Geſellen ꝛc. ſind. Nur dieſe alſo, welche oft am wenigſten im ſtande ſind, eine Familie zu erhalten, heiraten früh und in großer Zahl, die Leute in ſelbſtändiger Stellung, zumal die Beamten, aber, wenn ſie überhaupt an die Gründung eines eigenen Hausſtandes denken, ſpät, der Mehrzahl nach erſt nach dem 30. Lebensjahr. In Wirklichkeit ſind die Ergebniſſe der Eheſtatiſtik alſo keineswegs ſo glänzend, als es, obenhin betrachtet, ſcheint.

Luftſchiffahrt.

Dem deutſchen Verein zur Förderung der Luftſchiffahrt ſind von dem Kaiſer 50000 M. überwieſen worden, die der Verein teilweiſe zum Bau eines Rieſenballons zu verwenden gedenkt. Derſelbe ſoll einen Durchmeſſer von 16,88 m und einen Umfang von 53,04 m erhalten; die Oberfläche wird 900 Geviertmeter und der Inhalt 2528 Raummeter betragen. Zur Hülle werden 2100 m beſten ägyptiſchen Baumwollenſtoffs, für die Metallteile wird vorwiegend Aluminium verwendet werden. Das Geſamtgewicht des Ballons, der vom Korbe bis zum oberen Ventil 25 m meſſen wird, ſoll 800 kg betragen. Der Verein will mit dieſem Rieſenballon im Laufe eines Jahres etwa 50 Freifahrten unternehmen und ſie ſo oft wie möglich bis zu Höhen über 10000 Metern, nötigenfalls unter Mitführung von Vorrichtungen zur künſtlichen Atmung, ausdehnen.

Fiſcherei.

In Norwegen hat ſich ein Konſortium gebildet, um den Verſuch zu machen, den an der norwegiſchen Küſte zwiſchen Hammerfeſt und dem Nordkap gefangenen Schellfiſch auf den deutſchen Markt zu bringen. Um einen derartigen Verſuch zu ermöglichen, iſt ein mit Gefrierkammern ausgerüſteter Dampfer erbaut worden; es ſollen die Fiſche in der Gefrierkammer des Schiffes zum Erſtarren gebracht werden, damit ſie die ſelbſtverſtändlich nur in der kalten Jahreszeit vorzunehmenden Reiſen nach Hamburg bezw. von dort nach dem deutſchen Hinterland unbeſchadet zu überſtehen vermögen.

Heraldik.

Im Verein für die Geſchichte Berlins hielt kürzlich der bekannte Heraldiker, Prem.-Leutn. a. D. Gritzner, einen Vortrag über bürgerliche Wappen. Er führte aus, daß das Wappen als ſolches keineswegs nur ein Abzeichen des Adels ſei, da ſchon im 14. Jahrhundert bürgerliche Wappen vorkommen; die älteſte urkundlich belegte derartige Verleihung erfolgte 1400 durch König Ruprecht an Söhne eines Mainzer Patriziers. Bald wurden im Süden Deutſchlands zahlreiche wappenführende Geſchlechter dem Adel ohne weiteres zugezählt, während im Norden, obwohl es auch hier, beſonders in den Reichsſtädten, wappenführende bürgerliche Geſchlechter gab, ſich das Wappenweſen langſamer entwickelte. Als die comites palatini das Recht erhielten, bürgerliche Wappenbriefe zu verleihen, mehrten ſich die Wappen noch ſchneller, zumal neben den anerkannten auch viele unberechtigte, angemaßte durch ſtillſchweigende Duldung allmählich Geltung gewannen. Erſt mit dem Zuſammenbruch des Reiches hörte die Verleihung bürgerlicher Wappen auf. Heute iſt es jedem unbenommen, ein Wappen zu führen, inſoweit dasſelbe nicht mit dem eines Adelsgeſchlechtes, auch eines bereits erloſchenen, übereinſtimmt.

Vereine.

In der letzten Hauptverſammlung des Centralvereins der Deutſchen Luther-Stiftung in Magdeburg betonte der Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Schneider in einer überaus warmen Anſprache die dringende Notwendigkeit, den Pfarrer- und Lehrerfamilien, zumal den ländlichen, hilfreiche Hand für die Fortbildung ihrer Töchter zum ſelbſtändigen Erwerb zu bieten. Die Anregung iſt in Magdeburg bereits auf guten Boden gefallen, indem ſich ſofort einige Damen verbanden und einer Pfarrerstochter reichliche Mittel für ihre Ausbildung im Seminar, einer zweiten eine halbe Freiſtelle in einer Haushaltungsſchule gewährten. Hoffentlich ſpornt das Beiſpiel zur regen Nacheiferung an.

Litteratur.

Das auf Veranlaſſung des preußiſchen Kriegsminiſteriums bearbeitete Melodienbuch zu dem evangeliſchen Militär-Geſang- und Gebetbuch iſt kürzlich bei E. S. Mittler & Sohn-Berlin erſchienen und dürfte bei der innigen Wechſelwirkung zwiſchen Heer und Volk, Militärgemeinden und Landeskirchen für den geſamten Choralgeſang von Bedeutung werden. Als Referenten der Kommiſſion, auf Grund deren Beſchlüſſen die endgültige Faſſung des Melodienbuchs ſtattfand, fungierten die Oberkonſiſtorialräte D. Kleinert und D. Koeſtlin, die ſchließliche Redaktion beſorgte Prof. Succo von der Kgl. Hochſchule für Muſik.

Im Verlage der Hofbuchhandlung Ernſt Hühn-Kaſſel erſchienen in geſchmackvoller Ausſtattung „Rätſel“ von M. Schumacher. Die Verfaſſerin iſt den Freunden unſerer Spielecke durch die M. Sch. (Kaſſel) unterzeichneten Rätſel ſeit einer Reihe von Jahren bekannt. Die meiſten Nummern der Sammlung gehören zu dem Beſten, was die Rätſel-Litteratur bietet. Nicht zu leicht und nicht zu ſchwer, bekunden ſie feinen Geſchmack und poetiſches Talent.

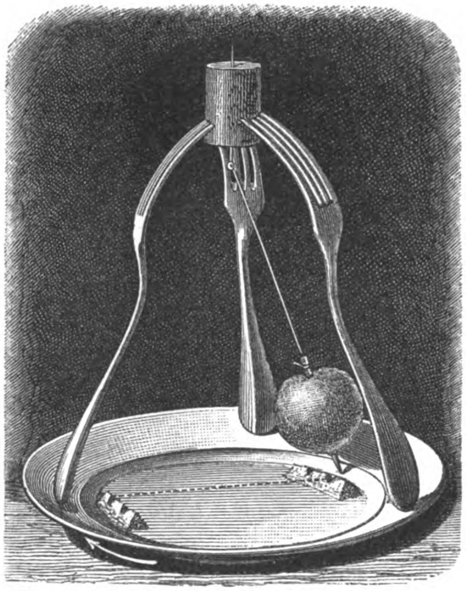
Geſundheitsrat.

Bei meinem achtjährigen Töchterchen entwickelt ſich ein vorläufig noch nicht ſehr bedeutender Kropfanſatz. Man ſagt mir, daß unrichtige Ernährung — zu viel Fleiſch, zu wenig Gemüſe — daran ſchuld ſei. Iſt dies möglich, und welche Änderung in der Ernährung iſt wünſchenswert?

Die Urſachen der Entſtehung des Kropfes — einer krankhaften Vergrößerung der bei allen Menſchen vorhandenen Schilddrüſe — ſind bis jetzt in Dunkel gehüllt, welches nur durch die geographiſche Verbreitung dieſer Krankheit einigermaßen erhellt wird. Der ſogenannte endemiſche — über einen größeren Teil der Bevölkerung verbreitete — Kropf kommt nämlich ausſchließlich in gewiſſen Gebirgsgegenden vor und zwar nur in ſolchen, deren Boden der Ablagerung urweltlicher Meere entſtammt; den Vermittler ſpielt mutmaßlich das Trinkwaſſer. Die kriſtalliniſchen Urgebirge, die Jura- und Kalkformationen, ſowie die Süßwaſſerablagerungen ſind frei von Kropf. Als individuelle Urſachen treten einerſeits die Erblichkeit, anderſeits die körperliche Entwickelung (Pubertät) in den Vordergrund. Über irgend einen Einfluß der Ernährung (abgeſehen vom Waſſer) iſt nichts bekannt, es ſteht daher auch nicht zu hoffen, daß eine Änderung der Lebensweiſe die Kropfentwickelung hemmen kann. Das Hauptheilmittel iſt das Jod, welches in Form von Salben, Pinſelungen oder Umſchlägen jodhaltiger Wäſſer im Anfangsſtadium oft überraſchend wirkt, aber ſtets der Natur des Einzelfalles entſprechend ärztlich verordnet werden muß.

Das Foucaultſche Pendel im kleinen.

Der Pendelverſuch, den der franzöſiſche Phyſiker Leon Foucault um die Mitte dieſes Jahrhunderts im Pantheon zu Paris anſtellte, gilt als der augenſcheinlichſte Beweis für die Rotation der Erde von Weſten nach Oſten. Foucault hing ein ſchweres Gewicht derart an einem langen Pendel auf, daß es frei in jeder ſenkrechten Ebene pendeln konnte. Jedes Pendel hat nun die Eigentümlichkeit, die ſenkrechte Ebene, in welcher es ſchwingt, beizubehalten; da ſich nun aber die ganze Umgebung des Pendels infolge der Umdrehung der Erde um ihre Achſe dreht, ſo wird nach einer gewiſſen Zeit das Pendel ſcheinbar in einer anderen Schwingungsebene ſchwingen, nämlich in einer ſolchen, welche gegen die frühere von Oſten nach Weſten, d. h. entgegengeſetzt der Erddrehung abgelenkt iſt.



Das Foucaultſche Pendel im kleinen.

Um den Verſuch, der eigentlich nur mit einem ſehr langen Pendel ausführbar iſt, im kleinen zu wiederholen und durch den Augenſchein klar zu machen, ſteckt man durch eine Kartoffel ein unten zugeſpitztes Hölzchen, befeſtigt oben an ihm einen Faden und ſchlingt dieſen um einen Nadelknopf (zieht ihn beſſer vielleicht durch ein Nadelöhr). Die Nadel wird dann, wie es unſere Abbildung veranſchaulicht, durch einen Korken geſteckt und mit dem kleinen Gabelgerüſt auf einem Teller aufgeſtellt, auf dem man zwei kleine Wälle von Mehl aufſchüttet. Setzt man nun den Pendel in Bewegung, ſo ſchneidet das Hölzchen bei den Schwingungen die Mehlhäufchen zunächſt immer an derſelben Stelle; dreht man aber den Teller in der Richtung des Pfeilſtrichs, ſo werden die Einſchnitte ſeitlich rücken und der Wall wird in der Richtung von Oſt nach Weſt immer weiter angeſchnitten werden. Das ſchwingende Pendel, welches nur in einem Punkte aufgehängt iſt, wird nämlich in ſeiner Schwingungsebene nicht mitgedreht. Es ſcheint daher, als ruhe der Teller und die Schwingungsebene des Pendels drehe ſich von Oſt nach Weſt.

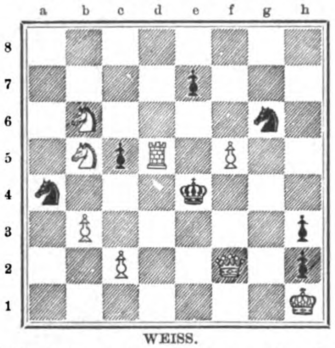
Kleine Zeitung.

Japan hat ein großes Ereignis zu verzeichnen: man hat im Weſten der Inſel Jeſo einen weißen Bären gefunden, der ſofort an den Kaiſer nach Tokio abgeliefert wurde. In Japan wird, oder richtiger wohl wurde, dem Auffinden weißer Tiere eine hohe Bedeutung beigelegt; man glaubte, daß ein derartiger Glücksfall die lange und geſegnete Regierung des Kaiſers andeute, ja man benannte wohl die ganze Regierungszeit eines Monarchen nach einem aufgefundenen weißen Tier. Die Regierung des Kaiſers Hakuſhi neukan wird z. B. heute noch — nach faſt dreizehn Jahrhunderten — als die Periode des weißen Faſans bezeichnet. Der weiße Bär erregte unter den Aïnos gewaltiges Aufſehen, zumal deren oberſte Gottheit im Bilde eines weißen Bären verehrt wird. In Tokio ſah man die Sache kühler an. Der Kaiſer überwies den Bären einfach dem zoologiſchen Garten.

Ein Eisort iſt das Dorf Tiſh City in der Saginawbay im Staate Michigan. Das ganze Dorf liegt nämlich auf dem Eiſe der Bucht und beſteht daher auch nur im Winter. Sobald die feſte Eisſchicht ſich gebildet hat, ſchlagen die Bewohner, die ſonſt weit zerſtreut im Lande wohnen, ihre Hütten auf derſelben auf und liegen dem ſehr ergiebigen Fiſchfang und zwar unmittelbar in ihrer Hütte ob, in deren Boden zu dieſem Zweck ein quadratiſches, mit einer Fallthür zu ſchließendes Loch durch das Eis gehauen iſt.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Vierſilbige Scharade.

1. 2.
Ich kenne eine Frucht, die wird von Frauenhand
Als Würze in der Küche angewandt.

3. 4.
Damit verbinde eine halbe Stadt,
Die einen wohlbekannten Namen hat, —

1. 2. 3. 4.
Und es entſteht dann eine ganze Stadt,
Die einen wohlbekannten Namen hat,
Der ohne Zweifel dir nicht unbekannt iſt,
Da er in alten Schriften oft genannt iſt.

U. S.

2. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. „Gladſtone“ aus Sold und Agent.

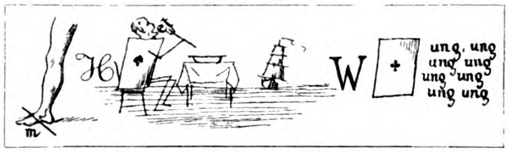
In derſelben Weiſe bilde man aus:

1) Born, Creta einen franzöſiſchen Marſchall,
2) Emin, Reh einen Vornamen,
3) Schere, Ort eine Stadt in England,
4) Elite, Rain die Bewohner eines europäiſchen Königreichs,
5) Winter, Fuchs eine Stadt in Bayern,
6) Tod, Hero einen Vornamen,
7) Erde, Laon eine Topfpflanze,
8) Natal, Riſpe einen Ort in Italien,
9) Orel, Hund einen Zierſtrauch,
10) Eſche, Inn die Bewohner eines großen Kaiſerreichs,
11) Bruno, Geld eine Stadt in Norddeutſchland,
12) Tunis, Liane einen Teil von Portugal,
13) Kannen, Erfurt einen bayriſchen Regierungsbezirk,
14) Scherr, Man einen deutſchen Komponiſten,
15) Tibet, Ende einen franzöſiſchen Diplomaten,
16) Kean, Uri eine Landſchaft des europäiſchen Rußlands,
17) Eins, Drina eine Inſel im Mittelländiſchen Meere.

Sind die richtigen 17 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Vor- und Zunamen eines berühmten Mannes.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 6.

1. Magiſches Kreuz.

		F	F	P		
		i	r	u		
F	i	d	e	l	i	o
F	r	e	y	t	a	g
P	u	l	t	a	w	a
		i	a	w		
		o	g	a		

2. Kleeblatträtſel.

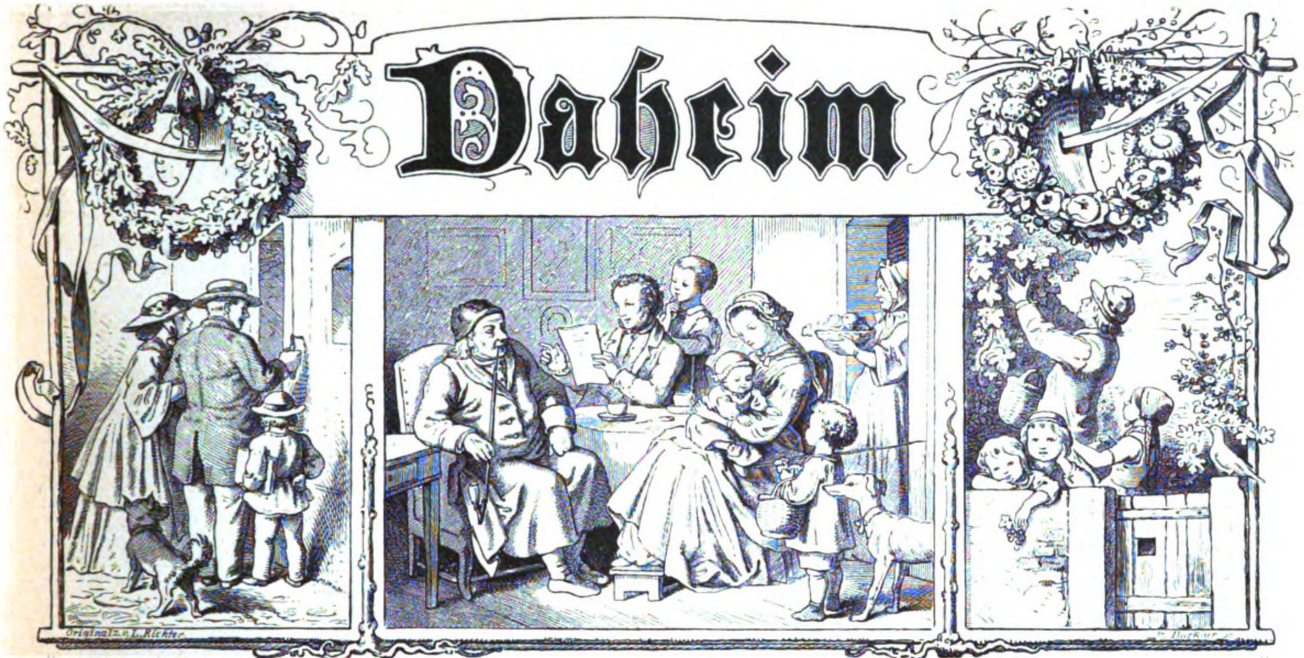
1. Latona, Altona. — 2. Wieſel, Eſel.
3. Trappe, Rappe.
„Walter“ (Scott).

Wieſel
Altona
Latona
Trappe
Eſel
Rappe

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Der König überall. Skizze von Adolf Menzel. — Zu Alfred Tennyſons Gedächtnis. Von Robert Koenig. Mit Porträt. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſetzung.) — Mein Herz. Gedicht von Frida Schanz. — Ein vergeſſenes Zollernheim. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Feuer gefangen von E. Rau; Freudvoll und leidvoll von H. Stelzner. — Naturkunde. — Erdkunde. — Statiſtik. — Luftſchiffahrt. — Fiſcherei. — Heraldik. — Vereine. — Litteratur. — Geſundheitsrat. — Das Foucaultſche Pendel im kleinen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung **eines Namens. — Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Original z. v. L. Richter
Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 26. November 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 8.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

III.

Im friſchen Winde, der von den waldbedeckten Wolfsbergen*) her gegen die Stadt blies, ritt der Fürſt auf dem Spandauer Heerweg**) mit ſtattlicher Begleiterſchaft auf ſeiner Gemahlin Städtchen Bötzow zu. Zu ſeiner Linken wateten die Berliner Gänſe in den Gänſepfühlen***), weiterhin gewahrte man auf der ſtädtiſchen Bullenwieſe†) den wohlbeſtellten Acker des Heidereuters, und ein Stadthirt weidete dort das Vieh der Berliner. Rechts lag der Weinberg des Apothekers Tonnenbinder, um den der Herr handelte, weil er ihn ſeiner Gemahlin als Ergänzung zu ihrem Vorwerke††) ſchenken mochte, und vor demſelben ſchlängelte ſich der klare Pankowfluß durch die Niederung gegen die Spree her, welche als voller breiter Strom ſtattlich in weitem Bogen ſich um die bunte Wieſe zog.

Ein Häuflein Volk kam dem kurfürſtlichen Zuge auf der Heerſtraße entgegen, der Heidereuter und ſeine Knechte, welche einen Gebundenen mit ſich führten.

Als die Leute näher kamen, erkannte der Fürſt in dem Gefangenen den alten Krachtſchen Dragoner, Fritze Bötzow, ſein Landeskind, mit dem er an jenem Morgen bei den Havelbergen geredet. Er hielt und fragte, was der Mann begangen.

„Er iſt garden gegangen nach alter Art, hatte aber keinen Werbeſchein, und als man ihn fangen wollte, wehrte er ſich — wir mußten ihn von weitem mit einer Deichſel niederſchlagen!“

So hieß es — Fritze Bötzow hatte ſich wieder in ein Unheil hineingeritten.

„Garden“ und „Pranken“, d. h. die Dörfer mit Bettel brandſchatzen, hätte er wohl gedurft, wenn er ein geworbener Soldat geweſen wäre. Als ſolcher hätte er das Recht gehabt, bis die Truppe beiſammen war, allein oder mit anderen bis zu zehn Mann herumzuziehen als „Gardenbrüder“, die Beſcheinigung ſeines Hauptmanns in der Taſche, daß er Soldat geworden, und die Vorſchrift war, daß ſolchem einzelnen Gardenden der Bauer zwei Pfennig gäbe, der Koſſat einen, ſo er aber damit nicht zufrieden, Prügel. Allein Fritze war im Unrecht, wenn er ſich als regelrecht geworben anſah, und gar einen Werbebrief hatte er keinen, denn der Fürſt hatte ihm nur geſagt: „Komm nach Berlin, ich werde dich anwerben laſſen!“ Er aber war nicht gekommen.

Dazu ſah er übel aus — ſie waren bei ſeiner Feſtnahme nicht ſäuberlich mit ihm umgegangen.

„Was treibſt du wieder, Kerl?“ ſchalt der Herr. „Warum biſt du damals nicht nach Berlin gekommen?“

„Wull irſt nach min Voader ſehn — ’k ſullt em jo mitbrengen!“

„Und haſt ihn nicht gefunden?“

„Nä — aber min lütt Schweſter!“

„Und wo haſt du denn die gefunden?“

„Jo, Härr,“ ſagte Fritze und kraute ſich verſchmitzt lächelnd am Kopf, „dit därf ’k nich ſeggen. Suſt geiht et mich ſlimm!“

„Da werden wir dich mal auf die Leiter ſpannen — dann wirſt du ſchon mit der Sprache herausrücken!“ drohte der Fürſt.

---

*) An der heutigen Charitee.

**) Heut Oranienburgerſtraße.

***) Der Spree entlang von der heutigen Artillerie- bis zur Friedrichſtraße.

†) Von der Panke bis zum Unterbaum.

††) Das ſpätere Monbijou.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Kann ſin — kann ok nich ſin!“ meinte Fritze Bötzow.

Der Herr ritt dicht an die Gruppe heran und befahl den Knechten zurückzutreten.

„Was haſt du alſo wieder angerichtet?“ fragte er dann energiſch den Kerl allein, „wo haſt du deine Schweſter gefunden?“

„Zun Petzower Gemeindekotter — do hatten's ehr hengeſett' — un wullen ehr brennen!“

„Weswegen?“

„Sei hett Hexerei un Züwerei dräwen!“

„Und wie biſt du da hineingekommen?“

„Nachtens in'jebrochen!“

„So,“ rief der Fürſt. „Das war ja wohl der rechte Weg! Und haſt du ſie darin gelaſſen?“

Fritze Bötzow hatte ein großes Zutrauen zu ſeinem Herrn, ſeit dieſer ihm damals ein ebenſo großes erwieſen. Was er allen anderen nicht auf der Leiter geſtehen wollte, erzählte er dem Fürſten frank und frei auf bloße Frage.

„Nä ok, jnä'er Härr,“ erwiderte er, „dat hew 'k nich dahn. So dumm ſün' ma nich! Min Schweſter wie'n Swineken broaten loan! Un nu denken ſe, der Düwel hätt's hahlt. Denn den Kotter hemw ik ihn'n in de Jeſchwindigkeet kurz un kleen ſloahn un zum Andenken 'n roten Hahn up't Dach ſetzt! Sei häb'n mi wohl hürt, aber ſei truten ſich nich ran vor den Larm, un d' oll Paſtuhr koam ok un wull mi (den Düwel) un unſ' Liſe beſchwörn, de Eenzge, de Mut hädd un rin koam — kriggt aber 'n Tritt vor'n Buuk un denkt nu, de Düwel ſtöht em!“

„Und wie kamt Ihr davon?“ fragte der Fürſt, der ernſt und ſtreng blieb, der aber wohl einen Schein von Wohlwollen in den Augen nicht verlieren mußte, da Fritze Bötzow ihn treuherzig lachend anſah und das Vertrauen nicht verlor.

„Ick ſprang unner ſe un brüllte wie'n leibhaftiger Satan un maulſchellierte ſe von alle Siten, un Liſe brach ok durch un vör't Dörp fannen wir uns wedder tauſamm!“

„Und wo haſt du ſie nun?“

„Schön verſtochen!“

„Wo?“

„Up Wüſtemarkdänsdorfer Grund in de Heide.“

„Und dann? Warum kamſt du nun nicht nach Berlin?“

„Jo Härr, nu durft' ick ſe doch nich hungern loan, un ſei durft' doch nich rut, ſunſt griepen ſe ehr wedder, un do müßt' ick doch garden gahn, wo ick nich ſtählen un plünnern wull!“

„Warum wollteſt du nicht ſtehlen und plündern?“

Fritze ſah ſeinen Kurfürſten groß an.

„Jo Härr,“ meinte er dann, „Jü ſülwſt hätt mi doch dunne befohlen, ick ſoll nu ihrlich bliewen!“

„So,“ ſchalt der Herr, „das nennſt du ehrlich bleiben, wenn du da in das Gemeindegefängnis einbrichſt, Gefangene befreiſt, den Teufel ſpielſt, ſengſt und brennſt?“

Fritze blickte betrübt vor ſich nieder.

„Dat jing nich anners!“ ſagte er endlich beſtimmt.

„Warum kamſt du nicht zu mir und ſuchteſt meine Hilfe gegen die Petzower nach, wenn du meinteſt, ſie thäten deiner Schweſter Unrecht?“

„Jü war'n all frünnlich jenunk to mi wäſt, Härr, un doa wull ik doch nich mit jede Kleenijkeet jerannt koamen!“

Das war allerdings auch ein Argument. Der Fürſt war ihnen entfremdet, ſie hatten die Gewohnheit verloren, bei ihm Hilfe zu ſuchen, und darum — vom adeligen Fräulein herunter bis zu dieſem Knecht — halfen alle ſich ſelbſt, ſo gut es ging, und Gewaltthat über Gewaltthat war die Folge. Jene entführte den Prozeßgegner im Sack als Geiſel, um günſtigen Ausgang des Rechtsſtreits zu erzwingen, dieſer ſteckte den Gemeindekotter in Brand, um ſeine Schweſter zu retten: Selbſthilfe, Selbſthilfe, da die Fürſtengewalt zwanzig Jahre hindurch ſchwach geweſen!

„Man ſieht,“ dachte der Kurfürſt, „Recht und Sitte in einem Lande bauen ſich auf dem ſtarken Willen des Fürſten, ſo er ein Tyrann zum Guten iſt; ohne dieſen ſchießt die Selbſtſucht aller durcheinander wie die Kometen am Himmel. Ein Wunder, zertrümmert einer den andern nicht ...“

„Was ſoll ich nun mit dir thun?“ fragte er den Knecht.

„Anwerben, Herr!“

„Und der rote Hahn?“ brauſte Friedrich Wilhelm auf. „Und die Mißachtung des geiſtlichen Herrn, der Fußtritt gegen das Geſetz? Meinſt du, daß es ſo hergehen darf in Glimpf und Schimpf, wie es jedem einfällt oder nötig ſcheint? Wie? Wenn nun alle ſo ſengten und in die Hürden brächen? Warte doch ein andermal erſt, ob ich dulde, daß dem Geringſten meiner Landeskinder ein Haar gekrümmt wird!“

„Herr, ſe iſt wendſch — wir ſind außerm Geſetz, wie die Tiere — wir mußten uns ſelber helfen, ſo gut es ging!“

„Wenden ſind mir ſo lieb wie Chriſten und Deutſche, ſo ſie dem rechten Glauben anhangen!“ rief der Herr.

Dies Evangelium, das da mit ſtarker Stimme verkündigt wurde, brachte den Mann auf die Knie.

„Gnädigſter Herr, ich habe Unrecht gethan!“ bekannte er.

„Und ſollſt mir nicht ſo davon kommen. Du, ich traue dir! Täuſchſt du aber mein Vertrauen, ſo werde ich dich ſchon faſſen. Du gehſt jetzt, holſt deine Schweſter und ſtellſt ſie dem Gericht in Cölln. Das ſoll die Sache haben, denn in Petzow haben ſie's mehr mit der Zauberei, als in der Reſidenz. Mein Wort, ſie ſoll nur leiden, was Rechtens iſt! Dann erzählſt du den Petzowern, daß du der Teufel im Kotter warſt. Man wird dich im Regiment dafür ſtrafen, hörſt du? Denn du biſt ein Soldat — ich werbe dich an für den Oberſten Sparre. Bei dem ſtellſt du dich. Da iſt auch dein Handgeld!“ Er ließ eine Münze vom Pferde fallen. „Willſt du das alles thun?“

Vor den flammenden blauen Augen ſagte der Knecht nicht nein — aber er ſagte auch gern ja — er fühlte ſich durch einen rechten Willen erfaßt und auf die Füße geſtellt — das unbehagliche Schwanken aller Begriffe und Verhältniſſe, darin er bis jetzt tappend gelebt, hörte auf.

„Vivat Kurfürſtliche Gnaden von Brandenburg!“ ſchrie er in Herzensfreude und hob die Münze auf.

„Laßt den Mann frei!“ gebot der Fürſt dem Heidereuter. „Er iſt Soldat, hat zwar kein' Werbzettel, doch hat es ſeine Richtigkeit, oder beinahe! Gebt ihm auch den Degen wieder!“

Der Heidereuter gehorchte, und Friedrich Wilhelm ſah mit Freude, daß, obſchon alles an Fritze Bötzow verlottert war, doch ſein Pallaſch blank gehalten, wenn auch eine alte Waffe an zerriſſenem, geflickten Bandelier.

Dann ritt er ſeine Straße fürder.

IV.

An einem wohlgepflegten Grabe auf dem Sankt Petrifriedhofe kniete eine Wittib, eine Witwenhaube auf dem Haare, in Trauer, weiß, wie es ſich ziemt, da nichts all unſere Gedanken ſo unſchuldig macht und läutert, als rechte Trauer um einen Toten.

Und hinten am Zaun ſaß eine andere mit kupferrotem Haar, die ihr die Trauer neidete.

Sie ſaß an einem wüſten ebenen Ort, wie da, wo man Hunde einſcharrt, denn der ihre hatte kein ehrlich Grab bekommen.

Sie durfte die Witwenhaube nicht tragen, ihr ward das Trauergewand nicht gegönnt, die Thränen waren ihr verboten, ſie durfte ſeinen letzten Ort nicht pflegen, noch Blumen darauf pflanzen, und wild ſchrieen ihre Gedanken zu ihrem Gotte, ob er lebe und dies alles dulde, und ob ihr Toter nicht auch vor ſeinem Stuhle Gerechtigkeit gefunden — das iſt: Gnade, da er mit einem ſchwachen Herzen geboren.

Alle Trauer der Welt — man ſoll es nie vergeſſen! — ſpiegelt ſich in einem blanken Troſtſchild des Mitleids — unter den Wolken oder über den Wolken — und hier war es unter den Wolken.

Nicht weit der bröckelnden Mauer aus großen Feldſteinen ſtand von ungefähr Junker Hans Jörg, die Schärpe ſeines Herrn um den Waffenrock, auf ſeinen Degen geſtützt, und blickte in der halben Dämmerung unverwandt hinüber auf die Trauernde. Es war ihm herzlich leid um das verhärmte ſchöne Kind, und es empörte ihn, daß man ihr das letzte Menſchenrecht raubte, frei um einen geliebten Toten trauern zu dürfen.

Adriane Wedigen ſah ihn nicht.

Als ihr Herz ſich ausgeſchrieen und ermattet war, ſaß ſie ſtille, und eine lange wirre Flucht traumartiger Gedanken zog durch ihren Sinn.

Die Jahre ſtummen, ſtrengen Gehorſams zuerſt, die ſie ihre Jugend nannte, in denen unter Frau Eliſabeths ehernem Willen in ihr ein unbändiger Drang nach Unabhängigkeit ſich herausgebildet, bewußter und bewußter, je mehr die tüchtige Mutter und Hauswirtin die Gewohnheit angenommen, alle Ihrigen mit beſtändigen kleinen Befehlen im Haushalt hin- und herzuſchieben, achtlos, ob ſie damit jeden nach ſeiner Art behandelte — dann die kurze, ſtolze Zeit, da ſie ihren Willen gefangen gegeben unter die Liebe, frei und doch gern Sklavin eines ſchönen und lieben Eheherrn — und dann das grauſame Erwachen aus ihrem Glückstraum. Nun wieder Knechtung, Knechtung, Knechtung, unter der ſie in leidenſchaftlichen Nächten knirſchend rang, im Innerſten aufgewühlt, und zum Herrn aufwimmerte, ſie zu zerſchmettern. Tags weigerte ſie ſich, die Hände im Haushalt zu regen und empfing Schläge — konnte ſie, ſo floh ſie hierher auf die Stätte der friedlos Geſtorbenen, da der Friedhofswärtel Gartenmüll und Schutt ablud, alles wild wucherte, und die unter dem wüſten Geſtrüpp moderten, welche dereinſt ſtrenges Gericht erwartete, wenn die Poſaunen aller Lebenden und Toten Millionen vor den Thron rufen würden.

Und ſaß ſie nun da, ſo kamen mit nichten Troſtgedanken des Friedens, nein, ein zuckendes Herz haſchte zwiſchen Beten und Fluchen nach Viſionen von Freiheit, Flucht, Tod, hungerndem Irren auf windüberbrauſter einſamer Heide, nach unmöglichen Dingen.

Der unter der Erde ward ihr wohl gleichgültiger vor ihr ſelber, allein im Trotz des Schmerzes, der ihr unterdrückt werden ſollte, kam ſie nicht dazu auf, es ſich zu geſtehen.

So war Adriane Wedigen. Der grauſame Krieg von Menſchenalters Dauer hatte in die deutſche Luft flatternde Samenkeime eines unbändigen Dranges nach perſönlicher Unabhängigkeit geſtreut. Ein ſolch Sporlein war in das wohlbehütete Bürgerhaus auf der Roßſtraße gefallen, wo harte und ehrenfeſte Zucht herrſchte; da hatte es ein von ungewöhnlichem Geſchick aufgelockert Gemüt gefunden und darinnen gekeimt — nun lebte in ſich Adriane den einen Konflikt der Zeit aus, den zwiſchen ungeregelter Freiheitsbegehr und ſtrenger altväteriſcher Kinderzucht.

Vielleicht wäre Adriane auf den Ausweg der Feigheit geraten, den eines freiwilligen Endes — doch war in ihr der zähe altmärkiſche Lebensdrang, der das nicht zuließ. Starke natürliche Strömung trieb ſie von dieſem ſchwarzen Felſen ab, ſobald ſie da zu ſtranden in Gefahr geriet. Altmärkiſch Gemüt treibt wie die Kiefer trotz allem und allem Wurzel um Wurzel in den öden Sand, bis es endlich findet, wovon es gedeihe . . .

Als Adriane den Steg zum Ausgang entlang eilte, hurtig, um unbemerkt daheim einzuſchleichen, ſtand der Junker von Zelen mit höfiſch abgezogenem Hute in ihrem Wege.

„Jungfer Wedigen,“ ſagte er, „vergönnt mir, Euch zu geleiten, ich bin Eures Renatus Freund, Hans Georg von Zelen . . .“

Der Steg war eng — ſie mochte nicht an ihm vorbeihuſchen.

„Warum nennt Ihr mich eine Wedigen, Junker?“ fragte ſie völlig verſtört. „Bin die Obriſtin Sinclair, komme von meines Gatten Grab!“

Es war ihr gleich, was ſie redete, ſie empfand es als läſtig, angeſprochen zu ſein, und doch klammerte ſich, ihr ſelbſt unbewußt, ihr Gemüt an eine Ahnung menſchlicher Teilnahme, eines beginnenden Neuen. Des Gefangenen Augen blicken mürriſch auf die Spinne, die ſich in den Kerker herabläßt, und während er Luſt hat, ſie zu zertreten, faßt ſeine Seele ein heißes Intereſſe am Kriechen des Tierleins, hofft, ſie möge ſeine Zelle teilen — geht ſie wieder, weiß er nicht, daß er um ſie trauert, während er ihr gehäſſig nachſchaut.

Wie legte ſich dem Junker das Wort auf die Lippen: „Ich weiß alles, Adriane!?“

Sie brach in Thränen aus, die heißen trockenen Auges an der Armenſünderſtätte geſeſſen, nahm ſeinen Arm und ließ ſich führen.

Hans Georg wußte nicht, daß ſie über ihn ſchon ſo viel Gewalt gewonnen; als er ſie hier in der dämmernden Straße neben ſich fühlte, lebendig, ſchön und unglücklich, zuckte ſein Herz vor tiefer qualvoller Wonne.

„Adriane,“ fuhr er mit leiſer, männlich klangvoller Stimme fort, „Ihr müßt ein anderes Leben haben, ſo wahr mir Gott helfe!“

Sie hätte gern alles einmal heiß herausgeſagt und war doch voller Scham, daß er um alles wiſſe.

„Ich bitte, ſprecht nicht von mir!“ bat ſie, aber ihr Schluchzen ſtockte plötzlich, weil ſich wie ein Strom ausbrechenden Blutes aus ihrer Bruſt herauf auf ihre Lippen ein Gewirr von Klagen und wilden Reden drängte, das ſie doch nicht auslaſſen wollte.

„Wovon ſoll ich ſprechen, liebe Jungfer?“ fragte er.

„Von Euren Schweſtern, wie Ihr lebt, von Hofe, was es neues gibt, was vorgeht draußen in der Welt, von allem, es iſt gleich!“ antwortete ſie heftig.

Nur wer Jahre allein unter Menſchen lebte und litt, weiß, wie ihm iſt, tritt ihm je ein Lebender freundlich nahe.

Hans Georg, der ſonſt eine behende Zunge hatte, vermochte nicht zu ſprechen. Er that das beſte und drückte ſtumm ihren Arm feſt gegen ſeine Bruſt.

Sie ging ein paar Schritt wortlos und aufatmend mit ihm.

„Habt Ihr je einem Menſchen Gutes erwieſen,“ ſagte ſie plötzlich und nahm ihren Arm aus dem ſeinen, „ſo war's heut mir. Seid innig bedankt! Laßt mich nun allein gehen — es ziemt ſich nicht!“

„Es ziemt ſich oder es ziemt ſich nicht — gleichviel —“ ſo dachte ſie dabei, allein in den wenigen Augenblicken war ihr der Junker ſo viel geworden, daß ſie um ſeine Achtung zu ſorgen begann.

„Nur eine Frage,“ meinte er, „wie kommt Eure Mutter, eine gute tüchtige Frau, zu der großen Härte?“

Adriane war ein Weib. Sie hatte bisher keinerlei entſchuldigenden Gedanken für ihre Mutter Eliſabeth in ihrer Bruſt gefunden — hier mit einemmal unter dem Strome guter und weicher Empfindungen, die gegen den Junker in ihr aufbrachen, fand ſich Gerechtigkeit, Verſtändnis und Rechtfertigung.

„Sie trauert um ihren Gatten,“ ſagte ſie, „am Tag, da man ihn tot brachte, verſteinte ſie in Jammer und Haß gegen den, der, ſchuldig an mir, nun auch Urſache an meines Vaters Tode war, gegen *meinen* Gatten. Nichts geht ihr über ihres Hauſes Ehre — ſie iſt durch ihn dahin — und über die ſtrenge, alte Sitte — da iſt's ihr ein Greuel, daß ihr Blut, eine Wedigen, an der Armenſünderſtätte kniee und weine. Daher das Verbot. Vielleicht auch will ſie mich mit harter Gewalt heilen. Nun iſt ſie Befehlen und genauen Gehorſam gewöhnt, und ich bin Rebell. Der Rebell im Hauſe ſeit Kindauf! Und konnte doch nicht anders, als hierher gehen und — ach, hätte ſie mich gehen laſſen die erſte Zeit, und es nicht mit haßvoll zuſammengebiſſenen Zähnen unterſagt — vielleicht wäre es lange überwunden!“

Hatte Adriane das letzte je vordem gedacht? Und warum geſtand ſie es zu? Dem Gefangenen ſagte ein dumpfer Inſtinkt: „Sprich's aus — und die Spinne geht nicht wieder davon ins Sonnenlicht, ſie bleibt!“

Wie mit Widerhaken riß ſich das Wort aus ihrer Seele los — und Adriane erſchrak, als ſie es hörte, wie vor pietätloſer befreiender That. Ein Fetzen Schwäre, den die rückſichtsloſe Hand des Arztes von der Wunde zieht, und ſiehe, darunter iſt zarte heilende Haut! Nun ſtand ſie, wiederholte lautlos in ihrem Herzen die Worte: „Ihr ſollt ein ander Leben han, ſo wahr mir Gott helfe!“ und fühlte, wie ihr Schmerz den Eigenſinn verlor, fühlte ein Zittern der Erwartung und Hoffnung.

„Darf ich Euch wiederſehen?“ fragte Hans Georg. Ihre ſchönen, düſtren Augen, ihr junges leidvolles Geſicht, das wunderbare kniſternde rote Gold um ihre Schläfen und ihren Nacken hatten es ihm angethan. Und es mag auch wohl Inſtinkt ſein beim Manne, die zu mögen, welche um einen anderen leidenſchaftlich trauert; er fühlt, daß dieſe keine laue Seele iſt, ſondern die Kraft hat, ſtarke Liebe zu hegen.

Was Adriane antwortete, war ihr leid, doch ließ ihre ganze Seele keine andere Antwort zu.

„Auf einige Zeit gehe ich nicht wieder hierher,“ ſagte ſie, „ich weiß nun, Ihr habt mich beobachtet, Junker Hans!“

Dabei aber war in ihrer Stimme etwas Beſcheidenes und leiſe Bittendes, daß er nicht verletzt ſein konnte.

Die Straße an der Kirche entlang war nun völlig dunkel, nur aus einigen Fenſtern der Bürgerhäuſer fiel matter Lichtſchein durch die kleinen trüben Scheiben. Kinder armer Leute tobten noch und ſpielten auf dem Markt. Hinten aber von der Brücke her kam ein vornehmer Mann geſchritten, dem eine Laterne vorangetragen ward.

Da ſtreckte ſie ihm plötzlich voll innigen Dankes beide Hände entgegen, die er ergriff und ohne Scheu herzlich drückte.

Dann wendete ſie ſich raſch ab und eilte im Schatten der Mauern an den Häuſern entlang davon. Der Junker ſtand noch eine kurze Zeit mit laut klopfendem Herzen, bis der Schatten um die Ecke glitt. Dann folgte er ihr und ging im Schornſteinfegergäßlein vor dem Hauſe der Wedigen mehrmals hin und her, das Ohr geſpannt, ob er von innen Lärm und ſcheltende Stimmen oder gar Schläge höre. Blieb aber alles ſtill.

Wie er daheim auf der Leipzigerſtraße in ſeiner Kammer lag, kam ein großes Staunen über ihn, wohin es ihn riſſe und drängte, als ſäße er in kleinem Boote, das von hurtigem Waſſer gegen des Stromes Wehr und Abſturz getrieben wird — allein ihm war dabei ſtark, ruhig und glückſelig zu Mut. „Drauf und dran, Hans Jörg!“ ſagte er zu ſich ſelbſt.

In zerſtückter, gedrückter kleiner Zeit iſt es dem Gemüt eine Erlöſung, etwas Ganzes und Ungewöhnliches nahen und ſich überkommen zu fühlen. Adriane aber hatte Vorwürfe und Schläge ſtumm hingenommen. Als ſie dann in ihre Kammer entlaſſen war, fiel ſie nieder auf die Kniee, rang die Hände an der Holzwand empor und rief ohne Gedanken im heißen Wirbelſturm der Dankbarkeit unzählige und unzählige Male flüſternd Gott in der Höhe das Wort entgegen: „Ein Menſch, ein Menſch, ein Menſch, o ein Menſch!“

V.

Mit abergläubiſchem Staunen ſahen die Cöllner auf Liſe Bötzow, wie dieſe von Petzow her auf einem Karren gebunden abgeliefert und in das Spinnhaus gebracht wurde.

Eine luſtige Geſchichte.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Aus dem Jahr von Fehrbellin ein Heldenſtück, —
Hei, da glühn die braunen Wangen rot!
Kriegerſuiten — Frauenlächeln — Reiterglück —
Würfelſpiel um Leben oder Tod —
Schlachtenaventüren, kühn und ſchwer,
Aufgetiſcht im trüben Kellerlichte,
Wein- und Tabakdunſt darüber her —
Luſtig, luſtig iſt ſie, die Geſchichte!

M. Werner.

„So eine junge hübſche Dirne und hat's mit hölliſchen Dämonen! Iſt aber wendiſch Blut und ihr angeboren aus der Heidenzeit — drum kann ſie nicht davon laſſen!“

Liſes Prozeß war ein großer öffentlicher Skandal geworden. Seit langem hatte das Volk im Lande Brandenburg keine Hexe mehr brennen ſehen — ſo war die Neugier geſpannt.

Da fanden ſich auch eine große Menge Zeugen.

Eine alte Frau aus dem verbrannten Dorfe, welche die Feuersbrunſt überlebt, berichtete aus Liſes früher Jugend die tollſten Nachtſtückgeſchichten: „Sei üs 'ne Waldriderſche*), dat weit ick, ick heww ſe nachtens up'n Hexenring nackedig danzen ſehn an den ollen Puhl, un in't Water ſpringen und ſwimmen as ne Ente. Dat weiten ok alle, die noch an't Leiwen ſin ut unſ' Dörp. Dar wich ick nich von, und dat's woahr, un da bliew ick ok bi!“

Der „Puhl“ als Beweisſtück fand ſich noch vor, der Hexenring an demſelben auch — es war der bekannte Ring von Blätterpilzen auf einem verdächtigen Kreiſe friſch-grünen Raſens, der durch das gleichmäßige centrifugale Fortwachſen des Pilzmyceliums entſteht, bei welchem die inneren Teile ebenſo gleichmäßig wieder abſterben — eine Erſcheinung, welche noch heutigen Tags manchen, der's auf einer Wieſe ſieht, ſtutzig macht. Damals war das natürlich ein Hexentanzplatz, und zum Unglück hatte man das unbedachte Kind auf demſelben auch luſtig im Reigen ſpringen ſehen. Die übermütige Liſe hatte ja von je Luſt an Leuteerſchrecken und abergläubiſchem Unfug gehabt. Das kam ihr nun heim.

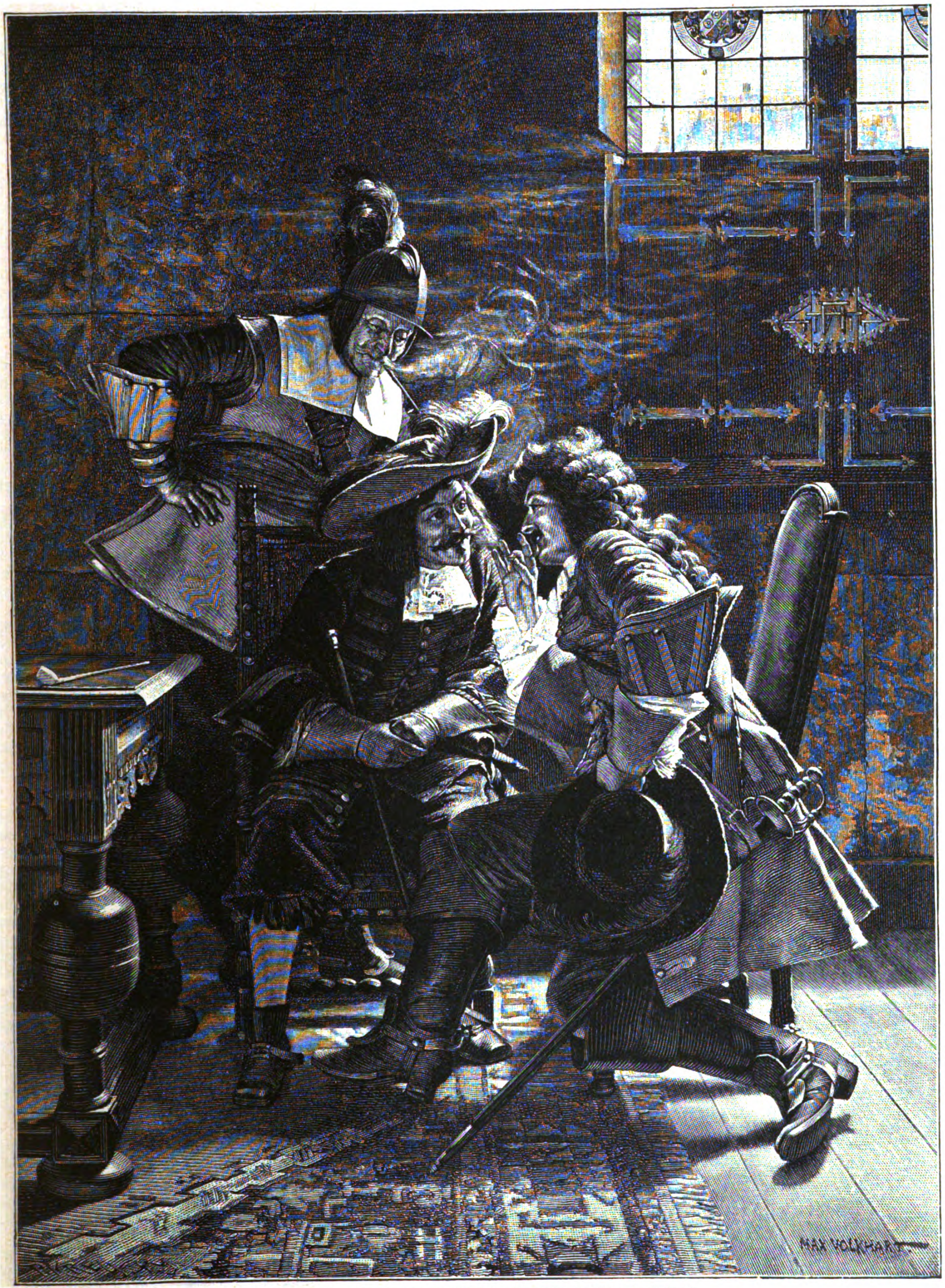
Auch der berüchtigte Hexenknoten hatte ſich an der unheimlichen Stätte vorgefunden, wo ſie ihre verdächtigen Abendluſtbarkeiten gehabt — ein ganz ſeltſam verknotet und verwickelt Läppchenpack, wie wir es auch in unſrem Jahrhundert noch finden, in welchem bekanntlich die Hexen viel beſcheidener geworden und nur ſelten noch mit fremder Milch ſich zu ſchaffen machen. Es war vermutlich ein zuſammengewundenes Blätterpäckchen, das geflügelte Inſekten als Larvenwohnung benutzt — allein auch der gelehrte Richter und der geiſtliche Herr ſahen es mit leiſem Grauen auf ihrem Tiſche liegen und legten den Finger nicht gern daran, da es doch recht bedenklich ſich anblickte. Hexenwerk — fraglos Teufels- und Hexenwerk!

Daß ſie an den Bilwitz glaubte, hatte ſie ja durch die That erwieſen. Da waren auch die Machower, an der Spitze Fräulein Meluſine von Zelen, die ſie zuerſt denunziert, ganz einwandsfreie Zeugen. Und dies war ein unzweifelhafter Abfall vom chriſtlichen Glauben. Was ſie da nun geſucht, den Spiegel vor die Bruſt gebunden, war wieder in Zweifel gehüllt. War es, wie ſie ſagte, daß ſie den Unhold fangen oder töten gewollt, weil er ihres Herrn Feld verwüſtete, oder war es die bekannte Sucht geweſen, welche die Hexen treibt, Umgang mit böſen Dämonen zu pflegen? Sicher ſtand nur aus den Ausſagen der Leute des ausgebrannten Dorfes feſt, daß ſie auch als Halbwüchſige bereits, wo nur ein Spuk ſich gezeigt, neugierig nachts herumgeſchlichen war.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Hexe im niederdeutſchen Sprachgebrauch.


MAX VOLKHART

Eine luſtige Geſchichte. Nach dem Gemälde von Max Volkhart.

Die Hamburger Hausfrau während der Cholerazeit.

Eine treue Freundin des Daheim in der ſchwergeprüften Hanſaſtadt ſchreibt uns: Schauen wir einmal hinter die Kouliſſen und folgen einer Hamburger Hausfrau, die Mann, fünf Kinder und ein junges Dienſtmädchen (letztere ſind nämlich die allerunvernünftigſten!) zu bewachen hatte, durch die tragikomiſchen Erlebniſſe und Pflichten eines Tages während der Cholerazeit.

Wenn ſie morgens ſich und die Kinder angekleidet und gewaſchen hatte (wohlbemerkt in gekochtem Waſſer, da ungekochtes Elbwaſſer bacillenhaltig iſt), ging's zum Kaffee. Der Hausherr hatte eben ſeine Zeitungslektüre beendigt und ſaß mit gefurchten Brauen und finſteren Mienen vor ſeiner Kaffeetaſſe. Nicht das freundlichſte Lächeln und anmutigſte Geplauder ſeiner Ehehälfte vermochte ſeinen Mißmut zu zerſtreuen, der nicht etwa nur den ſchlimmen Choleraberichten und den noch ſchlimmeren Geſchäftsausſichten zuzuſchreiben war, ſondern ſeinen Hauptgrund in der verabſcheuten geſchmolzenen Butter und den altbackenen geröſteten Brötchen hatte.

Aber was half's? Der gedruckte Zettel, auf dem die erlaubten und unerlaubten Speiſen während der Cholerazeit genannt wurden, hing breit vor ihm an der Wand. Anders war's eben nicht geſund jetzt, und das mußte auch in verſchiedenen Variationen den Kindern gepredigt werden, wenn Anna erklärte, ſich die Zähne auszubeißen an dem zähen Brot, Franz, der neugebackene Quintaner, ſeine gekochte Milch verächtlich als „Babygeſöff“ bezeichnete, oder Liſa und Grete Geſchrei erhoben nach mehr Butter oder Zucker, welche ihnen in geringerem Maße als ſonſt verabreicht werden mußten.

Nachdem das Frühſtück glücklich beendet war, eilte der Vater ins Geſchäft, ohne ſeiner Gattin den ſonſt üblichen Abſchiedskuß zu geben, denn von vorſichtigen Leuten wurde auch das Küſſen jetzt für ſchädlich gehalten. Da die Kinder wegen der Anſteckungsgefahr leider Schulferien hatten, mußten ſie im Hauſe beſchäftigt werden, was keine ganz leichte Aufgabe war. Franz war übrigens ſchon jetzt mit einigen wohlthuenden Kraft- und Verdauungsübungen beſchäftigt, in Form von Purzelbäumen, Luftſprüngen über ſämtliche Schemel der Stube und Ziehverſuchen an den langen Zöpfen ſeiner zeternden Schweſtern. Er ließ ſich aber auf der Mutter Wunſch nach einer weniger aufregenden Thätigkeit gnädigſt herab, ſeine Schreibtafel zu holen, um ſeine Zeit dem Karikaturenzeichnen zu widmen, wobei er die Weiſung erhielt, beileibe nicht den Griffel in den Mund zu ſtecken oder mit dem naßgemachten Finger die Tafel zu reinigen, was beides höchſt choleragefährlich war. Liſa und Grete wurden überredet, ſtatt des den kleinen Mägen nicht gerade dienlichen Kochenſpielens ſich mit ihren Puppen zu beſchäftigen. Anna, als die älteſte, wurde beauftragt, das Frühſtücksgeſchirr abzutragen und ſorgfältig alle Speiſereſte zuzudecken, wegen der jetzt ſo gefährlichen Fliegen. Dann mußte Trudchen, die Kleinſte, in abgekochtem Waſſer gebadet werden, und nachdem ſie Anna auf ihrem Kinderſtühlchen zur Beaufſichtigung übergeben war, konnte die Hausfrau endlich an ihre anderen häuslichen Pflichten denken.

Da galt's zuerſt aufzupaſſen, daß das Waſchgeſchirr auch wirklich mit gekochtem und nicht mit dem viel bequemer erreichbaren Leitungswaſſer gereinigt und gefüllt wurde. Dann mußte achtgegeben werden, daß das ungekochte Waſſer zum Reinigen der Fußböden auch gehörig desinfiziert war vor dem Gebrauch. Denn entweder meinte die Doris: „Ach, Madam, tum Schüern deit dat nich nödig!“ oder ſie goß ſolche Unmaſſen des nicht billigen Desinfektionsmittels hinzu, daß die Flaſche, welche die Hausfrau eben gefüllt glaubte, im Umſehen ſchon wieder leer war.

War das Reinigen der Stuben überwacht, der Staub peinlich von allen Möbeln gewiſcht, die Thürdrücker und Thüren, beſonders die Hausthür, mit Karbolwaſſer abgerieben, ſo wurde das Mädchen nach dem Quellwaſſerwagen geſchickt, der eben durch die Straßen klingelte, um friſches Trinkwaſſer zu holen. Da dieſe angenehme Zerſtreuung die Köchin meiſtens eine geraume Weile fern hielt, ſo mußte die Hausfrau ſelbſt alle verſchiedenen Lieferanten abfertigen.

Die Milchfrau brachte Milch, welche ſchleunigſt gekocht werden mußte, um etwaigen verhängnisvollen Verſehen vorzubeugen. Das friſche Brot vom Bäcker mußte zum Nachröſten in den ſchon am frühen Morgen wegen des vielen Waſſerkochens geheizten Ofen geſchoben werden. Inzwiſchen kam der Schlachter mit dem „täglich für feſt“ beſtellten Kalbfleiſch, als dem am leichteſten verdaulichen. Die Gemüſefrau meldete ſich auch, war aber leider ſchon vom Fenſter aus von der kleinen Grete erſpäht worden, die nun die Mutter auf Schritt und Tritt verfolgte mit der flehentlichen Bitte, ihr doch von den gelben Pflaumen oder den ſchönen Äpfeln zu kaufen, bis ſie endlich mit einem peremptoriſchen „Nein!“ zur Ruhe und in die Wohnſtube zurückgewieſen wurde.

Beſuche kamen während der Choleraperiode gottlob nicht, dafür aber der Briefträger mit Briefen, welche ſämtlich aus Anfragen verſchiedener Bekannten nach dem Wohlbefinden beſtanden und meiſtens die dringende Bitte enthielten, doch ja „täglich!“ Nachricht zu geben.

Nach all dieſen Störungen wollte die Hausfrau ſich endlich der Küche und der inzwiſchen zurückgekehrten Doris zuwenden, als Anna mit der Schreckensbotſchaft erſchien, Liſa klage über heftige Leibſchmerzen. Angſterfüllt ſtürzte die Mutter ins Wohnzimmer, nahm ihr ſchreiendes Töchterchen auf den Arm, packte es ſchleunigſt in warme Tücher ein, kochte Pfeffermünzthee und war in Todesängſten, Liſa könne die Cholera bekommen.

Gott ſei Dank war das kleine Fräulein im Lauf einer Stunde wieder wohlauf, und die Mutter ging erleichtert in die Küche zum Eſſenkochen. Freilich fehlte es auch hierbei nicht an Ärgerniſſen. Doris wurde noch eben zur rechten Zeit dabei ertappt, wie ſie, trotz aller täglich erfolgter öffentlicher und privater Warnungen, ihren Durſt mit einem Becher Leitungswaſſer löſchen wollte. Dabei mußte ſie fortwährend ermahnt werden, nicht die Gefäße unter dem Leitungshahn abzuſpülen, das Gemüſe, Fleiſch und die Kartoffeln mit gekochtem Waſſer zu ſäubern und ans Feuer zu ſetzen, auch genügend Waſſer ins Kochen zu bringen, um Vorrat für den ganzen Tag zu haben, und beſonders ſich ja vor jeder Berührung mit den Eßwaren die Hände in desinfiziertem Waſſer zu waſchen. Natürlich lief das alles nicht ohne Schelten und Brummen der Küchenfee ab. Vor der alten „Collera“, wie ſie ſich ausdrückte, war es doch viel bequemer geweſen.

Unter allen ſolchen Vorbereitungen, und nach dem geduldigen Anhören verſchiedener Schauer- und Trauergeſchichten, welche Doris unterwegs erfahren hatte, war die Mittagszeit herangerückt. Die ganze Familie mußte ſich trotz vielſeitigen Sträubens der Kinder, die fanden, ſie wären noch rein genug, ihre Hände in Karbolwaſſer waſchen, und das Eſſen konnte aufgetragen werden. Der zurückgekehrte Hausherr ſaß mit etwas vergnügterer Miene als am Morgen im Kreiſe ſeiner Lieben, die, wie er dankbaren Herzens ſah, vollzählig verſammelt waren und trotz des frugalen Speiſezettels einen höchſt geſunden Appetit entwickelten. Nur Liſa fragte am Schluß der Mahlzeit betrübt, warum es jetzt niemals mehr Obſt oder Pudding zum Nachtiſch gäbe. Sie wurde aber ſofort energiſch von Franz mit den Worten abgefertigt: „Wenn du dir den Magen verdirbſt, kriegſt du wieder Leibweh und nachher die Cholera. Kuchen gibt's überhaupt jetzt nicht, nicht mal Geburtstagskuchen, daß du's nur weißt!?“

Nach Tiſch hielt der Vater ein kleines Schläfchen. Auch die Mutter hätte gern auf ein Stündchen die Augen geſchloſſen, aber die vielen Fragen und Erzählungen der Kinder, die nun endlich auf längere Zeit ihr gutes Mütterchen im Zimmer hatten, ließen ſie nicht dazu kommen. Anna erzählte: „Denke dir, Mama, Lilly Winter ſchreibt mir heut, es wäre gar nicht ſchön geweſen auf ihrer Reiſe. Weil ſie aus Hamburg kamen, mußten ſie mehrere Tage in einem gräßlichen Armenhauſe zubringen, ehe ſie in den Ort durften, und ihre ſchönen Kleider ſind ganz verdorben durchs Desinfizieren. Nachher hat der Wirt im Hotel ſie gebeten, doch lieber für ſich im Zimmer zu eſſen, da ſeine Gäſte Angſt vor ihnen hätten.“

Franz berichtete wichtig: „Du, vorhin hielt nebenan ein Krankenwagen, ſie trugen den Schuſter aus dem Keller hinein. Er war um und um in wollene Decken eingepackt, und zwei Wärter trugen ihn!“

Dazwiſchen fragte Grete: „Mama, haben die ‚Baſtillen‘ auch Beine?“ und Liſa erkundigte ſich angelegentlich, ob Weihnacht die Cholera zu Ende ſei, denn wer ſollte ſonſt die Äpfel und Braunekuchen eſſen?

Nachdem geduldig alle Erzählungen der Kinder angehört und alle Fragen nach beſtem Wiſſen beantwortet waren, wurde Kaffee getrunken und dann ein gemeinſamer Spaziergang unternommen, der aber auch nicht die ſonſtigen Freuden eines ſolchen aufwies.

Überall auf den Straßen roch es nach Karbol, harmloſe Spaziergänger traf man faſt gar nicht, und die Kinder mußten fortwährend ermahnt werden, daß ſie nicht, wie ihre Mode war, die Geländer und Mauern mit den Händen ſtreiften, daß ſie den eilig dahinſchreitenden Leuten, welche meiſt traurigen Beſchäftigungen nachgingen, zur rechten Zeit auswichen, daß ſie ſich nicht überfahren ließen von den vielen Doktor- und Krankenwagen, welche im Galopp durch die Straßen fuhren u. ſ. w. War dann endlich ein ruhigerer Spazierweg in den Anlagen erreicht, ſo entſtand wieder ein neuer Übelſtand daraus, daß die ermüdeten Kinder ſich nicht wie ſonſt wegen der Anſteckungsgefahr auf den angebrachten Bänken ausruhen konnten.

Auf dem Heimwege hatte die Mutter nicht nur die Kinder durch ermunternde Zurufe, wie: „Franz, guck' dich doch nicht fortwährend um!“ „Anna, zieh die Beine nach, du ſchläfſt ja ein!“ zum Weitergehen anzuſpornen, ſondern auch Doris mußte ſamt dem Kinderwagen vor jedem vorbeikommenden Wagen Halt machen oder wenigſtens langſamer fahren, um feſtzuſtellen, ob es ein Kranken- oder Doktorwagen ſei. Müde und verdrießlich langte die kleine Karawane zuletzt zu Hauſe wieder an. Nachdem alle ihre Hände gründlich desinfiziert, ſowie ihre Kleider und Stiefel mit Karbolwaſſer beſprengt hatten, was nach jedem Ausgang geſchehen mußte, erhielten die Kinder Abendbrot und wurden ins Bett gebracht, wobei natürlich jedes der kleinen Kinder von Mama ſelbſt ausgezogen ſein wollte. Dann wurde „gute Nacht“ gewünſcht, und Grete ſchlief mit der leider unbeantwortbaren Frage ein: „Mama, wie viele Tage iſt nun noch Cholera?“

Den Schluß des Abends bildeten die beim Thee vom Hausherrn erzählten traurigen neueſten Krankheitsberichte und einige ebenſo trübe Berichte, welche man den ſehnſüchtig wartenden Bekannten ſchicken mußte. Der erſte ſchöne Augenblick des langen Tages war, als die todmüde Hausfrau den Kopf ins Kiſſen drückte mit dem tröſtlichen Gedanken: „Gottlob, wieder ein ſchlimmer Tag vorüber und alle die Meinigen noch geſund!“ A. Felix.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Dann erſchien es freilich ſehr auffällig, daß Lenke am Nachmittag vorher bei ihm geweſen war und ihn um eine Arztfuhre für den Kranken gebeten hatte. „Jakubs war auch krank,“ ſagte ſie auf dieſe Vorhaltung. „Ich hab' ihn mit vielen guten Worten gebeten, er möchte in der Nacht nicht fortgehen. Aber inzwiſchen war jemand bei ihm geweſen, und dem hatte er's verſprochen. So krank er war, ging er aus. Ich glaube auch nicht, daß er von den paar Schrotkörnern geſtorben iſt, ſondern weil er ſeine Krankheit nicht beachtet hat.“

Sie leiſtete den Eid, ohne mit der Wimper zu zucken. Lauronat warf ihr einen dankbaren Blick zu.

Nun ſollte auch Busze ſchwören. Es blieb doch immer die Möglichkeit, daß er nicht der Mitſchuldige war, und wenn man ihr glauben durfte, daß er die Nacht in ſeinem Bett zugebracht habe, war er's nicht. Davon hing jetzt viel ab — Lauronat ſelbſt meinte, alles. Als ſie vortrat, war ſie kreidebleich. Warum hatte Lenke falſch geſchworen, als weil ſie ihrem Manne heraushelfen wollte? Und warum wollte ſie ihrem Manne heraushelfen —? Es brannte ihr im Herzen wie hölliſches Feuer. Die ſchlechte Perſon erwartete doch ihren Lohn! Sie wußte wohl ſchon, daß ſie ſich auf Pawils verlaſſen könnte. Und ſie ſelbſt ſollte ihre Seele ... Busze war fromm; ſie glaubte an die Strafen im Jenſeits, mit denen der Richter drohte. Als ſie die Hand aufhob, flatterten die Finger. Sie ſah zu ihrem Manne hinüber, ganz hilflos. Wenn er ſie liebevoll angeblickt hätte —! Aber in ſeinen Augen blitzte es, die Lippen preßten ſich zuſammen, und die Fauſt war geballt. Du mußt! ſchien er ihr zurufen zu wollen. Und da konnte ſie nicht. Sie ließ die Hand ſinken und ſagte, kaum vernehmlich: „Ich will nicht — ſchwören, wenn ich nicht verpflichtet bin ... will nicht ...“ Sie brach in ein ſchluchzendes Weinen aus. Der Gerichtsbote führte ſie aus dem Zimmer.

Pawils Lauronat wurde verurteilt. — —

Seitdem empfand er gegen ſeine Frau etwas wie Haß oder Verachtung, oder wie beides zugleich. Er wußte, daß er ihr zugemutet hatte, einen falſchen Eid zu leiſten, aber das entſchuldigte ſie in ſeinen Augen nicht. Sie war ſeine Frau und mußte für ihn einſtehen — auch wenn er im Unrecht war, auch wenn ſie ſich ſelbſt in die ſchwerſte Seelennot brachte. Das war ſeine Empfindung, und ſie ſprach ſo deutlich, daß keine andere Stimme vernehmbar wurde. Busze hatte ihm ſelbſt den Schwur gebrochen — feige und allein auf ſich ſelbſt bedacht, hatte ſie ihn im Stich gelaſſen. Ein treuer Gefährte wollte und konnte ſie ihm nicht mehr ſein. Es war aus zwiſchen ihnen.

Busze ſah das auch ebenſo ein. Er brauchte gar kein Wort zu ſagen, ſie verſtand ihn. Sie machte ihm auch keinen Vorwurf — ein anderer hätte nicht anders darüber gedacht. Es war ja auch nicht Gottesfurcht allein geweſen ... ſie konnte ſich nicht einmal ehrlich damit verteidigen. Wenn er ſie geſchlagen, mit den Füßen geſtoßen hätte, ſie würde den Schmerz verbiſſen haben. Aber ſo viel war ſie ihm nicht einmal mehr wert, daß er ſie züchtigte. Er ſah über ſie hinweg, als wäre ſie für ihn nicht auf der Welt, und nachts ſchlief er im Stall bei den Braunen oder nahm das Gewehr und ging fort.

Das blieb ſo, bis er ins Gefängnis abgeführt wurde, die beiden Strafen zu verbüßen. Kurz vorher hatte er von ſeinem Königsberger Anwalt einen Brief erhalten, der ihm meldete, daß der Prozeß verloren ſei. Er möge ſich nun erklären, ob er an die zweite Inſtanz gehen wolle. Zu raten ſei hierzu aber durchaus nicht, da die Beweisaufnahme für ihn ungünſtig ausgefallen. Wiſſe er nichts Neues von Erheblichkeit vorzubringen, ſo werde das Ergebnis genau dasſelbe ſein. Eine lange Gebührenrechnung lag bei. „Du kannſt warten!“ rief Lauronat höhniſch. Er war überzeugt, daß der Anwalt den Prozeß ſchlecht geführt, der Richter parteiiſch geurteilt habe. In ſeiner jetzigen Stimmung hatte er aber auch kein beſſeres Vertrauen zu einem anderen Anwalt und zu einem anderen Richter. Sein Kopf faßte die Thatſache, daß er ohne erkennbare eigene Schuld ſein Pferd und ſein Geld verloren und obendrein alle die Koſten zu tragen haben ſollte, nur unter der Beleuchtung, daß ein Littauer kein Recht bekomme — ſelbſt nicht gegen die Juden. Keleiwis hatte vergeblich vor ihnen gewarnt! „Nun iſt ſchon alles gleichgültig,“ beſchied er ſich, „mag's gehen, wie's geht.“ Er antwortete dem Anwalt gar nicht. „Mag's gehen, wie's geht.“

* * *

Im Gefängnis hatte er lange Zeit, über ſeine Erlebniſſe nachzudenken und ſich die Zukunft zurechtzulegen. Klarer wurde er ſich jedoch nicht. Im Gegenteil verbitterte ſich nur mehr und mehr ſein Gemüt, indem er ſich vorſtellte, wie immer ein Unglück ſich ans andere reihte, bis die Kette ihn ganz niederzog. Alles, was ihn betroffen, nannte er Unglück, auch was ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Wenn dies nicht geweſen wäre, würde auch das nicht geweſen ſein — und ſo weiter zurück bis zu den erſten Urſachen durch alle Folgen hindurch. Stand da etwas im Wege, das ſich ſo nicht einfügen laſſen wollte, ſo ſtieß er es zur Seite fort. Es war ihm aber auch ein Leichtes, Dinge in nächſten Zuſammenhang zu bringen, die in Wirklichkeit fernab voneinander lagen. Er verband ſie durch die Perſonen, zu denen er ſelbſt in Beziehung ganz anderer Art ſtand, und beurteilte dieſe Perſonen nun wieder aus ſeiner Stellung zu jenen Dingen heraus. So ergab ſich ihm, je länger er in einſamen Stunden grübelte, ein Bild, in dem alle Linien ſchief und alle Farben verkehrt waren. Seine Frau, die Altſitzer, der deutſche Nachbar, der Förſter, die Pferdejuden, Nathan Hirſch, die Richter, die Advokaten, alle hatten ſie ſich zu ſeinem Unglück verſchworen. Er mußte ſich gegen ſie wehren und brauchte in den Mitteln nicht zaghaft zu ſein. Wie ſie ihm mitgeſpielt hatten, ſo meinte er's ihnen wiedergeben zu dürfen. Und zuletzt würde er doch obenauf bleiben! Daran richtete er ſich auf. Es war ſein einziges Vergnügen, ſich auszudenken, wie er mit jedem einen beſonderen Tanz aufführen könnte, wenn er erſt wieder frei wäre. Ganz ohne Groll dachte er nur an Lenke. Sie hatte für ihn geſchworen und ſich dadurch auf Zeit und Ewigkeit mit ihm verbündet. Auf ſie durfte er ſich verlaſſen. Er wußte noch nicht, wie ſie ihm ferner helfen könnte, aber ſeine Gedanken waren viel bei ihr. Von ihr konnte er fordern, was er wollte, das ſtand in ſeiner Überzeugung feſt.

Als nun endlich der Tag ſeiner Entlaſſung herannahte, ſchrieb er an Busze, ſie ſolle ihn mit den Braunen abholen laſſen und die lange Peitſche mitſchicken. Er wollte wie ein Herr vom Gefängnis abfahren und den lumpigen Kerlen von Beamten, die ihn ſo lange von obenher angeſehen hatten, zeigen, wer er wäre.

Busze kam ſelbſt. Sie ſah krank und vergrämt aus — recht häßlich, fand er. Und ſie war nicht mit ſeinem Fuhrwerk gekommen, ſondern hatte einen ſchlechten Gaul, dem die Knochen herausſteckten, vor den alten Arbeitswagen geſpannt.

„Wo ſind die Braunen?“ herrſchte er ſie zornig an.

„Verkauft,“ antwortete ſie.

„Verkauft? Wer hat gewagt —?“

„Der Exekutor hat ſie verkauft. Er hat alles verkauft, was er fortnehmen konnte. Es ſieht elend bei uns aus.“

„Das gilt nicht,“ rief er, feuerrot vor Wut. „Was? In meiner Abweſenheit! Während ich im Gefängnis ... Das gilt nicht.“

Sie lächelte bitter. „Danach fragen ſie nicht. Die Zinſen konnten nicht bezahlt werden und die Abgaben und die großen Koſten. Wovon ſollte das alles bezahlt werden? Jeder griff zu.“

„Und du haſt mich ausplündern laſſen! Warte, das will ich dir gedenken.“

„Wie konnte ich . . .“

„Mit dem Krüppelfuhrwerk fahre ich nicht,“ ſagte er, ſich mit Verachtung abwendend. „Steige nur allein wieder auf. Ich gehe lieber zu Fuß — ich komme nach. So kläglich ſoll man den Pawils Lauronat in Gilguhnen nicht einfahren ſehen. Die Braunen —! Ich könnte weinen. Das iſt mir zum Poſſen geſchehen. Aber wartet nur —! Es wird ſich finden.“

Busze verſuchte, ihm gut zuzureden. Aber er hörte nicht auf ſie und wurde nur noch wilder. Sie mußte ſich allein aufſetzen; kein freundliches Wort hatte ſie erhalten — nicht einmal nach den Kindern hatte er gefragt. Traurig ſaß ſie auf dem Strohbündel, ganz zuſammengeſunken; die Leine hielt ſie loſe in der Hand, der magere Gaul lahmte weiter, wie es ihm gefiel.

Lauronat ging auf weitem Umwege nach Hauſe. Er ſprach in Iblauken bei Lenke Kalbis an. Sie ſtand in ihrem Garten mit der Hacke in der Hand, guckte über den Strauchzaun, ſah ihn kommen und jauchzte hell auf. „Nun wird's wieder gute Zeit!“ rief ſie ihm zu.

Er faßte ſie unter die Arme und hob ſie über die roten Fichtenbüſchel.

„Mit dir möcht' ich einmal tanzen,“ ſagte ſie lachend.

„Das kann wohl noch geſchehen,“ meinte er. Sie erfuhr, daß er eben aus dem Gefängnis komme.

„Du willſt nun gewiß dein Geld holen?“ forſchte ſie.

„Iſt es noch da?“ fragte er.

„Was denkſt du? Es liegt, wo du es hingelegt haſt.“

„So laß es liegen. Es läuft mir jetzt doch aus der Hand fort. Wer weiß, ob ich's nicht noch einmal nötiger brauche.“

„Biſt du hungrig?“

„Nein, aber durſtig. Nach all dem Gefängniswaſſer ein Glas Branntwein —“

„Die ganze Flaſche ſollſt du haben. Komm ins Haus.“

Als er nach einer Stunde fortging, ſchien er nicht ganz ſicher auf den Füßen. Er zeigte über das Moor hin, blinzelte mit den Augen und ſagte: „Nun ſoll der Förſter bald wieder keine ruhige Nacht haben. Du wirſt doch mit mir fahren?“

„Gewiß! Das Boot liegt im Schilf, und ich kenne alle Gräben. Klopfe nur dreimal ans Fenſter, dann weiß ich, daß du's biſt.“

„Alſo auf Wiederſehen!“

Haus und Hof fand er wirklich ganz ſo elend, als Busze vorhergeſagt hatte. Den lahmen Gaul hatte der Exekutor ihm gelaſſen und die ſchlechteſte Kuh. Die Stube und die Kammern waren bis auf das notwendigſte Mobiliar ausgeräumt, auch ſeine beſten Kleider, ſelbſt das Gewehr, verkauft. Darüber war er am meiſten aufgebracht. Nun mußte er von Lenke Kalbis ihres verſtorbenen Bruders Jagdzeug borgen, das ſich freilich dem ſeinigen nicht verglich. Vorräte fehlten. Der Acker war ſchlecht oder gar nicht beſtellt. Erdenings hatte nur notdürftig für ſich und Urte geſorgt. Dabei waren die Schulden nicht einmal getilgt, die Hypotheken gekündigt, neue Klagen im Gange. Es ließ ſich vorausſehen, daß das Grundſtück in wenigen Monaten zur Subhaſtation kommen müßte. Lauronat wußte gar nicht, wo er zuerſt angreifen ſollte, und gab's bald ganz auf, ſich darüber den Kopf zu zerbrechen. Helfen konnte er ſich doch auf die regelrechte Weiſe nicht mehr. Es kam nur noch darauf an, aus dem nahen Zuſammenbruch möglichſt viel für ſich zu retten.

Der Krüger, mit dem er ſprach, meinte, es werde ihm doch nichts übrig bleiben, als das Grundſtück zu verkaufen. Könne das freiwillig geſchehen, ſo laſſe ſich vielleicht noch eher ein angemeſſener Preis erzielen als beim Zwangsverkauf. Wo aber einen Käufer finden? „Danach wirſt du dich bei dem weiſen Nathan erkundigen müſſen,“ meinte der Krüger, „der hat immer einige reiche Wirtsſöhne an der Hand. Die Deutſchen, die kaufen wollen, wenden ſich auch an ihn.“

„Ich will an einen Deutſchen nicht verkaufen,“ ſagte Lauronat. „Der Liebelt hat ſchon bei mir anfragen laſſen, aber der wär' der letzte.“

„Ja —“ Der Krüger zuckte die Achſeln. „Sprich doch mit Nathan Hirſch. Reell iſt er, und was irgend einer machen kann, das kann er.“

Nathan Hirſch! An den wandte Lauronat ſich ungern. Mit ſeinen großen klugen Augen ſah der alte Mann ihn immer durch und durch. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß es nicht möglich ſein könne, ihn zu überliſten. Macht er ein Geſchäft, ſo weiß er ganz genau, daß es ihm nicht zum Schaden ausſchlägt, und weiter geht er keinen Schritt. Würde er ihm jetzt helfen, irgend einen Gimpel zu fangen? Lauronat kam ſich ſelbſt wie ein Gimpel vor, den der kluge Vogelſteller ſich ſchon eingefangen hatte. Er war ihm im Innerſten zuwider. Und doch — der Krüger hatte ganz recht: ohne Nathan Hirſch ließ ſich in ſolchem Fall nicht vorwärts kommen.

Er entſchloß ſich alſo doch wieder, zu ihm zu gehen. Jedenfalls koſtete es ja nichts, wenn er mit ihm ſprach. Der alte Nathan empfing ihn aber diesmal mit ſehr ernſtem Geſicht. „Du haſt mich in allerhand Ungelegenheit gebracht,“ warf er ihm vor, „weil du biſt verſteckt vorgegangen und mit der Wahrheit haſt hinter dem Berge gehalten. Als ich dir die zweiten tauſend Mark gab, hab' ich müſſen glauben, es könnte dir geholfen werden. Hätt' ich ſonſt deine Schwiegereltern beredet, ſie ſollten zurücktreten, was ich doch für unſchädlich hielt? Nun iſt Erdenings zu mir gelaufen wohl zehnmal und hat ſich beklagt, daß ich ihm Unrecht gethan habe, und hat mich bei allen Leuten verſchrieen als einen Betrüger und Blutſauger. Der Mann aber, dem ich das Dokument cediert habe nach beſtem Gewiſſen als gut und ſicher, hat keine Zinſen erhalten und in meinem Hauſe gelärmt und von mir ſein Geld haben wollen, da ich ihm doch nichts ſchuldig war. Und um mir in Tilſit die Kundſchaft nicht zu verſchlagen, hab' ich beißen müſſen in den ſauren Apfel und zurückkaufen das Dokument und ſelbſt die Sache bei Gericht betreiben. Du biſt ein leichtſinniger Menſch, mein guter Lauronat, auf den kein Verlaß iſt. Gott gerechter, hätt' ich ahnen können, daß du ins Gefängnis wandern müßteſt! Die Rebekka hat mir Vorwürfe gemacht und der Jakob und der Moſes. Warum laß ich nicht meine Hand davon? Nun haſt du's ſo weit gebracht als ein Verächter des Geſetzes. Die Augen aus dem Kopf ſchämen würd' ich mir an deiner Stelle. Du aber

Kirchgang. Von B. Vautier.

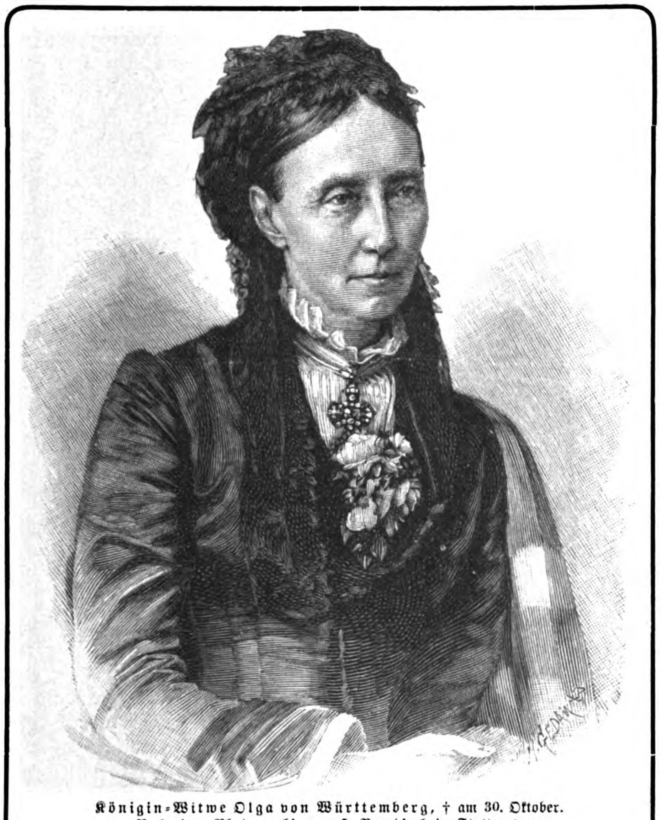
ſtehſt da, als ob du nur zu kommandieren haſt: Nathan, ſpring' mir auf! Was willſt du von mir, frag' ich?“

„Du ſollſt mir das Grundſtück verkaufen,“ ſagte der Littauer. „Was ſchreiſt du mich an? Dein Geld iſt ja doch allemal ſicher.“

„Ich kann froh ſein, wenn ich herausbiete meine Hypothek,“ antwortete Nathan. „Wer kann mehr geben für ein verwahrloſtes Grundſtück ohne Inventar?“

Lauronat lachte auf. „So billig geb' ich's nicht, du wirſt einen beſſeren Käufer finden.“

„Meinſt du? Und wenn einer etwas zulegt, das kommt dem Altſitzer zu gut. Mit dem großen Ausgedinge kauft kein vernünftiger Menſch das Grundſtück. Erdenings fällt aus. Verkaufſt du aber, daß er nicht ganz leer ausgeht, ſo bleibt für dich doch unter allen Umſtänden nichts übrig.“



Königin-Witwe Olga von Württemberg, † am 30. Oktober.
Nach einer Photographie von H. Brandſeph in Stuttgart.
(Vergl. Aufſatz im Jahrgang XXV. Nr. 38.)

„Es ſoll aber für mich etwas übrig bleiben,“ ſagte Lauronat, und trat dabei mit dem Fuß auf. „Wie du es machſt, iſt deine Sache. Für dich ſelbſt nimm ab, ſo viel du willſt.“

Nathan Hirſch wiegte unmutig den weißen Kopf. „Bin ich ein Hexenmeiſter? Kann ich herausſchlagen Gold aus Steinen? Soll ich dir zuliebe an einem anderen zum Spitzbuben werden? Geh nur, geh! Du biſt ſchlecht. Für keinen Pfennig Vertrauen ſetze ich mehr in dich. Was einen Menſchen heraufbringt, das iſt Arbeitſamkeit — daß er über das Notwendige thätig iſt — und Sparſamkeit — daß er auch von dem kleinen Gewinn etwas ablegt für die Zukunft — und Redlichkeit — daß er ſein Wort hält, wie er es gegeben hat. Du aber biſt auf der Jagd herumſpaziert wie ein Junker, und haſt allemal mehr verbraucht als eingenommen, und haſt viel verſprochen, aber wenig gehalten. Deshalb iſt es mit dir gegangen bergab bis ganz unten hin. Wie willſt du verkaufen mit Überſchuß für dich ſelbſt, wenn dir kein Strohhalm auf dem Dach mehr gehört?“

Dieſe Vorhaltung war dem Littauer offenbar ſehr ärgerlich. „Du biſt nicht mein Vormund,“ ſagte er, „und auch nicht mein Seelſorger. Es wär' alles anders gekommen, wenn nicht...“ Er ſchlug mit der Hand in die Luft. „Du biſt klüger als ich. Soll ich dich belehren, wie man beim Grundſtücksverkauf etwas herausſchlägt? Du kannſt meinetwegen parzellieren. In Stücken bringt das Land mehr ein. So haſt du auch dem Kriſtups Klaputis und dem Endrik Klimkies geholfen und vielen anderen: ein Stückchen iſt noch für ſie übrig geblieben.“

„Die waren ſo tief nicht verſchuldet,“ verſicherte Nathan eifrig, „da ließ ſich das Geſchäft machen. Ich hab' ihnen Gutes gethan, und nun hören ſie doch auf ſchlechte Leute und meinen noch nicht genug gerettet zu haben und nennen mich verächtlich einen Güterausſchlächter. Man thut Euch, wenn Ihr Euch ruiniert habt, nichts zu Dank. Übrigens behalt' ich mir vor, dein Grundſtück zu parzellieren, aber erſt wenn ich's habe annehmen müſſen für mein Geld.“

„Jude —!“ rief Lauronat und ballte die Fauſt.

„Und ich will dir auch ſagen warum und wozu, mein lieber Sohn. Für mich ſelbſt will ich nicht mehr als mein Kapital und meine Zinſen und Auslagen. So viel zahlt jeder für das Grundſtück — da bin auch ich ganz ruhig. Aber hinter mir ſteht ein alter Mann und eine alte Frau, die haben gehofft, geſichert zu ſein bis an ihr ſeliges Ende, und ſollen jetzt werden Bettler. Denn mit dem Altenteil kann Erdenings nicht mitbieten — die Gläubiger laſſen ihm nicht ſtehn die Hypotheken, wenn er nichts hat in der Hand, die Wirtſchaft wieder heraufzubringen. Deshalb denk' ich dran, das Grundſtück zu verkaufen in Parzellen für einen beſſeren Preis und den Käufern aufzulegen einen angemeſſenen Teil der Laſt oder für Erdenings und ſeine Frau das Haus und den Garten und ein paar Morgen Acker übrig zu behalten an Stelle ihres Ausgedinges. Das mag dann künftig ihre Tochter von ihnen erben.“

Lauronat ſchien ſehr beunruhigt; ſeine Finger zuckten, und die Blicke wanderten im Zimmer herum. „Das alſo haſt du im Sinn?“ ziſchte er. „Für die Nichtsthuer willſt du ſorgen, wenn deinen Worten zu trauen iſt, mich aber, den Wirt, läßt du verderben! O pfui!“

„Sie ſind alt, Pawils, ſie ſind alt,“ ſagte Hirſch. „Wird dich Gott werden laſſen alt, wird er dich laſſen einſehn, daß die Jahre auch drücken. Jetzt biſt du noch jung und kannſt arbeiten und mit deiner Arme Kraft verdienen deinen Unterhalt. Wenn du willſt, ich ſoll parzellieren mit demſelben Effekt, daß für dich nichts bleibt und die Altſitzer den Reſt nehmen, ſo will ich parzellieren vor dem Zwangsverkauf. Anders thu' ich's nicht.“ Er hob ſein Samtkäppchen ab und ſetzte es wieder auf, als ob er ſagen wollte: adieu, das iſt mein letztes Wort.

So verſtand Lauronat ihn auch. „So mag alles gehen, wie's geht,“ rief er, „ich kann's nicht halten.“ An der Thür kehrte er ſich noch einmal zurück. „Aber bilde dir nicht ein, daß ich dir glaube. Für mich willſt du jetzt nichts thun, aber für Erdenings wirſt du ſpäter auch nichts thun. Es kommt dir nur darauf an, daß keiner dich ſtört, billig zu kaufen. Haſt du den Zuſchlag, ſo biſt du der Herr und treibſt die alten Leute unbarmherzig aus. Sie wirſt du ſo wenig ſchonen als mich —“ Er ſchüttelte die Hand über dem Kopfe. „Wenn du die Macht haſt! Ja — wenn du die Macht haſt.“

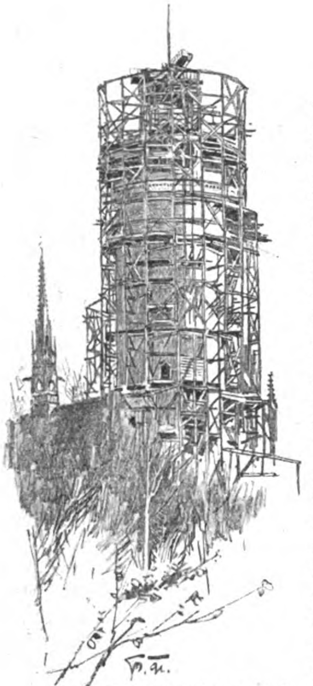
Höhniſch lachend verließ er das Zimmer und warf die Thür hinter ſich ins Schloß, daß die Fenſter klirrten. Jetzt war es ihm gewiß, daß der Jude ſein Verderben wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Die erneuerte Schloßkirche zu Wittenberg.

Von Bernhard Rogge.

(Abdruck verboten.)



Der Turm der Schloßkirche zu Wittenberg im Bau.

Unter allen mit reformatoriſchen Erinnerungen verknüpften Stätten gibt es keine, von der im volleren Sinne das Wort gilt, das einſt aus dem Munde Gottes an Moſe erging: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn die Stätte, da du ſteheſt, iſt heiliges Land,“ als von der Schloßkirche zu Wittenberg, von welcher dereinſt im XVI. Jahrhundert die geiſtige Bewegung ausgegangen iſt, mit der ein neues Zeitalter angehoben hat. Wie bedeutungsvoll immer für jeden evangeliſchen Chriſten die Stadt Eisleben bleiben wird, in welcher dereinſt Luthers Wiege wie ſein Sterbelager geſtanden haben, wie wichtig für die innere Entwickelung Luthers Erfurt mit der ſtillen Zelle des Auguſtinerkloſters geweſen ſein mag, wie hoch jedem Evangeliſchen das Herz ſchlagen mag bei der Erinnerung an das Bekenntnis, das der Auguſtinermönch zu Worms abgelegt hat, zu wie unvergänglichem Gedächtnis die Wartburg in das Leben des Reformators verwoben iſt, wie teuer uns neben dem proteſtierenden Speier das bekennende Augsburg bleibt — neben all dieſen Stätten behauptet doch Wittenberg die erſte Stelle als die Wiege der Reformation. Und hier wieder iſt es die Schloßkirche, an deren Thür Luther dereinſt mit dem Anſchlag ſeiner Theſen, ohne es zu wiſſen und zu wollen, das Signal zu dem welterſchütternden Geiſteskampfe gegeben hat, die als die Geburtsſtätte der neuen Zeit bezeichnet werden darf. Wir ſind daher gewiß, einem Wunſche der Leſer des Daheim zu entſprechen, wenn wir ſie zu einem Rundgang in dieſem, durch die Fürſorge dreier Kaiſer in wunderbarer Herrlichkeit erneuerten Gotteshauſe einladen, deſſen Einweihung am 31. Oktober dieſes Jahres ſich zu einer glänzenden Kundgebung des deutſchen Proteſtantismus geſtaltet hat.

Das Gotteshaus reicht bis ins XIV. Jahrhundert zurück. In einer aus dem Jahre 1353 ſtammenden Urkunde erklärt Herzog Rudolf I von Sachſen aus dem Geſchlechte der Askanier, daß er, nach dem Wunſche ſeiner verſtorbenen Gemahlin, an ſeiner Hofburg zu Wittenberg eine Kapelle errichtet und ausgeſtattet habe. Zur Ausübung des Gottesdienſtes an dieſer Kapelle hatte Herzog Rudolf ſchon vorher ein Stift gegründet. Stift und Kapelle ſollten vor allem zur Aufbewahrung und Verehrung eines Dornes aus des Heilandes Dornenkrone dienen, welchen König Philipp von Frankreich dem Herzog geſchenkt hatte. Als nach dem Ausſterben des askaniſchen Hauſes im Jahre 1422 Wittenberg mit Kurſachſen an die Wettiner überging, hörte die Stadt für längere Zeit auf, Reſidenz zu ſein. Erſt Friedrich der Weiſe wandte der alten Hauptſtadt von neuem ſeine landesväterliche Fürſorge zu und ließ an Stelle der verfallenen Burg ein neues ſtattliches Schloß und eine Schloßkirche erbauen, die 1499 vollendet wurde. Aus einer im Jahre 1509 erſchienenen Beſchreibung dieſer Kirche und ihrer Heiligtümer iſt zu erſehen, daß ſie in ihrer äußeren Geſtalt genau der jetzt aus langem Verfall neuerſtandenen Kirche entſprach. Während des Baues hatte Kurfürſt Friedrich eine Reiſe nach dem heiligen Lande unternommen, von der er eine reiche Ausbeute an Reliquien mitbrachte, durch welche die in der früheren Kapelle aufbewahrten Heiligtümer bis auf die Zahl von über 5000 vermehrt wurden. Wir nennen unter den angeſammelten und in „acht Gängen“ geordneten Schätzen nur einzelne, die von dem Umfange der an die neue Schloßkirche geknüpften Reliquienverehrung Zeugnis geben. Neben kleinen Stückchen von Gebeinen und Kleidern, neben Erde und Geſtein von den durch die heilige Geſchichte geweihten Stätten befanden ſich unter dieſen Schätzen „vier ganz Gebeine und vier ganz Haupt“, die angeblich den elftauſend Jungfrauen angehören ſollten, und ein ganzer Leichnam von den durch Herodes ermordeten unſchuldigen Kindlein. Faſt alle bekannteren Heiligen waren vertreten, beſonders zahlreich aber die Andenken an die heilige Eliſabeth von Thüringen. Daneben fanden ſich aus der Zeit des alten Bundes ein Stück von dem Buſch, den Moſes brennen und nicht verbrennen ſah, Körner von dem Mannah in der Wüſte, Ruß des Feuerofens, in welchem die Freunde Daniels Gott prieſen. Überaus mannigfach waren die Andenken an Jeſu Leben und Tod. Da waren Reſte von dem Haar der Jungfrau, von den Windeln des Kindes Jeſu, von der Krippe und dem Stroh, darauf er gelegen, von dem Gold und den Myrrhen der heiligen drei Könige, von dem Bart des Heilandes, von ſeinen Kleidern, von dem Tiſch und Brot ſeines letzten Mahles mit den Jüngern und dem Tuch, mit dem er ihnen die Füße trocknete, von dem Purpurmantel, den ihm die Kriegsknechte um die Schultern legten, und von allen Marterwerkzeugen der Kreuzigung. Die koſtbarſte Reliquie auch des neuen Heiligtums blieb aber jener eine Dorn, den Philipp von Frankreich dem Ahnherrn des ſächſiſchen Hauſes geſchenkt hatte. Aus dem an dieſe ihre Heiligtümer geknüpften Ablaß erklärt es ſich, weshalb Luther die Thüre der Schloßkirche zum Anſchlag ſeiner Theſen wider den mit dem Ablaß getriebenen Mißbrauch wählte. War doch die Schloßkirche zudem ſeit 1502 akademiſche Stiftskirche, und diente die Thür, an welcher Luther ſeine Theſen anſchlug, als ſchwarzes Brett für akademiſche Kundgebungen. Den 31. Oktober, den Vorabend des Allerheiligenfeſtes, wählte Luther, weil die Schloßkirche „Allen Heiligen“ gewidmet war.

In ihrem Inneren war die Schloßkirche reich mit Gemälden ausgeſtattet, darunter einige von Albrecht Dürer, von dem namentlich eine Anbetung der heiligen drei Könige ſtammte. Der im öſtlichen Chore belegene Hauptaltar war mit einem großen Gemälde von Lukas Kranach geſchmückt. Ein Teil des Schmuckes iſt mit vielen der Reliquien wohl durch den Bilderſturm, der von Zwickauer Schwärmern und Karlſtadt während Luthers Abweſenheit veranlaßt wurde, vernichtet worden. Die Ausſtellung der Reliquien war ſchon vorher im Jahre 1521 eingeſtellt worden, obwohl der Kurfürſt noch kurz vor dem Auftritte Luthers wider den Ablaß ſeinen Schatz beträchtlich vermehrt hatte. Es iſt begreiflich, daß einem ſo frommen Verehrer und unermüdlichen Sammler von Reliquien, wie Kurfürſt Friedrich, Luthers Eifer gegen die Abläſſe, die in ſeiner eigenen Kirche ſo reichlich dargeboten wurden, ungelegen ſein mußte. Um ſo höher iſt die Zurückhaltung anzuerkennen, mit der er nicht bloß jedes gewaltſame Einſchreiten gegen Luther abgelehnt, ſondern demſelben auch ſeinen landesherrlichen Schutz gewährt hat. Anderſeits war aber auch Luther darauf bedacht, jeder voreiligen Neuerung in dem ſeinem Kurfürſten ſo teurem Gotteshauſe entgegenzutreten. Erſt nachdem in der Stadtkirche zu Wittenberg die Meſſe abgeſtellt und die Predigt des Evangeliums eingeführt war, hielt es Luther für geboten, auch in der Schloßkirche mit der Reform des Gottesdienſtes nicht länger zu zögern. So trat denn im Jahre 1522 auch hier an Stelle des Meßopfers die Feier des Abendmahles in beiderlei Geſtalt.

Auf ſeinen Wunſch wurde Friedrich der Weiſe in der Kirche beigeſetzt, und ebenſo ſpäter ſein Nachfolger Johann.

Zum Gedächtnis der beiden Fürſten wurden rechts und links vom Hauptalter deren eherne Bildniſſe aufgeſtellt, die auch eine Hauptzierde der erneuerten Schloßkirche bilden. Das Reliefbild Friedrichs des Weiſen iſt von Peter Viſcher in Nürnberg im Jahre 1527 gegoſſen, während das Johann des Beſtändigen dem Bildhauer Hans Viſcher, einem Bruder Peters, zugeſchrieben wird. Ein wertvolles Werk Peter Viſchers iſt auch die in Erz gegoſſene Krönung der Maria, welche das Grabdenkmal des berühmten Rechtsgelehrten Hennig Göden ſchmückt.

In dem von der Hauptthür zur Kanzel führenden Gange haben Luther und Melanchthon ihre Ruheſtätte gefunden. Über der Luthers wurde eine aus Erz gegoſſene Tafel in den Fußboden eingelaſſen, deren Inſchrift in deutſcher Überſetzung lautet:

> „An dieſer Stätte ruht der Leib Martin Luthers, der heiligen Theologie Doktors, welcher im Jahre Chriſti 1546 am 18. Februar in ſeiner Vaterſtadt Eisleben ſtarb, nachdem er ſein Leben gebracht auf 63 Jahre, 2 Monate, 10 Tage.“

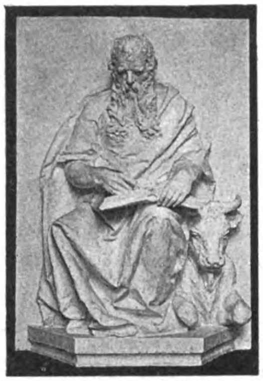
Wenn Luthers Lebensalter hier auf 63 Jahre berechnet iſt, während er thatſächlich nur ein Alter von 62 Jahren und 2 Monaten erreicht hat, ſo beruht dies auf den früher ſchwankenden Angaben ſeines Geburtsjahres. Eine ähnliche Inſchrift bezeichnet Philipp Melanchthons Ruheſtätte. Die früher in den Fußboden eingelaſſenen Grabtafeln Luthers und Melanchthons ſind in der erneuerten Schloßkirche auf niedrigen Steinpoſtamenten angebracht worden. Ein Erzbild Luthers in Lebensgröße, welches Kurfürſt Johann Friedrich hatte gießen laſſen und welches über Luthers Grabe ſeine Stelle finden ſollte, wurde während des Schmalkaldiſchen Krieges nach Jena gebracht, wo es ſich noch in der dortigen Michaeliskirche befindet. Eine Nachbildung dieſer Grabtafel hat das Kloſter Loccum der erneuerten Schloßkirche zum Geſchenk gemacht mit der Widmung: „Dr. Martin Luthers nach dem Original auf das ſorgſamſte hergeſtellte Grabtafel haben Abt und Konvent des Kloſters Loccum pietätvoll gewidmet.“ Dieſer Bronce-Abguß iſt der Theſenthür gegenüber in die Südwand der Kirche eingelaſſen.

Schon bald nach Luthers Tode kamen für Wittenberg und die Schloßkirche Tage ſchwerer Heimſuchung. Der Schmalkaldiſche Krieg führte die Scharen Karls V vor Wittenberg, das ſich am 18. Mai 1547 ergab. In jenen Tagen ſoll nach einer freilich wenig beglaubigten Nachricht Kaiſer Karl V am Grabe Luthers geſtanden und auf die Aufforderung des Herzogs Alba, die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen zu laſſen, erwidert haben: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Toten.“ Gewiß iſt nur, daß die Gebeine Luthers vor der Verwüſtung durch Feindes Hand bewahrt geblieben ſind. Das im Anfange des XVIII. Jahrhunderts aufgetauchte Gerücht, Luthers Leichnam wäre von Freunden an einem anderen Ort beſtattet worden, gehört dem Gebiete der Sage an.

Von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges blieb Wittenberg und mit der Stadt die Schloßkirche verſchont. Als König Guſtav Adolf im Jahre 1631 ſeinen Siegeszug durch Nord- und Mitteldeutſchland machte, wurde ihm die Feſtung Wittenberg ohne Widerſtand übergeben. Er ahnte wohl nicht, daß im Jahre darauf ſein Leichnam auf der Überführung von Weißenfels nach Stockholm in Wittenberg raſten ſollte. Von ſchwerer Verwüſtung wurde die Schloßkirche im ſiebenjährigen Kriege betroffen. Die Feſtung Wittenberg war gleich beim Beginn des Krieges von preußiſchen Truppen beſetzt und mit einer Unterbrechung von wenigen Tagen bis zum Oktober 1760 behauptet worden. In dieſem Monat erſchienen Reichstruppen und eröffneten auf Feſtung und Stadt ein Bombardement, durch welches das Schloß nebſt der Kirche in Trümmer gelegt wurde. Die letztere brannte vollſtändig aus. Aller aus dem Bilderſturm übriggebliebene Schmuck wurde ein Raub der Flammen, darunter auch das Altargemälde Cranachs, ſowie die von Cranach gemalten Bildniſſe Luthers und Melanchthons. Auch die Theſenthür wurde vom Feuer zerſtört, nur die ſteinernen und ehernen Denkmäler der Schloßkirche blieben erhalten. Noch vor Beendigung des ſiebenjährigen Krieges wurde die Wiederherſtellung in Angriff genommen, und im Jahre 1770 konnte das Gotteshaus von neuem eingeweiht werden.

Im Jahre 1813 wurde Wittenberg als wichtiger Elbübergang von franzöſiſchen Truppen beſetzt. Nach der Schlacht von Leipzig erfolgte dann eine regelrechte Belagerung Wittenberg durch den preußiſchen General Tauentzien, während deren der im Jahre 1771 wiederhergeſtellte Turm der Schloßkirche in der Nacht vom 27. zum 28. Dezember 1813 ein Raub der Flammen wurde. Die Glocken, deren ſchönes Geläut gerühmt wird, zerſchmolzen mit klagendem Tone im Feuer. Erſt mit dem Übergange Wittenbergs an die preußiſche Krone am 21. Mai 1815 kamen beſſere Zeiten. König Friedrich Wilhelm III ließ die Widerherſtellung des arg beſchädigten Gotteshauſes, wenn auch in einfachſter Weiſe, eine ſeiner erſten Sorgen ſein, und bei dem 300jährigen Jubelfeſte der Reformation am 31. Oktober 1817 konnte dasſelbe abermals feierlich geweiht werden. Freilich nicht mehr als Univerſitätskirche, denn die Univerſität Wittenberg war in den Drangſalen der Kriegszeiten mit der Hallenſer Hochſchule vereinigt worden. Aber die wiederhergeſtellte Kirche wurde dem neubegründeten Predigerſeminar zur Benutzung überwieſen und diente ſeit dem Jahre 1826 zugleich als Garniſonkirche. König Friedrich Wilhelm IV trug ſich mit dem Gedanken eines Umbaues der Schloßkirche in würdigem Stil. Doch die Ungunſt der Zeitverhältniſſe verhinderte die Ausführung, und der König mußte ſich darauf beſchränken, die zerſtörte Theſenthür 1858 durch eine aus Erz gegoſſene Thür zu erſetzen, auf welcher in erhabener Arbeit die 95 Sätze wider den Ablaß eingegraben wurden. Im Thürbogenfelde erhebt ſich das Bild des Gekreuzigten, zu deſſen Rechten Luther die Bibel, zu deſſen Linken Melanchthon das Augsburger Bekenntnis in der Hand haltend. Über dem Portal ſind rechts und links die ſteinernen Standbilder der Kurfürſten Friedrich des Weiſen und Johann des Beſtändigen, angebracht. Von Drake entworfen, ſind dieſelben von dem Bildhauer Holbein ausgeführt worden. Das Portal mit der Theſenthür iſt bei dem jetzigen Neubau unverändert geblieben.

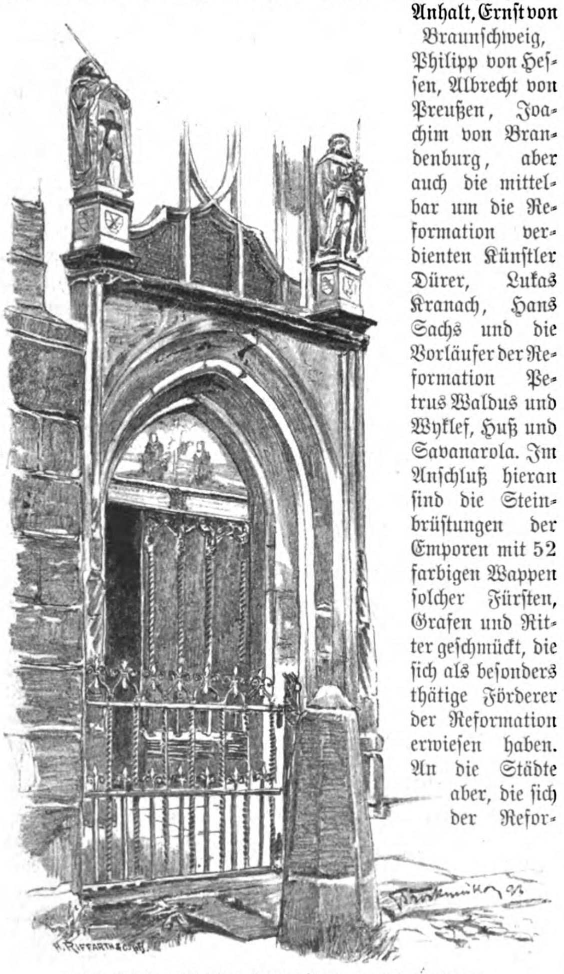
Erſt in den letzten Regierungsjahren Kaiſer Wilhelms I wurde die völlige Erneuerung der Schloßkirche thatkräftig in Angriff genommen, hauptſächlich auf Betreiben des Kronprinzen, des nachmaligen Kaiſer Friedrich, der den hochherzigen Plan faßte, die Schloßkirche zu einem großartigen Denkmal der Reformation umzugeſtalten. Zur vollen Reife gelangte dieſer Plan, nachdem der Kronprinz im Jahre 1883 der Wittenberger Feier zum 400jährigen Gedächtnis des Geburtstags Luthers beigewohnt hatte. Unverweilt wurden nun die in der Stille vorbereiteten Entwürfe durch den Geheimen Oberbaurat Profeſſor Adler unter Mitwirkung einer Kommiſſion bis ins Einzelſte ausgearbeitet. Der letzteren gehörten Oberhofprediger D. Kögel — Berlin, Profeſſor Köſtlin — Halle, Superintendent D. Rietſchel, früher in Wittenberg, jetzt in Leipzig, und Paſtor Dr. Hölſcher daſelbſt an. Nachdem die erforderlichen Mittel vom Landtag bewilligt worden waren, wurde der Bau 1885 in Angriff genommen. Die Umfaſſungsmauern der alten Kirche ſind erhalten geblieben. Der an der Weſtſeite belegene Turm iſt um 22 m erhöht und mit einem in gothiſchem Stil gehaltenen, in Kupfer gedeckten Helmaufſatze abgeſchloſſen, deſſen Spitze in ein Kreuz ausmündet. Unter der offenen Arkadengalerie, die ſich um den Turm herumzieht, heben ſich auf einem breiten Fries in ſalviatiſcher Glasmoſaik hellleuchtend die Anfangsworte des Lutherliedes ab: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ein' gute Wehr und Waffen.“ Die drei in dem Turm aufgehängten Glocken tragen die Inſchriften: Eph. 5, 14: „Wache auf, der du ſchläfſt, und ſtehe auf von den Toten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten.“ — Pſ. 105, 1: „Danket dem Herrn und prediget ſeinen Namen, verkündiget ſein Thun unter den Völkern.“ — Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig



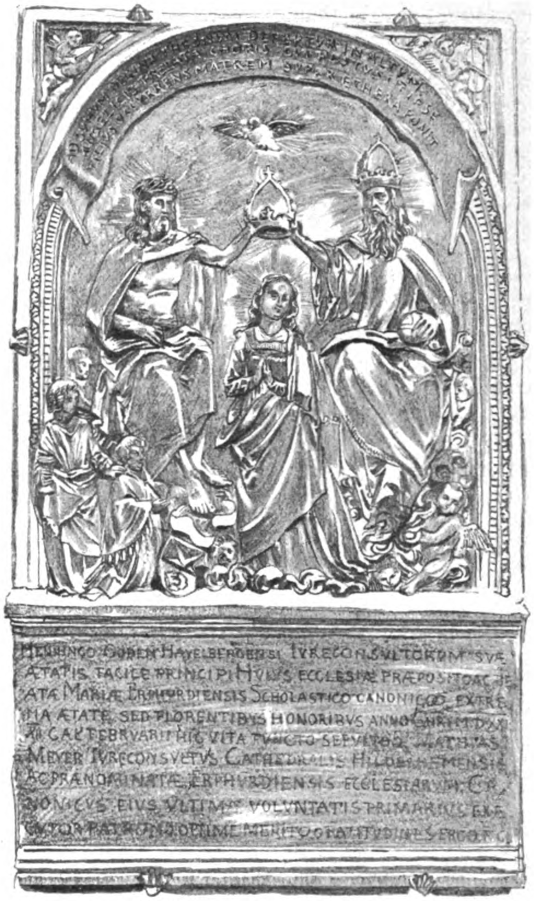
Evangeliſt Lucas von R. Toberentz in der Schloßkirche zu Wittenberg.

und beladen ſeid, ich will Euch erquicken.“ Das mit farbigen Glaſurziegeln gedeckte Kirchendach trägt, wie ehemals die Schloßkirche Friedrichs des Weiſen, einen 30 m hohen Dachreiter.

Das Innere der Kirche, früher einſchiffig, iſt jetzt dreiſchiffig geſtaltet und mit ſchmalen Umgängen im Erdgeſchoß wie auf den Emporen verſehen worden. Vierzehn ſchlanke achteckige Pfeiler tragen das reichbemalte Netzgewölbe. Die Emporenanlage der ſchmalen Seitenſchiffe und der Weſtſeite iſt mit reichgeſchmückten durchbrochenen Steinbrüſtungen verſehen. Von den zehn Pfeilern des Langhauſes ſind neun mit den überlebensgroßen aus Kalkſtein gemeißelten Statuen der Reformatoren und ihrer hervorragendſten Mitkämpfer geſchmückt, während an den Zwickeln der Emporenbogen 22 bronzene Porträtmedaillons der Schützer, Förderer und Freunde der Reformation angebracht ſind. Da ſtehen hier die großen Glaubenszeugen Luther und ihm gegenüber Melanchthon, Juſtus Jonas, Johann Brenz, Caspar Kruciger, Nikolaus von Amsdorf, Urbanus Rhegius, Georg Spalatin und der Kanzel gerade gegenüber Johannes Bugenhagen; da grüßen dort die ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige und Johann Friedrich Wolfgang von Anhalt, Ernſt von Braunſchweig, Philipp von Heſſen, Albrecht von Preußen, Joachim von Brandenburg, aber auch die mittelbar um die Reformation verdienten Künſtler Dürer, Lukas Kranach, Hans Sachs und die Vorläufer der Reformation Petrus Waldus und Wyklef, Huß und Savanarola. Im Anſchluß hieran ſind die Steinbrüſtungen der Emporen mit 52 farbigen Wappen ſolcher Fürſten, Grafen und Ritter geſchmückt, die ſich als beſonders thätige Förderer der Reformation erwieſen haben. An die Städte aber, die ſich der Reformation zuwandten, erinnern die in den gemalten acht Fenſtern des Langhauſes angebrachten 198 Städtewappen. Die farbenreichen Glasmalereien der Chorfenſter dagegen zeigen bibliſche Vorgänge, deren Auswahl noch von Kaiſer Friedrich getroffen worden iſt. Auf dem mittelſten Chorfenſter iſt die Kreuzigung dargeſtellt mit der Inſchrift darunter: „Allein durch den Glauben.“ Von den beiden anderen Chorfenſtern iſt das zur Linken mit der Anbetung der Hirten und der Weiſen aus dem Morgenlande, das zur Rechten mit einer Darſtellung der Auferſtehung und der Ausgießung des heiligen Geiſtes geſchmückt. Am Fuße des Mittelfenſters iſt eine ebenfalls glasgemalte Gedenktafel mit folgender Inſchrift angebracht:



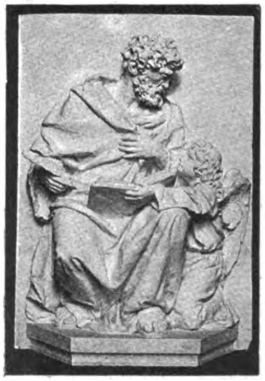
Die Theſenthür der Schloßkirche zu Wittenberg.



Krönung der Maria von Peter Viſcher in der Schloßkirche.

„1493—99 erbaut. Kurfürſt Friedrich der Weiſe.
1517 Theſen des D. Martin Luther.
1520 Reform des Gottesdienſtes.
1817 Wiederherſtellung. König Friedrich Wilhelm III.
1885—92 Umbau. Kaiſer Wilhelm I. Kaiſer Friedrich III. Kaiſer Wilhelm II.“

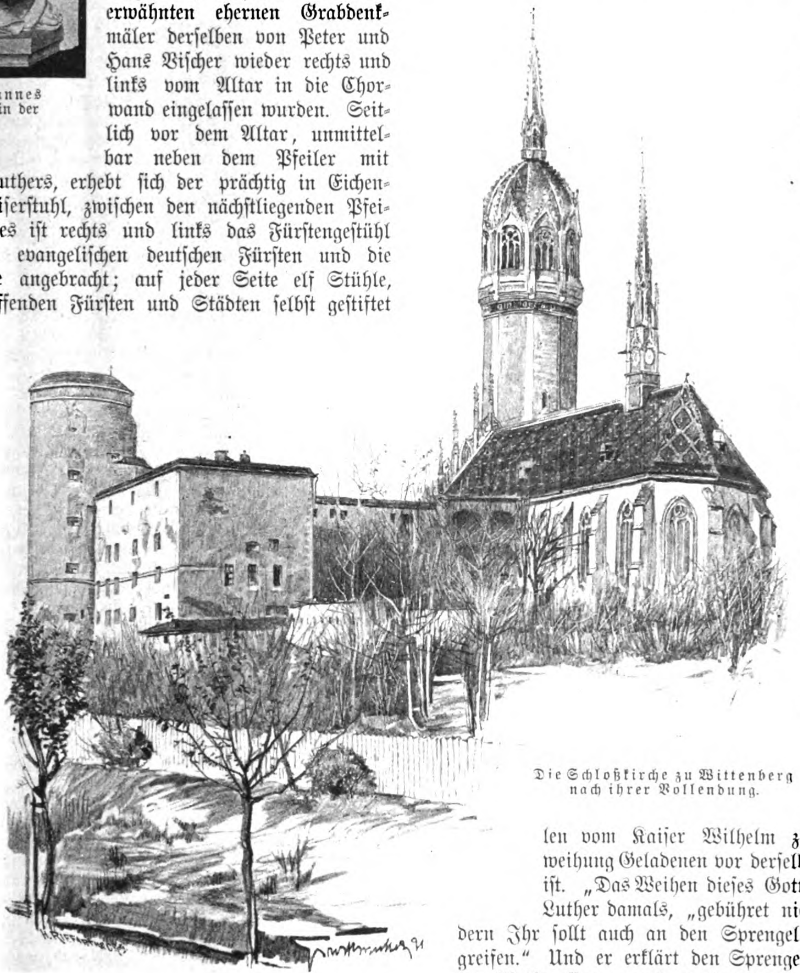
Außerordentlich wirkungsvoll iſt der elf Meter hohe, feingegliederte Altar. Unter drei gewölbten Baldachinen ſtehen die überlebensgroßen Statuen des Heilandes in der Mitte und der Apoſtel Petrus und Paulus zur Rechten und Linken. Die Pfeiler des Altars ſind mit acht



Evangeliſt Matthäus von R. Toberentz in der Schloßkirche.

Evangeliſt Johannes
von R. Toberentz in der
Schloßkirche.

kleineren Apoſtelſtatuetten geſchmückt. Das aus Eichenholz geſchnitzte Kruzifix iſt ein Geſchenk des Kultusminiſters, während die ſilbernen Altarleuchter von der Univerſität Halle-Wittenberg geſtiftet worden ſind. Zu beiden Seiten des Altars ſind die alten knienden Figuren der Kurfürſten Friedrich des Weiſen und Johann des Beſtändigen aufgeſtellt, während die oben erwähnten ehernen Grabdenkmäler derſelben von Peter und Hans Viſcher wieder rechts und links vom Altar in die Chorwand eingelaſſen wurden. Seitlich vor dem Altar, unmittelbar neben dem Pfeiler mit dem Standbilde Luthers, erhebt ſich der prächtig in Eichenholz geſchnitzte Kaiſerſtuhl, zwiſchen den nächſtliegenden Pfeilern des Langhauſes iſt rechts und links das Fürſtengeſtühl für die neunzehn evangeliſchen deutſchen Fürſten und die drei freien Städte angebracht; auf jeder Seite elf Stühle, die von den betreffenden Fürſten und Städten ſelbſt geſtiftet ſind und an ihren Rückenlehnen die geſchnitzten und gemalten Wappen der Fürſtenhäuſer und der freien Städte tragen, für welche die einzelnen Stühle beſtimmt ſind.



Die Schloßkirche zu Wittenberg
nach ihrer Vollendung.

Von beſonderer Schönheit iſt die am zweiten Pfeiler der Südſeite über dem Grabe Luthers angebrachte, in Eichenholz geſchnitzte Kanzel, eine Nachbildung der ſpätgotiſchen Kanzel in der Annakirche zu Annaburg. Am Unterbau derſelben ſind die Wappen der Lutherſtädte Eisleben, Erfurt, Wittenberg und Worms angebracht; darüber in den vier Niſchen der Kanzelbrüſtung die ſitzenden Geſtalten der vier Evangeliſten, von der Meiſterhand des Bildhauers Toberentz entworfen, in der Werkſtatt des Holzſchnitzers Lober in Wittenberg ausgeführt. Auf der weſtlichen Empore an der Turmſeite der Kirche hat die mächtig wirkende Orgel in einem, dem Stil der Kirche entſprechenden, aus Eichenholz geſchnitzten Gehäuſe ihren Platz gefunden. Unter derſelben bezeichnet eine auf ſteinernem Sarkophag ruhende Erzplatte mit lateiniſchen Inſchriften die Grabſtätte von 27 Mitgliedern des askaniſchen Fürſtenhauſes, die früher in der ehemaligen Franziskanerkirche, der jetzigen Artilleriekaſerne, beigeſetzt waren, und deren Gebeine auf Anordnung des Kaiſer Friedrich von dort in die Schloßkirche überführt worden ſind und nun in einem unter der Orgelempore liegenden Grabgewölbe in ſchmuckloſen Holzſärgen eine würdigere Ruheſtätte gefunden haben. Die Inſchrift der ihnen gewidmeten Gedenktafel lautet:

„Dem ruhmreichen Geſchlechte der Anhaltiner zum Andenken geſetzt von Wilhelm II, Deutſchem Kaiſer und König von Preußen, im Jahre 1891.“

Durch eine unmittelbar unter der Orgelempore an der Weſtſeite der Kirche angebrachte buntfarbige Roſette fällt ein gedämpftes Licht auf das dem alten Fürſtengeſchlechte pietätvoll gewidmete Mauſoleum. In die gemalten Vorhänge, welche den unteren Teil der Wände umziehen, ſind die noch erhaltenen ehernen Grabtafeln der Männer eingefügt, welche ſeiner Zeit in dem Grabgewölbe der alten Schloßkirche beigeſetzt waren.

Noch iſt endlich der ſinnig geſchmückten, mit gemalten Fenſtern ausgeſtatteten Sakriſtei zu gedenken, in welcher der einſt von König Friedrich Wilhelm III geſtiftete Taufſtein, ſowie die vermutlich von Kranach dem jüngeren gemalten Ölbilder Luthers und Melanchthons ihre Stätte gefunden haben.

Wir beſchließen unſeren Rundgang durch die aufs herrlichſte erneuerte und in unvergeßlich großartiger Feier nunmehr geweihte Schloßkirche zu Wittenberg mit den Worten, die Luther dereinſt geſprochen, als er im Jahre 1544 die fürſtliche Schloßkirche zu Torgau zu weihen hatte, und mit denen Dr. Köſtlin die Feſtſchrift abſchließt, welche allen vom Kaiſer Wilhelm zur Feier der Einweihung Geladenen vor derſelben zugeſtellt worden iſt. „Das Weihen dieſes Gotteshauſes,“ ſo ſprach Luther damals, „gebühret nicht allein mir, ſondern Ihr ſollt auch an den Sprengel und das Rauchfaß greifen.“ Und er erklärt den Sprengel und das Sprengen des Weihwaſſers: „wir wollen anfahen, Gottes Wort zu hören und zu handeln.“ Er mahnt nach der Predigt ans Rauchfaß: „greifet mir ans Rauchfaß, das iſt zum Gebet, und laßt uns Gott anrufen für ſeine heilige Kirche — für alle Regimente und Frieden in deutſchen Landen — für alle Stände, hohe und niedere — daß ſie alle Gottes Wort ehren, Gott dafür danken, ihrem Amte wohl vorſtehen, treu und gehorſam ſeien, gegen den Nächſten chriſtliche Liebe erzeigen.“ Möge dieſe Mahnung auch in der Erinnerung an die großartige Feier des 31. Oktober 1892 allerwärts in der evangeliſchen Kirche beherzigt und befolgt werden.

Evangeliſt Marcus
von R. Toberentz in der Schloßkirche.

Wer war General Hentzi?

(Abdruck verboten.)

In dieſen Tagen iſt der Name Hentzi vielfach durch die Zeitungen gegangen, wohl ohne daß die deutſchen Leſer über den Mann, der dieſen Namen führte, und über ſeine Thaten genauer unterrichtet waren; meiſt werden ſie aus ihren Leibjournalen urteilslos das hingenommen haben, was dieſe je nach ihrem politiſchen Standpunkt aus den öſterreich-ungariſchen Blättern zu entnehmen für gut hielten. Dabei ſind denn von unſerer lieben fortſchrittlichen Preſſe die allerſchönſten und alleralbernſten Märchen reproduziert worden, und ſie hat, hier vielleicht aus grober Unkenntnis, dort mit bewußter Abſichtlichkeit den Namen eines tapferen treuen öſterreichiſchen Generals ſchnöde durch den Kot gezerrt. Die Art und Weiſe, wie das geſchah, iſt ſo bezeichnend für die „Mache“ eines Teils der Preſſe, daß es ſich wohl verlohnt, einmal auf Grund wirklicher hiſtoriſcher Quellen darzuſtellen — wer denn eigentlich Hentzi war, und was er gethan hat.

Zunächſt der unmittelbare Anlaß der ganzen Angelegenheit: Auf dem Georgiplatz in Ofen, der Schweſterſtadt Peſts, erhebt ſich ein prächtiges Monument, dem Andenken der tapferen Verteidiger der Feſtung Ofen im Revolutionskriege des Jahres 1849 gewidmet. Ein mächtiger granitener Unterbau trägt eine die heldenmütige Verteidigung der Feſte verſinnbildlichende Gruppe, einen fallenden Krieger, der von einem Engel mit dem Lorbeer des Siegers geſchmückt wird. Über der Gruppe baut ſich ein hochſtrebender gotiſcher Dom auf, um deſſen Kuppel die Geſtalten der militäriſchen Tugenden: Religion, Wahrheit, Fahnentreue, Wachſamkeit, Aufopferung, Großmut nach dem Siege, ſich ſcharen. Eine Ehrentafel enthält die Widmung des 1852 von dem Kaiſer Franz Joſef errichteten Denkmals: „General Hentzi, mit ihm Oberſt Alnoch nebſt 418 Tapferen ſtarben hier den Opfertod für Kaiſer und Vaterland 1849.“

Das Denkmal war den guten Magyaren von ſeiner Errichtung an ein Dorn im Auge, denn es erinnerte ſie in recht unangenehmer Weiſe an eine nicht gerade ſonderlich ehrenvolle Epoche ihrer Geſchichte. Man hat ſeine Entfernung wiederholt verlangt, aber da man ſelbſt in Ungarn doch noch nicht alles durchſetzt, was man wünſcht, ſteht es noch heute zur Freude aller königstreuen Elemente. Ein Gegengewicht aber wollte man wenigſtens ſchaffen, und ſo errichtete man denn in der Nachbarſchaft aus „freiwilligen Spenden der Nation“ ein Monument zu Ehren der ſogenannten Freiheitsarmee, der Honveds von 1849. Bei der Einweihung wollte nun der Landeskommandant von Ungarn einen Kranz auf dem letztgenannten Denkmal niederlegen, während der Präſident des Honvedveteranenvereins dieſe ritterliche Huldigung, mit der die öſterreichiſche Armee wahrlich einen nicht leichten Akt der Verſöhnlichkeit zum Ausdruck gebracht hätte, in gleicher Weiſe bei dem Hentzidenkmal vergelten ſollte.

Als dies Programm im ungariſchen Abgeordnetenhauſe zur Sprache kam, erhob ſich aber ein wahrer Sturm der Entrüſtung. Die Unabhängigkeitspartei benutzte die Gelegenheit zu einem geradezu unglaublich rüden Vorſtoß gegen die Armee und gegen die Dynaſtie; eine der lärmenden Scenen, an denen die Geſchichte des ungariſchen Parlaments noch reicher iſt als die der Volksvertretungen anderer Staaten, erfolgte, und ſchließlich ſchleuderte einer der Führer der Unabhängigen eine unerhörte Schmähung gegen den General Hentzi in die Debatte, indem er ihn mit einem gemeinen ungariſchen Raubmörder neueſter Zeit in eine Reihe ſtellte.

Darauf ging zur „Erklärung“ des Vorfalls durch eine ganze Anzahl auch deutſcher Blätter eine Schilderung des Mannes Hentzi, die geradezu klaſſiſch und ein unvergleichliches Beiſpiel dafür iſt, wie man Geſchichte fälſchen und was man einem geduldigen Publikum als bare Münze auftiſchen kann. „General Hentzi,“ hieß es da, „war ein Ungar von Geburt, wurde von der Freiheitsarmee gefangen genommen und bot dem General Koſſuth dringend ſeine Dienſte an; als dieſer ſie zurückwies, gab er ſein Ehrenwort, niemals gegen die ungariſchen Truppen zu kämpfen. Gleichwohl übernahm er ſpäter das Kommando der Feſtung Ofen und bombardierte die Stadt Peſt tagelang, obwohl ſich in ihr auch nicht ein ungariſcher Soldat befand. Im letzten Augenblick der Verteidigung machte er noch den Verſuch, die eben erbaute Kettenbrücke zwiſchen den beiden Städten, welche der Stolz des ganzen Landes war, in die Luft zu ſprengen, aber der Verſuch mißlang, die dabei beteiligten Offiziere büßten ihr Leben ein. Als die Ungarn endlich in die Feſtung eindrangen, flüchtete Hentzi in Frauenkleidern, wurde jedoch ereilt und ſtarb an einigen Kugeln, die ihn in den Rücken getroffen hatten.“ Und nun folgt der wundervolle Schlußſatz: „Das iſt die nackte hiſtoriſche Thatſache.“

Wer könnte es wagen, einer ſo eingehenden Darſtellung mit Zweifel zu begegnen? Muß man nicht vielmehr die Weisheit und die umfaſſenden hiſtoriſchen Kenntniſſe der Redaktionen anſtaunen, die ihrem Leſerkreiſe ſchon am Tage, nachdem die erſten Nachrichten über die Vorgänge im ungariſchen Abgeordnetenhauſe eintrafen, ausführliche Kunde über den Mann geben konnten, der jene veranlaßt? Und welcher Leſer könnte in ein fundamentales Wiſſen Zweifel ſetzen, das ſtolz hinzufügt: „Das iſt die nackte hiſtoriſche Thatſache.“

Ich weiß nicht, wo die Quelle entſprungen iſt, aus der die Darſtellung der betreffenden Blätter ſtammt — wahrſcheinlich war's irgend ein ungariſches Parteiorgan — ich weiß aber, daß jene Darſtellung erlogen iſt vom Anfang bis zum Ende, daß ſie mindeſtens ſo viele Unrichtigkeiten und Entſtellungen enthält, als Zeilen. Das iſt wirklich eine nackte hiſtoriſche Thatſache.

Die Wiege des Generals hatte allerdings auf ungariſchem Boden geſtanden, denn er war am 24. Oktober 1785 zu Debrezin geboren, aber darum noch kein Magyar: in ſeinen Adern floß deutſches Blut, ſein Vater war ein Berner Patrizier, der es in öſterreichiſchen Dienſten zum Oberſten bei den Erzherzog-Johann-Dragonern gebracht hatte. Er ſelbſt erhielt ſeine militäriſche Ausbildung in der k. k. Kadettenakademie, erwarb ſich ſchon im Feldzuge 1805 den Ruf eines ausgezeichneten Offiziers und bewährte denſelben im Lauf einer langen und ehrenvollen Dienſtzeit in ſo hohem Maße, daß er 1844 als Edler von Arthurm in den erblichen Adelſtand erhoben wurde. Die Revolution fand ihn als Kommandant von Peterwardein, und hier fiel er während ſeiner Bemühungen, die Feſtung dem Kaiſer zu erhalten, in die Hände der Aufſtändiſchen, die ihn gefangen nach Ofen führten und hier feſthielten, bis die kaiſerlichen Truppen Ofen am 5. Januar beſetzten und ihn befreiten. Als ſich dann die kaiſerliche Armee nach Preßburg zurückzog, wurde Hentzi als Kommandant von Ofen zurückgelaſſen, deſſen Belagerung die Magyaren ſchon Anfang März mit großer Überlegenheit begannen.

Die ganze Geſchichte dieſer Belagerung iſt eine Kette der ſchönſten Heldenthaten. Die kleine Feſtung war mangelhaft in Verteidigungszuſtand geſetzt, die Armierung ungenügend, die Beſatzung gering — 4500 Mann ſtanden gegen 31 000. Aber Hentzi verſtand die Ungleichheit der Mittel durch ſeine militäriſche Tüchtigkeit und die Macht ſeiner Perſönlichkeit, welche Offiziere und Mannſchaften mit ſich fortriß, auszugleichen. Wiederholt fiel er erfolgreich aus, vier Stürme ſchlug er ab, und immer aufs neue wußte er den Mut der kleinen Beſatzung zu heben und zu beleben — auch dann, als die einzige Hoffnung auf einen guten Ausgang, die Hoffnung auf Entſatz, faſt gänzlich geſchwunden war.

Ja wohl, er bombardierte Peſt, aber er that damit nur, was wahrſcheinlich in ſeiner Lage jeder andere energiſche Kommandant auch gethan hätte und hätte thun müſſen. Sentimentalität verträgt ſich nicht mit den Aufgaben eines thatkräftigen Offiziers, und der Humanität ſetzen im Kriege die Gebote der Notwendigkeit eine Grenze. Es iſt nicht nur eine erwieſene Thatſache, daß die fanatiſierte Peſter Bürgerſchaft ſich in thörichter Weiſe an dem Kampfe beteiligte — wer daran zweifelt, mag die vor ſolcher Beteiligung warnende Proklamation des ungariſchen Stationskommandanten von Peſt, Patay, nachleſen, die J. Nemedy in ſeiner Geſchichte der Belagerung wiedergibt — ſondern man plante auch im magyariſchen Hauptquartier einen Scheinangriff von der rebelliſchen Stadt aus. Was wunder, daß der General die ihm von dieſer Seite drohende Gefahr durch das allein mögliche Mittel der Einſchüchterung abwandte. Es war ebenſo ſelbſtverſtändlich, daß er die Kettenbrücke zur Sprengung vorbereiten ließ — eine Brücke kann man neu erbauen, das iſt eine Geldfrage; läßt aber ein Feſtungskommandant auch nur ein Mittel zur Verteidigung unverſucht, ſo verliert er ſeine Ehre, und dieſe iſt ein unerſetzliches Gut!

So kam ſchließlich der 21. Mai heran, der Tag des Sturmes, an dem die Feſte nach einem verzweifelten Widerſtande den Inſurgenten in die Hände fiel. In den erſten Morgenſtunden erſtiegen die Angreifer die kaum noch verteidigungsfähige Breſche und gingen gleichzeitig mit dem Leiterangriff vor. General Hentzi warf ſich ihnen an der Spitze ſeiner Warasdiner entgegen, fiel aber durch einen Schuß in den Unterleib tödlich verwundet im erſten Anſturm. Mit ſeiner Verwundung ſchwand die letzte Ausſicht auf ein Zurückdrängen der Inſurgenten. Um ſieben Uhr morgens, nachdem der Oberſt Alnoch vergeblich verſucht hatte, die Kettenbrücke zu ſprengen, ein Verſuch, bei dem er ſeinen Tod fand, wehte von allen Baſtionen die Flagge der Inſurgenten.

Am Sterbelager des tapferen Kommandanten erſchien wenige Stunden ſpäter der magyariſche Führer, Arthur Görgei, und in gerechter Würdigung der Heldenhaftigkeit des Feindes fragte er ihn nach ſeinem letzten Willen. Aber der Sterbende hatte ihm keine Antwort zu geben, er ſank wortlos in die Kiſſen zurück. Um die Mitternachtsſtunde des nächſten Tages hauchte er ſeine Heldenſeele aus. Eine elender Bauernwagen führte die Leiche zur Beerdigung, man warf ſie in eine Grube, niemand betete an dem Grabe des Generals, und erſt nach längerer Zeit konnte ein Kreuz auf der Stelle errichtet werden, wo General Hentzi, der Held von Ofen, ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hatte.

Das iſt der Mann, der heute als ein wortbrüchiger Verräter an ſeinem Vaterlande gebrandmarkt wird, der in Frauenkleidern ſchmählich entflohen ſein ſoll — das iſt der Mann, der laut „nackter hiſtoriſcher Thatſachen“ ein eidbrüchiger Schurke war und ein Feigling dazu! Er kann ſich nicht mehr verteidigen, der Held, der in der treuen Erfüllung ſeiner ſoldatiſchen Pflichten auf den Wällen der ihm anvertrauten Feſtung fiel — eine Ehrenpflicht aber ſchien es mir, ſein Andenken, das in der öſterreichiſchen Armee allezeit lebendig geblieben, auch vor einem deutſchen Leſerkreiſe von den ſchmählichen Verleumdungen, die bei uns über ihn verbreitet wurden, zu reinigen.

H. v. Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Königin Olgas letzte Reiſe.

(2. Nov. 1892, nachts 7—11½ Uhr.)

Vom hohen Dome tönt die Glocke bang,
Als klagte ſie in Gram und bittrem Leide;
Es trägt der Wind den trüben Nachtgeſang
Mit leiſem Beben über Berg und Heide.

Wohl mag erweichen ſich der harte Stahl,
Im kalten Auge ſelbſt die Thräne glänzen,
Da Du, o Königin, zum letztenmal
Durcheileſt des geliebten Landes Grenzen!

Zum letztenmal! — — Es hat der blaue See
Gerauſcht, als müſſe er ein Wort Dir ſagen,
Als wäre ihm im tiefſten Grunde weh,
Da ſie bei Fackelſchein hinaus Dich tragen!

Nun geht's mit Sturmeseile durch die Nacht
Raſtlos dahin! Dir folgt von Ort zu Orte,
Jäh aufgeſchreckt aus ihrer ſtillen Wacht,
Ein banger Aufſchrei klagender Akkorde.

Die Wolke ſelbſt zieht weinend vor Dir her,
Mit Seufzen kommt der Nachtwind angeflogen;
Es hat der Himmel, nächtlich-trüb und ſchwer
Die ſchwarzen Trauerfahnen aufgezogen!

Du ſiehſt ſie nicht! Dein Auge ſchloß der Tod,
Es ſchaut nicht mehr mit mildem Blick ins Weite;
Dein Ohr, ſo offen jedem Ruf der Not,
Vernimmt nicht mehr das klagende Geleite.

Dein königliches Herz, ſo reich und weit,
Das — ach, wie oft! — gebebt um fremden Jammer,
Es fragt nicht mehr nach Freude oder Leid
Und ruhet ſtill in ſeiner engen Kammer.

Nach ſchweren Leiden friedlich ſchlummerſt Du;
Gefaltet ſind die nimmermüden Hände,
Als ſprächeſt du: „Wohl mir, nun hab' ich Ruh',
Nun iſt mein ſchweres Tagewerk zu Ende!"

So zieh' denn hin mit Gott zum letzten Ziel,
O Königin! Du bleibſt uns unvergeſſen!
Nicht hat die Erde deinesgleichen viel —
Wohl uns, daß wir, Du Edle, Dich beſeſſen!

Ulm a. D. C. Lechler.

Himmelskunde.

Gerade in den Tagen, in denen dieſe Nummer des Daheim in die Hände unſerer deutſchen Leſer gelangt, iſt die Wiederkehr eines außerordentlich ſtarken Sternſchnuppenregens zu erwarten — der Reſte des Kometen Biela nämlich. Dieſer Komet, der 1826 zuerſt von dem Aſtronomen Biela beobachtet und auf eine Umlaufszeit von 6,6 Jahren berechnet wurde, iſt bekanntlich ſeit 1852 nicht wieder aufgetaucht oder richtiger: nur die Wolke von Sternſchnuppen, in die er ſich der allgemeinen Annahme nach zerlegte, iſt an ſeiner Stelle in die Nähe der Erde gekommen. Am 27. November der Jahre 1872 und 1885 führten dieſe Begegnungen der Erde mit der Sternſchnuppenwolke zu vielbewunderten Erſcheinungen — diesmal dürfte vorausſichtlich die dichteſte Stelle des Schwarms, der ſich inzwiſchen wahrſcheinlich weiter auseinandergezogen hat, um einige Tage früher unſeren Geſichtskreis erreichen.

Erdkunde.

Die zehnte allgemeine Konferenz der internationalen Erdmeſſung, welche vor kurzem in Brüſſel tagte, erlangte beſondere Bedeutung durch die Berichte über die gleichzeitigen Beobachtungen der geographiſchen Breiten zu Honolulu, Berlin, Prag, Straßburg und Waſhington; es wurde durch ſie unwiderleglich bewieſen, daß die in letzter Zeit beobachtete Veränderung der geographiſchen Breiten nicht auf Beobachtungsfehler zurückzuführen iſt, vielmehr wirklich in einer periodiſchen Verſchiebung der Erdachſe ihren Grund hat. Mit den Studien der Frage der Feſtſtellung eines einheitlichen Nullpunktes für alle europäiſchen Höhenmeſſungen wurde eine Kommiſſion von fünf Mitgliedern betraut.

Die Verwendung des photographhiſchen Verfahrens zur Landesaufnahme empfiehlt der Franzoſe Gaultier. Er will von derſelben Stelle aus zwölf verſchiedene Aufnahmen der Gegend, ſelbſtverſtändlich nach verſchiedenen Richtungen hin, machen, die ſich in ihren Grenzen unmittelbar aneinander anſchließen und die dann mittelſt eines beſonderen Verfahrens aneinandergepaßt und zu einer Karte vereinigt werden ſollen. In Frankreich, wo z. B. eine neue Kataſteraufnahme in der Vorbereitung iſt, findet der Vorſchlag, wie die „Natur" mitteilt, ernſte Beachtung.

Tierkunde.

Daß gewiſſe Tiere „blutige Thränen" weinen können, wie der Volksglaube wohl ſagt, wurde bisher in das Bereich der Fabel verwieſen; neuere Forſchungen haben aber die Thatſache beſtätigt, wenigſtens iſt feſtgeſtellt worden, daß einige amerikaniſche Krötenarten wirklich im Zuſtand der Erregung Blut aus den Augen zu ſpritzen vermögen. Profeſſor P. Hay berichtet in den Proceedings of the United States National Museum ausführlich über ſeine bez. Beobachtungen. Die ausgeſpritzte Blutmaſſe iſt bisweilen ſogar ſehr bedeutend, wohl ¼—½ Theelöffel, und wird mit großer Kraft von den Tieren unmittelbar aus den Augen geſpritzt. Bei der Sektion gelang es indeſſen nicht, für die Art des Vorgangs beſtimmte Anhaltspunkte zu gewinnen.

Der ruſſiſche Oberſt und verdiente Aſienforſcher Prſchewalski hat vor mehreren Jahren das Vorkommen wilder Kamele in Inneraſien feſtgeſtellt; ſeitdem iſt nicht mehr viel über dieſe Tiere bekannt geworden. Kürzlich hat Major Cumberland der zoologiſchen Geſellſchaft in London das Fell eines wilden Kamels überſenden können, das er in Oſtturkeſtan erworben hatte. In einem beigefügten Schreiben macht Cumberland die folgenden Angaben über das Vorkommen des Tieres: „Der Wohnort des wilden Kamels iſt die Goviſteppe von Khotan bis zum Lob Nor. Es iſt ungemein ſcheu, und man hat es, ſoweit ich in Erfahrung gebracht habe, niemals gefangen oder gezüchtet. Die Eingeborenen erzählten mir, daß kein Pferd im Lande das Kamel in dem tiefen Sande der von ihm bewohnten Gegenden einholen könnte. Die Farbe wechſelt wie bei der gezüchteten Art von Dunkelbraun bis Schwarzbraun. Der Urſprung der Tiere iſt erſt noch nachzuweiſen. Ich glaube, daß ſie von Kamelen abſtammen, welche entkamen, als der Diſtrikt Takla Makan vor einigen Jahrhunderten bei einem großen Sandſturm begraben wurde. Nach der Überlieferung wurde kein menſchliches Weſen gerettet, doch iſt es wahrſcheinlich genug, daß einige der Kamele und Pferde davonkamen, und daß von dieſen die wilden Kamele und Ponys herſtammen, die man in jenem Diſtrikt findet."

Wetterkunde.

Praktiſche Wettervorherſage. Den vielen Wetterzeichen, deren Zuverläſſigkeit dahingeſtellt bleiben mag, hat ein findiger Kopf ein neues hinzugefügt, dem phyſikaliſche Wahrſcheinlichkeit nicht abzuſprechen iſt. Man wähle unter den ſichtbaren Wolken die kleinſte und beobachte, ob ſie abnimmt oder zunimmt. Wird ſie durchſichtiger und an Umfang geringer, verſchwindet ſie ſogar, ſo iſt die Luft waſſerarm und ſchönes Wetter zu erwarten; wächſt ſie dagegen und wird ſie dichter, kann man ſich auf Regen gefaßt machen. St.

Verkehr.

Einige Zahlen aus dem Geſchäftsverkehr der Deutſchen Reichsbank dürften allgemein intereſſieren. Der Geſamtumſatz derſelben betrug im letzten Jahre 110 Milliarden Mark. Davon entfielen u. a. auf den Lombard-Darlehnverkehr gegen 1,2 Milliarden, welche die Bank auf Wertpapiere auslieh, und faſt die gleiche Summe, die ſie zurückempfing; im Verkehr mit ihren regelmäßigen Klienten verausgabte und vereinnahmte ſie auf Girokonto im Durchſchnitt der letzten Jahre je etwa 40,5 Millionen; den Hauptanteil am Verkehr brachte das Wechſelgeſchäft mit ſich, das allein an Gewinn jährlich 20—25 Millionen abzuwerfen pflegt. Intereſſant ſind die Angaben über die Depots bei der Bank. Abgeſehen von den ſogenannten verſchloſſenen Depots, die ihr verſiegelt übergeben werden und deren Wert daher nicht zu ſchätzen iſt, verwaltet die Reichsbank z. B. etwa 222000 offene Depots im Werte von 2,5 Milliarden Mark in etwa 4000 verſchiedenen Effektengattungen. Der tägliche Umſatz allein in dieſer Abteilung ſchwankt zwiſchen 3—7 Millionen.

Vereine.

Die Allgemeine Konferenz der deutſchen Sittlichkeitsvereine tagte Ende Oktober in Darmſtadt unter Vorſitz des Pfarrers Weber-Gladbach. Es wurde eine ſehr erfreuliche Zunahme der Bewegung zu Gunſten der Vereinsbeſtrebungen feſtgeſtellt. Der Jahresbericht zählt neben 113 Einzelmitgliedern 15 Zweigvereine auf.

Ausſtellungsweſen.

Brüſſel und Antwerpen werden alſo wirklich 1894 eine gemeinſame internationale Weltausſtellung haben, und zwar beabſichtigt man in Antwerpen die Abteilungen für Schiffahrt, Militär- und Marineweſen, Kolonien und Hygieine, in Brüſſel diejenigen für Handel und Induſtrie unterzubringen. Beide Städte wird eine normalſpurige, mehrgeleiſige elektriſche Bahn verbinden, deren Züge die gegen 45 Kilometer lange Strecke in etwa zehn Minuten zurücklegen ſollen. Bemerkenswert erſcheint, daß die finanziellen Mittel ganz von privater Seite aufgebracht werden; der Staat gibt nur die Bauplätze her.

Litteratur.

Der Aufſatz „Die ſtudentiſchen Ordens-Verbindungen", welcher in Nr. 49 v. Jahrg. erſchien, war teils nach älteren Quellen bearbeitet, teils nach einem neuen Werke: „Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannſchaften, von Wilh. Fabricius (Jena 1891)." Dieſes verdienſtvolle Werk des Herrn Fabricius, unter Herbeiziehung von vorher noch teilweiſe unbenutzten Schriftſtücken verfaßt, iſt die gründlichſte und beſte Geſchichte der Studentenorden und kann allen denen, welche ſich über die ſtudentiſchen Geheimbünde eingehender unterrichten wollen, auf das wärmſte empfohlen werden. E. G.

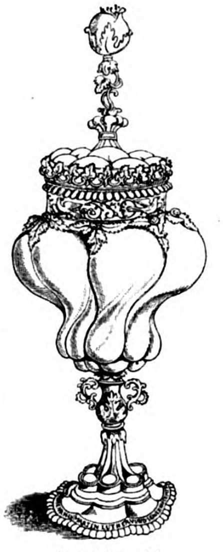
Preisausſchreiben.

Die Deutſche Landwirtſchafts-Geſellſchaft hat kürzlich eine Preisaufgabe ausgeſchrieben; es ſollen Entwürfe zu Arbeiterwohnhäuſern, und zwar zu einem Vier-Familien- und einem Zwei-Familienhauſe eingeſandt werden. Ausgeſetzt ſind zwei erſte Preiſe von je 300 Mk. und zwei zweite Preiſe von je 200 Mk. Der Einlieferungstermin iſt der 1. Februar n. J. Hier wäre übrigens einmal Gelegenheit, auf die äußere Architektur der ländlichen Arbeiterwohnhäuſer verſchönernd einzuwirken. Die vier von Fenſtern durchbrochenen Ziegelwände, in welchen dieſe Häuſer jetzt zumeiſt erſcheinen, gewähren einen gar zu troſtloſen, proſaiſchen Anblick. Man ſollte bei der Erbauung derſelben den Charakter der alten Bauernhäuſer, ſei es der fränkiſchen, ſei es der ſächſiſchen, je nach der Landſchaft inſoweit berückſichtigen, als ſich das mit den modernen Anforderungen vereinbaren läßt. Es wird ſich natürlich nur um die Annäherung an die äußere Architektur der alten Typen handeln können.

Der Lutherpokal bei der Wittenberg-Feier.

Der Pokal, aus welchem der deutſche Kaiſer bei der herrlichen Feier in Wittenberg trank, iſt urſprünglich ein Geſchenk der Univerſität Wittenberg an den Reformator geweſen: „Die loebliche Universitaet der Churf. Stadt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenke H. D. Martino Luthern und seiner Jungfrau Kethe von Bore. Anno 1525. Die Martis post festum Johannis Baptistae“, beſagt ausdrücklich die Inſchrift am Fuße. Der Pokal wurde nicht, wie man früher annahm, in Wittenberg ſelbſt, ſondern, wie der Silberſtempel nachweiſt, in Augsburg gearbeitet und macht der berühmten Edelſchmiedekunſt der Stadt im Entwurf, wie in der Ausführung hohe Ehre. 45 Centimeter hoch und 28 Centimeter weit, iſt das Gefäß ein ſilberner, durchweg vergoldeter Deckelpokal in gotiſchen Formen und Verzierungen. Der Hauptteil, der eigentliche Becher, ſowohl wie der Deckel ſind in Buckeln getrieben, die bei jenem in zwei Reihen, je zu achten, geordnet ſind. Die Spitzen der Deckelbuckeln ſind nach oben gebunden und laſſen einen ſchlanken, von einem Granatapfel gekrönten Zweig emporſchießen. Der ſchlanke Fuß zeigt, beſonders in einem Kranze von Akanthusblättern, Renaiſſanceformen. An der inneren Seite des Deckels iſt nachträglich eine Luthermedaille aus dem Jahre 1630 angebracht worden.

Über die Schickſale des Bechers iſt vom Tode Luthers bis zum Jahre 1704 nichts bekannt. In dieſem Jahre taucht er im Beſitz des Generalſuperintendenten Dr. Joh. Fr. Mayer in Hamburg wieder auf, kam dann in die Hände der in Greifswald lebenden Erben desſelben und ging von dieſen, wieder durch Erbgang, an den Profeſſor Brockmann über. Von deſſen Familie erſtand ihn 1801 die Greifswalder Univerſität, die ſich noch heute des denkwürdigen und ſchönen Prunkſtückes erfreut.



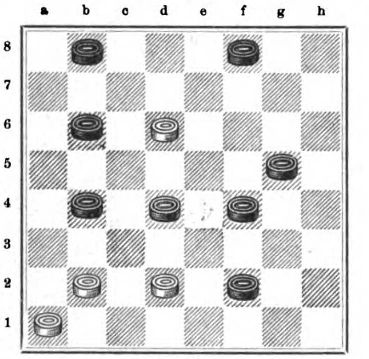
Der Lutherpokal,
aus dem Kaiſer Wilhelm bei der
Feier in Wittenberg trank.

Kleine Zeitung.

Mensa academica. In Wien tritt unter dieſem Namen für das Winterſemeſter zum erſtenmale eine unter Aufſicht des akademiſchen Senates ſtehende Einrichtung ins Leben, um ſämtlichen an der Wiener Univerſität eingeſchriebenen Hörern, ſowie den examinierten Herren innerhalb zweier Jahre nach ihrem Abgange, eine billige Beköſtigung zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke iſt ein Gaſthaus gemietet, worin ausſchließlich Studierenden Verpflegung gereicht wird, und zwar morgens von 7 bis 8½ Thee mit Milch und Brot, mittags von 12 bis 2½ Suppe, Fleiſch, Gemüſe oder Salat und Brot, abends von 7 bis 9 Uhr Fleiſch, Gemüſe und Brot. Die Vorausbezahlung beträgt monatlich für alle drei Mahlzeiten 11 Gulden öſtr., und dem entſprechend für den Mittagstiſch allein, ſowie für Frühſtück und Mittagstiſch zuſammen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die mensa academica eine Wohlthat nicht nur für Studierende ſein wird, ſondern auch für ſolche, die, nachdem ſie die Univerſität verließen, um den Lebensunterhalt zu ringen haben. **Vivat sequentes.** St.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

1. Homonym.

Haſt du nicht oft, wenn die Sonne glühende Strahlen entſandte
Und vor dem blendenden Licht müde das Auge ſich ſchloß,
Dich auf den Raſen gebettet unter mein ſchützendes Laubdach,
Und in das grüne Gezweig ſinnend und träumend geſchaut?
Wenn eine buntere Färbung ihm der Oktober verliehen,
Schwangſt du als Knabe wohl gern munter von Aſt dich zu Aſt,
Schmeckt doch beinahe ſüßer die Frucht, mit Gefahren erobert,
Als von dem herbſtlichen Wind mühlos geweht in den Schoß. —

Iſar-Athen iſt die Stätte, wo ich geboren und heimiſch,
Segensreich lange gewirkt, vielen das köſtliche Gut,
Welches zu leicht nur entflieht, Geſundheit von neuem erringend
Durch meiner Kenntniſſe Macht und meine hilfreiche Kunſt. —

Nicht nur der große Chirurg, der hochherz'ge Freund auch der Menſchheit
Wird übers Grab noch hinaus trauernd und dankbar verehrt.
M. Sch. (Kaſſel.)

2. Dreiſilbige Scharade.

Aus Stahl und Eiſen, Wehr und Waffen
Sieht man in meinen Erſten ſchaffen.
Indeſſen rollt das Material
Aus meiner Dritten hin zu Thal.
Da wird gegoſſen und gehämmert
Vom Morgen bis es wieder dämmert.

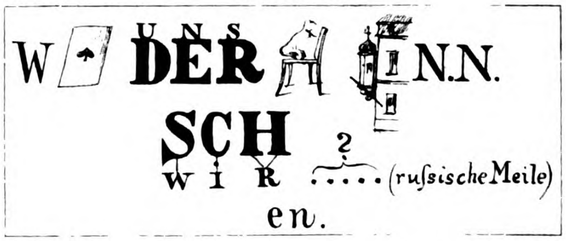
Im Ganzen aber ſind geſchmiedet,
Im Trübſalsfeuer feſt vernietet,
Die Geiſteswaffen wunderbar,
Mit denen die erwählte Schar
Die Macht der Finſternis bekriegte
Und ſie mit Gott ruhmvoll beſiegte. Pf. J.

3. Rätſel.

Pfeilſchnell ſchneidet es die Wogen
Wie der Fiſch ſein Element;
Feurig zieht's in weitem Bogen
Nächtlich hin am Firmament.

Dort galt's eine Wettfahrt wagen
Laut der Ordre ſeines Herrn;
Botſchaft hat es hier getragen
Erdwärts von dem Himmelsſtern. Pf. J.

Bilderrätſel.



(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 7.

Bilderrätſel.

Beim Haß iſt immer etwas Achtung.

Schachaufgabe.

1. S b 6 — d 7
K e 4 — d 5:
2. D f 2 — f 3 ‡

A.
1. .... e 7 — e 6, e 5
2. S d 7 — f 6 ‡

B.
1. .... S a 4 zieht.
2. S b 5 — c 3 ‡

C.
1. .... S g 6 zieht.
2. T d 5 — e 5 ‡

D.
1. .... c 5 — c 4
2. T d 5 — d 4 ‡

1. Vierſilbige Scharade. Kapernaum.

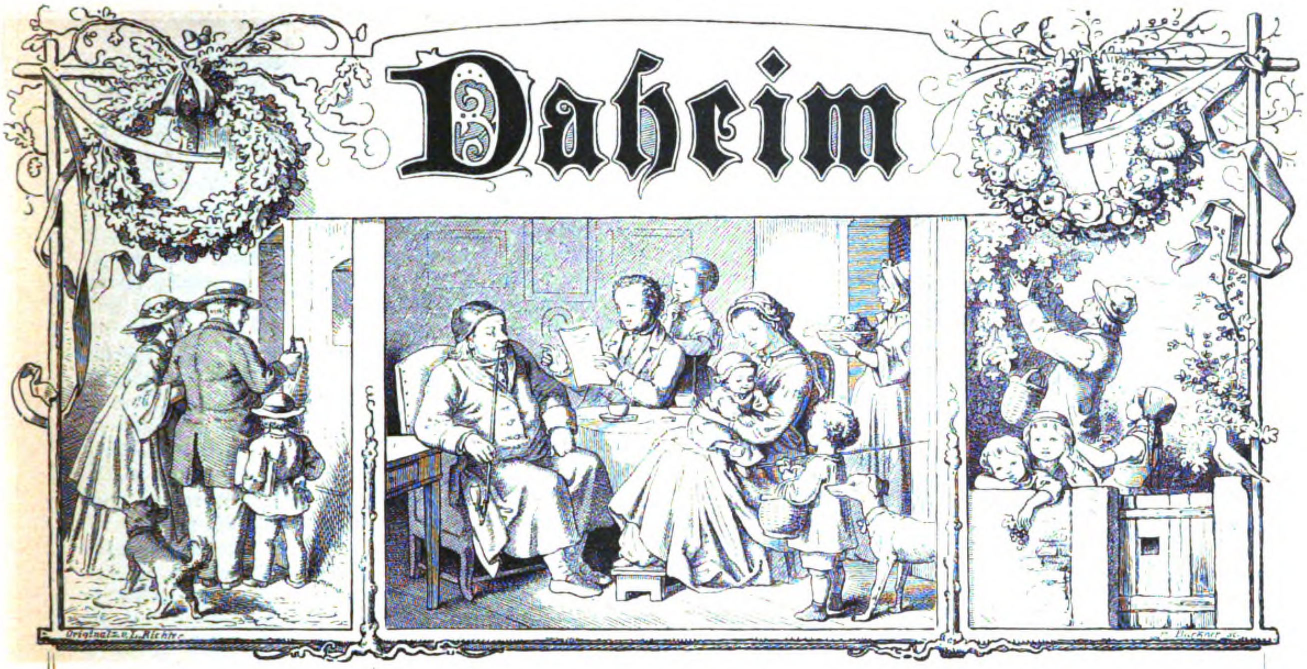
2. Verwandlungsaufgabe.

„Chriſtoph Columbus.“

Canrobert
Hermine
Rocheſter
Italiener
Schweinfurt
Theodor
Oleander
Paleſtrina
Holunder
Chineſen
Oldenburg
Luſitanien
Unterfranken
Marſchner
Benedetti
Ukraine
Sardinien

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Eine luſtige Geſchichte. Gedicht von M. Werner. Zu dem Bilde von Max Volkhart. — Die Hamburger Hausfrau während der Cholerazeit. Von A. Felix. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Kirchgang. Skizze von B. Vautier. — Die erneuerte Schloßkirche zu Wittenberg. Von Bernhard Rogge. Mit acht Illuſtr. — Wer war General Hentzi? Von H. v. Zobeltitz. — Am Familientiſch: Königin Olgas letzte Reiſe. Gedicht von C. Lechler. Mit Bildnis. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Tierkunde. — Wetterkunde. — Verkehr. — Vereine. — Ausſtellungsweſen. — Litteratur. — Preisausſchreiben. — Der Lutherpokal, aus dem Kaiſer Wilhelm bei der Wittenberg-Feier trank. Mit einer Illuſtr. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Dezember 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 9.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die Zweifel, die noch beſtanden, mußten ſich ja wohl bei weiterer Anwendung der Tortur lichten, wie man Liſe Bötzow bei der Petzower Vorunterſuchung bereits durch das einfache Mittel, ſie an den heißen Backofen zu binden, die erſten Geſtändniſſe entlockt hatte.

Sehr zu ihren Ungunſten ſprach der Umſtand, daß der Teufel ſie aus dem Petzower Kotter befreit und unter Zurücklaſſung des bekannten Teufelsſtanks, auch unter unwürdiger Mißhandlung aller Anweſenden entführt, darauf aber ihren Bruder, den ehemaligen Krachtſchen Dragoner angeſtiftet, ſich für den Entführer und Übelthäter auszugeben, auch die Schweſter wieder an die Gerechtigkeit auszuliefern. Daß der alte Soldat lüge, darauf ſchwuren alle Petzower Stein und Bein. Sie könnten wohl einen gemeinen Landſtreicher und Gardenbruder von dem leibhaftigen Gottſeibeiuns unterſcheiden, der in ihres Herrn Pfarrers Leib ſichtlich die Hufſpur zurückgelaſſen, als er den würdigen Herrn ruchloſerweiſe ſtieß und umtrat; ſie hätten einen Dragoner auch wohl übermocht trotz der Dunkelheit und ſich nicht maulſchellieren laſſen, es ſei aber der Böſe ſelbſt geweſen, der unter ſie fuhr!

Was will ein Richter machen, der ſelbſt im Zweifel iſt, wenn ſo ein ganzes Dorf auftritt und Zeugnis ablegt? Er hat kein Mittel zur Ermittelung der Wahrheit, als die peinliche Frage.

Und ſo wurde Liſes junger Leib gequält.

Den Abfall vom wahren Glauben, ſeit Papſt Innocenz' Bulle „Summis desiderantes“ der Grund aller Hexerei, gab ſie zu — ja, es erwies ſich ſogar, daß ſie den Bund des Glaubens und die Abſage an den Teufel nie abgelegt, noch auch zu ſagen wußte oder verſtand — es hatte eben in der Kriegszeit an einem Prediger im Dorfe gefehlt, der die Kinderlehre hielt, nachdem der alte geſtorben, der ſie getauft. Als man nun ihren Körper ausſpannen und durch den Büttel mit Peitſchenhieben traktieren ließ, bequemte ſie ſich auch zum Verſprechen weiterer Geſtändniſſe. Sobald aber das Mägdlein von der Streckbank genommen war, verſchloß ihr der Satan den Mund, und ſie ſagte nichts, wodurch ſie die Richter ſtark erbitterte, ſchrie nur, ſie hätte nichts mehr zu bekennen. Da ſchickte man ſie ins Gefängnis zurück, und verſchob es auf die zweite peinliche Frage, die drei Tage ſpäter angeſetzt wurde, alles nach dem genauen und milden Gange Rechtens.

Was in dem Gemüt des Mädchens lebte, wußte und erriet kein Sterblicher.

Nur Renatus, der als ihr letzter Herr und zugleich um dem Kurfürſten zu berichten, dem Verfahren anwohnte, fühlte ſich ſeltſam erſchüttert, wenn einmal unter dem Inquirieren mit Wort und Peitſche ihre Blicke, die ihn ſonſt mieden, wie die eines getretenen Hundes, flehentlich auf ihn ſich richteten, als wolle ſie ſagen: „Ich leide um dich — und du hilfſt mir nicht!“

Wenn es uns auch nicht immer deutlich wird, auf dem Grunde unſerer Seele ſpüren wir es ſtets an einem geheimen dumpfen Schwirren und Mitbeben unhörbar tiefer Saiten, die jenſeits der Skala lichter und wahrnehmbarer Empfindungen ſchwingen, wenn in einer anderen Seele um uns Lieb oder Leid beben.

Das rohe Herz hatte ſich an ihn gehangen, weil ſie einſt etwas ihr Großes für ihn that — um ſo leidenſchaftlicher wucherte und wuchs ihr unklares Empfinden im geheimen ſich aus, da ſie nun um deſſenwillen und ſeinetwillen Qualen duldete. Von niemand je hatte ſie eine Güte empfangen, als eine flüchtige einſt von ihm — an dieſer achtlos fortgeworfenen vollzog ſich nun ihre Menſchwerdung, um die niemand wußte.

Ihre ſtummen Blicke nötigten ihn, ein Wort beim Herrn für ſie anzubringen. Der Kurfürſt entſchied: „Man ſoll ſie nicht peitſchen oder brennen und in ſpaniſche Stiefel ſpannen, es verroht das Volk. Strafe um ihren Unglauben hat ſie verdient — mag ſie das Bisherige als ſolche hinnehmen. Ich möchte dekretieren, daß man ſie in die Glaubenslehre nehme, damit ſie ein Chriſtentum lerne, das ſie nie hatte — allein ich muß zuvor den gemeinen Mann überzeugen, ob ſie eine Hexe iſt oder keine. Darum ſoll man die Waſſerprobe mit ihr anſtellen. Ich meine, ſie kann ſchwimmen und tauchen, wie ein Fiſch. Sie wird klug ſein und untertauchen, und die Leute werden ſehen, daß ſie keine Hexe iſt, wenn ſie nicht oben auf dem Waſſer bleibt.“*)

So erging der Befehl, und der Richter handelte danach.

Am Abend zuvor aber erwirkte ſich Renatus Zutritt zu der Magd, um etwa durch gütliches Zureden von der Inkulpatin ein Geſtändnis zu haben. Mehr noch führte ihn eine unverſtandene Regung ſeines Menſchenherzens zu ihr.

Es war ihr eine heiße Freude, ihn allein zu ſehen, und faſt hoffte ſie, er bringe ihr Freiheit und Errettung.

Dann aber ſaß ſie ſtumm, mit glänzenden Augen — eine Fackel, die im Ringe ſtak, erhellte den Kerker — betrachtete ihn unausgeſetzt, während er ſprach, und ihm wurde weh und unruhig unter ihren Blicken, in denen die rührende Treue eines Tieres und die ſtumme beklommene Todeserwartung, dazu eine hohe verſchwiegene Inbrunſt, wie die einer großen Selbſtentäußerung, zu ihm redeten.

Er ſagte ihr, daß ihr alles erſpart bleiben würde, außer der Waſſerprobe. Da ſie nicht antwortete, fügte er hinzu, er ſelbſt habe ihr das beim Herrn ausgewirkt.

Auf dies Wort fiel ſie vor ihm nieder, die Augen brennend zu ihm aufgeſchlagen und griff nach ſeinen Händen, ſie zu küſſen.

Er runzelte die Stirn und faltete die Hände hinter ſeinem Rücken, trat auch einen Schritt zurück.

Darauf erloſch das Licht in ihren Augen gänzlich, ſie ſenkte ſtumm Haupt und Rücken und blieb ſo auf den Knieen liegen.

Dies alles ging Renatus wider den Strich.

„Wendiſche Gewohnheiten — Hundeblut,“ dachte er, und „warum bin ich nun zu dieſer gekommen und habe den Herrn ihretwegen gebeten, da ſie ſo im Staube kriecht!“

„Steh auf!“ gebot er, einen harten Ton in der Stimme.

Augenblicks gehorſam ſtand ſie auf — ihr Geſicht ſah aus, als hätte ſie nie gelebt und nie eine empfindende Seele gehabt — aber ſie war ſehr bleich.

„Du kannſt gut tauchen, Liſe, denke ich?“ fragte er weicher, denn, daß ſie plötzlich ſo wachsfarben, machte ihn beklommen, weil er all dies fremde Weſen nicht verſtand.

Sie ſtarrte ihn an, ſagte nichts, ihr Blicke aber fuhren langſam an allen Linien ſeines Geſichts entlang, ohne jeden anderen Ausdruck, als den eines ängſtlichen Auswendiglernens.

„Du kannſt gut tauchen, Liſe?“ fragte er ärgerlich.

„Ich kann gut tauchen, gnädiger Herr,“ antwortete ſie, wie völlig abweſend, ihre Rechte aber machte achtlos Bewegungen, als zeichne ſie, was ſie ſah.

„Auch wenn du gebunden biſt?“

„Auch wenn ich gebunden bin!“ ſie wiederholte mechaniſch ſeine Worte als Antwort.

„So tauche morgen um dein Leben — bleibſt du unten, und ſie müſſen dich mit dem Strick aufziehen, ſo biſt du frei!“

„Ziehen ſie mich mit dem Strick auf, ſo bin ich frei!“ ſagte ſie, wie ein ſeelenloſes Echo.

Dies alles war ihm ſehr unheimlich.

„Was denkſt du, Liſe?“ fragte er zwiſchen Unſicherheit und Härte.

„Was ich denke, gnädiger Herr?“

„Ach, gnädiger Herr!“ rief er heftig. „Warum gibſt du mir den Titel? Sage nicht gnädiger Herr!“

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr, gnädiger Herr!“ wiederholte ſie dreimal, plötzlich lebendig mit einer ganzen Sonne von Dankbarkeit und Liebe in den Augen, und alle ſtarren Formen ihres Körpers und ihrer Haltung waren wie durch Zauber demütig, glücklich, weich.

„Straf mich Gott,“ dachte Renatus, „dieſe wendiſche Katze hat ſich in mich vergafft! Iſt ſie nun ganz verrückt?“

Er ſtand, als wäre ein Blitz vor ihm niedergeſchlagen.

Es mochte wohl etwas in ſeinen Mienen ſein, das ihr ſeinen Gedanken verriet — denn Liſe wurde plötzlich blutrot und fing bitterlich an zu weinen, die Schürze vor das Antlitz ziehend.

„Fahr wohl!“ rief er, ſich hart abwendend, und „Gottes Gnade über dich morgen früh!“ ſetzte er hinzu, weil ihm der harte ſtolze Ton ſeiner eigenen Stimme leid war, als er ſie hörte. Er wußte nicht warum und war darüber zornig.

Wie ein Blitz war ſie bei ihm, riß ſeine Hand an ſich, küßte ſie heftig und preßte ſie an Stirn und Herz.

Als er hinaus war und das Schlüſſelbund raſſelte, warf ſie ſich lang hin auf ihr Antlitz und regte ſich nicht.

„Sie iſt ganz voll von wunderlichen Dämonen!“ meinte Renatus Wedigen bei ſich, als er die Steinflieſen draußen entlang ſchritt. „Und ewig wird einem Deutſchen dieſe Raſſe von Hunden unverſtändlich und widrig bleiben!“ Aber ſein Atem ging kurz, und allerlei unruhige Stimmen ſchrieen in ſeinem Innern durcheinander. „Nun,“ ſchloß er, „morgen wird ſie ihre unheimliche Kunſt üben, ſei ſie vom Teufel oder von natürlicher Übung, wird die Menge täuſchen und frei davongehen. Möchte ſie nicht wiederkehren nach Dänsdorf!“ Und dann war ihm, als die Gefängnisthür hinter ihm zufiel, als würfe er ſelbſt kraftvoll ein Thor zu, ſperrte ein Pandämonium krauſer Gedanken ein und ſchöbe den Riegel ins Schloß, wiſchte auch über ſeine Stirn und atmete frei in kühler friſcher Abendluft.

— — — — — — — — — — — —

Am nächſten Tage war das Schauſpiel, da es ſich um Leben oder ſchmählichen Tod eines Menſchen handelte.

Man hatte dazu die Stelle erwählt, wo die beiden Arme der Spree an der Spitze der Schloßinſel zu einem mächtigen tiefen Strome zuſammenfloſſen. Das rechte Ufer war für die ſchauenden Leute von Berlin und Cölln freigelaſſen — diesſeits aber hatten die kurfürſtlichen Trabanten einen Platz für den Hof und die Beamten, ſamt den Richtern, dem Büttel und die Delinquentin freigemacht, damit, wer von den Herrſchaften oder den Vornehmen etwa zuſchauen käme, ſich nicht ins Gedränge zu begeben brauchte.

Die Frau Kurfürſtin erſchien nicht an der Stätte des Gottesſpruchs, wohl aber des Kurfürſten Gnaden, viele vom Hof, auch Hans Georg von Zelen mit den Fräulein und Renatus Wedigen. Adam Wedigen war nicht da, und Frau Eliſabeth ging nie aus. Dafür aber war das rechte Spreeufer dicht beſetzt von einer Menge ſchwarzgekleideter Bürger und Bürgerweiber.

Als die Schuldige gebracht wurde, führte man ſie dicht vor dem Fürſten vorbei.

„Ein verworrener Kopf,“ dachte Friedrich Wilhelm, als er das Mägdlein ſah, „wie ſie dreinſchaut, ſelbſtvergeſſen, fahl und blaß, mit unheimlichen toten Augen, eine Fanatikerin, und ſieht doch nichts von dem, worauf ihre Blicke fallen. Sicher ſteckt ſie voll Geſpenſterglauben und Unfug — nun, ſie wird ſich und die Menge täuſchen — der Aberglaube, der den Aberglauben richtet —“ dabei ſchaute er rings über die Geſichter der Neugierigen und erkannte, daß er nach Recht handelte, wenn er dem Geſetz ſeinen Lauf ließ.

Am Flußufer drunten kleidete der Büttel Liſe aus — ſie kreuzte die Arme vor der Bruſt — aller Augen hingen gierig an ihrem Antlitz, zu ſehen, ob dies lebendig werden, oder ob ſie, völlig vom Satan unempfindlich gemacht, die Probe überſtehen würde.

Und dies ſteinerne Antlitz wurde lebendig — die Augen belebten ſich zu einem großen, ſtrahlenden Licht, das ſuchend herumging und zuletzt auf Renatus, der in ſeines Herrn Nähe ſtand, haften blieb.

---

*) Man weiß, daß bei der Waſſerprobe die Hexen ſchwammen, unſchuldige Weiblein aber verſanken.

Sie wurde über Kreuz gebunden, die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes, die linke an die große Zehe des rechten — ein härener langer Strick wurde um ihren Leib geſchnürt — man ſtieß ſie in das fließende graue Waſſer.

Dabei wendete ſie ſich, gebückt rückwärts ſchreitend, das Haupt ſtarr hintenüber, und ließ kein Auge von ihrem jungen Herrn.

Nun war nur noch der Kopf über dem Waſſerſpiegel, das Ufer fiel raſch ab — ſie geriet in das Tiefe.

Atemloſe Spannung ſchwebte über beiden Ufern — kein Wort ward laut.

Ob ſie ihrer ſelbſt vergaß — ſie ſtand, widerſtrebte der Strömung, ein trauriges, wehes Lächeln überſpielte ihr Angeſicht, ihr Blick riß ſich los von ihrem Herrn und flog in den grauen Morgenhimmel empor, verglaſt von einem Schleier aufſteigender Thränen, anzuſehen wie der Blick eines Tieres, das man erwürgt, hoffnungslos, voll ſtummen Vorwurfs gegen Gott und die Welt.

Des Kurfürſten Herz füllte ſich mit Mitleid: „Mein wendiſch Volk,“ fuhr's ihm durch den Sinn, „das ſie in ihrem Unverſtand erſäufen…“

Und Renatus war's, als würde ihm ein Nagel mitten durch die Bruſt getrieben.

Nun öffneten ſich die Lippen der Delinquentin — die dicht am Ufer ſtanden, die Knechte des Henkers, hörten einen unverſtändlichen Fluch in der Urſprache des Landes, vor dem ſie ſich bekreuzten. Liſe warf den Kopf hintenüber, daß er ins Waſſer kam, gab den Widerſtand gegen die Strömung auf und ſank unter… Blaſen wirbelten empor an der Stelle, wo ſie verſchwunden, und wo nun nur noch der Hanfſtrick ſchlaff auf dem Waſſer lag, langſam anziehend.

Drüben am Ufer wurde die Volksmenge laut — diesſeits gab der Kurfürſt den Befehl, den Strick anzuziehen. „Ihr ſeht,“ ſagte er, „ſie ſinkt — nach dem Geſetz iſt ſie unſchuldig!“

Man haſpelte von Hand zu Hand das Seil empor, und der Körper kam endlich wieder zum Vorſchein, der blanke Rücken nach oben, obwohl ſie zuletzt ſich hintenüber geworfen. Man zog ſie ans Land und wendete ſie um — die Augen waren ſtarr offen und gebrochen — das Mägdlein war tot… blieb's auch, obwohl man ſie ins Leben zurückzurufen trachtete…

Der Kurfürſt wendete ſich gedankenvoll ab. Die in der nächſten Nähe des Herrn meinten, ſie hörten in einem Seufzer die Worte: „Mein wendiſch Volk!“

Um Renatus Wedigens Herz aber breitete ſich eine Eiseskälte — ein ſchwerer Druck auf ſeiner Bruſt machte ihn ſtumm ächzen, als hätte er eine böſe That gethan, über die es ihm nun den Atem verſchlug…

Ein Knecht warf den Mantel über das tote Kind, und der Büttel fragte den Richter: „Iſt ſie nun ſchuldig oder unſchuldig!“ Der weltliche Herr blieb ſtumm — der Prozeß war aus. Sein geiſtlicher Nachbar aber erwiderte feierlich: „Was wir nicht wiſſen, weiß Gott im Himmel, der Herr wird richten über ſie und uns alle!“

Danach trug man den Körper fort, und alles brach auf.

Der Kurfürſt jedoch ſagte bei ſich mit völliger Feſtigkeit und hartem Ernſt: „Die letzte Hexenprobe, ſo lang ich lebe — ich mag keine weitere ſehen. Es heißt wohl mehr, Gott den Herrn verſuchen, als Sein Urteil fordern, da man nicht weiß, wie Er es beſtimmt hatte. Und iſt ihr doch kein Haar gekrümmt worden ohne Seinen Willen!“

Damit ſchüttelte er kraftvoll den trüben Eindruck ab.

— — — — — — — — — — — —

Es war gegen acht Uhr, als Friedrich Wilhelm wieder unter ſeinen Räten im Schloſſe ſaß und Otto von Schwerin ihm Vortrag hielt über den Bericht deſſen von Unfried vom Wiener Hofe.

Des Fürſten Gedanken waren voll bei der Sache — doch lag es wie ein ſchwarzer Flor über ſeiner Einſicht und Thatkraft — die letzte Nachwirkung des Ereigniſſes, dem er vorher beigewohnt.

Endlich befreite ein tiefer Atemzug die breite ſtarke Bruſt des Herrn, er erwachte zu ſeiner gewohnten Geiſtesmacht und Gedankenſchärfe. Der Entſcheid in der Sache, um die es ſich handelte, war auf der Stelle gefällt — der weiſeſte und beſte.

„Schreib an den Halberſtädter Landtag, die Stände ſollen in allem vorerſt dem Biſchof gehorchen, da das Kaiſerhaus ſeinen Herzog Leopold Wilhelm nun einmal dort halten will, ſollen ihm Treu und Gehorſam leiſten, da er an meiner Statt ſteht, als hätte ich ihn zu ihrem Regenten und Statthalter beſtellt. Das Land iſt mein und mir durch Pakt und Friedensſchluß zugefallen.*) Item — wir werden warten, bis Leopold Wilhelm die Augen ſchließt, und dann ſollen ſie mir huldigen, die Prälaten des Kapitels, die angeſeſſene Ritterſchaft und die Bürgermeiſter von Halberſtadt, Aſchersleben und Oſterwiek. Haben ſie Beſchwerden, ſo ſollen ſie ſich bei meinem Zorn nur an mich wenden. Kurbrandenburgiſche Anſprüche und Gerechtſame werden in keinem Titel dadurch beſchränkt oder aufgegeben! Haſt du? Wohl, ſo ſoll es Wedigen wohl aufſetzen, und ich will es nachher zeichnen!“

Dann ließ er ſich die Mappe des heutigen Vortragenden über den Tiſch reichen, blätterte ſelbſt in den Papieren, und da er nichts darin fand, woran er anknüpfen konnte, ſo gebot er: „Zelen, nimm die Feder und ſchreib'!“

Als Hans Georg ſich hurtig zurecht gemacht, diktierte Friedrich Wilhelm, die ſtarken Hände auf den Tiſch gelegt, den Schreiber und ſein Papier feſt im Auge:

„Wasmaßen die neuen Bürger in einigen Städten durch die Zünfte und Gewerke bei Gewinnung des Bürgerrechts mit einem unerſchwinglichen Angelde überſetzet und überbürdet werden, überdem durch koſtbare Eintrittsmahlzeiten beſchweret, wodurch mancher junge Meiſter dermaßen in Schulden vertieft wird, daß er ſich ſchwerlich wieder liberieren kann, befehlen Wir bei Vermeidung Unſerer Ungnade den Gilden, die Rekognitions- und Antrittsgelder auf ein Erträgliches zu richten und zwarten von 1 bis 3, aufs höchſte 4 Thaler nach Unterſchied der Städte und Perſonen. Außerdem ſoll hinfüro mit Ernſt darüber gehalten werden, daß Perſonen wendiſcher Abkunft nicht mehr von den Innungen, Gaffeln, Zünften und ſonſtigen fraternitatibus ſollen ausgeſchloſſen werden dürfen um ihrer Abkunft willen, wie bisher aus Unverſtand und Überhebung geſchieht, maßen niemand für ſeine Abſtammung kann, ſondern ſollen ſelbige wie andere Chriſten und ehrlicher Eltern Kinder als Lehrlinge, Geſellen und Meiſter, ſo ſie brauchbar, angenommen werden und ihre Befähigung nachweiſen dürfen. So ſolche Handwerksgeſellen wandern, ſollen ſie wie andere bei denen geſchenkten**) Handwerken aufgenommen und unterſtützet werden und die Herbergen ihnen offen ſtehen. Da wir uns hierin einiges Widerſtandes der Zünfte und Gilden verſehen, ſo befehlen wir den Magiſtraten der Städte, hierin vorfallende Unbotmäßigkeit beſonders zur Anzeige zu bringen und werden ſolchen Zünften fürderhin nicht mehr geſtatten, mit Gelde ihre Heeresfolge abzulöſen, ſie auch extra und aparte mit Einlagerung von Soldaten bedenken und bei Verteilung und Beſtätigung ihrer Privilegia faſſen. So ſollen auch in denſelbigen Städten und Dörfern, da noch Wenden aufzufinden, die Magiſtrate und Amtleute ſorgen, daß ſolche Leute vor allem im Chriſtentum unterwieſen werden und ſoll etwa vorhandenem Aberglauben unter ihnen entgegengewirket werden, indem Paſtor loci zu ihnen in die Häuſer gehet, ihnen hilft, einen guten und reinen Glauben anzunehmen. Sollen ſich auch die Zünfte nicht beklagen, daß es ihnen an Lehrlingen und jungen Geſellen gebricht, wo ſie nicht ihre Mucken wegen Aufnahme von Perſonen wendiſcher Abkunft fahren laſſen. Item ſoll eodem modo verfahren werden mit denen Kindern von Vögten, Schäfern, Wächtern und Stadtdienern. Jedweden brandenburgiſchen Mann, wes Herkunft er ſei, ſollen ſie nehmen, inſofern er unbeſcholten und fähig, um damit dem Gewerk tüchtige neue Werkleute zuzuführen; ſo ſie in ihrer Hartnäckigkeit beharren, verſprechen wir ihnen Unſre beſondere Ungnade, werden auch fleißig nachfragen, ob Wir hierin den ſchuldigen Gehorſam finden.“

---

*) Im Osnabrücker Frieden, wurde aber erſt 1662 von Kurbrandenburg beſetzt.

**) Die die Gewohnheit hatten, Geſchenke an reiſende Geſellen zu geben.

Renatus, der dem Fürſten ſtill zuſchaute und die Wirkung ſeiner Worte auf die Herren beobachtete, ſah, wie Friedrich Wilhelms ſcharfe blaue Augen am Tiſche herumgingen, um jeden Widerſpruch im Keim zu erſticken, und wie die Mienen der Räte von Staunen zu Billigung und Bewunderung ſich aufhellten. Er erkannte, daß durch das edle Gemüt des Herrn eines armen Geſchöpfes unſchuldiger Tod ſich zu einer Maßregel umſetzte, welche Tauſenden und Abertauſenden verachteter und verfehmter Landeskinder ihre Menſchenrechte und gedeihliche Lebensbedingungen neben der Achtung ihrer Mitbürger wiedergab. Seine Augen leuchteten dankbarlich den Fürſten an, der unfruchtbares Unbehagen wie ein Held zu ins Große wirkender ſegensreicher That in ſich wandelte, um davon frei zu kommen. Der Herr ſah ſeinen Blick und fragte ihn: „Willſt du etwas ſagen, Wedigen?“

„Ja, gnädigſter Herr,“ erwiderte Renatus, dem Drange ſeines Herzens folgend. „Ich möchte dies ſagen: Gott der Herr läßt in ſeiner Weisheit wohl zu und beſtimmt, daß hie und da ein Menſch eine unſchuldigen Martertod ſterbe. Doch iſt dies, damit aus Solchem ein Segen für Hunderttauſende werde!“

Der Fürſt nickte ihm ernſthaft zu und ſagte: „Ein Schachſpieler ſpielt mit zweiunddreißig Figuren und berechnet ihre Gänge voraus, opfert einen Bauern oder einen Chevalier um den Vorteil des Spiels — ein Feldherr ſchiebt Zehntauſende hin und her, ſchickt auch wohl Bataillon auf Bataillon in mörderiſch Feuer, worin ſie umkommen, um ſeinen Staat zu erretten, für den er ficht. Gott der Herr aber, der den Plan für alle Millionen gemacht und das große Kriegs- und Schachſpiel um das Reich des Guten auf Erden vorwärts führt, der hat unſchuldig vergoſſen Blut öfters zum Düngen ſeines Ackers da vorgeſehen, wo derſelbige Acker allzu ſteinig und dürr, und läſſet nie zu, daß es unnütz fließe. Es war dieſem Mägdlein beſtimmt, in all ſeiner Thorheit ſich zu verſtricken und vor meinen Augen zu ſterben, damit ich ein ſonderlich Erbarmen gegen all meine Landeskinder und Unterthanen wendiſcher Abkunft faßte, die ihr an Aberglauben und Stumpfheit gleichen, deswegen wie die Hunde geachtet werden und in Hoffnungsloſigkeit verkommen. Soll aber in künftigen Zeitläuften anders werden, ſo wahr ich alles, was Odem und Menſchenantlitz hat, in meinen Staaten zu meinem Tagewerk brauche! Sage deinem Großvater Adam, daß ich an ihn gedacht und ſtille bei mir mit ihm Rats gepflogen heut früh zwiſchen dem Spektakulo und dieſem Edikte!“

Und nach dieſer Einleitung begann eine jener großen und glänzenden Sitzungen, die den Räten auf Lebenszeit im Gedächtnis blieben, und bei denen ihnen nicht zu Mute war, als ſeien ſie in Brandenburg, ſondern zu Paris oder zu Wien, im Mittelpunkte eines weiten Reiches, und ein großer Kaiſer präſidiere ihnen; ſie vermeinten auch, fortgeriſſen über die Zeit vom mächtigen Fluge ſeines Schöpfergeiſtes, nicht in der Enge und Kümmernis dieſer Jahre zu leben nach des Krieges Ende, ſondern ſpäter, wann alles aufgeblüht, was der Fürſt da ſäete, und die Marken, wie vierzig Jahre zuvor, wieder reich und voll an Menſchen und Habe wären, dazu wehrhaft und ein reſpektiert Staatengebilde.

Gedankenkühne und kluge Beſonnenheit ſind ein Jüngling und ein Greis, die nicht gern miteinander reiſen — der Kurfürſt hatte das Elend des großen Krieges mitanſehen müſſen, damit in ſeinem Haupte beide ſich vertragen lernen ſollten. Und was er da diktierte und anordnete, ging alles vom Großen ins Kleine, vom Kleinen ins Große, fruchtbar und ausführbar, kein raſcher Bau in die Luft, ſondern Fundamente.

Da war ein Dekret, welches den übergroßen Reichtum des Landes an Fiſch und jagdbarem Getier auch dem gemeinen Mann zur Volksnahrung erſchloß, indem es den Innungen die Preiſe auf das Erſchwingliche herabſetzte. „Denn ich will ein tüchtig und recht genährtes Geſchlecht heranziehen,“ ſagte der Herr. Die Stadtheiden und die fürſtlichen Wälder ſollten regelrecht abgeſchoſſen, das Fleiſch — auch von Fremden — unter Zollerlaſſen in die Städte gebracht und an beſtimmten Stellen von Rats wegen billig verkauft werden. Da wurden auch die adeligen Herren vermahnt, ihre Jagd nicht auf dem Hofe verfaulen zu laſſen oder den Rüden zu verfüttern, ſondern in die Märkte zu ſchicken und Geld dafür zu löſen. Der Fürſt wußte wohl, daß der Boden, lange in Brache und geſchont, wenn recht beackert, ſchöne Ernten tragen mußte. „Da liegt die Quelle unſeres künftigen Wohlſtandes, man muß nur Fleiß aufwenden, ſo fließet ſie wieder.“ Deswegen ordnete er die Errichtung von Muſterwirtſchaften auf allen Schatullengütern und Domänen, lud auch die jungen Herren vom Adel dort zu Gaſt und Lehre und wies die Amtleute und Landeshauptleute an, ihm anzuzeigen, wer ſeine Wirtſchaft lotterig betriebe, und wer extra gutes Saatkorn erzeuge, dem ſolle man es zur Ausſaat vorteilhaft abkaufen und am Preis ein praemium gönnen. Der Herr verſprach auch, ſelbſt im Lande umherzureiſen und die Wirtſchaft auf den Gütern zu prüfen.

Den Schreibenden und Aufhorchenden in dem großen alten Kanzleiraum, der unter dem Chor der Kapelle lag, neben der Rentei, den Schatzkammern und den Archivis, denen wurde der Sinn weit und das Herz warm, den großen Geiſt an der Arbeit zu ſehen.

„Ja, ſo wird's Durchlaucht — ſo muß es werden,“ meinte Otto von Schwerin und neigte zuſtimmend das würdige Haupt. „Sie verdienten keinerlei landesväterliche Sorge, wenn ſie nun nicht wieder einen Anfang machten, ordentlich zu wirtſchaften. Mein' ich doch ſelbſt, hie und da wohl noch mehr auf dem Poſten ſein zu können in dem Meinen, wenn ich ſehe, wie ernſt es dem Herrn iſt!“

Das war auch der anderen Herren Empfindung.

„Sicher werden dieſe Dekrete,“ erwiderte der von Schulenburg, „denen vom Handwerk und den Landwirten die Herzen erwärmen und entſchloſſenen neuen Eifer anfachen. In zehn, fünfzehn Jahren könnten wir wohl ſo weit ſein, daß wir die Grenzen ſchließen und noch an die im Reich abgeben!“

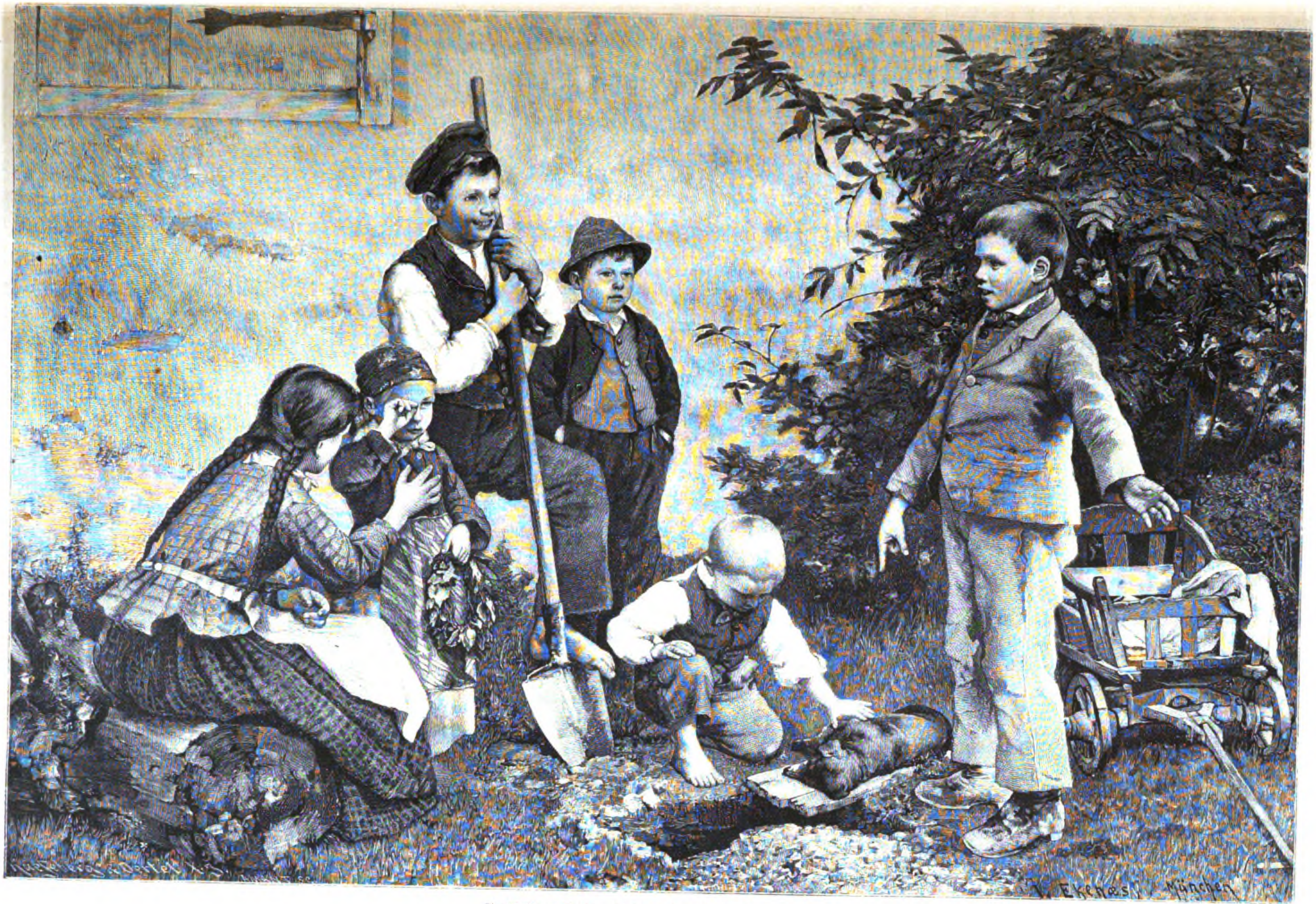
„Zehn, fünfzehn Jahr,“ dachte Renatus, „dann iſt unſer Herr Kurfürſt ein Mann von vierzig Jahren und etwas mehr, in der Blüte ſeiner Kraft — dann wehen unſere Fahnen hoch und ſtolz, und wir holen uns Pommern!“

Des Fürſten Gedanken gingen denſelben Weg — nur auf ebener Erde.

Er war ſeltſam befruchtet durch den unſchuldigen Tod, den er dieſen Morgen mit angeſehen. Im Leid der Kreatur hatte der Herr zu ihm geredet, und er verſtand dieſe Sprache wohl, wie uns denn geſagt wird durch des Armen und Elenden Leid: Thue deine Pflicht an deinem Nächſten!

Die folgenden Verordnungen betrafen die Regelung des Poſtdienſtes in den zerſtreuten Staaten. Von Königsberg und Cleve bis Berlin ſollten in Zukunft die Dragoner des Kurfürſten als Poſtreiter in raſcheren und regelmäßigeren Kurſen gehen; alle zehn bis vierzehn Meilen ſollte ein Poſtamt und Station eingerichtet merden, bis man die Ämter etwa auf vier oder fünf Meilen Abſtand voneinander vermehren könnte. Der Rat Mathias wurde beſtimmt, beſondere Fürſorge für die junge Einrichtung zu tragen, ſie zu beſſern und auszubauen. Wollte der Adler all ſeine Staaten unter ſeinen Fängen haben, ſo mußten raſche, zuverläſſige Boten beſtändige Verbindung zwiſchen ihnen erhalten, damit ſie ſich als Glieder eines Körpers fühlen lernten.

Damit aber brach der Fürſt an dieſem Vormittage ab — es war Arbeit genug für die Ausführenden geſchaffen. Sein


J. Ekenæs. München

Amis Begräbnis. Nach dem Gemälde von J. Ekenaes.

eigen Tagespenſum war noch lange nicht erſchöpft, denn der raſche Poſtdienſt war nur eine Vorbedingung zu dem Einheitsſtaat, den er ſich vorgeſetzt, aus den verſchiedenen Ländchen, die alle ihre Privilegia gegen ihn vorſchützten, zu machen; alle organiſchen Maßregeln dazu erwog der Kurfürſt in dieſen Tagen bei ſich und ließ ſie reifen — er mißtraute ſeiner Stetigkeit und Thatkraft nicht, wie junge Herrſcher wohl thun, denen alle Hühner zu langſam brüten, ſondern er wußte, hatte er heut einen guten Gedanken, ſo vergaß er ihn auf morgen nicht; und was heut gut, war morgen noch beſſer geworden und wollte gethan werden.

Er ſah ſie alle eifrig arbeiten und ſagte bei ſich: „Sie ſind im Zuge. Wir thun mehr, als die in Dresden, Kaſſel und Braunſchweig — ſo müſſen wir ſie bald überflügeln!“

Und ſo nickte er ihnen gnädig zu und ſtieg die Stufen der großen Schnecken, wie man die Wendeltreppe hieß, hinauf in den oberen Gaden und Stockwerk zu ſeinem Loſament. Da begegnete ihm auf der Treppe der Gerichtspräſident. Der Herr blieb ſtehen und fragte, wie es mit dem von Zelenſchen Prozeſſe ſtände.

„Schlecht, Kurfürſtliche Gnaden,“ war die Erwiderung. „Die Stadt mag bieten, was ſie will, der von Zelen will ſich nicht geben. Sie handeln um die Koſten hin und her — es geht ihm auch wohl an den Kragen, wenn er alles zahlen ſoll. Dazu möchte auch Cölln ſein Geld ſparen — man weiß nicht, wie man den verdrießlichen Handel enden ſoll!“

Da ſah der Fürſt einen Spinneweben im offenen Fenſter hängen — er nahm ſeinen Stock und ſagte: „So!“

Dabei hieb er die ſeidenſchimmernden Fäden mit einem raſchen Schlage mittendurch, daß ſie zerriſſen im Zuge flatterten.

„Ja, gnädiger Herr, wenn das ginge!“ meinte der Präſident.

„Es geht, Claus Redern, es geht!“ erwiderte der Fürſt und klopfte dem alten Herrn auf die Schulter. „Laß mich nur machen!“

Als er dann die Treppe weiter hinaufſtieg nach kurzem, gnädigen Abſchied, ſtand der von Redern, blickte ihm nach und dachte: „Straf mich Gott — es geht! Und der thut's! Und wahrlich, weil er's thut, geht's!“

Als es ausgeführt wurde, gab es freilich doch Schwierigkeiten. Der Cöllner Magiſtrat, der das Dekret erhielt, er habe dem von Zelen die zuviel aufgelegte Kontribution, ſamt aufgelaufenen Zinſen rund 1700 Thaler, bei Vermeidung kurfürſtlicher Ungnade anzuweiſen, knurrte, wies aber Stadtkämmerer Zarlang Vater an, zu präſtieren, wenn Quittung vorgewieſen wurde. Joachim Fritz von Zelen aber, der Alte, als ihm ein Trabant die Ordre brachte, wonach der Prozeß niedergeſchlagen war, die Koſten zwiſchen ihm und Cölln geteilt, ihm aber die Bagatelle, die Cölln bot, zugeſprochen ward, und er den Revers unterzeichnen ſollte, nach dem er ſich gäbe, da wallte ſein Blut auf, das ſich nie fügen gekonnt; er machte es, wie nach ihm der von Kalckſtein, riß ein Piſtol von der Wand, lief ans Fenſter und ſchoß den kurfürſtlichen Trabanten, der im Hof wartete, nieder.

(Fortſetzung folgt.)

John Brinckman.

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Es iſt ſonderbar, die Erinnerung an John Brinckman iſt für mich unweigerlich mit einem Nashornkäfer verknüpft. Das hängt aber ſo zuſammen. Es mag im Jahre 1865 geweſen ſein, da ging ich an einem ſchönen Sommerabend in der guten alten mecklenburgiſchen Vorderſtadt Güſtrow aus, um ein Glas Bier zu trinken. Unterwegs fing ich mit einem glücklichen Griffe aus der Luft einen umherſummenden Nashornkäfer und nahm ihn mit mir. Als ich in die am Pferdemarkt belegene Bierſtube eintrat, ſaß dort bereits John Brinckman, den ich oberflächlich kannte, und nachdem wir uns begrüßt hatten, ſetzte ich meinen Nashornkäfer auf den Tiſch, wo das ſaubere glänzend chokoladenbraune Tier mit der komiſchen Gravität ſolcher großen Käfer eifrig einhermarſchierte. John Brinckman ſah ihm eine Weile mit den ſchönen, klugen Augen ſtillſchweigend zu, dann ſagte er mit der ihm eigentümlichen Würde: „Ein nobles Tier!“ Ich glaube, es iſt nicht ohne Grund, daß ich dieſe kleine unbedeutende Geſchichte behalten habe und nicht ohne ſie an John Brinckman zu denken vermag. Denn ich bin der Meinung, daß ihm dieſer Käfer unbewußt ſo gefiel, weil er in deſſen glänzender Sauberkeit und in der Gravität ſeines Auftretens ein Abbild ſeines eigenen Weſens ſah. Denn John Brinckman war, was man hierzulande einen noblen Kerl und in England einen Gentleman nennt. Nichts in ſeinem Auftreten deutete darauf hin, daß er nur ein armer Schulmeiſter war, der bei einem Gehalte von zuerſt 300 und zuletzt 700 Thalern unter Zuhilfenahme des Honorars für unzählige Privatſtunden eine ſehr große Familie zu ernähren hatte, ſondern er ſah genau ſo aus, wie man ſich einen armen Schulmeiſter aus der guten alten Zeit nicht vorſtellt. Wäre man ihm in Roſtock auf der Straße begegnet, ſo hätte man ihn wohl für einen Großkaufmann gehalten, deſſen Schiffe auf allen Meeren ſchwimmen. Aus ſolchen Kreiſen ſtammte er auch her, denn er wurde am 3. Juli 1817 als Sohn eines Rheders in Roſtock geboren. Er beſuchte dort bis 1834 das Gymnaſium, ſtudierte dann ebendaſelbſt die Rechte und ging ſpäter zum Studium der neueren Sprachen und Litteraturen über. 1837—38 war er an einer Privatſchule thätig und ging dann über England nach New-York, wo er bei einem älteren Bruder ins Geſchäft trat und ſpäter einige Zeit im Büreau des braſilianiſchen Geſandten arbeitete, bis ihn das Klimafieber veranlaßte, nach Mecklenburg zurückzukehren. Er übernahm hier, nachdem er einige Jahre als Hauslehrer gewirkt hatte, eine Penſionsanſtalt in Goldberg, ging 1849 an die Realſchule in Güſtrow und wirkte dort als Lehrer für neuere Sprachen bis zu ſeinem Tode am 20. September 1870.

John Brinckman iſt jetzt zweiundzwanzig Jahre nach ſeinem Tode als plattdeutſcher Dichter noch lange nicht ſo bekannt, als er es verdient. Er war ſich des eigenen Wertes wohlbewußt, denn ich erinnere mich eines Stoßſeufzers von ihm, der alſo lautete: „Ja,“ ſagte er einſt, „hätt' ich nicht die große Familie und müßt' ich nicht den ganzen Tag Privatſtunden geben, da wäre ich ſchon ebenſo berühmt wie Fritz Reuter.“ Und hier haben wir das Schickſal ſeines Dichterlebens. Von dieſem großen Humoriſten, dem er vollſtändig ebenbürtig war, ward er verdunkelt, dieſer kam in den Sonnenſchein, und John Brinckman blieb im Schatten. Um ein Beiſpiel aus höheren Regionen zu geben, wir hatten ja früher in dem kleinen Weimar Schiller und Goethe nebeneinander. Dieſe aber verdunkelten ſich nicht, ſondern hoben ſich aneinander hervor, und ſchließlich war man froh, „zwei ſolche Kerle zu haben.“ In dem kleinen Mecklenburg dagegen tauchten zwei humoriſtiſche Talente erſten Ranges auf, die leider aber in der Anlage zu gleichartig waren, um in der Gunſt des Publikums nebeneinander beſtehen zu können. Die große Menge entſchied ſich für den auch dem Hochdeutſchen leichter verſtändlichen und breiter angelegten Fritz Reuter, während John Brinckman ſich mit einer kleinen Gemeinde begnügen mußte. Die hohe Anerkennung tieferer Kenner der plattdeutſchen Litteratur hat er jedoch immer beſeſſen, und beſonders Klaus Groth hat mehrfach auf ihn hingewieſen. So ſchreibt er im Jahre 1876: „John Brinckman gehört unter die plattdeutſchen Schriftſteller erſten Ranges. In ſeinem „Vagel Griep“ finden ſich Lieder und Romanzen voll Reiz und Schönheit, ſein ‚Kaſper-Ohm un ik‘ iſt ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeihen darf: man wird ihn leſen, ſolange man Plattdeutſch lieſt, und die Zahl ſeiner Freunde wird wachſen in den Jahren.“ Das iſt nun auch geſchehen, aber viel zu langſam, was um ſo wunderbarer iſt, als „Kaſper-Ohm un ik“ ein höchſt amüſantes Buch iſt und bei jedem Leſer, der Sinn hat für humorvolle und charakteriſtiſche Darſtellung wirklichen und eigenartigen Lebens, ein unvergleichliches Behagen erzeugt. Klaus Groth ſchrieb die vorhin erwähnten Zeilen zur dritten Auflage, und ſeitdem ſind vierzehn Jahre verfloſſen, bis ſich der Verleger unter Zagen an dem Erfolg zur vierten Auflage entſchloß. Das muß gegenüber einem Werke von einer Vollendung und Eigenart, die in unſerer deutſchen Litteratur leider ſehr ſelten iſt, anders werden, und längſt war es mein Wunſch, ſo viel in meinen ſchwachen Kräften ſteht, dazu beizutragen. Die deutſche Litteratur iſt merkwürdig arm an humorvollen poeſieverklärten Darſtellungen der Wirklichkeit. Durch unſere meiſten in moderner Zeit ſpielenden Romane von Bedeutung geht ein tendenziöſer Zug, man will irgend etwas beweiſen, für irgend eine Sache kämpfen oder eine Idee entwickeln. Selbſt dem „grünen Heinrich“ des von mir ſo hoch verehrten Gottfried Keller wackelt ein niedliches pädagogiſches Zöpfchen im Nacken. In unſeren Novellen werden pſychologiſche Probleme aufgeſtellt und ſeltſame Konflikte gelöſt. So entzückende und harmloſe Darſtellungen wirklichen Lebens, wie z. B. „Beim Vetter Chriſtian,“ ſind auch bei dem vortrefflichen Storm ſelten. Guſtav Freytag verließ den mit „Soll und Haben“ ſo glücklich eingeſchlagenen Weg ſehr bald und zog ſich in ferne Jahrhunderte zurück. Unſer Volk hungert aber nach ſolchen Darſtellungen, das beweiſt die außerordentliche Verbreitung von „Soll und Haben“, das beweiſt noch mehr der für Deutſchland geradezu märchenhafte Erfolg einer noch dazu im Dialekt geſchriebenen Geſchichte, wie Fritz Reuters „Stromtid“. Um ſo mehr iſt es verwunderlich, daß das dieſem Werke vollkommen ebenbürtige Gegenſtück „Kaſper-Ohm un ik“ faſt unbekannt bleiben konnte. Denn was die „Stromtid“ in unübertrefflicher Darſtellung mecklenburgiſcher ländlicher Verhältniſſe bietet, dasſelbe leiſtet Brinckman, indem er uns die Schifferkreiſe der alten See- und Handelsſtadt Roſtock mit ihren wunderlichen Originalen, ihrer Freude und ihrem Leid vorführt. Und wenn es durch die „Stromtid“ weht wie ein Erdgeruch friſch aufgebrochenen Landes und ein Duft nach Heu und reifem Korn, ſo geht durch „Kaſper-Ohm un ik“ ein Hauch von friſcher Seeluft und ein leiſer Hafengeruch nach geteertem Tauwerk.

Die Erzählung ſpielt wie geſagt in Roſtock und zu Anfang dieſes Jahrhunderts, als der Erzähler, der „Ik“, dem Brinckman die Geſchichte in den Mund legt, ein Knabe war und mit ſeinem Ohm, dem Kapitän Kaſper Pött von der „Anna Maria Sophia“, wegen ſeiner jungshaften Streiche in allerlei Zerwürfniſſe geriet. Daher der Titel: „Kaſper-Ohm un ik.“ Der Kapitän Pött geht allherbſtlich mit einer Ladung von mecklenburgiſchen Goldreinetten, Gravenſteinern und andern Edeläpfeln, die bekanntlich nirgendswo beſſer gedeihen als am Oſtſeeſtrande, nach St. Petersburg, um dann vor Einbruch des Winters mit Hanf und Leinſaat, Talg und Lichtern und andren ruſſiſchen Produkten wieder zurückzukehren. Dieſe Fahrten werfen ihm einen hohen Gewinn ab, denn, wie er ſelbſt einmal mit einem ſelbſtgefälligen Hinweis auf ſeine ungemeine Klugheit erzählt, ſind die ausgeſuchten zwanziglöthigen Gravenſteiner, Zarenäpfel genannt, weil ſie auf den Tiſch des Zaren kommen, dort einzeln 25 Kopeken (80 Pfennige) wert, während er hier den Bauern nur 32 Schillinge (2 Mark) für den ganzen Scheffel zahlt. So lebt er denn mit ſeiner Frau, die, weil ſie die Tante des Erzählers iſt, Kaſper-Möhme genannt wird und ein Meſſingſch ſpricht, gegen das Bräſig ſeins akademiſches Deutſch genannt werden kann, und mit ſeiner niedlichen Tochter Greten-Wäſchen (Wäſchen = Kouſine) im höchſten Wohlſtande. Der Hauptcharakterzug Kaſper-Ohms iſt neben großer Tüchtigkeit im Berufe und goldener Ehrenhaftigkeit im Handel und Wandel ein geradezu fürchterliches Selbſtbewußtſein, das nichts der Gunſt des Glückes, ſondern alles nur der eigenen ungewöhnlichen Klugheit zu verdanken meint, deshalb fordert er die ihm nach ſeiner Meinung wegen dieſer Eigenſchaft und wegen ſeines ſelbſterworbenen Reichtums zukommende Ehrung von jedermann unerbittlich. Sehr komiſch und bezeichnend für ihn iſt eine Szene, die er dem Vater ſeines Neffen macht, als der Junge eben nichts ahnend, und keiner Schandthat ſich bewußt, aus der Schule nach Hauſe gekommen iſt. Kurze Zeit darauf bricht Kaſper-Ohm braun vor Wut, ins Haus und beſchwert ſich unter großem Aufwand von Flüchen und indem er dem Jungen bei deſſen Verworfenheit als ſichere Zukunft den Galgen in Ausſicht ſtellt, darüber, daß dieſer „mordverbrannte Rebeller“ ihn nicht gegrüßt habe. Nachdem er eine ganze Weile ſo gewütet hat, ſtellt der Vater endlich die Frage:

„Is de Jung denn bi di in din Hus weſt?“

„Ne, bi mi in dat Hus is er nich weſt.“

„Denn heſt du woll up 'n Süll (Schwelle) vör din Husdör ſtan?“

„Ne, dor heww ik ok nich ſtan.“

„Wat! denn heſt du woll vör dat Finſter ſeten?“

„Ne, ok dat nich!“

„Na, wo ſtünſt du denn eegentlich, Brooder?“

„Na, wo ſal ik denn ſtan hewwen? Du frögſt mi am Enn noch, ob ik nich ut de Dackluk keken odder gor up den Schoſtein ſtan heww. Up den Armſtool ſat ik, achter bi den Aben!“

„Aewerſt wenn du up 'n Armſtool achter bi den Aben ſeten heſt, Kaſper, hett min Junge di von de Strat ut jo ok nich ſeen künnt!“ röp dor min Oll un lacht ſik, dat em de Buk bewert.

Kaſper-Ohm nem dat aewerſt hellſchen krumm un ſchreg vuller Raſch (Wut, rage):

„Donder un Blixen, Brooder! Stan odder nich ſtan, ſeen odder nich ſeen, — der Jonge mot jo Reſpekt vör dat Hus hewwen!“

Und darüber erzürnt er ſich mit ſeinem Schwager und ſpricht vierzehn Tage lang kein Wort mit ihm.

Der Kapitän der „Anna Maria Sophia“, Kaſper Pött, hat außer dem, was zur handwerksmäßigen Ausübung ſeines Berufes gehört, nichts gelernt und trotzdem, oder wohl vielmehr gerade deswegen, hat er eine unbändige Hochachtung vor der Wiſſenſchaft, der „Eloquentſch,“ wie er ſich ausdrückt, während er zugleich nicht umhin kann, auf ihre Vertreter als Hungerleider in ſeinen Augen dennoch ein wenig mitleidig herabzuſehen. Mit ſolchen angeſehenen Leuten umzugehen, ſchmeichelt aber ſeinem Hochmut ſehr, und ſo ladet er ſich gern zum Frühſtück den aus „Kuchenſachſen“ ſtammenden Profeſſor Knallerballer ein, den die gottloſe Jugend „Doktor Spirfix“ getauft hat, „wil he ſo drög un gel as 'n ollen Flickhiring (Bückling) was, de dree Dag an de Sünn ſtan hett.“ Dann wird mächtig angefahren, denn bei Kaſper-Ohm geht es aus dem Vollen, er hat es ja dazu, und der magere Profeſſor wird genudelt mit holländiſchem Käſe, Pluſterſchinken, Spickgans, Neunaugen und Kaviar und muß viel echten Gin und Fatelkann (ein ſtarkes Bier) dazu trinken. Nachher rauchen ſie vortrefflichen Knaſter von „Ruyter, Puyter, Znuyter en Zoonen“ und führen gebildete Geſpräche dazu. Zu einem ſolchen Frühſtück kommt nun einmal ſein Neffe, der eine Beſtellung zu machen hat, und nun fällt es Kaſper-Ohm ein, den Jungen von Spirfix examinieren zu laſſen. Der gelehrte Univerſitätsprofeſſor aber ſchätzt den Jungen zu hoch ein und fragt ihn lauter Dinge, die er nicht beantworten kann. Dem Bengel wird hölliſch ſchwül, da er bemerkt, daß ſich ein Zornausbruch bei ſeinem Onkel vorbereitet, allein die Sache kommt anders, denn plötzlich pruſtet Kaſper-Ohm los:

„Herr Profeſſer, nix för ungood, Herr Profeſſer! Fragt Ji mi, ik heww Verſtand, dat weet jeder een von Roſtock bet Petersborg un Batavia; fragt Ji min Fru, de hett Verſtand, ſünſt hadd ik er un ſe mi nich namen; fragt Ji den Jongen dor, de hett ok Verſtand, denn dat is min Süſter Illſche er Jonge un hört mit to de Familige. De Jonge kennt zwarſt ſinen Jeſum nich, aewerſt Verſtand hett er doch. Herr Profeſſer, nu will ik Em mal' wat ſeggen. Er mot nich meenen, as ob der Jonge nix nich weeten doon deit. Aewerſt, Herr Profeſſer, Er frögt em jo ümmer, wat er nich weet; wenn Er to examneren verſteit, Herr Profeſſer, wat mi anfangt 'n beten dubitanter to warden, ſo doo Er mi doch mal den Kumpleſanzen un frag Er, wat er weet!“

Da bekommt es aber Profeſſor Spirfix mit der Angſt, und er drückt ſich, worauf der Onkel ſeinen Neffen ſelbſt examiniert und zwar in ſeemänniſchen Dingen, welches Examen der Junge herrlich beſteht. In der zuletzt citierten Auslaſſung des braven Kapitäns wird Batavia erwähnt. Als Kaſper-Ohm noch jünger und unternehmender war, iſt er mit der „Anna Maria Sophia“ dort geweſen und hat mächtige Abenteuer erlebt. Dieſe Fahrt aber, der Glanzpunkt ſeines Lebens, wird von manchen angezweifelt, und deshalb iſt er über dieſen Punkt ſehr empfindlich, ſo daß er, als ihn ſein Neffe mal unverſehens fragt, auf welchem Grade Batavia läge, ihn ſehr anſchnauzt. Als er dann aber ſpäter in Gegenwart dieſes ſeines Neffen dem Herzog von Mecklenburg, mit dem ihn der Zufall in Doberan zuſammenführt, die Geſchichte dieſer Fahrt erzählt, wie er bei dieſer Gelegenheit den berüchtigten und gefürchteten Seeräuber Klaaz van Klaazen beſiegt hat, dafür in Batavia hochgeehrt worden iſt und auf des Generalſtatthalters Staatselephanten geritten hat, da glaubt der Junge endlich feſt an dieſe Geſchichte und bekommt eine große Hochachtung vor den Thaten ſeines Onkels.

Das Buch enthält eine Fülle ſcharfumriſſener Charaktere, die wirklich leben und ſich bewegen, und von denen jeder ſeine eigene Sprache ſpricht.

Köſtlich iſt z. B. Kaſper-Ohms zimperliche Frau, die einmal ſagt, als ihr Mann, der alles beſſer zu verſtehen glaubt als andere, ſie auf Teufelhol über Land kutſchiert hat: „Ich hätte mich ſo viel geängſt, davon wäre das Ende weg, und ich hätte mich davon ſolchen häßlichen Druck vor der Herzkuhle, — wenn ich man bloß mich davon meine alten Krämpfen wieder wegkriegte, denn ſchadete es aber Kaſping auch gar nich; ich hielte es mich wol aus.“

„Kaſper-Ohm un ik“ gehört zu den guten Büchern, aus denen ein friſcher Quell von Heiterkeit und Lebensluſt ſtrömt. Auch an ergreifenden Stellen iſt es nicht arm, beſonders in ſeinem letzten Teile, der in der Franzoſenzeit ſpielt. Aber durchaus frei iſt es im Gegenſatz zu Reuter von jeder Sentimentalität, alles iſt geſund, friſch und urwüchſig. Auch enthalten ſämtliche Dialektſchriften Brinckmans niemals jene nur plattdeutſch geſchriebenen, aber hochdeutſch gedachten Stellen, die bei Reuter oft ganze Seiten füllen. Brinckman iſt ſtets unbeſchreiblich echt und treu in dem durchaus plattdeutſchen Grundcharakter ſeiner Darſtellungen. Aus dieſem Grunde, weil er dem hochdeutſchen Leſer weniger entgegen kommt, iſt er für dieſen nicht ganz ſo leicht verſtändlich als Reuter, doch hat man ſich erſt ein wenig hineingeleſen, da überwindet man bald dieſe kleine Schwierigkeit. Mein vierzehnjähriger Junge, der als geborener Berliner von Haus aus kein Plattdeutſch verſteht, iſt ganz gut mit ihm fertig geworden. Und ſo rate ich denn jedem, ſich für die Winterabende dies gute Buch einzuthun. Sofern er Sinn hat für wahren Humor und echtes unverfälſchtes Volkstum, wird er es nicht bereuen. Der Titel lautet: Kaſper-Ohm un ik. Von John Brinckman. Vierte Auflage. Roſtock. Wilh. Werthers Verlag.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Deshalb hatte der Jude, ſo meinte Lauronat, ihm das Geld auf Wechſel gegeben, deshalb noch mehr Geld aufgeſchwindelt, deshalb die Altſitzer überredet, ihm das Vorzugsrecht einzuräumen! Jetzt kaufte er das Grundſtück für ein Butterbrot. Pfiffige Berechnung war alles! Eine Schlange hatte ihn umringelt und ſchnürte ihm den Hals zu. „Aber ſo bald bin ich nicht wehrlos gemacht,“ rief er. „Ich kenne jetzt meinen Feind und nehme den Kampf mit ihm auf. Wartet das Ende ab!“

Er hatte von Lenke Kalbis das Gewehr ihres Bruders geliehen und ließ ſich nun kaum noch ohne dasſelbe ſehen. Es war immer geladen. Die Hausgenoſſen hatten Furcht vor ihm. Erdenings und ſeine Frau wagten ſich nicht aus ihrer Kammer hinaus, wenn er auf dem Hof war, und Busze behandelte er wie eine untreue Magd. Auch die Nachbarn ſchwebten fortwährend in Angſt, daß er das Gewehr als Waffe gegen ſie brauchen könnte, wenn ſie ihm nicht in allem den Willen thäten. Er fing an, die Zäune abzubrechen und die Bäume umzuhauen. Was ſich irgend vom Grundſtück entfernen ließ, machte er zu Gelde. Er ſchloß Freundſchaft mit allerhand übelbeleumundetem Volk in den Ortſchaften am Moor und am Fluß, traktierte mit Branntwein und ſchaffte ſich ſo einen ſtets bereiten Anhang. Wenn der Schulze ihm ſchüchtern Vorhaltungen machte, lachte er und ſagte: „Es kommt noch beſſer. Der Jude ſoll ſich geſchnitten haben, der Blutſauger, der Betrüger! Was mein iſt, iſt mein, und damit thu' ich, was ich will! Nichts ſoll er haben, als das kahle Land!“

Der Termin zur Zwangsverſteigerung des Grundſtückes war anberaumt, Liebelt vom Gericht zum Sequeſtor beſtellt. „Nimm dich in acht,“ drohte ihm Lauronat, „daß ich dich nicht auf meinem Grund und Boden antreffe! Es könnte dir ſchlecht gehen. Ich dulde da keinen Deutſchen über mir.“ Dabei ſchlug er an den Kolben des Gewehrs.

Eines Abends, als es ſchon dunkel geworden war, rückten mehrere Fuhrwerke auf den Hof, Arbeitswagen mit langen Leitern zu beiden Seiten, wie ſie zum Einfahren von Getreide und Heu gebraucht werden. Die Führer kamen ſchon halb betrunken an und tranken noch weiter aus einer Flaſche, die Lauronat reihum gehen ließ. In dem Winkel zwiſchen dem Stall und der Klete ſtanden ſie eine Weile zuſammen und ſchienen zu beraten. Dann ſchlug Lauronat in die Hände und rief: „Vorwärts!“

Die unheimlichen Gäſte holten nun von ihren Fuhrwerken Äxte, Hämmer und Sägen herbei, die unter den Strohſitzen verſteckt gelegen haben mochten, kletterten auf die Dächer der Gebäude, ſetzten ſich oben rittlings und begannen ein ſonderbares Zerſtörungswerk. Die als gezäumte Pferdeköpfe ausgeſchnittenen Giebelbretter wurden heruntergeſchlagen und polterten auf den Hof. Es folgten die hölzernen Dachreiter, die den Strohbelag feſtzuhalten hatten. Dann wurde das Stroh ſelbſt abgeriſſen und in Bündeln hinabgeworfen, ſo daß oben bald die Sparren ſichtbar wurden. Obgleich ſicher der Befehl ausgegeben war, es ſolle das alles möglichſt ſtill geſchehen, riefen die betrunkenen Kerle einander doch laut zu, um nach kurzer Zeit aus dem Lachen und Johlen nicht mehr herauszukommen.

Der alte Erdenings, der ſchon hatte ſchlafen gehen wollen, hörte das Poltern und eilte ans Fenſter. Er merkte ſogleich, was im Werk war. „Was thut dein Mann?“ rief er in die Stube hinein.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Busze, am ganzen Leibe zitternd. „Mit mir ſpricht er nicht.“

„Iſt er toll geworden?“ ſchrie Urte mit ihrer ſchrillen Stimme. „Er bricht das Haus ab.“

„Ja, er bricht es uns über dem Kopf ab,“ klagte der Alte, „und er ſcheint ſchnelle Helfer zu haben.“ Eben glitt wieder dicht vor dem Fenſter ein Dachreiter über das Strohdach nieder und ſchlug auf das Steinpflaſter am Hauſe.

„Du darfſt das nicht leiden,“ ſagte Urte. „Das Haus darf er nicht abbrechen. Laufe zum Sequeſtor und zeig' es ihm an.“

Erdenings kratzte ſich den Kopf. „Pawils iſt im ſtande, mich über den Haufen zu ſchießen, wenn er mich fortgehen ſieht,“ jammerte er. „Mein Gott, mein Gott! Haſt du uns denn ganz verlaſſen?“

„So will ich —“ rief Urte. „So kann's doch nicht gehen, ſonſt ſchlafen wir dieſe Nacht unter freiem Himmel.“ Sie hüllte ſich in ein großes ſchwarzes Tuch, das ſie über den Kopf genommen hatte, und ſchlich hinaus.

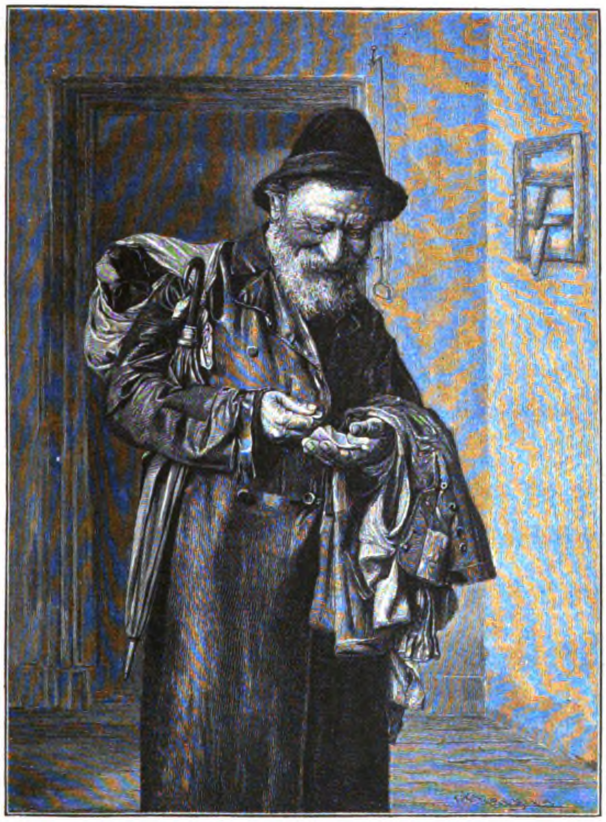
Erdenings öffnete indeſſen das Fenſter und ſchrie: „Fort da! Was wollt ihr? Herunter vom Dach! Ich laſſe nichts rühren — es gehört mir ſo gut, wie dem Wirt. Fort, Räuber, befehl' ich!“

Er wurde ausgelacht und verhöhnt. „Hört nicht auf den,“ ſagte Lauronat, „der iſt der rechte! Er will mit dem Juden gemeinſame Sache machen. Ich weiß es von Nathan ſelbſt.“

Der Abbruch wurde fortgeſetzt. Urte hatte aber doch während des Lärms auf einer Seite das Gehöft unbemerkt verlaſſen können. Sie fand Liebelt mit Anſpannen beſchäftigt.

„Ich kann da nicht einſchreiten,“ ſagte er, „ſie ſchlagen mich tot. Geh' zum Schulzen — er wird dir aber auch nicht helfen können und vielleicht nicht einmal wollen. Sie ſtecken alle unter einer Decke.“

„Und du fährſt fort und biſt doch der Sequeſtor?“



Ein gutes Geſchäft. Nach dem Gemälde von D. Kohn.

„Ja —“ antwortete er ausweichend, „es iſt beſſer, ich bin nicht zu Hauſe. Wenn man nach mir fragt … ich bin nach meinem Heu gefahren. Verſtehſt du?“

Er fuhr auch in der Richtung nach den Wieſen aus dem Dorf hinaus, wendete aber bald um und jagte den großen Weg entlang, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten.

Urte ging von Haus zu Haus, die Nachbarn um Beiſtand in ihrer Not anzurufen. Es nützte ihr aber nichts, daß ſie an Thür und Fenſter pochte. Als ſie zurückkehrte, umſtanden ſchon viele Leute in Gruppen den Hof und freuten ſich laut über das ſonderbare Schauſpiel. Die Frühlingsnacht war kühl und windig, aber nicht ſo dunkel, daß ihnen entgehen konnte, was am Hauſe geſchah. Dort brannten auch Kienfackeln und warfen ein rotflackerndes Licht über die nächſte Umgebung. Am Himmel ſtand die Mondſichel, aber ſie leuchtete wenig, und meiſt zog finſteres Gewölk darüber hin. — „Hindere deinen Mann,“ ſagte die Altſitzerin zu Busze, „er führt das Diebsgeſindel an.“

„Ich vermag nichts,“ entgegnete die Frau, „er hört nicht auf mich. Er achtet mich nicht mehr als ſein Weib, weil ich nicht für ihn geſchworen habe. Die Kinder, die armen Kinder!“ Sie rang die Hände.

Das Zerſtörungswerk wurde raſtlos fortgeſetzt. Schon war das Stroh vom größten Teil des Daches abgelöſt und rundum hinabgeworfen. Die über die Sparren genagelten Querlatten wurden mit Äxten losgeſchlagen, die Holzpflöcke und Riegel aus den Verbindungslatten der nun ganz kahl daſtehenden Dreiecke mit Hämmern hinausgetrieben, die Sparren umgeworfen. Das war keine leichte Arbeit, denn der Bau ſtammte noch aus der guten alten Zeit, als man das feſteſte Holz verwendete und wie für die Ewigkeit zuſammenfügte. Als man nun gar auf der Stallſeite zum Gebälk gelangte, wuchs die Schwierigkeit, den Verband zu löſen, die vierkantigen Balken aus den Lagern zu heben und über die Giebelwand fortzuſchieben. Es vergingen mehrere Stunden, bis die Holzwände ſelbſt in Angriff genommen werden konnten. Ein Teil des Sparrenwerks nach dem Vordergiebel zu ſtand noch neben dem geſpenſtiſch in die Nacht aufragenden Schornſtein, als hinten am Stall und ſeitwärts an der Klete ſchon die Pfoſten krachten. Die Hölzer lagen in wüſten Haufen auf dem Hof. Männer und Weiber ſchleppten ſie von dort unter Schreien und Lachen auf die bereitſtehenden Fuhrwerke. Fortwährend kreiſten die Branntweinflaſchen. Lauronat legte nicht ſelbſt Hand an, kommandierte aber wie ein Unteroffizier die Arbeiter, von denen die meiſten Soldat geweſen waren und ihn gut verſtanden. Er ging auf dem Hof umher, die Flinte am Riemen über die Schulter gehängt, um einen halben Kopf die längſten überragend. Die Flaſche ließ er nie an ſich vorüber, ohne einen tiefen Zug zu thun. „Sputet Euch,“ ermunterte er, „ſputet Euch, Kinder! Vor Sonnenaufgang darf kein Splitter mehr auf dem Platz ſein.“

Es war aber kaum Mitternacht, als von der Dorfſtraße her Peitſchenknallen vernehmbar wurde. Plötzlich erhoben die Zuſchauer dort ein Geſchrei und ſtoben auseinander. „Der Herr Gendarm — der Herr Gendarm!“ Der Ruf ſetzte ſich bis zum Hauſe fort. Die Arbeiter ließen einen Augenblick die Äxte ruhen, ſtellten ſich aufrecht und ſchauten aus, was es gäbe. Nun fuhr ein Wagen im eiligſten Galopp auf den Hof und in den Stroh- und Holzhaufen hinein. „Licht aus!“ rief Lauronat. Die Kienfackeln verlöſchten.

Den Wagen kutſchierte Liebelt. Neben ihm ſaß der Gendarm, den Säbel über den Knieen. Den hinteren Sitz hatten Nathan Hirſch und ſein Sohn Jakob eingenommen. Als die Pferde zum Stehen gebracht waren, ſprang der Gendarm ab und zupfte ſeinen Rock zurecht. Nathan Hirſch aber erhob ſich, ſtreckte die Arme aufwärts und ſchrie ſo laut, als ſeine dünne Stimme es erlaubte: „Halt — halt! Was thut Ihr? Ihr vergreift Euch an fremdem Eigentum! Das gehört mir — ich hab' Beſchlag darauf gelegt. Gott gerechter, die Verwüſtung! Sie bringen mich um mein Pfand. Fort! Keine Hand rührt ſich mehr! Herr Gendarm, helfen Sie — bringen Sie das Geſetz zur Achtung. Diebe, Räuber!“

Einige von den ſchon halb beladenen Fuhrwerken ſetzten ſich eiligſt in Bewegung. „Niemand rührt ſich von der Stelle,“ donnerte der Gendarm. „Im Namen des Königs, ſteht! Wer ſeid Ihr? Was habt Ihr hier bei Nacht und Nebel zu ſchaffen? Jedes Stück Holz, jedes Bündel Stroh bleibt auf ſeinem Platz! Keiner entfernt ſich, ohne ſeinen Namen genannt zu haben.“

„Wir haben das Holz gekauft,“ ließen ſich einige Stimmen murrend vernehmen, „es gehört uns.“

„Noch iſt es nicht vom Grundſtück herunter,“ ſchrie Nathan, „es gehört zum Pfand und muß bleiben beim Pfand. Herr Gendarm, laſſen Sie nicht zu…“

Der Geſtrenge winkte ihm rückwärts mit der Hand zu ſchweigen. „Wer hat Euch angeſtiftet?“ fragte er die Arbeiter.

„Ich!“ antwortete für ſie Lauronat, indem er einen Schritt vortrat und mit der Hand auf ſeine Bruſt ſchlug. „Ich.“

„Ja er — er!“ rief Nathan, immer noch auf dem Wagen ſtehend. „Er verdirbt das Grundſtück — er verachtet das Geſetz. Thun Sie dem Verderben Einhalt, Herr Gendarm.“

„Was willſt du?“ herrſchte Lauronat ihn an. „Noch gehört das Haus mir, und ich kann damit thun, was ich will.“

„Das kannſt du nicht — das kannſt du nicht!“

„Ich kann damit thun, was ich will. Und ich hab’s an die Leute zum Abbruch verkauft. Sie können ehrlich nehmen, was ihnen gehört.“

„Das können ſie nicht! Herr Gendarm —“

„Das können ſie. Der Gendarm iſt nicht das Gericht. Das Gericht hat dir das Haus noch nicht zugeſprochen. Ich bin der Wirt und thue damit, was ich will.“

„Aber haſt du denn keine Scham im Leibe —“

„Kümmert Euch nicht um den Juden,“ wendete Lauronat ſich zu den Arbeitern. „Er hat mich ruiniert und will mich jetzt nackt ausziehen — aber das Letzte ſoll er nicht haben.“

„Ich — ich? Gottes Gerechtigkeit —!“

„Vorwärts! Brecht die Bude herunter. Fahrt ab — ich erlaub’s Euch. Es hat hier niemand zu befehlen, als ich.“

„Iſt das der Dank dafür, daß ich dir Gutes gethan habe?“ ſchrie Nathan vom Wagen herunter.

„Vater —!“ ſuchte Jakob Hirſch zu begütigen.

Aber der alte Mann ſchob ſeine Hand zurück. „Soll es mich nicht empören in meinem innerſten Herzen, ſolche Schlechtigkeit anzuſehen? Das Haus iſt ein Trümmerhaufen. Und er will’s noch weiter verwüſten, der Schurke!“

„Schurke —?“ Der Riemen des Gewehres war von der Schulter geglitten, Lauronat hielt es oben am Lauf in der linken Hand und hob es ein wenig.

„Du biſt verhaftet,“ ſagte der Gendarm, der indeſſen herumgegangen war und ſich die Geſichter der Leute in der Nähe angeſehen hatte. „Was treibſt du dich hier mit dem Gewehr herum?“

Lauronat lachte kurz auf. „Ich bin hier auf meiner Jagd,“ antwortete er grinſend. „Willſt du meinen Jagdſchein ſehen? Ich ſchieße Haſen und Rehe, wie mir’s gefällt, aber auch Hirſche, wenn ſie ſich in mein Revier verirren. Auf ſo einen hätt’ ich wahrlich Luſt…“

Er griff mit der rechten Hand haſtig an das Schloß des Gewehres und hob den Kolben nach dem Kinn.

In dieſem Augenblick ſtürzte ſich Busze, raſch vortretend, ihm zu Füßen und griff nach ſeinem Arm. „Um Jeſu willen,“ ſchrie ſie, „thu’s nicht, Pawils!“

Er ſtieß ſie mit dem Fuß fort. „Iſt dir der Jude mehr wert, als dein Mann?“ Der Schuß ging los — Blitz und Knall in eins.

Vom Wagen her ein jäher Aufſchrei — kurz — ſchrill — markerſchütternd. Der Mann mit dem ſchneeweißen Bart griff mit beiden Händen nach der Bruſt, taumelte, fiel hinten über. Jakob ſuchte ihn aufzuhalten, aber der Körper entglitt ihm und ſtürzte auf die Erde. Da lag er neben den Rädern regungslos. Die großen Augen waren weit aufgeriſſen. Jakob warf ſich jammernd über ihn.

In zwei Sekunden war alles geſchehen. Nun kreiſchten die Weiber, durch die Reihen der Männer lief ein Gemurmel der Überraſchung, des Unwillens. Noch hatte ſich der Pulverdampf nicht verzogen, als der Gendarm Lauronat an der Gurgel faßte, Liebelt ihm das Gewehr zu entreißen ſuchte. „Mörder — Mordbube —!“

Der Littauer war ſelbſt eine kurze Zeit lang wie vom Schreck erſtarrt. „Iſt er — tot?“ lallte er. „Das hab’ ich — nicht — gewollt. Weshalb kam das Weib…“

Die beiden Männer packten ihn feſter. Nun aber ſchien er auch zu begreifen, um was es ſich für ihn handelte. Ohne das Gewehr loszulaſſen, ſchlug er Liebelt zurück und ſchüttelte den Gendarm ab. „Mir vom Leibe, Ihr Hunde!“ rief er. „Wer will etwas von mir?“ Das war zu einigen Nachbarn geſagt, die Anſtalt machten, dem Gendarm zu Hilfe zu kommen. Man kannte ſeine Stärke und wich ihm aus. Rückwärts ſchreitend bahnte er ſich mit den Armen den Weg durch die umſtehende Menge und verſchwand hinter der Ecke des Hauſes.

Der Gendarm ſtürzte ihm nach, Liebelt folgte, auch andere ſetzten ſich in Bewegung. Aber Lauronat hatte ſchon einen weiten Vorſprung. Die ſchattenhafte Geſtalt huſchte um den Zaun des Nachbarhauſes, wurde durch das Weidengebüſch am Graben verdeckt, tauchte noch einmal auf, entfernte ſich raſch über das Feld hin und war, als die Verfolger atemlos dort anlangten, wie in die Erde geſunken.

Nathan Hirſch war in die Stube getragen und aufs Bett gelegt, bis auf dem Wagen ein Lager zugerichtet ſein würde. Sein Sohn Jakob kniete neben ihm und wehklagte laut. „Er war ein gerechter Mann, ein guter Mann! Seine Gerechtigkeit haben die Richter im Lande anerkannt, und ſeine Güte haben die Armen geprieſen. Warum hat Gott verderben laſſen den Gerechten?“ Der Bretterbelag über den Querbalken der Stubendecke war an der einen Seite ſchon fortgeriſſen worden. Durch die Lücke war der Himmel ſichtbar — an der ſilberhellen Mondſichel jagten die Wolken hin.

Busze ſah mit ſtarrem Blick da hinauf. Es war ihr, als löſe die Diele, auf der ſie ſtand, ſich vom Boden und gleite über ſchnellbewegtes Waſſer ſchwankend fort. Ihre Gedanken taumelten — ſie griff mit den Händen ins Leere nach einem Halt. Sie konnte nicht weinen, nicht jammern. All ihr Glück war zerſtört.

* * *

Pawils Lauronat blieb verſchwunden. Vergeblich ſpürte die Polizei ihm überall in den Häuſern am Moor und in den Fiſcherdörfern am Haff nach. Die wenigen Gendarmen, über welche ſie verfügte, reichten zu einer planmäßigen Verfolgung nicht aus. Meilenweit Wald und Sumpf. Wenn er dorthin geflüchtet war, wie konnte der Fang glücken, falls nicht der Zufall half?

An eine wirkſame Unterſtützung durch die littauiſchen Bauern und Fiſcher war nicht zu denken. Sie billigten nicht die That, aber ſie hatten doch ihre beſondere Meinung darüber. „Lauronat hat den Juden erſchoſſen —“ ging es von Mund zu Mund; darin ſprach ſie ſich zum Teil ſchon aus. Der Jude hatte für ſie keinen Namen — er war eben der Jude ſchlechthin. Sie konnten dem alten Hirſch nichts Böſes nachſagen, aber er war der Mann, der das Geld hatte, und ſie waren die Armen, die es immer brauchten. Sie wußten, daß ihnen durch ſeinen Tod nicht geholfen werden konnte; aber es erſchien ihnen doch wie eine Art von Vergeltung für allerhand eigene Unbill des Schickſals, daß einer den Mut gehabt hatte, die ſeinige blutig zu rächen. Es fiel ihnen kaum ein, zu unterſuchen, ob Lauronat ſelbſt ſein Unglück verſchuldet, ob der Jude ihm ein Unrecht zugefügt hätte, ob irgend eine menſchliche Pflicht verletzt und eine Sühne herbeigeführt ſei: Lauronat war ein Littauer, und der Jude ein Jude, und was geſchehen war, war nun einmal geſchehen. Es ſtand ja auch feſt, daß Lauronat Haus und Hof verlieren ſollte, und daß ihm ſogar verwehrt wurde, ſein Eigentum zu zerſtören und über das alte Holz nach Gefallen zu verfügen. „Jeder wehrt ſich, wie er kann, und rettet, was noch zu retten iſt.“ Darüber dachten ſie gerade wie er. Auf einen Menſchen mehr oder weniger kam es auch nicht viel an, und nun gar auf einen Juden . . .

Etwas anders ſah die Sache ſchon aus, als die Söhne des Ermordeten fünfhundert Mark für den zur Verfügung ſtellten, der Lauronat gefangen dem Arm der Gerechtigkeit überliefern würde, und der Staatsanwalt nun in allen Schank-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſtuben ein Plakat anſchlagen ließ, das dieſe Belohnung zuſicherte. Fünfhundert Mark waren für jeden eine große Summe, für manchen armen Teufel ein Kapital, das ihn für's Leben glücklich machen konnte. Schade um Lauronat, aber — jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte. Die Lockung war groß, und die Verſuchung nicht gering. Hätte man ohne Gefahr an ihn kommen können, dieſem oder jenem, der noch nie ſo viel Geld in der Hand gehabt, würde das Gewiſſen nicht hinderlich geweſen ſein. Aber man hatte es mit dem „Starken“ zu thun. Ein einzelner war ihm nicht gewachſen, und wenn mehrere ſich zuſammenthaten, minderte ſich der Lohn. Auch dann konnte man noch nicht wiſſen, was geſchah. Daß Lauronat ſeine Freiheit teuer verkaufen würde, konnte nicht zweifelhaft ſein.

Aus der Welt war er nicht gegangen, nicht einmal aus dem nächſten Bezirk. Aber dieſer nächſte Bezirk war die meilenweite Ibenhorſter Forſt, die ſogar dem Elch noch naturwüchſig genug erſchien. Daß er dort hauſte, nahmen die Förſter als gewiß an; ihnen konnten die Spuren der Wilddieberei nicht entgehen, die jetzt ganz beſonders ſchwunghaft und keck betrieben wurde. Alle Wachſamkeit nützte nichts; manchmal in der Nacht fielen Schüſſe unweit der Forſthäuſer. Bald glaubten ſie ſich zu überzeugen, daß eine ganze Bande thätig war, die wohl organiſiert ſein mußte und einem Oberbefehl gehorchte. Es lief auch überall das Gerücht um, Lauronat habe die verwegenſten Wilddiebe an ſich gezogen und kommandiere ſie wie ein Räuberhauptmann. Sie hätten ein verſtecktes Lager im Walde, das auch die Förſter nicht zu finden wüßten, und wären entſchloſſen, jeden über den Haufen zu ſchießen, der ſie anzugreifen wagte. Mitunter wurden in den Dörfern unter Drohungen Lebensmittel requiriert; an einer angezeigten Stelle ſollte dafür Wild zu finden ſein und wurde ſtets auch gefunden. (Schluß folgt.)

Waldgeheimniſſe.

Hexenringe.

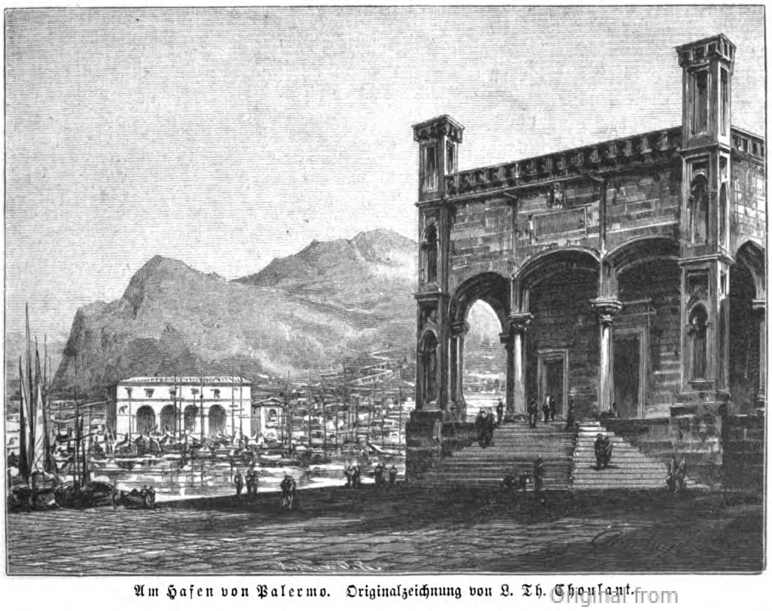
(Abdruck verboten.)

Von einem nächtlichen Krankenbeſuche zurückkehrend, ſtieg ich in Begleitung eines Mannes, der die Arzenei aus der Apotheke holen ſollte, den ſteilen, nach Teinach führenden Waldweg hinunter. Starker Nordweſtwind jagte bald dunkelgeballte, bald ſchleierhaft helle Wolken am Monde vorüber, der zeitweiſe wieder ſein volles Licht aus blaugrauem Nachthimmel herabſandte. Die Stämme und Äſte der Bäume ächzten, und pfeifend durchraſte der Wind das bewegliche Laubwerk der Gebüſche. Als wir in den die Ortſchaft umziehenden Gürtel der tieferen Wieſen eingetreten waren, erſtarben dieſe Naturlaute mehr und mehr, und nur noch der eilige Wolkenzug verriet den Aufruhr in der Atmoſphäre. Indeſſen hatte ſich dieſer Aufruhr fortgeſetzt in der Seele meines Begleiters, der, als nun der Glockenſchlag vom Kirchturme dem ſchlummernden Thale die Geiſterſtunde verkündete, und ein Kettenhund dieſe Ankündigung heulend beantwortete, ſeiner Beklommenheit Luft machte. „Haben Sie nicht, Herr Doktor, bei Tage die vielen Hexenringe geſehen, welche die gegenüberliegenden Bergwieſen durchziehen? Gewiß ſind heute die Geiſter auf ihren Tanzplätzen verſammelt und der Hund — denn Tiere nehmen das Überirdiſche leichter wahr als wir Menſchen — hat ihren Zug erblickt.“ — „Eigentlich ſollte ich Euch, mein haſenfüßiger Freund, tüchtig auslachen,“ war meine Antwort, „indeſſen, da dieſer Aberglaube ſo ziemlich über die ganze Welt verbreitet iſt, will ich Euch die Natur der mir längſt bekannten Hexenringe lieber ernſthaft erklären.“ — Erfahrungsgemäß ſtaunen auch gebildete Städter dieſe Ringe ratlos an; darum möchte deren Erklärung allgemein intereſſieren.

Während des Winters durch Dünger und Schnee bedeckt, treten ſie beim Aufſprießen des jungen Graſes im Frühjahre oder nach dem Grasſchnitte als 2 bis ſelbſt 30 Meter Durchmeſſer zeigende Kreiſe, Ellipſen, oder S-förmige Schlangenlinien aus dem leuchtenden Hellgrün unſerer, an den Wald ſich anlehnenden Bergwieſen augenfällig hervor, weil ſie aus dunkler grünen, höheren und dichter ſtehenden Grashalmen beſtehen als ihre Umgebung. Dieſes reichere Wachstum nun dankt der Dungkraft zahlreicher ſtickſtoffhaltiger Blätterſchwämme (zuweilen auch der Boviſte, oder, wie Oken will: „Buff-Fiſte“) ſein Zuſtandekommen. Da dieſe Pilze mit ihrem im Boden bleibenden Vegetationskörper (fadenartiges Mycelium, aus welchem der Sporenfrüchte tragende Pilz erwächſt) allmählich weiter und weiter nach außen rücken, wo ſie — nach Erſchöpfung der centralen Bodenkraft — reichlichere Nahrung finden, während die herbſtlich abgeſtorbenen die Graswurzeln mit ihren Leichen düngen, ſo treten notwendig Ringe im Graswuchſe auf, welche an das Franklinſche Experiment erinnern. Derſelbe ließ bekanntlich durch Einſtreuen von Gips auf einer geneigten Wieſe die Worte: „Wirkung des Gipſes“ hervortreten und überzeugte damit, eben durch weit üppigere Vegetationsanregung an den beſtreuten Stellen, ſeine Landsleute von der Nützlichkeit jener mineraliſchen Düngung. Die nähere Betrachtung ſolcher Hexenringe wird meinen Leſern leicht die Richtigkeit dieſer Theorie beweiſen und ſie die Annahme einer kreisförmigen Ausſchleuderung der Schwammſporen oder einer ringförmigen Symbioſe der Pilze mit den Saugwurzeln ehemals vorhandener Obſtbäume verwerfen laſſen. Für die plumpen Pferdehufe der Teufel und Hexen oder für den Drachen mit feurigem Schweiſe (den „Alber“ der Tiroler Sage, daher dort „Alberringe“) wären ja ohnedies dieſe Tanzplätze weitaus zu enge; eher noch könnten wir die niedlichen, ätheriſchen Füßchen der Elfen ſie durchhuſchend uns denken. In der That heißen die fraglichen Ringe, beſonders in Schweden, Elfenringe, und ein ebenſo kreisförmig wanderndes Gras (Kammgras, Sesleria coerulea) Elfengras. Die Alpenminze zeigt uns ebenfalls kreisförmige, wandernde Ausbreitung, wie wir ſie auch an künſtlichen Kulturen des gewöhnlichen Schimmelpilzes täglich nachweiſen können. Da die Schatten und Feuchtigkeit ſpendende Waldesnähe Einwanderung von Schwämmen und ihr Wuchern begünſtigt, wird es begreiflich, warum den Tieflandswieſen die Hexenringe entweder ganz fehlen, oder doch hier nur in kleinerem Formate, oft nur punktförmig auftreten. Niemals fand ich, wie andere angeben, das Gras innerhalb der Kreiſe verdorrt oder kränkelnd, ſondern ſtets genau ſo friſch und dicht, wie das der übrigen Wieſe.

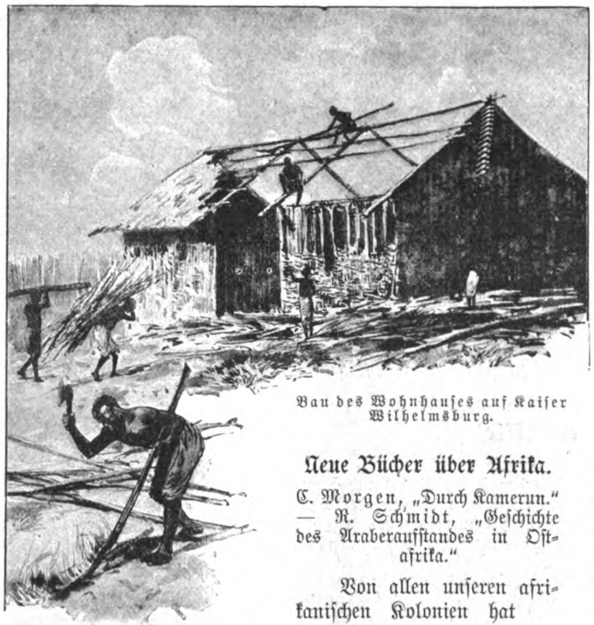
Daß der gewöhnliche Mann ſich dem Einfluſſe der die Empfänglichkeit für alle Eindrücke ſteigernden Nacht weniger zu entziehen vermag als der Gebildete, daß ihm unverſtändliche Naturlaute oder Bildungen überirdiſchen Quellen zu entſtammen ſcheinen, kann am wenigſten denjenigen überraſchen, welcher auf zahlreichen nächtlichen Wanderungen in ungewiſſer Beleuchtung und bei bewegter Luft ſelber ſo manche Myſtifikation erfahren hat, und der da weiß, daß die „Volksſeele“ in hohem Grade der „Kinderſeele“ gleicht.

Wenn ich im Vorſtehenden einen Volksaberglauben bekämpft habe, ſo möchte ich doch keineswegs auch die Erinnerung an denſelben zerſtören, da Sage und Fabel die gewöhnlichſten Erſcheinungen mit poetiſchem Dufte, mit lieblichen wie ernſten Phantaſiebildern verklären. Mögen alſo bei Betrachtungen der Hexenringe die Leſer immerzu mit mir ſchwärmen, anknüpfend an das kleine Naturwunder, welches wir eben verſtehen gelernt! Dr. Wurm.



Am Hafen von Palermo. Originalzeichnung von L. Th. Choulant.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

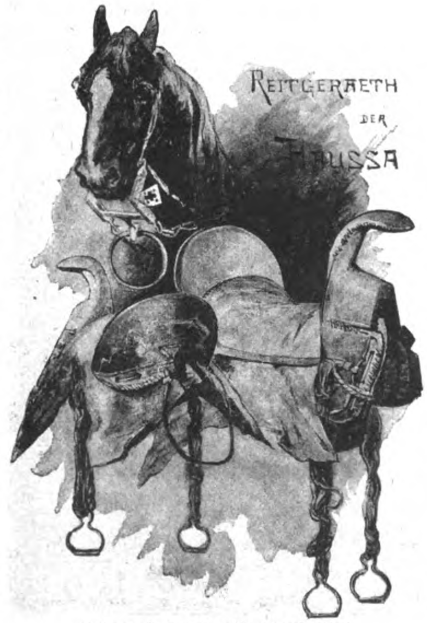


Bau des Wohnhauſes auf Kaiſer Wilhelmsburg.

Neue Bücher über Afrika.

C. Morgen, „Durch Kamerun.“ — R. Schmidt, „Geſchichte des Araberaufſtandes in Oſtafrika.“

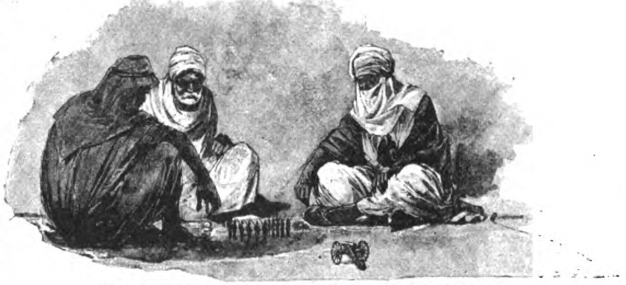
Von allen unſeren afrikaniſchen Kolonien hat uns Kamerun bisher am wenigſten Sorge bereitet. Dank den hier ſeit geraumer Zeit feſt eingewurzelten Handelsbeziehungen einiger großer Häuſer, die der deutſchen Beſitzergreifung trefflich vorgearbeitet hatten, dank dem unkriegeriſchen Sinne der Küſtenbevölkerung, die lediglich ihre Verkehrsbeziehungen im Auge hat, ſind wir in Kamerun mit geringen pekuniären Opfern — die Kolonie erhält ſich bereits ſelbſt — und bis auf die letzte Zeit auch ohne ſchwere Kämpfe davongekommen. In der letzten Zeit hat ſich dies allerdings bereits geändert; das weitere Vordringen in das Innere traf wiederholt auf einen recht ernſten Widerſtand; einer unſerer tüchtigſten Afrikaner, von Gravenreuth, fiel vor Jahresfriſt im Gefecht mit den Eingeborenen, und auch über die letzten Expeditionen lauten die Nachrichten nicht gerade ſonderlich günſtig. Man geht kaum irre, wenn man annimmt, daß die Erſchließung des Hinterlandes das günſtige Bild, welches die Entwickelung der Kolonie uns bisher bot, noch einigermaßen trüben wird. Wie wichtig auf der anderen Seite aber gerade hier dieſe Erſchließung iſt, das beweiſt das erſte der beiden uns heute vorliegenden Bücher: „Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reiſen und Forſchungen im Hinterlande 1889 bis 1891. Von C. Morgen, Premierleutnant, kommandiert zum Auswärtigen Amt. Leipzig, F. A. Brockhaus, dem unſere Abbildungen entnommen ſind.“



Reitgerät der Hauſſa und Fullah.

Leutnant Morgen ging im Herbſt 1889 als Erſatz des verſtorbenen Leutnants Tappenbeck nach Kamerun, um unter Hauptmann Kund, dem hochverdienten Kamerunforſcher, eine größere Expedition in das Innere zu führen, deren Aufgabe zunächſt in der Auffindung eines kürzeren Weges von der ſogenannten Yaúndeſtation nach der Küſte beſtehen ſollte. Der Tod Kunds, der kurz nach dem Eintreffen des jungen Offiziers erfolgte, machte dieſen zum ſelbſtändigen Führer, und nach kaum vierwöchentlichem Aufenthalt in Kamerun trat er Anfang November von der an der ſüdlichen Küſte der Kolonie belegenen Kribiſtation aus den Vormarſch in das Innere an. In einem anſtrengenden Marſch von faſt einmonatlicher Dauer durchbrach er den 120 Kilometer breiten Urwaldsgürtel, der das fieberſchwangere Küſtengebiet von der geſunderen Hochebene trennt, und traf die kleine Beſatzung der ſchon von Kund angelegten Yaúnde-Forſchungsſtation in gutem Wohlſein an. Nach knapp bemeſſener Erholungszeit unter den freundlichen, körperlich ſchön gebauten Yaúndes — Morgen betont überhaupt immer wieder, daß je weiter man ſich von der Küſte entfernt, die Neger immer ſchöner, wie er ſagt: menſchenähnlicher werden — drang er mit 150 gut bewaffneten Trägern in das Land der Wute, das Grenzgebiet zwiſchen den heidniſchen Bantuſtämmen und den mohammedaniſchen Sudannegern, vor. Es iſt eine vollkommene Völkerſcheide, die hier ein intereſſantes Feld für den Ethnographen bildet. Der Sudanneger iſt der geiſtig und körperlich überlegenere und drängt den friedlicheren Nachbar langſam, aber unwiderſtehlich nach Weſten und Süden.

Längere Zeit wurde Morgen in der Reſidenz eines der mächtigeren Wutefürſten, bei dem kriegeriſchen, deſpotiſchen Ngilla, aufgehalten; nicht ohne Kämpfe mit den Eingeborenen gelang es ihm dann längs des Sannagafluſſes, deſſen mächtigen Nebenfluß Mbam er zuerſt auffand, zur Küſte vorzudringen, die er bei der Station Malimba erreichte. Damit war der erſte Teil ſeiner Aufgabe zwar erfüllt, eine weitere, ungleich intereſſantere aber stand ihm noch bevor.



Amalamu ſpielt mit den geſchenkten Bleiſoldaten.

Nachdem er nach der Yaúndeſtation zurückgekehrt war, zog er gen Norden, um hier Handelsverbindungen und Beziehungen zu den Tibatis anzuknüpfen. Wieder bedingte dieſes Vordringen ein langandauerndes Verweilen bei Ngilla, das Morgen diesmal zur Anlage der ſeither oft genannten Station Kaiſer-Wilhelmsburg benutzte, und das ihm zum Sammeln einer Fülle intereſſanten ethnographiſchen Materials erwünſchte Gelegenheit bot. Die Berichte des Reiſenden über dieſen Aufenthalt bei dem kleinen Deſpoten ſind voll anregender Einzelheiten. Wie er von der Eiſenbereitung der Wute plaudert, von der ziemlich gut geſchulten Wehrmacht des Ngilla, von der Einrichtung der Häuſer, den Jagden und dem auf dem überaus fruchtbaren Boden hoch entwickelten Ackerbau erzählt — das alles lieſt ſich überaus feſſelnd. Auch der Humor findet bisweilen ſeine Stätte, wenn es freilich auch etwas afrikaniſcher Humor iſt. Da hielt ſich Ngilla als einen unentbehrlichen Begleiter natürlich auch einen Scharfrichter, und dieſer entwickelte ſich zu einem beſonderen Verehrer des deutſchen Offiziers.

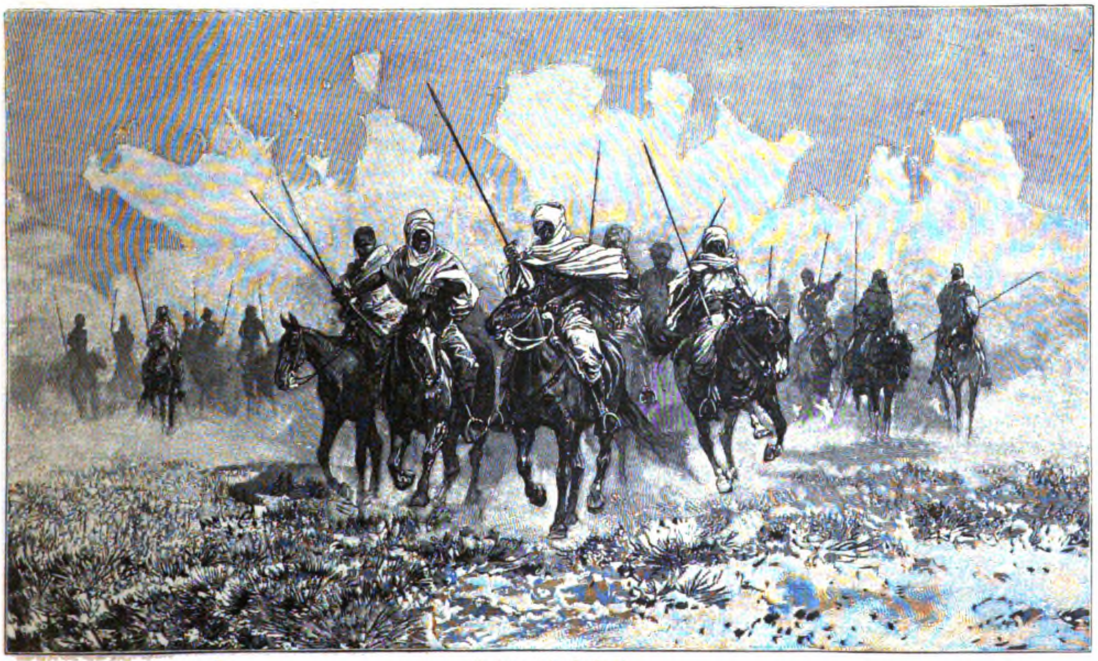
„Mir war im Anfang,“ ſo ſchreibt

Felskegel im ſüdlichen Adamaua.

Morgen, „der Kerl mit ſeinem breiten Richtſchwert ſo widerlich erſchienen, daß ich ſeine Begrüßungen und Ovationen in der allerkühlſten Weiſe entgegennahm. Mit der Zeit machte ich jedoch die Entdeckung, daß unter der rauhen tieriſchen Außenſeite ein guter Kern ſteckte. Eines Abends, als er wieder mit einem Bunde Bananen und zwei Hühnern bei mir erſchien, ſprach er mit betrübter Miene treuherzig ſein Bedauern aus, daß ich ihn anſcheinend ſo ſehr viel weniger als ſeine anderen Landsleute leiden könne. ‚Ngilla iſt mein Herr; was er mir befiehlt, das muß ich thun, und wenn es etwas Unrechtes iſt, ſo trifft dafür nicht mich, ſondern ihn die Schuld.‘ Als ich ihm nun aber vorwarf, einer der Menſchenfleiſch eſſenden Bewohner des Ortes zu ſein, ſchüttelte er wieder treuherzig mit dem Kopfe und ſagte: ‚Ja, Herr, das iſt richtig; aber ich bin nicht einer von denen, die das Fleiſch der eigenen Landsleute freſſen, ich verzehre nur das der gefallenen Feinde, und, Herr, verzeihe, aber das iſt doch nicht ſo ſchlimm, als das, was du machſt. Du trinkſt rohe Eier und iſſeſt rohes Tierfleiſch. Das kommt doch bei uns niemals vor. Wir eſſen nur das, was vorher gekocht oder gebraten iſt. Rohes Fleiſch freſſen in der ganzen Gegend nur die wilden Tiere.‘ Dieſe originelle Standrede hatte mich derart amüſiert, daß ich laut aufzulachen begann. Der Kanibale ſah mich ganz verdutzt an, da ich ſeinen Vorwurf ſo leicht auffaßte. Ich gab ihm nun die Erklärung zu meinem tieriſchen Verhalten und warum ich ſeine Sitten dennoch für die barbariſcheren hielte. Ob er mich verſtanden hat, weiß ich gerade nicht, jedenfalls aber blieb er mein treuer Verehrer.“

Ganz nach centralaſiatiſchem Gebrauch wollte Ngilla — immer in aller Freundſchaft — ſeinen Gaſt nicht weiter reiſen laſſen: er gönnte ihn den nördlichen Nachbaren nicht. Erſt durch thatkräftigen Beiſtand gegen einen anderen Stamm, der die ausgedehnten Farmen Ngillas fortgeſetzt verwüſtete, gelang es Morgen, ſich die Erlaubnis zur Weiterreiſe zu erwirken, die den kühnen Forſcher nach ſchweren Anſtrengungen ins Herz von Adamaua, an den Hof des jungen, mächtigen Tibatihäuptlings Amalamu führte.

„An der Wand, dem Eintrittsthore gegenüber, ſaß auf einem Throne von Lederkiſſen mit gekreuzten Beinen Amalamu,“ erzählt Morgen von ſeinem Empfang im Kriegslager des Fürſten. „Von ſeinem ſchönen Geſicht waren nur Augen und Naſe zu ſehen; der mächtige, ſchneeweiße Turban und das daran befeſtigte Litam verdeckten die übrigen Geſichtsteile. Eine prachtvolle blauſeidene Tobe hüllte den Körper ein, während die bloßen, gekreuzten Füße, die in ihrer Größe zu der übrigen wohlgeformten, ja eleganten Erſcheinung etwas im Widerſpruch zu ſtehen ſchienen, unter derſelben zum Vorſchein kamen. Vor dem Throne ſtanden zwei gelbe Lederpantoffeln zur Benutzung des Königs. Der Boden der Halle war mit ſchneeweißem Sande beſtreut, auf dem in anſehnlicher Entfernung der erſte Miniſter und ein kleineres Gefolge Platz genommen hatten. Nachdem Gruß und Gegengruß getauſcht worden war, ereignete ſich zunächſt ein kleiner luſtiger Zwiſchenfall. Ich hatte mich vergebens nach einer Sitzgelegenheit umgeſehen, als der Miniſter, meinen Wunſch erkennend, mir ganz harmlos durch eine Geſte zu erkennen gab, ich möchte auch auf der Erde Platz nehmen. Dieſe Aufforderung beachtete ich indeſſen nicht, ſondern ließ mir meinen außenſtehenden, für alle Fälle mitgenommenen Feldſtuhl hereinbringen und ſetzte mich dem Könige gegenüber. Ich ſaß nun etwa in gleicher Höhe mit Amalamu. Dieſer ſah mich erſtaunt an; es war ihm wohl noch nicht paſſiert, daß in ſeiner Halle ein Menſch anders als auf der Erde vor ihm geſeſſen hatte. Ein kurzer Befehl, und gleich darauf erſchien ein neues Sitzkiſſen. Der Häuptling erhöhte ſich um einige Centimeter. Doch da mein Stuhl verſtellbar war, ſtand ich auf und ließ ihn etwa um das gleiche Maß erhöhen. Erſt allge-



Reiterei in Tabati.

meines Erſtaunen, dann großes Gelächter. Der Häuptling gab die Konkurrenz auf und ſprach nur ſeine Verwunderung über meinen merkwürdigen Thron aus. Damit war die Unterhaltung eröffnet, die in vier Sprachen geführt werden mußte. Ich ſprach zu einem Elimamann von der Küſte, dieſer darauf in ſeiner Sprache zu einem Hauſſamanne, dieſer zu einem Fullah in der Hauſſaſprache, und dieſer endlich verdolmetſchte es dem Häuptling. Amalamu unterrichtete mich über ſeine und ſeines Volkes Herkunft und Macht, nachdem er ſich eingehend nach meinem Vaterlande, der Länge meines Weges u. ſ. w. erkundigt hatte. Er erzählte, daß ſeine Vorfahren als mutiger, aber nicht ſehr mächtiger Stamm von Norden eingewandert ſeien, und daß ſie, die unbeſiegbaren Fullahs, alles unterworfen hätten, die großen Hauſſareiche und jetzt die mächtigen Heidenländer. ‚Allah wird mein Reich noch größer machen!‘ ſchloß der fanatiſche Muſelmann mit leuchtenden Augen.“

Ganz beſonders intereſſierten den Häuptling die europäiſchen Heereseinrichtungen. Morgen, dem Amalamu mit Stolz ſeine eigenen, wie ein Sturmwind dahinjagenden Reiter und ſein teilweiſe mit Gewehren bewaffnetes Fußvolk vorführte, mußte ihn ausführlich über unſere Armee und Kampfesweiſe unterrichten, und von allen Geſchenken machte ihm ein Käſtchen mit Bleiſoldaten am meiſten Freude; ſpäter erfuhr Morgen, daß der König gleich nach ſeinem Weggang die kleinen Soldaten aufmarſchieren ließ und mit kurzen Unterbrechungen drei Tage und drei Nächte mit dem Kriegsſpiel fortfuhr. Auch das Bildnis des Kaiſers feſſelte ihn mächtig. Wohl zehn Minuten lang betrachtete er es mit Aufmerkſamkeit, dann rief er plötzlich: „Das iſt mein Mann, das iſt mein Freund, für ihn will ich alles thun.“

Ganz rein hat ſich übrigens der Typ der intelligenten Fullah eigentlich nur noch in der Häuptlingsfamilie erhalten, nur ſie zeigt noch die jenen eigentümliche gelbe Hautfarbe, die großen mandelförmigen Augen, das blonde glatte, nur an den Spitzen gekräuſelte Haar und einen rein kaukaſiſchen Geſichtsſchnitt, der die Verwandtſchaft mit den Arabern oder Berbern deutlich erkennen läßt. Sonſt erinnern in Tibati wohl die meiſten Leute an die Fullahabſtammung, aber ſchon die dunklere Hautfärbung gemahnt daran, daß das Blut der Unterdrückten vielfach in das der Sieger übergegangen iſt. Sehr bemerkenswert erſcheint, daß nach Morgens beſtimmter Behauptung die Zahl der Bevölkerung im rapiden Rückſchritt begriffen iſt.

Reich beſchenkt trennte ſich Morgen endlich nach wochenlangem Verweilen von dem liebenswürdigen Tibatifürſten und ſchlug durch ein erſt ſchroff felſiges, dann fruchtbares, leichtgewelltes Land den Weg zum Niger ein, den er bei Bakundi, einer Station der engliſchen Royal-Niger-Company, erreichte. Ein Fahrzeug dieſer Geſellſchaft, für deren energiſches Vorgehen der Forſcher nicht genug anerkennende Worte finden kann, führte ihn ſchließlich zur Küſte zurück. In einem Schlußkapitel gibt Morgen ſeine Anſchauungen über Kamerun und deſſen Hinterland wieder. Er ſchlägt die Entwickelungsfähigkeit der Kolonie ungemein hoch an, ſowohl was die Ausſichten für den Handel, wie für Plantagenbau betrifft — ja behauptet ſogar die Möglichkeit erfolgreicher Beſiedelung des ſchönen, fruchtbaren und ſeiner Überzeugung nach auch geſunden Plateaus. Um dieſes aber zu erſchließen, betont er immer wieder die Notwendigkeit ausgedehnter Wegeanlagen und des Schutzes derſelben und der Waſſerſtraßen durch Stationen. Damit ſind uns freilich Aufgaben geſtellt, die große Mittel erfordern — Opfer, von denen es zweifelhaft erſcheinen muß, ob das deutſche Volk willens ſein wird, ſie ohne Ausſicht auf greifbare, ſchnelle Erfolge zu bringen. Sollen ſie aber gebracht werden, ſo dürfte kaum viel Zeit zu verlieren ſein, denn die relativen Mißerfolge der jüngſten Expeditionen zeigen, wie ſich das Selbſtbewußtſein der Stämme des Hinterlandes hebt, während gleichzeitig die emſigen engliſchen und nicht minder die franzöſiſchen Bemühungen — ich erinnere nur an die Expedition Mizon — ſich gegen uns geltend machen.

Weſentlich trüber, als in Kamerun, liegen ohne Zweifel für uns die Verhältniſſe in Oſtafrika, mit denen ſich das zweite vorliegende Buch: „Geſchichte des Araberaufſtandes in Oſtafrika von Rochus Schmidt. Trowitſch und Sohn. Frankfurt a. O. — beſchäftigt.

Der Verfaſſer, einer unſerer älteſten Afrikaner, der ſchon 1885 die deutſchen Beſitztitel auf die Landſchaft Uſaramo erwarb, dann in der Wiſſmannſchen Schutztruppe den Araberaufſtand niederwerfen half und zuletzt als militäriſcher Beirat des Gouverneurs von Soden wirkte, iſt ſeinen vielſeitigen Erfahrungen nach ohne Zweifel ein Mann, deſſen Anſichten und deſſen Urteil gehört zu werden beanſpruchen können. Ich lege daher auch auf den kleineren Teil ſeines Buches, der ſich mit den wirtſchaftlichen Unternehmungen in Oſtafrika und mit den Ereigniſſen in den letzten Jahren beſchäftigt, mehr Wert, als auf deſſen umfangreichere Hälfte, die ihm den Titel gegeben hat, und in der Schmidt zum erſtenmal ein ſehr intereſſantes Bild der ſchönen Thaten der Wiſſmanntruppe gibt.

Es iſt höchſt eigentümlich, welchen Zauber doch dies Afrika auf alle Männer ausübt, die längere Zeit unter Entbehrungen und Strapazen aller Art auf dem Boden des ſchwarzen Weltteils thätig waren. Keiner von ihnen, der nicht ſein Lob ſingt. Rochus Schmidt macht trotz der klaren, faſt möchte ich ſagen: nüchternen Art ſeiner Auffaſſung und Darſtellung keine Ausnahme von der Regel. Auch ihm iſt Oſtafrika ein Gebiet, von deſſen Entwickelung er, wenn ſie in die richtigen Bahnen geleitet wird, reichen Segen für Deutſchland erwartet. Nach ſeiner eigenen Schilderung der bisherigen Geſtaltung gerade der wirtſchaftlichen Unternehmungen kann ich freilich — ſelbſt unter voller Berückſichtigung der Kürze der Zeit und der Nachwirkung des Aufſtandes — mich nicht zu einer gleich günſtigen Beurteilung emporſchwingen; auch hier iſt eine Änderung im glücklichſten Falle nur durch die Aufwendung ganz außergewöhnlicher Mittel zu erwarten. Von der Thätigkeit der deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft ſagt der Verfaſſer geradezu, daß „ein weſentlicher Fortſchritt gegen die Zeit vor dem deutſch-engliſchen Abkommen auch heute noch nicht zu bemerken ſei.“ Sehr richtig ſcheint mir, wenn er den umfaſſenden Eiſenbahnplänen gegenüber, die in neuerer Zeit auftauchten, den Ausbau eines einfachen Straßennetzes nach muſtergültigem engliſchen Vorbild empfiehlt. An den Maßnahmen der Kolonieleitung ſeit dem Ausſcheiden Wiſſmanns übt der Verfaſſer eine der Form nach meiſt milde, in der Sache oft bitterherbe Kritik. Herausheben möchte ich, daß er die augenblickliche Verteilung der Schutztruppe, über deren Entſtehung und Zuſammenſetzung eine Fülle intereſſanter Einzelheiten gebracht wird, für ebenſo verfehlt hält, wie die Begründung vieler, aber ſchwach beſetzter Stationen. Er betont, daß man jetzt nie in der Lage ſei, ein genügend ſtarkes Expeditionskorps an irgend einem bedrohten Punkt einzuſetzen.

Beſonders feſſelnd erſchien mir ein Urteil über die vielumſtrittene Perſönlichkeit Emin Paſchas, mit dem Herr Rochus Schmidt während des Rückmarſches der Stanley-Expedition zuſammentraf und dem er dann während der Krankheit des Paſchas perſönlich näher trat. Er ſchreibt:

> „Unbeſtritten iſt von vornherein Emins wiſſenſchaftlicher Eifer und ſein Ruhm. Ebenſo unbeſtritten das organiſatoriſche Talent, welches er während der dreizehn Verwaltungsjahre in der Äquatorialprovinz genügend bekundet hat. Uns Offizieren jedoch mußte ein Charakter wie der ſeinige zunächſt durchaus fremd gegenübertreten. Mag es nun in ſeinem langen Verkehr mit Arabern oder in angeborenen Charaktereigentümlichkeiten liegen, er zeigte in jedem Falle ein für unſer Gefühl viel zu ſtarkes Eingehen auf Wünſche aller Art, gleichviel von welcher Seite aus dieſelben immer ausgeſprochen wurden. Die übertriebene Höflichkeit und die vollkommene Unterordnung ſeines eigenen Willens unter den Ideengang viel jüngerer Männer, nicht nur Wiſſmanns, ſondern auch weniger bedeutender Männer, kamen uns wie eine Art Schlaffheit, wie mangelndes Selbſtbewußtſein vor. Dazu kam eine übertriebene Reizbarkeit; der Charakter Emins iſt dermaßen erregbar, daß unter Umſtänden ein verkehrtes Wort ihn dazu veranlaſſen konnte, ſich wie eine Schnecke in ihr eigenes Haus zurückzuziehen. Leicht bezog er auch ein der Sache geltendes Urteil auf ſeine eigene Perſon. Beſonders in letzter Hinſicht war der Verkehr mit ihm nicht ganz angenehm, denn Emin pflegte derartige Meinungsverſchiedenheiten nicht leicht zu vergeſſen. Das hier gefällte Urteil iſt ja ein perſönliches, aber es bringt das Empfinden zum Ausdruck, welches wir bis zum Abmarſch des Paſchas faſt ausnahmslos hatten.“

Haſſo Harden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Amis Begräbnis!“ Er war ein lieber Freund und Geſpiele der Kleinen, und die Kinder meinen es dafür nach ihrer Art noch im Tode mit dem kleinen ſchwarzen Geſellen gut — ſie bringen ihn feierlichſt unter die Erde. Wer hätte, zumal auf dem Lande, nicht einmal als Knabe einen treuen Hund, als Mädchen einen geliebten Piepmatz beerdigt? Es iſt das doch nicht nur ein kindliches Spiel, es liegt ein tieferer Sinn darin: die Kinder geben ihrem Schmerz über den Verluſt der Lieblinge kindlichen Ausdruck, und die Thränen, die um jene fließen, ſind echt.

D. Kohn hat mit ſeinem Nathan Wolf einen wirklich prächtigen Charakterkopf geſchaffen. Sein Nathan Wolf iſt allen Bewohnern des öſtlichen Deutſchlands wohlbekannt.

Der Dresdener L. Th. Choulant, deſſen Originalzeichnung „Am Hafen von Palermo“ unſere heutige Nummer ſchmückt, iſt einer der wenigen neueren Künſtler, die nicht nur den Pinſel und den Griffel führen, ſondern auch als Architekten eine rege Thätigkeit entwickelt haben. Eine ganze Anzahl bedeutenderer Dresdener Bauten wurde von ihm, einem der begabteſten Schüler Sempers, entworfen. Seine Gemälde zeigen meiſt italieniſche Motive — bekannt iſt er beſonders durch ſeine römiſchen und venetianiſchen Architekturbilder geworden.

Naturkunde.

Über den Erdgeruch — nicht denjenigen, von dem man im tropiſchen Sinne wohl bei der Beurteilung einer guten Dichtung von ſtarker Lokalfarbe ſpricht, ſondern von dem Geruch, den die friſche Erde ſelbſt, zumal kurz nach einem Regen, ausſtrömt — haben neuerdings die Franzoſen Bertholet und André intereſſante Unterſuchungen gemacht. Sie gewannen bei der Deſtillation lockerer feuchter Erde einen mit den Waſſerdämpfen flüchtigen Körper von penetrantem Geruch, dem Kampher ähnlich, aber doch auch von allen bisher bekannten chemiſchen Verbindungen verſchieden. Die Maſſe des neuen Stoffes war ſehr gering, ſie betrug nur wenige Millionſtel der unterſuchten Erde.

Völkerkunde.

Die Verfaſſung der neuſeeländiſchen Eingeborenen, der Maoris, galt bisher allgemein als eine ariſtokratiſche, inſofern die einzelnen Stämme ihre beſonderen Häuptlinge haben, ſonſt aber in völliger gegenſeitiger Unabhängigkeit lebten und leben. Das iſt, wie jetzt das „Ausland“ mitteilt, aber doch nicht ganz richtig. Es exiſtiert ein wirklicher Maorikönig, ein König freilich von ſehr beſchränkter Machtvollkommenheit. Als (zwiſchen 1000—1500) die Maoris, ein urſprünglich polyneſiſches Volk, von Neuſeeland Beſitz ergriffen, wurde jeder Kahn ihrer Flotte von einem beſonderen Befehlshaber geleitet, und aus deren Nachkommen entwickelte ſich ſpäter eine Art Adel, ganz ähnlich, wie viele alte engliſche Familien ihren Stammbaum auf die normanniſchen Eroberer zurückführen. Unter jenen Kähnen ſtellte nun der eine, „Tainni“, gleichſam das Admiralſchiff dar, und die Nachkommen des Führers des Fahrzeuges nahmen ſtets eine Sonderſtellung unter den übrigen Häuptlingen ein, ja als ſich dieſe gegen die Engländer zuſammenſchloſſen, wurde einer derſelben, Potatan, einſtimmig zum Oberhaupt erkoren. Deſſen Sohn Tawkiaos nun muß als der gegenwärtige Maorikönig angeſehen werden — er iſt übrigens, im Gegenſatz zu ſeinem Vater, ein friedliebender Mann, der mit dem Reſte ſeines ſtark geſchwächten Tribus auf ſeinen Siedelungen ziemlich abgeſchloſſen lebt und den Engländern keine Sorgen macht.

Saki iſt das über das ganze Inſelreich verbreitete, aus Reis gebraute uralte Nationalgetränk der Japaner. Seine Erzeugung gleicht im allgemeinen der des Bieres, und ſie wird meiſt auch in großen Brauereien betrieben, die jedoch nur im Winter arbeiten können. Die jährlich gebraute Menge ſchätzt man zur Zeit auf 720—750 Millionen Liter, was einem Bedarf von etwa 18—21 Litern auf den Kopf der Bevölkerung gleichkommen würde. Getrunken wird der Saki, von dem herbere und ſüßere Arten erzeugt werden und deſſen Preis von 30—60 Mark für 100 Liter ſchwankt, ſtark erhitzt aus kleinen Schalen. Ein ſakigewohnter Japaner nimmt einige Dutzend ſolcher Schalen zu ſich, ohne Beſchwerde zu ſpüren; er wird nicht trunken, ſondern nur heiter.

Technik.

Daß die elektriſche Beleuchtung nicht ſo ganz gefahrlos iſt, wie man anfangs annahm, iſt neuerdings wiederholt betont worden. Jetzt haben die engliſchen Seeverſicherungsgeſellſchaften eingehende Unterſuchungen über die Nachteile und Gefahren der elektriſchen Beleuchtung auf Seedampfern angeſtellt, die einmal ergaben, daß beim Ein- und Ausſchalten der Lampen an den Schaltungsvorrichtungen ſtets Funken entſtehen, die zumal in ſolchen Schiffsräumen, in denen ſich Gaſe anſammeln können, bedenklich ſind; ganz beſondere Vorſicht ſoll in Petroleumſchiffen geboten ſein. Außerdem aber beeinflußt die Dynamomaſchine ſehr leicht nicht nur den Schiffskompaß, wenn ſie in deſſen Nähe ſteht, unmittelbar, ſondern wirkt auch mittelbar durch die Magnetiſierung der Eiſenmaſſen des Schiffes auf ihn ein. Nur die ſorgfältigſte Iſolierung kann dem vorbeugen.

Militäriſches.

Ein langerſtrebtes Ziel wollen die Franzoſen mit ihrem neueſten Schnellfeuergeſchütz Syſtem Canet erreicht haben: 1000 Meter Anfangsgeſchwindigkeit des Geſchoſſes nämlich in der erſten Sekunde, nachdem dasſelbe den Lauf verlaſſen hat. Bedenklich ſcheint bei dem neuen Geſchütz nur die Länge des Rohres, die 4,5 Meter beträgt. Derartige Rieſenrohre verbiegen ſich ſehr leicht, eine Erfahrung, welche auch die Engländer mit ihren neueſten Schiffsgeſchützen machen mußten, die ſich ſchon beim Anſchießen verbogen. Es iſt übrigens charakteriſtiſch, daß die Haltbarkeit der letztgenannten Geſchütze überhaupt von vornherein nur auf 70 Schuß berechnet war — und dabei koſtete das Rohr rund 340 000 Mk. und jeder einzelne Schuß 3120 Mk.

Landwirtſchaft.

Während es über die Anwendung des Kochſchen Tuberkulins zur Bekämpfung der Schwindſucht beim Menſchen recht ſtill geworden iſt, mehren ſich die Stimmen, welche in ihm ein vorzügliches Mittel zur Konſtatierung der Tuberkuloſe bei den Rindern ſehen. So hat Prof. Eggeling von der tierärztlichen Hochſchule zu Berlin durch Verſuche feſtgeſtellt, daß das Mittel in dieſer Beziehung eigentlich nie, und gerade auch dann nicht verſagt, wenn die Tuberkelherde noch verſchwindend klein und ſomit auf andere Weiſe gar nicht zu erkennen ſind. Jedesmal trat bei Anwendung des Tuberkulins bei den erkrankten Tieren, aber nur bei dieſen, eine ſtarke Reaktion, beſonders eine bedeutende Temperaturſteigerung ein. Von hervorragender Wichtigkeit ſcheint dieſe Thatſache ſchon um deswillen zu ſein, weil ſie dem Züchter die Möglichkeit bietet, zu Zuchtzwecken aus ſeinem Tierbeſtande nur vollkommen geſunde und mit keiner tuberkulöſen Anlage behaftete Exemplare auszuſuchen.

Statiſtik.

Vor 33 Jahren fing das Petroleum zuerſt an, eine zunächſt ſehr beſcheidene Rolle in der Handelsſtatiſtik der nordamerikaniſchen Union zu ſpielen. Die Ölfelder lieferten damals (1859) 2000 Barrels Petroleum — das Barrel zu 151,4 Liter. 1860 betrug die Produktion bereits 500 000, 1861 über 2 Millionen, 1870 5,25 Millionen, 1880 26,3 Millionen, 1889 34 820 306 Barrels. Das entſpricht der koloſſalen Summe von 5 Milliarden und rund 300 Millionen Litern.

Litteratur.

Es dürfte kaum ein geeigneteres Hilfsmittel zum verſtändnisvollen Leſen der heil. Schrift geben, als das von Profeſſor Riehm unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegebene „Handwörterbuch des bibliſchen Altertums“ (Velhagen & Klaſing, Bielefeld u. Leipzig). Unter zahlreicher Heranziehung belehrender Illuſtrationen will es dem gebildeten Bibelleſer als ſachlich wiſſenſchaftliches Nachſchlagebuch dienen für alle Fragen der bibliſchen Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte und Archäologie mit Beiſeitelaſſung aller theologiſchen und fachwiſſenſchaftlich gelehrten Fragen. Nachdem der verdiente Herausgeber und manche ſeiner Mitarbeiter verſtorben und die ſtarke erſte Auflage abgeſetzt, erſcheint das vortreffliche Werk gegenwärtig in zweiter Auflage, vermehrt, bereichert und den wiſſenſchaftlichen Fortſchritten gemäß verbeſſert unter der Leitung des Prof. Dr. Baethgen in Greifswald, der zu den alten Mitarbeitern noch einige neue herangezogen hat. In 24 Lieferungen à 1 Mk. erſcheinend, wird es, trotz Vermehrung des illuſtrativen Teiles, 7 Mark billiger ſein als die erſte Auflage. R. K.

Kunſt.

Die Freunde von Kupferſtichen machen wir darauf aufmerkſam, daß von dem bekannten Maler-Radierer H. Kohnert zwei entzückende neue Blätter erſchienen ſind: „Herbſtabend in der Mark“ und „Frühlingsmorgen bei Tegel“ (Raimund Mitſcher, Berlin). Kein anderer verſteht es, den intimen Zauber der märkiſchen Landſchaft, die Verbindung von Föhrenwald und weiten Waſſerflächen, ſo wiederzugeben wie dieſer Künſtler, auf den wir noch eingehend zurückkommen werden. Dem Märker, dem Norddeutſchen überhaupt, geht das Herz auf bei dem Anblick der zahlreichen Stiche, in denen Kohnert ſein Thema immer wieder variiert, und er kennt keinen lieberen Zimmerſchmuck als ſie. P.

Rechtsrat.

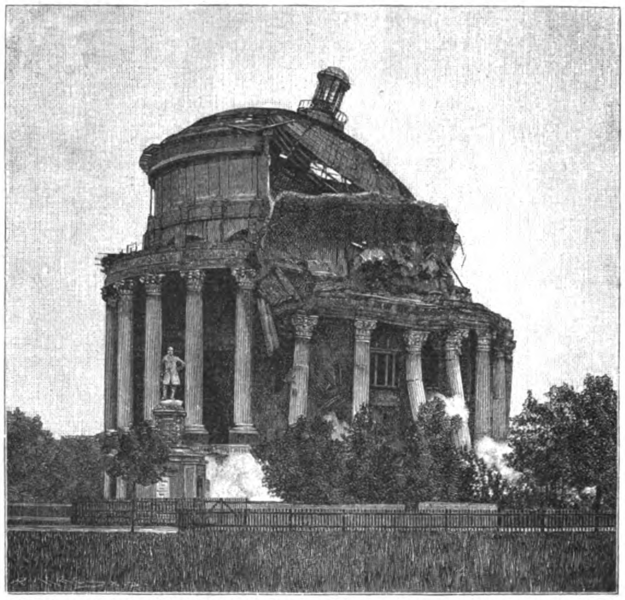
Frage: Welches Recht gilt in Braſilien in bezug auf teſtamentariſche Beſtimmungen für Eheleute, welche nach deutſchem Recht in Gütergemeinſchaft leben? Wo kann ich mich informieren, falls der Rechtsrat dieſe Frage nicht beantworten kann? Lehrer S.-A.

Antwort: Der Rechtsrat bekennt ohne Scheu, über braſilianiſches Recht keine Auskunft geben zu können. — Anfragen über Rechtsverhältniſſe in fremden Ländern richtet man am zweckmäßigſten an das zuſtändige deutſche Konſulat oder an die deutſche Botſchaft bezw. Geſandtſchaft in dem betreffenden Lande; Adreſſe mit lateiniſchen Buchſtaben in deutſcher Sprache, z. B. An das Kaiserlich dentsche Konsulat in … Übrigens iſt auch das Auswärtige Amt in Berlin bereit, auf derartige Anfragen Auskunft durch die deutſche Vertretung im Auslande zu beſchaffen. Im vorliegenden Falle würde ſich der letztere Weg oder die direkte Anfrage bei der deutſchen Geſandtſchaft in Rio de Janeiro empfehlen. Der Frageſteller wird jedoch gut thun, ſeine Anfrage nicht ſo allgemein zu formulieren, wie oben, ſondern eine die weſentlichen Punkte erſchöpfende Klarlegung des Sachverhaltes zu geben, da unmöglich beanſprucht werden kann, ihm eine umfaſſende Abhandlung über das teſtamentariſche Erbrecht der Eheleute in Braſilien zur Verfügung zu ſtellen.

Die gleiche Bitte richtet bei dieſer Gelegenheit der Rechtsrat an alle Leſer, welche ſich gelegentlich ſeines Beiſtandes bedienen. Nur auf eine erſchöpfende Sachdarſtellung, welche ſich natürlich von allem Nebenſächlichen und Überflüſſigen frei halten darf, kann der Rechtsrat eine ſachgemäße Antwort geben, nachdem er ſich ſelbſt die zutreffende Rechtsfrage ſo, wie ſie demnächſt auch im Blatte wiedergegeben wird, aus der Darſtellung des Anfragenden herausgeſchält hat.

Die Sprengung des Waſſerturms in Berlin-Weſtend.

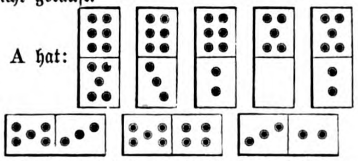
Die Villenkolonie Weſtend bei Berlin iſt eine Schöpfung aus der Gründerperiode der ſiebziger Jahre, die aber die trüben Nachwehen jener Zeit glücklich überſtanden und ſich inzwiſchen zu einer ſchönen Blüte entwickelt hat. Aus den Tagen ihres erſten und künſtlich emporgeſchraubten Glanzes hatte ſich jedoch ein merkwürdiges Wahrzeichen erhalten, ein ungeheurer tempelartiger Bau, der urſprünglich als Waſſerturm gedacht, aber nie zu ſeiner eigentlichen Beſtimmung herangereift, ſondern eine richtige Gründungsruine geblieben war. Die Beſeitigung des koloſſalen, dabei gänzlich nutzloſen, mehr und mehr verfallenden Bauwerks war ſeit langer Zeit ein Wunſch der ganzen Nachbarſchaft, ein Abtragen des gewaltigen Steinkoloſſes erſchien jedoch ſo koſtſpielig, daß die Beſitzer immer wieder davor zurückſchreckten. Jetzt iſt er endlich doch gefallen, der Rieſenturm, der einſt Millionen gekoſtet haben ſoll — die in derartigen Angelegenheiten ſtets als Autorität geltende Sprengkommiſſion der Eiſenbahn-Brigade hat ihn mit einigen Centnern Dynamit kürzlich zu Falle gebracht. Er iſt nicht etwa in die Luft geſprengt worden, wie die Umwohner befürchteten, als die erſte Nachricht von dem ihm zugedachten Attentat bekannt wurde, ſondern er brach ganz programmgemäß, wie auf Kommando, nachdem die Minen in ſeinen Pfeilerfundamenten entzündet worden waren, in ſich zuſammen. Ein dumpfer Krach, ein leiſes Erzittern des Bodens, eine rieſige Staubwolke — das war alles, was die Zuſchauer von der ganzen Sprengung wahrnahmen. Unſere Abbildung, die nach einer Momentphotographie angefertigt wurde, ſtellt den Augenblick dar, in dem die erſten Pfeiler zu Falle kommen, und gibt ein deutliches Bild von den ungeheueren Maſſen, um die es ſich bei der Sprengung handelte.


Die Sprengung des Waſſerturms in Berlin-Weſtend. Nach einer Momentphotographie von M. Ziesler in Berlin.

In unſerer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Im Talon liegen vier Steine (darunter ein Doppelſtein) mit zuſammen 29 Augen. Es wird nicht gekauft.



B hat auf ſeinen acht Steinen 3 Augen weniger als C. C hat zwei Doppelſteine mehr als B.

A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der ſechſten Runde ſperrt. B hat in der erſten und fünften Runde je einen Doppelſtein geſetzt, in den übrigen Runden gepaßt. C hat in der erſten und dritten Runde (in der dritten einen Doppelſtein) geſetzt, in den übrigen Runden gepaßt. A behält zwei Steine mit gleicher Augenſumme übrig. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen, die B übrig behält, beträgt 21. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen, die C übrig behält, beträgt 24.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält A übrig? Wie groß war die Augenſumme auf den acht Steinen des B? Wie groß auf den acht Steinen des C? Welche Steine ſetzte B? Welche C? Welche drei Steine behielt C außer den Doppelſteinen übrig?

2. Wechſelrätſel.

Mit i fühlt es ſich leicht und frei,
Läßt ſich zur Ferne tragen;
Mit t ſehnt mancher es herbei
In hart bedrängten Lagen.

Mit u weiß, an Gemüt ſo reich,
Es tief uns zu bewegen,
Und voll Humor und Witz zugleich
Die Lachluſt zu erregen.

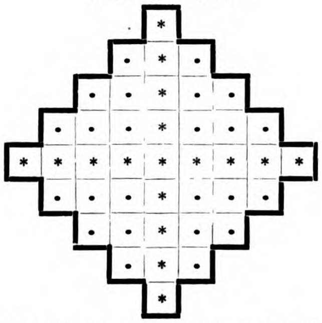
M. Sch. (Kaſſel).

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Todestag eines deutſchen Fürſten läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Die um 1000 verminderte Jahreszahl iſt gleich der 74fachen Summe der Datumszahl und der Monatszahl. Die Summe der 177fachen Datumszahl und der 98fachen Monatszahl iſt gleich der um 1 verminderten Jahreszahl.

Welcher deutſche Fürſt iſt gemeint?

4. Diamanträtſel.

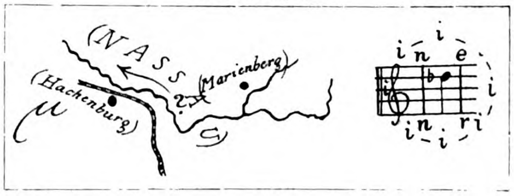


Die Sternchen und die Punkte der Figur ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die ſenkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet, und daß die ſieben wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Eine europäiſche Reſidenz, 2. ein Buch des Alten Teſtaments, 3. eine Inſel im Atlantiſchen Ocean, 4. eine beliebte Oper, 5. eine Stadt in Frankreich, 6. einen engliſchen Dichter, 7. einen engliſchen Titel.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 4 a, 1 b, 1 d, 2 e, 2 g, 2 h, 4 i, 2 l, 3 m, 7 n, 4 o, 5 r, 1 ſ, 1 u, 1 v, 1 y.

Bilderrätſel.



5. Dreiſilbige Scharade.

Gilt ſie von jemand, der dir lieb und wert,
Verwünſchſt die Erſte du oft in Gedanken;
Sie ſchürt die Sehnſucht, die das Herz verzehrt
Und zieht zugleich ihr grauſam feſte Schranken.

Zur Klaſſe, die das letzte Paar benennt,
Darf jeder Menſch im weitern Sinn ſich zählen,
Ganz ohne Furcht, daß Englands Parlament
Ihn deshalb jemals dazu könnte wählen.

Ein wunderſames Netz das Ganze ſpann
Weit über Stadt und Land mit tauſend Fäden,
Und mildert es der Erſten ſtarren Bann,
So hörſt du es am liebſten zu dir reden.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 8.

Bilderrätſel.

Was uns auf der Naſe ſitzt, erkennen wir am ſchwerſten.

Dameſpielaufgabe.

1. d6 — e7 f8 — d6 †
2. b2 — c3 d4 — b2 †
3. a1 — e1 † † † † † † und gewinnt.

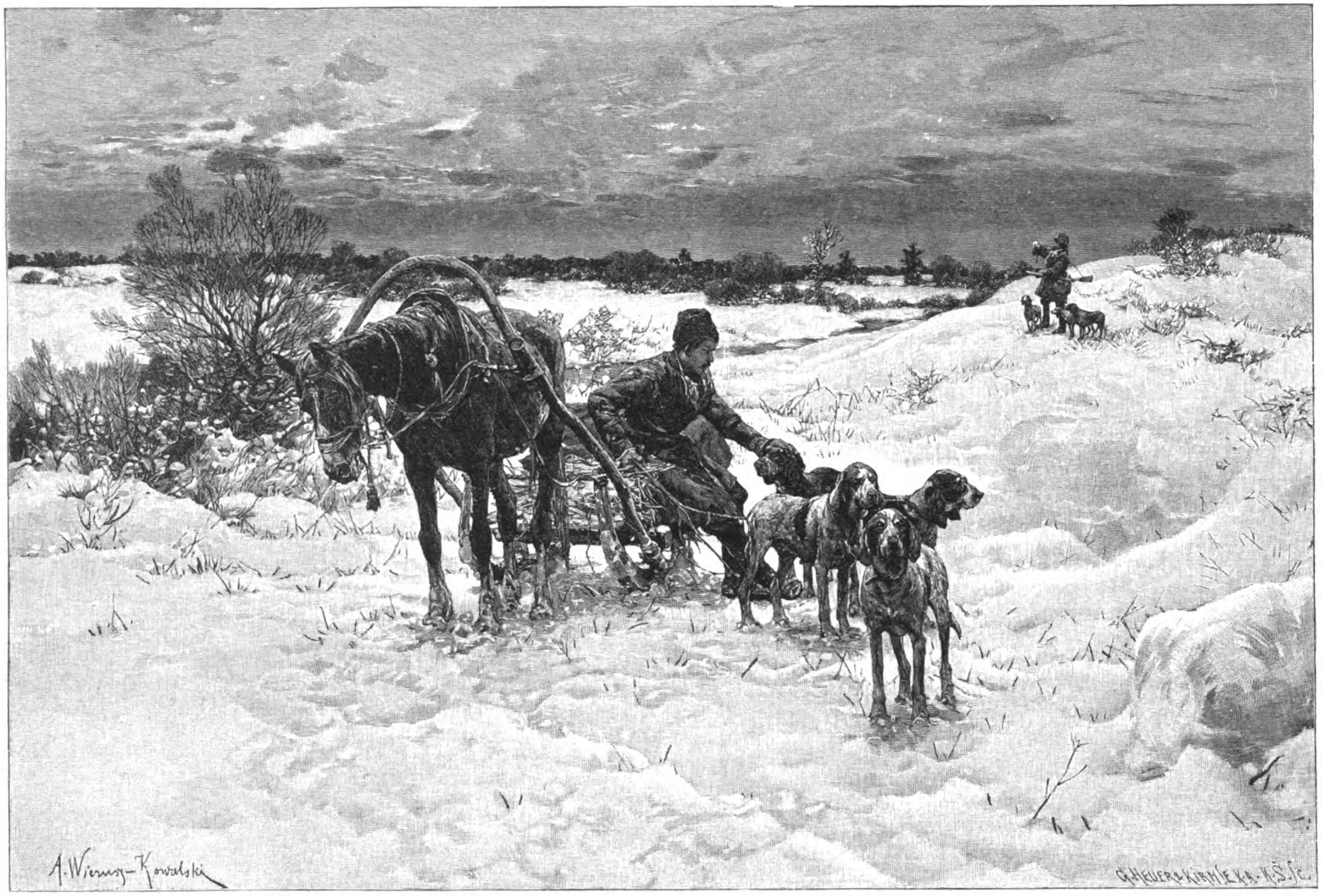
1. Homonym. Nußbaum.

2. Dreiſilbige Scharade. Wittenberg.

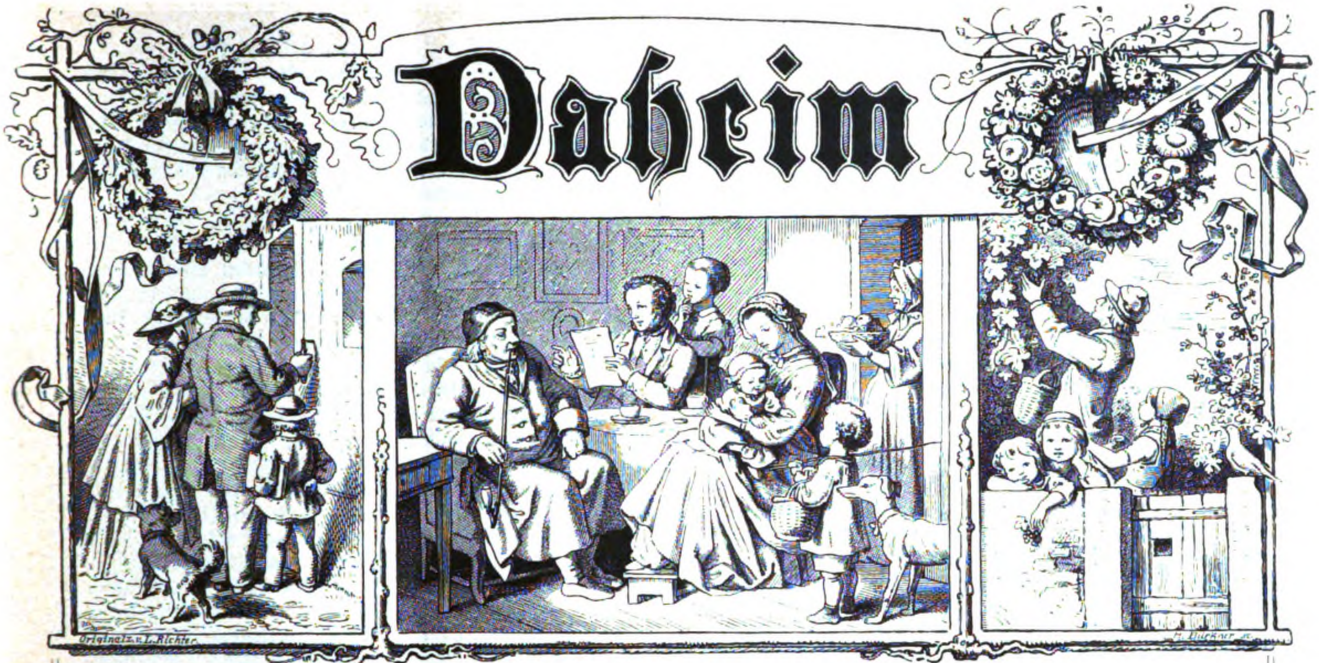
3. Rätſel. Meteor.

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — John Brinckman. Von Heinrich Seidel. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Fortſ.) — Waldgeheimniſſe. Hexenringe. Von Dr. Wurm. — Neue Bücher über Afrika. Von Haſſo Harden. Mit fünf Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Amis Begräbnis von J. Ekenaes; Ein gutes Geſchäft von D. Kohn; Am Hafen von Palermo von L. Th. Chonlant. — Naturkunde. — Völkerkunde. — Technik. — Militäriſches. — Landwirtſchaft. — Statiſtik. — Litteratur. — Kunſt. — Rechtsrat. — Die Sprengung des Waſſerturms in Berlin-Weſtend. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


A. Wierusz-Kowalski
G.HEUER & KIRMSE X.A.·H.S.Sc.

Nach der Jagd zum Appell. Nach dem Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin.)


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Dezember 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 10.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

VI:

Während ihr Herr unten mit den Räten arbeitete, hatte Luiſe Henriette ihre Fräulein um ſich, vier, da Meluſine von Zelen ins Schloß überſiedelt war, und hielt mit ihnen ein ernſthaft Geſpräch. Der Vorgang des Morgens hatte ihr fromm Gemüt erregt, ſie fragte ſich, wie es wohl in dieſen Augenblicken um des toten Wendenmädchens Seele ſtände.

Das arme Weſen, die Wendin, war heut früh erſäuft worden, offenbar unſchuldig, nicht weil die abgöttiſche Probe ihr Recht gab, ſondern weil ſie nie gelehrt worden war, und niemand ihr je den Heilsweg gezeigt. Das Ärgernis war da — durch wen war es nun in die Welt kommen? Meluſine hatte die Denunciation betrieben und das Mädchen an das Meſſer geliefert; Kurfürſt Friedrich Wilhelm hatte verſäumt, den Prediger in das Dorf zu ſtellen, der die Seele auch des unglücklichen Kindes hätte unterrichten und zum Glauben bringen können, ſo daß ſie ihren Aberglauben ließ. So ſtand der Spruch vom Mühlſtein ängſtigend vor der Fürſtin Seele. Sie mochte indeſſen nicht an ein Verſchulden ihres Herrn glauben, je ſicherer ſie überhaupt war, daß er ſtetig und unabläſſig ſeine Regentenpflicht that und arbeitete; Meluſine obenein war eine Lutheriſche, die Fürſtin reformiert, — allein die milde Frau nahm ſie deshalb nun nicht etwa in Katechumenen-Unterricht, vielmehr ſuchte ſie ſtille zu wirken — durch Mitteilung ihres Seelenlebens an das Fräulein.

Dieſe Pflege, die an ihrem wildaufgewachſenen Gemüt zart geübt ward, und der Kurfürſtin beſtändige Güte verfehlten nicht, Meluſines urſprünglich gerechter und tüchtiger Natur zum Durchbruch zu helfen und die Schlacken abzuſchmelzen. Zu Haus bei ihr auf Machow, da war es allezeit hergegangen nach dem brandenburgiſchen Wort „Nerli“, — nirgends anders war das Familienleben in Erſcheinung getreten, als an Tiſch und Tafel inter pocula — ſonſt hatte jeder mit Horrido und Huſſa gelebt, wie ihm einfiel. Bei Tiſch waren meiſt gute luſtige Geſellen aus der Nachbarſchaft geweſen, und es hatte gegolten:

N — neque sermones neque silentium — anfangs ſtill,
E — excipit sermo — fangen an zu reden,
R — repleti sunt omnes — ſind alle voll,
L — loquuntur variis linguis — reden ſeltſam,
I — ibant quo poterant, quo non poterant, sedebant
— man muß ſie heimfahren.

Hier bei Hofe war einer der erſten Eindrücke, den ſie empfing, der geweſen, daß über der Tafel einmal der alte Konrad Burgsdorf eine ganze Maß Wein in einem Zuge zwang und darauf zum Herrn ſagte: „Gnädigſter Herr, ich weiß nicht, wie Ihr lebet. Bei Ihrem Herrn Vater ging es viel luſtiger. Da war dann und wann ein Dorf oder Schloß mit Trinken zu gewinnen. Ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, da ich achtzehn Maß Wein bei einer Mahlzeit trank.“ Der Fürſt hatte den alten Herrn ruhig ausreden laſſen und nur ſeine Augen mit Spott auf ihn gerichtet, daß er ſich der unverſtändigen Rede von ſelber ſchämen ſolle. Luiſe Henriette aber, ſonſt ſtets im Gleichmaß, hatte förmlich erboſt gerufen: „Wahrlich, das iſt auch eine ſchöne Wirtſchaft geweſen! So viele Schlöſſer und Güter für das leidige und lüderliche Trinken zu verſchenken!“

Unter der wirtſchaftlich bedenklichen Seite des Lebens in Saus und Braus hatte Meluſine bisweilen auf Machow zu leiden gehabt, ſo verſtand und billigte ſie Luiſes ſcharfen Tadel, auch nach den anderen Seiten hin, die ihr vordem weniger anſtößig geſchienen.

Heut morgen nun nahm die Fürſtin ſie mit ſich an ihr

„Glögglen-Werk," ihr die Melodie zu ſpielen, die der Kantor an Nikolai, Johannes Krüger, ihr zu ihrem letzten geiſtlichen Liede gemacht: „Jeſus meine Zuverſicht!" Denn da der Fürſt eine neue Auflage des märkiſchen Geſangbuches angeordnet, trachtete die hohe Frau, auch ſelbſt den Liederſchatz durch tüchtige Verſe und ſangbare Weiſen zu mehren, ſintemalen man viel Anſtößiges und Gehäſſiges ausmerzen wollte. Und die Lieder, welche ſie ſammelte und ſchuf, gehören zu den ſchönſten des alten Kernſtammes evangeliſcher Poeſie.

Die Weiſe war verſchnörkelt gezeichnet und geſchrieben — die Devotion hatte überſchwänglich viele krauſe Striche dazu geſetzt. So entſchloß die Kurfürſtin ſich zu einem Ausgange, damit Krüger ſelbſt die Melodie vorſpiele, die ſie erſt ſchriftlich beſaß. Meluſine ſollte ſie begleiten.

Der Kantor ſchloß die Kirche auf, die hohe Frau ſaß neben der Orgel auf dem Chor nieder, und eine feierliche Andacht überkam ihr kluges, ſäuberliches Antlitz, auf welches das fahle Licht des großen blinden Chorfenſters fiel.

Meluſine mußte ſitzen und dem Eindruck ſtille halten.

Johannes Krüger präludierte kunſtvoll in Septimenakkorden herum, zog die großen ſtarken Regiſter, daß wie von Kriegs- und Höllengedröhn die Steinhauſen des alten Gotteshauſes bebten, und nahm mit ſeinen mächtigen ſchweren Tonfolgen des Fräuleins ganze Seele ein. Und dann ſangen plötzlich die Regiſter der Orgel, Menſchenſtimmen nicht allzuähnlich und doch mehr unirdiſchen Stimmen gleich, als hörte man ferne Engelschöre aus der Höhe, unfaßliche Hymnen ohne Melodie, da es nur Akkordengänge waren, doch ſeltſam fromm und wie von anderswoher in die Erdenwelt klingend, nicht wie die Bauern in der Machower Dorfkirche grölzten.

Meluſine atmete tief und ſchloß die Augen — es ward ihr zu Mut, als ſähe ſie in ein weit dunkel Gemach lange fröhliche Sonnenſtrahlen vom Himmel fallen . . .

Sie bedauerte, als aus dieſen Chören leiſe eine Stimme um die andere im fugato eine ſchlichte, feſte Melodie aufnahm, und doch war ihr Gemüt nun für dieſe Melodie genugſam präpariert. Es war das Lied, das mit dem Namen des Herrn anhebt, das ihre Fürſtin gedichtet, und deſſen langſame Brocken ſie vorhin auf dem Gögglenwerk im Schloß gehört, nur daß hier die ſtarken beſtimmten Bäſſe einen feſten mächtigen Bau für die kunſtvoll geführten Geſangsſtimmen bildeten, als ſchwämme und ſchwebte die Melodie klar auf brauſenden Wogen einher.

Der erſte Vers ging hin, und ein Zwiſchenſpiel folgte.

Luiſe Henriette nickte ſtill vor ſich — der Kantor ſagte mit Tönen, was ſie mit Worten.

Vers um Vers folgte, allmählich vernahm man ein Summen des alten Künſtlers, klarer und klarer, bis er's laut ſang, die eigene Melodie faßte ihn. Dann ein leis fein Stimmchen von der Frau Kurfürſtin her, bis auch ſie den Text in ſchönen, feſten Noten vortrug, und Meluſine ſah mit Staunen, wie das gütige Angeſicht einen großen, herrlichen Ausdruck annahm, heilige, ſtarke, unerſchütterliche Glaubenszuverſicht brauſte in ihr mit Wort und Klange.

Evangeliſche Andacht — wann hatte Meluſine das ſchöne ernſte Ding geſehen?

Nichts geht dem Herzen ſo auf den Grund, als ein religiöſer Eindruck, und als wenn er ſeines Mitmenſchen, den er ganz zu kennen glaubte, geheimes religiöſes Leben ſich entſchleiern ſieht.

War das dieſelbe Frau, die ſie ſo oft im Hauſe eifrig hantieren ſah, die dort ſaß im fahlen Licht, ein großes, von ſtarkem Glauben verklärtes Geſicht, vor dem Meluſine ſich klein und von hohem Geiſtesleben ausgeſchloſſen fühlte?

Ein greiſer, zitternder Baß ſang jetzt und eine glockenhelle, volle Frauenſtimme in den ſonnenſtrahlendurchſchrägten Kirchenraum hinein die Worte voll heiligen Trotzes, beiden Singenden recht aus tiefer Menſchenbruſt kommend:

Lacht der finſtren Erdenkluft,
Lacht des Todes und der Höllen . .

Da ſenkte die wilde Jungfer von Machow das Haupt, und — ſie wollte ſich wehren dagegen — es brach dennoch durch. Ein hilflos Schluchzen vor übermächtiger Bewegung, ein heißes Aufquellen von Thränen, mit einem harten plötzlichen Ruck und Knall, daß aus den grauen Dielen der Staub aufflog, lag ſie neben ihrer Fürſtin auf den Knieen, küßte ihre Hände und weinte in ihren Schoß.

VII.

Wenn zweie ſich unter ſolchen Umſtänden ſehen, wie auf dem Sankt Peters-Friedhofe der Junker Zelen und die Wedigenſche Haustochter Adriane, ſo ſehen ſie ſich auch öfter, und man braucht nicht von Zufall dabei zu ſprechen.

Adriane hatte ein Kämmerlein im zweiten Stock des Hauſes, davon ein Fenſter auf die Gaſſe ging. Am Fenſter ſtand ein Tritt und auf dieſem ihr Schemel. Saß ſie nun da, ſo war ſie gewohnt geweſen, in die ziehenden Wolken zu ſtarren und dem Aufkräuſeln des Rauchs aus den benachbarten Schornſteinen gedankenlos mit den Blicken zu folgen.

In der Nacht, die dem Tage folgte, da ſie Hans Georg zuerſt begegnet, ſtand ſie lange, lange wach und dachte ſeiner im Dunklen mit ſegnendem Danke. Zuerſt lagen die Dächer vor ihr als eine finſtere und wirr durcheinander geſchobene Maſſe da, aus der hier und da ein ſeltenes verhangenes Lichtfenſterlein aufleuchtete, allmählich verloſchen die rotſchimmernden viereckigen Lichtflecken, eine ganz ſchwarze und phantaſtiſche Nachtlandſchaft baute ſich vor ihr auf, in die ſie an ragenden Schreckgeſtalten hineindichten durfte, ſo viel ſie mochte. So war es ſtundenlang. Dann kam ein plötzlicher grauer Glanz über die Dächer der ſchweigenden Stadt geſchoſſen, der Mond ging auf. Milchweiße Silberfluten gingen über alles, ſchufen tiefe ſcharfe Abgründe und Schatten neben lichten ſchimmernden Flächen und ſtreuten viele blinkende Punkte aus an alle Zinkraufen und Kupferbeſchläge der Giebel, an die Erkerfähnlein und Waſſerſpeier mit ihren alten geſchmiedeten Drachenungetümen, und Adrianes Blick ging rund von einem zum anderen in dieſer ihrer Welt, da ſie alles kannte, nächtlich grüßte und Königin war. Dem Unglücklichen iſt die Nacht doch eine Freundin, und ſei's, daß ſie nur ſeine Thränen fließen macht.

Wenn nun alles hell lag und die Schatten allmählich ſich verrückten, nachdem die leuchtende Kugel am Himmel höher und höher ſtieg, da wurden wohl die Augen des jungen Weibes ſo ſternenklar und ſtill, wie etwa Augen, die ſich einmal recht von Herzen ausgeweint — das Leben konnte ja nicht ſo zu Ende gehen, nur Leid und nur Leid, es mußte ja wohl noch ein blinkendes Lichtfünklein auch in ihre dunkle Kammer fallen.

Und dann ſchloß ſie leiſe ihr Fenſter und legte ſich nieder.

So war's auch heut, nur daß ſie einen Traum hatte.

Eine ſilberne Brücke ſchlug ſich zauberiſch von außen herein wie vom lichten Himmel bis auf ihre weißen Dielen. Ein großes blankes Antlitz ſtand draußen vor dem Fenſter und blickte freundlich herein. „Du haſt geträumt, Kind," hieß es plötzlich, „dein ganzes ſchweres Leben ſeit vier Jahren iſt nur ein Alp und herzbeklemmender Traum geweſen, ſchien ſo lange und war ſo kurz, geſtern erſt war der letzte Tag deiner fröhlichen Jugend, und morgen kommt ein neuer! Faſſe dir nur ein Herz und erwache!" Wer das ſagte, wußte ſie nicht, doch war es eine freundliche Stimme, ein tröſtlicher, männlicher Klang, ſicher und überzeugend. Ja, es war die Stimme des Junkers Hans Jörg, und da ſtand er auch draußen auf der ſilbernen Brücke, wie ein über und über ſilberſchimmernder Sankt Georg, und ſetzte im Schuppenhemd und Schnabelſchuh den Fuß auf ihr Fenſterbrett und ſah ſie freundlich an. Und ihr junges Leben empörte ſich gegen alles, das geweſen, jubelte auf in Hoffnung und Erwarten.

Mit einemmale erwachte ſie und fuhr im Bette empor. Die ganze Kammer ſtand in Licht, und ſie blickte in das breite gutmütige Antlitz ihres nächtlichen Freundes, des Vollmonds. Ach nein, es war doch kein Traum geweſen, ihr vergangenes Leben — doch lag es nun vor ihr anders als bisher, wie ein Friedhof voll weiten mondbeglänzten Friedens.

Sie ſaß und ſtarrte zu dem ſtillen Tröſter empor, und ihr war ſtille und friedevoll zu Mut, bis ſie wieder entſchlief.

— — — — — — — — — — — —

Einige Zeit darauf begegnete es ihr von neuem, daß der Junker ſie anſprach. Diesmal war es nicht auf dem Friedhofe, ſondern auf dem Gange zum Gottesdienſt. Er hatte ſich einen Gruß von Renatus verſchafft und ein Buch aus der kurfürſtlichen Bibliothek und gab beides ab, den Gruß ihm ſelber zur Legitimation, daß er mit ihres Bruders Wiſſen in ihren Weg träte, das Buch ihr als Tröſteinſamkeit.

Sie dankte ihm, und er ging beiſeite, mußte aber doch noch einmal auf der Straße den Hals wenden und ihr nachſehen, obwohl er die neugierigen Augen ſcheute.

Als dann Adriane in ihrem Kirchenſtuhle ſaß, hatte ſie das Büchlein in ihrem Fürtuche vor dem Herzen und fühlte ihr Gemüt mit einer ſo freudigen Frömmigkeit erfüllt, wie ſeit Jahren nicht, da ſie immer an dieſer Stätte geſeſſen, wie eine Verfluchte, für die kein Heiland geſtorben, deſſen Gewand ſie mit anfaſſen, und die Gottes Haus nur ſcheu und gleichſam eines Donners gewärtig betreten dürfte.

Es war die kürzlich erſchienene „Trutznachtigal“, die Hans Georg ihr mitgebracht, weil man hier und dort davon ſprach. Er meinte, es würde ihr eine Unterhaltung ſein. Adriane jedoch buchſtabierte heimlich zu Haus in der Einleitung des Büchleins herum, ohne ſonderlich Gefallen daran zu finden. Und doch las ſie ſich allmählich hinein in die krauſen Verſe.

Wann Morgenröt’ ſich zieret
Mit zartem Roſenglanz,
Und ſittſam ſich verlieret
Der nächtlich’ Sternentanz:
Gleich lüſtet mich ſpazieren
In grünen Lorbeerwald;
Allda dann muſizieren
Die Vöglein mannigfalt.

Der hohle Wald ertönet
Ob ihrem krauſen Sang;
Mit Stauden ſtolz gekrönet,
Die Kluften geben Klang;
Die Bächlein, krumm geflochten,
Auch lieblich ſtimmen ein,
Von Steinlein angefochten,
Gar ſüßlich ſauſen drein.

So las Adriane, und die ſchnörkelige Lieblichkeit des Gedichtes machte ihr das ganze Bild des grünen, ſonnigen Waldes lebendig, in dem alles fröhlich muſizieret. Nichts ja krauſt einem Gefangenen das Blut ſo auf, als der Gedanke, daß er nicht hinaus darf in die freie Natur und ſich nach Luſt darin tummeln.

Adriane verſteckte das Buch, ſtand an ihrem Fenſter und ſah hinüber — weit über die düſtren Giebel alle, auf die grüne Heide ferne dahinten im Köpenicker Felde, und eine entſchloſſene Sehnſucht erfaßte ſie, ihre Feſſeln zu ſprengen, noch einmal frei zu ſein, frei hinaus zu fahren in die Welt — komme nachher, was mag! So lange hatte ſie ſtumm geduldet; ſeit ſie einen Menſchen wußte, der Teil an ihr nahm, war ihr Blut wieder in Aufruhr und Rebellion geraten, wie es Verlaſſenen und Einſamen zu gehen pflegt.

Viel Zeit war ihr nicht gelaſſen bei Tage, denn ihre Mutter Eliſabeth leitete ſie, wie man einen Hund an der Schnur hält, und wenige Minuten erſt ſtand Adriane müßig an ihrem Fenſter, als die ſcharfe helle Stimme auf der Stiege ſcholl: „Adriane, wo bleibſt du?“

Sie preßte verzweiflungsvoll trotzig die Bruſt mit beiden Händen zuſammen, ſtand mitten auf der Diele, wartend, das Geſicht gegen die Thür, und antwortete nicht.

Da kam es draußen im Sturm die Giebeltreppe empor, und die Thür wurde heftig aufgeriſſen.

„Warum antworteſt du nicht?“ fragte ſtreng Frau Eliſabeth, auf der Schwelle ſtehend.

„Mutter, ich bin taub geworden!“ entgegnete Adriane, die Lider halb über den Augen, wie eine Katze, die einen Sprung machen will.

„Was heißt das?“ Frau Eliſabeth hatte dieſen Ton gedämpfter Entſchloſſenheit von ihrem Kinde noch nicht gehört.

„Das heißt,“ ſagte Adriane läſſig, aber nicht unehrerbietig, „ich bin ein freigeborenes Bürgerkind. Daran könnt Ihr ſelbſt nichts mehr ändern. Ich will gern, was billig iſt, im Hauſe ſchaffen, allein nicht den ganzen Tag grobe Arbeit thun. Ihr ſollt mich nicht ganz zur Dienſtmagd machen, mit Waſchen und Scheuern. Will nicht auf den Treppen knieen, und Ihr tretet mir faſt auf die Hände, wenn Ihr mir mit dem Fuße in die Ecken zeigt, die ich auskratzen und reinigen ſoll — das alles iſt zu Ende!“

Ihre Sprache und ihr Blick hatten ſich in kühler, gehaltener Leidenſchaft belebt. Frau Eliſabeth aber trat ihr drohend nahe und ſah ihr feſt und verächtlich in die Augen.

„Du ſollſt!“ ſagte ſie. „Knieen ſollſt du auf den Treppen, deine Schande abwaſchen und die Schande, die du über das Haus gebracht. Wenn du auf den Stufen ſcheuerſt, ſcheuerſt du des Obriſten Schritte hinweg, die ich immer noch darauf ſehe, und ſcheuerſt deines Vaters letzten Weg, den ſie da hinuntertrugen um deinetwillen!“

„Ich ſage, laßt mich, Mutter!“ rief Adriane ausbrechend und wich vor dem Griff zurück, den Frau Eliſabeth nach ihrer Schulter that, um ſie vor ſich her aus dem Zimmerlein zu ſtoßen. „Ihr ſollt mich in Zukunft halten, wie andere Bürgertöchter gehalten werden — denn der Fluch iſt tot, Mutter; hört, wie alles endet, Liebe und Glück und Knechtſchaft, ſo endet auch der Fluch!“

„Erwecke mir meinen Toten wieder — und ſprich dich frei!“ erwiderte dumpf Frau Eliſabeth.

„Mein Vater droben ſieht und weiß alles,“ rief Adriane, die roten Haare wild im Nacken durcheinanderſchüttelnd, „und er will es nicht, daß du um ſeinetwillen mich hinmordeſt mit unerträglicher Knechtſchaft. Und ich ſage, es iſt aus!“

„Es iſt gut,“ ſagte die Wittfrau, „daß ich dich endlich reden höre und weiß, wie es um dich ſteht. Rede du nicht von deinem Vater! Ich habe es wohl gemerkt all die Zeit, daß deine Gedanken noch nicht in Zucht und Sitte gebändigt ſind. Heut weiß ich es nun und werde dich ſtrenger nehmen. Du wirſt fortan in meinem Zimmer ſchlafen . . . .“

„Mit nichten, Mutter!“

Frau Eliſabeth richtete einen langen, kaltſtrengen Blick auf die Augen des rebelliſchen Kindes. Dann fragte ſie: „Und wo willſt du ſchlafen, wenn ich dieſes Bett aus dieſem Kämmerlein nehme?“

„Auf der Diele, auf dem Dache in der Raufe meinetwegen — nicht bei dir!“ war die heftige Antwort.

Adriane erſtaunte im ſtillen, daß die Mutter ſich heut auf Rede und Gegenrede mit ihr einließ, wo ſie ſonſt ſofort mit Gewaltmitteln jeden Widerſtand zu Boden geworfen. Adriane wußte nicht, daß Frau Eliſabeth von der heutigen Haltung ihres Kindes überraſcht war und die Empfindung hatte, den Bogen nicht mehr ſpannen zu ſollen, wollte ſie ihn nicht brechen. Die Frau war hart und ihr Gemüt voll Eis und Strenge, doch durchzuckte ſie in dieſen Augenblicken die Furcht, ihr Kind zu einem äußerſten Schritt zu treiben.

Und dennoch erwiderte ſie: „Adriane, du kennſt den Spruch: ‚Es muß Ärgernis kommen — doch wäre dem beſſer, durch den es kommt, man hinge ihm einen Mühlſtein um den Hals und ertränkte ihn im Meer, da es am tiefſten iſt!‘ — Durch wen nun iſt das Ärgernis über uns alle gekommen, wenn nicht durch dich und deine roten Haare?“

„So hängt mir den Mühlſtein um den Hals!“ ſchrie Adriane wild auf, „verſündigt Euch an mir und verſäuft mich! Nur nicht ſo unter die Füße getreten ſein! Nur nicht ſo! Und meine gottverfluchten roten Haare . . . Da —“ ſie ſprang an ihren Nähkaſten, riß eine lange Scheere heraus und führte knirſchende große Schnitte in ihre Locken — „da, da ſind ſie. Ich verwünſche ſie, deſſentwegen, daß ich ſtündlich um ſie hören muß und habe ſie doch nicht von mir ſelber, ſondern von dir!“

Die Mutter ſah ihr ruhig zu. „Recht ſo,“ ſagte ſie mit blankem Hohn. „Recht ſo, daß du ſie herunterſchneideſt, du weißt, ich kann ſie in den Tod nicht leiden. Nun werde nur ruhig über dem Werke und faß dich wieder!“

Damit ging ſie hinaus, griff aber draußen an den Schlüſſel und drehte ihn im Schloß um.

Bei dem Eiſenknirſchen ſtürzte Adiane wild an die Thür, rüttelte daran und rief: „Schließ mich nicht ein, Mutter! Schließ mich nicht ein! Es iſt nicht gut gethan!“

„Beſinne dich nur erſt wieder auf dich ſelbſt!“ kam es kühl von außen — und Adriane blieb, mit glühenden Augen auf die Thürbretter und ihre Metallbänder ſtarrend, allein im Zimmer zurück, horchte auf die abwärts knarrenden Schritte.

Frau Eliſabeth trat unten in ihr Schlafgemach und, ſtark wie ſie war, ſetzte ſie ſich doch ſchwer nieder in einen Holzſtuhl. „Sie iſt ganz von Sinnen, ganz von Sinnen,“ dachte ſie. „Ich habe mich redlich gemüht, ſie in Ordnung zu bringen all die Zeit, und hab' es doch nicht mit ihr erreicht. Vielleicht war ich zu ſtrenge. Allein man laſſe ihr einen Nagelbreit freien Willen, und ſie iſt über alle Dächer!“

Frau Eliſabeth hatte ein langſames Gemüt. Was ſie heut drückte, merkte ſie morgen. Was aber den Weg in ihr Gemüt fand, ſtand darin für lange oder für immer als Thatſache, als Urteil oder Willensmeinung unverrückbar feſt, wie ein Evangelium.

Neulich nun war der Kurfürſt gekommen und hatte den Zelenſchen Sohn gebracht. Unter der augenblicklichen Erſchütterung von Adams ſchlichtem großem Wort hatte auch ſie weinend die Hand hingeſtreckt — doch hatte damit die Entwicklung der düſtren Tonart zu einer lichteren in ihrem Innern erſt in weitausgeſponnenen wühlenden Übergängen angeſetzt, ſie war noch lange nicht fertig und auf Verſöhnung geſtimmt und in der Zeit des Schwankens doppelt unleidlich. Wie ſie aber da ſaß und grübelte, kam ihr die innere Unſicherheit zum Bewußtſein an der Nachwirkung des entſchloſſenen Widerſtandes, den ſie heut bei Adriane gefunden.

Sie erhob ſich wieder, in dieſer ſchweren, wichtigen Sache, was ſie ungern that, Rat von ihrem Schwiegervater Adam zu holen. Der alte Mann ſaß in ſeiner Niſche im Erdgeſchoß, wie ſtets, und blickte auf die Straße, Grüße tauſchend, obwohl ihm doch im Grunde alles alt und gleichgültig war, was draußen geſchah.

Adam richtete ſeine Augen auf das tiefernſte und unruhige Frauengeſicht, mit dem ſie auf ihn herkam und das den Ausdruck trug, als wolle die Welt und ihr beſſer Selbſt nicht mehr mit ihr trauern, und ſie ſei darüber bekümmert:

„Der ſchöne Mond — will untergan,
Für Leid nicht mehr mag ſcheinen!
Die Sterne lan ihr Glitzern ſtan,
Mit mir ſie ſollten weinen!“

Kam man zu Adam Wedigen, ſo wußte er meiſt warum.

„Iſt Adriane unbändig?“ fragte er.

Eliſabeth nickte. Ihr zitternd Kinn ſchob ſich dabei in ihre weißſteife Kinnbinde.

„Eliſabeth,“ ſagte Adam, „du fragſt dich, ob es Zeit ſei, zu vergeſſen. Siehe, du haſt dem Sohne des Mörders die Hände gereicht — ſo vergieb auch deinem eignen Blut, das nur die unſchuldige Veranlaſſung war!“

Sie ſaß ſtille nieder und machte ihrer Seele Thor auf, das Wort einzulaſſen; beide ſchwiegen.

„Laſſet die Toten ihre Toten begraben!“ fuhr endlich der Greis fort. „Thu' das Kind aus dem Hauſe und laß ſie heiraten! Lebe auch ſelbſt wieder — denn kein Menſch taugt ohne Freude!“

Damit war ihm die Sache abgethan.

Lange ſprach die Wittwe nichts, endlich bekannte ſie leiſe: „Vielleicht war ich doch zu hart gegen ſie!“

Wieder herrſchte ein ſchweres Schweigen in dem großen, düſtren Raum — mit einem Male aber ſcholl draußen auf der Straße der laute, wilde Ruf „Feurjo!“

„Das war Adrianes Stimme!“ ſchrie Eliſabeth auf und ſtand kreidebleich da.

„Feurjo!“ kreiſchte von oben in die Gaſſe hinunter eine junge, ſtarke Frauenſtimme, — „Feurjo!“

„Sie ſchreit wie in Jubel und in Not zugleich,“ ſagte Adam, der ein Ohr ſenkte und dem Klange nachlauſchte. „Hatteſt du ſie etwa eingeſchloſſen?“

„Hilf Himmel,“ rief Eliſabeth, „ſie zündet uns das Haus über dem Kopfe an, um frei zu kommen!“

„Du ſiehſt, zu welcher Verzweiflung du ſie treibſt!“ erwiderte der Greis. „Nun, haſſeſt du ſie ſo, ſo laß ſie brennen und ſich ihr Schickſal ſelbſt geſchaffen haben!“

Dies ſprach er, die großen klaren Augen ſcharf prüfend in der blaſſen Frau Antlitz gerichtet.

„Brennen laſſen?!“ — in ihrer Stimme war ein Ton tiefer Angſt — mit Blitzesſchnelle ſtürzte ſie zur Thür und flog die Stiegen empor.

Adriane ſtand am Fenſter, bereit hinabzuſpringen, wenn die Flamme nach ihr griffe. Ihr Geſicht war wild und luſtig, und im Zimmer brannte das Bett mit leckendem Flackern am Holzgetäfel der Wand empor.

„Du Tier, du Tier! Was haſt du gethan!“ ſchrie Frau Eliſabeth, als ſie eindrang, vergaß alles in heftigem Zorn, fuhr auf Adriane zu und ſchlug ihr ein paar Mal hart ins Geſicht.

„Nicht ſchlagen, Mutter,“ rief Adriane entgegen und hob die Arme, ſich zu ſchützen. „Warum ſchloſſet Ihr mich ein — ich ſagte Euch doch, es ſei nicht gut gethan!“

„Du Tier! Willſt du vom Fenſter!“ Und Eliſabeth faßte ihre Tochter mit eiſernem Arm, zerrte ſie hinter ſich her aus dem brennenden Zimmer. „Hinunter, hinaus, fort, aus dem Hauſe! Du Tier, o du Tier!“

„Feurjo und Freiheit!“ — ein gellendes Jauchzen, damit flog Adriane die Stiegen hinab, vier Stufen ſtatt einer nehmend, als wolle ſie ſich den Hals brechen.

Im oberen Stockwerk begegnete ſie den Mägden, die Waſſereimer trugen. Im unteren aber ſtand breit und groß der Ratsherr Adam und verſperrte mit ſeiner ehrwürdigen, mächtigen Greiſengeſtalt den Weg.

Wie Adriane den alten Mann ſah, ſtand ſie plötzlich ſtille und hielt ſich am Geländer — als ſie nun ſeinen Blick auf ſich ruhen fühlte, brachen zwei heiße Thränenſtröme aus ihren Augen, ſie fuhr mit den Fäuſten an ihren Kopf und zerraufte ihr Haar.

Da machte er zwei Schritte ihr entgegen, nahm ſie am Arm und führte die Willenloſe in ſein Zimmer.

„Das brennende Haus wird gelöſcht werden,“ hub er an, „oder auch nicht. Es ſind genug junge Arme da, Waſſer zu tragen. Adriane, du haſt nicht das rechte Mittel gewählt, frei zu kommen. Es wird dich drücken und dir ein Vorwurf ſein. Doch ſei getroſt, mein Kind. Nimm dir eine Lehre daraus, handele ein andermal nicht wieder ſo raſch und ſo wild. Ich habe dich geprüft alle dieſe Zeit. Vieles haſt du geduldig getragen, wie ein rechtes und gehorſames Kind. Manchmal haſt du nicht an dich gehalten, wie du ſollteſt. Denn Eliſabeth iſt deine Mutter. Im ganzen hat ſie zu hart an dir gehandelt, aber des Kindes Pflicht und Krone iſt Gehorſam. Hörſt du, Adriane?“

„Ich höre, Großvater — und es iſt mir leid!“

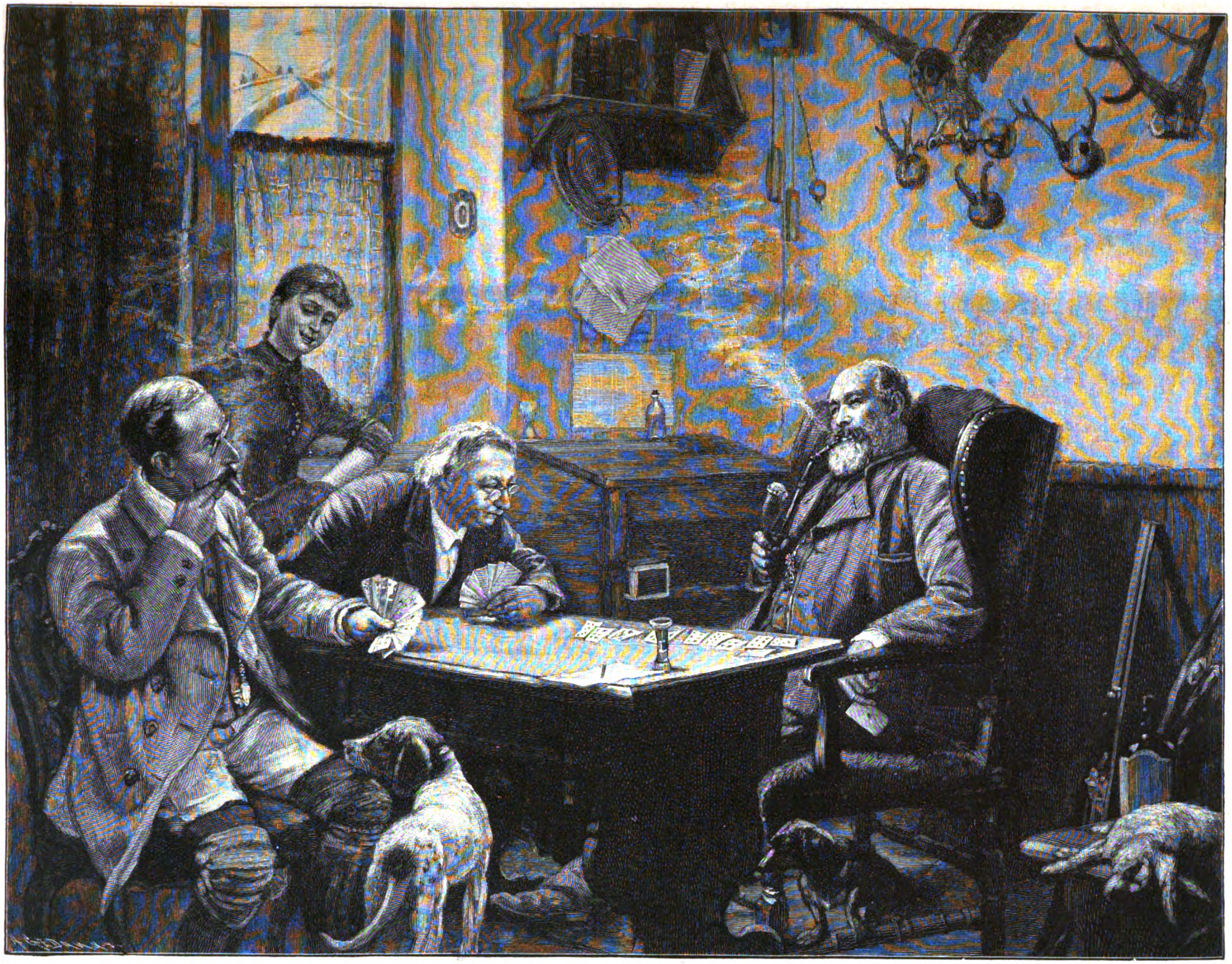
„Weil du dich in dieſem Augenblick im Unrecht fühlſt! Nun, faſſe Mut. Es wäre nicht gut gethan, ließe man dich jetzt im Hauſe bleiben. Doch ſollſt du auch nicht ſo in Verzweiflung auf die Straße rennen aus deinem Elternhaus, ſolange ich lebe, ſoll das meines Sohnes Kaſpar Tochter nicht! So gehe nun zu meinem jungen Freunde Hans Georg von Zelen in ſein Haus auf der Leipziger Straße. Sage ihm und ſeiner Schweſter, wen du triffſt, ich, Adam Wedigen, grüßte ſie und bäte ſie, da unſer Haus brennt, dich einſtweilen bei ſich aufzunehmen. Gehe, mein Kind, der Herr behüte dich!“

Adriane kniete vor dem Greiſe und küßte ſeine knöcherne Hand. Ihr Herz zuckte mächtig, als habe es ein Prophet mit ſeiner Rede erſchüttert. Sie ſagte leiſe und ohne aufzuſehen: „Nicht dahin, Großvater — Hans Georg mag mich leiden!“

„Ich weiß es, Kind,“ war die ruhige Antwort. „Ich habe ihn auf der Straße gehen ſehen und zu deinem Fenſter aufſchauen und kenne der Menſchen Antlitz und Mienen. Eben deswegen ſchicke ich dich dorthin. Gehe und gehorche!“

Und Adriane erhob ſich, um zu gehen und zu gehorchen.

(Fortſetzung folgt.)



Null ouvert. Nach dem Gemälde von O. Andres.

Neue Bücher.

Pietſch: Wie ich Schriftſteller geworden bin. — **Bilbaſſow**: Katharina II. — **Gerlach**: Denkwürdigkeiten. — **Schulze-Smidt**: In Moor und Marſch. — **Roberts**: Majeſtät. — **Schanz**: Vierblätter. — **Seidel**: Der Schatz und anderes.

Wir, d. h. eine Anzahl miteinander befreundeter Familien, hatten im vorigen Sommer einen gemeinſamen Ausflug nach Potsdam unternommen und kehrten gegen Mitternacht von dort zurück. Der Jüngſte unter uns, ſoweit harmloſer Frohſinn in Frage kam, war unzweifelhaft das den Jahren nach älteſte Mitglied der Geſellſchaft, der bekannte Schriftſteller Ludwig Pietſch. Auf der Rückfahrt wurde er damit geneckt, daß er doch gewiß ſelbſt in der Nacht nicht eine Straßenlänge zurücklegen könne, ohne Bekannten zu begegnen und von ihnen gegrüßt zu werden. Er meinte, ſo bekannt wäre er denn doch nicht, aber wir hatten kaum die Potsdamer Straße erreicht, als ihn, zu unſerer nicht geringen Heiterkeit, ein Paar aus einer Geſellſchaft zurückkehrende Damen erkannten und mit einem freudigen: „Guten Abend, Herr Pietſch!“ begrüßten.

Ludwig Pietſch iſt in der That die bekannteſte Privatperſon Berlins, und er iſt es ſchon ſeit vielen Jahren. Das iſt kein Wunder, denn wo immer etwas „los“ iſt in der Weltſtadt, da iſt auch Pietſch, um für das in Berlin beliebteſte Blatt, die „Tante Voß“, über das Geſehene zu berichten. Dieſe Berichte werden natürlich je nach dem Standpunkt des Leſers beurteilt, immer aber wird man zugeben müſſen, daß der einflußreiche Journaliſt ein überaus nachſichtiger, gütiger Kritiker iſt, der unvergleichlich mehr Freude daran findet, zu loben als zu tadeln. So manchem Anfänger unter den Künſtlern hat Pietſch an ſeinem Teil die Wege geebnet und ihn zu friſchem Weiterſchaffen ermutigt. Das iſt ihm durchaus natürlich, denn er iſt ſelbſt durch und durch eine Künſtlernatur und als ſolche geneigt, über das Unerfreuliche hinwegzuſehen und ſich an das Gelungene und Schöne zu halten. Wer ihn nun gar perſönlich kennt, der wird mir recht geben, wenn ich behaupte, daß es gewiß nur ſehr wenige Menſchen gibt, denen es vergönnt iſt, in dem Grade ein Optimiſt in obigem Sinne zu ſein, wie ihm.

Pietſch iſt ein unvergleichlicher Erzähler. Ihn aus ſeinem reich bewegten Leben, das ihn mit einem großen Teil aller hervorragenden Menſchen der letzten 25 Jahre zuſammengeführt hat, erzählen zu hören, iſt ein wahrhaft großer Genuß. Sein Gedächtnis iſt von erſtaunlicher Schärfe, ſein Künſtlerſinn befähigt ihn, das Charakteriſtiſche an Perſonen und Verhältniſſen mit Sicherheit zu erfaſſen, und ſeine Objektivität iſt erſtaunlich groß.

Jetzt hat ſich der Achtundſechzigjährige entſchloſſen, nicht nur ſeinen Freunden, ſondern auch dem großen Publikum Mitteilungen aus dem unverſiegbaren Schatz ſeiner Erinnerungen zu machen. Unter dem Titel: „Wie ich Schriftſteller geworden bin“ hat er ein Buch erſcheinen laſſen (F. Fontane & Co. Berlin 1893), das ſeine Erlebniſſe während des Jahrzehntes zwiſchen 1850 und 1860 erzählt.

Pietſch iſt der Sohn eines Regierungsrates in Danzig. Schon der Vater war ein ausgeſprochener Idealiſt, aber der Sohn übertraf ihn in dieſem Punkt bei weitem. Der leichtlebige Schwärmer, der ſich in Berlin zum Maler ausbilden ſollte, geriet nur zu bald unter das in den vierziger Jahren ſo ausgebildete litterariſche Zigeunertum, und das Jahr 1848 fand den Brauſekopf natürlich auf der Barrikade. Er kam mit einer Nacht in den Kellern des Schloſſes und einer zweiten in den Kaſematten Spandau's davon, den Weg zur Arbeit fand er aber zunächſt noch nicht, und ſein Leichtſinn ließ ihn zu einer Zeit, wo er buchſtäblich nichts beſaß, die Ehe mit einem jungen Mädchen aus dem Volk ſchließen, von dem dasſelbe galt.

Hier ſetzt unſer Buch ein. Mit einer liebenswürdigen Offenheit, die jede Kritik entwaffnet, werden wir in die unbeſchreibliche Armut eingeführt, die dieſer Schritt zur Folge haben mußte. Aber in dieſem leichtſinnigen Jüngling, der durch das harte Leben ſchreitet wie ein nachtwandelndes Kind, ſteckt doch eine kernige Natur, aus der die Not Funken ſchlägt, und der gütige Gott, den er nicht erkennt, reicht ihm, wenn die Waſſer bis an den Hals gehen, immer wieder die rettende Vaterhand.

Mir iſt kein anderes Beiſpiel bekannt, wo ein Mann aus einem ſo furchtbaren Kampf ums Daſein ſo ganz unverbittert hervorging wie Pietſch. Er denkt an ihn zurück und ſchildert ihn wie andere Leute etwa den Aufenthalt in einer unbehaglichen Knabenpenſion. Alles Unfreundliche, das er erfuhr, erſcheint ihm als die natürliche Folge ſeiner Lage, jedes Lichtblickes, jeder erfahrenen Freundlichkeit gedenkt er mit herzlicher Dankbarkeit.

Es gab Zeiten, in denen er mit ſeinen Zeichnungen buchſtäblich nur eben das trockene Brot verdiente, wo die Familie nur durch die Puppen, welche das Ehepaar anfertigte und ſelbſt an die Spielwarenläden verkaufte, ſich am Leben erhielt, und jeder Verſuch, künſtleriſche Arbeit zu finden, immer wieder mißglückte. Pietſch war froh, wenn er für Materialwaren das Bildnis irgend eines Budikers und ſeiner Gattin anfertigen durfte. Und nun leſe man in unſerem Buch, mit welchem unverwüſtlichen Idealismus dieſes Elend getragen wurde. Die Puppen entſtanden beim Klange Goetheſcher Verſe und das trockene Brot würzte der Witz Jean Pauls.

Ganz allmählich wird es dann beſſer. Das bekannte Haus Franz Dunckers thut ſich Pietſch auf, und er kommt von Stufe zu Stufe aufſteigend, in die Künſtlerwelt, an deren Thor er ſchon als Knabe ſtand. Zugleich fügt es ſich ſo, daß er auch mit ſonſtigen hervorragenden Zeitgenoſſen wie Lothar Bucher, Laſſalle, Turgenew, Faucher, Prince-Smith, die Familie Begas, Bleibtreu u. ſ. w. in Berührung kommt, und am Schluß unſers Bandes iſt Pietſch ein geachteter Illuſtrator. Als einige Jahre ſpäter das Daheim entſtand, hat er für dasſelbe zahlreiche Illuſtrationen geliefert.

Der Lebenslauf Pietſchs in aufſteigender Linie verlief ganz in Berlin, da iſt er denn auf das engſte mit dem Werden und Wachſen dieſer Stadt verknüpft. Wer das Berlin jener Tage kennt, wird ſich mit Vergnügen aus der Zeit erzählen laſſen, da Pietſch von ſeinem Fenſter aus auf dem jetzigen Magdeburger Platz einen Schuſter beobachtete, der dort ſeine Kartoffeln baute. Das geiſtige wie, ſo zu ſagen, das leibliche Berlin kommt hier zu ſeinem Recht, nur das geiſtliche fehlt durchaus.

Es iſt im höchſten Grade charakteriſtiſch für die völlige Abwendung weiter Kreiſe der Höchſtgebildeten jener Tage nicht nur von der Kirche, ſondern überhaupt von der Religion, daß dieſe in einem von edlem Idealismus ſo durchſetzten Menſchenleben wie das hier geſchilderte, ſo gar keine Rolle ſpielen konnte. Wer den warmherzigen Menſchen, der von dieſem Leben ſo liebenswürdig berichtet, lieb gewonnen hat, der bedauert herzlich, daß gerade ihm das beſte in der Welt fremd geblieben iſt und daß ihm, der an dem Geſchaffenen eine Freude fand wie kaum ein anderer, die Schönheit des Schöpfers verhüllt blieb.

Ich machte im vorigen Jahre die Geſchichtsfreunde unter unſeren Leſern auf den erſten Band einer umfangreichen Geſchichte der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II. aufmerkſam, die Profeſſor von Bilbaſſow zu veröffentlichen begonnen hat. Ich mußte damals betonen, daß mir die Auffaſſung, die der Herr Verfaſſer von Katharina als Prinzeſſin Sophie von Anhalt hat, nicht eben richtig zu ſein ſchiene. Um ſo mehr freut es mich, dieſen Vorbehalt angeſichts des zweiten Bandes (Geſchichte Katharina II. deutſch bei Siegfried Kronbach. Berlin 1893) nicht mehr ausſprechen zu müſſen. Das arge Weib erſcheint hier in richtiger Beleuchtung, und auch die Kaiſerin als ſolche wird hier nicht ſo ſehr überſchätzt, wie man nach dem erſten Bande erwarten mußte. Im übrigen iſt der Band ſehr intereſſant, zumal die beiden Abſchnitte, die von der Thronbeſteigung Katharinas reſpektive dem Untergange des ruſſiſchen Kaſpar Hauſer, des Prinzen Iwan, handeln. Die letztere Epiſode, für die dem Verfaſſer die eingehendſten Materialien zur Verfügung ſtanden, erfüllt den Leſer mit lebhafter Teilnahme. Der unſelige Prinz war drei Monate alt, als er 1740 nach dem Tode der Kaiſerin Anna zum Kaiſer ausgerufen wurde. Schon im Oktober des folgenden Jahres bemächtigte ſich Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, des Thrones, und Iwan wurde mit ſeinen Eltern, dem Herzog Anton von Braunſchweig und der Herzogin Anna von Mecklenburg, Staatsgefangener. Als er vier Jahre alt war, entfernte man ihn von den Seinigen, und von nun an beginnt für ihn ein Martyrium ſondergleichen. Nur von rohen Offizieren umgeben, wird er im tiefſten Geheimnis von einem Gefängnis in das andere geſchleppt. Trotz aller abſichtlichen Vernachläſſigung ſcheint in dem Knaben, dem Jüngling doch immer eine ſchattenhafte Vorſtellung von ſeinen Geburtsrechten fortgelebt zu haben. Auch hatten die, denen er im Wege war, nicht den Mut, ihn ermorden zu laſſen. Erſt unter Katharina erhalten die Wächter des Prinzen eine geheime Inſtruktion, nach welcher ſie, im Falle Unberufene ſich ſeiner zu bemächtigen ſuchen ſollten, ihn niederzuſtoßen hatten. Die Falle ſtand nun offen und ſie ſchlug zu, als ein verwegener Abenteurer, der Lieutenant Mirowitſch, mit Hilfe des Prinzen ſein Glück machen wollte. Dieſes Attentat, das der Prinz mit ſeinem Leben bezahlte, kam Katharina ſo gelegen, daß man unwillkürlich annahm, ſie müſſe auch über die Inſtruktion hinaus die Hände im Spiel gehabt haben. Doch iſt das in keiner Weiſe zu beweiſen, und das tolle Unternehmen des Verſchwörers läßt ſich aus einer Zeit, die ſo Abenteuerliches verwirklicht geſehen hat, wie jene, auch allenfalls ohne die Annahme begreifen, daß dem Leutnant verſprochen war, ihm nur zum Schein den Prozeß zu machen, während ihm, der feſt auf die für den letzten Augenblick verheißene Begnadigung wartete, der Kopf in allem Ernſt vom Leibe getrennt wurde.

Noch von einem zweiten Buch, das ich in einem beſonderen Artikel (Die Kamarilla Friedrich Wilhelms IV) anzeigte, iſt jetzt der zweite (Schluß-) Band erſchienen. Ich meine die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs“ (Berlin. Wilhelm Hertz.) Das Tagebuch iſt bis zum 2. Januar 1861, dem Todestage Friedrich Wilhelms IV, fortgeführt worden. Dann nahm der Tod dem Verfaſſer die fleißige Feder aus der Hand. Bei der Wacht am Sarge ſeines königlichen Freundes hatte ſich der General durch einen drückenden Helm eine roſenartige Geſchwulſt zugezogen. Er ließ ſich dadurch nicht abhalten, der Beſtattung, die bei ſtarker Kälte ſtattfand, beizuwohnen und holte ſich dadurch den Tod. Am 10. Januar iſt er geſtorben.

Von dem zweiten Bande gilt meines Erachtens, was ich bereits von dem erſten ſagte. General von Gerlach war keiner von den Männern, die auch noch in hohem Alter Eindrücken zugänglich ſind. An den Anſichten, die er ſich in ſeiner Jugend bildete, hat er mit der ganzen Unwandelbarkeit des geborenen Doktrinärs bis an ſein Lebensende feſtgehalten. Auch ſeine Stellung als nichtverantwortlicher Berater des Königs blieb immer dieſelbe. Unſerem Bande iſt ein ſehr ſympathiſches Bild des Generals beigegeben.

Den zahlreichen Verehrern von Frau Bernhardine Schulze-Smidt wird es willkommen ſein, daß ihr Roman „In Moor und Marſch“ nun auch in einer Buchausgabe (Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig 1893) erſchienen iſt. Gerade dieſe Arbeit unſerer verehrten Mitarbeiterin lieſt ſich als Buch noch mit beſonderem Intereſſe, weil die gewaltige Kraft, mit der die Seelenkämpfe des kriegeriſchen Pfarrers wiedergegeben ſind, hier noch mehr zur Geltung kommt, als es während der Veröffentlichung in unſerem Blatt der Fall ſein konnte.

Ungemein feſſelnd iſt der Roman des Herrn von Roberts: „Majeſtät,“ der ſoeben in ſchöner Ausſtattung bei Velhagen & Klaſing erſchienen iſt. „Majeſtät“ iſt eine durchaus eigenartige, in keine der hergebrachten Rubriken paſſende Dichtung. Sie iſt die Geſchichte eines ganz kleinen Königs, aus dem das hohe Amt, das ihm verliehen ward, mit den Jahren einen großen König macht, wobei bei „klein“ an das Alter, und bei „groß“ an die Eigenſchaften zu denken iſt. In einer Reihe wahrhaft entzückender Einzelbilder wird uns dieſer Vorgang veranſchaulicht. Wir ſehen, wie das Bübchen, dem ein Mißverhältnis zwiſchen den Eltern jeden natürlichen Anhalt geraubt hat, unter vielen Schmerzen zu der Erkenntnis heranreift, daß eine Krone mehr Pflichten auferlegt als Rechte verleiht, und wie dieſe Erkenntnis dann den jungen Träger derſelben doch auch wieder wunderbar adelt und mit gleichſam übermenſchlichen Kräften verſieht.

Die Schilderung iſt von höchſter Feinheit in den Einzelheiten und erhält dadurch noch einen beſonderen, pikanten Reiz, daß der Leſer unwillkürlich nach Anhaltepunkten im wirklichen Leben ſucht. Wachſen doch zur Zeit mehrere Könige unter ähnlichen Verhältniſſen heran, wie die kleine Majeſtät, für deren Schickſale Herr von Roberts uns ſo warm zu intereſſieren weiß. Vielleicht heißt das Land, über das dieſe herrſcht, Europa.

Eine ebenfalls eigenartige Erſcheinung iſt eine Spruchſammlung, die ſoeben unter dem Titel: „Vierblätter von Frida Schanz“ erſchienen iſt (Velhagen & Klaſing). Frida Schanz (die Dame ſchreibt unter ihrem Mädchennamen, ſie iſt die Gattin meines Kollegen Ludwig Soyaux) iſt die Redaktrice unſeres Frauen-Daheim und ſchmückt jede Nummer desſelben mit einem Vierzeiler. Es wiſſen gewiß nur die wenigſten unſerer Leſerinnen, daß dieſe kleinen Verſe, die ſo gedankentief und ſo formvollendet ſind, von Frida Schanz nicht etwa geſchmackvoll geſammelt, ſondern ausnahmslos von ihr ſelbſt gedichtet ſind. Zweihundert dieſer kleinen Gedichte ſind nun in unſerem überaus anmutig ausgeſtatteten Bändchen zuſammengeſtellt, und ſie werden gewiß weiten Kreiſen willkommen ſein. Solche Sprüche, die der Niederſchlag reicher innerer Erfahrungen ſind, können uns, wenn wir ſie unſerem Gedächtnis einprägen, oft zu großem Segen gereichen. In einem unſerer Verſe heißt es mit Recht:

> Ein Wort iſt mehr oft als Schloß und Riegel,
> Als Thor und Kette, als Brief und Siegel.
> Ein Wort vernichtet, entflammt, reißt fort;
> Worte ſind Mächte! Hüte dein Wort.

Die Worte aber, die Frida Schanz hier in leicht behaltbare Form gebracht hat, ſind gute Worte, und wer ſie etwa an Haus und Gerät anbringen will, wird das nicht bedauern.

Den zahlreichen Verehrern Heinrich Seidels wird ein neues Bändchen dieſes liebenswürdigen Erzählers, das ſoeben als X. Band ſeiner geſammelten Schriften in bekannter Ausſtattung erſchienen iſt: „Der Schatz und anderes“ (Leipzig. A. G. Liebeskind), hoch willkommen ſein. Es enthält außer dem „Schatz“, den wir im vorigen Jahrgang veröffentlichten, noch vier andere Erzählungen reſp. Skizzen. Der Band, zu deſſen Empfehlung an dieſer Stelle ja wohl nichts weiter geſagt zu werden braucht, hat das echt Seidelſche Motto:

> Ach, es gibt doch noch gute Dinge:
> Nachtigallen, Roſen und Schmetterlinge,
> Goldnen Wein und roten Mund
> Und ein Herz friſch und geſund.

Th. H. Pantenius.

Pawils Lauronat.

Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Es kam auch vor, daß einem Kinde ein Zettel in die Hand geſteckt war, auf dem geſchrieben ſtand, was man brauchte und einzutauſchen beabſichtigte. Das Verlangte wurde nach dem Verſteck gebracht, wo ſich der Empfänger nie blicken ließ, das Wild verheimlicht und weiter ins Land hineingeſchafft. Der Polizei Anzeige zu machen, hielt niemand für geraten. Öfter als ſonſt kamen in der Gegend Brände vor, und man munkelte, das Feuer ſei aus Rache angelegt. Blieb das auch unbewieſen, ſo mochte man doch Haus und Speicher keiner Gefahr ausſetzen. Aber was geſchah, war öffentliches Geheimnis, und im Landratsamt wurde ernſtlich in Erwägung gezogen, wie dieſem Unweſen zu ſteuern ſei.

Eines Abends ſpät, als der Pfarrer mit der langen Pfeife in der Hand in ſeinem Garten auf und ab ging, die Predigt zum nächſten Sonntag vorzubereiten, trat unvermutet ein Littauer an ihn heran, der ihm ſeiner ungewöhnlichen Länge wegen gleich auffallen mußte.

„Du kennſt mich doch?“ fragte derſelbe, ganz demütig ſeine Mütze abziehend.

„Lauronat!“ rief der Pfarrer, indem er ängſtlich zurückwich.

„Ja — Pawils Lauronat,“ beſtätigte jener, „derſelbe, der den Juden erſchoſſen hat. Du weißt doch.“

„Was willſt du von mir?“

„Sei ohne Furcht, es geſchieht dir nichts. Ich wollte dich nur fragen —“

Der Geiſtliche ſah ſich um, ob er jemand zur Hilfe herbeirufen könnte. Lauronat merkte ſeine Abſicht und legte den Finger auf den Mund. „Zu fangen bin ich nicht,“ ſagte er, „aber einem, der's verſuchte, könnt's ſchlecht gehen — das wäre dann ſeine Schuld und deine.“

„So ſprich.“

„Ich wollte dich nur fragen, Herr Pfarrer, ob es wirklich eine ſo große Sünde iſt, daß ich den Nathan Hirſch totgeſchoſſen habe.“

„Einen Menſchen —!“ rief der Geiſtliche verwundert.

„Doch nur einen Juden,“ fügte der Littauer hinzu.

„Iſt ein Jude kein Menſch?“

„Ja — — aber die Juden haben den Herrn Chriſtus ans Kreuz gebracht. Er hat ſchwer gelitten bis Sonnenuntergang.“

„Und deshalb willſt du befugt ſein —“

„Der alte Nathan iſt gleich auf der Stelle tot geweſen. Nicht eine Minute hat er ſich gequält. Er hat nicht einmal —“ er ſtockte und ſchüttelte ſich ein wenig, wie von einem Schauer erfaßt — „er hat nicht einmal Zeit gehabt, die Augen zuzumachen.“

„Soll dir das zur Entſchuldigung dienen, Pawils? Du haſt Menſchenblut vergoſſen — vielleicht in der Aufregung des Augenblicks, im Zorn, im Trunk . . . Ich weiß nicht, ob der Richter dein Verbrechen für todwürdig erachten müßte. Aber eine ſchwere Sünde haſt du begangen, und ſie drückt auch ſchon ſchwer dein Gewiſſen, ſonſt kämſt du nicht zu mir.“

Lauronat ſtarrte vor ſich hin. „Es iſt nicht ſo… Nein! Nur weil ich immer das Geſicht mit dem weißen Bart und den offenen Augen ſehe — im Wachen und Schlafen . . . Es iſt eine Krankheit. Und ich komme zu dir, um zu hören, ob du nicht ein Mittel dagegen kennſt?“

„Reue und Buße, Pawils — ein anderes Mittel gibt's nicht,“ ſagte der Pfarrer überzeugt.

„Das iſt ſchlimm,“ ſprach der Littauer leiſe vor ſich hin, „es geht mir ſchon ſchlecht genug, und leid kann mir's doch nicht thun um ſo einen. Du haſt ſelbſt geſagt, Gott hat die Juden zur Strafe ausgeſtreut über alle Länder der Erde!“

Dem Pfarrer war längſt die Tabakspfeife ausgegangen. Er hatte ſie in der Mitte angefaßt und geſtikulierte nun ſo lebhaft damit, daß die grünſeidenen Troddeln um die Spitze ſchwenkten. „Ich habe aber auch geſagt,“ fiel er eifrig ein, „daß wir Gott das Gericht laſſen ſollen in Ewigkeit. Hab' ich das geſagt?“

„Ja — das haſt du wohl geſagt,“ antwortete Lauronat kleinlaut. Er ſtand noch eine Weile unſchlüſſig. „Du meinſt alſo, daß der liebe Gott mir doch den Juden anrechnen wird — da oben?“

„Gewiß! Nach ſeiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Bete, Pawils, bete! Damit dich nicht einmal deine letzte Stunde unvorbereitet trifft.“

Lauronat ergriff ſeinen Arm und bückte ſich, einen Kuß darauf zu drücken, aber der Pfarrer zog ihn fort. „Laß das,“ verwies er, „du machſt damit nichts beſſer.“

Er zögerte noch. „Ich hab' ein Reh in deiner Küche abgegeben,“ ſagte er, „nimm's zum Dank für deinen Rat, Herr.“

Ehe der Geiſtliche noch darauf antworten konnte, war der Littauer ſeinen Blicken entſchwunden. Sehr aufgeregt trat er ins Haus. Er gab ſogleich Befehl, daß das Reh auf dem Amt abgegeben werde. In ſeinem Arbeitszimmer ſchrieb er dann einen umſtändlichen Bericht an den Staatsanwalt.

Lauronat ging über Feld dem Moor zu. Er vermied auch das Dorf Islauken und gelangte in weitem Bogen zum Torfhauſe. Innen war's ganz dunkel. Er klopfte ans Fenſter, dreimal mit kurzen Unterbrechungen und jedesmal mit zwei ſchnellen Schlägen, das war das verabredete Zeichen. Dann wartete er an der Thür, bis ſie geöffnet wurde. „Biſt du's, Pawils?“ fragte Lenke.

„Ich bin's,“ antwortete er.

„So komm raſch herein. Die Nachtluft iſt kalt.“

Er bückte ſich und trat durch die niedrige Thür, ſie hinter ſich zuziehend.

„Soll ich Licht anzünden?“

„Nein — ich gehe gleich wieder.“

„Was willſt du denn ſo ſpät?“ fragte ſie. „Mich friert. Ich muß mir ein Tuch umbinden. — Nun?“

„Ich hab' dieſes Leben ſatt, Lenke.“ Er ſuchte mit der Hand nach dem Schemel und ſetzte ſich. „Tag und Nacht keine Ruhe — gehetzt von den Förſtern und Gendarmen… Wie lange dauert's noch, da fallen mir die Kleider in Fetzen vom Leibe — ich kann dann nicht mehr fort. Lieber gleich. Der Jude gibt mir auch hier keinen Frieden — mit ſeinen großen Augen iſt er überall, und der Pfarrer ſagt… Das iſt ein dummes Gerede. Aber bleiben kann ich nicht. Wer weiß auch… Es iſt viel Geld auf meinen Kopf geſetzt, und einem von den Schuften, die bei mir ſind, könnt's doch einfallen… Ich will über das Waſſer —“

„Nach der Nehrung?“

„Nein, nach Amerika.“

„Ach —!“

„Da kennt mich keiner, und ich kann arbeiten und meinen Kindern etwas ſchicken — und ich denke auch, die Augen des alten Juden reichen nicht ſo weit.“

„Was ſprichſt du doch —? Du kannſt einen graulich machen.“

„Es iſt nur nicht ſo leicht fortzukommen. Überall wird mir aufgepaßt. Und ich muß auch erſt auskundſchaften, ob von Memel ein Schiff abgeht. Das kann ich vielleicht in Ruß erfahren. Wir haben da gute Freunde. Jedenfalls komm ich übermorgen um dieſe Zeit, dir zu ſagen, wie's ſteht, und Abſchied zu nehmen und das Geld zu holen —“

„Das Geld?“

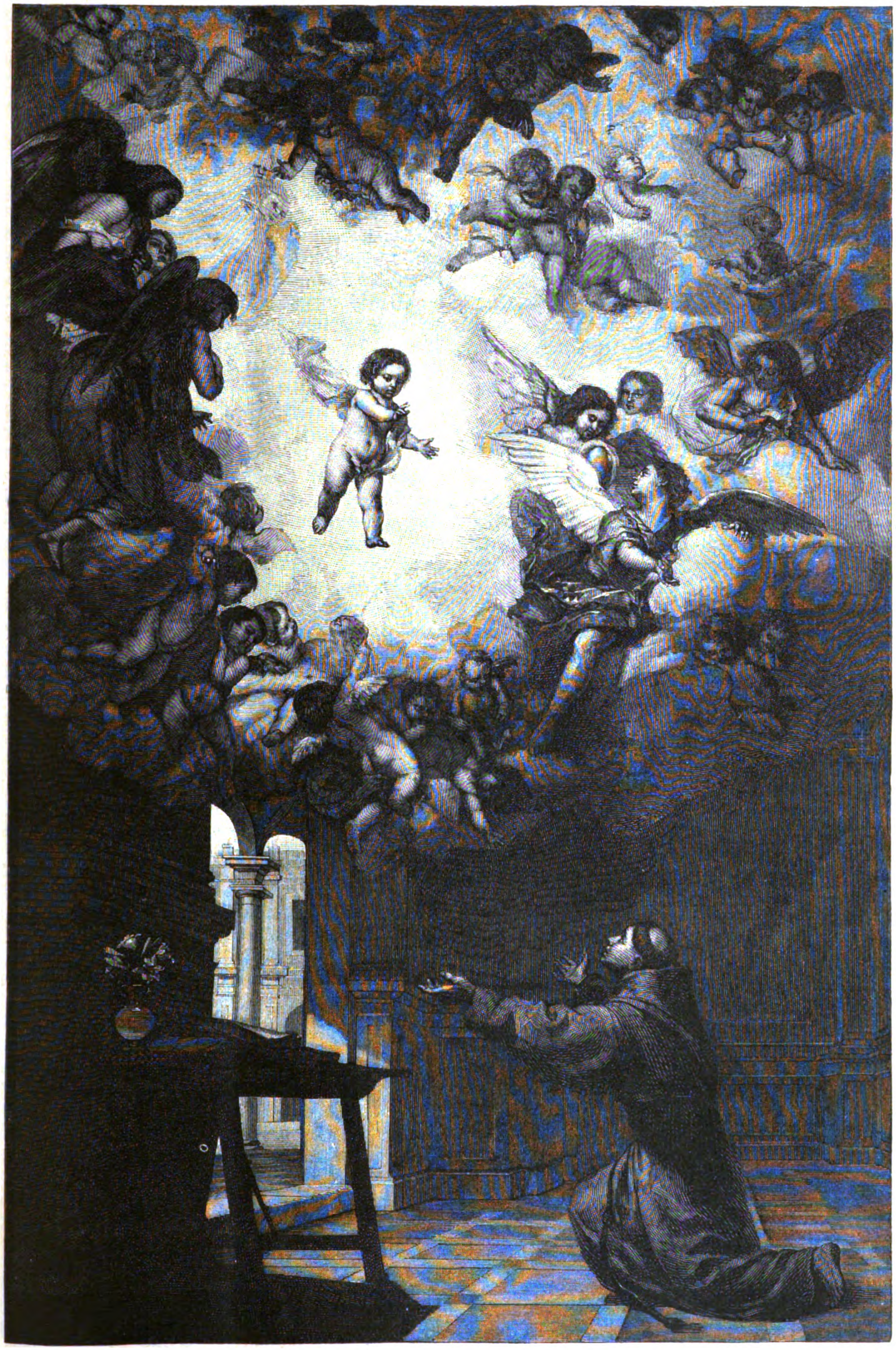
„Ja. Es liegt doch noch unter dem Herde?“

„Gewiß — es liegt da. Du haſt aber geſagt, es gehört mir ſo gut wie dir.“

„Ich konnte doch nicht wiſſen… Und jetzt brauch' ich's nötiger, wie du. Wie ſoll ich ohne Geld nach Amerika kommen? Von dort ſchick' ich dir mehr als das.“

Sie ſchien ſich zu bedenken. „Übermorgen um dieſe Zeit?“ fragte ſie.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der heilige Antonius und die Erſcheinung des Chriſtuskindes. Von Murillo. (In der Kathedrale zu Sevilla.)

„Ja, dann kann ich reiſefertig ſein. Oder wenn du mir das Geld gleich geben willſt —“

„Nein, nein! Wozu? Sie können es dir fortſtehlen. Hole es nur, wenn du es wirklich brauchſt. Ich denke, du beſinnſt dich noch anders.“

Er ſchwieg und ſtand auf. „Alſo übermorgen um dieſe Zeit.“

„Ja. Ich klopfe wieder an. Halte das Geld bereit.“

Lauronat tappte nach der Thür und verließ die Hütte.

Am nächſten Tage bald nach Mittag hatte Lenke Kalbis einen ſehr merkwürdigen Beſuch. Moſes Hirſch kam zu ihr; ſein Bruder Jakob hielt mit dem Fuhrwerk hinter dem Birkenwäldchen am Dorfe. „Ich denke, du kennſt mich,“ ſagte er. Das beſtätigte ſie lachend. „Willſt du mir die Kathe abkaufen?“

„Nein,“ antwortete er, „aber du kannſt viel Geld verdienen, wenn du klug biſt.“

„Da wär' ich doch neugierig.“

Moſes Hirſch meinte, ſie wiſſe wahrſcheinlich noch nicht, daß er und ſein Bruder und Schwager kürzlich den Lohn für den, der Lauronat gefangen einbrächte, verdoppelt hätten. „Tauſend Mark ſind zu verdienen.“

Lenke ſtieß einen Laut der Verwunderung aus. „Tauſend Mark —!“

„Wenn du wollteſt …“

„Ich?“

„Du wirſt es ja ableugnen, und beweiſen kann's nicht werden. Aber für uns iſt kein Zweifel, daß du weißt, wo der Mörder ſteckt, und wie man an ihn kann. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß er mitunter zu dir kommt — und jedenfalls wird er kommen, wenn du ihn lockſt.“

Sie ſah ihn erſchreckt an. „Aber wer kann das ſagen?“

„Ich ſag's, und es hört's niemand. Warum willſt du's beſtreiten? Ich weiß doch, was ich weiß. Und ich weiß auch, daß tauſend Mark ſind für dich ein Reichtum. Weshalb ſoll ſie ein anderer haben? Lange halten kann er ſich nicht in der Forſt. Mir iſt's gleich, wer ihn der Juſtiz überliefert; ich thu nur, was ich ſchuldig bin meines Vaters Andenken und der Gerechtigkeit. Ich habe keinen Schlaf, bis die Mordthat iſt gerächt nach dem Geſetz. Willſt du mir dazu helfen, ſo verbürg' ich dir den Lohn. Was geht dich der Mann an? So hübſch und jung du biſt — für tauſend Mark kannſt du dir einen ausſuchen nach deinem Gefallen. Überleg's und entſcheide zu deinem Beſten.“

Lenke war blutrot geworden und hatte dann wieder die Farbe verloren. Mit haſtenden Fingern flocht ſie an dem blonden Zopf, der ihr nach vorn über die Schulter gefallen war. Die Blicke hafteten am Boden, und die Wimpern waren in flimmernder Bewegung. Sie überdachte blitzſchnell, was zu thun ſei. Sie war dem langen Menſchen gut, recht gut — aber er wollte fort, weit fort außer Landes, und ſie würde ihn nie mehr ſehen. Und das Geld nimmt er mit … Und ſein Sinn iſt ſchon verändert … Wenn ſie ihn fangen, iſt's doch aus — und ſie werden ihn fangen. Warum alſo nicht? Die Finger zuckten begehrlich. Nun fing aber auch das Herz zu pochen an, die Stirn krauſte ſich — ſie ſchüttelte den Kopf. „Du irrſt,“ ſagte ſie, „ich weiß von Lauronat nichts — ich ſehe und ſpreche ihn nicht. Wahrhaftig, du irrſt.“

„Wie du willſt,“ antwortete Moſes Hirſch ſich abwendend. „Ich dachte, die tauſend Mark wären dir ein lieberer Schatz als der. Helfen kannſt du ihm doch nicht. Aber wenn du Bedenken haſt … ich will dich nicht überreden.“

Er grüßte kurz und ging. Nach hundert Schritten ſah er zurück. Lenke ſtand noch auf derſelben Stelle. Sie hatte den Kopf geſenkt und den Daumen der rechten Hand zwiſchen die Zähne geſteckt. Soll ich — ſoll ich nicht? Sie ließ Moſes Hirſch noch hundert Schritte weiter gehen. Dann — mit einem raſchen Entſchluß ſich losreißend — eilte ſie ihm nach. Er blieb ſtehen und wartete auf ſie. „Du haſt recht,“ ziſchelte ſie ihm zu, „ich kann ihm doch nicht helfen. Morgen — zwiſchen zehn und elf — hat er verſprochen zu mir zu kommen. Wer vorher zu mir kommt, den will ich einlaſſen.“

Lauronat hielt Wort. Er klopfte dreimal, wie verabredet, ans Fenſter und ging dann nach der Thür. Sie wurde nach einer kleinen Weile von innen her geöffnet. Kaum war er in den finſteren Raum getreten, als ihn rechts und links kräftige Arme packten. „Da haben wir den Schurken,“ rief eine männliche Stimme, „Licht — Licht!“ Ein Streichhölzchen flammte hinten im Winkel auf. Lauronat ſah, daß zwei Gendarmen ihn gefaßt hatten. Der das Licht auf dem Tiſch anzuſtecken verſuchte, war Moſes Hirſch, und neben ihm ſtand ſein Bruder Jakob. „Ha — verraten!“ ſchrie er auf. Im Augenblick lähmte ihn die fürchterliche Gewißheit.

Der Docht faßte nicht ſogleich. Es wurde wieder dunkler, bis das Flämmchen ſich allmählich vergrößerte. In dem engen Raum entſtand ein wütendes Ringen. Die beiden ſehr kräftigen Gendarmen faßten Lauronat am Halſe und ſuchten ſeine Hände feſtzuhalten und aneinander zu bringen. Jakob Hirſch ſtürzte ſich mit einem Strick auf ihn und war bemüht, ihm die Schlinge überzuwerfen. Nun aber wehrte ſich der Littauer, der raſch die volle Beſinnung wiedergewonnen hatte, mit aller Macht. Die Gefahr ſteigerte noch ſeine Kraft. Mit einer ſcharfen Drehung machte er ſeinen rechten Arm frei und verſetzte damit ſeinem Gegner auf dieſer Seite einen ſo heftigen Schlag gegen die Bruſt, daß er taumelte und nach Atem rang. Jakob Hirſch ſtieß er mit dem Knie zurück. Die freigewordene Hand griff nach der Kehle des anderen Gendarmen und drückte ſie feſt zu. Dieſer mußte ſeinen Hals loslaſſen, um erſt ſelbſt den Angriff abzuwehren. Mit einem heftigen Ruck ſchüttelte Lauronat ihn gänzlich ab und warf ihn zu Boden. Er hätte jetzt entfliehen können, wenn die Thür nicht zugefallen geweſen wäre. Gegen dieſe wich er zurück; zugleich ergriff er den Schemel, der umgeworfen und über den Boden gerollt war, hob ihn drohend und ſchrie: „Wer mir in die Nähe kommt, iſt des Todes!“ Mit der linken Hand griff er hinter ſich und ſuchte die Thür aufzuziehen; es gelang aber nicht. Nun hatte der erſte Gendarm den Säbel gezogen, der andere ſich aufgerafft, auch die beiden Juden gingen mutig vor. In wenigen Sekunden mußte der ungleiche Kampf mit der Niederlage des Littauers geendet haben. Er ſelbſt konnte ſich darüber nicht täuſchen; was er noch zu ſeiner Verteidigung that, war nur ein Gewaltſtreich der Verzweiflung. Mit dem Schemel fing er den Säbelhieb auf, dann ſchleuderte er ihn mit furchtbarer Wucht gegen die Köpfe der Angreifer. So gewann er ein wenig freien Raum. Er wußte, daß der Thürpfoſten nur ſchwache Verbindung mit der Torfwand hatte. Mit der Schulter gegen die Thür anlaufend, drückte er ihn zuſamt derſelben nach außen hinaus. Die Bretter brachen krachend zuſammen. Er ſelbſt fiel über ſie hin, behielt aber Zeit, ſich wieder aufzurichten. Mit einer gellenden Lache ſtürzte er fort in das Dunkel. Die Gendarmen fluchten mit den Juden um die Wette hinter ihm drein.

Lauronat trieb ſich die ganze Nacht in der Heide, im Moor und im Walde umher. Eine tiefe Traurigkeit befiel ihn. Lenke hatte er nicht geſehen; ſie hielt ſich hinter dem Bretterverſchlage verſteckt oder war fortgegangen. Aber er zweifelte keinen Augenblick an ihrem Verrat. „Die Beſtie —“ knirſchte er, „ſie hat mich verkauft! Das Geld unter dem Herde und das Geld der Juden — ah, du Hundsblut!“ Auf ſie hatte er ſich verlaſſen, und ſie zuerſt verriet ihn.

Am Morgen fühlte er ſich ganz mutlos, ganz gebrochen. Wohin — wohin? In Ruß hatte er an einer Mauerecke das Plakat geſehen, inhaltsdeſſen für ſeine Ergreifung der doppelte früher verſprochene Lohn zugeſichert wurde. Wenn Lenke ihn verriet, wie konnte er den Wilddieben, die ſeine Geſellen waren, ferner noch Vertrauen ſchenken? Er hatte ſich auch überzeugt, daß es nicht möglich ſein würde, über Ruß und Memel zu entkommen. Die Schiffer, denen er ſich entdecken mußte, waren nicht zuverläſſig. Über die ruſſiſche Grenze zu gehen, ſchien ebenſo bedenklich. Wie ſollte er ſich drüben ausweiſen, wo jeder Littauer als Schmuggler verdächtig war? Wohin — wohin?

Todmüde ſetzte er ſich auf einen Stein und ſtützte den

Kopf in die Hände. Er ſchloß die Augen und ließ allerhand traumhaften Vorſtellungen freie Bahn. Busze und die Kinder kamen ihm in Gedanken — die Altſitzer — die beiden Braunen — die Pferdehändler mit der ſchönen Stute — Keleiwis — die Kahnfahrt mit Jakubs Kalbis — die Elche . . . und wie alles ſo eins aus dem andern entſtanden war und ſich doch nicht recht erklären laſſen wollte. Und da lag wieder der Weißbart auf der Erde und ſtarrte ihn mit den offenen, verglaſten Augen an — der alte Jude . . . aus der Bruſt ſickerte ihm das Blut. Und hinter ſich hörte er ganz deutlich den Pfarrer ſprechen: „Reue und Buße — Reue und Buße!“

Er raffte ſich auf und griff nach dem Gewehr. Es war geladen. Er überzeugte ſich davon und hielt es eine Weile auf der linken Hand vor ſich hin, die rechte am Schloß, wie auf dem Anſtand. Dann ſchüttelte er den Kopf und lachte grinſend, ſetzte den Kolben auf die Erde und richtete den Lauf nach ſeiner Bruſt. Wieder ſchien ihm ein anderer Gedanke in die Quere zu kommen. „Schade um die tauſend Mark,“ murmelte er, „ſoll die keiner verdienen?“ Plötzlich ruckte er den Kopf zurück. „Ja — das kann geſchehen.“

Er ſtand auf und ging über Feld auf Gilguhnen zu. Sein Haus fand er noch ungefähr in der Beſchaffenheit, in der er es verlaſſen hatte. Das Dach war nicht wieder aufgeſetzt; die Sparren und Balken lagen in großen Stapeln an der Wand und das Stroh in einem Haufen mitten auf dem Hofe. Die in die Stallwand geriſſene Lücke war mit Brettern vernagelt; die im Gärtchen niedergeſchlagenen Birken hatte man entäſtet und zerſägt. Lauronat ging um das Haus herum und trat durch den Pfeilergang in den Flur ein, der keine Bedachung hatte, dann in die große Stube. Hier waren über die Deckbalken Bretter geſchoben, um den Regen abzuhalten. Im Bett lag Stroh; in der Ecke nach den Fenſtern hin ſtand der Tiſch vor der in der Wand befeſtigten Bank.

Dort ſaß Busze mit den Kindern. Es war noch früh. Sie verzehrten ihr Morgenbrot und löffelten aus einer am Rande eingebrochenen Schale eine Suppe. Die Frau ſah vergrämt aus und handhabte den Löffel langſam, kaum an das Nächſte denkend. Als die Thür knarrte, blickte ſie um und ließ ihn auf den Tiſch fallen. „Pawils —“ rief ſie, „mein Gott — du? Kinder — der Vater!“

Sie liefen ihm entgegen. Er küßte ſie und nahm ſie mit ſich zur Mutter. Ihr reichte er die Hand, die Augen waren ihm feucht. „Wie geht's euch?“ fragte er.

„Schlecht, ſchlecht,“ antwortete ſie, „wir müſſen froh ſein, daß man uns noch nicht ausgetrieben hat. Dir aber geht's noch ſchlechter —“ ſie hielt nur mit Mühe das Weinen zurück.

„Sorge nicht um mich,“ ſagte er. „Es kann ſein, daß ich's verſchuldet habe. Vielleicht . . . Wer denkt im voraus an alles? Um die Kinder thut mir's leid. Wenn ich denen . . .“ Er ſetzte ſich und hob ſie auf ſeine Knie. „Habt ihr noch das Schreibzeug und ein Stück Papier?“

Es fand ſich ein Schulheft mit einigen reinen Blättern vor, in einer Ecke des Wandſchranks auch ein Fläſchchen mit Tinte, eine alte Stahlfeder und ein Stückchen Siegellack; der Winkelſchreiber hatte die Sachen gebraucht, wenn er Eingaben anzufertigen kam. „Willſt du ſchreiben?“ fragte Busze verwundert.

„Ja,“ antwortete er, „darum komm ich nach Hauſe. Es iſt etwas ſehr Wichtiges und muß gleich fort. Mache dich zu einem Gange bereit.“

„Ich ſoll — weggehen,“ wendete ſie ſchüchtern ein, „und du . . .“

„Ich bleibe hier, bis du zurückkehrſt,“ entgegnete er. „Aber es iſt ein weiter Weg, du wirſt ein paar Stunden brauchen. Dafür bringt er ſich auch ein. Wenn du Glück haſt, bringſt du tauſend Mark mit.“

Busze betrachtete ihn ſcheu. Sie fürchtete, es ſei in ſeinem Kopf nicht richtig, aber ſie ſagte nichts, ſondern zog die Jacke an, die an dem kahlen Bettpfoſten hing, und knüpfte das ſchwarze Tuch um den Kopf zurecht.

Währenddeſſen ſchrieb der Mann am Tiſch mit großen lateiniſchen Buchſtaben in littauiſcher Sprache auf das Blatt: „Der Wirt Pawils Lauronatis, der den Juden erſchoſſen hat, ſitzt jetzt in ſeinem Hauſe zu Gilguhnen. Die Herren können ihn dort gefangen nehmen. Dieſe Anzeige macht die Frau Busze Lauronatene, die es weiß. Sie erhält dafür die tauſend Mark, die von den Juden auf ſeinen Kopf geſetzt ſind. Warum ſie's thut, das geht keinen etwas an. Sie bekommt das Geld.“

Er ſchwenkte das Blatt, bis die Schrift trocken war, legte es klein zuſammen und verſchloß den Brief mit dem Siegellack, ſo daß die Kanten nur eben zuſammenhielten. Obenauf ſchrieb er: „Pons Staatsanwalts.“ Dann reichte er ihn ſeiner Frau. „Der Herr Staatsanwalt wird auf dem Gericht ſein,“ ſagte er ganz ruhig. „Geh zu ihm und laß dir den Brief nicht von einem anderen aus der Hand nehmen. Was darin ſteht, iſt eine wichtige Sache, die ſoll kein anderer erfahren. Wenn er dich aber ausfragt, ſo ſage nur: es ſteht alles richtig im Brief, und weiter nichts.“

Busze nickte. „Mir iſt ſo Angſt,“ ſagte ſie. „Bleibſt du jetzt bei uns? Aber wie kann das ſein? Sie ſuchen dich ja.“

Er reichte ihr wieder die Hand. Ihre Fragen beantwortete er nicht. Nach einer kleinen Weile ließ er ſie los und kehrte ſich ab. Sie ging.

Mehrere Stunden waren verlaufen. Lauronat hatte von dem Brot, das noch auf dem Tiſch lag, ein kleines Stück gegeſſen, ſich dann auf die Bank geſtreckt und geſchlafen. Die Altſitzer waren aus ihrer Kammer hereingekommen, aber gleich wieder zurückgegangen, als ſie merkten, welcher Gaſt eingekehrt war. Sie wollten für alle Fälle nichts geſehen haben. Dann, bevor Busze noch wieder zu Hauſe anlangte, trabten die beiden Gendarmen auf den Hof, ſprangen ab und traten raſch ein. Die Kinder verſteckten ſich und weinten.

Lauronat erhob ſich von der Bank und ſetzte ſich aufrecht, die Schulter an die Wand lehnend. Die Gendarmen waren mit Karabinern bewaffnet und hielten ſie ſchußfertig in der Hand. „Jetzt haben wir dich,“ ſagte der Wachtmeiſter, „du ſollſt uns nicht wieder durchbrennen. Ergib dich — du biſt unſer Gefangener.“

Der Littauer lächelte. „Ihr habt mich, weil ich mich ſelbſt gefangen gebe,“ antwortete er. „Der Brief, den meine Frau überbracht hat, iſt von mir geſchrieben.“

„Von dir?“

„Und ſie hat nicht gewußt, was darin ſtand. Aber ſie hat mich angezeigt und bekommt die Belohnung, wenn's nach dem Rechten geht.“

Der Schulze, den die Gendarmen im Vorbeireiten inſtruiert hatten, kam mit einem Fuhrwerk. Lauronat erhielt den Befehl, ſich fertig zu machen. „Wir müſſen dich binden,“ ſagte der eine. „Wer weiß, ob es dir nicht unterwegs leid thut.“

Lauronat zuckte die Achſeln. „Laßt mich nur noch von den Kindern Abſchied nehmen,“ bat er. Er winkte ſie heran, küßte ſie und ſagte ihnen dann, ſie ſollten der Mutter entgegengehen und ſie grüßen und ihr beſtellen, daß alles gut ſei.

Die Kleinen machten ſich eiligſt aus dem Staube. Kaum konnten ſie die Dorfſtraße erreicht haben, als Lauronat unter die Bank griff und ſein Gewehr hervorholte. Ehe die Gendarmen zuſpringen konnten, hatte er den Kolben auf die Erde geſetzt und die Stirn auf den Lauf gebückt. „Nun braucht ihr mich nicht zu binden,“ rief er. Mit dem Fuß drückte er ab. Ein Knall erſchütterte das Haus, Pulverdampf erfüllte den Raum. Ein ſchwerer Körper ſank von der Bank auf den Fußboden.

Als die Gendarmen entſetzt zutraten, lag Lauronat mit zerſchmettertem Schädel da. Es war kein Leben mehr in ihm.

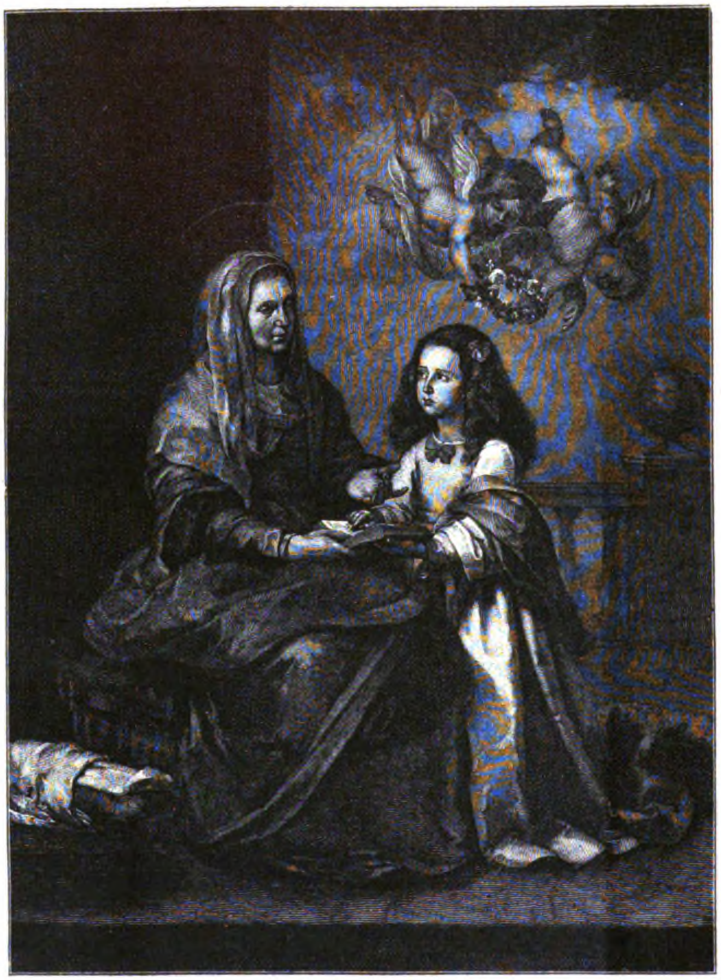
Der Wachtmeiſter zog ſeine lederne Brieftaſche unter dem Uniformrock vor und ſchrieb den Rapport. „Er behält recht,“ knurrte er. „Zu binden brauchen wir ihn nicht.“

Murillo.

Von Adolf Roſenberg.

(Mit fünf Abbildungen.)

(Abdruck verboten.)

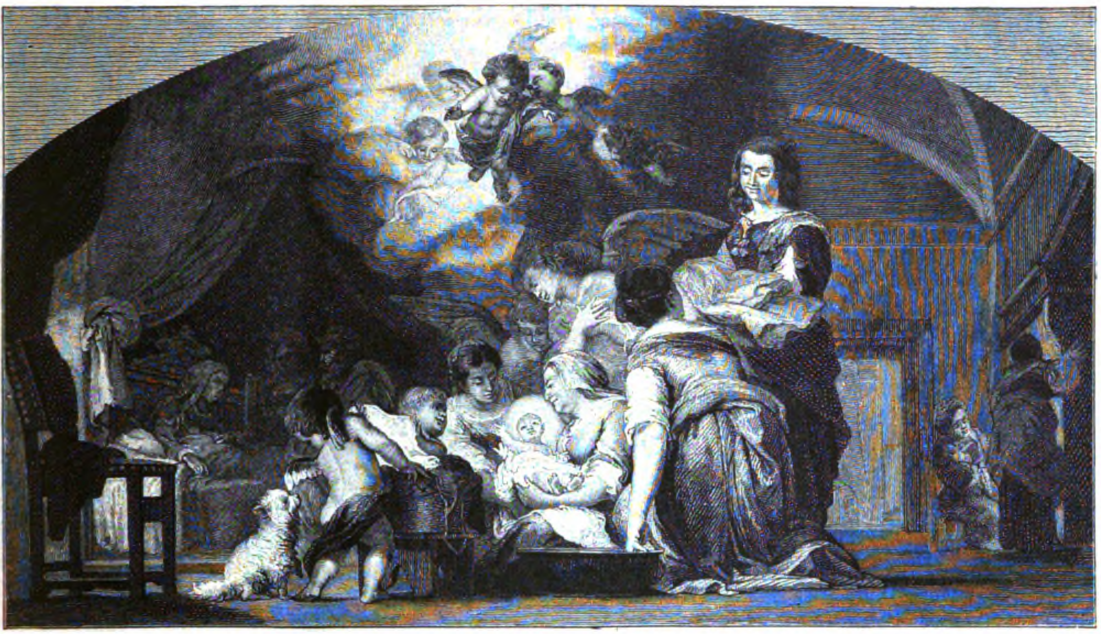


Unterricht der Maria. Von Murillo. (Im Prado zu Madrid.)

Die Wertſchätzung eines Künſtlers durch Künſtler und Kunſtfreunde ſteht nur ſelten auf gleicher Höhe mit ſeiner Volkstümlichkeit, mit ſeiner Einwirkung auf die Empfänglichkeit der Maſſen. Wie bei Fürſten, Kriegshelden und Staatsmännern hat ſich dieſe Stimme des Volkes auch in künſtleriſchen Dingen freilich oft als ein Urteil erwieſen, das vor der oberſten und letzten Inſtanz, dem Richterſtuhl der Zeit, nicht beſtand. Über die von der Volksgunſt hoch gehobenen Helden des Tages iſt die unbarmherzige Logik der Geſchichte oft genug hinweggeſchritten, weil ſich ihrem Scharfblick als Truggold enthüllte, was die blöde Menge für gediegenes Metall gehalten hatte. Auch die beiden Großmeiſter der ſpaniſchen Malerei klaſſiſcher Zeit, die beiden einzigen, deren Ruhm außerhalb Spaniens in weite Kreiſe gedrungen iſt, Murillo und Velazquez, ſind ſolche Helden, bei deren Würdigung ſich Volksgunſt und künſtleriſches und kunſtkritiſches Urteil ſchroff gegenüber ſtehen, aber ohne daß die Logik der Zeit bisher ein entſcheidendes Wort geſprochen hat. Im Gegenteil! Selten hat die Volksgunſt treuer und zäher an einem ihrer Helden feſtgehalten als an Murillo, und wohl noch niemals hat die Begeiſterung der Künſtler, die zuerſt auf die Meiſterſchaft der Technik ſehen, und die Beredſamkeit der Kunſtforſcher, die in den Werken des Velazquez das höchſte Ziel der Naturnachahmung durch die Kunſt erreicht glauben, eine ſchwierigere Aufgabe gehabt, als diejenige, die Laien von der Überlegenheit des großen Bildnismalers über den Meiſter religiöſer Malerei zu überzeugen.

Wenn man der Sache auf den Grund geht, wird man auf den alten, unverſöhnlichen Gegenſatz zwiſchen Verſtand und Herz, zwiſchen Wiſſen und Glauben ſtoßen. Zu einem beträchtlichen Teil iſt aber auch die größere Volkstümlichkeit Murillos diesſeits der Pyrenäen auf äußere Zufälligkeiten zurückzuführen. Die am meiſten beſuchten Gemäldegalerieen Deutſchlands, die Dresdener, die Münchener und die Berliner, beſitzen von alters her Bilder Murillos, die ſchon frühzeitig die gewerbsmäßige Nachbildung ſo gereizt haben, daß Kopieen davon in jeglicher Geſtalt eine weite Verbreitung in Deutſchland und darüber hinaus fanden. Berlin beſitzt nur einen Murillo, aber einen, der die fromme Inbrunſt des Malers zu beſonders charakteriſtiſchem Ausdruck bringt: den heiligen Antonius von Padua, der das Chriſtuskind, das vom Himmel zu ihm herabgeſchwebt iſt, liebkoſend in den Armen hält. In der Dresdener Galerie befindet ſich außer einem heiligen Rodriguez, der in der Verzückung des Märtyrers gen Himmel blickt, eine der Darſtellungen der Maria mit dem Kinde, die volkstümlich geworden ſind, weil das Urbild der Gottesmutter nicht aus überirdiſcher Eingebung, aus der Phantaſie des Malers, ſondern aus dem Volke ſelbſt entſproſſen iſt. Von allen überirdiſchen Beziehungen völlig losgelöſt, auf dem Boden der Wirklichkeit ſeiner Zeit, tritt uns Murillo in den Bildern der Münchener Pinakothek entgegen, in jener köſtlichen Reihe von Sevillaner Volkstypen, die ihr Weſen im unbekümmerten Genuß des Daſeins auf offener Straße treiben, in den Gaſſenbuben, die ihre leiblichen Bedürfniſſe mit Trauben und Melonenſchnitten befriedigen oder um den Ertrag ihrer Bettelei würfeln, in den jugendlichen Frucht- und Blumenverkäuferinnen und in alten Weibern, die ſich gelegentlich einmal mit der Reinigung ihrer Sprößlinge oder Pfleglinge beſchäftigen. Dieſe Genrebilder ſind ſchon in den dreißiger Jahren durch die Lithographie vervielfältigt worden, und daneben bemächtigte ſich ihrer die Porzellanmalerei, die in München einen ebenſo lohnenden Zweig der Kunſtinduſtrie bildet, wie in Dresden.

Dieſe äußeren Umſtände mögen viel dazu beigetragen haben, daß die Bilder Murillos in der Gunſt des deutſchen Volkes tiefe Wurzeln gefaßt haben. Daß ſeine Einwirkung auf das Volksgemüt aber ſo nachhaltig geblieben iſt, läßt ſich nur aus ſeinem engen Zuſammenhange mit dem Volkstum ſeiner Zeit erklären. Selbſt Kunſtforſcher, die ſich durch die mächtige Perſönlichkeit des Velazquez ſtärker angezogen fühlen, als durch die naiven Schöpfungen des träumeriſchen Sevillaners, haben dieſer Erkenntnis beredten Ausdruck gegeben. Karl Juſti, der Biograph des Velazquez, der aus dem Dunkel der Archive und Bibliotheken zum erſtenmale die Geſtalt des großen Bildnis- und Sittenmalers in das helle Licht der geſchichtlichen Darſtellung gerückt hat, hat kürzlich in einer geiſt-



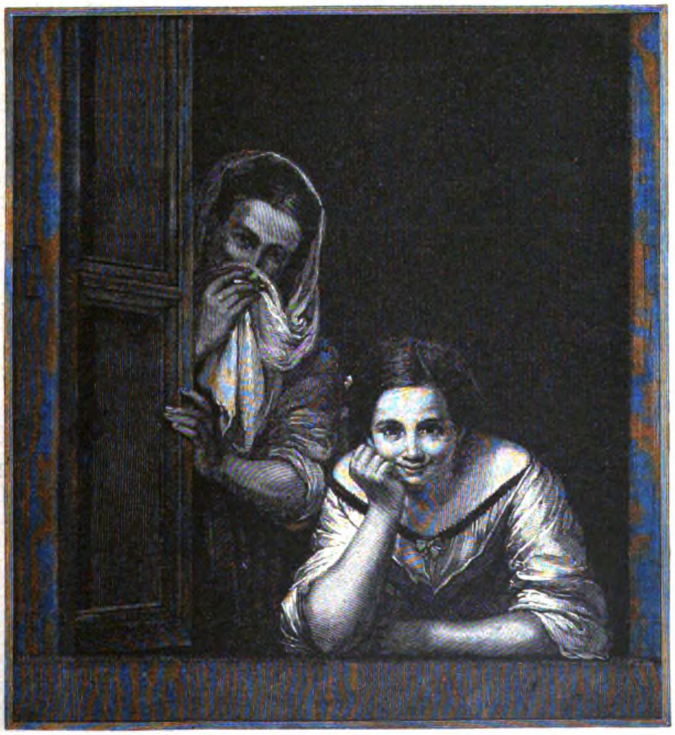
Die Geburt der Maria. Von Murillo. (In Louvre zu Paris.)

vollen Studie über Murillo das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Größen herzuſtellen geſtrebt.*) Mit richtigem Empfinden hat er ausgeſprochen, was Murillo ſeine ebenbürtige Stellung neben Velazquez ſichert. Murillo hat „das verſprengte Gold nationaler Formen erſpäht, in ihnen das entdeckt, was immer und überall gefällt.“ Und was der wiſſenſchaftlichen Forſchung erſt durch folgerichtig durchgeführte Vergleiche zu ermitteln gelingt, enthüllt ſich den Augen des Dichters oft mit einem Schlage. Als Karl Woermann, der Direktor der Dresdener Galerie, ſeine Murilloſtudien in Sevilla machte und nach des Tages Arbeit ſich am Abende in das Volkstum verſenkte, ſprang ihm urplötzlich der Quell entgegen, aus dem Murillo ſeine unvergängliche Jugendkraft getrunken. In ſeiner Sammlung von Dichtungen „Zu Zwei'n im Süden“ ſchildert er, wie ihm dieſe Offenbarung gekommen.

Der lebendige Zuſammenhang mit dem Volke ſeiner Zeit hat es auch zuwege gebracht, daß ſelbſt diejenigen Schöpfungen Murillos, die Glaubensſätze der katholiſchen Kirche verherrlichen, welche die Ecclesia militans als höchſte Trümpfe gegen die unerſchütterlichen Grundlagen des Proteſtantismus ausgeſpielt hat, die unbefangene Bewunderung aller Kunſtfreunde, welches Glaubens ſie auch ſein mögen, gefunden haben. Wir citieren abermals die beiden Kunſtforſcher, deren Zeugnis von beſonderem Werte iſt, weil ſie dem proteſtantiſchen Bekenntnis angehören. Juſti ſagt von Murillo: „Er hat die Bewohner des chriſtlichen Himmels auf die Erde gebracht, ihre Geſchichten ſeinem Volk teuer und vertraulich gemacht und, mit einem Erfolg anderer Ordnung als die Helden des Schwertes und Wortes, auch Andersgläubigen oft den Wunſch erweckt, ſich ſeine Gebilde als Sinnbilder für das, was ihnen als höchſtes galt, aneignen zu können.“ Und dem Bilde der „Unbefleckten Empfängnis,“ der höchſten künſtleriſchen Verherrlichung eines Dogmas, das zur Zeit, wo wir dieſe Zeilen ſchreiben, mehr als je zuvor auch die proteſtantiſche Kirche beſchäftigt, hat Karl Woermann eine dichteriſche Huldigung dargebracht, die in der Strophe gipfelt:

„Wir blicken ihr ins Antlitz, nichts verlangend,
Als ewig ihr ins Angeſicht zu ſehen,
An ihren Himmelsgluten Feuer fangend.“

Über den Streit der Bekenntniſſe triumphiert die Kunſt im Bunde mit der Natur. Daß Murillo es wagen durfte, Heiliges und Weltliches innig miteinander zu verſchmelzen, ohne daß er den Argwohn der Inquiſition erregte, iſt wohl nur daraus zu erklären, daß die gebietenden



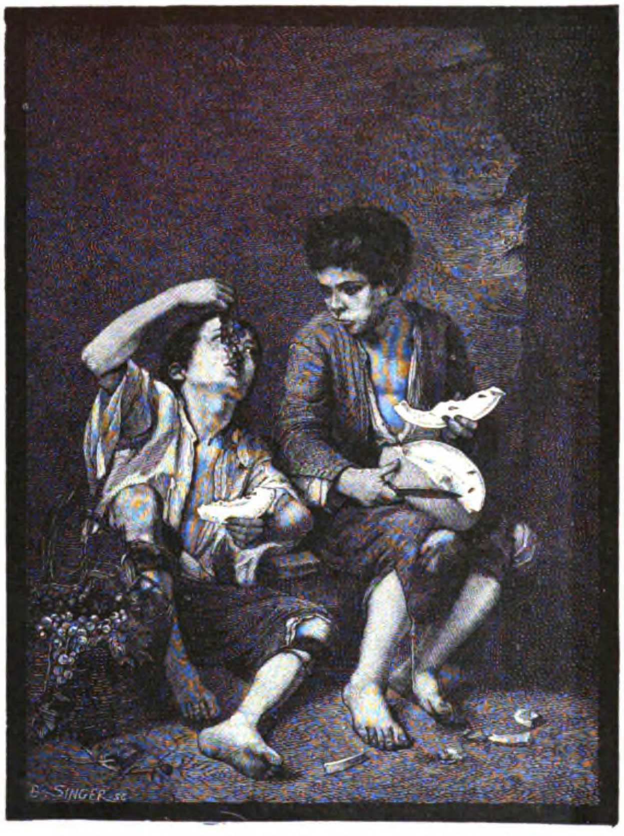
Sevillanerinnen. Von Murillo. (Heytesbury Houſe.)

---

*) Murillo von Karl Juſti. Leipzig, E. A. Seemann. Dieſem Buch ſind die unſeren Aufſatz begleitenden Abbildungen entnommen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Mächte bereits die Überzeugung gewonnen haben mochten, daß ſie die Herrſchaft der allein ſeligmachenden Kirche für alle Zeiten ſichergeſtellt hätten. Murillo ſcheint auch ein ſo zuverläſſiger Sohn der Kirche geweſen zu ſein, daß ihm niemand eine ſatiriſche Abſicht zugetraut haben mag, ſelbſt nicht, als er die berühmte Engelsküche im Louvre malte, wo der ſpaniſche Bettelmönch San Diego in inbrünſtigem Gebet in der Luft ſchwebt, um den Himmel um ein Wunder anzuflehen, weil er plötzlich vornehmen Beſuch bekommen hat und nicht weiß, wie er ihn bewirten ſoll. Während er betet, vollzieht ſich das Wunder. Denn Engel ſind herabgeſtiegen und legen ſo fleißig Hand ans Werk, daß es an einem guten Mahle nicht fehlen wird.



Die Meloneneſſer. Von Murillo. (In der Pinakothek zu München.)

Dieſelbe Naivität in der Vermiſchung des Überſinnlichen mit dem Weltlichen ſpricht auch aus dem in Woermanns Gedicht erwähnten Altarbilde in der Kathedrale zu Sevilla, wo der Jeſusknabe zum heiligen Antonius niederſteigt. Aber das übernatürliche Wunder iſt ſo natürlich, ſo gemütvoll dargeſtellt, daß niemand fragen wird, wo denn eigentlich die Decke des Palaſtgemachs blieb, in dem der heilige Antonius den hohen Beſuch empfängt. Wie realiſtiſch ſich Murillo in dieſem Gedankenkreiſe bewegte, dafür bietet ſein Bild im Berliner Muſeum, das ſich in der Zeitfolge eng an das der Kathedrale in Sevilla anſchließt, ein Zeugnis Auf dieſem ſieht man auf dem Tiſche, vor dem der Heilige ſeinen Betübungen obliegt, ein Glas mit Lilien und aufgeſchlagene Bücher. Auf dem Berliner Bilde, auf dem der Heilige das Chriſtuskind inbrünſtig an ſich drückt, haben deſſen Begleiter, die himmliſchen Spielkameraden, ſich der beweglichen Habe des frommen Mannes bemächtigt. Einer hebt triumphierend den Strauß mit den Lilien empor, nach dem flugs ein anderer greift, ein dritter vergnügt ſich auf dem Erdboden an einem Folianten. Aus derſelben Stimmung inniger Frömmigkeit und naiver Weltfreudigkeit ſind auch die Geburt der Maria (im Louvre zu Paris) und der Unterricht der Maria (im Pradomuſeum zu Madrid) hervorgegangen. Wie in der Engelsküche ſind auf erſterem Bilde Engel verſchiedenen Alters Helfer in der Stube der Wöchnerin, der ſolches Heil wiederfahren iſt, und auch über der Erziehung des Kindes, das den Heiland der Welt gebären ſoll, wachen himmliſche Mächte. Aber in den beiden Figuren, der ehrwürdigen Matrone wie dem ganz nach der Mode des Tages gekleideten Mägdelein, das feierlich wie ein ſpaniſches Prinzeßchen dreinſchaut, treten das irdiſche Element und im beſonderen der Typus der Andaluſierinnen nicht minder ſtark hervor, als in den beiden Sevillanerinnen, die aus liſtigen Augen lachend zu einem Fenſter hinausblicken (im Heytesbury Houſe in England).

Die Erziehung der heiligen Jungfrau hat auch Rubens auf einem Gemälde des Antwerpener Muſeums dargeſtellt, das nicht weniger berühmt iſt, als das Murilloſche. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Rubens'ſche Kompoſition einigen Einfluß auf Murillo geübt hat, der auch ſonſt mit dem vlämiſchen Meiſter gewiſſe Berührungspunkte hatte. Juſti weiſt Rubens ſogar, wie ich glaube mit Recht, die erſte Stelle unter den übrigen Vorbildern Murillos an, als welche noch Tizian, van Dyck, Velazquez und Ribera genannt werden. Derjenige, der Murillo in das künſtleriſche Handwerk einführte, war Juan del Caſtillo, ein Vertreter der aus Italien hinübergekommenen Richtung, die zuletzt der Natur fremd geworden war. Die Erzählungen eines aus den Niederlanden heimgekehrten Malers ſollen den vierundzwanzigjährigen Murillo 1642 zu einer Reiſe nach Madrid bewogen haben, wo er durch Velazquez' Vermittelung die Gemälde von Rubens, van Dyck, Tizian und anderen Meiſtern des Kolorismus in den königlichen Schlöſſern ſtudieren konnte. Drei Jahre dieſes Studiums genügten, um ſeine ſchlummernden Kräfte ſo ſchnell zu entbinden, daß er bereits ein Jahr nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt (1646) eine Meiſterſchöpfung wie die Engelsküche zu ſtande bringen konnte. Sie zeigt in der Eigenart der Erfindung, in der Charakteriſtik der Figuren, in der glücklichen Verbindung des Himmels und der Erde und auch im Kolorit den ganzen Murillo, der wohl ſpäter noch reifer und tiefer geworden iſt, noch mannichfaltigere koloriſtiſche Ausdrucksformen angenommen hat, aberin allem Weſentlichen doch von da ab fünfunddreißig Jahre lang derſelbe blieb. In dieſer Zeit ſoll er an fünfhundert Bilder, zum Teil von ſehr großen Umfange, gemalt haben; aber nur von ſehr wenigen wiſſen wir, in welchen Jahren ſie entſtanden ſind. Auch über die äußeren Lebensſchickſale Murillos ſind wir nur wenig unterrichtet. Wenn nicht ſeine Werke mit unerſchöpflicher Beredſamkeit von ihm erzählten, könnten wir ſeine Biographie in die Worte zuſammenfaſſen: Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb. Am 1. Januar 1618 wurde der Sohn des Gaspar Eſtéban Murillo und der Maria Perez in der Pfarrkirche zu St. Magdalena in Sevilla auf den Namen Bartolomé Eſtéban getauft. Von 1642—1645 machte der junge Maler ſeine Studien in Madrid, und 1648 vermählte er ſich mit Donna Beatriz de Cabrera y Sotomayor. 1660 wurde er Direktor der neugegründeten Kunſtakademie in Sevilla, die er ſeit ſeiner Rückkehr von Madrid nur einmal verließ. Und dieſes eine Mal ſollte dem ſeßhaften Mann, den ſelbſt ein verlockendes Anerbieten König Karls II nicht von ſeiner Vaterſtadt abwendig gemacht hatte, einen frühen Tod bringen. Er hatte die Ausführung eines Altarbildes für die Kapuzinerkirche in Cadiz übernommen, und während er zu Anfang des Jahres 1682 dort daran arbeitete, ſoll er vom Gerüſte geſtürzt ſein. Er konnte das Bild nicht mehr vollenden. Am 3. April ſtarb er an den Folgen des Sturzes. Dieſer Unfall ſcheint der einzige tragiſche Moment in dem Leben des Künſtlers geweſen zu ſein, der den Himmel auf die Erde gebracht hat.

Am Familientiſch.

Null ouvert.

Unſer Bild „Null ouvert" von O. Andres bedarf einer Erklärung. Es handelt ſich um eine Skatpartie, zu der man ſich nach einem erfolgreichen Jagdausflug zuſammengethan hat. Der Herr Oberförſter hat eine Karte, die es ihm möglich erſcheinen läßt, ein Spiel zu gewinnen, bei dem er keinen Stich machen darf. Nur ein leidiges Aß macht den Ausgang fraglich. Dieſes Aß nun hat er im Scherz für den Augenblick beſeitigt, ſo daß es den Anſchein hat, als ob es gar keines Spieles bedürfe. Der Baron merkt Unrat, hat aber noch nicht entdeckt, daß eine Karte fehlt. Das Bild wirkt ſo lebenswahr, daß man die Herren zu kennen glaubt.

Erdkunde.

Im Oktober vor. Jahres tauchte weſtlich von der Inſel Pantelleria — im Süden von Sizilien — eine kleine vulkaniſche Inſel auf, der ſich bald noch eine zweite, ſüdlich Pantelleria, anſchloß. Über dieſe Eilande ſind neuerdings eingehendere Unterſuchungen veranſtaltet worden. Die größere Inſel iſt danach 1000 m lang, 200 m breit und etwa 10 m hoch, die zweite kaum halb ſo groß. Sie beſtehen aus Blöcken und Würfeln einer ſchwarzen Lavamaſſe, die in Form und Struktur an metalliſch glänzende, ſchaumige, bimſteinartige Hochofenſchlacke erinnert.

Altertumskunde.

Über die Funde bei der von amerikaniſcher Seite veranſtalteten Ausgrabung des Heraheiligtums in Argos verlautet jetzt näheres. Außer einer großen Zahl ſehr alter Terrakotten und anderer Weihgeſchenke, den in Mykenä, Tiryns und Troja gefundenen vielfach ähnlich, wurden viele Skulpturen aufgedeckt, ſo eine Metope mit dem Torſo eines Jünglings und vor allem ein wunderſchöner, etwas über lebensgroßer weiblicher Kopf, der ſich den beſten Bildniſſen der Antike würdig anreiht. Eine ſchmale Binde durchzieht das Haar, von dem ſich einige Löckchen loslöſen und in die Stirn hinabfallen. Der Geſichtsausdruck iſt ernſt und doch lieblich, ſo daß man kaum anſtehen kann, den Kopf als zu einer Heraſtatue gehörig, wie dies ja beim Heraion auch am nächſten liegt, zu bezeichnen.

Luftſchiffahrt.

Einen neuen Typ für einen Luftballon hat der engliſche General W. Fyern kürzlich erfunden. Sein Ballon zeigt nicht, wie die Mehrzahl der im Auslande für militäriſche Zwecke konſtruierten, die cylindriſche Form, hat aber auch nicht die Geſtalt einer Kugel, ſondern iſt als ein hohler Ring gedacht, der aus einzelnen, getrennten Abteilungen beſteht. Wird eine dieſer Abteilungen von einer feindlichen Kugel getroffen oder ſonſt verletzt, ſo ſtrömt nur aus ihr das Gas aus, die Tragfähigkeit des Ballons wird alſo nur um ein Bruchteil verhindert. Dem Ballon iſt ferner eine leichte Hülle mitgegeben, die im Fall der Gefahr mit dem Ringe verknüpft werden und als Fallſchirm dienen, aber auch, wenn der Ballon in das Meer getrieben wird, mit jenem zuſammen zu einer Art von Rettungsboje verbunden werden kann.

Geſundheitslehre.

Der alte grundſätzliche Gegenſatz zwiſchen den beiden großen Forſchern Profeſſor Koch und von Pettenkofer über die Entſtehung der Cholera iſt durch einen Vortrag, den der letztgenannte kürzlich im Münchener ärztlichen Verein hielt, wieder ſchroff hervorgetreten. Während Prof. Koch in den von ihm entdeckten Kommabacillen die alleinigen Erreger und Verbreiter der Krankheit ſieht, glaubt Prof. Pettenkofer an einen noch unbekannten anderen ſpezifiſchen Cholerakeim, der aber nur unter gewiſſen örtlichen und individuellen Bedingungen zur Entwickelung gelangen ſoll — Bedingungen, die anſcheinend auch mit den Grundwaſſerverhältniſſen verknüpft ſind. Beide Forſcher ſtimmen übrigens darin doch überein — und das iſt ſchließlich für die Laienwelt das Weſentlichſte —, daß ſorgſame hygieiniſche Vorſichtsmaßregeln, von jeder Stadt für ihren Bezirk, von jedem einzelnen für ſich und ſein Hausweſen getroffen, die ſicherſte Abwehr gegen die Seuche bilden.

Nationalökonomie.

Die vielerörterte Frage der Arbeiterwohnungen wird durch die bedeutenden Kapitalien, welche ſich durch die Invaliditäts- und Altersverſicherung anſammeln, einen Schritt vorwärts geführt, da dieſelben bis zum vierten Teile als hypothekariſche Darlehen auf Arbeiterhäuſer ausgeliehen werden können. Um welche Beträge es ſich hierbei handelt, geht aus der Thatſache hervor, daß die Invaliditäts- und Altersverſicherungsanſtalt für die Provinz Schleſien, freilich die größte Preußens, bereits ein Vermögen von über 5 Millionen Mark beſitzt. Die Kapitalien werden zu 3 Prozent mit der Maßgabe ausgeliehen, daß die Tilgung der Darlehen innerhalb von 50 Jahren geſchehen muß.

Gewerbe.

Platin iſt, wie der „Prometheus" ſchreibt, bisher nur im Ural in derber, körniger Form gefunden worden; in den ſonſt bekannten Fundſtätten (in Braſilien, den Cordilleren ꝛc.) kommt er, ſehr viel weniger reich, nur in dünnen Adern eingeſprengt vor. Die Platinläger des Urals befinden ſich teils im Norden des Gebirges, im Stromgebiet des Touri, teils im öſtlichen Ural an den Ufern des Tagil und Outka; das Metall findet ſich hier wie dort in kleinen, in den bisweilen goldhaltigen Sand eingebetteten Körnern; 100 Pud Sand (1638 kg) enthalten etwa 17—21 g Platin, welches ausgewaſchen werden muß. Das aus dem Norden ſtammende Platin iſt weiß und glänzend, dasjenige vom Tagil von dunkler Farbe und meiſt mit verwandten Metallen, wie Iridium, Osmium, verſetzt. Größere Stücke finden ſich ſehr ſelten, das bisher gefundene größte wog 1,955 kg. Die Gruben gehören teils Privatleuten, teils der Regierung. Alles gewonnene Platin geht erſt nach Petersburg und von hier aus nach den ausländiſchen Märkten, wo es gereinigt und verarbeitet wird. Der bedeutendſte Platinmarkt iſt London, die größten deutſchen Platinſchmelzen befinden ſich in Hanau.

Preisausſchreiben.

Die „Burſchenſchaftlichen Blätter" erlaſſen ein Preisausſchreiben. Es handelt ſich um eine „Schilderung der gegenwärtigen ſtudentiſchen Sitten und Gebräuche, die der Aufzeichnung wert ſind, zumal davon mehr und mehr in Vergeſſenheit und als altmodiſch außer Übung gerät."

Litteratur.

Unter den vielen Büchern, welche alljährlich um die Herbſtzeit das Nahen des Weihnachtsfeſtes verkünden, iſt die Neue Chriſtoterpe (Bremen, C. Ed. Müller. Pr. 5 Mk.) eines der willkommenſten. Von alten Daheimfreunden — Wilh. Baur, E. Frommel und Rud. Kögel — vor vierzehn Jahren begründet, hat ſie von Jahr zu Jahr ſich als ein echt daheimliches Buch bewährt. Beſcheiden nennt ſie ſich ein „Jahrbuch", aber ihr Wert reicht über die Bedeutung eines ſolchen weit hinaus. Es iſt ſo viel Gediegenes darin, daß ſie auch nach Jahren wieder und wieder gern geleſen wird. So möchte ich diejenigen, welche den vorjährigen Band etwa nicht geſehen haben, auf drei wertvolle Beiträge desſelben aufmerkſam machen: Baurs perſönliche Erinnerungen an den Uganda-Miſſionar Mackay; Funckes feſſelnde Erzählung von der Entſtehung des ſegensreichen Fiſcherheims der Gräfin Schimmelmann in Göhren auf Rügen, und Gaedertz' wertvolle Mitteilungen aus dem Album der Jugendfreundin Geibels, Cäcilie Wattenbach. Aus dieſen drei Vorwürfen geht ſchon die Mannigfaltigkeit des Inhaltes hervor, den die Neue Chriſtoterpe jedes Jahr ihren Leſern darbietet. Der neueſte Band (1893) iſt nicht minder reich. Da führt der vielgewanderte Dalton die Leſer nach dem Kloſter Gelati im Kaukaſus, während Witte aus der Chronik der von ihm geiſtlich geleiteten Anſtalt das große Schulfeſt der Pforta von 1743 beſchreibt. Max Reichard entrollt ein anziehendes Lebensbild des letzten Ammeiſters der Reichsſtadt Straßburg Dominikus Dietrich; der bald 86jährige, jugend-, friſche Wieſe zeigt einer lebensmüden Seele in ſeiner feinen, geiſtreichen und dabei tiefgründigen Weiſe, wie man die Jugend im Alter bewahren könne; Funcke, wie immer feſſelnd, legt den Gewinn aus „verlorenen" Tagen dar, und E. Frommel öffnet die reiche Schatzkammer ſeiner amtlichen Erinnerungen. Zwei gute Erzählungen von C. v. Hellen und M. Vorberg kommen dazu und einige anſprechende Gedichte, darunter zwei gedankentiefe von R. Kögel, die, in jüngſter Zeit entſtanden, ſeine Verehrer beſonders erfreuen werden, da ſie die ungebrochene Geiſtes- und Schaffenskraft des körperlich noch Leidenden darthun. Anfang und Schlußvers des einen: „In der Sakriſtei" lauten:

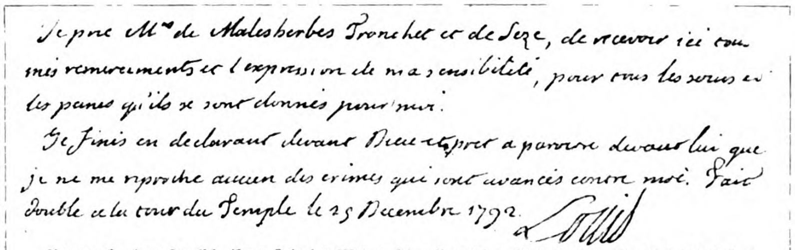
Man hört den Fuß der Menge,
Iſt ſelber ungeſehn;
Man kann die Feſtgeſänge
Belauſchen und verſtehn.
Die bang betretne Schwelle
Zur Kanzel kühn und frei,
Die ſtille Horebſtelle —
Das iſt die Sakriſtei.

Man fühlt des Lebens Enge.
Doch wird der Wandrer matt,
So hört er die Geſänge
Der hochgebauten Stadt.
Bald iſt des Leids vergeſſen,
Die Wartezeit vorbei,
Der Vorhof bald durchmeſſen —
Dann ſchließt die Sakriſtei!

Robert Koenig.

Nicht nur für den Hiſtoriker von Beruf und den litterariſchen Feinſchmecker, ſondern für alle diejenigen, welche der vaterländiſchen Geſchichte ein intimeres Intereſſe entgegenbringen, werden die kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebſt Briefen von Gneiſenau und Hardenberg, herausgegeben von Profeſſor Adolf Ernſt. Berlin, Julius Springer — eine willkommene Gabe ſein. Beguelin war einer der wackeren preußiſchen Beamten, die in den ſchwerſten Tagen Preußens in unermüdlicher Pflichttreue an der Seite Steins und Hardenbergs dem Zuſammenbruch des Staatsweſens entgegenarbeiteten; ſeine Briefe und Aufzeichnungen, die bereits Droyſen und Lehmann benutzten, werfen zahlreiche intereſſante Streiflichter auf jene Zeit des Kampfes um die Exiſtenz des Hohenzollernſtaates. Nicht nur als anmutsvolle, ſorgſame Gattin, ſondern auch als geiſtige Mitarbeiterin ſtand ſeine ſchöne Gattin neben dem ausgezeichneten Manne. Von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, gewann ſie durch klare Beſonnenheit, durch hinreißende Beredſamkeit und durch ihre außergewöhnliche geiſtige Begabung einen bedeutenden Einfluß auf die leitenden Staatsmänner, und ihre Einwirkung war es nicht zuletzt, die Hardenberg in der entſcheidenden Stunde bewog, ſeine Bedenken fallen zu laſſen und ſich zum thatkräftigen Widerſtand gegen Frankreich zu entſchließen. Eine lebenslängliche Freundſchaft, von der zahlreiche in dem vorliegenden Buche zum erſtenmale veröffentlichte Briefe Zeugnis ablegen, verband die edle, echt deutſche Frau mit Hardenberg und Gneiſenau. Ihre Aufzeichnungen, in denen ſich ſchöne Weiblichkeit und zugleich die Tiefe ihres Empfindens wiederſpiegeln, geben ein reizvolles Bild ihres geſchichtlich bedeutſamen Wirkens, eines Wirkens, wie es wohl nur ſelten einer Frau beſchieden wurde.

Autograph eines Dankſchreibens Ludwigs XVI.



Je prie Mrs de Malesherbes Tronchet et de Seze, de recevoir ici tous mes remerciements et l'expression de ma sensibilité, pour tous les soins et les peines qu'ils se sont donnés pour moi.

Je finis en declarant devant Dieu et prest a paroitre devant lui que je ne me reproche aucun des crimes qui sont avancés contre moi. Fait double a la tour du Temple le 25 Decembre 1792. Louis

Autograph eines Dankſchreibens Ludwigs XVI an ſeine Verteidiger Malesherbes, Tronchet und Deſeze aus dem Temple, 25. Dezember 1792.

Gerade hundert Jahre ſind verfloſſen ſeit jenen Tagen, in denen die Vertreter des franzöſiſchen Volkes es wagten, über ihren König zu Gericht zu ſitzen. Am 10. Dezember 1892 wurde Ludwig XVI aus ſeinem Gefängnis, dem Temple, wo er ſeit Anfang Oktober die ſchwerſten Kränkungen hatte erleiden müſſen, vor eine Kommiſſion des Konvents geführt: „Ludwig, ſetzen Sie Sich!“ ſo empfing ihn der würdige Bertrand Barère, ehedem feuriger Royaliſt, jetzt der Präſident der Henkersknechte. Der Prozeß ſelbſt war eine Farce, die Verurteilung des Märtyrers mit der Königskrone von vornherein gewiß. Nur darum konnte es ſich handeln, ob die Gemäßigteren, die Girondiſten, den Herrſcher vor dem Tode erretten würden. Sie waren es auch, die es wenigſtens durchſetzten, daß dem König Rechtsbeiſtände gewährt wurden. Der erſte, den Ludwig wählte, der Advokat Target, ſchlug die Ehre feige aus. Der treffliche Tronchet, der greiſe Malesherbes, der jugendliche Deſeze waren willig bereit, die gefahrvolle Aufgabe zu übernehmen und löſten ſie nach beſten Kräften, mit ehrlichem Mut. Ihnen galt das Dankeswort, das der König am 25. Dezember im Temple niederſchrieb: „Ich bitte die Herren de Malesherbes, Tronchet und Deſeze meinen Dank und den Ausdruck meiner Empfänglichkeit für alle Sorgen und Mühen, die ſie ſich meinetwegen gemacht haben, hierdurch entgegenzunehmen. Ich ſchließe, indem ich vor Gott und bereit, vor ihm zu erſcheinen, erkläre, daß ich mir keines der Verbrechen, deren man mich beſchuldigt, vorzuwerfen habe. In zwei Exemplaren ausgefertigt im Turme des Tempels am 25. Dezember 1792. Louis.“

Um die Mitte des Januar begannen die Abſtimmungen. Faſt einſtimmig wurde die erſte Frage, ob Ludwig ſich gegen die Freiheit der Nation verſchworen, bejaht. Die zweite Frage, ob das Urteil der Beſtätigung des Volkes zu unterbreiten ſei, wurde mit 423 gegen 292 Stimmen verneint, nachdem der Fanatiker St. Juſt dem Konvent die Worte entgegengeſchleudert hatte: „König ſein, iſt an und für ſich ein Attentat, eine Uſurpation — die Berufung ans Volk aber wäre die Wiederherſtellung des Thrones, die Rettung des Tyrannen und die Erneuerung der Tyrannei.“ Am 16. kam endlich die dritte Frage, die Frage nach der Strafe, zur Vorlage. Endlos währte die Sitzung, herüber und hinüber ſchwankte die Entſcheidung. Von den Tribünen herab überwachte das „ſouveräne“ Volk die Abſtimmung — aber ſelbſt unter dieſem Abſchaum der Gaſſen und der Klubs machte ſich ein Gefühl des Ekels geltend, als der Bürger Philipp-Egalité, ehedem Herzog von Orleans, ſeine Stimme abgab: „Aus Pflicht und Überzeugung für den Tod.“ Eine Stimme hätte genügt, den König zu retten: nur 361 Deputierte, genau die abſolute Majorität der 721 abgegebenen Stimmen, votierten unbedingt für den Tod.

Das Verdikt war gefallen. Indem Frankreich aber ſeinen König richtete, richtete es ſich ſelbſt. Mit ſeiner Ermordung — und ein Mord war's trotz des mühſam aufrecht erhaltenen Scheins der geſetzlichen Form — fiel der letzte moraliſche Halt, der ſich der wüſten Anarchie hätte entgegenſtemmen können, verloren auch die Reſte der beſſer Geſinnten jede Widerſtandskraft, und über die Gironde hinweg kam ſchnell der wilde Terrorismus der Jakobiner zur Alleinherrſchaft.

In unſerer Spielecke.

1. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte iſt das Leben nicht,
Dein Sinn ſei auf ein Ziel gericht't.
Und das erſtrebe ernſt und ſchlicht.
Die Andern kühlten einſt am Bach
Die lang verhaltne heiße Rach'.
Da gab's ein großes Weh und Ach.
Dem Ganzen ſind die Muſen hold,
Es ſteht ſchon lang in ihrem Sold.
Begehrt iſt ſeiner Perle Gold. B.

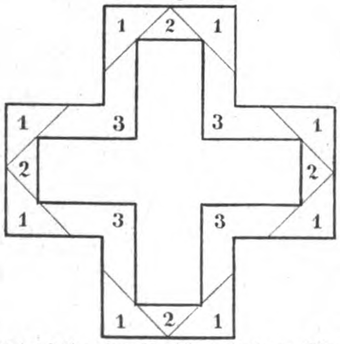
2. Rätſel.

Zweifelhafter Rettungsweg
Aus bedrängten Lagen,
Wehe dir, wenn eigne Schuld
Anlaß ihn zu wagen.

Löſch' ein Zeichen, ſoll das Wort
Drohender noch klingen —
Mag es unheilkündend nie
In dein Leben dringen!

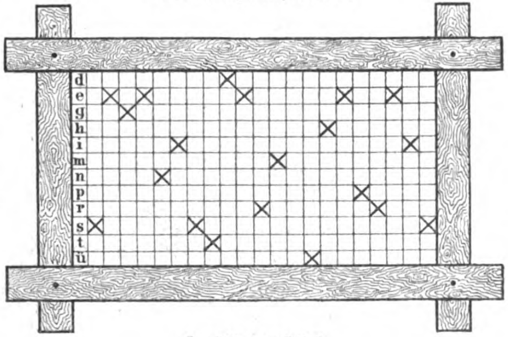
M. Sch. (Kaſſel.)

3. Aufgabe.



Aus den Teilen obiger Figur iſt ein Quadrat zu bilden.

4. Stickrahmenproblem.



5. Citatenrätſel.

Ein geflügeltes Wort aus Schillers „Wallenſtein“ beſteht aus acht Silben, welche der Reihe nach in den folgenden acht Citaten enthalten ſind, alſo die erſte Silbe in 1, die zweite in 2 u. ſ. w.

1) Und du unterdeſſen
Haſt genommen einen andern,
Ring und mich vergeſſen.
2) Und ſieht das Kreuz ſchon erhöhet,
Das die Menge gaffend umſtehet.
3) Und ich kann doch meine Liebe
Keiner andern ſchenken.
4) Und eh der König noch geendet,
Da ſtellt ſich, von Milet geſendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar.
5) Auf! die Segel geſpannt, Herr Kap'tän!
Nehmt den Kompaß zur Hand, Herr Kap'tän!
6) Ach! kein Freund iſt glücklich allein.
7) Wen ſolche Lehren nicht erfreun,
Verdienet nicht, ein Menſch zu ſein.
8) Hochzeit wird gefeiert.

Welches geflügelte Wort iſt gemeint?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 9.

Bilderrätſel.

Miniſterium des Innern.

1. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen: 5—5, 5—1, 6—1, 6—bl.

A behält 3—2 und 5—bl. übrig. Die Augenſumme auf den acht Steinen des B betrug 37, auf denen des C 40. B ſetzte 6—6, 2—2; C ſetzte 6—4, 3—3. Außer den Doppelſteinen behielt C 4—3, 3—1, 3—bl.

2. Wechſelrätſel.

Reiter — Retter — Reuter.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Kaiſer Wilhelm I geſt. 9. 3. 1888.

4. Diamanträtſel.

L
Rom
Nahum
Madeira
Lohengrin
Avignon
Byron
Sir
n

5. Dreiſilbige Scharade.

Fernſprecher.

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Pawils Lauronat. Eine littauiſche Geſchichte von Ernſt Wichert. (Schluß.) — Murillo. Von Adolf Roſenberg. Mit fünf Abbildungen. — Am Familientiſch. Zu unſerem Bilde: Null ouvert von O. Andres. — Erdkunde. — Altertumskunde. — Luftſchiffahrt. — Geſundheitslehre. — Nationalökonomie. — Gewerbe. — Preisausſchreiben. — Litteratur. — Autograph eines Dankſchreibens Ludwigs XVI. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt eingeſandter Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Dezember 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. № 11.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

VIII.

Der Kurfürſt hatte, ohne mit einer Wimper zu zucken, den Bericht über das Schickſal ſeines Boten an Joachim Friedrich von Zelen mit angehört.

„Ich wußte, daß er nicht ſeiner Herr bleiben konnte,“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Dies aber gibt ihn in meine Hand.“

Der Bote war nicht getötet, und der Kurfürſt ließ ihn durch ſeinen eigenen Arzt im Schloſſe pflegen, wo ihm auch von dem Pharmaceuten der Hofapotheke Salben und Verband gereicht worden waren. Einer von den Geſellen des Apothekers ſaß bei dem Kranken und heiterte ihn mit Apothekerweisheit derzeit auf, wie dem Sprüchlein, das da ſagt:

Ohn Gottes Gnad, Geld, Zucker, Honig, Öl, Venus und Wein,
Da kann kein Apotheker recht fröhlich und luſtig ſein!

Denn der Fürſt hatte geboten, daß man den Mann ja durchbringe, weil er ihn zu ſchwierigem Auftrag benutzt.

Inzwiſchen hatten ſich die Stände für Joachim Friedrich ins Mittel gelegt. Eine Vorſtellung war an den Fürſten ergangen, daß dem von Zelen doch Unrecht geſchehen und ſein Prozeß, ehe er noch ausgetragen, zu gewaltſamem Ende gebracht worden ſei und wider Recht niedergeſchlagen.

Der Fürſt hatte darauf noch nicht geantwortet und beſchloſſen, in eigener Perſon nach Brandenburg zu reiten, um mit den Ständen über dieſe Sache und andere zu verhandeln.

Alle ſeine Getreuen hatte er an dieſem Tage des Rittes zu früher Morgenſtunde auf das Schloß entboten und ſie in den großen Saal weiſen laſſen im zweiten Tabulate,*) von dem man über beide Städte Berlin und Cölln ſah.

Als der Herr den Saal betrat, ſah man ihn in großer Galakleidung. Er trug ein reich mit Gold verziertes rotſcharlachen Oberkleid, das ihm an dem ſtarken Körper eng anlag und die feſte Gedrungenheit ſeiner Geſtalt zeigte, hatte an den Füßen gelbe ungariſche Stiefel, deren oberer Rand mit Perlen geſäumt, und darin ungariſche Beinkleider, über die Bruſt geſchlagen von Schulter zu Hüfte die ſeidene Schärpe in den Hohenzollernfarben Schwarz-Weiß. Doch an ſeiner Seite hing kein zierlicher Hofdegen, ſondern ein breites, großes Schwert, auf das der Fürſt die Hand ſtützte.

Die Hofherren, welche dies Schwert ſahen, erſtaunten — der Herr trug es ſonſt nur im Felde.

An Orden war nichts an ſeinem Kleide, als das große Schild des Hoſenbandordens, das Sankt Georg hoch zu Roß im Kampf mit dem Drachen zeigte und die Umſchrift: Hony soit qui mal y pense. Dieſes hing unter dem breiten geſtickten Halskragen. Ein Rauſchen ging durch die Verſammlung, als Friedrich Wilhelm eintrat, Würde und ſtolzen Entſchluß in dem großen feſten Antlitz. Man erkannte, daß der Fürſt an dieſem Tage eine ungewöhnliche Abſicht hegte.

Er ging herum von einem zum anderen und kam gleich anfangs zu Otto Chriſtoph von Sparre.

Der Oberſt hatte ſein beſonderes Vertrauen.

„Wir wollen nach Brandenburg reiten, Sparre,“ ſagte der Fürſt, „Ihr ſollt mit mir. Was meinſt du, wenn wir heut fechten müſſen?“

Das war ein Wort wie eine Petarde, das alle hoch aufhorchen machte.

Sparre ſtieß ſeinen Degen hart auf die Diele und erwiderte mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme: „Gnädiger Herr, zu Eurem Befehl!“

Der Fürſt nickte: „Und gern?“ fragte er weiter.

---

*) Stockwerk.

„Gnädiger Herr, zu Eurem Befehl!“ wiederholte der Kriegsmann feſt und klar, mit unerſchütterlichem Geſicht.

Der Herr wußte, daß der von Sparre den Degen nicht gern ziehen würde, da er es heut nicht gegen Schweden oder Franzoſen thun ſollte.

Friedrich Wilhelm nickte beifällig — es freute ihn, daß der Obriſt ihm ſeine Herzensmeinung nicht vorenthielt, allein er fuhr fort: „Otto Chriſtoph, ich meine, es wird genügen, wenn ich das Schwert umgürte. Allein niemand weiß, was geſchehen mag. Wenn ich es nun ziehen muß?“*)

„Durchlaucht, wenn Ihr ziehen müßt,“ entgegnete Sparre, und man ſah alles Weiße in ſeinen Augen, „ſo ſind hier Sparre, Barfuß, Götz, Lüdecke, Goltz, Wachtmeiſter und andere und alle Schwadronen hinter ihnen, die auch blank ziehen!“

„Und Konrad Burgsdorf!“ ſetzte ungefragt der alte Burgsdorf hinzu, „der neulich abgekanzelt wurde!“

Der Fürſt wußte nun, was er wiſſen wollte — er legte Sparre die Hand auf die Schulter und ſagte: „Es wird nicht dazu kommen, aber ich wollte ſehen, ob wir nun in Brandenburg eine andere Disziplin haben als 1640!“

Dem von Burgsdorf, der von ſeinem ſeligen Vater her gewöhnt war, ein dreiſtes Wort zu reden, auch wo es nicht am Ort, nickte er freundlich zu. Den hatte er ſchon vor zehn Jahren gebändigt, als deſſen Regiment um einige Schwadronen verkleinert werden ſollte, und Burgsdorf beim Kaiſer Klage führen wollte, ſich auch nicht in ſeinen Garniſonen Küſtrin und Oderberg hielt, ſondern ſich mit Zechgenoſſen auf dem Lande umhertrieb.

Von Sparre trat der Fürſt zu Johann Georg von Deſſau heran und fragte: „Was meinen Euer Liebden?“

Der alte Feldmarſchall drehte ſeinen Kinnbart und erwiderte in ſeiner ruhig abwägenden Art mit vertraulicher Stimme: „Die von den alten Familien unter ihnen gehorchen, die anderen aber gehorchen gern — ſie haben ohnehin einen Span auf die vom altgeſeſſenen Adel! Hier iſt auch Herr Derfflinger!“

Damit ſtellte er den Generalmajor Derfflinger vor, den er zu dieſem Tage mit ins Schloß gebracht, um ihn dem Kurfürſten zuzuführen.

„Wollt Ihr heut mit mir nach Brandenburg reiten, Herr Generalmajor?“ fragte der Fürſt den ſich höflich Verneigenden.

Derfflinger richtete ſich ſteif auf, wirbelte den ſchwarzen ſpitzen Schnurrbart und ſagte, auf den Degen ſchlagend, nachdrücklich: „Reiten und Fechten, kurfürſtliche Gnaden! Die Kleinen ſollen dem Großen parieren!“

„Herr Generalmajor, wenn auch nicht heut,“ fuhr der Kurfürſt fort, „ich meine, wir fechten noch einmal zuſammen. Es freut mich, daß Ihr in Brandenburg Wohnſitz genommen, und ich wünſchte, Euch für immer hier zu halten!“

„So Euer Gnaden mich rufen, bin ich da!“ antwortete fröhlich der penſionierte ſchwediſche Kriegsmann, und in ſeinen Augen leuchtete es auf, wie der Widerſchein von Lagerfeuern und blanken Küraſſen.

„Der beißt noch einmal Brandenburgs Feinde!“ dachte der Fürſt, brach aber das Geſpräch ab, denn er hatte beſchloſſen, Derfflinger hinzuhalten, bis er ihn brauchte, um einſtweilen deſſen Bezüge dem Lande zu ſparen.

Dann trat er zu dem holländiſchen Geſandten und meinte: „Wollt Ihr auch mit uns über Land fahren, Mynheer?“

Der Holländer, ein großer ſtarker Herr mit einem Geſicht, wie aus Milch und Roſen, und ein paar geſcheuten Augen darin, antwortete: „Gern, kurfürſtliche Gnaden, ich habe heut ſo Verdruß gehabt!“

„In Zwiebeln**) ſpekuliert?“ fragte lächelnd der Fürſt.

„Ja, Euer Gnaden, und eine halbe Million Gulden zugeſetzt!“

„Auf einen Zug?“ Friedrich Wilhelm dachte im ſtillen, wie ihm ſo ein Geldpoſten in ſeinen Finanznöten zu gute kommen würde, den ein Holländer Protz derart verſpekulierte, gegen zwei Drittel der Jahreseinnahme ſeiner Staaten!

„Seit dem letzten Zahltag. Indeſſen man muß es verſchmerzen, gewinnt es vielleicht auch einmal wieder!“ entgegnete phlegmatiſch der Geſandte.

Friedrich Wilhelm wendete ſich zu Hans Georg von Zelen und Renatus Wedigen.

„Und Ihr, junge Herren?“ redete er ſie freundlich an.

Renatus ſchlug freudig an ſeinen Degen und verneigte ſich vor dem Fürſten ohne weitere Antwort. Sein Geſicht ſagte: „Mit Gut und Blut dein!“

Hans Georg aber ſtand mit bekümmertem Antlitz. Das Wort vom Fechten war inzwiſchen bis zu ihm gedrungen. Er wußte, was des Herrn ſcharfes Auge ihn fragte.

„Wer nicht für mich iſt, iſt wider mich!“ hob der Kurfürſt an.

Der junge Zelen ſchüttelte den Kopf.

„So iſt's nicht gemeint, Gnädigſte Durchlaucht!“ ſagte er.

„Hans Georg, ich weiß, was du denkſt,“ erwiderte Friedrich Wilhelm. „Du würdeſt nicht gern vom Leder ziehen gegen Lehndorf und Zaſtrow und Thymen, Köckeritz und Itzenplitz, wenn es ſein müßte, ſie ſind dir geſippt und geſchwägert. Aber du trägſt jetzt meinen Rock und meine Schärpe. Jetzt gilt es Ordre parieren, und hieße ich dich auf deinen leiblichen Bruder ſchießen. Das iſt adelige Lehnspflicht und iſt kurfürſtliche Disziplin. Noch kannſt du gehen und bleibſt mein Freund, nachher aber ziehe ich Ungehorſam vor mein Kriegsgericht. Nun, Hans Georg, willſt du gehen oder mein Mann bleiben?“

Der Kurfürſt ſprach dieſe Worte nicht zu dem jungen Zelen allein, ſondern für alle, die ſie hörten. Seine Stimme war ſtark und ruhig, und es dröhnte doch darinnen das Erz, aus dem Preußen gegoſſen ward. Seine ſtrahlenden blauen Augen aber trugen jenen Ausdruck von Willenskraft und Größe, vor dem ſein Lebelang alles Widerſtrebende ſich gebeugt hat: facies leonina*) hießen es die in ſeiner Umgebung.

Hans Georg erfuhr in ſich in dieſem Augenblick die Wandlung, welche das ganze märkiſche Volk, Edelmann, Bauer und Bürger unter der Erziehung der Zollern, Friedrich Wilhelm dem Kurfürſten und Friedrich Wilhelm dem Soldatenkönig, erfahren hat, die Wandlung der alten, breit-derben und ſchwerfälligen plattdeutſchen Art zum neuen, ſoldatiſch-thatkräftigen Preußentum.

Dies Fürſtengeſicht da vor ihm, ganz voll ſtarken Wollens und ſteter Berufstreue, aus dem die Zollernaugen fordernd und wartend auf ihn blickten, das wetterte ihm die Empfindung für Pflicht und Disziplin in alle Glieder.

Mit einem Ruck und Zuck richtete er ſich auf und erwiderte: „Bleiben, Herr, und genau thun, was befohlen wird, jetzt und allezeit!“

Konrad Burgsdorf meinte inzwiſchen, wie er mit den Herren von Podewils und Hülſen dem kurzen Auftritt zuſah: „Da holt er ſich den jungen Zelen! Wieder einen! Wie er ſich uns alle Mann für Mann geholt hat in den zehn Jahren!“

„Nun, es wird nicht dazu kommen heut,“ ſchloß der Kurfürſt, „es iſt nur eine Prüfung. Ich muß wiſſen, wenn wir jetzt nach Brandenburg reiten, ob alles entſchloſſen und in gleichem Schritt und Tritt hin geht oder nicht. Item wird auch nie befohlen werden, als was recht iſt und ich vor Gott verantworten kann!“

„Nun, Ihr Herren,“ ſagte der Fürſt weitergehend und trat in die Gruppe ſeiner Offiziere, „Ihr wißt ſchon, was Sparre mir eben geantwortet. Götze, Barfuß, Lüdecke, Goltz, Wachtmeiſter, Uckermann, Mörner, Truchſeß, Reuß — hat er recht, für Euch und alle Reiter und Musketiere hinter Euch?“

„Das Donner, wenn er nicht Recht hätte!“ ſagte eine grobe Stimme aus der Gruppe der Herren. Und ein anderer fügte hinzu: „Türken, Kroaten oder Rebellen, all eins! Und mir den von Blumenthal, wenn's angeht!“

---

*) 1662 mußte der Kurfürſt in Königsberg die Blutfahne aufziehen laſſen.

**) Tulpenzwiebeln, Gegenſtand von Differenzgeſchäften an der damaligen Amſterdamer Börſe.

*) Das Löwengeſicht.

Der Kurfürſt lächelte über des Graf Truchſeß, der das geſagt, alte Ranküne gegen den von Blumenthal, mit dem er ſchon ein oder zwei Duelle gehabt, aber mit Wohlgefallen ſah er in die kriegeriſchen Geſichter der Herren, alte und junge, alle voll Enthuſiasmus und Treue. Die Augen leuchtend, die Hände an der Wehre, ſtanden ſie; der Fürſt aber ſagte:

„Liebe Getreue, die Zeit wird kommen, wo auch der von Blumenthal unter Ihnen ſtehen wird und die Fehlenden alle, die Rochow, die Lüderitz, die Brand und ganz Brandenburg! Und nun vorwärts, Ihr Herren, zu Pferde!“

Ein allgemeiner Aufbruch folgte. Den Herren voran begab man ſich den großen Schnecken hinunter in die gevierten beiden Höfe, wo die Stallmeiſter und Burſchen mit den Pferden harrten.

Sparre aber, der mit Burgsdorf ging, meinte: „Heut heißt's bei ihm biegen oder brechen. Ich kenne ſein Geſicht darauf! Wußte ſchon heut morgen, was er meinte, als er die Parole ausgab: Kremmen! Ließ auch zwei Schwadronen aufſitzen, ohne daß ich's ihm geſagt, und vorantraben!“

„Das wird auf die Herren Prälaten, Junker und Bürgermeiſter in Brandenburg einen guten Eindruck machen, wenn die vorankommen!“ erwiderte Burgsdorf. „Ob's ihm recht iſt?“

„I, was man recht thut, Konrad, billigt er immer,“ ſagte der Oberſt, „mit Befehl oder ohne! Und wenn er ſie nicht ordentlich faſſen wollte, hätte er nicht all das Brimborium eben mit uns oben gemacht. Das thut er ſonſt nicht. Iſt ein verwünſchter Nebelmorgen!“

In der That lag es dick und grau drüben an der Spree und an den Wieſen entlang und gegen den Tiergarten hin.

Burgsdorf aber liebkoſte einen ſeiner Piſtolenhalfter, in dem wohl keine Waffe, ſondern eher ſeine lange, dickbäuchige Ungarweinflaſche ſteckte und meinte: „Gibt einen ſchönen Ritt und einen gottgeſegneten Durſt, Sparre — haſt' auch eine bei dir?“

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Voran ritten die Leibtrabanten. Dann kamen ſechs berittene Pagen, denen die kurfürſtlichen Bereiter zu Pferde mit elf ſchönen Handpferden folgten. Hinter dieſen einige Pauker und berittene Schallmeier; dann der Hofmarſchall Romſtein vor dem Kurfürſten, welcher den Fürſten von Deſſau und den holländiſchen Geſandten neben ſich hatte. Hinter dem Fürſten ſchloſſen die Oberſten und Offiziere hart auf, und den Schluß machte der übrige Hof.

Man ſah ſchon an der ſtattlichen Suite, daß der Herr eine Haupt- und Staatsaktion für den heutigen Tag ins Werk zu ſetzen gedachte.

— — — — — — — — — — — —

Als in Stadt Brandenburg die Schwadronen einrücken wollten, hatte die Miliz am Thor freilich die gute Abſicht, das Gatter zu ſchließen, allein der Herr Stadtſergeant wagte nicht recht, es auf ſeine eigene Fauſt zu thun. Er bat den Rittmeiſter von Mörner, der die kurfürſtliche Truppe führte, zu warten, er wolle den Stadthauptmann oder den Rottmeiſter fragen. Der von Mörner aber erwiderte gemütlich, das könne er ſelber beſorgen und ließ mit „Marſch, Marſch!“ ſeine Blauen avancieren, ſo daß die Bürgermiliz zur Seite ſpringen mußte, um nicht überritten zu werden.

Mit klingendem Spiel, Pauken und Trompeten voran, ritt Mörner, den blanken Pallaſch in der Fauſt, durch die ſtillen Straßen vor das Rathaus, wo die Stände eben auseinander gehen wollten, und nahm dort Aufſtellung.

Dort trat ihm der Stadthauptmann entgegen, der eilig benachrichtigt worden war, und fragte nach der Neuigkeit.

„Des Kurfürſten Gnaden kommen ſelber,“ berichtete der Offizier, „mit dem ganzen Hof und großem Gepränge. Er muß alsbald heran ſein, denn Ihr wißt, der Fürſt reitet ſchnell. Er will mit dem Landtag reden. Ich möchte aber zuvor um etwas Futter für die Pferde gebeten haben, ein paar hundert Metzen Hafer, denn es iſt in einem ſcharfen Ritt hergegangen und geht auch heut wohl noch wieder zurück. Und etliche Quart Bier thäten meinen Leuten auch gut, kurfürſtliche Kammer zahlt alles — oder auch nicht!“ ſetzte er in ſeinen Schnauzbart hinzu.

Der Stadthauptmann verſprach in ſeiner Beſtürzung alles.

Da kam der Landmarſchall eilig die Treppe herunter und fragte nach haſtiger Begrüßung: „Mörner, was ſoll's?“

„Weiß nicht, Schulenburg. Aber wenn du neugierig biſt und etwas merken willſt, ehe er ſelbſt dir's ſagt, dann frage mich nach der Parole, die er heut morgen ausgegeben hat!“

„Nun?“

„Kremmen!“ ſagte Mörner und ſah den andern bedeutungsvoll an. „Und wenn du noch was hören willſt, ſo horche mich aus nach den Geſprächen, die er heut morgen mit allen hatte, als er reiſefertig den Saal durchſchritt!“

„Nun, was?“ drängte der Marſchall, denn man hörte ſchon die kurfürſtlichen Spielleute von weitem.

„Er ſtellte uns alle auf die Probe und fragte den und den: ‚Wenn wir nun heut fechten müſſen?‘“

„Und die Antworten, Mörner?“

Statt jeglicher Weiterrede wendete der luſtige Offizier ſich zu ſeinen Blauen und rief mit heller Kommandoſtimme: „Blank die Wehren!“ worauf zweihundert Klingen raſſelnd vom Leder in die Luft fuhren — denn der Kurfürſt kam eben auf den Platz geritten. Mörner ſalutierte dem Marſchall mit dem Degen und zwinkerte ihm bedeutungsvoll mit den Augen zu, was ſich der Herr von Schulenburg ganz recht in die Worte auslegte: „Um Chriſti willen, macht gute Miene zum böſen Spiel. Es heißt heut bei ihm biegen oder brechen!“

Der Marſchall trat in das Haus zurück, bat die Herren zu bleiben und erſchien alsbald mit einer Abordnung, den Fürſten zu begrüßen.

Als Friedrich Wilhelm die Dragoner Mörners ſah, wendete er ſich fragend zu Sparre um.

Der ritt raſch heran und meinte: „Euer Gnaden, ich hab's um des Eindruckes willen gethan!“

Der Fürſt erwiderte: „Wenn du ſie nur nicht damit rebelliſch gemacht haſt!“

Burgsdorf aber, deſſen Piſtolenhalfter leer war — er hielt ſich mit ausgetrunkenen Flaſchen nicht gern lange auf — ſagte fröhlich: „Seht Ihr, Durchlaucht, dieweil Ihr uns mit dem Wort vom Fechten erſchreckt habt!“

— — — — — — — — — — — —

In der Sitzung erwies es ſich, daß der weiſe Fürſt ſeine Mittel richtig gewählt. Er hatte bei den Beziehungen ſeiner märkiſchen Offiziere zu denen vom Adel angenommen, daß ſeine verfänglichen Fragen den Herren in Brandenburg wohl zu Ohren kommen, und daß ſie angeſichts ſolcher äußerſten Entſchloſſenheit ſicher nachgeben würden. Es war ein diplomatiſches Verfahren, wie er es liebte und ähnlich auch einmal gegenüber ſeinem Kammergericht anwendete. Als dieſes nämlich einſt bei ihm in den Verdacht eines ungerechten Spruches gekommen, ließ er im Seſſionszimmer ein bedeutungsvolles, altes Bild aus ſeiner Gemäldeſammlung aufhängen; ſelbiges ſtellte den Perſerkönig Kambyſes dar, der einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt — eine Allegorie, die den Richtern heilſam in die Glieder gefahren ſein ſoll. Das Bild wurde erſt entfernt, als es ſich erwies, daß das Gericht diesmal fälſchlich beſchuldigt worden.

Der Fürſt trat in königlicher Haltung mit Johann Georg und dem Holländer in den Sitzungsſaal, hinter ihm ſeine Räthe Schwerin, Matthias, Seidel, Kohl und die anderen, danach in vollem Waffenſchmuck die Oberſten und Offiziere, der Hofmarſchall und die Hofſtaaten — eine ſtaatliche glänzende Verſammlung, die ein volles Gegengewicht zu der Ständeverſammlung bildete.

Der Marſchall von Schulenburg führte ihn zu dem erhöhten Stuhl an der Tafel, auf dem er ſelbſt vorher dem

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Verkündigung bei den Hirten. Radierung von Rembrandt.

Landtage präſidieret, und der Fürſt begrüßte mit gnädigem Kopfnicken einen nach dem andern, indem er die Blicke langſam rund gehen ließ.

Dann nahm er ſtehend das Wort und gönnte den Herren in ſeiner Anrede alle Titulaturen, darauf die vom Adel, von den Domkapiteln und die Bürgermeiſter irgend Recht und Anſpruch hatten. Seine Stimme war ruhig-feſt, nicht, als hätte er eben den Ritt von ſo vielen Meilen gemacht; die Herren wunderten ſich ſogar über den milden Ton darinnen, da ſie zugleich doch die Hufe der Dragonerpferde unten vor den Fenſtern ſcharren hörten. Aber ſie hatten die Empfindung von ſeiner Ruhe, daß ſie wie die eines guten Pferdes ſei, das im Anfang Kraft und Lungen ſchont, um, wann nötig, beide um ſo ſtärker einzuſetzen.

Der Kurfürſt ſprach nun von den traurigen Schickſalen des Landes im Kriege, den ſie alle durchgemacht, und wie die Regierung damals infolge der Kränklichkeit und Gemütsart ſeines Herrn Vaters doch wohl oft nicht entſchieden und entſchloſſen genug die Unfälle abgewehrt. Das billigten die Herren vollkommen.

Darum ſei, fuhr er fort, im Frieden zu Osnabrück und Münſter die territoriale Hoheit und Souveraineté der Landesfürſten ſtärker betont worden, denn ſeinem Herrn Vater ſeien von oben her und unten her die Hände gebunden geweſen.

„Deswegen" — jetzt wurde die Stimme des Herrn voll und majeſtätiſch — „will ich in meinen Staaten eine andere Souveraineté etablieren, als ſie im alten Reiche ermöglicht geweſen. Wir ſind in einen Schiffbruch geworfen worden, edele und getreue Herren. Das große alte und einſt ſo ſtolze Schiff, ſo barſt, das iſt das deutſche Reich! Da haben wir uns in ein Boot gerettet, das heißt Brandenburg. Dies Boot ſchwankt auf ſtürmiſchen Wogen, wird aber nicht untergehen, ſo der am Steuer Fauſt und ſichren Blick beweiſt. Und der am Steuer bin ich! Streit in dieſem Boote kann und werde ich nicht dulden, ſonſten es umſchlagen möchte. Und ſo muß der ganze Staat fortan auf Kommando und Gehorſam geſtellt werden. Alle, die es wohl meinen mit Brandenburg, ſollen ſich um mich ſammeln, ich will gern von jedem Rats anhören und annehmen — aber eine unfruchtbare Dreinrede, damit ſoll man mir in Zukunft nicht kommen. Im alten Lande hat der Adel ſeine Pflicht nicht gethan und die Städte noch minder. Wenn der Feind einbrach und die Lehnsfolge aufgeboten wurde, dann ſchickten die Herren, ſtatt ſelbſt zu kommen, die untüchtigſten Leute auf abgetriebenen Ackergäulen; und der Landſturm — nun man weiß, wie er 1627 gegen die Dänen nichts ausgerichtet hat. Wenn's mit dieſen Streitkräften zum Ernſt kam, machte ihre Unerfahrenheit Land und Leute verlieren. Bei ſelbiger Muſterung brachte die Stadt Berlin 5 Pferde auf, die Stadt Cölln ihrer drei! Und von der Bürgermiliz will ich erſt gar nicht reden. Damit konnte man das Land nicht vor Feinden bewahren — und ſie nahmen uns alles!

In künftigen Zeitläuften werde ich Brandenburg ſchützen und entbinde alle Stände von der Heeresfolge. Der Adel ſoll mir die Offiziere ſtellen, die Stände ein regelmäßig bewilligtes Geld, und die Armee ſtelle ich, maße mich auch mit Gottes Hilfe an, wenn wiederum Schweden oder wer es ſei, in der Mark erſcheinen, ſie hinauszuwerfen!"

Hier machte er einen kurzen Halt, denn ein großes Staunen ging durch die Verſammlung.

„So mir aber Geld nicht bewilligt wird zu dem ſtehenden Heere, das ich brauche, um das Land zu verteidigen," ſo fuhr der Fürſt fort, „werde ich es da nehmen, wo ich es finde, und mich an keine Privilegia binden, denn Privilegia, die dem Stande nützen und dem Lande hinderlich ſind, werde ich nicht gelten laſſen, ſondern ins Feuer werfen laſſen!"

Hier brachen die Herren in ein lautes Murren aus.

„Und wer etwa beim Kaiſer klagt oder bei auswärtigen Herrſchaften und Republiken*) und zerrt unſre Landesangelegenheiten vor fremde Ohren, den werde ich als meinen Feind und als Landeshochverräter behandeln!"

Dieſer Satz kam mit vollſtem Nachdrucke heraus, und des Fürſten Stimme dominierte machtvoll die allgemeine Unruhe. Als dieſe aber in offene Rufe der Empörung ſich ſteigerte, ſtampfte Friedrich Wilhelm heftig mit ſeinem Schwert auf die Diele. Es ward wieder ſtille, eine grobe alte Stimme jedoch rief von hinten: „Dies iſt Tyranney!"

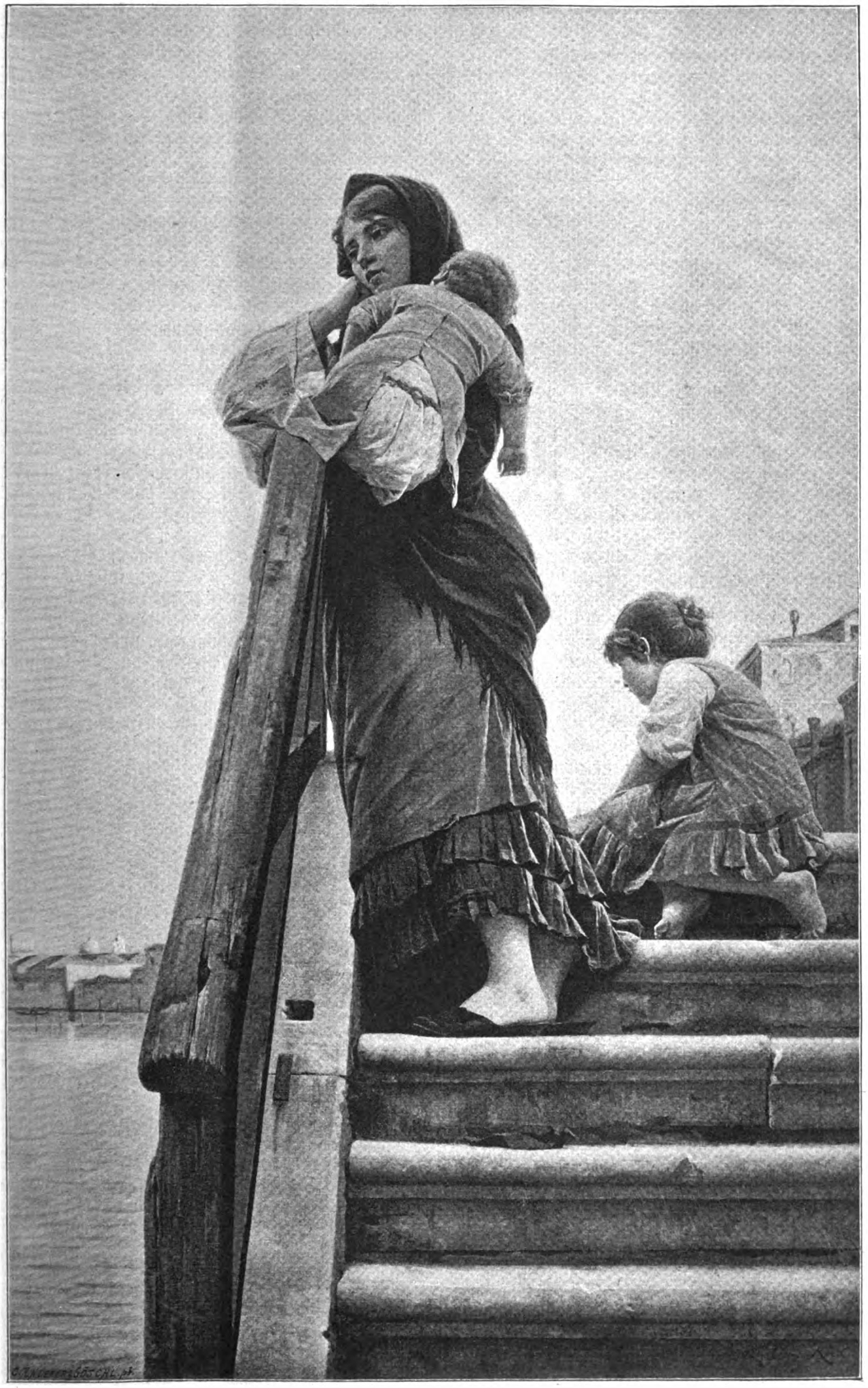
„Dies iſt Tyranney," fuhr der Fürſt fort, „damit Ordnung werde und bis Ordnung worden iſt!"

Er hatte den Sprecher erkannt — es war Joachim Friedrich von Zelen. Da ſprühten die blauen Augen plötzlich mächtig auf, und die **facies leonina**, das Löwengeſicht, blickte auf die Herren.

---

*) Wie ſpäterhin Hieronymus Roth bei Polen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der Vater kommt nicht! Nach dem Gemälde von L. Da Rios.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

„Oder iſt dies Ordnung," rief der Kurfürſt mit mächtigem Unwillen, „wenn ich einen Boten mit unwillkommenem Befehl an einen meiner Unterthanen ſende, daß man mir meinen Boten zum Trotze ſchlechtweg niederſchießt?"

Jetzt bewahrten die Herren ein vollkommenes Schweigen — es war darauf nichts zu erwidern.

„Damit man aber ſehe," ſagte Friedrich Wilhelm, „daß ich ſolche forfaits nicht mehr dulde, habe ich beſchloſſen, den freien und edlen Herrn von Zelen hier, wo ich ihn finde, feſtnehmen zu laſſen!"

Ein ungeheurer Tumult folgte dieſen Worten. Viele der Stände ſtanden auf, und der Landtagsmarſchall rief: „Dies iſt wider unſere Privilegia!"

„Es gibt keine Privilegia, die einen Mörder ſchützen!" erwiderte der Kurfürſt ruhig und feſt. „Sitzen die Herren ſtille nieder, die mit einem malfaiteur nicht gemeine Sache machen wollen und ſich in einen Landfriedensbruch verwickeln. Hier wird nur ein Akt der Juſtiz geübt werden, damit man ſehe, das Recht hat im Land Brandenburg fortan einen eiſernen Arm! Herr von Zelen, du ſollſt gewiß ſein, ein gerechtes Gericht zu finden — ſperre dich nicht, wenn ich dir raten darf!"

Auf einen Wink des Fürſten wollten Götz und Lüdecke um den Tiſch gehen, den Ritter von Zelen feſtzunehmen, allein Friedrich Wilhelm ſchüttelte den Kopf und befahl: „Hans Georg von Zelen, geh und nimm deinen Oheim feſt!"

Ein eiſiges Schweigen herrſchte plötzlich im Saal. Aller Blicke richteten ſich auf den jungen Zelen, der bisher ſtille in der Gruppe der Räte hinter dem Fürſten geſtanden.

Joachim Friedrich der Onkel war von der Tafel aufgeſprungen und gegen die Saalecke hin zurückgewichen, vor ihm hatten ſich einige ſeiner Freunde zu einem feſten Wall geſammelt. Dieſe Herren ſtanden, erwartungsvoll die Hand am Degen, wie wenn ſie einen Angriff mit Gewalt abwehren würden.

Der Fürſt blickte ruhig vor ſich hin, als hege er keinen Augenblick Zweifel, daß ihm gehorſamt werden würde und als habe er eben etwa ein Glas Waſſer befohlen. Als er aber den Tritt des jungen Zelen nach einer kurzen Weile Wartens noch nicht hörte, wendete er langſam das Haupt nach dieſem um.

„Und wenn dieſer nun mein leiblicher Vater wäre, und es ginge aufs Schafott," ſagte er mit gedämpfter Stimme zu Hans Georg, „und ich wäre an deiner Statt, ſo würde und müßte ich es thun!"

In der tiefen, ſchweren Stille hörte man dieſe gedämpfte, ruhige Stimme bis in die letzte Ecke des Saals, und ſie ging durch jedes Herz.

„Disciplin, jetzt und allezeit!" fügte der Fürſt hinzu und ſchlug leicht mit der Hand auf den Eichentiſch.

Da löſte ſich Hans Georg in der ungeheuren Spannung aller Anweſenden aus der Gruppe der kurfürſtlichen Beamten, ſchritt, einige Zoll höher anzuſchauen, als ſonſt, mit feſten ſporenklirrenden Tritten, deren man jeden einzeln hörte, um den langen Tiſch, der in Hufeiſenform aufgeſtellt war, auf das Häuflein der Herren zu, die ſich um ſeinen Oheim geſchart. Er wußte, daß ſeines Fürſten Auge ihm folgte.

Die Herren wichen vor ihm auseinander, denn in ſeinem entſchloſſenen Antlitz und hallenden Gange war etwas wie Brandenburgs Zukunft, das ſie übermochte. Er zog den Degen und ſagte: „Joachim Friedrich, du biſt verhaftet!"

In dieſem Augenblick kam vom Tiſche her die laute helle Kommandoſtimme des Kurfürſten: „Es iſt gut! Zelen, gibſt du dich nach dieſem freiwillig?"

Der alte Joachim Friedrich blickte ſtumm den Fürſten an und ſeinen Neffen und die Herren, welche in unſicherer Haltung warteten; dann kam ein dumpfer Laut aus ſeiner Bruſt, der ſeltſam an der Wand der Halle widerdröhnte — er zog langſam ſeinen Degen aus dem Leder, faßte die Waffe mit beiden Fäuſten um Griff und Klinge und drückte ſie auf ſein Knie, um ſie zu zerbrechen und um dem Fürſten die Stücke vor ſeinen Tiſch zu werfen.

Allein die Kraft des Mannes war in dieſem Augenblick von ihm gewichen, der Stahl bog ſich und brach nicht, und Friedrich Wilhelm rief mit ſeiner gewohnten Geiſtesgegenwart: „Recht ſo, Zelen — biegen, nicht brechen! Komme her und mach deinen Frieden mit Uns. Da ſei Gott vor, daß ich den Degen auch nur eines meiner Edlen zerbrechen laſſe!"

Der alte Ritter hielt inne und ſah ſeinen Fürſten groß an — wieder folgte eine kurze Pauſe der Erwartung.

Dann nahm Hans Georg ſeinen Oheim feſt um den Arm und führte ihn, der willenlos mit ihm ging, vor den Tiſch des Herrn.

„Erkennſt du, daß du geſetzlos und unrecht gehandelt?" fragte Friedrich Wilhelm, die leuchtenden Augen in dem freudigen Heldengeſicht feſt auf die des Ritters gerichtet.

„Ja, Herr!" ſagte Zelen langſam und wie unter Zwange. „Der Bote hatte keine Schuld!"

„So bitte um gnädige Buße!"

„Was ſoll ich thun?"

„Du wirſt ihm ein Schmerzensgeld zahlen, in den Vergleich mit Stadt Cöllen willigen und dich mit den Wedigen vertragen. Darnach gehſt du ein Jahr nach Peitz auf Feſtung. Und dann kommſt du zu mir nach Berlin — ich habe dir ein Amt bei Hofe zugedacht. Du biſt ein großer Waidmann, und ich gebrauche einen Oberjägermeiſter. Da iſt meine Hand, Zelen!"

Der von Zelen — verſtört und voll Staunen über ſich ſelbſt — ſchlug ein, und der Fürſt entließ ihn.

Nach dieſem Zwiſchenfalle war die Stimmung im Saale eine ganz andere als zuvor. Friedrich Wilhelm gab Mörner leiſe den Befehl, die Mannſchaften unten abſitzen zu laſſen und Roß und Reiter auf ein paar Stunden bei den Bürgern einzuſtellen — es ginge zur Nacht mit Fackeln heim.

Die verſammelten Stände der Mark waren dem Herrn mit einemmale zu Willen. In Vertrauen und gemeinſamer Beratung ward alles beſchloſſen und bewilligt, und die Grundſätze des neuen Regiments, das der Fürſt verkündete, fanden Zuſtimmung, wenn auch manchem derer vom Adel dabei etwas beklommen zu Mut war. Auf die Sitzung folgte ein Bankett, das der Rat von Alt- und Neuſtadt Brandenburg gab, und an dem der Fürſt teilnahm. Es wurde dabei ſcharf getrunken, und Friedrich Wilhelm, der ſonſt nüchtern lebte, gab um der Gelegenheit willen jedem mannhaft Beſcheid. Bei ſeiner unverbrauchten Kraft fanden die von der Ritterſchaft ihren jungen Herrſcher auch da tüchtig.

Beim Nachtiſch ſagte der Berliner Bürgermeiſter Johann Tieffenbach, der nachdem der treueſte Diener des Fürſten geworden iſt, treuherzig über den Tiſch, als er ſeinen Becher dem des Herrn entgegentrug: „Gnädigſter Herr, Ihr ſeid ein Tyrann — aber die Kränke über mich, ſo ich nicht beide Hände für Euch ins Feuer lege!"

„Folge mir," entgegnete der Kurfürſt, „und es ſoll aus meiner Tyrannei eine edle, chriſtliche Freiheit ſprießen!"

IX.

Der Brand im Wedigenſchen Hauſe war ohne große Mühe gelöſcht worden. Frau Eliſabeth, in der vollen Erregung ihres Gemüts, griff mächtig an und war der beſte Brandmeiſter. Betten und Täfelung ſamt den anſchwälenden Deckenbalken waren bald ausgegoſſen und gelöſcht, und die Nachbarn, die auf Adrianes „Feurjo" mit Kannen und Eimern zu Hilfe gekommen, durften, mit einem Trunk Hausbräu erquickt, wieder heim gehen, Mauritz, Straube, Reichard und die Bergemanns ſamt dem Geſinde.

Danach aber ſaß die ſtarke Frau atemlos und ganz vernichtet über Adrianes Gewaltthat bei ihrem Schwieger Adam, um ſich Mut und Zuverſicht für die Zukunft einflößen zu laſſen.

Adriane war mit nichten in die Alte Leipzigerſtraße gegangen, vielmehr waren ihre Füße auf dem Hundemarkt bei

Sankt Peter ſchon ins Stocken geraten. Da trug ein Eckhaus im Schatten des Kirchenbaues den ſchönen Vers: „Herr, nach dem Gewitter läſſeſt Du die Sonne wyder ſcheinen und nach dem Hewlen und Weynen überſchitteſt Du uns mit Frewden!“

Adrianes Augen fielen darauf, und ſie wandelte langſam weiter, in ihrem Gemüte erquickt, heimatlos, aber ſorglos und ohne Gedanken, die Brüderſtraße hinunter, wußte nicht, wohin.

Es lebt im Menſchen, auch im harmloſeſten, ein verzwickter, verſtockter Schelm, der ohne Grübeln und deutliches Wiſſen uns ſtille führet, wohin er mag, wie das Daimonion des Sokrates. Dieſer Schelm kannte die Uhr wohl und lenkte der jungen Obriſtinwitwe Schritte, ohne daß ſie davon merkte, die Straße, durch welche um dieſe Zeit einige kurfürſtliche Beamte vom Schloſſe herunter kamen, um zu Tiſche in ihre Häuſer zu gehen, ſo der Junker von Zelen in das Zelenſche Haus auf der Leipzigerſtraße.

Es iſt mit nichten wahr, daß Adriane dem Zelen in den Weg lief. Ein ſchlaues Teufelchen gängelte ſie.

Und da ſchritt der würdige Junker an den Bogenlauben der Häuſer daher, und Adriane flüchtete unter das Gewölbe, um nicht geſehen zu werden, was ſie doch heimlich begehrte.

Zelen aber trat heran, denn er hatte von weitem kupferrot quellendes Haar unter der Haube erkannt, und grüßte ſie ehrbarlich unter der Laube, wo ſie ausgelegte Keſſel betrachtete.

Da ſagte ſie ihm, daß es daheim brenne, ſie hätte angezündet, um frei zu kommen, denn Eliſabeth habe ſie unter Schloß und Riegel gelegt; und der Ratsherr ſchicke ſie zu des Junkers Schweſter, dem Fräulein Nymphe, mit Gruß und Bitte um Herberge. Maßen ſie aber das Fräulein nie geſehen, habe ſie es nicht gewagt.

Dem Junker ging aus dieſem Feuerlein eine helle Freudenſonne auf. In ſtillen Gedanken hatte er Mittel geſucht, Adriane mit Gewalt aus der Roßſtraße und dem Hauſe der Dienſtbarkeit zu entführen, um das er oft abends ſtrich.

„Hat Euer Großvater Adam ſcharfe Augen?“ fragte er unvermittelt.

„Das eine iſt ſchwach — mit dem anderen aber zählt er die Wildgänſe im Keil, wenn er auf Dänsdorf iſt!“ erwiderte Adriane.

„Ich meine,“ ſagte der Junker ein wenig verlegen, „er hat mich wohl hin und wieder geſehen, wenn mich in letzten Zeiten mein Weg die Roßſtraße hinabführte. Und wenn er ſo ſcharfe Augen im Angeſicht hat, mag er auch wohl die Gedanken in meinem Haupte gezählt haben, liebe Adriane!“

Und dann fing der Junker ſchrecklich an zu lügen; daß er ins Schloß überſiedeln müſſe und ſeine Schweſter Nymphe doch nicht allein ſein ſolle, und er möchte gern eine gute und fromme Geſellſchaft für ſie finden, und der alte Herr Wedigen meine das ſicher auch, habe alles von weitem geſehen mit ſeinem ſcharfen Auge — item, Adriane müſſe mit Nymphe in der Leipzigerſtraße wohnen. Sie ſolle gewiß ſein, daß er ſie nicht mit öfterem Vorſprechen behelligen wolle. Es ſeien oben neue Zimmer hergerichtet im Schloß, im vierten Tabulat, wo man die Erker zu Stüblein für junge Herren und Hoffräuleins ausgebaut. Dort werde er fortan wohnen müſſen, ſamt ſeiner Schweſter Meluſine, die auch da Quartier gefunden.

Danach bot er Adriane ehrbarlich den Arm und führte ſie durch die Gertraudtenſtraße und über das Waſſer ſeiner Schweſter zu. Sie ging aber ganz verſchlagen vor Freude über das Glück neben ihm und redete nichts, nur ſorgte ſie, ob er wohl die Verwüſtung unter der Haube ſehen könne, die die Schere in ihren roten Locken angerichtet. Und einmal zwickte ſie ſich in das Handgelenk, weil ſie meinte, ſie müſſe träumen, und es könne doch nicht ſein, daß ihr Geſchick ſich ſo gewendet.

Nymphe erſchrak wohl, als ihr Bruder eine Fremde brachte, erkannte ſie aber an dem roten Golde um Schläfen und Hals und Wangen; manchmal hatte ihr Hansjörg in Gedanken geſeſſen und plötzlich von Adriane Wedigen angefangen, oder aber von Adriane Wedigen angefangen und dann in Gedanken geſeſſen, und Nymphe hatte ſich dann ihr Verslein daraus gereimt.

Sie betrachtete Adriane mit Neugier — aus lieblichem, verhärmtem Angeſicht blickten zwei wunderſchöne Augen ſie an, baten um Liebe und hatten ſo einen tiefen Glanz, der treue, ſtarke Neigung verhieß, ſo ſie Herzen fände.

Da verſtand ſie, was Hans Georg ihr von ſeinem Renatus erzählt, daß der — ſo er doch ſtreng mit Adriane ſein zu ſollen vermeinte — bisweilen heimlich ging und das gefangene Schweſterlein herzte. Sie ſuchte ſich mit den Augen die Stelle auf Adrianes fraulichen Lippen, wo ſie dachte, Renatus habe ſie geküßt, nahm ſie an der Hand und küßte ſie dorten herzlich.

Nun ſtand Hans Georg, nickte ihr dankbarlich zu und fürchtete ſich, daß ſeine Lügen ans Tageslicht kämen, hob dann aber mit keckem Mut an und ſagte auch ſeiner Schweſter, er ſolle auf des Herrn Gebot in das Schloß überſiedeln und Adriane müſſe ihr zur Geſellſchaft im Hauſe wohnen.

Indem kam draußen die Frau Kurfürſtin mit Meluſine daher geritten, war in Schöneberg geweſen, nach dem Hopfenbrechen zu ſehen auf ihren Hopfenkaveln, ließ ihr Roß durch den Kot auf den Bürgerſteig treten und klopfte von außen an das Fenſter, wie ſie öfter beim Vorbeireiten that, um einen freundlichen Gruß hineinzurufen.

Im Nu waren Hans Georg und Nymphe auf der Straße.

„Was habt Ihr für ein ſchön rothaarig Kind in der Stube?“ fragte die hohe Frau, die ſehr klare Augen hatte, und zudem waren Nymphes Fenſterſcheiben blink und blank, daß man vom Sattel wohl ins Zimmer ſehen mochte.

Aber die Fürſtin hatte auch ein gut Gedächtnis.

„Iſt das nicht Adam Wedigens Enkelin?“ fragte ſie weiter. „Wie kommt die hierher?“

Sie ſah von Nymphe auf Hans Georg, denn der ward über und über rot.

„Ei, ei,“ drohte ſie, „das geht wohl über Kreuz zwiſchen den Zelen und den Wedigen? Der Junker und die junge Obriſtin, mein wildes Fräulein Meluſine und der zahme Diplomat Renatus . . .“

Sie brach ab, denn nun ward wieder Meluſine blutrot und ihre Schweſter Nymphe wachsbleich.

Die hohe Frau ſah betreten von einer der Schweſtern auf die andere. Ein Schatten von Betrübnis flog über ihr Antlitz, und ſie ſagte bedauernd ſtille bei ſich:

„Oh, ſteht es ſo?“

Dann fragte ſie raſch und mit munterem Wohlwollen den Junker: „Nun, und wann ſoll Hochzeit ſein?“

„Durchlauchtigſte Frau,“ erwiderte dieſer etwas kläglich, „ich habe erſt die Braut, aber noch nicht die Einwilligung der Eltern!“

Nichts ſteht glücklichen jungen Frauen ſo wohl an, als Eheſtiften. Die Fürſtin ſagte auf der Stelle:

„Hans Georg, ich werde Eure Freiwerberin ſein — wollen wir heut Nachmittag zu den Wedigen gehen? Haltet Euch bereit gleich nach der Mahlzeit, ich ſtehle die Stunde meinem Herrn!“

Indem ſchlug es von St. Peter und vom Spittel elf Uhr.

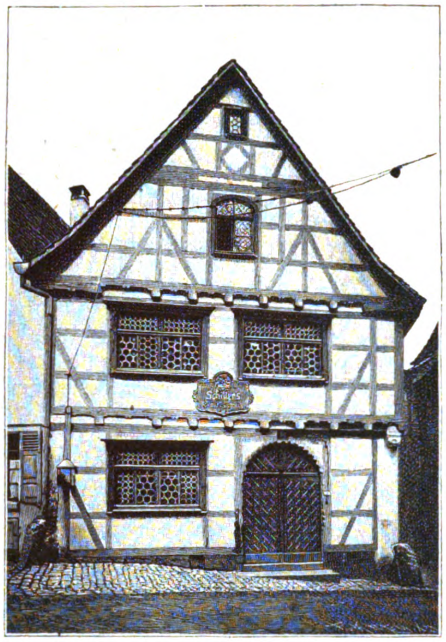
„Meluſine,“ rief Luiſe Henriette erſchrocken, „wir verſäumen die Zeit. Der Fürſt und die Suppe, die großen beiden Tyrannen, warten. Valete insgeſamt — auf zwei Uhr, Junker!“

(Fortſetzung folgt.)

Schillers Elternhaus.

Von Dr. Karl Kinzel.

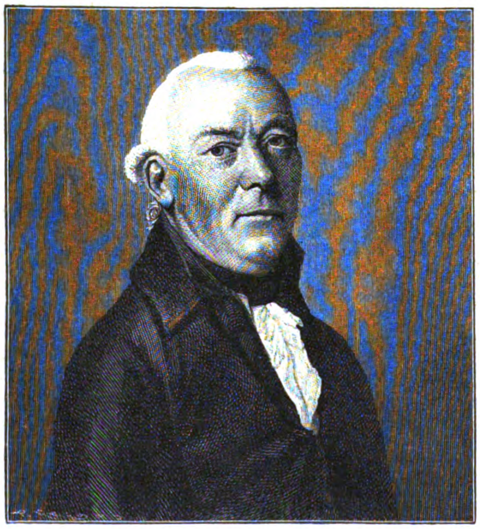
(Abdruck verboten.)



Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar. 1859 vom Marbacher Schillerverein angekauft, äußerlich wie innerlich in der Geſtalt wiederhergeſtellt, in der es war, als Schillers Eltern es bewohnten. Nach einer Photographie, welche der vom Schillerkomitee in Marbach herausgegebenen Schrift: „Marbach am Neckar, die Geburtsſtadt Fr. Schillers“ beigefügt iſt. Das Haus iſt voll intereſſanter Schiller-Reliquien

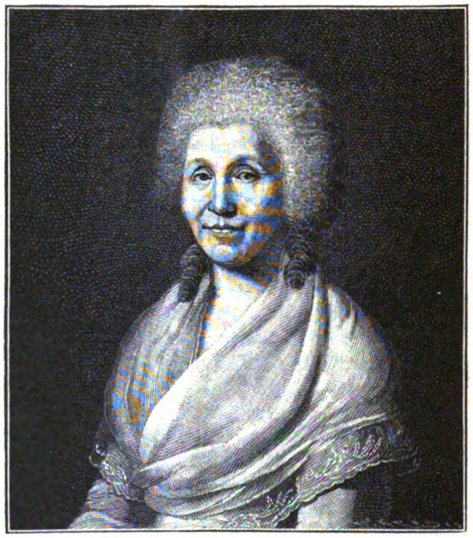
Es war im Auguſt dieſes Jahres. Von der Alpenwanderung ging es heimwärts, und vom mittelalterlichen Rothenburg zog es mich, wie ſchon früher, nach Weimar in das beſcheidene Haus, aus dem unſre ſchönſten Dramen hervorgegangen ſind. Da ſtand ich nun wieder am Fußende des Lagers, auf welchem Friedrich Schiller ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht, und blickte ſinnend in die edlen Züge der Totenmaske, deren Zeichnung an der Stelle liegt, wo ſein Haupt ſich einſt zur ewigen Ruhe neigte. Lorbeerkränze, welche ſeine dankbaren Verehrer ſtets erneuern, füllten das überaus einfache Bettgeſtell, das er in der letzten Krankheit aus der kleinen, grüngeſtrichenen Dachkammer nebenan in ſein ſchlichtes Arbeitszimmer hatte tragen laſſen. Das war mir ein Bild ſeines arbeitsreichen und entbehrungsvollen Lebens, das ja nur 46 Jahre währte. Not und Lorbeeren, Schlichtheit und höchſter Idealismus wunderbar gepaart, — ſo iſt er der Typus unſers alten Deutſchtums, ſo iſt er der Liebling ſeines Volkes, und er wird es bleiben, ſo lange deutſche Treue hält. — Einfach wie ſein Sterbebett war ſeine Wiege, wie das Wohnhaus des weltberühmten Dichters, Profeſſors und geadelten Hofrats, ſo das Häuschen in Marbach am Neckar, wo er das Licht der Welt erblickte. Grade zehn Jahre vor Friedrichs Geburt hatte hier der Vater Johann Kaſpar, eines Bäckermeiſters Sohn, als Chirurg ſeinen Hausſtand mit Eliſabetha Dorothea Kodweiß, der Gaſtwirtstochter, begonnen. Viel Raum brauchten ſie nicht, um ihren Hausrat unterzubringen, von dem uns ein Verzeichnis erhalten iſt. Denn an Möbeln brachte die junge Frau nur zwei ohngelehnte Seſſel, 2 Stühle, einen Tiſch von hartem Holz, eine gut gehimmelte Bettlade, zwei Kleiderkaſten, ein Friſur und eine Hang-Wiegen ſamt dem Bank, ſo noch anzuſchaffen; außer Betten und Leinenzeug, Hauben und einigem Granatſchmuck nur vier Paar weiße baumwollene und ein Paar Winterſtrümpfe mit, und was der Vater hatte, war — außer dem neuen ſtahlfarben tüchenen Rock, einem ſilberbeſchlagenen Stock, dem bordierten dreieckigen Hut, ſeidenen Strümpfen und feinem Manchettenhemd von holländiſchem Tuch — auch nicht gar viel. Aber das beſte Heiratsgut trugen beide in ſich, echte deutſche Frömmigkeit und unermüdliche Thatkraft. Und aus dieſem zog der Knabe, der am 10. November 1759 dem nunmehrigen württembergiſchen Leutnant geboren wurde, ſein beſtes Teil.

Die Erziehung fiel naturgemäß zunächſt ausſchließlich der Mutter zu, in deren Bildnis die Züge des Sohnes



Johann Caſpar Schiller.

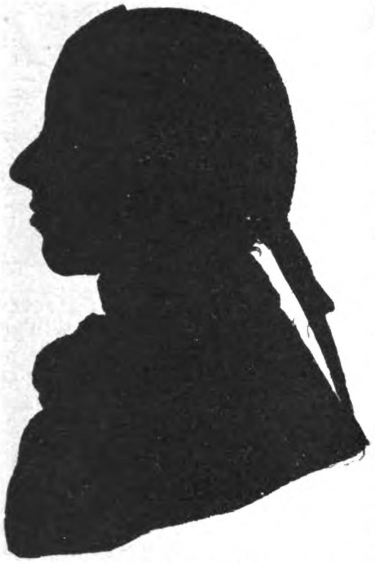
Johann Kaſpar Schiller, des Dichters Vater (1793).
Nach dem Gemälde von Ludowika Simanowitz geb. Reichenbach.



Eliſabetha Dorothea Schillerin

Eliſabeth Dorothea Schillerin, des Dichters Mutter (1793).
Nach dem Gemälde von Ludowika Simanowitz geb. Reichenbach

Unterſchriften vom 10. September 1749 unter dem „Zubringens-Inventarium“ der Ehegatten, „ohngefähr ein viertel Jahr, nachdem gedachte Perſonen ſich durch prieſterliche Hand ehelich trauen laſſen.“
Bilder und Schriftſtück im Schillerhauſe zu Marbach aufbewahrt.



Schiller als Karlsſchüler.
Nach dem Original, einem Schattenriß mit Tuſche auf weißes Papier gemalt, einſt im Beſitze des Intendanten, Oberſt von Seeger. Von ſeiner Enkelin, Frau Decan Buhn. 1892 der Königl. Bibliothek in Stuttgart hinterlaſſen.

unverkennbar ſind. Sie war groß, ſchlank, wohlgebaut, ihre Haare waren blond, beinahe rötlich, die Augen etwas kränklich; ihr Geſicht war von Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündigte eine denkende Frau an. So ſchildert ſie ein Jugendfreund des Dichters, und ein andrer bekundet ebenfalls, daß ſie ganz das Urbild ihres Sohnes war in Statur und Geſichtsbildung, nur daß das liebe Geſicht ganz weiblich milde war; nie habe ich, ſagt er, ein beſſeres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt. An Sorgen, wie ſie den Haushalt ſtandesgemäß erhalten ſollte, war ſie nicht arm, reich aber war ſie an Gottvertrauen, ebenſo wie ihr Gatte, der Mann, deſſen hohe gewölbte Stirn, lebhafte Augen und kräftig geſchwungene Augenbrauen Verſtand und Energie verraten. „Du, Weſen der Weſen,“ ſchrieb er in einem ſeiner Aufſätze (denn er war ein eifriger Schriftſteller und beſaß auch dichteriſche Gaben), „dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört!“

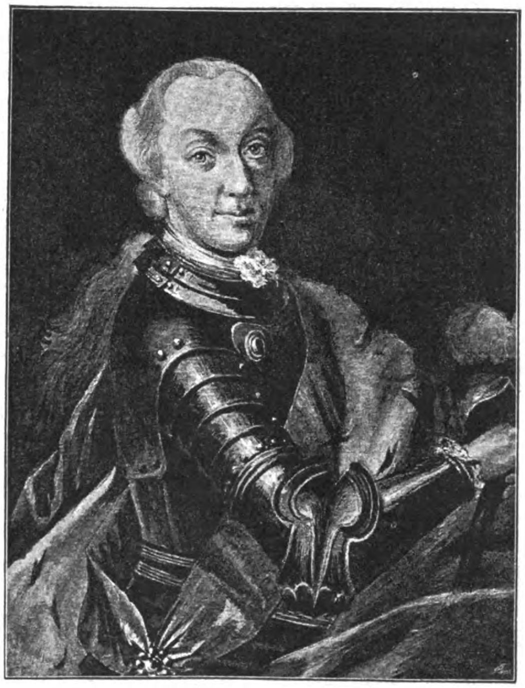
Dies war der Geiſt, in welchem das junge, ſchwäbiſche Soldatenkind heranwuchs. Unruhe und Sorge des Lebens lernte er früh kennen, aber auch all die idealen Güter, welche ſie überwinden helfen, und ſo wird es begreiflich, daß er früh den Wunſch hegte, ein Geiſtlicher zu werden, wie ſein lieber Lehrer, der Pfarrer Moſer von Lorch. Dieſen Plan hielt er auch feſt, als der Vater nach Ludwigsburg verſetzt wurde und ſo Gelegenheit zu einer geeigneten Vorbildung des Sohnes fand, obwohl auf den etwas ängſtlichen Knaben hier mancherlei Vorbilder einſchüchternd wirkten.

Da griff eine höhere Hand rauh, aber wohlwollend in ſein Geſchick, und die Umſtände machten Nachgiebigkeit unumgänglich: ſein Herzog nahm ihn in ſeine militäriſche Pflanzſchule auf. Die Abſicht des von ſchweren Verirrungen zurückgekehrten Fürſten war die beſte, und die Erziehung in ſeiner ureigenſten Schöpfung nicht die ſchlechteſte. Aber für den jungen zarten Menſchen, den wir hier im Schattenriß ſehen, der in einer Militär-Akademie gegen alle Neigung und Anlage Juriſterei und Medizin ſtudieren ſollte, diente ſie nur dazu, im Gegenſatz zu allem hier Gewollten und Erſtrebten Geiſteskräfte zu entwickeln, die bisher niemand in dem weichen und bleichen Knaben geſucht hatte, führte ſie dahin aus dem zu höfiſcher Schmeichelei gezwungenen Jüngling den himmelſtürmenden Dichter der Räuber zu machen, welcher die geknechtete und verkommene Welt an ihren Peinigern und Tyrannen rächen wollte.

Die hier beigegebenen Abbildungen entſtammen der ſoeben erſchienenen 23. Auflage der Deutſchen Litteraturgeſchichte von Dr. Robert Koenig und gehören zu den vielen neuen wertvollen Beigaben, welche das ſchöne, von ſo ungeheurem Erfolg gekrönte Hausbuch in der neuen Geſtalt bringt. Wer nur die erſten Auflagen kennt, kennt das Werk überhaupt nicht.

In den vierzehn Jahren, ſeitdem Koenig mit dieſer eigenartigen Litteraturgeſchichte ans Licht trat, die ſich nicht nur durch ihre wertvollen Reproduktionen von Handſchriften und Bildern, ſondern auch durch ihre chriſtliche Auffaſſung von allen früheren unterſchied, iſt der Verfaſſer unaufhörlich an der Verbeſſerung, Vervollſtändigung und Durcharbeitung des rieſigen Materials thätig geweſen, und von etwa 600 Seiten iſt es auf rund 1000 angewachſen, ſo daß ſeine Gliederung in zwei handliche Bände nötig wurde.

Die neueſte Auflage hat in jeder Beziehung die tiefgreifendſte Erneuerung und die reichſte Vermehrung an Raum (100 Seiten), wie an vortrefflichen Abbildungen erfahren. So ſind die farbigen Beilagen durch vollendete Nachbildungen einer Reihe der ſchönſten und wichtigſten Handſchriften, z. B. der Heidelberger Liederhandſchrift, der älteſten Eddahandſchrift (Kopenhagen), der Berliner Nibelungenhandſchrift, bereichert worden; die Bildniſſe wurden faſt um das Doppelte vermehrt und erhielten durch die Fakſimiles der Unterſchriften eine nicht unweſentliche Ergänzung. Überall wurde der bewährte Grundſatz der ſtreng ſachlichen, auf zeitgenöſſiſchen Quellen fußenden Illuſtrierung feſtgehalten. Wir begleiten die Arbeit des ehrwürdigen Verfaſſers, der die ihm durch den Rücktritt von der Redaktion dieſes Blattes zu teil gewordene Muße ſo rüſtig zu nutzen weiß, mit herzlichen Wünſchen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben.



Karl Eugen, Herzog von Württemberg.
Nach dem lebensgroßen Bruſtbild im Paradeharniſch und Hermelinmantel. Geſchenk des Herzogs an die als Sängerin ſpäter berühmt gewordene Frau Gauß, die letztlebende und ca. 1850 geſt. Karlsſchülerin. Nach dem jetzt im Beſitze des Dr. Althof in Weimar befindlichen Originalgemälde.
Unterſchrift des Herzogs unter einem Erlaß von Solitude vom 14. Auguſt 1770.
Aus dem Kgl. Archiv in Ludwigsburg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Eine alte Freundin in vierfältigem neuem Schmuck.

Die Sternbibel. J. C. Hinrichs Verlag. Leipzig. — Die Bibel mit Bildern der Meiſter chriſtl. Kunſt. Südd. Verlagsinſt. Stuttgart.
Die heil. Schrift A. und N. Teſtaments. Friedr. Pfeilſtücker. Berlin. — Die Kaiſerbibel. Neues Teſtament. Max Paſch, Berlin.

Von D. Emil Frommel.

„Gib mir das Buch,“ ſagte der ſterbende Walther Scott zu ſeinem Sohne. — „Welches, Vater?“ — „Es gibt nur ein Buch, das dieſen Namen verdient, gib mir die Bibel.“ Goethe aber nennt ſie einen „Jungbrunn, aus dem jedes Geſchlecht ſich wieder verjüngen könne.“ Gewiß, zwei unverfängliche Zeugen, die „einiges Litteraturverſtändnis“ aufzuweiſen hatten. Ein wunderbares Buch, dieſe Bibel: geliebt und gehaßt, verehrt und verſpottet wie kein anderes; unters alte Eiſen geworfen und doch wieder in ihrem Goldwert erkannt und hervorgeholt, zerkritiſiert und in alle Feuerretorten gebracht und immer wieder in ihrer Asbeſtnatur erwieſen; gekreuzigt, totgeſagt und am dritten Tage wieder auferſtanden, wie das ewige Wort ſelbſt. Je mehr gegen ſie geſchrieben wird, deſto mehr wird ſie gedruckt.

Ein Beweis dafür ſind nicht nur die Bibelgeſellſchaften mit ihrer Opferwilligkeit und Selbſtloſigkeit, es ſind auch die Unternehmungen der Buchhändler und Verleger, die, aus immer welchen Gründen, an die Herſtellung der Bibel im Schmuck des Bildes ein Vermögen wagen. Wäre wirklich mit der Bibel nichts mehr zu „machen“ unter unſrem Volke, hätten die Verleger nicht den Glauben, daß die Bibel noch ein trauter Freund im Hauſe, ſie würden gewiß nicht ſolch Unternehmen eingegangen ſein. Schon von dieſer Seite begrüßen wir aufrichtig die vier erſchienenen Ausgaben der Schrift. Indeſſen hat die Illuſtration der Bibel ihre eigene Bedeutung und ihre Berechtigung. Wort und Bild, Bibel und Kunſt haben von altersher einen heiligen Bund geſchloſſen. Iſt doch die Bibel ſelbſt nichts anderes als eine große Illuſtration göttlicher Gedanken, das große Bilderbuch der Kinder Gottes. Weſentlich Geſchichte, iſt ſie ſelbſt in ihrer Plaſtik der gewaltigſte, hiſtoriſche Bildſaal. Ihre Geſtalten ſind Fleiſch und Blut, in Licht und Finſternis; aber ſie ſind zugleich Spiegelbilder einer dahinter liegenden Gedankenwelt. Daher auch die nahe Verbindung der Kunſt mit der Schrift. Sie lieferte dem Künſtler die erhabenſten Gedanken in der Form lebensvollſter Geſtaltungen; der Stoff lag faſt wie geformt da. Und die Kunſt hat ihn ergriffen, und vermittelt wiederum durch das Bild dem Volke die göttlichen Gedanken. Schneller als das Wort begriff es das Bild, und noch ehe der Druck die Bibel unters Volk brachte, ging ſchon die biblia pauperum — die Bilderbibel — von Hand zu Hand. Wie die großen Meiſter der Tonkunſt die Schrift interpretieren, ſo daß wir manchen Spruch und Pſalm kaum anders als im Tone uns denken können, ſo haben's auch die Meiſter der bildenden Kunſt gethan. Auf die verſchiedenartigſte Weiſe reflektierte ſich in ihnen der Inhalt der Schrift, freilich nicht immer in keuſcher, verſtändnisinniger Weiſe. Es gibt Illuſtrationen der Bibel, die man Karikaturen des Heiligen mit Recht nennen könnte. Nicht alle Bilder „bilden,“ ſammeln und vertiefen, ihrer viele zerſtreuen und führen vom Worte und deſſen Inhalt weg.

Wir haben hier vor uns vier neue Illuſtrationen der Schrift, unter ſich ſehr verſchieden, jede in ihrer Art von hohem Intereſſe. Wir reihen ſie ohne Rangordnung nebeneinander und wollen ſie kurz charakteriſieren, ſie unſerem Chriſtenvolke als Weihnachtsgabe empfehlen.

Die „Sternbibel“ zunächſt. Ihre hervorragenden Eigenſchaften ſind äußerlich ſchon der ſchöne, wohlthuende, klare Schriftdruck, der auch dem ſchwächeren Auge keine große Anſtrengung zumutet. Aber als etwas ſehr Dankenswertes wird es jeder treue Bibelleſer empfinden, daß ihm in dieſer Bibel der Text in revidierter Geſtalt, dieſer reifen Frucht einer langjährigen Arbeit deutſcher Theologie, geboten wird. Meiſterhaft der Sprache der Gegenwart angepaßt, ohne die Gewalt lutheriſchen Ausdrucks abzuſchwächen, gibt ſie die genaue Überſetzung des göttlichen Worts nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, ohne damit eine neue Überſetzung bieten zu wollen. Die Illuſtrationen zum Alten Teſtamente ſind verſchiedenen alten und neuen Meiſtern entnommen die des Neuen Teſtamentes dem feinſinnigen Heinrich Hofmann anvertraut, der wie wenige Meiſter religiöſer Kunſt in unſeren Tagen es verſtanden hat, dem Beſchauer vornehmlich die Geſtalt Chriſti nahe zu bringen. Da iſt nichts Konventionelles, bei aller Pietät gegen die Tradition edle Menſchlichkeit, der nirgends die Aureole göttlicher Herrlichkeit fehlt. Jedes Hofmannſche Bild iſt wie eine Gewiſſensfrage ans Herz: „Was dünket dich um Chriſtum? Was iſt Er dir?“

Anders geartet iſt die von Dr. Rudolf Pfleiderer herausgegebene Bibel. Sie bietet die alte lutheriſche Überſetzung in klarem Druck, aber mit dem ganzen Reichtum der Illuſtration aus den beſten Zeiten der chriſtlichen Kunſt und den beſten künſtleriſchen Repräſentanten aller Nationen. Man könnte ſagen, daß dieſe Bibel, zugleich mit der heiligen Geſchichte, eine Geſchichte der chriſtlichen Kunſt im kleinen enthalte. Es gehörte eine doppelte Ausrüſtung dazu (die ſich nicht immer zuſammenfindet) ſolch ein Werk herzuſtellen: eine chriſtliche Durchbildung, die mit feinem Takte alles bloß äſthetiſch Wirkende, wenn auch noch ſo Schöne, von ſich weiſt und keine Konzeſſion macht, die die Hoheit und Keuſchheit der Schrift preis gibt; und auf der anderen Seite ein künſtleriſches Verſtändnis, das alle Pfuſcherei, wenn auch eine noch ſo gut gemeinte, bannt. In ſeltenem Maße finden ſich dieſe Eigenſchaften bei dem Herausgeber. Schon ſein markiges Vorwort kennzeichnet ſeinen Sinn, und ſeine Arbeit beweiſt ihn. Ein vornehmer, ſichtender Geiſt ſpricht aus dem Werke. Das iſt nicht bloß das Urteil der Theologen, die wie Prälat von Merz und Gerok der Bibel ein Geleitswort geſchrieben, ſondern was hier beſonders ſchwer in die Wagſchale fällt: das Urteil der berufenen Kunſtkritiker und Vertreter der Kunſtgeſchichte, wie Lübke u. a. Denn nicht alles, was den „geiſtlichen Herren“ gefällt, hält darum auch Stich vor der Kritik der wahrhaft Berufenen. Entſetzliche Pfuſchereien in „chriſtlichen“ Bildern (Konfirmations- und anderen Scheinen) bis herab zu den Neuruppiner Leiſtungen, ſind unter der Flagge „geiſtlicher“ Empfehlung gefahren; gewiß zum Vorteil der Verleger und zum Schaden des Volkes und der Kunſt. Darum können wir hier, geſtützt auf das Urteil berufener Fachleute, nur die lebhafteſte Anerkennung über die Auswahl, als auch über die Ausführung zollen. Mit den beſten Mitteln der graphiſchen Kunſt ſind die Blätter hergeſtellt, manche in hervorragender Schönheit, aber keines ungenügend. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn einer der Kunſtkritiker dieſer Bibel das Zeugnis ausſtellt, daß ihre künſtleriſche Ausſtattung bisher nicht erreicht ſei.

Einen völlig anderen Geſichtspunkt vertritt die in dem Verlage von Pfeilſtücker herausgegebene „Illuſtrierte Hausbibel.“ Hier liegt nicht das künſtleriſche, ſondern das belehrende, veranſchaulichende Intereſſe vor. Die Künſtler treten zurück, die Sache ſelbſt ſteht im Vordergrunde. Nicht wie ſich die Schrift reflektiert im Gemüt und in der Phantaſie des Künſtlers, ſondern in realer Weiſe mit allen Mitteln der heutigen Forſchung will dies Werk in ſeinen Bildern die Schrift illuſtrieren. Alles was in Geographie, Archäologie, Numismatik, Botanik 2c. in den letzten Jahren mit Bienenfleiß zuſammengetragen worden über Land und Leute der heiligen Schrift, was irgendwie zum Verſtändnis des Bodens dient, auf welchem die heilige Geſchichte, ſei es in Aſien oder Ägypten, in Griechenland oder in Rom, ſich bewegte, iſt hier mit Hilfe der Photographie und Zinkographie und aller anderen techniſchen Erfindungen in den Text geſchloſſen — eine ſchweigende und doch beredte Auslegung des Wortes. Mit erſtaunlicher Mühe ſind die Grundlagen dieſer Veranſchaulichungen zuſammengeſucht. In wie vielen ſolcher Dokumente liegt eine lapidare Rechtfertigung der viel angefochtenen Bibel! Man könnte dies Werk eine kleine Apologie der Schrift nennen. Darin beſteht auch ihr Dienſt, den ſie der Schrift in hervorragender Weiſe leiſtet. Von großem Werte wird gerade dieſe Bibel nicht bloß jedem Geiſtlichen ſein, ihm eine Menge Werke erſetzen, die ſein Geldbeutel nicht erlaubt anzuſchaffen, ſondern auch jedem Lehrer, der die Schrift liebt, ein willkommener Freund ſein. Einſtimmig haben die hervorragendſten pädagogiſchen Zeitſchriften und Lehrerzeitungen dies Werk begrüßt. Es ſollte in jedes Lehrers Hand ſein, der in Religion zu unterrichten hat. Das iſt aber nur möglich, wenn offiziell, auch von Behörden etwas geſchieht. Denn wenn die billigſte Ausgabe des Werkes 22 Mark 50 Pfennig koſtet, ſo iſt es doch für die größte Zahl der Lehrer ſchwer, ſich das Werk anzuſchaffen. Wer aber nur eine blaſſe Ahnung davon hat, was ſolche Herſtellung von Illuſtrationen koſtet — ja was oft eine einzige verſchlingt — weiß, daß es unmöglich iſt, die Sache billiger zu machen. Als Prämien, als Geſchenk bei Jubiläen, als Hochzeits- und Konfirmationsgabe müßte dies Werk Geiſtlichen, Lehrern und Schülern geſchenkt werden. Der Reichtum dieſes Werkes iſt erſichtlich, wenn ich noch hinzufüge, daß außer 35 Vollbildern über 1000 größere und kleinere Holzſchnitte und viele Karten, und auch eine Familienchronik beigegeben ſind. So iſt dieſe Bibel als ein Hausſchatz gedacht, an den ſich der Greis erinnert, daß er in Kindertagen darin geblättert, in Jugendtagen ſich darin belehrt und in Mannestagen daran getröſtet hat. Bemerkenswert iſt, daß dies Werk auch für katholiſche Chriſten durch den Text der kirchlich approbierten Überſetzung von Allioli zugänglich gemacht und ſowohl von Biſchöfen als katholiſchen Zeitungen anerkannt worden iſt.

Nun zu der Kaiſerbibel, einſt dem Kaiſerpaar Wilhelm und Auguſta gewidmet und von beiden mit lebhafter Anerkennung angenommen. Hier werden wir in eine andere Welt eingeführt. Verſetzt uns die letztgenannte Hausbibel in die lebendigſte treibende Gegenwart mit den Errungenſchaften ihrer Forſchungen — hier ſind wir wie in ſtiller Kloſterzelle des Mittelalters, unberührt vom Lärm und Streit der Tage. Trat uns in den andren Bibeln die Illuſtration als Schwarzdruck entgegen: klar, aber auch zuweilen kalt — hier kommt die lebenswarme Farbe zur Geltung. Was ſtill, liebend in den Gegenſtand verſunken, ein Mönch des Mittelalters in Jahren mit unſäglicher Mühe gemalt, was nur dem Kloſter, Königen und Fürſten und reichen Beſitzern zugänglich war, iſt nunmehr möglich geworden, jedem zu vermitteln. Die hohe Vollendung der Kunſt des Farbendrucks hat es ermöglicht. Mit das beſte hat ſeit lange die Firma Greve (Max Paſch, Berlin) geleiſtet.

Der leitende Gedanke war: aus den reichen Schätzen der kirchlichen Ornamentik und Miniaturmalerei, den Pergamenthandſchriften namentlich (der Hamilton'ſchen Sammlung), durch tüchtige Maler, Zeichner und Kalligraphen ein Werk herzuſtellen, das die Bibel im farbigen Schmuck der Initialen und Ornamente des Mittelalters uns wiedergäbe. Dem Dr. Springer, als einem berufenen Kenner, war die künſtleriſche Leitung des Unternehmens unterſtellt.

Der Text iſt in edler, gotiſcher Schrift gedruckt, mit reichen Initialen, die wie eine Ouvertüre, teilweis ſchon den Inhalt des Kapitels geben, verſehen; die Ränder in prachtvoller Gotik zum Teil in vierfarbigem Buntdruck ausgeführt mit ſinnigen Spaltenleiſten und Schlußverzierungen — ſo liegt das eigenartige Prachtwerk vor uns. Es iſt nicht jedermanns Sache, ſolch ein Werk zu verſtehen oder zu genießen. Dazu gehört ſchon ein ſinnig kindliches Gemüt, wie's eben die Alten gehabt, eine kirchliche Anſchauung und ein gewiſſes, ich möchte faſt ſagen „myſtiſches Etwas," das ſich in die Stille taucht. Es iſt ein „ſchönes Werk" ähnlich dem der Maria, die das Nardenglas ſchweigend über den Erlöſer gießt. Daß etliche Jünger darum auch hier, wie einſt dort, ſprechen werden: Wozu dieſer Unrat?" darf uns nicht ſtören. Schön bleibt eben doch ſchön, eine ſolche ſtille Huldigung der Kunſt will verſtanden ſein. Es war vorauszuſehen, daß dies Werk ſchwer aufkommen werde gegenüber den ſo viel leichter verſtändlichen Illuſtrationen, und ohne große Opfer nicht in ſeinem ganzen Umfange könnte vollendet werden. So iſt zunächſt das neue Teſtament fertig. Solch große Werke, die zugleich Meiſterwerke und Vorbilder für das Kunſthandwerk ſind, müſſen die Unterſtützung des Staates oder reicher Mäcene haben. Aber die Leute, die Geld haben, haben meiſt keinen Sinn, und die Sinn haben, haben kein Geld. Hat aber jemand etwas zu ſchenken, und will er eine „königliche" Gabe ſtiften, ſei's in einer Kirche oder ins Haus — dann ſchenke er die Kaiſerbibel. Fragſt du mich aber, welche von den vier Bibeln ich beſitzen möchte, dann ſage ich in edler Beſcheidenheit: „Alle vier."

Alles mein!

Von Alice
Freiin v. Gaudy.

Alles, was mein glücklich Auge ſchaut,
Alles, drüber Gottes Himmel blaut,
Blick' ich in die ſchöne Welt hinein:
Iſt's nicht mein? Iſt es nicht alles mein?

Was entzückt mein lauſchend Ohr vernimmt,
Vogellieder, hell und froh geſtimmt,
Orgelklang und Sangesmelodei'n:
Iſt's nicht mein? Iſt es nicht alles mein?

Was mit tiefer Glut mein Geiſt begreift,
Was die ernſte Wiſſenſchaft gereift,
Was die Kunſt geſchaffen, hoch und rein:
Iſt's nicht mein? Iſt es nicht alles mein?

Was das Herz mit warmem Hauch berührt,
Was die Menſchen zu einander führt,
Freundſchaft, Liebe, ein beglückend Sein:
Iſt's nicht mein? Iſt es nicht alles mein?

Weit, nur weit die Seele aufgethan,
Weit geſchaut auf freier Lebensbahn:
Alles, was mich freut im Sonnenſchein,
Alles Schöne dieſer Welt iſt mein!

Der Friederle der Yburg.

Von Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)

O nein, ſie ſind noch nicht ausgeſtorben, die Recken und Ritter, wie ſie im Mittelalter herumzogen, mit ihrem Thatendurſt, der lächerlichen Waghalſigkeit, das Leben für ein Nichts in die Schanze zu ſchlagen, und ihrem frommen Minnedienſt.

Dem Friederle von der Yburg zum Beiſpiel ſtand zu ſeinem Ritterruhme weiter nichts im Wege, als daß er ein wenig zu ſpät auf die Welt gekommen war. Denn wer ihn ſo daher ſchreiten ſah, mit ſeinen ſäbelkrummen Beinchen gar wuchtig auftretend, in der Hand einen Prügel, den er in der Vorahnung kühner Abenteuer laut krähend über dem Haupte ſchwang, dem konnte es wohl durch den Sinn blitzen, ob nicht vielleicht die Seelen der einſtigen Yburg-Ritter plötzlich erwacht waren, um in des Burgvogts Jüngſtem eine fröhliche Auferſtehung zu feiern. Denn ſo ſiegesfroh war des Bürſchleins Gebaren, daß ſich die übrigen Kinder des Hauſes nur wie Vaſallen neben ihm ausnahmen, ſich gehorſam ſeinem Willen fügten und willig als Pferde einſpannen und am Zügel leiten ließen. Wenn's dann jäh den Berg hinab ging, flog der Friederle allemal kopfüber zu ſeiner Equipage heraus, da ſich dieſelbe eigentlich nur für Puppenverhältniſſe eignete und der älteren Schweſter angehörte. Aber ſo wenig der kleine Mann ſein Leben anſchlug, ſo wenig reſpektierte er das Eigentum anderer; es war alles ſein, was ſeinem Herzen wohl gefiel, und gab man ihm eine Sache nicht willig, ſo ſparte er ſich jedes Wort und machte ſich mit ſeinen geballten Fäuſtchen ans Werk. Und der Sieg war ihm immer ſicher, denn was ſollte ſie machen, die vielbeſchäftigte Burgvögtin; vom erſten ſchönen Maitag bis ſpät in den Oktober hinein kamen die Gäſte zu allen Tageszeiten aus Baden herauf, und es mußte für ſie gebacken und gebraten und eben in Gottesnamen die Erziehung verſchoben werden, indem das damit verbundene Geſchrei den Burgfrieden all zu ſehr geſchädigt haben würde.

So begnügte ſich denn die rührige Frau mit dem Wenigen, was ihr als Mutter zu thun vergönnt war; ſie wuſch ihrem Jüngſten die blauen Augen aus, bürſtete ihm das widerſpenſtige Haar ſo feſt an den Kopf, daß es klebte, und öffnete dem ungeduldig ins Freie Drängenden die Thüre. Es kam ſie freilich hart an, dem Vierjährigen ſchon die ganze Selbſtſtändigkeit eines Großen hingehen laſſen zu müſſen und ihrem Gelüſte, ihn zu herzen und zu küſſen, nicht Genüge thun zu können, denn in dieſer Hinſicht kannte der Friederle keinen Spaß und ſtieß die Hand der Mutter ebenſo energiſch von ſich wie die der Magd, die den Burghof kehrte und dem Kleinen im Vorbeigehen die Wange ſtreicheln wollte.

Nur mit einem Weſen machte er eine Ausnahme. An einer ſonnigen Stelle des Gartens ſaß der Burghund, ein altersſchwacher Pinſcher, den der Zahn der Zeit um alle Schönheit und Wohlgeſtalt gebracht; dem gab das Kind mit ſeinem Speckhändchen einen nachdrücklichen Klaps, wobei der alte Hund mit einem dankbaren Winſeln den Kleinen anblinzelte. Aber er gab ihm nicht das Geleite, da ihn, mit ſeinem Zipperlein in den Hinterbeinen und dem unzuverläſſigen Augenpaar, Abenteuergelüſte längſt nicht mehr heimſuchten. Seines Amtes als Burghund war er ſich jedoch noch recht wohl bewußt und verſah es mit einer ſo peinlichen Gewiſſenhaftigkeit, daß er nicht nur die fremden Gäſte, ſondern auch das Hausgeſinde mit lautem Gebell ankündigte, ſobald jemand des Weges geſchritten kam, ein Übereifer, der ihm den Spitznamen — der Wachtmeiſter — eintrug, und den er ſeines gediegenen Knebelbartes wegen auch recht wohl verdiente.

Inzwiſchen ſchritt der Friederle unter den hohen Buchen des Burghofes dahin, über ihm ſangen die Vögel, der Morgenwind rauſchte in den Blättern der Bäume, und hoch droben, auf dem Bergfried, flatterte die Fahne.

Das eigentliche Thatenfeld des unternehmungsluſtigen Burgritterleins war der Vorhof mit ſeinen uralten, epheuumrankten Tannen und dem von Unkraut überwucherten Brunnenſchacht, wo in einer Ecke Hunderte von Stauden ſproſſen, die ſich gar herrlich zu Peitſchen eigneten. Da war auch ein Stück Burggraben, in deſſen grünem Gewirr man ſich ſo gründlich verkriechen konnte, daß ein jeder ſeine Mühe hatte, einen wieder zu finden. Waren die größeren Geſchwiſter nicht in der Schule, gab's an dem prachtvollen Platz ein lautes Treiben und Haſchen, und die blonden Köpflein tauchten im Burggraben auf und nieder, daß es eine Luſt war.

Aber auch allein wußte ſich der Friederle ſein Daſein zu einem intereſſanten zu geſtalten. Da ſtand ein alter ausgedienter Karren mit drei Rädern und einer zerbrochenen Deichſel; auf dieſem Fuhrwerk legte das Ritterlein ſeine ſchönſten Fahrten zurück. Oben ſaß er und ſchwang ſeine Peitſche und zog an einer Schnur, die er an die Deichſel befeſtigt hatte. Und ſo ernſt nahm er's, ſo ganz war er bei der Sache, daß ihm ordentlich die Schweißtropfen von der Stirne rannen. Aber erſt wenn er gar nicht mehr konnte, wurden die feurigen Roſſe zum Stehen gebracht, und ihr Lenker kletterte auf die Erde. Er verſtand's jetzt ganz richtig auf ſeinen zwei Beinchen unten an zu kommen, freilich nachdem er den Weg ein dutzendmal kopfüber zurückgelegt hatte.

Alsdann trabte er, froh der gethanen Arbeit, in den Burghof zurück, wo allerlei Herrſchaften an den Tiſchen und Tiſchlein herum ſaßen und ſich ein ſpätes Frühſtück oder frühes Mittagsmahl auftragen ließen.

Dem Büblein waren inzwiſchen die angeklebten Blondhaare in hellen lichten Locken um den Kopf geſtiegen, und ſeine am Morgen noch friſche Schürze hing naß und klebrig an ihm nieder. Ohne die Gäſte, aus deren Mitte ihm manche freundliche Stimme ein Halt zurief, auch nur eines Blickes zu würdigen, trabte er ſchnurſtracks in die Küche, fiel nach echter Raubritterweiſe über den erſten beſten Imbiß her, deſſen er habhaft werden konnte, und lief damit davon. Ängſtliches Feſthalten an den Speiſeſtunden war nicht ſeine Sache, er wollte eſſen, ſo ihn hungerte, und nicht thatenlos am Tiſch ſitzen und ſich was vorſchneiden laſſen.

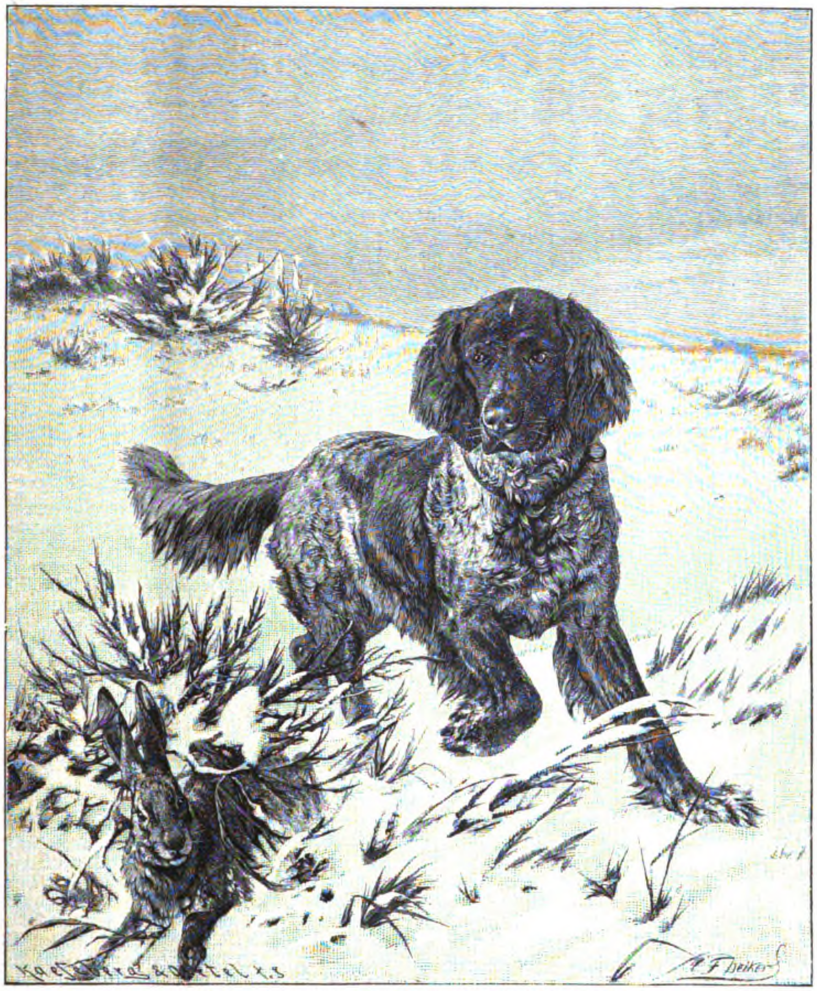
Es war an einem wunderſchönen Spätſommerabend, als plötzlich ganz beſonders kriegeriſche Gelüſte in der Seele des kleinen Mannes aufſtiegen, ſo daß ihm die Peitſche und der Trommelwirbel, den er auf ſeinem Bäuchlein ſchlug, nimmer genügten. Auf dem Bergfried aber, einige hundert Meter über dem Burggarten, da flatterte, was der Friederle gerade brauchte, die Fahne, die luſtige rot und gelbe Fahne.

Alsbald ging's trapp trapp durch den ſtillen dämmerigen, jetzt von allen Gäſten verlaſſenen Garten. Nur die blonde Frida, das älteſte Töchterchen des Burgvogts, ſaß an einem Tiſch und benutzte die letzte Helle des Tages, um mit vorgeneigtem Kopf und unter Verſpeiſung eines Apfels, ihre Schulaufgabe auf die Schiefertafel zu kritzeln.

Der Frieder hatte den Vorplatz des Bergfrieds erreicht und verſchwand unverzagt im Innern des Thurmes, auf allen Vieren die unzähligen Treppen hinankriechend, auf die nur von Zeit zu Zeit durch eine der Luken ein ſchwacher Schimmer fiel.

Aber die Schrecken der Nacht waren für Friederle nur nebenſächliche Dinge, ebenſowenig machte ihm die Betrachtung zu ſchaffen, wie weit er von den Seinen entfernt ſei, in ſeiner einſamen Höhe. Er hatte die letzten Treppenſtufen zurückgelegt und ſtand nun da oben, vom Wind gezauſt, unfähig über die Brüſtung des Thurmes zu blicken, in die ſteile Tiefe oder in das dunkelblaue Berggewimmel des Schwarzwaldes, über dem der ſilberne Mond prangte.

Da oben aber, in dem geheimnisvollen Dunkel, hauſten die Vögel der Nacht, die lichtſcheuen Eulen mit ihren rotglühenden Augen. Lautlos auf- und niederwogend, umflatterten ſie das Haupt des Kindes. Die Fahne, um derenwillen der Frieder den Turm beſtiegen, kam völlig in Vergeſſenheit; er hatte jetzt nur noch den einen Wunſch, eines der wunderſchönen Lichterchen, die ihn umſchwirrten, ſein eigen zu heißen. Aber dies war nicht ſo leicht; ſie ſchwebten davon, ſo oft ſich des Kindes Hände nach ihnen ausſtreckten, lautlos über ſeinem Haupte weg, klagende, langgezogene Töne in die abendliche Stille ſendend. Aber der Frieder ließ nicht nach; mit eins fuhren die kleinen hartnäckigen Hände in ein Mauerloch, da ſaß auch ſo ein Lichtlein, ſtill und unbeweglich — im nächſten Augenblick hielt er's feſt. Ein jammervoller Schrei ertönte, der Tanz der feurigen Augen wurde zur wilden Flucht, und ein ängſtliches Seufzen und Stöhnen erfüllte die Enge des Turmes.



„Bravo, Nimrod!“ Nach dem Gemälde von C. F. Deiker.

Der Friederle barg ſeinen Fang fein ſorgſam ins Schürzlein, deſſen Enden er krampfhaft an ſich gepreßt hielt, und rutſchte ſo ſitzend und mit raſender Eile all die vielen Stufen hinab.

Hierauf hatte er, den man ſonſt regelmäßig jeden Abend unter harten Kämpfen ins Bett zerren mußte, nichts Eiligeres zu thun, als in aller Stille ſein Lager aufzuſuchen; dort legte er ſich nieder, ſprach dem ängſtlich flatternden Geſchöpf freundlich zu und preßte es mit der ganzen Fülle ſeiner Liebe ans Herz.

Drunten im Burggarten war inzwiſchen ein großes Suchen und Rufen nach dem Friederle entſtanden, und während der Vater mit der Laterne herumging, trat die Mutter mit den übrigen Kindern ins Schlafzimmer. Aber da ſchrieen ſie plötzlich alle miteinander laut auf und ſtarrten auf Friederles Lager hin, von wo ihnen ein paar glühende Augen unheimlich entgegenrollten.

Ein paar Augenblicke ſpäter ſtand das Elternpaar vor ihres Jüngſten Bett, der ruhig und tief ſchlief. Auf ſeiner Bruſt ſaß eine Eule, deren Füße ſo feſt mit des Kindes Schürze umwickelt waren, daß das Tier umſonſt verſuchte, ſich loszureißen.

Der Burgvogt ſetzte es in Freiheit; dann ſtrich er laut lachend dem Büblein über die heiße Stirn und nannte es einen Tauſendſaſa. Die Burgvögtin aber meinte: „Warum er nur immer ſo ganz beſondere Dummheiten ausführt, der da —“

Drum eben war er ja das Ritterlein, dem's ohne Kampf und Gefahren nicht wohl war, und der ſich in der Zwecklosigkeit ſeiner Abenteuer höchſtens vom alten Don Quichote überbieten ließ.

Mit der Klarheit der Mondnächte nahm die Kälte der Tage zu, und die Gäſte von Baden ſtellten ſich ſeltener und ſeltener ein. Als aber gar der alte Bergfried droben mit weiß beſtreutem Haupt aus ſeiner Krone ſchwarzer Tannen ins Land hinausragte, da war die Einſamkeit da oben eine abſolute, und der Herr Burgvogt ſammelte ſeine verwilderten Schäfchen um ſich und ließ alle Tage ſo viele gute Worte, Lehren und Ohrfeigen regnen, daß niemandem die Zeit lang ward — nur dem Frieder. Der war nicht an die Stube zu feſſeln, der Vater mochte thun, was er wollte, nicht einmal das Vorleſen einer Geſchichte richtete etwas aus.

Er ſagte es zwar nicht in Worten, aber das ſtürmiſche Getrommel ſeiner kleinen Fäuſte gegen die Stubenthüre verkündete es deutlich, daß er ſeine Geſchichten ſelbſt erleben wollte.

Und kein Rittersmann, ſchwertumgürtet, im eiſernen Viſir, hat ſeine Freiheit energiſcher erkämpft, als der Friederle in ſeinem karierten Rock und dem geſtrickten Wollmützlein.

Es war eben bei ihm ausgemachte Sache, nichts ſollten ſie ihm voraus haben, die Recken und Ritter der Vorzeit, nicht einmal eine Liebe — der Friederle hatte auch eine,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und was für eine hoffnungsloſe Er ſchlug auch hierin die kühnſte Ritterphantaſie aus dem Felde.

Damit aber war es ihm ergangen wie Saul, dem Sohn Kis, der auszog ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand.

Der Friederle ſuchte nur ein Gertlein im vorderen Burghof, grämte ſich ſehr, daß der Schnee ihm alle Wege verſperrte, und ſetzte ſich auf die niedrige Ringmauer, von wo er, irgend einem Gefühl unbewußter Sehnſucht gehorchend, in den winterlichen Wald hinunterſtarrte.

Hier war's ſo ſtill, ſo einſam, eine Ruhe, als läge die Welt im tiefſten Schlaf und mit ihr alle Haſt und aller Lärm. Aus dem Dickicht des Waldes aber trat urplötzlich, vorſichtig auslugend, ein ſchlankes Reh.

Da war's um Friederles Seelenruhe geſchehen. Er warf ſein Stück Brot, das er in der Hand hielt, ſchleunig in die Tiefe, und das Entzücken raubte ihm faſt gar den Atem, als er gewahrte, wie das Reh das Brot aufnahm und eilig waldeinwärts flog.

Von nun an war nichts mehr ſicher im Speiſeſchrank der Küche; die beſten Leckerbiſſen, alles, was er ſich anzueignen wußte, ſchleppte er in ſeinem aufgehobenen Schürzlein zum Burgthor hinaus, jener Stelle zu, wo er das Reh geſehen. Was häufte er da nicht alles zuſammen. Nicht allein Mundvorrat, alle ſeine Spielſachen trug er herbei, und als er nichts mehr beſaß, vergriff er ſich an fremdem Eigentum. Stundenlang ſtand er im Schnee und wartete auf ſein braunäugiges Liebchen, und zarter iſt nie ein Verhältnis verſchwiegen worden, als das ſeine. Alles ertrug er und muckſte nicht, und kam nicht mit der Sprache heraus, wenn die Eltern ihn fragten, warum er den Geſchwiſtern die Spielſachen genommen, und wo er ſie hingethan.

Allgemach kamen auch der Knecht und die Magd und klagten, daß ihnen allerlei Dinge abhanden gekommen, und der Burgvogt ſah ſich genötigt, den Friederle täglich abzuſtrafen, um ihm den böſen Hang auszutreiben.

Da nun aber die heilige Weihnacht in Sicht ſtand und dem Burgvogt die Feier des ſchönen Feſtes am Herzen lag, ſo verſammelte er allabendlich ſeine Kinder um ſich und hieß ſie, die in der Schule gelernten Weihnachtslieder ſingen. Um ſie im richtigen Takt zu erhalten, nahm er zwei Stöcke und that, als ob er geige, und Friederle, der zwiſchen den Knieen des Vaters lehnte, verwandte kein Auge von deſſen Bewegungen.

Mit einemmal fragte er mit einem vor Eifer glühenden Geſichtchen: „Gelt, Vater, das freut 's Chriſtkindle, wenn du geigſt?“

„Freilich,“ nickte der Burgvogt, worauf der Friederle in tiefe Gedanken verſank, in denen ſich das Chriſtkindle und ſein Reh in beunruhigender Weiſe um einander drehten und ſchließlich in ein und dieſelbe Geſtalt zuſammenſchmolzen.

Als drunten in der Ebene die Glocken zur Frühmette des heiligen Feſtes zuſammenläuteten, ſtanden auch der Burgvogt und ſein Weib unter den Andächtigen im Kirchlein zu Neuweier. Alsdann ſtiegen ſie langſam ihren ſteinigten Berg hinan, im fahlen Lichte des anbrechenden Tages.

„Wir ſind mit der Sonn' oben,“ ſagte die Burgvögtin, „dann geht's gleich ans Beſcheren, brauch' nur das Bäumle anzuzünden, und der Hefenkranz zum Kaffee iſt prächtig geraten.“

Mit einemmal aber ſeufzte die blonde Frau und meinte leiſe, den Arm ihres Mannes nehmend, „unſer Friederle wird doch kein bösartiges Kind ſein? Es iſt nichts mehr ſicher vor ihm, und Gott weiß, was er mit all den Sachen anfängt! Er ſieht doch nichts Schlechtes und Unehrliches zu Haus — wenn das nun ein böſer Hang wär' in dem Kind?“

Das Elternpaar bog in dem ſchmalen Zickzackweg, der von Neuweier heraufführte, um die Ecke, der Mann wollte eben auf die beſorgten Worte der Frau antworten, als plötzlich beide ſtehen blieben und ſich unwillkürlich bei der Hand faßten, denn was ſie in dieſem Augenblick zu ſehen bekamen, entledigte ſie mit einem Schlage aller Sorgen um ihr Kind.

Unterhalb der Ringmauer, auf gelichtetem Abhang, ſtanden der Friederle und neben ihm ſein ſchönes braunes Reh, das angelegentlich an einem großen dicken Hefenkranz fraß, der auf der Erde lag, von allen möglichen Näſchereien und Weihnachtsherrlichkeiten umgeben. Der Friederle aber ſtand gar zutraulich an den ſchlanken Hals des Rehes gelehnt, hielt zwei Hölzlein in der Hand und geigte ernſthaft darauf los, mit tiefgeſenktem Haupt ſeiner geräuſchloſen Muſik lauſchend. Hinter den beiden erhoben ſich die ſchneebelaſteten Tannen auf dem Goldgrund der aufgehenden Sonne, und ſie ſtand nicht an, das verſpätete Ritterlein mit ihren ſchönſten Strahlen zu verklären.

Das Rätſel des Daſeins.

Seit uralter Zeit hat der Menſch ſich abgemüht, Urſprung, Weſen und Zweck des Daſeins zu erforſchen. Die Welt der ſichtbaren Dinge hat er von Jahrhundert zu Jahrhundert immer genauer und gründlicher kennen gelernt, aber jenſeits der Natur iſt ſeinem Forſchertrieb alles verſchloſſen geblieben. Und doch hat es ihn immer aufs neue gedrängt, den Schleier zu lüften, der ihm die unſichtbare Welt verhüllt. Gibt es denn wirklich keinen Weg, kein Mittel, das qualvolle Rätſel zu löſen und die Sehnſucht zu ſtillen?

Auf dieſe Frage gibt ein ſoeben erſchienenes Schriftchen des Oberpfarrers Hugo Lubenow — „Das Rätſel des Daſeins und ſeine Löſung im Chriſtentum.“ Von Hugo Lubenow, Oberpfarrer in Kloſterfelde bei Woldenberg N.-M. (95 S. Pr. Mk. 1,20. Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig) — kurze und klare Antwort. In geiſtvoller und gedankentiefer Sprache weiſt er nach, wie nur das Chriſtentum das große Rätſel zu löſen im ſtande iſt. „Im beſonderen aber wird uns in Jeſus,“ ſagt er, „und durch ihn das zur Gewißheit, was, abgeſehen von ihm höchſtens als wahrſcheinlich gelten kann. Seine Perſönlichkeit in Einheit mit ſeinem Lebenslauf, ſeiner Wirkſamkeit und ſeiner Lehre iſt der alleinige und vollgültige Bürge dafür, daß wir in dem chriſtlichen Glauben die Wahrheit beſitzen. Auf ihn ſind wir bei allen unſren Beziehungen zu dem letzten Grunde aller Dinge angewieſen.“

Von dieſem Punkte aus beleuchtet Lubenow das Verhältnis von Bibel und Dogma, die materialiſtiſche Lehre und die ſittliche Weltordnung, die Bekehrung des von Gott losgelöſten Menſchen und das oberſte Bildungsziel des Chriſten, alles in ruhiger, nüchterner und doch feſſelnder Darlegung. Die Abweſenheit der erbaulichen Phraſeologie in ſeinen Auseinanderſetzungen wirkt auf den unbefangenen Leſer gerade erbaulich, und die ſcharfe Logik ſeiner Beweisführung läßt jeden Widerſpruch verſtummen. Mit feiner Ironie, aber ohne je ſeiner Würde zu vergeſſen, tritt er den Gegnern entgegen. Davon nur eine Probe: „Bekannt iſt die Geſchichte von jenem Profeſſor, der da ſagte, ‚er habe ſchon unzählige Leichen zerteilt, aber noch nie eine Seele gefunden!‘ Ein Geſinnungsgenoſſe von ihm äußerte: ‚Ich habe den ganzen Sternenhimmel durchforſcht, aber keinen Gott gefunden!‘ Beide Ausſprüche klingen ſehr geiſtreich, ſind aber in Wirklichkeit ganz unlogiſch. Zum Begriff der Leiche gehört eben, daß ſie ſeelenlos iſt. Auch hat noch niemand behauptet, daß die Seele, wie eine Trichine durch das Vergrößerungsglas wahrgenommen werden könne. Ebenſo iſt es ungereimt, zu erwarten, daß, wenn es einen Gott gibt, gelegentlich einmal ein Barthaar von ihm im Fernrohr erſcheinen ſolle. Beide Bemerkungen ſind nicht unwillkürliche Begriffsverwirrungen, ſondern abſichtliche Verletzungen der Grenzen des natürlichen Erkennens, unternommen, um den chriſtlichen Glauben lächerlich zu machen.“

Schön iſt ſein Wort über die wahre, freimachende Bildung: „Erneuert zu werden nach dem Bilde Chriſti und endlich in dasſelbe verwandelt zu werden, iſt das oberſte Bildungsziel des Chriſten. Dieſe Bildung iſt wirklich Macht; denn durch ſie wird man Herr aller Dinge, auch des eignen Herzens. Dieſe Bildung macht wahrhaft frei; denn nicht der iſt frei, der alles thun kann, ſondern der, der um der Liebe willen alles laſſen kann.“

Den redlich Suchenden, welche die Botſchaft wohl hören, denen aber der Glaube fehlt, will dieſes Büchlein eine zurechthelfende Hand bieten. Es wird aber auch die Feſtſtehenden erfreuen und ihnen zeigen, wie man dem Zweifel und Irrglauben des Tages erfolgreich begegnen kann.

Robert Koenig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die „Verkündigung bei den Hirten“, ein echtes Adventsbild, iſt eine der berühmteſten Radierungen Rembrandts. In waldiger Bergeslandſchaft ruhen die Hirten, als aus dichtgeballten Wolken ein Himmelslicht in die dunkle Nacht hereinbricht und, vom ſtrahlenden Licht umfloſſen, der Engel ihnen kündet: „Fürchtet Euch nicht, ich verkünde Euch eine große Freude!“ Unſere Reproduktion der aus des Meiſters letzter Schaffenszeit (1634) ſtammenden Radierung iſt nach einem großen Blatt verkleinert, ſpiegelt aber alle Schönheiten des letzteren in voller Klarheit wieder.

L. Da Rios gibt uns in ſeinem Gemälde „Vater kommt nicht!“ ein packendes Bild aus dem italieniſchen Volksleben, zu deſſen feinſten Beobachtern der Künſtler zählt. Das Gemälde gehört zu denen, die eine Geſchichte erzählen — die Geſchichte eines jungen Weibes, das Tag um Tag traurig über die leiſe murmelnde Lagune hinüberſchaut und Tag um Tag mit bebenden Lippen ihren Kindern wiederholen muß: „Vater kommt nicht!“

Ein Bild des kürzlich verſtorbenen Düſſeldorfer Meiſters Karl Friedrich Deiker — den trefflichen Nimrod darſtellend, wie er vor dem aus dem Lager ſetzenden Haſen ſteht — verlangt beſondere Beachtung. Deiker war einer unſerer bedeutendſten, vielleicht der bedeutendſte der deutſchen Tier- und Jagdmaler dieſes Jahrhunderts. Am 3. April 1836 zu Wetzlar geboren, erhielt er ſeine erſte Ausbildung auf der dortigen Zeichenſchule, wirkte dann in Karlsruhe, ſich in der Technik an den trefflichen Landſchafter Schirmer anlehnend, und ſiedelte 1864 nach Düſſeldorf über. Seine Jagdbilder zeichnen ſich durch ſcharfe Charakteriſtik, durch ausdrucksvolles Leben aus — unſere alten Abonnenten finden in den Jahrgängen III und IV des Daheim eine ganze Reihe ausgezeichneter Zeichnungen aus den deutſchen Waldrevieren, die wir ſeinem Griffel verdankten. Am bekannteſten wurde ſeine „Sauhatz“ (im Beſitz des Großfürſten Michael), ein zweites Bild gleichen Inhalts, das eine Zierde des Muſeums zu Köln bildet, und ein Gemälde „Kämpfende Hirſche.“

Erdkunde.

In der Novemberſitzung der „Deutſchen geologiſchen Geſellſchaft,“ die in Berlin ihren Sitz hat, berichtete Prof. Torell über die diluviale Vereiſung in Europa und Amerika. Der Vortragende wies darauf hin, daß eine Reihe von Erſcheinungen, unter anderen die allgemeine Richtung der Gletſcherſchrammen und die Beſchaffenheit der Geſchiebe, es zweifellos erſcheinen laſſe, daß für Nordeuropa die Vereiſung im Oſtſeegebiet, beſonders Finnland, begonnen und die Eisdecke von hier aus nach Oſten, Süden, Weſten und Nordweſten vorgeſchritten ſei. Geſchiebe von Rhombenporphyr aus der Umgegend von Chriſtiania ſind z. B. im nordöſtlichen England gefunden worden. Im finniſchen Gebiete muß die Mächtigkeit des Eiſes nach und nach eine recht beträchtliche geworden ſein, ſo daß dasſelbe über die Höhen der umliegenden Länder hinwegkommen und ſogar die Waſſerſcheide der norwegiſchen Gebirge überſchreiten konnte. In Nordamerika muß die große Vergletſcherung auf Grönland als Ausgangspunkt zurückgeführt werden.

Völkerkunde.

Nicht unerfreulich lauten die neueren Mitteilungen über die Indianer Kanadas. Es leben nach der letzten Zählung noch 121 638 Indianer in Kanada, wovon u. a. auf Quebec 13 361, Ontario 17 915, Manitoba 25 195, Britiſch Columbien 35 202 Individuen kommen. Von 13 420 Kindern im ſchulpflichtigen Alter genoſſen 7574 wirklich Unterricht. Faſt überall iſt in der Lebenshaltung der Indianer ein merklicher Fortſchritt zu verzeichnen; Viehzucht und Ackerbau nehmen unter ihnen zu.

Pflanzenkunde.

In älteren botaniſchen Werken, ganz beſonders aber in Reiſebeſchreibungen, war oft von einem „Regenbaum“ die Rede, der auf den Kanariſchen Inſeln wachſen ſollte und auch als „weinender Baum“ bezeichnet wurde. Dann wurde das merkwürdige Gewächs in das Reich der Sage verwieſen, aber neuerdings iſt in Oſtindien ein von den Eingeborenen als wunderthätig betrachteter Baum „nim“ bekannt geworden, von dem das Waſſer in großen klaren Tropfen herunterrieſelt. Die „Natur“ bemerkt zu dieſer Meldung: „Man braucht wirklich nicht nach Indien zu gehen, um, wenigſtens im Hochſommer, die gleiche Erſcheinung an einigen unſerer inländiſchen Bäume ebenfalls zu ſehen. Vor allen übrigen Bäumen zeichnen ſich darin verſchiedene Ahorne aus, aber auch Eſchen, Linden u. a. Wer im Sommer unter Ahornbäumen wandelt, kann auf dem Boden zahlloſe Flecken bemerken. Dieſelben rühren davon her, daß aus den Spitzen der Ahornblätter zur Zeit, wo die Sonne noch hoch ſteht und darum viel Wärme über ſie ausſtrahlt, eine heftigere Bewegung des Saftes in den Bäumen hervorgerufen wird. Es geſchieht durch die Verdunſtung der Blätter; denn ſowie die äußerſten Zellen des Blattes ihre Feuchtigkeit durch Verdunſtung verlieren, dringt der Saft aus den inneren Zellen in die äußeren ſofort nach und rückt in die leere Stelle ein. Da das aber lange Zeit hindurch in gleicher Weiſe geſchieht, ſummiert ſich die Bewegung des Saftes zu einer ſehr energiſchen, welche nun das Waſſer der äußerſten Zellen zum Austreten aus denſelben veranlaßt. Da jedoch dieſer Saft aus dem Inneren des Stammes und der grünen Teile kommt, ſo hat er ſich auch mit anderen Stoffen geſättigt, welche in jenen Teilen durch ihn aufgelöſt wurden, nämlich vor allem mit Zucker. Infolge davon iſt der ausgetretene Saft ſüß und wird bei ſeiner Verdunſtung klebrig, d. i. zu Honig. So erklären ſich die oben erwähnten Flecke ganz von ſelbſt: ſie entſtanden aus jenem Zuckerſafte der Blätter. Man hat geglaubt, daß der ausgetretene Saft von Blattläuſen herrühre, welche von Ameiſen gemolken würden, und erſt vor einem Jahre iſt das von Profeſſor Büsgen in Jena in einer eigenen Schrift über den Honigtau wiederholt worden. Wir geſtehen aber, nachdem wir jahrelang die gleiche Erſcheinung in zahlloſen Fällen beobachtet haben, daß eine derartige Sekretion der Blattläuſe Tiere vorausſetzen müßte, welche um das Hundertfache größer zu denken wären, als die Blattläuſe wirklich groß ſind: Alſo: es gibt wirklich Regenbäume oder, wenn man recht poetiſch ſagen will, weinende Bäume, und jeder kann ſie in Thätigkeit bei uns ſelbſt beobachten. Unſere wilden Bienen wiſſen es nur zu gut, weshalb ſie um dieſe Zeit, wo die Linden längſt verblüht, doch noch ihre Summkonzerte in deren Wipfeln vernehmen laſſen. Schon Goethe hatte die Erſcheinung gekannt und ſie auch ganz ähnlich, wie wir, erklärt, wenn er auch nicht ihre phyſiologiſche Quelle fand. Man findet ſeine kleine Arbeit in ſeinen Beiträgen zur Morphologie der Pflanzen.“

Gewerbe.

Bisher wurde die Banane bei uns nur in ſehr beſchränktem Umfang eingeführt. Es ſteht in dieſer Beziehung aber jetzt eine Änderung zu erwarten, da, wie der „Prometheus“ mitteilt, neuerdings eine Konſervierungsmethode gefunden wurde, welche uns die wertvolle Frucht in tadelloſer Erhaltung und zu billigſten Preiſen zugängig machen ſoll. In Colon auf dem Iſthmus von Panama, wo die Bananen während des ganzen Jahres reifen, iſt eine Geſellſchaft in der Bildung begriffen, die ſich ausſchließlich mit dem Einmachen der ebenſo wohlſchmeckenden, wie nahrhaften Früchte beſchäftigen wird.

Vereinsweſen.

Die Preußiſche Haupt-Bibelgeſellſchaft feierte Ende Oktober in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin das 78. Jahresfeſt. Im letzten Geſchäftsjahr hat die Geſellſchaft 97 640 Bibeln, 42 784 Neue Teſtamente und 359 Pſalter ausgegeben. Eine neue revidierte Bibelausgabe wird mit Ablauf des Winters erſcheinen. Seit Beſtehen der Geſellſchaft ſind von ihr 1 993 166 Bibeln, 468 778 Neue Teſtamente und 714 Pſalter über die Welt verbreitet worden.

Litteratur.

Zwei große Prachtwerke ſendet unſere liebenswürdige Mitarbeiterin Frida Schanz zum Weihnachtsfeſte in die deutſchen Lande hinaus. Das eine gilt dem deutſchen Rhein (Bilder vom Rhein. Berlin, Dr. E. Mertens & Co.), das zweite dem Harz (Der Harz in Bildern. Ebendaſelbſt). Die prächtig ausgeſtatteten Werke enthalten je eine Reihe von 25 bez. 20 Foliobildern in meiſterlichem photographiſchem Kunſtdruck, empfangen aber ihre eigentliche Weihe erſt durch die tiefempfundenen, formvollendeten Verſe, mit denen die Dichterin jene Bilder begleitet. In dem Rheinalbum führt ſie uns in einer Reihe einzelner Lieder von der Quelle des Stroms an ſeinen ſagenumwobenen Geſtaden entlang; in dem Harzalbum verherrlicht ſie in einem zuſammenhängenden Sange eine Wanderung durch das ſagenreichſte der norddeutſchen Gebirge. Aus dem dem Brocken geltenden Teil der Dichtung ſeien folgende ſchöne Verſe hervorgehoben:

Da, wie von Geiſterhand herabgezerrt,
Schiebt ſich ein Vorhang ein vor meinen Tritten
Durch Nebelmauern iſt die Welt verſperrt,
Das Thor iſt zu, der Pfad iſt abgeſchnitten.
Kaum noch im Dunſt ein Spalt, ein bleicher Riß.
Wohin ich faſſe, ſchattenhafter Plunder.
Und immer größer wird die Finſternis,
Und dann ein neues, ein noch größ’res Wunder —

Der Vorhang teilt ſich, und ins Dunkel bricht
Auf einmal eine ſchmale Strahlengaſſe.
Ich atme tief! Ich ſteig’ empor ans Licht,
Zu meinen Füßen wogt die Nebelmaſſe.
Rings um mich Abendlicht und Abendruh.
Ich ſchreite wie auf einem Gletſcherſtrome,
Wegmüde, einer goldnen Inſel zu:
Dem ſonnenübergoſſnen Brockendome. — —

Für die Lebenskraft unſerer alten Volksepen zeugt es, daß Dichter und Forſcher nicht müde werden, durch Nachbildungen und Erläuterungen ſie unſrem Verſtändnis näher zu bringen. Dieſen Doppeldienſt hat Guſtav Legerlotz, deſſen Nibelungenübertragung ich früher in dieſen Spalten empfehlen konnte, jetzt auch für die Gudrun unſrem Volke geleiſtet. (Gudrun. Neu übertragen von G. Legerlotz. Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klaſing.) Gereinigt von allerhand „An- und Eindichtungen, die den edlen Grundſtock umwucherten,“ gewährt ſeine Nachdichtung einen ungetrübten Genuß. Treu gegen das Original und doch dichteriſch frei, darf ſie eine wertvolle Bereicherung des deutſchen Bücherſchatzes genannt werden. R. K.

Wer ein gutes franzöſiſches Buch einem der Seinigen unter den Chriſtbaum legen will, der wähle die Dorfgeſchichte: „L’orphelin,“ eine der beſten, die aus der Feder des waadtländiſchen Dichters Urbain Olivier hervorgegangen iſt. Es iſt eine ſchlichte, aber ethiſch tiefgegründete Erzählung, welche in ihrem geſunden Realismus und behaglichen Humor häufig an Jeremias Gotthelf erinnert. Land und Leute des ſchönſten Teiles der franzöſiſchen Schweiz lernt man daraus um ſo beſſer kennen, als die geiſtreichen und charakteriſtiſchen Illuſtrationen, mit welchen Eugène Burnand, ein Landsmann des Dichters, die ſoeben erſchienene Prachtausgabe (L’orphelin, nouvelle villageoise par U. Olivier. Avec 24 dessins d’Eugène Burnand. In 4°. Lauſanne, G. Bridel) geſchmückt hat, zum Verſtändnis des Textes beitragen. Beſonders den zahlreichen Freunden des Waadtlandes wird dieſes Buch genußreiche Stunden bereiten. R. K.

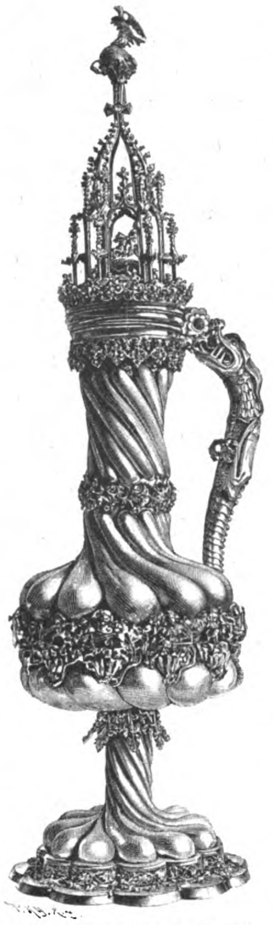
Ein Prunkſtück deutſcher Edelſchmiedekunſt.

Etwa aus der gleichen Zeit, aus welcher die köſtlichen Prachtgeräte des Lüneburger Silberſchatzes ſtammen, die ſich jetzt bekanntlich nur noch in galvanoplaſtiſcher Nachbildung im Rathaus der alten Stadt, in den Originalen aber im Berliner Kunſtgewerbemuſeum befinden — etwa aus der gleichen Zeit, der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, ſtammt auch die ſogenannte „Bergkanne von Goslar.“ Das ſchöne ſilbervergoldete Gefäß zeigt die reiche Ausbildung der Spätgotik, kräftig gedrehte Buckel und eine anmutige, aber auch ſtark ins Auge fallende Umkleidung mit pflanzlicher Zierat. Beſonders intereſſant iſt der architektoniſche Aufbau des Deckels. Die Kanne, deren kunſtreicher Verfertiger nicht bekannt iſt, gehörte ehedem der aus dem Jahre 1477 ſtammenden Genoſſenſchaft der Goslarer Bergleute, und wird jetzt im Rathauſe der Stadt Goslar als ein koſtbares Erbteil vergangener Zeit aufbewahrt.

Kleine Zeitung.

Die große Sammlung von Bildern der Königin Luiſe, welche das Hohenzollernmuſeum enthält — die Kupferſtichſammlung allein beſitzt 95 verſchiedene Porträts —, hat eine bedeutſame Bereicherung durch ein Jugendbildnis erhalten, eine flotte Kreidezeichnung, die an den Wangen und Lippen zarte rote Töne zeigt. Unterhalb des Bildes hat Friedrich Wilhelm III eigenhändig vermerkt: „Zeichnung der Königin, von Tielker als Prinzeſſin von Meckl. St. (Mecklenburg-Strelitz). Darmſtadt 1793.“ Sehr wahrſcheinlich hat der König als Kronprinz die Zeichnung kurz nach ſeiner Verlobung (24. April 1793) von ſeiner Braut empfangen. Im Gegenſatz zu vielen Bildern der Königin erſcheint die Prinzeſſin hier durchaus nicht als eine ſtreng klaſſiſche Schönheit; das Profil iſt nicht ſonderlich regelmäßig, die Stirn liegt leicht zurück und iſt etwas gewölbt, die Lippen ſind ziemlich voll. Dagegen bezaubert das jugendfriſche, von reicher Haarfülle umrahmte Antlitz durch ungemeine Lieblichkeit und herzgewinnende Anmut.

Die gute Stadt Heraklion, unweit Athen gelegen, wurde von dem König Otto (1833—62), bekanntlich einem Wittelsbacher, im Jahre 1842 gegründet und hauptſächlich mit eingewanderten Bayern beſiedelt; ſie feierte alſo kürzlich ihr halbhundertjähriges Jubiläum. Während aber ſonſt die Deutſchen im Ausland unſer Volkstum meiſt kräftig zu wahren, deutſche Sprache und Sitte zu erhalten wiſſen, ſcheint man in Heraklion ziemlich ſchnell griechiſch geworden zu ſein. Jüngſt erſt berichtete ein Reiſender, daß nur noch wenig ältere Leute ſich leidlich deutſch verſtändigen können; die Vornamen ſind griechiſch, während die Vaternamen deutſch blieben, ſo daß man z. B. einen Perikles Großhuber, einen Agamemnon Gſcheithofer und eine Iphigenie Gruber findet; die Firmenſchilder trugen durchweg neugriechiſche Inſchriften. Nur ein Mann ſollte tadellos die Mutterſprache beherrſchen — der magister loci nämlich. Erwartungsvoll pilgerte der Reiſende zu ihm und wurde wirklich mit einem herzlichen deutſchen Gruß willkommen geheißen. Aber auch hier wieder eine Täuſchung: gerade der Schulmeiſter war trotz ſeines reinen Deutſch — ſeiner Abſtammung nach ein unverfälſchter Grieche.



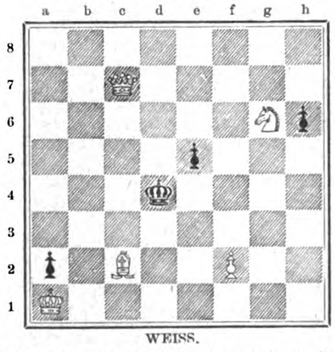
Die Bergkanne im Rathauſe zu Goslar.

In England taucht eine neue Reklameform auf, die das Wort Ben Akibas „Nichts Neues unter der Sonne“ gründlich widerlegt. Es handelt ſich nämlich um eine Erfindung, Buchſtaben, Sätze, ja ſogar Bilder auf die Wolken zu werfen — natürlich mittelſt eines elektriſchen Apparats. Das wäre noch ſchöner, wenn uns ſogar das Blau des Himmelszeltes mit Reklamebildern und Annoncen verunziert werden ſollte.

In Nr. 2 dieſes Jahrganges iſt unter Pflanzenkunde nach der „Natur“ auf eine in Deutſchland verſchollene Nutzpflanze, das Sium Sisarum oder den Zuckerwurz aufmerkſam gemacht. Sium oder Merk iſt eine Waſſerpflanze und hat verſchiedene Arten aufzuweiſen, die zum Teil giftig ſind und in früheren Zeiten offizinell waren. Jetzt haben in den Apotheken die chemiſchen Gifte den pflanzlichen vielfach den Rang abgelaufen, und ſo iſt auch Sium aus den Rezepten verſchwunden. Ruthe gibt in ſeiner Flora der Mark Brandenburg und der Niederlauſitz vom Jahre 1834 noch an: Der Zuckerwurzel-Merk werde „hin und wieder angebaut.“ Die Révérends-Pères in der Grande-Chartreuſe bei Grenoble, welche in Frankreich die Hüter dieſes vergeſſenen Schatzes ſein ſollen, wiſſen von ihm nichts, wie Schreiber dieſes durch direkte Nachfrage von dem freundlichen Sous-Procureur erfahren hat. Da das Gebiet der Chartreuſe bergig iſt, ſo klang es von vornherein unwahrſcheinlich, daß man dort eine den Sumpfboden liebende Pflanze kultivieren ſollte.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Rätſel.

Groß iſt die Zahl meiner Brüder, noch größer die Zahl meiner Söhne;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, bin ich ein mächtiger Strom.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Ein Bauer verkauft Gänſe, junge Hühner und junge Tauben, im Ganzen 60 Stück. Für jede Gans erhält er 4 Mark, für jedes der jungen Hühner 70 Pfennige, und für jede der jungen Tauben 30 Pfennige, zuſammen 60 Mark.

Wie viel Gänſe, wie viel junge Hühner, wie viel junge Tauben hat er verkauft?

3. Homonym.

Ich finde manchen Flecken,
Bin immer am Entdecken,
Bin aller Böſen Schrecken.
Ich hab' das deutſche Leben
Zwar nur im Bild gegeben,
Doch ſo gefällt es eben. B.

4. Vierſilbige Scharade.

Aus vielen meiner erſten Beiden
Beſtehen alle letzten Zwei;
Doch iſt Verwechslung zu vermeiden,
Weil nie die Wahl der Erſten frei.

Im Ganzen darf mehr Willkür walten;
Und wenn die Liebe es erfand,
Kannſt du mit den zwei Erſten ſchalten
Verſchwenderiſch mit freier Hand. Fr. St.

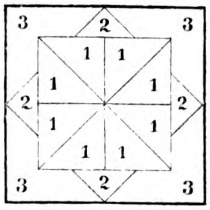
(Die Auflöſungen erfolgen in Nr. 13.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 10.

1. Dreiſilbige Scharade. Spielhagen.

2. Rätſel. Flucht — Fluch.

3. Aufgabe.



4. Stickrahmenproblem.

Dem geſtickten Felde in der erſten ſenkrechten Reihe entſpricht der in derſelben wagerechten Reihe befindliche Buchſtabe s, dem der zweiten e u. ſ. w. Man erhält zum Schluß durch Zuſammenziehung der Buchſtaben zu Wörtern:

„Segen iſt der Mühe Preis.“

5. Citatenrätſel.

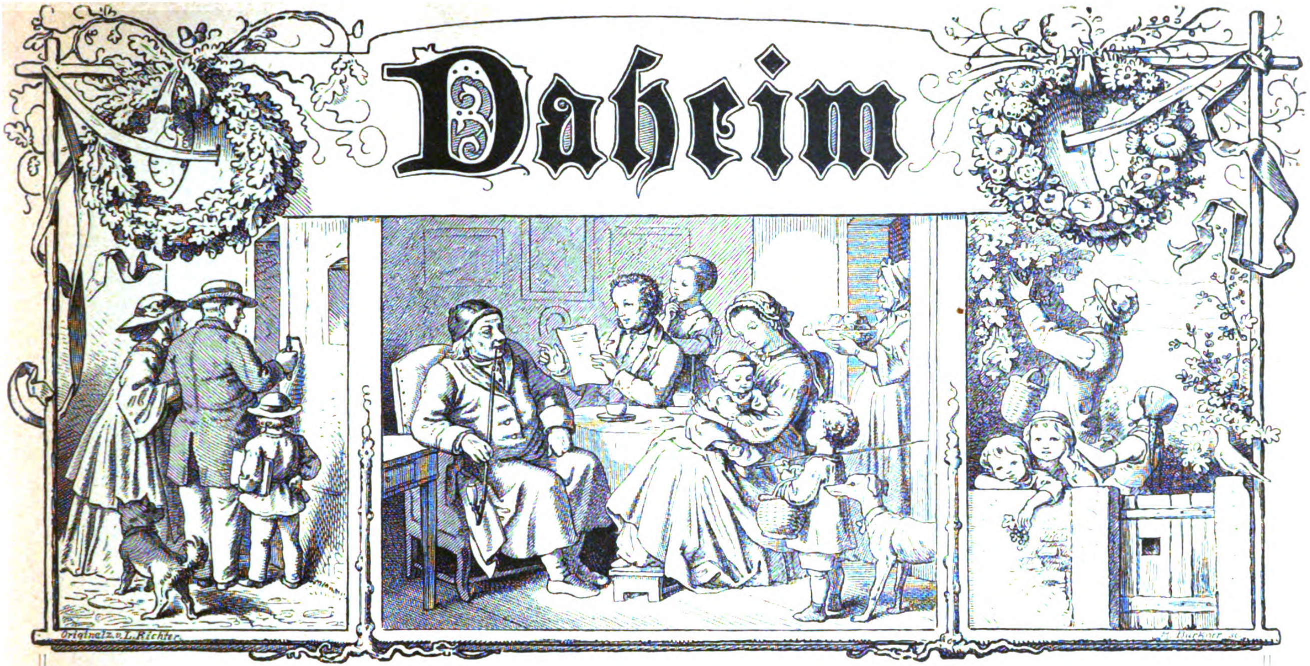
Des Menſchen Engel iſt die Zeit.

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſetzung.) — Schillers Elternhaus. Von Dr. Karl Kinzel. Mit einer Illuſtration, drei Porträts und einem Schattenriß. — Eine alte Freundin in vierfältigem neuem Schmuck. Von D. Emil Frommel. — Alles mein! Gedicht von Alice Freiin v. Gaudy. — Der Friederle der Yburg. Von Hermine Villinger. — Das Rätſel des Daſeins. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Verkündigung bei den Hirten von Rembrandt; Der Vater kommt nicht! von L. Da Rios; „Bravo, Nimrod!“ von C. F. Deiker. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Pflanzenkunde. — Gewerbe. — Vereinsweſen. — Litteratur. — Ein Prunkſtück deutſcher Edelſchmiedekunſt. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

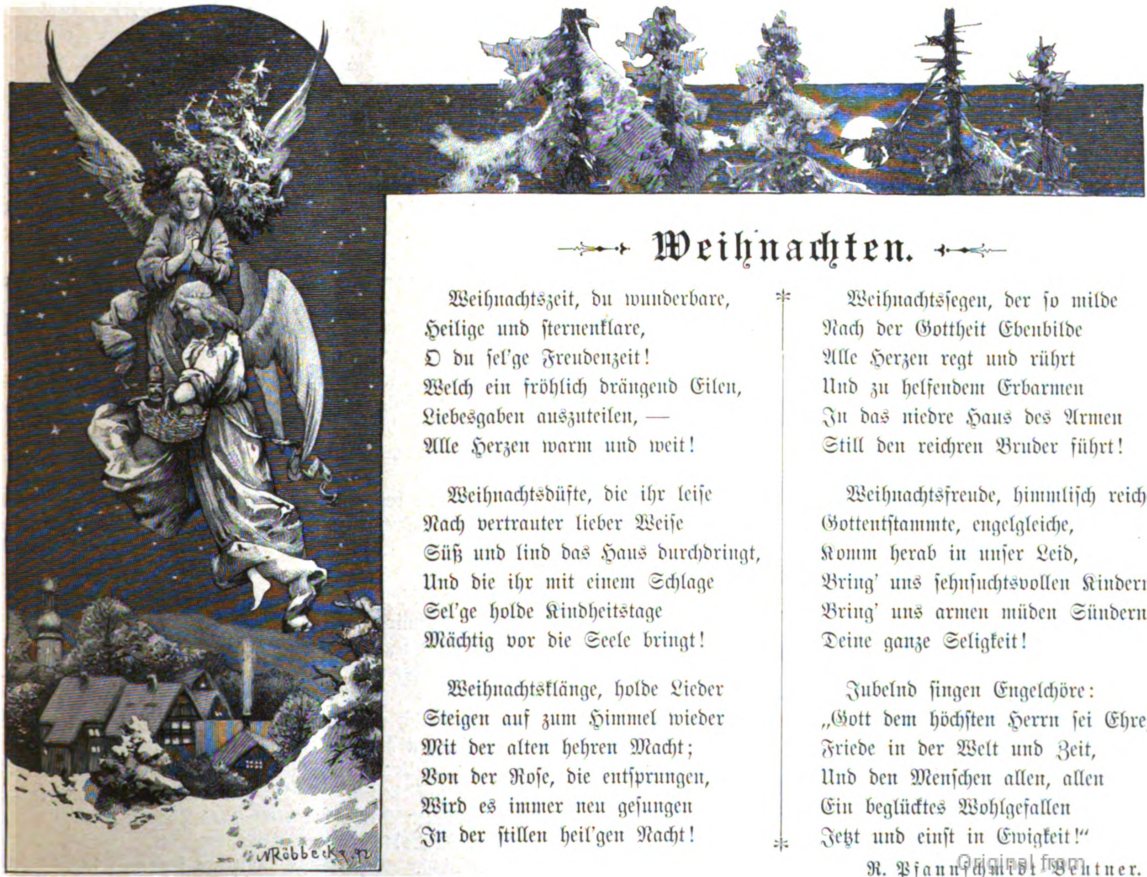
Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Burkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Dezember 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 12.



Weihnachten.

Weihnachtszeit, du wunderbare,
Heilige und ſternenklare,
O du ſel'ge Freudenzeit!
Welch ein fröhlich drängend Eilen,
Liebesgaben auszuteilen, —
Alle Herzen warm und weit!

Weihnachtsdüfte, die ihr leiſe
Nach vertrauter lieber Weiſe
Süß und lind das Haus durchdringt,
Und die ihr mit einem Schlage
Sel'ge holde Kindheitstage
Mächtig vor die Seele bringt!

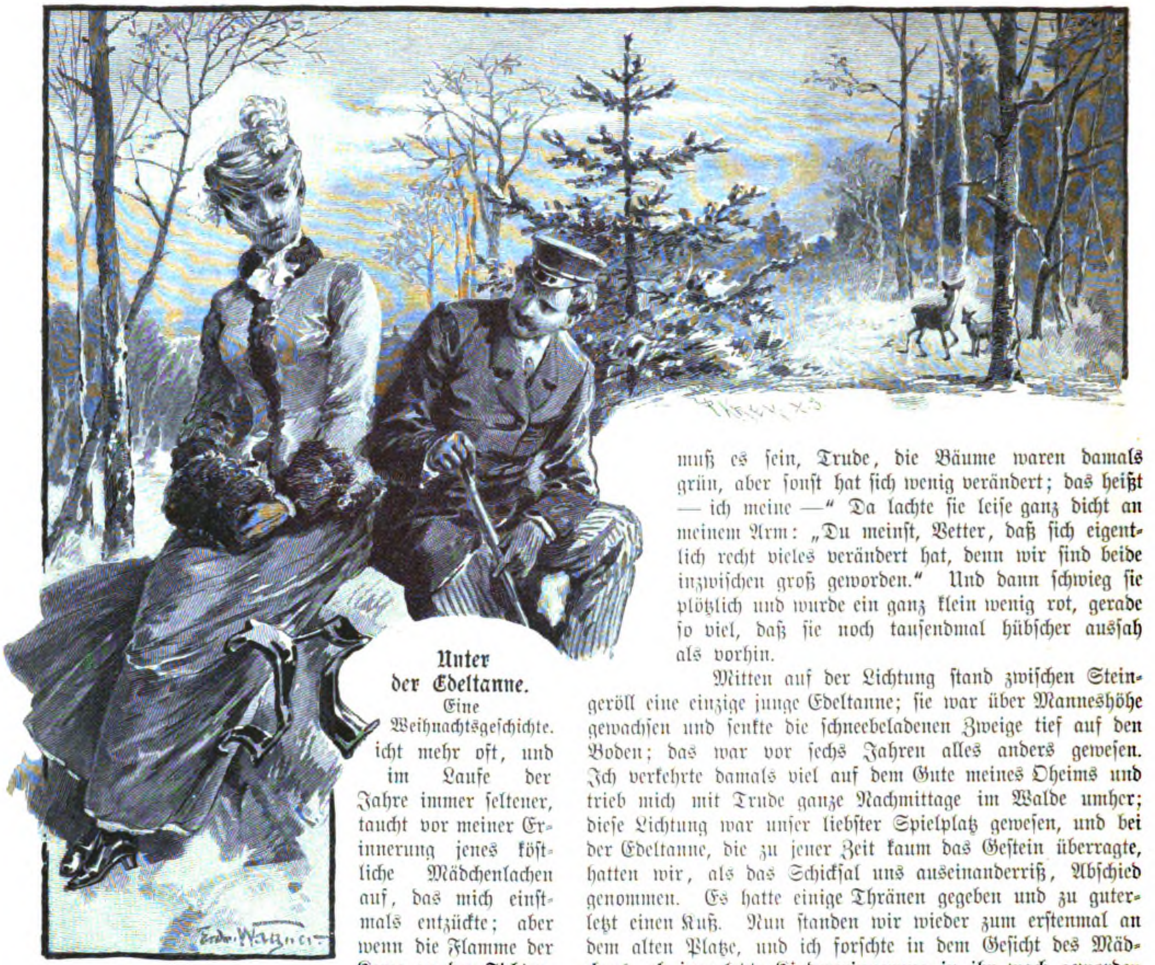
Weihnachtsklänge, holde Lieder
Steigen auf zum Himmel wieder
Mit der alten hehren Macht;
Von der Roſe, die entſprungen,
Wird es immer neu geſungen
In der ſtillen heil'gen Nacht!

Weihnachtsſegen, der ſo milde
Nach der Gottheit Ebenbilde
Alle Herzen regt und rührt
Und zu helfendem Erbarmen
In das niedre Haus des Armen
Still den reichren Bruder führt!

Weihnachtsfreude, himmliſch reiche
Gottentſtammte, engelgleiche,
Komm herab in unſer Leid,
Bring' uns ſehnſuchtsvollen Kindern,
Bring' uns armen müden Sündern
Deine ganze Seligkeit!

Jubelnd ſingen Engelchöre:
„Gott dem höchſten Herrn ſei Ehre,
Friede in der Welt und Zeit,
Und den Menſchen allen, allen
Ein beglücktes Wohlgefallen
Jetzt und einſt in Ewigkeit!“

R. Pfannſchmidt-Beutner.



Unter der Edeltanne.

Eine Weihnachtsgeſchichte.

Nicht mehr oft, und im Laufe der Jahre immer ſeltener, taucht vor meiner Erinnerung jenes köſtliche Mädchenlachen auf, das mich einſtmals entzückte; aber wenn die Flamme der Kerze an den Fichtennadeln kniſtert, dann glaube ich, es wieder zu hören. Und während in dieſer ſtillen Abendſtunde meine müßige Hand krauſe Arabesken auf die Schreibunterlage zeichnet, entſinne ich mich auch der weichen Linien ihrer Geſtalt.

Wie ſie damals neben mir herging unter den nackten Äſten der Rotbuchen! Die Farbe ihres Kleides war das einzige Grün mitten in der Schneelandſchaft, und dazu trug ſie ein kurzes enganſchließendes Pelzjäckchen und einen kleinen Schleierhut. Aber das war nicht der Grund, weshalb ich ſie immer anblicken mußte, oder zum wenigſten nicht der alleinige.

„Trude,“ ſagte ich, „du biſt rieſig hübſch geworden, ſeitdem wir uns zuletzt ſahen.“

Dieſes „Du“ beruhte auf einer — etwas weitſchichtigen — Vetternſchaft, während das „rieſig“ als ein Ausdruck meines Fuchsſemeſters geduldet werden mußte und auch geduldet ward. Dennoch ſchüttelte ſie leiſe den blonden Kopf. „Unſinn, Vetter, das ſagt man doch nicht ſo geradezu, und obendrein iſt es nicht wahr.“

Der froſtharte Schnee knirſchte unter unſren Füßen, wir gingen ſchweigend weiter, und durch das glitzernde Licht der Nachmittagsſonne ſtreifte ein dunkler Schatten. Es war ein aufgeſcheuchter Rabe, und als er krächzend durch den ſtillen Wald flog, legte das Mädchen die kleine Hand leicht in meinen Arm. „Siehſt du, Fritz, der lacht uns aus, darum laß uns vernünftig ſein und die Augen hübſch aufmachen. Wer findet ſie zuerſt?“

Das Gut, von welchem wir herkamen, war hinter den Bäumen verſchwunden, und der Schnee hatte die Waldpfade verweht; wir konnten, wenn es uns Spaß machte, die verirrten Kinder ſpielen, aber ich zog meine Begleiterin nach einer abſeits liegenden kleinen Lichtung und ſagte: „Hier muß es ſein, Trude, die Bäume waren damals grün, aber ſonſt hat ſich wenig verändert; das heißt — ich meine —“ Da lachte ſie leiſe ganz dicht an meinem Arm: „Du meinſt, Vetter, daß ſich eigentlich recht vieles verändert hat, denn wir ſind beide inzwiſchen groß geworden.“ Und dann ſchwieg ſie plötzlich und wurde ein ganz klein wenig rot, gerade ſo viel, daß ſie noch tauſendmal hübſcher ausſah als vorhin.

Mitten auf der Lichtung ſtand zwiſchen Steingeröll eine einzige junge Edeltanne; ſie war über Manneshöhe gewachſen und ſenkte die ſchneebeladenen Zweige tief auf den Boden; das war vor ſechs Jahren alles anders geweſen. Ich verkehrte damals viel auf dem Gute meines Oheims und trieb mich mit Trude ganze Nachmittage im Walde umher; dieſe Lichtung war unſer liebſter Spielplatz geweſen, und bei der Edeltanne, die zu jener Zeit kaum das Geſtein überragte, hatten wir, als das Schickſal uns auseinanderriß, Abſchied genommen. Es hatte einige Thränen gegeben und zu guterletzt einen Kuß. Nun ſtanden wir wieder zum erſtenmal an dem alten Platze, und ich forſchte in dem Geſicht des Mädchens, ob jene letzte Kindererinnerung in ihr wach geworden ſei. Sie machte eine nachdenkliche Miene, ſchüttelte die Schneelaſt von den Zweigen des ſchlanken Baumes und ſagte: „Ja, Fritz, das iſt ſie, und nun muß ſie dran glauben.“

„Trude,“ bat ich, „es iſt die einzige ihrer Art in dem ganzen Walde deines Vaters, kannſt du nicht einen andren Weihnachtsbaum ausfindig machen für morgen Abend?“

„Das wohl,“ entgegnete ſie ernſthaft, „aber es ſoll morgen beſonders ſchön werden.“

Ich hatte das größte Felsſtück vom Schnee geſäubert und Platz genommen. Trude ſetzte ſich neben mich. Es regte ſich in der Luft kein Laut, als das Klopfen meines eigenen Herzens, oder vielleicht ſchlug es auch lauter in der Bruſt des Mädchens, und ich hätte das hören können, wenn es mir erlaubt geweſen wäre —

„Was?“

Wir fuhren beide in die Höh und ſahen uns, aus tiefen Träumen zurückkehrend, mit verwirrten Augen an.

„Hatteſt du etwas geſagt, Trude?“

„Nein Fritz, aber du?“

„Ich auch nicht — oder doch — ich wollte dich fragen, Trude, was du mir morgen beſcheren wirſt.“

„Närriſcher Kauz, das verrät man doch nicht.“

„Richtig, aber man ſucht zu erfahren, was dem anderen lieb iſt.“

Sie ſah mich nachdenklich von der Seite an, und um ihre roten Lippen zuckte es wie lauter Schelmerei.

„Schön, Vetter, es iſt zwar ein bißchen ſpät, aber wir wollen doch auf den Buſch klopfen. Vielleicht eine lange Pfeife mit bunten Troddeln?“

„Aber Trude!“

„Alſo nicht. Dann etwa ein paar Kanonen?“

„Trude," ſagte ich verſtimmt, „du machſt dich luſtig. Ich bin zwar Student im erſten Semeſter — ich wollte, Trude, es wäre das letzte — aber von dir wüßte ich eine andere Gabe. Schau, Kouſinchen, das fällt mir juſt ein unter dieſem Tannenbaum, weißt du, wie vor ſechs Jahren. Und morgen iſt Weihnachtsabend."

Die Sonne war allmählich hinter den Dunſt getreten, der froſtkalt vom Walde aufſtieg, und ein leiſer Wind begann von Oſten herüber zu ſtreichen. Das Mädchen ſchauerte ein wenig zuſammen und ſtand auf. „Wir müſſen weiter, Fritz, es wird Abend. Und ich wollte dir noch etwas zeigen — hörſt du nichts?"

„Doch, Trude, das Rauſchen in den Buchen. Zur Sommerzeit habe ich das gern, und du weißt, daß wir als Kinder meinten, der Wald erzähle ſich Märchen, aber im Winter klingt es unheimlich."

„Nein," entgegnete ſie kopfſchüttelnd, „das iſt es nicht. Du redeſt immer von Erinnerungen und haſt das Beſte vergeſſen. Komm!"

Ich folgte ihr und betrachtete die kleinen Spuren ihrer Füße im Schnee. Und wenn ich dieſe Spur auf den Eisfeldern Sibiriens finden ſollte, dann würde ich den Blick heben, um die eine liebe Geſtalt im Nordlicht zu erſpähen. So dachte ich damals, und es war auch ein Märchen, das der Wald mir zuraunte in der Abenddämmerung. Dann traten wir zwiſchen den Buchen hinaus auf eine freiliegende Anhöhe, und Trude ſtreckte ihre Hand nach Oſten aus: „Das war es, Vetter, was ich dir zeigen wollte und deſſen Nähe du vergeſſen haſt."

Als ob ich nicht alles in ihrer Nähe vergeſſen hätte! Aber nun blieb mein Auge doch gebannt an dem Bilde hängen, das, rotglühend überſtrahlt von dem letzten Schein der untergehenden Sonne, allmählich im Nebel zerrann. Das Meer! Es ſchmiegte ſich in ſanfter Rundung an das ſchneebedeckte Ufer, und die laubloſen dunklen Buchen fingen ſein leiſes Rauſchen auf, um es flüſternd zurückzugeben. Es war ein prächtiger Anblick, und dennoch ſahen meine Augen nur einmal flüchtig hinüber.

„Du biſt eine Landratte geworden," ſchalt Trude an meiner Seite, „kannſt du das anſehn, ohne feierlich geſtimmt zu werden?"

Und ich entgegnete nachdenklich: „Ich meine, Trude, daß über dieſen Tagen die Weihnachtsſtimmung ſchweben muß. Das da treibt uns in die dunkle unbekannte Ferne, aber unter dem Tannenbaum wollen wir eng zuſammenrücken und die Fenſter verhängen. Wenn ein Laut von draußen hereinkommt, dann ſoll es das Rieſeln der Schneeflocken ſein und das Läuten der Glocken. Es mag auch der Froſt im Walde knacken und ein Schlitten heranſchellen, wenn er willkommene Gäſte bringt, aber von dem Meere und ſeinen Stürmen mögen wir nichts wiſſen, bis der Sommer da iſt."

Trude ſchwieg einen Augenblick. „Stürme des Meeres," wiederholte ſie dann leiſe, „freilich, da fürchtet man ſich. Und wenn der Sommer gekommen iſt, Vetter?"

„Dann Trud'? Ei, dann fliegen die Pärchen aus, die ſich unter dem Tannenbaum fanden. Und wenn's eine Edeltanne war —"

Ich hatte eine übermütige Thorheit auf den Lippen und haſchte nach der Hand des Mädchens. Aber da kam ein Läuten dazwiſchen. Der Wind trug es von abſeits herüber, wo neben dem in Uferſand gebetteten Fiſcherdorfe die kleine Kirche auf einer Anhöhe lag. Ich kannte ſie aus alten Tagen, das Meer unterwühlte unabläſſig ihre Mauern, und nach zwanzig Jahren — ſo ſagten die Leute — würde ſie hinabſtürzen. Und ich ſagte im Fortſpinnen meiner Gedanken: „Nach zwanzig Jahren, Trude — wo werden wir da ſein?"

„Wenn wir noch leben, Fritz, wer weiß es? Vielleicht weit, weit auseinander."

Das iſt denn ſo eine Rede, die wenig geeignet iſt, Weihnachtsſtimmung zu machen. Aber ich hoffte, es ſollte noch kommen. Wir waren auf demſelben Wege langſam nach Hauſe zurückgekehrt und von dem Oheim wegen unſeres langen Ausbleibens gutmütig geſcholten worden. Aber Trude umſchmeichelte den alten Knaſterbart und meinte, es ſei ſo wunderſchön im Walde geweſen. Das war denn ein Troſt, und nach dem Abendeſſen wurde es noch beſſer. Die Tante machte ſich in der Küche bei den Weihnachtsſtollen zu ſchaffen, der Onkel nickte nach alter Gewohnheit hinter dem Grogglaſe ein, und Trude hatte mir einen Korb voll Nüſſe zum Vergolden hingeſchoben. Sie ſelbſt ſaß an meiner Seite und ſchnitt mit der Stickſchere Netze aus buntem Papier, und jedesmal, wenn eins fertig war, hielt ſie es mir unter die Naſe, damit ich es bewundern ſollte.

„Wen willſt du damit fangen, Trude?" ſagte ich.

„Wenn du es wüßteſt, Vetterchen!"

„Mich etwa? Ich halte ſtill."

„Das glaub' ich ſchon, mein Schatz, dich braucht man nur mit dem Finger anzutippen, du klebſt ja wie ein Leimſieder!"

Es war richtig, der Goldſchaum wollte nicht an den Nüſſen, ſondern nur an meinen Händen haften, und als das übermütige Mädchen wirklich neckend nach mir haſchte, blieb ein ſchimmernder Streif an ihrem vierten Finger hängen.

„Das ſieht aus wie ein Ring, Trude," meinte ich, und ſie betrachtete lange nachdenklich die Stelle.

Ich weiß nicht mehr, wie meine Gedanken darauf verfielen, aber ich frug plötzlich: „Sage 'mal Trud', lebt der alte Paſtor Stuhr noch?"

„Gewiß, Fritz, und wenn das Feſt vorüber iſt, mußt du ihn beſuchen. Jetzt hat er natürlich viel zu thun, und dann — glaube ich — erwarten ſie in der Pfarre dieſer Tage auch ſelbſt Beſuch —" Das Mädchen war bei den letzten Worten etwas unſicher geworden, ſtand auf und ging an das Fenſter. „Ich glaube, wir bekommen dieſe Nacht doch noch Sturm."

„Laß es ſtürmen, Trud', was geht das uns an! Alſo Beſuch? Doch nicht etwa —"

„Ja," unterbrach ſie mich haſtig, „Ewald wird wohl kommen, er liegt jetzt mit ſeinem Schiffe in Kiel." Und dann drückte ſie das Geſicht an die Scheiben und blickte unverwandt hinaus in die dunkle Nacht.

Das war auch eine Kindheitserinnerung, aber anderer Art, wie die mit der Edeltanne, weniger zart und poetiſch. Wir hatten uns oft geprügelt, der Ewald Stuhr und ich, und weil er um einige Jahre älter war, zog ich meiſtenteils den Kürzeren. Um was? Nun, manchmal um das Vorrecht, mit Trudes Zöpfen Hottepferd zu ſpielen, manchmal wohl auch um unwichtigere Dinge. Das konnte jetzt nicht mehr vorkommen, denn Trude trug ihre Zöpfe aufgeſteckt, wie es einer jungen Dame zukommt, und Ewald war Leutnant auf Sr. Majeſtät Panzerkorvette „Neptun", aber es wollte mich in dieſem Augenblick bedünken, als ob meine Erinnerungen deshalb nicht freundſchaftlicherer Natur geworden wären. Und ſchließlich waren die Zöpfe noch vorhanden, wenn ſie auch in ihrer jetzigen Geſtaltung die Form eines großen goldglänzenden Erisapfels angenommen hatten.

Ich war aufgeſtanden, hatte mich neben Trude geſtellt und drückte meine Naſe an die Scheibe links, denn rechts war leider kein Platz mehr, und dabei kam es denn von ungefähr, daß ich auf dem blonden Kopfe meiner Nachbarin eine vorwitzig herausragende Haarnadel entdeckte und der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, daran zu zupfen. Das Unglück folgte denn auch der That auf dem Fuße, und — — Heilige Urſula! Sie waren noch länger und dicker geworden, nämlich die Zöpfe!

„Du biſt ein großes Kind, Vetter," ſagte Trude, „marſch, an deine Kleiſterei!" und dann bemühte ſie ſich zuerſt vergeblich, den Schaden zu heilen, ließ aber ſchließlich hängen, was da hängen wollte, und begab ſich ebenfalls an ihre Arbeit zurück.

Die Miſſethat ſchien unſer gutes Einvernehmen nicht geſtört zu haben, im Gegenteil war der Verkehr zwiſchen uns von dieſem Augenblick an freier und unbefangener, als in manchen Momenten der letzten Stunden, es war gleichſam, als ob die Jahre zurückgegangen wären. Und ſo iſt es häufig bei derartigen Kindereien, inſonderheit zwiſchen Vetter und Baſe, aber freilich — je länger die verbindende Verwandtſchaftskette iſt, um ſo leichter und lieber ſchaukelt ſich auf ihr das kleine geflügelte Ungetüm und umwindet die Kette mit Roſen und — Dornen. O du ſelige, o du fröhliche Weihnachtszeit! Wenn wir älter geworden ſind, blüht in dieſen geſegneten Tagen der Friede auf; in unſerer Jugend war es die ſüße Unraſt der Liebe.

Um Mitternacht legte ſie die erſten jungen Blüten als Traum auf mein Kiſſen. Ich ſah fortwährend vor meinen geſchloſſenen Augen zwei lange goldblonde Zöpfe hin und her pendeln; ſie waren unten mit einem roſaroten Bande zuſammengeknüpft, und in der dadurch gebildeten Schaukel ſaß ein kleiner rundlicher Engel mit Pfeil und Bogen — aber dann trug er plötzlich ganz unbegründet die Uniform eines königlichen Leutnants zur See, was ihm übrigens gar nicht übel ſtand. Aus Ärger darüber wachte ich auf und hörte ein ſonderbares Sauſen und Ziſchen vor den Fenſtern meiner Schlafſtube. Es war ein tolles Schneetreiben über die arglos ſchlafende Welt hereingebrochen, und als ich aufſtehend durch die Vorhänge lugte, ſchien kein Mondlicht auf die Welt, und man hörte in der Ferne die See brauſen. Aber an der Stelle des Himmels, wo nach dem Bericht der Heiligen Schrift ein Stern über Bethlehem geſtanden haben ſoll, ſchimmerte doch eine matte Helle, und ich wußte, daß es Weihnachtsabend werden würde, wie ſeit nahezu zweitauſend Jahren. Da kam die Weihnachtsſtimmung über meine Seele. Im Laufe des nächſten Vormittags brachte der Förſter mit einem Gutsknecht die Edeltanne. „Es iſt ſchade,“ ſagte er zu mir, da ich mit Onkels Meerſchaumpfeife auf dem Hofe ſtand, „die hätte was werden können. So rank, wie unſer Fräulein, und ebenſo geſund. Der Hannes hat ſie meiſt aus dem Schnee herausgraben müſſen, denn es hat bannig geſchneit, und das Durchkommen iſt kaum menſchenmöglich.“

Trude war bei den letzten Worten hinzugekommen und blickte ganz ängſtlich zu dem alten Graukopf empor. „Wirklich, Vater Hennig, iſt gar kein Durchkommen?“

Da lächelte er ſchlau. „Na Fräulein Trudchen, Sie können uns nicht davon laufen am heiligen Abend, dafür hat unſer Herrgott geſorgt, aber was ein junger forſcher Kerl iſt, der wühlt ſich ſchon noch durch.“

Ich wußte nicht, worauf er hinzielte, und nicht, warum das Mädchen ſo rot wurde bis an die Schläfen. Ich war doch ſchon da und brauchte mich nicht erſt „durchzuwühlen,“ aber weiß Gott, ich hätt's gethan, und wenn der Schnee bis an die Wetterfahne lag!

Und dann ging's in der großen Wohnſtube an das Ausputzen des Baumes.

„Deine Nüſſe ſind ein ſchwaches Werk geworden,“ ſagte Trude, „ſie haben den Flecktyphus. Wenn du geſtern Abend nicht lauter dummes Zeug im Kopf gehabt hätteſt —“

„Laß nur, Trud', es war doch hübſch. Was kommt in die Netze?

„Kandierte Mandeln, die ißt — ich meine, die ſchmecken am beſten. Willſt du eine?“

Ich hatte die Hände voll und ſperrte den Mund auf, aber es war eine bittere dazwiſchen geraten, und der Geſchmack ſehr gemiſcht. Als ich mein Leid klagte, meinte Trude, das müſſe im Leben ſo ſein, und dann frug ſie mich, was ich da zwiſchen den Händen halte. „Ein großes Zuckerherz, Trud', wir wollen es in eins deiner Netze ſtecken. Nun rate, ob es deins oder meins iſt!“ Aber das Herz war zu ſchwer, es zerriß ſeine Bande und zerbrach auf dem Fußboden.

„O weh,“ ſagte der Schelm, „wenn es das deine war, dann iſt es zu früh, wir müſſen es wieder zuſammenleimen.“ Und weil das nicht glücken wollte, verzehrten wir es einträchtig.

Zuletzt kam die Lametta. Trude warf zierlich die goldnen Fäden zwiſchen das dunkle Grün, und als ich auf ihrem Kleide ein langes blondes Haar entdeckte, erwiſchte ich es und hing meinen Raub ebenfalls in die Zweige. Dort leuchtete er heller, als der ganze übrige Tand, und zum Schluß bekam ich einen Klaps auf die Finger. Dann kamen wie langſam zurückweichende Schatten die Erinnerungen an jene Dämmerſtunde über mich, die dem Lichterglanz des Baumes vorausgeht, und ſo wunderſam traumhaft zu ſein pflegt. Wir ſind ja keine Kinder mehr und erwarten nicht Märchen aus Tauſendundeinernacht, aber dennoch meinen wir, daß mit der niederſchwebenden Dämmerung auch zu jedem einzelnen von uns ein Engel herabſinken müßte, wie er einſt zu der ganzen Menſchheit kam. Und wir ſitzen harrend in dem dunklen Zimmer.

Aber Trude kam und trug einen verhüllten Gegenſtand auf dem Arm, der faſt einem Wickelkinde glich. „Da, Vetter,“ ſagte ſie und legte das längliche Ungetüm auf mein Knie, „verbrenn dich nicht, es iſt ganz friſch aus dem Ofen. Und nun komm, du darfſt es dir zur ganz beſonderen Ehre anrechnen.“

Das Ding entpuppte ſich als ein rieſiges Weizenbrot mit Roſinen und Korinthen und war ſeit unvordenklichen Zeiten für die älteſte und ärmſte Witwe im Dorfe beſtimmt. Die Begriffe fielen ſeit Jahren zuſammen, wie es denn im Leben zu gehen pflegt, daß ſich viel Laſt auf Ein Haupt legt — aber wozu wär's denn Chriſtfeſt? Diesmal gingen wir ohne Schäkern und Lachen ganz ſtill nebeneinander und merkten nicht, daß der Weg nach dem Dorfe nur mäßig ausgeſchaufelt und halb wieder verſchneit war; die Heiligkeit des Wohlthuns ruhte ernſthaft in unſeren jungen Herzen und machte doch, ach, die Füße ſo leicht. Es war eine Probe für jugendliche Ungeduld. — Die Hütte von Mutter Ingeborg lag weit draußen am Strande, faſt angenagt von der unermüdlichen See, und als wir uns der Aufgabe entledigt hatten, blieben wir noch einen Augenblick halb atemlos neben dem Lehnſtuhl der Alten ſitzen.

„Kinderchen,“ ſagte ſie, uns die heißen Backen ſtreichelnd, „wie jung ſeid Ihr! Wenn man Eure Jahre zuſammennimmt, dann kommt noch nicht die Hälfte meines Lebens heraus. Lang leben iſt wohl gut, wenn die Liebe dabei iſt, und lang leben kann einſam werden. Gott behüte jeden von Euch vor der Einſamkeit!“

Als wir die Hütte verließen, ſtand der Abendſtern am Himmel. Die Luft war froſtklar und das Meer ſtill, in der Kirche läuteten ſie das Feſt. „Trude,“ ſagte ich, „die Frau iſt wohl ſehr alt?“

„Ja, Fritz, ſehr alt.“

„Weißt du auch, Trude, für was ſie uns hielt?“

„Sie iſt auch halb blind,“ entgegnete das Mädchen ausweichend, „du mußt ihre Worte nicht ſo genau nehmen. Still, war das nicht Schlittengeläut?“

„Es kommt aus der Kirche, Trude.“

„Wird heute Abend gepredigt?“

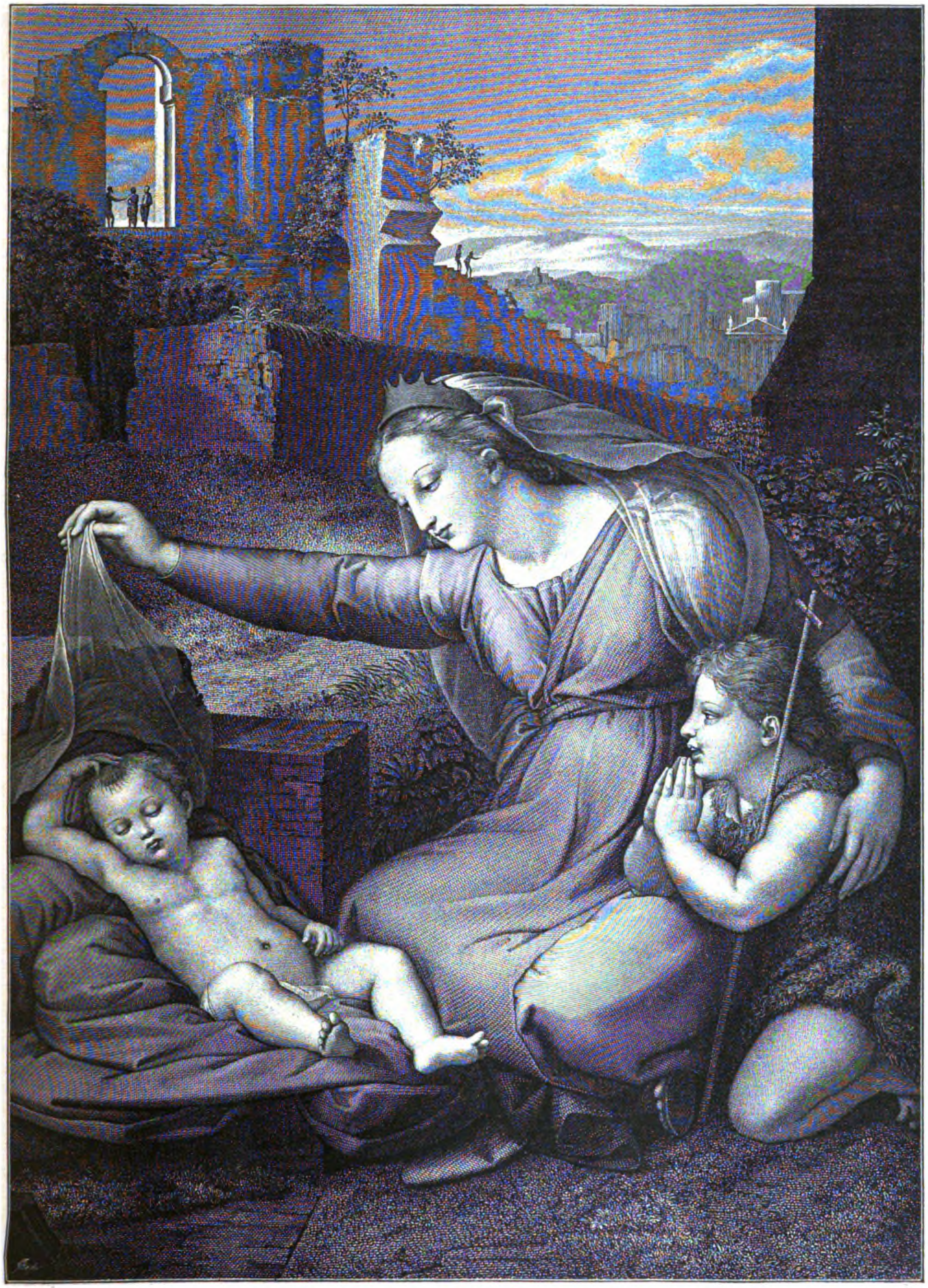
„Nein, erſt morgen, aber ich meine, wir haben für heute unſren Gottesdienſt gehabt, und nun wollen wir unter dem Tannenbaum recht fröhlich ſein.“

Es war ſonderbar, auf dem Gute wurde allerlei geflüſtert, und eine Depeſche ging von Hand zu Hand, nur in meine Hände kam ſie nicht. Der Telegraphenbote ſaß bei einem ſteifen Grog und ſchüttelte den Kopf, als ich mich heimlich an ihn heranmachte.

„Weiß von nichts, junger Herr, aber die Schlittenbahn iſt frei. Fröhliches Feſt!“

Und dann kam Trude mit glühenden Wangen. „Es wird erſt um acht Uhr beſchert, Vetterchen, vielleicht noch etwas ſpäter. Ich habe alle Hände voll zu thun und kann dich nicht brauchen, aber neben der Weihnachtsſtube, weißt du, in dem Rauchzimmer, da ſteht eine Flaſche von Papas altem Rotwein!“

Weg war ſie, und ihr Atem kitzelte mir noch an der Wange, ſo nahe hatte ſie mir das große Geheimnis ins Ohr geraunt. Es war gewiß nur die Winterluft und nicht der



Die Madonna mit dem Diadem. Nach dem Gemälde von Raffael Santi.

Wein, aber ich glaube, daß in dem warmen mattbeleuchteten Zimmer der Schlaf über mich gekommen iſt. Ich entſinne mich wenigſtens, daß die blonden Zöpfe wieder vor meinen Augen gaukelten und der Amor in Leutnantsuniform, aber mit einer Studentenmütze auf den Locken. Und im Hintergrund ſtand Mutter Ingeborg und redete von der Liebe und von der Einſamkeit.

Und es war ſehr Unrecht, von der Einſamkeit zu reden, denn es tobte plötzlich um mich von Jubeln, eine Flut blendenden, ſtrahlenden Lichts ſtrömte in das Zimmer, und Trudes Stimme — o du liebes Lachen! — ſchlug an mein Ohr!

„Ewald, ſüßer Schatz, er ſchläft! Er hat wahrhaftig einen richtigen Spitz!“

Ich ſprang verwirrt auf, und da brannte hinter der weit geöffneten Thür die Edeltanne — meine Edeltanne! — mit hundert Lichtern, und unter ihren duftenden, kniſternden Zweigen ſtand Trude — meine Trude! — und küßte in hellem Entzücken einen ſchmucken Leutnant — meinen Leutnant!

Und dann kam ſie auf mich zu und ſagte, immer zwiſchen Lachen und Freudenthränen: „Herzliebſter Vetter, vergib es deinem Kouſinchen, daß ich dich nicht ſchon früher eingeweiht habe! Die Sache war ja ſchon längſt richtig, aber die Verlobung ſollte erſt heute Abend unter der Edeltanne gefeiert werden, und dieſer böſe Mann hätte beinahe durch ſein Ausbleiben das Feſt verdorben, wenn er nicht eben Sr. Majeſtät Leutnant geweſen wäre!“

Ich mag wohl ein ſehr verdutztes Geſicht gemacht haben, denn ſie trat näher an mich heran und ſagte weich: „Lieber Vetter, die eigentliche Beſcherung haſt du freilich verſchlafen, aber um dein Weihnachtsgeſchenk ſollſt du doch nicht kommen — du erlaubſt doch, Schatz?“

Und dann küßte ſie mich mit den friſchen warmen Lippen herzhaft auf den Mund. — Es iſt ein eigenes Ding um ſolchen Brautkuß, wenn man nicht ſelbſt der Bräutigam iſt — er ſchmeckt ungefähr wie kandierte Bittermandeln. —

Die Weihnachtslichter werden dunkler in meiner Erinnerung. Aber heute, wo ich dies ſchreibe, nimmt mir eine andere, tauſendmal liebere Hand die Feder weg, und ein Lippenpaar, das mich ſeitdem tauſendmal inniger küßte, fragt lächelnd:

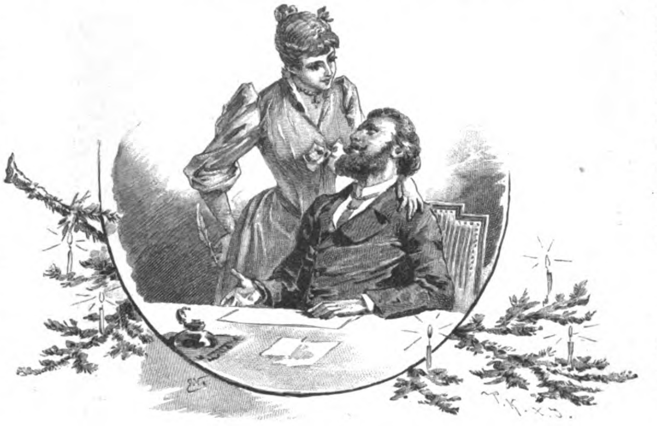
„Soll dieſe Erzählung ‚Jugendthorheit‘ genannt werden?“

Und ich entgegne:

„Es wäre wohl gerecht; aber wo du dich über mich neigſt, Liebſte, ſchreibe ich:

‚Unter der Edeltanne!‘“

Friedrich Jacobſen.



Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Auf dem Ritt zum Schloſſe fand die Fürſtin doch noch Zeit, Meluſine zu fragen: „Liebes Kind, klingt es wohl in deinem Ohr: Meluſine Wedigen? Ich höre, ſie ſind Patrizier aus uralter Zeit, hießen auch dann und wann Herren von Wedigen; der Fürſt hat im Sinne, wie alle Tyrannen, neben den alten Familien ſich ſeinen eigenen Adel zu ſchaffen, verdiente Leute im Stande zu erhöhen — er verſpricht ſich viel von dem jungen Renatus. Vielleicht klingt es beſſer in deinem Ohr: Meluſine von Wedigen?“

„Klingt beides wohl, teure, gnädige Frau!“ erwiderte Meluſine, die Stirn ſenkend. „Nymphe iſt die beſſere,“ fügte ſie leiſe hinzu, „ich meine, er liebt Nymphe!“

„Und wenn er ſie wählte?“

Meluſines Fauſt krampfte ſich um die Zügel.

„Wir haben uns geliebt und gehaßt von Jugend auf, Renatus und ich, eins um das andere,“ antwortete das Fräulein, „bald thaten wir uns Gutes an, bald Schlimmes; wir waren Nachbarskinder und die Väter Feinde. Nymphe mochte ihn immer gern. Ich meine, ſie empfinden wie Geſchwiſter für einander. Gott der Herr wird alles zum Rechten leiten!“

Das war eine heiße, verhohlene Bitte, dies letzte Wort — die Fürſtin merkte es deutlich.

„Arme Nymphe!“ ſagte ſie ſtille.

„Gott der Herr wird alles zum Rechten leiten,“ wiederholte Meluſine, „auch wenn er Nymphe nimmt!“

Dies war ein Seufzen banger Ergebung, das von blutloſen, zuckenden Lippen kam — doch keine tapfere, freudige Ergebung in des Höchſten Willen. So viel hatte über ſie der gute Erzieher, den ihr der Herr verordnet, Luiſe Henriette, noch mit nichten vermocht.

Wie ſie nun über den Schloßplatz ritten, ſahen ſie den Fürſten vom Reithauſe auf dem Werder daherkommen. Er war ſchon dicht am Schloß und wandte ihnen den Rücken, blieb aber bei dem Manne ſtehen, der an dieſem Portal die Wacht hatte, einem Sparreſchen Dragoner mit ſtarkem Schnauzbart und breiten Backenknochen, der blaß und ernſt ausſah.

„Fritze Bötzow,“ ſagte der Herr, „biſt’ wieder frei?“

„Zu gnädigem Befehl!“ war die korrekte, aber nicht im alten Ton naiven Vertrauens gegebene Antwort.

„Kerl, was haſt’ gegen mich?“ fragte der Kurfürſt weiter, da der Mann ihm gänzlich ausgewechſelt ſchien.

„Zu gnädigem Befehl, Euer Durchlaucht — was dürfte ich haben?“

Friedrich Wilhelm runzelte die Brauen.

„Sprich!“ rief er.

Fritze Bötzow war nun diszipliniert — ſeine Zunge gebunden — und doch mußte es heraus! Er ſchwieg noch einen Augenblick, ſtramm und wie aus Erz gegoſſen vor dem Fürſten ſtehend. Dann aber antwortete er: „Zu Befehl, Euer Durchlaucht. Ich hab’ geſengt, damals in Petzow, habe meine Schwielen auf dem Rücken, zu Befehl. Gotts Wunder, daß ich noch lebe. Aber das iſt’s nicht. Sollte meinen Vater holen, zu Befehl, er hauſt aber noch irgendwo im Wald oder auf dem Waſſer, weiß nicht wo, bekomme auch keinen Urlaub. Vielleicht iſt er verhungert — zu Befehl. Aber das iſt’s nicht! Brachte meine Schweſter her, wie befohlen. Der Herr verhieß ſtreng und gerecht Gericht. Die iſt keine Hexe geweſen, haben ſie aber doch vor des Herren Augen erſäuft, drüben iſt die Stelle, zu Befehl!“

Es war ein ganz anderer Mann, als der frühere treuherzige Böſewicht.

„Und nun, was ſoll ich für dich thun?“ fragte der Fürſt, dem des Mannes harter Ton aufs Herz fiel, weil er für jeden Einzelnen ſeiner hunderttauſend Landeskinder gern ein Vater geweſen wäre.

„Nichts, zu Befehl! Wollte, es gäbe Krieg oder die Städter rebellierten, könnte zehnen meinen Pallaſch durch die Zähne ziehen, und ſie hackten mich zu Brei!“

Das war ein Wort und ein Klang, knirſchend wie Fahnenzarſch, der ſteif im Winde rauſcht.

„Kerl,“ ſagte der Kurfürſt, „deine Schweſter kann ich nicht mehr lebendig machen. Sie iſt nicht geſtorben ohne Gottes Willen. Es iſt mir leid um ſie, hörſt du, Fritze Bötzow — wie am Tag, daß ſie ſtarb, iſt heut deinem Fürſten leid um die junge Magd. Ich war's, der ſie der Tortur entzog und die Waſſerprobe anbefahl — meinte, ſie könne tauchen, und es wäre damit gethan!“

„Sie tauchte wie ein Rotbläßchen, Herr!“

„Und iſt doch ertrunken, weil es Gottes Wille war. Dazu kann ich nichts! Aber dir, Fritz, will ich Urlaub geben, ſobald du abgelöſt biſt. Hole deinen Vater — Herr von Zelen, wenn ich recht gehört, iſt ihm begegnet und weiß, wo er lebt. Es ſind manche wüſte Höfe in Stadt Berlin. Er ſoll ſich davon ausſuchen, der ihm gefällt, ſei er groß oder klein. Zum Aufbau wird ihm kurfürſtliche Kammer Holz und Beihilfe gewähren. Da iſt ein Hof ohnweit dem Spandauer Thor, zu dem gehört viel Land auf dem Windmühlenberge draußen am Weg nach Landsberg, den mag er nehmen und den Acker dazu. Weißt, warum ich Euch den vergeben will? Ihr ſollt die erſten wendiſchen Ackerbürger in Berlin ſein, ſollt den Berlinern zeigen, daß Ihr ackern könnt. Und weil ich Euch unterſtütze, werden ſie Euch Bürgerehre und Bürgerrecht gewähren müſſen. Du biſt alter Soldat — hältſt du dich drei Monate brav, will ich dem Oberſt anliegen, dich zum Unteroffizier zu machen. Kann dein Vater aber nicht bauen, ackern und ſparen, kommt dein Geſchlecht auch nicht wieder auf — und ſo ſeid Ihr fortan frei und eignen Glückes Schmied!“

„Herr, der Alte ſoll wohl müſſen!“ meinte Fritze Bötzow und fiel in den früheren zutraulichen Ton. „Und wenn Ihr das alles bei der Bürgerſchaft durchſetzt, ſo haben wir wieder eine Heimat und Erbſtätte, wie vordem lange nicht, mein Vater ſagt, ſeit die Chriſten kamen und uns das Unſere nahmen, uns zu Hunden machten, lange vor unſren Tagen. Gnädigſter Herr, zu Befehl — die Liſe iſt hin — es iſt all eins! Aber Ihr wollt, wir ſollen nicht auch hin ſein, zu Befehl, Euer Durchlaucht, der Alte ſoll wohl müſſen!“

„Biſt zufrieden, Fritz Bötzow?“

„Zu Befehl, ſoll wohl müſſen!“ wiederholte der Dragoner. „Es wird noch einmal werden, Gott lohn's Euch!“

Da war die Fürſtin heran, Friedrich Wilhelm empfing ſie und geleitete ſie die Treppe hinauf.

„Den armen Kerl unten,“ ſagte ihr der Kurfürſt, „mit dem ich ſprach, hab' ich auch eingefangen und in Raiſon gebracht. Iſt der Bruder der kleinen wendiſchen Hexe, davon du weißt. Er hat wieder Mut, und ich will ihn noch fördern; meine, ich habe vielleicht an ihm dies und das gut zu machen, das andere an ihm gefehlt!“

X.

Daß Renatus Wedigen wirklich mit Gut und Blut des Kurfürſten Mann geworden, und welch Kern in ihm ſteckte, davon hatte der Fürſt an dieſem Tage einen Beweis und eine Probe.

Wie er nach ſeinem Mittagmahl die ausgearbeiteten Ordres zur Unterſchrift empfing, war es Renatus, der die Mappe brachte.

Friedrich Wilhelm, der inzwiſchen erfahren, daß es in der Roßſtraße bei ſeinen Freunden gebrannt, fragte: „Nun, wie ſteht's zu Haus, Renatus? Hat das Feuer viel Schaden angerichtet?“

„Weiß nicht, gnädiger Herr, ich war nicht daheim!“

„Nicht über Tiſch daheim?“

„Wir mußten durcharbeiten. Uns brannte auch der Kopf, fertig zu werden, bis Ihr geſpeiſt. Es kam keine Nachricht weiter von mir zu Haus, wir ſahen auch keinen ſonderlichen Rauch. So nahm ich an, es ſei gelöſcht!“

„Iſt doch ſträfliche Gleichgültigkeit!“ meinte der Fürſt, Renatus prüfend betrachtend, ob der nur eine Rolle ſpiele.

Aber der junge Herr rief vorwurfsvoll: „Ja, Durchlaucht — ſollte ich denn etwa aus dem Dienſt weglaufen?“

„Nun — 's iſt gut!“ erwiderte Friedrich Wilhelm, wandte ſich ab und dachte: „Redlich und eine Art bürgerlichen Spartaners, wie meine Beamten ſein ſollen. Er wird gut reüſſieren in meinem Dienſt!“

— — — — — — — — — — — —

Die Frau Kurfürſtin hielt Wort. Pünktlich zwei Uhr kam ſie mit Fräulein Meluſine, den Junker abholen.

Das Mittagmahl im Zelenſchen Hauſe, das etwas nach elf Uhr genommen worden, war ſchweigſam geweſen, da jeder mit ſeinen eigenſten Gedanken beſchäftigt war.

Als nach Tiſch Nymphe mit abnahm, wollte Adriane Hand anlegen, doch litt es das Fräulein nicht.

„Noch ſeid Ihr Gaſt!“ ſagte ſie, worauf Hans Georg ſie und die Gaſtin mit langem freundlichen Blick anſchaute, Adriane aber rot und betreten ſaß, ohne viel zu erwidern.

Als Nymphe hinaus war, fragte der Junker: „Liebe Adriane, die Fürſtin kommt um zwei Uhr wieder und will mich mit ſich nehmen nach der Roßſtraße. Zuvor aber muß ich mit Vergunſt eine Frage an Euch thun dürfen. Wollt Ihr mir dieſe Frage verſtatten?“

Er hatte ſich dabei erhoben, den Seſſel zurückgeſchoben, ſtand höflich geneigt und wartend.

Adriane ſprang wild auf, lief an das Fenſter und wandte dem Junker den Rücken.

„Ihr kennt mein Leben, Hans Georg!“ ſagte ſie dann plötzlich über die Schulter. „Ihr wißt, wo Ihr mich zuerſt ſpracht!“

Junker Hansjörg trat langſam näher.

„War't Ihr dem treu, der nicht gut an Euch gehandelt,“ hub er bedächtig an, „ſo meine ich, müßt Ihr wohl auch eine ehrliche, ſtarke Neigung faſſen können zu dem, der gut an Euch handeln möchte, wo Ihr ihn nur ein wenig leiden könntet!“

Adriane ſchlug die Hände vors Geſicht — es war ganz ſtill in dem großen Gemach, nur daß man der beiden jungen Leute heftigen und beklommenen Atemgang hörte, und von hinten aus dem Küchenbau kam gedämpft ein Tellerklappern; dort wurde das zinnene Geſchirr geſpült und gerieben.

„Wem ich mich geb',“ ſprach Adriane laut, „den werd' ich nicht betrügen! Er ſoll all meine Lieb' und Treu beſitzen, und das iſt gewiß!“

Nun ſtand Hansjörg dicht hinter ihr, ſagte ganz leiſe, und das Herz klopfte ihm bis in ſeinen Hals hinauf: „Adriane, liebſtes Kind, magſt du mich ein wenig?“

Sie begann zu weinen.

„Junker, Ihr ſeid gütiger zu mir geweſen, als irgend eins, das lebt!“ brachte ſie heraus. „Könntet Ihr mir trauen? Ihr ſaht doch, wie ich um einen Toten trauerte . . .“

„Gerade das hat mich ſo gerühret!“ rief er leiſe und herzlich dazwiſchen.

Nun wendete ſie ſich um, ſah ihm in das ehrliche Geſicht.

„Und meine Gedanken fahren oft ſo wild herum, weiß nicht wohin, wie ein Schwarm junger Falken, ſtoßen auf dies und das, möchte durch die Luft und über alle Berge oder begraben ſein —“

„Nicht auch leben?“ fragte er. „Ein gutes gedeihliches Leben mit einem Manne, den du magſt? Siehſt du, Adriane, unſer Herr Kurfürſt legt uns bisweilen Prüfungen auf und macht, daß wir durch Feuer und Waſſer marſchieren, wie wenn es nichts wäre. Da mein' ich, wer nicht feſt iſt, den bringt er wohl zu wandelloſer Feſtigkeit mit ſeiner eiſernen Disziplin. Darum, wenn dein Herz flattert, und war es wohl bloß dein ungerecht Geſchick, das deine Gedanken verſtörte, da iſt es dir vielleicht gut, bei einem andren ſteten Herzen Anhalt zu finden, und ſtet und treu will ich wohl werden. Adriane, magſt du mich ein wenig?“

„Junker,“ gab Adriane ſehr demütig zurück, „ich verdiene es nicht um Euch, daß ich Euch je betrübe. Wollt Ihr, ſo nehmt mich!“

Sie hatte den Kopf tief geſenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Hansjörg legte ihr beide Hände treuherzig auf die Achſeln. „Liebe Adriane,“ bat er, „ſeht mich doch an!“

Er dürſtete danach, ihr nahe in die ſchönen, ſchimmernden Augen zu ſchauen, und in ſeinen Blicken ſtand eine große bittende Liebe.

„Hansjörg,“ ſagte ſie, „ich bin ſo ein armes Kind, und bürgerlich!“

„Darauf kommt es auch an!“ antwortete er und drängte: „Magſt mich, kleine Adriane, magſt mich, klein arm Kind? Sag’ doch!“

„Sieh doch an, was ich heut erſt gethan!“

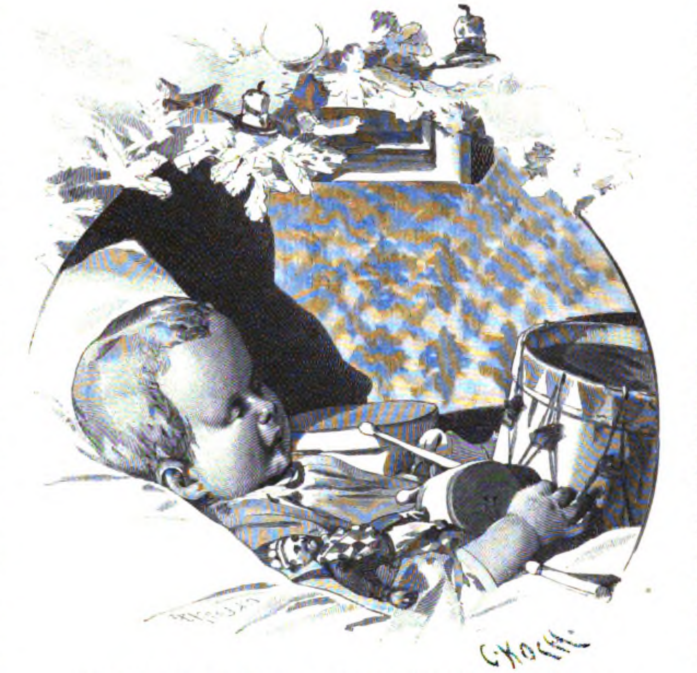
„Ach, haſt da ein Hackerfeuerlein entzündet, ſo löſch doch hier ein andres, das du auch entzündet haſt!“

„Eine Bürgerliche!“ wandte ſie ein.

„Nimm mich, und biſt eine von Zelen, keine Bürgerliche mehr!“

„Ach, lieber Hans — meine ſtrenge Mutter!“

„Item, du willſt ja, du kleine Taube,“ rief er, mehr ihrem leiſen, weichen Ton glaubend, als ihren Worten. Ihr Blick, an dem ſeinen hängend, war immer lieber geworden, hatte ſich langſam zu einer ſtrahlenden Schöne erwärmt und erhellt, daß Hansjörg plötzlich ihr Geſicht in ſeine beiden Hände nahm.



Mit der ganzen Beſcherung zu Bett. Originalzeichnung von C. Koch.

„Hansgörgelein,“ flüſterte ſie, „lieber Junge — willſt mich immer ſo treu und gut anſchauen, wenn ich ja ſage?“

Nun küßte er ſie plötzlich herzlich auf den Mund.

Indem riß Nymphe die Thür auf — und die am Fenſter fuhren auseinander.

Gleich aber faßte ſich der Junker, nahm Adriane bei der Hand und führte ſie vor ſeine Schweſter.

„Magſt dieſe,“ fragte er frei und ſtolz, „als liebe Schwiegerin?“

Nymphe blickte Adriane in ehrlicher Herzlichkeit an — die andere aber flog ihr an den Hals.

„Wie ſchön deine traurigen Augen waren, Liebe,“ ſagte Nymphe, „als du heut kamſt, und wie gar ſchön nun deine glücklichen Augen ſind! Und dein wunderſchönes Haar!“

„Liebe Schweſter,“ flüſterte Adriane und küßte Nymphe. Die aber in plötzlicher trauriger Zärtlichkeit zog ſie dicht an ſich und klagte: „Ach, Kind, mir wird es nie ſo gut werden, wie dir —“ und ihr brachen die Thränen aus.

— — — — — — — — — — — —

Die Frau Kurfürſtin hatte auf dem kurzen Wege alles aus Nymphe erfragt, was ſie wiſſen wollte. Hans Georgen von Zelen hatte ſie in ſeinem Hauſe daheimgelaſſen, als ſie Adrianen zu ihrer Mutter Eliſabeth mit ſich nahm.

Nun trat ſie, Adriane an der Hand, vor die ſtrenge Frau und ſagte: „Liebe Wedigen, hier bring’ ich dir eine, die herzlich bereut, was ſie dir je Schweres zufügte und ein beſſer Kind ſein will… Adriane, du willſt doch?“

Adriane, die ſcheu eingetreten, hatte zum erſtenmal in ihren Augen für ihre Mutter einen bittenden kindlichen Blick.

„Ich will, liebe Mutter,“ bat ſie. „Könnt Ihr irgend, ſo verzeiht mir alles, alles —“

Frau Eliſabeth ſtand ſtarr und ſteinern, noch war ſie zu ſehr gegen ihr Blut empört wegen des Streichs von heut morgen, und ihr Gemüt war noch lange nicht bereitet, ihrer Tochter Liebe zu ſpenden.

„Eliſabeth!“ kam da des Greiſes Adam Stimme mit einem tiefen, ſtählernen Klange zu ihr, „dieſe unſere gnädige Frau darf nicht warten!“

Der immer ſchweigend ſaß und gewähren ließ, ſprach hier und befahl.

„Eliſabeth,“ wiederholte er, „du magſt überzeugt ſein, was dieſe unſere gnädigſte Frau will, ſei ſtets dem Herrn ein Wohlgefallen. So ſtrecke deine Hand aus und gib Frieden!“

Die Frau reichte Adriane die Rechte, aber ſtumm, denn ſie brachte vor Widerſtreit ihrer Empfindungen keinen Ton über ihre Lippen.

„Frau Wedigen,“ ſagte jetzt die Fürſtin ſo kalt und ſtrenge, wie Adam ihre Stimme noch nie gehört, „um dieſe deine Tochter wirbt der Junker von Zelen. Iſt nun dein Eheherr zur Stunde da, wo wir hoffen, ſo hat er ſeinem Feinde verziehen und ſein Segen fehlt ſeinem und ſeines Feindes Kinde nicht, da ſie ihr Haus bauen wollen, ja er hilft es ihnen erbauen nach dem Wort, ‚Des Vaters Segen erbaut den Kindern Häuſer.‘ Soll nun dein Fluch dem entgegen ſein und es ihnen einreißen?“

„Ich fluche nicht!“ erwiderte ebenſo herb die Bürgerfrau.

„Was iſt Segen und Fluch?“ fragte die hohe Frau. „Meinſt du, ſie haben beide in deinem Munde die myſtiſche Kraft, Geſchicke zu lenken, die doch Gott der Herr allein fügt?“ Die verſtandesklare Reformierte und Holländerin kam zum Vorſchein. „Segen und Fluch der Eltern iſt die freudige Billigung oder die finſtere Liebesverſagung, die ſie in bedeutungsvoller Stunde üben, die ſich den Kindern als Macht und Hilfe zum Guten oder zum Böſen nachwirkend ins Gemüt legt, die ihnen das innere Leben erbaut oder zerſtört. Liebe und Liebesſpendung iſt Segen, Groll iſt Fluch — anderen Segen, anderen Fluch haben Menſchen keine Macht zu vergeben, denn über uns allen iſt Gott. Ich aber heiſche von dir, daß du dieſe Mitgift deinem Kinde nicht weigerſt!“

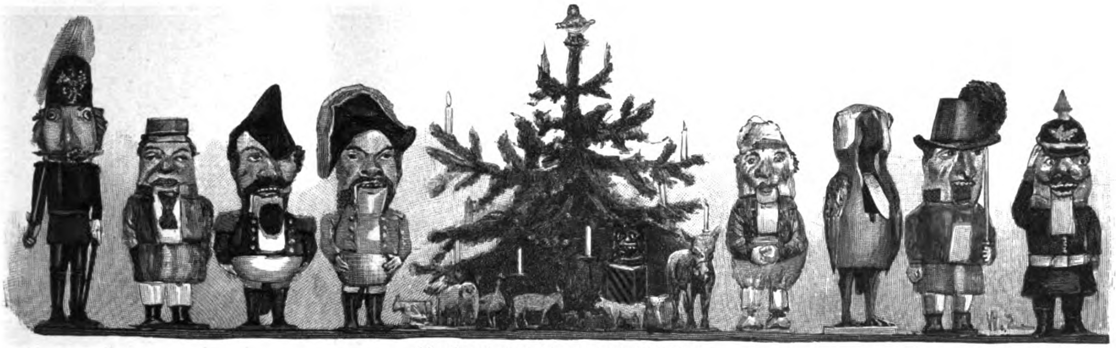
„Gehe, Adriane,“ erwiderte Frau Eliſabeth und neigte ſtill das Haupt gegen ihre Tochter, „ich wünſche dir Gutes! Sei glücklich mit dem Manne deiner Wahl, und alter Fluch ſoll ausgetilgt ſein. Du haſt eine gütigere Mutter an unſrer gnädigen Frau, als an mir. Ich und mein Leben ſind verloren. Möge der Herr dir an Licht und Gedeihen geben, was meinem Alter verſagt iſt!“

Adriane griff nach ihrer Hand und küßte ſie.

Die Fürſtin aber trat zu der Witwe heran, blickte ihr gütig in das harte Antlitz und ſagte: „Liebe Seele, ich will für dich beten, daß du nicht ein unfruchtbarer Baum bleibeſt, den der Herr abzuhauen droht und ins Feuer zu werfen, ſondern daß auch du wieder Frucht bringeſt, die eine heilige Frucht, die wir Frauen im Hauſe bringen ſollen, daß wir der Unſren Gemüt erhellen und erwärmen.“

(Schluß folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Weihnachtsparade der Nußknacker.

Aus einer deutſchen Puppenſtadt: Waltershauſen i./Th.

Mit Illuſtrationen von Werner Zehme.

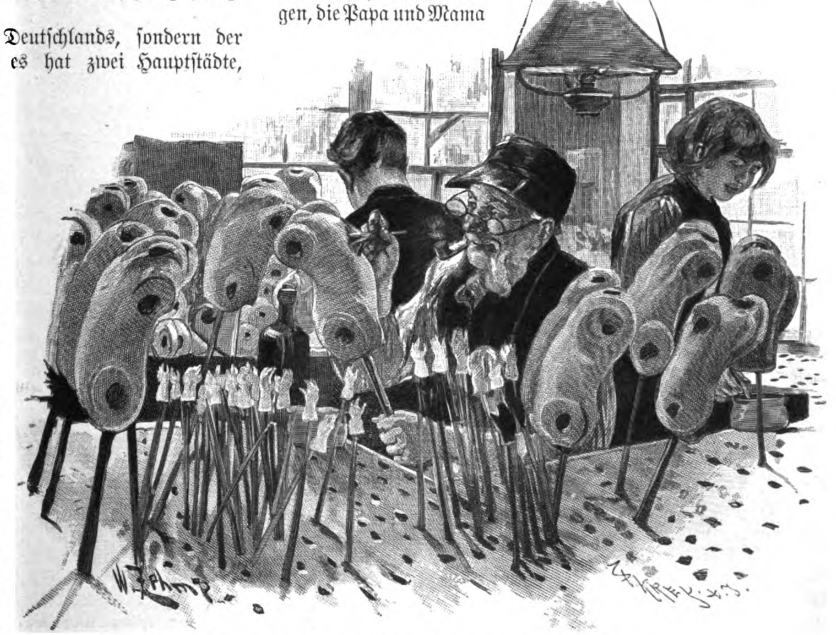
(Abdruck verboten.)

Wo in einem Hauſe fröhliche Kinder ſind, da darf unter dem glänzenden Chriſtbaum auch die Puppe nicht fehlen. Keine Mutter iſt ſo arm, daß ſie ihrem Liebling nicht wenigſtens einmal ein Püppchen, und ſei's noch ſo ſchlicht und klein, für den Weihnachtstiſch anzuputzen verſuchte, und wie reich und mannigfach eine Gabentafel auch immer beſetzt ſein mag, die freudeſtrahlenden Augen der Kleinen werden ſtets zuerſt nach dem Bettchen ſich hinlenken, aus dem ihnen, fein ſäuberlich in Kiſſen und Decken gehüllt, ein roſiges Puppenköpfchen vielverheißend entgegenlacht. Das war ſo zu Großmütterchens Zeiten, und wird hoffentlich auch noch ſo ſein, wenn aus unſeren lieben Babys wieder weißlockige Großmütter geworden ſind.

Wo wohl die Hunderttauſende, nein, die Millionen von Puppen herkommen, die Jahr um Jahr unſeren Kleinen aufgebaut werden, und die Jahr um Jahr unter ihren Händchen, wie ſorgſam die Mama ſie auch pflegen und immer wieder neu ſchmücken mag, vergehen? Ich kann es verraten — ſie kommen aus dem Puppenlande. Das Puppenland aber liegt nicht etwa, wie andere Märchenländer, im Monde, es iſt auch nicht von gütigen Feen bewohnt, ſondern es liegt mitten in Deutſchland, und Tauſende von emſigen, in oft recht harter Arbeit um das tägliche Brot ringenden Menſchenhänden regen ſich in ihm während des ganzen Jahres, um zur frohen Weihnachtszeit die Puppenheerſcharen rechtzeitig fertigzuſtellen.

Das Puppenland nicht nur Deutſchlands, ſondern der ganzen Welt, iſt Thüringen, und es hat zwei Hauptſtädte, von denen die eine Sonneberg und die zweite Waltershauſen heißt. Welche von ihnen größer, das heißt als Puppenſtadt bedeutender iſt, wage ich nicht zu entſcheiden, beide haben ſich aber noch eine ganze Reihe Dörfer unterthan gemacht, in denen unter allen Dächern für den Puppenbedarf der Welt geſchnipſelt, gegoſſen, gepreßt, gehäkelt und genäht wird. Beide, Sonneberg wie Waltershauſen, fertigen Puppen zu allen Preiſen, in allen Größen, in allen möglichen und unmöglichen Hautſchattierungen an, aber man hat mir geſagt, daß Waltershauſen im allgemeinen mehr Wert auf die beſſeren Qualitäten, Sonneberg dagegen auf den bedeutenderen Maſſenumſatz legt. Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den beiden Puppenſtädten beruht auch darin, daß in Sonneberg faſt der ganze Betrieb ſich in zahlreichen einzelnen Händen befindet, von denen hier nur Puppenköpfe, dort nur Puppenbälge, am dritten Ort etwa nur Puppenſchuhe angefertigt werden, während in Waltershauſen nur ein einziger Puppenkönig regiert, eine einzige große Fabrik nämlich beſteht, welche alle Zweige der Fabrikation, allerdings unter Zuhilfenahme der Hausinduſtrie, in ſich vereinigt. Ein Beſuch des vielſeitigen Betriebes der J. D. Keſtnerſchen Fabrik bietet daher die beſte Gelegenheit, an einer Stelle zu ſehen, wie eigentlich das beliebteſte aller Kinderſpielzeuge, die Puppe, entſteht.

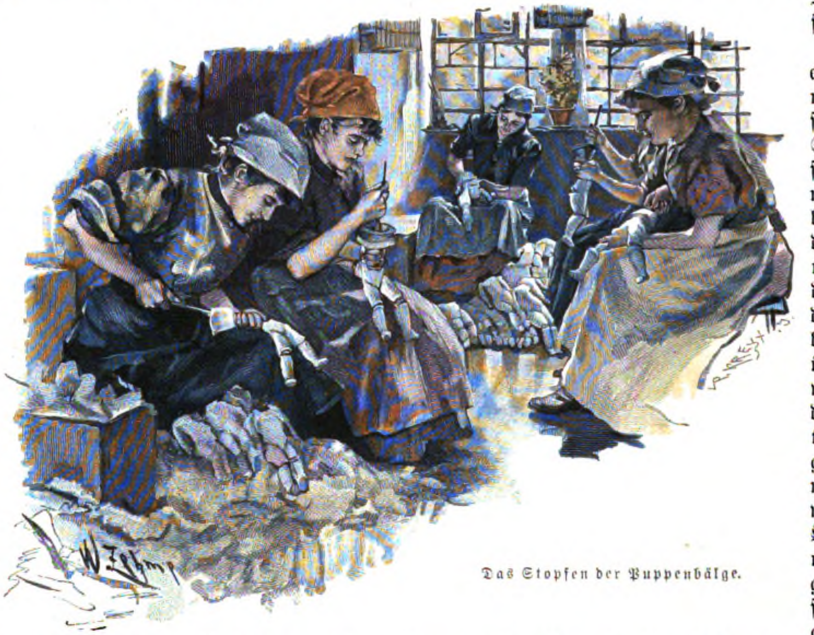
Man kann freilich hier kaum von der Puppe, ſondern muß ſtets von den Puppen ſprechen; es iſt ja ganz unmöglich, ſie unter einen Hut zu bringen, ſo verſchieden ſind ſie untereinander. Wenn man in dem Muſterlager vor den langen Geſtellen ſteht, auf denen Hunderte von Sorten, jede einzelne wieder in vielen Unterarten vertreten, nebeneinander liegen, dann bekommt man erſt einen kleinen Überblick von der Mannigfaltigkeit des Puppenvolkes oder richtiger der Puppenvölker, denn faſt alle Nationen der Erde ſind hier abkonterfeit. Es fängt mit den kaum fingerlangen Badeengeln an, ſetzt ſich über die ſogenannten „Docken“, die ganz billigen Holzpüppchen mit Porzellankopf, zu den „Täuflingen“ fort, umfaßt Puppen aus Holz, Papiermaché, Leder, Porzellan; Puppen, die in ihrem Körper irgend einen beſonderen Mechanismus bergen, die Papa und Mama



Das Anſtreichen der Körper für die Gelenkpuppen.

ſagen können, und endigt mit einigen unheimlichen Rieſenweibchen im roſaroten Flügelkleide, die ganz gut unmittelbar aus der Fabrik auf den Kinderball gehen könnten. Aber das mag noch angehen — böſe wird die Sache erſt, wenn man auf den Speichern in haushohen Kiſten und Körben all die Puppenleiber, auf endloſen Stellagen Hunderttauſende von Puppenköpfen in allen Stufen der Fabrikation und daneben die Legionen der Springteufelchen, Nußknacker, Hampelmänner und was weiß ich noch, aufgehäuft ſieht! Es iſt eine ſo bunte Welt im kleinen, daß ich mich füglich beſcheiden muß, einiges aus ihr herauszugreifen. Ich laſſe daher die kleinſten unter den kleinen, die zierlichen Babys aus Porzellan und die pechrabenſchwarzen Mohrenkinder, die ſich, ſeit wir koloniale ſchwarze Landsleute haben, der beſonderen Liebe unſerer Mädchen erfreuen, beiſeite und wende mich gleich der allbeliebten Gelenkpuppe zu. Eine Gelenkpuppe, die in allen Gliedern recht beweglich iſt, wie ein Cirkusklown, iſt ja doch die Perle aller Puppen.

Der Körper ſolch eines Wunderkindes beſteht meiſt aus Holz und ſetzt ſich bei den größeren Arten aus zwanzig und einigen einzelnen Teilen zuſammen. In den Gebirgsdörfern werden die hölzernen Glieder nach vorgeſchriebenen Muſtern zurechtgeſchnitten, die Kugeln, welche die Gelenkkapſeln bilden, gedreht; in rohem Zuſtand kommen die Gliedmaßen in die Fabrik. Hier nimmt ſie zuerſt der Anſtreicher in die Kur, wie es unſer Zeichner ſo zutreffend dargeſtellt hat. In langen Reihen ſtehen ſchon einzelne Teile zum Trocknen vor ihm, während er emſig beſchäftigt iſt, neue in eine glänzende Fleiſchfarbe zu tauchen. Wenn die Leiber, die Beine und Arme dann noch lackiert ſind, werden ſie zuſammengeſetzt. Welche Mutter hätte nicht ſchon einmal ſchmerzerfüllt in das geheimnisvolle Innere einer Gelenkpuppe zu ſchauen verſucht, deren eines Glied dem Wiſſensdrang oder der allzugroßen Zärtlichkeit Kleinelschens zum Opfer gefallen war! Es iſt in der That ein ziemlich verwickeltes Syſtem von Gummiſchnüren und Haken, das die Arme und Beine ſamt Händen und Füßen zuſammenhält. Da läuft z. B. ein ſtraff geſpannter Strang quer durch den Oberkörper und verbindet alle Teile beider Arme, ein anderer ſpannt den Kopf feſt, zwei weitere halten die unteren Gliedmaßen in der erforderlichen Spannung; der uneingeweihte kann jedenfalls eine Reparatur nur ſchwer ausführen. Erſt neuerdings iſt in der Keſtnerſchen Fabrik eine Art der Befeſtigung der einzelnen Glieder erfunden und eingeführt worden, die ein leichteres Auswechſeln derſelben, alſo auch vorausſichtlich erfolgreichere Kuren in der Puppenklinik geſtattet.



Das Stopfen der Puppenbälge.

Iſt der Körper zuſammengeſetzt, ſo wird der Kopf mit beſonderer Sorgfalt für ihn ausgewählt. Der Kopf bleibt ja ſchließlich nicht nur bei der Mehrzahl der Menſchen, ſondern auch bei ihren kleinen Ebenbildern die Hauptſache. Da gibt es Köpfe, die ganz aus Holz geſchnitzt ſind, andere, die aus Porzellan geformt, noch andere, die aus Papiermaſſe „gedrückt“ wurden, wie der techniſche Ausdruck lautet. Eine Zeitlang fertigte man ſogar Köpfe aus Metall an, aber ſelbſt die unerfahrenſten Mädchen wollten, wie man mir ſagte, auf die Dauer von den Blechköpfen nichts wiſſen.

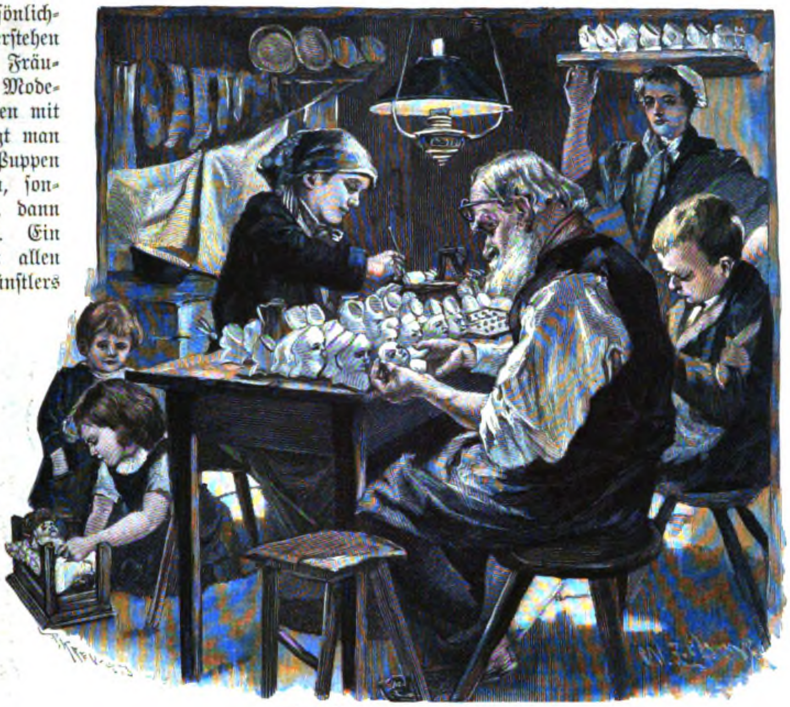
Zunächſt hier einmal ein roher Kopf aus Papiermaché. Es iſt noch ein recht häßliches unanſehnliches Ding, dieſer Kopf, der nur die bloße Form, grau in grau, wiedergibt. Aber da hat ihn der Malkünſtler ſchon beim Schopfe — nein, beim Halſe, denn der Schopf, der üppige Haarſchmuck, fehlt ihm ja auch noch. Unter den geübten Händen des Malers, der jahraus jahrein den Puppenköpfen roſa Wangen, rote Lippen und ſchön geſchwungene Augenbrauen in allen Nüancen anſtreicht, gewinnt auch unſer Kopf ſchon etwas Anſehen, noch aber entbehrt er des lebendigen Blickes: an Stelle der Augen zeigt er nämlich noch immer zwei tote graue Pappſtellen. Darum naht ſich jetzt ein Arbeiter mit einem ſpitzen Meſſer, um mit unfehlbarer Sicherheit dem Kopfe den Staar zu ſtechen. Einige kurze ſchnelle Schnitte, und die Augenöffnungen ſind vollendet und zur Aufnahme der Glasaugen bereit, die ausnahmslos — ja man kann wohl ſagen: für alle Puppen der Welt — in dem kleinen thüringer Flecken Lauſcha angefertigt werden.

Das wäre der einfachſte Vorgang, mit dem es jedoch ſelten abgethan iſt. So begnügt man ſich meiſt nicht damit, den Kopf zu bemalen, ſondern derſelbe wird auch noch „wachſiert“, d. h. mit einer dünnen fleiſchfarbenen Wachsſchicht überzogen, nach welcher Operation die wieder verklebten Augenöffnungen zum zweitenmal aufgeſchnitten werden müſſen. Oder anſtatt der unbeweglichen Augen ſoll der Kopf ſogenannte Schlafaugen erhalten: dann werden dieſe, mit einem kleinen Bleigewicht verbunden, im Innern des Kopfes in einer Gleitbahn derart befeſtigt, daß ſich durch die Schwere jenes Gewichts bei jedem Aufrichten des Köpfchens das Auge mit der Iris vor die Augenöffnung ſtellt; beim Niederlegen aber dreht ſich das Auge nach unten, verſchwindet hinter dem unteren Lid, während anſtatt der Iris jetzt der auf dem Augenkörper aufgemalte oder auch von Wachsmaſſe aufgeklebte ſogenannte „Deckel“ vor der Augenöffnung als oberes Lid auftaucht. Das iſt das große Geheimnis der Schlafaugen, das ſchon ſo viele hunderttauſend Kinderherzen entzückt hat.

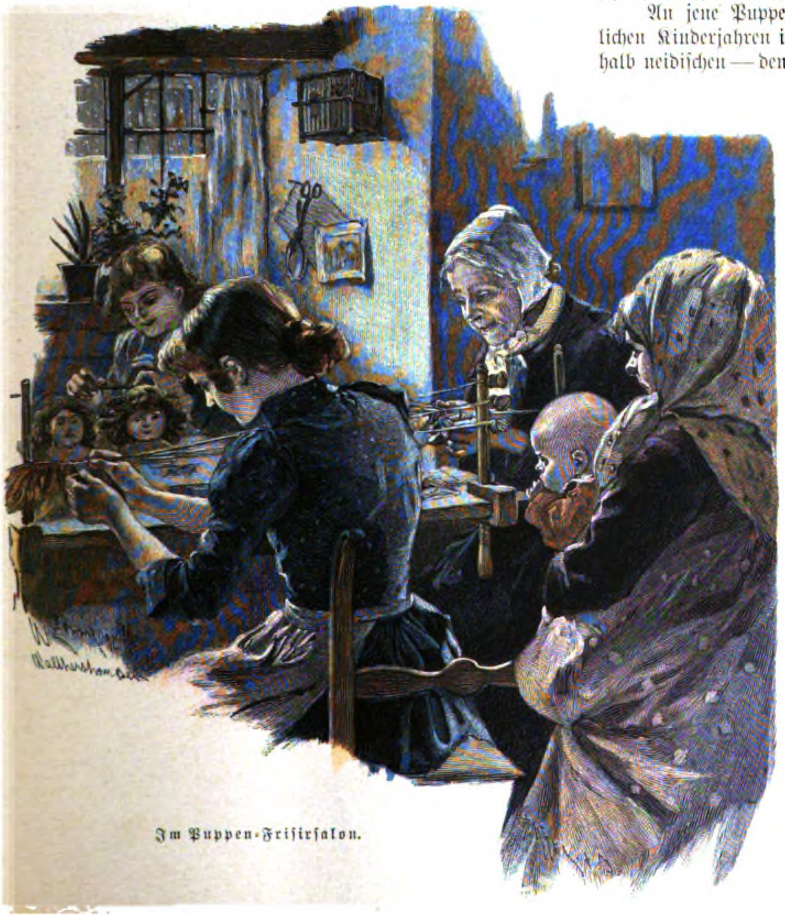
Vor allem muß unſer Puppenkopf aber nun ſeinen Haarſchmuck erhalten. Im Vertrauen geſagt, wirkliche Menſchenhaare ſind es wohl nur ganz ausnahmsweiſe, die bei der Friſur der Puppen Verwendung finden. Meiſt, ja faſt ſtets ſind es Haare der Angoraziege, welche ſie erſetzen müſſen. Merkwürdig genug übrigens, daß unſere doch ſonſt gerade in allen Puppenangelegenheiten ſo hochentwickelte Induſtrie das ſeidenweiche Haar der kleinaſiatiſchen Esmeraldas immer noch über England zu beziehen gezwungen iſt, da es in Deutſchland noch nicht gelang, hinter das Geheimnis der Zubereitung des Rohmaterials zu kommen, das erſt entfärbt und dann in allen nur denkbaren Schattierungen vom dunkelſten Blauſchwarz bis zum brennendſten Rot neugefärbt wird.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

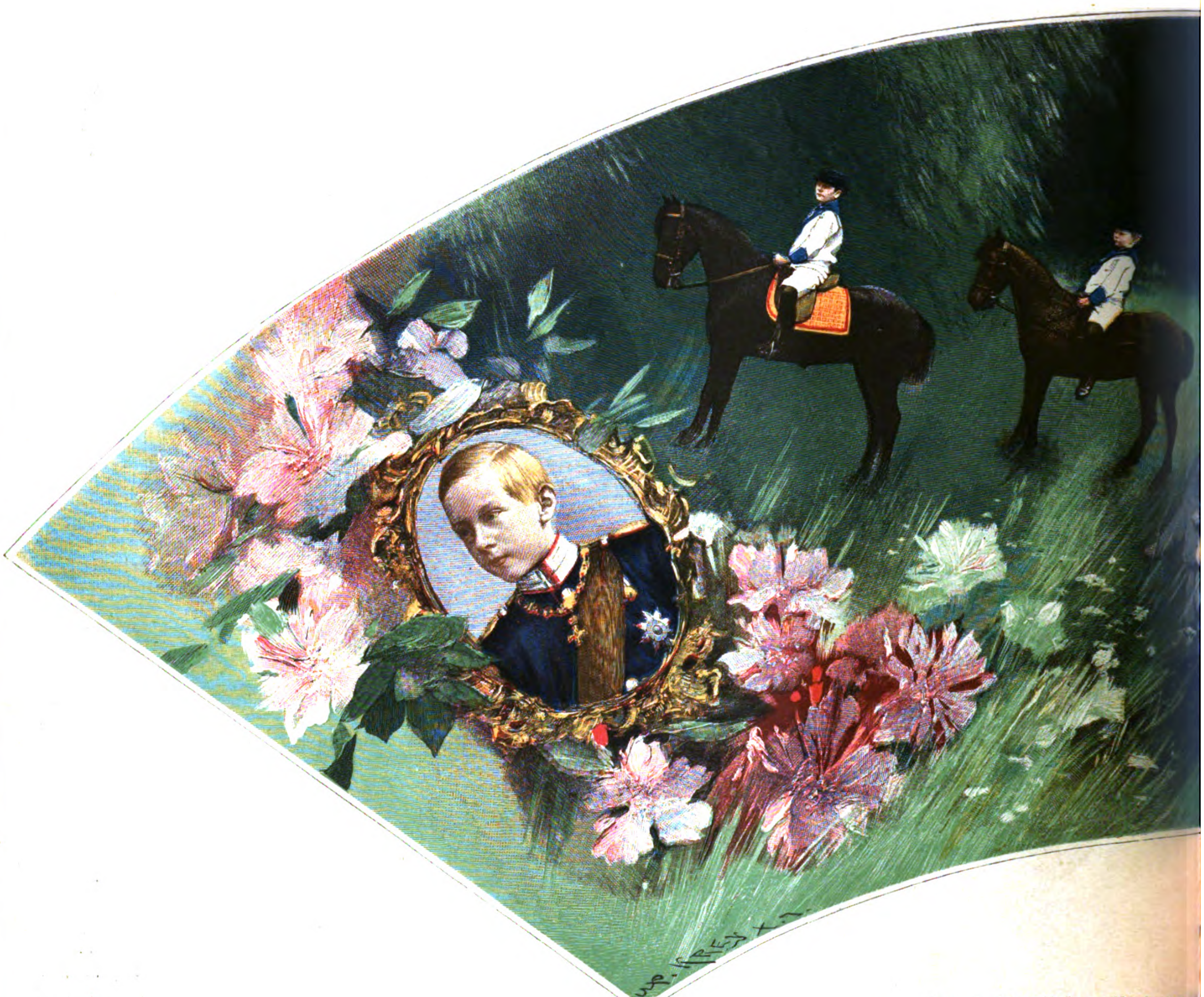
Die „Friſeurin“ iſt eine gewichtige Perſönlichkeit, die ihre Sache aus dem „ff“ verſtehen muß, denn auch die Haartrachten der Fräulein Puppen folgen den wechſelnden Moderichtungen. Die Puppenperückchen wollen mit aller Sorgfalt gearbeitet ſein — begnügt man ſich doch bei ganz beſonders feinen Puppen nicht einmal mit aufgeleimten Perücken, ſondern ſticht die einzelnen Haare in den, dann ganz aus Wachs gefertigten Kopf ein. Ein Puppenfriſierſalon iſt daher ein mit allen Werkſtücken eines wirklichen Hofhaarkünſtlers ausgeſtatteter Raum, dem nur die Spiegel fehlen. Perſönliche Eitelkeit haben ja ſelbſt die ſchmuckſten Puppendamen nicht, obwohl manche von ihnen mit dem koketten Augenaufſchlag, den fein gekräuſelten Pony-Trottelfranzen — ſagte ja wohl der verſtorbene Viſcher — und den lächelnden Lippen, unter denen die künſtlich eingeſetzten Zähnchen ſchelmiſch hervorglitzern, einen verfänglich gefallſüchtigen Eindruck erwecken. Ich kann's überhaupt nicht verhehlen, mir erſcheinen unſere modernſten Puppen bisweilen allzuſehr fin de siècle in ihrer ganzen Ausſtattung, und ich muß unwillkürlich an die einfachen Dinger denken, die meine ſelige Mutter meinen Schweſtern aufputzte. Vor einem kritiſchen Künſtlerauge möchten dieſelben nicht Stand gehalten haben, aber in den derben Patſchhändchen der Mädchen hielten ſie deſto beſſer und gewöhnten die letzteren jedenfalls nicht an den Anblick einer Eleganz, die ihrer eigenen vorausſichtlichen Lebensführung ſchlecht entſprochen hätte.


Das Anmalen der Köpfe.

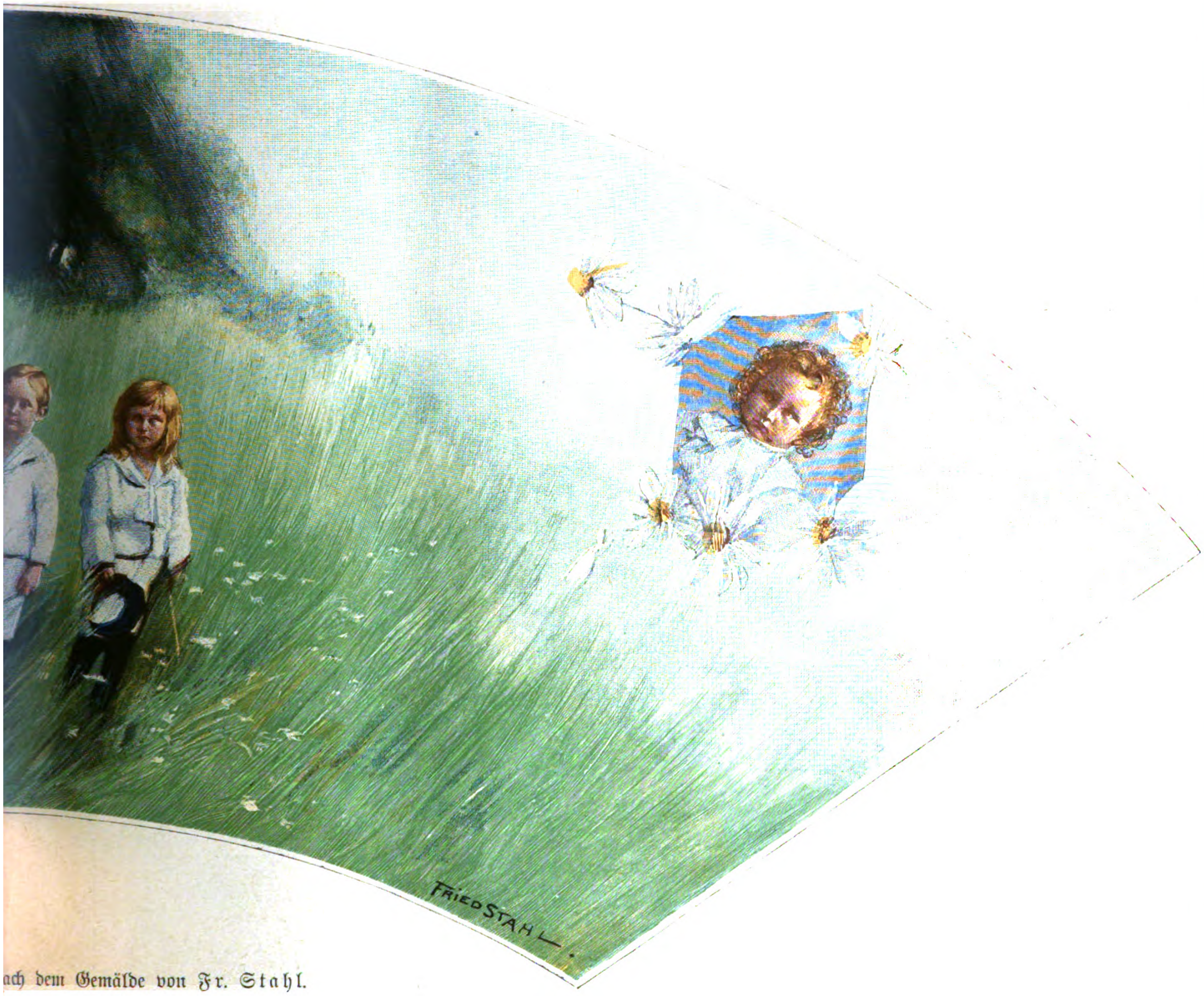
An jene Puppen der Schweſtern, die ich in den glücklichen Kinderjahren immer mit dem wohl allen Knaben eigenen halb neidiſchen — denn man wußte ja, ſolch Püppchen mußte ein unvergleichliches Spielzeug ſein —, halb ſelbſtbewußten Gefühl anſchaute — denn es war doch ſchön, ein Junge zu ſein — an jene Puppen mahnte mich die Durchwanderung der großen Säle, in denen die alten guten Lederbälge hergeſtellt werden. Da gibt es zuerſt einen Raum, in welchem die dünnen Schaffelle auf langen Holztafeln im angefeuchteten Zuſtand ausgereckt und geſtreckt werden, um möglichſt viel verwendbare Fläche aus ihnen zu gewinnen; dann folgen die Zuſchneidezimmer, in denen geübte Arbeiter nach Blechſchablonen aus den Fellen die einzelnen Teile für die Oberleiber, die Beinlinge und die Arme zuſchneiden; in dem nächſten Saal ſitzen einige Dutzend fleißiger Mädchen an den Nähmaſchinen, um die Teile zuſammenzunähen, und dann gelangt man endlich in den Stopfraum, wo der Körper durch die Füllung mit Sägeſpänen Fülle und Rundung erhält. Überall iſt das Prinzip der Arbeitsteilung ſcharf durchgeführt, und nur dadurch iſt es möglich, die Puppen zu Preiſen zu liefern, die es wirklich erſtaunlich erſcheinen laſſen, daß bei ihnen noch ein Verdienſt bleiben kann. Gibt es doch ganz manierlich ausſehende Sorten, von denen, natürlich im Großhandel, das ganze Dutzend nur 50 Pfennig koſtet! Und dieſe Püppchen haben ſogar noch ein zierliches Hemd an.


Im Puppen-Friſierſalon.

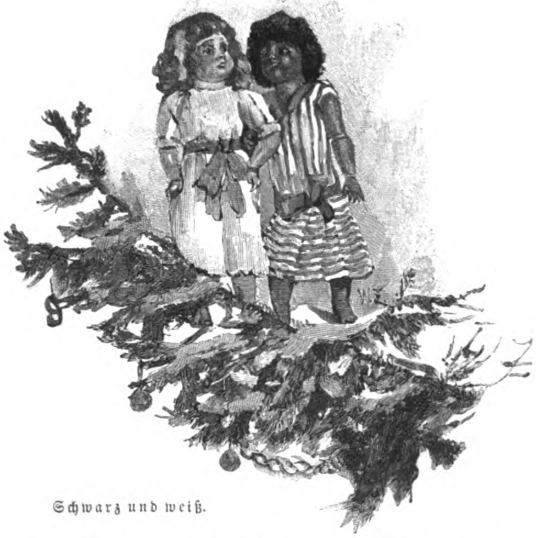
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Die kaiſerlichen Prinzen.


FRIED STAHL.

ach dem Gemälde von Fr. Stahl.



Schwarz und weiß.

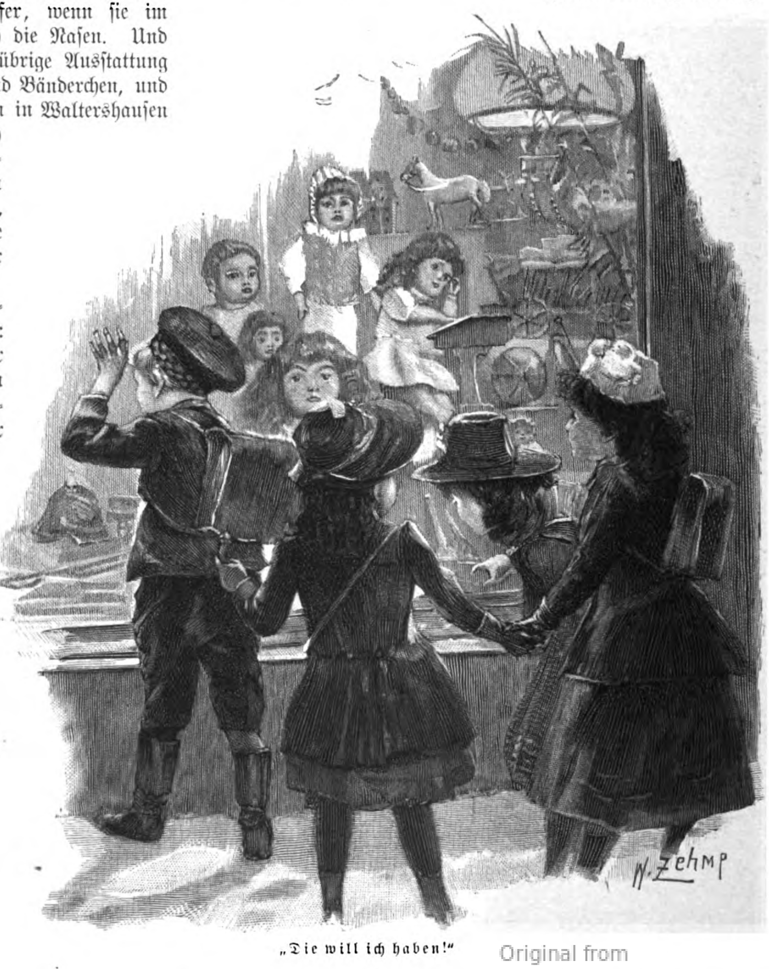
Mit dieſem unentbehrlichen Kleidungsſtück verſehen, wandern überhaupt die meiſten Puppen aus der Fabrik, und die Anfertigung der Hemden bildet daher wieder eine beſondere Abteilung des Geſchäfts. Der Wäſchekonfektion muß ſogar beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet werden, denn auch auf dieſem Gebiet wechſelt die Mode. Wie die Alten ſungen, zwitſchern nicht nur die Jungen, auch die Puppen ſollen modern ſein. Alle zwei, drei Jahre muß der Schnitt der Hemden unweigerlich geändert werden, ſonſt rümpfen beſonders die engliſchen und amerikaniſchen Aufkäufer, wenn ſie im Herbſt Umſchau halten kommen, bedenklich die Naſen. Und mit dem Hemdenſchnitt ſoll ſich auch die übrige Ausſtattung ändern, das Arrangement der Schleifen und Bänderchen, und nicht zuletzt die Verpackung. Heute iſt man in Waltershauſen ſchon ſo weit, daß jede beſſere Puppe nach einem beſonderen, unter Muſterſchutz geſtellten Syſtem für die Verſendung in einen Karton mit doppelten Wänden gebettet wird, in dem ſie außerdem durch ſchmucke Pfühle und Kiſſen auf der erſten Lebensreiſe vor jedem Unbill behütet iſt.

Fertig angezogen werden im allgemeinen die Puppen in Waltershauſen nicht: außer dem Hemdchen bekommen ſie meiſt nur noch Strümpfe und Schuhe mit auf den Weg. Wer die Werkſtätten der Puppen-Gerſons ſehen will, muß nach Berlin oder nach Sonneberg gehen, wo dieſe Geſchäfte zu Dutzenden beſtehen. Dort kann man auch erſt den höchſten Luxus beobachten, der in der Puppenwelt überhaupt zur Entfaltung gelangt: die zierlichen Hüte für die Sommer- und Winterſaiſon, die duftigſten Balltoiletten, die koſtbarſten Umhänge aus Seide und Plüſch, alles nach der letzten Mode und vom höchſten Chic! Und dazu die reizendſten Puppenkofferchen, beſtimmt, ganze Ausſtattungen aufzunehmen, als ob das kleine Fräulein morgen nach Scheveningen oder nach der Riviera reiſen ſollte, und all den niedlichen Firlefanz, den eine Dame von Welt für ihre Toilette nur irgendwie brauchen kann, bis herab zu der Brennſchere zum Haarekräuſeln! Zu viel des Guten, fürchte ich, oft für die Börſen der Papas und auch — für die beſchenkten Kinder ſelbſt.

Es hat für mich immer einen eigenen Reiz, die Geſchichte einer Induſtrie zu verfolgen von ihrem Entſtehen bis zu ihrem gegenwärtigen Standpunkt. Faſt ſtets findet man dabei, daß ſelbſt ſolche Betriebszweige, die heute ganzen Gegenden reiche Erwerbsgelegenheit bieten, auf die thatkräftige Initiative eines einzelnen Mannes zurückzuführen ſind. So auch in Waltershauſen. Der Großvater des jetzigen Beſitzers der Fabrik war ein ſchlichter Handelsmann, der während der napoleoniſchen Feldzüge auf den deutſchen Kriegsſchauplätzen herumzog und den Soldaten allerlei kleine Gebrauchsartikel verkaufte. Auf ſeinen vielfachen Fahrten mag ihm die Anregung zur Begründung eines Fabrikationsgeſchäftes in ſeiner Heimatſtadt Waltershauſen gekommen ſein, das er 1816 mit der Anfertigung von ſchwarzen Schreibtafeln auf Papiermaſſe, einem damals beliebten Artikel, ins Leben rief. Der Anfang war ſo klein und unbedeutend wie möglich. Von dem heutigen Umfange des Geſchäfts ſpricht vielleicht am überzeugendſten die Thatſache, die zugleich den gewaltigen Puppenbedarf der Welt gut illuſtriert, daß aus der einen Fabrik jährlich gegen 6000 Dutzend großer Gelenkpuppen und 40 000 Dutzend Lederpuppen mit Porzellanköpfen zur Verſendung gelangen, von den Hunderttauſenden friſierter Badekinder und Einzelköpfe ganz abgeſehen.

Was wohl alle dieſe Puppen berichten könnten von ihren Erlebniſſen in der weiten, weiten Welt, wenn ihnen wie ihrer Kollegin, der Puppe Wunderhold, die Gabe der Sprache verliehen wäre?! Welche ſonnige Geſchichten würden ſie uns erzählen von Kinderfreude und Elternglück — von wie vielen fröhlichen Weihnachtsbeſcherungen könnten ſie plaudern aus dem ganzen deutſchen Vaterlande, aus aller Welt, wo immer eine deutſche Mutter ihren Lieblingen ein deutſches Weihnachten, das ſchönſte von allen, zu bereiten ſucht!

Hanns von Zobeltitz.



„Die will ich haben!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Die Madonna mit dem Diadem.

Unter den zahlreichen Madonnenbildern Raffael Santis nimmt die „Madonna mit dem Diadem“ eine hervorragende Stelle ein. Der große Künſtler malte ſie während derjenigen Zeit ſeines Schaffens, die gewöhnlich als ſeine zweite Künſtlerperiode bezeichnet wird. Hinter ihm lagen bereits die Jahre, in denen er, ſich an die umbriſche Schule des Perugino haltend, ſeinen Chriſtus am Kreuz, ſeine Trauung Mariä, ſeinen Chriſtus auf dem Ölberg geſchaffen; an die Stelle des Einfluſſes ſeines erſten Meiſters war das Vorbild der großen Florentiner, Leonardos vor allem, getreten. Selbſt nach Florenz (1505) übergeſiedelt, malte Raffael in den nächſten Jahren die Madonna del Granduca (im Pittipalaſt in Florenz), ſeine köſtliche Madonna Colonna (jetzt Berliner Gallerie); bald fügte er den Bildniſſen der Gottesmutter mit dem Kinde den Johannesknaben hinzu — zunächſt in einer Kompoſition, die er in drei verſchiedenen, nahe untereinander verwandten Gemälden benutzte: der berühmten Madonna im Grünen (Wiener Belvedere), der Madonna mit dem Stieglitz (Uffizien in Florenz), der ſchönen Gärtnerin (Louvre). In den Kreis dieſer Darſtellungen gehört auch die Madonna mit dem Schleier. Die Jungfrau, eine Frauengeſtalt von hinreißender Anmut, hebt von dem ſchlafenden Jeſusknaben den Schleier, um ihn dem kleinen Johannes zu zeigen, der knieend, mit dem Ausdruck glückſeligen Staunens auf den Heiland blickt. Auch dieſe Kompoſition iſt von Raffael mehrfach ausgeführt worden: die von uns nach einem wundervollen Stich von Boucher Desnoyers reproduzierte iſt unter der Bezeichnung „die Madonna mit dem Diadem“ bekannt.

Himmelskunde.

Für die Beobachtung der nächſten totalen Sonnenfinſternis, welche am 16. April 1893 bevorſteht, rüſten ſich die engliſchen und amerikaniſchen Aſtronomen in umfaſſender Weiſe. Die Hauptzone der Finſternis wird über Südamerika liegen und von dort bis zur Wüſte Sahara reichen; Obſervatorien werden daher in Argentinien, Chile, Peru und Braſilien, wie in Franzöſiſch-Senegambien errichtet. Man verſpricht ſich diesmal von der Beobachtung der Finſternis, ganz beſonders der mit bei Finſterniſſen hervortretenden Corona, der atmoſphäriſchen Umgebung der Sonne, mittelſt Spektralanalyſe und Photographie um ſo hervorragendere Reſultate, als die Finſternis diesmal in eine Zeit fällt, die dem Maximum der Fleckenperiode ziemlich nahe liegt, während die letzten Beobachtungen (vom Jahre 1889) in die Zeit eines Minimums der Sonnenflecken fielen.

Naturkunde.

Die Naturforſchung hat ſich in den letzten Jahren viel mit den eigentümlichen Genoſſenſchaftsverbindungen zwiſchen Pflanzen und Ameiſen beſchäftigt. Dieſe Verbindungen beruhen darauf, daß die Pflanzen den Ameiſen Honig oder Zucker darbieten und von ihnen dafür gegen die Angriffe gefräßiger Feinde, wie Raupen, Schnecken und Käfer, verteidigt werden. Die Ameiſen, die ſehr mutig und biſſig ſind, handeln dabei durchaus ſelbſtſüchtig, ſie verteidigen ihren Futterplatz, dadurch aber ſchützen ſie zugleich die Pflanzen, auf denen ſie verkehren und machen es ihnen möglich, Blüten und Früchte zu entwickeln; wie denn ja auch durch andere Honig ſuchende Inſekten auf anderem Wege bei vielen Pflanzen geradezu die Fruchtbildung herbeigeführt wird. — Zu den myrmekophilen oder ameiſenfreundlichen Pflanzen gehört, wie ſich neuerdings herausgeſtellt hat, auch das Adlerfarnkraut (**Pteris aquilina**), das in unſeren Wäldern weite Strecken des Bodens bedeckt mit ſeinen Wedeln, die an günſtigen Stellen eine Höhe von zwei Metern und darüber erreichen. Auf dieſen Wedeln befinden ſich, ſolange ſie noch jung ſind, an den Fiedern erſter und zweiter Ordnung Nektarien oder Honigbehälter, welche von den Ameiſen eifrig aufgeſucht werden. Dadurch ſind die jungen Wedel des Adlerfarns vor Feinden geſchützt. Die ausgewachſenen alten aber, bei denen die Nektarien eingegangen ſind, werden häufig von einer Raupe, **Strongylogaster cingulatus** genannt, überfallen und bis auf die Rippen aufgezehrt. Dieſe Raupe iſt merkwürdig dadurch, daß ſie an dem harten Blattfleiſch des Farnkrauts, welches das Weidevieh unberührt läßt, Geſchmack findet. Sie hat aber auch ſo ſtarke Freßwerkzeuge, daß ſie im ſtande iſt, ſich in die Borke der Kiefer, in der ſie ſich verpuppt, hineinzufreſſen.
J. Tr.

Unſere ſechs Prinzen.

Unſre ſechs Prinzen! — Wo gibt's ihresgleichen?
Wer weiß noch ein Land, das ſo glücklich war?
Man ſieht ſich nicht müd' an den ſproſſenden Eichen,
Man ſieht ſich nicht ſatt an der edlen Schar!

Voll herrlicher Friſche die jungen Glieder,
Die Blicke fröhlich, die Locken licht; —
In prächtiger Reihe, ſechsmal wieder,
Dasſelbe offene Knabengeſicht!

Sechs ſtarke Bäumchen, in ſtolzer Schöne
Um ein erblühendes Röslein her!
Welch eine Garde — ſechs Kaiſerſöhne!
Dereinſt für Deutſchland — welch ſtolze Wehr!

F. Reimund.

Erdkunde.

Der Kongoſtaat ſucht den üblen Eindruck, den der Araberaufſtand in ſeinen öſtlichen Provinzen hervorgerufen, durch andere günſtige Nachrichten wett zu machen. Da iſt zunächſt die reich ausgerüſtete Expedition Kerckhoven erfolgreich in das Gebiet des Uelle, des nördlichen Nebenfluſſes des Kongo, eingedrungen und hat in den ſchon von Schweinfurth und Junker durchforſchten Ländern bereitwilliges Entgegenkommen gefunden. Der bedeutende Mombuttuſtaat, den Schweinfurth noch vor zwei Jahrzehnten hier fand, iſt ſeitdem in eine Anzahl Sultanate zerfallen, die jetzt von Kerckhoven für den Kongoſtaat gewonnen wurden. Ein ſchwacher Abglanz europäiſcher Kultur iſt auch bereits bis hierher gedrungen. Von Semio, einem der Sultane, wurde der Abgeſandte mit fürſtlichem Pompe empfangen und in ſeine von Türmen und Baſtionen bewahrte Reſidenz geleitet, wo ein aus Ziegelſteinen erbauter Palaſt ihn aufnahm. Das Frühſtück wurde auf einer ſilbernen Platte ſerviert und dazu Arak in grünen Rheinweingläſern gereicht. Was will man mehr?! — Gleichzeitig verbreitet die Kongoregierung günſtige Nachrichten über die Baufortſchritte an der Kongobahn. Die ſchwierigſte 25 km lange Strecke von Matadi, von der noch für Seeſchiffe befahrbaren Mündung ab, ſei vollendet und ſchon im Betriebe. Die übrigen 400 km bis zum Pole böten gar keine Bauſchwierigkeiten. 3000 Arbeiter ſeien zur Zeit an dem rüſtig fortſchreitenden Unternehmen beſchäftigt und der Geſundheitszuſtand ein recht günſtiger.

Geſchichtsforſchung.

Eine eigenartige Sonderſammlung enthält das Pariſer Nationalarchiv, 800 beſonders merkwürdige auf die Geſchichte Frankreichs bezügliche Urkunden, in chronologiſcher Folge in den früheren Gemächern der Fürſtin Soubiſe aufgeſtellt, die an ſich als Muſterwerke herrſchaftlicher Prunkräume des XVIII. Jahrhunderts ſehenswert ſind. Aus der Sammlung, welche in ihrer Geſamtheit einen Überblick über die ganze franzöſiſche Geſchichte gibt, ſeien einige Stücke hervorgehoben.

Die älteſte Urkunde iſt das Teſtament auf Papyrus, durch welches Chlotars II Sohn Chilperich 627 die Abtei Saint-Denis zum Erben einſetzte. Von den karolingiſchen Urkunden iſt eine Schenkung mit der Unterſchrift Karls des Großen, vom 13. Januar 769, die wichtigſte. Eine andere Urkunde desſelben Kaiſers trägt den Siegelabdruck eines antiken Steines mit dem Bilde des Jupiter Serapis. Von Hugo Capet iſt nur ein Schriftſtück vorhanden, die Schenkung des Ortes Maiſons-Alfort an die berühmte Abtei Saint-Maur-les-Foſſés. Sehr wichtig iſt die von Ludwig VI den Leibeigenen der Notre Dame ausgeſtellte Ermächtigung, gegen Freie zu zeugen: ſie bedeutete den Beginn der Aufhebung der Leibeigenſchaft. Wichtig ſind die Urkunden über die Verhöre der Tempelherren. Die Ordonnanz vom Auguſt 1374, welche die Volljährigkeit des Königs auf das vierzehnte Jahr ſetzt, zeigt merkwürdig verzierte Buchſtaben. Geheime Briefe Colignys an Montgomery ſind auf das Futter eines Überrockes geſchrieben. Ein Kartenſpiel reiht ſich an, auf welches Ludwig XVI die Namen der zu den Hoffeſtlichkeiten Einzuladenden geſchrieben hat. Intereſſant iſt auch die Urſchrift des Edikts von Nantes, ſind endlich die Akten über Verhör und Verurteilung der Jeanne d'Arc.

Turnweſen.

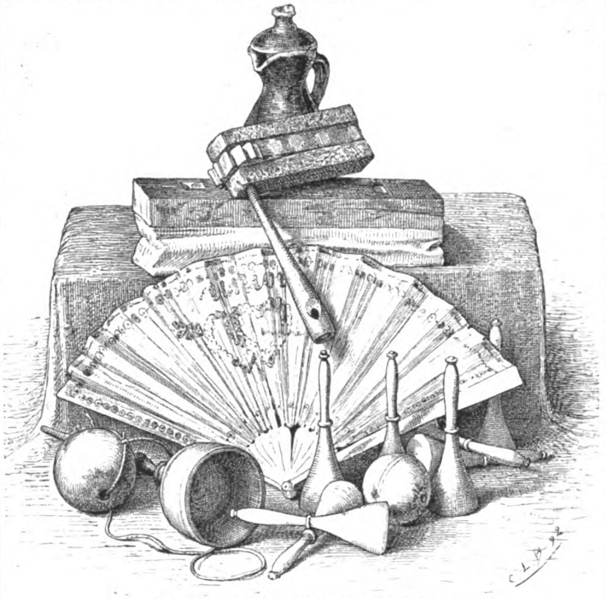
Das deutſche Turnen erfreut ſich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas eines außerordentlichen Aufſchwungs. Der Nordamerikaniſche Turnerbund umfaßt in 35 Bezirken 299 Vereine mit 39397 Mitgliedern. Außerdem werden 18358 Schüler und 8802 Schülerinnen unterrichtet. 179 Vereine haben eigene Turnhallen.

Litteratur.

Zur Feier von Joſhua Reynolds, des berühmten engliſchen Malers, 100jährigem Todestage hat Dr. Eduard Leiſching in Wien deſſen akademiſche Reden überſetzt und ſie unter dem Titel: „Zur Æſthetik und Technik der bildenden Künſte“ bei C. E. M. Pfeffer in Leipzig erſcheinen laſſen. Der Inhalt des Bandes wird nicht nur Künſtler intereſſieren, ſondern auch alle diejenigen, welche an Kunſt und Kunſtgeſchichte ihre Freude haben.

Spielſachen aus dem Hohenzollern-Muſeum.

Wehmutsvolle Weihnachtserinnerungen knüpfen ſich an die kleinen zierlichen, altersmorſchen Spielſachen in den hohen Glasſchränken des Hohenzollern-Muſeums. Da ſind zunächſt einige Sächelchen, die an die Jugendzeit der Königin Luiſe, an die ſonnigen Kindertage erinnern, welche die anmutige Prinzeſſin in Herrenhauſen bei Hannover verlebte, wo ihr Vater, Herzog Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz, damals Gouverneur war. Dort mögen ihr die zum Teil engliſche Herkunft verratenden Spiele — die Kegel und der Fangball — auf den Weihnachtstiſch gelegt worden ſein. Die kleine Kanne, ein grobes, irdenes Geſchirr, in der Form ganz ähnlich dem, das unſere Mädchen heute noch bei ihren Kochſtudien gebrauchen, ſtammt wohl auch aus der frühen Jugendzeit. Später — vielleicht in Darmſtadt, wo die Prinzeſſin mehrere Jahre bei ihrer Großmutter, der Landgräfin Marie Luiſe Albertine, lebte — mag ſich dann der Fächer, ein einfaches Elfenbeingeſtell mit grauer Seide überzogen, hinzugeſellt haben. Ich möchte ihn als das Geſchenk einer Jugendfreundin deuten; wenigſtens ſcheinen mir die beiden Herzen und das über dieſen ſtehende Wort „Union“ darauf hinzuweiſen. — Bereits unſer Bild in Nr. 39 des XXVII. Jahrgangs „Erinnerungen an Kaiſer Wilhelm I“ enthielt einige Gegenſtände, mit denen nachweisbar unſer großer Kaiſer als Kind geſpielt hat. Ihnen reihen wir heute zwei weitere an, die deshalb von beſonderem Intereſſe ſind, weil ſie augenſcheinlich aus Berlin ſtammen. Die Knarre ebenſowohl, wie der Kuckuck — das längliche Käſtchen in der Mitte der Zeichnung iſt dies merkwürdige, nur auf den einen Kuckuckruf abgeſtimmte Muſikinſtrument — werden heute noch faſt genau in derſelben Form in Berlin hergeſtellt und alljährlich gerade zur Weihnachtszeit, zu Zehntauſenden auf allen Straßen verkauft.


Spielſachen aus dem Hohenzollern-Muſeum

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

	2			9			5	
2	4	13	12	2	11	10	13	7
	13			4			8	
	12			13			1	
9	2	4	13	11	3	8	11	13
	11			3			2	
	10			8			6	
5	13	8	1	11	2	6	1	3
	7			13			3	

Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Namen von je neun Buchſtaben ergeben.

Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer,
2. ein Feſt,
3. einen berühmten Eroberer.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen?

Dividiert man die um 5 verminderte Jahreszahl durch die Summe der Datumszahl und der Monatszahl, ſo erhält man die Zahl 51. Dividiert man die um 7 verminderte Jahreszahl durch die Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, ſo erhält man die Zahl 145.

3. Wechſelrätſel.

Cuba Hera Norne Heine Wachs
Braut Stufe Magnet Gras Art

Aus jedem der obigen zehn Wörter läßt ſich durch Veränderung eines Buchſtaben ein neues Wort bilden.

Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, ſo nennen die zehn bei der Verwandlung fortgelaſſenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen zehn Buchſtaben zwei Freudenbringer.

4. Dechiffrieraufgabe.

ucgflyafrqgſzei ſlb clrxſcahcl!
umllge qafyſcpl! qſcqq zceiſcahcl!
ſgkkciqeiylx gk cpbclpyſk!
dpcſbcldcqr bcp cuecl eſcrc!
ucgflyafr! qaſmclqrc igczcqziſcrc
yl bcp kclqaſſcgr iczclqzyſk!

5. Weihnachts-Röſſelſprung.

	freund	brü	det			gen	dann	be	
der	fröh	gä	lich	nacht	zum	we	lie	wie	habt
ſte	die	die	li	la	li	der	ihr	gen	be
	chen	der	er	krei	laſ	der	auch	euch	
		des	dürf	hei	neun	wür	gen		
		nacht	ſe	dig	ti	ſet	in		
	gen	die	hei	chriſt	uns	ein	gen	un	
uns	zum	ſte	li	**Jün**	lands	be	li	der	ſe
ſe	fei	ker	ge	zu	der	det	kam	nie	end
zen	laßt	hei	er	die	dacht	der	lie	cher	nicht

6. Füllrätſel.

	i			o	
	d			i	
	a			e	
	a			n	
	c			e	
	g			h	

Die 24 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die ſechs wagerechten Reihen ergeben:

1) Einen bibliſchen Namen,
2) eine muſikaliſche Bezeichnung,
3) den Titel einer Oper,
4) einen mythologiſchen Namen,
5) einen atmoſphäriſchen Niederſchlag,
6) eine der Hauptrollen in einer Oper von Weber.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo ergibt die dritte ſenkrechte Reihe den Titel einer Oper und die vierte ſenkrechte Reihe den Titel eines Dramas.

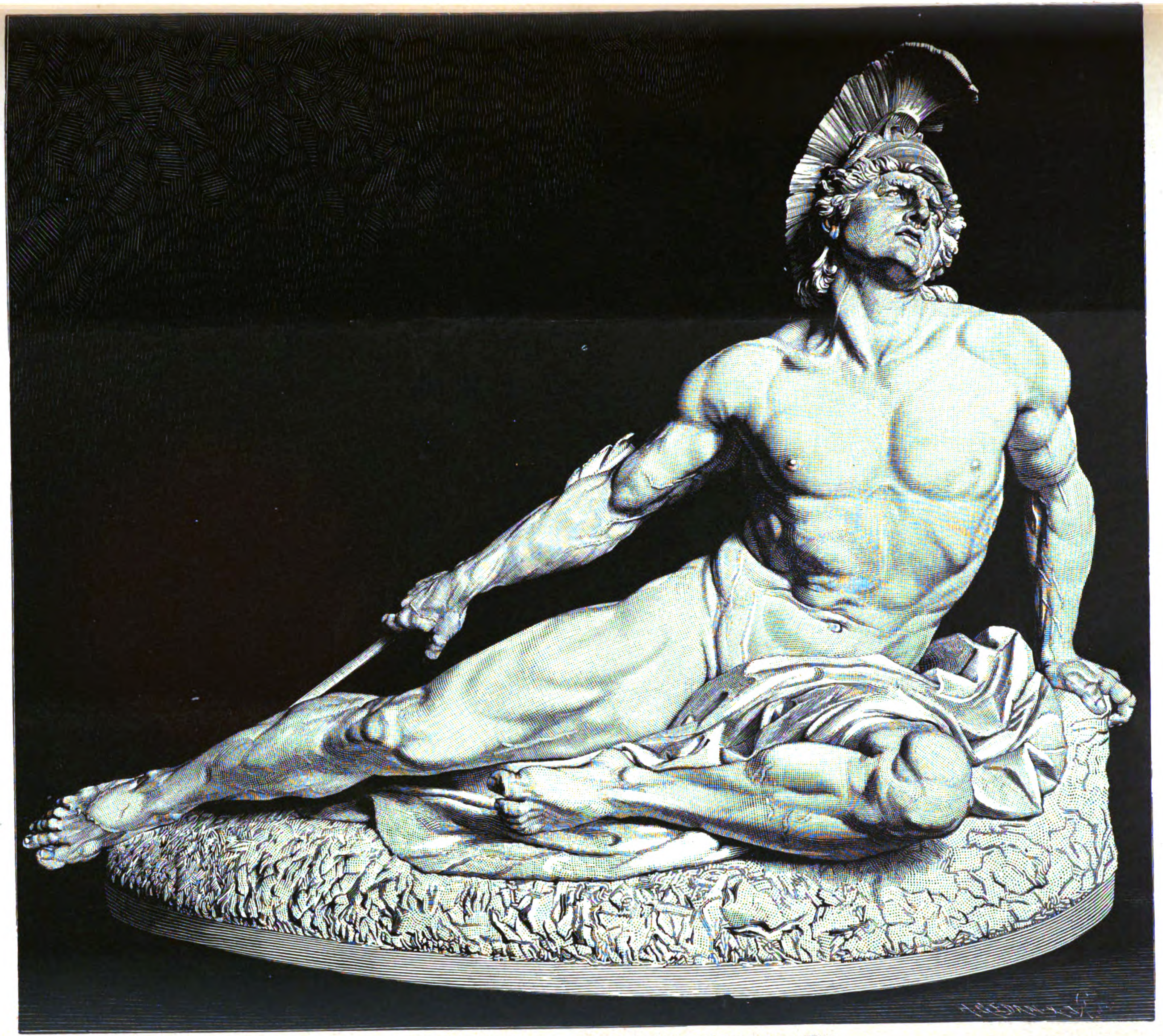
7. Rätſel.

Die erſten hat der Dichter,
Die nächſten Zwei der Richter.
Im Oſten ſtellt ſich dar
Dem Blick das dritte Paar.
Der Siebente euch naht
Auf jedem Waldespfad.
Der Achte wird im Rhein
Gewiß zu finden ſein.
Die Letzten zu entdecken,
Hilft euch ein ſtarker Stecken.
Und froh mit hellem Glanze
Grüßt euch das ſchöne Ganze.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Inhalt: Weihnachten. Gedicht von R. Pfannſchmidt-Beutner. — Unter der Edeltanne. Eine Weihnachtsgeſchichte von Friedrich Jacobſen. Mit zwei Illuſtrationen. — Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Fortſ.) — Mit der ganzen Beſcheerung zu Bett. Originalzeichnung von C. Koch. — Aus einer deutſchen Puppenſtadt. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit ſieben Illuſtrationen von Werner Zehme. — Am Familientiſch: Die kaiſerlichen Prinzen. Nach dem Gemälde von Fr. Stahl. Gedicht von F. Reimund. — Die Madonna mit dem Diadem. — Himmelskunde. — Naturkunde. — Erdkunde. — Geſchichtsforſchung. — Turnweſen. — Litteratur. — Spielſachen aus dem Hohenzollern-Muſeum. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

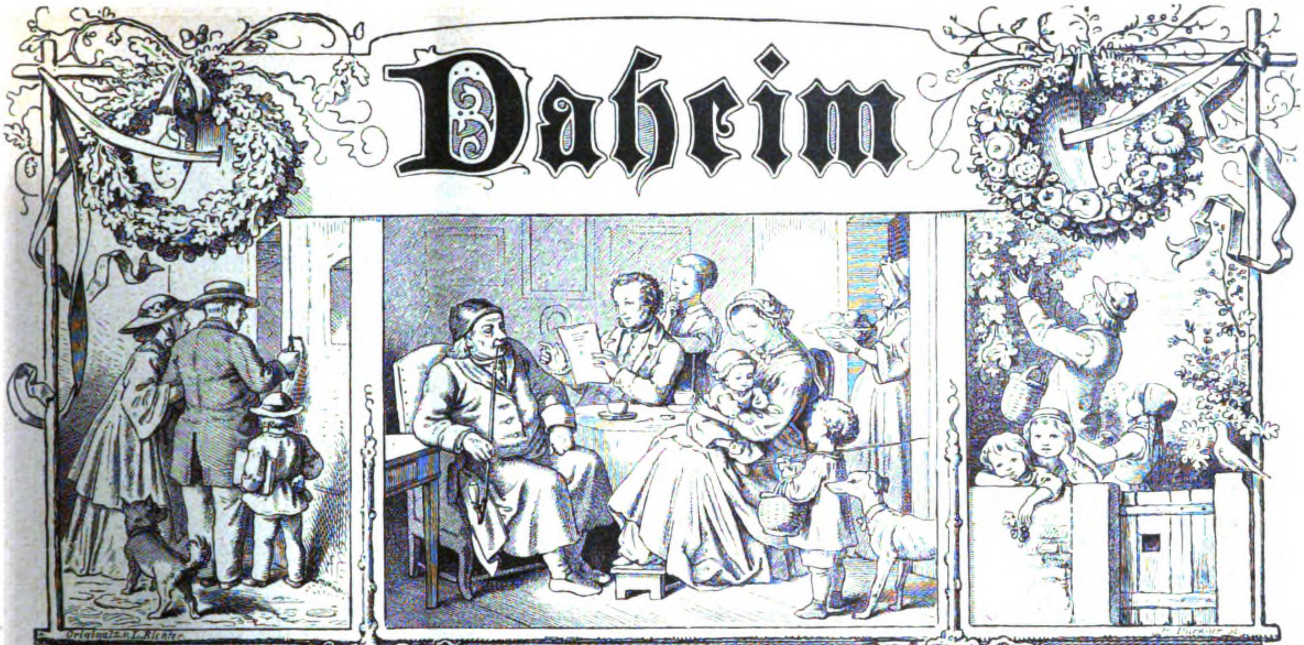
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 5.

Der ſterbende Achill. Marmorſtatue von Ernſt Herter in der kaiſerlichen Burg zu Wien.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Dezember 1892. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 13.

Neue Bahnen.

Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Die Fürſtin ſchauerte vor Frau Eliſabeth, als vor einer zu ſtehen, die ihr durch die Härte, welche der Herr in ſie gelegt, zur Verdammnis prädeſtinieret ſchien.

„Liebe Seele, ich will für dich beten!“ das hatte noch niemand zu der Witwe geſagt. Das war noch über die Wirkung, die von Adam Wedigen ausging. Frau Eliſabeth ſtand, und ihr Herz war ihr von dem gütigen Wort geſpalten.

„Adriane,“ rief ſie in heiß ausbrechenden Thränenſtrömen, „aller Segen des Herrn, der mir verſagt war, über dich, mein Kind!“

Und wie ſich Adriane mit plötzlichem Liebesmut an ihre Bruſt warf, umfing ſie ſie ſanft und ſtreichelte über ihr rotes Haar. „Deine goldroten Locken,“ ſagte Eliſabeth ſchluchzend, „wie habe ich ihnen geflucht; ſiehe, als du ein Kindlein warſt auf meinem Arm, und wir damit ſpielten, dein ſeliger Vater und ich, und ſie um die Finger wanden, als ſie dir länger wurden, welche herzige Freude waren ſie uns! Wie war ich im ſtillen ſtolz auf ihren ſchönen Schimmer — ſie haben dir Fluch eingefangen — mögen ſie dir nun Segen eingefangen haben. Gehe, mein liebes Kind, und laß mich; es wird alles gut werden!“

Nun war die Fürſtin wieder zweifelhaft, ob ſie das Zeichen zur Verdammnis an Frau Eliſabeth recht geſehen. Sie wußte wohl, daß der Herr die Liebe in die Welt geſchickt, der Verdammnis, der wir alle beſtimmt ſind, entgegenzuwirken — dachte aber nicht daran, daß ſie ſelbſt eben dieſe Liebe in dieſes düſtre alte Haus gebracht, ein Engel des Herrn, der in den Zelten der Trübſeligen umgeht, als wozu Luiſe Henriette in die Mark geſchickt worden.

Inzwiſchen war in der Alten Leipzigerſtraße Meluſine allein geblieben mit ihrer Schweſter.

Nachdem ſie vom Hofe und dieſem und jenem geplaudert, ſahen ſie vor dem Fenſter Renatus daherkommen.

Meluſine ſprang auf und umarmte ſtürmiſch ihre Schweſter, in ihrer alten, wilden Weiſe und doch ſo anders innig und bedeutungsvoll — ihr Gemüt war in Luiſe Henriettes ſanft eindringlicher Zucht. In Worten hieß dieſe Umſchlingung: „Liebe, habe du ihn und unſer dreier Glück!“

Dann lief ſie hinaus in den Garten.

Nun ſaß Renatus unbefangen im Zimmer bei Nymphe nieder. Vordem war Hans Georg dageweſen, war aber der Frau Fürſtin und Adriane nach und ſtille abgeſtrichen auf die Roßſtraßengegend zu.

Der junge Herr war, nachdem ihn der Fürſt entlaſſen, heimgegangen, hatte geſehen, daß er mit Recht des Brändleins wegen nicht aus dem Dienſt hätte laufen brauchen, hatte ſich mit Speis und Trank erquicket, ſo es große Erquickung geweſen, heut mit Frau Eliſabeth zu Mittag zu ſpeiſen — danach hatte er die Schritte in das behaglichere Zelenſche Haus gelenkt, das ihm von guter Freundſchaft gewärmt war.

Da er den Junker nicht fand, vertrieb er einſtweilen die Zeit bei Fräulein Nymphe mit dem Brettſpiel.

„Adriane war hier!“ ſagte Nymphe plötzlich.

„Ich weiß es, liebes Fräulein, und bin geſpannt, Hans Georg zu ſehen!“ war die ruhige Antwort.

„Sind jetzt ſamt der Frau Kurfürſtin bei Eurer Mutter, und macht ſelbige den Freiwerber!“ fuhr das Fräulein heraus.

Renatus lächelte — freien erſchien dem jungen Diplomaten nicht gar ſo wichtig. Um das Fräulein zu unterhalten, machte er einen Scherz: „Wann dieſe Zeit erſt für die Fräulein Nymphe und Meluſine gekommen ſein wird!“

Scherze ſind gefiederte Pfeile, die oft ſeltſam vom Winde vertragen werden. Renatus erſtaunte, wie Nymphe das Wort aufnahm.

„Für eine, nur für eine, Junker Wedigen!“ erwiderte ſie, „die andere geht leer aus!“

Ein leiſer Ton glücksverloren und hoffensarm war das und doch ſo ſanftherzig, bei dem Renatus ſtille aufſtand und mit „Hm, hm!“ im Zimmer auf- und abzugehen begann.

„Renatus, Ihr ſeid am Zuge!“ rief ſie plötzlich laut.

Wedigen trat zerſtreut an den Tiſch und zog eine Figur.

„Die ſchlag ich — Ihr ſetzt ſie ins Gardez!“ entgegnete Nymphe lächelnd. „Wie kann man auf ſeine Königin ſo ſchlecht acht haben!“

Gedankenvoll nahm er den Zug zurück und that einen andren falſchen, belehrte ſie aber, daß ein guter Spieler nie einen Zug zurückthuen dürfe.

„Außer im Leben, Renatus,“ meinte ſie freundlich, „wo man mit guten Freunden das Spiel hat, nicht? Und da wird es nicht übel gedeutet.“

Es zitterte eine tiefe verhohlene Bewegung in ihrer Stimme, die ihn beklommen machte.

„Bin ich hier bei guten Freunden?“ fragte er.

„Sicher, bei Euren beſten!“ gab ſie mit einem tapfren, ſehr herzlichen Lächeln zurück.

„Nymphe, liebe Nymphe!“ hub er an — in dieſem Augenblick ging die Thür auf, und Meluſine trat herein.

Geſpannt ruhten Nymphes Augen auf ſeinen Zügen.

Renatus wendete ſich haſtig um, und alle Zerſtreutheit war plötzlich verſchwunden. Mit raſchen, ſtarken Schritten ging er Meluſine entgegen, mit herzlicher Sorglichkeit bot er ihr die Hand und führte ſie wie eine Königin zu ihrem Sitz.

Nymphes Augen wurden trübe, ſie ſenkte das Haupt. Sie ſah, wie Renatus' ganzes Weſen ſich gleich wie an einer Sonne erhellte und ihrer Schweſter entgegenflog, übermächtig angezogen.

Sie ſtand leiſe auf und ging hinaus, wendete ſich an der Schwelle noch einmal und ſagte zu Meluſine mit ruhigem, tiefem Lächeln: „Liebes Herz, ſpiele du das Spiel zu Ende an meiner Statt! Du kannſt es beſſer!“

Meluſine blieb errötend mit dem Junker Wedigen allein zurück.

„Liebes Fräulein!“ rief plötzlich Renatus, „verſteht Ihr? O, ſie iſt ein tapfres Herz, deine Schweſter! Verſteht Ihr, was ſie meint?“

Mit einemmale lag er vor ihren Füßen und rief leidenſchaftlich: „Meluſine, wir haben uns gehaßt und geliebt, ſeit Jugend auf — ach, Meluſine — nimm mich an — laß es doch nun Liebe ſein für alle Zukunft — ich kann nicht von dir laſſen . . .“

Das Fräulein beugte ſich zu ihm nieder und flüſterte leiſe, über und über rot: „Noch ich von dir, mein Renatus!“

Da ſprang er auf, als wäre ein ganz andrer Geiſt in ihn gefahren, mächtig, reich und von kühnem Wagemut, nicht bedächtig und verſchloſſen, wie alle Zeit zuvor — und riß das Fräulein an ſeine Bruſt.

— — — — — — — — — — — —

Als die Frau Kurfürſtin mit Hansjörg und Adriane zurückkehrte, denn der Junker hatte ſich auf dem Wege unvermutet wieder angefunden, fanden ſie ein ſtolzfrohes junges Paar, hochgemut und mit glänzenden Blicken, wie flügge Adlerbrut, die unter ſich die Welt ſonnig, groß und frei liegen ſieht und den Flug wagen möchte; eine aber kam aus dem Garten herein und hatte ein eigen ſtilles Weſen.

Luiſe Henriette erkannte alles.

Sie zog Nymphe an ſich und legte den Arm um ſie.

„Ein Fräulein Zelen laſſe ich nun hier!“ ſagte ſie ſanft zu ihr „und ein anderes nehme ich mit mir, ſo ſie will! Verlobte junge Bräute thun nicht gut im Schloß, wo wir zu arbeiten haben — Nymphe, willſt du zu mir kommen? Siehſt du, wir thun dann dies und das, das unſerem Nächſten frommt oder wenigſtens, wovon wir glauben, daß es ihm fromme! Denn was iſt unſere Erkenntnis von Heilſam und Wehe, da ſich alles doch zumeiſt auf die Dauer mit anderem Geſicht darſtellt, als damit es uns zuerſt anblickte? Und was uns härmt, hat ein heiliger Wille vor Ewigkeiten ausgeſonnen, es zieht auf unwandelbarer eherner Bahn daher — trifft es uns, ſo muß das zuckende Herz fein ſtille halten, wie beim Wundarzt. Taſtet aber die Hand nach einer verläßlichen Freundeshand, ſich daran zu halten, ſo fühlſt du hier eine um deine Schulter, mein liebes Kind!“

Nymphe zog ihrer gütigen Herrin Rechte dankbar an ihre Lippen und zerdrückte die Thränen in ihren Augen mit ihren geſenkten Wimpern.

Meluſine aber, welche die gedämpfte Rede der Fürſtin gehört, löſte ſich aus der Nähe ihres Renatus und trat näher an Luiſe Henriette heran, die Bruſt von ſtolzem Wollen geſchwellt, einen feſten leuchtenden Blick in den Augen.

„Gnädigſte Durchlaucht,“ ſagte ſie, „ich weiß es, daß Nymphe unſer Glück mit ihren Thränen zahlt. Ich will es nie vergeſſen — und es ſollen ihre lieben Thränen uns wie ein Salböl des Heils ſein für unſer Ehebündnis, daß ſie nie zu ſagen brauche, wie wäre es beſſer geweſen für unſeren Renatus, hätte er die andere genommen!“

Das war ein Gelöbnis, zu dem die Fürſtin nickte.

Der Junker Wedigen aber, dem eine ſtarke Rührung im Antlitz ſtand, nahm ſeiner Schwäherin Nymphe beide Hände und küßte ſie herzlich, ohne zu reden.

„Unſer gutes Wollen iſt nicht viel,“ erwiderte Luiſe Henriette der Jungfrau Meluſine, „aber es iſt etwas. Ihr drei gelobet Euch, daß es zwiſchen Euch allezeit ſo bleibe, wie Ihr's in dieſem Augenblick empfindet!“

— — — — — — — — — — — —

XI.

Es war für die beiden wendiſchen Strauchläufer, den alten Jochen und den jungen Fritze Bötzow, doch ein härter Stück, in Berlin heimiſch zu werden, als der Fürſt gedacht.

Unverdroſſen hatte Fritze den großen zerfallenen Hof am Spandauerthor geflickt, ſeine Dragoner hatten ihm dabei Hilfe und Beiſtand geleiſtet, kurfürſtliche Kammer frei Holz gewährt, und Lehm genug hatte der Sparre'ſche Unteroffizier auf ſeinem Land am Windmühlenberge vorgefunden, ſo daß zum Ende des Herbſtes Dach, Lehmwände, Thüren und Fußböden in Stand waren, auch Winterholz gehackt im Stalle lag, daneben Torf, den der alte Jochen murrend herangekarrt.

Danach hatte Fritze Bötzow Einzug gehalten in ſein neues Haus, dies erſte Haus ſeit Jahrhunderten, das einem Manne ſeines Geſchlechtes zu eigen gehört.

Allein es war die erſte Nacht unter dem Holzſchindeldach keine friedſame geworden, denn die Brüderſchaft der Schluckhälſe und Ohnehoſen aus Seiner kurfürſtlichen Reſidenzſtadt Berlin, will ſagen die Ahnen der heutigen Stadtplebs, in denen berliniſches Bewußtſein ſich am ſtärkſten und thatluſtigſten empörte, die hatten beſchloſſen, den Einzug des wendiſchen Hundes mitzufeiern. Das waren die, welche im Morgengrauen anderer Leute ſpärliche Kartoffeln buddelten, um denen die Mühe zu ſparen, und behelligten ſie vorher nicht mit Bitten um Erlaubnis dazu; und die ſchnatternden Gänſen Anſtand lehrten, wo ſie ihrer habhaft wurden, indem ſie ihnen den Hals umdrehten und ſie über heimlichen Kartoffelpehdenfeuern brieten, ſo gut das anging; und die, ſo nachts in den zerworfenen Stadthöfen lungerten, in die ſtädtiſche Wachtmannſchaft nicht gern bei Dunkelheit eintrat, weil ſie eines unfreundlichen Empfanges der Schwartenhälſe ſicher war. Item wußte man auch nicht, wohin mit dem Geſindel.

Ein jeder Hof, der neubeſiedelt wurde, war eine Burg, die dem obdachloſen Haufen entriſſen ward; und eine jede ſolche Einſchränkung ihres Reichs erfüllte ſie mit Grimm. Kamen nun Leute von des Magiſtrates Dörfern in die Stadt, um ſich da in größerer Sicherheit neu anzubauen, ſo genoſſen die der Stadt Schutz — anders aber ſtand es um den Wenden, über dem niemand die Hand hielt, denn der Herr Kurfürſt. Und der Herr Kurfürſt hatte doch wohl noch viele andere Sorgen, meinten ſie, als wie Fritze Bötzow ſchlafen würde.

Fanden aber harten Empfang, wie ſie die Hofthür einrannten. Denn Fritze Bötzow war beim erſten verdächtigen Raunen und Trampeln ums Haus her vom Stroh gefahren und hatte ſich mit einer Wagenrunge parat geſtellt. Kurfürſtlicher Degen war ihm zu ſchade, er wußte auch wohl, daß er keine Blutarbeit thun dürfe, um nicht der ganzen Stadt Geſchrei ſich auf den Hals zu ziehn, wo ihm doch bisher nur heimlich allerorten Abbruch gethan wurde.

Es iſt ſchwer zu ſehen, wohin man trifft, und ob man ſeinen Feind glimpflich oder unglimpflich abführt, wenn man in einer dunklen Oktobernacht in einen Schwarm undeutlicher Geſtalten mit einer Wagenrunge ſchlägt. Deswegen, als ſich da plötzlich in dem offenen Hofthor bei den Vorderſten des Pöbelhaufens ein greuliches Wehegebrüll erhob und unheimliche dumpfe Schläge auf menſchlichen Knochen erſchollen, wie wenn ein Fleiſcherbeil umgekehrt auf Ochſenſchädel fiele, da erfaßte die hinteren Mannen in der Schar, die doch ſonſt bei ihren nächtlichen Unternehmungen wenig Verlangen nach Licht trugen, das Bedürfnis mehrerer Helligkeit und Beleuchtung des Kriegsſchauplatzes.

War auch bald eine geſtohlene Fackel bei der Hand, und, da wenig Wahl in der Eile blieb, ſo hielt man ſie an der ſtrohgedeckten Scheune in die Höh, deren Giebelwand neben dem Hofthor an der Straßenfront des Gehöftes ragte.

Da ſah man denn den einen Mann im offenen Thor zwiſchen den Pfoſten auf den eingeſtürzten Bretterflügeln ſtehen, degenlos, wie er mit ſchönen Rundhieben ſeiner ungefügen Holzwaffe den Schwarm zurücktrieb, und ein paar Kerle am Boden um ihn.

Und dann kam ein Schuß, wie von einem alten Wilddieb abgegeben, vom Hauſe her — der Arm, der die Fackel hielt, ſank wie verhext ſamt der Fackel ſelber, ein unſchuldig Flämmlein hüpfte an loſen Halmen ein wenig das ſchräge Dach aufwärts, um gleich zu erlöſchen, ein gefährlich Pfeifen und Ziſchen aber wie von zerhackten Bleiſtücklein ging über die ſich duckenden Köpfe und praſſelte drüben über der Gaſſe in die Lehmwand. Mit Heulen und Johlen wich der Schwarm in der plötzlichen Finſternis vom Hauſe zurück, und ein Gebrüll von gutſoldatiſchen Kernflüchen in verſchiedener fremdländiſchen Potentaten Sprachen, wie ein Dragoner ſie unterwegs wohl im Dienſte auflieſt, folgte ihm.

Eine kurze Zeit blieb es nun bei einem Austauſch ſehr grober Höflichkeiten; und hätten unfreundliche Worte vermocht, ein alt geflickt Lehmhaus und ein alt geflickt Soldatenkorpus auseinander zu reißen, ſo wäre derzeit Fritze Bötzow ſamt ſeinem Gehöft in Stücke gegangen.

Dann aber geſchah, wie oftmalen in Welt- und Kriegsgeſchichten ſich ereignet, daß die Beſiegten die Waffen des Siegers annahmen. Wußten doch von mancherlei fremdem Eigentum die rühmlichen Belagerer vor der Bötzows-Burg beſſer als die Eigentümer ſelbſt, wo es ſich befand und wie man dazu gelangte — alſo hatten ſie ſich ſelbſt in Kürze mit allerhand Waffen, wie Dreſchflegeln, Wagendeichſeln, Ortſcheiden und Rungen gerüſtet und nahmen einen neuen Anlauf wider das Thor.

Waren auch bald des Eingangs und des Hofes Herren — und hinter der in Eile verrammelten Thür des Hauſes ſelbſt mußten die beiden belagerten Wenden anhören, wie die Scheune von den vielen Händen draußen zerſtört wurde. Die Lehmgevierte wurden aus dem Gebälk geſtoßen, die Balken krachten, endlich brach das Dach hernieder, und ein Freudengeheul ſcholl. Dann ward es ſtill, und ein lautlos unheimliches Treiben begann im Hofe.

Sie hatten einen ſchweren alten Schrank von innen vor die Thür geſchoben, Fritze befühlte ſtumm ſeine Beulen und Riſſe, der Alte lud knirſchend die Büchſe und legte den Pallaſch zur Hand.

Beide wußten, daß überall in den Bürgerhäuſern des Viertels Menſchen ſaßen, die dem Lärm lauſchten, die ihre Not kannten und derſelben ſich heimlich freuten, aber nicht Luſt hatten, ihnen zu Hilfe zu kommen, ehe nicht etwa Feuer aufging und der Lauſchenden Eigentum bedrohte. Sie fühlten ingrimmig, wie ſehr ſie im allgemeinen Haß ſiedelten, ohne jegliche gute Nachbarſchaft, wie Vogelfreie, die ſich ihrer Haut wehren müſſen, ſo gut ſie vermögen, Leute unehrlicher Geburt, verachteter, als das Geſindel draußen, das doch alles ehrlichen und chriſtlichen Stammes war! Und ſie dachten, daß es nun wohl an den Hals gehen würde, meinten aber, daß endlich auch Degen und Piſtol alsmalen mitreden dürften — mit oder ohne obrigkeitliche Erlaubnis.

Inzwiſchen hatten die im Hofe das gehackte Holz im Stalle vorgefunden, recht wie ihnen zur Hand gelegt, trugen es herbei und ſchichteten es vor dem Hauſe auf; in aller Stille, denn wenn ſie zwar wußten, daß die Bürgerſchaft ihnen freie Hand gegen die wendiſchen Eindringlinge gewährte, ſo legten ſie ein Feuer, um nicht geſtört zu werden, doch lieber ſo an, daß es die Bürger nicht zu früh gewahr würden.

Der alte Jochen aber, der ihre Meinung vollkommen würdigte, da er ſelbſt auch wohl in ähnlichem Falle insgleichen gethan, ſtieß ſeinen Sohn in die Rippen und ſagte: „Nu, Fritze, lat ſin, wi will'n na bahne*) und över dat Dach hingen rutkröpen.**) Lat brennen, un wenn man dat Für dat ganz oll Ding fräten wull un orndtlich utkamen un dat ganz oll Barlin fräten!“

„Kröp du!“ erwiderte der Soldat. Er biß die Zähne zuſammen, wollte lieber hier auf dem endlich errungenen Eignen ausharren und abwarten, was käme; dazu ſtach ihn ſeine Soldatenehre. Und als der Alte noch ſtumm ſtehen blieb, ſagte er hinzu: „Ick bin een kurfürſtlicher Dragoner un Unteroffizier: ick kröp nich!“

Da ſchlich Jochen nach oben, und Fritze hörte alsbald ſeinen leiſen Tritt auf dem Dach.

Als er dann meinte, der Alte habe das nachbarliche Scheunendach, das etwas tiefer lag, erreicht, und als er in den geſchloſſenen Augen gleichſam zu ſehen vermeinte, wie jener hinüberſprang, da brummte er im Gefühl ſeines größeren Mannesſtolzes nicht ohne ein wunderlich Behagen vor ſich hin: „Na, adje denn!“

War gewiſſermaßen ſein Abſchiedswort an den Alten, den er kaum wiederzuſehen dachte.

Und danach beſchloß er, einen rühmlichen Ausfall auf das Geſindel zu machen und ſtemmte die Schultern gegen den Schrank, um den von der Thür zu ſchieben.

Der alte Jochen aber lief, was ſeine Beine ihn trugen, an das Schloß ins Wachtlokal der Schloßwache und rief: „Mordjo! Die Berliner ſind über einem kurfürſtlichen Dragoner am Spandauerthor!“

Auf den Ruf faßten die Soldaten den alten Kerl und thaten ein, zwei Fragen; danach, wie ſie von den Pritſchen aufgeſprungen in Hemd, Hoſen und Kremperſtiefeln, warfen etliche das Bandelier über und liefen hinter Jochen drein.

Und als Fritze über das brennende Holzſtößlein ſprang von der Hausſchwelle her, da ſprangen ihrer ſechs mit blanken Klingen über die umgeſtürzten Hofthorflügel; hieb Jochen von vorn grob in die Brandſtifter, ſo hieben jene nicht fein von hinten in ſie — und wie die Ratten ſtob das Geſindel auseinander, alſo daß der Hof bald leer war, bis auf die, ſo lagen.

Alsbald traten ſie das Feuer aus und warfen die Scheite auseinander, und dann tranken ſie eilends eins aus Fritze's Bierfäßlein, damit er am nächſten Tag ſeinen Einzug zu feiern gedacht, wiſchten die Klingen aus und rannten wieder an das Schloß. Was im Hof lag, kroch ſtill davon, ſo es vermochte oder aber blieb auch liegen, und kümmerte ſich niemand um ſie, bis alt Jochen und ſein Sohn, die erſt abwechſelnd ein wenig geruht, gegen das Morgengrau hin die Kerle bei Schopf und Beinen nahmen und auf die Straße warfen.

Als nun von dem nächtlichen Renkontre der Herr Kurfürſt vernahm, da man's ihm am Morgen rapportierte, ward

---

*) oben. — **) kriechen.

er ſehr ungehalten, ließ den Bürgermeiſter aus dem alten Ratshauſe herüberkommen und fuhr ihn an, daß die Stadt nicht beſſer für den Nachtfrieden ſorge, meinte auch, der böſe Wille gegen ihn und ſeine Soldateska ſei deutlich zu erkennen, da man den Lärmen bei der Spandauer Thorwache wohl hätte hören müſſen. Deswegen befahl er recht ungnädig, daß die Stadt dem Unteroffizier alles erſetzen müſſe, was er durch ihre Bosheit und Unſorgfalt Schaden an ſeinem Eigentum erlitten. Und als der Berliner, da die Sache Geld koſten ſollte, gegen den Herrn bocken wollte, fing der Kurfürſt an aufzuzählen, was in den Reſidenzen überall zu geſchehen hätte, wie im Haag und zu Paris, auch am Rhein, wo Laternen von Stadtwegen nachts an Ketten in die Straßen gehängt wurden, die von Abend bis an den Morgen brennen mußten, damit Ruhe und Sicherheit herrſche, und daß er dies auch in Berlin und Cölln anbefehlen würde, neben andrem mehr, ſothanermaßen man erſt merken könnte, daß auch in die Mark Civiliſation und wohlanſtändige Sitten eingezogen. Als da der Bürgermeiſter vor den großen Ausgaben erſchrak, ward er dem Fürſten wegen des geringeren Schadenerſatzes an den Bötzow gleich zu willen.

Und ſo iſt denn dem Unteroffizier ſein Stall alsbald wiedererbaut worden, und da er ſich bei dem Bau als ein beſcheidener und gutmütiger Mann erwies, kam über der gemeinſamen Arbeit zwiſchen ihm und den Ratsmaurern auch ein leidlich gutes Verhältnis zuſtande, ſo daß ſich von denen aus in der Stadt die Meinung verbreitete, mit dem Bötzow ſei auszukommen; wenngleich er Wende und kurfürſtlicher Soldat, ſo ſei er doch auch hinwiederum zu guter Disciplin und einiger Ehrbarkeit bei den Sparreſchen erzogen, weswegen ihn auch ſein Oberſt zum Unteroffizier gemacht.

Und diesſelbe Argumentum kam auch im nächſten Jahr bei einer Unterredung des Herrn Kurfürſten mit dem alten Adam Wedigen in des letzteren Haus zur Sprache, ob nämlich aus einem Wenden ein guter Brandenburger zu machen ſei. Da ſaß des Herrn Rat Renatus, der Jungvermählte, den der Haber ſtach, daß ſein Geſchlecht, wie ſchon der Name beſage und ihr weißliches Geſicht ſamt blondem Haar, einſt in alter Zeit aus Weſtfalen eingewandert und reinen Blutes von den Cheruskern des Arminius ſtamme, von dem Tacitus in ſeiner römiſchen Geſchichte berichte, weswegen er ſich mehr dünkte als die Leute halbwendiſchen Blutes, die in den Reſidenzſtädten ſäßen, braune Augen und bräunliches Haar hätten und ihre Herkunft nicht nachzuweiſen wüßten.

Der alte Adam aber meinte, es würde dem Spitze unter den Hunden übel anſtehen, ſich mehr zu dünken als der Pudel, und dem Pudel, ſich höher zu achten als der Spitz.

Der Kurfürſt indeſſen ſagte mit nachdrücklicher Kraft, da Spitz und Pudel nach des Herrn Rat in der greulichen Kriegszeit beide arg verwildert ſeien und hätten in der allgemeinen Not ihrer Raſſe beſte Eigenſchaften verloren, ſo wolle er ſie durch gemeinſame ſtrenge Zucht zu einer neuen tüchtigen Art zuſammenſchweißen.

„Der Brandenburger,“ explicierte ſich der Herr, „iſt nicht von der Raſſe und Eigenart der Milchgeſichter am Niederrhein, die vom zwanzigſten Jahr an einen weißen Bart haben, iſt auch nicht ein Polack oder Litauer, ſondern ein Kerl für ſich. An den Deutſchen vom Rhein rühme ich den kühnen, raſchen Entſchluß, an dem Mann von Havel und Oder die zähe, ausdauernde Geduld. Ich bin bemüht, ihnen ein Zuchtmeiſter zu ſein, der dies ganze Volk in allen brandenburgiſchen Staaten Mann für Mann ſo erzieht, daß es beider Stämme beſte Eigenſchaften vereint. Sie ſollen Soldaten werden, gehorſam, entſchloſſen, zäh ausdauernd, meine Brandenburger; Soldaten im Frieden, die unſers Landes karge Unfruchtbarkeit bekämpfen und aus Sand und Bruch Äcker und Gärten ſchaffen; dazu, die dies Land gegen Feinde ſelbſt verteidigen können und keine fremde Schutzarmada oder Allianzen brauchen. Ihr werdet es noch erleben, Renatus, ſo Gott will, daß meine Bauern ſich ſelbſt wie die drachengeſäten Erzmänner des Jaſon erheben, unaufgefordert, wenn der Schwede oder der Pole wieder ins Land bricht; und Ihr werdet es vielleicht auch erleben, daß es draußen im Reich ein Rühmens geben wird, nicht mehr der Schwede, ſondern die blauen Brandenburger ſeien die beſten Truppen. Ihr ſeht, wie ich ſie einfange, einen um den anderen, den Sparreſchen Dragonerunteroffizier, der im letzten Jahre die Händel hatte mit dem Abhub der Berliner, weil er, ein Wende, unter ihnen ſiedelte, der einſt ein Wege-

RAFFIN
H. Vogel. Pl.

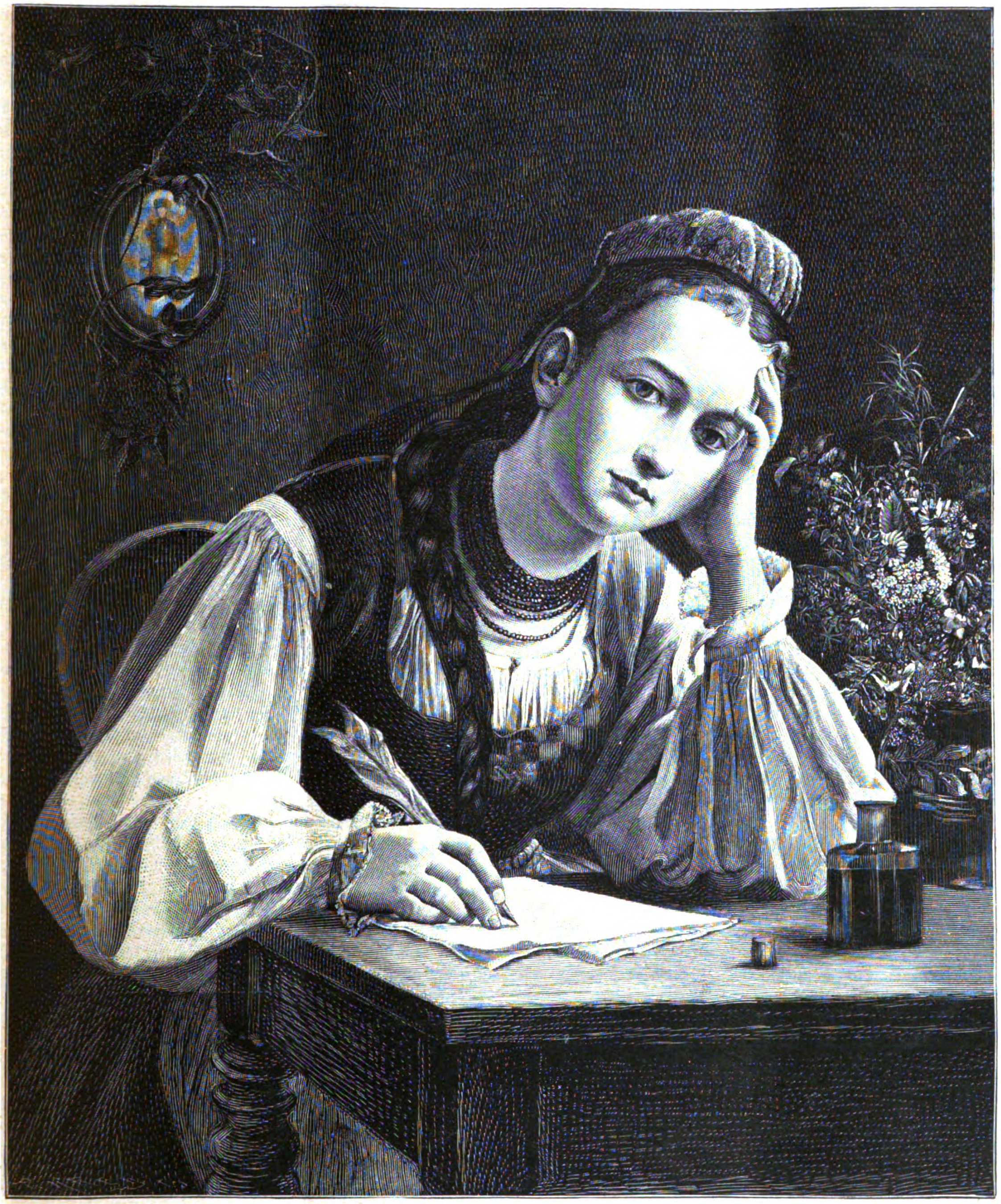
Rezept.

Wenn du den Kopf voll Grillen haſt
Und trügeſt treu der Arbeit Laſt,
Nimm dies Rezept, das als probat
Zum Feierabend ich dir rat;
Es lautet alſo: Recipe
Von hartem Zucker, weiß wie Schnee,
Ein gutes vollgewicht'ges Pfund,
Nimm vier Citronen, voll und rund,
Drück ſie — ſie können ja nicht ſchrei'n —
In die Citronenpreſſe ein!
Die Schale, wo iſt die geblieben?
Sie ward auf Zucker abgerieben.
Wenn dann der Saft beginnt zu traufen,
So laß ihn auf den Zucker laufen.

Gieß dann darauf zwei Flaſchen Wein
— Die bringen erſt den Geiſt hinein —
Und eine Flaſche Rum, recht alt,
Der gibt dem Ganzen erſt Gehalt.
Die Miſchung laß, kann es geſcheh'n,
Gut zugedeckt ein Stündchen ſteh'n,
Dann laß darüber nach Gefallen
Noch kochend heißes Waſſer wallen!

Hei! Wie aus der Terrine Bauch
Nun aufſteigt lieblich duft'ger Rauch!
Doch rat ich dies: ja nicht allein
Will dieſer Trank geſchlürfet ſein;
Nein, trinke ihn bedacht und weiſe
In einem trauten Freundeskreiſe!
Bald wirket dann das duft'ge Naß —
Und ſollte nach dem zweiten Glas
Behagen nicht und Freude winken,
Dann will ich gern pro poena trinken.

H. B.



Ein Neujahrsglückwunſch. Nach dem Gemalde von N. Horlacher.

Lieber Schatz!
Viel Glück zum neuen Jahr!
Und Du ſollſt geſund und fröhlich bleiben!
Und ich liebe dich unwandelbar.
(Wie ich möchte, kann ich's doch nicht ſchteiben!)
Daß Du fern biſt, ſchmerzt mich gar zu tief,
Und Dein liebes Bild betracht' ich ſtündlich.
Und entſchuldige nur dieſen Brief!
Beſſer, lieber Schatz, verſteh' ich's mündlich.

Meine Myrte, Schatz, blüht wunderbar,
Mutter ſagt, das künde Glück und Segen,
Und vielleicht iſt Hochzeit dieſes Jahr,
Wenn Gott will, ich habe nichts dagegen.
Doch ich wart' auch noch die längſte Zeit!
Sei nicht böſe, wenn ich hiermit ſchließe.
Raſch noch einen Kuß. — In Ewigkeit
Bin ich treu.
Ich bleibe
Deine Lieſe.

läufer war, wie ſein Vater, und jetzt ein tüchtiger Soldat und Ackerwirt iſt; dieſen als einen aus dem Volke. Den Junker aber, den alten Zelen, einen wüſten Schlemmer, jetzt ein ordentlicher kurfürſtlicher Beamter, nachdem ich ſeine Unmanier gebrochen und ihn ein halb Jahr habe auf Feſtung ſitzen laſſen, dieſen als einen aus dem Adel. Und die anderen nach derer Beiſpiel!"

„Und aus dem Bürgerſtande dieſen!" fügte Adam hinzu, auf ſeinen Enkel weiſend, „dieſen, der ein rechter Stubenhocker und Rechtsklauber geworden wäre ohne Euch und ließ ſich einſt von zwei Jungfräulein in einen Sack ſtecken! Habt ihn aber jetzt mit einem Odem Eures kräftigen Geiſtes erfüllt, und er hat Haar auf den Zähnen bekommen, läßt ſich wohl von ſeiner Ehefrau nicht mehr auf polniſch entführen. Item auch eine, die unſere Durchlauchtigſte Frau gezähmet hat!"

„Gewiß, Adam," erwiderte der Fürſt, „das Volk erziehen, das iſt unſer fürſtlich Amt. Nachher will ich mit ſelbem wohl etwas nach außen leiſten und wirken. Und nimmt mir Gott mein Leben frühe, ſo habe ich die Ausſaat gemacht, und meine Nachfahren ernten!"

„Wie im Cicero geſchrieben," ſagte Renatus, „serit arbores quae alteri saeculo prosint!*) Ob aber die Wenden Deutſche werden können, das maße ich mir nicht an, zu entſcheiden!"

„Sie können es, Renatus," belehrte ihn der Fürſt, „viele der Stämme zwiſchen Elbe und Weichſel ſind wandelungsfähig und in ihrer Eigenart nicht gar ſo verſchieden von uns, laſſen ſich uns anähneln, glaube mir. Die Zollern ſind ſchwäbiſchen Blutes und doch in der Mark den Schwaben ſo ſehr unähnlich geworden. Der Boden bildet den Stamm, nicht das Blut. Und es iſt ein Geheimnis dieſes armen Sandbodens, daß es umformt und züchtet, in langſamer Arbeit, die Jahrhunderte währen mag oder Menſchenalter, und die Menſchen, die auf ihm dauern, einander gleichmacht. Darum, ſolange es eine ſandige Mark geben wird, ſo lange wird hier ein zähes markiges Geſchlecht ſich behaupten und aus allen Wirbeln der großen Politika wieder auftauchen!"

Nach dieſem ernſten Geſpräch kam an ſelbem Tage noch etwas Ernſteres in das alte Haus auf der Roßſtraße: Krankheit, die eine aus dem zähen Geſchlecht auf das letzte Lager ſtreckte.

Seit der Groll, der ihres Lebens Rückgrat geweſen, aus Frau Eliſabeth Wedigen Herz gewichen, war auch ihre alte Kraft geſchwunden. Heiterer, aber täglich ſchwächer, hatte ſie das Jahr ſeit ihrer Tochter neuem Verlöbnis in der Wirtſchaft herumhantiert, hatte auch freundlich ſtille an der Hochzeitstafel mit den Ihren geſeſſen, zu dieſem feſtlichen Tage ihr weiß Witwengewand abgethan und ein ſehr alt Goldbrokatkleid angelegt, darinnen aber ihre Geſtalt hager gegeſchlottert und ihr Antlitz dem Vater wie den Kindern fremd geweſen, ſintemal man es ſo lange Jahre nie im freien Lichte der Gottesflamme geſehen. Es war dann, als ob die Freude, die nun im Hauſe waltete, als ob das junge neuanſetzende Leben ihr zwei ſanfte Medizinen zum Sterben ſeien.

An dem Tage nach des Herrn Kurfürſten Beſuch legte ſie ſich zum Erſtaunen und Schreck aller in ihr Bett. Sie ſagte es nicht, aber alle wußten: liegt ſie erſt, ſo kommt ſie auch nimmer wieder auf, eine alte Berliner Hausfrau, ſtreng und hart gegen alle, gegen ſich am meiſten, die nur aufrecht leben kann.

Ihre Füße waren müde — nach vierzehn Tagen machte ſie ihren letzten Weg, den man ſie aber trug, den Weg zum Petrikirchhof. Es folgte ihr das edle Fürſtenpaar, folgte ihr ungebrochen und wie ein ſteinern Bild aus vergangener Zeit Adam, der uralte Mann, folgte ihr die friſche Jugend, Renatus und Meluſine, Nymphe von Zelen und ihr Bruder Hans Georg — nur eine, welche auf dieſem Friedhofe einſt ihr Glück eingeſcharrt und ein andres beſſeres ebendaſelbſt gefunden, Adriane, folgte ihr nicht, da ſie ſelbſt daheim niederlag, nicht krank und doch in Schmerzen.

Und nach dem Reis, das geknickt worden, brach ein ander zart Äuglein am alten Stamm der Wedigen auf, das aber auf den Namen von Zelen getauft wurde. Adriane genas eines Knäbleins.

Als es dalag, häßlich und krebsrot, beſah Hansjörg ſeinen Sohn und fand mit Freude und Staunen, daß die winzigen Muskeln am Oberarm gleich den ſeinen geformt waren, wie ein klein Modell ſeines Körpers, nicht kugelig, ſondern flach und breit; und als er den Arm des Kindleins bog, wobei ſelbes ein hell Gezeter erhob, rollte das Muskelbündelchen ſich doch ſtark auf, gerade wie an ſeinem eigenen Arm.

Das war dem Junker ein wunderlich Geheimnis der Natur und bewegte ſein Herz zu tiefem frommem Sinnen, daß hier ſein Ebenbild geſchaffen worden, ihn fortzuſetzen auf der Welt, wenn er ſelber dereinſt dahingeſchwunden.

Da gedachte der Junker, daß der Knabe, ſo Gott ihm Leben ſchenkte, nicht den ganzen Vater, ſondern nur das Beſte, Edelſte und Kräftigſte, das in ihm wäre, fortführen ſollte; legte ſich daraufhin einen ſtillen Eid ab, daß er nur dieſe Eigenſchaften in dem Kindlein zu wecken allzeit wolle bemüht ſein. Und hatte mancherlei erbauliche Gedanken und Pläne über des Menſchleins Erziehung, indes dies doch noch mit den erſten Zügen um den Lebensodem rang.

Wie aber ſollte ſein Name ſein?

Adrian — der Name derer, die ihn ihm geſchenkt? Das war kein Zelen'ſcher Name. Und Hansjörg oder Jochenfritz, wie allzeit die Männer ſeines Geſchlechts getauft? Nein, damit ſetzte er der teuren jungen Mutter Blutesanteil an dem Kindlein zurück.

Friedrich Wilhelm ſoll er heißen! Den teuren erlauchten Namen des Herrn ſoll er tragen! Mögen die andren Knaben, die nachkommen werden, Namen der Zelen und der Wedigen führen: die Erſtgeburt dem tiefverehrten leuchtenden Vorbilde All-Brandenburgs auf dem Thron!

Da er mit ſtarker Freude dieſen Entſchluß gefaßt, wollte er, deſſelben voll, in Adrianes Zimmer einbrechen und ihr davon ſagen, ſtieß ſich aber bei der Thür an allerlei Weibsvolk, das ihn abfing und zum Rückzuge nötigte, und zog brummend, aber auf den Zehen ab.

Gern hörte ſpäter der Fürſt, daß ſeine Treuen ihren Erſten nach ihm zu taufen gedachten, nahm auch die Patenſchaft an, und ward ein fröhlich Kindtaufen in der alten Leipzigerſtraße.

Item wetteiferte in gleichem Punkte mit denen Zelens im Jahre des Herrn **1652** das Eckhaus am Peterzilgengäßlein, die nachdem Schornſteinfegergaſſe benannt worden. Am ſiebenten des Lenzmonds brachten ſie dem Adam ein Urenkelein, war Meluſinens Kind, aber ein Mägdlein, und ſo überwog auch der ſtarken Mutter Entſchluß, als es getauft wurde: ſie hießen's Nymphe. Keinen andren Namen hatte Frau Meluſine gelitten.

Die Lebenskraft des greiſen Mannes, der ſeine Kinder längſt überlebt, erſchien ſeinen Enkeln eine wunderbare Gnade Gottes. Wie wenn friſches Holz auf ein Feuer geſchüttet wird, ſo lebte er mit dieſem Töchterlein auf. Die kleine Nymphe hatte keine ausdauerndere Pflegerin, denn den Hundertjährigen. Stundenlang trug er ſie in den Armen und wiegte ſie leiſe hin und her, das große dunkle Zimmer langſam auf- und abſchreitend. Fürchtete ſich aber Frau Meluſine, daß er das Kindlein etwa fallen ließe, ſo lachte wohl ihr Renatus und meinte: „Was der in die Arme nimmt, ruht ſicher — ängſte dich nicht!"

Als das Jungfräulein Nymphe, der großen Nymphe Nichte, heranwuchs, war ſein liebſtes Spiel, dem Urahn Zöpfe zu flechten, krauſe kleine Zöpfe an ſeinen weißen Haarſträhnen, und hatte ſelten einen andren Spielplatz als zwiſchen des Alten Knien.

Und es wiederholte ſich als ein Spiel der Natur, daß dies Nymphlein rot Haar bekam, dick und von ſtarker Farbe, wie ihrer Tante Adriane Haar.

---

*) Er ſät Bäume, die einem anderen Jahrhundert nützen.

Bisweilen aber, wenn der Greis vor Frau Meluſine durch ihres Kindes Schopf fuhr und ſie Adriane nannte, meinte die junge Hausfrau, der alte Mann finge nun an, kindiſch zu werden. Renatus aber belehrte ſie auch hierin und ſagte: „Adriane — das heißt ihm: Mein vielgeliebt Kind! Adriane, das heißt: rot Haar, ſchönes gefährliches Geſchenk der Natur, goldrote Locken. Aber dir ſollen ſie nicht das Leben verwüſten, wie deiner Muhme, der andren Adriane, deren Geſchick mir Altem jahrelang ſo ſchwer auf dem Herzen gelegen, ganz in der Stille, und konnte nichts thun, es zu ändern, denn kein Menſch kann Menſchenſchickſal wandeln — es wende ſich denn von ihm ſelber oder von Gott. Adriane, das iſt: dir ſoll die Jugend hold blühen, denn keine ſtrenge Mutter waltet über dir, ſondern ein reifes und geduldig geworden Gemüt, das an einem lichten Frauenbild einen goldnen Tugendſpiegel hat, an unſrer gnädigen Fürſtin, ſo es überhaupt eines Tugendſpiegels bedarf. Siehe, Meluſine, du hörſt einſtweilen nur das Wort des Alten — das klingt närriſch, als irrte er ſich um zwanzig Jahr und mehr — ich aber habe all die Jahre gelernt, viele leiſe Saiten, die in ſeinen Worten mitklingen, mitzuhören!“

Meluſine lachte ihren Lehrmeiſter freundlich an. Sie mochte ihn jetzt am meiſten, wenn er ſie in kluger Rede zurechtwies, Der junge Rat nahm dann ein ſo gar ehrſam ſchulmeiſterlich Weſen an, und ſein Geſicht in dem weichen hellen Bart erſchien ihr eigen bedeutſam und klug in ſeinem ſinnigen Ernſt. Ihre eigene wilde und unruhige Natur, die ſich ſonſt immer ſtärker fühlte, als der ſtillere Gatte, merkte da mit Wohlgefallen den behutſam feſten Geiſt in ihm, an den ſie ſich vertrauensvoll lehnen konnte, wenn es in ihr gärte und ſtürmte. Und ſo nahm ſie freundlich Lehre von ihm an, ja ſuchte ſogar Gelegenheit dazu mit Mutwillen ihm zu ſchaffen, da ſie dann immer mehr von Mal zu Mal die Empfindung gewann, ihres Lebens Steuer ruhe in ſicherer Hand. Und doch lachte ſie heimlich, wenn ſie daran dachte, wie ſie ihn einſt im Sacke entführt und er ſo ſchnurrig auf dem Pferdesrücken hüpfte.

Ihr Leben war jetzt ein zweifaches; des Sommers hauſte ſie auf Burg Machow, welche ausgeflickt und in wohnlichen Stand verſetzt wurde, wozu die blanken Thaler aus der Wedigen wohlgefüllten Truhen freundlich mithalfen; und im Winter lebte ſie im alten Haus auf der Roßſtraße, Hausfrau an Frau Eliſabeths Statt, eine bequemere Herrin für die Mägde und freundlichere Hausgeſellin für Adam, als die harte Witwe geweſen. Nicht daß ſie eine lüderlichere Zucht einreißen ließ, aber doch ſah ſie nicht ſo ſtreng auf den Heller und Pfennig, als Eliſabeth gethan.

Im ganzen war mit ihr ein regſam frohes Leben in das Bürgerhaus eingezogen. Mancherlei wurde im kleinen umgebaut und verſchönt. Holzverſchläge und Hängeboden, die in allen Ecken geweſen, wurden abgeriſſen, viele dunkle Winkel verſchwanden. Der Hof war eng und wie ein Lichtloch, oben mit einem kleinen viereckigen Stück Himmels zugedeckt, und da war nichts zu machen. Aber Holzwände zwiſchen den winzigen Kämmerlein wurden herausgeriſſen, ſo daß anſehnliche Stuben entſtanden. Und in dieſen ließ man Öfen vom Töpfer ſetzen mit ſchönen bunten Kacheln, deren ein ganzer Schatz aus früherer Zeit auf dem Boden im verſtäubten Hausrat ſich fand. Die große ſteile Treppe bekam ein neues boſſiertes Geländer, des alten Adam geräumiges Gemach im Erdgeſchoß einen holländiſchen Kamin, der beſſer wärmte, und einigen Bilderſchmuck, dazu Scheiben aus gebogenem Glas.

Keinen Augenblick ſah der Greis ſcheel auf die Neuerungen. Zuerſt hatte Meluſine gemeint, es würde ihn traurig berühren, wenn ſo um ihn im kleinen die alte Zeit, ſeine Zeit, verſchwände — allein, als ſie ihren Renatum deshalb befragte, ſagte der: „Da kennſt du ihn nicht, Liebſte! Er hängt nicht am kleinen Kram. Ich will ihn aber ſelbſt fragen!“

Und Adam, als ihm Renatus ſeiner Hausfrau Sorge vortrug, rief ſie zu ſich heran und erklärte: „Ein Hundertjähriger hat ſo vieles um ſich herum ſich wandeln ſehen, daß ihm der Wechſel der Zeit gewohnt geworden. Thue froh, was dich freut, mein Kind. Die alte Zeit iſt unweiſe, ſo ſie ſich der jungen nicht anbequemt. Ich ſehe in deinen kleinen Neubauten nichts, als dieſes Hauſes und Geſchlechtes erneutes Aufblühen. Und ich gewahre mit Freude, wie alles um mich herum reicher und heiterer ſich geſtaltet. Es iſt ein wenig Glanz von dem helleren Tage, den unſer Herr und Kurfürſt über unſer Land heraufführt. Berlin iſt eine gar kleine Reſidenz für einen ſo gewaltigen Herrſcher, und ſie muß wachſen. Iſt unſer Berlin und Cölln doch gegen die großen Städte im Reich und den Niederlanden, die er kennt, faſt nur ein Landſtädtlein. Deshalb bauet, bauet! Ihr gebt den anderen Bürgerfamilien ein Vorbild, dem ſie nachtrachten werden. Ich freue mich, daß meine und meiner Vorfahren ſparſame Wirtſchaft Euch dazu Geld angeſammelt. Und es iſt gut ſo, daß ein adlich Weib, ſo in ein Bürgerhaus einheiratet, den engen Geiſt daraus verſcheucht. Denn Städter werden Pfennigfuchſer über der ewigen Gewohnheit des Rechnens und Sparens, ſo nicht immer in einigen Menſchenaltern einmal ein Blut mit ihnen ſich miſcht, das froher und freier leben muß!“

„Wenn wir Euch nun aber das ganze Haus einreißen, Herr Adam?“ fragte Meluſine ſchalkhaft.

Da zuckte der Alte luſtig mit den buſchigen, eisgrauen Brauen und meinte: „Verſucht's! Ich denke, Eure Spitzhacken werden an den alten Steinen zerbrechen. Sie ſtehen einige hundert Jahr — ſind ineinander gewachſen und ineinander verſteint — ſobald fällt dieſes Haus wohl nicht!“

Dann, damit nicht das letzte Wort als eine Art Herausforderung und Vermeſſenheit gelten möchte, fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Und fiele Haus, Geſchlecht, Stadt und Land, ſo werden ſie ſich wieder erheben, ſolange es bei uns gilt: Unſre Burg iſt Gott!“

Auf der Saalburg.

(Abdruck verboten.)

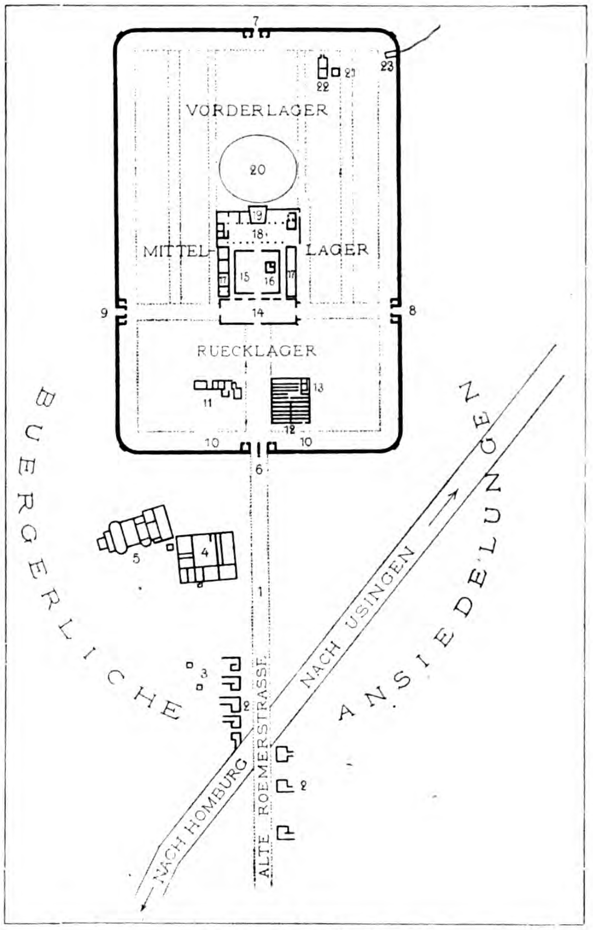
Ein Bild aus der deutſchen Limesforſchung.

Von Dr. Paul Schwartz.

Von Homburg vor der Höhe führte uns die Straße in gerader Richtung auf den Taunus zu. Über dem Gebirge hatte ſich eine finſtere Wolkenwand aufgebaut, die uns zur Wanderung wenig einlud. Doch über die Wolkenwand hinweg lugte heiter die Sonne ins Land, und in unſerem Rücken wölbte ſich ein prächtiger Regenbogen. „Nur vorwärts!“ meinten die wetterkundigen Eingeborenen, die wir beſorgt zu Rate zogen, und ſo ſchritten wir mutig fürbaß. Da rollt's und grollt's vom Gebirge her. Donar kommt daher gefahren in ſeinem Wagen. Näher und näher ertönt das Rollen und Grollen, über den Kamm des Gebirges wälzen ſich hellgraue Wolken — da fliegt Donars Hammer in flammendem Strahl auf den Kopf eines Bergrieſen, der mit Wutgebrüll erwidert. Und nun beginnt der feurige Kampf zwiſchen Wodans rotbärtigem Sohn und ſeinen Widerſachern. Lange währt er nicht. Der ſiegesfrohe Gott zieht weiter; aus den Wäldern wallt der Nebel auf, den Rieſen dampfen die Köpfe vom heißen Streit. — So wären wir denn glücklich ins Heidentum geraten, und das trifft ſich gut. Denn wir lenken unſere Schritte einem Ziele zu, wo alles zu uns lebendig ſprechen wird von der toten Heidenzeit. Mit Donars Macht iſt es vorbei. Wir ſind vor wenigen Stunden an Fulda vorbeigefahren, wo der Mann begraben liegt, der ihm ſeine Eiche gefällt hat: Bonifaz. Aber ehe Bonifaz kam, da war ſeine Macht hier unbeſtritten, da riefen die Bewohner der Ebene, die wir jetzt durchſchritten, ſeine Hilfe an gegen das waffenſtarke Volk, das dort oben auf dem Taunus Feſtungen gebaut hatte, Zwingburgen der germaniſchen Freiheit.

Der Weg führte uns zunächſt nach Dornholzhauſen. Wir hatten zwar die Abſicht, noch das Gaſthaus in der Nähe der Saalburg zu erreichen; allein die Sonne ging zur Rüſte, und das Schützenhaus mit ſeinem Garten, den ſechzehn alte Platanen zu einer großen Laube geſtalten, lud uns zum Weilen ein. Wir blieben und haben es nicht bereut.

Früh um fünf Uhr waren wir marſchbereit. Der Himmel war bewölkt, vom Gebirge her blies uns ein ſcharfer Nord ins Geſicht. Auf Wegen und Feldern alles ſtill. Unmerklich anſteigend erreichten wir den Wald, durch den der Weg in faſt ſchnurgerader Richtung auf eine Senke des Gebirges zuführt, in der die Saalburg liegt. Nach kaum halbſtündiger Wanderung durch den Wald erblickten wir vor uns auf der Höhe eine Lichtung. Da mußte die Saalburg zu finden ſein. Der Waldweg erreichte die Chauſſee, die von Homburg nach Uſingen führt; wir wandten uns nach links einem Hauſe zu, von dem uns die Inſchrift „Reſtauration zur Saalburg“ begrüßte. Geſpannt ſchauten wir aus, noch eine Biegung des Weges nach rechts — da ſchimmerte zur Linken aus dem Waldesgrün helles Gemäuer. Wir waren zur Stelle.



Plan der Saalburg.

Ehe wir nun zur Beſichtigung ſchreiten, einige Worte über Geſchichte und Bedeutung der Saalburg. Von der Mündung der Yſſel bis zur Mündung des Inn in die Donau bildeten drei Provinzen die Grenzländer des römiſchen Reiches gegen die Germanen: Untergermanien, Obergermanien, Rhätien. Die Grenze wurde durch Flußläufe und einen Wall bezeichnet. Die Grenze Untergermaniens lief am linken Ufer der Yſſel und des Rheins hin bis zur Mündung des Vinxtbaches in den Rhein, zwiſchen Remagen und Andernach. Obergermanien griff auf das rechte Rheinufer hinüber. Es war gegen die Germanen durch einen Wall geſchützt, der von Rheinbrohl in ſüdöſtlicher Richtung auf den Taunus zog, deſſen Höhe nach Nordoſten verfolgte und ſodann nach Süden umbog, um in faſt ſüdlicher Richtung bis Lorch zu ziehen. Hier grenzten Obergermanien und Rhätien, und der rhätiſche Wall ſtrebte in öſtlicher Richtung der Donau zu, die er bei Kehlheim erreichte. Von hier an bildete die Donau die Grenze.

Der Grenzwall oder Pfahlgraben, deſſen Reſte jetzt vom Deutſchen Reich neu erforſcht werden, war weniger zum Zweck der militäriſchen Verteidigung angelegt, denn als deutlich erkennbare Grenze, die nicht ungeſtraft überſchritten werden durfte. Der Durchgang war nur an beſtimmten Stellen geſtattet. Wo größere Wege den Wall durchſchnitten, waren Kaſtelle angelegt; die kleineren Wege wurden durch Warttürme bewacht. Die Kaſtelle lagen nicht wie Baſtionen im Wall, ſondern in einer Entfernung bis zu zwei Kilometer hinter demſelben. Die Straßen waren nicht durch die Kaſtelle geführt, ſondern liefen an den Außenſeiten entlang. So waren die Kaſtelle Wächter der Hauptſtraßen und zugleich Zollerhebungsſtätten.

Die Saalburg war ein ſolches Kaſtell, das, 300 Schritt hinter dem Grenzwall gelegen, die Straße zu behüten hatte, die vom Thal der Lahn über die Senke des Taunus in das Thal der Nidda und des Mains führte. Seine Verteidigungsfront lag nach Norden, dem Land der Chatten zugekehrt. Das Kaſtell wurde am Ende des I. Jahrhunderts n. Chr. angelegt und ging wiederholt für die Römer verloren, bis ſie am Ausgang des III. Jahrhunderts dauernd aus ihm vertrieben wurden. Die Naturkräfte und die Menſchen begannen nun ihr Zerſtörungswerk. Die Steine boten der Nachbarſchaft willkommenes Baumaterial, die Gebäude verſchwanden faſt bis auf den Erdboden. Dann aber breitete ſich dichter Wald als ſchützendes Dach über die Trümmer und bewahrte ſie unter dem Erdreich für eine ſpätere Zeit auf, die dankbar war für den Schatz, den ſie hier heben durfte. Vor etwa 40 Jahren begann die wiſſenſchaftliche Durchforſchung der Stätte. Der Wald wurde ausgerodet, Wall und Mauerwerk frei gelegt, und nun liegt der Grundriß der alten Römerfeſte in wundervoller Klarheit vor uns ausgebreitet. Die Fundſtücke werden im Saalburgmuſeum zu Homburg aufbewahrt.

Von der Chauſſee zweigte ſich ein breiter, grasbewachſener, von duftenden Lindenbäumen beſchatteter Weg (1) links ab, lotrecht auf die Südſeite der Saalburg zu. Nach rechts ließ er ſich durch den Wald bergab verfolgen. Das iſt die alte Römerſtraße von Heddernheim an der Nidda her, dem alten Artaunum, das Druſus gegründet hat. Hart an der Chauſſee, zur Linken der Römerſtraße, erreichten wir das erſte Stück Mauerwerk, einen viereckigen Keller (2). Er iſt aus denſelben Steinen aufgemauert, wie alles übrige Mauerwerk in und bei dem Kaſtell: aus den weißen Bruchſteinen, die das Gebirge liefert. Der Eingang zum Keller befindet ſich auf der Rückſeite, ein ſchmaler Gang, der ohne Stufen allmählich abwärts zur Thür führt. Das Haus, dem der Keller als Unterbau diente, war leicht gebaut, mit Schiefer, Schindeln oder Stroh gedeckt. Solcher Häuſer lagen mehrere auf beiden Seiten der alten Straße. Sie gehörten den Krämern und den Wirten. Für die Anweſenheit der letzteren zeugen die in den Kellern gefundenen weitbauchigen Amphoren und zahlreichen Trinkgefäße. Die Wirte ſchänkten Wein in kleinen und großen irdenen Bechern, in großen gewiß für ihre germaniſchen Stammgäſte. Die kleinen Becher waren von zierlicher Form; zwei vortrefflich erhaltene tragen die Inſchriften da bibere (gib zu trinken) und valeas (gehab dich wohl). Nicht erſt Karl der Große hat dem Rhein die Reben gebracht, ſicher haben ſchon die Römer hier gekeltert.

Nun zurück in die alte Zeit! Es waltet Friede, ein heißer Sommertag geht zu Ende. Die Krämer ſind zufrieden;

es iſt viel gekauft und getauſcht worden. Vor den Häuſern der Wirte herrſcht fröhliches Leben. Da ſitzen die Legionare und trinken zur Erholung. Auch vom Lahnthal herauf ſind Chatten geſtiegen, mächtige Geſtalten. Seit dem frühen Morgen kämpfen ſie erbittert gegen zwei Feinde, die Hitze und den Durſt, und dazu würfeln ſie. Die Köpfe ſind erhitzt, die Spieler geraten in wildem Streit aneinander, der Wirt ruft die Lagerwache. Germanias Söhne werden über den Pfahlgraben befördert. Das kränkt ſie nicht, am nächſten Tage ſind ſie wieder da. Grimmigen Antlitzes kommt auch der Chatte Chnodomar. Alles hat er ſchon verſpielt, Weib und Kind, Roß und Rind; da ſchleppt er ſein letztes Mobiliar herbei, die geliebte Bärenhaut. Auch ſie geht dahin. Er bietet ſich ſelbſt als Einſatz, doch niemand will ihn haben. In germaniſchem Zorn zerſchlägt er dem Wirt Krüge und Becher, ſoweit er ſie erreichen kann, Bank und Tiſch dazu. „Dem Chatten Chnodomar wird das Überſchreiten des Grenzwalles von nun an unterſagt," lautet der Spruch des römiſchen Befehlshabers, und gleich einer ausgepreßten Citrone wird der ſpielwütige Germane von dem Römervolk über den Grenzwall geworfen. Aber er ſinnt auf Rache. Zwiſchen Römern und Chatten iſt der Krieg entbrannt. Nächtlicherweile ſchleicht Chnodomar mit ſeinen Genoſſen am Waldesſaume vor dem Pfahlgraben dahin. Die römiſchen Poſten ſpähen mit einem gewiſſen Grauen ins Walddunkel. Da kommt es ſo, wie Viktor Scheffel in ſeinem Gedicht „Am Grenzwall" geſchrieben hat. Der Römer wird überraſcht und weggeſchleppt, und aus dem Wald ertönt's, leiſe beginnend und immer ſtärker anſchwellend:

„Ha' — hamm' — hammer dich emol, emol, emol,
An dei'm verriſſene Kamiſol,
Du ſchlechter Kerl!"

Das verriſſene Kamiſol aber, das den Dichter zu ſeinem Liede begeiſtert hat, liegt im Saalburgmuſeum. Von dem Grund eines Brunnens hat man's heraufgeholt. Wir konnten uns nicht entſinnen, je ein ſo plundriges, von allen Seiten mit Kreuz- und Querſtichen zuſammengenähtes Kleidungsſtück geſehen zu haben, wie dies verriſſene Kamiſol.

Kunſtpauſe. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.

Faſt jedes der kleinen Häuſer hatte einen Ziehbrunnen (3) hinter ſich. Einer der Brunnen im Kaſtell gibt noch jetzt Waſſer; die Mehrzahl iſt verfallen. Die Brunnen, deren etwa vierzig aufgedeckt ſind, liefern zahlreiche Fundſtücke. Sechzig Schritt hinter dem letzten Keller ragt Mauerwerk (4) auf, das den Grundriß eines größeren Hauſes erkennen ließ. Ein Raum iſt mit einem Schutzdach bedeckt, das eine, zum Teil neu aufgemauerte Heizanlage vor weiterer Zerſtörung bewahren ſoll. Auch über die Heizanlagen in den andren Gebäudereſten ſind ſolche Schutzdächer gelegt worden. Da die Römer in unſeren Gegenden gerade ſo wie wir und vielleicht noch mehr gefroren haben — wir konnten uns das an dieſem kalten Sommermorgen recht lebhaft vorſtellen — ſo mußten ſie auch ihre Häuſer anders einrichten als im ſonnigen Italien. Ihre Heizanlage war die denkbar beſte: ſie verſchaffte vor allem warme Füße. Von unſeren Heizanlagen läßt ſich das nicht immer rühmen, ſie laſſen die Füße kalt und machen die Köpfe warm. Die Römer erwärmten den Fußboden. Unter dem zu erwärmenden Zimmer war ein niedriger Keller, in dem in geraden Linien kleine Pfeiler aus Ziegelſteinen aufgemauert waren. Auf dieſen ruhten Platten von Ziegelſteinen als Unterlage für den Eſtrich, der aus Mörtel, Kies und Ziegeltrümmern hergeſtellt und 20 cm und darüber dick war. Über den Eſtrich wurde endlich eine Balkenlage mit den Dielen des Fußbodens gelegt. Gefeuert wurde von einem Vorraum aus, einer Art Kellerhals. Der Rauch zog durch Gänge im Mauerwerk zum Dach ab. Die Hitze verbreitete ſich durch den Keller und erwärmte langſam, aber auch gründlich den Eſtrich.

Unmittelbar an dieſes Haus grenzt der ſtolzeſte Bau der Saalburg, eine Villa (5). Vielleicht hat das Kaſtell nach dieſem Gebäude, das die Deutſchen als eine Saala bezeichneten, den Namen Saalburg erhalten. Hier iſt wohl die Wohnung des Befehlshabers für die Friedenszeit zu ſuchen, während das vorher genannte Haus Dienſtwohnungen für andere Offiziere enthielt.

Wir erreichten nunmehr das Hauptthor des Kaſtells (6, Porta decumana). Der Graben, der das Kaſtell umzog, war hier, wie auch bei den andren Thoren, nicht überbrückt, ſondern durch einen Damm zugeſchüttet. Zwei viereckige Türme bildeten die Flügel des Thores; zwiſchen ihnen ragte noch ein Pfeiler auf, ſo daß das Thor zwei und zwar gewölbte Durchläſſe hatte. Vom Innern des Kaſtells ſtiegen wir die Böſchung des Walles hinauf, die in den Wehrgang übergeht, der hinter der Mauer den Verteidigern als Standplatz diente. Die Mauer iſt 80 cm hoch und 75 cm breit und erlaubte dem Verteidiger, ſich bequem nach vorn zu beugen. Auf der Mauer erhoben ſich in Abſtänden von 2,70 m die 1 m hohen Zinnen. Zwiſchen zwei Zinnen war für zwei Verteidiger Raum, ſo daß ſie bequem die Waffen gebrauchen konnten. In der Südweſtecke des Kaſtells iſt ein Stück der Mauer mit den Zinnen in ihrer urſprünglichen Geſtalt aufgemauert worden. Um den Wall war ein Doppelgraben in der Geſamtbreite von 25 Schritt geführt. So weit reichte auch die Treffſicherheit der römiſchen Wurflanze, des Pilums.

Der Umfang des Kaſtells beſchreibt ein Parallelogramm mit abgerundeten Ecken. Die Nord- und Südſeite ſind je 200 Schritt, die beiden andern je 300 Schritt lang. Das Kaſtell hatte vier Thore. Das für den Verkehr mit dem Inland beſtimmte Hauptthor kennen wir ſchon. Ihm gegenüber öffnet ſich das ſchmale Thor nach dem Ausland (7, Porta praetoria). In den Langſeiten liegen zwei weitere Thore, die vornehmlich zu Ausfällen dienten (8, Porta principalis dextra, und 9, Porta principalis sinistra). Der Lagerraum zerfällt in drei faſt gleich große Teile. Der erſte Teil, den wir durch das Hauptthor erreichten, iſt das Rücklager (Retratura). Eine breite Straße teilt es in zwei Hälften. Dicht am Thor zweigt ſich nach rechts und links der Wallgang (10) ab, der durch das ganze Lager längs des Walles verläuft. Das Rücklager war vornehmlich für die Verwaltung, die Quäſtur, beſtimmt. Das Amtsgebäude der Quäſtur (11) hatten wir zur Linken, während ſich gegenüber die Grundmauern eines großen Vorratshauſes (12) ausbreiteten. Wir waren anfangs geneigt, die Parallelmauern uns bis zum Dach hinauf gebaut zu denken; allein es würden ſo ſchmale Gänge entſtanden ſein, daß ſie kaum eine freie Bewegung, geſchweige denn das Aufſtapeln von Vorräten geſtatteten. Die Nordoſtecke des Gebäudes umſchloſſen Kammern (13), in denen jedenfalls Fleiſchvorräte aufbewahrt wurden. Denn dort hat man große Haken zum Aufhängen des Fleiſches gefunden, ſowie zahlreiche Knochen von Rindern, Schweinen, Schafen, Hirſchen, Auerochſen und Pferden. Pferdefleiſch wurde gewiß von den germaniſchen Hilfstruppen gegeſſen, die von Haus aus an ſeinen Genuß gewöhnt waren.

Wir erreichten den mittleren Teil des Lagers, das Hauptquartier (Praetorium). Es ſetzt ſich aus mehreren Gebäuden zuſammen, die ein geſchloſſenes Viereck von 60 m Länge und 45 m Breite bilden. Die Hauptſtraße wie auch die Querſtraßen führten auf ein langgeſtrecktes Haus (14) zu, das als Exerzierhaus bezeichnet wird, in dem bei ſchlechtem Wetter ſich die Fußſoldaten im Werfen des Pilums und angeblich die Reiter zu Roß üben konnten. Das Gebäude iſt 50 Schritt lang und 15 breit. Das paßt vortrefflich: das Pilum trifft auf 25 Schritt, alſo haben hier zwei Abteilungen Rücken an Rücken nach den Scheiben werfen können. Zur Übung für die Reiterei reicht ſchwerlich ein nur 15 Schritt breiter Raum aus. Zu dem Exerzierhaus ſchüttelten wir den Kopf. Die fünf Thüren, welche auf den Hof des Prätoriums münden, laſſen es als ein Gebäude erſcheinen, das in enger Beziehung zu demſelben ſtand. Sollte es nicht der Pferdeſtall des Hauptquartiers geweſen ſein? Dafür würde vor allem ſeine günſtige Verbindung mit den Lagerſtraßen ſprechen, in deren Schnittpunkt es gerade errichtet iſt. Wir kamen hier noch auf die Streitfrage zu ſprechen, ob die Römer ihre Pferde mit Hufeiſen beſchlagen haben. Auf der Saalburg ſind zahlreiche Hufeiſen gefunden worden. Die Gegner behaupten, ſie ſtammen nicht von den Römern, ſondern von den Franken, und ſtützen ihre Behauptung durch folgende Gründe: kein römiſcher und kein griechiſcher Schriftſteller ſpreche von Hufeiſen, ſelbſt wo er ſich mit dem Pferde und deſſen krankem Huf beſchäftige; und ebenſo zeige keine antike Pferdeſtatue Hufeiſen. Allein die Statuen geben nicht immer die Wirklichkeit wieder. So dürfen wir aus dem, was die antiken Statuen anhaben oder meiſtenteils nicht anhaben, keinen Schluß auf die Gewandung der Alten ziehen. Die Römer wandten, das iſt überliefert, zur Schonung der Hufe Schuhe aus Binſen an. Aber ſind denn die irgendwo auf einem Denkmal des Altertums zu finden? In der einen Gegend des weiten Römerreiches gingen die Pferde mit freien Hufen, in einer anderen trugen ſie Binſenſchuhe, in einer anderen Hufeiſen, wie Boden und Klima es erforderten. Mußte doch auch in unſerer Gegend, wenigſtens im Winter und im Gebirge, die leichte Sandale dem ſchweren Stiefel weichen. Neben Sandalen ſind auf der Saalburg auch recht feſte Schuhſohlen gefunden worden, die, wie die Löcher zeigen, dicht mit Nägeln beſchlagen waren. Im Muſeum liegt eine Ziegelplatte mit dem Abdruck einer ſolchen nägelbeſchlagenen Sohle. Sollten die Römer nicht darauf verfallen ſein, wie ſie den Schritt des Menſchen durch Eiſen feſtigten, auch den des Pferdes auf ähnliche Weiſe zu ſichern?

Inzwiſchen hatten die Erdarbeiter ihre Arbeit aufgenommen, und nun erſchien auch der Aufſeher der Saalburg, um unſere Führung zu übernehmen. Wir begaben uns an die Stelle der Ausgrabungen, für welche ein in Homburg weilender Amerikaner die Mittel bewilligt hatte. Mit einer gewiſſen Andacht und mit Spannung ſchauten wir zu. In einer Cigarrenkiſte lagen ſchon einige Fundſtücke, die auf den erſten Blick wie Holzſtücke, Steine und Erdklöße ausſahen. Nur das geübte Auge des Kenners verſtand ihren Wert zu ſchätzen. Das ſollten Knöpfe, Klingen, Nadeln ſein. „Hier iſt was,“ ſagte ein Arbeiter und reichte dem Aufſeher einen Gegenſtand, den wir mit aufrichtiger Ehrfurcht betrachteten. Nach kurzer Prüfung wurde er für einen Pfannenſtiel erklärt, an dem noch ein Teil der zerbrochenen Pfanne haftete. Wenn wir am Wege einen Müllhaufen erblicken, ſo gehen wir möglichſt ſchnell an ihm vorbei. Aber nach tauſend Jahren werden dieſe alten Stiefel und Hüte, zerbrochene Flaſchen und Konſervebüchſen von dem Forſcher mit Liebe ausgegraben und in einem Muſeum aufgeſpeichert werden. Ein hölzernes Häuschen barg die in den letzten Tagen ausgegrabenen Koſtbarkeiten. Der Aufſeher erſchloß uns das Heiligtum und wies uns ſeine Schätze: Ziegelſteine mit den Legionsſtempeln, Bruchſtücke von Gefäßen, Schellen, Knöpfe, Schleifſteine, einen Mühlſtein, Hufeiſen, Münzen, darunter auch drei falſche, Ringe, Meſſer, Spangen, bunte Glasperlen. Nichts Neues unter der Sonne! Vor 1800 Jahren verkauften die Römer unſeren Vorfahren genau ſolche Glasperlen, wie wir ſie heut im Verkehr mit den Bewohnern Afrikas gebrauchen.

Nun ſchritten wir dem Prätorium zu. Auf dem Wege dorthin trafen wir quadratiſche Feuerſtellen. Sie deuteten die Lage der Soldatenwohnungen an, die auf beiden Seiten des Prätoriums und im Vorderlager ſtanden, runde oder rechtwinklige Hütten, in denen je zehn Mann unter einem Decurio hauſten. Die Soldaten konnten ſich auf Schlafbänke längs der Wände ſtrecken; auf der Feuerſtelle, in der Mitte der Hütte, loderte das Feuer. Im Muſeum wird ein großes irdenes Kochgeſchirr von der Geſtalt einer Schüſſel aufbewahrt. Es hing in einer Soldatenhütte an zwei Ketten über dem Herd und faßte ungefähr ſo viel, wie zehn hungrige Soldatenmagen nötig haben. Die Beſatzung des Kaſtells wird 1200 Mann oder zwei Kohorten ſtark geweſen ſein.

Von dem angeblichen Exerzierhaus aus betraten wir den Hof (15, Atrium) des Prätoriums, einen quadratiſchen Raum, den ein verdeckter Gang umſchloß; Holzſäulen trugen deſſen Dach. Im öſtlichen Teil des Hofes erhob ſich ein kleines Heiligtum (16, Sacellum), dem Schutzgeiſt des Kaſtells geweiht, zugleich Standort für die Feldzeichen. Im Weſten und Oſten wurde der Hof von zwei Gebäuden (17, Cubicula) begrenzt; das eine war ein einheitlicher Raum, das andere aber in vier Zimmer geteilt. Um einen zweiten, kleineren, von zwei Säulenreihen umfaßten Hof (18, Peristylium) reihten ſich die Wohnräume des Befehlshabers. Die Mitte wurde von einem zweiſtöckigen Bau (19) überragt, der eine Ausſicht über das Kaſtell und ſeine Umgebung gewährte.

Das Vorderlager (Praetentura) war das eigentliche Soldatenquartier. Es fällt ſanft den Bergabhang hinab. Am Fuß des Prätoriums iſt ein in den Boden gegrabenes Amphitheater (20) von etwa 25 m Durchmeſſer zu erkennen; rings gepflanzte Bäume heben es noch deutlicher von der Umgebung ab. Mit kriegeriſchen Übungen und Spielen wird ſich hier die Beſatzung die Langeweile vertrieben haben. Für geiſtige Unterhaltung war damals ſchlecht geſorgt. Die wenigen Schreibtafeln, die auf der Saalburg gefunden ſind, dienten wohl mehr nützlichen als wiſſenſchaftlichen Zwecken. Im Muſeum liegt neben den alten Tafeln auch eine neue, mit Wachs überzogene. Natürlich laſſen die Angehörigen des Geſchlechts Kieſelack dieſe günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt, ihren Namen einzutragen. Etwa alle vier Wochen iſt die Tafel voll, und dann verſieht ſie der Aufſeher mit einem friſchen Wachsüberzug. Die Kieſelacks aber beginnen ihr Werk von neuem. Recht gut erhalten, zum Teil neu aufgemauert iſt die Badeanſtalt, die in ein Kaltbad (21) und in ein Warmbad (22) zerfällt. Das aus den Bädern abfließende Waſſer nahm ſeinen Weg durch den Abort (23) und von hier, unter dem Wall hinweg, ins Freie.

So hatten wir denn im Kaſtell geſehen, was zu ſehen war. Unſer Führer leitete uns zu den Gräbern, die ſich auf beiden Seiten der Römerſtraße im Walde ausbreiten. Dunkle Tannen beſchatten das Gräberhaus. Der Saalburgverein hat es auf den Grundmauern eines alten römiſchen Grabmals errichtet. Der Führer öffnete die Bronzethür. Wir erblickten auf dem Boden des Gebäudes Grab an Grab gereiht. Die Erddecke war abgehoben, und da ſtanden die Urnen und Thongefäße mit der Aſche der Weltbezwinger, und um ſie her lagen Scherben und mancherlei Zierat. Wir traten wieder hinaus ins Freie und laſen die Inſchrift über der Thür:

HVNC · LOCVM · MONVMENTVM · DIIS · MANIBVS
CONSECRAVERVNT · CIVES · TAVNENSES
MDCCCLXXII
Dieſe Stätte haben zum Mal der Erinnerung den Abgeſchiedenen
geweiht die Bewohner des Taunuslandes
1872.

Ein bißchen Liebe nur.

Reiſeerinnerung aus dem gelobten Lande.

Von Hermann Dalton. (Abdruck verboten.)

Ja, ein wenig Teilnahme und Liebe nur iſt nötig, das Herz eines Menſchen zu gewinnen. Das iſt nicht verwunderlich. Gott, der die Liebe iſt, hat das Menſchenherz zu ihm geſchaffen. Solange wir leben, hält uns der Schöpfer an einem Seile der Liebe feſt; es iſt unſer Lebensfaden. Wenn wir den nur bei unſeren Nächſten berühren und anziehen, gewiß, ſie werden dem Zuge folgen. Das hat jene Heldin der Barmherzigkeit, Eliſabeth Fry, erfahren, als ſie bei den verworfenſten weiblichen Sträflingen im furchtbaren Gefängnis zu Newgate mit ſanftmütiger Hand das Seil der Mutterliebe berührte und an ihm dieſe Ausgeſtoßenen ihres Geſchlechts in treuer, geduldiger Arbeit in ein ordentliches Leben zurückführte. Wer ſich bemüht, in den gleichen Spuren jener Jüngerin des Herrn zu wandeln, der darf manch ſchönen Beleg für die Wahrheit des Spruches während ſeines Lebens einſammeln. Ein kleiner, beſcheidener ſei hier berichtet!

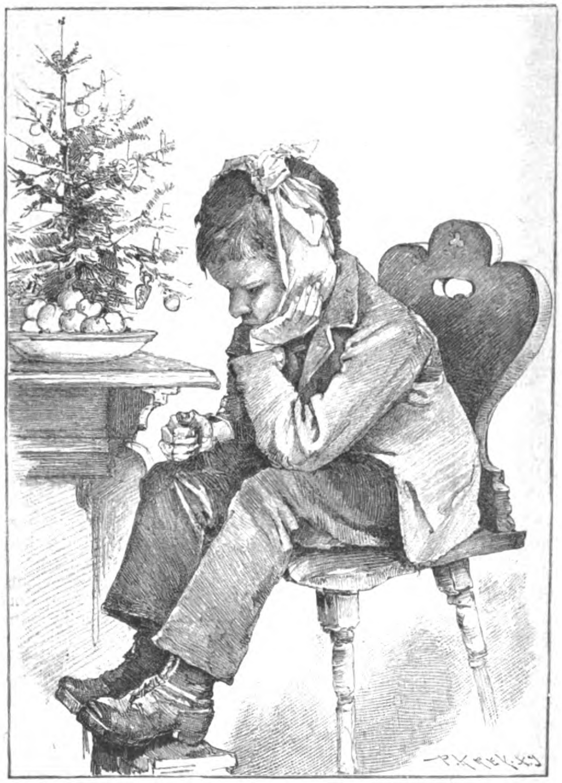
Ein heißer Tag ging zur Neige. Der Konſul in Jeruſalem hatte anfänglich die Erlaubnis zu einem Ausflug ans Tote Meer in den heißeſten Julitagen verweigern wollen; es ſei ein unbeſonnener, verwegener Streich. Da es aber nun eben Juli war und gar keine Luſt ſich regte, auf dieſe Wanderung zu verzichten, ſo wurde ſie doch gewagt, und das Glück war dem Wagenden hold. In der Nacht war ich von der Ebene bei dem Kloſter Mar-Saba aufgebrochen; um zehn Uhr, als die Hitze am ſtärkſten war, gelangte der Zug (er beſtand außer mir und einem Amerikaner, der ſich mir zugeſellt, aus dem Dragoman, einem Beduinenſcheich, der uns ſicheres Geleit an den längs dem Wege zeltenden Beduinenſtämmen zu bieten hatte, und einem Diener, während der Koch mit ein paar Dienern und dem Zelte auf kürzerem Wege zur nächſten abendlichen Halteſtelle vorausgeritten war) an die im Oſten ſo maleriſchen Ufer des Toten Meeres. Eine wunderbar ergreifende Stille war über die Landſchaft, ſo weit das Auge reichte, gebreitet; kein Laut, auch nicht ein Windhauch ſtörte die Einſamkeit, durch welche eine ganze Welt von Erinnerungen zog, anhebend an dem Geſchicke von Sodom und Gomorrha, vorüber an der Geſtalt des Bußpredigers in der Wüſte, der hier in der Nähe geſtanden — ganz Juda war hinabgezogen, den Mann zu hören und zu ſehen, der das Nahen des Reiches Gottes verkündete.

Der Lockung konnte nicht widerſtanden werden, trotz der Siedeglut des Mittags ein Bad im Toten Meer zu nehmen, das nicht erfriſchen, ſondern nur den Reiz gewähren konnte, von dem Salzwaſſer ſich tragen zu laſſen wie ein Baumſtamm, der nicht ſinken kann. Freilich der dann folgende zweiſtündige Ritt bis zu der Jordanſtelle, wo die Salzkruſte des Meeres durch ein zweites Bad abgeſpült werden konnte, war gar mühſam; den Reiſenden überkam in der Mittagsglut ein Zuſtand der Erſchöpfung, wie er ihn einſt in den Schneefirnen der Alpen, dem Erfrierungstode nahe, erlebt hatte. Auch jetzt wieder drang an der einzigen nicht umhüllten Stelle der linken Hand, die den Zügel hielt, aus der ausgetrockneten, ſpröde gewordenen Oberhaut das Blut durch die Poren. Das Bad im Jordan erfriſchte köſtlich, und wie mundete das mitgenommene kalte Frühſtück im kühlen Schatten der Weiden, am Gelände des raſch dahineilenden Waſſers und auch in einer Umgebung, auf der eine ſchier heilige Weihe ruht. Neu geſtärkt wurde die letzte Strecke zurückgelegt; über die Ebene weg der ſinkenden Sonne entgegen nach Jericho, der uralten Palmenſtadt. Das Zelt war ſchon aufgeſchlagen draußen vor dem Flecken unter einem mächtigen Feigenbaum. Der Koch hatte das Mahl zubereitet; nachdem es genoſſen, waren auch alle Mühſale der Tageswanderung raſch vergeſſen und die Friſche des Geiſtes wieder gewonnen, den kühleren Abend noch auszunutzen. Es galt den Bewohnern von Jericho etwas näher zu kommen.

Die Wanderung mußte ich allein antreten. Der Reiſegefährte lag erſchöpft auf ſeiner Lagerſtätte im Zelte. Auch der Dragoman ſchlug rundweg die Begleitung ab. Der Gang ſei zu gefährlich; die Beduinen, die hier in den verfallenen Erdhütten wohnten, ſtänden im ſchlimmſten Rufe, ein elendes, verkommenes Völkchen, voll Diebsgelüſte gegenüber den Fremden und auch zu Gewaltthaten geneigt. Mit ſolchen Reden ließ ſich der Deutſche nicht ſchrecken, auch nicht abhalten, allein den Gang ins Dorf zu machen, wenn mit einem ſolchen Namen die paar Trümmerhaufen genannt werden dürfen. Selbſt den angebotenen Revolver ſchlug ich ab; er iſt doch keine rechte Waffe in der Hand eines Paſtors. Dagegen nahm ich ein anderes, bei der Reiſe bereits wiederholt bewährtes Schutzmittel mit, meinen Apothekerkaſten. Wie hatte ich mich geſträubt, als beſorgte Freunde mir zum eigenen Wohlbefinden Arzneimittel für die weite Reiſe aufdrängten! Wie hatte ich doch erſt dann den Bitten nachgegeben, als mir der Hofapotheker ein reizendes Käſtchen, wie er es für den Kaiſer auf Reiſen mitzunehmen pflegte, einhändigte. Und dieſem Kaſten und ſeinem ausgiebigen Inhalt danke ich ganz prächtige Erlebniſſe im Orient; er verſchaffte dem Widerſtrebenden den Ruf eines „Hakim" (eines Arztes), einmal ſogar den ſo ängſtlich gehüteten Zugang in einen Harem.

So bewaffnet ging ich denn ins Dorf. Die Männer waren meiſt noch nicht heimgekehrt; die Frauen und Kinder wichen zunächſt ſcheu vor dem Fremden zurück. Das paßte mir nicht. Ich trat in die erſte Hütte und ſuchte mit den paar Worten, die mir zur Verfügung ſtanden, Zugang. Nur ganz allmählich ließen ſie von der erſchreckten Blödigkeit ab, zumal als nun auch die Männer kamen. Ein namenloſes

Elend ſtarrte mir an den Leuten, in ihren Gelaſſen entgegen. In den niedrigen, dunklen Räumen der Lehmhütten kaum eine Lagerſtätte; ein paar meiſt zerbrochene Töpfe für die Speiſezubereitung; die Bewohner nur notdürftig bekleidet, ſchmutzſtarrend, mit wilden Zügen wie Auswürflinge, nicht wenige mit ſtark vorgeſchrittenem Ausſatz mitten unter den noch nicht Angeſteckten; andere mit deutlichen Spuren unheilbarer Krankheit, die auf ein arges Laſterleben wieſen. Kaum eine Hütte ohne Leidende, langſam Verkommende: ein herzergreifendes Elend, das einen jammern mußte. Ich trat in jede der etwa fünfundzwanzig Hütten; raſch, ſobald ſie dank meines Kaſtens in mir einen Hakim vermuteten und auch erkannten, daß man ihnen wohl wolle, war ich willkommen geheißener Beſuch. Dieſem da konnte ich eine augenblickliche Linderung verſchaffen; gleich kam ein anderer, von dem raſchen Erfolg in Staunen geſetzt, und bat nachträglich um ein Heilmittel: er ſei vor vier Wochen krank geweſen und habe damals nichts bekommen. Ein dritter will die günſtige Gelegenheit benutzen und heute ſchlucken, was er bei einer nächſten Krankheit etwa bedarf. Eine Kur flößte mir einen Augenblick Beſorgnis ein. Ein etwa achtzehnjähriges Mädchen hatte infolge eines hohlen Zahnes heftige Schmerzen. Auf etwas Watte träufelte ich ein, zwei Tropfen Chloroform, ſehr wenig, weil ich bereits die uns unfaßbare Empfänglichkeit für Heilmittel bei ſolch einem Naturvolke erprobt hatte. Das ganze Dorf umſtand neugierig den Hakim und ſeinen Pflegling. Mit einemmale dreht ſich das Mädchen wie ein Kreiſel um ſich ſelbſt, fällt dann jählings zu Boden; ſpringt aber zu meiner Beruhigung im nächſten Augenblick wieder in die Höhe und zwar fröhlich und wohlgemut. Die Wirkung des Tropfens war geradezu verblüffend; nun war ich nicht nur Hakim, ſondern „großer Arzt.“



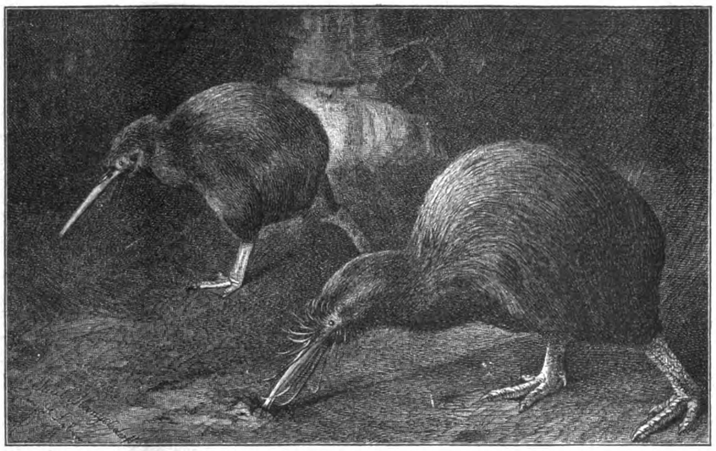
Ein Schwergeprüfter. Nachklänge aus den Weihnachtsfeiertagen.
Nach einer Originalzeichnung von K. Schäffner.

Mein Rundgang war beendet; ſchwer laſteten die gewonnenen Eindrücke auf dem Gemüte. Einem ſolch elenden Verkommen, leiblich und geiſtig, war ich zuvor noch nicht ſo nahe getreten. Wäre Furcht vor den Leuten und ihrem ſchlechten Rufe überhaupt vorhanden geweſen, ſo würde ſie längſt von einem mächtigen Mitleid mit dieſen Armen zurückgedrängt worden ſein, die wie Ausgeſtoßene, von allen gemieden, dahinleben und, von Not getrieben, nun auch mit diebiſchen und räuberiſchen Gelüſten gegen die vorgehen mögen, die ihnen keine hilfreiche Hand bieten, ſie aus ihrem Elend zu ziehen.

Früh am andren Morgen wurde das Zelt abgebrochen; ich wollte zeitig wieder in Bethanien und Jeruſalem ſein. Noch ſtand das Sternenheer in leuchtender Schöne am nächtlichen Himmel; die Mondesſcheibe neigte ſich zum Untergange über der Wüſte Quarantania, in welche die vierzigtägige Faſtenzeit des Herrn verlegt wird. Dort im Südoſten ſchien es, als ob auf den maleriſchen Höhenzügen der Moabiter- und Edomiter-Berge leiſe ſchon die Dämmerung des neuen Tages heraufzöge. So früh es auch noch war, ſtand doch ſchon abſeits die Beſitzerin des Feldes, auf welchem wir unſer Zelt aufgeſchlagen und die Pferde gegraſet hatten, umgeben von dem größeren Teil der Dorfbewohner. Ich hieß den Dragoman ihr ein Trinkgeld für die Benutzung ihres Ackers zahlen. Nach einer Weile kehrte er erſtaunt zurück; ſie habe die Gabe zurückgewieſen. In der Meinung, ſie ſei der armen Frau zu gering erſchienen, hieß ich ihn den doppelten Betrag zahlen. Unwillig fügte ſich der Dragoman dem Geheiß: man dürfe das unverſchämte Volk nicht noch durch ſolche Freigebigkeit verwöhnen. Ich ſah, wie er mit den Leuten in ſtarkes Hin- und Herreden kam, wie er nach einer Weile noch erſtaunter zurückkehrte: das Geſindel wolle überhaupt von mir nicht einen Groſchen, verlange aber, daß ich zu ihm käme. Ich ging hin; nun war ſchon das ganze Dorf, alt und jung, verſammelt; ich ſah auch meinen kleinen Pflegling — die Wirkung des Chloroforms hielt noch an, das Zahnweh hatte ſich nicht wieder eingeſtellt.

Die Leute begrüßten mich ehrerbietig. Auf die Frage, warum ſie denn meinen Bakſchiſch verſchmähten, dolmetſchte mir der Dragoman die Rede der Beſitzerin des Feldes: „Der Hakim ſei geſtern Abend leutſelig in alle Hütten gegangen, habe ihre Nähe nicht geſcheut und ihnen geholfen. So ſei noch nie ein Fremder mit ihnen umgegangen. Das habe ihnen ſo wohl gethan, daß ſie kein Geld von ihm nehmen wolle. Liebe um Liebe.“ Es wäre denn doch in dieſem Augenblick ſchwer geweſen, abzuwägen, welchem der beiden Parten wohler über dem andren zu Mute geweſen. Ich hatte es gar nicht für möglich gehalten, daß bei dieſen übel beleumundeten Menſchen das bißchen liebevolle Teilnahme einen ſo empfänglichen Boden finden würde.

Nachdem ich mich herzlich bedankt, trat einer aus dem Kreiſe hervor — er habe eine Bitte an mich. Und nun hatte mein über die Maßen erſtaunter Dragoman zu dolmetſchen: ſie hätten noch am Abend nach meinem Weggang eine Beratung gehalten und beſchloſſen, mich einzuladen, acht Tage bei ihnen zu bleiben. Scherzend erwiderte ich, ſie würden mich wohl gern ſo lange bei ſich zu Gaſte haben, als der Vorrat des Apothekerkaſtens reiche. Das Wort that mir raſch leid. Ich konnte bemerken, wie ſie, als ſie es aus der Überſetzung erfuhren, betrübt wurden. „Nein, nicht um des Apothekerkaſtens willen hätten ſie den Beſchluß gefaßt. Ich ſollte gar keine Arznei verabreichen; aber ſie wollten mir jeden Tag einen Hammel ſchenken und ſoviel Obſt, als ich nur eſſen könnte. Denn was ich ihnen gethan, daß ich in all ihre elenden Hütten eingetreten und den Kranken zu helfen verſucht, das hätten ſie noch nie erfahren, das hätte ihnen ſo wohl gethan, daß ſie mir mit der angebotenen Gaſtfreundſchaft ihre Dankbarkeit beweiſen wollten.“



Die Kiwis im Zoologiſchen Garten zu Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von Paul Mangelsdorf.

Der Kiwi oder Schnepfenſtrauß.

Von Dr. L. Heck, Direktor des zoologiſchen Gartens zu Berlin.

(Abdruck verboten.)

Jeder zoologiſche Garten hat ſeine „Unſichtbaren,“ von deren Daſein tagsüber nur das Namenſchild Kunde gibt, und die daher der großen Menge der Beſucher vollſtändig unbekannt bleiben. Um ſo geduldiger und aufmerkſamer iſt die kleine Gemeinde ernſthafter Liebhaber und Wißbegierigen, die ſich um dieſe Licht- und Menſchenſcheuen der Tierwelt zur Zeit ihres Erſcheinens verſammelt. So auch bei dem wunderlichen Vogel, dem dieſe Zeilen gelten.

Des Abends, wenn die Dunkelheit hereingebrochen iſt, und der Schwarm luſtwandelnder Spaziergänger ſich verloren hat, verrät jetzt öfters ein gedämpfter Lichtſchein, der aus unſrem alten, winkligen Vogelhaus durch das bunte Fenſter dringt, dem verſpätet Vorübergehenden, daß da noch „was los“ iſt. Treten wir ein, ſo finden wir gleich bei der Thür vor einem Glasabſchluß eine Anzahl Perſonen verſammelt, unter denen wir gewöhnlich einige Bekannte, Mitglieder der ornithologiſchen Geſellſchaft oder Zoologen des hieſigen Muſeums, begrüßen können. Es ſind die „Kiwi-Verehrer,“ die den Gegenſtand ihres Intereſſes erwarten. Wir ſchließen uns der Gruppe an und ſehen ein ziemlich geräumiges Gelaß vor uns, das durch eine abgeblendete Wandlaterne mondſcheinartig erhellt iſt; im Hintergrund iſt ein breiter Strohhaufen aufgeſchichtet, vorn ſtehen zwei halbfußhohe Gefäße, mit ſchwarzer Erde gefüllt. Von lebenden Weſen ſind einſtweilen nur eine ganz nette Anzahl „Schwaben“ zu entdecken, die ſich luſtig auf Wänden und Fußboden tummeln. Doch nicht lange, da regt ſich's im Stroh, und eine Vogelgeſtalt kommt zum Vorſchein, die ihresgleichen in der Jetztwelt nicht hat.

Wenn der lange Schnabel ſich nicht gleich von dem Stroh abhebt, könnte man zweifeln, ob man überhaupt einen Vogel vor ſich hat; denn der knapp hühnergroße, dunkle, plumpe Körper ſcheint viel mehr ein zottig-borſtiges Fell, als ein Federkleid zu tragen, und von Flügeln und Schwanz zumal fehlt äußerlich jede Spur. Sobald ſich das Tier jedoch vollſtändig aufgerichtet hat und den freien Raum vor ſeinem Tagesverſteck betritt, zeigt es deutlich ſeine Vogelnatur durch den langen, hellfarbigen, ſchnepfen- oder brachläuferartig gebogenen Schnabel und durch die auffallend ſtarken, beſchilderten und beſchuppten Füße mit drei Vorderzehen und einer hoch angeſetzten Hinterzehe. Am Kopfe um die Schnabelwurzel ſtehen zwar unzweifelhafte Haare, ſehr lange Borſten, nach allen Seiten weg; im übrigen erweiſt ſich aber die Hautbedeckung doch als ein ebenſo unzweifelhaftes Federkleid, das allerdings auch auf der Oberfläche nicht aus hartkieligen, regelrecht ausgebildeten, ſondern aus weichen, zerſchliſſenen, mehr dunenartigen Federn beſteht. Flügel werden unter keinen Umſtänden, bei keiner Bewegung des Tieres ſichtbar; ſie laſſen ſich zwiſchen dem dichten Federpelz nur fühlen als zwei ganz kleine, lappenartige Anhänge, den Flügeln der Pinguine ähnlich, aber noch viel kümmerlicher. Von Fliegen iſt daher beim Kiwi natürlich keine Rede; er kann mittelſt ſeiner verſteckten Flügelläppchen nicht einmal flattern oder auch nur das Gleichgewicht halten. Im Zuſammenhang mit dieſer vollſtändigen Flugunfähigkeit ſteht die ſtarke Entwickelung der Beine und eine Anzahl Eigentümlichkeiten des inneren Leibesbaues, ſo beſonders das platte, rundliche Bruſtbein ohne den ſcharfen, hohen Kamm, an dem ſich ſonſt die Flugmuskeln anſetzen, und die ſchweren, mark-, nicht lufthaltigen Knochen, überhaupt ein für einen Vogel im Verhältnis zu ſeiner Größe erſtaunliches Körpergewicht.

Wie lebt nun ein Vogel mit ſolcher Ausrüſtung oder vielmehr mit dieſem Mangel faſt jeglicher Ausrüſtung, um den Kampf ums Daſein als Vogel zu beſtehen? Das zeigt uns gleich unſer Gefangener. In gebückter Haltung bewegt er ſich jetzt mit langen Schritten vorwärts, wobei die Schnabelſpitze die Umgebung fortwährend leiſe betaſtet, — bis der Futternapf erreicht iſt. Dort iſt von den am Morgen eingeſetzten Regenwürmern längſt nichts mehr zu ſehen, ſie haben ſich tief unter die Erde verkrochen. Aber ohne Zögern ſtößt der Kiwi alsbald ſeinen langen Schnabel ruckweiſe faſt bis ans Heft ein und zieht dann in der Regel auch einen Wurm heraus, mit aller Vorſicht, daß er nicht abreißt. Bringt der erſte Stoß nichts, ſo ſucht der Vogel mit aller Anſtrengung — er ſtemmt das eine Bein dann oft noch auf den Rand des Gefäßes — den Schnabel in der Erde etwas hin und her zu bewegen, und meiſt hat er auf dieſe Weiſe ſchließlich doch noch Erfolg. Der erbeutete und glücklich ans Licht gebrachte Regenwurm wird mit zurückgelegtem Hals nach Art der Ibiſſe gewandt und raſch verſchlungen, und der Schnabel verſenkt ſich ſofort auf die Suche nach einem neuen. Zwiſchendurch wird vielleicht auch einmal dem zerſchnittenen Kalb- und Hammelfleiſch eine kleine Ehre angethan, und im Freileben hat man im Magen des Kiwis ſogar Beeren gefunden. Nach dem „Stechen“ in der Erde ſoll der Vogel ſtets ein ſchnaubendes Geräuſch von ſich geben; ich konnte davon bis jetzt nichts beobachten, wahrſcheinlich weil der Glasabſchluß dies hindert. Ich glaube aber gerne daran: dieſes Schnauben wird einfach davon herrühren, daß der Kiwi die Erde wieder ausſtößt, die ſich ihm in die Naſenlöcher geſetzt hat. Eine Verſtopfung der Naſe kann ja beim Stechen gar nicht ausbleiben; denn die Naſenlöcher befinden ſich — ein bei ſolcher Schnabellänge ganz einzig in der Vogelwelt daſtehendes Verhältnis! — ganz vorn an der Spitze des Schnabels. Gerade hier ſind ſie allerdings bei dem eigentümlichen Nahrungserwerb des Kiwis ſehr am Platz, weil der Vogel ſo durch den Geruch ſeiner Nahrung auf die Spur kommen kann.

Eine ſo abſonderliche, man möchte ſagen: mangelhafte Vogelform wie der Kiwi, der nicht fliegen und nicht ſchwimmen kann, weder wehrhaft noch flüchtig iſt, konnte natürlich nur da entſtehen und ſich erhalten, wo von Feinden wenig oder gar nichts zu fürchten war. Dieſe Vorbedingung erfüllt aber nun die Heimat des Kiwis, die Inſelgruppe Neuſeeland, in ganz beſonderem Maße. Raubſäugetiere fehlen dort ganz, es gibt überhaupt nur ganz wenige kleine Säugetiere, und für die ſpärlichen Raubvögel ſind die dichten, dunklen Gebirgswälder, in denen der Kiwi hauſt, auch nicht gerade ein lockendes Jagdgebiet, zumal ſie ſonſt von allem Vogelleben ziemlich verödet ſind. Der Menſch endlich bevölkerte vor der Entdeckung durch die Holländer das Land ſo dünn, und die eingeborenen Maoris hatten bis vor wenigen Jahrhunderten mit der Bekämpfung und Ausrottung der rieſenhaften Verwandten des Kiwis, der Moas, ſo viel zu thun, daß ſie jenem, von gelegentlicher Erbeutung abgeſehen, nicht viel zu Leide thaten. Seit die Europäer freilich das Land in Beſitz genommen haben, und unſere Jagdhunde daſelbſt eingeführt ſind, haben die Kiwis reißend abgenommen und gehen ihrem Untergang entgegen: nur in ihren entlegenſten und unzugänglichſten Walddickichten werden ſie ſich wohl noch erhalten. Es iſt aber auch nur zu leicht, den Kiwi vom Hunde in ſeinem Verſteck „feſtmachen“ zu laſſen, und — das Fleiſch ſchmeckt ſehr gut, ähnlich wie zartes Rindfleiſch. Obwohl ſomit das unbehilfliche, blöde Tier auch leicht lebendig zu fangen ſein muß, wird es doch nur ſehr ſelten lebend eingeführt, jedenfalls weil die eigentümliche Ernährungsweiſe die Haltung in der Gefangenſchaft ſehr erſchwert. Trotzdem hat der Londoner zoologiſche Garten vor mehreren Jahrzehnten das Glück gehabt, Kiwis zu beſitzen, und an dieſen konnte ſogar das Brutgeſchäft beobachtet werden. Dabei hat ſich herausgeſtellt, daß beim Kiwi wie bei den Straußen, das Männchen brütet. Das Weibchen bereitet nur das Neſt und legt ſeine zwei Eier, bekümmert ſich aber dann um nichts weiter. Die Eier ſind im Verhältnis zum Vogel von koloſſaler Größe: ſie wiegen jedes einzelne faſt den vierten Teil ſo viel, wie das Weibchen ſelbſt, und das Männchen muß ſich quer darauf ſetzen, um beide nur einigermaßen zu decken. Leider waren die Londoner Kiwibruten erfolglos, und wir ſind daher über die Fortpflanzung des Vogels nur halb unterrichtet, zumal ergänzende Beobachtungen aus dem Freileben nicht vorliegen. Der Größe der Eier nach zu ſchließen, wird der Kiwi wohl ſehr entwickelt und ſelbſtändig ausſchlüpfen und im Zuſammenhang damit wenig Führung und Erziehung ſeitens ſeiner Eltern genießen.

Daß ein ſo eigentümlicher Geſelle wie der Kiwi für die ordnenden und abwägenden Vogelkundigen von jeher ein wahres Kreuz ſein mußte, wird jeder gerne glauben, nachdem er dieſes Schreckenskind der Vogelwelt jetzt etwas näher kennen gelernt hat. Schließlich einigte man ſich dahin, die Gattung (**Apteryx**) auf Grund des flachen Bruſtbeins und der verkümmerten Flügel in der großen Hauptgruppe der Kurzflügler oder Straußvögel im weiteren Sinne (**Ratitae** oder **Brevipennes**) unterzubringen, denen die geſamten übrigen Vögel mit gekieltem Bruſtbein als **Carinatae** gegenüberſtehen. Unter den Kurzflüglern glaubte man nun, die Kiwis entweder zur Familie oder gar zur Ordnung erheben zu müſſen oder anderſeits wiederum nur als Gattung der Strauße im engeren Sinne (**Struthionidae**) gelten laſſen zu dürfen, und ſo ſchwankten unſere Vögel in ihrer ſyſtematiſchen Würde auf und ab, bis durch Fürbringers umwälzende Unterſuchungen mit einem großen Teil der älteren Vogelſyſtematik auch die Anſicht von ihnen vollſtändig über den Haufen geworfen und ſie weit weg von den Straußen in die Nähe der Steißhühner (**Crypturi**) und Waſſerhühner (**Fulicariae**) verſetzt wurden. Fürbringer kommt nämlich durch eingehende vergleichend-anatomiſche Betrachtung zu der Überzeugung, daß der oben erwähnten Bruſtbein- und Flügelbildung, die die Kiwis mit den Straußvögeln gemein haben, in Wirklichkeit gar nicht die Bedeutung für Verwandtſchaft und Stellung im Syſtem zukommt, die man ihr beimißt, weil dieſelben Rückbildungen in höherem oder geringerem Grade bei allen ſchlecht oder gar nicht fliegenden Vögeln auftreten, mögen dieſe durch ihre ſonſtigen Körperverhältniſſe ſich noch ſo deutlich als ganz verſchiedenen Gruppen angehörig erweiſen. Dagegen gibt Fürbringer eine ganze Anzahl anderer Charaktere an, die, gerade weil ſie mit der Lebensweiſe direkt nichts zu thun haben, für gemeinſame Abſtammung mehr beweiſen, und weiſt auf Grund dieſer anatomiſchen Thatſachen ſeiner Unterordnung der **Apterygiformes** den bezeichneten neuen Platz im Syſtem an. — Auch die Aufſtellung der Arten innerhalb der Gattung **Apteryx** hat Schwierigkeiten gemacht. Man glaubt jetzt vier gute Species unterſcheiden zu können, die ſich auf verſchiedene Gebiete ihrer heimatlichen Doppelinſel verteilen. Von Intereſſe dürfte dabei ſein, daß einige wenige Stücke einer großen Art von der Südinſel nach Europa gekommen ſind, von der Stärke eines Truthahnes, während die anderen die Größe eines Huhnes kaum oder gar nicht erreichen.

Gewandſtudie von Cavedone. Handzeichnung in der Gallerie der Uffizien zu Florenz.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie., Dornach im Elſaß und Paris. (Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

Ehe wir von unſrem gefiederten Sonderling ſcheiden, müſſen wir — das modern-naturwiſſenſchaftliche Erkenntnisſtreben drängt dazu — wenigſtens verſuchen, uns eine einigermaßen befriedigende, folgerichtige Anſicht über ihn und ſeine Herkunft zu bilden, uns ſoviel als möglich darüber klar zu werden, wie überhaupt gerade auf Neuſeeland eine ſo abweichende Vogelform ſich herausbilden konnte. Dabei kommt vor allem der eigentümliche Charakter der Inſelgruppe in Betracht. Neuſeeland verdankt ſeine Entſtehung weder plötzlichen vulkaniſchen Ereigniſſen noch der langſamen Arbeit der Korallenpolypen, ſondern es beweiſt durch die Geſteine, aus denen es beſteht, daß es ein uralter Kontinent iſt, der ſchon in der früheſten Entwickelungsgeſchichtsperiode unſeres Erdballs ganz ſelbſtändig daſtand. Wie ſollte es ſonſt zu erklären ſein, daß von allen Säugetiergeſchlechtern nur die Fledermäuſe, die ja nicht an die Scholle gebunden ſind, und das überall ſich eindrängende Geſindel der Nager einige ganz wenige Vertreter auf Neuſeeland haben, und daß anderſeits von faſt hundert der Inſel eigentümlichen Vogelarten der fünfte Teil nicht fliegen kann? Säugetiere kann es nicht geben auf einer Inſel, die ſchon in einer frühen Erdperiode von allem übrigem Land weit getrennt war. Umgekehrt mußten flugunfähige Vögel gerade auf einem ſolchen vereinzelten Feſtland, wo ſie vor feindlichen Menſchen und Säugetieren ſicher waren, in beſonders großer Anzahl ſich herausbilden und erhalten. So hat denn in der That Neuſeeland in der unſerer hiſtoriſchen Zeit vorausgehenden Diluvialperiode eine Blütezeit flugunfähiger Vögel geſehen, die ſich damals zu rieſenhafter Größe entwickelten. Dieſe Moas (**Dinornis**), welche bis auf den kurzen Straußen- oder, vielleicht beſſer geſagt, Kaſuarſchnabel ganz unſerem Kiwi ähneln und in Wirklichkeit auch ſeine Vorfahren und nächſten Verwandten ſind, erreichten in einzelnen Arten die Höhe von 14 Fuß und wetteiferten teilweiſe in der Maſſenhaftigkeit ihrer Beinknochen geradezu mit den Dickhäuterrieſen. Langſam und unbehilflich führten ſie allem Anſchein nach auf der unbewohnten Inſel ein träges Stillleben, bis mit der Einwanderung der von den europäiſchen Entdeckern als Eingeborene vorgefundenen Maoris ihre Stunde geſchlagen hatte. Die Maoris hatten mit ihrer Vernichtung und Ausrottung jedoch ſo lange zu thun, daß außer einer ganzen Anzahl vollſtändiger Gerippe einige Eier (an Inhalt gleich fünf Straußeneiern oder hundertundfünfzig Hühnereiern), Federn und Reſte von Weichteilen für die Wiſſenſchaft gerettet werden konnten. Jedenfalls aber war mit dem Auftreten des Menſchen auf Neuſeeland ihr Schickſal beſiegelt. Daſſelbe gilt für ihren kleinen Verwandten, den Kiwi. Dieſer muß ſchon früh in der Stammesgeſchichte des Geſchlechts ſeinen eignen Weg gegangen ſein, in der Schnabelbildung und damit in der Lebensweiſe ſich ſpecialiſiert haben, eine Möglichkeit des Nahrungserwerbs ausnutzend, die ihm zugleich ein vollſtändig nächtliches und verſtecktes Daſein geſtattete. Dadurch und durch ſeine Kleinheit hat er ſich offenbar bis jetzt erhalten. Aber auch ſeine Stunde hat geſchlagen; er wird unfehlbar verſchwinden, weil er den veränderten Verhältniſſen nicht mehr gewachſen iſt.

Um Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der treffliche Allers ſteuert zu dem Bilderſchmuck unſerer Nummer eine ſeiner humorvollen Zeichnungen aus dem Leben der fahrenden Leute bei. Der Clown der Geſellſchaft übt in der „Kunſtpauſe“ ſeine Kochfertigkeit an einem Riſotto, und das jüngſte Mitglied des Cirkus, ein allerliebſtes Baby, produziert ſich dabei als Topfguckerin.

Von weihnachtlichen Nachklängen berichtet das Bildchen: „Der Schwergeprüfte.“ Es iſt eben „nichts ſchwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen,“ und wird vorausſichtlich nichts übrig bleiben, als daß der Schwergeprüfte morgen den Onkel Zahndoktor aufſucht.

Himmelskunde.

Über die Periodicität der Sonnenflecken, welche ſ. Z. von Prof. Wolf-Zürich entdeckt wurde, liegen jetzt weitere zahlenmäßige Zuſammenſtellungen vor, die aus einem reichen, bis in frühere Jahrhunderte zurückgreifenden Material von Dr. Wolfer, dem Aſſiſtenten des erſtgenannten Forſchers, zuſammengeſtellt ſind. Danach iſt deutlich erkennbar, daß die Periode der Sonnenflecken 11,8 Jahre umfaßt, ſo daß nach dieſer Zeit die Stärke der Flecken ſich ſtets wiederholt; innerhalb der Periode ergeben ſich freilich kleinere, unregelmäßige Schwankungen. Auch die bereits früher bekannte Erſcheinung von dem Zuſammenhang der Sonnenfleckenſtärke und den Schwankungen des Erdmagnetismus fand durch jene Nachweiſungen eine neue Beſtätigung.

Erdkunde.

Kapitän Lugard, der bekannte britiſche Explorateur Ugandas, hat in London neuerdings mehrfache Vorträge über jenes Land gehalten, in denen er dasſelbe faſt als ein Paradies ſchildert. Das Klima ſei mild, in einzelnen Teilen dem engliſchen ähnlich; der Boden überaus fruchtbar, die Bewäſſerung günſtig. Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Tabak könnten faſt überall mit Erfolg gebaut werden. Die Weiden wären vortrefflich, Bauholz in Mengen vorhanden. Unſtreitig iſt ja an dieſen Schilderungen manches Wahre — was aber wohl nicht ausſchließt, daß Kapitän Lugard ſeine Darſtellung möglichſt roſig färbt, um für die gewünſchte ſtaatliche Unterſtützung der von ihm vertretenen britiſch-oſtafrikaniſchen Kompagnie Stimmung zu machen.

Naturkunde.

Während man bisher den Biß giftzahnloſer Schlangen als durchaus ungefährlich betrachtete, liegen jetzt Beobachtungen vor, die zu entgegengeſetzten Schlüſſen führen und zur Vorſicht mahnen. So fand Profeſſor Dr. Cramer an der Hünenburg bei Bielefeld die ſtets als harmlos erachtete Schlingnatter (Coronella laevis) häufig und bemerkte, daß ihr Biß dicke Geſchwülſte von mehrtägiger Dauer verurſachte. Auch Dr. Julius Wilbrand in Bielefeld berichtet, „daß ein junger Mann, welcher ſich aus Scherz von einem ſolchen friſch gefangenen Tierchen in den Arm hatte beißen laſſen, eine beängſtigende Anſchwellung des letzteren davontrug.“ In einem dritten Fall ſtarb ein von einer Ringelnatter in die Schnauze gebiſſener Schäferhund an den Folgen des Biſſes. Als Erklärung dieſer Vergiftungs-Erſcheinungen, ſchreibt die „Natur“, der wir dieſe Mitteilungen entnehmen, läßt ſich zweierlei denken: entweder nimmt der Speichel der Schlangen in gereiztem Zuſtande giftige Eigenſchaften an, oder er iſt durch den Schleim von gefreſſenen Batrachiern vergiftet. Letzterer enthält nämlich ein Gift, Methylkarbylamin. Wie mancher hat nicht ſchon dadurch, daß er einen Froſch anfaßte und nachher mit der ungereinigten Hand ſein Auge berührte, ſich eine böſe Augenentzündung zugezogen! Alſo Vorſicht beim Anfaſſen von Batrachiern und von giftzahnloſen Schlangen!

Forſchungsreiſen.

Die franzöſiſchen Forſcher Monteil und Badaire brachen im Winter 90/91 von Senegambien aus auf, um im Auftrag der Regierung das Hinterland zu erforſchen und Verträge für Frankreich abzuſchließen; ſie drangen über Sikaſſo und Wagadugu zunächſt nach Sſai am Niger vor, traten dann in die mohammedaniſchen Staaten des centralen Sudan ein, kamen nach Kano und Kuka am Tſchadſee und ſchlugen endlich die bekannte Karawanenſtraße nach Fezzan ein, wo ſie kürzlich wieder auftauchten. Die zweijährige erfolgreiche Reiſe wird die franzöſiſchen Intereſſen im Sudan ohne Zweifel bedeutend gefördert haben.

Verkehr.

Die Verwendung der Brieftaube iſt in China weit verbreiteter, als bei uns. Sie dient aber nicht zu Sportzwecken, ſondern als wirkliches Verkehrsmittel, als Erſatz gleichſam für die fehlenden Telegraphenverbindungen. Die chineſiſche Brieftaube iſt nach dem „Archiv für Poſt und Telegraphie“ etwas kleiner als die engliſche, aber von gleicher Art; ihre Züchtung, Wartung und Verwendung beſchäftigt ein eigenes Gewerbe. Die Tauben werden beſonders zum Überbringen eiliger und wichtiger Marktnachrichten, zur Übermittelung von Warennotierungen, Geldkurſen und Schiffsankünften aus und nach den großen Handelsſtädten benutzt. Auch zur Zeit der im Reiche der Mitte bekanntlich ungeheuer ausgedehnten Staatsprüfungen machen die Taubenbeſitzer glänzende Geſchäfte; ihnen wird nämlich das Verzeichnis der Glücklichen, welche die Prüfungen beſtanden, zuerſt mitgeteilt, und ſie ſenden das Ergebnis ſofort in alle Teile des Reiches. Die Taubendepeſchen werden auf einen Streifen dünnen Papiers geſchrieben, den man dem Tierchen um einen Fuß rollt.

Statiſtik.

Berlin zählte nach der letzten Volkszählung 1578794 Einwohner und darunter 79286 Juden; es gehört daher, wie die „Grenzboten“ feſtſtellen, jeder zwanzigſte Menſch in Berlin zu den Israeliten, auch wenn man die zahlreichen Individuen nicht berückſichtigt, welche ihren jüdiſchen Glauben aus irgend welchen Gründen verſchleiern und ſich zu den Diſſidenten rechnen. Die ungeheuere Mehrzahl der 79286 Juden gehört dabei zur beſitzenden, nur eine verſchwindende Minderzahl zur dienenden, ärmeren Klaſſe. Wenn man weiter bedenkt, daß ſich das Verhältnis der Beſſergeſtellten zu den Unbemittelten in der Berliner Geſellſchaft etwa wie eins zu fünf ſtellt, und wenn man auf die 300000 bemittelten Berliner auch nur 75000 Juden rechnet, ſo kommt man zu dem überraſchenden Reſultat, daß der vierte Teil der beſſerſituierten, einflußreicheren Berliner Geſellſchaft aus Juden beſteht!!

Litteratur.

Von Brehms Tierleben, 3. Auflage, erſchien der 9. Band: Die Inſekten, Tauſendfüßer und Spinnen in neuer Bearbeitung von Prof. Dr. E. L. Taſchenberg (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig). Der Gelehrte hat in dem auch in der dritten Auflage von ihm bearbeiteten Bande die neueren Forſchungsergebniſſe ſorgfältig berückſichtigt. Ganz beſonderes Gewicht iſt dabei auf die Biologie gelegt, und die Lebens- und Entwickelungsgeſchichte — z. B. der Gallweſpen und der Pflanzenläuſe, deren höchſt eigentümliche Entwickelungsweiſe in den letzten Jahren gründlicher erforſcht iſt als früher — fleißig ergänzt. Bezüglich der Abbildungen, denen gerade in dieſer Abteilung der Tiere große Schwierigkeiten entgegenſtehen, gebührt den Künſtlern Emil Schmidt und H. Morin und der Verlagshandlung die 141 neue bildliche Darſtellungen einfügte, uneingeſchränktes Lob; einen ganz beſonderen Reiz üben in dem neuen Band die vorzüglichen lithographiſchen Farbendrucke aus, bei denen die jener Tiergattung eigene Farbenpracht in gelungener Weiſe zum Ausdruck kommt. Dieſe Reihe von nun 9 Bänden in ihrer inneren und äußeren gediegenen Ausſtattung bildet einen wahren „eiſernen Beſtand“ jeder Bibliothek.

Kunſt.

Ein Denkmal Ludwig Richters, deſſen Werke in jedem deutſchen Hauſe zu finden ſind oder zu finden ſein ſollten, deſſen Griffel unſer Daheim ſein ſinniges Kopfbild zu verdanken hat, ſoll vorausſichtlich auf der Brühlſchen Terraſſe in Dresden errichtet werden, für welches der deutſche Kaiſer einen Beitrag von 500 Mk. ſpendete. Sobald die nötige Summe aufgebracht iſt, werden die deutſchen Bildhauer zu einem Wettbewerb aufgefordert werden.

Ausſtellungsweſen.

In Mailand wird demnächſt eine Ausſtellung humoriſtiſcher und ſatiriſcher Journale aus Gegenwart und Vergangenheit ſtattfinden. Die Ausſtellung ſoll ein vollſtändiges Bild der Geſchichte der Karikatur bilden.

Rechtsrat.

Frage: Ich habe an meinen Gutsnachbar ein Ackerpferd auf Probe verkauft. Nachdem er das Pferd längere Zeit zum Ackern benutzt, hat er es nach mehreren vergeblichen Aufforderungen, ſich darüber ſchlüſſig zu machen, ob er es behalten und bezahlen oder zurückgeben wolle, mir endlich mit der Erklärung zurückgegeben, daß das Pferd ſich für ſeine Zwecke nicht eigne, wiewohl er es thatſächlich Tag für Tag hatte arbeiten laſſen. Auf meine nunmehrige Aufforderung, mir für die Benutzung des Pferdes eine angemeſſene Entſchädigung zu zahlen, verweigert mein Nachbar jegliche Vergütung. — Habe ich Anſpruch auf Entſchädigung? Und von welchem Zeitpunkte an: vom Tage der Übergabe des Pferdes an ihn oder doch wenigſtens vom Tage meiner erſten Aufforderung zur Erklärung über definitiven Kauf oder Rückgabe des Pferdes?

F. S. in H. (Prov. Brandenburg).

Antwort: Sie haben keinen Anſpruch auf irgendwelche Entſchädigung. Wer eine Sache, deren Wert durch ihre Brauchbarkeit bedingt iſt, auf Probe kauft, der thut es in der Abſicht, ſich vor dem Erwerbe der Sache von deren Brauchbarkeit zu überzeugen. Soweit dieſe Überzeugung nur durch den wirklichen Gebrauch der Sache gewonnen werden kann, wird durch den „Verkauf auf Probe“ dem Käufer das Recht eingeräumt, die Sache in gewöhnlicher Weiſe zu gebrauchen. Nur zu einem ungewöhnlichen Gebrauche der auf Probe erhaltenen Sache iſt nach Allgem. Landrecht, Teil I, Tit. 11 § 339 der Käufer nicht berechtigt. In der Benutzung eines Ackerpferdes zum Ackern liegt aber kein ungewöhnlicher Gebrauch. Die lange Dauer der Probezeit iſt hierbei gleichgültig. Es hätte von vornherein eine Erklärungsfriſt verabredet werden müſſen; in Ermangelung einer ſolchen Zeitbeſtimmung konnten Sie nur auf nachträgliche Feſtſetzung derſelben durch den Richter klagen (§§ 336, 337. I, 11). Ihre von dem Gutsnachbarn nicht beachteten Aufforderungen zur Beendigung der Probezeit ſind rechtlich bedeutungslos. — Allerdings hat Ihr Nachbar durch die Benutzung des Pferdes einen Vermögensvorteil gehabt, während Ihnen vermutlich dadurch, daß Ihnen während der Zeit die Benutzung des Pferdes entzogen war, ein Schaden entſtanden iſt. Das konnten Sie aber bereits bei Abſchluß des Kaufgeſchäfts auf Probe vorausſehen, und hatten Sie es in der Hand, für den Fall, daß das Geſchäft nicht definitiv zu ſtande kam, wegen Vergütung für den inzwiſchen Ihrem Nachbarn geſtatteten Gebrauch des Pferdes mit ihm eine Vereinbarung zu treffen.

Wallenſteinſcher Viertelthaler.

Daß Wallenſtein auch eigene Münzen ſchlagen ließ, dürfte wenig bekannt ſein. Der nebenſtehend abgebildete Viertelthaler gehört zu denen, die auf ſeinen Befehl 1626 als Herzog von Friedland geprägt wurden. Die Vorderſeite zeigt ſein Bildnis — „Albertus D(ei) G(ratia) Dux Fridlandiae" —, die Rückſeite das wallenſteinſche Wappen mit dem Herzogshut und der Umſchrift: „Sac(ri) Rom(ani) imperii princeps."

Wallenſteinſcher Viertelthaler.

Kleine Zeitung.

Im Verein „Herold" in Berlin zeigte kürzlich Geh. Rat Warnecke ein Exemplar der Loci communes theologici von Philipp Melanchthon, die ein Chriſtoph von Teufſenbach als Stammbuch benutzte. Auf der Innenſeite des Einbanddeckels befindet ſich ein Stich von Virgil Solis, das heil. Abendmahl, darunter ein eingeklebtes Blättchen mit einem von Martin Luther eigenhändig geſchriebenen und unterſchriebenen Denkſpruche und der von Juſtus Jonas am 3. März 1548 erteilten Beſcheinigung, daß er dieſes Autograph dem Johann Martin von Antwerpen geſchenkt habe; Martin wiederum ſchenkte es dem Chriſtoph v. Teuffenbach. Weiter enthält das Buch ſieben von Phil. Melanchthon und zwei von Johannes Buggenhagen 1548 eigenhändig geſchriebene Seiten. Dann folgen mehrere Blätter mit gewöhnlichen Stammbuch-Inſchriften. Bei Mathias Rheder von Hamburg 1551 ſteht die Bemerkung, daß er durch Schiffbruch auf dem Meere umgekommen ſei. Sigmund Haller v. Hallerſtein unterſchrieb ſich 1552 ſcherzhaft: „Sigm. ½ H." „Ich wags mit Freiden" ſchreibt 1553 Johannes Kevenhöller; „Alles in Rechter trev" Georg Khevenhüller v. Aichlberg. Eine Inſchrift von 1568 iſt in Konſtantinopel geſchrieben.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

5	6	11	1	4	3	10	1	12
	6	2	1	6	7	9	7	
		7	3	10	1	7		
			6	8	11			
				8				

Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo ergeben die vier wagerechten Reihen, aber in anderer Folge:

1. Eine der Hauptrollen in einer Oper von Richard Wagner,
2. ein Feſt,
3. einen altteſtamentlichen Namen,
4. eine berühmte Stadt des Altertums.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennt die ſchräge Reihe von links oben nach unten eine Stadt am Rhein und die ſchräge Reihe von unten nach rechts oben einen hervorragenden Komponiſten und Virtuoſen unſeres Jahrhunderts.

2. Dreiſilbige Scharade.

In des Jahres letzter Stunde
Fühl' ich tief im Herzensgrunde,
Daß ich bin die erſten Beiden,
So in Freuden, wie in Leiden.
Hab' hienieden nicht die Dritte,
Zügelt' ich auch meine Schritte,
Hielt ich mich auch krampfhaft feſte,
Wir ſind alle nichts als Gäſte,
Tragen alle unſren Ranzen
In dem, ach, ſo kurzem Ganzen,
Schreiten alleſamt am Stabe
Immer näher hin zum Grabe! —
Eben ſchlägt die Geiſterſtunde,
Hoch vom Turm tönt's in die Runde:
„Altes Jahr iſt nun vergangen."
Menſchenherz, was ſoll dein Bangen?
Hebe dich empor vom Staube,
Wirſt dem Grabe nicht zum Raube;
Denn von ſeinem dunklen Rande
Führt der Weg zum Vaterlande! B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 11.

Schachaufgabe.

1. S g 6 — h 4
h 6 — h 5

2. L c 2 — e 4
K d 4 — e 4:

3. D c 7 — c 4 ‡

A.

1. . . . . e 5 — e 4

2. S h 4 — f 5 †
K d 4 — d 5

3. L c 2 — b 3 ‡

B.

1. . . . . K d 4 — d 5
2. L c 2 — b 3 † K d 5 — d 4, e 4
3. D c 7 — c 4 ‡

1. Rätſel. **Monat** — **Donau.**

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Bauer hat 8 Gänſe, 31 junge Hühner, 21 junge Tauben verkauft.

3. Homonym. Richter.

4. Vierſilbige Scharade.

Zeichenſprache.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 12.

1. Arithmogriph.

	A			V			W	
A	l	e	x	a	n	d	e	r
	e			l			i	
	x			e			h	
V	a	l	e	n	t	i	n	e
	n			t			a	
	d			i			c	
W	e	i	h	n	a	c	h	t
	r			e			t	

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Der erſte Weihnachtsfeiertag des Jahres 1892 (25. 12. 1892).

3. Wechſelrätſel.

Chriſtfeſt — Tannenbaum.

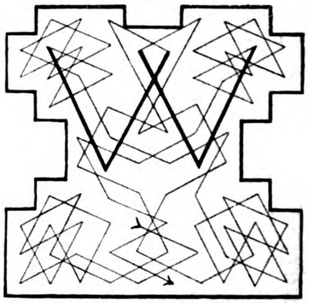
Tuba	Aera	Nonne	Henne	Wache
Braun	Stube	Magnat	Grau	Arm

4. Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe.

Setzt man ſtatt jedes Buchſtaben der Chiffreſchrift den zweitnächſten Buchſtaben des Alphabets, ſo erhält man:

Weihnachtsjubel und Entzücken!
Wonnig Schauern! Süß Beglücken!
Himmelsglanz im Erdenraum!
Freudenfeſt der ew'gen Güte!
Weihnacht! Schönſte Liebesblüte,
An der Menſchheit Lebensbaum.

5. Schlüſſel und Auflöſung des Röſſelſprungs.



Zündet die Kerzen zum heiligen Feſte,
Laßt uns die Feier der Chriſtnacht erneu'n.
Ladet zum Kreiſe der fröhlichen Gäſte
Freundlich die Brüder, die Dürftigen ein.
Kam nicht der Liebe unendlicher Segen
Nieder zu uns in der heiligen Nacht?
Laſſet auch wieder euch Liebe bewegen,
Dann habt ihr würdig des Heilands gedacht.
(A. Böhme.)

6. Füllrätſel.

S	i	**M**	**E**	o	n
A	d	**a**	**g**	i	o
C	a	**r**	**m**	e	n
L	a	**t**	**o**	n	a
S	c	**h**	**n**	e	e
A	g	**a**	**t**	h	e

7. Rätſel. Chriſtfeſt.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt das zweite Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

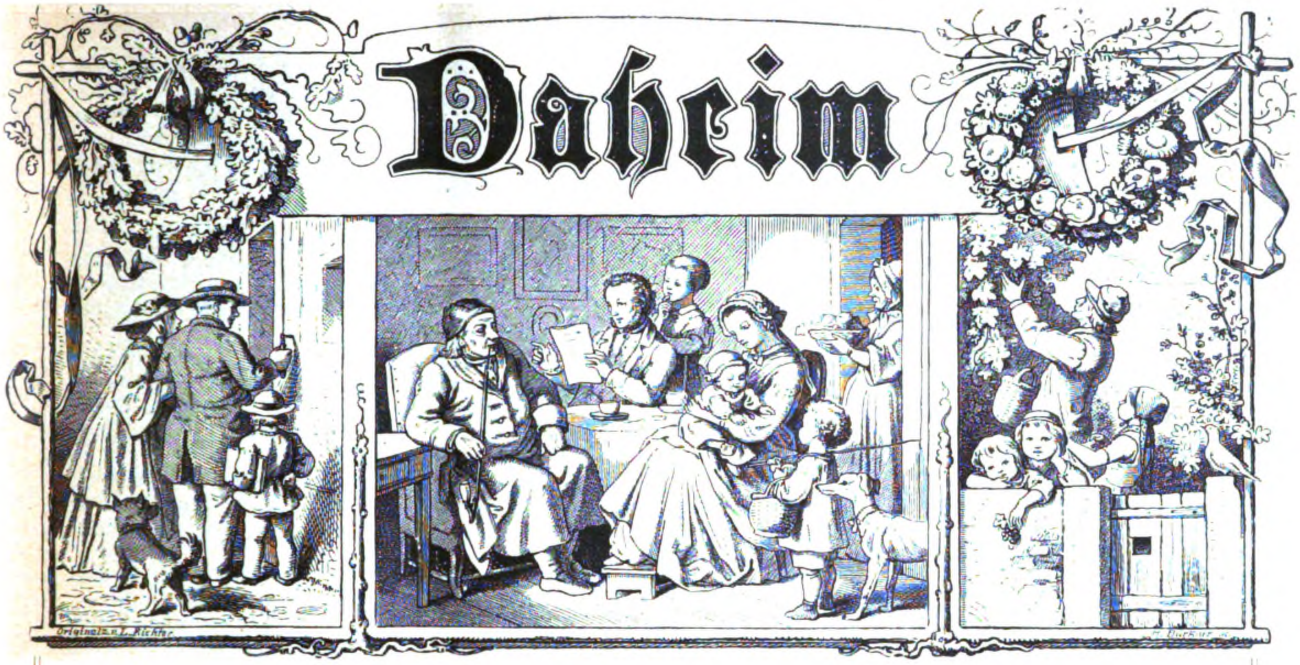
In Nr. 14 beginnen wir mit der Veröffentlichung eines neuen Romans **„Die Herrin von Rotenſtein"** von **Joachim von Dürow.** Der ſpannende Roman ſchildert die Schickſale einer Landedelfrau aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts in überaus ſympathiſchen Bildern, bei denen ſich tiefer Ernſt und friſcher Humor miſchen.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Neue Bahnen. Hiſtoriſcher Roman von Ernſt Remin. (Schluß.) — Rezept. Gedicht von H. B. — Ein Neujahrsglückwunſch. Zu dem Bilde von R. Horlacher. — Auf der Saalburg. Von Dr. Paul Schwartz. Mit einem Plan. — Ein bißchen Liebe nur. Reiſeerinnerung aus dem gelobten Lande. Von Hermann Dalton. — Der Kiwi oder Schnepfenſtrauß. Von Dr. L. Heck. — Gewandſtudie von Cavedone. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Kunſtpauſe von C. W. Allers; Ein Schwergeprüfter von K. Schäffner. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Verkehr. — Statiſtik. — Litteratur. — Kunſt. — Ausſtellungsweſen. — Rechtsrat. — Wallenſteinſcher Viertelthaler. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Januar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 14.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

1. Kapitel.

Es war einmal!

Es war einmal ein altes weißes Haus; das ſtand im Herzen der Provinz Oſtpreußen. Es hatte dort geſtanden, als der Kurfürſtenhut noch die Stirn der Könige deckte, und ſeine Bewohner wandelten im Schatten eines Stammbaumes, der ſchon zur Zeit der ſtolzen deutſchen Ordensherren im Lande Wurzel geſchlagen hatte.

Die Faſſade des großen, weißen Herrenhauſes mit den zahlreichen in Blei gefaßten Fenſterſcheiben zeigte als einzigen architektoniſchen Schmuck die Steintafel mit dem Wappenſchilde ſeiner Bewohner über der Thüre, vor dem Auge des Kunſtkenners in Unehre, vor dem des Heraldikers in Ehren beſtehend; an den Ecken vom Zeitenzahne leicht angenagt, gleichwie der Zahn der Kindheit dem Viereck des verbotenen Pfefferkuchens ein wenig zu Leibe zu gehen pflegt.

Um das Jahr 1827, dem Beginne unſerer Erzählung, war die Beſitzerin des Hauſes eine im weißen Haare ſchöne, ſtolze Matrone, klaren Auges und klaren Geiſtes, die verwitwete Frau Barbara von Rettlingen, geborene von der Focken. Durch Teſtamentsbeſtimmung ihres nach kurzer glücklicher Ehe heimgegangenen Gatten die unbeſchränkte Beſitzerin von Rotenſtein ſamt ſeiner vier Vorwerke, war ſie unter den Kreisangeſeſſenen vielleicht diejenige, vor der die Hüte phyſiſch und moraliſch am tiefſten gezogen wurden.

Als die Mutter eines einzigen, lange ſchon großjährigen Sohnes hätte man es möglicherweiſe erwarten dürfen, daß ſie, dieſem die Zügel der Regierung übergebend, in beſchaulicher Ruhe ihren Lebensabend herankommen ließe. Die Eigenart von Mutter und Sohn ſchloß jedoch eine derartige Annahme aus, ohne daß das innige Verhältnis der beiden darum auch nur um einen Schatten getrübt worden wäre.

Sowohl dem Familiengebrauche, wie der eigenen, faſt fanatiſchen Hinneigung zum Militärſtande entſprechend, hatte man den jungen Rettlingen (in der Verwandtſchaft „der Soldaten-Rudolph“ geheißen) ſchon frühe der Armee einverleibt, ſo daß die in verhältnismäßig jungen Jahren erklommene Staffel eines Rittmeiſters demſelben volles inneres Genügen gewährte. Wenn ihm nebenbei auch Rotenſtein das geliebte Stückchen Heimatserde war, ſo hatte doch der Grundbeſitz in der Zeit der Nachwehen des Krieges wenig materiellen, wie moraliſchen Wert, und es lebte keinerlei Intereſſe für Säen und Ernten, Eggen und Pflügen in der Seele des Sohnes und Erben von Rotenſtein. War dieſer doch überhaupt angelegt, alles, was außerhalb des Militärs ſeine Bahnen wandelte, nur als ſchnurrendes Rädchen der großen Maſchinerie der Staaten anzuſehen, wobei die Neigung, das Schnurren weiblicher Rädlein gänzlich zu ignorieren, von Jahr zu Jahr bedenklicher wurde.

Dennoch gab es unter den deutſchen Frauen eine, der Rudolph Rettlingen nicht nur Liebe und Ehrfurcht, ſondern auch jene unbedingte Subordination zuteil werden ließ, wie ſie der Soldat ſeinem Vorgeſetzten ſchuldig iſt. Dieſe Dame war: „Meine Frau Mutter.“

Unbedingte Subordination — bis auf einen Punkt!

Rudolph Rettlingen ſtellte dem ſehnlichen Wunſche ſeiner Mutter, ihr eine erwünſchte Schwiegertochter zuzuführen, einen paſſiven Widerſtand entgegen, trotzdem Frau von Rettlingen bei jeder paſſenden Gelegenheit Argumente in Bereitſchaft hatte, wie ſie in ſolcher Schlagfertigkeit nur das Weib ins Treffen zu führen vermag; — Argumente, bei deren Beantwortung der Rittmeiſter meiſt kräftig die Lende ſchlug.

„Und es geht abſolut nicht, Frau Mutter! Meine, daß bei der großen Attacke auf die Freiheit zweier Menſchen das Kommandowort gewiſſermaßen von innen heraus erſchallen müſſe. Kann mich doch aber partout nicht erinnern, daß ſolches Kommando jemals an mich ergangen wäre."

„Natürlich nicht, wenn der Menſch ſich allem weiblichen Zauber gegenüber der ablehnenden Haltung eines zuſammengerollten Igels dauernd befleißigt," lautete die ſcharfe Entgegnung, worauf man, zur Tagesordnung übergehend, weitere Diskuſſionen bis zu dem nächſten Urlaub hinauszuſchieben pflegte. Und dennoch kam die Zeit für das Samenkorn.

Böſe, ziſchelnde Zungen, aber nur ſolche, wollten den plötzlichen Entſchluß des Soldaten-Rudolph, nach einer paſſenden Frau Umſchau zu halten, mit einem kleinen Anfall von Podagra ſamt leichter Magenverſtimmung in Verbindung bringen. Dem ſei, wie ihm wolle! Es erging an Frau von Rettlingen die Bitte, unter den Töchtern des Landes nach einem lieblichen Weſen von ſanfter Gemütsart, dem man mit Umgehung des üblichen Säuſelns und Charmierens bei gegenſeitigem Wohlgefallen die kräftige Rettlingen-Hand darbieten könne, zu fahnden.

Die Wahl fiel auf Philippine von Gordon, in deren jungem Herzen die ſtattliche Erſcheinung ihres Rudolph einen tieferen Eindruck hinterlaſſen ſollte, als dieſer ſelbſt es ſich träumen ließ.

Die Ehe geſtaltete ſich genau ſo, wie Rudolph Rettlingen ſich ſeine Ehe vorgeſtellt hatte; und da er es ſich an der Seite der ſtillen, ſanften, aber doch tüchtigen Frau außerordentlich wohl ſein ließ, kam ihm kein Zweifel, daß darum auch Pinchens ſeeliſches Behagen ſich auf der Höhe befand.

Als die Hoffnung der alten Gnädigen in Beziehung auf den Enkel und Namensträger ihrer Erfüllung entgegengehen ſollte, wäre es Pinchen hin und wieder vielleicht Herzensbedürfnis geweſen, ihrem Manne zu ſagen, wie namenlos ſie ſich auf das Kleine freue — anderſeits ihn teilnehmen zu laſſen an ihrem Zagen und Zittern.

Dergleichen Dinge, wie weibliches Zagen, hatten in dem Ideenkreiſe der Rettlingen von jeher Raum gefunden; aber daß „der Junge" bei der Garde eintreten mußte, das ſtand bombenfeſt.

„Lieber Rudolph, möchteſt du dich nicht heute Vormittag vom Dienſte dispenſieren laſſen? Ich denke, — ich fürchte —"

„Nur immer mutig, liebes Pinchen; der Dispens iſt, da wir Beſichtigung durch den Kommandierenden haben, leider unmöglich," worauf der Rittmeiſter ſeiner Frau ſanft den Kopf tätſchelte, ſein Pferd beſtieg und zur Beſichtigung ritt — „ganz bei der Sache."

„Rettlingens Schwadron hat am beſten abgeſchnitten," lautete die Kritik des Regimentskommandeurs, aber doch trieb es Rudolph, der geſelligen Zuſammenkunft im ſchwarzen Adler entſagend, ſich unverzüglich nach Hauſe zu begeben. Der Burſche kam ihm, da er die Klingel zog, im Laufſchritt entgegen, und: „Herr Rittmeiſter, eben iſt unſer Kind geboren," lautete die mehr erfreuliche, denn ganz korrekte Meldung.

„Ei der Tauſend! Iſt es ein kräftiger Junge?"

Der Burſche ſtand da, die Hand an der Hoſennaht: „Der Herr Rittmeiſter werden entſchuldigen, aber der Herr Junker ſind, mit Erlaubnis zu melden, für dieſes Mal ein gnädiges Fräulein!"

Rudolph Rettlingen machte die wenigen Schritte zu ſeiner Stube mit dem Gefühle eines Mannes, der eine große Blamage erfahren, — eine rieſige Blamage, die aber trotz der Härte des Schlages mit Gleichmut hinzunehmen war, ſowohl vor der Welt, wie auch vor der ſtillen, blaſſen Frau, deren Köpfchen in den weißen Kiſſen ruhte, und deren Ohr ſo ſehnſüchtig auf den Schritt des Gatten geharrt.

Er beugte ſich über ſie, er küßte ihre Stirn, und von dem feuchten Schimmer in ihren Augen bewegt, ſprach er aus Herzensgrund: „Pinchen, ich verzeihe dir!"

Sich ſeiner Vaterpflichten wohlbewußt, zog Rettlingen darauf die grünen Vorhänge der Wiege ein wenig zurück, und da das Kind ihn aus hellen Augen aufmunternd anſchaute, that auch er das Seine: er umſchrieb mit der rechten Hand einen ſtattlichen Kreis in der Luft — fuhr mit ſcharf ausgeſtrecktem Zeigefinger energiſch auf die Kleine los, und — „Kieks!" donnerte es ſo ſchelmiſch durch das ſtille Gemach, daß Mutter und Kind darob erſchreckt zuſammenfuhren.

Gegen den Abend hin, ehe man ſich für den Klub rüſtete, ging der Rittmeiſter dann noch einmal in das Zimmer der Gattin.

„Freue mich, Pinchen, haſt ja wieder rote Backen!"

Aber die roten Backen waren die Vorboten eines böſen Fiebers, in deſſen Folge der Rittmeiſter zum erſtenmale erfuhr, was es heißt, eine Nacht voll banger Sorge am Krankenbette zu verbringen.

Allerlei Gedanken kreiſten durch ſein Gehirn, mit Willenskraft verſcheucht, aber doch immer wieder zu dem Punkt zurückkehrend, daß ein ſo alltägliches Vorkommnis wie die Geburt eines Kindes, der Frau eines Kameraden im vorigen Jahre das Leben gekoſtet —

Endlich, endlich langte mit dem anderen Tage eine jener hilfsbereiten, unverehelichten Tanten, die früher immer in Krankheitsfällen zur Verfügung ſtanden, wie ein rettender Engel an.

Aber nimmermehr konnte Frau Pinchen Tante Klementinens Pflege, — nie mehr ihres Kindes froh werden! — Kein Strahl des Bewußtſeins durchbrach die dunkle Nacht ihrer Phantaſien, bis endlich die Worte: „Es iſt ein Mädchen, aber er verzeiht mir," wie ein leiſes Murmeln über ihre Lippen kamen; — als dann noch ein Tag und aber eine Nacht dahingegangen, da hatten ſich die milden Augen geſchloſſen, und die feinen weichen Finger waren in der Hand des Gatten ſtarr geworden.

Er hatte ihr verziehen; — und ſie — hatte ſie ihm auch verziehen? —

Die Bewohner des Städtchens hatten etwas zu ſehen, als vor dem Hauſe des Rittmeiſters die ſtattliche Equipage aus Rotenſtein Halt machte. Es war eine ſchwere, altmodiſche Bombe, von vier kräftigen Rappen gezogen, voran der Vorreiter. Sämtliche Bedienſtete trugen hohe Mützen mit buſchigen Fuchsruten, und eben hatte ſich ſteifbeinig der alte Diener vom Bock geſchwungen, den Schlag zu öffnen, als der Rittmeiſter ihm bereits zuvorgekommen war.

Im kniſternden ſchwarzen Seidenmantel, das ſchöne Antlitz durch ſchwarze Schleier verhüllt, hoch aufgerichtet, ging dann Frau von Rettlingen am Arme des Sohnes die Treppe empor. Sie war gekommen, ihrer Schwiegertochter die letzte Ehre zu geben.

Nachdem dienſtbare Geiſter die alte Dame von ihren Hüllen entledigt, der Kaffee unter gedämpften Geſprächen eingenommen war, trat man den ſchweren Gang zu dem offenen Sarge an.

Frau von Rettlingen hob das Tuch von dem ſtillen, verklärten Geſicht, küßte ihren Sohn und ſprach leiſe ein Gebet an der Leiche, worauf ſie ſich der ſanften Pflegetante zuwandte: „Werte Klementine, ich möchte meine Enkelin in Augenſchein nehmen."

Tante Klementine hatte dieſem Wunſch nicht ohne Bangen entgegen geſehen; wohl hatte ſich Frau von Rettlingen in Rückſicht auf die Verſtorbene ein großmütterliches Wohlwollen zur Pflicht gemacht, würde aber dieſes in ſeinem ganzen Umfang einer „mieſerigen Marjell" gegenüber ſtand halten?

Jedenfalls ging noch am Abend ein Brief mit der Aufſchrift „cito citissimo" nach Rotenſtein ab, inhaltlich, daß der „Frölens-Wagen" ſofort nachgeſchickt werden ſollte — ſintemalen die gnädige Frau in Begleitung ihres Enkelkindes den Heimweg anzutreten gedächte.

„Wer wird das Kind in ſeine beſondere Obhut nehmen?" fragte Tante Klementine beſorgten Tones.

„Selbſtverſtändlich die alte Mine, die einſtens mich und nachher ſo und ſo viel Nichten groß gezogen hat," entſchied der Rittmeiſter. „Sie hat augenblicklich auf einem der Vorwerke die Puten unter ſich, wie ich glaube. Für die Puten

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wird ſich ein anderer finden, und die Mine iſt ſofort in ihre alte Charge einzuſtellen.“

Wieder hielt die ſchwerfällige Bombe vor der Thüre, durch die Rettlingen, ſeine Mutter am Arme, herausgetreten war; — das vor dem Hauſe verſammelte Publikum konnte konſtatieren, daß er ſich tief über die Hand der alten Dame gebeugt, daß er den grünen Schleier von dem Geſichtchen des Kindes, man wußte nicht, ob in Pflichttreue oder aus Herzensbedürfnis, noch einmal gehoben und daß er dem Zuge nachgeſehen hatte, bis dieſer um die Ecke gebogen war.

Dann war der Vereinſamte langſam die Treppe wieder emporgeſtiegen.

Es war nichts von der Unordnung, wie ſie meiſtens im Gefolge des Abfahrens zu finden iſt, in der Wohnung zu ſpüren; Tante Klementinens Hand war ordnend über jeden Gegenſtand dahingefahren, und ſo war es juſt, als müſſe die Verſtorbene zu dieſer Thür hineintreten oder zu jener.

Rudolph Rettlingen hatte ſehr viel Platz in ſeinem Hauſe, ſehr viel Platz, und dennoch erſchien es ihm plötzlich, als ſei ein jeder Raum zu enge; er trat tief atmend in das ſtille Schlafzimmer — da die Fenſter offen waren, bewegte ſich durch den Luftzug auch knarrend die Thür des Schrankes, darinnen die Kleider der Verſtorbenen hingen, darüber in einem Fach mit blauen Bändchen, zierlich gebunden, etliches kleines Zeug, das noch der Vollendung harrte; Mützchen und Bruſtjäckchen für das Kind, deſſen ſich die Verſtorbene ſo ſchmerzlich gefreut. Er, der Vater nicht; er hatte ihr nur „verziehen“. Vielleicht aber hing es mit dieſer Erinnerung zuſammen, daß er plötzlich auf den Stuhl zu Füßen des Bettes niederſank, daß er die Hände vor das Geſicht ſchlug, und daß er, der Soldaten-Rudolph weinte, wie er nie in ſeinem Leben geweint!

Vor der Freitreppe des alten Herrenhauſes zu Rotenſtein hatte ſich der Hofſtaat verſammelt, die Ankunft der Gebieterin zu erwarten. Da waren zunächſt zwei Geſellſchafts-„Frölens,“ Kunigunde und Etelinde von Waldein, in ganz entferntem Grade der Dame des Hauſes anverwandt und je nach den Verhältniſſen auch zugethan; ſie waren die Töchter eines armen Seitenverwandten der Rettlingen, der durch Vermählung mit einer Unebenbürtigen, namens Schunkel, den Zorn der Familie auf ſich geladen. Die Schweſtern hatten als Waiſen in einer kleinen Stadt ihr Daſein mühſam gefriſtet, bis ſie einſt für ein paar Wochen auf Beſuch in Rotenſtein erſchienen waren; für ein paar Wochen, während welcher Zeit ſie ſich die löbliche Aufgabe geſtellt, ſämtliche Gardinen der Fremdenzimmer mit Filetkanten zu verſehen; da aber eine filierte Gardine auch eine Tiſchdecke in Filet erfordert, die dann wieder einer Filet-Bettdecke als Pendant bedarf, ſo hatten ſie ſich im wahren Sinne des Wortes mit Rotenſtein enfiliert. Und nun filierten ſie, dank der groß angelegten Natur der Rettlingens, bereits der Jahre vierundzwanzig.

„Wo ſo viel Hühnlein nach den Körnchen picken, kommt es auf ihrer zweie mehr oder weniger nicht an,“ hatte die Herrin von Rotenſtein gemeint. „Das Dach der Rettlingens hat Raum genug zu einem Unterſchlupf für ein paar Jüngferlein, vorausgeſetzt, daß die Grenzen ſolchen Unterſchlupfs allzeit wohl reſpektiert werden — andernfalls —“

Die Hühnlein hatten verſtanden — und die Hühnlein wußten, daß ſie ſich zu ducken hätten!

Ein wenig ſeitlich vom Hauſe ſtand, die Mütze in tiefſter Ehrerbietung ſchwenkend, ein Mann, der keine Livree, ſondern nur eine ſchlichte Pelzjacke trug (Sommer und Winter dieſelbe) und der doch eine der wichtigſten Perſönlichkeiten des Gutes war — nämlich: „der Roſekatzky.“ Trotz eines ſtark verkürzten Fußes und einer Kugel im Leibe, die bald hier bald da ihren Ausgang ſuchte, je nach dem „Reißen“ in einem ſeiner Glieder, war der Roſekatzky nicht nur der Radmacher von Rotenſtein, ſondern Uhrmacher, Maler, Tiſchler und Schuhflicker; Rotenſtein ohne den Roſekatzky wäre eben nicht Rotenſtein geweſen, ſo eng war dieſe Perſönlichkeit mit den dortigen Intereſſen verwachſen.

Wie der Ort, an dem die Wiege des Roſekatzky geſtanden, in gänzlicher Dunkelheit lag, ſo hatte ſich um ſein ferneres Leben ein Sagenkreis geſponnen, zu deſſen Aufrechterhaltung die Phantaſie des Alten das nimmer ausgehende Material lieferte. In den langen Winterabenden, wenn das ungewiſſe Licht des Kienſpahns in der weiten Küche flackerte, die Pfeife dampfte und das Spinnrad ſchnurrte, ſtiegen mit den wechſelnden Schatten Phantaſieen aus ſeiner Vergangenheit empor, die in faſt täglicher Wiederholung allmählich zu Einbildungen wurden. Der Roſekatzky huldigte dem Princip von dem Doppelweſen in der Seele des Menſchen, demgemäß ſeine eigentliche Natur nicht der Radmacher von Rotenſtein, das Feld ſeiner natürlichen Thätigkeit nicht die Geſchirrkammer ſei. Von Hauſe aus ſei ſeine Beanlagung die des Löwen, ſein Feld das Schlachtfeld, und die Zeit, da der Löwe gebrüllt, der Tag von Waterloo.

Allerdings hatte man ihn, den Roſekatzky, in den Dienſt der königlich preußiſchen Armee eingeſtellt; aber marſchiert ein Löwe in Reih und Glied? — Nein!

Gebunden hinter der Front, gleichſam die Reſerve in dem einen Mann konzentrierend, wurde der Roſekatzky in Vorbehalt gelaſſen, bis der Moment für die Entſcheidung gekommen war.

Bei Saalfeld hatte der Roſekatzky gefehlt — daher!! Er traf an dem Tage von Jena um ein paar Stunden zu ſpät ein — abermals — daher!! Bei Waterloo aber war der Löwe zur Stelle! Bedenklich ſtand auch hier die Sache für das Vaterland, denn was war Wellington, was war ſelbſt Blücher gegenüber Napoleons Schlachtenglück?! Da, in dem Moment, wo die Schickſalsſchale wankt, ein letzter Wurf hinein: „Nun laßt mir mal den Roſekatzky los.“

Hei, wie flogen die Franzoſen rechts, wie flogen die Franzoſen links, wie flog Napoleon in den hiſtoriſchen Wagen! Leer war die Walſtatt, die Schlacht war gewonnen, der Friede war geſichert, aber die phyſiſche Kraft des Löwen war durch die Granaten zugleich in weiſer Fügung gebrochen!

Wie nun der Roſekatzky nach Rotenſtein gekommen, gehörte ebenfalls in das Gebiet der Sage. Die Leute munkelten etwas von einem Graben, darin ein halbtoter Mann gelegen, den die alte Gnädige dereinſt bei einem Spaziergang aufgefunden; die Leute munkelten, daß viel Schnaps und ein ſtarkes Raufen mehr Anteil an dem Arm- und Beinbruch des Löwen gehabt, denn der Tag von Waterloo. Jedenfalls aber war, welches Geheimnis auch zwiſchen dem Roſekatzky und ſeiner Gebieterin waltete, die Kraft ſeiner Anhänglichkeit nicht gebrochen, und allzeit bereit für ſie in den Tod zu gehen, konnte es in ihrem Dienſte heißen: „Nun laßt mir mal den Roſekatzky los.“

Tante Klementine war an Frau von Rettlingens Seite durch Haus und Garten geſchritten. Sie hatte die balſamiſchen Düfte, ſo da vom Walde und der angrenzenden Wieſe herwehten, mit der Luftbegier der Städterin eingeſogen; ſie hatte ſich dabei von dem alten Streit erzählen laſſen, der eben um jener Wieſe halber zwiſchen Rotenſtein und dem Nachbargut Felſing in immer neuer Erbitterung fortgeſetzt wurde. Dann war ſie, ehe ſie ihr Schlafzimmer aufſuchte, noch einmal nach links abgebogen, um nach dem Kinde zu ſehen.

In dem hohen, luftigen Raume, in dem man klein Jutta eingebettet, hatte die alte Mine bereits ihres Amtes gewartet. Ein leiſer Geruch von „Kadick“ (Wacholder) war mit Minens Walten in engem Zuſammenhange. Die Nachtlampe, ein Päuſchchen gedrehter Watte in einer Untertaſſe mit Öl, entſandte ihr mildes Licht nach der alten Wiege hin, deren „Gangel“ Minens Fuß mit dem Pantoffel über ſchneeigem Strumpfe ſachte in Bewegung ſetzte; und leiſe wollte ſich Tante Klementine zurückziehen, als die Thür von der Außenſeite weniger leiſe geöffnet wurde.

„Wollte mir meine Enkelin noch einmal anſehen,“ ſagte Frau von Rettlingen in dem etwas rauhen Tone, hinter dem

Leute, die ſich ihrer Gefühlsäußerungen ſchämen, ſich mit Vorliebe verſchanzen.

Als die alte Dame gegangen, kam es die Treppe hinauf: Tap tap — Tap tap —

„Roſekatzky, was hat Er hier zu ſuchen?“ unterbrach die Mine jäh ihr leiſes Wiegenlied. „Er weiß doch, wie ich über Mannsvolk hier in der Stube denke —“

„Halt' Sie den Schnabel, Jungfer im Grünen! Ich denk', wenn einer im Recht iſt, den Spruch über das Kind zu ſprechen, ehe es zum erſtenmale die Augen ſchließen thut in ſeinem Vaterhaus, dann iſt es der Roſekatzky; — und ob es auch nichts wie ein Mädchen iſt, das müßte nicht Blut von der Rettlinger Sorte ſein, was nicht zum tüchtigen Menſchen gedeihen ſollte, wenn die Rotenſteiner Lüfte es umwedeln; und zumal, wenn es die Ehre hat, von der Mamſell Mine durch dieſe Lüfte getragen zu werden.“

„Na, ſchon gut, ſchon gut — das Geſaſele kenne ich ſchon noch von Rudolphen her. Im übrigen, wecke Er mir das Kind nicht auf mit Seinem unegalen Tritte — unſereins will auch ſeine Ruhe haben.“

Sorgloſen Gemütes konnte Tante Klementine ihre ſtille Stiftsklauſe wieder aufſuchen. Zwar war dem Kinde der Blick aus Mutterauge verſagt, und ohne Wärme war der des Vaters über dasſelbe hingeglitten; — aber die mächtigen Eichen des Parkes hatten ihm ihr „Willkommen“ zugerauſcht. Aus der Ulme Gezweig ſchauten die runden Augen des Käuzchens in das matterleuchtete Zimmer, darinnen die Wiege ſtand. Das alte Haus hatte ſeine Pforten aufgethan — das Kind war aufgenommen in ſeiner Heimat Schoß.

2. Kapitel.

Sieben Jahre waren über Rotenſtein dahin gegangen, und die Bewohner des alten Hauſes konnten es mit dankbarem Aufblick beſtätigen, daß der Tritt dieſer Jahre ein ſachter geweſen, obſchon ſie ihre Ereigniſſe an leichter Feuersbrunſt und ſtarkem Hagelſchlag aufzuweiſen gehabt.

Ungebeugten Hauptes ſah man die Herrin von Rotenſtein, den Stock in der Hand, die Wirtſchaft abſchreiten, während „die Frölens“ vor rauher Berührung durch Oſtwinde oder durch ſtoßende Kühe ſich redlich mühten, dieſen Gängen möglichſt fern zu bleiben.

Im übrigen hatte das Leben der Waldeins eine Wandlung erfahren. Nicht gerade, daß ihnen etwas Liebes geſtorben, oder daß ein Ritter geſprochen: „Komm auf mein Schloß mit mir!“ ſie hatten nur eine ſtille Freundin gegen einen ebenſo ſtillen Freund eingetauſcht: auf die Filetnadel war der Häkelhaken gefolgt.

Unwandelbar in ihrer Macht waltete die Mine noch immer in dem Bereich der Kinderſtube. Jahrelange Übung im Regieren that ſich in ihrem ganzen Auftreten kund, und vorzugsweiſe verſtand ſie es, den Flug des Pantoffels ſo zu regeln, daß er die körperliche Kehrſeite adeliger Kinder eben nur ſtreifte, während Sprößlinge bürgerlicher Herkunft ungeſtraft beſchoſſen werden durften.

Heute lag das Geſchoß bedrohlich auf der Sehne, inſofern die Stimmung in der Kinderſtube, in deren Mitte Klein-Jutta trotzig ſtand, von entſchieden düſterer Färbung war.

Klein-Jutta war die einzige unter den Hausbewohnern, an der die ſieben Jahre allerdings mit bedeutender Veränderung vorübergegangen waren. Wenn der Roſekatzky an die Gedeihlichkeit der Rotenſteiner Lüfte ſeine Prophezeiungen geknüpft, ſo hatte der Roſekatzky wieder einmal recht gehabt.

Kaum konnte der Major Rudolph, als er nach Jahresfriſt auf Urlaub kam, es faſſen, daß aus dem dereinſtigen Kümmerling, wie ſolcher noch immer in ſeiner Erinnerung lebte, eine ſo rotbäckige, ſtramme „Marjell“ geworden. Als ſolche hatte ſie ſich, der Natur der Rettlingens nach, weiter entwickelt und die Tochter gefiel dem Vater inſoweit ganz gut; nur gab es ein gewiſſes Etwas, woran dieſer ſich bei jeweiligem Wiederſehen gewiſſermaßen mit unbewußtem Kopfſchütteln erſt gewöhnen mußte. Vielleicht lag das Befremdliche in Juttas Erſcheinung weniger in ihrer Perſönlichkeit, denn in der Art des Anzuges, über den man in Rotenſtein in Bezug auf das Kind ſeine eigenen Prinzipien hatte.

Jedenfalls war das Kalbfell, welches alljährlich zu Schuhen „für das Fräuleinche“ dem ſpähenden Auge des Juden Taddras entzogen ward, von ganz beſonders feſter Qualität; möglicherweiſe war die Friſur in der Kleidſamkeit nicht ſo ganz auf der Höhe. Hart an der Stirn waren die Zöpfe geflochten und querüber mit einem ſchwarzen Bande verbunden, daneben ſtark in Öl getränkt, ſo wie eben die Mine, die in Summa zehn Edelmannskinder groß gezogen hatte, zu zöpfen pflegte.

Wie ſchon erwähnt, herrſchte in der Kinderſtube eine ſchwüle Temperatur. Die Grazien fühlten ſich augenſcheinlich nicht am Platze; deſto ſicherer hatten Trotz und verhaltener Zorn ſich der Kleinen bemächtigt und ihrem Geſichtsausdrucke das Gepräge aufgedrückt.

„Kindchen, Kindchen,“ ſagte die Mine, „der liebe Gottchen ſchickt's, und der Menſch, der muß ſich fügen. So iſt es in der Welt Mode geweſen ſchon von Anfang an, und kann keine Kreatur rein nichts dagegen ausrichten; wenn's geregnet hat, dann ſcheint das liebe Sönnchen. Alſo trockne dir die Augen, damit ſie wieder helle werden!“

Klein-Jutta war, einem Gebot der Großmutter zufolge, an ihr Zimmer gebannt, weil heute in den unteren Räumen des Hauſes der alljährliche Gerichtstag abgehalten wurde. Der Stadtrichter wie der Aktuarius waren, behufs Schlichtung der bis dahin der Entſcheidung wartenden Streitigkeiten unter den Leuten, aus der Stadt geholt worden. Die Arbeit ruhte; die Schulen waren geſchloſſen, denn in jenen Zeiten waren die Herren Schulmeiſter dahin beleumdet, unter den Stänkern und Zänkern in erſter Reihe zu ſtehen, und wer es unter den Bauern irgend vermochte, ſah wohl zu, daß er ſich auch ein weniges an ihnen riebe.

Schon vom frühen Morgen an kamen und gingen die Leute aus dem Hauptgute wie aus den Vorwerken, und auch Jutta hatte Befehl erhalten, an Ort und Stelle zu ſein, falls die Großmutter nach ihr ſchicken ſollte.

Der heurige Gerichtstag war nämlich inſofern von beſonderem Intereſſe, als der Herr Stadtrichter „ein neuer“ war, der ſich, als ein Schwager des Rotenſteiner Amtmannes, nebenbei einer perſönlichen Berückſichtigung als Gaſt zu gewärtigen hatte.

Behaglich ſaßen er und die Gnädige vor der großen Bunzlauer Kaffeekanne zum gemütlichen Plaudern nach gethaner Arbeit, bei welcher Gelegenheit der neue Herr Richter mit den Verhältniſſen von Land und Leuten ein wenig betraut werden ſollte. Selbſtverſtändlich mußte Jutta, als die bei fernerer Ehelosigkeit des Vaters mutmaßlich einſtige Erbin von Rotenſtein, gegenwärtig ſein, wenn die Streitigkeiten mit „dem Felſinger“ in die Reihe der Beſprechungen traten. Sollte das Kind auch nichts davon mitnehmen, als daß „die Felſinger“ wegen einer Wieſe gehaßt werden mußten bis aufs Blut, ſo war doch das ſchon immer etwas!

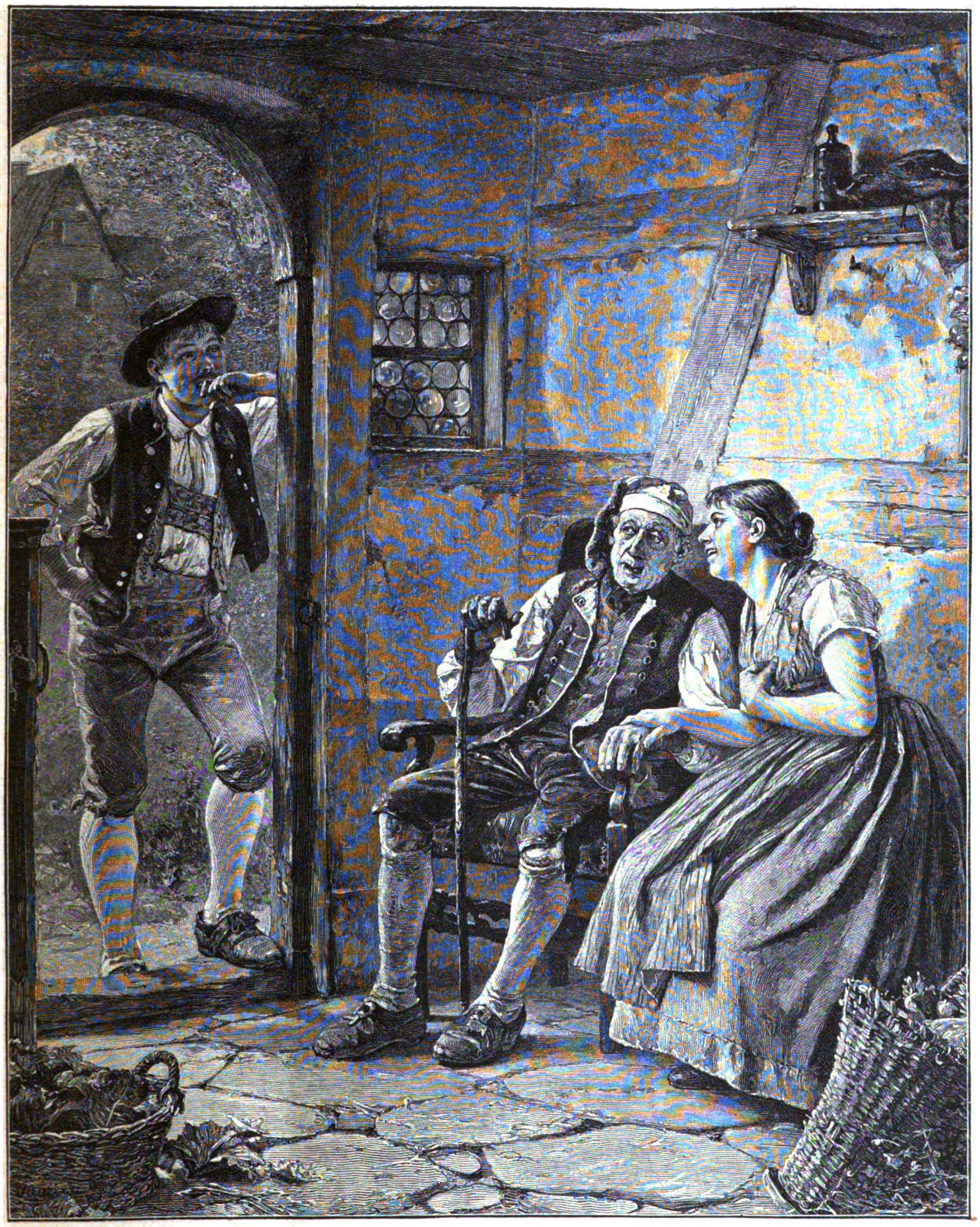
Der neue Stadtrichter war nicht nur ein ſehr kluger, er war auch ein ſehr gründlicher Mann, und nachdem er ſich die Geſchichte Punkt für Punkt hatte erörtern laſſen, that er die Frage, die ſchon ſo mancher Richter gethan: „Ob vielleicht eine Abſchrift der Akten im Wortlaut für nähere Einſicht zur Hand ſei?“

Auf dieſen Wunſch hatte Frau von Rettlingen nur gewartet. Ein Wink der Augen — und der alte Diener, dem die Akten, die Abſchrift und das Fach in der Bibliothek, darinnen die Abſchrift lag, bereits in Fleiſch und Blut übergegangen, eilte auf den Zehen hinaus.

Der Stadtrichter ſchob die Brille zurecht, las die Abſchrift, wie ſie ſchon viele Richter geleſen, legte das Papier in ſeine Brüche zurück und ſprach, wie eben ſchon viele Richter geſprochen: „Meine Allergnädigſte, da iſt abſolut nichts zu machen.“

„Ich wußte es.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der zaghafte Freier. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

„Haben gnädige Frau denn unter den Akten nichts gefunden, was auf die Begründung des unſeligen Verkaufs der Wieſe hindeuten könnte?"

„Die Begründung liegt eben in der brutalen Macht, die unter dem Emporblühen des Judentums ſich täglich mehr Terrain in der Welt erobert — in der Macht des Geldes!

Laſſen Sie mich Ihnen die Verhältniſſe in Kürze darlegen: Rotenſtein und Felſing grenzen aneinander; Felſing iſt ein Gut mit unſchätzbaren Bodenverhältniſſen — es iſt ſogar ein Juwel unter den Gütern des hieſigen Kreiſes — wenn es eben — Wieſen hat! Dieſe Wieſen hatte es bis vor etwa einem halben Jahrhundert nicht, während Rotenſtein gerade ſeinen Hauptwert in den ausgezeichneten Wieſenverhältniſſen beſitzt. Nun war zu jener Zeit das Geld bei dem Rotenſteiner einmal wieder ſehr knapp geworden; der Felſinger, der ſich auf der Höhe befand, hatte ihm eine Summe geliehen, und da die Rückzahlung zum beſtimmten Termine ausfiel, ließ er ſich die Wieſe mitten aus dem Herzen von Rotenſtein heraus, dafür verſchreiben.

„Kann ich ihm nicht verdenken," meinte lächelnd der Stadtrichter, behaglich in ſeiner Kaffeetaſſe rührend.

Die Haltung der alten Dame wurde ablehnend: „Pardon, mein Herr, das Wort „noblesse oblige" gibt Auffaſſungen Raum, die eben nicht jedermanns Sache ſind — hm — hm! Da nun, außer einem neutralen Fußſtege längs der Grenze des Herrn von Stein, nur der Rotenſteiner Feldweg zu der Wieſe führt, hat die Familie Türk auf Felſing die Benutzung dieſes Weges als ein Privatrecht erſtanden. Der Verkäufer hat ſich mit einem Reſt von Energie aber geſträubt, das Recht auf dieſen Weg mit dem Verkauf der Wieſe im Grundbuch eintragen zu laſſen."

„Somit iſt alſo nicht ausgeſchloſſen," lenkte der Stadtrichter ein, „daß bei einem Verkaufe von Felſing die Rückerwerbung der Wieſe inſofern zu gewärtigen wäre, daß dieſelbe ohne das Wegerecht für ihren Beſitzer als ſolche wertlos iſt."

„O, die Türkes, deren Taſchen mit Silber beſchwert ſind, ſitzen feſt, die haben nicht zu fürchten, daß der Wind ungünſtiger Konjunkturen ſie von der Scholle herunterbläſt."

„Gerade, meine Gnädigſte, gerade! Die neue Ziegelei in Felſing, zu deren Anlage der Techniker expreß aus England herüber kommen mußte, hat ein gutes Stück Geld in ihrem Ringofen verſchwinden ſehen, und da es nun an die Nutzung geht, vernimmt man ein Munkeln unter den Leuten, daß ſtatt des Lehmes ſich eine Schicht blauen Schluffes gefunden, die das Gutachten des Technikers unterſchätzt hat. Es ſoll bereits ein Teil der Arbeiter entlaſſen ſein, und wenn die Equipage des Herrn von Türke in Königsberg oft und öfter vor dem Bankhauſe Mendel haltend geſehen wird, ſo liegt der Gedanke nahe, daß die Zeit vorbei iſt, in der der Edelmann mit dem Spekulieren nichts zu ſchaffen hatte."

„Was Sie mir ſagen, überraſcht mich; ſollte aber eine Änderung der Verhältniſſe in Felſing eintreten, ſo wird es mir nicht beſchieden ſein, dieſe zu erleben. Jeder ſchöne Sommertag, an dem ich die Reihe der heubeladenen Wagen über meinen Hof, über meine Brücke hinwegfahren ſehe, iſt für mich ein verlorener. Ich habe einen Teil meines Vermögens in endloſen Prozeſſen hingeopfert; ich habe in meiner Verbitterung meine Leute ſogar ſtillſchweigend gewähren laſſen, wenn ſie den Fuhren allerlei Hinderniſſe entgegenſtellten, obſchon ſolches einer deutſchen Edelfrau nicht würdig iſt! Hohnlachend iſt mir der Felſinger entgegen getreten mit der Macht ſeines verbrieften Rechtes, und da die Leute im nächſten Jahre über meine Brücke gefahren ſind, haben ſie es gethan mit Peitſchenknallen und Hallorufen."

„Wenigſtens iſt, wie aus den Akten erſichtlich, der Brückenſchaden durch die alljährliche Lieferung einer Birke ausgeglichen," begütigte der Stadtrichter.

„Jawohl; einer Birke, die aber jedes Jahr an Umfang abnimmt; ich habe mir die letzte zum Spazierſtecken zurechtſchneiden laſſen, dort in der Ecke ſteht er."

(Fortſetzung folgt.)

Winzerweisheit.

Mit Sicherheit wohl mancher ſchließt:
Was zuerſt von der Kelter fließt,
Würd' auch der allerbeſte Wein,
Mir aber ſagt' ein Winzer: „Nein!
Was ohne Druck faſt fließt zuerſt,
Gibt nicht den Wein, den du begehrſt.
Es wird ein Trank, der fad und flach,
Der gute Wein, der kommt danach.
Ein ſtärkrer Druck erſt auf die Beeren
Bringt uns den Wein, den hoch wir ehren,
Den edlen, den erleſ'nen Saft,
In dem ſich Feinheit paart mit Kraft,
Wenn gut das Jahr, und gut die Trauben."
Der Winzer ſprach's — ich will es glauben.

J. Trojan.

Die Verſetzung.

Eine Skizze nach dem Leben von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Herr Oberlehrer Doktor Theophil Rungholt ſtand mit ſeiner langen Pfeife in einem ziemlichen „Hecht" an ſeinem Stehpult und ſtutzte das ſchandbare Latein ſeiner Quartaner zurecht, da ward ihm eine Dame gemeldet, die ihn zu ſprechen wünſche.

„Gewiß wieder eine Mutter," murmelte er teils mit Ingrimm, teils mit Reſignation, ſchlachtete mit bluttriefender Feder noch ſchnell einige beſonders fette Böcke und wandte ſich dann mit einem Ausdruck ſtrenger, erwartungsvoller Erhabenheit der Thür zu. Er glich in dieſem Augenblick mit ſeinem lockig geſträubten Haare, den hochgezogenen Augenbrauen und dem etwas verwilderten Vollbarte ganz „dem Herrſcher im Donnergewölk", Zeus, und die lange Pfeife trug er in der Fauſt wie einen Blitz, der bereit war, jeden Augenblick auf das Haupt eines unglücklichen Widerſachers niederzufahren.

Nun öffnete ſich die Thür, und herein kam unter ziemlichem Schnaufen eine ſehr wohlbeleibte Dame in mittleren Jahren, die, ohne eine Aufforderung abzuwarten, auf den nächſten Stuhl ſank und ſich mit dem Muff Kühlung zufächelte. Dabei ſtieß ſie in kurzen Abſätzen heraus: „Verzeihen Sie, Herr Doktor ... mein Herz ... mein Aſthma ... drei Treppen ... wir wohnen parterre ... und dann die Aufregung!"

„Womit kann ich dienen?" fragte der Oberlehrer ſehr kühl, indem er in ſeiner abwehrenden Poſition verharrte.

„Ich bin eine Mutter!" ſagte die Frau mit Nachdruck, „ich bin die unglückliche Mutter von dem Emil Schnäpel, der in Ihre Klaſſe geht. Ich habe gehört, er ſoll nicht verſetzt werden. Das ſchneidet tief in mein Herz, noch dazu, wo ſonſt ſchon ſo viel Elend im Hauſe iſt. Mein Mann iſt Zahnarzt und hat zu thun, aber der Rheumatismus! Er verdient ſein Brot mit Schmerzen. Und dann ich mit meinem Aſthma, wo ich dann oft gar keine Luft kriegen kann ..."

Herr Doktor Rungholt hatte die Empfindung, daß dieſe allerdings traurigen Umſtände ſehr wenig zur Sache gehörten, und da die Frau eine Pauſe machte, um nach Luft zu ſchnappen, fügte er ein: „Ja, das iſt alles recht ſchön, aber —“

Die Frau fuhr zuſammen, als würde ſie von einem Dolchſtich getroffen und rief: „Schön? Schön — ſagen Sie, Herr Doktor? Schrecklich iſt es! Wenn Sie es einmal mit anhören könnten, wie wir nachts auf unſerem Schmerzenslager liegen und wimmern, mein Mann, weil er das Reißen hat, und ich, weil ich keine Luft kriegen kann, da würden Sie das nicht ſagen. Denken Sie ſich nur, die ganze Welt iſt voll Luft, nur für mich iſt keine da. Und dazu die Sorge um das Kind. O Herr Doktor, wie können Sie da ‚ſchön‘ ſagen!“

Der Oberlehrer wand ſich ein wenig und ſagte dann: „Geehrte Frau, ich wollte nur ſagen: Das iſt alles recht gut, aber —“

„Gut? Aber Herr Doktor, wie kann das gut ſein? Das ſind jammervolle Schickſale, das ſind Leiden, die einen zur Verzweiflung bringen können. Wie kann das gut ſein?“

Rungholt wurde ungeduldig. „Darf ich noch einmal fragen,“ ſagte er, „womit ich Ihnen dienen kann? Meine Zeit iſt beſchränkt.“

Die Frau aber fuhr unbeirrt fort: „Mein Mann iſt ein energiſcher Mann, er iſt ein talentvoller Mann. Wie oft habe ich ſchon zu ihm geſagt: ‚Karl, ich muß dich bewundern! Wenn du auch das Reißen haſt, du leiſteſt doch mehr als andere.‘ Wenn Sie vielleicht 'mal 'n Gebiß brauchen oder Ihre Frau Gemahlin? Prima, ſage ich Ihnen. Und außerdem hat er ja das Zahnpulver erfunden, wo wir ſo gut mit verdienen. Und wie muß es nun kommen? Mein Mann iſt doch Zahnarzt, und Herr Kuhlhaſe uns gegenüber bloß Zahnkünſtler. Aber Auguſt Kuhlhaſe, der mit unſerem Sohne in eine Klaſſe geht, der ſoll verſetzt werden und unſer Emil nicht. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?“

Der Oberlehrer war nicht ohne Sinn für Humor, und allmählich kam ihm dieſe Sache doch ziemlich luſtig vor. Er lächelte ein wenig und ſagte dann: „Geehrte Frau, wenn Ihr Mann auch das Zahnpulver erfunden hat und in ſeinem Berufe Tüchtiges leiſtet, ſo muß man doch von Ihrem Sohne ſagen, daß er ein ſehr mäßiger Schüler iſt, Auguſt Kuhlhaſe dagegen einer der beſten in der Klaſſe. Ich glaube nicht, daß wir Ihren Sohn verſetzen können. So viel ich weiß, leiſtet er nur im Turnen Beſonderes.“

„Ja, Turnen,“ ſagte die Frau, und ein Freudenſchimmer ging über ihr Geſicht, da ſie doch ein Lob hörte, „das hat er von meinem Bruder. Sehn Sie, als der in dem Alter von meinem Emil war, da ging er mehr auf den Händen 'rum als auf den Füßen, und den großen Totenſprung machte er, daß einem das Herz ſtill ſtand und die Luft weg blieb. Er wollte ja damals auch ſo eine Spezialität werden, wie in den Reichshallen und im Wintergarten auftreten, aber da iſt Gott ſei Dank nichts von geworden. Jetzt hat er ja die ſchöne Deſtillation in der Neuen Grünſtraße, wo er ſo gut mit verdient, und Hausbeſitzer iſt er ja auch ſchon. Und was mein Emil iſt, da haben Sie noch vergeſſen: Geographie. In der Geographie weiß er Beſcheid. Zum Beiſpiel von Afrika, wo ja nun unſere Kolonien ſind, von Kamerun und Klein- . . . na, Sie wiſſen ja, was ich meine . . . Wie kann man bloß anſtändigen Ländern, und wenn da auch nur Schwarze wohnen, ſolche Namen geben.“

Rungholt lachte laut auf.

„Sie lachen, Herr Doktor? Das iſt ein gutes Zeichen. Ich wußte es ja gleich, als ich Sie ſah, Sie würden nicht ſo ſein. Nicht wahr, Sie werden eine von Kummer und Elend geplagte Familie nicht noch tiefer niederdrücken. Sie werden meinen Emil verſetzen. Denken Sie doch an Kuhlhaſes, die uns gerade gegenüber wohnen, und der Mann iſt noch dazu Konkurrent. Ich könnte nie wieder aus dem Fenſter gucken, wenn Emil ſitzen bleibt.“

„Ich kann Ihnen wenig Hoffnung machen,“ ſagte Rungholt, „aber einen Rat kann ich Ihnen geben. Schicken Sie Ihren Sohn auf die Realſchule, auf dem Gymnaſium wird er ſchwerlich weiter kommen.“

Da ſchoß Frau Schnäpel auf von ihrem Stuhl und gab ihrer runden kugeligen Geſtalt alle Würde, die ſie auftreiben konnte: „Herr Doktor,“ rief ſie, „das ſagen Sie mir? Wo mein Mann doch Zahnarzt iſt und ſtudiert hat, und wir zu den gebildeten Ständen gehören. Herr Doktor, Sie mögen ein ſehr gelehrter Mann ſein, aber wenn Sie auch noch ſo viel Vokabeln wiſſen, und alle unregelmäßigen Verba, die meinem Emil ſo ſauer werden, vor- und rückwärts können, und wenn Sie auch Lateiniſch und Griechiſch und Hebräiſch und meinetwegen auch Chineſiſch gelernt haben, eins fehlt Ihnen doch, Herr Doktor — ein Herz haben Sie nicht!“

Und damit rauſchte ſie plötzlich zur Thür hinaus.

* * *

Als die Zeit der Verſetzung herangekommen war, geſchah das Unerwartete, daß Emil Schnäpel als der letzte gerade noch mit durchrutſchte und zur unbeſchreiblichen Freude ſeiner Mutter und zur nicht geringeren ſeines Vaters als ein wohlbeſtallter Tertianer nach Hauſe kam. Bei der ſorgfältigen Abwägung ſeiner Fähigkeiten hatte ſich das Zünglein um „ne lütte Idee von'n Gedanken, von 'nr Papierdicke,“ wie die Maſchinenbauer in Mecklenburg ſagen, auf die gute Seite geſtellt, was er aber weniger ſeinen wiſſenſchaftlichen Verdienſten als dem Umſtande zu verdanken hatte, daß er unter den vielen rauhen Schafen in ſeiner Klaſſe noch das glatteſte geweſen war.

Am nächſten Tage ſchon ließ ſich bei Herrn Oberlehrer Rungholt eine Dame melden, und herein trat zwar atemlos, aber ſtrahlend, wie ein nach Weſten gelegenes Fenſter bei untergehender Sonne, Frau Schnäpel.

„O, Herr Doktor!“ rief ſie, „ich habe Sie verkannt. Ich nehme alles zurück. Sie ſind ein guter Mann, Sie ſind ein edler Mann.“

Rungholt wehrte alles ab und meinte, wenn es allein nach ihm gegangen märe, ſo würde Emil Schnäpel gewiß heute noch ein Senior und Häuptling der Quarta ſein.

„Das ſagen Sie nur ſo in Ihrer edlen Beſcheidenheit!“ rief ſie, und dabei machte ſie mit einem kleinen Päckchen, das ſie zwiſchen beiden Händen trug, einige vergebliche Vorſtöße, die nicht gelangen, weil der Doktor ſeine beiden Hände krampfhaft auf dem Rücken gefaltet hielt. In dieſem Augenblicke bemerkte ſie durch die halb geöffnete Thür des Nebenzimmers die Frau des Doktors, die dort mit ihrem zweijährigen Kinde beſchäftigt war. Dieſe ſehen und zu ihr hineinſtürzen, war das Werk eines Augenblicks, wie denn überhaupt Frau Schnäpel ſich trotz ihrer rundlichen Fülle nicht allein eines lebhaften Gemütes, ſondern auch einer merkwürdigen Beweglichkeit erfreute.

„O nun weiß ich,“ rief ſie, „wem ich all mein Glück zu verdanken habe. Dieſe ſchönen Augen, dieſe Züge voll Sanftmut und Güte ſagen mir alles. Sie ſind eine Mutter, Sie können einem Mutterherzen nachfühlen. O nehmen Sie dies hier als ein Zeichen meiner ewigen, unendlichen Dankbarkeit!“

Damit drückte ſie der jungen Frau das Päckchen in die Hand und war verſchwunden, ehe das überraſchte Paar nur recht zur Beſinnung gekommen war. Sie ſtanden beide und ſahen ſich recht verblüfft an.

„Ich habe eine ſchreckliche Angſt,“ ſagte die Frau Doktorin endlich, „daß Geld drin iſt.“

„Das ſchicke ich natürlich ſofort zurück!“ rief der Doktor, „und ſchreibe einen furchtbar groben Brief dabei! — Hahnebüchen!“ fügte er mit grimmigem Nachdruck hinzu.

Zaghaft und langſam wickelte die junge Frau das Paketchen aus. Als ſie endlich den Inhalt in der Hand hielt, brachen beide Gatten zugleich in ein unauslöſchliches Gelächter aus, denn was ihren Augen ſich zeigte, war eine Schachtel von Karl Schnäpels weltberühmtem Zahnpulver.

Im Reichstag.

(Abdruck verboten.)

I.

„Das Wort hat der Herr Reichskanzler!“

Präſident von Levetzow ſagt das mit ſeiner ruhigen, angenehm klingenden Stimme, die ſo ganz zu der anſpruchsloſen Erſcheinung des ſchlichten, blonden Mannes paßt, welcher ſeit Jahren die Vertrauensſtellung als erſter Vorſitzender des Reichstags einnimmt. Und leicht iſt das Amt nicht. Es erfordert Takt, Energie und Geſchäftskenntnis in hohem Maße.

Eine tiefe Stille tritt ein, während ſich Graf Caprivi von ſeinem Eckplatz erhebt. Hochaufgerichtet ſteht die mächtige Geſtalt des Generals, der ſchlohweiße aufgedrehte Schnurrbart hebt ſich ſcharf von dem gebräunten energiſchen Geſicht ab.

Ein anderer hat einſt von dieſer Stelle geſprochen. Noch jetzt ſcheint es, als ſtände ein Gewaltigerer unſichtbar und grollend hinter dem Kanzler und ſchwächte durch ſein Schattenbild die Worte und Gedanken des Nachfolgers ab. Eben da, wo jetzt Caprivi die Hand aufſtützt, hat bei dem letzten großen Militärkonflikt vor fünf Jahren neben der weißgelben Mütze der Halberſtädter Küraſſiere die berühmte rote Mappe gelegen, die die Auflöſung des Reichstags, die Ankündigung der Septenatswahl enthielt. Und als damals der jetzige Schloßherr von Friedrichsruh aufſtand und nervös hüſtelnd ſeine großen, in feuchtem Glanze ſtrahlenden Augen auf die Verſammlung richtete, als er, unter tiefem, ſich der Bruſt entringenden Räuſpern, von der Kognakmiſchung ſchlürfend und mit der Rechten nach der Rocktaſche fahrend, mit beinahe murmelnder, ſtockender Stimme zu ſprechen anhub, da ging der Hauch eines weltgeſchichtlichen Ereigniſſes durch den Saal.

Bei Graf Caprivi hat man dieſen Eindruck nicht. Dafür ſpricht er beſſer. Man hört mit Vergnügen ſeiner etwas verſchleierten, aber biegſamen und deutlichen Stimme zu. Und was er ſagt, iſt wichtig genug, um allgemeinem Intereſſe zu begegnen. Der Kanzler hat das Wort ergriffen, um die neue, große Militärvorlage dem hohen Hauſe zu empfehlen!

Alſo „eine große Sitzung!“ Nach allen Richtungen der Windroſe hat der Telegraph geſpielt, um die ſäumigen Reichsboten, die grundſätzlich erſt bei der dritten Leſung erſcheinen, an ihre Pflicht zu mahnen, auf den Redaktionen harrt man geſpannt der Ereigniſſe, in den Druckereien ſtehen die Rotationsmaſchinen bereit, und die unglücklichen Menſchen, die überall dabei ſein wollen, befinden ſich ſeit vierundzwanzig Stunden auf der wilden Jagd nach Einlaßkarten.

Daß im Reichstag „etwas los iſt,“ zeigt ſchon das äußere Bild des Hauſes. In dichter Menge ſitzen die Abgeordneten auf den langen, ſanft anſteigenden und durch zahlreiche Quergänge in Einzelabſchnitte geteilten Bankreihen. Aus dem eintönigen Gewimmel der ſchwarzen und grauen Röcke glänzen maſſenhaft die blanken Glatzen und ſchimmern weiße und graue Häupter; dazwiſchen leuchten auf den ſchwarzgeſtrichenen Pulten die großen roten Aktendeckel mit Druckſachen, die blauen Löſchbogen, die weißen Notizblätter und die unvermeidlichen Ledermappen. Nur nach hinten hin, auf den oberſten Bänken, lichten ſich die Reihen und ſitzen ſchließlich nur noch vereinzelte Geſtalten. Auch dieſe Sitze haben ihren rechtmäßigen Eigner; aber noch nie hat ein Sterblicher den deutſchen Reichstag vollzählig beiſammen geſehen. Es iſt ſchon viel, wenn das Haus unbeſtreitbar beſchlußfähig iſt.

Jetzt, wo ſich faſt alle Abgeordneten ſo weit als möglich nach vorn begeben haben, um der Rede des Reichskanzlers zu lauſchen, ſind dieſe Bänke beſonders vereinſamt. In dem gedämpften Licht, das von der Decke her durch das Glasdach in den weiten viereckigen Raum fällt, glänzt weithin das braungelbe Leder der leeren Klappſitze, ein nüchterner, ſtumpfer Farbenton, kalt wie die glatten bräunlichen Wände des Saals, von deren vorderer als einzige Zierde eine große ſchwarz-weiß-rote Fahne herniederhängt — es ſei denn, daß man die Aufſchriften „Ja“ und „Nein“ an den beiden Thüren rechts und links, die zu dem bekannten Hammelſprung dienen, gleichfalls als Schmuck gelten laſſen will.

Eine tiefe Stille herrſcht in dem Raum. Alles ſitzt oder ſteht ſchweigend, das Geſicht nach dem Kanzler gewandt. Nur die Diener, in Frack mit weißer Binde und einem Abzeichen auf der Schulter, gleiten geräuſchlos mit Waſſergläſern und Briefſchaften hin und her, und an dem Stenographentiſch unter der Rednertribüne fliegen die Stifte der alle zehn Minuten wechſelnden Schnellſchreiber über das Papier.

Zu beiden Seiten dieſes Rednerpults, über dem auf erhöhtem Sitz der Präſident, alles andere überragend, thront, führen breite Treppen empor. Sie verbinden allein die beiden Lager, die ſich hier im Saal, nicht feindlich aber doch getrennt, gegenüberſtehen, das Parlament und die Regierung oder vielmehr „die verbündeten Regierungen.“

Denn vor den nach hinten ſich erhöhenden, bogenförmig gekrümmten Bänken der Abgeordneten ſteigt eine glatte Holzwand gut acht Fuß hoch empor. Eine zweite Schranke dahinter überragt ſie noch um etwas, und beide machen den Eindruck eines Bollwerks, das die dahinter auf der Eſtrade verſammelten Regierungsvertreter vor etwaigen Einbrüchen des Parlaments decken ſoll. Aber natürlich iſt das nur bildlich gemeint. Auf den Verbindungstreppen begegnen ſich die beiden Lager in zwangloſer Weiſe. Abgeordnete ſchreiten hinauf zum Präſidenten oder den Schriftführern, Offiziere ſteigen herunter in den Sitzungsſaal, und auf den Stufen ſelbſt ſtehen jetzt eben ihre lauſchenden Gruppen durcheinander.

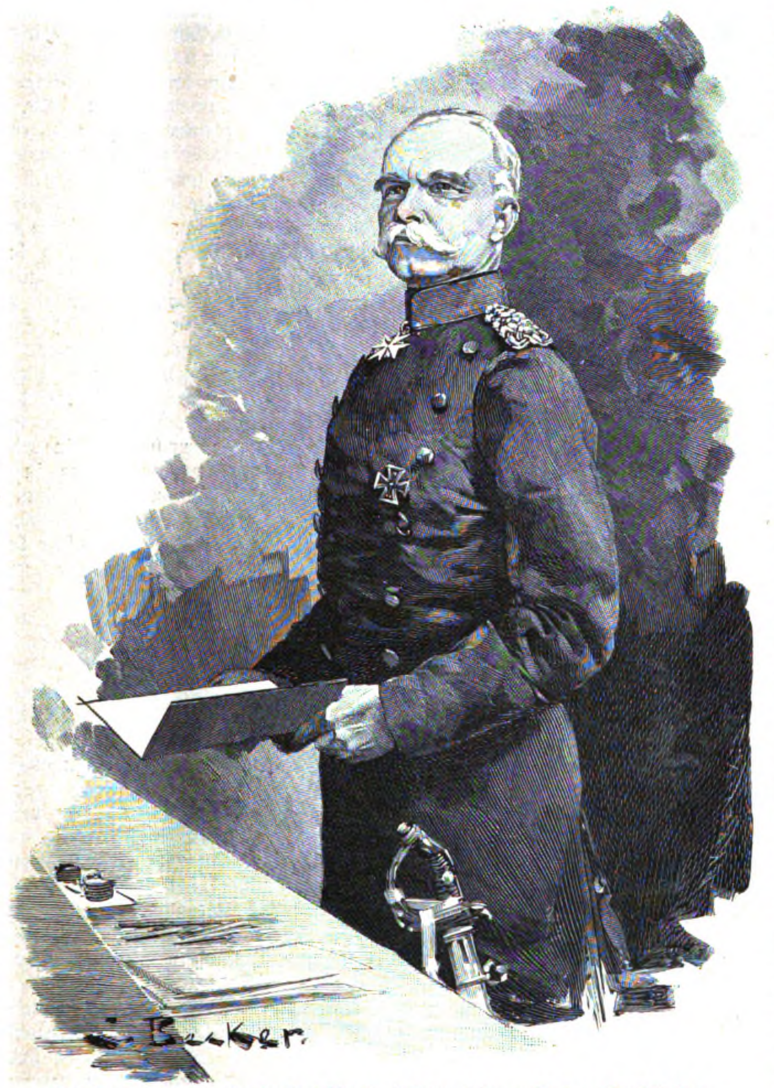
So wie früher ein mächtiger Herr nur mit entſprechendem Gefolge ſich in der Öffentlichkeit zeigte, ſo erſcheint auch heute der Reichskanzler von einem glänzenden Regierungsſtabe umgeben auf dem parlamentariſchen Schlachtfeld. Vier hohe Generale ſitzen, eifrig Notizen machend, neben ihm in erſter Reihe über der Holzſchranke. Das ſind die deutſchen Kriegsminiſter. Der preußiſche, Herr von Kaltenborn-Stachau, ein typiſcher Gardegeneral in ſeiner Erſcheinung wie mit ſeiner etwas naſal, aber hell klingenden Stimme, den kurzen, beſtimmt-höflichen Umgangsformen; daneben die Kollegen aus Bayern, Sachſen und Württemberg, die Generale von Safferling, v. d. Planitz und Schott von Schottenſtein, dann ein kleiner Herr in der Uniform der Kaiſerlichen Marine mit übergeſchnalltem Säbelkoppel und weißem Stehkragen, der Admiral Hollmann. Andere Größen reihen ſich ihnen an. Da iſt der bayriſche Finanzminiſter Dr. von Riedel; der Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes und Nachfolger des Grafen Herbert Bismarck, der badiſche Freiherr von Marſchall, deſſen zahlreiche Schmiſſe den früheren Korpsſtudenten verraten, der Reichsſchatzſekretär Freiherr von Maltzahn und viele mehr. Und hinter ihnen befindet ſich erſt der eigentliche Schwarm der Kommiſſarien, ſchwarzgekleidete Räte, preußiſche Offiziere aller Grade, zwei bayriſche Generale, deren hellblaue Röcke und rote Hoſenſtreifen hell aus der dunkleren Menge der anderen Uniformen hervorleuchten. Manche von ihnen haben ſich dicht um den Reichskanzler gruppiert, um ihm im Bedarfsfall ſofort ein wichtiges Aktenſtück zuzureichen, andere ſitzen in der zweiten Bank oder lehnen hinten an der Wand, mehr oder minder geheimnisvoll ausſehend und von der Wichtigkeit ihrer Stellung durchdrungen.

Aber ihre Lorbeeren pflückten ſie zumeiſt nur in den Kommiſſionsverhandlungen und bei der Erörterung techniſcher Fragen, die in ihr Reſſort ſchlagen. Heute beachtet man ſie kaum. Es iſt der Tag der Großen, der führenden Männer in der Regierung und der mächtigen Parteien im Parlament. Die kleinen Würdenträger und die Fraktionen zweiten Ranges müſſen zuhören. Die Ereigniſſe nehmen ſie mit ſich. — Der Mittelpunkt dieſes ganzen Aufgebots iſt der Eckplatz des Reichskanzlers, rechts vom Präſidenten. Links iſt es ſtiller. Die vereinzelten Herren, die da ſitzen, erregen keine Aufmerkſamkeit.

Nur einer fällt auf, in ſeinem geſonderten Seſſel dicht beim Präſidenten, ein Herr mit äußerſt entſchiedenem, beinahe kampfluſtigem Büreaukratengeſicht. Wenn er ſpricht, klingt ſein Organ ſchneidend klar und ſcharf. Was er ſagt, hat Hand und Fuß. Die Formen der Höflichkeit verletzt er nie und macht den Eindruck eines Mannes, der genau weiß, was er will. Das iſt der Staatsſekretär von Boetticher, der Leiter der Sozialreform und neben Herrn Miquel der leitende Geiſt der Regierung. — Herr Miquel ſelber fehlt, ſeiner Steuerpläne und ſeiner Geſundheit wegen. Man muß ſich heute ohne das kluge Geſicht des preußiſchen Finanzminiſters behelfen. Auch ſeine Kollegen treten heute nicht hervor; die ſympathiſche, vollbärtige Erſcheinung des Handelsminiſters Freiherrn von Berlepſch, die anſpruchsloſe Figur des Miniſters der Landwirtſchaft von Heyden, der Leiter des Eiſenbahnweſens Thielen, ſie alle ſind nicht berufen, eine führende Rolle in der Armeevermehrung zu ſpielen, deren Grundzüge der Reichskanzler in ſeiner Rede dem Hauſe entwickelt.

Graf Caprivi ſpricht noch immer. In langen Linien marſchieren die neuen vierten Bataillone und die Erſatzeskadrons auf, der unſelige beleibte Landwehrmann ſteigt als dreißigjähriger Greis aus der Verſenkung, der Reſerviſt zieht wohlgemut nach zwei Jahren gen Hauſe, von der dreifachen Rekrutenmutter freudig begrüßt, und dazwiſchen ſchwirren und kugeln die Millionen und reihen ſich zu immer höheren Summen. Man ſieht den Branntwein bluten, man hört das Wehgeſchrei der Brauer und Börſianer — aber die bunten Bilder erzeugen keine Aufregung. Im Hauſe bleibt alles ſtill und ernſt. — Feierliches Schweigen herrſcht auch auf den dichtgefüllten Tribünen. Freilich.. wie mancher möchte da ſeinem Schickſal fluchen, wenn er es nur wagte, und ſich entfernen, wenn er es nur könnte. Mit Müh' und Not hat er ſich ein Billet zu der Längstribüne verſchafft. Da ſitzt er auf dem teuer erkämpften Platz; vor ſeinem Knie eine Reihe Menſchenköpfe, hinter ſich Menſchen, rechts und links Menſchen in Menge, — da ſitzt er und ſieht nichts als eine Säule vor ſich und im Saal einige leere Hinterbänke, und hört nichts als das Gemurmel einer unbekannten Stimme, die von irgendwoher herauftönt. Wer da ſpricht, ob Singer oder Böckel, Herr von Hammerſtein, von Helldorf oder Herr Rickert, das weiß kein Menſch ringsum. Aber dieſe Rätſelſtimmung trägt nicht dazu bei, die Behaglichkeit der zuſammengepferchten Maſſe zu erhöhen.

Beſſer ſteht es mit den Seitentribünen. Die linke, zu der die Abgeordneten die Plätze verteilen, iſt ebenfalls von einem zahlreichen, ſeltſam gemiſchten Publikum erfüllt. Neben einem Stabsoffizier ſitzt da ein verbiſſen dreinſchauender junger Menſch mit rotem Halstuch, ſtaunende Provinzialen verirren ſich in die Bankreihen, Damen bemühen ſich, geſpannt auszuſehen, während ſie verſtohlen den Muff vor den Mund halten, Leutnants und namentlich Studenten ſind in Menge vorhanden, und überall kniſtern die großen Überſichtsbogen des Reichstags, die am Eingang verkauft werden.



Der Herr Reichskanzler hat das Wort! Nach dem Leben gezeichnet von Karl Becker.

Auf der anderen Seite geht es weit ſachlicher her. Dort thronen die Journaliſten, eine vielköpfige, eifrig ſchreibende Geſellſchaft, die durch die hin- und hereilenden Druckerjungen bruchſtückweiſe ihre Manuſkripte nach den Redaktionen ſendet. Hier kennt man nur zwei Sorten Redner, deutliche und undeutliche. Wehe dem Fremdling, der, während einer der letzteren ſpricht, etwa mit knarrenden Stiefeln vorbeigeht. Ein Ziſchen tönt ihm nach, als habe er in ein Neſt mit Kreuzottern getreten.

Neben dieſer Tribüne iſt die Hofloge, in der vereinzelte Uniformen ſchimmern, und die Diplomatenloge, die eine elegante Damenwelt, ebenſo wie die kleine Loge des Bundesrats gegenüber, beſetzt hält.

Der Reichskanzler hat geendet. Ein hedämpftes Bravo gönt da und dort von der Rechten. Im Centrum ſchweigt man, auf der Linken auch. Der Bann löſt ſich, ein Summen und Plaudern geht durch das Haus, es bilden ſich erregt geſtikulierende Gruppen, Abgeordnete eilen hin und her, von den Tribünen tönen polternde Fußtritte und Stuhlknarren. Man benutzt den Augenblick, um ohne allgemeine Störung zu gehen oder ſeinen Platz einzunehmen.

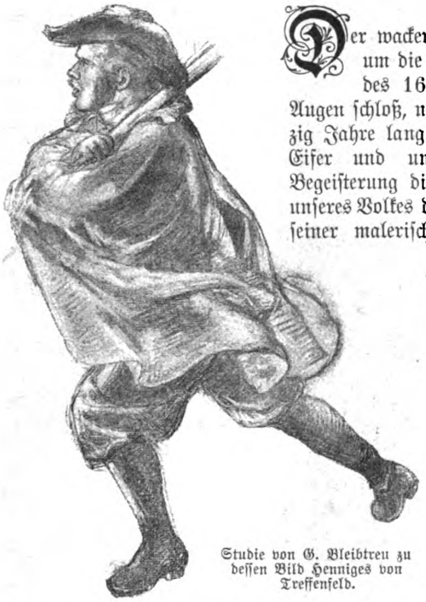
Die Dämmerung des kurzen Dezembertages iſt während der Rede des Kanzlers hereingebrochen. In den großen, von der Decke ſchwebenden Kugellampen flammt das elektriſche Licht auf und hüllt den weiten Saal in ſeine bläulichen Fluten. Der Präſident erhebt ſich, die Rechte am Griff der Glocke. Vor ihm liegt die Liſte der Abgeordneten, die ſich zum Wort gemeldet, und denen er es nach freiem Ermeſſen der Reihenfolge erteilt. Die Glocke tönt . . . die Redeſchlacht der Parteien nimmt ihren Anfang . . .!

α—ω.

Georg Bleibtreu †.

Von Adolf Roſenberg.

(Abdruck verboten.)

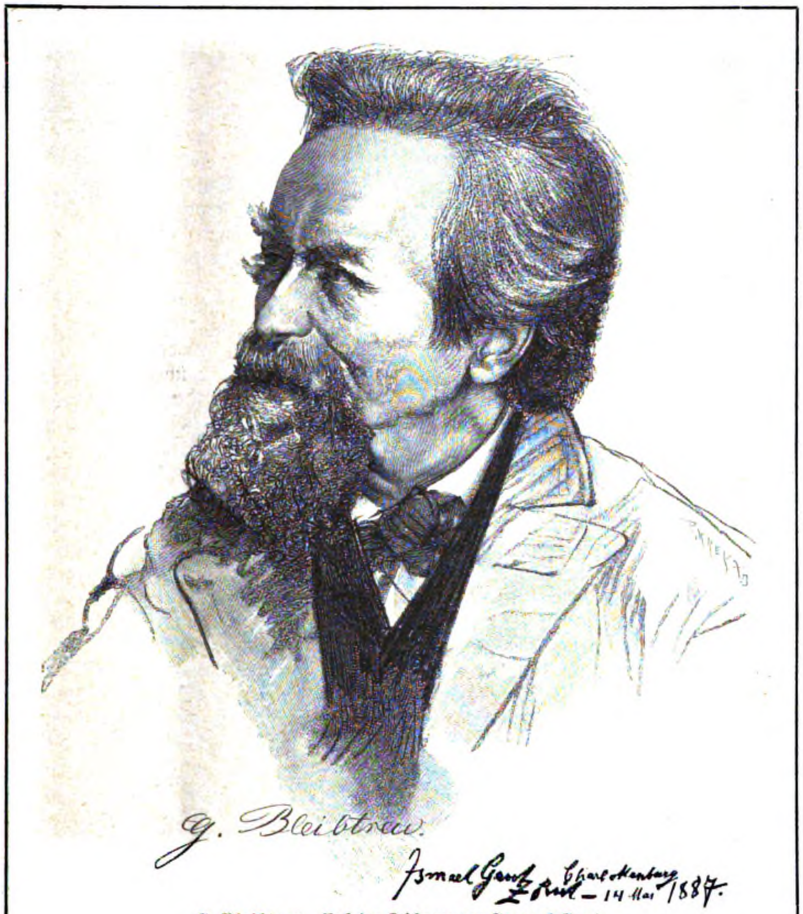


Studie von G. Bleibtreu zu deſſen Bild Henniges von Treffenfeld.

Der wackere Meiſter, der um die Mittagsſtunde des 16. Oktobers die Augen ſchloß, nachdem er vierzig Jahre lang mit raſtloſem Eifer und unerſchütterlicher Begeiſterung die Heldenthaten unſeres Volkes durch die Kunſt ſeiner maleriſchen Beredſamkeit gefeiert hatte, beſaß in ſeiner äußeren Erſcheinung nichts, was etwa der Vorſtellung entſprochen hätte, die man ſich von einem Kriegsmaler macht, der „mit dabei geweſen iſt.“ Nichts von der bramarbaſierenden Beweglichkeit eines Horace Vernet, nichts von der patriarchaliſchen Würde eines Camphauſen, nichts von dem pathologiſchen Fanatismus eines Alphons de Neuville und nichts von der geſchäftsmäßigen, kalten Routine der Illuſtratoren großen und kleinen Stils, denen nur der Augenblick, nicht die Zukunft gilt. Wer nicht wußte, was er eigentlich malte, der hätte in ihm ſo etwas wie den engelgleichen Fra Angelico von Florenz vermutet, ein beſchauliches Künſtlergemüt, das ſeine höchſte Befriedigung in friedfertigen Gebilden oder gar in Heiligengeſtalten fände, und als Georg Bleibtreu, der am 27. März 1828 in Xanten am Rhein geboren wurde, als kaum ſechzehnjähriger Jüngling 1843 in die hochberühmte Kunſtakademie ſeiner heimatlichen Provinz einzog, war wirklich der Boden für die religiöſe Malerei oder doch wenigſtens für die Geſchichtsmalerei großen Stils bei weitem günſtiger als für den Wirklichkeitsdrang, der ſchon damals den jungen Bleibtreu beſeelte. Ein paar Soldaten, die in ſeinem Geburtsort einmal einen beſonders tiefen Eindruck auf die Phantaſie des Knaben gemacht, mögen vielleicht dieſen Wirklichkeitsdrang erweckt und, durch die beſtändige Nacharbeit der Phantaſie, genährt haben. In Düſſeldorf fand er lange Zeit nichts, was den einmal von der Phantaſie angeſponnenen Faden befeſtigt und fortgeſetzt hätte. Er wollte, wie alle ſchöpferiſchen Geiſter, ſofort malen können, und das ließ der ſchwerfällige Gang des akademiſchen Unterrichts nicht zu. Es kam eine Zeit der Mutloſigkeit, er ging von Düſſeldorf fort, ſuchte, ſich auf eigene Hand weiter zu helfen und kehrte dann wieder zur rheiniſchen Hochſchule zurück, wo er nun das Glück hatte, in Th. Hildebrandt den Lehrer zu finden, der ihn vorwärts brachte, wenigſtens nach den Begriffen und Anſchauungen jener Zeit. An dem fertigen Bleibtreu hat man nichts mehr von den pädagogiſchen Vorſchriften und den zahmen Malrezepten Alt-Düſſeldorfs gemerkt. Sobald der frohgemute Rheinländer ſeinen erſten Erfolg errungen, ging er ſeinen Weg allein und er ſchuf ſich bald einen eigenen zeichneriſchen und maleriſchen Stil, der durchaus das Spiegelbild ſeines nervöſen, feurigen Temperaments war, das immer nur ſich ſelbſt gab und nur dann der kühlen Überlegung die Vermittelung zwiſchen der erfindenden Phantaſie und der ausführenden That geſtattete, wenn hohe Auftraggeber den wirklichen Gang der Ereigniſſe nach ihrem Ermeſſen nachträglich korrigierten oder gar allerhöchſte Willensäußerungen in ſeine Kompoſitionen eingriffen und ſie umgeſtalteten.

Der kleine Mann mit dem tapferen Herzen hat niemals ein Hehl daraus gemacht, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. Von ſolchen Eingriffen in ſeine künſtleriſche Freiheit, denen er ſich fügen mußte, hat ihn keiner tiefer geſchmerzt, als die ſpätere Umgeſtaltung ſeines bereits vollendeten Wandgemäldes in der Herrſcherhalle des Berliner Zeughauſes „König Friedrich Wilhelm III beſichtigt die Freiwilligen vor den Thoren von Breslau,“ die er auf Befehl Kaiſer Wilhelms I vornehmen mußte. An die Stelle des von ihm hochverehrten Volkshelden Blücher, der in der erſten Faſſung des Bildes neben dem Könige ritt, mußte er den ruſſiſchen Kaiſer Alexander I ſetzen, den Kaiſer Wilhelm aus begreiflicher Pietät an dieſer Stelle verewigt ſehen wollte. Und daß dem Künſtler dies gerade mit einem Ruſſen paſſieren mußte, der in ſeinen Augen ein Vertreter des Despotismus war, dem er zu Leibe ging, wo er nur konnte! Ein Proteſt gegen despotiſche Willkür und übermütige Tyrannenherrſchaft war ſeine erſte künſtleriſche That geweſen. Während ſeine Kunſtgenoſſen in Düſſeldorf noch ihre höchſte Befriedigung in der Schilderung von romantiſchen oder pathetiſchen Momenten aus der mittelalterlichen Geſchichte ſuchten, folgte er mit begeiſterter Anteilnahme den Wechſelfällen der unglücklichen Erhebung der Schleswig-Holſteiner gegen das däniſche Joch. Eine Epiſode daraus reizte ihn ganz beſonders zu künſtleriſcher Geſtaltung: das Gefecht bei Bau und der Untergang des Kieler Turner- und Studentenkorps. Nachdem er zuerſt nach guter alter Düſſeldorfer Sitte, der er übrigens ſein Leben lang treu geblieben iſt, den erſchütternden Vorgang in einer Kartonzeichnung dargeſtellt, ging er an die Ausführung der Kompoſition in Öl, und ſie gelang ihm ſo glücklich, ſie ſprach ſo lebendig die Gefühle aus, die den Künſtler beſeelten, daß das Bild zu Anfang der fünfziger Jahre allerorten, wo es ausgeſtellt wurde, die wärmſte Bewunderung erregte und den Namen ſeines Schöpfers bekannt machte. Es war die Zeit, wo ſich der Drang nach der deutſchen Einheit, nach der Befreiung der unterjochten deutſchen Bruderſtämme mit gemalten, gedichteten und geſungenen Proteſten begnügen mußte, und am Ende ſuchten die Patrioten, um die Flamme ihrer Begeiſterung und Vaterlandsliebe nicht erlöſchen zu laſſen, aus der trüben Gegenwart ihre Zuflucht in der letzten glorreichen Epoche der Vergangenheit, in der Zeit der Befreiungskriege, deren Großthaten ihre Hoffnung immer von neuem belebten. Sie boten auch Bleibtreu den Stoff zu einer Reihe von Gemälden, von denen beſonders die Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach, der Sturm auf das Grimmaiſche Thor bei Leipzig, die Schlacht bei Aſpern und eine Epiſode aus der Schlacht bei Waterloo ſeinen künſtleriſchen Ruhm vermehrten und befeſtigten.

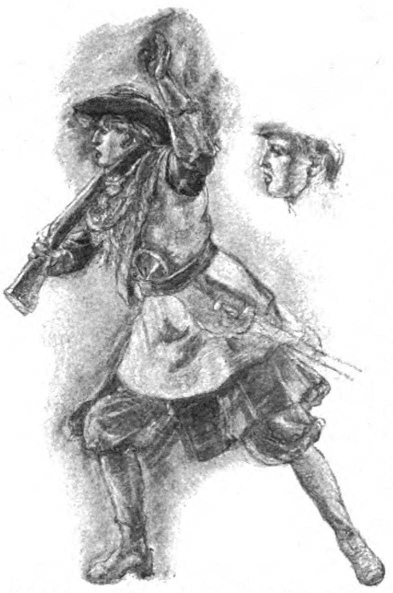
Ein Teil dieſer Bilder war bereits in Berlin gemalt worden, wohin Bleibtreu 1858 übergeſiedelt war, in der Hoffnung, dort, wo ſich das Intereſſe an militäriſchen Angelegenheiten immer lebhafter geſtaltete, auch ein günſtigeres Abſatzgebiet für ſeine Arbeiten zu finden. Dieſe Notwendigkeit trat um ſo dringender an ihn heran, als er kurz vorher einen eigenen Hausſtand gegründet hatte. Er konnte nicht mehr allein ſeinen Idealen leben, ſondern mußte nehmen, was ſich ihm bot. Er zeichnete und lithographierte für Buch- und Kunſthändler und erlangte bald auch als Illuſtrator einen Ruf, der hinter dem des Malers nicht zurückblieb. Was er einmal übernahm, das ergriff er auch mit heiligem Ernſt und führte es mit gewiſſenhafter Gediegenheit durch. Als die hervorragendſte dieſer Arbeiten Bleibtreus, die Illuſtrationen zu „Deutſchlands Kampf- und Freiheitsliedern,“ im Buchhandel erſchienen, bereiteten ſich ſchon jene Ereigniſſe vor, die die ruhmvollſte Zeit der neueren deutſchen Geſchichte eröffnen und auch der Kunſt Bleibtreus den Anlaß zu höchſter Kraftentfaltung und Vollendung geben ſollten. Mit welchem Jubel mag er die Befreiung der Elbherzogtümer begrüßt haben, und mit welcher Begeiſterung mag er an die Aufgabe gegangen ſein, die ſtolzen Siege ſchildern zu dürfen, die auf jenem teuren Boden errungen waren, der fünfzehn Jahre zuvor nur die traurigen, von ihm gemalten Niederlagen geſehen hatte. Aber wie fleißig er auch war — die Ereigniſſe entwickelten ſich ſo ſchnell, daß ſein flinker Pinſel nicht mit ihnen gleichen Schritt zu halten vermochte. Während er noch an dem vom Staate beſtellten, figurenreichen Bilde, dem Übergang der preußiſchen Truppen nach Alſen (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), malte, rief ihn der Ausbruch des öſterreichiſch-preußiſchen Krieges aus der Stille des Ateliers mitten in den Lärm der Waffen. Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl durfte er Zeuge der bedeutungsvollſten Etappen dieſes beiſpielloſen Siegeslaufes der preußiſchen Armee ſein, und ſo erhielt er zum erſtenmal die Weihe des echten und rechten Schlachtenmalers, der nicht komponiert, ſondern aus der vollen grauſigen Wirklichkeit ſchöpft. Mit einer faſt an Heroismus ſtreifenden Zähigkeit, die übrigens für ſein ganzes Weſen und Schaffen charakteriſtiſch war, ertrug er alle Beſchwerden und Entbehrungen des Kriegs- und Lagerlebens, immer darauf bedacht, aus dem Geſehenen und Erlebten einen möglichſt reichen Gewinn für ſeine Kunſt mit heimzubringen. Als reifſte Frucht erwuchs aus dieſen Studien auf den böhmiſchen Schlachtfeldern eine Epiſode aus dem Tage von Königgrätz, die Abwehr eines Angriffs öſterreichiſcher Kavallerie auf den Standort des königlichen Hauptquartiers (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), in der Kompoſition, in der Lebendigkeit der Darſtellung, in der Charakteriſtik der Hauptfiguren, im Glanz und in der Harmonie des Kolorits das vollendetſte Meiſterwerk, das Bleibtreu bis dahin geſchaffen hatte.


G. Bleibtreu.
Ismael Gentz
z. Rück – 14 Mai 1887.
Charlottenburg

G. Bleibtreu. Nach der Zeichnung von Ismael Gentz.

Großes hatte er erlebt, aber es war ihm beſchieden, noch Größeres erleben, mit eigenen Augen ſehen und durch ſeine Kunſt verherrlichen zu dürfen. Was er in den Jahren 1864 bis 1869 geſchaffen, hatte die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf den Künſtler gezogen, der nicht bloß durch ſeine Bilder, ſondern auch durch ſeine Perſönlichkeit wirkte, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Dem Kronprinzen gefielen immer die Männer, die das Herz auf der Zunge hatten, am beſten, und Bleibtreu war niemals einer von denen, die ein Blatt vor den Mund nahmen, wenn ſie etwas Rechtes, Nützliches und Ehrliches zu ſagen hatten. Durch ſeinen unerſchrockenen Freimut mag auch Bleibtreu die Gunſt des Kronprinzen gewonnen haben, der ihn beim Ausbruch des deutſch-franzöſiſchen Krieges in ſein Hauptquartier aufnahm und ihn damit zum Zuſchauer der langen Kette von Heldenthaten machte, die von Wörth über Sedan nach Paris führten. Wie hat aber auch der Schlachtenmaler dem ritterlichen Helden für ſolche Gunſt gedankt! Noch einmal ſo hell leuchteten ſeine Augen auf, wenn er von der Leutſeligkeit, von dem ſchlichten Weſen, dem warmen Kunſtintereſſe des edlen Herren erzählte, und dieſe Dankbarkeit kommt auch in allen Bildern, auf denen die Geſtalt des Siegers von Wörth den Mittelpunkt darſtellt, zu begeiſtertem Ausdruck. Das erſte dieſer Bilder war eine Schilderung des brennenden Wörth, durch deſſen Hauptſtraße der Kronprinz reitet, von Bayern und Preußen mit Jubel und Hurrarufen empfangen, und am Ende der langen Reihe ſteht das Bild, das der Meiſter noch für die große Berliner Kunſtausſtellung dieſes Jahres vollendet hatte: Friedrich Wilhelm in der Schlacht am Mont Valérien vor Paris. Als Bleibtreu in das Kriegsgetümmel von Weißenburg und Wörth hineinkam, gewann er auch ein ſtarkes menſchliches und künſtleriſches Intereſſe an den Prachtgeſtalten der bayeriſchen Krieger und ihrer Führer, insbeſondere an dem General von Hartmann, der ſeinerſeits Gleiches mit Gleichem vergalt. Ihm hat Bleibtreu in dem Gemälde der Ankunft jubelnder Bayern vor Paris ein glänzendes Denkmal geſetzt, das zugleich zu den beſten koloriſtiſchen Schöpfungen des Künſtlers gehört, der hier ſeiner Farbenluſt freien Spielraum gönnen durfte.

Monatelang hat Bleibtreu in Verſailles Studien gemacht und Entwürfe geſtaltet, aus denen nach der Rückkehr in die Heimat die Gemälde erwuchſen, die, wenn ſie einmal vereinigt werden könnten, eine einzig daſtehende Galerie von deutſchen Helden und Heldenthaten bilden würden. In allen dieſen Bildern hielt er ſich, was die militäriſchen Einzelnheiten, die Uniformen und Waffen, das Terrain, die zur Zeit des dargeſtellten Ereigniſſes herrſchende Licht- und Luftſtimmung betrifft, ſtreng an die Natur. Was er nicht ſelbſt geſehen hatte, ließ er ſich von Augenzeugen ſchildern, und mit unerſchöpflichem Eifer ſuchte er nach mündlichen und litterariſchen Überlieferungen auszuforſchen, wie ſich die darzuſtellende Begebenheit wirklich zugetragen hatte. In dem ge-

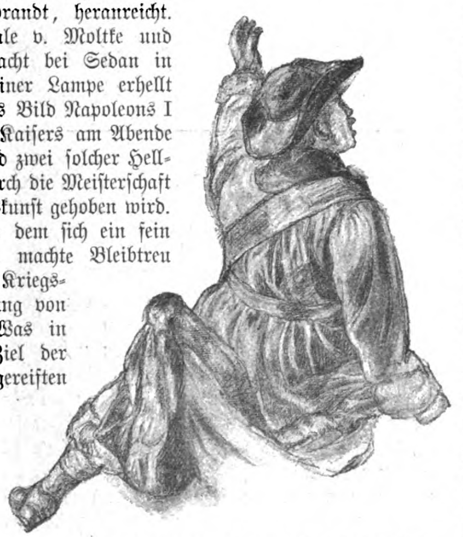


Studie von G. Bleibtreu zu deſſen gegenüberſtehendem Bilde.

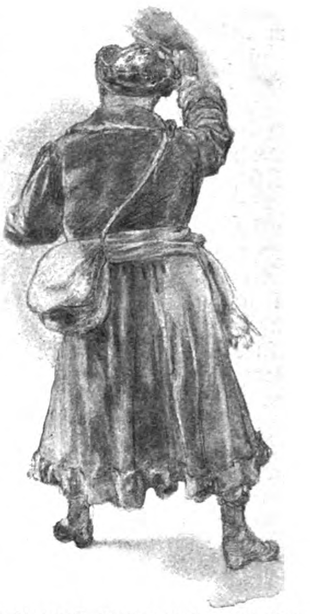
räumigen, aber im Gegenſatz zu der Tagesmode ſehr einfach ausgeſtatteten Atelier in ſeiner Villa zu Charlottenburg und in den Treppenfluren und Korridoren hatte er ein ganzes Arſenal von Waffen und Uniformſtükken aus verſchiedenen Geſchichtsperioden zuſammengebracht, die ſeine Studien und ſein vortreffliches Gedächtnis noch unterſtützten. Aber über dieſen Wirklichkeits- und Wahrheitstrieb behielt der Künſtler ſtets die Herrſchaft. Seine Schlachtenbilder, auch die bewegteſten, machten niemals den Eindruck des Zufälligen, des Improviſierten, ſie waren vielmehr das Ergebnis einer tief durchdachten und gründlich durchgebildeten Kompoſition, die in wohl abgewogenen Maſſen den Hauptmoment zur vollen Geltung brachte, ohne daß das Epiſodenwerk ihm Abbruch that. Dadurch erhob er das Schlachtenbild in den Bereich des Geſchichtsbildes großen Stils.

Dieſe Art des Schaffens war das beſte Teil, das er aus ſeiner Düſſeldorfer Lehrzeit in die gereifte Kunſt ſeiner ſpäteren Zeit hinübergenommen hatte. Wenn er auch bei Hildebrandt malen gelernt, ſo ging er doch als Koloriſt, wie wir ſchon oben betont haben, ſeine eigenen Wege. Er hielt ſich dabei nicht an ein beſtimmtes Syſtem, dem ſich die verſchiedenartigen Gegenſtände anzupaſſen und unterzuordnen hatten, ſondern er entwickelte die koloriſtiſche Haltung eines Gemäldes aus der Stimmung, die die jeweilige Situation beherrſcht hatte. Dadurch gab er ſeinen Schöpfungen ein Gepräge von Friſche und Lebendigkeit, das ſelbſt den letzten Arbeiten des Sechzigers geblieben iſt. In der Wiedergabe ſtarker Lichtwirkungen und in der Behandlung des Helldunkels entwickelte er bisweilen eine koloriſtiſche Kraft, die dicht an den Größten dieſes Fachs, an Rembrandt, heranreicht. „Die Zuſammenkunft der Generale v. Moltke und Wimpffen“ am Abende der Schlacht bei Sedan in einem Gemache, das nur von einer Lampe erhellt wird, deren greller Schein auf das Bild Napoleons I fällt, und die Flucht dieſes ſelben Kaiſers am Abende der Schlacht bei Belle-Alliance ſind zwei ſolcher Helldunkelſtücke, deren Wirkung noch durch die Meiſterſchaft einer großartigen Charakteriſierungskunſt gehoben wird.

Dieſer Zug ins Große, mit dem ſich ein fein ausgebildetes Stilgefühl verband, machte Bleibtreu auch, allein unter den deutſchen Kriegsmalern neuerer Zeit, zur Ausführung von Monumentalgemälden befähigt. Was in ſeiner Jugend als das höchſte Ziel der Malerei galt, erſchien auch dem gereiften Manne als das Höchſte ſeiner Kunſt. Mit der Begeiſterung eines Jünglings widmete ſich der Fünfziger der Ausführung der ihm übertragenen Wandgemälde im Berliner Zeughauſe, wo er außer der bereits erwähnten Muſterung der Freiwilligen durch Friedrich Wilhelm III noch das Zuſammentreffen Blüchers und Wellingtons am Abende der Schlacht bei Belle-Alliance und den Sturm der preußiſchen Garde auf St. Privat darſtellte. Er hatte die Genugthuung, zu ſehen, daß es keinem der Altersgenoſſen und keinem der jüngeren Generation, die neben und nach ihm in der Herrſcher- und Feldherrnhalle des Zeughauſes gemalt haben, gelungen iſt, ihn an Wucht und Größe des monumentalen Stils, an dramatiſcher Kraft und an Lebendigkeit in allen Einzelheiten zu übertreffen.

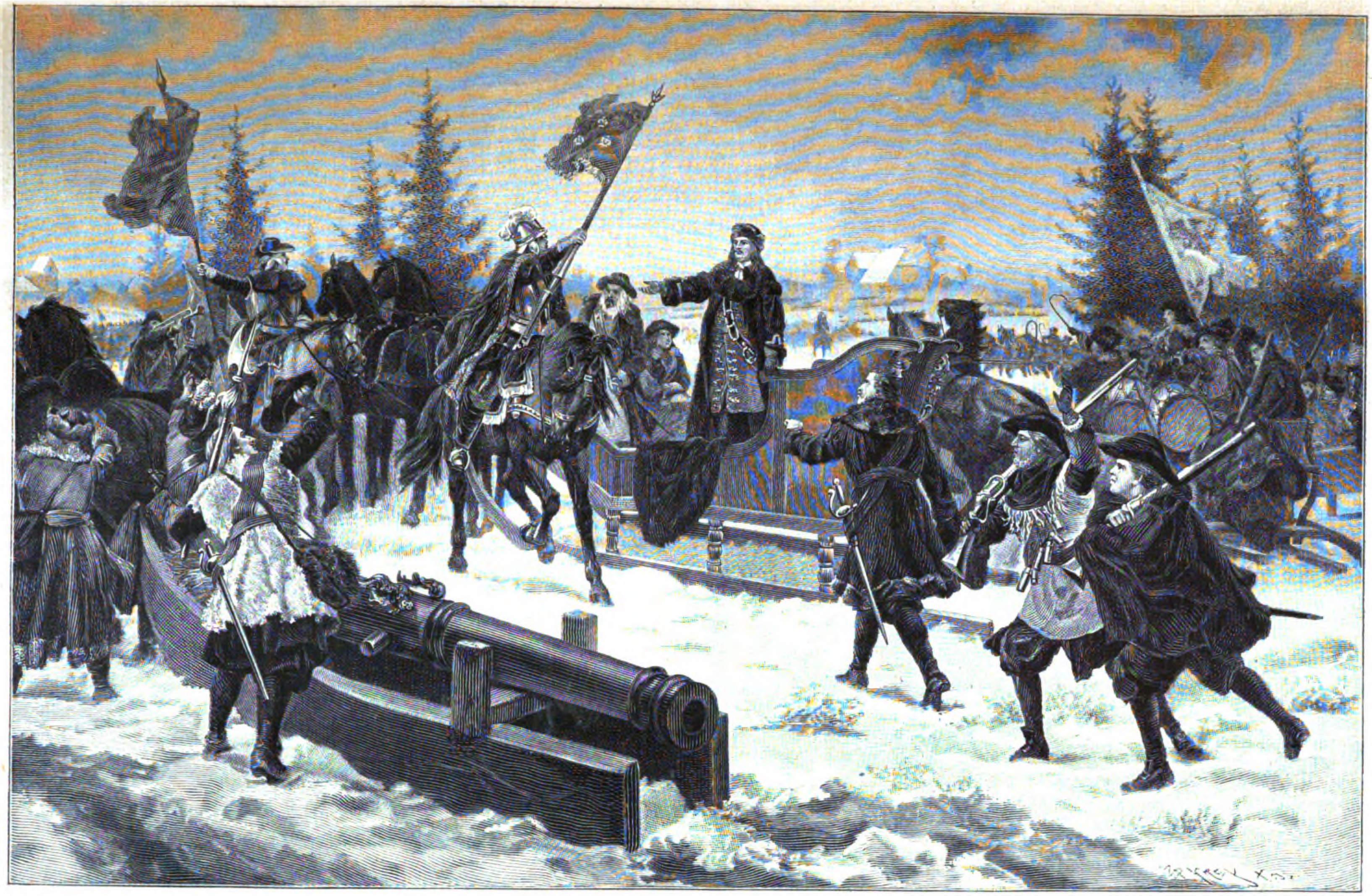


Studie von G. Bleibtreu zu deſſen gegenüberſtehendem Bilde.



Studie von G. Bleibtreu zu deſſen gegenüberſtehendem Bilde.

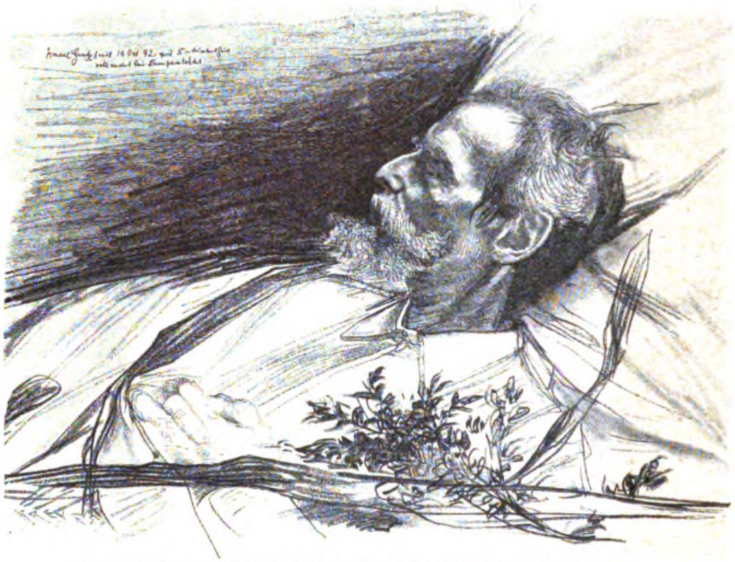
In den letzten Jahren ſeiner raſtloſen Thätigkeit erſchloß er ſich noch ein neues Gebiet des Schaffens. Seinen alten Lieblingshelden geſellte er einen neuen, den großen Kurfürſten von Brandenburg, hinzu. Von der glorreichen Krönung des Werkes, die er ſelbſt miterlebt, kehrte er zu dem Begründer der brandenburgiſch-preußiſchen Kriegsmacht zurück. Er mochte wohl die Hoffnung genährt haben, daß das Feuer, das ſeinen gebrechlichen Körper aufrecht erhielt, noch ſo lange flackern würde, bis er wenigſtens die Hauptmomente des Heldengedichts, deſſen Mittelpunkt die Geſtalt des Kurfürſten Friedrich Wilhelm bildet, geſchildert hätte. Aber er hatte ſeiner Willenskraft mehr zugetraut, als ſeine phyſiſche Kraft halten konnte. Nur eines dieſer Kurfürſtenbilder hat er vollendet: die Landung des Kurfürſten und ſeiner Truppen auf Rügen (Daheim Nr. 1 d. J.). Als das Bild auf der diesjährigen großen Kunſtausſtellung in Berlin erſchien, wo es, wie billig, einen Platz im Ehrenſaale erhalten hatte, deutete noch nichts darauf hin, daß die künſtleriſche Kraft, die ſolches geſchaffen, nahe dem Erlöſchen war. Mit hinreißender Beredſamkeit war der Eifer der aus den Kähnen geſprungenen Soldaten, von denen jeder zuerſt das feindliche Ufer erreichen wollte, war die Kampfesluſt, die Ungeduld der nachfolgenden Kameraden geſchildert, und über dem bunten, luſtigen Durcheinander von vielfarbigen Geſtalten erhob ſich die ruhige Majeſtät des ſeines Zieles bewußten Helden, der, ohne Haſt, im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache, alle Gefahren und Beſchwerden der Seinigen teilt — das Sinnbild des Hohenzollernſtammes, der Fels im Meer. So ſteht er auch auf dem zweiten Kurfürſtenbilde vor uns, an dem Bleibtreu noch drei Tage vor ſeinem Tode gearbeitet hat. Wir haben den Vorzug und die Freude, dieſes letzte Vermächtnis des wackeren Patrioten und trefflichen Künſtlers unſeren Leſern vor Augen zu führen. Es ſtellt einen erhebenden Moment aus dem Winterfeldzuge dar, den der Große Kurfürſt 1679 unternahm, um die Schweden aus Oſtpreußen zu vertreiben. Bei der Verfolgung der flüchtigen Feinde zeichnete ſich der Küraſſieroberſt Henniges von



Henniges von Treffenfeld überbringt dem Großen Kurfürſten die in dem Feldzuge von 1679 erbeuteten ſchwediſchen Fahnen.
Nach dem letzten Gemälde G. Bleibtreus.

Treffenfeld, ein altmärkiſcher Bauernſohn, den der Kurfürſt wegen ſeiner Tapferkeit in der Schlacht bei Fehrbellin in den Adelſtand erhoben hatte, ganz beſonders aus. Er hatte das Glück, ſeinem Kriegsherrn acht eroberte ſchwediſche Fahnen überbringen zu dürfen, und dieſen Höhepunkt im Leben des kühnen Reiterführers, dem der Kurfürſt durch Beförderung zum General dankte, ſchildert Bleibtreus letztes, unvollendet gebliebenes Gemälde. Es iſt nicht eine Verherrlichung der beiden Helden allein, ſondern des geſamten brandenburgiſchen Kriegsvolks, das unter den ſchwierigſten Verkehrs- und Transportverhältniſſen die Mühſale eines Winterfeldzuges heroiſch ertrug, weil ſie der oberſte Feldherr mit ihnen teilte.

An dieſem volkstümlichen Zuge ſeiner Kunſt, der auch ihn populär gemacht hatte, hat Bleibtreu bis zum Ende ſeines Schaffens feſtgehalten. Wir überblicken eine künſtleriſche Entwickelung von ſeltener Konſequenz und Einheitlichkeit. Er, der ſich der Gunſt, des Wohlwollens und der Freundſchaft der Höchſten, Edelſten und Beſten unſeres Volkes rühmen durfte, hat ſich niemals dazu herbeigelaſſen, in unwürdiger Schmeichelei die Soliſten im Schauſpiel der Weltgeſchichte zu feiern und darüber das Volk zu vergeſſen. Alle Ehren- und Gunſtbezeugungen, die ihm von Königs- und Fürſtenthronen zu teil geworden, vermochten ſeinen Unabhängigkeitsſinn und ſeine Wahrheitsliebe nicht zu erſchüttern. Niemand iſt ihm darob gram geweſen. Er hat das Glück genoſſen, daß ihn die, die auf den Höhen des Lebens ſtehen, ebenſo hoch ſchätzten, wie ihn das Volk ehrte und liebte, weil man wußte, daß er ſich ſelbſt eins mit dem Volke in Waffen fühlte. Die Befreiung der Schleswig-Holſteiner und der Elſaß-Lothringer hat er erlebt und mitgefeiert. Damit war aber noch immer nicht das letzte Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht. Das höchſte Ideal ſeines Lebens war der Triumph des kulturfreundlichen Deutſchlands über die kulturfeindlichen Mächte des Slawen- und Magyarentums. Er hat in Worten und Thaten noch wacker gearbeitet, um das Seinige zu der Erreichung dieſes Zieles zu thun. Peſſimiſten und Realpolitiker werden über ſolche Utopien die Achſeln zucken. Wer den Menſchen aber nicht an der Maſſe mißt, aus der er emporgewachſen, ſondern an den edelſten Muſtern menſchlicher Tugenden, der wird ſich freuen, daß ein begnadetes Künſtlerleben in dieſem Idealismus ſeine letzte und höchſte Vollendung gefunden hat.



Bleibtreu auf dem Totenbette. Nach einer Zeichnung von Ismael Gentz.

Der Winterſchlaf unſerer Hausſchwalbe.

(Abdruck verboten.)

Wie wenig gehört dazu, unſer Nervenſyſtem zu modifizieren; reichen doch ſchon einige Wärmeſchwingungen mehr oder weniger dazu aus. Ein wenig Wärme zu viel oder etwas mehr Kälte als gewöhnlich, und die ganze tieriſche Maſchine iſt in ihrem Gleichgewicht geſtört oder ſie hört ganz auf zu funktionieren. Und geſchieht es nicht durch den Einfluß der Kälte, daß manche Tiere monatelang in einen tiefen Schlaf verſinken. In faſt allen Tierklaſſen begegnen wir einzelnen Arten, welche durch den Einfluß der Kälte einſchlafen und den ganzen Winter hindurch in dieſem Zuſtande verharren.

Im Monat April v. Jahres wies Dr. Leroux in Paris auf eine Thatſache hin, gegen welche man ſich bis jetzt von manchen Seiten ſehr ablehnend verhalten hat, auf die Möglichkeit nämlich, daß die Schwalben und Mauerſegler im Zuſtande eines lethargiſchen Schlafes den ganzen Winter in unſerem Klima zubringen können.

Bekanntlich ziehen die Schwalben jeden Sommer regelmäßig zwei Bruten auf. Bisweilen verzögert ſich die Anlegung der zweiten Brut, welche in dem alten Neſte vor ſich geht, bis in den September hinein, ſo daß Fälle vorgekommen ſind, wo junge Schwälbchen von den Alten hilflos verlaſſen wurden, weil die vorgerückte Jahreszeit den Wanderinſtinkt derſelben zu mächtig anregte. Wohl hat man Fälle beobachtet, in denen ſich Schwalbenpaare ihrer noch nicht flüggen Jungen wegen im Oktober noch ſo lange zurückhalten ließen, bis dieſe ihnen folgen konnten. Trotzdem ſind dieſe Spätlinge nicht immer imſtande, die weite Reiſe auszuführen, werden dann von dem früh eintretenden Froſte überraſcht, fallen infolgedeſſen in einen Erſtarrungsſchlaf oder gehen elend zu Grunde.

„Als Knabe noch,“ erzählt Adolf Müller, „fand ich einmal in Gemeinſchaft mit mehreren Mitſchülern im Winter zufällig in dem Wandloch eines zugemauerten Ziehbrunnens zu Friedberg eine erſtarrte Hausſchwalbe. Ins Zimmer und in die Nähe des warmen Ofens gebracht, kehrte das ſchlummernde Leben inſoweit zurück, daß das Tierchen, mit ausgebreiteten Flügeln ſich ſtützend, aufrecht ſtehen konnte.“ Einen andern Fall erzählt die „Allgemeine Forſt- und Jagdzeitung“ im Jahrgang von 1863. In dem hohlen Stamm einer Eiche nämlich hatten drei aneinander geſchmiegte Schwalben ihr Winterquartier aufgeſchlagen. Als der Oberförſter die ergriffenen Tierchen zu dem Feuer brachte, das die Holzhauer in der Nähe unterhielten, ſah er mit Erſtaunen, wie die Tierchen nach und nach ins Leben zurückkehrten, die Augen öffneten und ſich zu bewegen begannen. Alle Verſuche jedoch, die Schwalben zu größerer Lebensfähigkeit zu bringen, waren ohne Erfolg.

Worauf nun ſtützte Dr. Leroux ſeine Behauptung? Ein Schwalbe war im Monat Oktober des Jahres 1890, von der Peitſche eines Kutſchers getroffen, in einen Kothaufen herabgefallen, aus dem es ſich nicht mehr zum Fluge erheben konnte. Ein mitleidiges Kind erbarmte ſich des armen Schwälbchens, wuſch es ab, hüllte es in eine Schicht Watte und legte es in einen Schubkaſten. Hier aber wurde es vergeſſen. Erſt anfangs April vorigen Jahres fand man zufällig die kleine Wattenrolle und ſah mit Staunen, daß das Tierchen noch lebte, aber im tiefen Schlummer lag. In dieſem Zuſtande wurde es der naturforſchenden Geſellſchaft präſentiert; dann rüttelte man es aus dem Schlafe, und als es völlig erwacht war, flog es mitten durch die Geſellſchaft, die ihm die Freiheit ſchenkte.

Dieſe verbürgten Beiſpiele machen die Mitteilungen älterer Zoologen ſehr wahrſcheinlich, in Felsſpalten, Mauerlöchern und unter Turmdächern in England, Deutſchland und Frankreich Schwalben und Mauerſegler gefunden zu haben, die in einen Winterſchlaf geſunken waren. Solche Thatſachen gaben früher Veranlaſſung zu der Annahme, daß die Schwalben überhaupt nicht wanderten, ſondern ſich in Höhlen flüchteten, um daſelbſt den Winter zu verbringen. Das iſt jedoch allen Beobachtungen zufolge nicht richtig. Wohl aber muß man zugeben, daß die Schwalben, die aus irgend einem Grunde im Herbſt die allgemeine Abreiſe verſäumen, den ganzen Winter hindurch in unſerem Klima auszuhalten vermögen, indem ſie einen ſchützenden Ort aufſuchen, wo ſie unter dem Einfluß der Kälte, die ihre Lebensthätigkeit hemmt, auf mehrere Monate einſchlafen. Erſt im nächſten Frühjahr erwachen ſie wieder, wenn mit den wärmenden Strahlen der Sonne auch die Inſekten aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervorbrechen.

L. H.

Der zaghafte Freier.

(Zu unſrem Bilde auf S. 213.)

Herziges Ding, bin dir ja gar ſo gut,
Und es wär' doch gar ſo ſchön zu Zwei'n.
's fehlt an gar nichts, — nur der Mut, der Mut!
('s iſt doch ganz gewaltig ſchwer, das Frein!)

Möchte reden, — weiß nicht einen Satz!
Wie ein Schulbub ſteh ich hier, ſo rot!
Und da lachſt du auch noch, böſer Schatz!
(Wärſt du nur allein, hätt's keine Not!)

Weiß ja ganz genau, daß ſie mich nimmt!
Na, jetzt wag' ich's! Franzel, ſei geſcheit!
(Dieſes weiß ich aber ganz beſtimmt:
Einmal und nicht wieder wird gefreit!)

F. Reimund.

Altertumskunde.

Ein ungewöhnlich großes Steinkammergrab iſt kürzlich bei Baabe auf Rügen aufgedeckt worden. Die Grabkammer enthielt vierzehn Thongefäße, eine Anzahl Feuerſteinlanzenſpitzen und halbmondförmiger Meſſer, Bernſteinperlen ꝛc., aber keine Leichenbrandreſte. Die wichtigſten Teile des Fundes wurden dem Muſeum für Völkerkunde in Berlin überwieſen.

Meteorologie.

Der Fürſt von Monaco, der bekanntlich auf ſeine alten Tage ein eifriger Naturforſcher geworden iſt, machte in der diesjährigen Verſammlung der Britiſh Aſſociation zu Edinburg den beachtenswerten Vorſchlag, auf den kapverdiſchen Inſeln, den Azoren, den kanariſchen Inſeln und den Bermudas Stationen zur regelmäßigen Beobachtung der atmoſphäriſchen Vorgänge im atlantiſchen Ozean anzulegen. Dieſe Obſervatorien würden zum Teil ziemlich nahe der Bahn liegen, welche die den Ozean überſchreitenden Stürme zu nehmen pflegen, zum andern Teil faſt an der Grenze der Paſſate, deren Schwanken von großer Wichtigkeit für die Schiffahrt iſt. Von dieſen Beobachtungsſtationen könnten, wie die „Natur“ hervorhebt, die Sturmwarnungen, die Europa heute nur aus den Vereinigten Staaten erhält, in einer ſehr wertvollen Weiſe vervollſtändigt werden. Für den Vorſchlag günſtig iſt auch, daß die Inſeln bereits jetzt mit dem Feſtlande telegraphiſch verbunden ſind.

Erdkunde.

Im April dieſes Jahres begab ſich der Univerſitätsdocent Dr. K. Diener aus Wien in Begleitung der Herren Griesbach und Middlemiß im Auftrage der öſterreichiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der indiſchen Regierung zum Zwecke geologiſcher Unterſuchungen nach dem centralen Himalaya. Erſt Ende Juni konnten die geologiſchen Arbeiten im nördlichen Kumaon an dem 17 600 Fuß hohen Utadurrha-Paß begonnen werden. Von dort aus begaben ſich die Reiſenden in den öſtlich anſtoßenden, gänzlich unerforſchten Teil von Hundes und Ende Juli auf anderem Wege zurück auf britiſches Gebiet. Mehr als einen Monat lang lag kein Biwak der Reiſenden unter 14 500 Fuß, und einmal mußten drei Tage infolge eines Schneeſturmes auf einem Lagerplatze von 17 000 Fuß Höhe verbracht werden. Es wurden im ganzen ſieben Päſſe zwiſchen 17 000 und 18 000 und zwei zwiſchen 18 000 und 19 000 Fuß Höhe überſchritten. Außerdem erreichte Dr. Diener am 28. Juli am Kungribingri Peak die Höhe von 19 170 Fuß. Das ſchlechte Wetter, der furchtbare Sturm in den großen Höhen und die Notwendigkeit, alle Lebensmittel und oft ſelbſt das Brennmaterial mit ſich zu führen, bildeten empfindliche Hinderniſſe. Das aufgeſammelte paläontologiſche Material iſt ſehr reich und dürfte auf die bisher nur ungenügend bekannten Beziehungen der geologiſchen Struktur des Himalaya zu jener der Alpen vielfach ein neues Licht werfen. Dr. Diener iſt vor kurzem nach Wien zurückgekehrt.

Am Familientiſch.

Wir erwähnten bereits, daß auf dem letzten internationalen Kongreß für Geographie die Herſtellung einer großen Erdkarte im einheitlichen Maßſtab 1 : 1 000 000 befürwortet wurde. Der Kommiſſion, welche den Plan weiter verfolgen ſoll, ſind inzwiſchen von Prof. Penk-Wien weitere Vorſchläge unterbreitet worden. Bei dem gewählten Maßſtab, in dem 1 mm der Karte einem Kilometer in der Wirklichkeit entſprechen würde, kann von einer zuſammenhängenden Überſichtskarte nicht die Rede ſein, es werden einzelne Kartenblätter geſchaffen werden. Auf dieſen ſoll weder das politiſche, noch das rein phyſikaliſche Bild einſeitig in den Vordergrund treten; die Gewäſſer werden in blauer Farbe, die Höhen in brauner Schattierung gegeben. Das ganze Werk würde, die einzelnen Blätter aneinandergefügt, eine Fläche von 151 Geviertmetern bedecken; die Koſten ſind auf 3 800 000 Mark berechnet.

Verkehr.

Während in Paris der Krach der Panamakanal-Geſellſchaft in dem Parlament die peinlichſten Enthüllungen hervorgerufen hat, welche die geplante Rekonſtruktion des Unternehmens wohl unmöglich machen werden, tritt man in Nordamerika wieder lebhaft für die Ausführung des Nicaraguakanals ein. Bekanntlich plante man bereits ſeit Jahren, als eine ausgeſprochen amerikaniſche Konkurrenz gegen das Leſſepsſche Projekt, eine Durchquerung Centralamerikas unter Zuhilfenahme des großen Nicaraguaſees. Es beſteht auch ſchon eine „maritime canal company of Nicaragua“, die bisher gegen 20 Millionen Mark in die Vorarbeiten geſteckt hat. Jetzt ſucht man den Kongreß der Vereinigten Staaten zu einer finanziellen Garantie zu veranlaſſen — „der nationalen Sache gebühre nationaler Schutz.“ Der Erfolg bleibt abzuwarten.

Gewerbe.

Einige Neſſelarten beſitzen bekanntlich ungemein haltbare Faſern. Da iſt z. B. die Boehmeria nivea, das Chinagras, welches die chineſiſche Leinewand oder die Jute liefert — da ſind ferner Urtica tenacissima und Urtica Puya, welche ſich durch Feinheit und Feſtigkeit ihrer Baſtfaſern auszeichnen; die ſogenannten Ramié-Geſpinſte werden aus ihnen hergeſtellt. Einzelne Arten kommen noch in einem gemäßigteren Klima gut fort, und in Frankreich beſchäftigt man ſich augenblicklich wieder vielfach mit Anbauverſuchen. Dieſelben ſind um ſo wichtiger, als man dort jetzt aus den Neſſelfaſern ein Papier herzuſtellen gelernt hat, das die vorzüglichſten Eigenſchaften beſitzen und das, nebenbei bemerkt, immer teurer werdende reine Leinwandpapier noch an Güte übertreffen ſoll; die Bank von Frankreich hat bereits beſchloſſen, ihre Noten nur noch aus Ramié-Papier herzuſtellen. Ob ſich nicht auch in Deutſchland Anbauverſuche empfehlen dürften?

Den bisher faſt nur zu Brenn- und Streuzwecken gebrauchten Torf haben ſich in den letzten Jahren eine ganze Reihe neuer Verwendungsarten erſchloſſen, die ohne Zweifel viele unſerer Leſer beſonders auf dem Lande überraſchen und auch praktiſch intereſſieren werden. Das ſchleſiſche Gewerbeblatt rühmt in einem ausführlichen Artikel den Torf als wertvolles Packmaterial, das dem Heu, dem Stroh und der Holzwolle vielfach vorzuziehen ſei; als ausgezeichnetes Konſervierungsmittel (auch für Fleiſch, Fiſche und Obſt); als Bindemittel für künſtliche Düngſalze und Chiliſalpeter; als beſtes Iſoliermittel zum Ausfüllen der Zwiſchenräume von Eiskellern ꝛc. Ferner wird Torf jetzt benutzt zur Herſtellung poröſer Ziegelſteine, zur Gewinnung chemiſcher Produkte (Torfgas, Photogen, Solaröl, Paraffin, Eſſigſäure); zur Anfertigung von Celluloſepapier und, unter Benutzung der elaſtiſchen Faſern, von Teppichen; ſtark gepreßt zur Fabrikation von Zündhölzern. Von hervorragender Bedeutung iſt der Torf ſchließlich überall da, wo es ſich um die Aufſaugung von Abfallflüſſigkeiten aus Fabriken ꝛc. handelt. Für große Gebiete unſeres Vaterlandes — und gerade für die am wenigſten wohlhabenden — werden dieſe neuen Induſtriezweige ſich hoffentlich zu höchſt dankenswerten Einnahmequellen geſtalten.

Handel.

Im „Verein zur Wahrung der Intereſſen der chemiſchen Induſtrie Deutſchlands“ in Berlin ſtellte kürzlich der Generalſekretär O. Wenzel an der Hand einer Reihe ſtatiſtiſcher Ziffern feſt, daß der Ertrag der Induſtrie in dem eben abgelaufenen Jahre gegen das Vorjahr um etwa den zehnten Teil zurückgegangen ſei, obwohl die Produktion nicht unerheblich geſtiegen iſt. Den Grund dieſes Rückganges ſuchte der Berichterſtatter zunächſt in der durch die ſüdamerikaniſchen Finanzzuſtände hervorgerufenen Verſtimmung des Geldmarktes, die in Verbindung mit der Unſicherheit der politiſchen Lage lähmend auf das ganze gewerbliche Leben wirkte. Dazu kam die Verteuerung der notwendigſten Lebensbedürfniſſe, die die Konſumtionsfähigkeit der breiten Maſſen der Bevölkerung ſchwächte und gleichzeitig eine Erhöhung der Arbeitslöhne bedingte, die während der beiden letzten Jahre in der chemiſchen Induſtrie 5,80 Prozent betrug. Um dieſen Ausfall zu decken, war das Bemühen der Induſtrie dahin gerichtet, neue Abſatzwege im Auslande zu ſuchen und durch Steigerung der Produktion die Generalkoſten der Betriebe zu vermindern. Dieſe Beſtrebungen blieben dank der hervorragenden Stellung, die die deutſche chemiſche Induſtrie einnimmt, nicht ohne Erfolg. Der geſteigerte Wettbewerb hatte aber anderſeits zur Folge, daß die Preiſe der meiſten Produkte erheblich herabgedrückt und dadurch der Gewinn der Mehrerzeugung wieder geſchmälert wurde.

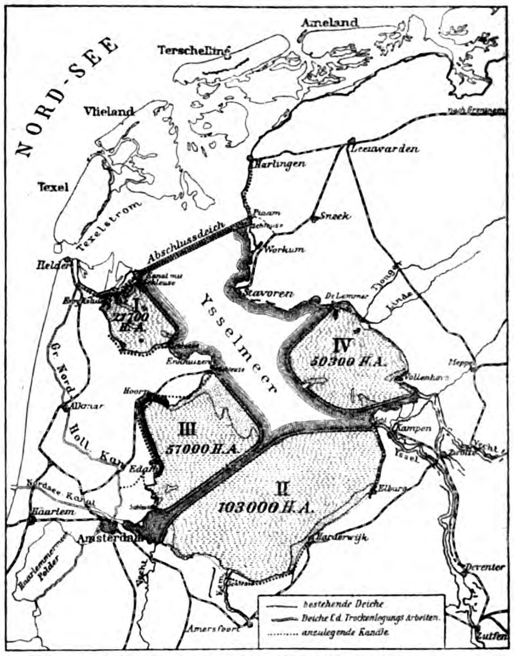
Fiſcherei.

Der Heringsfang in der Nordſee beginnt gegen Ende Oktober und dauert bis Ende November. Während 40 Tagen ziehen ungezählte Mengen dieſes Fiſches, der in Zügen von verſchiedener Breite, aber meiſt von mehreren Metern Tiefe wandert, von Oſten nach Weſten; dabei ſchwimmen die Heringe ſo dicht aneinander gedrängt, daß man mit Recht ſagen könnte, man ſieht mehr Fiſche als Waſſer. Die Geſchicklichkeit des Fiſchers zeigt ſich darin, einen Zug rechtzeitig zu entdecken, um die Netze vorher zu legen; die beſte Hilfe bieten ihm dazu die Seevögel, die dieſen ſchwimmenden Bänken folgen, aus denen ſie ſich mit Leichtigkeit ihre Beute holen. Die Fiſcher bedienen ſich zum Fange eines ſchwimmenden Netzes, das ſie ſenkrecht in das Meer hinablaſſen; in einer Ausdehnung von 2 bis 3 Kilometern bildet dieſes Netz ſomit eine richtige Barriere, in deſſen Öffnungen, die der Größe des Herings angepaßt ſind, die Fiſche ſtecken bleiben. Ein ſolches Netz ſetzt ſich aus verſchiedenen Teilen zuſammen, von denen jeder 30 m lang und 10 m tief iſt; dieſe werden zuſammengebunden und oben an einem ſtarken Seil befeſtigt, welches ſchwimmende Tonnen über Waſſer halten. — In der Nähe einer Heringsbank angekommen, ziehen die Fiſcher ihre Segel ein, laſſen die gewaltigen Netze ins Waſſer und ſtellen ſie kunſtgerecht auf. Schon zeigen ſich hie und da glitzernde Streifen in den blauen Wellen, aber bald entſteht ein lebendiges Chaos, das keine Feder zu ſchildern im ſtande iſt. Wenn der Fiſcher ſeine Beute für hinreichend hält, beginnt die ſehr lange und ſchwierige Arbeit des Netzhebens und -Leerens; die Fiſche werden ſofort in den Schiffsraum geworfen. Einlaufende Boote, die 20 000 friſche Heringe an Bord haben, ſind keine Seltenheit.

Die Trockenlegung der Zuiderſee.

In den Jahren 1840—52 wurde das große, einen Raum von 18000 Hektaren oder 180 Geviertkilometern einnehmende Harlemer Meer, der größte Binnenſee Hollands, ausgepumpt und in einen fruchtbaren Landſtrich verwandelt. Das Unternehmen war für ſeine Zeit ein ſtaunenswertes; 200 Millionen Kubikmeter Waſſer mußten aus dem eingedeichten See gehoben und in die Nordſee geſchafft werden. Die Koſten betrugen gegen 30 Millionen holl. Gulden, aber der Wert des gewonnenen Landes überſteigt heute jenen Betrag um das Fünffache.

Jetzt iſt in Holland ein Projekt von noch weit gewaltigerem, von geradezu gigantiſchem Umfang aus dem Stadium langjähriger Vorarbeiten herausgetreten. Es handelt ſich um nichts geringeres, als um die Austrocknung des größten Teils der Zuiderſee. Erſt in hiſtoriſcher Zeit, im 12. und 13. Jahrhundert, durch eine Sturmflut entſtanden, umfaßt die Zuiderſee ein Gebiet von 3600 Geviertkilometern, iſt alſo annähernd ſo groß, wie das ganze Herzogtum Braunſchweig.



Kartenſkizze zur Trockenlegung der Zuiderſee.

Der große, ziemlich flache Meerbuſen wird durch einen ungeheueren, 30 Kilometer langen Deich zunächſt von der Nordſee abgeſchloſſen; einzelne Schleuſen werden in dem Rieſendamm für den Schiffsverkehr und die Regulierung der Waſſerverhältniſſe eingeſchaltet. Von dem abgeſchloſſenen Teil des Sees ſollen 2320 Geviertkilometer in vier einzelnen Teilen, in unſerer Skizze mit I—IV bezeichnet, eingedeicht und ausgepumpt werden; der verbleibende mittlere Reſt des heutigen Waſſers würde dann das zukünftige Yſſelmeer bilden. Umfangreiche Kanalbauten werden die Küſtenorte des jetzigen Zuiderſees mit dem ſpäteren Yſſelmeer verbinden.

Gegen den Plan ſprechen nur die Intereſſen der bedeutenden Seefiſcherei in der Zuiderſee, die von der Verkleinerung und Umgeſtaltung desſelben eine um ſo ſchwerere Schädigung erwartet, als das Yſſelmeer ſich ohne Zweifel bald in ein Süßwaſſerbecken verwandeln dürfte. Für den Plan, deſſen techniſche Ausführbarkeit keinem Bedenken unterliegt, ſprechen außer der Wiedergewinnung von 232000 Hektaren, gleich 2320 Geviertkilometern, großenteils ſehr fruchtbaren Schlicklandes die Verbeſſerung der jetzt ſehr ſchwierigen Schifffahrtsverhältniſſe und eine Hebung der zur Zeit wenig günſtigen ſanitären Lage der angrenzenden Landſtriche. Die Koſten des Unternehmens werden, dem „Prometheus“ nach, auf 232 Mill. Gulden, gleich etwa 392 Mill. Mark geſchätzt, der Wert der gewonnenen Ländereien aber auf 1 Milliarde Gulden veranſchlagt. Die Ausführung der rieſigen Arbeiten ſoll 32 Jahre in Anſpruch nehmen.

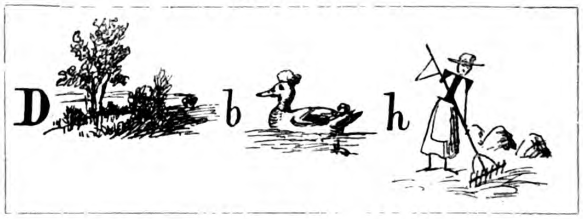
Jedenfalls verdient das großartige Projekt das allgemeinſte Intereſſe. Während das Meer ſeit Jahrhunderten fortgeſetzt an den Küſten der Kontinente zehrte und der Menſch ſich ihm gegenüber lediglich auf die Verteidigung beſchränkte, liegt hier ein Verſuch allergrößten Maßſtabes vor, das Verhältnis umzukehren: der Verſuch eines ſiegreichen Vordringens der menſchlichen Technik, der menſchlichen Kraft gegen die zerſtörende Naturgewalt.

In unſerer Spielecke.

Königszug.

	Him	ru	ten	wird	mond	im	je	aus	
mel	ein	ſen	ein	brun	jahr	den	nen	ver	hin
hoch	nen	ſter	re	und	ſchlä	ei	zu	mit	ſicht
ſchwei	tig	fun	von	ge	ge	ne	und	wärts	rück
gen	aus	näch	keln	dro	ſei	hen	ſe	dank	uns
hin	weit	und	ſtadt	ben	er	haus	haus	laßt	bar
keln	im	die	liegt	ſchlägt	tönt	ßen	bei	jahrs	hen
dun	lang	tief	ſam			es	grü	hö	neu
der	mer	ſam	lang			klar	mes	jahrs	von
ham	hebt	aus					neu	tur	klang

Bilderrätſel.



Ergänzungsaufgabe.

J.h.e e.l.n
O.n V.r.e..e.
A.h w.e ſ.ü..t.g i.t
d.. Z..t
G..t.s L..b..
J.t g.b...b..
U.. e. b.e..t i.
E..g.e..

Erſetzt man die Punkte durch die richtigen Buchſtaben, ſo erhält man ſechs Verszeilen von Dieffenbach.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 13.

1. Arithmogriph.

W	e	i	h	n	a	c	h	t
	E	p	h	i	r	u	s	
		S	a	c	h	s		
			E	l	i			
				L				

2. Dreiſilbige Scharade.

Pilgrimſtand.

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das zweite Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXIX. Jahrgang Nr. 14) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind.

Daheim-Expedition in Leipzig.

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. — Winzerweisheit. Gedicht von J. Trojan. — Die Verſetzung. Eine Skizze nach dem Leben von Heinrich Seidel. — Im Reichstag. I. Mit einer Illuſtration. — Georg Bleibtreu †. Von Adolf Roſenberg. Mit einem Bildnis und ſechs Abbildungen. — Der Winterſchlaf unſerer Hausſchwalbe. — Am Familientiſch. Der zaghafte Freier. Gedicht von F. Reimund. Zu dem Bilde von B. Vautier. — Altertumskunde. — Meteorologie. — Erdkunde. — Verkehr. — Gewerbe. — Handel. — Fiſcherei. — Die Trockenlegung der Zuiderſee. Mit einer Kartenſkizze. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind.

— Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate** nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Januar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 15.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Fortſetzung.)

Der Stadtrichter lächelte. Er hatte, kurzſichtig wie er war, den Spazierſtecken für eine Säule angeſehen; aber verlauten ließ er darüber nichts.

Nachdem ſolcher Art das Gift des alten Grolles wieder in Juttas jugendliches Ohr eingeträufelt, fühlte die Kleine, daß ſie nun gehen könne.

Sie wickelte die roten, rauhen Arme in ein großes Tuch, zog ein paar vom Roſekatzky gefertigte Holzpantoffeln (auf altpreußiſch Klotzkorken) über und begab ſich nach dem Ziele ihrer Sehnſucht — der Geſchirrkammer, in der eben jener Roſekatzky zu arbeiten pflegte.

„Guten Tag, Roſekatzky.“

„Guten Tag, Fräuleinchen ſchönſtes; habe lange nicht die Ehre gehabt, Ihnen zu ſehen. Na, wo wärſcht ſo lang, Juttelke?“

„Großmutter ließ mich nicht gehen.“

„Ach ſo; na, denn is die Sach' in Richtigkeit. Es muß alles ſeine Ordnung haben in der Welt; ich dacht' man ſo, die Mine hätt' ſich 'mal wieder aufs Kommandieren aufgeſpielt, und da hätt' unſereiner denn doch auch 'n Ton mitzureden gehabt.“

Klein-Jutta machte ſich an dem Schleifſtein zu ſchaffen; kramte dann lange unter den Hobelſpänen, bis ſie endlich triumphierend zwei Exemplare, deren ſpiralförmige Windungen ſie einem Lockenpaar täuſchend ähnlich machten, über ihrem Haupte ſchwang.

„Roſekatzky, häſt keen Kneepnoadel?“

„Na wacht, hier in der ‚Paudel‘ müſſen aber noch welche ſind.“

Die Locken wurden vermittelſt der gelben, ſtark verbogenen Nadeln an den drallen Zöpfen zu beiden Seiten der Stirn befeſtigt; dann ſetzte ſich Jutta auf einen Holzklotz, ſchlug die Füße übereinander und ſagte mit einer, ſowohl den Locken wie der Sachlage entſprechenden Würde: „Roſekatzky, die Felſinger ſind doch ſehr ſchlechte Menſchen.“

„Schlechte Menſchen, Kindchen, da geb' ich recht; — aber ſehen Sie 'mal, Fräuleinchen liebes, ein jeder in dieſem Leben hat doch ſo was Apartes, was ihm beſonders zukommen thut. Mir ſozuſagen die Schlacht von Waterloo und das lahme Gebein — der Mine die lange Näſe und der Hochmut mit dem Aufziehen von drei gräfliche und vier Barons-Kinder — der Großmutterchen die ſchönen Güter und die Begabung fürs Kommandieren — dem Türk das zackermentſche Wegerecht — und da iſt nun einmal rein nichts zu machen. Sie dürfen ja über unſeren Weg fahren, die Felſinger; — nun — da fahren ſie eben.“

„Ja, aber daß ſie dabei mit der Peitſche knallen und ‚hallo‘ ſchreien, Roſekatzky, das iſt doch nicht anſtändig.“

„Nee, Kind, nee, das iſt nicht anſtändig. Aber komm 'mal 'n bißchen näher heran, denn die Kugel in mir, die rujemort heut wieder, was das Zeug hält, und die Wand in unſerer alten Kammer iſt auch nicht ſo dichte, wie ſie ausſehen thut; — denk' 'mal, die Großmutterchen wär' der Türk, und ſie hätte, ganz eingal wie's zugegangen, als ſelbigter Türk nun einmal das Wegerecht; und ſie würde deswegen verklagt, einmal und das andere Mal, und würd' ihr alles Erdenkliche in den Weg gelegt, und ſie behielte (immer als der Türk) doch ihr gutes Recht — ich glaube, wie ich ihr kennen thu', die Großmutterchen thät' auch mit der Peitſche knallen. Meinſt' nicht?“

„Aber tüchtig, Roſekatzky! Und du und ich, wir thäten's auch.“

„Siehſt du, was Recht iſt in dieſer Welt, muß nun einmal Recht bleiben. Aber nun höre weiter: wenn einmal der Türk ſollt' nicht mehr auf Felſing ſein, und ein anderer, ſo keinen Brief fürs Fahren hat, wollt' ſich unterſtehen, über unſeren Weg und über unſere Brücke, ſich ſein erſchachertes Heu zu holen — dann —“

Der Roſekatzky ergriff den Hobel, ſchwang ihn kreiſelnd über ſich, wie die Rothaut den Tomahawk über dem Haupte ſchwingt, und der Bewegung entſprechend war der Ausdruck des Auges ein ſo wilder, daß die Kleine entſetzt zurückprallte, und die Locken flogen.

„Aber Radmacher — was denn, Radmacher!?“

„Dann ſollen die Felſinger was erleben, was ſie noch nicht erlebt haben, und die Rotenſteiner auch nicht; ſtille ſollen ſie werden, die da ſpotten und hohnlachen, wenn es noch einmal heißt in dieſer Welt: ‚nun laßt mir 'mal den Roſekatzky los!‘“

3. Kapitel.

Da dem König gehuldigt ward! —

Die Glocken, die dem Lande Kunde gegeben, daß der König Friedrich Wilhelm III am 7. Juni 1840 geſtorben ſei, waren verſtummt. Unter ehrfürchtiger Trauer der Bevölkerung hatten ſich die Pforten des Mauſoleums zu Charlottenburg geſchloſſen, und als der geſenkte Blick ſich wieder emporwandte, ging ſtrahlend in Hoffnungsſchimmer die neue Sonne auf.

„Der König kommt zur Huldigung nach Königsberg,“ ging es wie elektriſierend durch die Provinz Oſtpreußen — jene Provinz, die ſich des ſchmerzlichen Vorzuges rühmen konnte, zu den Zeiten, da man ſein Brot mit Thränen aß, mit ihrem Königshauſe enge Bande geknüpft zu haben! Es war eine Huldigung nicht nur dem Könige von Preußen, nicht nur dem jungen Reis aus dem alten Stamme der Hohenzollern; — es war eine Huldigung der Hoffnung, der Erwartung für die neue Ära, wie ſie in der Perſon des begabten Herrſchers dem Lande tagen ſollte! Und ſie alle, die da kamen, gerufen und ungerufen, ſie kamen gern! Sie kamen bis aus den entlegenſten Punkten der Provinz, daß die alte Krönungsſtadt Königsberg ſich ſchier zu klein erwies, den herandrängenden Strom in ihren Mauern zu bergen.

Vorzugsweiſe auf dem Lande bei den Beſitzern der alten Rittergüter verſpürte man ſchon wochenlang ein ungewohntes Regen und Treiben; und nicht als letztes ſtand Rotenſtein unter dieſen da.

Unter Entwickelung eines ungewöhnlichen Pomps in Equipage und Toilette rüſtete ſich Dame Rettlingen, dem jungen Königspaare neben der allgemeinen noch ihre perſönliche Huldigung darzubringen, und als die Hausbewohner ſich am Vorabende der Abreiſe um den feſten Eichentiſch verſammelt hatten, war die Stimmung eine durchaus gehobene.

Möglicherweiſe hatte das Sprichwort, wonach die Mäuslein ſich des Tanzes auf Tiſch und Bänken freuten, wenn Dame Rettlingen (Katze) zur Huldigung fuhr, ſeine Berechtigung; und was dieſe ſelbſt betraf, ſo erinnerte ſich Jutta nicht, die Großmutter je in ſo mitteilſamer Stimmung gefunden zu haben, denn am Vorabend dieſes wichtigen Reiſetages.

„Es hat etwas für ſich, wenn der Menſch ſich einmal aus dem ſtagnierenden Daſein des Alltagslebens herausmacht,“ meinte die Dame mit behaglichem Lächeln. „Es thut dem im engen Kreiſe Lebenden not, daß auf das im Eigendünkel errichtete Gebäude einſeitiger Anſchauungen das Licht auch mal von einer anderen Seite fällt. Man wird eben nie zu alt zum Lernen.“

Und dann weiter: „Freue mich, freue mich aufrichtig, meinem jungen Königspaare Auge in Auge gegenüber zu ſtehen, wie ich es dem alten geſtanden. Sollte mich doch wundern, wenn es nicht ein huldvolles Wort für die alte Rotenſteiner übrig haben ſollte, ſintemal der Name Rettlingen durch den Kitt ſchwerer Zeiten, der, wie mir däucht, ein beſonders feſter ſein ſollte, mit ſeinem Herrſcherhauſe eng verbunden geweſen!“

Und weiter plauderte die alte Dame: „Freue mich auch nicht zum wenigſten auf das durch die Reiſe veranlaßte Wiederſehen mit meinem Rudolph. Schon lange iſt es her, ſeitdem ich Gelegenheit gehabt, an ſeinem Arm außerhalb Rotenſteins einmal zu paradieren. Es geſchah zuletzt, als er, allein mir zuliebe, ſich zum Beſuche eines Balles nach mächtigem Widerſtreben entſchloß, obſchon die Leute dazumal geſagt, es ſei geweſen, als ob ein Kronleuchter mehr angezündet worden, da ‚die Rettlingen‘ zu Seiten des Sohnes in dem Saale erſchienen ſei!

Ob nun auch im Laufe der Jahre das Bild der Mutter einem herabgebrannten Lichtlein gleich geworden, ſo hat doch der Sohn den Fuß in die Speichen des Glücksrades geſetzt. Es hat ihn hinaufgehoben vom Fahnenjunker bis zum Oberſt, und immer pflichttreu iſt der Mutter Stolz mitavanciert.

Nun aber marſch zu Bette, Kinder; denn der Regen hat die Wege aufgeweicht, und morgen mit dem Früheſten muß ich hinaus.“

4. Kapitel.

Am 29. Auguſt 1840 hatte der junge König unter dem begeiſterten Zurufen ſeines Volkes den Einzug in die Reſidenz Königsberg gehalten; am 9. September war der Tag, da er in der berühmten Huldigungsrede ein Verſprechen niederlegte, aus dem man die Erfüllung der Verſprechungen von 1813, die dem Volke ſeinen Teil an der Regierung des Staates zugeſtehen ſollten, herauszuhören vermeinte! — Schon von Tagesgrauen an harrten diejenigen, die kraft ihres Amtes, oder kraft der Protektion in dem inneren Schloßhof oder auf ſeinen Tribünen in einer Anſammlung von Tauſenden Platz gefunden, den geſpannten Blick auf die große Freitreppe geheftet, auf deren oberſter Stufe man den König, umgeben von den höchſten Würdenträgern des Landes, zu erwarten hatte. — Endlich eine Bewegung unter der dichtgedrängten Menge, — ein Schwenken der Hüte, alle nach derſelben Richtung hin, begleitet von donnerndem „Hurrah!“ — Der König war auf der Treppe erſchienen!

Den Federhut unter dem linken Arme, die Rechte hoch über dem Haupte, ſtand er da — und an die Rede der Verheißung knüpfte ſich, die Hörer fortreißend, der Schluß: „Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Als ſich dann an dem Abend der feenhaften Illumination der alten Stadt die Menge Kopf an Kopf durch die Straßen drängte, immer der Gegend zuſtrebend, in der man das Nahen der königlichen Herrſchaften vermuten wollte, hatte die Polizei ſchweren Stand, zumeiſt den unermüdlich andrängenden Equipagen gegenüber, deren Pferde der ungewohnte Glanz der Lichter unruhig machte.

„Die Equipagen dürfen nur bis hierher fahren,“ rief, die Hand an der Mütze, ein Konſtabler in den Wagen hinein, in dem der Oberſt Rettlingen zu ſeiten ſeiner Mutter Platz genommen, und dieſe mußte, wenn ſie Feuerwerk und Illumination ſehen wollte, wohl oder übel den Wagen verlaſſen und ſich unter die Menge begeben.

Über die alte ſtolze Dame, die ihren Lebensweg bis dahin ſo feſt aufgerichtet gemacht, an die eine derartige Lage ſich niemals herangewagt, kam etwas Seltſames, nie Empfundenes in dem Gefühl einer Hilfloſigkeit, einer ſeeliſchen Ohnmacht, die ſie den Arm des Sohnes feſt und feſter erfaſſen ließ. Als dieſer ihr dann mit dem Blick liebevoller Beſorgnis ins Auge ſchaute, war das nächſte Gefühl ein Aufſeufzen im Dank.

Noch ein paar Schritte und die Querſtraße, die, den flutenden Strom nach beiden Seiten hin ablenkte, geſtattete ein Aufatmen! Drüben aber inmitten eines ſich wieder verdichtenden Menſchenknäuels angſtvoll kämpfend, ſah man die hohe Geſtalt eines ſchlanken, brünetten Mannes, deſſen Arm in krampfhafter Energie den zarten Körper einer augenſcheinlich ohnmächtigen Frau umfaßte. Als das Auge des jungen Mannes die kräftige Geſtalt Rudolph Rettlingens erblickte, drang ein — „zur Hilfe, Herr Oberſt, zur Hilfe!“ mit flehendem Rufe zu dieſem herüber.

Die Lichter warfen ihren Schein auf ein blondes Haupt, auf das totblaſſe Geſicht einer Ohnmächtigen, in deren Zügen der Ausdruck jenes Friedens lag, der mit dem Drängen und Haſten der Menſchheit rings herum nichts mehr zu ſchaffen hatte.

Noch ein Augenblick, und die Dame würde dem bereits erlahmenden Arm des Jünglings entriſſen ſein; erbarmungslos würde der Strom über den zertretenen Körper dahinfluten.

„Nehmen Sie ſich meiner Mutter an!“ rief der Oberſt rückſichtslos vordringend dem jungen Manne zu. Seine kräftigen Arme ſchlangen ſich um die ſcheinbar Tote; er riß ſie mit Rieſenkraft empor und trug ſie ein paar Schritte bis zu einem Gitter, über welches er die noch immer Beſinnungsloſe zu heben vermochte, worauf er ſich ſelber, hart an das Gitter gedrückt, in den ſchmalen Vorgarten, den es umſchloß, nachſchwang. Als ſein Blick die Geſtalt der Mutter ſuchte, ſah er dieſe, auf den Arm des Unbekannten geſtützt, nach der anderen Seite verſchwinden; er ſelbſt aber war mit der bewußtloſen Frau, inmitten der wogenden Maſſe, durch das Gitter geſchützt, allein.

Der, in ſolchen Handhabungen vollſtändig unerfahrene Mann begrüßte den Moment, an dem die Dame endlich die Augen aufſchlug, mit dem Gefühl einer Errettung aus der peinlichſten aller Lebenslagen. Sorglich lehnte er den Oberkörper der wie aus einem Traume erwachenden, ſchönen Frau an das Gitter, und klopfte dann energiſch an die verſchloſſene Thür des Hauſes, ungeduldig wartend, daß dieſe ſich, wenn auch zögernd, und nur bis zu der Breite einer Ritze endlich öffnete. Als jedoch im Schein der Illumination an Stelle des von der Bewohnerin vermuteten „Stromers“, der in der allgemeinen Aufregung ja Raubmord beabſichtigen konnte, die Geſtalt eines höheren Offiziers ſichtbar wurde, that ſich die Thür, in der die Hauswirtin in eigener Perſon erſchien, zu voller Weite auf.

„Verzeihen Sie, Madame. Eine Dame iſt ohnmächtig geworden, und ich hoffe, daß Sie mir geſtatten werden, dieſelbe vorläufig in Ihr Haus zu bringen.“

Bereitwilligſt erfolgte die Antwort in unverfälſchtem Königsberger Dialekt: „Ach, herrje, nei' ſo was! Na führen Sie ihr man reiner, Herr Eminenz, oder gräfliche Gnaden! Wo bloß die Kathrine wieder ſteckt — nei' ſo was! Duche — Duche, komm gleich mit des Licht!“

Die Trine kam, und bald hatte man mit ihrer Hilfe die mittlerweile ganz zu ſich gekommene Dame auf dem Sofa der guten Stube der Hausbeſitzerin, hart unter dem Porträt von deren Seligem, ſanft niedergeſetzt.

Mit der ſchlanken Hand in die ſchwere, feſſellos über den weißen Anzug hinfallende Flechte greifend, blickte die Unbekannte mit großen, erſtaunten Augen zu ihrem Retter auf; wobei Rudolph Rettlingen, der ſich, ſoviel er wußte, noch niemals eingehend mit dem Ausdruck in den Augen eines Weibes beſchäftigt hatte, ſich ſeltſam berührt fühlte, daß aus dem Geſicht der reifen Frau ihm der ſtrahlende, aber hilfloſe Blick eines Kindes ſo wunderſam entgegenleuchtete.

Nachdem der Vorſtellung — Oberſt von Rettlingen — verwitwete Frau von Hegebach — ein Genüge geſchehen, ſaß man in lächelndem Behagen einander gegenüber. Die dritte im Bunde war die Wirtin, deren Herz den Umſtand, daß in ihrem Hauſe die feinſten Leute aus Ohnmachten zu erwachen pflegten, bereits kräftig als Reklame zu bewegen begann.

Notgedrungen mußte der beſte Kirchenhut der Hausdame den im Gedränge abhanden gekommenen der Frau von Hegebach erſetzen, worauf dieſe, auf den Arm des Oberſt von Rettlingen geſtützt, ihrem Hauſe zuging.

Da die Menge des Volkes nach einer beſtimmten Richtung hindrängte, waren die übrigen Straßen verhältnismäßig ſtill. Über den Steindamm wehte von den Hufen, woſelbſt Frau von Hegebach ihre Sommerwohnung hatte, die reine, warme Luft, wie ſie dem oſtpreußiſchen Herbſte eigen iſt, und keinem der beiden Wanderer däuchte der Weg ein langer.

Vielleicht wehte im Verein mit der balſamiſchen Luft, ihn gleich dieſer ſanft umſchmeichelnd, den Oberſt zum erſtenmal ein Ahnen von dem Zauber des „ewig Weiblichen“ an. Meinte er doch bei ſeinem einſamen Gange durch den ſtillen Abend den ſanften Druck der ſchlanken Hand noch immer auf ſeinem Arm, den kaum merklichen Duft aus den Gewändern der ſchönen Frau ſeltſam nachhaltig in ſeiner Nähe zu verſpüren, als die Stunde längſt vorüber war, in der er ſeine Mutter in dem Hotel noch aufzuſuchen gedachte.

Ja, es war zu ſpät dazu geworden; zu ſpät, den vermutlich noch zahlreichen Fragen zu begegnen, die der Wiſſensdrang älterer Damen an ungewohnte Ereigniſſe zu knüpfen pflegte. Und was enthielt denn ſolches Ereignis? Nichts weiter als den Umſtand, daß die ohnmächtig gewordene Dame glücklich wieder zu ſich gekommen ſei, und daß der Oberſt ſie ſelbſtverſtändlich nach Hauſe gebracht! Das war alles.

Ja, es war alles, Rudolph Rettlingen, dennoch war es genug für dein bis dahin in ſo ungeſtörtem Gleichmaß klopfendes Herz!

„Wer ſind Sie eigentlich, mon cher?“ fragte Dame Rettlingen ihren jungen Begleiter, als ſie, jedem Genuß für Feuerwerk und Lichterglanz entſagend, aufatmend neben dieſem in der eigenen Equipage ſaß. „Daß ich die alte Rettlingen auf Rotenſtein bin, wiſſen Sie nun bereits.“

„Gnädigſte Frau wollen verzeihen, wenn ich im Drange der Ereigniſſe —“

„Jawohl, im Drange — freut mich, wenn der Menſch das Wort der Situation anzupaſſen weiß. Alſo: mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name iſt von Kienitz, stud. jur.“

„So. Und wie ſtehen Sie zu der ſchönen Perſon, die da das Malheur betroffen hat?“

„Die Dame iſt die verwitwete Baronin von Hegebach, und ich habe den Vorzug, ihr Neffe zu ſein.“

„So, ſo! Die ſchöne Hegebach, von der ich bereits mehrfach ſprechen gehört; muß übrigens einen größeren Sohn haben, wie?“

„Jawohl, mein Vetter Edmund, Fähnrich bei den Huſaren, und augenblicklich hier auf Diviſionsſchule.“

„Und warum hat, was dieſer Fähnrich iſt, die Mutter nicht ſelber chaperoniert?“

„Mein Vetter hatte heute eine Verabredung mit Kameraden.“

„Jegliche Kameradſchaft hätte der Kindespflicht nachzuſtehen, meine ich; wenigſtens iſt ſolches alter Rotenſteiner Brauch. Im übrigen habe ich mich Ihrer Bekanntſchaft gefreut, mein junger Kienitz.“

Das Zimmer des Hotels war, wegen des Andranges von Gäſten enge und unbehaglich, und die Stunde, die Frau von Rettlingen auf den Sohn wartete, der doch kommen mußte, ſich zu erkundigen, ob die Mutter glücklich geborgen ſei, deuchte ihr ſchier endlos. Als die neunte Stunde angebrochen, und das Harren immer vergeblich, wallte der Stolz in dem Herzen der alten Dame auf, und haſtig klingelte ſie nach der Jungfer: „wenn der Herr Oberſt kommt, bedaure ich, ihn nicht mehr empfangen zu können. Ich wünſche zu Bett zu gehen.“

Aber der Herr Oberſt kam nicht! —

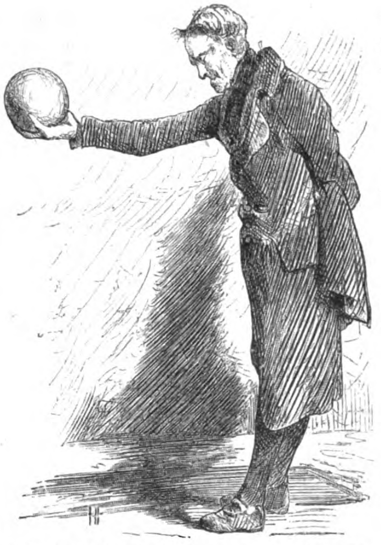
Erſt als die Pferde am anderen Vormittag ungeduldig das Pflaſter ſtampften, erſchien er; ſeiner ſonſtigen Natur entgegen ein wenig haſtig im Gebaren und die Vorgänge von geſtern Abend nur in flüchtiger Berührung ſtreifend: „ich wollte dir nur noch in aller Eile die Hand küſſen, Mutter. Eine unerwartete Einladung ruft mich von deiner Seite.“

Die Einladung, von feiner, ſpitzer Damenhand geſchrieben, war des Inhalts, daß Frau von Hegebach ſich freuen würde, in ihrer ſchlichten Häuslichkeit mit ihrem „Lebensretter“ den obligaten Löffel Suppe zu eſſen.

5. Kapitel.

Die Tage gingen ihren Lauf, und auf die Arbeit folgte das Pläſir, welcher Begriff, der oſtpreußiſchen Gaſtfreundſchaft entſprechend, ſich mit dem Empfangen und Erwidern

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Auf der Kegelbahn. Skizze von Fr. Hiddemann.
„Er möchte gern eine Neun ſchieben!“

von Nachbarbeſuchen auf dem Lande zu decken pflegt. Selbſtverſtändlich trug jetzt die Huldigung im allgemeinen — und im beſonderen das, was ein jeder perſönlich dabei erlebt — den Löwenanteil bei der Unterhaltung davon; nur flüchtig wurden die Ergebniſſe der Ernte, die Wegverhältniſſe, das liebe Geſinde, und was ſonſt dem Landmanne ans Herz zu gehen pflegt, berührt; da aber eine Rückſtellung der gewohnten Intereſſen nur von kurzer Dauer zu ſein pflegt, ſo deckte die Erwägung über Weizenpreiſe — die Frage „des Zuſäens“ — die Huldigungstage zu, bis die Erinnerung daran, ſoweit ſie das Rotenſteiner Haus betraf, in ganz unerwarteter Weiſe wieder wach werden ſollte.

Ein Brief des Oberſten Rudolph meldete zu einer Zeit, da man ſeiner gar nicht gewärtig war, den Beſuch des Sohnes bei der Mutter, — und zwar, wie das Schreiben ausdrücklich erwähnte, behufs einer wichtigen Beſprechung an.

Was konnte der Rudolph nur wollen? Er, deſſen ſich mit jeder erklommenen Staffel ſteigernder Fanatismus für den Soldatenſtand alle Wünſche für die etwaige „Übernahme eines Vorwerks“ zweifellos ausſchloß; der weder als Fähnrich noch als Leutnant jemals in geſtörten Kaſſenverhältniſſen ſich befunden; deſſen Brief und Reiſeplan auch keine geſtörten Geſundheitsverhältniſſe vorausſetzen ließ, alſo — was konnte der Rudolph nur wollen?

Die Beantwortung dieſer Frage ließ vorläufig, inſofern der Oberſt, gleich ſeiner Mutter, es nicht liebte, ausgefragt zu werden, auf ſich warten; da er ſich vorgenommen, die Angelegenheit erſt in letzter Stunde zur Sprache zu bringen, ſo blieb es eben dabei.

Unbeſtreitbar ging ein allgemeines Schütteln des Kopfes in Vorahnung dunkler Ereigniſſe durch den Frieden des alten Hauſes, als der Oberſt ſich bei Gelegenheit dieſes ſeines Beſuches um Dinge zu bekümmern begann, die ſeinen Intereſſen bisher ſo ganz fern gelegen.

Der Vater rief ſeine Tochter heran, nahm ſie zwiſchen die Knie, betrachtete ſie ſich aufmerkſam, als hätte er ſie nimmer geſehen, und begann ohne jede Einleitung ein Examen in der franzöſiſchen Vokabel, deſſen niederſchmetterndes Reſultat die Folge hatte, daß der Herr Oberſt ſich die neue Gouvernante „einmal langte“, ihr ihren Standpunkt auf dieſem Gebiete nachdrücklich zu veranſchaulichen.

Im Verlaufe des ſchwülen Tages hob dann der Oberſt eigenhändig die Kattunkappen der Damaſtmöbel des Ahnenſaales, und das Urteil lautete: „über Erwarten verſchoſſen!“

Er ließ ſich auch von den Waldeins auf dem Spinett den Walzer aus dem Freiſchütz vorſpielen, aber nur, um nach den erſten Takten das Verdammungswort über die Stimmung des Inſtrumentes in den Saal zu ſchleudern, mit deutlicher Anſpielung, daß „der Klavierſtimmer beizeiten“ doch wohl in die Thätigkeit der Fräuleins mit einbegriffen ſei.

Worauf eine Stunde vor ſeiner Abfahrt Rudolph Rettlingen ſein Kind an die Hand nahm und ſich die Unterredung mit der Mutter, über deren Inhalt bereits das Licht im Hauſe aufgegangen war, erbat; er erbat ſich den Segen zu ſeiner bevorſtehenden Verlobung mit Frau Eleonore von Hegebach, geborene von Jagemann, zugleich mit der Erlaubnis, ſeine Braut nebſt ſeinem zukünftigen Stiefſohne in Rotenſtein vorſtellen zu dürfen.

6. Kapitel.

„Nu ſeh' mir 'mal einer den Soldaten Rudolph an! — Spielt dieſer Menſch ſich ſein Lebenlang auf den Weiberfeind auf und bringt ſchließlich die deliziöſeſte Perſon, die mir jemals vorgekommen, als Schwiegertochter nach dem alten Rotenſtein; — ja, ja, wenn einer Glück hat.“

So ſprachen die lieben Onkels, und es ſtimmten bei die treuen Nachbarn mit Einſchluß der ſcharf kritiſierenden Nachbarinnen, als Teilnehmer an dem großen Diner, welches dem Brautpaare zu Ehren in Rotenſtein gegeben wurde.

Allerdings war das allgemeine Urteil das richtige, ſogar in den Augen der Waldeins, denn eine reizendere Frau, wie dieſe Hegebach, hätte ſich der Rudolph wirklich nicht ausſuchen können; — er war ja auch wie ausgewechſelt, in Thun und Treiben, innerer Anſchauung und äußerem Gebaren gar nicht mehr wiederzuerkennen. Hätte es wohl früher in ſeiner Art gelegen, ſich zu ſeiten ſeiner Braut zum Mittelpunkte der Geſellſchaft zu machen? Sogar, wie es nach Aufhebung der Tafel ſich abſichtslos geſtaltete, gewiſſermaßen tableau zu bilden?

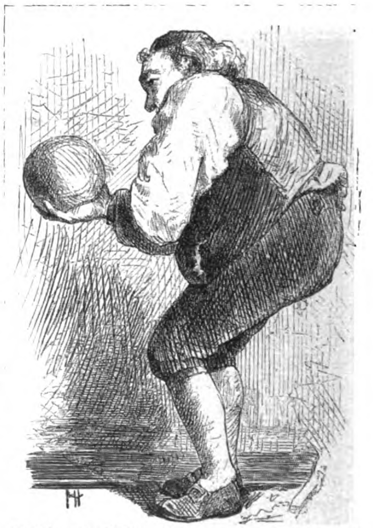
Jedenfalls war es eine reizende Familiengruppe dort in der Ecke des Saales, aus der ſich, in eine Causeuſe geſchmiegt, als Mittelpunkt die Lichtgeſtalt der ſchönen Frau von dem Hintergrunde blühender Pflanzen wirkungsvoll abhob. Das Kleid von blauer, gewäſſerter Seide, an ſeinem Ausſchnitt von duftigen Spitzen umrahmt, ließ das Marmorweiß der ſchönen Schultern frei, über dem goldblonden Haar ſchwebte ein reizendes Durcheinander von Theeroſen und Spitzen. Die roten, friſchen Lippen, deren Inkarnat dem bleichen, vergeiſtigten Geſichtchen ein eigenartiges Gepräge gab, teilte ein frohes Lächeln, und der Kinderblick hing an dem Antlitz des ſtattlichen Mannes an ihrer Seite, deſſen Erſcheinung die Verkörperung echter Männlichkeit und Würde zeigte! Ihr zur Rechten, auf die Lehne des Sofas leicht geſtützt, die ſchlanke, elaſtiſche Geſtalt des Sohnes in aller Jugendſchöne —

„Geradezu ein reizender Bengel,“ flüſterten die Tanten, alte wie junge. „Durchaus angethan, die Köpfe zu verdrehen,“ beſtätigten ebenfalls flüſternd die wohlwollenden Nachbarinnen, und niemand dachte daran, daß eine vierte Perſon doch naturgemäß in den Rahmen des Bildes mit hinein gehörte.

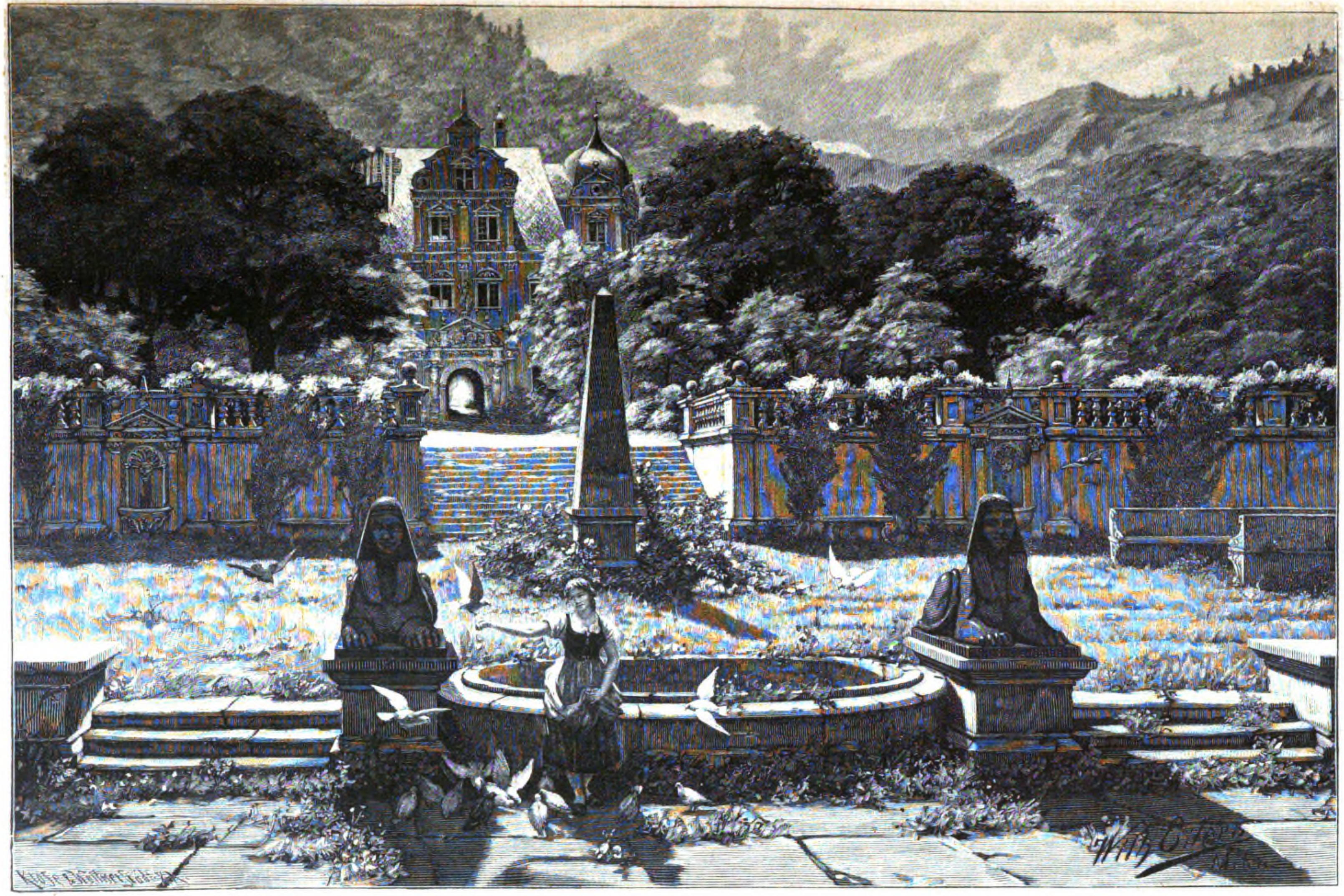
Ja — doch; keine andere als Frau Eleonore war es, die den Blick ſuchend im Saale umherſchweifen ließ: „wo iſt denn unſere Jutta, beſter Rettlingen?“

„Richtig! Jutta!“

Der Oberſt ſtand ſofort auf, um nach einer kleinen Zeit mit dem Kinde an der Hand zurückzukommen, wobei jedoch eine kleine Falte zwiſchen den Augen zeigte, daß die Herbeiſchaffung des Mädchens nicht ohne ein gewiſſes militäriſches „Marſch“ von ſtatten gegangen war. Das Kind ließ ſich eben heranziehen, wie ſolches der ſtraff



Auf der Kegelbahn. Skizze von Fr. Hiddemann.
„Er holt ſich die Neun ganz ſicher.“



Im Schloßhof. Nach dem Gemälde von W. Eilers.

ausgeſtreckte Arm, der abgewandte Körper und der trotzige Geſichtsausdruck unſchwer bekundeten.

In gewinnender Freundlichkeit ſtreckte Frau Eleonore der Kleinen die Hand entgegen, bemüht, ſie an ihre Seite zu ziehen. Sei es nun aber, daß das wohlgeölte Köpfchen mit den drallen Zöpfen, wie die ſteife widerſtrebende Haltung des Kindes unliebſam gegen Frau Eleonorens ſchmiegſame Eleganz abſtachen; ſei es, daß das von der Mine raſchelnd geſtärkte Kleid ſich dem umſchlingenden Arm entzog — die Harmonie des Bildes war geſtört, und „das muß anders werden,“ ſprach, verdrießlich den Schnurrbart drehend, der Oberſt.

Da jedoch der Fähnrich mit ſeinem berückenden Lächeln eine mildere Auffaſſung für die Sachlage zu haben ſchien, beugte er ſich freundlich zu ſeiner Mutter herab, in ihr kleines, roſiges Ohr flüſternd, wie Mutter und Sohn ſo gern miteinander zu flüſtern pflegten: „Bitte, Mama, gib mir das raſchelnde Klapperſchlänglein. Abgeſehen davon, daß es dir durchaus nicht gut ſteht, fällt ſeine Gegenwart auf die Nerven.“ Damit faßte er freundlich Juttas Hand, und, hier ein Bild betrachtend, dort an einer Blume riechend, führte er die Kleine unter elegantem Anſchlagen der Sporen wieder zur Thüre hinaus.

Nachdem die Gäſte fort waren, und ein kleines, aber immer mit Grazie verbundenes Gähnen Frau Eleonorens Müdigkeit bekundet, gab der Oberſt mit einer Rückſicht und Umſtändlichkeit, deren das ſanfte Minchen ſich nie zu erfreuen gehabt, ſeiner Braut das Geleite bis zu ihrem Zimmer.

Wie von einer ſchweren Laſt befreit, war dieſe dann, in einen weichen, weiten Schlafrock gehüllt, in die Ecke des hartlehnigen Sofas geſunken, deſſen blaukarrierter Leinenbezug dereinſt als blühender Flachs auf Rotenſteiner Auen gewogt, dann dort „geſponnen“, „geſorben“, „geworken“ und ſchließlich vom Roſekatzky aufgenagelt worden war.

Müde und ein wenig erſchlafft in den Zügen ſtützte Frau Eleonore das Haupt auf den weißen Arm. Sie ſchaute gedankenvoll auf einen geſchloſſenen Brief vor ihr auf der Tiſchplatte: rauhes Papier, klar ausgeprägtes rundes Siegel und feſte Handſchrift. Kouverts und deren Leimverſchluß noch in der Zeiten Schoße ruhend.

Die Hand ſtreckte ſich läſſig nach dem Briefe aus. Er wurde eingehend betrachtet und nach kurzem Zögern wieder hingelegt.

Da hallte von dem weiten Hausflur her ein elaſtiſcher, federnder Tritt. Die Thür that ſich ein wenig auf, und „biſt du noch zu ſprechen, Mama?“ klang es in herzerfreuendem Tone ins Zimmer.

„Natürlich, Edmund, komm nur herein, mein Sonnenſtrahl.“

In zwei Sätzen war Edmund an ihrer Seite: „Gott ſei Dank, die Sonne und ihr Strahl ſind allein und können ſich nach Bedürfnis ein wenig ‚räkeln‘. Natürlich plappern wir noch eine Weile. Ich darf doch rauchen, Mama?“

„O, Edmund, alle meine Kleider riechen morgen ſo odiös nach Cigarren.“

„Lüften ſich in reiner Landluft alle wieder aus; ohne Tabak hört jegliche Gemütlichkeit für mich auf, und unſer zukünftiger Alter raucht wenigſtens keine üble Sorte. Im übrigen: Herr Gott, was war das für eine reſpektable Geſellſchaft, die heute beiſammen war! Das reine Altertumsmuſeum! Nach oberflächlicher Schätzung ſaßen etwa dreizehn Jahrhunderte um den Tiſch herum. Was iſt denn das für'n Wiſch?“

„Ein Brief von Horſt.“

Der Ausdruck, der das hübſche Geſicht des Fähnrichs überflog, war ein unſchöner. Seine Stirn zog ſich in Falten: „ſo, ſo; der Herr ſpielt ſich augenſcheinlich auf ein Mitglied der heiligen Feme, die ihre Opfer bis in die entlegenſten Landgüter zu ſuchen weiß, auf. Was wünſchen der Herr Groß-Inquiſitor denn nun? Trauſt du dich nicht zu leſen, Mama?“

„Nein; lies du, Edmund.“

Edmund erbrach den Brief. „Na, die Einleitung wollen wir übergehen: Hoffnung für gute Ankunft u. ſ. w. Natürlich die alte Geſchichte, Mama, du ſollſt beichten, ich ſoll beichten; und zwar, wie er es durch allerlei ſchlagende Gründe bekräftigt, ſo bald wie möglich.“

Frau Eleonorens Augen ſchwammen in Thränen. „Nicht wahr, rückſichtslos wie immer, hart im Wort, hart im Verlangen?“

Edmund rückte ungeduldig hin und her. „Bitte, Mama, gib, wenn wir unter uns ſind, das Weinen lieber auf. Abgeſehen davon, daß es den klaren Gedankengang unterbricht, macht es auf den Groß-Inquiſitor vielleicht einen kleinen — auf deinen Oberſt hoffentlich einen großen — auf Leute meines Schlages aber gar keinen Eindruck mehr.“

Wenn auch Frau Eleonore ſich auf die Kunſt, die Augen ebenſo ſchnell in Thränen ſchwimmen, wie ſie wieder trocken werden zu laſſen, verſtand, ſo war doch die Angſt, mit der ſie auf den Brief ſah, den Edmund wieder zur Hand genommen, unverſtellt. „So lies doch, Edmund.“

„Gleich, Mama. Ich will dir die ſtereotypen Redensarten, in denen Horſt kundthut, daß ein Mann von ſo lauterem Charakter wie der Oberſt nur unter Vorausſetzung gleicher Lauterkeit deiner Empfindungen, den Bund fürs Leben zu ſchließen gedächte, erſparen. Derlei achtungswerte Gefühlsſachen aus Horſts Munde ſind dir, Mama, ebenſowenig neu wie mir. Er meint nun aber, daß im Familienbeſchluß der Hochzeitstag jetzt feſtgeſetzt werden würde, und da müſſe, alle Rückſichten beiſeite, die Sache vorher, zwiſchen dir und dem Oberſten ins Reine gebracht werden. Wieviel kommt denn ungefähr auf dein Teil, Mama, mit all den Putz- und Schneiderrechnungen bei den vertrackten Schulden? Hab' derlei Lümpchen, wie Hauben und Bänder immer, als Staffage angeſehen, die der weiblichen Erſcheinung gewiſſermaßen von ſelbſt anfliegt. Wollen wir, da die Sache ja doch geſchehen muß, das Sündenregiſter einmal aufnehmen? Erſt das meine, dann das deine? So einen ungefähren Überſchlag wirſt du doch wohl haben.“

Mutter und Sohn begannen zu rechnen, und da Edmund endlich den Bleiſtift niederlegte, klang ſeine Stimme ungewöhnlich rauh: „Horſt meint, daß, abgeſehen von dem Ehrenpunkt, der Oberſt Zeit haben müſſe, die Angelegenheit zu ordnen, inſofern es ihm fraglich ſcheint, daß ſoviel Bargeld vorhanden ſein dürfte. Ich glaube, er hat recht, Mama.“

„Natürlich hat er recht, Horſt hat immer recht,“ klagte Frau Eleonore weinerlich; „ich hab's von deinem Vater, der ja geradezu vernarrt in den Menſchen war, oft genug gehört.“

Edmund blies den Rauch der Cigarre in dichten Wolken rückſichtslos ins Zimmer. „Und dabei iſt es mir immer noch nicht klar, worin eigentlich ſein Einfluß auf unſere Familie wurzelt?“

„Es iſt das einfach die Geſchichte von den Schafen und dem treuen Hunde; — furchtbar achtungswertes Tier, ſolch ein bewachender Hund, aber in ſeinem geiſtigen Übergewicht mir armen Schafe eine permanente Qual.“

„Ich dächte doch, es läge in der Stellung des Hundes, daß man ihn einfach fortſchickt, wenn er mit ſeiner Treue läſtig wird. Warum thun wir ſolches nicht, Mama?“

„Ich hab's gethan, und“ — die Stimme wurde ſehr leiſe — „um deinetwillen habe ich ihn wieder zurückrufen müſſen, Edmund. Du weißt — damals.“

„Ja, ja, er hat ſich's einen Teil ſeines Vermögens koſten laſſen, um mich über Waſſer zu halten, obſchon die Pedanterie mit dem ‚Buchen‘ und ‚Quittieren‘ und all dem geſchäftlichen Hokus-Pokus dabei höchſt abſchwächend auf das verwandtſchaftliche ‚unter die Arme greifen‘ wirkte. Immerhin aber will ich zugeſtehen, daß er es ſo ganz leicht mit uns zwei Schafen nicht hat! Laß uns nun zur Ruhe gehen, Mama; ‚guter Rat kommt über Nacht,‘ ſagt ein altes Sprichwort, und ‚der liebe Gott verläßt kein ausrangiertes Dragonerpferd‘ tröſtet ein anderes. Natürlich sans comparaison geſprochen, aber trotzdem voll Reue, daß mir das ungalante

Wort entfuhr. Sage es doch, daß ich nicht ungalant bin, liebe Alte; nenne mich leichtſinnig — egoiſtiſch — aber ungalant nicht! Daß ich dein Goldjung' bleibe, will ich auch noch hören.“

Edmund küßte ſeine Mutter herzhaft und wandte ſich zur Thüre: „Noch eins, Mama, das Göhr, die Jutta, werden wir doch in unſere künftige Ehe nicht mit hinein nehmen?“

„Natürlich werden wir das, denn ganz abgeſehen davon, daß ſich Rudolph das Kind wünſcht, kann eine Hilfe im Hauſe ſehr nützlich werden.“

„Geſtatte mir über dieſen Punkt die Bemerkung, Mama, daß das Kind uns auf der einen Seite nützlich, auf der anderen jedoch im höchſten Grade unbequem werden kann!“

„Ich verſtehe dich nicht. Ein anſcheinend ſo ſtilles, beſcheidenes Kind?“

„O, ich habe mich, ſchlau wie ich bin, mit dem Studium dieſes Kindes eingehend beſchäftigt! Das Reſultat iſt die Beobachtung, daß die Kleine durchaus die Perſönlichkeit iſt, dir, wie wir nun einmal ſind, liebe Alte, das Leben zu verleiden à la Horſt. Um dir gleich ein Beiſpiel anzuführen, liegt ſie mir jetzt permanent in den Ohren, daß ich die Lappalie mit dem lahmgerittenen Schimmel vor meiner Abfahrt der alten Gnädigen beichten ſoll, damit die Geſchichte nicht auf dem Reitknecht ſitzen bleibt. Werde mich hüten, inſofern die Geſtrenge im ſtande iſt, mir bei nächſter Anweſenheit hier das Reiten ganz zu unterſagen; habe dem Reitknecht fünf Silbergroſchen in die Hand gedrückt, und der läßt ſich noch mit ‚Kußhand‘ von dem Amtmann ohrfeigen! Außerdem hängt das Kind ſo feſt an der Scholle hier, daß es ſich in unſerem Hauſe höchſt unglücklich fühlen würde. Unglückliche Geſichter aber ſind der reine Tod für mich.“

„Ich weiß nicht, wie du alles ergründet haſt, Edmund? In meinem Geſichtskreis hat das Kind gar keine Rolle geſpielt.“

„Dein Forum war eben die Bezauberung des Veteranentums, liebliche Alte! Mich aber hat die Kleine erbarmungslos durch die ganze Wirtſchaft geſchleift. Feuer und Flamme iſt ſie, wenn es gilt, die Vorzüge des neuen Rotſchimmels ins rechte Licht zu ſetzen. ‚Nachtwächters Spitz‘ und ‚Stritzels Huhn‘ ſind ihr geradezu ‚Perſönlichkeiten,‘ und wirklich lachhaft hat ſie ſich mit allen Intereſſen der Gutsinſaſſen verwebt. Sie kennt jegliches Kind von Anſehen und Charakter, ſie iſt ganz genau orientiert, wo es den älteren Herrſchaften überall ‚reißt.‘ Da nun Rotenſtein für ſie das Eldorado iſt, ſo laſſen wir doch das Bärlein in dem Urwalde, darinnen es ihm wohl iſt, und locken es nicht dahin, wo es nur Unfug machen würde. Beſagtes Bärlein könnte ſich ſolchen Kleinigkeiten, wie Abweiſung von Leuten mit Rechnungen gegenüber, ſofort auf die Hinterfüße ſtellen; nebenbei noch alle möglichen Neuerungen aufs Tapet bringen, daß die Dienſtboten Ruhe und zeitgemäßes Eſſen zu verlangen hätten wie anderes, das in unſerem genialen Haushalt zum permanenten Ärgernis werden könnte! Kurz und gut, Mama, wir hätten als Zugabe zu einem gelegentlichen Aufpaſſer in Geſtalt unſeres unvermeidlichen Horſt dann noch einen ſtändigen durch den unſer ‚neuer Alter‘ wahrſcheinlich demnächſt in Dinge eingeweiht werden würde, die dem Alten nicht zu wiſſen not thun. Ich hoffe, du überlegſt dir die Sache, Mama.“

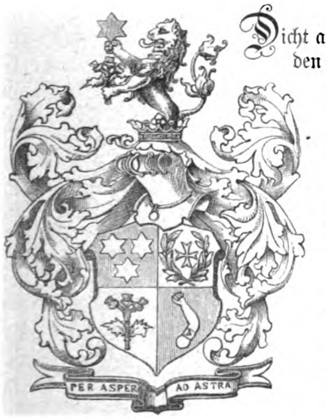
Frau von Hegebach war niemals eine Verehrerin der goldenen Morgenſtunde, die das „Früh-Aufſtehen“ zur Tugend ſtempelt, geweſen. Sie behauptete, daß darin nur das Proletariat und, im Gegenſatz dazu, ein paar Monarchen von großem Geiſte und unfreundlicher Geſinnung (Friedrich d. Gr., Eliſabeth von England) excellierten. So ſaßen denn Frau von Rettlingen und ihr Sohn ſchon beim zweiten Frühſtück beiſammen, ehe denn Frau Eleonore noch zum erſten Frühſtück erſchienen war.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Tag im Hauſe Friedrichs von Esmarch.

Zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage.

(Abdruck verboten.)



Dicht am ſchönen Innenhafen, nahe den ſchattigen Laubgängen der Düſternbrooker Allee, erhebt ſich der ſtolze Bau der Kieler Univerſität, und unmittelbar ſchließen ſich an ihn die großen, vierzehn Einzelgebäude umfaſſenden akademiſchen Heilanſtalten an. — Hier liegt auch, inmitten eines hübſchen Gartens, die von dem Geheimrat Profeſſor Friedrich von Esmarch, dem berühmten Chirurgen, bewohnte Villa grade gegenüber der von ihm ſeit faſt vierzig Jahren geleiteten Klinik, in der während dieſer langen Zeit Zehntauſende von Leidenden Geneſung fanden.

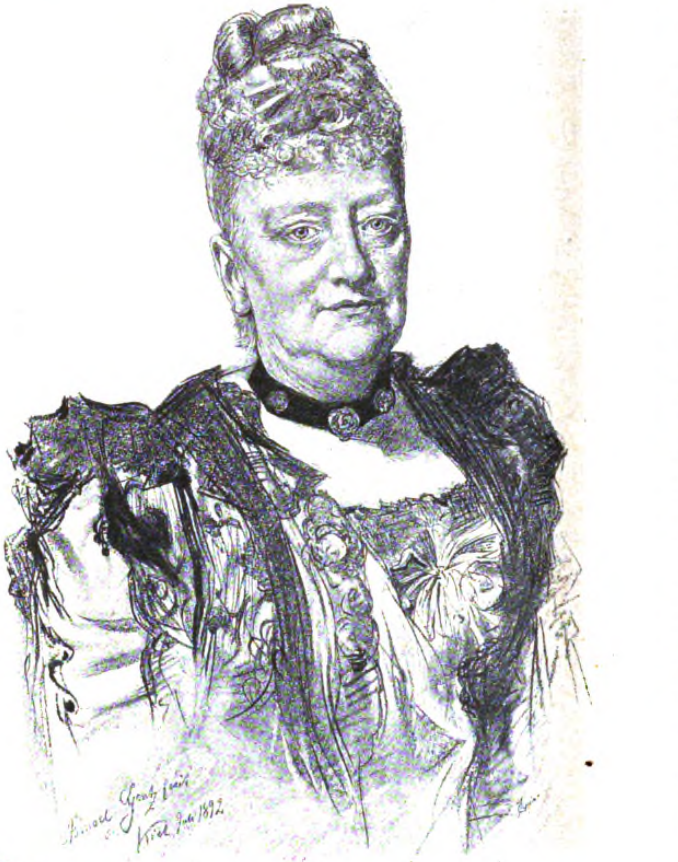
Das Erdgeſchoß der Villa birgt linker Hand die privaten Arbeitszimmer des großen Arztes, zwei größere und einen kleineren Raum, in ihrer ganzen Ausſtattung und Einrichtung das Gelehrtenheim verratend. An den Wänden hohe Schränke, die in zahlloſen Fächern und Kaſten wohlgeordnet ein gewaltiges wiſſenſchaftliches Material enthalten; auf den Tiſchen Stöße von Büchern, Broſchüren, Zeitſchriften in allen Kulturſprachen. Die Zimmer unterſcheiden ſich aber doch auch wieder weſentlich von dem, was man ſich gemeinhin unter einem deutſchen Gelehrtenheim vorſtellt. Zahlreiche prächtige Jagdtrophäen an den Wänden weiſen auf die ausgeſprochene Vorliebe Esmarchs für den Sport, für alle Leibesübungen hin, und zumal in dem dritten der Zimmer, dem eigentlichen Arbeitsraum, trägt die Einrichtung den Stempel gediegenen Komforts und vornehmer Behaglichkeit.

Hier ſaßen der Geheimrat und ich bei einer vortrefflichen Cigarre und plauderten über vergangene Tage. Esmarch, der ſonſt ziemlich leiſe und gern in abgebrochenen Sätzen ſpricht, wird ein anderer, wenn er in den Schatz ſeiner reichen perſönlichen Erinnerungen hineingreift. Das edel geſchnittene, von einem ſchönen weißen Vollbart umwallte Geſicht, ſtrahlt dann von geiſtigem Leben, und die Worte fließen dem alten Herrn, deſſen Friſche und Beweglichkeit — Beweglichkeit im geiſtigen und körperlichen Sinne — den Siebzigjährigen bedeutend jünger erſcheinen laſſen, leicht von den Lippen. Er iſt ein vortrefflicher Erzähler, ein liebenswürdiger vor allem, der auch, wo es ſich um perſönliche Erinnerungen handelt, das eigene Ich gern immer wieder in den Hintergrund ſchiebt und gemahnt ſein will, wenn er von ſeinen eigenen großen Verdienſten ſprechen ſoll.

„Von meiner Jugend wollen Sie hören? Gut — ich will verſuchen, Ihnen in kurzen Umriſſen meinen Werdegang zu ſchildern. Im Kirchſpiel Satrup, nördlich von Schleswig, liegt das kleine Dorf Esmark, der Stammort meiner Familie, die dort ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert nachweisbar angeſeſſen war. Schon frühzeitig gingen einzelne Mitglieder der Familie in den geiſtlichen und ärztlichen Stand über — auch mein Vater war Arzt und ein für ſeine Zeit in den Herzogtümern hochangeſehener Chirurg. Ich bin zu Tönning, wo er Phyſikus war, am 9. Januar 1823 geboren. Die Vorliebe für den Beruf meines Vaters entwickelte ſich ſehr früh bei mir: ich erinnere mich, daß ich bereits in Rendsburg, wohin mein Vater 1830 überſiedelte, als neunjähriger Gymnaſiaſt eifrig meine kindlichen Beobachtungen an eingefangenen Fröſchen machte, gern ſkelettierte und die Froſchſkelette ſorgſam ſtudierte. Was ein Häkchen werden will, muß ſich eben beizeiten krümmen. Im Jahre 1843 ging ich nach Kiel an die Univerſität und hatte das Glück, in Langenbeck einen unvergleichlichen Lehrer, der mir ſpäter auch ein lieber un-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

vergeßlicher Freund werden ſollte, zu finden. Ich erinnere mich noch deutlich, wie er uns in die damals in der Kindheit liegende Kunſt des Mikroſkopierens einführte, und daß ich ihm durch das Intereſſe, welches ich dabei wohl zeigte, zuerſt auffiel; 1846, als ich nach einem in Göttingen verbrachten Jahre wieder nach Kiel zurückkehrte, machte er mich bereits zu ſeinem Aſſiſtenten. Im nächſten Jahre beſtand ich mein Staatsexamen — dann brach das Sturmjahr 1848 herein und zog auch mich in ſeine Kreiſe. Es war doch eine ſchöne, eine große Zeit für uns ſchwergeprüfte Schleswig-Holſteiner!“ fuhr Esmarch lebhaft fort. „Groß trotz der kindlichen Naivität, mit der wir unſere Begeiſterung in Thaten umzuſetzen verſuchten. Seit dem berüchtigten ‚offenen Brief‘ König Chriſtians VIII vom 8. Juli 1847 gärte es; die Drohung, Schleswig und Holſtein eng an Dänemark angliedern zu wollen, erregte alle Gemüter aufs höchſte, das meinige natürlich auch. Ich gründete damals in Kiel einen Turnverein, dem ſich Männer aus allen Ständen anſchloſſen, alle durch den gemeinſamen Gedanken ‚los von Dänemark‘ verbunden und durch das, uns allein echt deutſch klingende ‚Du‘ verbrüdert. Wir übten uns bereits heimlich in den Waffen. Als dann am 23. März die Kunde von der in Kopenhagen ausgebrochenen Revolution eintraf, als in der Nacht vom 23. zum 24. März plötzlich die Glocken von allen Türmen läuteten, als die proviſoriſche Regierung hervortrat, zogen wir alle, Turnerkorps und Studenten, jubelnd auf den Markt, und bald fraterniſierten die Lauenburger Jäger, welche die einzige Beſatzung Kiels bildeten, mit uns. Mit der harmloſen Siegesgewißheit der begeiſterten Jugend ging es dann am nächſten Morgen nach Rendsburg, ging es, nachdem wir hier neue Gewehre empfangen, gen Norden den Dänen entgegen. Ein Schriftſetzer aus Breslau, Robert Henne, wurde, weil er der einzige war, der gedient hatte, Hauptmann, ein Student Limprecht und ich Leutnants — ich zugleich ſelbſtverſtändlich Arzt. In Flensburg machten wir die erſten Schießverſuche, die mir einige Patienten — an blauen Backen und zerſchundenen Achſeln nämlich — verſchafften; wer ſchon früher einmal eine Büchſe gehandhabt hatte, wurde ‚Scharfſchütze‘.



Henriette Prinzeß von Schleswig-Holstein
Frau Geheime von Esmarch

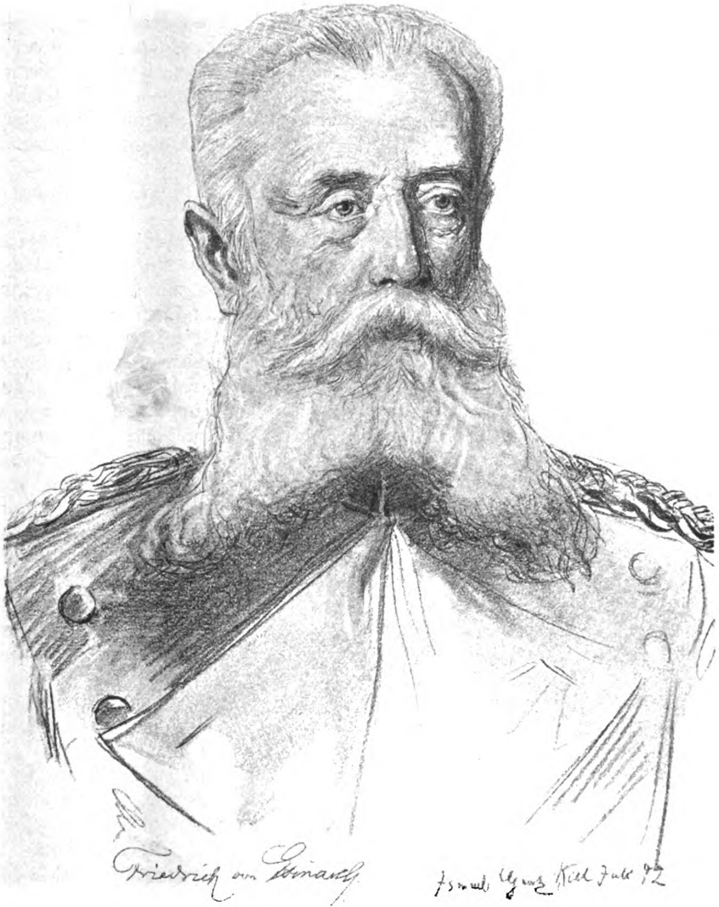
Gott ist stark auch in den
Schwachen wenn sie gläubig
ihm vertrauen
(Nach d. Schleswig-Holstein Lied)

Am 5. April erfolgte dann bei Bau, Sie wiſſen, an der Flensburger Föhrde, der bekannte däniſche Überfall auf unſer Korps. Es war an einem Sonntag — daß die Dänen aber an einem Sonntag etwas gegen uns unternehmen könnten, erſchien uns ganz unwahrſcheinlich. Ich war arglos mit Urlaub zu meinem Vater nach der Stadt hineingegangen und ſaß grade bei einem Dutzend Auſtern, als ich gegen 12 Uhr Schießen und Generalmarſch hörte. In voller Haſt ſtürzte ich nach dem Lazarett, forderte hier noch einige Kameraden zum Mitgehen auf und ſtürmte dann längs der Chauſſee unſerer Stellung zu, weil ich zu ſpät zu kommen fürchtete, da die däniſchen Kriegsſchiffe ſchon in den Hafen dampften. Das Kieler Studenten- und Turnerkorps wurde nach tapferer Gegenwehr von der däniſchen Übermacht umzingelt — ich ſelbſt, als ich kaum einen Verbandsplatz etabliert hatte, mitten in meiner Thätigkeit gefangen genommen.“

Der Geheimrat erzählte dann weiter, wie er ſchließlich mit den übrigen gefangenen Turnern und Studenten lange Wochen auf der „Dronning Maria,“ einem abgetakelten Linienſchiff, auf der Rhede von Kopenhagen gefangen gehalten worden ſei, bis er ausgewechſelt wurde.

„Ich ging nun zunächſt nach Kiel zurück und erledigte meinen Doktor — nebenbei bemerkt,“ Esmarch lachte fröhlich, „meine Diſſertation habe ich in ſchauderhaftem Küchenlatein geſchrieben, weil meine Bitte, dieſelbe in deutſcher Sprache abfaſſen zu dürfen, von der Fakultät zurückgewieſen wurde, und ich mich mit der Niederſchrift überhaſtete. Als dann mein verehrter Lehrer Langenbeck Ende Dezember nach Berlin berufen wurde, und der Vater meiner ſpäteren erſten Frau, der treffliche Stromeyer, an ſeine Stelle kam, wurde ich bei dieſem Aſſiſtent und nahm an ſeiner Seite an den Feldzügen der nächſten beiden Jahre teil, meine erſten Erfahrungen in der Kriegschirurgie ſammelnd, die ich dann in einer kleinen

Monographie zuſammenfaßte. — Nach dem unglücklichen Abſchluß des Feldzuges von 1850 habilitierte ich mich zuerſt als Privatdocent in Kiel, trat aber bald eine mehrjährige Studienreiſe an, die mich nach Prag, Wien, Brüſſel, Paris und London führte. Bald nach meiner Rückkehr ſchied der edel denkende Stromeyer von Kiel und folgte einem Rufe nach Hannover, in der ausgeſprochenen Abſicht, mir Platz zu machen. Das war aber ohne die Dänen gerechnet, die es mir nicht verzeihen konnten, daß ich für die Sache meines Vaterlandes gefochten. Ich bekam zwar die proviſoriſche Leitung der Klinik, aber Jahre hindurch keine Profeſſur. Ich ſei noch zu jung — hielt mir der däniſche Kultusminiſter entgegen — worauf ich nur erwidern konnte: daß ſei bekanntlich ein Fehler, der ſich mit jedem Jahre mehr verliere. Erſt 1857 wurde ich Profeſſor — in demſelben Jahre kam ich, beiläufig bemerkt, wieder einmal nach ‚Deutſchland' hinein, nach Bonn, wo damals der Naturforſcherverein tagte. Dort beſuchte ich mit meinem Schwiegervater Stromeyer auch den alten Arndt, und ich erinnere mich deutlich, wie der Greis von jugendlichem Feuer ergriffen wurde, als wir ihm von den Kämpfen und Leiden Schleswig-Holſteins erzählten, aber auch, wie er mit faſt prophetiſchen Worten von den einſtigen Folgen der Erhebung der Herzogtümer ſprach.“



Nur nicht schaden!

Ich warf eine Frage nach den wiſſenſchaftlichen Arbeiten Esmarchs in jener Zeit ein. „Es waren Jahre ruhiger, ſtiller Thätigkeit, aber auch ſtetigen Fortſchritts. Damals begann die Chirurgie ſich ja bereits mächtig zu entwickeln. „Wenn ich an die Tage meiner erſten Studienzeit zurückdenke, in denen die Operationsſäle von dem Schmerzgeſtöhn der Armen erfüllt waren, dann erinnere ich mich ſtets mit inniger Freude und Dankbarkeit der Einführung des Äthers und dann des Chloroforms, das uns Ende der vierziger Jahre von Simpſon in Edinburgh überkam; daneben fing man damals an, den früher arg mangelhaften hygieiniſchen Verhältniſſen in den Kliniken Aufmerkſamkeit zuzuwenden — die einfache Reinlichkeit, die Vorläuferin unſeres heutigen aſeptiſchen Verfahrens, hielt ihren Einzug in den Operationsſaal. Wenn Sie aber durchaus etwas über mich ſelbſt hören wollen, ſo möchte ich nur erwähnen, daß ich mich damals lebhaft damit beſchäftigte, meine Erfahrungen einem breiteren Kreiſe, als meinen unmittelbaren Schülern und den wiſſenſchaftlich gebildeten Kollegen zugänglich zu machen — in jenen Jahren erſchienen meine kleinen Schriften über „den Luftwechſel in menſchlichen Wohnungen“ und meine „Ratſchläge für die Eltern ſkrophulöſer Kinder,“ die, wie ich hoffe, manches Gute gewirkt haben.

Das Jahr 1864 fand mich wieder in der vaterländiſchen Bewegung. Als der Herzog Friedrich — der Bruder meiner zweiten Frau — nach Kiel kam, betraute er mich mit der Organiſation des Sanitätsweſens der zu bildenden ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Es kam ja freilich nicht zu deren Organiſation, aber ich fand dafür als konſultierender Chirurg im Lauf des Winterfeldzugs eine reiche Thätigkeit. Daß ich als ſolcher dann auch 1866 und 1870/71 — in den letzten Jahren leider durch eine ſchwere Erkrankung, die ich mir am Operationstiſch zugezogen hatte, verhindert ins Feld zu gehen — wirkte, wird Ihnen bekannt ſein.“

„Aus jener Zeit ſtammen Ihre Schriften über das Kriegsſanitätsweſen, wenn ich nicht irre?“

„Jawohl — und zwar lag mir beſonders am Herzen, die Erfahrungen, welche die Amerikaner in dem Kriege zwiſchen den Nord- und Südſtaaten geſammelt, für uns zu verwerten. Ich wies zumal auf das Wünſchenswerte der Einführung des Barackenſyſtems anſtatt der geſchloſſenen Hoſpitäler, in denen die ſchrecklichen Wundkrankheiten unzählige Opfer forderten, und auf die Zweckmäßigkeit des amerikaniſchen Eiſenbahn-Transportweſens, der Sanitätszüge, hin, und hatte die Freude, mit meinen Ideen trotz manchen Widerſtandes auch durchzudringen. Dabei muß ich aber ganz beſonders auf die thatkräftige Unterſtützung durch die Kaiſerin Auguſta hinweiſen, deren ſegensreiches Wirken noch lange nicht genug anerkannt worden iſt. Die Kaiſerin war wirklich eine außerordentliche Frau! Wie oft habe ich nicht ſtaunend den klaren Reſummees gelauſcht, in denen ſie am Schluß unſerer langen Sitzungen die Folgerungen aus den Verhandlungen zog, immer auf der Seite des rationellen Fortſchreitens ſtehend, immer mit ganzer Energie ein großes Ziel im Auge. — Als das Reſultat meiner eigenen und der Erfahrungen meiner Kollegen ans jener Zeit darf ich vielleicht hier mein „Handbuch der kriegschirurgiſchen Technik“ erwähnen. Das Werk hat mir viele Freude gemacht; wie Sie wohl wiſſen werden, erhielt ich den von der Kaiſerin ausgeſetzten Preis, und ich ſah

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

das Buch einen Rundgang durch die halbe Welt antreten." — „Unmittelbar nach dem Feldzug von 1870/71 begannen auch Sie, Herr Geheimrat, in Ihrer Klinik mit der Einführung der Antiſeptik?"

„Ich reiſte damals nach England und Schottland, um Liſters große Erfindung an Ort und Stelle zu ſtudieren, und wurde nach meiner Rückkehr ein begeiſterter Anhänger des Verfahrens, das uns eigentlich erſt die neueſte große Epoche der Chirurgie erſchloß. In meiner Klinik wurde die Liſterſche Methode der Wundbehandlung im weiteſten Umfang angewandt und, ich darf wohl ſagen, auch weiter ausgebildet. Es wird Ihnen bekannt ſein, daß ſie jetzt in gewiſſem Sinne wieder überflügelt iſt: wir ſchränken heute die unmittelbare Behandlung der Wunden mit den immerhin giftigen, antiſeptiſchen Stoffen, mit Karbol und Sublimat zum Beiſpiel, nach Möglichkeit ein, indem wir an Stelle der Antiſeptik die Aſeptik, das Fernhalten der ſchädlichen Eitererreger von den Wunden während des chirurgiſchen Eingriffs, ſetzen — es iſt das im Grunde genommen nur die weiteſte Ausbildung meines ſtets betonten Prinzips von der Notwendigkeit der größten Reinlichkeit in der Chirurgie."

„Und nun, Herr Geheimrat, ſchenken Sie mir endlich einige Worte über Ihre eigene Methode der blutloſen Operation, die ja, ſoviel ich weiß, heute in der ganzen Welt nur unter Ihrem Namen Anwendung findet."

„Ich werde Ihnen nicht viel Neues darüber ſagen können," entgegnete Esmarch. „Sehen Sie, mich jammerte des vielen Blutes, das bei unſeren Eingriffen in den menſchlichen Körper vergoſſen werden mußte. Mein Wahlſpruch war ja ſtets „Nicht ſchaden!" — Der große Blutverluſt bei vielen unſerer Operationen ſtand mit dieſem Wort aber in direktem Widerſpruch. Nun haben wohl ſchon vor mir andere hier und dort bei Amputationen eines Gliedes in demſelben eine künſtliche Blutleere durch Umwickelung mit Binden oder dadurch, daß das Glied hochgehalten wurde, erzielt. Das habe ich auch ſchon ſeit 1854 gethan — erſt im Jahre 1873 aber kam mir der eigentlich ſehr nahe liegende, glückliche Gedanke, das Verfahren weiter auszubilden und bei allen Operationen an den Extremitäten anzuwenden. Ich ſchnürte mit einer elaſtiſchen Binde alſo etwa das Bein von den Zehen herauf ein, trieb dadurch das Blut aus demſelben heraus und ſperrte ſeinen Zufluß durch eine Umwickelung des Gliedes mit einem Gummiſchlauch oberhalb der Operationsſtelle ab. Der Erfolg iſt dann der, daß ich das Bein während der ganzen Operation völlig blutleer habe, nicht nur durch das zuſtrömende Blut nicht behindert bin, ſondern auch dem Patienten den koſtbaren Lebensſtoff erhalte. — Ja, wie das ſo geht," der Geheimrat lächelte, „als ich im April 1873 auf dem Chirurgen-Kongreß die Sache kurz vorbrachte, achtete niemand ſonderlich darauf, wie mein Schwiegervater Stromeyer behauptete, weil das Mittageſſen unmittelbar bevorſtand. Im Jahre darauf war die Methode bereits in faſt allen Kliniken Europas gebräuchlich."

Soweit waren wir mit unſerer Unterhaltung gekommen, als ſich die Thür des Arbeitszimmers öffnete, und die Gemahlin des Geheimrats mit liebenswürdigem Gruß zu uns hereintrat.

Die Prinzeſſin Henriette von Schleswig-Holſtein iſt eine hohe, vornehme Erſcheinung. Das charakteriſtiſche Antlitz verrät ſtarke Willenskraft, die klaren Augen blicken ſcharf um ſich, der Ausdruck zeigt faſt ſtets eine lebhafte geiſtige Spannung, die im Geſpräch durch einen außerordentlich liebenswürdigen Zug um den Mund noch geſteigert erſcheint. Im Jahre 1870 war die erſte Gattin Esmarchs, mit der er in glücklichſter Ehe gelebt, einem langen, ſchweren Siechtum erlegen; zwei Jahre darauf reichte die Prinzeſſin dem Vereinſamten die Hand zum Bunde für das Leben. Wohl möglich, daß die Ehe der aus ſo ungleicher Lebensſtellung Hervorgegangenen anfangs eine recht verſchiedene Beurteilung erfuhr, war eine derartige Ehe doch mindeſtens in Deutſchland noch nicht vorgekommen. Aber wie Esmarch in ſeiner ruhigen Vornehmheit ſich nicht um äußere Bedenken kümmerte, wo es das Glück ſeines Lebens galt, ſo wußte vor allem die Prinzeſſin ſich mit feinem Gefühl, mit großem Takt und mit ſtetiger Energie im Hauſe ihres Gatten einzuleben. Nach meinem Empfinden hat ſie verſtanden, was vielleicht nur wenigen gelungen wäre: ſie iſt die Lebensgefährtin des ſchlichten deutſchen Gelehrten geworden und doch die Prinzeſſin von Schleswig-Holſtein geblieben. Und wohlverſtanden: keine Lebensgefährtin im äußeren Sinne, ſondern eine Frau, die voller Hingabe teil nimmt an dem Wirken und Schaffen ihres Mannes, an ſeinen Erfolgen, wie an den Sorgen, die ja keinem Arzte erſpart bleiben. Und wohlverſtanden andrerſeits: keine Prinzeſſin, die nur an dem Titel um des Titels halber feſthält, ſondern die ſich in ihrem ganzen Denken und Thun als die Fürſtentochter aus altem Königsgeſchlecht gibt. Nur ſo iſt es auch zu erklären, daß die Prinzeſſin ſich ihre innige Stellung zu allen ihren hohen Verwandten zu erhalten gewußt hat — ſie iſt bekanntlich die Tante unſerer Kaiſerin — und zugleich in der ganzen Kieler Geſellſchaft als die Gattin des allverehrten Geheimrats von Esmarch ſich ungezwungen bewegt.

Nach kurzem Plaudern meldete der Diener, daß angerichtet ſei.

Das im Erdgeſchoß ſich an die Arbeitsräume des Hausherrn anſchließende Eßzimmer iſt mit vielem Komfort, aber keineswegs etwa mit fürſtlichem Luxus eingerichtet. Wir waren im engſten Familienkreiſe. Außer der Prinzeſſin und dem Geheimrat die jugendliche, anmutige Tochter Esmarchs aus erſter Ehe, der achtzehnjährige Sohn aus zweiter Ehe, ein ſchlanker Jüngling mit feingeſchnittenem Geſicht, deſſen Hauslehrer und ich. Das Geſpräch während des ſchnell ſervierten Diners berührte die verſchiedenſten Dinge. Die Prinzeſſin ſprach von ihrer Jugendzeit, von Primkenau, der ſchleſiſchen Herrſchaft der Familie, von den Tagen von 1864 — dann wandte die Unterhaltung ſich der modernen Literatur, dem Berliner Theater zu, ich mußte einiges von meinen Eindrücken über das Gaſtſpiel der italieniſchen Tragödin Duſe berichten, das gerade in jenen Wochen Berlin in etwas ungerechtfertigte Aufregung verſetzte.

Der Kaffee wurde in den Zimmern des Oberſtockes genommen. Hier, vor dem lodernden Kaminfeuer, fand ich Gelegenheit, das Geſpräch wieder auf die Thätigkeit des Geheimrats zu bringen. Ich knüpfte an eine Bemerkung der Prinzeſſin über die von ihrem Gatten ins Leben gerufenen Samaritervereine an.

„Ich bin wegen der Anregung, die ich gab, viel und arg verleumdet worden, aber in meiner Überzeugung von der Richtigkeit meiner Beſtrebungen konnte mich das nicht irre machen," ſagte mir der Geheimrat. „Sehen Sie, die Sache entwickelte ſich ganz einfach ſo: als ich im Sommer 1881 zum internationalen mediziniſchen Kongreß in London war, ſah ich das ſegensreiche Wirken der von dem engliſchen Johanniterorden ins Leben gerufenen St. Johns ambulance association. Bei meiner Rückkehr hielt ich in Kiel einige Vorträge, die nichts bezweckten, als den Laien mit der richtigen erſten Hilfe bis zur Ankunft des Arztes vertraut zu machen. Die Vorträge fanden einen für unſere deutſchen Verhältniſſe ganz ungewöhnlichen, mich ſelbſt überraſchenden Anklang; ich wurde mit Bitten zur Gründung eines Vereins beſtürmt und rief dann ſchließlich auch den Samariterverein ins Leben. Nun brach der Sturm los und zwar von der Seite, von der aus ich ihn am wenigſten erwartet hätte, von ſeiten meiner Kollegen, beſonders meiner Berliner Kollegen. Sie verneinten die Bedürfnisfrage, ſie fürchteten vor allem, daß die Samariterthätigkeit die Kurpfuſcherei vermehren würde. Ganz unnötigerweiſe, wie ich von vornherein überzeugt war, und wie der Erfolg gezeigt hat. Vielleicht intereſſiert es Sie, daß es in Deutſchland thatſächlich auch nicht einen bedeutenderen Ort gibt, in dem nicht die von mir angeregten Samariterbeſtrebungen, mit oder ohne Anſchluß an den großen deutſchen Samariterverein, hervorgetreten ſind. Und ebenſo kräftig hat die Anregung im Auslande gewirkt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

— iſt mein kleiner Leitfaden für die erſte Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen doch nicht weniger als dreiundzwanzigmal in andere Sprachen überſetzt worden. Wenn ich alſo anfangs mancherlei Verdruß wegen meines guten Willens gehabt habe, jetzt kommt die Freude in reichem Maße nach.“

Die Prinzeſſin, welche dem Geſpräch mit regem Intereſſe gefolgt war, zeigte mir das Wappen Esmarchs, das er 1887 bei der Verleihung des erblichen Adels durch Kaiſer Wilhelm I erhielt, und erklärte mir deſſen eigenartig ſinnige Zuſammenſetzung; während nämlich die rechte Seite des Schildes von dem Wappen eingenommen wird, welches das früher ſchon in Dänemark geadelte Geſchlecht Esmarch bereits vorher führte, zeigt die linke Hälfte oben das Samariterkreuz im Lorbeerkranze und unten einen blutleeren Arm in Erinnerung an die berühmte Esmarchſche Methode der blutloſen Operation. Wahrlich, ein ſprechendes Wappen, das wohl einzig in ſeiner Art ſein dürfte!

Am nächſten Morgen hatte ich Gelegenheit, den großen Chirurgen im Operationsſaal zu bewundern. Auf Einzelheiten hier einzugehen, verbietet ſich von ſelbſt. Ich möchte nur die ſtaunenswerte Sicherheit, mit der Esmarch operiert, ſeine große Ruhe, ſeinen ſcharfen Blick betonen. Wie ein Mann in der Blüte der Jahre ſteht der Siebzigjährige am Operationstiſch, dem liebenswürdigen und doch energiſchen Greiſe aber — ein Greis den Jahren, aber nicht dem Anſehn und der geiſtigen Friſche nach — fliegen die Herzen, das Vertrauen der Kranken zu. Sie wiſſen, ſie ſind in bewährter Hand — in einer geſegneten Hand, die allein in der Klinik im Lauf der nun faſt vierzigjährigen Wirkſamkeit gegen 20 000 größere Operationen ausführte!

Als ich, nachdem die Operationen des Tages beendet waren, bei Esmarch im Zimmer die ausgezeichneten, hochintereſſanten Zeichnungen durchſah, die er von allen irgendwie intereſſanten Fällen anfertigen läßt, und die ein faſt unerſchöpfliches Material für eine Geſchichte der Chirurgie in der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts bilden, drängte ſich mir die Frage auf die Lippen: „Glauben Sie, Herr Geheimrat, daß die Chirurgie nach den ſtaunenswerten Erfolgen, die ihr die letzten Jahrzehnte gebracht haben, jetzt auf einem Höhepunkt angekommen iſt, von dem es wenigſtens vorläufig kein Fortſchreiten in dem bisher innegehaltenen Tempo geben wird?“

Der Geheimrat ſah ſinnend ins Weite. „Einen Stillſtand gibt es ja in der Wiſſenſchaft nicht,“ ſagte er dann. „Wenn ich aber an das denke, was wir in meiner Jugend für möglich hielten, und damit das vergleiche, was uns heute faſt mit unfehlbarer Sicherheit gelingt, dann erſcheint es mir beinahe undenkbar, daß meiner Wiſſenſchaft noch eine gleiche Epoche, wie die, welche ich mit Gottes Hilfe durchleben durfte, beſchieden ſein ſollte. Nur jemand, der wie ich ſeit einem halben Jahrhundert inmitten einer großen kliniſchen Thätigkeit geſtanden hat, kann eigentlich beurteilen, wie es damals war, und wie es jetzt iſt — ſcheue doch ſogar ich, der ich ſtets an der Spitze des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts mich befand, heute vielleicht vor manchem Eingriff in den leidenden Körper zurück, den ein Jüngerer ohne Zögern wagt, ſo gefährlich er ſein mag, und der ihm nicht ſelten auch gelingt. Wir Alten können zufrieden ſein mit dem, was in unſerer Zeit mit ehrlichem Streben und in ehrlicher Arbeit erreicht worden iſt.“

„Ein ehrliches Streben und eine ehrliche Arbeit, an der Sie, Herr Geheimrat, mitgethan haben als der vorderſten einer!“ ſchloß ich unſere Unterredung.

Auszeichnungen aller Art ſind dem menſchenfreundlichen Manne, dem großen Arzt, dem hervorragenden Lehrer in reichem Maße zu teil geworden und werden ſich vorausſichtlich auch wieder zu ſeinem ſiebzigjährigen Geburtstage einfinden — den ſchöneren und ſtolzeren Lohn für alle Arbeit und alle Hingabe, für eine Thätigkeit von fünfzig Jahren im Dienſt der leidenden Menſchheit muß ein Mann, wie Esmarch, in der eigenen Bruſt finden. Und ſo iſt es wohl auch — die Jahre, in denen ein lodernder Ehrgeiz die Bruſt des Strebenden und Forſchenden erfüllte, ſind vorüber, iſt dem Ehrgeiz ſelbſt doch reiche Erfüllung geworden; im ſtetigen, aber ruhigeren Schaffen, in der Erinnerung, dem köſtlichſten Schatz aller hohen Jahre, im ſtillen Glück des Hauſes ſucht und findet Esmarch heute ſeine Befriedigung. Alljährlich im Sommer, wenn die Hörſäle ſich ſchließen, holt er ſich, unermüdlich als Bergſteiger und als Jäger, in den bayriſchen Alpen als Gaſt ſeines Freundes und fürſtlichen Kollegen, des Herzogs Dr. Karl Theodor von Bayern, neue Lebenskraft, und kehrt voll Arbeitsluſt nach Kiel zurück. Nichts iſt bezeichnender für ſeine Lebhaftigkeit und Friſche, als das Wort, das dem Siebzigjährigen in der Unterhaltung mit mir gelegentlich entfiel: „Meine Lebenserinnerungen? Ja — ja! Jetzt hab' ich noch keine Zeit, mich an den Schreibtiſch zu ketten. Aber wenn ich noch ſo zehn Jahre praktiſch thätig geweſen bin, dann will ich mich 'mal an die Arbeit machen!“

Wolle Gott dem ausgezeichneten Manne wirklich ſolch ein glückliches, geſegnetes Alter ſchenken!

Hanns von Zobeltitz.

Ein Gottesurteil.

Aus den Erinnerungen eines Richters.

(Abdruck verboten.)

Die lange Schwurgerichtsperiode neigte ſich ihrem von den Richtern und mehr noch von den Geſchworenen herbeigeſehnten Ende entgegen. Als letzte „Sache“ ſtand nur noch eine Münzfälſchung aus, die — wie der Staatsanwalt bedenklich tags vorher äußerte — bei dem ſteten und nicht ungeſchickten Leugnen des Angeklagten möglicherweiſe mit einer Freiſprechung endigen würde. Am anderen Morgen, pünktlich neun Uhr, wurde der Angeklagte vorgeführt; ruhig betrat er die Anklagebank, muſterte mehr neugierigen als frechen Blickes die ihm ſcheinbar völlig neue Umgebung und erweckte ſo durch ſeine Unbefangenheit mehr Intereſſe, als ein gebrochener oder verbiſſener Verbrecher, deren die Geſchworenen gerade genug in den letzten Tagen hatten ſehen müſſen. Es war eine kräftige Erſcheinung mit treuherzigem, faſt gutmütigem Blick, ein Mann im Alter von etwa ſechzig Jahren, dem wohl niemand die Vorſtrafen, die ihm aus den Akten vorgehalten wurden, zugetraut hätte.

Aber es waren ja auch nicht ſeine Vorſtrafen, wie er erregt, faſt verletzt und doch auch wieder ſo bieder, warmherzig, faſt überzeugend verſicherte: „Das eben iſt das Unglück meines ganzen Lebens, und das kann ich meinem Vater — Gott hab' ihn ſelig — nicht vergeſſen, daß er mich genau wie den Sohn ſeines Bruders genannt hat: Johann Traugott Kraft. Wiſſen Sie, Herr Präſident, mein Vater und ſein Bruder heirateten an einem Tage, und wie das ſo geht — bald hatte jeder einen Jungen und jeder nannte ihn zu Ehren des Großvaters: Johann Traugott. Mein Onkel hatte Unglück in ſeinem Geſchäft, noch mehr in ſeiner Familie. Sein Sohn war ein Taugenichts, ein Thunichtgut, der von früheſter Jugend an die ſchlechteſten Streiche ausführte, die dann oft bei der ewigen Verwechſelung von uns beiden mir zugerechnet wurden und mir ſelbſt von meinem Vater oft Schläge einbrachten, bis ſich hinterher herausſtellte, daß mein Vetter ſie verdient hatte; ich hatte ſie aber ſchon weg. Daß ich mich dafür an ihm zu rächen ſuchte, iſt natürlich, und ſo war von früher Jugend ein Groll und Haß zwiſchen uns, der immer mehr gewachſen iſt, je mehr mein verwahrloſter Vetter ſah, daß meine Verhältniſſe ſich beſſerten. Was er mir anhängen und anthun konnte, das that er, und ſo, Herr Präſident, hat er auch jetzt, um mich zu ruinieren, die Münzen und die Formen in meine Düngergrube verſteckt, wo ſie von der Polizei gefunden worden ſind.“

Die letzten Worte hatte der Angeklagte erregt und mit lauter Stimme gerufen, gleichſam um damit den Eindruck noch mehr zu erhöhen; ergriffen und übermannt ſchwieg er und ſah erwartungsvoll nach dem Vorſitzenden.

„Angeklagter, Sie bleiben alſo auch heute dabei, daß Sie unſchuldig ſind; Sie, der Sie nach den Akten ſchon zweimal allein wegen Münzverbrechen verurteilt worden ſind?“ wandte ſich dieſer an Kraft. „Ich habe die Vorakten beigezogen, ſo weit ſie zu erlangen waren. Angeſichts dieſer haben Sie die Stirn zu behaupten, Sie ſeien nicht der Fälſcher jener Münzen, die bei Ihnen ſamt den Stempeln in der Grube gefunden worden ſind, nachdem zuvor ein Knecht von Ihnen in Unterſuchung wegen Ausgabe eines falſchen Thalerſtückes geweſen iſt, das er, ohne die Falſchheit erkannt zu haben, auf Ihrem Felde gefunden und gutgläubig in den Verkehr gebracht hat? Antworten Sie: Haben Sie eine Zuchthausſtrafe von fünf Jahren wegen Münzfälſchung von 1854 an auf der Gräfenburg verbüßt?“

Der Angeklagte, dem man angeſehen hatte, wie er dem Vorſitzenden gleich zu Beginn des Verhörs ins Wort hatte fallen wollen und nur mühſam an ſich hielt, erhob ſich und ſagte mit faſt zorniger Stimme: „Das war mein Vetter. Auch die vielen anderen Strafen, die alle in der Anklageſchrift mir aufgeſchrieben ſind, hat jener, nicht ich verdient und verbüßt. Nur die eine, die drei Tage, die unter Nummer 6 notiert iſt, die — aber auch nur die — habe ich erlitten, weil ich beim Tanz vor langen Jahren einen anderen jungen Burſchen mit dem Bierkrug ſchlug. Das hab' ich gethan, das geſtehe ich offen, nichts weiter, und weiter kann ich auch nichts bekennen, bei Gott im Himmel!“

Eine Bewegung ging durch den Zuhörerraum, als der Angeklagte geendet und aus den Vorakten allerdings in einem unbedeutenden Falle eine Perſonenverwechſelung zu ſeinen Gunſten konſtatiert werden mußte, und der als Zeuge vorgeladene alte Gemeindevorſteher des Ortes nur bekunden konnte, daß die beiden Kraft ſozuſagen ſeit Anbeginn ihres Lebens verwechſelt worden ſeien, ja oft ſcherzweiſe oder aus anderem guten Grunde dazu beigetragen hätten, daß die Unklarheit keine geringere werde. So ſei es in der Schule, ſo beim Geſindebuch, bei der Ausloſung zum Militär geweſen und erſt recht ſo geworden, als die beiden das Dorf verlaſſen hätten. Man habe ſchließlich alle Nachrichten, Erkundigungen, Auskünfte für beide gelten laſſen und erteilt, und der Wirrwarr ſei immer größer geworden. Zum Überfluß ſei auch noch vor etwa vierzig Jahren das Kirchenbuch beim Brande der Pfarrei mit vernichtet worden, deshalb ließe ſich auch da nicht mehr nachkommen. Der Angeklagte gelte als fleißiger, regſamer, nüchterner Menſch, der, nachdem er viele Jahre auswärts gelebt, ſich im Heimatsdorf wieder niedergelaſſen habe. Ihm gedeihe alles unter der Hand, zum Ärger ſeines gleichnamigen Vetters, der, viele Jahre verſchollen, ab und zu im Dorfe auftauche und dann ſtets voller Neid und in gehäſſiger Weiſe über ſeinen wohlhabenden Verwandten ſich ausſpreche. Niemand im Dorfe, höchſtens einige Mißgünſtige oder Böswillige, glaube an die Schuld des Angeklagten, der allen das Opfer eines Racheaktes geworden zu ſein ſcheine, einer alten Feindſchaft, eines immer erneuten Haſſes. —

Die Verhandlung zog ſich weitſchweifig in die Länge. Ermittelungen über den Namensvetter waren vollſtändig ergebnislos geblieben. Die alten, nicht allzu peinlich genau geführten Akten ergaben die Perſonenidentität des früher Verurteilten mit dem jetzigen Angeklagten nicht mit Beſtimmtheit — vor allem aber war es die wahrhaft imponierende Ruhe und Sicherheit des letzteren ſelbſt, wie ſie eben nur das Bewußtſein wirklicher Unſchuld gewähren konnte, jene ungeſchickt klingende und deshalb ſo zu Herzen gehende Art ſeiner Ausdrucksweiſe, die bei den Geſchworenen trotz der gravierenden Falſchſtücke, die bei dem Angeklagten gefunden waren, trotz der ſcheinbar ſo deutlich ſprechenden Vorſtrafen, doch Zweifel an ſeiner Schuld, ja faſt den Glauben an ſeine Unſchuld hervorriefen. Beſtärkt wurde dieſe Annahme, unter deren Bann alle zu ſtehen ſchienen, durch die gewandten Worte des Verteidigers, der geſchickt die vorliegenden heilloſen Unklarheiten benutzte und gleich eindringlich zu Kopf und Herz der Geſchworenen ſprach. Und als ſchließlich dem Angeklagten das letzte Wort noch perſönlich verſtattet wurde und er nichts weiter äußerte als: „Herr Präſident, wenn ich wirklich ſchon zweimal wegen Münzfälſchung beſtraft worden wäre, wie Sie mir da aus den Akten vorgeleſen haben, dann könnte ich wohl beſſere Thaler machen, als dieſe Dinger, die bei mir gefunden wurden“ — da ſah man, wie dieſe ſo harmlos klingende und doch ſo treffende Bemerkung ihren Eindruck nicht verfehlte und wohl niemand konnte ſich des Gefühls erwehren: ſollte er nicht unſchuldig ſein? —

Schon wollte der Vorſitzende die Geſchworenen zur Findung ihres Wahrſpruches entlaſſen, als einer von ihnen, ein älterer Herr, dem man den alten Offizier auf den erſten Blick anſah, ſich erhob und um das Wort bat.

Verwundert erteilte es ihm der Präſident, und geſpannt wandte ſich alles dem Sprecher zu.

„Es war im Mai des Jahres 1854,“ ſo begann er, „als ich als junger Offizier zum erſtenmal in meinem Leben mit einem Wachkommando nach der Gräfenburg kommandiert wurde. Alle Einzelheiten eben dieſes erſten Males haben ſich beſſer bei mir eingeprägt, als die Erlebniſſe der ſpäteren Kommandos dort oben, die nur zu bald eintönig wurden. So erinnere ich mich noch genau, daß einer der erſten Strafgefangenen, der uns — wenn ich nicht irre, am zweiten Tage meines Dortſeins — zugeführt wurde, ein gewiſſer Kraft war, der wegen Münzverbrechen zu einer längeren Zuchthausſtrafe verurteilt worden war. Dies dürfte —“

„Aber mein Herr Geſchworener,“ unterbrach ihn etwas ungeduldig der Vorſitzende, „das iſt dann ja jedenfalls die Strafe, die ich vorhin dem Angeklagten vorgehalten habe. Wir werden eben auch nur wieder dasſelbe alte Lied, dieſelbe ſtereotype Antwort erhalten: ‚Das war mein Vetter‘ — oder glauben Sie vielleicht, daß Sie nach mehreren Jahrzehnten den damaligen Sträfling wiedererkennen würden?“

„Das, Herr Präſident, zunächſt nicht,“ erwiderte mit feinem Lächeln der Geſchworene, „aber ich war auch noch nicht zu Ende. Es war damals auf der Gräfenburg noch Sitte, daß jeder Sträfling beim Antritt ſeiner Strafe eine Anzahl Hiebe, den ſogenannten ‚Willkommen‘ erhielt, ebenſo wie bei ſeiner Entlaſſung den ‚Abſchied‘. Bei Krafts Einlieferung ſah ich die Vornahme dieſer etwas mittelalterlichen Prozedur zum erſtenmale. Ich erinnere mich noch deutlich, wie der ſtarke, kräftige Mann mit entblößtem Oberkörper an den Pfahl gebunden wurde, den er mit den Armen umſchlingen mußte; auf dem rechten Arm trug er in rot leuchtenden Zeichen die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens: J. T. K. tätowiert — vielleicht, daß ſie noch heute zu ſehen ſind und Auskunft geben können, ob wir den Verbrecher vor uns haben.“

Aller Augen, die bisher geſpannt auf den Sprecher gerichtet geweſen waren, wandten ſich nach dem Angeklagten: verſchwunden war alle Ruhe, alle Harmloſigkeit, mit bleichem verzerrtem Geſicht ſtierte er auf den Geſchworenen, mit den Händen hielt er ſich krampfhaft an der Anklagebank feſt, weit neigte er ſich über ihre Brüſtung vorn über, die Bruſt hob und ſenkte ſich, als wollte er etwas rufen, doch nur ein keuchender, unverſtändlicher Ton wurde hörbar.

Es war kaum nötig, daß der Vorſitzende ihm den Arm entblößen ließ — ſtumm, wortlos war die Schuld bekannt, das Gottesurteil war geſprochen, ein jeder wußte es, daß jene Zeichen dort ſtehen mußten — und da ſtand in verſchwindenden weißen Zügen das Kainsmal: J. T. K.

„Herr Präſident, ich bin's geweſen,“ entrang ſich den bleichen Lippen.

Die acht Jahr Zuchthaus, die er erhielt, hat er nur zum Teil verbüßt.

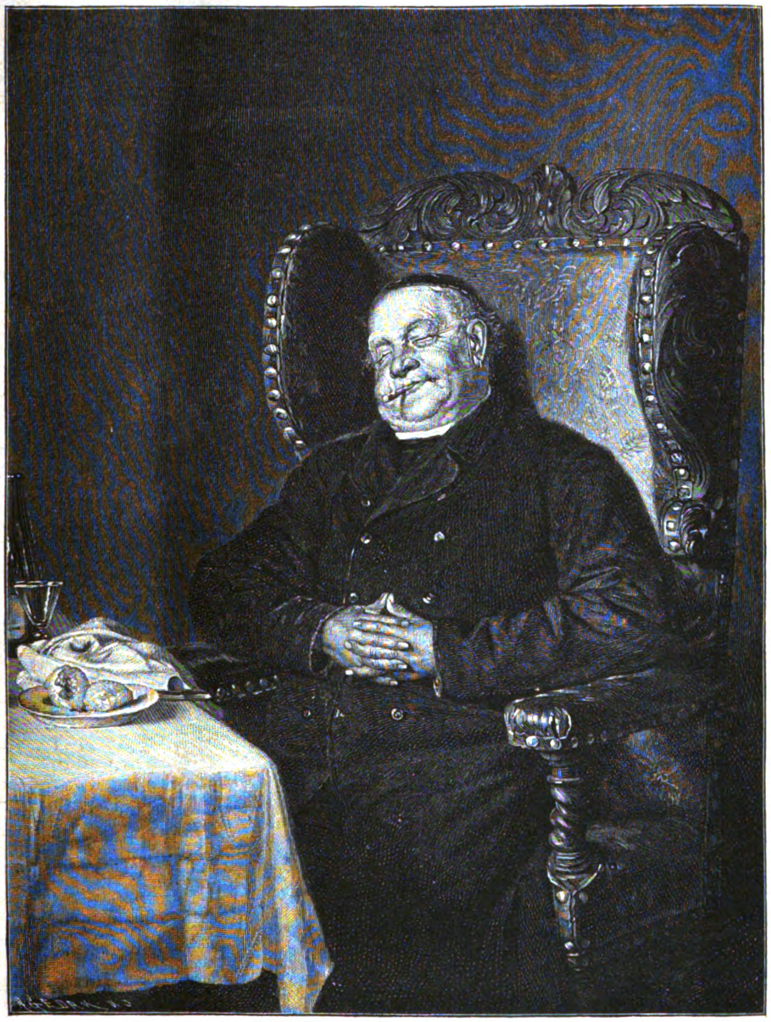
Als gebrochener Mann wurde er ſchon damals aus dem Saal geführt. Die Gräfenburg nahm den alten Bekannten in ihre feſten Arme wieder auf, diesmal ohne „Willkommen.“ Aber auch ohne Abſchied ging er von dannen — zum Stuhle des ewigen Richters.

Weihnachtsfreuden — Neujahrsleiden.

Eine nachfeſtliche Plauderei vom Meergreis.

Geſtern habe ich den lieben Bekannten meine Neujahrsbeſuche gemacht. Bei mir iſt das keine bloße leere Höflichkeitserledigung, ich habe wirklich das Bedürfnis, den guten Freunden und meinen liebenswürdigen Gönnerinnen zur Jahreswende herzlich die Hand zu drücken, mich bei ihnen für das Wohlwollen, das ſie dem alten Griesgram im vergangenen Jahre erwieſen, zu bedanken und ihnen für das kommende recht viel Gutes zu wünſchen. Beides — Dank und Wünſche — ſei hiermit auch vom Meergreis ſeinen nachſichtigen Freunden unter den Leſern des Daheim gebracht.

Es iſt mein Vorrecht, bei meinen Beſuchen ein wenig hinter die Kuliſſen zu gucken. Man geniert ſich vor mir nicht; man weiß zwar, daß ich eine alte Plaudertaſche bin, aber man traut mir doch einigen Takt zu und weiß vor allem auch, daß ich es mit jung und alt von Herzen gut meine. So konnte ich denn auch geſtern einige Einblicke thun, die mir zu denken gegeben haben.



Ruheſtündchen. Nach dem Gemälde von E. Grützner.

Ich trat meine Rundreiſe in der beſten Stimmung von der Welt an und hatte den beſten Willen, ſie mir nicht verderben zu laſſen. Aber es ging doch nicht. Man empfing mich zwar überall äußerſt freundſchaftlich; in allen Häuſern herrſchte noch eine gewiſſe Feſtſtimmung, hier und dort ſtand noch der Chriſtbaum, und die lieben Kleinen ſpielten mit ihren Weihnachtsgaben, von denen übrigens ein gut Teil ſchon pflichtſchuldigſt zerbrochen war. Man lächelte mir entgegen und plauderte von den letzten ſchönen Tagen, aber — —

Ja aber! Aber ich konnte der frohen lächelnden Geſichter nicht recht froh werden und ich konnte nicht mit ihnen lächeln. Faſt überall hatte ich dasſelbe Gefühl, daß ſich hinter dem heiteren Feſtesnachklang irgend ein Schatten barg, ein häßliches ungreifbares Etwas, das noch nicht deutlich hervortrat, das aber unverkennbar in der Luft lag.

Nun iſt ja männiglich bekannt, daß man in deutſchen Häuſern am Sylveſterabend ein gefährliches Getränk zu brauen pflegt, das gemeinhin Punſch genannt zu werden pflegt und außer vielen unbeſtreitbar vortrefflichen Eigenſchaften auch die böſe hat, leichtſinnigen Menſchenkindern die Frühſtunden des nächſten Tages zu verderben. Ich will es nicht leugnen, einige meiner Freunde, ſonſt ganz ordentliche und ſolide Hausväter, faßten ſich auch an dieſem Neujahrsvormittag mit ſo deutlichen Bewegungen wiederholt an die Stirn, daß ich mitleidig, wie ich nun einmal bin, ihnen dringend den Genuß eines gewiſſen Tieres anempfahl, das nach uralten naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen den Salzgehalt aller Meere hervorrufen ſoll. Die guten Leutchen lächelten dann meiſtens ein melancholiſches Lächeln und meinten elegiſch: „Ach wenn es nur das wäre!“

Schließlich kam ich zu dem Sohn eines alten Bekannten, mit dem ich noch die Schulbank zuſammen gedrückt habe, und der mir ſeinen Filius beſonders ans Herz gelegt hat. Der liebe Junge iſt erſt ſeit einigen Jahren in den Ehehafen eingelaufen, in einen außerordentlich glücklichen noch dazu, denn er erfreut ſich eines reizenden liebenswürdigen Frauchens und zweier prächtiger Sprößlinge, iſt auch, wie man ehedem zu ſagen pflegte, als noch nicht jedes Fremdwort zur Todſünde geſtempelt war, in einer guten Aſſiette. Man könnte ihn wohl beneidenswert nennen, wenn der Neid nicht ein ſo häßliches Laſter, — und wenn man um einige Jahrzehnte jünger wäre.

Ich fand meinen Fritz mit ſeinem Herzensſchatz in ſeiner Arbeitsſtube und freute mich, mii den jungen Leutchen nach der langen Beſuchsfahrt ein Stündchen vergnügt verplaudern zu können. Kannte ich ſie beide doch als heitere Menſchen, welche die edle Gottesgabe des Frohſinns nach Gebühr zu ſchätzen wiſſen.

Diesmal hatte ich mich aber gründlich getäuſcht. Auch bei ihnen kamen wir nicht über eine erzwungene Luſtigkeit hinaus, und ich bemerkte mit Schrecken, daß erſt er, dann ſie — ganz leiſe zwar, aber doch für einen aufmerkſamen Beſucher verhängnisvoll deutlich — aufſeufzten.

Das neue Jahr fing alſo auch hier gut an!

Da ſchweifte, kurz ehe ich mich empfehlen wollte, während die junge Frau die Babys holte, die dem Onkel doch auch guten Morgen ſagen ſollten, mein Blick nach dem Schreibtiſch des Hausherrn hinüber. Dort lagen auf der breiten Platte aufgeſchlagen mehrere bedenkliche Folianten, ein kleineres Buch mit roten Linien darüber, ein ganzer Haufen einzelner Papiere des verſchiedenſten Formats, aber doch von höchſt einheitlichem Ausſehen, zur Seite.

Diesmal ſeufzte Fritz, der meinem indiskreten Blick gefolgt ſein mochte, ganz deutlich und unverblümt auf.

„Wir haben gerechnet, Anna und ich —“ ſagte er. „Es iſt abſcheulich — unerhört iſt's, im ganzen Jahr ſind wir famos ausgekommen, haben ſogar noch einiges auf die hohe Kante legen können, Weihnachten aber ſtößt das ganze Budget um. Und ebenſo war's im erſten Jahre unſerer Ehe, ebenſo war's im vorigen Jahre — ich ſehe es kommen, im nächſten Jahre wird's nicht anders ſein.“

Ich fühlte, in der Erinnerung an meinen alten Freund, der ſchließlich doch vor den Riß ſtehen mußte, ſo etwas wie die Notwendigkeit, den alten Onkel ſpielen zu müſſen. „Ihr ſolltet Euch eben mehr nach Eurer Decke ſtrecken, Kinder —“ meinte ich mit möglichſt ernſter Miene.

„Als ob wir uns das nicht in jedem Jahre vornehmen! Aber es iſt doch nur einmal im Jahre Weihnachten, die Freude am Schenken kommt über einen, man weiß ſelbſt nicht wie!“ entgegnete Fritz haſtig. „Es ſind ja auch nicht nur unnütze Dinge, die ſich Mann und Frau aufbauen, ſondern allerlei nützliche und notwendige Sachen laufen mit unter, deren Beſchaffung man immer wieder auf das ſchöne Feſt verſchob. Und das ginge ja alles noch, wenn nicht die miſerable Einrichtung wäre, daß auf Weihnachten Neujahr ſo unmittelbar folgt — Neujahr mit ſeinen Rechnungen, der Miete, den Mädchenlöhnen und was weiß ich nicht noch allem. Du kannſt es mir glauben, dieſe beiden Tage ſind der Ruin des ordentlichſten Haushalters.“

Die eintretende Gattin unterbrach den Schmerzensſchrei des armen Jungen, und der Gruß der Kinder, die in ihrer frohen Unſchuld noch nichts von Rechnungen und Miete und Steuern und anderen mangelhaften Einrichtungen dieſer Welt ahnten, zauberte wieder ein Lächeln auf das Antlitz des Papas, auf unſerer aller Züge.

Mir aber wollte am ganzen Tage das Wort nicht aus dem Sinn gehen: Weihnachten und Neujahr ſind der Ruin jedes ordentlichen Haushalters! Wenn ich auch von dem in der Erregung geſprochenen Satz ein gut Teil abzog, wenn ich mir auch ſagen mußte, daß der brave Fritz vielleicht doch nicht zu den ordentlichen Haushaltern allererſter Qualität gehöre, es blieb immerhin ein ernſter Kern recht bitterer Wahrheit zurück. Und wenn ich mir die Reihe der Bekannten noch einmal vergegenwärtige, die ich am Neujahrstage beſucht, dann kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß auch mancher von ihnen an jene bittere Wahrheit dachte, als er ſagte: „Ach wenn es nur das wäre!“

Mich ſchmerzt es vor allem um unſer liebes ſchönes Weihnachtsfeſt. Ein Freudenfeſt iſt es, wie kein anderes Volk ein ähnliches hat, ein Feſt voll Glücksjubel und Liebe! Es lag für mich ſtets ein eigener Zauber darin, zu wiſſen, daß an dieſem Tage, an dem uns der Herr gegeben wurde, arm und reich, alt und jung darin wetteifern, Freude zu bereiten und Freude zu empfangen, mit offenen Händen zu geben und mit dankbarem offenem Herzen Geſchenke anzunehmen. Ich geſtehe offen, es fällt mir nicht ganz leicht, als „nörgelnder Griesgram“ auch nur ein Wort gegen dies echte Gabenfeſt zu ſagen.

Aber iſt das denn überhaupt nötig? Wahrhaftig, darum handelt es ſich nicht. Der Zauber des Weichnachtstiſches beruht nimmermehr in der Fülle und in dem Reichtum der Geſchenke, er beruht in der Liebe, mit der ſie gegeben, in der Herzlichkeit, mit der ſie empfangen werden. Ich hatte ſchon als Kind, als man noch nicht an ſo üppige Feſtgaben dachte, wie heute, ein unwillkürliches Gefühl davon, wenn ich ſah, daß dem einen oder anderen Dienſtboten ſein Weihnachten in harten Thalern hingezählt wurde. Dieſelbe Empfindung beherrſcht mich heute, wenn ich die Hausfrau vor einer Fülle koſtbarer Geſchenke ſtehen ſehe, die zum größten Teil in der nächſten Woche umgetauſcht werden müſſen, weil der Gatte den Geſchmack der verehrten Gnädigen doch nicht ganz getroffen hat. Dasſelbe Gefühl überkommt mich aber auch, wenn ich daran denke, daß ein Mann, der das ganze Jahr hindurch mit ſeinen Mitteln nach beſtem Gewiſſen Haus gehalten hat, zu dem herrlichſten aller Feſte, und noch dazu kurz vor dem „gräßlichen Neujahr“, ſeinen Wirtſchaftsetat umſtößt, um den Seinen einen ſogenannten reichen Weihnachten zu bereiten. Das ſind eingebildete Freuden, und es iſt nur natürlich und gerecht, wenn ihnen der Rückſchlag — der Neujahrskater — auf dem Fuße folgt!

Es war auch früher nicht ſo wie heute. Man übertrieb die ſchöne Gebefreude nicht, man wetteiferte nicht in der Koſtbarkeit der Geſchenke. Ich bin durchaus kein unbedingter Anhänger und kurzſichtiger Bewunderer der guten alten Zeit, ich weiß recht wohl, daß uns auch unſere Tage ſo manchen erfreulichen wirklichen Fortſchritt gebracht haben und zwar auf den meiſten Gebieten des Lebens. Aber das weiß ich ebenſo gut, daß unſere Eltern beſſer Maß zu halten wußten. Dies Maßhalten iſt uns auch am Weihnachtsfeſt abhanden gekommen. Der Luxus macht ſich breit, das verſtändige Sichnachderdeckeſtrecken iſt in Mißkredit geraten. Damit hat man aber auch vergeſſen, daß Geſchenke um ſo wertvoller werden, je mehr Sinnigkeit in ihnen liegt, je ſorgfältiger ſie ausgewählt und den Wünſchen der Empfänger angepaßt ſind. Wer den unausgeſprochenen Wunſch eines lieben Weſens zu erraten wußte, gab ſchon damit ein reiches, ſchönes Geſchenk. Auch hier kann ein Weniges oft ein Mehr ſein.

Es gibt ja theoretiſch ein ſehr einfaches, praktiſches und unfehlbares Mittel, die Weihnachtſorgen, die uns den wahren reinen Genuß des Feſtes verkümmern, zu vermeiden. Der Hausherr und die weiſe Hausfrau brauchen monatlich nur einen beſtimmten Betrag für Weihnachten zurückzulegen. Aber einmal iſt dies Zurücklegen in der Wirklichkeit oft nicht ſo leicht durchzuführen, als es ſich als guter Rat ausſpricht, und dann — reicht der erſparte Betrag unter den heutigen Verhältniſſen in 99 von 100 Fällen nicht aus, weil die Luſt am Schenken ſich in der letzten Stunde beim Einkauf über alle Bedenken hinfort ſetzt. Nur ein Mittel hilft wirklich: die Rückkehr zur Einfachheit, zum Maßhalten. Ich habe es ſchon einmal im „Daheim“ ausgeführt, wie unverſtändig heute die Kinder beſchenkt werden, heute möchte ich es den Erwachſenen zurufen, ſeid verſtändiger in Euren gegenſeitigen Gaben!

Dazu gehört meines Erachtens auch die Beſchränkung des Kreiſes der zu Beſchenkenden. Ich habe bei dem letzten Feſt zufällig den Beſorgungszettel der Gattin eines Freundes geſehen und mir erklären laſſen. Wer figurierte nicht alles auf demſelben — es war zum Erſchrecken, ſtand doch ſogar ich ſelbſt, wie ich freilich erſt ſpäter erfuhr, auf demſelben. Das war gewiß ſehr liebenswürdig, iſt aber, da nach dem nun einmal üblichen Brauch jedes Geſchenk ein Gegengeſchenk bedingt, doch auch unter Umſtänden recht bedenklich. Und wenn es denn einmal ſein muß, ſo richte man ſich wenigſtens nach dem alten Satz „Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft,“ den ich nach meinen Lebenserfahrungen mit Fug und Recht dahin erweitern kann: „Große aber gefährden ſie oft.“

Eine wirkliche Freude muß ungetrübt und rein ſein. Das iſt — mindeſtens für tauſende Familien aus der Mittelklaſſe — heute bei unſerem herrlichſten Feſte leider nicht mehr der Fall. Die Anſprüche für dasſelbe haben ſich allmählich derart heraufgeſchraubt, daß die Freude einiger Stunden mit ſchweren Sorgen erkauft wird. Ich weiß ſehr wohl, welchen wunden Punkt ich damit berühre, daß man mich beſchuldigen wird, mit roher Hand ein Stück Poeſie vom ſchönen Weihnachtsfeſt hinweggeſtreift zu haben — gilt es doch für unſer gutes Recht, am frohen Gabentage einmal die Sorgen des alltäglichen Lebens zu vergeſſen, und fühlen diejenigen ſich doch beſonders dazu veranlagt, die für dieſen einen Tag ohne Rückſicht auf das Morgen ihre Hände, ihr Portemonnaie und, nebenbei, vielleicht auch ihr Herz recht weit öffneten. Mit der Poeſie, der eigentlichen Poeſie des Weihnachtsfeſtes hat ein Mehr oder Minder auf der Gabentafel jedoch ſpottwenig zu thun. Sie liegt auf einem ganz anderen Gebiet, und wer ſie ernſtlich ſucht, wird ſie auch finden. Vielleicht gerade dann am eheſten finden, wenn er auf das Äußerliche weniger achtet, denn bisher. Wie man daher auch über meine Anregung urteilen mag, ich warte es in Ruhe ab — denn ich habe recht!

Ein Edelſtein.

Es rühmen dir deine Freunde,
Dein Herz ſei ein Edelſtein,
Doch ſollt' es nicht ſo kantig,
So rauh und eckig ſein!

Drum hämmern ſie mit dem Hammer
An ihm wohl Tag und Nacht,
Und manche häßliche Ecke
Ward rund und ſchön gemacht.

O Freunde, Ihr pocht ſo heftig,
Faſt fürcht' ich, er ſpringt entzwei,
Dann iſt's mit den vielen Kanten,
Doch auch mit dem Glanze vorbei!

Fritz May.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Im Schloßhof“ von W. Eilers iſt ein ſtimmungsvolles Gemälde, in dem ſich Landſchaft und phantaſtiſche Architektur vereinen, während die Staffage im Vordergrund, ein taubenfütterndes Mädchen, einen anmutigen Genrecharakter hineinträgt.

Unſer zweites Bild „Das Ruheſtündchen“ beweiſt wieder einmal, wie der unermüdliche Ed. Grützner dem von ihm ſeit Jahrzehnten faſt ausſchließlich gepflegten Schaffensgebiet immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Seine geiſtlichen Herren und ſeine Mönche gleichen ſich wohl, aber ſie weiſen doch immer wieder neue charakteriſtiſche Eigenart voll friſchen Humors auf. Und die Hauptſache: man ſieht ſie immer wieder gern.

Das letztere kann man, in noch erhöhterem Maße, auch von allen Schöpfungen des verſtorbenen trefflichen Düſſeldorfer Meiſters Fr. Hiddemann ſagen, aus deſſen Studienmappe wir zwei köſtliche Geſtalten von der Kegelbahn bringen — einer Dorfkegelbahn natürlich, auf welcher der hagere Herr Schulmeiſter und der wohlbeleibte Herr Ortsſchulze um die Palme ringen.

Himmelskunde.

Die oftgenannten Doppelkanäle auf dem Mars, deren Vorhandenſein kürzlich ganz geleugnet wurde, haben dem Franzoſen St. Meunier Gelegenheit zu einem intereſſanten Experiment gegeben. Er zeichnete nämlich mit ſchwarzem Lack auf eine polierte Metallſcheibe eine Reihe von Linien, ließ auf dieſe Sonnenlicht fallen und betrachtete ſie durch ein dicht davorgehaltenes feines Muſſelingewebe. Dabei ſah er alle Linien paarweiſe, verdoppelt, und zwar infolge des Schattenbildes, welches ſich auf dem Muſſelin durch das von der Metallplatte zurückgeworfene Licht bildet. Dieſe Erſcheinung glich den von Schiaparelli beobachteten Erſcheinungen auf dem Mars in überraſchendſter Weiſe. St. Meunier nimmt nun an, daß die Oberfläche des Mars und deſſen Atmoſphäre gleichſam ſich wie die Metallfläche und das Muſſelin verhalten, daß aber je nach der Stärke des Sonnenlichtes und der wechſelnden Dichtigkeit der Marsatmoſphäre die Erſcheinung klarer oder verwiſchter auftritt, bisweilen wohl auch ganz verſchwindet. Auch die Schwankungen in der Zeichnung der Kanäle erklären ſich durch die Unregelmäßigkeiten der den Planeten umgebenden Dunſtſchicht, die ein ungleiches Bild bedingen.

Erdkunde.

Bisher hielt man den St. Eliasberg in Alaska für den höchſten Berg Amerikas. Seine Meſſungen, unter ſich ſehr ſchwankend, beſtimmten ihn zu einer Höhe von 15 000 bis 19 596 Fuß. Jetzt machen die mexikaniſchen Vulkane, welche Prof. Heilprin einer neuen barometriſchen Meſſung unterwarf, dem Eliasberg ſeinen Ruhm ſtreitig. Dieſelben ergeben nämlich für den Orizaba eine Höhe von 18 205, für den Popokatepetl 17 523 und für den Iztaccikuatl 19 000 Fuß. Es muß, da die Meſſungen am Eliasberg ſehr unzuverläſſig ſind, alſo als möglich angeſehen werden, daß die centralamerikaniſchen Bergrieſen ihn an Höhe übertreffen.

Volkskunde.

Der Übertritt der perſiſchen Neſtorianer zur katholiſchen Kirche hat ſich, wie der „Globus“ meldet, kürzlich vollzogen. Der an der Spitze der Neſtorianer ſtehende Patriarch erkannte den Papſt feierlich an, und man muß annehmen, daß der Reſt der etwa 60—80 000 Seelen umfaſſenden, in Meſopotamien, Syrien und Perſien zerſtreuten Sekte bald ganz im Katholizismus aufgehen wird. Die Wiedergewinnung der ſeit 428 beſtehenden Kirchengemeinſchaft, die als Sakramente nur die Taufe, das Abendmahl (ohne Wandlung) und die Prieſterweihe anerkannte, wurde von katholiſcher Seite ſeit drei Jahrhunderten ſyſtematiſch betrieben.

Wetterkunde.

Seitdem von Prof. Brückner-Bern die Exiſtenz ſich auf den größten Teil der Kontinente erſtreckender Klimaperioden von im Mittel 35 jähriger Dauer überzeugend nachgewieſen wurde, in denen feuchte und kühle mit warmen und trockenen Zeiten regelmäßig abwechſeln, iſt die Frage nach der Entſtehung derſelben von beſonderer Bedeutung geworden. Während nun die Mehrzahl der Forſcher den Grund der Klimaſchwankungen in kosmiſchen Urſachen — meiſt in einem wechſelnden Einfluß der Sonne — ſucht, werden ſie von Habenicht-Gotha neuerdings im „Ausland“ auf telluriſche Urſachen und zwar auf die wechſelnde Häufigkeit der Eisberge im atlantiſchen Ocean und deren Einfluß auf den Europa wärmeſpendenden Golfſtrom zurückgeführt. Seine zahlenmäßigen Ausführungen über die Eisbergmaximas und -Minimas ſprechen allerdings in gewiſſer Weiſe für einen Zuſammenhang zwiſchen jenen und dem Klima Europas.

Naturkunde.

Wenn die mit Toneingrabungen beladene Walze eines Phonographen in verkehrte Drehung verſetzt wird, ſo ſpielt ſich die Schallbewegung genau in umgekehrter Zeitfolge ab. Von der Sprache bleiben die Lauter durchaus unverändert, die Mitlauter dagegen klingen ſeltſam, ſobald ſie am Anfang oder am Schluſſe eines Wortes ſtehen. B, d und h werden faſt ſo hart wie P, T und K. Im ganzen klingt das Geſprochene wie eine fremdartige unverſtändliche Sprache; ſchreibt man ſich aber die Sätze in der Umkehrung auf, ſo kann man die verkehrten Worte gut heraus hören. Muſikaliſch klingen die getragenen Töne der Seiteninſtrumente, Blas- und Pfeifeninſtrumente unverändert, die des Klavieres dagegen völlig verwandelt trompetenartig, offenbar weil das raſche Verklingen des anfangs kräftig entſtehenden Klaviertones jetzt umgekehrt leiſe anſetzt und raſch zur Stärke anſchwillt. Die urſprüngliche Melodie iſt aus der Verdrehung nicht herauszuhören, obwohl das Muſikſtück harmoniſch klingt, aber wer weiß, ob nicht auf den Kopf geſtellte Melodieen manchen Komponiſten hocherwünſcht ſind. —t.

Verkehr.

Nach den neueſten Veröffentlichungen über die Statiſtik des Deutſchen Reiches verunglückten im Jahre 1890/91 Seeſchiffe der deutſchen Kauffahrteiflotte, wobei 167 Mann der Beſatzung und 7 Paſſagiere den Tod fanden, während die geſamte Flotte 3594 Fahrzeuge mit 37 857 Mann Beſatzung umfaßte. Es gingen alſo etwa 2,5 Proz. der Schiffe und 0,4 Proz. der Beſatzung verloren. Das Verhältnis erſcheint nicht ungünſtig, wenn man weiß, daß in den vorhergehenden Jahren 1889 an Prozenten der Fahrzeuge 3,2 Prozent, 1888 4,1 Prozent, 1887 4,2 Prozent; an Prozenten der Beſatzung in den gleichen Jahren 0,6 Prozent verloren gingen. Immerhin dürfte es überraſchen, daß 1890 je 1 Mann auf 227 Seeleute ein Opfer ſeines Berufes wurde.

Wir haben mehrfach über die große transandiniſche Bahn berichtet, welche als Verbindungsglied zwiſchen dem Weſten und Oſten Südamerikas von Buenos Aires nach Valparaiſo führen wird. Nach den neueſten Nachrichten ſind trotz der Schwierigkeiten, welche hüben und drüben die politiſchen Verhältniſſe bereiteten, die Endpunkte der argentiniſchen und chileniſchen Bahnſtrecken ſich bereits ſo nahe gerückt, daß ſchon eine Art Durchgangsverkehr eingerichtet werden konnte, bei welchem Paſſagiere und Güter auf der noch fehlenden Strecke durch Maultiere befördert werden. Die Reiſedauer von Buenos Aires nach Valparaiſo wird dadurch, gegenüber der Seefahrt, um 5 Tage abgekürzt.

Bevölkerungs-Statiſtik.

In Europa gibt es nur ein einziges Land, deſſen Bevölkerung in ſtetem Abnehmen begriffen iſt, nämlich Frankreich. Hier werden jährlich 40 000 Menſchen weniger geboren, als ſterben, während das Land weitere 20 000 Menſchen jährlich infolge Auswanderung verliert. Das umgekehrte Verhältnis zeigt Rußland mit einem jährlichen Überſchuß von faſt zwei Millionen Geburten über die Todesfälle, während die Auswanderung ſich durch eine ebenſo ſtarke Einwanderung aufhebt. Merkwürdigerweiſe iſt trotzdem die Sterblichkeit in Rußland die ungünſtigſte von Europa; ſie beträgt nämlich 3,2 Proz. der Einwohner und wird nur durch die günſtige Geburtsziffer ausgeglichen, welche 5 Proz. aller Bewohner im Jahre entſpricht. Vergleichsweiſe ſei bemerkt, daß in Deutſchland auf 100 Einwohner im Jahre 3,6 Geburten und 2,4 Sterbefälle kommen, ſo daß ſich alſo Deutſchland jährlich um 1,2 Proz. an Bewohnerzahl vermehren würde, wenn nicht die Auswanderung in Frage käme. Am wenigſten Menſchen ſterben verhältnismäßig in Schweden, nämlich nur 1,7 Proz. der Bevölkerung. Die Vereinigten Staaten von Amerika zeigen hinſichtlich Geburten und Sterbefälle noch etwas günſtigere Zahlen wie Deutſchland. Dagegen beträgt die Geſamt-Volkszunahme infolge der Einwanderung 2,5 Proz. in jedem Jahre.

Gewerbe.

In England und Amerika wird gegenwärtig Glas- oder, richtiger, Mineralwolle in großen Maſſen erzeugt. Es handelt ſich dabei nicht etwa um einen neuen Webeſtoff, ſondern um ein faſeriges Iſolier- und Packmittel. Die Mineralwolle wird gewonnen, indem man den glasartigen Schaum, der ſich beim Austritt eines Dampfſtrahls ans einem Hochofen bildet, in Faſern zerlegt; das Material ſoll billig und außerordentlich vielſeitig verwendbar ſein.

Pflanzenkunde.

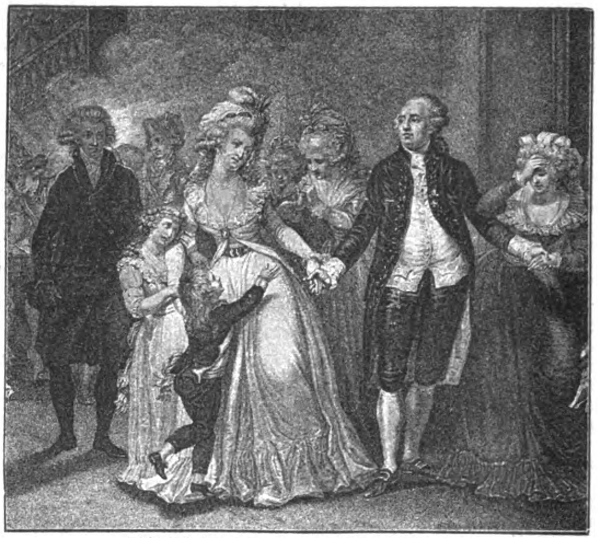
Das älteſte Herbarium der Welt befindet ſich, der „Natur“ zufolge, im Muſeum zu Kairo. Es beſteht aus Pflanzen, die vor fünf Jahrtauſenden den Mumien beigelegt wurden, aus Blüten der verſchiedenen Lotosarten, des roten Mohns, des Granatbaums, der Malven, des Saflor, aus Salbeiblättern, Lauch und Zwiebelreſten. Die Farben der Pflanzen haben ſich außerordentlich gut erhalten, ſo gut, daß die einzelnen Arten genau beſtimmt werden konnten.

Kunſt.

Schon vor mehreren Monaten berichteten wir an dieſer Stelle von der Abſicht, einen großen „Deutſchen Kunſtverein“ in Berlin zu gründen. Der Verein umfaßt jetzt eine ziemlich anſehnliche Mitgliederzahl. Er hat den Zweck, die Kunſt zu fördern, das Intereſſe und Verſtändnis für ſie in möglichſt weite Kreiſe zu tragen. Dementſprechend will man Kunſtwerke ankaufen und jährlich durch das Los unter die Mitglieder verteilen. Ferner ſollen Kunſtwerke vervielfältigt werden; jedes Mitglied ſoll davon jährlich oder mindeſtens alle zwei Jahre ein Exemplar als Vereinsgabe erhalten. Weiter will der Verein Mittel für Beſchaffung von Kunſtwerken zu öffentlicher Aufſtellung ſammeln. Endlich ſtrebt er dauernde und periodiſche Kunſtausſtellungen in Berlin an. In der Liſte der Mitglieder finden wir zahlreiche Namen bekannter Staatsmänner, hoher Beamter, Abgeordneter, Gelehrter und Künſtler; wir nennen nur den ſtellvertretenden Vorſitzenden, Geh. Reg.-Rat Dr. Jordan, Direktor der Nationalgallerie, die Profeſſoren Knaus, Siemering, Hildebrandt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Abſchied Ludwigs XVI von ſeiner Familie.



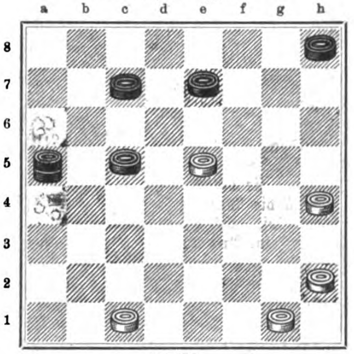
Abſchied Ludwigs XVI von ſeiner Familie.
Fragment eines gleichzeitigen Bildes von Benazek nach einem Kupferſtich von A. Corron.

Am Morgen des 20. Januar 1793, um die fünfte Stunde, war im Konvent zum zweiten- und letztenmal über Leben und Tod Ludwigs XVI entſchieden worden. Die Abſtimmung lautete — immerhin mit ſchwacher Mehrheit, mit 380 gegen 310 Stimmen — auf ſofortige Hinrichtung. Mit Ruhe und Faſſung vernahm der unglückliche König die Todesnachricht, mit Ruhe und chriſtlicher Ergebung ſchied er von den Seinen, die mit ihm das Los der Gefangenſchaft im Temple geteilt, von denen man ihn aber während des Prozeſſes getrennt hatte: von ſeiner geliebten Gattin, von ſeinen beiden Kindern — Marie Thereſe Charlotte, der nachherigen Herzogin von Angoulême, und dem Dauphin Karl Louis, dem ſpäteren Opfer ſeines rohen „Pflegevaters“, des Schuhflickers Simon. In einem letzten Reſt menſchlichen Empfindens hatte der Konvent dem Könige den geiſtlichen Beiſtand eines Prieſters, ſeines Beichtvaters Edgeworth, gewährt und ihm ſogar eine Meſſe geſtattet. So mit den Troſtmitteln ſeiner Kirche vorbereitet, trat Ludwig am Morgen des 21. ſeine letzte Fahrt, die Fahrt zur Guillotine an: „Louis Capet partira du Temple à huit heures du matin,“ ordnete die Proklamation des conseil exécutive provisoire an. Auf dem Platz der Revolution, ehedem Platz Ludwigs XV, hatte Samſon das Blutgerüſt aufgeſchlagen. Ruhigen Schrittes ging der König die Stufen hinan. Als ihn der Henker gebunden, rief er mit lauter Stimme: „Volk, ich ſterbe unſchuldig!“ und zu den unmittelbar um ihn Stehenden ſetzte er hinzu: „Ich wünſche, daß mein Blut das Glück der Franzoſen befeſtigen möge!“ Trommelwirbel erſtickte die Worte — unmittelbar darauf fiel das Haupt des königlichen Märtyrers unter der Guillotine. Sein Leichnam wurde auf dem Kirchhof St. Madeleine beigeſetzt, aber nach der Reſtauration von 1815 nach der Kathedrale von St. Denis überführt und hier, neben Marie Antoinette, zur ewigen Ruhe gebettet.

Wenn Ludwig XVI in ſeiner Milde im Sturmgebraus der beginnenden Revolution nicht immer die Kraft zu energiſchen Entſchlüſſen, zum thatkräftigen Handeln gefunden hatte, ſo wußte er als Mann und Chriſt dem Tode ins Auge zu ſehen. Er ſtarb als ein ganzer König, würdig ſeiner großen Vorfahren, würdig der hohen und ſchmerzensvollen Aufgabe, die ihm geworden.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



WEISS.

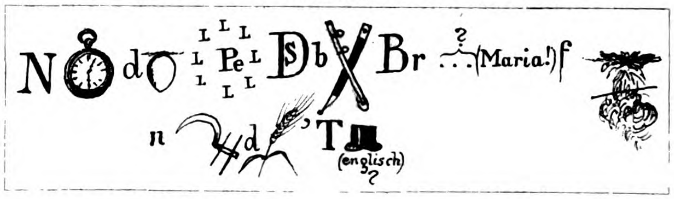
Weiß zieht an und gewinnt.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

70	71	70	93	70	71	70
70	71	70	93	70	71	70
70	71	70	93	70	71	70
93	93	93	93	93	93	93
70	71	70	93	70	71	70
70	71	70	93	70	71	70
70	71	70	93	70	71	70

Von den 49 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen 24 geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrig bleibenden Zahlen **1893** beträgt. — Wie viel mal muß man die Zahl 70, wie viel mal die Zahl 71, wie viel mal die Zahl 93 ſtreichen?

Bilderrätſel.



2. Homonym.

Es fordert keinen auf Piſtolen,
Macht täglich ſeine Kapriolen
Sowohl in Deutſchland wie in Polen.
Es machte manchen Wahn zu nichte,
Es ſtrebte ehrlich nach dem Lichte,
Es lebt' und webt' in der Geſchichte. B.

3. Rätſel.

Er mit einem Kopf voran,
Du mit Fuß als zweiter Mann
Und mit Beiden eng vereint,
Eine Feſtung iſt gemeint.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 14.

Bilderrätſel. Der Lebende hat Recht.

Schlüſſel und Auflöſung des Königszugs.

Himmelhoch ein Sternenfunkeln,
Nächtig Schweigen weit hinaus,
Und die Stadt liegt tief im Dunkeln,
Langſam hebt der Hammer aus.

Langſam ſchlägt er ſeine Schläge,
Einen jeden Mond im Jahr;
Drunten wird ein Rufen rege,
Und von droben tönt es klar.

Neujahrsklang von Turmes Höhen,
Neujahrsgrüßen Haus bei Haus.
Dankbar laßt uns rückwärts ſehen
Und mit Zuverſicht hinaus!
Stephan Waetzoldt.

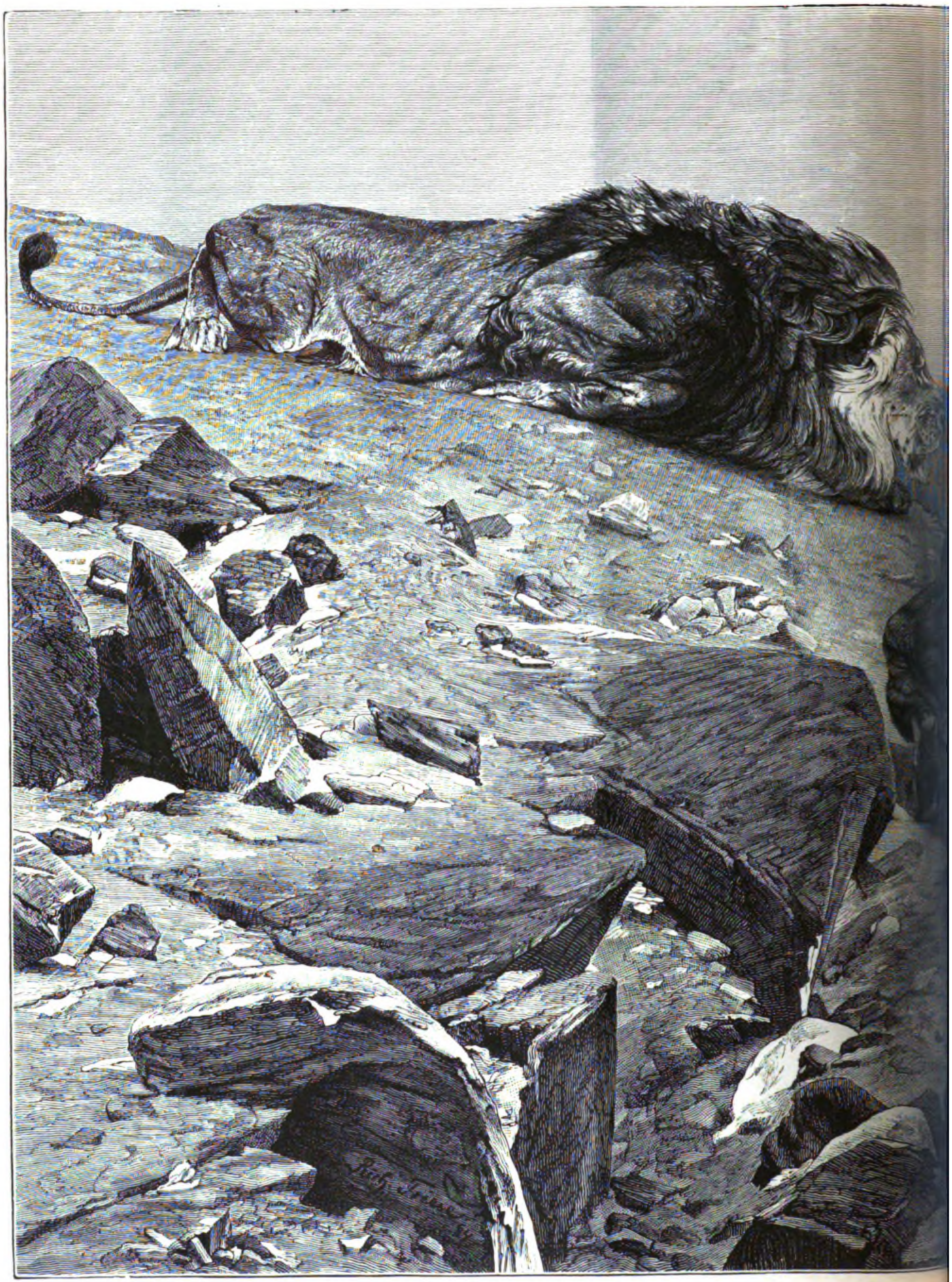
	1	50	47	48	43	44	41	90	
2	4	51	49	46	45	42	40	87	89
3	6	5	52	54	37	39	86	85	88
11	10	7	55	53	38	36	84	81	80
12	15	9	8	56	35	83	82	76	79
14	13	16	18	57	34	73	75	78	77
23	21	17	19	33	58	72	74	70	68
22	24	20	32			59	71	67	69
27	29	25	31			60	66	62	64
28	26	30					61	65	63

Ergänzungsaufgabe.

Jahre eilen
Ohn' Verweilen.
Ach, wie flüchtig iſt die Zeit!
Gottes Lieben
Iſt geblieben
Und es bleibt in Ewigkeit.

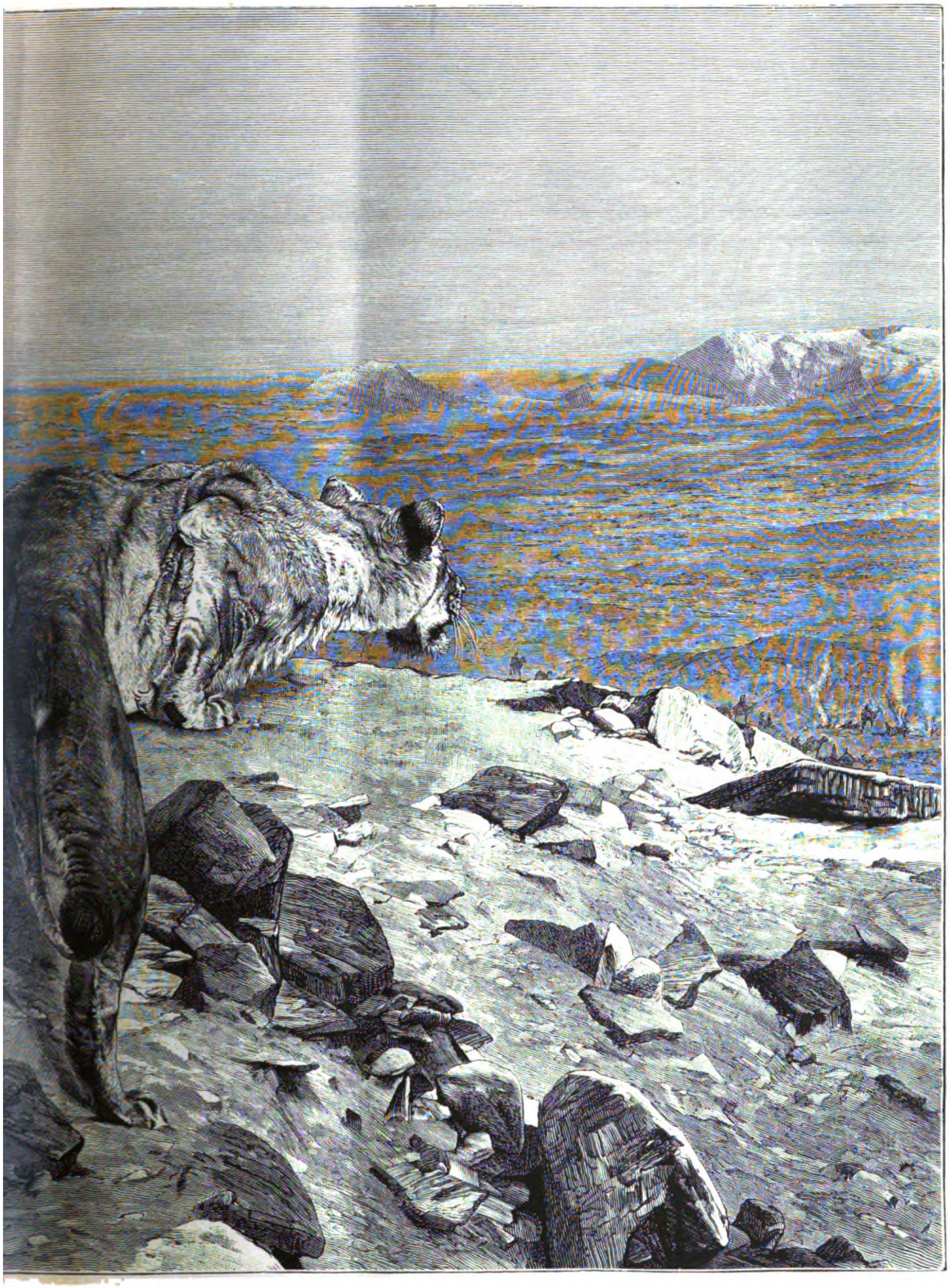
Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Ein Tag im Hauſe Friedrichs von Esmarch. Von Hanns von Zobeltitz. Mit einer Abbildung des Familienwappens und zwei Bildniſſen. — Ein Gottesurteil. Aus den Erinnerungen eines Richters. — Weihnachtsfreuden — Neujahrsleiden. Eine nachfeſtliche Plauderei vom Meergreis. — Ein Edelſtein. Gedicht von Fritz May. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Im Schloßhof von W. Eilers; Ruheſtündchen von E. Grützner; Auf der Kegelbahn von Fr. Hiddemann. — Himmelskunde. — Erdkunde. — Volkskunde. — Wetterkunde. — Naturkunde. — Verkehr. — Bevölkerungs-Statiſtik. — Gewerbe. — Pflanzenkunde. — Kunſt. — Der Abſchied Ludwigs XVI von ſeiner Familie. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Löwenpaar, den Lagerplatz einer Karaw

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX Heft 6.



chend. Nach dem Gemälde von Richard Frieſe.

Originalz. v. L. Richter

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Januar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 16.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Leider war nichts von dem Behagen zu verſpüren, das der Oſtpreuße gerade der Mahlzeit des zweiten Frühſtücks entgegen zu bringen pflegt. Der Oberſt hatte dem „erſten Gänſeſchmalz“, wie der gebratenen Leber wenig Ehre angethan, während Frau von Rettlingens Teller ganz unberührt vor ihr ſtand.

„Ich habe die Frage bis jetzt hinausgeſchoben, Rudolph, obſchon es mir däucht, daß der Menſch auf ſeine alten Tage feige werde. Dennoch muß die Sache zur Sprache gebracht werden, wie du es nach deiner Verheiratung mit dem Kinde zu halten gedenkſt.“

Verwundert ſchaute der Oberſt auf: „Wie denn anders, Frau Mutter? Selbſtverſtändlich zieht Jutta mit mir. Der Wunſch, meine Tochter bei mir zu haben, iſt ja mit das Hauptmotiv zu meiner Verheiratung.“

Die Augen der alten Dame öffneten ſich weit, und für den, der ſich darauf verſtand, war darin zu leſen: „Und das redet dieſer Menſch ſich wirklich ein?“

„Verzeihe, die Perſpektive iſt mir neu, und der Heroismus, mit dem du einen ſolchen Wunſch über ein Jahrzehnt niedergehalten haſt, anerkennenswert, mein Sohn. Wenn nun aber deine alte Mutter — und es iſt lange Zeit her, ſeitdem dieſer Fall vorgekommen iſt, meine ich — eine direkte Bitte an dich ausſpricht, wenn dieſe Bitte lautet: ‚Rudolph, laß mir das Kind, laß mir dieſen Stern auf meinem abwärts führenden Lebenswege — laß es mir als das Licht meiner Augen‘ — was dann, mein Sohn Rudolph?“

Der Oberſt zuckte die Achſeln: „Es thut mir leid, Mutter, es thut mir bitter leid; aber du wirſt mir ſelbſt zugeben, daß wir Jutta in ihrer geiſtigen Bildung durch Unterricht, wie ſie ihn hier auf dem Lande unmöglich haben kann, vorwärts bringen müſſen. Sie ſoll doch ihrer Stiefmutter dereinſtens Ehre machen.“

„Wenn ich ihr aber eine Gouvernante direkt aus Paris kommen laſſe, ihr außerdem für die Gegenwart einen Hof- und für die Zukunft einen Tanzmeiſter nehme — auch dann nicht, Rudolph?“

„Auch dann nicht, Mutter.“

In dem Zimmer herrſchte ſchwüles Schweigen, und die darin Weilenden wurden erſt jetzt gewahr, daß Frau Eleonore ſchon während eines Teils der Unterredung gegenwärtig geweſen. Sie war auf leiſen Sohlen, wie ſie von dem Begriff der vornehmen Dame dazumal unzertrennlich waren, herangekommen, Sohlen, die man gleich einem Blatt Papier um den Finger wickeln konnte, und die in unerreichter Feinheit nur Warſchau zu liefern im ſtande war.

Auf dieſen Warſchauer Sohlen trat Frau Eleonore an die Seite ihres Verlobten, und ſchmeichelnd ſchlang ſich ihr Arm von rückwärts um ſeinen Hals: „Deine Mutter hat eine Bitte an dich gerichtet, Rudolph, und es iſt vielleicht ein Opfer, das wir ihr mit der Erfüllung dieſer Bitte bringen. Immerhin aber —“

Der Oberſt ſchüttelte das Haupt: „Laß es beim Alten, Eleonore, meine Mutter wird ihre Anſicht mit der Zeit zu unſeren Gunſten ändern, hoffe ich.“

An ſeine tief gebräunte Wange legte ſich eine weiche, roſige.

„Wenn aber die Taube ihren Adler bittet: berückſichtigen wir die Wünſche dieſes Hauſes, laſſen wir ihm das Kind, deſſen Gegenwart ihm zur Freude gereicht — wie dann?“

Wohl ſträubte der Adler ſein Gefieder noch ein weniges, dennoch hatte er, ehe die Sonne dieſes Tages ihre Mittagshöhe erreicht, gewährt, um was ihn die Taube gebeten.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

In ihrem einſamen Gemach aber ſaß die alte Frau, und durch ihre Seele ging ein Weh, wie ſie es in ſolcher Bitterkeit noch nicht empfunden zu haben meinte.

7. Kapitel.

Es kam die Zeit der ſchweren Not!

Im Jahre 1844 ging über die Provinz Oſtpreußen ein großer Regen nieder. Der Regen dauerte Wochen, Monate, als ſeien die Schleuſen des Himmels ohne Ende offen; ſein Gefolge waren Verderben der reifenden Saat, Teuerung und bittere Hungersnot. Es fehlte die Arbeit, es fehlte das Brot, und gleich Zigeunerhorden ſah man ganze Familien ohne Obdach von Ort zu Ort ziehen, — in den abgezehrten Geſichtern den Hunger, in den Augen das Flackern des Haſſes.

Tiefe Hoffnungsloſigkeit, dumpfes Hinbrüten bemächtigten ſich eines Teiles des Volkes, während der andere den Himmel für das über die Menſchen gekommene Elend verantwortlich machen wollte. Das Wort der Gottesläſterung — bisher in unbewußter Scheu zurückgehalten, kam ungezügelt über die Lippe, wenn auf Befehl des Königs für eine Änderung der Notlage in den Kirchen gebetet wurde.

Was war die Kirche in jener Zeit? Ein Gebiet von Schwankungen und geiſtigen Zerrungen, bald nach dieſer, bald nach jener Richtung hin; ein Erſtehen und Erſterben von Sekten, die ſelbſt bis in die höchſten Geſellſchaftskreiſe hinein in einem wunderlichen Myſticismus ſich ergingen, geſunde Anſchauungen mühſam untergrabend.

Wo blieb bei ſolcher Zerfahrenheit, die da früher noch denn alle politiſchen Streitigkeiten in den Kern des Volkes eindrang, der Halt, den die Kirche dem Volke zu geben berufen iſt?

Während es ſo mit der Gewitterſchwüle kommenden Unheils über Stadt und Land hing — breiteten über dem alten Hauſe, das ſo lange unter dem Zeichen des Friedens geſtanden, Kummer und Sorge noch anderer Art ihre „düſtern Flunken“ aus!

„Unſ' olle Gnädige ſieht doch all hölliſch älterlachtig ut!“ hatte der Roſekatzky einſt in vertrauter Stunde zu den Waldeins geſagt, und dieſe hatten über der Wahrheit der Bemerkung die Reſpektloſigkeit derſelben überhört. Allerdings wollten die Jahre ihr Recht haben, aber die Leute aus dem Hauſe der Focken waren ein dauerhaftes Geſchlecht, und vermutlich hätte die alte Dame, deren Haus auf ariſtokratiſchem Fundamente unverrückbar daſtand, dem Wehen des neuen Zeitgeiſtes unter andren Verhältniſſen mutig die Schulter entgegengeſtemmt!

Wenn aber der Wurm an dem Herzen der Pflanze nagt, neigt auch die ſtolzeſte Blume das Haupt.

Es war an einem kalten Herbſtabend, als an der Ecke des Rotenſteiner Hauſes ein federloſes, aber ordentlich gehaltenes Wägelchen mit einem Schimmel von gutem, feſtem Schlage beſpannt hielt. Der zu dem Fuhrwerke gehörige Mann, ein bäuerlicher Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, war an der Hausecke abgeſtiegen, weil nach damaliger Sitte nur die direkt vorzufahren pflegten, die mit den Herrſchaften „harmonierten.“

Man hatte Leute von ſo anſtändiger Geſinnung, wie den alten Herrn Schobeck, in Rotenſtein allſeitig gern. Er war ein gefälliger, bequemer Nachbar, dem es nicht darauf ankam, einmal nach der anderen Seite zu ſehen, wenn die Rotenſteiner Gänſe trotz der Pfändungstafel ſeinen Klee beehrten. Nebenbei war er Jutta's Kindheitsfreund geweſen; — allerdings konnten ſich Schobecks Weidenpfeifen mit denen des Roſekatzky nicht an einem Tage nennen, aber in witzigen Gedichtlein leiſtete der Roſekatzky gar nichts — und was das Pferdeverſtändnis der beiden anbetraf, da war der Schobeck dem Roſekatzky über.

Wie gewöhnlich war der alte Herr in dem Schreibzimmer der Gnädigen empfangen worden, aber die behagliche Plauderei, bei welcher inmitten von Herablaſſung und Devotion das Geiſtlein „Gemütlichkeit“ ſich doch ſein Plätzchen zu erobern wußte, wollte heute von wegen eines, das Herz des braven Mannes arg belaſtenden Druckes nicht recht in Fluß kommen.

Man hatte die Hoffnungen für die nächſte Ernte, den nahen Viehmarkt und die zunehmende Renitenz der Leute infolge der Perſpektive fürs „Auswandern“ in den Kreis der Beſprechung gezogen, und eben ertappte ſich Schobeck wieder auf einem verlorenen Blicke unſchlüſſiger Leute, als Frau von Rettlingen ſich ſtramm in ihrer Ecke aufrichtete. Sie ſchob den vor ihr ſtehenden Strickkorb phyſiſch — die Zeitenſtrömung, ſowie ſämtliche Märkte moraliſch beiſeite, und ſagte, nicht unfreundlich, aber doch mit ein wenig rauher Stimme: „Sie wollen Geld von mir haben, Schobeck.“

„Zu Befehl, Ihro Gnaden.“

„Wieviel? — Und auf wie lange?“

„Dreihundert Thaler, und auf ein halbes Jahr.“

Die alte Dame ſtand auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, und nahm dann ihren Platz wieder ein: „Sie ſind hierhergekommen, Schobeck, mit dem Gefühle eines Mannes, der auf jeder Schulter einen geiſtigen Ziegelſtein trägt und deren zweie auf dem Herzen. So ſchwer hat Sie die Laſt Ihrer Bitte gedrückt, nicht wahr?“

„Ganz recht, Ihro Gnaden. Nur möchte ich bitten, zu ſagen ‚zwei Ziegel auch auf jeder Schulter.‘“

„Ich verſtehe Sie, Mann. Sind's Bitten eben bisher nicht gewohnt geweſen! — Dennoch fragt es ſich, weſſen Laſt die ſchwerere! Ob die Ihre, da Sie mit der Berechtigung des Unglücks bei guten Freunden an die Pforte klopfen, oder die meine, da ich dieſe Pforte, die ſich ſo manchem ohne viel Forſchen nach Verdienſt und Würdigkeit aufgethan, vor Ihnen verſchließen muß! — Schobeck! — Die Zeiten ſind dahin, wo man von der alten Rettlingen als von der Frau mit der offenen Hand geredet — Rotenſtein iſt momentan nicht imſtande, einem Ehrenmann mit einem paar lumpiger hundert Thaler unter die Arme zu greifen! Verſtehen Sie, Mann, wie viel moraliſche Ziegelſteine ſolches Wort aufwiegt?“

Geſenkten Hauptes ſchritt Herr Schobeck dem Wagen bereits zu, als ein raſcher, elaſtiſcher Schritt ſich der Schreibſtube nahte. Die Thür that ſich ſo weit auf, daß ſie beinahe zurückſchlug, und in ihrem Rahmen ſtand, von einem plötzlich hervorbrechenden Abſchiedsſtrahle der Sonne angeleuchtet — Jutta.

Wer die einſtige kleine Jutta in den derben Schuhen und den raſchelnd geſtärkten Kleidern geſehen, mußte ſich ſagen, daß ſie heute ebenſowenig eine Schönheit ſei, wie ſie es dazumal geweſen. Immerhin aber hatte man das Gefühl, daß mit ihr etwas Lichtes, Herzerfreuendes in jeglichen Raum träte, angethan, die unliebſame Genoſſenſchaft von Verdruß und Sorge für eine Weile zum Tempel hinaus zu jagen.

Die Geſtalt des Mädchens war ſchlank, aber kräftig. Die Hautfarbe, obwohl weder Roſe noch Lilie, rein und friſch und das üppige Haar von jenem dunklen Kaſtanienbraun, dem der Künſtler hin und wieder ein rotes Lichtlein in getreuer Wiedergabe aufzuſetzen hat. Kein Zug des Geſichtes, der da außer den Augen entſchieden ſchön, aber auch keiner, der geradezu unſchön zu nennen war.

„Warum hat mir niemand geſagt, daß Schobeck dageweſen, Großmutter?“

Damit war das junge Mädchen mit zwei Sprüngen am Fenſter, ſperrte dieſes auf und lehnte ſich weit hinaus.

„Aber Herr Schobeck, ich habe ja das Schnäpschen nach Ihrem Rezepte expreß für Sie bereitet, und nun fahren Sie — mir nichts, dir nichts — davon? Warum benehmen Sie ſich eigentlich heute wie ein Käfer und ſtellen ſich tot, wenn gute Freunde Sie zurückrufen? — Wirklich, da klabaſtert er hin!“

„Klabaſtern iſt ein unſchönes Wort, Jutta, im übrigen iſt der Mann unſer Freund nicht mehr. Er hat mich um ein Darlehn angegangen, und ich habe es ihm verweigern müſſen. Daß die Verweigerung allein der Notwendigkeit entſprang, hat er mir nicht geglaubt.“

„Hat er das Letztere ausgeſprochen, Großmama?“

„Nein. Aber ich kenne die Art des Lächelns, die Flüchtigkeit des Handkuſſes in derlei Fällen.“

Jutta trat an die alte Dame heran, und ihre Stimme klang ſehr leiſe: „War's wirklich unmöglich, Großmama — dem Schobeck? —“

„Auch du, Jutta?“

Der verhaltene Schmerz in dieſem Worte gab dem Mädchen Veranlaſſung, die Arme in etwas ſtürmiſcher Zärtlichkeit um die alte Dame zu ſchlingen, worauf ſie das Thema wieder aufnahm: „Ja, ja, ich weiß, Großmutter, in drei Wochen ſind die Zinſen fällig. Rotenſtein iſt ausgemerzt aus der Reihe der ſchuldenfreien Güter im Kreiſe.“

„So iſt's, mein Kind. Dafür hat aber auch die alte Rettlingen die eleganteſte Frau der ganzen Provinz zur Schwiegertochter, und einer der eleganteſten Offiziere der Armee iſt der Stiefſohn des Oberſt Rettlingen.“

„Laß es ruhen, Großmutter, laß es ruhen.“

„Nein, Jutta, nimmer ruht's in mir. Die Bibel ſpricht: ärgert dich dein rechtes Auge, ſo reiße es aus; ärgert dich deine rechte Hand, ſo haue ſie ab. Und doch kann die alte Frau die Sorge, die an dem Mark ihres Lebens zehrt, nicht von ſich werfen.“

„Aber Großmama, Geld und Gut ſind ſo vielen Grames nicht wert, ſcheint mir.“

„Geld und Gut nicht, aber der verlorene Frieden in dem Herzen meines Jungen, der erſchütterte Klang in dem ‚Ich und mein Sohn,‘ das Rütteln an den Prinzipien unſeres alten Hauſes — das iſt es, was des Grames einer Mutter wohl wert iſt.“

Frau von Rettlingen deckte die Hand über die Augen, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie Vergangenes heraufbeſchwören wollte; ſie murmelte — halb für ſich, halb für Jutta geſprochen — leiſe vor ſich hin: „Glanz und Pomp war um den Hochzeitstag! Und doch ging ein ſcheues Flüſtern hier und dort durch die geputzte Menge, inmitten derer dein ahnungsloſer Vater, die ſchöne Frau zur Seite, ſo ſtolz daherſchritt, als habe er ſich das Glück in eigener Perſon an den Arm gehenkelt; ahnungslos, daß er, der bisher auf ſo feſtem Boden, daß nach Soldatenart ein jeder Schritt erdröhnte, durchs Leben marſchiert, von nun an ſein Privatleben auf hohlem, unterwühltem Grund aufbauen ſollte. Nun, er war gerade acht Tage verheiratet, als ſich die Grube, Vertrauen und Achtung zunächſt verſchlingend, vor ihm aufthat. Sie hatten nicht umſonſt geflüſtert und gefragt, warum denn der Aſſeſſor Horſt von Kienitz, der doch ſo enge zu den Hegebachs geſtanden, am Hochzeitstage fehlte —“

Die Stimme der alten Dame hob ſich, und kräftig ſchlug die Hand den Tiſch: „Jener Horſt iſt der einzige von der ganzen Sippe, der Ehre im Leibe und das Herz auf dem rechten Flecke hat. Rudolph ſelbſt hat mir geſagt, daß Horſt alles daran geſetzt, ſie, nun, die Oberſtin von Rettlingen, verwitwete von Hegebach, zu einer Aufdeckung ihrer Verhältniſſe vor der Hochzeit zu bewegen. Als er ſchließlich gedroht, dieſes ſelber zu thun, hat die Tante auf den Knieen ihn den Mörder ihres Glückes genannt.“

Jutta wußte das alles, aber da es Frau von Rettlingen, der die Sache mit Schobeck ans Herz ging, ein Bedürfnis ſchien, ſich die Bitterkeit herunter zu ſprechen, ließ ſie ſie gewähren.

„Wie hat es denn der Vater ſchließlich erfahren, Großmutter?“

„Wie er es erfahren hat? O, die Frau Schwiegertochter iſt nach dem Prinzipe, laut welchem dem Möpslein die Ohren nicht mit einemmale, ſondern alle Tage um ein Stückchen gekürzt werden, vorgegangen. Eine Rechnung nach der andren, ein Schuldſchein nach dem andren iſt eingelaufen, immer im Wechſel an die Frau Mutter und an den Herrn Sohn, begleitet von der eigenhändigen Zuſicherung der beiden Herrſchaften an die Herrn Gläubiger, daß unmittelbar nach der Hochzeit der ‚Bettel‘ bezahlt werden würde — welcher ‚Bettel‘ in Berlin allein zweitauſend Thaler für Toques und ſonſtiges Gefieder betrug! Erinnerſt du dich, Jutta, des ſtürmiſchen Herbſtabends vor beinahe ſechs Jahren, da der Ton der Extrapoſt plötzlich erſchallte, und dein Vater, wie vom Himmel geſchneit, ins Zimmer trat?“

„Ich werde den Tag mein Leben lang nicht vergeſſen, Großmutter.“

„Seiner Art nach hat er mir am ſelben Abend mitgeteilt, was beſprochen werden mußte. Da ich die bedeutende Summe in Baarem nicht hatte, blieb nichts anderes übrig, als das Geld von der Landſchaft aufzunehmen, und: ‚Weißt du, was es mich koſtet, Rudolf?‘ fragte ich, ‚dieſer erſte Schritt vom Wege? Dieſe Belaſtung eines Beſitzes, den deine Voreltern durch Jahrhunderte ſchuldenfrei erhalten?‘

‚Ich weiß es, Mutter,‘ hat er mit kreidebleichem Geſichte geſagt, und kein Wort iſt weiter über die Angelegenheit verloren.

Zwei Jahre ins Land, da kam dein Vater wieder, Jutta; abermals fehlte das Geld, aber die Forderung geſchah jetzt mehr en passant: ‚der landſchaftliche Kredit ſei ja noch nicht erſchöpft; Rotenſtein wäre ja nicht das einzige Gut im Kreiſe, auf dem eine Hypothek laſtete, im Gegenteil.‘ Da ſie dann zum drittenmale kamen, gerade in dem Notjahre, hat manch ein ſcharfes Wort meinerſeits die Sachlage in das richtige Licht geſtellt! Deine Großmutter aber iſt von außen nur noch eine alte Ruine, zu deren Sturz der Sturm des neuen Zeitgeiſtes die Backen nicht beſonders voll zu nehmen braucht! Wir gehen auch nach dieſer Richtung hin einer ſchweren Zeit entgegen, mein Kind.“

„Da kommt der Roſekatzky aus der Stadt zurück!“ rief Jutta ein wenig reſpektlos in die prophetiſche Rede hinein; es iſt eben zwiſchen Alt und Jung allezeit geweſen, wie es in der Ballade von Klein Roland heißt:

„Frau Bertha ſaß in der Felſenkluft
Und klagt ihr bitteres Loos;
Klein Roland ſpielt in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.“

Längs des tief aufgewühlten Weges, ſo daß der ſchwarze Schlamm ſich jeweilig über den Achſen wieder ſchloß, kam der Klapperwagen mit dem Roſekatzky als Lenker langſam daher gekrochen, um ſachte an der Küchenthüre vorzufahren.

„Der Rademacher bittet, die gnädige Frau ſprechen zu dürfen,“ meldete Anton, der Diener.

Jutta erhob das Haupt, dem ihr ſehr genau bekannten Schritte des herannahenden Alten zu lauſchen. Es war ſonſt ein trotz aller Unebenheit des Gebeins doch ſicherer Schritt; heute aber — — nun, vielleicht ging es unbemerkt ab.

Nachdem Roſekatzky die beiden obligaten Handküſſe pflichtſchuldigſt erledigt, richtete er ſich mit bedenklich gerötetem Antlitze empor:

„Hier iſt alſo das Geld für die ſieben Schock Kohl, gnädige Frau. Für das Schock einen Thaler, aber was die offenen Köpfe ſind, man bloß fünfundzwanzig Silbergroſchen.“

„Loſes Geld für den feſten Kohl; nun weiter.“

„Hier ſind die Schuhe für das gnädige Fräulein, aber das gefärbte Kleid für das Kunigundchen iſt erſt auf die Woche fertig.“

„Schon gut. Iſt ſonſt noch etwas zu berichten?“

„Zu Befehl, gnädige Frauchen, — nei—n. Aber — die gnädige Frauchen werden es nicht übel nehmen — nämlich: ſie rujomoren ſchon wieder in der Stadt, und geſtern hat es auf dem Lande an zwei Stellen wieder groß Feuer gegeben, daß der ganze Himmel rot geweſen iſt, und —“ (hier ſah ſich der Roſekatzky ſcheu nach allen Seiten um) „ein großer Zettel iſt angeſchlagen geweſen juſtement am Gaſthofe! — ‚Aber,‘ hat der Inſpektor zu mir geſagt, wie ich ihn unterwegs traf, ‚daß er nichts der gnädigen Frau erzählt, Roſekatzky.‘ — ‚I wo werd' ich denn,‘ habe ich geantwortet. ‚Meint der Herr Inſpektor, mir liegt etwas daran, daß unſere alte gnädige Frau ſich umſonſt ängſtigen thut?‘“

„Heraus mit der Sprache! Ich will es wiſſen.“

„Ja, wenn meine gnädige Frau mir befiehlt, da iſt denn doch nichts zu machen. Alſo: über Nacht iſt am Gaſthofe ein Zettel angeſchlagen worden, ſo recht ſichtbarlich für jeden, der am Morgen die Augen aufgethan, und was der Gaſtwirt iſt, der hat mir müſſen aufſchreiben, was auf dem Zettel geſtanden hat. Hier iſt es:

Wir ſind unſere Dreißig,
Brennen immer fleißig.
Schollenberg und Rotenſtein,
Das ſoll unſer Nächſtes ſein.
Gibt der König dann nicht Brot,
Schlagen wir auch Menſchen tot.“

Ängſtlich ſchaute Jutta nach der Großmutter, die ruhigen Antlitzes die Hand nach dem Papiere ausſtreckte, hinüber.

„In den Ofen mit dem Zettel! Wollen annehmen, daß Rotenſtein nur um des Reimes gewählt worden iſt. Im übrigen pflegen die Hunde, die bellen, nicht zu beißen. — Er kann gehen, Roſekatzky.“

Aber der Alte ſtand immer noch.

„Zu Befehl, gnädige Frau. Bloß noch von dem alten Herrn da“ (der Daumen deutete über die Schulter nach der Richtung, in der Schobecks Haus ſich vom Walde abhob), „wollte ich mal erzählen — der ſoll ja, wie die Leute ſagen, auf dem Bankrott angekommen ſein, wenn er nicht zum beſtimmten Terminus das Geld anſchaffen kann, obſchon an ihm ſelber keine Schuld zu ſpüren iſt. Was kann ſo ein armes Menſchenwurm dafür, wenn neben dem großen Regen noch der Milzbrand über die Wirtſchaft kommt und alles Vieh muß tot geſtochen und neu gekauft werden. Wenn ihm jetzt geholfen wird, ſagen die Leute, kann er ſich, ordentlich, wie er iſt, wieder flott hinauf buſteln, aber — bei die Zeiten, wer wirds riskieren? Hier hat er in der Stadt angefragt und da. Alles umſonſt; und wie er zum Thor iſt rausgefahren, hat er ganz „geiſtlich“ ausgeſehen.“

Dem Kaiſer

zum 27. Januar.

Sieh’, Deutſchland trägt ſein Feſtgewand,
Geſchütz und Glocken Grüße tauſchen,
Allorten, wo ob Meer und Land
Im Wind die deutſchen Flaggen rauſchen.
Doch mehr, als alle Macht, die heut,
O Herr, Dir huld’gend ruht zu Füßen,
Mehr als Salut und Feſtgeläut’
Beut Dir der Herzen ſtilles Grüßen.

Geſetzlich iſt der Feiertag,
Dich ehrt der Staat, ſich ſelbſt zu ehren;
Doch kein Geſetz erzwingen mag,
Was wir freiwillig Dir gewähren:
Vertrauen, das an Kaiſers Wort
Nicht dreht, noch deutelt und verdunkelt,
Und Liebe, deren goldner Hort
Aus trüber Zeitflut ſieghaft funkelt.

Ein Fürſt, doch Gottes Knecht zu ſein
Und Vater allen Unterthanen,
Das war der ſchönſte Edelſtein
Im Erbe Deiner großen Ahnen.
Daß Du von ihrem Geiſte biſt,
Nicht nur aus ihrem Stamm entſproſſen,
Daß auch Dein Herz uns offen iſt,
Das hat die Herzen Dir erſchloſſen!

Von Gott erflehſt Du Sinn und Wort,
Zu ſteuern recht im Zeitenſtrome,
Wenn einſam Du von Schiffes Bord
Aufſchauſt zu Nordlands Sternendome;
Wenn Du allabends im Gebet
Abwägſt Dein Schaffen und Dein Sollen,
Dann iſt’s Dein Volk, das Amen fleht:
Dein Thun iſt gut, weil rein Dein Wollen.

Bringt alle Welt Dir Schätze dar,
O Herr und Kaiſer, heut zum Feſte,
Des deutſchen Volks Gebet, fürwahr,
Es iſt der Gaben allerbeſte:
Daß Dir der Fürſten höchſtes Los
Stets ſei bewahrt in Luſt und Schmerzen,
Daß Du des Reiches Herr nicht bloß,
Daß Du ein Herr auch ſeiſt der Herzen!

Ernſt Lenbach.

„Er übertreibt, Er lügt! Mache Er, daß Er fort kommt, Roſekatzky!“

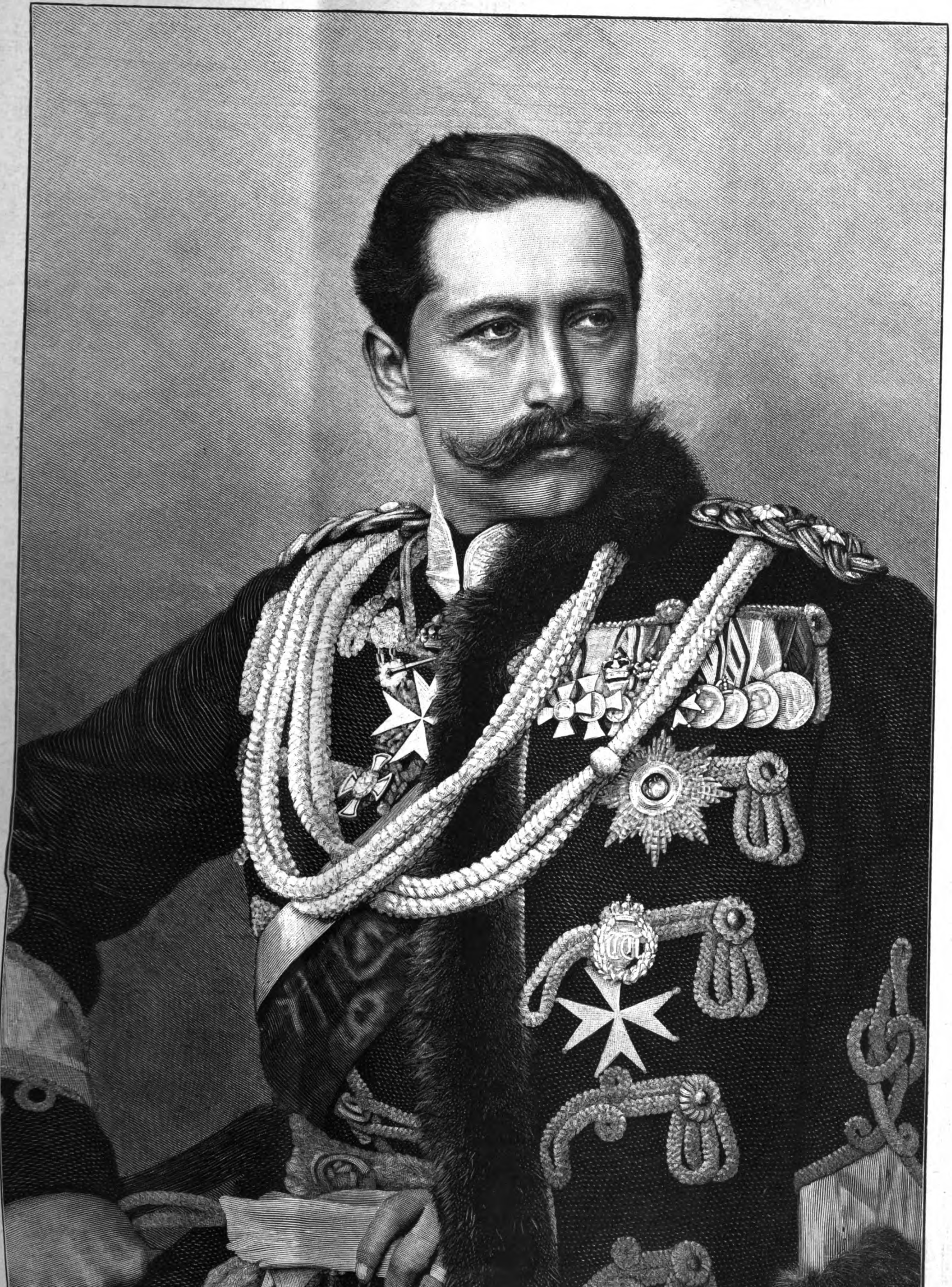
Der Alte ging. Hart auf dem Fuße von Jutta, die ihm eine ernſte Standrede nicht erſparen wollte, gefolgt.

Zunächſt handelte es ſich um die verſtärkte Unſicherheit ſeiner Tritte, inſofern ſolche Verſtärkung nichts mit den Kugeln von Waterloo zu ſchaffen hatte. Zum Zweiten wurde „unbefugtes Gewäſch“ mit dem Gedichte gerügt, und drittens wurde die Übertreibung in den Nöten des alten Schobeck, da ſelbige die Gemüter beunruhige, für ſträflich befunden.

Der Roſekatzky ließ, während er das verſäumte Mittageſſen, von Jutta in der Ofenröhre für ihn ſorglich warmgeſtellt, behaglich löffelte, alles über ſich ergehen.

„Na, daß es Zeiten gibt, wo der Menſch einmal einen Schnabus mehr zu ſich nimmt, als gerade nötig iſt, das mag ſeine Richtigkeit haben, Fräuleinchen liebes, und daß auch Schnabel halten manches Mal im Leben mehr wert iſt, wie Schnabel aufthun, geb’ ich gleichfalls recht. Aber was unſer Herr Schobeck iſt, da iſt, weiß Gott, kein Lug und kein Trug dabei, daß ſolcher Mann aus iſt, wie ein Licht, wenn ihm nicht beizeiten geholfen wird. Wie ſoll er als armer, alter Bankrottierer eine Anſtellung finden, da doch ſo viel ſtramme Herrn Inſpektors ohne Brot jetzt herumlaufen. Wenns Glück gut iſt, als ein Schreiber, der Bogen einen halben Silbergroſchen, tagüber in der dumpfigten Stube. Und was ſeine Schweſter, die Mamſell Malchen, iſt, die kann dann auch ſich unter fremden Menſchen herumſtoßen! Gute Nacht!“

Es gehörte zu den Tagesgewohnheiten Frau von Rettlingens, die Hände auf den Rücken gelegt, zur Zeit der Dämmerſtunde in dem geräumigen Zimmer auf und ab zu gehen. Man hielt in früheren Zeiten ſehr viel auf die



Kaiſer Wilhelm II. Nach einer photographiſchen Aufnahme von Gottheil u. Sohn, kgl. Hofphotographen, Königsberg i. Pr.

Dämmerung, die Stunde, in der ſich die Hausbewohner zum gemütlichen Schwätzchen zuſammen fanden. So ſtellten ſich auch die Waldeins ungerufen in dem Schreibezimmer der gnädigen Tante ein, wennſchon ſie ſich ſonſt darin herum zu drücken pflegten, ähnlich den Lämmlein in der Löwengrube; Lämmlein I am Fenſter Platz nehmend, Lämmlein II am Ofen Poſto faſſend, dieſes ein Wörtlein auffangend — jenes einen Ton hinein werfend — je nachdem.

Das beſchleunigte Tempo der Schritte bedeutete innere Unruhe bei der Gebieterin von Rotenſtein:

„Ja, ja, Kinder,“ wandte ſie ſich in Fortſetzung ernſter Gedanken den Fräuleins zu, „der Wurm des Zeitgeiſtes nagt an der Wurzel, und an den Stamm der Königstreue legt ſich die Axt. Nimmer wollen mir die Worte aus dem Ohre, die unſer allergnädigſter Herr in der Thronrede geſprochen: ‚Die Wege der Könige ſind thränenreich, wenn Geiſt und Herz der Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen!‘ — Geiſt und Herz der Völker! — Ein verlorener Begriff, wenn die gelockerte Zenſur dem gemeinen Mann ein Ringen nach einer Freiheit aufreden will, mit der dieſer abſolut nichts anzufangen weiß! Allerdings ſoll der Monarch jeglichen Stand in ſeinem Lande zum Rapport aufrufen, damit er Klarheit habe und Abhilfe ſchaffen könne, wo es not thut. Aber nimmer ſoll der Monarch von Gottes Gnaden gezwungen ſein, die Wege zu gehen, die die Stimme des Volkes ihn gehen heißt. Regieren nach unten und gehorchen nach oben! Zerſplitterung der Macht iſt ihre Auflöſung — im großen wie im kleinen. Böſe Zeiten, Kinder — böſe Zeiten werden kommen!“

„Soll ich Licht beſtellen, gnädigſte Tante?“ meinte Fräulein Ethelinde, auf die jegliches Prophezeien beängſtigend wirkte. „Im Dunkeln gehen leicht Geſpenſter um.“

„Ich wünſchte, es wären Geſpenſter, thörichte Pute, die du biſt. Werdet das dräuende Ungewitter ſeiner Zeit ſchon brauſen hören. Es bedroht den Staat, es bedroht die Familie, und auch an dem Geſchick des jungen Bäumleins, das ich mir mit aller Liebe meines alten Herzens aufgezogen, hat es bereits zu rütteln begonnen. Sie hat keinen andern Schutz, denn das Dach ihrer Väter, meine arme Jutta! Der kalte Hauch der liebeloſen Welt wird über ihre Jugend hinwehen, das Vertrauen und die Reinheit ihrer Kinderſeele dabei abſtreifend. Alle meine Kräfte will ich wenigſtens daran ſetzen, daß ihr die irdiſche Heimat erhalten bleibe, obſchon —“ die alte Dame brach plötzlich ab. „Bitte klingelt nach Licht und ſchickt mir Jutta mit dem Merkbuche.“

Allabendlich wurden in einem großen Foliobande die Ereigniſſe des Tages in kurzer Faſſung niedergeſchrieben: Witterungsverhältniſſe, Speiſezettel, etwaige Gäſte und was ſonſt an Freud und Leid im lieben, alten Rotenſtein pulſierte.

„Haſt du auch Schobecks heutigen Beſuch in Vermerk genommen, mein Kind?“

„Nei—n, Großmama.“

Frau von Rettlingen ergriff die Feder, unter das Vorangegangene mit leicht bebender Hand die Worte zu ſetzen:

„Es kam ein Bittender, dem Vertrauen und innere Berechtigung den Weg gewieſen nach Rotenſtein. Der Mann ging unerhört von der Schwelle meines Hauſes.“

8. Kapitel.

Die Nachkommen jenes Käuzchens, das da einſt gerundeten Auges von den Zweigen der alten Ulme in das Rotenſteiner Kinderzimmer geſchaut, mußten, falls ſie das Intereſſe für Juttas Thun und Treiben von ihren Altvordern geerbt, die Häupter heute wacker nach dem Lichtſcheine drehen. Schon war die ſelbſtgezogene Unſchlittkerze in dem zinnernen Leuchter bis zum Stümpfchen herabgebrannt, ſchon hatte der Wächter die Mitternachtsſtunde abgeſchnarrt, und immer noch hatte der Schlaf das ſchmale Gardinenbettlein mit den ſchneeigen, aber derben Linnen ſchnöde umgangen.

Die Augen, die ſich ſonſt, wie Frau von Rettlingen zu ſagen pflegte, mit einer wahrhaft plebejiſchen Schnelligkeit zu tiefem, traumloſem Schlummer ſchloſſen, waren offen geblieben, trotzdem die Kerze längſt erloſchen, und trotzdem allerlei Mittel, wie ſolche der Anhang im Traumbuche als unfehlbar angab, zur Herbeiziehung des Schlafes in Angriff genommen wurden.

Da war zunächſt das Bemühen, ein imaginäres Kornfeld in imaginärem Winde wogen zu laſſen. Ihm folgte die Aufzählung aller Vögel nach dem Alphabete, und Jutta hätte kein Oſtpreußenkind ſein müſſen, wenn „der Adebar“ nicht den Reigen eröffnete.

Warm empfohlen war die Rekapitulation eines beſonders bevorzugten Romans (zur Zeit war es Ivanhoe) in Auffriſchung des Mitleids mit den Schickſalen der armen Amy Robſart; (wer weinte damals nicht um Amy Robſart!)

Vergeblich! Keins der heraufbeſchworenen Bilder war im ſtande, die Geſtalt eines alten Mannes zu verdunkeln, der, einem letzten Hoffnungsſchimmer nachgehend, den Weg nach Rotenſtein gemacht, und der dann von dem Hofe geſchickt worden war, ohne daß man ihm etwas anderes mitgegeben, denn die bittere Frucht der Enttäuſchung! Dem Manne mußte geholfen werden!

Herr Schobeck war ein alter Junggeſelle, in deſſen Lenzestage dereinſt eine ſtille, aber deſto tiefer empfundene Liebe ihren roſigen Schimmer geworfen. Da aber das Leben mit harter Hand das leiſe, ſanfte Glühen ausgelöſcht, hatte ſeine edle Natur es ſich genügen laſſen, den Sonnenſchein des Daſeins in redlichem Schaffen zu ſuchen.

Durch den Tod ihres Verlobten eine „bräutliche Witwe“ ſtand Mamſell Malchen dem Bruder in Treue zur Seite. Beider Augenpaare leuchteten auf, wenn Jutta, als echte Rettlingen eine leidenſchaftliche Reiterin, auf ihrem Goldfuchs „Eilung“ auf den Hof getrabt kam! Der neue Zaum war eine zarte Aufmerkſamkeit von „ihm, dem Schobeck,“ zu dem Stirnriemen hatte Malchens rundliche Hand Perle an Perle gereiht, Roſen und Veilchen auf lichtgrünem Grunde — und nun? Den Leuten mußte geholfen werden!

Nachdem Jutta ſich Stunde um Stunde herumgequält, und der Hahn ſchon einmal, wenn auch noch traumumfangen, gekräht, blickte in dem Dunkel der Ratloſigkeit plötzlich ein Lichtlein auf! Jutta wußte, daß jede der Tanten Waldein ihren Notgroſchen zurückgelegt; dieſen Schatz wollte ſie, unter Beobachtung aller Formen für abſolute Sicherheit in Schuldſchein und Zinsfuß für ihre Perſon als Darlehn von den Tanten erbitten, ſo daß ſpäteſtens morgen der alte Ehrenmann ſein Geld und keine ſchlafloſen Nächte mehr haben ſollte.

Wohl aber hatten die Waldeins ihrerſeits eine ſchlafloſe Nacht zu verzeichnen, inſofern die Schilderungen des Roſekatzky ein grelles Licht über die drohenden Zeitverhältniſſe geworfen. Die Zukunft der Schweſtern hing enge mit Rotenſtein zuſammen; was war jedoch Rotenſtein, wenn das Volk es an allen vier Ecken anſtecken wollte? So arbeitete es in den Seelen der Schweſtern Kunigunde und Ethelinde von Waldein.

Jedenfalls hätte die kleine-große Jutta, ungeſchult und täppiſch, wie ſie in Sachen der Diplomatie war, kaum einen ungünſtigeren Augenblick für das Anbringen ihrer Bitte wählen können. Ja es dauerte eine geraume Zeit, ehe die armen Opfer den Sachverhalt recht zu faſſen vermochten, daß ſie ihr ſauer Erſpartes, das Geld, das ſie ſich zu ihrem Begräbniſſe Thaler für Thaler durch eine lange Reihe von Jahren zurückgelegt, mit einemmale hingeben ſollten, damit ein ihnen total gleichgültiger Mann vor dem Bankerott bewahrt bliebe! War es das wirklich, was da von ihnen gefordert wurde?

„Aber Tanten,“ eiferte Jutta, „Ihr ſollt ja das Geld nicht dem Mann, Ihr ſollt es mir auf einen Schuldſchein in aller Form leihen. Schließlich wird doch Rotenſtein für eine ſo unbedeutende Summe wohl aufkommen können!“

Tante Ethelinde weinte bereits: „Unbedeutende Summe?! An jedem dieſer Thälerchen, gegen zurückgelegte Groſchen eingewechſelt und mühſam blank geputzt, hängt ein Strahl der einzigen Hoffnung, die wir noch im Leben haben! Hm — hm, — ſprich du weiter, Kunigunde.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Tante Kunigunde richtete ſich auf: „Ja, die einzige Hoffnung, nämlich die auf ein hübſches, anſtändiges Begräbnis, auf ein Grabhügelchen, wie wir es einmal auf dem Roßgärtener Kirchhof zu Königsberg geſehen. ‚Ethelinde,‘ habe ich geſagt, ‚zwei ſolche abgerundete Gräbchen, dick mit Fettgras überzogen — es kann auch Epheu ſein — dazwiſchen ein hohes, mit goldener Schrift und einem Palmenzweig reich geſchmücktes, ſchneeweißes Marmorkreuz für beide, und ein Gitter mit goldenen Spitzen darum — das wünſchte ich uns.‘ Dafür haben wir geſammelt, gerechnet und geſpart alle die Jahre. Das iſt das einzige Ziel, das wir in dieſem Leben haben.“

„Es gibt doch aber ein Ziel jenſeits des Grabes, Tanten, ein Ziel, zu dem die Menſchenliebe hinüberführt. Wollt Ihr dieſes über dem Epheu und dem Marmor ganz vergeſſen?“

„Das nicht, Kindchen — das durchaus nicht, aber mein Vater ſelig pflegte in gewiſſen Fällen immer zu ſagen: ‚Es kann ſein, — es kann auch nicht!‘ Über das Jenſeits des Grabes iſt keine Klarheit in dieſer Welt, die Frage, ob du bei dem bevorſtehenden Umſturz der Dinge jederzeit in der Lage für das Gitter und das Marmorkreuz ſein wirſt, bleibt eine offene, und nun die einzige Sicherheit, die wir uns mühſam geſchafft, hingeben zu ſollen — hm — hm — ſprich du weiter, Ethelinde.“

„Bitte nicht, Tanten! Kein Wort mehr in dieſer abgethanen Sache! Ich bedauere Euch von wegen des Geſichtskreiſes von dem Umfange einer Untertaſſe; — und was die Nächſtenliebe in Eurem Herzen anbetrifft — die trägt, glaube ich, die Katze auf der Schwanzſpitze fort! — Komm Dackel!“

Die Thüre ſchlug zu.

Die Tanten ſchauten einander an: „Eine gute, aber eine ſehr grobe Marjell.“

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher.

Von Theodor Hermann Pantenius.

G. Ebers: Die Geſchichte meines Lebens. Embden: H. Heines Familienleben. Keiter: H. Heine. Pfeil: Ein preußiſcher Offizier in ruſſiſchen Dienſten. Victor Hehn: De moribus Ruthenorum. Aus den Sibiriſchen Bleibergwerken.

Die Verehrer der Romane von Herrn Profeſſor Ebers werden diesmal enttäuſcht ſein, denn anſtatt einer Erzählung hat er den erſten Band einer Selbſtbiographie erſcheinen laſſen. Ich meinesteils habe mich gefreut, nach langer Zeit wieder eine Arbeit von ihm mit lebhafter Teilnahme leſen zu können. Das Buch heißt: „Die Geſchichte meines Lebens,“ und es erzählt uns von dem Lebensabſchnitt, den der Nebentitel: „Vom Kind bis zum Mann“ angibt.

Georg Ebers iſt am 1. März 1837, vierzehn Tage nach dem Tode ſeines Vaters, der in Berlin Bankier war, geboren. Glücklicherweiſe war ſeine aus Holland ſtammende Mutter eine jener ſeltenen Frauen, die klug und willensſtark genug ſind, um den Kindern den verſtorbenen Vater erſetzen zu können. Ebers ſchildert ſie mit Farben, die nur die innigſte Kindesliebe und die rückhaltloſeſte Verehrung verleihen, und der Leſer nimmt an der bedeutenden Frau lebhaften Anteil.

Es iſt ſehr natürlich, daß Frau Ebers an ihrem jüngſten Kinde mit beſonderer Liebe hing. Die herzlichſte, verſtändnisvollſte Freundſchaft verband bis zuletzt Mutter und Sohn.

Da Frau Ebers wohlhabend war, konnte ſie ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung angedeihen laſſen. Überdies verbanden perſönliche Beziehungen die Dame mit vielen hervorragenden Männern. Der Gartendirektor Lenné, der Bildhauer Drake, Peter Cornelius, die Brüder Grimm, der Hofprediger Strauß traten in nähere oder entferntere Verbindung mit ihr und ihren Kindern. Vormund der letzteren war der Bankier Mendelsſohn.

In dieſer aus bildungsfreundlichen Bankiers- und Gelehrtenfamilien zuſammengeſetzten Welt verbrachte Ebers ſeine erſten Knabenjahre. Dieſe Kreiſe ſind für die Ausbildung eines dichteriſchen Talentes wenig geeignet, denn ſie bilden ja an ihrem Teil jene „gute Geſellſchaft,“ welche nach Goethes ſachkundigem Urteil „auch zum kleinſten Gedichte keine Gelegenheit gibt.“ Hier führt jedermann ein bewußtes Leben, Eigenart kann ſich weder ausbilden noch erhalten. Wenn ſo viele Geſtalten in den Ebersſchen Romanen blaß und blutlos erſcheinen, ſo liegt das zum Teil gewiß daran, daß ihre Vorbilder in der Bellevueſtraße in Berlin erwuchſen.

Die Märztage des Jahres 1848 erlebte Ebers als elfjähriger Knabe, und er gibt uns eine gute Anſchauung von den Empfindungen, mit welchen man in ſeinen Kreiſen jenen Vorgängen gegenüber ſtand. Seine Urteile begründen ſich aber naturgemäß mehr auf ſpätere Studien als auf eigene Beobachtung.

In jener bewegten Zeit mögen der energiſchen Frau Ebers die Zügel mehr entglitten ſein, als ihr lieb war. Sie entſchloß ſich deshalb, die Söhne einer Erziehungsanſtalt anzuvertrauen, und ihre Wahl fiel auf Keilhau bei Rudolſtadt.

Die Schilderungen, die Ebers von dieſem durch Fröbel, Middendorf und Langethal begründeten Penſionat gibt, ſind ungemein intereſſant. Ebers hat ſie mit großer Liebe und feinem, durch hingebende Pietät verſchärftem Verſtändnis entworfen. In jenem weltverlorenen Waldwinkel hatte ſich aber der ideale Geiſt, aus dem die Freiheitskriege geboren wurden, bis in die fünfziger Jahre erhalten und ließ die Herzen der Knaben, die dort unter der treuen Hut dreier Lützower Jäger heranwuchſen, höher ſchlagen. „Es war hier,“ ſagt Ebers am Schluſſe dieſes Abſchnittes, „von meinen Lehrern der Grund für mein ganzes künftiges Leben gelegt worden, und wenn ich ihn (ſpäter) teilweiſe unter den Füßen ſchwanken fühlte, trug die Fröbelſche Methode keine Schuld daran.“

Auch wer über dieſe Methode ganz anders urteilt als Ebers wird dieſe Erinnerungen eines nach ihr erzogenen tüchtigen und hochgebildeten Mannes mit regem Intereſſe leſen.

Hier in Keilhau hatte das Großſtadtkind Gelegenheit gehabt, dem Naturleben näher zu treten und einen Blick in das Treiben der ländlichen Bevölkerung zu thun.

Es folgen nun Werdejahre auf dem Gymnaſium in Kottbus und auf der Univerſität in Göttingen, wo Ebers als Juriſt immatrikuliert war. Hier warf ihn, mitten im frohſinnig genoſſenen Studentenleben ein Anfall des furchtbaren Leidens auf das Krankenbett, das ſich ſpäter, ich meine es war 1878, wieder einſtellen und ihn dann nicht mehr verlaſſen ſollte.

Während des erſten jahrelangen Siechtums wandte ſich Ebers der Ägyptiologie zu, in der Lepſius und Brugſch ſeine Lehrer waren. Zugleich erwachte die Luſt am Fabulieren, die ſich ſchon früher geregt hatte, mit neuer Kraft. Ebers aber beſchloß, ihr unter keinen Umſtänden nachzugeben, ehe er ſich wiſſenſchaftlich ganz im Sattel fühlte. Erſt dann ſchuf er ſeinen erſten archäologiſchen Roman: „Eine ägyptiſche Königstochter,“ um ſich darauf wieder ganz der Wiſſenſchaft zuzuwenden.

Ebers ſelbſt meint, daß der Zug zur Poeſie von Hauſe aus der mächtigere in ihm geweſen wäre. Eine ſeltſame Täuſchung! Man denke ſich einen wirklichen Dichter, der nach langer Zügelung ſeiner Einbildungskraft endlich ein Werk ſchafft, das einen großen Erfolg hat, und der dann, ohne jeden äußeren Zwang, zu der willkürlich gewählten Wiſſenſchaft zurückkehrt und in ihr viele Jahre fortarbeitet, „bis er ſich wieder ſagen durfte, daß es nun an der Zeit ſei, der Muſe wieder zu gewähren, was er ihr ſo lang verſagt!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Biographie der Dichter würde ein anderes Bild gewähren als jetzt, wenn die Muſe in der That ein ſo nüchtern erwägendes Weib wäre, wie der Herr Profeſſor annimmt.

Nein, ein Dichter iſt Ebers nicht, und „Die Geſchichte meines Lebens“ iſt auch nicht die Selbſtbiographie eines ſolchen. Keine der in ihr vorkommenden Perſonen tritt uns plaſtiſch entgegen, prägt ſich unſrem Gedächtnis ein für alle Zeiten. Wohl aber lernen wir durch ſie den Lebenslauf eines höchſt liebenswürdigen, ſympathiſchen Gelehrten kennen, der uns von ſeinen Erlebniſſen und den bedeutenden Menſchen, mit denen ihn das Leben zuſammenführte, anmutig zu berichten weiß, und an deſſen geiſtigem Leben wir gern teilnehmen.

Das iſt viel.

Unter dem Titel: „Heinrich Heines Familienleben“ (Hamburg. Hoffmann & Campe) hat ein Neffe Heines, Baron Ludwig von Embden, 122 bisher ungedruckte Familienbriefe des Dichters veröffentlicht. Der Herr Herausgeber hat dieſe Briefe mit erläuternden Bemerkungen verſehen, welche den Titel des Buches rechtfertigen.

Herr von Embden hat eine große Verehrung für ſeinen Onkel, ich fürchte aber, daß ſeine Veröffentlichung nicht dazu beitragen wird, die gleiche Empfindung in den Leſern der Briefe wachzurufen. Heinrich Heine erſcheint in dieſen gewiß als ein liebevoller Sohn und Bruder, aber ſelbſt dieſe Verhältniſſe haben bei ihm einen ausgeſprochen unangenehmen Beigeſchmack. Ein anderer würde weder der Zuneigung für die Schweſter einen ſo ſchwülſtigen, noch der Verehrung für die Mutter einen ſo ſaloppen Ausdruck gegeben haben. Auch ſonſt erſcheint er hier als derſelbe hohle, frivole Menſch, der er ſein Leben lang war, und da in dieſen meiſt ſehr flüchtigen Briefen auch nichts von ſeinem Witz zu Tage tritt, ſo ſind ſie wenig unterhaltend.

Die von Herrn von Embden ſelbſt herrührenden Bemerkungen ſind in erſtaunlich ſchlechtem Deutſch geſchrieben.

Von Heinrich Heine handelt auch ein kleines empfehlenswertes Buch von Heinrich Keiter: „Heinrich Heine. Sein Leben, ſein Charakter und ſeine Werke.“ Köln, J. P. Bachem. Herr Keiter iſt Katholik, und es iſt intereſſant einen ſolchen über Heines Verſuche ſich in katholiſches Empfinden hinein zu verſetzen, urteilen zu hören. Im übrigen hat ſich der Herr Verfaſſer ehrlich bemüht, dem Dichter ſowohl wie dem Menſchen gerecht zu werden. Letzterer ſpottet freilich jeden Verſuchs, ihn auch nur einigermaßen erträglich erſcheinen zu laſſen. Wir müſſen uns einmal in die unbegreifliche Thatſache finden, daß viele unſerer ſchönſten Volkslieder von einem Manne gedichtet wurden, der — Heinrich Heine war.

Von Rußland handeln mehrere neue Bücher, die in dieſer oder jener Beziehung bemerkenswert ſind. Ich beginne mit einem ſehr intereſſanten: „Erlebniſſe eines preußiſchen Offiziers in ruſſiſchen Dienſten während des türkiſchen Krieges 1877/78“ von Richard Graf von Pfeil (Berlin. E. S. Mittler & Sohn). Graf Pfeil, der im erſten Garderegiment diente, entſchloß ſich, den Feldzug als ruſſiſcher Offizier mit zu machen und führte ſeine Abſicht auch aus, obgleich er vorläufig kein Wort Ruſſiſch verſtand. Er fand zunächſt eine Anſtellung im Jelezſchen Infanterieregiment und hatte hier Gelegenheit, intime Bekanntſchaft mit dem Offizierkorps eines ruſſiſchen Linienregimentes, das ſeit Monaten vor dem Feinde ſtand, zu machen. Als er an ſeinem erſten Dienſttage zum Exerzieren antrat, fehlte der Hauptmann. „Ich ging,“ erzählt Graf Pfeil, „in ſeine Hütte, wo ich ihn im Bett fand. Er entſchloß ſich erſt auf meinen Beſuch hin, aufzuſtehen. Die Leute warteten inzwiſchen. Endlich war er fertig, ging zur Kompagnie und befahl Zielübungen. Nach einiger Zeit erſchien auch der jüngſte Kompagnieoffizier, im Paletot, ohne unter dieſem einen Rock zu tragen, ohne Säbel, die Cigarette im Munde, entſchuldigte ſich auch gar nicht, daß er zu ſpät kam. Auch am Dienſt nahm er keinen Anteil; als der Hauptmann mit der Kompagnie eine kleine Strecke fortmarſchierte, ging er nicht mit. Der Dienſt, nebenbei für den ganzen Tag, dauerte eine Stunde.“

Graf Pfeil hatte Gelegenheit ſich bei mehreren Rekognoszierungen auszuzeichnen und kam infolgedeſſen bald in den Stab des Diviſionsgenerals, Fürſten Swiatopolk-Mirski. An deſſen Seite wohnte er dem zweiten Übergang über den Balkan und der Schlacht bei Plewna bei. Später wurde er in das erſte ruſſiſche Garderegiment Probraſchensk eingeſchoben und hat demſelben 12 Jahre lang angehört. Er hatte alſo reichlich Gelegenheit, die zuerſt empfangenen Eindrücke auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

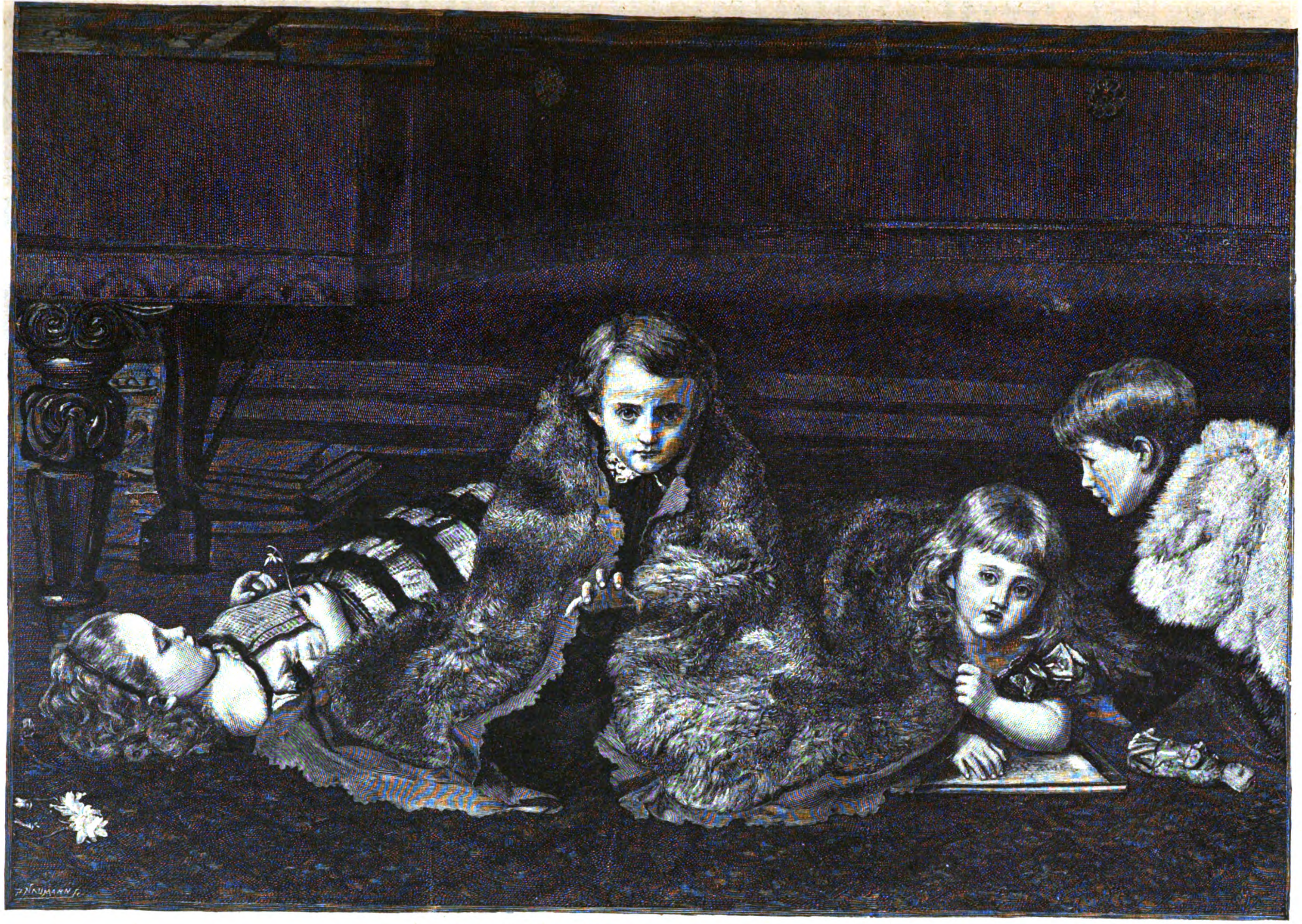
Graf Pfeil erſcheint als ein ſcharfer und im allgemeinen vorurteilsloſer Beobachter. Dabei erzählt er ungemein friſch, ſo daß ſein Buch höchſt unterhaltend iſt.

Von dem gemeinen ruſſiſchen Soldaten hat er eine ſehr hohe Meinung, während er über die Koſaken ſehr geringſchätzig urteilt. Was er von den ruſſiſchen Offizieren erzählt, iſt vielfach wenig erbaulich, er verkennt aber auch nicht, welche Schwierigkeiten das ungeheure, wegloſe Land in dieſer Beziehung jedem Fortſchritt macht. Die Intendanturverhältniſſe erſcheinen ſo troſtlos, wie ſie während des Krieges zweifellos waren.

Auch in unſerem Buch wird der berühmte General Skobelew als ein ſehr unerfreulicher Charakter dargeſtellt. Dieſe Anſchauung dürfte auch im ruſſiſchen Heere eine weit verbreitete geweſen ſein.

Das Buch des Grafen Pfeil erzählt von manchem Häßlichen, aber dieſes Häßliche erſcheint als die Ausgeburt beklagenswerter Verhältniſſe, und der Herr Verfaſſer iſt ſehr weit davon entfernt, bei ihm mit innerer Luſt zu verweilen. Das iſt in einem anderen ſoeben erſchienenen Buche ganz anders. Dieſes heißt: De moribus Ruthenorum. Zur Charakteriſtik der ruſſiſchen Volksſeele (Stuttgart. J. G. Cotta), beſteht aus Tagebüchern, die Victor Hehn während der Jahre 1857 bis 1873 geführt hat, und iſt nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben worden. Der letztere Umſtand würde mich veranlaſſen, von einer abfälligen Beurteilung abzuſehen, wenn ich dieſes Buch nicht für ein höchſt gefährliches und ſchädliches hielte. In meinen Augen wäre es ein Unglück für Deutſchland, wenn es ſeine Kenntnis der ruſſiſchen Volksſeele aus dieſem Tagebuch ſchöpfte. Ich zweifle nicht daran, daß Herr von Hehn ſich ehrlich bemühte, die Wahrheit zu erkennen und ſie zu ſagen, aber ich muß nach dem Reſultat annehmen, daß er zu beidem ganz unfähig war. Wahrſcheinlich hatten die Vorgänge, die in den vierziger Jahren in Livland zahlreiche Letten zum Übertritt zur griechiſchen Kirche veranlaßten, auf ihn denſelben unverwiſchlichen Eindruck gemacht, wie auf manchen anderen ſeiner baltiſchen Zeitgenoſſen, d. h. die Entrüſtung über dieſelben hatte ihn mit innerem Haß gegen Rußland und alles Ruſſiſche erfüllt, der ihn gegen alle Vorzüge der ruſſiſchen Nation vollſtändig blind machte. Er hatte dann ſelbſt unter der willkürlichen Juſtiz der berüchtigten „dritten Abteilung,“ d. h. der Geheimpolizei, ſchwer zu leiden. Er lebte endlich, während ſein Tagebuch entſtand, in Petersburg, in einer Stadt, in der man nur in der Form des Klatſches politiſiert und politiſieren kann. Alles das entſchuldigt ihn einigermaßen. Immerhin ſind ſeine Aufzeichnungen ein trauriges Beiſpiel dafür, wie ſehr nationale Vorurteile auch den klaren Geiſt und das edle Herz dieſes feinſinnigen Gelehrten trüben und irreleiten konnten.

Nach dem Tode des Kaiſers Nikolaus ging es bekanntlich wie Frühlingswehen durch das ruſſiſche Reich. Die Leibeigenſchaft wurde abgeſchafft, ein neues auf den Grundſätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit beruhendes Gerichtsverfahren erſetzte die völlig veralteten alten Ordnungen, für die Selbſtverwaltung wurden in den Landſchaften und den Stadtverordnetenverſammlungen neue Organe geſchaffen. Die Erfahrung hat leider gelehrt, daß man in vielem nicht das Richtige getroffen, daß manche Hoffnung, die damals entſtand, ſich nicht erfüllte, immerhin haben jene Tage und die Re-


P. NAUMANN sc.

Die Wolfshöhle. Nach dem Gemälde von Everett Millais.

formen, die ſie brachten, die Kultur Rußlands um ein großes Stück vorwärts gebracht, und ſie fanden mit Recht ein frohbewegtes Geſchlecht. Aber von dieſer Freude drang auch nicht der leiſeſte Ton in das Gemach, in dem Hehn ſein Tagebuch führte. Emſig trägt er jeden Bericht zuſammen, der von Roheit oben, Niedrigkeit unten handelt. „Nichts iſt ideal in Rußland, alles trägt den Stempel des Gemeinen, beſonders Schädel und Geſicht des Menſchen. Alles iſt roh äußerlich, nicht ſeelenvoll und aus der Tiefe rufend. Ehre und Pflicht ſind unbekannt, übertünchte Schufterei iſt vorherrſchender Charakter.“ „Iſt man in Moskau oder ſonſtwo in ruſſiſchen Landen in einer größeren Geſellſchaft, etwa auf einer Soirée von hundert Perſonen, und muſtert die Verſammelten, ſo wird ſich kaum einer unter den Herren finden, der nicht wohlbeſehen ein rechter Schuft, keine Dame, die nicht von Grund aus verdorben wäre.“ „Alles, auch das Edelſte, das Reinſte, das Idealſte, die ſchönſte Linie, die feinſte Farbe wird hier unter dieſem Himmel, unter der Hand dieſer Menſchen — gemein. Die humanſten Dichtungen in dieſe Sprache überſetzt, erhalten einen niedrigen, groben Charakter.“ So ſchreibt der kaiſerlich ruſſiſche Oberbibliothekar über das Volk und die Sprache Joukowskis, Turgenews, Leo Tolſtois. Kein Wunder, daß er (S. 195) ſchließlich den Branntwein als „Wohlthäter der Menſchheit“ preiſt, weil er die Ruſſen dezimiert.

Dieſem maßloſen Haß iſt jedes Nahrungsmittel willkommen, aber auch jedes. Herberſtein erzählt in ſeinem bekannten Reiſebericht, es habe damals in Moskau ein Hufſchmied namens Jordan gelebt, welcher mit einer Ruſſin verheiratet war. Eines Tages habe ſich die junge Frau bei ihrem Gatten darüber beklagt, daß er ſie nicht liebe. Als dieſer ſeine Liebe verſicherte und ſie fragte, wie ſie auf den Verdacht, es könnte anders ſein, gekommen ſei, habe ſie erklärt, wenn er ſie liebte, würde er ſie doch auch prügeln. Als der alſo Belehrte die Kummervolle dann tüchtig durchgebläut habe, ſei alle Betrübnis von ihr gewichen.

Man erkennt in dieſer albernen Geſchichte auf den erſten Blick eine jener Anekdoten, wie ſie damals im Kreiſe ungebildeter Ausländer umgelaufen ſein mögen. Aber was will die Prügelſehnſucht der weiland Frau Jordan, gegen die ſagen, die, wenn wir Hehn glauben wollen, in der Seele jedes heutigen ruſſiſchen Bauern lebt! Dieſer Zug wird uns viermal geſchildert. Auf S. 96 heißt es zunächſt allgemein: „Der Fall iſt oft (sic!) vorgekommen, daß ein Säufer, der endlich das Bewußtſein ſeiner Schwäche nicht länger ertragen kann, zu ſeinem Herrn kommt und ſagt: Laßt mir 25 Hiebe geben, ich kann mich des Laſters nicht erwehren!“ Auf S. 144 erhalten wir einen beſonderen Fall: „Ein Freund, der General C., hatte einen Bedienten, der, wie ſie alle, dem Trunk ergeben war. Der Herr drohte mit Entlaſſung. Da fiel der Arme eines morgens vor dem Herrn auf die Knie und bat flehentlich, bei der erſten Gelegenheit ihm Rutenhiebe zu applizieren, weil er ſonſt für nichts ſtehe.“ Auf S. 201 wird die Sache noch ungleich pikanter: „Sehr charakteriſtiſch (sic!) iſt folgende Geſchichte: Ein Fabrikbeſitzer bei Petersburg ließ einem jungen Burſchen wegen eines häßlichen Vergehens die Rutenſtrafe applizieren. Zufällig ſieht das ein ruſſiſcher Bauer der Umgegend und ſagt: Gebt mir auch 25 Rutenhiebe! Man ſieht ihn lachend an, er aber wiederholt ſein Verlangen und ſagt: Ich bin geſtern betrunken geweſen, habe meine ſämtliche Barſchaft verſoffen und obendrein mein Weib geprügelt. Ich verdiene das. Er bekommt die erbetenen Schläge und bedankt ſich.“

Dieſelbe Geſchichte wird auf S. 214 noch einmal erzählt. Nach dieſem zweiten Bericht ſoll der Bauer gerufen haben: „Habt Dank! Das hat wohlgethan!“ Wer nun nicht glaubt, daß der Ruſſe im Gegenſatz zu allen anderen Sterblichen eine Luſt daran findet, mit Ruten geſtrichen zu werden, dem iſt nicht zu helfen.

Und dieſe unſinnigen Anekdoten hat ein Mann von der Bildung Hehns für lautere Wahrheit genommen!

Die Tagebücher enthalten leider auch ſonſt viele ſchiefe oder ganz falſche Urteile.

Der Tragödie folge die Poſſe. Als das Intereſſe an dem Treiben der ruſſiſchen Nihiliſten ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, hielt irgend ein magyariſcher Journaliſt es für angezeigt, dieſes Intereſſe für ſich auszubeuten. Er gab ein Buch heraus, welches angeblich von einem in den Bergwerken Sibiriens verſtorbenen weiland ruſſiſchen Profeſſor verfaßt war und die ſchrecklichen Leiden ſchilderte, welche das beklagenswerte Opfer ruſſiſcher Despotie über ſich ergehen laſſen mußte. Dieſes Buch iſt jetzt unter dem Titel: „Aus den Sibiriſchen Bleibergwerken“ bei Siegfried Cronbach erſchienen und findet, obgleich es in einem Deutſch wiedergegeben iſt, neben dem dasjenige des Herrn von Embden noch als ein klaſſiſches erſcheinen muß, zahlreiche Käufer. Dabei macht ſich der wirkliche Verfaſſer offenbar in der dreiſteſten Weiſe über ſeine gläubigen Leſer luſtig, indem er ihnen nicht nur Fakſimiles von angeblichen Zeichnungen des Verbannten vorlegt, ſondern auch ſo ungeheuerliche Erfindungen mitteilt, daß ſelbſt der mit den fraglichen Verhältniſſen Unbekannteſte ſie als ſolche erkennen muß.

Im Oktober 1883 befindet ſich der Erzähler in einer Karawane, die aus etwa 500 Verbannten und entſprechender Geleitmannſchaft beſteht, nachts auf einer Landſtraße in der Nähe von Krasnojarsk. Es iſt reichlich Schnee gefallen und einige Wagen haben ſich feſtgefahren, ſo daß der Zug ins Stocken geraten iſt.

„In dieſem Augenblick ſtürzte ſich ein Rudel Wölfe aus dem rechtsſeitigen Graben hervor. Was jetzt folgte, kann ich nicht beſchreiben. Noch ſpüre ich den Peſtgeſtank, welcher mich in der Mitte einer der Fünferreihen (aneinandergeketteter Männer nämlich) erreichte; noch ſehe ich die entſetzlichen glühenden Feuerkugeln, die funkelnden Augen der Beſtien; noch höre ich um mich herum, das unvermögende, bluterſtarrende Brüllen meiner Sträflingsgenoſſen, das unaufhörliche Raſſeln der Feſſeln, und ich vernehme das Knirſchen der Zähne, das Krachen der Knochen und den Lärm jenes ekligen, gierigen Freſſens, welches um mich herum vor ſich geht.“ Als der Erzähler bei Tagesgrauen aus einer wohlthätigen Ohnmacht erwacht, ſtellt ſich heraus, daß die aus dem rechtsſeitigen Graben hervorſpringenden Wölfe 123 Menſchen „teils zerriſſen, teils erdroſſelt“, größtenteils aber aufgefreſſen hatten. Auch von den Pferden vor den Wagen fanden ſich nur noch Überreſte.

Welch ein Graben! Was für Wölfe!

Wind contra Dampf.

Von Reinhold Werner.

(Abdruck verboten.)

Die erſte Entwickelungsperiode der Dampfſchiffe war eine ungemein lange, ſie dauerte ein halbes Jahrhundert. Nach vielen mißglückten Verſuchen baute Patrick Miller in Nordamerika den erſten gelungenen Dampfer (1788), der aber merkwürdigerweiſe nicht beachtet wurde und keine Nachahmung fand. Erſt zwanzig Jahre ſpäter wurde die Erfindung von Fulton wieder aufgenommen und machte in Amerika ſchnellere Fortſchritte, ſo daß dort 1815 die erſte Dampffregatte von 32 Kanonen vom Stapel lief. Es folgten nun auch England, Frankreich und Deutſchland. 1819 kreuzte zuerſt das Dampfſchiff Savannah den Atlantiſchen Ocean, wenn auch noch mit Zuhilfenahme von Segeln. 1833 folgte ihm der „Royal William“ lediglich unter Dampfkraft, aber erſt 1838 eröffneten die engliſchen „Sirius“ und „Great Weſtern“ die eigentliche Ära der neuen Kraft, welche ſich nun ſtetig weiter entwickelte und einen gewaltigen Umſchwung im geſamten Weltverkehr anbahnte.

Gegenwärtig gibt es faſt keinen Hafen der Erde, wo nicht der rauchende Schlot von Dampfern geſehen würde, und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks vermitteln die letzteren Handel und Wandel zwiſchen den verſchiedenen Weltteilen.

Erfindungen und Verbeſſerungen folgten ſich in fieberhafter Haſt, die Konkurrenz ſchuf immer größere und ſchnellere Schiffe, und während 1838 der „Sirius“ noch einen vollen Monat für die Strecke zwiſchen England und Nordamerika bedurfte, hat vor kurzem der deutſche Schnelldampfer „Fürſt Bismarck“ dieſelbe in 6 Tagen und 12 Stunden zurückgelegt.

„Zeit iſt Geld,“ lautet das kaufmänniſche Schiboleth; je ſchneller die Ware herangeſchafft werden kann, deſto mehr iſt zu gewinnen — da war es kein Wunder, daß die zwar billigere, aber für gewöhnlich ſo viel langſamere Segelſchiffahrt immer mehr zurückgedrängt wurde und dem neuen Motor Platz machen mußte. In welchem ſchnell zunehmenden Verhältnis dies geſchah, mögen die nachfolgenden Zahlen beweiſen.

Im Anfange des Jahres 1891 gab es auf der ganzen Erde 43515 Schiffe mit einem Gehalte von über hundert Tonnen (Kubikmeter). Davon waren drei Vierteile Segelſchiffe mit zuſammen 10 Millionen Tonnen, aber 9632 Dampfer faßten ſchon 8 Millionen Tonnen. Deutſchland blieb in dieſem Streben nicht zurück. Wie ſeit Einigung des Reiches ſeine gewerblichen Leiſtungen auf allen Gebieten mächtig emporblühten, ſo auch auf dem des Schiffbaues und des Seehandels. Es überflügelte mit der Zahl und Leiſtungsfähigkeit ſeiner Dampfer faſt ſämtliche Seeſtaaten und nimmt jetzt nach dieſer Richtung die zweite Stelle im Weltverkehr ein — nur England iſt ihm darin überlegen und wird es auch bleiben.

Einen ſprechenden Beweis für dieſen Aufſchwung gibt Hamburg. Von den 593 Seeſchiffen, welche es beſitzt, ſind 309, alſo mehr als die Hälfte, Dampfſchiffe. Was aber den Tonnengehalt betrifft, ſo haben die Segelſchiffe kaum den dritten Teil der letzteren, wie man ſchon aus der Beſatzungsſtärke entnehmen kann. Bei jenen beträgt ſie durchſchnittlich 11, bei dieſen 31 Mann.

1873 beſaß Deutſchland 200 Dampfer mit 142000 Tonnen, Anfang 1891 zählte es 689 mit 656000 Tonnen Gehalt, mithin hatte ſich die Zahl der Dampfſchiffe in 17 Jahren $3\frac{1}{2}$, der Tonnengehalt aber $4\frac{1}{2}$ Mal vermehrt.

Dieſe Verhältniſſe berechtigten zu der Annahme, daß die Segelſchiffahrt in abſehbarer Zeit überhaupt ſo gut wie ganz verſchwinden werde, und in der That war bis vor kurzem dieſe Anſicht allgemein verbreitet.

Sie iſt jedoch nur teilweiſe richtig; ſie trifft zwar für kürzere Seereiſen in engen Gewäſſern mit ganz ungewiſſen Windverhältniſſen zu, aber mit Ausnahme der regelmäßigen Poſtverbindungen nicht auf längere Touren, wie um das Kap der guten Hoffnung oder um Kap Horn, und namentlich nicht, ſeit man vor wenigen Jahren begonnen hat, mächtige Segelſchiffe zu bauen, deren Tonnengehalt den der früheren größten Dreimaſter um das drei- und vierfache überſteigt. Sie bieten den Frachtdampfern die Spitze; dieſe können nicht mit ihnen konkurrieren, weil jene bei Ausnutzung der regelmäßigen Winde auf den großen Oceanen nicht nur ebenſo ſchnell und ſchneller fahren, als die Dampfer, ſondern weil ſie auch viel billiger ſind. Das Anlagekapital eines Segelſchiffes ſtellt ſich im Verhältniſſe zu einem Dampfer gleicher Größe bedeutend billiger; den teuren Kohlen ſteht die nichts koſtende Windkraft gegenüber, und es kommt nur die Abnutzung der Takelage und der Segel in Betracht.

Die mit dieſen großen Schiffen erzielten Erfolge haben denn auch dem bis dahin ſtetigen Rückgange der Segelſchiffahrt einen Damm entgegengeſetzt, und ſie iſt ſeit den letzten Jahren wieder im Vorſchreiten begriffen.

1890 z. B. waren in England von allen Schiffsneubauten nur 7 Proz. Segler, im darauf folgenden Jahre dagegen ſchon 25 Proz., und ein ähnliches Verhältnis weiſt Deutſchland auf, das auch nach dieſer Richtung den Wettbewerb aufgenommen und darin Hervorragendes geleiſtet hat.

In früheren Zeiten galt nicht allein dem Binnenländer der Dreimaſter für die größte Klaſſe der Segelſchiffe und eine Ladefähigkeit von 2000 Kubikmetern für etwas Außerordentliches, jetzt hat ſich letztere verdoppelt und verdreifacht, und man hat Vier- bis Fünfmaſter.

Die Firmen Laeiß in Hamburg und Rickmers in Bremen haben damit den Anfang gemacht, und wie Deutſchland den Ruhm hat, die leiſtungsfähigſten Geſchütze, die ſchnellſten und ſeefähigſten Torpedoboote zu beſitzen, wie ſeine Schnelldampfer die kürzeſten Reiſen über den Ocean machen, ſo hat es auch auf dem Gebiete der Segelſchiffe allen anderen Nationen den Rang abgelaufen. Während die Firma Rickmers ſechs dreimaſtige Schiffe von über 2000 Tonnen Gehalt ihr eigen nennt, hat ſie auch drei Viermaſter von 3300 bis 4500 und kürzlich einen Fünfmaſter, „Maria Rickmers“, von 6000 Tonnen Ladefähigkeit, und damit das größte Segelſchiff der Welt gebaut.

Es iſt ganz aus Stahl hergeſtellt, wie alle neueren Schiffe von beträchtlicher Größe, ſowohl in der Kriegs- wie Handelsmarine. Ein Holzbau würde bei Rumpflängen von 300 Fuß und Seegang nicht ſtark genug ſein und zuſammenbrechen. Seine Länge beträgt 375 Fuß bei einer Breite von 48 und einem Tiefgange von 26 Fuß, und ſeine Beſatzung zählt 48 Köpfe. Die drei vorderen Maſten ſind gleich hoch, etwa 60 Meter von der Waſſerlinie. Sie und der vierte, etwas niedrigere, tragen Raaſegel, erſtere ſieben, letzterer ſechs übereinander, der fünfte, kleinere, hat nur zwei Gaffelſegel, wie bei einem Barkſchiffe, Beſan- und Gaffeltopſegel. Außerdem führt das Schiff neun dreieckige Stagſegel zwiſchen den Maſten und vier desgleichen vorn am Bugſpriet und an den Klüverbäumen, zuſammen 42 Segel mit 56800 Quadratfuß Fläche, die ihm bei günſtigem Winde eine Schnelligkeit von 14—15 Knoten ($3\frac{1}{2}$—$3\frac{3}{4}$ deutſche Meilen in der Stunde) verleihen, während Frachtdampfer im Durchſchnitt nur 8—10 Knoten machen.

Früher waren die oberen Segel, namentlich die Haupt-(Mars-) Segel hoch und ſchmal und mußten bei Sturm verkleinert (gerefft) werden, was oft eine ſehr ſchwere und anſtrengende Arbeit war, welche die Mannſchaft ſtundenlang nicht zu bewältigen vermochte. Bei dieſen großen Schiffen ſind ſie niedrig und dafür breiter. Bei wachſendem Winde nimmt man nacheinander die oberen fort und ſpart dadurch das Reffen und damit auch an Beſatzung.

Solche lange Schiffe manövrieren unter Segel in engen Gewäſſern nicht gut, d. h. ſie drehen nicht ſchnell genug, deshalb gibt man ihnen für dieſe Zwecke Hilfsmaſchinen. Die „Maria Rickmers“ beſitzt eine ſolche von 750 Pferdekraft, die auch für ſchwere Arbeiten an Bord, Ankerlichten, Boote ausſetzen, Laden und Löſchen gebraucht wird. Ebenſo tritt ſie bei Windſtillen in Thätigkeit und trotz ihrer geringen Stärke — unſere neuen Panzer von derſelben Länge haben eine ſolche von 8000 Pferdekräften, alſo über das Zehnfache — treibt ſie das mit ſehr feinen Linien ausgeſtattete Schiff mit 7—8 Knoten Fahrt durch Windſtillen.

Das Schiff führt fünf Boote, darunter ein Dampfboot; die Wohnräume für Kapitän und Mannſchaft befinden ſich auf dem Deck, um den ganzen Raum für die Ladung frei zu halten; und um dem Leſer einen Begriff zu geben, welche Maſſen an letzterer fortgeſchleppt werden, ſei erwähnt, daß die Reisſäcke, die es ladet, aneinander gereiht, eine Strecke von 60 Kilometern ergeben würden. Ebenſo würde das zum Schiff gehörige Tauwerk, aneinander geknotet, eine Länge von über 18 Kilometern ausmachen.

Die Firma Rickmers verwendet ihre ſämtlichen großen Schiffe, um aus Hinterindien Reis für ihre Reismühlen in Bremen zu holen, und auch die „Maria Rickmers“ iſt augenblicklich auf der Reiſe dorthin unterwegs.

Dieſer mächtige Fünfmaſter iſt ein erſter Verſuch der unternehmenden Firma. Bei ſeinem Gelingen kann es nicht ausbleiben, daß er einen umgeſtaltenden Einfluß auf die Schiffahrt übt, namentlich aber, daß er dem übermäßigen Anwachſen der Dampfſchiffe ein Ziel ſetzt.

Die Folge des letzteren iſt eine ſtete Verminderung der wirklich tüchtigen Seeleute geweſen, wie ſie die Segelſchiffahrt im Kampfe mit Sturm und See, bei dem der Mann auf ſich ſelbſt, ſeine geiſtigen und körperlichen Hilfsquellen angewieſen iſt, allein ausbilden kann, und das allmähliche Verſchwinden eines ſo leiſtungsfähigen Volkselementes war auf das höchſte zu bedauern.

Auf einem Dampfſchiffe, das allein von gewaltigen Maſchinen getrieben, ohne Rückſicht auf Wind und Wetter, ſeinen geraden Weg durch das Waſſer peitſcht, kann Seemannſchaft nur in ſehr beſchränktem Maße erworben werden, weil ſich dem Manne zu wenig Gelegenheit bietet, ſich auf ſich ſelbſt, auf ſein Können und Wiſſen zu verlaſſen, mit geringen Mitteln viel zu leiſten, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen und ihn ſiegreich durchzuführen. Der bei weitem größte Teil der Dampferbeſatzungen, wenn er nicht längere Zeit auf Segelſchiffen gedient hat, beſteht deshalb nicht aus wirklichen Seeleuten, ſondern aus Arbeitern, die aber ihre Poſten ausfüllen können, wenn ſie nur Körperkräfte und gelernt haben, auf dem ſchwankenden Schiffsboden feſtzuſtehen.

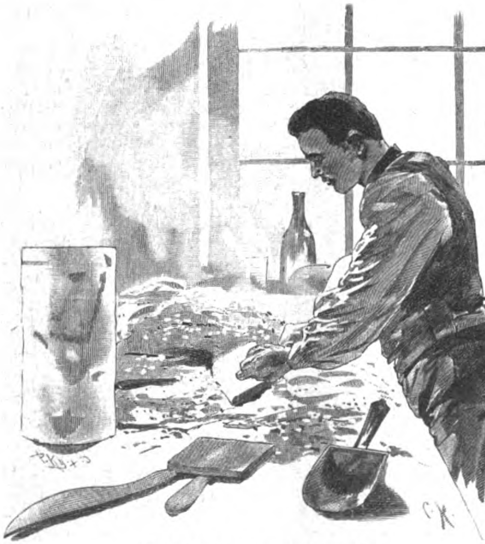
Auch nach dieſer Richtung hin iſt deshalb das Rickmersſche Unternehmen freudig zu begrüßen; möge es von vollem Erfolge begleitet ſein und das größte Segelſchiff der Erde ſtets glücklich und wohlbehalten zum heimiſchen Hafen zurückkehren, ſeinem Eigner und Deutſchland zur Ehre.

Deutſche Glasmoſaik.

(Abdruck verboten.)

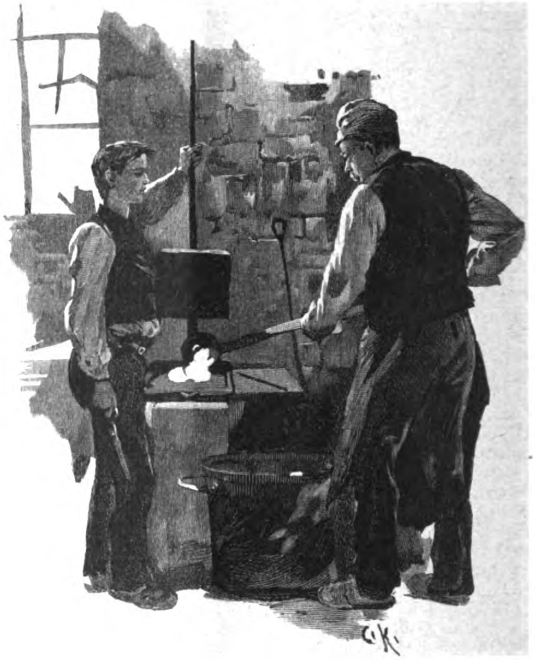
Das Daheim brachte vor einiger Zeit eine Notiz, daß im Berliner Kunſtgewerbemuſeum ein Moſaikbild ausgeſtellt ſei, welches nicht in Italien, ſondern in einem Berliner Vorort angefertigt worden und den erſten gelungenen Verſuch darſtelle, die Kunſt der Moſaikbildnerei in Glas nach unſerem kalten Norden zu verpflanzen. Ich ſah mir damals jenes Bild — es war die Kopie eines bei Salviati in Venedig ausgeführten thronenden Chriſtus — an und war über die treffliche Wiedergabe erſtaunt und erfreut zu gleicher Zeit. Mit dem Original verglichen, zeigte die Kopie freilich noch manche Mängel. Die Farbentöne erſchienen nicht überall rein, dem Golde fehlte hier und dort wohl noch der unvergleichliche Schmelz, der die Salviatiſchen Arbeiten auszeichnet. Trotzdem war es eine ganze Leiſtung. Wer die Schwierigkeit kennt, eine fremde Induſtrie, und zumal eine kunſtgewerbliche Induſtrie, auf anderen Boden zu verpflanzen, muß eine ſolche Leiſtung willig anerkennen. Bei der Moſaikbildnerei gerade lagen ganz beſondere Schwierigkeiten vor. Die Geheimniſſe der Glasflüſſe werden in Venedig ſorgſam behütet; als ich ſelbſt die Werkſtätten Salviatis in Venedig und auf der benachbarten Inſel Murano beſuchte, zeigte man mir die ganze Fabrikation in zuvorkommendſter Weiſe, von dem Glasofen aber hielt man mich unter allen möglichen Vorwänden gefliſſentlich fern. Ebenſo ſchwierig iſt die Beſchaffung guter Arbeiter. Die wirklich brauchbaren venetianiſchen „Artiſten“ trennen ſich erfahrungsmäßig ſehr ſchwer von der Lagunenſtadt, die Einarbeitung und Anlernung deutſcher Handwerker auf dem völlig neuen Gebiet aber erfordert unendliche Mühe.

Das im Kunſtgewerbemuſeum ausgeſtellte Bild hatte mein Intereſſe in ſo hohem Grade erregt, daß ich beſchloß, mir die neue, erſte deutſche Glasmoſaik-Anſtalt in ihrer Wirkſamkeit ſelbſt anzuſehen. Mich reizte dabei nicht nur der Vergleich mit den mir bekannten Ateliers von Salviati, mich zog vor allem die Überzeugung, daß die Einbürgerung des ganzen Induſtriezweiges, wenn ſie ſich überhaupt als wirklich ausführbar erwies, von der größten Bedeutung für wichtige Zweige unſres geſamten Kunſtſchaffens ſein müſſe. So wunderlich es klingen mag, die hauptſächlichſten Verwendungsſtätten der Moſaikbildnerei liegen in neuerer Zeit ja keineswegs in dem Lande, in dem jene bisher ausſchließlich geübt wurde, nicht im ſonnigen Italien, ſondern in unſerem Norden. England, Deutſchland, Rußland ſind die wichtigſten Abnehmer für die Erzeugniſſe der venetianiſchen Werkſtätten geworden. Das nordiſche Klima erheiſcht bei ſeinem zerſtörenden Einfluß auf alle Werke der Malerei, die nicht beſonders geſchützt werden können, eine umfaſſende Berückſichtigung, der eigentlich nur das Moſaik ganz gerecht werden kann.



Das Miſchen der Glasmaſſe.

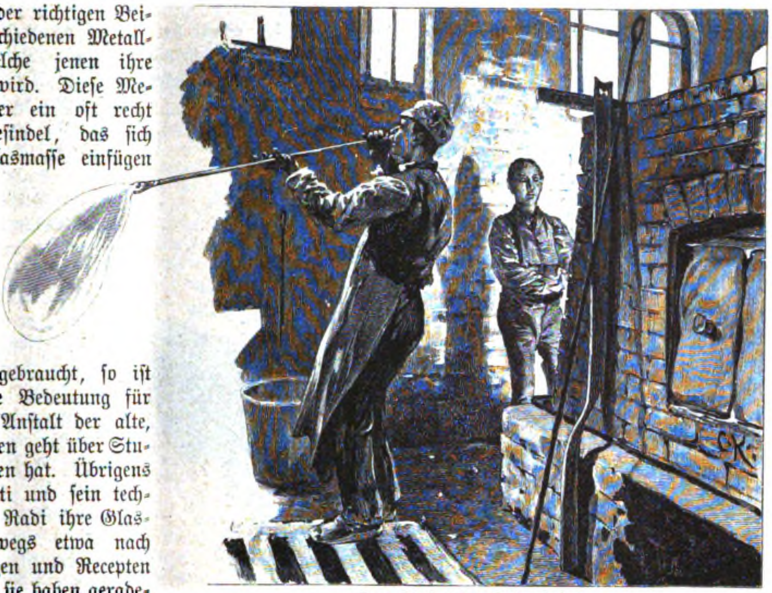
Die deutſche „Moſaikanſtalt“ befindet ſich in Rixdorf, dem kräftig aufblühenden ſüdöſtlichen Vorort Berlins. Drei jüngere Herren — ein tüchtiger Maler, ein Chemiker, ein Kaufmann — ſind die Begründer und Beſitzer des Geſchäfts; wie mir ſcheint, eine höchſt glückliche Vereinigung der gerade hier erforderlichen Einzelkräfte. Und die drei Herren haben, um dies vorweg zu nehmen, es wirklich ernſt mit ihrer Aufgabe genommen. Nach jahrelangen, umfangreichen Vorſtudien, die das ganze weite Gebiet der eigenartigen Technik umfaſſen mußten, iſt es ihnen augenſcheinlich gelungen, hinter die Geheimniſſe des venetianiſchen Großmeiſters ihrer Kunſt zu kommen, der bisher die ganze Fabrikation gleichſam monopoliſierte. Ich müßte mich ſehr irren, wenn das junge Unternehmen nicht in wenigen Jahren erfolgreich auch auf dem über Deutſchlands Grenzen hinausgehenden Abſatzgebiet mit den Venetianern in den Wettſtreit eintreten könnte, zumal da ſeit dem Tode des Vaters Salviati die dortige Produktion doch in manchen Beziehungen des friſchen Schwunges entbehrt, den der außerordentliche Mann ihr einzuflößen verſtanden hatte.



Guß und Preſſen der Glasplatten, aus welchen die Moſaikſteine geſchlagen werden.

Die techniſche Herſtellung der Moſaiken geht in Rixdorf faſt genau in derſelben Weiſe vor ſich, wie in Venedig. Sie beruht in erſter Linie auf der Herſtellung der Glasflüſſe, die eine ungemein reiche Farbenſkala bedingen.

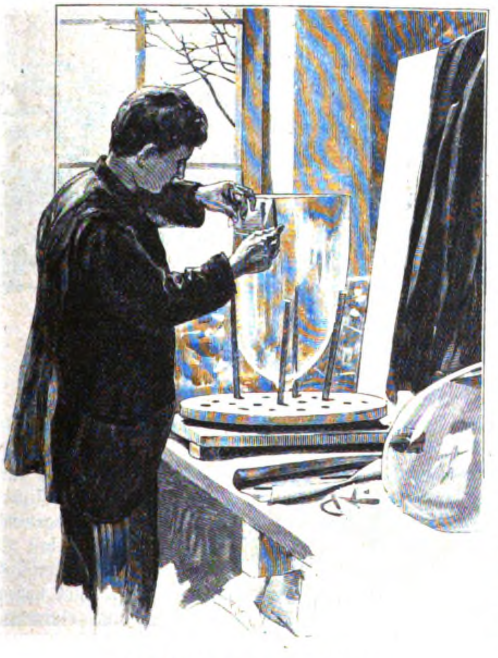
Wenn die Venetianer früher behaupteten, der ihnen zur Verfügung ſtehende Adriaſand ſei vermöge beſonderer Eigenſchaften für die zur Moſaikbildnerei erforderlichen Glasflüſſe allein oder doch faſt allein geeignet, ſo iſt das einfach eine Fabel im eigenſten Intereſſe erfunden. Der vielgeſchmähte märkiſche Sand hat ſich wenigſtens ebenſo brauchbar erwieſen, als derjenige vom mythenumwobenen Strande von Murano. Die Kunſt bei der Herſtellung der Glasflüſſe beruht faſt



Das Blaſen des Feinglaſes.

ausſchließlich anf der richtigen Beimiſchung der verſchiedenen Metalloxyde, durch welche jenen ihre Färbung gegeben wird. Dieſe Metalloxyde ſind aber ein oft recht widerſpenſtiges Geſindel, das ſich ſchwer in die Glasmaſſe einfügen läßt und häufig erſt nach zahlloſen Verſuchen die gewünſchten Farbennuancen hergibt. Da man dieſer Nuancen aber einige Tauſend verſchiedene gebraucht, ſo iſt verſtändlich, welche Bedeutung für den Chemiker der Anſtalt der alte, gute Satz: Probieren geht über Studieren — gewonnen hat. Übrigens haben auch Salviati und ſein techniſcher Mitarbeiter Radi ihre Glasmiſchungen keineswegs etwa nach alten Überlieferungen und Recepten hergeſtellt, ſondern ſie haben geradeſo, wie der Chemiker der Rixdorfer Anſtalt, ihre Glasflüſſe neu entdecken müſſen. Als ſie von 1859 ab daran gingen, die altberühmte venetianiſche Moſaikbildnerei neu zu beleben, zunächſt angeregt durch die dringend notwendig gewordene Renovierung der köſtlichen Moſaiken in der Baſilika von San Marko, war die Ausübung der ganzen Kunſt völlig erloſchen. Sie konnten nur auf den alten Vorbildern fußen und mußten ſowohl die Gewinnung der Emaillen wie der muſiviſchen Technik ab ovo wieder ergründen.

Aus der farbigen Glasmaſſe formt der Arbeiter, noch während ſie halbflüſſig iſt, etwa tellergroße „Fladen“ — kleine Platten von der Stärke eines dünnen Fingers. Dieſe werden dann nach dem völligen Erkalten in ſchmale Streifen zerſchnitten, welche wiederum in jene Würfelchen zerhackt werden, die ſpäter die einzelnen Moſaikſteine bilden. Während ſich aus dieſen Glasſteinchen die meiſten Teile des Bildes aufbauen, verlangen diejenigen Partien desſelben, die beſonders zart zum Ausdruck gebracht werden ſollen, ein etwas anderes Material. Für ſie werden keine Platten und Würfel hergeſtellt, ſondern dünne Glasſtifte, die dann, in oft winzige Abſchnitte geteilt, beſonders zur Wiedergabe der Geſichter Verwendung finden.



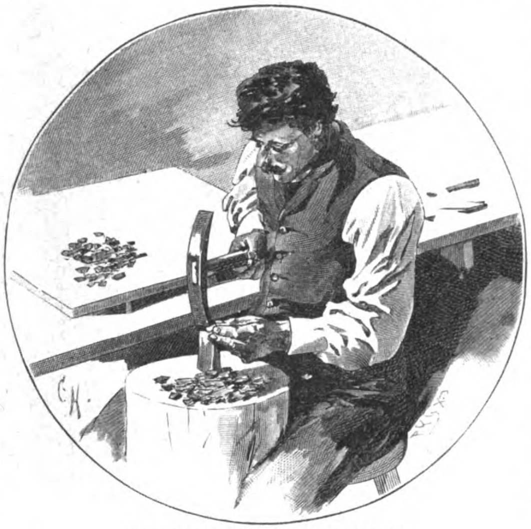
Das Zerkleinern des Feinglaſes.

Eine ganz abweichende Behandlung bedingen aber endlich auch diejenigen Farbennuancen, die einen metalliſchen Glanz entwickeln ſollen, erfordert vor allem das Gold, welches bei der Moſaikbildnerei eine ſo große Rolle ſpielt. Hier würde die bloße Beimiſchung der Farbe keine genügende Dauerhaftigkeit gewährleiſten, und man legt daher auf die entweder undurchſichtige oder in irgend einem Ton gefärbte Grundmaſſe ein dünnes Metallplättchen auf, vereinigt dasſelbe mit ihr durch einen Schmelzprozeß und überzieht es ſchließlich zum beſſeren Schutz mit einem hauchdünnen Feinglas. Das Feinglas, welches entweder ungefärbt bleibt oder, um verſchiedene Abtönungen hervorzurufen, auch einen beſtimmten Farbenton erhält, wird geblaſen, dann in Scheiben zerſchnitten, die der Größe der Platten entſprechen und endlich auch wieder mit der Platte und dem Metallhäutchen zuſammen in den Ofen geſchickt. Glas und Metall wird, um einen techniſchen Ausdruck zu gebrauchen, „überfangen.“

So viel von der recht komplizierten Herſtellung des Materials. Aus der Glühnähe des Glasofens können wir uns nun in die angenehmere Temperatur der eigentlichen Ateliers begeben, in denen die Zuſammenſtellung der Moſaiken vor ſich geht.

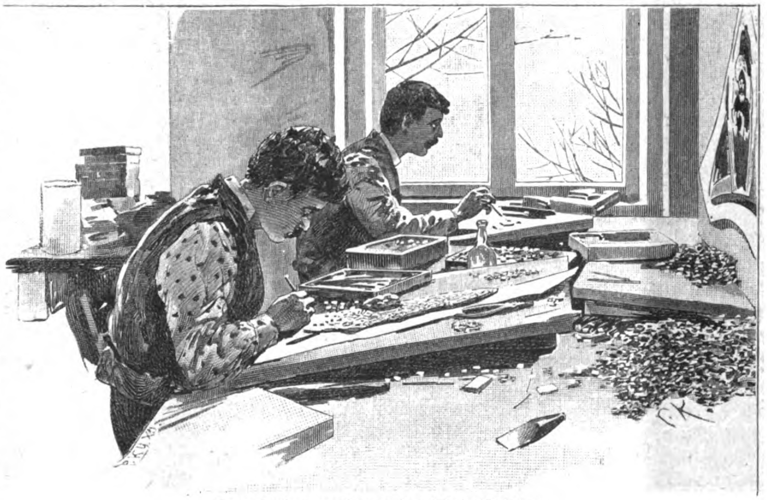
Es iſt das große Verdienſt Salviatis, eine Methode gefunden zu haben, welche die Herſtellung der Gemälde in den Werkſtätten erlaubt. Im Mittelalter wurde die ganze Arbeit nämlich an der Stelle ausgeführt, an welcher das fertige Bild ſelbſt prangen ſollte; auf der zu ſchmückenden Wandfläche wurde eine Schicht Stuck aufgetragen, und man zeichnete auf dieſem, nachdem er ſorgfältigſt geglättet und getrocknet war, die Konturen des wiederzugebenden Gemäldes auf. Dann wurde die Fläche abſchnittweiſe mit einer weichen Kittmaſſe belegt, und in dieſe begann der Künſtler zunächſt die Konturen mit ſeinen Glaswürfelchen auszuſetzen, um allmählich ſpäter, je nach dem Fortſchreiten der Arbeit, auch die inneren Flächen ſelbſt zu füllen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieſe Art der Technik überaus umſtändlich war, zumal bei größeren Gemälden, bei denen umfangreiche Rüſtungen erforderlich wurden und das Plaſtiſcherhalten der Kittunterlage ſtete Schwierigkeiten verurſachte. Man muß daher die von Salviati erfundene Methode der „Umkehrung“ — „alla rovescia“ als einen außerordentlichen Fortſchritt bezeichnen, ja ſie iſt wohl der ſchönſte Beweis dafür, daß er es nicht nur verſtand, eine altehrwürdige Kunſtübung neu zu beleben, ſondern daß er ſie auch mit ſelbſtändig ſchöpferiſchem Geiſte fortzuentwickeln wußte.

Selbſtverſtändlich wendet auch die Rixdorfer Anſtalt das vielfach bewährte Verfahren des venetianiſchen Meiſters an. Es iſt im Grunde genommen von überraſchender Einfachheit. Das in natürlicher Größe ausgeführte Originalbild, die Vorlage, hängt vor den Arbeitern an einer Wand des Ateliers ausgeſpannt; jeder der Ausführenden aber erhält, auf ſtärkerem Papier gezeichnet, ein Bruchteil desſelben Bildes zugeteilt, der jedoch umgekehrt, gleichſam als Spiegelbild, behandelt iſt. Auf dieſer ſeiner Sondervorlage, auf der die Hauptlinien vorgezeichnet ſind, in denen die Moſaikausführung ſtattfinden ſoll, befeſtigt er nun mit Klebſtoff die einzelnen Glaswürfel, indem er dieſelben genau nach der richtigen Farbennuanee des Gemäldes auswählt und, wo dies erforderlich wird, auf kleinen, bereitſtehenden Schleifſteinen derart zurechtſchleift, daß ſie ſcharf zuſammenpaſſen. Indeſſen iſt auf dieſes ſcharf Aneinanderpaſſen nicht überall beſonderer Wert zu legen; die eigenartige Wirkung der muſiviſchen Kunſt beruht zum Teil gerade auf der Unregelmäßigkeit der Fläche, man legt daher die Würfel auch nicht mit der glatten Seite nach oben, ſondern mit der Bruchſeite.



Das Zerkleinern der Glasmoſaik.

Hat ein Arbeiter ſeine Spezialvorlage vollendet, ſo wird dieſelbe auf dem Geſamtkarton aufgeklebt. Iſt in dieſer Weiſe das ganze Bild aus einzelnen Teilen zuſammengeſetzt, ſo zerſchneidet man es der bequemeren Handhabung halber wieder in einzelne Stücke, und es kann dann in Kiſten verpackt in alle Welt verſendet werden. Wir haben, um daran noch einmal zu erinnern, jetzt alſo ein umgekehrtes Bild, deſſen Vorderſeite auf Papier aufgeklebt iſt. Es muß daher an Ort und Stelle eine nochmalige Umkehrung ſtattfinden, aus dem Negativ muß wieder das Poſitiv werden. Dieſe Umkehrung ergibt ſich aber bei der Einfügung der Moſaik auf der zu ſchmückenden Fläche ganz von ſelbſt. Wird nämlich das Karton mit der auf ihm haftenden Moſaikſchicht jetzt auf einer Wandfläche in einen friſchen Cementbelag eingedrückt, wäſcht man dann ſchließlich das Papier ab, ſo kommt die Vorderſeite zum Vorſchein, und das Gemälde enthüllt ſich in ſeiner ganzen Schönheit und unvergänglichen Farbenpracht.



Das Zuſammenſetzen der Moſaikbilder.

Die Unvergänglichkeit der Farbenpracht iſt aber ſchließlich der wichtigſte Vorzug der muſiviſchen Kunſt. Jede Freskomalerei — auch die neuerdings in Aufnahme gekommenen Keimſchen Farben werden daran nichts Weſentliches ändern — iſt mit der Zeit dem Verbleichen, dem Grauwerden ausgeſetzt: wer die Fresken in der Säulenhalle vor dem Berliner alten Muſeum kennt, kann ſich ihrer als eines betrübenden Beiſpiels erinnern, wie ſehr zumal in unſerem Klima in wenigen Jahrzehnten derartige Gemälde leiden. Nur die Moſaik widerſteht, mindeſtens auf ſehr große Zeiträume, dem zerſtörenden Einfluß ſelbſt ſehr ungünſtiger Verhältniſſe. Sie eignet ſich außerdem im höchſten Maße für jede Flächendekoration, welche eine kräftige, packende Wirkung erzielen will, für alle bildlichen Darſtellungen, die monumental erſcheinen ſollen. Mit Recht hat man es der berühmten Moſaikfabrik des Vatikans zum Vorwurf gemacht, daß ſie in neuerer Zeit z. B. die urſprünglich in Öl ausgeführten Altarbilder einzelner Kirchen durch Moſaiken erſetzt hat — bei aller ſtaunenswerten techniſchen Vollendung, die bisweilen die Wirkung der Ölmalerei faſt völlig erreicht, wirken derartige Arbeiten gekünſtelt, ſie entſprechen nicht dem Weſen, der Eigenart der Moſaikbildnerei, deren Kraft in markiger Einfachheit des Entwurfs am trefflichſten zur Geltung kommt.

Und welche Fülle von Aufgaben liegt gerade in unſerem Klima in dieſer Richtung vor der muſiviſchen Kunſt. Welchen weiten Spielraum gewährt ihre Anwendung beſonders den Architekten, die in ihr das unvergleichlichſte Mittel zur Schmückung von Faſſaden, von Treppenhäuſern finden. Nachdem wir nachgerade gelernt haben, den Wert der Farbe wieder zu ſchätzen, nachdem die nüchterne Kälte des weißen oder einfarbig getönten Anſtrichs uns zum Bewußtſein gekommen iſt, wird ſich das Moſaik überall da, wo der Bauherr die nötigen Mittel zur Verfügung ſtellen kann, ſein Recht im Fluge erobern. Daß dem ſo iſt, beweiſen die zahlreichen Aufträge, die der jungen deutſchen Moſaikfabrik in der kurzen Zeit ihres Beſtehens bereits zugingen, Aufträge, die hauptſächlich Arbeiten für den Außenſchmuck behandelten. Schon jetzt zieren ihre Moſaiken eine ganze Reihe Berliner öffentlicher und privater Gebäude.

Ganz beſondere Bedeutung hat die muſiviſche Kunſt indeſſen von altersher für die kirchliche Baukunſt gehabt, ja ſie iſt eigentlich erſt durch den chriſtlichen Kirchenbau zur vollen Geltung gelangt. Das Altertum kannte faſt nur Fußbodenmoſaik, was zum Teil darin begründet geweſen ſein mag, daß die Römer bei ihren Mahlzeiten nicht ſaßen, ſondern lagen, ihr Blick alſo mehr auf den Schmuck des Fußbodens, als auf den der Wände fiel. Im frühen Mittelalter erſt, als es ſich darum handelte, die chriſtlichen Gotteshäuſer mit einem ernſten Schmuck zu zieren, verwandelte ſich die Fußbodenmoſaik in die ſenkrechte Flächendekoration und gewann damit ihre heutige Bedeutung. Sie beſitzt dieſelbe auch für unſeren proteſtantiſchen Kirchenbau, wie denn der Moſaikſchmuck u. a. bereits von Meiſter Otzen, der erſt kürzlich mehrere Moſaikbilder für eine Kirche in Deſſau der Rixdorfer Anſtalt in Auftrag gab, im umfangreichen Maße angewendet worden iſt. Bisher ſcheiterte die Ausführung muſiviſchen Schmucks in unſeren Gotteshäuſern vielfach nur an der Umſtändlichkeit der Anfertigung in Venedig, und — an den recht hohen Preiſen. Auch hierin wird ſicher eine Wandelung eintreten, ſeitdem die Moſaikbildnerei in Deutſchland ſelbſt eine Heimſtätte gefunden hat.

Walter Borner.

Um Familientiſch.

Zu unſerem Bilde.

John Everett Millais gilt als einer der hervorragendſten engliſchen Maler und iſt eine der intereſſanteſten Erſcheinungen unter den Künſtlern Großbritanniens. In ſeinen erſten, Aufſehen erregenden Gemälden: Jeſus als Kind in der Zimmermannswerkſtatt, die Rückkehr der Taube in die Arche, die Hugenotten — ſchloß er ſich der Gruppe der ſogenannten Präraphaeliten an, welche ſich zur Aufgabe ſtellte, die moderne Malerei wieder zu dem reinen Stil der altitalieniſchen Kunſt zurückzuführen. Mit ſeinen ſpäteren Bildern errang er ſich in ſtetig wachſendem Maße den Beifall immer weiterer Kreiſe: Moſes in der Schlacht gegen Amalek, der Pilger nach St. Paul, die Nachtwandlerin, die Verlaſſene; ſeine Bildniſſe der drei Schweſtern Armſtrong, des Sir J. Paget, des Herzogs von Weſtminſter haben ſeinen Namen weit über die Grenzen Englands hinaus berühmt gemacht. In dem von uns reproduzierten Gemälde bewährt er ſich als humorvoller Kindermaler — das Spiel der Kleinen mit den zottigen Wolfsfellen iſt dem Leben abgelauſcht.

Naturkunde.

Der Nutzen der Meeresalgen wird vielfach überſehen und unterſchätzt. Zwar ernähren ſich nach einem Vortrage Th. Reinbolds die Fiſche mit wenigen Ausnahmen nicht unmittelbar von den Algen, wohl aber mittelbar, inſofern als die niedere Tierwelt des Meeres, die wiederum den Fiſchen zur Nahrung dient, ſich von ihnen nährt. Indeſſen kommen hierfür nicht die großen, gemeinhin als Tang bezeichneten Algen in Frage, ſondern die dem unbewaffneten Auge gar nicht oder kaum wahrnehmbaren, frei im Meere umhertreibenden, zu dem vielgenannten Plankton zählenden kleineren Arten. Die großen Algen dagegen ſind den Fiſchen zur Ablegung des Laichs und zum Schutz der jungen Brut unentbehrlich. Aber auch dem Menſchen dient der Tang unmittelbar als Nahrung. Wenn heute die Iren, Norweger, Lappen, Isländer nur noch ausnahmsweiſe, aus Not Tangeſſer ſind, ſo ſpielt derſelbe bei den Anwohnern des Indiſchen Ozeans eine große Rolle, und eine der indiſchen Arten kommt als Agar-Agar, als Material zur Bereitung von Gallerte, auch in unſeren Küchen zur Verwendung. In der Medizin ſpielt eine ſüdeuropäiſche Alge, Alsidium helminthochorton (Korſikamoos), als Wurmmittel eine Rolle; für die Landwirtſchaft haben einige Algenarten in Schottland, Norwegen, Nordamerika Bedeutung gewonnen; die chemiſche Induſtrie gewinnt (neuerdings allerdings nur noch in beſchränktem Maße) aus den Verbrennungsprodukten der Algen Jod und Kaliſalze, und in China endlich wird der beſte Firniß für Papier und ein vorzügliches Schlichtungsmittel für Seidenſtoffe aus ihnen gefertigt.

Altertumskunde.

Der engliſche Orientaliſt Bent, derſelbe, der, wie auch wir an dieſer Stelle berichteten, die rätſelhaften Inſchriften im Maſchonalande erforſcht hat, will jetzt nach Abeſſinien reiſen, um die Ruinen der Stadt Axum zu beſuchen. Dieſer Ort liegt etwa 30 deutſche Meilen von der vorgeſchobenſten italieniſchen Anſiedelung. Axum und ſeine Hafenſtadt Adulis hatten in den letzten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt große Bedeutung, wie ſich aus Ptolomäus und Arrian ergibt.

Hygieine.

In England ſind in der letzten Zeit wiederholt ſehr ernſte Vergiftungserſcheinungen nach dem Genuß konſervierten Fleiſches, Hummern und Rinderzungen beobachtet worden, die auf die Notwendigkeit hinweiſen, die Konſerven vor ihrer Verwendung im Haushalt einer gründlichen und vorſichtigen Prüfung zu unterziehen. Gefährlich ſind vor allem Konſerven in Büchſen, wenn deren Deckel nach außen getrieben erſcheint. Bei allen normalen Konſervenbüchſen zeigt ſich nämlich der Deckel, infolge der Verdichtung der Waſſerdämpfe nach dem Verlöten, ein wenig eingedrückt; iſt der Inhalt aber nicht genügend gekocht, ſo entſtehen überaus giftige Zerſetzungsprodukte, die zur Gruppe der Ptomaine gehören, und gleichzeitig werden ſo viel Gaſe entwickelt, daß der Deckel der Büchſe etwas nach außen getrieben wird. Die Fabrikanten, die hieran erkennen, daß das Fleiſch nicht lange genug gekocht hat, pflegen ſolche Büchſen zum zweitenmale zu kochen. Hierzu muß ein zweites Loch in die Büchſe gebohrt werden, welches ſpäter verlötet wird. Da die Ptomaine durch das wiederholte Kochen aber nicht zerſtört werden, ſondern ihre Giftigkeit bewahren, ſo ergibt ſich die einfache Regel, erſtens nicht „aufgeblaſene" Büchſen und zweitens niemals Büchſen mit mehr als einer Lotſtelle zu kaufen.

Verkehr.

In welchem Maße neue Eiſenbahnlinien in unkultivierten Ländern den Verkehr entwickeln und heben, beweiſt die transkaſpiſche Eiſenbahn. Dieſelbe wurde bekanntlich in den Jahren 1880 bis 1888 von General Annenkow, den die Turkmenen ſ. Z. mit Bezug auf die Lokomotive den Sſamowar-Paſcha nannten, gebaut, verbindet heute in einer Länge von etwa 1500 Kilometern Uſun Ada am Kaſpiſchen Meere mit Samarkand und hat den ehemaligen Karawanenverkehr faſt völlig auf ſich gezogen. Seit ihrer Eröffnung aber hat ſich die Ausfuhr Rußlands nach Centralaſien, die hauptſächlich Zucker umfaßt, um 110 Prozent gehoben, und faſt in gleichem Maße iſt die Einfuhr centralaſiatiſcher Waren — Baumwolle, Wolle, Getreide, Roſinen und indiſcher Thee — nach Rußland geſtiegen. Von Berlin aus kann man übrigens Samarkand jetzt in vierzehn Tagen erreichen.

Technik.

Paris gehört zu den Großſtädten, um deren Waſſerverſorgung es ſehr mangelhaft beſtellt iſt. Daher wendet man in der franzöſiſchen Hauptſtadt jetzt ſeine Aufmerkſamkeit einem großartigen Projekte zu, das nicht mehr und nicht weniger bezweckt, als Paris und nebenbei noch eine Anzahl anderer franzöſiſcher Städte mit Waſſer aus dem Neuenburger und dem Genfer See zu verſorgen. Die Waſſer ſollen aus großer Tiefe geſchöpft werden, in der ſie faſt völlig rein und von außerordentlich niedriger Temperatur ſind, und teils mittelſt gewaltiger oberirdiſch geführter offener Leitungen, teils in großen Tunnels vom Genfer See nach Marſeille, Nimes und Montpellier, vom Neuenburger See nach Paris führen. Die letztere Leitung würde 470 Kilometer lang werden, die erſtere gar eine Geſamtlänge von 590 Kilometern erreichen. Die Koſten der Rieſenunternehmung werden auf 800 Millionen Mark geſchätzt. Es hat wohl aber mit der Ausführung des Projektes, zumal unter den Eindrücken des Panamakrachs, noch gute Weile.

Ausſtellungsweſen.

Während ſich Nordamerika zum Empfang der Gäſte der Weltausſtellung von Chicago rüſtet, beſchäftigt man ſich in Paris bereits lebhaft mit der Ausſtellung von 1900. Dieſelbe ſoll ſelbſtverſtändlich alle ihre Vorgängerinnen wieder weit überflügeln, und dazu gehört ebenſo ſelbſtverſtändlich auch eine noch nicht dageweſene „great attraction", wie ſie 1889 der Eiffelturm darſtellte. Diesmal beabſichtigt man die Errichtung einer beſonderen kleinen Stadt, einer Modellſtadt gleichſam, welche nach allen Vorſchriften der Hygieine gebaut und mit allen Errungenſchaften der modernen Technik, mit Centralheizung, den vortrefflichſten Waſſerleitungs-, Kraftzuführungs- und Beleuchtungsanlagen ꝛc. ausgeſtattet ſein ſoll. Der Gedanke iſt nicht übel.

Gartenkunſt.

Der neueſte Erfolg der Gartenkunſt iſt das duftende Chryſantemum. Bekanntlich iſt die japaniſche Wappenblume die moderne Lieblingsblüte — ihr fehlte bisher nur eins, der Duft. Jetzt erſcheint aber auf den Gartenausſtellungen ein Chryſantemum, „Miss Annie Manda", welches einen wundervollen, heliotropähnlichen Duft ausſtrömt. Die Blüte iſt groß und rein weiß.

Rechtsrat.

Frage: Eine Frau, welche mehrere Monate hindurch den Haushalt einer Kranken verſehen und dieſe ſelbſt Tag und Nacht gepflegt hat, erhielt für ihre Mühe und Pflege infolge letztwilliger Verfügung aus deren Nachlaß 600 M. ausgezahlt. Das Erbſchaftsſteueramt beanſprucht auf Grund des § 1 des Erbſchaftsſteuergeſ. v. 19. Mai 1891, wonach auch remuneratoriſche Schenkungen von Todeswegen der Erbſchaftsſteuer unterworfen ſind, 8% Steuer. — Muß von der ganzen Summe, welche mindeſtens zur Hälfte verdientes Geld iſt, Steuer gezahlt werden? Und bei welcher Behörde kann die Frau reklamieren? C. M. in Z. (Reg.-Bez. Kaſſel.)

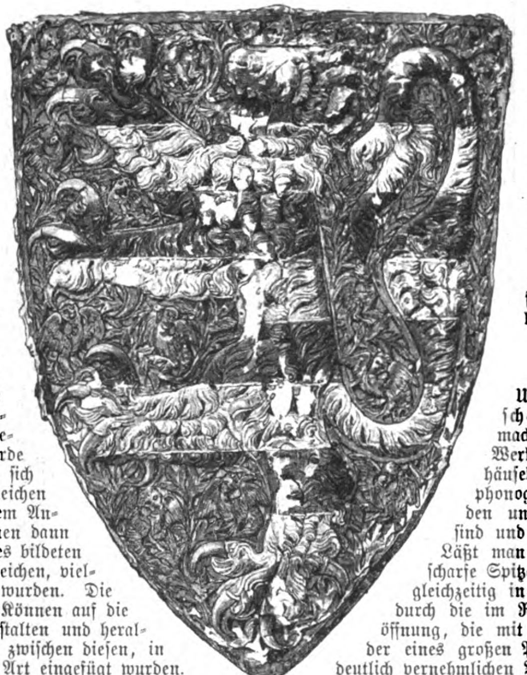
Antwort. Nach dieſſeitigem Dafürhalten wird es darauf ankommen, ob die Frau für die geleiſteten Dienſte einen rechtlichen Anſpruch auf Gegenleiſtung hat. Iſt dies der Fall, ſo liegt bis zur Höhe desſelben keine remuneratoriſche Schenkung vor, denn als ſolche kann nur eine freie Gabe gelten, bei welcher der empfangene Dienſt das Motiv für die Schenkungsabſicht bildet, nicht aber eine Leiſtung, welche von dem Gebenden im Wege des Prozeſſes erzwungen werden kann. Im letzteren Falle iſt das Vermächtnis, ſofern es die Höhe des Rechtsanſpruchs nicht überſteigt, nichts anderes, als die Erfüllung der Gegenleiſtung, welche ſchon deshalb der Erbſchaftsſteuer nicht unterliegen dürfte, weil der Empfänger auf das Vermächtnis verzichten und gegen den Erben ſeinen Anſpruch geltend machen kann. Allerdings iſt im vorliegenden Falle mehr vermacht, als die Bedachte für ihre Dienſtleiſtungen beanſpruchen kann, und inſoweit liegt Schenkung vor. Gerade dieſen Fall des teilweiſe eine Zahlung, teilweiſe eine Schenkung enthaltenden Vermächtniſſes hat das Erbſchaftsſteuergeſetz zwar nicht beſonders vorgeſehen; wohl aber hat es für den ähnlichen Fall, daß eine Zuwendung teilweiſe zur Vergeltung für Leiſtungen beſtimmt iſt, deren Übernahme der Erblaſſer dem Empfänger der Zuwendung aufgegeben hat, in § 6 angeordnet, daß der Geldwert dieſer Leiſtungen bei der Berechnung der Erbſchaftsſteuer von der Zuwendung in Abzug zu bringen iſt, — offenbar auch aus dem Geſichtspunkt, daß inſoweit das Vermächtnis nur die Gegenleiſtung für die aufgegebene Leiſtung gewährt und von dieſem Betrage keine Steuer beanſprucht werden kann. Nach alledem erſcheint es keineswegs ausgeſchloſſen, daß das Gericht die Entrichtung der Steuer nur von dem Überſchuß als gerechtfertigt anerkennt. — Übrigens ſei noch darauf hingewieſen, daß nach den Beſtimmungen des Erbſchaftsſteuer-Tarifs jeder Anfall bis zu 900 Mk. von der Steuer befreit iſt, welcher an Perſonen gelangt, die dem Hausſtande des Erblaſſers angehört und in demſelben in einem Dienſtverhältnis geſtanden haben. — Gegen die vom Erbſchaftsſteueramt getroffene Feſtſtellung der Steuer iſt durch § 42 des Erbſchaftsſteuergeſ. der Rechtsweg zugelaſſen. Die Steuer muß in der feſtgeſtellten Höhe entrichtet werden; doch kann das zuviel Gezahlte binnen ſechs Monaten von der zur Verwaltung der indirekten Steuern beſtimmten Provinzialbehörde durch Klage bei dem zuſtändigen Landgericht zurückgefordert werden. Die Verhandlungen in Erbſchaftsſteuerangelegenheiten ſind nach § 49 des Erbſchaftsſteuergeſ. koſten- und ſtempelfrei.

Ein mittelalterliches Kampfſchild.

Gut erhaltene, wirklich gebrauchte Schilde aus dem Mittelalter gehören zu den größten Seltenheiten, denn die kampfluſtige Zeit ging nicht eben ſchonend mit ihnen um. Zu den wenigen auf uns überkommenen zählen diejenigen, welche ſich in der Marburger Eliſabethkirche befinden, und daß ſie erhalten blieben, verdanken wir nur dem Umſtande, daß die vornehmen Herren, welche in jener Kirche das Ordenskreuz nahmen, ihre früheren Schilde mit den bisher geführten weltlichen Wappenzeichen im Gotteshauſe niederlegten.

Die adeligen Wappenzeichen auf den Schilden, im gewiſſen Sinne die Wappen überhaupt, ſtammen aus der Hohenſtaufenzeit; als damals der Gebrauch aufkam, das Geſicht mit ganz geſchloſſenen Helmen zu verdecken, wurde es gebräuchlich, daß die Ritter, um ſich kenntlich zu machen, beſtimmte Abzeichen auf dem Schilde anbrachten. Seit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts begannen dann dieſe Abzeichen ſich zu vererben, und es bildeten ſich feſte Regeln aus, nach denen die Zeichen, vielfach, ja meiſt Tierfiguren, gezeichnet wurden. Die gotiſche Kunſt verwandte ihr ganzes Können auf die oft prachtvolle Linienführung der Geſtalten und heraldiſchen Zeichen und das Rankenwerk zwiſchen dieſen, in das wohl auch kleine Figuren allerlei Art eingefügt wurden. Auf den Schilden liebte man es, da die aller Ungunſt der Witterung ausgeſetzten Malereien allmählich verblaßten oder ganz entſchwanden, die Zeichnung plaſtiſch hervorzuheben; man modellierte auf dem Lederſchilde mit Kreide und in geklebten Leinwandſchichten ein flaches Relief, bevor die Farben aufgetragen wurden.

Das von uns wiedergegebene Schild Heinrich des Jüngeren von Heſſen († 1298) befindet ſich ebenfalls in der Marburger Eliſabethkirche; es zeigt ein aus durchbrochenem Rankenwerk mit kleinen Fabeltieren beſtehendes blaues Feld mit dem rot und weiß geſtreiften Löwen. Durch die Zwiſchenräume der Ranken ſchimmert das reichvergoldete Leder hindurch.



Ein mittelalterliches Kampfſchild.

Kleine Zeitung.

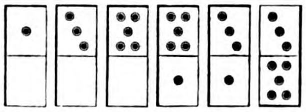
Das Neueſte auf dem Gebiete der Uhrmacherkunſt iſt eine phonographiſche Taſchenuhr. Ein Genfer Uhrmacher hat ſich kürzlich das originelle Werk patentieren laſſen. In dem Gehäuſeboden der Uhr befindet ſich eine kleine phonographiſche Platte, auf welche die Stunden und Viertelſtunden „hineingeſprochen“ ſind und ſich als feine Furchen markieren. Läßt man die Uhr repetieren, ſo greift eine ſcharfe Spitze in die entſprechende Furche der ſich gleichzeitig in Drehung verſetzenden Scheibe, und durch die im Rückendeckel befindliche kleine Schallöffnung, die mit entſprechender Einrichtung, ähnlich der eines großen Phonographen, verſehen iſt, tönt in deutlich vernehmlichen Worten die Angabe der Zeit hinaus. Mehr kann man doch wirklich von einer Taſchenuhr nicht verlangen.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je ſechs Steine auf. Zehn Steine mit 63 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. Im Talon liegen ſämtliche Doppelſteine, außerdem drei Steine, die alle dieſelbe Augenſumme haben.

B hat:



Die ſechs Steine des A haben 8 Augen mehr als die des C. A ſetzt 6—4 aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird.

C behält einen Stein übrig. B hat immer gepaßt. Die Augenſumme auf den elf Steinen der Partie beträgt 74.

Welche Steine lagen außer den Doppelſteinen im Talon? Wie viel betrug die Augenſumme auf den ſechs Steinen des A? Wie viel auf denen des C? Welche fünf Steine ſetzte C? Welchen Stein behielt C übrig?

1. Rätſeldiſtichon.

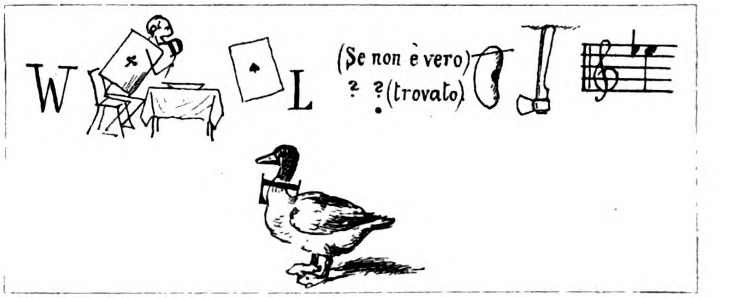
Suche mich unter den Werken des größten Meiſters der Töne,
Wenn du ein Zeichen mir nimmſt, bin ich als Pflanze bekannt.

2. Dreiſilbige Scharade.

Glücklich, wer in trüben Stunden
Eine ſichre Eins gefunden,
Eh' die beiden Letzten nahn!

Selbſt beim hellſten Sonnenglanze
Überraſcht ja oft das Ganze,
Ohne daß wir's kommen ſahn!
Fr. St.

Bilderrätſel.



3. Rätſel.

Mit Kopf und Fuß in einem Nachbarland
Ich einſt geehrt an hoher Stelle ſtand.
Erwählt von den Erwählten. Nimmſt du mir
Den Kopf und auch den Fuß, ſo bin ich hier.

4. Wechſelrätſel.

Wichtigkeit	Alſter	Gans	Boz
Aachen	Lunge	Mais	Braut
Linde	Leu	Hohn	Miene
Lohr	Tanz	Hera	Naſe
Hans	Tonne	Zelle	Canton
Ruhe	Eichel	Laune	Falte
Verſandung	Wiege	Motte	Neſt

In jedem der obigen Wörter ſoll irgend ein Buchſtabe geſtrichen und durch einen der Laute 1 a, 1 b, 2 d, 5 e, 1 g, 1 i, 1 l, 4 n, 3 o, 3 r, 3 ſ, 2 t, 1 w erſetzt werden, ſo daß neue Wörter entſtehen.

Die geſtrichenen und die dafür eingeſetzten Buchſtaben (letztere in umgekehrter Reihenfolge) ergeben ein bekanntes Dichterwort.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 15.

Bilderrätſel.

Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Dameſpielaufgabe.

1.	e 5 — d 6	c 7 — e 5 †
2.	c 1 — d 2	D a 5 — e 1 †
3.	g 1 — f 2	D e 1 — g 3 †
4.	h 2 — f 8 † † † wird Dame	c 5 — d 4
5.	D f 8 — b 4	d 4 — e 3
6.	D b 4 — e 1 und gewinnt.	

1. Arithmetiſche Aufgabe.

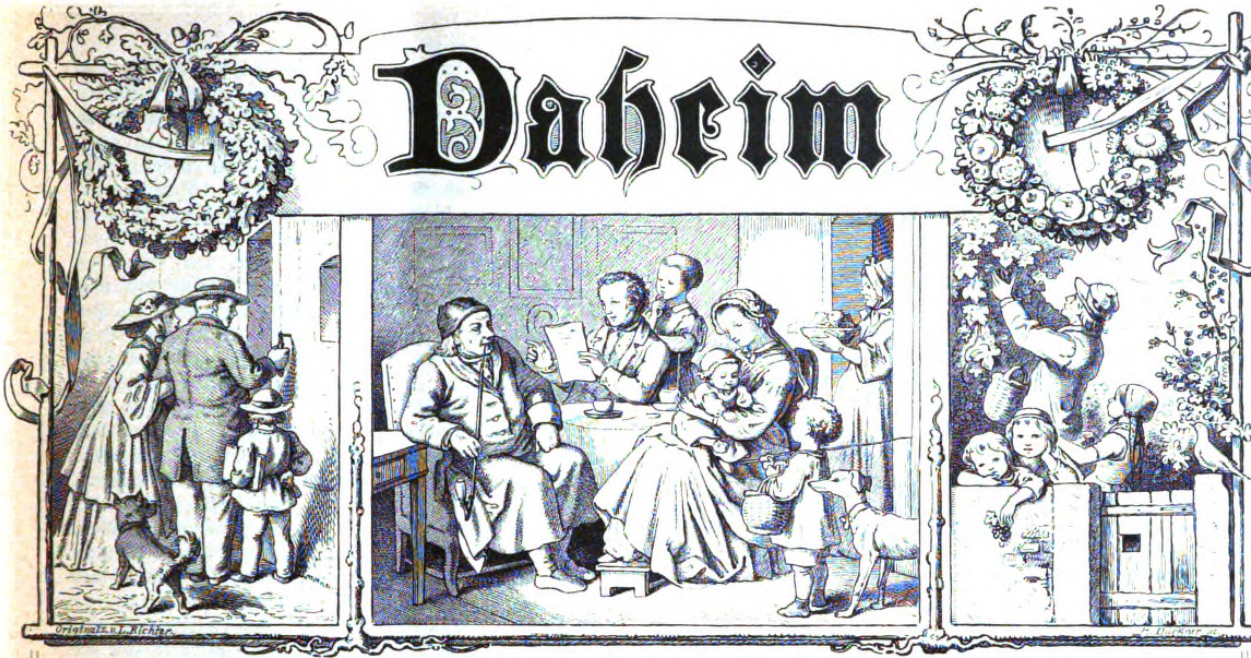
Man muß die Zahl 70 zehnmal, die Zahl 71 ſiebenmal, die Zahl 93 ſiebenmal ſtreichen.

2. Homonym. Haſe.

3. Rätſel. (V)erdu(n).

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Dem Kaiſer zum 27. Januar. Gedicht von Ernſt Lenbach. Zu dem Bilde Kaiſer Wilhelm. — Neue Bücher. Von Theodor Hermann Pantenius. — Wind contra Dampf. Von Reinhold Werner. — Deutſche Glasmoſaik. Von Walter Borner. Mit ſieben Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Wolfshöhle von Everett Millais. — Naturkunde. — Altertumskunde. — Hygieine. — Verkehr. — Ausſtellungsweſen. — Gartenkunſt. — Rechtsrat. — Ein mittelalterliches Kampfſchild. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Januar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 17.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Nicht umſonſt hatte ſich Frau von Rettlingen in dem Nebenraume des Zimmers, darinnen die letzte Unterhaltung ſtattfand, zu ſchaffen gemacht. Außerdem hatte die Erregung beider Parteien die anfänglich gedämpften Stimmen bedenklich anſchwellen laſſen, und ſo war es kein Zufall, daß die Großmama gerade in der Thüre ihres Schreibzimmers erſchien, da Jutta, die Wangen gerötet, die Augen voll Thränen, an derſelben vorbeiſtürmen wollte.

„Ich habe mit dir zu reden, Kind!“ ſagte ſie, auf einen Brief deutend, den ein reitender Bote, der ſein Pferd an den dafür beſtimmten Pfoſten der Hausecke bereits angebunden, überbracht hatte. „Zuerſt aber wollen wir einmal den Bock zum Garten hinausjagen; ich habe nämlich deine Unterredung mit den Tanten Waldein teilweiſe mit angehört. Wenn ihre und deine Natur nicht mit einer Elle zu meſſen ſind, ſo biſt du doch weit über das Erlaubte hinaus gegangen, und ein wenig grob warſt du auch, mein Kind! Rufe zunächſt einmal das Mitleid, das du mit dem augenblicklichen Gegenſtande deines Grolles, den Tanten, haben mußt, zur Hilfe herbei, denn ſolches Mitleid pflegt bei anſtändig geſinnten Leuten dem Zorne gegen kleinlich beanlagte Naturen immer am ſicherſten zu Leibe zu gehen.“

Jutta ſchaute, die Lippen noch ein wenig trotzig geſchwellt, fragend auf. „Warum Mitleid?“

Die Großmutter las den Gedanken in ihrem offenen Geſichte:

„Die Waldein ſind eben unbeſchreiblich arm, mein Kind.“

„Aber Großmama, für jetzt haben ſie ja, was ſie brauchen. Sie wollen ja gar nichts mehr.“

„Siehſt du, darin liegt es: ſie wollen eben gar nichts mehr. Denke dir einmal deine Jugend und das Feld voll Hoffnung und Arbeit, das vor dir liegt, zuſammengeſchrumpft zu dem äußeren Schmucke eines mit Fettgras überzogenen, niedlich gerundeten Grabeshügels! Verſtehſt du mich, Jutta?“

„Ich denke ja, Großmutter.“

„Gut! Du wirſt dadurch ruhiger auf eine bittere Lebenserfahrung zurückblicken, die vielleicht die erſte in dieſer Art iſt, keinesfalls aber die letzte ſein wird! Nun aber zu einem Geſchäfte, das dieſes Mal nur dich angeht. Der Graf Hersfeld fragt eben durch einen Expreſſen an, ob du ihm die „Eilung“ verkaufen willſt.“

„Der Mann hat wohl einen Vogel?“

„Es iſt der alte Graf Hersfeld, von dem du ſprichſt. Da — lies den Brief! Das Pferd gehört dir — die Entſcheidung liegt vollkommen in deiner Hand.“

Die „Eilung“ war ein Staatstier, Halbblut — durch und durch normal; der gebotene Preis von dreihundert Thalern trotzdem ein hoch anſtändiger in jener Zeit.

Als Jutta an dieſer Stelle des Briefes angekommen war, leuchtete es hell in ihren Augen auf; dann aber wurde ſie ſehr blaß.

„Großmutter!“

„Was denn?“

„Ich glaube, daß der liebe Gott dieſes Zuſammentreffen von Umſtänden dem guten Schobeck als beſonderen Gefallen ſo zurecht gelegt, daß er meine Bitte erhört hat, wenn auch ein wenig anders — hm — als ich es mir gedacht. Du — Großmutter — du ſagteſt ja immer, daß man bei dem diesjährigen Futtermangel jedes halbwegs entbehrliche Pferd losſchlagen müßte. Sagteſt du nicht ſo, Großmama? Bitte, ſprich doch ein Wort!“

„Ja, mein Kind.“

Es wurde ſehr ſtill im Zimmer. Dann trat Jutta an den Sekretär der alten Dame, legte einen Briefbogen zurecht, probierte die Gänſefeder auf dem Fingernagel und ſagte mit einer Stimme, der die erzwungene Ruhe etwas Rauhes gab:

„Bitte, ſchreibe dem Grafen, daß er das Pferd holen laſſen möge. Während ich dann übers Feld gehe und Schobeck das Geld bringe, kann es ja — abgeführt — werden.“

Abermals ſchlug die Thüre zu wie hinter Leuten, deren inneres Stürmen austoben muß, „daß es niemand ſähe.“ —

In hartem Ringen mit der Not ums Irdiſche, die da leider die Not der Seelen in ſchwerer Folgerichtigkeit nach ſich zieht, war das „ſchlechte Jahr“ der Provinz vorübergegangen. Als jedoch das kräftige Brauſen des Frühlings von neuem die Föhren ſchüttelte, als die dicht ſproſſenden Saaten den Blick dahin lenkten, wo die Hoffnung tagt, ging ein Aufatmen durch die Hütte, wie durch das Herrenhaus, daß der heurige Sommer gut machen würde, was das vorige Jahr an Nachwehen des Regens gebracht.

Je mehr ſich jedoch nach dieſer Richtung hin die Wolken verteilten, deſto drohender zogen ſie von anderer Seite auf.

Auch mit dem freundlichen Beiſammenſein, wie es ſonſt ſich nach abgehaltener Gerichtsſitzung mit dem Stadtrichter Uhlmann zu geſtalten pflegte, war es für die Rotenſteiner Damen vorbei.

Man hatte eines Tages Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß Frau von Rettlingen ſich ſehr ſtramm hinter ihrer Kaffeetaſſe aufgerichtet. War das nicht etwas wie ein leichtes Plätſchern in liberaler Strömung, das da aus den Worten des Stadtrichters herausklang?

Als dann das Plätſchern zum entſchiedenen Treiben mit dem immer wilder flutenden Freiheitsſtrome geworden, war die ſonſtige Aufforderung, „die gnädige Frau laſſen den Herrn Stadtrichter herüberbitten“, nach gethaner Arbeit nicht mehr erfolgt.

Bald darauf quittierte der Mann, deſſen Nacken ſich einem neuen, die Unabhängigkeit des Richterſtandes beeinträchtigenden Geſetz nicht beugen wollte, den Staatsdienſt.

Der „Stadtrichterplatz“ am Rotenſteiner Kaffeetiſche war, nebſt ſo manchem, das da durch Jahrhunderte beſtanden, zur Mythe geworden.

9. Kapitel.

Die Kreisſtadt war die Durchſchnittsſtadt aller kleinen Städte in Oſtpreußen. Ihre Vorſtadt bildeten einzeln ſtehende einſtöckige Häuschen mit baumloſen Vorgärten, dann wurde das Pflaſter ſtädtiſch, und da, wo der Bau „zweiſtöckig“ in die Luft ragte, begann der „Marcht“ — die Stelle, an der das Leben des Ortes, wenn auch meiſt in mattem Schlage, pulſierte.

In einer der auf den Markt mündenden ſtattlicheren Straßen war an einem Hauſe das Schild mit dem preußiſchen Adler zu ſehen, und dicht daneben ſtand: Königliches Landratsamt.

Um die Mittagsſtunde trat aus der Thür eben dieſes Hauſes ein Herr von vornehmem Äußern. Es war der Aſſeſſor Horſt von Kienitz, von dem die Leute ſagten, daß er „in die Landratslehre“ gehe und darum hier ſei.

Da gar kein Zweifel darüber aufkommen konnte, daß Horſt von Kienitz die ſchönſte Junggeſellenwohnung der ganzen Stadt ſein eigen nannte, ſtieg er mit einem gewiſſen Behagen die Treppe zu dem wohlverglaſten Vorflur empor. Ehe er aber den Schlüſſel in ſeine Thüre geſteckt, öffnete ſich haſtig die zweite zu dem Zimmer ſeiner Wirtin, und dieſe erſchien in eigener gerundeter Perſon, wobei ſich zwei um die Obmacht ſtreitende Empfindungen auf der bewegten Oberfläche ihres Antlitzes widerſpiegelten, nämlich ſchwere Beſorgnis auf einer, und hochgradige Neugier auf der andern Seite.

„Der Herr Aſſeſſor wollen gütigſt entſchuldigen, aber es iſt ein Gaſt in der Stube des Herrn Aſſeſſors eingetroffen.“

„Wer denn?“

„Ja, das iſt eben die Geſchichte. Der Herr thaten ſo grauſam vornehm und ſo hingehörig, daß an ein Namennennen gar nicht zu denken war. Wie ich mit dem Abſtauben mich befaſſen thue, wobei die Thür doch nur angelegt iſt, ſteht ein bildſchöner Herr plötzlich vor mir, daß ich gleich vor Schreck umgefallen wäre, wenn es nicht meine Pflicht erheiſcht hätte, mich für den Herrn Aſſeſſor aufrecht zu erhalten, denn wenn die Melcherin nicht aufpaßt, wer ſoll denn aufpaſſen?“

„Weiter, weiter.“

„Na, wie ich ſage, daß der Herr Aſſeſſor erſt nach Ein Uhr zurückkommen, da hat der Herr auch ſchon den Hut hierher und die Handſchuhe dahin gelegt, ſitzt auf dem Sofa und thut mich anſehen mit ſo'ne reine, unſchuldige Augen. Aber ‚gucke du man‘, habe ich gedacht, und habe mir ab und zu 'was in der Stube zu ſchaffen gemacht. Da iſt denn die Luft immer blauer geworden vor Dampf, von dem mich wundern ſollte, wenn der nicht aus des Herrn Aſſeſſors beſten Cigarren käme. Allmählich hat der Herr auch unſern Hausrock angethan, und in der vollen Weinflaſche, davon der Herr Aſſeſſor doch nur am Vormittage ein Gläschen heben, iſt auch nicht mehr ein Tröppchen darin. Wenn ich nicht irre, thut man jetzt gemütlich auf dem Sofa liegen, denn was an mein Ohr kam, das klang wie Schnarchen.“

„Natürlich Edmund!“ waren die Worte, mit denen Horſt die Thür des Zimmers ein wenig haſtig öffnete, ſo daß der junge Mann, die nicht jedem ganz geläufige Stellung einer tiefen Kopflage und eines hoch emporſtrebenden Gebeins plötzlich aufgebend, verſchlafen um ſich ſchaute. Dann ſprang er elegant und elaſtiſch auf ſeine Füße und ſtreckte Horſt die Hand entgegen.

„Guten Tag, alter Junge. ‚Natürlich!‘ haſt du geſagt, als du mich erblickteſt, und doch pflegt, was man eine Überraſchung nennt, mehr ans Unnatürliche zu ſtreifen. Wie?“

„Pardon, Edmund, ob ſo oder ſo, überraſchend oder nicht — ich freue mich jeden Falles, dich einmal als Gaſt bei mir begrüßen zu können. Die Redensart ‚Mach's dir bequem‘ kann wegfallen, wie der Augenſchein lehrt, und ſo magſt du, da dieſe Sache erledigt, gleich losſchießen, wo du eigentlich hergeſchneit kommſt. Ich glaubte dich in des ſtrammſten Dienſtes Tiefen.“

„Abkommandiert auf ein bis zwei Jahre nach Königsberg! Marſchordre geradezu in den Rachen des Löwen hinein, das heißt unter die Augen des Stief-Alten! Horrendes Pech, auf das wir nachher zurückkommen wollen. Vorläufig geſtatte mir, dir meine Anerkennung ſowohl über die Marke, die du führſt, wie über das Blatt, das du rauchſt, auszuſprechen. Im übrigen aber, — ſage, Mann, wie hältſt du es in dieſem Neſte überhaupt aus?“

„Wenn der Menſch ſein feſtes Ziel vor Augen hat — was kümmert ihn die Durchgangsſtation?“

„Na, ich danke! Wie lange biſt du eigentlich ſchon hier?“

„Vier Monate.“

„A la bonne heure! Die Leiſtung iſt gut, trotz des Zieles. Ich habe eigentlich niemals ein Ziel vor Augen, wenigſtens augenblicklich nicht. Wenn das bißchen Dienſt gethan iſt, liegt das Leben vor mir wie ein ödes Brachgefild.“

„Welches aber ſofort zur blühenden Aue wird, ſobald die Börſe ſich wieder hübſch rundet. Ich denke, wir kennen uns, mein Söhnelein. Im übrigen, wie geht es deinen Eltern?“

Der Leutnant von Hegebach blies wieder einige dicke Rauchwolken ins Zimmer und entfernte dann langſam die Aſche von ſeiner Cigarre. „Na, ſo — ſo. Ehrlich geſagt, ich bin ausgeriſſen. Man hat zu Hauſe immer ſo das Gefühl, daß dem Oberſt — oder meinetwegen dem Vater — die Häuslichkeit gerade nicht ſympathiſch iſt, trotzdem *ſie* doch immer ein reizendes Weib bleibt — meine Mutter.“

Der Aſſeſſor ordnete ein wenig nervös die Papiere auf ſeinem Schreibtiſche. „Es iſt Zeit zum Eſſen zu gehen, willſt du dich nicht zurecht machen, Edmund?“

Als die Vettern aus dem Hotel zurückgekehrt waren,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dampfte ein aromatiſcher Trank auf weißbelegtem Tiſche. Die wohlbeleibten Lichte in den blankgeputzten Leuchtern thaten ihr Möglichſtes, und verheißend arbeitete das Ofenfeuer. Aber einer, der ſich ſonſt gern als dritter Mann einzufinden pflegt, wenn der Oſtpreuße und ſein Gläschen Grog ſich in die Augen ſchauen — der Geiſt des Behagens — ließ noch immer auf ſich warten, obſchon Edmund ſchon zu wiederholten Malen nach der Uhr geſehen; er rührte in ſeinem Glaſe, nippte ein wenig mit dem Theelöffel, legte das eine Bein über das andere, nahm die Fußſpitze in die Hand und verſuchte ein harmloſes Pfeifen, das aber in der Anlage erſtarb.

„Ja, was du wiſſen wollteſt, Horſt, wie es bei uns zu Hauſe eigentlich ſteht, nicht wahr? O — er, der Oberſt, iſt ein hochangeſehener Mann, und ſie, die Oberſtin, iſt eine ganz charmante Frau; bei den Rettlingens zuſammen aber iſt es geradezu gräßlich, ſage ich dir! — So, da iſt es heraus. Mama iſt jetzt auf den grandioſen Gedanken gekommen, die Jutta für einige Saiſonwochen zu uns einzuladen. Der Herr Vater, der übrigens nur noch in ſeinem Regimente lebt und den Ehemann wohl nur noch äußerlich repräſentiert, weigert ſich nämlich hartnäckig, allabendlich in Geſellſchaft zu gehen, und da ſich Mama dieſer geiſtigen Aufmöbelung einmal nicht entſchlagen kann, ſoll denn Juttas allerdings höchſt notwendige geſellſchaftliche Abſchleifung das Mittel zum Zwecke werden. Willſt du in der Zeit nicht einmal herüber kommen, dir dieſe Land-Walküre anzuſehen.“

„Land-Walküre? Das Wort ſchlägt jegliches Intereſſe für eine Bekanntſchaft nieder. Dergleichen geiſtig und körperlich robuſte Perſönlichkeiten ſind niemals mein Geſchmack geweſen, wie du weißt.“

„Na, der meine wahrhaftig auch nicht. Trotzdem kann man es mit der Rotenſteiner Sippe einmal nicht verderben. Weißt du was, Horſt, ich ſitze wieder gründlich in der Patſche.“

Der Aſſeſſor ſtreifte die Aſche von der Cigarre, und ſeine Stimme hatte einen gleichgültigen Klang: „Das brauchteſt du mir nicht zu ſagen, inſofern ich nicht einen Moment über die Motive deines Kommens im Unklaren geweſen bin. Schlimm genug für dich, und um ſo ſchlimmer, als dein Alter, ſo viel ich weiß, eben für dich und deine Mutter wieder Geld aufgenommen hat. Faſt möchte ich annehmen, daß er ein Gleiches fernerhin weder will noch kann.“

„Biſt ja hölliſch genau orientiert! Hatteſt immer ſo eine Art Sehergabe, wenn es ſich um unſere Verhältniſſe handelt. Von Können iſt übrigens bei dem Stiefalten nicht die Rede; dem würde man auf die Erbſchaft von Rotenſtein hin Credit geben, ſoviel er wollte — aber — er will eben nicht.“

„Kann ich ihm nicht verdenken, Edmund; und ich — die Anforderung an mich iſt ja wohl das Ziel deiner Wallfahrt hierher — nun ich will eben auch nicht. Einmal iſt mein Vermögen ſchon beträchtlich durch deinen Leichtſinn geſchmälert —“

Edmund lachte auf: „Recht zartfühlend von dir, daß du mir dieſe Geſchichte immer wieder auftiſchſt.“

„Ich erwähne ihrer zum erſtenmal, und es iſt notwendig, um dir begreiflich zu machen, daß ich den Reſt meines Kapitals zuſammenhalten muß. Wenn ich den Landratspoſten im Schollenberger Kreiſe erhalten ſoll, muß ich mich durch Gutskauf daſelbſt anſäſſig machen, und wer ſich ankauft, braucht eben Geld und abermals Geld! Überdem wäre es ein Tropfen auf einen heißen Stein, und es thut mir leid, dir antworten zu müſſen, daß mein Können erſchöpft iſt. Mein Wollen, ehrlich geſagt, ebenfalls.“

Der Leutnant von Hegebach hatte eine wunderbare Art des Hörens für derlei Auseinanderſetzungen. Sie waren für ihn der Prozeß in der Natur, durch den die Schallwellen in Bewegung geſetzt werden, und als ſolche berührten ſie ſein äußeres Ohr.

„Ach, was du ſagſt! Das ändert doch aber alles nichts an dem Umſtande, daß ich innerhalb acht Tagen fünfhundert Thaler, na — meinetwegen Spielſchulden, alſo Ehrenſchulden — zu bezahlen habe. Herrgott, Menſch, ſo ſieh mich doch nicht ſo an, als ob ich, gleich dem Mörder Kienappel, zum mindeſten einen Biſchof totgeſchlagen hätte; wirklich lächerlich! Denkſt du, mir iſt die Geſchichte angenehm?“

Der Aſſeſſor ſchwieg noch immer.

„Na, ſo rede doch wenigſtens einen Ton, aus dem ich entnehmen kann, weſſen ich mich zu gewärtigen habe? Da das geflügelte Wort: La bourse ou la vie! hier wieder einmal ins Praktiſche übertragen iſt, ſo überlege dir die Geſchichte, alter Junge. Ich laſſe dir ja Zeit dazu. Na? — noch immer nichts?“

Horſt deutete nach der Thüre: „Geh!“

„Wie du willſt. Habe wirklich nicht erwartet, daß du die Sache mit ſolcher Tragik auffaſſen würdeſt, wie es offenbar den Anſchein hat. Da iſt es denn ſchon am beſten, ich verdufte, ſo ſchnell es geht!“

Noch einmal wandte ſich der junge Offizier zurück: „Laſſe mich nicht ganz ohne Hoffnung. Ich bitte dich, Horſt, ich und meine Mutter!“

Das Wort war unglücklich gewählt. Horſt Kienitz fuhr auf, und: „Geh!“ donnerte es noch eimal ſo nachdrücklich durchs Gemach, daß Edmund, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, Mütze und Stock ergriff und ging.

Horſt hörte ihn Stufe für Stufe die Treppe hinabſteigen. Er hörte den dröhnenden Ton der zuſchlagenden Hausthüre und den auf der hartgefrorenen Straße verhallenden Tritt. Er trat ans Fenſter und ſah dem Manne nach, deſſen ſchlanke Geſtalt ſich, ohne daß ein Abſchiedswort ihm das Geleite gegeben, in der Dunkelheit verlor.

Kienitz merkte es nur an den herabgebrannten Lichtern, daß die Stunde, in der er ſein frugales Abendbrot im Gaſthofe einzunehmen pflegte, längſt vorüber war. Er ſaß in ſtillem Sinnen und Grübeln am Schreibtiſche und ließ alte Bilder in bunter Reihe an ſich vorüberziehen.

Er ſah ſich, den ſchmächtigen, blaſſen Knaben, dem der Tod Vater und Mutter bald nach einander entriſſen, bei alten Leuten in kümmerlicher Penſion, ausgeſchloſſen von dem Glücks- und Liebebedürfnis anderer Kinder. Der Vormund, der ihn dort untergebracht, verband damit den Zweck, der ehrlichen, aber grämlichen Frau, die ſeine Pflege übernommen, durch das beſcheidene Koſtgeld ein wenig aufzuhelfen, denn lange ſchon lag der Mann jener Frau krank darnieder.

Monden, Jahre gingen hin, ohne daß Horſt die Stadt einmal verlaſſen; der einzige Bruder ſeiner Mutter, der Regierungsrat von Hegebach, hatte ſo fern im Weſten ſeine Anſtellung, daß der Gedanke an eine Reiſe dorthin ein nimmer aufkömmlicher war.

Da hatte ihm eines Tages der Vormund mitgeteilt, daß der Onkel Hegebach gerade zur Regierung der Stadt, in der Horſt lebte, verſetzt worden ſei, und bald darauf war ein blaſſer, vornehm dreinſchauender Herr gekommen, den Neffen an der Hand in ſein Haus herüber zu nehmen.

Horſt hatte es nicht zu faſſen vermocht, daß er von nun an in den eleganten Räumen der großen Wohnung ein häufiger Gaſt ſein ſollte. Er erging ſich in einer jugendlichen Schwärmerei für die liebreizende Tante und den goldlockigen Jungen, ſeinen Vetter Edmund. Und da niemand es ſo gut verſtand, wie Horſt, den kleinen Edmund ruhig zu halten, wenn deſſen Mutter ausgegangen oder viel Beſuch im Hauſe war, ſo wurde der ſtille, blaſſe Knabe oft und öfter hinübergerufen.

Aber wunderbar! Der Glanz der bunten Bilder verblaßte — das ſchöne Geſicht der Tante büßte ſeinen Zauber ein, wenn es zu den Zeiten lächelte, da ein von Körperleiden und Sorgen ſchwer geplagter Mann einſam ſinnend in ſeiner Studierſtube ſaß.

Mit der Zeit befand ſich der Knabe Horſt viel wohler in jener nach hinten heraus gelegenen Studierſtube, denn in dem Salon, darinnen ſich um die reizende Frau und den goldlockigen Knaben in Koſen und Schmeicheln eine bunte

Geſellſchaft bewegte. Mehr und mehr wurde Horſt der Vertraute ſeines Onkels. Er wußte genau Beſcheid, wie es in den „ſchlimmen Stunden“ um den Mann beſtellt war, deſſen Amtsthätigkeit doch nicht durch die Krankheit unterbrochen werden durfte; er beſorgte Geldgeſchäfte und lernte dabei, ſich für den Kurs der Papiere zu intereſſieren. Vielfach trug er deren zum Bankier, während ein Einkaufen nur in den ſeltenſten Fällen das Ziel des Weges war.

Horſt hörte manchen Seufzer, den Frau Eleonore nicht hören wollte, und wenn die Hand des Jünglings ſich heimlich ballte, daß der Onkel ein gar ſo ſchwacher Mann wäre, ſo ſagte er ſich anderſeits, daß man mit der Schwäche eines kranken Mannes eben nicht zu rechten habe! Eine Schwäche, die im Intereſſe des Neffen mit Aufbietung der letzten Kräfte zu einer ungewohnten Energie aufflackern ſollte. Es galt, durch einen Prozeß feſtzuſtellen, daß Horſt von Kienitz, infolge angreifbarer Teſtamentsbeſtimmungen eines geiſtig unklaren Seitenverwandten, der alleinige Erbe von deſſen Vermögen ſei. Der Prozeß wurde gewonnen, die katholiſche Kirche um eine Schenkung gekürzt, aber das Erwachen der Energie des Kranken war nicht von Dauer, auf Kampf und Sieg folgte der Rückſchlag, und mehr und mehr ſank der geiſtig und körperlich müde Mann haltlos in ſich zuſammen.

Studie von Rob. Haug.

„Junge, du biſt die einzige Freude, die ich in dieſer Welt noch habe,“ pflegte er zu ſagen, als Edmund ins Kadettenkorps eingetreten war, und Frau Eleonore ſich eines ſchönen Frühlings davongemacht hatte, die erſchlafften Nerven durch längeres Reiſen wieder zu beleben. Da aber ſolche Frühlingswochen den Leuten, die da huſten, ein Merkſtein am Wege ſind, fand es der gute alte Mann für geraten, in aller Stille ebenfalls eine Reiſe anzutreten, und als der Blick nach Art der Scheidenden ſich denen zuwenden wollte, die ihm das Geleite gaben, fand er nur eine Geſtalt vor! Angſtvoll heftete ſich der erlöſchende Strahl des Auges auf das Antlitz des Neffen: „Du wirſt ſie nicht verlaſſen, Horſt, mein Junge. Du wirſt die Hand über die beiden halten, die da ſo thöricht durchs ernſte Leben taumeln. Aber“ — der alte Mann zog das Haupt des Jünglings dicht an ſich heran — „du darfſt es ihnen niemals ſagen, daß ich dich in der Abſchiedsſtunde darum gebeten; ſie würden dich ausziehen bis aufs Blut — ja, bis aufs Blut, — denn — das — verſtehen ſie —“

Dann war der müde Mann in den Armen des Neffen ſanft eingeſchlafen, und als ein fahles Licht am Morgenhimmel die Nachtlampe rötlich ſchimmern ließ, war er tot.

Die Leiſtungsfähigkeit des elektriſchen Funkens ging damals erſt als angezweifeltes Verſuchsobjekt durch die Welt, die erſte deutſche Eiſenbahn beſchränkte ſich auf eine Strecke von zehn Meilen, fernab von Oſtpreußen, und als Frau Eleonore von ihrer Reiſe zurückkehrte, wölbte ſich der Hügel bereits über dem Grabe.

Horſt von Kienitz hatte dem Heimgegangenen ſein Recht in aufrichtiger Trauer gegeben. Da aber die Stunde kam, in der er ſich nach Art des Menſchenherzens von dem Grabe weg und dem Leben wieder zuwenden wollte, fühlte er ſich mit einer unſichtbaren Kette an dieſes Grab gefeſſelt. „Du wirſt die Hand über die beiden halten,“ hatte der Verſtorbene mit letzter Aufbietung ſeiner Kräfte geſagt.

Horſt hatte die Kette auf ſich genommen, und ſie hatte ihm manches Jahr den freien geiſtigen Flug gehemmt. Nun hatte er gewähnt, daß ſie ihm abgenommen ſei, als der ſtarke Arm des Oberſten von Rettlingen, des Mannes, der auch ihren Knaben an die Hand genommen, ſich um die haltloſe Frau gelegt. Jetzt wußte er, daß die Kette weiter klirrte, immer weiter!

Zum beſtimmten Termine wurden die Spielſchulden des Leutnant von Hegebach bezahlt. Allerdings betrugen dieſelben nur vierhundert Thaler, aber es gehörte unter die Weisheitsregeln der Hegebachs, bei Darlegung ihrer Verpflichtungen die Summe thunlichſt abzurunden.

Demgemäß ſchickte Horſt, nachdem er ſich über die Sachlage genau orientiert, die richtige Summe an den betreffenden Gläubiger ab. Einen Hundertthalerſchein aber ſiegelte er ein und ſandte ihn ohne ein weiteres Wort an Edmunds Adreſſe.

10. Kapitel.

Die Saiſon in der guten Stadt Königsberg hatte trotz aller dunkeln Wolken am politiſchen Himmel mit erneutem Schwung begonnen, gleichſam als wollte man nachholen, was man in den beiden Wintern nach der Zeit der ſchweren Not ſich verſagt hatte.

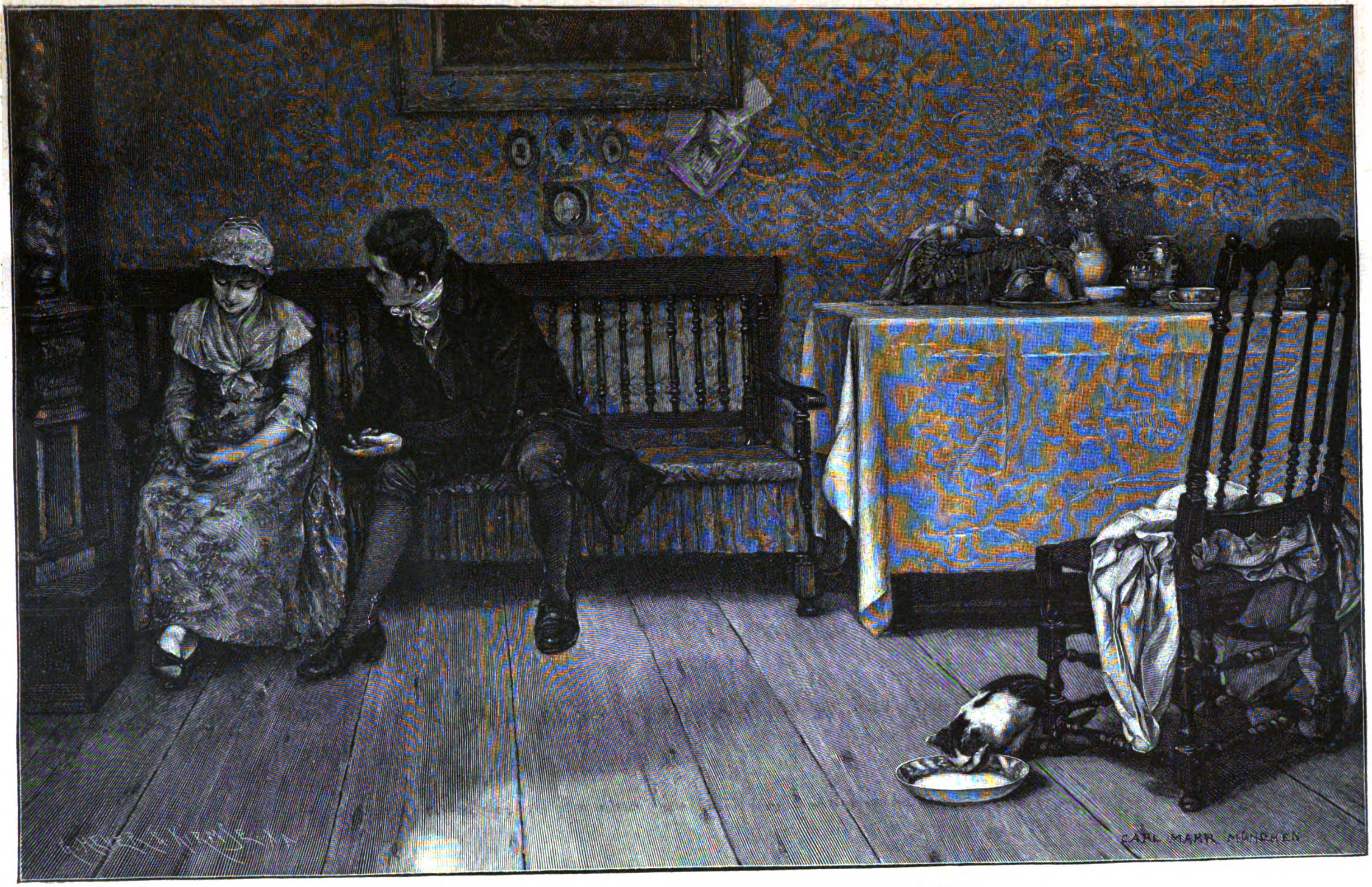
Ein Teil des Landadels hatte die Winterquartiere in der Stadt bezogen, und die ſich aneinander reihenden Feſte begnügten ſich nicht, nur innerhalb der Stadt ihren Glanz erſtrahlen zu laſſen, ſie ſendeten ihre Ausläufer hinüber bis in das Herz der Provinz. Sie rüttelten ſogar ruheraubend an dem ehrwürdigen Einerlei des alten Hauſes Rotenſtein.

Es war ein Brief von Frau Eleonore gekommen, mit der Tinte mütterlichen Wohlwollens geſchrieben, berückend, wie ſie ſelber. Im Anſchluſſe daran, jedoch mehr im Kommandotone abgefaßt, ein Schreiben des Vaters, beide des Inhaltes, daß Jutta gebeten werde, für einige Wochen ein lieber Gaſt im Vaterhauſe zu ſein.

Zu allgemeiner Überraſchung erwies ſich die Annahme eines Widerſpruches ſeitens der Großmutter als gänzlich ungerechtfertigt.

„Wohl iſt meine Enkelin von edlem Holze,“ meinte die alte Dame, ihrer Art nach die Worte reiflicher Erwägung in Aphorismen kleidend —, „aber auch das edelſte Holz bedarf der Politur!“ Und dann weiter: „Kein Menſch ſoll der alten Rettlingen nachſagen, daß der Egoismus ihr die Augen verſchloſſen für das, was der Jugend not thut! Jede Jahreszeit will ihr Recht haben in der Welt! Daß ein junges Mädchen keine Auſter iſt, — iſt ſonnenklar. Ehrfurcht vor dem Alter wirkt lähmend auf den geiſtigen Flug, wenn ſie in Permanenz auszuüben iſt, wie in hieſiger Gegend, wo das Greiſenhaar dominiert, und wo nur die Haſen- und Hühnerzeit ſpärliche Söhne auf Urlaub bringt, wo außerdem kein anderes junges Mädchen zum Verkehr aufzutreiben iſt.“

„Aber gnädigſte Tante,“ wagte ſich Kunigunde heraus,


CARL MARR MÜNCHEN

„Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Nach dem Gemälde von Carl Marr.

„des Herrn Mühlenbeſitzers Lieschen iſt doch wirklich ein ſehr nettes Mädchen.“

Frau von Rettlingen trommelte nervös auf der Tiſchplatte. „Was ein echter Demant iſt, ſchleift ſich nur mit Staub von ſeinem Staube ab. Da nun meine Jutta dort verkehren wird, wo ſie nach Geburt und Stellung hingehört, bitte ich Euch, ſtehenden Fußes nach der Stadt zu fahren und einige Toiletten zu beſorgen, wie ſie des Kindes von Rotenſtein würdig ſind.“

Blaue gewäſſerte Seide im Wechſel mit roſa ſollte es ſein, dazu im Haare ein Kranz von ordentlichen feſten Roſen.

Das Hausperſonal fand ſich, als der Moment des Probeanziehens gekommen, faſt vollzählig zum Schauen ein, und das Bild blühender Jugend im Vergleiche zu der Geſtalt einer Greiſin, der dürftigen Erſcheinung zweier Jüngferchen und ſo vieler Leute in Holzpantinen, Pelzjacken und blauem Drillich geſtaltete ſich im Vereine mit der Pracht der Stoffe zu phänomenaler Wirkung.

Wenn ein Zweifel an dem Erfolge von Juttas Äußerem überhaupt aufkommen konnte, ſo war er vielleicht in den klaren Augen der Großmutter zu leſen. Es gibt eben Erſcheinungen, die für den Putz des Ballſaales nicht geſchaffen ſind. Zu feierlich war die Miene; die abgeſtreckten Arme, die den koſtbaren Stoff nicht zu berühren wagten, mußten an den Körper heran!

Jedenfalls aber ſollte der alte Schobeck, der gerade in Geſchäften vor das Haus gefahren kam, das Wunder auch noch ſehen.

Wie hell flog es über das, in ernſten Linien gehaltene Antlitz der jungen Balldame! Die Arme breiteten ſich aus, daß ein paar Haken praſſelnd ſprangen, und: „Ach, Schobeck, wie ſchön wird es ſein, wenn das erſt wieder alles herunter iſt!“ war der Ausbruch mühſam eingedämmter Gefühle.

Am anderen Morgen, als das Zwielicht noch mit der Sonne kämpfte, fuhr der Huldigungswagen, der nur in ſeltenen Fällen der Remiſe entnommen und aus dem ihn ſchützenden Ripsplane enthülſt wurde, ratternd die gepflaſterte Rampe empor.

Jutta fühlte die ein wenig zitternde Hand der Großmutter auf ihrer Schulter. Sie vernahm das nur hingehauchte: „Kannſt mir auch den Rudolph grüßen!“ an ihrem Ohre, und dann wurde ſeitens der übrigen Bewohner ein Segenswunſch nach dem anderen in den Wagen gerufen.

Nachdem Jutta ſpät am Abend im Elternhauſe angekommen, bezog ſie ihr um eine Treppe höher, als die anderen Wohnräume gelegenes Stübchen, ohne den Vater begrüßt zu haben. Seine Excellenz, der kommandierende General, hatte eben die Herren Stabsoffiziere zum Souper befohlen.

Da die Augen des jungen Mädchens nach einer, wegen der Härte des Bettleins ziemlich ruheloſen Nacht dem anbrechenden Morgen entgegen blinzeln wollten, erwies ſich ein ſcharfer Rauchgeruch als ſtörend.

Die Ofenklappe und das heizende Dienſtmädchen waren noch nicht ganz Seele in Seele; dabei die Stube ſo empfindlich kalt, daß Jutta ſich von neuem in die Tiefe der Pfühle verſenken mußte.

Es hatte für das Kind vom Lande immer einen großen Reiz, dem erwachenden Stadtgetriebe zu lauſchen. Zunächſt dem ſchrillen Rufe der Marktfrauen, die da ihre Ware feilboten. Dann aber kam ein Klang anderer Art! Schmetternder Trompetenſchall, aus der Ferne anſchwellend, trieb das junge Mädchen trotz Rauch und Kälte ſchleunig aus den Federn.

Die Helme im Strahle der Morgenſonne blinkend, zog ein Regiment an den Fenſtern vorbei, und die ſtattliche Geſtalt ſeines Kommandeurs auf dem blauſchwarz glänzenden Trakehner, von der nervigen Fauſt zum Schritte gebändigt, war die des Oberſten von Rettlingen.

Studienkopf von Rauch zur Danaide.
Im Rauchmuſeum zu Berlin.

Jutta hatte noch niemals Gelegenheit gehabt, den Vater ſo zu ſehen. Sie öffnete das Fenſter ein wenig, ſchaute unter beſchleunigtem Herzklopfen, die Augen feſt auf die eine alle überragende Helmſpitze gerichtet, dem Regimente nach, bis der letzte Mann um die Ecke verſchwunden war, machte, ſie wußte ſelbſt nicht warum, trotz Rauch und Kälte, einen kleinen Sprung, kleidete ſich ſchnell an und begab ſich nach unten.

Abgeſehen von dem Oberſt und deſſen perſönlicher Bedienung bauten die Mitglieder des Rettlingenſchen Haushaltes keinerlei Altäre für die Morgenſtunde mit dem goldenen Munde, und als Jutta die Thüre des Eßzimmers öffnete, feierte ſie mit den Spuren des geſtrigen Abendeſſens in ſchief geſtellten Stühlen und ſchrägem Tiſchtuche ein freundliches Wiederſehen. In ungeſtörter Ruhe lag der am Abend zu Boden gefallene Fidibus, ungeſchreckt vom Tuche erfreute ſich ein grauer Staubſchleier ſeines ſtillen Friedens, die Hoffnung auf wärmenden Kaffee und knuſprige Semmeln in die Ferne rückend. Warum ſollten ſich Leute, die eines Überfalles ihrer Herrſchaft gänzlich ſicher waren, in unnötig verkürzter Morgenruhe Zwang anthun?!

Um die Vormittagszeit, als leichtes Sporenklingen und ein Säbelraſſeln die Heimkehr des Oberſten verkündete, eilte Jutta frohmütig dem Vater entgegen, ſich ehrfurchtsvoll über ſeine Hand zu beugen. Er begrüßte ſie mit dem üblichen auf die Stirn gedrückten Vaterkuß und ging dann in ſein Privatzimmer mit daran ſtoßendem Kabinete, um den Anzug zu wechſeln.

Vielleicht war es der etwas verbrauchte ſchlichte Überrock, die Müdigkeit nach dem Dienſte, oder es waren die ungezählten kleinen Fältchen um die Augen herum, die Jutta auffielen, nachdem ſie den Mann eben noch ſo ſtolz an der Spitze ſeines Regimentes geſehen. Er erkundigte ſich freundlich nach dem Befinden der Großmutter, wie nach allem, was ſich ſonſt im lieben, alten Rotenſtein zugetragen; aber der Blick war ſeltſam verloren in die Ferne gerichtet, und nur hin und wieder blitzte es fragend in den Augen auf. Der Soldaten-Rudolph hatte eben zeitlebens nur das eine Ziel im Auge gehabt, das ihm des Marſches durch dieſe irdiſche Welt wert erſchien; ein Ziel, das die halb klagende, halb keifende Frauenſtimme dort im Nebenzimmer nicht um eines Haares Breite verſchieben durfte.

Dennoch ſtand der Oberſt auf und ging von dannen, als die Stimme ſich ſeinem Bereiche näherte.

„Der Wagen iſt vorgefahren,“ meldete der Diener am Abend, als das dumpfe Rollen der Equipagen, die alle derſelben Richtung zuſtrebten, von einer größeren Feſtlichkeit Kunde gab.

Es ſollte heute im Junkerhofe der Kombinations-Ball von Seiten des Landadels in Scene gehen. „Der Kleinen zu Liebe, obſchon ſie ſich ſelbſt gar nichts mehr aus rauſchender Geſelligkeit machte,“ hatte Frau von Rettlingen ihr Erſcheinen zugeſagt.

„Und der Herr Gemahl?“ wurde eine Stimme laut.

„Leider, leider gehen wir ohne meinen Mann. Die Herren ſind eben nicht dazu geſchaffen, ihre Bequemlichkeit den Anforderungen an die Freuden, die der Jugend gebühren, zu opfern. Wenigſtens haben wir in meinem Edmund den beſten Chaperon, den ſich Damen nur wünſchen können. Er iſt nämlich reizend, mein Edmund.“

(Fortſetzung folgt.)

Moderner Bauſchwindel.

In Berlin ſtehen augenblicklich 40000 Wohnungen leer, und die Subhaſtationsmeldungen der Zeitungen beginnen ſich wieder in der bedenklichen Weiſe zu füllen, die den kommenden, übrigens ſchon ſeit geraumer Zeit angekündigten Krach anzuzeigen pflegt. Noch haben die Wohnungspreiſe, beſonders im Weſten der Stadt, zwar eine derart ſchwindelerregende Höhe, daß man ſich nur wundern muß, wo die vielen Millionäre herkommen könnten, welche ſie bezahlen ſollen, aber es kriſelt doch bereits an allen Ecken auch in den beſten Gegenden.

Bei der Berliner Bauthätigkeit laſſen ſich deutliche Wellenbewegungen unterſcheiden. Zuerſt kommt eine Zeit der Hochflut, in der die Stadt ſich nach allen Richtungen reckt und ſtreckt, in der Hunderte von Agenten auf der Jagd nach geeigneten Grundſtücken im Innern und in der Peripherie der Stadt ſind, in der dort die Geſchäftshäuſer, hier die Wohnungskaſernen wie die Pilze aus der Erde wachſen. Das dauert eine kurze Reihe von Jahren, dann aber hat die Überproduktion dem wirklichen Bedürfnis auf lange Zeit vorausgearbeitet — die Ebbe folgt, und wieder vergehen Jahre, bis der natürliche Zuwachs der Bevölkerung eine neue Flut möglich macht. So tritt an die Stelle einer ruhigen und ſtetigen Entwickelung ſprungweiſe Haſt, und dieſe ſchraubt die Werte der Bauſtellen, die Herſtellungskoſten der Gebäude, damit auch die Mieten in unnatürlicher Weiſe in die Höhe, ſie ſchafft und ermöglicht eine Fülle von ungeſunden Unternehmungen und ſchwindelhaften Exiſtenzen, ſie untergräbt und vernichtet jedesmal Tauſende von in angeſtrengter Arbeit erworbenen Vermögen.

Der Berliner Bauunternehmer und Grundſtückſpekulant ſteht im allgemeinen — es gibt natürlich auch ſehr anſtändige, ſehr ehrenwerte Leute unter ihnen — in üblem Ruf. Das Geſchäft, ſo wie die übelberüchtigten Unternehmer es auffaſſen, erfordert keine Vorkenntniſſe, kein Vermögen, ſondern nur eine gewiſſe Routine und, was vielfach gleichbedeutend iſt, ein recht weites Gewiſſen. Der typiſche Berliner Bauunternehmer fährt grundſätzlich auf Gummirädern, läßt ſich von einer rieſigen Renommierdogge begleiten, verkehrt in den teuerſten Weinlokalen und bewohnt eine fürſtlich eingerichtete Etage. Er iſt äußerlich ein vollendeter Gentleman und innerlich ein vollendeter Lump. Trotzdem er gleichzeitig an drei, vier verſchiedenen Stellen baut, oft große prachtvolle Paläſte baut, iſt die Exekution bei ihm fruchtlos. Was er zu haben ſcheint, gehört ſeiner Frau oder, da dies neuerdings auch ſchon gefährlich erſcheint, einer ad hoc beſtellten Tante. Spricht der Gerichtsvollzieher wirklich vor — meiſtens kommt es gar nicht dazu, da jeder Rechtsanwalt weiß, daß der Betreffende längſt den Offenbarungseid leiſtete — ſo erntet er nur ein lächelndes Achſelzucken. Selbſt die goldene Uhr, die der Biedermann vertrauenerweckend an einer breiten Chateleine in der Weſtentaſche trägt, iſt nicht ſein Eigentum.

Wie iſt das möglich?

Es iſt nur möglich dank der Raffiniertheit der Unternehmer, der Leichtigkeit, mit welcher Banken und Privatleute bei dem Mangel an anderen gewinnbringenden Anlagen Gelder zu Bauzwecken hergeben, und nicht zuletzt dank der unglaublichen Vertrauensſeligkeit der immer aufs neue auf den Leim gehenden Baumaterialienlieferanten und Bauhandwerker — der „Ouvriers,“ wie der ſich gern recht fein ausdrückende Herr Unternehmer mit Vorliebe ſagt.

Das Geſchäft ſpielt ſich ſehr einfach ab. Der Unternehmer größeren Stils hat ſtets einige findige Grundſtücksagenten, gegen die er meiſt ſehr „koulant“ iſt, weil er ſie braucht, an und in der Hand. Einer von dieſen kundſchaftet ein paſſendes Grundſtück aus, für das der Unternehmer, ſagen wir Herr A., ohne Murren einen höchſt anſehnlichen Preis ſich zu zahlen bereit erklärt. Er kennt weiterhin einige Kapitaliſten, die mit Vorliebe höhere als die landesüblichen Zinſen verdienen. Von einem dieſer Männer — ſagen wir Herrn B. — verſchafft er ſich unter Klarlegung des beabſichtigten Geſchäfts das ſogenannte Baugeld, in das auch die kleine erforderliche Anzahlung mit einbegriffen ſein kann, falls die „Tante“ nicht etwa im Lauf der längeren gemeinſamen Geſchäftsthätigkeit als ſparſame Frau für dieſen Zweck ein Kapitälchen zurückgelegt hat. Der Reſt des Kaufgeldes wird eingetragen, welches Los häufig ſpäter ſagar der Stempelbetrag für die Überſchreibung des Grundſtückes teilt.

Iſt der Unternehmer ein geriſſener Mann, ſo iſt Herr B., ſein vorläufiger Geldgeber, mindeſtens ebenſo helle, wie der Berliner zu ſagen pflegt. Er gibt ſeinem Genoſſen nicht etwa gleich den ganzen Hypothekenbetrag — dazu kennt er ſeinen Pappenheimer viel zu gut. A. und B. ſchließen vielmehr einen ſogenannten Baugeldervertrag, wie der techniſche Ausdruck lautet. Dieſem zufolge wird die Hypothek nur ratenweiſe an A. ausgezahlt und zwar je nach dem Fortſchritt des Baues, bei der „erſten Balkenlage“, bei der zweiten, der dritten, der baupolizeilichen Rohbauabnahme ꝛc. je ein Teil und zwar ein ſo knapp bemeſſener, daß es eigentlich ganz unmöglich iſt, für ihn den Bau entſprechend zu fördern. Unſer Herr A. iſt alſo von vornherein aufs weitere Kreditnehmen angewieſen, und während er bisher nur mit den Klugen zu thun hatte, tritt er nunmehr in Verbindung mit den Dummen, die bekanntlich auf dieſer ſchönen Welt nicht „alle“ werden. Sie aufzufinden, das iſt jetzt der Hauptzweck ſeines ganzen Geſchäfts. Für die Ausführung des Baues, deſſen Entwurf irgend ein beliebiger Architekt gemacht — der Unternehmer ſelbſt verſteht von der Baukunſt ſelten mehr als ich vom Bierbrauen — ſorgt ein Polier, Herr A. aber rollt auf ſeinen Gummirädern durch die Straßen, um gegen möglichſt kleine Anzahlungen und möglichſt ſchöne Verſprechungen Holz und Steine, Eiſen und Kalk „einzukaufen“, um dann einen Bauſchloſſer, einen Tiſchler, einen Töpfer und welche Handwerker ſonſt noch erforderlich ſein mögen, mit ſeinen Aufträgen zu beglücken.

Und — es iſt zum Staunen — er findet ſie! Herr A. iſt ſeinem Ruf nach in den betreffenden Kreiſen bekannt wie ein bunter Hund, die Lieferanten und die Ouvriers geben ihm nicht etwa aus Unkenntnis Kredit, er ſpiegelt ihnen auch, ſo klug iſt er, nicht etwa falſche Thatſachen vor, wie er überhaupt alle bedenklichen Geſetzesparagraphen ganz genau kennt und ebenſo genau beobachtet; die Handwerker wiſſen ſchließlich beſtimmt, daß den letzten die Hunde auch diesmal beißen werden — aber ſie laſſen ſich doch auf das Geſchäft ein. Warum ſollen gerade ſie denn „die Letzten“ ſein? Und gearbeitet und verdient ſoll doch werden! Die Gegend iſt gut, Herr A. iſt, wie man auch ſonſt über ihn denken mag, ein findiger Geſchäftsmann, der ſich bei der augenblicklichen glücklichen Konjunktur ſchon herauszuwickeln verſtehen wird, der auch willig hohe Preiſe zahlt, warum ſoll man's nicht mal riskieren?! Und dann ſteht ja Herr B. als Geldmann hinter ihm, der ſchwerreiche Kapitaliſt, der auf Befragen, da ihm an der Vollendung des Baues ſehr viel gelegen iſt, eine ebenſo vorſichtige wie günſtige Auskunft gibt — kurz C. und D. und E. und F. übernehmen mit einem aus froher Hoffnung und unſicherer Sorge gemiſchten Gefühl alle Lieferungen.

Und nun ſteigt der Bau aus der Erde empor. Nicht etwa den praktiſchen Bedürfniſſen angemeſſen, nicht etwa mit weiſer Sparſamkeit geplant und ausgeführt, ſondern möglichſt üppig und luxuriös, damit ſpäter eine hohe Beleihung möglich wird. Was es koſtet, iſt ja im Grunde gleichgültig, denn Herr A. iſt ſich meiſt darüber ganz klar, daß er, wenn die Konjunktur umſchlägt, doch ein gut Teil ſchuldig bleiben wird.

Zuerſt geht alles ganz wunderſchön. Die Baugeldraten reichen für die Lohnzahlungen, für die erſten Anzahlungen und — nicht zuletzt auch für den ausgiebigen Privatgebrauch des eleganten Herrn. Die Schwierigkeiten kommen erſt mit der Zeit, wenn die Hypothekenzinſen zu zahlen ſind, der eine oder andere Gläubiger drängt, dieſer und jener Handwerker ängſtlich wird. Aber wozu ſind denn die Gummiräder da? Wieder wird angeſpannt, und aufs Vertröſten, aufs Hinhalten ausgefahren. Darin iſt Herr A. Meiſter; jetzt zeigt er erſt, welch Finanzgenie in ihm ſteckt. Mit den allerſchönſten Redensarten, mit kleinen Läpperzahlungen, mit Wechſelchen auf kurze Friſt, womöglich bei einer Flaſche Wein geſchickt an den Mann gebracht, weiß er ſich immer wieder Luft zu machen. Das große Arrangement ſteht ja bevor.

Jetzt tritt nämlich eine dritte Hauptperſon auf die Scene, ein vornehmer Herr; meiſt zwar nicht der offizielle Vertreter irgend einer Hypothekenbank, aber ihr thatſächlicher Vertrauensmann, der Hypothekenvermittler. Auch er iſt eine typiſche Perſönlichkeit. Eleganter Lebemann vom tadelloſen Scheitel bis zu den Lackbotten, nennt er ein großes Vermögen ſein, ohne es zu beſitzen. Auf ſeinem Namen ſtehen, freilich bis zum Schornſtein mit Eintragungen belaſtet, zwanzig Häuſer in den beſten und ſchlechteſten Gegenden der Stadt, in ſeinem Vorzimmer antichambrieren an jedem Morgen mehr Leute, als bei manchem Miniſter, und wenn er ausfährt, ſitzt auf dem Bock neben dem Kutſcher, der zwei prachtvolle Trakehner lenkt, ein wahrhaft idealer Silberdiener — aber eine Tante hat er auch! Es iſt ja zu bequem, ſolche Tante zu haben.

Beſagter Ehrenmann beſorgt alſo eine Hypothek für Herrn A., den Bauunternehmer. Es liegt dabei im allſeitigen Intereſſe, die Beleihungsgrenze möglichſt hoch zu ziehen, und das geſchieht denn auch. Je größer die Summe, deſto höher für den Vermittler die Proviſion, je höher die Summe, deſto mehr von ſeinen allerungeduldigſten Gläubigern kann Herr A. abſtoßen. Auch die Bank ſieht das Arbeiten mit größeren Summen wohl nicht ungern, inſoweit ſich die Beleihung noch innerhalb der hier und dort etwas dehnbaren ſtatutenmäßigen Beſtimmungen bewegt. Kommt ſchließlich das Unglück, und das Haus zur Subhaſtation, ſo wird ja nach Vereinbarung nicht ſie, die Bank, die auf ihren Jahresberichten nur ſehr ungern in der Zwangsvollſtreckung erworbene Grundſtücke verzeichnet — das ſieht nicht hübſch aus — ſondern der Vermittler das Haus erſtehen. Daher ſtammen auch ſeine zwanzig Grundſtücke, die ihm keineswegs beſondere Freude bereiten, denn der Bank gegenüber muß er, wenn überhaupt irgendwo, ſeinen Verpflichtungen nachkommen, um es mit ihr nicht zu verderben.

Von der Hypothek wird alſo einmal der Baugeldgeber befriedigt, es wird der Reſt des Kaufpreiſes des Grundſtücks bezahlt, und Herr A. ſtopft den ungemütlichſten ſeiner Lieferanten den Mund. Mit den übrigen fängt er an, zu prozeſſieren, um ſie — ein Meiſter auch in dieſer Kunſt — durch endloſe Einwände mürbe zu machen. Im günſtigen Fall erobern ſie ſich dann noch eine Eintragung ihrer Forderung, die aber ſelbſtverſtändlich, um wieder techniſch zu reden, auf dem Schornſtein des Hauſes zu ſtehen kommt.

Liegt nun die Konjunktur günſtig, gelingt es Herrn A., nicht nur das Haus wirklich zu vollenden, ſondern auch einen Käufer zu gutem Preiſe zu finden, ſo ſind wenigſtens die Gläubiger und alſo auch die Handwerker, die ſich noch rechtzeitig eintragen ließen, gedeckt. Auch der Bauunternehmer ſelbſt ſteckt wohl einige Tauſende in die Taſche — ſeiner Tante.

Schlägt die Konjunktur aber um, oder iſt unſer Freund A. den verſchiedenen Irrungen und Wirrungen während des Baues doch nicht ganz gewachſen geweſen, hat ihm z. B. ein Größerer, etwa der Baugeldgeber, dem vielleicht das Unternehmen gefiel, während des Baues die Schlinge um den Hals, die in den Baugeldkontrakten faſt immer für vorkommende Fälle gedreht iſt, zugeſchnürt, ſo ſtellt ſich das Exempel ganz anders: dann hat Herr A. während einiger Monate famos gelebt und wieder einmal Studien gemacht, die ihn zu neuen kühneren Thaten befähigen; Herr B., der Baugeldgeber, oder Herr tel et tel, der Bankhypothekvermittler, müſſen das Grundſtück erſtehen, wobei ſämtliche ſpäteren Eintragungen ausfallen, denn von den Lieferanten und Ouvriers hat ſelten jemand die Mittel, und ſie haben vielleicht noch ſeltener die Neigung, bis zur Höhe ihrer Eintragung auszubieten. Sie gehen daher leer aus, und ihnen bleibt nur als Gewinn die Lehre, ſich in Zukunft beſſer vorzuſehen. Das Haus, in dem ihr Schweiß ſteckt, iſt ſpottbillig in die Hände der „Großen“ übergegangen.

Aber leider, jene Lehre iſt völlig in den Wind geſchrieben. Ich ſprach mich vor nicht langer Zeit mit einem der größten und wirklich ehrenwerten Berliner Bauunternehmer gerade über dieſen Punkt aus, und er erklärte mir achſelzuckend, den Lieferanten und Bauhandwerkern ſei nicht zu helfen. Das Sprichwort „gebrannt Kind ſcheut das Feuer“ verlöre ihnen gegenüber jede Gültigkeit.

Soll der Staat den Unmündigen zu Hilfe kommen? Ja wenn es wirklich Unmündige wären! Es ſind aber in ihrer Branche gewiegte Geſchäftsleute, die genau wiſſen, was ſie thun, und bei denen im Grunde doch auch der Eigennutz eine große Rolle ſpielt. Auch ihnen ſchwebt immer der Gedanke vor, ich werde noch mit einem blauen Auge davonkommen — mag der, der nach mir kommt, der Käufer des überteuerten Hauſes etwa, die Suppe ausеſſen.

Und in der That iſt es oft genug auch dieſer, der „die Suppe ausißt.“ Wenn in Zeiten ſteigender Konjunktur Millionen an Berliner Häuſern und Grundſtücken verdient werden, ſo gehen auch Millionen an ihnen verloren, ſobald die Wellenbewegung, von der ich eingangs dieſer Zeilen ſprach, bergab flutet. Nur der Eingeweihte weiß, welche Künſte aufgeboten werden, wenn ein geſchickter Agent einem Laien einen Berliner Hauskauf plauſibel machen will. Das Herausrechnen des ſogenannten Überſchuſſes — des Überſchuſſes der Mietserträge über die Zinſen des Kaufgeldes einſchließlich der Steuern und Verwaltungskoſten — iſt oft ein Rechenkunſtſtück, das dem Finanzminiſter von Argentinien alle Ehre machen würde. Es ſieht ſo einleuchtend, ſo überzeugend aus, es iſt auch juriſtiſch unanfechtbar, und doch merkt der unglückliche Käufer nach kaum Jahresfriſt, daß ſein erträumter Überſchuß eitel Wind war. Steht gar nun eine der überteuren Wohnungen längere Zeit leer, worauf immer zu rechnen iſt, ſo verwandelt ſich der Überſchuß im Handumdrehen in ein klaffendes Defizit. Wie mancher — ich möchte darauf beſonders warnend hinweiſen — vertauſchte nach beliebter Manier ein ſolides Rittergut, alten ererbten Beſitz vielleicht, gegen Berliner Grundſtücke, glaubte wunder welch glänzendes Geſchäft gemacht zu haben, und war nach wenigen Jahren froh, wenn er nun einen beſcheidenen Bruchteil ſeines einſtigen ſchönen Vermögens retten konnte.

Es dürfte jetzt wieder eine Zeit kommen, in der der Kauf Berliner Häuſer verlockend erſcheinen könnte, weil ſie vorausſichtlich billiger werden. In ſolchen Perioden drängt ſich das Angebot beſonders ſtark nach den Provinzen, und das Schlagwort, daß das Berliner Grundſtückelend ja erfahrungsmäßig ſtets nur ein vorübergehendes ſei, daß, wer jetzt kaufe, unfehlbar Berge Goldes verdiene, wird ſicher wieder umgehen. Wie tief aber der Preisfall ſinken wird, wie lange er anhalten kann, das vermag niemand, der ehrlich iſt, zu ſagen.

Darum iſt Vorſicht gerade jetzt am Platze. Mindeſtens ſollte jeder, der nicht eine jahrelange Einbuße an Zinſen ohne Sorgen ertragen kann, ſeine Hand von allem, was mit Berliner Grundſtückgeſchäften zuſammenhängt, fernhalten. **Haſſo Harden.**

Unter deutſcher Flagge im Kondelande.

Von D. R. Grundemann.

(Abdruck verboten.)

Weitab von den bisher betretenen Pfaden in Deutſch-Oſtafrika liegt das **Kondeland**. Da, wo ſich um die nordweſtlichſte Ecke des mächtigen Njaſſaſees flache Sumpfebenen lagern, vom Luſira und Kiwira durchſtrömt, beginnen die Anſiedelungen der Stämme, welche man unter dem Namen Konde zuſammenfaßt. Ihre Hauptſitze aber haben ſie in dem herrlichen Berglande, das weiter im Norden ſich anſchließt und nach Oſten hin zu dem Livingſtonegebirge ſich auftürmt.

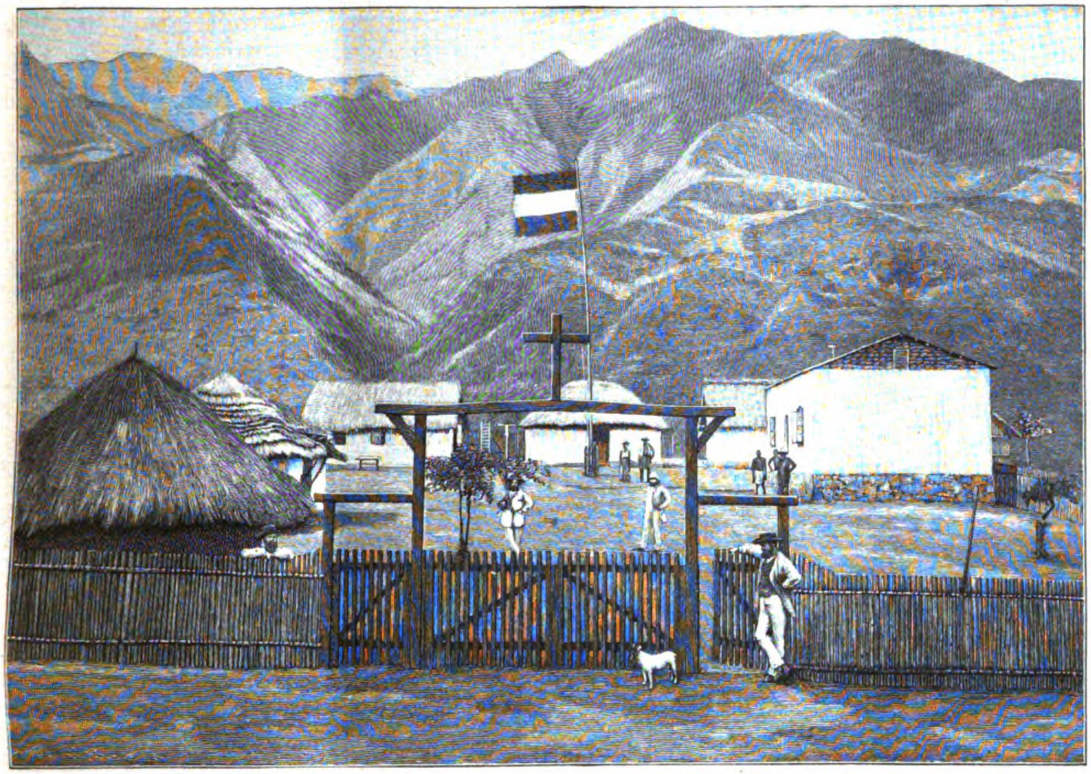
Bisher hatte man nur wenig Kunde von dem intereſſanten Ländchen, das nur ein Forſchungsreiſender im Jahre 1883 flüchtig durchzogen. Seit Jahresfriſt aber ſind unter deutſcher Flagge dort drei Anſiedelungen entſtanden, von denen mancher Bericht in die Heimat gelangt. Es ſind Miſſionsſtationen, die erſte der evangeliſchen Brüdergemeinde, die beiden anderen der Berliner Miſſionsgeſellſchaft gehörig, deren eine, **Wangemannshöh**, ſo genannt nach dem Direktor der Geſellſchaft, unſer Bild zeigt.

Der in langjähriger Miſſionsthätigkeit in Südafrika bewährte Superintendent **Merensky** erhielt im Frühjahr 1891 den Auftrag, eine Expedition zur Begründung einer neuen Miſſion nach dem Norden des Njaſſaſees zu führen. Nach ſorgfältigſter Vorbereitung ging er zunächſt nach Natal, wo ſich die übrigen Teilnehmer ſammelten, vier junge Miſſionare, drei Koloniſten und zwei chriſtliche Zulukaffern. In den letzten Tagen des Juni konnte man aufbrechen und erreichte nach langer, mühſeliger und beſchwerlicher Reiſe über Kilimane, Sambeſi, Schire und den Njaſſa anfangs Oktober das Land der Beſtimmung. Die Beförderung von Kilimane an geſchah zum Teil in kleinen Dampfern, die der afrikaniſchen Seengeſellſchaft, (einer mit ſchottiſchen Miſſionsgeſellſchaften eng verbundenen Handelsgeſellſchaft), gehören, teils in offenen Booten. Eine große Erleichterung war es, daß in jenem Gebiet bereits ſchottiſche Miſſionsſtationen vorhanden ſind, deren eine, **Blantyre**, auf dem geſunden Hochlande am Schire gelegen, zu längerer Raſt benutzt wurde. Von dort hat der Führer der Expedition mit der Schilderung jenes Kulturcentrums und dem Bilde der ſtattlichen Kirche (ſiehe Daheim 1892, Nr. 14) den Freunden in der Heimat einen Gruß geſendet, der auch für das neue Unternehmen recht verheißungsvoll klang. Einer der jungen Miſſionare freilich mußte, um ſein Leben vor dem Klimafieber zu retten, ſchleunigſt nach Natal zurückgeſandt werden. Die übrigen Mitglieder wurden wiederholentlich, aber in leichterer Weiſe, von der bedrohlichen Krankheit angetaſtet. Die Fahrt über den mächtigen Njaſſa, deſſen Länge die Entfernung von Berlin bis Wien um einige Meilen übertrifft, war wegen Überfüllung des kleinen Dampfers recht beſchwerlich. In **Bandawe** wurde die blühende Station der ſchottiſchen Freikirche beſucht, in deren Schulen Hunderte von Kindern chriſtlichen Unterricht genießen*), und endlich mußte in **Karonga**, der nördlichſten Handelsſtation, das Schiffchen verlaſſen werden. Das Ausladen des Gepäcks machte viel Mühe — noch mehr der weitere Transport, da beim beſten Willen nur 50 Träger beſchafft werden konnten. Der Marſch durch das Sumpfland war mit Mühſalen und Gefahren verknüpft. Einige Mitglieder der Expedition hatten ernſtlich vom Fieber zu leiden, bis man endlich am 2. Oktober am Fuße des **Pipajika**, in geſunder Lage 1000 Fuß über dem See, die Zelte aufſchlagen konnte.

Mit dem Überſchreiten des **Songwe** war das deutſche Gebiet erreicht. Schon am Tage zuvor befand man ſich unter der Kondebevölkerung, die mit ihren Wohnſtätten auf die neuen Ankömmlinge einen überraſchend günſtigen Eindruck machte. Merensky ſchreibt, man könne ſich für Afrika nichts Idylliſcheres denken, als ſolch ein Kondedorf. Zunächſt wird es durch gut beſtellte Mais- und Bohnenfelder angekündigt, ohne daß man von menſchlichen Wohnungen etwas wahrnimmt, denn dieſe liegen im dichten Bananenhain verſteckt. In dem letzteren ſind die Wege unter den Rieſenſtauden mit den mächtigen Blättern höchſt ſauber gehalten; ſie werden in der That mit dem Beſen gefegt. Endlich erſcheinen die niedlichen runden Häuslein aus Bambus und Lehmziegeln gebaut, die ſo rein und nett gehalten ſind, daß auch der Europäer ſie hübſch findet. Am auffallendſten aber ſind die langen Kuhſtälle — man fand einen, der 250 Fuß maß. Die dazu gehörigen Herden finden in dem üppigen Graſe reichliche Nahrung. Wenn man dieſe prächtigen Tiere mit ihren Glocken an den Abhängen weiden ſieht, regen ſich heimatliche Gefühle. Den

---

*) Die ſämtlichen Schulen dieſer Miſſion am Njaſſa zählen bereits 2500 Schüler und 2000 Schülerinnen.



Wangemannshöh im Kondelande. Im Juni 1892. Nach einer Photographie.

Kondeleuten ſind ihre Rinder der wertvollſte und liebſte Beſitz. Sie waſchen ſie und befreien ſie durch methodiſches Räuchern vom Ungeziefer — jedenfalls ein Zeichen von nicht geringer Kultur. Dasſelbe gilt von den planmäßigen Pflanzungen von Nutz- und Fruchtbäumen, wie man ſie bei einigen Dörfern trifft.

Die dunkelbraunen Leute ſelbſt ſind kräftige, muskulöſe Geſtalten mit einem keineswegs unangenehmen Geſichtstypus. Auffallend ſind manche hübſchen Geſichter bei den Alten, die ſonſt bei den heidniſchen Afrikanern beſonders verkommen zu erſcheinen pflegen. Man fand eine Erklärung dieſes Unterſchiedes in dem ſehr geringen Gebrauch berauſchender Getränke, deren Übermaß anderwärts viel Unheil anrichtet. Das Benehmen der Eingebornen den Weißen gegenüber machte meiſt einen günſtigen Eindruck. Hier war nichts von der dummdreiſten Neugierde, mit der ſich ſonſt die Schwarzen herandrängen und alles betaſten, ebenſowenig wie die Bettelhaftigkeit, durch die der Afrikareiſende ſonſt beläſtigt wird. Ein Nationalfehler zeigte ſich freilich bald in der oft mit einer gewiſſen Unbefangenheit ausgeübten Dieberei. Auch die häßlichen Folgen der Vielweiberei traten bald zu Tage, während von der ſonſt ſo verbreiteten Zauberei ſich nur vereinzelte Spuren fanden. Im ganzen zeigten ſich die Leute freundlich und gutmütig, faſt möchte man ſagen, liebenswürdig veranlagt. Die Häuptlinge, deren Gewalt freilich nicht ſehr bedeutend iſt, wetteiferten miteinander, um die Fremden in ihrem Gebiete zur Niederlaſſung zu bewegen, und der junge Makatungila vom Stamme der Wanjakjuſa, in deſſen Grenzen Wangemannshöh liegt, hat mehr und mehr ein faſt kindliches Vertrauen zu ſeinen weißen Freunden an den Tag gelegt.

Die Zeit für die Anlegung der Station war nicht eben günſtig. Schon kündigte ſich die nahe Regenzeit durch Gewitter an. Noch waren die Kräfte vom Fieber geſchwächt, Baumaterial war wenig zu haben; man mußte ſich faſt ganz auf das Bambusrohr beſchränken. Gutes Holz fehlte, auch das hohe Gras, das zum Decken der Dächer dient, war meiſt ſchon ein Raub der Flammen geworden. Dazu konnten ſich die Eingeborenen ſchwer daran gewöhnen, dergleichen zum Verkauf zu bringen, obgleich ſie bei ihren zahlreichen Beſuchen reichliche Nahrungsmittel zum Tauſchhandel mitbrachten. Glücklicherweiſe waren einige von den Trägern, die man von Bandawe und Karonga mitgebracht hatte, als Dienſtleute geblieben. Dies war um ſo wichtiger, als durch die erſteren eine Verſtändigung mit den Konde ermöglicht wurde. Einige derſelben verſtanden neben ihrem Tſchirijandſcha auch die Angoniſprache, welche mit der der Kaffern, die Miſſionar Nauhaus ſpricht, verwandt iſt. Andere aber konnten ſich mit den Konde verſtändigen. So mußten die Verhandlungen durch fünf Sprachen vermittelt werden.

Trotz aller dieſer Schwierigkeiten entſtanden neben den fünf Zelten, welche der Expedition zunächſt zum Obdach dienten, bald ein paar ſehr beſcheidene Häuslein — die Küche mit dem kegelförmigen Grasdach, welche unſer Bild zur linken Hand zeigt und ein gleich dahinter liegendes ſehr beſchränktes Wohnhäuschen. Trotz des eintretenden Regens wurde ſodann weiter gebaut und ein Gebäude nach dem anderen fertig geſtellt. Es gelang noch, die nötigen Luftſteine zu formen und zu trocknen. Bei der Aufführung der Mauern jedoch mußten dieſe ſtets durch übergedeckte Zelttücher geſchützt werden. Endlich aber konnte der Bau durch Aufbringung des Wellblechdachs noch vor Weihnachten in Sicherheit gebracht werden. Außerdem wurde von den Konde, die ſich allmählich zur Arbeit willig finden ließen, ein 70 Fuß langer Kuhſtall und ein Ziegenſtall, beide nach Kondeart aus Bambus und Gras aufgeführt, und daneben bauten ſich die von den Miſſionaren angenommenen Arbeiter eine Anzahl größerer Hütten. Der ganze Platz iſt vom Gebüſch geſäubert und mit Gräben zum Abfluß des Regenwaſſers verſehen. Zwei Gartenſtücke waren anfangs Februar mit Mais, Melonen, Bataten und Erbſen beſät, ſowie gegen 300 Bananen um das Gehöft gepflanzt, welche jetzt mit ihren rieſigen Blättern zu einer maleriſchen Umgebung desſelben herangewachſen ſind, die leider unſer Bild nicht zeigt. Der hübſche Bambuszaun mit dem vom Kreuz gekrönten Thor hat die Anlage vorläufig zum Abſchluß gebracht, über der fröhlich die deutſche Flagge weht als ein Zeichen deutſcher Thatkraft und Tüchtigkeit.

Zur Erklärung des Bildes ſei hier kurz beigefügt, daß die erſte Küche jetzt als Empfangsraum für Eingeborne benutzt wird. Das folgende Gebäude, geſchmückt mit dem Gehörn erlegter Büffel, dient als Lagerraum. Im Hintergrunde links ſieht man den Arbeitsſchuppen, daneben ein Häuschen, in dem jetzt noch zwei Brüder wohnen, und rechts davon das jetzige Wirtſchaftsgebäude nebſt Küche — davor das neue Wohnhaus, bei dem Merensky mit ſeinem Sommerhut neben zwei Schwarzen ſteht. Vorn am Zaun ſtehen die Miſſionare Bunk und Schumann, auf dem Hofe Nauhaus I und Rorig. Auch das Hündchen an der Pforte, der Terrier Lob, verdient als treuer Wächter Beachtung. Er balgt ſich mutig ſelbſt mit Tigerkatzen und Schlangen; ja ſogar einen Löwen hat er einmal angekläfft und iſt glücklich mit nur drei Wunden ſeinen Tatzen entkommen. Von eigentlicher Miſſionsarbeit konnte bis jetzt noch keine Rede ſein. Zu Weihnachten wurde der gewagte Verſuch gemacht, durch die angedeutete mehrfache Verdolmetſchung den Leuten vor dem brennenden Chriſtbaum die Bedeutung des Feſtes zu erklären. Doch iſt nun bereits das Studium der bisher unerforſchten Kondeſprache ſo weit gediehen, daß einer der Miſſionare direkt mit den Leuten verkehren kann.

Wichtig iſt der Einfluß, den die Miſſionare auf die Häuptlinge gewonnen haben, die ſich um ihre Freundſchaft bemühten, ſowie das durch ärztliche Hilfe an Kranken erworbene Vertrauen. Es fehlt aber nicht an Widerſpruch, der ſich wahrſcheinlich noch zu weiteren Kämpfen ſteigern wird. Er trat bereits hervor aus der Wurzel des Heidentums. Die Konde haben keinen Götzendienſt, ſondern einen Geiſter- oder Ahnendienſt, der in jener Gegend ſich um den Mbaſi bewegt.

Wie verſchiedene Häuptlinge den Europäern ein Geſchenk an Vieh als Zeichen der Freundſchaft ſchickten, ſo kam auch eines Tages ein unheimlich ausſehender Menſch, der ſich als Kuhhirten des Mbaſi vorſtellte, von dem er Gruß und Geſchenk zu bringen habe. Auf die Frage, wer Mbaſi ſei, antwortete er kurz: „der Satan.“*) Nach weiterer Auskunft ſollte er ein unſichtbares Weſen ſein, das unter der Erde lebe und nur bei gewiſſen Gelegenheiten ſeine zirpende Stimme vernehmen laſſe. Häuptlinge und Volk folgen ſeinen Befehlen und bringen dem Mbaſi reiche Geſchenke. Es handelt ſich alſo um eines jener afrikaniſchen Orakel, durch welche geheime Brüderſchaften mittels grober Betrügerei das Volk in Furcht und Unterwürfigkeit halten. Hier ſcheint ein Häuptling Maihojo der Verurſacher des ganzen Teufelsſpuks zu ſein. Später kamen auch ein paar Frauen des Satans auf die Station. Alle Geſchenke von dieſer Seite wurden natürlich abgelehnt. Darüber iſt der Mbaſi böſe geworden und verſucht die Häuptlinge gegen die Fremden aufzuhetzen. Die daraus entſtehenden Reibereien aber führten gerade zu dem Gegenteil. Eine Anzahl von Häuptlingen haben ſich öffentlich von dem Mbaſi losgeſagt und halten ſich zu den Weißen, deren Entſcheidungen ſie in Streitfällen nachſuchen.

Leider iſt in neueſter Zeit ein Ereignis eingetreten, das ihre Treue auf eine ſchwere Probe ſtellen wird. Eine Art Rinderpeſt iſt im Kondelande ausgebrochen. Der Mbaſi wird ſie jedenfalls als Folge der Niederlaſſung der Miſſionare darſtellen. Bei der Liebe der Konde zu ihren Rinderherden könnte allerdings die Stimmung ſo umſchlagen, daß man jene zu töten oder aus dem Lande zu treiben verſuchte. Für derartige Gefahren bildet die Station der Brüdergemeinde, die nur drei bis vier deutſche Meilen entfernt jenſeits des Rungweberges liegt, einen willkommenen Anhalt.

Inzwiſchen war zwei bis drei Meilen nördlich eine zweite Berliner Station in noch 2000 Fuß höherer Lage angelegt. Wangemannshöh erweiſt ſich leider nicht als völlig fieberfrei. Zwei neue Miſſionare ſind vor einigen Monaten nach dem Kondelande ausgeſandt. Merensky aber, der ſeine Aufgabe dort gelöſt hat, iſt nach Natal zurückgekehrt, von wo er die Stätten ſeiner früheren Wirkſamkeit beſuchen wollte. Erwähnenswert iſt noch ſeine Reiſe zu Merere, dem gefürchteten Waſangu-Häuptling, der ſich bereits unter die deutſche Schutzherrſchaft geſtellt hat. Dieſer Beſuch bedeutet eine nicht unwichtige Stärkung der deutſchen Kolonialſache.

Es iſt eine friſche, junge Thätigkeit dort im Kondelande, wie ſie unſer Bild veranſchaulicht — unter dem Zeichen des Kreuzes und unter der deutſchen Flagge. Möge ſie unter Gottes Segen gedeihen und reiche Früchte bringen.

---

*) Das arabiſche Wort „Scheitân“ iſt bis dorthin vorgedrungen.

Werner von Siemens †.

Mit Werner von Siemens, der am 6. Dezember vorigen Jahres nach kurzem Leiden von dieſer Erde abberufen wurde, iſt eine der bewunderungswürdigſten und eine der gefeiertſten Perſönlichkeiten unſerer Zeit von uns geſchieden. Ein Fürſt der Wiſſenſchaft ſtarb mit ihm, ein Bahnbrecher auf dem Gebiet der Elektrotechnik, ein Mann, deſſen Anregungen weit über dies ſein engeres Gebiet hinaus befruchtend auf andere Zweige menſchlichen Schaffens übergriffen, einer der größten Induſtriellen nicht nur Deutſchlands, ſondern der ganzen Welt — ein Induſtrieller aber, dem der Erwerb nie Selbſtzweck wurde, der vielmehr ſtets in ihm nur den Anſporn zu neuen wiſſenſchaftlichen Studien fand, und der inmitten ſeiner alle Kulturländer umfaſſenden Thätigkeit ſich immer ſein Fühlen als ein deutſcher Mann im beſten Sinne bewahrte.

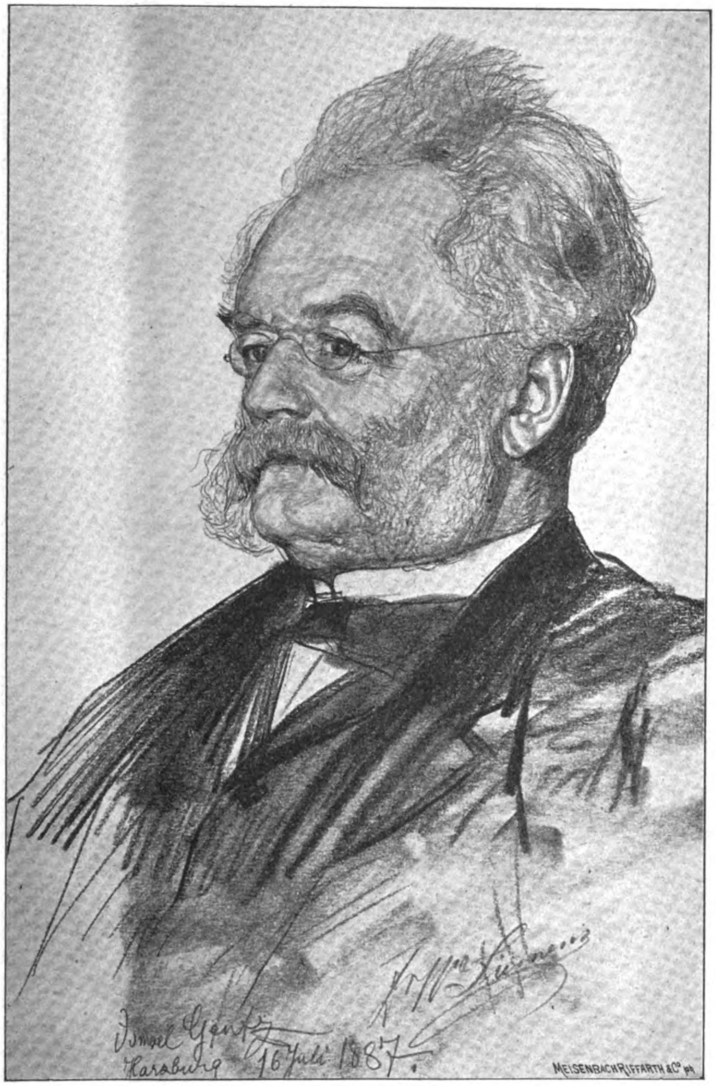
Ein ſeltſames Geſchick hat es gefügt, daß, während Werner von Siemens auf dem Totenbett lag, ſeine Lebenserinnerungen — Berlin, Springer — als Buch erſchienen. „Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahr,“ mit dieſem Bibelwort beginnt das Buch, und in den letzten Zeilen fügt Siemens, der dieſe Aufzeichnungen in dem ſtillen Frieden ſeines Harzburger Sommeraufenthalts niederſchrieb, hinzu: „ich denke, daß auch der Schluß des Spruches ‚und wenn es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen,‘ ſich an mir bewährte.“

Es war wirklich ein reiches und ein geſegnetes Leben, das des großen Mannes, ein Leben, deſſen faſt beiſpielloſe Erfolge ausſchließlich durch eigene Tüchtigkeit und eigene Kraft errungen wurden. Wohl war Werner von Siemens auch ein Kind des Glücks, ein günſtiger Stern ſchwebte über ſeinem Emporkommen und ſeinen Arbeiten, er erfaßte im geeignetſten Augenblick eine neue Phaſe unſerer Naturerkenntnis; aber wie er ſie erfaßte, wie er mit eiſerner Beharrlichkeit, in ſteter, unter keinen Widerwärtigkeiten verzagender Arbeit ſeinen Zielen zuſtrebte, das iſt ſchließlich doch ſein eigenſtes Verdienſt. Auch auf ihn paßt das ſchöne Moltkeſche Wort: „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“

Die Siemensſchen Lebenserinnerungen umfaſſen vor allem einen Umriß ſeines wiſſenſchaftlichen und techniſchen Schaffens. Sie ſetzen daher in manchen Abſchnitten trotz des augenſcheinlichen Beſtrebens, allgemein verſtändlich zu ſchreiben, doch eine eingehendere Kenntnis der Entwickelung der Elektricitätslehre voraus, als ſich in einem weiteren Leſerkreiſe finden dürfte. Ich werde daher auch weniger auf die wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften, die in Siemens’ Leben die Höhepunkte bildeten, eingehen können, ſondern nur ihre Reſultate kurz berühren, wo ſie auf den Lebensgang des außerordentlichen Mannes einen maßgebenden Einfluß erlangten.

Werner von Siemens iſt am 16. Dezember 1816 zu Lenthe in Hannover, nahe dem waldigen Deiſtergebirge, als der älteſte Sohn einer kinderreichen, mäßig begüterten Pächterfamilie geboren. Noch als Werner ein kleiner Knabe war, ſiedelte der Vater, „ein zwar herzensguter, aber ſehr heftiger Mann, der unerbittlich ſtrafte, wenn einer von uns ſeine Pflicht nicht that, nicht wahrhaft war oder ſonſt unehrenhaft handelte,“ nach dem Mecklenburgiſchen über, wo er die großherzogliche Domäne Menzendorf zur Pacht erhielt. Es war ein friſches, fröhliches Jugendleben, das Siemens hier genoß, er als Älteſter bereits ſtets mit der Aufſicht und Sorge um die jüngeren Geſchwiſter beauftragt, ſo daß das Gefühl der Verpflichtung, für ſie einzutreten, das Gefühl der engen Zuſammengehörigkeit, welches ſpäter die Familie Siemens auch in ihren ausgedehnten induſtriellen Unternehmungen auszeichnete, ſchon in jenen Jahren in ihm wach wurde. Den erſten Unterricht erhielt der geweckte Knabe durch die alte, im elterlichen Hauſe lebende Großmutter und durch den Vater, dann durch Hauslehrer und endlich auf dem Lübecker Gymnaſium, der altberühmten Katharinenſchule. Werner Siemens, bei dem ſich ſchon hier eine ausgeſprochene Begabung für Mathematik kundgab, wollte ſich eigentlich dem Baufach widmen, entſchloß ſich aber auf den Rat eines Lehrers und in Anbetracht, daß die elterlichen Verhältniſſe ein koſtbares langwieriges Studium faſt unmöglich machten, in das preußiſche Ingenieurkorps einzutreten. Der Vater war damit durchaus einverſtanden. „So, wie es jetzt in Deutſchland iſt, kann es unmöglich bleiben,“ ſagte er auf des Sohnes Vorſchlag. „Es wird eine Zeit kommen, wo alles drunter und drüber geht. Der einzige feſte Punkt in Deutſchland iſt aber der Staat Friedrichs des Großen und die preußiſche Armee, und in ſolchen Jahren iſt es immer beſſer, Hammer zu ſein, als Ambos.“ Anders dachten die Bauern in Menzendorf. Siemens erzählt mit gutem Humor, wie ſie eine Deputation zu ſeinem Vater geſchickt, er möchte ihn, der doch „ſo een goder Junge,“ nicht nach dem Hungerlande Preußen ſchicken; und wie ihn ſelbſt ein leiſes Grauen beſchlichen, als er, ſein Ränzel auf dem Rücken, wenige Thaler in der Taſche, gegen Oſtern 1834 auf der ſtaubigen Landſtraße durch eine baumloſe Sandgegend nach Preußen hinein gewandert ſei — einer unbekannten Zukunft entgegen. Auf der Landſtraße lernte er einen munteren Geſellen kennen, der ihm eine gute Herberge in Berlin empfahl — die Knopfmacherherberge hatte ſo die Ehre, Siemens in der erſten Nacht nach ſeiner Ankunft in Berlin Unterkunft bieten zu dürfen, zum nicht geringen Entſetzen eines bei der Artillerie ſtehenden Vetters, dem er am nächſten Tage ſeine Aufwartung machte.

Zwar gelang es Siemens nicht bei dem Ingenieurkorps unterzukommen, wohl aber bei der Artillerie. Nach glücklich beſtandenem Examen finden wir ihn daher in Magdeburg eifrig die Fundamentalkünſte des Exerzierens übend — wobei er in ſeinen Erinnerungen ein ſehr verſtändiges Wort zu Gunſten der „militäriſchen Grobheit“ einfließen läßt; wir begleiten ihn dann auf die Artillerie- und Ingenieurſchule nach Berlin und zurück nach Magdeburg, der erſten Garniſon des jungen Offiziers. Hier und in Wittenberg wandte er ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt der Elektrizität zu, ganz beſonders den damals ganz neuen Verſuchen der galvaniſchen Verſilberung und Vergoldung. Ein unglücklich-glückliches Ungefähr wollte, daß er als Sekundant bei einem Duell zu längerer Feſtungshaft verurteilt wurde und während dieſer unfreiwilligen Muße reichlich Zeit zum Experimentieren fand. „Ich glaube, es war eine der größten Freuden meines Lebens,“ ſchreibt er, „als ein neuſilberner Theelöffel, den ich mit dem Zinkpole eines Daniellſchen Elements verbunden in einen mit unterſchwefligſaurer Goldlöſung gefüllten Becher tauchte, während der Kupferpol mit einem Louisdor verbunden war, ſich in wenigen Minuten in einen Löffel vom ſchönſten Goldglanz verwandelte.“ Nach ſeiner Begnadigung wurde Siemens nach Berlin kommandiert und fand hier Gelegenheit, ſeine Erfindung zu verwerten, indem er in der Neuſilberfabrik von Henniger eine Anſtalt zur galvaniſchen Verſilberung und Vergoldung, die erſte in Deutſchland, einrichtete.



Werner von Siemens †. Nach einer Zeichnung von Ismael Gentz.

Und wie nötig hatte in jenen Jahren der Mann, der wenige Decennien ſpäter über Millionen gebieten ſollte, den kleinen Gewinn, der ihm aus der Verwertung ſeiner erſten Erfindung zuwuchs! Kurz vorher waren beide Eltern ohne nennenswerte Hinterlaſſenſchaft geſtorben, die Sorge für die jüngeren Geſchwiſter laſtete faſt ganz auf dem unbemittelten Offizier. In ſeiner Art aber lag es nicht, eine derartige Verpflichtung leicht zu nehmen, er faßte ſie im Gegenteil als eine heilige Aufgabe auf. Wohl ſpricht er ſelbſt in ſeinen Lebenserinnerungen wenig von dem, was er für die Seinen gethan, in der trefflichen Biographie aber, die W. Pole dem bedeutendſten unter ſeinen Brüdern, Wilhelm Siemens, gewidmet hat, finden ſich zahlreiche Hinweiſe darauf, wie vormundſchaftlich-brüderlich Werner für das Wohl, für die Entwickelung ſeiner Geſchwiſter ſorgte. Baute ſich doch auch der erſte Erfolg Wilhelms auf der Erfindung des Bruders auf; mit knappen Mitteln ging der junge Techniker 1843 nach England, um hier die Siemens'ſche Methode der Vergoldung zu verwerten. Es war eine abenteuerliche Erfinderodyſſee, die aber in ſo glücklicher Weiſe auslief, daß Wilhelm mit 20000 Mark heimkehrte, einer für die damaligen Verhältniſſe der Brüder ungeheuerlichen Summe. Der größte Erfolg jener Reiſe Wilhelms war freilich der, daß er, bald nach England zurückgehend, dort die Baſis für das ſpätere engliſche Weltgeſchäft der Gebrüder Siemens vorbereitete.

Inzwiſchen hatte Werner in Berlin ſeinen zukünftigen Socius Halske, einen jungen Mechaniker, kennen gelernt, und der Gedanke faßte immer feſter Wurzel in ihm, der militäriſchen Laufbahn, ſo lieb ihm dieſelbe war, zu entſagen und ſich ganz der Ausbildung der elektriſchen Telegraphie zu widmen, welche noch völlig in den Kinderſchuhen ſteckte und deren Befähigung, die optiſche Telegraphie zu erſetzen, vielfach bezweifelt wurde. Siemens glaubte felſenfeſt an ihre Zukunft, er erfand damals ſchon ein heute noch geübtes Verfahren, unterirdiſche Leitungen durch eine Umpreſſung mit Guttapercha zu iſolieren — nebenbei auch die Herſtellung praktiſch brauchbarer Schießbaumwolle — und eröffnete 1847 mit Halske in einem Hinterhauſe der Schöneberger Straße eine kleine Werkſtatt. Das notwendige Kapital zur Gründung der Firma Siemens und Halske mußten beide entleihen — ganze 6000 Thaler bildeten den Grundſtock des Unternehmens.

Das Geſchäft ſtand in der erſten Entwickelung, als die Revolution des Jahres 1848 hereinbrach. Siemens, der ſich ſpäter ſelbſt auf den Standpunkt der Fortſchrittspartei, freilich nicht der Fortſchrittspartei von heute, ſtellte, urteilt über die Berliner Bewegung recht ſpöttiſch. Er erzählt eine köſtliche Scene vom 19. März — jene Scene im Hofe des Schloſſes, bei welcher der jugendliche Fürſt Lichnowski die aufgeregte Maſſe mit dem Hinweis zu beruhigen ſuchte, daß der König in ſeiner Güte dem Kampf ein Ende gemacht, das Militär zurückgezogen und alle Forderungen bewilligt habe. Auf die Frage aus dem Volk, ob auch wirklich alles bewilligt ſei, antwortete der Fürſt: „Ja, alles, meine Herren!" „Och det Roochen?" erſcholl eine andere Stimme. „Ja, auch das Rauchen!" war die Antwort. „Och im Diergarten?" wurde weiter gefragt. „Ja, auch im Tiergarten!" Das war durchſchlagend. „Na, denn können wir ja zu Hauſe gehn," hieß es überall, und in kurzer Zeit räumte die heiter geſtimmte Menge den Platz. Siemens fährt dann fort: „Auf mich machte dieſe Scene einen unauslöſchlichen Eindruck. Sie zeigte ſo recht anſchaulich den gefährlichen Wankelmut einer erregten Volksmenge und die Unberechenbarkeit ihrer Handlungen. Anderſeits lehrte ſie auch, daß es in der Regel nicht die großen gewichtigen Fragen ſind, durch die Volksmaſſen in Bewegung geſetzt werden, ſondern kleine, von jedermann lange als drückend empfundene Beſchwerden. Das Rauchverbot für die Straßen der Stadt und namentlich den Tiergarten bildete in der That wohl die einzige Beſchwerde, die von der Maſſe der Berliner Bevölkerung wirklich verſtanden wurde und für die ſie in Wahrheit kämpfte."

Die politiſchen Verhältniſſe verhinderten Siemens, ſeine Abſicht, den Abſchied einzureichen, jetzt auszuführen; mit Freude ergriff er aber die Gelegenheit, mit ſeinem Wiſſen der Bewegung in den meerumſchlungenen Herzogtümern zu Hilfe zu kommen. Er erhielt Urlaub nach Kiel und legte hier zum Schutz des Hafens die erſten zur elektriſchen Zündung eingerichteten unterſeeiſchen Minen. Es ſind köſtliche Bilder, die er uns in ſeinen Erinnerungen aus jener Zeit vorführt. Wie er an der Spitze der Kieler Bürgerwehr das — notabene unverteidigte — Friedrichsort ſtürmte, wie er, als die braven Bürger ſich gar zu ſehr nach ihren heimiſchen Fleiſchtöpfen zurückſehnten, in den Dörfern der Probſtei herumzog und auf eigene Fauſt ein Bauernkorps anwarb und Lebensmittel ſammelte, wie der Verſuch, ein Blockadeſchiff zu entern, an dem Übermaß der geiſtigen Getränke ſcheiterte, die ſich die Mannſchaft geleiſtet — das alles erzählt er mit einer Friſche und einem Humor, dem man nicht widerſtehen kann. Und dabei weht durch das Ganze ein Hauch echter Begeiſterung, der uns mitten hineinverſetzt in das, was an jener Zeit wirklich groß war.

Im Jahre 1849 nahm Siemens ſeinen Abſchied und widmete ſich ganz ſeinem Geſchäft, das ſich bald zu ungeahnter Blüte entwickelte. Der Ausdehnung des Geſchäfts wurde eine Verbindung mit Rußland beſonders günſtig, die Siemens im Jahre 1852 perſönlich anbahnte, und die ſein Bruder Karl erfolgreich ausbaute. Die ſchnelle Herſtellung einer Telegraphenlinie nach der Krim während des Krieges von 1855 ſicherte den kühnen und gewandten Unternehmern das Wohlwollen der Regierung, das ihnen ſehr zu ſtatten kam, als ſie zwanzig Jahre ſpäter den gewaltigen Plan eine unmittelbaren telegraphiſchen Verbindung Englands und Oſtindiens mittelſt einer Preußen, Rußland und Perſien durchquerenden Überlandslinie zur Verwirklichung brachten. Inzwiſchen hatte Werner mit ſeinem Bruder Wilhelm gemeinſam aber bereits das große engliſche Geſchäft gegründet, das ſich allmählich, freilich erſt nach ſchweren Kriſen, einen Weltruf beſonders auf dem Gebiet der Apparate und ſpäter auch der Kabellegungen für unterſeeiſche Telegraphen erwarb. Die erſten Unternehmungen auf dieſem neuen Felde perſönlich zu leiten, ließ ſich Werner nicht nehmen, und ſie brachten ihm eine Fülle intereſſanter Erlebniſſe, bei deren Schilderung er mit ſichtbarer Vorliebe verweilt. So ſcheiterte er 1859 mit der Alma im roten Meer; die Paſſagiere wurden auf eine kleine Klippe gerettet und erſt nach viertägiger Robinſonade durch ein engliſches Kriegsſchiff aus ihrer gefährlichen Lage befreit. Im Jahre 1863 hätte er bei einer mit Wilhelm gemeinſam unternommenen, völlig geſcheiterten Kabellegung zwiſchen Oran und Kartagena beinahe den Tod gefunden — es waren ſchwere Lehrjahre für das Kabelgeſchäft, aber ſie trugen reiche Frucht, als den Brüdern Siemens ſpäter die Legung mehrerer transatlantiſcher Linien übertragen wurde.

Einer der intereſſanteſten Abſchnitte der Lebenserinnerungen behandelt Siemens' Reiſen im Kaukaſus. Dort, fern aller menſchlichen Kultur, hatte er 1864 ein uraltes, ſchon in prähiſtoriſcher Zeit in Betrieb geweſenes Kupferbergwerk von außerordentlicher Ergiebigkeit gekauft, deſſen rationeller Ausbau indeſſen große Schwierigkeiten machte und hohe Beträge verſchlang, ehe an einen lohnenden Betrieb gedacht werden konnte.

Kedabeg war, als Siemens das Bergwerk übernahm, eine öde Stätte. Das Werk lag gegen 600 Kilometer vom Schwarzen Meer entfernt, war weder durch Eiſenbahn noch auch nur durch ordentliche Straßen mit ihm verbunden; alle zum Ausbau erforderlichen Materialien mußten aus Europa bezogen werden bis zu den feuerfeſten Steinen für die Kupferhütte hinab, alle Kulturbedingungen für die entſtehende europäiſche Kolonie „in der paradieſiſchen Wüſte," in welcher vorher nur Erdhöhlen als menſchliche Wohnungen dienten, waren erſt zu ſchaffen. Aber das einmal Begonnene wurde mit eiſerner Energie durchgeführt. Wenn Werner Siemens' erſte Reiſe nach Kedabeg noch einer Odyſſee ins Unbekannte glich, ausgeſchmückt mit allen romantiſchen Abenteuern einer ſolchen, traf er bei ſeinem letzten Beſuch 1890 bereits ein großartiges, mit den neueſten Errungenſchaften der Technik ausgerüſtetes Werk an, eine wirkliche Kulturempore. Eine eigene Eiſenbahn reicht tief in die umliegenden Wälder hinein, die zur Sicherung des rieſigen Brennmaterialbedarfs ſorgfältig forſtmänniſch verwaltet werden; eine gewaltige

Gut erzogen. Nach dem Gemälde von H. Leinweber.

Röhrenleitung aus nahtloſen Mannesmannröhren führt die Petroleumrückſtände, welche zur Heizung der Öfen dienen, da das Holz nicht ausreicht, von der nächſten Bahnſtation zu den Hütten; großartige Turbinen betreiben die Maſchinen zur elektrolytiſchen Verhüttung der ärmeren Kupfererze, und ein kleines Heer von Arbeitern, Tataren, Perſer und Ruſſen, hat ſich bereits zu einem feſten Arbeiterſtamm herausgebildet.

Sehr feſſelnd ſind die Schilderungen, die Siemens von den ſchwäbiſchen Kolonien im Kaukaſus gibt, von denen eine, Annenfeld, in der unmittelbaren Nähe Kedabegs liegt. Dieſe Kolonien, von ſtrenggläubigen Lutheranern in den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts angelegt, erfreuen ſich eines ſchönen Wohlſtandes und haben ſich inmitten einer fremden Umgebung ihr Deutſchtum völlig erhalten. „Man glaubt plötzlich in ein Schwarzwalddorf verſetzt zu ſein, ſo ſehen Straßen, Häuſer und Bewohner aus. Es wurde mir nur ſchwer, ihre Sprache zu verſtehen, ich hörte aber von einem echten Schwaben, daß auch er ſie nur mit Mühe verſtehe, da es der im Anfang dieſes Jahrhunderts geſprochene, nicht der heutige, weſentlich veränderte Dialekt ſei.“ Als Siemens auf der dritten kaukaſiſchen Reiſe auch Helenendorf, die größte der ſchwäbiſchen Kolonien, beſuchte, wurden er und beſonders ſeine zweite Gattin, eine geborene Schwäbin, von den Bewohnern mit der ausgezeichnetſten Aufmerkſamkeit empfangen, und ſie hatten „aufrichtige Freude an der alten, echt deutſchen Ordnung, die allen entgegenwirkenden Einflüſſen getrotzt hat.“

Hatte Siemens durch zahlloſe Verbeſſerungen die Einführung des elektriſchen Telegraphen weſentlich gefördert, ſo war er es wiederum, der mit der Erfindung der dynamoelektriſchen Maſchine im Winter 1866 der praktiſchen Verwertung der Elektrizität ganz neue Gebiete erſchloß, der ſie erſt zur immerbereiten Dienerin des Menſchengeiſtes, zur gewaltigen Kraft- und Lichtſpenderin machte. Siemens wahrt ſich, bei aller Anerkennung der Verdienſte anderer Forſcher, die Priorität der Erfindung auf das entſchiedenſte und in durchaus überzeugender Weiſe — ſie iſt und bleibt auch die ſchönſte Großthat ſeines Lebens, hinter der die Hunderte von anderen Erfindungen, die wir ihm verdanken, und die unendlich zahlreichen Anregungen, die von ihm auf den verſchiedenſten Gebieten der Technik und der Naturwiſſenſchaften ausgingen, weit zurücktreten. Und doch iſt es, wenn man die Lebenserinnerungen ſtudiert, gerade das Univerſelle, der die verſchiedenſten Zweige menſchlicher Thätigkeit umfaſſende Blick Siemens', der am meiſten zur Bewunderung reizt. Der Mann, der an der Spitze eines der größten Geſchäfte der Welt ſtand, der mit ganzer Kraft an der Ausbildung eines von ihm, man kann wohl ſagen, erſt geſchaffenen Zweiges der Technik arbeitete — ſtammt doch ſogar der Name „Elektrotechnik“ von ihm her —, derſelbe Mann fand inmitten einer beiſpielloſen Thätigkeit Muße, die Fortſchritte ihm eigentlich fernliegender Wiſſenſchaften nicht nur aufmerkſam zu verfolgen, ſondern auch ſie durch eigene ernſte Forſchungen zu mehren. Wir finden ihn mit Unterſuchungen über den geologiſchen Bau der Erde beſchäftigt; wir ſehen ihn mit ſeinem Bruder Wilhelm, einer ganz ähnlichen Natur, die Urſachen und die Gründe der Erhaltung der Sonnenwärme erforſchend, mit ſeinem Bruder Friedrich neue Heizprobleme durchdenkend; wir finden ihn in die ſchwierigſten meteorologiſchen Fragen vertieft, und hören dann wieder, wie er mit ſtaunenswertem Scharfſinn über die Kochſche Bacillentheorie urteilt. Und ſeine Forſchungen, wie ſeine Urteile ſind niemals dilettantiſcher Art, ſie gehen ſtets dem Weſen der Dinge auf den Grund. Es erſcheint wohl wahr, wenn Siemens von ſich ſelbſt einmal ſagt, er habe eigentlich nach Beanlagung und Neigung in weit höherem Grade der Wiſſenſchaft als der Technik angehört — das Staunenswerte bleibt, daß die eine nicht zu kurz kam über der notwendigen Bevorzugung der anderen.

Eine Zeitlang, vor dem Jahre 1866, ſtand Siemens auch im politiſchen Leben. Er gehörte dem Nationalverein an und vertrat den Wahlkreis Solingen-Remſcheid im preußiſchen Abgeordnetenhauſe. Ich ſagte bereits, daß er damals zur Fortſchrittspartei zählte, die ſogar dieſe Benennung auf ſeinen Vorſchlag annahm. Wie eine leiſe Wehmut ſcheint es mir aber aus den Zeilen zu klingen, die er ſeiner parlamentariſchen Thätigkeit und zumal ſeiner Stellungnahme gegen die Armeeorganiſation widmet. Er ſpricht es offen aus, wie ſchwer ihm ſeine Abſtimmung wurde, wie er im Innerſten ſeinen alten Glauben an den Beruf Preußens aufrecht erhielt, wie ihn — charakteriſtiſch! — ſeine politiſchen Freunde „zur Ruhe verwieſen“ hätten. Sein Einfluß war es denn auch, der nach dem Kriege die Partei zur unumſchränkten Bewilligung der Indemnität bewog, und kaum hatte er dies erreicht, ſo trat er, wie er mit ſichtlicher Befriedigung betont, vom politiſchen Schauplatz ganz zurück. Wenn ich nach dem Eindruck der Lebenserinnerungen urteilen darf, ſo kann man auf Siemens das Wort von „Seiner Majeſtät allergetreueſten Oppoſition“ mit Recht anwenden.

Was ihm Preußen, was ihm deſſen Fürſten geweſen, hebt er immer aufs neue hervor. „Wenn mir die Thatſache, daß ich meine Lebensſtellung der eigenen Arbeit verdanke, auch ſtets eine gewiſſe Befriedigung gewährt hat,“ ſagt er einmal, „ſo habe ich doch immer dankbar anerkannt, daß mir der dahin führende Weg durch die Aufnahme in die preußiſche Armee und dadurch in den Staat des großen Friedrich geebnet wurde. Ich betrachte die Kabinetsordre, die mir den Eintritt in die Armee geſtattete, als die Eröffnung der einzigen, für mich damals geeigneten Bahn, auf der meine Thatkraft ſich entfalten konnte. Ich habe auch meine, ich kann wohl ſagen, angeſtammte Liebe zum deutſchen Vaterlande ſtets in erſter Linie Preußen zugewandt und bin ihm und ſeinen fünf Königen, unter deren Herrſchaft ich lebte, immer treu und dankbar geweſen. Es waren nicht nur die Kenntniſſe, die ich mir auf den preußiſchen Militärſchulen erwerben konnte, und die dort erlangte geiſtige Ausbildung, welche mir das ſpätere Fortkommen im Leben erleichterten, es war auch die in Preußen ſo angeſehene Lebensſtellung als Offizier, welche mich dabei weſentlich unterſtützte.“

Kaiſer Wilhelm hat Siemens ſeine politiſche Stellung in der Konfliktzeit nicht nachgetragen — er wußte wohl auch, daß jener ſie bereute und dies offen eingeſtand. Siemens erzählt ein reizendes Stückchen von der Huld des Monarchen. Er war von der Kaufmannſchaft zum Kommerzienrat vorgeſchlagen worden, und der Kaiſer hatte die Ernennung bereits vollzogen. Als der Polizeipräſident Siemens aber aufſuchte, um ihm dieſe erfreuliche Thatſache mitzuteilen, war dieſer, der ſich weit mehr als Gelehrter denn als Kaufmann betrachtete, nicht ſehr erbaut. „Premierleutnant, Doktor honoris causa und Kommerzienrat, das vertrüge ſich nicht zuſammen, das mache Leibſchmerzen!“ Er bat, die Ernennung nicht zu publizieren, und der Kaiſer lachte auf den Bericht des Präſidenten herzlich. Er habe ſich ſchon etwas Ähnliches ſelbſt gedacht — Siemens ſollte ſich eine andere Gnade ausbitten. Das that Siemens aber auch nicht, und er glaubte ſchon den Monarchen aufs neue erzürnt zu haben. Indeſſen war dies keineswegs der Fall. Als der Polizeipräſident dem Kaiſer gemeldet, daß Siemens ſich nichts zu erbitten wüßte, hatte derſelbe vielmehr nur erwidert: „dann ſtellen ſie ihn meiner Frau vor.“ Auch das war durch äußere Zufälligkeiten unterblieben, bis die Kaiſerin Auguſta bei Gelegenheit der Wiener Weltausſtellung von 1873 den Gelehrten ſelbſt zu ſich heranrief: „Mit Ihnen, Herr Siemens, habe ich noch ein Hühnchen zu pflücken. Sie drücken ſich vor uns, das ſoll Ihnen in Zukunft aber nicht mehr gelingen.“ Und die hohe Frau hielt Wort; Siemens wurde von nun an wiederholt zu Vorträgen über elektriſche Themata ins Schloß berufen, und betont ausdrücklich, daß der Kaiſer den Naturwiſſenſchaften ein tiefgehendes Intereſſe widmete und ihre hohe Bedeutung für die Weiterentwickelung der Kultur vollſtändig erkannte.

Der Ehrenerweiſungen und Anerkennungen hatten ſich ſo viele auf dem Haupte des Gelehrten zuſammengefunden, daß man ihre Aufzählungen unterlaſſen kann. Eine aufrichtige Freude ſcheint dem Greiſe aber ſeine Erhebung in den erblichen Adelsſtand bereitet zu haben, die, wie er hervorhebt, „ohne die übliche Vorfrage“ bei dem Regierungsantritt Kaiſer Friedrichs erfolgte, der ſchon als Kronprinz an den Beſtrebungen Siemens regſten Anteil genommen hatte.

Inmitten aller Ehren und im Beſitz eines fürſtlichen Reichtums blieb Siemens der einfache Mann, der auch dann noch, als er in hohen Jahren ſich von der perſönlichen Leitung ſeiner Werke zurückgezogen, in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten völlig aufging. Den Seinen ein liebevoller Vater und Berater, ſeinen Freunden ein warmherziger Freund, ſeinen Tauſenden von Untergebenen und Arbeitern ein wohlwollender Förderer in geiſtiger und materieller Beziehung, ſchritt der Sechsundſiebzigjährige ſo friſch durch das Leben, daß man ihm noch eine reiche Spanne Zeit zumaß. Und er ſelbſt freute ſich ſeines Lebens, ſeiner Thätigkeit, ſeiner Erfolge. „Mein Leben war ſchön, weil es weſentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit geweſen, und wenn ich der Trauer darüber Ausdruck gebe, daß es ſeinem Ende entgegengeht, ſo bewegt mich dazu der Schmerz, daß ich von meinen Lieben ſcheiden muß, und daß es mir nicht vergönnt iſt, an der vollen Entwickelung des naturwiſſenſchaftlichen Zeitalters“ — ein oft wiederkehrender Lieblingsausdruck — „erfolgreich weiter zu arbeiten.“

Mit dieſen Worten ſchloß Siemens im Juni vorigen Jahres ſeine Lebenserinnerungen ab, wohl ſelbſt nicht ahnend, wie nahe Gott ihm ſein Ende geſetzt.

Nun ruht er in dem ſtillen Erbbegräbnis, das er ſich auf dem Friedhof am Lietzow ſeit Jahren vorbereitet, von ſeinem Leben voller Arbeit aus. In den Annalen der deutſchen Wiſſenſchaft und der deutſchen Technik aber lebt ſein Name unſterblich fort.

H. v. Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Karl Marr iſt unter den in Europa lebenden amerikaniſchen Künſtlern einer der bedeutendſten, wenn nicht der bedeutendſte. Seine „Flagellanten“, ein großes Hiſtorienbild, führten ihn in der glänzendſten Weiſe bei uns ein, in ſeinem tiefernſten „Deutſchland 1806“ zeigte er ſich ganz als deutſchfühlender Mann, und in ſeinem „Sommertag“, der auf der letztjährigen Münchener Ausſtellung berechtigtes Aufſehen machte, als ein Meiſter erſten Ranges. Auch das Gemälde aus der guten, alten Zeit: „Als der Großvater die Großmutter nahm!“ zählt zu ſeinen hervorragendſten Schöpfungen. Marr gehört ſeiner Technik nach zu jenen Künſtlern, die ſich der „modernen Richtung“ zuzählen, aber er unterſcheidet ſich von der Mehrzahl derſelben durch die tiefere Wahl ſeiner Motive, wie durch die Innigkeit ſeiner Auffaſſung.

Unſer zweites Bild „Gut erzogen“ iſt eins der friſchen, humorvollen Genrebilder des Düſſeldorfers H. Leinweber. Es erklärt ſich ſelbſt: der „gut erzogene“ iſt der treffliche Caro, der nicht nur draußen, in Feld und Wald, den dienſtbereiten Gehilfen des Herrn Grünrocks ſpielt, ſondern ſogar auch im Hauſe bei der Toilette gefällig iſt.

Erdkunde.

Über die Herkunft des türkiſchen Namens für Konſtantinopel — Stambul oder Iſtanbol — iſt vielfach geſtritten worden. Unter anderem nahm man an, daß er aus den Worten: „εἰς τὴν πόλιν“ entſtanden ſei, mit welchen griechiſche Landleute die erſten in Konſtantinopels Umgegend gekommenen Osmanen nach der Hauptſtadt hingewieſen hätten. Jetzt weiſt Dr. Fr. Krauß im „Globus“ darauf hin, daß die Namen Konſtantinos und Konſtantine in der Koſewortform bei den Serben und Bulgaren Stano, Stanoje, Stana lauten; ähnlich ſei aus Konſtantinopolis die Abkürzung Stanbol geworden, welche die Türken nicht den Griechen, ſondern den Bulgaren entlehnten.

Naturkunde.

Der bekannte franzöſiſche Aeronaut Major Renard, deſſen angeblich lenkbares Luftſchiff vor einigen Jahren viel von ſich reden machte, beſchäftigt ſich augenblicklich mit Verſuchen, die Beſchaffenheit der Atmoſphäre und die Kälte in jenen Regionen zu meſſen, in welche der Menſch mit dem Ballon nicht mehr emporzuſteigen vermag. Er will kleinere unbemannte Ballons mit einem ſelbſtregiſtrierenden Barometer, durch deſſen Aufzeichnungen man nach dem Herabkommen die erreichte Höhe berechnen kann, und neben einigen anderen Apparaten mit einem Minimum-Thermometer ausrüſten, der die niedrigſte Temperatur anzeigt. Der größtmöglichſten Leichtigkeit halber ſollen alle Inſtrumente aus Aluminium gefertigt werden, während die elaſtiſche Gondel ſelbſt bei einem heftigen Niedergang ein Zerbrechen der Apparate verhindern ſoll. Major Renard hofft, daß ſeine Ballons eine Höhe von 20 000 Metern erreichen werden, und gedenkt ſie in größerer Zahl aufſteigen zu laſſen, damit er, ſelbſt wenn mehrere ganz verloren gehen, doch zu guten Reſultaten gelangt.

Pflanzenkunde.

Das Kräutlein Gauchheil, das auf unſeren Äckern und Feldern winzig ſcharlachrot blühende, iſt wiederum zu Ehren gelangt. In alter Zeit hielt man viel von ihm. In der Diele (Flur) aufgehängt, vertrieb es Gauch und Geſpenſt; es beſaß Kraft gegen Schwermut und Narrheit und ſtillte das Blut ſo vortrefflich, daß man jemand, der zur Ader gelaſſen war, nur dies Kraut in die Hand geben durfte, um dem Fließen des Blutes ſofort Einhalt zu thun. Ein Kräuterbuch, von A. Apollinaris im Jahre 1677 herausgegeben, ſagt von ihm: „Gauchheil, auch Hünerdarm, Hünerbiß, Mayer, Vogelkraut auf ein entzündet Glied gelegt, gibt Ruh' und Löſchung der Hitz', zeucht aus Dorn, Nägel und was ins Fleiſch geſtochen iſt, heilet freſſende Schäden und Natterbiß. Aus Wein getrunken iſt es gut der breſthaftigen Lebern und Lungen, heilet Wunden, in Wein geſotten und damit gewäſchen.“ Trotz all dieſer Tugenden kam das Kraut in Vergeſſenheit. Die Botaniker nannten es Anagallis arvensis, rechneten es zu den Schlüſſelblumenarten und ſprachen ihm alle Heilkraft ab. — In Italien aber behielt es ſeinen dortigen Namen Verrucaria — Magenkraut — und wird bis auf den heutigen Tag vom Landvolke zum Vertreiben der Magenſchmerzen gebraucht. Hierdurch aufmerkſam gemacht, unternahmen zwei italieniſche Gelehrte, Daicomo und Tommaſoli, die wiſſenſchaftliche Prüfung des Gauchheils und fanden, daß es einen verdauenden Stoff enthält, der im reinen Zuſtande ein weißes, leicht in Waſſer lösliches Pulver darſtellt und in ſeiner Wirkung ziemlich mit dem Papayin, dem Verdauungsſtoff der Melonenbaumfrucht, übereinſtimmt. Die Baummelone laſſen wir aus den Tropen kommen, den koſtſpieligen Verdauungsſtoff für Leidende daraus zu gewinnen — das Kräutlein Gauchheil traten wir mit Füßen und verachteten es ebenſo wie das volkstümliche Wiſſen der Vorfahren, weil gewiſſe Schulweisheit den Leitton angab. — Die beiden italieniſchen Forſcher fanden, daß in einem wäſſrigen Auszug des Krautes ſich rohes Fleiſch und Faſerſtoff während verhältnismäßig kurzer Zeit auflöſten und ſomit der Ruf der Anagallis hinſichtlich ihrer verdauenden, auflöſenden Eigenſchaften in vollem Maße gerechtfertigt wurde. Auch Apollinaris behält Recht, da ſolche verdauende pflanzliche Fermente Entzündung lindern und Wildfleiſch wegnehmen. Vom Anagallis will ich noch eins mitteilen: Es heißt auch „armer Leute Wetterglaß“, weil ſich ſeine Blüten bei herannahendem Regen ſchließen. Im Winter jedoch, wenn es nicht blüht, nimmt man einen Tannenzweig und ſteckt ihn wagerecht in die Wand; je nachdem das Wetter gut oder ſchlecht wird, ſteigt oder ſinkt des Zweiges Spitze faſt um eine Fingerbreite. Das waren die Wetteranzeiger unſerer Alten, lange vor den Uraniaſäulen. Die Natur gab, was ſie brauchten, weil ſie inniger mit der Natur lebten. St.

Verkehr.

Nach einer dem Reichstag zugegangenen Denkſchrift über den Fortſchritt der Bauten am Nordoſtſee-Kanal darf man hoffen, daß das rieſige Werk wirklich, wie beabſichtigt, im Jahre 1895 vollendet und dem Verkehr übergeben wird. Bis zum 1. Oktober v. J., in dem übrigens, beiläufig bemerkt, 5868 Arbeiter am Kanal beſchäftigt waren, wurden von dem Baufonds 80 Millionen Mark verausgabt; weitere 35½ Millionen ſind für bereits in Angriff genommene, 40½ Millionen für die noch nicht begonnenen Arbeiten und Lieferungen vorgeſehen.

Gewerbe.

In Berlin ſieht man jetzt vielfach, beſonders in Läden und Gaſtwirtſchaften, Kronen mit einem ſehr ſtarken, glänzenden Gaslicht, das an Weiße und Kraft mit dem elektriſchen Licht wetteifert, mit dem es nicht ſelten verwechſelt wird. Es iſt dies ſogenanntes Auerſches Gasglühlicht, von dem Wiener Dr. Auer von Welsbach erfunden. Bei den eigenartigen Brennern wird das Leuchtgas mit zuſtrömender Luft verbrannt und dadurch eine ſehr heiße Flamme erzeugt, die ihrerſeits ein auf beſondere Art imprägniertes Baumwollengewebe zum Erglühen bringt. Das Licht iſt unſtreitig ſehr ſchön, entwickelt weder Ruß noch Black und ſoll bis zu 50 Prozent Erſparnis an Gas erzielen.

Die gewöhnlichen Sorten Fenſter- und Flaſchenglas ſchimmern meiſt grünlich. Es iſt dies hauptſächlich eine Folge des in der Glasmaſſe nie fehlenden Eiſens, und man hat erſt jüngſt in England ein Verfahren erfunden, den Übelſtand zu vermeiden. Es wird nämlich in die glühende Glasmaſſe ein ſtarker Strom reinen Sauerſtoffs geleitet, der einmal das Flüſſigwerden der Maſſe beſchleunigt, dann aber das Eiſen in den Oxydzuſtand überführt und damit unſchädlich macht.

Technik.

Der größte elektriſche Scheinwerfer der Welt befindet ſich auf dem 1900 Meter hohen Mount Waſhington bei Boſton. Der Berggipfel iſt ein beliebter Ausflugsort, und der gewaltige Scheinwerfer, welcher eine Leuchtkraft von 100 000 Kerzen entwickelt, dient lediglich zur Unterhaltung der Gäſte, indem durch ihn abwechſelnd die benachbarten Höhen und das Thal erleuchtet werden. Sein Licht ſoll noch auf 160 Kilometer Entfernung wahrzunehmen ſein. Intereſſant iſt, daß, wie der „Prometheus“ mitteilt, die Kohlenſtäbe für die elektriſche Lampe nicht in Amerika gefertigt wurden, ſondern aus Wien bezogen werden mußten.

Landwirtſchaft.

Die Ernteergebniſſe des letzten Jahres, welche von der „Statiſt. Korreſp.“ veröffentlicht wurden, lauten für die drei Hauptfruchtarten Winterweizen, Winterroggen und Kartoffeln ungemein günſtig. Es übertrifft die Vorjahre ſehr erheblich und iſt um ſo mehr ins Gewicht fallend, als bekanntlich das Jahr 1891 eine überaus ſchlechte Ernte hatte. Hülſenfrüchte, Futterkräuter, auch Hafer und Gerſte ergaben allerdings eine nicht ſo günſtige Ernte. Nimmt man eine Mittelernte gleich 100 an, ſo betrug die diesjährige Ernte beim Winterroggen 114, Kartoffeln 112, Winterweizen 110, Sommergerſte 101, Erbſen 98, Winterraps 96, Ackerbohnen 95, Hafer 91, Wicken 90, Hopfen und Wieſenheu 82, Kleeheu 75, Buchweizen 72 und Lupinen 68. Seit mehr als einem Jahrzehnt iſt die Roggen-, Weizen- und Kartoffelernte nicht ſo gut geweſen wie in dieſem Jahre.

Buchhandel.

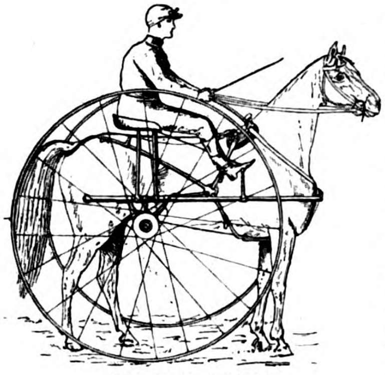
Aus dem Verlag von Gerlach und Schenk in Wien liegen uns einige Lieferungen eines eigenartigen Prachtwerks vor, welches auf Veranlaſſung des badiſchen Kunſtgewerbe-Vereins herausgegeben wird. Das Werk „Alte und neue Fächer“ bringt eine Reihe meiſterlicher Reproduktionen von Fächern, welche auf der ſ. Z. auch von uns erwähnten Fächer-Ausſtellung in Karlsruhe (1891) Preiſe errangen oder doch durch Schönheit des Entwurfs und der Ausführung ſich auszeichneten. Aus der Fülle der entzückenden Vorlagen ſeien hier nur ein reizender Fächer im Direktoireſtyl von dem Münchener Simm, ein Rokokofächer von Norbert Schnödl, eine geiſtvolle Fächerallegorie von Ferdinand Keller, dem Direktor der Karlsruher Kunſtſchule, erwähnt. Die originellſten Stücke der ganzen Sammlung aber ſind ohne Zweifel drei Fächer, auf deren einzelnen Stäben ſich je ein Künſtler mit einer kleinen Skizze verewigt hat. Da finden wir im bunten Durcheinander den Genremaler Prof. Klaus Meyer mit einem kleinen Köpfchen, den Polen Brandt, den Ruſſen Roubaud mit Pferdebildern, Schönleber und Kallmorgen mit Landſchaften, Grützner mit dem Pater Kellermeiſter, Maffei und Zügel mit Tierſtücken u. ſ. w. — ein jeder ſein künſtleriſches Können auf kleinſtem Raum charakteriſierend.

Allen Freunden der Blumenzucht wird ein anderes Werk desſelben Verlages: „Die Roſe“ von Birkinger, willkommen ſein, das in einzelnen prachtvoll ausgeführten Kunſtblättern Abbildungen der ſchönſten Roſen bringt. Die Bilder ſind ebenſoſehr durch Korrektheit der Zeichnung, wie durch Farbenpracht ausgezeichnet.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Amerikaniſcher Wagen.

Die originellſte Wagenform, welche wohl je erdacht wurde, ſtellt die nebenſtehende Abbildung dar. Das „Pferde-Zweirad“ ſtammt ſelbſtverſtändlich aus Amerika, und der Erfinder iſt ein Mr. Hillmann in New York. Unſere ſportkundigen Leſer werden ſich leicht nach der Zeichnung über den Bau des Wagens orientieren können, bei dem das Pferd zwiſchen den Rädern geht und der Fahrer über, aber nicht auf dem Rücken des Gaules reitet. Das „Pferde-Zweirad“ ſoll in erſter Linie den Intereſſen des in Nordamerika überaus beliebten Traberſports dienen und ſich hauptſächlich für das Trainieren der Pferde bewährt haben.



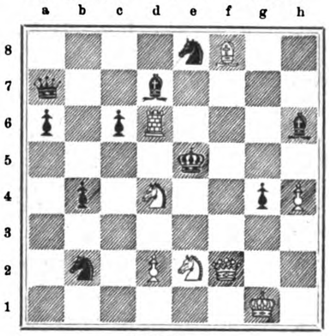
Das „Pferde-Zweirad.“

Kleine Zeitung.

Nach dem neueſten Jahrgang des altbewährten Gothaiſchen genealogiſchen Hofkalenders zählen von den 40 in Europa gegenwärtig regierenden Fürſten 8 über 70 Jahre und zwar (die Regierungsjahre ſind in Klammern beigefügt): Papſt Leo XIII 82 (14), Großherzog Adolf von Luxemburg 75 (2), Fürſt Adolf von Schaumburg-Lippe 75 (32), König Chriſtian IX von Dänemark 74 (29), Herzog Ernſt II von Sachſen-Koburg-Gotha 74 (48), Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar-Eiſenach 74 (39), Königin Victoria von Großbritannien und Irland 73 (55), Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz 73 (32) Lebensjahre. Zwiſchen 60 und 70 Lebensjahren ſtehen Fürſt Woldemar zur Lippe mit 68 (17), Herzog Georg II von Sachſen-Meiningen 66 (26), Herzog Ernſt von Sachſen-Altenburg 66 (39), Großherzog Peter von Oldenburg 65 (39), König Albert von Sachſen 64 (19), König Oscar II von Schweden und Norwegen 64 (20), Kaiſer Franz Joſeph I von Öſterreich, König von Ungarn 62 (44), Fürſt Karl von Schwarzburg-Sondershauſen 62 (12), Fürſt Georg Victor von Waldeck und Pyrmont 62 (47), Herzog Friedrich von Anhalt-Deſſau 61 (21), Fürſt Heinrich XIV von Reuß j. L. 60 (25) Jahre. Zwiſchen dem 50. und 60. Lebensjahre ſtehen Leopold II, König der Belgier, mit 57 (27), König Karl von Rumänien mit 53 (26), Fürſt Johann von Liechtenſtein mit 52 (34), Fürſt Nikita von Montenegro mit 51 (32), Sultan Abdul-Hamid mit 50 (16); zwiſchen dem 40. und 50. Lebensjahre König Humbert von Italien mit 48 (15), Kaiſer Alexander III von Rußland mit 47 (11), König Georg von Griechenland mit 47 (29), Fürſt Heinrich XXII von Reuß ält. L. mit 46 (33), König Wilhelm II von Württemberg mit 45 (1), König Otto I von Bayern mit 44 (6), Fürſt Albert von Monaco mit 44 (3), Großherzog Friedrich Franz III von Mecklenburg-Schwerin mit 41 (9), Fürſt Günther von Schwarzburg-Rudolſtadt mit 40 (2) Jahren. Zwiſchen dem 30. und 40. Lebensjahre iſt nur Wilhelm II, Kaiſer von Deutſchland, König von Preußen, mit 34 Lebensjahren und 4 Regierungsjahren zu bemerken. Noch nicht 30 Jahre erreicht haben: König Karlos von Portugal mit 29 (3), Großherzog Ernſt Ludwig von Heſſen mit 24 (2), König Alexander I von Serbien mit 16 (4), Königin Wilhelmina der Niederlande mit 12 (2) und König Alfons XIII von Spanien mit 6 (6) Lebensjahren.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Kombinationsaufgabe.

Hain
Mars
Anam
Maid
Lenau
Tafel
Edam
Amalie
Oder
Roſe
Talar
Knabe
Tuba
Heyſe
Börſe
Kaiſer
Lima
Harz
Laura
Zara
Amos
Steuer
Lama
Rieſe
Gade
Danae
Irene
Eber
Cinna
Islam
Gerok
Anker

Aus jedem der obigen 32 Wörter iſt durch Verwandlung eines Buchſtaben und durch Umſtellung der übrigen Buchſtaben ein neues Wort zu bilden.

Die zu ſuchenden 32 Wörter bezeichnen: 1. Einen deutſchen Dichter und Schriftſteller unſerer Zeit, 2. eine Pflanze, 3. eine Getreideart, 4. eine der Frauengeſtalten der griechiſchen Mythologie, 5. einen Gott der Griechen, 6. einen großen Fluß im ſüdweſtlichen Europa, 7. eine Göttin der Griechen, 8. ein Gebirge in Amerika, 9. einen Fluß in Deutſchland, 10. ein Gebirge in Afrika, 11. eine heilige Stätte, 12. ein aſiatiſches Volk, 13. ein Spiel, 14. ein Fahrzeug, 15. eine Stadt in Öſterreich-Ungarn, 16. eine Feldfrucht, 17. ein Saiteninſtrument, 18. einen Fluß in Frankreich, 19. einen berühmten Eroberer, 20. ein großes Kaiſerreich, 21. ein Blasinſtrument, 22. einen Baum, 23. einen altteſtamentlichen weiblichen Namen, 24. einen deutſchen Dichter, 25. einen weiblichen Vornamen, 26. einen deutſchen Schriftſteller unſerer Zeit, 27. einen Fluß in Frankreich, Belgien und den Niederlanden, 28. eine Münze, 29. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 30. einen Nebenfluß der Etſch, 31. einen Verkünder der Zukunft, 32. eine große Inſel des Mittelländ. Meeres.

Sind die richtigen 32 Wörter gefunden, ſo ergeben die bei der Verwandlung neu aufgenommenen 32 Buchſtaben eine bekannte Stelle aus einem Drama von Schiller.

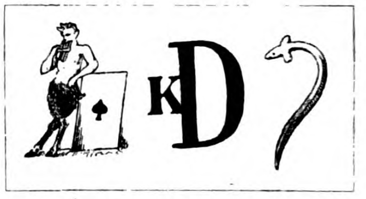
2. Füllrätſel.

A		*	*		e
	s	*	*	e	
*	*	*	*	*	*
*	*	*	*	*	*
	a	*	*	e	
F		*	*		o

Die leeren und die mit einem Sternchen bezeichneten Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1) einen Propheten, 2) eine der Hauptrollen in einer beliebten Oper, 3) eine der Hauptrollen in einem Drama von Schiller, 4) eine der Hauptrollen in einem Drama von Grillparzer, 5) eine Göttin der Griechen, 6) eine andere Göttin der Griechen.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo lautet die dritte ſenkrechte Reihe gleich der dritten wagerechten und die vierte ſenkrechte gleich der vierten wagerechten Reihe.

Bilderrätſel.



3. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den vier Wörtern „Brot,“ „Wunſch,“ „Verden,“ „Nil“ den Namen eines deutſchen Dichters erhalten?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 16.

Bilderrätſel.

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz.

Dominoaufgabe.

Außer den Doppelſteinen lagen im Talon: 6—1, 5—2, 4—3. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen des A betrug 43, auf denen des C 35.

C ſetzte 6—5, 4—1, 2—3, 6—2. 2—bl.
C behielt bl.—4 übrig.

1. Rätſeldiſtichon. Eroica — Erica.

2. Dreiſilbige Scharade. Platzregen.

3. Rätſel. Thiers — (T)hier(s).

4. Wechſelrätſel.

Was zagſt du, Herz, an ſolchen Tagen,
Wo ſelbſt die Dornen Roſen tragen!

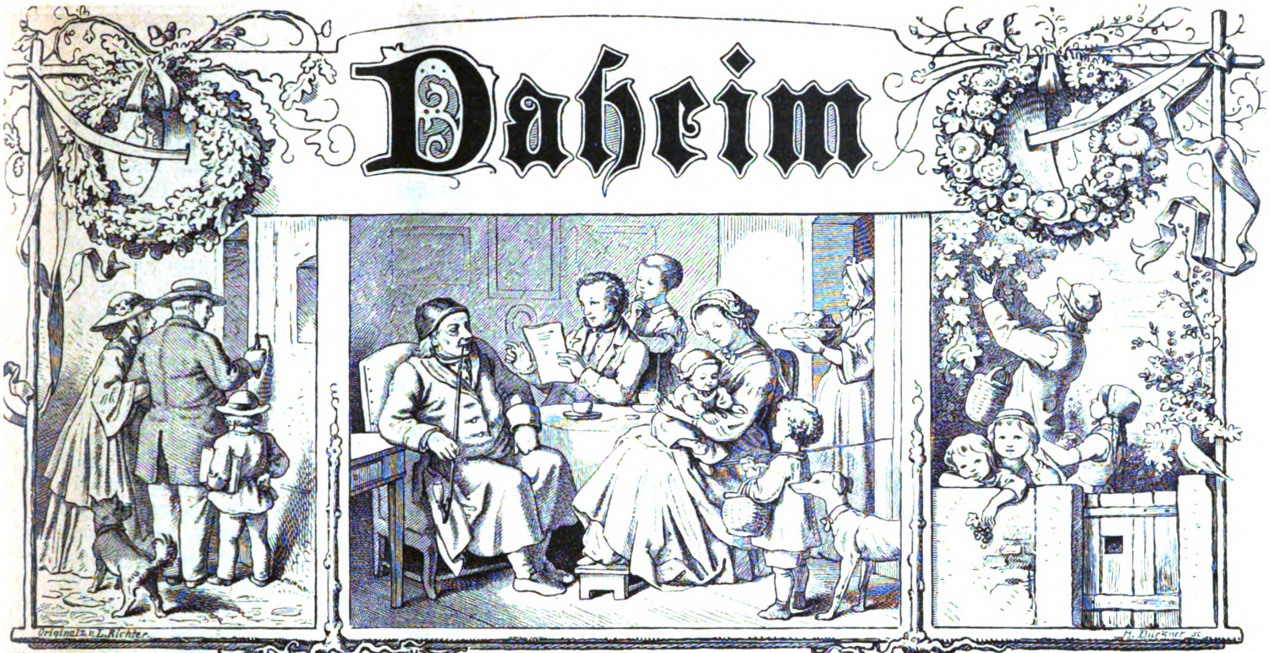
Richtigkeit
Rachen
Linſe
Lohe
Hand
Rute
Verſendung
Elſter
Lunte
Leo
Tann
Tenne
Sichel
Wieſe
Gang
Main
Horn
Herr
Zeile
Laube
Motto
Boa
Braue
Minne
Oaſe
Danton
Falle
Weſt

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Studie von Rob. Haug. — Studienkopf von Rauch zur Danaide. — Moderner Bauſchwindel. Von Haſſo Harden. — Unter deutſcher Flagge im Kondelande. Von D. R. Grundemann. Mit einer Illuſtration. — Werner von Siemens †. Von H. von Spielberg. Mit Bildnis. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: „Als der Großvater die Großmutter nahm“ von Karl Marr; „Gut erzogen“ von H. Leinweber. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Verkehr. — Gewerbe. — Technik. — Landwirtſchaft. — Buchhandel. — Amerikaniſcher Wagen. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 4. Februar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 18.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Fortſetzung.)

Pünktlich, wie es ſich aus Anlage und Erziehung der Rettlingens ergab, war Jutta mit ihrer Toilette fertig geworden. Sie lehnte, einen Shawl um das roſenbekränzte, wohl geglättete Haupt geſchlungen, am Fenſter, um in ſtiller Sorge die Laternen an der unten haltenden Droſchke zu beobachten. Es gäbe gar häßliche, unberechenbar beanlagte Kutſcher in der Stadt, hatte die Jungfer dem gnädigen Fräulein berichtet; rückſichtsloſe Leute, die einfach davon gefahren waren, wenn die Toilette der Frau Oberſt ſich über die Geduld hinaus in die Länge zog, und die dann anderen Tages zu kommen pflegten, um, die Peitſche in der Hand, den Hut auf dem Kopfe, peremptoriſch den Lohn für ſo und ſo viele angefangene Viertelſtunden des Wartens einzufordern. Das Volk wurde eben erſchrecklich frech, ſeitdem man ſo viele Umſtände mit ihm machte.

Ein wenig plötzlich, aber anzuſchauen wie Mars bei den ſchwarzen Huſaren, trat Edmund, der mit den Damen fahren wollte, ins Zimmer.

„Meine Mutter immer noch nicht in Wichs? Da brate mir doch einer einen Storch! Pardon, Jutta, daß ich dich nicht gebührend gegrüßt, aber der Schein dieſer Talgfackel dringt nur allmählich in deine Ecke, und was ſonſt an Lichtern im Hauſe vorhanden, hat vermutlich Mama um ihren Schönheitsrefraktor aufgebaut — kenne das — hm, hm — woran haperts denn eigentlich?“

„Das neue Samtkleid, das der Schneider erſt heute geſchickt, mußte geändert werden.“

„Was ſagteſt du? Neues Samtkleid? Samt iſt etwas ſehr Teures, nicht? Gnade Gott, daß der Papa nicht dahinter kommt! Heiliger Bimbam, ich glaube, er naht in Perſon. Geſtatte mir, durch dieſe Thür zu entwiſchen. Es gibt Lagen im Leben, in denen ein Rückzug privilegiert und weiſe iſt.“

Die Thür that ſich auf, und in voller Gala-Uniform ſtand der Oberſt da.

„Biſt du bereit, mein Kind?“

„Vater, du fährſt mit uns?“ kam es in ſo freudigem Tone über Juttas Lippen, daß der ernſte Mann, ſolchen Klanges ungewohnt, lächelnd ihre Hand ergriff, ſie in den Bereich des einzigen Lichtes zu ziehen.

„Natürlich. Hatteſt du es denn anders erwartet? Zum Eintritt in die Geſellſchaft gebührt der Tochter das Geleite des Vaters.“

„O Vater, ich weiß ja, was es dich koſtet!“

Ein bewegter, bebender Laut lag in der Stimme des Mädchens, das Herz des Mannes berührend, wie im Anklange an eine ferne, ferne Zeit! Es wehte ſo ſelten aus den Tagen ſeiner kurzen erſten Ehe hinüber, heute aber kam es mit einem ſo milden, erwärmenden Hauche, daß du dich deſſen gefreut hätteſt, guter Engel jener Tage, ſanftes Pinchen du!

„Sie haben eine eigene Fertigkeit, das Licht immer hinter den Spiegel zu halten,“ ließ ſich Frau Eleonorens ein wenig ſchrille, aber doch durch Juttas Gegenwart wohlthätig gedämpfte Stimme vernehmen, und gleich darauf trat ſie ein, prächtig anzuſchauen, in dem neuen kirſchroten Samtgewand, von deſſen ſattem Farbentone ſich die ſchneeigen Schultern und Arme tadellos abhoben. Das bereits in die freundlichen Geſellſchaftslinien gelegte Geſicht aber überflog ein plötzlicher Schatten.

„Du fährſt mit uns, lieber Rudolph?“

„Jawohl. Augenſcheinlich wird mir dabei Gelegenheit, deine Schönheit in einer neuen Montierung zu bewundern, Eleonore!“ war die in ſtrengem Tone gegebene Antwort.

„Neu? O, ich müßte mich als echte Evatochter ſolchen Eindruckes freuen, wenn es mich nicht auf anderer Seite ſchmerzte, daß das Bild meiner Toiletten gar ſo vergänglich für dich iſt. Altes aufgefärbtes Zeug mit ein paar Lümpchen wieder ſalonfähig gemacht. Ja, ja, Ihr großen Männer verſteht von derlei Lappalien nicht die Spur, nicht die Spur. Geben Sie mir meinen Mantel, Friedrich."

Jutta ſchaute, unter der Lüge erblaſſend, zu ihrem Vater hinüber. Sein Geſicht war wie von Stein.

11. Kapitel.

Die Roſen haben allzeit neben den Dornen geſtanden, nur wird man dieſes Umſtandes beim Beginn des Lebensweges nicht gleich gewahr.

Jutta ſaß, nachdem ſie ſich ihres köſtlichen Gewandes entledigt, auf dem Rande ihres Bettleins, um die bunten Bilder vor ihrem geiſtigen Auge noch einmal vorüber ziehen zu laſſen. Immer tauchten die walzenden Paare, die livrierten Diener, die ſich mit den Platten voller Erfriſchungen durch die lächelnde Menge ſchoben, wieder auf, und inmitten aller der fremden, glänzenden Augen ihr eigenes, in dem Ballputz ihr unheimliches Bild.

Läſſig ruhten die gefalteten Hände auf den Knieen, das Haupt war nach vorne geſunken. Plötzlich richtete ſich das Mädchen mit jugendlicher Elaſtizität auf, warf die ſchweren, braunen Zöpfe über den Rücken, gähnte ein weniges und ſagte mitten in die Stille der Nacht hinein: „Ach was!"

Worauf das Licht vorſorglich geputzt, und aus dem Tiſchkaſten das Merkbuch, deſſen gewiſſenhafte Führung ihr in Fleiſch und Blut übergegangen, hervorgezogen wurde. Jutta warf dann ein leichtes Tuch über die Schultern und begann ihre Eintragung gleich mit der Thatſache.

„Am .... Januar habe ich meinen erſten Ball mitgemacht! Drei Punkte nenne ich Euch inhaltſchwer —"

Weiß Gott, ſo klaſſiſch haben meine Aufzeichnungen in Rotenſtein nie begonnen. Da hieß es: das Wetter ließ ſich ſchön an, ſchlug aber mittags in Sturm und Regen um. Der Paſtor kam um die Kaffeezeit wegen der neuen Orgel. Der Schulmeiſter beabſichtigt uns zu verklagen. Der Fuchs nahm drei Hühner u. ſ. w.

Aber die Erweiterung des Geſichtskreiſes, um derenthalben mich Großmutter doch vorzugsweiſe hergeſchickt, obſchon es wohl auch ein wenig mitſpricht, daß ich möglicherweiſe wieder binden ſoll, was in der letzten Zeit ein wenig loſe geworden, erfordert auch eine erweiterte Ausdrucksweiſe. Alſo nochmals:

„Drei Punkte nenn' ich euch inhaltsſchwer, die dieſes Feſt mir verbittern ſehr."

Punkt Nr. 1. Wenn der Michel oder der Peter es leugnen wollen, daß ſie Äpfel geſtohlen haben, während doch das dünne Zeug der Taſche ſich in verräteriſchen Knollen bauſcht, ſetzt es erſt zwei arge geiſtige Wiſcher wegen Stehlen und Lüge. Sobald dann der Junge geſtanden, kann er wählen, ob er das Geſtohlene zurückgeben oder lieber eine Backpfeife haben will; meiſtens wählt er die Backpfeife, und dann iſt alles wieder gut. Armes Kind, dem der Apfel ein Stückchen irdiſche Seligkeit bedeutet, dem der Magen knurrt, und den die Verſuchung anlacht. Vergeben ſei es dir trotz des Erziehungsprinzips, das mir Großmutter gleichſam mit in die Wiege gelegt und das da lautet: für die Unordnung gibt es die Schelte, für den Ungehorſam iſt der Schlag; für die Lüge aber gibt es beides und als bittere Zugabe aller braven Menſchen Verachtung! Da habe ich denn von erſter Kindheit an gelernt, die Lüge zu haſſen, nie aber iſt ſie mir verächtlicher, widerlicher erſchienen, denn da der ſchöne Mund ſie heute ſo gelaſſen ausſprach, ohne Rückſicht darauf, daß ihr Schatten das frohe Feſt verdunkeln müſſe.

War es denn ein frohes Feſt?

Jawohl froh, wenn auch in ganz anderer Art, als ich bisher froh geweſen.

Keinenfalls hat es mir, und das iſt ja wohl der Kern des Amüſements, an Tänzern gefehlt, ſo daß es durchaus keine leichte Aufgabe war, die mir total fremden Herren ohne Kränkung derſelben auseinander zu halten. Drängte ſich mir doch, als ich mit der Tanzkarte in der Hand daſtand, und die Uniformen um mich wogten, der proſaiſche Vergleich mit einem Häuflein Ameiſen auf, unter denen eine von beſonders zierlicher Geſtalt, Edmund nämlich, ſich eifrig mühte, mir die Tänzer herbei zu ſchaffen, gleich wie die Tierlein die großen weißen Puppen ſo gar eilfertig heran holen. Dank dem ſorgenden Inſekt war die Karte ſehr bald bis auf den Kotillon gefüllt, und da mir nun Großmutters Lehre einfiel, mich nicht nur an die Herde der Küchlein, ſondern auch hübſch an die alten Glucken zu halten, begab ich mich an die Seite meiner Stiefmutter, und dieſe nahm mir mit ihrem bezauberndſten Lächeln die Karte aus der Hand:

‚Alles ſchon beſetzt? Ja, ja, man iſt nicht umſonſt die Tochter des Regiments-Kommandeurs, Kleine — wie?'

Ich wußte es ja, daß die Herren nicht um meiner Perſon halber ſich ſo um einen Tanz von mir bemüht haben würden; ich nahm ihnen auch die Motive ihrer Liebenswürdigkeit nicht übel, da ich in einem der großen Spiegel mein erhitztes Geſicht, dem der Putz ſo gar nicht ſteht, erſchaute. Aber ſie hätte es mir doch nicht zu ſagen brauchen. Sie, das liebliche, lächelnde, das abſcheuliche Greuel von einer Stiefmutter! Hinunter mit dem Zorn darüber!

Im Laufe des Abends bemerkte ich unter anderen einen brünetten, großen Herrn in Civil, deſſen ruhiger klarer Blick mich ſchon ein paarmal fixiert hatte. Da die Tanzpauſe nun etwas Raum gab, ſah ich den Herrn ſich zu meiner Stiefmutter heranpürſchen, der er mit leichter Verbeugung die Hand küßte. Ich fragte Edmund, wer der Herr wäre, und da dieſer ſich läſſig umdrehte, ſah ich einen tiefen Schatten über ſein Geſicht fliegen: ‚Donnerwetter, das iſt ja der Horſt! Wo kommen denn Ihro Gnaden, der Freiherr von Kienitz in ſo verblüffender Plötzlichkeit in den Saal geſchneit? Hoffte ihn in Krähwinkel, oder wie das Neſt da heißt, für eine Weile kalt geſtellt.'

Das war er alſo, der „Buſchebau" der Hegebachs! Ich wußte ja, daß ſie ihn „Pedant" und „Freudenverderber" ſchalten, aber daß ſein Anblick einen ſolchen Ausdruck des Haſſes in Edmunds hübſchen Augen entzünden könnte, das hatte ich allerdings nicht gewußt.

‚N' Tag, Edmund.'

Edmund verneigte ſich mit einer etwas ironiſchen Höflichkeit, die Herr von Kienitz total zu überſehen ſchien. ‚Willſt du mich Fräulein von Rettlingen vorſtellen?' ſagte er, gewiſſermaßen geſchäftsmäßig. Dann, da wir uns vor einander verbeugt, in dem gleichen geſchäftsmäßigen Tone: ‚Darf ich um die Ehre eines Tanzes bitten, gnädiges Fräulein?'

Ich kann nicht ſagen, daß es mich ſehr freute, ihm den Cotillon bewilligen zu müſſen, denn abgeſehen von allem, was ich durch die Hegebachs über dieſen Horſt gehört, habe ich, wohl im Gefühle meiner großen Unvollkommenheit, eine gewaltige Furcht vor allem, was dem Schulmeiſter zuneigt. Selbiger Schulmeiſter aber nahm die Karte, ſchrieb ſchweigend ſeinen Namen darauf, verbeugte ſich und entſchwand.

Nach dem Souper, an das ſich der Cotillon anſchließen ſollte, ſah ich meinen Vater, die Uhr in der Hand, einſam in der Thüre lehnen. Die älteren Herren ſetzten ſich zum Kartenſpielen, und von den jüngeren wagte ſich keiner an den Kommandeur mit dem düſteren Geſichtsausdruck heran. Ich aber ſtand ſofort an ſeiner Seite.

‚Ich glaube, es iſt ſpäter geworden, als wir gedacht haben, Vater, und du haſt morgen frühen Dienſt angeſetzt; laß uns nach Hauſe fahren, bitte.'

‚Iſt dir's nicht ſchwer, Jutta?'

‚Nein, Vater, wirklich nicht.'

‚Ich glaube dir, Kind. Laß uns zu Mama gehen.'

Wir brachen uns nun zu ihr Bahn, die, in einem kleinen Sofa lehnend, einen Kreis von Offizieren um ſich hatte.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

‚Es thut mir leid, die Herren zu ſtören,‘ ſagte der Vater mit einer Stimme, die jeden Widerſpruch abſchnitt. ‚Ich bitte um deinen Arm, Eleonore, wir fahren nach Hauſe.‘

‚Aber Jutta iſt engagiert, Rudolph! Sie wird den Cotillon mit Horſt ſchwer verſchmerzen.‘

‚Nein, nein, der Vater iſt müde, laß uns fahren, bitte, laß uns fahren, Mama,‘ und dann ſagte ich leiſe (ich weiß ganz gewiß, daß ich es ſehr leiſe ſagte), ‚was habe ich davon, mit dem mir ganz fremden Herrn den Cotillon zu tanzen!‘

Da kam wieder das Lachen, das kindliche, ein wenig girrende Lachen.

‚Hören Sie, meine Herren, die kleine Löwin, die das Blut noch nicht gekoſtet hat? Was habe ich von dieſem Cotillon? ſagt ſie, die kleine Naive.‘

Sie wußte ganz gut, daß Herr von Kienitz dicht hinter ihr ſtand. Der machte auch gar kein Hehl daraus. Daß er die Worte gehört, und zum erſtenmal ſah ich ihn lächeln.

‚Ich glaube allerdings, daß Sie von dem Tanze nichts haben, mein gnädiges Fräulein, bedaure aber meinerſeits, daß eine eben geſchloſſene Bekanntſchaft ſo ſchnell ihren Abſchluß finden muß. Ich bin als Landtagsdeputierter auf der Durchreiſe nach Berlin und fahre morgen früh mit der Schnellpoſt dahin ab. Vielleicht geſtatten Sie mir, Sie zum Wagen zu geleiten.‘

Ich hatte das Gefühl, die feurige Kohle auf meinem Haupte mit Energie von mir zu thun; ich hätte etwas darum gegeben, wenn er pikiert — ja, wenn er grob geweſen wäre, aber dieſe erhabene Beſcheidenheit, dieſe Überlegenheit über jegliches Beleidigtſein durch meine unbedeutende Perſon ließen mich nicht einmal die Gelegenheit wahrnehmen, ihm Abbitte zu thun, als er etwas täppiſch und gar feſt mein ſchuldbeladenes Haupt in einen Shawl, meine übrige Perſon in den Mantel wickelte.

Als wir endlich im Wagen ſaßen, kann ich nicht leugnen, daß mein erſtes Gefühl ein Wunſch an den Fuchs war, daß er die Geſellſchaften und alles, was darum und daran hängt, holen möchte; allmählich aber that mir die Stille im Wagen wohl. Vater ſah nach rechts, Mama nach links zum Fenſter hinaus, aber Edmund ſorgte ſich brüderlich um mich, und ſolches erfreut ein Menſchenherz, dem nie der Segen, der in Geſchwiſtern ruhen muß, zu teil geworden.

Ich glaube, wenn Edmund eine andere Mutter gehabt hätte —“

Es blieb unausgeführt, was an der Hand dieſer anderen Mutter aus Edmund geworden wäre. Die braunen Augen wurden ſchwer, das Licht verlöſchte, und nach Art der Jugend ſchlief Jutta bis tief in den Morgen hinein einen feſten, traumloſen Schlaf.

„Alſo die Ofenklappe in deiner Stube ſchließt immer noch nicht, Kleine?“ hatte Frau Eleonore, das Köpfchen ſeitwärts neigend, mit einem Klange aufrichtigen Bedauerns geſagt, „und doch kenne ich kaum etwas ordinäreres, denn einen rauchenden Ofen.“

„Ganz meine Anſicht, Mama. Wollteſt du daher vielleicht die Güte haben, einen Töpfer beſtellen zu laſſen?“

„Natürlich ja — Töpfer. Wenn du dich nur heute noch gedulden wollteſt. Friedrich iſt nämlich heute ein wenig unnahbar, und die Mädchen — wie geht es eigentlich zu, daß in meinem Hauſe die Mädchen niemals Zeit haben?“

Dieſer Tag ging hin — der andere auch — und immer luſtiger qualmte der Ofen. Als nun in heller Verzweiflung Jutta Hut und Mantel umthat, um endlich ſelber Abhilfe zu ſchaffen, begegnete ihr Edmund gerade in der Hausthüre, und es überkam ſie ein leichtes Bedauern, daß ſie gehen ſollte, da er kam. Edmunds erheiternde Gegenwart war hin und wieder ein Licht in dem Haushalte, deſſen Präſidium der Geiſt des Unbehagens führte, ſobald die Pforte ſich hinter den Gäſten geſchloſſen. Einen Moment ſtand ſie zögernd, vielleicht in der Erwartung, daß man ihr den Gang ausreden würde; da aber nichts dergleichen geſchah, ſteckte ſie das Näschen in den rieſigen Muff, der ſich ſeiner winzigen Nachkommenſchaft aus der Jetztzeit arg zu ſchämen gehabt hätte, und trottete entſchloſſen von dannen.

Aus einer wegen drohender Migräne dämmerhaft verhüllten Stube kam jetzt Frau Eleonorens Stimme: „Biſt du es wirklich, Edmund? Und iſt ſie — iſt das große Mädchen gegangen?“

„Jawohl Mama, das große Mädchen iſt gegangen. Konnte uns eigentlich gar nichts Beſſeres paſſieren, — wie? Du geſtatteſt wohl?“

Edmund warf, wie das ſo ſeine Art war, die Mütze auf einen Stuhl und zwar ſo, daß ſie, gleich einem Butterbrote, auf die beſte Seite fallend, mit dem Deckel auf dem Boden liegen blieb. Die Handſchuhe flogen in eine Ecke, — er ſelbſt verſank in einen Lehnſtuhl, und hoch auf Tiſches Rande, da ſchwebte ſein Gebein.

„Holde Alte, ich bin unzufrieden mit dir.“

„Kommſt du auch etwa wegen der miſerablen Ofenklappe?“

„O bewahre. Nichts liegt mir ferner, als mich in Spezialdebatten einzulaſſen. Ich möchte nur ſo im allgemeinen einen Ton mit dir reden. Wie ſagt doch gleich jener in Politik machende Jude, der Jakobi: ‚Es iſt das Unglück der Könige, daß ſie nicht hören wollen die Wahrheit.‘ Siehſt du, ſo iſt es auch den ſchönen Frauen geboten, daß ſie hin und wieder müſſen hören die Wahrheit. Bitte, komme ein wenig näher heran, daß ich es dir ins Ohr flüſtere: du fängſt an, ein biſſel alt zu werden, Mama, und das, das müſſen wir thunlichſt vermeiden. Nicht äußerlich — o bewahre! Da haben wir unſere Hilfstruppen, uns den Feind noch vom Leibe zu halten, abendlich die Safranbinde um die Stirn, die Hände hübſch gewickelt, und das Waſchwaſſer aus geſchmolzenem Märzenſchnee. Du ſahſt auch neulich wieder famos aus in dem Rotſamtenen. Stolz liebt’ ich mir die Spanierin; beinahe ſo ſtolz, als unter Barzahlung. Passons là-dessus.“

„Wo willſt du eigentlich hinaus, Edmund?“

„Pardon! Alſo wir hielten uns bei dem ſchlimmſten Feinde, den das Weib haben kann, dem Altwerden auf, ob die Rünzelein und Fältlein nun körperlicher oder ſeeliſcher Natur ſind. Jene Seelenrunzeln ſind üble Launen und kleine Malicen, und die mußt du dir wieder abgewöhnen. Sie ſtehen dir nicht, kleine Alte, ſie ſtehen dir wirklich nicht.“

„Ach, Edmund, wenn du wüßteſt, wie ſchwer ich an dem Joche einer Ehe trage, die mich geiſtig und körperlich zu Boden drückt, die mir den Liebreiz von der Seele, den Scherz von der Lippe ſtreift, die mich mit aller Macht in den Staub einer Hausbackenheit herabziehen will, gegen die meine äſthetiſch angelegte Natur ſich mit allen Fibern aufbäumt. Ich zittere, wenn ich den Schritt meines Mannes höre.“

„Weniger zittern, und hin und wieder ’mal nach der Wirtſchaft ſehen! Wie wär’s, Mama?“

„Auch du, mein Sohn?“

„Füge hinzu ‚Edmundus‘, und die Geſchichte hat wenigſtens einen klaſſiſchen Anſtrich. Im übrigen — nur nicht tragiſch. Wir zwei Leute, du und ich, ſind einmal von dem Schlage jener Spielzeug-Teufelchen im Kaſten, die da hübſch ducken, ſo lange die Klammer den Deckel zuhält, die aber vermittelſt ihrer inneren Federkraft ſchleunig emporſchnellen, ſobald der Druck nachläßt. Vielleicht, Mama, war der Kaſten zu Zeiten des ſeligen Papa zu lange offen.“

„O wie war ich glücklich mit ihm!“

„So — du mit ihm?! Kann ſchon ſein, obſchon du eine jener — natürlich reizenden — Frauen warſt, von denen irgend ein Dichter ſagt, daß ſie immer zu gleicher Zeit reiſen und zu Hauſe bleiben wollen, — nicht, Mama?“

„Ich verſtehe dich zuweilen nicht mehr, Edmund.“

„Ja ſiehſt du, es war ſo ein gewiſſes Gaukeln bei uns gang und gäbe. Die Mittagsſtunde ſchwankend, ſo zwiſchen elf und vier, meine ich mich zu erinnern, — ſchwankend auch die Kompoſition der leiblichen Atzung. Eines Tages Kaviar und Makronentorte, den anderen Tag Bierſuppe und Hirſebrei. Aber wir handhabten dieſes alles mit der gewiſſen Grazie, wie ſie eben in der Natur des Gaukelns liegt. Wie verhält ſich eigentlich der — hm — Vater jetzt zu dieſen häuslichen Schwankungen? Ich drücke mich mit Vorliebe vom heimiſchen Herde, ſo lange der Herr Oberſt nicht im Dienſt ſind, denn hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.“

„Dein Stiefvater iſt eine ſo durch und durch materielle Natur, daß er mit dem Glockenſchlage den Tiſch gedeckt finden muß, und wenn mich einmal Geſchäfte oder Beſuche oder eine intereſſante Lektüre über dieſe Stunde hinaus feſſeln — nun dann ißt er eben ohne mich. Der Dienſt entſchuldigt Rückſichtsloſigkeit und Barbarei.“

„Ja, ja, — das Maßhalten — das Maßhalten! Der eine der Väter lüftete den Deckel des Käſtchens zu weit — der andere drückt ihn kraft des Prinzips abſoluter Monarchie entſchloſſen zu.“

„Ja, und ſetzt zum Überfluß auch noch ſeine gleichgeartete Tochter darauf.“

Spielender Knabe. Satſumafigur.

„Entſchuldige, Mama, die Einladung der Tochter ging von deiner Seite aus, und der Zweck derſelben, die geſellſchaftlichen Huldigungen als Lebensbedürfnis eleganter Frauen, ſcheint ja damit auch erreicht.“

„Gleichviel; ich haſſe dieſe Jutta.“

„Vermutlich aus dem dem Begriffe der Stiefmutter anhaftenden dunklen Drange, denn ſonſt wüßte ich eigentlich nicht warum? Sie hat ja bis jetzt alle Einwände, die ihr gerades Naturell unſerer ein wenig ungeraden Beanlagung entgegen ſtellen mag, löblich hinunter gewürgt und ſcheint ihre Miſſion als Friedensengel mit Rettlingenſcher Tapferkeit durchführen zu wollen, obſchon es in ihren Augen ſchon ein paarmal arg geblitzt hat. Wozu ſind alſo dieſe kleinen Malicen gegen das bis jetzt harmloſe Geſchöpf?“

„Harmloſe Geſchöpf? Jene Jutta iſt, wie Stiefkinder immer ſind, der Erisapfel zwiſchen mir und ihrem Vater. Ob ein Güterkomplex wie Rotenſtein um ein paar tauſend Thaler belaſtet wird, ob da ein paar dicke Gäule mehr oder weniger im Stalle ſtehen, iſt ihm im Grunde ebenſo gleichgültig wie mir. Aber das Pflichtgefühl der Rettlingen, jener Hausgötze, vor dem die ganze Sippe in Andacht auf den Knieen liegt, gebietet es, der Zukunft zu erhalten, was die Vergangenheit zuſammengeſcharrt, ob auch die Gegenwart darüber ungenoſſen bleibt!“

„Mit dieſem Satze kennzeichneſt du das ganze Prinzip des ariſtokratiſchen Landadels, Mama. Was ein richtiger Ariſtokrat iſt, pflichtet ihm bei, und zufällig iſt jene Jutta das Mittel zum Zwecke. Abermals passons là-dessus! Übergang zu etwas anderem. Ich verſpüre augenblicklich eine empfindliche Leere.“

Frau Eleonore legte ihre Hände ſehr graziös an die Ohren: „O bitte, ſage nicht im Beutel. Ich hoffe, du ſagſt nicht im Beutel, Edmund.“

„Ich ſagte ja augenblicklich, Mama, womit man chroniſche Leiden doch nicht zu bezeichnen pflegt. Alſo die Leere bezieht ſich auf den Zuſtand in meinem Magen, und eigentlich ſprang ich mit der Hoffnung auf etwas Nahrung im Mutterhauſe einmal ein. Zwar weiß ich, daß Vorräte als gleichbedeutend mit Pedanterie aus unſerem häuslichen Lexikon geſtrichen ſind, aber es gibt Lebenslagen, wo ein Butterbrot mit ein ganz klein wenig ‚was drauf‘ auch ſchon groß daſteht.“

Die Hausfrau zuckte ängſtlich die Achſeln: „Bei der Unberechenbarkeit unſerer Leute könnte es ſein, daß ſie am Ende ſämtlich ausgegangen ſind.“

„Nun ſo holen wir es uns ſelber. Komm mit, Mama.“

„Ich komme, vorausgeſetzt, daß die Köchin nicht etwa hinterliſtig doch in der Küche ſteckt. Die Perſon iſt der leibhaftige Satan, ſage ich dir, und große Vorſicht iſt geboten. Leider beſteht Rettlingen darauf, daß ſie trotzdem gehalten wird. Sie iſt groß im Königsberger Klops, behauptet dein Stiefvater, und die Weichheit eines gewiſſen Schmorbratens ſchmeichelt dem alternden Zahn. Außerdem iſt ſie ihm als weiblicher Grenadier natürlich ſympathiſch. Wir marſchieren eben durch unſere Ehe, mein Sohn, und —“

„Treten manches Blümchen krumm. Ja, ja, ſo iſt es. Im übrigen“ (Edmund ſteckte den Kopf durch die Küchenthüre) „iſt Satanas wirklich ausgefahren, und wir können einmal eine kleine Requirierung durch die Küche unternehmen. Dieſer Schrank — leer! Aber da ſteht ein mächtiger Schub vor lauter Inhalt offen. Heiliger Bramah — Semmeln! Nichts wie alte Semmeln! Und die da hinten bereits in Schimmel und Moder. Deine Leute leben gut, Mama, wenn ſie ſo viel liegen laſſen können. Iſt das die Speiſekammer? — Kammer jedenfalls — Speiſe entſchieden fraglich. Hoho hier! In dieſer großen irdenen Schüſſel das Schwarze —“

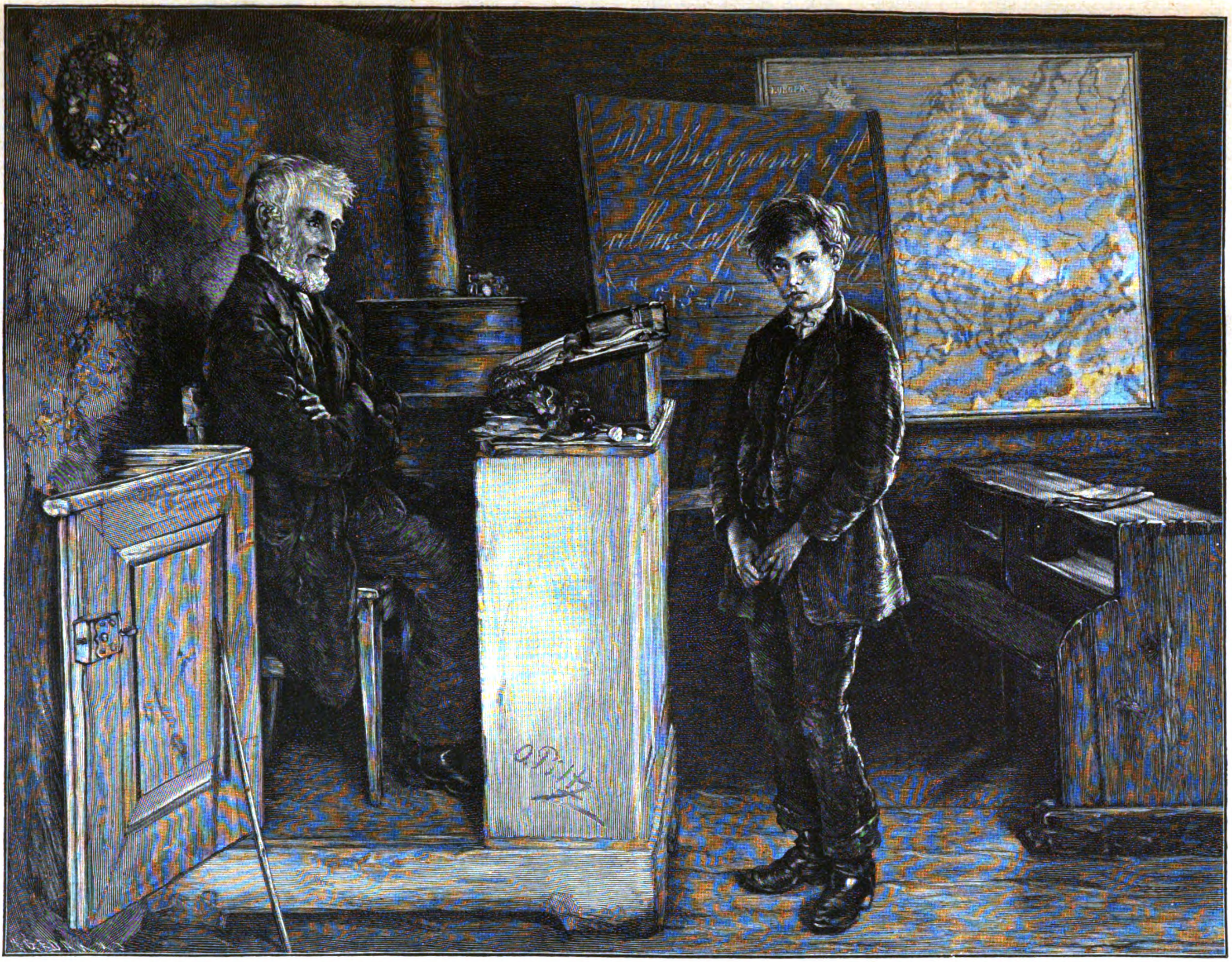
„Das iſt Thee, mein Sohn.“

„Thee? In einer ſolchen flachen Schüſſel? Weißt du, Mama, ſo wenig ich in derlei Dingen bewandert bin, ſo ſteht mir der Thee als etwas ſehr Feinfühliges in Gedanken, etwas, dem die Offenheit widerſtrebt.“ Frau Eleonore ſank hilflos und total gebrochen auf einen Küchenſtuhl. „Hier iſt ein halbes Brot, Edmund.“

„Sonſt nichts?“

„Nichts.“

„Donner und Doria, Mutter! Nimm es mir nicht übel, aber daß dem Alten Nummero zwei dabei hin und wieder der Zorn ins Kochen kommt, und daß dieſes eine Wirtſchaft iſt, in der ich auf die Dauer nicht einmal Hausmaus, geſchweige denn Hausherr ſein möchte, das ſteht bombenfeſt. Ach du mein Schreck! Nun folgt auf das trockene Brot auch noch die ſalzige Thräne. Und da du weißt, Mama, wie ich über entfeſſelte Rührung denke, ſo wollen wir die Sache einmal von der anderen Seite anfaſſen. Laß uns die augenblickliche Reinheit der Hausatmoſphäre würdig genießen,“ worauf Edmund ſeine Mutter um die Taille faßte, und, wegen des beſchränkten Raumes alle Ecken austanzend, im eleganten Walzer mit ihr dahin wirbelte.


EUROPA
Müßiggang iſt
aller Laſ
5+5=10
O. Piltz

Der Unverbeſſerliche. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

„Na weene man nicht,
Na weene man nicht,
Ich bin ja kein Horſt und kein Rettlingen nicht.
Und mahnt auch der Magen, iſt's Beutlein auch leer,
Bin dennoch dein Goldjung', und du die chère mère.

So, nun hätten wir für eine Weile den Kummer aus der Küche getanzt. Weißt du, treck di an, und komme mit! Als Troſt in Thränen lächelt Pomatti, der Konditor.“

12. Kapitel.

„Und wie geht es unſerer Jutta in dem Trubel der großen Welt? Schwimmt ſie tapfer mit dem Strome der Geſellſchaft? Kann mir denken! Tänzer ſo viel ſie wünſcht! Keine Zeit ſich nach Rotenſtein zu bangen; kann mir alles denken! Na, ich ſage.“

So lauteten die verſchiedenen Erkundigungen und Redensarten, die um Frau von Rettlingen herumſchwirrten, ſobald Freunde und getreue Nachbarn ſich in Rotenſtein ſehen ließen, und die alte Dame pflegte auf wortreiche Phraſen in knapper Form zu erwidern: „Meine Enkelin gefällt ſich — und gefällt.“

Der Ton war der des einfachen Berichtes, und doch wollten die feinfühligen unter den Hörern einen kleinen Anflug von Stolz darin wohl unterſcheiden; wußten doch auch die Waldeins zu erzählen, daß jeder der übrigens regelmäßig eintreffenden Briefe Juttas in dem Pompadour von roter Seide liebevoll Aufnahme fände, bis die Ablöſung durch den nächſten geſchähe, daß ferner mitten in eine wirtſchaftliche Verhandlung hinein ſeitens der alten Dame die Vermutung ausgeſprochen würde, daß der „junge Rabenhorſt,“ mit dem Jutta neulich den Kotillon getanzt, vermutlich der Enkel jenes „alten Rabenhorſt“ ſei, der da einſt, u. ſ. w.

Beſonders inhaltreiche Briefe wurden mit einem gewiſſen Schmunzeln der Befriedigung in ihre Brüche gelegt und in dem Pompadour geborgen: „Ich glaube wirklich, das Kind amüſiert ſich.“

In der That amüſierte ſich „die kleine Rettlingen;“ Jutta verſtand es, ſich gewiſſermaßen über die Situation ſtellend, ihre Freude nicht nur an dem „Dinge ſelbſt,“ („das Ding an ſich“ war in engſter Intimität junger Damen der „Leutnant“, und was der „Leutnant“ geſagt), ſondern auch in der Staffage des bunten Bildes zu finden. Das Theater hatte noch ſeinen ganzen Zauber, ob die Offiziere, die da im Zwiſchenakte in die Rettlingenſche Loge kamen, der Kavallerie oder der Infanterie angehörten, oder ob ſie überhaupt nicht kamen! Jutta freute ſich des eingehenden Wortes, das hin und wieder einer der „älteren Herren“ zu ihr ſprach in aufrichtiger Verehrung ihrer Großmutter, die er einſt als junge ſchöne Frau gekannt; ſie freute ſich bei dem Boukett, das man ihr brachte, der Blume ſelbſt (dieſe war damals noch nicht auf Draht), ſie freute ſich der Torten und der Konfitüren. „Das Kind amüſierte ſich.“

Heute war nun der große Ball beim Kommandierenden, gewiſſermaßen der Höhepunkt aller bisherigen Feſte. Jutta hatte ſich, des Tanzens müde, ein wenig in eines der Nebenzimmer zurückgezogen, als Edmunds wohlbekannter Schritt ſie aufſchauen machte.

Läſſig nahm er in einem Seſſel neben ihr Platz. „Nun, Jutta? Auf deiner Stirn heute ein philoſophierender Zug? Haſt du deine große Tournee bei den Müttern bereits abſolviert? In Gnaden angenommen?“

„O, Edmund —“

„Was denn, Kleine?“

„Die mir bis dahin vollſtändig neue Zunft der Ballmütter gibt mir zu denken. Sie erinnern mich, ſo reſpektlos es klingt, in ihrer gänzlichen Verſunkenheit in den Anblick ihrer tanzenden Töchter zuweilen an ein gewiſſes Hühnchen unſeres Müllers, das man haſchen, auf den Tiſch legen und vermittelſt eines Kreideſtriches über den Schnabel vollſtändig bewegungslos machen kann. Ich weiß nicht, aber heute ſcheint es mir, als hätten ſämtliche Mütter einen Kreideſtrich über der Naſe.“

„Ich will dir gleich die Löſung des Rätſels zeigen. Siehſt du jenen älteren Herrn dort in der Thür ſtehen?“

„Den Mann mit dem ein wenig unheimlichen Blicke?“

„Um den Blick habe ich bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, mich zu kümmern, aber jedenfalls meinen wir denſelben Herrn. Du ſiehſt in ihm, als dem Beſitzer von Schlöſſern in märchenhafter Pracht unweit der franzöſiſchen Grenze gelegen, die brillanteſte Partie des Landes. Wenn ein ſolcher Mann nun expreß nach Königsberg kommt, um unter den Töchtern des oſtpreußiſchen Adels Umſchau zu halten, wirſt du es begreiflich finden, daß die Mehrzahl der Mütter mit gezücktem Segen im Anſchlage liegt.“

„Ach, was du ſagſt! Gott möge dem alten Herrn ſeine Wünſche gewähren!“

Wie auf der Schnur des Geſchmeides ſich eine Perle an die andere reiht, ſo reihte im Verlaufe der Saiſon ſich Feſt an Feſt, und auf jedem derſelben wurde der Graf Laurin mehr und mehr zum Mittelpunkte der Geſellſchaft.

Routinierter Hofmann, vom Scheitel bis zur Zehe Kavalier, im höchſten Grade exkluſiv, hatte er nur wenige Häuſer, die er eines engeren Verkehrs für würdig hielt, und unter dieſen ſtand die Familie des Oberſten Rettlingen in erſter Reihe. Immer mit einer in Seidenpapier gehüllten Roſe, einmal für die Mutter, einmal für die Tochter, in der Reſerve, durfte er zu jeder Tageszeit anklopfen, und die privilegierte Lüge an den Diener, „daß die Herrſchaft nicht zu Hauſe ſei“, hatte für den Herrn Grafen keine Geltung. Frau Eleonore war für Laurin immer zu Hauſe, und es geſchah ſogar, daß ein nie dageweſener Aufwand von Willenskraft ſich dem Anmarſch von Migräne oder übler Laune wirkungsvoll entgegen ſetzte.

„Nun, Jutta,“ fragte Edmund eines Tages, „wie gefällt dir denn bei dieſem permanenten ‚angeleuchtet werden‘ die Sonne mit den neun Zinken als Strahlen?“

„Von Zeit zu Zeit hab' ich den Alten gern.“

„So, das iſt hübſch von dir, nur möchte ich bezweifeln, daß dieſe Sorte freundlichen Wohlwollens gerade die erwünſchte iſt, obſchon der Wege mehrere nach Rom führen — und weiter in etwaigen Details deines Wohlwollens?“

„Das Wohlwollen dehnt ſich nicht auf den unheimlichen Strahl aus, den ich zuweilen in ſeinen Augen ſehe; auch iſt die Beobachtung einer gewiſſen äußeren Diſtanz zum Fortbeſtehen desſelben nötig. Zum Beiſpiel darf der Graf mir nicht die Hand geben — brr — kalt und feucht — ſchlangenartig; und du weißt, wie ich mich vor allem, was da kaltblütigen Kriechern zuneigt, zu graulen vermag!“

Trotz offener Kundgebung derartigen „Graulens“ kam der Graf oft und öfter, und bedeutende diplomatiſche Beanlagung that ſich in Erfindung der Veranlaſſungen kund, die die häufigen Beſuche in Juttas Augen rechtfertigen ſollten. Unerhört war es, daß Shakeſpeare ihr bisher ein Buch mit ſieben Siegeln geweſen, und die Ausgiebigkeit dieſes Schriftſtellers eröffnete eine weite Perſpektive. Der Graf las Shakeſpeare bis zur äußerſten Grenze der Müdigkeit, ſowohl ſeinerſeits, wie ſeitens ſeiner Zuhörer; endlich ſchlug er eines ſpäten Abends das Buch zu, empfahl ſich, und erleichterten Herzens trat auch Jutta ihren Rückzug an.

(Fortſetzung folgt.)

Trauer.

Wer Schmerz verſchmerzen kann, der trägt
Sein Trauerkleid ein Trauerjahr.
Wer höchſtes Glück ins Grab gelegt,
Geht leidumflort für immerdar.

Denn wenn auch endlich wie ein Traum
Des Kummers ſchwerſte Zeit verging, —
Unwandelbar am Lebensbaum
Verbleibt der dunkle Jahresring.

Frida Schanz.

Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim.

Von R. Wille.

(Abdruck verboten.)

(Zu dem Bilde auf S. 281.)

„Man melde dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlichen Mutes von hinnen ſcheide, da ich weiß, daß der unverſöhnliche Feind *meines* Glaubens mit mir gefallen iſt!“ Dieſe Worte des ſterbenden Pappenheim kennzeichnen zur Genüge ſeinen ſelbſt vor den Schatten des Todes nicht weichenden Fanatismus. Wie ſo viele Renegaten — erſt im Alter von zwanzig Jahren trat er zum katholiſchen Bekenntnis über — war er dem neuen Glauben mit Leib und Seele ergeben, kannte er kein höheres Ziel ſeines Strebens, als die Macht der Kirche, des Kaiſers und — ſeine eigne. Von wildem, unbeugſamem Mut, ſtets der erſte beim Angriff, der letzte beim Rückzug, von ſeinem großen, ſcharf urteilenden Gegner Guſtav Adolf nur ſchlechtweg „der Soldat“ genannt, war er ein geborener Reiterführer, aber — ebenſo wie ſein Kriegsgenoſſe Johann von Werth — nichts weniger als ein Feldherr. Faſt hundert ehrenvolle Narben trugen ihm bei den Soldaten den Koſenamen „Schrammhans“ ein; in Hunderten von Gefechten kreuzte er während ſeiner nur zwölfjährigen Laufbahn als Vorkämpfer der Liga ſein Schwert mit den Klingen der Feinde; aber von allen Gaben, die den Feldherrn ausmachen, hat er in entſcheidenden Schlachten immer nur höchſt mäßige Proben abgelegt.

Dem altberühmten Geſchlecht der Calatine entſproſſen, wurde er im Städtchen Pappenheim a. d. Altmühl am 29. Mai 1594 geboren, alſo im ſelben Jahr, wie ſein dereinſtiger Überwinder, der Schwedenkönig. Seine Bildung empfing er auf der ausgezeichneten Hochſchule zu Altdorf, die auch ſein ſpäterer Gönner Waldſtein beſuchte, dann in Tübingen; um ſeiner Erziehung nach der Sitte der Zeit den letzten Schliff zu geben, bereiſte er die Niederlande, Frankreich, Italien, Spanien und England. Unmittelbar nach ſeinem Glaubenswechſel ernannte ihn der Kaiſer zum Reichshofrat; da indes die eintönige Förmlichkeit des höfiſchen Lebens ſeinem nach Thaten dürſtenden Geiſt wenig zuſagte, ſo nahm er Kriegsdienſte in Polen. Die „polniſche Wirtſchaft“ unter dem ſchwachen Sigismund III, welcher ſich damals in die ruſſiſchen Händel mit dem falſchen Demetrius gemiſcht hatte, behagte ihm aber noch weniger. Er kehrte bald zurück und trat in das Heer des Bayernherzogs Maximilian.

Seine Sporen verdiente er ſich am 8. November 1620 in der Schlacht auf dem Weißen Berge, als die Waffen der Liga dem armen, fern von der Walſtatt ſorglos tafelnden Winterkönig die Krone des Böhmerlandes, und den Kurhut der Pfalz in einer einzigen Stunde für immer entriſſen. Als Oberſt eines Regiments zu Pferde warf ſich Pappenheim in wütendem Anſturm auf eine feindliche Batterie, die genommen wurde, und dann auf die ungariſchen Geſchwader, welche in feiger Flucht nach der Moldau hinab ihr Heil ſuchten. Der junge Oberſt erhielt im Handgemenge über zwanzig Hieb- und Stichwunden und blieb beſinnungslos unter ſeinem toten Schlachtroß liegen. „Als man aber angefangen zu plündern,“ erzählt Graf Khevenhiller trockenen Tones, „hat ihn ein niederländiſcher Soldat unter dem Pferde herfür gezogen und zu ihm geſagt: ‚Kerl, wer biſt? haſt gute Hoſen, du mußt ſterben.‘ Darauff der Graf geantwortet: ‚Nicht, umb Gottes willen, ich bin Feind‘ (d. h. ich kann dir Löſegeld zahlen). Als ihn der Niederländer gefragt, wer er denn ſey? hat er geſagt: ‚Ich bin der Obriſt Pappenheimb.‘ Darauf der Niederländer wiederumben geantwortet: ‚Ihr Gnaden ſeynd kein Feind, ſie ſeynd Freund,‘ und hat den Graffen auff ſein Pferd gelegt, und auff Prag zugeführt.“ Nachdem er unterwegs mit knapper Not der Niedermetzelung durch die ligiſtiſchen „Cuſacken“ des Oberſt von Haubitz entgangen war, wurde er dem „fürtrefflichen Balbierer Meiſter Andre“ zu Prag in Pflege gegeben, deſſen chirurgiſche Kunſt ihn raſch wiederhergeſtellte.

Am pfälziſchen Kriege nahm Pappenheim ebenfalls teil und fand ſodann im italieniſchen Feldzug Verwendung, ohne indes Gelegenheit zu beſonderer Auszeichnung zu erhalten.

Um ſo bedeutſamer war die Aufgabe, vor die ihn Maximilian Ende 1626 ſtellte: den raſch um ſich greifenden Aufſtand der evangeliſchen Bauern Oberöſterreichs niederzuwerfen, welche wider Recht und Gelöbnis mit Gewalt zum katholiſchen Glauben zurückgeführt werden ſollten. Unter ihrem ebenſo umſichtigen, wie entſchloſſenen Führer Fadinger hatten ſie bisher die gegen ſie ausgeſandten kaiſerlichen und bayeriſchen Truppen ſämtlich mit blutigen Köpfen heimgeſchickt. Aber Pappenheims überlegenem Geſchick und raſtloſer Thatkraft gelang es nach dem Tode Fadingers, dem kein gleichbegabter Nachfolger erwuchs, die unglücklichen Bauern zu Paaren zu treiben und ſo die gefahrdrohende Empörung in weniger als Monatsfriſt zu erſticken. Pappenheims Wort, welcher ſich mit ſeiner Ehre für die Begnadigung der minder ſchwer belaſteten Teilnehmer verbürgt hatte, wurde von der Wiener Hofburg, die ſich durch den Kapuziner Sabinus und die Schüler Loyolas beraten ließ, nicht eingelöſt. Über die armen Bauern brach ein unmenſchliches Strafgericht herein.

Im däniſchen Kriege fiel Pappenheim 1627 die Belagerung Wolfenbüttels zu. Nur der nagende Hunger und die Überſchwemmung der Stadt — Pappenheim hatte im Ockerflüßchen einen Staudamm anlegen laſſen — zwangen die Beſatzung ſchließlich ſich zu ergeben; doch zog ſie mit allen kriegeriſchen Ehren, Kugeln im Munde, brennenden Lunten und fliegenden Fahnen, ab.

Herzog Friedrich Ulrich zu Braunſchweig-Wolfenbüttel hatte die Belagerer ſeiner eignen Hauptſtadt nach Kräften unterſtützt und ſich, wie Pappenheim dem Markgrafen Chriſtian zu Kulmbach ſchreibt, den Verteidigern „ſchier mehr feindlich als Ich ſelbſten erzeigt“ — alles ſehr gegen ſeine innerſte Herzensmeinung und nur um ſein früheres Bündnis mit Chriſtian IV von Dänemark vergeſſen zu machen und in Wien wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Dieſe Hoffnung auf Belohnung ſeines Wohlverhaltens ſollte ſich jedoch — zunächſt wenigſtens — nicht erfüllen. Obwohl Wolfenbüttel ſich ihm, nicht Pappenheim ergeben hatte, wies dieſer ſeine Bitten, ihm die Stadt einzuräumen, nicht nur ſchnöde ab, ſondern behandelte ihn als Gefangenen und leitete überdies eine förmliche, ſehr parteiiſch geführte Unterſuchung wegen angeblichen Verrats gegen den Herzog ein.

Pappenheim ſcheint hierbei nicht ſowohl höheren Befehlen gefolgt, als von eigennützigen und ehrgeizigen Nebenabſichten geleitet worden zu ſein. Albrecht von Waldſtein, Herzog zu Friedland, Pappenheims Freund und Gönner, war vom Kaiſer am 19. Januar 1628 zum Reichsfürſten ernannt, ſowie mit dem Herzogtum Mecklenburg und dem Fürſtentum Sagan belohnt worden. Einer ähnlichen Rangerhöhung und Schenkung wünſchte er nun auch die bedeutendſten Feldherren der Liga, vor allem Tilly und Pappenheim, teilhaftig zu machen, nicht allein um ihre hervorragenden Dienſte würdig zu belohnen, ſondern mehr noch, um in ihnen für den Kaiſer — oder für ſich ſelbſt ſtarke und doch gefügige Schwertvaſallen zu gewinnen, vor allem aber um die Macht und das Anſehen ihres unmittelbaren Kriegsherrn, des Kurfürſten von Bayern, zu ſchmälern. Graf Tilly ſollte das Fürſtentum Kalenberg, Pappenheim Wolfenbüttel erhalten. Der auch in der Hofburg lebhaft erörterte Plan ſcheiterte völlig. Der alte Tilly, ein mindeſtens ebenſo fanatiſcher Ligiſt wie Pappenheim, war zugleich ein Ehrenmann, auf deſſen uneigennütziger Selbſtloſigkeit auch nicht der leiſeſte Makel haftet; er lehnte die ihm zugedachte Ehre rundweg ab. Der ehrſüchtige Pappenheim anderſeits war freilich nach dem ſtolzen Fürſtenhut lüſtern genug. Maximilian jedoch, welcher ſeinen Pappenheim ebenſogut wie Waldſtein kannte, ſandte ihm zu genugſamer Abkühlung ſeiner hochfahrenden Hoffnungen eine überaus ſcharfe Rüge.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Was Pappenheim, der im Frühjahr 1628 vom Freiherrn- in den Grafenſtand erhoben und bald darauf zum Feldmarſchall befördert worden war, bei der Belagerung und endlichen Erſtürmung Magdeburgs (20. Mai 1631) geleiſtet hat, iſt ſo allgemein bekannt, daß wir uns damit um ſo weniger weitläufig zu befaſſen brauchen, als jene Ereigniſſe ſchon im Jahrgang 1882 des Daheim (Nr. 9, S. 136—39) eine eingehende Darſtellung gefunden haben. Pappenheim war der erſte vor und ſchließlich auch der erſte auf Magdeburgs Wällen. Ohne ſein entſchiedenes Auftreten wäre der Angriff zweifellos ſo lange hingezögert worden, bis die ſchwediſchen Waffen den bedrängten Glaubensgenoſſen die erſehnte Hilfe bringen konnten; ohne ſeine ſtürmiſchen Mahnungen hätte Tilly in der Nacht vom 19. Mai die Belagerung ſicherlich aufgehoben, denn ſeit Guſtav Adolfs unaufhaltſamen Fortſchritten in Pommern, Mecklenburg und der Mark laſtete der beängſtigende Gedanke, ſich mit dem nordiſchen Löwen in offener Feldſchlacht meſſen zu müſſen, gleich einem lähmenden Alpdruck auf dem ſonſt ſo entſchloſſenen Geiſte des greiſen Feldherrn. Leider hatten Pappenheims eigne Truppen, wie beim Sturm, ſo auch bei der Plünderung Magdeburgs das meiſte gethan an wahrhaft beſtialiſchen Greueln, wie ſie ſelbſt in jenen Zeiten roheſter Gewaltthat vergebens ihresgleichen ſuchten.

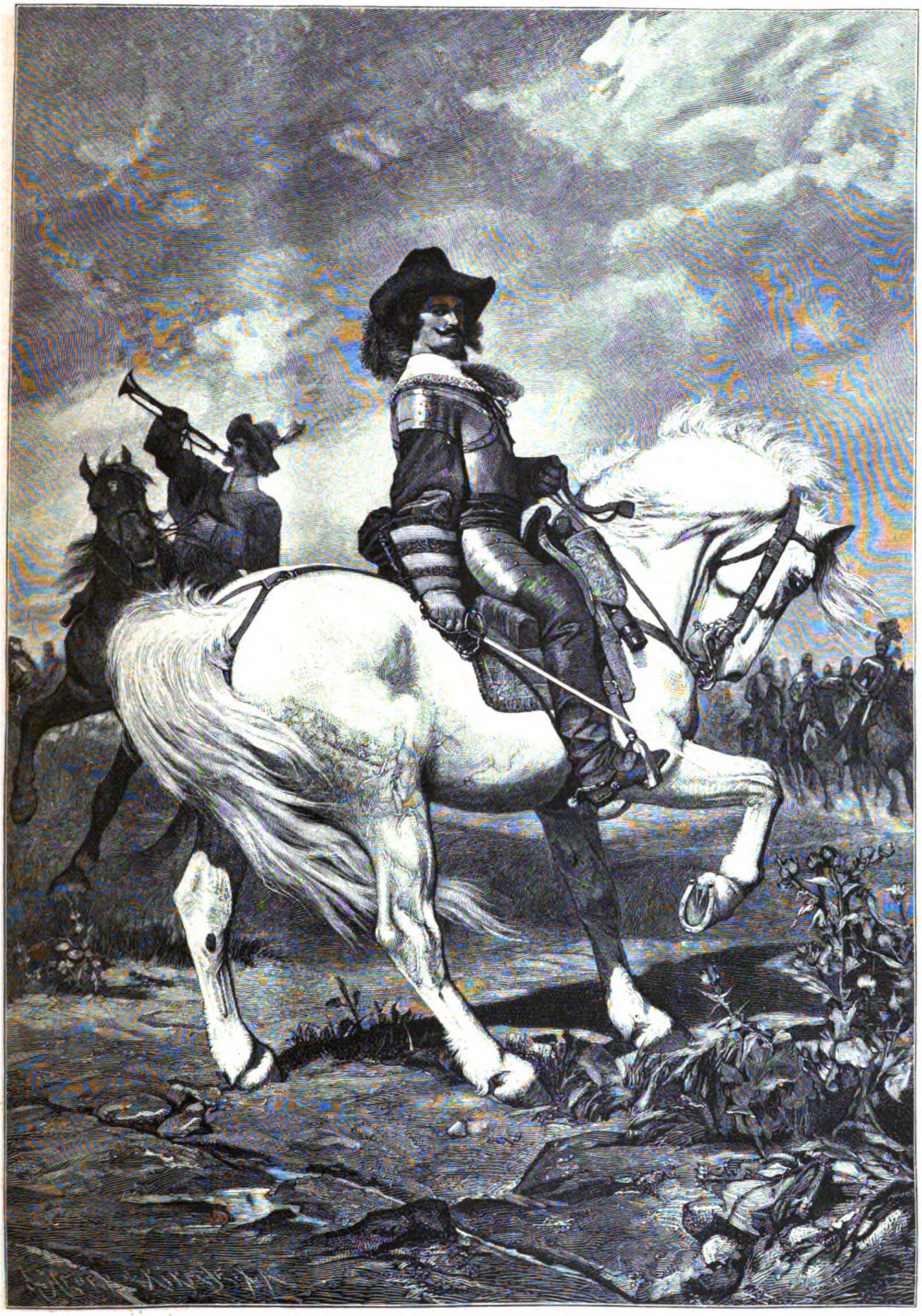
Magdeburgs Fall zerſchnitt das Band der Waffenbrüderſchaft zwiſchen Tilly und Pappenheim für alle Zeit; letzterer glaubte — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingeſtellt — daß ihn der Generaliſſimus in der höchſten Not und Gefahr des Sturmes abſichtlich im Stich gelaſſen habe, und dieſe vermeinte Untreue hat er dem Alten nie vergeben. Das dräuende Geſpenſt der in Blut- und Flammenſtrömen ruchlos hingeopferten Stadt ſcheuchte fortan Glück und Ruhm von Tillys und Pappenheims ſieggewohnten Fahnen und ſchuf aus dem einen den verderbenbringenden Genius des anderen.

Vier Monate ſpäter, auf Breitenfelds Plan (17. September 1631), ward die geſchändete „Kranzjungfrau“ furchtbar gerächt. Pappenheims übler Rat allein bewog den Generaliſſimus, der von Guſtav Adolf angebotenen Entſcheidungsſchlacht nicht länger auszuweichen, ſtatt zuvor die anrückenden Verſtärkungen abzuwarten. Pappenheims unüberlegter Angriff auf die den Loberbach überſchreitenden Schweden veranlaßte Tilly, die ſorgſam gewählte, vorteilhafte Stellung aufzugeben und mit dem geſamten Heer vorzurücken. Eine Rechtsſchwenkung, die er vornehmen ließ, brachte Pappenheim in die Flanke des ſchwediſchen rechten Flügels; doch der Verſuch, dieſen aufzurollen, ſcheiterte an dem zähen Widerſtand des zweiten Treffens unter Baner, und ſchließlich entſchied Graf Horns kühner Angriff an der Spitze des Regiments Weſtgotland die Niederlage der Kaiſerlichen, welche gegen 11000 Tote und Verwundete, 7000 Gefangene und Verſprengte nebſt 66 Fahnen, 22 Standarten und zahlreichem Geſchütz und Troß einbüßten. Der fliehende zweiundſiebzigjährige Tilly, von dem Piſtolenkolben des nachſetzenden „langen Fritz,“ eines Rittmeiſters vom Regiment des Rheingrafen, weidlich zerbläut, entwiſchte nur mit genauer Not dank der Schnelligkeit ſeines edlen Renners und einem glücklichen Schuß des Herzogs Rudolf von Sachſen-Lauenburg, welcher den langen Fritz niederſtreckte. Pappenheim hingegen, uneingedenk der verantwortlichen Aufgaben, die ihm als Feldmarſchall und zweithöchſtem Befehlshaber zufielen, fröhnte wieder in vollſtem Maße der leidigen Gewohnheit, ſich, dem gemeinen Reiter gleich, toll und blind in das dichteſte Kampfgewühl zu ſtürzen. Als er „vierzehn Feinde mit eigner Hand erwürgt,“ mit dem ſpäteren franzöſiſchen Marſchall Johann Gaſſion einen homeriſchen Zweikampf ausgefochten hatte, brachte ihn endlich die allgemeine Flucht einigermaßen zur Beſinnung; ſeinem Feuereifer und hohem Anſehen im Heere gelang es, bei ſinkender Nacht noch an vierzig Schwadronen zuſammenzuraffen, mit denen er den Rückzug deckte.

In Gunzenhauſen, wohin ſich die wiedergeſammelten und verſtärkten Trümmer der ſo gründlich beſiegten „Armada“ nach verſchiedenen Kreuz- und Quermärſchen wandten, loderte der ſchon längſt unter der Aſche glimmende Groll zwiſchen Tilly und Pappenheim in hellen Flammen empor. Nachdem ſich beide ihr Verſchulden an der Breitenfelder Schlappe mit bitteren Worten vorgeworfen hatten, brach der zornmütige Pappenheim im November 1631 nordwärts auf, entſetzte das von Baner belagerte Magdeburg und unternahm hierauf einen ziemlich planloſen Raubzug durch Niederſachſen und Heſſen.

Sei es, daß er ſeine unbändige Abenteuerluſt nicht mehr zu zügeln vermochte, ſei es, daß ſeine geſunde Vernunft bereits im Bann beginnenden Größenwahnes lag — jedenfalls brütete ſein Gehirn ſeit Breitenfeld höchſt phantaſtiſche Pläne aus, welche ihn nicht nur zu offenbarem Ungehorſam, ſondern auch zu den widerſinnigſten Unternehmungen verleiteten. Den Auftrag des Kurfürſten von Bayern, gegen die vom Herzog Wilhelm zu Sachſen-Weimar im Magdeburgiſchen zuſammengezogenen Streitkräfte vorzugehen, ließ er unbeachtet; den Kurfürſten Ferdinand von Köln, Maximilians Bruder, welcher dringend um Schutz für ſein weſtfäliſches Gebiet bat, würdigte er kaum einer Antwort. Um ſo bereitwilliger folgte er dagegen einer Einladung der Infantin Iſabella Klara Eugenia, Statthalterin der ſpaniſchen Niederlande, zu einem Stegreifritt nach Maſtricht, dem Prinz Friedrich Heinrich von Oranien ſcharf zuſetzte. In den Morgenſtunden des 17. Auguſt 1632 begann der Sturm auf das verſchanzte Lager des Oraniers, und erſt um ſieben Uhr abends ließ Pappenheim von dem mörderiſchen Gemetzel ab. Die Leichen von faſt 2000 ſeiner bewährteſten Krieger deckten den Boden, aber alle Opfer waren umſonſt gebracht; dem wilden Anlauf der Pappenheimer ſetzten die Niederländer heldenmütige Standhaftigkeit entgegen, und ihr überlegenes Feuer machte alle Anſtrengungen der Stürmenden zu ſchanden.

Vier Tage ſpäter ergab ſich Maſtricht dem Prinzen Friedrich Heinrich, und am 26. Auguſt trat das bayeriſche Heer, nur noch 6000 Mann ſtark, den Rückmarſch an, „überall raubend, plündernd, ſengend und ohne ſelbſt die Papiſten zu verſchonen.“ Mit Gewalt mußte es ſich einen blutigen Pfad durch das ergrimmte Landvolk bahnen, welches ringsum gegen ſeine grauſamen Peiniger unter den Waffen ſtand. Das war das jammervolle Ergebnis des mit ſo leichtem Mut aufgeſuchten Abenteuers, und um das Maß für Pappenheim voll zu machen: in der Heimat harrte ſeiner die unbeugſame Strenge des von Waldſtein angeordneten Kriegsgerichts, „weil er, ohne ſein, des Oberfeldherrn, Vorwiſſen, nur allein auf Begehren der Spanierin dahin gezogen und im Reiche derweilen ſchöne Occaſionen verſäumt.“ Nur die Teilerfolge, welche Pappenheim noch beſchieden waren, indem er Wolfenbüttel entſetzte und Hildesheim nahm, ſtimmten den Friedländer wieder zu verſöhnlicher Milde. Pappenheim aber war durch die kaum abgewendete Gefahr noch nicht genügend gewarnt; vielmehr ſetzte er ſeiner unbotmäßigen Eigenmächtigkeit die Krone auf, als ihn Waldſtein anwies, ungeſäumt zu dem kaiſerlichen Heer zu ſtoßen, welches damals vor Nürnberg mit den Schweden in geduldigem Ausharren wetteiferte. In trotzigem Ungehorſam blieb Pappenheim ruhig vor Hannover, bis der Herzog von Friedland, deſſen Geduld nun vollends erſchöpft war, einen offenen Befehl ſandte, der jeden Offizier, welcher ſich weigern würde, zu marſchieren, ohne weiteres ſeiner Stelle für verluſtig erklärte. So vor die Wahl zwiſchen fortgeſetzter Widerſpenſtigkeit oder allgemeiner Meuterei ſeines Heeres geſtellt, brach Pappenheim endlich gen Leipzig auf, wo ſich ſein Geſchick erfüllen ſollte. Alles in meilenweitem Umkreis verderbend und tötend, wälzten ſich die wüſten Scharen der „Merodebrüder“ (Oberſt von Merode, ihr Taufpate, führte den Vortrab) durch die Thüringer Gauen. Mühlhauſen, Kreuzburg, Eiſenach, Tennſtedt, Gebeſee und Erfurt wurden teils hart gebrandſchatzt, teils erbarmungslos ausgeplündert, drei Bürgermeiſter, die das geforderte Löſegeld nicht erlegen konnten, aufgehängt — bloß zum Scherz! — und dann halbtot wieder abgeſchnitten ꝛc. Der letzte Kriegszug der Pappenheimer war für die elenden Bürger und Bauern zugleich der fürchterlichſte. Am 9. November vereinigte ſich Pappenheim vor Leipzig mit Waldſtein, der ihn aber alsbald wieder nach Halle



Pappenheim. Nach dem Gemälde von Franz Koch.

entſandte. Hier erhielt er in der Nacht vom 15. ein Schreiben des Herzogs: „Der Feind marſchiert hereinwärts; der Herr laſſe alles ſtehen und liegen und incaminire ſich mit allem Volck und Stücken, auf daß er morgen frühe bey uns ſich befindet.“ Das war nun freilich nicht mehr möglich; ſo raſch ließ ſich der 27 Kilometer weite Weg von Halle nach Lützen nicht zurücklegen. Für damalige Verhältniſſe iſt es immerhin eine bedeutende Marſchleiſtung, daß Pappenheim mit ſeiner Reiterei ſchon gegen drei Uhr nachmittags am 16. auf dem Schlachtfelde erſchien — gerade im rechten Augenblick, um die über die Kaiſerlichen hereinbrechende Kataſtrophe zwar nicht abzuwenden, aber doch zu verzögern. Soeben haben die Schweden, welche die blitzesſchnell ihre Reihe durchfliegende Kunde von des geliebten Königs Tode zu raſender Wut entflammt, unter Herzog Bernhards von Weimar Führung den zweiten Angriff unternommen, unaufhaltſam dringen ſie vor, der Rückzug der Kaiſerlichen wird allgemein. Da raſſeln von Norden her Pappenheims Panzerreiter heran, ſtürzen ſich in unwiderſtehlichem Anprall auf den rechten ſchwediſchen Flügel und bringen ihn zum Weichen; ihr Beiſtand gibt dem wankenden kaiſerlichen Fußvolk neue Kraft, die rückwärtige Bewegung ſtaut ſich und geht wieder zum Angriff über. Graf Brahe, der Befehlshaber des erſten ſchwediſchen Treffens, fällt tödlich verwundet; zwei Brigaden ſind nahezu zerſchmettert, die ungebrochenen Reihen des braven gelben Regiments von der ſogenannten Gardebrigade bedecken, gemähten Garben gleich, in ſchönſter Ordnung den blutüberſtrömten Kampfplatz, die dritte Brigade zählt nur noch 500 Mann bei den Fahnen. Pappenheim aber iſt es nicht beſchieden, den begonnenen Siegespfad zu vollenden. Wieder, wie bei Breitenfeld, von ſeiner wilden Berſerkerwut fortgeriſſen, brennt er vor Verlangen, ſich mit Guſtav Adolf, den er noch unter den Lebenden wähnt, im Zweikampf zu meſſen. Nur von dieſem Gedanken beherrſcht und unbekümmert um die Führung ſeiner Regimenter, ſprengt er blindlings in das dichteſte Getümmel; die Frage: „Wo befehligt der König?“ noch auf den Lippen, wird er von mehreren Schüſſen zu Boden geſtreckt. Faſt gleichzeitig rafft Herzog Bernhard das noch ziemlich geordnete zweite Treffen zuſammen und ſchreitet zum dritten Angriff. Die zuletzt eingetroffenen Pappenheimer, ihres Führers beraubt, ſind die erſten, welche weichen. Ihnen folgt die Reiterei von Götz und Terczka. Vergebens wirft ſich der aus ſechs Wunden blutende Ottavio Piccolomini den Fliehenden entgegen; umſonſt verſucht der finſtere Friedländer ſelbſt ſie durch unheilkündende Drohworte wieder in den Kampf zurückzuſcheuchen. Das Geſchick des Tages iſt unwiderruflich entſchieden. Kaum hat indes der Rückzug auf Leipzig begonnen, da langen von Halle Pappenheims ſechs Regimenter zu Fuß unter den Oberſten Merode und Reinach an. Sonderbare Ironie des launiſchen Glückes! Eine Stunde früher hätten ſie unfehlbar den Sieg an die kaiſerlichen Banner gefeſſelt; jetzt kommen ſie zu ſpät, die Schlacht wiederherzuſtellen, doch früh genug, um wenigſtens die völlige Zertrümmerung des Heeres zu verhüten.

In der Pleißenburg zu Leipzig, wohin man ihn zu Wagen gebracht hatte, verſchied Pappenheim bei voller Beſinnung am 17. November um drei Uhr morgens. Waldſtein ließ den Leichnam nach Prag überführen und in der Gruft des Prämonſtratenſer Stiftes am Strhaow unter großen Feierlichkeiten beiſetzen, in nächſter Nähe der Walſtatt, auf welcher der Verblichene die erſten Lorbeeren gepflückt hatte.

So ſchloß ſich in dem einen Jahre 1632 das Grab über drei der bedeutendſten Heerführer, welche — jeder in ſeiner Art — der erſten Hälfte des dreißigjährigen Völkerringens ihr Gepräge aufgedrückt haben: Guſtav Adolf, Tilly (der am 30. April zu Ingolſtadt ſeiner in der Schlacht bei Rain erhaltenen Verwundung erlag) und Pappenheim. Der Schwedenkönig und der greiſe Feldherr der Liga fanden bis zum Schluß des Krieges keine ebenbürtigen Nachfolger; an Pappenheims Stelle dagegen trat fortan mit gleichem Ruhm und Glück der ihm ſehr ähnlich geartete Johann von Werth.

Ein Goldfund.

Von Friedrich Meiſter.

(Abdruck verboten.)

Marie war ſehr ſtolz darauf, daß man ihr den Schatz anvertraut hatte.

Es war ja kein beſonders koſtbarer Fund geweſen, denn das wie eine moosbewachſene Muſchel geformte Stück Gold wog kaum dreiviertel Kilogramm, allein es ſtellte das ganze Erträgnis einer langen, angeſtrengten Mannesarbeit dar.

Der glückliche Finder, Gotthold Wraa, hatte ſich geſagt, daß das Stück in der Verwahrung ſeines Töchterchens beſſer aufgehoben ſein würde, als in ſeiner eigenen. Die Gegend wimmelte von Dieben, denen ſein Fund nicht verborgen ſein konnte, und die ganz ſicher darnach trachten würden, ſich denſelben bei guter Gelegenheit anzueignen. Jedenfalls würden ſie keinen Ort in der Umgebung ſeiner Hütte, der als Verſteck dienen könnte, undurchſucht laſſen; vielleicht ſchlichen ſie auch nächtlicherweile in die Hütte, um mit diebiſchen Fingern unter ſein Kopfkiſſen zu taſten oder unter ſeinen Kleidern nach der „gelben Erde“ zu ſuchen, wegen der die Menſchen einander ſo haſſen und verfolgen.

Allerdings würde er den Dieb, wenn er ihn beträfe, über den Haufen ſchießen, aber beſſer war's doch, wenn er den Schatz nicht der Gefahr des Geſtohlenwerdens ausſetzte.

Aus dieſem Grunde hatte er die goldene Muſchel der kleinen Marie übergeben, damit ſie dieſelbe in ihrem Nähkäſtchen verberge. In ſolch einem Verſteck würden die Diebe ſchwerlich den Schatz vermuten.

„Gib ja ſorglich acht darauf, lieb Herzchen,“ ermahnte er das Kind. „Du weißt, es iſt für die gute Mutter.“

Und Marie verbarg das Stück Gold in der unterſten Ecke des alten nußbaumenen Arbeitskäſtchens, das ihrer Mutter gehört hatte, unter dem Nähzeug, den Garn- und Wollknäueln und unter den groben Strümpfen, die ſie für den Vater zu ſtopfen hatte. Sie fühlte ſich innerlich gehoben durch die Würde und die Verantwortlichkeit dieſer neuen Vertrauensſtellung. Sie wußte, daß dieſe gelbe Erde ſehr wertvoll war; hatte doch ihr Vater eine ſo weite und beſchwerliche Reiſe unternehmen müſſen, um ſie zu finden, und war ſie doch täglich Zeugin geweſen von ſeinen Sorgen und ſeiner Verzweiflung, als ſeine Mühen ſo lange ohne Erfolg blieben.

Und fern an der Küſte, in der Stadt Brisbane, ſaß die ſchwächliche und kränkliche Mutter in dem Hauſe einer befreundeten, vor langen Jahren in Auſtralien eingewanderten deutſchen Familie und wartete der Rückkehr ihrer Lieben und betete, daß des Vaters Arbeit nicht umſonſt ſein möge.

Als Marie das Gold verſteckt hatte, trat ſie aus der Hütte, um in die Runde zu blicken, ob jemand in der Nähe geweſen, der ſie hätte beobachten können.

Sie gewahrte niemand. Niemand außer Billy, dem Schwarzen, King Billy, wie er im Diggerkamp genannt wurde, dem eingeborenen Monarchen der Buſchneger, der eine ſo große Vorliebe für Tabak und Rum hatte und der gerade beſchäftigt war, Kleinholz zum Feueranmachen für ſie zu hauen.

King Billy hatte allem Anſchein nach nichts wahrgenommen, denn er ſchwang ſeine Axt mit ganz abſonderlichem Eifer; allein, auch wenn Billy etwas geſehen haben ſollte, ſo hatte das nichts auf ſich, denn Marie ſchenkte ihm ihr volles Vertrauen. Der Grund aber, weswegen Gotthold Wraas' Tochter dem Schwarzen ſo unbedingt vertraute, war ein ziemlich ungewöhnlicher und kann hier nicht unerwähnt bleiben.

Sie vertraute ihm, weil ſie ihm Gutes erwieſen hatte.

Marie war nämlich erſt zwölf Jahre alt.

Als das Kind vor der Thür der Hütte ſtand, ihr lichtes, loſe herabfallendes Haar von dem hellen, zudringlichen Sonnenſchein umfloſſen, die kleinen, braunen Händchen beſchattend über den blauen, klaren Augen, die ſo freundlich den alten King Billy bei ſeiner Arbeit beobachteten, ließ ſich eine Schar

Jockaſſe*) auf einem der benachbarten Gummibäume nieder und brach in ein betäubendes Hohngelächter aus.

Jockaſſe ſind Vögel übler Vorbedeutung. Was veranlaßte ſie hier zu einer ſo dämoniſchen Luſtigkeit? Was erſchien ihnen ſo lächerlich? Mariens Vertrauen? Oder Billys Dankbarkeit?

„Jage die häßlichen Vögel fort, Billy!“ rief das Kind.

Der gehorſame König ließ die Axt fallen und ſchleuderte ein Holzſtück nach dem Baumwipfel. Die Jockaſſe verſtummten und flogen davon.

„Billy müde,“ ſagte der Schwarze grinſend. „Zu viel Arbeit — genug Holz.“

Damit deutete er auf das Reſultat ſeiner Arbeit.

„Jawohl, lieber Billy, das iſt genug. Ich danke dir. Du biſt gut und brav, ich werde dir etwas Tabak ſchenken.“

„Billy durſtig.“

„Dann ſollſt du auch einen Topf Thee haben.“

„Nicht Thee. Rum.“

„Nein, Billy, Rum iſt nicht gut für dich.“

„Gut für Diggermann, gut für Billy.“

„Du irrſt, Billy; Rum iſt nicht gut für die Digger,“ entgegnete Marie mit Nachdruck. „Rum macht ſie böſe und zornig, ſo daß ſie einander ſchelten und ſchlagen.“

„Rum ſchönes Gefühl für ſchwarzes Mann,“ erklärte Billy mit rollenden Augen.

Dieſer letzte Grund gab den Ausſchlag.

Marie ging in die Hütte — der Vater war ſeiner Arbeit nachgegangen — und ſchenkte ein wenig Rum in ein „Pannekin“ von Weißblech. Billy trank das Feuerwaſſer, ſchmatzte ſeine ſchwärzlichen Wulſtlippen und legte ſich dann in den Schatten der Hütte nieder, um zu ſchlafen.

Der lange Nachmittag ſchlich dem Mädchen nur träge dahin. Die geringe Hausarbeit war bald vollbracht. Die Hütte war ſauber hergerichtet, das Abendbrot bereitet, und noch immer fehlten einige Stunden an der Zeit, wo der Vater heimkehren mußte. Womit ſollte ſie ſich jetzt beſchäftigen? Sie hatte nur zwei Bücher in ihrem Beſitz — eine Bibel und einen Band Geſchichten für kleine Mädchen, den die Mutter aus der Heimat mitgenommen. Um die Bibel zu verſtehen, war ſie noch zu jung, auch war der Druck derſelben gar zu klein; die Geſchichten für kleine Mädchen aber hatte ſie ſchon vor drei Jahren auswendig herſagen gelernt.

Sie hätte gern ein wenig geſchlafen.

Alles um ſie her lud zur Ruhe ein: die ſchwüle Hitze; das grelle Tageslicht draußen; das ferne Gemurmel der Stimmen der jenſeit des Wattelbaumdickichts arbeitenden Digger; das eintönige Geſumme der Inſekten im Gehölz; der gelegentliche Schrei eines wilden Vogels und das regelmäßige Schnarchen des gefallenen Königs, der im Schatten der Hütte ſchlief. Sogar das Singen der läſtigen Fliegen half die in der Atmoſphäre webende Schläfrigkeit verſtärken.

Marie wußte, daß ſie unfehlbar dem Schlafe verfallen würde, wenn ſie ſich auch nur einen Augenblick hinſetzte.

Sie dachte an die goldene Muſchel.

Wenn ſie einſchlief, konnte ſich ein Dieb hereinſchleichen und das Kleinod ſtehlen. Sie beſchloß, der Verſuchung zu entfliehen; ſie ſetzte ihren breiten Hut auf und ging aus der Kühle und dem Schatten hinaus in den hellen Sonnenbrand.

Gotthold Wraas Wohnung ſtand auf dem Hange eines Thales, gegenüber den blauen, dichtbewaldeten Höhenzügen. In einiger Entfernung lag, buſchumwachſen, unter alten Bäumen ein moosüberwucherter Felsblock, an deſſen Grunde Marie einen kleinen, kühlfriſchen Quell wußte. Hierher lenkte ſie ihre Schritte. Sie ſchaute oft zurück, ob auch niemand der Hütte ſich nahe. Sie bückte ſich, badete Antlitz und Hände in dem rieſelnden Waſſer, trocknete ſich an der Schürze ab und ſchüttelte das naſſe Haar im Sonnenſchein. Dann machte ſie ſich wieder auf den Rückweg.

Kein Fremder hatte ſich gezeigt; King Bill aber war inzwiſchen aufgewacht und ſchlenderte jetzt träge dem Gehölz zu.

Marie verfolgte ihn mit lachenden Blicken. Sein zottiger Kopf hing vornüber, und ſeine mageren Schultern waren ſtärker gewölbt, als ſonſt. Sie lachte bei dem Gedanken an die angeborene Trägheit dieſes Buſchnegers, der ſich durch ein wenig Holzhacken augenſcheinlich ſo überangeſtrengt wähnte.

Sie trat in die Hütte und lächelte noch immer vor ſich hin, während ſie das Arbeitskäſtchen hervornahm, um den gelben Schatz darin noch einmal zu betrachten und ſich zu überzeugen, daß er in dieſer Hitze noch nicht geſchmolzen oder verflogen war. Es dauerte eine Weile, ehe das Lächeln von ihren roſigen Lippen und aus ihren hellen Augen verſchwand — währte es doch eine ganze Zeit, ehe ſie das große Unglück recht erkannte, erfaßte und begriff — ſie fühlte mit zitternden Fingern noch einmal in die bekannte Ecke — ſie packte das Garn und die Strümpfe aus dem Käſtchen auf den Tiſch — aber ſie fand nichts.

Das Stück Gold war verſchwunden.

Die blauen Augen öffneten ſich weit und ſtarr — ein eiſiger Schreck und eine große Furcht ſprachen aus denſelben; eine bleiche Verzweiflung kroch über das liebliche Kindesantlitz, und es ſchien, als ob das arme kleine Herz nun nicht mehr ſchlagen könne.

Kein Wort kam über des Mädchens Lippen, kein Schrei; ſie ſchloß die Augen, feſt, ganz feſt. Dann ſchaute ſie noch einmal in das Käſtchen.

Nein! Es war keine Täuſchung geweſen. Das erſte Gold, das ihr Vater gefunden, das er ihrer Fürſorglichkeit anvertraut hatte, das der harrenden Mutter überbracht werden ſollte — es war verſchwunden.

Sie ſtellte das Käſtchen wieder an ſeinen Ort, ſtill und ruhig; dann ging ſie hinaus in die Helligkeit des Tages.

Das Sonnenlicht erſchien ihr ſeltſam dunſtig und trübe, und es war ihr, als ſei das vorher ſo blaue Firmament ſchwarz geworden. Die langen Äſte der Bäume ragten wie Geſpenſter; die Inſekten im Walde waren verſtummt, nur der wilde Vogel ließ in der Ferne ſeinen gebrochenen, heiſeren Ruf vernehmen…

„Was wird der Vater ſagen? Was wird der Vater ſagen?“

Als ſie ſo ſtand in ihrer Verzweiflung, da kam wieder Klarheit in ihren Blick, und ſie gewahrte zwiſchen dem Unterholz des Waldes eine ſchwarze Geſtalt; ſie fühlte, daß dieſelbe ſie mit den gelblichen rollenden Augen unabläſſig durch das Blätterwerk betrachtete.

Sie erkannte die ſchwarze Geſtalt, und jetzt wußte ſie auch, wer ihr dieſes grauſame Leid zugefügt hatte.

King Billy!

Und gerade ihm hatte ſie doch ſo viel Güte und Freundlichkeit erwieſen.

Sie brach in leidenſchaftliches Weinen aus.

Der Schwarze kroch in dem Gebüſch hin und her, ohne jedoch das Mädchen aus dem Auge zu laſſen…

Die Jockaſſe aber ließen ſich wieder auf den alten Baum nieder und lachten noch lauter und höhniſcher als zuvor — über des Mädchens vertrauende Güte und über des Buſchnegers Dankbarkeit.

* * *

Es war zehn Uhr abends.

In der kleinen Hütte des Diggers herrſchte Finſternis und Schweigen. Im Kamp jenſeit des Wattelbaumdickichts ging es noch lebendig her. Dort wurde geſpielt und getrunken, und die Stimmen der teils zornig, teils luſtig erregten Männer drangen gelegentlich bis herüber zu der einſamen Hütte.

Wraa aber war ein verſtändiger und nüchterner Mann; er lebte hier in der Wildnis nur für ſeine Tochter, und um ihretwillen hatte er auch ſeinen Wohnſitz weit außerhalb des wüſten, lärmenden Kamps errichtet.

Er war, wie gewöhnlich, ſpät und von der ſchweren

---

*) **Laughing Jockass, Benennung eines auſtraliſchen krähenartigen Vogels, deſſen Stimme einem menſchlichen Lachen gleicht.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Arbeit abgemattet nach Hauſe gekommen; hatte das Abendbrot, das ſein Kind ihm vorſetzte, verzehrt und war zur Ruhe gegangen, ohne ſeines Goldfundes zu erwähnen.

Marie war ihm im ſtillen dankbar dafür.

Sie hatte ſich unſäglich gefürchtet, den Verluſt zur Sprache bringen zu müſſen, und in ihrem unſchuldigen Kindesherzen hegte ſie noch immer eine unbeſtimmte Hoffnung, daß eine freundliche Vorſehung in dem geheimnisvollen Dunkel der Nacht ihr die goldene Muſchel wiedererſtatten und ſie ſo von ihrem großen Kummer erlöſen könnte.

Und um ein ſolches Wunder betete ſie auch mit dem ganzen innigen Ernſt ihrer reinen Seele, ehe ſie ihr Lager aufſuchte. Ob ſie in jener Nacht Schlaf gefunden, das wußte ſie niemals zu ſagen. Lange Stunden lag ſie im Halbſchlummer; ihr Körper war ſo müde, daß er ſich willig dem Schlaf überlaſſen hätte, den ihr qualvoll thätiger Geiſt jedoch immer wieder verſcheuchte. Sie befand ſich in dem Zuſtande, in welchem die Träume zur Wirklichkeit zu werden ſcheinen, die Wirklichkeit aber in traumhaftes Weben zerfließt.

Und ein Traum mußte es auch geweſen ſein, als ſie auf den lichten Mondſtrahlen einen kleinen, goldſchimmernden Gegenſtand zu dem engen Fenſter hereinſchweben ſah. Und dennoch, als ſie die Augen geſchloſſen und dann wieder geöffnet hatte, da ſchwamm derſelbe noch immer in der Finſternis vor ihr — ein wenig bleicher nur und umgeben von einem matten Schein. Gleich darauf aber verſchwand er; es war nichts geweſen als ein grauſamer neckiſcher Traum.

War's denn aber auch ein Traum, als der alte Vorhang, der ihre Ecke von dem Schlafraum des Vaters trennte, ſich dicht über der Erde bewegte und ſich aufbauſchte? Sie lag ganz ſtill; es war ſo ſeltſam, und ſie war neugierig, was nun werden würde.

Da reckte ſich unter dem Vorhang ein magerer, dunkler Arm hervor — langſam — geräuſchlos — und dem Arme folgte ein großer, zottiger Kopf.

Die Mondſtrahlen fielen auf ein Antlitz — ſie ſchienen es zu küſſen, obgleich es ſo ſchwarz und häßlich war, denn ſie hatten in der ſchwarzen Hand den kleinen, goldſchimmernden Gegenſtand gefunden, der vorhin in dem erſten Traum hereingeſchwebt war.

Dies war alles ſo wirklich, ſo ſchön, daß das Kind kaum zu atmen wagte, aus Furcht, daß die Erſcheinung wieder in das dunkle Nichts zerrinnen könne.

War aber auch die Stimme des Vaters ein Traum?

„Werda! Antwort, oder ich ſchieße!“

Sie wollte rufen, allein der Schreck verſiegelte ihr die Lippen. Das war kein Traum mehr!

Der Schuß krachte — King Billy wälzte ſich am Boden und lag dann ſtarr und tot, die Hand mit dem Stück Gold, das er reuevoll wiederbringen wollte, gegen das Herz gepreßt, in welchem auch noch ein wenig Gold vorhanden geweſen....

Draußen auf dem alten Gummibaum waren die Jockaſſe, durch den Schuß emporgeſchreckt, aus dem Schlafe gefahren, und wieder lachten ſie laut und ſchaurig gellend — über Billys Rechtſchaffenheit. Diesmal klang das Gelächter der häßlichen Vögel bitter und zornig, war doch ihr Herr und Meiſter, der Teufel, um die arme Seele eines ſchwarzen Königs betrogen worden.

Bleichſucht und Blutarmut.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Wer erinnert ſich nicht noch aus den in der Jugend verſchlungenen Indianerbüchern des Namens: „Bleichgeſicht,“ welchen die Rothäute den Europäern beizulegen pflegten? In welche Verlegenheit würde der brave Hurone oder Irokeſe geraten, ſollte er für die Geſichtsfarbe der meiſten unſerer „höheren“ Töchter einen treffenden Ausdruck finden?

In dieſer blaſſen Farbe des Antlitzes ſpiegelt ſich eines der Hauptübel wieder, an denen die weibliche Jugend der mittleren und höheren Stände krankt: die Bleichſucht, oder, wie man ſie, nicht ganz richtig, zu nennen beliebt, die Blutarmut. Denn bei der erſteren ſind im Blut alle Beſtandteile in normaler Menge vorhanden, mit Ausnahme des roten eiſenhaltigen Farbſtoffs (Hämoglobin) der Blutkörperchen, welcher eine Verringerung erlitten hat; bei der letzteren dagegen iſt das Blut noch mehr verarmt und um ſeine Hauptelemente, nicht blos die farbſtoff-, ſondern auch die eiweißhaltigen, verkürzt; in den Adern rollt oder vielmehr ſchleicht blutiges Waſſer, aber kein vollſtändiges Blut mehr. Da ſich gegen den Strom nicht gut ſchwimmen läßt, ſo verſpricht ein Ankämpfen gegen die Konfuſion wenig Erfolg. Und ſo wird die Alltagskrankheit Bleichſucht nicht ablaſſen, unter der falſchen Flagge der ſehr bedenklichen, zum Glück aber ſparſamer geſäeten echten Blutarmut zu ſegeln.

Betrachten wir zunächſt die Bleichſucht. Sie iſt überwiegend ein Leiden des weiblichen Geſchlechts, bei Blondinen häufiger als bei Brünetten, im nördlichen Europa gewöhnlicher als im Süden; ſelbſt in der Schweiz und in Frankreich ſtößt man weniger auf Bleichſüchtige als bei uns. Den erſten Anfängen der Krankheit begegnet man ſchon bei Mädchen im Alter von 8—12 Jahren; gang und gäbe iſt ſie von 14 bis 24, ſelten in der ſpäteren Zeit.

Wenn die Bleichſucht in ihrer ausgeprägteſten Geſtalt auftritt, ſo zeigen ſich das Geſicht, die Ohren, die Lippen, die Schleimhaut des Mundes, der Wangen, des Zahnfleiſches blaß. Schmerzen im Kreuz und Schwere in allen Gliedern, die müden Beine ſchleppen den Körper kaum fort; Herzklopfen bei der geringſten körperlichen oder ſeeliſchen Erregung. Bei jedem Schritt verliert ſich der Atem, bei ſchnellerem Gehen, bei Treppen- oder Bergſteigen fliegt die Bruſt. Kopfſchmerzen, Schwindel, Schwarzſehen, Sauſen vor den Ohren, Magendrücken. Der Schlaf iſt häufig unterbrochen, ebenſo oft aber beſteht eine förmliche Schlafſucht, die Kranken ſind morgens kaum aus den Federn zu bringen. Die Eßluſt verliert ſich und richtet ſich auf ſeltſame oder ſchädliche Dinge: Kreide, Salz, Eſſig, Kaffeebohnen 2c. Trotz des Appetitmangels leidet die Ernährung der Kranken nicht.

Man hat öfters in den größeren Arterienſtämmen verſtorbener Bleichſüchtiger eine auffällige Enge der größeren Arterienſtämme und Dünnheit ihrer Wandungen wahrgenommen. Aber dieſe Befunde ſind nicht regelmäßig genug, um aus ihnen die Quellen der Bleichſucht herleiten zu können.

Ihre wahren Urſachen werden ſofort klar, ſobald wir die Stände betrachten, in denen ſie vorwaltend zu Hauſe iſt. Unſere Körperbeſchaffenheit iſt ja nicht bloß ein Erzeugnis natürlicher und ererbter Anlage, ſondern auch der Lebensbedingungen, unter denen wir ſtehen. Wem wäre der unſelige Einfluß zahlreicher moderner Kulturſchäden auf die körperliche Entwickelung ein Geheimnis geblieben? Werfen wir einen Blick auf die heranwachſende weibliche Jugend der gebildeten Klaſſen, ſo fällt er leider recht oft auf bleiche, kraftloſe Geſtalten. Wetteifern doch Schule und Haus miteinander, die Blume der Geſundheit vorzeitig zu entblättern. Zuerſt die Überbürdung mit Sprachen, Wiſſenſchaften, Aufſätzen, ſpäter das Korſett, das Pianino, der Stickrahmen, die Nähmaſchine! Welcher Unterſchied zwiſchen den Dienſtmädchen und den Töchtern des Hauſes! Jene mit dem friſchen Antlitz, dem kernigen Körperbau, dem ſtets bereiten Appetit — die Fräulein kreideweiß, mit Ärmchen wie Weidenruten und einem Magen, der an Leiſtungsfähigkeit etwa dem eines Kanarienvogels gleichkommt, trotzdem er mit Eiſen, Malz und Eichelkakao überſchwemmt wird.

Es verlohnt ſich, den Urſachen dieſer Erſcheinungen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nachzugehen. Unſer dienendes Perſonal entſtammt mehr oder weniger teils dem ſtädtiſchen, teils, und überwiegend, dem ländlichen Arbeiter- und Tagelöhnerſtand. Seine Ernährung beſteht — wenigſtens in den öſtlichen Provinzen des Reichs — von Kindheit an aus Schwarzbrod und Kartoffeln mit dicker oder Buttermilch, zuweilen auch Kraut. Ein Hering oder ein Gericht Fiſche bilden den Sonntagsbraten, Fleiſch, ja ſelbſt Butter und Milch ſind für die kleinen Leute ſeltene Luxusartikel. Man kann nicht ſagen, daß dem Inhalt dieſer Speiſekarte ein ſehr reichlicher Nährwert innewohnt, dennoch entwickeln ſich die Knaben ſpäter zu ſtrammen Grenadieren, die Mädchen zu drallen Dirnen, gewinnen täglich an Kraft und ſind zu den anſtrengendſten Arbeiten fähig. Von Bleichſucht iſt unter der ländlichen Bevölkerung ſowie bei den dienenden Mädchen des Oſtens kaum die Rede.

Dort arbeitet ſich — und das iſt des Geheimniſſes Schlüſſel — der Körper im Freien aus, dort ſteht man früh auf und geht nicht zu ſpät ſchlafen, lieſt keine Romane, ſitzt an keiner Nähmaſchine, dort hat man geſunden Appetit, kräftige Muskeln und rote Wangen. Dieſe Leute eſſen erſtaunlich viel, ihr eiſerner Magen weiß eben auch aus minderwertigen Stoffen das Eiweiß vollſtändig auszunutzen.

Erſter muſikaliſcher Verſuch. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.

An unſerer „höheren weiblichen“ Jugend dagegen verſündigen ſich der Reihe nach die Schule und die moderne Überkultur. Kein Eiſen, keine noch ſo kräftige Koſt kann die Bleichſucht heilen, wenn in der Lebensweiſe den Geſetzen der Natur Hohn geſprochen wird. Jener geſchäftige Müßiggang, der ſich bis ſpät in die Nacht an Näh-, Stick- und Strickarbeit abmüht, erzeugt wohl Luxusgegenſtände von höchſter Eleganz, aber nur auf Koſten der Geſundheit; daher hauptſächlich rühren die Klagen über Kopfſchmerz, Flimmern, Rötung und Sehſchwäche der Augen, Rückenſchmerz und Atembeklemmung, daher größtenteils der ſchlechte Blutumlauf und die Bleichſucht.

Als Heilmittel gegen die Bleichſucht verwendet man ſeit uralter Zeit das Eiſen. Es iſt nicht zu leugnen, daß dasſelbe nicht nur den roten Farbſtoff, ſondern auch die Menge der Blutkügelchen vermehrt und dadurch den Kranken erheblichen Nutzen bringt; noch wichtiger aber iſt die Beobachtung einer naturgemäßen Lebensführung. Eine vernünftige Mutter hält, ſobald ſie die Anzeichen des Leidens wahrnimmt, ihre Töchter zu leichterer häuslicher Thätigkeit an, unterſagt ihnen ſolche, die ein gebücktes Sitzen erfordert, und ſchickt ſie fleißig in die freie Luft; doch darf das Spazierengehen nicht ſelbſt zur ermüdenden Arbeit ausarten. Ein vorzügliches, die Eßluſt anregendes, den Blutumlauf verbeſſerndes Mittel gegen Bleichſucht liegt im Schlittſchuhlaufen und Reiten. Bei leichteren Graden der Krankheit ſind kalte Bäder im Sommer nützlich, bei höheren ſchädlich, dagegen kalte Abreibungen vor dem Zubettgehen ſehr zu empfehlen. Der Beſuch von Bällen iſt verboten, wogegen ab und zu ein Tänzchen geſtattet iſt. Dem Schlaf dürfen nicht mehr als 8—10 Stunden täglich gegönnt werden. Die Blutarmen ſollen früh zu Bett gehen, aber auch zeitig aufſtehen!

Bei einer Krankheit, wo die Blutbereitung ſo ſehr darniederliegt, kommt natürlich viel auf die Ernährung an. Es wird Blutſchwachen ſo häufig Rotwein und Kulmbacher Bier geraten, aber Alkohol bekommt ihnen nur ſelten, regt auf, macht müde und Kopfſchmerzen. Thee und Kaffee ſind keine Nährſtoffe und bewirken Wallungen, Schokolade verdirbt bisweilen den Magen, und gegen das Allernahrhafteſte, die Milch, beſteht leider eine Abneigung, die nicht zu überwinden iſt. Das Schlimmſte iſt die Appetitloſigkeit, der Widerwille gegen Speiſe und Trank. Durch Nötigen zum Eſſen, durch förmliches Eintrichtern von kräftigen Dingen, wie Braten, Bouillon, Eiern, verdirbt man den Magen noch vollends. Mit Gewalt iſt hier gar nichts, mit Vorſicht und Geduld jedoch alles zu erreichen. Die Eßluſt wird kommen, wenn Leib und Seele durch Ruhe, die mit leichter Beſchäftigung abwechſelt, Aufenthalt und Spiele im Freien und muntren Umgang ſich geſtärkt haben. Man halte nicht auf ſtarke Mahlzeiten in den gewöhnlichen langen Zwiſchenräumen, ſondern verabreiche lieber oftmals einen Schluck oder Biſſen; allerdings müſſen dieſe kleinen Portionen um ſo reicher an Nährſtoffen ſein (Eichelkakao, geſchabter, magerer Schinken,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Wildbraten, ein weiches Ei mit Sardelle). Oft erweiſt ſich ein Luftwechſel als wahre Wohlthat, die Kranken kehren als geneſen von der Reiſe zurück — mag das Ziel ſelbſt Pyrmont oder Cudowa geweſen ſein! Denn die Ortsveränderung an ſich ſteht für derartige Patienten in ſeinen Folgen vielleicht höher, als der Beſuch des berühmteſten Badeortes. Wahrhaft belebend wirkt auf Bleichſüchtige der Aufenthalt im Gebirge, wogegen in der Seeluft ihre Beſchwerden zuzunehmen pflegen.

Indem wir uns nun zu der eigentlichen Blutarmut wenden, haben wir zunächſt von dieſer die nach ſchweren Verletzungen oder Blutungen aus inneren Urſachen eintretende Blutleere zu unterſcheiden. Die in den Adern eines Erwachſenen kreiſende Blutmenge beläuft ſich auf ungefähr zehn Pfund. Der Verluſt ſchon eines Drittels derſelben iſt lebensgefährlich, der der Hälfte unbedingt tödlich. Aber auch häufig ſich wiederholende kleine Blutungen führen zuletzt zum Untergang des Organismus. Vor mehreren Jahren bemerkte man unter den Arbeitern am St. Gotthard-Tunnel und den Ziegelei-Arbeitern in der Rheingegend eine Epidemie mit den Erſcheinungen völliger Blutleere; die Leute fielen vor Entkräftung um und gingen oft auch zu Grunde. Als Krankheitsurſache ſtellte ſich eine chroniſche Darmblutung heraus. Die Arbeiter hatten nämlich aus allerlei lehmigen Tümpeln ein ſehr verunreinigtes Waſſer getrunken und mit demſelben ſich ganze Bruten kleiner Eingeweidewürmer (Anchylostemum duodenale) einverleibt. Dieſe Vampyre ſaugen ſich wie die Egel an den feinen Blutgefäßen der inneren Darmwand an und mäſten ſich auf Koſten ihres Wirts, der elend verkommt.

Ein anderes mit Verblutung abſchließendes, merkwürdiges Leiden iſt die Bluterkrankheit. Dieſelbe beruht auf einer Familienanlage und vererbt ſich ſprungweiſe auf Generationen, befällt aber faſt durchweg nur die männlichen Mitglieder, und zwar in der Weiſe, daß nicht deren Söhne, ſondern immer nur die Söhne ihrer Töchter damit behaftet ſind. Schon die geringfügigſte Verletzung, ein Stich, Riß, Schnitt in die Haut, das Ausziehen eines Zahnes gibt bei dieſen Menſchen Anlaß zu einer heftigen, kaum zu ſtillenden Blutung; manche gehen ſchon bei der erſten, namentlich im Kindesalter, zu Grunde. Bei den meiſten wiederholen ſich früher oder ſpäter die Blutungen, bis die Kräfte aufgezehrt ſind. Bluter werden faſt niemals alte Leute.

Das beſte Lutherdenkmal.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Es gehört jetzt zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten“ der römiſch-katholiſchen Polemik, daß ſie die Perſon des Dr. Martin Luther in der rückſichtsloſeſten Weiſe angreift und in den Schmutz zieht. Seit des Jeſuiten Peſch berüchtigten Gottliebbriefen in der „Germania“ und ſeit dem noch traurigeren Roman, den der frühere lutheriſche Paſtor Georg Evers aus Luthers Leben mit einem faſt infernaliſchen Haſſe zuſammengedichtet hat, ſtrotzt die ultramontane Flugſchriftenlitteratur und Tagespreſſe von Invektiven gegen den Reformator und hat aus dem Kinde Gottes und dem Helden der Kirche ein ſittliches Scheuſal gemacht, von dem es geradezu unbegreiflich iſt, daß eine ſo tiefgreifende religiöſe Wiedergeburt der ſeinem Einfluſſe ſich hingebenden Völker Europas auf ihn zurückgeführt werden muß. Die ganze bisherige Auffaſſung von der chriſtlichen Hoheit und Allgewalt ſeiner geiſtgetränkten Perſönlichkeit wird als „Geſchichtslüge“ gebrandmarkt; und wollte Deutſchland dieſer ultramontanen Geſchichtsfabrikation glauben, dann müßte es ſich bald ſchämen, je auf das Zeugnis dieſes größeſten ſeiner Kinder, wie ihn Döllinger genannt, gelauſcht zu haben.

Es wird daher Zeit, wenn das Urteil über Luther nicht durch ſolch ein Syſtem ſchließlich doch noch völlig verwirrt werden ſoll, daß das deutſche Volk in ausgedehnterem Maße ſich wieder mit den Schriften ſeines Reformators bekannt macht. Luther ſelbſt zwar iſt darauf gefaßt geweſen, daß ſeine Werke vergeſſen würden; ja, wenn nur die Heilige Schrift dafür in den Vordergrund träte, iſt er ganz zufrieden damit geweſen. „Ich tröſte mich deſſen,“ ſchrieb er in der Vorrede zu ſeinen deutſchen Schriften 1539, „daß mit der Zeit doch meine Bücher werden im Staube vergeſſen bleiben, ſonderlich wo ich etwas Gutes durch Gottes Gnade geſchrieben habe. Ich bin nicht beſſer, denn meine Väter waren. Denn ſo man die Bibel ſelbſt hat unter der Bank liegen laſſen können, auch die Väter und Konzilien, je beſſer ſie waren, deſto mehr vergeſſen ſind, iſt gute Hoffnung, wenn dieſer Zeit Fürwitz gebüßt iſt, daß meine Bücher auch nicht lange bleiben werden, zumal weil es ſo hat angefangen zu ſchneien und zu regnen mit Büchern und Meiſtern, deren auch bereits viele da liegen, vergeſſen und verweſen, daß man auch ihrer Namen nicht mehr gedenkt.“

Unter den vorliegenden Umſtänden iſt es aber geradezu eine Ehrenpflicht für die deutſche Nation, auch ſeiner katholiſchen Mitglieder, mit eigenen Augen in die Schriften Luthers hineinzuſehen, um ſich zu überzeugen, was es denn geweſen iſt, das im 16. Jahrhundert ſein Wort mit ſolcher Zauberkraft ausrüſtete.

Das Unternehmen einer Anzahl der beſten und tüchtigſten Lutherkenner, auf welches wir hierdurch aufmerkſam machen wollen, hat eine ſolche perſönliche Kenntnisnahme im weiteſten Umfange ermöglicht. „Luthers Werke für das chriſtliche Haus“ heißt die Reihe der acht ſtarken Bände, deren letzter kürzlich ausgegeben worden iſt. Für den unerhört billigen Preis von 13,50 Mk. iſt die ganze Sammlung in wohlausgeſtattetem Gewande zu beziehen, in Halbfranz für 21,50 Mk.; in etwas größerem Format und auf noch beſſerem Papier für 22,50 Mk., gebunden für 34,50 Mk.

Und welch eine Fülle des reichſten, noch gegenwärtig unerſchöpflichen Inhalts bietet die mit richtigem Blick für das Gemeindebedürfnis getroffene Auswahl! Die Namen der Herausgeber konnten das von vornherein verbürgen; wir nennen Köſtlin in Halle, Buchwald in Zwickau, Kawerau in Kiel, Rade in Frankfurt, Albrecht in Naumburg, Ew. Schneider, Bornemann, A. Boſſert, Eck, Ficker und Hermens. Der Verlag iſt der von Schwetſchke u. Sohn in Braunſchweig. Alle eigentlich wiſſenſchaftlichen Arbeiten, vor allem die zahlreichen Auslegungen bibliſcher Bücher ſind ausgeſchieden. Die Ordnung iſt nicht die chronologiſche, ſondern eine mehr ſachlich gehaltene. Auch in den einzelnen Gruppen wird die Zeitfolge nicht gewahrt. Die erſten vier Bände enthalten reformatoriſche und polemiſche Schriften. Aber nicht die 95 Theſen von 1517, ſondern der 1520 geſchriebene Sermon von den guten Werken eröffnet die Sammlung. Auf die Theſen und die Schrift wider Alfeld „Vom Papſttum zu Rom“ folgt die zu Luthers Zeit weniger beachtete, aber niederſchmetternde Schrift von 1537: „Der Artikel von der Donatio Conſtantini“; ſodann die drei aus Luthers Sturm- und Drangperiode ſtammenden Bollwerke der reformatoriſchen Lehre: „Von des chriſtlichen Standes Beſſerung“, „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ und „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“; letztere Schrift im zweiten Bande, der noch die Schriften: „Von den Konzilien und Kirchen“ (1539), „Von dem Mißbrauch der Meſſe“, „Von Menſchenlehre zu meiden“ und „Wider den falſch genannten geiſtlichen Stand des Papſtes und der Biſchöfe“, ſämtlich aus dem Jahre 1522, enthält. Aus dem dritten Bande nennen wir die Schmalkaldiſchen Artikel, beide Katechismen, „An die Ratsherren 2c., daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten ſollen“ (1524); „Wider die Bulle des Endchriſts“ (1520); „Vermahnung an die Geiſtlichen, verſammelt auf dem Reichstag zu Augsburg 1530“, dieſe gewaltige Ergänzung von ſeiten des ſtreitbaren Helden zur „leiſer tretenden“ Augsburgiſchen Konfeſſion. Die bedeutſamſten polemiſchen Schriften des Reformators finden wir im vierten Bande, wo auch die nicht gerade feine, aber letzte und mächtigſte Abrechnung Luthers mit dem Papſte: „Wider das Papſttum in Rom, vom Teufel geſtiftet“ (1545), und die nicht minder kräftige Schrift gegen Heinrich II von Braunſchweig „Wider Hans Worſt“ eine Stelle gefunden hat. Friedlichere Klänge ertönen in Luthers „Predigten und erbaulichen Schriften“ des fünften Bandes; nur hier ſind die Herausgeber von ihrem Grundſatze, die Schriften des Reformators unverkürzt zu geben, abgewichen: außer zehn vollſtändig mitgeteilten „Sermonen“ finden wir hier nur abſchnittweiſe gegebene Predigtauszüge. Auch der ſechſte Band gibt noch erbauliche Schriften und vereinzelte Abſchnitte aus der Bergpredigt (1532), den Abſchiedsreden Jeſu (1538) und dem hoheprieſterlichen Gebete (1530). Der ſiebente Band enthält „Vermiſchte Schriften“, ſo die „Deutſche Meſſe“ von 1526, „Von weltlicher Obrigkeit“ (1525), die drei Schriften zum Bauernkriege: „Ermahnung zum Frieden“, „Wider die mörderiſchen und räuberiſchen Rotten der Bauern“ und den „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ u. a. m. Im achten Bande endlich ſind ſämtliche Lieder Luthers, große Stücke aus den „Tiſchreden“ und endlich eine reiche Blütenleſe aus den köſtlichen Briefen Luthers enthalten.

Man ſieht, es iſt ein überaus herrlicher Schatz aus den Werken Luthers hier zuſammengetragen. Zu jeder Schrift ſind wertvolle Einleitungen, zur Erklärung des Textes die nötigen Anmerkungen am Fuße der Seiten gegeben; jeden Band ſchmückt ein Lutherbild. Eine ſo bedeutungsvolle und ſchöne Gabe iſt dem deutſchen Volke lange nicht geboten worden. Möchten nun viele Hände danach greifen, und durch fleißiges Studium dieſer Werke dem Reformator „das beſte Lutherdenkmal“ in den Herzen der Leſer aufgerichtet werden.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Zwei echte Genrebilder ſind „Der Unverbeſſerliche" von O. Piltz — ein Bildchen, welches in uns aber die Hoffnung wach läßt, daß der Unverbeſſerliche, ein hübſcher Junge mit offenem Geſicht, im Leben doch noch ein ordentlicher Mann werden wird — und „Der erſte muſikaliſche Verſuch" von C. v. Bergen, das in tauſend Mädchenaugen die Erinnerung an die frohen Stunden wachrufen wird, die der Beſchäftigung mit jüngeren Geſchwiſtern gewidmet waren.

Das Reiterbild Pappenheims von Franz Koch, welches wir mit einem ausführlichen Aufſatz über den größten Reiterführer der Ligiſten begleiten, zeigt den „Schrammhans" in ſeiner ganzen Eigenart. Hervorzuheben iſt an dem Bildnis aber auch die vorzügliche Zeichnung des Pferdes, deſſen ſchwere Formen ganz den zur Zeit des dreißigjährigen Krieges mit Vorliebe gezüchteten Tieren entſpricht.

Eine kleine intereſſante Abbildung auf S. 276 gibt ein charakteriſtiſches japaniſches Kunſtwerk wieder — eins jener Erzeugniſſe der bewundernswerten keramiſchen Kunſt der Fabriken der Provinz Kiuſiu, welche als Satſumafayencen das Entzücken aller europäiſchen Kenner bilden. Gute, unzweifelhaft echte Stücke aus der Blütezeit der Satſumatechnik, u. a. kenntlich an den feinen Riſſen in der Glaſur, ſind äußerſt ſelten; das von uns abgebildete gehört der berühmten Stuartſammlung an und ſoll zwiſchen 1760 und 1800 hergeſtellt worden ſein.

Altertumskunde.

Die amerikaniſchen Archäologen ſind durch einen wichtigen Fund überraſcht worden. Dicht bei Santiago de los Caballeros, einer Stadt in Guatemala, wurden am Fuß des Vulkans Agua Reſte einer großen verſchütteten Stadt aufgedeckt, und zwar eigentümlicherweiſe auf einer Beſitzung, die den Namen Pompein trägt. In ſchneller Folge fanden ſich, 7—15 Fuß unter der Oberfläche, zahlloſe Hausgeräte, Gefäße, gemalte Gläſer, Beile, Hämmer, Meſſer aus Onyx — daneben thönerne Götzen, Statuen aus Baſalt und die verſchiedenartigſten Schmuckgegenſtände. Einige Gefäße zeigen reiche, in noch jetzt leuchtenden Farben ausgeführte Ornamente, andere hieroglyphiſche Inſchriften; die Geſichtszüge der Statuen tragen den ausgeſprochenen indianiſchen Typus. In den umfangreichen Häuſerfundamenten wurden zahlreiche Skelette von ſehr großen Maßen, bis zu 7 Fuß, gefunden, daneben große Urnen mit einzelnen Schädeln, wahrſcheinlich von verſtorbenen Vornehmen, deren Körper mit Ausnahme des Kopfes vielleicht nach der Sitte der Eingeborenen verbrannt worden ſind. Man erwartet von den Ausgrabungen des amerikaniſchen Pompejis noch eine reiche Ausbeute.

Naturkunde.

Dem Totenkopf-Schmetterling ſchreibt man ſeit langer Zeit eine Vorliebe für Honig zu; er ſoll kühne Streifzüge bis ins Innere der Bienenkörbe unternehmen. Die Thatſache wurde vielfach beſtritten, ſcheint neuerdings aber durch mehrfache Beobachtungen beſtätigt. In der neuen Auflage von Brehms Tierleben findet ſich eine Mitteilung des Gerichtsrates F. Birthlow in Temesvar, in welcher der Totenkopf als Honigräuber angeklagt wird, und auch ein engliſcher Beobachter, S. Clifford, weiß von den nächtlichen Beſuchen des Schmetterlings in den Körben zu berichten. Selbſtverſtändlich iſt ihm das Eindringen in die Bienenkörbe moderner Bauart unmöglich, und es kann ſich nur um die alten Körbe handeln. Es wäre aber intereſſant, ob nicht der eine oder andere unſerer Leſer, unter denen ſich ja auch viele Imker befinden, ähnliche Beobachtungen gemacht hat, auch darüber, ob die merkwürdige Behauptung Cliffords richtig iſt, daß die Bienen ſich zur Abwehr der räuberiſchen Einfälle der großen Schmetterlinge bisweilen beſondere Schutzbauten am Eingang zu den Körben errichteten.

Geſundheitslehre.

Es gibt eine beſondere ſchwere Art der Nervenerkrankung, das ſogenannte Parkinſonſche Leiden, bei dem den Kranken unaufhörlich die Hände zittern und ſie nur gebückt gehen können. Die Krankheit verurſacht große Schmerzen und verdammt die Patienten zu faſt völliger Schlafloſigkeit. Der auch als Hypnotiſeur bekannte Pariſer Profeſſor Charcot machte nun die Erfahrung, daß an der Parkinſonſchen Krankheit Leidende ſich nach längeren Eiſenbahnfahrten bedeutend wohler fühlten; er ſchrieb dies der Erſchütterung des Körpers zu, konſtruierte einen Seſſel, auf dem die Patienten durch beſondere Vorrichtung gründlich geſchüttelt werden konnten, und erzielte damit überraſchende Erfolge. Dieſe waren es, welche andere Ärzte auf den Gedanken brachten, die Art der Behandlung durch „mechaniſche Vibration" auch auf ſonſtige Nervenleiden auszudehnen, und neuerdings will nun, wie wir einem Aufſatz von O. Freudenberg entnehmen, ein Aſſiſtent Charcots, de la Tourette, ein höchſt wirkſames Mittel gegen die verbreitetſte aller Nervenkrankheiten, die leidige Migräne, gefunden haben. Er ſetzt den Patienten nämlich einen merkwürdigen Helm auf, der im Innern mit einzelnen Stahlplättchen gleichſam gefüttert iſt, welche ſich eng an den Kopf anſchließen. Außen trägt der Helm eine kleine elektriſche Maſchine, die jene Plättchen in eine unaufhörliche ſchwingende Bewegung verſetzt, welche ſich wieder auf den Kopf und die Gehirnnerven des Patienten übertragen. Nach kurzer Zeit ſchon empfindet der Leidende eine große Erleichterung und verſinkt bald in einen tiefen Schlaf. So weit die franzöſiſchen Berichte — ob ſie ſich völlig beſtätigen, bleibt abzuwarten.

Verkehr.

Die Gasfachleute treten immer lebhafter in den Wettſtreit mit den Vertretern der Elektrizität ein; ſowohl auf dem Gebiet der Beleuchtung, wie auf dem der Kraftmotoren bringt faſt jeder Tag Verbeſſerungen. Ganz neu iſt die Verwendung des Gaſes für den Betrieb von Straßenbahnen. Vor kurzem fanden in Dresden Probefahrten mit einem Gasmotorwagen von Lünig ſtatt, bei welchem zwei Gaskraftmaſchinen und Behälter mit komprimiertem Gas unter dem Wagenboden angebracht waren. Die Füllung der Behälter reicht für Fahrten von 30—40 Kilometer aus, die Geſchwindigkeit betrug 10 Kilometer in der Stunde, und die Betriebskoſten ſollen ſich nur auf 5 Pf. für den Kilometer ſtellen. Die Maſchinen ſollen ſtark genug ſein, um erhebliche Steigungen überwinden oder noch mehrere angehängte Wagen ziehen zu können; das Gas heizt und erleuchtet zugleich den Wagen.

Statiſtik.

Kein ſonderlich erfreuliches Bild gewähren die Zahlen der kürzlich veröffentlichten deutſchen Kriminalſtatiſtik. Danach iſt die Zunahme der Zahl aller Beſtraften im Jahre 1891 zwar geringer geweſen, als ſie in den letzten Jahren war, beträgt aber immer noch 2,5 Proz., iſt alſo etwa doppelt ſo groß, als der prozentuale Zuwachs der Bevölkerung. Im ganzen wurden 391 064 Verurteilungen notwendig gegen 381 450 im Jahre 1890; der Hauptanteil entfiel wieder auf Verbrechen und Vergehen gegen das Vermögen, nämlich 177 835 Verurteilungen (gegen 168 107 im Vorjahr).

Buchhandel.

Deutſche Kunſt — zu Hamburgs Gunſt nennt ſich ein aus Beiträgen deutſcher Künſtler und Schriftſteller zuſammengeſtelltes Sammelwerk (Verlagsanſtalt und Druckerei Aktiengeſellſchaft vorm. J. F. Richter in Hamburg), deſſen Verkaufsertrag vollſtändig zur Linderung der infolge der Cholera entſtandenen Notlage der ſchwer geprüften Stadt Verwendung finden ſoll. Unſere erſten deutſchen Maler — ich nenne nur Vautier, Knaus, A. Menzel, H. Kauffmann, P. Meyerheim, H. Vogel, F. Skarbina, J. v. Blaas, F. Simm — haben Studien und Skizzen beigeſteuert, Johannes Brahms, J. Brüll, C. Goldmarck, L. Meinardus u. a. ſandten muſikaliſche Gaben, und unter den, zum großen Teil im Fakſimiledruck wiedergegebenen Spenden der deutſchen Schriftſteller findet ſich neben manchem weniger bedeutenderen Beitrag — wie er der Entſtehung des Buches nach unvermeidlich — doch auch manche Perle. So iſt das prächtig ausgeſtattete Album zu einem Werk geworden, dem man nicht allein um des guten Zweckes halber eine weite Verbreitung wünſchen kann, ſondern das dieſe auch um ſeiner ſelbſt willen verdient.

Vielen unſerer Leſer wird ein Buch willkommen ſein, das unter dem Namen: „Das Buch der Familienſpiele" von S. Ulmann bei A. Hartleben (Wien, Peſt, Leipzig) erſchienen iſt. Das Buch behandelt die Bewegungs- und Geſellſchaftsſpiele aller Altersſtufen, außerdem Schach, Domino und die verſchiedenſten Kartenſpiele. Ein Anhang enthält eine Anzahl Patiencen. — Das illuſtrierte Buch iſt nicht nur für diejenigen von Intereſſe, die neue Spiele kennen lernen wollen, es iſt vielmehr auch inſofern wertvoll, als es über die Spielgeſetze und Spielgebräuche umfaſſende Auskunft gibt. In Streitfällen iſt eine ſolche oft ſehr erwünſcht.

Rechtsrat.

Frage. Eine an einer Privatſchule mit Gehalt und freier Station auf zwei Jahre feſt angeſtellte Lehrerin erkrankte an den Maſern und mußte wegen der Anſteckungsgefahr für die Schülerinnen in ein Krankenhaus überſiedeln. Während der Krankheit wurde ihr von der Schulvorſteherin eine Vertreterin beſtellt. Wer trägt die Koſten der Verpflegung im Krankenhauſe und der Vertretung?

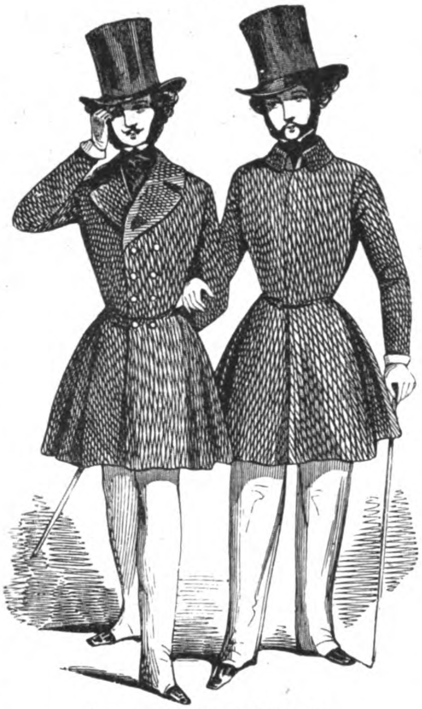
Pfarrer H. in K. (Pr. Brandenburg).

Antwort: Die rechtliche Stellung der Lehrerin an einer Privatſchule regelt ſich in erſter Linie nach dem Inhalte des mit der Schulvorſteherin abgeſchloſſenen Vertrages und, ſoweit dieſer keine Beſtimmungen enthält, nach den allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften von den Verträgen über Handlungen (Allgem. Landrecht Teil I, Tit. 11, §§ 869 ff.). In dem Vertrage kann natürlich ausbedungen ſein, daß die Lehrerin im Falle irgendwelcher Unterbrechung ihrer Lehrthätigkeit, alſo auch im Falle ihrer Erkrankung, die durch die Unterbrechung entſtehenden Koſten tragen muß. Iſt derartiges aber nicht im Vertrage feſtgeſetzt, ſo muß unterſchieden werden, ob die Unterbrechung der Lehrthätigkeit durch Zufall oder durch die Schuld der Lehrerin herbeigeführt worden iſt. Nur im letzteren Falle haftet ſie der Schulvorſteherin für den durch die Unterbrechung entſtandenen Schaden, welcher hier im weſentlichen in den Koſten der Vertretung beſteht, während ſie ſelbſt für die Zeit der Unterbrechung keine Vergütung beanſpruchen kann. Iſt dagegen, wie im vorliegenden Falle, die Lehrthätigkeit durch Zufall unterbrochen, ſo kann zwar die Schulvorſteherin ſofort den Vertrag mit der Lehrerin löſen, ohne dieſe für den Reſt der urſprünglichen Vertragszeit entſchädigen zu müſſen; thut ſie dies aber nicht, bleibt vielmehr die Lehrerin verpflichtet, nach Beendigung der Unterbrechung ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen, ſo hat ſie auch für die Zeit der Unterbrechung Anſpruch auf das ihr im Vertrage Zugeſicherte, alſo hier auf Gehalt und freie Station. An die Stelle der letzteren tritt unter den obwaltenden Umſtänden die Verpflegung im Krankenhauſe. — Die in Betracht kommenden geſetzlichen Beſtimmungen finden ſich in den §§ 908, 909, 914—916 a. a. O.

Auch eine Jubilarin!

Die „Illuſtrierte Zeitung“ — kurzweg die „Leipziger Illuſtrierte“ genannt — begann ſoeben ihren hundertſten Band; am 1. Juli des laufenden Jahres werden fünfzig Jahre verfloſſen ſein, ſeit J. J. Weber in Leipzig das Blatt begründete, welches die Vorläuferin aller übrigen deutſchen illuſtrierten Journale wurde. Die Illuſtrierte Zeitung darf mit berechtigtem Stolz auf jenes halbe Jahrhundert, das hinter ihr liegt, zurückblicken. Sie hat ihre Aufgabe, in Wort und Bild allwöchentlich die Ereigniſſe der Zeit wiederzuſpiegeln, getreulich erfüllt — auch wer nur einen beſchränkten Teil der 99 erſchienenen Bände durchblättert, muß erſtaunen über die ungeheuere Maſſe des Stoffes, welcher in ihnen von fleißigen und berufenen Händen zuſammengetragen wurde. Sind doch allein gegen 50000 verſchiedene geſchichtliche Bilder und Porträts in jenen Bänden enthalten.

Die Illuſtrierte Zeitung hat aber noch ein anderes hohes Verdienſt. Sie iſt es geweſen, die in den Zeiten des künſtleriſchen Niederganges den Holzſchnitt wieder zu Ehren brachte, ihn ſelbſtändig weiterentwickelte und ſtetig förderte. Zur Zeit der Gründung des Blattes gab es in Deutſchland überhaupt nur vier oder fünf bedeutendere Holzſchneider, nur wenige Künſtler — Adolf Menzel vor allem, dann Eduard Bendemann und Julius Hübner — zeichneten für den Schnitt, faſt alle Stöcke mußten aus England oder Frankreich bezogen werden, und auch die Druckereien wußten den Holzſchnitt nicht kunſtgerecht zu verwenden. Darin hat erſt das zielbewußte Vorgehen J. J. Webers Wandel geſchaffen.


Herrenmoden vom Jahre 1843.
Aus der erſten Nummer der Illuſtrierten Zeitung.

Der erſten Nummer des Jubiläumsbandes hat die Illuſtrierte Zeitung eine genaue Nachbildung ihrer erſten Nummer vom 1. Juli 1843 beigegeben, ein Gedenkblatt, das bereits in feſten Zügen das Ziel zeigt, welches dem Begründer der Zeitſchrift vorſchwebte und das anderſeits auch den Abſtand zwiſchen ehedem und heute in treffender Weiſe charakteriſiert. Gemeinſam iſt beiden Nummern, der 1. und der 2584., das Beſtreben, den intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Zeit und ihren Ereigniſſen gerecht zu werden. Da finden wir in Nr. 1 u. a. Porträts der Herzogin von Orleans und des Grafen von Paris, des berühmten Sängers J. Tichatſcheck, Bilder von der Eröffnung des Themſetunnels, des Kometen von 1843 ꝛc. Auch die kleine charakteriſtiſche Zeichnung der Herrenmode jenes Jahres entſtammt der Nr. 1. Geändert aber hat ſich die ganze Ausſtattung, Papier, Druck nnd Technik der Illuſtrationen. Mußte J. J. Weber doch für ſeine erſte Nummer noch 21 franzöſiſche und engliſche Schnitte verwenden, neben denen nur fünf deutſche Originale Platz fanden! Und während die Zeichnungen in der erſten Nummer meiſt klein ſind, bringt Nr. 2584 unter ihren 32 Bildern nicht weniger als 7 ganz- oder doppelſeitige Blätter und eine meiſterliche Kunſtbeilage „Glaube, Liebe, Hoffnung“ von B. Plockhorſt im größten Format.

Wir rufen der Illuſtr. Zeitung zu ihrem Jubelfeſte ein herzliches „Glück auf!“ zu.

In unſerer Spielecke.

1. Ergänzungsaufgabe.

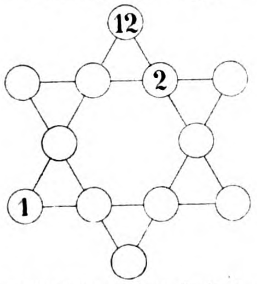
Auber	Ecke	Elle	Eſſen	Horn
Jena	Inſter	Ort	Otter	Rade

Aus jedem der obigen zehn Wörter läßt ſich durch Vorſetzen eines Buchſtaben ein anderes Wort bilden. Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, ſo kann man aus ihren Anfangsbuchſtaben und aus den zehn Anfangsbuchſtaben der gegebenen Wörter vier neue Wörter bilden, die den Titel einer beliebten Oper ergeben. (i = j.)

2. Rätſel.

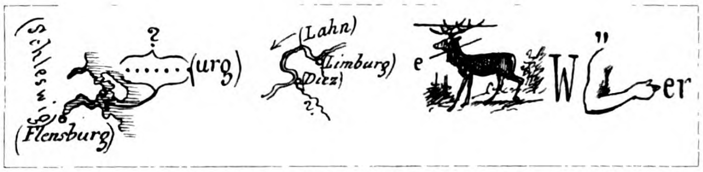
Wird i o n an unumſchränkt gefügt,
Im Prieſteramt dazu Befugnis liegt.
M. Sch. (Kaſſel.)

3. Arithmetiſche Aufgabe.



Die neun leeren kleinen Kreiſe der Figur ſind mit je einer der Zahlen 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 ſo auszufüllen, daß die ſechs Summen, welche man durch Addition von je vier auf derſelben Linie ſtehenden Zahlen erhält, alle untereinander gleich ſind.

Bilderrätſel.



4. Rätſel.

In welchem Zeitwort ſich vereinen
Die Herrn, die ihr Beruf ſonſt trennt?

Der Grundbuchrichter ſollt' ich meinen
Den Feuerwehrmann ſelten kennt;

Und dieſer wieder und der Rheder
Berühren ſich im Leben kaum;

Der Maurer und der Gaſtwirt, jeder
Beanſprucht ſeinen eignen Raum. Pf. J.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 17.

Bilderrätſel. Panamaſkandal.

Schachaufgabe.

1. Se2—c3
Se8—d6:
2. Df2—f4† ~
3. Lf8—g7, d6: ‡

A.
1. ... Lh6—d2:
Sb2—c4, d1
2. Td6—e6†
Ld7—e6:
3. Sd4—c6: ‡

B.
1. .... Da7—d4:
2. Df2—d4: †
Ke5—f5
3. Dd4—e4 ‡

C.
1. .... ~
2. Df2—e2† ~
3. Df2—e3, e4 ‡

1. Kombinationsaufgabe.

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht.“

Dahn	Rade	Mais	Leda
Ares	Ebro	Hera	Anden
Main	Atlas	Altar	Inder
Dame	Barke	Graz	Rübe
Laute	Aube	Omar	China
Flöte	Eſche	Eſther	Salis
Meta	Ebers	Maas	Krone
Emilia	Eiſack	Seher	Kreta

2. Füllrätſel.

A	g	**A**	**T**	h	e
E	s	**t**	**h**	e	r
A	**t**	**h**	**e**	**n**	**e**
T	**h**	**e**	**t**	**i**	**s**
D	a	**n**	**i**	e	l
F	i	**e**	**s**	c	o

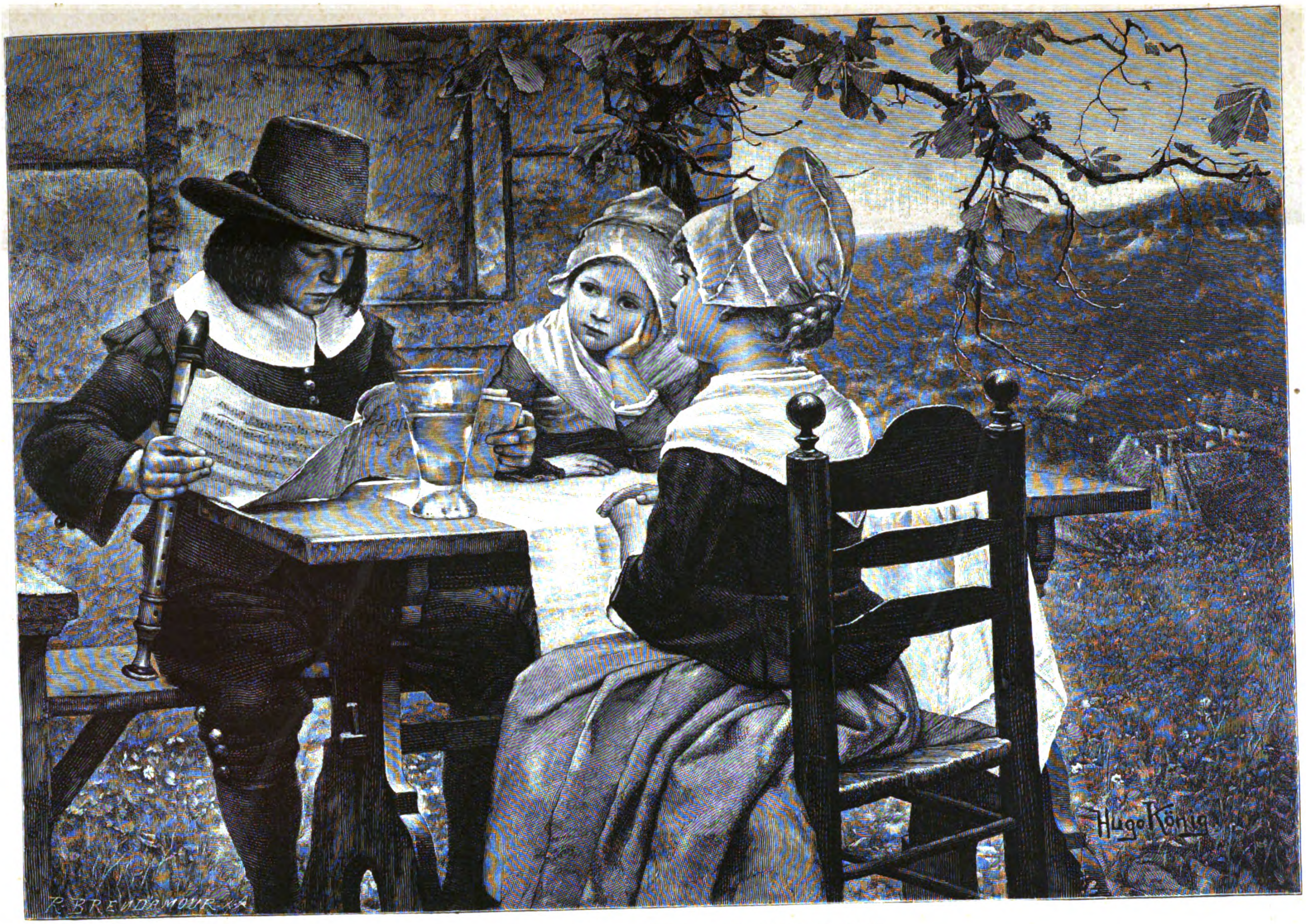
3. Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben, aus denen die vier gegebenen Wörter beſtehen, erhält man:

Ernſt von Wildenbruch.

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Von Joachim von Dürow. (Fortſ.) — Trauer. Gedicht von Frida Schanz. — Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim. Von R. Wille. — Ein Goldfund. Von Friedrich Meiſter. — Bleichſucht und Blutarmut. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Das beſte Lutherdenkmal. Von Leopold Witte. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der Unverbeſſerliche von O. Piltz; Erſter muſikaliſcher Verſuch von C. von Bergen; Pappenheim von Franz Koch; Spielender Knabe, Satſumafigur. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Geſundheitslehre. — Verkehr. — Statiſtik. — Buchhandel. — Rechtsrat. — Auch eine Jubilarin! Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

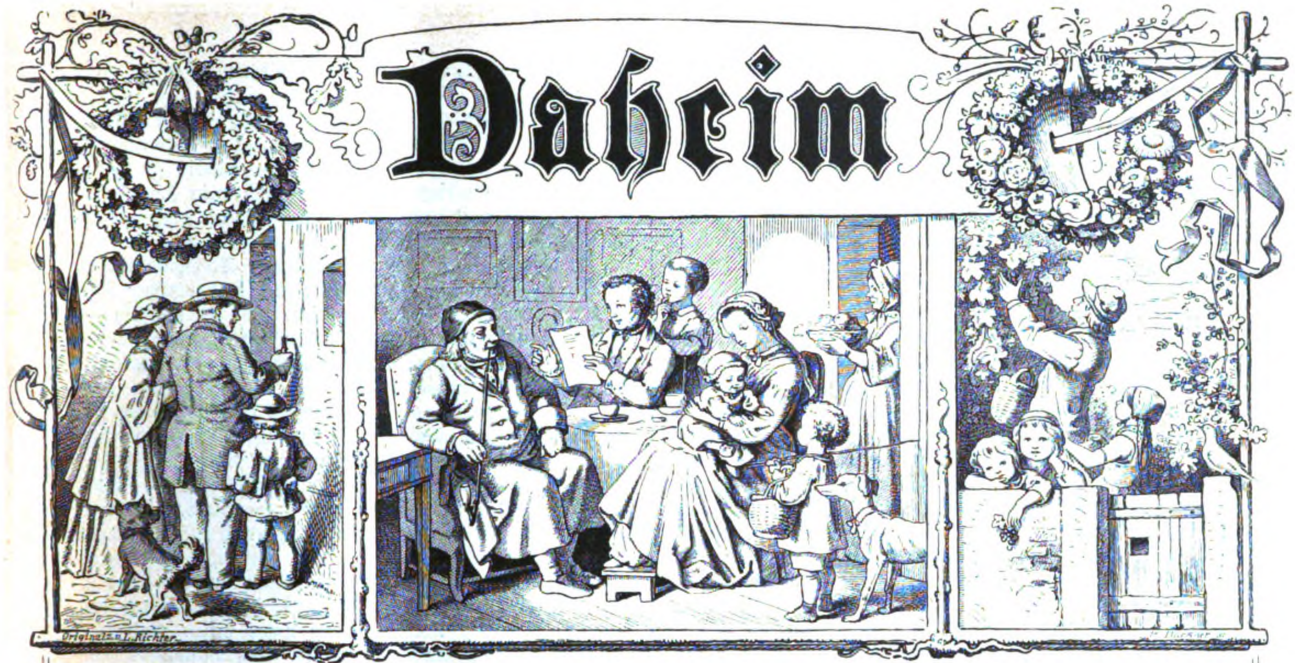
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Hugo König
R. BRENDAMOUR X.A.

Eine ſchwierige Paſſage. Nach dem Gemälde von Hugo König.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 7.

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Februar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 19.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Mutter und Sohn Hegebach waren allein, und bedächtig ſtreifte Edmund mit einem leiſen Pfeifen die Aſche von ſeiner Cigarre: „Alſo das iſt nun unſer künftiger Schwiegerſohn, hm!“

„Hoffentlich ja! Haſt du etwas dagegen?“

„Ich —? Hier ſcheint mir mehr die Frage, ob das Mädchen etwas dagegen hat?“

Frau Eleonore lachte ſilbern: „O, man verſchließt ſich ja unter den Rettlingens dem Weſen des neuen Zeitengeiſtes mit der ganzen Pedanterie des Zopftums, und da die alte Sitte die gute Sitte, ſo werden die Töchter eben nicht gefragt. Mich hat auch niemand gefragt, als ich deinen Vater heiratete.“

„Vor Anführung von derartigen Beiſpielen würde ich mich ein wenig beſinnen, liebe Alte, inſofern ſie nämlich der Logik entbehren, die doch hier vermutlich heißen ſoll: Ende gut, alles gut! Es iſt ja aber möglich, daß der ſtolzen Ariſtokratin in Rotenſtein die neunzinkige Krone auf dem jugendlichen Haupte der Enkelin paßt, umſomehr als ſich das Bild von dem Goldgrunde einer Million, für die mir die berühmte Familienſparſamkeit durchaus empfänglich ſcheint, wirkungsvoll abheben würde. Ich habe mir ja die Perſpektive für Juttas Einſtigen hin und wieder ausgemalt, nur war der point de vue immer ſo ein rotbäckiger Junker, weißt du, nimmermehr aber der alte Herr, in dem man trotz aller Gemütlichkeit doch wohl den verkappten Roué zu ſuchen hat.“

„Der Graf Laurin iſt ein Mann in den beſten Jahren.“

„Na, über das ‚gut‘ und ‚beſte‘ hat in dieſer Beziehung jedermann ſo ſeine eigenen Anſichten. Erinnerſt du dich, wie wir letzthin gingen der alten Tante Juſtizrätin zu ihrem einundneunzigſten Geburtstag zu gratulieren? ‚Kinderchen, glaubt es mir — alt werde ich nicht werden,‘ ſagte ſie mit einer ſtillen Wehmutszähre in der Stimme.“

„Du thuſt wirklich, Edmund, als ob es zum erſtenmal geſchieht, daß ein junges Mädchen einen Mann heiratet, der zufällig ihr Vater hätte ſein können.“

„Pardon, Mama, Vater wie er da eben vor uns ſaß, mit Schminke, Korſet und täuſchend imitiertem Zahn; Großvater aber dächte ich, ohne Korſet und Imitation des Zahnes.“

Frau Eleonore kämpfte bereits mit Thränen. „Ich ſehe ſchon, daß du durch unberufenes Zwiſchenreden ein Projekt, das uns allen wie eine Erlöſung kommen könnte, zum Scheitern bringen wirſt. Siehſt du denn nicht ein, wie anders unſere Stellung gegenüber Rotenſtein iſt, wenn dieſe Jutta, der Hebel für alle von dort ausgehende Knauſerei, in einem Reichtum untergebracht iſt, vor dem das ganze Rotenſtein ſamt ſeinen vier Vorwerken in ein Nichts verſchwindet?“

„Allerdings, ja. Nach dem, was der Kammerdiener des Grafen erzählt hat, repräſentiert deſſen Beſitz ein kleines Fürſtentum, außerdem weit genug gelegen, daß die Klage verhallen würde. Und nun — Mutter: geben wir uns 'mal mit dem Bau von Luftſchlöſſern ab! Nehmen wir einmal an, daß dieſes wandelnde Skelett von Graf nicht mehr iſt, und daß Jutta —“

Das Bild fand in Worten nicht den Weg über die Lippe; aber in Edmunds ſonſt ſo realiſtiſch angelegter Seele blieb es als ein Phantaſiegebilde von ungewöhnlicher Unzerrinnbarkeit haften. Er ſah in Jutta nicht mehr die „Kleine von Rotenſtein“, er ſah ſie, die blühende Farbe der Wange zu mattem Roſa abgetönt, im Weiß und Schwarz der Halbtrauer einer jungen Witwe, als die unumſchränkte Herrin feenhafter Schlöſſer! Sich ſelbſt aber als den hochwillkommenen Prinzen in dieſer einſamen Märchenpracht! Warum ſollte ein verſchuldeter Leutnant nicht auch einmal ein Phantaſt ſein!

Abermals aus Juttas Tagebuch:

„Eine große Schlittenfahrt hat Königsberg für einen Nachmittag in Erregung gebracht.

‚Möchteſt du mit dem kleinen Rabenhorſt fahren?‘ hatte mich Papa gefragt, und da ihm der kleine Rabenhorſt recht ſchien, hatte ich auch meinerſeits durchaus nichts gegen ihn einzuwenden. Ich fand auch keine Gelegenheit, den kleinen Rabenhorſt zu bereuen. Er übergab mir gefällig die Zügel, und es war wirklich eine recht luſtige Fahrt längs des feſtgefrorenen Pregels.

Mama hatte die ehrendſten Aufforderungen ſeitens der Generalität ausgeſchlagen, um mit Graf Laurin fahren zu können. Mir war's gleichgültig, mit wem ſie fuhr.

Jedenfalls war das Klavier in Ponart geradeſo verſtimmt, wie es zu einem Klavier bei einer richtigen Schlittenfahrt gehört. Der Kaffee war reich an Cichorie, der Pfannenkuchen ſpielte etwas in das Gebiet des Ledernen hinüber, die allgemeine Heiterkeit beeinträchtigte ſolches nicht.

Glücklich ſitze ich endlich wieder in meinem Schlitten, ein wenig verwundert, daß von meinem Rabenhorſt noch gar nichts zu ſpüren iſt, als plötzlich der Graf Laurin mit einem: ‚Ich habe die Ehre, meine Gnädigſte,‘ ganz unverfroren neben mir Platz nimmt.

‚Verzeihung, Herr Graf, Sie verwechſeln mich mit Mama.‘

‚O bewahre, gnädiges Fräulein! Der glückliche Eroberer dieſes Platzes hat ſich denſelben als eine beſondere Gunſt von Ihrer Frau Mutter und Herrn von Rabenhorſt erbeten.‘ Und dann, als der Schlitten ſich bereits in Bewegung ſetzte: ‚Sie müſſen mich heute hören, Jutta von Rettlingen.‘

Nun hielt der Graf in ſehr hübſchen Worten, und zwar mehr als väterlicher Freund, denn in einer anderen Eigenſchaft, um meine Hand an, und ich ſagte ihm, ebenfalls ſehr höflich, (Großmama hat mich erzogen), daß ich in voller Würdigung der Ehre ſeines Antrages dieſem doch nie und nimmer Gehör zu geben vermöchte. Ob es das Beſtimmte dieſer Antwort allein war, das den alten Herrn verſtummen machte? Oder ob ihn ein Ahnen anflog, daß ich, mit den Zügeln in der Hand, Macht und Luſt genug hatte, ihn im Wiederholungsfalle ein wenig in den Schnee zu kippen?

Wir fuhren nicht etwa nach Hauſe, ſondern direkt in den Junkerhof, wo ein Tanz die Geſellſchaft noch bis Mitternacht vereinen ſollte.

Hier auf geſichertem Boden that der Graf, trotzdem ihm meine Erklärung wirklich jede Hoffnung abgeſchnitten, als habe die Unterredung gar nicht ſtattgefunden. Ein wenig ‚Sich zieren‘ von meiner Seite hatte er, wie ich aus einem Geflüſter mit meiner Stiefmutter entnahm, erwartet. Und ſo wich er denn den ganzen Abend einfach nicht von meiner Seite.

Dazu waren die Leute ſo ſonderbar zu mir, man lächelte, man winkte mir zu; meine Stiefmutter lächelte und winkte auch, und als ich endlich den kleinen Rabenhorſt halb weinend um Aufklärung bat, erzählte er mir, daß Mama, ohne eine Frage direkt zu beantworten, es doch verſtanden habe, die Verlobung zwiſchen mir und dem Grafen als demnächſt perfekt hinzuſtellen, natürlich würde er ſich den großmütterlichen Segen vorher einholen. Ihm, dem kleinen Rabenhorſt, ſei vorhin bei dem Platzwechſel in dem Schlitten die Piſtole gleichſam auf die Bruſt geſetzt worden: ‚Es wäre eines Kavaliers nicht würdig, ſich gewiſſermaßen einzudrängen — er verſtehe ſchon.‘

Als ich nach Hauſe kam, habe ich nicht nur geweint, ich habe ſogar in hellem Zorn mit den Füßen getrampelt und ich erklärte — nun ihr — rund heraus, daß keine Macht der Welt mich auf den am morgenden Abend ſtattfindenden Ball beim General v. K. bringen würde, da mir alles daran gelegen ſei, eine fernere Begegnung mit Laurin zu vermeiden.

Das eingehende, ſanfte: ‚Wie du willſt, liebe Kleine,‘ hätte mich ſchon ſtutzig machen müſſen, und ſo erfuhr ich denn mir zum neuen Verdruß, daß Graf Laurin an jenem Abend anderswo verſagt geweſen, und daß mein Fernbleiben von der Geſellſchaft daher dem Gerede einen weiteren Vorſchub gegeben habe.

Bald darauf war unſer wöchentlicher Theaterabend, ich atmete erleichtert auf, daß der erſte Akt halb vorüber war, ohne daß von Laurin auch nur eine Spur zu erblicken geweſen! Dagegen trat der kleine Rabenhorſt in die Loge, und er ſchickte ſich zugleich mit höflicher Verbeugung an, den leeren Platz neben mir einzunehmen.

‚Pardon, mein Herr von Rabenhorſt, ich bin von jemand, der noch kommt, gebeten worden, ihm dieſen Platz jedenfalls zu reſervieren,‘ ſagte meine Stiefmutter, das ganze Organ voll Silber. Jetzt war es mit meiner Geduld am Ende! Ich habe überhaupt nie ſehr viel Geduld gehabt, und wenn der liebe Herrgott mir wirklich ein Plätzchen in ſeinem Himmel aufgehoben, ſo wäre es eine gerechte Strafe, wenn Petrus mich eine gute Weile vor der Himmelsthür warten ließe.

Nun aber weiter in der Geſchichte jenes Theaterabends.

‚Du geſtatteſt wohl, daß ich unter dieſen Umſtänden nach Hauſe gehe, Mama,‘ ſagte ich kurz entſchloſſen und befand mich im nächſten Augenblick außerhalb der Loge, ohne Rückſicht darauf, daß es ſich nicht im mindeſten ſchickte, in Dunkelheit und Schmutz nach Hauſe zu gehen, weder für die Tochter des Regimentskommandeur, noch ſonſt für eine junge Dame. Glücklicherweiſe war Rabenhorſt zur Stelle: ‚Bravo, gnädiges Fräulein,‘ ſagte er ziemlich unverfroren, eilte ſelbſt nach einer Droſchke, und ungefährdet langte ich zu Hauſe an.

Kaum daß ich mir Zeit nahm, Hut und Mantel abzunehmen, eilte ich ſofort nach Papas Arbeitszimmer. Er ſaß an ſeinem Schreibtiſche, und ſeine Stirn runzelte ſich ſtark, da er mich kommen ſah. Doch hatte in meiner gegenwärtigen Stimmung ſo etwas wie Runzeln auf der Stirn keinerlei Schrecken für mich. Ich ſetzte mich dicht an ſeine Seite und erklärte ihm, daß ich unbedingt nach Rotenſtein zurück wolle, daß es ſeine Pflicht als Vater aber ſei, fernerem Gerede mit dem Grafen ein Ende zu machen. Jedoch der, der mich da anhörte, mit dem gewiſſen, verlorenen Blick, das war nicht mein Vater, das war nur der Regimentskommandeur, das war der Soldaten-Rudolph.

‚Ich begreife nicht, weshalb du die Sache ſo tragiſch nimmſt, Kind? Wenn du den Grafen nicht magſt, nun dann magſt du ihn eben nicht, obſchon ich glaubte, Ihr wäret längſt einig, und es in Betracht zu ziehen iſt, daß ein anſtändiger Mann von ſo koloſſalem Reichtum ſchwerlich zum zweitenmal bei dir anklopfen dürfte. Rabenvater zu ſpielen entſpricht aber weder meiner Natur, noch habe ich Zeit für eine derartige Rolle. Wenn du die Rückkehr nach Rotenſtein wünſcheſt, ſo ſteht dem nichts entgegen, nur möchte ich dich bitten, mich gerade jetzt ungeſtört zu laſſen, da ein paar unangenehme Vorfälle im Regiment meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Bitte ſchließe die Doppelthüre, da ich jeden Augenblick den Adjutanten erwarte.‘

Morgen kommt nun der Wagen aus Rotenſtein, mich zu holen, und dies Merkbuch wird für alle Zeit geſchloſſen. Doch möchte ich ihm noch eine Sache anvertrauen.

Es iſt nämlich ein Brief von Herrn von Kienitz an Papa angekommen, worin er über ſein Thun und Treiben in Berlin berichtet. Am Schluß des Schreibens, deſſen Inhalt ich mir in Beziehung auf Politik ſorgſam eingeprägt, um Großmama darüber berichten zu können, erkundigt ſich Herr von Kienitz, ob er wohl des Vorzugs ſich gewärtigen könnte, bei ſeiner Rückkehr von Berlin mich noch in Königsberg zu finden? Auch beauftragt er Papa mit einer angelegentlichen Empfehlung an mich. Da nun Kränkung des Nebenmannes mir allezeit wider den Strich gegangen, und ich mich einer ſolchen gegenüber Herrn von Kienitz doch durch ein unvorſichtiges Wort ſchuldig gemacht, habe ich mich des Grußes von Herzen gefreut.

Eben kommt, ein ſeltenes Ereignis — Papa in mein Zimmer, mir eine Nachricht zu bringen, welche die Herren des Klubs mehr oder weniger in Erregung verſetzt hat. Es ſoll ſchlecht mit Herrn von Türk auf Felſing ſtehen! Gewagte Spekulationen ſollen den Verkauf des Gutes möglicherweiſe nach ſich ziehen. Eine Nachricht, deren Tragweite in Beziehung auf die Wieſe für Großmama nicht zu unterſchätzen iſt.

Damit ſei unter das Merkbuch nun endgültig der Strich geſetzt.“

Als am Abend von Juttas Heimkehr nach Rotenſtein Frau von Rettlingen, gegen ihre ſonſtige Art die Treppe erſteigend, an dem ſchmalen Bettlein des jungen Mädchens ſaß, öffneten ſich die Schleuſen des lange eingedämmten Mitteilungsdranges, jedoch immerhin in gewiſſen Grenzen. Frau von Rettlingen erfuhr nichts von den kleinlichen Quälereien, denen Jutta ſeitens ihrer Stiefmutter ausgeſetzt geweſen, nichts von der ungewöhnlichen Art und Weiſe der Wirtſchaftsführung im Hauſe ihrer Eltern, ebenſowenig etwas von dem direkt aus Paris beſtellten Ameublement in Boule für das Boudoir der ſchönen Rettlingen. Wohl aber erfuhr die Großmutter von den Intriguen, durch die man die unbequeme Stieftochter in Feſſelung an einen ihr widerwärtigen Mann gewiſſermaßen hatte „los werden“ wollen, und beredter noch als Worte war das Vermeiden einer Antwort auf di Frage, „ob ſie denn an ihrem Vater keinerlei Stütze gefunden habe?“

Sonntag Nachmittag. Von B. Vautier.

Ein paar Tage darauf kam ein Brief von einer guten Freundin an die alte Dame, der, neben allerlei Berichten über den Verlauf der Saiſon in Königsberg (wie gute Freundinnen eben zu berichten pflegen), auch die Kunde enthielt, daß der Löwe der Geſellſchaft, der Graf Laurin, inmitten eines Diners von einem böſen epileptiſchen Zufall heimgeſucht worden ſei; es ſei das periodiſche Auftreten dieſes unheilbaren Leidens eine unſelige Erbſchaft in der Familie der Laurins.

Wegen ein biſſel Klatſch und ein biſſel Tratſch war das Schreiben der guten Freundin abgefaßt worden, dennoch wurde ſein Inhalt zur Beſiegelung deſſen, was in dem Herzen der alten Frau unter Kampf und Gebet bereits verbrieft worden war.

13. Kapitel.

„Die gnädige Frau von Rotenſtein laſſen ſchön grüßen. Sie ſind im Deutſchen Hauſe abgeſtiegen und wünſchen den Herrn Junker Rudolph heute Nachmittag bei ſich zu ſehen.“

Mit dieſen Worten pflegte zu der Zeit, da der Oberſt Rettlingen noch als Schuljunge bei der verwitweten Frau Kalkulator Schulz in Penſion war, der alte Diener Anton ſich als Abgeſandter ſeiner Herrin einzufinden, und die Meldung brachte immer einen kleinen Aufruhr in der Familie der guten Schulzchen hervor. Man wußte allerdings, daß Frau von Rettlingen ſelbſt nur in außergewöhnlichen Fällen die ſteile Kalkulatortreppe erſtieg, aber man hielt es für geboten, ſich den „Herzensjungen“, bevor er abging, heran zu winken. Der Dank für die Überſendung eines roſigen Schinkens oder einer Gänſebruſt wurde ihm in hübſcher Wortſtellung eingeprägt, die Ärmel der immer ausgewachſenen Jacke wurden thunlichſt heruntergezogen, etwaige Federchen ſorgſam vom Habit entfernt, und die Haare vermittelſt ein wenig Waſſers in die richtigen Kammſtriche gebracht.

Jung-Rudolph aber trollte, im Gefühle ſeiner ganzen Wichtigkeit, dem Deutſchen Hauſe zu, die Freude des Wiederſehens je nach Lerneifer und Betragen den Verhältniſſen anpaſſend.

Bei Reinheit des Gewiſſens durfte er am Morgen vor der Abreiſe mit Umgehung der erſten Schulſtunde dann noch einmal ins Hotel kommen. Bei dieſem Morgenbeſuch wurde der Frühſchoppen derart kredenzt, daß man den Reſt des Kaffees mit dem Reſte der Sahne in dem Schmandtopfe vereinigte, wozu die Frau Mutter ſchon am Abend vorher „einen Butterkuchen mehr“ für den Junker Rudolph zu beſtellen pflegte.

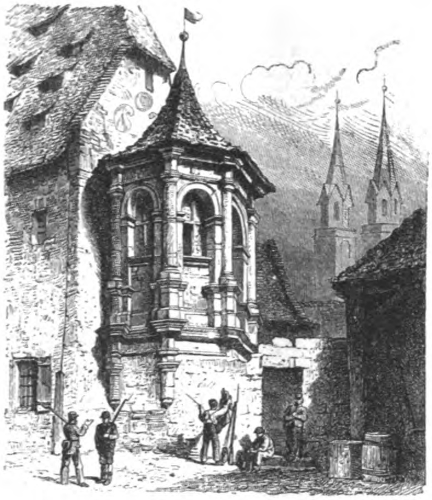
Der Genuß dieſes Kaffees und dieſes Butterkuchens anſtatt der ſonſtigen Mehlſuppe gehörte zu den freundlichſten Erinnerungen aus den Kindheitstagen Rudolphs von Rettlingen.

„Die gnädige Frau aus Rotenſtein laſſen ſchön grüßen. Sie ſind im Deutſchen Hauſe abgeſtiegen und würden ſich freuen, den Herrn Oberſt heute Nachmittag bei ſich zu ſehen.“

So meldete Anton der Jüngere (entſprechend dem Rettlingenſchen Prinzip, die Dienerſchaft des Schloſſes aus der eigenen Begüterung heranzubilden, der Sohn und Nachfolger Anton des Älteren), und überraſcht wendete der Oberſt das Haupt. Er wußte, daß bei der Zunahme an Jahren wie an Bequemlichkeit nur eine ganz beſondere Veranlaſſung die Gegenwart ſeiner Mutter in Königsberg zur Folge haben konnte. Vielleicht hatte es dem Sohne einen leichten Stich im Gewiſſen zurückgelaſſen, daß er der indirekten Aufforderung, nach Rotenſtein zu kommen, in immer noch nicht überwundener Verſtimmung die Ablehnung entgegengeſetzt. Und nun kam ſie? Sie, die alte Rettlingen auf Rotenſtein? Hm!

„Ich ließe die gnädige Frau bitten, mich zu erwarten.“

Nachdem der Oberſt die Papiere, über denen er gerade gearbeitet, haſtig eingeſchloſſen, ohne ſeinem Prinzip für eine ſchnurgerade Lage derſelben, wie ſonſt, bedächtig nachzukommen,



Chörchen am Sebaldus-Pfarrhof zu Nürnberg.
Von Lorenz Ritter.

ſchnallte er den Degen um und begab ſich ohne Verzug zu der gewünſchten Zuſammenkunft, trotzdem er in ſeinem Hauſe gerade zum heutigen Abend eine ziemlich große Geſellſchaft erwartete.

Ruhelos in dem Zimmer des Hotels auf- und abgehend, die Stirn in düſtere Falten gelegt, hatte der Mann die Gäſte um Frau Eleonorens Theetiſch über der weittragenden Beſprechung, die den Gegenſtand von Frau von Rettlingens Herüberkommen umfaßte, gänzlich vergeſſen.

Da ſaß ſie gerade aufgerichtet in der Sofaecke, wie immer in ſchwarze kniſternde Seide gekleidet. Das Geſicht von der weißen Haube umrahmt, um den Hals die goldene Erbſenkette mit dem großen Medaillon. Um ihre Lippen lagerte ein merkwürdig gepreßter Zug, in den Augen flammte das Licht einer düſteren Entſchloſſenheit, und da der Sohn jetzt vor die Mutter hintrat, war die Ähnlichkeit zwiſchen den beiden edel geſchnittenen Geſichtern auch im Ausdrucke eine faſt wunderbare. Es hatte eine Weile gedauert, ehe die Mutter zu ſprechen begonnen, dann aber hatte ſie geſprochen, anfangs mit leicht bebender Stimme, dann aber, ihr Ziel vor Augen, in unentwegter Sicherheit die Umſtände darlegend.

Rudolph Rettlingen war keine jener elaſtiſchen Naturen, die ſich kampflos von den Verhältniſſen tragen laſſen. Wohl aber war er als Soldat ein Mann der Subordination und gleichzeitig in innerſter Seele ein frommer Menſch, dem das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, mit der Hingabe an ſeinen König gleichſtand.

Als er jetzt mit ein wenig rauher Stimme zu ſprechen begann, war der Kampf ausgekämpft.

„Ich hoffe, daß außer mir und dir, Mutter, niemand um die Sache weiß.“

„Keine menſchliche Seele, und am allerwenigſten —“

„Verzeihe, aber was du jetzt ſagen wollteſt, war wohl von vornherein ausgeſchloſſen. Da du, als meine Mutter, nach beſtem Ermeſſen zu handeln vermeinſt, iſt die Zuſtimmung meinerſeits als Sohn ſelbſtverſtändlich, und wir haben den Fall als einen erledigten zu betrachten. Leider bin ich, da du ſchon morgen die Stadt zu verlaſſen gedenkſt, dienſtlich verhindert, mich noch bei dir zu verabſchieden, und du geſtatteſt mir wohl, ſolches gleich zu thun, um ſo mehr, als meine Frau heute zum Abend Gäſte bei ſich ſieht. Gott ſegne dich, Mutter!“

„Und wie gehſt du von mir, Rudolph?“

„Als dein allzeit gehorſamer Sohn. Adieu.“

An der Thüre drehte der Oberſt ſich noch einmal um, legte die Hand an die Mütze, und dann hörte man ihn die Treppe hinunter gehen — Stufe für Stufe, daß es der alten Frau deuchte, es ginge ein jeder dieſer Tritte über ihr in Weh aufzuckendes Herz.

Sie hatte ja gewußt, daß es ſchwer ſein würde! Wettern und Toben hätte ſie hingenommen, aber das ſtille, gefaßte Geſicht ihres Rudolph die ganze, lange ſchlafloſe Nacht vor der eigenen kampfesmüden Seele? In ihrem Ohre immer der Klang des Wortes, mit dem er von ihr gegangen: „Als dein allzeit gehorſamer Sohn.“ Damit ſollte ſie fortan die Strecke, die ihr der Himmel noch geſteckt, zurücklegen? Damit allein? Und wenn ſie rief — wie bald konnte es ſein — in Todesnot, dann ſollte er dem Rufe folgen auch nur als „ihr gehorſamer Sohn?“

So manche ſchlafloſe Nacht war in dem Leben der alten Rettlingen zu verzeichnen geweſen. Nächte, in denen der Mond ſilbern ins Fenſter geſchienen, und wieder andere, in denen es kalt und dunkel war. Und doch war deren keine ſo ſchwer geweſen, denn dieſe! Nicht einmal die, in der ſie ihrem lieben Alten die treuen Augen zugedrückt, — denn ſolches Leid ſchickte Gott, und dem Menſchen war es überlaſſen, ſich die richtige Faſſung zurecht zu ſchneiden, ohne zu murren und geiſtig aufzubäumen. Hier aber war es Menſchenwerk, hier war es *ihre* Hand, die an dem Fundamente, das ein halbes Jahrhundert den ſtolzen Aufbau: „Ich und mein Sohn“ getragen, mit hartem Griffe rüttelte!

Und dennoch!

Der letzte der Gäſte hatte ſich bereits von Frau Eleonorens Theetiſch entfernt, als der ſcharfe Ton der Hausglocke die Rückkehr des Oberſten verkündigte. Er ging direkt in ſein Zimmer, legte die Handſchuhe beiſeite, ſtellte den Degen in die dafür beſtimmte Ecke und griff läſſig nach den Briefſchaften auf ſeinem Schreibtiſche.

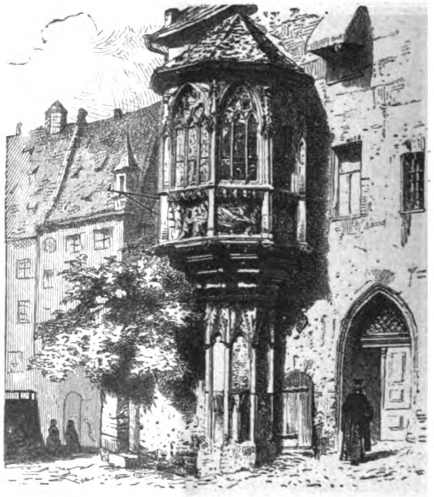
Es waren Dienſtſachen, deren Inhalt er bereits kannte; daneben auch ein Schreiben auf ſehr grobem Papier mit unorthographiſcher Adreſſe.

Mit gerunzelter Stirn zog der Oberſt aus dem Umſchlage ein ſtark fettiges Büchlein in Oktavformat heraus, deſſen einzelne Seiten in permanenter Wiederholung nachſtehendes Konto brachten:

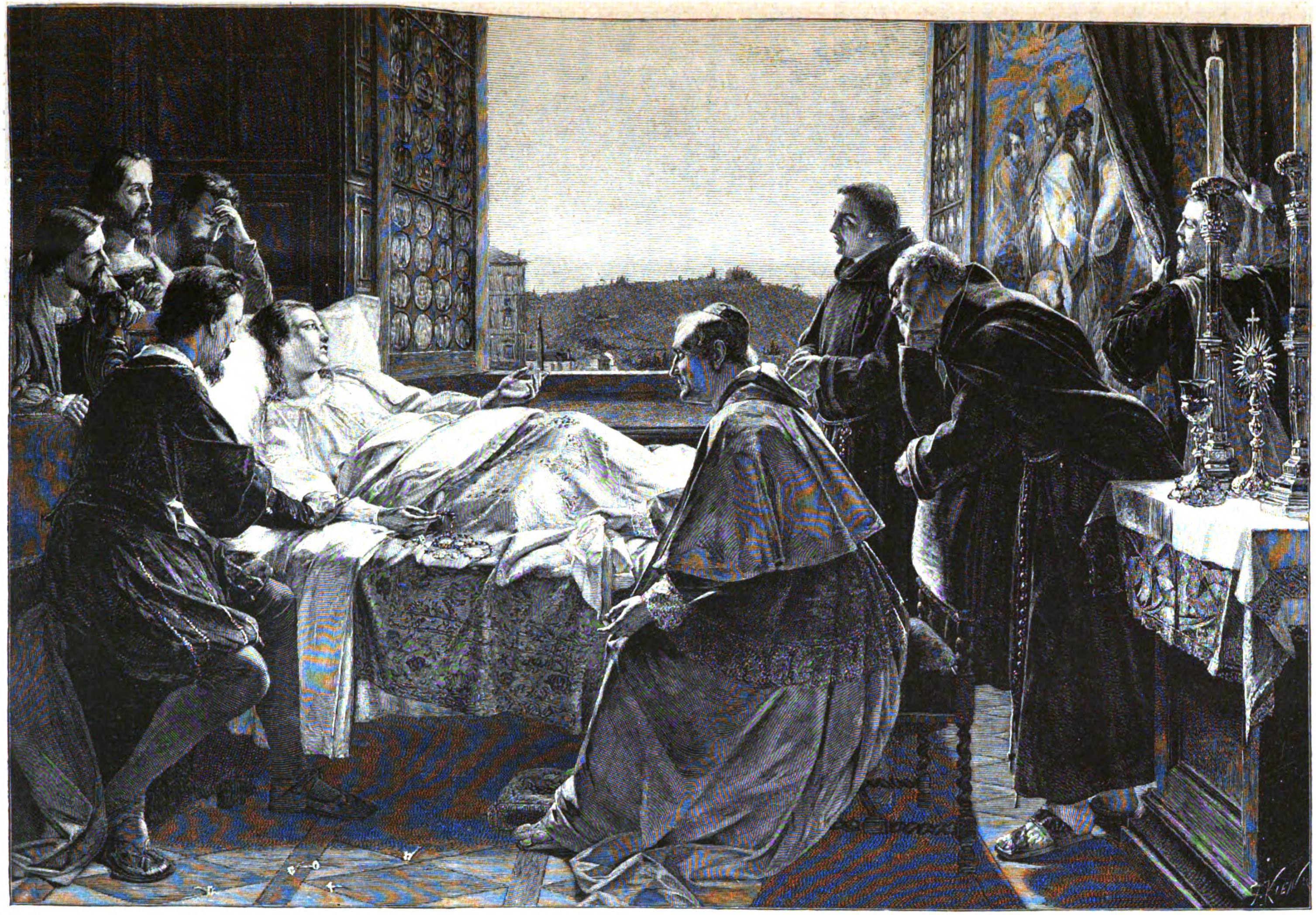
5 Pfd. Kalbskeul	10 Sgr.
3 Pfd. Karminad	9 Sgr.
7 Pfd. Schöps vons Hinterviertel	20 Sgr. ꝛc.

Dann am Schluß des Buches:

„Der gnädige Herr Oberſt von Rettlingen wollen entſchuldigen, wenn ich mir gehorſamſt erdreiſte; keichend falle ich zu Ihren edlen Füßen, indem ich bitte, mich die Rechnung, was nun ſchon anderthalb Jahrchens ſteht, doch aller-



Erker am Zeughaus zu Nürnberg.
Von Lorenz Ritter.



Raffaels Tod. Nach dem Gemälde von O'Neil.

gnädigſt bezahlen zu wollen; denn ich bin ein armes Menſch und weiß nicht, wie ich mir ſoll helfen. Und dabei ſo in Angſt, daß die Hochwohlgeborenen Herrſchaft mich Ihre Kundſchaft könnten entziehen, ſo ich doch gerne anſchreibe, ſo lange ich es irgend im Stande bin zu leiſten.

Allerunterthänigſte Wwe. Brink
in der Totenſtraße.

Nachſchrift: Und es iſt alles wahr und hat ſeine Richtigkeit, und die gnädige Köchin kann es bezeugen.“

Trotz des phyſiſchen und moraliſchen Ekels, den er empfand, nahm der Oberſt das fettige Buch und ging zu ſeiner Gemahlin herüber.

Frau Eleonore ſaß, in angenehme Gedanken verſunken, da, inſofern man ihr ſoeben eine anheimelnde durchaus freundliche Perſpektive eröffnet. Man hatte ſie einſtimmig als lady patroness bei einer demnächſt in Scene gehenden Wohlthätigkeitsvorſtellung gewählt.

Jetzt ſtand der Oberſt, das Fleiſcherbuch in der Hand, vor ihr.

„Ich weiß nicht, wie du dich darüber ſo ereifern kannſt, lieber Mann. Natürlich wird die Lappalie bezahlt werden.“

„Ich wünſche zu wiſſen, wann?“ herrſchte der Oberſt ſie an.

Ein finſterer Trotz blitzte plötzlich in den ſchönen Madonnenaugen auf. Den Kopf in den Nacken geworfen, ſtand die Frau dem Manne mit ungewöhnlicher Energie gegenüber, und um die Lippen zuckte es häßlich: „Nun — einmal jedenfalls! Schließlich warten die Leute gern. Jedermann weiß, daß der Beſitz von Rotenſtein doch nur eine Zeitfrage für uns iſt.“

Ohne ein Wort der Erwiderung hatte der Oberſt für ſeine Frau nur einen langen, ſeltſamen Blick, der ihr ohne die gänzliche Hingabe an die Wohlthätigkeitsvorſtellung vielleicht zu denken gegeben hätte. — —

Mit dem Dämmern des Tages hatte ſich ein leichter Schlummer wohlthuend über die müden Augen der alten Frau geſenkt, deren Miſſion erfüllt war, und die daher heutigen Tages noch abzureiſen gedachte.

Sie beendete in gewohnter Sorgfalt ihre Toilette, gab einige Anordnungen wegen des Packens der Koffer und betrat dann das Zimmer, darinnen das Tablett mit dem Morgenkaffee bereits ihrer harrte. Aber die Hand der Greiſin taſtete ſuchend nach einer Stütze, als ſie die Schwelle zu dieſem Zimmer überſchreiten wollte, in dem Auge dunkelte es von Thränen, — denn der, der dort in der Sofaecke ſaß, der mit demſelben Blick, den ihr der kleine Rudolph ſonſt erwartungsvoll entgegen geſandt, zu ihr hinüber ſchaute, — das war — „Er“, — das war ihr Sohn!

„Ich bin gekommen, mir meinen Butterkuchen zu holen, Mutter,“ ſagte er mit einem ſtillen Lächeln.

Als ſie dann wie gebrochen unter dem Sturm ihres Inneren auf einen Stuhl ſank, als ſie in mächtiger Bewegung die bebenden Hände vors Geſicht ſchlug, da ſtand er neben ihr, und das müde Haupt der alten Frau ruhte an ſeiner breiten Bruſt.

„Du haſt mich geſtern gefragt, Mutter, ‚wie ich von dir ginge?‘ So vernimm denn, daß ich heute, wohl zum erſtenmal im Leben, den Dienſt abgeſagt, um dir die Antwort perſönlich zu bringen. Der Rudolph, der geſtern von dir ging, dem hatte der Trotz die Augen verblendet. Der Rudolph, der heute wiederkommt, hat ſie in der Erkenntnis aufgethan, daß du vollkommen im Recht biſt, Mutter, — vollkommen im Recht. Es iſt zur vollen Klarheit in mir erwacht, daß ich den größten Segen, der mir im Leben zu teil geworden, doch wohl im Beſitze meiner braven Mutter zu ſuchen habe! Ich dächte, wir verſtehen uns damit für alle Zeit — nicht ſo, Mutter? Da der Wagen gerade vorfährt, ſo laß mich dir den Mantel umgeben; laß mich dir die warmen Schuhe an die Füße ziehen, ſo. Grüße mir nun die Jutta, und“ — er neigte ſich zu dem Ohre der alten Dame herab — „ſei überzeugt, daß ich weiß, was es dich koſtet! Um ein kleines bin ich bei dir, Mutter!“ — —

„Nee, wat bloß in unſ' olle Gnädige für 'ne nige Forſchheit gekommen is,“ meinte in vertraulicher Stunde der Roſekatzky zu den Waldeins, „dat' ſe mit eenemmal upblöge deiht, wie eene älterlachtige Blom'! Äwerſt trugen kann ich der Geſchichte nicht, denn dat Oog', dat is Se nemlich vel to blank för ſo 'ne olle Dams; dat is Flackerfeuer, Fräuleinke ſchönſtet, dat is Flackerfeuer!“ und kopfſchüttelnd zog ſich der Alte in ſeine Verhältniſſe zurück.

Trotz dieſes Kopfſchüttelns freute ſich männiglich der gehobenen Stimmung, in der Frau von Rettlingen aus Königsberg zurückgekehrt war. Froh im Blick, hell im Klange der Stimme, wandte ſie ſich den über Felſing umlaufenden Gerüchten mit allem Eifer zu, wogegen der Ausblick auf die Politik in ſeinen Beſorgniſſen gedämpfter ſchien.

Demgemäß wurden ein paar Herren aus der Nachbarſchaft, die da ihr Vormittagsſchnäpschen im Vorbeireiten in Rotenſtein einnahmen und allerlei politiſche Bedenken auszukramen wußten, als Schwarzſeher wacker abgeführt.

„Es ſoll ſchlimm mit dem von Friedrich Wilhelm III ſo weiſe gemehrten Staatsſchatze ſtehen,“ ſagte man, worauf Frau von Rettlingen in ermutigender Gegenrede einfiel:

„Man ſagt: es gibt keine feigere Art der Verſchanzung, denn ein ſolches ‚Man ſagt.‘ Wer hat denn die Naſe in den Staatsſchatz hineingeſteckt?

Und weſſen Naſe hat überhaupt ein Recht, ſich da hinein zu ſtecken? Das Haupt, das eine Krone trägt, bedarf des glänzenden Hintergrundes, und ſchließlich fließen die Koſten der Hofhaltung, wenn auch indirekt, doch wieder den kleinen Leuten der Reſidenz zu. Der, in deſſen Augen die preußiſchen Hofchargen zu viel an Gehalt beziehen, der ſehe einmal zu, wie es in England um den Haushalt der jungen Königin beſtellt iſt. Anderſeits, wenn unſer gnädigſter Herr baut und pflanzt, ſo iſt es eine Hebung für das Handwerk, ein Sporn dem Künſtler, und lange, lange, wenn alle die ungeziemenden krittelnden Worte, die jetzt laut werden, verhallt ſind, werden die herrlichen Schöpfungen erzählen, daß ein poetiſcher, hochfliegender Geiſt in dem Manne gewohnt, der mehr wie jeder andere berechtigt iſt, zu ſagen: ‚Tadeln iſt billig, und leicht vom Ufer lenket ſich das Staatsſchiff.‘ Aber ſtehe der Euren einer gleich mir mitten in der Brandung der Parteiwogen, deren hoch aufſpritzender Giſcht den klaren Blick trübt, während das Herniederzerren der edelſten Abſichten die Seele verbittert.“

Als die Herren, die da behufs des Schnäpschens herüber gekommen waren, ihre Rößlein wieder beſtiegen hatten, ſetzte ſich Frau von Rettlingen behaglich an ihren gewohnten Fenſterplatz, die Vorgänge auf dem Hofe, wie üblich, ein wenig in Kontrole zu nehmen, obſchon die Stille des Sonntags ihrer Ausübung eine geringe Handhabe bot. Einer nach dem anderen kamen die Leute läſſigen Schrittes angeſchlendert, und niemand verſäumte es, alter Rotenſteiner Sitte gemäß, die Mütze herunterzuziehen, ſobald er in den Bereich des Hauſes trat; ja ſelbſt der, der das Querholz (die „Pede“ genannt) über dem Rücken, ein paar gefüllte Waſſereimer vorüber trug, machte fein Halt, ſtellte die Eimer zu Boden und ging, die Mütze an dem Pedehaken, die Strecke längs dem Hauſe barhäuptig vorüber.

Frau von Rettlingen hob plötzlich den Kopf und ſchaute ſcharf zum Fenſter hinaus: „Nun ſehe mir einer den unverſchämten Menſchen dort an!“

Sofort wurde das Fenſter geöffnet: „Komm Er mal herein, Schäfer Sommer.“

Der Mann folgte dem Befehle, aber die läſſige, verdroſſene Weiſe, mit der er der alten Dame gegenüber trat, hatte etwas entſchieden Aufreizendes.

„Iſt Ihm etwa die Mütze auf dem Kopfe feſtgewachſen? Weiß Er nicht, daß Er die gnädige Herrſchaft zu grüßen hat?“

„Die gnädige Herrſchaft wohl, aber was das Haus iſt — nee. Die Zeiten ſind vorbei vor ſo 'ne Fiſimatenten.“

„Ich verlange nicht, daß Er die alten Sitten mit dem Hauſe mitmacht, wennſchon Ihm darum keine Perle aus der

Krone fallen würde. Solches mag Er halten, wie Er will. Er hat aber wohl geſehen, daß ich am Fenſter geſeſſen habe, — wie?“

Der Mann ſchwieg trotzig.

„Rede Er! Hat Er Seine Herrſchaft geſehen oder nicht?“

„Na, es kann ſchon ſein, daß ich die gnädige Frau geſehen habe, jedoch was ein Mann iſt, mit ſeine freien Menſchenrechte, der kann ſehen oder nicht ſehen, grüßen oder nicht grüßen, juſtament wie es ihm gefällt. Wie die Arbeit, ſo der Lohn. Von Grüßen iſt nichts ausgemacht, wie ich hier in Dienſt getreten bin.“

Es war die erſte offene Renitenz, der Frau von Rettlingen innerhalb ihres langen Beſitzes von Rotenſtein begegnet war. Blaß bis in die Lippen zog ſie mit bebender Hand den Glockenzug.

„Ich wünſche den Herrn Amtmann zu ſprechen, auf der Stelle! Er, Schäfer, Er kann gehen! Er iſt ſeines Dienſtes entlaſſen. Verſteht Er mich? Auf Rotenſteiner Boden iſt kein Platz für Inſubordination. Dort iſt die Thüre.“

Der Mann, an deſſen Gebaren der Frühſchnaps in der Schenke ebenſo ſeinen Anteil hatte, wie der innere Freiheitsdrang und das für alle Wühlereien offene Ohr, drehte trotzig die Mütze zwiſchen den Fingern.

„Als ob ich etwas Beſſeres verlangte, gnädige Frau! Weiter nach Weſten hin, hinter Elbing, da wird ein jeder, der ſeine Sache irgend verſteht, denn doch ein bißchen beſſer bezahlt, als in dieſem Lande und zumal hier in Rotenſtein, wo es doch bekanntlich nach Gunſt und nicht nach Verdienſt geht, wie ſolches ein jeder ſagt. Was ſo dem Roſekatzki zugeſteckt wird an Tafelbier und Herrſchaftseſſen — eine Wohnung wie ein Geheimer Rat, und dabei nicht Kind, nicht Kegel! Das frißt einem anderen, der kein Maulchenkoſer und Augendiener iſt, denn doch das ehrliche Herz ab.“

Frau von Rettlingens ausgeſtreckter Finger deutete nach der Thüre: „Hinaus!“

Die Hände auf den Rücken gelegt, ſtand bald darauf der Amtmann in reſpektvoller Entfernung und ließ ſich von Frau von Rettlingen den Fall auseinander ſetzen.

„Natürlich, wie die gnädige Frau befehlen,“ meinte er kopfſchüttelnd, als ihm die Entlaſſung als Thatſache mitgeteilt worden war, „immerhin —“

„Immerhin? Was denn ‚immerhin?‘ Kann etwa ein Zweifel aufkommen, daß der Menſch augenblicklich über meine Grenze muß? Frau und Kinder mögen bleiben, bis er ein Unterkommen gefunden hat, er ſelbſt aber auch nicht eine Stunde länger.“

„Ganz wie die gnädige Frau befehlen, obſchon in jeder Sache, die gleich dieſer eine Handhabe für Mißdeutungen bieten könnte, mit beſonderer Vorſicht zu Werke gegangen werden muß. Der Mann iſt von ein paar ſtellenloſen Subjekten, die ſich ſchon lange hier in der Gegend umhertreiben, aufgehetzt worden. Das iſt die Geſchichte.“

„Mir gleich. Renitenz bleibt Renitenz. Zudem iſt er ein abgünſtiger, neidiſcher Patron —“

„Ganz recht, aber ſchließlich iſt einer ſo neidiſch wie der andere. Ohne Neid iſt überhaupt kein Wirtſchaften möglich, denn der Neid, das iſt der Polizeidienſt im Gute. Soll dem Sommer der volle Vierteljahrslohn ausgezahlt werden?“

„Da er auf ein Jahr gemietet iſt, der Jahreslohn. Nur daß mir der Menſch nicht mehr vor die leiblichen Augen kommt.“

Als die Sonne an dieſem Tage zur Rüſte gegangen war, ſchaute Jutta beſorgt in das Antlitz der Greiſin: „O Großmama, wie ſiehſt du mir heute ſo müde aus!“ Worauf die Hand der alten Frau ſich mild an die blühende Wange legte.

„Beunruhige dich nicht, mein Kind. Es liegt in der Natur der Sache, daß der alte Körper ſich mit den verſchiedenen Erregungen, die an die Seele herantreten, gebührend abfinden muß, wie es einmal auf der Wippſchaukel dieſes Lebens nicht anders iſt. Wenn der hohe Standpunkt einmal kommt, der Menſch ſich umſieht und auf der Lippe ſchwebt: ‚Was koſtet die Welt?‘, ſo bleibt ihm keine Zeit für das Hinausrufen dieſes oder eines anderen ſtolzen Wortes. Ehe er ſich's verſieht, fährt das Brett herunter.

Trotzdem möchte ich's mit dem ‚Sicherrappeln‘ des alten Körpers noch einmal verſuchen, denn ‚um ein Kleines bin ich bei dir, Mutter,‘ hat mein Rudolph geſagt, und wir haben noch viel zu beſprechen, ich und mein Sohn. Hörſt du es, Jutta? Ich und mein Sohn! Vielleicht ſchickſt du mir einmal die Tante Ethelinde herüber, ſelbige ſchwärmt ja immer von einem Tranke, der da angethan ſei, neunerlei Krankheiten zu beſiegen.“

Tante Ethelinde öffnete die Augen weit: „Was ſagſt du, Jutta? Die gnädigſte Tante, der Freigeiſt in allen Heilmitteln, verlangt nach dem Tranke? O Kunigunde!“

Tante Kunigunde eilte herzu, fürs erſte ohne den Trank.

„Moderiert Euch in Euren Beſorgniſſen,“ meinte lächelnd die alte Dame, und man mühte ſich, in ihrer Gegenwart eines äußerſt liebevollen, aber durchaus unbefangenen Verhaltens; ſobald jedoch die Thüren geſchloſſen, tauchten die Blicke beſorglich in einander. Man raunte, man flüſterte, und ſchließlich geſchah es zum erſtenmal ſeit langer, langer Zeit, daß eines der Fräulein Waldein ſich eine kleine Exkurſion außerhalb ihres beſcheidenen Bereiches geſtattete. Tante Kunigunde ging auf den Hof und erließ den Befehl, daß ſofort der Doktorwagen anzuſpannen ſei.

Die Feinde des Fortſchrittes im Lande, die, dem Bau von Chauſſeen mit Kopfſchütteln zuſehend, allerlei Unheil prophezeiten, hatten in ihrer Art recht. Wurden doch die vielen Schankwirtſchaften, Krüge genannt, die längs den Chauſſeen wie Pilze aus der Erde wuchſen, dem gemeinen Manne zu einer ſchweren Verſuchung! Beſonders übte in der Gegend um Rotenſtein der auf neutralem Gebiete erbaute „Fürſt Blücher“ ſeinen Zauber aus, und auch heute waren ſie mitſammen, die Rotenſteiner wie die Felſinger.

Schon waren die Gemüter ſo weit erregt, daß gegenſeitiges leichtes Umarmen ſtattfand. Sanft floß die Thrän', und ſinnend nach vorn gerichtet war der Blick. Aber noch war man in die dunkle Tiefe, in der Rede und Gegenrede zu erſterben pflegen, nicht hinab getaucht. Im Gegenteil wandte man ſich gewiſſermaßen flott in unbefangener Anſchauung den Tagesfragen zu, deren Gipfelpunkt wie immer die Lohnverhältniſſe bildeten.

„Un ick ſegg' ju, Kinner, dat knappſte Lohn, dat is in Rotenſtein! Wenn de Schäper eben der ollen Gnädigen hüde den Stohl vor de Dör hewt ſetten, iſt es nicht wegen dem Kopfnicker vor dem Hauſe, denn wenn ſie in Rotenſtein hundert Jahr genickt haben, dann laſſen ſie meinetwegen auch noch weiter nicken, ſo lange die alte Gnädige noch am Leben iſt. Nee, nee, es iſt wegen des knappen Lohnes, denn ſie hält das Geld dichte und ſie drückt hölliſch feſte drauf auf den Kaſten.“

„Warum laßt Ihr Euch das gefallen, Leute?“ fiel der Schäfer, ebenfalls hochdeutſch ſprechend, ein. „Nehmt Euch doch ein Exempel an mich. Geht hin und kündigt alle zuſammen, dann kann ſie ja ſehen, wo ſie Leute herkriegt.“

„Is ein Wort, Schäper, ſoll ein Wort ſein!“

„Da heißt es immer: De Kutſcher is verundtwintig Jahr im Dienſt, und der Jäger ſchon an die ſeßundtwintig. Als ob das eine große Ehr' für den Menſchen wär', daß er aus purer Dämlichkeit und Kommodigkeit immer auf ſeinem Platz hocken bleibt und nicht aufſteht und nach dem Vorteil greift, wo doch dieſer ihm dicht vor die Augen geſtellt iſt. — Noch ein Schnäpschen her, Krüger! — Und nun hier: ‚Über die Lohnverhältniſſe im Weſten‘ — wer Gedrucktes leſen kann.“

„Ik kunnt' it emal, — man weet ju, es iſt all gewaltig lang her.“

„Na, noch einen, Herr Krüger, oder her mit der ganzen Buddel, dat fluſcht beter! — Alſo Manns, tau Michael, da kündigen wir alle, die wir hier tauſammen ſind! Is een Wurt?“

„Is een Wurt!“

(Fortſetzung folgt.)

Der Panamaſkandal.

Von Eugen von Jagow-Paris.

(Abdruck verboten.)

Der Panamaſkandal beſitzt eine politiſche und eine ſoziale Bedeutung. Dieſe finden wir in ſeinen allgemeinen Urſachen, jene vor allem in den Konſequenzen, welche er für die Zukunft Frankreichs haben wird. Ich fühle mich um ſo weniger berufen, den Propheten zu ſpielen, als die Panamaangelegenheit noch keineswegs abgeſchloſſen iſt, und ſo beſchränke ich mich darauf, die ſoziale Seite der Frage ins Auge zu faſſen, nachdem ich zuvor mit kurzen Strichen das ſittengeſchichtlich ſo intereſſante Zeitbild entworfen habe.

Zunächſt im Notizenſtil ein paar geſchichtliche Daten, welche den äußeren Anlaß zum Panamaſkandal ins Gedächtnis des Leſers zurückzurufen beſtimmt ſind. Am 20. November vorigen Jahres beſchuldigte die boulangiſtiſche „Cocarde“ den Kammerpräſidenten Floquet, von dem Verwaltungsrat der Panamageſellſchaft 300 000 Frank zu politiſchen Zwecken (Bekämpfung der Kandidatur Boulangers) empfangen zu haben. Der Angeklagte, mit dem boshaften Spitznamen Robespierrot, leugnet vom Präſidentenſtuhl herab das, was er, beiläufig bemerkt, wenige Wochen ſpäter offen zugeſtehen muß. Tags darauf die Interpellation des Boulangiſten Delahaye, der etliche Mitglieder der Kammer der Beſtechlichkeit zeiht. Unter wildem Lärm beſchließt dieſelbe, aus ihrer Mitte einen Unterſuchungsausſchuß einzuſetzen, und Pourquery de Boiſſerin beantragt, dieſem die Befugniſſe eines Unterſuchungsrichters zu erteilen. Der Antrag wird zwar abgelehnt, aber das Miniſterium geſtürzt, weil es ſich der Autopſie der Leiche des Börſenbarons Reinach widerſetzt, der, wie die öffentliche Meinung wiſſen will, ſich vergiftet hat oder gar vergiftet wurde. Das neue Kabinett Ribot entſchließt ſich zu drei Maßregeln: es ordnet die Leichenſchau an, läßt die ehemaligen Mitglieder des Verwaltungsrates der Panamageſellſchaft verhaften, fordert und erlangt vom Parlamente die Erlaubnis, zehn ſeiner Mitglieder, darunter den kurz zuvor zum Rücktritt gezwungenen Finanzminiſter Rouvier, gerichtlich zu verfolgen.

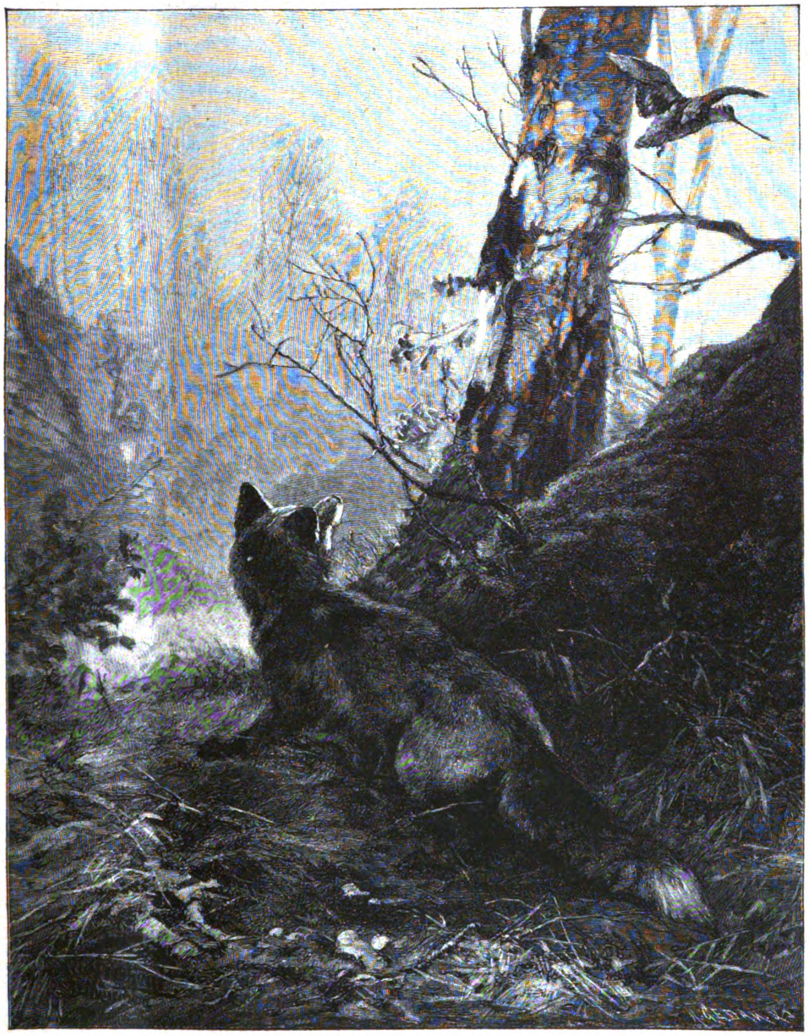
Es handelt ſich in der That lediglich um einen „äußeren Anlaß“, denn die Panamageſellſchaft befindet ſich ſeit langer Friſt in Liquidation. Der Bau des Niveaukanals hatte ſich für Fachmänner ſchon ſeit Jahren als eine Chimäre erwieſen, aber auch die Fortſetzung des Schleuſenkanals war infolge des eingetretenen Geldmangels unmöglich geworden. Anderthalb Milliarden ſind vergeudet worden, von denen kaum ein armes Drittel den Kanalarbeiten zu gute gekommen iſt. Wo iſt der Reſt geblieben? Dieſe Frage verſetzt heute Frankreich in eine Aufregung, deren letztes Ergebnis nicht die Rettung des Kanals für Frankreich, nicht die Rettung unwiederbringlich verlorener Kapitalien, ſondern, wie Peſſimiſten behaupten, die Revolution und eine Diktatur ſein könnten.

Daß es ſich hier um die größte Finanzſchwindelei des Jahrhunderts handelt, dürfte zweifellos ſein; daß es nicht eher zum Krach kam, erklärt ſich aus dem ſelbſtſüchtigen Intereſſe derer, welche unter ſträflicher Mitwirkung oder wenigſtens dank der Nichteinmiſchung der ſich im Laufe der Zeit häufig ablöſenden Regierungen die kleinen Sparer täuſchten, um neue, völlig zweckloſe Einzahlungen zu veranlaſſen und die ſchöne Trinkgelderzeit zu verlängern.

Der Panamakrach iſt übrigens nur eines der vielen Anzeichen für die innere Fäulnis der franzöſiſchen Geſellſchaft, denn bevor die kleinen Börſen bluten mußten, hatte der Zuſammenſturz der Union générale bereits die großen Kapitalien der Ariſtokratie verſchlungen, hatten die Krachs des Comptoir d'Escompte, der Société des dépôts et comptes courants den Mittelſtand arg gebrandſchatzt. Daß neue Kataſtrophen, die mit den heute ſo beliebten „Enthüllungen“ Hand in Hand zu gehen pflegen, in Ausſicht ſtehen, ſei nur nebenbei bemerkt.

Bevor ich auf die Urſachen jener Fäulnis eingehe, ſei ſie zunächſt einmal an dem draſtiſchen Beiſpiel veranſchaulicht, das der Panamaſkandal bietet. Was zeigt er uns? — Die Zerſetzung der kapitaliſtiſchen Bourgeoisgeſellſchaft im Gegenſatz zu den, wie es ſcheint, nicht vergeblichen Verſuchen des vierten Standes, ein organiſches Ganze zu werden und die ſoziale Revolution herbeizuführen; ein wildes Durcheinander von Anſchuldigungen und Verdächtigungen, allgemeines Mißtrauen, Verfolgungswut oft zu den ſelbſtſüchtigſten Zwecken, die Verallgemeinerung jener Methode des verfolgten Diebes, „haltet den Dieb!“ am lauteſten zu ſchreien, ſich als Geſellſchaftsretter aufſpielende Schmarotzernaturen,

Reſei. Nach dem Gemälde von E. Rau.



Entwiſchter Braten. Nach dem Gemälde von W. Gräbheim.

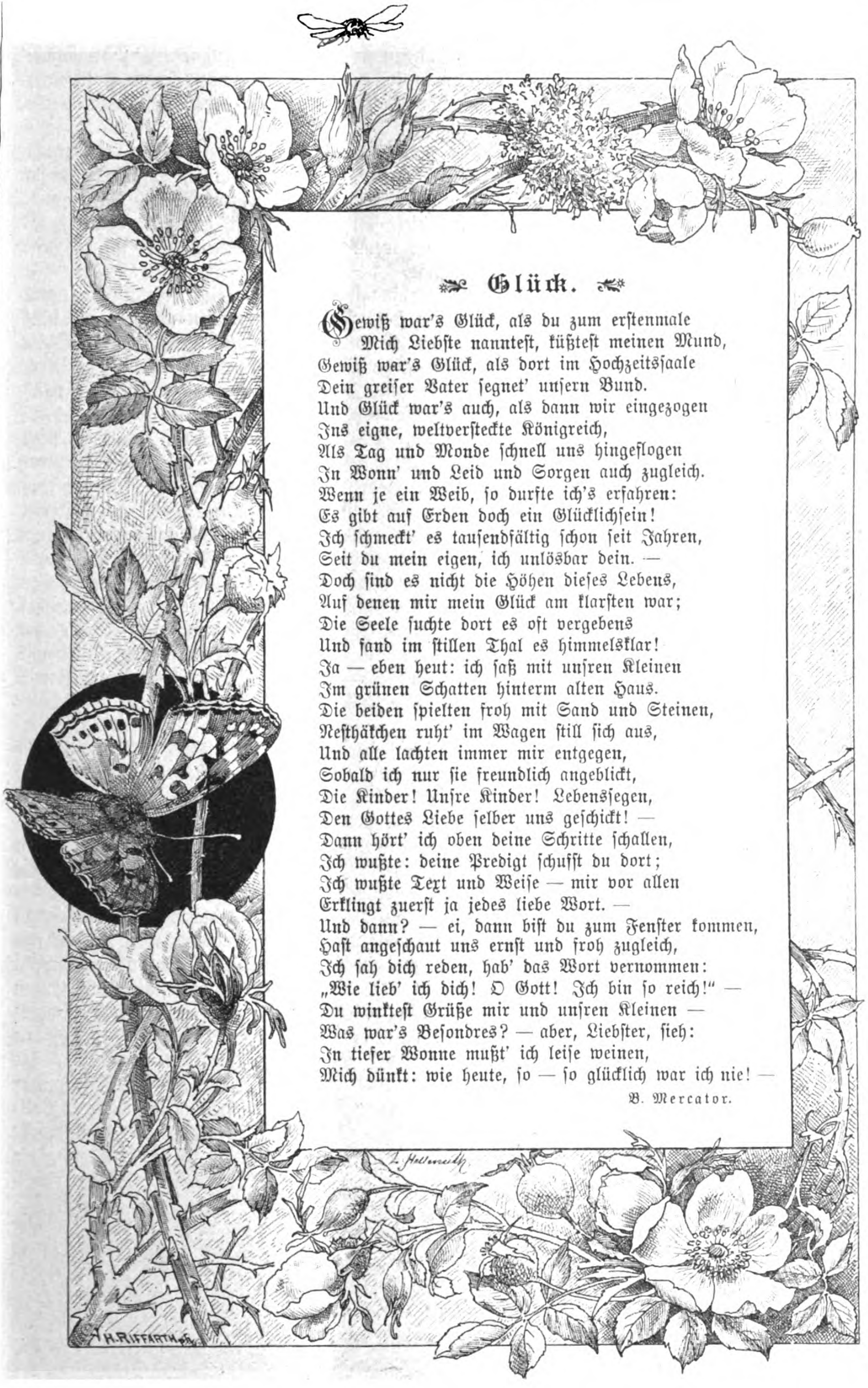
Parteiſtreit, Gehäſſigkeit, Reklameſucht nebſt phraſenreichem Mißbrauch des Patriotismus zur Bemäntelung von Schwindeleien. Vom Präſidenten der Republik herab, der feile Miniſter duldet, bis zum Wähler, der ſeine eigene Stimme und die der von ihm Abhängigen für eine ihm vom zukünftigen Deputierten verſprochene Staatsbegünſtigung verkauft, — überall iſt das Sittlichkeits- und Pflichtgefühl geſchwächt. Man fühlt ſich nicht mehr als Glied eines großen, einigen Ganzen; ein falſch verſtandener, zu weit getriebener Individualismus hat ein ſich ehedem des inneren Zuſammenhanges bewußtes Volk von Brüdern in zahlloſe ſelbſtſüchtige Einzelweſen aufgelöſt, deren jedes nur auf ſeinen eigenen Vorteil bedacht iſt und ſich infolge der immer mehr entartenden Sittlichkeitsbegriffe gar nicht einmal ſeiner Schuld gegen die Geſamtheit bewußt wird. Die Herren Miniſter, die Herren Parlamentarier gehen natürlich mit dem böſeſten Beiſpiele voran. Leſſeps hatte gewiß die Abſicht, ſeinen großen Gedanken, die Landenge von Panama zu durchſchneiden, um Weltmeere zu verbinden, ehrlich durchzuführen, und daß ihm ſo reiche Mittel zufloſſen, beweiſt ſogar, daß in den tieferen Volksſchichten Frankreichs noch ein gewiſſer Idealismus herrſcht. Aber der Erbauer des Suezkanals hatte zu wenig mit dem Opportunismus gerechnet, welchen Eduard Drumont mit folgenden Worten kennzeichnet: „Die von Gambetta gefeierte ‚neue Schicht‘ ſetzte ſich aus vielen Juden zuſammen, dazu Freimaurer, verbummelte Genies, Kneipenſäulen, die Überbleibſel von 1848, Ärzte ohne Kundſchaft, Tierärzte, bemooſte Studenten, die zuletzt unbekannte Advokaten geworden ſind.“ Zahlloſe dieſer zu Parlamentariern und Miniſtern gewordenen dunklen Exiſtenzen ſetzten Herrn von Leſſeps, ſeinem Sohn Charles und den übrigen Mitgliedern des Verwaltungsrats der Panamageſellſchaft das Meſſer auf die Bruſt, und ſtatt des bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen „la bourse ou la vie!“ riefen ſie: „Gib uns Geld, viel Geld — oder wir ermorden dich mit unſeren Stimmzetteln, wir verhindern dich an der Löſung der höchſten Aufgabe, welche der Technik des Jahrhunderts je geworden iſt.“ Und Leſſeps zahlte.

Ganz ſo ſichtbar wurden die Punkte freilich nicht aufs i geſetzt; man bediente ſich vorſichtig der Reinach, Arton und Herz als Vermittler, auf welche die obige Kennzeichnung Drumonts übrigens trefflich paßt. Wir werden uns mit ihnen gleich noch etwas näher zu beſchäftigen haben. Die Herren Parlamentarier nun thaten viel Geld in ihren Beutel. Die, welche weniger erhalten hatten, als die mäch-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

tigeren Nachbarn, ließen es nicht an neidiſchen Seitenblicken fehlen, die, welche reine Hände behalten hatten, beſaßen nicht den ſittlichen Mut, die Schuldigen an den Pranger zu ſtellen. Die Preſſe ſchwieg ebenfalls, weil ſie mit zum Teil ganz fabelhaften Summen beſtochen worden war. Die Bauunternehmer — der große Herr Eiffel, auf den die Nation kaum weniger ſtolz war, als auf Leſſeps, allen voran — ſtellten Rechnungen auf für Arbeiten, die nur auf dem Papiere ausgeführt worden waren, kurzum, das Geld der zu leichtgläubigen Aktionäre ward in unerhörter Weiſe verſchwendet. Endlich brach der ſogenannte Panamaſkandal aus, und mit einem Schlage veränderte ſich die Lage. Was in den Wandelgängen der Kammer und des Senats alle Welt wußte, das leugnete man im Beratungsſaale vor den Augen des Publikums ab und ſpielte die gekränkte Unſchuld mit einer Gewandtheit, die nur aus langjähriger Praxis zu erklären iſt. Aber auf die Dauer ließ ſich dieſe, eines Ariſtophanes würdige Komödie doch nicht durchführen, denn eine Anklage forderte die andere heraus. Wie in den alten Bildern von der Sintflut klammerte ſich einer an den anderen, ihn ins Verderben zurückreißend. Vor dem Unterſuchungsausſchuß, in der Kammer ſelbſt und vor allem in der Preſſe verjüngte ſich jenes andere mythologiſche Bild vom Kadmus, der nur einen Stein unter die aus der Zähneſaat entſproſſenen Helden zu werfen braucht, damit ſich dieſe in wilder Wut bekämpfen und erſchlagen. Es fehlt mir der Raum, dieſe Paris und ſelbſt die Provinz wochenlang in Aufregung erhaltenden, ſich täglich erneuernden und überſtürzenden Skandalſcenen ausführlich zu ſchildern. Nur einige Momente daraus ſeien hervorgehoben: die angegriffene Preſſe erklärt ſchamlos, daß ſie für ihre Unterſtützung des Leſſepsſchen Unternehmens ſelbſt zu einer Zeit, wo es ſchon ausſichtslos war, goldenen Lohn zu fordern berechtigt geweſen ſei. Der inzwiſchen geſtürzte Kammerpräſident Floquet findet es ganz natürlich, daß er als Konſeilpräſident das mit dem Gelde franzöſiſcher Sparer ins Werk geſetzte Raubſyſtem überwacht habe, der Finanzminiſter rühmt ſich, aus der Taſche der Panamaaktionäre die geheimen Fonds gefüllt und ſeine politiſchen Freunde unterſtützt zu haben. Miniſter und Generalſtaatsanwälte werden geſtürzt, das Staatsoberhaupt, alle Würdenträger in der öffentlichen Meinung herabgeſetzt, alle Machtbefugniſſe verwirrt und bei dem Widerſtreit zwiſchen parlamentariſchem Unterſuchungsausſchuß und Gericht geht beider Anſehen zu Grunde. Wir haben es hier mit einer Tragikomödie zu thun, wie nur die Wirklichkeit ſie zu ſchaffen vermag. Die bekannte Jagd nach den verlorenen und wiedergefundenen Checks und Kopirbüchern erinnert ja allerdings lebhaft an Sardous reizendes Jugend-Luſtſpiel „Les pattes de mouche.“ Aber für die tragiſche Thatſache, daß die Geſchicke eines großen Volkes von Männern wie Reinach, Rouvier, Herz und Arton beſtimmt werden, gibt es in allen Tragödien der Welt kein Analogon. Laſſen wir dieſe „Seelen des Panamaſchwindels“ an unſeren Augen vorüberziehen — lauter Geſtalten, die Zola für ſeinen Roman „Argent“ trefflich hätte verwerten können. Der Bankier Reinach iſt vielleicht, trotz ſeines tragiſchen Endes, die unintereſſanteſte derſelben. Er gehörte zur Plejade jener franzöſiſch-deutſchen Juden, welche den Pariſer Geldmarkt beherrſchen und von Drumont mit Vorliebe als die Geheimregierung Frankreichs bezeichnet werden. „Er war zu allem fähig,“ äußerte der ehemalige Polizeipräfekt Andrieux von ihm; man kann dieſe Schmarotzerexiſtenz nicht kürzer und treffender kennzeichnen. Herr Arton (Aron?) iſt als der „Büttel“ des Barons bezeichnet worden, ein Mann in den beſten Jahren mit ſorgfältig gepflegtem Boulangerbart. Er gehört der in Paris nicht eben mehr ſeltenen Kategorie von Bankiers und Wechſelagenten an, die eines ſchönen Tages nach Veruntreuung der ihnen anvertrauten Kapitalien flüchtig werden. Lediglich dem Umſtande, daß er — unfindbar iſt oder ſein ſoll, verdankt er es wohl, daß man von ihm etwas weniger ſpricht, als von dem berüchtigten Doktor Cornelius Herz, der unmittelbar nach dem Tode Reinachs in verdächtiger Haſt nach England überſiedelte. Er iſt zweifellos die intereſſanteſte Perſönlichkeit. Sein Name klingt iſraelitiſch, ſein breites Geſicht mit platter Naſe, dichtem Schnurrbart und hoher Stirn dagegen laſſen nicht auf eine derartige Abkunft ſchließen. Der 1847 Geborene ſoll von deutſchen Eltern abſtammen, hat ſich amerikaniſieren laſſen, während ſeine Kinder Franzoſen ſind. Dieſen internationalen Familienverhältniſſen entſpricht ſeine nomadenhafte Thätigkeit. Zuerſt iſt er in Paris auf elektriſchem Gebiete thätig, dann in Amerika; hernach macht er den Feldzug von 1870 als Arzt in der Loirearmee mit, um ſich ſpäter ganz der Gründerthätigkeit zu widmen. Er erwirbt Patente, erwirkt Telephonkonzeſſionen, ſtiftet Syndikate, nicht ohne Mitwirkung ſeines Freundes Rothſchild, tritt mit den angeſehenſten politiſchen Perſönlichkeiten und Parlamentariern in Verbindung und bemächtigt ſich ſchließlich durch die Vermittelung Baron Reinachs, mit dem er bald in innigſter Freundſchaft, bald in bitterer Feindſchaft lebt, all jener petits papiers, mit deren Veröffentlichung er nur zu drohen braucht, um auf die Geſchicke Frankreichs einen gewaltigen Einfluß zu erlangen, der ſich freilich zumeiſt nur hinter den Kouliſſen fühlbar macht. Ein Crispi iſt ſein Rechtsanwalt, der frühere Civilkriegsminiſter, Herr von Freycinet, macht ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion, Clémenceau rühmte ſich ſeiner Freundſchaft, die Miniſter haben mit ihm geheime Zuſammenkünfte, vor allem Herr Rouvier, der als ſiebzehnjähriger Jüngling in einem Levantiner Geſchäft als Handlungsgehilfe angeſtellt war und ſeine Anfänge auch in der Führung der Finanzen Frankreichs nicht verleugnet hat. Die bloße Thatſache, daß er zu den „unentbehrlichſten“ Miniſtern der Republik gehörte, in ſieben Kabinetten ein Portefeuille beſaß und jedesmal unbehelligt die Rolle des guten Geiſtes der Hochfinanz und Börſe ſpielen konnte, um endlich mit Schimpf und Schande unter der Anklage der Beſtechlichkeit zurücktreten zu müſſen, — wirft ein düſteres Licht auf die Zuſtände der dritten Republik.

Im Jahre 1871 ſprach man nur von der „Fäulnis des Kaiſerreichs“; die Fäulnis iſt heute ärger als damals, was deutlich genug zeigt, daß nicht die geſchriebene Verfaſſung, ſondern die Verfaſſung der Gemüter die Urſache ſolcher Zuſtände iſt. Die Selbſtſucht, von der ich weiter oben ſprach, bekundete ſich vor allem in der zügelloſeſten Genußſucht, zu deren Befriedigung die Jagd nach dem Gelde, zumal mit unlauteren Mitteln, die Vorbedingung iſt. Man will Stadtrat und Deputierter werden, nicht um ſeinem Volke gute Geſetze zu geben, ſondern um ſeinen Säckel zu füllen. Das Trinkgelderweſen herrſcht faſt auf allen Stufen der Geſellſchaft, im Privatleben ſo gut, wie im öffentlichen. Daher die Untergrabung der beſtehenden Gewalten, die willkürliche Verquickung der amtlichen Befugniſſe, daher die Lockerung der Disziplin in der engeren Familie ſo gut, wie in der öffentlichen Verwaltung. Wo die gegenſeitige Achtung ſchwindet, da gibt es auch kein geſundes Gemeinweſen, und wo der Opfermut fehlt, da darf man auch auf Treue und Glauben, auf Freundestreue und Manneswort nicht mehr rechnen. Frankreich und vor allem Paris leiden an Überkultur; das zeigt ſich ſchon rein äußerlich an der alle guten Patrioten erſchreckenden Abnahme der Bevölkerung. Wohin man blickt — Ermüdungszuſtände, auf ſittlichem Gebiete ſo gut, wie auf dem des materiellen Lebens. „Heute glaubt man an nichts mehr,“ ruft Saint-Geneſt aus, „man iſt von allem angeekelt.“ Ja, ſelbſt der bekannte Volkswirtſchaftler Leroy-Beaulieu, der gewiß nicht, wie der obengenannte ehemalige päpſtliche Zuave, als Reaktionär verſchrieen iſt, muß bekennen: „Das Übel liegt daran, daß wir keinen Glauben und keine Begeiſterung mehr haben, daß wir es nicht mehr verſtehen, zu glauben oder uns für ein Ideal zu erwärmen. Wie ein Mann in den Fünfzigern, der keine Hoffnungen mehr hat, glaubt unſere moderne Welt nur noch an den Reichtum, und ſie braucht nicht mehr die Apoſtel Judäas, um ſich dieſen Glauben an den Gott Dollar predigen zu laſſen.“



Glück.

Gewiß war's Glück, als du zum erſtenmale
Mich Liebſte nannteſt, küßteſt meinen Mund,
Gewiß war's Glück, als dort im Hochzeitsſaale
Dein greiſer Vater ſegnet' unſern Bund.
Und Glück war's auch, als dann wir eingezogen
Ins eigne, weltverſteckte Königreich,
Als Tag und Monde ſchnell uns hingeflogen
In Wonn' und Leid und Sorgen auch zugleich.
Wenn je ein Weib, ſo durfte ich's erfahren:
Es gibt auf Erden doch ein Glücklichſein!
Ich ſchmeckt' es tauſendfältig ſchon ſeit Jahren,
Seit du mein eigen, ich unlösbar dein. —
Doch ſind es nicht die Höhen dieſes Lebens,
Auf denen mir mein Glück am klarſten war;
Die Seele ſuchte dort es oft vergebens
Und fand im ſtillen Thal es himmelsklar!
Ja — eben heut: ich ſaß mit unſren Kleinen
Im grünen Schatten hinterm alten Haus.
Die beiden ſpielten froh mit Sand und Steinen,
Neſthäkchen ruht' im Wagen ſtill ſich aus,
Und alle lachten immer mir entgegen,
Sobald ich nur ſie freundlich angeblickt,
Die Kinder! Unſre Kinder! Lebensſegen,
Den Gottes Liebe ſelber uns geſchickt! —
Dann hört' ich oben deine Schritte ſchallen,
Ich wußte: deine Predigt ſchufſt du dort;
Ich wußte Text und Weiſe — mir vor allen
Erklingt zuerſt ja jedes liebe Wort. —
Und dann? — ei, dann biſt du zum Fenſter kommen,
Haſt angeſchaut uns ernſt und froh zugleich,
Ich ſah dich reden, hab' das Wort vernommen:
„Wie lieb' ich dich! O Gott! Ich bin ſo reich!“ —
Du winkteſt Grüße mir und unſren Kleinen —
Was war's Beſondres? — aber, Liebſter, ſieh:
In tiefer Wonne mußt' ich leiſe weinen,
Mich dünkt: wie heute, ſo — ſo glücklich war ich nie! —

B. Mercator.

Im Reichstag.

II.

„Ich habe zu erklären, daß die Militärvorlage in ihrer jetzigen Form für meine Partei unannehmbar iſt!“

Von der Rednertribüne herab, die er der größeren Feierlichkeit halber beſtiegen, teilt der Abgeordnete Freiherr von Huene, ein Herr in mittleren Jahren mit kurzem Vollbart und gelichtetem Haupthaar, den Beſchluß des Centrums mit.

Ein Murmeln und Brauſen geht durch das dichtbeſetzte Haus. „Hört! hört!“ tönt es von vielen Seiten. Ein Stimmengewirr erhebt ſich und läuft von den höchſten Sitzen der Rechten, wo die Antiſemiten thronen, die langen Bankreihen entlang bis zu den Plätzen der äußerſten Linken, auf denen die „Genoſſen“ der Sozialdemokraten in ihrer Art den Reichstag zieren.

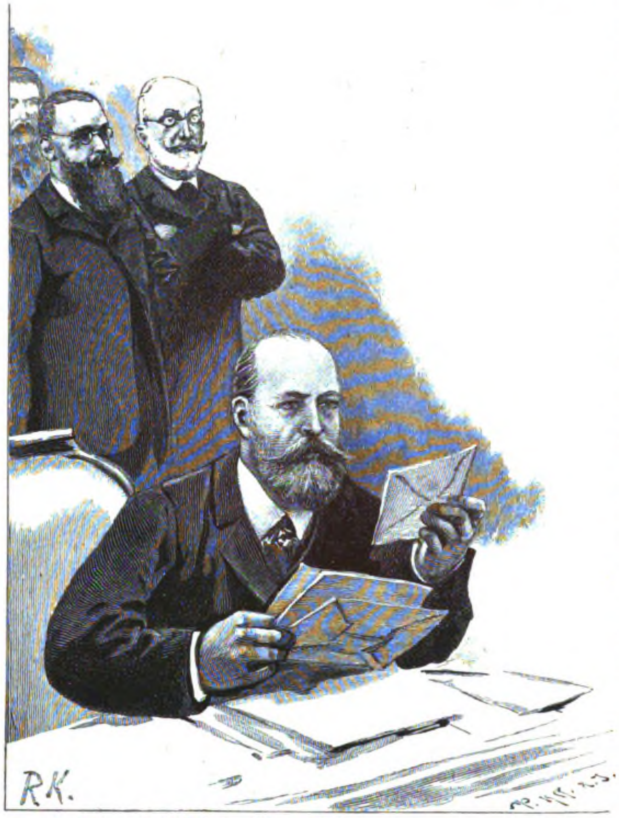
Nur in der Mitte bleibt es ſtill. Die Schar der ecclesia militans, die da in mächtigem Schlachthaufen ſitzt, hört gelaſſen das entſcheidende Wort an, auf das ſie durch ihren Fraktionsbeſchluß ſchon längſt vorbereitet iſt. Eine gewiſſe ſtolze Ruhe herrſcht in dieſen Reihen der Centrumsmänner. Sie wiſſen, daß ſie, die ſiegenden Geſchlagenen des Kulturkampfs, heute die ausſchlaggebende Macht des politiſchen Lebens bilden.

„Alle Wege führen nach Rom —“ das alte Sprichwort bewahrheitet ſich in der Zuſammenſetzung der über hundert Köpfe ſtarken Centrumsfraktion. Was ſitzt da nicht alles durcheinander auf dieſen Bänken, die durch die ganze Mitte des Hauſes hindurch aufſteigen. Prinzen und Fürſten aus uralten Dynaſtengeſchlechtern, neben ihnen Holzhändler, Handwerker und Bierbrauer aus dem geſegneten Bayern, verbiſſene Hetzkapläne aus Baden und der Rheinprovinz und gemeſſene kirchliche Würdenträger, ſelbſtbewußte ſchleſiſche Magnaten, bayriſche Reichsräte und Großgrundbeſitzer, Offiziere a. D. und Profeſſoren — und um ſie alle herum ſchlingt die allmächtige Roma einigend ihr ſchwarzes Band.

Der „Turm des Centrums“ iſt altersgrau und verwittert. Eulen und Fledermäuſe hauſen darin. Aber noch trotzt er ungebrochen der Zeit, und wenn ſein Inneres Riſſe und Sprünge birgt, ſo merkt der Außenſtehende gewiß nichts davon. Nirgends iſt die That ſo ſtumm, der Gehorſam ſo blind, wie in dieſer Schar, die ſo auffallend viel Soldaten, ſchweigend ſtimmende Abgeordnete und ſo wenig Offiziere, d. h. Redner zählt. Ihre beiden Feldherren, den hünenhaften Franckenſtein und die winzige Excellenz Windthorſt, hat ihr der Tod vor kurzem geraubt, die beiden Männer, deren Namen und Perſönlichkeiten die zwei Hauptbeſtandteile der Partei, den agrariſch-ariſtokratiſchen und den radikal-bürgerlichen vertraten.

Der Freiherr von Huene, der immer noch von der Tribüne ſpricht, ohne daß freilich ſeine weiteren, oratoriſch nicht immer glänzenden Ausführungen dieſelbe Aufmerkſamkeit finden, iſt eine hervorragende Erſcheinung des feudalen Lagers. Wichtiger aber noch, als er, iſt hier der Graf von Balleſtrem, deſſen charakteriſtiſcher Kopf mit Brille und weißem Spitzbart

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Dr. Lieber. Graf Balleſtrem. Frhr. von Huene.
Drei Centrumsführer.

weithin kenntlich iſt. Er bekleidet den wichtigen Poſten eines erſten Vicepräſidenten des Reichstags, und wenn er den Stuhl des Vorſitzenden einnimmt, iſt ſeine Stimme etwas ſchneidender, ſein Auftreten etwas ſchärfer, als das des ruhigen Herrn von Levetzow.

Auf der vierten oder fünften Bank ſitzen dicht beiſammen zwei dunkelhaarige Herren, der eine groß und breitſchulterig mit großem Vollbart, der andere hager mit kleinerem Barte. Das ſind die Abgeordneten Gröber, ein ruhiger, ſachlicher Redner, und Dr. Bachem, ein hervorragend origineller und anregender Debatter. Sie zählen zu der großen Zahl von Parteihäuptern, die unter Führung des Dr. Lieber aus dem bürgerlichen Teil des Centrums erwachſen ſind, wie auch Dr. Lingens, Dr. Bock und andere. Aber zu einer eigentlich leitenden Stellung, wie der ſelige Windthorſt ſie einnahm, hat es noch keiner gebracht, und es iſt wohl auch wenig Ausſicht dazu vorhanden.

Auffallen möchte es, daß in dieſer kirchlichen Partei die eigentliche Geiſtlichkeit nicht ſehr hervortritt. Hinter den Kouliſſen mag wohl der Klerus unermüdlich thätig ſein, im Parlament ſelbſt iſt das weniger der Fall. Seine Hauptkraft iſt da der Kaplan Hitze, ein hagerer Mann mit ſcharfgeſchnittenen Zügen, der ſich hauptſächlich auf dem Gebiet der Sozialreform mit Erfolg bethätigt.

Der Abgeordnete von Huene hat ſeine Rede beendet. Das kurze ſtoßweiſe Bravo! mit dem die Partei über die Leiſtung ihres Vertreters quittiert, tönt ihm nach, während er die Treppe herunterſteigt. Der Präſident ſteht auf:

„Das Wort hat der Abgeordnete Richter!“

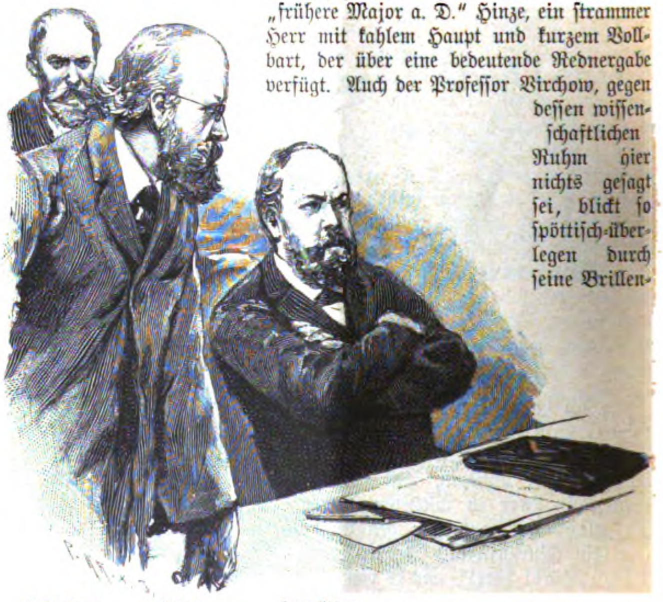
Eine ſtarke, unterſetzte Geſtalt erhebt ſich auf der Linken, ein Mann um die Fünfzig herum, mit nicht ſehr ſorgfältig gepflegtem Vollbart, kahler Stirn, nachläſſig gekleidet und in der Bewegung durch einen merkwürdig ſchiebenden Gang ausgezeichnet. Auf der Straße möchte man ihn für einen beſſer ſituierten Handwerker halten. Das iſt Eugen Richter, der Selbſtherrſcher aller Freiſinnigen.

Es gibt ein Schleiermacherſches Rätſel: „Getrennt mir heilig, vereint abſcheulich,“ deſſen Löſung (Meineid) auch auf die drei Silben des Wortes Deutſchfreiſinn paßt. Man hat dieſe Partei den Geiſt, der ſtets verneint, genannt. Aber wenn auch das Verneinen da iſt, der Geiſt fehlt häufig.

Immerhin iſt es inſofern eine erfreuliche Erſcheinung, wenn Herr Richter zu ſprechen anfängt, als ſeine Stimme im Verhältnis zu ſeiner Geſtalt durch Wohlklang überraſcht und ſeine Rede geläufig dahinfließt. Auch redet er, ſo lange er nicht in Erregung kommt, ziemlich ruhig und ſachlich, mit einer unverkennbaren Beherrſchung des ungeheuren Budgetmaterials. Unter ein paar Dutzend Millionen thut er es bei Etatsdebatten überhaupt nicht. Heute arbeitet er gleich mit 200, die nach ſeiner Meinung als Nachtragsforderung für Kaſernen folgen werden, und voll bewundernden Staunens murmeln die Parteigenoſſen mechaniſch ihr „Hört! hört!“

Aber es geht Eugen Richter wie einem geſchickten Jongleur. Das erſte Mal imponiert er, beim drittenmal macht er keinen Effekt. Wer eine Richterſche Rede gehört hat, kennt ſie alle. Es iſt immer dasſelbe Spiel mit Zahlen, ſtatiſtiſchen Tabellen, Finanz-Berechnungen und dem Schluß-Ergebnis, daß die Regierung auf dem Holzweg ſei!

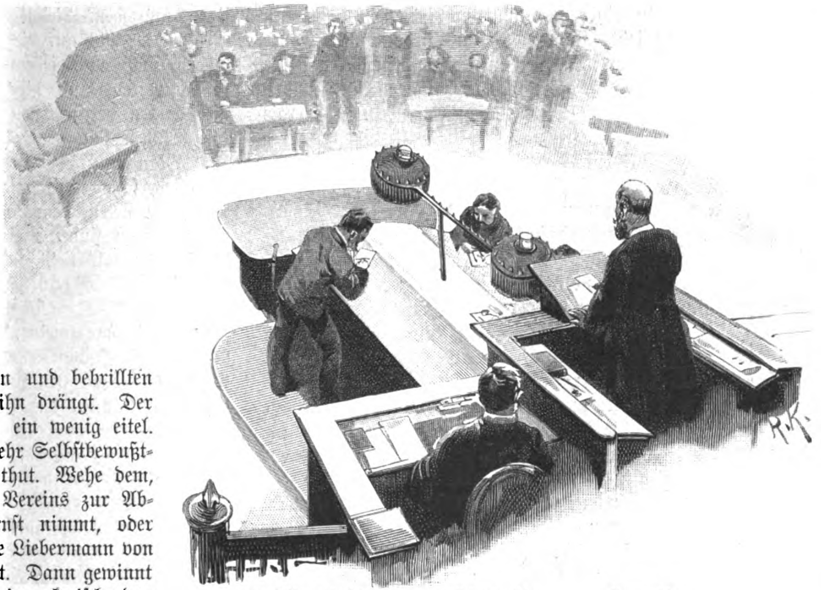
So hat's der Freiſinn und Fortſchritt ſeit ſeinem Beſtehen gehalten. Nimmt er einmal ein Wappen an, dann möchte man ihm einen Stier vorſchlagen, der ſich mit ſeinem Horn in einen Baum feſtgerannt hat und ſtolz auf ſeinen unverrückbaren Standpunkt iſt. Schon in den Mienen der meiſten Freiſinnigen prägt ſich dieſe innere Selbſtzufriedenheit, das Behagen an der Unfähigkeit aus, etwas Poſitives zu leiſten. Und dieſes Selbſtbewußtſein iſt um ſo größer, als der Freiſinn, ähnlich wie ſüdamerikaniſche Armeen, aus einem Heer von Generalen ohne Truppen beſteht. Hier iſt jeder ein Führer, ſo weit ihn nicht Eugen Richter meiſtert: der pathetiſche Profeſſor Hänel und der ſangesfrohe Albert Träger, der Aquariumdirektor Dr. Hermes, wie der Spezial-Stratege des Freiſinns, der „frühere Major a. D.“ Hinze, ein ſtrammer Herr mit kahlem Haupt und kurzem Vollbart, der über eine bedeutende Rednergabe verfügt. Auch der Profeſſor Virchow, gegen deſſen wiſſenſchaftlichen Ruhm hier nichts geſagt ſei, blickt ſo ſpöttiſch-überlegen durch ſeine Brillen-



L. Bamberger. H. Rickert. Eugen Richter.
Der unentwegte Fortſchritt.

gläſer, als habe er wer weiß welche politiſche Thaten hinter ſich; eine behäbigere Erſcheinung iſt der Abgeordnete Knörcke, deſſen rundliches, bis auf zwei Bartſtreifen glattraſiertes Geſicht weithin glänzt.

Daneben eine lange, hagere, tiefgebeugte Figur mit langem ſeltſamem Geſicht, langen, niederhängenden Armen und ſelbſt beim Gehen völlig eingeknickten Knieen. Das iſt Herr Bamberger, ein Mann von großer Erfahrung in Finanzdingen und von ſehr urbanen Formen. Unmöglich könnte man dies letztere von dem ergrauten und bebrillten Herrn ſagen, der ſich aufgeregt an ihn drängt. Der Abgeordnete Rickert iſt offen geſagt, ein wenig eitel. Es iſt unmöglich, Nichtigkeiten mit mehr Selbſtbewußtſein vorzutragen, als er es bisweilen thut. Wehe dem, der dann ihn, den Vorkämpfer des Vereins zur Abwehr des Antiſemitismus, nicht ernſt nimmt, oder der gar neckt, wie es der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg mit Vorliebe unternimmt. Dann gewinnt ſeine ohnedies ſchon ſcharfe Stimme einen kreiſchenden Ton, und pathetiſch hebt er die Rechte gegen den Feind.



Der Tiſch des Hauſes. Offizielle Stenographen. Referententiſch. Rednertribüne.

Aus der Vogelperſpektive.

Man hat Zeit, dieſe Muſterung unter dem Freiſinn anzuſtellen. Denn wenn Eugen Richter einmal das Wort ergreift, geht es unter anderthalb Stunden nicht leicht ab. Aber, wie alles in der Welt, nimmt auch ſeine Rede ſchließlich ein Ende; die letzten Millionen zerſtieben in ein Nichts, die Regierung ſteht beſchämt da, das Vaterland iſt wieder einmal vom Abgrund zurückgehalten, und triumphierend ſetzt ſich ſein Retter nieder.

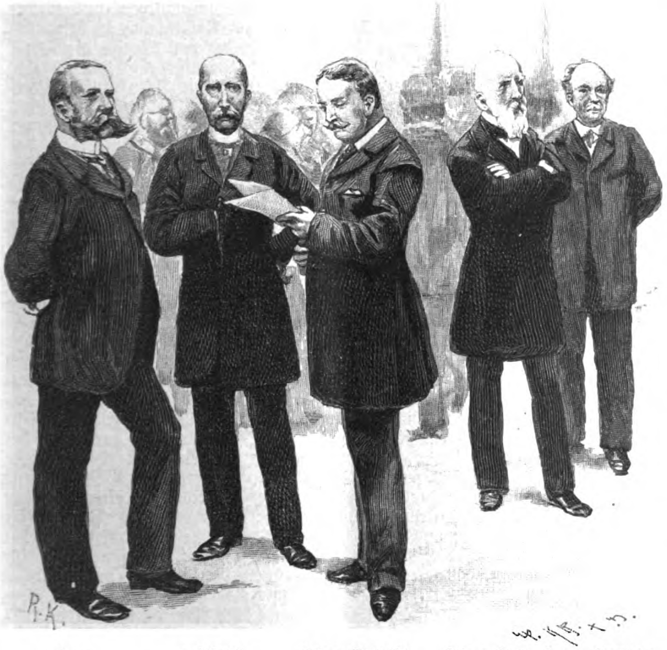
Leiſe grollend beginnt jetzt das Toben der Reaktion. Die Rechte greift in den Kampf ein. Der Konſervative, Freiherr von Manteuffel, ſteht auf und äußert ſich mit etwas ſchnarrender, weithin vernehmbarer Stimme zu der Vorlage. Wenn, wie ein Witzbold behauptet hat, bei den meiſten Parteinamen, wie Deutſchfreiſinnigen, Nationalliberalen, Freikonſervativen die erſte Silbe als Entſchuldigung für das Kommende dient, ſo verdienen die Deutſchkonſervativen dieſen Vorwurf gewiß nicht. Sie ſind auch diesmal bereit, ſoweit es ihre Überzeugung geſtattet, der Regierung entgegenzukommen.

Freiherr von Manteuffel-Croſſen iſt ein unterſetzter, wohlbeleibter Herr in mittleren Jahren. Er hat etwas Soldatiſches in ſeinem Weſen und gleichzeitig, namentlich in der Sprache, einen Anklang an das, was der Demokrat in geſinnungstüchtiger Empörung das Junkertum nennt. Nach außen hin vertritt Herr von Manteuffel die konſervative Partei, deren Verſammlungstag in Tivoli er auch präſidierte. Beneidenswert mag dieſe Stellung in den letzten Jahren nicht geweſen ſein angeſichts der wachſenden Zerklüftung in der Fraktion. Früher mochte es wohl ſcheinen, als ſtände Manteuffel dem linken Flügel der Konſervativen näher als dem rechten. Wenn man ihn jetzt in voller Einigkeit mit Herrn von Hammerſtein ſieht, ſtellt ſich das Bild ganz anders dar. Es mag hier wie an vielen anderen Orten die Geſchichte des Volksſchulgeſetzes ihre Wirkung ausgeübt haben.

Jedenfalls iſt der Einfluß, den der Führer der gemäßigten Konſervativen, Herr von Helldorff-Bedra, ausübt, in letzter Zeit außerordentlich geſunken; aber immerhin kann man den wohl in den Vierzigern ſtehenden Abgeordneten, mit dem länglichen Geſicht und ſtarken Schnurrbart, noch unbekümmert plaudernd im Foyer promenieren ſehen, faſt ſtets eine Cigarette zwiſchen den Lippen und von einigen ſeiner Anhänger, meiſt Regierungsbeamten, umgeben.

Neben dem Redner ſitzt Helldorffs unverſöhnlicher Gegner, der Freiherr von Hammerſtein, deſſen kräftige, gedrungene Geſtalt und energiſcher Kopf mit dem ſtarken Nacken aus zahlreichen Abbildungen bekannt iſt. Findet man doch beinahe in jeder Nummer unſerer Witzblätter ein Bild des gefürchteten Kreuzzeitungs-Redakteurs. Herr v. Hammerſtein ſieht zufrieden aus. Eben in dieſer Woche hat ſich auf dem Parteitag nach jahrelangem Ringen der Sieg für ihn gegen den Herrn von Helldorff entſchieden. Nur einzelne von deſſen einundzwanzig Getreuen ſind anweſend, ſo der badiſche Abgeordnete, Konſul Menzer, ein ſchlanker, brünetter Mann in mittleren Jahren, der ſonſt übrigens der Stöckerſchen Gruppe ziemlich nahe ſteht.

Der vielgenannte Hofprediger a. D. iſt an-



v. Frege. v. Helldorff. Frhr. v. Manteuffel. Frhr. v. Benda. Dr. Fr. Hammacher.

Einige vom zerborſtenen Kartell.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

weſend. Er ſitzt in einer der hinteren Reihen. Ein Leiden zwingt ihn gerade jetzt, ſich des Redens zu enthalten, aber trotzdem richten ſich von den Tribünen viele neugierige Blicke auf dieſen bartloſen Charakterkopf, der, namentlich in den Mundpartien und der breit gewölbten Stirn, von Energie und Kampfluſt ſtarrt.

Überhaupt iſt keine Partei ſo reich an ausgeprägten Phyſiognomien, wie gerade die Konſervativen. Zwar fehlt die hohe Geſtalt des Herrn von Puttkamer mit ſeinen wehenden weißen Favoris und der ſelbſtbewußten Nonchalance in Haltung und Sprache. Dafür erblickt man da den ſilberbärtigen Herrn Ackermann, der ſehr gründlich und ſachlich, aber leider nicht eben kurzweilig ſpricht, den Dr. von Frege, mit ſeinem langen rötlichen Schnurrbart, deſſen ſchneidende Stimme ſo oft den Zorn der Linken weckt. Nebenbei bemerkt iſt der entſchloſſene ſächſiſche Redner ein, wie man ſagt, achtzehnfacher Millionär. Aus Oſtpreußen bemerkt man den Grafen Mirbach und, auf einen Stock geſtützt, die Geſtalt des Grafen Dohna, ſowie die des ſchnurrbärtigen Herrn von Schöning; die Sachſen werden durch ihre Führer, den entſchiedenen Freiherrn von Frieſen und den Dr. Mehnert, vertreten; bei dem Freiherrn von Hammerſtein ſitzt der Mitredakteur der Kreuzzeitung, Profeſſor Kropatſcheck, deſſen Äußeres den Schulmann verrät. Noch viele andere ließen ſich nennen, aber im weſentlichen gipfelt die Partei doch in der Dreiheit Hammerſtein-Manteuffel-Helldorff.

Zwei große Namen ſind aus ihr geſchwunden. Der Platz dicht auf der Tribüne, an dem ſo viele Jahre der „Abgeordnete Dr. Graf Moltke“ geſeſſen und am Tage ſeines Todes noch geſprochen, iſt von einem andren eingenommen, und nur noch in der Erinnerung lebt das Bild von Kleiſt-Retzow fort, des kleinen beweglichen Herrn mit den blitzenden Augen, der feurigen Beredſamkeit und der Glut eines Jünglings in dem Greiſenkörper.

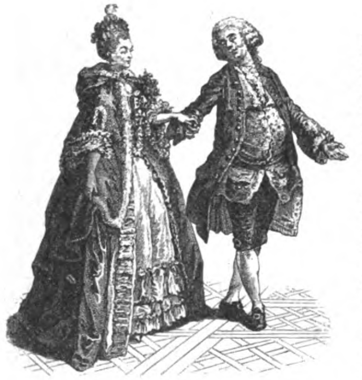
Die Glocke tönt. Eine Bewegung geht durch das Haus. Freiherr von Manteuffel, der von der Militärvorlage auf die Doppelwährung gekommen iſt, wird zur Sache gerufen und ſetzt ſeine Rede fort.

Und wieder tritt tiefe Stille ein. Ein ſeltſames Bild, wie die Parteien in dem engen Raume gedrängt beieinander ſitzen und dem Redner lauſchen. So wie in Europa die Großmächte bis auf die Zähne bewaffnet einander gegenüber lagern und nach jedem Kriege ſich die Landkarte verſchiebt, ſo kampieren auch hier die Parteien feindſelig beieinander und harren der nächſten Wahl, die ihnen Gewinn oder Verluſt bringen ſoll.

Man muß die Fraktionen für das halten, was ſie ſind, für Niederſchläge hiſtoriſcher Begebniſſe und ſozialer Zuſtände, um dieſen ſteten, dem Lauf der Dinge entſprechenden Wandel begreiflich zu finden. Wer möchte jetzt, wenn er das Häuflein Nationalliberale ſieht, daran glauben, daß ſie vor noch nicht zwanzig Jahren, 150 Mann ſtark, als ausſchlaggebende Partei zwei Fünftel des Reichstags erfüllten! Wenn man ſie jetzt erblickt, die wohlmeinenden begüterten Profeſſoren, Fabrikbeſitzer und Induſtriellen, ſo mag einen Wehmut ob dieſes Dahinſchwindens irdiſcher Größe erfaſſen. Selbſt die beiden Führer hat ihnen das Schickſal geraubt. Herr von Bennigſen ſitzt, wenn er auch dem Reichstag noch angehört, doch als Präſident in Hannover, und Herr Miquel hat mit ſeinem Finanzminiſterium gerade genug zu thun. Und was übrig iſt, die Herren Hammacher, Buhl, von Cuny, von Benda, können es nicht verhindern, daß die Partei mehr und mehr zwiſchen den entſchloſſenen anderen Mächten zerrieben wird.

Plötzlich ſteht im Hauſe alles auf; man hört ein „Bravo!“ rechts, eine Menge Abgeordneter drängt den Ausgängen zu, während ſich Herr von Manteuffel niederſetzt. In dem Getümmel des allgemeinen Aufbruchs entdeckt man erſt nach einiger Zeit den neuen Redner, Herrn von Komierowski, gleich ſeinen beiden Hauptgenoſſen von der Polenfraktion, Fürſt Czartoryski und von Kosciol-Koscielski, eine brünette, ſlaviſche Erſcheinung mit ſpitzgeſchorenem Vollbart. Endlich hört man auch ſeine Stimme, ein weiches, fremdartig klingendes Deutſch. Aber nur wenige wollen ihm zuhören; die anderen ſind froh, ſich während einer minder wichtigen Rede draußen erholen zu können. So bleiben eigentlich nur die Polen und aus Höflichkeit das Centrum in der Nachbarſchaft ſitzen. Die größere Menge der anderen Fraktionen pilgert davon. Folgen wir ihnen in das bewegte Treiben, das ſich jetzt im Reſtaurant und Foyer abſpielt... *α—ω.*

Das Menuett.



Bei dem erſten diesjährigen großen Feſte am Kaiſerhofe lebte der Tanz unſerer Urgroßväter und Urgroßmütter, das Menuett, wieder auf. Auf beſonderen Wunſch des Kaiſers hatten Damen und Herren der Hofgeſellſchaft, u. a. die Frau Erbprinzeſſin von Sachſen-Meiningen, die Prinzeſſin Margarethe von Preußen — wenn dieſe Zeilen in die Hände unſerer Leſer kommen, bereits die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Heſſen — die Erbprinzeſſin von Stollberg-Wernigerode Prinz Aribert von Anhalt, Prinz von Schönburg-Waldenburg, ein Menuett einſtudiert, das bei ſeiner Ausführung allgemeinſte Bewunderung erregte.

Die Wiedereinführung des alten Tanzes am kaiſerlichen Hofe wird nicht ohne Nachfolge für weitere Kreiſe bleiben; das Menuett wird ſich neben unſeren Rundtänzen, neben Lancier und Contredanſe wieder eine feſte Stätte in unſeren Ballſälen erobern, und man kann dieſe Neueinbürgerung, wenn man anders nicht überhaupt ein Gegner jeden Tanzes iſt, nur mit Freude begrüßen. Das Menuett iſt ein überaus graziöſer, durchaus decenter Tanz, der in ſeinen mannigfachen Pas und Figuren Anmut und Geſchicklichkeit der Teilnehmer in anſprechendſter Weiſe zu entwickeln geſtattet.

Was haben unſere faſt ausnahmslos von Franzoſen oder Italienern erfundenen Tänze nicht für Wandelungen erfahren, ſeit der Domherr Jehan Tabouret 1588 ſeine „Orcheſographie“ herausgab, in der er zum erſtenmale die Grundzüge der Tanzkunſt „wiſſenſchaftlich“ begründete, um „an Stelle der unzüchtigen und ſchamloſen die alten ehrbaren Tänze wieder zur Anwendung zu bringen.“ Es kamen die Italiener, die unter Katharina von Medici die Tänze wieder verweltlichten. Es kam die Zeit Ludwigs XIV, in der zu Paris ſogar ein ſtaatliches Lehrinſtitut für die Tanzkunſt errichtet wurde — es kam das XVIII. Jahrhundert, das den feierlichen Gehtanz wieder völlig in ſeine alten Rechte einſetzte. Aus der guten Geſellſchaft waren die Rundtänze gänzlich verſchwunden, das Menuett wurde zur Alleinherrſcherin, und nur ab und zu fand auch die Courante, die heitere Gaillarde oder die Gavotte einen Platz neben der Königin der Tänze. Das Menuett ſoll aus der Provinz Poitou ſtammen und ſeinen Namen von den graziöſen kleinen (menu) Schritten erhalten haben, in denen es ausgeführt wurde, wobei die Melodie in Dreivierteltakt ſpielte. Das tanzende Paar begrüßt erſt die Geſellſchaft, dann ſich ſelbſt gegenſeitig mit tiefer feierlicher Reverenz; dann tanzen Herr und Dame — immer mit würdevollem Anſtand — nach rechts und links, reichen ſich die Hände und löſen dieſelben wieder, bilden wechſelnde Figuren, heben ſich auf den Fußſpitzen, beugen leicht die Kniee, verbeugen ſich gegeneinander, bis endlich nach der ſechſten Figur der überaus anmutige Tanz endet. Man irrt indeſſen, wenn man glaubt, das Menuett ſei auf uns als eine durchaus in allen Einzelheiten feſtſtehende Tanzform überkommen. Das iſt keineswegs der Fall, der Tanz hat vielmehr, beſonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mannigfache Veränderungen erlitten. Tänzer und Tänzerin, urſprünglich ſtreng geſondert, wurden zu einer Gruppe vereinigt, man ſtellte anſtatt des einen Paares vier Paare, die Quadrille, auf und erfand unzählige verſchiedene Touren, bis der alte würdevolle Hoftanz allmählich zu unſerer heutigen Quadrille verwäſſerte. Welcher Abſtand aber von ihr bis zu dem feierlichen Menuett, das gut zu tanzen nicht nur als eine Kunſt galt, ſondern auch wirklich eine ſolche war: widmete doch Rameau in ſeinem 1734 erſchienenen „le maître à Dancer“ 61 Seiten allein den Arm- und Handbewegungen.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Über die letzten Stunden Raffaels fehlen uns verbürgte Nachrichten. Wir wiſſen nur, daß er, kurz nachdem er die „Verklärung Chriſti auf dem Berge Tabor“ vollendet, von einem heftigen Fieber befallen wurde und nach kurzer Krankheit am Karfreitag des Jahres 1520 verſchied. So lehnt ſich der äußere Rahmen, in den H. O'Neil, einer der bedeutendſten engliſchen Maler neuerer Zeit, ſeinen „Tod Raffaels“ einkleidete, denn auch nur an eine Legende an, die berichtet, der große Meiſter habe, als er ſein Ende herannahen fühlte, noch einmal die Fenſter ſeines Krankenzimmers weit öffnen laſſen, um auf den von der Morgenſonne überſtrömten Monte Pincio hinüber zu ſchauen. Trotzdem wirkt das Gemälde mit der Kraft verbürgter Überlieferung. Zu Häupten des Meiſters ſeine verzagenden Schüler, unmittelbar neben Raffael der beſorgte Arzt, zu Füßen ein Mäcen im Kardinalspurpur und neben dieſem zwei Geiſtliche, die ihm die letzten Troſtmittel der Kirche gereicht! Durch die weitgeöffneten Fenſterflügel ſchimmert der Monte Pincio herüber, aber des Sterbenden Blick iſt von ihm bereits hinübergeſchweift zu ſeinem letzten großen Werk, von dem ein Freund ſoeben den Vorhang lüftet.

Der „entwiſchte Braten“ von W. Gräbheim zeigt uns Meiſter Reineke, der eine ſoeben aus ſüdlichen Fluren heimgekehrte Schnepfe umſonſt belauert hat. „Reſei“ iſt einer jener anmutigen Mädchenköpfe aus den bayeriſchen Hochalpen, mit denen ſich der Münchener Rau die Gunſt des Publikums erobert hat. Altmeiſter Vautier ſteuerte zum Schmuck dieſer Nummer eine kleine Skizze: „Sonntag Nachmittag“, bei und Lorenz Ritter zwei Zeichnungen aus der Architektur Alt-Nürnbergs.

Naturkunde.

In der Anthropologiſchen Geſellſchaft zu Berlin legte Prof. Virchow ein Brot vor, das im vorigen Jahr in den von Hungersnot befallenen Bezirken Rußlands aus Chenopodium-Mehl gebacken war. Dasſelbe ſtellte ſich bei der genauen chemiſchen Unterſuchung zur allgemeinen Überraſchung als gehaltreicher an Eiweiß- und Fettſtoffen heraus, als ſogar unſer Roggenbrot. Dieſe Erfahrung hat die Aufmerkſamkeit aufs neue auf die Chenopodiaceas, die Gänſefuß-Gewächſe, gelenkt. Die „Natur“ berichtet, daß auf den Hochebenen von Peru eine Chenopodium-Art angebaut wird, deren Samen, wie Reis gekocht, eine wohlſchmeckende Nahrung gibt, daß ein anderes Gänſefußgewächs die Mutterpflanze für unſere rote und die Zuckerrübe iſt, und viele weitere Arten, vor allem der Spinat, deſſen Samen man übrigens auch in Frankreich im Brot verbäckt, als treffliche Gemüſe Verwendung finden. „Hält man dies alles gegeneinander,“ ſchließt das Blatt, „ſo kann es nicht weiter überraſchen, daß man in Rußland zur Zeit von Hungersnot ſich der Samen einer Gänſefußart für Brot bedient. Wir finden das ſogar ſo praktiſch, daß wir unſere ſtrebenden Landwirte auffordern möchten, nach dieſer Richtung hin einmal mit einer entſprechenden Art Verſuche anzuſtellen. Alle unſere Kulturpflanzen waren ja ehemals auch nichts als — Unkräuter!“

Meteorologie.

Mit Bezug auf unſere Notiz in Nr. 14 über die Anlage meteorologiſcher Stationen im Atlantiſchen Ozean hatte Herr Prof. v. Bebber-Hamburg-Seewarte, die Güte, uns berichtigend mitzuteilen, daß die Bahnen der in Frage kommenden Stürme, die übrigens nur zum geringſten Teile nach Europa gelangen, viel mehr nördlich, als die Capverden, kanariſchen Inſeln u. ſ. w. liegen. Der genannte Gelehrte betont weiter, daß in allen ſeefahrttreibenden europäiſchen Staaten wohlgeordnete Sturmwarnungsſyſteme vorhanden ſind, Depeſchen aus den Vereinigten Staaten aber bisher nur einen ſehr untergeordneten Wert haben. Dagegen könnte die telegraphiſche Verbindung der Faröerinſeln, Islands und Grönlands mit Europa für meteorologiſche Zwecke ſehr wichtig werden — ein Projekt, an dem ſeit langer Zeit gearbeitet worden iſt, das aber bis jetzt noch nicht ausgeführt werden konnte.

Botanik.

Pflanzen-Gymnaſtik. Wenn wachſenden Pflanzenteilen (Stengeln, Zweigen ꝛc.) Schnüre angelegt werden, die einen ſtetigen Zug ausüben, ſo verlangſamt ſich das Längenwachstum, wogegen ein Wachstum in die Dicke und Verſtärkung der Zellwände ſtattfindet. Gleichzeitig nimmt der angeſtrengte Teil der Pflanze an Widerſtandsfähigkeit zu. Keimlinge der Bohne, die bei einer Spannung von 180 gr zu zerreißen pflegten, trugen, nachdem ſie zwei Tage mit 165 gr belaſtet waren, bereits 250 gr und nach ſieben Tagen allmählicher Steigerung 650 gr. Herr R. Hegler, der dieſe Verſuche an verſchiedenen Pflanzen im Leipziger botaniſchen Inſtitute anſtellte und immer die gleichen Reſultate erhielt, weiſt darauf hin, wie dieſe Experimente die merkwürdige Wahrnehmung erklären, daß ſchwache Fruchtſtiele und Äſte große Belaſtungen durch wachſende Früchte ertragen. Man ſieht an den krautigen Stengeln des Kürbis rieſige Früchte hängen, Zweige der Äpfel, Birnen, Pflaumen ſcheinen in geſegneten Jahren unter ihrer Laſt zu brechen, dünne dem Winde beſtändig ausgeſetzte Ranken widerſtehendem Sturme. Bei den heranwachſenden Früchten wirkt ihre allmähliche Zunahme genau ſo, wie die künſtliche Belaſtung in den genannten Verſuchen: wie Übung den Körper des Menſchen kräftigt, ſtärkt die „natürliche Gymnaſtik,“ die tragenden Teile der Pflanzen. St.

Verkehr.

Trotzdem die Vereinigten Staaten von Nordamerika allein der Kilometerzahl nach mehr Eiſenbahnen beſitzen, als ganz Europa. hat unſer Weltteil überraſchenderweiſe weit mehr Lokomotiven zur Verfügung als ganz Amerika. Von den 109 000 Lokomotiven, welche auf der Erde überhaupt dem Verkehr dienen, entfallen nämlich 63 000 Stück auf Europa und nur 40 000 Stück auf Amerika. (Der Reſt verteilt ſich mit 3200 Maſchinen auf Aſien, 2000 auf Auſtralien, 700 auf Afrika.) Die Erklärung für jenes ſcheinbare Mißverhältnis liegt in der intenſiveren Ausnutzung der Lokomotiven in Amerika; während bei uns jede Maſchine ihren beſtimmten einen Führer hat, iſt in der Union für jede Lokomotive ein doppeltes, ja dreifaches Perſonal vorhanden, ſo daß die Maſchine nur für kurze Reinigungspauſen und für größere Reparaturen außer Dienſt geſtellt wird. In Europa entfallen auf Großbritannien 17 000 (32 000 km), Deutſchland 15 000 (45 500 km), Frankreich 10 000 (38 000 km), Öſterreich-Ungarn 5000 (29 000 km), Italien 4000 (13 000 km), Rußland 3500 (29 000 km), Belgien 2000 (4800 km) Lokomotiven. Die eingeklammerten Zahlen ergeben die ungefähre Länge der in Betrieb ſtehenden Bahnen.

Gewerbe.

Über den Buchdruck in Japan berichtet das Archiv für Buchdruckerkunſt nach einem Vortrag des japaniſchen Gelehrten Shugio. Danach beſaßen die älteſten japaniſchen Bücher, ähnlich unſeren mittelalterlichen Miniaturen, Manuſkriptform, waren mit Handmalerei verziert und wurden wie Rollen aufgewickelt. Die Buchdruckerkunſt wurde aus China eingeführt. Der erſte Druck, bereits mit beweglichen Lettern ausgeführt, ſtammt aus dem Jahre 770 n. Chr.; ein Exemplar dieſes Druckes hat ſich bis heute erhalten. Der erſte Holztafeldruck fällt in das Jahr 1328, der erſte Druck in Farben wurde gegen 1695 ausgeführt. Jetzt werden bei den japaniſchen Büchern meiſt die Bogen nur auf einer Seite bedruckt. Das einheimiſche Papier iſt ſehr dauerhaft, es werden aber bereits viele weniger gute Papierſorten importiert. Die Umſchläge für gewöhnliche Bücher beſtehen aus demſelben Papier, wie ſolches für das Buch Verwendung gefunden hat, und ergeben den Titel, das Datum der Ausgabe und den Namen des Verlegers. Für wertvollere Bücher benutzt man auch Baumwollen- und Seidenſtoff zu den Umſchlägen; in neueſter Zeit finden aber auch Einbände nach europäiſcher Art immer mehr Verwendung.

Handel.

Die 1670 — etwa ein halbes Jahrhundert nach der Entdeckung der Hudſonbai — gegründete Hudſonbaikompanie beherrſcht heute noch den Pelzhandel in den weiten Gebieten der Bai durch ihre zahlreichen, an der Küſte und im Innern des Landes angelegten Forts und Anſiedelungen. Der Handel beruht faſt ganz auf dem Tauſchverkehr mit den Indianern, der nach genau feſtgeſetzten Tarifen ſtattfindet. Ein intereſſanter kleiner Aufſatz von A. Engel im „Waidmann“ bringt einen derartigen Tarif zum Abdruck: 1 Flinte gilt danach z. B. gleich 20 Biber-, 60 Zobel-, 5 Silberfuchs-, 20 Luchs- oder Otterfellen; eine Axt gleich 3 Biber-, 9 Zobel-, 3 Luchs- oder Otterfellen; ein kleiner Spiegel gleich 3 Zobel- oder je 1 Biber-, Luchs- bez. Otterfell. Leider iſt die Kompanie durch die Konkurrenz anderer Unternehmungen nach langem Widerſtand gezwungen worden, auch Spirituoſen in ihre Tauſchliſten aufzunehmen. Im Durchſchnitt kommen jährlich die Felle von gegen 90 000 Zobeln, 40 000 Nerzen, 350 000 Biſams, 500 Silber-, 1800 Kreuz-, je 5000 weißen und roten Füchſen, 3000 Waſchbären, 7000 Iltiſſen, 20 000 Skunks, 90 000 Luchſen, 9000 Wölfen, 13 000 Ottern, 20 000 Seehunden auf den großen Auktionen der Kompanie zum Verkauf; ein großer Teil derſelben geht nach Leipzig, das z. Z. der Hauptweltmarkt für den geſamten Pelzhandel iſt.

Statiſtik.

Während in Preußen auf 100 chriſtliche Ehen durchſchnittlich 454, auf 100 Ehen zwiſchen Juden 421 Kinder entfallen, iſt neuerdings feſtgeſtellt worden, daß der Kinderſegen bei Ehen zwiſchen Juden und Chriſten ganz unverhältnismäßig gering iſt. Es wurden nämlich auf je 100 derart gemiſchter Ehen im Durchſchnitt nur 178 Kinder gezählt. Eine recht auffallende Thatſache.

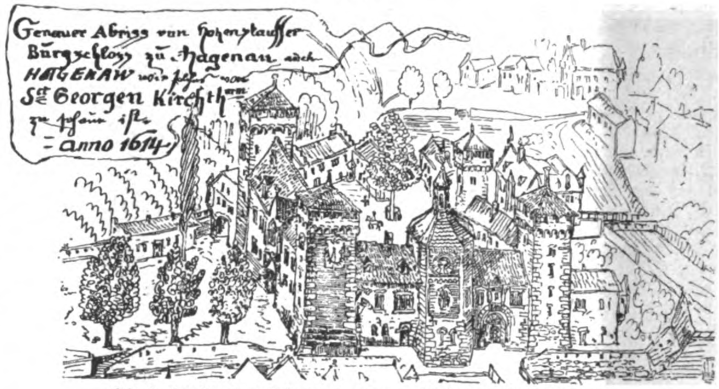
Vereine.

In München hat ſich ſoeben eine Deutſche Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt gebildet, der bereits zahlreiche Beitrittsanmeldungen von Künſtlern und Kunſtfreunden zugegangen ſind. Vorſitzender iſt Freiherr von Hertling-München.

Buchhandel.

Es iſt an Kalendern und Taſchenbüchern für die Armee eigentlich kein Mangel. Trotzdem aber wird das Offizier-Taſchenbuch, welches in ſeinem erſten Jahrgang (1893) kürzlich bei Gebr. Haering-Braunſchweig erſchien, durch ſeine Eigenart viele Freunde gewinnen. Während nämlich die übrigen ähnlichen Kalender hauptſächlich für den Büreaudienſt zugeſchnitten ſind, bietet das Taſchenbuch außer den überſichtlich und durchaus zweckmäßig angeordneten kalendariſchen Notizen eine Fülle von beſonders zahlenmäßigem Material, wie der Offizier es im Dienſt, bei den Feldübungen und Manövern, beim Kriegsſpiel oder bei wiſſenſchaftlichen Arbeiten bedarf. Geographiſche und ſtatiſtiſche Angaben, Ziffern über die Stärke und Organiſation der europäiſchen Heere, Auszüge aus Inſtruktionen, taktiſche Notizen ꝛc. ſind mit großem Geſchick aneinandergereiht. Das handliche Büchelchen iſt von der Verlagshandlung ſehr gut ausgeſtattet worden.

Die alte Kaiſerpfalz zu Hagenau.


Genauer Abriss von Hohenstauffer Burgschloss zu Hagenau auch HAGENAW
St Georgen Kirchthurn
Anno 1614

Die Hohenſtaufenpfalz zu Hagenau. Nach einer alten Zeichnung.

Ehe das pracht- und kunſtliebende Hohenſtaufengeſchlecht ſich die Kaiſerkrone errang, lag es den Fürſten und Großen des Reiches ſehr fern, bei ihren Profanbauten hervorragenden Wert auf die künſtleriſche Ausſchmückung zu legen. Außer der ſchlichten, aber vornehmen Kaiſerpfalz zu Goslar, die in unſeren Tagen auf Kaiſer Wilhelms I Veranlaſſung zu neuem Glanze erſtand, iſt denn auch — ſelbſt in Trümmern — kaum ein Bau aus jener Zeit auf uns gekommen, der Anſpruch auf künſtleriſche Bedeutung erheben könnte. Erſt als in der Hohenſtaufenzeit das höfiſche Leben an Ausdehnung gewann, als das Rittertum ſich zur Blüte entfaltete, wandelten ſich die maſſigen, zwiſchen plumpen Türmen eingekeilten Herrenſitze in umfangreichere, freier ſich dehnende Baulichkeiten um, die neben den Räumen für den Bedarf des Tages auch Prunkſäle und Feſtgemächer enthielten, Bauten wie jene, von der das Nibelungenlied ſingt:

> „Man ſah Palas und Türme, Gemächer ohne Zahl
> In einer weiten Feſte und einen herrlichen Saal.“

Noch jetzt ſind uns, wenigſtens in einzelnen Teilen, prächtige Bauten aus der Hohenſtaufenzeit erhalten. Die Burg Dankwarderode zu Braunſchweig enthält Teile der einſtigen Pfalz Heinrich des Löwen, die herrliche Wartburg ſtammt in ihren Grundzügen aus jener ſchaffensfrohen Zeit, die Ruinen der prächtigen Pfalz Kaiſer Rotbarts zu Gelnhauſen gehören zu den ſchönſten Reſten mittelalterlicher Baukunſt. Von zwei anderen Kaiſerburgen, denen zu Kaiſerswerth und zu Hagenau, ſind uns wenigſtens Abbildungen erhalten.

Die Hohenſtaufenpfalz zu Hagenau, welche wir nach einem aus dem Jahre 1614 ſtammenden „Abriß“ im Bilde wiedergeben, wurde ſchon von Konrad III (1138—1152) begründet und von Friedrich I (1152—1190) mit dem Bau der weithin berühmten Schloßkapelle vollendet, die ſich in drei Stockwerken in der Mitte des Vordergebäudes neben dem Haupteingang erhob. Auf unſrer Abbildung, die ſonſt manche wohl ſpäteren An- und Umbauten zeigt, iſt die Anordnung dieſer Kapelle, wie des zweiſtöckigen Saalbaus, im Seitenflügel deutlich erkennbar. Schwere, aber in der Form doch nicht ungefällige Türme bewehren das Schloß nach allen Richtungen der Windroſe.

Die Hagenauer Kaiſerpfalz war noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts leidlich erhalten; ſie fiel erſt dem furchtbaren Brande zum Opfer, in dem 1678 Marſchall Crequi Stadt und Schloß einäſcherte.

In unſerer Spielecke.

1. Kombinationsaufgabe.

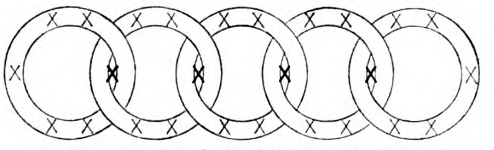
Zu ſuchen ſind zwölf zweiſilbige Wörter, von denen je zwei dieſelbe Anfangsſilbe haben. Die Endſilben der zu ſuchenden Wörter ſind in den folgenden ſechs Wörtern enthalten:

Segel Ferſe Baſe
Degen Maler Becher

Beide Silben jedes gegebenen Wortes ſollen dieſelbe Anfangsſilbe haben. Wären z. B. die Wörter 1. Erbe, 2. Leder, 3. Winde gegeben, ſo würden dazu die folgenden Wörterpaare paſſen. 1. Trau**er**, Trau**be**, 2. Ei**le**, Ei**der**, 3. Er**win**, Er**de**.

Sind zu den gegebenen ſechs Wörtern die richtigen Anfangsſilben gefunden, ſo laſſen ſich die letzteren ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben einen weiblichen Vornamen (eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer) ergeben.

2. Kettenrätſel.



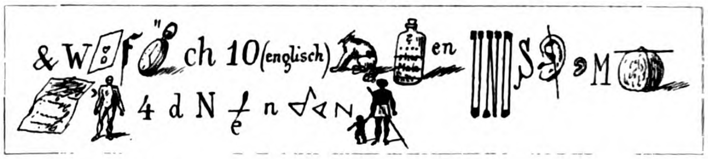
Die Kreuzchen ſind ſo durch je einen Buchſtaben zu erſetzen, daß die fünf Ringe bezeichnen:

1. Eine Dichterin und Schriftſtellerin unſerer Zeit,
2. eine Oper von Gluck,
3. einen männlichen Vornamen,
4. einen Stoff mit kunſtvollem Gewebe,
5. eine der Hauptrollen in einer Oper von Weber.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo nennen die vier Buchſtaben an den Verknotungspunkten der Ringe eine beliebte Oper.

Zu verwenden ſind die folgenden 26 Buchſtaben: 4 a, 1 c, 2 d, 2 e, 1 g, 2 h, 2 i, 2 m, 1 n, 1 o, 2 r, 3 ſ, 2 t, 1 z.

Bilderrätſel.



3. Rätſel-Diſtichon.

Suchet mich unter den Städten des italieniſchen Reiches;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, nenn' ich ein Herrſchergeſchlecht.

4. Ergänzungsaufgabe.

D.s W.r. i.t e.n H.u.h d.ch k.n. m.n .s w.g.n
D.r H..ch w.r. z.m W..t e.ſ. w.n. w.r i.n p.ä..n
U.d w.e d.s g.ſ.h.e.t b.i.g.s F.u.h o..r S.g..

Werden die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man einen Spruch von Bodenſtedt.

5. Wechſelrätſel.

Sachs Hacke Ahr
Leere Schiffer Haſen
Schale Lid

Aus jedem der obigen acht Wörter iſt durch Veränderung eines Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo nennen die bei der Veränderung fortgelaſſenen Buchſtaben einen beliebten deutſchen Dichter und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben (aber in umgekehrter Reihenfolge) einen Roman dieſes Dichters.

6. Dreiſilbige Scharade.

Ein Eiland nennen die erſten Zwei.
Die Hälfte von Vier iſt meine Drei.
Vereint die Drei an dem Steuer ſtehn,
Unverzagt, ſo hoch auch die Wogen gehn.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 18.

Bilderrätſel. Sonderbarer Schwärmer.

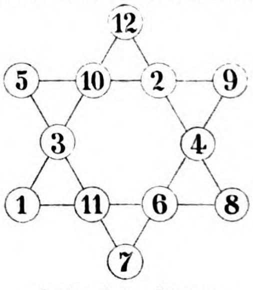
1. Ergänzungsaufgabe.

„Die Hochzeit des Figaro.“

Decke Frade Heſſen Celle Thorn
Zauber Siena Dotter Fort Ginſter

2. Rätſel. Abſolution.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

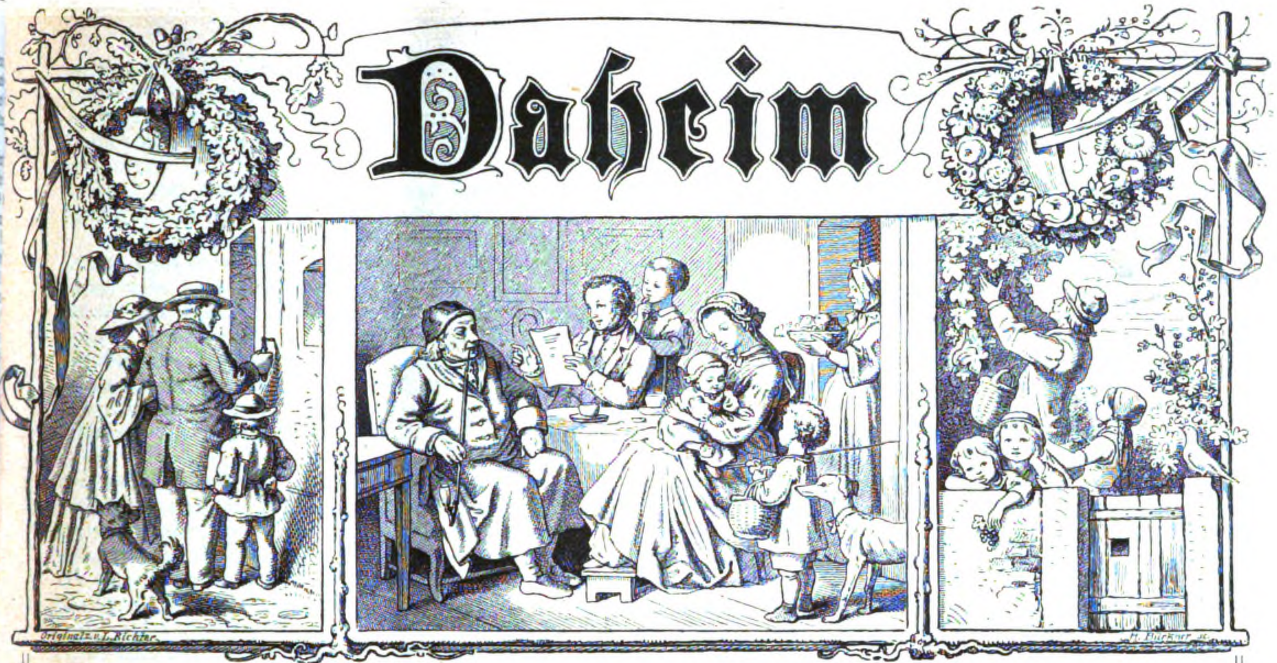


4. Rätſel. Löſchen.

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Der Panamaſkandal. Von Eugen von Jagow. — Glück. Gedicht von B. Mercator. — Im Reichstag. II. Mit vier Illuſtrationen. — Das Menuett. Mit einer Abbildung. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Raffaels Tod von H. O'Neil; Reſei von E. Rau; Entwiſchter Braten von W. Gräbheim; Sonntag Nachmittag von B. Vautier; Chörchen am Sebaldus-Pfarrhof und Erker am Zeughaus zu Nürnberg von Lorenz Ritter. — Naturkunde. — Meteorologie. — Botanik. — Verkehr. — Gewerbe. — Handel. — Statiſtik. — Vereine. — Buchhandel. — Die alte Kaiſerpfalz zu Hagenau. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Februar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 20.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Keiner der Leute hatte bei der in der Krugſtube herrſchenden Dunkelheit den mittlerweile eingetretenen Roſekatzky bemerkt, und doch ſaß dieſer bereits eine geraume Zeit im Schatten einer Ecke, mit Zornesblitz im Auge dem Geſpräche zuhörend, ohne ſich jedoch mit einer Silbe zu beteiligen — „gebunden hinter der Front.“

Mit einemmale, niemand hätte ſagen können, wie ſolcher Sprung geſchah, ſtand er auf der Bank unter den bereits halb Trunkenen, und ſeine Stimme hatte einen brüllenden Klang: „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr Leute aus Rotenſtein? Mithalten wollt Ihr mit dem blechernen Gekläff? Gebt doch lieber dem Schäfer eins auf das ungewaſchene Maul! Kann ſchonſt ſind, daß die olle gnädige Fru und meintwegen der Herr Oberſt auch mit die perſönliche Batzen nicht gern herausrücken thun, denn was ein Dhaler iſt, der iſt rund, und ein Silbergroſchen iſt auch rund, und rollen thut einer wie der andere. Nun aber frag' ich und ich bitt' mir die Antwort aus: iſt der Zehnte vom Scheffel, den die Leute kriegen, gehäuft oder nicht gehäuft?“

„Kann ſchonſt ſind, er iſt nicht von ſchlechten Eltern.“

„Und nun weiter. Wie viel Brennholz kriegt der Inſtmann in Felſing, wie viel in Baldritten und wie viel in Rotenſtein? Hat einer bloß ein einziges Mal gehungert in alle den ſchweren Zeiten nach dem Regen?“

„I na nei, dat nich.“

„Wie nun letzthin der große Zank is geweſen zwiſchen der Baruttſche und der Schlempſche, weil der Inſpektor in Weißenſee hat einführen wollen, daß zwei alte Weiber zuſammen eine Kuh halten ſollten, — wie hat die gnädige Frau geſagt? ‚Wenn die eine das Vorderteil kriegt und die andere das Hinterteil, ſteht ein alt Weib im Schatten, und auf ein Stück Vieh mehr oder weniger kommt es in Rotenſtein nicht an.‘ Na, ich ſage, ſtolz wie die Frau Königin ſelber ſind die beiden Weiber abgezogen, ein jegliches mit ſeinem Rinde!“

„Dat is alles wahr! Aber — bar Geld is bar Geld; und der Menſch, der Bargeld hat, dem ſteht die Welt offen, von Königsberg bis hinter Marienwerder und noch weiter weg.“

„Und wer da vorwärts will, dem hemmt die Kuh und die Kartoffelausſaat den Schritt. Aber das Klingeln von Bargeld, das hebt den Menſchen hoch!“ fiel der Schäfer ein und ſchlug auf die Taſche, darinnen er den ausbezahlten Lohn geborgen hatte.

„Der Schäfer iſt im Recht, und wenn ſie uns nicht zulegt am Lohn —“

„Nee, zulegen thut ſe nicht, da kenn' ich ihr genau.“

„Na, denn gone wi. Was een Wort is, is een Wort.“

Zum zweitenmale ertönte beherrſchend die Stimme des Roſekatzky: „Wenn der Menſch verrückt wird, wird er es zuerſt im Kopf, und jedenfalls iſt es ein Glück in dieſer Welt, daß der Mann, wenn er ſich aufhängen will, erſt nach dem Strick ſuchen muß. Will ju mal wat vertelle, Kinnerſch: ‚Da war einmal ein junger Minſch, und ſelbiger junger Minſch war ich. Vater und Mutter waren mir nicht das beſte Exempel geweſen. Zur Arbeit wurde ich nicht angehalten, und was ein ſchlechter Geſelle war, das hing ſich an mich, wie ſich die Neegnadel an den Magnete hängen thut. Da ging es denn ſo in der Kumpanſchaft erſt ſachte und dann immer raſcher bergab mit mir. Wär' vielleicht aufzuhalten geweſen, wenn einer zur rechten Zeit ein gutes Wort dazwiſchen geſprochen hätte, aber da war eben keiner in der Geſellſchaft, der ſich mit ſelbigem guten Worte befaſſen thäte. Erſt kam der Trunk, dann kriegte die Ehrlichkeit 'nen Stoß, und mit einer Seele, ſchwarz wie Pech, kam ich ins Kollern, immer koppheeſter den ſteilen Abhang hinunter. Hier aber nicht nur im Bildnis

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

geſprochen, ſondern in der ſchaudervollen Wirklichkeit, mit der Betrunkenheit als allernächſte Urſache zu ſolcher Fahrt mit Extrapoſt. Da lag ich nun mit dem gebrochenen Bein, und das gerade am Abende vor der Nacht, in der ich nach einem Beſchluß mit den Saufbrüdern einmal ein Einſteigen in fremder Leute Fenſter riskieren ſollte. Was die Saufbrüder waren, die haben mich in meinem Elend liegen laſſen, aber unſer Herrgott droben, der hat wohl gemeint: ‚Hier ſcheint mich der Roſekatzky an einem Scheidewege angekommen zu ſind.‘ Es hat ſich getroffen, daß unſere alte Gnädige, als ein ſtolzes junges Weib, damals auf Beſuch bei dem Herrn Vater Gnaden, dem ſeligen Herrn von der Focken, geweſen iſt, und daß ſie mit ihm juſt an der Stelle, wo ich zu liegen gekommen, vorbeigeritten. Ich ſehe ihr noch in dem grünen Samthabit, und wie ſie ſich über mich gebückt, hat's vom Hut genickt als die Feder von einem ausländiſchen Vogel. Ohne viel Fragen und ohne viel Simulieren hat ſie mir dann mit raſcher Hand zu einer alten Frau auf dem Gute des Herrn Vaters in Pflege gebracht, und es iſt ja auch ſoweit gut geraten, obſchon, wie ich wieder zum Stehen gekommen bin, an dem einen Bein ein Stückchen gefehlt hat. Das Auge aber von der alten Gnädigen, das iſt an mir hängen geblieben, und was in der erſten Jugend an guten Wörtern verſäumt worden war, das kam nach, wie ſie mir zuerſt in die Lehr' zu einem braven Stellmacher gab und mir dann nach Rotenſtein nachkommen ließ. Na, Ihr wißt, was der Roſekatzky in Rotenſtein zu bedeuten hat, und da frage ich nun: wär' es beſſer geweſen, ſie hätte mir einen Beutel mit zehn Thalern unter den Kopf gelegt und wäre davon geritten? Wie?“

Der Kutſcher aus Felſing ſchaute ſinnend vor ſich hin, kratzte ſich den Kopf und rückte um ein Kleines näher heran: „Weet'ſt Roſekatzky, am End' wären mi ein tein Dhalers doch noch leewer geweſen.“

Allmählich ging einer nach dem andren nach Hauſe, und auch Sommer, der Schäfer, hatte ſich aus alter Gewohnheit den Genoſſen angeſchloſſen, als es ihm plötzlich klar wurde, daß er ja kein Obdach für die Nacht habe. Raſch entſchloſſen wandte er ſich dem Wirtshaus wieder zu, unangenehm berührt, daß der feſte Schlaf des Krügers allem Pochen nur ein bis nach außen dringendes Schnarchen entgegenſetzte. Aber dort in der offenen Luke des Heubodens, da rührte es ſich: „Was wollen Sie, Mann?“

„Ein Unterkommen für die Nacht. Bin der ehemalige Schäfer aus Rotenſtein.“

„Na, denn man 'rauf! Wo einer liegt, können auch zwei liegen, denke ich.“

Der Schäfer, in ſeinem dunkeln Drange des rechten Weges ſich bewußt, fühlte inſtinktiv nach der am Boden liegenden Leiter, lehnte dieſe in die Luke und ſtieg hinan.

Frau Sonne war ſchon recht lange am Horizonte beſchäftigt geweſen, ehe es ihr einfiel, auch einmal ein Strählchen in jene dämmerige Luke hineinzuſenden, in der Sommer, der Schäfer, den Schlaf des freien Mannes geſchlafen. Das Strählchen traf ihn gerade auf die geſtern ſo ſtolz blickenden Augen, ſo daß ſie ſich verdutzt dem Lichte öffneten. Das erſte, was Sommer mit Bewußtſein in ſich aufnahm, war das dunkle Bild eines rieſigen ſchwarzen Katers mit grünfunkelnden Augen inmitten der Luke. War es ein Kater — war es *ſein* Kater? Kater jedenfalls.

Er wendete den Kopf ſeitwärts dem Abdrucke im Heu zu, der da deutlich dafür ſprach, daß er in Geſellſchaft eines freundlichen Genoſſen das duftige Lager geteilt. Nur war von dieſem Genoſſen, außer ſeinem Abdrucke, nicht die kleinſte Spur mehr vorhanden. Seltſam bewegt griff der Schäfer nach der Taſche, darinnen er das Klümpchen geborgen hatte. Auch das Klümpchen war, ebenfalls ohne Hinterlaſſung einer Spur, mitſamt dem roten Taſchentuch verſchwunden.

Das bei derlei Gelegenheiten übliche Suchen in allen Taſchen fällt fort, wenn der Geſchädigte ſich in dünnem Habit nur einer einzigen Taſche zu berühmen hat; der Troſt, daß Verlorenes in die Stiefelſchäfte geglitten ſein könnte, iſt bei dem Gebrauch von Holzpantinen eitel Spreu, und ebenſowenig kann ein rotes Tuch in grünem Heu ſich der Beobachtung entziehen, während der Nebenmann mit dem Abdrucke ſich in letzterem Falle glücklicher erwieſen hatte.

Es iſt nicht ausgemacht, daß Bargeld den Menſchen allezeit emporhebt, aber durchaus feſtſtehend iſt es, daß ihn ſein Verſchwinden herniederzieht.

Der Schäfer war nun vormittags wegen eines anderen Dienſtes in der Stadt bei der Mietsfrau geweſen, aber niedergeſchlagenen Gemütes hatte er die Schwelle des Hauſes, darinnen dieſe Dame wohnte, wieder überſchritten.

„Als ob die Schaf' in der ganzen Umgegend nicht behütet werden wie die Wickelpuppen! Er, der Sommer, mochte ja auch ſein Handwerk verſtehen, aber was ein Hetzer und ein Petzer iſt, das kommt nicht unter, und nun gar außer der Zeit.“

Wie es den Mörder und den Dieb immer wieder nach dem Schauplatze ſeiner That zieht, ſo zog es auch den Schäfer nach der ihm verwehrten Rotenſteiner Grenze, innerhalb deren er Frau und Kind allerdings noch wohl geborgen wußte.

„Wohin denn des Weges, Mann?“ fragten ihn ein paar Herren, welche, die etwas fragliche Kopfbedeckung kühn auf dem Kopfe, am Wege im Grabenrain ſaßen.

Der Schäfer lüftete die Mütze ein wenig: „Ja, wenn mir die Herrens das ſo ſagen wollten? Ich bin nämlich aus Rotenſtein entlaſſen worden, weil — weil —“ und nun ging die Geſchichte vom Stapel.

Sofort ſprangen die Herren auf ihre Füße, und die Hände ſchlugen kräftig die Lende: „Entlaſſen, weil Ihr die Mütze vor dem Hauſe nicht gezogen habt? Das iſt ja die beſte Geſchichte, die uns ſeit langer Zeit vor den Schnabel gekommen! Und das, Schafmeiſter, das laßt Ihr Euch ohne weiteres gefallen?“

Das Wort „Schafmeiſter“ war angethan, das Selbſtgefühl des Mannes zu heben, mehr aber noch hob es der Schluck Branntwein aus der gebotenen Flaſche.

„Habe meinen Lohn ja bekommen.“

„Was, das Bißchen Lohn? Klagen müßt Ihr! Vor Gericht muß die Ariſtokratenbrut!“

„Unſ' olle Gnäd'ge vor't Gericht? — — I na nee!“

„Na, wenn auch das nicht, ſo könnt Ihr doch bei der Geſchichte immer noch Euren guten Vorteil herausſchlagen. Hier, dieſer mein guter Freund, das iſt nämlich ein früherer Aktuarius, ein ſtudierter Mann, der ſchon ganz andere Geſchichten zum Austrag gebracht hat. Waren denn Zeugen dabei?“

„Nee, ich und ihr waren ganz allein.“

„Aber Herr, wer will Euch denn überführen, daß Ihr Euch im Reſpekt vergriffen habt? Dat Bewieske, Mann, dat Bewieske!“

Jetzt nahm der Aktuar a. D. ernſt das Wort: „Dadurch, daß der Schafmeiſter freiwillig gegangen iſt, hat er gewiſſermaßen zugegeben, daß ein Grund der Entlaſſung vorhanden war, denn mit Schub iſt er doch nicht über die Grenze gebracht worden. Trotzdem läßt die Geſchichte ein Profitchen zu. Euren Lohn habt Ihr bekommen.“

„Ja,“ fiel der Schäfer bitter ein, „wie bekommen, ſo genommen, ſagt das Sprichwort.“

„Na, wenn auch nicht *ganz* ſo, ſo iſt das doch eine Sache, die zwiſchen Euch und dem Schlafkumpan auszufechten iſt. Hier handelt es ſich darum, daß Ihr durch Bedrohen mit dem Gericht neben dem Lohn noch das Koſtgeld herausſchlagen müßt, und dann iſt Euch geholfen. Nehmt noch einen zu Euch.“

„Alſo was thun die Herren meinen?“

„Was wir meinen? Gerades Weges auf das Haus los, vor die alte Fürſtin hintreten und ſcharf mit Klagen gedroht, wenn ſie nicht klein beigibt.“

„Es ſei! Kommt mit, Ihr Herren.“

Schweigend ſchritten die Männer quer über das weite

Brachfeld bis zu einem in den Park führenden Hinterpförtchen, deſſen loſer Verſchluß der Hand des Schäfers nachgab.

„Wie das rauſcht,“ ſagte einer der Männer mit gedämpfter Stimme, als die hohen Ulmen des Parkes ſich gleich einem Dome über ihren Häuptern wölbten.

„Ja, ja, das rauſcht herrſchaftlich,“ meinte Sommer, der ſich plötzlich ganz feudal angeweht fühlte.

In Scheu vor den beobachtenden Blicken der Gartenarbeiter ſchlugen die Männer die durch das Dickicht führenden Seitenwege ein und betraten dann den ſchmalen Weg, der allein die drei großen Teiche von dem Giebel des Hauſes trennte.

Schwäne zogen in ſtolzer Ruhe über den Waſſerſpiegel dahin; aus dem Hauſe, drüben wo der Schäfer Frau und Kind wußte, tönte das Bellen ſeines Hundes, und in ernſtem Schweigen bogen die Männer um die Ecke, langſam die Rampe vor dem Hauſe hinanzuſchreiten.

Da die Hausthür weit offen ſtand, betrat der Schäfer ungehindert den weiten Flur, den Genoſſen einen Wink gebend, daß ſie draußen warten möchten, bis die Zeit ihres Eingreifens in die Verhandlung gekommen.

Eine weibliche Geſtalt — es war Jutta — kam, das leiſe klirrende Schlüſſelbund in der Hand, gerade von der Treppe herab, und da ſie des Schäfers anſichtig wurde, war ihre Empfindung grenzenloſes Erſtaunen.

„Es iſt doch nicht möglich, daß Ihr Euch anders in dieſes Haus wagt, denn als einer, der ſchwer bereut. Sonſt —“ Der ausgeſtreckte Finger deutete nach der Thüre.

„Was mich noch einmal nach Rotenſtein geführt hat, das wird ſich ergeben. Ich bitte nur um mein gutes Recht, vor die gnädige Frau geführt zu werden.“

Jutta ſchaute dem Trotzigen mit einem ſeltſamen Blicke feſt in die Augen, worauf ſie entſchloſſen einen Schritt vortrat. „Habt Ihr niemand aus Rotenſtein heute geſprochen?“

„Nein, wie ſollte ich, der ich vom frühen Morgen herumgeirrt bin als ein von Rotenſtein ausgeſtoßener Mann.“

„Und Ihr ſeid gekommen, vor die gnädige Frau geführt zu werden?“

„Jawohl, darum bin ich gekommen.“

„Gut. Ihr ſollt Euren Willen haben!“

Der Schäfer winkte den zwei bisher im Hintergrunde gebliebenen Genoſſen, und alle drei folgten dem voranſchreitenden Mädchen durch eine und dann durch noch eine Stube, worauf die Thüre des Schlafzimmers ſich weit aufthat.

Gegenüber dieſer Thüre ſtand in dem ſanften Dämmerlicht des leicht verhüllten Fenſters das nach der Sitte jener Zeit ſo ſchmale Bettlein, über dem ſich ein Thronhimmel von weißen Vorhängen wölbte, — das Bett, darinnen die Herrin von Rotenſtein durch eine lange, lange Reihe von Jahren allabendlich ihr Haupt zur Ruhe gelegt.

Auch jetzt ruhte das Haupt in den ſchneeigen Kiſſen. Heute Morgen war ſie geſtorben.

Die Waldeins hatten es nicht verſäumt, ihr letztes Liebeswerk an ihr zu thun. Sie hatten Blumen in ihre gefalteten Hände gelegt, Blumen auf die Decke des Lagers geſtreut und duftige Schleier um das milde Geſicht gebreitet, deſſen einſtige Schönheit der Tod in hehrer Verklärung zurückgerufen.

Ohne den Raum zu betreten, ſchlichen die beiden fremden Geſellen von dannen. Der Mann aber, der da in ſtarrem Trotze das Haupt vor ſeiner alten Herrin nicht hatte beugen wollen, ſank, von der Majeſtät des Todes überwältigt, ſchluchzend in die Kniee —

Das, trotz mancher Schlacken, ſo brave Herz der alten Rettlingen hatte ausgeſchlagen. Es hatte im Sturme der wechſelnden Empfindungen, der Pflicht gegen ſich ſelbſt nicht eingedenk, es verabſäumt, rechtzeitig eine ſeiner Klappen zu ſchließen, ſagte der alte Hausarzt, und ohne Schmerz und ohne Kampf war ſie in das unbekannte Land hinübergegangen. Kein Bangen vor der dunklen Pforte!

Jenſeits der Pforte die Hoffnung des ewigen Lichtes, — diesſeits derſelben das „Ich und mein Sohn.“

In tiefem, ehrfürchtigem Schmerze hatten das junge Mädchen mit dem Blicke nach vorwärts, und die beiden alten Mädchen mit dem Blicke rückwärts das letzte Lächeln derjenigen aufgefangen, deren Leben ihnen Halt und Stütze geweſen. Tief im Hintergrunde aber weinte der Roſekatzky.

14. Kapitel.

Sofort nach dem eingetretenen Todesfalle war ein reitender Bote mit der Nachricht nach Königsberg ausgeſandt worden, ohne daß dieſe jedoch den Oberſt, den eine Dienſtreiſe fern hielt, antraf.

Eine Stafette von ſeiten des Generalkommandos konnte das rechtzeitige Eintreffen zum Begräbniſſe jedoch ermöglichen, und ſo fuhr denn Frau Eleonore in Edmunds Begleitung allein gen Rotenſtein.

„Der Vater iſt nicht mit?“ kam es wie ein Wehruf über Juttas Lippen, als ſie vergeblich wartete, daß ſeine hohe Geſtalt dem Wagen entſtiege.

„Sei ruhig, Jutta, er kommt,“ beſchwichtigte Edmund ſie freundlich. „Das ſofortige Expedieren der Stafette verbürgt uns ſeine baldige Ankunft. Im übrigen —“

Edmund verſtand es meiſterhaft, ſeiner Kondolenz im ſtummen Händedruck und vielſagenden Augenaufſchlag Worte zu geben.

Frau Eleonore erging ſich in einer blumenreichen Rede, that einige, auf den Fall bezügliche Fragen, war aber zu hingenommen von der langen, beſchwerlichen Fahrt, um deren Beantwortung eine ungeteilte Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

„Dieſer Wagen iſt nämlich der reine Marterkaſten, wie überhaupt alle Wagen deutſchen Fabrikates. Das erſte, was Rudolph unbedingt anſchaffen muß, iſt ein Koupee mit engliſchen Federn. Ich fühle mich wirklich über alle Maßen angegriffen.“

In ſchwüler Stimmung ſuchten die Bewohner des alten Hauſes ein jeglicher ſeine Kemenate auf. Zwar lebte in Kunigunde, wie in Ethelinde die Hoffnung auf ein kleines Vermächtnis der Tante. Immerhin aber war dieſes im Vergleiche zu ihrem bisherigen Aufenthalte nur als ein körperliches Darben anzuſehen. Anderſeits wieder, wenn man ſie in Rotenſtein behielte, — was dann —?

Körperliches Darben lag auf der Wage mit moraliſcher Knechtung.

Früher als man gedacht, war Frau Eleonore am anderen Morgen erſchienen und zwar mit einem ungeahnt hochmütigen Ausdruck des Geſichts, der ihrer bis dahin ſo unbeſtrittenen Schönheit ein wenig Abbruch that.

„Nicht eine Stunde ſtärkenden Schlafes habe ich nach der entſetzlich langen Fahrt genoſſen. Es war durchaus unüberlegt von dir, Jutta, mir die Stube nach den Teichen heraus einrichten zu laſſen. Ich werde für dieſe Nacht ein anderes Zimmer beziehen, denn das Gegröhle von mindeſtens 25 000 Fröſchen nebſt den ſchädlichen Dünſten, die dieſen Tümpeln entſteigen —“

„Aber Mama, unſere herrlichen Teiche!“

„Sind der Herd von Malaria, ganz entſchieden Malaria, und da ich doch ab und zu zur Sommerszeit hier zu wohnen gedenke, wird ein Zuſchütten jener Teiche kaum zu vermeiden ſein. Das ſind jedoch Zukunftspläne. Fürs erſte wünſche ich zur nächſten Nacht das Zimmer, das dem meinigen gegenüber liegt.“

„Dieſes bewohnen die Tanten, Mama, und ſie ſind darin ungeſtört geblieben, ſo lange ich überhaupt zu denken vermag.“

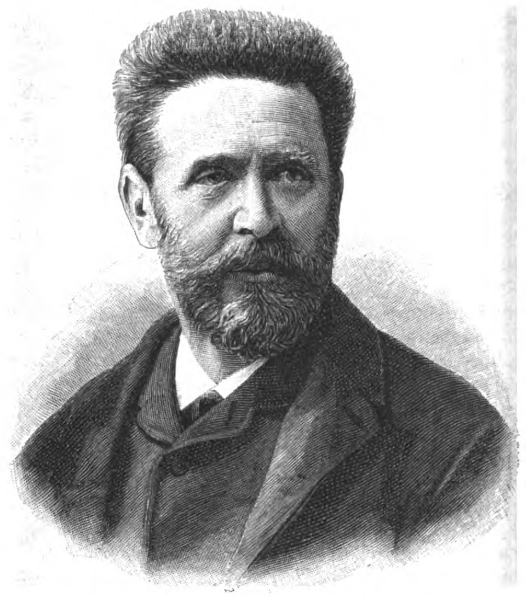
„Ich dächte, ich ſagte, daß ich mir gerade dieſes Zimmer wünſchte, wie?“

Leiſes Sporenklirren deutete Edmunds Herunterkommen an. Er grüßte, ohne ſich zu verneigen, läſſig mit der Hand, ein wenig patroniſierend, aber durchaus elegant: „Guten Morgen auch mitſammen! Guten Morgen, Frau Mutter. Wie haben Majeſtät zu ſchlafen geruht? Kleine Unmutsfalte auf der Stirn? Übrigens, meine verehrten Damen, Kunigundchen oder Ethelindchen, ich weiß nicht, welche von Ihnen das Reſſort der Nachtlager unter ſich hat, aber jedenfalls war das meinige ſo eine Art Marterpfühl. Federn zu ſcheußlichen Klumpen geballt — geruht, wie auf Kartoffeln. Erſte Notwendigkeit, meine Damen, Einführung von Sprungfeder-Matratzen, und zwar gleich für jegliches Gaſtzimmer; für halbe Maßregeln war ich nie! Wenn Kameraden zur Hühnerjagd kommen, erfordert das Renommee des Hauſes vor allem ein anſtändiges Pfühlweſen. Übrigens iſt der Kaffee kalt, Jutta. Ei, ei, Kleine, ich dächte, Töchtern des Hauſes käme das zu?“

In Juttas Augen blitzte es auf, und heiß ſtieg es ihr in die Wangen, aber das raſche Zorneswort erſtarb auf der Lippe. Streit? Hier? So nahe der Stätte, über die der Engel des Todes ſeine düſtren Schwingen gebreitet?

Ohne Edmund eines Wortes zu würdigen, ging ſie von dannen, und ebenfalls ſchweigend folgten ihr die Waldeins.

Ethelinde ſchaute in Kunigundens, Kunigunde in Ethelindens Augen. Beider Blicke gingen dann nach oben, und „beſſer darben, denn Knechtung,“ war der einmütige Entſchluß.



Erſchüttert bis in die Tiefen ſeiner Seele traf der Oberſt am Morgen des Begräbniſſes ein, und dann nahten in raſcher Reihenfolge die Equipagen von Stadt und Land bis weit über den Schollenberger Kreis hinaus.

Die Pforten des Erbbegräbniſſes hatten ſich aufgethan, die Familiengruft der Rettlingen hatte ihre neue Bewohnerin empfangen.

Ein leiſes Weinen, hier wie dort in der großen Verſammlung. Das Wort des Predigers, der da den Leuten kund that, daß man eine gerechte Herrin, eine edle Frau begraben — der dumpfe Laut, mit dem ſich die Pforte wieder ſchloß, und — alles war vorüber! Es ging ein jeglicher, wie die Bibel ſpricht, zurück zu ſeiner Hantierung.

Es zählt zu den ſeltenen Erſcheinungen im Leben, daß das ſtolze Wort: wie ich es erwartet, ſo iſt es gekommen! ſeine volle Berechtigung findet. Wenigſtens gehen die Leute zumeiſt geneigten Hauptes von der Stätte hochgeſpannter Erwartungen, und ſchwer aus dem Lebensbuche auszulöſchen iſt das Wort Enttäuſchung.

Wie aber jede Sentenz auch ihre Ausnahme hat, ſo ſollte Frau Eleonore einmal einen Tag des Triumphes haben, genau wie ſie ihn ſich ausgemalt. Nachdem die Vaſallen gedemütigt waren, konnte man ſich ja wieder in Liebreiz ergehen, ſelbſtverſtändlich da, wo er hin gehörte.

Ländlicher Sitte gemäß vereinte nach der Beſtattung ein reich beſetztes Büffett die Leidtragenden im Speiſeſaale des alten Hauſes. In dem anſtoßenden Zimmer nahm Frau Eleonore — über dem Geſicht einen Hauch der Trauer, wie über dem blonden Haare den leichten Krepp — die Kondolenz der nacheinander eintretenden Herrſchaften entgegen. Sie hatte neben dem Danke für das Wort der Teilnahme für jeden eine wohlmeinende Frage, ein herzliches Intereſſe für ſeine Verhältniſſe.

„In der That, ein reizendes Weib, Ihre Tante,“ flüſterte in unterdrückter Begeiſterung der alte Graf Hersfeld dem jungen Landrate von Kienitz ins Ohr.

Horſt verbeugte ſich mit verbindlichem Lächeln.

„Reizend — beſonders heute! Ich ſah nie eine getröſtetere Schwiegertochter.“

Auf den Wunſch ihres Vaters und an ſeinem Arme hängend, ging auch Jutta einmal durch die Geſellſchaft, in der ſich ihr bald hier, bald dort eine Hand entgegenſtreckte. Das Wort der Teilnahme berührte ihr Ohr, aber der in verhaltenem Schmerze zuckende Mund fand keine Antwort darauf.

Durch die alle anderen Herren überragende hohe Geſtalt gefeſſelt, ſtreifte Juttas Blick einen Augenblick befremdet über Herrn von Kienitz’ ihr ganz unerwartete Erſcheinung hin. Allerdings hatte der Amtmann erwähnt, daß der junge Landrat in Kaufunterhandlungen mit Felſing ſtände, aber Jutta hatte in dem Sturm und Drange der letzten Tage dieſes Umſtandes vielleicht vergeſſen.

Der warme Händedruck, mit dem Horſt ſich ihr nahte, trieb ihr — ſie wußte ſelbſt nicht warum — einen Augenblick das Blut in die Wangen.

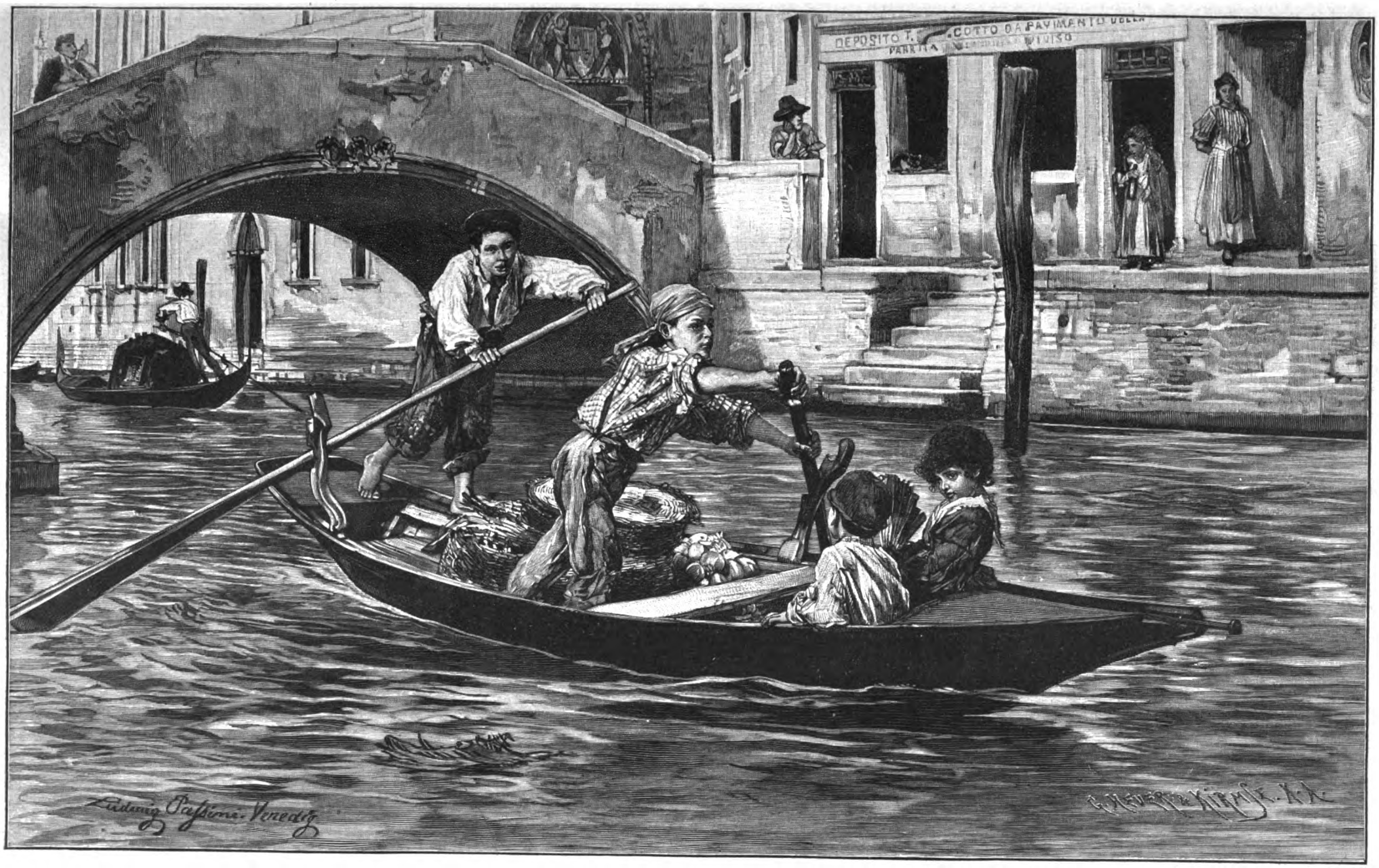
Warum ſie ſich nur gerade dieſem Manne gegenüber plötzlich alle der häßlichen Empfindungen zu ſchämen begann, die neben dem heißen Schmerz um die Dahingegangene mehr und mehr in ihrer Seele Raum gewannen? Sicherlich war das Gefühl unberechtigt, daß ſie ſich heute inmitten des Kreiſes, in dem ſie groß geworden, als eine Fremde vorkam. Die geſteigerten Regungen tiefer Abneigung gegen ihre Stiefmutter, (an ſich ſchon unſchön genug), brauchten ſich nicht auch auf alle die zu erſtrecken, die dem neuen Geſtirn ihre Huldigungen ſo ſichtbarlich darbrachten — und doch — ſie konnte nicht anders! Dem Impuls des Augenblicks nachgebend, machte ſie ſich ſchroff von dem Arme ihres Vaters los, öffnete ohne Rückſicht auf die Geſellſchaft und deren ſie verfolgenden Blicke die zu dem Garten führende Doppelthür und ſtürmte trotz des ſcharfen Windes hinaus in den Park, daß das unter alle den Leuten mühſam eingedämmte Weh ſich in einem heißen Thränenſtrome Luft machen könne.

Sie wußte nicht, wie lange ſie unter ihrem Lieblingsbaum geſeſſen. Es kümmerte ſie nicht, daß der Ton der fortrollenden Wagen ihr Kunde gab, daß das Haus ſich allmählich von ſeinen Gäſten leerte. Der Gedanke an die Zukunft, wie ſie ſich in dem engen Rahmen des Vaterhauſes für ſie fortan geſtalten ſollte, gab keinem anderen Empfinden Raum, und in unbewußtem Selbſtgeſpräche kam es über die bebenden Lippen: „Überall hin — nur fort — nur nicht mit ihr zuſammen leben!“

„Geſtatten Sie mir, Ihnen zu dieſem heroiſchen Entſchluſſe zu gratulieren,“ ſagte eine ruhige Stimme dicht neben ihr. „Im übrigen verzeihen Sie mein unberufenes Erſcheinen.“

Das weiche Moos des Bodens hatte die Schritte Horſts von Kienitz gedämpft, das Rauſchen der Baumwipfel ſeinen Anruf übertönt. Jutta hatte ihre Empfindungen ihrer ganzen ungeſchulten Art nach wieder einmal ſtürmiſch kund gethan, und er war zum Mitwiſſer derſelben geworden.

„Wollen Sie mir geſtatten, einen Augenblick neben Ihnen Platz zu nehmen, Fräulein von Rettlingen?“


DEPOSITO T.
COTTO DA PAVIMENTO DELLA
FABRICA
Ludwig Passini. Venedig

Die kleinen Marktſchiffer. Nach dem Gemälde von Ludwig Paſſini.

(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Jutta rückte gerade um ſo viel weiter, als es die Höflichkeit gebot, trocknete haſtig die Augen und ſchaute mit einem kleinen Zug des Trotzes um den Mund vor ſich hin.

„Was wünſchen Sie von mir, Herr von Kienitz?“

„Von Ihnen augenblicklich nichts, mein gnädiges Fräulein. Ich möchte Sie nur gewiſſermaßen zur Rechtfertigung meines Überfalles bitten, mich einmal als den hiſtoriſchen Alten aus der Tonne anzuſehen. Gleich dieſem zünde ich mein Laternlein an und halte, wie es an dem heutigen Tage natürlich, zuerſt nach den Troſtesbedürftigen Umſchau. Gleichzeitig habe ich in Anbetracht des eiſigen Windes, in den ich Sie hinausſtürmen ſah, eine zunächſt der Thüre liegende warme Hülle annektiert. Wollen Sie mir geſtatten?“

Er legte ein ſchwarzes Tuch, das er über dem Arme getragen, ſorglich über Juttas Schultern. Aber kaum, daß dieſe des dem Tuche entſtrömenden feinen Duftes gewahr geworden, nahm ſie es haſtig wieder ab.

„Ob Sie es verzeihen oder nicht, aber ich kann das Tuch nicht tragen!“ und dann in leiſem Tone: „Es gehört meiner Stiefmutter.“

Sofort legte Horſt das Tuch wieder in ſeine Brüche zuſammen und bettete es vorſorglich in einiger Entfernung ins Moos: „So, hoffentlich ſchützt die richtige Diſtanz vor weiterer Störung. Der Mißgriff geſchah als ſolcher in Unkenntnis des Gegenſtandes ſelbſt, nicht aber in Unkenntnis der Verhältniſſe, und ich bin ihm in der Art ſogar dankbar, daß er ſich zu einer ſonſt recht diplomatiſch zu erbauenden Brücke des Vertrauens zwiſchen Ihnen und mir geſtaltet.“

„Es war wenig diplomatiſche Umſchreibung zu ſpüren in der Gratulation, die Sie mir vorhin zu teil werden ließen,“ meinte Jutta mit dem Schatten eines Lächelns, demzufolge Horſt ſeinerſeits befriedigt drein ſchaute.

„So ſteht ja dem Übergange zur Tagesordnung nichts entgegen. Alſo kurz heraus, trotz des Wortes von Jeſus Sirach: ‚Wes Deines Amtes nicht iſt, laß Deinen Fürwitz.‘ Meiden Sie das Haus, in dem Frau Eleonore waltet! Meiden Sie es, wie die Sünde ſelbſt! Die Atmoſphäre mit dieſer Frau teilen, heißt für eine junge Seele, trotz Eleonorens mehr paſſiven Verhaltens, den Duft von Giftblumen langſam einatmen.“

„Es ſagt ſich leicht: gehe nicht ein durch dieſe Thüre, aber wo ſteht eine andere offen?“

„O, eine weite Pforte bleibt Ihnen offen, keine geringere, als die dieſes Hauſes. Es läßt ſich nicht annehmen, daß Ihr Herr Vater, den die Gunſt der Vorgeſetzten, wie Beanlagung und Neigung auf der Bahn des Soldaten bergauf führen, ſchon jetzt den Abſchied nehmen wird; ſeine Hand liegt zu feſt am Degen, als daß ſie ſich ſehnend nach der Scholle ausſtrecken könnte. Meine Tante Eleonore wird es, wenn ſie ſich an der Rolle der Schloßfrau eine Weile gefreut, allenfalls eine Woche auf dem Lande aushalten, oder auch zweie. Sie aber, Fräulein von Rettlingen, bleiben Sie hier. Ich täuſche mich nicht einen Augenblick darüber, daß für ein ſo junges Geſchöpf das geiſtige Alleinſein — Pardon! Kunigundchen und Ethelindchen — vielleicht auch ſeine Gefahren hat. Beſſer jedoch, als — jetzt muß ich wegen eines höchſt abgedroſchenen Vergleiches, der mir auf der Lippe ſchwebt, um Verzeihung bitten —“

„Sollte etwa der gefangene Vogel auf der Lippe ſchweben?“

„Selbſtverſtändlich! Und zwar einer jener höheren Art, der zwar im Käfig weiter lebt, jedoch nicht mehr als er ſelbſt. Es wäre ſchade um eine Jutta von Rettlingen.“

Es iſt eine oft erprobte Erfahrung bei jungen Mädchen, daß ſie im Kampfe mit der Verlegenheit eine gewiſſe Schroffheit zur Hilfe herbeirufen. „Sie kennen mich nicht, Herr von Kienitz, ich bin Ihnen eine total Fremde.“

„Wie Sie befehlen, meine Gnädigſte.“ —

„Übrigens ſehe ich eben meinen Vetter Edmund aus der Thüre treten — und zugleich erinnere ich mich, daß mein Wagen vorgefahren iſt. Wollen Sie mir die Hand reichen?“

Jutta ſah dem Davongehenden mit einem Gemiſch ſtreitender Empfindungen gedankenvoll nach.

„Ah, ſieh da, Jutta,“ ſagte Edmunds ſympathiſche Stimme jetzt dicht neben ihr. „Ich vermutete dich in dem Palmenhain Kienitzſcher Beredſamkeit. Wie hat er denn ſeine Weisheit über dich ausgegoſſen? Löffelweiſe oder Dröppchen für Dröppchen? Gelungener Herr, mein Vetter Horſt! Na, die Zeiten ſind vorbei, in denen ich als ſchwarzes Schaf neben dieſem Lämmlein im ſchneeigen Pelz habe einhertrotten müſſen. Der Moment des Quittwerdens iſt mit den neuen Verhältniſſen auch für uns angebrochen, mein Herr von Kienitz!“

„Was willſt du damit ſagen, Edmund?“

„Darnach haben artige kleine Mädchen nicht zu fragen. Das ſind Sachen, die ſich in Diskretion zwiſchen Mutter und Sohn abſpielen werden. Bei Regelung der Verhältniſſe läuft ſo 'was gewiſſermaßen im Ramſch mit unter. Derlei Geſchäftliches darf deinen gerechten Schmerz um die Heimgegangene nicht beeinträchtigen, am wenigſten an einem Tage, wie der heutige.“

Juttas Augen füllten ſich mit Thränen. Mußte ein Hegebach ſie noch daran erinnern?

An dem auf das Begräbnis folgenden Tage reihte ſich für Mutter und Sohn in ſtillem Dahinfließen Stunde an Stunde in einem ungewohnten Wohlbehagen.

Der Oberſt hatte ſich mit dem Amtmann in geſchäftlichen Verhandlungen eingeſchloſſen. Jutta war auf der Suche nach einem anklingenden Gefühlsakkorde zu Malchen Schobeck herübergegangen. Die Waldeins, von Edmund mit ritterlicher Handbewegung, ſeitens Frau Eleonore mit mitleidsvollem Kopfneigen begrüßt, zählten gleich Schatten. Mutter und Sohn hielten Umſchau, zunächſt in den Zimmern.

„Die altmodiſche Bekleidung der Wände in den düſteren Zimmern fällt mir auf die Nerven. Nicht wahr, Edmund, du ſchreibſt heute noch nach Muſtern zu neuen Tapeten, mein Goldjunge? Du weißt ſchon, daß ich mir zu jedem Briefe erſt einen Elan geben muß.“

Edmund verſprach, zu ſchreiben, und man wandte ſich nach den Regionen, in denen die Kammern lagen.

„Hier iſt entſchieden das Allerheiligſte, die Vorratskammer. Tauſend ja, Mama! Iſt das eine ſtattliche Schinkenreihe! Und ein jeder, in Sorge vor der Made, hübſch in Gaze eingenäht. Da mußt du ein Auge darauf haben.“

„Natürlich, ich ſchreibe mir an, wie viel Schweine geſchlachtet werden, und dann pro Schwein vier Schinken, das ſtimmt.“

„Ei, der Tauſend! Bei ſolcher Berechnung kommt allerdings die Mamſell hart in die Brüche. Aber ſelbſt wenn wir dem Schwein nur die landesüblichen zwei Schinken zugeſtehen wollen, iſt das Auge der Kontrolle geboten. Sieh nun hier das Regiment der Würſte in Reih' und Glied. Gegrüßt ſeiſt du, dickbäuchig' Faß, deß Inhalt der Honig, und du freundliche Tonne, die du birgſt das Backobſt!“

Mit einer gewiſſen Scheu öffnete man die Thüren der mächtigen Rokokoſchränke, deren Inneres eine ſolche Fülle der Wäſche beherbergte, daß Frau Eleonorens, in Beziehung auf den Bettbezug allerhöchſtens auf die Zahl Sechs geſchultes Auge die Fülle der Rollen kaum zu erfaſſen vermochte.

Aus einer anderen Kammer quoll, der alten Gaſtregel gemäß, daß je höher der Gaſt zu ehren ſei, deſto tiefer ſein Verſinken in die Pfühle ſein müſſe, das Federbett in ungeahnter Fülle heraus. Nachdem man ſich dann noch zwei großen Porträts in ſchwarzen Holzrahmen, zu beiden Seiten der Treppe hängend, Wallenſtein und Tilly vorſtellend, zugewendet, begab man ſich in die höchſte Region — zu dem Bodengerümpel; ein Dorado dem Auge des Antiquars, ein Greuel, dem nach dieſer Richtung hin noch gänzlich unerzogenen Blicke Frau Eleonorens. Unter erleichtertem Aufatmen ging es hinunter in den Park.

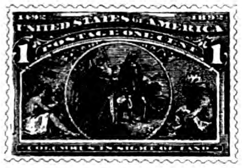
„Dieſer Berg heißt der Schneckenberg, Mama, und du findeſt die kleine Anſtrengung des Aufſtieges reichlich durch den Ausblick auf deine große Beſitzung belohnt. Alles dein, alles dein! ſoweit das fromme Taubenauge reicht. Dort linker Hand liegt das Vorwerk Truchſen, mehr weſtlich dort iſt Weißenſee, hinter dem Walde liegt Tornienen, und ein wenig weiter weg Quadrillen, von einem ſpaßig angelegten Urahn beim Ankaufe ſo getauft, damit die Quadrille der vier Güter abgeſchloſſen ſei. Nun denke dir einmal, daß jedes dieſer Vorwerke doch an und für ſich ein Rittergut repräſentiert, ohne daß eins derſelben die Ausgaben eines Haushaltes hat, und daß alle vier Silberquellen ſich hier in Rotenſtein vereinigen. Das Geſeufze der alten Dame muß durchaus Prinzip, nicht aber Notwendigkeit geweſen ſein, und ich bin feſt überzeugt, daß ſich bei der Teſtamentseröffnung koloſſales Bargeld in Strümpfen und Perückenbeuteln vorfinden wird. Wie wär's, Mama? Was vermißt dein Auge an der Uniform deines Goldjungen? Am Ende das Gold ſelbſt, und zwar in Geſtalt jener Litze, wie ſie die Garde jedem Sterblichen verleiht. Und nun wende dich, Mama, und ſchaue weiter. Was läßt ſich aus dieſen Teichen machen! An der Malaria ſterben wir nicht. Die ganze Malaria war überhaupt Mumpitz. Wir machen die Geſchichte zum See, bauen von rot und gold eine Gondel, und gondeln unter ihrem Baldachin einer roſigen Zukunft entgegen!“

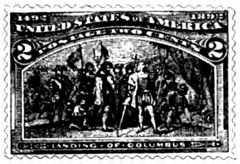
„Aber dein Stiefvater und Jutta!“

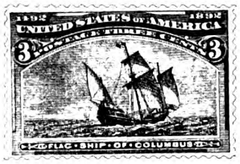
Edmund drehte den Bart, und ſchnarrte: „Störung durch Stiefvater ausgeſchloſſen, wenn Stiefvater Brigade hat! Jutta allerdings; aber auch da muß man die Hoffnung nicht fallen laſſen. Geben wir dieſer Hoffnung die Geſtalt eines Biedermannes, der ſie uns beizeiten entführt. Und nun deinen Arm, reizendſte der Schloßfrauen! Vorläufig gehen wir zu Tiſche, und wehe der Mamſell, wenn ſie ſich nicht auf einer Höhe der Leiſtung befinden ſollte, die nach alledem, was hier wächſt, ſchnattert und blökt, eine ganz ideale ſein muß!“

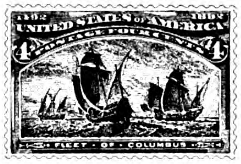
(Fortſetzung folgt.)

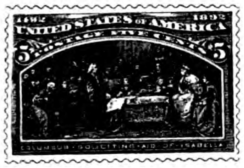
Kolumbus-Briefmarken.

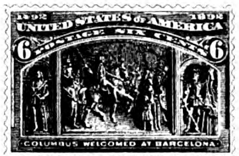

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
1
1
COLUMBUS IN SIGHT OF LAND

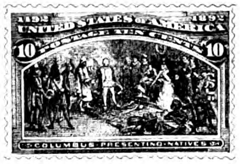

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
2
2
LANDING OF COLUMBUS

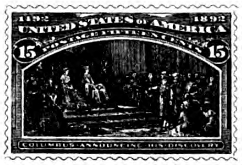

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
3
3
FLAG SHIP OF COLUMBUS

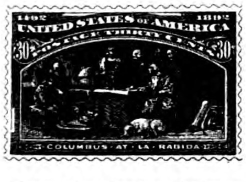

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
4
4
FLEET OF COLUMBUS

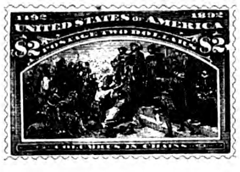

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
5
5
COLUMBUS SOLICITING AID OF ISABELLA

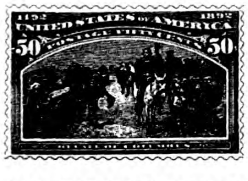

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
POSTAGE SIX CENTS
6
6
COLUMBUS WELCOMED AT BARCELONA

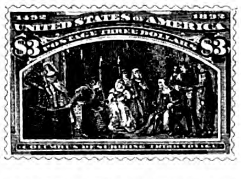

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
10
10
COLUMBUS PRESENTING NATIVES

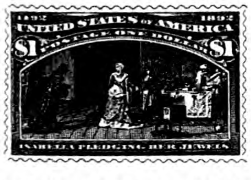

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
15
15
COLUMBUS ANNOUNCING HIS DISCOVERY

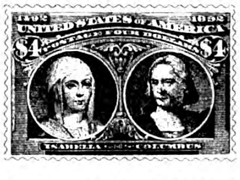

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
30
30
COLUMBUS AT LA RABIDA


1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
$2
$2
COLUMBUS IN CHAINS


1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
50
50


1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
$3
$3


1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
$1
$1
ISABELLA PLEDGING HER JEWELS

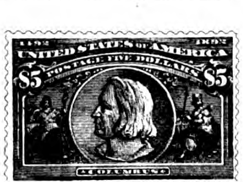

1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
$4
$4
ISABELLA
COLUMBUS

Auch die amerikaniſchen Poſtverwaltungen werden dem Jubiläumsjahr der Entdeckung Amerikas gerecht. Zuerſt kam Argentinien und verausgabte eine Marke, welche nur für einen Tag Gültigkeit hatte, nur in verhältnismäßig wenigen Exemplaren hergeſtellt wurde und daher heute bereits zu einer großen Seltenheit geworden iſt. Ich vermute ſtark, daß dieſe Eintagsfliege hauptſächlich eine Spekulation auf die Taſchen der Briefmarkenſammler geweſen iſt.

Anders die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Poſtverwaltung der Union hat am 1. Januar eine Serie von fünfzehn Marken verausgabt, welche während des ganzen Jahres 1893 im Umlauf bleiben ſollen und die an Eigenart und Schönheit der Herſtellung geradezu muſtergültig ſind. Jede der Marken gibt ein hervorragendes auf die Entdeckung Amerikas bezügliches Gemälde wieder, und die ganze Serie bildet in ihrer Geſamtheit eine illuſtrierte Geſchichte des Kolumbus. Die Reihe beginnt mit dem Werte 1 Cent (blau), welches das Gemälde des berühmten amerikaniſchen Malers Powell „Kolumbus ſieht zum erſtenmal das neuentdeckte Land“ reproduziert; der nächſte Wert 2 Cents (braunviolett) ſtellt „die Landung des Kolumbus“ nach dem in der Rotunde des weißen Hauſes zu Waſhington, des Palaſtes des Präſidenten, befindlichen Bilde Vanderlyns dar; auf den Marken zu 3 Cents (grün) und 4 Cents (ultramarin) ſind nach alten ſpaniſchen Stichen „das Admiralsſchiff“ und „die Karavellen“ des Entdeckers wiedergegeben; das Gemälde von Brozik „Kolumbus erbittet Unterſtützung von der Königin Iſabella“ lieferte das Bild für den Wert zu 5 Cents (ſchokoladenbraun); die Marke zu 6 Cents (purpurfarben) zeigt den „feierlichen Empfang des Kolumbus in Barcelona“ nach R. Rogers Bild — rechts und links in einer Niſche die Statuen König Ferdinands und Boabdills, des letzten Maurenkönigs. Die Werte zu 10 Cents (braun) und 15 Cents (dunkelgrün) reproduzieren Gemälde L. Gregoris „Kolumbus zeigt Eingeborene des neuentdeckten Landes“ und R. Balacas „Kolumbus verkündet ſeine Entdeckung“; diejenigen zu 30 Cents (hellbraun) und 50 Cents (ſchwarzblau) endlich geben die Bilder von R. Maſo „Kolumbus in La Rabida“ und A. G. Heaſon „Rückberufung des Kolumbus“ wieder.

Es folgen nun die hohen Werte von 1—5 Dollars (lachsfarben, rot, gelbgrün, karmin und ſchwarz); die Marken zu 1, 2 und 3 Dollars nach den Gemälden von Degrain „Iſabella verpfändet ihre Juwelen,“ Leutze „Kolumbus in Ketten,“ Jover „Kolumbus beſchreibt ſeine dritte Reiſe,“ die Marke zu 4 Dollars mit den Bildniſſen von Kolumbus und Iſabella, die letzte Marke endlich mit dem Medaillonporträt des Entdeckers zwiſchen den ſymboliſchen Geſtalten der Freiheit und Amerikas.

In der ganzen Geſchichte der Poſtwertzeichenkunde, wie die Herren Markenſammler ihre Liebhaberei gern nennen, iſt keine Serie von gleicher Schönheit aufzufinden, wie dieſe neueſte Emiſſion der Vereinigten Staaten; vor allem aber ſind noch nie die Markenbilder einer Poſtverwaltung nach gleich einheitlichen, künſtleriſch hochſtehenden Grundſätzen gefertigt worden. Wenn man die Entwickelung der europäiſchen Poſtwertzeichen durchgeht, empfindet man eigentlich eine arge Enttäuſchung, denn die Marken faſt aller Staaten ſind, angeblich aus poſtaliſchen Zweckmäßigkeitsgründen, immer einfacher und — geſchmackloſer geworden. Die Amerikaner gelten gemeinhin auch als ſehr praktiſche Leute. Ihre neuen Marken beweiſen aber, daß ſich die Rückſicht auf Zweckmäßigkeit ſehr wohl mit der auf die Schönheit verbinden läßt. Die letztere iſt bei den kleinen Bildern, die in Millionen von Exemplaren in die Hände aller Schichten der Bevölkerung gelangen, keineswegs ohne Bedeutung.


1492
1892
UNITED STATES OF AMERICA
POSTAGE FIVE DOLLARS
$5
$5
COLUMBUS

Waldgeheimniſſe.

Eine Romanfigur aus dem Walde.

(Abdruck verboten.)

Obwohl ich ſeit einem reichlichen Halbjahrhunderte weiß, daß der Köhler nicht ein wilder Waldmenſch, ſondern ein ſtandesamtlich wohlrubrizierter deutſcher Staatsbürger iſt, daß er keineswegs Kinder frißt, ſondern ſich mit Haferbrei, Dickmilch, Schmierkäſe, Kartoffeln, Sauerkraut, Brot und wenn es hoch kommt, mit einer Wurſt oder einem Stückchen Schweinefleiſch begnügt, und daß er dieſe Nahrung nicht mit rauchendem Blute, ſondern mit Bier, Schnaps, Moſt und zuweilen mit Landwein befeuchtet, daß er ferner die lebenfriſtenden Markſtücklein keineswegs durch nächtliches Schatzgraben, ſondern durch ſein Haupt- und Nebengeſchäft (als Kohlenbrenner, Kleinbauer, Schuſter, Tagelöhner ꝛc.) erwirbt, daß er nicht in den „Erdſpiegel" der Geiſterbanner, kaum in den gewöhnlichen Wandſpiegel blickt, ſo erweckt mir doch der Geruch des feinen, ſcharfen Rauches eines Kohlenmeilers, der Anblick der einfachen Hütte dabei und ihres über und über rußigen Bewohners ſtets eine vom poſitiven grünen Waldbilde ins blaue Land der Phantaſie ſchweifende Gedankenreihe. Dieſe mag der geneigte Leſer ſich nach individuellem Gefallen ausmalen; hier ſei nur einiger nüchternen Thatſachen gedacht, welche trotzdem poetiſchen Anhauches nicht entbehren.

Wie wir aus obiger Speiſen- und Getränkekarte erſehen, iſt die Lebenshaltung der Köhler heutzutage doch eine beſſere als im vorigen Jahrhunderte, wo Döbel noch ſpotten konnte: „Ihre Lebens-Art iſt im Sommer bey dem Kohl-Weſen ſehr mühſam und ſchlecht, anerwogen ſie Tages und Nachts allart (alerte) ſeyn müſſen, und die Zeit über, die ſie noch übrig in ihren Köthen oder Köhler-Hütten zu ruhen haben, iſt auf einer harten Banck, und ſpeiſen ſie ihre gute Waſſerſuppen. Von einem alten Köhler habe ich die Diſtinction ihres Geträncks offtmals gehöret: der Meiſter träncke Spring, die Knechte Born und die Jungen Waſſer, wird aber aus einem Quelle geſchöpffet. Im Winter aber können ſie ſich wieder etwas zu gute thun, indem ſie im Sommer gutes Lohn haben, und ſo viel verdienen, daß ſie im Winter gar gut davon leben können." Sie übernehmen den Meiler vom Waldbeſitzer entweder um Lohn oder auf eigene Rechnung und müſſen Tag und Nacht (allenfalls unter zeitweiſer Ablöſung) deſſen Feuer regieren, damit weder der Meiler durch Luftmangel erſticke oder unverkohltes Holz zurückbliebe, noch dasſelbe vermöge zu reichlichen Luftzutrittes zu Aſche verbrenne, noch auch etwa ein Waldbrand entſtehe. Ebenſo iſt dem „Schütten" des Meilers (Einwärtsſenkung, Riſſe in der Decke, ſelbſt Einſturz) bei ſich ſtürmiſch entwickelnden Dämpfen und Gaſen zuvorzukommen. Starker Wind wird durch verſchiebbare Bretterwände abgehalten, und gegen Feuersgefahr Waſſer in einigen Gefäßen bereitgehalten. Hierzu ſind manche Kenntniſſe und viele Erfahrung nötig. Wie alle Leute, welche ſich viel im Freien, und beſonders im Walde aufhalten, kennen die Kohlenbrenner die Tierſtimmen meiſt recht gut, auch verſchiedene Pflanzen, ſie ſtellen manche ſichere Wetterprognoſe, obwohl ihre lückenreiche „Wiſſenſchaft" im ganzen mit veralteten Anſchauungen und Theorieen, mit Fabeln und Sagen durchſetzt iſt. Aber ſind nicht auch alte Bücher gleichen Schlages höchſt intereſſant? Schmugglern, Wilderern, Holzdieben u. dgl. das ſaubere Handwerk zu legen, helfen ſcharf beobachtende Köhler oft, wofern ſie nicht vielleicht ſelbſt mit jenen einen Bund geſchloſſen. Die Einſamkeit bewirkt eben unwillkürlich eine innere Konzentration guter wie ſchlechter Gefühle und Gedanken, eine gründliche, jedoch ſubjektiv beeinflußte Abwägung des eigenen Ich's mit dem engen Horizonte der Umgebung, ſie begünſtigt einerſeits moraliſche Reinigung und „Heiligung" (Eremiten), anderſeits aber nährt ſie auch die Giftpflanzen des Egoismus, des Mißtrauens und heimlicher Sünden.

Höchſt maleriſch iſt die unter dem Schirme reichäſtiger Tannen in nächſter Nähe des Meilers erbaute Hütte. Von winkelig geſtellten Stangen geſtützt, mit angelehnten alten Brettern ringsum geſchloſſen und mit Tannenzweigen, Rinde oder Raſen notdürftig gedichtet, enthält ſie nichts, als auf einer niedrigen Bank das Lager aus derbem Stroh. Aufrechtſtehen darin macht ihre Niedrigkeit unmöglich, und wer von der Lagerbank raſch aufſpränge, ſtieße den Kopf böſe an, wenn nicht dieſer durch eine ſchadhafte Stelle des Dachgiebels etwa einen Ausweg ins Freie findet. Die Hausthüre zu dieſem Palais bildet ein angelehntes halbfaules Brett. Steht daneben ein Tiſch und eine Bank aus eingeſchlagenen, mit Brettern überlegten Pfählen, ſo hauſet hier ein ſchon recht verwöhnter Patron. Und doch, wie manchmal bin ich ſelbſt, von nächtlichen Regengüſſen überraſcht, dankbar eingekrochen in ſolche halbzerfallene Hütten, doppelt dankbar, wenn dieſelben auch von den bekannten braunen Springern verlaſſen waren!

Nun zum Meiler ſelbſt! Der trockene Boden hiefür muß eben liegen, Luftzutritt ohne Luftzug, Anfuhr des Holzes wie Abfuhr der Kohlen ermöglichen und muß in hinreichendem Umkreiſe von allen brennbaren Gegenſtänden geſäubert ſein. Deshalb werden alte „Kohlplatten" immer wieder benützt. Um den centralen, aus drei ſenkrecht eingeſchlagenen Stangen gebildeten Feuerſchacht („Quandel") wird das zur Verkohlung beſtimmte, teils runde, teils geſpaltene Holz in zwei Stößen ſchräg angeſchichtet, oben durch wagrechtere Auflagerung von Holz kuppelförmig überdeckt („Haube"), das Ganze mit Laub oder Reiſig eingehüllt, und nun Erde und Raſen als luftdichte Decke darüber feſtgeſchlagen. Mittelſt brennender, in den Quandel eingebrachter Kienſpäne wird der Meiler angezündet, und das von oben nach unten fortſchreitende Feuer durch Einſtoßen von Luftlöchern in die Decke oder durch Zuſchlagen jener mit friſcher Erde fortwährend reguliert. Im Fortgange der Verkohlung einſinkende Höhlungen werden mit Holz nachgefüllt. Iſt der Meiler „gar" und hat er ſich „geſetzt", was — gleichmäßige Witterung vorausgeſetzt — bei großen Meilern 12—14, bei kleinen 4—5 Tage dauert und ſich durch Erhitzung der Erddecke kenntlich macht, ſo wird er mit friſcher Erde beworfen, im Notfall ſelbſt mit Waſſer beſprengt, und der Köhler läßt ihn dann etwa 24 Stunden lang auskühlen, worauf die fertigen Kohlen ausgezogen werden. Ein ſtatt des weißgrauen oder blauen Rauches und Dampfes aus einem Luftloche herausſchlagendes Flämmchen zeigt die an dieſer Stelle vollendete Verkohlung an und erfordert den Verſchluß der betreffenden Zuglöcher. Der Meilergehalt wechſelt von 10—60 Raummeter, ja in den Alpen ſteigt er bis auf das Doppelte. Der Schaden, falls der Meiler durch Zufall oder durch Unachtſamkeit des Köhlers in Brand geriete, iſt demnach immerhin beträchtlich. Die Kohlenausbeute vom Nadelholz ergibt durchſchnittlich 55—60 Proz. des Holzvolumens, bei Laubhölzern jedoch nur 48—50 Proz. Selbſtverſtändlich wird weder gutes Brennholz, noch weniger aber Werkholz, ſondern bloß anbrüchiges, verkrüppeltes, ſchwaches Holz verkohlt. Auf die Gewinnung der Nebenprodukte, wie ſie die Ofenverkohlung liefert, Theer, Gas, Holzeſſig ꝛc., verzichtet die Meilerverkohlung. Man erſieht wohl, daß unſres ſchwarzen Mannes Aufgaben doch nicht allzu einfach ſind und zudem die Kontrolle durch den Waldeigentümer oder Forſtbeamten nach vielen Richtungen erfordern.

Hirſche und Rehe ſtehen während des Hochſommers gerne im Winde, der den Rauch und den Teergeruch eines Meilers ihnen zuführt, nicht nur weil er die ſtechenden Plagegeiſter vertreibt, ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen; man hat dieſe Tiere Teer mit Begierde lecken ſehen. Daß die durch Feuer aufgeſchloſſene Meilererde eine vorzügliche Gartenerde (auch für Blumentöpfe) bildet, dürfte allgemein bekannt ſein. Mögen obige Mitteilungen das warme Intereſſe klären und erhöhen, welches jedem von uns der Anblick des gloſtenden Meilers und ſeines einſamen Pflegers einflößen muß!

Dr Wurm.

Der Stundismus in Rußland.

Von Dr. Paul Alberti.

(Abdruck verboten.)

Von Jahr zu Jahr wächſt auf dem unermeßlichen Gebiet der ruſſiſchen Kirche die Zahl und Stärke der Unterſtrömungen, welche weite Kreiſe des Volkes der „herrſchenden“ griechiſchen Rechtgläubigkeit entfremden. Es liegt ein ſchwer zu erhellendes Dunkel über den meiſten dieſer Sektenbildungen; teils ziehen ſich die Leute aus begreiflichen Gründen ſelbſt ſcheu zurück, teils wünſchen geiſtliche wie weltliche Behörden kein weiteres Bekanntwerden der Verhältniſſe. Zuverläſſige Schätzungen geben die Zahl ſämtlicher Sektierer auf 14 bis 15 Millionen an, und ſie ſind unaufhaltſam im Zunehmen.*) Manches unter ihnen gehört zu den ſchauerlichſten Verirrungen des religiöſen Gefühls; eine tiefe breite Strömung aber fließt in durchaus evangeliſchen Bahnen daher und ſchwillt immer mächtiger an: der Stundismus und die ihm verwandten Richtungen.

Württembergiſche Koloniſten hatten aus der Heimat die ſchöne Sitte des „Stundehaltens“ nach den Steppen Südrußlands mitgebracht. In den zerſtreuten Diaſporagemeinden erhielt ſie ſich um ſo mehr, als die wenigen Prediger auf dem weiten Gebiet den ordentlichen Gottesdienſt nicht regelmäßig abhalten können — da ſammeln denn die Hausväter die Ihrigen und Nachbarn zu einer Bibelſtunde um ſich, in der Gottes Wort gemeinſchaftlich geleſen und beſprochen wird, oft im Anſchluß an eine Predigt, die einer oder der andere im Nachbardorf gehört hat.

Tick Tack! Nach dem Gemälde von E. Boſch.

Unverkennbar war der ſegensreiche Einfluß dieſer Art auf die Koloniſtengemeinden, aber ohne daß lange Zeit hindurch von ihnen irgend eine Anregung auf die umwohnenden Ruſſen ausgegangen wäre. Es iſt überhaupt merkwürdig, ein wie ſtreng abgeſchloſſenes, aller gegenſeitigen Beziehungen mit dem ſie umgebenden Volke entbehrendes Daſein die deutſchen Koloniſten in Rußland meiſt führen: ein deutſches und ein ruſſiſches Dorf in der Steppe, wenige Werſt von einander, ſind wie zwei ſich fremde Welten.

Da kam ein ruſſiſcher Bauer aus dem Kiewſchen Gouvernement als Tagelöhner in ein Koloniſtendorf und wurde dort Zeuge des Stundehaltens. Der junge Paſtor, der des Ruſſiſchen kundig war, führte den Fremdling in das Verſtändnis des Vorganges ein und dolmetſchte ihm Rede und Antwort der Teilnehmer. Mit der den Ruſſen eigenen Wißbegier und Wärme des religiöſen Gefühls erfaßte der ſchlichte Mann dieſe ihm gänzlich neue Anregung, er lernte im Pfarrhauſe leſen und wußte bald im ruſſiſchen Neuen Teſtament nicht nur Beſcheid, ſondern entfaltete auch eine große Begabung, die heilige Schrift vorzutragen und auszulegen.

In ſein Dorf heimgekehrt, erzählte er ſeinen Landsleuten von der „Stunda“ im deutſchen Koloniſtendorf — das müßten ſie auch bei ſich haben. Er ſammelte Männer und Frauen an den langen Winterabenden 1867 bis 1868 in ſeiner Hütte um ſich, hielt mit ihnen Bibelſtunde, und die Bewegung verbreitete ſich raſch in der Umgegend.

Der ruſſiſche Bauer iſt für ſolche religiöſe Einwirkungen im höchſten Grade empfänglich, ja die Leute zeigen eine ganz ausgeſprochene Neigung zu ſelbſtändiger Beſchäftigung mit Fragen religiöſer Art. Dieſer Wurzel entſpringen überhaupt die zahlloſen Sektenbildungen, da die griechiſche Kirche keine ſolche Selbſtbethätigung duldet, ſondern unbedingte Anerkennung des von ihr Gebotenen als ſchlechthin genügend und vortrefflich fordert. — Im Frühling 1868 drang die erſte Kunde von den Anfängen der „Stundiſten“, wie ſie genannt wurden, in die Öffentlichkeit. Die Bauern ſammelten ſich in mehreren Dörfern des Kiewſchen Gouvernements um ſchriftkundige Leute zum Bibelleſen und gemeinſchaftlicher Hausandacht. Die ruſſiſche Geiſtlichkeit, wenn ſie auch einſtweilen kein ſonderliches Gewicht auf die neue „Sekte“ legte, verurteilte die Bewegung doch ſchon um ihrer Selbſtändigkeit willen — es zeigte ſich aber bald eine eigentümliche Erſcheinung. Den ungelehrten Bauern ſtießen beim Leſen der Schrift alle möglichen Fragen und Zweifel auf, ſie fanden manches aus den kirchlichen Bräuchen und Lehren nicht in der Schrift und manches aus der Schrift nicht in der Kirche; ſo kamen ſie denn zu den Popen und baten dieſe um Aufklärung und Förderung ihrer Beſtrebungen. Es wäre vielleicht dem Klerus ein Leichtes geweſen, ſich der Führung in den Anfängen des Stundismus zu bemächtigen

---

*) **Vgl.** die leſenswerte Schrift von Hermann Dalton: „Die **ruſſiſche Kirche.** Eine Studie.“ Leipzig, 1892.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und die ganze Strömung im Fahrwaſſer der griechiſchen offiziellen Kirche zu erhalten, aber als die Leute mit ihren geiſtlichen Fragen und Anliegen kamen, erfuhren ſie von den Prieſtern entweder gleichgültige Teilnahmloſigkeit oder ſchroffe Zurechtweiſung in Hinſicht auf die bedingungsloſe Autorität der Kirchenlehre. Ihre ſelbſtändigen Gedanken ſeien an ſich ſchon Auflehnung gegen die geheiligte Ordnung, und alsbald wurde mit kirchlichen Strafen und dem Arm der weltlichen Gewalt gedroht. Verſchüchtert, enttäuſcht, geärgert zogen die Bauern ſich zurück, aber weit entfernt davon, das Bibelleſen und ihre Andachten aufzugeben, hielten ſie nur um ſo eifriger daran feſt. Immer weitere Kreiſe wurden ergriffen, bald breitete ſich der Stundismus auch in die benachbarten Gouvernements aus, und angeſichts der fortdauernden Feindſeligkeit des Klerus nahm er bald eine entſchieden antikirchliche oder vielmehr antihierarchiſche, auf dem Prinzip der evangeliſchen Gemeinde beruhende Richtung an. Die Stundiſten ſetzten ſich in entſchiedene Oppoſition gegen das Übermaß der dem gemeinen Manne unverſtändlichen, aber ſtreng geforderten Riten und Kultushandlungen in der griechiſchen Kirche; ſelbſt die dem ruſſiſchen Volke ſo eingewurzelte Heiligen- und Bilderverehrung kam ins Schwanken, und nachdem die Dinge einmal dieſen Gang genommen hatten, vollzog ſich überraſchend ſchnell die förmliche Loslöſung von der Staatskirche. Die Leute vermieden den rechtgläubigen Gottesdienſt und nahmen keinerlei kirchliche Handlungen mehr von Popen an. Nun begann die Staatsregierung einzuſchreiten, umfaſſende Repreſſiv- und Verfolgungsmaßregeln wurden ergriffen, und auch die Kirche raffte ſich auf, indem ſie geſchickte Geiſtliche zur Diſputation und Überführung der Ketzer in die abgefallenen Gemeinden ſandte. Wir erſehen das aus dem Gutachten, welches der Biſchof von Uman dem Metropoliten von Kiew behufs Bekämpfung der Stundiſten einreichte: in den von ihnen angeſteckten Gemeinden ſind 1. erfahrene Geiſtliche im beſten Mannesalter anzuſtellen, welche, mit der chriſtlichen Apologetik vollſtändig vertraut, von unſträflichem Lebenswandel ſind und die Gabe beſitzen, geiſtliche Unterhaltungen mit den Sektirern zu führen; 2. müſſen die Geiſtlichen nach Möglichkeit materiell ſicher geſtellt werden; 3. müſſen dem Trunke nicht ergebene Pſalmſänger angeſtellt werden, welche verſtändlich vorleſen und den Kirchengeſang wirklich kennen ꝛc.

Neuerdings hat die Regierung eine Miſſionskonferenz nach Moskau berufen, um über Maßregeln gegen den Stundismus zu beraten. Sie ſchloß nach ruſſiſchen Blättern mit der Erklärung ab, daß die orthodoxe Kirche unvermögend ſei, der Verbreitung der Sektirerei Einhalt zu thun — ſie ſähe ſich daher genötigt, den weltlichen Arm anzurufen.

Aber der Strom iſt nicht mehr einzudämmen. Berichte aus dem Süden Rußlands erzählen, wie in vielen Dörfern Sonntags der Pope allein mit ſeinem Diakon den Gottesdienſt celebriert, die ganze Gemeinde iſt ſtundiſtiſch und hält ihre religiöſe Erbauung hin und her in den Häuſern ab. Es kommt wohl vor, daß einmal ein Dorf zwangsweiſe durch Landgendarmen zur Kirche ſiſtiert wird, aber weder iſt dieſe Methode allgemein durchzuführen, noch geeignet, eine Wiedervereinigung der Abgefallenen zu veranlaſſen.

Das Traurigſte iſt unter dieſen Umſtänden der Verfall der Sakramente, doch iſt nicht daran zu zweifeln, daß auch in dieſer Hinſicht ſich eine befriedigende, auf dem apoſtoliſchen Gemeindeprinzip beruhende Praxis ausbilden wird. In ſittlicher Beziehung iſt die ganze Führung der Stundiſten eine vortreffliche. Selbſt ihre entſchiedenſten Gegner müſſen doch zugeben, daß unter den „Abgefallenen“ eine förmliche Wandlung vor ſich gegangen iſt. Trunk und Müßiggang, die Hauptfehler des ruſſiſchen Bauern, ſind unter ihnen verſchwunden. Niemand wird in ihre Gemeinſchaft aufgenommen, der nicht in ſeinem Wandel und Glauben ſehr ernſt geprüft wäre, und das wirkſamſte Mittel zur Aufrechterhaltung der frommen Zucht iſt eine weitgehende Beaufſichtigung und Vermahnung der Glieder untereinander. Die Stundiſten haben bis jetzt noch keine ordinierten Prediger, auch keinen feſten Ritus, nachdem ſie ſich eben von dem Kultusweſen der griechiſchen Kirche gelöſt haben. Wer die Gabe zu reden beſitzt, predigt in ihren Gemeinden, immer im Anſchluß an einen Bibelabſchnitt, und wer ſich davon ergriffen fühlt, betet hernach laut vor der Gemeinde. Nicht immer, aber in der Regel begleitet Geſang den Gottesdienſt, und es gibt mehrere evangeliſche Liederſammlungen in ruſſiſcher Sprache, die hierbei benutzt werden, zum Teil Überſetzungen deutſcher Kernlieder. Das Abendmahl wird monatlich ausgeteilt — manche Gemeinden haben dazu am Gründonnerstag eine Fußwaſchung. Wer zu den Stundiſten übertritt, wird einer neuen Taufe unterzogen.

Das Kirchenregiment führt ein gewählter Presbyter, der auch die Ehe vollzieht und der in wichtigen Sachen die Geſamtheit der Gemeinde befragt — ein Kollegium von leitenden Perſonen gibt es bisher nirgends unter ihnen. Die ſtrenge Zucht verbietet Rauchen, Trinken, Tanzen und Spielen.

Die Stundiſten treiben im ganzen ſüdlichen Rußland eine rege Miſſionsthätigkeit: Kollekten und Spenden bringen die Mittel dazu auf, und auf Verſammlungen von Abgeordneten aller Gemeinden in einem beſtimmten Bezirk wird beſtimmt, wo und in welcher Art die Agitation am erfolgreichſten in Angriff genommen werden könne. Die neugewonnenen Proſelyten ſind dann die eifrigſten Verbreiter der ihnen aufgegangenen Erkenntnis. Viele von ihnen tragen ihre Propaganda dadurch weiter, daß die Regierung ſie wegen Abfalls von der Staatskirche in entlegene Gebiete des Reiches verſchickt, nach dem Kaukaſus, an die Wolga und ſonſthin. Je weiter ſie ſich ausdehnen, deſto mehr Kräfte gliedern ſich den Trägern der Bewegung an. Einer ihrer bedeutendſten Männer iſt der Armenier Amirchanjanz, der im Baſeler Miſſionshaus ſeine Ausbildung genoſſen hat, und faſt das Anſehen eines Oberhauptes genießt Jakob Deljakow, ein ſyriſcher Chriſt aus Perſien, der die verwandte Sekte der Malakanen, die Kaiſer Nikolaus in den Kaukaſus verbannte, zum großen Teil für den Stundismus gewonnen hat. Er gab zuerſt den ſtundiſtiſchen Miſſionaren das Beiſpiel, als Hauſierer das Land zu durchziehen: von der Donau bis zum Kaukaſus, mutig, unermüdlich tragen dieſe Männer unter ihrem Kleinkram Bibeln, Neue Teſtamente, Flugſchriften, Geſangbücher auf die Märkte und in die Häuſer, in die Hoſpitäler und Soldatenkaſernen und wirken mit den beſcheidenſten Mitteln Großes. Welch ein Gegenſatz dazu, wenn die „Andreas-Bruderſchaft“ in Odeſſa im Jahre 1886 für die rechtgläubige Propaganda unter den Stundiſten 7119 Rubel ausgegeben und mit dieſem Aufwande einen Stundiſten in den Schoß der Kirche zurückgeführt hat! Kein Wunder, wenn die Stundiſten ſich dem gegenüber auf Matth. 23, 15. berieſen. „Mit dem Stundismus,“ ſchrieb 1887 ein ruſſiſcher Geiſtlicher, „ſympathiſieren faſt alle Schichten der Bevölkerung, und dieſe Sympathie wächſt mit dem Haß gegen die Geiſtlichkeit . . . Nicht bloß Gutsbeſitzer, ſondern auch viele Stationsvorſteher nehmen mit Vorliebe Stundiſten in Dienſt, weil ſie den Orthodoxen vorgezogen werden. Wir ſind mit Gram über verlorene Mühe und Zeit nach Hauſe zurückgekehrt.“ Die kirchliche Gegenthätigkeit ſcheitert an dem abſolut ablehnenden Verhalten der Stundiſten, die ſich entweder gar nicht in eine Diſputation einlaſſen oder binnen kurzem den Gegner ſo in die Enge treiben, daß er, von Zorn und Rache entbrannt, die Hauptredner den Behörden denunziert, die dann Verbannung, Gefängnis, Kloſterhaft verfügen, ohne doch etwas zu erreichen. Das Elend, das die Verſchickten auf den Gefangenentransporten zu erdulden haben, iſt bisweilen unbeſchreiblich, und doch legen ſie ſelbſt mitten unter den Strapazen und Übelthätern Zeugnis für ihren lebendigen Glauben ab. Die den Stundiſten gleichfalls nahe verwandte Sekte der „Brüder“ oder „Chriſten“ wurde von einem Sappeurfeldwebel Andrejew vor kurzem geſtiftet, der treuherzig ſelbſt erzählt, wie er mit mehreren Kameraden angefangen habe, für ſich die Bibel zu leſen und wie ihm Stück für Stück der Widerſpruch zwiſchen der rechtgläubigen Kirche und der apoſtoliſchen Zeit aufgeſtoßen ſei. Mit der dem ruſſiſchen Volke eigentümlichen ernſthaften Naivität übertrugen dieſe Leute, ohne ſich zu beſinnen, die ihnen aufgegangene Einſicht ins Praktiſche, teilten ſie weiter mit, und von der Richtigkeit ihrer Argumente überzeugt, ſchloſſen ſich ruhig, aber entſchieden immer mehrere dem faktiſchen Austritt aus der Staatskirche an, allen Repreſſalien mit dem einfachen Hinweiſe begegnend, ſie könnten nicht wider die von ihnen eingeſehene Wahrheit ſich ſtellen.

Die evangeliſche Kirche Rußlands hat in die ſtundiſtiſche Bewegung nicht eingegriffen. Das ruſſiſche Staatsgeſetz, das jede Beihilfe zur Verleitung Rechtgläubiger mit den härteſten Strafen bedroht, hat die Prediger begreiflicherweiſe abgehalten, ſich an dies gefährliche Gebiet zu wagen, doch verſichern Kenner der Verhältniſſe, daß es weithin in Südrußland nur einer Aufhebung des Religionszwanges durch die Regierung bedürfe, um die ſtundiſtiſchen Gemeinden ſich in kurzem anſtandslos mit der evangeliſchen Kirche vereinigen zu laſſen. Indes haben die Baptiſten ſich nicht geſcheut, unter den Stundiſten eifrig Propaganda zu treiben, und ihre Einflüſſe machen ſich hin und wieder nicht unbeträchtlich gelten zum Teil auch direkt unter den Angehörigen der Staatskirche.

Welcher Art die Bedeutung der ganzen evangeliſchen Strömung für die ruſſiſche Kirche überhaupt ſein wird, vermag niemand abzuſehen. Viel hängt davon ab, ob Regierung und Hierarchie ſtreng daran feſthalten, die Bewegung als eine illegitime, bedingungslos zu bekämpfende anzuſehen oder ſich zu Konzeſſionen bereit finden laſſen und auf dieſer Grundlage Reunionsverſuche anſtellen. Auf Gewährung völliger Gewiſſensfreiheit ſcheint in keinem Falle zu rechnen ſein. Auch die mannigfachen Gefahren, welche dem Stundismus aus ſich ſelbſt heraus drohen, laſſen ſich keineswegs verkennen. Bei dem bisherigen Mangel einer feſten kirchlichen Organiſation können Unordnungen nicht ausbleiben, und die vollſtändige theologiſche Unbildung läßt die Gefahr nahe erſcheinen, daß im angeblichen Verfolg des Schriftprinzips ſich arge Willkürlichkeiten im geiſtlichen Leben einſtellen werden. Alles hängt davon ab, ob ſich die Bewegung in den bisherigen evangeliſchen Bahnen halten kann — von gewaltiger Wirkung muß ſie aber jedenfalls werden, und es dürfte kaum eine Macht geben, die ihr Stillſtand gebieten kann. Beträgt doch die Zahl der Stundiſten heute aller Wahrſcheinlichkeit nach wohl zwei Millionen.

Im Reichstag.

III.

„Treten Sie nach links, meine Herrſchaften! ... Die Seite rechts muß frei bleiben ... zu wem wollen Sie? ... Der Abgeordnete iſt ſeit 14 Tagen nicht mehr hier geweſen ... fragen Sie bitte im Bureau nach ... Treten Sie nach links, meine Herrſchaften ... Sie hören doch ... es geht nicht anders ... geben Sie Ihre Karte dem Diener hier ... er trägt ſie herein ... aber laſſen Sie doch den Gang frei, meine Herrſchaften ... treten Sie nach links! ...“

Leicht iſt während ſolch einer großen Sitzung der Dienſt des Portiers nicht, der die Verbindungsthüre zwiſchen den Vorräumen und dem inneren Reichstag bewacht. Das Thor nach der Leipziger Straße ſteht weit offen. Gruppen ſammeln ſich davor an und werden in abgemeſſenen Pauſen von den Schutzleuten zum Weitergehen aufgefordert, Droſchken und Equipagen fahren vor, die Pferdebahnwagen halten an, während in ihrem Innenraum monoton der „Reichstag“ des Kondukteurs erſchallt, und über die paar breiten Stufen, an denen zwei Beamte in blauen Röcken und rotgeränderten Mützen Wache halten, ſchreiten in buntem Durcheinander die Abgeordneten mit ihren Ledermappen, mit höflichem Guten Morgen von den die Thür aufreißenden Dienern begrüßt, die Briefträger und Depeſchenboten, Offiziere, Studenten, elegante Damen und ſozialdemokratiſche Arbeiter, Journaliſten, Fremde aus der Provinz und viele andere Geſtalten mehr.

Wer hier hereingeht, gehört inſofern zu den Bevorzugten, als er mit irgend einem Abgeordneten in Verbindung ſtehen muß, um auf dieſem Wege in den Reichstag zu kommen, während das gewöhnliche Publikum durch ein Seitenportal weiter oben Einlaß in ein Bureau und von da, mittelſt weißer Karten, zu den berüchtigten Tribünen A und B findet, von denen aus man nichts ſieht und hört.

Im Haupteingang aber muß man eine rote Karte zur Abgeordneten- oder gar eine blaue zur „reſervierten“ Loge aufweiſen können. Hier iſt darum das Getümmel an großen Tagen am ſtärkſten. Dichte Menſchengruppen ſtehen und ſitzen ſchon in dem erſten Vorraum, in den durch das offene Thor das Brauſen und Lärmen der Leipziger Straße hereintönt; in dem zweiten inneren Gelaß, das die von Mitgliedern beſtellten und ſonſt bekannten Beſucher, ſowie überhaupt die Leute der höheren Geſellſchaft aufnimmt, ſchimmert es von bunten Uniformen, von eleganten Damenhütchen und blanken Cylindern.

Beneidenswert iſt in ſolchen Stunden die Lage des Abgeordneten nicht. Von allen Seiten wird er um Plätze beſtürmt, wildfremde Menſchen erſcheinen und ſtellen ſich ihm als ſeine Wähler vor, Parteifreunde aus der Provinz pochen auf ihr gutes Recht und verlangen die „kleine Gefälligkeit,“ ihnen ein Billet zu beſorgen, und ſeufzend geht er immer wieder auf den Raubzug nach Einlaßkarten aus, wenn er es nicht ſchließlich vorzieht, ganz im Schutz des Sitzungsſaales zu bleiben und auf die vom Diener maſſenhaft hereingetragenen Viſitenkarten mit einem gleichmäßigen „non possumus“ zu antworten. Aber man kann nie wiſſen, ob nicht auch irgend eine einflußreiche oder befreundete Perſönlichkeit mit ſolchem Anliegen ſich melden läßt, der man es nicht abzuſchlagen vermag, und darum trägt der vorſichtige Abgeordnete, wenn er irgend kann, an großen Tagen ein oder zwei rote Karten in der Bruſttaſche bei ſich und trennt ſich von ihnen nur im Notfall. So kommt es, daß zu Beginn einer Sitzung oft alle Billets wie verſchwunden und doch die Bänke der Tribüne halb leer ſind.

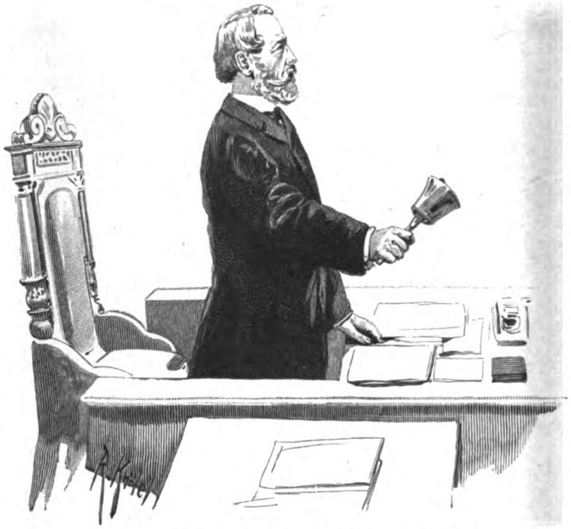
Sehnſüchtig ſtehen inzwiſchen die Petenten in dem Warteraum, den immer neue Abgeordnete, von der Straße kommend, raſchen Schritts durcheilen, und ſchauen durch die großen Glasſcheiben in das Foyer hinein.

An dem Ausſehen dieſes langgeſtreckten, behaglichen Wandelraumes, deſſen dicker Bodenteppich die Schritte bis zur Unhörbarkeit dämpft, kann der geübte Reichstagsbeſucher ſofort erkennen, ob drinnen im Saal „etwas los iſt.“ Liegt der Foyer ganz öde und verlaſſen, dann ſprechen innen Graf Caprivi, Herr von Boetticher oder einer der größten Parteihäuptlinge. Flutet aber, wie jetzt, ein buntbewegtes Leben durch den breiten Gang, ſo wird die Macht, die hinter dem Redner des Augenblicks ſteht, keine zu imponierende ſein.

Nicht als ob der Freiherr von Stumm, der ſich drinnen zu Gunſten der neuen Militärvorlage äußert, kein wohlgeübter Sprecher, keine ſtattliche, intereſſierende Erſcheinung wäre! Glauben doch kurzſichtige Demokraten damit einen beſonderen Trumpf auszuſpielen, daß ſie den reichen Induſtriellen den „König Stumm“ nennen! Aber ſeine Anhänger, die Freikonſervativen und ſüddeutſchen Reichsparteiler, ſind eben gering an Zahl, und die Macht entſcheidet hier wie überall im Kampf des Lebens. Es iſt die Gruppe der konſervativ geſinnten hohen Beamten, der Diplomaten und links ſtehenden Generale, vieler Offiziere und großer Fabrikanten, dann der württembergiſchen Großgrundbeſitzer, die nicht zu den hochkonſervativen

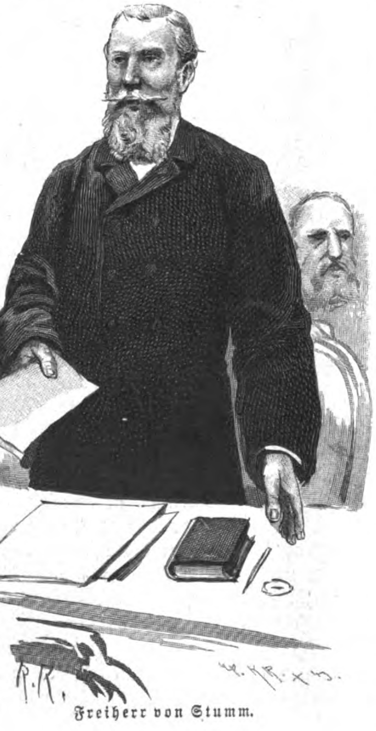
Anſchauungen ihrer norddeutſchen Standesgenoſſen ſchwören. — Die ſtets loyale Haltung der Freikonſervativen iſt bekannt. Daß ſie namentlich auch die Kolonialpolitik ſehr eifrig, eifriger als zur Zeit die Regierung, unterſtützen, und daß aus ihren Reihen die entſchiedenſten Förderer und Anhänger des Dr. Karl Peters hervorgegangen ſind, das mag man ihnen, je nach dem eigenen Standpunkt, zum größeren oder geringeren Verdienſte anrechnen; jedenfalls liegt etwas höchſt Anerkennenswertes in dem ſelbſtloſen Eintreten für eine ſolche nationale Idee.

Eine Spezialität der Freikonſervativen iſt der Kampf für den Bimetallismus. Das iſt ein ſchwieriges Thema, und wem es geglückt iſt, es ganz zu ergründen, der mag wohl ſeine Wichtigkeit etwas überſchätzen und geneigt ſein, alle Übel der Welt bis zur Reblaus und Influenza auf die Frage der Doppelwährung zurückzuführen. Vielleicht iſt auch Herr von Kardorff, die Hauptſtütze der Partei, nicht ganz frei davon. Aber mag er auch in dieſem Punkte anderer Anſicht ſein als die Regierung, ſo kann dieſe doch auf keine treuer ergebene und willfähigere Partei zählen, als es die Freikonſervativen mit ihren Führern, Graf Behr, Freiherr von Unruhe-Bomſt ꝛc. ſind. In einzelnen Gegenden Deutſchlands, ſo in Weſtpreußen, Poſen und Württemberg, vertreten ſie geradezu den Reichsgedanken im Kampf gegen die Sonderintereſſen der Polen und Demokraten.



Präſident von Levetzow: „Ich bitte um Ruhe!“

Intereſſant iſt der Anblick, den während der Rede Stumms das Foyer bietet. Ein leichter Zigarren- und Zigarettendunſt ſchwebt durch den Raum, Abgeordnete aller Parteien gehen plaudernd auf und nieder, ſtehen in Gruppen beiſammen oder ſtudieren die blauen Wolffſchen Depeſchen, die an der Wand hängen. Zwiſchen ihnen eilen geſchäftig die Journaliſten der großen Blätter hin und her. Sie haben, wie die Abgeordneten, Hut und Mantel abgelegt und fühlen ſich hier ſo zu Hauſe, daß man ſie von den Reichsboten äußerlich nicht zu unterſcheiden vermag. Wer dagegen von dem Publikum hier Eintritt findet — auch Damen ſind oft darunter, die ſich etwas befangen in der ungewohnten Umgebung umſchauen — iſt leicht an dem Hute in der Hand und dem Stock kenntlich und verſchwindet auch bald nach rechts, um die Tribüne aufzuſuchen.



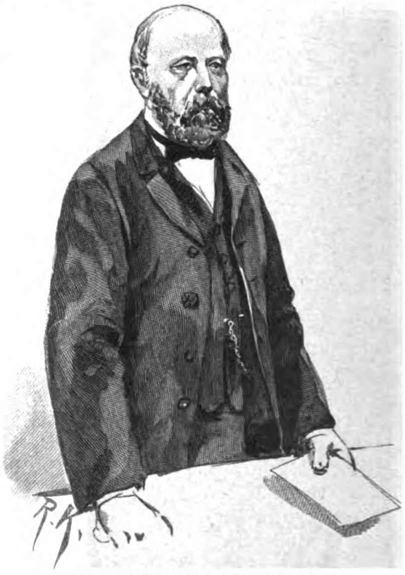
Freiherr von Stumm.

Am gemütlichſten aber geht es in den Räumen rechts vom Foyer zu. Da ſteht das große Büffett, mit Tellern, Weinflaſchen und Biergläſern bedeckt. Gegenüber an der Wand ein Tiſch mit kalter Küche. Daneben befinden ſich die zwei Reſtaurant-Zimmer für die Abgeordneten, auf der andren Seite ein kleiner Raum für die Journaliſten, von dem eine Wendeltreppe zu dem Sprechzimmer, dem Leſeſaal und andern Heiligtümern des erſten Stockwerks hinaufführt.

Hier trifft man ſich ganz zwanglos. Die ſeltſamſten Gruppen bilden ſich und löſen ſich auf, wie es der Zufall mit ſich bringt. Da ſteht neben Herrn von Hammerſtein, dem gefürchteten Chefredakteur der Kreuzzeitung, ein eleganter Herr, deſſen ſpitzer Vollbart franzöſiſch anmutet, der konſervativ geſinnte Reichsländer, Baron Zorn von Bulach, und neben dieſem ein mittelgroßer Abgeordneter mit kleinem Schnurbart und welligem Haar. Das iſt der einſt vielgenannte Prinz zu Carolath-Schönaich, der ſich von den Konſervativen getrennt hat, aber von manchen unter ihnen auch jetzt noch mit einem gewiſſen heiteren Wohlwollen betrachtet wird. Eine Zeit lang war der Prinz bei den Freiſinnigen hochgeehrt. Ein liberaler Magnat — das war neu, war fin-de-siècle! Dann rollte der Strom der Ereigniſſe über den ungewöhnlichen Vorgang hinweg, und heute iſt Prinz Carolath ſchon wieder bei ihnen nicht mehr ſo ſtreng modern, als es der Tag verlangt.

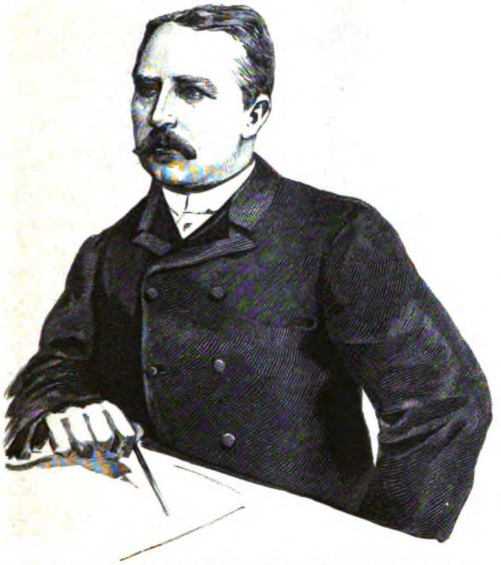
Dicht dabei ſtehen zwei katholiſche Prieſter. Scharfgeſchnittene Geſichter, lange, ſchwarze Gewänder, franzöſiſche Sprache geben ihnen etwas Auffallendes. Die Pfarrer Winterer und Guerber gehören zu den weſentlichen Führern der elſäſſiſchen Partei, die ja freilich in letzter Zeit weit zahmer geworden iſt. Im Reichstag glänzt ſie ebenſo wie die Polen durch faſt ſtete Abweſenheit. Iſt ſie da, ſo ſchließt ſie ſich ebenſo blindlings wie jene dem Zentrum an.

Mit den Welfen iſt es nicht anders. Man ſieht ſie in dem hohen Hauſe nur dann, wenn einmal etwa der Graf v. d. Decken



Oberpräſident von Bennigſen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Freiherr von Hammerſtein, Chefredakteur der Kreuzzeitung.

irgendwie Gelegenheit nimmt, das alte Lied von 1866 anzuſtimmen, und ebenſo taucht „der“ Däne, Herr Johannſen, nur ſporadiſch auf.

Einzig in ſeiner Art iſt auch der norddeutſche Demokrat, Herr Haußmann, ein noch junger Mann mit dunklem Schnurbart, ein guter Redner. Im Süden freilich, in dem Lande der Gelbveiglein und Metzelſuppen, gedeiht das foſſile Überbleibſel des Jahres 1848, das Demokratentum, immer noch. Einmal fegte es 1887 der Sturm der Septennatswahl mit Stumpf und Stiel hinweg. Aber als der Faſching 1890 ins Land kam, da nahten ſie wieder, die Herrlichen alle, und wieder ſchmückten die Herren Payer, Mayer und Genoſſen den Reichstag.

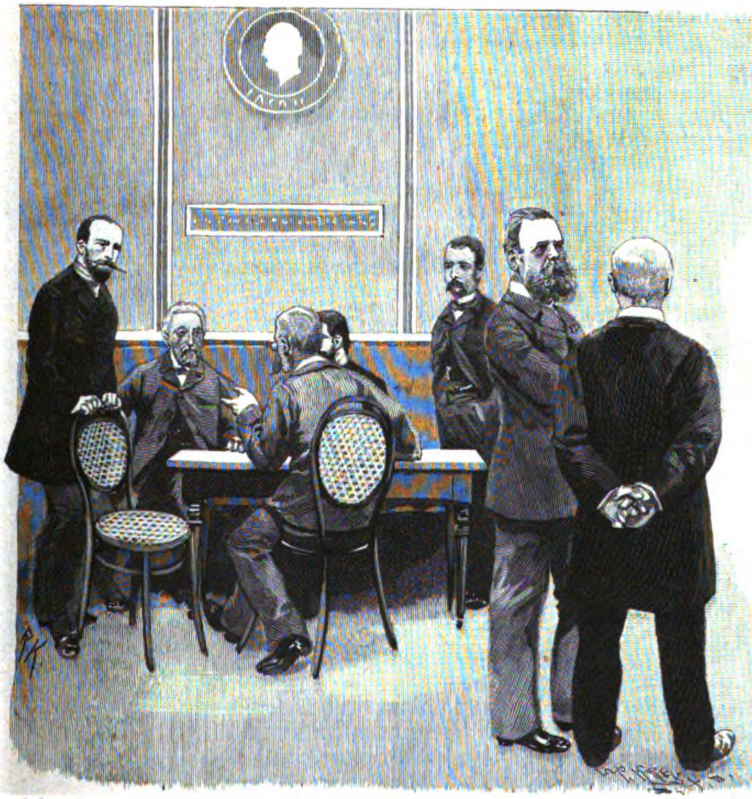
In kurzen Schlägen klingt die Glocke, ein Zeichen, daß innen ein neuer Redner das Wort ergreift. Wer ſpricht? . . . Wer iſts? läuft die Frage durch die Gruppen . . . die National-Liberalen . . . Bennigſen . . . nun . . . das muß man ſich doch anhören.

Staatsmann iſt Herr von Bennigſen etwa in dem Sinn, den das Wort im Jahre 1848 in der Paulskirche hatte. Man verſtand darunter einen Abgeordneten, der über das Getriebe der Parteien hinaus von höheren Geſichtspunkten die Politik anſah. Und gewiß ſind dieſe Geſichtspunkte die einzig richtigen in den großen Entſcheidungszeiten des Völkerlebens, wo alle materiellen Intereſſen hinter dem einen großen Zeitgedanken zurücktreten müſſen. Darum hat Herr von Bennigſen — wie 1848 der ihm politiſch verwandte Heinrich von Gagern — in den ahnungsgrauenden Tagen des Nationalvereins und der ſturmbewegten Epoche der Reichsgründung eine große und verdienſtvolle Rolle geſpielt. Als dann ſpäter das Gleichmaß der Tage wiederkehrte, und die Proſa des politiſchen Lebens ihr Recht forderte, da freilich iſt es ihm etwa ſo gegangen, wie einem Mann, der nur mit einem Tauſendmarkſchein verſehen durch entlegene Dörfer reiſt. Ein jeder reſpektiert den Schein, aber nirgends vermag ſein Beſitzer ihn in Kleingeld zu wechſeln und dafür die Bedürfniſſe des Tages einzuhandeln. So konnte auch der Reichsgedanke in dem Intereſſenſtreit der Parteien, dem Kulturkampf, der Fehde zwiſchen Freihändlern und Schutzzöllern ꝛc. ſeine Kraft nicht offenbaren, und wird auch der Partei erſt dann zu neuer Stärke verhelfen, wenn ihn der Lauf der Zeiten in den Vordergrund ſtellt.

Während Bennigſens Rede hat ſich der Reichstag ſtark gefüllt. Aber es bleiben noch Gruppen genug im Foyer und im Reſtaurant zurück.

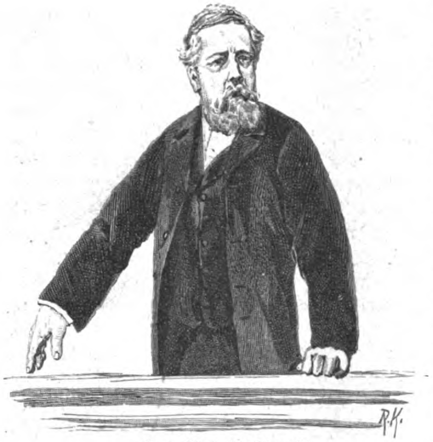
Dicht hinter der Rieſengeſtalt des Grafen Douglas, dem Führer der badiſchen Konſervativen, wandelt ein ſchmächtiger Herr zu Anfang der Dreißiger, mit langem, ſpitzem Bart, eine Brille auf der gebogenen Naſe, ſinnend auf und nieder. Die Zeiten, da Dr. Böckel, der Häuptling der radikalen Antiſemiten, zu denen außer ihm noch Pickenbach, Werner und Zimmermann zählen, als Redner im Reichstag unfreiwillig ſtürmiſche Heiterkeit hervorrief, ſind dahin. Die große Glocke des Präſidenten zerſpringt nicht mehr, wie einſt bei dem Verſuche, ſeinen Redeſchwall zu hemmen. Man nimmt ihn ernſt. Aber ſeine Haupterfolge liegen doch außerhalb des Hauſes, in dem ihm ſein deutſch-ſozialer Rivale, Herr Liebermann von Sonnenberg, an Witz und Schlagfertigkeit turmhoch überragt.

Dieſer Letztere, eine kräftige, blondbärtige Erſcheinung, hat eine Eigenſchaft, die von den blaſierten Reichsboten mehr geſchätzt wird, als alles Pathos der Welt, einen derben, ſchlagenden Humor. Wenn er das Wort ergreift, läuft jedesmal ein ironiſches „Ah!“ durch die Reihen der Freiſinnigen und Sozialdemokraten, und wenige Sekunden darauf iſt regelmäßig das Haus in lebhafter Bewegung. Höhniſches Lachen links, Zurufe rechts, die Glocke des Präſidenten und zum Schluß ge-



Baron Zorn v. Bulach. von Kardorff. Im Foyer. Haußmann. Liebermann von Sonnenberg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



„Genoſſe" Liebknecht.

wöhnlich eine ſtürmiſche Heiterkeit, das ſind die ſteten Begleiterſcheinungen einer Liebermannſchen Rede.

Herr von Liebermann iſt witzig unter dem Einfluß des Augenblicks, ohne daß er den Witz ſucht. Aber es gibt auch andere Menſchen, die ſich verpflichtet fühlen, humoriſtiſch zu ſein, wenn ſie den Mund aufthun. Den freiſinnigen Herrn Alexander Meyer unterſtützt allerdings ſeine Erſcheinung, wenn ihm das attiſche Salz ausgeht. Ein unförmlich dicker Herr mit mißvergnügtem Antlitz, ſteht er ſorgenvoll von ſeinem Platze auf, und dieſer Anblick erſcheint ſeinen Fraktionsgenoſſen ſo drollig, daß ſie zu lachen beginnen, ehe noch der Einleitungsſcherz ausgeſprochen iſt.

In dem gedämpften Tageslicht, das von oben in das Foyer fällt, ſchimmern an den Wänden in Goldbuchſtaben die patriotiſchen Inſchriften, die den Werken zahlreicher deutſcher Denker und Dichter entnommen ſind; ſchöne und ſchwungvolle Sätze, vielfach aus der Zeit der Befreiungskriege.

„Ich habe nur ein Vaterland," ſteht da, „und das heißt Deutſchland." Dicht unter dieſem Wahrzeichen ſitzt auf dem gelben Lederkanapee und auf Stühlen um den Tiſch herum eine Gruppe ſonderbar ausſehender Geſtalten. Zwei Provinzialen, die ein Abgeordneter vorbeiführt, bleiben ſtaunend und faſt erſchrocken vor ihnen ſtehen.

Das alſo ſind die Sozialdemokraten, die gefürchteten „Genoſſen," die Männer des Umſturzes! Die ſehen ja ganz friedlich aus, langweilig, ſpießbürgerlich, wie es ihr Beruf mit ſich bringt. Denn „Arbeiter" iſt faſt keiner von ihnen. Sie nähren ſich redlich als Zigarrenhändler und Reſtaurateure, als Journaliſten und Werkſtatt-Beſitzer von ihrer vertrauensſeligen Partei. Und ihr Geſichtskreis iſt im allgemeinen nicht viel weiter, als ein kleiner Krämer oder Gaſtwirt zu blicken vermag.

Das gilt beſonders von der maſſenhaften jüngeren Generation, die mehrere Dutzend Mann ſtark den linken Flügel des Reichstags bevölkert. Unter den Älteren gibt es noch ein paar grimmige Charakterköpfe, die man nicht vergißt.

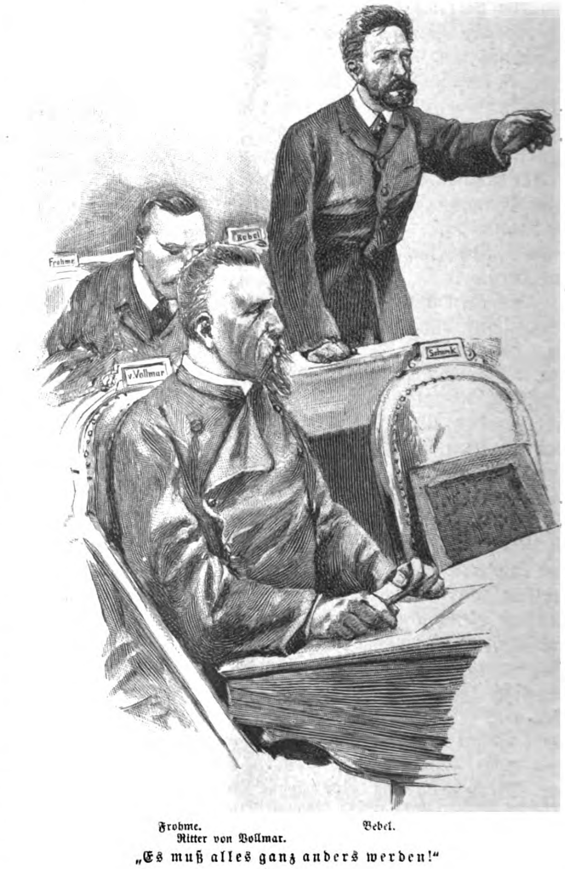
Da iſt vor allem der Ritter von Vollmar, eine hohe, auf Krücken ſich mühſam fortbewegende Erſcheinung. Das längliche, energiſche Geſicht mit dem Henri-Quatre könnte einem Don Quixote gehören, und voll abenteuerlicher Don Quixoterieen iſt auch ſein Lebenslauf, der ihn, den bayriſchen Kavallerie-Leutnant, zum Pabſt nach Rom, auf die Schlachtfelder Frankreichs, wo er durch eine Feindeskugel das Bein verlor, und endlich in die Reihen der Sozialdemokratie führte. Sie gehorcht ihm in Bayern unbedingt. Selbſt Herr Liebknecht kann dagegen nicht aufkommen, der hagere, gebeugte Mann mit dem verbiſſenen, ſorgenvollen Geſicht, dem man wirklich noch den alten Revolutionär anſieht, wenn er in ſeiner ſaloppen Kleidung, den großen Schlapphut auf dem Haupt, ſchlürfend in den Reichstag tritt.

Und wer ſteht zwiſchen beiden? Ein Bild zum Weinen, wenn es nicht zum Lachen wäre! Herr Singer, der millionenreiche Damenkonfektionär Singer, der den allgemeinen Kladderadatſch, wie es die „Genoſſen" geſchmackvoll nennen, und die Einziehung des Privat-Vermögens wünſcht! Einen Mann zu ſehen, der den Aſt abſägt, auf dem er reitet, iſt immerhin ein neues, wenn auch kein vernünftiges Bild.

Und dabei iſt Herr Paul Singer dem Äußern nach der typiſche, jüdiſche Großbourgeois. Eine ſchwammige Geſtalt, bleiches Geſicht mit Säcken unter den Augen, dunkeln Bartkoteletts und näſelndem Berliner Dialekt — das iſt eine Erſcheinung, wie man ſie auf der Börſe zu Hunderten, aber in der Sozialdemokratie nur einmal trifft. Es iſt eben immer ein Glück, wenn man Geld hat. Die verbiſſenſten Feinde des Kapitals ſind dagegen nicht unempfänglicher als gewöhnliche Sterbliche.

Plötzlich erhebt ſich die Sozialdemokratie und ſtrömt in den Saal, die drei voran, der ganze Schwarm hinterher. Dort innen ſteht ein hagerer Mann auf der Treppe, die zur Rednertribüne führt. Er ſpricht gellend und atemlos, ſo atemlos, daß viele Worte und Silben in der Haſt verloren gehen, und unterſtützt durch pathetiſche Handbewegungen den Eindruck ſeiner Worte. Ein Glück, daß die Diplomatenloge gefüllt iſt. So bleibt doch den zünftigen Staatsmännern die Geſchicklichkeit nicht verborgen, mit der Herr Auguſt Bebel in endloſer Rede ganz Europa neu einrichtet und ordnet. Verdroſſen und gelangweilt hört der Reichskanzler auf den öden Wortſchwall, Herr von Boetticher lächelt grimmig vor ſich hin, im Saal wird es immer leerer. Nur die Fraktionsgenoſſen murmeln alle fünf Minuten Beifall.

Man darf Bebel dabei nicht unterſchätzen. Wenn er in der Volksverſammlung ungehindert ſeinem glühenden Fanatismus Lauf läßt, iſt die Wirkung auf die toſenden Arbeitermaſſen eine gewaltige. Im Reichstag aber wirkt die Halbbildung des ehrſamen Klinkenfabrikanten beinahe komiſch. Ein Gähnen läuft durch das hohe Haus. Und mancher verſtändige Reichsbote packt ſeine Papiere in die Mappe, ſchleicht hinaus in die Garderobe und während ihm der Diener in den Mantel hilft, geht er nach dem alten Liede, in ſich „und denkt, wo man einen Guten ſchenkt." α—ω.



Frohme. Ritter von Vollmar. Bebel.

„Es muß alles ganz anders werden!"

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Vor wenig Tagen wurde Ludwig Paſſini, dem wohl berühmteſten unter den heutigen Aquarellmalern, der preußiſche Orden „pour le mérite“, Klaſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft, verliehen, und ihm damit eine Auszeichnung zu teil, wie nur wenigen anderen Malern der Gegenwart. L. Paſſini, deſſen reizendes venetianiſches Bild „Die kleinen Marktſchiffer“ nebſt ſeinem Porträt unſere Nummer ſchmückt, gilt faſt ſtets für einen Italiener, iſt es aber wenigſtens der Geburt nach nicht. Er wurde 1832 in Wien geboren, lebt indeſſen ſeit Jahrzehnten faſt ununterbrochen in Venedig. Unter ſeinen zahlreichen, durch meiſterliche Technik, aber vor allem auch durch große Anmut und Innigkeit der Darſtellung ausgezeichneten Aquarellen ſeien hier als beſonders hervorragend genannt: die Chorherren in der Kirche (Berliner Nationalgalerie), Vorleſen des Taſſo unter den Fiſchern von Chioggia, die Prozeſſion in Venedig, die Melonenverkäuferin in Chioggia. Dem Daheim iſt vergönnt geweſen, dem großen Meiſter auf ſeinem Werdegang getreulich zu folgen: vom fünften Jahrgang an finden ſich ſeine Werke in den Bänden unſeres Blattes.

Ernſt Boſch, der Maler unſeres zweiten Bildes „Tick Tack“ iſt einer der älteren Genremaler der Düſſeldorfer Schule. Ein geſunder Humor, gemütvolle Auffaſſung und tüchtige Zeichnung haben ihn ſeit 1854, wo er mit dem Bilde „Der Schmuggler“ auftrat, ſtetig wachſende Anerkennung finden laſſen — dieſe Eigenſchaften ſind es auch, die in dem luſtigen Bilde des bäuerlichen Großvaters, der den Enkel mit dem Ticktak der Taſchenuhr ergötzt, hervortreten.

Kirche.

Über die große Bibelſammlung des britiſchen Muſeums liegt jetzt ein umfaſſender Katalog vor, der gegen 2700 verſchiedene Ausgaben der heiligen Schrift aufführt. Wir entnehmen einem Aufſatz von Dr. Repſold im „Globus“ nachſtehende Notizen. Da iſt zunächſt unter den polyglotten Bibeln die von dem ſpaniſchen Kardinal Ximenes 1514—17 veranſtaltete Ausgabe in Hebräiſch, Lateiniſch, Griechiſch zu erwähnen; die berühmte Polyglotte des Antwerpener Buchdruckers Plantin, erſchienen 1569—73, ſchließt ſich an. Unter den griechiſchen und lateiniſchen Bibeln ſteht Gutenbergs Mazarinbibel obenan. Im ganzen wurden im 15. Jahrhundert nicht weniger als 75 Ausgaben der lateiniſchen Bibel, meiſt in Deutſchland, gedruckt. Die das Alte und Neue Teſtament umfaſſenden engliſchen Bibeln nehmen in dem Verzeichnis 88 Seiten, ein Drittel des Ganzen, ein, die nicht griechiſchen, lateiniſchen oder engliſchen Bibeln 90 Seiten, nicht weniger denn 83 Sprachen umfaſſend. Die Bibelausgaben in deutſcher Sprache füllen 21 Seiten, als älteſte iſt die Ausgabe von Johann Mentelin in Straßburg, 1466 gedruckt, angeführt, zugleich die älteſte Bibel in einer Volksſprache. In Rußland durfte erſt 1822 eine Bibel in ruſſiſcher Sprache erſcheinen. Die erſte in Amerika gedruckte Bibel iſt merkwürdigerweiſe die Eliotſche Überſetzung in die Sprache der Maſſachuſetts-Indianer, erſchienen 1661—63. Ein hohes Intereſſe unter den Bibeln in der Sprache unkultivierter Völker darf die 1830—35 in Madagaskar gedruckte Überſetzung ins Madagaſſiſche beanſpruchen; vollſtändige Exemplare derſelben ſind nämlich äußerſt ſelten, da die bekehrten Eingeborenen, um ſie während der Chriſtenverfolgungen beſſer verbergen zu können, ihre Bibeln in kleine Teile zerlegten.

Forſchungsreiſen.

In der Naturforſchergeſellſchaft in Moskau berichtete der ſpaniſche Gelehrte Ximenes über ſeine Reiſe nach dem jetzt gerade viel genannten Pamirplateau und machte Mitteilungen über ſeinen Plan, meteorologiſche Stationen daſelbſt zu errichten. Die Stationen ſollen auch den Zweck haben, europäiſchen Reiſenden durch Pamir eine Zufluchtsſtätte zu bieten und damit wiſſenſchaftliche Unterſuchungen in dieſem Gebiete zu ermöglichen. Pamir iſt, wie Ximenes das Gebiet ſchildert, allerdings kein Paradies, aber auch keine unfruchtbare Wüſte. In Thälern am Amu-Darja, gibt es viele Edelſteine, z. B. Rubine. „Vortreffliche Bergwieſen nähren vorzügliches Vieh. Dort exiſtiert eine Pferdegattung, wie man ſie anderswo ſchwer finden dürfte. Ein klarer Himmel, majeſtätiſche Berge, mächtige Gletſcher, reißende Bäche, laſurblaue Seen und daneben ein leuchtender Grasteppich — das zuſammen verleiht dem Lande einen eigenen Reiz, den weder der kalte Winter, noch die nicht ſeltenen winterlichen Stürme beeinträchtigen können.“

Naturkunde.

Gegenüber den von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden Nachrichten über die Abnahme der Ergiebigkeit der kaukaſiſchen und nordamerikaniſchen Petroleumquellen iſt die Mitteilung der engliſchen Fachzeitſchrift „Engineering“ von Intereſſe, daß die Erdölfelder Südamerikas ungleich bedeutender ſind, als man meiſt annimmt. Es iſt bereits feſtgeſtellt, daß weite Becken im Gebiet von Columbia, Venezuela, Peru, Ecuador, beſonders aber an den Ufern des Maracaiboſees und am Magdalenenſtrom reiche Petroleumſchätze enthalten. Bisher findet nur in Peru eine Ausbeute ſtatt, in Zukunft wird das ſüdamerikaniſche Petroleum entſchieden aber auch auf dem Weltmarkt eine Rolle ſpielen, ganz abgeſehen davon, daß es für den Erdteil ſelbſt eine um ſo größere Bedeutung erlangen dürfte, als Südamerika arm an Kohle iſt.

Völkerkunde.

Nach allen bisherigen Zählungen und Schätzungen nahm man als beſtimmt an, daß die Maoris, die intelligenten Eingeborenen Neuſeelands, ebenſo ſicher dem Untergang verfallen ſeien, wie die Indianer Nordamerikas. Sagen die Maoris doch von ſich ſelbſt: „Unſer Stamm ſtirbt aus wie die Moa.“ Überraſchenderweiſe wird durch die letzte Zählung vom Jahre 1891 die Annahme vom Ausſterben der Maoris nicht beſtätigt. Man zählte 41 993 Maori und konſtatierte damit ſogar eine kleine Zunahme des Stammes, wobei freilich das ſchon früher beobachtete ſehr ungünſtige Verhältnis zwiſchen der Zahl der Männer (22 861) zu der der Frauen (19 132) wieder beobachtet wurde. Aber es ſpricht nicht nur das Reſultat der letzten Zählung für eine günſtigere Fortentwickelung des intereſſanten Volksſtammes, auch die kulturellen Verhältniſſe der Maoris ſcheinen ſich, wie Dr. E. Jung im „Globus“ klarlegt, in den letzten Jahren beſſer geſtaltet zu haben. Nicht weniger als 1517 Knaben und 1142 Maorimädchen beſuchten 1891 die Schule, das Verſchleudern der den Eingeborenen gehörenden Ländereien an die Koloniſten hat aufgehört, und wenn die Maoris auch bisher dem Ackerbau nur geringe Strecken ihres immer noch ſehr ausgedehnten Beſitzes widmen, ſo iſt ihre Viehzucht doch ſehr bedeutend. Die Eingeborenen nehmen an der Verwaltung des Landes regen Anteil, erſcheinen ebenſo eifrig wie die Weißen an der Wahlurne, und das ehedem ſehr ſchwierige Verhältnis zwiſchen ihnen und den Koloniſten beſſert ſich von Jahr zu Jahr.

Erdkunde.

Der ägyptiſche Telegraphendirektor Floyer wies kürzlich in einer intereſſanten Arbeit darauf hin, daß die Landſtriche zwiſchen dem Roten Meer und dem Nil keineswegs urſprünglich wüſt waren, wie heute, ſondern durchaus kultiviert und vielfach bewaldet. Erſt die arabiſche Wirtſchaft hat im Laufe von 1200 Jahren das Land zur Wüſte gemacht; ganz beſonders ſind es auch die Kamele geweſen, welche den Waldbeſtand zerſtörten, indem ſie Blätter und Schößlinge abnagten. Ähnlich liegen die Verhältniſſe in Paläſtina, welches einſt eine weit größere Bevölkerung, als die heutige, reichlich ernährte.

Statiſtik.

Die Beobachtung, daß das Deutſchtum in unſeren öſtlichen Provinzen nicht nur keine Fortſchritte macht, ſondern eher Rückſchritte zu verzeichnen hat, wird durch die neueſten Nachweiſungen der Volksſchulſtatiſtik leider beſtätigt. In ſehr vielen Bezirken ging die Zahl der nur deutſch ſprechenden Kinder erheblich zurück. Am auffallendſten iſt der Rückgang in den Städten. In Poſen ſelbſt wich z. B. die Zahl der deutſch ſprechenden Kinder von 2257 auf 1647, der deutſch und polniſch ſprechenden von 505 auf 425, während ſich die Zahl der polniſch ſprechenden Kinder vermehrte. Im ganzen Regierungsbezirk Poſen ſank die Zahl der nur deutſch ſprechenden Kinder ſeit 1886 um 3000, im Bromberger Bezirk um 1800. In Oberſchleſien liegt die Sache ähnlich; ſo fiel z. B. im Regierungsbezirk Oppeln die Zahl der deutſch ſprechenden Kinder um 4000. Günſtiger geſtalteten ſich die Verhältniſſe nur in Weſtpreußen.

Ausſtellungen.

Eine italieniſch-nationale Ausſtellung ſoll im kommenden Sommer in Berlin veranſtaltet werden. Von beteiligter Seite ſind bereits Unterhandlungen wegen Pachtung einer großen fiskaliſchen Grundfläche angeknüpft worden. Die Ausſtellung hat in erſter Reihe den Zweck, die Landeserzeugniſſe Italiens in Deutſchland vorzuführen und die Handelsbeziehungen zwiſchen Italien und Deutſchland zu erweitern.

Jagd.

Der erneute Verſuch, die virginiſche Wachtel (Ortyx virginiana) in Deutſchland einzubürgern, wird ſeitens der Tiergroßhandlung von C. Reiche in Alfeld-Hannover geplant. Die virginiſche Wachtel, auch Baumwachtel genannt, ſteht in der Größe zwiſchen unſerer Wachtel und dem Rebhuhn. Ihr Fleiſch iſt von außerordentlicher Schmackhaftigkeit, Zeichnung und Färbung ſind namentlich beim Hahn lebhaft und ſchmuck. In allen Revieren, in denen Faſanen und Haſelhühner gedeihen, ſoll ſich auch die Virginierin leicht einbürgern laſſen; ſie bevorzugt das Feld, verlangt aber Dickichte oder Hecken als Schutzorte; gegen Schnee und Kälte wird ihr eine bedeutende Widerſtandsfähigkeit nachgerühmt. Der Preis ſtellt ſich bei Abnahme von 20 Paaren auf 12 Mark für das Paar. Frhr. v. Cramm auf Oelber bei Hildesheim hat, nach einer Notiz im „Waidmann“, bereits mit 20 ausgeſetzten Paaren den erfreulichen Erfolg erzielt, daß ſie nicht nur gebrütet, ſondern auch mehrere junge Völker großgezogen haben.

Preisausſchreiben.

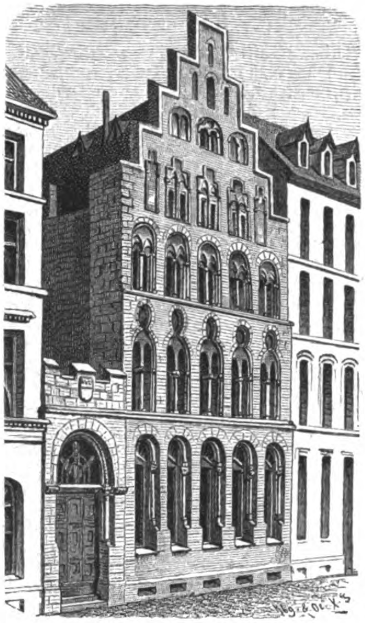
Einen Preis von 5000 Mark ſetzt der Verein deutſcher Ingenieure aus für die beſte „Kritiſche Darſtellung der Entwickelung des Dampfmaſchinenbaues während der letzten 50 Jahre in den hauptſächlichſten Induſtrieſtaaten.“ Einſendungen bis 31. März 1895 an die Geſchäftsſtelle des Vereins zu Berlin.

Buchhandel.

Die wiſſenſchaftliche Erforſchung des römiſchen Grenzwalls erregt das Intereſſe weiter Kreiſe. Der geſchäftsführende Ausſchuß der Reichslimeskommiſſion hat ſich daher zur Herausgabe einer eigenen Zeitſchrift entſchloſſen, die jährlich fünf- bis ſechsmal erſcheinen und möglichſt ſchnell über den Fortſchritt der Arbeiten berichten ſoll. Die Redaktion des im Verlag von Fr. Lintz-Trier erſcheinenden „Limesblattes“ iſt dem archäologiſchen Dirigenten der Kommiſſion, Profeſſor Hettner, übertragen worden.

Das Tempelhaus in Köln.

Der Abbildung einer alten deutſchen Kaiſerpfalz in der vorigen Nummer laſſen wir heute das Bild des älteſten erhaltenen deutſchen Privatbaues folgen, des ſogenannten Tempelhauſes in Köln. Das ſchöne Gebäude, Stammhaus des alten Patriziergeſchlechts der Overſtolze, ſtammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, aus der Zeit, in welcher in der Baukunſt die romaniſchen Formen mit der Gotik rangen. Drei Jahrhunderte hindurch hatte der romaniſche Stil in Deutſchland eine Alleinherrſchaft ausgeübt; jetzt drangen, von Weſten kommend, gotiſche Formen ein und ſchufen gerade am Rhein einen charakteriſtiſchen Übergangsſtil. Romaniſch erſcheint in dem Tempelhauſe der ganze Aufbau des der Straße zugekehrten Giebels mit ſeinen nach oben an Höhe abnehmenden Stockwerken, dem treppenartigen Abſchluß und den Formen der Fenſterreihe beſonders des Erdgeſchoſſes; in der Gliederung der Fenſter der oberen Stockwerke treten Formen der Frühgotik, der Spitzbogen und die Fiſchblaſe, deutlich erkennbar hervor. Charakteriſtiſch iſt zumal auch die Teilung der Fenſteröffnungen des erſten Geſchoſſes in zwei nebeneinander ſtehende Fenſter, die durch ein Säulchen getrennt und oberhalb des gemeinſamen Bogens von einer kreisförmigen Öffnung überragt werden. Der romaniſche Rundbogen und das gotiſche Maßwerk finden ſich an dem bemerkenswerten Bau harmoniſch vereinigt.



Das Tempelhaus in Köln.

Kleine Zeitung.

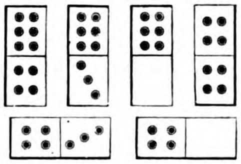
Unlängſt erregte die Abbildung und Beſchreibung der Puppen, mit denen die Königin von England als Kind geſpielt hat, in den Ländern engliſcher Zunge größtes Aufſehen. Das erinnert uns an die Sammlung von Soldaten-Puppen, welche ſich Napoleon III von dem berühmten Bildhauer Frémiet herſtellen ließ. Als dieſer Künſtler eines Abends durch die Tuilerien ging, wo gerade ein Ballfeſt gegeben wurde, fielen ihm Poſten der Garde-Küraſſiere auf, die, mit Schnee bedeckt, bewegungslos ſtanden, und er bildete einen der Soldaten flüchtig nach. Dieſe Statuette ſah Herr von Nieuwerkerke, zeigte ſie Napoleon und dieſer beauftragte den Bildhauer, einen Typus jeder Waffe zu modellieren. So entſtanden im Laufe der zehn Jahre 1855 bis 1865 ſiebzig ſolcher Figuren, einige in Bronze, ſämtliche aber auf das getreueſte nach den Originalen ausgeführt und bemalt. Das Tuch war nachgeahmt durch Beſtreuen des Modells mit einem Staub, ähnlich wie bei Samttapeten, ſtatt der Biſen waren Fädchen von Seide aufgeheftet, das Sattelzeug der Pferde wurde aus dünnem Handſchuhleder geſchnitten, alle Waffen waren in Metall auf das genaueſte im kleinen nachgebildet, und auf den Knöpfen, obgleich dieſe nur 1 mm im Durchmeſſer, war ſogar der kaiſerliche Adler zu erkennen. Die Sammlung fand ihren Platz in Glaskäſten im Tuilerienpalaſt. Eines Tages war der kaiſerliche Prinz mit dem Söhnchen des Generals Fleury beim Spiel, und in dem Glauben, Spielzeuge vor ſich zu ſehen, machten ſie ſich über dieſe koſtbaren Modelle her. Obgleich von Frémiet reſtauriert, fielen ſie doch dem Untergange anheim. Nur wenige Stücke entgingen der Zerſtörung durch den Brand der Tuilerien, da ſie ſich gerade im Hauſe des Generals Fleury befanden, und dieſe exiſtieren noch heute. — Das iſt die Geſchichte von Napoleons Puppen-Soldaten, die in demſelben Sturme, der Thron und Dynaſtie wegfegte, ihren Untergang fanden.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit 26 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



D hat auf ſeinen ſechs Steinen 9 Augen weniger als B, aber 4 Augen mehr als C.

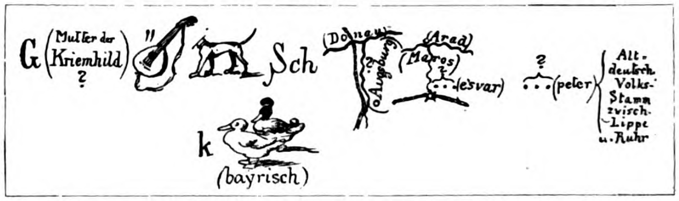
A ſetzt ſeinen Doppelſtein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde ſperrt. Er behält zwei Steine mit 11 Augen übrig. B, C und D haben in der erſten und dritten Runde geſetzt, in der zweiten gepaßt. Unter den vier Steinen, die C übrig behält, ſind drei Doppelſteine. Die Summe der Augen auf den zehn Steinen der Partie beträgt 76. B behält vier Steine mit 26 Augen, D vier Steine mit 17 Augen übrig.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt A übrig? Welchen Stein ſetzte A in der zweiten Runde? Welche Steine ſetzte B, welche C, welche D? Welchen Stein behielt C außer den Doppelſteinen übrig?

1. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte braucht die letzten Zwei,
Damit die Erſte ruhig ſei.
Dem Ganzen wird nach heißer Schlacht
Gar oft ein Pereat gebracht;
Doch ſtraft hernach die böſe That,
Mit Karzer Rektor und Senat. B.

Bilderrätſel.



2. Dreiſilbige Scharade.

Als mächt'gen Förd'rer wir betrachten
Die Erſten auf der Lebensbahn,
Gar mancher Fortſchritt, den wir machten,
Wär' ohne ſie wohl nicht gethan,
Und wenn ſie blind auch ſchaden ſollen,
Wir ſie uns doch bewahren wollen.

Die Dritte kennt nicht Maß und Ziel
Und weiß ſich niemals zu beſcheiden,
Was ſie verlangt, iſt ſtets zu viel,
Und ſtatt Befried'gung ſchafft ſie Leiden.
Mit einem Element vereint,
Iſt ſie des Lebens bittrer Feind.

Das Ganze furiengleich umkrallt
Das Herz mit ſeinen ſcharfen Fängen,
Und voll dämoniſcher Gewalt
Schürt's Flammen, die das Glück verſengen;
Doch wer Vertrauen ſich bewahrt,
Dem bleibt des Ganzen Qual erſpart.
M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 19.

Bilderrätſel.

Etwas fürchten und hoffen und ſorgen
Muß der Menſch für den kommenden Morgen.

1. Kombinationsaufgabe.

Rieſe Riegel Hafer Haſe Elba Elſe
Bode Bogen Alma Aller Taube Taucher
Bo El Rie Tau Ha Al
Bertha (in Meyerbeers Oper „Der Prophet“).

2. Kettenrätſel.

„Aida.“
Schanz
Armide
Iſidor
Damaſt
Agathe

3. Rätſeldiſtichon. Turin — Rurik.

4. Ergänzungsaufgabe.

Das Wort iſt ein Hauch, doch kann man es wägen,
Der Hauch wird zum Wort erſt, wenn wir ihn prägen,
Und wie das geſchieht, bringt's Fluch oder Segen.

5. Wechſelrätſel.

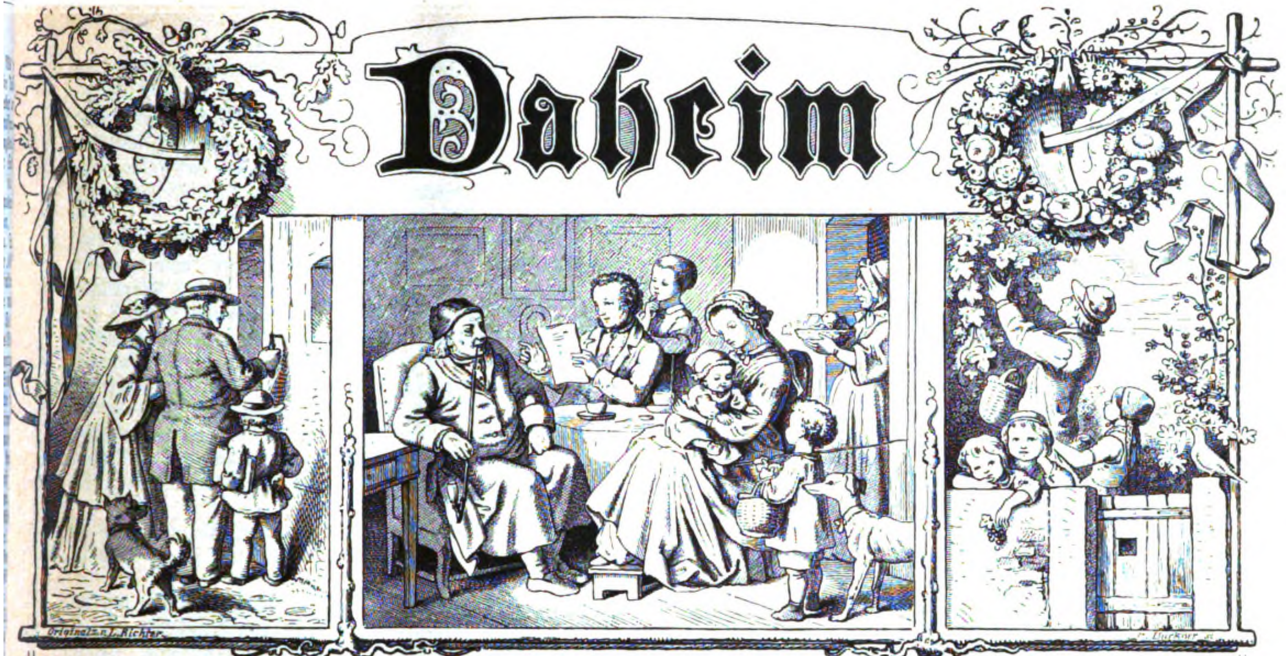
Scheffel — Ekkehard.

Dachs Harke Aar Lehre
Schiefer Haken Schalk Eid

6. Dreiſilbige Scharade. Caprivi.

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Kolumbus-Briefmarken. Mit fünfzehn Abbildungen. — Waldgeheimniſſe. Eine Romanfigur aus dem Walde. Von Dr. Wurm. — Der Stundismus in Rußland. Von Dr. Paul Alberti. — Im Reichstag. III. Mit ſieben Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Porträt Ludwig Paſſini; Die kleinen Marktſchiffer von Ludwig Paſſini; Tick Tack! von E. Boſch. — Kirche. — Forſchungsreiſen. — Naturkunde. — Völkerkunde. — Erdkunde. — Statiſtik. — Ausſtellungen. — Jagd. — Preisausſchreiben. — Buchhandel. — Das Tempelhaus in Köln. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Februar 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 21.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Fortſetzung.)

15. Kapitel.

„Am dritten Tage nach meinem Begräbniſſe ſoll dieſer mein letzter Wille meinen Erben kund gethan werden.“

So lautete die Aufſchrift der Hülle, die das Teſtament Barbaras von Rettlingen, geborenen von der Focken, unter Inſiegel umſchloß. Mit der ganzen Feierlichkeit aller im Hauſe Rotenſtein ſtattfindenden wichtigen Vorkommniſſe geſchah die Eröffnung in Gegenwart der Familie, zweier Nachbarn als Vollſtrecker und der oberſten Beamten des Gutes.

An einem Tiſche inmitten des Ahnenſaales ſaß der Richter, ihm zu Seiten der Aktuarius.

Schweigend wurde das Dokument dem Oberſten gereicht, behufs Feſtſtellung, daß das Siegel unverletzt ſei, und ebenſo ſchweigend reichte der Oberſt das Dokument wieder zurück, worauf der Richter, die Brille zurecht ſchiebend, mit jenem metallloſen Tone, welcher der Verleſung jeglichen Aktenſtückes zu Grunde liegt, alſo begann:

„§ 1. Unterzeichnete beſtätigen, daß ſie die Frau Erblaſſerin im Vollbeſitze ihrer geiſtigen Kräfte angetroffen u. ſ. w.

Dieſes iſt mein letzter Wille, den ich unter Beratung und mit Zuſtimmung meines vielgeliebten Sohnes, des Oberſten Rudolph von Rettlingen, aufgeſetzt, und deſſen Erfüllung kraft eigenhändiger Unterſchrift ſofort nach meinem Tode in Wirkſamkeit treten ſoll.

Ich ernenne zu meiner alleinigen und ausſchließlichen Erbin meine Enkelin Jutta von Rettlingen, und ſoll ſelbiger der Beſitz von Rotenſtein ſamt Weißenſee, Tornienen und Truchſen unbeſchränkt zufallen, wogegen das Vorwerk Quadrillen meinem Sohne als ſein zu forderndes Pflichtteil gehören ſoll.“

Hier traf es ſich, daß der Richter, da er gerade das Blatt umſchlug, das Auge einen Moment dem Platze zuwandte, an dem Jutta ſtand. Er ſah in ein totenblaſſes, ſtarres Antlitz, und der Blick, der dem ſeinen begegnete, war ein hilfeflehender, faſt ein Blick des Entſetzens; — worauf er mit der Stimme ohne Metall zu leſen fortfuhr:

„Was jedoch den Nießbrauch der Güter anbetrifft, ſo fällt nach Abzug der Zinſen, Steuern und Wirtſchaftskoſten, deren Kontrolle meinem Sohne zu jeder Zeit zu unterbreiten iſt, derſelbe meinem Sohne Rudolph unbeſchränkt zu, wobei es ſeinem Ermeſſen überlaſſen bleibt, meiner Enkelin Jutta neben ihrem in ſtandesgemäßer Weiſe zu führenden Haushalte ein perſönliches Nadelgeld auszuſetzen.

§ 2. Meine Enkelin darf außer dem auf Rotenſtein bereits eingetragenen Kapitale deſſen Hypotheken um keinen Pfennig mehr belaſten u. ſ. w.

§ 3. Ebenſowenig darf bei ihren Lebzeiten Rotenſtein in andere Hände übergehen u. ſ. w.

§ 4. Meine Nichten, Ethelinde und Kunigunde von Waldein, haben ihren lebenslänglichen Aufenthalt in Rotenſtein zu beanſpruchen, inſofern es meinem Sohne oder meiner Enkelin nicht beſſer anſteht, dieſen Aufenthalt in ein Jahrgeld von 600 Thalern umzuwandeln.

Beſtens empfohlen ſind meinem Sohne die alten Dienſtboten und Altſitzer des Dorfes in Auszahlung nachſtehender Legate u. ſ. w.

§ 5. Meine Enkelin iſt angehalten, in Ergreifung des richtigen Augenblickes bei unvorhergeſehenen Fällen allezeit ein offenes Auge für Wiedererwerbung des Wegerechtes nach der Felſinger Wieſe in ſtrenger Wahrung unſerer Intereſſen zu haben.

§ 5. Etwaige weitere Beſtimmungen über meinen perſönlichen Nachlaß an Prezioſen u. ſ. w. bleiben zu gerechter Verteilung meinen Erben überlaſſen.

Mein Sohn Rudolph hat manches gute Wort in treuem Beiſammenſein zu mir geſprochen, und vorzugsweiſe hat es meinem Herzen wohlgethan, daß er mir zum Abſchiede geſagt: ‚Mutter, ich weiß, was dich dieſes dein Teſtament koſtet!‘ Dennoch hat die volle Würdigung eines Kampfes, wie er ſolchem Entſchluſſe vorangegangen, unſer treuer Herrgott einzig und allein!“

Als die Stimme des Richters verklungen war, erhob ſich der Oberſt in feierlichem Ernſte und ſchritt zu ſeiner Tochter hinüber. Er ſtreckte ihr, den Kampf in ihren Zügen gewahrend, liebevoll beide Hände entgegen, aber wie unter dem Drucke einer ſchweren Bürde ſank das Kind vor dem Vater in die Kniee.

„Vater, nimm es von mir! Nimm es doch von mir! Fühlſt du denn nicht, daß ich gleich einer Schuldbeladenen an dem Platze ſtehen muß, der mir nicht gebührt?“

Da öffneten ſich die Arme des Vaters weit, und in vollem Verſtehen deſſen, was in ihrer Seele vorging, nahm er die Tochter zum erſtenmal in heißer Zärtlichkeit an ſein ſtürmiſch bewegtes Herz.

„Sei ſtille, Jutta, ſei ſtille. An dem letzten Willen meiner Mutter iſt kein Drehen und Deuteln, und ob ſolches auch möglich wäre, ſollte doch der Buchſtaben keiner von ſeiner Stelle gerückt werden. Wohl aber meine ich, daß wir fortan Schulter an Schulter durchs Leben gehen werden, ich und du, und allzeit ſoll die Tochter des Schutzes gewärtig ſein, den ſie bei ihrem Vater zu ſuchen hat. Im übrigen aber bin ich der erſte, der da kommt, der neuen Herrin von Rotenſtein den Glückwunſch zu entbieten.“

Damit beugte ſich der Oberſt auf die Hand ſeiner Tochter herab und küßte ſie. Er verneigte ſich vor den Anweſenden, die Hacken ſchlugen zuſammen, und auf dem Flieſenboden des weiten Flurs hörte man einen feſten Schritt verhallen.

Auch er hatte es ſich ſchwer gedacht, und doch wußte abermals Gott im Himmel allein, was dieſer Tag dem Manne koſtete! — — —

Der Sturz aus Lüften pflegt ſich kraft des Geſetzes von der Anziehung der Körper durch die Erde je nach der Höhe mehr oder weniger ſchnell zu vollziehen. Mehr oder weniger auch bedarf der unten mit heilen Gliedern Angekommene Zeit zur Sammlung der Gedanken.

In Frau Eleonore ging erſt, als die Thür ſich hinter ihrem Gatten geſchloſſen hatte, ein volles Licht über die Sachlage auf, und da das Verſtehen in ſeiner ganzen Tragweite über ſie gekommen war, fanden die ſich folgerecht entwickelnden ſeeliſchen Vorgänge einen ungehemmten Ausdruck.

Zunächſt kam ein Schluchzen, das, hart an der Grenze des hyſteriſchen Lachens ſtehend, in Bälde dieſe Grenze überſchritt, peinlich in der Wirkung für den Zuhörer.

Mit ſcheuem Blick, die Seele voll Zagen, wollte Jutta ſich trotzdem ihrer Mutter nahen, aber abwehrend ſtreckten ſich ihr die ſchlanken weißen Hände entgegen: „Du haſt den Glückwunſch deines Vaters entgegengenommen, auch ich gratuliere, gratuliere doppelt! Ha, ha, ha, einmal zu dem Gelingen der Intrigue, die eine kindiſche alte Frau ſo fein zu umgarnen gewußt, und zweitens zu dem bis dahin im Verborgenen blühenden, höchſt anerkennenswerten dramatiſchen Talente. Du warſt geradezu brillant in der Rolle der Überraſchten, Jutta von Rettlingen. Daß dir's recht wohl ſein möge unter dem erſchlichenen Beſitztitel, durch den die Tochter ihren Vater ſchon bei Lebzeiten zum toten Manne gemacht!“

Hochaufgerichtet ſtand Jutta da. Ihre Augen ſprühten Blitze. „Nimm das Wort zurück, Eleonore. Laß es mich nicht vergeſſen, daß du die Frau meines Vaters biſt!“

Abermals ſchwebte das Wort des Hohnes auf der Lippe, aber ſchon war Edmund dazwiſchen. Die Mutter einfach beim Handgelenk faſſend, drückte er die nun haltlos Zuſammenbrechende in eine Sofaecke des Nebenzimmers.

„Gott erbarme ſich, Mama. Eliſabeth und Maria Stuart ins Privatleben übertragen ſind von der allerunangenehmſten Wirkung für den Beſchauer, daher thunlichſt zu vermeiden. Meinſt du denn, ich ſtehe der überraſchenden Wendung der Dinge ferner als du? Ich, der ich mich einer Situation gerade zum Totſchießen gegenüber befinde? Immerhin aber erfordert es doch die Klugheit, das einzig noch mögliche Rettungsmittel zu ergreifen, und ſich mit ihr da“ (eine wegwerfende Handbewegung deutete nach der Thüre), „auf einen möglichſt guten Fuß zu ſtellen.

Statt die offenbare Zerknirſchung in ihr thunlichſt auszunutzen, darfſt du ihr nicht Anſchuldigungen, von denen du ganz gut weißt, daß ſie falſch ſind, ohne jedes Mäntelchen gerade ins Geſicht ſchleudern, verſtehſt du mich, Mama? Du kannſt deine Stieftochter haſſen, wie — wie — meinetwegen wie ich ſie in dieſem Augenblick haſſe, aber nie und nimmer dürfen wir es mit der Beſitzerin von Rotenſtein verderben. Seitdem mein Herr Stiefvater ſich Jutta gegenüber aus der bisherigen Rolle des grämlichen in die des zärtlichen Alten hinüber zu ſpielen beginnt, ſpitzt ſich die Sache für uns beide in unerfreulicher Weiſe zu, wie ich dich freundlichſt zu bedenken bitte.“

„Eben darum will ich fort von hier, Edmund, und die Ehre gebietet es, daß der Sohn der Mutter folgt. Gib ſofort den Befehl zum Anſpannen!“

„Entſchuldige, Mama, wem ſoll ich wohl unter den obwaltenden Verhältniſſen einen ſolchen Befehl geben? Außerdem habe ich durchaus nicht die Abſicht, ehe mein Urlaub abgelaufen iſt, dieſem Orte der Pein den Rücken zu kehren. Wo ſollte ich wohl hin, Mama? Etwa nach Königsberg, wo in dem Bereiche ſchmutziger Hinterhäuſer Judenaugen aus dem Dunkeln lauern? Es war ein ſchöner Traum, das Spiel mit Scepter und Krone. Hol' der Fuchs ſolch Erwachen! Hol' er den ganzen elenden Mummenſchanz dieſes menſchenunwürdigen Daſeins!“

Zweiter Teil.

1. Kapitel.

Der Frühling war ins Land gekommen. Es grünte und blühte am Wieſenrain, und die beiden Männer, die da einträchtig nebeneinander des Weges gingen, freuten ſich des Regens und Webens.

Es waren Herr Schobeck und der junge Landrat Kienitz. Wenn es auch nicht in der Art der beiden lag, ſich nach einem Vergißmeinnicht zu bücken oder die Schlüſſelblume im Knopfloche zu befeſtigen, ſo wurde doch vermittelſt der Stockſpitze das Steinchen ſorglich vom Acker entfernt, desgleichen der hilfloſe Käfer aus peinlicher Rückenlage durch fürſichtiges Umdrehen befreit. Dann ſtanden ſie wieder ſtill und legten die Hände auf den Rücken, in der behäbigen Wechſelrede, welche die politiſche Debatte aus ihrem Bereich verbannt hatte.

Der Landrat, als Neuling auf dem Gebiete der Landwirtſchaft, hatte ein offenes Ohr für die Worte des alten Herrn Schobeck, und des freute ſich der brave Mann.

„Sie dürfen noch nicht nach der Uhr ſehen, mein Herr von Kienitz. Schweſter Malchen bittet um die Ehre, Ihnen einen kleinen Imbiß vorſetzen zu dürfen.“

„Allzu freundlich, lieber Herr Schobeck, ich ſcheue das Geſtändnis eines reſpektablen Appetites durchaus nicht und nehme Ihr Anerbieten um ſo dankbarer an, als ich vor meiner Heimkehr noch zu meiner Wieſe, der Rotenſteiner, hinüber möchte. Will nächſter Tage mähen laſſen.“

„Und da werden der Herr Landrat über den Privatweg fahren?“

„Natürlich. Haben Sie daran gezweifelt?“

„Hm, hm.“

„Wieſo denn? Meinen Sie in der That, daß das Dominium Rotenſtein mein gutes Recht in irgend einer Weiſe antaſtbar finden könnte?“

„Solches meine ich ſogar ſehr ſtark, Herr Landrat.“

„Sie irren ſich darin, mein lieber Schobeck. Man kann ſich in Rotenſtein der Einſicht nicht verſchließen, daß das zu der Wieſe gehörige Wegerecht ſelbſtverſtändlich mit ihr verkauft iſt.“

„Bitte um Verzeihung! Die Wieſe iſt, als zu Felſing gehörig, im Grundbuche eingetragen, aber von dem Wegerechte ſteht nichts darin, da ſolches dem Herrn von Türck perſönlich gehörte."

„Sämtliche Gerechtſame des Herrn von Türck ſind aber bei dem Verkauf auf den neuen Beſitzer übergegangen, und ich glaube nicht, daß die Beſitzerin von Rotenſtein zu einem Antaſten meiner Rechte gewillt iſt. Künſtliche Streitobjekte auszugraben liegt nicht in der Natur neunzehnjähriger junger Damen."

„Im allgemeinen vielleicht nicht. Fräulein von Rettlingen aber iſt in dieſem Falle die Enkelin ihrer Großmutter."

„Gut, ich würde Ihnen nun außerordentlich dankbar ſein, wenn Sie an betreffender Stelle es freundlichſt verlautbaren laſſen wollten, daß ich behufs Wahrung meines guten Rechtes zu einem Prozeſſe entſchloſſen bin. Vielleicht bahnt dieſe Kenntnis der Sachlage eine Verſtändigung an."

„Was meinen der Herr Landrat damit?"

„Daß man ſich in Rotenſtein möglicherweiſe zu einem Verkaufe des Wegerechts herbeilaſſen würde."

„Nie und nimmer, Herr von Kienitz."

„Gut, dann bleibt es bei meiner Bitte um Ihre freundliche Warnung. Ich darf doch darauf rechnen?"

„Natürlich, immer zu Dienſten. Nur bitte ich auf das Reſultat nicht zu rechnen."

An der Schwelle des Hauſes empfing Malchen Schobeck die Herren mit einladender Handbewegung, und der hohen Ehre des Beſuches entſprach die tiefe Verſenkung in den Knix.

Klein Roland ſpielt nicht mehr in freier Luft.

In der tiefen Fenſterniſche ſteht der Sekretär von dunklem Mahagoniholz, über deſſen Platte ſich Jahr für Jahr das graue Haupt der alten Rettlingen gebeugt. Nun iſt an Stelle des grauen Hauptes ein jugendliches im dunklen Haar getreten, aber der Geiſt der Ahne lebt fort, und die Pflichttreue läßt die weiße Hand in dem Bericht an den Vater geduldig Zahl an Zahl reihen.

Jutta von Rettlingen war, trotz des Adjutantendienſtes bei der Großmutter von Jugend auf, ſich bald darüber klar geworden, daß ihre ganze Weisheit in der Wirtſchaftsführung ſich dem bewährten Amtmann unbedingt zu unterſtellen habe. Trotzdem war ihr Arbeitsfeld am Schreibtiſche ein überaus reiches, und Stunde auf Stunde hatte ſie heute den Büchern gewidmet.

Endlich löſte ſie mit dem ein wenig ſorgenvollen Ausdrucke einer ſtrebſamen, jungen Hausfrau das Schlüſſelbund vom Gürtel, ſchloß dieſes bedächtig ein und trat dann vor die Thüre des Hauſes, die Arme dem Abendrote entgegen zu breiten.

„Die Braune ſatteln!" lautete der Befehl, worauf die junge Herrin des alten Hauſes in drei Sprüngen die Treppe nahm, den Anzug zu wechſeln.

„Hollah, Tanten! Wo ſteckt das Tantenweſen ſchon wieder?" erſchallte es nach einer kleinen Weile, aber ſofort wurde die Stimme aus eigenem Antriebe wieder gedämpft, und gemeſſenen Schrittes ſuchte Jutta die im Garten wandelnden Waldeins auf.

„Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, liebe Tanten, wenn ich für eine Weile in die Nachbarſchaft herüber reite?"

„Haſt du etwas dagegen, Kunigunde?"

„Ich habe nichts dagegen, Ethelinde."

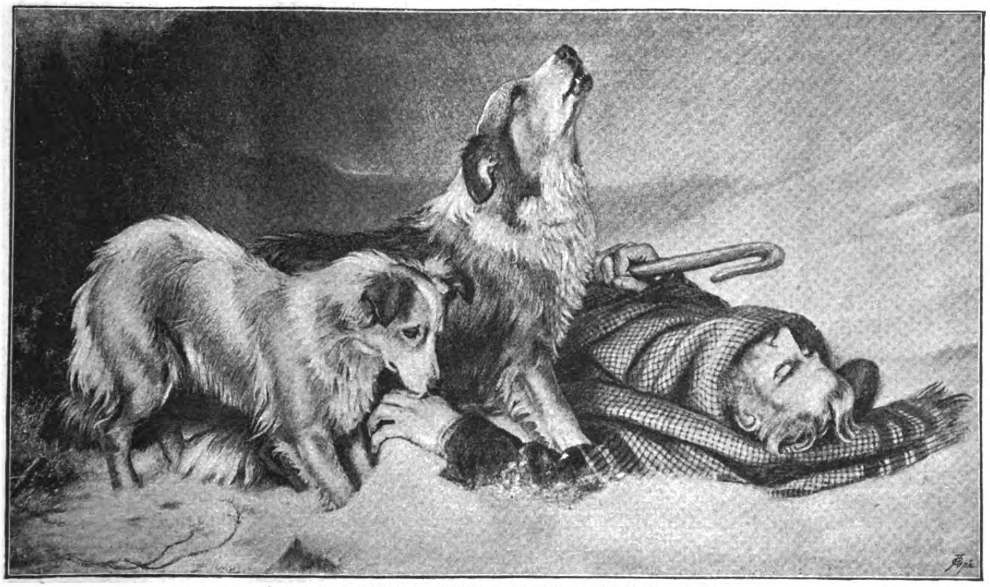
Es iſt anzuzweifeln, ob Jutta im Falle, daß die Tanten etwas dagegen gehabt, nicht dennoch in die Nachbarſchaft geritten wäre. Immerhin aber war an Stelle des ein wenig naſeweiſen, ein wenig rückſichtsloſen Benehmens des Mädchens gegen die Waldeins eine faſt rührende Umgangsart getreten, ſeitdem dieſe ſchwachen Seelen ganz ihrer Sorge anheim gegeben waren.

Wohlweislich hatte Jutta es den Tanten verſchwiegen, daß das Ziel ihres kleinen Ausfalles in die Nachbarſchaft ein Beſuch bei den Geſchwiſtern Schobeck war.

Entſprechend der nicht abzuſtreitenden Erfahrung von der Liebe auf den erſten Blick hatte zwiſchen Malchen und den Schweſtern Waldein eine Feindſchaft auf den erſten Blick Platz gegriffen, deren Beſeitigung ſich jede der beiden Parteien entſchieden zur Unehre gerechnet haben würde.

„Dieſe Male" ſagten im Bewußtſein von Standesüberlegenheit und Bildung die Fräulein von Waldein, und „dieſe Schmarotzertanten" ſagte im Bewußtſein ihrer nutzbringenden Thätigkeit Malchen Schobeck.

Eine Handhabe für die bittere Ironie der Waldeins bot der Umſtand, daß Malchen der kleinen Schwäche nicht widerſtehen konnte, dem Umſchwunge des Zeitgeiſtes, der da



Der tote Schafhirt. Nach dem Gemälde von H. G. Emmerſon.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

die ‚Mamſell‘ in dem ‚Fräulein‘ untergehen laſſen wollte, auch ihrerſeits Rechnung zu tragen.

Die Waldeins wollten wiſſen, daß das von ‚Fräulein‘ Schobeck erbetene Stückchen Speck ein anſehnliches ‚Abmachſel,‘ hingegen das von ‚Mamſell‘ Schobeck gelieferte nur eitel Schwarte war.

Sprachliche Schnitzer erweiterten den Anhalt für kleinliche Attacken der Waldeins. War Malchen Schobeck doch einſt zum Geburtstage der alten Gnädigen mit einer ſelbſtgezogenen Tulipane erſchienen, begleitet von nachſtehendem Verſe:

„Es mög' der Gnäd'gen Zukunft blüh'n
Gleich dieſer Tulpe rot und grün.
Sie bring' das Glück, ſie wehr' dem Übel.
Mein Bruder züchtigte die Zwiebel.“

„Zwiebeln zu züchtigen iſt eben nicht jedermanns Sache,“ hatte hohnlachend Tante Kunigunde geſagt, um ihrerſeits bei paſſender Gelegenheit wieder von Malchen zu hören, daß ein Stammbaum, in deſſen Zweigen ſich eine ‚Schunkel‘ eingeniſtet, mit nichten unter die edlen Bäume zu rangieren ſei.

Als Jutta auf den Hof des Herrn Schobeck getrabt kam, erſah ihr Auge zunächſt einen Mann, der ſeine Senſe ſchärfte, und „Schobeck läßt ſchon Gras hauen,“ war der Gedanke des Landfräuleins. Dann ſah ſie einen kleinen offenen Wagen auf dem Hofe ſtehen, und „Schobeck hat Gäſte“ war der natürliche Schluß.

Sachte klopfte die junge Dame mit dem Knopfe der Reitpeitſche an das Fenſter der Wohnſtube. Keine Antwort.

„Guten Abend,“ rief ſie in den offenen Hausflur hinein. Abermals keine Antwort; worauf Jutta, ſich elaſtiſch vom Pferde ſchwingend, dem Manne mit der Senſe winkte, daß er das Pferd anbinde, und, ihr Reitkleid ſchürzend, in den Flur trat.

Daß die „gute Stube“ unverſchloſſen war, gab zu denken. Mehr noch gab es zu denken, daß inmitten dieſer Stube ein ſauber gedeckter Tiſch mit den Produkten der Jahreszeit, Erdbeeren und Radieschen, ſtand, dazu roſiger Schinken und ſogar eine Flaſche mit duftendem Biſchof.

Angeſichts aller dieſer guten Dinge, deren geſtörte Symmetrie dafür ſprach, daß das Tiſchchen ſich ſchon für andere Leute gedeckt hatte, überkam Jutta der herzhafte Appetit der Jugend. Ohne Beſinnen holte ſie ſich aus der Servante ein reines Glas herbei, ſchnitt ſich ein Stück von dem Hefenbrote herunter und war in voller Geſchäftigkeit, als Malchen wie die ſprichwörtliche Bildſäule in der Thüre erſchien.

„Guten Abend, Fräulein Malchen. Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel.“

„Übel nehmen? Da könnte man ja ebenſogut den Sonnenſtrahl übel nehmen, den unſer lieber Herrgott einmal unerwartet in unſere niedere Stube ſchickt. Übel nehmen? Und nun die Genugthuung mit den Sprichwörtern! ‚Ein Unglück kommt ſelten allein,‘ ſagt ſolches. ‚Aber ein Glück zieht auch das andere nach ſich,‘ und auf den Freiherrn folgt das Edelfräulein. Er iſt nämlich hier, unſer neuer Herr Landrat, zur Viſite, — verſtehen Sie, gnädiges Fräulein, zur Viſite — ganz wie bei ſeinesgleichen. Schickt Karte herein, läßt ſich melden. Ein feiner Herr, wenn die Leute auch von ſo 'was wie Stolz reden. ‚Kinder,‘ werde ich ſagen ‚ſeitdem ich dieſen Mann an meinem eigenen Tiſche gegenüber gehabt, weiß ich, daß hinter der kleinen Düſternis um die Augen das Gold in der Seele ſchimmert, und was ein richtiges Gold iſt, das liegt nicht etwa obenauf. Hier auf dieſem Stuhle, da hat er geſeſſen, und von dieſem Tellerchen, da hat er gegeſſen.‘“

„Malchen, Malchen, wir ſind inmitten des Märleins von den ſieben Zwergen, und der Herr Landrat wird zum Schneewittchen,“ ſagte Jutta lächelnd.

Schwatzend fuhr Malchen fort: „Ich muß jetzt mit der Pfeife für den Herrn Bruder und den Cigarren für den Herrn Landrat nach dem Ausſichtspunkt, den mein Bruder mit aller Gartenkunſt auf der Anhöhe im Walde hat heraushauen laſſen. Sie kommen mit, Fräulein Jutta, denn den Punkt, den müſſen Sie ſehen. Mein Bruder hat gleich geſagt, daß er mit um Ihrethalben, die Sie ja immer Ihre helle Freude an aller Schönheit in unſerem kleinen Walde haben, an die Koſten gegangen ſei.“

Als Horſt von Kienitz, der neben Herrn Schobeck auf der Bank unter den Tannen ſaß, ſich erhob, Fräulein Malchen ein paar Schritte entgegen zu gehen, trat neben ihr unvermutet Jutta in die Lichtung. Kein Rahmen, der für ihre ſympathiſche Erſcheinung paſſender geweſen, denn der Bereich von Wald und Flur. Kein Koſtüm, das geeigneter, den ebenmäßigen ſchönen Wuchs ihrer Geſtalt mehr zur Geltung zu bringen, denn das knapp anliegende, leicht geſchürzte Reitkleid. Dazu das lichte Rot der Wangen und der helle freundliche Strahl der braunen Augen.

Horſt wußte ſelbſt nicht, wie er dazu kam, aber das Bibelwort von der Liebe, dem Glauben und der Hoffnung übertrug ſich für ihn in anderer Geſtalt auf dieſes Erdenkind. „In ihr ſind Klarheit, Friſche, Güte — dieſe drei. Aber die Güte iſt die größeſte unter ihnen.“

Ein wenig täppiſch in der Begrüßung, lüftete er beinahe verlegen den Hut.

„O wie ſchön, wie wunderſchön!“ rief Jutta, als das durch die Schere des Künſtlers aus dem Waldesdickicht herausgeſchnittene Bild ſich vor ihren Augen aufthat.

Man ſchaute, da die Kronen der Bäume zu beiden Seiten des Platzes ſich oben ineinander flochten, wie durch einen Dom den ſanften Abhang hinunter nach einem Dörflein in den vollen Frieden des Rot und Grün und jenſeits desſelben auf die blaue Fläche eines kleinen Sees.

„Das haben Sie gut gemacht, Herr Schobeck!“ rief Jutta, ſich leuchtenden Auges von dem Bilde der Geſellſchaft wieder zuwendend. „Und — iſt das nicht“ — ſie ſchaute nach rechts, wie nach links — „genau die Stelle jenes denkwürdigen Picknicks, an dem wir, ich glaube, ich war zehn Jahre alt, am Waldfeuer den Eierkuchen gebacken?“

„Genau dieſelbe, gnädiges Fräulein.“

„Ach, du meine Güte, Herr Landrat,“ erläuterte Tante Malchen, „wie wir uns die Schüſſel mit dem blaſenſchlagenden Teig eben ſo recht zur Hand geſtellt, fährt, mit einem mächtigen Wuppdich, die größeſte aller Padden mitten hinein. O, wie das Tier in der gelben Teigumhüllung ſo ſchwer weiter hüpfte.“

„Haben ſich die Herrſchaften das Gebäck nachher wohlſchmecken laſſen?“ fragte ſichtlich amüſiert der Landrat.

Jutta ſchnitt ein kleines Geſicht: „Natürlich haben wir, obſchon mehr Renommage, denn wirkliches Behagen bei der Geſchichte war.“

Herr Schobeck machte ſeine liſtigſte Miene: „Die Stelle iſt auch nicht weit, — gnädiges Fräulein wiſſen ſchon, — die mit dem Dohnenſtrich.“

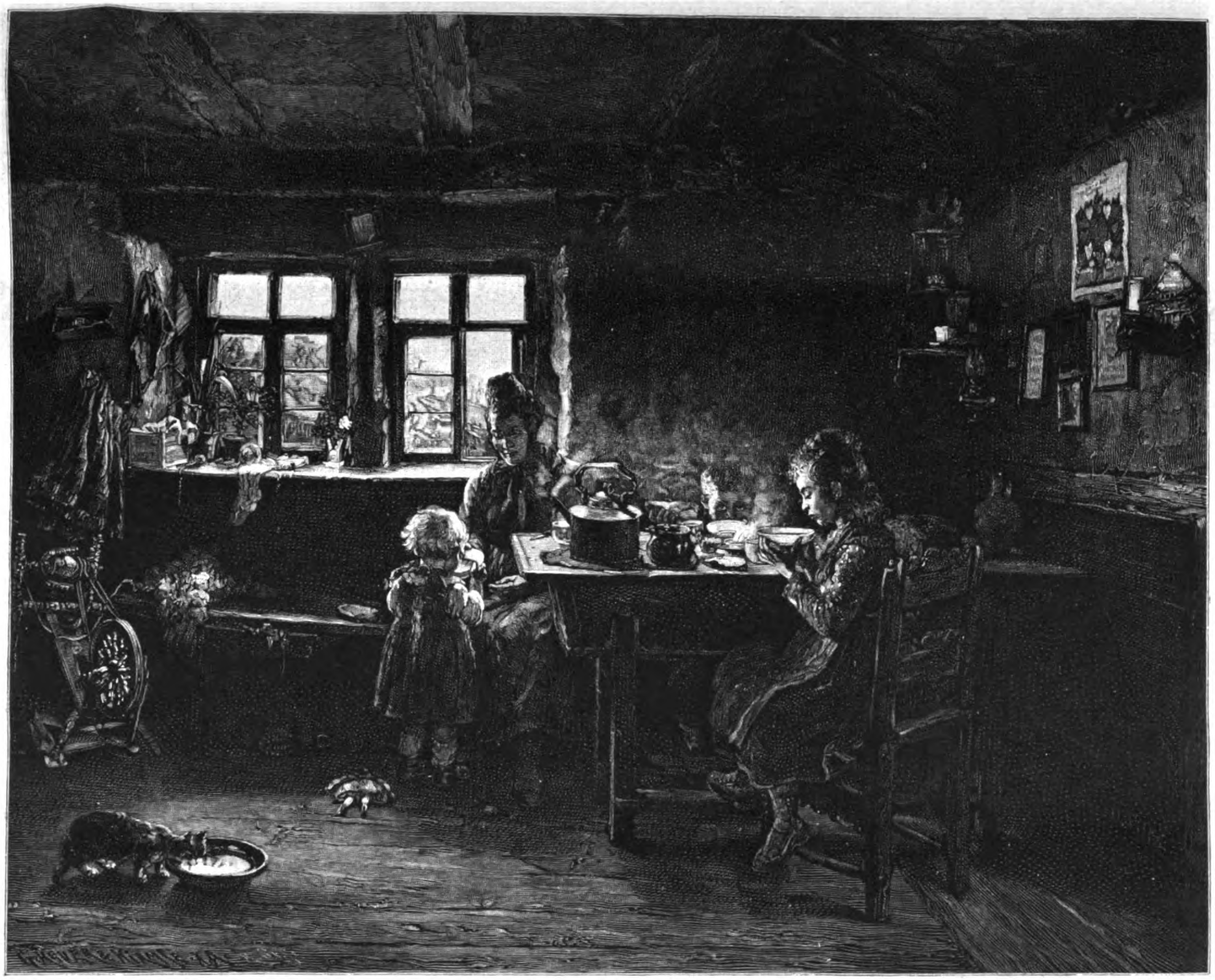
„O, bitte, ziehen wir einen Schleier über den Dohnenſtrich. Was ſoll Herr von Kienitz von mir denken? — Haben Sie große Erwartungen für den Wollmarkt, Herr von Kienitz?“

„Rieſige Erwartungen, meine Gnädigſte. Aber bitte, wie war es mit dem Dohnenſtrich?“

Abermals erklärte luſtig Malchen: „Was hier nämlich das gnädige Fräulein iſt, das hat ſo ſeine eigenen Gefühle fürs liebe Getier, und wie nun mein Herr Bruder in der Hoffnung auf einen recht reichlichen Fang am frühen Morgen zu dem Dohnenſtrich kommt, — was hängt drin? Alte Wichsſchachteln, blaue Lichtkaſten, Kohlſtrünke und Pflaumen, aber von einer Droſſel nicht die Schwanzfeder, nicht die Kralle.“

„Innerhalb meiner Forſten darf kein Dohnenſtrich aufgeſtellt werden,“ ſagte Jutta ernſt, und der kleinen Geſellſchaft fiel es plötzlich bei, daß ſie mit nichten nur die liebliche Maid war, die da mit gekreuzten Füßchen auf einem Baumſtumpfe ſaß.

Aber das Eichhörnchen droben in den Zweigen hatte für Unterſcheidung irdiſchen Beſitzes keinerlei Feingefühl — und patſch! fiel ein Tannzapfen der Herrin von Rotenſtein hart an der Naſe vorbei.



Vesper. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Herr Schobeck legte, in Ermangelung einer Flinte, ſofort den Stock an die Wange.

Jutta lachte: „Leben und leben laſſen, obſchon das da ein höchſt leichtſinniges Volk iſt. Da ſammeln ſie ein, als ob der Winter kein Ende nehmen ſollte, und beim erſten Regentage freſſen ſie alle Vorräte ſchleunigſt wieder auf. — Muß nun aber wohl aufbrechen, Fräulein Malchen, denn die Schatten ſind lang, und mir ſcheint es, daß das Eulenzeug bereits die Schnäbel zur Nachtarbeit wetzt."

Jutta beſtieg ihr Pferd erſt, als der Wagen des Landrates in der Staubwolke des Weges verſchwunden war. Dann winkte ſie Herrn Schobeck noch einmal zu ſich heran.

„Meinen Sie wirklich, daß er fahren wird?"

„Ganz entſchieden wird er fahren."

„Weiß er nicht, daß von dem Wegerechte nichts im Grundbuche ſteht?"

„Weiß er ganz genau. Hat aber Felſing dem Herrn von Türck mit allen Gerechtſamen abgekauft, ſagt er."

„Möchten Sie ihm nicht ſagen, daß ich gewillt bin, im Falle er auf ſeinem Recht beſteht, die Sache auf dem Wege des Prozeſſes zum Austrag zu bringen."

„Will ich gern thun, obſchon ich auf das Reſultat nicht zu rechnen bitte. Ich bin im Gegenteil beauftragt, dem Dominium Rotenſtein kund zu thun, daß Herr Landrat von Kienitz feſt entſchloſſen iſt, ſich auf dem Wege des Prozeſſes ſein gutes Recht zu wahren."

Jutta ließ die Peitſche ein wenig heftig durch die Luft ſauſen und ritt gedankenvoll von dannen.

Der Punkt, der das leitende Motiv zu dem kleinen Ritte in die Nachbarſchaft geweſen, war ſomit ein erledigter.

Von den Fenſtern des Rotenſteiner Schreibzimmers ging der Blick ohne Unterbrechung durch Wald in gerader Richtung auf die Felſinger Wieſe. Wer ſich eines Adlerblickes zu rühmen hatte, vermochte die Arbeit des Mähens, des Rechens und ſchließlich des Wendens der Heuhaufen wohl zu kontrollieren. Wer den Adlerblick nicht beſaß, mußte ein, noch von dem ſeligen Großvater ſtammendes Fernrohr hervorholen, dieſes recht lang ausziehen, um nach vielen Bemühungen für die richtige Stellung des Rohres es gewahr zu werden, daß die Felſinger mit ihrer Wieſenarbeit nun gerade fertig waren.

Morgen mußten ſie fahren!

Einer plötzlichen Kindheitserinnerung, die ihr mit einemmale das Blut heiß in die Wangen trieb, Raum gebend, wandte ſich Jutta vom Fenſter weg und zog den Glockenzug, worauf Anton der Jüngere pflichtſchuldigſt erſchien.

„Gnädiges Fräulein befehlen?"

„Kannſt 'mal gleich zum Roſekatzky gehen, Anton, er möchte auf der Stelle herkommen, gleichviel ob er bei der Arbeit iſt oder nicht."

Die Herrin ſprach's, — der Diener lief; aber mit nichten führte der Diener herein den Alten.

„Gnädiges Fräulein wollen gütigſt entſchuldigen, daß der Roſekatzky ſehr, ſehr krank iſt. Ob es die Kugel oder das Reißen von der Witterung thut — ihm ſchmeckt kein Eſſen nicht. Er hat nur den einen Wunſch, heute keinen Menſchen zu ſehen; — von dem Herrn Doktor hält er nun ſchon gar nichts in dieſem Fall!"

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher.

Von Th. H. Pantenius.

Karl von Heigel: König Ludwig II. — Julius Eckardt: Die Pariſer Schreckenszeit. — Johannes Trojan: Für gewöhnliche Leute. — Hans Hoffmann: Vom Lebenswege.

Der furchtbare Ausgang des unglücklichen Königs Ludwig II von Bayern hat ſeiner Zeit naturgemäß eine umfaſſende Litteratur wachgerufen. Ein ſpäter, aber nicht unintereſſanter Beitrag zu ihr iſt ein Buch, das Karl von Heigel ſoeben hat erſcheinen laſſen: „König Ludwig II von Bayern" (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart 1893).

Herr von Heigel gehörte zu den Schriftſtellern, die der König litterariſch beſchäftigte. Er hat im Auftrag desſelben eine ganze Anzahl Stücke geſchrieben, die in den nur für den König beſtimmten Vorſtellungen aufgeführt wurden. Man hat in dieſem Verhältnis eine Art Ausnutzung des kranken Fürſten ſehen wollen und man hat über die Stücke ſelbſt Gerüchte verbreitet, die für ihren Verfaſſer wenig ſchmeichelhaft waren. Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß unſer Buch in erſter Reihe geſchrieben wurde, um über dieſen Punkt Klarheit zu verbreiten.

Es wird auch unſere Leſer intereſſieren, zu erfahren, welcher Art die Stücke waren, die unter ſo ſeltſamen Verhältniſſen aufgeführt wurden.

Im Jahre 1876 las der König einen Roman des Herrn von Heigel, fand dramatiſche Begabung in ihm und ließ bei dem Verfaſſer anfragen, ob er das Bruchſtück „Eſther" nach den Mitteilungen, die Frau von Littrow in ihren „Erinnerungen an Grillparzer" macht, ergänzen wolle. Die Arbeit fiel zur Zufriedenheit des Königs aus. Im Jahre 1877 galt es, Kalidaſas Sakuntala zu bearbeiten. Im folgenden Jahre lautete das Thema: Racines Eſther ſoll zum erſtenmal von den Schülerinnen in St. Cyr vor Ludwig XIV aufgeführt werden. Die gegen dieſe Aufführung geſponnenen Ränke ſind zu einem anſchaulichen Zeitbilde zu verarbeiten. Die Aufgabe für 1879 lautete: Der Herzog von Burgund in ſeinem Ausgang. Es handelte ſich hier um den Enkel Ludwigs XIV, den Vater Ludwigs XV. Wieder ein Stück behandelte die Bekanntmachung und Annahme des Teſtamentes Karls II von Spanien in Verſailles, das den Enkel Ludwigs XIV, Philipp von Anjou, zum Thronerben einſetzt. Im Jahre 1880 wurde die Aufgabe geſtellt: Friedrich II von Preußen und Voltaire beſuchen die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Das Stück für 1881 hatte das Glück und den Sturz des ſpaniſchen Miniſters Alberoni zum Inhalt, während das von 1882 den bekannten Marſchall von Frankreich, Moritz von Sachſen, vorführte. Es folgten dann drei Stücke, die im Mittelalter in Hohenſchwangau ſpielten. Der letzte Auftrag lautete dahin, den Roman Gutzkows, „Fritz Ellrodt", zu dramatiſieren. Dieſes Stück kam nicht mehr zur Ausführung.

Man erſieht ſchon aus dieſer Aufzählung, noch mehr aber aus den von Herrn von Heigel gegebenen Analyſen, daß die Gerüchte, nach welchen der König eine Vorliebe für ſchauerliche Vorgänge hatte, ganz unbegründet waren. Die Themata, die er ſtellte, ergaben ſich ihm meiſt aus dem eifrigen Leſen franzöſiſcher oder ſonſtiger Memoirenwerke. Die in dieſen geſchilderten Vorgänge wünſchte er auf der Bühne verkörpert zu ſehen. Da es ihm hierbei nicht auf dichteriſche Kunſtwerke, ſondern auf die geſchichtliche Wahrheit ankam, mußte Herr von Heigel, ehe er an die Ausführung ging, dem Könige einen Entwurf vorlegen, in welchem die Wahrheit oder wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit der dramatiſchen Vorgänge quellenmäßig dargethan wurde. Der Plan war oft umfangreicher als das Stück.

Während der Separatvorſtellung war das ganze Haus wie gewöhnlich beleuchtet. Der König ſaß in der hohen Mittelloge, in der niedrigen darunter nahmen ſeine Kabinettsräte und die geladenen Gäſte Platz. Von der Bühne aus konnte man den König ſehen. Die Stücke wurden anſtändig, aber keineswegs übertrieben hoch bezahlt.

Nach Herrn von Heigels Meinung iſt der König rückſchreitend zu ſeiner übertriebenen Verehrung Ludwigs XIV gelangt. Seine Begeiſterung ſoll anfangs Maria Antoinette gegolten haben. „Bezaubert hat ihn nicht Ludwig der Eroberer, nicht Ludwig, der das Edikt von Nantes widerrief, ſondern der Schöpfer und Herr von Verſailles, Ludwig XIV in der Spiegelhalle mit dem farbigen, ſchimmernden Gewühl.“

Unſer Buch, das leider in einem wunderlich geſpreizten, abgeriſſenen Stil geſchrieben iſt, bietet übrigens eine regelrechte pietätvolle Biographie des Königs. In dieſer wird die Erziehung desſelben wohl mit Unrecht als eine unrichtige bezeichnet. Man konnte doch nicht vorausſehen, daß ſie in einem Alter aufhören würde, in dem die höhere und freiere Bildung erſt beginnen kann. Der unglückliche Fürſt wäre überdies dem furchtbaren Geſchick, das ihm auferlegt war, doch gewiß unter allen Umſtänden verfallen, und es war wohl gerade die ernſte Erziehung, die ihm eine ſo bewunderungswürdige Widerſtandskraft verlieh.

In dieſem Jahr, in dem ein Jahrhundert ſeit der Pariſer Schreckenszeit vergangen iſt, wird ein Buch beſonders willkommen ſein, daß dieſe und ihre furchtbaren Helden in intereſſanter und gemeinverſtändlicher Weiſe vorführt. Ein ſolches hat Julius Eckardt unter dem Titel: „Figuren und Anſichten der Pariſer Schreckenszeit (Leipzig. Duncker & Humblot) erſcheinen laſſen. Herr von Eckardt, der lange in Frankreich gelebt hat, iſt mit der franzöſiſchen Litteratur über jene Periode ebenſo vertraut, wie mit dem franzöſiſchen Volkscharakter. Seine überaus feſſelnden Schilderungen erhalten dadurch einen beſonderen Reiz. In einzelnen Biographieen macht er uns mit Robespierre, Danton, St. Juſt, Marat, Hebert, Fouquier-Tinville bekannt. Frau von Fontenay-Tallien — Unſere liebe Frau vom Thermidor — Joſephine Beauharnais und Delphine de Cuſtine zeigen uns die Schickſale hervorragender Frauen jener Tage. Wie wechſelvoll dieſe ſich damals geſtalteten, davon ein Beiſpiel: Joſephine de Beauharnais, die ſpätere Gemahlin Napoleons, mußte es erleben, daß ihr Gatte, obgleich er mit Auszeichnung im Heere gekämpft hatte, im Winter 1793/94 verhaftet wurde. Die junge Frau, deren Vermögen konfisziert war, brachte den Sohn (den ſpäteren Vizekönig von Italien) bei einem Tiſchler, die Tochter (die ſpätere Königin von Holland und Mutter Napoleons III) bei einer Freundin unter und widmete ſich ganz der Befreiung ihres Gemahls. Vergeblich, man verhaftete auch ſie. Wohl feierte ſie im Gefängnis ein Wiederſehen mit ihrem Gatten, aber ſchon nach wenigen Tagen wurde er von ihrer Seite geriſſen, um hingerichtet zu werden. Sie aber zitterte nicht für ihr Leben, denn eine Wahrſagerin hatte ihr einſt prophezeit, ſie werde zweimal heiraten, in der erſten Ehe viel Leid, in der zweiten die höchſten menſchlichen Ehren erfahren und erſt dann unter unglücklichen Verhältniſſen ſterben. Zwei Tage nach dem Tode Beauharnais ſagt der Wärter, als ſich für eine neue Gefangene kein Bett findet, laut zu dieſer, morgen würde das der Bürgerin Beauharnais durch deren Tod frei werden. Alle Anweſenden ſchreien auf, Joſephine aber lächelt überlegen. Und wirklich, am folgenden Tage wird Robespierre geſtürzt, und die Damen werden befreit.

Zwei Jahre darauf war Frau von Beauharnais, nachdem ſie Jahr und Tag in einer Dachſtube gewohnt und bei Freunden zu Mittag gegeſſen hatte, die Gemahlin Napoleons, des damaligen Generals Bonaparte!

Unter dem Titel: „Für gewöhnliche Leute“ Hunderterlei in Verſen und Proſa (Freund & Jeckel. Berlin. 1893) hat unſer Mitarbeiter Johannes Trojan eine Anzahl Feuilletons und Gedichte erſcheinen laſſen. Die letzteren brauche ich hier nicht zu rühmen. Viele von ihnen ſind in unſerem Blatt erſchienen und haben mit Recht die wärmſte Aufnahme gefunden. Und das ſchon deshalb, weil ſie Empfindungen zum Ausdruck bringen, die in unſerem Volk weit verbreitet ſind, merkwürdigerweiſe aber bei uns nur ſehr ſelten in Gedichten wiedergegeben werden. Das Glück der Ehe, des Familienlebens erfüllt und erhellt, Gott ſei Dank dafür, ungezählte deutſche Herzen, wird jedoch nur ganz ausnahmsweiſe von deutſchen Dichtern beſungen. Da fühlt man ſich doppelt ergriffen, wenn Trojan aus der Fülle eines tiefen Gemüts heraus uns den „Hauszauber“ des beſcheidenen „Eigen“ ſchildert, ſein mit unermüdlicher Geduld an dem Krankenbett des Kindes wachendes Weib feiert, uns von der kleinen Maus mit den goldenen Locken erzählt, die ihn ſo anmutig am Arbeiten ſtört. Ein wunderbarer Frieden geht von vielen dieſer Gedichte aus, welche auch abgeſehen von der Familie mit Vorliebe jene kleinen Freuden feiern, die frommen und guten Menſchen, die mit offenen Augen durch Gottes ſchöne Welt gehen, auf Schritt und Tritt erblühen. Wie fein weiß Trojan die Symbolik der Blumen zu finden, wie anmutig ſie wiederzugeben! Wie hübſch überſetzt er aus der Vogelſprache! Wie tiefſinnig weiß er den Eindruck zu deuten, den das verglimmende Abendrot in der Seele des Einſamen wachruft!

Die Feuilletons, die in unſerem Buch die Gedichte unterbrechen, ſind aus demſelben Empfinden heraus geſchrieben. Sie werden nicht nach jedermanns Geſchmack ſein, viele werden ſie unbedeutend finden, aber ſie haben einen großen, dankbaren Leſerkreis, und ich leſe ſie auch gern. Gewiß, ſie ſagen uns mitunter nichts Neues, aber die behagliche, gutgelaunte Stimmung, aus der ſie gefloſſen ſind, teilt ſich dem Leſer mit. So erzählt Trojan z. B., daß er vier Treppen hoch wohnt. „Eine Treppe,“ ſagt er, „wird unterſchlagen, der Eitelkeit thörichter Leute zuliebe, die nicht ſagen mögen daß ſie vier Treppen hoch wohnen. Was als drei Treppen bezeichnet wird, das ſind verſchämte oder unverſchämte vier Treppen, die geſtiegen werden müſſen, mag man ſie nun zählen oder nicht. Mir iſt es unbegreiflich, wie man Anſtand daran nehmen kann zu ſagen, daß man unter dem Dach wohnt. Mein Wahlſpruch iſt: ‚Immer höher!‘ und ich achte es für einen großen Vorteil, mit meiner Wohnung in Berlin ſo hoch gekommen zu ſein, daß ich weiter nicht ſteigen kann. Mit Parterre fing ich 1864 an, ſeitdem habe ich mich Stufe um Stufe bis zur Höhe von zweiundneunzig Stufen emporgeſchwungen. Wie viel Gutes iſt doch mit einer ſo hoch gelegenen Wohnung verbunden! Tief unter mir liegt die Straße mit ihrem Dunſt und Lärm. Ich wohne eigentlich gar nicht mehr in der Stadt, ſondern auf dem Gebirge. Wenn ich auf den Balkon trete, glaube ich auf dem Hexentanzplatz zu ſtehen und in das Bodethal hinunterzublicken. Und was für ein großes Stück Himmel überſehe ich! Die Telephondrähte ſind mir ſo nahe, ich könnte faſt Noten darauf ſchreiben. Der Portier iſt mir fern, ich bin ſeiner Beobachtung am wenigſten von allen Parteien im Hauſe ausgeſetzt. Über mir wohnt niemand, ausgenommen vielleicht ein paar Mäuschen, die weder Klavier ſpielen, noch Nähmaſchinen treten, noch ſich mit Geräuſch die Stiefel ausziehen, noch des Nachts Verſe machend auf und abgehen. Wenn aber der Steuererheber an den vier Treppen Anſtoß nimmt und deshalb nicht zu mir kommt, nun ſo mag er fortbleiben! Viel hat man doch nicht von ſeinen Beſuchen, da er immer ſehr eilig iſt.“

Eine lyriſche Selbſtbiographie bieten die Gedichte, welche Hans Hoffmann unter dem Titel: „Vom Lebenswege“ (A. G. Liebeskind. Leipzig. 1893) herausgegeben hat. Es iſt ein ſtattlicher Band von mehr als vierundzwanzig Bogen, und es iſt ein reiches, vielbewegtes Seelenleben, von dem uns in ihm erzählt wird.

Hans Hoffmann iſt in weiten Kreiſen durch ſeine Novellen und Romane bekannt. Zumal die erſteren ſind meiſt vortrefflich. Wer die Erzählungen geleſen hat, in denen er uns von den Leiden eines Lehrers erzählt, der von der Natur nicht zum Lehrer beſtimmt iſt, der wird ſie nicht vergeſſen. Auch kleinſtädtiſches Leben weiß Hoffmann mit feinem Humor meiſterhaft zu ſchildern. Den Anforderungen, die der Roman ſtellt, iſt er dagegen nicht durchaus gewachſen. Das Ganze befriedigt hier mitunter nicht, wenn auch die Epiſoden immer reizvoll bleiben.

Unſere Sammlung beginnt — wie könnte es anders ſein — mit „Junge Liebe“. Auf ſchwankendem Schifflein bei fröhlicher Fahrt entſteht ſie und bald heißt es:

„Noch rauſchet das Meer, wie es immer gerauſcht,
Noch neigt ſich im Winde der Wald;
Und der Vögel Geſang, dem einſt ich gelauſcht,
Das alles iſt ewig und alt.
Und anders doch rauſchen das Meer und der Wald,
Denn anders kehr' ich zurück:
Der Wind und die Wellen ſind ewig und alt,
Doch neu, doch neu iſt das Glück.“

Aber nur zu bald findet dieſes ein jähes Ende durch den Tod:

„Da blickt' ich in die ſüßen
Erblaßten Züge ſtill;
Ein letztes ſtummes Grüßen
Mir tröſtend ſagen will:
Es iſt dir eins geblieben,
Wenn alles andere leer;
Mich immerdar zu lieben,
Das nimmt dir keiner mehr.“

Es folgen italieniſche Wandertage, in denen der klaſſiſch gebildete Dichter in dem Lande der Schönheit Vergeſſenheit ſucht und findet. Da geht es denn bald wieder luſtig, ja ſogar ausgelaſſen her. Der Dichter fühlt ſich in der Heimat des Horaz ganz zu Hauſe:

„Rom, liebes Rom! Auch nicht ein Tag verging,
Daß ich nicht durchgefühlt: ich bin zu Hauſe!
Ob der Campagna Schweigen mich umfing,
Ob deines Korſo Karnevalsgebrauſe.
Civis Romanus sum! Ich bleibe dein,
Müßt' ich verbannt auf Lebenszeit dich meiden;
Es iſt kein Abſchied, kann kein Abſchied ſein;
Nie von der Heimat kann das Herz ſich ſcheiden.“

Armer Dichter! Der nächſte Abſchnitt heißt: „Hinterpommern“. Auf die Tage des ſorgloſen Wanderns iſt die Seßhaftigkeit gefolgt, ein nicht befriedigender Beruf verlangt die ganze Kraft.

„Die Schlingel! Wie das lauernd ſitzt,
Argliſt aus trotz'gen Augen blitzt!
Thät jeder, was er ſo möcht, mir an,
Ich wäre ein gar verlorener Mann:
Sie möchten mich ſpießen mit Schreibeſtiften
Oder mit Druckerſchwärze vergiften,
Mit Tintenſchwedentrunk mich peinigen
Oder mit Wörterbüchern ſteinigen.
Indeſſen ſchau in den Todesgraus
Ich leidlich gelaſſnen Sinn's hinaus:
Kann ich's verdenken den muntern Rangen?
Ich bin das Karnickel, das angefangen!“

Ach, die Gelaſſenheit hielt nicht lange vor:

„Ich will mich ſchuldig fühlen aller Sünden,
Die kaum ich träumt in dumpfer Seele Gründen,
Ich will ſie laut auf offnem Markt verkünden,
Ja, auf mich häufen nie gedachtes Schandwerk.
Und dennoch: ſchreitet her mich anzuklagen!
Ich trotz euch, all die Schuld iſt abgetragen;
Ihr ſelber werdet mitleidſchaudernd ſagen:
Strafe genug iſt ſein entſetzlich Handwerk.“

In dieſer trüben Zeit erwacht neue Liebe, aber ſie erweiſt ſich nur zu bald als Täuſchung. Nach tief erregtem Hin und Her ertönt es:

„Es iſt ſo gekommen und mußte ſo kommen:
Sie hat ſich das beſſere Teil genommen.
Er hat einen Titel, kriegt bald einen Orden.
Und was iſt aus mir inzwiſchen geworden?
Was könnt' ich dem armen Mädel bieten?
Einen Topf voll Loſe — wahrſcheinlich Nieten.“

Es folgen Tage tiefſter Niedergeſchlagenheit, bis der Dichter ſich losreißt von dem ihm ſo verhaßten Beruf, aus der ihm ſo entſetzlichen Umgebung und ſüdwärts flüchtet. Diesmal nach Athen. Geneſen kehrt er zurück, und „Neue Hoffnung“ läßt ihn diesmal nicht zu ſchanden werden.

„So ſonderbar iſt das Ding gekommen.
Thatſache bleibt: ſie hat mich genommen.“

In herrlicher Bräutigamszeit, aus glücklichſter Ehe ſproſſen nun die Lieder. Bald zieht auch „der neue Herr“ ein:

„Wie war's, ſobald er hergedrungen,
Mit meiner Herrlichkeit vorbei!
Den vollen Sieg hat ihm errungen
Ein einz'ger kriegeriſcher Schrei.

Als Leibwach' iſt ihm beigegeben
Ein wehrhaft Amazonenheer;
Das greift zerrüttend in mein Leben
Und all mein Hausrecht gilt nicht mehr.

Ein einzig Weib hatt' ich genommen,
Mild lag ihr Scepter über mir,
In Knechtſchaft bin ich jetzt gekommen,
Denn Weiber hab' ich drei bis vier,

Und ſeufzend dennoch ſei's geſprochen:
Die Freiheit ruf' ich nicht zurück!
Gedrückt, gebeugt, doch nicht gebrochen
Ertrag ich ſtill mein Vaterglück.“

Das Vaterglück iſt bekanntlich mit ſehr materiellen Dingen eng verknüpft. So finden denn auch „neue Sorgen“ ihren Ausdruck in ſo manchem Gedicht. Aber der Idealismus und der Humor unſeres Dichters ſind echt, und alte und neue Sorgen werden bald überwunden. Dann geht es noch einmal hinaus in die weite Gotteswelt, diesmal mit der Familie. Anders wird jetzt die Fremde genoſſen, aber deshalb nicht weniger, bis es ſchließlich den Dichter doch heimwärts zieht. Dem ſeßhaften Manne aber geht unter der Hand das lyriſche Empfinden in objektive Betrachtung über.

Mir hat „Vom Lebenswege“ viel Freude gemacht, und ich glaube, daß es unſeren Leſern, wenn ſie zu dem Bande greifen, ebenſo gehen wird. Hans Hoffmann iſt ein wirklicher Dichter, kein Nachdichter. Er hat ein eigenes Leben gelebt, er hat deshalb etwas zu ſagen und er ſagt es in ſchöner Form. Seinem Idealismus ſteht ſtets eine tapfere Wahrheitsliebe zur Seite, und daraus ergibt ſich ein zum Herzen ſprechender, tiefer Humor, der über gute Laune weit hinaus geht. Es iſt ein Menſchenleben, das ſich uns in dieſen Gedichten erſchließt, ein Menſchenleben, das auf wirren Pfaden dem Ziele zuſtrebt, das ihm die Natur ſelbſt gewieſen. Mit Recht hat Hoffmann vor ſeine Sammlung das geiſtreiche Wort Pindars als Motto geſetzt: „Werde, der du biſt!

Das Evangelium des Petrus.

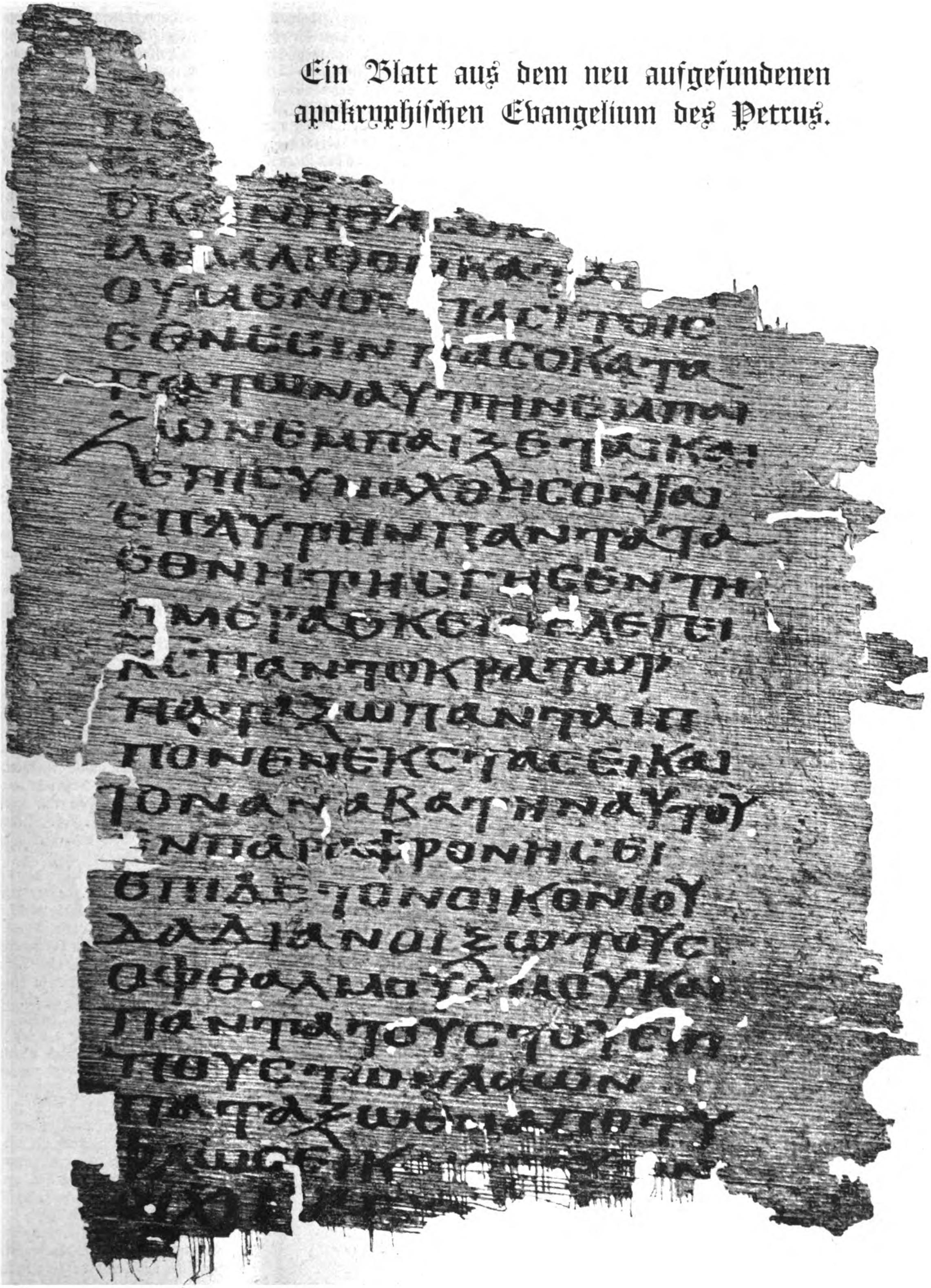
Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Mit einer für den Kenner der altchriſtlichen Litteratur überraſchenden Lebhaftigkeit iſt von der Tagespreſſe die Nachricht aufgenommen worden, daß Profeſſor Harnack in Berlin ein Evangelium des Apoſtelfürſten Petrus und eine von demſelben herrührende prophetiſche Schrift, eine „Offenbarung“ wie die im Neuen Teſtament befindliche des Apoſtels Johannes, entdeckt habe.

Nun iſt zunächſt Profeſſor Harnack nicht derjenige geweſen, welcher die genannten Schriften ſelbſt aufgefunden hat. Vielmehr iſt bereits im Jahre 1891 von einem franzöſiſchen Forſcher, U. Bouriant in Kairo, in einem Grabe zu Akhmim, Unterägypten, bei einer Mönchs-Mumie neben einem Papyrus mit arithmetiſch-geometriſchen Unterweiſungen ein Pergamentkodex von 33 Blatt ge-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein Blatt aus dem neu aufgefundenen apokryphiſchen Evangelium des Petrus.

funden worden, welches der Gelehrte, ohne ſeine Bedeutung näher zu beleuchten, in den Mem. publ. par les membres de la Mission Archéol. Française au Caire, 1892, 1. Heft, veröffentlichte. Daß dieſer Pergamentkodex außer zwei großen Fragmenten der Henoch-Apokalypſe (auf S. 21—66) auch Bruchſtücke des ſogen. Petrus-Evangeliums (S. 2—10) und eine apokalyptiſche Schrift, gleichfalls bruchſtückweiſe (S. 13—19) enthielt, welche letztere er auf denſelben Apoſtel zurückführen zu müſſen glaubte, iſt Herrn Bouriant freilich nicht entgangen. Aber ſie für die Wiſſenſchaft eingehender zu verwerten, hat erſt D. Harnack den Verſuch gemacht. Seine Veröffentlichung und Beſprechung des Fundes in der Schrift „Bruchſtücke des Evangeliums und der Apokalypſe des Petrus“ (Leipzig, Hinrichs 1893) ermöglicht es auch weiteren Kreiſen, ſich über die Bedeutung des Fundes zu orientieren.

Auch darauf iſt von vornherein noch hinzuweiſen, daß wir es durchaus nicht mit einem Schriftſtücke zu thun haben, welches „eine den jetzigen vier Evangelien analoge Erzählung vom Leben Chriſti“ genannt werden könnte. Vielmehr gibt das Fragment nur einen kurzen Abriß der Leidensgeſchichte und einen durch phantaſtiſche Zuſätze ausgeſchmückten Bericht über die Auferſtehung des Herrn. Die ſog. „Offenbarung“ enthält gar nur eine groteske Schilderung der Qualen, welche die Verdammten in der Hölle zu erleiden haben werden, mit einer voraufgehenden kürzeren Beſchreibung der Herrlichkeit der Gerechten im Paradieſe.

Von der Exiſtenz eines ſolchen Petrusevangeliums und einer Petrusapokalypſe hat man nun längſt gewußt. Schon Euſebius zählt das Evangelium Petri, wie die auf denſelben Verfaſſer getauften Schriften: die „Apokalypſe“, die „Predigt“ und die „Apoſtelgeſchichte“ zu den häretiſchen Schriften, welche die Kirche weder von alters noch in der Gegenwart als Zeugnis gebrauche. Auch Origenes hat das Evangelium des Petrus gekannt, ohne ſich über ſeinen Wert auszuſprechen. Der Biſchof Serapion von Antiochien aber, der um das Jahr 200 n. Chr. lebte, hat es der Gemeinde zu Rhoſſus, wo man es zu leſen pflegte, zuvörderſt zum weiteren Gebrauche verſtattet, ſodann aber, nachdem er ſelbſt nähere Kenntnis davon genommen, verboten, weil es der Meinung der „Doketen“ Vorſchub leiſte, d. h. einer gnoſtiſchen Anſchauung ſeiner Zeit, welche die Leidensfähigkeit Chriſti leugnete und dem Sohne Gottes auf Erden nur eine Scheinleiblichkeit zuſchrieb. Profeſſor Harnack ſucht in der genannten Schrift nachzuweiſen, daß auch ſchon der im Jahre 165 als Märtyrer hingerichtete Juſtinus das Evangelium des Petrus benutzt haben müſſe, ohne daß es ihm meines Erachtens gelungen wäre, dieſen Beweis als einen zwingenden durchzuführen. Doch verſchlägt es für die Bedeutung der Schrift wenig, ob ſie ein paar Jahrzehnte früher oder ſpäter entſtanden iſt.

Jedenfalls wimmelte es in der alten chriſtlichen Litteratur von ſogen. „Evangelien“ und anderen apokryphiſchen Schriften, welche die Kirche wohlweislich von ihren Sammlungen heiliger Bücher ausſchloß.

Die apoſtoliſche Verkündigung, wie wir ſie in unſeren bibliſchen Evangelien vor uns haben, deckte mit Bedacht den Schleier über gewiſſe Abſchnitte und Ereigniſſe in dem Leben Jeſu, welche teils, wie die Kindheit und die Jugendjahre des Herrn, für das Erlöſungswerk keine unmittelbare und handgreifliche Bedeutung haben, teils, wie das Geheimnis des Auferſtehungsmomentes ſelbſt, der menſchlichen Sinnesauffaſſung ſich entziehen. Gerade auf ſolche Stücke aber warf ſich ſchon von alters her die Neugierde und die „Luſt zu fabulieren.“ Man erdichtete mit einer zudringlichen Altklugheit Fabeln und Märchen da, wo die Predigt der Apoſtel ſelbſt eine keuſche Zurückhaltung geübt hatte. Bis in das höchſte chriſtliche Altertum hinein reichen ſolche legendenhafte Zuthaten. Die Verfaſſer derartiger phantaſtiſcher Schriften ſcheuten ſich auch nicht, ihre Arbeiten, um ihnen den Schein einer gewiſſen kundigen Autorität zu geben, mit den Namen der aus der echten Evangelienlitteratur bekannten Apoſtel oder apoſtoliſchen Männer als angeblicher Verfaſſer zu ſchmücken. So gab es ein weitverbreitetes Protevangelium Jacobi, welches von dem Bruder des Herrn, dem Verfaſſer des neuteſtamentlichen Briefes, geſchrieben ſein wollte und ausführlich von den Eltern Marias, die es Joachim und Anna nennt, von der Ankündigung der Geburt ihrer Tochter, von ihren Schickſalen bis zum Bethlehemitiſchen Kindermord berichtet. Es gab ferner ein Evangelium des Thomas, das ſchon bei Irenaeus, am Ende des zweiten Jahrhunderts, erwähnt wird; es enthält die Zeit von der Flucht nach Ägypten bis zum achten Lebensjahre Jeſu. Das „Evangelium von der Kindheit Jeſu“ dehnte ſeine Erzählung bis zum Beſuche des zwölfjährigen Knaben im Tempel aus und iſt voller magiſcher und mirakelhafter Züge. Ein Evangelium des Nikodemus beſchäftigte ſich, wohl in zwei urſprünglich von einander getrennten Schriften, teils mit den unter Pontius Pilatus geſchehenen Vorgängen, teils mit der Niederfahrt Jeſu zu den Toten. Von vielen anderen ähnlichen Schriften wiſſen wir oft nicht mehr als die Titel; ſo wird von einem Evangelium des Bartholomaeus, des Barnabas, des Jacobus, Zebedäi Sohnes, des Gnoſtikers Cerinth, der in Epheſus mit dem Apoſtel Johannes zuſammen lebte, des Matthias, des Philippus, ja von einem Evangelium aller zwölf Apoſtel, ſogar von einem ſolchen, das ſich nach Eva nannte, und als Krone aller von einem Evangelium des Judas Iſchārioth berichtet.

Neben dieſen erdichteten Evangelien gab es eine ganze Reihe von apokryphiſchen Apoſtelgeſchichten, die recht eigentlich als „Quelle und Mutter zahlloſer Häreſien“ angeſehen werden müſſen; ebenſo gefälſchte apoſtoliſche Briefe und Apokalypſen. Denn das war das zweite Intereſſe neben dem Spiele der Phantaſie, welches bei der Abfaſſung dieſer Litteratur verfolgt wurde: man wollte allerhand häretiſche Lehren und Auffaſſungen den angeſehenen Vätern der Kirche in den Mund legen oder durch erſonnene Geſchichten ſtützen. Und da die Haupthäreſie in der Entſtehungszeit der „Apokryphen des Neuen Teſtaments“ der Gnoſticismus war, ſo tragen die meiſten derſelben mehr oder weniger gnoſtiſchen Charakter.

Zu dieſer Klaſſe ſchriftſtelleriſcher Erzeugniſſe gehört nun auch das Evangelium des Petrus, von welchem durch den glücklichen Fund Bouriants ein kleines, aber charakteriſtiſches Bruchſtück aus dem Grabe des alten koptiſchen Mönchs ans Tageslicht gekommen iſt.

Daß es von Petrus geſchrieben ſein will, unterliegt keinem Zweifel. Der letzte Abſchnitt, mit dem es abbricht, oder der 59. und 60. Vers nach der von Harnack ſtammenden Zählung, lautet: „Wir, die zwölf Jünger des Herrn, aber weinten und trauerten, und ein jeder, trauernd wegen des Geſchehenen, ging in ſeine Heimat. Ich aber, Simon Petrus, und Andreas, mein Bruder, nahmen unſere Netze, und gingen zum Meere; und es war mit uns Levi, der Sohn des Alphaeus,“ (nach Marc. 2, 14 und Luc. 5, 27, verglichen mit Matth. 9, 9, wohl identiſch mit Matthäus; Joh. 21, 1ff., in der Geſchichte, welche im weiteren Verfolge unſeres apokryphiſchen Textes wohl erzählt werden ſollte, wird aber Matthaeus nicht mit Namen genannt), „den der Herr . . . . .“

Wohl treffen wir in dem vorliegenden Fragment auf Züge, welche geſchichtlich ſind und inſofern eine Ergänzung zum bibliſchen Bericht bieten können. Allein ebenſo gut iſt es denkbar, daß wir darin weiter nichts haben, als eine willkürliche Ausſpinnung und ſelbſterdachte angebliche Bereicherung des evangeliſchen Textes. Jedenfalls trägt manches des hier Berichteten nicht von vornherein den Stempel der Ungeſchichtlichkeit an der Stirn. So, wenn Joſef (von Arimathia) ein Freund des Pilatus genannt wird und ſchon vor dem Tode Jeſu um ſeinen Leichnam gebeten haben ſoll. Oder wenn von denen, welche den Herrn ergriffen hatten, erzählt wird, ſie hätten ihn im Laufen geſtoßen und geſprochen: „Laſſet uns den Sohn Gottes ſchleifen, denn wir haben Gewalt über ihn bekommen.“ Oder wenn denjenigen, welche Jeſum mit dem Dornenkranz und dem Rohre geſchmückt hatten, das Wort in den Mund gelegt wird: „Alſo haben wir den Sohn Gottes geehret.“ Auch das ließe ſich ertragen, daß die zum Brechen der Beine Ausgeſandten, als der eine Miſſethäter ihnen vorwirft, Jeſus habe ihnen nichts Böſes gethan, im Zorne ſich entſchloſſen hätten, daß dieſem die Beine nicht gebrochen würden, damit er unter Qualen ſterbe. Als Ergänzung könnte es auch aufgefaßt werden, wenn der Erzähler berichtet: „Wir“ (die Apoſtel) „wurden“ (nach dem Tode Jeſu) „von ihnen geſucht, wie Miſſethäter und als ſolche, die den Tempel anzünden wollten.“ Das ſind alles unbedenkliche Einzelheiten, die indeſſen ſämtlich auch als nichtsſagende und willkürliche Ausſchmückungen oder Verdeutlichungen der Geſchichte aufgefaßt werden können. Auffallender und vielleicht nicht tendenzlos iſt ſchon der Um-

Zittergras.

Ich hab' gebunden einen Strauß
Von ſchwankem Zittergras,
Das ich im Walde überm Moos
Und zwiſchen Farnen las.

Dies Gras, ſo ohne Duft und Glanz,
So zierlich und ſo zart,
Hat ſich in tiefſter Fügſamkeit
Die höchſte Kraft bewahrt,

Wie es vor Gottes Wind ſich beugt,
Doch aufſteigt unverſehrt,
Hätt' es, wenn lehrbar wär' Geduld,
Mich die Geduld gelehrt.

Ernſt Lenbach.

ſtand, daß der jüdiſche König Herodes und nicht der Heide Pilatus als der eigentliche Richter Jeſu erſcheint. Der doketiſch-gnoſtiſche Urſprung des „Evangeliums Petri“ aber verrät ſich faſt unumſtößlich durch zwei Züge in dem hier gegebenen Leidensbilde des Herrn. Einmal heißt es: „Jeſus verharrte im Schweigen, als der ſchlechterdings keinen Schmerz empfand“ (oder, wie Harnack wohl nicht mit zwingender Notwendigkeit überſetzt: wie wenn er ſchlechterdings keinen Schmerz empfände). Da kommt die gnoſtiſche Meinung zu Tage, daß der Leib Chriſti, ja wohl auch die Seele, im tiefſten Grunde dem Leiden unzugänglich ſei. Von dem Tode Jeſu aber wird erzählt: „Und der Herr ſchrie laut und ſprach: Meine Kraft, meine Kraft, du haſt mich verlaſſen! Und als er das geſagt, wurde er aufgenommen.“ Hier iſt alſo die eigentlichſte Leidenstiefe des Herrn, daß er ſich als Träger der Weltſünde, der auch vom Vater wie ein Sünder behandelt wird, von ſeinem Gott verlaſſen fühlt, gänzlich umgedeutet; es klingt, wie wenn im gnoſtiſchen Syſtem der himmliſche Sonnengott Chriſtus den von ihm zeitweiſe angenommenen Menſchen Jeſus, deſſen „Kraft“ er war, vor dem Tode verläßt, um ihn allein ſterben zu laſſen; der Äon Chriſtus aber ſteigt in die Herrlichkeit empor und wird aufgenommen.“

Völlig phantaſtiſch und märchenhaft wird im folgenden die Auferſtehung Jeſu erzählt. Es heißt: „In der Nacht aber, die mit dem Anbruch des Herrentages (Offb. 1, 10) endete, während die Soldaten je zwei und zwei auf dem Poſten Wache hielten, erſcholl eine große Stimme am Himmel, und ſie ſahen den Himmel geöffnet und zwei Männer von dort herabkommen in ſtrahlendem Lichtglanz und dem Grabe ſich nähern. Jener Stein aber, der an die Thür gewälzt war, wälzte ſich von ſelbſt fort und wich zur Seite, und das Grab öffnete ſich, und die beiden Jünglinge traten ein. Als das nun jene Soldaten ſahen, weckten ſie den Centurio und die Älteſten — denn auch ſie waren als Wächter anweſend —, und indem ſie erzählen, was ſie geſehen hatten, ſahen ſie wiederum drei Männer aus dem Grabe hervorſchreiten und die Zwei den Einen ſtützen und ein Kreuz ihnen folgen (!) und die Häupter der Zwei bis zum Himmel reichend, das Haupt des von ihnen Geführten aber die Himmel überragend, und ſie hörten eine Stimme aus den Himmeln, die ſprach: Haſt du den Schlafenden Gehorſam gepredigt?“ („Höllenfahrt“ Jeſu?) „Und gehört wurde vom Kreuze her: Ja.“

Angeſichts ſolcher Abgeſchmacktheiten, wie ſie in der apokryphiſchen Litteratur zu Dutzenden vorkommen, wird man wohl nur in der Ehrfurcht vor der heiligen Einfachheit und Klarheit unſerer kanoniſchen Evangelien beſtärkt werden, die eine derartige „Konkurrenz“ wahrlich nicht zu fürchten brauchen. Mögen immerhin die Gelehrten aus dem Evangelium und der Apokalypſe des Petrus mancherlei „nützliche und gute“ Sachen lernen, die chriſtliche Gemeinde hat an dem Schatze ihrer heiligen Schrift Neuen Teſtamentes reichlich genug zur Erbauung und Belehrung und braucht auch als ergänzende Zuthaten die Kurioſitäten der Apokryphen nicht. Sie wird vielmehr nur immer aufs neue den feinen Takt der alten Chriſtenheit bewundern müſſen, mit welchem dieſe von ihrer Bibel ausſchloß, was darin nimmermehr eine Stätte finden durfte.*)

---

*) Die in unſerer Abbildung S. 329 wiedergegebene Stelle lautet im Urtext und in der Überſetzung:

XII., 2.

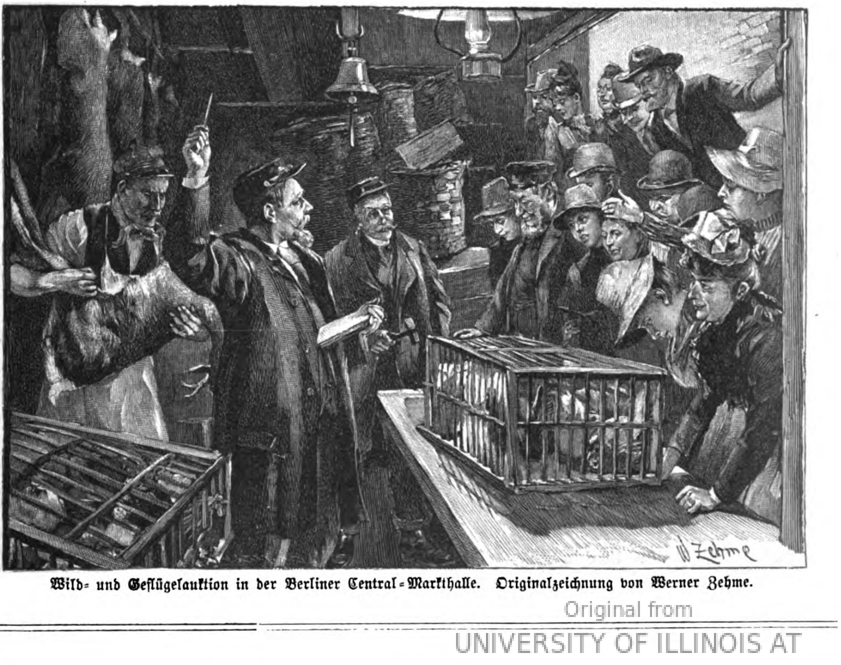
Λαοῖς κύκλῳ, καὶ ἐν τ	Völker rings umher, und in
Ἡ Ἰουδαίᾳ ἔσται	Judäa ſoll ſein
(*ΙΛΗΜ*)	
ΠΕριοχὴ ἐπὶ Ιερουσαλεμ (3) *καὶ*	eine Belagerung Jeruſalems. 3. Und
ἜΣται, ἐν τῇ ἡμέρᾳ	es ſoll geſchehen an jenem Tage
ΕΚΕΙΝΗ ΘΗΣΟΜΑΙ τὴν	daß ich machen werde
ΙΛΗΜ ΛΙΘΟΝ ΚΑΤΑ πατ	Jeruſalem einen Stein geſetzt
ΟΥΜΕΝΟΝ ΠΑΣΙ ΤΟΙΣ	gegen alle Völker; jeder, der darauf
ΕΘΝΕΣΙΝ ΠΑΣ Ο ΚΑΤΑ	tritt höhnend, wird verhöhnt
ΠΑΤΩΝ ΑΥΤΗΝ ΕΜΠΑΙ	ſelbſt und
ΖΩΝ ΕΜΠΑΙΞΕΤΑΙ ΚΑΙ	es ſollen geſammelt werden
ΕΠΙΣΥΝΑΧΘΗΣΟΝΤΑΙ	gegen ſie alle
ΕΠ ΑΥΤΗΝ ΠΑΝΤΑ ΤΑ	Völker der
ΕΘΝΗ ΤΗΣ ΓΗΣ (4)	Erde.

Aus der Berliner Central-Markthalle.

Am 27. Januar, während ganz Berlin ſich der Feier des Geburtstages des Kaiſers widmete und alle Geſchäfte ruhten, brach plötzlich in der großen Central-Markthalle am Alexanderplatz ein vernichtender Brand aus. Durch die unvorſichtige Handhabung einer Petroleumlampe wurden in den weitausgedehnten Kellerräumen lagernde Vorräte entzündet und trotz des aufopfernden Kampfes der Feuerwehr, die ſchließlich mit nicht weniger als 21 Schläuchen den Keller zu überſchwemmen ſuchte, wurden, ganz abgeſehen von dem dem Bauwerk zugefügten Schaden, Lebensmittel im Werte von Hunderttauſenden in wenigen Stunden vernichtet.

Nur wer den rieſenhaften Betrieb in der Central-Markthalle aus eigener Anſchauung kennt, kann den Umfang des entſtandenen Schadens und deſſen einſchneidende Bedeutung für die Lebensmittelverſorgung Berlins richtig beurteilen. Dieſe Markthalle dient nämlich, abweichend von den übrigen ſtädtiſchen Verkaufshallen, wenn auch nicht ausſchließlich, ſo doch faſt ausſchließlich dem Großhandel, der Verſorgung der übrigen Hallen und zahlloſer Kleinkrämer. Hier münden die Geleiſe der Stadtbahn ein, welche aus allen Teilen des deutſchen Reiches, aber auch aus Italien, aus Rußland, aus Öſterreich-Ungarn täglich hunderte von Wagenladungen mit Gemüſen, mit Wild und Geflügel, für den unerſättlichen Magen der Rieſenſtadt heranführen. Das Geſchäft ruht weſentlich in den Händen von etwa 500 Großhändlern und einer beſchränkten Anzahl ſtädtiſcher Verkaufsvermittler, und dieſe ſpeichern in den Kellereien jene ungeheueren Vorräte auf, die dem Brande des 27. Januar zum Opfer fielen.

Glücklicherweiſe waren die Vorräte der Händler ſämtlich verſichert, und es wurde auch von der Verwaltung ermöglicht, daß bereits nach 48 Stunden der Betrieb in der Markthalle ſelbſt wieder aufgenommen werden konnte. Die Berliner Hausfrauen hatten ſich einige Tage über den beſonders hohen Preis einzelner Lebensmittel und Delikateſſen zu beklagen, aber auch dieſe Preisſteigerung ſank infolge der neuen Zufuhren ſchnell. Heute ſieht der Fremde dem Verkehr in der Markthalle kaum noch an, daß vor kurzem ein Schadenbrand, wie ihn Berlin ſeit langer Zeit nicht erlebte, in den Kellereien unter den ſauberen Ständen und den von einer wogenden Menge erfüllten Gängen tobte; die berühmten Damen der Halle haben längſt ihren Gleichmut und ihre Zungengewandtheit wiedergefunden, und die Verkaufsvermittler halten nach wie vor ihre regelmäßigen Auktionen ab. Den Erfolg wird der Brand aber jedenfalls haben, daß die baulichen Einrichtungen der Halle einer gründlichen Nachprüfung unterzogen werden, denn ihnen mißt man ebenſo große Schuld an der ſchnellen Ausbreitung des Feuers zu, als an der Schwierigkeit, dasſelbe zu bewältigen.



Wild- und Geflügelauktion in der Berliner Central-Markthalle. Originalzeichnung von Werner Zehme.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Eisgang auf der Unterelbe.

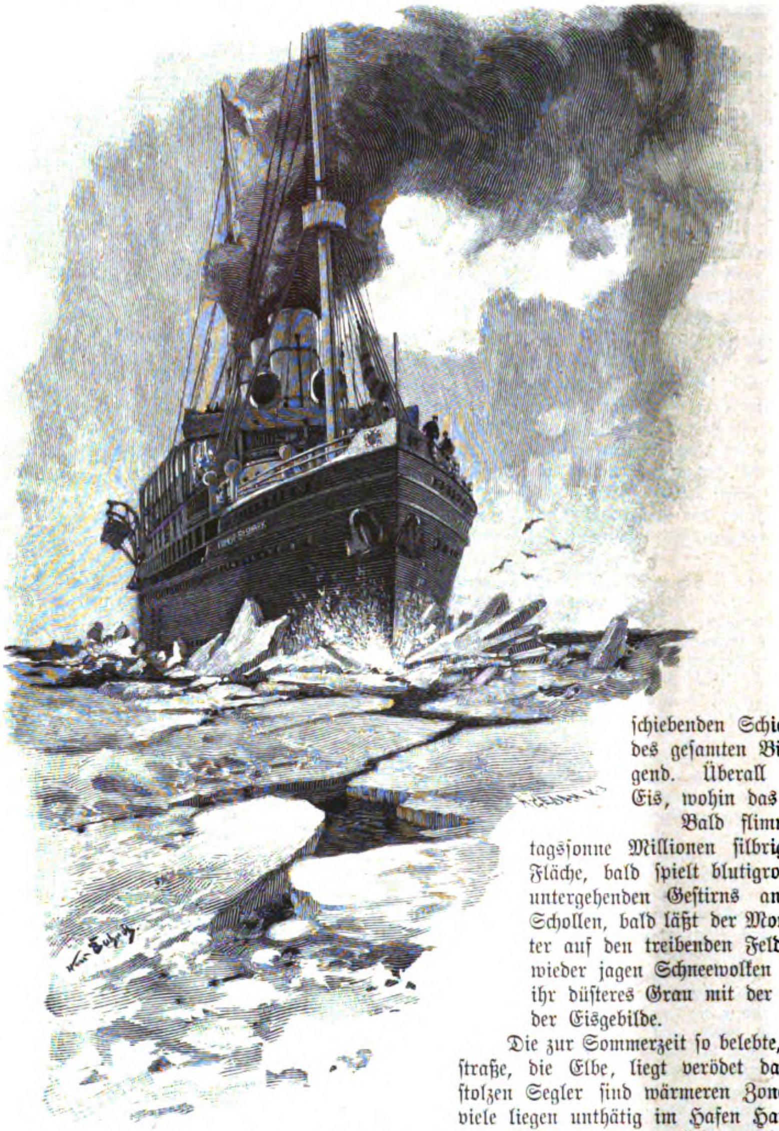
Text und Illuſtrationen von Hans Bohrdt.

Das Atmen des Meeres, Ebbe und Flut, äußert ſeine Wirkung auf die Elbe ſogar weit über Hamburgs Gebiet hinaus. Erſtere läßt das Waſſer mit verdoppelter Geſchwindigkeit ſeewärts eilen, letztere treibt es gewaltſam wieder zurück bis in die kleinſten Adern des Fluſſes. Im Sommer hilft dieſe Wechſelſtrömung der Schiffahrt. Segelfahrzeuge können mit Benutzung der Ebbe und Flut trotz Gegenwinden ein- und auslaufen, ſchwere Dampfer gleiten bei Hochwaſſer über Sandbänke und Watten hinweg.

Im ſtrengen Winter dagegen, wenn die Eisſchollen vom Strome hin und her getrieben werden, entſtehen Verhältniſſe, welche die Schiffahrt oft monatelang gänzlich lahm zu legen im ſtande ſind.

Von dem Augenblicke an, wo die Kälte die erſten dünnen Schichten auf der Oberfläche des Waſſers gefrieren läßt, beginnt der Kampf des Stromes gegen das Eis. Die Flut reißt die Schollen auseinander, die Ebbe führt ſie abwärts. Bald ſammeln ſich die Maſſen an gewiſſen Stellen und geraten in Stauung. Die nächſte Gegenſtrömung ſchiebt neue Schollen über die alten. Das heftig dahinfließende Waſſer überſchwemmt die Schichten und kittet ſie, gefrierend, feſter aneinander. Beſonders ſtark einſetzender Strom reißt die Maſſen wieder in Stücke. Treibend geraten ſie auf andere ſchon vorhandene Packungen und vereinigen ſich mit dieſen unter Klirren und Krachen zu doppelt ſtarken Feldern. Das unaufhörliche Aneinanderreiben der Ränder, ſowie das brodelnde, ſofort gefrierende Waſſer geſtaltet die zuerſt klaren Eisſchollen zu unförmigen, grauen Klumpen.

Neue Maſſen treibt der Strom heran. Bald iſt die ganze Elbe von Deich zu Deich gepackt voll mit Eisbildungen. Draußen bei Cuxhaven hat die Ebbe die Schollen auf dem Watt zurückgelaſſen. Die einſetzende Flut trägt neue Eisfelder herzu, welche ſich, wo ſie Widerſtand finden, zu gewaltiger Höhe auftürmen.

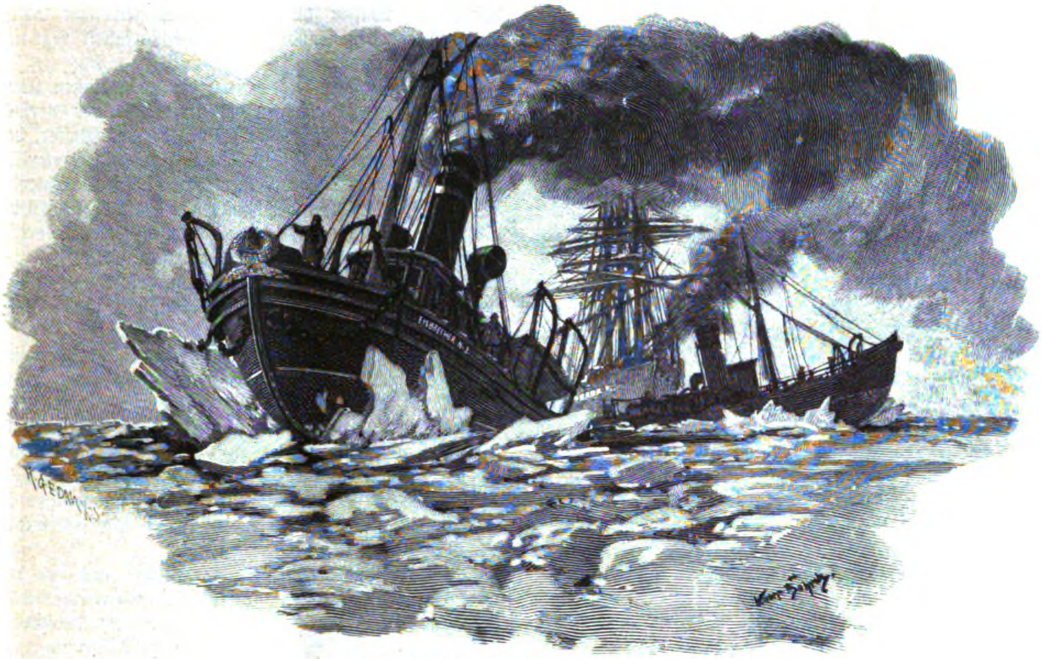


Hamburger Schnelldampfer, durch Scholleneis brechend.

Felſengleich ſtarren die unförmigen Klumpen aus dem braunen, ſchlammigen Waſſer empor. Der ſteinerne Deich an der Kugelbaake hat dem gewaltigen Druck der übereinander geſchobenen Schichten widerſtanden. In phantaſtiſchen Formen hat das Eis ſich hier aufgetürmt. Während die unteren, vom Waſſer zerwühlten Maſſen ein tropfſteinartiges Ausſehen haben, ſtarren die oberen Schollen, hin und wieder klares Eis zeigend, wie ſpitze Schwerter gen Himmel. Das auf das Watt gepackte Eis kommt nach einiger Zeit zur Ruhe, es ſei denn, daß eine ungewöhnlich hohe Flut, verbunden mit ſchwerem Sturme, die Maſſen wieder in Bewegung verſetzt. Auf der Elbe hingegen treiben ſie unaufhörlich ein und aus mit den Gezeiten. Weit landeinwärts hört man das Krachen und Klirren der ſich gegenſeitig reibenden Eisſchollen, das Berſten der Felder, das Kniſtern der ſich übereinander ſchiebenden Schichten. Der Anblick des geſamten Bildes iſt überwältigend. Überall nur Himmel und Eis, wohin das Auge ſchaut.

Bald flimmern in der Mittagsſonne Millionen ſilbrige Reflexe auf der Fläche, bald ſpielt blutigroter Widerſchein des untergehenden Geſtirns an den Kanten der Schollen, bald läßt der Mond zarte blaue Lichter auf den treibenden Feldern tanzen. Dann wieder jagen Schneewolken einher und miſchen ihr düſteres Grau mit der ſchmutzigen Tönung der Eisgebilde.

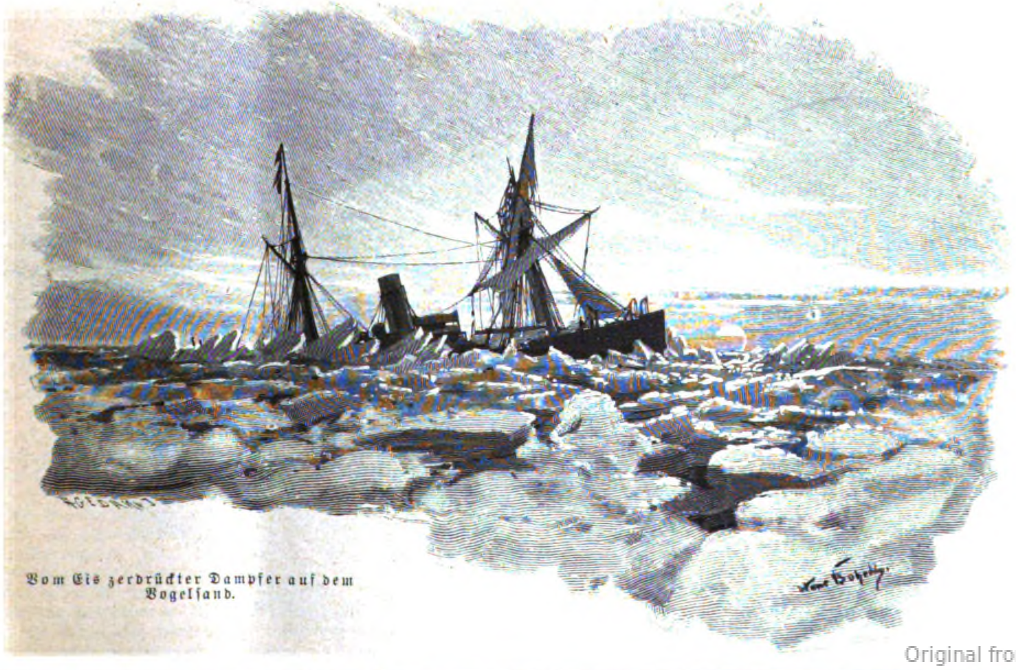
Die zur Sommerzeit ſo belebte, ſchöne, breite Weltſtraße, die Elbe, liegt verödet da. Die meiſten der ſtolzen Segler ſind wärmeren Zonen entgegen geeilt; viele liegen unthätig im Hafen Hamburgs. Da jedoch die Schiffahrt nicht gänzlich unterbrochen werden darf, ſo wird der Verſuch gemacht, ſolange als möglich eine Fahrſtraße offen zu halten. Hamburg gebietet über eine ganze Reihe beſonders gebauter, ſtarker Dampfer, denen dieſe Aufgabe zufällt. Da ſoll ein Segelſchiff mit wertvoller Ladung ſeewärts geſchleppt werden. Die gewöhnlichen Dampfer reichen für dieſen Zweck nicht aus. Die Eisbrecher treten ihren Dienſt an. Mit möglichſt raſcher Fahrt ſtürmen ſie gegen die Eisſchollen an. Der ſtarke runde Bug bricht alles vor ſich nieder, bis ein großes Feld treibenden Packeiſes den Lauf hemmt. Die Maſchine arbeitet rückwärts. Ein neuer Anlauf wird genommen. Mit ungeheurer Kraft drückt das Fahrzeug gegen das Eis. Das Vorderteil hebt ſich hoch aus dem Waſſer. Vorſteven und Kiel ſchieben ſich auf das Feld, welches nicht ſtark genug, die Laſt



Hamburger Eisbrecher, ein Schiff freimachend.

des Schiffes zu tragen, krachend und polternd zuſammenbricht. Die Schollen zu beiden Seiten türmen ſich hoch auf. Der Eisbrecher hat das Spiel gewonnen und ſchleppt das Segelſchiff durch die ſo geſchaffene Fahrſtraße. Neue Eisfelder ſtellen ſich in den Weg, dasſelbe Manöver wiederholt ſich, bis es gelungen iſt, freieres Waſſer zu erreichen, oder bis unüberwindliche Hinderniſſe jedes weitere Vordringen unmöglich machen. In letzterem Falle wird die Sache recht gefährlich, und man kann von Glück ſagen, wenn es gelingt, ein derartig geſchlepptes Schiff noch zeitig genug in Sicherheit zu bringen. Schon mancher brave Segler, an deſſen Buge die Wellen aller Meere brachen, iſt vor den Thoren Hamburgs in wenigen Minuten zum Wrack geworden.

Die von See herkommenden Schiffe ſind meiſt auf telegraphiſchem Wege gewarnt worden, in die Elbe einzulaufen. Die Kapitäne erhalten den Befehl, ſich nach anderen, noch offenen Häfen zu begeben. Trotzdem verſuchen es die großen Dampfer, häufig vom Glück begünſtigt, durch das Eis zu dringen. Weit hinaus in See bis Helgoland und Borkum treiben die Eisſchollen, hier jedoch für größere Schiffe noch völlig ungefährlich. Wie Glas vom Steinwurfe zerſplittert, ſo bricht das Eis vor dem Buge eines Hamburger Schnelldampfers. Es iſt, als ob die Schollen vor dem herrlichen Menſchenwerke ehrfurchtsvoll zur Seite wichen. Doch bald werden die Maſſen dichter. Trotzig ſtemmen ſich größere treibende Eisfelder gegen den Bug an. Sie brechen freilich



Vom Eis zerdrückter Dampfer auf dem Vogelſand.

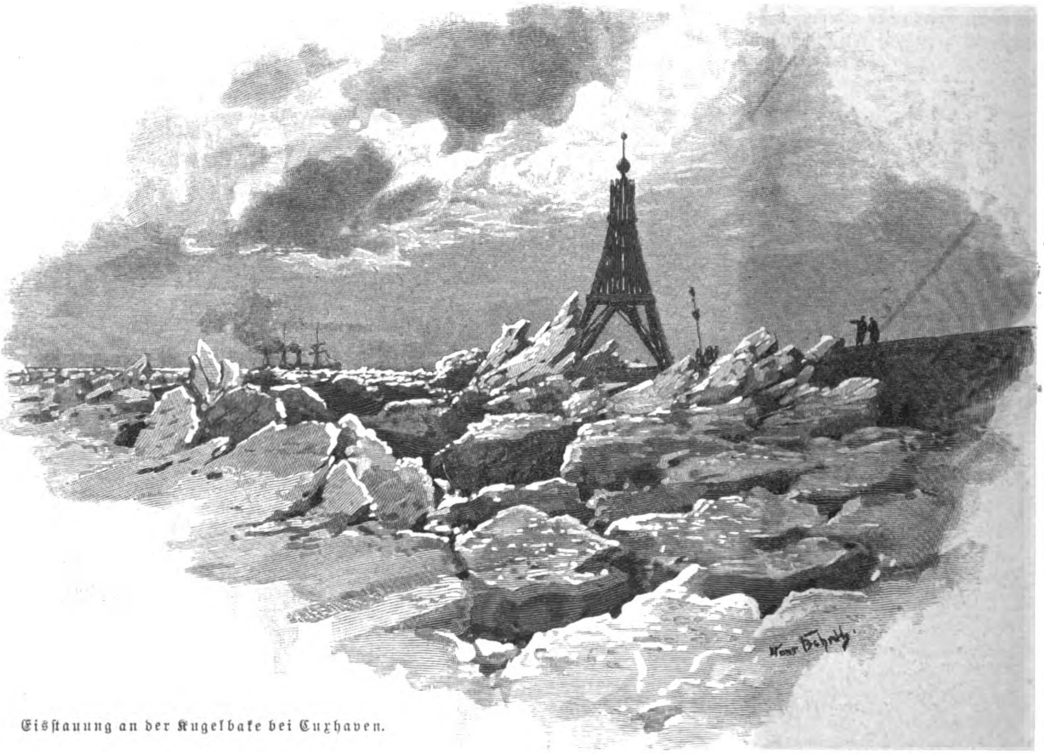
noch bei der übermächtigen Kraft der Maſchine und der Stärke des ſtählernen Stevens, ihr Krachen und Klirren jedoch verrät, daß das Spiel ernſthafter wird. Dann drängt dichtes Packeis heran. Vergeblich ſtößt das Schiff gegen die kriſtallnen Mauern, vergeblich ſetzt die Maſchine ihre ganze Kraft ein. Menſchenwerk muß der Natur weichen. Wohl dann dem Schiffe, deſſen Weg nach rückwärts noch frei iſt. Oft hat ſich die zuerſt geſchaffene Fahrſtraße wieder geſchloſſen. Der Propeller muß zum Stillſtand gebracht werden, da ſonſt Gefahr vorhanden iſt, die Flügel zu brechen. Bald iſt das Schiff gänzlich vom Eiſe eingeſchloſſen und treibt nun willenlos mit den Schollen. Dann bricht vielleicht der ſtarke Ebbeſtrom eine Rinne durch die Eismaſſen, und es gelingt mit Aufbietung der ganzen Maſchinenkraft, den Dampfer zurück in See zu bringen. Meiſt jedoch können ſich die Schiffe aus ihrer ſtarren Umklammerung nicht mehr ſelbſt löſen. Sind dieſelben von ſtarken, dicht gepackten Schollen eingeſchloſſen, ſo treiben ſie unter ſonſt günſtigen Umſtänden gefahrlos mit den Gezeiten ein und aus. In loſerem Eiſe iſt es ſchlimmer beſtellt, namentlich für Fahrzeuge leichterer Bauart.

Zu einem ſchauerlichen Drama entwickelt ſich der Kampf des Menſchen gegen die Natur, wenn ein Schiff mit den treibenden Maſſen ſich einer der vielen berüchtigten Sandbänke an der Elbmündung nähert. Äußerlich ſind dieſe ſchon durch die höheren Packungen kenntlich. Jetzt gilt es für Schiff und Mannſchaft, die letzte Kraft einzuſetzen, um frei zu kommen. Vergeblich arbeitet die Schraube, vergeblich iſt der Verſuch, dem treibenden Eiſe eine andere Richtung zu geben. Alle vorhandenen Anker raſſeln in den Grund. Einen kurzen Augenblick ſtutzen Schiff und Schollen, dann ein Kniſtern und Klingen, wie ſpringende Darmſaiten, und die Ketten reißen. Weiter treibt die Maſſe. Bald krachen vorn die beweglichen Schollen gegen die auf dem Sande feſtſitzenden. Der Kiel des Schiffes wühlt ſich im Grunde feſt, im nächſten Augenblicke drängen die Eismaſſen nach und, wie die Hand einen Bogen Papier zerdrückt, ſo preſſen die von unwiderſtehlicher Kraft getriebenen Schollen die ſtärkſten Stahlplatten und Spanten zuſammen. Triumphierend türmt ſich das Eis am Wrack auf, Waſſer füllt das zu Tode getroffene Schiff, und nur das auf dem Sande feſtliegende Vorkaſtell ragt noch über den Maſſen empor.

Vom Lande aus hat man den vergeblichen Kampf des Dampfers lange beobachtet. Beherzte Männer verſuchen es, das Rettungswerk zu wagen. Sobald totes Waſſer, das heißt der Wendepunkt zwiſchen Ebbe und Flut, eingetreten iſt, geht es mit Leitern, ſtarken Tauen und kleinen leichten Booten über die zum Stillſtand gekommenen Eisſchollen. Hier müſſen die Leute über hohe Packungen hinwegklettern, dort gilt es, Abgründe mittelſt Tauwerk zu überbrücken. An offenen Stellen werden die Boote zu Waſſer gelaſſen. So gelangen die Retter in die Nähe des Wracks, deſſen Mannſchaft ihnen auf halbem Wege entgegen gekommen iſt. Hat Ebbe oder Flut bereits eingeſetzt, ſo muß der Rückweg bis zum nächſten toten Waſſer verſchoben werden. Das Wrack aber ragt noch einige Zeit über den Eisfeldern empor, dann bricht es ſtückweiſe auf. Vielleicht zeigen noch ein paar ſtehengebliebene Maſtſtümpfe dem Vergnügungsreiſenden zur Sommerszeit die Stelle an, wo das Drama ſtattgefunden hat. Auch wenn der Kampf des Schiffes gegen das Eis nicht einen derartig traurigen Abſchluß findet, ſo ſtellen ſich doch für Leben und Geſundheit der Mannſchaft ſchwere Gefahren ein.

Zu der immerwährenden Aufregung und den oft übermenſchlichen Anſtrengungen geſellt ſich häufig auf den treibenden Fahrzeugen der Hunger. Kleinere, für kürzere Fahrten beſtimmte Schiffe führen nicht hinreichend Proviant mit ſich, um wochenlang, im Eiſe feſtgeklemmt, die Mannſchaft zu ernähren. Auch hier muß häufig zum Rettungswerk geſchritten werden, um jene vor dem Hungertode oder ausbrechender Krankheit zu bewahren.

Hamburgs Handel leidet unter den Einwirkungen eines ſchweren Eisganges gewaltig. Das gänzliche Stocken der Schiffahrt fügt dem Geſchäftsverkehr unberechenbaren Schaden zu. Alle Anſtrengungen, alle Mühen und Koſten, welche der Staat für Freihaltung der Elbe aufwendet, erweiſen ſich bei einem ſtrengen Winter als nutzlos. Die Natur ſpottet über Menſchengeiſt bis ſie ſelbſt freiwillig den eiſigen Gürtel löſt.



Eisſtauung an der Kugelbake bei Cuxhaven.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

H. H. Emmerſon, einer der beliebteſten engliſchen Genremaler der Gegenwart, wurde in weiteren Kreiſen zuerſt durch ſein Gemälde „Die fremden Muſikanten“ bekannt, welches in der Galerie Sir Will. Armſtrongs eine bleibende Stätte fand. Das kleine Bildchen, welches wir heute von ihm geben, der „tote Schafhirt“ zeigt die Vorzüge ſeines Könnens: ergreifende Lebenswahrheit und treffliche Zeichnung.

Der Münchener O. Piltz beſchert uns wieder ein echtes Genrebild vom häuslichen Herd. „Veſper“ gibt ſich als eine aus dem bäuerlichen Leben herausgegriffene Scene, die zu ihrer Erklärung keiner Worte bedarf.

Univerſitäten.

Welche Anziehungskraft die Vorzüge der deutſchen Hochſchulen auf das Ausland ausüben, erhellt am beſten aus der Thatſache, daß ſich unter den 27 518 zur Zeit auf unſeren Univerſitäten immatrikulierten Studenten 1948 Ausländer befinden. Von denſelben ſind der Staatsangehörigkeit nach 403 Ruſſen, 294 Öſterreicher, 247 Schweizer, 132 Engländer, 52 Griechen, 51 Bulgaren, 50 Holländer, 36 Türken, 34 Franzoſen, 31 Italiener, 25 Luxemburger, 24 Rumänen, 21 Schweden und Norweger, 18 Serben, 5 Dänen, 2 Spanier. Aus fremden Weltteilen ſtammen 414 Amerikaner, 69 Aſiaten (weitaus überwiegend Japaner), 14 Afrikaner; bei 4 Studierenden iſt Auſtralien als Heimat angegeben.

Altertumskunde.

Aus der Ems barg im vorigen Herbſt Prof. Landois einen faſt drei Meter langen alten Einbaum, einen jener Kähne, die, aus einem einzigen Baumſtamm ausgehöhlt, wohl die früheſten Waſſerfahrzeuge aller Völker waren. Bisher waren in Weſtfalen nur zwei Einbäume aufgefunden worden, die ſich im Beſitze des Münſterſchen Altertumsvereins befinden; der neuerdings geborgene iſt der dritte. Er iſt, wie die „Natur“ mitteilt, aus der Längshälfte einer Pappel hergeſtellt. Vorder- und Hinterende ſind nicht kielartig zugeſchärft, ſondern ganz ſenkrecht abgeſchnitten. Im weiteren iſt nur die Rinde entfernt. Was aber den Fund äußerſt intereſſant macht, iſt der Umſtand, daß am Boden des Vorderteiles ein früheres Leck durch ein Brett mittelſt eiſerner Nägel geſchloſſen iſt. Aus der Natur der Nägel läßt ſich ſchließen, daß dieſer Einbaum bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts im Gebrauche geweſen iſt.

Bei Bauarbeiten in Athen iſt kürzlich mitten in der modernen Stadt die altatheniſche Stadtmauer zum Vorſchein gekommen. Die Mauer hat eine Breite von etwa 5 m und beſteht aus ſehr großen regelmäßigen Quadern; ſie iſt alſo ſo ſtark, daß auf derſelben zwei moderne Wagen nebeneinander fahren könnten. Ferner iſt beim Bau einer Eiſenbahn die Metope eines mäßig großen Tempels oder Grabmonuments doriſchen Stils ausgegraben worden; ein ſtarker, an 1½ m breiter Block mit den Triglyphen zu jeder Seite. Das Feld zwiſchen den beiden letzteren iſt mit einem Relief verziert, das ſowohl dem Stil, wie der Darſtellung nach von allem abweicht, was von Tempelſkulpturen bekannt iſt; in ganz flachem Relief gehalten, zeigt es drei trauernde Perſonen, zwei ſitzend, und alle tief verhüllt.

Erdkunde.

Über Antanarivo, die Hauptſtadt Madagaskars, berichtete kürzlich der engliſche Miſſionar Rev. J. Sibree in der Londoner Royal Geographical Society. Danach iſt die Stadt heute bereits „a respectable city“ mit 80 bis 90 000 Einwohnern, zählt vier Kirchen der Londoner Missionary Society, eine anglikaniſche, eine katholiſche und eine norwegiſche lutheriſche Kirche, Hoſpitäler ꝛc. Die früheren Holzbauten der Einwohner werden mehr und mehr durch ſteinerne Häuſer erſetzt; der dreiſtöckige Königliche Palaſt, die Häuſer der Miniſter, das mit joniſchen Säulen geſchmückte Gerichtsgebäude ſind ſehr anſehnlich. Ein Wagenverkehr in den Straßen iſt aber heute noch unmöglich, da überall der nackte Stein der Hügel, auf denen die maleriſch gelegene Stadt gebaut iſt, zu Tage tritt. An der Weſtſeite befindet ſich „der Ort des Abſturzes“, Ampamarinana, eine Art tarpejiſchen Felſens. Hier erlitten 1849 die madagaſſiſchen Chriſten den Märtyrertod.

Wetterkunde.

Wir berichteten bereits über das Obſervatorium, welches Direktor Janſſen auf dem Gipfel des Montblanc herzuſtellen beabſichtigt. Nachdem im vergangenen Jahre die Verſuche, den Bau im Fels zu fundieren, an der Stärke und Widerſtandsfähigkeit der Schneemaſſen geſcheitert waren, entſchloß man ſich, das Obſervatorium anſtatt auf das Geſtein, auf den Schnee ſelbſt zu ſtellen. Es wird gegenwärtig in Paris angefertigt, erhält die Form einer abgeſtumpften Pyramide und umfaßt zwei Stockwerke. Alle Räume haben doppelte Wände; der leichte Bau iſt außerdem mit beſonderen Vorrichtungen zum ſchnellen Fortſchaffen des friſch gefallenen Schnees, ſowie mit Winden zum Ausgleich etwaiger Senkungen verſehen. Für die Heizung ſind umfaſſende Maßregeln getroffen, um den Beobachtern ein längeres Ausharren in der Eiswüſte zu ermöglichen. Das Obſervatorium ſoll Gelehrten aller Nationen zugänglich ſein.

Verkehr.

Bisher bedurfte man zum Telegraphieren ſtets des leitenden Drahtes. Schon vor einiger Zeit machte Ediſon aber bekannt, das es möglich erſcheine, des Drahtes unter gewiſſen Vorausſetzungen ganz zu entbehren. Die erſte praktiſche Verwertung ſeiner Anregung ſcheint nun in England bereits mit Erfolg ſtattgefunden zu haben. Wie der „Prometheus“ berichtet, hatte der leitende Elektriker der engliſchen Telegraphenverwaltung zur Verbindung der Leuchtſchiffe mit der Küſte drei verſchiedene Syſteme des Telegraphierens ohne Draht in Vorſchlag gebracht. Das erſte derſelben wurde zwiſchen dem Strande von Cardiff und einem 4800 Meter entfernten Leuchtſchiff erprobt. Am Ufer wurde dem Schiffe gegenüber eine etwa 1500 Meter lange Telegraphenleitung ausgeſpannt — eine zweite auf dem Schiff ſelbſt vom Bug zum Steuer; beide Linien ſtanden in keiner Verbindung. Thatſächlich erzeugte ein Strom in der einen der beiden Linien auch einen entſprechenden in der anderen, der Verſuch gelang über Erwarten gut. Nach den anderen, noch nicht erprobten Vorſchlägen ſoll das Waſſer ſelbſt als Leiter der Elektrizität dienen.

Technik.

Den Verwaltungen unſerer großen Städte macht nichts mehr Sorge, als die Beſeitigung der Abfallſtoffe, des Kehrichts und Mülls. Neuerdings hat man in England begonnen, die Stoffe, deren gründliche Zerſtörung auch vom hygieiniſchen Standpunkte aus dringend wünſchenswert iſt, in großen, eigens konſtruierten Öfen zu verbrennen. Aber nicht genug damit, man verſucht auch, dieſen Verbrennungsprozeß weiter auszunutzen. In Southampton dient die erzeugte Wärme dazu, Luft zuſammen zu preſſen, und dieſe Preßluft wird zum Betriebe von elektriſchen Lichtmaſchinen verwendet; in Edinburgh beabſichtigt man, mit dem Kehricht Dampfmaſchinen zu heizen, welche ein großes Waſſerreſervoir vollpumpen ſollen, deſſen Gefälle wiederum zur Erzeugung elektriſchen Lichtes dienen wird. Auch für Berlin ſind ähnliche Anlagen bereits in Erwägung gezogen.

Vereinsweſen.

In Leipzig beſchäftigte ſich vor kurzem eine Verſammlung von Delegierten der Akademien und Gelehrten-Geſellſchaften Deutſchlands, ſowie der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften mit der Gründung eines internationalen Verbandes zur Vorbereitung großer wiſſenſchaftlicher Unternehmungen, die wegen Mangels einer entſprechenden Organiſation bisher nur ſelten oder unvollkommen ausgeführt werden konnten. Man hat dabei im Auge, alle großen gelehrten Körperſchaften der Erde in dem Verbande zu vereinigen. Die Beſchlüſſe der Delegiertenverſammlung ſollen nunmehr den vertretenen Körperſchaften zur Genehmigung unterbreitet werden.

Rechtsrat.

Frage: Ich habe neben meiner Gärtnerei ein Stück Acker gepachtet und habe die Abſicht, dasſelbe mit einem Zaun zu umgeben und darauf einige Treibbeetkaſten aufzuſtellen. Muß ich hierzu die Genehmigung des Eigentümers einholen? G. L. in B.

Antwort: Umzäunen Sie getroſt das gepachtete Ackerland und ſtellen Sie ganz nach Bedarf und Wunſch Treibbeetkaſten auf. Der Eigentümer kann Sie daran nicht hindern, vorausgeſetzt, daß Sie nicht entgegenſtehende Vereinbarungen mit ihm getroffen haben. Wohl aber müſſen Sie, wenn er es verlangt, bei Beendigung des Pachtverhältniſſes den früheren Zuſtand wiederherſtellen.

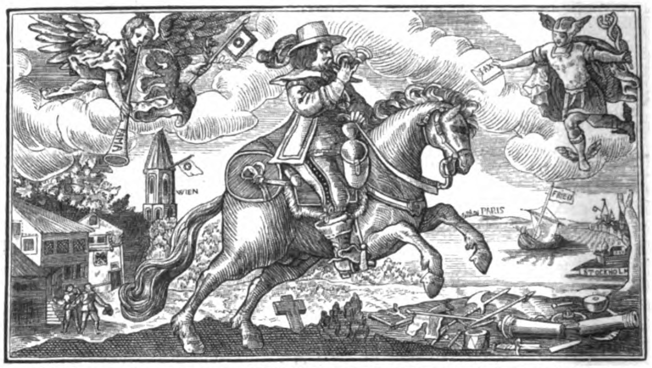
Frage: Im Jahre 1876 erhielt ich auf meinen Antrag die Entlaſſung aus der preußiſchen Staatsangehörigkeit. Ich ging nach Öſterreich-Ungarn, wo ich mich an verſchiedenen Orten aufhielt; auch kehrte ich wiederholt vorübergehend nach Preußen zurück. Erſt 1879 nahm ich meinen ſtändigen Wohnſitz in Öſterreich, in deſſen Unterthanenverband ich 1885 aufgenommen wurde. Im Jahre 1888 kehrte ich mit meiner Familie nach Preußen zurück, um in einer größeren Stadt eine Stellung als Kommunalbeamter anzunehmen. Nach Ablauf des Probejahres wurde ich 1889 lebenslänglich mit Penſionsberechtigung angeſtellt und dabei vereidigt. Die Frage meiner Staatsangehörigkeit kam weder damals noch ſeither zur Erörterung.

Iſt mein im Jahre 1879 während eines vorübergehenden Aufenthaltes meiner Frau in ihrer Heimat (Preußen) geborener Sohn preußiſcher oder öſterreichiſcher Staatsangehörigkeit? Wo muß er ſeiner Militärpflicht genügen? Sch. in G.

Antwort: Man wird kaum eine verzwicktere Doktorfrage ſtellen können, als die nach Ihrer Staatsangehörigkeit in den oben dargeſtellten verſchiedenen Stadien von 1876 bis 1889 und ebenſo nach der Ihres Sohnes bis zu dem letztgenannten Jahre. Aber ſelbſt wenn Sie beide niemals eine andere als die öſterreichiſche Staatsangehörigkeit beſeſſen hätten, ſo ſind Sie ſowohl, wie Ihr Sohn doch jetzt zweifellos Preußen, und zwar von dem Augenblick an, in welchem Ihnen Ihre von dem Regierungspräſidenten beſtätigte Beſtallung als Kommunalbeamter ausgehändigt wurde (§ 9 Abſ. 1 und § 10 des Geſetzes über die Erwerbung und den Verluſt der Bundes- und Staatsangehörigkeit, vom 1. Juni 1870). Eine, ohne entgegenſtehenden Vorbehalt vollzogene, bezw. beſtätigte Beſtallung für einen in den Staatsdienſt oder in den Kirchen-, Schul- oder Kommunaldienſt aufgenommenen Ausländer vertritt die Stelle der Naturaliſations-Urkunde, durch welche ſonſt Ausländern die Staatsangehörigkeit verliehen wird. Nach § 11 a. a. O. erſtreckt ſich die Verleihung der Staatsangehörigkeit, inſofern nicht dabei eine Ausnahme gemacht wird, zugleich auf die Ehefrau und die noch unter väterlicher Gewalt ſtehenden minderjährigen Kinder. Ihr Sohn iſt alſo preußiſcher Staatsangehöriger und muß ſonach im Deutſchen Reiche ſeiner Wehrpflicht genügen. Es dürfte ſich jedoch empfehlen, die Angelegenheit in Öſterreich rechtzeitig zur Klarſtellung zu bringen, da es keineswegs ausgeſchloſſen iſt, daß Ihr Sohn auch in den öſterreichiſchen Stammrollen geführt wird.

Ein Flugblatt über den weſtfäliſchen Frieden.

Dreißig lange, ſchreckliche Jahre hatte der Krieg in Deutſchland gehauſt und unſer Vaterland aus dem reichſten, blühendſten zum ärmſten und elendeſten Lande Europas gemacht. Noch immer ſchien kein Abſehen, wenn er enden wolle, trotz der Zerrüttung aller Parteien, trotz der Friedensſehnſucht von Fürſten und Volk. Wohl waren ſchon im April 1645 die Friedenskongreſſe zu Münſter und Osnabrück eröffnet worden, aber die Feindſeligkeiten währten fort, während ſich die Diplomaten am grünen Tiſch in allerlei Etikettenſtreit und in endloſen, nun bereits 2½ Jahre währenden Unterhandlungen abmühten. So ſehr hatte man in Deutſchland verlernt, auf die Wiederkehr friedlicher Zuſtände zu hoffen, daß der endliche Abſchluß des weſtfäliſchen Friedens am 24. Oktober 1648 völlig überraſchend wirkte, daß man der Freudenbotſchaft, welche die unſere heutigen Zeitungen erſetzenden Flugblätter ſchnell verbreiteten, kaum Glauben zu ſchenken ſich getraute. Noch am 3. November donnerten die Geſchütze Wrangels gegen Prag — unter den Mauern derſelben Stadt endigte der Krieg, in der er begonnen.



„Neuer Auß Münſter vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter freud- vnd Friedenbringender Poſtreuter“

Kopfſtück eines fliegenden Blattes mit der Friedensnachricht.

Es war kein Frieden, der alle Wünſche, alle gerechten Forderungen befriedigte — aber es war doch der Friede. Wohl trug Deutſchland die Koſten der Verſtändigung der europäiſchen Mächte, wie es die Laſten des Krieges faſt allein getragen hatte; wohl wurde durch die Zugeſtändniſſe an die Einzelſtaaten der Begriff des Geſamtreiches faſt ganz aufgehoben, aber es wurde doch damit auch feſter Grund zu einer Neugeſtaltung geſchaffen — den Territorialgewalten fiel die Aufgabe zu, welche das Reich zu löſen verſäumt hatte. Damit war vor allem, ſo wenig günſtig der Frieden an ſich auch für Brandenburg geweſen, dem Kurſtaat die Möglichkeit geboten, auf proteſtantiſchem Boden eine ſtarke ſchöpferiſche Kraft zu entwickeln. Dem Proteſtantismus aber gehörte die Zukunft. Und ſo hatte Paul Gerhard wohl recht, wenn er ſang:

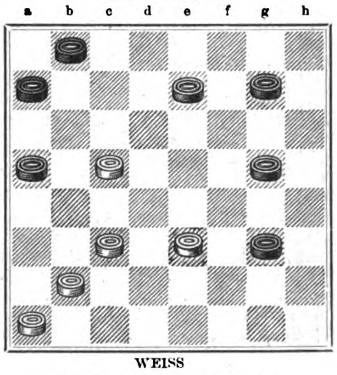
> „Gott Lob nun iſt erſchollen
> Das edle Fried- und Freudenwort,
> Daß nunmehr ruhen ſollen
> Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.“

Kleine Zeitung.

Nach einem ſehr intereſſanten Artikel von Pfeiffer-Belgrad im „Ausland“ über die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos beſtehen daſelbſt nicht weniger als 20 große Klöſter mit einer ungeheuren Anzahl Zellen. Jedes Kloſter bildet für ſich eine befeſtigte Kolonie mit zahlreichen Nebengebäuden und Kapellen; außerdem ſind teils am Meeresufer, teils auf ſchwindeligen Höhen, teils in den Thälern viele einzelne Einſiedlerhütten und Grotten verteilt. Die geſamte Mönchszahl ſchätzt man auf 4—6000 Seelen, die ſich entweder zu den ſtrengen Anachoreten (Sliten) oder zu den eine etwas mildere Regel befolgenden Koenobiten und Idiorrythmikern zählen. Ein förmliches „Mönchsparlament“, aus Abgeordneten der großen Klöſter beſtehend, tritt zeitweiſe zuſammen, um über wichtige, die ganze Kolonie betreffende Angelegenheiten zu beraten, ein ſtändiger Ausſchuß aus vier Mitgliedern der Hauptklöſter Hilendar, Lavra, Varopedi, Iviron bildet unter einem Vorſitzenden gleichſam die regierende Macht; jeder der vier „Epiſtaten“ trägt einen Teil des großen Siegels der Mönchsrepublik bei ſich, ſo daß nur, wenn alle vier übereinſtimmen, das Siegel einer Urkunde aufgedrückt werden kann. Der Vorſitzende der Epiſtaten reſidiert in dem kleinen Flecken Kareä, wo auch ein türkiſcher Mudir ſeinen Sitz hat, der ſich aber um die inneren Angelegenheiten der Klöſter nicht kümmert, ſondern nur etwaige politiſche Regungen überwacht und — die Steuern eintreibt. Die Klöſter bergen noch heute große Schätze byzantiniſcher Kultur; die Kirchen ſind ſehr reich geſchmückt.

In unſerer Spielecke.

Damespielaufgabe.



WEISS

Weiß zieht und gewinnt.

1. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a) Von Liebe über höchſtens neun Zwiſchenſtationen zu Treue?
b) Von Braut über höchſtens drei Zwiſchenſtationen zu Frau?
c) Von Weib über höchſtens ſechs Zwiſchenſtationen zu Mann?
d) Von Sohn über höchſtens achtzehn Zwiſchenſtationen, darunter Main und Laute, zu Mutter?

2. Homonym.

Schmückt mich Gold und Edelſtein,
Iſt doch nie der Reichtum mein,
Aber im Gefühl der Würde
Trag' ich ſtattlich meine Bürde,
Mögen Herrſcher meinen Rücken
Oder zarte Damen drücken.

Die Muſik war mein Beruf
Und erfolgreich, was ich ſchuf,
Aber doch hab' ich geboten
Nicht ſo Dauerndes in Noten,
Als in Briefen, die der Zeit
Größtem Genius geweiht.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſten einen Namen nennen,
Den in der Schrift, nicht nach dem Laut,
Wir freilich etwas anders kennen,
Doch bleibt der Klang uns gleich vertraut.

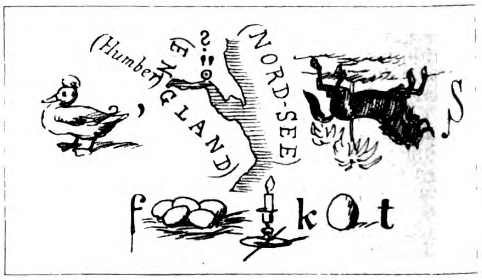
Die Dritte, winzig und beſcheiden
Im Umfang, an Gehalt ſo leicht,
Sie nimmt doch alle Lebensfreuden,
Wenn man das letzte Zeichen ſtreicht.

Das Ganze muß den Wechſel lieben,
Veränderlichkeit iſt ihm Pflicht,
Doch willſt du deine Denkkraft üben,
So zürnſt du ihm darüber nicht.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 20.

Bilderrätſel.

Gute Leute und ſchlechte Muſikanten.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen: 6—2, 6—1, 4—2, 4—1.
A behielt: 4—3, 4—bl.
A ſetzte in der zweiten Runde 6—4 an 4.
B ſetzte 4—5, 3—2.
C ſetzte 6—5, 2—2.
D ſetzte 6—6, 2—bl.
C behielt außer den Doppelſteinen 3—1 übrig.

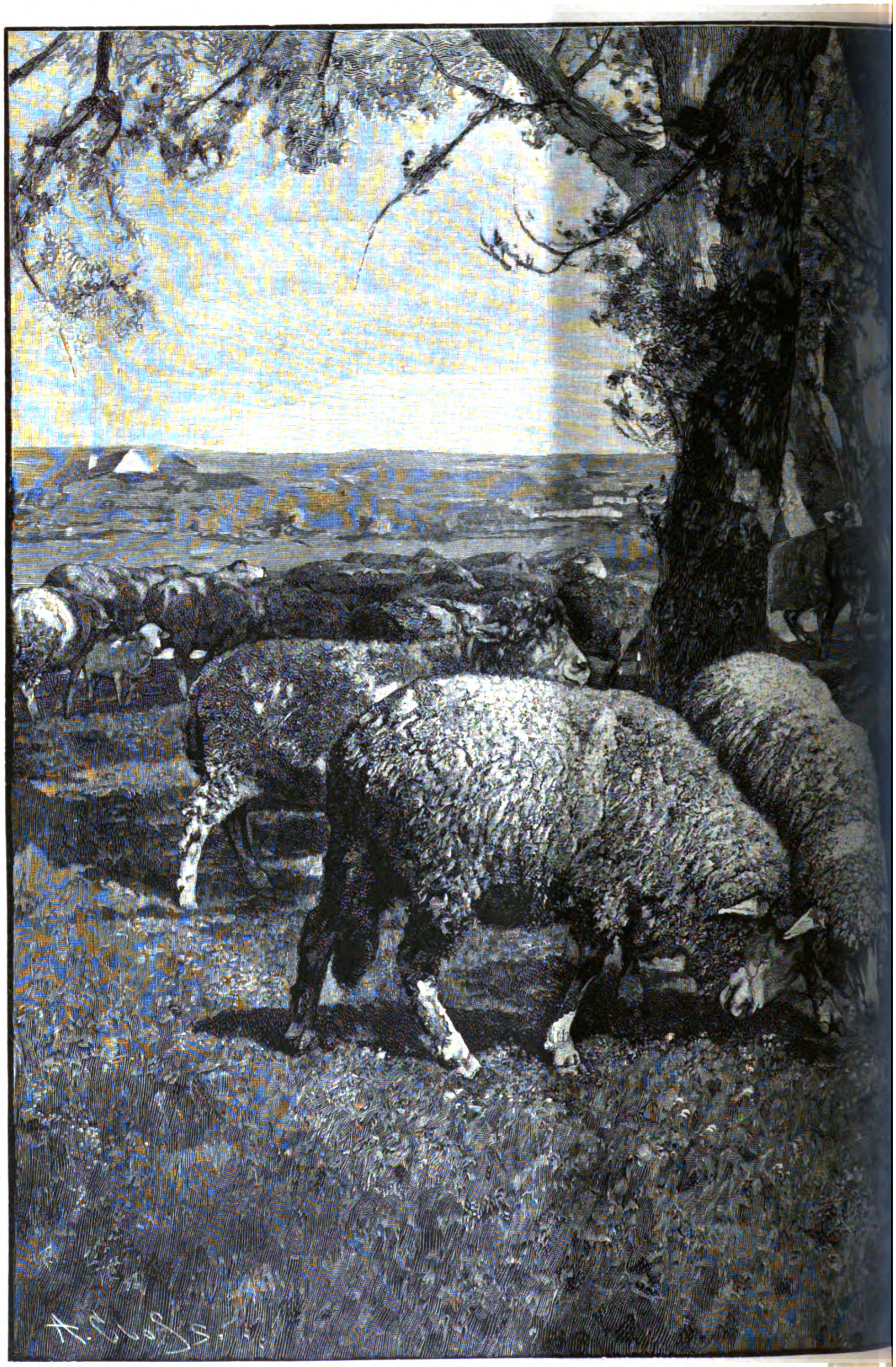
1. Dreiſilbige Scharade.

Nachtwächter.

2. Dreiſilbige Scharade. Eiferſucht.

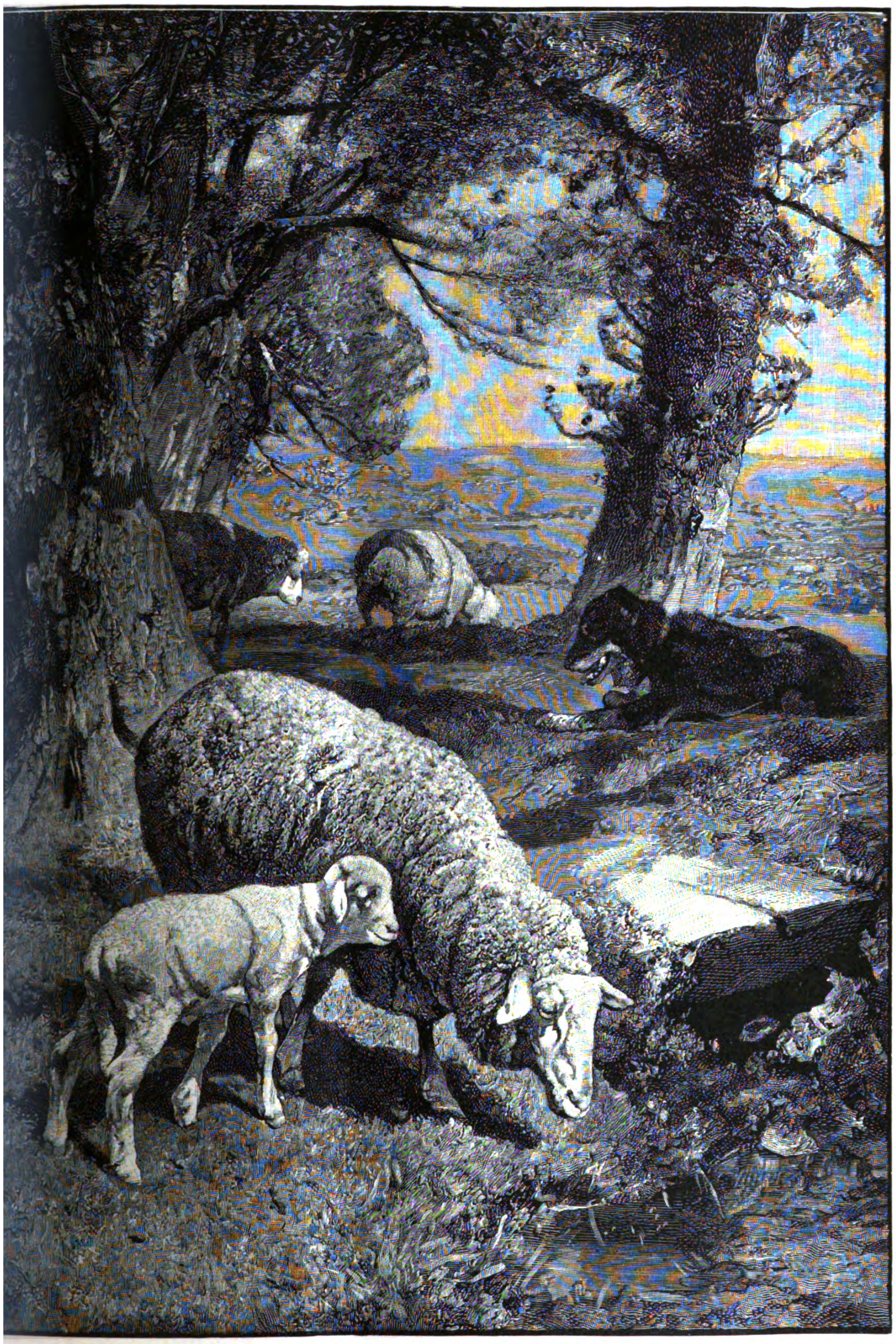
Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Von Joachim von Dürow. (Fortſ.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Das Evangelium des Petrus. Von Leopold Witte. Mit einem Fakſimile. — Zittergras. Gedicht von Ernſt Lenbach. — Aus der Berliner Centralmarkthalle. Mit einer Illuſtration. — Eisgang auf der Unterelbe. Text und vier Illuſtrationen von Hans Bohrdt. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Der tote Schafhirt von H. G. Emmerſon; Veiper von O. Piltz. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Wetterkunde. — Verkehr. — Technik. — Vereinsweſen. — Rechtsrat. — Ein Flugblatt über den weſtfäliſchen Frieden. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Im Frühlin

Kunstbeilage zu Daheim XXIX. Heft 8.



von H. Zügel.

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 4. März 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 22.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Jutta fühlte, bei aller Freundſchaft für den Roſekatzky, doch eine gewiſſe Erleichterung, daß der Alte gerade heute und daß er vermutlich auch noch morgen gerade krank ſein mußte. Sie ließ ihr Pferd ſatteln, rief dem Dackel und trabte wohlgemut den Feldern zu, in deren Mitte die Felſinger Wieſe lag, um nachzuſehen, ob ihren Anordnungen Folge geleiſtet ſei.

Nichts zu wünſchen übrig! In glänzendem Schwarz hob ſich die Inſchrift der Tafel von dem weißen Grunde ab:

„Das Fahren und Reiten auf dieſem Wege
iſt bei Strafe verboten.
Das Dominium Rotenſtein."

Als ſie im Laufe des Abends dem Walde zuritt, deuchte es ihr, daß in dem Dickicht eine Geſtalt verſchwunden ſei, von der ſie geſchworen hätte, daß es die des Roſekatzky geweſen, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß der Alte in jener Not darnieder läge, für die — ob körperlich, ob ſeeliſch — der gemeine Mann nur den Ausdruck: „Ihm ſchmeckt kein Eſſen nicht" als Bezeichnung hat.

Armer Alter, in deſſen Stube, von dem Begriff des Krankenzimmers unzertrennlich, das Licht noch immer nicht erloſchen war, als doch alle Häuſer des Gutes längſt im Dunkel lagen. Ausnahmsweiſe ſchien der Patient nicht gewillt, gegen ſeine Leiden mit den gebräuchlichen Mitteln zu Felde zu ziehen. Was er da in der Hand hielt, war weder die Flaſche mit dem Meliſſengeiſt, noch war es der Kolikenſtein; weder war es der weiche Blutegel, noch der harte Schröpfkopf. Es war nichts geringeres, als ein alter Schießprügel, den der Roſekatzky dereinſt auf einer großen „Aktion" erſtanden hatte und der ihn zu einem großen Jäger vor dem Herrn gemacht — trotzdem —

Dieſes „Trotzdem" galt nicht etwa der Konſtruktion in der Geſtalt des Roſekatzky, es galt der Konſtruktion von dieſes Mannes Waffe. Beſagte Flinte hatte nämlich einen Hahn, der zwar nach Art aller Hähne geſpannt wurde, deſſen Abziehen ſich aber nur vermittelſt eines energiſchen Fauſtſchlages bewirken ließ. Daß trotzalledem „der Haſe lag," war als ein gewiſſes Zaubermittel des Roſekatzky anzuſehen.

Nun waren Jahre hingegangen, in deren Zeitlauf keinerlei Wild von der Jagdluſt des Alten mehr um ſeinen Frieden gebracht worden war. Jahrelang hatte der Schießprügel ſich in ſeiner ungeſtörten Ruhe an der Wand der Kammer damit vertröſtet, daß dereinſt noch ein Tag kommen würde, wie er mit dem nächſten Morgen für ihn anbrechen ſollte.

Wohl geputzt und wohl geölt, in der Tiefe des Waldes ſorglich ausprobiert, gehorchte der Prügel dem Fauſtſchlage ein wenig zögernder, denn ſonſt, aber er gehorchte. Nachdem dann der Blick ſeines Beſitzers noch einmal liebend über ihn hingeglitten war, humpelte letzterer dem Bettlein zu, die Ruhe zu ſuchen, die das Vorhaben einer guten That dem Manne verleiht.

Die Felſinger unter dem Regiment des Türke pflegten frühe aufzuſtehen. Man gab dieſer Tugend unter dem neuen Beſitzer nichts nach, und bald nachdem die roſenfingerige Eos am Horizonte erſchienen, raſſelte die Reihe der Leiterwagen, der letzte, mit den Knechten und Mägden, deren Füße durch das Gitter hingen, über den Rotenſteiner Gutshof weg dem ſtrittigen Privatwege zu.

Sonſt pflegte ſich der Inſpektor erſt um die Mittagszeit bei dem Aufladen einzufinden, heute aber trieb es den Mann, trotz des erprobten Kämmerers, den Wagen nachzureiten, und er langte gerade an Ort und Stelle an, als der vorderſte

Wagen in plötzlichem Stoppen die ganze Reihe zum Halten brachte.

„Na, was gibt's denn? Vorwärts! Werdet Ihr Euch etwa an die Tafel kehren? Die Tafel ſteht da für Leute, die kein Recht haben, zu fahren.“

Statt aller Antwort deutete der Kämmerer mit dem Peitſchenſtiele auf den Weg, der allerdings des Überraſchenden viel aufzuweiſen hatte. Quer darüber hin war im Laufe der Nacht ein tiefer Graben gezogen worden, für leere Wagen allenfalls paſſierbar, für ein vollgeladenes Fuder ein unüberwindliches Hindernis.

Jenſeits dieſes Grabens wölbte ſich die ausgeſchaufelte Erde im Verein mit Steinen und Raſenſtücken zu einem ſtattlichen Walle, und wer über den Wall hinwegſah, konnte ſich eines hübſchen Zaunes erfreuen, ebenfalls quer über den Weg.

Längs des Wieſenraines erging ſich, die Hände auf dem Rücken, behaglich vor ſich hinpfeifend, der Rotenſteiner Amtmann.

„Herr Amtmann Forſter, ich muß ſehr bitten,“ rief der Felſinger Inſpektor, bereits im Fiſteltone hochgradiger Erregung, worauf der Amtmann in ſachter Wendung, immer noch die Hände auf dem Rücken, dem Kampfplatze zuſchritt.

„Wünſchen Sie etwas, Herr Inſpektor?“

„Das iſt eine Schändlichkeit — das iſt mehr als das — das iſt eine pöbelhaftige Gemeinheit!“

„Nur immer gemach, mein Söhnchen. Wem iſt dieſer Weg, Ihrer oder meiner?“

Es hat allezeit in den Gerechtſamen der Herren Inſpektoren gelegen, den Beſitz ihrer Herrſchaft der Kürze halber mit ‚mein‘ zu bezeichnen.

„Mag er zum Kuckuck gehören, wem er will! Wir haben das Wegerecht, und der Schabernack da iſt ein Eingriff in unſer Recht, für den Sie ſich vor Gericht zu verantworten haben werden, mein Herr Amtmann Forſter aus Rotenſtein. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten.“

„Wollen es abwarten. Vorläufig ſcheint mir das Lachen auf meiner Seite zu ſein,“ meinte der Amtmann und deutete mit dem Stocke die Reihe der Wagen entlang.

„Wollen Sie ſofort Leute beſtellen, die den Graben zuwerfen und den Zaun niederreißen?“

„Nee, will ich nicht — ſo ein alter Kavalleriſt, wie ich einer bin, hat mal ſeine Freude an einem kleinen Rennen mit Hinderniſſen, und ſolches ſoll juſtement auf dieſem Wege ſtattfinden. Ich meine, man hat es mit keinem anderen, wie mit ſeiner Herrſchaft auszumachen, wenn man ſich auf deren Grund und Boden ſein bißchen Plaiſir ſchaffen will. Oder kennen Sie einen Geſetzes-Paragraphen, wonach die Erlaubnis dazu von der verehrten Nachbarſchaft eingeholt werden muß?“

„Genug! Kommt her, Manns, nehmt die Forken, nehmt die Harken und werft den Graben zu!“

„Hoho, mein Alterchen, da hört die Gemütlichkeit auf. Wenn die Felſinger erſt anfangen, den Rotenſteiner die Gräben zuzuwerfen, dann kommt der Paragraph im Geſetzbuche zu ſeinem guten Recht. Für die Gegenwart grünt der Gendarm, für die Zukunft kommt das Gericht! Und nun laſſen Sie Ihre Kolonne gefälligſt Kehrt machen, inſofern es wieder das Landrecht verſtößt, daß die Straße von ſo und ſo viel Fuhrwerken fürs reiſende Publikum geſperrt wird.“

In ohnmächtigem Zorne knirſchend, gab der Inſpektor den Befehl zum Wenden, ſprengte im Feuereifer, den Vorfall zu berichten, einen kürzeren Weg nach Felſing hin und vernahm nicht das leiſe Kichern hämiſcher Schadenfreude der Leute, mit dem ein Wagen nach dem anderen ſich gemächlich in Bewegung ſetzte.

Jedes Ding hat ſeine Zeit, ſogar das Lachen der hämiſchen Schadenfreude.

Kaum daß der erſte Wagen die Stelle vor dem Hofe, in der die Landſtraße durch Bosketts gedeckt war, paſſiert hatte, kam in die Geſtalt eines Mannes, der dort regungslos wie ein Bild von Stein geſtanden hatte, plötzlich Leben. Ein pelzbekleideter Arm fuhr mit Blitzesſchnelle auf den geſpannten Hahn einer Büchſe nieder, daß hart über dem Kopfe eines der Knechte der Schuß dahinfuhr, den ſpitzen Strohhut durchbohrend, beinahe anſengend das Haar.

Der zweite Wagen kam — abermals ſchlug die elaſtiſche Fauſt auf den ſpröden Hahn, abermals fuhr die Kugel durch einen Strohhut, beinahe anſengend das darunter befindliche Haar.

Unter einer ans Indianerhafte ſtreifenden Kundgebung feindlicher Gefühle nahte jetzt der Wagen mit den Weibſen, aber ritterlich fiel der Schuß erſt, als der Damenwagen die Linie paſſiert hatte.

Anzuhalten wagte niemand. Wie in wilder Flucht raſſelten die Leiterwagen über den Rotenſteiner Hof, brühwarm den Fall in Felſing zu berichten.

Was ſich zwiſchen dem Amtmann und ſeiner jungen Herrin infolge dieſer Vorgänge abgeſpielt, iſt in ſeinen Details zu niemandes Ohren gekommen.

Der Alte war ſchlau genug geweſen, den Fall mit dem Schlußſatze: „Schlagen das gnädige Fräulein nur zu, mein Buckel iſt breit,“ ſofort ſelber vorzubringen, aber ganz wohl war es ihm dabei doch nicht zu Sinne. Als Jutta ſchließlich in einem ihm bis dahin unbekannten Stadium niederſchmetternder Hoheit ein „Herr Amtmann, ich habe Ihnen nichts mehr zu ſagen,“ geſprochen, hatte er ganz ſachte die Thüre hinter ſich zugezogen.

„Als ob die alte Selige in Perſon vor mir geſtanden!“

Kaum, daß der Amtmann gegangen, wurde die Glocke nach Anton in Bewegung geſetzt.

„Der Roſekatzky ſoll herkommen, auf der Stelle!“

Zögernd erſchien der Diener wieder. „Der Roſekatzky läßt ſagen —“

Jutta fuhr herum. „Läßt ſagen? — Ich will den Roſekatzky ſprechen.“

„Hm —“

„Was denn?“

„Der Roſekatzky läßt nämlich ſagen, ihm wäre es unter den Kugeln von Waterloo zu Mute geweſen, als ob die Honigkuchen um ihn herumfliegen gethan — ihm wären die Franzoſen ‚Wurſcht‘ geweſen, und wenn die Ruſſen kommen würden, dann ſollten ſie ihm noch mehr ‚Wurſcht‘ ſein. Aber jetzt vor dem gnädigen Fräulein anzutreten, das ‚deert‘ ſich der Roſekatzky nicht. Er meint, es könnte doch beinah ſo ſein, als wenn er vor die alte gnädige Frau mit ſo was auf der Seele ſollt' erſcheinen müſſen.“

Ohne das Flammenſchwert der Verachtung, das Jutta vor ihre Thüre gelegt, hätte der Amtmann vielleicht Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß man eben nur bedingungsweiſe ‚ganz die alte Selige‘ war. Nur bedingungsweiſe, denn hinter der geſchloſſenen Thüre wurde man urplötzlich die ‚gegenwärtige Junge,‘ das heißt, man legte den Kopf auf die Platte des Schreibtiſches und ließ der Anſammlung von Gefühlen an Zorn, Scham und Ratloſigkeit in einem großen Thränenſtrom freien Lauf.

„Was ſoll er nur — was ſoll er nur — was ſoll nur der Landrat von mir denken?“

Zu der Zeit, da Jutta noch eine Gouvernante hatte, pflegte dieſen Damen ſcharf eingeprägt zu werden, daß über allen Wiſſenſchaften die Kunſt des Briefſchreibens in Angriff zu nehmen ſei. Was waren aber alle Aufſätze gegen das Schreiben, das heute an den Landrat von Kienitz notgedrungen zu richten war! Das Entſchuldigen auf der einen, das Feſthalten auf der anderen Seite erforderte ein Ab- und Ermeſſen, bis endlich Jutta, deren Kopf bereits zu ſchmerzen begann, ein wenig unter dem Einfluſſe ihrer natürlichen Ungeduld, ohne auch nur abzuſetzen, ins Zeug ging.

„Ew. Hochwohlgeboren, hochgeſchätzter Herr Landrat!

Wenn es auch einer Erwähnung, daß ich perſönlich den zwiſchen Ihren und meinen Beamten ausgebrochenen Streitigkeiten gänzlich fern ſtehe, nicht bedarf, ſo geſtatten mir

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ew. Hochwohlgeboren doch wohl freundlich, es auszuſprechen, daß ich von dem Vorgefallenen in jeder Art auf das peinlichſte berührt worden bin.

Ich erkläre mich, in Anbetracht der Unabänderlichkeit geſchehener Dinge wenigſtens bereit, für jeden Schaden, den das unbefugte Schießen meines Rademachers Roſekatzki etwa nach ſich gezogen haben ſollte, aufzukommen, eventuell einer Beſtrafung desſelben aus innerſter Überzeugung zuzuſtimmen.

Was nun die Benutzung des über meinen Grund und Boden führenden Privatweges betrifft, ſo ſehe ich mich zu meinem Bedauern genötigt, Ew. Hochwohlgeboren die Erklärung zu geben, daß, nachdem die Gerechtſame des Herrn von Türk erloſchen, der Weg für niemand weiter offen ſteht. Da ich vermute, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt ſein dürften, die Sache durch einen Prozeß zum Austrage zu bringen, wäre ich für eine baldige Einleitung desſelben dankbar, inſofern weiteres Schweben dieſer Frage neue unliebſame Vorfälle nach ſich ziehen könnte.

Da es nun aber meiner Natur widerſtrebt, das, was der liebe Gott zu Nutz und Frommen hat wachſen laſſen, in direktem Ausblick aus meinem Fenſter wegen irdiſcher Zwietracht verderben zu ſehen, bin ich geneigt, das Heu der Felſinger Wieſe auf mein daran grenzendes, hart an die Landſtraße ſtoßendes Brachfeld ſchaffen zu laſſen, und iſt es Ew. Hochwohlgeboren anheim geſtellt, ſolches von meinem Territorium abholen zu wollen.

Gleichzeitig nehme ich Gelegenheit, mich zu zeichnen
in vollkommenſter Hochachtung
Jutta von Nettlingen."

Tief aufſeufzend faltete Jutta den Brief zuſammen, ſchnitt unter Anwendung des Lineals mit beſonderer Sorgfalt das Kouvert zurecht und übergab das Schreiben dem ‚Reitenden' zur unverzüglichen Beförderung.

Mit nichten ſchien der Landrat auch ſeinerſeits Zeit und Briefpapier dem Zweifeln und Erwägen geopfert zu haben, denn kaum, daß Jutta mit den Tanten Waldein in der gewiſſen Ruhe, die das Abbrennen der Schiffe der Menſchenſeele verleiht, ſich zum Nachmittagskaffee vereinigt, brachte der Reitende die Antwort ſchon wieder zurück.

Dieſe, erſt allein geleſen, dann aber den Tanten pflichtſchuldigſt mitgeteilt, lautete wie folgt:

„Hochzuverehrendes gnädiges Fräulein!

Geſtatten Sie mir zunächſt, Ihnen zu verſichern, daß in ſofortiger Richtigſtellung des zwiſchen Ihrem Amtmann und meinem Inſpektor vorgekommenen Streitfalles der Ihnen dadurch erwachſende Verdruß für mich am ſchwerſten in die Wage fällt.

Geruhen Sie ferner, auf das kriegeriſche Vorgehen Ihres Rademachers das Licht einer gewiſſen Berechtigung in Gnaden fallen zu laſſen. Sollte es nicht den Schrecken eines kleinen Kugelregens aufwiegen, den Roſekatzky einmal ‚los' zu ſehen.

Was nun Ihren Wunſch für die baldige Einleitung des Prozeſſes betrifft, ſo gereicht es mir zur beſonderen Genugthuung, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß der Weg zur Klage unmittelbar nach dem Vorfalle meinerſeits beſchritten worden iſt.

Ohne Eingehen auf Ihren freundlichen Vorſchlag, mir mein Heu an den neutralen Weg ſchaffen zu laſſen, bitte ich Sie, für denſelben meinen tiefgefühlteſten Dank entgegen zu nehmen. Wie ich Sie, meine Gnädigſte, vollkommen in dem Widerſtreben verſtehe, das Verderben ſich vor Ihren Augen vollziehen zu ſehen, ſo werden Sie auch mich darin verſtehen, daß es dem Manne widerſtrebt, ſich geben zu laſſen, wo er, innerer Überzeugung nach, ein Recht hat, zu nehmen.

Das Heu meiner Wieſe iſt für dieſe Mahd ein Verluſt, deſſen Entſchädigung, je nach Ausgang des Prozeſſes, immerhin noch zu gewärtigen wäre.

Genehmigen Sie, gnädiges Fräulein, zum Schluſſe noch die Verſicherung einer, wenn dieſes möglich wäre, durch die Verhältniſſe noch geſteigerten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen
Ihr ganz gehorſamſter
Horſt von Kienitz."

Nachdem jede der Tanten den Brief geleſen, nachdem ſie bedenklich das Haupt gewiegt und eifrig in ihren Taſſen gerührt, kam die Frage: „Und wie wird es — Prozeſſe dauern meiſtens ſehr lange — mit dem zweiten Schnitt Heu — dem Grummet?"

Worauf Jung-Jutta (nicht die Beſitzerin von Rotenſtein) mit dem ganzen Ungeſtüm früherer Tage ſich in ihren Stuhl zurückwerfend, die weißen vollen Arme über ihrem Haupte kreuzte.

„Ja, Tanten, den Grummet — den Grummet überlebe ich nicht!"

2. Kapitel.

Es ſchien die Sonne, es rauſchte der Regen, es braute der Nebel, es ſtrich der Wind über die Felſinger Wieſe hin, und nach landmänniſcher Erfahrung waren die braunen zuſammengeſchrumpften Heuhaufen dort nun auch nicht mehr einen Schuß Pulver wert.

Wenn nur dieſes abſcheuliche Heu erſt aus dem Bereich von Juttas Gedanken zu entfernen wäre. Wie das verlorene, braune, häßliche Zeug wohl ausſehen mochte? Vielleicht gab es der Seele mehr Ruhe, wenn man ſich der Wieſe einmal Auge in Auge gegenüber befunden haben würde. Nicht etwa, daß jemand bei Tage Jutta in Nähe der ſtrittigen Wieſe erblicken ſollte. Gott bewahre, daß man dem Gerede über unweiblichen Starrſinn auch noch das über hämiſche Schadenfreude beifügen mochte. Aber ganz in aller Frühe, wenn die Sonne eben aufging, konnte man es vielleicht einmal wagen. Möglicherweiſe war heute, wo alle Arbeiter nach der anderen Seite des Gutes hinausziehen mußten, der richtige Moment.

In zwei Sprüngen war Jutta aus dem Bettlein. Sie öffnete der balſamiſch hereinſtrömenden Waldluft das Fenſter, haſtete ſich mit ihrem Anzug, der in einem Morgenkleide von weißem Batiſſin, um die Taille mit einem ſchwarzen Gurt befeſtigt, beſtand, warf ein Tuch um die Schulter und hing den Schäferhut an den Arm. Leiſe rief ſie den vor Freuden ſich wie unſinnig gebärdenden Dackel und trat aufatmend in den tauigen Morgen hinaus.

Unter heißem Erröten betrachtete ſie ſich die Hinderniſſe, die der Amtmann ſeinem projektierten Rennen erbaut, ſtand dann, die Hände hilflos gefaltet und ſah ſich die feindliche Wieſe im Schein der gerade aufgehenden Sonne in wehmutsvoller Ergebung an. Allerdings that ja der Tau ſein Möglichſtes, um ſeines Amtes, über Verweslichem wie über Unverweslichem zu blinken, gerecht zu werden — aber ein greulicher Anblick war es trotz alledem.

Jutta kniete an einem der größten Heuhaufen nieder und zog ein paar Hände voll Halme hervor, ſich zu überzeugen, ob denn auch im Innern ſchon alles verrottet ſei. Sie ſtreute die liebe Gottesgabe, die ‚er' ſich nun mit ſchwerem Gelde anderswo herholen mußte, gedankenvoll aus, und als ſie ſich von ihren Knieen erhob, entſtieg ein Seufzer der jungen Bruſt.

Gleichzeitig mit ihr richtete ſich, bis dahin durch ein Weidengebüſch gedeckt, unvermutet die Geſtalt eines Mannes auf, nicht mit einem Seufzer, wohl aber mit einem Geſichtsausdruck, von dem Jutta, die in dieſem Augenblick vor Scham hätte in die Erde ſinken mögen, meinte, daß es das Lächeln der Hölle geweſen ſei.

Und doch! Was konnte wohl den Landrat von Kienitz, der unter den Frühaufſtehern in Felſing zuweilen einer der früheſten war, verhindern, ſich einmal die Stätte ſeiner Verluſte im Strahl der aufgehenden Sonne zu betrachten?

Die Sache war unabänderlich, das unſelige Zuſammentreffen auf der feindlichen Wieſe war zur Thatſache geworden, keine andere Alternative blieb, denn das würdevolle Benehmen zweier Feinde von großherziger Geſinnung! Man grüßte, grüßte auf einer Seite ſogar ſehr tief, worauf ein jeglicher anſcheinend ruhig ſeines Weges ging.

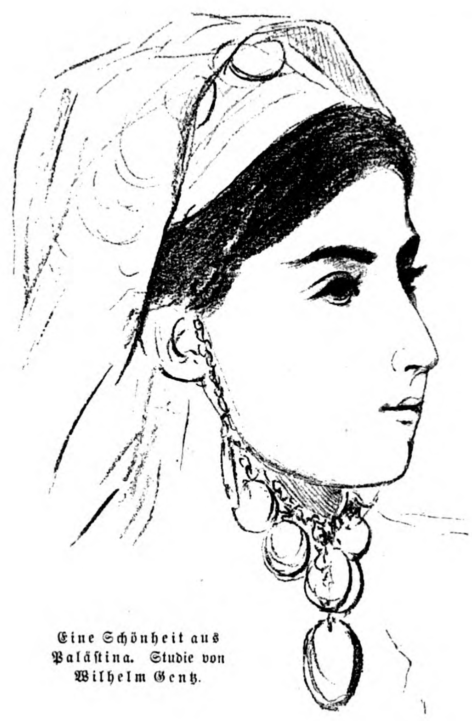
Anſcheinend ruhig, trotzdem Juttas Herz zum Zerſpringen klopfte, trotzdem ihre Wangen in heißer Glut brannten. Was waren das nur für böſe Geiſter, die ſeit der unſeligen Geſchichte in Rotenſtein permanent umgingen? Garſtige, ſchadenfrohe Geiſter, deren häßlichſter einer ihr den heutigen Morgengang eingegeben — und nun gar — was denn nun noch? War es etwa noch nicht genug?

Der Schritt, der, ſobald ſie in das neutrale Gebiet der Landſtraße eingebogen, hinter ihr kam, war weder der ſchlürfende eines Hirten auf Holzpantoffeln, noch war es der wohlbekannte des alten Herrn Schobeck oder ſonſt eines Mannes mit der biederen Beſchuhung ländlicher Verhältniſſe. Jutta hatte das leichte Knarren eines Stiefels von eleganterer Abſtammung noch von jener Waldpromenade her im Ohr, jenes unheimliche Knarren, das da jetzt näher und immer näher herankam.

„Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein! Beſonderer Vorzug Ihnen zu begegnen. Wollen Sie mir geſtatten, Ihnen Ihre Handſchuhe zu übermitteln.“

Natürlich! Jutta hatte zu allem übrigen auch noch die Handſchuhe in dem Heu des Feindes liegen laſſen, der Feind brachte die Handſchuh zurück und: „Nehmen!“ raunte der Geiſt der Wohlerzogenheit ihr in das Ohr. Merkwürdig war es überhaupt, daß mit dem Klange von Horſts Stimme der ganze Bann ſich wunderſam zu heben begann. Jutta machte die Erfahrung, daß die Handhabung von Gemeinplätzen in ſtürmiſchen Lebenslagen gleich Öl auf die Wogen wirken könne. Wie gut ſprach es ſich über das vorausſichtliche Steigen des Barometers für den heutigen, wie über ſein vermutliches Fallen für den morgenden Tag. Ordentlich herzerfreuend war es, zu berichten, daß Tante Ethelinde ein wenig Kopfweh habe, und daß im Laufe der nächſten Tage eine partielle Sonnenfinſternis zu erwarten ſei. Man berührte im Übergang zur Erde das Diner bei Herrn von Stein, zu dem der Landrat mit der Zuſage noch zögere. Ob das gnädige Fräulein hinkommen würde?

„Ja, wenn auch wegen der Trauer nur auf einen ‚Stips‘ nach Tiſche,“ worauf auch der Herr Landrat ſich jeglichen Zögerns in der Zuſage entſchlagen wollte.



Eine Schönheit aus Paläſtina. Studie von Wilhelm Gentz.

Dann plötzlich inmitten des flutenden Sonnengoldes, des Funkelns und Blühens, inmitten der leicht beſchwingten Worte ein Ton der Fürſorge in der ſonoren Stimme des ernſten Mannes, angethan, ein verwaiſtes Mägdelein wohlig zu umſchmeicheln.

„Ich möchte mir eine Bitte an Sie erlauben, gnädiges Fräulein. So ſehr ich meinerſeits geneigt bin, die Begegnung von heute unter die wenigen Sonnentage in meinem vereinſamten Daſein zu rechnen, muß ich Sie doch warnen, ſich ohne Schutz in weitere Entfernungen von Hof und Garten zu wagen. Es treiben ſich viel Dunkelmänner jetzt in der Gegend umher, unter denen ich Ihnen die dort am Waldesrande einherſchleichende Geſtalt ſofort als ſchlagendes Beiſpiel vorführen kann. Nehmen wir einmal an, der Strolch wäre Ihnen ſtatt meiner begegnet.“

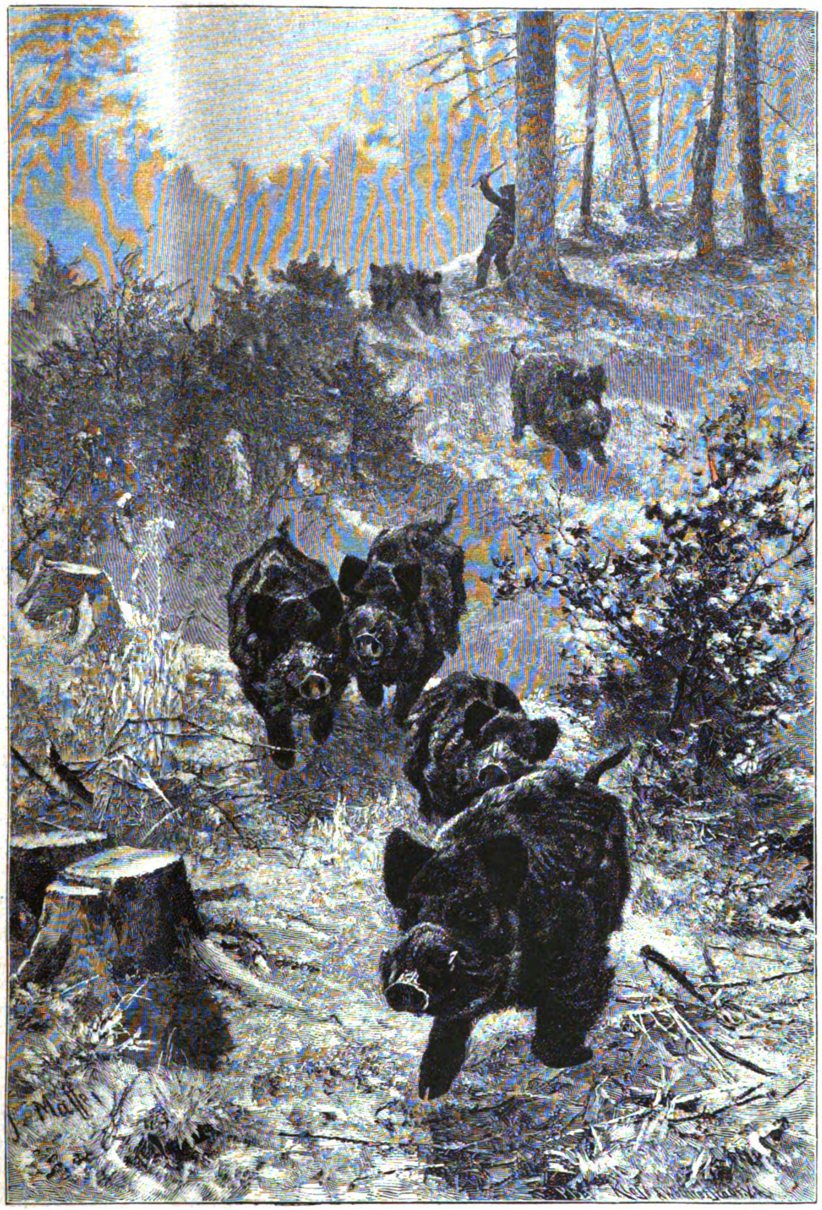
„Solcher Tauſch wäre mir nicht angenehm geweſen,“ meinte Jutta lächelnd, „obſchon mir in hieſiger Gegend das Gefühl der Kindſchaft jedem alten Baum, jedem murmelnden Bach gegenüber über alle Menſchenfurcht hinweghilft. Oft, wenn ich mit bangem, verzagtem Herzen in den Bereich des Waldes getreten bin, habe ich gemeint, daß die alten Föhren ſich zu meinem Schutze enger aneinander ſchlöſſen, und über aller Muſik ſtehend, haben ihre Wipfel mir Ruhe in die Seele gerauſcht. Wir Oſtpreußen ſind nun einmal einem nimmer auszulöſchenden Heimatsgefühl verfallen, von dem ich meine, daß auch Sie es mit der Zeit kennen lernen werden.“

„Ich melde mich als bereits auf dem beſten Wege dazu. Ich verſpüre ſogar ein Stück Jugendthorheit in der kindlichen Freude, mit der ich meine neue Heimat täglich mehr als ſolche betrachte. Der Kauf von Felſing iſt trotz der jeden Anfang ſo erſchwerenden liberalen Einflüſſe unter den Leuten gleichſam die Erfüllung einer Sehnſucht, die in der Bruſt des einſtigen armen Jungen rumort hat, ſo lange ich überhaupt als ſolcher zu denken vermag. Wohl weiß ich, daß ich, der ich in der Penſion in beſcheidenſter Weiſe mein leibliches Daſein friſten mußte, oft in heißem Verlangen vor den Schaufenſtern mit ihrem Inhalt an Torten und Pfefferkuchen geſtanden habe, daß der Beſitz von Pelzhandſchuhen anſtatt der ‚Grünwollenen‘ mir als ein Stückchen Erdenglück erſchien. Kein Ding in der Welt hat aber eine ſolche Revolte erwachender Sehnſuchtstriebe in meinem Inneren hervorgerufen, denn ein ganz beſtimmter Gegenſtand: ich ſah an dem Fenſter einer Tiſchlerwerkſtatt, auf Beſtellung einer reichen Kaufmannsfamilie gearbeitet, ein kleines Holzhäuschen, gerade groß genug, um Leute meines Schlages darin zu beherbergen, und über der Thür jenes Häuschens die Worte: ‚Klein, aber mein.‘ — Ich kann nicht ſagen, daß ich im allgemeinen dem Herumtreiben zugeneigt, aber ſo lange das Haus in der Werkſtatt ſtand, iſt kein Tag vergangen, an dem ich nicht einen beträchtlichen Umweg gemacht, um mich für eine Weile mit dem Anſtarren des Hauſes zu beſchäftigen. Als es dann eines Tages aus dem Fenſter verſchwunden war, habe ich ihm ſo bitterlich nachgeheult, wie — wie, nun, wie man eben mit noch nicht zehn Jahren zu weinen vermag.

Ich habe ein ähnliches Häuschen nie mehr mit leiblichen Augen geſehen, doch hat es allzeit vor meiner Seele geſtanden, — ja, es iſt gleichſam mit mir größer geworden! Als nun mein Onkel ſelig mir mit Aufbietung ſeiner letzten Lebenskraft durch den Prozeß zu meinem Vermögen verholfen hatte, wäre zur ſchnellen Realiſierung des Heimatstraumes ein übereilter Gutskauf wahrſcheinlich die nächſte Folge geweſen, wenn der Wille des Vormunds darin nicht anders entſchieden hätte: ‚Zunächſt die Lehr’ und dann die Ähr.‘ — Wir ſind aber gänzlich von dem Ausgangspunkte unſerer Unterredung abgekommen, mein gnädiges Fräulein, und doch müſſen Sie mir geſtatten, das ſchutzloſe Herumſtreifen in Flur und Wald kraft meines Amtes als Landrat des Kreiſes unter Kontrolle zu ſtellen.“

Jutta ſchüttelte lachend das Haupt. „Ich kann wirklich nicht um einiger Vagabonden mehr, wie ſie der Zeitgeiſt erfordert, dem Landrat meinen Wald zum Opfer bringen, Herr von Kienitz.“

„Das ſollen Sie auch nicht. Sie ſollen mich nur Abhilfe ſchaffen laſſen. Einer meiner Förſter iſt nämlich im



Aus dem Trieb heraus. Nach dem Gemälde von J. Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Beſitze einer prächtigen däniſchen Dogge. Ich ſage Ihnen — einer Dogge —“

„Wie ſieht die Dogge aus?“ fiel Jutta mit der ganzen Lebhaftigkeit der Tierenthuſiaſtin ein.

„Kurz im Haar, ſilbergrau von Farbe, Ohren geſtutzt, breite Bruſt, Gang der des Löwen.“

„Oh!“

„Sehen Sie wohl, Sie erwärmen ſich bereits für meine Dogge, noch ehe ich ihr Hauptverdienſt, die Dreſſur auf den Mann, ins Treffen geführt habe.“

Juttas Augen leuchteten. „Wollen Sie die Dogge für mich erſtehen, Herr von Kienitz?“

„Gern, und zwar will ich als ehrlicher Makler ein ſcharfes Auge auf den Verkäufer haben, inſofern dieſer eine kleine Prellerei beim Handel als außerhalb der zehn Gebote ſtehend betrachtet. Da ſind wir aber bereits an der Stelle angelangt, wo mein Weg ſich von dem Ihrigen abzweigen ſoll. Wollen Sie mir geſtatten, Ihnen den Hund perſönlich zu überbringen, Fräulein von Rettlingen?“

Zagend wurde die Hand des Mannes ausgeſtreckt, ſchüchtern legte ſich die des Weibes hinein, gleichwie der Wanderer an der Schwelle des Heiligtums den Schritt verzögert. In den beiden jungen Herzen, die, ſich keiner entweihenden Vergangenheit bewußt, zweifellos dem Ziele entgegenſchlugen, wallte es heiß auf. Aber unter tiefem Erröten zog Jutta die Hand zurück, als Leute des Weges kamen, und auch der Mann der kühlen Beſonnenheit wurde wieder er ſelbſt: nicht war's der Ort, noch war's die Stunde —

Das Glücksgefühl in der Bruſt deſſen, der nun allein ſeinen Weg fortſetzte, hatte mit der Befriedigung über die bisherigen guten Tage ſeines Lebens nichts gemein. Tief atmend lüftete Horſt den Hut, das Tuch fuhr über die Stirn, und als er, um eine Waldecke biegend, ſeine Heimat in dem vollen Zauber der Morgenſchöne vor ſich daliegen ſah, ſtand er dem Bilde mit anderen Empfindungen denn ſonſt gegenüber.

Aufwärts von dem ſtattlichen Firſt des in reinem Stil erbauten Wohnhauſes ſchwang ſich eine Taubenſchar hoch in die blaue Luft. Von der glänzenden Fläche des Weihers hob ſich der Raſen in ſattem Grün, der blühende Raps ſendete berauſchende Duftwogen herüber, und weit in Fernen verklang das Geläute der ausziehenden Herde.

Doch was dem Heimatstraume Horſts von Kienitz dereinſt als das Höchſte erſchienen war, das gab dem Wunſche im Lichte der Gegenwart kaum ein Genügen. „Mein Heim“ hatte die dürſtende Seele des Mannes im Anſchauen ſeines Beſitzes gejubelt — und: „Mein — aber auch Dein“ fügte das Glücksbedürfnis in erweiterten Grenzen hinzu.

War es dieſelbe Maid, die da, eine Falte der Sorge auf der ſonſt ſo morgenhellen Stirn, ausgezogen war, — vor dem geiſtigen Auge ein Feld von dürren Halmen, in Gedanken die Frage über eine wirkungsvolle Beſtrafung Roſekatzkys, des Sündebeladenen? Dieſelbe, die nun dem Hauſe zuging, als führte ein jeder Schritt aufwärts zum Glück? Die Maid, in deren Seele jeglicher dürre Halm zum Tauſendſchön erblüht war, in deren Herzen ein warmes Regen ſich nach jemand ſehnte, dem es ein Liebes thun, dem es — vergeben könnte?

Ja, es war dieſelbe, — und doch nicht dieſelbe, nimmermehr dieſelbe!

Jutta hatte den hoffnungsfrohen Blick der jubelnden Lerche nachgeſandt, als dieſe ſich wenige Schritte ſeitlich vom Grabenrande in die Luft geſchwungen. Sie hatte darüber eine unbehilfliche Geſtalt, die ſich beim unerwarteten Anblicke des Mädchens in ein Weidengebüſch geflüchtet, überſehen, und ihre Aufmerkſamkeit wurde erſt rege, als die geraden feſten Zweige dieſes Gebüſches beim Durchbrechen hart aneinander ſchlugen.

„Wer da drin iſt, ſoll ſofort herauskommen,“ ſagte die ſtrafende Stimme der jungen Herrin von Rotenſtein, und dann, als ſich erſt der Stock und darauf das gekürzte Bein vorſichtig hervorgewagt: „Aber Roſekatzky!“

Der Roſekatzky humpelte heran und richtete ſich auf ſeine Art ehrerbietig auf.

„Das ‚Sichherumdrücken‘ paßt ſich nicht für einen Sünder von einigermaßen anſtändiger Geſinnung. Sieht Er ſein himmelſchreiendes Unrecht bei der Geſchichte wenigſtens ein? Rede Er! Sieht Er ein, daß Er ſich in Grund und Boden vor mir zu ſchämen hat?“

Der Roſekatzky holte die große, hornene Schnupftabaksdoſe bedächtig hervor, that ein wenig prieſen und demzufolge nieſen, und ſprach dann das große Wort gelaſſen aus: „Es kann ſein, es kann auch nicht.“

Der Fall war hoffnungslos, jedenfalls war es ungewiß, ob man lachen oder ſich ärgern ſollte. „Sieht er denn wenigſtens ein, daß er ein Eſel iſt, Roſekatzky?“

„Da geb' ich recht, Fräuleinchen liebes, ſintemal der Eſel auch nicht der nachgiebigſten einer iſt,“ worauf die Akten zugeklappt und die Niederlage von Jutta auf ſich genommen wurde.

3. Kapitel.

In einer unſchönen Nebenſtraße, deren Abenddunkel nicht einmal die trüben, weit voneinander ſtehenden Öllaternen, wie man ſie in den Hauptſtraßen fand, zu erhellen trachteten, in deren ungepflaſterter Mitte ſich der berühmte Königsberger Schmutz in geradezu lächerlicher Weiſe breit machte, ging an einem regneriſchen Abend die hohe Geſtalt Edmund von Hegebachs.

Er wandte ſich einem ſtrohgedeckten Häuschen zu, deſſen Schild dem Vorübergehenden Kunde gab, daß Baruch Tadraß eine jegliche Spezialität der Rubrik Felle ein- und verkaufe, aufſteigend von dem Samt des Maulwurfs bis zum Goldgelb des Leuen.

Trotz der ſpäten Stunde war der Laden noch offen. Hin und wieder trat doch noch ein Kunde hinein, wie zum Beiſpiel jetzt das alte Mütterchen, deſſen arges Reißen des warmen Felles derjenigen bedurfte, die vor einigen Tagen in dieſem Raume noch behaglich geſchnurrt. Hart hinter dem Mütterchen trat, das blonde Haupt in der niederen Thür beugend, der junge Offizier in den Laden. Er ſtand, beide Hände in den Taſchen, die Mütze auf dem Kopf, in einer durch aufgeſtapelte Felle nachtdunkeln Ecke den Augenblick erwartend, wo Baruch Tadraß ihm mit einer Handbewegung den Weg in das hinter dem Laden gelegene Kämmerlein andeutete.

„Tadraß, ich brauche Geld.“

„Hätten der Herr Leutnant mir nicht gebraucht zu melden, denn wie der Schatten von dem Herrn Leutnant ſeiner Erſcheinung iſt hereingefallen in meinen Laden, hab' ich mir gleich geſagt: ‚Tadraß, dies iſt der Schatten von einem Manne, der da will haben Geld.‘ Hätt' ich doch lieber ſprechen ſollen gleich: ‚Schatten fall' wieder raus aus dem Laden,‘ denn der Tadraß hat bloß Geld, wenn neben dem Schatten von einer ſchönen Figur auch der ſichtbar iſt von einem ſicheren Manne. Gott der Gerechte, Herr Leutnant, haben meine armen Augen von die zwei Schattens doch man bloß können erblicken den einen!“

„Ach was! Mein Vater bekommt über kurz oder lang die Brigade.“

„Iſt ein ſchönes Wort, der Vater ſchwebend hoch über der Brigade, aber wenn das Wörtchen ‚Stief‘ vorm Vater ſteht, dann klingt, was ſonſt wie ein Schlag an eine Glocke von Erz, man bloß wie ein Pinken an einen blechernen Topf. Zieht nicht, Herr Leutnant, zieht nicht, zumal wenn die allergnädigſte Frau Mutter —“

„Was denn? Was hat meine Mutter damit zu ſchaffen?“

„Frau Mutter ſind eine vornehme Dame, ſtehend im Geruch großer Feinheit der Gewandung und der echten Federn auf dem Hut, alles koſtbar, alles vom beſten, aber der Geruch von Bargeld — nicht zu ſpüren, Herr Leutnant, nichts zu ſpüren.“

(Fortſetzung folgt.)

Im Reichstag.

IV.

Durch alle Räume des hohen Hauſes ſchrillt mahnend das elektriſche Läutewerk. Es klingelt in dem Sitzungsſaal und den Foyers, es tönt in die entlegenſten Fraktionsräume, in die Schreib- und Leſezimmer, es ſchallt durch die weitläufigen Korridore bis zu den Eingangsräumen an der Leipziger Straße hinaus. Dort wälzt ſich ihm von der anderen Seite durch das offenſtehende Thor der buntverworrene Lärm der gewaltigen Berliner Verkehrsader entgegen und läßt in dem Gebimmel der Pferdebahnwagen, dem Raſſeln der Laſtfuhrwerke und Droſchken die dünne zitternde Stimme der Klingeln verſchwinden.

Da draußen auf der Straße herrſcht jetzt um die Mittagszeit das ganze fieberhafte Getümmel der Weltſtadt. Drinnen im Reichstag iſt es leer und ſtill. Achtlos gleitet die Woge des Verkehrs heute an dem langgeſtreckten Bau vorüber, der in beſchaulicher Ruhe, wie verlaſſen daliegt.

Und doch iſt Sitzung heute. Aber wie es während eines langen, heißen Schlachttages Augenblicke gibt, in denen beide Teile gleichſam nach ſtillſchweigender Verabredung auf ein, zwei Stunden den Kampf ausſetzen, um die Kräfte zur Entſcheidung zu ſammeln, und nur ab und zu ein dumpf dröhnender Kanonenſchuß oder in vorderſter Linie das Plakkern der Gewehre von dem Ernſt des Augenblicks zeugt, ſo iſt auch jetzt in dem parlamentariſchen Streitgewirr eine Zeit der Ruhe eingetreten. Man hat die Militärvorlage nach der erſten Leſung an eine Kommiſſion verwieſen und befaßt ſich inzwiſchen mit den anderen, oft herzlich trockenen Materialien, die gerade vorliegen.

Heute ſteht zur zweiten Beratung der Etat des Reichsamts des Innern, Titel 1, Gehalt des Staatsſekretärs.

So mag es etwa in Dornröschens verwunſchenem Schloſſe ausſehen. Gähnend lehnt der Thürhüter mit ſeinem ſtattlichen ſcharlachroten Kragen an der Eingangspforte, unthätig ſtehen die Saaldiener an den Flügelthüren und im Foyer umher, das Büffet liegt verödet, und den paar Abgeordneten, die ab und zu, von der Straße kommend, durch die leeren Gänge ſchreiten, kann man förmlich das ſtolze Bewußtſein der Pflichterfüllung vom Geſicht ableſen.

Groß iſt ihre Zahl nicht. Und ebenſo gering bleibt der Andrang zu den Tribünen. Heute kann der Fremde ohne beſondere Schwierigkeiten im Büreau einen Sitz auf der Mitteltribüne erhalten; weniger leicht in den Abgeordnetenlogen, denn es iſt zehn gegen eins zu rechnen, daß der Reichsbote, auf deſſen Vermittelung er baut, ſich nicht in dem hohen Hauſe befindet.

Damit ſei kein direkter Vorwurf gegen die Mitglieder des Reichstags ausgeſprochen. Das Berufs-Parlamentariertum, wie wir es in Frankreich in ſeiner vollen Giftblüte ſehen, iſt bei uns Gott ſei Dank nur durch einige Erſcheinungen des Freiſinns vertreten. Faſt alle anderen Abgeordneten haben einen bürgerlichen Beruf, dem ſie ſich mit Eifer widmen, ja, der Klang eines Parteinamens ruft ſchon ganz beſtimmte ſoziale Bilder in uns wach. Wir ſehen den Konſervativen in Militär- oder Ständeuniform, im Rocke des Gutsbeſitzers oder im prieſterlichen Gewand, wir haben, wenn wir dazu noch eine Anzahl Handwerker und Bürger nehmen, das Bild des Centrums, wir erblicken, wenn wir von Freikonſervativen ſprechen, den Diplomaten, den Großinduſtriellen und ſüddeutſchen Landedelmann vor uns, wir ſehen den nationalliberalen Profeſſor auf dem Katheder, wie den Geſchäfts-Sozialdemokraten in ſeiner Wirtſchaft oder ſeinem Tabakladen. Nur ein wichtiger Faktor, der Kleingrundbeſitz, iſt nicht ſeiner Bedeutung entſprechend vertreten, denn die ſtattliche Erſcheinung des „wildliberalen“ Herrn Wiſſer kann man kaum mehr dazu rechnen. Sonſt aber finden wir eine wahre Muſterkarte aller Stände und Berufe, vom Standesherrn bis zum Schiffskoch, und vom Buchbindergehilfen aufwärts bis zum General-Oberſt der Kavallerie. Roßärzte, Aquariumdirektoren, Bierbrauer, alle haben dem Reichstag ſchon angehört, wenn auch nicht ein jeder ſo vielſeitig iſt, wie der ſympathiſche Nationalliberale Bürklin, der die Würden eines Dr. phil., eines großen Weinbergsbeſitzers und eines Hoftheater-Intendanten in ſich vereinigt.

Es iſt ein trübſeliger Blick, von den leeren Tribünen hinunter in den faſt leeren Saal, an deſſen Hinterwand die Uhr auf ein Viertel nach eins zeigt. Auf der Tribüne, über der matt die ſchwarz-weiß-rote Fahne niederhängt, referiert irgend jemand — man kann von oben nur ſeinen blanken Schädel ſehen — über irgend eine Wahlprüfung. Die Abgeordneten, die da und dort ſitzen, hören kaum zu. Der eine blättert in Papieren, der andere ſchreibt Briefe, zwei unterhalten ſich ziemlich ungeniert, und in der Ecke, wo ſich gelbe Lederſofas runden, nickt gar einer den Schlaf des Gerechten.

Von oben wirft der Wintertag ſein kaltes, graues Licht in den öden Saal, deſſen leere Seſſelreihen langgeſtreckt in ſtumpfem, gelblichem Braun ſchimmern. Ganz bei der Sache ſind eigentlich nur die Stenographen unten am Tiſch; ſelbſt die Journaliſten in ihrer Loge überanſtrengen ſich heute nicht, und im Saale ſchreckt man wie auf den Tribünen geradezu auf, als plötzlich die Klingel und gleich darauf eine Bemerkung des Präſidenten ertönt. Dann murmelt der Redefluß des Wahlberichterſtatters weiter, und der alte Stumpfſinn — man verzeihe mir dies Wort — greift wieder um ſich.

Ein ermutigendes Bild iſt das freilich nicht, und man mag es begreifen, daß ein Provinziale enttäuſcht den Reichstag verläßt, nachdem er mißmutig die ſiebzig oder achtzig Abgeordneten, die paar Kommiſſarien an den Bundesratstiſchen, das Häufchen Journaliſten und die gähnend leeren Hof- und Diplomatenlogen in Augenſchein genommen, aber wenn er dann in dieſem Unmut behauptet, im Reichstag ſei heute gar nichts los, dann — irrt er ſich eben. Es iſt ſehr viel dort heute los, aber freilich nicht im Sitzungsſaal, wo die Redner zu den Journaliſten-Tribünen empor und durch die Fenſter hinaus zu ihren Wählern ſprechen, ſondern „hinter den Kouliſſen,“ in einem jener Räume, die den profanen Blicken des Publikums entzogen ſind, im Fraktionszimmer Nr. 5!

Dort hält die Militärkommiſſion eine ihrer Sitzungen ab, die wichtiger ſind, als die öffentlichen Plenarberatungen des Reichstags.

Dieſe letzteren vermögen einem jeden, der irgendwie im parlamentariſchen Getriebe ſteht, nur in den ſeltenſten Fällen eine Überraſchung zu bringen. Die Parteien haben ſich ſchon lange vorher in den Fraktionsberatungen über ihre Haltung geeinigt — ſelbſtverſtändlich hinter verſchloſſenen Thüren, denn es braucht doch nicht ein jeder zu wiſſen, was bei ſolchen Anläſſen zwiſchen v. Huene und Lieber, Richter und Hänel, Liebknecht und Vollmar vorgeht — und lange, ehe ihre Führer im Plenum das Parteiſprüchlein aufſagen, iſt zumeiſt deſſen Inhalt ſchon im Foyer des Reichstags, auf den Zeitungsredaktionen, bei Sedlmayr, im Hofbräu oder bei einem Diner des Tiergarten-Viertels durchgeſickert. Wie aber entwickelt ſich aus dieſer Fülle widerſtrebender Parteimeinungen ein Beſchluß der Reichstags-Mehrheit?

In unſeren Gymnaſien lernt die Jugend allerlei ſcharfſinnige und denkwürdige Einzelheiten über die ſpartaniſchen Ackerloſe, die Soloniſche Verfaſſung und die Kommunalſtreitigkeiten des alten Roms. Wollte man aber einen Oberprimaner fragen, auf welche Weiſe 1893, 23 Jahre nach Sedan, ein deutſches Reichsgeſetz zu ſtande kommt, ſo darf man von vornherein auf eine befriedigende Antwort verzichten! Und

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nicht nur den Oberprimanern geht es ſo, ſondern auch vielen anderen „klaſſiſch" gebildeten Leuten, die wohl die puniſchen Kriege, aber nicht die Konſtruktion einer Dampfmaſchine kennen und die Suada des Lyſias und Cicero eifriger ſtudiert haben, als die Reden Bismarcks. So mögen denn hier einige Worte über die Art und Weiſe Platz finden, in der ſich eine Regierungsvorlage allmählich zum Geſetz geſtaltet.

Ein Entwurf, wie die Militärvorlage, wird zunächſt in einer Bundesratsſitzung von einer der „Verbündeten Regierungen" — in dieſem Falle natürlich Preußen — eingebracht und beraten. Findet er den Beifall der Mehrheit der Bundesvertreter, ſo bedarf er zunächſt der kaiſerlichen Beſtätigung und gelangt, mit dieſer verſehen, durch Vermittelung des Reichskanzlers oder ſeines Stellvertreters an das Präſidium des Reichstags. Von hier geht die Vorlage als Druckſache den einzelnen Abgeordneten zu, die nun mindeſtens 48 Stunden Zeit haben, um ſich mit dem neuen Geſetz vertraut zu machen.

Alsdann beginnt die erſte Beratung, in der, einem alten Scherz zufolge, über alles, nur nicht über den fraglichen Entwurf geſprochen wird. Das iſt die Gelegenheit für die Parteiredner, allgemeine Geſichtspunkte zu entwickeln, geſchichtliche Parallelen zu ziehen, prophetiſch in der Zukunft zu leſen, bis endlich der Schluß der Debatte dem ſchönen Spiel ein Ende bereitet und die Vorlage an eine Kommiſſion von ein paar Dutzend Abgeordneten verwieſen wird, in der die einzelnen Parteien des Hauſes ihrer Stärke entſprechend vertreten ſind. Hier wird der Geſetzentwurf hin- und hergewendet, bekrittelt und belobt, die Regierung verhandelt mit den Parteien, die Parteien untereinander, und endlich wandert der meiſt ſchon merklich zugeſtutzte Entwurf wieder hinunter in das Plenum zur zweiten Leſung.

In dieſer werden die Einzelheiten, nach Paragraphen und Titeln, erörtert. Die Fachleute unter den Abgeordneten ſtreiten mit den Spezialkommiſſarien des Bundesrats, die anderen ſitzen ſchweigend dabei und ſtimmen von Zeit zu Zeit mechaniſch durch Aufſtehen oder Sitzenbleiben ab, — gar viele aber ſieht man, nach dem berühmten Worte, die nicht da ſind!

Das ändert ſich in der dritten, entſcheidenden Leſung. Da iſt alles klar zum Gefecht, die Parteien ſind vollzählig zur Stelle, eine kampfluſtige Stimmung herrſcht in dem hohen Hauſe, in dem ſich nun Freund und Feind gewappnet gegenüberſtehen. Bei wichtigen Anläſſen wird auf Antrag namentlich abgeſtimmt, ein Prozeß, der lange Zeit in Anſpruch nimmt. Findet ſich nun die erſehnte Mehrheit, ſo geht der Entwurf an die Regierung zurück und wird von dem Kaiſer, „nach erfolgter Zuſtimmung des Bundesrats und des Reichstags", unter Verantwortung des Reichskanzlers als Geſetz verordnet.

Umgekehrt können auch aus der Mitte des Hauſes von Abgeordneten ſog. Initiativanträge geſtellt werden, die, wenn ſie der Reichstag annimmt, zur Prüfung an den Bundesrat wandern und dann der Beſtätigung durch die Regierung bedürfen. Die aber bleibt zumeiſt kühl bis ans Herz hinan, und die meiſten vom Reichstag ſpontan gefaßten Beſchlüſſe haben mehr den Wert einer Demonſtration als einen praktiſchen Zweck.

Von dieſen Phaſen eines Geſetzentwurfs kann nach der Verfaſſung die Öffentlichkeit den größten Teil, nämlich die ſämtlichen Verhandlungen im Plenum des Reichstags, verfolgen. Geheim bleiben dagegen die Sitzungen des Bundesrats, und dem Publikum verſchloſſen ſind die Beratungen der Kommiſſionen, zu denen nur die übrigen Abgeordneten Zutritt haben. Und gerade dieſe Verhandlungen, in denen der Reichskanzler und Kriegsminiſter auch häufig ſekretes Material mitteilen, ſind die eigentlich entſcheidenden.

Kümmern' wir uns nicht um das Verbot, ſondern folgen wir, mit einer Tarnkappe angethan, den Abgeordneten, Miniſtern und Offizieren, die gegen fünf Uhr, nach dem Schluſſe der ſpärlich beſuchten, matten Sitzung unten im Saal, langſam und in kleinen Gruppen die Wendeltreppe rechts vom Foyer empor in das zweite Stockwerk ſteigen. Dort liegt am Ende des Ganges das Zimmer Nr. 5, der Beratungsraum der Militärkommiſſion.

Ein großes, ſaalartiges Gemach, vier Frontfenſter nach der Leipziger Straße, deren Brauſen dumpf herauftönt, ebenſo viele nach dem Lichthofe des Wandelganges. Ein Linoleumteppich deckt den Fußboden, an den Wänden hängen die Entwürfe zum neuen Reichstagsgebäude und ſtehen Seſſel und Sofas, ſowie ein Schrank mit einer Handbibliothek. Eine große Wanduhr iſt gleichfalls vorhanden, und von der Decke ſchweben zahlreiche, für Gas- und elektriſches Licht eingerichtete Kronleuchter hernieder.

Den größten Teil des Raumes nimmt der große Beratungstiſch in Anſpruch, der, in Hufeiſenform gehalten, ſeine offene Seite der Eingangsthüre zuwendet. Auf dem grünen Tuche, das ihn überzieht, ſchimmern die roten Löſchblätter, die weißen Schreibzeuge, die Streichholzſtänder, und auf ihm ſteht vor dem Sitze des Präſidenten, gegenüber der Thüre, eine große grüne Urne, ſowie eine Handglocke.

Hier thront der Freiherr von Manteuffel. Man hat dem Vertreter der ſtets zu allen Opfern für die vaterländiſche Wehrkraft bereiten Konſervativen den Vorſitz eingeräumt, und dies mit um ſo mehr Recht, als Herr von Manteuffel, wie die meiſten übrigen Mitglieder der Kommiſſion — von den Sozialdemokraten und Freiſinnigen natürlich abgeſehen — Offizier war. Unter dieſen Offizieren überwiegt wiederum merkwürdigerweiſe die Kavallerie.

Links von dem Präſidenten ſitzt der Schriftführer, dann der „König Stumm," der achtunggebietende Vorkämpfer der Freikonſervativen. An ihn reihen ſich auf dem Seitenflügel rechts vom Eingang zunächſt die Nationalliberalen, von Bennigſen, Buhl ꝛc., dann die Konſervativen an. Da ſitzt der Freiherr von Frieſen dem Grafen Kleiſt-Schmenzin, der Abgeordnete von der Schulenburg dem Freiherrn von Hammerſtein gegenüber, mit deſſen Entſendung in die Kommiſſion die Mehrheit der Reichstags-Konſervativen einen dem Eingeweihten wohl verſtändlichen und auch wohl verſtandenen Wink an die Gruppe von Helldorff gegeben hat.

Überall berühren ſich die Gegenſätze. So ſitzt auch rechts neben dem Chefredakteur der „Kreuzzeitung" der Herausgeber der „Freiſinnigen Zeitung," und ſchräg gegenüber von Eugen Richter ſucht Auguſt Bebels Fanatismus in ſeiner Weiſe das Vaterland wehrlos zu machen. Links von ihm thront der Stratege des Freiſinns, der „frühere Major a. D." Hinze, und an der Schmalſeite der Tafel endlich Herr Rickert.

Auf dem Platze rechts neben dem Vorſitzenden befindet ſich der Reichskanzler Graf Caprivi, neben ihm der Kriegsminiſter von Kaltenborn-Stachau, der indeſſen wenig Gelegenheit zum Eingreifen findet. Denn hier iſt Caprivi vielleicht mehr in ſeinem Elemente als am Bundesrats-Tiſche. Er fühlt ſich wieder als Soldat und vertritt mit Eifer nnd Sachkenntnis die Vorlage.

An die beiden militäriſchen Größen ſchließt ſich auf dem linken Hufeiſenflügel eine Anzahl von häufig wechſelnden Offizieren als Kommiſſarien an, dann folgen die Polen und endlich unten an der Tafel die eigentlich ausſchlaggebende Macht, das Centrum. Neben dem klugen, bebrillten Geſicht des Grafen Balleſtrem ſieht man da den Dr. Lieber, der als Hauptſprecher die ablehnende Haltung ſeiner Partei motiviert hat. Ihm gegenüber vertritt Herr Fritzen und am unterſten Ende Dr. Schädler den bürgerlichen Teil des Centrums.

Bisher ſagt ſie Nein! — die „ſchwarze Schar." Nein und immer wieder Nein auf alle Lockungen und Drohungen der Regierung. Ob ſie dabei bleiben, ob ſie es zum Konflikt und zur Auflöſung treiben wird — wer kann es wiſſen? Die Wege Roms ſind dunkel und wunderbar verſchlungen. Aber jedenfalls liegt in dem Augenblick, wo dieſe Zeilen geſchrieben werden, zu Mitte Februar die Zukunft düſter da, düſterer wohl, als man es da unten in dem Gewühl der Leipziger Straße ahnt, das lärmend an der ſchweigenden Front des Reichstags vorbeiflutet.

α — ω.

Adolf Stöber.

Von Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Wohl iſt es ein ſchönes Los, gleich jenen Jünglingen des Altertums auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren ſanft zu entſchlafen, bevor noch die Stürme des Alters den friſchen Blütenſchmuck der Jugend entblättern konnten. Schöner aber noch iſt gewiß der Tod, wenn der Sterbende auf die lange Reihe ſeiner Lebensjahre, wie auf ährenbewegte Fruchtfelder, zurückblicken und das Bewußtſein mit hinübernehmen kann, daß er ſein irdiſches Tagewerk vollendet hat. Ein ſolches friedvolles und lebengeſättigtes Scheiden iſt Adolf Stöber zu teil geworden, dem allverehrten langjährigen Seelſorger ſeiner Gemeinde, dem hervorragenden, gottbegeiſterten Kanzelredner und dem weit über die Grenzen ſeiner engeren Heimat hinaus gefeierten und beliebten Dichter. Es dürfte kaum eine beſſere deutſche Anthologie anzutreffen ſein, die nicht Proben ſeiner Muſe enthielte, jener Muſe mit dem himmelwärts gerichteten Blicke und der ſeelenvollen, innigen Herzensſprache. Mag auch ſeine zarte und milde Poeſie den Wettſtreit mit den lärmenden Stimmen des litterariſchen Tagesmarkts nicht beſtehen — dem chriſtlich-deutſchen Hauſe iſt Adolf Stöber kein Fremder.

Adolf Stöber († am 7. November 1892.)

Als der Sohn des Notars Daniel Ehrenfried Stöber und ſeiner Ehefrau Luiſe Dorothea Küß wurde unſer Dichter am 7. Juli 1810 in Straßburg geboren. Sein äußeres Leben iſt überaus ſchlicht und ruhig verlaufen. Er abſolvierte das proteſtantiſche Gymnaſium und die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, trat dann als Erzieher in das Haus des Präfekten von Metz und wurde im Jahre 1837 Pfarrvikar in Mietesheim im Unterelſaß. Zwei Jahre ſpäter nach Mühlhauſen im Elſaß berufen, hat er dort bis an das Ende ſeines Lebens gewirkt. Er wurde zuerſt Religionslehrer am damaligen „College“, dann Pfarrer der reformierten Gemeinde. Viel mag auf ſein inneres Leben der Einfluß echter Weiblichkeit eingewirkt haben. Dem Unverheirateten ſtanden eine geliebte Mutter und eine treue Schweſter zur Seite, im Sturmjahre 1848 aber, das ſo viele Hoffnungen geknickt und ſo manches Leben zerſtört hat, erblühte ihm das reinſte Glück ehelicher Liebe an der Seite ſeiner Gattin Emma Rappolt, mit der er 34 Jahre lang in ungetrübter Gemeinſchaft gelebt hat. Als ſie ihm endlich durch den Tod entriſſen wurde, da traf ihn dieſer Verluſt des Teuerſten auf Erden zwar überaus ſchwer und nachhaltig, aber auch ergeben und demütig vor Gott. Bis in die ſpäteſten Tage ſeines Greiſenalters hinein konnte man ihm, auch bei Sturm und Regen, auf dem Wege zur letzten Ruheſtätte der geliebten Gattin begegnen. Der ſilberharige Greis, der zum Grabe ſeiner Liebe pilgert, um es mit den ſelbſtgepflückten Kindern des Lenzes zu ſchmücken — wer vermöchte ſich bei dieſem Bilde der Treue der Rührung zu erwehren?!

Fünfzig Jahre hat Stöber ſeiner Gemeinde als geiſtlicher Führer, dreißig Jahre dem reformierten Konſiſtorium als Präſident vorgeſtanden. Als es ihm am 13. April 1890 vergönnt war, ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum zu feiern, da fehlte es ihm freilich auch nicht an äußeren Auszeichnungen. Die theologiſche Fakultät der Straßburger Univerſität ernannte ihn zum Doktor der Theologie, und S. M. der Kaiſer verlieh ihm den Kronenorden zweiter Klaſſe. Aber ſchon acht Monate ſpäter ſah ſich der Gefeierte gezwungen, von ſeinem Amte zurückzutreten, dem er ſeine abnehmenden Kräfte nicht mehr gewachſen fühlte. Seine Abſchiedspredigt verſammelte noch einmal die ganze Gemeinde um ihn. Kaum vermochte das Gotteshaus die zahlreichen Verehrer des allgeliebten Seelenhirten zu faſſen, und mit Ergriffenheit gedenkt man an der Stätte ſeines Wirkens noch heute dieſes wehmütig-weihevollen Tages.

Faſt noch zwei Jahre Erdenwallens waren dem Greiſe vorbehalten. Erſt in ſeinen letzten Wochen machten ſich ihm die Boten des Todes in Geſtalt ernſter Krankheitserſcheinungen bemerkbar. Am 10. November 1892 verhauchte er ſein Leben — im Patriarchenalter von 82 Jahren und vier Monaten.

Stöber hinterläßt drei Kinder und zehn Enkel und Enkelinnen. An ſeinem Leichenbegängnis beteiligten ſich die weiteſten Kreiſe, arm und reich, vornehm und gering. Als der ehrwürdige Amtsbruder und Nachfolger des Verblichenen, Konſiſtorialpräſident Wennagel, in tiefbewegten Worten ſeiner gedachte, als die erſten Erdenſchollen dumpf auf den Sarg niederrollten, da erſt mag wohl in manchem die rechte Erkenntnis aufgegangen ſein, welch trotz äußerer Ebene und Schlichtheit unendlich reiches und ſeltenes Menſchenleben hier begraben wurde!

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, auf das theologiſche Wirken Stöbers an dieſer Stelle näher einzugehen, obwohl er auch auf dieſem Gebiete mehrfach mit Erfolg litterariſch hervorgetreten iſt. Seine „Evangeliſche Abwehr katholiſcher Angriffe“ insbeſondere verdiente wegen ihrer Klarheit und Schärfe und dabei doch echt chriſtlichen Milde und Verſöhnlichkeit auch heute noch dem evangeliſchen Volke in einer neuen Bearbeitung in die Hand gegeben zu werden. In weiteren Kreiſen iſt ſein Name indeſſen als Dichter bekannt geworden.

Adolf Stöber iſt nun gewiß kein dichteriſches Genie. Kein einſichtiger Beurteiler wird ihn zu den größten und glänzendſten Sternen am Dichterhimmel zählen. Aber ſeine poetiſche Gabe iſt darum doch echtes Himmelslicht. Sie iſt es, weil ſie aus dem tiefſten Innern ſtrahlt, weil ſie erwärmt und erleuchtet. Unendlicher Friede weht uns aus ſeinen Liedern entgegen, gleichſam ein Hauch aus jenem Reiche, das nicht von dieſer Welt iſt. Verlangt man heute von der Poeſie mehr den prickelnden Reiz des Champagners, das Schäumende und Erregende, ſo bietet uns Stöber allezeit einen guten Trunk milden, klaren Rheinweins, der in ſeiner friſchen Kühle doch angenehm erwärmt. Und wie ſich in den Fluten des deutſchen Stromes abwechſelnd ſonnige Rebenhügel und zerfallene Burgen ſpiegeln, ſo ziehen auch in den Gedichten Stöbers Bilder des modernen Menſchenlebens und der atmenden Natur in buntem Wechſel mit den ernſten Geſtalten hiſtoriſcher Vorzeit und den nebelumwobenen Gebilden der Sage an uns vorüber. Sie alle aber ſind erſchaut mit den erhabenen Gedanken an Gott und die Ewigkeit. Nichts iſt ihm ſo gering, als daß es nicht sub specie aeterni betrachtet zu werden verdiente, und die Körnlein einer Handvoll Staub, die er von der Landſtraße aufgehoben, ſtimmen ihn zu tiefernſtem Sinnen:

„Vielleicht erglänztet ihr einmal
An einem friſchen Blütenlaube,
Und als erloſch ſein Farbenſtrahl,
Da wurdet ihr zu dürrem Staube . . .

Euch trug vor grauer Zeit vielleicht
Ein Held in ſeiner ſtarken Hüfte,
Und als ſein ſtolzes Haupt erbleicht,
Zerſtäubtet ihr im Schoß der Grüfte . . .

Vielleicht auch einem holden Weib
Einſt ſchwelltet ihr die blüh'nden Glieder,
Bis hingewelkt der zarte Leib
Und ihr zur Erde kehrtet wieder . . .

Ihr Stäubchen, die der Wind verweht,
Wer ahnt es, wie ihr euch entfaltet
Und, ſeit die alte Schöpfung ſteht,
Vieltauſendmal euch umgeſtaltet?

Und ach, du ſelber, meine Hand,
Die jetzt den Staub hinſtreut zur Erden,
Wirſt, eh ein halb Jahrhundert ſchwand,
Zu einer Handvoll Aſche werden.

Doch ſei's! So lang der Seele Kraft
Dich noch durchflammet und durchzücket,
Sollſt du dich regen unerſchlafft
Und ſchaffen, was die Welt beglücket.“

Welch' hohe Auffaſſung Stöber vom Schaffen und Genießen der Poeſie hegte, davon legt ſein ſchönes und wohl auch am meiſten bekanntes Gedicht „An Dichter und Leſer“ beredtes Zeugnis ab:

„Willſt du dichten — ſammle dich,
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß dein Geiſt andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du ſeine Züge klar,
Seine Fülle tief erſchaueſt,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor haueſt.

Willſt du leſen ein Gedicht —
Sammle dich, wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch ſeine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt
Und, wie's Dichteraugen ſahn,
Selbſt der Schönheit Urbild ahneſt.“

Bei aller Zartheit und Weichheit von Stöbers Empfinden würde man doch fehlgehen, wenn man irgendwelche Sentimentalität bei ihm vorausſetzen und ſeiner Muſe nicht auch Töne markiger Kraft, ja edlen Zornes zutrauen wollte. Wie er allezeit auf der Kanzel und mit der Feder ein wackerer Streiter für den evangeliſchen Glauben geweſen, ſo erhebt er auch im Liede Schwert und Schild gegen alles Gemeine und Niedrige:

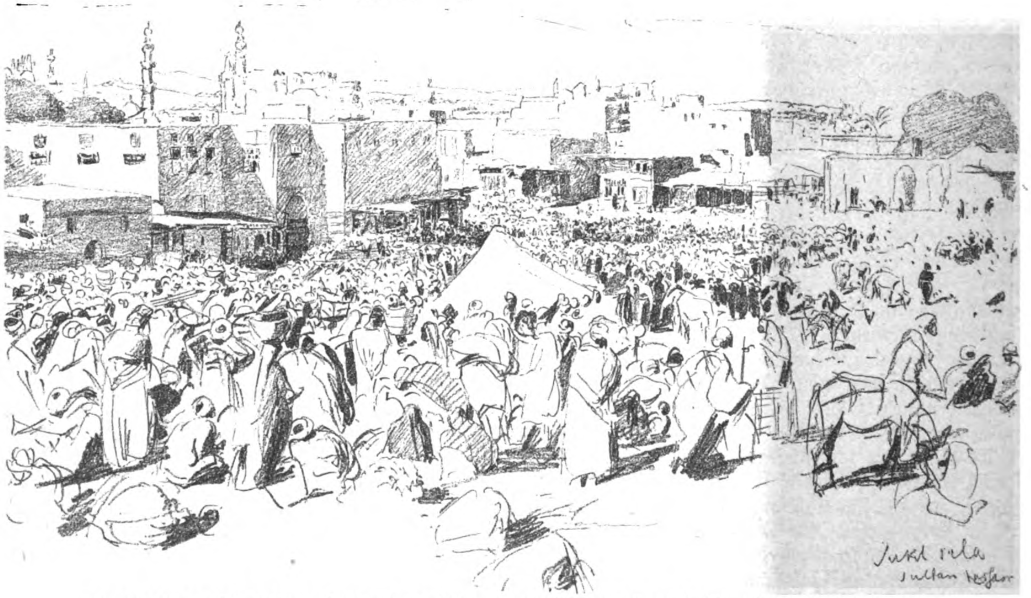
„Nein! in des Lebens
Wirren und Kämpfen
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfſt nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg,
Allezeit kühl.

Nein! Wo das Unrecht
Thronet und ſchaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollſt du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan! . . .“

Außer ſeinen „Gedichten“ liegen uns von ihm noch zwei andere poetiſche Gaben vor: „Reiſebilder aus der Schweiz“ und „Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen.“ Während er in jenen die lebhaften Eindrücke der großartigen ſchweizeriſchen Naturſchönheiten in der ihm eigenen ſinnenden und religiös-beſchaulichen Weiſe wiedergibt, hat er in dieſem ſeiner treuen Lebensgefährtin ein Denkmal der Liebe geſetzt. Zwar ſiegt ſein feſter Glaube über die leidenſchaftlichen Mächte des Schmerzes, und der Trauernde hat nicht verlernt, ſeinem Schöpfer auch für das Leid zu danken, aber ergreifend klingt doch die Klage:

„Wohl ſchmerzt der Abſchied, wenn nach kurzem Bunde
Die Braut entriſſen wird dem Bräutigam;
Wohl ſchlägt's dem Gatten eine tiefe Wunde,
Stirbt ihm die Gattin jung und wonneſam;
Doch ärmer noch, verlaſſen wie die Waiſe,
Stehn graue Witwer, hilfsbedürft'ge Greiſe!“

Kein Genie, aber doch ein echtes, freundliches Talent, hat Stöber mit ſeinem dichteriſchen Pfunde wohl zu wuchern gewußt. Kein wildes Felſenthal, das erſt durch die Blitze der Leidenſchaft zerklüftet werden mußte, um dem ſtaunenden Auge mächtig ſchimmernde Goldadern und blitzendes Edelgeſtein zu offenbaren; kein tropiſches Wunderland mit berauſchend duftenden Blüten und farbenſchillernden Vögeln — ein traut umfriedeter Garten auf deutſcher Erde, an deſſen wohlgepflegten Bäumen erquickende Früchte im milden Sonnenlichte und friſchen Regen goldig gereift ſind, das iſt in einem Bilde die Poeſie Adolf Stöbers.



Marktgetümmel in Kairo. Studie aus dem Jahre 1851 von Wilhelm Gentz zu ſeinem Bilde „Markt in Kairo.“

Die Wiege.

Eine Geſchichte aus der Kinderzeit. Von Charlotte Rieſe.

(Abdruck verboten.)

Als wir noch Kinder waren, hatten wir, wie die meiſten unſres Alters, eine große Leidenſchaft für das Spielen mit Sand. Dies iſt nun eine ſehr gewöhnliche Beſchäftigung, und es verlohnt ſich kaum der Mühe, davon zu reden. Wir aber bildeten uns ein, eine beſondere Art Sandſpiel zu haben. Die meiſten Kinder graben auf einem Sandhaufen, der ganz beliebig irgendwo hingeworfen iſt, in unſrem elterlichen Garten aber befand ſich eine große mit Sand gefüllte Kiſte. Es war ein roh zuſammengeſchlagener Bretterverſchlag; er hatte aber einen Deckel und war ſo groß, daß mehrere Kinder ganz bequem in ihm ſitzen und ſpielen konnten, ohne ſich gegenſeitig zu hindern. Natürlich gab es hin und wieder zwiſchen uns Geſchwiſtern auch im Sandkaſten einen tüchtigen Streit, bei dem dann ſchließlich auch geweint wurde. Aber der uns umgebende Sand hatte außer allen andren auch noch die gute Eigenſchaft, daß er ſelbſt die bitterſten Thränen aufſog. Und wer erſt ſo weit war, daß er dem von der Wange fließenden Tropfen wißbegierig nachſah und Nachforſchungen darüber anſtellte, wie tief er im Sande verſänke, deſſen Allgemeinſtimmung konnte keine untröſtliche mehr genannt werden. Im Gegenteil: nach einem großen Geheul wurden wir alle friedfertiger, liebevoller und ſpielten mit verdoppeltem Eifer.

Heute gibt es blaſierte Kinder, die mit einem Sandhaufen nichts anzufangen wiſſen und höchſtens einen Pudding aus Sand machen können. An einen Pudding dachten wir nun nicht. Den mochten wir in Wirklichkeit viel zu gern, als daß wir ihn durch eine ungenießbare Nachahmung gewiſſermaßen entheiligt hätten. Aber wir bauten Feſtungen aus Sand, die beſonders nach Regentagen durch eine dauerhafte Konſtruktion ſich auszeichneten. In unſrem nordiſchen Klima regnet es manchmal fünfmal in der Woche, der Sand war alſo meiſtens von ſehr angenehmer Feuchtigkeit. Dann gab es aber noch ein Spiel, dem wir mit großem Eifer oblagen. Es war das Spiel des Begrabens.

Wir wohnten nämlich ganz dicht am Kirchhof und wir verfolgten mit großer Aufmerkſamkeit jede Beerdigung, die auf ihm ſtattfand. In unſrem Städtchen paſſierte im ganzen unendlich wenig; daher kam es wohl, daß eigentlich alle Leute eine Beerdigung als ein ſehr angenehmes Feſt anſahen und ſie auch als ein ſolches behandelten. Im Hauſe des Leidtragenden gab es am Beerdigungstage immer ſehr viel Gutes zu eſſen, und jeder Knabe, der ſingend vor dem Sarge herſchritt, erhielt nachher Wein und Kuchen. Daher wurden dieſe Leichenſänger, zwanzig oder vierundzwanzig an der Zahl, von vielen Menſchen ſehr beneidet. Sie machten ſich auch ſehr ſtattlich, wenn ſie paarweiſe, das Geſangbuch in der Hand, laut und ſehr falſch ſingend den Trauerzug eröffneten und ſie ſahen alle ſo vergnügt aus, daß man unwillkürlich bei ihrem Anblick an Wein und Kuchen dachte.

Wir thaten es wenigſtens, die wir auf der Kirchhofsmauer ſtanden, um den Leichenzug kommen zu ſehen, und unſere Gedanken wurden von dieſem Gegenſtand erſt abgelenkt, wenn wir Herrn Sörenſen erblickten. Das war einer der Lehrer, der auch uns mit freundlicher Hand in einige Vorhallen der Wiſſenſchaft führte und zu deſſen Ämtern es gehörte, mit den Leichenſängern zu gehen. Ob er eine große muſikaliſche Begabung hatte, weiß ich nicht; jedenfalls riß er den Mund ſo weit und zugleich ſo ſchief auf, daß wir ihn immer ganz außerordentlich bewunderten. Wir mochten unſren Herrn Sörenſen überhaupt ſehr gern leiden, und wenn auch die großen Leute ihn garnicht beſtrickend ſchön fanden, ſo war er doch in unſren Augen ein hübſcher Mann, und ſein ungewöhnlich großer Mund reizte uns zur Nachahmung. Dennoch konnten wir den Mund nicht ſo weit aufreißen, wie er den ſeinen, und nur Milo gelang es, in annähernd ähnlicher, wenn auch unvollkommener Weiſe ſolche Töne auszuſtoßen, wie Herr Sörenſen es beim Singen that. Milo war einer meiner Brüder und das Rednertalent in der Familie. Er empfand manchmal das Bedürfnis, auf einen Stuhl zu ſteigen, ſich ſchweigend umzuſehen und dann wieder herunterzuſpringen. Wir andren liebten es nicht, öffentlich aufzutreten, und wenn Beſuch kam, dann zerſtoben wir in alle Winde. Nur Milo ging unaufgefordert in das Wohnzimmer und erkundigte ſich teilnehmend bei den Fremden, wann ſie wieder fortgingen. Mit ſeinen großen blauen Augen und ſeinen dunkeln Locken erwarb er ſich viele Freunde, und unſere Dienſtmädchen prophezeiten ihm eine große Zukunft. Da er nun wirklich das Verlangen in ſich ſpürte, mit lauter Stimme einige ernſte Worte zu ſagen, ſo war er es natürlich, der die Beerdigungen in und außerhalb der Sandkiſte einzuleiten und auszuführen hatte. Wenn wir irgend ein totes Tier, ſei es Maus oder Vogel, gefunden hatten, wurde es ſäuberlich eingewickelt und auf einer kleinen Bahre von meinem Bruder Jürgen und von mir getragen. Wir mußten auch dazu ſingen, während Milo ganz langſam hinter uns her ſchritt und nur von Zeit zu Zeit verſuchte, ſeinen Mund ähnlich aufzureißen, wie Herr Sörenſen, und zu ſchreien wie er. Es war wirklich ſehr feierlich, und wenn wir an der Sandkiſte angekommen waren und den Leichnam begraben hatten, dann fühlten wir uns ſtets in ſehr angenehm gehobener Stimmung. Daß wir nach einer Weile den eben verſcharrten Gegenſtand wieder ausgruben und anderswo unterbrachten, verſteht ſich von ſelbſt. Wir wollten nur das Feſt der Beſtattung feiern, weiter nichts, und der tote Gegenſtand war uns gleichgültig geworden, ſobald wir darüber geſungen hatten. Manchmal allerdings vertrauten wir einen beſonders hübſchen Vogel gleich der Erde an und ſtörten ſeinen Frieden ſpäter nicht mehr. Dann banden wir auch zwei Stäbchen zuſammen und errichteten ein Kreuzchen an der Grabſtätte.

Übrigens begruben wir nicht alle Tage. Es gab Zeiten, wo wir gar nicht an dieſen angenehmen Zeitvertreib dachten und wo uns die Sandkiſte nur zum Feſtungsbau beſtimmt ſchien — wiederum aber konnten Wochen kommen, wo wir täglich eine Beſtattung feiern wollten und es ſehr bedauerten, wenn wir nicht einmal einen toten Käfer fanden. Milo war eines Tages ſehr unangenehm berührt. Er hatte in Gemeinſchaft mit uns einen toten Sperling beſtattet und behauptete, über den Gartenzaun habe ein ſpöttiſch lachendes Geſicht geblickt. Wir hatten nichts geſehen; er aber war in ſeiner feierlichen Stimmung beeinträchtigt worden und wollte erſt wieder Beerdigen ſpielen, wenn unſer Vater den Zaun um den Garten habe höher wachſen laſſen. Er war noch in dem glücklichen Alter, in dem die Väter alles können.

Am andren Tage ſpielten wir alſo nicht begraben, denn der Zaun war ſchon aus dem Grunde nicht gewachſen, weil es eben erſt Frühling wurde und die erſten Zweiglein ſich nur ganz ſchüchtern grün zu färben begannen. Es regnete ganz fein, und wir ſaßen in unſerer Sandkiſte, deren Deckel wir ſo weit zugeſtellt hatten, daß wir nicht naß wurden. Eine große Feſtung war eben fertig geworden, und wir hatten ſie mit vielen Soldaten beſetzt. Dieſe Arbeit hatte uns müde gemacht, und wir ſahen beharrlich in den Regen. Gibt es doch nichts Schöneres, als mitten im Regen zu ſitzen und doch nicht naß zu werden. Wenn dann nachher die Mutter vorwurfsvoll fragt: „Aber Kinder, wo habt Ihr in dieſem abſcheulichen Wetter geſteckt?“ dann iſt es ein ſehr angenehmer Augenblick, ſich in ſeiner ganzen unſchuldsvollen Trockenheit zu zeigen. Etwas naß iſt man natürlich immer; aber das wird nicht gerechnet.

Wir ſaßen alſo im leiſe niederfallenden Regen, und wenn man nicht ſprechen mag und nichts hört, als das Tropfen des auf dem Sandkiſtendeckel ſich anſammelnden Waſſers, dann iſt es ganz natürlich, daß die Augen ſich von ſelbſt ſchließen. — Jürgen, Milo und ich ruhten uns alſo ein wenig von der Anſtrengung des Lebens aus, fuhren aber bald alle drei haſtig in die Höhe. Eine laute Stimme rief plötzlich: „Hier!“ und etwas Weiches flog mir an den Kopf.

Vor der Sandkiſte ſtand ein größeres Mädchen und ſah uns mit funkelnden Augen an. Aber ich achtete zuerſt nicht auf ſie, ſondern blickte bewundernd auf einen kleinen grünen Vogel, der mir entgegengeworfen war. Er hatte einen krummen blauen Schnabel und er war tot. „Hier!“ rief das Mädchen noch einmal, und ein zweites totes Vögelchen folgte dem erſten. Er ſah genau ſo aus wie der andere, nur daß ſein Schnabel weißlich gefärbt war. Vorſichtig nahm ich beide Tiere und legte ſie nebeneinander. Milo rieb ſich die Augen. Es gehörte zu ſeinem für die Öffentlichkeit beſtimmten Talent, daß er ſich immer ſehr ſchnell faßte.

„Grüne Sperlinge!“ ſagte er wohlwollend. „Wo wachſen die?“ fuhr er fort, mit dem Finger über das ſchimmernde Gefieder fahrend.

Das Mädchen lachte gezwungen. „Du biſt aber dumm, Kleiner!“ ſagte ſie, mit heißen trockenen Augen meinen Bruder anſehend. „Es ſind ja Geſellſchaftsvögel — kleine Papageien. Sie gehörten mir und ſie ſind immer mit mir herumgezogen. Aber wenn einer von ihnen ſtirbt, dann kann der andere nicht leben. Geſtern wurde Siddi krank und ſtarb und heute — —“ ſie ſtockte und kehrte ſich haſtig ab.

„Ihr ſollt beide Vögelchen begraben,“ fuhr ſie nach einer Weile fort. „Geſtern, als ich an Eurem Garten vorüberging, habe ich über den Zaun geſehen. Da ſtandet Ihr und begrubet ein Vögelchen und ſanget dabei. — Meine Vögel ſollen auch mit Geſang begraben werden! Habt Ihr mich verſtanden?“

Sie hatte ſehr ſchnell und in einem etwas fremdartig klingenden Deutſch geſprochen; dennoch wußten wir genau, was ſie wollte und fühlten uns nicht wenig geſchmeichelt. Zwei ſo ſchöne Vögel hatten wir noch niemals begraben. Uns war überhaupt noch nie ein ſo ehrenvoller Auftrag geworden, und bis jetzt wußten wir auch niemanden zu nennen, der unſeren Geſang ſo ſchön gefunden hatte, um ihn ſich zu beſtellen. Ohne ein Wort zu ſagen, krochen wir alle drei aus unſerer Kiſte heraus, und Jürgens Thatendurſt war ſo entflammt, daß er ſein Lied bereits leiſe zu ſingen begann. Milo nur bewahrte ſeine unverwüſtliche Ruhe. Bei ihrer Bemerkung, daß ſie über den Zaun geſehen habe, hatte er das fremde Mädchen ſehr ernſthaft angeſehen; jetzt, als er außerhalb der Kiſte ſtand, muſterte er ſie von oben bis unten.

„Du biſt mal komiſch angezogen!“ bemerkte er, und nun ſah ich auch, daß unſer Beſuch nur ein Schoßjäckchen trug, aus dem ihre Beine, mit roſafarbenen ſchmutzigen Strümpfen bekleidet, lang herauskamen. Ihre Füße ſteckten in ſehr vertragenen hohen Stiefeln, und die ganze Erſcheinung hatte etwas Ungewöhnliches.

„Meine Mama trägt immer Unterröcke!“ ſagte Milo im Tone höchſter Mißbilligung, und das Mädchen griff in ſeine dunkeln Locken.

„Dummer Kerl, was weißt du davon? Komm, begrabe meine Vögel!“

Aber auch in Jürgen und mir war die Wißbegierde erwacht, und erſterer lachte nach kurzem Nachdenken plötzlich laut auf.

„Ach, nun weiß ich, wer du biſt! Geſtern haſt du auf dem Marktplatz Seil getanzt und nachher auf dem Kopf geſtanden! Ah —“ er atmete vor Entzücken tief auf — „du kannſt ein Rad ſchlagen, was unſer Turnlehrer niemals thun will, und wenn du Kreide auf deine Fußſohlen ſtreichſt, dann läufſt du auf dem Seile wie auf der Erde!“

Milos Augen waren rund geworden vor ungläubigem Staunen.

„Iſt das alles wahr?“ fragte er, und das Mädchen warf ſich in die Bruſt.

„Gewiß — es iſt wahr! Ich bin Atalanta, die Tochter der Luft. Pah — ich ſage Euch, ich kann alles, alles, alles!“ Ihre ſchlanken Glieder dehnten ſich förmlich bei dieſen triumphierend geſprochenen Worten, und es ſchien, als wenn ſie größer würde. Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen: wir würden den ſtärkſten Guß aber nicht bemerkt haben, ſo aufgeregt waren wir, ſo unverwandt hingen unſere Augen an den feinen Zügen des fremden Kindes. Milo kehrte zuerſt in die Wirklichkeit zurück.

„Kannſt du wirklich auf dem Seil herumlaufen?“ fragte er noch immer ein wenig zweifelnd, und als das Mädchen ſtatt aller Antwort ungeduldig mit dem Kopfe nickte und ſich einigemale um ſich ſelbſt drehte, da machte er ein ſehr ſchlaues Geſicht.

„Auf dem Holzboden hängt die Waſchleine — ich weiß es, denn ich habe heute Morgen noch daran geſchaukelt. Komm mit nach oben und zeige mir, wie man auf dem Seile läuft! Dann will ich nachher deine Vögel begraben!“

Atalanta lachte über dieſen Vorſchlag, aber ſie ſchien ihn nicht unvernünftig zu finden, und Jürgen und ich waren ſehr von ihm begeiſtert. Wir hatten nur einmal aus der Entfernung ordentliches Seiltanzen geſehen, und auch Atalanta war geſtern von Jürgen nur durch eine Zeltſpalte beobachtet worden. Daß uns auf unſerem Holzboden plötzlich ein ungeahnter Kunſtgenuß bevorſtand, machte uns förmlich beklommen, und wir ſuchten unſerer Verlegenheit dadurch Herr zu werden, daß wir die Fremde mit großer Eilfertigkeit in unſeren Stall führten und mit ihr eine ſteile Treppe ohne Geländer hinaufkletterten.

„Wie alt biſt du?“ fragte Milo, der die roſafarbenen Beine Atalantas noch immer mit Grauen betrachtete.

„Das weiß ich wirklich nicht genau,“ lautete die nachläſſige Entgegnung. „Zwölf Jahre vielleicht — vielleicht dreizehn oder vierzehn!“

Milo ſchüttelte den Kopf.

„Jedermann muß wiſſen, wie alt er iſt!“ bemerkte er ſtrafend. „Hat dein Vater denn nicht in ſeine Bibel geſchrieben, wann du geboren biſt?“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Einen Vater habe ich gar nicht, nur einen Onkel, und der ſchlägt mich manchmal. Ich aber werde es ihm heimzahlen!“ ſetzte ſie mit flammenden Augen hinzu.

„Das thue nur!“ rief Jürgen wohlgefällig. „Von Onkeln braucht man ſich nicht ſchlagen zu laſſen. Und hier kannſt du Seil tanzen!“

Wir waren auf dem ſogenannten Holzboden angelangt, wo wir oft an Regentagen lange ſpielten. Es war hier auch ſehr gemütlich, ſchon des halben Dämmerlichtes wegen, das eigentlich immer herrſchte. In einer Ecke lag geſchlagenes Holz, in einer anderen, durch einen Vorhang abgetrennt, ſtanden einige Möbel, die in den Zimmern keine Verwendung mehr fanden. Hier ſtand ein altes Korbbett, das unſere Hauskatze als ihr ausſchließliches Eigentum betrachtete, und in dem wir öfters kleine Kätzchen fanden, und hier waren noch mehr Sachen, mit denen wir oft und gern ſpielten. Ein großes Seil hing aufgeſpannt zwiſchen zwei Balken, und beide Brüder ſtürzten eilfertig darauf zu, um es noch feſter zu ziehen. Atalanta ſah ihnen lachend zu, und dann wanderte ſie neugierig, die Arme übereinandergelegt, auf dem Boden umher. Bald ſtand ſie in der Möbelecke, wo der Vorhang zurückgeſchlagen war, und betrachtete aufmerkſam einen Gegenſtand, auf den gerade das Tageslicht aus einem kleinen Bodenfenſter fiel. Es war ein Geſtell, in dem ein winziges Gitterbettchen hing.

„Was iſt das?“ fragte ſie, und ich ſah ſie überraſcht an.

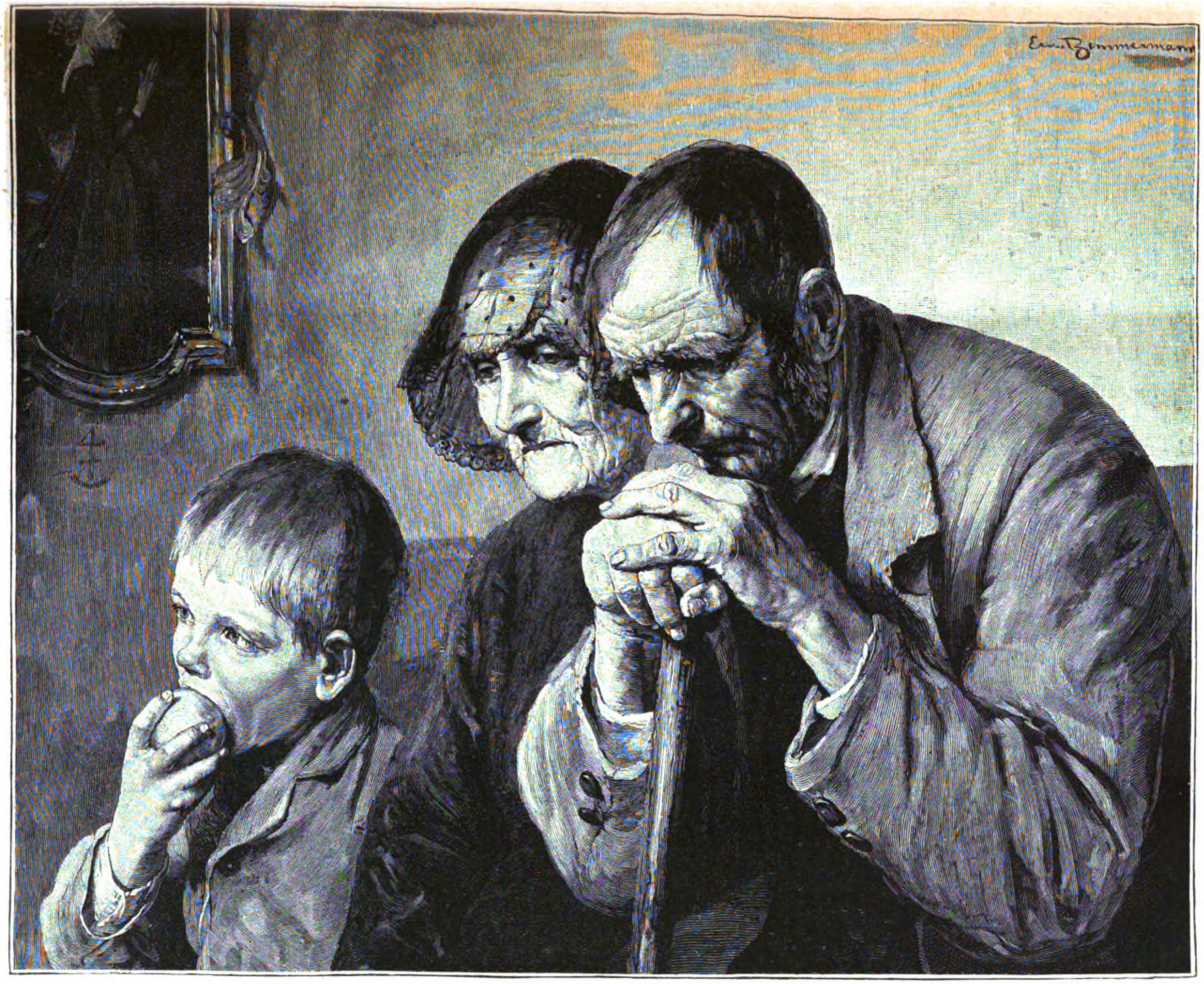
„Das kennſt du nicht? Das iſt unſere Wiege!“

„Eure Wiege? Was bedeutet das?“

„Was das bedeutet?“ Mein Erſtaunen hatte einen ſo hohen Grad erreicht, daß mir die Worte fehlten. Haſtig ſah ich mich nach Hilfe um.

„Jürgen, Milo! Sie weiß nicht, was eine Wiege bedeutet!“

Die beiden ließen die Unterſuchung des Seiles fahren und ſtellten ſich neben das Seiltänzermädchen.


Ernst Zimmermann

In der Kirche. Nach dem Gemälde von Ernſt Zimmermann.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl Kunſtverlag A.-G. in München.)

„Was weißt du nicht?“ fragte Jürgen mit dem Ausdruck ſolcher Betroffenheit, daß Atalanta ganz rot wurde.

„Dummer Junge!“ murmelte ſie, ſich halb abkehrend. Und doch wandte ſie ſich im nächſten Augenblicke wieder um und tippte das Bettchen an, daß es leiſe ſchaukelte. Milo hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und nickte ernſthaft.

„Ich dachte es mir gleich,“ ſagte er. „Du weißt nicht viel. Sonſt müßteſt Du auch wiſſen, daß Mädchen Unterröcke tragen!“

„Haſt du denn niemals kleine Geſchwiſter gehabt!“ fragte Jürgen, und Milo machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß ſie, Jürgen. Sie iſt dumm — ich habe es gleich gedacht. Sonſt würde ſie ja wiſſen, daß unſere Wiege für die kleinen Kinder da iſt.“ Er richtete ſeine ernſthaften Augen auf Atalanta, die unbeweglich vor ihm ſtand und ihn ſtarr anſah. „Für die ganz kleinen Kinder,“ wiederholte er. „Der liebe Gott ſchickt ſie, und ſie gehören ihm. Mama aber macht ſie groß. Augenblicklich haben wir keine ganz kleinen Kinder — ich denke mir aber, daß der liebe Gott bald wieder eins ſchicken wird!“

Milos Redefluß war erſchöpft, und er ſchwieg. Das große Mädchen ſtand noch immer unbeweglich und ſah bald ihn, bald die Wiege an. Dann ſeufzte ſie tief auf.

„Ich habe noch nie eine Wiege geſehen,“ ſagte ſie, halb entſchuldigend, „und auch keine kleinen Geſchwiſter gehabt. Wir ziehen immer herum, von einem Ort zum andern, da — —“

„Da wird Euch der liebe Gott natürlich keine Kinder ſchicken,“ meinte Milo. Seine Stimmung war milder geworden, weil er ſo ungeſtört ſprechen durfte. „Kleine Kinder müſſen ganz ſtill in der Wiege liegen und dürfen nicht reiſen. Ihr könntet ſie ja auch vergeſſen mitzunehmen!“

„Ich würde ein Kind nicht vergeſſen!“ rief Atalanta ungeſtüm. Wieder ſtieß ſie die Wiege an und verfolgte mit den Augen ihre Schwingungen. „Wie hübſch ſie iſt!“ murmelte ſie, und Milo nickte befriedigt.

„Ich habe auch darin gelegen!“ ſagte er. „Es iſt ſehr, ſehr lange her, ich weiß es aber noch ganz gut. Es war ſehr ſchön!“

„Gewiß!“ Das Seiltänzermädchen ſeufzte plötzlich, und Milo ſah ſie teilnehmend an.

„Willſt du die Wiege vielleicht geliehen haben? Mama erlaubt es gewiß! Vielleicht legt der liebe Gott ein kleines Kind hinein!“

Milo gehörte zu den Naturen, die mit Vorliebe fremdes Eigentum verſchenken oder verleihen, und deshalb fühlte Jürgen ſich veranlaßt, hier einzuſchreiten.

„Milo, die Wiege gehört dir gar nicht, und Mama verleiht ſie nicht: wir brauchen ſie ſelbſt!“

„Nein, es geht nicht!“ gab Milo nach kurzem Beſinnen zu. „Die Kinder, die in dieſe Wiege kommen, die gehören uns. — Willſt du aber nun nicht auf dem Seile laufen?“ fragte er ungeduldig. Da aber ſchlug die nahe Kirchturmuhr fünf, und Atalanta fuhr aus ihrem Nachdenken auf.

„Es geht nicht — heute habe ich keine Zeit mehr! Wir haben heute noch eine Vorſtellung, da darf ich nicht fehlen. Ich bin die beſte in der Geſellſchaft!“ ſetzte ſie ſtolz hinzu.

„Aber die Vögel!“ rief ich, und ſie nickte haſtig.

„Morgen komme ich wieder!“ Noch einmal ſtand ſie einen kurzen Augenblick vor unſrer Wiege — dann war ſie die Treppe hinuntergehuſcht und verſchwunden.

Als wir wieder vor dem Sandkaſten ſtanden und die toten Papageien ſahen, wurde Milo enthuſiaſtiſch. Er wollte die grünen Sperlinge, wie er ſie fortwährend nannte, einzeln beerdigen und jedesmal ein großes Feſt dabei veranſtalten. Er wußte verſchiedene Freunde, die ſich durch eine Einladung ſehr geehrt fühlen würden, während Jürgen durchaus wiſſen wollte, was unſere Hauskatze zu den grünen Vögeln ſagte. In dieſer Hinſicht war Milo durchaus nicht wißbegierig, und es gab zwiſchen den beiden Brüdern eine kleine Meinungsverſchiedenheit, die damit endete, daß Jürgen den größten Sittich entführte, während Milo laut über die Ungerechtigkeit eines Schickſals jammerte, das ihm nur einen Vogel und zwar den mit dem weißen Schnabel ließ. Meine eigenen Anſichten waren in dieſer Angelegenheit ſehr geteilt. Eine feierliche Beerdigung hatte großen Reiz für mich. Wenn ich mir aber unſere ehrbare alte Hauskatze in wildem Erſtaunen vor einem grünen Sperling vorſtellte, dann hatte auch dieſer Gedanke ſeine Anziehungskraft. Ehe ich mich entſchloſſen hatte, welchem Genuß ich mich zuwenden ſollte, erſchien, durch Milos laute Klagen angezogen, unſer Kindermädchen. Beim Anblick ſeiner Thränen ſchmolz ihr weiches Herz vollſtändig.

„Komm, mein klein Jung! Wer hat dich was gethan? Is Jürgen all wieder unartig geweſen?“

„Ich will — ich will alle beide begraben!“ ſchluchzte Milo, der, wenn er bedauert wurde, doppelt ſo lange weinte als gewöhnlich. Vom Begraben wollte Line aber nicht viel wiſſen.

„Sweig doch ſtill von das alte Begraben! Da mag ich nix von hören! Hier is es wirklich ein ganz guten Dienſt, wenn man bloß das Begraben nich wär, was Ihr all Tage vor habt. Gott in hogen Himmel, als wenn wir nich alle längſtens früh genug in die Erde kommen!“

Unter dieſen Ermahnungen führte ſie Milo mit ſanfter Gewalt davon, und ſein Vogel lag im Sandkaſten, ohne daß er ſich um ihn kümmern durfte.

Auch an mich war die Aufforderung geſtellt, mit Milo zu kommen und „artig zu ſein.“ Zu dieſer Beſchäftigung, die mir vom letztenmale her noch in eintönigſter Erinnerung ſtand, verſpürte ich gar keine Luſt und ſchlüpfte eilig aus der Gartenthür. Ohne ein eigentliches Ziel im Auge zu haben, lief ich über den Kirchhof in die Stadt hinein und blieb erſt ſtehen, als ich auf dem Marktplatz angelangt war. Hier ſtanden die Überreſte eines Zeltes, aber nur die Überreſte. Stangen, Latten und einige Fetzen ſchmutziger Leinwand. Hier konnte Atalanta doch keine Vorſtellungen geben! Betrübt und nachdenklich ging ich um das Zeltſkelett herum und erblickte plötzlich meinen Bruder Jürgen, auf deſſen Geſicht dieſelbe Enttäuſchung geſchrieben ſtand, die mein Herz erfüllte.

„Geſtern war es hier viel hübſcher,“ berichtete er. „Im Zelt lag eine rote Decke, und es war ein ordentliches Zelt! Wo ſind die Leute geblieben?“

(Schluß folgt.)

Im Vorfrühling.

Im März ein Sonnentag,
Verheißungsvoll und ſchön,
Die Luft voll Amſelſchlag
Und lieblichem Getön.

Noch zeiget keine Spur
Von Grün und Blumen ſich,
Und auf des Waldes Flur
Nur Laub, das längſt verblich.

Doch weht ſo ahnungsreich
Die milde Sonnenluft,
Und auf dem Baumgezweig
Liegt's wie ein zarter Duft.

Noch ſchläft die Welt gelind,
Doch regt es ſich ſchon ſtill,
Gleich einem Wiegenkind,
Wenn es erwachen will.

Heinrich Seidel.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Eine Reihe unſerer hervorragendſten deutſchen Künſtler haben Beiträge zu dem Bilderſchmuck unſerer heutigen Nummer beigeſteuert. Aus den hinterlaſſenen Mappen des Profeſſor Wilh. Gentz, des großen Orientmalers, bringen wir zwei Blätter, eine „Kopfſtudie aus Paläſtina“ und eine Studie zu dem bekannten Bilde des Meiſters: „Markt in Kairo“. — Von Guido v. Maffei, dem trefflichen Jagdmaler, geben wir in meiſterhaftem Holzſchnitt eines ſeiner neueren Bilder: „Aus dem Trieb heraus“ wieder, das ein Rudel Wildſchweine, welche die Treiberkette durchbrachen, mit außerordentlicher Naturwahrheit und Friſche darſtellt. Die Weidmänner unter unſeren Leſern werden an dem Bilde ſicher ihre Freude haben. — Prof. Ernſt Zimmermann, deſſen Gemälde „In der Kirche“ das zweite Vollbild unſerer Nummer iſt, erntete ſeinen erſten großen Erfolg auf der Münchener internationalen Kunſtausſtellung des Jahres 1879. Ein Schüler von Diez, hatte er ſich ſchon frühzeitig durch kleine, humoriſtiſche Genrebilder bekannt gemacht, aber erſt ſein „zwölfjähriger Chriſtus im Tempel“, der auf der genannten Ausſtellung allgemeines Aufſehen erregte, ſtellte ihn in die Reihe unſerer erſten Künſtler, unter denen er ſich durch ſeine „Anbetung der Hirten“ (1883) behauptete; ſein nächſtes großes Gemälde: „Chriſtus und die Fiſcher“ (1886) dürfte manchen unſerer Leſer durch die allzu moderne Auffaſſung des Heilandes weniger ſympathiſch berührt haben. Die Köpfe auf unſerem heutigen Bilde legen Zeugnis für die ſcharfe Charakteriſierungsgabe des Künſtlers ab, und noch aus der Holzſchnittwiedergabe leuchtet ſeine koloriſtiſche Meiſterſchaft deutlich erkennbar hervor.

Naturkunde.

Mit Bezugnahme auf die Notiz unter Naturkunde in Nr. 18 teilt uns ein Freund unſeres Blattes mit: Der Totenkopf (acherontia atropos) iſt ein ſehr großer Honigfreund, ſehr groß nicht bloß nach ſeinem Leibesumfang, ſondern auch nach ſeinem Appetit. Sein Panzer iſt für den Bienenſtachel undurchdringlich, und ſeine Kraft für die Bienen unüberwindlich, ſo daß er ungeſtört in die Bienenwohnungen eindringen kann. Kommt nun ein ſolcher Räuber in eine Bienenwohnung, ſo wird das ganze Volk von einer furchtbaren Aufregung erfaßt. Er wird in dem engen Raum zwiſchen zwei Honigwaben, wo er ohnedies in ſeiner Beweglichkeit gehindert iſt, durch die nachdrängenden Bienenmaſſen gefangen gehalten, bis er ſein Verbrechen mit dem Tode gebüßt hat. Dieſe Beobachtung machte ich am Stande meines Vaters in Schweinfurt a. M. Hier — in Mittelfranken — ſcheint der genannte Schmetterling gar nicht oder nur ſelten vorzukommen.

Die Bienen pflegen ihre Wohnungen inwendig mit Harz zu verkleben: 1. um alles Licht fern zu halten, um 2. der Luft den Eintritt zu wehren und 3. die zahlreichen Motten abzuhalten. Bisher habe ich nur kleinere Öffnungen verklebt gefunden, größere wurden immer zum Ein- und Ausfliegen benutzt und des Nachts von Bienen bewacht. Das Flugloch der modernen Bienenwohnungen iſt 10 cm breit und 7 mm hoch, warum ſollte es einem nicht allzu behäbigen Totenkopf unmöglich ſein, durch dieſe Öffnung in den honiggefüllten Raum ſich zu drängen? Der erfahrene Bienenzüchter kann ja leicht das Einſchlüpfen ſolcher Räuber durch ein Gitter verhindern, das nur den Bienen den Eingang geſtattet, aber man wird das nur im Notfalle thun, da die Bienen in ihrer Arbeit dadurch gehindert wären. Die Moral der Geſchichte vom Totenkopf und den Bienen iſt, daß es auch in der Tierwelt Leute gibt, die gern ernten, wo ſie nicht geſäet haben, daß aber auch die kleinen Leute, wenn ſie einig ſind, ſich des größeren Ausbeuters erwehren können.

Wenn man einen metallenen Küchenmörſer im Freien mit Schnee umhüllt und mit Schnee anfüllt und den Schnee im Mörſer mit der abgekühlten Keule, die man, um den Einfluß der warmen Hand zu vermindern, vorher mit dicken Handſchuhen bekleidet, zuſammenſtampft, ſo wird derſelbe nach einigen Minuten zu einer feſten, durchſichtigen Eismaſſe. Der „Prometheus“, der dies kleine Experiment beſchreibt, erklärt den Vorgang damit, daß bei jedem Stoß der Mörſerkeule ein Teil des Schnees durch den Druck geſchmolzen wird, daß aber bei nachlaſſendem Druck der Gefrierpunkt ſteigt und das gebildete Waſſer wieder zu Eis erſtarrt, indem es aus den Poren der Schneeflocken die Luft verdrängt. Intereſſant iſt dieſer unter dem Namen Relegation bekannte Vorgang beſonders deshalb, weil auf ihm u. a. die Gletſcherbildung beruht. Der ſich in den Firnmulden ſammelnde Schnee drückt wuchtig thalabwärts und verwandelt — unter der Mitwirkung von Temperaturſchwankungen — allmählich die tieferen Schneemaſſen in Eis, das bei ſeinem weiteren Abwärtsgleiten ſchließlich zu dem wirklichen blauen Gletſchereis wird.

Forſchungsreiſen.

Einen noch wenig erforſchten Teil des amerikaniſchen Kontinents, Alaska, durchzog E. J. Glave im Sommer vorigen Jahres. Nach den jetzt über ſeine Expedition veröffentlichten Nachrichten iſt dieſelbe durchaus günſtig verlaufen. Er fand zwar die Küſtengebirge eis- und ſchneebedeckt, im Innern aber reiche Weideländereien mit einem, wenigſtens im $4^1/_2$ Monate währenden Sommer milden Klima. Im Juni und Juli, in welchen Monaten die Sonne nur auf Stunden untergeht, zeigte das Thermometer im Mittel + 17 Grad C. Das Vorhandenſein von Kupferlagern wurde feſtgeſtellt. Intereſſant iſt, daß Glave ſeine Expedition mit Hilfe von Pferden unternahm, die den Indianern des Innern ebenſo unbekannt waren, wie einſt den Mexikanern die Pferde des Cortez; ſie erklärten ſie kurzweg für „große Hunde“. Übrigens kamen die Pferde wohlbehalten an die Küſte zurück.

Eine große Forſchungsexpedition nach dem centralen Borneo wird augenblicklich auf Anregung der geographiſchen Geſellſchaft zu Amſterdam von der niederländiſchen Regierung ausgerüſtet. Dieſelbe verſpricht um ſo intereſſantere Ergebniſſe, als das Innere der größten der Sundainſeln noch recht wenig bekannt iſt. Ein Geologe, ein Zoologe und ein Botaniker werden die Expedition begleiten.

Die längſt aus unſeren Karten verſchwundenen Mondberge, auf denen, Ptolomäus zufolge, der Nil entſprungen, kommen wieder zu Ehren, wie ſo manche andere Angaben der alten Geographen. Schon Stanley glaubte die Mondberge im Ruvenzori zwiſchen dem Albert- und Albert Edwardſee wiedergefunden zu haben. Es ſcheint aber, daß ſie weiter ſüdlich liegen und zwar an den Quellen des Kagern, der jetzt meiſt als der Quellfluß des Nil angenommen wird. Hier nämlich fand unſer deutſcher Landsmann Baumann auf ſeiner Reiſe im Herbſt vorigen Jahres im Lande Urundi die Warundi Miſozi a Mweſiberge, einen Namen, den er geradezu mit Mondberge überſetzen zu können glaubt. Die früheren Herrſcher von Urundi hießen, der Tradition nach, auch Mweſi (Mond) und ſollten vom Monde herſtammen.

Pflanzenkunde.

Die Erdnuß (Arachis hypogaea), eine in Weſtafrika, Oſtindien u. a. im umfangreichen Maße angebaute Kulturpflanze, empfahl Prof. Fürbringer kürzlich gelegentlich eines Vortrages in der Berliner mediziniſchen Geſellſchaft dringend als ein vorzügliches, billiges, ſehr nahrhaftes, eiweißreiches Nahrungsmittel. Er betonte, daß die aus der Erdnuß gewonnenen, von Dr. Nettlinger-Bockenheim ſeit einiger Zeit fabrikmäßig hergeſtellten Nährpräparate, deren Geſchmack an Mandeln oder Nüſſe erinnere, zwar keine Delikateſſe, aber eine ſehr geſunde Nahrung ſeien und zwar nicht nur für Kranke (beſonders Fettleibige, Nierenkranke ꝛc.), ſondern auch als Volksnahrungsmittel für Geſunde. Der Preis für das Kilogramm Erdnüſſe betrüge nur 40 Pf. Von anderer Seite wurde die Schmackhaftigkeit angezweifelt — ſchließlich kann wohl nur der praktiſche Verſuch für den Einzelnen entſcheiden.

Technik.

Die elektrotechniſche Zeitſchrift meldet, daß die Druckerei (Schnellpreſſen, Rotationspreſſen ꝛc.) eines der größten Wiener Tagesblätter jetzt völlig elektriſch betrieben wird. Es wird dabei hervorgehoben, daß der Betrieb, der ſich außerdem durch Geräuſchloſigkeit auszeichnet, in ökonomiſcher Beziehung ſich recht günſtig ſtellt, und zwar hauptſächlich, weil der Stromverbrauch ſich je nach dem wirklichen Bedarf, je nachdem eine oder mehrere Preſſen im Gange ſind, regulieren läßt, während eine Dampfmaſchine faſt den gleichen Brennmaterialbedarf hat, gleichviel ob der augenblickliche Betrieb nur einige oder alle Preſſen erfordert.

Kunſt.

Nach einem Jahresbericht, den das Präſidium der Akademie der Künſte in Berlin erſtattet hat, iſt aus den Erträgen der Kunſtausſtellungen der Akademie ein Vermögen von nahezu einer halben Million erwachſen. In dem Bericht iſt auch von Verhandlungen die Rede, welche auf Veranlaſſung der Akademie zwiſchen den einzelnen deutſchen Kunſtakademien geführt worden ſind zur Gründung eines deutſchen Künſtlerhauſes in Rom, ein Plan, den wir ſchon an dieſer Stelle erwähnten. Die Angelegenheit iſt den einzelnen Landesregierungen mit der Bitte vorgetragen worden, in ihrem Intereſſe beim Reichskanzler Schritte zu thun.

Geſundheitsrat.

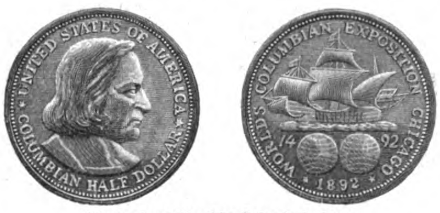
Die Frage: „Läßt ſich etwas thun, um dem Entſtehen einer Glatze vorzubeugen?“ atmet den ganzen unſagbaren, aber von jedem Leidensgefährten nachzufühlenden Kummer eines Patienten, der ſchon lange an Schuppenbildung mit Haarausfall gelitten und nun zuerſt darauf aufmerkſam wird, daß ſein Leiden auch äußerlich ſichtbar zu werden anfängt.

Bekanntlich hat man in neuerer Zeit auch beim Haarſchwund mikroſkopiſche Paraſiten nachgewieſen und geht ihnen, nachdem die Schuppen durch erweichende Natronlöſungen entfernt ſind, mit antiſeptiſchen Mitteln zu Leibe. Namentlich Dr. Laſſar in Berlin hat eine ganz methodiſche derartige Behandlung erſonnen, welche von einer Anzahl Friſeuren genau nach ſeiner Anweiſung praktiſch ausgeübt wird. Sie erfordert aber viel Geduld, und dabei kann man ſie leider nicht als abſolut erfolgreich bezeichnen. Das hat ſeinen Grund zunächſt in dem viel zu ſpäten Entſchluß der meiſten Patienten, ſich in Behandlung zu begeben, dann aber auch darin, daß die Bacillen keineswegs der einzige Faktor des Haarſchwundes ſind. Meiſt iſt ihnen durch ein Darniederliegen des den Haarboden verſorgenden Nervenſyſtems (infolge geiſtiger Überanſtrengung, gemütlicher Aufregungen, Krankheiten) gründlich vorgearbeitet worden, und ſie haben nur noch die Nachleſe. — Daß Haare und Nerven in inniger Wechſelbeziehung ſtehen, das zeigen ſchon die bekannten Fälle von plötzlichem Erbleichen des Hauptthaares, das beweiſt ferner alljährlich das Weißwerden gewiſſer nordiſcher Tiere im Winter unter dem Einfluß der kälteempfindenden Nerven. Die Bezeichnung „Denkerſtirn“ iſt daher trotz aller Bacillen nicht ſo völlig grundlos.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die nordamerikaniſche Kolumbusmünze.

Gleich den Poſtwertzeichen, welche die Vereinigten Staaten zum Andenken an die Jubiläums-Ausſtellung in Chicago verausgabt haben und die wir unſeren Leſern in Nr. 20 vorführten, iſt auch eine ſogenannte Kolumbusmünze geprägt worden und gelangt ſeit kurzer Zeit zur Ausgabe. Es iſt ein Halbdollarſtück in künſtleriſch vollendeter Prägung. Die Vorderſeite zeigt den Kopf des Entdeckers, die Rückſeite eine der Karawellen des Kolumbus mit den beiden halben Erdkugeln darunter.



Die nordamerikaniſche Kolumbusmünze.

Die Halbdollarmünze hat in den Vereinigten Staaten eine lebhafte Spekulation hervorgerufen, denn jedermann will ſich des vorausſichtlich bald aus dem Verkehr verſchwindenden Stückes als eines originellen Andenkens an das Jubiläumsjahr und die Weltausſtellung verſichern. In echt amerikaniſcher Weiſe wurden für das erſte Stück, welches die Prägeanſtalt verließ, von einer Schreibmaſchinen-Geſellſchaft aus Reklamezwecken 10000 Dollar geboten — und der Preis wurde thatſächlich acceptiert; außerdem gingen noch beſonders hohe Anerbietungen für das 400., das 1492. und das 1892. geprägte Stück ein, für die Zahlen alſo, welche mit dem Jubiläum in Verbindung zu bringen ſind. Das Schatzamt hat im übrigen, um die Münze möglichſt der Spekulation zu entziehen und ſie allen Kreiſen der Bevölkerung zugänglich zu machen, beſondere umfaſſende Vorkehrungen getroffen, durch welche der Bezug der jedenfalls intereſſanten Münze ſeitens großer Banken und Geſchäfte, welche ſich verpflichten, ſie in das Publikum zu bringen, erleichtert werden ſoll. Schon der offizielle Verkaufswert des „Columbian Half Dollar“ beträgt aber das Doppelte des Nennwertes; das Stück wird nämlich von der Münze zu einem Dollar verkauft.

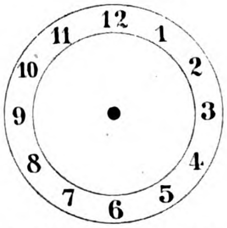
Kleine Zeitung.

Seit nicht weniger denn 40 Jahren arbeitet die franzöſiſche Akademie an ihrem großen „Geſchichtlichen Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache“; es ſind von dieſem Werk auch bereits vier Bände erſchienen — mit dieſen iſt aber gerade erſt der Buchſtabe A erledigt, und man hat berechnet, daß die Vollendung des Werkes, wenn mit gleicher Gründlichkeit fortgearbeitet wird, in etwa 1000 Jahren erfolgen könnte. Dabei ſind die mit der Abfaſſung des Werkes betrauten Gelehrten ſogar ſehr fleißig, aber oft kommen ſie, nach umfaſſenden Vorarbeiten, in einer beratenden Sitzung nicht über ein einziges Wort hinaus. Jetzt hat die Akademie nun gar beſchloſſen, die Arbeit an dem hiſtoriſchen Wörterbuch auf fünf Jahre einzuſtellen; nur einzelne Gelehrte ſind beauftragt, die Vorarbeiten für dasſelbe fortzuſetzen. Die Akademie aber will ſich unterdeſſen ganz der Neubearbeitung ihres berühmten, muſtergültigen Dictionaire d'usage widmen, welches, 1694 zum erſtenmale erſcheinend, damit ſeine achte Sichtung erfährt.

Daß die Sitte, den Bartſchmuck auf Schnurrbart und — allenfalls — Knebelbart zu beſchränken, aus Spanien und zwar aus der Zeit der Maurenherrſchaft ſtammt, will kürzlich ein franzöſiſcher Gelehrter entdeckt haben. Er behauptet nämlich, die Chriſten hätten dieſe Beſchränkung unter ſich angewendet, um ſich von den ſtark bebarteten Muſelmännern ſchon äußerlich zu unterſcheiden, als eine Art von Erkennungszeichen alſo. Daß die Mauren dieſe Maßregel nicht nachahmen und dadurch jenen Zweck vereiteln würden, hätte ſich bei dem Wert, welchen der Muſelmann auf ſeinen Vollbart legt, den er als ein beſonderes Geſchenk des Propheten betrachtet, vorausſehen laſſen. Ob dieſe Anſicht richtig, ſei dahingeſtellt. Im allgemeinen trugen die oberen Stände im Mittelalter überhaupt nur wenig Bart, teils infolge der Nachwirkung des römiſchen Einfluſſes, teils weil der Bart unter der Rüſtung unbequem war. Vielfach galt der Bart geradezu als heidniſch. Um 1320 erzählt eine böhmiſche Chronik ausdrücklich: „Nun auch begann die Ritterſchaft lange Bärte zu tragen; auch trugen einige Knebelbärte gleich Hunden und Katzen nach heidniſcher Art.“

In unſerer Spielecke.

1. Zifferblatträtſel.



Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo bezeichnet:

1 2 3 4 5 6 eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer,
5 6 7 einen altteſtamentlichen Namen,
5 6 7 8 e. Stadt in Preußen,
8 9 10 11 12 eine Stadt in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen,
10 11 12 1 2 einen Vogel,
10 11 12 1 2 3 einen Fluß,
10 11 12 1 2 3 4 einen Komponiſten,
11 12 1 2 einen Fluß,
11 12 1 2 3 einen Komponiſten,

2. Ergänzungsaufgabe.

ca cha da e e e e en ſe ſlo har ker ly ſe ſon te.

Zu ſuchen ſind acht dreiſilbige Wörter, die eine gemeinſame Mittelſilbe haben und deren Anfangs- und Endſilben oben gegeben ſind. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo laſſen ſich dieſelben ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines Dichters ergeben.

3. Arithmetiſche Aufgabe.

Ein denkwürdiger Tag der deutſchen Geſchichte läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen.

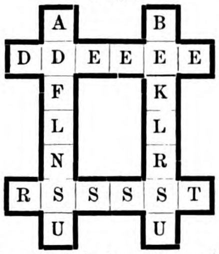
Die Differenz der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich der 110fachen Datumszahl. Die Summe der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich der 104fachen Summe der Datumszahl und der Monatszahl.

Welcher Tag iſt gemeint?

4. Zweiſilbige Scharade.

1 und 2 vereint verkünden euch
Einen Meiſter in der Töne Reich.
Eine Frage man ſogleich erhält,
Wird zu 1 der rechte Laut geſellt.
Wird der rechte Laut mit 2 vereint,
Eine Stadt im Schweizerland erſcheint.

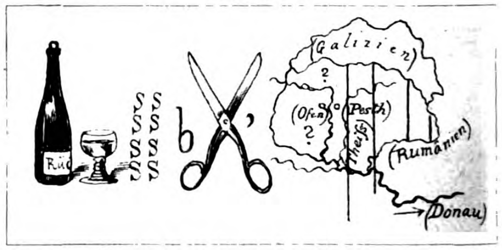
5. Aufgabe.



Die in obenſtehender Figur eingeſchriebenen Buchſtaben ſollen derart umgeſtellt werden, daß die beiden ſenkrechten und wagerechten Reihen je eine deutſche Stadt ergeben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 21.

Bilderrätſel. Enthüllungsfeierlichkeit.

Damespielaufgabe.

1. c5 — d6 e7 — c5 †
2. e3 — d4 c5 — e3 †
3. c3 — b4 a5 — c3 †
4. b2 — h8 † † † † † wird D u. gewinnt.

1. Metamorphoſen-Aufgaben.

a) Liebe — Lieb — Lied — Lind — Land — Rand — Rad — Rade — Rede — Reue — Treue.
b) Braut — Braun — Graun — Grau — Frau.
c) Weib — Wein — Lein — Lehn — Lahn — Bahn — Bann — Mann.
d) Sohn — Lohn — Lahn — Kahn — Kain — Main — Mais — Maus — Haus — Haut — Laut — Laute — Raute — Ratte — Watte — Wette — Kette — Kutte — Kutter — Mutter.

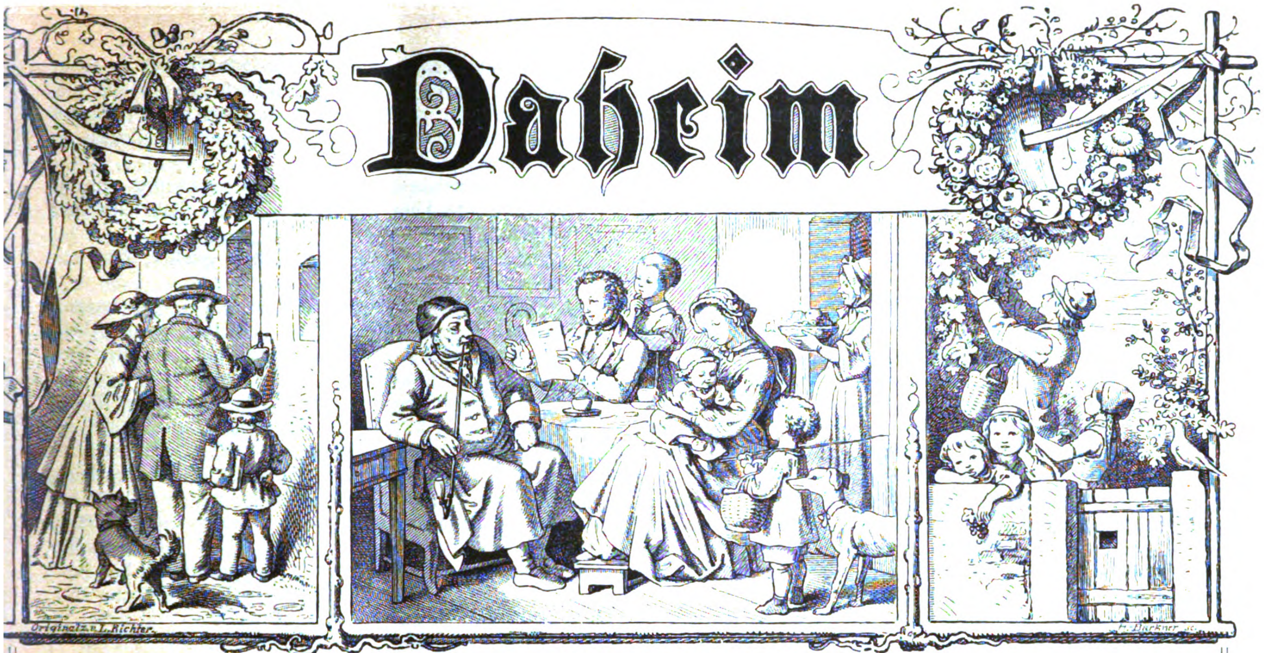
2. Homonym. Zelter.

3. Dreiſilbige Scharade. Anagramm.

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Im Reichstag. IV. — Adolf Stöber. Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Mit Bildnis. — Die Wiege. Eine Geſchichte aus der Kinderzeit. Von Charlotte Nieſe. — Im Vorfrühling. Gedicht von H. Seidel. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Eine Schönheit aus Paläſtina und Marktgetümmel in Kairo, zwei Studien von Wilhelm Gentz; Aus dem Trieb heraus von J. Maffei; In der Kirche von Ernſt Zimmermann. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Pflanzenkunde. — Technik. — Kunſt. — Geſundheitsrat. — Die nordamerikaniſche Kolumbusmünze. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 11. März 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 23.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Biſt ja merkwürdig orientiert, Tadraß," entgegnete Edmund. „Schließlich iſt ja meine angeheiratete Schweſter die Beſitzerin von Rotenſtein."

„Iſt ſie wohl, und ſe würde vielleicht haben offen die Hand für die Notlage vom angeheirateten Herrn Bruder, wenn das feine Teſtament von der Frau Großmutter ihr nich' hätt' gebunden de Händches. War 'ne kluge Frau, die Frau Großmutter, hab' ſe gekannt, wie ich noch als ein kleiner Bocher meinen Vater hab' begleitet auf die Güter und ſo manches liebe Mal bin aufgewärmt in der Rotenſteiner Küche mit ein paar Löffel von der feinen Bierſupp'. Hab' nachher auf eigene Hand dort alljährlich gekauft — de Felle, de Lumpen, de Szwiebeln und hin und wieder mal e Pferdche. Bin auch jetzt eben in Rotenſtein geweſen und wie der Amtmann mir für ßwei Rindsleder hat abverlangen wollen mein halbes Vermögen, hat unſer lieber Herrgott ein Einſehen gehabt, daß gerade das Fräulein Jutta is daßu gekommen.

‚Laſſen Sie dem Tadraß die paar Groſchen, Amtmann,' hat ſe geſagt, obſchon ſo mit 'ner Handbewegung, wiſſen der Herr Leutnant, als wenn der Menſch will fortjagen de ſummende Mück'. Gott der Gerechte, warum ſoll der Jud' nich ſein für bare ßwölf Silbergroſchen einmal de ſummende Mück?"

„Wie ſieht es in Rotenſtein denn nun aus?"

„Nun wie ſoll's ausſehen? Fein ſieht es aus! Und wenn ich der Herr Leutnant wäre —"

Tadraß öffnete die Thür und ſpähte ſcharf nach dem etwaigen Ohre an der Wand. „Wenn ich der Herr Leutnant wäre, ich trüge Halm ßu Halm oder ich nähme mit 'nem Sturm den Platz in dem behaglichen Neſt."

„Was will er damit ſagen?"

„Was ich will damit ſagen? Heiraten ſollen Se das Mädchen mit dem ſchönen Gut und die drei Vorwerke."

„Unſinn! Weder ich noch Fräulein von Rettlingen haben je daran gedacht."

„Nu, denn denken Se eben dran, Herr Leutnant! Daß es möge gehen vom Herz ßum Herz mit dem großen Magnetismus von der Liebe. Wenn dann der Magnete hat geßogen, dann machen wir wieder Geſchäfte, der Tadraß aus der Hütten und der Herr von Hegebach aus dem Schloß. Würd' ich ſe mir doch um alles in der Welt nicht laſſen fortſchnappen von dem anderen."

„Von welchem anderen?"

„Nu, von dem neuen Herr Landrat."

„Ach, Thorheit, wer redet davon?"

„Ich red' davon, mein Herr Leutnant. Jetzt iſt das große Prozeſſieren wegen der Wieſe, aber es thät nicht zum erſtenmal im Leben paſſieren, daß aus dem Acker der Feindſchaft thät erwachſen das Blümche von der Myrte. Der Jud' iſt ein einfacher Jud', aber ſeine Gedanken — das ſind feine Gedanken, und ich gönn' das Täubche dem Felſinger nicht, kann en nich leiden."

„Warum denn nicht?"

„Hat er mich doch abweiſen laſſen, wie ich hab' angefragt wegen ßwei Staatsfelle an die fünfmal, und wie ich bin 'n bißchen näher gekommen ßum ſechſtenmal, bloß mit einem Fuß bis in ſeine Stub', hat er mir laſſen herausſchmeißen aus ſelbigter Stub' durch den Diener. Brauch' ihm nich, den ſtolzen Herrn Landrat, werd' auch ohne ſeine Freundſchaft noch manches Jahr in dortiger Gegend die Felle —"

„Den Leuten über die Ohren ziehen."

„Gott der Gerechte, wie der Herr Leutnant charmant verſtehen ßu ſpaßen! Wenn der Herr Leutnant doch bloß einmal wollten verſuchen! Wenn auch auf den erſten Hieb das

Bäumchen nicht wird gefällt werden. Ich gönn' ſe dem Felſinger nicht, kein Geſchäft mehr auf die Güter beidigtes.“

„Da müßt' ich doch zuerſt meine Verhältniſſe arrangieren und dazu bedarf ich Geld. Geld hab' ich keins, und Ihr wollt es mir nicht geben.“

Als Edmund Hegebach den Laden von Baruch Tadraß verließ, trug er eine ihm auf Wechſel geliehene ſtattliche Summe auf der Bruſt, in der Bruſt aber ein Heer von Gedanken, die, wenn ſie auch zuweilen als leichte Schatten über die Landſchaft geflogen waren, erſt durch das Wort des iſraelitiſchen Mannes greifbare Geſtalt erhalten hatten.

Der Lehre von der Urſache und ihrer Wirkung entſprechend fand ſich ein paar Tage nach dem Beſuch Hegebachs bei Baruch Tadraß (bald nach der Begegnung Juttas und Horſts von Kienitz) in der Rotenſteiner Poſttaſche ein Brief von Edmunds Hand vor. Der ſeit dem Tode der gnädigſten Tante kräftig emporgeblühte Wiſſensdrang der Waldeins hatte ſchon ein bedenkliches Räuſpern hervorgerufen, als Jutta den Brief erſt für ſich allein las. Von ſeinem Inhalte, ſie wußte ſelbſt nicht warum, unbehaglich berührt, legte ſie ihn nachdenklich in ſeine Brüche zuſammen und ſchob ihn dann erſt den beiden Harrenden zur Durchſicht hin.

„Edmund will uns für einige Tage beſuchen, er iſt morgen von der Poſt abzuholen.“

Kaum daß Edmund am anderen Tage der drei ihn vor der Thür erwartenden Damen anſichtig wurde, ſchwang er ſich, noch in voller Fahrt, vom Wagen und begrüßte eine jede derſelben mit der ihm bei paſſender Gelegenheit zu Gebote ſtehenden Ritterlichkeit.

„Allerunterthänigſter Knecht, Fräulein Kunigunde! Gehorſamer Diener, Fräulein Ethelinde! Darf nach dem Befinden nicht fragen, wie der Augenſchein lehrt. Hölliſch langweilige Fahrt, aber reich der Lohn, den ich in Verkörperung der drei Grazien vor dem gaſtlichen Hauſe finde!“ Dann in biederer Herzlichkeit zu Jutta: „Du glaubſt nicht, Kleine, wie ich mich aus dem Drangſal der Stadt heraus einmal wieder nach einem erfriſchenden Zuſammenſein mit dir gebangt habe.“

„Ach was du ſagſt! Hoffentlich iſt es dir, abgeſehen von dieſem Bangen, ſonſt gut gegangen. Willſt du nicht dein Zimmer aufſuchen? Wir erwarten dich zum Abendeſſen.“

Während er die Treppe hinaufging, war Jutta an der zu dem Garten führenden Glasthüre ſtehen geblieben. Nachdem ſie, ganz gegen ihre ſonſtige Art, eine Weile hinausgeſchaut, ohne doch etwas zu ſehen, drehte ſie ſich, wie im plötzlichen Entſchluß nach den Waldeins um: „Tanten, das iſt Euer Gaſt, ich habe keine Zeit für ihn übrig.“

„Ganz die ſelige Großmutter,“ ſagte kopfſchüttelnd Tante Ethelinde, worauf Kunigunde einen Schritt näher trat: „Merkſt du nichts, Ethelinde?“

Natürlich hatte man etwas gemerkt. Warum denn der kühle Empfang des ſonſt doch durchaus Wohlgelittenen? War er ihr etwa als Beobachter ſtörend? Hm, hm!

„Das iſt Euer Gaſt,“ hatte Jutta geſagt, und wohl hatten die Tanten das Wort in ihren Herzen bewegt. Ihrem ‚Nötigen‘ nur war es zu danken, daß es Edmund ‚geſchmeckt‘, und als nach dem Mahle Edmund in ein wenig falſchen Geſangestönen dem guten Monde ſeine Anerkennung zu teil werden ließ, daß er ſo ſtille gehe, lauſchten die Tanten, und zwar die eine zur Rechten, die andere zur Linken.

„Dürfte ich dich vielleicht um einen Gaul bitten, Jutta,“ fragte Edmund am anderen Vormittag. „Der Anſtand erfordert es wohl, daß ich dem Rittergutsbeſitzer von Kienitz meinen Antrittsbeſuch mache.“

Wenn es bei dem geſchwiſterlichen Verhältnis, in dem die beiden Vettern aufgewachſen waren, befremden mußte, daß ein ſolcher Beſuch nur als Anſtandsbeſuch aufgefaßt wurde, ſo war die ſchnelle Erledigung desſelben faſt noch befremdlicher.

„Horſt war nicht zu Hauſe,“ meldete Edmund in gleichgültigem Tone. „Er iſt, wie ich den Kerl, der mir Auskunft gab, zu verſtehen meinte, nach Königsberg hinübergefahren. Darf ich mich mittlerweile erkundigen, wie die Damen geſchlafen haben?“

Tante Ethelinde hatten die Nerven zu ſchaffen gemacht, Tante Kunigunde ſchlief ſeit ihrem ſiebenten Jahr nur noch in ſeltenen Fällen.

„Wie hat es Ihnen denn in Felſing gefallen, Herr von Hegebach?“

Edmund ſchaute zerſtreut vor ſich hin. „Wie meinten Sie doch? Ach ſo! wie es mir in Felſing gefallen hat? O, recht gut, dächte ich, ſoviel ich geſehen habe; — intereſſiere mich für anderer Leute Güter herzlich wenig!“

Edmund hatte von früheſter Kindheit an für den Vetter, deſſen Hilfe er doch nicht entraten konnte, ein Gefühl der Abneigung weder unterdrücken können, noch wollen. Seit dem Beſuche in dem Laden Baruch Tadraß' hatte dieſe Abneigung eine noch häßlichere Geſtalt angenommen, und ſie ſteigerte ſich, nun ſich Horſts ſchöne Beſitzung vor Edmunds leiblichem Auge aufgethan hatte, zu einer Empfindung faſt wilden Haſſes. Wehe aber, wenn Neid und Haß ſich zum Bunde die Hand zu dunklem Werke reichen! Wehe, wenn zu der Stätte ihrer Arbeit ein argloſes Menſchenherz erkoren iſt; — ja wehe, inſofern das Werkzeug, deſſen ſie ſich bedienen, zumeiſt in ſchleichendes Gift getaucht iſt!

Nichts iſt beſſer geeignet als freundliches Licht über die Proſa des Alltagslebens hinzugleiten, denn die Gegenwart eines heiteren, liebenswürdigen Gaſtes, — und da Edmund Hegebach an jedem neuen Morgen mit der Abſicht, heute einmal wieder bezaubernd zu ſein, die Treppe herunter kam, erhellten ſich die ein wenig welken Antlitze der beiden Tanten, ſobald ſie ſeiner anſichtig wurden, in lieblichſter Weiſe.

Selbſt Juttas anfängliche Paſſivität begann dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit zu weichen, und ſo kam es, daß ein helles Durcheinander von Stimmen aus dem Eßzimmer erklang, in dem man in lächelndem Behagen beim zweiten Frühſtück ſaß — gerade zu der Stunde, in der die Poſt anzukommen pflegte.

Es geſchah ſelten, daß die Waldeins einmal Briefe bekamen, mit um ſo größerem Intereſſe ſtreckten ſich ihre Hälslein aber nach den Korreſpondenzen anderer Leute aus.

Da waren zunächſt zwei Schreiben an Edmund, die mit dem erhabenen Gleichmut von Leuten in ungeordneten Verhältniſſen ungeleſen in die Taſche geſchoben wurden. Zwei auch an Jutta. Den Tanten wurde das eine, gleichſam die Neugier in andere Bahnen zu lenken, zum Öffnen zugeſchoben, das andere verſchwand in Juttas Gewandung, jedoch nicht ſchnell genug, daß Edmund die Handſchrift, die er unter Tauſenden erkannt hätte, nicht erblickt hätte ſamt dem Poſtſtempel Königsberg. Weder entging ihm die helle Glut, die ſich purpurn über Juttas ehrliches, offenes Antlitz ergoß, noch das Zittern, unter dem ihre Hand, ihr ganzer Körper erbebten. Er wußte ganz genau, daß der Brief von Horſt war und daß Jutta, Geſchäfte vorſchützend, jetzt den Frühſtückstiſch verlaſſen würde.

Richtig, da ging ſie durch die Glasthüre dem entlegenſten Teile des Gartens zu, ſo daß der ſie verfolgende Blick nur hin und wieder ihre hohe, zwiſchen den Büſchen auftauchende Geſtalt erfaſſen konnte.

„Sie geht zum Baume,“ ſagte ſich Edmund.

Der Baum unter den zahlloſen Bäumen des Parkes war eine mächtige Linde, die ſchon einer ſtattlichen Zahl von Jahrhunderten ſiegreich ins graue Antlitz geſchaut hatte.

Zum Entzücken der kleinen Jutta hatte die Geſchicklichkeit des Roſekatzky einſtmals kaum ſichtbare Stufen zwiſchen dem Geäſte angebracht, den Weg zu einem bequemen Sitz in mäßiger Höhe anzubahnen.

Zu dieſem Baume war Klein-Jutta, die Schiefertafel unter dem Arme, den Schwamm am Bindfaden pendelnd, gewandert. Im Rauſchen ſeiner Zweige hatten ſich ihr die feinen Unterſchiede zwiſchen dem imparfait und dem passé

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

défini aufgethan. Von der Höhe des Baumes herab war es verkündet worden, daß der Kanadir (nicht etwa der Kanadier) Europens Höflichkeit noch ferne ſtand.

In ſpäteren Zeiten hatte der Baum ſeinen Zauber ein wenig eingebüßt — für die Herrin von Rotenſtein „ſchickte es ſich nicht mehr ſo ganz“ — und dennoch gab es Lebenslagen, wo man nur unter ſeinem Schutze das wilde Klopfen des jungen Herzens vorübergehen laſſen konnte.

Noch lag der Brief unerbrochen in Juttas Hand, nur eine dünne Schicht Papier trennte ſie von dem, was der Inhalt möglicherweiſe für ſie ſein konnte. — — Was würde der Brief ihr bringen? War es, Jutta wurde glühend rot, etwa einer von jenen, von denen man träumt? Träumt — als ſein ureigenſtes Mädchen-Privilegium? Hatte ſie, die verſtändige Jutta, denn geträumt? Sonſt nicht, ſonſt nie, — aber in den letzten Wochen?

O der Thorheit! Der Brief handelte ja von dem Prozeſſe! Wie hatte ſie nur den Prozeß vergeſſen können! Unter der Vorausſetzung des Prozeſſes wurde kurz entſchloſſen das Siegel gelöſt.

Der Brief lautete:

„Gnädigſtes Fräulein!

Ich ſehe ein Lächeln der Verwunderung um Ihre Lippen ſpielen, daß der Mann, der es ‚ſo nahe haben könnte‘, ſich nach Königsberg begibt, um Ihnen von dort zu ſchreiben. Laſſen Sie mich auf die lächelnde Frage Ihnen die für mich wie für Sie ſo ernſte Antwort geben: der Zweck meiner Fahrt hierher iſt ein Beſuch bei Ihrem Herrn Vater!

Jutta von Rettlingen, der Mann, der Ihren Namen in dieſem Augenblicke mit bewegter Seele niederſchreibt, iſt auf dem Wege, Ihren Vater um das Höchſte zu bitten, was er auf dieſer Welt zu vergeben vermag — um nichts Geringeres, als um die Hand ſeiner Tochter, — vorausgeſetzt, daß mein Empfinden auch ein Echo in deren Herzen zu erwecken vermochte!

Jetzt wiſſen Sie, was dieſe Fahrt für mich zu bedeuten hat!

Ich habe Ihren Vater nicht zu Hauſe getroffen, Fräulein von Rettlingen. Ich muß eine Nacht vorübergehen laſſen, ehe ich das Wort an ihn richten kann. Aber ſeine Entſcheidung iſt es nicht, vor der meine Seele bangt. Sie bangt vor der Ihrigen, Jutta von Rettlingen, und jede Stunde ſolchen Bangens iſt für den Mann, deſſen ganzes Denken ein einziger, ſehnſüchtiger Wunſch iſt, eine Stunde der Pein!

Wollen Sie das Ihre thun, die Pein durch ein Wort — ein einziges Wort — zu kürzen?

Laſſen Sie mich, ſobald ich zu Hauſe ankomme, ein Schreiben von Ihrer Hand vorfinden. Wenn es nichts weiter enthält, als die drei Silben ‚kommen Sie‘, ſo wiſſen Sie, daß das Wort zu einem Menſchen geſprochen iſt, dem ſich zum erſtenmal eine Ausſicht auf Lebensglück in voller Schöne aufgethan!

Nichts weiter für heute.

Horſt von Kienitz.“

In tiefer Glücksdemut hatte Jutta den Brief geleſen, ihr Haupt beugte ſich, der Atem ging bang und ſchwer, die Hände falteten ſich zum Gebet.

Vom Hauſe her nahten Schritte, und zugleich mit Edmunds Stimme wurden die der beiden Tanten laut.

„Nur jetzt nicht ihr Geplauder hören. Nur jetzt nicht ihren Weg kreuzen,“ dachte Jutta und verhielt ſich fein ſtille, in der Hoffnung, daß ſie vorüber gehen würden.

Da ſie jedoch auf der Bank hart unter dem Baume behaglich Poſto faßten, wollte Jutta eben ergebungsvoll ihre Gegenwart kund thun, als ſie ſich durch Edmunds Worte wie mit Eiſenketten an ihren Platz gefeſſelt fühlte.

„Alſo die Geſchichte zwiſchen Kienitz und unſerer Jutta ſoll wirklich klipp und klar werden?“

Ein wenig ängſtlich hielten die Tanten nach beiden Seiten Umſchau.

„Im engſten Vertrauen geſprochen, mein lieber Hegebach, wird ſie klipp und klar, und die definitive Werbung wäre beinahe ſchon neulich erfolgt, als er ihr den Hund, den Nero, perſönlich, gewiſſermaßen feierlich überbrachte. Mein Gott, habe ich doch unſerer Jutta Augen niemals ſo ſtrahlen ſehen, denn beim Anblick dieſes garſtigen Tieres. ‚Ethelinde,‘ habe ich geſagt, ‚da ſteckt mehr dahinter, denn derartiges Augenleuchten um einen Vierfüßler dünkt mich die helle Verſchwendung!‘ Zu unſerer Zeit freilich, da zogen die Mägdlein die Lider ſittig über den Blick. Wer in unſeren Augen leſen wollte, der mußte ſich tief bücken.“

„Am Ende war gar die Beugung ſo tief, daß den Herren die Bequemlichkeit über die Lektüre ging,“ fiel Edmund ein wenig ungeduldig ein.

Tante Ethelinde ſeufzte: „Um alſo bei der Sache zu bleiben. Die Erklärung wäre neulich ſchon erfolgt, wenn Kunigunde und ich nicht wüßten, was unſere Pflichten als dames d'honneur uns gebieten. Wir blieben hart an des Herrn Landrats Seite.“

„Kann's mir denken. Eine zur Rechten, die andere zur Linken, nicht wahr?“

„Jawohl, ſolches war unſeres Amtes.“

„Hübſch von Ihnen, meine Damen, dennoch kann ich Ihnen von Ihrem Standpunkte als mütterliche Freundinnen eines ſo jungen Weſens den Vorwurf einer gewiſſen Pflichtvergeſſenheit nicht erſparen. Ihnen wäre es zugekommen, Jutta rechtzeitig vor einer Täuſchung zu bewahren, an der, wie ich Jutta kenne, ihr ganzes Lebensglück früher oder ſpäter ſcheitern wird.“

„Was meinen Sie damit, Herr von Hegebach?“

„Sie hätten das Kind darüber aufklären müſſen, daß ſie als die Beſitzerin ſolcher Güter von dem Glück, aus reiner, ſelbſtloſer Liebe begehrt zu werden, nicht hätte träumen dürfen.“

„Aber warum ſoll Jutta bei ihrer durchaus anziehenden Perſönlichkeit nicht nebenbei auch um ihrer ſelbſt willen gewählt werden?“

Edmunds Stimme wurde ſehr leiſe: „Mißverſtehen Sie mich nicht, meine Damen. Fragen Sie mich nicht, ob Jutta um ihrer Perſon willen heiße Herzenswünſche erwecken könnte. Weiß Gott, daß dieſes der Fall ſein kann, nur nicht — bei einem Horſt von Kienitz!“

„Sie haben etwas gegen ihren Vetter, Herr von Hegebach, das habe ich längſt gemerkt.“

„Habe ich auch, habe ich gegen jeden Menſchen, an deſſen Glückeshorizont an Stelle von Liebe, Poeſie, Träumen und Sehnen eine einzige große Zahl geſtellt worden iſt, und der ſich, was mir das Schlimmſte ſcheint, mit dieſer Zahl ohne beſondere Entbehrung ganz behaglich abzufinden weiß.

So lange ich mich des Beiſammenlebens mit meinem Vetter überhaupt zu erinnern vermag, war ſein ganzes Weſen von Rechnen und Berechnen umgeben, gleichwie die Erde von der Atmoſphäre. Mochte ich als Knabe noch ſo häufig in heißem Verlangen, mit ihm den Drachen ſteigen oder den Reifen rollen zu laſſen, den Kopf durch die Thüre ſtecken, Horſt ſaß am Schreibtiſche meines Vaters und rechnete. Ebenſo ſchmerzlich ſuchte ich in ſpäteren Jahren ein teilnehmendes Gefühl für Schönheit und Anmut bei ihm, für den Zauber der Geſellſchaft, die ſich in unſeren Salons tummelte. Horſt hatte nur den Gedanken an die Koſten ſolchen Genuſſes, und wenn dieſes bei einem ſiebzigjährigen Mann vielleicht gerechtfertigt iſt, ſo ſtellt es doch dem ſiebzehnjährigen ein unbeſchreibliches Armutszeugnis aus. Es iſt ſeiner praktiſchen Natur ſo ganz entſprechend, wenn er, da der Beſitz einer ſeinem Gute notwendigen Wieſe durch eine Heirat erreicht werden kann, eben dieſe Heirat ſchließt, trotzdem —“

„Was denn trotzdem?“

„Die Sache käme vielleicht nicht über meine Lippen, wenn ich nicht wüßte, zu wem ich ſpreche, meine Damen. Alſo ich machte Horſt neulich einmal — ich weiß nicht mehr genau wann — den Vorſchlag, irgendwo mit Jutta zuſammen zu treffen. ‚Paßt mir nicht,‘ meinte er in ſeiner gleich-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

mütigen Weiſe. ‚Dergleichen geiſtig und körperlich robuſte Perſönlichkeiten ſind nicht mein Fall.‘ Wort für Wort ſo. Dieſes war vor dem Kaufe von Felſing geſprochen! Verſtehen Sie meine Empfindungen?“

Die drei waren aufgeſtanden, und das Weitere verhallte, ohne Juttas Ohr zu berühren.

Der Brief war ihrer Hand entſunken. Das Haupt lehnte an dem Stamme des Baumes, von den Lippen kam nicht ein einziger Laut.

Nachdem ſie — ſie wußte nicht wie lange — weit geöffneten Auges in das grüne Blattgewirr geſtarrt, ſtieg ſie langſam und vorſichtig die Stufen herab, und da der Brief ihrer Hand entglitten war, hob ſie ihn auf und las ihn noch einmal.

Dann riß ſie ihn mit einem faſt blöden Lächeln auf den erblaßten Lippen langſam in kleine Stücke und ließ dieſe wehen, wohin der Wind ſie tragen wollte.

Und was nun?

Was wollte ſie nun ſo allein in der großen, weiten Welt — ſo allein! Wo war ein Ort, wo war ein Halt, an den ſie hinflüchten konnte in der Qual ſolchen Schmerzes.

Und war es denn Schmerz, was ihr die Bruſt zu ſprengen drohte? Oder war es nur Verachtung, Ekel, Haß, und that der Haß ſo weh?

Jutta verſuchte zu beten, aber ſie konnte das Wort dazu nicht finden. Außer der Religion war ihr die Liebe als das Heiligſte im Menſchenherzen erſchienen. Wenn nun die Liebe nichts weiter war, denn ein Stück Komödie, das für das billige Eintrittsgeld eines zu erſchachernden Wegerechtes in Scene geſetzt werden konnte, wer bürgte ihr denn dafür, daß die Stützen der Religion nicht auch als morſcher Stecken ſich erwieſen?

„Zurück, Nero! Geh' ins Haus zurück, Nero!“ wehrte ſie dem Hunde ab, der ihres lange entbehrten Anblickes froh, in täppiſcher Zärtlichkeit auf ſie losgeſtürmt kam. Und als er dann in kleiner Entfernung ſtehen bleibend, den Kopf ſehnſüchtigen Blickes nach ihr hinwandte, hob ihre Hand den Stein, der das verhaßte Tier aus dem Bereiche ihrer Nähe treiben ſollte.

Nun ſollte ſie ins Haus zurück? Sollte die Menſchen ſehen, die ihr mit ſo grauſamer Gelaſſenheit langſam das Meſſer in die Bruſt geſenkt? Dennoch war es gut, daß das erbarmungsloſe Werk geſchehen war, ehe Jutta das Wort geſchrieben, das Wort, das er — als Beſiegelung der Vertrages über den Wieſenweg — von ihr verlangt hatte.

Wenigſtens ſollte er die Gewißheit, um die es ihm zu thun geweſen, gleich haben. Auf Umwegen dem Hauſe zugehend, erreichte Jutta das Schreibzimmer, deſſen Thüre ſie verriegelte.

Als der Ton der Mittagsglocke durch das Haus ſchallte, gab Jutta mit ruhiger Stimme den Befehl, ſie bei den Tanten zu entſchuldigen, prüfte mit ruhiger Hand die Feder und beantwortete den Brief des Landrates von Kienitz.

In klaren deutlichen Lettern war da zu leſen, daß Jutta von Rettlingen die Ehre eines Antrages zu würdigen wiſſe, daß ſie es aber aufrichtig bedauere, demſelben nicht in gewünſchter Weiſe entgegen kommen zu können. Der Bund fürs Leben erfordere eben mehr, als ſie zu geben im ſtande ſei. Sie bäte demgemäß, etwaige fernere Annäherungen, da eine Sinnesänderung ihrerſeits gänzlich ausgeſchloſſen, nicht eintreten zu laſſen u. ſ. w.

Klipp und klar, wie Edmund ſich ausgedrückt hätte, vollendet in der Form — eiſig in der Höflichkeit!

Als Jutta das Schreiben geſiegelt, ging ſie ſelbſt auf den Hof, es einem der Stallknechte zur ſofortigen Beförderung zu übergeben — und dann — ja, was dann?

Zurück ins Zimmer, wieder mit dem Gefühle, daß deſſen Decke ſich langſam über ſie herabſenkte? Nein, nein, mochte ihr Wald doch zeigen, was ſein Rauſchen über ſolch ein armes verbittertes Menſchenherz vermochte.

Als der Hund ſich ihr abermals nähern wollte, jagte ſie ihn rauh zurück. Sie lief, vom Wege abbiegend, über ein ödes Brachfeld, weder der Weihe achtend, die ihre Kreiſe über ihrem Haupte zog, noch der Feldmaus, die da raſchelnd über ihren flüchtigen Fuß huſchte. Sie bemerkte es auch kaum, daß Waldmann, der Dackel, mit lang heraushängender Zunge ihr nachſetzend, ſich vergeblich mühte, mit ſeinen kurzen, braunen Pfoten den Halt an ihrer Gewandung zu finden.

Frauen von Ravenna.
Studie von E. H. Blaſhfield.

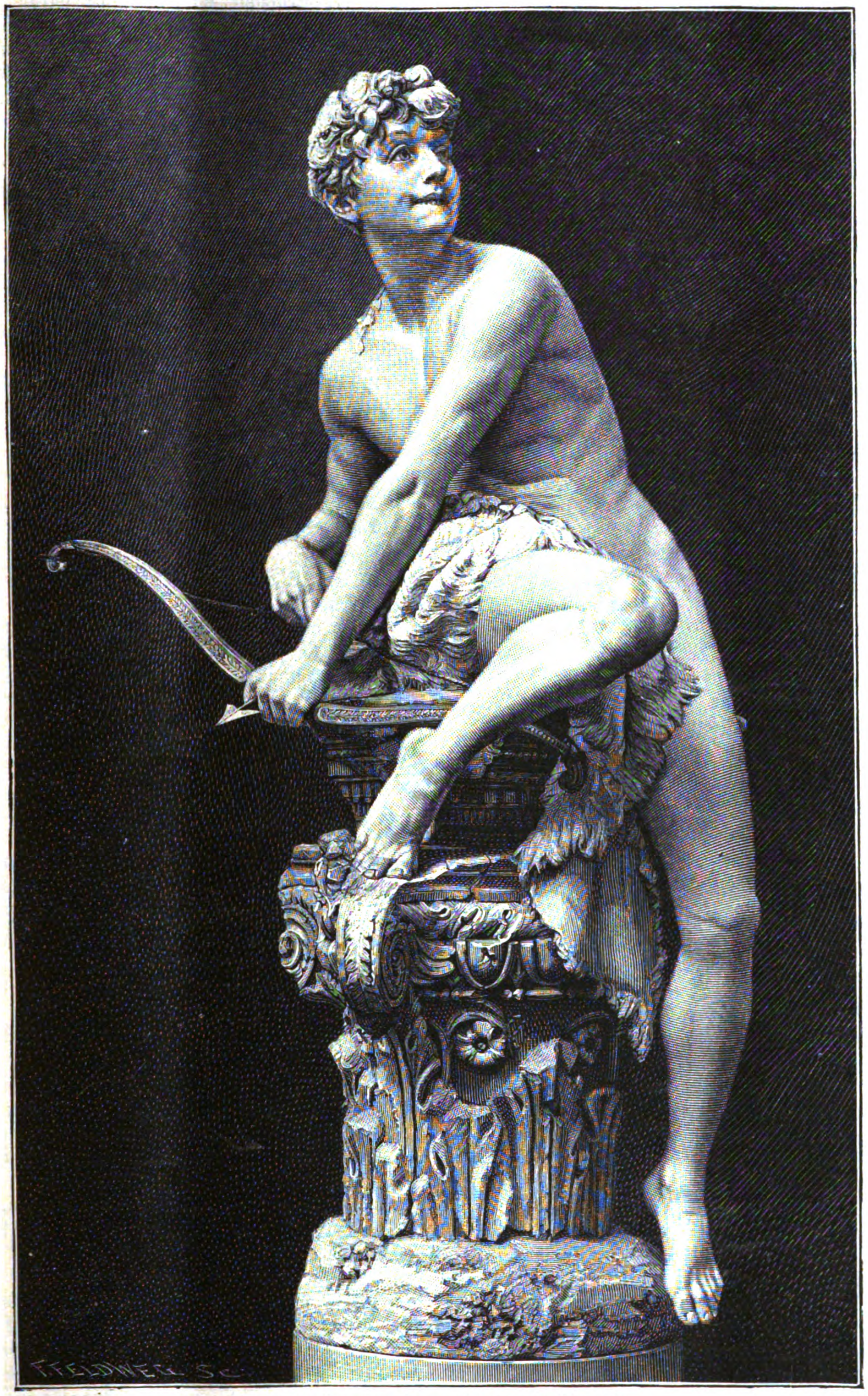
Weiter, immer weiter! Einer Waldbank zu, um die das Dickicht ſich ſo feſt zuſammen ſchloß, daß keines Wanderers Auge ſie zu erſpähen vermochte. Dort warf ſie ſich in konvulſiviſchem Schluchzen auf den Sitz — allmählich in das ſchwellende Moos auf ihre Kniee gleitend — ſo blieb ſie liegen.

Wie lange es gedauert, wußte Jutta nicht zu ſagen. Sie wurde nur durch das belfernde Kläffen des Hundes veranlaßt, inſtinktiv den Kopf zu erheben, und als ihr Blick die Lichtung, die der Fußweg in das Gebüſch ſchnitt, ſtreifte, ſah ſie den Schatten eines Mannes quer über den Weg fallen.

Es war ein Vagabond, zerlumpt — dem ſtieren Blicke nach ſichtlich betrunken — die ganze Erſcheinung angethan, um als Begegnung an dieſer Stelle unter den obwaltenden Zeitverhältniſſen ſelbſt für Juttas mutiges Herz eine Veranlaſſung zu tiefem Schrecken zu werden.

Sie aber ſchaute den Mann, in deſſen Stiefel der Hund mit wütendem Gebelle zu beißen ſuchte, mit einer ſtumpfen Gleichgültigkeit an.

„Waldmann, laß den Mann in Frieden!“


F. FELDNER Sc.

Der Bogenſpanner. Marmorſtatue von G. Eberlein.

Der Vagabond verſetzte dem Hunde einen Tritt, daß er heulend ins Gebüſch flog, und trat dann näher an Jutta heran.

„Was haben Sie dem Hunde eben zugerufen, Mamſell oder was Sie ſonſt ſind?“

„Ich habe geſagt: laß den Mann in Frieden!“

„So, und da bilden Sie ſich ein, Sie hätten nun Ihrer Menſchenpflicht vollkommen genügt. Wie hätten Sie wohl zum Beiſpiel geſagt, wenn der Hund einen von Ihren Leuten angefallen hätte, einen feinen Rittergutsbeſitzer oder einen blanken Leutnant? Da hätte es geheißen: laß den Herrn in Frieden und eine ganze Reihe von ſchönen Worten hinterher, daß der Köter es gewagt, der hochadligen Sippe in die Beine zu fahren. Habe ich recht oder nicht?“

„Ja.“

„Nun ſehen Sie einmal, meine Guteſte. Es iſt jetzt eben die Zeit, wo der Herr und der Mann in dem einen Wort Menſch ſich freundſchaftlich zuſammen finden werden, und wenn der Herr nicht will, dann wird ihm das Naſerümpfen ſchon ausgetrieben werden. Verlaſſen Sie ſich darauf. Nun ſeien Sie einmal ſo freundlich und ſagen Sie, als ob wir nun ſchon mitten in der Geſchichte drin wären: Waldmann, laß den Herrn in Frieden.“

„Nein, hier iſt meine Börſe.“

„Stecken Sie die nur vorläufig wieder ein, denn ich bin nicht der Mann, mir etwas ſchenken zu laſſen, was ich kraft der allgemeinen Gütergemeinſchaft bald in der Lage ſein werde, als mein Recht zu fordern. Sie ſind jetzt nämlich vollſtändig in meiner Gewalt, Mamſellchen. Wiſſen Sie das? Ich bin einer von den Leuten, denen es von jeher einen hölliſchen Spaß gemacht hat, das Hantieren von der Katz' mit der Maus zu beobachten. Habe auch beſſere Tage geſehen, hab' mich nach einem Akt der Rache an der verdammten Ariſtokratenbrut geſehnt, wie ſich der durſtende Hirſch nach der Quelle ſehnt oder wie der Wolf nach dem Blute, wenn Sie wollen. Beten Sie jetzt etwa, meine Teure?“

„Ja, Gott wird mich nicht verlaſſen.“

Ein freches Grinſen verzog den Mund des Mannes, dem man trotz allem anfühlte, daß er ein Herabgekommener war. „Da käme es ja gleich auf ein Probeſtückchen an, wie Euer lieber Herrgott, den Ihr ja immer im Munde führt, ſich zu der Geſchichte nun verhalten wird. Niemand kennt mich hier in der Gegend, niemand kann es dieſem mit Blei gefüllten Knotenſtock anſehen, wenn er mit einem Schlage deinen hoch getragenen Kopf zerſchmettert hat, und ſei es auch bloß darum, daß deine Sippe auch mal wieder was zu fluchen und zu bejammern hat, wenn ſie an der verſtümmelten Leiche des feinen Fräuleins ſteht.“

In Juttas Augen flammte eine wilde Entſchloſſenheit auf.

„Machen Sie es ſchnell, obſchon der Zweck, den Sie meinen, verfehlt iſt. Um mich jammert niemand auf der Welt!“

Der Ton entfeſſelten Schmerzes berührte ſelbſt das Ohr eines Menſchen befremdlich, dem das Spiel mit dem Verbrechen ein grauſames Vergnügen gewährte.

Er trat mit einem vertraulichen Lächeln an Jutta heran, ſie fühlte ſeinen nach Alkohol riechenden Atem, den Griff ſeiner Hand nach ihrem Arm.

Da plötzlich, inmitten des ſie vollkommen lähmenden Entſetzens, ein Gefühl der Erlöſung. Nichts weiter, denn ein ſchnelles Knacken von Zweigen, ein grünes Leuchten aus dunklem Buſchwerk, und „Nero, Nero!“ entrang es ſich faſt gellend der gequälten Menſchenbruſt.

Nicht länger als ein Atemzug, und niedergeriſſen lag der Strolch am Boden. Auf ſeine Bruſt ſtemmten ſich die wuchtigen Füße des Hundes, deſſen Augen blutunterlaufen glühten, die leiſeſte Bewegung des Mannes brachte den Biß in die Kehle.

Aber wie der Blitz ſtand Jutta zu Seiten des Hundes, und ihre kräftige Hand griff in das Halsband ein.

„Sie ſind jetzt in meiner Gewalt, und es liegt in meiner Gewalt, Ihnen die Angſt von vorhin zu vergelten. Ich aber habe keine Freude an menſchlicher Qual, und Sie ſollen jetzt ſogar Ihren Willen haben. Nero, laß ab von dem Herrn!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Hanfraucher.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Die Völker, welche miteinander in Verkehr treten, tauſchen gegenſeitig aus, nicht nur Handelsware, ſondern auch Sitten und Unſitten, und je mehr Berührungspunkte zur Wirkung gelangen, um ſo eindringlicher vollzieht ſich der Austauſch.

Vor der Entdeckung Amerikas war das Tabakrauchen in der alten Welt unbekannt, und wenn auch von uralter Zeit her jedes Volk, die von der Natur gebotenen Stoffe mit Schlauheit benutzend, ſich gegorene Tränke behufs fröhlicher Berauſchung bereitete, ſo ward der reine Alkohol in ſeinen verſchiedenen Verkleidungen als Schnaps der übrigen Welt von Europa aus gegeben. Der Orient lieferte den Opiumeſſern den Mohnſaft, woraus der Chemiker das verderbliche Morphium darſtellen lehrte, und ſo gab jedes Land, was es an Genuß- oder Luſtgiften beſitzt, willig den anderen. Goldgewinnender Zwiſchenhandel und Dampfverkehr ſorgten für Verbreitung, und die Luſt an Nervenreizung durch betäubende Mittel, welche ſo alt zu ſein ſcheint, wie das Menſchengeſchlecht — ſelbſt in Pfahlbauten wurde Mohnſame gefunden, und die alten Ägypter kelterten Wein und brauten Bier — begünſtigte die Aufnahme auch der ſchlecht ſchmeckenden.

Seit der mißbräuchlichen Verwendung des Chloralhydrats als Berauſchungsmittel ſchien die Liſte der Genußgifte abgeſchloſſen zu ſein, da der ſtark betäubende Äther, dem die Bewohner der grünen Inſel neuerdings ſtark zuſprechen, um ihr Gewiſſen nicht mit dem Genuſſe des Alkohols zu beſchweren, nur ausnahmsweiſe in Betracht kommt, und das Kokain mit dem Morphium ſich in ſeine Opfer teilt.

Inzwiſchen iſt aber laut geworden, daß ein längſt bekanntes Genußgift doch vielleicht die Berechtigung hätte, die anderen Luſtgifte zu verdrängen, von denen die Völker elend zu Grunde gerichtet werden. Seit geraumer Zeit ſieht man ſich nach einem Mittel um, den Alkoholismus, die Branntweinpeſt zu bekämpfen, womöglich auszurotten. In Schweden und Norwegen haben Vereine in einzelnen Gegenden der Trunkſucht bewundernswert geſteuert, England und Amerika haben ihre Temperenzler, in Deutſchland erhofft man vom Bier, daß es den Schnaps beſiege.

Wie nun, wenn es ein Mittel gäbe, das unſchädlicher als Alkohol, Opium und Kokain, dieſe Gifte nicht nur aus dem Sattel höbe und vollkommen erſetzte, ſondern auch noch erfreulich und wohlthätig wirkte, die Menſchen, anſtatt ſie zu verwildern, beſänftigte wie Orpheus Leier.

In ſeinem Buche „Unter deutſcher Flagge quer durch Afrika“ erzählt von Wißmann, daß mit der Einführung des Anbaues und Gebrauchs des „Riamba“ bei den früher menſchenfreſſenden Einwohnern von Lubuku die Milderung der Sitten ſo weit gedieh, daß ſelbſt verboten ward, das Blut der Tiere zu vergießen. Sie, die bis dahin in beſtändiger Kriegführung lebten, ſchloſſen Frieden mit ihren Feinden. Einige der bisher in ſteter Fehde lebenden Gemeinden einigten ſich, zwangen Benachbarte zur Annahme der neuen Lehre und vertrieben die Hartnäckigen, welche ſich nicht fügen wollten. Die friedlichen Geſetze und Einrichtungen, die ſich allmählich unter der Wirkung des Riamba ausbildeten, hatten auch ſchließlich zur Folge, daß das Land Fremden geöffnet wurde, die früher ohne Ausnahme als Feinde galten.

Die friedfertige Milde, der Abſcheu vor dem Vergießen des Tierblutes weiſen auf die charakteriſtiſchen Züge eines alten orientaliſchen Volkes hin. Es ſind dies die Indier.

Dasſelbe Kraut, welches die Menſchenfreſſer von Lubuku — die Baſchilange — zu Menſchenfreunden machte, kennen die Indier längſt als Genußgift, es iſt . . . der indiſche Hanf.

Im Orient wird aus den Blütenteilen, ſowie auch aus der ganzen Pflanze das Betäubende auf mannigfache Weiſe gewonnen. Meiſtens wird es ſchlechtweg Haſchiſch genannt, was ſo viel wie „Kraut“ bedeutet. Man kaut das Kraut auch wie Tabak, raucht es wie dieſen oder nimmt das Extrakt als „Damawesk“ mit Mandeln und Zucker oder mit Branntwein, der die Hanfwirkung verſtärkt, während Kaffee ſie abſchwächt.

Mittlere Gaben des indiſchen Hanfes und ſeiner Präparate wirken anregend auf das Nervenſyſtem und erzeugen heitere Gemütsſtimmung, wenigſtens bei den Orientalen. Größere Gaben erregen Betäubung, lauten Rauſch und Vergiftungserſcheinungen unterſchiedlicher Art, je nach der Natur des Vergifteten. Da das Hanfkraut bei längerem Aufbewahren ſeine Kraft einbüßt und die Empfänglichkeit für die Wirkung eine ſehr verſchiedene iſt, ſo gehen auch die Urteile über ſie oft weit auseinander. Im Morgenlande ſchätzt man die Zahl derer, die dem Haſchiſch ergeben ſind, auf 2—300 Millionen.

Einige Ärzte gewahrten ſtatt der erwünſchten Betäubung Übelſein, Müdigkeit, Herzklopfen, Trockenheit im Halſe, Beängſtigung. Bei voller Wirkung tritt dagegen das Gefühl des behaglichen Rauſches mit buntwechſelnden, angenehmen Sinnesempfindungen auf. Es ruft der Hanfrauſch wunderbar lieblich klingende Muſik und bezaubernden Geſang hervor, landſchaftliche Bilder, welcher durch ihre Schönheit entzücken; dann folgt der Schlaf, tief und traumlos, und am anderen Morgen iſt die Erinnerung an all’ das Herrliche noch wach.

Daß Opium zuletzt dem Geiſte und Körper Verderben bringt, unterliegt keinem Zweifel, das Unmaß des Alkohols macht es ebenſo — ſeltſam iſt dagegen die charakterſänftigende Wirkung des Hanfes auf die Neger. Wißmann kennt noch mehrere afrikaniſche Völker, bei denen das Hanfrauchen zum Kultus geworden iſt, namentlich die Waniamweſi. „Ich bin der Überzeugung,“ ſagt er, „daß die Wirkung des Hanfes auf den Neger eine zähmende iſt, daß das narkotiſierende Kraut die unſtäte Wildheit mildert und den Neger zugänglicher macht, ohne jedoch die wohl übertriebene, aber gewiß beſtehende Schädlichkeit der Einwirkung auf die Körperkonſtitution ganz beſtreiten zu wollen.“

Merkwürdig iſt das Gottesgericht bei den Hanfrauchern. Wißmann erzählt: „Am Abend ſah ich alle Häupter unſerer Karawane im Kreiſe um drei Baſchilange ſitzen und denſelben fortwährend friſchen Hanf in die dampfenden Pfeifen ſtopfen. Einer der drei war ſchon ſtark narkotiſiert und taumelte hin und her. Es waren Leute, die im Verdacht ſtanden, Kaſchwalla fetiſchiert (behext) zu haben, daß er bei der Paſſage des Moari ertrinken ſollte, und die Armen mußten jetzt ſo lange rauchen, bis der Miſſethäter, der ſicher unter ihnen war, Geſtändnis ablegen würde.“

Während afrikaniſche Völker ſich der Hanfnarkoſe zur Entdeckung von Verbrechen bedienen, benützen umgekehrt in Indien vielfach die Diebe den Hanfrauſch. Sie machen heimlich ein kleines Loch in irgend ein Haus oder Zelt, blaſen Hanfrauch in dasſelbe und treten nach einiger Zeit ruhig durch die Thüre ein. Sie finden die Bewohner nun auf ihren Polſtern liegend, unfähig, ſich zu rühren, aber in der heiterſten Laune. Ein unauslöſchliches Gelächter empfängt und begleitet ſie bei ihren Beſchäftigungen, alle wertvollen Gegenſtände ſorgfältig einzupacken und mit ſich hinwegzunehmen. So berichtet v. Bibra.

Neben der Sinneserregung und der Heiterkeit tritt bei den Haſchiſchgenießern zuweilen ein Zuſtand der Starre ein, welcher geſtattet, die Glieder in alle möglichen Lagen zu bringen, in denen ſie verharren, als wäre der Körper eine Gelenkpuppe. Wer Gelegenheit hatte, hypnotiſchen Verſuchen beizuwohnen, wird geſehen haben, daß Hypnotiſierte ſich zuweilen ebenſo verhalten.

Die Hypnoſe wird durch Zureden erreicht, durch das Feſſeln der Aufmerkſamkeit vermittelſt Zuſpruch und Bindung gewiſſer geiſtiger Thätigkeiten. Es iſt zu beachten, daß ein rein ſeeliſches oder geiſtiges Mittel dieſelben Folgeerſcheinungen zuwege bringen kann, wie ein innerlich gereichtes Pflanzengift — der Haſchiſch. Die Ähnlichkeit der Hypnoſe und des Haſchiſchrauſches bewogen Dr. Freiherrn von Schrenk-Notzing, praktiſchen Arzt in München, eine Reihe von Verſuchen anzuſtellen, um Klarheit in dieſes wichtige Gebiet zu bringen. Auf die höchſt intereſſanten Einzelheiten einzugehen, iſt hier nicht der Ort, der Leſer findet ſie in „Schriften der Geſellſchaft für pſychologiſche Forſchung,“ Heft I, Leipzig, Verlag von Ambr. Abel.

Einem hinreichend tief Hypnotiſierten genügt ein Wort, ein leichter Eindruck, Traumbilder von großer Lebhaftigkeit zu erwecken, Stimmungen zu erzeugen. Das Ballen der Fauſt, ein hetzender Zuruf verurſachen heftigen Zornausbruch, einige Takte Walzer verſetzen ihn auf einen Ball, Zähneklappern macht ihn frieren, aus einem Glaſe Waſſer, das ihm als Wein eingeredet wird, trinkt er ſich einen Rauſch.

Nach Dr. von Schrenk-Notzings Verſuchen erliegt der Haſchiſchberauſchte den Einflüſterungen in derſelben Weiſe wie ein Hypnotiſierter. Ja, es ergab ſich die Thatſache, daß Perſönlichkeiten, welche auf gewöhnliche Weiſe nicht zu hypnotiſieren waren, ſich in der Hanfbetäubung ganz wie Hypnotiſierte verhielten: ſie führten am nächſten Tage die Befehle im wachen Zuſtande aus, welche ihnen während des Hanfſchlummers gegeben worden waren.

Mehr als andere Betäubungsmittel verſetzt der Hanf den Menſchen in die Fähigkeit, mit Hilfe der Phantaſie die Wirklichkeit ins Reizendere, Angenehmere umzugeſtalten. Die Wirklichkeit, d. h. die Umgebung liefert den Anſtoß, die haſchiſchtrunkene Phantaſie arbeitet märchenhaft weiter. Das verfeinerte Gehör nimmt Töne auf, erweckt eine Reihe von Empfindungen, deren Art vom Charakter der Muſik beſtimmt wird. Dieſe Empfindungen wirken mächtig auf den Körper, beſchleunigen den Puls und ſetzen das Muskelſyſtem in Bewegung. Durch Gedankenverknüpfung erwachen ſchlummernde Erinnerungen, und die ins Spiel tretenden Erregungen wirken auf die Einbildungskraft.

Die alten Ägypter kannten Nepenthes, den Trank der Vergeſſenheit. Wahrſcheinlich aber war es Mohnſaft, denn es iſt weder Hanffaſer in den Gräbern gefunden, noch die Hanfpflanze in den alten Schriften des Nilvolkes erwähnt. Wohl aber kennt der Papyrus Ebers, das älteſte Arzneibuch, den Seter-seref-Saft, den warmen Schlaftrank, vielleicht Opium oder eine Opiummiſchung.

Seit wie lange ſich die Indier dem Hanfgenuſſe ergaben, das zu ermitteln wird ſchwer ſein. Daß der uralte Somatrank, „der das Herz erfreut und Weisſagen lehrt,“ Hanf enthält, iſt berechtigte Vermutung. Von der Feier des Somatrankes und ſeinen Wirkungen mit allen Nebenumſtänden haben Völkerforſcher bis jetzt wenig berichtet, und doch wäre es wichtig, hierüber viel zu erfahren. Indien iſt das Land, aus dem die Lehre von der Seelenwanderung aller Wahrſcheinlichkeit nach den Ägyptern überkam, bei denen wiederum Pythagoras in die Schule ging. Die Pythagoräer und ihre Nachfolger aber verbreiteten die Lehre von der Seelenwanderung weiter. Dem Mohammedanismus iſt die Seelenwanderung fremd; dennoch aber glaubt die religiöſe Sekte der Aſſaſſinen, die am Libanon ihren Sitz hat, daran.

Einſt ſpielte dieſe Sekte eine furchtbare Rolle. Ihr Stifter Haſſan hatte geheimes Wiſſen aus Ägypten und Perſien mitgebracht und übte mit Hilfe der Geweihten eine Herrſchaft ſondergleichen über die „Fedawi“, d. i. die ſich Opfernden aus. Die Fedawi waren blinde Werkzeuge ihrer Oberherren, ſie verübten jede blutige That und ſpotteten jeder Marter. Es wird geſagt, daß den Jünglingen, welche in den Dienſt des Ordens traten, ein Zaubertrank gereicht wurde, nach deſſen Genuß ſie die Wonne des Paradieſes zu koſten wähnten. Von Sehnſucht nach der Wiederholung ſolcher

Genüſſe getrieben (ſo nimmt man an) opferten ſie willig ihr Leben für den Orden.

Und doch reicht dieſe Erklärung nicht ganz für die unbeirrte Vollziehung der wahnwitzigſten Befehle aus. Es kommt nämlich hinzu, daß der Zaubertrank Haſchiſch war, der nicht nur die Sinne in Glut bringt, ſobald die Umgebung die erforderliche Anregung bietet, ſondern auch, wie vorhin gezeigt, das Gehirn in einen hypnotiſchen Zuſtand verſetzt. Die einem Hypnotiſchen erteilten Befehle werden, falls die Hypnoſe den rechten Grad erreicht, ohne Widerrede, zwangsmäßig ausgeführt. Die Haſchaſchin oder Aſſaſſin unter der Leitung des Alten vom Berge verſtanden ſicherlich die Weiſe, mit Hilfe von Hanf und Suggeſtion aus den Zugethanenen Schwärmer und ſich Opfernde zu ziehen.

Als die Kreuzfahrer im Glaubensmut ſiegend vorgingen, Jeruſalem eroberten und die Ungläubigen ſchlugen, erwuchs ihnen in den Aſſaſſinen ein grauenhafter Feind. Der Fanatismus im Chriſtenheere erzeugte den Fanatismus bei den Sarazenen, den Templern gegenüber erſtarkten die Aſſaſſinen. Ein unerklärliches Geheimnis erzeugte Feinde, rieſenſtark an Mut, blinde Werkzeuge eines über dämoniſche Kräfte verfügenden Ordens. Jetzt lüftet ſich dies Geheimnis durch die Beziehungen, in denen Hanf und Hypnotismus zu einander ſtehen. Je nach den Beeinfluſſungen wandelt ſich das Empfinden des Hypnotiſierten: er kann zum todesmutigen Fedawi werden oder zum friedlichen Baſchilange.

Nicht nur die Indier und die Aſſaſſinen glauben an die Seelenwanderung, ſondern auch bei den Bewohnern des afrikaniſchen Kalamba hat nach von Wißmann dieſer Glaube Eingang gefunden. Die Kalamba aber ſind Hanfraucher.

Kein Rauſchmittel iſt ſo im ſtande eine zweite Welt — eine Traumwelt — vorzuzaubern, wie der Hanf, und die Erſcheinung des ſogenannten Doppel-Lebens hervorzurufen, wie ſolches bei Hypnotiſierten der Fall ſein kann. Aus dem Doppelbewußtſein geht ohne Denkſchwierigkeiten die Annahme der losgelöſten Seele hervor und daraus der Glaube an die Seelenwanderung.

Aus Hexenprozeſſen wiſſen wir, daß Perſonen, die ſich mit Hexenſalbe eingerieben hatten, ſtarr hinfielen und nach dem Erwachen eidlich erhärteten, durch die Luft nach dem Tummelplatz der Hexen geritten zu ſein. Jene Salben enthielten Bilſenkraut und andere Kräuter, die wohl ähnlich wie der Hanf hypnotiſche Zuſtände hervorriefen. Hier iſt beachtenswert, daß durch Betäubung der Glaube an das Austreten der Seele aus dem Körper ſcheinbar Beweiskraft erlangt. Soma — Haſchiſch — Bilſenkraut — Hypnotismus ſind die Paßworte, welche viele dunkle Rätſel der Vergangenheit zum Teil ſchon gelöſt haben und ferner den Weg zeigen, der vielleicht ſpäter durch das Labyrinth des Hexenzeitalters und weiter rückwärts zu uralten Geheimniſſen führen wird.

Von dem Hanfgift verlautet nun, daß es über kurz oder lang ſeinen Einzug in das Abendland halten werde; man ſagt, es ſei unſchuldiger, als der Alkohol, der unzählige Opfer fordert, Geiſteskrankheiten, Herzleiden erzeugt, der Vater der Verbrecher iſt, man weiß nur noch nicht, ob der in mäßigen Grenzen genommene Hanf mehr ſchadet, als der täglich genoſſene Alkohol. Von dem Kokain wurde anfangs auch behauptet, es ſei weniger gefährlich, als das Morphium, und geeignet, die Morphiumeſſer von ihrem Laſter zu befreien. Es hieß das jedoch Satan mit Beelzebub austreiben, denn das neue Gift erwies ſich noch abſcheulicher und verderbenbringender als das alte. Wer daher den Hanf aus den Apotheken in die Schänken bringen wollte, wie ſolches vor Jahrhunderten mit dem Alkohol geſchah, würde vielleicht größeres Unheil anrichten, als nach den Wirkungen zu erwarten iſt, die an den afrikaniſchen Negern beobachtet wurden.

Genuß iſt leider die Loſung des Tages, und ihn ſcheint der Hanf zu bieten. Freilich lauert das Verderben daneben ... aber was kümmert das die Menſchen am Schluſſe unſres Jahrhunderts?

Die Wiege.

Eine Geſchichte aus der Kinderzeit. Von Charlotte Rieſe. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Ja, wo waren die Akrobaten geblieben? Auf dem ganzen Marktplatz befand ſich kein Menſch, der uns Aufklärung geben konnte, und enttäuſcht begaben wir uns wieder nach Hauſe. Hier empfing Milo uns triumphierend. Ein Onkel war dageweſen, der ihm zwei Bankſchillinge geſchenkt hatte, eine Spende, die Milo ſofort zum Ankauf von Pfeffernüſſen verwendet hatte.

„Allen, die hier in der Stube waren, habe ich etwas abgegeben,“ bemerkte er, über ſeine Freigebigkeit unglaublich gerührt. Einige Pfeffernüſſe lagen noch vor Milo, und wir betrachteten ſie mit neugierigen Blicken, als er uns aber mitteilte, daß er an allen geleckt habe, damit ſie ihm keiner wegnähme, zogen wir uns grollend zurück. Die Geſchichte von den grünen Vögeln und dem Mädchen mit den komiſchen Beinen hatte Milo natürlich auch ſchon ſo oft erzählt, daß ihm von den älteren Brüdern nachdrücklich Stillſchweigen auferlegt wurde. Auch in dieſer Beziehung konnten Jürgen und ich nichts Neues mehr berichten, und deshalb ergaben wir uns an dieſem Abende einem finſtren Schweigen, das nur hin und wieder durch die höhniſche Bemerkung unterbrochen ward, daß es uns nicht einfiele, jemals wieder mit Milos Hilfe jemanden zu beerdigen. Über Nacht ändern ſich aber die Anſichten, und als ich am andren Morgen den grünen Geſellſchaftsvogel noch in der Sandkiſte liegen ſah, da erinnerte ich mich einer Pappſchachtel, die ſich als Sarg für die Vögel ſehr gut eignen würde. Jürgen hatte den Verſuch mit der Hauskatze und dem grünen Sperling nicht ausführen können, weil erſtere nicht zu finden war. So waren denn die beiden Unzertrennlichen auch im Tode wieder vereinigt.

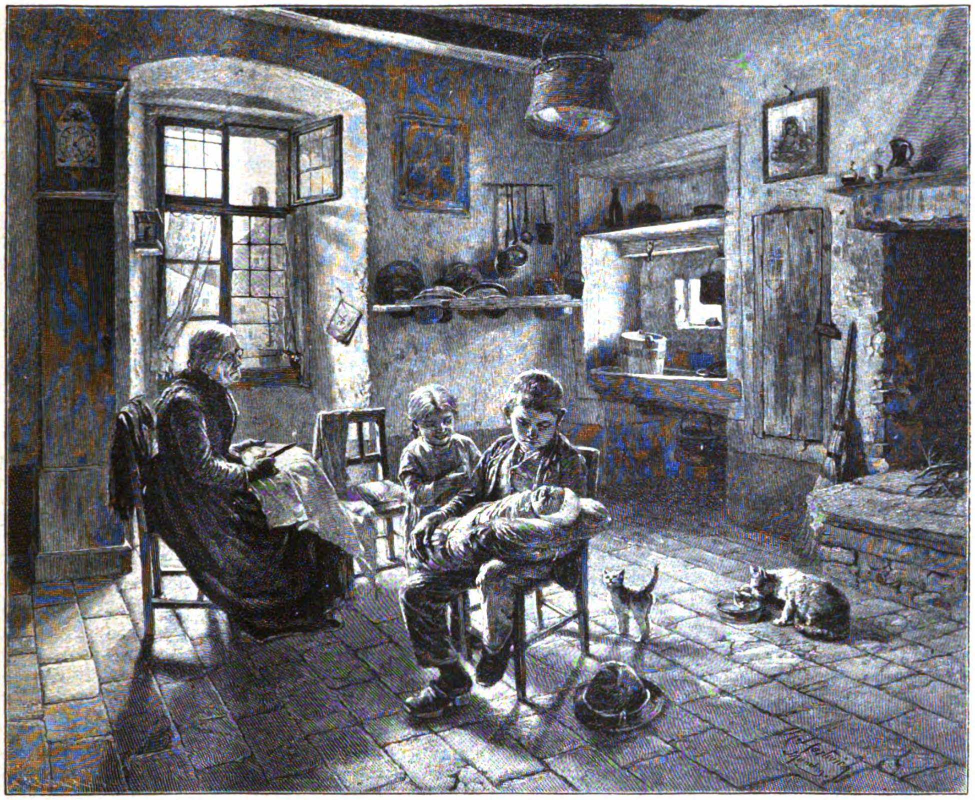
Es war ein herrlicher Frühlingstag und meine Stimmung ebenſo glänzend, wie der wolkenloſe Himmel. Da ſchlenderte ich alſo die Landſtraße entlang, um für das bevorſtehende Beſtattungsfeſt einige Blümchen zu pflücken. Ich wußte einen Platz, wo die erſten Frühlingsblumen ihre Köpfchen aus der Erde herausſteckten, und dorthin lenkte ich meine Schritte, als mir Fritz Bünnau mit ſeinem Wägelchen begegnete — Fritz gehörte zu unſrem nächſten Freundeskreiſe, obgleich er mindeſtens ſechzig Jahre älter war als wir. In der Nacht ſollte er über unſere Stadt wachen und that es ſo eifrig, daß er, wenn Feuer ausbrach, kaum zu erwecken war, und am Tage beſchäftigte er ſich mit Landwirtſchaft. Er hatte ein ſehr altes Pferd, das Paul hieß, und einen Kaſtenwagen, und dieſe Equipage wurde manchmal von der ſtädtiſchen Verwaltung benutzt.

Als Fritz Bünnau mich kommen ſah, hielt er Paul an und fragte, ob ich mit ihm in die Stadt fahren wollte. Da ich nun ſchon einige Blümchen gepflückt hattet, nahm ich ſein Anerbieten mit Freuden an, obgleich dieſe Art der Beförderung eine viel langſamere war, als wenn ich gegangen wäre.

„Wo biſt du denn geweſen, Fritz?“ fragte ich, während ich auf der ſchmalen Bank neben meinem Freunde Platz nahm.

Er antwortete nicht gleich. Sein Paul wollte nämlich nie wieder von der Stelle, wenn er ſtand, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er ſich zum Weiterziehen entſchloß. Einige energiſche „Hott“ und „Hühs“ von Fritz verfehlten ſchließlich aber ihre Wirkung nicht. Paul entſchloß ſich kopfſchüttelnd zum langſamſten Schritt und Fritz konnte meine Frage beantworten.

„Ich hab man die Bagaſche fortgebracht — per Schub!“ ſagte er bedächtig.



Frondienſt. Nach dem Gemälde von H. Hartwich.

„Was iſt das?“ erkundigte ich mich, denn meinem Wortſchatz waren die Bezeichnungen Bagage und Schub bis dahin fremd geblieben.

Fritz rieb ſich das linke Ohr, was bei ihm großes Nachdenken bedeutete.

„Bagaſche is Bagaſche,“ ſagte er dann. „Du mußt nich ſo dumm fragen, Kind. Und wenn der Burmeiſter zu mich ſagt, Bünnau, ſchaffen Sie mich das Pack mal über die Stadtgrenze, dann is das per Schub. So wie es mitn Seiltänzerspack war, die aufn Marktplatz rumklabaſterten. Sie hatten kein Schilling Geld, und was unſ' Burmeiſter is, der is da gleich hinter gekommen. Geſtern Abend hat er die Komedi ſchließen laſſen und heute Klock ſechs hab ich ihnen fortgebracht. Ihn und ihr und die kleine Deern!“

„Atalanta!“ murmelte ich. Aber Fritz verſtand mich nicht.

„Ich weiß auch gar nich, was das bedeutet, wenn ein Mann aufs Seil tanzt!“ ſagte er vorwurfsvoll. „Da kann doch nix bei rauskommen, und is nich mal ein Pläſihr. Und da kann man auch noch bei fallen und zu Mallöhr kommen. Ne, ne, auf die Erde is das ſicherer. Und nu ſteig man ab; nu biſt du gleich zu Haus!“

Paul ſtand mit Freuden ſtill, und ich ſtieg ſchweigend vom Wagen. Denſelben Tag feierten wir die Beerdigung der grünen Vögel in ſehr ernſter Stimmung. Milo ſang herzzerreißend, während Jürgen und ich feierlich eine buntbeklebte Schachtel trugen. Wir hatten auch allen Grund ernſthaft zu ſein, denn es iſt nicht angenehm, eine Bekannte zu beſitzen, die per Schub von Fritz Bünnau über die Stadtgrenze gebracht wurde. Trotz Fritzens Erklärung wußten wir noch nicht ganz genau, was das Wort per Schub bedeutete, und das erhöhte ſeine Unheimlichkeit.

Daher begruben wir Atalantas Vögel ſehr eindringlich und ſchaufelten ein kleines Grab für ſie. Unſer Garten erſchien uns noch nicht weihevoll genug, wir gingen auf den Kirchhof. Da ſtand hart an der Kirchenmauer eine rieſige Trauerweide. Sie beſchattete ein verwahrloſtes Grab, an das ſich allerhand ſonderbare Geſchichten knüpften. Auf dieſem Platze begruben wir die Vögel und mit ihnen die Erinnerung an Atalanta. Nur Milo ſprach noch einigemal von ihr, und zwar immer, wenn wir auf dem Holzboden ſpielten. Er ſtellte ſich dann vor unſere Wiege und ſah ſie lange ſtarr an, und als wir fragten, was er habe, ſagte er: „Sie hatte ſehr lange Beine, und ſie ſagte, daß ſie auf dem Seile laufen könne. Aber ſie kannte nicht einmal unſere Wiege!“

Jahre waren vergangen. Ich wanderte mit einem Freunde über die Haide Nordſchleswigs. Er war alt und ich war jung; daher gingen unſere Anſichten ſehr auseinander. Er ſagte, „es ſei gut, wenn alle Menſchen ſtürben und noch beſſer, wenn keine mehr geboren würden.“ Noch mehr derartige und ſehr ſchreckliche Dinge behauptete er, und da ich nicht ſo gelehrt ſprechen konnte, wie er, und für meine wachſende Beſtürzung nicht einmal einen logiſchen Grund anzugeben vermochte, ſo behielt er in allen Stücken recht, und ſeine Miene ward immer zufriedener. Denn er gehörte zu jenen Männern, die die Frauen verachten und doch ohne ihre antwortloſe Gegenwart nicht leben können. Nach einem ſehr langen Marſch war ich müde geworden, und als wir uns dem einſam liegenden Häuschen eines Waldwärters näherten, meinte mein Begleiter, er wolle mir ein Glas Milch beſorgen. Wahrſcheinlich empfand er ein flüchtiges Mitleid mit meiner bedrückten

Stimmung und griff zu dem Mittel, mit dem ſo viele Männer weibliche Weſen beruhigen wollen, zu Eſſen und zu Trinken.

Das Häuschen lag am Rande eines Tannenwaldes, der noch nicht lange in den Sandboden hineingepflanzt ſchien. Die Bäume waren noch jung und ſahen aus, als wenn ſie ſich nicht an die Haide gewöhnen könnten. Die Wohnung des Waldwärters war aber neu und friſch. Sie lag in einem kleinen Garten, und als wir den mit Sand beſtreuten Hausflur betraten, empfingen wir gleich den Eindruck einfacher Behaglichkeit. Ein ſchlanke, ſauber gekleidete Frau trat uns entgegen. Freundlich hörte ſie unſer Begehr und führte uns in ein kleines, zu ebener Erde liegendes Zimmer. Hier ſchien die Nachmittagsſonne in die blanken Fenſter, und mit großem Behagen ſetzten wir uns beide auf die geſcheuerten Holzſtühle.

Es war ganz ſtill in der Stube, und mein Begleiter gähnte. Er ſagte, die Ruhe thäte ihm gut: er wiſſe nur nicht, warum hier eine ſo wunderbare Stille herrſche — ich aber ging auf den Zehenſpitzen in die dämmerigſte Ecke des Zimmers. Da ſtand eine verhängte Wiege, und als ich den Vorhang leiſe lüftete, erblickte ich ein ſchlafendes Kind. Es hatte beide Händchen an ſeinen roſigen Kopf gepreßt und ſchlief ſo eifrig, daß ihm die Schweißperlen auf der Stirn ſtanden. Jetzt trat die Frau ein und brachte zwei Gläſer Milch und kräftiges Landbrot. Als ſie mich bei der Wiege ſtehen ſah, lachte ſie ein wenig, und ihre ſchwarzen Augen funkelten.

„Iſt er nicht reizend?“ fragte ſie, und ich nickte. Mein Begleiter gähnte noch einmal, und dann ſagte er, er wolle vor der Thür ſitzen und eine Cigarre rauchen. Es war ihm entſchieden unheimlich bei uns. Als er gegangen, ſah ich mir noch einmal die Wiege an. Es war ein Gitterbettchen, das zwiſchen zwei Ständern hing, gerade ſo, wie bei unſerer alten Hauswiege. Ehe ich aber eine Bemerkung machen konnte, kam die Frau mir zuvor.

„Iſt es nicht eine hübſche Wiege?“ fragte ſie ſtolz. „Gerade ſo habe ich ſie mir gewünſcht ſeit langen Jahren, und gerade ſo wollte ich ſie haben! Das war nun einmal eine Idee von mir!“

Sie hatte ſich mir gegenüber geſetzt, und ich ſah ſie nachdenklich an. Irgend etwas an ihr kam mir bekannt vor, ich wußte aber nicht, was es war. Vielleicht war es ihre ſich etwas überſtürzende Sprache, die merkwürdig gebildet für eine Frau in ihrer Lebensſtellung klang, vielleicht waren es ihre blitzenden Augen. Als ſie meinem prüfenden Blick begegnete, errötete ſie ein wenig.

„Komme ich Ihnen vielleicht auch bekannt vor?“ fragte ſie. „Wir leben hier ſtill, und ich ſehe ſo wenig Menſchen; dennoch aber haben mir ſchon etliche Leute geſagt, daß ſie mich ſchon einmal geſehen hätten. Lieber Gott, das iſt nun nicht zu verwundern. Wenn man, wie ich, in allen kleinen Neſtern herumgezogen iſt und ſich produziert hat, dann müſſen die Leute einen ja geſehen haben!“

Eine längſt verblaßte Erinnerung ſtieg in mir auf — ehe ich ſie aber in Worte kleiden konnte, hatte die Frau die ſtumme Frage meiner Augen verſtanden und lächelte.

„Jawohl, Fräulein, ſehen Sie mich nur recht an: ich bin Künſtlerin geweſen, Künſtlerin!“ Sie wiederholte das Wort mit einem gewiſſen Stolz. „Es war wohl ſchön auf dem Seil zu tanzen oder im Trapez zu ſchwingen und dann zu merken, daß die Zuſchauer mich bewunderten; aber der Onkel ſagte immer, das rechte Künſtlerblut fehlte mir doch. Ich war nicht dafür geſchaffen, von einer Stadt in die andere zu ziehen, ohne irgendwo warm zu werden. Die Wiege hatte mich verdorben!“

Sie ſah mit ſtolzem Lächeln in die Ecke.

„Ja, Fräulein, das glauben Sie nun wohl nicht, daß ſolch ein Möbel auf unſereins Eindruck machen kann, und doch iſts ſo geweſen, und wenn Sie zuhören mögen, will ich Ihnen die Geſchichte erzählen. Böſes iſt nicht dabei, und ich bin immer anſtändig geblieben, trotz der Hüpferei auf dem Seile und all dem Elend, was drum und dran war!“

Die Erzählerin hatte ſich leicht in ihren Stuhl zurückgelegt und ſah einen Augenblick ſinnend vor ſich hin, ehe ſie fortfuhr zu ſprechen. Das Kind in der Wiege lachte im Traum, und ſeine Mutter dämpfte die Stimme.

„Ich weiß gar nicht, wie wir in das kleine Städtchen gekommen ſind, von dem ich erzählen will. Es ging uns gerade über alle Maßen ſchlecht, und der Onkel meinte, er wolle es dort einmal verſuchen. Wie alt ich war, kann ich nicht ſagen. Jedenfalls ſpürte ich deutlich, wie arm wir waren, denn meine Mutter und ich weinten oft darüber. Und in dieſem Städtchen, wo faſt niemand unſren Vorſtellungen beiwohnte, ſtarben auch noch meine Geſellſchaftsvögel. Ein alter Kunſtreiter hatte ſie mir einmal geſchenkt, und ich liebte eigentlich nichts auf der Welt ſo ſehr wie ſie. Nun waren ſie tot, und als ich in unſerm elenden Seiltänzerzelt ſaß und weinte, da war ich ſo unglücklich, wie nie vorher in meinem Leben. Dann kam noch eine Sorge. Wohin ſollte ich mit den toten Vögeln? Auf dem gepflaſterten Marktplatz konnte ich ſie doch nicht begraben und ſonſt wußte ich keinen Platz. Da fiel mir etwas ein. Am Tage vorher, als ich auf eigene Hand einen Spaziergang um die Stadt machte, hatte ich neugierig in einen Garten geblickt. Da ſtanden drei Kinder und die begruben einen Vogel. Sie ſangen ſehr laut dabei und ſahen ſehr andächtig aus.

Konnte ich dieſe Kinder nicht bitten, daß ſie meinen Vögeln ein Grab gruben? Was mir ſo durch den Kopf ging, habe ich immer gleich ausgeführt. Nach wenig Minuten war ich ſchon über den Gartenzaun geklettert und ſuchte die Kinder. Ich fand ſie bald. Sie ſaßen alle drei in einem Verſchlage und ſchliefen ganz feſt. Ich weckte ſie ohne weiteres, und ſie ſchienen ſehr erſtaunt über mich. Aber ſie waren ſehr neugierig und wollten, daß ich ihnen erſt etwas vortanzen ſollte, ehe ſie meine Vögel begruben. So kamen wir auf einen großen, dämmerigen Bodenraum, und dort ſtand ſolche Wiege, wie ich ſie jetzt ſelbſt beſitze. Damals aber kannte ich ſie nicht und wußte auch nicht, wozu ſie diente. Wo hätte ich ganz kleine Kinder ſehen ſollen? Da wunderten die drei Kleinen ſich ſehr über mich, wie über ein Wundertier. Und einer von ihnen ſagte allerlei von ſeiner Wiege, vom lieben Gott, von der Bibel. Ich aber hatte von allen dieſen Dingen niemals etwas gehört!“

„Atalanta!“ murmelte ich und die Frau nickte.

„Gewiß — ſo nannte man mich. Es war ein ſchrecklicher Name, und ich lernte ihn bald haſſen. Am andren Tage ließ uns der Bürgermeiſter aus dem Stadtgebiet bringen, weil mein Onkel keine Mittel hatte, uns zu ernähren, und meine Vögelchen, die ich den Kindern gelaſſen, konnte ich nicht mehr begraben helfen. Sie werden ſie aber in die Erde gelegt haben, denn ſie hatten es verſprochen. Ich habe ſo oft an dieſe Kinder denken müſſen. Es kam mir ſo friedlich bei ihnen vor — ganz anders wie bei uns in unſrem Zelt. Ehemals hatte ich niemals darüber nachgedacht, daß es Kinder gäbe, die ein anderes Leben führten wie ich ſelbſt — nun wollten dieſe mir nicht mehr aus dem Sinn!“

Die Frau atmete tief auf und ſtrich ſich das dunkle Haar aus der Stirn. „Es iſt ſonderbar zu erzählen, die Wiege habe ich nicht mehr vergeſſen. Solche Wiege und ein kleines Kind darin zum Pflegen und Liebhaben — das mußte etwas Überirdiſch-Schönes ſein! Und wenn ich von einem Fleck zum andren ziehen und überall ſeiltanzen mußte, dann wurde ich immer betrübter, und das Vagabondenleben wollte mir nicht mehr munden. Und wie ich erwachſen wurde und manche Verſuchung kam, iſt es der Gedanke an die Wiege und die Kinder um ſie herum geweſen, der mich bewahrt hat. Denn ſolchen Frieden, wie ich damals geſehen, den gibt's nur für reine Menſchen. Als mein Onkel plötzlich ſtarb, war ich ſechzehn Jahre alt. Meine Mutter ging zu einer andren Truppe; ich aber hatte von einer alten Dame gehört, die an dem Ort, wo wir uns gerade aufhielten, wohnte und ſehr gut ſein ſollte. Ich ging zu ihr und ſagte ihr, wie ich das Seiltänzerleben ſatt habe und gern etwas anderes anfangen wolle. Da hat ſie mit Hilfe anderer guter Menſchen für mich geſorgt, mich in eine Schule geſchickt, daß ich das Notdürftigſte lernte und mir ſpäter einen guten Dienſt verſchafft. Den habe ich dann behalten, bis ich meinen jetzigen Mann kennen lernte und heiratete. Es iſt einſam hier, beſonders im Winter; er iſt aber gut gegen mich, und ſeitdem der liebe Gott mir meinen Jungen in die Wiege gelegt hat, weiß ich nicht, wie ich dankbar genug ſein kann!“

Leiſe bewegte ſich gerade jetzt die Wiege, denn der Kleine war erwacht und ſtieß einige Töne des Behagens aus. Ich wollte ſoeben Atalanta erzählen, daß wir ihre Vögel ſehr ſchön begraben hätten, da ſteckte mein Begleiter den Kopf in die Thür.

Er war ſchlechter Laune, denn er hatte ſich bei ſeiner einſamen Cigarre gelangweilt. Jetzt fragte er, ob ich nach Hauſe wolle, oder ob ich hier zu übernachten gedächte. Da mußte ich denn eilig mit ihm davongehen und konnte der Frau nur noch freundlich die Hand ſchütteln. Vielleicht war es auch beſſer, daß ſie mich nicht erkannte.

Auf dem Heimwege aber hatte ich das große Wort, denn ich erzählte meinem Begleiter die Geſchichte von Atalanta und von unſerer Wiege, und er hörte mir ganz ſtill zu. Ihm fiel wahrſcheinlich ein, daß er ehemals auch in einer Wiege gelegen hatte.

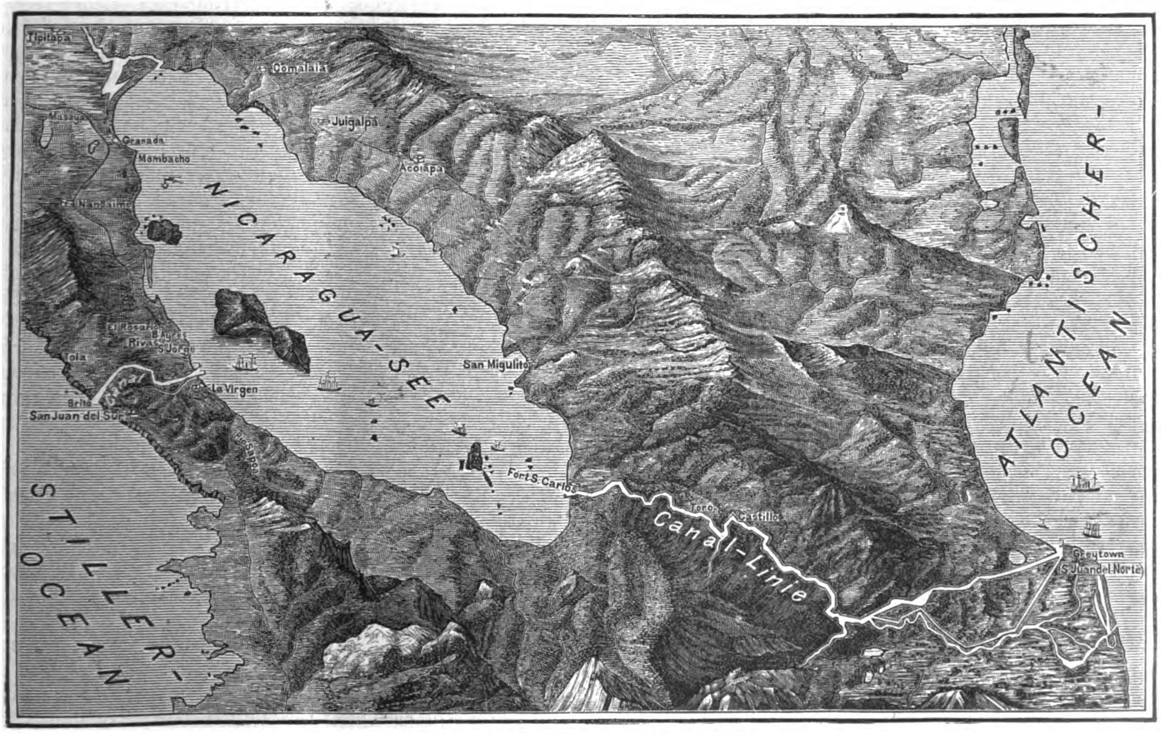
Der Nikaragua-Kanal.

Das Rieſenunternehmen des Durchſtichs der Landenge von Panama muß man mindeſtens vorläufig wohl als geſcheitert anſehen. Die örtlichen Schwierigkeiten, ganz beſonders die weit unterſchätzte Schwierigkeit des Durchſtichs der ungeheuren Felsmaſſe des Pic de Culebra, die Ungunſt der klimatiſchen Verhältniſſe einerſeits, die mangelhafte techniſche Vorbereitung des ganzen Werkes und die ſchwindelhafte Wirtſchaft während des Baues, über welche das Daheim ſchon an anderer Stelle berichtete, anderſeits haben das großartige Unternehmen zum Scheitern gebracht. Wohl bemüht man ſich in Frankreich immer noch um eine Rekonſtruktion der Leſſepsſchen Geſellſchaft und hat wenigſtens einen Aufſchub der Konzeſſion ſeitens der Republik Kolumbia erlangt. Bei der völligen Zerrüttung des Vertrauens aber dürfte es kaum gelingen, die franzöſiſchen Sparer zur Hergabe der zur Vollendung des Durchſtichs noch erforderlichen Hunderte von Millionen zu bewegen. So ſcheint es faſt, daß die angefangenen Arbeiten als die größten Kulturruinen der Erde unbeendet liegen bleiben werden, daß die von Frankreich bereits geopferten beinahe 1500 Millionen gänzlich verloren ſind.

Es iſt eine in eingeweihten Kreiſen längſt bekannte Thatſache, daß Nordamerika der Ausführung des Leſſepsſchen Unternehmens von Anfang an feindlich gegenüber ſtand. Wenn es den energiſchen Verfechtern der Monroedoktrin, den Verteidigern des Grundſatzes „Amerika nur für die Amerikaner!“ ſchon an ſich unbequem war, daß eine franzöſiſche Geſellſchaft im centralen Amerika eine ſo bedeutſame Stellung einnehmen ſollte, wie ſie ihr die Ausführung des Kanals von Panama ſicherte, ſo lag die gewählte Route auch den Verkehrsintereſſen der Vereinigten Staaten nicht ſonderlich günſtig. Jede nördlichere Linie mußte ihnen willkommener ſein.

Nachdem das Leſſepsſche Gold vorübergehend die Feinde des Panamakanals in der Union zum Schweigen gebracht hatte, traten die Bemühungen der Anhänger einer nördlicheren Route ſofort wieder in den Vordergrund, als die Arbeiten an jenem zu ſtocken begannen. Man ſcheint in Nordamerika ſchon frühzeitig von den auf dem Iſthmus hervorgetretenen Schwierigkeiten unterrichtet geweſen zu ſein, früher jedenfalls als in Frankreich, wo der Glaube an den Stern und die Energie des „großen“ Leſſeps nur ſehr langſam erſchüttert wurde. Bereits im Jahre 1884 ſicherte ſich die Regierung der Vereinigten Staaten durch einen Vertrag mit Nikaragua bedeutende Handelsvorteile; in den nächſten Jahren unterſuchte in ihrem Auftrag eine Kommiſſion von hervorragenden Ingenieuren die Strecke zwiſchen Greytown und San Juan del Sur und berichtete im günſtigſten Sinne über die Ausführbarkeit des „Nikaragua-Kanals,“ und unmittelbar darauf wurde die Maritime Canal Company of Nikaragua gegründet, welche von der Republik Nikaragua einen Freibrief auf 198 Jahre erhielt. Seither hat dieſe Geſellſchaft gegen fünf Millionen Dollars in die vorbereitenden Arbeiten geſteckt, den Hafen von Greytown bereits einigermaßen in Stand geſetzt, umfangreiche Materialbeſchaffungen vorgenommen und ſich vor allem in zielbewußter Weiſe die moraliſche Unterſtützung der Regierung der Vereinigten Staaten, ſowie die Sympathie der öffentlichen Meinung in der Union zu ſichern gewußt.

Der Gedanke einer Verbindung des Atlantiſchen und Stillen Ozeans unter Benutzung des mächtigen Nikaraguaſees iſt ſehr alt. Schon Lopez de Gomara erwähnt die Nikaraguaroute in ſeinem 1651 erſchienenen Werk; zu Anfang unſeres Jahrhunderts kam ſie bei den Vorarbeiten, die Spanien für einen Kanalbau durch Centralamerika machen ließ, wieder in Erwägung, und Prinz Louis Bonaparte, der ſpätere Napoleon III, widmete ihr als Gefangener in Ham eine ausführliche Denkſchrift. Auch auf dem großen Kanalkongreß, den Leſſeps 1879 nach Paris einberufen hatte, und der ſchließlich für die Wahl der Panamalinie entſcheidend wurde, kam neben dieſer eigentlich nur diejenige durch den Nikaraguaſee zur



Die Linie des projektierten Nikaragua-Kanals.

ernſten Erörterung. In der That zeigt ein Blick auf die Karte, daß die Natur hier einem Kanalbau geradezu vorgearbeitet zu haben ſcheint. Eines der größten Binnengewäſſer der Erde, der einen achtmal größeren Raum denn der Bodenſee bedeckende Nikaraguaſee, bietet ſich in Verbindung mit einem mächtigen Flußlauf, dem Rio San Juan, zur Benutzung dar. Von der auf etwa 276 Kilometer berechneten Geſamtlänge des Kanals würden auf den See und den genannten Fluß 230 Kilometer entfallen.

Wenn auf dem Leſſepsſchen Kongreß trotz dieſer unleugbaren Vorzüge dennoch dem Panamaprojekt der Vorzug gegeben wurde, ſo hatte das — abgeſehen von politiſchen Erwägungen — darin ſeinen Grund, daß Leſſeps darauf beſtand, ſeinen Kanal als einen offenen Durchſtich, ohne Schleuſen, von Ozean zu Ozean zu führen; erſt als ſich dies als ganz undurchführbar herausſtellte, änderte er bekanntlich nach langem Widerſtreben ſeinen Plan und entſchloß ſich zur Anlage eines Schleuſenkanals. Ein einfacher Durchſtich iſt aber auf dem Wege über den Nikaraguaſee unmöglich; das ungeheuere Waſſerbecken liegt nämlich nicht im Niveau der Ozeane, ſondern etwa 33 Meter höher, es kann alſo nur durch große Schleuſenwerke für die Zwecke des Kanals benutzbar gemacht werden.

Als ein gewaltiger Schleuſenkanal iſt das amerikaniſche Projekt denn auch ausgearbeitet. Der zukünftige Nikaraguakanal ſoll bei Greytown beginnen, mit einer „Schleuſentreppe“ von drei Einzelſchleuſen bald hinter ſeinem Anfang zur Höhe des Sees emporſteigen, dann dem Lauf des San Juan folgen, der durch ein maſſiges Stauwerk in ſeinem weiteren Lauf bis auf die Spiegelhöhe des Sees gehoben wird, den letzteren durchqueren und ſchließlich mittelſt einer zweiten Schleuſentreppe zum Stillen Ozean hinabſteigen, den er bei San Juan del Sur (Brito) erreichen würde.

So einfach der Plan klingt, ſo günſtig die Beſchaffenheit des Geländes zu ſein ſcheint, in Wirklichkeit ſtellen ſich auch hier der Verbindung beider Ozeane ungeheuere Schwierigkeiten entgegen. Auch hier ſind, wie bei dem Panamakanal, große Felsdurchſchnitte von etwa 18 Kilometer Länge auszuführen, es werden ſich bei dem Beginn der Erdarbeiten die bisher als leidlich günſtig geſchilderten hygieiniſchen Verhältniſſe ohne Zweifel verſchlechtern, die Stauwerke und Schleuſen werden vorausſichtlich rieſige Koſten verurſachen und bei der Häufigkeit der Erdbeben in Nikaragua ſchwierig zu unterhalten ſein. Aber dieſe Bedenken treten zurück vor einer anderen Gefahr, die dem Unternehmen droht. Der Rio San Juan, ehedem faſt auf ſeinem ganzen Lauf ſchiffbar, zeigt nämlich ſchon ſeit langen Jahrzehnten eine höchſt bedenkliche Neigung zum Verſanden, und auch die Häfen von Greytown und Brito leiden unter dem gleichen Übelſtand. Ob es der heutigen Ingenieurkunſt gelingen wird, hier ohne Aufwendungen, die über die Ertragsfähigkeit des Unternehmens hinausgehen, Abhilfe zu ſchaffen, muß dahin geſtellt bleiben.

Die Ertragsfähigkeit des Unternehmens und die Baukoſten! Man iſt allmählich gegen alle dieſe Fragen betreffenden Berechnungen mißtrauiſch geworden, und gewiß nicht ohne guten Grund. Seitens der Geſellſchaft wurden die Koſten zuerſt auf 65 Millionen Dollar geſchätzt — von anderer Seite dagegen auf 200 Millionen — ſchon aus dem Unterſchiede zwiſchen dieſen beiden Zahlen erhellt die Unzuverläſſigkeit der Berechnungen. Auch bei einem Baukapital von 200 Millionen Dollar glaubt man allerdings einer angemeſſenen Verzinſung entgegenſehen zu dürfen.

In der That würde der Kanal ja vorausſichtlich einen rieſigen Verkehr auf ſich ziehen. Er kürzt unter andrem den Seeweg zwiſchen den Handelsſtädten des nordamerikaniſchen Oſtens und San Francisco um 15000 km, den Weg von jenen nach Japan um 11000 km ab, er würde die Handelsbeziehungen zwiſchen den Vereinigten Staaten und den Republiken Central- und Südamerikas weſentlich fördern, aber auch darüber hinaus dem allgemeinen Welthandel große Vorteile bieten — alle jene Vorteile, welche ſeiner Zeit für das Leſſepsſche Unternehmen ins Feld geführt wurden, deren Verwirklichung aber leider durch deſſen Zuſammenbruch zunächſt in weite Ferne gerückt erſcheint.

In den nächſten Monaten wird ſich der Kongreß der Vereinigten Staaten mit dem Projekt zu beſchäftigen haben, und es wird ſich dabei herausſtellen, ob die Unternehmer recht hatten, wenn ſie auf eine thatkräftige Unterſtützung rechneten. Allem Anſchein nach blicken ſie ſehr zuverſichtlich in die Zukunft; ſie haben allerdings in der Union ſelbſt mächtige Gegner, die Beſitzer und Leiter der ſüdlicheren Pacific-Eiſenbahnen nämlich, welche in dem Kanal eine ſchwere Gefährdung des bisher von ihnen thatſächlich ausgeübten Frachtenmonopols erblicken. Ob es deren Gold und Einfluß gelingt, im Sinne ihrer einſeitigen Intereſſenpolitik die Ausführung des großen Unternehmens zu hintertreiben, ob die Vertreter desſelben mit ihrem Wahlſpruch „Der nationalen Sache den nationalen Schutz!“ durchdringen werden, iſt ſchwer abzuſehen.

Haſſo Harden.

Aus der Zeit der Mediceer.

(Zu unſrem gegenüberſtehenden Bilde.)

(Abdruck verboten.)

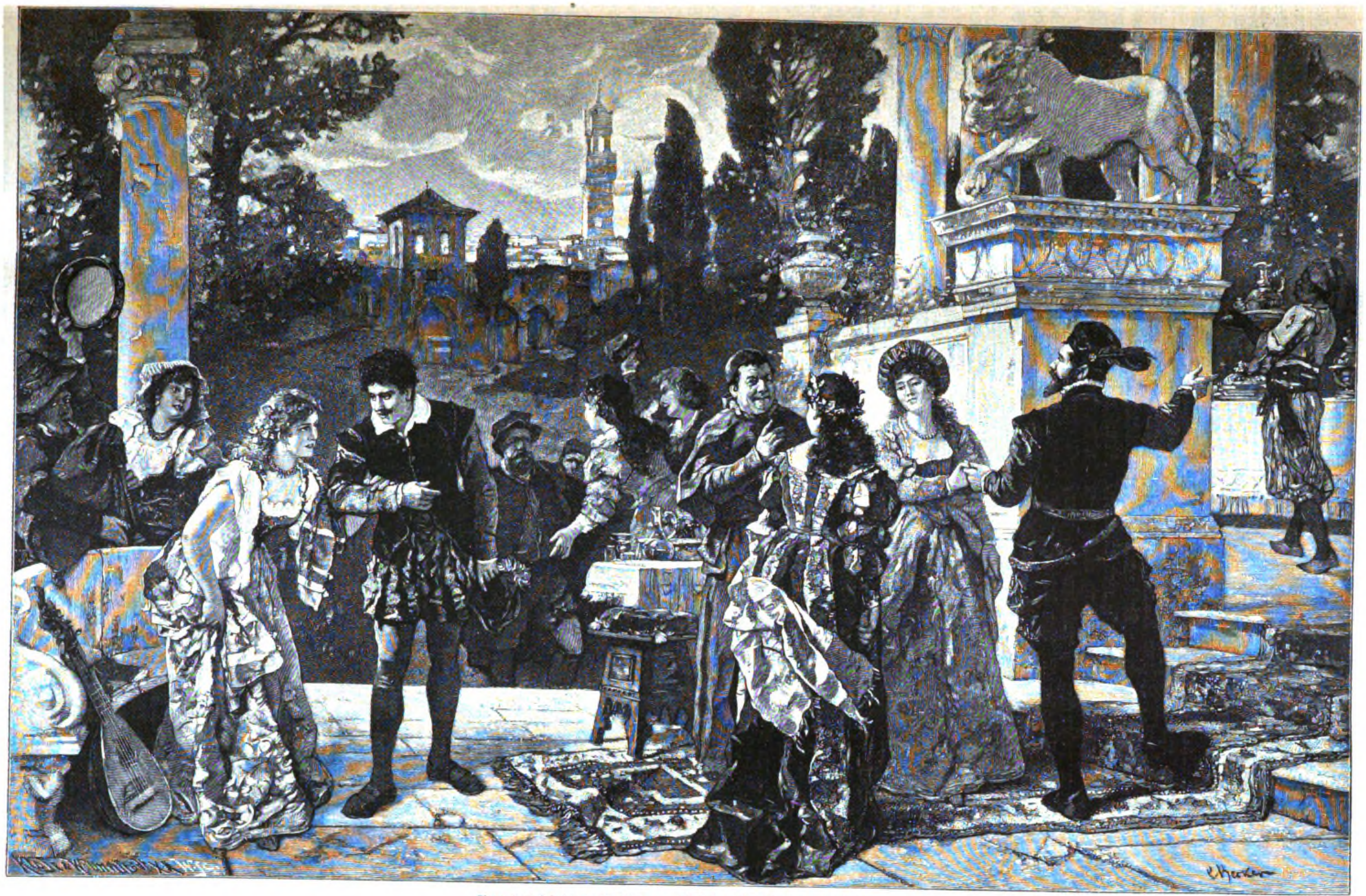
Wie ein unheimliches und zugleich beſtrickendes Rätſel liegt das Italien des ſpäten Mittelalters, die Zeit kurz vor und während der Reformation vor uns. Was uns die Aufzeichnungen eines Infeſſura, eines Burkard und vieler anderen überliefern, das iſt ein Bild der ſittlichen Verkommenheit, wie es nur wenige Staaten, das abſterbende byzantiniſche Reich, die Merowinger in ihrem tiefſten Verfall, die Epoche des Cäſarenwahnſinns in gleichem Maße gezeigt. Aber inmitten dieſes Wuſtes von Ausſchweifungen erheben ſich unter dem befruchtenden Einfluß des Altertums die Kultur, die Kunſt und Wiſſenſchaft, die Gefälligkeit der äußerlichen Sitten zu einer ſtolzen Höhe.

Ein ſeltſamer Kontraſt, fürwahr: auf der einen Seite, um nur von den bekannteſten Erſcheinungen zu ſprechen, Pabſt Alexander VI, als Rodrigo Lançol einer der ruchloſeſten Menſchen, die je gelebt, und inmitten ſeiner Ausſchweifungen von einer fanatiſchen Liebe zu ſeinem Sohne, dem furchtbaren Cäſar Borgia, dem Mörder ſeines eigenen Bruders Juan Gandia, wie zu Lucrezia Borgia, der vielgenannten, erfüllt. Ihm gegenüber in düſterer Größe ſein Opfer, der als Ketzer verbrannte Dominikanermönch Hieronymus Savonarola, der Prior von San Marco zu Florenz, derſelben Stadt, als deren Sproſſe zu gleicher Zeit Macchiavelli mit mephiſtopheliſchem Gleichmut ſein Buch vom Fürſten ſchreibt. Und anderſeits wieder erſcheint dieſer Macchiavell als einer der hervorragendſten Stiliſten und Hiſtoriker ſeiner Zeit. Mehr als das. Gleich einer Blume, die aus dem Sumpf entſproſſen, entfaltet gerade damals die italieniſche Poeſie ihre volle Kraft, die ſie ſeit der Wende des XIV. Jahrhunderts mit Dante und Petrarca verloren. Arioſt ſchreibt ſeinen raſenden Roland, Torquato Taſſo dichtet das befreite Jeruſalem, während als Gegenſtück Peter Aretino in ſeinem, von aller Welt, ſelbſt vom Papſte Leo X bewunderten, jeder Scham und Sitte barem Talent alle Laſter ſeiner Zeit gewiſſermaßen im Brennſpiegel aufhängt. Soll man erſt von den Künſten ſprechen? In dieſem Jahrhundert der moraliſchen Verwilderung malte Rafael Sanzio ſeine Madonnen, entwarf der gewaltige Michel Angelo ſeine Schöpfungen, führten ein Correggio, ein Tizian, ein Bramante den Pinſel.

So bietet Italien im XV. und XVI. Jahrhundert das merkwürdige Schauſpiel eines Landes, das von unaufhörlichen Kriegen, Verſchwörungen, von Haß, Neid und Niedertracht heimgeſucht gleichzeitig die ſchönſten Früchte der Kunſt und Poeſie zeitigt. Aus einem ſeltſamen Zwieſpalt in dem Denken und Empfinden der italieniſchen Großen ging dieſe Erſcheinung hervor. Dieſe Menſchen waren einerſeits wilde Feldherren, bis zur Unmenſchlichkeit grauſame Staatsmänner, in der Wahl ihrer Mittel wenig ſkrupulös, anderſeits aber verſtändnisvolle Förderer des geiſtigen Lebens ihrer Zeit. Es mag heutzutage unbegreiflich erſcheinen, daß einer dieſer Dynaſten durch die Erwerbung einer altgriechiſchen Handſchrift in eine ebenſo gute Laune geriet, wie durch die geglückte Vergiftung ſeines nächſten Verwandten, daß die Päpſte und Fürſten gleichzeitig ein maßlos anſtößiges Leben führen und alle ihre Kräfte an den Ausbau der Kirchen, an die Erwerbung berühmter Bibliotheken ſetzen konnten.

Denkt man an dieſe Regentenhäuſer, ſo ſteht das Bild der Mediceer vor aller Augen. Sie ſind das merkwürdigſte Geſchlecht jener Zeit, einmal durch die lange Dauer ihres Blühens und Wirkens, dann wegen der ſeltſamen Wandlungen, die aus den reichen Bankiers von Florenz im Gang der Dinge erbliche Fürſten, Päpſte, Herzöge und endlich Großherzöge von Toscana machte.

Die Erinnerung übertreibt faſt ſtets. Sie ſchafft aus den einen Helden der Geſchichte leibhaftige Teufel, wie ſie die anderen im Lichte fleckenreiner Unſchuld erſtrahlen läßt. Den Mediceern war dies letzte, beſſere Los vergönnt. Ihr unſterbliches Verdienſt um Kunſt und Wiſſenſchaft hat ihre



Aus der Zeit der Mediceer. Nach dem Gemälde von C. Becker.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

politiſche Bedeutung in den Augen der Gegenwart auf ein Null herabgedrückt. Und doch haben die Sproſſen dieſes Geſchlechts nach den Sitten ihrer Tage vor allem in Staatswirren und Kriegen ihre Macht befeſtigt und dann erſt, um den Thron der Emporkömmlinge in hellerem Lichte als dem der altgefeſtigten Häuſer ſtrahlen zu laſſen, das geiſtige Leben ihres Volkes geſchirmt und gefördert.

Das zeigt ſchon ein Blick auf die Geſchichte des Mediceer-Geſchlechtes, deſſen erſte große politiſche That merkwürdigerweiſe in gewiſſem Sinne die Annalen des jetzigen deutſchen Kaiſerhauſes ſtreift. Als nämlich einer der drei Gegenpäpſte des Konſtanzer Konzils, Johann XXIII, mit Hilfe ſeines Freundes, Friedrich mit der leeren Taſche von Tirol, glücklich 1416 aus der Stadt nach Schaffhauſen entflohen, zog dort der Burggraf Friedrich von Nürnberg mit reiſiger Macht gegen ihn heran, nahm ihn feſt und brachte ihn auf Befehl des Konzils nach Rudolfszell. Von dort losgekauft, eilte der abgeſetzte Seelenhirt nach Florenz, wo ihn Johann von Medici mit ſämtlichen Einwohnern feſtlich empfing und ebenſo, als er bald darauf ſtarb, feierlich begraben ließ.

Mit Johanns Sohne Kosmos beginnt die eigentliche große Geſchichte des Geſchlechts, deſſen Stammbaum in lakoniſcher Kürze dem Forſcher zeigt, daß dieſe Familie durchaus nicht völlig in der Pflege des Schönen aufging, wie man jetzt vielfach glaubt. Schon Kosmos' Neffe, Peter Franz, wurde 1474 ermordet. Sein einer Enkel Julian verblutete im ſelben Jahr in der Kirche während eines feierlichen Hochamtes unter den Dolchen einer Verſchworenengruppe, während der Erzbiſchof von Piſa eben die Hoſtie erhob. Dieſer Erzbiſchof wurde, nebenbei bemerkt, ſchon in den nächſten Tagen mit einigen Mitſchuldigen öffentlich aufgehängt. Ebenſo fand der obengenannte Neffe, Peter, der von den Florentinern vertrieben, vergeblich (1497) einen Verſuch zur Rückkehr gemacht und damit das Zeichen zu einem mörderiſchen Blutbad unter ſeinen Anhängern in der Stadt gegeben hatte, ſpäter einen gewaltſamen Tod. Der letzte endlich aus der älteren Linie der Medici, Alexander, der trotz ſeiner Jugend als der grauſamſte und ausſchweifendſte Herrſcher ſeiner Zeit galt, wurde 1537 von ſeinem nächſten Blutsverwandten Lorenzo nach wütendem Kampfe niedergeſtochen. Lorenzo ſelbſt ſtarb zehn Jahre ſpäter durch Meuchelmord. Sein Vetter Kosmos I, der erſte Großherzog von Toscana, ließ ihn umbringen. Weiblicherſeits erloſch die Hauptlinie der Medici mit Katharina, der Gattin Heinrichs II von Frankreich, der geiſtigen Urheberin der Bartholomäusnacht

Daß dieſe letzteren Mediceer ſich auf den Thronen halten konnten, iſt hauptſächlich dem Umſtand zuzuſchreiben, daß dicht hintereinander zwei Päpſte, Leo X und Clemens VII, aus ihrem Geſchlecht hervorgingen und ſie ſtützten. Papſt Leo, vor ſeinem Pontifikat der Kardinal Johann geheißen, iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit. Der Glanz ſeiner Regierung ging in das Märchenhafte. Um auf jede Weiſe Geld, beſonders zum Bau der Peterskirche, zu beſchaffen, beförderte er den Ablaßhandel und gab ſo durch den Erzbiſchof Albrecht von Mainz und deſſen Geſchöpf Tetzel den äußeren Anſtoß zur Reformation. Und anderſeits wieder, welch eine glänzende Reihe von Künſtlern, die das in ſolcher Weiſe angeſammelte Geld zum Ausbau der prachtvollſten Kirche verwendeten, neben Michel Angelo Buanarotti ein Raphael, ein Bramante, ein Peruzzi, ein Giulio Romano und viele andere! Galt Leo X als ein geiſtvoller Atheiſt, ſo ſieht es wie eine weltgeſchichtliche Sühne aus, daß unter ſeinem Geſchlechtsverwandten, Julius Medici (Papſt Klemens VII), die Reformation ihren Weg durch Deutſchland nahm.

Eigentlich heben ſich aus der langen Reihe des Mediceer-Hauſes nur zwei leuchtende Erſcheinungen heraus, Kosmos (geſt. 1465) und Lorenzo der Prächtige (geſt. 1492.)

Zur Zeit dieſer Männer hatte das mächtige Florentiner Geſchlecht bereits eine bedeutſame Umwandlung erfahren. Urſprünglich waren die Mediceer, wie die Fugger, nur Handelsherren im größten Maßſtabe geweſen, wie denn überhaupt damals die blühenden Städte Oberitaliens, neben Florenz vor allem Venedig, Mailand und Genua, zum großen Teile den Weltmarkt beherrſchten, und es in keiner Weiſe als des Adels unwürdig galt, ſich mit Handelsgeſchäften zu befaſſen. Damals hatte der Name Medici in Paris und London einen ſo guten Klang wie in Lübeck oder Nowgorod. Bis nach Perſien erſtreckten ſich ihre Beziehungen, und in Ägypten beſaßen ſie denſelben Kredit wie in ihrer Vaterſtadt Florenz. Je mehr ſie aber in dieſer letzteren, durch die Umſtände getrieben, der politiſchen Herrſchaft zuſteuerten, deſto notwendiger brauchten ſie Geld und Einfluß im Inland. Kosmos war noch ein Mediceer der erſten Art, dem infolge ſeines ungeheuren Reichtums Macht und Anſehen von ſelbſt zufloſſen. Lorenzo brauchte ſchon das Geld, das er allmählich aus den Handelsunternehmungen herauszog, um ſich in ſeiner fürſtlichen Stellung zu befeſtigen. Und als nun gar ſpäterhin die Mediceer erbliche Herzöge und Großherzöge wurden und Päpſte aus ihren Reihen hervorgingen, da war es ſelbſtverſtändlich mit der Rolle der fürſtlichen Kaufleute vorbei. Eine Analogie dieſes Verhältniſſes ſcheint ſich augenblicklich in den Vereinigten Staaten zu entwickeln, wo mehr und mehr die Rieſenvermögen einzelner Weltfirmen beſtimmend auf die politiſche Haltung der Republik einwirken.

In ihrer Weiſe unterſtützen ja auch die Yankees die Kunſt, indem ſie dem alternden Europa ſeine Schätze entführen. Sie wiſſen es nicht anders. Die Art, wie die Mediceer Kunſt und Wiſſenſchaft gepflegt haben, dieſe Verbindung von feinſtem Verſtändnis, fürſtlicher Freigebigkeit, raſtloſem Eifer und inniger Freude am Schönen, dieſe Art läßt ſich nicht erlernen. Sie war dem Italien jener Zeit angeboren und verkörperte ſich gerade in den Mediceern zu ihrer ſchönſten Blüte. Noch jetzt verkündet in Florenz die Marienkirche das Lob des Brunneleschi, der Johannisdom mit ſeinen berühmten Bronzethoren das des Lorenzo Ghiberti, die, ebenſo wie der Bildhauer Donatelli, die Maler Lippi und Maſaccio unter Kosmos ihre Werke ſchufen. Selbſt während ſeiner Verbannung in Venedig erlahmte Kosmos nicht in ſeinem Eifer für die Kunſt und Wiſſenſchaft, wie er nach ſeiner Rückkehr mehrere große Bibliotheken mit fürſtlicher Freigebigkeit gründete und vermehrte.

Die ſog. Platoniſche Akademie, jene Geſellſchaft Florentiner Gelehrten, die Kosmos geſtiftet, erfuhr durch ſeinen Enkel Lorenzo den Prächtigen einen neuen glänzenden Aufſchwung. Unter dem Einfluſſe des Marſilius Ficinus vor allem wurde hier die bis dahin allein mächtige Lehre des Ariſtoteles durch die Philoſophie des Plato erſetzt. Eine Art heiligen Bundes, der alten Pythagoräer-Gemeinſchaft nicht unähnlich, umſchlang dieſe Männer, wenn bei ihren feſtlichen Zuſammenkünften, wie namentlich am 13. November, Platos angeblichem Geburts- und Sterbetag, Ficinus ſeine lateiniſche Überſetzung des Plato vorlas, oder Pico von Mirandola, der jüngere Sohn eines der vornehmſten Fürſtenhäuſer, der aus Liebe zur Wiſſenſchaft jede weltliche Größe verſchmähte, ſeiner Begeiſterung für das Schöne und Edle Worte lieh.

Lorenzo ſelbſt verſuchte ſich wie ſeine Mutter Lucrezia Tornabuoni mit Glück in der Dichtkunſt, die Bildung der vornehmen Frauenwelt ſtand auf einer Stufe, wie ſie wohl kaum wieder erreicht worden iſt. Es entwickelte ſich eine vielbewunderte und von unſerer Zeit kaum verſtandene Geſelligkeit.

Allerdings darf man ſich auch das Treiben am Hofe der Mediceer, das unſer Bild widerſpiegelt, nicht allzu ideal vorſtellen. Wie in dem Athen des Perikles, dem Frankreich des XVIII. Jahrhunderts ging auch hier eine intenſive Geiſteskultur mit einer laxen Moral Hand in Hand. Die ſchönen Frauen, die durch Geiſt und Witz ihre Umgebung entzückten, hegten die eigenartigſten Vorſtellungen über ihre Pflichten, und die eleganten Männer hatten wohl ſo manches auf dem Gewiſſen, das ihnen beklemmend auf das Herz fiel. Der Wurm des Verderbens nagte auch an jener durchgeiſtigten Pracht, die wie der Schimmer einer Märchenwelt in unſere ernſten Tage hereinleuchtet.

Rudolf Stratz.

Zu unſeren Bildern.

Unſeren Leſern wird es willkommen ſein, einmal wieder der Abbildung eines plaſtiſchen Kunſtwerkes in unſeren Spalten zu begegnen. Prof. G. Eberlein, deſſen „Bogenſpanner“ die vorliegende Nummer ſchmückt, zeichnet ſich unter den deutſchen Bildhauern durch ſeinen hochentwickelten Schönheitsſinn, durch die Anmut ſeiner Kompoſitionen aus. Seit ſeinem berühmten „dornausziehenden Knaben“ (Berliner Nationalgallerie) hat er mit einer größeren Zahl intereſſanter Einzelgeſtalten, u. a. einer griechiſchen Flötenbläſerin, einer Pſyche, einem Bacchanten, die reiche Fülle ſeiner Begabung immer aufs neue offenbart, aber auch in größeren Werken, wie z. B. in dem großartigen Frieſe am Kultusminiſterium zu Berlin, welcher in 50 Figuren den Wirkungskreis dieſer Behörde verſinnbildlicht, ein umfaſſendes, kräftiges Können gezeigt. „Frondienſt“ von H. Hartwich gibt ſich als ein friſches Genrebild. Von allen Frondienſten dürfte die brüderliche Pflicht der Fürſorge wohl der am wenigſten drückende ſein. — Zu dem Bilde „Aus der Zeit der Mediceer“ geben wir einen beſonderen geſchichtlichen Überblick; an dieſer Stelle ſei nur noch auf die vielbewährte Meiſterſchaft hingewieſen, mit welcher Prof. C. Becker, der berühmteſte Maler der Renaiſſance, auch in ſeinem vorliegenden Gemälde wieder die Koſtüme der dargeſtellten Perſonen, das ganze Äußerliche der Scenerie behandelt. — Zwei typiſche italieniſche Köpfe — Frauen aus Ravenna —, eine anſprechende, durch virtuoſe Technik ausgezeichnete Studie E. H. Blaſhfields, vervollſtändigen den Schmuck unſerer heutigen Nummer.

Erdkunde.

Unter dem Titel „Die Teilung der Erde“ gibt A. Oppel im „Ausland“ eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung aller beſtehenden Staaten. Nachdem er als herrenlos die Südpolarländer, die außertropiſchen Inſeln des indiſchen Ozeans, die unbewohnten Inſeln des Nordpolargebiets, den Arktiſchen Archipel bei Nordamerika und Grönland ohne das gletſcherloſe Gebiet — mit zuſammen 4 387 888 qkm — ausgeſchieden und als politiſch unbeſtimmt 13 345 925 qkm auf die Pamirgebiete, das freie Arabien, Teile Hinterindiens, die Sahara, die ehemaligen ägyptiſchen Nebenländer, das Somaliland, das Somal-Galla-Maſſailand, Teile des Weſtſudans und Oberguineas, das Swaſiland angerechnet hat, bleiben 75 feſte Staatenbildungen mit 116 811 Millionen qkm. Von dieſen entfallen wieder — Kolonien und Schutzgebiete ſtets zum Mutterlande gerechnet — auf

Europa	24	Staaten	mit	64 702	Mill.	qkm.
Aſien	12	„	„	15 436	„	„
Afrika	17	„	„	7 657	„	„
Amerika	19	„	„	28 995	„	„
Auſtralien	3	„	„	0,021	„	„

Daraus geht das gewaltige Übergewicht Europas in der Entwickelung ſeiner politiſchen Machtſphäre klar hervor — iſt ſein Außengebiet doch $5\frac{1}{2}$ mal größer, als der Erdteil ſelbſt, iſt ihm doch die Hälfte der überhaupt zu Staaten organiſierten Erdoberfläche unterthan. Von den 75 Staaten ſind 49 Monarchien und 26 Republiken.

Volkskunde.

Gegenüber den nicht ſonderlich erfreulichen Zahlennachweiſen über das Verhältnis des Deutſchtums in unſren Oſtprovinzen, die wir neulich beſprachen, ſtellt die letzte ſchulſtatiſtiſche Erhebung für Nordſchleswig einen kleinen Fortſchritt der deutſchen Sprache feſt. Während 1886 von den Beſuchern der zum Vergleich herangezogenen Volksſchulen, Mittelſchulen, höheren Mädchenſchulen und Privatſchulen in der Familie nur däniſch 24 651 Kinder ſprachen, war 1891 dieſe Zahl auf 23 303 Kinder geſunken; gemiſcht däniſch und deutſch ſprachen 1886 1627, 1891 1883 Kinder.

Am Familientiſch.

Volkswirtſchaft.

In einer Verſammlung des Vereins für Eiſenbahnkunde zu Berlin ſprach kürzlich der Generaldirektor Herr Haarmann aus Osnabrück über die Eiſenbahn-Oberbaufrage in ihrer volkswirtſchaftlichen Bedeutung, wobei er auf die Stockungen hinwies, die bei vielen induſtriellen Betrieben dadurch eingetreten ſind, daß in den Beſchaffungen des Materialbedarfs der Eiſenbahnen ein unerwarteter Ausfall durch Zurückhaltung in den Beſtellungen eingetreten iſt. Der jährliche Bedarf an Eiſen- und Stahlmaterial für Gleisumbauten war bei den preußiſchen Staatseiſenbahnen bis auf über 160 000 To. im Jahre geſtiegen. Für das laufende Betriebsjahr iſt indeſſen ein weſentlicher Rückgang der Beſtellungen an Schienen, Eiſenſchwellen u. ſ. w. für Oberbauzwecke zu verzeichnen. In den zehn Jahren 1878/88 bewertete ſich die durchſchnittliche Jahresbeſchaffung der preußiſchen Staatsbahnen an Lokomotiven und Wagen auf $11\frac{1}{3}$ Mill. Mk., 1888/89 dagegen auf 85 Millionen. Die Gefahren, welche regelloſe Erzeugung wie die jetzt zu befürchtende Einſchränkung der Produktion ſtets im Gefolge haben, werden nicht mehr verkannt werden können. Die deutſche Stahl- und Eiſeninduſtrie beſchäftigt 572 000 Männer, ſie ernährt 2 000 000 Perſonen, ſie gewährt jährlich an Arbeitsverdienſt die Summe von über einer halben Milliarde Mark. Es ſtehen aber Vertriebseinſchränkungen, Arbeiterentlaſſungen in naher Ausſicht, wenn ſich nicht jetzt noch Wege finden laſſen, auf denen es möglich wird, der drohenden Not rechtzeitig abzuhelfen. Redner glaubt einen ſolchen Weg in der Verſtärkung des Oberbaues, in der Vervollkommnung des Eiſenbahnwagens zu finden.

Koloniales.

Demnächſt werden wir oſtafrikaniſch-deutſche Perlen bei unſren Juwelieren ſehen. Es ſind nämlich kürzlich Proben von Muſcheln und Perlen, welche in der Bucht von Mnaſi geſammelt wurden, der Berliner zoologiſchen Landesanſtalt und Bergakademie zur Unterſuchung eingeſandt worden, und infolge der letzteren hat das Gouvernement von Deutſch-Oſtafrika bereits ein Ausſchreiben wegen der Verpachtung der Perlenfiſcherei erlaſſen. Ob ſich wohl ein Pächter finden wird?

Geſundheitspflege.

Mit Bezug auf unſere Notiz in Nr. 18 über die von Prof. Charcot-Paris und Dr. de la Tourette erfundenen Nervenerſchütterungs-Apparate werden wir darauf hingewieſen, daß ſchon Anfang des vor. J. ein Berliner Arzt, Dr. L. Ewer, in ſeinem Buch „Kurſus der Maſſage mit Einſchluß der Heilgymnaſtik“ auf die Behandlung der Migräne durch Erſchütterung des Schädels hinwies, und daß derſelbe Arzt bereits ſeit Jahren einen von ihm erfundenen Apparat, den Concuſſor, erfolgreich zu dieſem Zweck verwendet.

Chirurgie.

Daß der Verluſt der Zunge auch den Verluſt der Sprache bedingt, iſt eine allgemeine Annahme. Von fachwiſſenſchaftlicher Seite wird dieſe Behauptung trotzdem als nicht ganz zutreffend angeſehen, und es ſind zahlreiche Fälle bekannt, in denen der Mangel des Organs, ſei er angeboren oder durch einen chirurgiſchen Eingriff entſtanden, die Sprache gar nicht oder doch nur in geringem Maße beeinflußt hat. Wenn es auch einleuchtend iſt, daß ein Patient nach Fortnahme des oberen Zungenteils bei längerer Übung verſtändlich ſprechen lernen kann, ſo überraſchen doch ſolche Fälle, in denen dies auch nach der Herausnahme der ganzen Zunge möglich bleibt. So wird jetzt von einer in Helſingfors derart operierten Frau berichtet, daß ſie zwar in den erſten Wochen nur ſehr unklar ſprechen konnte, daß ſie aber allmählich ſich doch leidlich verſtändlich machen lernte, allerdings unter Fortlaſſung oder Vertauſchung einzelner Laute.

Vereine.

Die ſchon für den vorigen Herbſt angeſetzte und dann wegen der Cholera vertagte Verſammlung deutſcher Hiſtoriker findet vom 5.—7. April in München ſtatt. Intereſſant verſpricht ſie insbeſondere auch dadurch zu werden, daß auf ihr die gegenwärtig in Angriff genommene Neugeſtaltung des Geſchichtsunterrichts beſprochen und erörtert werden ſoll, inwieweit der letztere als Vorbereitung zur Teilnahme an den Aufgaben des öffentlichen Lebens dienen kann.

Der zwölfte Kongreß für innere Medizin tagt vom 12.—15. April in Wiesbaden. Am erſten Tage werden die Profeſſoren Rumpf (Hamburg) und Gaffky (Gießen) über die Cholera ſprechen.

Buchhandel.

Encyklopädiſches Handbuch des geſamten Turnweſens und der verwandten Gebiete. Unter dieſem Titel gibt Profeſſor Dr. Karl Euler im Verlage von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien und Leipzig ein Werk heraus, das allen Freunden des Turnweſens hoch willkommen ſein wird. In alphabetiſcher Reihenfolge wird hier in Artikeln, die ausſchließlich von Fachleuten erſten Ranges geſchrieben ſind, alles beſprochen, was den Turner irgend intereſſieren kann. Zahlreiche Illuſtrationen erleichtern das Verſtändnis oder bringen, ſoweit ſie Porträts ſind, die um das Turnen verdienten Männer dem Leſer näher. Neben dem Turnen ſind auch die ihm verwandten körperlichen Übungen, wie Schwimmen, Rudern, Eislaufen, Radfahren, Fechten, Boxen ꝛc. berückſichtigt.

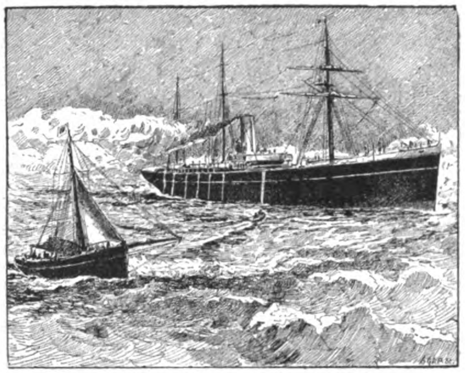
Rechtsrat.

Frage: (Für das Rechtsgebiet des Preuß. Allgem. Landrechts.) Mein verſtorbener Bruder hat in ſeinem rechtsbeſtändigen gerichtlichen Teſtamente beſtimmt, daß, wenn ſich nach ſeinem Tode von ihm geſchriebene oder unterſchriebene Aufſätze auffänden, welche ſein Teſtament ergänzen oder abändern, dieſe mit dem Teſtament gleiche Kraft haben ſollten. Thatſächlich fanden ſich zwei ſolche Schriftſtücke vor: das eine, welches in einzelnen Punkten das Teſtament abändert, iſt zwar unterſchrieben, aber ohne Datum; das andere, jüngere, welches wiederum einzelne den erſten Nachzettel abändernde Beſtimmungen enthält, iſt mit Datum und Unterſchrift verſehen. Ich bitte um Auskunft über die Gültigkeit dieſer beiden Schriftſtücke.

E. M. in F.

Antwort: Sie ſind anſcheinend durch die in No. 6 dieſes Jahrgangs erteilte Auskunft des Rechtsrats zu der irrtümlichen Annahme gekommen, daß die vorgefundenen Nachzettel, um gültig zu ſein, mit dem Datum ihrer Abfaſſung verſehen ſein müſſen. Dieſer Fall liegt aber anders, als der in Nr. 6 behandelte. Dort war von außergerichtlichen Aufzeichnungen die Rede, welche ſich neben dem Teſtament vorfanden, ohne daß ihrer in letzterem beſondere Erwähnung geſchehen wäre. Im vorliegenden Falle handelt es ſich aber um außergerichtliche Nachzettel, deren Erlaß ausdrücklich im Teſtament vorbehalten war. Über dieſe beſtimmt das Allgem. Landrecht, Anhang § 35 (hinter I, 12 § 163): „Ob dergleichen Kodizille außer der eigenhändigen Unterſchrift des Teſtators noch mit anderen Erforderniſſen verſehen ſein müſſen, hängt von den Beſtimmungen ab, welche das Teſtament des Erblaſſers dieſerhalb enthält.“ Unerläßliche Vorbedingung für die Gültigkeit ſolcher teſtamentariſch vorbehaltenen Nachzettel iſt alſo nur die eigenhändige Unterſchrift des Erblaſſers. Mehr iſt auch hier nicht gefordert; die beiden Kodizille ſind ſonach gültig.

Die Beruhigung der Meereswellen durch Öl.



Beruhigung der Meereswellen durch Öl.

Unſere nebenſtehende Zeichnung gibt nach einer Originalſkizze eines jener intereſſanten Schiffsmanöver wieder, bei denen neuerdings Öl zur Beruhigung der Meereswellen verwendet wird. Es handelt ſich darum, den Lotſen trotz des heftig gehenden Meeres an Bord zu bekommen, das kleine Fahrzeug des Piloten vermag aber nicht, ſich dem großen Dampfer zu nähern. Da entſchließt ſich der Kapitän, den Inhalt einiger mit Öl gefüllter Säcke auf der dem Lotſenboot zugekehrten Seite ſeines Schiffes langſam auf die Oberfläche des Meeres hinabrinnen zu laſſen — es geſchieht, und faſt ſofort glätten ſich die hochgehenden, ſchäumenden Wogen, der Pilot vermag mit ſeinem Boot ohne Gefahr ſich dem Steamer zu nähern und an Bord zu gehen. — Die Fälle, in denen neuerdings Öl in der angedeuteten Weiſe zur Verwendung gelangt, ſind recht zahlreich, und der Erfolg ſcheint ſelten zu verſagen. Bald hört man, daß ein Dampfer ſich in einem Cyklon nur durch das Ausfließenlaſſen von Öl gerettet hat, bald galt es, das Meer zwiſchen einem Schlepper und dem mit ihm verbundenen zweiten Fahrzeug zu beruhigen, um ein Reißen der beide verbindenden Taue zu verhindern. Überraſchend iſt der geringe Ölverbrauch. Nach einer franzöſiſchen Quelle genügt für jeden der ſeitwärts des Schiffes angebrachten Säcke eine Füllung mit 10 Litern, um einer hinreichenden Wirkung auf einen ganzen Tag ſicher zu ſein.

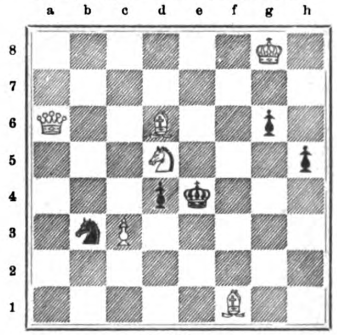
Kleine Zeitung.

Ein Mitarbeiter der Wiener Zeitſchrift „Der Stein der Weiſen“ hat die nachſtehende zahlenmäßige Berechnung über den menſchlichen Körper angeſtellt; es enthält der letztere ihm zufolge 150 Knochen und 500 Muskeln, das Gewicht des Blutes eines Erwachſenen beträgt etwa 15 Kilogramm. Das Herz hat zumeiſt 15 Centimeter im Durchmeſſer; es ſchlägt bei einem geſunden Manne im Durchſchnitt 70 mal in der Minute, 4200 mal in der Stunde, 35 792 000 mal im Jahre; jeder Schlag befördert 44 Gramm Blut, 2030 Gramm in der Minute, 132 Kilogramm in der Stunde und 58½ Centner an einem Tage. Sämtliches Blut des Körpers geht in drei Minuten durch das Herz, und unſere Lungen erhalten im normalen Zuſtande 5 Liter Luft, im Durchſchnitte jedoch atmen wir 1200 mal in der Stunde, wozu wir 300 Liter Luft verbrauchen. Jeder Quadrat-Centimeter Haut enthält 12 050 Schweißröhrchen oder Poren, ihre Geſamtlänge beträgt 50 Kilometer.

Mit allgemeiner Befriedigung iſt die Nachricht aufgenommen worden, daß ſeitens des preußiſchen Kriegsminiſteriums allgemein die Erlaubnis erteilt worden iſt, die Exerzierplätze des Heeres als Spielplätze zu benutzen — ſelbſtverſtändlich nur, wenn geſchloſſene „Spielgeſellſchaften“ ſich dafür verbürgen, daß der Platz und beſonders die Raſennarbe desſelben keinen Schaden erleidet. Das Zugeſtändnis iſt auf eine Eingabe des Vereins zur Förderung der Jugend- und Volksſpiele hin erfolgt und wird hoffentlich in recht ausgiebiger Weiſe benutzt werden. Die Militärverwaltungen der übrigen deutſchen Staaten erteilen ſicher bald die gleiche Erlaubnis.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

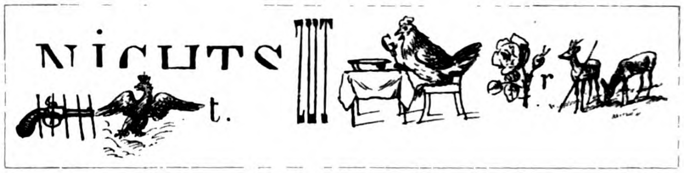
1. Zahlenrätſel.

Da wo Notenlinien ſtehen,
Kann man 1 2 3 4 ſehen.
5 zeigt ſich bei Kindern immer,
Doppelt in dem Speiſezimmer.
6 erblicken alle Frauen,
Wenn nach dem Gemahl ſie ſchauen.
Alle 1 bis 6 vereint
Künden einen guten Freund.

2. Zweiſilbige Scharade.

In meiner Erſten ſammelt ſich
Einſchlägiges fein ſäuberlich,
Und wer in ihr iſt ganz daheim,
Dem bringt ſie goldnen Honigſeim.
Wer etwas Rechtes kann und weiß
Und ſchafft dabei mit Bienenfleiß
Ganz ſicherlich die Zweite iſt,
Das Ganze iſt ein Spezialiſt;
Es läuft zum Ganzen alle Welt,
Und Stümper räumen ihm das Feld. Pf. J.

Bilderrätſel.

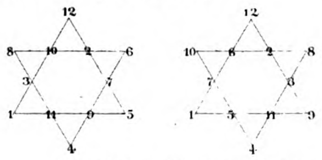


3. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte, zur Freiheit und Freude erkoren,
Geht auch in der Fremde uns niemals verloren;
Und ſind die zwei Letzten dein Stolz und dein Glück,
O Weib, wie geſegnet iſt dann dein Geſchick.
Das Ganze, ſo ſchmuck und ſo ſtattlich gebaut,
Sei weiſer und mutiger Führung vertraut.
M. Sch. (Kaſſel).

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Aus unſerem Leſerkreiſe erhielten wir noch die beiden folgenden **Löſungen der arithmetiſchen Aufgabe in Nr. 18:**



Langjähriger Abonnent A. in G.
Dr. G. in M.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 22.

Bilderrätſel. Weihnachtsbeſcherung.

1. Zifferblatträtſel.

		1	2	3	4	5	6	Bertha
					5	6	7	Ham
				5	6	7	8	Hamm
			8	9	10	11	12	Mitau
			10	11	12	1	2	Taube
		10	11	12	1	2	3	Tauber
	10	11	12	1	2	3	4	Taubert
				11	12	1	2	Aube
			11	12	1	2	3	Auber

2. Ergänzungsaufgabe.

Serie Charite Harriſon Erica Florida Ferien Erie Lyriker

3. Arithmetiſche Aufgabe.

17. 1. 1871 (Kaiſer-Proklamation).

4. Zweiſilbige Scharade.

Weber — Wer. Bern.

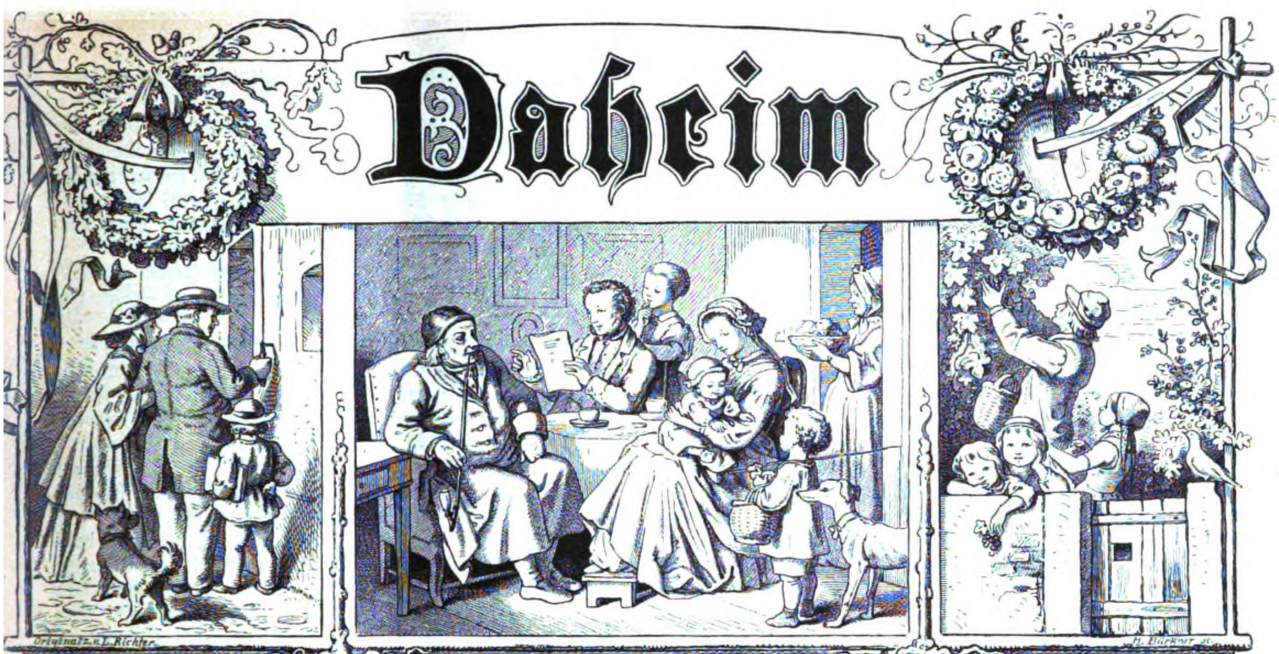
5. Aufgabe.

	B			D	
E	R	F	U	R	T
	E			E	
	S			S	
	L			D	
K	A	S	S	E	L
	U			N	

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Die Hanfraucher. Von Julius Stinde. — Die Wiege. Eine Geſchichte aus der Kinderzeit. Von Charlotte Nieſe. (Schluß.) — Der Nikaragua-Kanal. Von Haſſo Harden. Mit einer Kartenſkizze. — Aus der Zeit der Mediceer. Von Rudolf Stratz. Zu dem Bilde von C. Becker. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Frauen von Ravenna von E. H. Blaſhfield; Der Bogenſpanner von G. Eberlein; Frondienſt von H. Hartwich. — Erdkunde. — Volkskunde. — Volkswirtſchaft. — Koloniales. — Geſundheitspflege. — Chirurgie. — Vereine. — Buchhandel. — Rechtsrat. — Die Beruhigung der Meereswellen durch Öl. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 18. März 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 24.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Fortſetzung.)

Der Hund gehorchte, wenn auch mit äußerſtem Widerſtreben. Immer die Hand an ſeinem Halsbande, ohne ſich auch nur ein einziges Mal umzuſehen, was Nero allerdings reichlich übernahm, ſchritt Jutta dem Gute zu.

Als das heiſere Bellen des Hundes weit genug erſchallte, um den Strolch vor einem Überfalle ſicher zu machen, richtete dieſer ſich vorſichtig auf.

Sein Rauſch war ſo vollſtändig verflogen, daß ſein Auge das durch die Zweige brechende Stückchen Himmelblau ſuchte. „Hat ſie doch Oberwaſſer behalten mit dem Aberglauben an den da oben. Na, ſchließlich meine ich, wird es wohl ſo am beſten ſein. Hätt' es vielleicht nicht ſo ſchlimm gemacht ohne den infamen Fuſel, den ſie mir heute durch die Kehle gegoſſen haben.

Da liegt die Börſe, und als einer, dem es bloß um Rache an der Ariſtokratenbrut zu thun geweſen, müßte ich ſie ihr eigentlich nachwerfen. Werd' mich hüten. Sie hat ſie mir ja gegeben.“ Worauf der Strolch das Geld nachzählte, die Börſe einſteckte und brummend von dannen zog.

„Das iſt nun mal wieder ſo ein Stückchen für die Traktätchenmacher, wo der natürliche Umſtand, daß das Hundsvieh die Naſe auf der Fährte gehabt hat, gleich ins Reich der Wunder verſetzt wird. ‚Gott verläßt die Seinen nicht‘ — ‚Hilfe kommt von oben.‘ Allerdings hat einer, der da helfen wollte, hier gleich drei Fliegen mit dem einen Schlage getroffen. Der Mamſell hat er aus der Angſt geholfen, mir aus dem Verbrechen und aus dem Hunger auch zugleich! Ha, ha! Die Börſe hat ſie mir gegeben — natürlich hat ſie ſie mir gegeben! — Merkwürdig war es doch!“

Als Jutta am andren Morgen nicht herunter kam, und die Tanten in Angſt und Beſorgnis an ihr Bettlein traten, lag das Mädchen — eine Folge des geſtrigen Schreckens — in heftigem Fieber. Als ihre gute Konſtitution endlich geſiegt und ſie nach mehreren Tagen bei Tiſche erſchien, fand ſie Edmunds Platz leer. Unter der Behauptung, plötzlich dienſtlich abgerufen zu ſein, hatte er in aller Frühe Rotenſtein, deſſen Boden unter ſeinen Füßen brannte, verlaſſen. Seine Hand hatte ſich zum Schlage erhoben, auch bereute er es nicht, daß der Schlag gefallen war — nur mochte er ſein Bild in dem klaren Spiegel der Teiche nicht mehr erſchauen. Und als er bei der Geſchichte von dem Vagabunden es ſich deutlich gemacht, daß der Strolch davongekommen war, ohne die That vollbracht zu haben, dünkte ihm dieſer Vagabund beinahe des Neides wert.

4. Kapitel.

Die Frage Horſts von Kienitz an den Oberſten Rettlingen: „Willſt du dein Kind mir geben?“ war ihrer Zeit ungeſprochen geblieben, inſofern die Dienſtreiſe des Oberſten ſich über Erwarten verzögert hatte, während die Abhaltung des Kreistages zu Schollenberg die Anweſenheit des Landrates unumgänglich nötig machte.

Horſt von Kienitz legte den langen, einförmigen Weg zurück, ohne das Bewußtſein zu haben, daß der Weg ein langer und einförmiger war. „Biſt wohl gar ein Träumer geworden, alter Junge,“ ſagte er ſich, als Ortſchaften und Wälder an ſeinem leiblichen Auge vorüberzogen, ohne daß der Geiſt den Eindruck aufgenommen hätte. Nur ein einziges Ziel hatte die Fülle der Gedanken. Es dünkte dem Manne, als müſſe ſeine Bruſt ſich weiten, das bevorſtehende Glück in ſich zu faſſen: die Heimkehr — der Eintritt in ſein behagliches Zimmer — und auf dem Schreibtiſche — der Brief!

Haſt dereinſt gewähnt, ein ſtarker Mann zu ſein, Horſt von Kienitz, — haſt zuweilen gemeint, mit dem Lächeln der Überlegenheit über Herzensthorheiten hinwegzugehen — und nun, da du den Brief geleſen?

Rot und roſa blühte die Georgine, lila der Herbſtflieder. Die Tage in Rotenſtein gingen in alter Thätigkeit ihren Lauf, und doch ſchien es, als ſei vorzeitig ein Reif über friſch pulſierendes Leben gefallen.

Die Tanten meinten, daß der Schreck damals mit dem Vagabunden den Nerven und damit auch dem kindlichen Frohſinn doch ſcharf mitgeſpielt, und in der That waren die Zeiten vorbei, in denen ein Beſuch beim Roſekatzky ſich als Sorgenbrecher erwies.

Zwiſchen Erblühen und Verblühen von Georgine und Aſter liegt gerade eine Spanne Zeit, Tage und Stunden, in denen das Menſchenherz Gelegenheit findet, mit der eigenen Unruhe kämpfend, ſtetig an Terrain zu gewinnen.

Auch Jutta lernte es mehr und mehr, in ſich ſtille zu werden, obſchon — wie dies bei naher Nachbarſchaft unvermeidlich — ſie ſchon mehrmals mit Horſt zuſammengetroffen war.

Sie hatten ſich geſehen, ſie hatten ſich geſprochen, und wenn ſie voneinander gingen, geſchah es beiderſeits mit dem Gefühle, daß das Bild des einen in ſeiner früheren Geſtalt dem Auge des andren mehr und mehr entſchwunden ſei. Ein jeder ſah hinter dem geſellſchaftlichen Lächeln des andern das Bild der unausgeſprochenen Lüge, jener Lüge, die ihm die Krallen in das zuckende Herz geſchlagen. Aber der Männer Hochmut wie der Frauen Stolz hüten ſich wohl, derlei Wunden bloßzulegen.

Wie alljährlich zum Geburtstage der Tante Kunigunde, hatte man in Rotenſtein einige Leute zu Tiſche geladen, um gleichzeitig noch eine andere Fliege mit der Klappe zu ſchlagen.

Fliege No. 2 waren ein paar hübſche Couſinen, die auf Beſuch bei Steins als ſeltene Gäſte nicht nur in Rotenſtein eingeladen, ſondern auch gebührend amüſiert werden ſollten.

Da nun ein Amüſement ohne mindeſtens einen unverheirateten Vertreter des männlichen Geſchlechts nicht gut denkbar, ſo hatte Frau von Stein ſelbſt die Waldeins gebeten, doch aus Rückſicht auf die Nichten den Landrat däzu zu nehmen, denn wer konnte wiſſen —?

„Was meinſt du, Jutta?“ fragte Tante Ethelinde, ein wenig dadurch beunruhigt, daß Jutta, dem Häkelzeuge der Waldeins plötzlich zu Leibe gehend, mindeſtens ſiebzehn zu viel in die Luft gehäkelt hatte.

„Unter dieſen Verhältniſſen iſt Herr von Kienitz natürlich einzuladen,“ kam die Entgegnung mit einer Ruhe, die über jeden Verdacht erhaben war.

Nun war das Diner vorüber, die Herren waren bei den Cigarren, die Damen bei den Rezepten angelangt. Auch auf dieſem Gebiete wollte der Fortſchritt in Geſtalt einer neuen Art der Schnellpökelung ſeine Rechte haben, aber die echten und rechten Hausfrauen brachen für das alte Syſtem, demgemäß der Schinken jahrelang „wie Tau“ geweſen wäre, mutig ihre Lanze.

Die beiden zu amüſierenden Nichten waren, den Landrat in der Mitten, ein wenig in den Garten hinaus geſchlendert, während Jutta, des Schwatzens und Gaukelns der beiden Damen müde, ſich bei der erſten Abzweigung des Weges von dem Trio losgemacht hatte, ohne daß eines der drei ihre Abweſenheit auch nur zu bemerken ſchien. Sie ſtreifte mit leichter Hand über die vereinzelte Strohblume, deren rundes Haupt der Reif geſenkt hatte; ſie bückte ſich nach der, verblaßten Antlitzes in die kalte Welt ſchauenden, verlorenen Aſter; ſie betrachtete mit ein wenig trübem Blick die dürren Blätter in den Wegen, wie ſie der nächtliche Reif in Kriſtall gehüllt.

Raſchelnd fuhr ein leiſer Wind durch das, was als Überreſt des Reifs in den Zweigen hängen geblieben war, und ſtreute es über die Reihe der Bienenkörbe, welche die Hand des Gärtners allerdings pflichtſchuldigſt in die Strohkappen gehüllt hatte, obſchon — —

Jutta ſchritt die Reihe der Stöcke hinunter, legte das Ohr bald an dieſen, bald an jenen derſelben, hob aber immer mit wehmütigem Ausdruck das Köpfchen wieder empor. Als ſie dann, ihrer Pflicht als Wirtin eingedenk, die Geſellſchaft wieder aufſuchen wollte, ſtand unerwartet Horſt von Kienitz an ihrer Seite.

„Die Bienen ſind im Eingehen,“ ſagte Jutta, mit läſſiger Hand nach den Stöcken deutend, „und ich — ich bin ſchuld daran.“

„Was wollen Sie damit ſagen, gnädiges Fräulein?“

„Sie ſind zu ſehr Neuling, um unſere Gebräuche zu kennen. Nach dieſen muß, ſobald das Oberhaupt eines Gutes geſtorben, der Tod ſämtlichem Getier angeſagt werden, andrenfalls — altem Aberglauben gemäß — der Dahingegangene es nach ſich ziehen ſoll. Ich habe es gethan, als Großmama geſtorben war. Ich meinte, mich keiner Verſäumnis ſchuldig gemacht zu haben — die Bienen hatte ich vergeſſen.“

Während Jutta, ohne ein weiteres Wort, an Horſt vorüber der Stelle zuging, an der die Gäſte ihrer warteten, fand Horſt es unmöglich, das Geplauder der Mädchen von neuem über ſich ergehen zu laſſen. Was Jutta ihm eben geſagt, hätte ihm aus anderem Munde vielleicht ein Lächeln entlockt. Bei ihr war es ein Teil jener Eigenart, deren unvermutetes Hervorbrechen ihn wieder mit dem alten Zauber gegen Wiſſen und Erkennen zu umſtricken begann. Es mußte etwas Greifbares ſein, das ſich zwiſchen dieſes Mädchen und ihn geſchoben hatte. Die taſtende Hand ſehnte ſich darnach, noch einmal nach dem Anhalte zu ſuchen, aber wo ihn finden? Ja wo? —

Vielleicht hätte ſich der Faden in dem Labyrinthe der Gedanken gezeigt, wenn Horſt gewußt, daß Edmunds Anweſenheit in Rotenſtein mit der Zeit von Juttas Antwort zuſammengefallen war. Edmund aber hatte ſich bei ſeinem Beſuche in Felſing nur bei einem der Feldarbeiter flüchtig erkundigt, ob der gnädige Herr zu Hauſe ſei. Inſtinktiv hatte er die Nennung ſeines Namens vermieden, und Horſt hatte nichts von ſeinem Beſuch erfahren.

„Ich möchte einmal zu Malchen Schobeck hinüber, Tanten, ich hoffe, daß Ihr nichts dagegen habt.“

„Haben wir etwas dagegen, Ethelinde?“

„Ich dächte, wir hätten etwas dagegen, Kunigunde.“

„Liebe Jutta, das Geſpenſt des Umſturzes, wie es da auf den Flügeln des Zeitgeiſtes herangebrauſt kommt“ (ſolches hatte Kunigunde irgendwo geleſen) —

„Der Peſthauch der Demokratie — hm, hm —“

„Bitte ein wenig ſchneller, liebe Tante. Was iſt's mit dem ſtürzenden Peſthauch?“

„Der hauchende Umſturz der Peſt ſcheint zu unſerem tief innerſten Beklagen auch dich anzuwehen.“

„O Gott bewahre, Tanten.“

„Sehr verderblich iſt Schobecks Umgang —“

„Äußerſt plebejiſch dieſe Male.“

„So? Bitte, habt ein Auge auf die Schlüſſel und ſeid ſo freundlich, die Mamſell an das Umdrehen der Äpfel zu erinnern. Im übrigen gehabt Euch wohl!“

Die Beſuche bei ‚dieſer Male‘ waren ein kleiner Gefühlsluxus, für den Jutta von Zeit zu Zeit ein herzliches Bedürfnis empfand.

Schon Malchens Stube mit den ſchneeweißen Gardinen, der dunklen dickbäuchigen Kommode und dem leichten Duft von in der Röhre bratenden Äpfeln hatte etwas wunderſam Anheimelndes. Es ſaß ſich ſo bequem in dem alten, gepolſterten Lehnſtuhle, und wenn der Beſuch auch weiter keinen Genuß gewährte, als daß man ſich die Geſchichte einmal vom Herzen herunter weinen konnte, ſo war dieſes ſchon immerhin etwas. Malchen hatte, ganz entgegen dem Forſchungstriebe der Waldeins, als ſolches zum erſtenmal geſchah, nicht nach dem Grunde der Thränen gefragt. Malchen verſtand es nur, wenn das Herz ſeine kleine Erleichterung gefunden, unmerklich eine Abziehung der Gedanken herbeizuführen. Da war ein Neſt mit jungen Katzen gewiſſermaßen in die Stube gezaubert worden, und goldgelb erglänzte der Blechkorb mit ſaftigem Rädergebäck auf der weißen Serviette.

Nun ſaßen die alte Jungfer und die roſige Maid einander gegenüber, verſchieden in Lebensſtellung, Alter und Äußerem, und doch enge aneinander gekettet — niemand hätte ſagen können, durch welches Band.

„Malchen, waren Sie ſehr, ſehr unglücklich, da ‚Er‘ Ihnen ſtarb?“

„Sehr, gnädiges Fräulein, obſchon (es gab eben damals viel bei uns im Hauſe zu hantieren und zu ſchaffen) wohl kaum ein Menſch geahnt hat, wie ſehr.“

„Möchten Sie mir nicht davon erzählen, liebes Malchen?“

„O gern, Kind. Die Zeit iſt ja lange, lange vorbei, in der einem das Wort in der Kehle ſtecken blieb, wenn es ans ‚dran rühren‘ ging. Die Geſchichte iſt ſo einfach, denn weder Lug noch Trug, weder Wanken noch Schwanken hat ſich darin zwiſchen zwei Liebesleute von ſchlichter Art geſtellt.

Wenn ich aber an die Zeiten denke, wo er tagtäglich, ein Paketchen unter dem Arme, in unſer Dachſtübchen hinaufſtieg, wenn ich mir vorſtelle, wie da allerlei Dinge ſich aufſtapelten, bei deren Anblick einer glücklichen Braut das Auge ſtrahlen thut, als da ſind die Wageſchale und das Reibeiſen, das blanke Tiſchtuch und die Handtücher aus dem achtundvierzig Gänger — dann weht es mich an, wie der Duft aus dem großen Kommodenſchube, in dem Ihre Frau Großmutter das echte Roſenöl aus Schiras zu verwahren pflegte.

Mitten in den ſtillen Frieden unſerer Herzen tönte nun der Poſaunenſchall des Aufrufes ‚An mein Volk.‘ Unter denen, die da gingen, war mein Müller auch — unter denen, die wiederkamen, war er nicht!“

„Sie ſind trotzdem doch glücklich geweſen, Malchen. Sie waren ihm das Beſte auf der Welt. Ohne Lug und ohne Trug, wie ſie vorhin geſagt.“

Malchens Stimme wurde ſehr ernſt.

„Kein Lug, kein Trug, aber auch keine Hoffnung mehr, mein liebes Kind! Sobald die Hand des Todes das Licht auslöſcht, iſt es vorbei damit, während man, ſo lange der Menſch am Leben iſt, auch zuweilen meint, das Licht ſei aus, und doch iſt nur ein Vorhang davor gezogen, durch den hindurch zu ſehen, dem blöden Auge nicht immer möglich iſt. Oft ſchon hat ſich eine Thür in dichter Wand aufgethan, von der der Menſch nimmer gedacht, daß ſie überhaupt vorhanden ſei. — Wollen Sie einmal nach dem Tiſchkaſten langen, gnädiges Fräulein? Wo wir Mädchen unter uns ſind, dient ein bißchen Kartenlegen zum ungefährlichen Plaiſir.“

Hier kam er, der Schobeck, ins Zimmer. Es iſt ſchon eine alte Erfahrung, daß die Mannsleute immer juſtement zur Unzeit herein zu platzen pflegen.

Der Landrat von Kienitz war keiner der Leute, die in gehobenem Selbſtbewußtſein des Rates erfahrener Männer ſich entſchlagen wollen. Es waren fragliche Punkte, wichtig genug, daß Horſt einmal wieder bei dem alten Herrn Schobeck darum vorſprach.

Demgemäß ſaßen an derſelben Stelle, an der die Karte vor wenigen Tagen prophetiſch zwiſchen Malchen und Jutta geſprochen, jetzt Horſt von Kienitz und der alte Schobeck. Zwiſchen beiden dampfte das Gläschen Grog, Schobeck aber fuhr herum: „Nun, Male?“

Es lag doch ſonſt nicht in der Art von Mamſell Schobeck, juſtement in dem Zimmer mit dem Staubtuche zu hantieren, darinnen die Herren nichts Geringeres beſprachen, als den möglichen Bau einer Eiſenbahn in ſeinen Konſequenzen für die öſtlichen Provinzen.

„Der Schäfer will dich ſprechen, Herzbruder.“

„Als ob der Schäfer nicht warten könnte.“

„Keinenfalls darf man Leute, deren Zeit gemeſſen iſt, meinetwegen warten laſſen,“ meinte Kienitz. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Fräulein Malchen?“

„Nun, ich danke. Allenfalls ein Stipschen. Sagt doch Fräulein Jutta auch immer: Malchen, wenn Sie ſtehen, hört die Gemütlichkeit auf.“

Horſt rührte eifrig in ſeinem Grog.

„Haben Sie Fräulein von Rettlingen in letzter Zeit geſehen?“

„O, juſt auf dieſer Stelle hat ſie vor wenigen Tagen geſeſſen, und dort im Lehnſtuhl, da hat ſie geweint.“

„Geweint? — Ich denke, ſolches läge nicht in der Art Fräulein von Rettlingens.“

„Na, ich danke! Geweint hat ſie, als ob ihr das Herz brechen wollte. Ein junges Weſen, dem die Welt vor Augen lag, als hätte unſer Herrgott ſelbſt das Tafeltuch für ſie ausgebreitet, und nun ſo verändert.“

Hier trat Herr Schobeck zu einer Thür herein, und zu der anderen fuhr Fräulein Malchen hinaus. Was geſagt ſein ſollte, war geſagt.

„Wofür die Male nicht mit dem Kopfe zu haften vermag, davon redet die Male nicht,“ war das Prinzip Mamſell Schobecks, und vielleicht war juſt in dieſem Prinzip eines der unſichtbaren Bande zwiſchen ihr und dem Kinde von Rotenſtein zu ſuchen.

5. Kapitel.

Es war nicht zu leugnen, daß der Frühling des Jahres 1848 ſeinen Einzug mit Glanz gehalten und ſeine Herrſchaft ebenſo glänzend behauptet hatte.

Nach Art der Menſchenſeele, die da neben dem Licht auch gern das Dunkle ſucht, war man jedoch geneigt, gerade dieſem zeitigen Frühjahr allerlei Einflüſſe zuzuſchreiben, die mit dem Wachſen und Sproſſen in Wald und Flur nicht das mindeſte zu ſchaffen hatten.

In Italien hatten ſich kleinere und größere Krawalle abgeſpielt, ſogar in München wollte ſich der Pöbel damit ſehen laſſen, und allgemein war die Meinung, daß derartiges nicht von ſtatten gegangen, wenn der Himmel mit dem ſonſt gewöhnlichen Nachwinter die Leute dahin getrieben hätte, wo ſie hin gehörten. Was ein richtiger Krawall iſt, will auch das richtige Wetter haben, und die lange Reihe ſchöner Tage des heurigen Jahres leiſtete Aufläufen und Volksverſammlungen gerade den beſten Vorſchub.

Gedankenvoll auf ſeinen Stockknopf geſtützt, ſaß Horſt von Kienitz vor der Thür ſeines Hauſes, als das Herannahen eines kleinen, federloſen Wagens, wie ſie die Herren zur Zeit der grundloſen Frühjahrswege ausſchließlich zu benutzen pflegten, ihn aufſchauen machte.

„Aha, der Stein! Ob er wohl durchfahren ſollte.“

Es lag nicht in der Art des Herrn von Stein, irgendwo durchzufahren, am allerwenigſten, wenn er den geſchätzten Hausherrn in Perſon vor der Thüre ſitzen ſah.

„Sie laſſen doch ausſpannen, lieber Herr von Stein?“

„Kann ich nicht, Kienitzchen — kann ich wirklich nicht. Sie, als ein lediger Mann, haben keine Ahnung davon, was es zu bedeuten hat, wenn die Hausfrau mit dem Eſſen wartet. Aber ein bißchen überſeite fahren kannſt du ſchon, Neubauer.“

„Sie werden doch einen Happen mit mir frühſtücken?“

„Na, ein Unmenſch war ich nie, zumal die neueſte Neuigkeit das Mahl würzen ſoll? Alſo der Soldaten-Rudolph hat die Führung einer Kavalleriebrigade in Berlin bekommen!“

„Wiſſen Sie es genau?“

„Na ob! Geſtern iſt er in Rotenſtein geweſen und hat, juſt als ob Berlin in Aſien läge, von Wald und Flur Abſchied genommen. Wie ſteht es eigentlich mit Ihrem Prozeß um den Weg, Landrat?“

„Ich habe ihn in erſter Inſtanz verloren.“

„Werden ihn in zweiter Inſtanz verlieren und in dritter auch! Querkopf, die Jutta! Kinder, wenn Ihr zwei Euch heiraten möchtet, wäre der ganzen Geſchichte einfach der Kopf abgebiſſen.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Möchten Sie Ihre Scherze nicht in ein anderes Gebiet verlegen, Herr von Stein? Man heiratet nicht um einer Wieſe halber.“

„Hoho, man heiratet um noch ganz anderer Dinge halber, und ein Staatsmädel iſt die Jutta bei alledem, wenn ihr auch, wie meine Frau ganz richtig kombiniert, — wird es auch nicht zu viel werden, Landrat? — der Junge, der Hegebach, ganz mal à propos im Kopfe ſteckt! Ja, ja, darin ſind die Mädels eine wie die andere! Es iſt wirklich, als ob die Weiber von den Leutnants behext worden wären. Immerhin iſt er nicht der erſte ſeines Zeichens, der aus einem Sauſewind ein ſolider Ehemann werden könnte, obſchon ich doch nicht glaube, daß der Oberſt eine abermalige Allianz mit der Familie Hegebach zugeben dürfte. Die Jutta nimmt bloß keinen andren, das iſt die Geſchichte, meint meine Frau — hm. Vorläufig hat ſich nun beſagter Edmund beim Sturze mit dem Pferde irgend etwas lädiert — richtig, die linke Hand war es — und ſoll nun auf ſechs Wochen nach Weißenſee, den dort entlaſſenen Inſpektor zu vertreten, auch die Tanten Waldein im Notfalle zu beſchirmen. Die Jutta, — die hat der Oberſt einfach nach Berlin mitgenommen. Sie ſind ja jetzt ein Herz und eine Seele, Vater und Tochter, trotz des Teſtamentes.“

Der junge Stelzfuß.

(Zu dem gegenüberſtehenden Bilde.)

Fallendes Herbſtlaub und Glockenklang; —
Das Städtchen im Sonntagsfrieden; —
Schwermut geht mit auf dem Abendgang,
Dem erſten — des Invaliden.

Müd' ruht er aus auf der Bank von Stein,
Gebückt, in trübem Betrachten.
Der erſte Gang mit dem hölzernen Bein
War ſchwerer als alle Schlachten!

Zu Ende der Ritt auf der Heldenbahn,
Die Träume, die jugendlichen. —
Vorbei mit allem und abgethan,
Aus des Königs Reihen geſtrichen. —

Sein Auge funkelnd und braun ſein Haar.
Und keine Zukunft! Kein Hoffen!
Voll Mitleid nickt ihm das Liebespaar,
Das ihn am Wege getroffen.

Wie ein Griff ins Herzfleiſch hat's ihn gepackt;
Er kennt die Locken, die lichten.
Sein Leben hat nur noch den einen Takt:
Verzichten, — verzichten, — verzichten! — —

Noch lange ſitzt er, — erſchöpft, — allein; —
Der Himmel beginnt zu nachten.
Der erſte Gang mit dem hölzernen Bein
War ſchwerer als alle Schlachten!

Frida Schanz.

„Jutta — Fräulein von Rettlingen mit ihrer Stiefmutter?“

„Nein, mein Trautſterchen, Jutta ohne die Stiefmutter. Letztere bleibt bis zum Quartalsende in Königsberg, und Mann und Frau atmen durch dieſes Arrangement beiderſeits ein wenig auf. Nette Ehe das!“

Herr von Stein bemerkte die fahle Bläſſe auf dem Geſicht des Landrates nicht und ſchwatzte behaglich weiter: „Haben Sie eigentlich den ehemaligen Stadtrichter Uhlmann, den Schwager des Rotenſteiner Amtmanns, hier noch gekannt?“

„Nein, ich kann mich dieſes Vorzuges nicht rühmen.“

„Ob ſolches in Beziehung auf ſeine Geſinnung ein Vorzug iſt, wäre fraglich, denn der Mann iſt, wenn auch kein Demagoge, ſo doch ein richtiger Fortſchrittler; — verdrehter Kerl in ſeiner Richtung als Demokrat, aber mehr von der phantaſtiſchen Seite und im übrigen ein Mann von anſtändiger Geſinnung. Der ſchreibt ja nun immer Brief auf Brief an ſeinen Schwager, getaucht in die Hoffnungen für die neue Aera, wie ſie da in Berlin ſie erwarten. Lauter traurige Hirngeſpinſte, von denen ich fürchte, daß nur Pulver und Blei ſie zum Schweigen bringen können. Da kommt ja gerade Ihre Poſttaſche. Wollen einmal hören, was denn die Zeitungen bringen:

‚Den 24. Februar Revolution in Paris — Louis Philipp verjagt — Republik proklamiert.‘“

Herr von Stein war ſehr ernſt geworden, und unberührt blieb die Flaſche ſtehen.

„Es kommt heran, Kienitz — es kommt furchtbar heran! Da ſitzen wir und ſchwatzen, draußen lacht der Frühling, und nah und näher kommt auch uns das blutige Geſpenſt der Revolution. Eine ſchwere Nachricht! Bitte, laſſen Sie meinen Wagen vorfahren, lieber Kienitz. In Zeiten der Sorge drängt es den Mann zunächſt zu Frau und Kind.“

Er fuhr hinweg zu Frau und Kind und ließ Horſt inmitten des flutenden Lichtes, des Blühens und Werdens ringsum allein zurück!

Leuchte, barmherzige Sonne, leuchte und wärme! Dein Strahl dringt in die ſpärliche Spalte, die dem Gefangenen ein Zeichen iſt, daß die Hoffnung noch lebt. Er fällt auf die Decke des Siechbettes, daß der Kranke wiſſe, es ſei Frühlingszeit, aber er fällt heute noch nicht in das gequälte Herz des Mannes, dem nun die Antwort auf die Frage geworden, die er in dunkler Nacht ſo oft zum Himmel emporgeſandt! Er kennt jetzt die Geſtalt, die ſich zwiſchen ihn und das Licht geſtellt hat. In der Tiefe ſeiner Seele gärt es wie von wildem Haß, aber da das verbitterte Herz den Regungen ſolchen Haſſes ihre Berechtigung zugeſtehen will, ſchaut der nach rückwärts gewandte Blick in ein Sterbezimmer —

Soll die Bitte des erblaſſenden Mundes dort in dem hochaufſpritzenden Giſcht der Eiferſucht fürder ungehört vor deinem Ohr verhallen, Horſt von Kienitz?

6. Kapitel.

Keiner der Herren Kreisangeſeſſenen konnte ſich der Thatſache verſchließen, daß wegen der leidigen Politik die landwirtſchaftlichen Vereinigungen ihren bisherigen Reiz total eingebüßt hatten.

Ausnahmsweiſe aber hatte man bei der heutigen Verſammlung den Parteihader gefliſſentlich zum Schweigen bringend, das Auge auf das gemeinſame Ziel der von Berlin zu erwartenden Nachrichten gewandt — ſowohl auf die durch die Zeitungen, wie die durch Privatperſonen mitgeteilten Neuigkeiten!

„Da kommt eben der Rotenſteiner Amtmann aus dem Poſthauſe heraus. Der hört durch ſeinen Schwager immer aus erſter Hand, was ſich in Berlin abſpielt.“

In der That ſah man den Amtmann, die Poſtſachen in der Hand, über den Markt ſchreiten, und ſofort flog das Fenſter des Lokals auf.

„Hier herein, lieber Amtmann, was bringen Sie Neues, beſter Herr?“

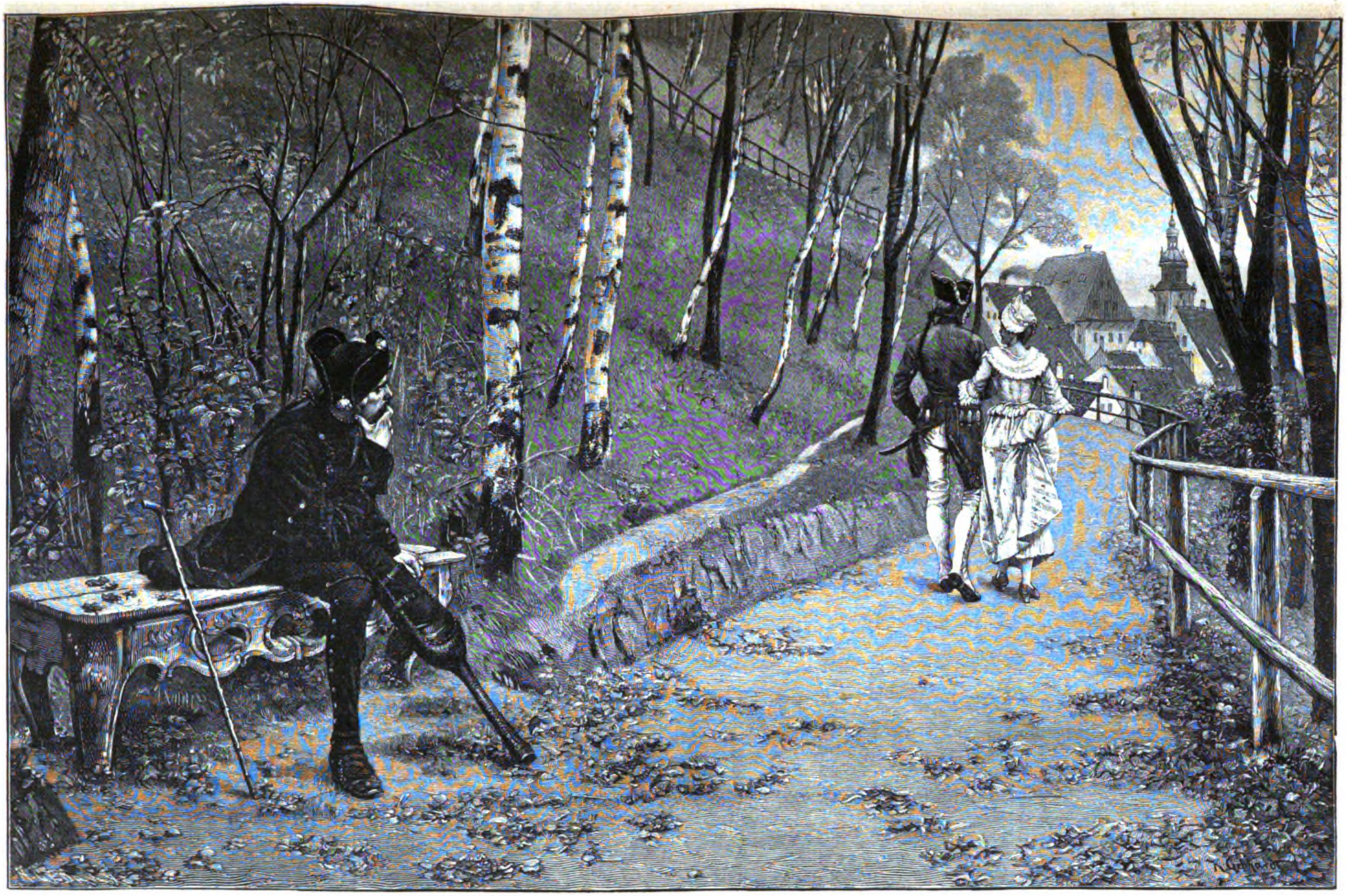
Der Amtmann trat mit dem vollen Selbſtbewußtſein des Mannes, der in bewegter Zeit etwas zu berichten hat, in den Kreis der Herren.

„Ergebenſter Diener, meine Herren. Was das wohl heißen will? Zwei Briefe auf einmal aus Berlin.“

„Von wem — von wem?“

„O gewiſſermaßen à deux mains zu leſen. Der eine vom Herz-Schwager, der andere von meinem Herrn Oberſt. Geheimniſſe ſtehen nicht darin, wie ich mich ſchon in der Poſtſtube überzeugt habe. Danke — danke. Auf Ihr ganz ſpezielles Wohl, meine Herren!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



S' war nur ein Traum. Nach dem Gemälde von K. Gebhardt.

Der Amtmann, der den ihm zunächſt in die Hand fallenden Brief Herrn Uhlmanns aus der Taſche hervorgeholt hatte, begann zu leſen:

„Nicht mit Unrecht ſagſt du, daß die Revolution in Frankreich der Hebel zu einem energiſchen Flügelſchlage auch für uns Preußen ſein dürfte. Nur iſt der Unterſchied, daß du das Wort ‚fürchten‘ hinſetzeſt, während ich in voller Begeiſterung für meine Sache das Wort ‚hoffen‘ ſiegesfroh niederſchreiben möchte.

Es iſt wunderbar, wie die Macht der Begeiſterung das flammende Wort gleichſam auf die Lippe zaubert. Gelehrte, Künſtler, Kaufleute und Handwerker, alles fühlt die Begabung in ſich, den Blick des Volkes dahin zu lenken, wo die Morgenröte des jungen Tages auch für Preußen den Himmel färben ſoll. Wahrhaft erhebend, groß in ihrem Ausdrucke des gemeinſamen einen Zieles war eine Verſammlung in den Zelten, deren Ergebnis eine Adreſſe an den König bildete, die zu überreichen ich ſelber mit anderen auserwählt war.

Daß dieſer König, nachdem wir ſieben Jahre gewartet, endlich über den Unwillen des Volkes Klarheit erhalte, iſt das Ziel, dem wir mit aller Macht entgegen ſtreben müſſen, dem wir demgemäß entgegenſtreben werden.“

„Da ſchlage denn doch Gott den Deiwel tot — Bomben und Granaten!“ fuhr hier die Stimme des Herrn von Stein zornentflammt dazwiſchen.

„‚Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt,‘ hat unſer Herr Jeſus geſagt. Wo aber ſteht geſchrieben, daß unſer allergnädigſter König ſich über die perſönliche Unzufriedenheit von jedem Schuſterjungen ein Licht aufſtecken laſſen ſoll? Da könnten wir allerdings was erleben! Schwager oder nicht — von der Sorte haben wir genug gehört, Amtmann! Holen Sie nun den Brief vom Oberſt vor, lieber Herr!“

Der Amtmann räuſperte ſich bedenklich: „Ich dächte, die Herren hätten gewünſcht —“

Ein Glas Sekt, für das der Amtmann ſtets eine ſterbliche Stelle hatte, ſchlug die Empfindlichkeit nieder.

„Daß der Herr Oberſt und das gnädige Fräulein gut angekommmen ſind, wiſſen die Herren bereits. Wirtſchaftliche Beſprechungen dürften kein Intereſſe erwecken, wohl aber ſchreibt der Herr Oberſt über den Eindruck, den er von Berlin empfangen, wie folgt:*)

‚Schon am Morgen meines erſten Ausganges hier fiel mir die total veränderte Phyſiognomie der Stadt unangenehm auf. Da ſah man Leute in einzelnen Gruppen, teils wie Arbeiter, teils wie Studenten ausſehend, auch einige mit einem gewiſſen Künſtler-pli. Die machen ſich auf ihre Art mauſig, halten Reden, verteilen Cigarren, ſind immer mitten drin, wo ſich ein Auflauf bildet, haben aber eine ſtaunenswerte Geſchicklichkeit im Verſchwinden, ſobald ſie auch nur die Möglichkeit einer Gefahr wittern.

In den Zelten fanden innerhalb dreier Tagen große Verſammlungen ſtatt, in denen nichts weniger verlangt wird, denn Volksbewaffnung und freie Wahl der Führer! Die Thorheit hat das Heft in der Hand, die Frechheit des Pöbels ſteigert ſich. Steine und Flaſchen fliegen aus den Häuſern auf die Truppen herab, ſo daß bei der gegenſeitigen Erbitterung der Kampf nur noch eine Frage der nächſten Zeit ſein kann. Wie man hört, hat man in einer ſtürmiſchen Verſammlung zu Tivoli den 21. dieſes Monats als Angriffstag feſtgeſetzt.

Meiner Meinung nach hält ſich die Sache ſo nicht lange.

Meine Tochter ſteht geiſtig und körperlich an meiner Seite. Ohne Zagen und ohne Bangen ſind wir eins im unerſchütterlichem Vertrauen auf Gott und unſer gutes Heer. Gott ſegne den König.‘

---

*) Siehe: „Die Thätigkeit der Truppen in den Märztagen“ von O. Meyerink.

(Fortſetzung folgt.)

Unterſeeiſche Freundſchaft.

Nachdem einmal feſtgeſtellt wurde, daß verſchiedene Geſchöpfe niederer Art Geſelligkeitsverhältniſſe eingehen, die auf Überlegung und Schlauheit ſchließen laſſen, als hätten ſie „bei den Menſchen gelernt,“ mehren ſich die Beobachtungen ſolcher merkwürdigen Genoſſenſchaften, deren Endzweck — wie bei ſo manchen Maskopeien … nichts anderes iſt als Vorteil. Gemeinſamer Nutzen führt oft Leute zuſammen und bindet ſie, die ſich eher haſſen als lieben; ſo auch geht es am Grunde der See zu, als wenn es nicht genug wäre, von der ruhigen Fläche das Land zurückzuſpiegeln, ſondern als ob ſich an lebenden Weſen das Widerſpiel menſchlichen Treibens auch in der Tiefe wiederholen müßte.

Zwiſchen den Seeroſen, den ſchönfarbigen Meerweſen, die jedem bekannt ſind, der ein Aquarium beſuchte, und den Fiſchen herrſcht im allgemeinen kein gutes Einvernehmen, da Seeroſen lebendige Fiſche bewältigen und verzehren. Die Fadenarme der Seeroſen haben große Ähnlichkeit mit Würmern, die der Fiſch gern ißt und die er, bei ungenügender zoologiſcher Bildung auch für ſolche hält. Nähert er ſich der vermeintlichen Speiſe, ſo wird er zu ſeinem Schaden gewahr, wie ſehr er ſich täuſchte, denn die Arme der Seeroſen brennen ihn wie mit Neſſeln, lähmen ihn und führen ihn dem Magenſchlunde zu, der inmitten der Fangfäden auf Nahrung lauert.

Um ſo auffallender iſt es, daß, wie Herr Sluiter beobachtete, einige große tropiſche Seeroſen mit kleinen Fiſchen gaſtfreundlich zuſammen leben. In den Korallenriffen einiger Inſeln der Bataviabai kommt ziemlich gemein eine hellgelblich gefärbte Seeroſe vor, zwiſchen deren violett angehauchten zahlreichen Fangarmen zwei, mitunter auch drei bis vier kleine buntfarbige Fiſchchen munter umher ſchwimmen, unbehelligt von den Neſſeldrüſen der Roſe. Es iſt das ſo, als wenn Kinder mit Raſiermeſſern und geladenen Revolvern ſpielten, denn jede der vielen Drüſen birgt für die Fiſchlein den Tod. Trotzdem ſchwimmen die etwa fünf Centimeter langen Fiſchchen unbehelligt in dem Gewirre der Fangarme umher. Dort ſind ſie gegen die Nachſtellungen größerer Fiſche geſichert, denn ſobald dieſe ſich heranwagen, verfallen ſie den ätzenden, brennenden Waffen der Seeroſe. Man hat dieſe zierlichen kleinen Fiſche in Aquarien geſetzt, allein ſie fielen dort bald den Räubern zur Beute; wurden jedoch jene Seeroſen auch hineingethan, ſo blieben ſie unter dem Schutze der Freundin wohl erhalten. Sie verlaſſen das Schutzgebiet der Seeroſenarme nur ſelten, höchſtens um lockende Beute zu erhaſchen, und flüchten ſich dann ſchnell wieder in ihre Feſtung.

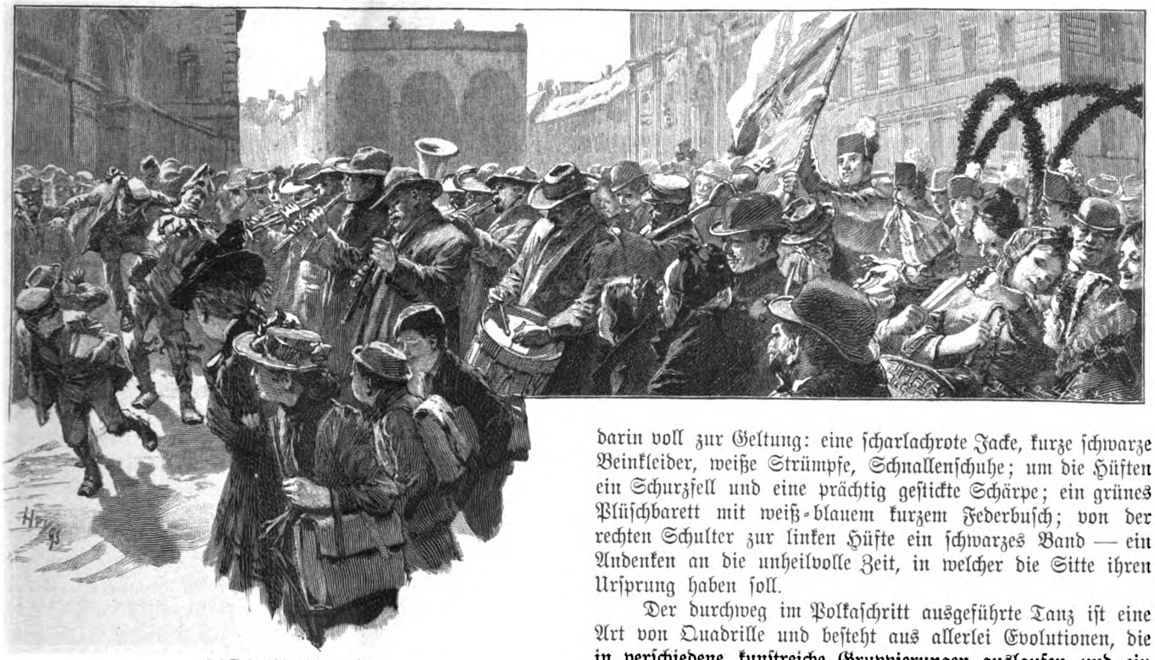
Die Seeroſe gewährt den Fiſchchen nicht nur Schutz, ſondern gibt ihnen auch von der Nahrung ab. Hat ſie einen Fiſch gefangen und hält ſie ihn im Schlunde, ſo kommen die kleinen Gaſtfreunde, zerren Stückchen von der Beute und helfen ſie zerlegen. Auch freſſen ſie die Fettballen, die von der Seeroſe als ungenießbar wieder ausgeworfen werden.

Welchen Nutzen bietet nun aber der Fiſch ſeiner Beſchützerin als Gegenleiſtung? Leider ſpielt er keine edle Rolle in dem Kampfe um das Freſſen: er macht nämlich mit ſeinem bunten, ſchillernden Kleide den Bauernfänger. Er läßt ſich’s wohl ſein in dem Fangarm-Gehege, er ſpielt und glitzert, als wenn er ſagen wollte: „Seht, wie prächtig es hier iſt und wie friedlich — lauter Würmer, kein Gedanke an Gefahr.“ Wehe aber den hinzuſchwimmenden Argloſen, die zu ſpät einſehen, daß die Gleißenden ſie trogen und die harmloſen wurmartigen Gebilde eitel Höllenmaſchinen ſind. Die alſo Verlockten werden dann gemeinſchaftlich verzehrt, von der Seeroſe und den Gaukelfiſchchen.

In ähnlicher Weiſe geht es oberſeeiſch zu. Statt der Fiſchchen ſind da: üppige Wohnung, ſchönes Gefährt, glänzende Feſte, herrliche Verſprechungen, Gold und Gewinn in gleißenden Anpreiſungen und ſtatt der Seeroſe der unerſättliche Grund, oder wenn man will — die Gründung. Mancher Menſch denkt wohl: „ich bin klüger als die Fiſche dort in den Riffen der Bataviabai, ich würde mich ſchön hüten,“ aber es iſt wohl zu beachten: unter dem Waſſer Seeroſe und Fiſch ändern ſich nicht in Jahrhunderten, die Köder aber, mit denen Menſchen Menſchen fangen, werden von Tag zu Tag andere, und daher erſcheint die alte Geſchichte von den Machenden und Gemachten ſtets wieder in neuem Gewande. Julius Stinde.

Schäfflertanz und Metzgerſprung in München.

Von Fritz von Oſtini. Illuſtrationen von Paul Hey.



„D'Schaffla kimma!"
Aufzug der Schäffler am Odeonsplatz zu München.

Der heurige Karneval brachte den Münchnern das Schauſpiel zweier uralter Bräuche wieder, die in regelmäßigen Perioden geübt zu werden pflegen: den **Schäfflertanz**, der alle ſieben Jahre ſtattfindet, und den **Metzgerſprung**, der alle drei Jahre zum beſten gegeben wird. Der erſtere wird auf Münchens Gaſſen während der ganzen Dauer des Karnevals ausgeübt, der letztere ſpielt am Faſchingsmontag im und um den ſogenannten Fiſchbrunnen vor dem Rathauſe. Die beiden alten Bräuche finden ihre Wiederholungen in der Faſchingszeit, ſie werden auch von vielen auf eine gemeinſame Quelle zurückgeführt, was aber auf Irrtum beruht. Man ſagt nämlich, Schäfflertanz und Metzgerſprung ſtammten aus dem Jahre 1617. Damals habe die blaſſe Furcht vor der entſetzlichen Gottesgeißel, der Peſt, alles Leben geſtört und die Menſchen in ihre Häuſer gebannt; auch als der ſchwarze Schrecken in Wahrheit ſchon die Stadt verlaſſen hatte, wagten ſie ſich noch nicht heraus auf die Gaſſen. Da ſeien dann die Schäffler und die Metzger hinausgezogen und hätten mit ihren Spielen die Leute aus den Häuſern gelockt ans Tageslicht zu Lebensfreude und Ermannung nach bangen Tagen. Von dieſer Zeit ſollen alſo die beiden Bräuche herzuſchreiben ſein.

Die Sage iſt ſchön, aber es iſt eben doch wohl nur eine Sage, wenigſtens was die Metzger betrifft. Der Schäfflertanz mag als eine in regelmäßigen Intervallen ſtattfindende Volksbeluſtigung von jener Zeit herſtammen. Er mag auch damals die Leute auf die Gaſſen gelockt haben, hat aber wohl ſchon vorher in irgend einer Form beſtanden und wurde nur zu genanntem Zwecke hervorgeſucht. Die alte Gabe, die Menſchen auf den Gaſſen zuſammenzuſcharen, beſitzt er jedenfalls noch heute — Droſchkenkutſcher und Pferdebahnleute wiſſen davon zu erzählen.

Der Tanz ſelbſt wird von 27 Schäffler-(Böttcher-)Geſellen aus verſchiedenen Münchner Werkſtätten exekutiert. Die Truppe gliedert ſich folgendermaßen: ein Vorſtand, ein Umfrager, ein Fähnrich, zwei Reifſchwinger, zwei Vortänzer, zwei Hanswurſte und 18 Tänzer. Das Koſtüm der Tänzer iſt ſehr kleidſam, und die kräftigen Geſtalten der Burſchen kommen darin voll zur Geltung: eine ſcharlachrote Jacke, kurze ſchwarze Beinkleider, weiße Strümpfe, Schnallenſchuhe; um die Hüften ein Schurzfell und eine prächtig geſtickte Schärpe; ein grünes Plüſchbarett mit weiß-blauem kurzem Federbuſch; von der rechten Schulter zur linken Hüfte ein ſchwarzes Band — ein Andenken an die unheilvolle Zeit, in welcher die Sitte ihren Urſprung haben ſoll.

Der durchweg im Polkaſchritt ausgeführte Tanz iſt eine Art von Quadrille und beſteht aus allerlei Evolutionen, die in verſchiedene kunſtreiche Gruppierungen auslaufen und ein prächtiges Anſehen durch den halbkreisförmigen Reifen oder beſſer Bogen aus Buchsbaumguirlande erhalten, den jeder Tänzer in der Hand hält. Die Tänzer ſtellen ſich zuerſt im Kreiſe auf und neigen zum Gruße ihre Bogen. Dann beginnen ſie zu tanzen, die Vortänzer voraus; zuerſt in einfachen Kreisbewegungen, dann in immer komplizierteren Figuren und Verſchlingungen. Die Bogen werden nie aus den Händen gelaſſen und bilden ſchließlich Laubgänge, ein Sommerhaus, ein Kreuz, eine Krone. Iſt der Tanz zu Ende, ſo tritt der Reifſchwinger ſein Amt an. Er benützt zwei blau-weiße Reifen, in welche er je ein kleines Glas Rotwein und zwei Gläschen Weißen ſtellt. Dieſe werden nun in Achten und Kreiſen und allen erdenklichen Schlangenwindungen ſo kunſtvoll und ſchnell geſchwungen, daß kein Tropfen aus den Gläſern läuft. Hat der Reifſchwinger ſeine Künſte gezeigt, ſo bringt er ſein Hoch aus auf das Haus, das die Schäffler „tanzen läßt." Das iſt nämlich eine Begünſtigung, die man ſich gegen ein mehr oder minder ſtattliches Honorar verſchaffen kann, und jeder, der irgendwie mit der Öffentlichkeit zu thun hat, ladet ſie zum Tanze ein. Dafür trinkt der Vortänzer auf das Wohl der ganzen Familie, und jedes einzelne Mitglied derſelben wird laut genannt; das gibt zur rechten Zeit Anlaß zum Lachen.

Hauptperſonen bei der Sache ſind die Hanswurſte, ja gerade ſie vielleicht werden vom ſachverſtändigen Publikum am kritiſchſten beurteilt. Sie haben die Aufgabe, Raum zu ſchaffen für den Tanz, aber auch in die Sache Humor zu bringen, der meiſt in kühnen Scherzen mit den drallen „Kocherln" beſteht, welche nicht den kleinſten Teil des Publikums ausmachen. Wenn der Hanswurſt einer ſolchen Schönen die Wangen mit Kohle ſchwärzt, ſo nimmt ſie's ſicher weniger übel, als wenn er achtlos und witzlos an ihr vorüber geht. Auch des Handwerks der Schäffler ſelbſt wird bei dem Tanze gedacht, indem nach dem Takte der Muſik an dem Faſſe, das ſpäter der Reifenſchwinger beſteigt, mit hölzernen Schlägeln Arbeit „markiert" wird.

Früher war eine Hauptperſon bei der Sache die „Grethel in der Butten", ein Spaßmacher, der ſcheinbar von einem alten Weibe in einer Butte auf dem Rücken getragen wurde, d. h. in Wahrheit natürlich die Butte und die Puppe eines alten Weibes ſelbſt trug. Man will in der „Grethel“ niemand geringeren erkennen, als die altnordiſche Todesgöttin Gridh; eine allerdings ſehr gewagte Hypotheſe. Zur Zeit der Entſtehung des Schäfflertanzes und gar noch ſpäter war, wenigſtens in den Städten, wohl die Erinnerung an die nordiſch-germaniſche Götterwelt doch ſchon völlig tot. Aber die Maske eines Narren, der ſcheinbar von einem alten Weibe Huckepack getragen wird, iſt auf der ganzen Welt bekannt, wo derbluſtiger Faſtnachtsulk durch die Straßen tobt.

Recht hübſch iſt der poetiſche Spruch der Schäfflergeſellen, den der bekannte bayriſche Dichter Karl Zettel ſchon vor zweiundzwanzig Jahren alſo feſtſtellte:

„Die ſieben ſind um!
Ihr Schäfflergeſellen
Heraus auf die hellen,
Liebfreundlichen Gaſſen,
Euch ſehen zu laſſen,
Wie einſt nach der Peſt
Zu luſtigem Feſt!

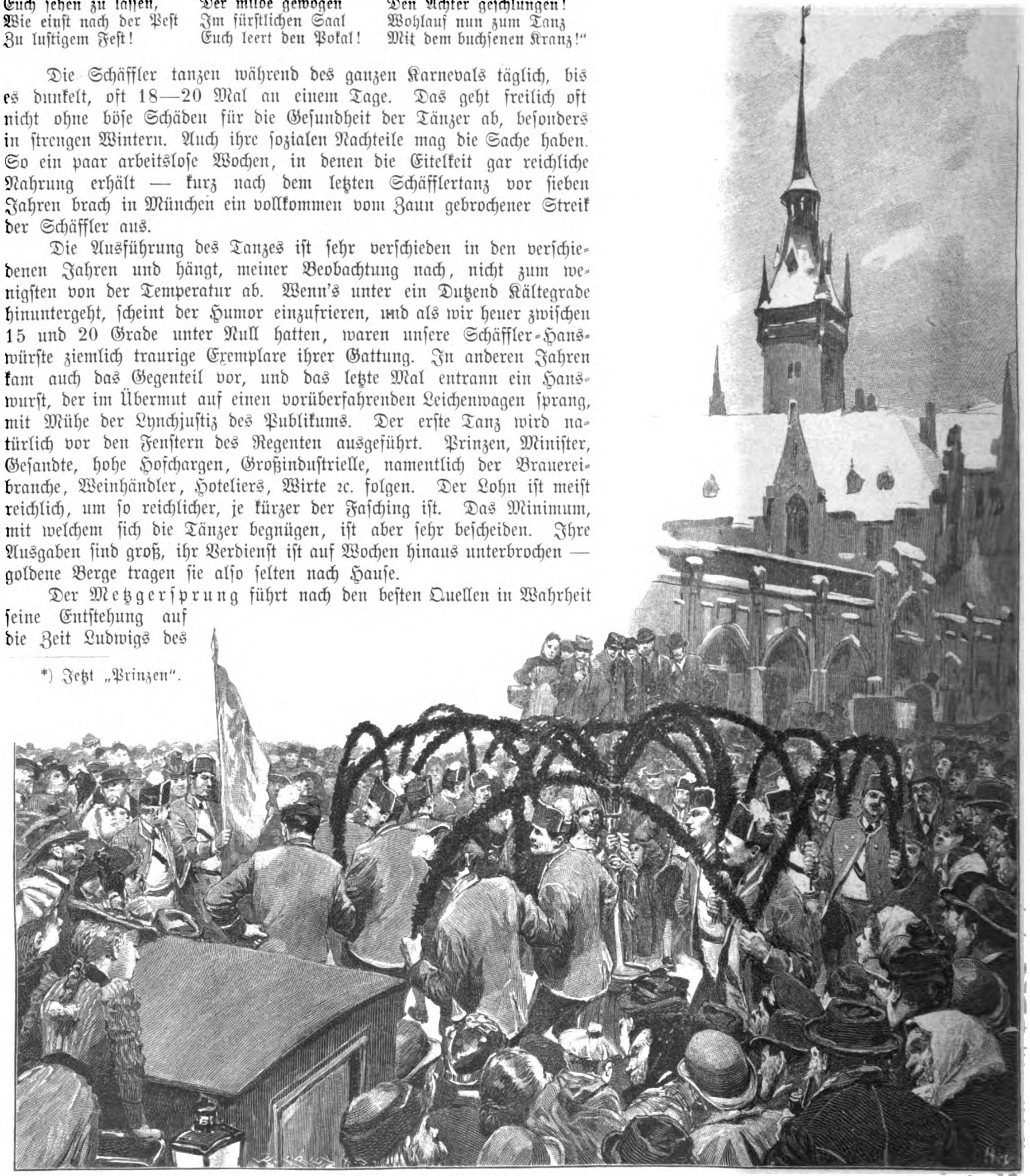
Die ſieben ſind um!
Mit glühenden Backen
In prangenden Zacken
Zum König*) gezogen,
Der milde gewogen
Im fürſtlichen Saal
Euch leert den Pokal!

Die ſieben ſind um!
Schon gellen die Pfeifen —
In zierlichen Reifen
Die Gläſer geſchwungen
Den Achter geſchlungen!
Wohlauf nun zum Tanz
Mit dem buchſenen Kranz!“

Die Schäffler tanzen während des ganzen Karnevals täglich, bis es dunkelt, oft 18—20 Mal an einem Tage. Das geht freilich oft nicht ohne böſe Schäden für die Geſundheit der Tänzer ab, beſonders in ſtrengen Wintern. Auch ihre ſozialen Nachteile mag die Sache haben. So ein paar arbeitsloſe Wochen, in denen die Eitelkeit gar reichliche Nahrung erhält — kurz nach dem letzten Schäfflertanz vor ſieben Jahren brach in München ein vollkommen vom Zaun gebrochener Streik der Schäffler aus.

Die Ausführung des Tanzes iſt ſehr verſchieden in den verſchiedenen Jahren und hängt, meiner Beobachtung nach, nicht zum wenigſten von der Temperatur ab. Wenn's unter ein Dutzend Kältegrade hinuntergeht, ſcheint der Humor einzufrieren, und als wir heuer zwiſchen 15 und 20 Grade unter Null hatten, waren unſere Schäffler-Hanswürſte ziemlich traurige Exemplare ihrer Gattung. In anderen Jahren kam auch das Gegenteil vor, und das letzte Mal entrann ein Hanswurſt, der im Übermut auf einen vorüberfahrenden Leichenwagen ſprang, mit Mühe der Lynchjuſtiz des Publikums. Der erſte Tanz wird natürlich vor den Fenſtern des Regenten ausgeführt. Prinzen, Miniſter, Geſandte, hohe Hofchargen, Großinduſtrielle, namentlich der Brauereibranche, Weinhändler, Hoteliers, Wirte ꝛc. folgen. Der Lohn iſt meiſt reichlich, um ſo reichlicher, je kürzer der Faſching iſt. Das Minimum, mit welchem ſich die Tänzer begnügen, iſt aber ſehr beſcheiden. Ihre Ausgaben ſind groß, ihr Verdienſt iſt auf Wochen hinaus unterbrochen — goldene Berge tragen ſie alſo ſelten nach Hauſe.

Der Metzgerſprung führt nach den beſten Quellen in Wahrheit ſeine Entſtehung auf die Zeit Ludwigs des Bayern zurück, in deſſen Geſchichte überhaupt die bayriſchen Handwerker eine ruhmreiche Rolle ſpielen — man denke daran, daß ihm die Münchener Bäcker zum Siege über Friedrich den Schönen in der Schlacht bei Mühldorf verhalfen. Die Sache ging ſo zu: In Nürnberg, der freien Reichsſtadt, war in den damaligen politiſchen Wirren der größte Teil der Bevölkerung auf Seite Ludwigs, doch hatte er immerhin noch Gegner genug. Dieſe konnten freilich ihre Pläne nur im Dunklen vereinbaren, und ſo hatten ſie einmal, um eine Verſchwörung anzuzetteln, eine Zuſammenkunft am „ſchönen Brunnen“ abgemacht — um Mitternacht, zur Stunde der Geſpenſter, am Faſchingsmontag im Jahre 1347. Etliche



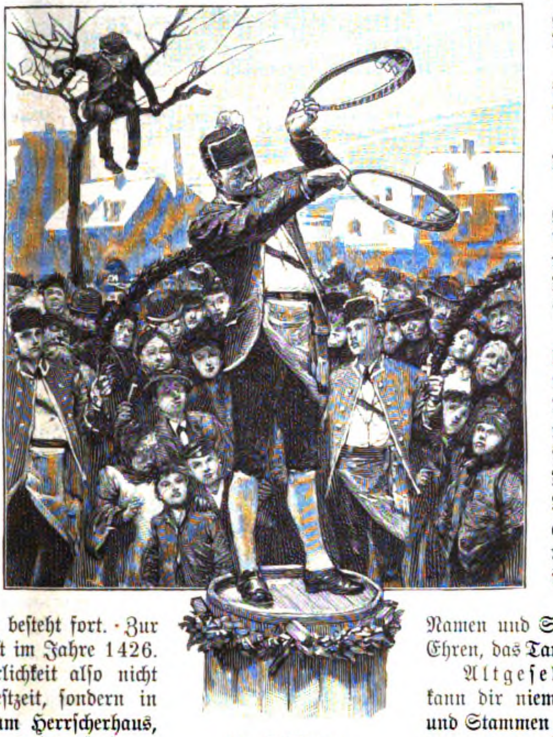
Der Schäfflertanz in München.

---

*) Jetzt „Prinzen“.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Burſchen aus der Metzgerzunft waren den Verſchwörern aber auf der Spur und verbargen ſich im Waſſer des Brunnens, das empfindlich kalt war — es war ja Winterszeit. Die Pläne der Verſchwörer wurden belauſcht und vereitelt, und der Kaiſer erfuhr von der That der wackeren Metzger. Da verlieh er ihnen auf ewige Zeiten das Privilegium, ihre Lehrlinge alljährlich am Faſchingsmontage durch einen feierlichen Aufzug und durch Sprünge in das Brunnenwaſſer freizuſprechen. — Die freie Reichsſtadt Nürnberg hatte nun nicht viel Sinn für ſolche Auszeichnung, und der Brauch verlor ſich bald. Zwei von jenen aber, die in der eiſigen Faſchingsnacht das Bad im kalten Brunnen gewagt, waren Söhne von Münchener Metzgermeiſtern: Sewald Sneyder und Michael Tumblinger. Meiſter geworden in ihrer Vaterſtadt, pflanzten ſie 1358 den Brauch in München ein, und nun durfte kein Metzgerlehrling mehr in München Aufnahme finden, der nicht am Faſchingsmontag den keckten Sprung ins kalte Waſſer gewagt. Hin und wieder wurde der Brauch unterbrochen, aber er beſtand und beſteht fort. Zur öffentlichen Feſtlichkeit wurde er erſt im Jahre 1426.



Vom Schäfflertanz: Der Reifenſchwinger.

Ihren Grund hat die Feierlichkeit alſo nicht in den düſtren Ereigniſſen der Peſtzeit, ſondern in einer That opfermütiger Treue zum Herrſcherhaus, die gethan ward vor einem halben Jahrtauſend. — Heuer zogen ſie wieder mit Muſik in feſtlichem Zuge zum Fiſchbrunnen auf dem Marienplatz, der, ein Werk des Bildhauers Profeſſor Knoll, ſelbſt in ſchönen Erzfiguren den fröhlichen Brauch verewigt. Die Teilnehmer am Zuge tragen ein Koſtüm, das dem der Schäffler ziemlich verwandt iſt. Einen Hauptreiz im Zuge bilden die putzigen kleinen Metzgerſöhnchen in ihren roten Jacken, die auf Roſſen mit ſchön durchflochtenen Mähnen reiten. Die freizuſprechenden Lehrlinge in originellen, mit zahlreichen Kälberſchwänzchen benähten Gewändern ſpringen in den Brunnen und werfen Äpfel und Nüſſe und Geldmünzen unter die anſtürmende Gaſſenjugend. Die ſchönen Gaben ſind nun freilich nicht ſo ohne weiteres zu erreichen, denn die Metzgerlehrlinge gießen fleißig Waſſer auf jene, die ſich um die Gaben bewerben.

Der alte Spruch beim Freiſprechen der Lehrlinge am Fiſchbrunnen lautet:

Altgeſelle: „Wo kommſt du her, aus welchem Land?“

Lehrjunge: „Allhier bin ich ganz wohl bekannt, allhier hab' ich das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, eben darum will ich auch ein rechtſchaffener Metzgergeſelle werden.“

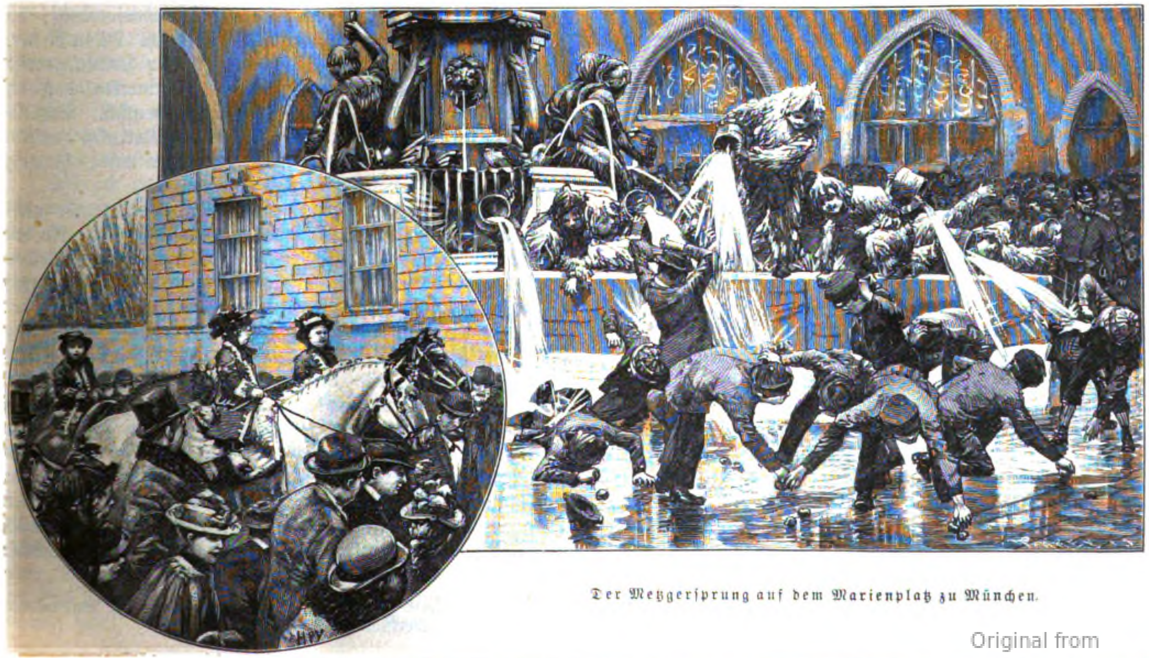
Altgeſelle: „Ja, ja, allhier haſt du das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt, ſollſt auch ein rechtſchaffener Metzgergeſelle werden. Du ſollſt aber getauft werden bei dieſer Friſt, weil du gern Fleiſch, Bratl und Bratwürſt' ißt. Sag' an deinen Namen und Stammen, dann will ich dich taufen in Gottes Namen.“

Lehrjunge: „Mit meinem Namen und Stammen heiße ich ..... in allen Ehren, das Taufen kann mir niemand wehren.“

Altgeſelle: „Nein, nein, das Taufen kann dir niemand wehren, aber dein Namen und Stammen muß verändert werden; du ſollſt von nun an heißen: Johann Georg Gut, der viel verdient und wenig verthut!“

Lehrjunge: „Vivat, gute Geſundheit!“

Das iſt der Metzgerſprung. Gäbe es nur noch recht viele ſolche alte Handwerkerbräuche! Sie tragen doch immerhin dazu bei, den Teilnehmern eins zu ſchaffen: Stolz und Freude am Handwerk. Und der Groll des Arbeiters gegen ſeine Arbeit, der ſich in mancherlei Bewegungen heute ſo vielfach verrät, iſt wohl eins der ſchlimmſten Zeichen unſerer Zeit.



Der Metzgerſprung auf dem Marienplatz zu München.

Aus dem Leben eines Schiffsjungen.

Von H. Rägener.

(Abdruck verboten.)

Vor etwa zehn Jahren befand ich mich als zweiter Steuermann an Bord eines Bremer Schiffes auf dem Wege nach Auſtralien. Das Schiff war für heutige Verhältniſſe wenig geeignet, um Geld damit zu verdienen, da es weder ſehr groß, noch ein ſchnell ſegelndes, noch ein beſonders ſtark gebautes Schiff war. Der Kapitän war ein gebildeter, äußerſt tüchtiger, im Anfang der Fünfziger ſtehender alter Junggeſelle, deſſen Wohlwollen ich mich ſtets erfreut habe. Hätte ich mich mit dem Oberſteuermann, welcher von der Unterweſer ſtammte, ebenſo vertragen können, ſo hätte ich ein faſt beneidenswertes Daſein gehabt. Doch nichts iſt auf der Welt vollkommen und am wenigſten die Seefahrt.

Wir befanden uns im Nordoſt Paſſat, dem Eldorado der Seeleute. Ich hatte die Abendwache (von acht bis zwölf Uhr nachts). Der Kapitän pflegte, wenn das Wetter ſchön war, mir Geſellſchaft zu leiſten und knüpfte dann häufig ein Geſpräch mit mir an. Da wir beide aus der Harzgegend ſtammten, ſo fand ſich Stoff zu einer Unterhaltung ſehr leicht.

Es war ein wunderſchöner, mondheller Abend, die See vom friſchen Nordoſt leicht bewegt. Das Schiff lag ruhig mit beinahe vierkanten, nur ein wenig nach Steuerbord gebraßten Raaen auf ſeinem ſüdlichen Kurſe, ſo daß der Dienſt am Ruder von einem Schiffsjungen verſehen werden konnte.

„Kann der Junge jetzt ordentlich ſteuern?“ frug mich der Kapitän.

„Jawohl,“ antwortete ich, „er ſteuert gut.“

„Ja,“ fuhr der Kapitän nach einer Weile fort, „heute wird ein Junge wenigſtens als Menſch behandelt, aber als ich zur See ging, gab es für Jungens kein Recht, man war der Roheit der Mannſchaft ohne jeglichen Schutz ausgeſetzt. Wenn es Sie intereſſiert, ſo will ich Ihnen gern den Anfang meiner Seefahrt erzählen.“

Wir ſtanden rauchend an der Backbordſeite, er ſetzte ſich auf einen der dort befindlichen Poller*), während ich mich, um bequem zuzuhören, mit dem Rücken an das Geländer lehnte.

„Mein Vater,“ fuhr er fort, „war, wie Sie wiſſen, Amtsrichter in W . . .; ich war der älteſte einer zahlreichen Familie. Daher hat auch wohl der Vater meinen Wunſch, mich zur See zu laſſen, ſo bald erfüllt. Es war in den fünfziger Jahren, als ich das Gymnaſium verließ, um Seemann zu werden. Ich war damals ein fünfzehn Jahre alter Sekundaner, klein, aber von vorzüglicher Geſundheit. Meine Kameraden ſahen mich, als ich fortging, faſt als einen Helden an, was meiner Eitelkeit nicht wenig ſchmeichelte; ſie mußten fernerhin auf den Schulbänken hocken, während ich ein freier Mann wurde.

Nach einem rührenden Abſchiede von Mutter und Geſchwiſtern, brachte mich mein Vater nach Bremen.

Er kaufte mir eine vorzügliche Ausrüſtung, noch heute bin ich ihm dankbar, wie vorſorglich er alles, leider auch vieles für mich völlig Wertloſe, was ihm der ſchlaue Händler vorſchlug, für mich erſtand. Nach einigen Tagen reiſte mein Vater, da er zu einem Termin mußte, ab . . . ſo ſtand ich denn mutterſeelen allein in Bremen. Doch ich hatte mich bereits mit meinen zukünftigen Standesgenoſſen angefreundet.

Nachdem ich vierzehn Tage im Seemannsheim geblieben, muſterte ich auf ein mit Paſſagieren nach New York beſtimmtes Schiff als Schiffsjunge an. Ich war ordentlich ſtolz, denn nun war ich gewiſſermaßen Seemann, obwohl der Verdienſt nicht viel mehr als zehn Mark monatlich, im damaligen Bremer Gelde, betrug. Abends ſchrieb ich meinen letzten Brief nach Haus, der auch noch einigermaßen guten Mut zeigte.

Am andern Morgen mußte ich früh aufſtehen, der Verwalter vom Seemannsheim brachte mich ſelbſt zum Dampfboot, mit dem ich nach Bremerhafen fahren wollte.

Unter ſtrömendem Regen kam ich an. Ein Dienſtmann lud meine Habſeligkeiten, beſtehend in einer Seekiſte und einem weißen Segeltuchſack mit Bettzeug, auf ſeinen Karren. So begab ich mich nach meinem Schiff. In der einbrechenden Dunkelheit ragten die hohen Maſten ſchwarz und geiſterhaft in die Luft, der Wind pfiff in der Takelage, das Schiff zerrte ungeduldig wie ein lebendiges Weſen an ſeinen Leinen und Ketten, und klatſchend praſſelte der Regen auf Deck hernieder. Der Dienſtmann trug meine Sachen die Schiffstreppe herauf, ſetzte dieſelben auf Deck, forderte ſein Geld, und mich ratlos auf Deck ſtehen laſſend, empfahl er ſich, um ſo ſchnell als möglich unter Dach und Fach zu kommen. So, da ſtand ich nun. Kein Menſch war auf Deck zu ſehen. Mir war ſehr beklommen zu Mute, die Kehle war mir wie zugeſchnürt, ein Gefühl völliger Verlaſſenheit bemächtigte ſich meiner.

In der Dunkelheit ſah ich mir meine Umgebung auf Deck, ſo gut es ging, näher an. Die Kajüte ging bis an den Großmaſt, an deſſen Vorderſeite ſich das Großluk, mit einem Haus darüber, befand. Dann nach einem ſchmalen Gange kam das Logis*), welches bis nach dem Fockmaſt reichte.

Wohl eine Stunde mochte ich in dem Hundewetter geſtanden haben, als ich ſah, daß vorn aus dem Logis ein Menſch auf Deck kam. Als er meiner anſichtig wurde, kam er auf mich zu und frug, wer ich ſei. Doch was redete der? Engliſch war es nicht, franzöſiſch ebenſowenig, ich verſtand kein Wort, denn er ſprach plattdeutſch. Mein Retter, der ſich nachher als mein Kollege und halber Leidensgenoſſe entpuppte, war Leichtmatroſe, und als er merkte, daß ich kein plattdeutſch verſtand, radebrechte er hochdeutſch. Schließlich nahm er mich mit in die Räume, wo die Matroſen hauſten. Meine Sachen blieben draußen ſtehen, ich war müde, hungrig und halb erſtarrt vor Näſſe und Kälte.

Der von Tabaksqualm angefüllte Raum ſah gerade nicht einladend aus, die Luft war geradezu zum Erſticken. An den Seiten befanden ſich die Kojen der Mannſchaft zwei Reihen übereinander, in der Mitte ſtand ein langer, ſchmaler, ſchmutzig ausſehender Tiſch, Back genannt. Zwiſchen den Kojen und der Back befanden ſich die Kiſten der Leute, welche gleichzeitig als Sitzplätze dienten.

Alles lag bereits in tiefem Schlafe. Ich ſetzte mich, naß wie ich war, auf eine der Kiſten und dachte fröſtelnd über mein Schickſal nach. Draußen im Regen ſtand meine Kiſte mit trockenem Zeuge, während der Sack mit den Betten längſt durchnäßt ſein mußte. Der Leichtmatroſe, der mich hinein gebracht hatte, lag und ſchlief. Schließlich weinte ich bittere Thränen. Endlich überwand mich die Müdigkeit, ich verfiel trotz Kälte, Näſſe und Unbequemlichkeit in einen tiefen Schlaf.

---

*) Aus Deck ragende ſtarke eichene Pfoſten, um welche im Hafen die Taue, welche zum Feſtmachen des Schiffes dienen, befeſtigt werden.

*) Logis, Haus auf Oberdeck, in welchem ſich die Wohnräume der Mannſchaft, Werkſtätten, Küche ꝛc. befinden.

Am anderen Morgen erwachte ich durch einen entſetzlichen Lärm. Schnell ſprang ich von meinem proviſoriſchen Lager auf. Gleich darauf flog die Thür auf, und ein hünenhafter Menſch rief unter fluchen und ſchimpfen: „Reiſe, reiſe, raus Quartier!“ Es war der Oberſteuermann. Verſchlafen kam die in den Kojen liegende Geſellſchaft zum Vorſchein, während ich halbtodt von Furcht und dem naſſen Zeuge — ich fühlte mich wirklich totkrank — auf Deck zum Oberſteuermann ging. Er ſah mich lächelnd an.

„Was willſt du Knirps denn hier? Haben ſchon genug von den unnützen Burſchen an Bord!“ rief er mir barſch zu.

So höflich ich konnte, ſagte ich, daß ich angemuſtert ſei, worauf er frug: „Wie ſiehſt du aus, biſt du krank?“

Ich teilte ihm alles mit, und er ſchickte mich mit den Worten: „ſofort trocken anziehen und dann an die Arbeit!“ fort.

So ſchnell ich es vermochte, zog ich mich um, während ſich die Mannſchaft durch das Vorluk in den Raum begab. Ein Behagen überkam mich, als ich trockenes Zeug an hatte, trotzdem fühlte ich mich grenzenlos unglücklich. Aber es ſollte bald noch beſſer kommen.

Ich ging alſo zum Oberſteuermann, welcher auf Oberdeck geblieben war, und meldete mich bei ihm zur Arbeit.

„Geh' hinunter in den Raum,“ erwiderte er, „und melde dich beim Unterſteuermann, der wird dir ſchon etwas zu thun geben, komm fix, nicht ſo langſam!“

Unten im Raume ſah ich die Matroſen unzählige Kiſten und Kaſten im Halbdunkel packen. Ich frug einen der Leute, wo der Unterſteuermann ſei? Er zeigte auf einen kräftigen, jungen Mann, von dem ich mir von vornherein nichts Gutes verſprach. Noch ehe ich zu ihm konnte, war er ſchon unter einer Flut mir unverſtändlicher Schimpfwörter bei mir. Als er ſah, daß ich ihn nicht verſtand, wurde er noch wütender. Ich bekam mit ſeinem ſchweren Seeſtiefel einen Tritt, daß ich kopfüber in die Kiſten flog, und als ich verblüfft mich wieder aufrappelte, packte er mich auch ſchon mit den Worten am Kragen: „Ich will dir zeigen, zu ſpät zu kommen, du fauler Schlingel, und heule nicht wie ein altes Weib!“

Das übertraf alle meine Erwartungen. Als ich aber zögerte, kam der Unhold ſchon wieder auf mich los. Doch einer der Leute zeigte mir, wie ich die Kiſten handhaben mußte.

Ich langte tapfer herauf, ſo gut ich mit meinen ſchwachen Kräften konnte, denn mein Peiniger ſtand hinter mir, ſtets bereit, mir einen freundſchaftlichen Fußtritt zu geben. Der Schweiß floß mir am Körper herunter, meine Hände bluteten von den Nägeln und Splittern der Kiſten.

Nach einigen Stunden rief der Koch irgend etwas zum Steuermann in das Luk hinab, worauf er ſich, mit dem Worte „Frühſtück“, nach oben begab. Ich blieb allein erſchöpft unten, ſetzte mich auf eine der Kiſten und weinte bitterlich. Ach, wie wünſchte ich mich auf die Schulbank zurück — und doch war ich erſt einige Stunden an Bord. Wie ſollte das werden?

Als ich noch ſo über mein hartes Schickſal nachdachte, rief mich jemand von oben herab an. Ich ſah hinauf. Es war ein anderer Junge. „Komm herauf und iß,“ rief er mir zu. Ich ging die ſteilen, ſchmalen Leitern ängſtlich hinauf. Oben angelangt, frug er mich: „Wie heißt du?“

„Karl,“ antwortete ich.

„Was thuſt du denn unten noch, komm und frühſtücke, geh hinein und hole dir zu eſſen.“

Zagend trat ich in den Raum. An beiden Seiten des Tiſches ſaßen die Matroſen und aßen. Ich hatte weder Meſſer noch Gabel, noch Trinkgeſchirr, alles lag in meiner Kiſte. Als ich ſo ratlos daſtand, fuhr mich ein bärbeißig ausſehender Matroſe an: „Was ſtehſt du da und gaffſt, du Schweizer?“ Einige ſahen mich an und machten ihre Witze über mich, die ich natürlich nicht verſtand. Einer ſchien indeſſen doch etwas Mitgefühl zu haben, er war fertig mit eſſen, ſtand auf und gab mir ſein Meſſer und Trinkgeſchirr mit den Worten: „Mußt's wieder rein machen, wenn's gebraucht haſt!“ Ich ſchnitt mir ein Stück Brot, an das Fleiſch wagte ich mich nicht heran, ſchenkte mir Kaffee ein und wollte mich hinſetzen. Derjenige jedoch, der mich ſchon beim Eintritt angefahren hatte, ſchrie mir zu: „Raus, unterſteh dich nicht wieder, dich mit uns an den Tiſch zu ſetzen!“ Ich ging hinaus und aß unter Thränen mein kärgliches Frühſtück.

Inzwiſchen hatte einer der Jungens einen Eimer Waſſer geholt, um die Trinkgeſchirre der Matroſen zu reinigen. Mit den an mich gerichteten Worten: „Das iſt in Zukunft auch deine Arbeit!“ machte er ſich daran, dieſelben auszuwaſchen.

Noch war ich nicht fertig, als ſchon der Unterſteuermann wieder erſchien und mit den Worten „turn to“*) die Leute, welche ſich eine Pfeife angeſteckt hatten, zur Arbeit rief. Da bekam er mich zu ſehen, ſchon im Begriff mein Kaffeegeſchirr fortzubringen, und ehe ich es mich verſah, hatte ich ein paar ſolche Ohrfeigen, daß mir der Kopf brummte.

Ich eilte wieder mit den andren in den Raum hinunter, um, ob ich auch faſt zuſammenbrach, beinahe ohne Unterbrechung bis Mittag zu arbeiten. Dann begab ich mich dieſesmal gleich nach oben, um mit den andern Jungens vom Koch das Eſſen, beſtehend aus Bouillon, gekochtem Rindfleiſch und Kartoffeln, für unſere Herrn und Gebieter zu holen. Der Koch war freundlich mit mir, er frug mich nach Namen, Herkunft u. ſ. w. und ſprach mir guten Mut zu. Ich bin in meinem Innerſten dem Manne ſtets dankbar geweſen.

Aus meiner Kiſte holte ich mir meine Meſſer und Gabel; ach, wie wehmütig ſah ich dieſelben an, ſie waren von Haus, von meiner Mutter mir mitgegeben. Ich holte mir zu eſſen und begab mich, der Morgenanweiſung gemäß, ſofort wieder auf Deck zu meinen Kameraden. Wir waren ſechs zuſammen, ich der einzige von ihnen, der noch nicht zur See gefahren hatte. Sie hatten dazu noch den Vorzug, daß ſie wenigſtens die Matroſen verſtanden, ich aber konnte das nicht einmal.

Als wir noch ſaßen, rief der Unterſteuermann, der auf Deck gekommen, mich beim Namen. Ich lief ſofort zu ihm, doch ſeine Miene verriet nichts gutes.

„Mußt du an Deck während des Schaffens**) bleiben?“ frug er mich.

„Nein,“ ſagte ich, „mir hat niemand etwas geſagt.“

„So,“ meinte er, „das iſt ja nett, alſo niemand der Herren Jungens an Deck? Soll ich vielleicht hier bleiben?“ Und er zog mir einige mit einem Tauende über, daß es mir grün und gelb vor den Augen wurde.

„Jetzt ruf die andren,“ befahl er mir.

Ich that wie mir geheißen, und alle bekamen zum Deſſert einige kräftige übergezogen. Ich hatte allerdings die meiſten bekommen.

„Karl bleibt an Deck mittſchiffs, Jan, du löſt ihn ab! Daß mir immer einer an Deck iſt, oder der Teufel ſoll Euch Donnerſchläge holen! Sofort Beſcheid ſagen, wenn der Alte (Kapitän) kommt!“ Mit dieſer Vermahnung entfernte ſich unſer ſtrenger Vorgeſetzter.

Ich blieb allein mittſchiffs, meine Leidensgenoſſen begaben ſich nach vorn. Das war erſt der halbe Tag. Es iſt leicht erklärlich, daß ich eine nicht geringe Furcht vor der anderen Hälfte empfand. Am Nachmittag gingen wir, nachdem wir noch einige Paſſagiere mehr erhalten, hinaus auf die Rhede vor Anker, um am anderen Morgen mit Tagesanbruch bei günſtigem Winde in See zu ſtechen.

Der Tag ging hin, gottlob hatten meine Peiniger wenig Zeit, ſich um mich zu kümmern. Der Abend kam, und nachdem wir in zwei Wachen eingeteilt, ich kam leider auf die Steuerbord Wache, wurde „Feierabend“ gemacht.

„Warum ſteht noch kein Waſchwaſſer bereit?“ herrſchte mich einer an; ich beſorgte mir einen Eimer und holte mit den anderen Jungens Waſchwaſſer für die Matroſen. Doch ich hatte ſchon wieder Pech dabei, denn ich hatte nicht in den Eimer geſehen. Der Koch hatte zum Unglück denſelben zum Kartoffelholen gebraucht, und nun war etwas Schmutz darin geblieben. Als ich ahnungslos meinen Eimer hinſtellte, bemerkte derſelbe, der mich vorher ſchon angefahren hatte, daß das Waſſer etwas ſchmutzig ſei und mit den Worten: „Glaubſt du, Donnerſlag, daß wir Sweine ſind,“ bekam ich einen Fußtritt, daß ich rücklings auf die Ankerkette flog.

---

*) „turn to“ an Bord gebräuchlicher Ausdruck um, nachdem die Freizeit vorüber, die Leute wieder zur Arbeit zu bringen.

**) Schaffen nennt man eſſen an Bord.

Nach dem Abendeſſen mußte ich das Logis ausfegen, während die Matroſen rauchend umher ſaßen.

„Menſch, was faßt du den Beſen ungeſchickt an, wie? kannſt du nicht einmal einen Beſen anfaſſen? Haſt doch hohe Schulen gewiß beſucht,“ ſagte einer. Ja, das hatte ich freilich, aber einen Beſen bekam ich dort nicht in die Hand.

„Biſt ein Schapskopp, komm, ich will dir’s zeigen,“ fuhr ein anderer fort.

Doch es wollte auch dann noch nichts Rechtes werden, und ergrimmt bekam ich einen Fußtritt, als ob ich ein Hund, nein, weniger als ein Hund ſei.

Dann mußte ich die Spucknäpfe, mit Erlaubnis zu ſagen, reinigen. Doch davon will ich ſchweigen, denn nur jemand, der ſelbſt dergleichen geſehen hat, kann ſich einen Begriff von ſolch’ einem Anblick machen.

Hierauf zeigte mir einer meiner Kameraden wie ich Waſſer von außenbords mit einem Segeltucheimer, „Admiral“ genannt, aufziehen müßte. Ich machte mich eifrig, wenngleich totmüde, daran, die Trinkgeſchirre zu reinigen. Doch ſtatt daß die Dinger rein wurden, wurden ſie immer ſchmutziger. Ich rieb und wiſchte, doch ich wiſchte den Schmutz immer nur von einer Stelle zur anderen. Was ſollte ich thun? Ich war ratlos. Zum Glück ſah mich einer meiner Kameraden.

„So muß du das nicht machen, Karl,“ redete er mich an, „vorn unter der Back ſteht ein Barrel (Faß) mit Sand. Den mußt du dazu gebrauchen.“

Er ging mit und zeigte mir das Faß, und mit Hilfe des Sandes hatte ich gottlob endlich meine Arbeit vollbracht.

Totmüde hätte ich mich gern gelegt, doch mein Bettzeug war durchnäßt. Was ſollte ich thun? Ich klagte das Leid meinen Kameraden, ſie halfen mir aus der Verlegenheit, der eine lieh mir ein Kopfkiſſen, ein anderer eine Decke u. ſ. w. Obwohl mein Lager ein ziemlich hartes war, ſchlief ich dennoch nach wenigen Minuten, allerdings unter Thränen, ein.

Mit Tagesanbruch wurden wir geweckt, um gleich, nachdem Kaffee getrunken, Anker auf zu gehen. Ich holte den Kaffeekeſſel aus der Cambüſe (Küche) und fing an, meinen Gebietern Kaffee einzuſchenken.

„Wer hat die Kraſe*) geſtern Abend reingemacht?“ frug mich einer.

Ich antwortete: „Ich habe es gethan.“

„Du ver . . . . . . Schwein, das nennſt du rein, wenn mein Kroos halb voll Sand iſt, komm mit raus!“

Ich mußte mit, und er prügelte mich mit dem Fockgeitau unbarmherzig durch. Das fängt heute gut an, dachte ich weinend.

Gleich nach dem Kaffeetrinken begannen wir Anker zu lichten. Trotzdem es ſehr früh war, ſo waren doch die meiſten der Paſſagiere, wir hatten mehr als 700, auf Deck, um das Vaterland noch einmal zu ſehen. Bald iſt die Kette bis auf fünfzehn Faden eingehievt**), die Segel ſind losgemacht, die Marsſegel vorgeſchootet und aufgehißt und nach einer Viertelſtunde bewegt ſich das Schiff langſam die Weſer abwärts.

So hatte denn meine Seefahrt begonnen, und mit bangem Herzen ſchaute ich den kommenden Dingen entgegen.

Gegen acht Uhr morgens befanden wir uns beim Feuerſchiff. Der Lootſe verließ uns. Faſt wehmütig ſah ich ihn ſein Boot beſteigen, denn nun hörte jede Verbindung mit dem Lande auf. Ach hätte ich mit an Land können, wie gern wäre ich umgekehrt!

Nachdem alle Segel geſetzt und die Raaen getrimmt***) waren, wurde die Mannſchaft zur Arbeit verteilt. Ich bekam einen Beſen und ſollte das Hinterdeck fegen. Der Bootsmann ſtieg mit zwei Matroſen im Großtopp hinauf, um dort irgend eine Arbeit vorzunehmen. Gemächlich machte ich mich daran, das Hinterdeck ſauber abzufegen, aber ich fing von vorn an, und der Wind wehte mir alles wieder zurück. Der Kapitän, welchen ich zum erſtenmale ſah und den ich ehrerbietig grüßte, ſagte mir, wie ich fegen müſſe, was ich auch ſofort begriff. Da rief der Bootsmann etwas aus dem Großtopp. Niemand hörte es. Wiederum rief er: „Los die Backbord Vorbrambraß*) an Deck!“ Keiner hörte.

Jetzt rief er mich beim Namen. Ich thue, als höre ich nichts, und fege emſig weiter, denn was weiß ich, was Vorbrambraß iſt.

Doch da, o Unglück, iſt mein Bootsmann, ein klotzgrober Patron, auch ſchon heruntergekommen. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtürmt er auf mich zu, reißt mir den Beſen aus der Hand und beginnt gottserbärmlich auf mich loszuſchlagen.

„Ich will dir zeigen, daß du hören ſollſt, du Lump!“ Dabei ſchlug er ſo lange auf mich los über Hände, Kopf, Beine, bis der Beſenſtiel viermal durchgebrochen war. Halbtot blieb ich liegen. Damit der Kapitän mich nicht ſehen ſollte, da er am Ende in der Kajüte mein Geſchrei gehört hatte, ergriff der Mann mich und warf mich die Treppe hinunter auf das Verdeck. Ich glaube, der Bootsmann hätte mich umgebracht, hätten die Paſſagiere ihm nicht Einhalt geboten.

Niemand außer dem Koch und meinen Kameraden, die ebenſo wehrlos waren als ich, hatte Mitleid mit mir, keiner nahm mich in Schutz vor der Roheit der anderen.

Bald ſtellte ſich, ſobald das Schiff unruhig wurde, die Seekrankheit bei mir ein, aber trotzdem ich zum Sterben elend zu ſein meinte, hatte niemand Nachſicht mit mir.

Nach einer ſechsunddreißigtägigen Reiſe waren wir in New York angekommen. Ich wünſchte ſehnlichſt, daß das Schiff nach Deutſchland zurückkehren würde, dann hätte ich das Seeleben aufgegeben. Lieber jeden anderen Beruf, als dieſes Hundeleben, dachte ich. Doch wir kehrten nicht heim, wir ſegelten nach Rangoon, und es dauerte zwei Jahre, bevor ich die Heimat wiederſah. Als ich wiederkam, hatte ich mich mit dem Seeleben ausgeſöhnt.

Aber heute noch bin ich entrüſtet, wenn ich jener menſchenunwürdigen Behandlung, die ich als Schiffsjunge erfahren habe, gedenke. Und weshalb? Weil ich ſchwächer war und ein Neuling, meinte jeder ein Recht zu haben, mich malträtieren zu dürfen. Ich war der Sohn anſtändiger Eltern, aber man behandelte mich ſchlechter als einen Sklaven.“

Er ſah bleich und ernſt aus, mein guter Kapitän, als er ſchwieg.

Ich ging nach dem Kompaß, der Wind kam etwas mehr von der Backbordſeite ein.

„Laſſen Sie die Raaen noch ein wenig wegholen und ſetzen Sie die Achterſtapſegel bei. Gute Nacht.“ Der Kapitän entfernte ſich, um ſich zur Ruhe zu begeben.

„Sturboard fore braces,“ kommandierte ich. Verſchlafen kam die Wache, welche nur aus Ausländern beſtand, herbei. In kurzer Zeit waren die Raaen gebraßt und die Stagſegel geſetzt. Ich ſah nach der Uhr, es war zehn Minuten vor zwölf. „One bell,“**) ſage ich zu dem Mann am Ruder, während ich hinuntergehe, um meinen Nachfolger, den Oberſteuermann, zu wecken.

Lange lag ich am Abend noch wach und dachte über die Erzählung meines alten Kapitäns nach. Beſſer war es inzwiſchen geworden, ſo ſchlecht hatte ich es nicht gehabt, obwohl meine Schiffsjungenzeit nicht zu meinen angenehmſten Erinnerungen gehört.

Daß es aber anders und beſſer geworden iſt, das verdanken wir Jüngeren jenen Leuten, die heute alte Kapitäne ſind. Zu unſerem Beſten haben ſie oft Unmenſchliches zu leiden gehabt.

---

*) Kroos, Plur. Kraſe, nennen die Seeleute meiſtens ihre Thee- und Kaffeegeſchirre. Gewöhnlich ein Becher aus Porzellan.

**) eingehievt heißt eingewunden.

***) getrimmt, ſo viel wie ausgerichtet.

*) Vorbrambraß: ein Tau, welches durch den Großmaſt nach dem Fockmaſt führt.

**) One bell — ein Glas, d. h. einen Schlag an die Glocke.

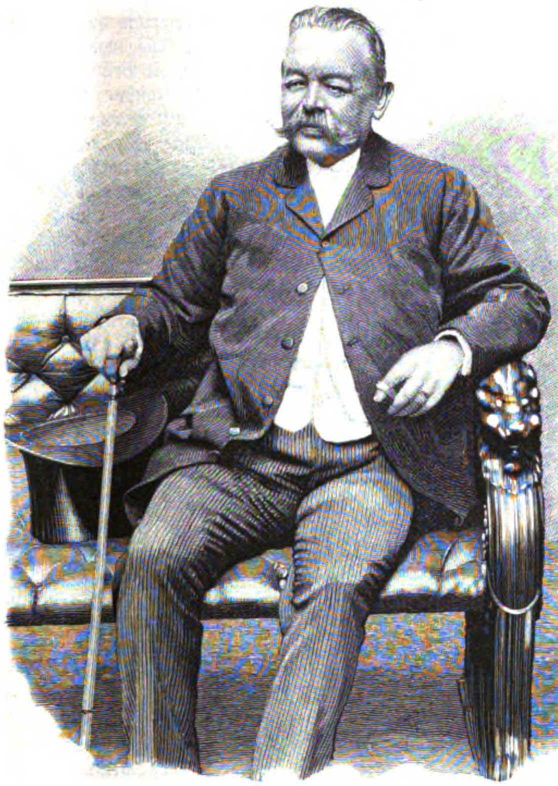
Herzog Viktor von Ratibor,

geb. am 10. Februar 1818, geſt. am 30. Januar 1893.

(Abdruck verboten.)

Es iſt in Preußen Brauch, daß bei dem Schluſſe einer Seſſion die beiden Häuſer des Landtages in gemeinſamer Sitzung zuſammentreten und der Präſident des Herrenhauſes das Hoch auf den König ausbringt, mit welchem die Verſammelten auseinandergehen, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Seit dem 11. Januar 1877 Präſident des Herrenhauſes, hat Herzog Viktor von Ratibor dieſe ehrenvolle Pflicht oft erfüllt. Zum letztenmale geſchah es am 23. Juni v. J., und gewiß hat von den Anweſenden niemand daran gedacht, daß er den trotz ſeines Alters überaus rüſtigen Herrn in dieſem Leben nicht wiederſehen werde. Dasſelbe galt von allen, welche der Herzog wenige Wochen vorher, ehe der Landtag in die Pfingſtferien ging, in dem ſchönen, ernſten Garten des Herrenhauſes zu einer Abendunterhaltung verſammelt hatte, wie er ſie ſeit Jahren gegen Ende der Seſſion zu veranſtalten pflegte. Mehrere hundert Perſonen nahmen jedesmal daran teil: die Mitglieder des Herrenhauſes, die Mitglieder der Deutſchen Reichspartei des Reichstages, zu welcher der Herzog, der ſie mit begründet hatte, ſich hielt, ſo lange er dem Reichstage angehörte, hohe Reichs- und Staatsbeamte, hohe Militärs, Vertreter des Handels und der Induſtrie, der Kunſt und der Preſſe.



Herzog Viktor von Ratibor, Fürſt von Corvey †.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Jul. Braatz in Berlin.

In den vorhergegangenen Jahren war der Abend manchmal verregnet, und die Präſidialwohnung im Herrenhauſe, welche der Herzog ſeit dem Verkauf ſeines ſchönen Palais in der Moltkeſtraße an die öſterreichiſch-ungariſche Botſchaft während ſeiner Aufenthalte in Berlin bezog, bietet nur ſehr beſchränkte Räumlichkeiten, welche für eine größere Geſellſchaft ganz unzureichend ſind.

Hier wie dort aber erfüllte der Herzog die Pflichten des Hauswirts in der liebenswürdigſten Weiſe, unterſtützt und umgeben von ſeiner Familie, an der Seite ſeiner Gattin, der Herzogin Amalie, einer geborenen Prinzeſſin von Fürſtenberg. Mit ihr hat er 48 Jahre in glücklichſter Ehe gelebt, und ſie hat ihm neun Kinder geſchenkt, von denen acht den Vater überlebt haben.

Das Glück hat dem Dahingeſchiedenen von der Wiege an gelächelt. Geboren zu Langenburg in Württemberg als älteſter Sohn des Fürſten Franz Joſef von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt und der Fürſtin Conſtanze, geborenen Prinzeſſin von Langenburg, wurde er von ſeinem Onkel, dem mit der Schweſter ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Eliſe von Fürſtenberg, in zweiter Ehe vermählten, kinderloſen Landgrafen Viktor Amadeus von Heſſen-Rotenburg, zuſammen mit ſeinem ein Jahr jüngeren Bruder Chlodwig (dem jetzigen Statthalter in den Reichslanden) als Erbe für des Oheims Beſitzungen Ratibor und Corvey eingeſetzt. Hierdurch wurden nicht nur ſeine eigenen Ausſichten für die Zukunft größer, ſondern auch diejenigen ſeines Bruders, welcher infolge eines getroffenen Übereinkommens die väterliche Herrſchaft Schillingsfürſt erhielt. So war dieſem Bruder der Weg zu einer großen Laufbahn eröffnet, beide Brüder aber haben ihr ganzes Leben hindurch in treueſter Freundſchaft zu einander geſtanden und ſind ſich in manchen ſchwierigen Lagen einer dem andren eine ſichere Stütze geweſen. Auch ihr Verhältnis zu den beiden jüngeren Brüdern, dem Kardinal Prinzen Hohenlohe und dem Oberſtkämmerer des Kaiſers von Öſterreich, war immer von der größten Innigkeit.

Prinz Viktor beſuchte von 1833 bis 1837 das Gymnaſium zu Erfurt, dann die Univerſitäten Göttingen, Bonn, Heidelberg und die Akademie in Lauſanne. Er wurde 1840 für majorenn erklärt und von König Friedrich Wilhelm IV zum Herzog gemacht. Nach dem Tode ſeines Vaters übernahm er 1841 die Verwaltung ſeines ausgedehnten Beſitzes und verheiratete ſich am 10. Oktober 1845.

Der Herzog ſtand damals in ſeinem 28. Jahre. Zwei Jahre ſpäter trat er als Mitglied der Herren-Kurie in den Vereinigten Landtag ein und begann damit ſeine politiſche Thätigkeit, die er bis zu ſeinem Tode nicht unterbrochen hat. Er gehörte zuerſt der zweiten Preußiſchen Kammer an, dann nach der Bildung des Herrenhauſes dieſem als ſtandesberechtigtes, erbliches Mitglied, nahm an dem Erfurter Unionsparlament teil und wurde 1867 in das Parlament des Norddeutſchen Bundes, dann in den Reichstag gewählt. Dem letzteren gehörte er bis 1890 an, bis das Mandat, welches der Wahlkreis Breslau-Neumarkt ihm ſeit 1872 übertragen hatte, an das Centrum verloren ging, deſſen politiſcher Gegner der Herzog namentlich ſeit dem Jahre 1873 war. Damals unterzeichnete er die berühmte Adreſſe vom 14. Juni, welche das Programm der ſogenannten Staatskatholiken enthielt.

Dieſe Bewegung erwies ſich jedoch nicht ſtark genug, um der Regierung eine weſentliche Unterſtützung zu gewähren, während ſie in dem hohen katholiſchen Adel Schleſiens und beſonders in dem Verein ſchleſiſcher Maltheſer Ritter, deſſen Bailli der Herzog ſeit der Begründung im Jahre 1867 war, einen tiefgehenden Zwieſpalt hervorrief, welcher alte Freundſchaftsbande zerriß und auch dem Herzog, der ein durchaus gläubiger Katholik war ünd noch im Jahre 1869 das eigenhändige Glückwunſchſchreiben König Wilhelms an den Papſt Pius IX zu deſſen Jubiläumsfeier nach Rom gebracht und dem Papſt überreicht hatte, eine Menge von Unannehmlichkeiten bereitete.

Doch ſtörten ihn dieſe nicht in ſeinen Bemühungen, den Frieden wiederherzuſtellen, als der Verein der Schleſiſchen Maltheſer ſich in zwei Teile trennte. Das Werk gelang im vorigen Jahre namentlich dadurch, daß der Biſchof Kopp die Bemühungen des Herzogs am päpſtlichen Hofe unterſtützte. Die Schleſiſchen Maltheſer vereinigten ſich wieder, und der Herzog von Ratibor wurde zu ihrem Ehren-Bailli ernannt.

Ein Hof- oder Staatsamt hat der Herzog nie bekleidet, ſo nahe er auch durch Geburt und Stellung dem Throne ſtand und von ſeinen Monarchen, namentlich Kaiſer Wilhelm I, deſſen Sohn, dem unglücklichen Kaiſer Friedrich III und deſſen Gemahlin, die ihn noch als kronprinzliches Paar mehrmals auf dem Schloſſe Rauden, der Reſidenz des Herzogs, beſucht hatten, mit ihrem Vertrauen beehrt wurde.

Als Militär machte der Herzog die gewöhnliche Laufbahn der durch Geburt Höchſtgeſtellten in Deutſchland durch, die ihn bis zum Range eines Generals der Kavallerie führte, den er 1873 erhielt. Er hat in früheren Jahren wohl auch einige Male bei Übungen ein Regiment geführt, doch widmete er in den Kriegen 1866 und 1870/71 ſeine Dienſte der freiwilligen Krankenpflege.

Äußerlich iſt der Herzog in der Politik niemals beſonders hervorgetreten, obgleich ſein ſtiller Einfluß oftmals ein bedeutender war. Er hat denſelben immer im Sinne des Ausgleiches, der Verſöhnung, des Friedens angewendet. Neben den Pflichten, die er als Präſident des Herrenhauſes, als Vorſitzender des ſchleſiſchen Provinziallandtages und als Reichstagsabgeordneter zu erfüllen hatte, lag ihm die Verwaltung eines großen Beſitzes — das Herzogtum Ratibor umfaßt nahe an fünf Quadratmeilen — ob, welche er im weiteſten Umfange und mit großem Erfolge führte. Von der Natur nicht übermäßig begünſtigt, hat ſich der Beſitz des Herzogs faſt an der außerſten Oſtecke Deutſchlands, zum größten Teil von einer polniſch redenden Bevölkerung bewohnt, in dem halben Jahrhundert, währenddeſſen er ihn verwaltete, in ſtaunenswerter Weiſe gehoben. Ohne ſich ſeinem glücklichen Familienleben zu entziehen oder den Freuden der nervenſtärkenden Jagd — der Herzog war ein leidenſchaftlicher und ausgezeichneter Jäger — fand er doch Zeit, ſich auf hundert Punkten für das öffentliche Wohl, im großen und kleinen, thätig zu erweiſen. Vor allem verdankt ihm die vaterländiſche Pferdezucht ſehr viel; er war zwanzig Jahre lang, bis zu ſeinem Tode Präſident des Unionklubs und ebenſo Präſident des Schleſiſchen Vereins für Pferderennen, wie ſich auch ſein Geſtüt in Adamowitz eines großen Rufes erfreut. Der Name des Herzogs ſtand an der Spitze einer überaus großen Zahl gemeinnütziger Unternehmungen, die er durch dieſen Namen nicht bloß, ſondern durch ſeine wirkſame Teilnahme und ſeine Mittel förderte. Den Umfang dieſer Thätigkeit hat man eigentlich erſt kennen gelernt aus den dankenden Nachrufen, welche von ſeiten dieſer Unternehmungen dem Verewigten in das Grab folgten, das ſich am 3. Februar in der Kirche zu Rauden den ſterblichen Reſten des Herzogs öffnete.

Der Herzog hatte nach dem Schluß der Landtagsſeſſion im Juni, zum erſtenmal in ſeinem Leben, ein Bad — Wildungen — beſucht und ſich, als er nach Schloß Rauden zurückkehrte, recht wohl gefühlt. Im November lief dann eine Nachricht durch die Zeitungen, er ſei auf der Treppe ausgeglitten und müſſe das Bett hüten. In der That hatte ſich ein Rückenleiden eingeſtellt, welches die Beine des Kranken lähmte. Dieſer ſelbſt hielt noch die Hoffnung aufrecht, daß er ſeinen Präſidentenſtuhl im Herrenhauſe wieder einnehmen werde und erledigte die laufenden Geſchäfte. Indeſſen konnte bald an dem Ausgange kein Zweifel mehr ſein, Ärzte wurden herbeigezogen, die Brüder des Herzogs kamen aus weiter Ferne, und am 30. Januar gegen Abend hauchte der Herzog, der ſein Leiden mit bewundernswürdiger Geduld ertragen, ſeinen letzten Atemzug aus, umgeben von ſeiner zahlreichen Familie. Ein Leben erloſch, welches in der Geſchichte keine ſtrahlenden Furchen gezogen, aber in ruhigem, mildem, wärmendem Glanze über weite Kreiſe geleuchtet hatte.

Wie zwei Jahre vorher, bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Errichtung des Herzogtums, welche für die ganze Provinz ein Feſt geweſen war, ſo ſah auch jetzt das ſtille Rauden eine überaus glänzende Verſammlung, diesmal freilich voll Trauer. An ihrer Spitze ſtand der Kaiſer ſelbſt, der die weite Reiſe nicht geſcheut, um dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, und zu ihr gehörten alle, die dem Fürſten im Leben näher getreten waren — in Provinz und Staat, vor allem im Herzogtum ſelbſt.

Herzog Viktor war, um auch dieſe Außerlichkeit feſtzuhalten, von mittlerer Leibesgröße, hatte bräunlichen Teint, noch im hohen Alter ſchönes Haar, einen ſtarken Schnurrbart, überaus freundlichen Blick und, ein ſonderbares Spiel des Zufalls, denn in ſeinen Adern floß kein ſlaviſches Blut, einen etwas ſlaviſchen Typus des Geſichts, feine ariſtokratiſche Hände und kleine Füße. Er wußte — es verſteht ſich, daß er mit vielen und höchſten Orden geſchmückt war — in Uniform, wie im Geſellſchaftsanzug vortrefflich zu repräſentieren und war in ſeiner Sprache ſehr ruhig, überlegend und vorſichtig. Vor allem aber trug ſein ganzes Weſen den Stempel einer unendlichen Liebenswürdigkeit, wie ſie nur aus dem Innerſten des Herzens entſpringt und Herzen gewinnt.

In ſeinem öffentlichen und privaten Leben iſt der Verſtorbene das Muſter eines Mannes geweſen, der in reichem Beſitz und vornehmer Geburt nur einen Sporn ſieht, ohne Ehrgeiz und eigenſüchtige Abſichten recht viel Gutes zu wirken. Wir wollen hoffen und wünſchen, daß ſein Beiſpiel nicht verloren geht.

Dr. **Kayßler**.

Eine neuaufgefundene Bibelhandſchrift.

Wie wir unſren Leſern bereits mitteilten, wurde durch ein bedauerliches Verſehen dem Artikel „Das Evangelium des Petrus“ in **Nr. 21** ein Fakſimile beigedruckt, welches nicht zu demſelben gehörte.

Über die Abbildung ſelbſt ſchrieb uns Herr Licentiat Dr. Friedrich Kirchner: Es handelt ſich um die Wiedergabe eines Papyrusblattes, welches zu einem jüngſt aufgefundenen Fragment der Septuaginta gehört, d. h. der griechiſchen Bibelüberſetzung des Alten Teſtaments. Da der Papyrus in Uncialen (großen Buchſtaben) geſchrieben iſt, ſo ſetzt ihn Profeſſor Hechler in Wien um etwa 300 n. Chr. an — er wäre mithin die älteſte ſog. „Handſchrift“ der Septuaginta. Die 16 Blätter, welche vorzüglich erhalten und auf beiden Seiten beſchrieben ſind, haben eine Höhe von 10, eine Breite von 7 Zoll; jede Linie enthält 14 bis 17 Buchſtaben. Die Blätter ſind mit ſtarken Pergamentfäden geheftet. Da ſie manche Lesart bieten, die ſich durch Klarheit und grammatiſche Einfachheit empfiehlt, ſo hat der Fund große Bedeutung, wenn er auch nur Abſchnitte aus dem Propheten Sacharja und Maleachi enthält.

Unſer Fakſimile gibt Sach. 12, 2—3 wieder.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Altertumskunde.

Vom Kaiſerlich Deutſchen Archäologiſchen Inſtitut werden in dieſem Frühjahre in Griechenland wiederum zwei gemeinſame Reiſen für Archäologen, andere Gelehrte und Künſtler veranſtaltet. Die eine Reiſe iſt in den Peloponnes gerichtet, deſſen wichtigſte Ruinenſtätten aufgeſucht und erklärt werden ſollen, und endet in Olympia. Als Ziel der zweiten Reiſe ſind mehrere griechiſche Inſeln und einige am Meere gelegene Ruinenſtätten in Ausſicht genommen, namentlich ſollen Ägina, Delos, Mykenos, Euböa, Oropos, Marathon und Sunion beſucht werden.

Wetterkunde.

Das Funkeln der Sterne ſteht in innigem Zuſammenhange mit dem Zuſtande unſeres Luftmeeres. Bei Kälte erſcheinen die wechſelnden Farben der Sterne lebhafter und mannigfacher als zu warmer Zeit, ſie ermatten, wenn mildere Temperatur heranzieht. Bei herannahendem Regen nimmt das Funkeln zu und wächſt unter dem Einfluſſe der Depreſſionen, zeigt alſo kommenden Regen oder auch Schneefall an. Steht Regen bevor, funkeln die Sterne mehr blau als rot, ſo daß die kalte Pracht der Sterne Kühle und Näſſe anſagt, während rötliches Funkeln und Trübwerden des Sternenglanzes auf ſonniges Wetter hoffen läßt. Ähnliche Beobachtungen kennt man im Gebirge: je klarer und farbiger ferne Berge erſcheinen, um ſo *ſchlechter* pflegt das Wetter der nächſten Tage zu werden. St.

Erdkunde.

Uber die Goldlagerſtätten bei Johannesburg in Transvaal ſind neuerdings *um*faſſende Unterſuchungen angeſtellt worden, die denſelben — nach Berichten an die Times — eine erſtaunliche Mächtigkeit zuſchreiben, *ja* ſie als die reichſten, gegenwärtig bekannten der Erde erſcheinen laſſen. So lange man nur die obengelegenen Schichten abſchürfte, war das Erträgnis verhältnismäßig gering, es wuchs aber ſtetig mit der in den letzten Jahren tiefer gehenden Arbeit. Den jetzigen Annahmen zufolge ſchätzt man den vorausſichtlichen Geſamtertrag der Lager auf einen Wert von 6450 Millionen Mark. Dem gegenüber iſt es intereſſant, daß die vielberühmten kaliforniſchen Goldfelder von 1849—92 nur einen Betrag von 4600 Mill. Mark ergaben.

Wiederholt ſind die Kohlenvorräte der Erde einer Schätzung unterzogen worden, meiſt aber in ſehr oberflächlicher, wenig fachmänniſcher Weiſe. Jetzt hat der preußi*ſche* Geheime Bergrat R. Naſſe jedoch ein Büchelchen: „Die Kohlenvorräte der europäiſchen Staaten, insbeſondere Deutſchlands, und deren Erſchöpfung“ (Berlin 1893. Puttkammer & Mühlbrecht) herausgegeben, welches die Frage einer eingehenden, auf ſorgfältigen Studien begründeten Unterſuchung unterwirft. Er ermittelt — den Wert der Braunkohlen auf den der Steinkohlen reduzierend — die vorausſichtlich gewinnbaren Kohlenvorräte Großbritanniens und Irlands auf 198, Deutſchlands auf 112, Frankreichs auf 18, Öſterreich-Ungarns auf 17, Belgiens auf 15 — der mitteleuropäiſchen Staaten zuſammen auf 360 Milliarden Tonnen und kommt zu dem Reſultat, daß nach 670 Jahren wahrſcheinlich der Kohlenvorrat Mitteleuropas erſchöpft ſein wird. Des weiteren weiſt er nach, daß die Kohlenvorräte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zwar heute noch ungleich größer ſind (auf etwa 684 Milliarden Tonnen geſchätzt), daß aber bei der ſchnellen Zunahme der Bevölkerung der Union, die nach einem Jahrhundert auf 567 Millionen Seelen geſtiegen ſein dürfte, trotzdem die Kohlen dort faſt zu demſelben Zeitpunkt ihrem Ende nahe ſein werden, wie die unſren. Dies ergibt das „vielleicht überraſchende, aber trotz aller Unſicherheiten der Vorausſetzung wahrſcheinliche Reſultat, daß, wenn Nordamerika auch zunächſt noch längere Zeit mit größeren Schritten der vollen Entwickelung ſeiner induſtriellen Kräfte entgegenſchreiten wird, als die vorausgeeilten europäiſchen Staaten, die Dauer der induſtriellen Höhe jenſeits des atlantiſchen Ozeans durch die Kohlenſchätze nicht in höherem Maße geſichert iſt, als diesſeits.“

Volkskunde.

Im Jahre 1848 lebten in Oſtpreußen noch 150 580 Litauer, die ſich als ſolche bezeichneten. 1890 war ihre Zahl bereits auf 121 265 herabgeſunken, von denen 6351 auch deutſch ſprachen. Am ſtärkſten iſt die litauiſche Bevölkerung in den Kreiſen Heydekrug, Memel und Tilſit, wo ſie faſt 50 Prozent der geſamten Bevölkerung beträgt.

Technik.

Über das Auerſche Gasglühlicht, über welches wir neulich an dieſer Stelle berichteten, ſchreibt der „Prometheus“ u. a.: „Auf den erſten Blick iſt man geneigt, dasſelbe für weiß (dem Tageslicht ähnlich) zu halten, aber bald erkennt man, daß dies auf einer Täuſchung beruht. Ein weißes Licht iſt ein ſolches, bei dem alle Farben des Spektrums gleichmäßig vertreten ſind, bei dem Auerſchen Licht iſt dies aber durchaus nicht der Fall; wir haben es hier vielmehr mit einem Licht zu thun, welches außergewöhnlich arm iſt an roten Strahlen und deſſen Wirkungen vollkommen andere ſind, als diejenigen des weißen Tageslichtes. Man braucht nur ein buntes Bild, einen Teppich, eine Stickerei in dieſem Lichte zu betrachten, um alsbald ſeiner eigentümlichen Wirkungen ſich bewußt zu werden: das Rot dieſer farbigen Gegenſtände erſcheint wie ausgelöſcht, es iſt durch ein fahles rötliches Grau erſetzt. Das menſchliche Antlitz zeigt in gleicher Weiſe dieſe Veränderung, die Wangen erbleichen, die roſige Farbe der Haut wird grau. Es kann nicht beſtritten werden, daß dies ein ſehr großer Fehler des Gasglühlichtes iſt; die rote Farbe iſt uns ein Bedürfnis, ſie repräſentiert die Freude in unſrem Daſein, wir dürfen ſie nicht auslöſchen, ohne daß unſere Stimmung dadurch litte. Dies iſt der Hauptgrund, weshalb das Gasglühlicht, welches eine glänzende und geniale Erfindung auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik repräſentiert, dennoch nur langſam in die Gunſt des Publikums eingedrungen iſt und trotz ſeiner Billigkeit und Sauberkeit die anderen Beleuchtungsmethoden nicht ganz zu verdrängen vermag.“

Verkehr.

Alle Erfindungen zum Schutze des Seeverkehrs verdienen eine ſorgſame Prüfung. Einer ſolchen wird auch der Apparat unterzogen werden müſſen, der unter dem Namen Hydrophon neuerdings in den Vereinigten Staaten patentiert worden iſt. Der Apparat beſteht aus einer Art Taucherglocke, verbunden mit einem empfindlichen Mikrophon und einem Galvanometer, wird an gefährlichen Stellen, Riffen ꝛc. verſenkt und ſoll bei Annäherung eines Dampfers ſchon auf $^1/_2$ bis 1 Seemeile Entfernung derart funktionieren, daß durch das auf das Mikrophon wirkende Geräuſch der Schiffsſchraube auf elektriſchem Wege von einer oberhalb der Taucherglocke befindlichen Boje aus ein Schuß abgefeuert oder eine Glocke zum Tönen gebracht wird.

Koloniales.

Eine von der katholiſchen Miſſion in Mrogoro in Uſambara ausgehende Mitteilung, daß der dort gebaute Kaffee nach wiederholten Proben wie der Bourbon-Kaffee bewertet wurde, ſtellt in überraſchender Weiſe der Uſambara-Kaffeebaugeſellſchaft Erfolge in Ausſicht. Daß der in Mrogoro gezogene Kaffee von guter Qualität iſt, war ſchon früher mehrfach bezeugt worden, aber die Klaſſifizierung als Bourbon-Kaffee übertrifft alle Erwartungen, denn der Bourbon-Kaffee gehört zu den hoch geſchätzten und ſehr teuer bezahlten Sorten. Während die anderen tropiſchen Kulturen in Oſtafrika noch kaum über das Verſuchsſtadium hinausgekommen ſind, läßt ſich dem Kaffeebau jetzt bereits eine erfolgreichere Zukunft in Ausſicht ſtellen.

Buchhandel.

Vor Jahresfriſt machten wir an dieſer Stelle auf die Allgemeine Länderkunde (Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts-Leipzig) aufmerkſam, deren erſter Teil — Afrika — damals erſchien. Inzwiſchen hat Prof. W. Sievers, der Herausgeber des vortrefflichen Werkes, auch den zweiten, Aſien behandelnden Teil vollendet, der jetzt als ſtattlicher Band mit 160 Textabbildungen, 14 Karten und 22 Tafeln vor uns liegt. Allgemein verſtändliche, lichtvolle Darſtellung und gewiſſenhafte Durcharbeitung des ungeheuren Stoffgebietes zeichnen auch dieſen Band aus, der ein umfaſſendes Bild der Erforſchungsgeſchichte, der Oberflächengeſtaltung, des Klimas, der Tier- und Pflanzenwelt, der Bevölkerung, ſowie aller ſtaatlichen Verhältniſſe des Erdteils gibt.

Preisausſchreiben.

Das Dekanat der theologiſchen Fakultät der Univerſität Jena ſchreibt als Preisaufgabe der Karl Schwarz-Stiftung aus: „Vergleiche der dogmatiſchen Syſteme von R. A. Lipſius und A. Rietſchl.“ Der ausgeſetzte Preis beträgt 500 Mk.; die Arbeiten ſind unter den üblichen Formalitäten bis 1. Auguſt 1895 an das Dekanat einzureichen.

Vereine.

Am 20. und 21. März findet in Berlin die Generalverſammlung des Vereins für Sozialpolitik ſtatt. Auf der Tagesordnung ſtehen: „Die ländliche Arbeiterfrage und die deutſchen Binnenwanderungen“ und „Die Bodenbeſitzverteilung und die Sicherung des Kleingrundbeſitzes.“

Am 24., 25. und 26. März d. J. wird in Dresden ein Kongreß der Hygieniker Deutſchlands und Öſterreichs abgehalten, der ſich mit der Frage der Seuchenbekämpfung beſchäftigen ſoll. Die Aufgabe des Kongreſſes wird ſein, „allgemein gültige, die freie Forſchung nicht lahmlegende, der körperlichen, ſeeliſchen und wirtſchaftlichen Wohlfahrt gleicherweiſe gerecht werdende Maßnahmen zur Seuchenbekämpfung darzulegen, da im laufenden Jahre eine Choleraepidemie droht.“ In hervorragendem Maße wird man ſich mit dem Seuchengeſetz-Entwurf beſchäftigen.

Kunſt.

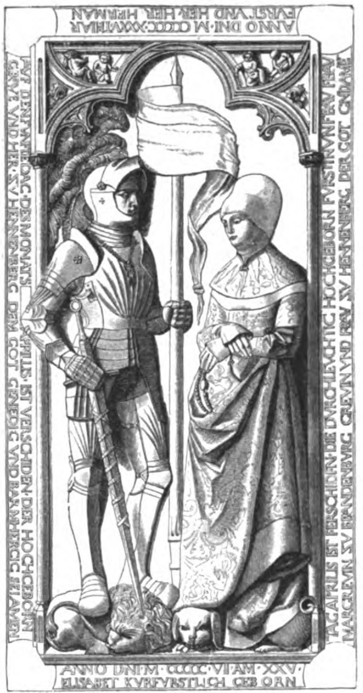
In der alten Mönchskirche zu Oneglia (in der italieniſchen Provinz Porto Maurizio) wurde kürzlich durch Zufall ein wundervolles Gemälde entdeckt, das man nach genaueſter Prüfung mit gutem Grunde Guido Reni zuſchreibt. Es ſtellt den heiligen Joſef dar, der die Jungfrau, die ihm mit dem Jeſuskind im Arme erſcheint, anbetet. Der Wert des Bildes wird auf 150 000 Lire geſchätzt.

Geſundheitsrat.

Pfarrer J. in E. „Funkenſprühen des Haares beim Kämmen mit einem gewöhnlichen Kamm“ iſt nichts Wunderbares, wenn das Haar ſehr ſtark und ſehr trocken iſt — und wenn der Kamm aus Hartgummi, alſo aus einem Harze beſteht, dem meiſtens zur Erhöhung der Härte und Elaſtizität noch Schellack bei der Fabrikation zugeſetzt iſt. Der Vorgang entſpricht dann demjenigen beim Elektrophor, wo umgekehrt durch Peitſchen eines Harzkuchens mit einem Fuchsſchwanz Elektrizität erzeugt wird. Mit der Geſundheit des Kindes hat das harmloſe phyſikaliſche Experiment nichts zu thun. Bei Benutzung eines Hornkammes dürfte die Wirkung ausbleiben.

Ein Viſcherſches Grabmal.

Die gewaltigen Hauptwerke des großen Nürnberger Rotgießermeiſters Peter Viſcher — das Grabmal des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg (1497), das wundervolle Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg (1519), ſein bogenſchießender Apoll, jetzt eine Zierde des Germaniſchen Muſeums, ſein Grabmal Friedrichs des Weiſen in der Schloßkirche zu Wittenberg (1527) — ſind allgemein bekannt; ungleich weniger bekannt dürfte das Werk ſein, welches wir nebenſtehend abbilden. Es iſt eine gegoſſene Deckelplatte für das Grabmal des Grafen Hermann von Henneberg († 1535) und ſeiner Gemahlin Eliſabeth, Markgräfin von Brandenburg († 1507) und befindet ſich in der Stadtkirche zu Römhild in Thüringen. Das Denkmal zeigt die Bildniſſe der Ehegatten in halberhabener Arbeit, den Mann in voller Rüſtung, die Gattin in ſchlichter häuslicher Tracht; unter ihren Füßen liegen, als die mittelalterlichen Sinnbilder der überwundenen Untugenden der Welt, Löwe und Hund. Für die Entwickelungsgeſchichte des Künſtlers Viſcher iſt das Grabmal inſofern intereſſant, als ſich in ihm die Umwandelung ausprägt, welche den Meiſter von der Gotik, die in ſeinen früheren Werken vorherrſchte, zur Renaiſſance führte; in der ungezwungenen Freiheit und Natürlichkeit der Geſtalten, in der Kleidung der Markgräfin, welche in nichts mehr an die ſpätgotiſche Fülle des Faltenwurfs erinnert, tritt der Einfluß der neuen Kunſtepoche ſcharf hervor. Übrigens iſt das Grabmal nach einer Zeichnung Albrecht Dürers ausgeführt, welche ſich u. a. noch im Berliner Kupferſtichkabinett erhalten hat.


ANNO DNI M · CCCCC · VII AM · XXV ·
ELISABET KVRFVRSTLICH GEBORN

Grabmal des Grafen Hermann v. Henneberg und ſeiner Gemahlin Eliſabeth von Brandenburg. Von Peter Viſcher.

Kleine Zeitung.

Allbekannt dürfte Jules Vernes „Reiſe um die Welt in 80 Tagen“ ſein, in welcher der phantaſievolle franzöſiſche Erzähler von einer abenteuerlichen Weltreiſe berichtet, die ſtaunenswerterweiſe in 80 Tagen zurückgelegt worden ſei. Das Buch erſchien 1872, und niemand ahnte damals wohl, daß das Phantaſiegebilde Jules Vernes nach zwei Jahrzehnten bereits von der Wirklichkeit überholt werden würde. Und doch iſt dem ſo, ja man kann heute nicht nur in 80 Tagen, ſondern ſogar ſchon in 64 Tagen rund um unſren Erdball reiſen. Die Zeitſchrift „Prometheus“ gibt eine anſchauliche Beſchreibung dieſes Wettrennens in Anſchluß an ein Rundreiſebillet der Canadian Pacific Railway- und der Peninsular and Oriental Steam Navig.-Company, welches 125 Pfd. Sterling = 2500 Mark koſtet und eigentlich eine Zeit von 73 Tagen beanſprucht, die ſich aber durch Benutzung einiger den Seeweg abkürzenden Bahnſtrecken noch um 9 Tage abkürzen läßt. Es iſt intereſſant, die Tour auf dem Atlas zu verfolgen.

Man fährt von Liverpool mit der Allan-Linie in $7\frac{1}{2}$ Tagen nach Quebeck; von hier nach Montreal, dann mit der Eiſenbahn über Ottawa in 3 Tagen nach Winnipeg, der Hauptſtadt von Manitoba, und in weiteren $2\frac{1}{2}$ Tagen nach Vancouver am Stillen Ozean. Hier wartet ſchon — um 15 Uhr, denn die Eiſenbahn zählt nach dem 24-Stundenſyſtem — einer der Rieſenſteamer der Canadian-Pacific-Geſellſchaft, welcher uns über Yokohama und Shangai in 22 Tagen bis Hongkong führt; wir beſteigen nun einen Dampfer der Peninſular- und Oriental-Linie, bedürfen bis Colombo auf Ceylon noch 13 und von hier bis London noch 35 Tage. Summa Summarum: 73 Tage, faſt ganz auf luxuriös eingerichteten Dampfern, welche alle Annehmlichkeiten eines großen Hotels bieten, zurückgelegt.

Wem dieſe Hetztour noch nicht genügt, der kann einen Schnelldampfer nach New York und von dort aus die Bahn nach Montreal benutzen, wobei er einen Tag gewinnt. Indem er ferner von Colombo aus nur bis Brindiſi mit dem Steamer, dann aber durch Italien ꝛc. mit der Bahn fährt, erſpart er weitere acht Tage. Bleiben 64 Tage.

Die Entfernungen der ungeheuren Reiſe ergeben nachſtehende Zahlen:

Von	Liverpool	nach	Montreal	2799	Seemeil.
„	Montreal	„	Vancouver	2535	„
„	Vancouver	„	Yokohama	4283	„
„	Yokohama	„	Shanghai	1047	„
„	Shangai	„	Hongkong	810	„
„	Hongkong	„	Colombo	3096	„
„	Colombo	„	London	6703	„
				= 21273	Seemeil.

Der Umfang des Äquators beträgt 21600 Seemeilen.

Ein Vergnügen iſt dieſe Weltreiſe jedenfalls nicht.

In unſerer Spielecke.

1. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Madeira aus Arm und Jade. In derſelben Weiſe bilde man aus:

1. Stahl, Omen einen dramatiſchen Dichter,
2. Inn, Gade ein Alpenthal,
3. Rad, Nil eine europäiſche Inſel,
4. Siam, Reims eine Königin des Altertums,
5. Ems, Vater eine Stadt in Ungarn,
6. Mai, Eli eine italieniſche Provinz,
7. Ibſen, Turin einen Komponiſten und Virtuoſen unſerer Zeit,
8. Ilias, Bern einen amerikaniſchen Staat,
9. Erna, Ida eine Frauengeſtalt der griechiſchen Sage,
10. Soden, Ali einen griechiſchen Feldherrn,
11. Binz, Nero eine Farbe,
12. Tau, Roſe einen Fluß in Griechenland,
13. Artus, Thiers einen Dichter unſerer Zeit.

Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Titel eines Dramas von Ernſt von Wildenbruch.

2. Rätſeldiſtichon.

Suchet mich in dem Propheten, den Meyerbeers Genius geſchaffen,
Ohne den Kopf und den Fuß birgt mich derſelbe Prophet.

3. Ergänzungsaufgabe.

W.l.h e.n W.n..r i.t. d.. i.h ſ.h
W.. ſ.e.t R.i.e.d.s h..r i. S..n..
A.s d.n n..d.rſ..l.n..n F.o.k.n
W..d.. l..b.i..e B.ü..ng..ck..

4. Magiſches Kreuz.

		a	a	a		
		a	b	b		
c	c	d	d	e	e	e
i	i	m	m	n	n	n
n	n	n	o	o	o	o
		r	r	r		
		r	r	u		

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben ergeben. (i = j.)

Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. Eine beliebte Oper, 2. eine Hauptrolle in einer Oper von Verdi, 3. einen Alpenpaß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 23.

Bilderrätſel.

Nichts halb thun iſt großer Geiſter Arbeit.

Schachaufgabe.

A.

1. Ld6—f4 Ke4—f5
2. Da6—g6: † Kf5—g6:
3. Lf1—d3 ‡

1. ... Ke4—d5:
2. Da6—b7 † ~
3. Db7—f7, b5 ‡

B.

1. .... Sb3—c1
2. Lf1—g2 † Ke4—f5
3. Da6—c8 ‡

C.

1. .... Sb3—c5
2. Da6—g6 † Ke4 ~
3. Dg6—g2, c3—c4 ‡

D.

1. .... g6—g5
2. Da6—e6 † Ke4—f3
3. De6—e2 ‡

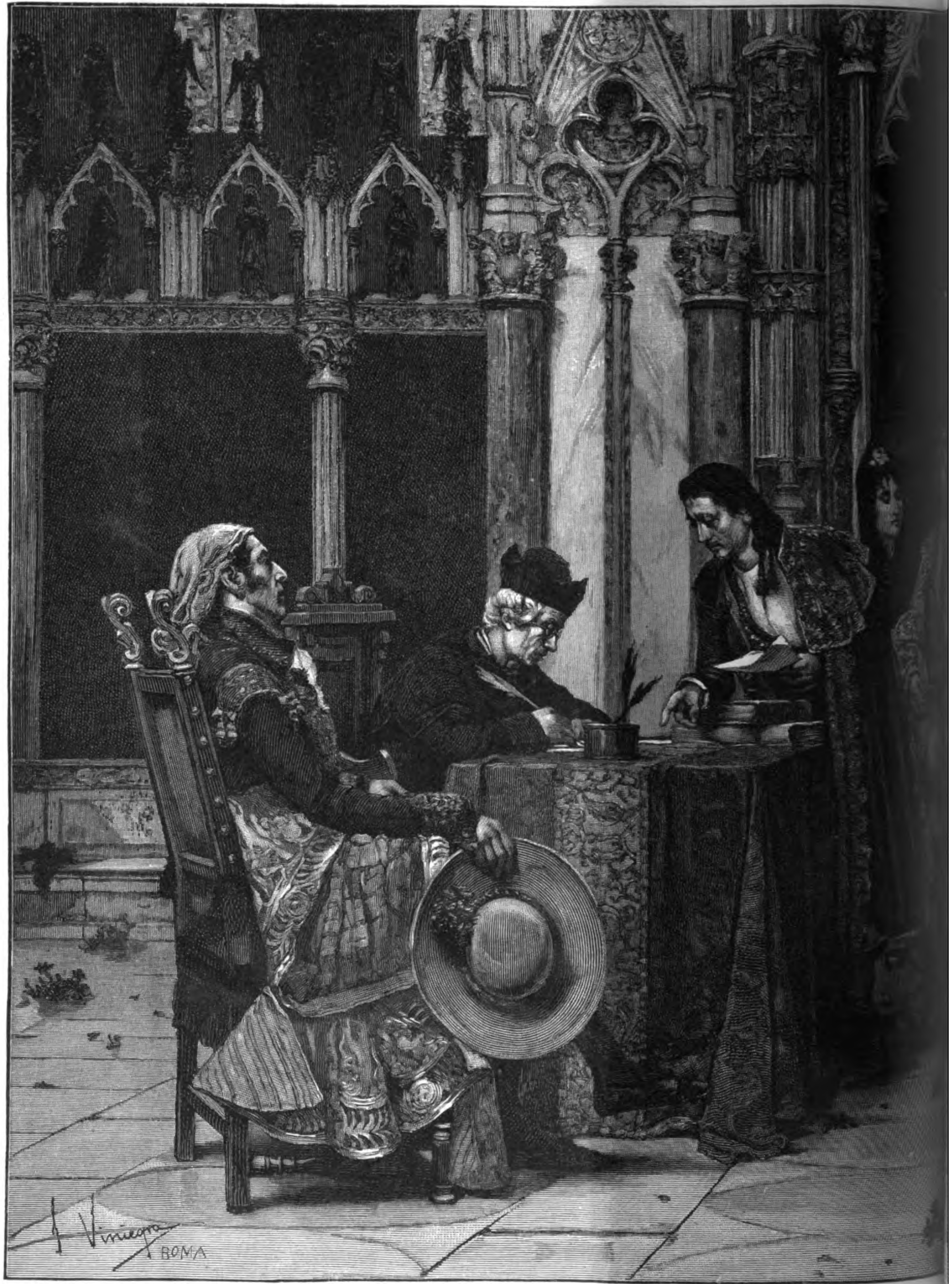
1. Zahlenrätſel. Daheim.

2. Zweiſilbige Scharade. Fachmann.

3. Dreiſilbige Scharade. Fregatte.

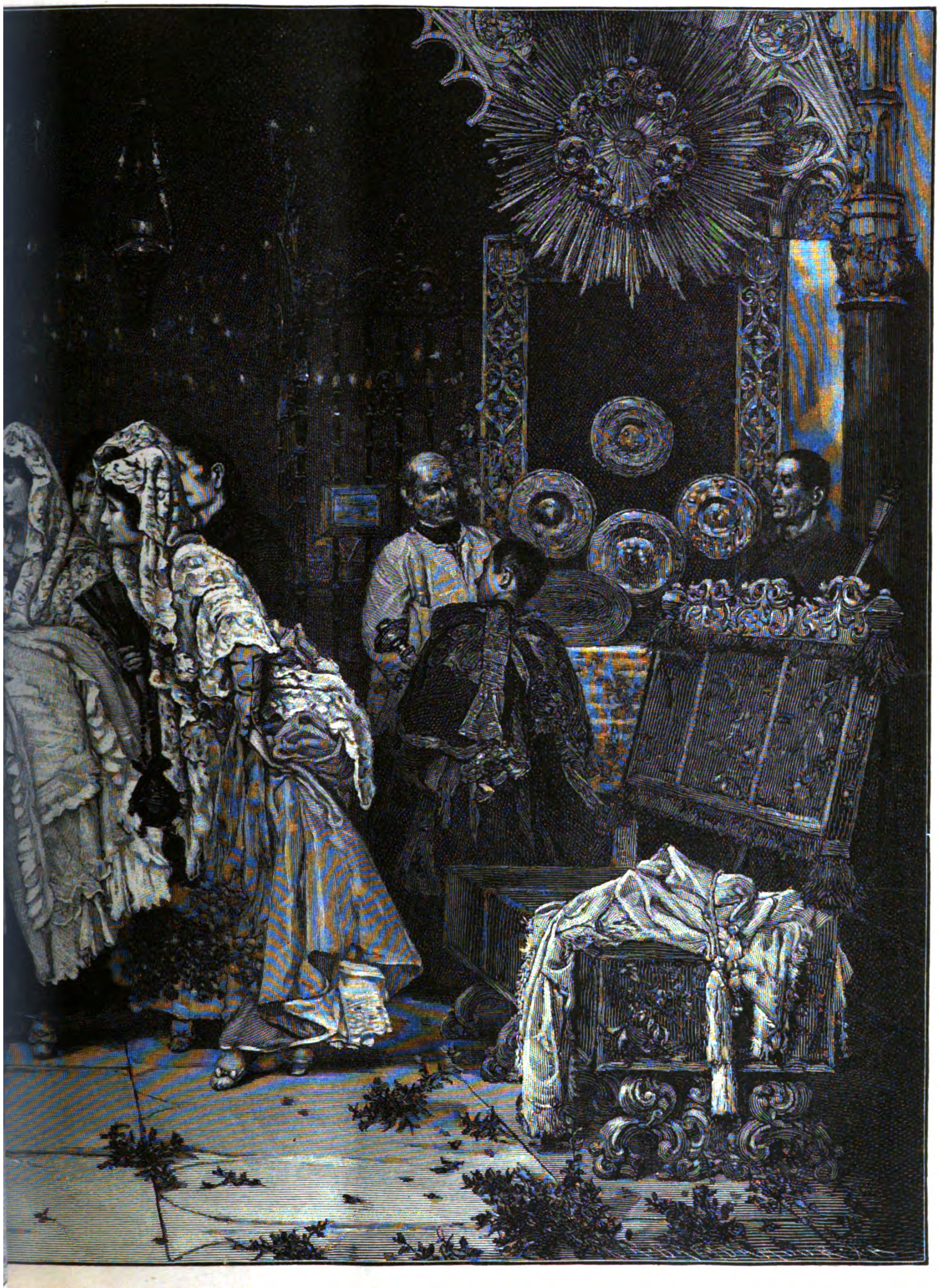
Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Von Joachim von Dürow. (Fortſ.) — Der junge Stelzfuß. Gedicht von Frida Schanz. Zu dem Bilde: 'S war nur ein Traum von K. Gebhardt. — Unterſeeiſche Freundſchaft. — Schäfflertanz und Metzgerſprung in München. Von Fritz v. Oſtini. Mit vier Illuſtrationen von Paul Hey. — Aus dem Leben eines Schiffsjungen. Von H. Rägener. — Herzog Viktor von Ratibor. Von Dr. Kayßler. Mit Bildnis. — Eine neu aufgefundene Bibelhandſchrift. — Am Familientiſch: Altertumskunde. — Wetterkunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Volkskunde. — Technik. — Verkehr. — Koloniales. — Buchhandel. — Preisausſchreiben. — Vereine. — Kunſt. — Geſundheitsrat. — Ein Viſcherſches Grabmal. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


J. Vinegra
ROMA

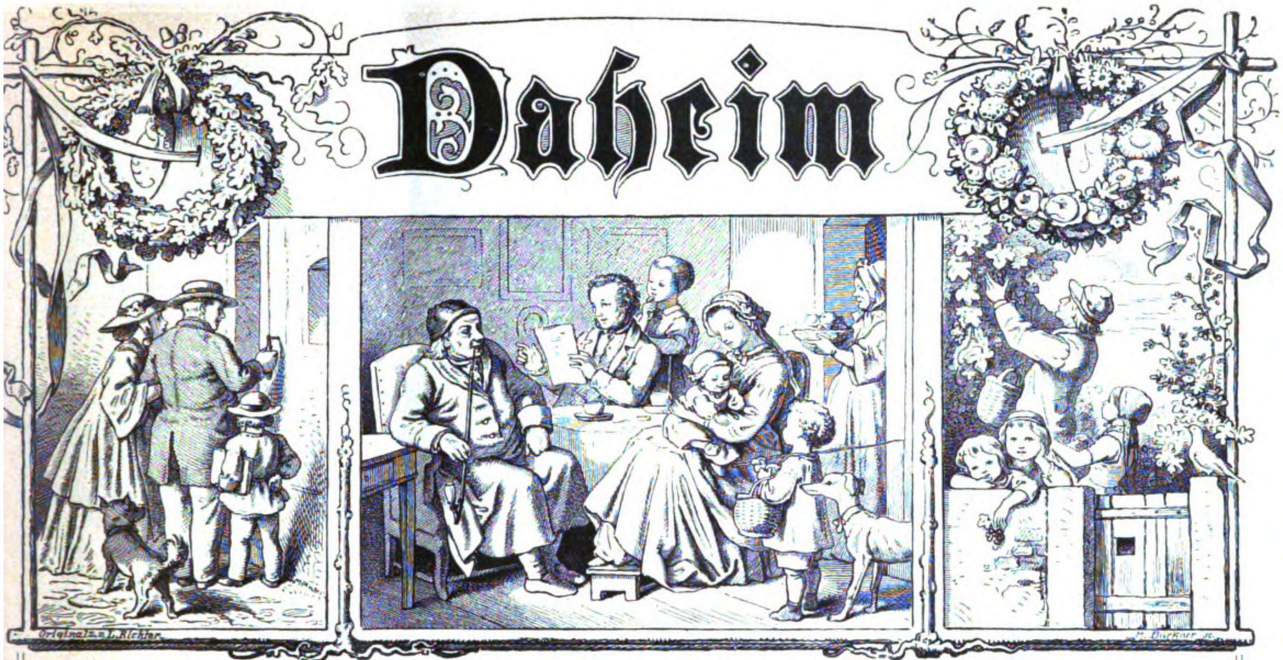
Die Eintragung in das Taufregi
(Photographieverlag

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 9.



von Salvador Viniegra y Laſſo.
ion in München.)

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 25. März 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 25.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

7. Kapitel.

In dem Hauſe einer entfernten Verwandten, deren einziger Sohn als Offizier bei einem in Berlin garniſonierenden Garderegiment ſtand, hatten Jutta und ihr Vater einige möblierte Zimmer gemietet. Frau von Brieſens mütterlichem Schutze unterſtellt, hatte Jutta unter dem dumpfen Druck der bevorſtehenden Kataſtrophe vielleicht weniger gelitten, als es unter anderen Verhältniſſen der Fall geweſen wäre. Sie fühlte ſich ‚trotz allem‘ in der Obhut der warmherzigen, erfahrenen Frau geborgen, man ſorgte mitſammen und man atmete mitſammen wieder auf, als der 17. März ohne Veranlaſſung zu neuen Befürchtungen vorübergegangen war.

In der vollen Schöne eines gottbegnadigten Frühlingstages brach dann, wie ein Tag des Herrn, der Morgen des 18. März an. Die Herzen öffneten ſich neuem Hoffen, die Fenſter thaten ſich auf, daß der Duft des knoſpenden Lenzes ſeinen Einzug halte.

Auch Jutta lehnte ſich, tief atmend, hinaus, der mehr und mehr entſchwindenden Geſtalt des Vaters nachzuſehen, bis dieſe ſich unter der Menge verloren hatte. Dann wandte ſie ſich ins Zimmer zurück, und die Frage, ob man es wohl wagen könne, draußen ein paar Züge der lauen Luft zu nehmen, wurde erwogen, als Anton, der ſeine Herrin aus Rotenſtein begleitet hatte, gerade von einem Geſchäftsgange aus der Stadt zurückkam.

„Um Gottes willen nicht, gnädiges Fräulein. Es ſtrömen Unmengen von Menſchen nach dem Schloſſe hin. Sie wollen unſerem gnädigen Herrn König allerlei abzwacken, haben Schnauzen wer weiß wie groß! Na, ich wünſcht' man bloß den Roſekatzky her!“

In der That war der große Platz vor dem Schloſſe nicht nur von den Deputierten für die Wünſche des Volkes, ſondern auch von einer ſich von Minute zu Minute mehrenden Menge Unbeteiligter beſetzt, während das Militär Befehl hatte, ſich auf den inneren Schloßhof zu beſchränken.

Um die zweite Stunde des Nachmittags geſtaltete ſich das dumpfe Brauſen, wie es mit der Anſammlung von Maſſen zuſammenhängt, zu einer Kundgebung hellen Jubels, als die Geſtalt des Königs auf dem Balkon des Schloſſes erſchien. Hoch auf flogen die Hüte, als man gewahrte, daß der König ſprechen wolle, aber ungehemmte Zurufe, neues Jubeln, — Beſchwichtigungen auf der andren Seite — machten ein Durchdringen der königlichen Worte unmöglich! Endlich gelang es einem der Herren des Hofſtaates, im Auftrage des Königs mit der Verſicherung ſich verſtändlich zu machen, daß der König geneigt ſei, den Wünſchen des Volkes thunlichſt Rechnung zu tragen.

Da die Maſſen jetzt mit neuer Begeiſterung auf das Schloß zudrängten, erſchien das in dem inneren Hof aufgeſtellte Militär an dem Portal, und ſofort änderte ſich die Sachlage.

„Militär zurück!“ brauſte es durch die Maſſen, und das Brauſen wurde zum Donnern, als von der Stechbahn her eine Schwadron Dragoner auftauchte. Mit ihrem Erſcheinen traf, nimmer aufgeklärt, von wo ſie gekommen, das Fallen jener zwei Schüſſe zuſammen, die mit einem Schlage den Ausbruch der Kataſtrophe nach ſich ziehen ſollten.

„Verrat, Verrat! Man ſchießt auf das Volk!“ lautete der Ruf, der die Dämonen entfeſſelte. Hoch in den Lüften wehte das Banner blutigen Aufruhrs, die Leidenſchaften brachen los, die Revolution begann ihre Arbeit.

Noch hatte kein direkter Angriff ſeitens des Militärs ſtattgefunden. Da kam gegen die fünfte Stunde die Nachricht, daß der Poſten vor der Reichsbank durch das Volk erſchoſſen worden ſei. Die Kunde gab das Signal zur Erſtürmung der von den Aufrührern zunächſt beſetzten Königſtraße.

In allen Fenſtern erſchienen die wilden Geſtalten der Arbeiter; man brach die Wände zwiſchen den Häuſern durch, ſo daß, während das eine Haus von den Truppen genommen wurde, das andere bereits wieder vom Volke beſetzt war — man ſchoß mit Murmeln, kleinen Kugeln, Stücken Eiſen. Die gegenſeitige Erbitterung, in welcher der Unſchuldige für den Schuldigen zu leiden hatte, kannte keine Grenzen.

Während alle Furien des entfeſſelten Haſſes in den Straßen tobten, während der mittlerweile aufgehende Mond mehr und mehr den Opfern dieſes Haſſes in das aufwärts gekehrte Antlitz ſchaute, hatten innerhalb der Mauern des Schloſſes die Geiſter einer faſt verzweifelnden Ratloſigkeit ihr haltloſes Regiment aufgeſchlagen.

Er, der König, deſſen ideale Anſchauung den Gedanken, mit ſeinem Volke eins zu ſein, nicht laſſen wollte, erſchauerte in innerſter Seele vor dem Blutbade unter eben dieſem Volke. Vor dem Befehl eines Rückzuges der Truppen aber bäumte ſich die andere Seite ſeines Charakters in hartnäckigſtem Widerſtande auf.

„Solches verbietet die militäriſche Ehre,“ lautete anfänglich der Beſcheid — und Schuß auf Schuß fiel, erbarmungslos das weiche Herz des ratloſen Mannes zerfleiſchend!

Neues Drängen ſeitens der Bürger fand ſtatt. Die erkrankte Königin wetteiferte in ihren flehenden Bitten mit denen der Abgeſandten des Volkes — und unter dieſer vereinten Macht begann der anfängliche Widerſtand zu wanken. Als die Schleier der Nacht ſich über die Stadt geſenkt, hatte der König ſeinen Entſchluß gefaßt. Er wollte nachgeben!

Unter der Adreſſe: „An meine lieben Berliner!“ verhieß ein Schreiben das ſofortige Zurückziehen des Militärs. Es ſollte Waffenruhe ſein zwiſchen den Truppen und dem Volke!

Kein weiterer Schuß fiel. Der Morgen des 19. März tagte unter dem Zeichen der Waffenruhe! Aber welch ein Anblick war es, unter dem die Sonne eben dieſes Tages für Berlin aufgehen ſollte!

Zerſchoſſene Fenſterſcheiben, eingeſchlagene Thore, Reſte von Barrikaden, und dazwiſchen, auf Thüren getragen, Leichen, deren entblößte Wunden die Erbitterung von neuem reizten.

Man ſcheute ſich nicht, dieſe Leichen in die Glieder eines der abziehenden Bataillone hineinzutragen. Man benutzte die Waffenruhe, um mit erneuten Schmähungen gegen die Soldaten vorzugehen; man ſchimpfte, man ſpie nach den Offizieren, aber im Banne der Disziplin drang aus den geſchloſſenen Reihen kein Laut.

Auch innerhalb des Schloßhofes hatte man die Leichen in Reih und Glied niedergelegt, auf daß der König ſie ſähe.

Das Haus, in dem Jutta von Rettlingen wohnte, war, außerhalb der Kampflinie liegend, nicht in dieſelbe hineingezogen worden. Dennoch ſaßen Jutta und Frau von Brieſen, gleich zwei ſchüchternen Vöglein enge aneinander gedrängt, in einem der nach dem Hofe heraus gelegenen Zimmer, und alles, was das Menſchenherz an Bangen und Beten, Hoffen und Harren in ſich zu bergen vermag, konzentrierte ſich bei Frau von Brieſen in der Sorge um den Sohn, — bei Jutta in der Angſt um den Vater.

Schon graute der Morgen des 19. März, ohne daß eine Kunde zu ihr gedrungen war, ſeitdem ſie ſeine hohe Geſtalt an der Straßenecke hatte verſchwinden ſehen. Keine Nachricht kam von ihm, während doch Brieſen es möglich gemacht, ſeine Mutter zu benachrichtigen, daß er unverletzt geblieben ſei.

Jutta wagte es, da das Schießen aufgehört hatte, einen Blick aus dem Fenſter des Vorderzimmers auf die in verhältnismäßiger Ruhe daliegende Straße zu werfen. Sie ſah vereinzelt Dienſtmädchen mit dem Korbe, der ſonſt die Semmeln barg, vorüberhuſchen, und als in der Ferne eine Glocke zu läuten begann, kam es Jutta zum Bewußtſein, daß der heutige Tag ein Sonntag ſei, wenn ſchon keine der Kirchen ſich an dieſem Tage dem Gottesdienſte öffnen ſollte.

Gerade von der Stelle herkommend, an der ſie ihren Vater hatte verſchwinden ſehen, klangen Tritte von Soldaten herüber, deren gleichmäßige Schwere bekundete, daß ſie eine Laſt trügen. Neben den Trägern ging ein Unteroffizier.

Als die Leute mit ihrer Bürde näher und näher kamen, unterſchied Jutta die auf einer Thüre liegende Geſtalt eines Verwundeten, den ein Soldatenmantel zudeckte. Der Unteroffizier mochte wohl durch ein Kommando die Schritte verzögern, denn er ſah ſich die Nummern der Häuſer, ſowohl zur Rechten, wie zur Linken, aufmerkſam an, bis er vor der Pforte des Brieſenſchen Hauſes Halt gebot. „Öffnet!“ donnerte es mit mächtigem Schlage an die geſchloſſene Thür.

Jutta wußte nicht, wie ſie die Treppe herunter gekommen war. Ihr erſchien die Zeit, bis man den Schlüſſel der Hausthür brachte, wie eine Ewigkeit, und doch hatte ſich in die Starrheit des Entſetzens ein Klang des Jubels gemiſcht, als ihr Auge eine grüßende Handbewegung des Verwundeten erfaßte.

Wohl war's ihr Vater, den ſie dort brachten, aber Gott im Himmel ſei Dank — er lebte! Beim Sturm auf eine Barrikade hatte ein Schuß von gehacktem Blei ſeine Bruſt getroffen. Man hatte ihn bereits notdürftig in einem Hauſe, in dem er die Nacht zugebracht, verbunden. In kurzer Zeit ſollte auch der Arzt kommen.

In der kleinen Hinterſtube, in die man aus Furcht vor einem neuen Ausbruch der Unruhen den Verwundeten gebettet, ſaß nun Jutta, zum erſtenmal in ihrem Leben als Krankenpflegerin, kaum des Umſtandes ſich bewußt, daß der liebe Gott mit dem Amte auch den Verſtand gegeben.

„Sie haben eine linde Hand und ein mutiges Herz, mein gnädiges Fräulein,“ hatte der Arzt geſagt. „Dinge, die wir gut gebrauchen können, denn wenn Gefahr auch nicht unmittelbar vorhanden iſt, ſo können wir auf ein Stückchen Wundfieber für die Nacht ſchon gefaßt ſein.“

Mit einbrechender Dunkelheit wurde der Oberſt ſehr unruhig, und ſobald ſich Jutta nur um ein Kleines von dem Bett entfernen wollte, folgte ihr angſtvoll verlangend der Blick des Kranken.

„Du darfſt nicht von mir gehen, Pinchen, nein, nein. Du darfſt nicht wieder von mir gehen.“

„Er hält mich für meine verſtorbene Mutter,“ flüſterte Jutta Frau von Brieſen zu, und ſie freute ſich deſſen in aller ihrer Angſt.

„Pinchen,“ murmelte der Kranke wieder, nach Juttas Hand taſtend, „da du fortgegangen, kam das Unglück. Ich weiß nicht welches Unglück — aber es iſt ausgelöſcht, ſeitdem du wieder da biſt — ſeitdem ich deine Hand halte. Weißt du wohl wie damals? Heute iſt deine Hand nicht kalt. Aber wenn du doch wieder fortgehſt, vergiß mir nicht das Wort zu ſagen, nach dem ich mich einmal ſo ſehr geſehnt habe und das ich doch nie mehr von dir gehört.“

Mit dem Morgen wurde der Kranke ruhiger, und als der Arzt, deſſen Ohr horchend auf der wunden Bruſt gelegen, ſich wieder aufrichtete, trug ſein Antlitz einen Ausdruck der Zufriedenheit. „Ich hoffe, daß der Kranke ſchlafen wird, und dann hoffe ich überhaupt. Vor allem aber muß er aus dieſem engen Raume hier nach den Vorderzimmern geſchafft werden, dort iſt Luft und Licht.“

Ja, in den vorderen Räumen war Luft und Licht, und mit ihnen war auch der Strahl des Bewußtſeins wieder in den Augen des Kranken erwacht.

„Jutta, mein Kind, wie ſteht es draußen?“

„Es dringt nur ſpärlich Kunde von dem, was ferner geſchehen iſt, zu uns, doch ſcheint ja dem äußeren Anſchein nach alles ruhig zu ſein. Kein Schuß iſt weiter gefallen.“

„Weißt du es denn, mein Kind, daß die Truppen ſich geradezu muſterhaft gehalten haben? Daß ihnen unſer allergnädigſter Prinz von Preußen ſeine allerhöchſte Anerkennung ausgeſprochen hat?“

„Ruhig, Vater! Die Stille draußen kann doch nur den Sieg des Militärs bedeuten. Darum ſollſt du ſchlafen, Vater.“

Ja, der Oberſt ſchlief, man hörte den anfangs keuchenden Atem ſanfter und ſanfter werden, ſo daß angeſichts des friedlichen Lächelns, das ſeine Lippen in behaglicher Ruhe teilte, Jutta es wagen konnte, ihren Platz am Bette Frau von Brieſen zu überlaſſen, um ihrerſeits in dem Nebenzimmer dem Ruhebedürfnis des Körpers und der Seele ein wenig Rechnung zu tragen. Sie lehnte den Kopf in die Polſter des Sofas. Mehr und mehr entſchwand jedes von außen herauf dringende Geräuſch. In immer weiterer Entfernung ſchien der Kanarienvogel von Stab zu Stab zu hüpfen, leiſer und leiſer wurde das Ticken der großen Kaſtenuhr.

Da plötzlich, von der Treppe her erſchallend, ein Schritt, ein raſcher, unvorſichtiger, ſäbelklirrender Schritt! Die Thüre wurde in ihrer ganzen Weite aufgeriſſen, und, in Unkenntnis des Umſtandes, daß man den Oberſt in die vorderen Räume gebettet hatte, ſtürzte der junge Brieſen in das Gemach.

Sein Geſicht war bleich — der Atem ging bang und ſchwer, ſo daß jeder der einzelnen Sätze gewiſſermaßen herausgeſtoßen wurde.

„Ich bin gekommen, mich zu verabſchieden. Wer es noch nicht weiß, der möge es hören: das Volk beſteht darauf, daß die Stadt von den Truppen geräumt werde, und — der König hat nachgegeben. Des Königs Majeſtät unterſtellt ſich dem Schutze der Bürgerwehr. Bataillon um Bataillon zieht aus der Stadt, Gardeküraſſiere und Dragoner ſind bereits ausgerückt. Morgen, den 21., zwiſchen drei und fünf Uhr in der Frühe — folgt die ganze Garniſon!“

Durch die nur angelehnte Thüre des Nebenzimmers erſchallte ein Laut, halb Schrei, halb Stöhnen, und als Jutta ſchreckensbleich an das Bett des Kranken ſtürzte, ſaß dieſer hoch aufgerichtet, zwei kreisrote Flecken auf den Wangen. Krampfhaft taſtete ſeine Hand ins Leere.

„Iſt es wahr, was er da geſagt hat? Du, mein Kind, über deren Lippen noch nie eine Lüge gekommen, ſage du mir, daß es nicht wahr iſt.“

„Gott helfe mir — aber es iſt wahr, Vater.“

Das Haupt des Oberſt ſank in die Kiſſen zurück, und keuchend kam der Atem über ſeine Lippen.

„Ich hätt's überſtanden, daß das Blei mir die Bruſt zerriſſen hat, denn die Rettlingens ſind von hartem Schlage — aber das da,“ jetzt wurde die Stimme faſt gellend, „das iſt der Schuß mitten ins Herz hinein.“

Auf die bebenden Lippen trat ein Tropfen Blut, dem, langſam herabrinnend, einer und dann noch einer folgte. In dem Zimmer herrſchte Totenſtille.

Da horch! Von der Ferne herauftönend, dann mehr und mehr anſchwellend, der Ton eines marſchierenden Bataillons. Eins, zwei — eins, zwei — an den Fenſtern vorüberziehend, ausrückend ohne Sang und ohne Klang.

Ihre ganze Seele in den Blicken hing Jutta an dem Geſicht des Vaters, als dieſer, plötzlich aufhorchend, noch einmal die Augen öffnete.

Aber das waren Augen, in denen das Licht der Gegenwart keine Stätte mehr hatte. Augen, die in weiter, verlorener Ferne einen ebenen Plan überſchauten, auf deſſen Fläche der oberſte Kriegsherr den Parademarſch der Truppen erwartete. Noch einmal ertönte in ihrem vollen, mächtigen Klang die Stimme, mit der der Oberſt Rettlingen ſein Regiment kommandiert: „Stillgeſtanden — Achtung! Hurra! Es lebe der König!“

Ein Atemzug noch, ein Hauch, ein leiſes Wehen — dann war's vorbei.

So waren mit ſchwerem Flügelſchlag die Märztage des Jahres 1848 vorüber gerauſcht. Für die eine Partei ausklingend in den Ruf eines idealen Heroismus, daß er Gut und Leben für Freiheit und Menſchenrecht eingeſetzt, für die andere Partei, nach einem von Friedrich Wilhelm IV ſelbſt gebrauchten Ausdruck, nichts hinterlaſſend denn „den Ludergeruch der Revolution“.

8. Kapitel.

Wir greifen um einige Wochen in unſerer Erzählung zurück bis zum Vorabend des Tages, an dem Edmund als leicht Verletzter den ſechswöchentlichen Urlaub nach Weißenſee antreten ſollte.

Vielleicht hätten die jungen Damen der Stadt es bereitwillig zugegeben, daß der Leutnant von Hegebach in elegantem Civil, den Arm in der Binde, leichte Bläſſe auf der Wange, noch um ein gutes Teil anziehender erſchien, denn der Leutnant von Hegebach ohne dieſe Bläſſe auf der Wange.

Leider kam die intereſſante Frage inſofern nicht zur Entſcheidung, als Edmund Hegebach, ehe er die Stadt verließ, jenen dunkeln Regionen zueilte, die da für die Augen der oberen Zehntauſend eben nicht vorhanden ſind.

Abermals ſtrebte Edmund behufs Arrangements „einer ekligen Geſchichte“ jener abgelegenen Straße zu, in der Baruch Tadraß dem Publikum zu Nutz und Frommen das auf Gut und Dorf erſchacherte Fell an den richtigen Mann zu bringen ſich bemühte.

Die ſonſt ſo gemütliche Unverſchämtheit Baruch Tadraß' hatte heute einen Stich ins Freche, der Edmund ſofort darüber aufklärte, daß irgend etwas in den Geſchäften des Juden nicht in Ordnung ſei.

Stürmiſch rannte er in dem engen Laden umher.

„Gott der Gerechte, ob der Herr Leutnant platzen herein als eine militäriſche Bombe, oder als eine bloß vons Civil, weiß ich doch, daß der Fuß jetzt will betreten meine Hinterſtube, und daß er ſoll gehoben werden ßu geben dem Juden einen neuen Stoß in die Verßwaifelung, darinnen er ſchon iſt geſunken bis weit über die Knie. Gehen Se wech, gehen Se wech. Nichts von Prolongieren von dem Schuldſchein!“

Statt aller Antwort hatte Edmund einfach die Klappe des Ladentiſches aufgehoben, und, den Herrn des Hauſes ohne Umſtände beiſeite ſchiebend, ſchritt er in den wohlbekannten Raum hinter dem Laden.

„Was gibt es, Tadraß?“

„Nun, was ſoll es geben? Hat doch der Tadraß geſetzt ſein Vertrauen in den Iſidor, und hat doch der Iſidor gemacht pleite wegen die wankende Politik. Alle ſind ſie gekommen und haben geholt ihr Geld noch bei Szaiten, aber der Tadraß iſt nicht gekommen, weil er geweſen iſt aufs Land, wo ein Fuchs ſagt ßum andren Gute Nacht, in die polniſchen Fernen. Und wie er kommt heute morgen und will haben ſein Geld — ßu die Bank! Sßu — ßu — ßu! Daß er nich weiß, wo er ſoll hin, der Jud', der ſich nich mehr kann ſehen laſſen vor die Frau und vor das Kind.“

„Tadraß, der Schuldſchein muß verlängert werden. Sie ſehen ja ſelbſt, wie die Zeiten ſind. Kein Menſch, der mir auch nur einen Heller pumpt.“

„Nu, was geht es mich an, wer dem Herrn pumpt, und wer ihm nicht thut pumpen. In Wocher drei iſt der Schein auf Ehrenwort fällig, und ſofort wird der Schein eingereicht bei der großen Glocke. Wie haißt? Mir laſſen vorſpiegeln von Verlobung und von Beßahlung? Und nun ſoll ich huſten auf die Verlobung und huſten auf die Beßahlung, wie ich heute hab' huſten müſſen auf den Iſidor! Gehen Se wech, Herr Leutnant — gehen Se wech!“

„Aber ſo haben Sie doch ein Einſehen, daß jetzt, wo meine Stiefſchweſter nicht da iſt —“

„Wie haißt — nicht da? Sie gehen ja hin nach Rotenſtein. Hab' es eben gehört vom Amtmann von dort. Laſſen Sie ſich doch geben das Geld von die Waldeins.“

„Da könnte ich ungefähr mit demſelben Erfolge die Mäuſe in Eurer Synagoge anpumpen.“

„Nu, was denn — Mäuſe in der Synagoge? Hab' ich doch den Fräuleins ſelber müſſen raten zu die Poppieren. War ein nettes Sümmchen, und wenn ſie gelegt haben Szinz ßu Szinz, muß ſein aus dem Sümmchen geworden die Summ'.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Jud' ſoll verlieren ſein Geld, hat nichts ßu leben und ßehn Bochers, mit dem elften in der Ausſicht. Die Waldeins haben ßu leben, ſo lange Rotenſtein beſteht, und nicht einen einzigen Erben, der ihnen thät' fluchen. Gehen Se wech, Herr Leutenant, gehen Se wech!"

Und der Leutnant ging.

Edmund hatte ſich — Geſchmack beſaß er — in den beiden Stübchen des Inſpektorhauſes zu Weißenſee ganz behaglich eingerichtet. Wenn er aber trotzdem mehr in Rotenſtein, denn in Weißenſee verweilte, wenn er bei dem Doppelpoſten als Lenker der Wirtſchaft und Beſchützer der Waldeins ſich den letzteren mit größerer Hingabe widmete — wer wollte ihm ſolches verdenken.

„Nun ſehe doch mal einer die Waldeinerchens an," ſagte die Mine, die von dem hohen Fenſter ihrer Altſitzerſtube aus ein ſcharfes Auge auf alle Vorgänge in Haus und Garten hatte. „Rechts vom Wege geht der Wippſtart und links da geht das Kunigundchen, und es iſt noch nicht ausgemacht, wer von den zweien dem anderen im Wippen über iſt, ob der Vogel oder unſer Kunigundchen."

„Kinder," ſagte der Roſekatzky, den ſein Lebensabend zu ſanfteren Regungen hinüberführte, „laßt ihnen das bißchen Stolzieren! Sind doch auch von adeligem Geblüt und haben ihr Lebenlang müſſen hauſen als zwei Mäuslein, die es nur knapp riskieren konnten, 'mal den Kopf aus dem Loche heraus zu ſtecken, ſintemal die alte gnädige Frau allzeit ein ſcharfes Auge auf die Fräuleins gehabt hat. Und nun das Juttelke, ob es auch man 'ne junge Katt' vor die zwei Müſ'kes iſt — Katt' iſt Katt'!"

„Na, denn mögen ſie ſtolzieren und wippen, ob es auch immer mit der Zeit zuſammenfallen thut, in der der junge Herr von Hegebach da von Weißenſee herüber geritten kommt."

In der That dünkte den Fräuleins von Waldein die Zeit ihres Vize-Regententums in Haus und Hof wohl die angenehmſte ihres Lebens zu ſein, und nicht zum mindeſten trug der Umſtand dazu bei, daß Edmund pflichttreu ein- bis zweimal des Tages von Weißenſee herüber kam.

Man hatte ja gewußt, daß Edmund, ein paar leichtſinnige Streiche abgerechnet, eine liebenswürdige Perſönlichkeit ſei. Das rechte Kennenlernen aber, das herzliche Liebgewinnen kam erſt in der Zeit, da die drei in warmer Freundſchaft ſich täglich enger aneinander zu ſchließen begannen.

Was kümmerte es die Tanten, daß der Amtmann bei dem Thema „Edmund als Ökonom", ſich aller Worte entſchlagend, nur in Geſten ſprach.

Einmal bewegte er die erhobene Hand von oben nach unten, ein anderes Mal bedurfte er beider Hände, um ſeiner Beurteilung Ausdruck zu geben. Er ſchlug ſie nämlich einfach über ſeinem Haupte zuſammen.

Ja, was wollte der Amtmann eigentlich? — Der eine im Leben iſt Krautjunker, der andere iſt Huſar, und ebenſowenig, wie man jedem Krautjunker Schneid in der Attacke zutrauen kann, gebührt es dem Huſaren, hinter der Düngerfuhre einher zu pendeln oder auf die gerade Linie beim Setzen der Kartoffeln Wert zu legen. Ganz verfehlte Anſicht das! Höhere Naturen erfordern eben höhere Zwecke!

An einem grünen Wieſenrain mit den Schweſtern ſitzend, genoß Edmund in ſtillem Behagen den lauen Frühlingstag. Er deutete mit dem Stöckchen nach der erſten vorüberſtreifenden Schwalbe und dann nach dem Himmel hinüber, wo es ſich in Rot und Gold über knoſpenden jungen Birken zu tönen begann.

Aus der Studienmappe von L. Knaus.

„O über den Zauber ſolchen Frühlings!" ſeufzte Tante Kunigunde, obſchon ſie ſich mit den Frühlingen ihres einförmigen Lebens bis dahin in ziemlicher Gleichgültigkeit abgefunden hatte.

Edmund erhob, nachdem er traumverloren vor ſich hingeſchaut, mit der ihm zu Gebote ſtehenden Tiefe des Blickes das Haupt: „Ich meinerſeits ſtimme für den Herbſt."

„Aber, mein lieber Hegebach, der Zauber von Jugend und Friſche entbehrt, als das Attribut des Frühlings, doch ihres Eindruckes auf das Herz des Mannes nie!"

„Sagen wir auf das Herz des — nun meinetwegen — des Durchſchnitts-Mannes. Die Reife des Urteils aber ſucht auch eine gewiſſe Reife deſſen, das da beurteilt werden ſoll. Laſſen Sie uns einmal von dem üblichen Vergleiche mit der Blume und dem Baume abſehen, obſchon der Wanderer zur Stätte ſeines Raſtens ſich nicht das Bäumlein, wohl aber den voll entwickelten Baum erwählen wird. Immer weiter finde ich Beiſpiele für den Wert des Gereiften, gerade für das praktiſche Leben. Betrachten wir die Cigarre. Die Cigarre wird erſt etwas nach der Lagerung. Schweifen wir hinüber ins Kulinariſche, beiſpielsweiſe zur Sardelle; von Hauſe aus ein ordinärer Fiſch, und erſt nach zehnjähriger Entwickelung — ſie ſelbſt."

Dann wieder kamen Stunden, in denen Ethelinde wie Kunigunde im ſanften Schwunge der Stricknadel andachtsvoll lauſchten, wenn Edmund ihnen „St. Roche" von Henriette Paalzow oder „Fauſtine" von Ida Gräfin Hahn-Hahn vorlas. — Man war gerade bei der Stelle angekommen, in der die Gräfin Hahn die Hand ihrer Heldin in zartem Geäder ſchildert: „Roſa Flor mit blauen Plattbändchen beſetzt."

Edmunds Weſen aber hatte heute etwas Zerſtreutes, Fahriges, das ſeinem ſonſt ſo gehaltenen Sein nicht im mindeſten entſprach.

„Sie haben Kopfweh, mein lieber Hegebach?"

„Sie ſollten ein kühlendes Kohlblatt auf die Stirn legen. Ich eile, es Ihnen zu holen."

Edmund ſtreckte abwehrend die Hand aus: „Ich danke Ihnen. Für die Sorge, die in dieſem Haupte wühlt, iſt kein Kohl gewachſen."

„Was ihm nur ſein mag, Ethelinde!"

„Was ihn nur quält, Kunigunde!"

Am andren Tage, zum erſtenmale, ſeitdem er ſeinen Einzug in Weißenſee gehalten, kam Edmund nicht nach Rotenſtein, und die Wirkung war eine tief niederſchlagende auf die beſcheidenen Seelen, denen die Freundſchaft des Jünglings in innerſtem Herzen wohlgethan.

„Ob man hinüber geht, nach ihm zu ſehen?"

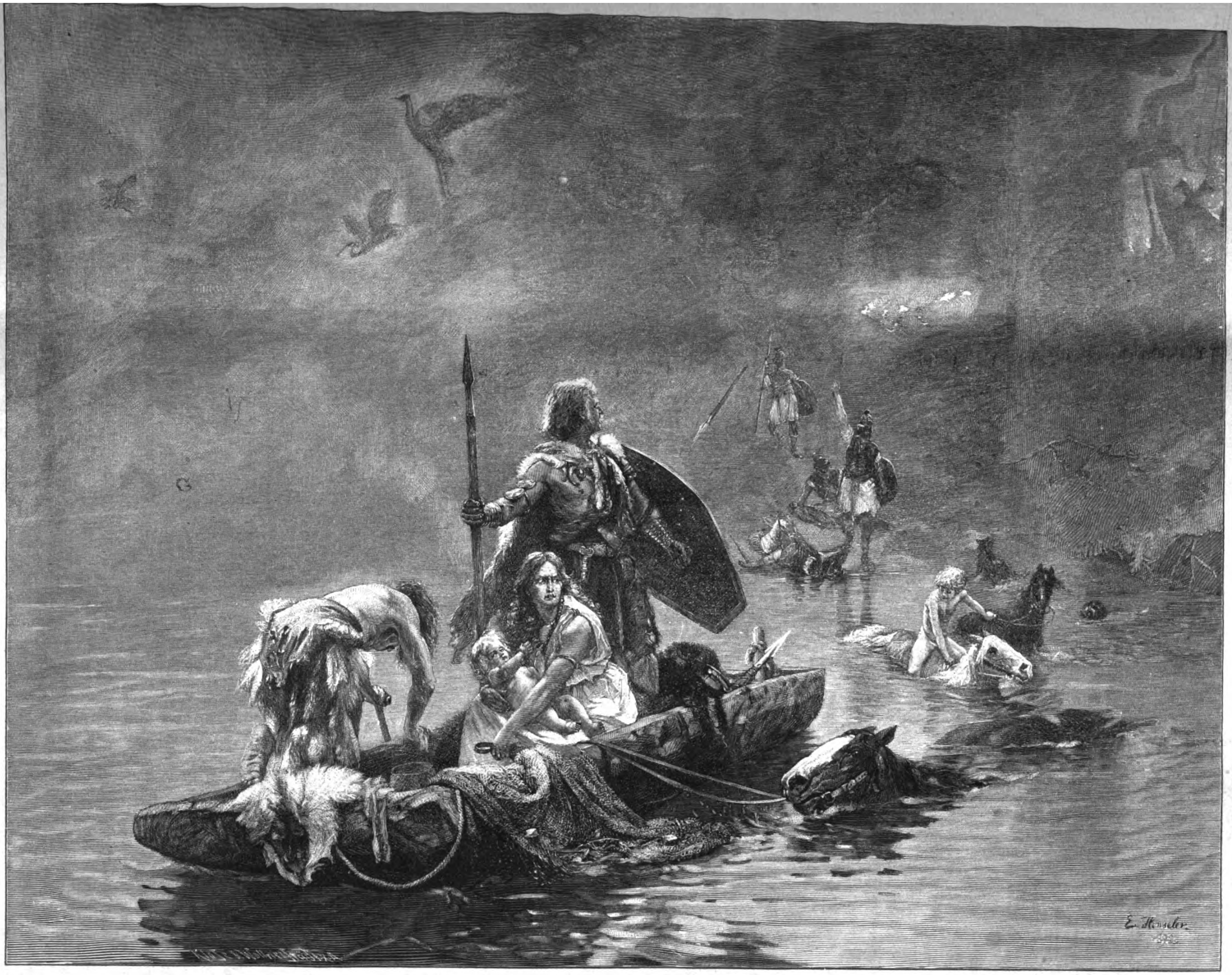
„O bewahre! Er iſt ein lediger Mann, und hat je dein Fuß die Schwelle eines Zimmers überſchritten, in dem ein Lediger wohnt?"

„Nein, denn ſolch ein Fuß möchte eher abgehauen werden."

Abermals ein Tag, an dem das Blühen und Singen ringsum vor den Augen und Ohren der Schweſtern in der einen Frage erſtarb: „Was quält ihn nur? Warum kommt er nicht, zu ſagen: ‚Legt Eure linde Hand dahin, wo mich die Wunde ſchmerzt!'"

Endlich — abends, als man die Läden ſchließen und die Thüren zuſperren wollte, ſaß Edmund ganz unerwartet auf der Bank vor der Gartenthüre.

„Verzeihen Sie, daß ich ſo ſpät noch ſtöre," ſagte er mit müder, läſſiger Stimme. „Ich hielt es drüben allein nicht mehr aus."



Die Freiheit gerettet. Nach dem Gemälde von E. Henſeler.

„Was gibt es, mein lieber Hegebach? Sind wir Ihres Vertrauens nicht mehr würdig?“

„Erſparen Sie mir die Demütigung eines Geſtändniſſes. Gute Nacht!“

„Nein, nein, wir laſſen Sie nicht, ehe wir nicht wiſſen, ob eine Abhilfe deſſen, was Sie drückt, nicht doch vielleicht im Bereiche der Möglichkeit liegt.“

„Ihrerſeits, nein, — und darum mögen Sie mich hören in meiner Not. Das, was wie ein dunkles Geſpenſt vor mir ſteht, ſoll Ihren Herzen nicht länger verborgen werden.“

Die beiden Schweſtern rückten um ein Weniges näher, und mit heiſerer, flüſternder Stimme begann Edmund das Bekenntnis ſeiner Schuld! Seiner Schuld auf Ehrenwort, deren Termin in wenigen Tagen fällig. Der Wucherer, unerbittlich, wie der Böſe ſelbſt — (Edmund hütete ſich wohl, den Namen des Wucherers zu nennen, da die wohlbekannte Geſtalt des Felljuden Tadraß das Bild in ſeiner Wirkung bedeutend abgeſchwächt hätte) — und zu allem jede Hoffnung auf Beſchaffung des Geldes durch die bedrohlichen Nachrichten aus Berlin in Trümmer gegangen! —

„Und was ſteht zu erwarten, wenn der Schein nicht beizeiten eingelöſt wird?“

„Was zu erwarten ſteht? Wiſſen Sie es nicht? Kaſſation — nichts Geringeres, als Kaſſation! Was dahinter liegt, das erlebt ein Hegebach nicht.“

„Aber um Gottes willen — Ihr Stiefvater —“

Wieder ſank Edmunds Stimme zu dem heiſern Flüſtern herab: „Mein Stiefvater hat in einer Wallung gerechten Zornes mir jede fernere Hilfe verſagt. Außerdem iſt, ehe mein Ruf bis zu ihm und Jutta dringt, ehe die Antwort kommen kann, der Schein verfallen! — Reicht mir die Hand, Ihr, an deren ſtillem Leben keine Reue nagt, und habt Dank für den Frieden der letzten Tage.“

Noch ein tiefer, letzter Seufzer — und er war fort.

Zum erſtenmal ſeit der fernen Zeit, da Ethelinde und Kunigunde die Maſern gehabt, deuchte es dem Schweſternpaar ſchwer, das Schlafzimmer miteinander zu teilen.

Jede erinnerte ſich, daß ſie damals aus Rückſicht für die andere ſich ängſtlich bemüht hatte, der Unruhe des Fiebers in Seufzen und Umherwälzen Herr zu werden. Gleich ſchwer ſchien es einer jeden heute, mit der Unruhe der Seele fertig zu werden, ohne daß die andere etwas davon merkte.

„Es ſollte ſich dereinſt doch ſo recht friedlich an der Stätte ruhen, deren Umfriedigung das Eiſengitter mit den goldenen Spitzen bilden würde,“ meinte Ethelinde. „Aber würde es ſich auch gut ruhen, wenn das Geld, das ſolches Gitter koſtete, möglicherweiſe einem armen verführten Menſchenkinde aus der Schande hätte helfen können? Vielleicht noch aus Schlimmerem?“

Ihrerſeits wieder grübelte Tante Kunigunde.

„Golden auf weißem Grunde des Marmors ſollten dereinſt die Namen des Schweſternpaares auf hochragendem Kreuz prangen. Thäte es aber ein ſchlichtes Holzkreuz nicht auch, wenn durch das Geld für den Marmelſtein eine verlorene Seele in ihrem Falle aufzuhalten ſei?“

Anderen Tages zögerte Kunigunde abſichtlich mit ihrer ſonſt ſo einfachen Toilette. Als Ethelinde ſie endlich verlaſſen, ſchloß ſie das geheime Schubfach in ihrer Kommode auf und betrachtete angelegentlich deſſen Inhalt.

Kaum, daß ſie ſich entfernt, erſchien Tante Ethelinde wieder in der Stube, zog ihrerſeits das geheime Schubfach auf und betrachtete angelegentlich deſſen Inhalt.

„Was nur dem Leutnant von Hegebach auf einmal in die Parade gefahren iſt,“ meinte kopfſchüttelnd der Rotenſteiner Amtmann. „Erſt hat er ſich durch Übermut und hochmütiges Gebaren die Schollenberger geradezu verfeindet, rempelt den gemeinen Mann ohne Entſchuldigung auf der Straße an, charmiert mit ehrſam verlobten Bürgersmädchen aus purer Langerweile, wenn ſie hübſch — und lacht anderen ins Geſicht, wenn ſie häßlich ſind. Nun auf einmal geht er in Weißenſee wie ein Abweſender herum und ſtarrt nach dem Himmel.“

Ganz in der Frühe des anderen Morgens ſah man des Kämmerers Karl mit einem Briefchen in der Taſche längs des Richtweges von Rotenſtein nach Weißenſee trotten.

Das Briefchen war von der Hand Kunigundes an Edmund Hegebach, und es enthielt nichts weniger, denn die Anfrage, ob Edmund ſich vielleicht um die elfte Stunde an einer gewiſſen Moosbank im Walde einfinden wolle. Nur bäte ſelbige Kunigunde, daß von dem für Edmund ſo verheißungsvollen Inhalte der Unterredung Schweſter Ethelinde nimmer ein Sterbenswörtchen erführe.

Noch an dem nämlichen Tage, wenn auch nicht mehr ſo ganz in der Frühe des Morgens, ſah man des Kutſchers Hanne, ebenfalls ein Brieflein in der Taſche, quer über Feld von Rotenſtein nach Weißenſee traben. Der Brief war von Fräulein Ethelinde an den Leutnant von Hegebach, und ſein verheißungsvoller Inhalt gipfelte in der Anfrage, ob Edmund ſich vielleicht um die zwölfte Stunde in dem Erlengebüſche am Schnellgraben einfinden wolle. Nur würde er innig gebeten, Schweſter Kunigunde von dem Zwecke der Unterredung um alles in der Welt nicht in Kenntnis zu ſetzen.

Infolge dieſer Briefe geſchah es, daß Edmund Hegebach in den Regionen der Moosbank in überſtrömender, kindlicher Dankbarkeit Tante Kunigunde um elf Uhr in ſanftem Drucke an ſein klopfendes Herz nahm. Leider aber ſollte der Gefühlserguß ſeine Kürzung durch den Umſtand finden, daß innerhalb des Erlengebüſches an dem Schnellgraben Tante Ethelinde ihrerſeits, ebenfalls in überſtrömender Dankbarkeit, um zwölf Uhr an das kindliche Herz zu nehmen war.

Solches geſchah am Vorabend des Tages, der die Nachricht von der mittlerweile in Berlin ausgebrochenen Revolution nach Rotenſtein brachte.

Noch eine kleine Zeit, und die Sorge um das „Allgemeine“ erblaßte im Schollenberger Kreiſe vor der erſchütternden Kunde: „Rettlingen iſt auf den Barikaden gefallen!“

Dann kam der Tag, da man ſein vereinſamtes Kind in Rotenſtein erwartete, und Kienitz hatte durch den Amtmann die Stunde erfahren, in der die Rettlingenſche Equipage, die man bis Königsberg entgegen geſchickt, Schollenberg paſſieren würde.

Die Verhältniſſe rechtfertigten es, daß er, da der Wagen einen Augenblick Halt machte, an denſelben heran trat, der Verwaiſten die Hand zu drücken.

Die dichten Falten des Trauerſchleiers verhüllten das liebliche Geſicht, nach deſſen Anblick er ſich ſo unausſprechlich geſehnt hatte, und da er das Wort der Teilnahme ſprechen wollte, erſtarb es auf ſeinen Lippen, denn an Juttas Seite ſaß — Edmund Hegebach, der es nicht verabſäumt hatte, Jutta perſönlich von Königsberg abzuholen.

Das Herz von unſäglicher Bitterkeit geſchwellt, fuhr der Landrat in dem Bewußtſein, daß das Verhängnis nun ſeinen Lauf gehen würde, ſeiner einſamen Behauſung zu. Der einzige Mund, deſſen Wort es hätte abwenden können — der Mund des Vaters — war verſtummt für alle Zeit.

Die weiten Fluren, die rauſchenden Wälder ihres ſchönen Beſitzes ſchienen ihren beſchwichtigenden Einfluß auf die Seele des jungen Mädchens eingebüßt zu haben. Vergeblich, daß Jutta, einzig in Begleitung Neros, durch weite Spaziergänge mit der Ermüdung des Körpers auch die Beruhigung des Gemütes herbeizuführen trachtete. Ein trügeriſcher Wahn war die Annahme, daß in dem heißen Schmerz des Kindes um ſeinen Vater thörichte Schmerzen anderer Art für alle Zeiten verſunken ſeien. Es hatte nur eines einzigen Blickes in Horſts ehrliches, treues Auge bedurft, um Jutta wiſſen zu laſſen, daß alles beim Alten geblieben — nur bitterer noch in der Vorſtellung, wie es hätte ſein können, wenn ſie ihre junge Seele getroſt in dieſes Mannes Hand hätte legen dürfen.

Auch für die Waldeins war die Feſtzeit für alle Zeit vorüber. Dem Geiſte, der eine Weile die Regentſchaft gehandhabt, dünkte jetzt die Hantierung mit Nadel und Haken ein unintereſſantes Treiben, die „Fauſtine“ der Gräfin Hahn-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hahn ein läppiſches Gewäſch. Drohender aber, denn der Rückfall in das Einerlei des Alltagslebens ſtieg in den beiden Seelen, ohne daß die eine gewagt, der andren davon Mitteilung zu machen, ein ſchrecklicher Argwohn auf.

Wer war es, dem ſie das Opfer gebracht? War es der Jüngling mit dem weiten, großen Herzen, der, im Kampfe mit den kleinlichen Verhältniſſen ſtrauchelnd, dankbar die rettende Hand geküßt hatte? Oder war etwa das Opfer nur einem leichtſinnigen Leutnant gebracht? Einem Manne, der, ſeit die Herrin des Hauſes wieder da war, für *dieſe* Schlüſſelblume und Vergißmeinnicht, für die Tanten, en passant gerauft, höchſtens ein bedeutungsloſes Grünzeug hatte? — Waren die Ruhe ihrer Nächte und die Gedanken ihrer Tage für einen Undankbaren hingegeben? Einen, von dem Tante Ethelinde beſchwören konnte, daß er, ihrer auf einſamem Waldpfade anſichtig werdend, einfach ſeitlich ausgeriſſen war?

Wenn man die Quinteſſenz aller Empfindungen in Hegebachs Gemüt in einen Begriff zuſammenfaſſen wollte, war die Sehnſucht, „auszureißen“, entſchieden die vorherrſchende.

Die drei ſchwarzen Nornen in Rotenſtein, deren jeder einzelnen er mit dem Gefühle des Schuldbewußtſeins gegenüber ſtand, erſchienen ihm von Tag zu Tage furchtbarer. — Der Amtmann war für ihn der Regen, der alte Schobeck aber geradezu die Traufe in der Landwirtſchaft. War es da nicht natürlich, daß er an dem heutigen langweiligen Vormittage einmal wieder nach Schollenberg „herüber machte“, wo gerade der landwirtſchaftliche Verein tagte.

Edmund wußte ganz gut, daß er in Schollenberg eine ſehr bekannte, aber gerade darum eine durchaus nicht beliebte Perſönlichkeit war. Der dortige Kleinbürger hatte keine Sympathie für den gefliſſentlich zur Schau getragenen Hochmut des Offiziers, gerade in einer Zeit, da die Verhältniſſe ſtrenge Zurückhaltung geboten.

Aber hier auf dem Vorwerk ſitzen — für das Auge das ſcharrende Huhn, für das Ohr Quieken und Blöken, immer im Wechſel, das halte ein anderer aus!

„Hübſch von Ihnen, Hegebach, daß Sie ſich auch einmal wieder bei uns ſehen laſſen, denn ſicher iſt es, daß permanentes Kopfhängen dem Menſchen durchaus vom Übel iſt. Sie müſſen ja bei der Trauer in Rotenſtein jetzt vor Langeweile auswachſen, wie eine Roggenähre, die da immer naß und wieder trocken wird. Brechen wir einmal einer Cliquot den Hals, und nachher kaufen Sie ſich ein Terzerol, Mann. Als Einſiedler dort in Weißenſee ſcheint es mir für Sie von Nöten, wie das Geſindel nun einmal iſt.“

Edmund war im allgemeinen einer von denen, die ihren Mann im Trinken ſtehen. Es trat hier nur der unglückliche Zufall hinzu, daß er einen durchreiſenden Kameraden auf der Poſt ſchon mit einer Flaſche ſchweren Kalibers gefeiert hatte. Immerhin aber war er nicht derjenige, der ſich lumpen ließ, am wenigſten in Champagner.

Flaſche auf Flaſche wurde der Hals gebrochen, und in Edmunds Kopf wirbelte es noch toll herum, als er, ein eben erſtandenes Terzerol in der Hand, längs der einſtöckigen Häuschen der Straße dahinſchritt. Dieſes Haus war ja wohl daſſelbe, aus dem ihm wegen eines kleinen Techtelmechtels mit einer hübſchen Dirne neulich 'mal ein paar bemehlte Bäcker-Fäuſte nachgedroht hatten? Lächerlich!

Da das niedrige Fenſter offen ſtand, bot das Holzkreuz einen ſo geeigneten Stützpunkt für Leute von unſicherer Haltung, daß man die Klärung des Gehirns in Ruhe abwarten konnte.

Natürlich klärte ſich alles auf! —

Der da auf dem Sofa zur Nachmittagsruhe eingenickt war, das war der Beſitzer des Hauſes, ein ehrſamer Bäcker. Und der über ihm im ſchwarzen Holzrahmen an der Wand hing, das war des Bäckers verſtorbener Vater!

Edmund war nicht tadelſüchtig — im allgemeinen, meinte er. Aber daß hier dieſes gemalte Geſicht gleich dem lebenden des Sohnes herabſinken müßte, ſchien ihm eine unumſtößliche Notwendigkeit!

Hoch hob ſich die Hand — der Schuß krachte, und pardautz — fiel der Selige von der Wand herunter!

Edmund war ſich nicht recht klar, ob der Vater oder der Sohn an das Fenſter geſtürzt kam. Er fühlte nur einen nervigen Fauſtſchlag gerade ins Geſicht, deſſen unmittelbare Wirkung eine vollkommene Ernüchterung zur Folge hatte.

„Donnerwetter! Wer ſchießt denn hier den Leuten in die Fenſter? Haltet den Schuft! Haltet den Räuber!“ ſchallte es um ihn herum, und nur durch das vorgehaltene Terzerol war es ihm möglich, die nur wenige Schritte entfernte Ausſpannung zu erreichen.

Er war auf dem Pferde, er wußte ſelbſt nicht wie — und pleine chasse ging es die Straße entlang.

„Haltet den Mörder! Haltet den Ariſtokratenbengel, der den Leuten mir nichts dir nichts in die Häuſer ſchießt!“ tobte es hinter ihm her.

Großer Gott, da ſtürzte das Pferd!

Edmund wußte, daß er, ſobald er erreicht war, unrettbar verloren ſei. Er zerrte mit aller Macht das Pferd empor, aber eine Verrenkung der Hüfte machte jede ſchnellere Gangart unmöglich.

Kurz vor Schobecks Gehöft ſtürzte das Tier abermals. Nun vorwärts, keuchende Bruſt! Vorwärts, flüchtiger Fuß! Gott ſei Dank, da war das Haus, da that die Thüre ſich auf, und halb ohnmächtig brach Edmund hinter derſelben zuſammen.

„Retten Sie mich, Schobeck, retten Sie mich!“

Als der Alte behufs Aufklärung der Sachlage vor die Thüre getreten war, erblickte er eine Rotte Menſchen, die teils mit Dreſchflegeln, teils mit Stöcken verſehen, in wilder Haſt auf ſein Haus losgeſtürzt kamen. Unter ihnen auch einige Hirten, die, die Herde im Stiche laſſend, ſich der Bande angeſchloſſen hatten.

„Was wollt Ihr, Leute?“

„Was wir wollen? Den Ariſtokratenbengel wollen wir, der ſich bei Euch verſteckt hält. Totſchlagen wollen wir ihn, wie einen tollen Hund!“

Einer der Kerle hatte bereits die Hand an den Drücker gelegt, aber, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ſchob ihn Schobeck beiſeite.

„Seid vernünftig, Leute! Dieſes Haus iſt mein Haus, und ich kann darin beherbergen, wen ich will.“

„Na, natürlich, dat is je der Frind von de vornehme Lüd'. Na, wart' man, dine Frindſchaft, de wille wi di betahlen! Erſt dem Eenen, un' denn dem Annern!“ Worauf ein Stein, hart an Schobecks Kopf vorbei, in das Fenſter des Wohnzimmers flog.

An dieſem Fenſter ſtand hinter der Gardine Edmund.

Er ſah umflorten Auges, daß Schobeck einen der Leute am Kragen packte, und daß darauf unter wildem Johlen ein anderer den Flegel erhob. Er ſah die Waffe hart auf das Haupt des alten Mannes niederſauſen, ſah dieſen dann ſchwer zu Boden ſtürzen, worauf unter donnerndem Tone die Hausthür geſprengt wurde.

In Edmund war jedes Denken, jedes Fühlen in dem Triebe der Selbſterhaltung erſtorben. Er ſprang durch ein nach dem Garten führendes Fenſter und dann immer weiter in wildem Raſen über Gräben und Zäune bis nach Weißenſee hin.

Faſt zu gleicher Zeit trafen von einer Seite Malchen, aus dem Walde kommend, und von der andren Seite der Landrat von Kienitz mit zwei Gendarmen ein. In kurzer Friſt waren die durch den Sturz Schobecks ernüchterten Leute gefeſſelt, während Horſt zu Seiten des verzweifelnden Malchens neben dem alten Manne, deſſen Körper regungslos auf dem kalten Geſtein ausgeſtreckt lag, niedergekniet war. — Er lebte! Gott ſei geprieſen und gedankt — er lebte!

„Ich trage ihn mit Hilfe des Kutſchers ins Haus. Mein Wagen ſoll ſofort nach dem Arzte fahren. Aber wo — wo iſt — der Bube?“

Malchen Schobeck deutete mit einem Ausdrucke unſäglicher Bitterkeit nach dem Garten hinüber.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Geflohen, geflohen! Ließ den Alten hier im Stich, um ſein eigenes Leben zu retten! Ich ſelber ſah ihn laufen. O des Elends, des Elends!“

Gehetzt wie ein Wild, war Edmund auf dem harten Lederſofa ſeiner Stube zuſammengebrochen. Die alte Frau, die ihn bediente, hatte ein Glas Rotwein vor ihn hingeſtellt; aber dasſelbe mit einem Ausdrucke unbeſchreiblichen Ekels zurückweiſend, hatte er nur den einen Wunſch nach Schlaf, nach Vergeſſenheit! Nur das eine Sehnen, nichts denken zu müſſen! Was waren ihm die Folgen ſeines wahnſinnigen Treibens als königlich preußiſcher Offizier?! Er dachte ihrer kaum. Vor ihm ſtand nur das aſchfarbene Geſicht des alten Mannes, der da vor ſeinen Augen zuſammengebrochen war, den ſie totgeſchlagen hatten, weil er — ja, ja, jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte — natürlich — natürlich!

Die alte Frau trat wieder ein.

„Habt Ihr — wißt Ihr —“

„Na, der alte Schobeck lebt ja noch. Der Doktor iſt eben hier durchgefahren und hat geſagt, daß der Flegel am Kopf herabgeglitten iſt und ihm das Schlüſſelbein zerſchlagen hat. Das war ſein Glück!“

Edmund ſprang mit dem Gefühle, als ob ein Centner ſich von ſeiner Bruſt wälze, gleich einer Feder empor. Im nächſten Augenblick aber ſank er wieder zurück, und in kurzer Zeit hatte die Natur ihr Recht erhalten. Edmund ſchlief.

Er hörte nicht das Heranſprengen eines Pferdes, das vor ſeiner Thüre Halt machte, — nicht den Ausruf der Begrüßung, mit dem die alte Frau das Haus öffnete, um unter allerlei Reden den Ankommenden in das Zimmer zu geleiten.

Er erwachte erſt, als ein harter, feſter Tritt ſich dem Sofa näherte und eine Hand ſich ſchwer auf ſeine Schulter legte.

„Wache auf, Edmund Hegebach! Ich bin gekommen, dich zur Rechenſchaft zu ziehen.“

Edmunds Augen öffneten ſich weit, aber in ihrem verlorenen Blick lag noch ein Mangel an Verſtehen.

Er ſah nur, daß Horſt von Kienitz vor ihm ſtand, daß im Ausdruck ſeines Geſichts Verachtung und Zorn lag.

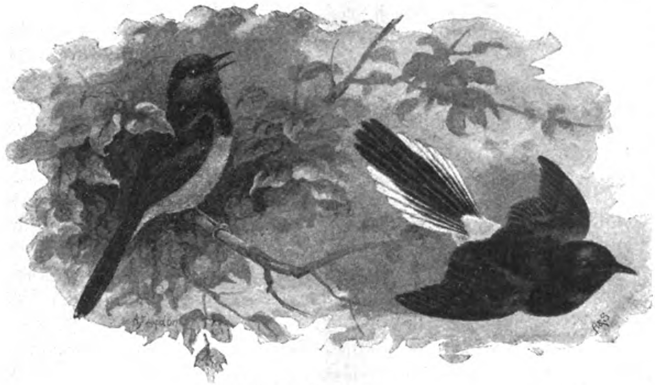
„Ich bin gekommen, dich zur Rechenſchaft zu ziehen, Edmund Hegebach!“

Der Ton der Stimme brachte Edmund zu ſich ſelbſt zurück. Der alte Trotz erwachte in ſeinem Gemüt und — Schobeck lebte ja, was ging den Horſt die Geſchichte an!

(Schluß folgt.)

Zwei indiſche Sängerinnen.

(Abdruck verboten.)



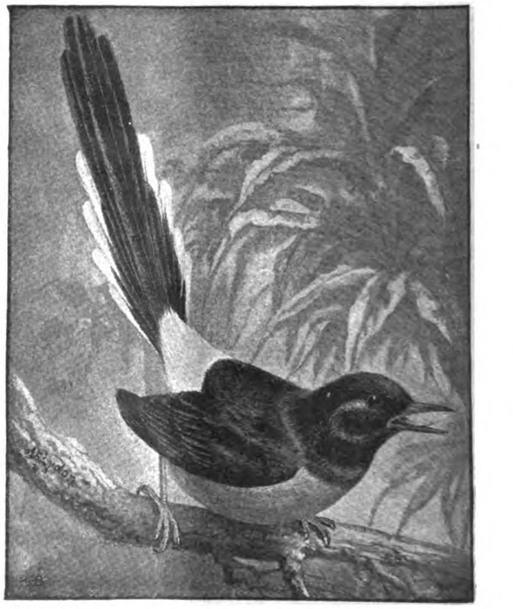
Schama-Droſſeln.

Wenn wir in unſeren Breiten den Frühling ganz beſonders lieben und zumal die Dichter nicht müde werden, den Lenz zu preiſen, ſo liegt das zum guten Teil daran, daß er die Jahreszeit der Töne iſt. Kaum iſt der Schnee geſchmolzen, ſo trillert über Feld und Wieſe die Lerche, flötet im Garten die Amſel, ruft im Walde die Droſſel. Und wie die Natur ſich allmählich in ihr grünes Sommergewand kleidet, kehrt ein Sänger nach dem andren aus der Fremde zurück und fällt ein in den Chorus, der die Frühlingswelt zu einem großen Konzertſaal macht.

Freilich die Zahl derer, die dieſem Konzert beiwohnen dürfen, wird kleiner und kleiner. Mehr und mehr zieht ſich, meiſt der Not gehorchend und nur ſelten dem eigenen Triebe, die Bevölkerung in die großen Städte, in die nichts von den holden Lenzesklängen draußen auf dem grünen Lande dringt. Da hält ſich denn der in die Stadt Gebannte gern Vögel, damit wenigſtens ein Stückchen Natur auch ihm zu teil werde. Nirgends findet man ſo leidenſchaftliche Verehrer des Vogelgeſanges, nirgends ſo gründliche Kenner desſelben wie in Berlin und Wien, in Hamburg und Breslau. Obgleich der großſtädtiſche Vogelfreund meiſt herzlich wenig von ſeinen Lieblingen hat, denn der Kampf ums Daſein hält ihn gerade in der Tageszeit fern von ſeinem Heim, in der ſie am fleißigſten ſingen, ſo nimmt er doch gern alle mit der Pflege gefangener Vögel verbundene Mühe auf ſich, um ſich wenigſtens hin und wieder ein Stündchen an ihren holden Weiſen erfreuen zu können.

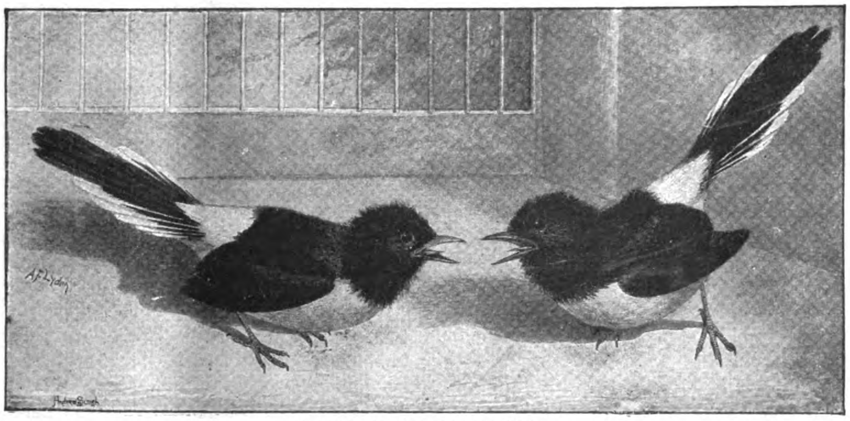
Die Vogelliebhaberei hat ſich ſchon ſeit langer Zeit nicht nur auf die einheimiſchen Sänger beſchränkt. Seit die Dampfſchiffe in wenig mehr als einer Woche den Ozean durchkreuzen, kommen namentlich amerikaniſche Sänger in großer Zahl zu uns. Der überaus ſchmucke rote Kardinal und ſein Vetter, der graue, von denen der erſtere einen anſprechenden, wenn auch etwas lauten Geſang zum beſten gibt, ſind bei uns beliebte Stubenvögel geworden. Ebenſo wird die amerikaniſche Spottdroſſel bei uns ſehr geſchätzt, obgleich die meiſten Exemplare den Anſprüchen eines durch unſere heimiſchen Sänger verwöhnten Liebhabers keineswegs entſprechen.

Afrika liefert uns in ſeinen verſchiedenen Girlitzen ſehr beachtenswerte Stubenvögel, die einen hübſchen Geſang mit großer Anſpruchsloſigkeit verbinden. Aus Aſien kamen von altersher die Bülbüls, von denen einige Arten hübſche droſſelartige Rufe fleißig hören laſſen.

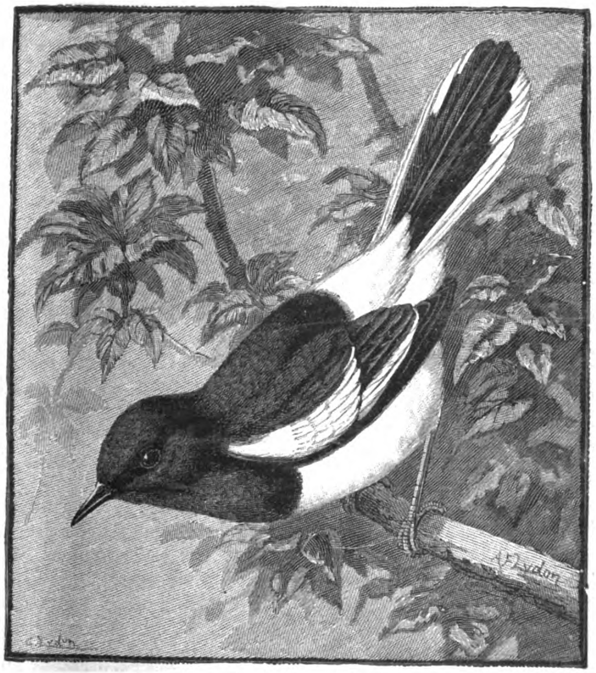


Schama-Droſſel angeſichts eines Nebenbuhlers.

Auch wußte man ſeit lange, daß es in Indien, gegen jede Art der Tropenländer, ausgezeichnete Sänger gibt. Wer in Indien gelebt hatte, der verſicherte, daß es dort Vögel gäbe, deren Geſang es getroſt mit dem unſerer Nachtigallen, Droſſeln und Grasmücken aufnehmen könne. Ja die Weiſen dieſer Meiſterſänger ſollten ſogar denen der unſrigen an Mannigfaltigkeit noch weit überlegen ſein. Man nannte hier namentlich zwei Vogelgruppen, welche unſeren Droſſeln nahe verwandt ſind, die Elſterdroſſeln und die Keilſchwanzdroſſeln. Unter den erſteren ſollte wiederum die Dayaldroſſel, unter den letzteren die Schamadroſſel die Königin ſein. Den Dayal, ſo erzählte man, findet man in ganz Indien, vom Himalaya bis Ceylon. Er bewohnt mit Vorliebe die Waldränder und kommt von ihnen aus auch gern in die Gärten. Hier treibt er auf dem Erdboden oder in niederem Gebüſch ſein Weſen und flattert nur, um ſeinen wechſelvollen Geſang vorzutragen, bis in die Spitzen junger Bäume. Wo man ihm freundlich begegnet, wird er bald zutraulich und niſtet dann wohl auch in der Nähe der Menſchen. Die Schama dagegen lebt ausſchließlich in den dichten Dſchungeln, die ſich ja über ganz Indien zerſtreut finden. Namentlich wo dieſe an ſchlecht beſtandenen Wald oder an Waldblößen ſtoßen, kann man mit Sicherheit auf ſie rechnen. Ihr Geſang iſt noch weit ſchöner als der des Dayal, einer der ſchönſten Vogelgeſänge, die es überhaupt gibt. Die Inder halten ſowohl den Dayal wie die Schama oft gefangen, die letztere ausſchließlich als Sängerin, den erſteren auch als Kampfvogel.



Kampfende Schama-Droſſeln.



Dayal-Droſſel.

So erzählten die Reiſenden, und man erſah aus den Bälgen, daß unſere Vögel auch ein ſehr anſprechendes Gefieder hatten.

Da erſchien es ganz rätſelhaft, daß ſie nie nach Europa kamen. Noch als Brehm ſein klaſſiſches Buch: „Gefangene Vögel“ veröffentlichte (1876), hatte er nie einen Dayal oder eine Schama geſehen. Bald darauf gelangten allerdings die erſten Schamas nach Deutſchland und gingen für hohe Preiſe in den Beſitz reicher Liebhaber über. Ich ſah die erſte, wenn ich nicht irre, 1879 oder 1880. Obgleich meine Erwartungen hochgeſpannte waren, ſo wurden ſie doch noch übertroffen. Die Schama iſt ein wunderhübſcher Vogel. Ihr Gefieder iſt im allgemeinen blauſchwarz, Bruſt und Bauch ſind fuchsrot, der Bürzel und die oberen Schwanzdecken ſind weiß. Der ſehr lange Schwanz, deſſen vier äußere Federn nach unten hin ebenfalls weiß ſind, gibt dem Vogel ein ungemein graziöſes Ausſehen. Die Bewegungen ſind ſehr lebhaft. Dabei war das Exemplar, das ich ſah, ganz zahm.

Der Dayal iſt nur ſchwarz und weiß gefärbt. Über die Verteilung dieſer Farben gibt unſere Abbildung gute Auskunft. Sein Schwanz iſt viel kürzer als der der Schama, ſein ganzes Weſen iſt ruhiger.

Seit einer Reihe von Jahren ſchicken die großen Hamburger Vogelhändler alljährlich Leute nach Indien, um von dort neben anderen Vögeln auch Schamas zu holen. Für den Preis von 80—100 Mark kann man von Chriſtiane Hagenbeck oder Fockelmann faſt immer welche beziehen. Die Dayal ſind freilich auch heute noch ſehr ſelten.

Die Schama iſt in der That ein vorzüglicher Stubenvogel. Der Geſang hervorragender Exemplare iſt wirklich herrlich, und man wird nicht müde, ſeinem ſteten Wechſel zu lauſchen. Dabei ſingt ſie ſehr fleißig und faſt das ganze Jahr hindurch. In Bezug auf die Nahrung iſt ſie äußerſt anſpruchslos. Sie gedeiht bei dem gewöhnlichen Futter der Inſektenfreſſer vortrefflich.

Aber die Schama erfreut ihren Beſitzer nicht nur durch ihren trefflichen Geſang und ihr ſchönes Gewand, auch ihr Weſen iſt ungemein anſprechend. Kommt ihre Eiferſucht ins Spiel, ſo macht ſie, wie unſere Abbildung zeigt, die drolligſten Männchen. Wie zwei Kampfhähne fahren ſie dann auf einander los, und man darf ſie nicht zuſammen laſſen. Sie ſind überhaupt ſehr kriegeriſch und hacken, zahm geworden, gern auf den hingehaltenen Finger.

Wenn ich noch hinzufüge, daß die Schama höchſt ausdauernd iſt, ſo wird man mir zugeben, daß ſie, bis auf ihren hohen Preis, ſo ziemlich das Ideal eines Stubenvogels iſt.

In Bezug auf den Dayal muß ich mich leider auf die oben gemachten Angaben beſchränken. Ich kenne nur ein Exemplar. Nach dieſem möchte ich den Dayal für eine etwas phlegmatiſchere Schama halten. Der Geſang gleicht dem der Schama, ſteht aber an Wohllaut hinter ihm zurück.

Chriſtian Schwarzkopf.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Im Reiche des Mahdi.

Vor länger als Jahresfriſt brachte der Telegraph die überraſchende Nachricht, daß der katholiſche Miſſionar Ohrwalder mit zwei Miſſionsſchweſtern nach zehnjähriger Gefangenſchaft aus dem Reiche des Mahdi entflohen und, unter unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich bei den ägyptiſchen Vorpoſten angelangt ſei — der erſte Europäer, dem es gelungen, ſich aus dem Schreckensbereich der Mahdiſten zu retten. Mit dem höchſten Intereſſe wurden damals die dürftigen Meldungen über ſeine Flucht aufgenommen, und mit um ſo größerer Spannung ſah man ſeinen weiteren Berichten entgegen, als über das Entſtehen, die Ausdehnung der mahdiſtiſchen Bewegung, wie über den gegenwärtigen politiſchen Zuſtand im Sudan die ſonſtigen Nachrichten ebenſo dürftig wie unzuverläſſig geblieben waren: fehlte uns doch ſogar jede gewiſſe Kunde über das Geſchick der noch in den Händen der Mahdiſten befindlichen Europäer.

Jetzt liegt nun der ausführliche Bericht des Miſſionars in einem ſtattlichen Bande vor uns: Aufſtand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenſchaft daſelbſt. Von Joſeph Ohrwalder. Innsbruck. 1892. Heinrich Schwick. Ein hochintereſſantes Buch, die Geſchichte des namenloſen Unglücks, das der Fanatiker Mohammed Ahmed über den ägyptiſchen Sudan gebracht hat.

Ohrwalder war Anfang Februar 1881 nach Chartum gekommen und gegen Ende desſelben Jahres nach ſeinem Beſtimmungsort Delen in Dar-Nuba, einem Teile Kordofans, abgegangen. Er fand hier bald eine erfolgreiche Thätigkeit, die aber nach wenigen Monaten durch die erſten Wellen der mahdiſtiſchen Bewegung geſtört und vernichtet werden ſollte.

Mohammed Ahmed, der Mahdi, ſtammt nach der Angabe Ohrwalders aus dem Volke der Danagla, der Bewohner der Provinz Dongola. Er war zu Beginn des Aufſtandes ein Mann im Anfang der Vierzig, hatte bereits ſeit Jahren als Derwiſch den Sudan durchwandert und den Fanatismus der Mohammedaner anzufachen geſucht, ohne daß die ägyptiſche Regierung ſonderlich auf ſein Treiben aufmerkſam geworden wäre. Erſt als er ſich 1881 auf die Inſel Aba im weißen Nil zurückzog und hier ſeine erſten Anhänger zu organiſieren ſuchte, ſandte der Generalgouverneur Rauf Paſcha von Chartum aus eine ſchwache Expedition gegen ihn ab, die er völlig vernichtete. Durch dieſen erſten leichten Erfolg kühn gemacht, verließ er die Inſel, und nun ſammelten ſich mit überraſchender Schnelle um ihn Scharen von Unzufriedenen, von denen der Sudan voll war: nicht nur religiöſe Fanatiker, ſondern vor allem zahlreiche waffengeübte Sklavenhändler, die durch die ſtrengen Maßnahmen der Regierung ihre Exiſtenz ruiniert ſahen. Schon im Juli 1882 ſchlug er eine größere gegen ihn ausgeſandte Expedition, in wenigen Monaten war er der Herr von faſt ganz Kordofan. In der zweiten Septemberwoche fielen auch die chriſtlichen Gottesboten in Delen in die Hände einer mahdiſtiſchen Schar und wurden in das Lager des Mahdi geſchleppt, der damals el-Obeid, die Hauptſtadt Kordufans, belagerte.

> „Das Äußere des Mahdi hatte etwas Verführeriſches,“ ſchreibt Ohrwalder. „Er war ein Mann von kräftigem Knochenbau und ſchwarzer Farbe. Auf ſeinem Geſicht lag ſtets ein ſüßliches Lächeln, das er ſich zur Gewohnheit gemacht hatte. Hierdurch wurde eine Reihe weißer Zähne ſichtbar, von denen die beiden oberen Mittelzähne eine große Spalte bildeten; eine ſolche Zahnſtellung gilt im Sudan als glückverheißend. Auch ſeine Art und Weiſe zu reden, war erkünſtelt ſüßlich. Als Geſandter Gottes gab er vor, im Verkehr mit der Gottheit zu ſtehen. Er gab ſeine Befehle ſtets nach höheren Offenbarungen; daher durfte ihnen nicht widerſprochen werden. Dies wäre Widerſtand gegen Gott geweſen und hätte den Tod zur Folge gehabt.“

Von einer kriegeriſchen Einübung ſeines Heeres war keine Rede. Der Mahdi hatte Menſchen im Überfluß, und da er nach ſeinem eigenen Ausſpruch ſie nicht ſchonen, ſondern möglichſt viele ins Paradies ſenden wollte, ſo war ſeine gewöhnliche Taktik darauf berechnet, durch die Menge zu erdrücken. In der erſten Zeit galt ſogar der Gebrauch der Feuerwaffen als verboten, man benutzte nur Stöcke und Lanzen. Auf dieſe Weiſe meinte er genau in die Fußſtapfen des Propheten zu treten, der auch ohne Feuerwaffen die Welt erobert habe. Der Mahdi wollte aber vor allem auch ein religiöſer Reformator ſein — die Türken hätten den Islam verdorben, er ſei berufen, denſelben zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückzuführen. Daher verbot er nicht nur den Genuß geiſtiger Getränke, denen die Sudaneſen ſehr ergeben waren, ſondern auch den Tabak; er verſchärfte die ehelichen Vorſchriften und verkündete das Gebot der Buße und Armut, der Verachtung der Welt. Das Ende der Welt ſtände bevor; was nutze es da, Reichtümer zu ſammeln? Beſſer ſei es, viel zu beten, ſich dem heiligen Kriege zu widmen, als zu arbeiten. Auch die Toten zu beweinen, war verboten; galt es doch als ein außerordentliches Glück, in den „ſegensreichen“ Zeiten des Mahdi zu ſterben. Das Volk ſchwärmte für ihn. „Seine ſüßen Manieren, ſein Lächeln, ſeine Freigebigkeit, ſeine zuweilen mit Strenge gepaarte Milde wirkten bezaubernd auf die Menge. Die Hinrichtungen ſchob er ſeinem Chalifa Abdullahi zu, und in ſeiner Heuchelei konnte er ſogar weinen, als ihm die kleinen Söhne zweier Hingerichteter vorgeſtellt wurden.“ Auch gegen die Miſſionare zeigte er ſich perſönlich voll heuchleriſcher Milde. Er empfing ſie nicht ungnädig, verſuchte ſie zum Übertritt zum Islam zu überreden und ſagte ihnen auch, als ſie ſeinen Vorſchlag mit Entrüſtung zurückwieſen, Schutz zu, ja erließ ſogar ein ſehr merkwürdiges Dekret, das Ohrwalder wiedergibt, in dem er die Diener der chriſtlichen Kirche ausdrücklich unter ſeine Obhut nimmt. Das hinderte freilich nicht, daß dieſelben, zumal in der erſten Zeit der Bewegung, den entſetzlichſten Mißhandlungen ausgeſetzt waren — was der Miſſionar über die Marterungen einiger Schweſtern berichtet, iſt fürchterlich.

Unaufhaltſam ging der Siegeszug des Mahdi über den ganzen Sudan, el-Obeid fiel, das Heer des General Hicks wurde vernichtet. Die letzte Hoffnung lag allein bei der Widerſtandsfähigkeit von Chartum, wo der unglückliche Gordon im Februar 1884 eingetroffen war. Auch unſer Gewährsmann betont, was ſchon wiederholt hervorgehoben wurde, daß die Sendung des Generals allein, ohne Truppen, von Anfang an keinen Erfolg verſprach, daß Gordon die Macht ſeiner Perſönlichkeit überſchätzte und durch mancherlei Unvorſichtigkeiten, durch manche falſche Maßregel den Fall Chartums nur beſchleunigte.

Mit einem für afrikaniſche Verhältniſſe ungeheuren Heere — Truppen und Troß gegen 200 000 Menſchen — brach der Mahdi von el-Obeid gegen Chartum auf, das am 26. Januar — ob durch Verrat, läßt Ohrwalder unentſchieden — erobert wurde. Zwei Tage ſpäter erſchien das engliſche Entſatzheer, nachdem es den Anmarſch in unverantwortlicher Weiſe verzögert hatte, und machte faſt angeſichts der Stadt Kehrt. Der letzte Anlauf zur Wiedereroberung des Sudans war geſcheitert.

Während el-Obeid aus einer volkreichen Stadt zu einem elenden Negerdorf herabſank und Chartum, nachdem die Mahdiſten gegen die Bevölkerung namenloſe, unbeſchreibliche Greuel verübt hatten, entvölkert und ſpäter vollſtändig zerſtört wurde, war am Zuſammenfluß des weißen und blauen Nils, unweit der alten Empore, eine neue Stadt entſtanden, Omdurman, die Stadt des Mahdi. Hier hatte er während der Belagerung von Chartum ſein Lager aufgeſchlagen, hier hielt er jetzt Hof. Aber es war nicht mehr der einfache Hof des Feldherrn, nicht das Zelt des Derwiſches, der den Seinen wieder und immer wieder Entſagung gepredigt hatte. Der beiſpielloſe Erfolg rief in der Lebensführung des Mahdi eine vollſtändige Umwälzung hervor, eine Umwälzung, wie ſie erfahrungsgemäß faſt bei allen Uſurpatoren eintritt. Während das Volk, das die Feldarbeit völlig vernachläſſigte, hungerte, umgab der Prophet ſich mit allen nur verfügbar zu machenden Bequemlichkeiten, mit dem raffinierteſten Luxus.

> „Es war im Faſtenmonat Ramadan, in welchem Übertretung des Faſtengebots mit dem Tode beſtraft wird,“ ſchreibt Ohrwalder. „Von Mittag bis gegen Mitternacht wimmelte es in der Moſchee von Omdurman, welche nur ein großer viereckiger, mit Dornen umzäunter Raum war, von Menſchen. Man ſah nur einen Wald von Lanzen, welche, aneinander ſchlagend, ein furchterweckendes Geklirr erzeugten. Alle erwarteten heißgierig den Mahdi, welcher zum Mittagsgebet erſcheinen mußte. Obwohl ſie ihn ſchon hundertmal geſehen, waren ſie ſeines Anblicks nicht ſatt und kämpften unter ſich, um in die Nähe des Mochrab, der Stelle, an welcher der Mahdi betete, zu gelangen. Was that der Mahdi im ſelben Augenblick? Er lag in ſeiner Hütte auf einem ſchönen Teppich ausgeſtreckt, auf mit Goldbrokat überzogenen Kiſſen, die wie jener in Chartum geraubt waren; er war bekleidet mit einem kurzen, faſt durchſichtigen Leinenhemd, blendend weißen Plunderhoſen, einem leichten weißen Überwurf und trug auf dem raſierten Haupte eine Calotte in Seide geſtickt. Um ihn lagen dreißig Dienerinnen, deren einige ihm mit Straußenfedern Wind zufächelten, während andere ihm die Füße maſſierten. Indes tobten außerhalb Hunderte, welche ſeinen Segen erflehten und nur ſeine Stimme zu hören wünſchten, wenn ſie ihn auch nicht ſehen könnten. Die am Eingang ſtehenden Eunuchen trieben die Menge mit dem Korbatſch fort, doch ſie bewegte ſich nicht, bis einer der Eunuchen zum Mahdi ging, um den ſo heißerſehnten Segen zu erbitten. Ohne ihn in ſeiner Ruhe zu ſtören, erteilte die Om-el-Mumnenin Aſcha, ſein erſtes Weib, den Segen. Endlich gab Aſcha dem im Duſel verſunkenen Mahdi leiſe ein Zeichen, daß es Zeit zu den Waſchungen ſei. Von allen Seiten unterſtützten ihn die Dienerinnen, damit er ſich erheben konnte. Als er dann in die Hütte zurückkehrte, fielen draußen die Weiber wie wahnſinnig über die Stellen her, die ſein Fuß berührt hatte, und ſammelten die von ihm betretene Erde unter förmlichen Krämpfen. Noch heute wird ſie als Reliquie aufbewahrt und als Heilmittel angewendet. — Das Wohlleben, die ausgeſuchte Nahrung, in welcher der Mahdi ſchwelgte, wurden die Urſachen ſeines frühen Todes. Sein Körper wurde monſtrös fett, die Krankheit machte raſche Fortſchritte. In der Nacht zum 22. Juli 1885 ſtarb er — wahrſcheinlich an Herzverfettung.“

Unter den Anhängern des Mahdi herrſchte unmittelbar nach ſeinem Tode die größte Verwirrung. Es fehlte nur der Mann, der ſich im erſten Augenblick an die Spitze der ſtarken Gegenſtrömung hätte ſtellen können, um die Mahdia zu ſtürzen. Sein Erfolg wäre zweifellos geweſen. So aber konnte der von dem Mahdi noch vor dem Tode zum Nachfolger ernannte Chalifa Abdullahi mit eiſerner Fauſt die Zügel der Regierung aufnehmen und alle Gegner unter ſeine Herrſchaft beugen.

Das Bild, welches Ohrwalder über Abdullahi und damit über den gegenwärtigen Zuſtand im Sudan entrollt, iſt das denkbar trübſte. Der Chalifa iſt ohne Zweifel ein außerordentlich energiſcher Mann von großer Begabung; er hat es verſtanden, ſeinem ausgedehnten Reich eine gewiſſe Organiſation zu geben, hat allmählich an die Stelle der ausſchließlich geiſtlichen Herrſchaft, der Mahdia, eine weltliche, die Molk, zu ſetzen gewußt und ſtrebt augenſcheinlich mit vielem Geſchick danach, die letztere zu einer in ſeiner Familie erblichen zu machen. Aber die Tyrannei, die der Mahdi ausübte, wird von Abdullahi noch überboten, er regiert nur durch den Schrecken, den er um ſich zu verbreiten weiß. Grauſam, mißtrauiſch und geizig, iſt er faſt allgemein verhaßt, nur die Baggara, der Stamm, aus dem der Chalifa hervorging, und den er ungemein begünſtigt, halten treu zu ihm. In dem Gegenſatz zwiſchen den Baggara und den übrigen Stämmen des Sudan liegt aber auch die Schwäche des Reiches — ſie zu benutzen, würde die Aufgabe derer ſein, welche dem unglücklichen Lande endliche Befreiung bringen wollen. Unglücklich, tief unglücklich aber iſt der ganze Sudan durch die mahdiſtiſche Bewegung ohne Zweifel geworden, und ſelbſt die erbittertſten Feinde der einſtigen, gewiß ſehr wenig muſtergültigen ägyptiſchen Regierung wünſchen nach der Anſicht Ohrwalders einen Umſchwung, die Wiederkehr der ehedem als Unterdrücker gehaßten „Türken“, d. h. der Ägypter, ſehnſüchtig herbei. Der Chalifa befolgt eine Politik der abſoluten Abſchließung — ſo verödet das Land, der Ackerbau liegt, da ganze Stämme mit Hunderttauſenden von fleißigen Händen völlig ausgerottet wurden, darnieder, jeder Handel hat aufgehört, alles Vertrauen iſt verſchwunden.

Nach dem Tode des Mahdi, der den chriſtlichen Glaubensboten immerhin eine leiſe Achtung bewahrt zu haben ſcheint, lebte Ohrwalder mit einigen Schweſtern in Omdurman in ſteter Angſt und Sorge. Man ließ ſie frei umhergehen, aber ſie wurden dabei unausgeſetzt beobachtet. Mühſam friſteten ſie ihr Leben; die Schweſtern nähten für Geld, der Pater lernte, um einigen Verdienſt zu haben, bunte Bänder weben, wozu er ſich ſelbſt den Webſtuhl baute. Dann und wann mußten ſie vor dem Chalifa erſcheinen, der ihnen bei dem leiſeſten Verdacht der Flucht immer wieder mit dem Tode drohte.

Trotz alledem war ihr Los beneidenswert gegenüber dem der übrigen Europäer, die in die Hände der Sudaneſen gefallen waren, und von denen einige noch in Omdurman leben. Von ihren Leiden im „Saier“, dem Gefängnis der Hauptſtadt, berichtet Ohrwalder Einzelheiten, die wiederzugeben ſich die Feder ſträubt. Hier lag der arme Lupton-Bey, hier Slatin-Bey, die Füße mit ſchweren Ketten belaſtet, während der Nacht mit Hunderten von Leidensgefährten in einen engen Raum eingepfercht, den Tag über im Freien jeder Witterung ausgeſetzt. Hier litten die beiden Deutſchen Neufeld und Kloß in vielmonatlicher Gefangenſchaft, bei der geringſten Veranlaſſung den grauſamen, nach Laune und Gutdünken verhängten Strafen der Wärter ausgeſetzt. Kein Geſetz beſtimmte die Dauer der Gefangenſchaft. Niemand ſorgte für die Beköſtigung der Unglücklichen — fand ſich nicht eine mitleidige Seele, die ihnen einen Broſamen zuwarf, ſo verhungerten ſie. Nur wenn der Chalifa einen der Europäer braucht, befreit er ihn aus dem Saier; ſo Neufeld, der zur Zeit der Flucht Ohrwalders in dem Pulverlaboratorium zu Chartum arbeitete, aber ſelbſt hier noch die Mackia, die eng zuſammengeketteten Ringe um die Füße, trug.

Die Flucht des Miſſionars erſcheint faſt wie ein Wunder. Ein verwegener Araber übernahm auf Veranlaſſung der geiſtlichen Vorgeſetzten Ohrwalders in Kairo gegen hohe Belohnung die Leitung des gewagten Unternehmens; er kaufte einige Kamele, rüſtete ganz im geheimen alles zur Abreiſe und brach in der Nacht zum 25. November 1891 mit dem Miſſionar, zwei Schweſtern und einem kleinen Negermädchen, das Ohrwalder nicht zurücklaſſen wollte, von Omdurman auf. Die Flüchtigen ſchlugen nicht den gewöhnlichen Weg, ſondern eine Straße quer durch die Wüſte ein und ritten ohne Rückſicht auf die Ermüdung ihrer Tiere faſt ohne Unterbrechung Tag und Nacht hindurch. Nur einmal ſtießen ſie auf einen mahdiſtiſchen Wachtpoſten, der ſich aber glücklicherweiſe beſtechen ließ.

> „Endlich war der 8. Dezember angebrochen,“ ſchreibt Ohrwalder. „Unſere Tiere ſchleppten ſich nur noch langſam vorwärts und waren unempfindlich gegen die Peitſche. Wir ſelbſt konnten uns vor Müdigkeit kaum mehr auf den Kamelen halten. Hunger und Schlaffheit hatten ſich unſerer bemächtigt, die von dem heftigen Ritt erzeugten Wunden ſchmerzten arg, aber die Hoffnung der nahen Freiheit war Öl für die Wunden des Geiſtes wie des Leibes. Vor Sonnenaufgang bogen wir in die Schlucht ein, die zu dem Brunnen Murad führte. Schon erblickten wir die ägyptiſchen Befeſtigungen auf den Bergen und die vom Morgenwind gepeitſchte rote Fahne mit Halbmond und Stern. Jetzt waren wir wieder freie Menſchen. Ein aus tiefſter Seele kommendes Dankgebet ſtieg über die Berge Murads zum Himmel empor — es waren Gefühle, die ſich nicht in Worte kleiden laſſen.“

Das Buch Ohrwalders iſt keine leichte Lektüre; es iſt vor allem keine Lektüre für Frauen — die Grauſamkeiten der Mahdiſten werden mit einer naiven Anſchaulichkeit vorgetragen, die oft ſelbſt in einem aus härterem Metall geſchmiedeten Gemüt Grauen erweckt. Aber das Buch erſcheint in der ſchlichten Einfachheit ſeiner Darſtellung als ein Werk, dem der Stempel der Wahrhaftigkeit unauslöſchlich aufgeprägt iſt. Man kann es nicht aus der Hand legen ohne Bewunderung für den Duldermut und die nie verſagende Glaubensſtärke des ſchwergeprüften Mannes und ſeiner Genoſſinnen.

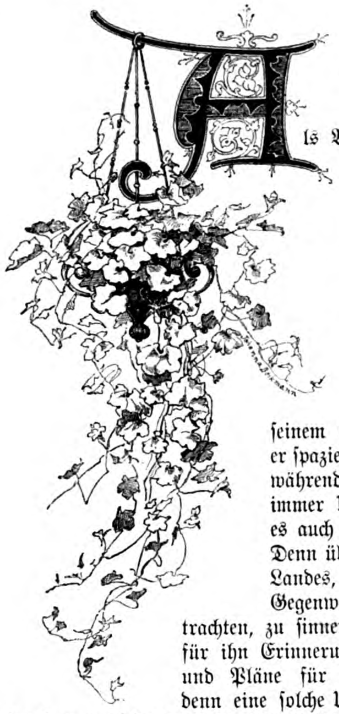
Hanns von Zobeltitz.

Linaria cymbalaria.

Eine Geſchichte voll kleiner Freuden und Enttäuſchungen.

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

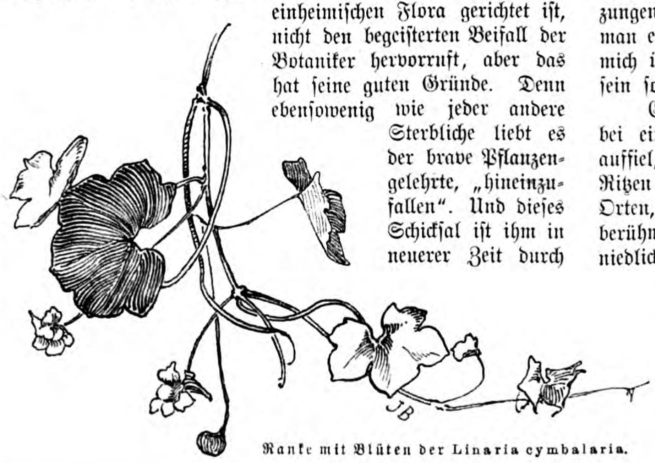


Als Bräſig „von wegen dem zackermentſchen Podagra“ in die „Waſſerkunſt“ gehen mußte, da erregte es ſein höchſtes Mißfallen, daß er gezwungen war, fortwährend an Orten ſpazieren zu gehen, wo er Gott in der Welt nichts zu thun hatte. Denn ein Landmann, wenn er auf ſeinem Gute das betreibt, was er ſpazieren gehen nennt, hat fortwährend etwas zu thun und immer Unterhaltung, und wenn es auch manchmal nur Ärger iſt. Denn überall auf jedem Flecke des Landes, das er bebaut, gibt die Gegenwart ihm etwas zu betrachten, zu ſinnen und zu denken, gibt es für ihn Erinnerung an die Vergangenheit und Pläne für die Zukunft. So geht denn eine ſolche Unternehmung meiſt recht langſam von ſtatten, und der richtige Landmann „ſteht ſich ſpazieren“, wie man von meinem Vetter ſagt, der zu einer Strecke von einem Kilometer drei Stunden braucht, an Unterhaltung dabei aber keinen Mangel leidet.

Darin hatte der alte Bräſig alſo ganz recht, daß er meinte, an Orten ſpazieren zu gehen, wo man Gott in der Welt nichts zu thun habe, ſei langweilig, und ebenſo gewiß iſt es, daß der, der ſich allerorts etwas zu thun machen kann, vom Leben den doppelten Genuß hat. Da gibt es nun richtige Genußmenſchen, die zu ihrer Unterhaltung beim Spazierengehen auf Dinge verfallen, die von den ſogenannten verſtändigen Menſchen wohl nur als nutzlos und thöricht erachtet werden können und geeignet ſind, deren heftiges Kopfſchütteln zu erregen. Zu dieſer Species gehört eine Sorte von ſonderbaren Käuzen, mit denen ich mich beſonders beſchäftigen will, das ſind die ſogenannten „Florafälſcher“ oder „Anſalber“, das heißt Leute, die beſtrebt ſind, die Flora des Gebiets, in dem ſie ſich aufhalten, durch Ausſaat oder Anpflanzung um neue Arten zu vermehren. Ich muß nun bekennen, daß auch ich mich ſeit einigen Jahren dieſer den Botanikern verhaßten Gilde angeſchloſſen habe, und daß der Ausdruck „Florafälſcher“ auf mich ſelbſt von einem berühmten Berliner Profeſſor der Botanik angewandt worden iſt. Dem Laien mag es ſonderbar erſcheinen, daß ein Beſtreben, das auf die Bereicherung der einheimiſchen Flora gerichtet iſt, nicht den begeiſterten Beifall der Botaniker hervorruft, aber das hat ſeine guten Gründe. Denn ebenſowenig wie jeder andere Sterbliche liebt es der brave Pflanzengelehrte, „hineinzufallen“. Und dieſes Schickſal iſt ihm in neuerer Zeit durch das Überhandnehmen verruchter Florafälſcher oft genug bereitet worden. Man denke, bei einem Ausfluge entdeckt Herr Doktor X. die Dingsda soundsoja in einer ſtattlichen Menge von Exemplaren. Ein unerhörter Fund. In keiner Provinzflora iſt dieſe Pflanze aufgezählt, ja ſelbſt im ganzen Lande iſt ſie noch niemals gefunden worden. Dieſe Entdeckung war dem glücklichen Doktor X. vorbehalten. Er gerät in einen kleinen Rauſch, ſucht ſich die beſten Exemplare für ſein Herbarium aus und hält die Stelle vorläufig geheim. In der nächſten Sitzung ſeines botaniſchen Vereins aber kommt er mit männlich verhaltenem Stolze damit zum Vorſchein. Allgemeines Erſtaunen und große Bewunderung, bis es ſich plötzlich irgendwie unzweifelhaft herausſtellt, daß ein infamer Florafälſcher die Pflanze dort vor kurzem „angeſalbt“ hat, wodurch natürlich der eben noch ſo ſtolze und glückliche Entdecker dem ſpöttiſchen Lächeln ſeiner Kollegen preisgegeben wird. Ich weiß davon eine kleine wahre Geſchichte, die ſich in Leipzig ereignet hat. Dort gibt es in der Nähe eine botaniſch berühmte Gegend, die als Fundort mancher Pflanzen, die ſonſt im Lande nicht vorkommen, einen gewiſſen Ruf beſitzt. Dort an einer geeigneten Stelle ſäete ein laſterhafter Mann, der leider mein Freund iſt, eine Alpenpflanze aus, deren Samen er ſich von der Reiſe mitgebracht hatte. Im nächſten Jahre ſtand ſie dort in ſchönen großen Polſtern und in voller Blüte, woran er ſich ſehr erfreute. Kaum war dies ſo weit, ſo erſchien eine Notiz in einer Leipziger Zeitung etwa des Inhalts, daß der berühmte Bienitz noch immer ſeinen alten Ruf bewähre, denn, man denke nur, die Linaria alpina ſtände dort jetzt in voller Blüte, eine ganz ungewöhnliche Seltenheit. Auf dieſe Nachricht hin wallfahrteten ſofort alle Botaniſierkapſeln Leipzigs an dieſen geheiligten Ort, und am nächſten Tage ſchon war die ſchöne Pflanze bis auf die letzte Spur wegbotaniſiert. Als mein Freund hinauskam, um ſich ſeine Schöpfung nach der Anerkennung, die ſie gefunden hatte, auch einmal wieder anzuſehen, war dort kein Stengelchen mehr vorhanden. Da ward in ihm die Rachſucht Herr über ſeine beſſeren Gefühle, und er veröffentlichte in derſelben Zeitung die Art und Weiſe, wie dieſer berühmte Berg zu ſeiner neuen Seltenheit gekommen war, was natürlich zur Folge hatte, daß die getäuſchten Botaniker das vorher ſo hoch geſchätzte Exemplar in ihrem Herbarium nur noch mit bitteren Empfindungen zu betrachten vermochten, denn „angeſalbte“ Pflanzen ſind für ſie ohne jeden ſittlichen Wert.

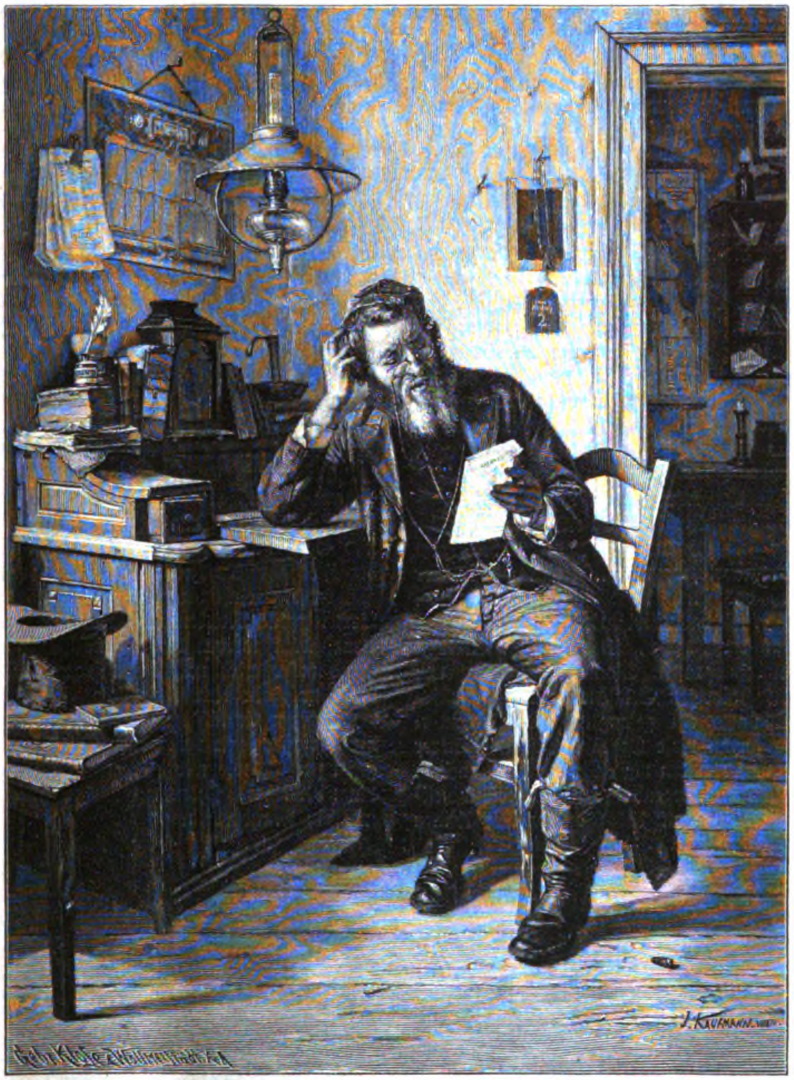
Hieraus geht nun zur Genüge hervor, daß Botaniker und Anſalber ſich als Feinde zu betrachten gewohnt ſind, die einen, weil ſie von den anderen ſchon ſo manches Mal getäuſcht worden ſind, und die anderen, weil ihnen von den einen oft in kurzer Zeit die ſeit Jahren gehegten Anpflanzungen ohne Gnade wegbotaniſiert werden. Darum möge man es mir nicht verübeln, wenn ich als paſſionierter Anſalber mich über die Standorte der Pflanze, von der jetzt die Rede ſein ſoll, in tiefſtes Schweigen hülle.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1873, als mir bei einem Aufenthalt in Dresden ein zierliches Pflänzchen auffiel, das hier mit zarten Ranken aus den Spalten und Ritzen der Sandſteinfelſen hervorhing, oder dort an geeigneten Orten, zum Beiſpiel den Vorſprüngen und Pfeilern der alten berühmten Elbbrücke, dichte blühende Polſter bildete. Die niedliche Pflanze gefiel mir, und ich behielt ſie im Gedächtnis, denn das beſcheidene zierliche Gewächs, das mit ſeinen epheuartigen Blättern und ſeinen hellvioletten, feinen Blümchen, die mit einem blaßgelben Gaumenfleck geziert ſind, aus öden Felſenritzen und altem verwitterten Mauerwerk hervorgrünte, erſchien mir wie ein Stückchen Poeſie. Das Pflänzchen iſt unſcheinbar und kann leicht überſehen werden; hat man es aber entdeckt und ſeine feinen Reize kennen



Ranke mit Blüten der Linaria cymbalaria.

gelernt, ſo wird man es vielen ſeiner prangenden und ins Auge fallenden Schweſtern vorziehen, wie es ja auch ſchöne ſtille Mädchen gibt in Kattunkleidchen, die, wer ſie kennt, bei weitem höher ſchätzt, als jene, die in Samt und Seide rauſchen und hinter köſtlich gemalten Fächern hervor berechnete Blicke ſchießen.



Gefallene Kurſe. Nach dem Gemälde von J. Kaufmann.

Ich erfuhr bald den Namen dieſer meiner jungen Liebe. Sie hieß **Linaria cymbalaria** oder Cymbelkraut und war eine Kouſine jenes ſchönen hochgelben Leinkrautes, das fälſchlich ſo oft Löwenmaul genannt wird und auf Wieſen, Feldrainen und in Wäldern bei uns überall häufig blüht. Das Cymbelkraut iſt urſprünglich in den Mittelmeerländern heimiſch und langſam und allmählich nach Norden gewandert. Wie weit Anſalber dabei beteiligt geweſen ſind, weiß ich nicht; jedenfalls iſt das kleine Mauerblümchen oft in Gärten angepflanzt worden und dann, wo es günſtige Bedingungen fand, allmählich verwildert. So heißt es auch zum Beiſpiel in der „Flora des Rieſen- und Iſergebirges“ von W. Winkler von ihm: „Angepflanzt und verwildert.“

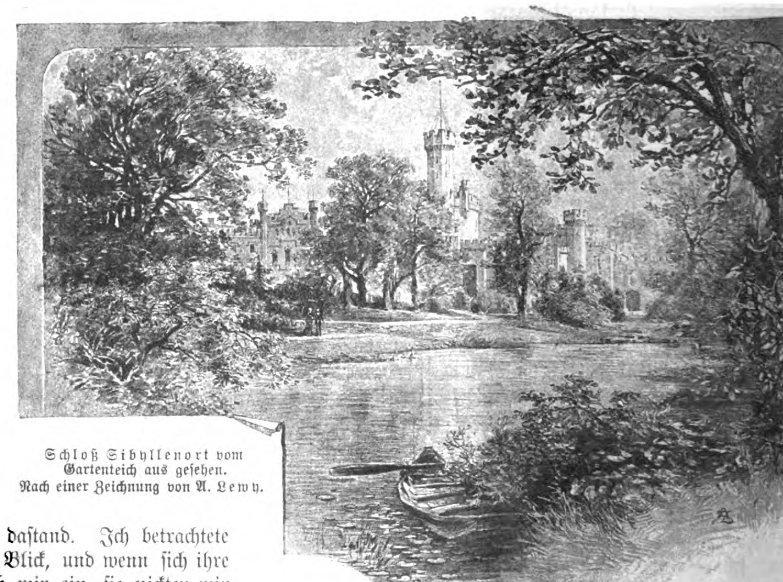
Als ich ſpäter meinen Freund Johannes Trojan kennen lernte, fand ich in ihm ebenfalls einen Verehrer dieſes zierlichen Pflänzchens. Er hatte ſich einſt aus Hameln an der Weſer Samen davon mitgebracht und zog es ſeitdem alljährlich in Töpfen. Im Hinblick auf die vielen ſandſteinernen Ufermauern und Kanalböſchungen, die in Berlin vorhanden ſind, hatte ich nun unterdes den Gedanken gefaßt, ob es nicht möglich ſein würde, dieſe Blume in Berlin einzubürgern, und mit etwas Samen, den ich von Trojan erhielt, machte ich den erſten Verſuch, der aber mißglückte. Ich ſagte mir, dieſe Sache muß im großen angefaßt werden, und da ich unterdes in Erfahrung gebracht hatte, woher dieſer Same zu beziehen ſei, ließ ich mir im nächſten Frühjahr einen tüchtigen Poſten kommen. Dies war im Jahre 1890, und ſeit dieſer Zeit ergießt ſich unabläſſig den ganzen Frühling und Sommer hindurch ein feiner Regen von Linariaſamen über Berlin und Umgegend, wie ſich mein Freund Trojan gelegentlich einmal ausdrückte. Die Folgen ſind nicht ausgeblieben, und ich kann wohl ſagen, daß die kleine Pflanze jetzt an manchen Stellen in und bei Berlin heimiſch iſt. An einigen Orten iſt ſie ſchon zum drittenmale wiedergekommen. Denn ſo zart das Pflänzchen iſt, ſo hat es doch eine große Zähigkeit, ſich an den Stellen zu behaupten, wo es einmal ſteht, und dazu tragen drei Eigenſchaften bei. Erſtens iſt es faſt bedürfnislos, begnügt ſich mit der kümmerlichſten Mauerritze und nährt ſich hauptſächlich aus der Luft. Zweitens ſchlägt es in jedem Jahre aus der Wurzel wieder aus, und drittens hat es die Gewohnheit, ſeinen ungemein reichlichen Samen an günſtigen Orten zu verſtecken. Die niedliche Blume ſitzt an einem kurzen Stiele, iſt ſie aber abgeblüht, ſo wird dieſer Stiel mächtig lang und dreht und wendet ſich und ſucht für die Samenkapſel an ſeinem Ende nach einer geeigneten Mauer- oder Felſenritze. Ja, manche Ranke, an der oft eine ſtattliche Reihe ſolcher langgeſtielter Samenkapſeln hängt, kriecht mit der ganzen Geſellſchaft in ſolche Ritze und hütet ſie dort wie eine Henne ihre Küken. So kommt es, daß möglichſt wenig Samen dieſer klugen Pflanze unnütz verloren gehen.

Ja, das pfiffige Cymbelkraut ſorgt ſchon für ſich und ſeine Zukunft, aber ich habe in Berlin mit einem anderen Feinde zu kämpfen, der für meinen Liebling der Schrecken aller Schrecken iſt. Das iſt nämlich die hochnotpeinliche Ordnung, die in dieſer vortrefflich verwalteten Stadt herrſcht. Unſer fürchterlichſter Feind iſt der Ritzenausſchmierer. Ueberall, wo ich nur in Berlin dieſe Pflanze zum Wachſen gebracht habe, darf ich annehmen, daß der Ritzenausſchmierer bereits wie eine drohende Wolke am Horizont ſchwebt. An einigen ſchrägen Mauerböſchungen des Humboldthafens blühten im vorigen Jahre Pflanzen, die den Winter durchgemacht hatten, und grünten unzählige neugeſäete. Da waren eines Tages ſchreckliche Maurer da, mit Kalkkaſten und Kratzinſtrumenten und anderen Marterwerkzeugen, und hielten grauſames Gericht, erneuerten zerbröckelte Steine und ſchmierten alle die grünenden Ritzen barbariſch mit Kalk aus. Aber wir, ich und mein Pflänzchen, ſind zäh, an einer anderen Stelle des Humboldthafens, die ich nicht nennen will, blühte es in dieſem Jahre dennoch ganz munter.

An den Stellen, wo man den Samen mit dem Finger in die Ritzen drücken oder mit etwas Lehm hineinſchmieren kann, kommt die Pflanze mit faſt abſoluter Sicherheit, ſolche zugängliche Stellen aber ſind ſelten, und in vielen Fällen kann ich nur von oben die runden Körnchen auf die Steinböſchungen ſtreuen und muß es dem Zufall überlaſſen, daß er ſie beim Hinabrollen in eine geeignete Ritze führt. Solche Stellen koſten viel Samen, und man kann von Glück ſagen, wenn von Tauſenden einer Wurzel ſchlägt. Dieſe ſind mir dann natürlich ganz beſonders lieb — dem Ritzenausſchmierer aber iſt nichts heilig. In der Nähe der früheren chineſiſchen Geſandtſchaft hatte ich auf dieſe Art eine kleine Kolonie an der Kanalufermauer zu ſtande gebracht, die einzige Stelle im weiten Umkreis, wo ich dieſen Erfolg erzielt hatte. Da ſah ich eines Tages auf derſelben Uferſeite ein plumpes kahnartiges Fahrzeug ſich an der Böſchungsmauer entlang bewegen. Darauf befanden ſich einige Böcke und Bretter, ein Kalkkaſten und zwei Männer, die ich mit Henkersknechten zu vergleichen nicht umhin konnte. Der eine von ihnen trug eine Hornbrille mit großen Gläſern, durch die er in alle Ritzen ſtierte mit ſchrecklichem Mörderblick. Dann kratzte er ſie aus mit fühlloſem Eiſen — o wie mir dieſer Ton in die Seele ſchnitt — und dann ſchmierte er. Nicht lieblich wie Werthers Lotte das Butterbrot für ihre Geſchwiſter — nein, brutal und mit Vernichtungsfreude, wie es mir ſchien. Die Männer befanden ſich bei der Potsdamer Brücke, alſo noch weit von dem Standorte meiner geliebten Pflanze, aber ihr Los war beſiegelt, das ſtand nicht mehr zu bezweifeln.

Langſam aber ſicher, wie das unerbittliche Schickſal, krochen ſie alle Tage weiter an der Mauer, überall weiße Streifen und Striche zwiſchen dem grauen Steinwerk zurücklaſſend; ſie verfuhren mit jener widrigen Gelaſſenheit und Gemütsruhe, mit der die Schlange ein gefangenes Tier hinunterſchlingt. Ich vermied fortan dieſe Gegend. Erſt in ſpäterer Zeit, als alles längſt vorüber ſein mußte, richtete ich meinen Spaziergang wieder nach der Gegend der ehemaligen chineſiſchen Geſandtſchaft, um trauervoll das Grab meiner kleinen Freundin, einen breiten weißen öden Kalkſtreifen, zu betrachten. Seitdem kann ich mir das unerbittliche Schickſal nicht mehr anders vorſtellen, als in Geſtalt eines alten verſchrumpelten Maurers mit einer Hornbrille und einem Kratzeiſen.

Von ſolchen kleinen Enttäuſchungen wimmelt die Geſchichte meiner Anſiedelung der Linaria cymbalaria in und bei Berlin, und ich will ſie nicht alle aufzählen. Nur eine will ich noch mitteilen. Auf dem Moospolſter eines Brükkenpfeilers meiner Nachbarſchaft ſtand das Pflänzchen ſehr üppig ſchon im zweiten Jahre, das Reſultat von gewiß mehr als fünftauſend darübergeſtreuten Samen, denn ich kam täglich dort vorbei, und jedesmal regnete eine kleine Prieſe dort hinab, bis es endlich daſtand. Ich betrachtete dieſe Blümchen ſtets mit liebevollem Blick, und wenn ſich ihre Ranken im Winde regten, bildete ich mir ein, ſie nickten mir zu. Doch eines Tages war dort alles verſchwunden.



Schloß Sibyllenort vom Gartenteich aus geſehen.
Nach einer Zeichnung von A. Lewy.

Das war keine Folge der hochnotpeinlichen Berliner Ordnung, ſondern dieſer Raub hatte der Pflanze ſelbſt gegolten, denn nur genau die Stelle, wo ſie geſtanden hatte, war aus dem Moospolſter ausgeſchnitten. Wie jemand dies möglich gemacht hat, an der unzugänglichen Stelle, iſt mir ein Rätſel. Seidem iſt mir die Anſiedelung dort noch nicht wieder geglückt, aber ſtehen ſoll die Pflanze dort doch wieder, ſowahr ich Heinrich Friedrich Wilhelm Karl Philipp Georg Eduard heiße.

Für alle ſolche kleinen Enttäuſchungen aber werde ich reichlich entſchädigt, wenn ich auf einem gewiſſen Kirchhofe in Berlin ſtehe und an einer gewiſſen Stelle über das Geländer blicke auf eine alte verwitterte Sandſteinmauer, die dem mörderiſchen Ritzenausſchmierer ſchon ſeit vielen geſegneten Jahren entgangen iſt und ihn, wie ich hoffe, niemals kennen lernen ſoll, oder wenn ich wie im letzten Juni in ein ſchön gelegenes Dorf der Berliner Umgegend wandere, wo ich vor zwei Jahren geſäet habe und nun die breite Kalkſteinmauer über und über mit blühenden Ranken bedeckt finde, oder wenn ich jetzt hier in Kolbergermünde, wo ich dieſes ſchreibe, meine Ausſaat vom vorigen Jahre an allerlei alten Feſtungsmauern lieblich blühen ſehe. Herr Johann Nebendahl aus Großen-Pampow in Mecklenburg, der den beſten Weizen in der ganzen Gegend baut, hat auch keine größere Freude, wenn er ſeine üppigen Felder betrachtet, als ich in ſolchem Augenblick.

Und nun zum Schluß noch eine Bitte an die verehrten Herrn Botaniker, die dies leſen: wenn Ihr dieſem zierlichen Pflänzchen in und bei Berlin zufällig einmal in die hellen, freundlichen Augen ſchaut — laßt es ſtehen! Ihr wißt es nun, es iſt ja doch nur angeſalbt. Und der, der ſeinen Samen ſtreute, möchte gern eine kleine grüne Spur hinterlaſſen auf dieſer Erde. Zwar hat er allerlei kleine Lieder und Geſchichten ans Licht geſtellt, allein dieſe entſtanden aus der Zeit für die Zeit und werden ſchwinden mit der Zeit. Sie werden einſt vergeſſen ſein, und nur auf den höchſten Borten zurückgebliebener Leihbibliotheken in kleinen abgelegenen Landſtädten werden die kleinen Bände noch ſtehen, und niemand mehr wird nach ihnen fragen. Dann aber wird vielleicht noch ein kleines zierliches Pflänzchen, das aus dürren Mauerritzen lieblich hervorgrünt, lebendige Kunde geben, daß der Verfaſſer jener vergeſſenen Geſchichten einſt über dieſe Erde gegangen iſt, wie wir alle gehen, und wie es in Konrad Ferdinand Meyers ſchönem Gedichte heißt: „Als ein Pilgrim und ein Wandersmann.“

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ernſt Henſeler, einer der begabteſten Guſſowſchüler, hat ſich zuerſt mit einer Reihe figurenreicher Genrebilder aus dem Volksleben bekannt gemacht, die meiſt eine große Unmittelbarkeit der Auffaſſung und viele Friſche bekunden — ſeine „Mäher beim Frühſtück“, ſeine „Roggenernte“ fanden ungeteilten Beifall. Das große Gemälde „Die Freiheit gerettet!“, welches wir heute reproduzieren, ſchmückte die letztjährige Berliner Gemäldeausſtellung. Der Vorgang erklärt ſich von ſelbſt — einer Germanenfamilie iſt es mit knapper Not gelungen, ſich vor den verfolgenden Römern auf den Einbaum zu retten: wenige Minuten noch, und ſie wird am diesſeitigen Ufer geborgen ſein.

Das zweite Hauptbild „Gefallene Kurſe“ von J. Kaufmann könnte unmittelbar als Illuſtration zu unſerem Roman gelten; Herr Baruch Tadraß, dem die Kurſe gefallen und die Felle fortgeſchwommen ſind, ſteht in Perſon vor uns. Nur die Petroleumlampe ſtört das Zeitkolorit, denn 1848 leuchtete uns das Erdöl noch nicht.

Kirche.

Am 20. Februar tagte zu Barmen eine große Verſammlung evangeliſcher Männer aus allen Teilen des Reiches, um gegen die Wiederzulaſſung des Jeſuitenordens Einſpruch zu erheben. Nachdem Prof. Achelis-Marburg über „jeſuitiſche Moral“, Prof. Rietſchel-Leipzig und Hofprediger Dr. Rogge-Potsdam über die ſtaatlichen und politiſchen Seiten der Frage geſprochen hatten, wurde ein Beſchluß gegen die Wiederzulaſſung einſtimmig angenommen; auch in Ludwigshafen fand an demſelben Tage eine zahlreich beſuchte Proteſtverſammlung gegen die Jeſuiten ſtatt.

Forſchungsreiſen.

Zu einer Forſchungs- und Sammelexpedition nach dem Malayiſchen Archipel, beſonders den Molukken, ſucht die Senkenbergiſche Naturforſchende Geſellſchaft zu Frankfurt a. M. einen erfahrenen deutſchen Zoologen, dem gegen 12000 Mark zur Verfügung geſtellt werden könnten. Meldungen werden bis 1. Juli d. J. angenommen.

Die Nordpolexpedition des Amerikaners Leutnant Peary wird Ende Juni aufbrechen. Die Forſcher, zehn an Zahl, werden zu Schiff nach Grönland gebracht werden, wo dann die Weiterreiſe auf Schlitten vor ſich gehen wird. Peary berechnet ſeine Abweſenheit auf zwei Jahre. Er wird am 1. Mai nach Europa kommen, um in England, Schottland, Deutſchland ꝛc. Vorträge zu halten, wodurch er Zuſchüſſe zu den Expeditionskoſten zu erlangen hofft.

Pflanzenkunde.

In dem innerſten milcherfüllten Kerne der Kokosnüſſe finden ſich zuweilen (etwa bei einer auf 2000) rundliche oder birnförmige Steine, die Kokosperlen, welche bis zur Kirſchgröße anwachſen können und durch Glätte ſowie Glanz der Oberfläche den echten Perlen gleichen. Sie beſtehen wie dieſe aus kohlenſaurem, mit organiſchem Stoff gemiſchtem Kalk, der ſich in Rundſchichten abgelagert hat. Wegen ihrer Seltenheit und ihres Schimmers werden dieſe Perlen von den Indiern außerordentlich geſchätzt und als Schmuckſteine teuer bezahlt. Die Rajahs tragen ſie in Silber gefaßt und ſchreiben ihnen heilbringende, Krankheit und böſe Geiſter ſcheuchende Eigenſchaften zu. Die Entſtehung der Kokosperlen iſt noch durchaus rätſelhaft; auch ſind ſie zu ſelten und zu koſtbar für die Säuren des Chemikers. St.

Statiſtik.

Die ſoeben ausgegebenen Vierteljahreshefte zur Statiſtik des deutſchen Reiches enthalten intereſſante Zuſammenſtellungen über die überſeeiſche Auswanderung im Jahre 1892. Danach wurden im genannten Jahre über deutſche und fremde Häfen 116887 deutſche Auswanderer befördert (in der Zahl iſt für den Hafen Havre, für welchen Angaben pro 1892 fehlen, die entſprechende Ziffer für 91 eingeſtellt); etwas weniger als im vergangenen Jahr (120089), aber bedeutend mehr, als in den Jahren 1885—1890, in denen die Zahl der Auswanderer von 83000 bis 110000 ſchwankte. Die höchſte Ziffer ſeit 1871 war diejenige von 1881 mit 220902 Auswanderern. Der Löwenanteil der Auswanderung entfiel auch 1892 auf die vereinigten Staaten (107803), welche aus ganz Europa in den letzten Jahren je über eine Million Auswanderer an ſich zogen. — Die überſeeiſche Auswanderung Deutſchlands betrug in den letzten Jahren rund 0,2 % der Bevölkerung; am ſtärkſten war ſie aus Weſtpreußen und Poſen, am ſchwächſten aus einigen thüringiſchen Staaten (Anhalt), aus Braunſchweig, Schleſien, Sachſen.

Geſundheitslehre.

In der „Berl. kliniſchen Wochenſchrift“ werden Angaben über die Einwirkung der Kälte auf den Cholerabacillus von Profeſſor J. Uffelmann veröffentlicht, die zur Vorſicht mahnen. Der Bacill erträgt danach eine Temperatur von — 24,8° C. auch in dem der kalten Luft ausgeſetztem Eiſe und im Boden. Er wird alſo von der Winterkälte nicht ſo leicht vernichtet, und man ſollte im kommenden Frühjahr und Sommer allem Eiſe gegenüber, das aus irgendwie verdächtigen Gewäſſern ſtammt, mißtrauiſch ſein.

Die Frage, ob mit Sauerteig oder mit Hefe bereitetes Brot der Verdauung größeren Nutzen gewährt, beantworten Dr. Lehmanns Unterſuchungen in Würzburg dahin, daß die Ausnutzung des ſauren Brotes ſich etwas günſtiger ſtellt, als die des nichtſauren, wenn neben dem Brote Fleiſch verabreicht wird. Beſonders wichtig erſcheint der Umſtand, daß die durch den Sauerteig entſtehende Säure das Gift der Kornrade, deren Samen nachläſſig gereinigtem Getreide oft beigemiſcht bleibt, ganz unſchädlich macht. Geringe Säuerung hindert dagegen das Auftreten von Kornrade-Vergiftungserſcheinungen nicht. Seit Jahrhunderten haben die ſtark geſäuertes Roggenbrot backenden Völker richtig gehandelt und die Regeln praktiſch gefunden, deren wiſſenſchaftliche Begründung jetzt aufgeſtellt wurde. St.

Ein gefährliches Volksheilmittel iſt Spinngewebe, das in vielen Gegenden zur Stillung des Blutes und als Verband auf Schnittwunden gelegt wird. Kürzlich ſtarb in Italien ein junger Mann, der eine leichte Wunde mit Spinngewebe behandelt hatte, vierzehn Tage darauf am Starrkrampf, wodurch der Verdacht gegen dies unſaubere, bei dem Volke jedoch in hohem Anſehen ſtehende Verbandmittel rege wurde. Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung ergab, daß Spinngewebe, in geeigneter Weiſe in den Blutlauf empfänglicher Tiere gebracht, Starrkrampf erzeugt, und daß dann in Reinzüchtungen dieſelben Bacillen gewonnen werden, die man in der Erde fand und denen die, jedem ärztlichen Bemühen ſpottende, entſetzliche Krankheit, der Starrkrampf (**Tetanus**), zuzuſchreiben iſt. St.

Koloniales.

Nachdem der erſte Verſuch, einen Simmenthaler Zuchtſtier nach der neuen deutſchen Anſiedelung Klein-Windhoek in Deutſch-Südweſtafrika zu verpflanzen, als geglückt zu betrachten iſt, hat man kürzlich eine Anzahl weiterer Zuchtſtiere mit einem Dampfer dorthin befördert. Als Rückfracht wird der Dampfer verſuchsweiſe Rindvieh der eingeborenen Raſſe an Bord nehmen und dies teils am Kongo, wo rege Nachfrage hiernach herrſcht, abſetzen, teils nach Schleswig-Holſtein überführen. Es iſt bekannt, daß in Schleswig-Holſtein neben der eigentlichen Viehzucht das Fettmachen von Rindvieh, das mager aufgekauft wird, betrieben wird. Wenn ſich das Damararind nach dem erſten Verſuch hierzu als geeignet erweiſen würde, ſo könnten im Jahre mehrere tauſend Köpfe von Südweſtafrika eingeführt werden. Der geringe Preis an Ort und Stelle ſoll, ſelbſt wenn die nicht unerheblichen Transportkoſten dazu kommen, eine ſolche Viehausfuhr ſehr wohl ermöglichen, zumal wenn die Verladung nicht über Walfiſchbai zu erfolgen brauchte, ſondern an der neu entdeckten Landungsſtelle in der Swakopmündung, wie man hofft, möglich wäre.

Stenographie.

Nach dem vom königl. ſtenographiſchen Inſtitut in Dresden herausgegebenen Jahrbuch der Schule Gabelsberger nnd der im Mertensſchen Stenographenkalender veröffentlichten Statiſtik ſind für das Jahr 1892 folgende Ergebniſſe in den einzelnen Syſtemen zu verzeichnen:

Syſtem.	Vereine.	Mitglieder.	Unterrichtete.
1. Gabelsberger	800	22704	51515
2. Neu-Stolze	444	6131	10383
3. Mittel-Stolze	36	909	583
4. Alt-Stolze	—	118	163
5. Arends	154	4008	3441
6. Roller	205	3016	3818
7. Faulmann	21	1802	3000
8. Stenotachygraphen	148	2679	—
9. Velten	41	978	—
10. Merkes	31	430	—
11. Schrey (1891)	195	3069	4871
12. Brauns	5	122	77

Buchhandel.

Der zweite Band des „Handbuchs des Preußiſchen Adels“ (Berlin 1893. E. S. Mittler & Sohn) iſt ſoeben erſchienen. Das Werk, das zum erſtenmale ein vollſtändiges Bild der preußiſchen Adelsgeſchlechter in allen ihren Verzweigungen geben ſoll, wird unter Mitwirkung des Heroldsamtes bearbeitet und erfreut ſich der beſonderen Unterſtützung der bekannten Heraldiker, Herrn von Borwitz und Hartenſtein und Kindler von Knobloch. Die beiden bisher vorliegenden Bände geben über etwa 550 Familien zuverläſſige Auskunft. Die Redaktion des Werkes (M. Janecki, Berlin W. Lutherſtr. 10) richtet an alle preußiſchen Adelsgeſchlechter die Bitte um Zuſendung des erforderlichen Materials zur Einfügung in die weiteren Bände.

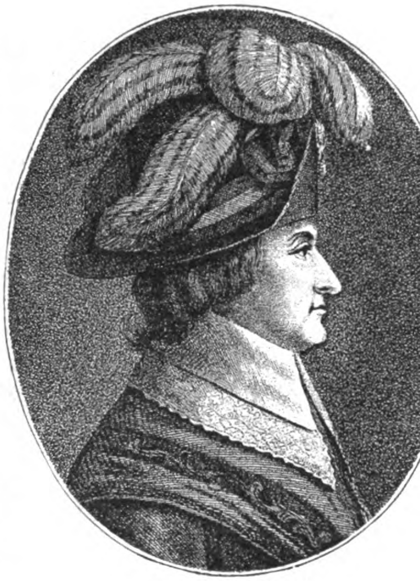
Kunſt.

Unter der Leitung Prof. Guſſows wird im Laufe des Sommers in München eine Ausſtellung der „deutſchen Geſellſchaft zur Beförderung rationeller Malverfahren“ ſtattfinden, der die bayeriſche Regierung ihre Unterſtützung zugeſagt hat. Die Ausſtellung ſoll ein Geſamtbild der alten und neueren Farbentechnik bieten und wird nicht nur für Kunſtmaler, ſondern auch für Dekorationsmaler, Farbenfabrikanten, Kunſt- und Lehrmittelhandlungen von großem Intereſſe ſein.

Vereine.

Unter Beteiligung von etwa 15000 Landwirten aus allen Gauen Deutſchlands fand am 18. Februar in Berlin die Begründung des Bundes der Landwirte ſtatt. Aus den Tageszeitungen werden unſren Leſern die Ziele der Vereinigung, in welcher vorausſichtlich auch der deutſche Bauernbund mit etwa 40000 Mitgliedern aufgehen wird, bekannt ſein. Wir nehmen hier aber gern von der Mitteilung des Vorſtandes Notiz, daß Statuten und Mitgliedsliſten vom Vorſtand, Berlin W. Wilhelmsſtraße 91, zu beziehen, Beiträge zu dem Agitationsfond an die ritterſchaftliche Verkehrskaſſe, Berlin W., Wilhelmsſtraße 6, zu ſenden ſind. — Mitte Februar tagten in Berlin auch die Sonderausſchüſſe der deutſchen landwirtſchaftlichen Geſellſchaft. Intereſſant iſt aus den Mitteilungen derſelben, daß die Bezugsſtelle für Düngevermittelung 1891 einen Abſatz im Werte von ca. 6 Millionen Mark, die Bezugsvermittelung für Saaten einen Abſatz von 745000 Mark erzielen.

Lazare Nicolas Carnot.



Lazare Nicolas Carnot.

Im Jahre 1793 war es, vor gerade einem Jahrhundert, daß der Großvater des jetzigen Präſidenten der franzöſiſchen Republik, daß Lazare Nicolas Carnot, geb. 13. Mai 1753, zuerſt in hervorragenderer Weiſe in die Geſchicke Frankreichs eingriff. Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes bekam er die Leitung des geſamten Kriegsweſens in die Hand, und ihm hatte es die Republik in erſter Linie zu danken, wenn ihre loſe gefügten Heeresmaſſen Widerſtandskraft genug gewannen, den Armeen des verbündeten Europas zu widerſtehen. Ein ausgezeichneter Organiſator, ein trefflicher Ingenieur, ein kühler Rechner verband er mit ſeltener Arbeitskraft eine außerordentliche Umſicht und große Menſchenkenntnis. Carnot war ein überzeugter Republikaner, aber ein Mann von tiefem Rechtlichkeitsgefühl; nicht lange, und er mußte den Machthabern verdächtig werden, er wurde in Anklagezuſtand verſetzt und entging nur mit Mühe der Verurteilung. Als Mitglied des Direktoriums war er es dann, der Napoleon in leitende Stellungen brachte, der ihm den Oberbefehl in Italien verſchaffte. Dennoch wurde er als Royaliſt verdächtigt und mußte 1797 nach Deutſchland flüchten, erſt Napoleon rief ihn Ende 1799 zurück und erkor ſich ihn zum Kriegsminiſter. Als das Streben des erſten Konſuls nach der Krone aber immer deutlicher hervortrat, nahm Carnot den Abſchied und verharrte in ſeinem ſtillen, aber unbeugſamen Widerſtand gegen Napoleon, bis 1814 die Not ſeines Vaterlandes ihn wieder unter die Fahnen rief. Als Verteidiger von Antwerpen erwarb er ſich damals unſterblichen Ruhm, war 1815, während der hundert Tage, Miniſter des Innern und mußte nach der Rückkehr der Bourbonen fliehen. In Magdeburg lebte er, ganz ſeinen Studien und der Erziehung ſeiner Söhne gewidmet, bis zu ſeinem Tode (3. Auguſt 1823). Vor einigen Jahren wurde ſein Sarg von Magdeburg nach Paris überführt. Durch ſeine allgemein anerkannte Überzeugungstreue und durch die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters hat er, faſt allein unter den Männern der franzöſiſchen Revolution, ſich einen von Freund und Feind geachteten Namen über das Grab hinaus zu wahren gewußt.

Kleine Zeitung.

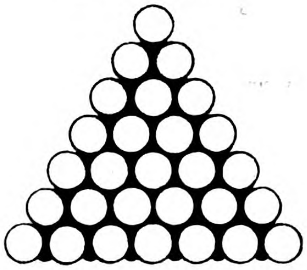
Das Haus Leibnitz' in Hannover, welches 1844 König Ernſt Auguſt kaufte, um es vor dem Niederreißen zu bewahren, iſt in den letzten Jahren von dem hannöverſchen Kunſtgewerbeverein wiederhergeſtellt und zum Heim einer umfaſſenden kunſtgewerblichen Sammlung gemacht worden. Es zeigt jetzt wieder die Raumeinteilung des alten niederſächſiſchen Kaufmannshauſes, als das es Ende des 15. Jahrhunderts erbaut wurde — beſonders eine wunderſchöne große Diele. Die Zimmer in den vier Stockwerken ſind im Stile des 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts ausgeſtattet. Das Zimmer, in dem Leibnitz am 14. November 1716 ſtarb, enthält zahlreiche Erinnerungsſtücke an den großen Gelehrten.

In unſerer Spielecke.

1. Vierſilbige Scharade.

Die Erſte geht vielen andern voran,
Sie ſchmückt den Knaben und auch den Mann.
In Caprivi ſah man zu allen Zeiten
Im engen Verein die Zeichen der Zweiten,
Und die Dritte? Will jemand der Dritten entfliehn,
So darf er nicht denken an Nikotin.
Im Seekrieg hat man oft eng verbunden,
Als Paar die Zweite und Vierte gefunden.
Das Ganze ſieht man im Garten hangen,
Im Sommer mit roten Bäckchen prangen.

2. Kugelpyramide.

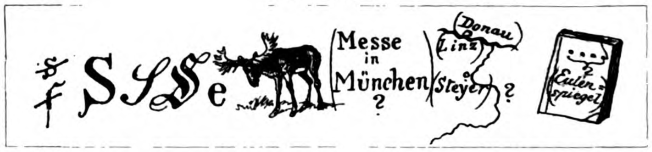


Die Kugeln ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende aus der vorhergehenden durch Weglaſſen eines Buchſtaben. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

1. Ein Fiſch, 2. ein Vogel, 3. eine der Perſonen in Goethes „Götz von Berlichingen“, 4. ein Vorname, 5. ein Gewäſſer, 6. ein Fürwort, 7. ein Vokal.

Zu verwenden ſind die folgenden Buchſtaben: 12 e, 4 l, 3 r, 6 ſ, 3 t.

Bilderrätſel.



3. Buchſtabenrätſel.

1, 2, 3, 4 hörſt einzeln du in Tönen,
Geeint vermögen mild ſie zu verſöhnen,
Wenn Liebe oder wahres Mitgefühl
Sie 1, 2, 3, nicht Pflicht nur, ſtolz und kühl.

2, 3 der Sage alle Reize nimmt
Und leicht ſogar kränkt ſie nun und verſtimmt.
2, 3, 4, 5 ward blutig hingerafft,
Zum Opfer fiel es finſtrer Leidenſchaft.

Die höchſte Anbetung war einſt verblendet
Von manchem Volk 3, 4, 5 zugewendet.
Und 1 bis 5? mag's häufig auch verwunden,
Wird das von niemand tadelnswert gefunden,

Und unentbehrlich iſt's wo eine Spur
Sich zeigt von abendländiſcher Kultur.
Ein Dichter hat's „verhängnisvoll“ genannt
Und doch ſcheint es der Proſa nur verwandt.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Anagramm.

Jugendlich Leben — oft birgt's Familienſorgen und Freuden,
Leider an Feinden auch iſt's alles Zerſtörenden reich.
Wechſeln die Zeichen, ſo bleibt unwandelbar fern es uns ewig,
Was auch die Sehnſucht erſtrebt, oder die Forſchung erreicht.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 24.

1. Verwandlungsaufgabe.

Moſenthal
Engadin
Irland
Semiramis
Temesvar
Emilia
Rubinſtein

Braſilien
Ariadne
Leonidas
Zinnober
Eurotas
Rittershaus

2. Rätſeldiſtichon. Oberthal, Bertha.

3. Ergänzungsaufgabe.

Welch ein Wunder iſt's, das ich ſeh'!
Was ſteht Reizendes hier im Schnee!
Aus den niederfallenden Flocken
Wurden liebliche Blütenglocken.
(Aus „Hunderterlei“ von J. Trojan.)

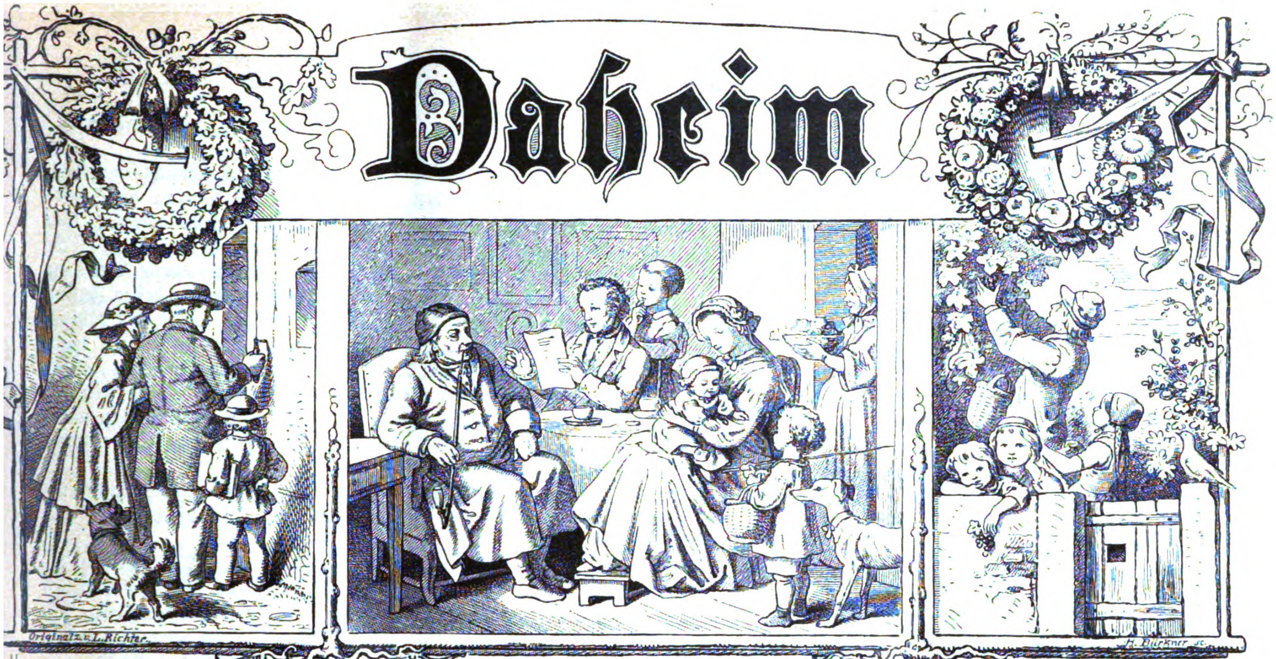
4. Magiſches Kreuz.

		B	M	D		
		r	a	o		
B	r	e	n	n	e	r
M	a	n	r	i	c	o
D	o	n	i	u	a	n
		e	c	a		
		r	o	n		

Inhalt: Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Fortſetzung.) — Studie von L. **Knaus**. — Zwei indiſche Sängerinnen. Von Chriſtian Schwarzkopf. Mit vier Illuſtrationen. — Im Reiche des Mahdi. Von Hanns v. Zobeltitz. — Linaria cymbalaria. Eine Geſchichte voll kleiner Freuden und Enttäuſchungen von Heinrich Seidel. — Schloß Sibyllenort vom Gartenteich aus geſehen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Die Freiheit gerettet von E. Henſeler; Gefallene Kurſe von J. Kaufmann. — Kirche. — Forſchungsreiſen. — Pflanzenkunde. — Statiſtik. — Geſundheitslehre. — Hygieine. — Koloniales. — Stenographie. — Buchhandel. — Kunſt. — Vereine. — Lazare Nicolas Carnot. Mit Bildnis. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 1. April 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 26.

Oſtern.

Karfreitag morgens wanderte mein Fuß
Durch den umflorten Wald im Knoſpenreize
Des erſten Blühns. Von Golgatha ein Gruß
Klang im Gemüt mir nach, ein Gruß vom Kreuze, —
Und ſonnenhell ward mir der dunkle Tag.

An friſchen Gräbern ſchreit' ich ſinnend weiter,
Es ſchweigt der Frühlingsvögel ſüßer Schlag,
Die Blumen wiegen ſich in Thränen, auch der Hag
Steht wie verwaiſt, — es duften Gras und Kräuter
Nur einſam, daß ſie niemand ſtören mag.

Da rauſcht es neben mir, und wie befreiter
Aufatmend grüßt den himmliſchen Begleiter
Die Seele, der er unſichtbar genaht.
Vor ihm ſenkt Blume ſich und blüh'nder Zweig,
Ihm winkt des Ackers auferſtandne Saat
Mit leiſem Rauſchen, und die Hand, die bleich
In kummervollen Nächten um den Troſt gerungen,
Umfaßt ihn weinend, der ins Himmelreich
Der Auferſtehung unſren Tod verſchlungen.

Er iſt's, den einſt die Haft der Nägel zwang,
Und deſſen Seite tief der Speer durchdrang.
Die Kraft der Liebe aber ſprengt die Banden! —
O Tag der Freude nun, ſeit Er erſtanden: —
Vom Wald herüber tönt ein leiſer Sang,
Als ſchwebte von Jeruſalem ein Klang
Der Auferſtehung voll ſchon über allen Landen. —

Karl Hunnius.

Die Herrin von Rotenſtein.

Roman von Joachim von Dürow.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ich glaube nicht, daß deine Stellung, ſo einflußreich ſie ſein mag, dich zu dem Amte eines Richters über das Thun und Treiben eines Offiziers beruft,“ ſtieß Edmund hervor. „Ich habe mich an anderer Stelle für meine Handlungen zu verantworten, und ich werde ſolches thun, indem ich mich morgen dem Ehrengerichte ſtelle. Im übrigen iſt dort die Thüre — da ich mich ſehr müde fühle, würde ich dankbar ſein, wenn du von derſelben Gebrauch machen möchteſt.“

„Sofort! Ich wollte nur als der Freund des alten Mannes zu dir ſprechen, den du, im Hauſe verſchanzt, der Wut von Leuten preisgegeben, deren Grimm dein wahnſinniges Treiben entfeſſelt hat. Zufällig iſt der alte Mann nicht tot, und du kannſt den Schlaf des Feiglings ungeſtört fortſetzen, Edmund Hegebach! Ich habe dir nichts weiter zu ſagen.“

In Edmunds Augen ſchimmerte es grünlich vor Haß. Er ergriff das vor ihm ſtehende gefüllte Weinglas und warf es Horſt in das kreidebleiche Antlitz, daß die Wäſche ſich rot färbte und die Scherben klirrend zu Boden fielen.

„Die Welt iſt nicht mehr groß genug für dich und mich, Horſt von Kienitz, dächte ich. Die einzige Möglichkeit der Begegnung zwiſchen dir und mir iſt die mit der Piſtole in der Hand! Zehn Schritt Diſtance! Nur einer geht von der Stelle.“

„Angenommen,“ erwiderte Horſt mit ruhiger Stimme. „Das Nähere mit dir zu beſprechen, iſt Sache meines Sekundanten, den ich dir in der Perſon des Herrn von Stein im Laufe des Tages zuſenden werde. Adieu!“

Die Thüre ſchlug zu, und in dumpfer Regungsloſigkeit verharrte Edmund auf ſeinem Platze.

Nur einer geht von der Stelle!

Eines nach dem anderen waren die Lichter in Felſing erloſchen. Ein Geräuſch nach dem anderen war verſtummt, und im tiefen Frieden lagen Haus und Häuschen des Gutes da.

Horſt war am Nachmittage noch einmal in der Stadt geweſen, um mit ſeinem Rechtsanwalt zu verhandeln. Er hatte den Beſuch des Herrn von Stein empfangen, der ihm zu melden kam, daß er mit Hegebach und deſſen Sekundanten alles in Ordnung gebracht, daß Schobecks Wäldchen zum Schauplatz auserſehen. Dann war es ſtill geworden in Haus und Hof.

Man hörte das leiſe Kritzeln der Feder, wie ſie in Horſts Hand über das Papier hinflog, während hin und wieder ein aufflammendes Scheit des Kamins die einſame Geſtalt am Schreibtiſche beleuchtete.

Ein über das andere Mal hatte die Uhr zum Schlage ausgehoben. Immer ſtiller wurde der Ausdruck des ernſten Antlitzes, dem ein gefaßter Entſchluß ſeine tiefe Ruhe aufgeprägt. Das Brauſen der zornigen Wallung hatte ausgeklungen, und in allmählicher, aber ſtetiger Klärung lag der Weg, den Horſt zu gehen hatte, vor ſeinem geiſtigen Auge da.

„Nur einer geht vom Platze,“ aber Horſt von Kienitz würde dieſer Mann nicht ſein!

Vor ſeiner bis in die Tiefen erſchütterten, nun aber ruhig gewordenen Seele ſtanden zwei Bilder, die einander nicht zu decken vermochten.

Die Hand, die von der des ſterbenden Onkels mit dem letzten irdiſchen Drucke umſchloſſen worden war mit dem feſten Vertrauen, daß der haltloſe Sohn an ihm den Schützer finden würde, die durfte ſich nicht erheben, um eben dieſen Sohn einfach über den Haufen zu ſchießen. Solches lag auf der Wage, und ſchwer kam es dazu, daß er dem Onkel zu danken hatte, was er beſaß, und was er geworden war.

Unmöglich!

Laut Abmachung durch die Sekundanten war ein gleichzeitiges Feuern in Ausſicht genommen.

Horſt von Kienitz würde das Piſtol in die Luft richten, und da Edmund ein ſehr guter Schütze war, dem Haß außerdem die Hand lenkte, ergab ſich das übrige von ſelbſt.

Wohl geordnet, wie man ihrer zur Einſicht nach dem Tode eines Menſchen bedurfte, lagen alle Papiere auf Horſts Schreibtiſch. Hier der Depoſitalſchein ſeines Teſtamentes, laut welchem Felſing dem Laufe des Geſetzes gemäß an ſeine nächſten Seitenverwandten, ein paar hoffnungsvolle Burſchen, die es brauchen konnten, fiel. Dort ein Papier, deſſen Inhalt Horſt noch einmal Wort für Wort durchlas, ehe er, mit ruhiger Hand das Siegel darauf drückend, es zu den übrigen legte.

Es war eine in aller Form ausgeſtellte Akte, laut welcher die innerhalb der Rotenſteiner Grenze gelegene Streitwieſe auf dem Wege der Schenkung an Rotenſtein zurückfallen ſollte, und darunter nichts denn die Worte: „Mein letzter Gruß an Jutta von Rettlingen.“

Tief und ſchwer atmend erhob ſich der müde Mann, um noch für ein paar Stunden ſein Lager aufzuſuchen.

Der grauende Morgen beleuchtete eine Welt, in der die Nebel brauten, wie ſeit langer Zeit nicht. Kaum, daß Horſt ſich nach dem Stalle zurechtfand, in dem er eigenhändig ſein Pferd ſattelte, in den kalten, feuchten Morgen hinaus zu reiten, ohne daß eines Menſchen Auge ihm liebevoll das Geleite gab.

Einmal noch wandte er den Blick nach dem Beſitz, den er einſt mit ſolcher Wonne ſein eigen genannt. Aber die Nebel verhüllten ihm das Bild, und auch die hohen Rotenſteiner Buchen zeigten ſich nicht einmal als dunklere Stelle am Horizont.

An dem beſtimmten Platze im Walde angekommen, band Horſt ſein Pferd an einen Baum, ſchnallte den Gurt des Sattels loſe, lehnte einen Augenblick den Kopf an den ſchlanken Hals des Tieres und ſchritt dann weiter in den Nebel hinein.

Über ſeinem Haupte huſchten ein paar Eichkätzchen durch die Föhren, und Horſt mußte mit dem Schatten eines Lächelns daran denken, daß Jutta juſt an dieſer Stelle dieſe Tiere lachend „eine faule, leichtſinnige Geſellſchaft“ genannt. Sein Fuß ſtieß auch an den Baumſtamm, auf dem Jutta damals geſeſſen hatte. —

Genau zu der feſtgeſetzten Zeit hörte man deutlich das Knarren eines herankommenden Wagens, das Schnauben der Pferde, das „Prr“ des Kutſchers, und Horſt wunderte ſich flüchtig, daß jeder dieſer unbedeutenden Umſtände gleichſam mit geſchärften Sinnen von ihm erfaßt wurde.

Er hörte die Stimme des Herrn von Stein, der zu dem Kutſcher ſprach, worauf der Wagen eine Strecke zurück fuhr und dann wieder Halt machte, während die beiden Herren mittlerweile den Händedruck tauſchten.

„Noch niemand weiter hier?“

„Nein.“

Herr von Stein zog die Uhr, die fünf Minuten über die Zeit zeigte. „Pünktlich hätte der Mosjö wenigſtens ſein können. Will den Kaſten mit den Piſtolen einſtweilen auf die Moosbank ſetzen. — Aber hier, was gibt es denn da?“

Auf der durch überhängendes Geäſt tief beſchatteten Bank lag, an allen vier Ecken durch Steine beſchwert, ein zuſammengefaltetes Stück Papier, ſtark vom Nebel durchfeuchtet, aber in den Buchſtaben durchaus klar.

Herr von Stein nahm das Blatt, hielt es nach Art weitſichtiger Herren fern von ſich ab und las:

„In Europa iſt kein Platz mehr für einen Kienitz und einen Hegebach. Ich bin gegangen, mir den meinigen in Amerika zu ſuchen.“

Horſt war hinzu geſtürzt. Kein Zweifel, daß die Worte von Edmunds Hand waren, und wie von einem Schwindel erfaßt, im Wechſel jäher Empfindung faſt zuſammenbrechend, ſank Horſt auf die Bank nieder.

„Na, da ſchlage doch Gott den Deiwel tot! So ein feiger Geſelle! Ausgeriſſen — richtig ausgeriſſen! Und deshalb wird einer vor Sonnenaufgang aus den Poſen gejagt! Warum nur der Bengel das nicht gleich geſagt hat? Gratuliere Ihnen, daß Sie die infame Geſchichte los ſind, Landrat! — Ne, ſo ein ſchlapper Kunde bei allem großen Mundwerk! Geben Sie mir den Kaſten mit den Piſtolen nur wieder her. Unſereiner kann ja dann ſachtchen nach Hauſe fahren! Herrgott, Mann, geben Sie doch ein Wort von ſich! Was? Haben Sie da noch einen Brief gefunden?“

„Ja, mein lieber Stein. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit.“

„O bitte, bitte! Stehe bei ähnlichen Gelegenheiten wieder gern zu Dienſten, trotz der Tragödie ohne Mimen! Nehmen Sie Ihren Brief nur vor, von dem ich mir denken kann, daß er für keine andren Augen beſtimmt iſt. Hole mich dieſer oder jener! So ein feiger Patron! — He, Johann, vorfahren — hierher! Gott ſei Dank, daß ſich der verdammte Nebel wenigſtens hebt!“

Ja, der Nebel hob ſich. Über dem See erſtand die ſiegende Sonne, und ihre erſten Strahlen ſpielten über Buſch und Blatt.

Sie ſtahlen ſich auch über den Brief hin, den Horſt, noch immer in Schweigen vor ſich hinſchauend, in der regungsloſen Hand hielt. Als endlich das Siegel gebrochen, als der Brief geleſen war, fielen ein paar Tropfen auf das Papier, die mit denen an dem Tannen- und Birkengezweig rings herum — mit ihrem Glitzern und Funkeln im Strahl der ſiegenden Sonne — keine Gemeinſchaft haben wollten!

9. Kapitel.

Der alte Herr Schobeck hatte eine ganz gute Nacht gehabt, derzufolge Schweſter Malchen, die bis Mitternacht kerzengerade an ſeinem Lager geſeſſen, ſich auch ein paar Augen voll Schlafes gönnen durfte. Als ſie mit dem hellen Morgen ſich über den Kranken beugte, waren deſſen Atemzüge tief und ruhig, ſo daß Malchen ſich gefaßten Herzens an die in keiner Lebenslage vernachläſſigte Toilette machte. Sie war wie immer drall und prall angethan, die Wangen infolge ſtarken Seifengebrauches ein wenig lackiert, in ihrer ganzen Erſcheinung „wie aus dem Ei geſchält,“ ſagt das gebildete Publikum. „Als wie von der Katz' geleckt,“ bezeichnet es der Volksmund.

Malchen betrat, nachdem ſie ſachte die Thüre des Krankenzimmers, wie die auf den Vorraum führende, geſchloſſen hatte, eben den Hausflur, als ein leiſes Klopfen an der Außenpforte ſie verwundert aufhorchen machte. Die rückſichtsvolle Art dieſes Klopfens ſchloß jede Befürchtung für einen abermaligen Überfall aus. Immerhin jedoch gebot es die Klugheit, die Thüre nur bis zur Breite einer Ritze zu öffnen, und: „Du gerechter Gott, unſer Herr Landrat!“ lautete das Ergebnis der vorſichtigen Rekognoſcierung.

Das Staunen aber erreichte ſeinen Höhepunkt, als der Landrat, ohne ein weiteres Wort der Begrüßung, ſich ſofort in die gute Stube begab, als er dort nicht etwa Malchens Hand faßte, ſondern das ganze Malchen plötzlich in ſeine Arme nahm und dabei in ſeinen Augen ein Leuchten, — um den Mund ein faſt ſieghaftes Lächeln hatte. Als dann Malchen in dem Gefühl, daß hier Ungeahntes, Ungeheures vorliegen müſſe, nach der Erklärung forſchen wollte, kam doch nur ein Wort über die Lippen des bewegten Mannes — dieſes Wort lautete: „Malchen, Kaffee!“

Als ob je ein ſolches Wort ungehört in dem Bereiche, darinnen die Geſchwiſter Schobeck walteten, verhallt wäre! Kaffee ſollte er haben, ein halbes Lot auf die Taſſe, „aber dann, mein Herr Landrat —“

„Erzählen, Fräulein Malchen!“

Zwiſchen dem alten Dämchen und dem jungen Manne ſtanden die dickbäuchige Kanne aus Bunzlau, der Anisſtritzel und die bereits goldgelb getönte Butter. Mit innigem Behagen hatte ſich Horſt ſogar eine Cigarre angezündet, und Wort folgte auf Wort, Verwunderung auf Verwunderung. Hierzulande ein „Doell!“ Ein „Doell“ in ihrem Walde, an ihrem Ausſichtspunkt! Nein, daß auch jetzt gerade der Bruder den Dröhn auf den Kopf bekommen haben mußte, daß man ihm dieſe Neuigkeiten in ihrem erſten Aroma vorenthalten ſollte.

„Trotz der frühen Stunde möchte ich jetzt gleich nach Rotenſtein herüber. Edmunds Abſchiedsbrief iſt an mich und an Fräulein von Rettlingen zuſammen gerichtet.“

„Hoho, mein Herr von Kienitz, ſo haben wir nicht gewettet! Die Male wittert Lunte, und die Male will auch 'mal ihren Sonnentag im Leben haben. Ob auch der Strahl nur ſeitwärts ein wenig zu ihr hinüber ſtreift, wird die Luft um ſie doch hell und warm davon. Sie kommen zu dem Ihrigen, mein Herr Landrat, aber aus dieſer Stube machen Sie mir keinen Schritt. Dieſer Morgen — das iſt nämlich der Male ihr Morgen, und wer da weiß, wie wenig Blumen auf dem Pfade eines alten Jüngferleins erblühen, der gönnt es ihr, zuzuſehen, wenn andere Leute ſich damit ſchmücken.“

Haſtig öffnete ſie das Fenſter. „Du — Junge — Gottlieb, komm 'mal heran. So, nun nimmſt du die Beine in die Hand und läufſt längs des Wieſenwegs nach Rotenſtein hinüber. Dort läßt du dich beim gnädigen Fräulein melden, ob ſie auch noch der Ruhe pflegen ſollte, und richteſt aus, wie ich es dir beſtelle: ‚'Nen ſchönen Gruß von der Mamſell Male —‘“

„Fräulein Male,“ fiel der Landrat lächelnd ein.

„So? Soll's ſein? Na, meinetwegen denn, ‚Fräulein Male‘. Dem hochgütigen Herrn Schobeck ginge es recht gut, aber es wäre etwas ſehr Wichtiges mit dem gnädigen Fräulein zu verhandeln, und das gnädige Fräulein würde gebeten, ſofort herüber zu kommen, denn die Sache preſſierte ſehr. Haſt du das verſtanden? Wenn du die Beſtellung gut ausrichteſt, dann bekommſt du — wie viel, Herr Landrat?“

„Einen Thaler.“

„O, Gott ſoll mich bewahren! Alſo dann bekommſt du fünf Silbergroſchen. Und nun renne, was du rennen kannſt.“

Das Fenſter ſchloß ſich.

„In einer guten Stunde iſt ſie da. Will alleweile 'mal nach dem Kranken ſehen.“

Früher noch, als man ſie erwartet, hielt Juttas Ponygefährt vor der Thüre des Hauſes, und mit geſpanntem Ausdruck in den Augen betrat ſie in ihrem weißen, ſchwarz gegürteten Morgenkleidchen das Haus.

„Was gibt es, Malchen?“

„O, nur ein wenig Geduld, gnädiges Fräulein. Da der Kranke eben eingeſchlafen, und Schlaf die halbe Geneſung bedeutet, muß ich Sie fürs erſte hier in die gute Stube bitten, in der Sie auch noch einen Gaſt vorfinden werden.“

Erſchreckt prallte Jutta zurück, über Stirn und Wangen ergoß ſich eine tiefe Röte, aber unbeirrt fuhr Malchen Schobeck fort: „Die Herrſchaften müſſen ſchon entſchuldigen, wenn ich Sie eine Weile ſich ſelbſt überlaſſe. Außen gibt es alle Hände voll zu thun.“

„Was bedeutet das, Herr von Kienitz?“

Horſt geleitete Jutta zum Sofa. Er ſelber ſetzte ſich nicht.

„Ich habe Ihnen einen Brief zu übergeben, Fräulein von Rettlingen — einen Brief, der an Sie und mich zugleich gerichtet iſt, deſſen Lektüre aber ein kurzer Bericht deſſen, was ſeit geſtern hier geſchehen, vorangehen muß. Sie kennen die Tragödie mit dem Überfall auf unſren armen Alten, und auch die Rolle, die Edmund dabei geſpielt, — nicht wahr?“

„Ja — ja.“

Horſt ſtellte ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter, ſo daß der Ausdruck ſeines Geſichts für Jutta verloren ging, und in kurzen, knappen Worten kam der Bericht über die ſtattgehabten Vorfälle mit ruhiger Stimme über ſeine Lippen. Als Schlußſtein wurde das auf der Bank gefundene Papier Juttas Augen unterbreitet.

Horſt ließ ihr Zeit, ihrer Bewegung Herr zu werden, ehe er ihr den vorhin erwähnten Brief überreichte, gleichzeitig mit zwei Epheublättern, die der Brief enthalten, und deren Beſtimmung aus dem Schreiben erſichtlich werden ſollte.

„Vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, die für uns beide beſtimmten Worte laut zu leſen.“

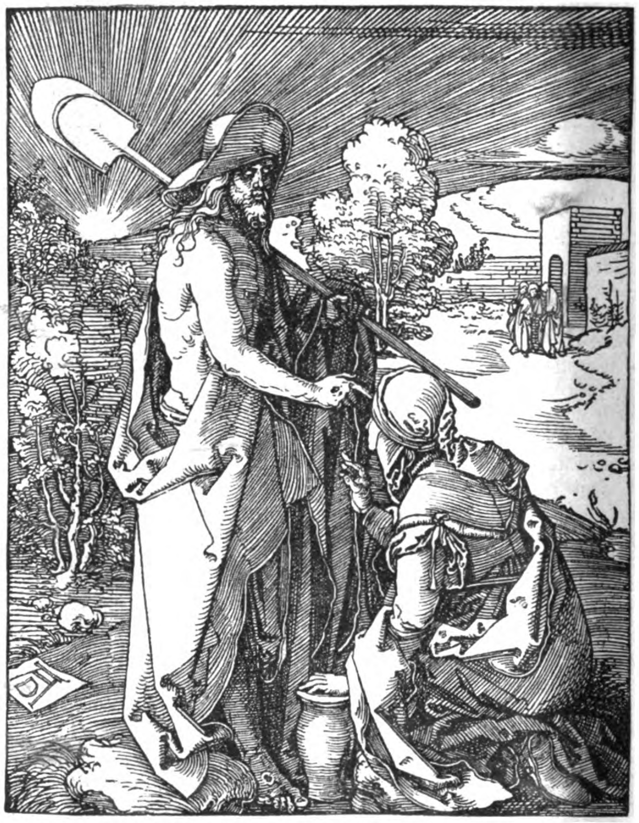
Wie nur der Mann die Kraft zu einer derartigen Beherrſchung fand, trotzdem doch jeder Nerv an ihm bebte.

Jutta las:

„Dieſer Brief iſt eine Stunde vor dem Abgange der Poſt, die mich dem deutſchen Boden, ja Europa für immer entführen ſoll, geſchrieben. Der Gedanke an eine Heimkehr iſt ſelbſt unter den günſtigſten Bedingungen für mich ausgeſchloſſen, und ſo erſuche ich dich, Horſt von Kienitz, meine Abſchiedsgrüße der Familie zu übermitteln. — Punktum.

Es gibt einmal Begriffe in unſerer deutſchen Sprache, bei denen die Steigerung ein- für allemal ausgeſchloſſen iſt. Tot iſt tot, und ein Scherben iſt ein Scherben, ob das Gefäß der Sprünge mehrere oder nur einen aufzuweiſen hat.

Meine Ehre als königlich preußiſcher Offizier iſt nach den Vorfällen des heutigen Tages für alle Zeit verloren, und es hätte abſolut keinen Zweck, der Tragödie den Schlußakt beizufügen, daß einer von uns den andren über den Haufen ſchießt.



Chriſtus als Gärtner. Aus Albrecht Dürers kleiner Paſſion.

Es würde dieſes an dem Nachruf: ‚Der Hegebach war doch ein miſerabler Kerl,‘ wie ich ihn lebend oder tot doch über mich ergehen laſſen muß, nicht um einen Deut ändern. Nicht um einen Deut. — Abermals Punktum.

So viel ich mich aus den verſchiedenen Moralpredigten, die mit unſerem Beiſammenleben immer enge verknüpft waren, erinnere, pflegteſt Du, Horſt, ſtets eine große Bedeutung auf die Begriffe ‚Leiſtung und Gegenleiſtung‘ als Prinzip des Ehrenmannes zu legen. So will ich dieſem Prinzip, ehe ich für immer von Euch gehe, denn noch einmal nachkommen.

Allerdings beſteht die Leiſtung meinerſeits darin, daß ich den letzten Zipfel des Schleiers, den auch der ‚miſerabelſte Kerl‘ über ſeine dunklen Thaten zu breiten ſucht, hebe. Ich verhelfe Dir und noch jemandem dadurch zu einem Glücke, in deſſen reinem Strahl man für Milderungsgründe im Urteil zugänglich iſt. Auch pflegt ja ein offenes Geſtändnis dem Grauen vor dem Delinquenten die ſchärfſte Spitze abzubrechen.

Ich erſuche Dich, Horſt von Kienitz, Jutta von Rettlingen zu ſagen, daß das Geſpräch mit den Tanten Waldein unter dem Baume des Rotenſteiner Gartens meinerſeits abſichtlich und in Kenntnis, daß Jutta uns hörte, herbeigeführt worden iſt.

Ich habe dabei, wie Jutta ſich gewiß nur zu gut erinnern wird, einen von Dir, Horſt, gethanen Ausſpruch citiert. Wenn du Jutta ſagen willſt, daß dieſe von dir allerdings geſprochenen Worte gefallen ſind, ehe Du ſie überhaupt gekannt haſt, wird ſich das Weitere wohl finden.

Erlaßt es mir, die Motive meiner That darzulegen. Sie wurzeln in einem Haſſe von alters her. Neid und Eiferſucht haben das Übrige dazu gethan.“

Als Jutta an dieſer Stelle angekommen, brach alle bisher ſo mühſam aufrecht erhaltene Faſſung rettungslos in ihr zuſammen. Sie legte den Brief aus der Hand, ſich in zagendem Entgegenkommen von ihrem Platze zu erheben.

„O Horſt,“ ſagte ſie leiſe, „wie habe ich zwei Menſchen nur ſoviel an ſchwerem Leide anthun können!“

Aber ſchon ſtand er an ihrer Seite. Seine Arme ſchlangen ſich als einzige Antwort um ihre bebende Geſtalt. Sie fühlte ſeinen heißen Kuß auf ihren Lippen, ihren Augen. Sie hörte den aus der Tiefe des glückſeligen Herzens emporſteigenden Jubelruf der ſo lange zurückgedrängten Liebe.

„Jutta, Jutta, du mein Glück, mein Leben, du mein Ein — mein Alles in dieſer großen, ſchönen, ſo unſagbar ſchönen Welt!“

Was nun folgte, war tiefes Schweigen. Dann auf kurze Fragen eine Antwort ohne Logik, eine Unterhaltung ohne Zuſammenhang, und dennoch angethan, das Dunkel zu klären, die Schleier zu heben, gleichwie ſich heute morgen der Nebel vor dem Sonnenſtrahl in unbekannte Fernen gehoben hatte.

Schüchtern hineinſchauend, öffnete Malchen jetzt um ein weniges die Thüre des Zimmers. Aber ob dieſelbe auch haſtig wieder zugezogen wurde, geſtaltete ſich das leichte Geräuſch doch zu einer in die Wirklichkeit zurückführenden Brücke, den Leuten dienlich, die da wähnen, dem Irdiſchen enthoben zu ſein.

Jutta ſchlug die milden Augen bittend zu Horſt auf: „Erinnerſt du dich, wie du mir einſt geſagt, daß die Abweſenden immer Unrecht haben?“

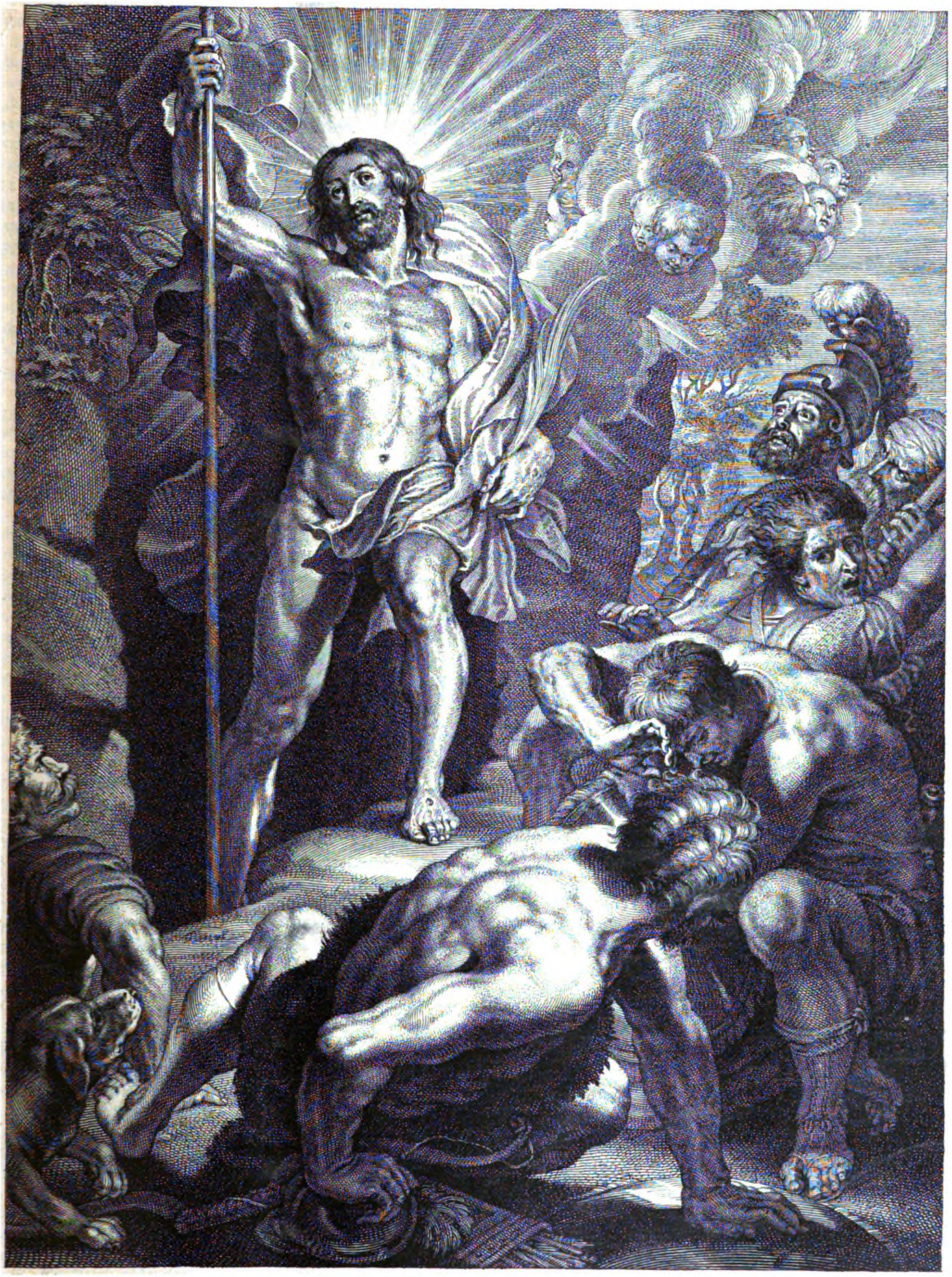
„Ich weiß nicht mehr, was ich dir geſagt, Geliebte. Wohl aber erinnere ich mich aller deiner Worte nur zu gut, und nicht nur deſſen, was du geſagt, ſondern wie du es geſagt. Ich weiß, wie die Luft war, die wir dabei geatmet, der Strahl des Lichtes, der dabei auf dein Antlitz fiel.“

„Halte ein, Horſt, halte ein, damit ich über der Fülle ſolchen Glückes nicht die Demut vergeſſe, die dem Menſchenkinde allzu leicht abhanden kommt. Laß uns dem fernen Unglücklichen ſein Recht geben. Leſen wir Edmunds Brief zu Ende.“

Horſt zog das Mädchen ſanft an ſeine Seite, ſo daß das Haupt mit den ſchweren, braunen Flechten an ſeiner Schulter lehnte, und weiter las man: „Von jetzt iſt dieſer Brief an Euch zuſammen gerichtet, Jutta und Horſt, und er geht direkt auf den Punkt los, an dem auf die Leiſtung die Gegenleiſtung zu erfolgen hat.

Es wird Euch nach den bisherigen Erfahrungen nicht befremden, wenn dieſe wieder in Geſtalt des Wortes Barzahlung (es iſt das Letzte, Kinder) an Euch herantritt. Nur dürften Euch die Namen zweier Gläubiger überraſchen, die ich dem Geſchlechte der Harpyen und Wucherer entſchieden in Befriedigung ihrer Forderungen voranſtellen möchte. Es ſind dieſes die Schweſtern Ethelinde und Kunigunde von Waldein.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Auferſtehung Chriſti.
Nach dem Gemälde von P. P. Rubens geſtochen von S. van Bolſwert.

„Aber Tanten!“ fuhr Jutta mit ihrem alten Ungeſtüm jäh empor, und Horſt lächelte dazu. Dann las man weiter.

„Sehr verbunden würde ich Euch ſein, wenn jede der Damen ihr Darlehn zurückerhalten könnte, ohne daß die andere etwas davon erführe. Und in gleicher Weiſe möchte ich es mit der Übermittelung der beiden einliegenden Epheublätter gehalten haben. Herzlich bitte ich dich, Jutta, dieſes bei Kunigunde mit der Erinnerung an die Stunde unter den Tannen zu thun, während ich Ethelinde bitte, meiner zuweilen bei dem Anblicke des Erlengebüſches zu gedenken.

Verwechſelung von Namen und Geſträuch könnte mich möglicherweiſe um das einzige, was ich in dieſer Art zu gewärtigen habe, um ein ſtilles Gebet für einen armen Sünder bringen.

Die zweite Leiſtung heißt: Kinder, verlaßt mir meine Mutter nicht! Ich habe oft gemeint, daß die Natur, als ſie mich geſchaffen, an Stelle des Herzens nur einen hohlen Raum bei mir gelaſſen hätte. Für meine Mutter aber habe ich weiß Gott immer koloſſal viel übrig gehabt.

Endlich zum Dritten. Sollte es Euch möglicherweiſe zu einer kleinen Befriedigung gereichen, daß ein Verwandter von Euch unter den Mohikanern als ein Mann von anſtändiger Kleidung und mit einigem Hintergrunde auftreten könne, ſo ſchickt eine beliebige Summe an den Felljuden Tadraß. Ich erhalte durch Vermittelung dieſes Dunkelmannes das Geld dann noch, ehe die Planke vom Ufer weggezogen wird.

Vergebt — und vergeßt mich!

Edmund Hegebach.“

Edmund hatte recht darin gehabt, daß in dem Ausblick auf flutendes Licht, dem Jutta und Horſt Hand in Hand entgegen ſchritten, Groll und Nachtragen keinen Anhalt mehr finden konnten.

Die ganze ſchwere Zeit, da ihre Herzen nach Troſt geſeufzt, und da der Troſt immer ins Leere fiel, war ausgelöſcht in dem Gefühle unſäglichen Mitleides mit dem verlaſſenen Manne, der in Sturm und Nacht einſam nach dem rechten Wege zu taſten hatte.

Viel tiefer in Gedanken verſunken, als es für die ſtrenge Scheidung von Rahm und Milch erſprießlich, ſtand Malchen vor der ſtattlichen Reihe der Milchſatten in ihrem Gewölbe. Konnte es doch ſogar geſchehen, daß der Löffel mit einem leiſen, wehmutsvollen „Plump“ in den weißen Fluten verſunken war, ohne daß Malchens nach rückwärts gerichteter Blick ſolches gewahr geworden. Was ſie ſah, war ein Bild gleich dem, das ſich ihr vorhin beim Öffnen der Thüre geboten, allerdings weniger farbenprächtig, weil in weite Ferne gerückt, und nicht mehr ganz deutlich, vielleicht wegen leichter Verhüllung durch etwas wie eine Wolke von zerſtäubendem Mehl. Oder waren es die Tropfen in den Augen, die den klaren Blick des greiſen Mädchens trüben wollten?

Jäh ſchreckte Malchen zuſammen, als die Thüre des Gewölbes ſich jetzt haſtig öffnete, zwei Arme ſich in ſtürmiſcher Bewegung um ihren Hals ſchlangen, und eine weiche ſamtne Wange ſich an die ihre, die nicht mehr ganz der Pfirſich war, lehnte.

In dem Tempo des Allegro fühlte ſie ſich dann wohl oder übel treppauf nach dem Zimmer gezogen, in deſſen Mitte Horſt von Kienitz mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſtand.

Jutta an ſeine Seite nehmend, trat der Landrat mit der ganzen Würde ſeiner Perſönlichkeit und dem Ernſt, den der Augenblick erforderte, an Malchen heran, und ſeine Lippen neigten ſich auf die etwas rauhe Oberfläche ihrer wohlgerundeten Hand.

„Meine Braut und ich bitten unſere gemeinſchaftliche mütterliche Freundin um den Segen zu unſrem Bunde.“

Malchen fuhr, von Rührung überwältigt, mit dem Schürzenzipfel an die Augen, aus denen abermals ein paar große Thränen langſam die Wangen herabrollten.

Aber nur eine kleine Zeit währte es, und ſie war wieder vollkommen ſie ſelbſt.

Sie öffnete die Fenſter, daß der blaue Himmel ſeinen Anteil an dem Menſchenglücke haben ſollte. Der ausgeſtreckte Arm deutete nach der Stelle, wo die weißen Mauern von Rotenſtein ſich vom Horizonte abhoben, und über die Lippen kam es mit dem Ausdrucke des Triumphes: „Ethelinde, Kunigunde — Ihr da drüben — hier blüht die Lieb', ich ſprach den Segen. Wie ſteht nun Schobecks Male da?“

In Rückſicht auf die Trauer des Hauſes mußte ſich das junge Paar zunächſt an einem verſchwiegenen Glücke genügen laſſen. Man hatte aber in Pflichttreue Frau von Hegebach, die in Italien das ihr großmütig ausgeſetzte Jahrgeld verzehrte, davon Anzeige gemacht. Da nicht ein Wort der Erwiderung darauf gekommen war, wurde das Ereignis Verwandten und Freunden in nachſtehender Faſſung kund gethan:

„Die Verlobung ihrer Nichte Jutta von Rettlingen auf Rotenſtein mit dem Königlichen Landrat des Kreiſes Schollenberg, Freiherrn von Kienitz auf Felſing, geben ſich die Ehre, hiermit ergebenſt anzuzeigen:

Kunigunde und Ethelinde von Waldein.“

Auch in das Haus der Geſchwiſter Schobeck kam eine ſolche Anzeige, und wer ſich auf die Verhältniſſe verſtand, der konnte zwiſchen ihren Zeilen leſen: „Male Schobeck, du da drüben — wie ſteht nun Kunigunde, und wie ſteht Ethelinde da?“

10. Kapitel.

Zu der Zeit, da die Wänſtlein der Gänſe ſich runden, die Kartoffel in der Miete geborgen iſt, der Haſe und das Rebhuhn jagdbar und die Leutnants auf Urlaub ſind, in ſolcher Zeit pflegt der Oſtpreuße ſeinen Hochzeitstag in feſte Beſtimmung zu nehmen.

Zwar hatte Jutta in Rückſicht auf das noch nicht abgelaufene Trauerjahr ihre Bedenken, aber Horſt Kienitz fühlte ein unbeſchreibliches Sehnen, ſich die Geliebte zur Winterszeit nach Felſing herüber zu holen, während Rotenſtein für den Sommeraufenthalt in Abſicht genommen war. In den Waldeins lebte, als in den Löwlein, die einſtens Blut geleckt, ein ziemlich offen dargelegtes Verlangen nach einem Vice-Regententum, zur Winterszeit in Rotenſtein, zur Sommerszeit in Felſing. Der Roſekatzky erklärte, daß bei einem Aufſchub der Hochzeit bis zum Frühjahre ihm möglicherweiſe kein Eſſen mehr ſchmecken würde, und Jutta neigte, unter der Laſt ſolcher Argumente gebeugt, zuſtimmend ihr Haupt, ſo daß der Hochzeitstag für den Oktober feſtgeſetzt wurde.

Es war ein Tag, von dem man in dreiſter Behauptung ſagen konnte, daß er ſich aus dem Hochſommer herausgeſtohlen hätte. Es war ein Tag von ganz brillanten Eigenſchaften in Himmelstönung, Sonnenwärme, Windſtille und Laubesfärbung, ein Tag, wie zum Hochzeitstage auf die Erde geſandt.

Vom Hauſe bis zu dem beſcheidenen Dorfkirchlein deckten Tannenzweige den Boden. Die weißen getünchten Wände des kleinen Gotteshauſes verſchwanden im Schmuck der geplünderten Treibhäuſer, und ſeit langer Zeit war die Gegend keines ſolchen Glanzes gewahr geworden, denn da Schleppen und Ordensſterne, Brillanten und Federn in dem nicht großen, aber ſtattlichen Hochzeitszuge ſich entfalteten.

„Nun kommen ſie aus der Kirche,“ rief von der Höhe ihrer Warte herab die alte Mine, deren etwas mitgenommenes Piedeſtal ſie von der direkten Teilnahme an dem Feſte der Gutsleute ausgeſchloſſen. „Geſegnet ſei ſie, unſre allergnädigſte Frau Landrätin! Wahrhaftigen Gott, ſie ſchaut 'rauf, die Juttelchen nach der alten Mine.

Was nun kommt, iſt das Kunigundchen, ſtolz gleich einem Pfau, hart am Radſchlagen. Der ſie leitet, iſt der Herr von Stein. Gleich darauf das Ethelindchen, auch zu Seiten einer Bruſt, auf der die Orden wie die Sterne funkeln. Wetter ja! Und nun kommt der Graf von Hersfeld, und neben ihm nickt die Feder der Frau von Stein. Jetzt aber brat' mir einer einen Storch, wenn das nicht Schobecks Male iſt! Schwarzen Atlas, drall und prall, und der ſie leitet, iſt ein weit hergereiſter Baron, der, als der beſte Freund von unſrem Herrn Landrat, ſchon daran hat glauben müſſen.

Was da weiter folgt, ſind mir lauter gnädige Fremd-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

linge. Schobeck und der Amtmann gehen zuſammen, und ſo etwas lobe ich mir. Gleich und gleich muß ſich geſellen, mögen die Leute darüber reden und ſchwadronieren, ſo viel ſie wollen.“

Die Ahnenbilder des großen Saales, in dem die Hochzeitstafel ſtand, hatten ein weniges zuſammenrücken müſſen, um zwei neue Mitglieder in ihrer Reihe gaſtlich aufnehmen zu können.

Hart unter dem, ſchon bei Lebzeiten gefertigten Porträt der „alten Rettlingen“ ſah man, von Meiſterhand gemalt, die lebensgroßen Bilder Rudolphs und Philippinens von Rettlingen, geborenen von Gordon, das Hochzeitsgeſchenk Horſts für ſeine junge Gattin.

Viele Augen ſchauten durch die hohen Fenſter in den feſtlich geſchmückten Raum. Manch ein Kindernäschen drückte ſich an den Scheiben platt — denn alt und jung unter den Gutsleuten drängte es nach einem Blick in das roſig angehauchte und doch ſo wehmütig ernſte Antlitz des Kindes von Rotenſtein.

In ehrfürchtigem Erheben von den Sitzen hatte die Hochzeitsgeſellſchaft dem Andenken der Verſtorbenen ein ſtilles Gedenken geweiht, als Horſt an ſein Glas ſchlug und mit tiefer, klangvoller Stimme zu reden begann:

„Geſtatten Sie es mir, hochverehrte Anweſende, der Träger des ſchönen Wortes zu ſein, mit dem der Vater meiner Frau, er, deſſen Stätte hier heute leer iſt, aus dieſem Leben geſchieden. Laſſen Sie uns feſt an dem Ausſpruche und Wahlſpruche des ſterbenden Soldaten halten, auf daß es in unſerem Kreiſe trotz Kampf und Sturmeswehen unwandelbar in alter Treue lauten möge:

‚Es lebe der König!‘“

Das dem Toaſt folgende einſtimmige Hoch hätte der kampfesmüden Seele Friedrich Wilhelms IV, des bisher unglücklichſten unter den Hohenzollernfürſten, im Herzen wohlgethan.

Da bekanntlich nichts ſo anſteckend in ſeiner Wirkung iſt, als das Redefieber an einer Hochzeitstafel, ſo folgte Toaſt auf Toaſt, die einen im Schimmer der Rührung, die andren im Lichte des Humors. Es lebten die Onkel, es lebten die Tanten, es lebten die Jungen, es lebten die Alten; und ſchon ſchaute das Auge forſchend die Tafel entlang, ob denn keiner mehr den entfeſſelten Geiſtern zum Opfer zu bringen ſei.

Da trat, ſeiner beſcheidenen Weiſe entſprechend, der Amtmann Förſter hinter den Stuhl des jungen Ehepaares, anzufragen, ob der Roſekatzky, der ſich mit Hilfe Herrn Schobecks zu einem Sprüchlein gerüſtet, daſſelbe wohl anbringen dürfte.

Unter der eingetretenen Stille hörte man die ungleich heranſtampfenden Tritte des Alten. Eine jede Runzel des treuen Geſichts in Seife geklärt, in neuem weißem Pelz, nach dem Ausſpruch der Mine anzuſchauen wie eine Taube —, ſo ſtand er in dem Rahmen der bekränzten Thüre da.

Feſt auf ſeinen Stock geſtützt, mit der andren Hand einen Bogen Papier weit von dem mit der Hornbrille bewaffneten Auge haltend, begann der Alte ſeine teils freie, teils abgeleſene Rede:

„Der Roſekatzky erlaubt ſich, den Herrſchaften ſeinen allerunterthänigſten Gruß zu entbieten, zuvörderſt der allergnädigſten Frau Jutta von Landrat und deren hochzuverehrendem Herrn Gemahl!

Da es nun bei hohen Feſten Sitte iſt, daß man ſeine innerliche Verehrung für die Herrſchaften, ein jeder auf ſeine Art, kundgeben thut, bin ich wegen eines ſchönen Ausdrucks derſelben zum Herrn Schobeck, der doch ſchon ſo manchem in Nöten der Feder beigeſprungen iſt, herüber gegangen.

‚Herr Schobeck,‘ habe ich geſagt, ‚mir iſt es um ſo eine Art Gleichnis zu thun, daß man ohne langes Reden ſofort mein Verhältnis zu Rotenſtein zu ſpüren vermag.‘

‚Gut,‘ ſagt der Herr; ‚wie wäre es denn mit dem Beiſpiel von dem Herrn und dem treuen Hunde?‘

‚Mag ſonſten ſchon ſeine Richtigkeit haben,‘ ſage ich wieder. ‚Aber bei der hohen Hochzeitsgeſellſchaft als Hund aufzutreten, das iſt dem Roſekatzky nicht nach dem Guſto.‘

‚Iſt Ihm denn der Ephum, der ſich an die Mauer ſchmiegt, lieber?‘

‚Mit nichten. Da halte ich es ſchon eher mit dem Hunde, und zwar weil es ſelbigem Ephum nur um den eigenen Stützpunkt beim Ranken zu thun iſt, während der Roſekatzky —‘

‚Schon gut, ſchon gut,‘ meint Herr Schobeck. ‚Wir wollen einmal höher hinaus. Nehmen wir die Erde und den Mond.‘

‚Erde und Mond ließe ſich wegen des treuen Geleites allenfalls hören, aber ein halbes Jahr auf dem Poſten, und das andere halbe Jahr ſich verkriechen — auch ſolches Gleichnis ſcheint mich pouvre —‘

‚Ja, Alter,‘ hat endlich Schobeck geſagt, ‚dann iſt Euer Verhältnis zu den Herrſchaften gerade in einer Zeit, wo ſo manche Treue in die Brüche geht, wohl gar ein unvergleichliches?‘

‚Das ſtimmt,‘ ſag’ ich und bin wieder ſachtchen nach Rotenſtein zurück gehumpelt.

Ich hoffe, die Herrſchaften haben verſtanden, daß der Roſekatzky nur hat andeuten wollen, wie er von Jugend auf es mit den Rettlingens gehalten hat.

Nun aber ſteht der Alte verlaſſen da und ſieht ſich um.

Er hat es ſich nicht nehmen laſſen, der verſtorbenen Gnädigen die letzte Kußhand auf Erden zu geben. Er iſt an der Spitze des Zuges geweſen, als die Leute der Begüterung auszogen, um in ſtiller Sternennacht den Sarg, der unſren Oberſt Rudolph aus Berlin brachte, an der Grenze zu empfangen. Der Roſekatzky hat es erlebt, daß die Felſinger Wieſe wieder an Rotenſtein gefallen iſt: Er hat das Juttelchen geſehen — Als eines braven Mannes Frau — Und da kann ſtill der Alte gehen — Daß er die Welt von droben ſchau! — Daß ich im Himmel ſei gelitten — Dafür tritt meine Gnäd’ge ein — Die mir ein Plätzchen ſoll erbitten — Des Ausblick geht nach Rotenſtein! — Und gilt’s, die Kindlein Euch zu wahren — Sind Seelennot und Sorge groß — Dann läßt der Herr aus Engelſcharen — Noch ’mal den Roſekatzky los! —“

Napoleon auf Elba.

Am 11. April 1814 hatte Napoleon zu Fontainebleau nach langem Zögern den Entſagungsakt unterzeichnet, am Tage darauf ſetzte er ſeinen Namen unter die Urkunde, in welcher die Bedingungen geregelt wurden, unter denen ihm die ſiegreichen Verbündeten die Inſel Elba mit allen Rechten eines Souveräns zuerkannten. Am 20. verließ er, nach einem ergreifenden Abſchied von den im Schloßhof aufgeſtellten Reſten ſeiner Garde, Fontaineblau.

Die Mehrzahl ſeiner „Getreuen“ hatte dem Kaiſer bereits den Rücken gekehrt, ſelbſt ſein Leibmameluck Ruſtan und der erſte Kammerdiener Conſtant zogen es vor, im ſchönen Frankreich zu bleiben. Nur zwei ſeiner Generale begleiteten ihn, Bertrand und Drouot. Dafür hatten die Verbündeten es aber für geboten erachtet, den Kaiſer durch beſondere Kommiſſare nach Elba geleiten zu laſſen. Rußland beſtimmte zu dieſem Dienſt den General Schuwalow, England den Oberſt Neil Campbell, Preußen den Oberſt Grafen Truchſeß-Waldburg und Öſterreich den General Koller. Die drei letzteren haben über die Reiſe von Fontainebleau nach Frejus, dem Einſchiffungspunkt, Aufzeichnungen hinterlaſſen, die eine Fülle intereſſanter Einzelheiten enthalten.

Auf der erſten Strecke der Reiſe fehlte es nicht an Ehrenbezeugungen ſeitens der Bevölkerung. Bald aber änderte die Situation ſich vollſtändig. An die Stelle der Rufe ,,vive l’empereur“ traten ſtürmiſche Kundgebungen für die Alliierten und die Bourbonen, und oft konnten die Kommiſſare das erbitterte Volk nur mit größter Mühe von thätlichen Beleidigungen zurückhalten. Und wenn Napoleon zuerſt ſeine Reiſebegleitung in eine ehrfurchtsvolle Entfernung zu bannen geſucht hatte, ſo ſank jetzt der Stolz des Geſtürzten überraſchend ſchnell bis zu einer Stufe, die vor keiner Demütigung zurückſchreckte, um das liebe Leben zu retten.

„Am Schluß der Rechnung habe ich bei meiner Laufbahn eigentlich nichts verloren; ich begann die Partie mit ſechs Franken im Vermögen und ziehe mich jetzt als ein wohlhabender Mann aus dem Spiel“, hatte er ſcherzend an einem der erſten Tage zu den Kommiſſaren geſagt. Seit der Zug aber die Fluren der Provence betreten, ſeit Napoleon unweit Valence ſeinem alten Waffengefährten Augereau begegnet und von ihm in der ſchnödeſten Weiſe behandelt worden war, ſchien ſein Vertrauen ſelbſt auf jenen leidlichen Ausgang der „Partie“ geſchwunden. Vor Orgon zog er einen unverdächtigen blauen Überrock an, vertauſchte den Dreiſpitz mit einem runden Hut und ſteckte eine rieſige weiße Kokarde an denſelben, um ſich dann in der nächſten Herberge für den engliſchen Oberſt Campbell auszugeben. Am nächſten Tage genügte ihm dieſe Maskierung nicht mehr. Auf ſein Bitten zog ein Adjutant des General Schuwalow ſeinen Überrock an, „um“, wie es in den Aufzeichnungen des General Koller heißt, „nötigenfalls für den Kaiſer angeſehen, inſultiert und erſchlagen zu werden.“ Er ſelbſt aber legte Kollers öſterreichiſche Generalsuniform mit dem Bande des Maria-Thereſiaordens an, ſetzte die Feldmütze des Grafen Truchſeß auf und hing ſich zum Überfluß Schuwalows Mantel um. Auf der Fahrt mußte der öſterreichiſche Kommiſſar ſich zur Rechten des Kaiſers ſetzen, und um ja nicht den Verdacht aufkommen zu laſſen, daß in dieſem Wagen die Hauptperſon des ganzen Zuges ſitze, erhielt der auf dem Bock thronende Diener des Generals Befehl, ſich eine Pfeife anzuſtecken und möglichſt reſpektlos zu qualmen.

Der gewaltige Schlachtenleiter hatte Angſt, und die Angſt verließ ihn erſt, als er in Frejus anlangte, wo bereits eine franzöſiſche Brigg und die britiſche Fregatte „the Undaunted“ ſeiner harrten. Jetzt fühlte Napoleon ſich in leidlicher Sicherheit und nahm ſofort wieder den Ton des Herrſchers an. „Er ſprach heute bei Tafel“, berichtet General Koller, „mit vielem Feuer von den Plänen, die er gern noch für Frankreich ausgeführt hätte, von der Herrſchaft, die er auch über England errungen haben würde, und geriet endlich in einen ſo poſitiven Ton, daß man wirklich noch den mächtigen Beherrſcher des Staates und der ungeheueren Kräfte vor ſich zu ſehen glaubte, über deren Daſein, Verteilung und Anwendung er mit uns ſprach.“ Zu der guten Stimmung des Kaiſers mochte auch der Umſtand beitragen, daß Frejus für ihn eine Stätte froher Erinnerungen war; hier hatte er vor 15 Jahren, nach der ſchwierigen und gefahrvollen, aber beiſpiellos glücklichen Überfahrt von Ägypten, den franzöſiſchen Boden zum erſtenmale wieder betreten, um ſofort die Zügel der Regierung mit feſter Hand zu ergreifen.

Immerhin zeigte er zu der Beſatzung des zu ſeiner Verfügung geſtellten franzöſiſchen Fahrzeugs wenig Vertrauen; unter dem Vorwand der Entrüſtung, daß man ihm nur eine elende Brigg geſandt, beſchloß er den „Undaunted“ zur Überfahrt zu benutzen. Am 29. in der Morgenfrühe lichtete die Fregatte die Anker; der Kaiſer befand ſich anſcheinend in roſigſter Laune. Er plauderte mit den Kommiſſaren in angeregteſter Weiſe, wobei die Franzoſen nicht grade ſonderlich gut fortkamen. „Schweigen Sie mir von ihnen!“ äußerte er zu Campbell. „Was waren ſie, ehe ich kam? Wie die Haſen ſind ſie bei Roßbach vor den Preußen gelaufen.“ Und dem Adjutanten des Generals Koller ſchilderte er lebhaft, welches Leben er jetzt auf Elba führen würde, daß er ſich ganz den Wiſſenſchaften widmen und beſonders Mathematik treiben wolle. „Sie müſſen wiſſen, ich bin von ganz eigener Art, ich bin ein Mann für ein ſehr thätiges Leben und doch auch wieder für eine ſitzende Lebensweiſe.“ — „Das mag daher kommen, daß Eure Majeſtät ſehr viel Einbildungskraft haben“, erlaubte ſich der junge öſterreichiſche Offizier zu bemerken. Einen Augenblick ſchwieg Napoleon, dann ſagte er raſch: „Jawohl, ich habe viel Einbildungskraft — ich hatte deren oft wohl zu viel!“

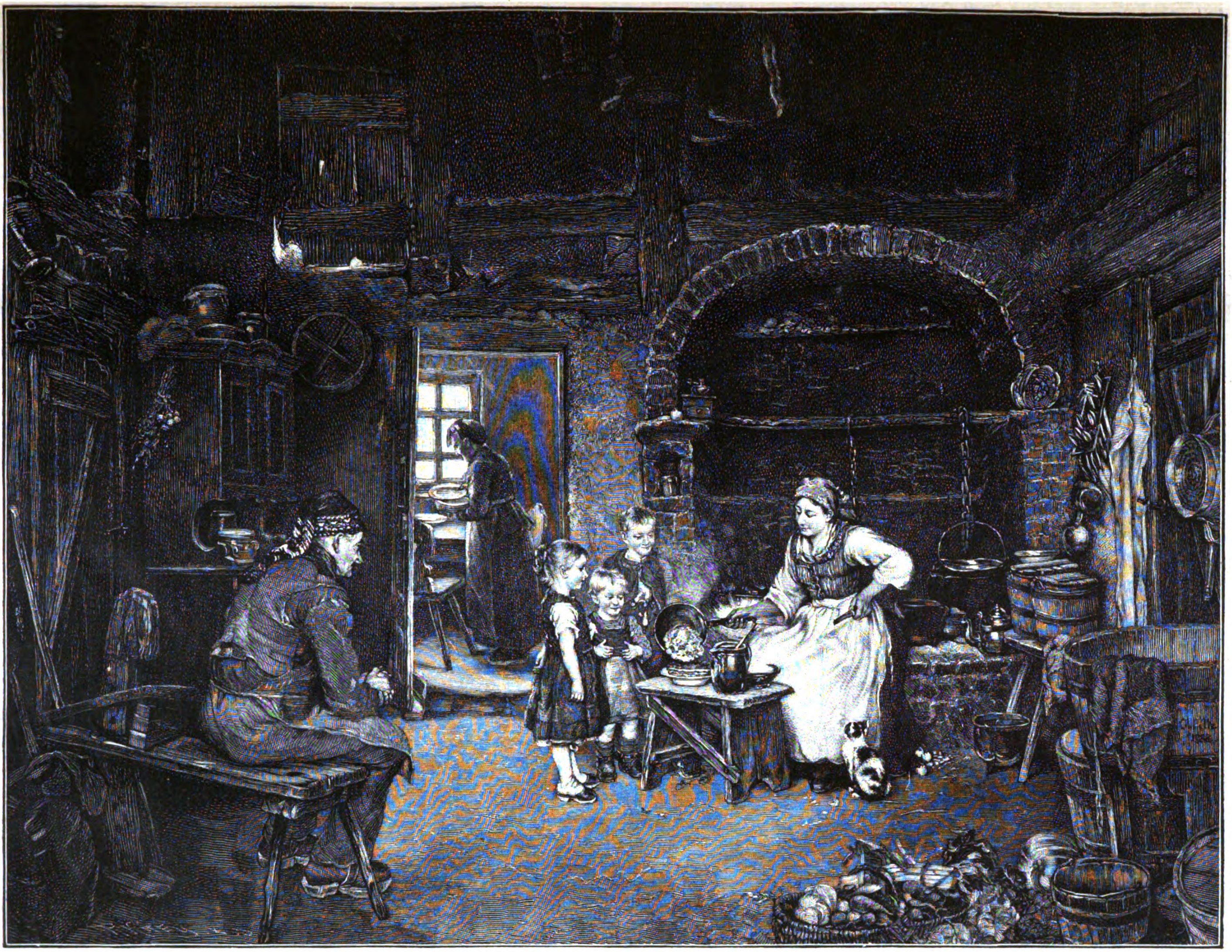
Die Bevölkerung der Inſel Elba befand ſich in den letzten Wochen in einer ſehr begreiflichen Erregung. Die 12 000 Einwohner wußten anfangs die ihnen zu teil geworden Ehre gar nicht recht zu ſchätzen. Auch ſie hatten die harte Hand des Imperators gefühlt, auch an ihren entlegenen Geſtaden hatte die ſchwerſte aller napoleoniſchen Steuern, die Blutſteuer der endloſen Konſkriptionen, noch nicht vernarbte Wunden geſchlagen. Nach einer Zeitungsnachricht aus jenen Tagen war kurz vor der Ankunft Napoleons ſein Bild in der Hauptſtadt, Porto-Ferrajo, feierlichſt verbrannt worden, und noch als er am 4. Mai landete, ſcheinen die Gefühle ſeiner neuen Unterthanen recht geteilte geweſen zu ſein. In Porto-Ferrajo wenigſtens mußte erſt die weiße Bourbonenflagge heruntergeholt werden, während Porto-Lagone ſchon im Schmuck der Trikolore glänzte. Jedenfalls war nur ein Bruchteil der Inſulaner mit der ſchwülſtigen, im unverfälſchten napoleoniſchen Bulletinſtil gehaltenen Proklamation des Präfekten einverſtanden, in der es unter anderem hieß: „Laſſet der Freude Eurer Herzen freien Lauf, unſere Wünſche ſind erfüllt, das Glück der Inſel iſt geſichert. Unſer erlauchter Herrſcher ſprach zu uns: Ich werde Euch ein guter Vater ſein; ſeid auch meine guten Kinder! Dieſe Worte laſſet ewig in Eure dankbaren Herzen gegraben ſein. Vereinigen wir uns alle um ſeine geheiligte Perſon, um in Treue und Ergebenheit zu wetteifern. Machen wir uns ſo des Glückes würdig, das die Vorſehung uns verlieh.“

Trotzdem kam ſogar eine beſcheidene Empfangsfeierlichkeit zu ſtande, und nach kurzer Zeit hatten ſich die Bewohner von Elba mit ihrem Loſe nicht nur völlig ausgeſöhnt, ſondern ſchwelgten auch in den kühnſten Hoffnungen auf eine große Zukunft. Es verbreitete ſich nämlich wie ein Lauffeuer das Gerücht über die Inſel, daß Napoleon ungeheuere Schätze mitgebracht hätte — bei dem gewaltigen Konkurſe ſollte ihm ein hübſches Reſtchen in Bar verblieben ſein, und man erwartete, daß er ſeine Millionen mit freigebiger Hand über die Inſel ausſtreuen werde.

Das war nun allerdings ein gewaltiger Irrtum. Einmal hatte der Kaiſer wirklich nur eine verhältnismäßig unbedeutende Summe, gegen $3^1/_2$ Millionen Franken, in Fontainebleau retten können, und die Zahlung der ihm vertragsmäßig zuſtehenden Jahresrente von 2 Millionen ſtand noch in weiter Ferne. Dann aber bewährte er ſich als der vortreffliche Haushalter, der er immer geweſen, auch in Porto-Ferrajo. Wie ihn einſt ſeine geliebte erſte Gemahlin, die ſchöne Joſephine, einen Geizhalz genannt, ſo belegten ihn auch bald die guten Leute von Elba mit dem gleichen Schmeichelnamen.

Es iſt ein hochintereſſantes Bild, zu verfolgen, wie der Mann, der noch vor wenigen Wochen der Herrſcher von Millionen geweſen, dem wahrſcheinlich ein Einlenken noch vor zwei Monaten den Thron gerettet haben würde, ſich jetzt in den kleinen, ja kleinlichen Verhältniſſen ſeines neuen Reiches zurechtfand. Die ergiebigſte, einzig zuverläſſige und doch recht wenig benutzte Quelle für ſeine Regierungsthätigkeit auf Elba iſt die „Correspondance de Napoleon I.“, die im 27. Bande auf etwa hundert Seiten alle die Befehle wiedergibt, welche er während des faſt ein Jahr währenden Aufenthaltes auf der Inſel an den General Drouot, den er zum Gouverneur ernannt, und an Bertrand, ſeinen **grand marechal du Palais**, erließ.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß der Kaiſer nur, um Europa in Sicherheit einzuwiegen, eine emſige Regierungsthätigkeit auf Elba entwickelte. Man denke ſich einen Mann von einer ſo außerordentlichen Arbeitskraft, wie ſie wohl nur wenige Sterbliche beſeſſen, von einer außergewöhnlichen Organiſationsgabe, ſeit Jahrzehnten gewöhnt, im größten Stil zu ſchaffen und zu kommandieren, plötzlich auf eine Thätigkeit eingeſchränkt, die ſich zu der bisherigen etwa verhielt, wie die Bewirtſchaftung eines winzigen Bauernguts zu der einer reichsunmittelbaren Herrſchaft. Man ſtelle ſich den tiefinnerlichen



Feſtfreuden. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Thätigkeitstrieb eines Napoleon, ſeine langgewohnte Übung des Befehlens, die auch zu einer Leidenſchaft werden kann, von einem Weltreich auf ein noch nicht acht Geviertmeilen umfaſſendes Gebiet übertragen und man wird die innere Haſt, die Raſtloſigkeit verſtehen, mit der Napoleon ſein Liliputreich zu organiſieren begann. Und man muß es ihm laſſen: er zeigte auch hier, daß er ſein Handwerk verſtand, die Inſel Elba iſt vielleicht nie ſo gut regiert worden, als unter der Flagge mit den drei Bienen und dem amarantfarbenen Streifen, die ſich Napoleon erkoren.

Vom 7. Mai datieren bereits die erſten ausführlichen Ordres des neuen Beherrſchers von Elba, und es iſt charakteriſtiſch, daß ſich ſeine Bemühungen zunächſt auf die Schöpfung eines kleinen Heeres und auf die Verſtärkung der Verteidigungsfähigkeit von Porto-Ferrajo erſtreckten. Er gab ſich dabei den Anſchein, als ob es ihm nur darum zu thun ſei, die Inſel vor einem Überfall der Barbaresken ſicher zu ſtellen, der algieriſchen Piraten, die damals noch die Geſtade des Mittelmeeres unſicher machten; in Wirklichkeit wollte er ſich aber ohne Zweifel gegen einen Handſtreich der Bourbonen decken. Aus dem ſchwachen Bataillon Garde, daß ihm beſtimmungsmäßig nach Elba hatte folgen dürfen und das bald nach ihm eintraf, aus Freiwilligen der bisher auf der Inſel garniſonierenden franzöſiſchen Truppen und aus Landeseingeborenen ſchuf er ſich wirklich in kurzer Zeit eine kleine, ihm unbedingt ergebene Truppenſchar; nach wenigen Wochen war die Hauptſtadt in verteidigungsfähigen Zuſtand verſetzt, auf der winzigen Nachbarinſel Pianoſa hatte er ſich für den ſchlimmſten Fall als Zufluchtsſtätte ein faſt uneinnehmbares Felſenfort eingerichtet, und bald verfügte er auch über eine beſcheidene Seemacht, aus der ſpäter ſo berühmt gewordenen Brigg „l'inconstant“ und vier kleineren Fahrzeugen beſtehend.

Gleichzeitig wurde die ganze Verwaltung neu organiſiert, nicht zuletzt auch die Polizei, die zumal zur ſtrengſten Überwachung der vier Häfen erzogen ward. Unermüdlich durchſtreifte Napoleon dabei zu Pferde und zu Wagen die ganze Inſel, um ihre natürlichen Hilfsquellen kennen zu lernen, und ſchon Ende Juni hatte er ſich ein genaues Budget der aus Elba ſelbſt zu ziehenden Einnahmen zurechtgelegt. Sie waren vorderhand freilich für den ehemaligen Herrſcher Frankreichs mehr wie beſcheiden; Zölle, Eiſenminen, Salinen, Fiſcherei und Steuern trugen wenig über eine halbe Million Franken jährlich ein, während er ſelbſt ſeine notwendigſten Ausgaben auf etwa den dreifachen Betrag veranſchlagte. Indeſſen war er willens, die Erträge der Inſel möglichſt zu heben. Einer ſeiner erſten Befehle ordnet die Anſtellung eines Ingenieurs für den Straßen- und Brückenbau an; dann folgen Maßregeln zur Regelung des Betriebes in den Eiſenerzbergwerken, zur Anlegung von Marmorbrüchen, zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen für die Seidenzucht, zur Urbarmachung von Land für den Getreidebau. Es lieſt ſich höchſt merkwürdig, wie Napoleon hier eine Summe von 2000 Franken für eine neue Landſtraße, dort 300 Franken zur Anlage einer Ziegelei bewilligt oder ſich um die kleinſten Preisunterſchiede beim Verkauf von Holz und beim Ankauf von Getreide eingehend bekümmert.

Bei der Ankunft auf Elba war für die Unterbringung des Kaiſers ſo gut wie gar nicht vorgeſorgt. Der ſogenannte Gouvernementspalaſt war ein alter verfallener Kaſten, in welchem ſich kaum die allerunentbehrlichſten Möbel befanden. Erſt nach Monaten hatte der Kaiſer ſich einigermaßen eingerichtet und auch ſeiner großen Hauptſtadt von 3000 Einwohnern einen etwas würdigeren Anſtrich gegeben. Es mag den braven Leuten von Porto-Ferrajo höchſt wunderlich vorgekommen ſein, als ihr neuer Monarch bald nach ſeiner Landung einen geharniſchten Befehl erließ, daß die mangelhafte Reinhaltung der Straßen ſeinen allerhöchſten Unwillen erregt habe und daß er ſich dringend eine beſſere Ordnung innerhalb der Stadt ausbitte.

Nicht nur für ſich ſelbſt baute Napoleon ſeinen Palaſt und ein kleines Landhaus im reizenden Thal von San Marino, er ſchuf auch für ſeine Mutter, Madame Lätitia, und ſeine Lieblingsſchweſter Pauline Borgheſe, die einzigen der napoleoniſchen Familie, die ſein Exil zu teilen gekommen waren, ſtandesgemäße Wohnungen. So entſtand allmählich ein Miniaturhof auf Elba, und es war ganz napoleoniſch, wenn der Kaiſer die Gebräuche der Tuilerien auf ihn zu übertragen ſuchte. Es durfte weder an einem Hoftheater, noch an feierlichen Empfängen fehlen, und wenn ein größeres Feſt geplant wurde, ſo ergingen an Bertrand als den Palaſtmarſchall die genauſten Anweiſungen. „Am 8. Januar findet im großen Saale ein Ball ſtatt,“ ſchrieb der Kaiſer z. B. wörtlich vor. „Die Einladungen ſollen die ganze Inſel umfaſſen, etwa 200 Perſonen, die auf neun Uhr zu laden ſind. Man wird Erfriſchungen reichen, aber in Anbetracht der Schwierigkeit, ſich ſolches zu verſchaffen, kein Eis. Um Mitternacht iſt das Büffet zu ſerviren. Alles das darf aber nicht mehr als 1000 Franken koſten.“

Wenn Napoleon ſich anſcheinend gänzlich ſeinem kleinen Reich widmete, ſo blieb er doch auch in Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Fahrzeuge erſchienen häufig in den Häfen von Genua, Livorno und Neapel, um unter dem Vorwand, Einkäufe zu erledigen, Briefe und Zeitungen abzuholen, und er wurde ohne Zweifel von ſeinen Anhängern über den Gang der Ereigniſſe in Frankreich, über die Verhandlungen des Wiener Kongreſſes, der ſich inzwiſchen ſtreblich-vergeblich bemühte, das durch des Korſen Eiſenhand ſtark aus Rand und Band gekommene Europa wieder zurecht zu renken, unterrichtet. Mehrfach ſuchte er auch Verbindung mit der Kaiſerin Maria Louiſe zu gewinnen, wie es ſcheint, aber ohne jeden Erfolg. Maria Louiſe hatte ſich bereits, wenn auch nicht ohne einigen Widerſtand, dem Willen ihres Vaters und des Fürſten Metternich gefügt, denen alles daran lag, die Beziehungen Napoleons zu deſſen Gemahlin und Sohn zu unterbinden.

Trotzdem ſcheint dem Kaiſer gerade aus der Umgebung Maria Louiſens die erſte Nachricht gekommen zu ſein, daß man ſich in Wien mit ſeiner Perſon ſtärker und in einer Weiſe beſchäftigte, die ihm wenig lieb ſein konnte. Durch eine der Ehrendamen der Kaiſerin, Frau von Brignole, erfuhr er nämlich, daß man ſeinen Aufenthalt auf Elba für eine Beunruhigung des europäiſchen Friedens anzuſehen beginne und ſeine Überführung nach einer Inſel im atlantiſchen Ozean plane. Auch in den Zeitungen jener Tage war ſchon ziemlich früh von dieſem Projekt die Rede. Anderſeits glaubte Napoleon ſich ſeit dem Beginn des Jahres 1815 durch gedungene Meuchelmörder bedroht und gab deshalb ſogar die gewohnten Spazierfahrten auf ſeinen kleinen Seefahrzeugen auf. Endlich aber — und das war ohne Zweifel das Entſcheidende — erhielt er in der erſten Hälfte des Februar eingehende Nachrichten aus Frankreich, die ſeinem Eingreifen, wenn überhaupt, ſo gerade jetzt einen Erfolg in Ausſicht ſtellten. Fleury de Chaboulon, der ſich in den letzten Jahren wiederholt unter den jüngeren Anhängern des Kaiſers hervorgethan hatte, erſchien im Auftrage Marets, des Herzogs von Baſſano von Napoleons Gnaden, auf der Inſel, um dem Kaiſer über den Stand der Dinge in Frankreich Vortrag zu halten. Die Mitteilungen des jungen Diplomaten, die er uns in ſeinen vielleicht etwas eitlen, aber im ganzen doch zuverläſſigen Denkwürdigkeiten über das Privatleben Napoleons im Jahre 1815 überliefert hat, ſeine Nachrichten über die ſchwankende, unſichere Politik des Königs und über die Stimmung der Armee, die in ihrer großen Mehrheit ohne Zweifel mit Sehnſucht der Wiederkehr ihres gefeierten Führers harrte, gaben den Ausſchlag. Am 22. Februar ordnete Napoleon die Zuſammenziehung ſeiner kleinen Streitmacht um Porto-Ferrajo an, für den 26. plante er den Aufbruch, deſſen Geheimhaltung durch die mangelhaften Beobachtungsmaßregeln, die unbegreiflicherweiſe von den europäiſchen Mächten getroffen worden waren, begünſtigt wurde.

Am Tage vor der Abfahrt ließ der Kaiſer ſeine kleine Flottille, angeblich für Neapel beſtimmt, auslaufen und zwar bei widrigem Wind. „Am Abend, gegen vier Uhr,“ ſo erzählt ſein Leibdiener Santini, „hatte ich den Dienſt im Vorzimmer, in dem der Kaiſer mit dem Großmarſchall arbeitete, und war ermüdet eingeſchlafen, als ich mich am Ohr gezupft fühlte. Es war der Kaiſer, der mich weckte. Er hielt mir ſeine Uhr vor die Augen und ſagte: ‚Hier iſt ein Brief, den du ſofort an den Direktor der Eiſengruben in Rio bringen wirſt. Die Fahrzeuge, welche heute ausgelaufen ſind, hatten ſchlechten Wind, du wirſt in Rio ſein, ehe ſie dort in Sicht ſind. Und nun beeile dich!‘ Ich warf mich auf ein Pferd und kam noch rechtzeitig in Rio an. Der Brief an den Direktor erhielt den Befehl, die Schiffe ſogleich umkehren zu laſſen; dieſelben trafen denn auch noch in der Nacht in Porto-Ferajo ein. Am nächſten Morgen ließ Napoleon die beiden Stadtthore durch die Miliz beſetzen, niemand durfte die Stadt verlaſſen. Das Gardebataillon hatte Befehl erhalten, ſich zur Muſterung zu ſtellen, und am Nachmittag ſah der Kaiſer ſelbſt das Leinenzeug und das Schuhwerk nach. Als der Mond über das Gebirge, welches den Meerbuſen begrenzt, aufging, begann unter dem Ruf ‚Es lebe der Kaiſer‘ die Einſchiffung.“

Es herrſchte Windſtille, und am Morgen lag die kleine Flotte noch im Angeſicht der Inſel. Erſt gegen Mittag wurde der Wind ſtärker, man gelangte bis auf die Höhe von Livorno. Hier aber begegnete man einem franzöſiſchen Kriegsſchiff, dem Zephyr, das ſich dem l’inconstant, auf dem Napoleon ſich befand, bis auf Rufnähe näherte. Die Grenadiere mußten ſich, da der Raum unter Deck zu eng für die ganze Zahl war, platt auf das Verdeck niederlegen, und der Kapitän Taillade griff zum Sprachrohr. „Wohin des Weges?“ — „Nach Livorno! Und Sie?“ — „Nach Genua!“ — „Wie befindet ſich der Kaiſer?“ fragte der Offizier vom Zephyr zurück. — „Vortrefflich!“ — Damit war die Unterhaltung von Bord zu Bord beendet, und die Gefahr vorüber.

Am Nachmittag ließ der Kaiſer Schreibmaterialien austeilen, auf ſchnell zuſammengeſchobenen Tiſchen und Bänken, ja auf Trommeln nahmen die Grenadiere, welche des Schreibens kundig waren, Platz, und Napoleon trat, den grauen Überrock um die Schultern, auf dem Haupt den Dreiſpitz, unter ſie, um ihnen jene beiden merkwürdigen Proklamationen an das Volk von Frankreich und an die Armee zu diktieren, deren zündende Worte bald vom mittelländiſchen Meer bis zum Ärmelkanal widerklangen: „Reißt die Farben ab, die von der Nation verworfen ſind, die ſeit 25 Jahren allen Feinden Frankreichs zur Fahne dienten! Pflanzt die dreifarbige Kokarde wieder auf, Ihr trugt ſie in großen Tagen! Schart Euch wieder unter meine Fahnen, deſſen Rechte nur die des Volkes und die Euren ſind! Mein Ruhm und meine Ehre ſind Euer Ruhm und Eure Ehre! Im Sturmſchritt wird der Sieg vorwärts ſchreiten, der Adler und die dreifarbige Kokarde werden von Kirchturm zu Kirchturm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen!“

Um die Mittagsſtunde des 1. März lief die kleine Flottille im Golf Jouan ein. Zwiſchen den Städten Cannes und Antibes landete der Kaiſer, als der erſte betrat er Frankreichs Boden dicht bei einem grünenden Olivenhain. „Wir bringen heute dem Vaterland den Ölzweig des Friedens, wie wir ihm ſo oft den Lorbeer des Ruhms brachten!“ rief er frohlockend aus.

Napoleon und der Friede?! Und wenn er ihn gewollt hätte, den Frieden, ehrlich und aufrichtig, ſein Unternehmen konnte nur den neuen Weltenbrand bedeuten.

Wohl flog ſein Adler, wie er es vorausgeſagt, auf jenem faſt romanhaften Siegeszuge, der ihn in zwanzig Tagen nach Paris führte, von Kirchturm zu Kirchturm ſeinen Fahnen voraus, wohl leuchtete noch einmal der napoleoniſche Glücksſtern, auf den niemand feſter baute, denn der Imperator ſelbſt, glänzend auf — aber nur um nach kurzem Schimmer auf dem blutigen Felde von Belle-Alliance für immer zu erbleichen.

Aus dem Beherrſcher von Elba wurde der Gefangene von St. Helena.

Ob er ſich wohl auf der wogenumbrandeten Felſeninſel bisweilen der Worte erinnert haben mag, die er auf der Fahrt von Fontainebleau nach Frejus dem Adjutanten des General Koller zur Antwort gab?: „Ja, ich habe viel Einbildungskraft, vielleicht hatte ich deren oft zu viel!“

Auch der Zug Napoleons von Elba nach Paris war das Produkt jenes Zuviel. Das Rechenexempel war falſch — der Kaiſer fand bei ſeiner zweiten Thronbeſteigung weder das fügſame, zu allen Opfern bereite Frankreich vor, das er zu finden erwartet, noch ein zerſplittertes Europa. Noch hatte man die unzähligen Wunden nicht vergeſſen, die er allen Völkern des Erdteils geſchlagen — der Friede mit dem Manne von Auſterlitz und Jena war unmöglich. Und unmöglich war ſein Sieg gegen das einige Europa — die Wiederherſtellung des Kaiſerreiches konnte nur ausklingen als die „Geſchichte der hundert Tage.“

Hanns von Spielberg.

Das Grab des Herrn.

Von P. Georg Stoſch.

(Abdruck verboten.)

Am Palmſonntagmorgen vergangenen Jahres ſahen wir die Küſte Paläſtinas vor unſeren Augen liegen. Unſer vierjähriges Töchterlein hatte ſchon längſt ſehnſüchtig gefragt: wann ſehen wir „das heilige Land Jeruſalem?“ Noch war es nicht „die hochgebaute Stadt“ Jeruſalem, an deren Anblick wir uns weideten, ſondern die altberühmte Hafenſtadt des heiligen Landes, das an Bergabhängen maleriſch hingebaute Jaffa mit ſeinen weißen, in der Morgenſonne glänzenden Häuſern, das Joppe der heiligen Schrift. Aber ſchon der Abend des Palmſonntags fand uns in Ramleh, von wo wir im Schein der ſinkenden Sonne das Gebirge Juda liegen ſahen, jene wunderbaren Felſenterraſſen, die, allmählich ſich erhebend, hinter ihren Zinnen geborgen die Königin der Städte tragen. Damaskus wetteifert mit Jeruſalem im Alter und mit Rom in der Macht der Erinnerungen. Aber was ſind die Erinnerungen Roms gegen die Erinnerungen der „heiligen Stadt?“ Es zieht darum wohl niemand durch den Liebreiz der mit Blumen überſäeten, von duftigen Bergfernen eingerahmten Ebene Saron und dann durch die ernſte Schönheit des Gebirges der Stadt entgegen ohne die Empfindung, daß dieſer Pilgerweg keinem anderen Erdenwege gleiche.

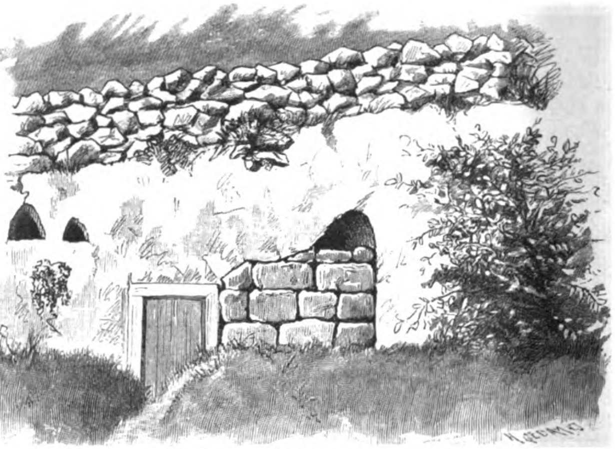
Man hat den erſten Anblick Jeruſalems oft beſchrieben, und doch iſt er unbeſchreiblich, die Empfindungen anlangend, die er erweckt — unvergleichlich auch für den, deſſen Blick auf mancher Stadt des Occidents und des Orients ruhte.

Tauſende von Pilgrimen aus allen chriſtlichen Nationen ziehen alljährlich nach Jeruſalem hinauf. Das vornehmſte Ziel ihrer Sehnſucht iſt das heilige Grab. Die durch die fromme Andacht von Millionen geweihte Grabesſtätte liegt, von einer kleinen Kapelle überbaut, mitten in den weiten Hallen der Grabeskirche. Am Oſterſabbat flammt „das heilige Feuer“ aus der Kapelle. Der Aberglaube der tauſendköpfigen Menge hält dies Feuer für den vom Himmel kommenden heiligen Geiſt. Die Scenen wahnſinniger, fanatiſcher Erwartung auf das „feurige Wunder“ ſpotten jeder Beſchreibung. Tobend lärmt die Menge durch den weiten Raum. Mühſam halten türkiſche Soldaten mit geſpanntem Gewehr die Ordnung ſo weit aufrecht, daß die Selbſtvergeſſenheit der fanatiſierten Menge nicht in Blut und Mord endet.

Ein Amtsdiener des deutſchen Konſuls bahnte mir den Weg durch die in fieberhafter Aufregung befindliche Pilgermenge. Von einer Loge aus hätte ich den Tumult ruhig mit anſehen können. Aber von oben war das Gewoge noch entſetzlicher anzuſehen. Mir that das Herz weh. Ich mochte

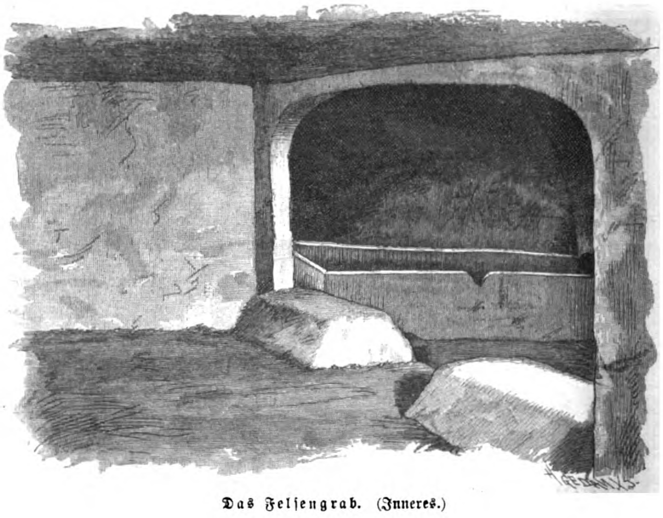
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dieſe Entweihung einer vermeintlich heiligen Stätte, dieſe Entwürdigung des Chriſtennamens nicht als ein Schauſpiel betrachten und bat den Kawaſſen, mich herauszuführen. Ich atmete frei auf, als ich die Kirche hinter mir hatte. — Der Biſchof Gobat von Jeruſalem äußerte einſt vor dem König Friedrich Wilhelm IV, daß er die traditionellen Stätten Golgathas und des heiligen Grabes nicht für die echten hielte. Dem pietätvollen Könige that es leid, Zweifel zu hören. Als aber der Biſchof von dem Unfug des heiligen Feuers erzählte und den Gedanken ausſprach, daß ihm die Unechtheit ſo entweihter Stätten etwas Erleichterndes habe, wurde der König ſehr ernſt und ſagte: „Ich erkenne die Macht ſolcher Gründe an.“



Eingang zum Felſengrab. (Nach Gordon das Grab Chriſti.)

Namentlich engliſche Forſcher beſtreiten mit großer Entſchiedenheit die Echtheit des durch die Kaiſerin Helena aufgefundenen Golgatha und der in unmittelbarer Nähe befindlichen vermeintlichen Grabesſtätte. Dieſe Stätten liegen nicht weit vom Tempelplatz zwiſchen dieſem und dem Teich des Hiskia, der zur Verſorgung der Stadt mit Waſſer für Belagerungszeiten angelegt wurde. Er ſowie der Tempel haben innerhalb der Mauern gelegen. So müſſen auch die dazwiſchen liegenden Stätten innerhalb der Mauern gelegen haben. Chriſtus aber hat gelitten „außen vor dem Thor“ (Ebräer 13, 12). Bei der Tragweite der Sache für die Empfindung der chriſtlichen Pietät, bei dem Intereſſe, das päpſtliche, franzöſiſche und ruſſiſche Politik an der Echtheit der traditionellen Stätten nimmt, fehlt es nicht an Verſuchen, mit dem Aufgebot auch archäologiſcher Hypotheſen die Tradition zu retten, ohne daß ſolche Verſuche die Zweifel zu löſen vermöchten.

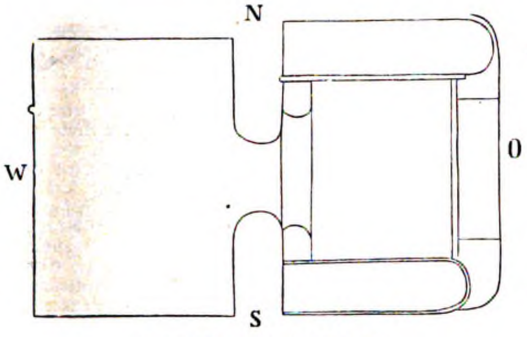


Das Felſengrab. (Inneres.)

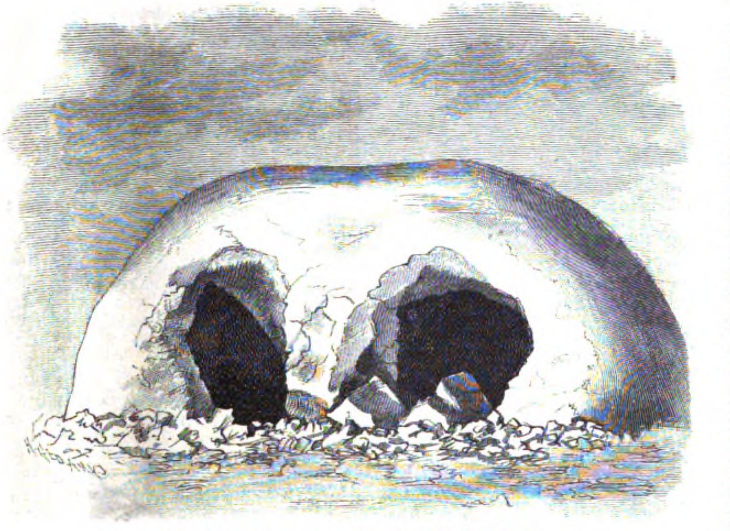
Am Abend des Oſterſonnabends ging ich auf Anregen einer Dame, die mit uns im deutſchen Johanniterhoſpiz wohnte, um eine Grabesſtätte zu beſuchen, die von dem in Chartum umgekommenen Gordon Paſcha bei ſeinen topographiſchen Unterſuchungen in der Umgegend Jeruſalems ausgegraben und als das Grab Chriſti bezeichnet wurde (Betrachtungen in Paläſtina. London 1884). Mein Weg führte mich durch das uralte Damaskusthor an der Nordſeite der Stadt. Wenige Minuten hatte ich die Straße nach Sichem, die alte Römerſtraße, die einſt nach Cäſarea führte, zu verfolgen. Dann nahm mich ein ſchmaler, eine kurze Strecke durch Felder führender Pfad auf, der mich öſtlich von der Straße in einen Garten brachte. Am Fuß eines ſich hierhin abdachenden Hügels ſtehe ich vor einem in Felſen gehauenen Grabe, deſſen Eingang offenbar erſt vor wenigen Jahren freigelegt iſt. Er liegt mehr als metertief unter dem jetzigen Niveau. Rote Blumen bedecken den Raſenabhang, der ſich zu dem Eingang des Grabes neigt. Hier ſaßen in der Frühe des Oſtermorgens, als ich das Grab aufs neue beſuchte, junge Engländerinnen, ihre öſterliche Andacht mit Leſen und Singen in ſtiller Feier haltend, ein eigentümlicher Gegenſatz zu dem Tumult in der Grabeskirche. Ich trete durch eine Thür in die Vorkammer des Grabes. Was ich da ſah, war überraſchend, faſt wie eine Viſion. Denn die Örtlichkeit iſt ein beim erſten Anblick überwältigender Kommentar der Oſtergeſchichte. Zwiſchen mächtigen Steinblöcken, die wie Sitzbänke zugehauen ſind, trete ich in die zweite Felſenkammer. In dem hier an der Nordwand anliegenden, von Felſenplatten eingeſchloſſenen Grabe mag Chriſtus gelegen haben. Die Höhlung über dem Kopf iſt gen Oſten, wie die Juden zu begraben pflegten.

In einer chriſtlichen Grabſtätte würde das Haupt nach Weſten gebettet worden ſein, damit das Antlitz des Schlafenden dem hoffnungsvollen Morgen entgegenſchaue. So begruben die Chriſten ſchon in alter Zeit. Dieſes Grab an der Nordſeite der Kammer iſt völlig ausgebaut, während das an der Südſeite gelegene der Höhlung für den Kopf entbehrt. Es iſt nicht vollendet. Auch in der Vorkammer iſt an der Weſtſeite nur der Anſatz zu einem Grabe zu entdecken. Sollte dies wirklich das „neue“ Grab des Joſeph von Arimathia ſein, das eben darum unvollendet blieb, weil man nicht daran dachte, in der Grabesſtätte des großen Toten einen anderen Toten niederzulegen?

In der Mitte der Oſtwand wollen Forſcher ein faſt verwiſchtes Fresko geſehen haben, das Kreuz, umgeben vom Alpha und Omega und von dem Monogramm Chriſti. Sollte die vormals jüdiſche Grabeskammer ſpäter eine Stätte chriſtlicher Anbetung geweſen ſein? Dann würde es ſich erklären, warum der urſprüngliche Zugang zu dieſem Felſengrab mit Steinen verſchloſſen ward und eine offenbar ſpäter entſtandene Thüröffnung in die Vorkammer führt. Das urſprüngliche Grabesthor hat eine ganz einzigartige Geſtalt, denn es iſt nach oben rechts bis zur Manneshöhe ausgebogen. Dieſer Umſtand würde in der einfachſten Weiſe erklärlich machen, was wir im Evangelium des Johannes 20, 2—10 leſen. Es iſt unverſtändlich, wie Johannes von außen die auf dem Grunde des Grabes liegenden Grabtücher hätte ſehen können. Bei einer regelmäßigen und wie ſonſt überall bei Felſengräbern gebräuchlichen niedrigen Thüröffnung hätten ihn die Steinplatten des Grabes am Sehen verhindern müſſen. Bei der eigentümlichen Geſtaltung des Thores war es möglich, von oben herein bis auf den Grund der Grabſtätte zu blicken. Dort lagen die Grabtücher noch in derſelben Ordnung, als ob der heilige Tote unter ihnen ſchliefe. In dieſer Meinung blieb Johannes in ſcheuer Zurückhaltung vor dem Eingang ſtehen. Er folgte erſt dem ungeſtümeren Petrus und überzeugte ſich mit ihm zugleich, daß die köſtliche Leinwand ihren Meiſter nicht mehr verhüllte, daß aber auch niemand ihn weggetragen haben konnte. Er war durch die Grabesthür gegangen, wie ſpäter durch verſchloſſene Thüren. Jetzt ſahen ſie auch, was Johannes von außen nicht ſehen konnte, daß das Schweißtuch, wie ein Turban gewickelt, „an einem beſonderen Ort“ lag, unter der Höhlung, die für das Haupt ausgehauen war. So wird dieſe Örtlichkeit zu einer ungeahnten und unerwarteten Apologie für die Oſtergeſchichte. — Am Oſternachmittag beſuchte ich das dicht neben dieſem Grabe nach Nordweſten zu gelegene Beſitztum der Dominikaner. Hier grub man eben die großartigen Trümmer einer uralten chriſtlichen Kirche aus. Mein Blick ruhte auf vielen Gedenkplatten für ſchlafende Chriſten. Eine von ihnen, ſo erzählt man, hat in griechiſcher Sprache die Inſchrift getragen: „Begraben nahe bei ſeinem Herrn,“ eine andere die Worte: „Für Nonus und Oneſimus, Diakonen der Kirche des Zeugniſſes der Auferſtehung Chriſti.“ Dieſe Gedenktafeln, die mächtig für die Wahrſcheinlichkeit der unmittelbaren Nähe des Grabes Chriſti reden, werden nicht gezeigt. Aber der dienende Bruder führte mich hinab in ein unterirdiſches Labyrinth von Grabkammern. Wurden alle dieſe Ruheſtätten bereitet für ſolche, die nahe bei dem Grabe ihres Heilandes zu ſchlafen wünſchten?



Grundriß des Felſengrabes.



Der Hügel Golgatha. (Nach Gordons Annahme.)

Die Dämmerung ſenkte ſich herab, als ich mich der Stadt Jeruſalem wieder zuwendete. Ich nahm meinen Weg über den Hügel, an deſſen letzter Abdachung das beſchriebene Felſengrab liegt, etwa einen Steinwurf weit vom Gipfel entfernt. Langſam anſteigend nahe ich mich dem höchſten Punkt, wo der Fels jäh abſtürzt. Hier iſt das Geſtein wohl ſchon in der älteſten Zeit zum Bau Jeruſalems entnommen worden; iſt doch auch der Hügel auf dieſer Seite von Steinbrüchen unterhöhlt. Von hier aus ſchaut man auf das Damaskusthor und überſieht die Straße, die an der Nordmauer entlang gehend ins Kidronthal hinab und weiterhin nach Jericho führt. Hier ſieht man auch ein gutes Stück der nach dem Norden führenden alten Straße. Wenn das Kreuz Chriſti auf dieſem Hügel geſtanden hätte, ſo wäre es erklärlich, daß der Gekreuzigte ein Schauſpiel für die „Vorübergehenden“ war.

Nach jüdiſcher Tradition iſt dies der Platz der Steinigungen. Dieſelbe jüdiſche Tradition läßt hier auch die Kreuzigungen vollzogen werden. Die Einheimiſchen tragen Bedenken, nachts an dem Hügel vorüberzugehen. Die Juden aber ſollen, wenn ihr Weg ſie vorüberführt, den Fluch murmeln: „Verflucht ſei, der ſich zum König gemacht und dieſes Unglück über uns gebracht hat.“

Abſteigend ſehe ich mit Erſtaunen die wunderbare Geſtalt, die der Hügel Jeruſalem zukehrt. Iſt er nicht ganz wie ein Schädel geformt? Sehen jene zwei tiefen Steinbrüche nicht aus wie leere Augenhöhlen? Tiefe Felſenſpalten finden wohl kaum eine andere Erklärung, als durch ein Erdbeben, das den Berg zerriß. Vom Geſichtspunkt des Malers aus fand Piglhein, der für ſein berühmtes Panorama der Kreuzigung Chriſti Studien an Ort und Stelle machte, keinen anderen Schauplatz geeignet als dieſen Hügel. Nur hier kann ſich die erſchütternde Majeſtät der Tragödie aller Tragödien entfalten.

Wenn der Schreiber dieſer Zeilen an jenes ſtille Grab und an jenen wunderſamen Hügel zurückdenkt, ſo wird Karfreitag und Oſtern vor den Augen ſeiner Seele lebendig.

Hamburger Koſtkinder in Mecklenburg.

Die Stadt Hamburg hat zur Verſorgung ihrer ſogenannten Koſtkinder einen Schritt gethan, welcher in größeren Kreiſen bekannt zu werden verdient. Bis zur Mitte des vorigen Jahres wurden meiſtens diejenigen Kinder, welche der öffentlichen (Armen-) Pflege übergeben waren, in der Stadt ſelbſt bei Familien oder Witwen untergebracht, welche vielfach aus der Sache ein Gewerbe machten und ihre Exiſtenz in ihr ſuchten. Bei der großen Zahl der Koſtkinder (gegen 3000) konnte es nicht ausbleiben, daß ſie teilweiſe in ſchlechte Hände gerieten, in dumpfen Wohnungen unter Hunger und Ungeziefer oft an der Geſundheit dauernden Schaden erlitten. Eine genaue Überwachung war bei der Ausdehnung der Bezirke nicht möglich. — Das Schickſal der Koſtkinder iſt ja in allen großen Städten ein trauriges, ſie verkümmern am Leibe und, was viel trauriger iſt, an der Seele, da ihnen das, was einem Kinde zu ſeiner rechten Entwickelung ebenſo nötig iſt wie das tägliche Brot, warme Liebe, meiſtens verſagt wird. Dieſe Not iſt oft genug empfunden und geſchildert, ſodaß es nicht nötig iſt, näher darauf einzugehen.

In Hamburg beſchloß man, die Fürſorge für alle dieſe Kinder dem Waiſenhauskollegium zu übertragen, und dieſes wiederum hat in rechter Würdigung ſeiner Aufgabe beſchloſſen, die Kinder aus der Großſtadt fort und in benachbarte Kleinſtädte zu überführen. Im Herbſte 1892 nach Erlöſchen der Cholera begann man das Werk, und daſſelbe wird zur Zeit noch fortgeſetzt. So haben zum Beiſpiel in Mecklenburg kleinere Scharen von Koſtkindern in die Städte Teterow, Laage, Bützow, Grevesmühlen, Schönberg und andere ihren Einzug gehalten. Selbſtverſtändlich hatte die Direktion des Hamburger Waiſenhauſes ſich zuvor mit geeigneten Perſönlichkeiten der Städte, meiſtens den Geiſtlichen, in Verbindung geſetzt, von dieſen Beihilfe erbeten und gefunden und alſo rechtſchaffene, zur Aufnahme bereite Familien ausfindig gemacht.

Jedesmal beim Bekanntwerden des Planes entſtand in den Orten gewaltige Aufregung, und eine Fülle von Anmeldungen lief zumeiſt aus Arbeiterkreiſen, ein. Da der Ortseingeſeſſene die Familienangelegenheiten und den Charakter jedes Einwohners in der kleinen Stadt genau kennt — man pflegt zu ſagen, daß dort die Häuſer durchſichtige Wände haben und jeder dem Nachbarn auf den Tiſch und unter das Bett ſehen kann — ſo konnte leicht geſichtet werden. Viele meldeten ſich nur im Verlangen nach dem Koſtgelde, welches reichlicher bemeſſen war, als die allzuſparſame Ortsarmenpflege zu bewilligen pflegte; andere gedachten wahrſcheinlich die junge Kraft zum Kinderwarten, Viehhüten oder dergleichen auszunutzen. Aber es kamen auch genug, welche Freude an Kindern oder lange ſich Kinder gewünſcht hatten, auch ihr Herz fremden Kindern aufzuthun verſtanden. Die Hamburger Direktion konnte ſo die Auswahl treffen und die Gewißheit haben, daß die von ihr fortgegebenen Kinder wirklich ein gutes Heim in einem Elternhauſe finden würden. Schwierigkeit machte es, daß von fünfzig Pflegern vierzig mindeſtens kleine Mädchen im Alter von drei bis ſechs Jahren haben wollten, für Übernahme von Knaben oder größeren Mädchen war wenig Neigung. Einzelne ließen ſich indeſſen umſtimmen, bei manchen wagte man es, andere Kinder, als ſie erwartet hatten, zu überliefern — es glückte faſt immer. Manche Elternpare, welche von ihrem Wunſche durchaus nicht laſſen mochten, mußten allerdings leer ausgehen.

Bei der Ankunft des Zuges, welcher die Kinder brachte, ſtanden viele Hunderte auf dem Bahnhofe, und die kleine Schar (Kinder von 2—13 Jahren) wurde, man kann wohl ſagen mit weinenden Augen empfangen. Wie im feierlichen Zuge ging es durch die Stadt zum Hauſe des Vertrauensmannes, wo die Zuweiſung ſtattfinden ſollte. Die in Ausſicht genommenen Pflegeeltern muſterten in Erwartung, welches Kind ihnen zugedacht ſein könnte, die dahinſchreitenden Reihen, oft hörte man den lauten Wunſch: „Ach, dat ick doch man blot deſen lütten Jung kreg!“ Man ſtelle ſich das Glück vor, wenn wirklich, wie es etliche Male zutraf, der Wunſch erfüllt wurde und nun die Mutter plötzlich das Kind mit dem Ausrufe: „Dat is jo min Jung!“ in die Arme ſchloß und küßte, das Glück von Mutter und Kind! Den Anblick hätte man verbiſſenen Peſſimiſten gönnen mögen, vielleicht daß er als vorzügliche Arzenei gewirkt hätte. Aber wem mußte es nicht auch weh durchs Herz gehen, wenn die Kleinen, müde von der Fahrt, zaghaft um ihr Schickſal, mit Tränen in den Augen zögernd ihre Hände in die eines Fremden legten und mit ihm davon gingen in die neue Umgebung hinein. Zur Ehre der Mecklenburger ſei es geſagt, daß die Kinder durch die ihnen entgegengebrachte Liebe ſchnell heimiſch gemacht wurden. Weh dem, welcher irgend ein Kind vernachläſſigt oder ungebührlich behandelt hätte. Mit Argusaugen wachte die ganze Stadt plötzlich über ſeine Pflege, und wenn in der That ein Kind bei irgend einer ſchwerern Arbeit (welche es vielleicht aus freien Stücken, aus Neugier übernommen hatte) geſehen wurde, dann rotteten ſich ſofort fünf oder ſechs Weiber auf der Straße zuſammen und begannen laut auf die Erbarmungsloſigkeit der Pflegeeltern zu ſchimpfen.

Dieſe Teilnahme entſprang anfangs der Annahme, daß man es mit Cholerawaiſen zu thun habe, aber ſie erloſch nicht, als die Aufklärung hernach, zum Teil durch die Kinder ſelbſt, kam, daß ſie noch Vater oder Mutter hätten, welche ſie nicht hätten ernähren können. Vielmehr begann nun die Sorge, daß die Kinder bald wieder genommen werden möchten. Die kinderloſen Ehepaare unter den Pflegeeltern beſchloſſen, ſich ſofort thunlichſt zu wahren und ihr Herzblatt, welches ſich längſt als das klügſte und beſte Kind der Welt gezeigt hatte, nicht von ſich reißen zu laſſen.

Mecklenburg iſt als „nahrhaftes“ Land bekannt und verdient glücklicherweiſe noch dieſen Ruf. Noch kann der „kleine“ Mann, welcher geſund iſt und arbeiten mag, immer ſein gutes Auskommen haben; iſt auch die Frau ſparſam und fleißig, ſo ſteht bald Kuh und Schwein im Stall und armdicke Metwürſte hängen im Rauch. Man konnte wiederholt den mit einem gewiſſen Stolz gethanen Äußerungen begegnen: „Ich hew ok inſlacht! Ne, hungern ſall dat Kind bi mi nich!“ Man ſtelle ſich die großen Augen der Ankömmlinge vor, wenn ſie das Feſt des Wurſtmachens mit durchleben konnten. — Die kleine Stadt bietet auf die Dauer nach allen Richtungen hin dem Kinde mehr Sehenswertes, als die Großſtadt, der nahe Verkehr mit der Natur, an den man dort gewieſen iſt, übt auf daſſelbe größeren Einfluß, als der Beſuch eines Cirkus oder eines Panorama. Das großſtädtiſche Kind iſt gewandter, dreiſter, raſcher in der Auffaſſung, hat vielleicht mehr Menſchenkenntnis geſammelt, kann ſich beſſer durchſchlagen, aber es weiß von der großen, reichen Gotteswelt viel weniger. Es fehlt ihm der Anſchauungsunterricht durch die Einzelwerke der Schöpfung. „Ach, wie groß ſind hier die Lebensbäume,“ ſagte z. B. ein Hamburger Kind beim Anblick eines Kiefernwaldes. Ein Reh heißt bei ihm vielleicht Hirſch, und ein Haſe im freien Felde iſt ein abenteuerliches Tier.

Die Folge der guten Aufnahme zeigte ſich gewöhnlich ſehr bald; war es doch nichts Ungewohntes, in der Pauſe um zehn Uhr ein Kind mit einem großen Stück Leberwurſt in der einen, mit einem mächtigen Stück Schwarzbrot in der andren Hand zu ſehen. An der nahrhaften Koſt hatten ſich zunächſt faſt alle den Magen verdorben. Das überwindet man in dem Alter freilich leicht, ſelten ließ ſich eines in ſeiner Wurſtfreude dadurch ſtören. Zu Weihnachten hatten ſie ihren Tannenbaum, und wenn der Vertrauensmann die Runde machte, konnte er ſich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die Kinder mehr verzogen als erzogen würden. Dabei erkannte man zugleich die Sorgſamkeit der Direktion, welche in der Auswahl derſelben ſehr vorſichtig verfahren war und nicht verwahrloſte oder der Zwangserziehung bedürftige Kinder abgegeben hatte, auch nicht zu viele an einen Ort, ſo daß die Uberwachung leicht war. Der Vertrauensmann hat die Vollmacht, ein Kind ſofort von ſeiner Pflegeſtelle wegzunehmen und anderswo unterzubringen, ſobald ihm ſolches geraten erſcheint, er findet aber wenig Gelegenheit dazu. Der ordentliche Mann ſetzt ſich dem nicht aus, die Schande wäre ihm vor ſeinen Mitbürgern zu groß, ſie würde ihm ſpäter oft genug vorgerückt werden. Denn wenn ſchon die Männer in Mecklenburg wortkarg ſind, ſo haben die Weiber auch dort ſehr ſpitze Zungen und reden ſehr gerade heraus. — Die Vertrauensmänner bleiben in enger Verbindung mit der Direktion, verpflichten ſich zu fleißigen Inſpektionsgängen und vierteljährlichen Berichten und ſind bei der ganzen Einrichtung der wichtigſte Teil.

Aus obigen Darlegungen ergiebt ſich von ſelbſt, welcher außerordentliche Gewinn für die Kinder die Überführung in die benachbarten Landſtädte iſt. Hamburg muß offenbar große Opfer dafür bringen (130 Mark etwa durchſchnittlich für jedes Kind, dazu noch die üblichen Nebenausgaben); dafür aber hat es auch Hunderte ſeiner Kinder davor bewahrt, in bedenklicher Umgebung aufzuwachſen und zu verkümmern. Der Volkswirt wird hinzuſetzen, daß dem Lande, aus welchem alljährlich viele junge Leute nach Hamburg ziehen, ein Teil der verlorenen Arbeitskraft allmählich wieder zugeführt wird. Der Kinderfreund wird daran nicht denken, ſondern allein an das Kinderglück. — Es wäre zu wünſchen, daß auch andere Großſtädte dem Beiſpiele Hamburgs folgten und ihre Koſtkinder nicht bei ſich behielten, ſondern in die Provinz überführten.

C. Beyer.

Frühlingsmorgen.

Sanft zwiſchen rebumſäumten Höh'n
Des Stromes Silber wallt,
Vom Kirchlein drunten voll und ſchön
Geläut und Orgel ſchallt.

Und jauchzend überm ernſten Klang
Schwebt Lerchenſang empor;
Die Schwalbe ruft das Thal entlang:
Ihr Blüten, kommt hervor!

Ein einz'ger Tempel weit und breit,
Voll Duft und Sang und Schein;
Mein Herz, leg' an dein Feierkleid
Und tritt als Prieſter ein!

Ernſt Lenbach.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ein Meiſterwerk von Peter Paul Rubens, die „Auferſtehung Chriſti“, eröffnet als öſterlicher Schmuck unſere heutige Bilderreihe. Der ſieghafte Heiland ſteigt aus der Grabesnacht empor. Die auf Begehren der Juden von Pilatus geſetzten Wächter aber, römiſche Kriegsknechte erſchrecken vor Furcht und werden als wären ſie tot — aus den Wolken jubilieren Engel dem Auferſtandenen. — Das kleinere Bild auf S. 404, „Chriſtus als Gärtner“, entſtammt Albrecht Dürers „Kleiner Paſſion“, einer im Jahre 1511 entſtandenen Folge von 37 Holzſchnitten, in welcher der deutſche Meiſter das Erlöſungswerk des Heilands ſchildert.

„Feſtfreuden“ nennt O. Piltz ſein friſches Bild aus dem Bauernleben. Die Mutter hat ſoeben die Pfanne vom Herde genommen und ſchüttet das friſche Gebäck — ſollten es Plinzen ſein? — auf den Teller. In köſtlich wiedergegebener Erwartung ſtehen die drei Kinder dabei. Großvater aber ſitzt abſeits und faltet die Hände — er dankt im ſtillen für die liebe Gottesgabe und freut ſich der Freude der Enkelſchar.

Altertumskunde.

Die zwiſchen Chatbi und Ibrahimieh in Ägypten geleiteten Ausgrabungen haben zur Entdeckung einer heidniſchen Nekropole aus dem erſten und zweiten Jahrhundert n. Chr. geführt. Dieſe Totenſtadt liegt gegenwärtig in einer Tiefe von 14 Metern; ſie iſt in weichen Kalkſtein eingegraben und umfaßt viele zimmerartige Räume und Durchgänge. In den Räumen liegen die Körper ausgeſtreckt, und in den Ecken ſtehen große, aus gebranntem Thon gefertigte Gefäße, welche Knochenreſte enthalten.

Naturkunde.

Es ſind faſt genau 200 Jahre vergangen, ſeit man erkannte, daß der Diamant, im Brennpunkt eines Hohlſpiegels erhitzt, beim Luftzutritt ohne Rückſtand verbrennt; vor etwa einem Jahrhundert bewies dann Lavoiſier, daß bei dieſer Verbrennung gasförmige Kohlenſäure als einziges Produkt auftritt. Vor etwa 60 Jahren ſtellte Prof. Pfaff in Kiel die erſten bekannt gewordenen Verſuche an, künſtliche Diamanten zu erzeugen, indem er einen elektriſchen Strom durch eine Löſung von Naphtalin in Terpentinöl leitete; er glaubte nach halbjährigem Verſuch winzig kleine Diamanten erhalten zu haben — zu winzig aber, um ſie auch nur unterſuchen zu können. Seitdem haben die Verſuche, aus Kohle in irgend einer Form den Diamant zu gewinnen, ſich häufig wiederholt — faſt ſtets mit dem gleichen oder ähnlichen Erfolg. Das neueſte Experiment führte Moiſſan aus, indem er Eiſen bei ungemein hoher Temperatur mit Kohlenſtoff ſättigte und dann ganz plötzlich abkühlte; er erhielt dabei (außer Graphit) auch kleine braune oder farbloſe Kriſtalle, welche wirklich die Probe als echte Diamanten beſtanden. Auch damit iſt aber noch nichts gewonnen, denn die techniſche Herſtellung dieſer künſtlichen Edelſteine iſt viel, viel koſtſpieliger, als die im Schoß der Erde gefundenen es ſind. Das Experiment hat zunächſt alſo nur ein wiſſenſchaftliches Intereſſe — ob es je den Chemikern gelingen wird, Diamanten von reinem Waſſer und marktgängiger Größe in ihren Laboratorien derart herzuſtellen, daß dieſe Herſtellung ſich lohnt, bleibt äußerſt fraglich.

In den Sandſteinformationen von Connecticut finden ſich merkwürdige Fußſpuren eines Tieres, das anſcheinend auf zwei Füßen gegangen ſein muß; meiſt zeigen die Spuren drei, bisweilen aber auch vier oder fünf Zehen. Man nahm meiſt an, daß die Fußſpuren, welche den Forſchern ſchweres Kopfzerbrechen verurſachten, von Vögeln herrührten, welche im Strandſchlamm ihre Fährte zurückgelaſſen hätten. Knochenreſte derartiger Vögel waren aber nicht aufzufinden. Jetzt hat nun Prof. Marſh aus den Funden im Sandſtein von Connecticut das Skelett eines Dinoſauriers zuſammengeſtellt, der allem Anſchein nach ſich meiſt nur auf den Hinterbeinen bewegte; die bekrallten ſchwachen Vorderbeine ſcheinen mehr zum Greifen, als zum Gehen beſtimmt geweſen zu ſein. Der amerikaniſche Forſcher nimmt an, daß die vielerörterten Fährten von ſeinem Anchisaurus colurus herſtammen.

Im Elbinger Kreiſe in Weſtpreußen erheben ſich bis zu einer Höhe von 200 m die zum größten Teil mit Nadel- und Laubholz beſtandenen Trunzener Berge und bilden eine Landſchaft von großem Reiz. Dort ſteht unweit des Städtchens Tolkemit im Stelliner Forſt mitten im geſchloſſenen Beſtande eine Fichte, die eine eigentümliche Spielart darſtellt. Sie iſt reich verzweigt und benadelt und hat die anſehnliche Höhe von 30 m. Das Eigenartige an ihr iſt, daß alle Äſte erſter, zweiter und dritter Ordnung peitſchenförmig herabhängen. Dadurch erhält der Baum die Geſtalt einer Säule, welcher oben eine Kegelſpitze aufgeſetzt iſt. Dieſe Fichte hat einige Ähnlichkeit mit derjenigen Spielart, welche Hängefichte genannt wird, nur daß bei der Hängefichte die Äſte erſter Ordnung vom Stamme abſtehen und allein die folgenden herabhängen. Fiſcher von Tolkemit kannten den ſeltſamen Baum und erzählten davon dem Pfarrer ihres Ortes. Durch dieſen erfuhr der Profeſſor Conwentz in Danzig davon, der im letzten Sommer ſich an Ort und Stelle begab und durch einen geſchickten Zeichner eine Abbildung des Baumes anfertigen ließ. Eine nach dieſer Zeichnung gemachte Photographie zeigte Profeſſor Conwentz in der Februarſitzung des Botaniſchen Vereins der Mark Brandenburg vor mit der Bemerkung, daß eine direkte photographiſche Aufnahme des Baumes nicht möglich geweſen ſei, weil derſelbe mitten im dichten Walde ſtände. Man kennt verſchiedene Spielarten der Fichte, über dieſe aber, die Profeſſor Conwentz die „ſäulenförmige“ Fichte genannt hat, iſt bisher nichts bekannt geworden. Es wäre intereſſant zu erfahren, ob ſie ſchon an irgend einem anderen Orte beobachtet worden iſt. Es iſt übrigens, wie ich ſchließlich zu bemerken nicht vergeſſen will, dafür geſorgt worden, daß der Tolkemiter Baum erhalten bleibt. J. Tr.

Forſchungsreiſen.

Seit der erſten Durchquerung Afrikas durch Wißmann durfte man es als ſehr wahrſcheinlich anſehen, daß der Lukuga, ein Ausfluß des Tanganjikaſees, zugleich eine Verbindung desſelben mit dem Kongo bildet; neuere Karten zeigen denn auch dieſen Waſſerlauf zwiſchen Tanganjika- und Landjiſee mindeſtens als eine punktierte Linie. Die wirkliche Beſtätigung der Annahme bringen indeſſen erſt die neueren Berichte der Expedition Delcommune. Dieſer Forſcher iſt der erſte, der den Lauf des Lukuga zwiſchen beiden Seen vollſtändig verfolgt hat, und er erklärt geradezu den Lukuga für den bedeutendſten Zufluß des oberen Kongo. Danach wäre vielleicht nicht der verhältnismäßig unbedeutende Bangweoloſee, ſondern der Tanganjika als der Quellſee des Kongo anzuſehen. Man weiß indeſſen bereits, daß die Waſſermaſſe des Lukuga ſehr wechſelnd iſt, was ohne Zweifel mit dem ſeit längerer Zeit beobachteten Fallen und Steigen des Tanganjikaſpiegels in Verbindung ſteht. Schon Wißmann betonte, daß man den Waſſerſtand des Sees vorausſichtlich durch eine Schleuſe am Lukugaausfluß würde regulieren können — eine Annahme, die nach den Forſchungen Delcommunes noch wahrſcheinlicher geworden iſt und die vielleicht ſpäter einmal, wenn der gewaltige See der Schiffahrt erſchloſſen werden ſollte, auch praktiſche Bedeutung gewinnt.

Der Sibirienforſcher Baron Eduard Toll, der die von der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften ausgerüſtete Expedition nach den neuſibiriſchen Inſeln mitmachte, iſt mit einer neuen wiſſenſchaftlichen Expedition in den Norden betraut worden. Er begiebt ſich als Leiter einer kleinen Expedition nach Kaſatſchje an der Jana und von dort aus an die ins ſibiriſche Eismeer mündende Anabara, wo (etwa 400 Werſt von Kaſatſchje) ein Mammuthkadaver gefunden worden iſt; Baron Toll wird nicht nur die Ausgrabung des Mammuths leiten, ſondern auch die noch wenig unterſuchte Umgegend der Fundſtätte erforſchen.

Geſundheitslehre.

Von großer Wichtigkeit wird vielleicht ein Verfahren zur Reinigung des Trinkwaſſers, welches die Stanley electric company in Philadelphia ſeit einiger Zeit anwendet. In dem in einem Gefäß befindlichen Waſſer ruhen Eiſenplatten als poſitive, Kohleplatten als negative Elektrode. Leitet man nun einen elektriſchen Strom hindurch, ſo wird ein Teil des Waſſers zerlegt; das dabei gebildete Ozon bildet aus den Eiſenplatten fein verteiltes Eiſenoxyd, und dieſes zerſtört die im Waſſer enthaltenen Mikroorganismen. Das Waſſer wird dann noch durch einen Sandfilter geleitet, aus dem es abſolut rein hervorgehen ſoll.

Verſicherungsweſen.

Unſere deutſchen Lebensverſicherungsanſtalten, deren ſegensreiche Thätigkeit nicht genug betont werden kann, haben trotz der Influenza-Epidemie auch in dem Jahre 1891, über deſſen Ergebniſſe kürzlich die Jahrbücher für Nationalökonomie berichteten, eine erfreuliche Fortentwickelung erfahren. Bei den in Betracht gezogenen 37 Geſellſchaften waren zu Anfang des Jahres verſichert 880 385 Perſonen mit 3 667 735 376 Mark; im Lauf des Jahres trat ein Zugang von 75 088 Perſonen mit 360 828 357 Mark ein. Im Lauf des Jahres gelangten Verſicherungsbeträge für 14 836 durch den Tod ausgeſchiedene Perſonen mit 56 025 000 Mk., und 4 407 234 Mk. an 915 Perſonen durch Zahlbarwerden bei Lebzeiten zur Erledigung. Leider aber gaben 25 020 Perſonen mit einer Verſicherungsſumme von über 90 Millionen Mark ihre Verſicherung ganz auf. Das Geſamtvermögen der deutſchen Verſicherungsanſtalten betrug Ende des Jahres 1 193 979 255 Mark.

Patentweſen.

Bei dem Kaiſerlichen Patentamt in Berlin

wurden Patente	angemeldet:	erteilt:
ſeit dem Beſtehen des Amtes (Juli 1877)	142 921	66 910
im Jahre 1891	12 019	5 450
„ „ 1892	13 126	5 900

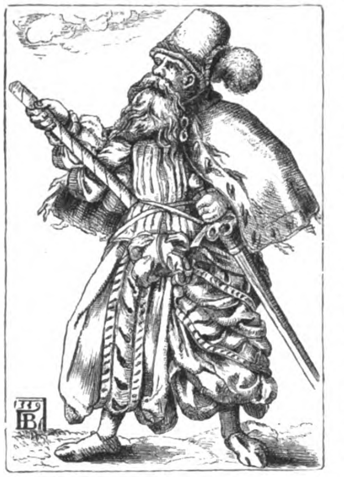
Es wurde alſo ſtets noch nicht die Hälfte der Anmeldungen wirklich des Patentrechtes gewürdigt. Von all den 66 910 überhaupt erteilten Patenten aber bleiben Ende 1892 nur noch 15 825 in Kraft, die übrigen waren, faſt ſtets weil die Patentnehmer die Gebühren nicht zahlten, erloſchen. Die Geſamteinnahme des Patentamtes ſeit ſeinem Beſtehen betrug (für Patentgebühren und Muſterſchutz) über 21 Millionen Mark.

Vereine.

Der Verein für Einrichtung deutſch-evangeliſcher Gottesdienſte in Kurorten hat nach ſeinem letzten Bericht Stationen errichtet in Brodighera, Oſpedaletti, Nervi, Rapallo, Capri, Gardone, Arco, Gries-Bozen, Bellagio, St. Blaſien, Falkenſtein, Scheveningen, Blankenberghe, Heyſt und Oſtende. Weitere Anfragen über die Ziele des Vereins, deſſen Vorſitzender General z. D. Graf Bismarck-Bohlen iſt, ſowie bez. Wünſche ſind zu richten an den Geſchäftsleiter M. Bemus-Frankfurt a. M., Taunusanlage 4.

Profoß der Landsknechte.

Unter den deutſchen Kleinmeiſtern des ſechszehnten Jahrhunderts nimmt Franz Brunn eine hervorragende Stellung ein. Der wahrſcheinlich aus Straßburg gebürtige Künſtler iſt uns beſonders durch ſeine vortrefflichen kleinen Kupferſtiche bekannt, und unter dieſen ſind wieder ſeine Zeichnungen aus dem Bauern- und Soldatenleben am gelungenſten. Mit wie ſcharfer Charakteriſtik er uns ſeine Typen vorführt, beweiſt das nebenſtehende Blatt. Dasſelbe ſtellt einen Landsknechtprofoß vor in der abenteuerlich-phantaſtiſchen Tracht der Zeit, gegen welche Geſetzgeber und Kanzelredner vergebens ihre Blitzſtrahlen entſendeten: dem kurzen ſpaniſchen Mäntelchen und vor allem den ungeheuerlichen Pluderhoſen, zu denen ein echter und rechter Modenarr wohl an 90 Ellen Tuch verwandte. Der Herr Profoß fühlt ſich augenſcheinlich in ſeiner Würde, war aber zur Landsknechtzeit auch ein angeſehener Mann. Er beſaß meiſt Hauptmannsrang und war Richter in polizeilichen und leichten Kriminalfällen. Als Profoß wurde nur eine tapfere und ehrliche Perſönlichkeit gewählt, die nicht nur mit Offizieren und Knechten, ſondern auch mit den Kaufleuten und Marketendern im Lager gut umzugehen verſtand. Ihm fiel die Anklage und der Vortrag zu, wenn die „Gemeinde“ zu einem „nüchternen Morgen“ zuſammenkam, um über einen Miſſethäter zu richten, und er befehligte den Stockmeiſter, die Steckenknechte und den Nachrichter. Wenn es aber einen heißen Tag gab, dann kämpfte er gleich allen Kameraden in Reih und Glied.



Profoß der Landsknechte.

Kleine Zeitung.

In älteren Werken über Falknerei wird bisweilen der Abrichtung der Falken als Depeſchenboten Erwähnung gethan; ſo ſoll z. B. ein von dem Herzog von Lerma aus Andaluſien nach Teneriffa geſchickter Falke den Weg von 250 Meilen in 16 Stunden zurückgelegt haben. Neuerdings iſt es nun angeblich einem ruſſiſchen Offizier, Smoilow, gelungen, die verloren gegangene Kunſt der Abrichtung wieder aufzufinden. Die Sache wäre inſofern von Bedeutung, als der Falke weniger Nachſtellungen ausgeſetzt iſt, denn die Taube, und eine ungleich höhere Belaſtung vertragen kann, als ſie.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmogriph.

		12		1		6		
		6		13		9		
12	6	9	2	11	5	2	6	9
		2		6		3		
1	13	11	6	8	10	7	2	11
		5		10		1		
6	9	2	3	7	1	2	9	4
		6		2		9		
		9		11		4		

Die Zahlen in den Feldern der Figur ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten u. bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Die drei Reihen — aber in anderer Folge — bezeichnen: 1. einen Komponiſten, 2. einen General, 3. ein Feſt.

2. Anagramm.

Werden die Forſcher genannt, die
mutig getrotzt den Gefahren,
Zielbewußt, raſtlos geſtrebt, Ehre,
Gewinn und Erfolg
Weit in der Ferne für Deutſchland
opferbereit zu erringen,
Glänzt als ein leuchtender Stern,
der, den das Rätſelwort nennt;
Wechſeln die Zeichen, ſo kann zum Quell
er des Reichtums ſich wandeln,
Der aber Hoffen und Mühn oft auch mit
Täuſchung belohnt.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Vierſilbige Scharade.

Man muß das Getreide das erſte Paar.
Ungrade wird es genannt,
Und ſo harmlos zu allen Zeiten es war,
Es iſt auch als böſe bekannt.
Herr N. wollte kaufen, hatt' keinen Kredit
Und konnt' auch nicht zahlen bar.
Er klagte ſein Leid und ein Freund ihm riet,
Zu ſtellen das letzte Paar.
Die Paare vereint ſind ein Edelſtein.
Der Kaiſer von Öſterreich nennt ihn ſein.

Röſſelſprung.

		ge	aus	auf	grun	ken	erd		
		hen	de	klän	der	er	nem		
	o	len	wehn	tend	glok	nacht	des	ſtehn	
ſchwebt's	ſte	neu	ſter	höh	aus	leuch	ſtehn	borg	win
e	len	den	por	ſtehn	le	ſtar	er	ſelnd	in
lan	em	er	ſee			rie	ver	ters	auf
auf	le	zu	er			al	ren	li	in
gold	ßen	bron	ob	durch	auf	de	lo	lich	ban
bens	**Horch**	nen	de	ſtil	der	hin	den	run	us
	nen	wei	wip	ſchim	webt	ler	heim	mey	
		er	höhn	in	fel	ſoll	es		
		gehn	mernd	die	jauchzt	ein	er		

4. Füllrätſel.

		O	G		
		s	o		
O	s	t	e	r	n
G	o	e	t	h	e
		r	h		
		n	e		

Die 16 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die zu ſuchenden vier Wörter — aber in anderer Folge — bezeichnen:

1. einen bekannten preußiſchen Parlamentarier,
2. eine Stadt in Preußen,
3. eine Grafſchaft in England,
4. eine Stadt in Serbien.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 25.

Bilderrätſel.
Große Seelen dulden ſtill.

1. Vierſilbige Scharade.
Aprikoſe.

2. Kugelpyramide.
Sterlet
Elſter
Lerſe
Elſe
See
es
e

3. Buchſtabenrätſel. Gabel.

4. Anagramm. Neſter — Sterne.

Zur gefälligen Beachtung.

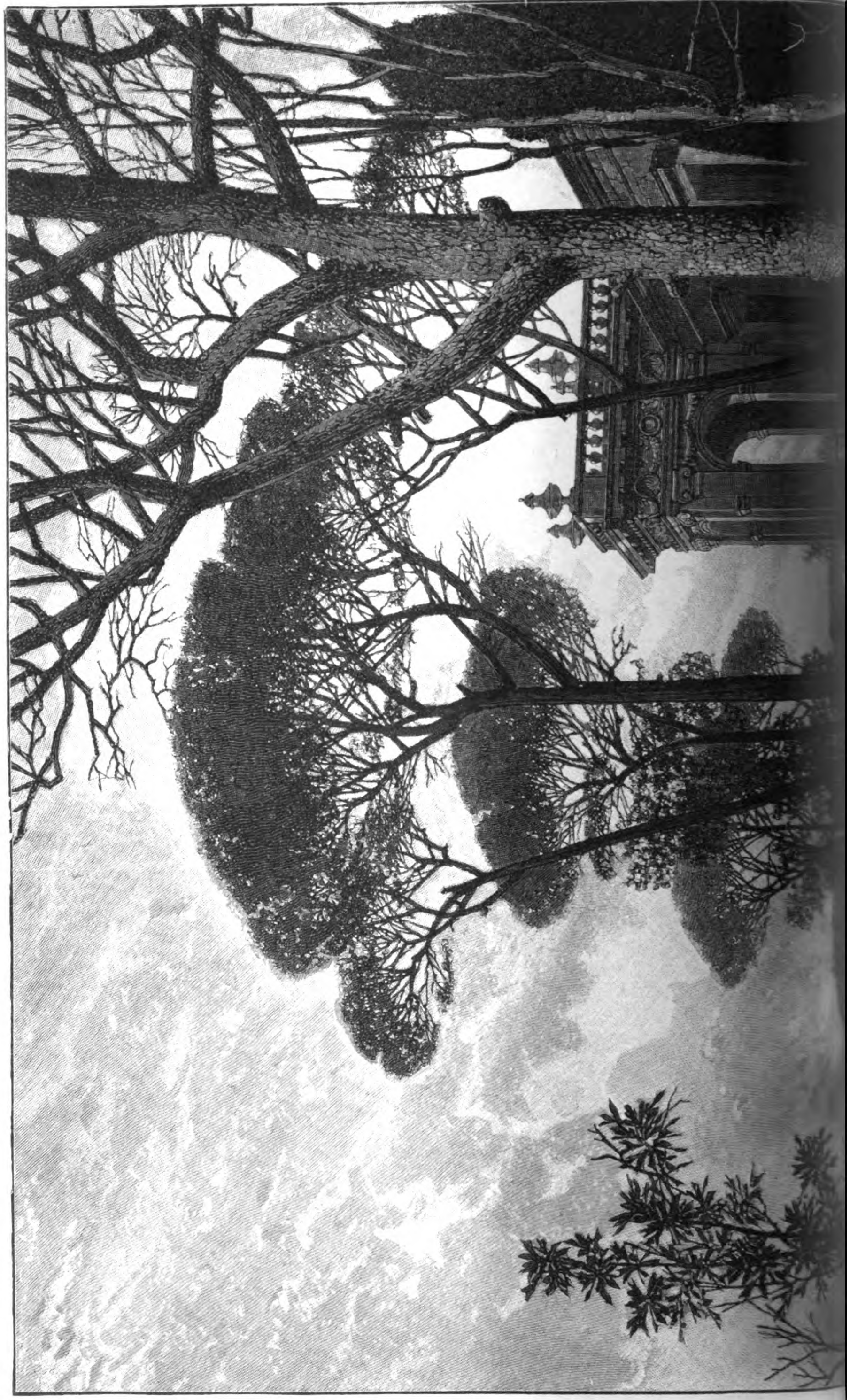
Mit der nächſten Nummer beginnt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das neue Quartal ſofort aufzugeben, um Unterbrechungen in der Zuſendung zu vermeiden.

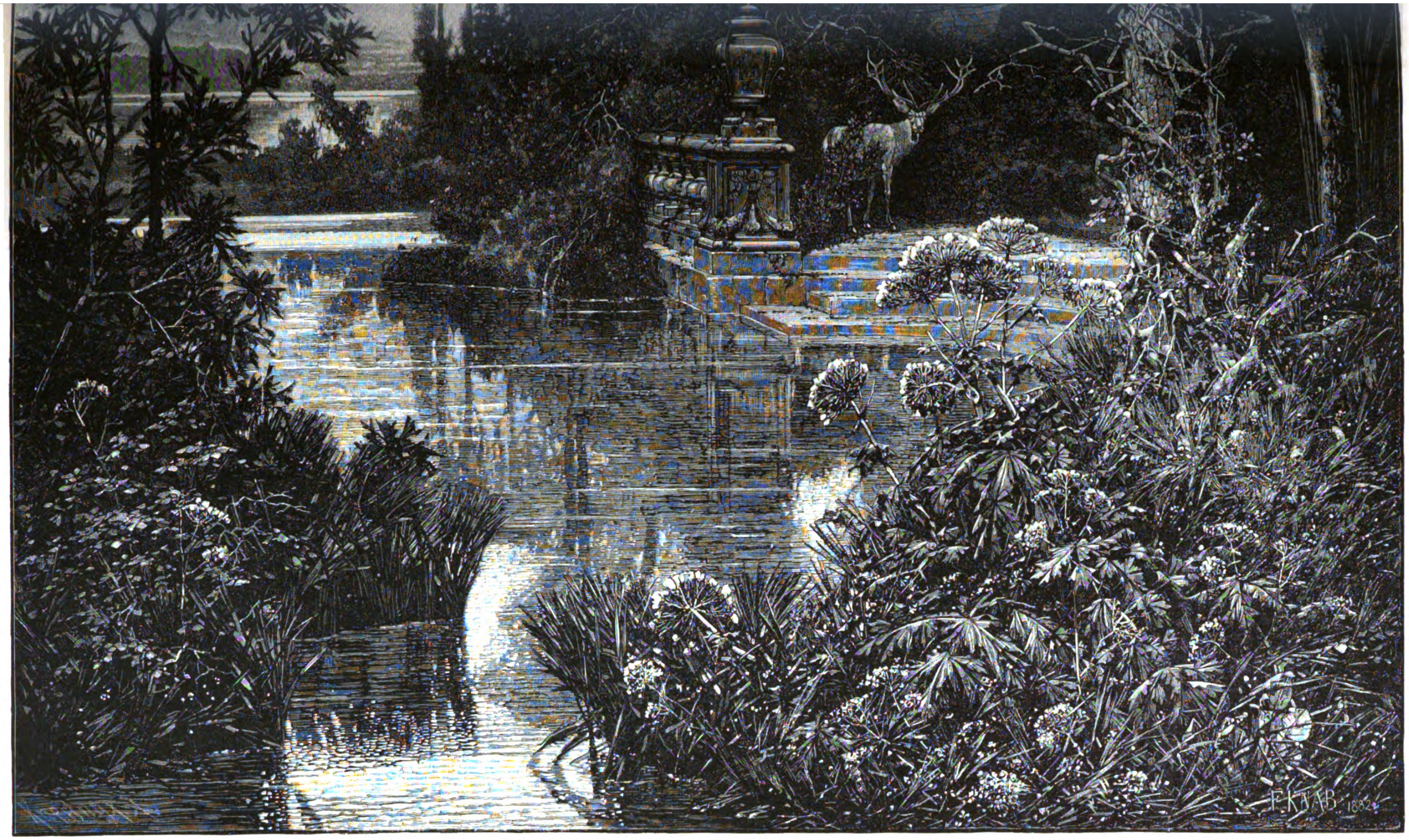
In Nr. 27 beginnen wir mit der Veröffentlichung eines neuen Romans: **„Schwere Zeiten“** von **L. Thiele.** Gleichzeitig bringen wir eine Erzählung: **„Düerhus“** von **F. Jacobſen** zum Abdruck. Im bevorſtehenden Quartal werden außerdem die erſten Berichte unſeres nach Chicago entſandten Redaktionsmitgliedes, Herrn Paul v. Szczepański, zur Veröffentlichung gelangen.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Oſtern. Gedicht von Karl Hunnius. — Die Herrin von Rotenſtein. Roman von Joachim von Dürow. (Schluß.) — Napoleon auf Elba. Von Hanns von Spielberg. — Das Grab des Herrn. Von P. Georg Stoſch. Mit drei Illuſtrationen und einem Grundriß. — Hamburger Koſtkinder in Mecklenburg. Von C. Beyer. — Frühlingsmorgen. Gedicht von Ernſt Lenbach. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Auferſtehung Chriſti von P. P. Rubens; Chriſtus als Gärtner von Albrecht Dürer; Feſtfreuden von O. Piltz. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Geſundheitslehre. — Verſicherungsweſen. — Patentweſen. — Vereine. — Profoß der Landsknechte. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

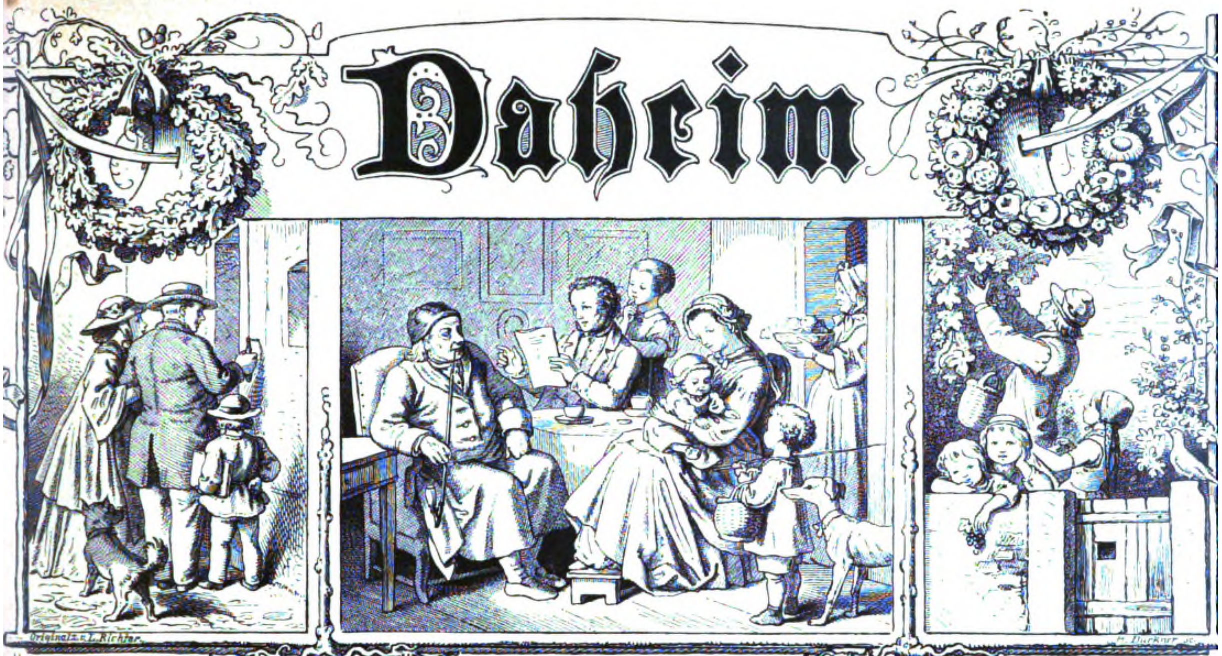
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**





Unter italieniſchen Pinien. Nach dem Gemälde von Ferdinand Knab.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 10.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 8. April 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 27.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

I.

Es war an einem Februartage des Jahres 1381. Die frühe Dunkelheit war bereits angebrochen, da ſtand im Wohnzimmer eines der großen Patrizierhäuſer, die am St. Egidienmarkt zu Braunſchweig lagen, eine ſchlanke blonde Dirne. Sie lehnte ſich an das kleine, mit dicken runden Glasſcheiben ausgeſetzte Fenſter und blickte ziemlich trübe auf den engen Marktplatz und den dunklen Himmel darüber, von dem ſich der Turm der Kirche St. Egidien wie eine ſchwarze Maſſe abhob. Einförmig grau erſchien ihr alles, draußen und drinnen. Denn obgleich auf dem großen eichenen Tiſche hinter ihr ein Licht in einem ſchön geformten Metalleuchter brannte, auch das Kaminfeuer ſeinen rötlichen Schein flackernd auf den braungetäfelten Wänden tanzen ließ, ſchien ſie doch nur wenig Gefallen daran zu finden. Sie hielt wenigſtens dem Lichte und der ſchmucken Frau, die ſich behaglich in dem ledernen Armſeſſel am Feuer dehnte und die Kette ihres wohlverzierten Gürteltäſchchens müßigerweiſe durch die weißen runden Finger gleiten ließ, den Rücken zugekehrt.

„Dreht Euch doch einmal um, Anna!“ ſagte dieſe. „Ich dächte, Ihr könntet Eurer Muhme, die Euch in dieſen langen Winterabenden treulich Geſellſchaft leiſtet, auch einmal ein freundliches Angeſicht zeigen!“

Das Mädchen wandte den blonden Kopf, aber ſie ſah nicht aus, als finde ſie ein beſonderes Vergnügen an der beſagten Geſellſchaft. „Ihr vergeßt, daß, wenn man von der nämlichen Geſellſchaft zu viel hat, man wohl einmal eine andere vorziehen mag, und wenn's auch die eigene wäre,“ antwortete ſie.

„Wenn ich das eine vergeſſe,“ erwiderte die Muhme ſcharf, „ſo vergeßt Ihr das andere. Ihr ſcheint nimmer daran zu denken, daß mich Euer Vater ſelber hier eingeſtellt hat zum Schutze für ſein eigenwilliges Töchterlein, ehe er die weite Reiſe antrat. Und ſo, denk' ich, ſolltet Ihr mich mit mehr Reſpekt behandeln!“

„Wenn ich das vergäße, ſo müßte es wohl ein Wunder ſein, wie dergleichen unſere Heiligen zuweilen thun, wenn der Herr Domdechant recht hat. Ihr verſäumt nicht, mich oft genug daran zu mahnen!“

„Wollte nur, daß es etwas hülfe,“ ſeufzte Frau Giſela.

„Muhme,“ ſagte das Mädchen und wandte ein edles, etwas bleiches Geſicht mit merkwürdig dunklen blauen Augen jetzt voll der andren zu, „ich weiß nicht, wer meinem Vater das eingegeben hat, daß er Euch mir zum Wächter geſetzt hat, wenn's nicht der Dompfaff ſelber war. Wollte Gott, er wäre erſt wieder daheim, ſo wäret Ihr Eures Amtes und ich meiner Laſt los!“

„Wißt Ihr das ſo gewiß?“ fragte Giſela mit einem ſeltſam triumphierenden Lächeln um die vollen roten Lippen.

Das Mädchen wandte ſich ſchnell ab, als habe ſie einen Stich bekommen, und das Lächeln auf dem Geſicht der andren ward breiter und zuverſichtlicher. Anna ſah es nicht, denn ſie blickte wieder hinaus auf die dunkle Straße, und es war ihr, als ziehe ihr Herz ſich krampfhaft zuſammen. Wohl wußte ſie, daß die Muhme ſeit lange alle ihre Künſte aufbot, um den gutherzigen Herrn Kurt vom Damme, ihren Vater, in ihre Netze zu locken. Zwar war das Haar, das ſein freundliches, breites Geſicht umrahmte, ſtark mit Grau vermiſcht, und die Schlankheit und Beweglichkeit der Jugend hatte einer behaglichen Breite und ziemlichen Unbehilflichkeit Platz gemacht. Aber für eine Wittib von mehr als dreißig Jahren verſchwanden dieſe kleinen Fehler hinter dem großen Hauſe, den Ländereien und wohlgefüllten Warenſpeichern, die ihnen das Gegengewicht hielten. Und Anna war es in der letzten Zeit mehr als einmal ſo erſchienen, als wenn Herr

Kurt ſich den Annäherungen der Muhme gegenüber nicht mehr ſo abweiſend verhalte, als ehemals. Des war ihr auch das ein Zeichen, daß er ſie eingeladen hatte, während ſeiner Abweſenheit ihr Witwenſtübchen mit ſeinem großen, ſchönen Hauſe zu vertauſchen. Würde ſie es je wieder verlaſſen? Annas kleine Hände ballten ſich in eiferſüchtigem Zorne, und ihre Stirn zog ſich faſt drohend zuſammen.

Frau Giſela war viel zu leichtfertig, ſich das ernſtlich anfechten zu laſſen. Sie war noch immer eine ſchöne Frau und nach ihrer Meinung wohl berechtigt, des Lebens Güter zu genießen. Lebensluſtig, gefallſüchtig, oberflächlich, in gewiſſer Weiſe gutmütig, im Innern aber kalt und egoiſtiſch, war ſie dabei von einer ungezügelten Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit, die ſie bei einer ungewöhnlichen körperlichen Reizbarkeit bereits oft in Lebensgefahr gebracht hatte und nach des Arztes warnendem Ausſpruch leicht einmal einen plötzlichen Tod zur Folge haben konnte. Rückſichtslos ſtrebte ſie dem nach, was ihr für den Augenblick gefiel, ohne ſich Sorgen zu machen, ob ſie dadurch das Lebensglück eines andren in Frage ſtelle. Ohne eine Spur von Pflichtgefühl, ſtörte ſie auch jetzt die unverhohlen abwehrende Haltung des Mädchens nur inſoweit, als ſie ſich darüber ärgerte.

„Muhme Giſela,“ ſagte Anna, und ihre Stimme verriet den mühſam unterdrückten Zorn, „Ihr ſolltet doch nicht zu früh triumphieren. Es gibt Dinge, die, wenn ſie ans Licht gezogen würden, Euch wohl die Wege verſchütten könnten.“

„Mädchen,“ rief Giſela und ſchnellte aus ihrer nachläſſigen Lage in die Höhe, während Wangen und Stirn ein jähes Rot übergoß, das ebenſo ſchnell einer fahlen Bläſſe Platz machte, „was meinſt du?“

„Wißt Ihr nicht, was ich meine? Das nimmt mich Wunder! Soll ich gerade heraus reden?“

Giſela ſchwieg, aber ihre Augen ſprühten Feuer.

„Ich meine,“ fuhr Anna unbeirrt fort, „daß, wenn es auch wohlgethan ſein mag, ſich der Heiligen Gunſt für ſo gute Zwecke, als Ihr ſie ohne Zweifel habt, zu erwerben, man dazu ſein eigen Gut verwenden ſollte und nicht das anderer Leute.“

„Nun wahrhaftig!“ ſtöhnte Giſela, und der aufſteigende Zorn benahm ihr faſt den Atem. „Mit dir auszukommen, möchte der heiligen Griſelda zu viel werden.“ Sie wollte mehr ſagen, aber ihre Stimme verſagte. plötzlich, und ein ſonderbares Ringen nach Atem hob keuchend ihre Bruſt, das Sprechen zur Unmöglichkeit machend.

Ein ſanftes Pochen an der Thür erſparte auch Anna die Antwort. Ein ſtattlicher Mann in langem Prieſterrock und breitkrämpigem Hut ſchob ſich langſam durch die nur halbgeöffnete Thür. Es war ein Herr in mittleren Jahren mit einem breiten, nicht unſchönen Geſicht und einem Ausdruck, den man hätte gutmütig nennen können, hätte nicht ein gewiſſer Zug um den lächelnden Mund ihm zugleich ein ſchlaues Ausſehen gegeben. Mit der Miene eines wohlgelittenen Hausfreundes, der eine oft beſuchte Schwelle überſchreitet, trat er ein, aber auch ihm ſtockte das Wort in der Kehle, und der Gruß kam nicht über ſeine Lippen. Denn ſein erſter Blick zeigte ihm Frau Giſela, die, ſprachlos und mühſam um Atem kämpfend, im Seſſel zuſammengeſunken war. Die Bruſt wogte, die Hände krallten ſich krampfhaft in einander, die Lippen rangen nach Luft, und das heiße Blut färbte das volle Geſicht einen Augenblick mit unnatürlichem Rot, um es im nächſten in tödlicher Bläſſe zurückzulaſſen.

„Jungfer Anna, was iſt das? Was geht hier vor?“ rief der geiſtliche Herr. Dann war er im Augenblick neben der Zuſammengeſunkenen, richtete ſie auf und löſte die krampfhaft geſchloſſenen Hände. „Waſſer, Jungfer Anna!“ rief er dazwiſchen. „Seht Ihr nicht, daß ſie ſtirbt? Gebt Waſſer!“

„Seid nicht ſo ängſtlich, hochwürdiger Herr!“ antwortete Anna mit einer Ruhe, die von ſeiner Haſt merkwürdig abſtach. „Es iſt ihr altes Gebrechen. Sie bekommt das oft, und es geht vorüber.“ Sie trat an den maſſigen, mit Schnitzwerk und meſſingenen Schnörkeln und Griffen verſehenen Wandſchrank, öffnete die Thür und nahm ein kleines thönernes Gefäß heraus. Daraus ließ ſie einige dunkle Tropfen in einen fingerhutgroßen Becher fallen, den ſie der Muhme an den Mund hielt. Haſtig ſchluckte dieſe das Getränk, und ſchon nach wenigen Minuten kehrte die Farbe auf die erblichenen Lippen zurück, das Wogen der beklemmten Bruſt legte ſich, und ein mattes Lächeln löſte die Starrheit der Züge. Mit ruhigem Geſicht ſah Anna zu, bis ſich die Muhme von ihrem Krampfanfall ganz erholt hatte. Dann wandte ſie ſich mit höflich kühlem Gruß an den geiſtlichen Herrn. „Ihr ſeht, Hochwürdiger, daß meine Hilfe nicht ferner von Nöten iſt. Wollet entſchuldigen, wenn ich jetzt meinen Geſchäften nachgehe.“

Des Prieſters Geſicht legte ſich in Falten. „Nein, bleibt, Jungfer,“ ſagte er ſchnell. „Es iſt lange her, daß ich kein Geſpräch mit Euch gehabt habe.“

„Ich habe viele Geſchäfte, Hochwürdiger.“

„Das mag wohl ſein. Ihr haltet Eures Vaters Haus in Ordnung, wie es einer chriſtlichen Tochter ziemt. Ihr ſolltet aber nicht die weltlichen Angelegenheiten zwiſchen Euch und Euren Beichtvater treten laſſen.“

„Verzeiht, Hochwürdiger. Es iſt, weil Euer Geſpräch mir gar zu ſehr nach weltlichen Angelegenheiten ſchmeckt, daß ich jetzt lieber in meine Kammer gehe.“ Und ehe der fromme Vater noch ein weiteres Wort ſagen konnte, hatte ſich die ſchwere eichene Thür hinter ihr geſchloſſen.

Der Prieſter war für einen Augenblick ſprachlos. Dann zog er ein feines weißes Leinentuch hervor und fuhr ſich damit über das Geſicht. Sein halb verlegener, halb entrüſteter Blick traf ſich mit dem Giſelas, die, jetzt wieder ganz zu ſich gekommen, aufrecht im Stuhle ſaß und ihn mit einem Ausdruck von Ratloſigkeit anſah. „Jetzt habt Ihr's ſelbſt gehört, hochwürdiger Herr!“ ſagte ſie und ſeufzte tief. „Euch zuliebe habe ich ertragen, was nicht zu ertragen war. O heilige Katharina, wie ſchlägt mir mein Herz! Und wenn mir nun einmal wirklich der Puls ſtockte und das Herz auf immer ſtille ſtünde? Und ich davon müßte ohne Abſolution und letzte Ölung? Ach, Hochwürdiger, könnt Ihr's verantworten?“

Ihre Stimme war von einem Wort zum anderen wehmütiger geworden und ſtockte zuletzt in Thränen. Der gute Vater ſah ſehr ungern naſſe Augen und am wenigſten gern bei einer ſchönen Frau. Aber alle Thränen der Welt würden ihn nicht in der Erreichung eines Zieles irre gemacht haben, welches ihm Vorteile verſprach. „Wie thöricht Ihr redet, Tochter!“ ſagte er, ſie wohlwollend anblickend. „Dient Ihr nicht Euch ſelbſt am meiſten, wenn Ihr der Kirche dient? Wenn Ihr als die Gattin des reichſten Braunſchweiger Bürgers an dieſe Tage zurückdenkt, werdet Ihr nicht meinen, Ihr habet einen geringen Preis bezahlt für ſo großes Gut? Alles Ding hat ſein End', ſo auch der Jungfrau Anna Trotz, und ihre ſpitzen Reden werdet Ihr nicht mehr hören, wenn ſie im Kloſter Buße dafür thut. Dann mögt Ihr Euch des reichen Gutes in Frieden erfreuen, ſo lange Ihr lebt, und möge es lange ſein! Die Kirche aber wird Euer Seelenheil in ihre Sorge nehmen, wenn ſie in den Beſitz tritt. Steht feſt, Tochter. Es wird nicht zu lange währen. Oder meint Ihr, die Jungfrau werde es lange aushalten, wenn Ihr in dieſem Hauſe als Hausfrau ſchaltet, ehe ſie die Ruhe des Kloſters dagegen eintauſcht?“

Giſela ſah ihn zweifelhaft an. Die Zweideutigkeit dieſes Komplimentes war ſelbſt ihrem langſamen Verſtändnis klar. Er bemerkte es und ging ſchnell auf eine andere Rede über. „Habt Ihr Nachricht von Herrn Kurt erhalten?“ fragte er.

„Nein,“ ſagte Frau Giſela. „Wie ſollten wir auch? Die Knechte, die mitgeritten ſind, werden zur Sicherheit auf der Heimreiſe nötig ſein. Es wird keiner vorher zurückkehren.“

„Nun, wir haben friſche Kunde,“ rief der Prieſter, „und wenn Jungfrau Anna nicht ſo trotzig geweſen wäre, hätte ſie von mir hören mögen, wonach ihr Herz verlangt. So aber mag ſie warten.“

„Und was wißt Ihr?“ frug Giſela mit ſchnell erregter

Neugierde. Vor Anna zu wiſſen, wonach deren ganzes Herz brannte, das entſchädigte ſie für manchen Verdruß. „Wie kam Euch Nachricht zu? Und iſt die Kunde gut?“

„Einer unſerer Laienbrüder, der in Lübeck Geſchäfte hatte, iſt heut von dort zurückgekehrt. Er hat uns berichtet, was er dort ſelbſt mit angeſehen. O Frau Giſela, Gottes Wege ſind wunderbar! Er hat den Hochmut der ſtolzen Braunſchweiger Herren ſchwer gezüchtigt.“

„Wie meint Ihr das? Was haben ſie Euch oder der Kirche zu leide gethan?“ frug Giſela, die es doch ein wenig ſonderbar berührte, ſo über ihren künftigen Herrn und Gebieter ſprechen zu hören.

„Nicht mir — nicht der Kirche, Frau Giſela,“ fuhr der Pater fort. „Aber muß es nicht einen demütigen Diener des Herrn kränken, wenn er die Reichen dieſer Welt ſo gar ſtolz einherprunken ſieht? Meinten nicht die Herren, wenn ſie in ihren ſamtenen Wämſern und ſchweren güldenen Ketten, mit Federn und Schnallen auf den Hüten, wie ſie den Fürſten ziemen, und mit Schuhen, deren Spitzen faſt die Knie berühren, einhergingen und ihre Knechte und Reiſigen vor ſich her ſtolzieren ließen, wie die Ritter und Edlen — daß ſie auf die Knechte Gottes herabblicken könnten? Sie trieben Spott mit uns und warfen uns unſere Sünden vor, als wären wir nicht die Haushalter über Gottes Geheimniſſe, wie uns doch die Schrift ſelber nennt? Jetzt aber hat ſie Gott zu ſchanden gemacht, ſie ihrer Pracht entkleidet und ihnen ſelbſt und ihren Feinden kund gethan, was für ein Gemächte ſie ſind!“

„Aber ſo kommt doch zur Sache — ſprecht doch!“ rief Giſela ungeduldig.

„Gemach! Es kommt jetzt. Ihr wißt, daß ſie nach Lübeck ritten, dort bei dem hochmögenden Rat der Hanſa um Wiederaufnahme in den Hanſabund zu bitten. Denn ſie meinten, damit, daß ſie die gottloſen Buben, die vor ſieben Jahren die Bürgermeiſter und Ratsherren von Braunſchweig auf offenem Markt zum Tode brachten, fingen und aburteilten, hätten ſie für die Sünden der Stadt genug gethan, und man werde ſich freuen, ſie wieder aufzunehmen. So aber waren die Herren in Lübeck nicht geſinnt. Die forderten andere Buße. Und ob es auch die Braunſchweigiſchen Herren hart ankam, ſie mußten um ihrer Stadt willen den Nacken beugen. Denn heutzutage ſteht niemand gut allein, und die ſieben Jahre, da Braunſchweig es verſucht hat, ſind ſeinem Handel und Wandel teuer zu ſtehen gekommen, da niemand mit ſeinen Kaufleuten handeln wollte, und die Ritter und Räuber ihm von allen Seiten zuſetzten.“

„Ja, ich weiß,“ ſagte Giſela. „Aber was iſt weiter geſchehen? Ihr ſagt mir noch immer nichts.“

„So hört,“ fuhr der fromme Mann fort, und ſeine Stimme konnte nur mit Mühe einen triumphierenden Ton unterdrücken. „Der Bruder ſah ſie kommen, unſere Braunſchweiger Herren. Von St. Marien, allwo ſie der Meſſe beigewohnt hatten, gingen ſie aus — Herr Kurt vom Damme, Herr Dieter von Sunnenberg, Peter Lußke, der Ratsſchreiber, Herr Tile Dorring, von den Geſchlechtern und die Männer von den Gewerken, die mit ihnen ausritten. Weiße wollene Büßerhemden trugen ſie und keine Schuhe an den Füßen. Mit den nackten Sohlen traten ſie den ſteinharten, gefrorenen Boden. In den Händen trugen ſie Wachslichter, die ſie hüteten, daß der ſcharfe Oſtwind ſie nicht verlöſche. Keine Kappe ſchirmte ſie vor der eiſigen Luft, und Herrn Kurts langes graues Haar flatterte im Winde. So gingen ſie, und die ganze Stadt hatte ſich eingefunden, um ihre Schmach zu ſehen, und die Gaſſenbuben riefen ihnen ihre Spottliedlein nach. Für ganz Lübeck war's ein Schauſpiel und ein Freudentag. Sie aber zogen in alſo elendem Zuſtande nach dem Rathauſe. Allda mußten ſie vor den Geſandten der Hanſaſtädte in die Knie fallen und für das greuliche Vergehen ihrer Stadt um Verzeihung bitten, auch geloben, daß derlei Aufruhr und Greuel nie wieder in Braunſchweig vorkommen ſollten. Erſt danach wurden ſie wieder in die Hanſa aufgenommen. — Nun könnt Ihr denken, wie den Herren das gethan hat!“

Frau Giſela hatte mit allen Zeichen des Entſetzens zugehört, oft ihre weißen Hände zuſammengeſchlagen und manchen Laut des Mitleids und der Betrübnis hören laſſen. „O heilige Jungfrau!“ ſeufzte ſie jetzt. „Der arme Herr Kurt! Er war allezeit ein ehrbarer Bürger und hat ſolches nicht verdient!“

„Sagt nicht die heilige Schrift: wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit? Die Sünde der Gemeinſchaft büßt auch der einzelne, der ſie nicht begangen. Was er gelitten, wird ihn Eure Minne bald vergeſſen machen, wenn er heimkehrt.“

Frau Giſela errötete tief. „O heilige Mutter,“ ſagte ſie, „wer kann das wiſſen! Er iſt ſtark, und die Gicht plagt ihn hart — wer weiß, was ihm ein Gang mit bloßen Füßen bei Winterwetter anthut! Ach, er mag wohl den Tod davon haben! Dazu ſind die Straßen unſicher, und die Wege gar ſchlecht im Februar. Wer weiß, ob er auch wiederkehrt!“ Und wieder machte ſie ſo deutliche Vorbereitungen auf Thränen, daß der Prieſter ſchnell beſchwichtigte:

„Herr Kurt iſt ein frommer Mann und darf ſich wohl des Schutzes der Heiligen getröſten. Darum ſeid klug, Frau Giſela, und verſchafft mir bald die Gelegenheit, mit dem törriſchen Mädchen das Weitere zu reden. Jetzt aber befehle ich Euch dem Schutze der Heiligen, denn ich muß Euch verlaſſen.“

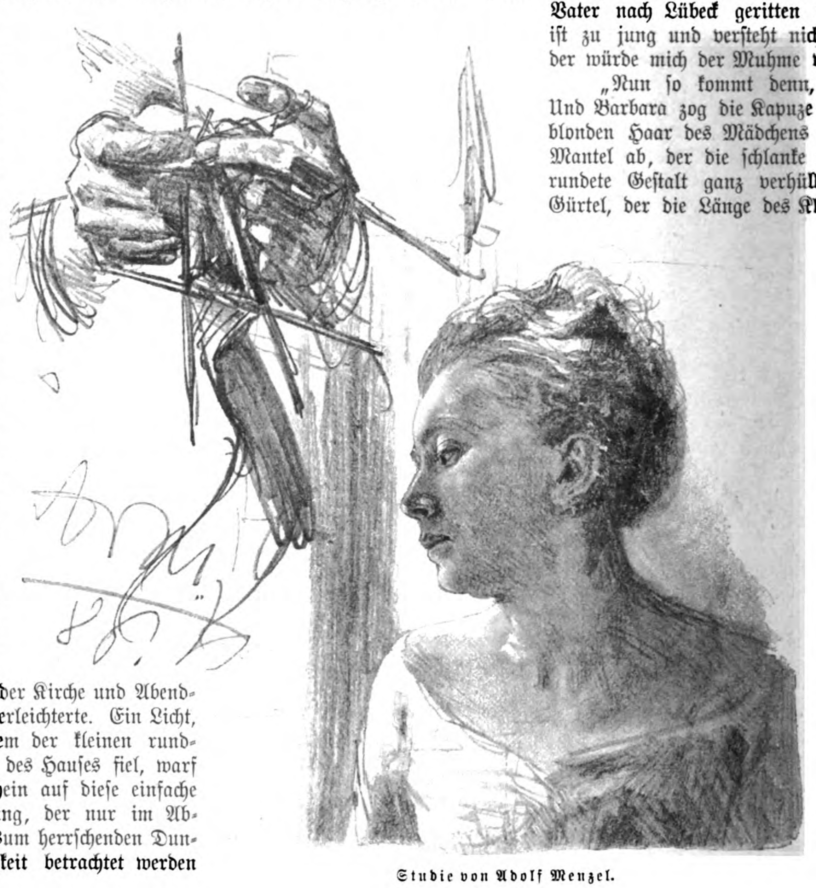
„Euren Segen, Hochwürdiger!“

Der Prieſter murmelte den üblichen Gruß über dem geſenkten Haupte der ſchönen Frau und verließ ſie alsdann, ſie in einem Zuſtand ſehr gemiſchter Gefühle zurücklaſſend. Neben Scham und Ärger aber, deren ſie ſich nicht ganz erwehren konnte, erhob ſich triumphierend das ſehnliche Verlangen, die ſtolze Herrin des Hauſes zu werden, das ſie als Gaſt bewohnte, und der brennende Wunſch, Anna zu demütigen.

II.

Im Jahre 1381 nach unſres Herrn Geburt, da war es um die Gaſſen und Plätze der alten Stadt Braunſchweig noch gar ſchlecht beſtellt. Ein Straßenpflaſter gab es dazumal noch nicht. Die ehrſamen Bürger, die am Morgen die Badſtuben, des Abends die Schankſtuben der Gewerke und Geſchlechter aufſuchten, durften ſich im Sommer den Staub, im Winter den tiefen Schmutz nicht verdrießen laſſen, durften auch nicht ſauer ſehen, wenn ſie jezuweilen von dem Schlamm beſpritzt wurden, in welchen ein Wagen oder das Pferd eines Reiters ſchuhtief einſank. Dazu hatte mancher Beſitzer eines der mit dem Giebel der Straße zugekehrten, mit verzierten Balkenköpfen und mannichfacher Bildſchnitzerei geſchmückten Häuſer es für gut befunden, ſein Reich auch auf die Straße hin auszudehnen, ob auch die „Laube“, in welcher er ſamt ſeinem Weibe an ruhigen Sommerabenden zu ſitzen pflegte, und die Bäume, welche er zum Schutze gegen das allzuſcharfe Sonnenlicht davor gepflanzt hatte, die Gaſſe verengten. Auch nahm dazumal keine ehrbare Bürgerfrau Anſtand, den Kehricht oder was ſonſt etwa in Küche und Keller abfiel, einfach auf die Straße zu ſchütten, wo es dann an gewiſſen Tagen vom Kehrichtmann abgeholt wurde; ſie meinte auch wohl ein gutes Werk daran zu thun, indem die Schweine des heiligen Antonius, die zu Ehren des Heiligen und zum Schutze wider böſe Krankheit und Feuerſchaden Tag und Nacht in den Gaſſen umherliefen, aus ſolchen Kehrichthaufen ihre tägliche Nahrung zuſammenlaſen. Zwar hätte man meinen können, daß ſich der Heilige dankbarer erweiſen ſollte, denn Peſt und Seuchen und ſchreckliche Feuersbrünſte hatten in den letzten Jahrzehnten die gute Stadt mehrmals furchtbar heimgeſucht, die Bevölkerung halb aufgerieben und zu verſchiedenen Malen faſt die halbe Stadt eingeäſchert. Indeſſen hatte der kritiſche Zug unſerer Zeit unſere Vorfahren noch nicht angefreſſen, und ihr frommer Glaube beſtand unerſchüttert. An eine andere Straßenbeleuchtung, als die der liebe Gott bei Tag und Nacht von Sonne und Mond beſorgen läßt, hatte ebenfalls dazumal noch niemand gedacht; hätte es doch wohl der Bürgermeiſter und wohlweiſe Rat als große Fahrläſſigkeit angeſehen, die Stadt, die faſt durchweg nur Holzbauten aufzuweiſen und ſo oft ſchon Brandſchaden zu beklagen hatte, mit Feuer und Licht auf offener Straße auszuſtatten, um ſo mehr, als das Glas damals noch ein ſo ſeltenes und teures Material war, daß niemand daran denken konnte, das Licht damit zu ſchützen. Daher kam es, daß abends die Straßen durch allerlei loſes Volk unſicher gemacht wurden, ſo daß ſich kein friedlicher Mann ohne Waffen aus dem Hauſe begab und ein ehrſames Frauenzimmer ohne ein gutes Geleit die Straße nicht zu beſchreiten wagte.

An dem Abend, von welchem wir geſprochen haben, waren die Straßen Braunſchweigs in faſt unergründlichem Zuſtande. Der Schnee, vom Regen der letzten Tage geſchmolzen, hatte den Boden in einen trüben Schlamm aufgelöſt, der nur dicht an den Häuſern, wo vorſichtige Bewohner durch ausgelegte Steine und Bretter den Verkehr von einem Hauſe zum anderen ermöglichten, einen ſchmalen feſten Steig übrig ließ. Eine Reihe ſolcher Steine war auch von dem Beghinenhäuschen gegenüber der neuen Franziskanerkirche bis zu dieſer hin quer über die Straße gelegt worden, was den frommen Schweſtern den Beſuch der Kirche und Abendmette weſentlich erleichterte. Ein Licht, welches aus einem der kleinen rundſcheibigen Fenſter des Hauſes fiel, warf einen trüben Schein auf dieſe einfache Straßenverbeſſernng, der nur im Abſtand zu der ringsum herrſchenden Dunkelheit als Helligkeit betrachtet werden konnte.



Studie von Adolf Menzel.

Freundlich und warm aber ſchien der trübe Schimmer Anna zu grüßen, als ſie an der dunklen Mauer der Kloſterkirche vorüber in den Bereich des Lichtſcheins trat. Eilig ſchritt ſie über den unſichren Steg, ihr geſchürztes Gewand ſorglich zuſammenfaſſend, der tiefen Thürniſche zu. Bald hörte ſie auf ihr leiſes Klopfen Schritte im Hausflur der Thür ſich nahen, eine ältliche Frau öffnete vorſichtig und zog, als ſie Anna erkannte, das Mädchen zu ſich ins warme Zimmer.

Es war ein behaglicher Raum, nach den Anſprüchen der Zeit mit allem Notwendigen wohl ausgeſtattet. Die ſchöne Decke über der Ofenbank, der mächtige grün glaſierte Kachelofen, der ſauber gedeckte Tiſch, auf dem das Schüſſelchen mit der Abendſuppe einladend dampfte die blitzenden Meſſingbeſchläge an Schrank und Truhe machten den Eindruck der Behaglichkeit und mochten ſchon mancher der übrigen Bewohnerinnen des Hauſes Neid eingeflößt haben, denn die Beghinen entſtammten in der Regel nicht den wohlhabenden Volksklaſſen. Die Inhaberin des Zimmers mit ihrer ſauberen nonnenhaften Kleidung, dem ſchneeweißen Häubchen und dem runden, freundlichen Geſicht paßte ganz zu ihrer Umgebung und ſchien ihr erſt den Charakter völliger Behaglichkeit aufzuprägen. In dieſem Augenblick freilich war die gute Frau Barbara faſt jeder Faſſung beraubt. Sie zog das Mädchen vollends ans Licht und ſtand dann einen Augenblick, ohne die rechten Worte finden zu können.

„Jungfer Anna,“ rief ſie dann vorwurfsvoll. „Was habt Ihr denn wieder begonnen? Was würde Euer Herr Vater dazu ſagen? Wo iſt der Peter? Wo iſt die Margareth? Wie konntet Ihr zu ſolcher Stunde den Weg allein zu machen wagen?“

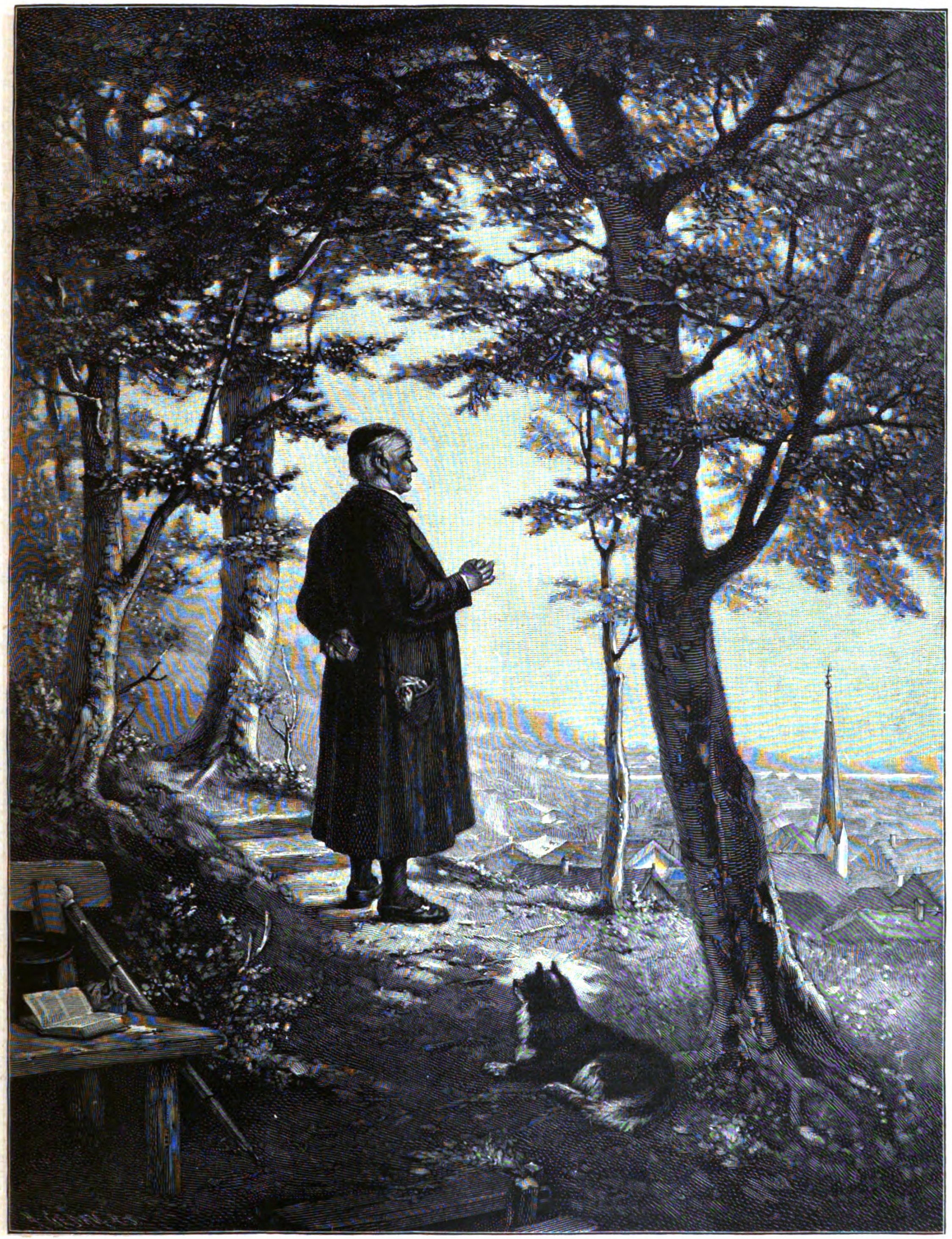
„Ach laß doch,“ ſagte Anna ungeduldig. „Ich habe des Scheltens heut ſchon ſo viel gehabt! Die Margareth ſitzt und weint um ihren Schatz, den Wieprecht, der mit dem Vater nach Lübeck geritten iſt, und der Peter iſt zu jung und verſteht nicht zu ſchweigen — der würde mich der Muhme verraten, Barbara.“

„Nun ſo kommt denn, thörichtes Kind!“ Und Barbara zog die Kapuze von dem herrlichen blonden Haar des Mädchens und nahm ihr den Mantel ab, der die ſchlanke und doch weich gerundete Geſtalt ganz verhüllte. Sie löſte den Gürtel, der die Länge des Kleides gekürzt hatte, daß es in langen ſchlichten Falten bis zu den Füßen niederfiel. Und wie das Mädchen ſo daſtand, die weichen weißen Arme nur halb von den weiten zurückfallenden Ärmeln bedeckt, die ſchweren blonden Flechten über den Nacken herabfallend, wo ſie goldig auf dem dunklen Grunde des blauen Tuchkleides ruhten, die ſprechenden dunkelblauen Augen hilfeſuchend zu ihr aufgehoben, da hätte Barbara ein härteres Herz haben müſſen, als es in ihrer warmen Bruſt ſchlug, wenn ſie hätte noch ein Wort des Vorwurfs hervorbringen ſollen. „Mein armes Kind,“ ſagte ſie herzlich. „Ach wenn Euch jetzt Eure liebe Mutter ſehen könnte! Wie oft habe ich gewünſcht, ihr zeigen zu können, was aus dem Kindlein geworden iſt, das ſie ſo vertrauend in meine Arme legte, da ſie ihre ſchönen Augen ſchloß! Aber jetzt ſetzt Euch — nein, nicht dort ans Fenſter — der ſcharfe Wind bläſt hinein, ſo ſorgfältig ich auch die Ritzen mit Moos ausſtopfte. Hier am Ofen iſt der beſte Platz bei einem Wetter, wie heute. Kommt hierher!“ Und ſie rückte die Decken zurecht und ſchob eine Fußbank herbei.

„Ach, Barbara! Nach meiner Mutter eben wollte ich dich fragen. Aber zuerſt — ſieh, deine Suppe iſt ganz kalt geworden!“ Sie zog das Schüſſelchen herbei, ſchob es Barbara zu und legte den Holzlöffel hinein.

Dieſe machte zwar zuerſt einige Ausreden, ließ ſich dann aber doch bewegen, ihr Abendbrot zu verzehren, während Anna zuſah. „Wie dir's ſchmeckt!“ ſeufzte ſie.

„Warum ſollte mir's nicht ſchmecken, Kind? Ich habe



Meine Gemeinde. Nach dem Gemälde von K. Naumann.

den ganzen Tag redlich gearbeitet — es gibt viel Kranke zu pflegen bei dieſer ungeſunden Witterung. Vergangene Nacht war ich bei Meiſter Schwarzens neugebornem Töchterlein und ihrer Mutter. Da kommt der Hunger von ſelbſt, und man freut ſich, wenn man was hat.“

Sie ſchob das Schüſſelchen beiſeite. „Ach, Jungfer Anna, ich ſchwätze, und Ihr macht Augen, als ſei Euch das Weinen nah. Nun ſagt mir, was Euch hertrieb.“

„Nichts Neues, Barbara. Immer das alte Lied.“

„Ach, Anna, ich wollte doch, Ihr wäret nicht gekommen! Wenn's die Muhme merkte!“

„Sie mag's merken. Ich frage nichts danach.“

„Wie trotzig, Kind! Aber ſagt mir, was Ihr habt. Es iſt doch etwas Beſonderes, was Euch unruhig macht.“

„So ſetz' dich her und laß mich's nach meiner Art machen.“ Sie drückte die alte Frau ſanft auf die Bank, von der ſie aufgeſtanden war. Dann zog ſie den Fußſchemel heran und glitt leicht von ihrem Sitz nieder, zu den Füßen ihrer alten Pflegerin Platz nehmend. „Barbara,“ ſagte ſie und heftete ihre Augen feſt auf das gute alte Geſicht, „willſt du mir die Wahrheit ſagen, ganz und voll die Wahrheit, wenn ich dich frage?“

„Um Gott, Anna! Habe ich Euch je die Unwahrheit geſagt?“

„Nein, Barbara, ſo meine ich's auch nicht. Du biſt mir aber ausgewichen. Du haſt mir nicht die volle Wahrheit geſagt.“

„Es nützt nichts, alles zu wiſſen, Kind!“

„Aber willſt du mir ſagen, was ich jetzt frage?“

„Redet erſt, Jungfer Anna. Dann werde ich auch wiſſen, was ich ſagen kann.“

„Ach, wie ſchlimm du biſt! Und doch meine einzige Freundin!“ Sie ſchlang die Arme in einem Ausbruch von Liebe und Schmerz um die Knie der Alten. Dann fuhr ſie fort: „Jetzt ſage mir, Barbara, iſt es wahr, daß meine Mutter mich dem Kloſter gelobt hat?“

Barbara ſchwieg. Anna wartete einige Augenblicke auf Antwort, dann fuhr ſie leidenſchaftlicher fort: „Und glaubſt du, was man mir Tag für Tag vorſpricht, daß meine Mutter in der Ewigkeit zu büßen haben wird, wenn ich ihr Gelübde nicht erfülle?“

„Kind, Kind! Wer hat das geſagt? Wie möchte der barmherzige Gott um Eurer Sünde willen Eure fromme Mutter heimſuchen?“

„Nennſt du es Sünde, wenn ich —“

„Nicht doch. So habe ich's nicht gemeint. Aber kommt, ich will Euch alles erzählen. Seht, Ihr waret damals ein zartes Kind, kaum fünf Jahre alt. Eure Mutter hatte mancherlei erlebt — viel Böſes und wenig Gutes in den harten Zeiten, die über die Stadt und ihre Bürger gekommen waren. Eure Brüder waren jung geſtorben, und Euer Vater lag dazumal gefangen im Mecklenburgiſchen, das Herzog Magnus mit Krieg überzogen hatte. In Braunſchweig aber wütete die Peſt, der ſchwarze Tod, und unzählige Leute, die der Krieg verſchonte, gingen daran zu Grunde. Und Ruhe und Sicherheit — ach, wo waren die zu finden? Krieg, Brand, Aufruhr und Seuchen — ach Anna, dazumal war die Welt das wahre Jammerthal!“

„Iſt ſie heute etwas andres?“ frug Anna herbe.

„Da war Eurer Mutter das Leben leid,“ fuhr Barbara fort. „Und da auch ſie eines Tages von der unſeligen Krankheit ergriffen wurde, klagte ſie nicht um ſich — aber ſie ſorgte um Euch, ihr einziges liebes Töchterlein. Und da ſie fühlte, daß ihr der Atem ausging, ſagte ſie zu mir: ‚Barbara, du biſt mir treu geweſen, ſei auch meines Kindes treue Hüterin. Wenn mein lieber Herr nicht wiederkehrt, dann übergib meine Tochter den frommen Schweſtern zu Gandersheim, damit ſie ſie erziehen und ſie im Kloſter Ruhe finde vor der böſen Welt und die Gewißheit des ewigen Lebens habe. Kehrt er aber wieder, was Gott gebe, damit mein liebes Kind nicht vater- und mutterlos auf dieſer Welt zurückbleibt, dann ſag ihm meinen letzten Gruß und bleibe du bei ihm und ſorge für ihn und unſer Kind. Wenn ſie aber groß iſt und meine Worte begreifen kann, dann ſage ihr, ihre Mutter habe nichts gefunden in dieſer Welt, als Unruhe, Sünde und Gewaltthat, und — falls es ſo der Wille ihres Herrn Vaters ſei — ſo möge ſie der Unruhe entgehen und bei den frommen Schweſtern ihre Zuflucht nehmen.‘ Der Dechant aber weiß von alledem gar nichts, was er auch ſagen mag, denn er war nicht zugegen. Er fürchtete ſich vor der Peſt und kam keinem Kranken auf tauſend Schritt nahe. Der aber Eurer Mutter die letzte Ölung reichte und die Sterbeſakramente, das war der Bruder Lorenz von den Franziskanern, den Ihr kennt, denn der fürchtete ſich nicht und kam bei Tag und Nacht nicht von den Totenbetten. So, Jungfer Anna, hat Eure Frau Mutter zu mir geſprochen auf ihrem Sterbebette. Euer Vater aber widerſprach und wollte ſich nicht von ſeinem einzigen Kinde trennen, und darum hielt auch ich mich meines Auftrages an Euch quitt.“

Anna ſeufzte tief auf. Sie ſchlang die Arme um die Knie der alten Frau, legte das Geſicht darauf und ſchluchzte. Aber es waren Thränen der Erleichterung, die ſie weinte.

Barbara aber fuhr fort: „Wie ich Euch ſagte, ſo war es und nicht anders, darauf helfe mir Gott! Wenn ich Euch aber heute anſehe, Anna, wie Ihr einen trotzigen Sinn habt und Euch nicht zügeln könnt, nicht der Muhme, nicht dem Dechanten gegenüber, da wird mir das Herz oft ſchwer, ob ich auch recht daran that, ſo lange zu ſchweigen. Ach, Kind, mir iſt oft bange um Euch!“

„Mir auch! Und doch — laß mich nur, du alte treue Barbara. Gott iſt ja nicht im Kloſter allein, er vermag uns auch in der Welt zu bewahren. Haſt du mir das nicht ſelbſt geſagt? Seit wann hältſt du es mit den Prieſtern?“

Barbara ſtrich liebevoll über den blonden Kopf. „Ich halt' es allewege nur mit Euch, Jungfer Anna. Das wißt Ihr ſelbſt am beſten.“

„Ja, ich weiß es.“ Und Anna faßte die treuen Hände der Alten zärtlich in die ihren. „O Barbara! Wenn nur Henning wieder da wäre!“

„Der Henning? Wie kommt Ihr eben auf den?“

„Dann hätte ich einen Schutz, ſelbſt wenn der Vater —“ ſie ſtockte. Dann aber faßte ſie ſich wieder und ſagte: „Aber nein, ich will nicht glauben, was Muhme Giſela mir immer wieder zu verſtehen gibt.“

„Ach, Kind, die Männer ſind ſchwach, und ein liſtig Weib, vornehmlich wenn ſie ſchön iſt, weiß ſie oft ſchmählich zu feſſeln. — Aber Ihr antwortet nicht. Wie kamt Ihr auf den Henning?“

„Er iſt mein Kindheitsgeſpiele — warum ſoll ich an ihn nicht denken?“

„Entſchlüpft mir nicht, Anna. Was habt Ihr auf dem Herzen? Sagt es frei, es wird Euch gut thun.“

„Du haſt wohl recht!“ Anna ſeufzte tief auf. „Warum auch ſollte ich dir's nicht ſagen, du treue Seele! Ach, Barbara, ich kann nimmermehr unter die frommen Schweſtern gehen.“

„Um des Hennings willen?“

„Ja, Barbara, um des Hennings willen. Ich hab' ihm mein Wort gegeben und will es nimmer brechen.“

„Jungfer Anna! Wie alt waret Ihr, da er von dannen ging?“

„Ich war ſehr jung, kaum dreizehn Jahre alt. Aber hat nicht die Kirche ſelbſt ſchon Jüngere verlobt? Laß dir erzählen, Barbara, und ſchilt mich nicht!“ Sie legte den Kopf wieder an das Knie der Alten, ſo daß dieſe ihr Geſicht nicht ſehen konnte, faltete die Hände wie zum Gebet und erzählte: „Du weißt ja, Barbara, wieviel ich nach meiner Mutter Tode in dem Hauſe meines Ohm war, der mich lieb hatte als ſeiner lieben Schweſter Kind. Und du weißt, daß der Henning Vechelde in ſeinem Hauſe gehalten wurde, als wäre er ſein eigen Kind, da er doch nur ſein Mündel war, und ſeiner Frauen Schweſterkind. Und obgleich er mein Gefreundter nicht war, lebten wir doch miteinander, als ſei er mein Vetter und ich ſeine kleine Baſe. Er war ja manches Jahr älter als ich, aber er war mir immer gut, ſchnitzte mir Spielzeug und lehrte mich manches, was er von den gelehrten Mönchen in der Kloſterſchule erlernte. Dann neckten mich ſeine Leute wohl, nannten mich ſeine kleine Braut, und das kränkte mich ſehr. Wenn ich's aber dem Ohm klagte, ſo lachte er nur und ſagte: ‚Was nicht iſt, kann noch werden, denn der Henning iſt guter Leute Kind und ein braver Bube. Und mein Hab und Gut mögt Ihr dann teilen, denn Ihr ſeid mir beide freund und gleich lieb.‘ Nur der Henning ſelber wollte davon nichts hören, wurde rot und zornig und ſchalt, wenn man ihn neckte. Und das that mir weh, denn ich hatte ihn ſehr lieb. Dann kam ein Tag — ein ſchrecklicher Tag, Barbara. Es war, als man den Herzog heimbrachte, den mit der ſilbernen Kette. Man hatte ihn im Dom aufgebahrt, und alle Welt redete von der großen Pracht ſeines Begräbniſſes, von den vielen, vielen Lichtern, dem Chorgeſang der Mönche und dem Pomp, mit welchem der hochwürdige Herr Bruder des Verſtorbenen, der Erzbiſchof von Bremen, die Leichenceremonien vollziehen wollte. Da ergriff mich die Luſt, auch zu ſehen, was andere ſehen durften, und da das Haus leer ſtand, denn alle Dienſtboten waren auf der Gaſſe und du nicht um den Weg, lief ich zum Dom.“

(Fortſetzung folgt.)

Leiden und Freuden einer deutſchen Hausfrau in Sumatra.

Von Gertrud Danne.

(Abdruck verboten.)

Noch vor nicht allzu langer Zeit wandelte ich in den Straßen einer deutſchen Kleinſtadt — jetzt ſchalte und walte ich als biedere Hausfrau eines deutſchen Tabakspflanzers in einem etwas wunderlich angehauchten Haushalt in Sumatras Urwäldern. Mein Häuschen im Buſch iſt ein echtes Idyll. „Taubenheim“ habe ich es genannt. Der Name war unvermeidlich; denn der kleine Buſch hinterm Haus wimmelt von Turtel- und anderen Wildtauben, die unausgeſetzt ihren ſanften Lockruf erſchallen laſſen, bald in der Nähe, bald aus der Ferne, ſich antwortend und wieder fliehend, aber unaufhörlich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſo zudringlich, daß ich nicht widerſtehen konnte, ihr Rufen mit unſerem häuslichen Leben in irgend eine Beziehung zu bringen. Und dann ſieht unſer Häuschen in ſeinem äußern Bau einem Taubenſchlag nicht unähnlich. Es ſteht auf acht bis zehn Fuß hohen Holzpfeilern und hat Luftlöcher, Fenſter und Thüren zur Genüge. Die große Veranda, welche die ganze Breite des Hauſes einnimmt, repräſentiert das Wohnzimmer; die Wände ſind von rohen Planken gezimmert und einfach weiß gekalkt. Ein Plafond fehlt gänzlich. Über unſeren Häuptern gähnt dunkel mit ſeinem Gebälk das hohe Dach, das mit Attap, den Blättern einer Sumpfpalme, gedeckt iſt, die für dieſen Zweck eigens hergerichtet werden und den Regen ausgezeichnet abhalten. Nur bei großem Sturm ſchlagen einzelne Teile auf, und der Himmel guckt mir in die Suppenſchüſſel. Ein Schlafzimmer, ein Eßzimmer, ſelbſt ein kleiner Salon, der allerdings mit ſeinem Schmuck langer Hängegewächſe eigenartig und urwäldlich genug ausſieht, ſchließt ſich der Veranda an. Eine Hintertreppe führt zu Küche, Badezimmer und Bedientengelaß. Beim Anblick der erſteren wurde mir allerdings mein Hausfrauenherz ſchwer, denn ich erblickte in dieſem öden Raume weiter nichts, als in der Mitte ein unerklärliches Ding, das auf vier Beinen ſtand und einem Opferaltar, wie ihn die kümmerlichſte Phantaſie ſich vorſtellen mag, auffallend ähnlich war.

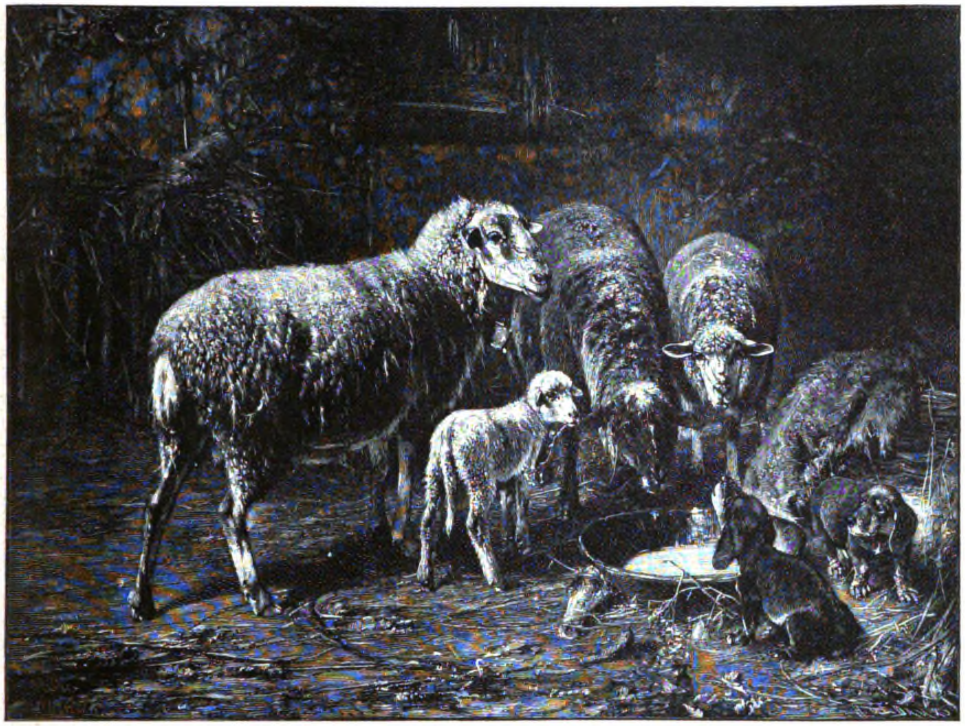
Mein chineſiſcher Koch aber gab das ehrwürdige Möbel für einen „dapur“ (Herd) aus. Auch darein habe ich mich gefunden, und nachdem ich mir vor dieſem Herd, der für Rieſen gemacht zu ſein ſchien, eine hohe Fußbank habe anbringen laſſen, pflege ich häufig davor zu ſtehen, eine Pfanne über den ſchwankenden Dreifuß haltend, während Rauch und Hitze des offenen Heerdfeuers meinen Augen Thränen erpreſſen. — Der Mitbewohner unſeres Hauſes gibt es unzählige und ſehr verſchiedene. Sie kriechen und fliegen, trippeln und raſcheln, ſurren und ſummen allabendlich zu geſelliger Vereinigung um unſeren Tiſch, der nur für Zwei gedeckt iſt, aber für all die kleinen Gäſte etwas abwirft zum Imbiß. Die ſchlimmſten ſind die Moskitos, denn ſie begnügen ſich nicht mit den Leckerbiſſen, ſondern attakieren die freundlichen Geber. Die Weſpen, die ihr ſchwebendes Haus in luftige Höhe, in die Spitze des Daches gehängt haben, ſind genügſamer. Meine Lieblinge ſind die kleinen durchſichtigen Eidechſen, die „Tjitjak“, die mit großen hungrigen Augen die Inſekten verfolgen. Von dieſen nützlichen Jägern gibt es unzählige im Haus; ſie ſchlüpfen über die weißen Wände oder ducken im Schatten der Blumenvaſe auf dem Tiſch, fallen auch wohl mit einem Knall vom Dach herunter, um unter Zurücklaſſung ihrer Schwanzſpitze hurtig weiter zu huſchen. Einige unſerer dankbaren Mitbewohner ſchaffen uns unentgeltlich lebendige Nachtlämpchen; durch den dichten Bettvorhang kann ich allnächtlich die Leuchtkäferchen im dunklen Dachſtuhl auf- und niederſchweben ſehen. Mit meinen anderen wimmelnden Gäſten habe ich mich auch befreundet, obgleich etliche nach den Begriffen einer europäiſchen Hausfrau oft recht indiskret und rückſichtslos ſind. Vor den Ameiſen beſonders muß man ſich hüten; alle Speiſeſchränke müſſen unausgeſetzte Fußbäder nehmen. Wirklich gefährlich aber ſind die weißen Ameiſen, die Termiten. Nichts entgeht ihrer Zerſtörungswut. Man erzählt ſich ſogar, daß ſie blanke Silber-Dollars verzehren! Der Vandalismus der „Kakerlaken“ aber, wie wir die großen, ein paar Zoll langen Schwaben hier nennen, hat mich derartig entrüſtet, daß ich ſie mit unnachſichtiger Strenge verfolge — ſie haben meiner Venus von Milo in einer verhängnisvollen Nacht die Naſe und die große Zehe abgeknabbert — ein Barbarismus, wie er eben nur im Urwald möglich iſt. Infolgedeſſen muß allmorgendlich meine „Babu“, der braune dienſtbare Geiſt in weiblicher Geſtalt, mit dem Staubtuch bewaffnet, eine ſyſtematiſche Jagd in Szene ſetzen, wobei ſich die Reizumfloſſene mit einer Langſamkeit bewegt, die einer klaſſiſchen Erſcheinung würdig geweſen wäre. Sie iſt nichtsdeſtoweniger ein altes javaniſches Weib, das überdies noch „Dalima“ „Granatblüte“ heißt, und das einzige weibliche Weſen in meinem Hofſtaat, der außer ihr noch aus einem chineſiſchen Koch, einem Waſſerträger gleicher Abſtammung, und einem javaniſchen Hausbedienten beſteht. — Soviel über die Chineſen, ihre Habgier und Rohheit geſcholten wird, ich habe mit ihnen in ihrer Eigenſchaft als Bediente die beſten Erfahrungen gemacht. Der Chineſe iſt von einer ſeltenen Ausdauer und Geſchicklichkeit und, ſtreng behandelt, ein äußerſt brauchbarer Arbeiter, beſonders wenn er von männlicher Hand ab und zu eine kleine Auffriſchung erhält. Es iſt unglaublich, wie eine derartige Aufmunterung die guten Zopfträger verwandelt; aus einem mürriſchen, unzufriedenen Arbeiter wird ein freundlicher, eifriger, aufmerkſamer Bedienter. Schlimm iſt es freilich, wenn der Chineſe dem Opiumrauchen, einem bei dieſem Volke ſehr verbreiteten Laſter, anheim fällt. Solche Leute ſind dann nur noch als Waſſer- und Holzzuträger zu brauchen und auch dazu nur, wenn ſie allabendlich ihre Opiumpfennige ausgezahlt erhalten. Freilich iſt der Chineſe kein Ausbund von Sauberkeit, ſo daß eine regelmäßige Beſichtigung der Töpfe und Pfannen, die mein chineſiſcher Koch, namens Ah-Kang, verwaltet, ſehr am Platze iſt. Er erlernt die deutſche Kochkunſt raſch und fabriziert nach ein- oder zweimaligem Vormachen die beſten Schokolade- und andere Puddings. Am liebſten aber laſſe ich mir von ihm ein chineſiſches Gericht, das ſogenannte „Cah-mi“ vorſetzen, das er ſehr ſchmackhaft zu bereiten verſteht. Es iſt ein Mangelmus, von einer beſtimmten Sorte Nudeln (mi), wie ſie nur die Chineſen bereiten, und Schweinefleiſch, Huhn, Ente, Krebſen, Pilzen, Zwiebeln und Kräutern, das Ganze mit einer pikanten Sauce getränkt. Leider verſteht nur der Javane jenes ausgezeichnete Gericht oder Konglomerat von Gerichten zu bereiten, das man „Reis-Tafel“ nennt. Es iſt das amüſanteſte Eſſen der Welt. Zu dem trocken gedämpften Reis werden eine unzählige Menge undefinierbarer pikanter Kleinigkeiten ſerviert, eines ſchmeckt immer wunderlicher wie das andere, bitter und ſüß, ſcharf und aromatiſch. Erfährt man nun gar, daß man Büffelhaut, Tintenfiſch, geräucherte Fiſcheier, abgekochte Farrenblättchen und Blumenknoſpen ißt, ſo kommt man ſich vor wie eine Märchenprinzeſſin und findet das renommierte römiſche Ragout von Nachtigallzungen eine nüchterne Kleinigkeit.

Wunderhübſch ſieht hier ein gedeckter Tiſch aus mit den ſtets gefüllten Blumen- und Fruchtſchalen, ein Luxus, den man ſich in dieſem geſegneten Lande tagtäglich erlauben kann ohne einen Pfennig Unkoſten. Früchte und Blumen gibt es zu jeder Jahreszeit und in jeder Geſtalt. Hier eine große Troſſe gelber, roter und grüner Bananen, dort eine rieſige Orangenart, die ſogenannte „Pompelmus“, ſo groß wie ein Kinderkopf, mit roſigem Fleiſch und zierlich ausgeſchnittener Schale, die goldgelbe Ananas mit ihrem grünen Krönchen, die blutroten „Mangiſtan“ und vielerlei Sorten kleinere Orangen — ſie alle geben, auf große Schalen maleriſch geordnet, der Tafel ein feſtliches Ausſehen. Nur eine Frucht, und zwar die herrlichſte von allen, muß ſich bis zu dem Augenblick, wo ſie genoſſen werden ſoll, verbergen: es iſt die „Durian.“ O Hohn des Schickſals, Ungereimtheit der Natur! Dieſe vielgeſchmähte und doch beliebte Frucht verbindet die widerſtreitendſten Eigenſchaften in ſich, einen idealen Geſchmack mit einem widerlichen Geruch — Schlagſahne und Limburger Käſe! Die Chineſen lieben dieſe Frucht ſo leidenſchaftlich, daß ſie ihren Tagelohn gern dafür hingeben. —

So ſchmutzig und roh vielfach der Chineſe als Menſch iſt, ſo ſympathiſch iſt der Malaye, beſonders der Javane, der ſich häufig als Hausbedienter in Sumatra niederläßt. In ſeinem weißen Beinkleid und in ſeiner Jacke, den bunten Sarong um die Hüfte geſchlungen, ein gleiches buntfarbiges Turbantuch um den Kopf, ſieht er immer ſchmuck und zugleich maleriſch aus. Er bedient bei Tiſch mit einer leiſen, faſt unhörbaren Geſchicklichkeit, iſt ſtets höflich, verlangt aber auch eine gute Behandlung, die ihm gern gewährt wird. Als echter Inländer und Muhamedaner hegt er für den Europäer, den Eindringling, den Träger der Civiliſation, einen ſtillen Grimm und trägt ihm, dem er an Schlauheit — ich meine damit jene echt orientaliſche, eigentlich nur dem Naturmenſchen eigene Schlauheit — ſich überlegen fühlt, eine ſtille Geringſchätzung entgegen. Sehr bezeichnend iſt es, daß die Malayen die hellen Augen der Europäer „mata buta“ „blinde Augen“ nennen, während die ſchwarzen Augen „mata djau“ ſind, wörtlich überſetzt „weite Augen,“ die alles überſehen. Dem Europäer gegenüber ſtellen ſich die Inländer mit Vorliebe dumm an. „Moin Bodoh,“ den Dummen ſpielen, nennen ſie ſelbſt dieſes praktiſche Manöver, das ich leider oft genug Gelegenheit habe, bei meinem Bedienten zu beobachten. Von Natur apathiſch, ſind ſie froh, die Mittel gefunden zu haben, wodurch ſie ſich mancher Arbeit entziehen. „Oſtindiſch taub“ iſt in Holland zur Redensart geworden, denn wenn der Inländer nicht hören will, iſt er taub. Die Antwort „tida tau“ (ich weiß nicht) und „tida ada (das gibt es nicht) habe ich ſchon unzählige Male hören müſſen; und dazu verſtehen die Leute, ein ſo grenzenlos dummes Geſicht zu machen, daß ich beinahe regelmäßig darauf hineingefallen bin. Man muß eben die Eigenart dieſer naiven Menſchen kennen lernen, wenn man mit ihnen verkehren will. Nichts iſt amüſanter als ſolche Beobachtungen. Und was für verſchiedenes Volk kommt mir hier ins Haus! Da iſt der Waſchmann, der ſogenannte „Dobi,“ ein langer Klingaleſe, wie man den Eingeborenen zu Madras nennt, ſchwarz und glänzend wie poliertes Ebenholz. Er ſchlägt mir mit Konſequenz meine ſchöne Wäſche entzwei, türmt ganze Haufen zerriſſener Spitzenbezüge auf meinem Nähtiſch auf und bildet meine Beredſamkeit nach und nach zur Vollendung aus, indem er mich veranlaßt, ihm lange Vorträge über die Behandlung europäiſcher Wäſche zu halten, auf daß ich die Tiſchtücher nicht gleich Holzplanken wiedererhalte und nicht genötigt bin, himmelblaue Wäſche zu tragen. Wieder ein anders ſchattiertes Menſchenkind kommt mir in Geſtalt des Brotverkäufers ins Haus. Es iſt ein Bengale von hoher Geſtalt und kaffeebrauner Geſichtsfarbe; er trägt den großen runden Korb mit Gebäck auf dem Kopf und ruft ſchon von weitem: „roti! qué, qué!“ (Brot, Kuchen.) Unter dem phantaſtiſch drapierten Unterkleid pflegt er eine wunderliche Jacke zu tragen, die aus einem alten Mehlſack fabriziert iſt und auf dem Rücken noch die Marke „California flour“ zeigt, eine Verzierung, deren Anwendung er ſich nicht entgehen ließ.

Sogar eine kleine Landwirtſchaft, in Geſtalt einiger zwanzig Kühe, etlicher Hühner und Tauben, habe ich zu verwalten, eine Quelle unausgeſetzter Quengeleien und Unzuträglichkeiten, die, hätten ſie nicht einen ſo humoriſchen Anſtrich, ein Hausfrauenherz verbittern könnten. Da ſind die Kühe! Eine kleine Sorte javaniſcher Kühe mit Höckern, unter denen, gleich einer Königin, ſtolz und ſchneeweiß, eine ſchöne indiſche Zebukuh einherſchreitet. Sie wird von ihren Hütern, den eigens für dieſe Tiere angeſtellten Klingaleſen, ſchön geſchmückt mit Hals- und Stirnbändern von Muſcheln und Glöckchen und trägt auf dem Gehörn kupferne Aufſätze. Von Kühen aber erwartet man von Rechts wegen Kälber und Milch. Die Kälber ſind da, aber die Milch! Mit einem blank geſcheuerten Eimer auf der Schulter kommt ein krummbeiniger Kling morgens und abends ſtolzen Schrittes anmarſchiert. Aber wo iſt die Milch? Sie bedeckt kaum den Boden. Schelten meinerſeits, Achſelzucken ſeitens des Krummbeinigen, heftige Geſtikulationen, Beteuerungen in gebrochenem Malayiſch, Hand aufs Herz legen u. ſ. w.; ich drohe mit nächtlichen Spionen innerlich niedergeſchmettert über meine Unwiſſenheit in landwirtſchaftlichen Dingen. Noch eine theatraliſche Handbewegung, und er trollt ab. Die Spione werden aufgeſtellt, das Melken kontrolliert — umſonſt! Ich erkläre mich äußerlich für beſiegt, bin aber überzeugt, daß die fehlende Milch in die ſchwarzen Mägen der guten Kuhwächter ihren Weg gefunden hat. Da ſind die Hühner! Man verlangt von ihnen Eier. Aber es gibt Hühner und Hühner; von den indiſchen darf man das nicht erwarten, die guten Tiere wollen ſpazieren gehen und legen ihre Eier am liebſten in den Urwald oder ins hohe Gras oder in Nachbars Hühnerſtall. Zum Brüten ſind die lieben Hennen nun gar nicht zu bewegen. Die Tauben ſind noch wunderlicher. Die wegen ihrer Sanftmut bei uns ſo wohl empfohlenen Vögel pflegen hier ihre Eier aus dem Taubenſchlag zu werfen, ſo daß ein gebratenes Täubchen für mich eine Illuſion bleibt.

Das ſind ſchlimme Erfahrungen für eine Hausfrau, die Schattenſeiten des Lebens in unziviliſierten Gegenden. Um ſo lichtvoller iſt die Poeſie meines Urwaldheims. Ich ſchaue mich um — brauche nicht einmal ein Fenſter zu öffnen, weil ich keins habe — und ſehe vor mir im erſten Morgenſchein, von Strömen Tau's überrieſelt, die ganze Herrlichkeit der Tropennatur, die ſich vor Lebenskraft und -Luſt nicht zu bändigen weiß, die niemals ſtirbt, aber doch alles Sterbende mit wilder Üppigkeit überwuchert, als wollte ſie es begraben unter blühendem Leben. Ich ſehe den Tag ſein lichtvolles Auge aufſchlagen, ſehe eine Welle von Glanz ſich ergießen über die eben noch ſchlummernde Welt. Aus dem ſchimmernden Dunſt erheben die Palmen ihre anmutigen Häupter; der Nebel weicht, und vor dem geblendeten Auge enthüllt ſich eine Fülle von leuchtendem Grün, getaucht in eine Flut ſchimmernden Tau's! Das iſt ein Stein aus dem Gürtel von Smaragd, wie Multatuli die ſundaneſiſchen Inſeln nennt; das iſt ein Teil des Gewandes der ſtolzen Prinzeſſin Jeſulinde! Mit dem Erwachen des Lichtes wird es ringsum lebendig. Erſt huſcht und raſchelt es heimlich in dem grünen Gewirr, das Getier wird wach und begrüßt den Tag. Hunderte von Affen führen ein Konzert auf und



Neidhämmel. Nach dem Gemälde von Otto Gebler.

fliehen, ſich von Aſt zu Aſt ſchwingend, in das Dickicht. Bunte Eisvögel mit ſchillerndem Gefieder ſtreifen vorüber, die Spechte hämmern laut, und aus der Tiefe des Urwaldes klingt ein heller, eigentümlicher Ton herüber, wie eine ſilberne Glocke, die Stimme eines ſeltenen Vogels. Voll unbeſchreiblichen Zaubers iſt die tropiſche Mondnacht. Ich ſah die Sterne nirgends in dieſer leuchtenden Fülle, noch den Mond in dieſer Pracht. Alles trieft vom Tau. Von den mächtigen Blättern der Piſangſtauden und Kokospalmen rieſelt er in hellen Tropfen hernieder, es iſt, als wenn der Mondſchein ſelbſt zerfloſſen wäre, um alles in eine goldige Flut zu tauchen. Große Glühwürmer blitzen am Wegrande auf und ſchimmern wie Sterne durchs Gebüſch. Die weißen Melattiblüten, der indiſche Jasmin, ſchimmern wie Schneeflocken dazwiſchen und duften ſtark und berauſchend. Es ſind poetiſche Blumen; ſcheu vor dem Sonnenlicht erſchließen ſie erſt ihre Blüten nach Sonnenuntergang und weihen ihren Duft und ihr Leben der Nacht. Des Morgens im hellen Sonnenſchein liegen die weißen Blüten verſtreut am Boden; aber die ſchneeigen Blättchen haben einen rötlichen Schimmer bekommen, als wären ſie errötet vor dem Anblick der Sonne. Von fern her tönt eintönige Muſik, im javaniſchen Kulihaus wird der Gamelang geſpielt; es klingt wie matte Glöckchen. Die Leute lieben es, im Mondenſchein bis in die Nacht hinein zu ſitzen, und oft höre ich Geſang zu unſerem Haus herüberſchallen. Es ſind jene malaiiſchen Volksliedchen, die Pantuns, die in einer Wechſelrede zwiſchen Mann und Weib, das Liebesleben der Malaien beſingen:

Er ſingt:

„Nimmer kann das mein Kopftuch ſein,
Wo ſind die Spitzen, wo ſind die Kanten?
Nimmer kannſt meine Braut du ſein,
Wo iſt das Zeichen, das ich dir gegeben?“

Sie antwortet:

„Vor deiner Thür in das Gartenbeet
Pflanz' eine Roſe und zwei Melatti;
Nimmer kann deine Braut ich ſein,
Mit meinem Herzen bin ich nicht einig.“

Das ſind die ſtillen zaubervollen Nächte, das iſt die Poeſie des Urwaldlebens. Aber auch Stürme habe ich erlebt, die die mächtigſten Baumrieſen umknicken, wie ſchwanke Blumenſtengel, und Gewitter, bei denen der Donner kracht, als ſollte die Welt untergehen, der ganze Himmel in Flammen zu ſtehen ſcheint und der Regen auf das dichte Laub des Urwalds herniederrauſcht mit einer Vehemenz, daß man keinen anderen Laut mehr zu vernehmen im ſtande iſt, als dieſes mächtige Rauſchen. In ſolchen Wettern lernt man die Allgewalt der tropiſchen Natur kennen, und beim Anblick der verwüſteten Wildnis überkommt mich ſtets eine große Ehrfurcht vor der Großartigkeit der Kultur, vor der Arbeitskraft des Europäers, der dieſe mächtige Natur zähmt und ſeinen Zwecken dienſtbar macht. Im ſtillen bitte ich dann den Männern, deren Rauheit und Plumpheit ich oft verhöhnt, alles ab, angeſichts des großartigen Arbeitsfeldes, dem ſie ihr Leben weihen.

So manchem unſrer jungen Herrchen von daheim könnte es nichts ſchaden, wenn er in den Urwald geſchickt würde. Es gibt ja aber auch noch immer mutige Frauen, die ihren deutſchen Strickſtrumpf im Stich laſſen und Anmut und feine Sitte in den Urwald tragen. Und ſollte es einer, der das Schickſal ein Urwaldheim beſchert, bange werden — der kann ich zum Troſte ſagen, daß die Unwetter in unſerem Sonnenlande nicht lange währen. Über ein Stündchen iſt die Veranda wieder voll Sonne. Die große Lebensſpenderin läßt uns nie im Stich; ſie ſaugt die Thränenflut des Himmels wieder auf, und ſchöner nur erglänzt der „Gürtel von Smaragd.“

Düerhus.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

Das Haus lag mitten in der Marſch, ungefähr zehn Minuten vom Dorfe entfernt, und ſein hohes Dach ragte weithin ſichtbar aus den alten dunklen Ulmen. Hinter dem Garten floß der Sielzug, und dann kamen die grünen Fennen.

Der Hof war ein ſogenannter „Hauberg“, das heißt ein altes, in Privatbeſitz übergegangenes Lehn, aber die Leute nannten ihn „Düerhus“.

Das bedeutet auf Hochdeutſch ein „teures Haus“, und die Herleitung dieſes Namens beruhte auf einer uralten, halb verwiſchten Sage.

Darnach ſollte vor vielen hundert Jahren eine Witwe in dem Dorfe gelebt haben, deren einziger Sohn in den ungerechten Verdacht einer Mordthat fiel. Und das Thing verurteilte ihn zum Tode. Später kam ſeine Unſchuld ans Licht, und die Gemeinde beſchloß, der unglücklichen-Mutter für den Verluſt des einzigen Kindes Erſatz zu gewähren. Auf einem Teil der Allmende erbaute man ein Haus und übergab dasſelbe nebſt einigen Ländereien dem vereinſamten Weibe zum freien Beſitz.

Und als die Witwe — ſo berichtet der Volksmund weiter — zum erſtenmal unter das Dach des neuen Heims trat, da hob ſie die Hand auf und ſagte: „Dat is min düer Hus.“

Seitdem iſt der Name haften geblieben an dem eichenen Gebälk. Ich glaube nicht, daß dieſe Sage in irgend welchen Thatſachen ihre Begründung findet, denn ſie widerſpricht dem Lehnscharakter des Hofes, und ich habe ſie nirgends aufgezeichnet gefunden. Wenn aber dennoch eine ähnliche Begebenheit geſchehen ſein mag, ſo war jedenfalls in dem vielfach umgebauten Hauſe kaum ein Stein oder ein Balken zu finden, der noch als Zeuge jener düſteren Geſchichte aufgerufen werden konnte. Trotzdem haftete der Name wie ein Fluch.

Während meiner Kinderjahre wurde Düerhus von einem Manne beſeſſen, deſſen Vergangenheit ebenfalls in mehr als einer Beziehung umſchattet war. Carſten Johannſen ſtammte aus dem Dorfe, aber ſeine Frau, deren ich mich nur dunkel als einer blaſſen, zarten Erſcheinung entſinne, war in Rendsburg geboren und aufgewachſen. Sie hatte ſich wohl niemals recht an das Landleben gewöhnen können, und an einem ſtürmiſchen Herbſttage ſchwand ſie dahin wie ein Schatten. Die Leute ſagten, ſie wäre „am Herzen“ geſtorben, nach dem Kirchenbuch aber hatte das Marſchfieber ſie hingerafft.

Seitdem lebte Carſten Johannſen in dem alten Hauſe allein mit ſeinem einzigen Töchterchen Paula.

Er war Kirchenälteſter, und mein Vater kam als Ortsgeiſtlicher häufig mit ihm in amtliche Berührung. Es verging kaum eine Woche, daß er nicht mit irgend einem Schriftſtück in der Pfarrſtube erſchien und gewöhnlich um die Dämmerzeit wieder ging.

Er rechnete, wie die meiſten Frieſen, ganz vorzüglich, und wußte ebenfalls mit der Feder Beſcheid. Die Leute glaubten auch allgemein, daß die Regierung ihn demnächſt zum Deichgrafen ernennen würde, aber es geſchah dennoch nicht. Den Grund davon habe ich freilich erſt ſpäter kennen gelernt. Aus gelegentlichen Äußerungen meines Vaters erfuhr ich, daß Carſten Johannſen in jüngeren Jahren das Unglück gehabt hatte, ſeinen Bruder bei der Heuernte mit einer Forke an der Bruſt zu verletzen. Die Wunde war zwar geheilt, hatte aber ein dauerndes Siechtum zur Folge gehabt, und das mochte der Grund ſein, weshalb Johannſen niemals lachte und ſich von allen lärmenden Vergnügungen, insbeſondere von dem in der Marſch ſtark entwickelten Wirtshausleben fernhielt. Man ſagte, daß er außer meinem Vater und dem Küſter der einzige Mann im Dorfe ſei, der niemals einen Theepunſch anrührte.

Die Bekanntſchaft ſeiner Tochter Paula machte ich ungefähr in meinem zwölften Lebensjahre an einem ſonnigen Sommernachmittag.

Meine Eltern waren auf eine Kindtaufe gefahren, und ich vergnügte mich im Bewußtſein meiner Alleinherrſchaft damit, den vorbeigehenden Schulkindern durch das Stacket unſeres großen Gartens Johannisbeeren zuzuwerfen. Da mein Vater mich ſelbſt unterrichtete, kam ich mit der Jugend wenig in Berührung und fühlte mich als Dorfprinz.

Während die Jungen ſich um die heißbegehrte Frucht balgten, kam Paula mit ihrem kleinen Schulranzen angegangen. Sie war einige Jahre jünger als ich, und ich kannte ſie nur von Anſehen, aber an dieſem Tage fiel mir zum erſtenmal die zierliche Geſtalt und das feine Geſicht des Mädchens auf.

Ich bog mich zwiſchen den Fliederbüſchen hindurch über das Stacket und frug: „Willſt du auch welche, Paula?“

Sie blieb ſtehen, ſah zu mir empor und entgegnete: „Wir haben zu Hauſe viel mehr, als ihr.“

Das ärgerte mich natürlich, und ich riß einen großen Buſch Johannisbeeren vom nächſten Strauch. „Das iſt nicht wahr, Paula, unſer Garten iſt größer.“

Sie konnte doch nicht widerſtehen und begann, an der Frucht zu naſchen. Ich ſah eine Weile ſchweigend zu, wie eine Beere nach der andren in das rote Mäulchen wanderte, und es überkam mich dabei ein ſonderbares Gefühl.

„Willſt du nicht ein bißchen hereinkommen, Paula? Meine Eltern ſind nicht zu Hauſe.“

„Das darf ich nicht,“ entgegnete ſie ernſthaft und ſetzte dann hinzu: „Aber wenn du zu uns kommen willſt, werde ich dir unſeren Garten zeigen. Er iſt doch viel größer, und unten am Sielzug liegt ein Häuschen, in dem wir beide Platz haben.“

Das war freilich eine verlockende Ausſicht, und ich wollte juſt den Vorſchlag machen, die Schule Schule ſein zu laſſen und das Häuschen aufzuſuchen — da kam das Verhängnis in Geſtalt meines Todfeindes.

Er hieß Olaf Peterſen und war der Sohn unſeres Nachbarn. Sein Vater hatte einen Kramladen, eine Schänke und einen Holzhandel, aber ich weiß nicht mehr genau, welches von dieſen drei Geſchäften den Vorrang beanſpruchte. Jedenfalls wollte Anton Peterſen ſeinen Sohn befähigen, womöglich noch vielſeitiger zu werden, und ihn zu dieſem Behuf nach Huſum auf die Schule ſchicken. Das ſollte ſchon nächſte Oſtern geſchehen, und inzwiſchen rühmte Olaf ſich dieſes Vorzugs. Es war für mich ein bitterer Gedanke, denn ich ſelbſt ſollte erſt nach meiner Konfirmation auf das Gymnaſium, dennoch aber glaube ich nicht, daß dieſe Rivalität der einzige Grund meines ehrlichen Haſſes war.

Olaf hatte — eine Seltenheit in der Marſch — dunkle Haare und braune Augen. Er war ein auffallend hübſcher Burſche, ſchlank gewachſen, kräftig und kühn, und er konnte mich werfen. Er war mir auch noch in anderen Dingen, zum Beiſpiel im Rechnen, überlegen, und das mochte ein Erbteil ſeines ſchlauen Vaters ſein.

An jenem friedlichen, ſonnigen Nachmittag kam er plötzlich wie ein Stoßvogel von der hohen Werft des väterlichen Hauſes herunter. Vielleicht lockten ihn die roten Beeren in der Hand des Mädchens, vielleicht dieſes ſelbſt; jedenfalls forderte er, wie ein echter Wegelagerer, ſeinen Anteil, und faßte, als dieſer ihm verweigert wurde, Paulas ſchmales Handgelenk.

Ihr kennt das Heideröschen von Kaulbach, das hängt über meinem Schreibtiſch, und wenn ich es anſehe, dann muß ich an jenen Augenblick zurückdenken. Ich glaube ſogar, daß die Geſichtszüge beider eine gewiſſe Ähnlichkeit mit jenem Bilde trugen, freilich haben ſie ſich allmählich in meinem Gedächtnis verwiſcht.

„Laß mich gehen, Olaf,“ ſagte Paula, „ich muß in die Schule.“

Es ſchien mir, als ob ihre Stimme mehr ängſtlich als zornig klang, und deshalb oder trotzdem war ich im nächſten

Augenblick über das Staket hinweg und meinem Gegner an die Kehle geſprungen.

Olaf warf mich ohne ſonderliche Anſtrengung zu Boden und prügelte mich jämmerlich, und als er endlich von mir abließ, war Paula verſchwunden, und der Johannisbeerenſtrauch lag zertreten zwiſchen uns im Staube der Landſtraße.

Aber ſo geht es im Leben.

Am folgenden Sonntag — vielleicht war es auch ſpäter — hatte mein Vater einen Brief an Carſten Johannſen zu beſorgen.

Er rief unſer Dienſtmädchen und ſah mich erſtaunt an, als ich mit leiſer Stimme und roten Backen um die Erlaubnis bat, das Botenamt übernehmen zu dürfen.

In der Einſamkeit des älterlichen Gartens aufgewachſen, hatte ich eine faſt unüberwindliche Scheu vor großen Hunden, und auf Düerhus war ein ſolcher.

Mein Vater wußte das alles ſehr gut und ſagte lobend: „Das iſt recht, Fritz, ein echter Junge darf ſich nicht fürchten. Da haſt du den Brief.

Mit heißem Schamgefühl machte ich mich auf den Weg. Ich hatte entſetzliche Angſt, und als mir vor dem Dorfe durch die ſchwüle Sommerluft ein dumpfes Bellen entgegentönte, da wäre ich vielleicht wieder umgekehrt, wenn ich nicht an das geheimnisvolle Häuschen am Sielzug und an Paulas dunkle Augen gedacht hätte.

Die Sache verlief übrigens ziemlich ungefährlich. Prinz, der große ſchwarze Neufundländer, kam mir freundlich wedelnd entgegen, und alle geheimnisvollen Schrecken von Düerhus verſanken vor der ſonnigen Gegenwart, als Paula mich an der Hand faßte und in den Garten führte, während Carſten Johannſen ſich vor ſeinen altmodiſchen Schreibſekretär ſetzte, um den Brief zu beantworten.

Der ganze große Garten war mit uralten Bäumen bewachſen, und wir gingen mehrere Minuten ſtumm nebeneinander in einer kühlen, etwas dumpfen Luft, während draußen auf der Landſtraße die Sonne im Staube brütete.

Dann kam die durch den Sielzug gebildete Grenze des Grundſtücks.

Das ſchwarze ſchlammige Waſſer floß träge mit faſt unmerklicher Bewegung unter den niederhängenden Fliederbüſchen hin, von der ziemlich breiten Fläche ſtieg ein modriger Geruch in die flimmernde Luft, und jenſeits hörte man in der tiefen Sonntagsſtille auf den Fennen das Rupfen des graſenden Vieh's.

„Hier iſt das Häuschen,“ ſagte Paula leiſe, als fürchte ſie ſich, das Schweigen zu brechen.

Es war auf morſchen Pfählen in den Sielzug hinausgebaut, und durch die Lücken des Fußbodens ſah man das dunkle Waſſer. Vielleicht hatten frühere Bewohner des Hauſes die Abſicht gehegt, eine Badehütte daraus zu machen, aber der moraſtige Grund und die wuchernden Schlingpflanzen boten ein unüberwindliches Hindernis. Jetzt führte nur eine kleine Treppe zum Sielzug hinunter, um in dürren Zeiten das Schöpfen des Waſſers zu erleichtern.

So berichtete Paula, als wir nebeneinander auf den ſchwankenden Brettern hockten und von Fliederbüſchen Blätter abriſſen, die dann langſam fortgetrieben wurden.

„Bis in das Meer,“ ſagte das Mädchen.

Am Horizont ſäumte der Deich die Nordſee, und ich ſah hinüber mit dem vergeblichen Verſuch, die dazwiſchen liegenden Fennen zu zählen.

„Iſt das alles Euer Land, Paula?“

„Ich glaube wohl,“ entgegnete ſie kopfnickend, „mein Vater hat den größten Hof in der Gemeinde.“

„Dann wird er wohl Deichgraf werden?“

„Das kann ſchon ſein, denn mein Vater iſt ſehr reich. Aber der alte Deichgraf muß erſt ſterben.“

„Wir bekommen dann einen neuen Federwagen und Silbergeſchirr,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort. „Und wenn mein Vater auch geſtorben iſt, dann erbe ich den Hof.“

„Und wirſt Deichgräfin,“ ſagte ich.

„Nein, aber mein Mann ſoll es werden.“

Das klang ſonderbar altklug aus dem hübſchen Kindermund, und es war mir, als wenn von unten aus dem ſchwarzen Waſſer ein kühler Grabeshauch zu uns heraufwehe.

„Wer ſoll denn dein Mann werden, Paula?“

„Der klügſte und ſchönſte im Dorfe, ich weiß es noch nicht.“

Mich überkam ein bitterer Zorn, und ich entgegnete heftig: „Olaf iſt der klügſte und ſchönſte, nicht wahr Paula?“

Sie legte den Finger an die Lippen und dachte nach.

„Das kann ſchon ſein, aber ich glaube, er würde mich ſchlagen. Er hat dich ja auch geprügelt, neulich.“

Das war leider eine traurige Wahrheit, und es betrübte mich, daß ſie kein Wort des Dankes übrig hatte für mein ritterliches Einſchreiten.

„Du ſollteſt dich nicht ſchlagen laſſen,“ fuhr Paula unbarmherzig fort. „Olaf iſt nicht älter als du, und ich glaube auch nicht, daß er mehr Kräfte hat.“

„Er iſt ſo wild, Paula.“

Sie nickte und ſah über den Sielzug hinweg in die Fennen.

„Wenn du es nicht weiter ſagſt, will ich dir etwas erzählen. Siehſt du da unten die Schleuſe?“

„Wo der alte Madſen ertrunken iſt? — Was ſoll's mit der?“

„Da bin ich neulich auch hineingefallen, und Olaf hat mich wieder herausgezogen. Wir waren hingegangen, um zu angeln, und dabei geſchah es. Mein Vater weiß nichts davon, denn die Grete hat mich gleich trocken umgezogen. Würdeſt du mich auch retten, Fritz?“

Ich ſah in das tiefe ſchwarze Waſſer zu meinen Füßen und glaubte ſchon zu fühlen, wie es mir gurgelnd über dem Kopfe zuſammenſchlug, da ſtammelten meine Lippen verwirrt: „Komm, Paula, wir wollen gehen. Es iſt hier gar nicht hübſch, und mein Vater hat geſagt, daß wir nicht am Waſſer ſpielen ſollen.“

Sie nahm wieder meine Hand und zog mich fort.

„Dann will ich dir etwas anderes zeigen, aber wir müſſen ganz leiſe gehn, daß Klaus uns nicht ſieht.“

Klaus war der Großknecht auf Düerhus. Er ſaß vor der Stallthür auf einem Stein, rauchte ſeine Sonntagspfeife und blickte ſtumpfſinnig in die flimmernde Ebene. Wir aber ſchlichen auf den Fußſpitzen durch eine Seitenthür in den Stall.

„Warum ſoll er uns nicht ſehen, Paula?“

„Still,“ flüſterte ſie, „wir wollen auf den Heuboden klettern, und da kann man leicht fallen — unten auf die Tenne, weißt du.“

Wie eine Katze klomm ſie voran, und ich folgte ihr, ſo gut es gehen wollte. Immer weiter hinauf bis faſt unter den Hahnbalken des hohen Daches.

Das Heu war in der letzten Woche eingebracht und duftete ſo ſtark, daß mir faſt ſchwindelig wurde. Aber endlich waren wir oben und lugten durch ein kleines rundes, von Spinngeweben verwebtes und im Sonnenlicht erblindetes Fenſter. Unſer Sitz war jedenfalls gefährlicher als unten am Waſſer, aber wir waren eifrig und voll guten Willens.

„Ich ſehe da hinten etwas blinken,“ ſagte ich leiſe. „Ich glaube, es iſt das Meer.“

„Ja, man kann es von hier aus ſehen, aber das wollte ich dir nicht zeigen. Hier —“ ihre kleine weiße Hand deutete in das Zwielicht über uns, und ein Sonnenſtrahl blitzte über unſere Köpfe hin. Nun konnte ich es auch ſehen.

Es war eine Jahreszahl, die in dem Querbalken eingeſchrieben ſtand. Ich entſinne mich ihrer nicht mehr, aber ſie ging ziemlich weit zurück, und wir betrachteten ſie mit der geheimnisvollen Scheu, welche die Jugend vor dem Alter hegt.

„Das iſt noch von dem alten Hauſe,“ ſagte Paula. „Mein Urgroßvater hat es neu gebaut, aber dieſer Balken iſt von dem alten Holz genommen. Zum Andenken, ſagen die Leute.“

Und dann kauerte ſie ſich in das weiche Heu, um mir

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zum erſtenmal jene verſchollene Mär von Düerhus zu erzählen und ſeiner erſten Beſitzerin.

Als ſie geendet hatte, blickte ich zu ihr auf, und ihr feines Geſicht war ſo ernſt und feierlich geworden, daß mir der Gedanke kam, jene einſame verlaſſene Frau müſſe wohl ähnliche Züge beſeſſen haben.

„Dann iſt das wohl deine Ur-Urgroßmutter geweſen, Paula?“ fragte ich.

„Gewiß,“ entgegnete ſie eifrig und beſtimmt.

Wir dachten beide nicht daran, daß die Sage ſie eine Witwe nannte, der man den einzigen Sohn genommen hatte; aber es dünkte uns alles ſo natürlich und geheimnisvoll zugleich, daß ich bewundernd ſagte: „Dann biſt du wie eine Prinzeſſin, Paula, denn die Könige haben auch ein Stammhaus.“

„Ja,“ entgegnete ſie, „dein Vater hat kein eigenes Haus, das gehört der Gemeinde.“

Ich verzeichne dieſes unkindliche altkluge Wort, wie es geſprochen worden iſt. Es hat ſich mir unauslöſchlich eingeprägt, und noch oft habe ich in ſpäteren Jahren daran zurückdenken müſſen.

Die Sonne neigte ſich dem Deiche entgegen, und wir kletterten vom Heuboden herunter.

Carſten Johannſen hatte inzwiſchen ſeinen Brief beendet und ſuchte uns. Als er mir das Schreiben mit einem Gruß an Vater einhändigte, fuhr mir plötzlich ein Zweifel durch den Kopf, und ich frug: „Iſt es wahr, Herr Johannſen, daß dieſes Haus ‚Düerhus‘ genannt wird?“

Seine Augen errieten, daß ich nicht die rechte Fortſetzung finden konnte, und er legte mir mit einem ernſten Lächeln die Hand auf den Kopf. „Die Leute erzählen allerlei, mein Junge, und ich weiß nicht, wieviel daran wahr iſt. Aber ſicherlich iſt es wahr, daß ein Haus, in welchem vom Großvater bis auf den Enkel Sorge und Arbeit ſich vererbten, ein teures Haus geworden ſein muß. An ſolchem Hauſe hängt man mit ſeinem ganzen Herzen. Aber das wirſt du erſt in ſpäteren Jahren begreifen lernen.“

Es iſt nur eine ſchattenhafte Erinnerung, daß in jenen Tagen meine erſte Kinderneigung an mir vorüber ſtreifte.

Wir ſehen wohl den jungen Strahl der Sonne in unſer Auge fallen, aber das Aufdämmern der Morgenröte webt ſich noch in unſere Träume, und wenn wir dann auf der Mittagshöhe ſtehen, will uns auch dieſe letzte Erinnerung untreu werden.

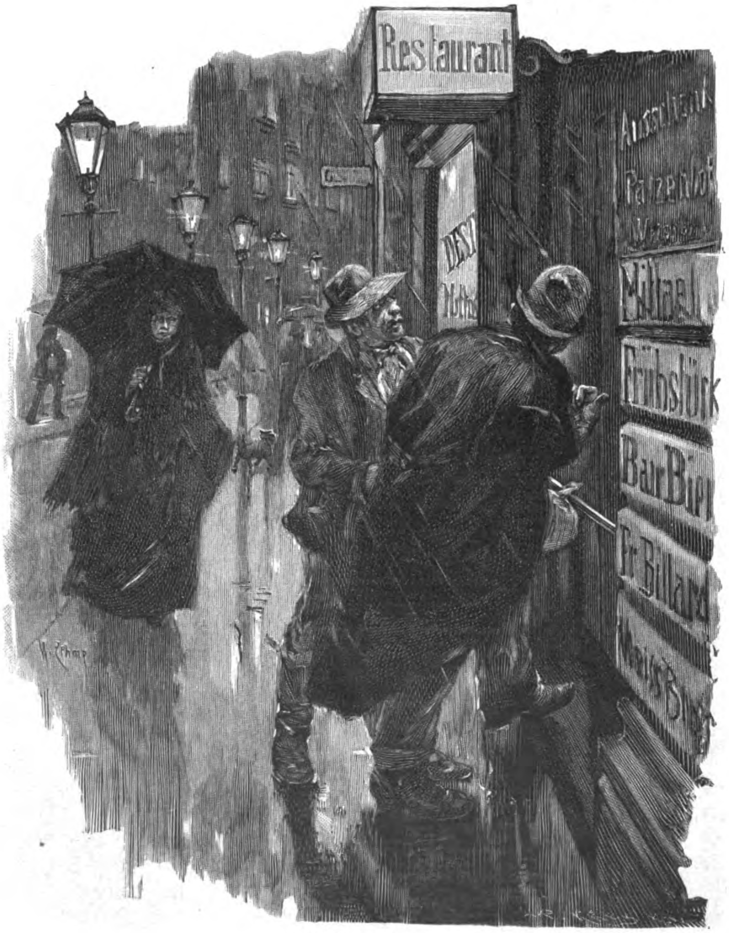
Es ward Winter, und der Winter machte wiederum dem Sommer Platz. Dann war es abermals Winter. Das einförmige Hinrollen der Tage ward von keinem bedeutſamen Ereignis unterbrochen, kaum weiß ich mehr, ob damals der Kriegslärm hinter dem däniſchen Sund verhallte, und ſein Echo über die Marſch rollte. Aber es muß wohl ſo geweſen ſein, denn die Dorfjugend ſpielte Soldat, und mein Vater ließ mir, von Geſchäften und Sorgen belaſtet, viel freie Zeit.

Deutlicher iſt mir erinnerlich, wie ich dieſe Muße verbrachte.

(Fortſetzung folgt.)

Im dunkelſten Berlin.

I. Der Verbrecherkeller.

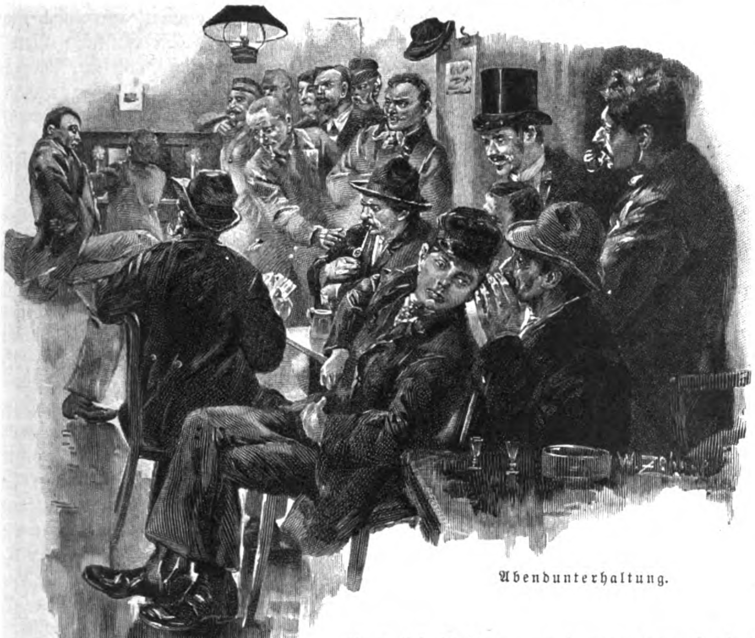


Am Eingang.

Der Verbrecherkeller — der Name allein genügt ſchon, um in romantiſch veranlagten Gemütern die Empfindung eines angenehmen Gruſelns zu erwecken! Man ſieht es förmlich vor ſich, das ſo oft in deutſchen Romanen effektvoll geſchilderte düſtere Gewölbe, von deſſen Decke eine trüb brennende Lampe ihren Schein auf die Gruppen von Unholden an den Tiſchen ringsum wirft. Die Unterhaltung wird in leiſen, ziſchelnden Flüſtertönen geführt und dreht ſich ſelbſtverſtändlich nur um Mord, Raub und Flucht aus dem Gefängnis. Ein dumpfer Moderduft zieht durch die Luft, da und dort blinkt vielleicht gar verſtohlen eine Waffe in dem Dämmerlicht, und wenn endlich die ſchwarzgekleideten Geſtalten nach beendeter Beratung aus der Thüre ſchleichen, ſchlägt ganz gewiß irgendwo in der Ferne die Turmuhr Mitternacht . . . .

Das iſt die Dichtung. Sehen wir die Wahrheit an, ſchreiten wir aus dem glänzenden Weſtende Berlins gen Oſten oder Norden, in die trüben Maſſenquartiere des Vogtlands und der Roſenthaler Vorſtadt. Längſt liegt das lärmende Gewühl der Friedrichſtraße hinter uns, wie eine bläuliche Dunſtwolke ſchimmert noch weit in der Ferne der Schein der Bogenlampen über dem Aſphalt der Linden, und nur wenig näher ſchwimmt rechts von uns, einem zweiten Vollmond vergleichbar, die große Uhr des Rathausturmes gelblich flimmernd an dem ſchwarzen Nachthimmel. Sie weiſt auf acht Uhr abends, ſoweit man durch den feinen Sprühregen die Zeiger erkennen kann. Das iſt die beſte Zeit, um die Welt, in der man ſtiehlt und totſchlägt, in ihrem Glanze kennen zu lernen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Abendunterhaltung.

Natürlich iſt dies nur in fachkundiger Begleitung möglich. Ein Uneingeweihter könnte die Lokale nicht finden und möchte, wenn er doch eins betritt, allerhand Unbill darin erleben, jedenfalls aber würde er ſich durchaus keinen genügenden Überblick verſchaffen können. Dazu muß man, wie Schreiber dieſer Zeilen, auf zahlreichen Streifzügen durch die Gaunerkneipen Berlins und einen manchmal ſtundenlangen Aufenthalt in ihnen die nötigen Erfahrungen geſammelt haben.

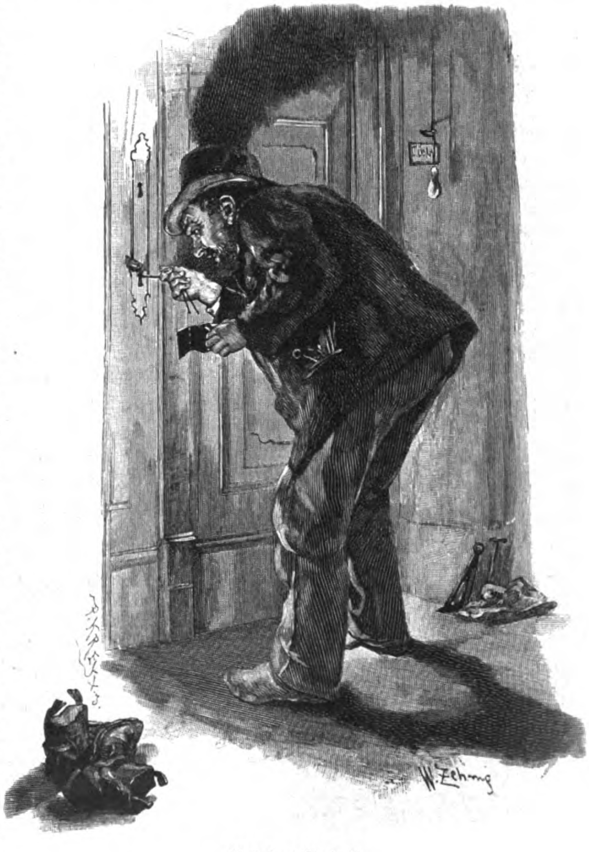
Eine trübe Gaſſe liegt vor uns — irgendwo im Norden Berlins. Spärliche Gaslaternen werfen ihren Schein auf das holprige, im Regen glänzende Straßenpflaſter, auf dem jetzt, in der vorgerückten Abendſtunde, das Wagenraſſeln längſt verſtummt iſt. Auch die große Maſſe der Arbeiter, die aus den Fabriken zurückkehren, der Schwarm der tagsüber in Scharen auf dem Pflaſter ſpielenden und ſchreienden Kinder iſt längſt in den baufälligen, grauen Häuſern verſchwunden, aus deren ſchmutzigen Fenſtern da und dort ein Lichtſtrahl, ein Fluch, Kindergeſchrei und Weibergekeife in die Finſternis hinausdringen.

Ein anderer Ton miſcht ſich dazwiſchen — das Wimmern eines von grober Hand bearbeiteten Klaviers und ein vielſtimmiger, halblaut und übel klingender Geſang. Auf der Gaſſe bleiben die paar Vorübergehenden ſtehen, zwei halbwüchſige Burſchen, eine in ein großes Umſchlagtuch gehüllte Arbeiterfrau, ein Hauſierer, und blicken gleichgültig nach den hell erleuchteten, durch Gardinen verhüllten Parterrefenſtern der Bierkneipe, in der das Konzert vor ſich geht.

Es iſt eine Kneipe, wie jede andere. Von außen kann man ſie unmöglich von irgend einer der zahlloſen Deſtillen unterſcheiden, die alle Straßenecken Berlins ſchmücken. Dieſelben Schnapsflaſchen im Schaufenſter, dieſelbe Empfehlung von Weiß- und Bairiſchbier, Billard zu fünfzig Pfennig die Stunde und Mittagstiſch zu vierzig, dieſelben paar ausgetretenen Stufen, die zu der Thüre im Flur führen. Hunderttauſende von unbeſcholtenen Arbeitern verkehren in ſolchen Lokalen, und nur der Kundige weiß, daß gerade dieſe Kneipe, vor der wir augenblicklich ſtehen, ein Sammelpunkt der ſchweren Einbrecher, ein Hiller oder Dreſſel des high-life der Gaunerwelt iſt. Faſt ausnahmslos liegen dieſe Räume zur ebenen Erde. Wirkliche Verbrecher-„Keller“ gibt es zwar auch, doch trifft man in ihnen nur die unterſten Schichten des Spitzbubentums, Pennbrüder und Geſindel aller Art. Der eigentliche Verbrecher ſieht ſtolz auf dieſe „Kollegen“ herab, und einer von ihnen, dem ich einſt in einem inzwiſchen geſchloſſenen Lokal beim Glaſe Bier erzählte, wir kämen eben aus der Kellerwirtſchaft nebenan, ſprach geringſchätzig die gewichtigen Worte: „Aber wat wollen Sie denn bei det Jeſindel da drüben?“

Mit einem raſchen Ruck öffnen wir die Thüre. Ein kurzer Augenblick vergeht, ehe die ſchreiende und ſingende Geſellſchaft uns gewahr wird, und dieſer Augenblick iſt koſtbar. Denn kaum ſind wir bemerkt, ſo ſchlägt die Stimmung um. Der Geſang bricht ab, das laute Geſpräch verſtummt, ringsum nur Flüſtern und forſchende Blicke, die ſich unverwandt auf uns richten — Blicke aller Art, von ſtumpfer Neugier und ironiſcher Gleichgültigkeit bis zum wütenden Haß.

Und was zeigt der eine, flüchtige Moment der Überraſchung? Für den, der ſich in den eingangs erwähnten Illuſionen wiegt, iſt die Enttäuſchung groß genug. Der „Verbrecherkeller“ iſt auch von innen durchaus keine Mördergrube, ſondern eine ganz gewöhnliche, qualmige, unſaubere Deſtille, dicht angefüllt von Proletariern, ſtumpfen, rohen Geſichtern, Dutzendphyſiognomien, zwiſchen denen nur ſelten einmal die unheimliche Laſterfratze eines frühreifen, abgelebten Bengels, die aufgeſchwemmte Geſtalt eines ergrauten Kerkergaſtes charakteriſtiſch auffällt. Auch Weiber ſitzen da und dort im Schwarm, ohne daß der Blick beſonders auf ihnen



Bei der Arbeit.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

haften bliebe, zwiſchen ihnen ein ſchreiend elegant gekleideter, hünenhafter Geſelle mit aufgedrehtem Schnurrbart, die Cigarette läſſig in den Lippen. Seltſam ragt zwiſchen den ſchmierigen Arbeitskappen und zerdrückten Ballonmützen der anderen ſein blanker Cylinder in den bläulichen Tabaksqualm. Auf dem Rennplatz und in dem Nachtcafé kann man den Verbrechergigerl häufig ſehen. Seine einbrecheriſche Thätigkeit hat er ſchon längſt aufgegeben und erneuert zumeiſt nur wegen Mißhandlung oder Körperverletzung die Bekanntſchaft mit den Gerichten. Ein dicker Kerl in grauem Leinwandrock ſitzt neben ihm, ein blödes Lächeln auf den wulſtigen Lippen. Der kennt das Zuchthaus nicht nur vom Hörenſagen, nach dem kahlgeſchorenen Geſicht und den kurzen Haarſtoppeln auf dem Kopf zu urteilen. Auch die beiden Männer, die hinter ihnen ſtehen, ſind Zierden des Verbrecheralbums, ſehnige Geſtalten mit finſterem Geſicht und jenen zugleich unheimlich ſtechenden und tieriſch-ſcheuen Augen, die ich bei vielen dieſer Parias fand. Ein verwachſener junger Menſch mit ſchwachem Schnurrbärtchen und ausgeſprochen jüdiſcher Phyſiognomie ſitzt neben ihnen rittlings auf einem Stuhl. Er iſt eine Größe dieſer Geſellſchaft. Genügt ihm doch ein Blick auf ein Thürſchloß, um den kunſtvollſten Dietrich anzufertigen.

Aus dem nur einige Stufen erhöhten, nach dem Hofe gehenden Nebenzimmer wimmert und winſelt das verſtimmte Klavier. Ein junger Burſche in Arbeitertracht hat ſich davor aufgeſtellt und ſingt mit gequetſchter Stimme ein Lied — eine langgezogene, trübe Melodie, wie ſie dieſe Menſchen leidenſchaftlich lieben. Die anderen fallen im Chor ein. Die rauhen, klagenden Töne ſteigen anſchwellend zu der geſchwärzten Zimmerdecke empor, untermiſcht mit Klaviergeklimper, Gläſerklirren und wieherndem Gelächter. Denn in einer Ecke führt der Komiker der Geſellſchaft, ein winzig kleiner, magerer Geſelle, auf eigene Fauſt einen Grotesktanz auf. Der Beifall ſpornt ihn an. Immer höher wirft er die Beine, daß die Stiefelabſätze krachend auf dem vor ihm ſtehenden Tiſch den Takt ſchlagen, und ſtimmt, während der Geſang allmählich aufhört, ein freches Couplet an, das die Abenteuer eines Handwerksburſchen in verſchiedenen Städten behandelt. Jubelnder Beifall lohnt ihn, die Weiber kreiſchen auf, ſelbſt der vierſchrötige Wirt am Schanktiſch lächelt. Nur ſein kleines ſiebenjähriges Mädchen, das neben ihm ſitzt, achtet nicht auf all den Lärm. Emſig beugt es ſich über ſeine Schiefertafel, daß ihm die dunkeln Haare tief in die Stirne fallen, und rechnet mit dem Griffel die Schulaufgabe für morgen früh aus. Der tiefe Ernſt des Kindes liegt über dem blaſſen Geſichtchen. Und ringsumher Flüche, Zoten und Gelächter.

Wenn wir erſt erkannt ſind und Platz genommen haben, bietet das Lokal wenig Bemerkenswertes. In mürriſchem Schweigen ſitzen jetzt die Stammgäſte da. Sie nehmen wohl das Glas Bier an, das wir ihnen bieten, aber die gute Laune iſt zumeiſt dahin, und nicht jeder denkt ſo philoſophiſch, wie jener dicke Zuchthausbruder, der einmal, vertraulich mit mir anſtoßend, ſeine Weltanſchauung in die klaſſiſchen Worte kleidete: „Sehen Sie, ick bin en Menſch, und Sie ſind en Menſch… Sie haben Ihren Beruf, und ick habe meinen, und wenn die Welt unterjeht, krepieren wir alle beede. Darum ſind wir beede jleich… Sie und ick…“

Getrunken wird fleißig, Schnaps, ganz gutes Bier, den Schoppen zu zehn Pfennig, auch Kaffee. Mit dem Eſſen ſteht es nicht ſo übel. Auf dem Schenktiſch prangt allerhand landläufiger Imbiß, Sooleier, Rollmöpſe, Schinken, der liebliche, „alter Mann“ genannte Käſe und dergleichen. Die warmen Gerichte ſind mit Kreide auf eine Schiefertafel an der Wand geſchrieben, die auch ſonſt allerhand bunter Schmuck ziert; Proſpekte des Norddeutſchen Lloyd und des Buffalo Bill, Empfehlungen des Etabliſſements Sternecker, ein Öldruckbild, eine Haremsſchönheit darſtellend, Geſchäftsreklamen und zahlreicher anderer Kram, dann aber auch häufig die Porträts des Kaiſers und der Kaiſerlichen Familie. Von der Decke hängen eine Anzahl geräucherter Würſte in den Tabakswolken, am Schanktiſch glitzern die leeren, umgeſtülpten Seidel im Scheine der trüb blakenden Lampe, der Boden iſt feucht und ſchmutzglänzend, die Luft geradezu verpeſtet — brechen wir auf! Wir drängen uns an den Stühlen und Tiſchen vorbei dem Ausgang zu, da und dort von finſter ſtarrenden Augen verfolgt, wie der Tierbändiger, der den Käfig der Beſtien verläßt. In einer Ecke verhallt ein undeutlich geziſchtes Schimpfwort, ein Murmeln und Knurren — dann fällt die Thüre hinter uns ins Schloß. Wir atmen die friſche Nachtluft ein.

Drinnen kehrte der alte Frohſinn wieder. Das Klavier erklingt, der Zwerg tanzt im Takt, der Sänger meckert ſein Couplet, Gelächter, Kreiſchen und Gebrüll — und dazwiſchen rechnet das kleine Mädchen und ſchüttelt, mit dem Griffel hantierend, eifrig die Haare aus der blaſſen Stirn. So bricht die Nacht herein. Es wird elf Uhr. Der Wirt muß ſchließen. Truppweiſe entfernen ſich die Gäſte, da- und dorthin in die regenrieſelnde Novembernacht. Dreie von ihnen ſind ſchon früher weggegangen. Niemand beachtete ſie, wie ſie durch die dunklen Straßen dahinſchritten.

Auf einem Feldweg, über das Oſtende Berlins hinaus, ſteht eine Stunde ſpäter ein einzelner Menſch, fröſtelnd und zitternd in der kalten Nacht. Unabläſſig ſpäht er um ſich, nach rechts, nach links, dann wieder hinter ſich zu der Villa, die jetzt im Winter einſam und verlaſſen daliegt. Tiefe Stille ringsum — nur ein leichtes Knirſchen und Krachen tönt vom Hauſe. Eine dunkle Geſtalt hantiert an der Thüre. Leiſe zwängt ſich der Dietrich in das Schlüſſelloch. Die Thüre dreht ſich in den Angeln. Der Burſche ſchlüpft vorſichtig hinein. Nichts regt ſich ringsum, und zufrieden lächelnd ſtarrt der Genoſſe draußen in den rauſchenden Regen. Der Einbruch glückt. Es gibt eine gute Beute…

Rudolph Stratz.

Das Licht von Oben.

Ein Tag, der uns ein Glück gebracht,
Iſt wie ein Stern in dunkler Nacht,
Und währt die Finſternis auch lang,
Dem Herzen iſt nicht länger bang:
Es ſah ein Licht von Oben.

Und wem in ſeinem Erdenlauf
Einmal der Stern des Glücks ging auf,
Den beugt das ſchwerſte Leiden nicht,
Er denkt zurück nur an das Licht,
Er weiß, es kam von Oben.

Und trifft ihn auch noch Angſt und Weh,
Er lenkt die Blicke in die Höh'
Und hält dem Unglück tapfer Stand,
Sein Troſt iſt ja das Vaterland
Im ew'gen Lichte droben.

Sophie v. Keller.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Einen ſchwäbiſchen Landpfarrer aus der Mitte unſeres Jahrhunderts führt uns K. Naumann in ſeinem Bilde „Meine Gemeinde“ vor. Ein ſtiller Friede, eine wohlthuende Beſchaulichkeit ſpricht aus dem Gemälde. Auf mäßiger Bergeshöhe, an ſeinem Lieblingsplatz, ſteht der Pfarrer und blickt auf den Flecken hinab, der ſich unten zu ſeinen Füßen im Thal dehnt. Und indes ſein leibliches Auge über die Dächer dahinfliegt, ſteigen vor ſeinem geiſtigen wohl die Geſtalten der Menſchen empor, die unter jenen Dächern wohnen — der Gerechten und der Ungerechten! Aber er lächelt milde: er muß zufrieden ſein mit den ſeiner Sorge Befohlenen, die dort im Grunde allſonntäglich ihren Weg zu dem ſchlichten Kirchlein nehmen.

„Neidhämmel“ nennt Otto Gebler treffend ſeine Schafgruppe, die den beiden Teckeln ihre Suppe ſtreitig machen will. Gebler zeigt ſeine oft bewährte Meiſterſchaft in der Darſtellung der Schafe auch in dieſem Bilde, das ſich den beſten Werken des großen Tierkenners und Tiermalers würdig anreiht. Wer in der Berliner Nationalgalerie die „Kunſtkritiker im Schafſtall“ geſehen hat, kennt und ſchätzt den Münchener Meiſter, dem es an Schärfe der Beobachtung und an Friſche des Humors wenige gleichthun.

Eine Studie von Ad. Menzel erfordert ſtets beſondere Beachtung. Die von uns heute wiedergegebene Zeichnung iſt um ſo intereſſanter, als ſie einen Frauenkopf wiedergibt, während Menzel ſonſt ſeine großen Erfolge überwiegend Männergeſtalten verdankt. Für die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher der Künſtler arbeitet, ſind die ſtrickenden Hände in der linken oberen Ecke der Studie charakteriſtiſch.

Altertumskunde.

Das Britiſh Muſeum hat eine wertvolle Sammlung babyloniſcher Keilſchrifttafeln und Cylinderſiegel angekauft. Die meiſten der Petſchafte tragen Namen babyloniſcher Könige, die um das Jahr 2000 vor Beginn unſerer Zeitrechnung regiert haben. Die Thontafeln ſind teils Staatsakten, teils Privatverträge über Verkauf von Sklaven, Land oder Schuldverſchreibungen. Ein Siegel des Darius beginnt mit den Worten: „Ich bin Darius, der große König,“ ein anderes des Königs Cyrus enthält eine Beſchreibung des Falles von Babylon.

Erdkunde.

Was die Entdeckung Amerikas koſtete? ſucht Prof. Ruge im „Globus“ zu berechnen. Er geht davon aus, daß zur Zeit des Kolumbus alle Preisangaben in Spanien in Maravedis gemacht wurden, ſelbſt wenn die Zahlen in die Millionen gingen. Über den Wert der Münze ſind die Angaben aber äußerſt verſchieden, und es iſt daher ſehr ſchwer, die Koſten zu berechnen, welche den ſpaniſchen Majeſtäten aus den Unternehmungen des Entdeckers erwuchſen. In allen Urkunden wird der Betrag für die Ausrüſtung der erſten Flotte des Kolumbus auf 1 140 000 Maravedis beziffert. Prof. Ruge greift nun auf alte Quellen zurück und ermittelt den damaligen Wert eines Maravedi auf 2,56 Pfg. Danach hätte die Expedition alſo 29 184 Mk. gekoſtet, wobei der höhere Geldwert jener Zeit der unſren gegenüber nicht veranſchlagt iſt und auch nicht berückſichtigt wurde, daß die Stadt Palos, wegen früherer Vergehen, ihrerſeits zwei bemannte und ausgerüſtete Karawellen auf zwölf Monate zu ſtellen hatte. Kolumbus ſelbſt erhielt von der obengenannten Summe als Jahresgehalt 50 000 Maravedis = 1280 Mark.

Naturkunde.

Uber den Marmor von Carrara gibt die „Natur“ einige intereſſante Mitteilungen. Die Brüche der berühmteſten aller Marmorarten, die ſchon zu Cäſars Zeiten ausgebeutet wurden, aus denen u. a. auch der Apoll von Belvedere hervorging, liegen in den Apenninen und zwar in der Umgebung von Spezzia. Die Lager dehnen ſich auf eine Länge von 9—10 km, auf eine Breite von 3—4 km aus und bilden drei große Gruppen. Die höchſte beſteht abwechſelnd aus grünem Marmor (cipolin) und grauem Glimmer mit eingeſtreuten einzelnen Linſen von Marmor und Krinodeenkalk. Dann folgt der eigentliche Marmor nebſt kriſtalliniſchem Dolomit in einer Mächtigkeit von 1000 m. Endlich lagern graue Kalke in kompakter oder breccienartiger Form, ſogenannte Grezzoni, welche Foſſilien führen. Unter den Marmorarten von Carrara unterſcheidet man einen hellen, Chiaro, und dunklen, Bardiglio. Im erſteren findet ſich der rare Statuario, deſſen feines regelmäßiges Korn ſich am beſten zu Statuen eignet, indem es blendend hell und unvergleichlich glatt wird. Eine zweite Art iſt der Bianco chiaro mit gröberem Korne, das weniger hell erſcheint, jedoch der Witterung mehr widerſteht. Aus anderen grauen Adern erzeugt man Tafeln, Pilaſter, Kamine ꝛc. Unter den Abarten des Bardiglio ſchätzt man am höchſten die roten, z. B. den Mischio di Serravezza, deſſen Färbung in Pfirſich oder Violet übergeht, und den Pavonazzo, deſſen Weiß mit gelben, braunen oder ſchwarzen Adern gemiſcht iſt. Der Mittelpunkt der Gewinnung liegt um Carrara ſelbſt. Seit 2000 Jahren beutet man die Lagerſtätten aus, und doch iſt man noch weit davon entfernt, ſie zu erſchöpfen. Die Alten gewannen den Marmor nur an der Oberfläche, und ſo blieben die tieferen Lagen völlig unangegriffen. Der jährliche Ertrag iſt bis auf etwa 16 Mill. Frcs. geſtiegen.

In dieſem Jahre verſendet das gartentechniſche Geſchäft von L. Möller in Erfurt wiederum ein Preisverzeichnis von Niſtkäſtchen für nützliche Vögel, die ſich durch zweckmäßige Einrichtung auszeichnen. Sie ſind auf Grund ſorgfältiger Beobachtungen den bei der Wahl ihrer Brutſtätten kundgegebenen Neigungen der verſchiedenen Vogelarten angepaßt, aus berindeten Baumſtämmen oder Brettern mit rindenartigem Überzug hergeſtellt, ſuchen nicht das Auge zu blenden, ſondern ſich als dauerhaft und praktiſch zu erweiſen. Wir weiſen beſonders auf ſie hin, weil durch ihre Anfertigung viele arme Bewohner des Thüringer Waldes im Winter ihr Brot verdienen.

Volkskunde.

Der lebhafte Kampf zwiſchen den beiden offiziell anerkannten Sprachen Kanadas, der engliſchen und franzöſiſchen, wird in Europa nur wenig beachtet. Thatſächlich haben die franzöſiſchen Kanadier ſich eine lebhafte Zuneigung für ihre Mutterſprache und auch für ihr Stammland bewahrt. Nach dem „Globus“ entfielen 1881 auf die franzöſiſche Sprache 1 294 304, auf die engliſche 3 099 575; 1891 dagegen auf jene 1 415 090, auf dieſe 3 385 421 Individuen. Die franzöſiſchen Kanadier, überwiegend in der Provinz Quebec, haben ſich demnach um 10 Proz., die engliſchen um 9 Proz. vermehrt.

Fiſchzucht.

Für Fiſchzüchter dürften Mitteilungen W. Kochs im biologiſchen Centralblatt von hohem Intereſſe ſein. Bekanntlich bilden kleine einfach organiſierte Krebstiere ein Hauptnahrungsmittel der Fiſche, es wäre daher von Bedeutung, jene künſtlich züchten zu können. Koch empfiehlt nun, die Krebstiere in beſonderen Gräben längs der Fiſchteiche unter Zuſatz von Kuhdünger zu ziehen, den man aber nicht unmittelbar, ſondern nur in durchlöcherten Käſten oder Töpfen einſetzen darf. Die Zuchtgräben werden durch kleine enge Gräbchen mit dem Teiche verbunden, und durch dieſe wandern infolge der Schwankungen des Waſſerſtandes bald die ſich zahlreich entwickelnden Krebstierchen in den Teich. Die Kruſtaceen müſſen übrigens in den Gräben gegen unmittelbares Sonnenlicht durch hineingelegte Bretter, Steine oder Reiſig geſchützt werden.

Geſundheitslehre.

Wieder ein neues Fiebermittel! Als Konkurrent des Antipyrin ſendet die J. D. Riedelſche chemiſche Fabrik in Berlin das Tolyperin an die Apotheken, das billiger iſt, als jenes, gleich gut und gefahrlos wirken ſoll. Hoffentlich richtet es nicht in den Händen der Laien allzuviel Unheil an.

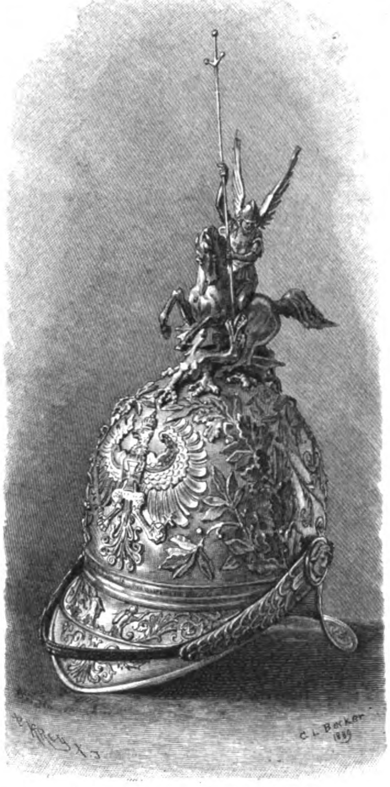
Rechtsrat.

Frage. Ich bitte um Auskunft, ob der Hotelwirt in nachſtehend geſchildertem Falle zum Schadenerſatz verpflichtet iſt. Bei der Ankunft in H. beſtieg ich den vor dem Bahnhof haltenden Hotelomnibus; der Kutſcher nahm mir meinen Handkoffer ab und legte ihn auf den Kutſcherbock. Ich übergab ihm meinen Gepäckſchein und beauftragte ihn, mein größeres Reiſegepäck in Empfang zu nehmen. Als er zurückkam, war mein Handkoffer geſtohlen. Der Wirt weigert ſich, für den Schaden aufzukommen. Er behauptet, ſeine Haftpflicht beginne erſt mit dem Augenblick, in welchem die Gepäckſtücke des Reiſenden in das Hotel gebracht ſeien. Daß er zur Bequemlichkeit ſeiner Gäſte einen Wagen an die Bahn ſchicke, könne ſeine Haftpflicht nicht vermehren. Ich möge mich mit meinen Anſprüchen an den Kutſcher halten; übrigens brauche dieſer im vorliegenden Falle auch nicht den Schaden zu erſetzen, denn ich ſelbſt hätte es ihm unmöglich gemacht, auf den Handkoffer acht zu geben, als ich ihn mit dem Auftrage, nach der Gepäckexpedition zu gehen, vom Wagen wegſchickte. Während ſeiner Abweſenheit wäre es meine Sache geweſen, den Handkoffer im Auge zu behalten; ich hätte ihn überhaupt nicht aus der Hand geben, ſondern zu mir in den Omnibus nehmen ſollen. Für das Handgepäck hätten allein die Reiſenden Sorge zu tragen, nicht aber der Fuhrunternehmer, wie denn auch die Eiſenbahnen jede Haftung für das Handgepäck der Reiſenden ablehnten. F. R. in M.

Antwort. Die Einwendungen des Wirts klingen gut, aber ſie ſtimmen nicht. Der Hotelwirt, der — übrigens nicht bloß zur Bequemlichkeit der Reiſenden, ſondern weſentlich im eigenſten Intereſſe — ſeine Gäſte und deren Gepäck mit dem Hotelomnibus von der Bahn abholen läßt, haftet für die ihm, bezw. ſeinem Beauftragten, dem Kutſcher, anvertrauten Sachen von dem Augenblick der Übergabe an. Der Vergleich mit der Eiſenbahn ſpricht nicht für, ſondern gegen den Wirt; die Eiſenbahnverwaltung haftet für jedes Gepäckſtück, welches ihr durch Aufgabe bei der Gepäckexpedition zur Beförderung anvertraut wird, dagegen nicht für das ſog. Handgepäck, welches der Reiſende in eigener Verwahrung behält. Genau ſo liegt die Sache auch hier: die Stücke, die der Reiſende zu ſich in den Wagen nimmt, bleiben in ſeiner Obhut. Dabei iſt es, wie auf der Eiſenbahn, völlig in das Belieben des Reiſenden geſtellt, auch ſolche Stücke, die er als Handgepäck bei ſich behalten könnte, abzugeben; lediglich ſein freier Entſchluß, nicht aber die Bezeichnung „Handkoffer“ macht das Stück zum Handgepäck. — Daß der Kutſcher, welcher durch die Abnahme des Handkoffers die Verpflichtung zur ſorgfältigen Verwahrung und Beförderung übernahm, ſich demnächſt in Erledigung Ihres Auftrages von dem Wagen entfernte, befreite ihn nicht von ſeiner Verpflichtung. Er mußte zunächſt für die Sicherheit des ihm anvertrauten Handkoffers hinreichend Sorge tragen, ehe er an die Ausführung anderer Aufträge ging. — Für die Nachläſſigkeit des Kutſchers haftet ſein Auftraggeber, der Hotelwirt; dieſer iſt Ihnen zum Schadenerſatz verpflichtet. Er mag ſich ſeinerſeits an den Kutſcher halten, Sie haben dazu keine Veranlaſſung.

Silberner Helm König Wilhelms I.

Am 1. Januar 1857 beging der Prinz von Preußen — unſer ſpäterer Kaiſerkönig Wilhelm I — die Feier ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums; ein halbes Jahrhundert war verrauſcht, ſeit er, in der trüben Memeler Zeit, zum erſtenmale die Offiziersſchärpe angelegt hatte. Als Prinz Wilhelm, dann als Prinz von Preußen hatte er dem Heere ſeine beſte Kraft, ſein ganzes Können gewidmet, war in böſen Tagen warmherzig und opferfreudig für die Armee eingetreten, hatte mit ihr gearbeitet, gekämpft und geſiegt. Und wenn wir heute wiſſen, daß des Königs und Kaiſers Wilhelm militäriſche Großthaten — im Kriege, wie im Frieden — ſpäteren Jahrzehnten vorbehalten blieben, ſo wußten die Männer von 1857 nicht minder, was der Prinz von Preußen ihnen, der Armee war. Das fünfzigjährige Dienſtjubiläum des Prinzen geſtaltete ſich daher zu einem in ganz Preußen feſtlich begangenen Tage. Von allen den Huldigungen, die dem ritterlichen Herrn dargebracht wurden, erfreute aber vielleicht diejenige am meiſten ſein Herz, welche die alten Kampfgenoſſen von 1813/14 ihm widmeten. In allen Teilen der Monarchie war unter den Kriegern der Befreiungskriege zu einer Ehrengabe für den Prinzen geſammelt worden, die ihm am 1. Januar eine Deputation unter Führung des General v. Webern in Geſtalt eines ſilbernen Helmes überreichte. „Biedere, treue Soldatenhände,“ ſagte dieſer in ſeiner Anſprache, „haben zu des Helmes ſchöner Zier eine jede ihren goldenen Niet und Nagel, ihren ſilbernen Stift und Heft willig dargereicht, ſo daß man der Gaben eher wehren als ſie mehren mußte, und daß des Metalls beim Helmguß genug überfloß, um daraus eine Stiftung für würdige und bedürftige Inhaber des Eiſernen Kreuzes gründen zu können.“ — Der Helm, ein Meiſterwerk des Berliner Edelſchmieds Hoſſauer, befindet ſich gegenwärtig in der Ruhmeshalle.



Silberner Helm König Wilhelms I.

Es war am Abend desſelben Tages, als der Prinz eine jener ewig denkwürdigen Aufzeichnungen niederſchrieb, die nach ſeinem Hinſcheiden als ein unvergängliches Denkmal der Denkweiſe unſres großen Kaiſers veröffentlicht wurden. Einen „Abſchiedsgruß“ nannte König Wilhelm neun Jahre ſpäter die Zeilen, welche er an jenem Abend geſchrieben, warme Dankesworte für alle Freunde — innige Dankesworte vor allem gegen Gott. Sie ſchloſſen mit den Worten: „Allmächtiger! Du kennſt meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teures und Schmerzliches begegnete. In Deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ Ein Abſchiedsgruß — noch ahnte der Prinz ja nicht, wie nahe er vor dem größten Wendepunkt ſeines Lebens ſtand, daß, ehe das Jahr zu Ende, ſein königlicher Bruder die Leitung der Regierungsgeſchäfte in ſeine Hand legen werde.

Kleine Zeitung.

Die Biertrinker in den Tropenländern, und deren ſind nicht wenige, werden eine in München gemachte Erfindung mit Freuden begrüßen. Das in die Tropen beförderte Bier muß bekanntlich auf Flaſchen gezogen und dann paſteuriſiert, d. h. langſam auf 70 Grad erwärmt werden, um die Gärungserzeuger zu töten. Dadurch verteuert ſich das Bier ungemein, das ſich auch in Holzfäſſern nicht paſteuriſieren läßt, weil das Pech hierbei ſchmilzt. Den Übelſtänden helfen nun die neu erfundenen eiſernen Fäſſer ab. Vor dem Roſten, welches bisher die Verwendung von Metallfäſſern verhinderte, ſind ſie durch zwei Lacküberzüge geſchützt, zwiſchen welchen Seidenpapier liegt. Dank dem Überzug behält das Bier ſeine Reinheit, ſeinen guten Geſchmack und ſeine Kohlenſäure.

In unſerer Spielecke.

Dechiffrieraufgabe.

gvhxcgvſ czmhdzyzm vpn yzm cizc
avzſſo vpa ydz zmnozh wſpgzh nxchzz
gvhxc evſozh mzbzh wmdhbo vkmdſ
yvhh rzmyzh gzhnxczh phy qizbſzdh nodſſ
evpg vwzm nxczdho ydz nihhz rdzyzm
zmeſdhbzh hzpz dpwzſſdzyzm.

Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 26.

1. Arithmogriph.

		O		M		S		
		s		a		t		
O	s	t	e	r	f	e	s	t
		e		s		i		
M	a	r	s	c	h	n	e	r
		f		h		m		
S	t	e	i	n	m	e	t	z
		s		e		t		
		t		r		z		

2. Anagramm. Emin — Mine.

3. Vierſilbige Scharade.
Siebenbürgen.

Schlüſſel und Auflöſung des Röſſelſprungs.

		14	63	88	37	12	65		
		87	38	13	64	89	36		
	9	68	15	62	11	66	17	60	
69	86	39	10	67	16	61	90	35	18
40	83	8	71	30	81	20	59	32	91
7	70	85	82			31	34	19	58
84	41	72	29			80	21	92	33
73	6	43	2	79	28	53	94	57	22
42	1	74	27	50	47	78	23	52	93
	44	5	48	3	54	51	56	95	
		26	75	46	49	24	77		
		45	4	25	76	55	96		

Horch! ob ſchimmernd weißen Landen
Oſterglockenklänge wehn:
Aus des Winters ſtarren Banden
Soll die Erde auferſtehn!

Rieſelnd in verborgnem Grunde
Neue Lebensbronnen gehn,
In der Wipfel ſtiller Runde
Webt ein heimlich Auferſtehn.

Leuchtend aus der Erdnacht Höhlen,
Schwebt's empor zu goldnen Höh'n,
Jauchzt es hin durch alle Seelen,
Auferſtehen! Auferſteh'n!

Julius Lohmeyer.

4. Füllrätſel.

G	l	**O**	**G**	a	u
O	r	**s**	**o**	v	a
O	**s**	**t**	**e**	**r**	**n**
G	**o**	**e**	**t**	**h**	**e**
D	u	**r**	**h**	a	m
E	y	**n**	**e**	r	n

Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das dritte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolge deſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXIX. Jahrgang Nr. 27) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). — Leiden und Freuden einer deutſchen Hausfrau in Sumatra. Von Gertrud Danne. — Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen. — Im dunkelſten Berlin. I. Der Verbrecherkeller. Von Rudolf Stratz. Mit drei Illuſtrationen. — Das Licht von Oben. Gedicht von Sophie v. Keller. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Meine Gemeinde von K. Naumann; Neidhämmel von Otto Gebler; Studie von Ad. Menzel. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Volkskunde. — Fiſchzucht. — Geſundheitslehre. — Rechtsrat. — Silberner Helm König Wilhelms I. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — **Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — **Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 15. April 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 28.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard).

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Anna!“ rief Barbara, und ihre Augen wurden groß vor Schrecken. „Sagtet Ihr nicht nachher, Ihr ſeiet zum Ohm gegangen?“

„Das war auch ſo — aber es kam erſt danach. Ich lief auf die Gaſſe und wollte zum Dom. Zuerſt ging’s auch ganz gut, aber je näher ich kam, deſto größer ward das Gedränge, und deſto langſamer kam ich vorwärts. Zuletzt wäre ich gern wieder umgekehrt, aber ich konnte nicht mehr zurück, und die Menge ſelbſt ſchob mich hinein. Ich hatte mein Herz darauf geſtellt, das feierliche Begängnis zu ſehen, da ich nun aber um mich ſchauen konnte, verließ mich der Mut. Der Dom war ſchwarz ausgeſchlagen und faſt dunkel, nur vom Altar her fiel das Licht der Kerzen auf den prächtigen Sarg davor und die vielen Mönche und Prieſter, die darum ſtanden. Auf dem Sarge aber lag ausgeſtreckt, mit herzoglicher Pracht angethan, der tote Herzog. Um den Hals trug er noch die Kette, die er ſeinem Herrn Vater zum Spott ſein Lebenlang getragen; denn da ihm dieſer einſt ſeiner böſen Thaten wegen gedroht, er werde ſein Leben am Galgen zu Ende bringen, hat er ſogleich die ſilberne Kette umgethan, damit ſein Vater gleich einen Strick habe, eines ſo hohen Fürſten wert, ihn damit zu hängen. Neben dem Sarge ſaßen auf hohen Stühlen die Herzogin Katharina und ihre vier jungen Söhne: Friedrich, der jetzt unſer Herzog ſein ſollte, Bernhard und Otto; aber der Herzog Heinrich, der noch ganz klein war, ſaß auf ihrem Knie. Meine Augen gingen ſchnell herum, alles zu ſehen. Da fiel mein Auge auf das ſchreckliche Totenantlitz des erſtochenen Herrn. O Barbara, noch heute fröſtelt’s mich, wenn ich daran denke! Damals aber erſchrak ich dermaßen, daß ich einen Schrei that und ſchwankte, und ich wäre umgeſunken, wenn nicht die Menge ſo dicht geſtanden hätte, daß das unmöglich war.“

„Aber Anna! Das erzählt Ihr heute zum erſtenmal?“

„Höre nur weiter. Einer ſah meine Not, das war der junge Herzog ſelber. Und er gab einen Wink; da nahm mich einer der Männer und trug mich in die Sakriſtei, da deren Thür am nächſten war, und dann ins Freie. Da ich die friſche Luft ſpürte, kam ich wieder zu mir; aber als ich mich umſah, befand ich mich mitten in einem Haufen junger Laffen — Pagen und Diener, die draußen auf ihre Herren warteten, ſo im Dom waren. Die hatten ihren Spott mit mir, neckten mich, faßten in meine langen Zöpfe, nannten mich ‚ſchönes Liebchen‘ und lachten meines Zornes. Und da es mir gelang, mich durchzudrängen, faßte mich der eine, Wolf von Hartinghauſen — ich kannte ihn wohl, denn er war oft mit ſeinem Herrn, dem Göttinger Herzog, in Braunſchweig geweſen und pflegte lachend zu mir heraufzunicken, wenn er an unſrem Hauſe vorüberritt — feſt um den Arm und hielt mich ſo hart, daß ich in Schmerz und Zorn laut aufſchrie. Und da, Barbara, als wär’s ein Engel von Gott geſandt, ſtand der Henning da. Mit einem wilden Fauſtſchlag ſchlug er den Arm des jungen Herrn nieder, und ehe ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatten und ihn halten konnten, faßte er mich in den Arm und trug mich zur nächſten Straßenecke. Dann ſetzte er mich nieder, und die Furcht gab mir Kraft, mit ihm durch die menſchenleeren Straßen zum Hauſe des Ohm zu laufen. Das wäre uns wohl nicht gelungen, wenn die jungen Herren uns gefolgt wären; ſie aber durften nicht von ihrem Platz und mußten ſich’s gefallen laſſen. Da ſtand ich denn in meines Ohms Zimmer, all mein trotziger Mut hatte mich verlaſſen, und ich weinte bitterlich. Und Henning nahm mich in den Arm und tröſtete mich und nannte mich ſeine herzliebe kleine Baſe. Und niemand war da, uns zu ſtören, denn der Ohm war im Dom ſeines Amtes als

Bürgermeiſter wegen, und alle ſeine Leute der Neugier wegen auf der Gaſſe. Ich aber ſchämte mich meines Abenteuers und fürchtete meines Vaters Tadel. Da kamen wir überein, es niemand zu ſagen, und es iſt zwiſchen uns beiden geblieben bis auf dieſen Tag."

„Anna! Ich möchte Euch heute noch zürnen!"

Anna lächelte trübe. „Thu's nicht, Barbara! Wenn du mir heut noch alle meine thörichten Streiche anrechnen wollteſt, wann ſollte ich dann ein freundlich Geſicht bekommen? Und ich brauch's doch ſo nötig! Höre lieber weiter."

„Ach, Anna, Ihr wußtet Euch immer meine Schwachheit zu nutz zu machen!"

„Hör' weiter! Von da an hatte ich Henning lieber als je. Und er ließ mich kaum noch aus den Augen. So ging's ein Jahr lang — das letzte frohe Jahr für mich, Barbara! Da kam der ſchreckliche Tag, an den mich's ſchauert zu denken! Einen neuen Herzog hatten wir nicht, denn der junge Friedrich konnte gegen ſeinen ungetreuen Vormund, den Herzog Otto in Wolfenbüttel, nicht zu ſeinem Recht kommen. Wilder Aufruhr, Mord und Brand durchzog die Stadt. Was erzähle ich dir's? Du weißt's ja wohl, wie der Pöbel die Herren vom Rat aburteilte, und wie ſie meinen lieben Ohm Tile vom Damme, der allezeit der Stadt Beſtes nach Kräften geſucht, auf offenem Markt zum Tode brachten und acht andere mit ihm."

„Ja, und möge es Gott allen Verrätern reichlich heimzahlen!" ſagte Barbara.

„Damals hatte ich mich im allgemeinen Aufruhr davon geſchlichen. Ich fürchtete mich nicht, denn mein Sinn ſtand einzig darauf, Henning zu ſuchen. Ich fand die Straßen leer, denn die aus den Geſchlechtern ſaßen ängſtlich in ihren Häuſern, und der Pöbel umſtand den Marktplatz, um ſich an dem Tode unſchuldiger Männer zu ergötzen. Ich fand Henning im Kellergeſchoß des Hauſes, wohin er ſich geflüchtet, um nichts zu hören und zu ſehen. Ach, Barbara, der ſtolze kecke Knabe weinte ſo bitterlich! Er legte ſeinen Kopf auf meinen Schoß, und ich ſuchte ihn zu tröſten und konnte doch ſelbſt vor Thränen nicht reden. So haben wir lange beieinander geſeſſen und miteinander geweint. Dann ſagte Henning: ‚Anna, ich muß fort. Ich könnte hier nicht bleiben! Auch weiß ich nicht, was mir geſchehen würde — denn ich könnte jetzt meinen Mund nicht zügeln, und wenn es mein Leben koſtete. Das vergeß ich dir nie, daß du zu mir gekommen biſt. Willſt du mir verſprechen, mich auch nicht zu vergeſſen?' — Da habe ich ihm Treue gelobt, Barbara."

„Ihr war't ein Kind, Anna. Solche Gelübde binden nicht!" warf Barbara ein.

„Wenn ich auch nicht alt war, ich hab's ehrlich gemeint, und er auch!" ſagte Anna. „Und jetzt — wenn mich der Ratsſchreiber freundlich angeblickt hat, ſo dachte ich allemal: ich hab' mich dem Henning verlobt und ich warte ſein! Und wenn mich der Dechant an das Gelübde der Mutter mahnt, ſo denke ich: ſollten die Heiligen wollen, daß ich mein Wort bräche? — Du biſt ſtill, Barbara. Sagſt du nichts?"

„Ach, Kind! Ihr waret raſch und nun haltet Ihr trotzig an Eurem Kinderwort feſt. Möge der gute Gott alles zum beſten führen!"

„Niemand ſoll mich dazu bringen, Henning zu laſſen," ſagte Anna nach längerem Schweigen, „ehe ich nicht weiß, er ſei tot oder vermählt. Und er iſt keines von beiden, ich fühl's am eignen Herzen."

„Das Herz iſt ein trügeriſch Ding, Jungfrau Anna!"

„Nun wohl: meins ſoll's nicht ſein!"

Wieder entſtand eine Pauſe. Dann ſagte Anna: „Es war mir auch nicht ſo ſchwer bislang. Aber ſeit die Baſe im Haus iſt — Barbara, der Zorn erfaßt mich, ich kann meine Zunge nicht zähmen, wenn ich ihr eitles Gebaren ſehe. Wenn ſie dann ihre Anfälle bekommt, nähme ich mein bittres Wort gern wieder zurück. Oft denke ich, ſie möchte plötzlich ihren Geiſt aufgeben in ihrer Wut. Der weiſe Bruder Konrad ſagt, ſie habe ein Gebreſten am Herzen und könne leicht den Tod davon haben. Und ſie hat ein kräftiges Elixir von ihm, ein tödliches Gift, das den Tod bringt, ſo man einen Tropfen zu viel davon nimmt, doch heilſam für die Kranken."

„O Kind," ſagte Barbara, „verſprecht mir, daß Ihr Euch mäßigen wollt! Wie dürft Ihr auf die Hilfe der Heiligen hoffen, ſo Ihr ſelbſt Euch verſündigt? Aber kommt, es iſt ſpät. Ihr müßt mir nach Haus!"

Das Mädchen erhob ſich wie aus einem Traume und ließ ſich willig den feinen dunkelblauen Tuchmantel um die ſchlanken Schultern hängen. Die dunkle Kapuze verhüllte das liebliche, blaſſe Geſicht und mit vorſichtigen Schritten — denn Barbara kannte ihre Mitſchweſtern, die guten Beghinen, die gerne allem nachſpürten, was etwa in den Kammern ihrer Nachbarn vorging, und fleißigen Gebrauch machten von dem, was ſie erſpäht hatten — durchmaßen ſie den breiten gewölbten Hausflur und traten hinaus auf die dunkle Straße.

III.

Das Wetter hatte ſich geändert. Ein friſcher Froſt war auf die trüben Nebeltage gefolgt. Die Erde hallte dumpf unter den Tritten der Roſſe und Menſchen, glitzernder Reif lag auf Gebüſch und Bäumen und drückte die Zweige der Tannen und Fichten im Revier der herzoglichen Forſten um Wolfenbüttel faſt zur Erde nieder. Die Abendſonne warf ſchräge Strahlen durch die hohen Bäume und malte das weiße Gewand des Waldes mit lichtem Rot. Der Anblick war wundervoll und rührte das Herz des einſamen Wanderers, der die ſchlechte Straße, die damals durch den Forſt von Braunſchweig nach Wolfenbüttel führte, rüſtig einherſchritt, zu lauter Bewunderung. Es war ein Mönch in der Tracht der Franziskaner, ein großer hagerer Mann. Die breiten, ſtark markierten Züge ſchauten ſcharf aus der heraufgezogenen Kapuze hervor, und ſie würden abſtoßend gewirkt haben, hätten nicht die lebhaften grauen Augen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Wohlwollens ihre Strenge gemildert. Jetzt eben leuchteten die Augen in ſo hellem Glanz, daß ein zufälliger Beobachter den Mann hätte ſchön nennen müſſen. Doch es war niemand zugegen als die Eichkätzchen, die von den Zweigen ſo keck hinunterlugten, daß man wohl ſah, ſie wußten, daß ſie von dem Wanderer nichts zu fürchten hatten.

Wer die Gedanken des Mannes in Worte übertragen wollte, hätte ſie etwa ſo faſſen müſſen: „Herr, mein Gott, du biſt ſehr prächtig, du biſt ſchön und herrlich geſchmückt! Licht iſt das Kleid, das du anhaſt, und deine Werke preiſen dich von Anbeginn der Welt her. Warum iſt es nur der Menſch, der deine Güte nicht erkennt und dieſe ſchöne Welt zu einem Ort der Sünde, des Jammers, macht? — Horch, war das nicht der Ton eines Jagdhorns? O ſündliches Vergnügen, thörichtes Menſchengeſchlecht! Um froh zu ſein, zerſtörſt du das Leben ſchuldloſer Mitgeſchöpfe, in ihrer Harmloſigkeit nützlichere Weſen als du!"

Der Mönch warf vorſichtig einen Blick nach rückwärts und horchte. Hätte er aber auch die Abſicht gehabt, dem heimkehrenden Jagdgefolge, deſſen Nähe ihm der ſcharfe Tritt der Roſſeshufe ankündigte, zu entgehen, ſo würde es doch ſchon zu ſpät geweſen ſein. Er trat zur Seite über den Rand des Grabens, der Weg und Wald voneinander trennte, wo ſeine Geſtalt zwiſchen den hohen Bäumen bei der bereits ſtark einbrechenden Dämmerung weniger ſichtbar war, und hoffte dem vorüberreitenden Troß unbemerkt zu bleiben. Auch ſchien es, als werde ſich ſeine Hoffnung erfüllen, denn die erſten Reiter waren, ohne ihn zu bemerken, vorbei geritten. Dann aber hörte er eine ſpottende Stimme ſagen: „Gnädigſter Herr, hörte ich nicht neulich den Abt von Riddagshauſen Euch vorwerfen, daß Ihr den Segnungen der heiligen Kirche aus dem Wege geht? Ihr könnt ihm den Vorwurf wohl zurückgeben. Seht, iſt es nicht dort die heilige Kirche, die Euch aus dem Wege geht?"

Herzog Otto von Göttingen — denn er war der Angeredete — hielt ſein Pferd an. „Halt!" rief er dem Mönch zu. „Was ſchleichſt du dort zwiſchen dem Gebüſch? Mich dünkt, es iſt noch nicht ſo dunkel, daß du des Weges gefehlt haben könnteſt. Bringt den Mann her.“

Einer der Herren machte Anſtalt dem Befehl nachzukommen, aber der Mönch kam ihm zuvor, trat furchtlos über den Graben zurück und gerade auf den Herzog zu. Otto der Quade, Herzog von Göttingen und Vormund des jungen Herzogs Friedrich von Braunſchweig und ſeiner Brüder, hatte damals das Land Wolffenbüttel für ſich eingenommen unter dem Vorwande, es für ſeine Mündel zu verwalten, und es war ſein unausgeſetzter Verdruß, daß ihm dasſelbe nicht auch in Braunſchweig gelungen war, deſſen Bürger ihm ſtandhaft den Einzug verwehrten. Er war ein Herr von keineswegs einnehmender Außenſeite. Seine kleine Geſtalt, die ihm ſeinen Beinamen zugezogen hatte, wurde von einem unverhältnismäßig ſtarken Kopfe gekrönt, ſein Geſicht hatte harte, unfreundliche Züge, ſeine grauen Augen blitzten unter buſchigen Augenbrauen mißtrauiſch hervor. Er maß jetzt den Mönch mit argwöhniſchen Blicken, als er frug: „Wer biſt du?“

„Der Bruder Lorenz von den Franziskanern im Sack zu Braunſchweig, gnädigſter Herr, und mit meinem Kloſter Sr. Gnaden, dem Biſchof Gerhard von Hildesheim, unterthan,“ antwortete der Bruder.

Die Augenbrauen des Herzogs zogen ſich noch mehr zuſammen. „Und was führt dich von deinem Kloſter hierher?“

„Es iſt meines Ordens Brauch, Gottes Werk wandernd zu treiben, Ew. Gnaden.“

„Gottes Werk? Das iſt der Name, unter dem Ihr Herren jede Schelmerei verbergt! Sagt mir nur, daß einer Euresgleichen ganze Güter und Forſten wegſchnappt, ſicher iſt die Barmherzigkeit mit den Seelen Eurer Pflegebefohlenen der Grund. Ich wette, es iſt ein ähnliches Werk der Barmherzigkeit, das dich herführt. — Nun, warum antworteſt du nicht?“

„Weil ich fürchte, daß ich etwas antworten möchte, was Ew. Gnaden nicht gefiele.“

„Oho! Du biſt ein kecker Mönch! Aber antworte, ich werde dir dann ſagen, ob es mir gefällt oder nicht.“

„Ich meine, Ew. Gnaden haben kein Recht, der Kirche vorzuwerfen, was Ihr ſelbſt thut. Wenn die Kirche nimmt, ſo nimmt ſie es mit dem freien Willen derer, von denen ſie nimmt. Haben Ew. herzogliche Gnaden die jungen Herzoge, Eure Vettern, auch gefragt, ob es ihnen genehm ſei, daß Ihr ihr angeſtammtes Erbe inne behaltet?“

„Unverſchämter Bube!“ rief Wolf von Hartinghauſen, der neben dem Herzog ritt, und zog ſein Schwert. „Befehlen Ew. Gnaden, ſo haue ich ihn in Stücke.“

„Nicht doch,“ ſagte Otto der Quade und winkte mit der Hand. „Wir dürfen unſren Vetter von Hildesheim nicht vor den Kopf ſtoßen, der ſeine Hand über den Franziskanern ausbreitet. Auch gefällt mir der kecke Burſche nicht übel. Höre, ich habe lange die Meſſe und Predigt entbehrt. Sage, willſt du uns heute Abend eine Predigt halten?“

„Hat Ew. Gnaden dazu keinen beſſeren als mich?“

„Ah ſo — Ausflüchte! Höre, ich bin der Predigt entwöhnt, ſeit mich der hochwürdige Pfaffe in Mainz mit Bann belegt hat, was ihm Gott vergelte. Kann ſie meinetwegen auch noch länger entbehren. Aber die Weiber! Meine Herzogin ſehnt ſich nach Eurem Geplapper, und ich thäte ihr gern ’was Liebes. Du biſt keck. Haſt du den Mut, dem Bann zum Trotz in der Burg Wolffenbüttel zu predigen?“

Der Mönch beſann ſich einen Augenblick. „Zwang löſt alle Bedenken,“ ſagte er.

„Oho! Du willſt dich ſalvieren. Nun, meinetwegen! Steig ab, Berthold, und laß den Mönch aufſitzen. Führe das Roß am Zügel, aber fein ſäuberlich, daß die heilige Kirche keinen Anſtoß an uns nehme. Welchen Text willſt du uns leſen, Mönch?“

„Das kommt darauf an, ob Ew. fürſtliche Gnaden gegenwärtig ſein werden, oder nicht.“

„Oho! Und welch ein Text ſcheint dir für uns ſelbſt zu paſſen?“

„Mich däucht, das Wort: ‚Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Haus‘, würde einen paſſenden Text für Ew. Gnaden abgeben.“

Wieder fuhr Wolf von Hartinghauſen ans Schwert, aber Otto ſagte gelaſſen: „Laß ihn!“ und fuhr, zum Bruder gewandt, fort: „Nein. Ich habe ſchon zu viele Predigten über dieſen Text gehört. Du magſt den Weibern predigen. Und nun, Ihr Herren, raſch voran. Wenn es Euch geht wie mir, ſo tragt Ihr Verlangen nach dem Abendimbiß. Vorwärts!“

Der Troß ſetzte ſich in ſchnelle Bewegung. Der Mönch fiel zurück in den Nachtrab. Manches Auge wandte ſich ihm neugierig zu, manch anderes wandte ſich verächtlich von ihm ab, mancher erwartete mißgünſtig, daß der raſche Ritt ihn aus der Faſſung bringen werde. Aber er gab kein Zeichen von Verlegenheit oder Ermüdung. So gelangten ſie nach Wolfenbüttel, um deſſen Thore ſie einen Umweg machten, um gleich in die Burg einzureiten, welche die Stadt beherrſchte. Der Wächter ſtieß ins Horn, und die Zugbrücke erdröhnte unter den Hufen der Roſſe. Sobald ſie in das Thor eingeritten waren, wurde ſie aufgezogen, denn Otto hatte Feinde genug, um ſich ſtets vor einem Überfall zu ſichern. So ſah ſich denn der Mönch plötzlich im Hofe einer wohlbewehrten Burg, unter einer Menge von bewaffneten Reiſigen, deren Waffengeklirr von den Mauern widerdröhnte. Doch ſchien ſich keiner um ihn zu kümmern, was für den Augenblick jedenfalls für ihn das Angenehmſte war. Unbeachtet ſtand er in einer Mauerecke und betrachtete das lebhafte Bild um ſich her. Da fühlte er ſich an dem Ärmel ſeiner groben Kutte gezogen. Neben ihm ſtand ein Mann in der Rüſtung eines herzoglichen Waffenknechtes. „Kommt mit mir, ehrwürdiger Bruder,“ ſagte er, mit der Hand an ſeiner Lederkappe rückend, und Pater Lorenz bemerkte jetzt, daß ihm ſein Geſicht nicht ganz unbekannt war. Der Mann gab ſich zu erkennen. „Ihr könnt mir trauen, ehrwürdiger Bruder,“ ſagte er. „Ich bin Gilbert, den Ihr vor nunmehr fünfzehn Jahren an der Peſt gepflegt habt, und das habe ich Euch nimmermehr vergeſſen. Damals diente ich bei Herzog Magnus mit der Ketten als Kriegsknecht. Nachher, da ich verwundet worden und zum Bogenſchützen nicht mehr tauglich war, ſchickte er mich in die Burg nach Wolfenbüttel, und heut bin ich hier beim Herzog Otto der Kerkermeiſter und helfe ſonſt in der Burg, wo es Arbeit gibt, wenn eben keine ſonderlichen Gefangenen vorhanden ſind.“

„So willſt du mich ins Gefängnis führen?“ fragte Lorenz überraſcht.

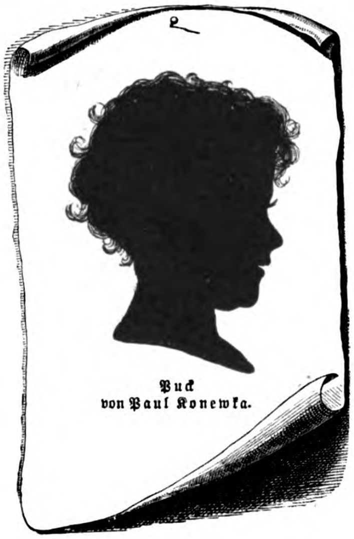
„Alle Heiligen ſollen mich bewahren!“ rief der Mann. „Zu meinem Weibe will ich Euch führen, der Gertrud. Die ſoll Euch ein warmes Würzbier machen, was Euch bei dieſer Kälte wohlthun wird!“

Pater Lorenz fühlte erſt jetzt, daß ihm der Froſt durch alle Glieder rieſelte, ſeit er ihm nicht mehr die ſchnelle Bewegung entgegen ſetzte. Er dankte dem Manne und folgte ihm, während dieſer fortfuhr zu ſchwatzen: „Ihr kennt auch die Trude, mein Weib, denn ſie hat Euch oftmals geſehen bei der Barbara, meiner Schweſter, der frommen Beghine zu Braunſchweig. Wie ſie ſich freuen wird! Die denkt nicht, welch guten Gaſt ich ihr bringe! Solch ein Gaſt führt Segen ins Haus. Sie iſt ſonſt den Mönchen abhold, mein Weib, und ich bin auch nicht deren Freund. Ach, frommer Bruder, das Verderben iſt groß in der Welt und in den Klöſtern am ſchlimmſten. Aber Ihr ſeid ein heiliger Mann — wollte Gott, ſie wären Euch alle gleich! Was wird doch mein Weib für Augen machen!“

Sie ſtanden jetzt vor dem Eingang eines der Schloßtürme, der die Gefängniſſe und die Wohnung des Kerkermeiſters enthielt. Gilbert öffnete die ſchwere Thür und ſagte: „Hier ſind wir. Tretet ein!“

Während der Bruder Lorenz ſich die Gaſtfreundſchaft der guten Leute gefallen ließ, war Herzog Otto vom Pferde und die Treppe zu den Gemächern des Oberſtocks hinaufgeſtiegen, die der herzoglichen Familie zur Wohnung dienten. Mit dröhnenden

Schritten durchmaß er die obere Halle, die zugleich als Eßſaal benutzt wurde, und öffnete die Thür zum Wohngemach. Ein lieblicher Anblick bot ſich hier ſeinen Vateraugen dar. Inmitten ihrer Kleinen, das helle Haar rötlich vom Kaminlicht beglänzt, ſaß ſein junges ſchönes Weib, Margarethe, Tochter des Herzogs Wilhelm zum Berge. Vor ihr auf einem niedrigen Fußkiſſen kniete der junge Herzog Wilhelm, ein ſchöner Knabe, deſſen ſanftes Geſicht ſchon damals den Zug der Krankheit trug, der er einige Jahre ſpäter erlag. Die beiden kleinen Töchter, Agnes und Eliſabeth, ſpielten zu der Mutter Füßen, während ſie ihr jüngſtes Kind, ſpäter bekannt als Herzog Otto mit dem einen Auge, auf den Knieen wiegte. Dicht vor ihr am Kamingitter lehnte ein junger ſtattlicher Herr in glänzender Ritterkleidung und horchte mit freundlichem Lächeln, das kaum zu der Strenge der ſtolzen Züge zu paſſen ſchien, dem Geplauder der Kinder, während zwei Edelfräulein in einiger Entfernung fleißig an einer Stickerei arbeiteten und die goldenen Fäden eifrig durch die ſchmalen weißen Finger gleiten ließen, unter denen der Spruch auf dem Kreuz eines Meßgewandes wie durch Zauberei entſtand. Denn Margarethe litt ſchwer unter dem Verhältnis ihres Gatten zur Kirche und that an ihrem Teil alles, was ſie konnte, um ihm eine freundliche Wendung zu geben.


Puck
von Paul Konewka.

Das finſtere Geſicht Otto des Quaden glättete ſich, und ein frohes Lächeln verſchönte den breiten, häßlichen Mund, als ihm die Kinder bei ſeinem Eintritt entgegenliefen, und auch das Kleinſte vom Schoß der Mutter aus die Ärmchen verlangend ausſtreckte. Für einige Augenblicke gab er ſich dem weichen Triebe des Vaters hin, hob ſein jüngſtes Söhnchen zu ſich empor und ließ die runden Händchen ſich willig in ſein dichtes, nach der Sitte der Zeit lang herabfallendes Haar vergraben, ſcherzte mit den kleinen Töchtern und zog das Schwert aus der Scheide, um den jungen Herzog die blanke Schneide prüfen und das Gewicht desſelben fühlen zu laſſen. Dann wandte er ſich dem Gaſte zu. „Willkommen, mein Junker von Schwichelde. Ich wette, es iſt etwas Gutes, das Euch herführt! Oder wollt Ihr nur die Küche meiner Herzogin prüfen, nachdem Ihr uns ſo weidlich in Eurer Burg geſpeiſt habt? Da hättet Ihr dabei ſein ſollen, Margarethe! Das war eine Martinsgans, wie ſie ausgehungerten Kriegsleuten wohl thut! Ich hoffe, Ihr kommt nicht die Zeche zu holen, Junker. Sonſt müßtet Ihr ſchon warten, bis uns ein paar Braunſchweiger Kaufleute über den Weg laufen, die einen volleren Säckel haben, als Euer Herzog.“

„Ew. Gnaden haben die Zeche mit der Harzburg wohl bezahlt!“ antwortete der Junker höflich. „Was aber die Braunſchweiger Kaufleute betrifft, ſo wollt' ich Euch eben von ſolchen reden. Gelüſtet's Euch, einen guten Ritt zu machen, ſo bin ich hier, Euch meine Begleitung anzubieten.“

Margarethe war aufgeſtanden und hatte das Kind einem ihrer Fräulein übergeben. Sie legte jetzt ihre Hand leicht auf des Herzogs Arm. „Ah ſo! Das dürft ihr in Gegenwart meines Gemahls nicht ſprechen, Junker!“ lachte Otto, ihre Hand abſchüttelnd. „Weiber ſind Weiber und dem Wegelagern abhold. Aber tröſtet Euch, Margarethe. Der Vogel, den ich heut gefangen, wird Euch ein Lied ſingen, dem Ihr gern lauſcht.“

„Möchtet Ihr dem Vogelſtellen bald ganz entſagen, mein gnädigſter Herr,“ ſagte ſie.

„Geht, Kind! Ihr wißt nicht, was ſich für Männer ſchickt! Geht, und laßt Euch den Mönch, den wir fingen, vorführen. Er hat verſprochen, dem Bann zum Trotz, ſein Geplärr hören zu laſſen. Dem hört zu und laßt mich mit dem Junker die Geſchäfte der Männer beſprechen.“ Margarethe zog ſich zurück, aber ihr Gemahl rief ihr noch nach: „Vergeßt nicht, uns einen guten Trunk zu ſenden, bis die Abendmahlzeit hergerichtet iſt. Was meint Ihr, Junker? Ich habe zum Martinstage Eurem guten Wein weidlich zugeſprochen — wollen wir's wett machen?“

Der Junker von Schwichelde verneigte ſich höflich. „Ich thue Ew. Gnaden gern Beſcheid. Nur, meine ich, wir ſollten das Geſchäft zuerſt abmachen. Guter Rat verträgt ſich nicht mit ſchwerem Kopf!“

„Ihr ſeid mir faſt zu weiſe, Junker,“ ſagte Otto mit leichtem Stirnrunzeln. Vielleicht fiel es ihm ein, daß ſein Kopf auch ſchwer geweſen, als er dem Junker die Harzburg für ein leckeres Abendmahl in der Martinsnacht überlaſſen. — „Doch, was habt Ihr?“

„Darf ich Ew. Gnaden meinen guten Knecht Hans Waffenhuber vorführen? Vielleicht beliebt es Euch, ſelbſt zu hören, was er zu berichten hat.“

Otto nickte, und der Junker ging zur Thür, um einen Pagen nach dem erwähnten Knecht zu entſenden, der alsbald eintrat. Otto winkte ihm, ſeinen Bericht ohne Vorrede anzufangen. Und was er ſagte, mußte ihm wohl gefallen, denn nachdem der Mann geendet hatte, wandte er ſich an den Junker. „Das verſpricht eine luſtige Jagd, Herr von Schwichelde, und einen guten Fang. Was meint Ihr?“

„Ew. Gnaden weiß, daß ich den Braunſchweigern keine Liebe ſchulde. Aber das Löſegeld?“

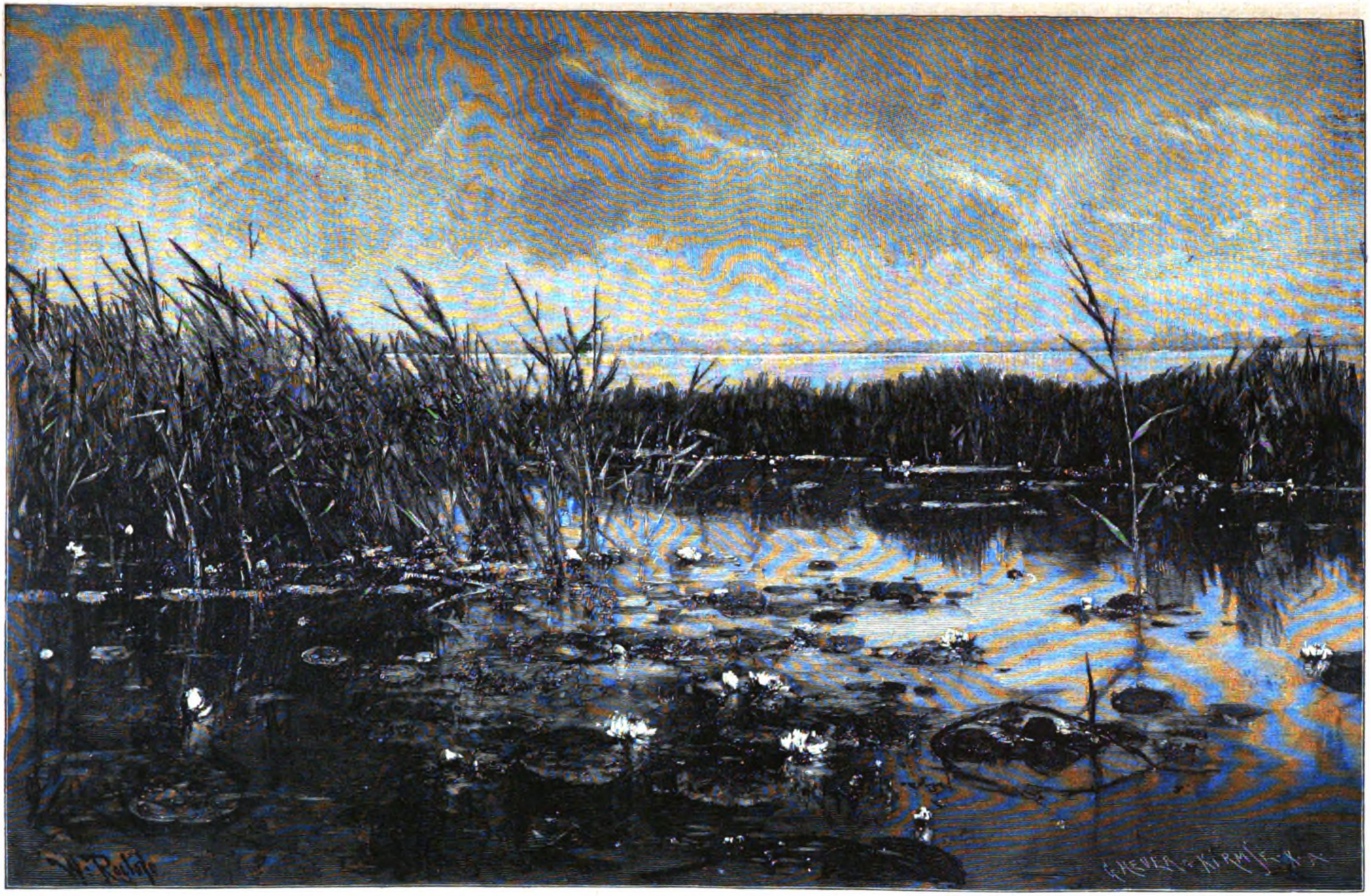
„Erſt haben — dann einteilen!“ rief Otto aufſpringend. „Und jetzt zum Eſſen, denn wahrhaftig, mich hungert! Geh', Burſch, und laß dir in der Küche auftragen, was dein Herz begehrt. Das wird eine fröhliche Nacht, Junker.“

„Wenn ich noch ein Wort ſagen darf, gnädigſter Herr,“ nahm der Mann noch einmal das Wort, „ſo möchte ich Euch raten, verzieht nicht zu lange. Sie brechen morgen früh von Celle auf, und morgen Abend vor Braunſchweig müßt Ihr ſie treffen. In dieſer Nacht noch müßt Ihr die Tuifeling erreichen und Euch dort morgen am Tage ruhig verhalten, wenn der Fang gelingen ſoll.“

„Gut,“ ſagte Otto, „du kannſt gehen. In einer Stunde halte dich bereit zum Ausreiten.“

Ottos Augen funkelten freudig. Ein Ritt zur Nachtzeit, um friedlichen Wanderern aufzulauern, deren Fang ein gutes Löſegeld verſprach, galt zu jener Zeit durchaus nicht für ein fürſtenunwürdiges, unritterliches Unternehmen. Davon zeugten unzählbare Bürger angeſehener Städte, die in den Burgverließen geſchmachtet hatten oder noch ſchmachteten, bis ſie von ihrer Vaterſtadt ausgelöſt wurden. Wurde doch zwei Jahre ſpäter, im Jahre 1383, der Herzog Bernhard von Lüneburg ſelbſt von den Junkern von Schwichelde gefangen und ſieben Jahre lang auf ihrer Burg in Gewahrſam gehalten, bis die Stadt Lüneburg ihren Herzog um 7000 Goldgulden löſte. — Ottos Augen blitzten vor Freude an dem Abenteuer, während er mit dem Schwichelde das Nähere verabredete. Und da die fromme Frau Margarethe eine Stunde ſpäter der Predigt des eingefangenen Mönches lauſchte und manchen erwartungsvollen Blick auf die Thür warf, in der Hoffnung, daß ihr Gemahl auch erſcheinen werde, ritt dieſer in dunkler Rüſtung mit herabgelaſſenem Viſier über die Zugbrücke, gefolgt vom Junker von Schwichelde, Wolf von Hartinghauſen, Hans Waffenhuber und einem Dutzend zuverläſſiger Knechte. Ihrer Roſſe umwickelte Hufen traten dumpf den feſtgefrorenen Boden, und ehe die Lichter in der Burgkapelle erloſchen, waren ſie im dunklen Tannenwalde jedem nachblickenden Auge entſchwunden.

(Fortſetzung folgt.)



Waſſerroſen. Nach dem Gemälde von W. Roelofs.

Der Kampf um die Währung.

Von Dr. B. Dietrich.

(Abdruck verboten.)

Die neueren Vorgänge in der Währungsfrage auf der Brüſſeler Konferenz, im deutſchen und im engliſchen Parlament, und die Verſuche, welche anſcheinend in nächſter Zeit unternommen werden, um trotz aller bisherigen Abweiſungen die Regierungen aus ihrer zuwartenden Stellung zu praktiſchen Schritten zu drängen, laſſen es angemeſſen erſcheinen, die Grundzüge der Währungsfrage, unter Ausſcheidung aller Nebenpunkte, dem allgemeinen Verſtändnis in objektiver Weiſe näher zu bringen.

Was iſt denn eigentlich das Problem? Suchen wir zur Klarſtellung desſelben zunächſt einige Grundbegriffe in Erinnerung zu bringen, ſo verſteht man unter Geld bekanntlich das allgemeine Zahlungsmittel zur Erfüllung wirtſchaftlicher Verbindlichkeiten. Als Zahlungsmittel kann aber nur diejenige Ware gelten, welche ſelbſt einen allgemeinen abſoluten, nur durch ihre Menge veränderbaren Wert beſitzt, in hervorragendem Maße alſo die Edelmetalle. Während nun das Geld lediglich einen Rechnungsbegriff, die Baſis der Verrechnung im Handel und Verkehr, bildet, und dieſe Rechnungsbaſis, wie im Frank, Lire, Mark, Pfund Sterling u. ſ. w. mehr oder weniger willkürlich feſtgeſetzt und leicht geändert werden kann, ſo verſteht man unter Währung denjenigen Wert, welchen der Staat einer beſtimmten Gewichtseinheit der Edelmetalle — von dem Papiergeld als fingirtem Wert ſoll hier abgeſehen werden — geſetzlich beilegt. Die Währung wird durch Geſetz beſtimmt, ſie iſt ein Rechtsbegriff, durch die Währung gibt der Staat dem von ihm geprägten Gelde den Charakter eines geſetzlichen Zahlungsmittels. Die Währung bildet den geſetzlich feſtgelegten einheitlichen Nenner, zu dem alle Verbindlichkeiten den Zähler abgeben, verſchiebt ſich der Wert des Nenners, ſo ändert ſich auch der Wert der Forderungen und Schulden, ſo ſinkt oder ſteigt der Preis der Waren.

Logiſch richtig wäre es nun, wenn es ſowohl im innerſtaatlichen als auch im internationalen Verkehr nur einen Wertnenner gäbe und zwar müßte hierbei vorausgeſetzt werden, daß der Wert, welcher durch den Staat dieſem Nenner beigelegt wird, mit demjenigen, welchen der Nenner an ſich als Ware hat, zuſammenfiele. Gäbe es nur Gold als Währungsmetall, ſo wären alle Schwierigkeiten gehoben, der Preis der Waren würde ſich zwar auch verändern, ſo weit er von der Produktionsmenge des Wertnenners abhängig iſt, dies würde aber alle Staaten gleichmäßig treffen. Nun iſt indeß zu allen Zeiten auch das Silber als Währungsgeld verwendet worden, auch würde, was allerdings beſtritten wird, das Gold allein zur Deckung des Geldbedürfniſſes nicht ausreichen und deshalb iſt der Staat gezwungen, in der „Währung“ ein beſtimmtes Wertverhältnis beider Edelmetalle zu einander für die Erfüllung wirtſchaftlicher Verbindlichkeiten feſtzuſetzen, mit anderen Worten, an Stelle eines einzigen Wertnenners zweierlei Nenner zu beſtimmen, die beide mit gleicher geſetzlicher Zahlungskraft allen Verrechnungen zu Grunde gelegt werden können. Der Staat hat hiermit eine doppelte Währung. — Die Scheidemünzen, welche in geringerem als dem geſetzlichen Wertverhältnis ausgeprägt werden und die als Kreditgeld nur bis zu einer beſtimmten Summe in Zahlung genommen zu werden brauchen, können aus der gegenwärtigen Betrachtung ausgeſchieden werden; bei der Doppelwährung ſteht es dagegen in der Wahl des Zahlungspflichtigen, bis zu beliebiger Höhe in einem der beiden Edelmetalle unter Zugrundelegung des geſetzlichen Wertverhältniſſes im Inlande zu zahlen.

Haben beide Edelmetalle nun einen feſtſtehenden abſoluten Wert unter einander, einen beſtimmten Handelswert, ſo iſt die Sache ſehr einfach. Der Staat braucht nur dieſen abſoluten Handelswert der Metalle unter einander als geſetzliches Wertverhältnis derſelben anzuerkennen, dann ſind Abweichungen des Währungs- von dem Handelswerte der Edelmetalle ausgeſchloſſen. Grundſätzlich ſoll ſich alſo — und das iſt für die ganze Auffaſſung der Währungsfrage ſtreng feſtzuhalten — das geſetzlich durch den Staat feſtgelegte Wertverhältnis von Gold und Silber mit dem abſoluten Wert beider Metalle, mit dem Wert derſelben als Ware, völlig decken. Aus dieſer grundſätzlichen Auffaſſung wird es auch verſtändlich, daß der Staat, welcher Doppelwährung hat, die Ausprägung von Silber und Gold in beliebiger Menge zu dem von ihm geſetzlich anerkannten Wert geſtattet. Da das ſtaatlich in der Währung feſtgeſetzte Wertverhältnis beider Edelmetalle mit dem Handelswert derſelben zuſammenfallen ſoll, ſo verliert der Staat ja nichts, wenn die Edelmetalle aus dem Rohzuſtande, aus Barren, in den Währungszuſtand umgewandelt werden. Will der Staat das nicht oder nicht mehr geſtatten, ſo fühlt er ſich nicht ſicher darin, daß das von ihm geſetzlich feſtgelegte Wertverhältnis mit dem Handelswert der Edelmetalle untereinander übereinſtimmt. Zur Doppelwährung eines Staates gehört alſo grundſätzlich die Geſtattung freier Ausprägung, jedermann muß den Handelswert der Edelmetalle — gegen einen geringen Zuſchlag für Prägungskoſten — in Währungswert umſetzen können.

Schwierigkeiten beginnen für die Währung eines Staates erſt dann, wenn Abweichungen des Handelswertes von Gold und Silber zu dem Währungswerte, welchen ſie in dem betreffenden Staate genießen, eintreten. Dann ſind folgende Fälle möglich. Steht das Silber als Handelsware höher im Werte zum Golde als in der Währung des betreffenden Staates, ſo wird es vorteilhaft, das Währungsſilber einzuſchmelzen und auf dem Weltmarkt gegen Gold umzutauſchen; man erhält alſo für s Silber $g + x$ Gold. Dieſes $g + x$ Gold wird ſodann wieder in Währungsgold des betreffenden Staates umgewandelt, wofür innerhalb des Staates alſo jetzt $s + y$ Währungsſilber zu erhalten iſt. Steigt umgekehrt der Goldwert gegen den Silberwert auf dem Markte, ſo erhält man für g Gold $s + x$ Silber, welches wiederum im Währungsſtaate in $g + y$ Gold verwandelt wird. Mit anderen Worten, es ſtrömt bei einem Unterſchied des Währungswertes gegen den Handelswert das wertvollere Metall ab und das geringwertige zu, oder das im Handel wertvollere Metall erhält gegen ſeinen Währungswert ein Aufgeld, ein Agio.

Man hat nun behauptet, daß ein einzelner Staat trotz des Unterſchiedes zwiſchen dem in ſeiner Währung feſtgeſetzten Wertverhältnis zwiſchen Gold und Silber und demjenigen der beiden Metalle im Handel ſehr wohl in der Lage ſei, ſeine Währung aufrecht zu erhalten und die freie Umprägung von Handelsgold und Silber zu dem von ihm feſtgeſetzten Wertverhältnis zu geſtatten, und hat zum Beweiſe für dieſe Behauptung auf Frankreich hingewieſen. Frankreich hat allerdings von 1803—73 Doppelwährung mit freier Ausprägung gehabt, wurde aber bereits bei kleinen Abweichungen des Währungs- von dem Handelswerte zeitweilig mit dem geringwertigeren Metall überſchwemmt und mußte 1873 wegen des geſunkenen Silberwertes die freie Prägung von Silber einſtellen. Dieſe langjährige franzöſiſche Doppelwährung wird einerſeits als die Urſache dafür angeſehen, daß der Handelswert der Metalle nur geringe Abweichungen von derſelben aufwies, anderſeits aber wird behauptet, wenn die franzöſiſche Währung auch in gewiſſen Grenzen auf die Regulierung des Handelswertes der Edelmetalle eingewirkt habe, ſo ſei der urſächliche Zuſammenhang doch offenbar der, daß Frankreich ſeine Doppelwährung lediglich infolge der geringen Schwankungen von Gold und Silber auf dem Weltmarkte aufrecht erhalten konnte.

Läßt man es nun auch dahingeſtellt, ob ein einzelner Staat in der Lage iſt, durch ſeine Währungspolitik einen gleichmäßigen Preis der Edelmetalle auf dem Weltmarkt zu erhalten, ſo iſt dieſe Aufgabe für ihn doch unter allen Umſtänden eine außerordentlich ſchwierige. Darüber herrſcht jedoch kein Zweifel, daß alle Staaten ein gleichmäßiges Intereſſe daran haben, daß ihre Währung, d. h. das Wertverhältnis, welches ſie geſetzlich einem oder beiden Metallen beilegen, mit dem Handelswert derſelben übereinſtimmt. Wenn daher ein einzelner Staat das Riſiko der Schwankungen im Wertverhältnis der Edelmetalle nicht tragen kann, ſo wird doch dieſes Riſiko vermindert, wenn ſich ſämtliche oder die maßgebenden Kulturſtaaten vereinigen, um ihrer Währung das gleiche Wertverhältnis der Edelmetalle zu Grunde zu legen und ſich dadurch von den Schwankungen des Edelmetallmarktes unabhängig zu machen. Dieſe vertragsmäßige Vereinigung der Kulturſtaaten zur Vermeidung der Schwankungen im Werte der Edelmetalle, zur Feſtſetzung internationaler ſtabiler Wertverhältniſſe iſt das Problem der internationalen Doppelwährung.

Die thatſächlichen Verhältniſſe bieten aber der Durchführung einer derartigen internationalen Vereinbarung, die zweifellos an ſich möglich iſt, ungeheure Schwierigkeiten. Zunächſt iſt es eine unbeſtreitbare Thatſache, daß ſeit der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts die Produktion von Silber in viel höherem Maße als diejenige von Gold zugenommen hat. Seit 1851—55, wo ſich die Goldproduktion im jährlichen Durchſchnitt auf 200 000 kg, und diejenige von Silber auf 900 000 kg ſtellte, iſt die Produktion von Gold mit geringen Schwankungen ſtändig zurückgegangen und erſt 1890 wieder auf 190 000 kg geſtiegen, wogegen die Silberproduktion mit verſchiedenen Schwankungen, in dieſem Jahre bis auf ungefähr 4 500 000 kg, anwuchs. Auch für die Zukunft iſt eine weſentliche Steigerung der Goldproduktion zweifelhaft, während die Silberminen eine ſtändigere Ausbeute verſprechen, immerhin iſt aber das Produktionsverhältnis beider Metalle untereinander von großen Zufälligkeiten abhängig. Das Wertverhältnis von Gold zu Silber ſtellte ſich 1851—55 auf 1 : 15,41 und 1890 auf 1 : über 20. Für die Preisgeſtaltung der Edelmetalle ſind aber noch folgende Momente von Bedeutung. Erſtens hat ſich der Verbrauch derſelben zu induſtriellen Zwecken bedeutend gehoben, derſelbe wird jetzt auf ungefähr 90 000 kg Gold und 500 000 kg Silber jährlich geſchätzt. Zweitens hat die indiſche Handelsbilanz eine einſchneidende Änderung erfahren. Während Indien mit ſeinen 200 Millionen Einwohnern den Überſchuß ſeiner Warenausfuhr über die Einfuhr (ca. 1,600 gegen 1,100 Millionen Mark) bisher durch Bezüge von barem Silber, die es zum großen Teil theſaurierte, aus England ausglich, hat es in den letzten Jahrzehnten ungeheuere Schulden für die Anlegung von Eiſenbahnen und Kanälen in England kontrahiert und außerdem hohe Penſionen an engliſche Beamte zu bezahlen. Um den Betrag dieſer für die Anleihen zu zahlenden Zinſen und der Penſionen, die es durch Wechſel auf ſeine Forderungen für den Ausfuhrüberſchuß deckt, verringerten ſich die Barſendungen von Silber nach Indien, ſo daß die Stütze, welche der frühere Silberabfluß nach Indien dem Silberpreis in Europa bot, ungefähr die Hälfte ſeiner Kraft verloren hat. Zieht man drittens die Münzpolitik der maßgebenden Kulturſtaaten in Betracht, ſo kann man hierbei die allgemeine Bemerkung vorausſchicken, daß gegenwärtig kein einziger Staat reine Doppelwährung mit freier Silberausprägung beſitzt, ſondern daß entweder reine Goldwährung oder ſog. hinkende Währung herrſcht, bei welcher letzteren entweder beſchränkte Silberausprägung zugelaſſen iſt, oder das aus früheren Prägungen noch vorhandene Silber zu dem alten Wertverhältnis im inneren Verkehr voll in Zahlung genommen wird. Von weſentlichem Einfluß auf die Münzpolitik der übrigen Staaten iſt England, welches ſeit 1816 zur reinen Goldwährung übergegangen iſt und ſich bei der Durchführung der internationalen Doppelwährung ſchwer umgehen läßt. Außerdem haben Dänemark, Schweden und Norwegen reine Goldwährung. Die Vereinigten Staaten prägen ſeit 1878 auf Grund der Bland Bill monatlich mindeſtens zwei, höchſtens vier Millionen, im jährlichen Durchſchnitt dreißig Millionen Dollars Silber im Verhältnis von 1 : 16 aus und haben dadurch den Preis des Silbers, das ſie allerdings zum Handelswert einkaufen, nicht unweſentlich vor einem weiteren Sturz bewahrt. Die ſchon ſeit Jahren erwartete Aufhebung dieſer Bill, welche anſcheinend bisher durch den Einfluß der amerikaniſchen Silberproduzenten gehalten wurde, kann aber jeden Augenblick erfolgen. Rußland und Öſterreich haben Silber-, oder, wenn man will, Papierwährung, Frankreich und die übrigen Staaten der ſog. lateiniſchen Münzunion, nämlich Belgien, Schweiz, Italien, Griechenland, haben die freie Prägung von Silber eingeſtellt und auch alle anderen europäiſchen Staaten beſitzen hinkende Währung. Deutſchland endlich hat zwar nominell Goldwährung, iſt aber thatſächlich im Übergang zu derſelben in der hinkenden Währung ſtecken geblieben, da es von den 1,100 Millionen Mark in Thalern, welche es beim Übergang von der Silber- zur Goldwährung 1873 beſaß, nur 600 Millionen bis 1879 abſtoßen konnte und ſeit dieſem Zeitpunkt von weiteren Silberverkäufen wegen des gefallenen Silberpreiſes Abſtand nahm. Gegenwärtig beſitzt Deutſchland etwa 1,800 Millionen Mark Gold, 500 Millionen Mark in Thalern, die im Inlande voll in Zahlung genommen werden müſſen, — darunter 78 Millionen Mark öſterreichiſche Thaler, von denen ein Drittel von Öſterreich bei ſeinem beabſichtigten Übergang zur Goldwährung zu dem derzeitigen Guldenkurs übernommen werden ſoll — und 1 Milliarde Silberſcheidemünze, die bis zu 20 Mark zur Zahlung zuläſſig iſt.

Die Kulturſtaaten laſſen alſo gegenwärtig thatſächlich nur Gold zur freien Ausprägung zu, können jedoch das bereits ausgeprägte Silber nicht abſtoßen. Es iſt nun behauptet worden, daß durch die Entwertung des Silbers Verſchiebungen in den Vermögensverhältniſſen eingetreten ſeien, die durch eine internationale vertragsmäßige Wiederherſtellung des alten Wertverhältniſſes von $1 : 15^{1}/_{2}$ wieder ausgeglichen werden müßten. Hiergegen iſt aber geltend gemacht, daß die Aufſtellung eines internationalen Verhältniſſes nur auf der Grundlage des zur Zeit des Vertragsſchluſſes thatſächlich geltenden Handelswertes der Edelmetalle möglich ſei, da die Wiederherſtellung des früheren Wertverhältniſſes einen Eingriff in beſtehende Rechtsgeſchäfte bedeuten würde, der auch beiſpielsweiſe bei dem Übergang Deutſchlands zur Goldwährung nicht ſtattgefunden habe, da damals der Handelswert der Metalle mit dem für den Übergang feſtgeſetzten Wertverhältnis von $1 : 15^{1}/_{2}$ übereinſtimmte. An der Feſtſtellung des Wertverhältniſſes ſind aber bisher alle Verſuche einer internationalen Vereinbarung geſcheitert, und ſelbſt wenn eine ſolche, die mit ſchwierigen Übergängen für verſchiedene Staaten verbunden wäre, zu ſtande käme, ſo ſcheint doch keine Garantie dafür gegeben, daß ein ſo tief in die Grundlagen der wirtſchaftlichen Exiſtenz der Staaten eingreifender Vertrag auch in kritiſchen Zeiten, im Falle eines Krieges, gehalten wird. Ja ſelbſt in Friedenszeiten würde der Charakter der Edelmetalle als Handelsware ſtets latent bleiben und bei den oft entgegenſtehenden Intereſſen der Vertragsſtaaten, die doch kein einheitliches Wirtſchaftsgebiet bilden, immer von neuem hervorbrechen können. Anzuerkennen iſt aber mit Soetbeer, „daß die fortgeſetzte Entwertung des Silbers und die fortdauernden Fluktuationen in ſeinem Werte in den letzten zwanzig Jahren einen der verderblichſten Einflüſſe auf die Verkehrswelt und die wirtſchaftlichen Intereſſen aller civiliſierten Nationen ausgeübt und geradezu unerträgliche Zuſtände geſchaffen haben.“

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die münzpolitiſche Stellung Deutſchlands und das Intereſſe der Landwirtſchaft an der Doppelwährung, ſo wird im allgemeinen gegen die beſtehenden deutſchen Währungsverhältniſſe vom Standpunkt der Goldwährung der Vorwurf erhoben, daß der noch vorhandene Thalervorrat in kritiſchen Zeiten eine große Gefahr in ſich berge, da er dann lediglich nach ſeinem Silberwert zu ſchätzen ſei, daß aber auch in gewöhnlichen Zeiten der Goldvorrat nicht immer ausreiche und bei Goldnachfrage die Reichsbank zur Verhütung zu ſtarken Abfluſſes, eher als es in England geſchehe, den Diskont erhöhen müſſe und dadurch das reelle Geſchäft ſchädige. Es ſei daher die völlige Durchführung der reinen Goldwährung zu beſchleunigen. Vom Standpunkt der Silberwährung wird darauf hingewieſen, daß in der Unterwertigkeit unſeres Silbers, auch der vorhandenen Scheidemünzen, ein großer Anreiz zu Nachprägungen liege, außerdem müſſe Deutſchland als Produktionsland von Silber ein Intereſſe an der Wiedererhöhung des Silberwertes haben. Von der deutſchen Landwirtſchaft im beſonderen wird gegen die gegenwärtigen Währungsverhältniſſe folgendes geltend gemacht: 1. Die während der früheren Silberwährung kontrahierten Hypothekenſchulden ſeien durch den Übergang zur Goldwährung in ihrem Werte erhöht, 2. die Preiſe der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe ſeien infolge des unzureichenden Münzvorrats an Gold zurückgegangen, würden ſich aber bei freier Zulaſſung des Silbers als Zahlungsmittel wieder heben, 3. Länder mit Silber- oder Papierwährung genöſſen beim Export, insbeſondere Getreideexport, nach Deutſchland eine Exportprämie. Deutſchland müſſe daher im eigenen Intereſſe zur Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung des früheren Silberwertes die Hand bieten.

Hiergegen iſt jedoch wieder eingewendet worden, daß Länder mit Silberwährung das für ihr Getreide erhaltene Gold zwar bei ſich nominell höher verwerten können, daß der Getreidepreis aber von den Produktionsverhältniſſen ſämtlicher am Getreidehandel beteiligten Staaten abhänge. Im übrigen leide auch der deutſche Induſtrieexport nach Ländern mit Silberwährung, da die Kaufkraft derſelben mit ſinkenden Silberpreiſen abnehme und mit längeren Zahlungsfriſten gewöhnlich Kursverluſte verbunden ſeien. Dieſe Nachteile träfen aber nicht Deutſchland allein, ſondern bildeten die allgemeinen Schattenſeiten der beſtehenden internationalen Währungsverhältniſſe. Daß bei Doppelwährung infolge der Vermehrung der Umlaufsmittel höhere Preiſe eintreten, ſei zwar zuzugeben, ſoweit der Preis überhaupt von der Menge der Umlaufsmittel abhänge, dieſe Preiserhöhung würde aber auch bei Induſtrieprodukten und Arbeitslöhnen eintreten und durch die Konſumtion der Landwirtſchaft zum großen Teil wieder aufgewogen werden. Für die Preisbildung ſeien aber in der Hauptſache die Produktionskoſten und das Verhältnis von Angebot zur Nachfrage entſcheidend. Wenn ſchließlich — und das iſt der Hauptpunkt — die Landwirtſchaft geltend mache, ihre Schuldenlaſt ſei durch den Übergang zur Goldwährung gewachſen, ſo ſei dieſe Auffaſſung inſofern nicht berechtigt, als der Übergang bei Übereinſtimmung des Handelswertes mit dem Währungswert des Silbers ſtattgefunden habe und weder der Gläubiger bevorzugt worden ſei, noch der Schuldner benachteiligt. Da aber, theoretiſch betrachtet, bei allgemeiner internationaler Doppelwährung der ſelbſtändige Handelswert der Edelmetalle hinwegfiele, ſo könne aus der Doppelwährung für die Schuldner doch nur dann ein Vorteil entſtehen, wenn neben dem Währungswert noch ein niedrigerer Handelswert des Silbers verbliebe. Dies würde allerdings der Fall ſein, wenn Deutſchland allein oder mit anderen Staaten ohne England zur Doppelwährung überginge; dann würde die Differenz zwiſchen dem Währungs- und Handelswert des Silbers aber in erſter Linie von England ausgebeutet werden und eine bedenkliche Erſchütterung unſerer geſamten Münz- und Wirtſchaftsverhältniſſe zur Folge haben.

Deutſchland hat gegenwärtig ebenſowenig wie andere Länder völlig abgeklärte Währungsverhältniſſe, es iſt aber, wie Soetbeer bemerkt, unter allen Ländern dasjenige, welches den weiteren Verlauf der Silberfrage ruhig abwarten kann. Bei den großen Schwierigkeiten, welche die praktiſche Regelung der Währungsfrage bietet, ſcheint daher auch die Inſtruktion gerechtfertigt, welche die deutſchen Vertreter auf der jüngſten Brüſſeler Münzkonferenz erhalten hatten, und welche dahin ging, daß Deutſchland ſich durch Eingehen vertragsmäßiger Verbindlichkeiten nicht in der freien Selbſtbeſtimmung über ſeine Münzangelegenheiten Beſchränkungen auferlegen werde, aber nicht verkenne, daß die fortwährenden Schwankungen des Silberpreiſes auch für ſeine wirtſchaftlichen Intereſſen ſehr unerwünſcht ſeien und eine nachhaltige Verminderung dieſer Übelſtände für Deutſchland nützlich ſein würde.

Düerhus.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Im Winter übten die langgeſtreckten Ställe der Marſchbauern eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. Während draußen der Schneeſturm ſauſte, und in den Stuben das Torffeuer rauchte, war es ſo behaglich warm zwiſchen den ſtattlichen Viehreihen, und das leiſe Klirren der Ketten, das ſanfte Malen der käuenden Zähne gab die ſchönſte Muſikbegleitung zu müßigen Träumereien.

Sämtliche Knechte des Dorfes waren meine guten Freunde, und die beſten geſtatteten mir ſogar, mit dem Heuhaken den täglichen Bedarf ins Heuloch zu ſchaffen, oder die Ochſen zur Tränke an den „Noſt“ zu treiben.

Im Sommer gab es keinen hinausfahrenden Erntewagen, auf deſſen Sattelpferd ich nicht geſeſſen, kein heimkehrendes Fuder Heu, in deſſen duftigem Schoß ich mich nicht wiegte und gelegentlich verſteckte, wenn es an der Pfarre vorbeiging, und mein Vater mit der Pfeife am Staket ſtand.

Ich bin überzeugt, daß dieſes ungebundene Leben einen wohlthätigen Einfluß auf meine träumeriſch angelegte Natur ausübte, aber dennoch ſtand immer ein Bild im Hintergrunde meiner Seele.

Nur ſelten trat Paulas Geſtalt in meinen Geſichtskreis.

Ich weiß wohl, daß ich den langen Winter hindurch in der Hinterſtube unſeres Hauſes regelmäßig die Dämmerſtunde abwartete, weil Paula um dieſe Zeit bisweilen hinter dem Dorfe herum in die Küſterwohnung zur Rechenſtunde ging, aber es traf ſich doch ſelten, daß ſie wirklich kam, und dann verdeckten die Abendſchatten ihr Geſicht. Es iſt mir noch erinnerlich, daß ich im Sommer ihr zierliches Köpfchen zwei- oder dreimal unter den dunklen Ulmen von Düerhus auftauchen ſah, und daß Blau meine Lieblingsfarbe ward, weil ſie Sonntags ein blaues Kleid trug — aber auf den Hof ſelbſt kam ich nicht mehr, denn ſie hatte keinen Bruder, mit dem ich hätte ſpielen können, und die Zeit brach an, in welcher der Knabe ſeine Neigung in plumpe Flegelei zu hüllen liebt.

Olaf Peterſen hatte zu Oſtern das Gymnaſium in Huſum bezogen. In den Sommerferien kam er mit einer bunten Mütze heim und unterjochte die Dorfjugend. Heute glaube ich, daß er nicht mehr als Sextaner geweſen iſt, aber damals dünkte er mich wie ein Held.

Er ſprach mit knarrender Stimme durch die Naſe, ſagte „nie“ ſtatt „nicht“ und rauchte gelegentlich eine Cigarre.

Sein erſtes Zeugnis ſoll glänzend geweſen ſein, mit lauter Einern. Ich habe es niemals geſehen, aber ſein Vater ließ es abends unter den Gäſten rundgehen, und die Mutter trug es, in braunes Zuckerpapier gewickelt, beſtändig bei ſich. Von den ſpäteren war dann nicht mehr die Rede.

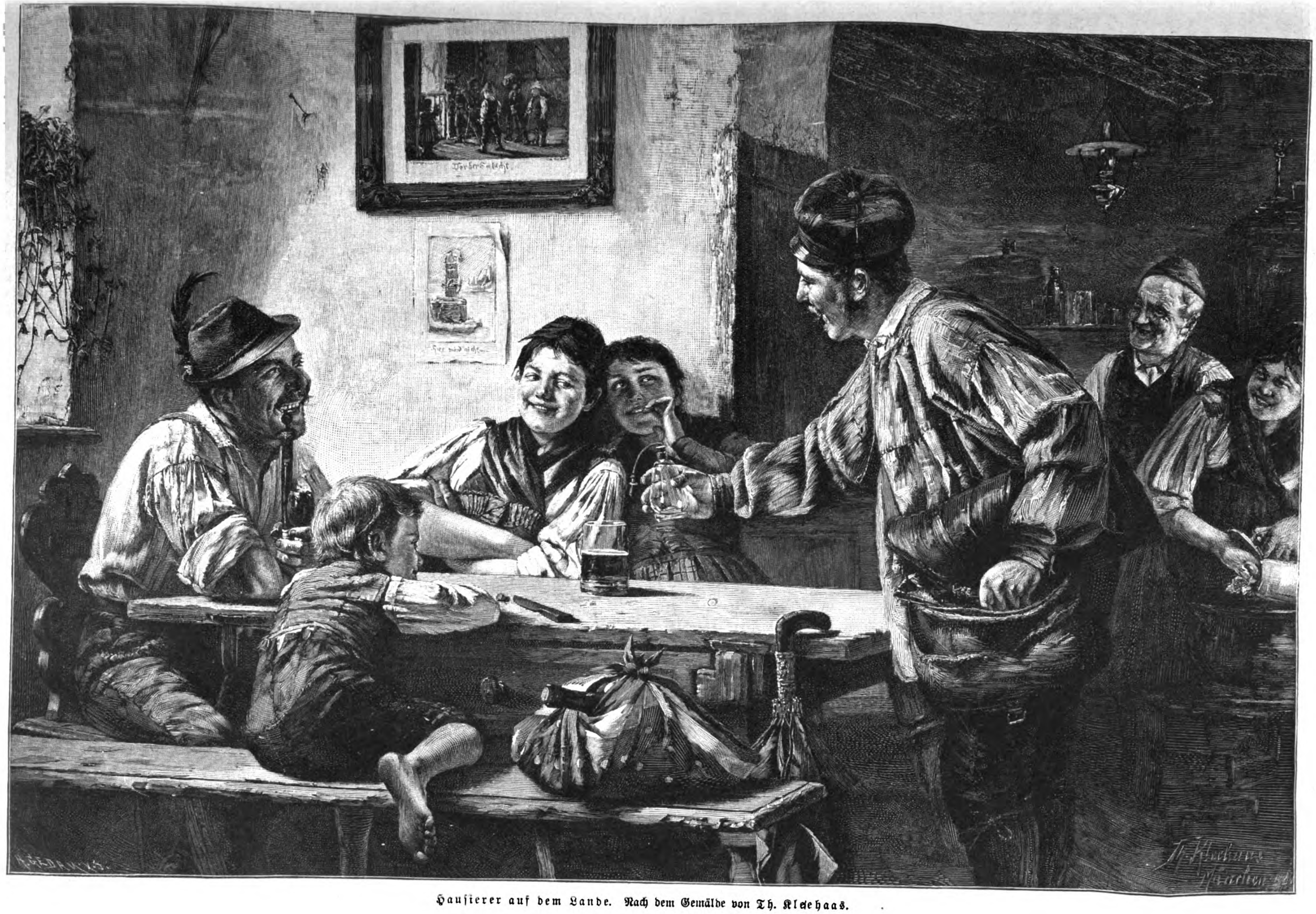
Dann kam Weihnachten.

Ich hatte von meinem Vater ein Paar neue Schlittſchuhe zum Geſchenk erhalten. Es waren unpraktiſche Dinger mit ſcharfen Kufen und vielerlei Riemenwerk; ſie klapperten mir an den Füßen und ſchnitten in das Eis, aber ich war doch ſtolz darauf und übte mich nach Kräften.

Wir hatten damals prachtvolles Froſtwetter, und ſämtliche Fennen hinter dem Dorfe ſtanden diesſeits und jenſeits des Sielzugs unter Waſſer. Die weite glänzende Fläche war wie geſchaffen zum Tummelplatz der Jugend, nur der Sielzug ſelbſt wurde gemieden, weil das Eis an manchen Stellen, beſonders in der Nähe der Schleuſen, nur trügeriſchen Halt bot.

Am zweiten Weihnachtstage glänzte die Sonne vom Himmel, und ich ging mit meinen Schlittſchuhen hinunter

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Hauſierer auf dem Lande. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.

ans Eis. Schon von weitem tönte mir das Jauchzen der Knaben und das Scharren ihrer Holländer entgegen, und ich ſetzte mich ans Ufer, um mir meine Marterhölzer anzuquälen.

Ganz in meiner Nähe ſtand Olaf. Er hatte die braune, goldberänderte Mütze keck auf die dunkeln Locken gedrückt und befeſtigte ohne Stütze, auf einem Bein balancierend, die damals eben aufgekommenen Halifax mit einem raſchen Druck an den Füßen.

Dann lief er in graziöſem Bogen um mich herum und ſagte ſpöttiſch: „Na, Fiete Peſel, das ſind wohl ganz neumodiſche Schlitten, die du da an den Füßen ſchlabbern haſt.“

Er hatte wegen meines etwas unbeholfenen Weſens dieſe Bezeichnung für mich erfunden, und ich entgegnete zornig: „Wenn du was willſt, ſo komm nur her!“

Dann fiel ich bei dem erſten Verſuch auf die Naſe, und Olaf lief lachend davon.

Allmählich ging es beſſer, und ich ſpähte eifrig in den Schwarm. Ich hatte auch bald Paula entdeckt, die mit einem kleinen Stuhlſchlitten umherrutſchte und ſich verlegen umblickte. Das Schlittſchuhlaufen war damals bei uns unter den Mädchen noch nicht aufgekommen.

„Soll ich dich fahren?“ frug ich, vorſichtig herankommend.

Sie betrachtete etwas mißtrauiſch meine Füße und entgegnete: „Wenn du kannſt — aber ich glaube nicht, daß es geht.“

Ob es ging! Ich konnte mich auf die Lehne des Schlittens ſtützen, und wir fuhren dahin — allmählich immer ſchneller und ſicherer.

„Willſt du mir einen Gefallen thun, Paula?“ ſagte ich, mich über ihr Geſicht beugend, ſo daß ihre Haare meine Stirn ſtreiften.

„Was denn?“

„Laß dich nicht von Olaf ſchieben — er iſt ein unverſchämter Bengel.“

Sie ſchloß die Augen und antwortete nicht ſofort. Dann ſagte ſie leiſe und geheimnisvoll: „Du mußt mir aber auch einen Gefallen thun. Wir wollen auf dem Sielzug fahren, das Eis iſt dort viel glatter.“

„Aber Paula, die Eltern haben es ſtreng verboten!“

„Olaf würde es thun.“

Ich biß die Zähne zuſammen und fuhr weiter. Das Eis nahm unter den Kufen des Schlittens eine dunklere Färbung an, wir befanden uns auf dem tiefen Sielzug.

„Wie ſchön,“ ſagte Paula und bog den Kopf, dankbar lächelnd, nach mir zurück.

Wenn wir beide einige Jahre älter geweſen wären, dann hätte ich ſie vielleicht nach uraltem Schlittenrecht auf die friſchen Lippen geküßt. So aber ſchoß mir nur das Blut zum Herzen, und ich wußte nicht einmal, warum.

Dann aber fühlte ich, daß ſich meine Schlittſchuhe zu löſen begannen. Das Eis bog ſich immer bedenklicher unter uns, und plötzlich fiel ich der Länge nach hin.

Ich beſaß noch die Kraft, den leichten Schlitten mit einem Stoß auf das gefahrloſe Eis der angrenzenden Fenne zu ſchleudern, dann vernahm ich ein dumpfes Krachen, die Schollen ſanken unter mir weg, und ich lag bis an die Bruſt im Waſſer.

Sterben?

Die Jugend weiß nichts davon, aber es ſchüttelt ſie doch. Vielleicht war es auch die eiſige Kälte, aber hauptſächlich packte mich ein Grauſen bei dem blitzähnlichen Gedanken, daß unter meinen Füßen die ſchlammige Tiefe ſei, und daß ich allmählich hinabſinken werde, vom Licht des ſchönen Tages zur Nacht.

Und dann überkam mich wieder ein Gefühl des Troſtes, daß ich es alleine ſei.

Ich muß mich doch inſtinktiv am Rande des Eiſes angeklammert haben, denn plötzlich rief eine helle Stimme: „Halt dich feſt, Fiete Peſel, ich hol' dich heraus!“

Olaf war uns unbemerkt gefolgt. Ob in knabenhafter Eiferſucht oder aus einem edleren Grunde, das vermag ich nicht zu entſcheiden, aber ich will in dankbarer Erinnerung das letztere glauben, obgleich das erſtere wohl wahrſcheinlicher iſt.

Er warf ſich auf den Bauch und rutſchte an die Stelle, wo ich eingebrochen war. Das Eis bog ſich unter ſeiner Laſt, und das Bewußtſein der eigenen Gefahr mag ihm ernſt aufgedämmert ſein, aber er hielt Stand und zog mich heraus.

Dann ſagte er gleichgültig: „Ich wollte dich eigentlich hauen, Fiete Peſel, aber du biſt mir zu naß.“

Ohne meine Entgegnung abzuwarten, legte er die Hand an Paula's Stuhlſchlitten und flog wie ein Pfeil mit ihr davon, während ich zähneklappernd nach Hauſe ſchlich und meinem Vater vorlog, daß ich auf den Fennen eingebrochen ſei.

Als ich abends mit fieberheißem Kopf im Bette lag, kam mein Vater gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit zu mir in die Schlafſtube. Er ſah ernſt und bekümmert aus, und ich ſpürte plötzlich ein heftiges Herzklopfen.

„Du haſt mich belogen, Fritz,“ ſagte er in ſeiner ſtillen ruhigen Weiſe. „Die Leute erzählen, du ſeiſt nicht auf den Fennen geweſen, ſondern mit Paula Johannſen auf dem Sielzug. Warum verſchwiegſt du mir die Wahrheit?“

„Weil Paula dann auch Schelte bekommen hätte,“ entgegnete ich finſter.

Ich glaube faſt, daß ein leiſes Lächeln über die Züge meines Vaters flog, aber er rauchte haſtig einige Züge aus ſeiner langen Pfeife und fuhr dann fort: „Olaf Peterſen hat dich aus dem Waſſer gezogen, und wie ich vermute, nicht ohne eigene Lebensgefahr. Es iſt mir ſonſt ganz recht, mein Junge, daß du ſeinen Verkehr meideſt, aber du wirſt morgen früh hinübergehn und dich bei ihm bedanken.“

„Das werde ich nicht thun,“ ſagte ich trotzig, „und wenn du mich dazu zwingen willſt, Vater, dann wollte ich, Olaf hätte mich im Waſſer liegen laſſen.“

Abermals blickte der erfahrene Mann mit einem ſonderbaren Ausdruck der ſtillen Augen in mein heißes Geſicht — dann legte er leiſe ſeine Hand auf meinen Kopf und verließ das Zimmer.

Zum erſtenmal, ſolange ich zurückzudenken vermag, behielt ich dem Vater gegenüber meinen Willen.

Und dann ſtreift, bevor ich über jene Kindertage den Schleier decke, noch eine letzte Erinnerung mein Haupt.

Paula und ich wurden zuſammen von meinem Vater konfirmiert.

Ich war der oberſte Junge, wie es dem Sohne des Geiſtlichen zukam, und Paula das oberſte Mädchen. Sie verdiente jedenfalls dieſe Auszeichnung in vollſtem Maße, aber ſie ſchien dieſelbe zugleich als etwas Selbſtverſtändliches hinzunehmen. Als mein Vater im Laufe des Konfirmandenunterrichts an die beiden letzten Gebote kam und im Anſchluß an das „Laß dich nicht gelüſten“ und „Du ſollſt nicht begehren“ einen der jugendlichen Auffaſſung angemeſſenen Seitenblick auf ſoziale Verhältniſſe und Rangunterſchiede warf, da glomm ein ſonderbarer verſtändnisvoller Strahl in Paulas Augen auf, und ich begreife es heute vollkommen, daß mein Vater plötzlich wie abſichtslos ſagte: „Paula, ich glaube, es iſt zu dunkel auf deinem Platze, ſetz dich doch mal da vorne hin neben Anna Laſſen.“

Anna Laſſen war eine Waiſe aus dem Armenhauſe, und Paula raffte ihre Kleider zuſammen, als ſie ſtumm der Aufforderung Folge leiſtete.

Es ſind kleine unbedeutende Züge, aber ihr Erinnern beweiſt, daß meine Gedanken häufig mehr bei dem heranblühenden Mädchen weilten, als der ernſte Unterricht geſtattete.

Dennoch waren wir beide noch Kinder.

Und ich glaube, daß ein unbewußtes Ahnen von dem Abſchied der Kindheit mich ergriff, als ich in jener letzten unendlich feierlichen Stunde am Altar ſtand und ein Gelübde in die Hand meines Vaters legte. Die Knaben und Mädchen waren in zwei Reihen einander gegenübergeſtellt, und wie mein Vater ſeiner Gewohnheit nach zugleich von rechts und links das Verſprechen der Treue entgegennahm, da geſchah es, daß ſich Paulas Hand und meine Hand unwillkürlich berührten. Ich habe es nicht vergeſſen, und ich entſinne mich noch deutlich, daß Paula einen kleinen Kranz von Topfroſen trug, und daß ſie in ihrem langen Kleide einen vollſtändig gereiften Eindruck machte, ſo daß ſelbſt mein Vater einen Augenblick ſtutzte, und dann wie unabſichtlich unſere Hände trennte.

Im Laufe der nächſten Woche ſollte ich bereits das Gymnaſium in Flensburg beziehen und machte daher am Tage nach der Konfirmation meine Abſchiedsbeſuche im Dorfe.

Als ich die hohe Werft zu Anton Peterſens Haus emporſtieg, kam Olaf mir entgegen. Ich hatte bereits gehört, daß er in Huſum konfirmiert worden ſei und nach Tertia verſetzt werden ſollte, um ſo mehr wunderte es mich, daß er keine Klaſſenmütze trug.

„Biſt du nicht mehr auf der Schule?“ frug ich erſtaunt.

„Nein,“ entgegnete er verlegen lachend. „Mein Vater meinte, ich hätte nun genug gelernt, und für Tertia war ich doch eigentlich ſchon zu alt.“

„Was willſt du denn nun werden, Olaf?“

Er zuckte die Achſeln und blickte an mir vorbei in die graue Luft.

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht genau. Vielleicht Holzhändler oder ſo was. In welche Klaſſe denkt dein Alter dich zu bringen?“

„Ich hoffe, für Secunda reif zu ſein.“

„Donnerwetter“ — ſagte er leiſe.

Der alte Übermut ſchien ihn für den Augenblick gänzlich verlaſſen zu haben.

Er nahm meinen Arm und fuhr, mit mir in das Haus gehend, fort: „Sprich, bitte, nicht mit meinem Alten davon, er iſt ohnehin ſchon wild genug. Um die Wahrheit zu geſtehn, — ſie haben mich in Huſum nicht verſetzt. Es lag natürlich nicht an meinen Kenntniſſen, ſondern an einer lumpigen Kneiperei. Und in Quarta konnte ich doch nicht mehr bleiben.“

Das letzte Haus, dem ich meinen Abſchiedsbeſuch abſtattete, war Düerhus.

Carſten Johannſen war noch immer nicht Deichgraf geworden. Der alte Deichgraf lebte zwar noch, aber er wollte ſein Amt gerne niederlegen, und es hieß, die Regierung hätte ihn zum Bleiben bewogen, weil ſie keinen paſſenden Nachfolger wiſſe.

Die Leute begannen bereits, ſich darüber aufzuhalten, und Carſten Johannſen dünkte mich auffallend gealtert.

Als er mir die Hand zum Abſchiede reichte, ſagte er: „Mein Junge — oder ich müßte eigentlich jetzt ‚Sie‘ ſagen — wir werden uns wohl nicht wiederſehn. Es heißt ja, daß dein Vater nach Angeln verſetzt werden ſoll, er hat hier auch lange genug in der Marſch geſeſſen. Aber wenn du dann doch mal in deine Heimat zurückkehren ſollteſt, dann weißt du, daß Düerhus für dich allezeit offen ſteht. So lange wird ſein altes Dach wohl noch halten.“

Wir ſtanden unter der Thür, und ſein Auge irrte mit einem ſonderbar trüben Ausdruck über die nackten Ulmen, in deren nebelfeuchten Äſten die Dohlen ſchrien.

„Es geht alles ſeinen Weg,“ fuhr er dann halb abgewendet fort, „wir werden alt und einſam. Gott mag wiſſen, wer dereinſt in Düerhus Herr ſein wird.“

Ich frug nach Paula.

„Sie muß unten im Garten ſein,“ ſagte er zerſtreut — „die Beſtellung fängt bald an, es wird ja Frühling.“

Ich ſah noch nichts von ſeinen Spuren. Der Winter war hart geweſen, und Oſtern fiel früh; der Schnee war wohl weggeſchmolzen, aber der Tauwind trieb noch die Eisſchollen den Sielzug entlang.

Paula ſtand unten an der Graft und ſuchte, wie's ſchien, nach Veilchen, aber ſie hatte nur ein einziges gefunden, und das war kränklich und ohne Duft.

„Ich wollte dir Adieu ſagen, Paula,“ ſagte ich, an ſie herantretend, und ſie reichte mir die kleine warme Hand, aber ihre Lippen blieben ſtumm.

Das Veilchen war zwiſchen meinen Fingern zurückgeblieben, und ich frug mit gepreßter Stimme, ob ich es zum Andenken behalten dürfe.

„Warum nicht,“ entgegnete ſie. „Wir haben ja oft miteinander geſpielt.“

„Eigentlich war es nicht ſo häufig, Paula, aber ich habe doch viel an dich gedacht, beſonders im letzten Winter.“

Meine Stimme wurde unſicher, ich war noch ſo ſehr jung, und es war der erſte Abſchied in meinem Leben.

Sie blieb ganz ruhig, ſo daß es mir ordentlich weh that. Sie ſprach auch davon, daß mein Vater wohl verſetzt werden würde, und daß ich dann nicht mehr zurückkäme.

„Nein, Paula,“ entgegnete ich von einer Erinnerung geſtreift, „denn die Pfarre iſt nur mein Vaterhaus, aber nicht meines Vaters Haus.“

„Ich bleibe immer hier,“ erwiderte ſie darauf. „Immer!“

Dabei glitten ihre Augen faſt zärtlich über den Sielzug mit ſeinem trüben, eisgrauen Waſſer, und ſie reichte mir nochmals die Hand.

Dieſes „immer“ mit ſeiner vielſeitigen Bedeutung klingt mir noch heute in den Ohren, und ich werde es niemals vergeſſen.

Die Leute hatten mit der Verſetzung meines Vaters recht. Dieſelbe erfolgte bereits im Laufe des nächſten Sommers nach einem der ſchönſten Punkte des öſtlichen Angelns, und da wir in der frieſiſchen Marſch keine Verwandte beſaßen, kehrte ich nicht mehr in meine alte Heimat zurück.

Mein Vater war keineswegs ſentimental angelegt, und wenn ich gelegentlich den Wunſch äußerte, einen Ferienausflug an die Weſtküſte zu unternehmen, pflegte er mich verwundert anzublicken und zu fragen, was ich denn eigentlich dort wolle. Er war nicht in jener Gegend geboren und konnte nicht begreifen, daß die flachen und baumloſen Fennen der frieſiſchen Marſch einen größeren Reiz auf mich auszuüben vermöchten, als das waldreiche Gartenland Angelns.

Vielleicht wußte er auch mehr, als ich ſelbſt ahnen mochte.

Meine Fortſchritte auf dem Gymnaſium waren nicht hervorragend, aber doch wohl genügend, denn ich erreichte in drei Jahren die Oberprima und begann ſchon, die Tage bis zur Univerſität zu zählen. In dieſem Vorwärtsſtreben nach einem feſten lockenden Ziele vergaß ich allmählich zurückzuſchauen, und die Vergangenheit wäre wohl in meiner Erinnerung verſunken, wenn nicht ein unbedeutendes Ereignis die ſchlummernden Empfindungen aufs neue geweckt hätte.

Ich war in den großen Ferien zu Hauſe, und wir ſaßen beim Mittagseſſen; da ſagte mein Vater plötzlich zur Mutter: „Ich habe da einen Brief bekommen, liebe Frau, deſſen Inhalt dich hauptſächlich berührt. Carſten Johannſen auf Düerhus fragt an, ob wir geneigt wären, ſeine Tochter Paula auf ein oder zwei Jahre bei uns aufzunehmen. Sie ſoll die feinere Küche lernen und wohl auch nebenbei etwas Unterricht genießen. Was meinſt du dazu?“

Meine Mutter ſann einen Augenblick nach. „Paula? Paula? Ach ſo, das hübſche Ding — nun entſinne ich mich erſt. Ja, wie alt iſt ſie denn eigentlich?“

Mein Vater blickte zu mir hinüber.

„Das mußt du wohl am beſten wiſſen, Fritz. Ihr habt ja viel miteinander geſpielt.“

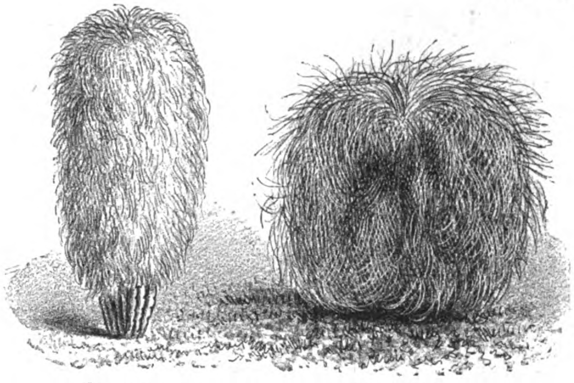
Ich ſah dunkelrot auf meinen Teller nieder und entgegnete ſtockend: „Sie iſt ſiebzehn Jahre alt — das heißt — ganz genau weiß ich es auch nicht.“

Ich wußte es ſehr genau, ich kannte ſogar ihren Geburtstag. Er fiel mit meinem eigenen in denſelben Monat, und wir waren zwei Jahre aus einander.

„So, ſo,“ entgegnete mein Vater und blickte flüchtig zur Mutter hinüber, „nun, wir können die Sache ja noch ſpäter überlegen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Kakteen.



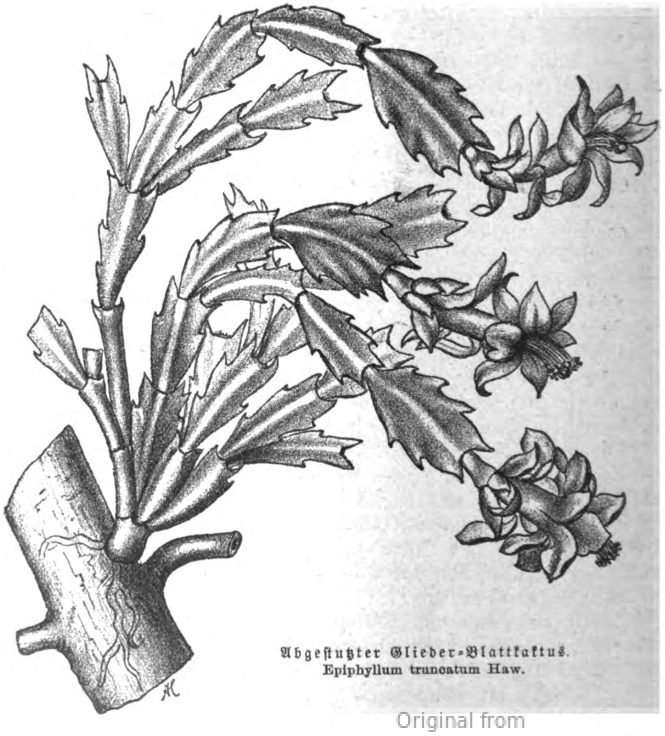
Ältere Pflanze. Jüngere Pflanze.
Greiſenhaupt-Fackelkaktus. Philocereus senilis Lem.

Unſere Ziergewächſe ſind der Mode unterworfen, ausgenommen die Roſen, die ſeit älteſter Zeit das Vorrecht genießen, außer Wettbewerb zu ſein und immer in gleicher Gunſt bei den Menſchen geſtanden haben. Die anderen ſind einmal beliebt, kommen aus der Mode und kommen auch einmal wieder in die Mode. Das haben die Nelken erfahren, die einſt zu den erkorenen Lieblingen der Gärtner und Blumenfreunde zählten, dann längere Zeit vernachläſſigt wurden und jetzt wieder Modeblumen ſind. Ähnlich ſcheint es den Kakteen oder Fackeldiſteln, wie ſie früher genannt wurden, zu ergehen. Sie hatten ſchon eine Glanzzeit und kommen offenbar jetzt wiederum in Aufnahme. Ein Beweis dafür iſt es, daß ſich in Berlin ein „Verein der Kakteenfreunde“ gebildet hat, und daß daſelbſt eine „Zeitſchrift für Kakteenkunde“ erſcheint, welche Organ des genannten Vereins iſt. Von dem Intereſſe legt auch das treffliche Werk: Die Sukkulenten (Fettpflanzen und Kakteen) von Theod. Rümpler, herausgegeben von K. Schumann (Berlin. P. Parey), dem unſre Illuſtrationen entnommen ſind, Zeugnis ab. Weiter ſpricht dafür, daß unſere großen Handelsgärtnereien in ihren Katalogen Sortimente von Kakteen anbieten, deren Preis mit 5 Mark beginnt und bis auf 3000 Mark geht. Alſo wieder ein hübſches Geburtstagsgeſchenk, wenn man ſonſt nichts weiß: eine je nachdem, was man dafür anlegen will, kleinere oder größere Auswahl von Kakteen.

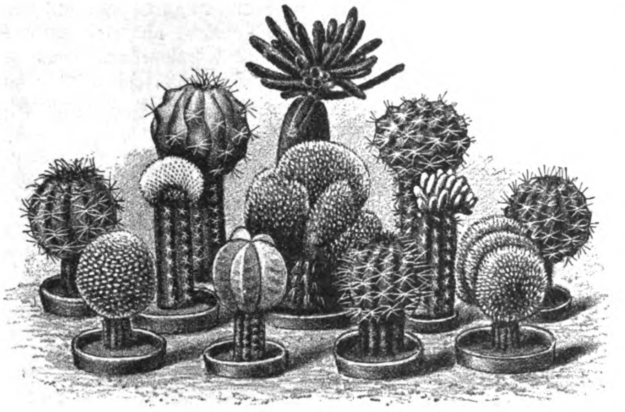
Ganz aus der Mode ſind dieſe eigenartigen Pflanzen nie gekommen. Die ſchönblütigen Arten, zumal das Epiphyllum, der allerſchönſte Cereus (Cereus speciosissimus) und die Königin der Nacht, ſind immer kultiviert worden. Alle drei ſind mit den Erinnerungen meiner Kinderzeit verknüpft. Das Epiphyllum, das ſeine ſchön roſenroten Blumen im Frühling und gewöhnlich zum zweitenmal im Herbſt hervorbringt, zogen wir am Fenſter. Wir Kinder wurden darauf aufmerkſam gemacht, daß bei dieſer Pflanze dasjenige, was wie ein Blatt ausſah, kein Blatt ſei, ſondern der blattartig abgeflachte und verbreiterte Stengel, was uns recht wunderbar und ein wenig unwahrſcheinlich vorkam, obwohl wir doch ſahen, daß die Blüten aus dem Rande dieſes blattähnlichen Gebildes hervorſproßten. Auch der allerſchönſte Cereus mit ſeinen prachtvollen großen ſcharlachroten Blüten gehörte zu unſeren Zimmerpflanzen; die Königin der Nacht endlich habe ich auch als Kind ſchon blühend geſehen, aber nicht in unſerem Hauſe. Ein reicher Kaufmann meiner Vaterſtadt zog ſie in ſeinem ſchönen Gewächshauſe, und wenn ſie zum Blühen kam, lud er ſeine Freunde mit ihren Familien ein, ſie anzuſehen. Zu den Glücklichen, die eine ſolche Einladung erhielten, gehörten wir auch. Ich erinnere mich noch genau, mit welchem Gefühl von Andacht wir abends um die zehnte Stunde — das hatte ja ſchon etwas Feierliches — in das Gewächshaus traten. O welche Wunderblume! Einer Seeroſe ähnlich, aber die äußeren Blätter orangegelb und die inneren weiß. Und dieſer köſtliche Vanilleduft! Und dann der Gedanke, daß alle dieſe Pracht mit dem Morgen ſchon wieder zerfiel. Das Ganze hatte etwas Märchenhaftes, wozu der Name „Königin der Nacht“ ſo ſchön paßte. Später habe ich noch andere Königinnen der Nacht geſehen, die ſchwarze Gewänder mit Goldſternen trugen und glänzende Diademe. Sie kamen mir aber nicht ſo ſchön vor wie die Blume, die denſelben Namen trug, ſondern machten auf mich den Eindruck des Unechten.

Dieſe drei Kaktusarten habe ich ſpäter noch oft wiedergeſehen. Das Epiphyllum wird häufig von den Gärtnern kultiviert, weil es zur Spätherbſtzeit blüht, da es wenig andere Blumen gibt. Den prächtigen ſcharlachroten Cereus habe ich manchmal auf meinen Wanderungen in den Fenſtern der Häuſer kleiner Städte geſehen, und die Königin der Nacht ſah ich wieder blühen bei verſchiedenen Gärtnern in Berlin.

Die drei genannten Kaktusarten zeichnen ſich aus durch Blütenſchönheit. Es ſind aber nicht die ſchönen Blüten, ſondern die Seltſamkeit der Formen iſt es, was die Kaktuszucht zur Liebhaberei gemacht hat. Es kommen ja die merkwürdigſten Formen in dieſer Pflanzenfamilie vor. Es gibt beblätterte Kaktusarten, zu denen die Peireskia (genannt nach Nic. Claude Peireſe, einem franzöſiſchen Gelehrten des XVI. Jahrhunderts) gehört, im allgemeinen aber haben die Kakteen keine Blätter. Die Funktion der Blätter übernimmt bei ihnen der Stengel oder Stamm, der bei einigen Gattungen, wie bei dem Epiphyllum, Blattform annimmt. Im übrigen zeigt er ſehr verſchiedene Geſtaltungen. Er erſcheint in Säulengeſtalt, er iſt peitſchen- und rutenförmig oder ſchlangenähnlich bei den Gattungen Cereus und Pilocereus, er erinnert an die Form des Igels oder Seeigels oder der Melone bei Echinopſis und Echinokaktus, blattartig iſt er bei Phyllo-



Abgeſtutzter Glieder-Blattkaktus.
Epiphyllum truncatum Haw.



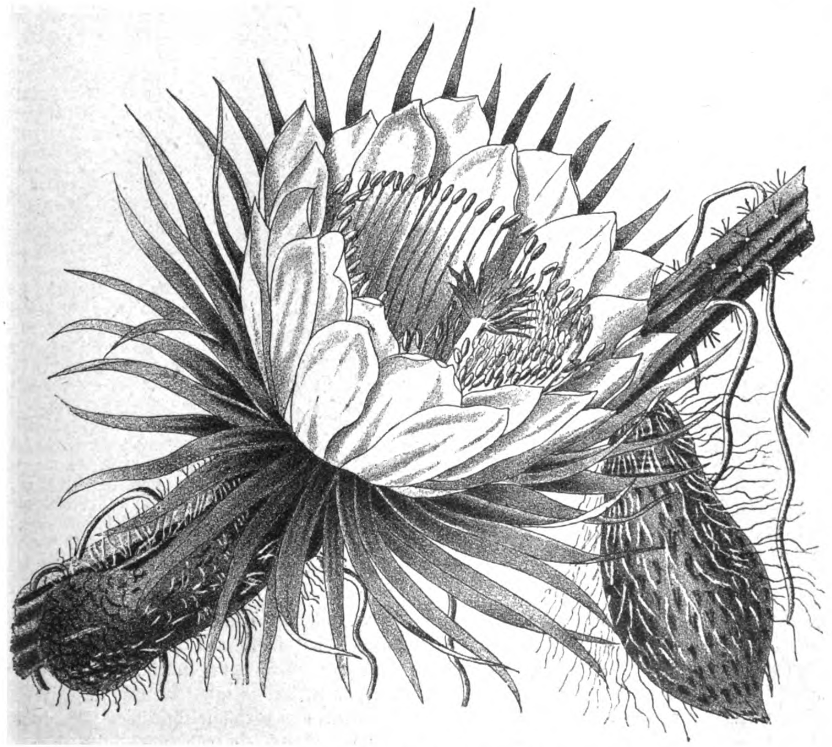
Gepfropfte Kakteen.

kaktus und Epiphyllum und aus warzenförmigen Gebilden zuſammengeſetzt bei den Mamillarien. Es kommen ſehr bizarre Formen vor; eine monſtröſe Varietät des Cereus peruvianus vergleicht Goebel in ſeinen pflanzenbiologiſchen Schilderungen in bezug auf ausgeſuchte Häßlichkeit mit dem Mops. Viele Kaktusarten verzweigen ſich, andere bilden einen einfachen Stamm. Es kommt auch vor, daß der Stamm in beträchtlicher Höhe über dem Boden aufrecht emporſtrebende Zweige treibt, wodurch die ganze Pflanze eine Geſtalt erhält, die an einen Armleuchter erinnert. Dieſe Arten ſind es, die eine Höhe von fünfzig Fuß und darüber erreichen. Die unmittelbar über dem Boden ſich verzweigenden bilden dichte Hecken und werden wegen dieſer Eigenſchaft häufig im Süden zur Einhegung von Gärten und Feldern verwendet.

Indem aber der Stamm mehr und mehr ſich verkürzt, nimmt er immer eigentümlichere Geſtalten an; er geht in die Keulen-, in die Ei-, endlich in die Kugelform über. Dieſe niedrigen Arten ſind beſonders Gegenſtand der Liebhaberei. Bei der großen Verſchiedenartigkeit ihrer Bildung nehmen ſie ſich, wenn ſie in ganz kleinen Exemplaren, wie man es liebt, zu einer Sammlung vereinigt ſind, allerliebſt aus. Man kann nichts niedlicheres ſehen. Manche aber von dieſen kleineren Arten ſind ausgezeichnet durch ſchöne, im Verhältnis zu der Größe der ganzen Pflanze ſehr anſehnliche Blüten. Im übrigen iſt es bei den Arten, die nahezu Kugelgeſtalt haben, die faſt mathematiſche Regelmäßigkeit der Form, die ihnen etwas ſo Eigenartiges gibt. Dazu kommt, daß die meiſten von ihnen mit Dornen oder Stacheln, häufig in ſehr regelmäßiger Anordnung, bekleidet ſind. Es ſind wehrhafte Pflanzen, die ihre Waffen tragen zur Verteidigung gegen Menſchen und Tiere. Durch ein Kaktusgebüſch hindurchzudringen erſcheint als eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und durchaus unratſam iſt es, ſich auf den Boden niederzulaſſen, der mit niedrigen Kaktuspflanzen bedeckt iſt. Sich in Neſſeln zu ſetzen, iſt lange nicht ſo ſchlimm. Die Kakteen aber haben ſich zu wehren, weil ſie in ihrem Innern etwas verbergen, das in den heißen und trockenen Gegenden, in denen ſie zu Hauſe ſind, als etwas außerordentlich Begehrenswertes erſcheint, nämlich Waſſer. Dieſes feſtzuhalten und zu bewahren, ſind ſie in hohem Grade geſchickt, weil ſie bei der durch den Blattmangel bedingten Beſchränkung ihrer Oberfläche und der ſehr derben Oberhaut, die ihren Stammteil bedeckt, wenig Feuchtigkeit durch Verdunſtung einbüßen. Die von ihnen aufgeſpeicherte Waſſermenge iſt manchmal ſehr groß. Der oben erwähnte Gelehrte Dr. Goebel berichtet über einen Echinokaktus, der neun Fuß hoch war und einen Umfang von neuneinhalb Fuß hatte. Sein Gewicht betrug ungefähr 2000 Pfund. Davon waren wohl 80—90 Prozent Waſſer, es war alſo in dieſer Pflanze eine Waſſermaſſe von etwa 800 Litern angehäuft.

Dem im Innern der Kakteen angeſammelten Waſſer ſtellen Menſchen und Tiere nach. Der dürſtende Wanderer verſchafft ſich dadurch ein Labſal, das ihn unter Umſtänden vor dem Verſchmachten rettet. Gut hat es der Menſch, der mit ſeinem Meſſer einen Weg zu der Erquickungsquelle bahnt. Schlimmer iſt das Tier daran. Die Pferde ſind ziemlich geſchickt darin, mit ihren Hufen die Dornen wegzuſchlagen, aber ſie gehen doch häufig durch die Wunden, die ſie bei ſolchen Verſuchen empfangen, zu Grunde.

Abgeſehen von den Dornen, die als umgewandelte Blätter angeſehen werden, haben viele Kaktusarten noch eine Bekleidung von Haaren, die ihnen mitunter ein ſehr eigentümliches Anſehen gibt. Sehr dichtſtehend, dabei lang und grau ſind ſie bei dem Pilocereus senilis oder Greiſenhauptkaktus, der ſeinen Namen mit Recht führt, denn er erinnert durchaus an das nicht kahle, ſondern noch mit vollem, eisgrauem, etwas nachläſſig gekämmtem Haarſchopf verſehene Haupt eines alten Mannes, und unwillkürlich denken wir, wenn wir dieſe Pflanze anſehen, an einen oder den anderen Greis aus unſerer Bekanntſchaft. Dieſe ſehr komiſche Pflanze — ich kann ſie

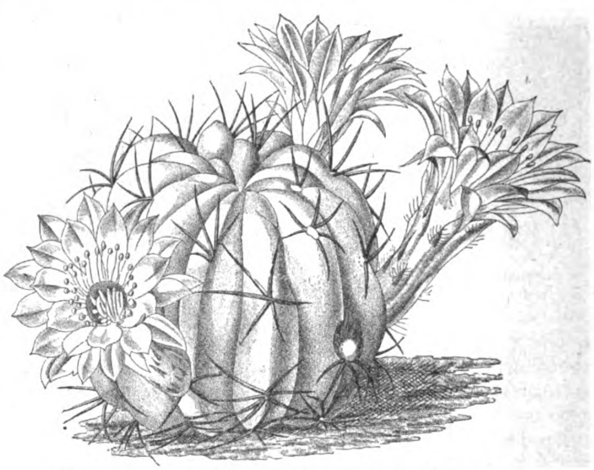


Großblumiger Fackelkaktus. Cereus grandiflorus Mill.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

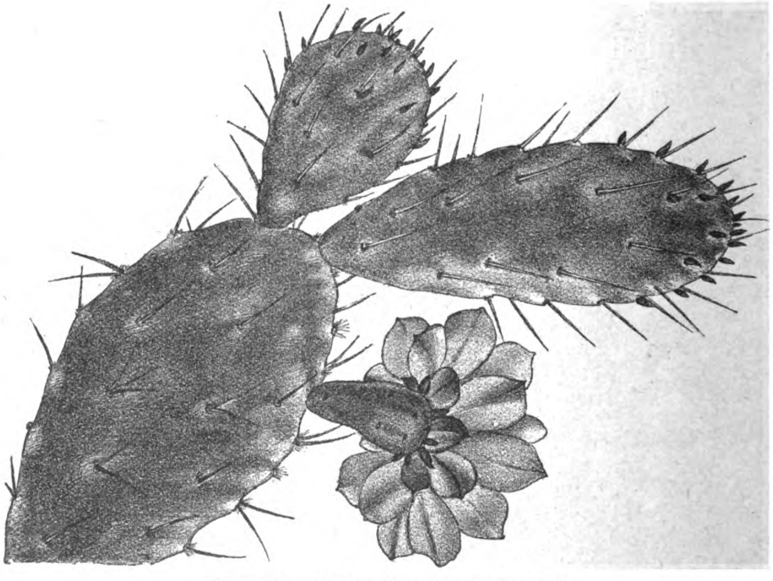
nicht anders nennen — iſt ſeit einigen Jahren durch den Handel zu beziehen, und das Stück davon koſtet 5—20 Mark.

Man hielt früher die Kakteen für eine auf die neue Welt beſchränkte Pflanzenfamilie, indeſſen iſt es neuerdings feſtgeſtellt, daß wenigſtens eine Gattung, Rhipsalis, auch im tropiſchen Afrika, ſo in den Wäldern von Kamerun, ferner auf Mauritius und Madagaskar vorkommt. Mit dieſer Ausnahme aber ſind die Kakteen Amerika eigentümlich, das ihrer über tauſend Arten beſitzt. In Amerika ſind ſie verbreitet vom 49. Grad ſüdlicher bis zum 59. Grad nördlicher Breite, wo noch eine Opuntia (O. missouriensis) gefunden wird. Ein paar Arten finden ſich in Colorado noch in einer Höhe von 3000 Metern, wo ſie im Winter mit Schnee bedeckt ſind. Im allgemeinen aber bewohnen die Kakteen die heiße Zone und haben ihre Hauptverbreitung in Mexiko. Dort iſt es der Rieſen- oder Säulenkaktus (Cereus giganteus), der bei ſäulen- oder kandelaberförmigem Wuchs eine Höhe von 20 bis 60 Fuß erreicht. In felſigen Einöden faſt die einzige Pflanze, gibt er der Landſchaft einen eigentümlichen Charakter. Faſt unheimlich erſcheinen dem einſamen Wanderer dieſe grotesken Pflanzengeſtalten in der Felswüſte. Übrigens trägt der Rieſenkaktus für Menſchen und Tiere genießbare Früchte. Gleichfalls in Mexiko zu Hauſe ſind verſchiedene ſchönblütige Arten, darunter die Königin der Nacht, welche die Botaniker Cereus grandiflorus nennen. Die ganze Schönheit dieſer Pflanze beruht auf den prachtvollen Blütenhäuptern, die auf langen mageren Gliedern ſitzen. Sie iſt nämlich eine Kletterpflanze, die in ihrer Heimat kahle Felſen überrankt. Dort aber entfaltet ſie noch einen anderen Zauber als in unſeren Gewächshäuſern. Durch die Dunkelheit leuchtend und ſüß duftend lockt ſie die großen Nachtſchmetterlinge der Tropenwelt an, die ſie, ihren Honig ſuchend, umſchwirren.



Pentlands Seeigelkaktus. Echinopsis Pentlandi S. — Dych.

Die Kakteen gewähren den Menſchen allerhand Nutzen. Die Stämme der Cereusarten (von cera, das Wachs, haben ſie ihren Namen) werden in ihrer Heimat, mit Wachs getränkt, als Fackeln verwendet. Daher kommt der Name Fackeldiſtel. Eßbare Früchte tragen mehrere Arten, darunter die Opuntia oder der Feigenkaktus, der ſeit langer Zeit ſchon in Südeuropa angebaut wird und an den Küſten des Mittelländiſchen Meeres vielfach verwildert vorkommt. Dieſe Art, Opuntia vulgaris, gedeiht noch bei Bozen in Tirol. Die Früchte dieſer und einer anderen Art, die Kaktusfeigen oder indiſche Feigen genannt werden, habe ich öfters gegeſſen, aber nicht beſonders ſchmackhaft gefunden. Sie erinnern im Geſchmack an unſere Stachelbeeren, ſind aber nicht ſo gut zu eſſen wie dieſe. Dabei ſei bemerkt, daß unſere heimiſchen Stachelbeeren den Kakteen im natürlichen Pflanzenſyſtem verwandtſchaftlich nahe ſtehen. Stachlich ſind ſie ja auch. Auf den Opuntiaarten lebt die Cochenille-Schildlaus, zu deren Gewinnung dieſe Arten, beſonders die Opuntia coccinillifera, im tropiſchen Amerika angebaut werden. Von dem kleinen Tier ſtammt der echte Karmin, das unvergleichlich ſchöne Rot, das vor der Entdeckung der Anilinfarben ein wichtiger Handelsartikel war. Die Kakteen ſind nicht ſchwer zu kultivieren. Es kommt beſonders darauf an, daß man ſie nicht zu trocken und nicht zu naß hält und daß man ſie, wenn möglich, auf demſelben Platze ſtehen läßt, den ſie einmal erhalten haben. Wer im Sommer verreiſen muß, gebe ſeine Kakteen einem gewiſſenhaften alten Herrn in Pflege oder einem Fräulein in geſetzten Jahren, auf das man ſich verlaſſen kann. Vermehrt werden die Kakteen durch Ausſaat, durch Stecklinge und vornehmlich auch durch Pfropfen. Und da nimmt es ſich eigentümlich aus, wenn ganz verſchiedene Arten aufeinander gepfropft ſind. Auch in ſolchen Fällen erfolgt das Anwachſen ohne Schwierigkeit.



Cochenille-Feigenkaktus. Opuntia Tuna Mill.

Ihrer äußeren Geſtalt nach rechnet man die Kakteen zu den Succulenten, d. h. Saftpflanzen, zu denen auch Mitglieder verſchiedener anderer Familien, Aloegewächſe, Portulaceen, Mittagsblumen, Dickblattgewächſe (darunter einheimiſche Sempervivum- und Sedumarten), Wolfsmilch und Seidenpflanzengewächſe und einige Korbblütler gehören. Bei verſchiedenen unter dieſen fällt in der äußeren Geſtaltung eine eigentümliche Regelmäßigkeit auf, die nicht nur mit den Augen, ſondern auch durch das Gefühl wahrgenommen werden kann. Indem ich das ſage, denke ich an einen beſonderen Fall. Ich kannte hier in Berlin einen jungen Mann, der vollſtändig blind war. Der hatte einen kleinen Zimmergarten von ſolchen Gewächſen, die pflegte er ſorgfältig, erfreute ſich an ihren Geſtalten und verfolgte ihr Wachstum, indem er ſie behutſam befühlte. Welch ein rührendes Bild, dieſer blinde Gärtner!

J. Trojan.

Zu unſeren Bildern.

Wir machen heute unſere Leſer mit einem der berühmteſten holländiſchen Landſchaftsmaler bekannt. Willem Roelofs, dem wir das Gemälde „Waſſerroſen" verdanken, wählt zu ſeinen Motiven faſt ſtets ernſt, faſt melancholiſch geſtimmte Landſchaften, die beinahe ausnahmslos dem holländiſchen Flachland oder den Vorbergen der Ardennen entnommen ſind. Der greiſe, vielgefeierte Künſtler lebt in Brüſſel; auch ſeine Werke ſind meiſt in belgiſchem, holländiſchem oder franzöſiſchem Beſitz — eines ſeiner bewundertſten Bilder, „Wald im Herbſt", ſchmückt das Muſeum zu Lüttich.

Ein luſtiges Bild iſt unſer zweites: „Hauſierer auf dem Lande" von Th. Kleehaas. Dem Münchener Künſtler iſt es vortrefflich gelungen, die Wirkung der ſcherzhaften Anpreiſung ſeines wandernden Geſchäftsmannes auf den Geſichtern der verſchiedenen Perſonen wiederzugeben.

Aus dem Nachlaß Meiſter Konewkas fügen wir eine kleine Silhouette bei, einen Kinderkopf, der die Zartheit und Anmut des unübertroffenen Schwarzkünſtlers mit der Schere aufs neue beweiſt.

Naturkunde.

Dem Experimentalphyſiker Prof. Dewar in London iſt es gelungen, atmoſphäriſche Luft in feſter Form zu erhalten. Als Flüſſigkeit hat Dewar die atmoſphäriſche Luft durch ſtarke Abkühlung bereits früher gezeigt. Um Wärmezufuhr von außen zu vermeiden, umgibt Prof. Dewar ſeinen Apparat mit einem faſt vollkommenen Vacuum. Er hat auf dieſe Weiſe auch Ozon in flüſſiger Form dargeſtellt. Dies iſt eine klare, tiefblaue Flüſſigkeit, die ſich jedoch bei leiſer Erwärmung unter ſtarker Exploſion wieder in Sauerſtoff zerſetzt. Die feſte atmoſphäriſche Luft ſtellt eine klare, durchſichtige Maſſe dar. Profeſſor Dewar vermag gegenwärtig noch nicht zu ſagen, ob dieſe Maſſe ein homogener feſter Körper oder eine Art von Gallerte von feſtem Stickſtoff, durchſetzt mit flüſſigem Sauerſtoff, iſt. Stickſtoff läßt ſich verhältnismäßig leicht in feſter Form erhalten, jedoch iſt Prof. Dewar die Erzeugung von feſtem Sauerſtoff bisher noch nicht gelungen.

Es war bisher noch keinem Forſcher gelungen, die Schwimmgeſchwindigkeit der Fiſche mit annähernder Genauigkeit feſtzuſtellen. Der Franzoſe Regnard will nun durch einen eigenartigen Apparat dieſe Frage der Löſung nahe gebracht haben. Er ſetzt nämlich den Verſuchsfiſch in ein ringförmiges Waſſergefäß und bringt dieſes durch einen elektriſchen Motor in Drehung, deren Schnelligkeit ſich in jedem Augenblick genau berechnen läßt. Der Fiſch verſucht zunächſt gegen den Strom zu ſchwimmen; verſtärkt man aber die Rotation des Gefäßes, ſo tritt bald der Augenblick ein, wo der Fiſch, trotzdem er unter Aufbietung aller Kräfte weiter ſchwimmt, ſtehen bleibt — ſeine Schwimmgeſchwindigkeit iſt dann nämlich gleich der der Drehung des Gefäßes. Regnard fand, daß ein Karpfen von 6 g Gewicht 59 Centimeter in der Sekunde, ein Karpfen von 3 g Gewicht 52 Centimeter in der Sekunde, ein Weißfiſch von 1 g 50 Centimeter in der erſten Sekunde ſchwammen. Die Geſchwindigkeit erſcheint bedeutend, ſie beträgt teilweiſe das Zehnfache der Länge der Fiſche in der Sekunde; weitere Verſuche ergaben aber auch, daß die Fiſche ſehr ſchnell ermüden. Das erſcheint freilich bei ihrer Situation in dem „Apparat" nicht verwunderlich.

Völkerkunde.

Am 19. Januar d. J. ſtarb der älteſte Monarch der Erde, der König Georg-Toubon von Tonga im Alter von weit über 90 Jahren. Der heidniſche Name des Königs war Tanfoahan, den er ablegte, als er vor 60 Jahren von den Wesleyanern getauft wurde. Der Nachfolger auf dem Throne des kleinen Südſeereichs iſt der Enkel des Königs, der bisher deſſen heidniſchen Namen führte. Anknüpfend an dieſen Thronwechſel auf der „politiſchen Idylle im gärenden Völkergebiete der Südſee", wie ein bekannter Reiſender von den Freundſchaftsinſeln ſagt, bringt der „Globus" einige Mitteilungen über Tonga, denen wir unter gleichzeitiger Benutzung anderen Materials nachſtehendes entnehmen. Das Königreich beſteht aus drei Inſelgruppen (Haafumhao-, Haabai- und Tongagruppe) und vier einzelnen Inſeln mit zuſammen 997 Quadrat-Kilometern und etwa 20 000 Einwohnern, darunter 350 Weißen. Die Eingeborenen ſind evangeliſche Chriſten (Wesleyaner); die rege katholiſche Miſſion hatte ſich bis 1892 nur 2315 Seelen erobert. Die Regierung beruht ſeit 1875 auf konſtitutioneller Grundlage, das aus 31 Mitgliedern beſtehende Parlament tritt alle zwei Jahre zuſammen. Die mancherlei Verſuche Englands, ſeine Herrſchaft über Tonga auszudehnen, ſind bisher an dem Freiheitsſinn der Eingeborenen geſcheitert, die ihrem Wahlſpruch „Koe otna mo soga ko koku tofia — Tonga für die Tongeſen" ſtets treu geblieben ſind. Die finanziellen Verhältniſſe des Königreichs ſind geordnet. Der König erfreut ſich einer Civilliſte von 8220 Dollars und ſogar auch einer Gardetruppe, die aus 6 Offizieren und 30 Mann beſteht.

Geſundheitslehre.

Nicht das Abſtürzen allein bringt Bergkletterern den Tod, ſondern auch ungewohntes Bergſteigen kann leicht die Urſache frühen Siechtums und der Todesgefahr werden. Folgender von Geheimrat von Ziemßen beſprochene Fall diene zur Erläuterung. Ein junger Norddeutſcher, der noch nie einen hohen Berg beſtiegen hatte, machte mit mehreren Freunden einen Ausflug auf die 2965 Meter hohe Zugſpitze und zwar thörichterweiſe raſch und haſtig. In gleich unvernünftiger Weiſe erfolgte der Abſtieg. Obwohl der junge Mann bereits am Abend desſelben Tages Anſchwellungen an den Knöcheln bemerkte, ließ er ſich nicht abhalten, am folgenden Morgen wieder einen Aufſtieg zu machen, der ihm jedoch ſchon ſehr ſchwer fiel. Am nächſten Tage ſtellte ſich ſo heftige Atemnot ein, daß er nur mit größter Mühe die Treppe ſteigen konnte, und da die nötige Schonung und Ruhe nicht beobachtet wurden, verſchlimmerte ſich der Zuſtand derart, daß der junge Mann ein Krankenhaus aufſuchen mußte, wo er wochenlang lag, bis er von Atemnot, Waſſerſucht, Schlafloſigkeit geheilt war, die als Folgen der Überanſtrengung des Herzens beim Steigen anzuſehen ſind. Prof. v. Ziemßen warnt mit Rückſicht hierauf alle, die bei größeren Anſtrengungen Herzklopfen bekommen, ferner Bergſteiger, die lange nicht aufſtiegen, namentlich aber Neulinge, mit ſchwierigen Fahrten zu beginnen, und rät immer, die nötigen Ruhepauſen innezuhalten, wenn man ſich nicht den größten Gefahren ausſetzen will. Gefährlich iſt es ferner, beim Steigen viel zu trinken, da die größere Flüſſigkeitsmenge die Arbeit des Herzens vermehrt. St.

Die Milch der an Maul- und Klauenſeuche erkrankten Kühe iſt anſteckungsfähiger, als bisher allgemein angenommen wurde. Daß ſolche Milch für harmlos gehalten wird, mag darin begründet ſein, daß ſie auf Erwachſene nur mäßig einwirkt und ihre Schädlichkeit durch Kochen gänzlich verloren geht. Einzelne Perſonen ſind jedoch empfindlich gegen das Gift der Milch und erkranken unter folgenden Erſcheinungen: ſchwaches Fieber, allgemeine Körperſchwäche, Jucken in den Händen und Fingern, Schwellung der Mundſchleimhaut, Auftreten kleiner, gelblichweißer, ſchmerzhafter Bläschen im Munde, die bald platzen und heilen. Seltener entſteht ein ähnlicher Bläschenausſchlag an den Händen und Fingern oder ſonſtwo am Körper unter gleichzeitigem Brennen im Munde und heftigem Durſte. Viel ſchwerer als Erwachſene erkranken Kinder, die ſogar, wenn Darmentzündung dazutritt, der Vergiftung erliegen. Durch gekochte Milch findet keine Anſteckung ſtatt, zeigt aber die Milch maul- und klauenkranker Tiere bereits verändertes Ausſehen und gerinnt ſie beim Erwärmen bald, ſo werden die ſchädlichen Keime nicht mit Sicherheit durch das Kochen zerſtört. Die Milch tuberkulöſer Tiere iſt ſelbſt nach dem Kochen nicht ganz unſchädlich und ſollte als Kindermilch, namentlich bei Schwächlingen, durchaus vermieden werden. S.

Militäriſches.

Wie viel trägt der preußiſche Infanteriſt in voller feldmarſchmäßiger Ausrüſtung? Bei den jüngſten Verhandlungen im Reichstage gab die Militärverwaltung genaue Angaben über dieſe intereſſante Frage. Danach beträgt das Durchſchnittsgewicht der jetzigen Belaſtung 31,253 kg einſchließlich des faſt 1 kg ſchweren Spatens, den nur die Hälfte der Mannſchaft trägt. Durch die Verwendung des Aluminiums bei der Neubeſchaffung von Zeltausrüſtungen, Feldflaſchen und Kochgeſchirren, ſowie durch anderweitige Erleichterungen hofft man die Geſamtbelaſtung bis auf 26,381 kg (einſchließlich des Spatens) herabmindern zu können.

Technik.

Selbſt die beſten Uhren ſind ſelten ganz zuverläſſig. Normaluhren gab es bisher aber nur in großen Städten und auch hier nur auf öffentlichen Plätzen. Für die Bewohner derjenigen Städte, welche ſich bereits eines Elektrizitätswerkes erfreuen, iſt daher eine Erfindung von Bedeutung, welche der Elektrotechniker F. v. Hefner-Alteneck, durch ſeine langjährige leitende Stellung in den Siemensſchen Werken bekannt, ſich kürzlich patentieren ließ, denn dieſelbe ermöglicht, das Prinzip der elektriſch regulierten Normaluhr auf das Haus zu übertragen. Die Hefner-Alteneckſchen Uhren können nämlich überall in jedes Leitungsnetz einer elektriſchen Lichtanlage eingeſchaltet werden. Der Erfinder hat berechnet, daß die Koſten für den Betrieb und das Richten der Uhren im Jahre nur ſo viel betragen werden, als eine 16 kerzige Glühlampe in 10 Stunden erfordert — nach Berliner Verhältniſſen wären dies etwa 30 Pf.

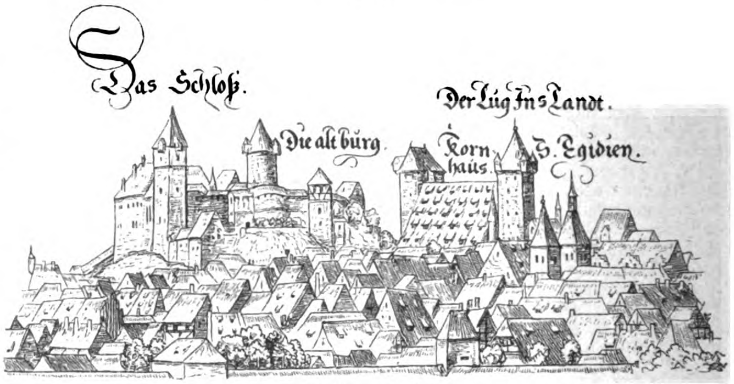
Preisausſchreiben.

Die Deutſche Landwirtſchafts-Geſellſchaft hatte vor Jahresfriſt einen Wettbewerb um Entwürfe für Arbeiterwohnungen ausgeſchrieben. Die Entſcheidung iſt jetzt gefallen, und hat für ein Vierfamilienhaus der Architekt Rathke-Deſſau den erſten, der Architekt Schuſter-Berlin den zweiten; für das Zweifamilienhaus der Baugewerksmeiſter Kempf in Bromberg den erſten, der Bautechniker Benetta in Flatow den zweiten Preis erhalten. Wir geben dieſe Notiz mit dem Bemerken wieder, daß die Entwürfe vervielfältigt werden und von der Geſchäftsſtelle der Landwirtſchafts-Geſellſchaft, Berlin, Zimmerſtraße 3, zum Preiſe von 3 Mk. bezogen werden können.

Vereine.

Am 7. und 8. März tagte in Berlin der Centralvorſtand deutſcher Arbeiterkolonien. Nach dem Bericht des Vorſitzenden, Grafen Zieten-Schwerin, beſtehen gegenwärtig in Deutſchland 25 Arbeiterkolonien mit gegen 4000 Plätzen; in den Verpflegungsſtationen befinden ſich an 10 000, in den Herbergen zur Heimat 14 000 Betten. In der am 8. März unter dem Vorſitz des Miniſterpräſidenten Grafen Eulenburg ſtattfindenden Verſammlung deutſcher Verpflegungsſtationen wurde weiterhin feſtgeſtellt, daß ſich die Zahl der Wanderer leider fortgeſetzt vermehre und die Koſten daher bedeutend wachſen. Allein in der Provinz Brandenburg iſt die Zahl der Stationsgäſte von 365 000 im vorletzten Jahre auf 475 000 im Jahre 1892 geſtiegen.

Die alte Burg in Nürnberg.


Das Schloß.
Die alt bürg
Der Lug Ins Landt.
Korn haus
S. Egidien.

Die alte Burg in Nürnberg.

Der alten Kaiſerburg in Nürnberg widmete das Daheim in Nr. 33 des XXVII. Jahrgangs eine ausführliche Beſprechung, welche von vier Illuſtrationen begleitet war, die den augenblicklichen Zuſtand des geſchichtlich ſo merkwürdigen Bauwerks wiedergaben. Heute bringen wir eine Abbildung der Burg aus der Zeit ihres Glanzes. Das Jahr der Entſtehung des Blattes, welches der „Contrafactur der Löblichen Reychſtat Nuremberg“ entnommen iſt, ließ ſich nicht genau feſtſtellen; wahrſcheinlich ſtammt es aus dem Jahre 1552, in dem der Zeichner Hans Sebald Lautenſack von dem Rate von Nürnberg 50 Gulden als Geſchenk für ſeine Anſichten der Stadt erhielt. Das Blatt gewährt übrigens wirklich einen vortrefflichen Überblick über das geſamte Bauwerk. Da finden wir, von rechts beginnend, oberhalb St. Egidien zunächſt den uralten Luginsland-Turm, dann den ſogenannten fünfeckigen Turm und zwiſchen ihnen das Kornhaus, die von Beheim erbaute „Kaiſerſtallung“. Hier lag ehedem die 1420 abgebrannte Reſidenz der Burggrafen, der Hohenzollern, am Hange des Berges, auf deſſen Höhe die eigentliche Burg und das Kaiſerſchloß ſich breitet mit ſeinem Komplex von Gebäuden, wie ſie ſich im Lauf der Jahrhunderte zuſammenfügten. Nennt die Tafel über dem Schloßthor doch vierzig deutſche Kaiſer, welche in dem „Reichsſchloß auf der Veſte“ gewohnt, beginnend mit Heinrich III (1039—56), endigend mit Joſef I, deſſen Beſuch in das Jahr 1704 fiel.

Kleine Zeitung.

In einer der großen Amſterdamer Schleifereien befindet ſich augenblicklich ein Diamant, der im rohen Zuſtand 474 Karat wog und auch nach vollendetem Schliff, bei dem er 274 Karat verlieren ſoll, der zweitgrößte aller bekannten Diamanten ſein wird. Er würde dann nämlich, da der berühmte Kohinur (jetzt im engliſchen Kronſchatz) durch wiederholtes Abſchleifen nur noch $106\,^{1}/_{16}$ Karat wiegt, zwiſchen dem angeblich 280 Karat ſchweren perſiſchen „Großmogul“, deſſen Exiſtenz aber einigermaßen mythiſch iſt, und dem Orloff des ruſſiſchen Kronſchatzes ($194\,^{3}/_{4}$ Karat) ſtehen. Der Stein iſt übrigens käuflich.

In unſerer Spielecke.

1. Kombinationsaufgabe.

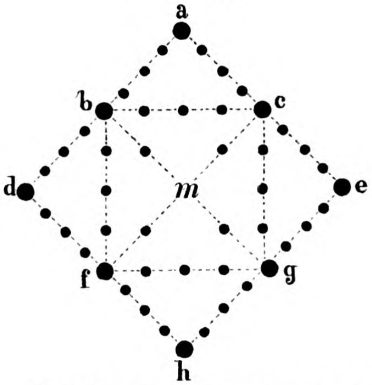
Zu ſuchen ſind 24 zweiſilbige Wörter, von denen je zwei dieſelbe Anfangsſilbe haben. Die Endſilben der zu ſuchenden Wörter ſind in den folgenden 12 Wörtern enthalten:

Bebel
Landmann
Marder
Denker
Laube
Maſſe
Gatte
Lerſe
Sage
Gera
Made
Sterlet

Beide Silben jedes gegebenen Wortes ſollen dieſelbe Anfangsſilbe haben. Z. B. wären die Wörter 1) Erbe, 2) Ferſe, 3) Degen gegeben, ſo würden dazu die folgenden Wörterpaare paſſen: 1) Trauer — Traube, 2) Hafer — Haſe, 3) Bode — Bogen.

Sind zu den gegebenen 12 Wörtern die richtigen Anfangsſilben gefunden, ſo laſſen ſich die letzteren ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben den Titel eines Werkes von Richard Wagner ergeben.

2. Punkträtſel.



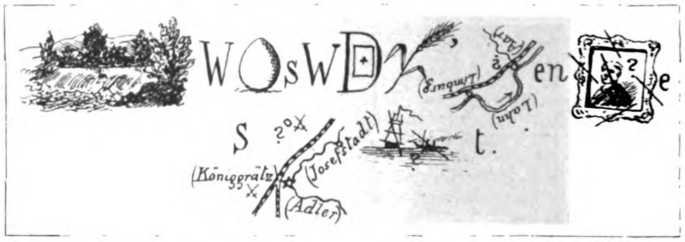
In dieſer Aufgabe iſt nur der eine in der Mitte der Figur ſtehende Buchſtabe bekannt. Wenn man aber in der unten gegebenen Reihenfolge die Punkte ebenfalls durch Buchſtaben erſetzt, ſo findet man allmählich 14 fünfſtellige Wörter, deren Anfangs- und Endbuchſtaben durch dickere Punkte bezeichnet ſind. Dieſe Wörter ſind:

1. b—g ein Weltblatt,
2. f—c der Hauptort eines gleichnamigen franzöſiſchen Arrondiſſements,
3. b—c eine der Hauptperſonen in Goethes Iphigenie,
4. b—f eine Stadt in Weſtpreußen,
5. c—g ein deutſcher Dichter des XVI. Jahrhunderts,
6. f—g ein lateiniſcher Schriftſteller,
7. a—b ein franzöſiſcher Kriegshafen,
8. a—c ein namhafter Bildhauer unſerer Zeit,
9. d—b ein deutſches Drama,
10. d—f ein Vogel,
11. e—c eine Rätſelform,
12. e—g eine Stadt in Frankreich,
13. h—f ein bekannter Kurort,
14. h—g ein großer Nebenfluß der Donau.

3. Rätſel.

Mit einem Worte wird benannt
Ein Weſen aus dem Fabelland.
Fügt ihr hinzu den rechten Laut,
Lebt vielgeſtaltig, was ihr ſchaut,
Wie auf der Erde ringsumher,
So in der Luft und auch im Meer.

Bilderrätſel.



4. Vierſilbige Scharade.

Beglückt iſt, wer der Andern Eins
Weiht ſeine Zwei, Drei, Vier.
Fern vom Gepränge äußren Scheins
Still übt das Ganze hier.
Fr. St.

5. Wechſelrätſel.

Unwiderſtehlich mit e weiß Anziehungskraft es zu üben,
Gerade wo Nachgiebigkeit ſelten zu finden ſonſt iſt.
Edler Nation ſtolzer Sproß erſcheint mit a deinem Geiſte,
Ritterlich tapfer, doch oft Extravaganzen geneigt.
M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

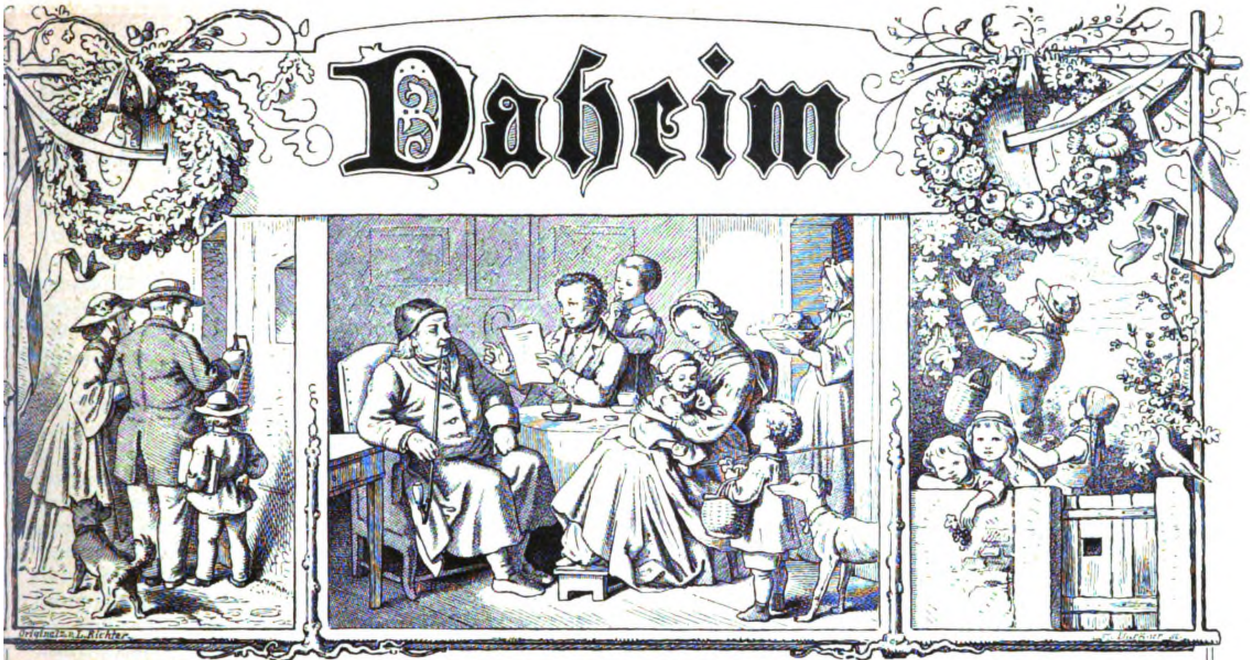
Schlüſſel und Auflöſung der Dechiffrieraufgabe in Nr. 27.

Setzt man ſtatt jedes Buchſtaben der Chiffreſchrift den fünfnächſten Buchſtaben des Alphabets, ſo erhält man die folgenden ſechs Verszeilen von Johannes Trojan.

Manchmal hernieder aus der Höh
Fällt auf die erſten Blumen Schnee.
Manch kalten Regen bringt April,
Dann werden Menſchen und Vöglein ſtill.
Kaum aber ſcheint die Sonne wieder,
Erklingen neue Jubellieder.

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Der Kampf um die Währung. Von Dr. B. Dietrich. — Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Die Kakteen. Von J. Trojan. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Waſſerroſen von W. Roelofs; Hauſierer auf dem Lande von Th. Kleehaas; Puck von Paul Konewka. — Naturkunde. — Völkerkunde. — Geſundheitslehre. — Militäriſches. — Technik. — Preisausſchreiben. — Vereine. — Die alte Burg in Nürnberg. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 22. April 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 29.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

IV.

Zu dem Froſt des eben vergangenen Tages hatte ſich Schnee geſellt. Langſam und dicht fielen die weißen Flocken, die Welt in ihren Schleier hüllend und Stadt und Land mit gleichmäßig weißem Tuche deckend. Die beiden Reiter, die in raſchem Trabe über die gefrorene Erde ritten, weckten mit ihrem Hufſchlag kein dröhnendes Echo, leiſe und ungehört verhallten die Tritte ihrer Pferde.

Beide waren jung; der eine ein hübſcher Geſell, dem das ſchwarze Barett, von dem ein paar Reiherfedern niedernickten, wohl zu dem jugendlich friſchen Geſicht ſtand. Ein Mantel von dunklem Tuch verhüllte die kräftigen Glieder bis zu den hohen Reiterſtiefeln. Wenn aber der Wind ſeine Falten lüftete, ſo zeigte ſich darunter ein feines grünes Wams vom neueſten Schnitt, reich mit Pelzwerk beſetzt. Der andere, der ſich um einige Schritt zurückhielt, war ein dem Dienerſtande angehöriger Mann in Lederwams und Kappe. Jeder von ihnen trug neben dem allgemein üblichen Schwert, das auch der friedlichſte Reiſende in jenen Zeiten nicht entbehren konnte, noch ein Dolchmeſſer von italieniſcher Arbeit im Gürtel, ein Zeichen dafür, daß ſie von einer weiten und gefährlichen Reiſe herkamen, wie ſie dazumal ohne zwingende Gründe nicht ſo leicht unternommen wurde, als heutzutage.

Schweigend ritten die beiden durch den Wald, der die Heerſtraße zu beiden Seiten begrenzte. Aber während der Vornehmere unter ihnen in Gedanken vor ſich hinblickte, ohne ſeines Roſſes ſonderlich acht zu haben, das die Unaufmerkſamkeit des Reiters ſogleich dazu benutzte hatte, aus der raſchen Gangart in eine langſamere und ihm bequemere zu verfallen, warf der andere manch unruhig fragenden Blick zu ihm hinüber. Endlich, da ihm das Schweigen zu lange währte, trabte er heran, bis er mit ſeinem Herrn in einer Linie ritt, und unterbrach deſſen Gedanken mit den Worten: „Mit Verlaub, Herr! Der Februartag iſt kurz, und ich verſpüre, daß die Helligkeit ſtark abnimmt. Wir ſind noch mindeſtens zwei Stunden von Braunſchweig entfernt, und wenn wir unſere Tiere nicht beſſer antreiben, ſo können wir das Stadtthor geſchloſſen finden. Die guten Bürger werden ſchwerlich damit warten, wenn die Sonne zur Rüſte gegangen iſt. Heutzutage thut man wohl daran, keinen mehr einzulaſſen, dem man nicht ins Geſicht ſehen kann, ob er auch arges im Schilde führt. — Ein Nachtlager aber vor den Thoren möchte Euch ſchwerlich behagen.“

„Du haſt recht, Kaſpar,“ erwiderte ſein Herr und gab ſeinem Roß die Sporen. „Das müßte ein unſicheres Nachtlager ſein in unſrem lieben deutſchen Vaterlande. Was meinſt du,“ fuhr er fort, einen Blick auf die trübe Umgebung werfend, „Deutſchland gibt uns einen unfreundlichen Empfang, der kühl anmutet nach dem ſchönen Lande Italien!“

„Herr, es iſt doch unſer Vaterland,“ ſagte der Knecht kurz.

„Du haſt recht! Aber eben, weil's das iſt, möcht ich's andres wünſchen. Ich wette, du hatteſt wenig acht auf den Weg, den wir heut zurückgelegt haben. Überall, wo die Sonne ein Loch in die Schneedecke geleckt, oder der Wind ſie hinweggezauſt hat, und wo die grüne Saat hindurchſchimmern ſollte, was haben wir geſehen? Felder, die kein Säemann beſtellt, oder Saaten, die der Roſſe Huf in den Boden geſtampft hat. Auch hier, wo wir uns der reichen Stadt nahen, grüßt kein Obſtbaum mit über die Gartenmauer herabhängenden Zweigen! Wo ſind die Zeiten geblieben, da ein ſtarkes Regiment die Edlen und Fürſten hinderte, ſich untereinander zu freſſen und zu beißen und mit ihrem Unfrieden Stadt und Land zu verzehren?“

„Ei Herr,“ meinte verwundert der Knecht, „was habt

Ihr alles zu denken gefunden, während ich an nichts dachte, als an die Freude, heimzukehren! Wer ſollte meinen, ein Herr wie Ihr, den nicht Kutte noch Tonſur drückt, könnte ſo nachdenklich ſein! Ihr ſeid doch ſonſt luſtig genug!“

Der andere ſeufzte, und Kaſpar fuhr fort: „Recht habt Ihr wohl, es ſind ſchlechte Zeiten für den Bauer und für den Bürger, Herr. Aber für einen luſtigen Burſchen, wie ich bin, ſind ſie gut genug. Er braucht nicht lange zu warten, bis er von dem einen oder von dem anderen Herrn Werbegeld bekommt, und ein luſtiges Leben und gute Beute ſind ihm gewiß. Freilich heißt es, die Haut zu Markte tragen, und was mich betrifft — aber das gehört nicht hierher. — Aber horch, Herr, was tönt dort für ein Geläut?“

Beide Reiter zogen die Zügel an. Von links her klangen deutlich regelmäßige Glockenſchläge, die der Wind herüber trug.

„Es müſſen die Kloſterglocken ſein von Riddagshauſen. Wie freundlich ſie den einſamen Wanderer grüßen! Die Mönche läuten zur Abendmette.“

„Ave Maria, Gebenedeite, bitte für uns!“ murmelte der Knecht, indem er die Kappe ehrerbietig abnahm. Auch ſein Herr hatte das Barett gelüftet. So hielten ſie beide und lauſchten den freundlichen Klängen. Plötzlich aber miſchte ſich ein anderer Ton unter das Geläut und durchbrach die friedliche Abendſtimmung. Ferne Stimmen und das Wiehern eines Pferdes wurden vernehmbar und kündigten die Nähe von Menſchen an, obgleich die fallenden Schneeflocken den Blick verhinderten, ſie wahrzunehmen. „Heilige Mutter Gottes,“ ſagte der Knecht. „Sollen wir ſo nahe am Ziel noch in Not geraten?“

„Menſchen ſind’s, Reiter ſogar,“ rief ſein Herr. „Und wer ſagt uns, was ſie im Schilde führen? Ach du liebes, deutſches Vaterland! Deine Straßen ſind längſt Räuberſtraßen geworden! Was thun wir?“

„In die Büſche, Herr — bis wir wiſſen, wer es iſt!“ rief Kaſpar, ſich ängſtlich umblickend.

Der Rat war leichter gegeben, als befolgt. Sein Herr blickte ſich um, ſo gut es die Dämmerung und der dicht niederrieſelnde Schnee geſtatteten. Sie befanden ſich auf der gewöhnlichen Heerſtraße, die von Lübeck nach Braunſchweig über Lüneburg und Celle führte. Nach links zur Ocker hin breitete ſich ein unſicherer Sumpfboden, jetzt mit Schnee bedeckt, von Erlen und niedrigem Geſtrüpp überwuchert. Nach rechts hin ſchied ein tiefer Graben den Wald von der Straße, der gefährlich zu betreten war. Und hätten ſie die Pferde auch hinüber geſpornt, drüben hinderten die dichten Bäume ihr Vordringen allzuſehr. Für eine Flucht ſah’s mißlich aus für jemand, der des Weges unkundig war; und überdies widerſtand es dem jungen Manne zu fliehen, ehe er noch die Gefahr kannte, ja wußte, ob überhaupt Gefahr vorhanden war.

„Laß uns vorwärts reiten,“ ſagte er entſchloſſen. „Käme es zum Ärgſten, ſo haben wir unſere guten Waffen.“

„Nun, Herr,“ ſeufzte Kaſpar. „Ihr ſeid klug — ſehr klug, für einen, der nicht die Tonſur trägt. Aber diesmal — Heilige Mutter Gottes, bitte für uns! — Herr, es ſind drei Jahre, daß ich nicht zur Beichte und Abſolution war. Ihr habt meine arme Seele auf dem Gewiſſen.“

„Narr, wer ſagt, daß es dir gleich an den Kragen gehen muß? Schweig und reite zu!“

Sie mochten erſt wenige Minuten vorwärts geritten ſein, als es hinter ihnen laut rief: „Halt! — Wer ſeid Ihr? — Freund oder Feind?“

„Freund!“ rief Kaſpar aus vollem Halſe, während er doch aus Leibeskräften vorwärts ritt. Aber die allzu große Eile brachte ihm Verderben. Sein müdes Rößlein ſtolperte an einer Baumwurzel, die der Schnee verdeckt hatte, und Roß und Reiter ſtürzten, zu ihrem Glück in ein weiches Schneepolſter. Der Herr hielt ſofort ſein Tier an und wandte das Geſicht den eilig näher kommenden Reitern zu. Es ſchien ein ziemlich anſehnlicher Trupp zu ſein, ſo weit er’s in dem unſichren Lichte wahrnehmen konnte. Und da ſie jetzt näher kamen, ſchienen ſie ihm durchaus kein räuberiſches Ausſehen zu haben. Voran ritten einige Knechte in Waffen, wie ſie dazumal von jeder Reiſegeſellſchaft mitgeführt wurden. Dann folgten etliche ſtattliche Reiter, die aber doch dem geübten Auge des jungen Mannes unſchwer verrieten, daß ſie Zeit ihres Lebens mehr im Seſſel, als im Sattel geſeſſen hatten, und wieder ſchloſſen Waffenknechte den Zug.

„Wer ſeid Ihr?“ frug vorreitend ein wohlbeleibter Herr.

„Das möcht’ ich Euch wohl auch fragen!“ antwortete der junge Mann ſchnell, während Kaſpar, dem die Stimme und die Statur des alten Herrn keine mörderiſchen Abſichten zu verraten ſchien, ſich langſam aus dem Schnee hob. „Wer heißt Euch ruhige Reiſende auf offener Heerſtraße anrufen, als ob ſie Räuber wären?“

„Hört ihn an, Herr Ratsſchreiber! Ein dreiſter Patron! Er ſieht aber nicht aus, wie böſer Leute Kind. Nun, junger Knabe, es iſt zwar nicht höflich von Euch, ſo zu fragen, aber weil Ihr mir nicht ausſeht, als ob Ihr zu den gottverfluchten Wegelagerern gehörtet, will ich Euch Antwort geben. Vielleicht mögen wir dann unſere Straße zuſammen fortſetzen. Wir ſind alleſamt gute Braunſchweiger Bürger. Dieſer hier iſt der Ratsſchreiber, Herr Tile Dorring, dieſe beiden Herr Dieter Sunnenberg und Herr Peter Lußke, dort Herr Lips Himſtidde, alle von den Geſchlechtern. Dort noch die Herren von den Gewerken, die ſich ſelbſt vorſtellen mögen. Ich ſelbſt bin Kurt vom Damme, einer der Bürgermeiſter der Stadt. Und wenn nun auch Ihr uns ſagen wollt —“

Weiter kam der Redende nicht, denn der junge Reiſende faßte ſeines Rößleins Zügel, daß es mit einem Satz an der Seite des alten Herrn ſtand. „Verzeiht, mein Herr Ohm,“ rief er ſchnell und freudig, „wenn Ihr mir auch heute noch erlaubt, Euch ſo zu nennen, daß ich Euch nicht gleich erkannte. Hätte mir’s doch gleich Eure Stimme ſagen ſollen, welch eine liebe Geſellſchaft die Heiligen mir zugeſchickt haben. Kennt Ihr mich nicht mehr? Habt Ihr den Henning Vechelde ſo ganz vergeſſen?“

„Ei, Henning, biſt du’s? Und wieder heimgekommen aus dem fernen Lande? Gerade in den ſchlimmen deutſchen Winter hinein? Willkommen, Jungherr! Und was das Ohmſagen betrifft, ſo bleibt’s dabei, wenn du auch nicht mein leiblicher Neffe biſt. Hat dich doch mein lieber Bruder, den Gott ſelig habe, als ſeinen Sohn erzogen!“ Und nun folgte ein herzliches Händeſchütteln vom Pferde aus. Auch die anderen Herren begrüßten Henning freundlich, denn er war ihnen allen bekannt, weil er im Hauſe des ehemaligen, im Aufruhr von 1374 gerichteten Bürgermeiſters Tile vom Damme, deſſen Frauen Bruderſohn er geweſen, als deſſen Sohn und Erbe erwachſen war. Beſonders Herr Tile Dorring, der Ratsſchreiber, verneigte ſich ſo oft, daß ein keckeres Roß, als das ſeine, darüber wohl aus der ruhigen Gangart gekommen wäre. Das aber hatte er nicht zu fürchten. „Reitet zu, Ihr Herren, reitet zu!“ rief jetzt nach der allgemeinen Begrüßung Herr Peter Lußke. „Ihr ſeht, es iſt faſt völlig dunkel, und die Nacht iſt keines Menſchen Freund!“

„Vornehmlich nicht in unſrem lieben Vaterland,“ antwortete Dieter Sunnenberg, ein fröhlicher Herr mit rötlichem Bart, nach höfiſcher Art ſpitz geſchnitten. „Aber ſeht, wir haben jetzt vier kräftige Arme und etliche Schwerter mehr in unſerer Geſellſchaft. Das iſt nicht zu verachten, wenngleich Euer Diener, Herr Henning, mehr Mut zum Davonlaufen als zum Dreinſchlagen zu haben ſcheint.“

„Armer Kaſpar!“ lachte Henning. „Hätte er nur gewußt, wer hinter ihm kam, ſo würde er Tapferkeit genug bewieſen haben. Jetzt aber, lieber Herr Ohm, erzählt mir von Braunſchweig und den Lieben daheim. Ihr ſeht, mich haben die ſieben Jahr im fernen Italien nicht zu einem Italiener gemacht! Was macht Eure Tochter Anna? Oder darf ich ſie heut noch mein liebes Bäschen nennen, wie in alten Zeiten? Iſt ſie ſo ſchön geworden, wie ſie zu werden verſprach?“

„Da ſeht ſelber zu! Es ziemt dem Vater nicht, das eigene Kind zu loben!“ Und Herr Kurt fuhr ſich mit der Hand über den grauen Bart, als müſſe er den Mund zuhalten, damit er nicht gegen ſeinen Willen vom Lobe der Tochter überfließe.

„Fragt den Ratsſchreiber,“ lachte der luſtige Dieter Sunnenberg. „Der wird Euch wohl berichten. Ich wette, es iſt nicht ſeine Schuld, daß ſie nicht den Mädchennamen längſt an den Nagel gehängt hat.“

„Die Jungfrau Anna iſt ſchön!“ ſagte der Angeredete mit ſauerſüßem Lächeln. „Und wer ſie heimführt, wird ein geſegneter Mann ſein!“

Henning maß ihn mit keineswegs freundlichem Blick. Dann wandte er ſich wieder an den Bürgermeiſter. „Und wie kommt's, daß ich Euch zu ſolcher Zeit vor den Thoren antreffe? Ich wette, daß Ihr nicht der Jagd obgelegen habt zu ſolcher Stunde und in ſolcher Geſellſchaft!“

„Ihr ſeid wahrhaftig in Deutſchland fremd geworden, wenn Ihr ſo fragt, Henning,“ ſagte Herr Kurt, und ein tiefer Seufzer kam aus ſeiner breiten Bruſt. „In Zeiten, wie dieſe, wagt ſich niemand ſo leichter Urſache wegen vor die Thore!“

„Unſer heutiger Ritt aber wird die Lage beſſern, meine ich,“ fuhr Herr Tile dazwiſchen. „Ihr müßt wiſſen, Herr Henning, daß nach dem unſeligen Tage, den auch Ihr ſo viele Urſache habt, zu bedauern, da das Geſindel Euren Ohm und ſo viele Edle von den Geſchlechtern — auch mein lieber Vater war ja darunter — zum Tode ſchleppte, daß nach jenem Tage die Hanſa uns ausſtieß, zum großen Schaden unſerer Stadt. Und obgleich etliche“ — hier warf er einen Seitenblick auf Herrn Dieter Sunnenberg — „des lachten und meinten, Braunſchweig ſtehe auch für ſich ſelbſt auf feſten Füßen, ſo iſt's doch gekommen nach meiner Meinung und Vorherſagung. Alle Städte ſagten uns auf, Handel und Wandel lagen gänzlich danieder, und die Herren vom Adel — Buſſe Duß von Magdeburg, der Schwichelde, die Steinberge, und vor allem der Wolfenbüttler Herzog Otto — rupften und zupften an uns, als ſeien wir herrenloſes Gut, daß wir wohl ganz zu Grunde gegangen wären, wenn nicht die Bürger zuletzt in meinen Rat gewilligt und bei der Hanſa Buße gethan hätten. Nun, es war ein ſaurer Ritt“ — er verzog den Mund, als ob er Eſſig in Wermut kaute — „aber ich denke, er ſoll der Stadt zum beſten ſein.“

„Wenn ich nur erſt das Reißen wieder los wäre, das mich in allen Gliedern ſchüttelt,“ ſchmollte Peter Lußke, der vierte der Braunſchweiger Herren.

„Freilich! Euren weichen Füßen wird's nicht behagt haben auf dem eiskalten Boden der Lübecker Gaſſen,“ lachte Dieter Sunnenberg. „Glaub's ſchon, daß Euch der Froſt zum Herzen geſtiegen iſt!“

„Laßt den Scherz zur Unzeit!“ fuhr Herr Peter auf. Henning aber fragte eilig dazwiſchen: „Aber ſagt, Ihr Herren, warum eint Ihr Euch nicht mit dem jungen Herzog Friedrich? Iſt er nicht Braunſchweigs angeſtammter Fürſt? Iſt nicht ein ſtarker Fürſt des Landes beſter Schutz und Schirm, wenn er die Privilegien und Gerechtſame ſeiner Bürger achtet?“

„Die jungen Herren ſitzen bei ihrer Frau Mutter Katharina im Lüneburger Schloſſe und ſpielen im Kinderſtübchen mit Marmorkugeln und Steckenpferdchen!“ ſagte Dieter.

„Lacht nicht, Herr Dieter,“ meinte Kurt ernſt. „Der Stadt Braunſchweig ſind die Flügel arg verſchnitten, Henning. Und wollte ſie auch, ſie hätte für ſich allein nicht die Macht, es mit dem Herzog von Göttingen aufzunehmen, ſo lange derſelbe als Herr in Wolfenbüttel ſitzt. Der Herzog Albrecht aber von Lüneburg, der Stiefvater der jungen Herren, hat keine Luſt, die Kaſtanien für ſie aus dem Feuer zu holen. Deshalb ſind die jungen Herzöge noch heut den unmündigen Kindern gleich gehalten, obwohl ſie dem Alter nach der Vormundſchaft entbehren könnten. Dazu kommt, daß ihr Vater, Herr Magnus mit der Ketten, in böſem Andenken ſteht. Es ſind manche der Braunſchweiger Bürger den Söhnen abhold, meinen, ohne Fürſten beſſer daran zu ſein, als mit einem ſolchen, der Land und Leute verzehrt.“

„Da ſind ſie im Irrtum!“ rief Henning lebhaft. „Der junge Herzog iſt ein frommer, tüchtiger Ritter, dazu über ſeine Jahre klug und ernſten Geiſtes. Ich kenne einen, der mit ihm zuſammen geweſen iſt am Hofe des Erzbiſchofs von Bremen, ſeines Ohms. Der rühmte viel von des jungen Herzogs Mut und Klugheit, und wie er ſich züchtig und nüchtern zurückgehalten habe von all dem wüſten Treiben, dem der Erzbiſchof an ſeinem Hofe nicht wehrt, wie es einem geiſtlichen Herrn wohl zukäme. Dieſer mein Freund hat gar oft geäußert, es würde ihn nicht wunder nehmen, wenn einſt, wie unter dem Vorfahr des jungen Herrn, Otto IV, das Kaiſertum durch ihn wieder an Braunſchweig käme!“

„Das mag wahr ſein!“ antwortete Kurt vom Damme. „Aber ſagt ſelbſt, wer mag es unſerer guten Stadt verdenken, wenn ſie, geſchwächt an Handel und Wandel wie ſie iſt, von Peſt und Feuersnot halb aufgezehrt, gedrängt von innen und außen, ohne Freunde, ohne kampfluſtige junge Mannſchaft, wenn ſie, ſage ich, nicht wagt, es mit Herrn Otto von Wolfenbüttel und deſſen Herrn Vater Ernſt zu Göttingen aufzunehmen! Wir haben uns ihrer erwehrt. Wir haben uns geweigert, Herrn Otto, dem ungetreueſten aller ungetreuen Vormünder, den Eid zu leiſten, wir haben ihm den Einzug in unſere Stadt verwehrt. Mehr können wir nicht thun. Mag der fürſtliche Knabe uns erſt eine Gewähr leiſten, daß er nicht allein kommt, daß er Freunde hat und Unterſtützung ſeiner Sache, ehe wir neue Laſten auf uns nehmen, uns neue Feinde machen. Mag er als Herr von Wolfenbüttel zu uns kommen und ſein Recht heiſchen, wir wollen's nicht wehren. Aber ſo — nein, Henning! Der Stadt Väter haben ihr Beſtes zu beraten und dürfen ſo leichtfertig nicht handeln.“

„Begebt Euch unter die Flügel der heiligen Kirche,“ miſchte ſich Dieter wieder ein. „Hildesheim, Magdeburg, Halberſtadt, alle würden ſich den Rang ſtreitig machen, unter weſſen Fittig Euch wohler wäre!“

„Wüßte ich, daß Ihr das im Ernſte ſagt, Herr Dieter Sunnenberg,“ erwiderte Kurt zornig, aber er hielt ſogleich inne. „Doch nein, ich weiß ja, daß Ihr eine Ader des Spottes in Euch tragt, die Euch oft ſehr zur Unzeit plagt. Aber hört! — War das nicht ein Raſcheln in dem Gezweig? Hört Ihr nichts?“

Einer der Knechte kam ſoeben eilend herangeritten. „Herr, es regt ſich etwas hinter uns — dort in den Büſchen iſt's nicht geheuer!“

„Hab' ich Euch nicht geſagt, ſchnell zuzureiten?“ rief Peter Lußke grimmig. „Nun mögt Ihr — Heilige Mutter, was war das?“

Im ſelben Augenblick, und ehe die Männer einen klaren Gedanken faſſen konnten, ſtürzte ſich von hinten und von der Seite eine Schar Gewappneter über ſie. Dunkle Geſtalten ſchwirrten vor ihren Augen — es klirrte und raſſelte — Schwerter ſauſten durch die Luft — Angſtgeſchrei und Schmerzgeſtöhn betäubten ſie — die Pferde ſtampften und ſchnauften. In wenigen Augenblicken war die kleine Schar der Knechte erſchlagen oder entflohen, die ganze Geſellſchaft auseinander geſtäubt. Blutend und ächzend lagen die Herren im Schnee, der im letzten Schimmer des verſunkenen Tages unheimlich rot gefärbt erſchien.

„Bindet ſie und laßt ſie aufſitzen! Und nun fort mit ihnen!“ herrſchte eine gebieteriſche Stimme durch das Getümmel und das Grauen der Dunkelheit. „Habt Ihr ſie alle?“

„Hier liegt noch einer — doch er regt ſich nicht mehr, Ew. Gnaden. Befehlt Ihr, ihn auch mitzuführen?“

Der Junker v. Schwichelde nahte ſich dem regungsloſen Henning. Eine mitgebrachte Fackel wurde entzündet und beleuchtete unheimlich die Scene des Schreckens. Rechts und links lagen einige Knechte tot im Schnee; die übrigen waren in den Wald und in die Erlenbüſche entſprungen, wie zahlreiche Spuren zeigten. Es lohnte ſich nicht, ihnen nachzuſetzen. Die Herren, die auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs möglichſt geſchont waren, ſtanden oder lagen ſtöhnend und jammernd, halb betäubt, im Schnee und ließen ſich von des Herzogs Knechten widerſtandslos knebeln. Henning aber, der wütend um ſich gehauen hatte, war von einem Streiche getroffen und gab kein Lebenszeichen von ſich. Der Herzog betrachtete aufmerkſam den Hingeſtreckten. Das Schwert hatte das ſamtne Wams zerriſſen, aus dem einzelne Tropfen Blutes quollen, und ihm überdies eine Kopfwunde beigebracht. Der Jüngling lag auf dem Rücken, das Haar von der breiten, weißen Stirn zurückgefallen, die Augen geſchloſſen, die Lippen erblichen, ein Bild des in voller Blüte geknickten Lebens.

„Schade um ihn!“ ſagte Otto. „Er hätte geſchont werden können! Auch iſt das kein Braunſchweiger. Laßt ihn liegen — und jetzt vorwärts!“

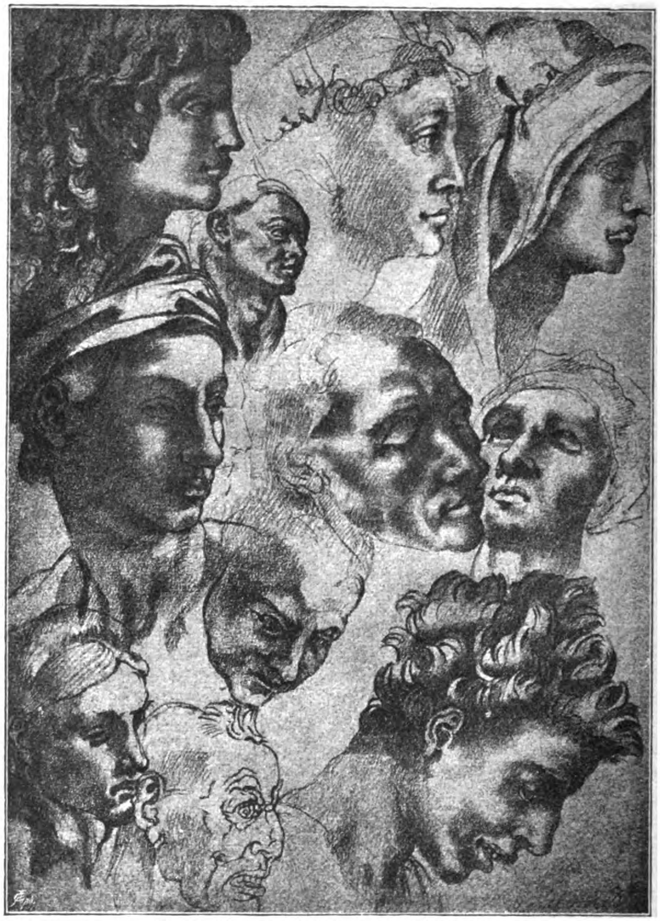
Ehe eine Viertelſtunde vergangen, lag der Wald ſtill und verlaſſen. Der Schnee rieſelte leiſe hernieder und deckte die Schläfer mit weißem Leichentuch, bald jede Spur des Überfalls verwiſchend.

V.

Anna ſtand am Fenſter und blickte hinaus durch die kleinen runden Scheiben in die endlos fallenden Flocken. Wie ſie niederſanken, ſich lautlos drehend, ineinander, durcheinander, aufeinander, bis ſie alle Unebenheiten ausfüllten, alles gleich machten, alles bedeckten, alles verhüllten! Anna ſeufzte tief.

Draußen war's dunkel; im Zimmer flackerte das helle Kaminfeuer und durchwärmte es angenehm. Aber auf des Mädchens lieblichen Zügen ſpiegelte ſich nicht die drinnen herrſchende Gemütlichkeit. Ein herber Zug lagerte um ihren ſchön geformten Mund. Sie hatte gewartet, hoffnungsvoll gewartet heut und die vergangenen Tage, und noch immer war der Vater nicht da. Da deuchte es ihr, als ob die weißen Flocken ſich wie eine ſchwere Decke erſtickend auf ihr Leben legten, es zu erdrücken. Darum ſeufzte ſie ſo tief.

Aber auch auf das Gemüt der hübſchen Muhme, die ſich auf der Bank am Ofen müßig dehnte, hatte ſich eine, ſich immer mehr vertiefende Verſtimmung gelagert. Es war nichts weniger als angenehm mit dem trotzigen Mädchen zuſammen zu leben, die ihr die Rolle, welche ſie als Verwalterin des Hauſes zu ſpielen wünſchte, immer mehr erſchwerte. Dazu kam, daß auch die Dienſtleute entſchloſſen ſchienen, ihr das Leben ſauer zu machen. Da hatte die jähzornige Frau zwanzigmal am Tage Gelegenheit, in Zorn zu geraten. Und je mehr ſie ſich ärgerte, deſto mehr, das wußte ſie ſicher, triumphierten die unholden Leute über ſie. Da machte ihr denn auch ihr altes Gebrechen immer mehr zu ſchaffen, und oft kam's vor, daß ſie kirſchrot und nach Atem ringend im Seſſel lag und in wilder Angſt nach ihren Tropfen verlangte. Je mehr ſie ſich aber in ihrer wilden Leidenſchaftlichkeit zeigte, deſto mehr verſchloß ſich Annas Herz gegen ſie. Das Mädchen hatte einen angeborenen Abſcheu vor allem Unedlen und Rohen; es war ihrem Weſen fremd und ſtieß ſie ab.



Kopfſtudien. Röthelzeichnung von Michelangelo.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.
(Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

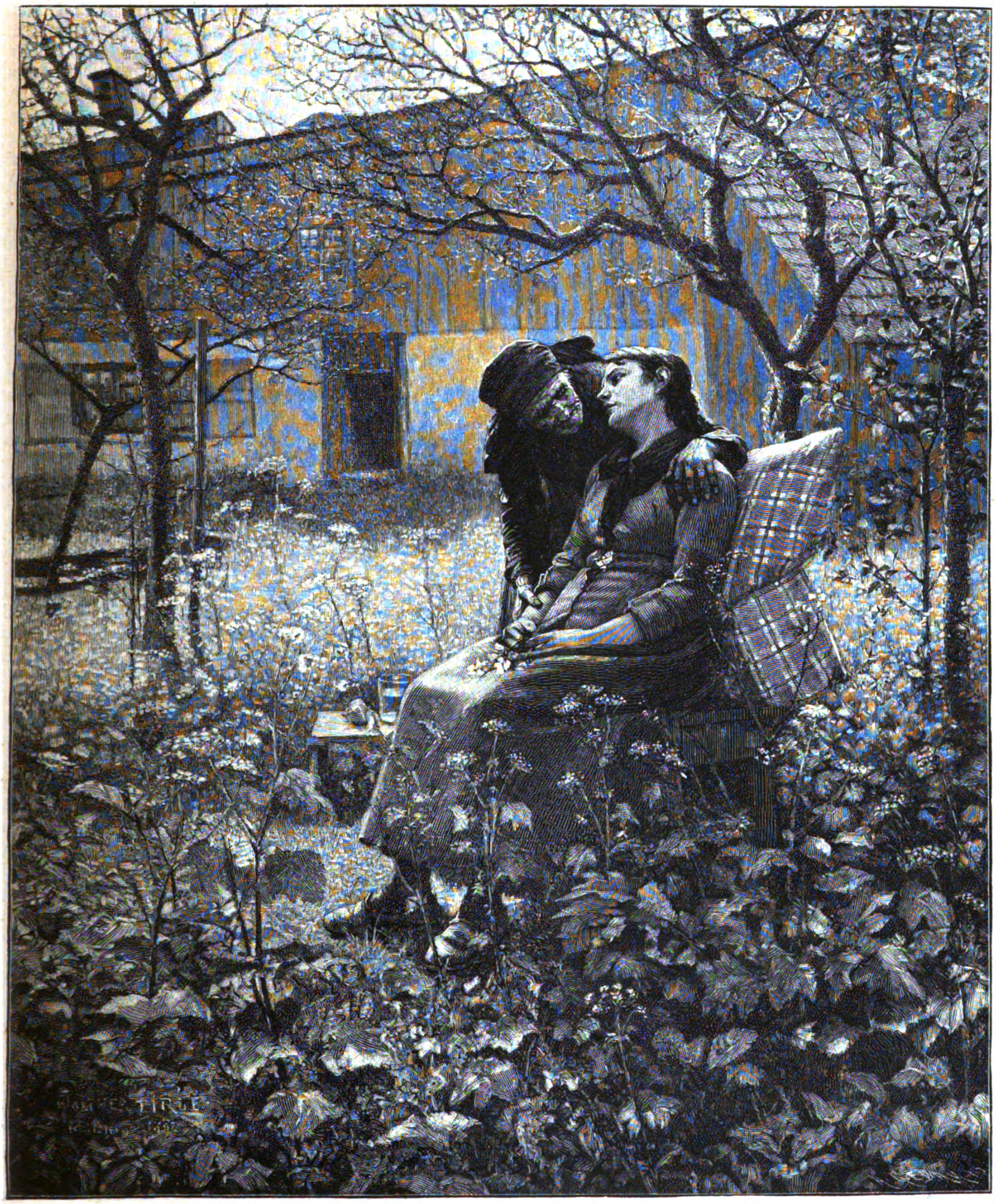
So hatten die beiden ein gar unbehagliches Leben miteinander geführt, und Frau Giſela war von Tag zu Tag mißgeſtimmter geworden. Immer mehr machte ſich bei ihr die Frage geltend, die ſie auch heute voller Unmut in ihrem Sinn erwog: was war ſchließlich der Nutzen dieſes unbehaglichen Daſeins, das ſie ſich zu erdulden auferlegt hatte? Wenn ſie nun umſonſt gelitten hatte? Wenn Herr Kurt nicht wiederkehrte? Wenn er erſchlagen oder ſonſt verdorben und geſtorben war? Sollte ſie ſich dann etwa, ſobald ſichere Kunde eingelaufen war, von dem Mädchen mit Schimpf und Schande auf die Straße ſetzen laſſen? War's da nicht beſſer, andere Gelegenheit ausfindig zu machen, wo ihre Ausſichten ſicherer waren als hier? Sie war ſehr unluſtig, und während ſie ſich verdrießlich im Seſſel ſtreckte, fühlte ſie das Bedürfnis, ihre Unluſt an anderen auszulaſſen.

„Was ſchaut Ihr aus dem Fenſter, Anna?“ fragte ſie nach langem Stillſchweigen. „Ihr werdet Euren Vater nicht herbeiſchauen! Es ziemt einer jungen Dirne nicht, ſtundenlang müßig herum zu ſtehen.“

„Ihr vergeßt, daß Ihr mir das Beiſpiel ſelbſt gebt, Muhme!“ antwortete Anna ſchroff. „Doch ſollt Ihr nicht länger Euren Ärger an mir ſehen. Ich will zur Barbara gehen und zuſchauen, was ihr in den Weg gekommen iſt, daß ſie ſo lange nicht bei uns vorgeſprochen hat. Mir ahnt, als wäre ſie krank!“

„Natürlich, daß Ihr Euch um die alte Hexe mehr kümmert, als um mich, Eure Muhme,“ antwortete Giſela in gereiztem Ton. Aber Anna hörte nichts mehr. Sie hatte das Zimmer verlaſſen, und hinter ihr fiel die Thür heftig ins Schloß.

Eine Viertelſtunde ſpäter klopfte es ans Fenſter des Beghinenhäuschens, und Barbara erſchrak, als ſie Anna gewahrte, weiß und kalt wie eine wandelnde Schneeflocke. „Was iſt Euch begegnet, Kind?“ frug ſie teilnehmend, da ſie das Mädchen aus den naſſen Kleidern herausgeſchält hatte. „Ihr zittert vor Kälte und Näſſe, und doch glühen Eure Wangen wie im Fieber?“



In der Genesung. Nach dem Gemälde von Walter Firle.

„Nichts Neues, Barbara,“ ſchluchzte das Mädchen, „immer daſſelbe traurige Lied.“ Erſchrocken blickte die alte Beghine in das erregte Geſicht. Sie ſtrich liebevoll über den blonden Kopf und die weichen Hände und hieß Anna ſich, wie ſie es gewohnt war, zu ihren Füßen niederſetzen. Sie ſprach nicht viel, aber ihre ſanfte Gegenwart that dem armen Kinde wohl, und die Art, wie ihre teilnehmende Liebe deſſen Klagen aufnahm, beſchwichtigte den Sturm in Annas Innern. Lange ſaßen ſie ſo, hörend und tröſtend, klagend und beſchwichtigend, und die Zeit verging, ohne daß ſie ſich des bewußt waren. „Es iſt mein Zorn,“ ſagte Anna endlich aufſtehend, „der mich ängſtigt, Barbara. Ich fürchte mich vor mir ſelbſt. Es ſteigt in mir auf, wenn ich die Muhme höre — ich fühl’s, daß ich einmal etwas thue, was ich nicht thun will, wenn’s ſo noch lange geht!“

„Beichtet, Kind! Ihr ſeid ſo lange nicht zur Beichte geweſen!“

„Bei wem? — Beim Dechanten?“

„Geht zu Pater Lorenz! Er wird Euch helfen!“

„Pater Lorenz, Barbara? Sagt man nicht, er ſei ein Ketzer?“

„Ach, Kind, was iſt ein Ketzer? — Fragt den Dechanten, und nach ſeiner Meinung ſind alle Frommen Ketzer geweſen! Weil er die Sünden der Pfaffen ſtraft und weil er die Heiligentage nicht ſonderlich hält, ſondern zu unſrem himmliſchen Vater und Himmelsherrn betet ohne ihre Fürſprache und Dazwiſchenkunft, darum muß er ein Ketzer heißen. Kind, ich denke, an ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen.“

Anna ſchwieg noch immer. Barbara aber, die wirklich das allergrößte Vertrauen auf den Mönch ſetzte, verließ das Zimmer, ehe ſie es ihr wehren konnte. Nach wenigen Augenblicken ſchon kehrte ſie zurück. „Der Bruder iſt nicht daheim,“ ſagte ſie, „und im Kloſter iſt man in Sorgen um ihn. Er iſt vor ein paar Tagen ausgegangen, Gaben zu ſammeln. Möge ihn der heilige Gott bewahren! Es ſieht ſchlimm aus draußen; der Schnee verſperrt alle Straßen. Aber jetzt kommt. Wißt Ihr, wie ſpät es iſt?“

Draußen empfing ſie der Wind, der ihnen dichte Schneewolken ins Geſicht trieb. „Ach, Barbara,“ ſeufzte Anna. „Gnade Gott allen denen, die jetzt auf Reiſen ſind! Ach, wenn der Vater, der alt iſt und ſeit etlichen Jahren ſo ungeſund, wenn er jetzt gerade draußen wäre!“

Sie kämpften ſich ſchweigend durch Schnee und Wind. Das ungeſtüme Wetter brachte ihnen den Vorteil, daß die Straßen frei waren. Unbehelligt kamen ſie bis zum Egidienmarkt. Als ſie aber aus dem Schatten der Egidienkirche traten, und ſo das Haus derer vom Damme frei vor ihnen lag, ſtanden ſie betreten ſtill. Vor dem Hauſe hatte ſich, trotz der ſpäten Stunde, ein Haufen Menſchen geſammelt, die eifrig redend die Hausthür umſtanden. Aus dem Hauſe fiel leuchtender Fackelſchein grell auf die vom Mondlicht nur ſchwach erhellte Straße. Im erſten Augenblick zögerte Anna, vorwärts zu gehen; es war ihr nicht angenehm, zu ſo ſpäter Zeit außer dem Hauſe geſehen zu werden. Ein Augenblick des Beſinnens aber ſagte ihr, daß nur etwas ganz Ungewöhnliches einen ſolchen Auflauf zu ſolcher Stunde vor ihrem Hauſe veranlaßt haben könne, und daß ihre Gegenwart wahrſcheinlich dringend wünſchenswert ſei. Sie ließ Barbaras Arm los und eilte vorwärts, ſo gut es der Schneeſturm erlaubte. Vor ihrer Thür hielten mehrere Pferde, um die ſich der Menſchenhaufe geſammelt hatte. Zwei derſelben waren leer, und die von ihnen abgeſtiegenen Männer waren bemüht, mit Hilfe der aus dem Hauſe herbeieilenden Dienſtleute von dem dritten Pferde einen anſcheinend lebloſen Körper zu heben, der dicht in einen langen Mantel gehüllt war. Anna ſah nichts weiter. Mit der Notwendigkeit war der Inſtinkt der Thätigkeit über ſie gekommen. Sie rief die gaffenden Mägde herbei, öffnete ein großes Gemach, das beſte des Hauſes und zunächſt an dem ihren gelegen, und rüſtete in aller Eile ein bequemes Lager. Dann ließ ſie reichliche Holzſcheite in den Kamin werfen und auf dem Herd ein helles Feuer entzünden, um den halb erfrorenen Knechten eine würzige Bierſuppe zu bereiten. Währenddeſſen aber rief ihr Herz unabläſſig: „O Mutter Gottes, Heilige, Gebenedeite! Gib, daß er lebe! Nur, daß er lebe! Ich will ihn pflegen — ich will Tag und Nacht keine Ruhe genießen, nur laß ihn leben! — Nimm mich für ihn! Hilf mir!“

Und langſam, mühſam brachten ſie ihn herauf. Gerade als die letzte Decke mit ſchneeweißem Leinentuch bezogen war, legten ſie ihn nieder. Anna wagte nichts zu fragen. War er tot? Er lag ſo unbeweglich. Zitternd kniete ſie am Fußende des Lagers, wo ſie ihn hingelegt hatten; ihr Atem ſtand ſtill, da Barbara den Mantel lüftete und ſanft von dem bleichen Geſicht wegzog. Da aber die Hülle fiel, was war das? Eine glühend heiße Blutwelle ſtieg aus Annas Herzen auf und ergoß ſich über Stirn und Wangen. Das war nicht ihr Vater. Der war alt und ſtark und grau von Haaren; hier aber lag ein Jüngling, ſchlank und totbleich, das volle lockige Haar klebte feſt an Stirn und Schläfen, und die Augen waren geſchloſſen. Ob zum ewigen Schlaf?

VI.

Die Winterſonne eines kalten Februartages ſchien ſchon längſt freundlich auf die ſchneebedeckten Zinnen und Türme der Burg von Wolfenbüttel, als Bruder Lorenz durch das Horn des Türmers aus ungeduldigem Brüten über ſeine verdrießliche Lage aufgeweckt wurde. Es war nun ſchon der zweite Morgen, den er ſehr wider ſeinen Willen auf der Burg verlebte. Denn als er an jenem Abende gepredigt, und zu ſeinem Leidweſen weder den Herzog, noch einen ſeiner unfrommen Ritter in der Kapelle geſehen hatte, deren Herzen er ſich gerüſtet hatte, mit der ganzen Wucht einer gewaltigen Strafpredigt zu erſchüttern, und als er danach das Schloß verlaſſen wollte, um in einem Kloſter der Stadt Unterkunft zu ſuchen, fand er die Thore geſchloſſen; niemand that ihm auf, denn der Herzog hatte Befehl gegeben, ihn bis zu ſeiner Wiederkehr nicht aus dem Schloſſe zu entlaſſen. So hatte er notgedrungen die Gaſtfreundſchaft des guten Gilbert angenommen, der ihm eine Kammer ſeiner Behauſung ſo behaglich herrichtete, als es eben anging.

Da er das Horn des Türmers vernahm und die Brücke in ihren Ketten raſſeln hörte, trat er hinaus, um der Dinge zu warten, die da kamen, und womöglich eine Gelegenheit zu erſpähen, ſich zu entfernen. Aber was er ſah, ließ ihn für den Augenblick aller eigenen Angelegenheiten vergeſſen. Nicht der Herzog Otto, der an der Spitze ſeines Zuges einritt, noch die ritterliche Geſtalt des Junkers von Schwichelde, der auf ſeinem Roſſe ſaß, als hätte er nicht einen zehnſtündigen Nachtritt hinter ſich, feſſelten ihn. Aber ſeine Augen weiteten ſich, als ihm inmitten der Reiſigen, die nachfolgten, die wohlbekannten und doch von Schmerz und Schreck faſt unkenntlichen Geſichter der Braunſchweiger Abgeſandten ſichtbar wurden.

Inmitten des Burghofes hielt der Zug. Gilbert, der Schließer, ward gerufen, und der Herzog übergab ihm ſelbſt die Gefangenen. „Hinweg mit Euch, Ihr Krämer von Braunſchweig,“ rief er ihnen zu. „Ihr habt Euch meiner Herrſchaft nun ſieben Jahre erwehrt. Jetzt mögt Ihr ſie koſten. Ihr ſollt mir zahm werden! Hinweg! Kommt, Junker,“ wandte er ſich dann an den Schwichelde, „ein guter Imbiß wird Euch und mich erfreuen. Aber ſieh da! Steht dort nicht der fromme Mönch, deſſen Predigt wir arg verſäumten? Wie gefällt’s dir bei uns, Geſell?“

„Wie dem Vogel, der ſich nach dem Horſt ſehnt — wie der Schwalbe, die ihr Neſt ſucht. Ich will Eure Hoheit bitten, mich nach meinem Kloſter zu entlaſſen.“

„Gedulde dich, kecker Geſell. Du kommſt mir gelegen, eine Botſchaft an die tapferen Braunſchweiger auszurichten. Da, ſieh dir unſere Freunde dort recht an, damit du der guten Stadt gut berichten kannſt. Gilbert, du ſtehſt für ihn! Kommt, Junker!“ Die beiden Herren verſchwanden in dem engen Thorweg, der zur Treppe und zu den oberen Gemächern der Burg führte.

(Fortſetzung folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Meine erſte Auffahrt mit dem „Humboldt“.

Von Premierleutnant Groß.

Ungeduldig an ſeinen ihn feſſelnden Halteleinen zerrend, vom leichten Morgenwinde ſanft bewegt, ſtand der prächtige Rieſenballon „Humboldt“ auf dem grünen Platze hinter der Techniſchen Reichsanſtalt in Charlottenburg am Morgen des 1. März zu ſeiner erſten Luftreiſe bereit.

Noch waren wir mit der Anbringung der zahlreichen meteorologiſchen und aeronautiſchen Inſtrumente und Apparate beſchäftigt, hatten ſoeben unſere Pelze und den Frühſtückskoffer in der Sitzbank des Korbes geborgen, als uns die zahlreich den Ballon umſtehenden Freunde zuriefen, daß die allerhöchſten Herrſchaften kämen. Ihre Majeſtät die Kaiſerin fuhr, von den drei älteſten Prinzen begleitet, im offenen Wagen heran, gefolgt von einem zahlreichen Hofſtaate, und betrat das von Guirlanden und Tannen umgebene, mit Teppichen belegte Podium. Kurze Zeit darauf erſchienen Se. Majeſtät der Kaiſer, ließen ſich die an der Fahrt beteiligten Herren Profeſſor Dr. Aßmann und Dr. Kremſer, Oberbeamte des Kgl. Meteorologiſchen Inſtituts, vorſtellen und ſich von mir, als dem Führer des Ballons, auf das eingehendſte unſere aeronautiſche und inſtrumentelle Ausrüſtung erklären. Während die Königlichen Prinzen die Piloten-Ballons, welche uns den Weg weiſen ſollten, losließen, beſtiegen wir den Korb, überſchauten mit prüfendem Blick ſchnell noch einmal alles, dann erfolgte das Kommando „Achtung — los!“ Majeſtätiſch ſtrebte der mächtige goldgelbe Ballon, von der Sonne beſtrahlt, den ſchimmernden Wolken entgegen.

Jene überlegene Ruhe, die den Luftſchiffer erfüllt, ſobald er ſich erſt in ſeinem Elemente ſchwimmend fühlt, trat an Bord des Ballons ein; die Männer der Wiſſenſchaft machten ihre Inſtrumente klar, ich erwiderte noch den Gruß der hohen Herrſchaften dort unter mir, dann trat ſchon nach zwei Minuten der Ballon in die Wolken, die mit ihrem duftigen ſilberhellen Schein uns neidiſch den prächtigen Anblick der Weltſtadt raubten. Der Ballon durcheilte in mächtigem Fluge in einer einzigen Minute die Wolken und ſtrebte dem dunkelblauen Äter entgegen. Wir ſpürten den ſchnellen Lauf an einem läſtigen Druck auf unſeren Ohren und an dem Geruch des Gaſes, welches dem Sicherheitsventil entſtrömte. Durch einzelne Lücken in den Wolken wurden wieder Teile der Stadt unter uns ſichtbar, auf dem Wolkenmeere erſchien der Schatten des Ballons von einem prächtigen Regenbogen wie von einem Heiligenſcheine umringt.

Doch wir hatten keine Zeit, uns des großartig ſchönen Anblicks lange zu freuen; die Arbeit war verteilt, ein jeder widmete ſich emſig der Beobachtung ſeiner ihm zugewieſenen Inſtrumente. Die Mitführung ſelbſtregierender Apparate erleichterte uns ganz weſentlich die Arbeit. Ein Barograph ſchrieb mit ſicherer Feder kontinuierlich den Luftdruck und die Zeit und ſomit die Flugbahn des Ballons ſelbſt nieder, ein Thermograph that ein Gleiches bezüglich der Temperatur, indem derſelbe noch gleichzeitig, an einer Gliederkette abrollend, durch ſein Gewicht einen Exhauſtor trieb, der ihm fortgeſetzt friſche Luft zuführte. Zur Kontrolle und Ergänzung beider Inſtrumente diente ein Aßmannſches Aſpirations-Thermo- und Pſychrometer, welches weit außerhalb des Korbes in einem Geſtell ruhend, mit Hilfe eines Fernrohres abgeleſen wurde, ferner ein Aneroid- und Queckſilber-Barometer. Luftfeuchtigkeit und Sonnenſtrahlung mußten abgeleſen und notiert, der Weg des Ballons auf der Generalſtabskarte mit dem Kompaß verfolgt und eingezeichnet werden, kurz, es gab Arbeit genug dort oben in dem luftigen Korbe, in welchem zunächſt noch wenig Raum und Gemütlichkeit vorhanden war, da Ankertau, Schleppgurt und die zahlreichen Ballaſtſäcke uns den Platz ſtreitig machten.

Der Ballon ſtieg bereits langſamer und fand ſchließlich in 1000 m Höhe ſeine Gleichgewichtslage. Die Wolken unter uns ſchloſſen ſich immer enger zuſammen, nachdem wir zuletzt den Schießplatz Tegel und die Irrenanſtalt Dalldorf noch erblickt und erkannt hatten. Wir beſaßen alſo rein nördlichen Kurs, eine wenig erfreuliche Beobachtung, da der Wind uns auf dem nächſten Wege der Oſtſee zutrieb. Während Dr. Kremſer unermüdlich die Inſtrumente beobachtete und notierte und Profeſſor Aßmann von dem Wolkenmeere einige photographiſche Aufnahmen machte, ſchaffte ich zunächſt beſſere Ordnung im Korbe, hängte die 21 Sandſäcke nach außen und ließ mit Hilfe einer Bremsrolle das Ankertau und den Schleppgurt abrollen. Nachdem dieſe Arbeit gethan, wurde es gemütlich im Korbe, wir konnten, nachdem ich durch Ballaſtauswurf den Ballon zu weiterem Steigen veranlaßt hatte,

Frühlingshoffen.

Das ſingt und klingt, das jubiliert
In Berg und Thal und Klüften;
Das rauſcht und brauſt, das muſiziert,
Das ſchmettert in den Lüften,
Als zög ein König ein ins Land
Und weckte mit gewalt'ger Hand
Das Leben aus den Grüften:

Ein König iſt's fürwahr, ein Held,
Vor dem ſich alle neigen;
Ein König, wie man in der Welt
Nicht findet ſeines gleichen —
O König Lenz, wer kennt dich nicht?
Wer ſehnt ſich nicht nach deinem Licht,
Nach deinem Blütenreigen?

Wie trugen Berg und Thal ſo lang
Die winterlichen Spuren!
Kein Quellenrauſchen, kein Geſang
Auf den erſtarrten Fluren;
Die Welt lag wie ein Todesbann,
Nur ſtöhnend durch den finſtern Tann
Die Wirbelwinde fuhren.

Nun iſt der böſe Traum vorbei.
Vom Sonnenſtrahl getroffen
Liegt Berg und Halde wieder frei,
Die Welt iſt wieder offen. —
Und wieder offen iſt mein Herz;
Es ringt und ſchwingt ſich himmelwärts —
O ſel'ges Frühlingshoffen!

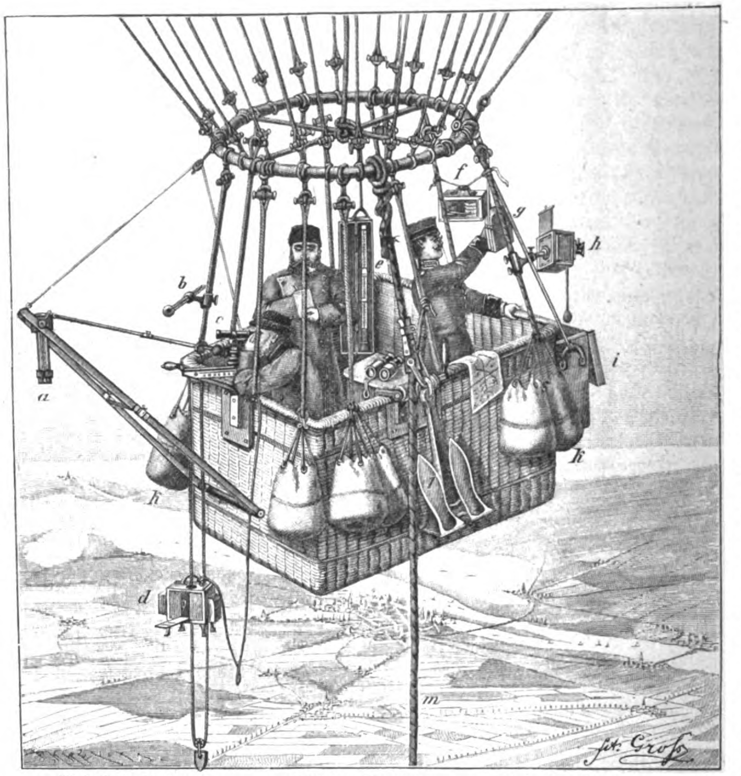
Georg Vogel.

L. Hellmuth
1891

ſogar daran denken, unſere durch die trockene Luft ausgedörrten Kehlen mit Moſelwein zu befeuchten, auch ſchmeckten uns die Kaviarbrötchen der Frau Profeſſor Aßmann, unſerer „Ballonmama“, ganz ausgezeichnet.

Solch ein Frühſtück im Korbe eines mehrere Tauſend Meter hoch ſchwebenden Ballons hat einen eigenen Reiz, es ſchmeckt doppelt gut, man denkt der Lieben dort unten, welche uns das Köfferchen mit all den ſchönen Sachen gefüllt haben, und blickt mit Intereſſe den entleerten Papierhüllen nach, welche aus dem Korbe geworfen in luſtigen Sprüngen zur Erde flatternd unſere Grüße hinabbringen.

Nach einſtündiger Fahrt lichteten ſich die Wolken unter uns, ſie verſchwanden allmählich am nordweſtlichen Horizont. Die Erde, nur noch mit einem zarten transparenten Schleier bedeckt, erſchien in bläulichen und violetten Tinten. Jetzt galt es, wiederzufinden, wo wir waren. Unter uns ſchlängelte ſich in zahlloſen Windungen ein ſchiffbarer Fluß, neben ihm herlaufend und ſeine Windungen häufig abſchneidend, erblickten wir einen Kanal, von einem ſchmucken Städtchen nach Oſten abzweigend einen weiteren Waſſerlauf mit zahlreichen Schleuſen. Ein Blick auf Karte und Kompaß belehrte mich, daß das Städtchen nur Liebenwalde am Einfluß des Finowkanals in die Havel ſein könne. Sehr bald gelang nun auch die weitere Orientierung, die ich während der Fahrt nicht mehr verlor. Dann wurden die großen Seen der Schorfheide und am Horizonte im Norden das Stettiner Haff ſichtbar. Wir berieten jetzt, wie wir die weitere Fahrt geſtalten wollten, der Ballon war kaum 2000 m hoch und trieb in mehr nordöſtlicher Richtung auf die ſchon ſichtbare Oſtſee zu; es galt alſo handeln, wenn wir die Kraft des Ballons voll ausnutzen wollten. Wir beſchloſſen, ſo hoch zu ſteigen, als uns der noch vorhandene Ballaſt von 19 Säcken geſtatten würde. Ich ſchüttete daher von nun an, ſobald der Ballon im Fluge nach oben erlahmte, immer einen vollen Sack Ballaſt aus und zwang hierdurch den Ballon, ganz allmählich auf faſt 5000 m zu ſteigen.

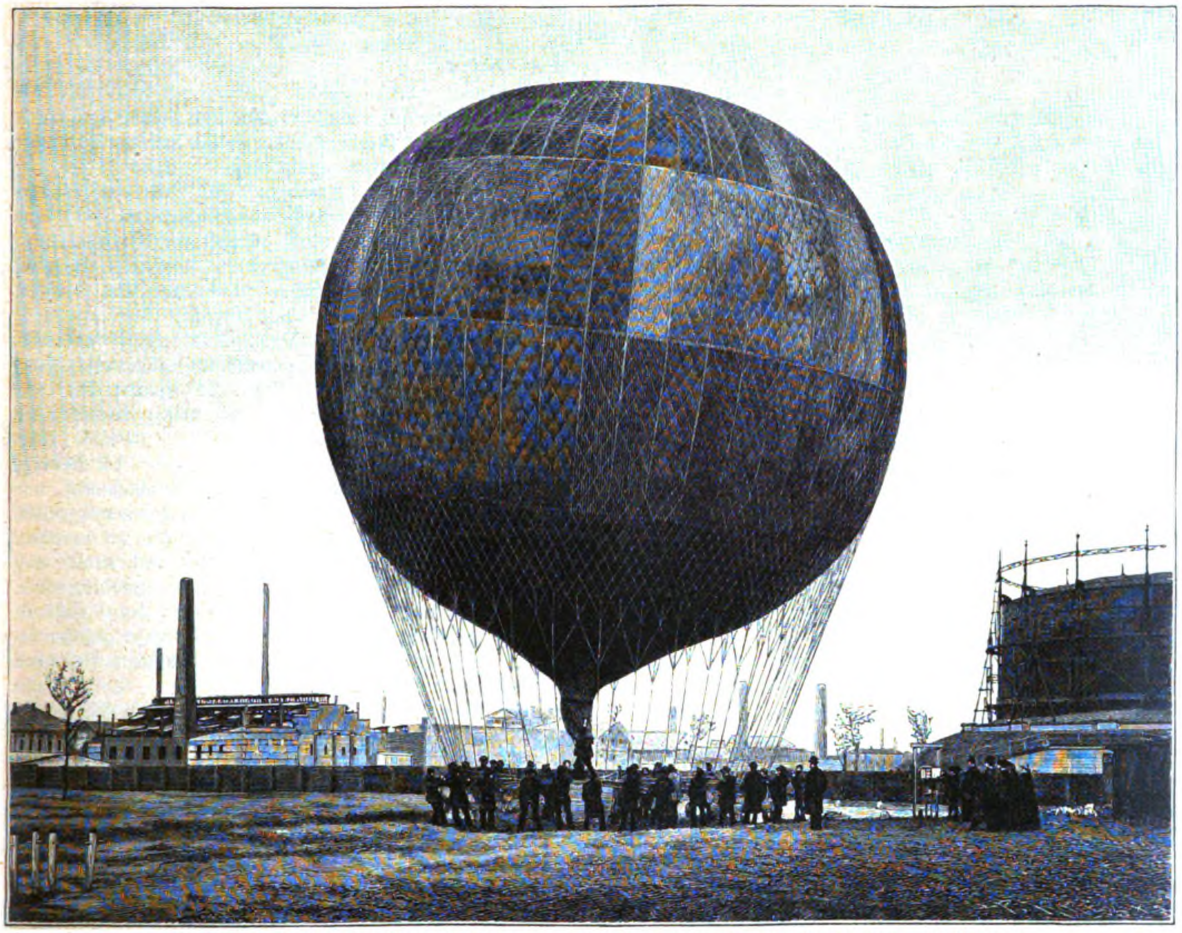


a. Aſpirations=Pſychrometer.
b. Sonnenſchein=Thermometer.
c. Ableſe=Fernrohr.
d. Aſpirations=Thermograph.
e. Queckſilber=Barometer.
f. Barograph.
g. Aneroid=Barometer.
h. Photographiſcher Apparat.
i. Inſtrumentenkoffer.
k. Ballaſtſäcke.
l. Anker mit Gleitſtück.
m. Ankertau.

Im Korbe des Ballon Humboldt, 5000 Meter über Stettin. Zeichnung von F. A. Groß.

Die Temperatur nahm rapide ab, das Thermometer ſank bis auf 20 Grad Kälte, die Luftfeuchtigkeit verſchwand faſt gänzlich; doch ſpürten wir, nachdem wir unſere Pelzſtiefel angezogen hatten, keine weſentlichen Beläſtigungen des Körpers, trotzdem wir uns in der Höhe des Mont Blanc befanden. Eine bemerkbare Schwächung der Kräfte ſtellte ſich aber doch bald ein, das Heben eines Sandſackes machte mir bereits Schwierigkeiten, und ich mußte häufiger um Unterſtützung bitten. In den höheren Luftſchichten drehte der Wind immer mehr nach SW. und ſchließlich faſt rein nach W. herum, ſo daß wir dem Haff und der Oſtſee, welche bereits prachtvoll klar vor uns lagen, nicht mehr näher rückten, ſondern über die großen Uckerſeen bei Prenzlau auf die Oder ſüdlich Stettin zutrieben. Ein großartig ſchöner Anblick wurde uns 4500 m über der Oder um drei Uhr nachmittags zu teil: das Stettiner Haff, noch vom Eiſe bedeckt, die Inſeln Uſedom und Wollin, Swinemünde mit ſeinem Leuchtturme wie ein Stecknadelknopf groß, dahinter die Oſtſee, tief dunkelblau bis Colberg hinauf ſichtbar, breiteten ſich vor unſeren Augen aus. Die Eisbarre der Oſtſee erglänzte ſchimmernd im Sonnenlichte. Auf der weit über ihre Ufer getretenen Oder, an welcher Stettin, Greiffenhagen, Garz und Schwedt gleichzeitig ſichtbar waren, zogen die Segelſchiffe wie kleine Schwäne dahin, hinter der Oder waren bereits die großen Seen Hinterpommerns, namentlich der ſchön geformte Madüſee und der große Lübbeſee, zu erkennen.

Ich durfte jetzt nicht mehr der Neigung des Ballons zum Fallen entgegentreten, da ich nur noch knapp ſo viel Ballaſt beſaß, um den Fall aus unſerer gewaltigen Höhe gefahrlos zu mildern. Während der Ballon wie ein landender Vogel gravitätiſch zur Erde niederſchwebte, etwa 100 m in der Minute fallend, verpackten wir die zerbrechlichen Inſtrumente in dem weich gepolſterten Lederkoffer, welcher an der Außenſeite des Korbes hing. Unſere Kräfte nahmen wieder zu, die wiederkehrende Wärme der Erde that uns wohl, kurz es waren nur angenehme Gefühle, mit denen wir uns der Mutter Erde näherten. Noch hatte ich das Landungsterrain nicht genau beſtimmt, da ich noch die Wirkung unſeres Schleppgurtes erproben wollte. Es gelang mir denn auch, den Ballon in etwa 50 m Höhe ſo in das Gleichgewicht zu bringen, daß er jetzt, ſein Schleppſeil nach ſich ſchleifend, über die Erde dahinglitt, ohne ſie zu berühren. So fuhren wir weiter über die Felder, über einen Wald, über ein Dorf, auf deſſen Dächern der Schleppgurt eine originelle Muſik hervorbrachte. Mit lautem Geſchrei folgten uns die Dorfbewohner und verſuchten auch einmal vergeblich, uns im Fluge aufzuhalten. Als wir uns jetzt einem ſtattlichen Herrenhauſe mit ſchönem Park näherten, beſchloß ich die definitive Landung. Unmittelbar hinter einem Gehölz ließ ich den Anker an ſeinem Tau hinabgleiten und öffnete das große Landungsventil. „Achtung, Klimmzug!“ Ein mäßiger Aufprall des Korbes, ein gelinder Ruck wurde verſpürt, der Anker hatte ſich in dem weichen Ackerboden tief eingefreſſen, der Ballon war gefeſſelt. Der Korb kippte jetzt um, da der Ballon ſich ſchnell entleerte und im Winde ſich umlegte. Doch plötzlich klagt der Profeſſor Aßmann: der Korb iſt ihm auf ſein rechtes Bein geſchlagen, welches er zu weit heraus geſtreckt hatte, und hat ihm das Bein über dem Knöchel zerbrochen.



Der Ballon Humboldt, auf dem Platze an der Techniſchen Reichsanſtalt zu Berlin, fertig zur Abfahrt.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Ottomar Anſchütz in Berlin, deſſen Anſtalt für Reihenaufnahmen ſich auf demſelben Terrain befindet.

Es war ein tragiſches Mißgeſchick. Alles war ſo prachtvoll ſchön gelungen vom Aufſtieg bis zur Landung, und nun verdarb uns dieſes Unglück die ganze Freude an der Fahrt. Wir betteten den Profeſſor auf unſeren Pelzen im Acker, bis ein Wagen ihn abholte. Während er mit Dr. Kremſer nach dem nahen Gute Wuſſow bei Naugard fuhr, entleerte ich den Ballon und verpackte ihn mit Hilfe der zahlreich herbeigeeilten Landbewohner auf einem Leiterwagen, der unter ſeiner Laſt faſt zuſammenbrach. Vom benachbarten Gute erſchien im leichten Jagdwagen, die feurigen Rappen ſelbſt lenkend, die liebenswürdige Schloßherrin, die Gräfin K., welche mich ſelbſt nach Wuſſow fuhr. Hier hatten bereits meine beiden Reiſebegleiter bei der gaſtfreien, liebenswürdigen Familie von Dewitz herzlichſte Aufnahme und Pflege gefunden, der Verletzte lag ſchon mit eingegipſtem Beine im Bett und trug ſein Mißgeſchick mit gutem Humor. Am andren Tage reiſte Dr. Kremſer nach Berlin zurück; ich ſelbſt verlebte noch einen weiteren Tag auf dem Gute und ſchied mit dem dankbaren Gefühle von meinen liebenswürdigen Wirten, daß die Gaſtfreundſchaft nicht die geringſte der Tugenden unſerer jetzt ſo viel angeärgerten Großgrundbeſitzer iſt.

So verlief die erſte Fahrt des Ballons „Humboldt“. Sie hatte uns gezeigt, daß dieſer Ballon ein gutes ſicheres Luftfahrzeug iſt trotz des Unglücksfalles bei der Landung, welche ſonſt durchaus glatt und normal verlief; ſie hatte uns ferner bewieſen, daß wir mit Hilfe der vollkommenen Inſtrumente ſehr wohl im ſtande ſein werden, durch Erforſchung der Atmoſphäre bis in jene Höhen, die dem Menſchen überhaupt noch zugänglich und erträglich ſind, der meteorologiſchen Wiſſenſchaft und der Phyſik der Atmoſphäre überhaupt wichtige Aufklärungen zu verſchaffen und die zahlreichen, noch unbekannten oder unbeſtimmten Vorgänge, welche ſich über unſerer Erde im Luftmeer abſpielen, zu klären. Hierzu aber ſind zahlreiche, zu jeder Jahres-, Tages- und Nachtzeit ausgeführte Fahrten erforderlich, denn eine einzelne Fahrt gibt nur ein Glied jener Kette, welche den ewigen, nur ſcheinbar regelloſen Wechſel unſerer Witterung treibt. Sind es auch nur trockene Zahlen und dem Laien unintereſſante Linien, welche als Reſultate dieſer Luftfahrten zur Erde zurückgebracht werden, ſie gewinnen Leben und Bedeutung, wenn ſie vergleichend zuſammengeſtellt und von der Forſchung und Wiſſenſchaft verarbeitet werden.

Unſere Kenntnis der Vorgänge in der Atmoſphäre beruhte bisher auf den Reſultaten der Meſſungen auf Berggipfeln und den wiſſenſchaftlichen Luftfahrten des engliſchen Forſchers Glaiſher. Jene geben uns aber nie den Zuſtand der freien Atmoſphäre, da jene Hochſtationen ganz weſentlich von ihrem Untergrunde, den Fels- und Eismaſſen der Gebirge, beeinflußt werden. Glaiſhers mit bewunderungswürdiger Energie ausgeführte Fahrten (1863—65) ergeben nicht einwandsfreie Meſſungen, da ſeine Inſtrumente nicht vollkommen genug waren; auch bedürfen ſie noch der Ergänzung auf manchem Gebiete. Jetzt erſt ſind die Inſtrumente zum Meſſen der Lufttemperatur und Feuchtigkeit, zweier Faktoren, von denen der ewige Wechſel unſerer Witterung bedingt wird, ſo vervollkommnet, daß ſie uns, unbeeinflußt von der Sonnenſtrahlung und ſonſtigen ſtörenden Einflüſſen, den wahren Zuſtand der Luft anzuzeigen vermögen. Jetzt iſt es daher auch eine doppelt lohnende Aufgabe, mit Hilfe eines leiſtungsfähigen Ballons in die Atmoſphäre vorzudringen, die Forſchungen Glaiſhers wieder aufzunehmen und zu vervollkommnen.

Düerhus.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Nach dem Eſſen ſaß ich im Garten unter der Linde. Die Fenſter der Wohnſtube ſtanden offen, und meine Eltern ſprachen miteinander; ſie wußten wohl nicht, daß ich in der Nähe ſei.

„Fiel es dir nicht auf?“ ſagte meine Mutter.

„Ich habe ſchon früher eine ähnliche Beobachtung gemacht,“ entgegnete der Vater, „aber ich lege kein großes Gewicht darauf. Das ſind Kindereien.“

„Einerlei. Wenn ſie ſich ſo weiter entwickelt hat, muß ſie ſehr hübſch geworden ſein, und ich meine, daß wir als Eltern die Pflicht haben —“

Die letzten Worte entgingen meinem Ohr, dann hörte ich wieder die Stimme meines Vaters: „Ich habe Verbindlichkeiten gegen Carſten Johannſen und ich glaube faſt, daß ſeine Bitte noch einen anderen Grund hat.“

„Einen anderen?“

„Ja, du weißt, daß ich im vorigen Jahr in Flensburg auf dem Lehrertage mit unſerm alten Küſter Jenſen zuſammentraf. Er erzählte mir unter anderm, daß Olaf Peterſen — weißt du, der Sohn des Krämers — gänzlich verbummelt ſei. Er ſtelle allen Mädchen im Dorfe nach und habe es beſonders auf —“

Das Geſpräch wurde wieder undeutlich und entfernte ſich allmählich. Ich aber blieb in einer ſonderbaren Stimmung ſitzen.

Der Wunſch, meine alte Heimat wieder zu ſehen, war faſt gänzlich eingeſchlafen, und nun erwachte er plötzlich mit elementarer Gewalt. Ich ahnte, daß meine Eltern ihn mir gerade jetzt verſagen würden, und mit dem Trotz der Jugend beſchloß ich dennoch ſeine Ausführung.

Die Umſtände waren mir inſofern günſtig, als ich von einem auf Alſen lebenden Schulfreunde eine Einladung erhalten hatte; ich bat deshalb um die Erlaubnis, eine Fußtour dorthin unternehmen zu dürfen, und erhielt ſie ohne Widerrede. Mein Vater ſchrieb gerade einen Brief, und ich ſah über ſeine Schulter, daß derſelbe an Carſten Johannſen gerichtet war und eine Ablehnung ſeiner Bitte enthielt. Wenn ich mich recht entſinne, war Mangel an Raum oder ein ähnlicher Grund vorgeſchützt; den richtigen wußte ich freilich jetzt ganz genau.

Es that mir aufrichtig leid, den guten Vater zu hintergehen, und ich fühlte ſehr deutlich mein Unrecht, aber es gibt dämoniſche Gewalten, denen wir erſt in reiferen Jahren zu widerſtehen vermögen, und ich hoffe, daß dieſe Sünde mir dermaleinſt nicht angerechnet werden wird.

Am folgenden Tage wanderte ich, das Ränzchen auf dem Rücken, in die ſonnige Welt hinaus, und es hätte die köſtlichſte Ferienreiſe werden können, wenn nicht ein dunkler Schatten an meiner Seite geblieben wäre, den auch die Mittagsglut nicht zu bannen vermochte.

Und dennoch war's eine Sommerfahrt, an deren Reiz ich noch heute mit einer ſtillen Wehmut zurückdenke.

Jugendkraft, Freiheit und Sonnenſchein — es kam alles zuſammen, um meine Seele über die Dumpfheit des alltäglichen Daſeins zu erheben. Aber wenn ich aufrichtig ſein will, ſo hätte ich Ketten tragen können und im Nebel ſchreiten mögen, — es wäre doch nicht anders geweſen in meiner Bruſt.

Von Flensburg aus wandte ich mich ſtatt rechts nach Alſen, zur Linken der Marſch entgegen; nun begann erſt das Märchenhafte des Unternehmens, und zugleich bemächtigte ſich meiner eine Haſt, die mich kaum an Speiſe und Trank, kaum an Ruhe und Schlaf denken ließ.

Gegen Abend des zweiten Tages ſah ich den ſpitzen Kirchturm meines Geburtsorts über den Fennen aufſteigen.

Es war um die Zeit der Heuernte, und das Dengeln der Senſen miſchte ſich in das Läuten der Betglocken. Dann verſtummte beides. und ein Schatten lief über die friſchgemähten Felder. Ich ging durch den letzten Koog auf einem alten ausgefahrenen Deich, und die Fröſche quakten zu beiden Seiten aus den verſumpften Gräben.

Es ward mir faſt feierlich zu Mut. Solch eine Wiederkehr in die alte Heimat iſt doch ein abſonderliches Ding, und wenn man jung iſt, dann dünkt die Zeit zwiſchen dem letzten Abſchied und dem erſten Wiederſehen wie eine Ewigkeit. Später hat mein Fuß manchen altbekannten Ort berührt, und ich ſtreifte ihn kaum mit den Augen.

Nun ward mir jeder Fußbreit Land bekannt und vertraut. Dieſes Heck hatte noch immer die alte verſchoſſene, gelbe Farbe, und ſein Graben war noch immer mit dem Schilf durchwachſen, aus welchem wir Boote machten, die dann den Sielzug hinabſchwammen.

Und da kam auch ſchon das alte Wahrzeichen der Marſch. Sein Waſſer war noch ebenſo ſchwarz und ſchlammig, wie früher, nur ſeine Ufer erſchienen mir näher zuſammengerückt, und ich hätte den Verſuch machen mögen, hinüber zu ſpringen.

Auch die Ulmen von Düerhus dünkten mich kleiner und weniger düſter, aber als ich im Vorbeigehen hindurchſpähte, um vielleicht hinter den Scheiben der Fenſter ein Geſicht zu entdecken, da rauſchte es in ihren Wipfeln ebenſo geheimnisvoll wie früher, und zugleich verſchwand das letzte Stückchen der Sonne hinter dem Deich.

Ich fühlte, daß es für heute Abend zu ſpät ſei, um in dem fremd gewordenen Hauſe eine Gaſtfreundſchaft zu erbitten, nach der ſich doch meine ganze Seele ſehnte, und ich beſchloß daher, für die erſte Nacht im Wirtshaus Unterkunft zu ſuchen. Es war nur das eine am Orte, bei Anton Peterſen, ich lenkte deshalb meine Schritte dorthin. Unterwegs begegneten mir mehrere Dorfbewohner; einige kannten mich und gaben mir die Hand, andere gingen vorbei und ſahen ſich nur nach meiner roten Mütze um — im ganzen war es alles anders, als ich mir gedacht hatte.

An der Graft, die bei Anton Peterſens Werft vorbeifloß, ſtand ein junger Menſch und angelte. Ich ſah auf den erſten Blick, daß es Olaf war, aber ich wollte mich nicht gleich bemerkbar machen. Es ſtieg in dieſem Moment etwas von dem alten Groll in meiner Seele auf.

Als ich bis auf einige Schritte herangekommen war, legte er die Angelrute hin und ging mir entgegen.

„Ich habe dich ſchon von weitem geſehen,“ ſagte er, „aber ich dachte, du wollteſt vorbeigehen. Donnerwetter, biſt du aber breit geworden, und das iſt wohl ſchon eine Studentenmütze?“

„Die kommt im nächſten Jahre, Olaf,“ entgegnete ich.

Der Ton, in dem er zu mir ſprach, unterſchied ſich merklich von früher. Aber es lag etwas Müdes, Gleichgültiges in demſelben, und auch ſonſt fiel mir mancherlei auf.

Olaf war ein hübſcher Menſch geworden, das mußte der Neid ihm laſſen, und er trug auch ſchon ein dunkles Schnurrbärtchen, während bei mir das erſehnte Zeichen der Männlichkeit noch in den Uranfängen lag. Seine ſonſtige Erſcheinung aber war wenig vorteilhaft.

Er hatte Holzpantoffeln an den Füßen und war in einen ſchlottrigen, unſauberen Anzug gekleidet. Ein Vorhemd fehlte gänzlich, und in ſeinem linken Mundwinkel hing eine plumpe Bauernpfeife, die das hübſche Geſicht unangenehm verzerrte.

Auf meine Antwort räuſperte er ſich und ſpuckte aus.

„Dann wirſt du wohl nächſtens hier Paſtor werden?“

„Nein, ich will Jura ſtudieren.“

„So, zum Advokaten —“

Das war eine echt ländliche Bezeichnung, und ich hatte das Gefühl, als ob der flotte Olaf richtig verbauert ſei. Ich bedachte nicht, daß er nur wenige Jahre die unterſten Klaſſen des Gymnaſiums beſucht und dann ſein Dorf nicht mehr verlaſſen hatte. Er ſtand eben noch in meiner Erinnerung als der Schüler mit der braun-goldenen Mütze, und nun waren die Rollen vertauſcht.

Aber das ſtimmte mich großmütig und verſöhnlich.

„Ich möchte bei Euch logieren,“ ſagte ich, „für eine Nacht. Dann bin ich auf Düerhus eingeladen.“

Seine dunklen Augen überflogen mich mit einem halb mißtrauiſchen, halb ſpöttiſchen Blick.

„Na, dann komm man herein.“

Anton Peterſen lag in der Schänkſtube auf dem harten Lederſofa. Das hatte er gethan, ſo lange ich ihn kannte, und von dort aus betrieb er ſeine vielſeitigen Geſchäfte. Der ſchmierige Rock und die blauen Strümpfe waren noch dieſelben geblieben, als einzige Veränderung hatte er ſich einen grauen, ſtoppeligen Vollbart zugelegt.

„Man muß mit der Zeit fortſchreiten,“ ſagte er nach der erſten Begrüßung mit Beziehung auf dieſen ungewöhnlichen Schmuck. „Tiene, bringe dem Herrn Studioſus einen Theepunſch.“

Ich ſträubte mich gegen das nationale Getränk, aber Anton Peterſen lachte. „In der Marſch muß man Theepünſche trinken, und Ihr Vater ſieht es ja nicht. Ja, unſer alter Herr Paſtor war ſehr gegen die Theepünſche, ich habe ihn nie dazu kriegen können, aber man muß mit der Zeit fortſchreiten, he, he, he!“

Er war ſehr für den Fortſchritt, der gute Anton Peterſen, und als ich meinen Theepunſch hatte, miſchte Olaf ſich auch einen zurecht.

Es befand ſich niemand weiter in der Schänkſtube, aber durch die offene Thür hörte ich auf der Kegelbahn Kugeln rollen. Das nahm mich an einem Werktage während der Ernte wunder, und als ich genauer hinhorchte, vernahm ich eine Stimme, deren Klang mir bekannt vorkam. Aber das konnte ja nicht ſein!

Es war dennoch ſo.

Nach wenigen Minuten kamen die Spieler lärmend herein; es waren einige Tagediebe aus der Umgegend, und unter ihnen befand ſich Carſten Johannſen. Ich bin wohl erſtaunt von meinem Sitze aufgefahren, denn er betrachtete mich einen Moment unſicher, ſah dann verlegen zur Seite und reichte mir endlich zögernd die Hand.

„Sie ſind wohl hier auf der Durchreiſe?“

„Ja, Herr Peterſen, das heißt, eigentlich —“

Ich kam nicht weiter, denn ich ſah, daß Olaf ſich nach dem Fenſter umdrehte und ſpöttiſch lachte.

Carſten Johannſen achtete nicht weiter auf meine Antwort, ſondern beſtellte ſich einen Grog und trank ihn haſtig zur Hälfte leer. Dann frug er ſo nebenbei, wie es uns gehe, aber es lag eine Haſt und Verlegenheit in ſeinem Benehmen, daß es mir plötzlich ſiedeheiß auf die Seele fiel.

Wahrſcheinlich hatte er geſtern oder heute den Brief meines Vaters erhalten und grollte jetzt.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß ich natürlich, von meinen eigentlichen Plänen nichts verlauten zu laſſen, aber auch wenn er mich nach Düerhus eingeladen hätte, würde ich es jetzt ſchwerlich angenommen haben.

Der Mann war ſo ſonderbar verändert. Sonſt der Nüchternſte in der Gemeinde, trank er jetzt raſch hintereinander mehrere Gläſer Grog, nahm dann plötzlich ſeine Mütze und entfernte ſich.

Als mein Blick gleich darauf Olafs Mutter, Tiene, ſtreifte, ſchlug ſie die Augen nieder und frug das Mädchen, ob meine Stube in Ordnung ſei.

Olaf hatte während des ganzen Abends eine ſonderbare Rolle geſpielt. Halb als Gaſt, halb als Wirt drückte er ſich mit der Pfeife im Munde am Schänktiſch herum, warf hie und da ein wenig beachtetes Wort in die Unterhaltung und ſchlürfte hinaus, ſo oft die Schelle des nebenan liegenden Kramladens raſſelte.

Das ſchien ſeine ganze Beſchäftigung zu ſein.

In der engen heißen Dachſtube vermochte ich lange keine Ruhe zu finden. Der Mond ſchien hell durch das Fenſter, und ich konnte gerade hinüber in den Paſtoratsgarten ſehen, der mich nun auch nichts mehr anging.

Der Nachfolger meines Vaters hatte mancherlei Veränderungen vorgenommen, viele altvertraute Plätze konnte ich kaum wiedererkennen, aber ein alter Johannisbeerbuſch ſtand noch in der Nähe des Stackets an derſelben Stelle. Es war mir, als ſehe ich noch den geknickten Zweig niederhängen, von dem ich damals — wie lange war es her! — einen Buſch für Paula abgeriſſen hatte, und bei dem Gedanken, daß in unſerem Leben ſo vieles gebrochen wird, und nur die Verwüſtung ihre traurigen Spuren zurückläßt, ſtieg es mir heiß in den Augen auf, und ich legte bitterlich ſchluchzend mein junges Haupt auf das harte Holz der Fenſterbrüſtung. — —

Vor der aufgehenden Sonne flüchteten die Schatten der Nacht, und als ich am folgenden Morgen trotz der ſchweren Betten und dem dumpfen Alkoven aus tiefem Schlafe erwachte, mußte ich unwillkürlich über die Thorheit des geſtrigen Abends lächeln.

Was hatte ſich denn eigentlich begeben? Es war nicht alles beim alten geblieben, man hatte mir bei meiner Rückkehr in das Heimatsdorf keine Ehrenpforten gebaut, und vielleicht war auch eine Handvoll Aſche auf ein glimmendes Feuer gefallen.

Blaſt ſie hinweg!

Ich wollte um jeden Preis den Verſuch machen, Paula zu ſehen und zu ſprechen, ich wollte nur aus ihren Augen leſen und von ihren Lippen hören, ob ſie meiner in alter Kinderfreundſchaft noch gedenke, und dann ſollten die Ulmen am Düerhus zum letztenmal über mir rauſchen. Ich war thöricht und jung, und ich wußte noch nicht, daß unſer Wille iſt wie ein Rohr. —

„Sie bleiben doch noch, Herr Studioſus?“ ſagte Anton Peterſen zu mir, als ich unten in der Wirtsſtube meinen Kaffee trank.

Er rieb, auf dem Sofa liegend, die blaubeſtrümpften Füße und fuhr fort: „Wir haben heute Abtanzen, der Trichter wird ſchon geſchmückt.“

Daß ſich augenblicklich ein Tanzlehrer im Dorfe befinde, hatte ich ſchon gehört, und der „Trichter“, ein hölzerner Tanzſaal hinter dem Hauſe, ſtand noch in meiner lebhaften Erinnerung. Ich hatte vor Jahren ſelbſt dort das Tanzen erlernt und auf dem kleinen Schlußball, dem ſogenannten Abtanzen, in weißen Strümpfen und ausgeſchnittenen Schuhen geglänzt.

Auch mit Paula hatte ich damals getanzt.

„Es kommen natürlich nicht nur die Kinder,“ ſagte Anton Peterſen wieder mit ſeinem ſchlimmen Lächeln. „Die bleiben überhaupt Nebenſache bei der ganzen Geſchichte, und von neun Uhr ab ſind die Großen allein.“

Ich ſtellte mich ungeheuer gleichgültig und entgegnete, meinen Kaffee umrührend: „Die jungen Mädchen, welche ich allenfalls kannte, werden wohl alle fort ſein, Herr Peterſen.“

„Bis auf eine — Olaf, hat Paula Johannſen nicht geſtern geſagt, daß ſie beſtimmt käme?“

„Wenn ſie nicht anderen Sinnes geworden iſt,“ entgegnete Olaf mürriſch.

Es gab noch ſo manche alte Plätze aufzuſuchen, ſo daß mir die Zeit bis zum Abend nicht zu lang wurde. Oder doch nicht unendlich lang.

Auch über den Friedhof ging ich, obgleich dort niemand lag, der mir teuer geweſen wäre; es war nur eine jugendliche Melancholie. Am Staket ſtand der alte Küſter Jenſen und rauchte ſeine Pfeife. Er war ein treuer Gefährte meines Vaters geweſen und reichte mir mit augenſcheinlicher Freude die Hand.

„Es iſt hier vieles anders geworden, Herr Jenſen,“ ſagte ich.

„Freilich,“ entgegnete der Alte kopfnickend, „anders und nicht beſſer. Wir gehen ja mit der Zeit fort, aber es iſt ſchwer, ſich hineinzuſchicken, und ich werde wohl nächſtens meine Penſion nehmen.“

„Wo fehlt es denn, Herr Jenſen?“

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und ſtrich ſich über die weißen Haare.

„Wenn die Kirchen- und Schulſachen nicht mehr in guten Händen ſind — na, ich meine natürlich nicht unſren Herrn Paſtor, aber der kann doch auch nicht alles alleine.“

Der Alte wollte nicht mehr ſagen, oder ſeine Gedanken verflüchteten ſich; es machte auf mich den Eindruck, als ob die Jahre ihn ſtark mitgenommen hätten.

Aber irgend etwas mußte doch in der Luft liegen.

Auch an den Deich ging ich hinaus. Die Häuſer vor demſelben hatten ſich verändert, die Felder waren andres bebaut, aber das Meer war ſich gleich geblieben, düſter und ruhelos, wie vor drei Jahren, und wie vor tauſend.

Ich ſah die weißen Kämme der Wellen heranrollen, und atmete den Salzduft des Seetangs; da ward es mir, als ob ich niemals fort geweſen ſei, und ich ſuchte vom Kamme des Deiches aus rückwärts in das Land, bis ich im Flimmern der Sonne die Ulmen von Düerhus entdeckte und die hohen Giebel, unter denen ich als Kind gehockt und Märchen geſponnen hatte.

Nun wußte ich freilich wohl, daß es Märchen geweſen waren, aber wenn ich auch noch nicht alt genug war, um den Namen von Sorge und Arbeit herzuleiten, ſo fühlte ich doch gut genug, daß es auch mir ein teures Haus geworden ſei, und mit faſt ungeſtümer Haſt eilte ich vom Meere hinweg, immer quer durch die Felder, bis ich atemlos im Dorfe anlangend, aus dem „Trichter“ die erſten Töne der Klarinette vernahm, die nach wie vor vom lahmen Schneider Madſen mit unentwegter Beharrlichkeit geblaſen wurde.

Unter Spargelkraut und Fliederbüſchen machte der große Saal einen recht freundlichen Eindruck, und die fröhliche, weißgekleidete Kinderſchar hätte denſelben erhöhen müſſen; aber es wehte eine heiße Luft durch die Räume und aus den Augen der Großen. Es hatten ſich ſchon einzelne Erwachſene unter die Kleinen gemiſcht, man ſah das Beſtreben, die Berechtigten allmählich zurück zu drängen und den Becher der Luſt an die eigenen, nicht mehr kindlichen Lippen zu ſetzen. Anton Peterſen hatte es geſagt; er kannte die Welt und er wußte, daß es um die Zeit der Ernte ſei.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam Paula.

Ich ſtand gerade hinter einer grünumwundenen Säule und ſah zu, wie Olaf mit den hübſchen Bauernmädchen tanzte; er war heute ſorgfältig gekleidet und ſah flott aus. Dann wandte ich mich von ungefähr zur Seite und ſtand Paula gegenüber.

Sie war wunderbar ſchön emporgeblüht, viel ſchöner, als ich es jemals für möglich gehalten hatte. Man ſah jetzt auf den erſten Blick, daß ihre Mutter eine Städterin geweſen war, und daß ſie ſelbſt nicht unter die Landmädchen gerechnet werden dürfe. Jene Ähnlichkeit mit Kaulbachs „Heideröslein“ hatte ſich geradezu frappant entwickelt.

Ja, was ſoll ich noch lange beſchreiben! Ich wäre ihr beinahe geradezu um den Hals gefallen und hätte ſie geküßt, und es wäre vielleicht noch nicht der dümmſte Streich meines Lebens geweſen.

„Paula, meine liebe Paula,“ ſagte ich halb atemlos und ergriff ihre beiden Hände. „Biſt du es denn wirklich? Wie ſchön biſt du geworden, Paula!“

Sie war etwas erſchrocken von meiner ſtürmiſchen Begrüßung, aber ihre dunklen Augen verrieten deutlich genug, daß die weibliche Eitelkeit keineswegs durch die elementare Huldigung verletzt ſei.

„Komm, Fritz,“ ſagte ſie, „und ſei vernünftig. Die Leute ſehen ſich nach uns um.“

Und dann noch leiſer: „Ich habe gehört, daß du da wäreſt, und deshalb bin ich gekommen —“ Das war eine Lüge, denn ſie hatte ſchon tags zuvor Olaf ihre Teilnahme am Feſte zugeſagt, aber ich wollte nichts davon wiſſen, und nicht darüber nachſinnen, die Gegenwart war zu ſchön und zu flüchtig, um Grillen zu fangen.

Wir traten miteinander zum Tanze an.

Ich legte nicht zum erſtenmal meinen Arm um Paula, aber früher waren wir Kinder geweſen, und wir fühlten wohl beide, daß es jetzt andres geworden ſei, wenigſtens hat niemals vorher und niemals ſpäter mein Herz ſo heftig geklopft, als jetzt, während ich auf das dunkle Köpfchen an meiner Bruſt niederſah. Als wir endlich atemlos in einem grünumrankten Winkel Halt machten, ſtützte das Mädchen ſich einen Augenblick, wie vom Schwindel befallen, auf meinen Arm und ſagte: „Warum haſt du uns keinen Beſuch gemacht, Fritz? Es iſt in Düerhus doch Raum genug für einen Gaſt.“

„Ich ſah deinen Vater geſtern Abend, Paula — er hat mich nicht eingeladen.“

(Fortſetzung folgt.)

Meine Erlebniſſe mit der Schreibmaſchine.

(Abdruck verboten.)

Seit Monaten ſteht neben meinem verödeten Schreibtiſch ein kleines Nebentiſchchen mit einem metallenen Ungeheuer darauf, das mit ſeinen Schrauben und Hämmerchen die höchſte Neugier aller Uneingeweihten erregt. Mein Tintenfaß iſt gewöhnlich eingetrocknet, und wenn ich meinen Namen notgedrungener Weiſe ſchreiben muß, ſo gehe ich bei meinen Kindern um Tinte betteln.

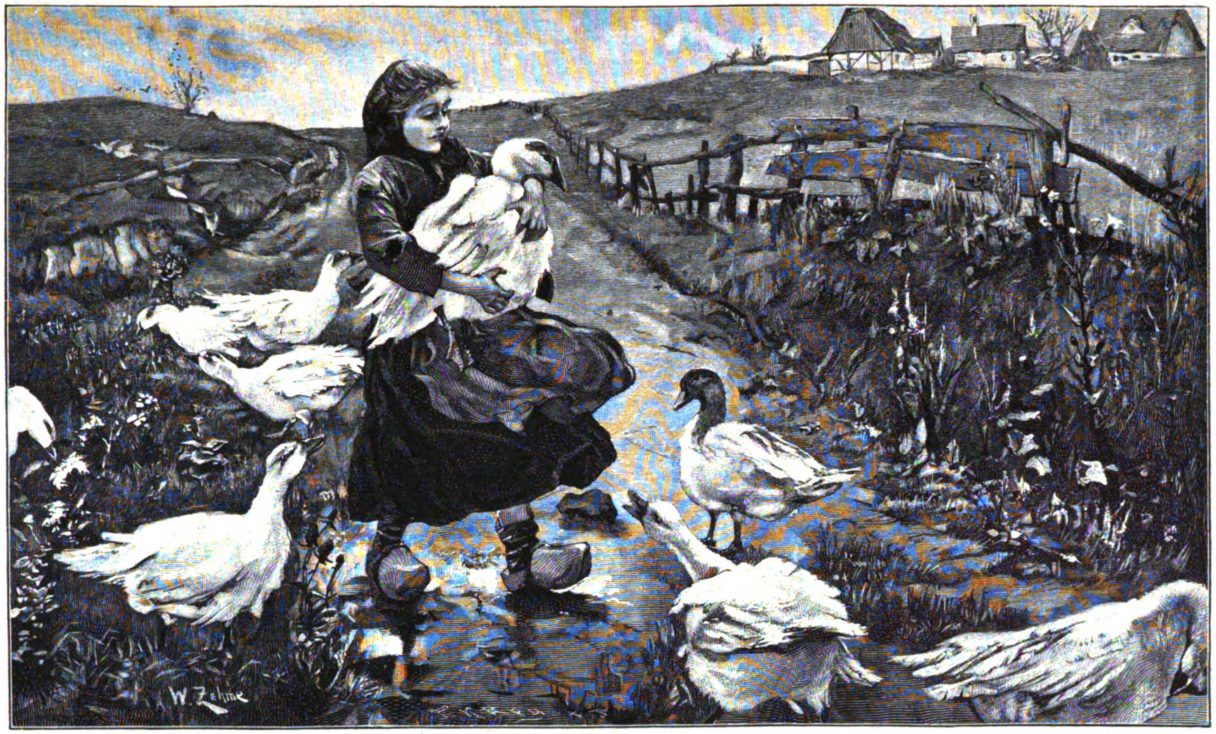
Das metallene Ungeheuer iſt meine Schreibmaſchine.

Ich habe mich nicht freiwillig zur Anſchaffung eines ſolchen Dinges entſchloſſen, es kam mir vielmehr hart an, der Tinte zu entſagen. Ich bin durchaus kein unbedingter Freund von Neuerungen, und mir ſchien, obwohl ich nicht zur Fahne der Graphologen ſchwöre, die Handſchrift des Mannes immerhin als etwas ſo Charakteriſtiſches, daß ich bei meinen Arbeiten nur ungern auf meine eigene Verzicht leiſtete. Im März vorigen Jahres aber meldeten ſich bei mir die unangenehmen Anzeichen des beginnenden Schreibkrampfes und wollten auch den weiſen Anordnungen des Hausarztes nicht weichen. Nachdem ich ein halbes Dutzend Einreibungen vergeblich probiert, mir die Rechte umſonſt hatte maſſieren laſſen und mit den verſchiedenſten Federhaltern ohne Erfolg mein Heil verſucht hatte, biß ich endlich in den ſauren Apfel und kaufte mir meine Bar-lock.

Ich habe es nicht bereut, im Gegenteil, ich befinde mich mit meinem Maſchinchen im Zuſtand der prächtigſten Ubereinſtimmung. Anfangs hatte ich arge Sorge; ich ſtellte mir das Erlernen überaus ſchwierig vor, und ich fürchtete vor allem, daß unter der äußeren Schwierigkeit der Handhabung des Apparats die geiſtige Arbeit leiden würde. Beide Befürchtungen trafen indeſſen nicht zu, während ich von dem leidigen Schreibkrampf nach ganz kurzer Zeit erlöſt war.

Das Erlernen iſt weit einfacher, als man wohl im allgemeinen glaubt. Am erſten Tage kam bei meinen Verſuchen freilich das krauſeſte Zeug zu Tage, ich ſchrieb ſo unorthographiſch, wie ein Sextaner und langſam gleich einem Klippſchüler. Nachdem ich aber wohl zehnmal die Anfangsſtrophen des Liedes von der Glocke herunter geklappert hatte, fing ich ſofort an, eigene Gedanken zu Papiere zu bringen. In meiner ganzen Verwandtſchaft herrſchte in jenen Tagen eitel Freude — und Entſetzen, denn ich beglückte in Erledigung aller alten Briefſchulden ſämtliche Vettern und Baſen mit gedruckten Briefen. Die armen Opferlämmer mögen nicht wenig geſtöhnt haben, wenn ſie meine bisweilen faſt unleſerlichen Epiſtel, in denen ganze Sätze ohne Wortzwiſchenraum erſchienen, entziffern mußten, zumal der allbekannte Druckfehlerteufel, der auch bei der Schreibmaſchine gern ſein Spiel treibt, die wunderlichſten Sinnentſtellungen zuwege brachte. Mit einiger Ausdauer überwand ich dieſe erſten Schwierigkeiten indeſſen in ſo kurzer Friſt, daß es mich ſelbſt überraſchte. Nach kaum acht Tagen ſchrieb — oder druckte ich bereits leidlich lesbar, und nach vierzehn Tagen konnte ich das erſte gedruckte Manuſkript abliefern — zu einigem Erſtaunen meiner Kollegen, wie ich glaube, aber zur großen Freude der Setzer, die mit meiner im Lauf der Jahre etwas winzig gewordenen Handſchrift nicht ganz einverſtanden waren.

Am überraſchendſten war mir, daß nach Überwindung der anfänglichen techniſchen Schwierigkeiten die Niederlegung des Gedankens mit der Maſchine ganz anſtandslos vor ſich ging. Sobald man die Technik beherrſcht, konzipiert man vor dem Apparat genau mit derſelben Leichtigkeit, wie mit der Feder, man braucht auf die mechaniſche Arbeit ſelbſt ebenſo wenig zu achten, wie beim Schreiben. „Aber Sie müſſen auf der Klaviatur doch die einzelnen Buchſtaben gleichſam zuſammenſuchen!“ hielt man mir oft entgegen. Das iſt jedoch keineswegs der Fall, oder doch wenigſtens nur bei einem blutigen Anfänger. Dem einigermaßen geübten Maſchinenſchreiber reihen ſich die Buchſtaben ebenſo ungezwungen aneinander, wie ſie aus der Feder fließen, er denkt an die einzelnen Taſten, die er beim



Eine kleine Samariterin. Zeichnung von W. Zehme.

Schreiben niederdrückt, ſo wenig, wie der Klavierſpieler dies vor ſeinem Inſtrument thut.

Ich hatte das Glück, ſofort zu einem brauchbaren Apparat zu kommen, bei dem u. a. auch die Schrift während des Druckens ſichtbar iſt, und dem mag es zuzuſchreiben ſein, daß ich die Schwierigkeiten des Lernens faſt ſpielend überwand. Nicht jedem wird es ebenſo gehen, denn es iſt bei den Schreibmaſchinen wie bei den meiſten neueren Erfindungen — es giebt gute, mittelmäßige und ſehr wahrſcheinlich auch ſehr ſchlechte. Ich habe ein ſolches Intereſſe an dem ſtählernen Ding gefunden, daß ich mich auf dem ganzen Gebiet ziemlich genau informierte, und da meiner feſten Überzeugung nach die Schreibmaſchine ſich in abſehbarer Zeit wenigſtens annähernd in gleicher Weiſe ihr Feld erobern wird, wie es die anfangs auch mit Zweifleraugen betrachtete Nähmaſchine gethan hat, ſo will ich verſuchen, wenigſtens einige der Grundzüge der gebräuchlichſten Konſtruktionen, ſo gut dies ohne Abbildungen geht, im Anſchluß an meine eigenen Erfahrungen zu erörtern.

Man muß von vornherein zwiſchen zwei Arten von Schreibmaſchinen unterſcheiden. Die eine iſt verhältnismäßig billig, ſchreibt langſam und ermüdet. Die zweite hat den großen Nachteil, vorläufig noch recht teuer zu ſein, iſt aber diejenige, von der ein Beſitzer, dem es auf flotte Arbeit ankommt, Freude und Vorteil hat. Von beiden Hauptgattungen gibt es im einzelnen ſehr verſchiedene Konſtruktionen, die aber doch in gewiſſen Teilen derart übereinſtimmen, daß man ſie zuſammenfaſſend behandeln kann.

Die erſte Gruppe umfaßt diejenigen Maſchinen, bei denen das Schreiben nicht auf einer Klaviatur, ſondern durch das Drehen eines Zeigers oder Hebels derart erfolgt, daß derſelbe auf einem die einzelnen Schriftzeichen enthaltenden Index ſtets an der Stelle niedergedrückt wird, welche dem wiederzugebenden Zeichen entſpricht. Bei allen derartigen Maſchinen arbeitet man eigentlich nur mit der *einen* Hand, die den Zeiger von Schriftzeichen zu Schriftzeichen dreht; die zweite Hand iſt nur mit Hilfsmechanismen beſchäftigt. Außerdem werden die Augen durch das fortgeſetzte Ableſen der auf dem Index enthaltenen Schriftzeichen einigermaßen ermüdet. Die Konſtruktion dieſer Maſchinen iſt aber verhältnismäßig einfach, und der Preis überſchreitet wohl nur ſelten 100 Mark.

Die zweite Gruppe umfaßt alle ſogenannten „Taſtenmaſchinen“, bei denen der Mechanismus derart eingerichtet iſt, daß durch das Niederdrücken je eines der zu einer Klaviatur vereinigten Zeichen der betreffende Buchſtabe, eine Type, auf das Papier übertragen wird. Bei der Arbeit mit dieſen Maſchinen ſind gleichzeitig beide Hände auf der Klaviatur thätig, man ſchreibt daher bei gehöriger Uebung mit ihnen ſchneller als mit der Feder — ſie allein können Anſpruch darauf machen, Schnellſchreibemaſchinen genannt zu werden. Außerdem ſtrengt das Ableſen der großen Schriftzeichen auf den Taſten nicht an, ja nach einiger Zeit ſieht man nur noch oberflächlich nach der Klaviatur hin; lernen doch ſogar Blinde, wie übrigens auch teilweiſe Gelähmte, ohne beſondere Schwierigkeit mit einer Taſtenmaſchine ſchreiben. Die Konſtruktion dieſer Apparate iſt aber ziemlich kompliziert, und ihr Preis ſtellt ſich daher auf einige hundert Mark. Das iſt eine einmalige ſehr ſchmerzliche Ausgabe, aber ich rate trotzdem jedem, der ſich überhaupt eine Schreibmaſchine kaufen will, entſchieden zu einer Taſtenmaſchine; was ich von anderen Maſchinen geſehen habe, hat mich wenigſtens, abgeſehen von der hübſchen Schrift, wenig befriedigt.

Die Mehrzahl der bekannteren Taſtenmaſchinen, auch meine Bar-lock, zeigt in ihrer Konſtruktion zwei Hauptteile: die Klaviatur mit den Typen und den Papierſchlitten.

Die Klaviatur enthält außer den Zahlen und den Interpunktionszeichen meiſt das große und kleine Alphabet und zwar entweder in Antiqua oder Rundſchrift; die Schriftzeichen ſind in vier bis ſechs Reihen derart etagenförmig angeordnet, daß ſie abweichend von der Reihenfolge des Alphabets in der Zuſammenſtellung nebeneinander ſtehen, in welcher ſie erfahrungsmäßig beim Gebrauch am häufigſten aufeinander folgen; es ſteht alſo zum Beiſpiel d—e—r und i—o dicht nebeneinander. Das große Alphabet nimmt die oberen Reihen ein, wobei die einzelnen Buchſtaben bei meiner Maſchine wiederum genau die gleiche Stellung zu einander haben, wie die des kleinen Alphabets, ſo daß die an dieſe Aufeinanderfolge einmal gewöhnte Hand jeden Buchſtaben auch unter den ſeltener gebrauchten großen Zeichen ſofort findet. Auf dieſer Anordnung beruht weſentlich die Möglichkeit des ſchnellen Schreibens.

Jedes Niederdrücken einer Taſte ſetzt einen Hebel in Bewegung, an deſſen Ende ſich eine Gußſtahltype befindet; alle Hebel ſind kreisförmig angeordnet, und die Typen treffen beim Niederſchlagen daher ſtets denſelben Punkt. In dieſem Punkt ſchlagen ſie auf ein Farbband, unter dem ſich das Papier befindet, und drucken auf letzterem ihre Lettern ab.

Das Papier aber ruht aufgerollt auf einer Walze, dem Papierſchlitten, der von rechts nach links beweglich iſt. Durch das Niederdrücken einer Taſte rückt gleichzeitig mit dem Herunterſchlagen der Type der Schlitten immer um eine Buchſtabenreihe nach links, die Lettern reihen ſich daher von ſelbſt zur Schrift nebeneinander. Am Schluß jedes Wortes drückt man eine bequem angeordnete Spatiumtaſte nieder, die keinen Hebel aushebt, aber doch den Schlitten um Buchſtabenbreite bewegt, ſo daß der Wortzwiſchenraum gebildet wird; den Schluß jeder Zeile zeigt ein kleines Glockenzeichen rechtzeitig an, und ein einziger kurzer Handgriff, der das Schreiben kaum unterbricht, ſchiebt nicht nur den Papierſchlitten wieder von links nach rechts zurück, ſondern dreht zugleich — es iſt dies ein beſonderer Vorzug der Maſchine, mit welcher ich arbeite — ſeine Walze und damit das Papier auch um genau Zahlenbreite vorwärts. Korrekturen kann man während der Arbeit jederzeit durch die Maſchine ſelbſt ausführen; es iſt aber gerade in dieſer Beziehung wünſchenswert, nur eine ſolche Maſchine zu kaufen, bei welcher man während des Schreibens das Papier offen vor Augen hat, ſo daß man das Fortſchreiten der Schrift verfolgen kann. Nicht alle Konſtruktionen bieten dieſen großen Vorteil.

Wahrſcheinlich hat meine Beſchreibung bei den meiſten Leſern den Eindruck erweckt, als ob ſolch ein Apparat ein unendlich difficiles Ding und ſchwer zu behandeln ſei. Ich kann aber in dieſer Beziehung nur auf die Nähmaſchine verweiſen, deren Mechanismus jedes junge Mädchen zunächſt auch mit ſcheuen Augen betrachtet, um nach ganz kurzer Zeit mit ihm völlig vertraut zu ſein. Jedenfalls habe ich nach zwei Tagen mit der mechaniſchen Behandlung meiner Bar-lock vollkommen Beſcheid gewußt, und in den langen Monaten, während derer ich ſie täglich mehrere Stunden benutze, litt ich nur einmal unter einer kleinen Betriebsſtörung, die ich durch grobe Unvorſichtigkeit verſchuldet hatte, und die ſich mit Leichtigkeit beheben ließ. Hauptſache bei der ganzen Behandlung des Apparats iſt peinliche Sauberhaltung.

Hat die Schreibmaſchine denn aber gar keine Nachteile? Welches Ding hätte dieſe nicht, da macht auch die Maſchine keine Ausnahme. Ich habe — außer dem Ubelſtand des Koſtenpreiſes — beſonders zwei Nachteile kennen gelernt, die freilich kaum ſonderlich ſchwer ins Gewicht fallen. Einmal werden die Zeilenenden nicht ganz gleichmäßig, worunter das Ausſehen jedes Schriftſtückes etwas leidet; erſt ſehr geübte Maſchinenſchreiber lernen dieſen Übelſtand vermeiden. Dann vollführt die Maſchine, ähnlich wie die Nähmaſchine, beim Arbeiten ein klapperndes Geräuſch, an das ſich der Schreibende ſelbſt zwar ſehr bald ſo gewöhnt, daß er es ſchließlich kaum noch hört, das indeſſen leicht Mißbehagen ſeiner Umgebung hervorruft. Einigermaßen iſt bei meinem Apparat dem Geräuſch dadurch abgeholfen, daß die Maſchine auf kleinen Gummifüßen ſteht; ich ſelbſt habe es aber für praktiſch gefunden, das Klappern noch weiter durch eine Frieſunterlage zu mildern.

Die Vorteile des Maſchinenſchreibens ſind ſo groß, daß man die kleinen Nachteile kaum beachten kann. Ich perſönlich will die erhöhte Schnelligkeit des Schreibens gar nicht beſonders betonen, die bei meiner Thätigkeit kaum ſonderlich ins Gewicht fällt, da ein Schriftſteller nicht mit der Uhr in der Hand arbeiten kann. Ich vermag auch darüber nicht zu urteilen, welche Bedeutung es z. B. für den Kaufmann hat, daß er mit der Maſchine ohne Umſtände gleichzeitig mit dem eigentlichen Schriftſtück eine große Anzahl Kopieen erhalten kann. Mir iſt die Maſchine hauptſächlich wert, weil ſie mir die mechaniſche Arbeit des Schreibens erleichtert, weil das Arbeiten mit ihr mir unvergleichlich angenehmer dünkt, denn die Arbeit mit Tinte und Feder. Ich ſitze nicht mehr wie früher vornübergebeugt am Schreibtiſch, ſondern in bequemer, aufrechter Körperhaltung, ich habe die großen deutlichen Lettern auf den Taſten vor mir, die ich, trotzdem ich etwas kurzſichtig bin, auch auf weitere Entfernung vom Auge deutlich und ohne Anſtrengung leſen kann; ich leide — das iſt für mich ſehr weſentlich — bei der abendlichen Arbeit nicht unter der Nähe der heißen Lampe, und ſelbſt wenn ich mehrere Stunden hintereinander geſchrieben habe, empfinde ich nie eine Ermüdung der Handmuskeln.

Es iſt eigentümlich, daß für uns die Arbeit mit der Maſchine einen proſaiſchen Beigeſchmack hat. Die meiſten Leſer werden ſich — auch mir ging es nicht andres — etwa einen Poeten, an der Schreibmaſchine Verſe drechſelnd, nicht gut vorſtellen können! Und doch iſt ſelbſt dies meines unmaßgeblichen Erachtens lediglich ein Vorurteil, denn ſchließlich muß es ganz gleichgültig ſein, welche Art des Übertragens ſeiner Gedanken aus dem Geiſt auf das Papier der Dichter wählt, ja die, welche die bequemſte iſt, wird ſeinem Schaffen wahrſcheinlich auch die förderlichſte ſein. Und wer das Arbeiten mit der Schreibmaſchine wirklich kennt, und es dann mit dem Gebrauch von Tinte und Feder vergleicht, wird niemals behaupten, daß der letztere die äſthetiſchere Weiſe des Schreibens iſt.

Bei uns ſind die Schreibmaſchinen verhältnismäßig noch wenig verbreitet, in Amerika und England ſind ſie bereits in Hunderttauſenden von Exemplaren im Gebrauch. Aber auch in Deutſchland gewinnen ſie ſeit den letzten Jahren fortgeſetzt neue Anhänger und Freunde, und ich ſehe den Tag kommen, wo ſie der Tintenſchrift ernſtliche Konkurrenz machen. Wohlverſtanden, ſie werden dieſe ſo wenig verdrängen, wie etwa die Nähmaſchine die Handnäherei verdrängt hat, aber ſie werden für Männer, welche viel zu ſchreiben haben, dieſelbe Bedeutung gewinnen, wie ſie die Nähmaſchine für unſere Frauenwelt gewonnen hat. In unſerem Frauendaheim iſt ſchon einmal — ehe ich daran dachte, das Tintenfaß mit der Maſchine zu erſetzen — darauf hingewieſen worden, daß das Erlernen des Maſchinenſchreibens in Verbindung mit der Stenographie für Frauen und Mädchen, die einen Erwerbszweig ſuchen, empfehlenswert ſei. Ich kann dieſen Hinweis, der vorläufig freilich wohl nur für Frauen, die in größeren Städten leben, von Nutzen iſt, nur der Beachtung empfehlen. Nicht ohne Grund hat der Lette-Verein bereits Kurſe für das Maſchinenſchreiben eingerichtet.

Hanns von Zobeltitz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Walter Firle, ein Sohn der alten Oderſtadt Breslau, verdankt ſeine künſtleriſche Ausbildung der Schule des trefflichen Münchener Meiſters Löfftz, dem er in der Vornehmheit und Gediegenheit ſeines künſtleriſchen Schaffens würdig nacheifert, wenn auch ſeine Technik in nicht geringem Grade durch franzöſiſche Einwirkungen beeinflußt erſcheint. Er gehört zu den jüngeren Künſtlern, bei denen ſich das Streben nach Schönheit und Wahrheit glücklich vereint. Seiner „Morgenandacht in einem holländiſchen Waiſenhauſe“ (1885), welche die Berliner Nationalgallerie ankaufte, ſeiner „Sonntagsſchule“ und ſeinem „Im Trauerhauſe“, welche das Daheim früher bereits reproduzierte, reiht ſich das von uns heute in meiſterlichem Holzſchnitt wiedergegebenes Bild „In der Geneſung“ würdig an.

Als einer unſerer beſten Illuſtratoren iſt Werner Zehme allen Daheimleſern ſeit Jahren lieb und wert. Dieſelbe Friſche und Unmittelbarkeit, welche ſeine Illuſtrationen auszeichnet, ſpricht auch aus ſeinem anmutigen Bilde „Eine kleine Samariterin.“ Trudel trägt eine überfahrene Gans ſorglich auf ihren Armen heim, und die anderen Gänſe ſchnattern ihren Beifall dazu. Es iſt ein ſchlichter Vorwurf für den Künſtler, aber er hat es verſtanden, ihm Reiz und Anmut zu verleihen.

Den Werken der beiden modernen Künſtler reihen wir eine Studie Michelangelos an, eine Rötelzeichnung, in welcher der große Florentiner verſchiedene Charakterköpfe vereinigt hat. Man muß die Zeichnung längere Zeit betrachten, um die überraſchende Mannigfaltigkeit im Schnitt und Ausdruck der Köpfe zu erkennen, die von jugendlicher Anmut bis faſt zum Maskenartigen variieren. Das Original der Rötelzeichnung befindet ſich im Kabinett Taylor zu Oxford.

Kirche.

Mit dem 1. April iſt in Preußen das Geſetz über die Verlegung des Buß- und Bettages vom Mittwoch nach dem Sonntag Jubilate auf den Mittwoch vor dem letzten Trinitatisſonntag, diesmal auf den 22. November, in Kraft getreten. Dem Geſetz haben ſich bereits angeſchloſſen: Sachſen, Braunſchweig, Sachſen-Weimar, Sachſen-Meiningen, Sachſen-Altenburg, Sachſen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Waldeck, Reuß j. Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg; im Jahre 1895 werden vorausſichtlich Oldenburg und Lippe folgen.

Altertumskunde.

Im Jahre 1866 entdeckte der Pfarrer J. G. Joyce in der Nähe des kleinen Ortes Silcheſter in England die Trümmer eines altrömiſchen Forums, welche man ſpäter als die Überreſte des alten Calleva Attrebatum, einer römiſchen Stadt auf engliſchem Boden, erkannte, die auf den Trümmern einer keltiſchen Niederlaſſung geſtanden hat. Nach der Zurückziehung der römiſchen Legionen aus Großbritannien geriet der Ort in Verfall, und ſeine Trümmer wurden im Laufe der Jahrhunderte mit Ackerboden bedeckt. Seit einigen Jahren hat die Geſellſchaft der Altertumsfreunde in London die Ausgrabungen in die Hand genommen, und die Ausſtellung der bei Silcheſter gefundenen Altertümer gewährt ein klares Bild von den bereits erzielten bedeutenden Ergebniſſen. Bis jetzt konnte nur ein Viertel des „engliſchen Pompeji“ freigelegt werden. Von beſonderem Intereſſe iſt die Auffindung einer frühchriſtlichen Kirche, deren Bau in das vierte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung verlegt werden muß.

Naturkunde.

Die Frage iſt vielfach erörtert worden, auf welche Weiſe der menſchliche Organismus ſich dem Leben in großen Höhen anpaßt. Während man die Anpaſſungsfähigkeit des Menſchen bisher meiſt auf eine größere Thätigkeit der Blutcirkulation oder auf die vermehrte Häufigkeit der Atemzüge zurückführte, hat neuerdings Dr. Viault, ein franzöſiſcher Forſcher, gefunden, daß ſie die Folge einer Vermehrung der roten Blutkügelchen iſt. Er hielt ſich mit einem Gehülfen mehrere Wochen bei einer peruaniſchen Mine, 4392 m über dem Meere, auf, und fand, daß ſich die roten Blutkügelchen in ſeinem eigenen Blute, von denen er vor ſeiner Abreiſe 5 Millionen auf den Kubikmillimeter ermittelt, nach vierzehn Tagen auf 8 Millionen vermehrt hatten. Die großen Höhen bewirken alſo augenſcheinlich eine bedeutende Vermehrung der Bluterzeugung, und dieſe iſt wahrſcheinlich auch wieder die Urſache, daß in höher gelegenen Gebirgsorten meiſt die Lungenſchwindſucht ſo gut wie unbekannt iſt.

Geſundheitslehre.

Gegen Naſenbluten wenden engliſche Ärzte mit raſchem Erfolg Antipyrin an. Man tränkt einen Baumwollenpfropf mit Antpyrinlöſung und bringt ihn in das Naſenloch, worauf die Blutung alsbald ſteht, ohne daß ſich, wie bei der Anwendung von Eiſenchlorid oder Eiſenchloridwatte läſtiges Gerinnſel bildet. Bei hartnäckigen Fällen erwies es ſich nützlich, den Wattenpfropf mit gepulvertem Antipyrin zu beſtreuen. Antipyrin wird nur auf ärztliche Verſchreibung von den Apotheken ausgehändigt. St.

Tierkunde.

Der Igel erfreut ſich ſeit langer Zeit des Rufs, gegen ſehr verſchiedene Gifte faſt ganz unempfindlich zu ſein. Er frißt Kanthariden ohne Schaden, verträgt bei ſeinen heldenmütigen Kämpfen mit der Kreuzotter deren Biſſe in die Schnauze und andere unbeſtachelte Körperteile ohne erkennbare Geſundheitsſtörung. Jetzt hat Dr. Harnack nun auch ermittelt, daß der Igel ſogar gegen Cyankali (Blauſäure), bekanntlich eines der ſtärkſten organiſchen Gifte, bis zu einem hohen Grade unempfindlich iſt. Der Forſcher folgert daraus, daß in den Leibern der von Igeln verzehrten Kerbtiere oder Reptilien uns noch unbekannte Cyanverbindungen vorkommen, und daß die Widerſtandsfähigkeit der Tiere gegen Blauſäurevergiftungen durch Gewöhnung in Generationen erzielt iſt, ähnlich wie ſich ja auch der menſchliche Körper an einzelne Gifte, Alkohol, Nikotin ꝛc., gewöhnt.

Forſchungsreiſen.

Kapitän Bowers ſprach jüngſt in der Londoner geographiſchen Geſellſchaft über ſeine große Reiſe quer durch das bisher feſt verſchloſſene Tibet. Es gelang ihm im Sommer 1891 von Leh in Ladak aus unbemerkt in Tibet einzudringen, er überſchritt in 5600 m Höhe einen Paß und fand an deſſen entgegengeſetztem Ausgang den Horpa Tſcho, vielleicht den höchſtgelegenſten See der Erde. Vor der Hauptſtadt Lhaſſa wurde der kühne Reiſende dann nach einer Reiſe von 1100 km von den Tibetanern angehalten, die ſeine Umkehr verlangten. Er ging aber nur ſcheinbar zurück, ſchlug um die Hauptſtadt einen Bogen und ſetzte ſeine Tour in öſtlicher Richtung fort, um endlich, nach Uberwindung namenloſer Hinderniſſe, am 29. März 1892 chineſiſchen Boden zu betreten. Intereſſant iſt, daß die Tibetaner nirgendwo die Oberhoheit Chinas, mit deſſen Päſſen ſich Bowers verſehen, anerkannten und daß ſie überall behaupteten, nur dem Dalai Lama in Lhaſſa unterthan zu ſein.

Verkehr.

Die Japaneſen ſind doch ein Volk von bewunderungswürdiger Intelligenz. Da haben ſie ſoeben einen 11 km langen Kanal zwiſchen dem Biwaſee und Kioto vollendet, der nicht nur an und für ſich, beſonders durch ſeine Tunnelanlagen, eine bemerkenswerte Leiſtung iſt, ſondern der auch dadurch ſelbſt für europäiſche Techniker intereſſant erſcheint, daß das Gefälle eines Teils des Kanals zum Betriebe eines mächtigen Pelton-Waſſerwerkes ausgenutzt wird, das Elektrizität erzeugt, von der wieder die neben dem Kanal laufende Schiffsbahn betrieben wird. Das ſtarke Gefälle (1 : 15) verhindert nämlich die unmittelbare Befahrbarkeit des in Betracht kommenden Teils des Kanals; die Fahrzeuge werden daher hier auf Eiſenbahnwagen geladen und auf Schienen hinauf und hinab befördert.

Technik.

In Amerika ſcheint man den Treppen den Krieg erklärt zu haben. Daß die Fahrſtühle dort ungleich verbreiteter ſind, wie bei uns, iſt bekannt. Das neueſte iſt aber der Erſatz der Treppe durch einen ſchrägen — ja wie ſoll man ſagen?: Perſonenaufzug. In der Richtung der einſtigen Treppe liegt eine geneigte Plattform, ein endloſes, gleich einem Paternoſterwerk aus einzelnen Eiſengliedern zuſammengeſetztes Band, das ſich unausgeſetzt über mächtige Räder langſam vorwärtsdreht. Der „Fahrgaſt“ tritt unten — dort, wo bisher die unterſte Stufe lag — auf dieſes Band und verläßt es oben, ſobald die Stelle, auf welche er trat, ſich um die ehemalige Treppenlänge vorwärts geſchoben hat. Ein derartiger Aufzug iſt z. B. auf dem Bahnhof der Penſylvaniabahn in New York in Betrieb und ſoll ſich als ſehr vorteilhaft bewähren.

Einen neuen Kraftmotor hat Ingenieur R. Dieſel-Berlin erfunden. Er will in einem Cylinder atmoſphäriſche Luft ſehr ſchnell und ſtark zuſammenpreſſen, ſo daß dieſe dadurch eine bedeutende Erwärmung erfährt. Es wird dann entweder Staubkohle, die ſehr billig iſt, oder ein brennbares Gas in den Cylinder eingeführt, dieſe Stoffe entzünden ſich, explodieren und erzeugen dadurch die zum Betriebe erforderliche Kraft. Die Maſchine iſt ſehr einfach, bedarf keines Keſſels und ſoll in erſter Linie für das Kleingewerbe, dann aber auch als Motor für Eiſenbahnfahrzeuge Verwendung finden. In letzterer Beziehung empfiehlt der Erfinder das Auflöſen der jetzigen langen Züge in Einzelwagen, von denen jeder einen beſonderen Motor erhalten würde.

Preisausſchreiben.

Die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Breslau hat folgende Preisaufgabe ausgeſchrieben: „Welche Einwirkung haben die in den letzten dreißig Jahren erzielten Fortſchritte der Kenntnis fremder Erdteile auf das ſtaatliche und wirtſchaftliche Leben des Deutſchen Reiches geübt?“ Die Fakultät hat zur Erteilung von Prämien die Summe von 12—14000 Mk. zur Verfügung. An der Preisbewerbung kann ſich jeder Deutſche beteiligen. Die Arbeiten ſind bis zum 1. Januar 1896 der Fakultät einzureichen.

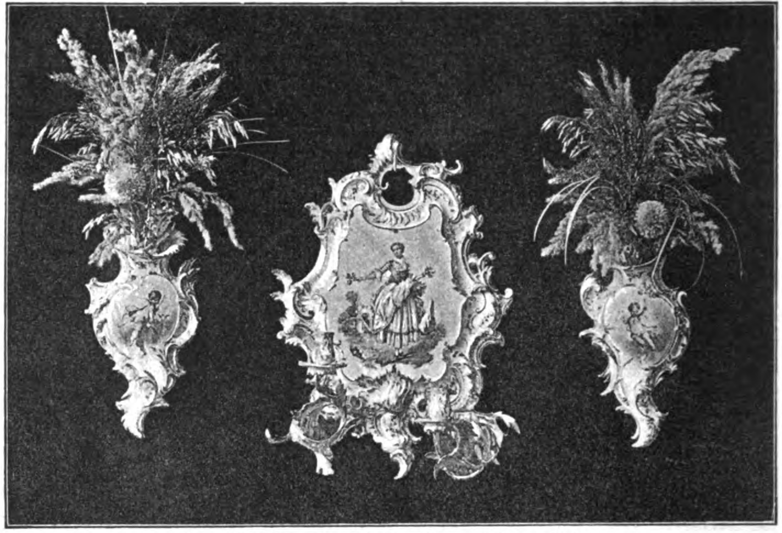
Buchhandel.

Dem Meiſter des Hermannsdenkmals, Ernſt v. Bandel, hat Dr. H. Schmidt in dem kleinen Buche: „E. v. Bandel, ein deutſcher Mann und Künſtler. Hannover, Carl Meyer (Guſtav Prior) einen ſchönen, warmempfundenen Nachruf gewidmet, der das ganze Leben des „großen Nationalromantikers“, ſein Streben und Wirken in feſſelnder, eingehender Weiſe ſchildert. Das Buch gewinnt an Intereſſe durch die Benutzung eines recht umfaſſenden autobiographiſchen Materials, beſonders zahlreicher Briefauszüge.

„Deutſche Pfalz und deutſches Dorf“ nennt ſich ein ſchmuck ausgeſtattetes Büchlein von G. Buß (Verlag von M. Paſch-Berlin), das — von einem engliſchen und deutſchen Text begleitet — eine größere Anzahl vortrefflicher Skizzen aus dem deutſchen Teil der Weltausſtellung in Chicago bringt. Herr Paul v. Szczepański wird in ſeinen Berichten vorausſichtlich auf das intereſſante Buch noch zurückkommen.

Prunkſtücke aus der Berliner Porzellanmanufaktur.

Die Berliner Porzellan-Manufaktur, welche ſich in den letzten Jahrzehnten eine führende Stellung unter den ähnlichen Etabliſſements zurückerobert hat, entſtand als ein Privatunternehmen im Jahre 1750. Ein Kaufmann Wegely, der in den Beſitz Meißener Rezepte zur Porzellanbereitung gelangt war, errichtete ſie, ohne ſeine Rechnung dabei zu finden; auch Gotzkowsky, der ſie ſpäter erſtand, konnte die Fabrik nicht halten, und ſie wäre wahrſcheinlich eingegangen, wenn Friedrich der Große ſie nicht 1763 übernommen hätte. Unter ihm entwickelte die Anſtalt ſich überraſchend ſchnell zu großer Leiſtungsfähigkeit. Ihre Erzeugniſſe galten bald als muſtergültig und wetteiferten an künſtleriſcher Vollendung mit denen von Meißen, Sevres und Wien, die ſie in Bezug auf Billigkeit meiſt übertrafen. Während die Porzellanmanufaktur jedoch früher ein kaufmänniſches Unternehmen war, wie jedes andere, iſt ſie heute in erſter Linie eine Lehrmeiſterin der Privatinduſtrie, die nicht auf Überſchüſſe und Gewinn hin arbeitet, ſondern die, beſonders durch die chemiſch-techniſche Verſuchsanſtalt, fortgeſetzt neue Erfahrungen auf dem Gebiete der Keramik ſammelt und ſie ſofort gratis in beſonderen Druckſchriften den „Konkurrenten“ übermittelt. Aber auch nach der künſtleriſchen Seite hin ſucht ſie, unter der tüchtigen Leitung des Malers Alexander Kips, muſtergültige Vorbilder — muſtergültig in der Form und in der Farbengebung — zu ſchaffen, und wer an den Schaufenſtern der Manufaktur in der Leipzigerſtraße vorüberging, wer Gelegenheit hatte, eine der letzten Ausſtellungen der Anſtalt zu bewundern, weiß, mit welchem Erfolge die emſige Arbeit gekrönt wurde. Unſere Abbildung gibt einige neuere Modelle im Barockgeſchmack wieder, bei denen wenigſtens die Anmut der Linienführung Zeugnis für das Können der Manufaktur ablegt, wenn die Feinheit der techniſchen Ausführung, die Farbe vor allem, in der Reproduktion auch nicht zur Geltung gelangen kann.



Neuere Modelle aus der Kgl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Das Mittelſtück iſt, beiläufig bemerkt, ein Wandleuchter, deſſen Form in etwas abweichender Dekoration zuerſt zur Silberhochzeit Kaiſer Friedrichs III hergeſtellt wurde.

In unſerer Spielecke.

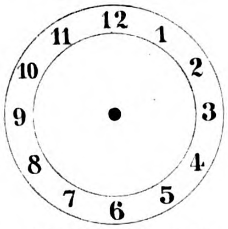
1. Verwandlungsaufgabe.

Rebe	Noah	Ella	Ilm	Leo
Graf	Ham	Anis	Argo	Amur
Reh	Neger	Uhr	Egon	Rand
Sir	Nadel	Marie	Liebe	Wein
Tuch	Orel	Regal	Alex	Rhone

Jedes der obigen 25 Wörter iſt dadurch in ein anderes Wort zu verwandeln, daß man einen Buchſtaben verändert und die übrigen (aber in anderer Reihenfolge) nachſtellt.

Sind die richtigen 25 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Anfang eines bekannten Gedichts.

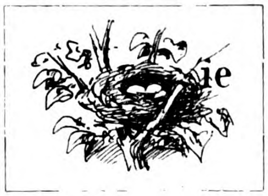
2. Zifferblatträtſel.



Werden die Zahlen durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo iſt:

1 2 3 4 5 eine Pflanze,
4 5 6 7 8 eine kleine Inſel des Mittelländiſchen Meeres,
5 6 7 8 9 einer von zwölf Brüdern,
8 9 10 ein Fluß in Deutſchland,
8 9 10 11 ein General Wallenſteins,
11 12 1 ein Gedicht,
11 12 1 2 ein großer Fluß.

Bilderrätſel.



3. Silbenrätſel.

an a ben burg co chat cro de den din e eu ge gen gen ge har la li mei mun ne ne neu ning no nor nin nik o ol pu ra ra ri rok ry ral ro ſtab ſtadt ſtatt ſen ſa ſa the ti to vo we

Aus den obigen 50 Silben ſind 17 Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1. einen hervorragenden deutſchen Parlamentarier, 2. einen großen Strom in Amerika, 3. eine Stadt in Süddeutſchland, 4. einen deutſchen Dichter unſeres Jahrhunderts, 5. eine beliebte Oper, 6. ein europäiſches Königreich, 7. ein deutſches Herzogtum, 8. einen Schmuckſtein, 9. ein Geſchichtswerk, 10. eine Waffe, 11. eine Stadt in Italien, 12. eine der Perſonen in Leſſings „Nathan der Weiſe“, 13. eine Stadt in Norddeutſchland, 14. ein Werk von Franz Schubert, 15. eine militäriſche Inſtitution, 16. eine Muſe, 17. einen Namen, den eine Anzahl deutſcher Städte führt.

Sind die richtigen 17 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben je ein deutſches Sprichwort.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 28.

Bilderrätſel.

Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert?

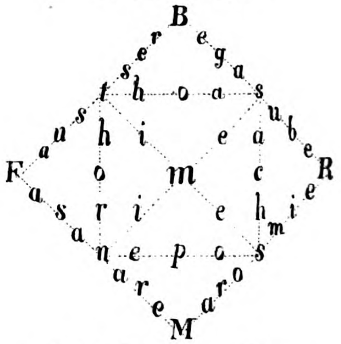
1. Kombinationsaufgabe.

Gabe — Gabel. Anden — Anker. Nogat — Note. Doge — Dora. Seeland — Seemann. Erlau — Erbe. Iller — Ilſe. Lama — Lade. Omar — Oder. Dumas — Duſe. Rieſa — Riege. Hamſter — Hamlet.

Do An See Rie Ham Er Il No Ga O La Du

„Das Rheingold.“

2. Punkträtſel.



3. Rätſel. Faun — Fauna.

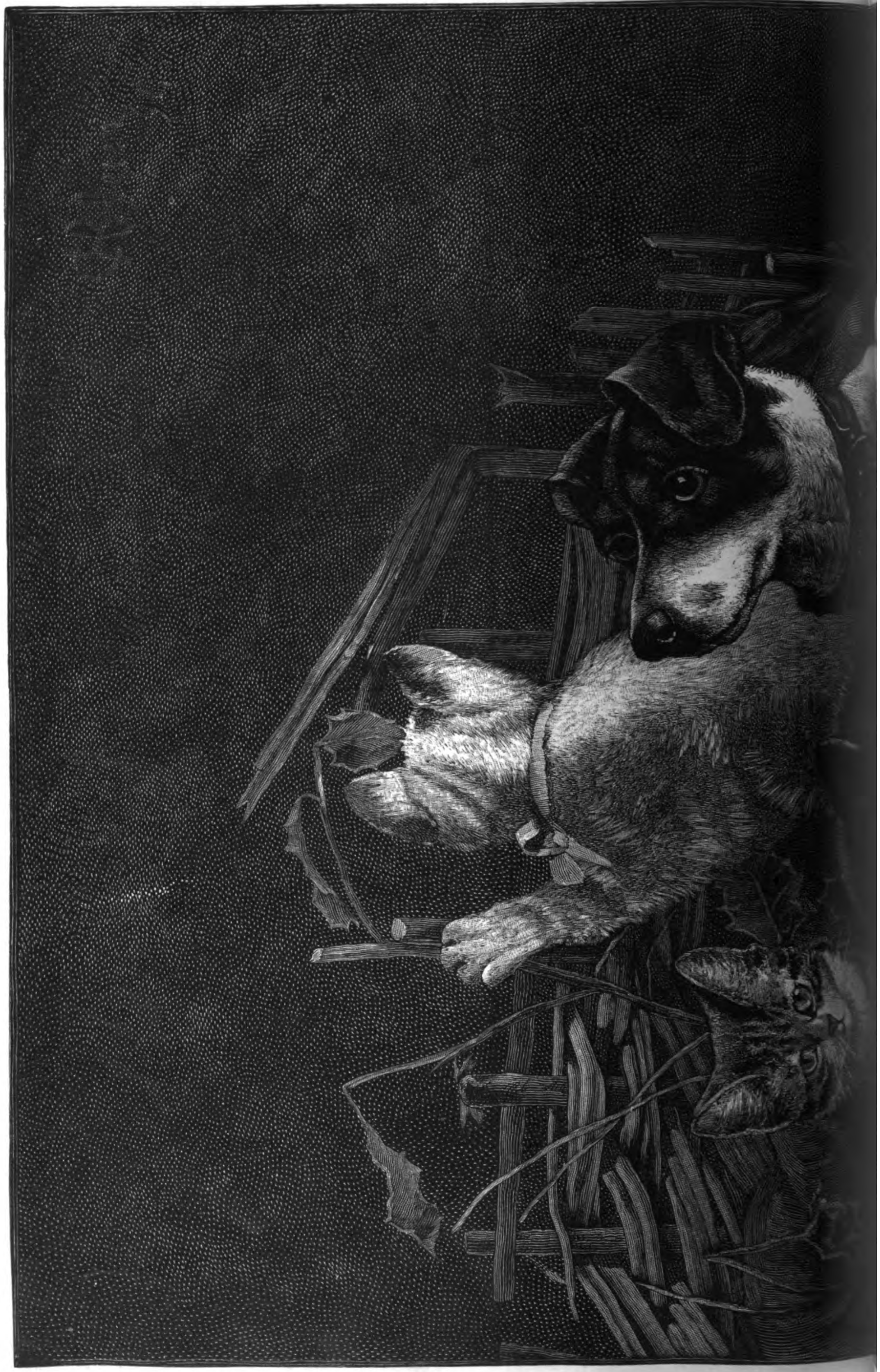
4. Vierſilbige Scharade. Wohlthätigkeit.

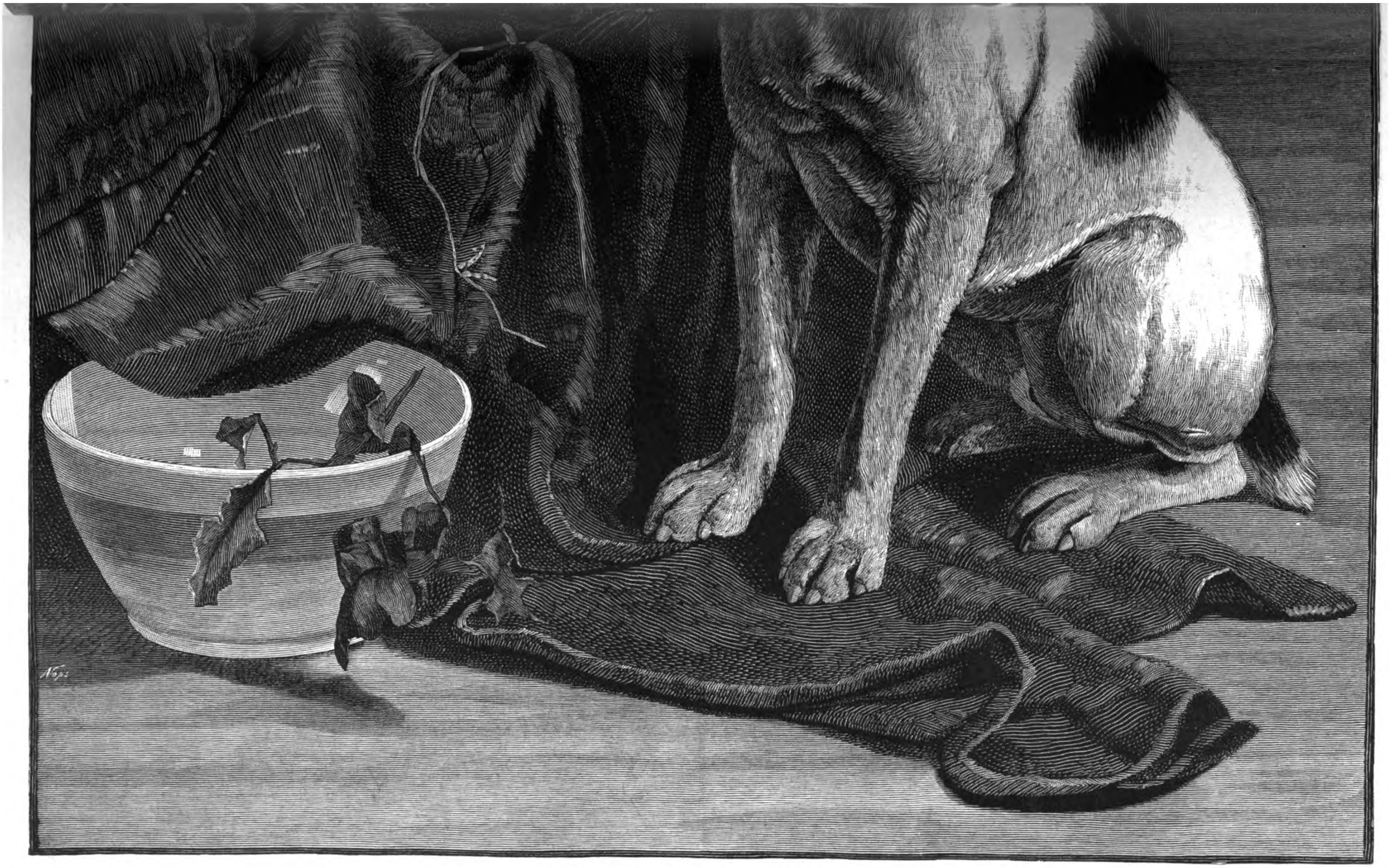
5. Wechſelrätſel. Magnet — Magnat.

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). Fortſetzung. — Frühlingshoffen. Gedicht von Georg Vogel. — Meine erſte Auffahrt mit dem „Humboldt“. Von Premierleutnant Groß. Mit zwei Illuſtrationen. — Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Meine Erlebniſſe mit der Schreibmaſchine. Von Hanns von Zobeltitz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: In der Geneſung von Walter Firle: Eine kleine Samariterin von W. Zehme; Kopfſtudien von Michelangelo. — Kirche. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Geſundheitslehre. — Tierkunde. — Forſchungsreiſen. — Verkehr. — Technik. — Preisausſchreiben. — Buchhandel. — Prunkſtücke aus der Berliner Porzellanmanufaktur. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

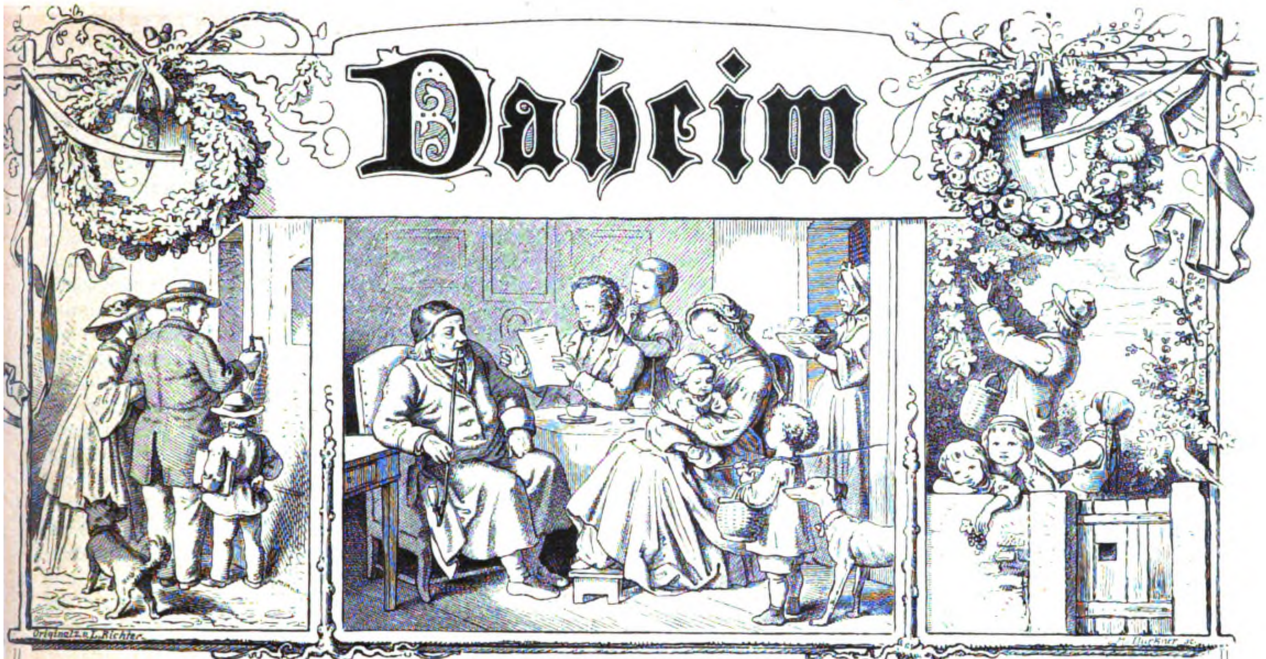
— Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.





Auf Wache. Nach dem Gemälde von H. Bleiez.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 11.


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 29. April 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 30.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard).

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Die Braunſchweiger wurden ohne irgend welche Rückſicht auf ihre Wunden und unter vielem Stöhnen ihrerſeits von den Pferden gehoben. Herr Kurt war kaum im ſtande, ſich auf den Füßen zu halten, und ſank ſogleich auf das harte Lager, als er das dumpfige, traurige Gemach im Erdgeſchoß des Turmes erreichte, das für ihn und ſeine Leidensgefährten zum Gefängnis beſtimmt war. Der gutmütige Schließer ſtand ratlos vor ihm, die eine Achſel hoch und das breite Geſicht in tiefe Falten gezogen, und bildete eine ſo komiſche Figur, daß ſelbſt in dieſem Augenblick ein Anflug des Lächelns über Dieter Sunnenbergs Geſicht ging.

„Mein Weib ſoll Euch ein Feuer anzünden und dieſem kranken Herrn eine friſche Schütte Stroh bringen, Ihr Herren! Es thut mir leid, daß ich Euch einſchließen muß — ich bin auch ein Braunſchweiger! Aber laßt's Euch nicht anfechten! Wenn ein Tag um iſt, kommt ein anderer herauf, und wer heute unten liegt, mag morgen leichtlich auf die anderen herunterſehen. Laßt's Euch nicht anfechten! Soviel an mir iſt, ſoll's Euch nicht härter gehn, als es nötig iſt. Wollte Gott, ich hätt's nicht nötig!“

So verſuchte der Mann, die Landsleute zu tröſten, gegen die er wider Willen hart ſein mußte. Und ſeine Worte thaten den verzagten Männern wohl und ließen ihnen ihre Lage nicht ganz ſo hoffnungslos erſcheinen, als im Augenblick zuvor.

Währenddeſſen hatte ſich Bruder Lorenz in Gilberts kleine Zelle zurückbegeben. Zornig ging er darin auf und ab, zornig hielt er in ſeinem Gang inne und blickte durch die winzigen kleinen Butzenſcheiben, zornig trommelte er mit den Knöcheln der mageren Hand darauf hin und her. Die große Ungerechtigkeit der Welt machte ihn ſo zornig. Keiner wußte beſſer, als er, was ſich für einen frommen Mönch ziemte, der ſich durch nichts von dem Blick auf das Ewige abbringen, durch nichts Irdiſches erregen laſſen ſollte, deſſen Herz allein dem Geſpräch mit dem ewigen Gott zugewendet ſein, deſſen Ohr allzeit auf ſeine Stimme lauſchen ſollte. Ob er auch ein Franziskaner war, ſo hatten des frommen Dominikaners Johannes Taulers Predigten doch bei ihm und vielen ſeines Ordens gezündet, und die wahre Gottesfreundſchaft in ſich ſelbſt zu mehren und bei anderen zu entzünden, das war ſeines Herzens Wunſch, ſeines Strebens Ziel. Dazu aber gehörte, daß man ſich ſelbſt abſtarb, alle Leidenſchaft und die eigene Natur in ſich ſelbſt ertötete. Und doch kam ihm ſeine alte erregbare Natur immer wieder in die Quere. Was wunder, daß er da zornig war; am allermeiſten darüber, daß er ſo zornig war?

Und er hatte lange Zeit zum Zorn und danach zu dem Verſuch, mit dem eigenen Herzen fertig zu werden. Denn eine Stunde nach der anderen verging, und man ließ ihn allein. Gilbert und ſein Weib hatten die Hülle und Fülle zu thun, ihre Gefangenen unterzubringen und das Eſſen für ſie zu rüſten. Der Herzog aber ſchien ihn vergeſſen zu haben. Da wollte es ihm ſo vorkommen, als ob es von Gott unrecht ſei, daß er ſeine gute Zeit ſo nutzlos verbringen müſſe, und neue Ungeduld regte ſich in ihm. Doch ſtrafte er ſich ſelbſt und hielt ſie gewaltſam nieder. Zum Mittag ward er in die Halle gerufen, wo das Hofgeſinde das Mahl einnahm, und ſelbſt, da ihn einige leichtfertige Knechte mit ſpitzen Worten zu reizen ſuchten, indem ſie anzügliche Bemerkungen über das Kloſterleben machten, das damals überall in ſchlechtem Anſehen ſtand, that er, als höre er nichts davon, ſprach ruhig das Gratias und verließ die Tafel beſſer mit ſich im Einklang, als er's am Morgen geweſen war.

Erſt am Abend kam ihm Erlöſung. Ein ſchmucker Page erſchien, um ihn zu ſeinem Herrn, dem Herzog Otto, zu rufen. Schweigend ſtiegen ſie die enge Treppe zu den oberen Gemächern hinauf. In einem ſchmalen, von Wachskerzen ſchwach erleuchteten Vorzimmer machten ſie Halt. Der Page winkte, ihm zu warten, während er ſelbſt auf eine verhängte Thür zuſchritt und öffnete.

Laute Stimmen ſchallten aus dem angrenzenden Zimmer. Sie bewieſen dem Mönch, daß die Herren dem Wein bei Tafel reichlich zugeſprochen hatten. „Ich meine, Ihr thut unrecht, gnädigſter Herr,“ rief der Schwichelde. „Daß wir die Gefangenen teilten oder doch das Löſegeld, das war die Meinung. Bei der Löſung, die Ihr vorſchlagt, möchte wenig für mich abfallen.“

„Ihr nehmt Euch zuviel heraus, Junker von Schwichelde,“ hörte man den Herzog heftig antworten. „Bedenkt, wem Ihr gegenüber ſteht! Iſt Euch die Harzburg noch nicht Gewinns genug? Ei wahrhaftig, ich glaube, das ganze Land Wolfenbüttel wäre Euch lieber? Ich ſage Euch, Ihr ſollt mir die Braunſchweiger nicht aus meinem Turm herausholen, ehe ich anerkannter Herzog von Braunſchweig bin.“

Der Schwichelde lachte. „Da werdet Ihr ſie lange füttern müſſen, Herr Herzog.“

„Was kümmert's Euch, Junker Hans?“ brauſte Otto auf. Der Herr von Hartinghauſen aber, in der Sorge, daß es zwiſchen den Herren zu ernſtem Streit kommen möchte, fuhr jetzt mit der Meldung dazwiſchen, daß der Mönch warte.

„Laß ihn eintreten,“ ſagte Otto raſch und ſetzte, zum Junker gewendet, hinzu: „So möget Ihr gleich ſelber hören, welchen Beſcheid ich den Braunſchweigern ſende, mein Herr Junker!“

Der Schwichelde verneigte ſich höflich, aber dem eintretenden Mönch entging nicht der Anflug des Spottes in ſeinen ſtolzen Zügen.

„Ich bitte Eure fürſtliche Hoheit, mich gnädigſt zu entlaſſen,“ ſagte er. „Der Weg iſt weit zur Harzburg.“

„Wollt Ihr zur Nacht reiten?“ Otto runzelte die Stirn.

„Ich und mein Pferd, wir ſind des Reitens zur Nachtzeit wohl gewohnt, wie Eure herzogliche Gnaden am beſten wiſſen,“ ſagte der Schwichelde.

„So reitet!“ antwortete der Herzog kurz.

Der Junker entfernte ſich. Da trat Wolf von Hartinghauſen zu Otto. „Gnädigſter Herr,“ ſagte er, „man rühmt Euch wegen der Weisheit, mit der Ihr Euch die Menſchen zu nutze zu machen verſteht. Laßt ihn nicht im Zorn gehen. Laßt mich ihm folgen.“

Der Herzog ſtand unſchlüſſig; Zorn und Klugheit kämpften mit einander, die letztere behielt den Sieg. „Mag's ſein. Verſuche, was deine glatte Zunge vermag. Aber nichts vom Löſegeld. Das iſt meine Sache. — Tretet heran, Bruder.“

Er maß den Mönch, der in demütiger Haltung in der Thür ſtehen blieb, mit ſeinem kalten, lauernden Blick. Dann ſagte er: „Ich habe dich rufen laſſen. Weißt du, was ich von dir begehre?“

„Ich bin ein Mönch, und die Gedanken hoher Herren und Fürſten ſind mir nicht vertraut,“ antwortete Bruder Lorenz ohne Beſinnen.

„Du biſt nicht allezeit geweſen, was du jetzt biſt?“

„Gottes Gnade hat mich verſchiedene Wege geführt. Was ich aber auch geweſen ſein mag, jetzt bin ich ein demütiger Diener ſeiner heiligen Kirche.“

„Weißt du, daß man ſagt, du ſeieſt ein Ketzer? Du halteſt dich zu den Begharden und Gottesfreunden?“

Der Mönch blickte auf, und ſein Auge traf klar und furchtlos das des Herzogs. „Sind die heiligen Apoſtel und Jünger des Herrn einſtmals durch böſe und gute Gerüchte gegangen in den Tagen ihres Fleiſches, ſo ziemt es mir nicht, mich darüber zu beklagen. Ich bin kein Ketzer, gnädigſter Herr.“

„Aber du lehrſt die Leute, die Fürbitte der Heiligen zu verachten, und lehrſt noch andere Dinge, die nicht mit der heiligen Kirche ſtimmen.“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete der Mönch, „wenn Eures Zimmers Thür offen ſteht, braucht's da noch des Schloſſers und der Hebel, ſie aufzubrechen? Ich lehre nicht, die Heiligen zu verachten. Ich lehre aber, daß das Herz Gottes offen ſteht für alle, die daran klopfen. Wenn Eure fürſtliche Hoheit mich darüber hören wollen, ſo bin ich bereit, meine Meinung allezeit zu verteidigen.“

Aber der Herzog winkte ungeduldig mit der Hand. „Ich bin kein Gottesgelehrter, Mönch, noch ein Ketzerrichter. Auch haben die heiligen Fürbitter bislang mir nicht ſo gute Dienſte gethan, daß ich mich ihretwegen ereifern ſollte. Ich meine, du könnteſt die Hand eines Mächtigen brauchen. Ich will dein Freund ſein, wenn du dir ein Anrecht auf meine Gnade erwirbſt. Willſt du?“

„Gnädigſter Herr, ich ſtehe in der Hand Gottes und fürchte die Menſchen nicht. Iſt aber der Dienſt, den Ihr begehrt, meinem Gewiſſen nicht zuwider, ſo will ich Euch wohl zu Dienſten ſein.“

„Du biſt ein echter Prieſter,“ ſagte Otto, und die Zornesader auf ſeiner Stirn begann zu ſchwellen. „Wie der Fuchs läßt du dir verſchiedene Ausgänge deinen Rückzug zu ſichern. Ich will eine Antwort ohne Klauſeln.“

Der Mönch erhob den Kopf, ohne im übrigen ſeine demütige Haltung zu verändern. „Sagt mir ohne Klauſeln, was Ihr von mir begehrt, und Ihr ſollt ſie haben.“

Der Herzog ſtand auf und ging einige Schritte auf und nieder. Dann blieb er ſtehen und ſagte, die Hand auf den Tiſch geſtützt: „Ich habe den Bürgermeiſter von Braunſchweig eingebracht, dazu etliche Herren von den Geſchlechtern und den Gilden. Ich gedenke, ſie nicht eher in Freiheit zu ſetzen, bis der Rat der Stadt mich als Herzog anerkannt hat. An dem Tage, an dem ich in Braunſchweig einziehe, werden auch ſie mit mir einziehen. — Willſt du dieſe Botſchaft dem Rat überbringen?“

„Ja, gnädigſter Herr.“

„Halt! — Ich bin noch nicht mit dir fertig! Das iſt nicht alles, was ich von dir begehre. Dieſes könnte ich auch durch Wolf oder einen der andren ausrichten laſſen. Ich will mehr von dir. Du biſt ein Mann, der gehört wird in der Stadt — ein Mann, der im Rufe der Heiligkeit ſteht, deſſen Rat man achtet. Willſt du deinen Einfluß zu meinen Gunſten gebrauchen, ſo ſollſt du und dein Kloſter keinen Schaden davon haben. Dein Abt iſt ein alter Herr, der ſeinen Platz bald einem andren einräumen wird.“

Der Mönch ſchwieg, als ob er in tiefes Sinnen verloren wäre.

Nach einigen Augenblicken rief der Herzog ungeduldig: „Was bedenkſt du dich? Ich dächte, die Sache läge klar genug!“

„Herr,“ ſagte der Mönch nach augenblicklichem Beſinnen, „wollt Ihr mich die Gefangenen ſehen laſſen?“

Der Herzog maß ihn mit mißtrauiſchem Blick. Dann ſagte er: „Du haſt recht, ich brauche keine Antwort. Du biſt klug genug, deinen Vorteil zu verſtehen. Du magſt die Gefangenen aufſuchen, es kann nur nützen. Sie können dir ſelbſt ihre Aufträge an den Rat mitgeben. Es wird ſie nicht gelüſten, meine Gaſtfreundſchaft auf lange in Anſpruch zu nehmen,“ ſetzte er mit höhniſch verzogener Lippe hinzu. „Eins aber merke dir — ich werde in Braunſchweig einziehen, mit oder ohne deine Hilfe. Wenn ich aber Herzog des Landes bin, wird es der Schade derer nicht ſein, die treu zu mir geſtanden haben. — Götz Werneck! — Wo iſt der Knabe? — Führe dieſen Bruder,“ ſo befahl er dem herbeieilenden Pagen, „zu Gilbert, dem Schließer. Es iſt ihm geſtattet, die Braunſchweiger Gefangenen zu ſehen. — Danach verläßt du das Schloß, Mönch.“

Bruder Lorenz verabſchiedete ſich eilig, froh allen weiteren Fragen zu entgehen. Wolf Hartinghauſen aber, der im Vorzimmer wartete, rief ihm ſpottend nach: „Empfehlt mich den Herren Krämern, insbeſondere dem Herrn vom Damme, und vergeßt nicht, ihn zu fragen, für wie viel ihm ſein ſchönes

Töchterlein feil iſt, die ich noch jüngſt in Braunſchweig am Fenſter geſehen. Sie iſt wahrlich zu ſchön für einen Helden vom Kramladen und wert, eines Ritters Liebchen zu ſein.“

Bruder Lorenz unterdrückte mit Mühe eine ſcharfe Antwort und folgte ſeinem jungen Führer über den Hof zum Eingang des Turms, ſich wohl hütend, merken zu laſſen, daß er hier eines Führers wohl entbehren konnte. Endlich klopfte ſein Begleiter mit dem eiſernen Klopfer gegen die ſchwere eichene Thür, daß es laut durch die Wölbungen des alten Gebäudes widerhallte, und übergab ihn dem herbeieilenden Gilbert, der froh war, ſeinen Gaſtfreund unangefochten wiederkommen zu ſehen. Erſtaunt war er über den Befehl, den Bruder zu den Gefangenen zu führen, denn er war es nicht gewohnt, daß der Herzog unglücklichen Feinden irgend welche Milde erwies, als deren Beweis er dieſe Erlaubnis auffaßte. So führte er denn, abermals durch einen langen dumpfigen überwölbten Gang, den Mönch an verſchiedenen mit Eiſen beſchlagenen Thüren vorbei zu dem den Braunſchweiger Herren angewieſenen Gemach.

Der Mönch blieb einen Augenblick in der Thür ſtehen, um ſich zuerſt an das trübe Licht zu gewöhnen, das von einer kleinen Thranlampe ausſtrömte, die von einem Deckbalken herniederhing, und das nicht ausreichte den ziemlich großen Raum bis in ſeine Ecken zu erhellen. Unter der Lampe ſtand ein Tiſch von rohgezimmertem Holz, an welchem zwei Männer ſaßen, fröſtelnd in Mäntel gehüllt, den Kopf trübſelig aufgeſtützt. Vor ihnen ſtand ein Brettſpiel, das wohl einer von ihnen in der Taſche mitgeführt haben mochte. Sie hatten den Verſuch gemacht, ſich damit die trüben Stunden zu kürzen, jetzt ſtand es unbeachtet da. Bei dem Knarren der Thür erhoben ſie die Augen und blickten verwundert auf, und der Mönch erkannte die blaſſen Angeſichter des Lips Himſtidde und des Dieter Sunnenberg. Der letztere ſtand auf und ging dem Mönch mit ausgeſtreckter Hand entgegen. „Gott zum Gruß, Bruder!“ rief er aus. „Ihr wißt, ich bin ſonſt kein Freund Eures Standes, bin's auch nie geweſen. Aber heut erſcheint mir Euer braunſchweigiſch Geſicht wie der Mond in einer finſtren Nacht. Er erhellt ſie nicht, aber er macht die Dunkelheit erträglich. Wie kommt Ihr hierher? Doch nicht auch als ein Gefangener?“

„Das nicht, Herr Dieter,“ antwortete Bruder Lorenz. „Vielmehr als ein Abgeſandter.“

„Von der Stadt? — Nun, das iſt beſſer, als ich's zu denken hoffte! Was bringt Ihr Neues?“

„Nichts von der Stadt, Herr Dieter. Man wartete in Braunſchweig Eurer Heimkehr, als ich's verließ, und verzweifelte ſchier daran, Euch noch einmal von Lübeck zurückkehren zu ſehen.“

„Wär's nach meinem Willen gegangen,“ ließ ſich jetzt eine mürriſche Stimme vom Fenſter her vernehmen, „hätten wir nicht tagelang uns mit Bankettieren und Narretieren aufgehalten, ſo ſäßen wir jetzt in unſren Zimmern in Braunſchweig ſatt und warm — aber wer hört Vernunft, wenn ſie gepredigt wird?“ Mit dieſen Worten trat Herr Peter Lußke aus der Dunkelheit hervor und reichte dem Mönch die Hand.

„Es iſt ſchlechte Gaſtfreundſchaft, die wir Euch hier zu bieten haben,“ ſeufzte Herr Dieter, indem er mit der Hand eine kreisförmige Bewegung machte, als wolle er alle die traurige Ungemütlichkeit des Zimmers, die mangelnde Bequemlichkeit ihrer Lage auf einmal klar ſtellen. „Der Herzog iſt ein ſchäbiger Wirt, wie Ihr ſeht!“

Ein Geräuſch aus der einen Ecke des Zimmers lenkte die Augen des Mönches dorthin. Er hatte ſich mittlerweile an das Halbdunkel gewöhnt und entdeckte dort ein niedriges Lager und auf demſelben eine Geſtalt, die vergebliche Anſtrengungen machte, ſich aufzurichten, aber eben mit einem ſchmerzlichen Stöhnen wieder zurückſank.

„Sagt ich's Euch nicht, Kurt vom Damme!“ rief Peter Lußke, indem er auf das Bett — wenn das harte nur mit Stroh gedeckte Lager dieſen Namen verdiente, zutrat. „Was liegt Ihr nicht ruhig? Hat man je einen Mann geſehen, der weniger auf ſeine kranken Glieder acht hatte, als Ihr?“ Trotz dieſer vorwurfsvollen Anrede faßte Herr Peter den Umgeſunkenen mit ſchonender Hand und verſuchte, ihm, ſo gut er's verſtand, eine bequemere Lage zu geben. Bruder Lorenz trat ebenfalls hinzu, und mit beſſerem Erfolg wußten ſeine der Krankenpflege mehr gewohnten Hände den wunden Mann zu faſſen, ihn gegen das Licht zu wenden und aufzurichten, ohne ſeinen ſchmerzenden Gliedern zu nahe zu treten.

„Dank' Euch!“ ſtöhnte Herr Kurt, indem er die Hand ausſtreckte, um die des guten Bruders zu faſſen, ſie aber ſogleich wieder mit allen Zeichen des Schmerzes an ſich zog. „Ach, Bruder Lorenz! Wie findet Ihr uns!“

„Gott vergelt's dem gottverfluchten Böſewicht!“ rief Peter ingrimmig, „der ein Fürſt ſein will und ein Wüterich iſt, ein Räuber, ein —“

„Haltet an, Herr Peter Lußke!“ fuhr der Mönch dazwiſchen. „Machet Eure Not durch Sünde nicht größer! Wißt Ihr nicht, wer geſagt hat: ſegnet, und fluchet nicht!?“

„Ei, Bruder, wollt Ihr uns den letzten Troſt nehmen?“ ſagte Dieter. „Sollen wir den Herzog nicht einmal verwünſchen? Ich ſage Euch, wenn ich noch einmal los komme, und ich kann einen Finger rühren zu ſeinem Schaden, an mir ſoll's nicht fehlen!“ Er knirſchte mit den Zähnen.

Der Mönch ſeufzte. Ohne zu antworten, machte er ſich daran, vorerſt dem kranken Herrn Kurt beizuſtehen. Er wuſch die Wunde mit Waſſer, von dem ſich ein Krug in dem Gemach befand, verband ſie mit einem Streifen weichen Linnens, das er ſtets bei ſich trug, denn in jenen unruhigen Zeiten konnte ein Mönch gar oft in die Lage kommen, Verwundete verbinden zu müſſen — und brachte ſo dem Kranken weſentliche Erleichterung. Peter Lußke hatte trotz einigen Murrens nach Kräften Handreichung gethan, und erſt nachdem Herr Kurt in verhältnismäßiger Behaglichkeit wieder auf ſeinem Lager lag, kam der gute Mönch dazu, die Fragen der Gefangenen nach Braunſchweig, nach Weib und Kind und allen möglichen ſonſtigen Angelegenheiten zu beantworten, und den Männern, die nun ſchon eine Zeitlang jede Nachricht von daheim entbehrt hatten, ſo viel mitzuteilen, als zu ſeiner eigenen Kenntnis gekommen war.

„Es wird ſpät, Ihr Herren,“ ſagte Bruder Lorenz endlich, „und ich muß eilen, damit ich noch für die Nacht in einem Kloſter der Stadt Unterkunft erhalte. Wir haben noch nicht von Eurer Erledigung geſprochen.“

„Wißt Ihr, wie er mir geantwortet hat,“ ſagte Peter Lußke, „als ich ihm ſagte, er möge es mit der Löſung nicht ſo gar hart nehmen, der gottverdammte Räuber! Gelacht hat er und geſagt, die Vöglein ſollten erſt beſſer nach ſeinem Willen pfeifen lernen, ehe er ſie fliegen laſſe. Und Ihr ſeht“ — er wies mit dem Finger auf die kahlen, düſtren Mauern, auf denen der Reif in den matten Strahlen der Lampe aufblitzte — „Ihr ſeht, wie er uns kirre macht.“

„Der Herzog denkt kein Löſegeld von Euch zu nehmen,“ ſagte der Mönch.

„Kein Löſegeld!“ Dieter und Lußke ſahen ſich erſtaunt an. „Wozu hat er uns denn gefangen? Sind wir Diebe und Räuber, daß er uns hier verfaulen laſſen will? Will er uns hängen?“ ſo frugen ſie durcheinander, und auch Herr Himſtidde, der bis jetzt ganz teilnahmlos und in ſich verſunken am Tiſch geſeſſen hatte, fuhr herum.

„Der Herzog hat mich angewieſen, dem Rat von Braunſchweig in ſeinem Namen zu entbieten, daß Ihr nicht eher frei ſein werdet, als an dem Tage, wo er als Herzog in die Stadt einzieht.“

„Der Böſewicht!“ — „Der Bube!“ — „Der ungetreue Vormund!“ — „Will er mit unſerer Ehre unſere Freiheit erkaufen?“ — „Und wenn wir auch ſolchen Vorſchlag annähmen, würden der Rat und die Bürger der Stadt uns nachfolgen wollen in ſo großem Verrat?“ So riefen die entrüſteten Männer. Nur Himſtidde verhielt ſich ganz ſtille, und erſt, nachdem der erſte Sturm ſich gelegt hatte, ſagte er bedächtig: „Ihr ereifert Euch gar ſehr, Ihr Herren, und mich dünkt, ohne Urſache. Ich denke, die ſieben Jahre, die ſeit dem Tode des Herzogs Magnus vergangen ſind, haben uns ſattſam gelehrt, daß die Stadt nur ſchwer eines Fürſten entbehren kann, der in dem allgemeinen Krieg unſere Sache führt. In dieſen Zeiten iſt's nicht gut, allein zu ſtehen, das wiſſen wir alle, wozu hätte es auch ſonſt dieſer Reiſe bedurft, die uns ſo ſehr zum Unheil ausgeſchlagen iſt? Wir brauchen eines Schutzherrn, der unſere Truppen führt, der uns Geltung verſchafft im allgemeinen Rat der Fürſten, die ſonſt wie Raubvögel über das verlaſſene Land herfallen. Wenn aber einen, warum dann nicht dieſen, der mächtig iſt und wehrhaft, wie wir's bedürfen? Warum ſollen wir nicht die Hand erfaſſen, die ſich uns bietet?"

„Weil es eine ungerechte Hand iſt!" rief's vom Ende des Zimmers her. Herr Kurt vergaß in dieſem Augenblick all ſeiner Schmerzen. „Meint Ihr, wer ſeiner eigenen Sippe die Treue bricht, der werde ſie uns halten? Der ſeines Ohms Kinder im Stiche läßt, werde uns ſchützen? Der ſeine Mündel ſchmählich ihres Erbes beraubt, werde unſres Eigentums ſchonen? Ich bin unſeres jungen Herzogs Friedrich Unterthan, wenn er auch verhindert iſt — durch dieſen ungetreuen Vetter und Vormund verhindert iſt — ſein Fürſtenrecht auszuüben. Sagt das dem Herzog Otto, Bruder — ſagt es ihm, wenn Ihr wollt!" Und Herr Kurt ſank erſchöpft zurück.

Himſtidde fuhr ſich verlegen mit der Hand durch ſein langes Haar. „Wenn der Herzog ein Mann wäre —" begann er, aber Bruder Lorenz unterbrach ihn

„Es iſt alſo Euer Wille, Ihr Herren, daß ich dem Rat Euresteils nicht rate, des Herzogs Otto Vorſchläge anzunehmen?"

„Ja! Ja! Ja!" lautete es von allen Lippen, daß auch Himſtidde verſtummte.

Da ſagte Bruder Lorenz: „Wohl, Ihr Herren! Dieſer Eurer Treue und Gerechtigkeit wird der Lohn nicht fehlen. Ihr ſagt, Euer Herzog ſei ein Knabe. Aber er iſt dennoch Euer Herzog. Glaubt, Gott kann auch in des Knaben Hand die Schleuder legen und den Stein, der des gewaltigen Rieſen Haupt zertrümmert. Ihr habt recht gewählt. Die Trübſal aber, die Ihr um Rechtes willen erleidet, wird Gott wenden. Auch wird er ſie Euch dienen laſſen zum Heil der Seelen."

„Ihr ſeid ein frommer Mann, Pater," ſagte Herr Dieter, „und mehr der Welt abgewendet, als andere Eures Standes. Wir aber ſind Weltkinder; und wahrhaftig, ein wohlausgerüſtetes Gemach gefällt uns beſſer als dieſe Höhle, und der Wein mundet uns beſſer an der Tafel zu Braunſchweig, als das Waſſer hier im Gefängnis. Darum denkt unſerer Schwachheit und laßt uns nicht über Gebühr verſuchen. Seht zu, daß der Rat von Braunſchweig uns löſe, wo nicht mit Golde, ſo doch mit den Waffen. Er ſoll ſich mit den jungen Herzögen in Einvernehmen ſetzen. Wenn auch jung, ſind ſie doch edlen Stammes und kriegeriſchen Sinnes."

Eine drollige Geſchichte. Nach dem Gemälde von H. Kotſchenreiter.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl A.-G. München.)

„Das wäre ein Werk, das Euch den Himmel verdiente," rief Peter Lußke eifrig. Und auch Kurt vom Damme gab ſeinen Beifall vom Bette her zu erkennen.

So ſchieden ſie. Die Gefangenen blieben in ihrer traurigen Lage nicht ganz hoffnungslos zurück. Der gute Bruder aber fühlte in ſich das freudige Bewußtſein, daß er nicht ganz umſonſt die Tage hier zugebracht habe.

Noch einige Augenblicke kehrte der Mönch in des Schließers Wohnung ein, um von deſſen Hausfrau ſich zu verabſchieden und ihre Kinder zu ſegnen. Dann ſchritt er erleichterten Herzens mit Gilbert dem Burgthor zu. Auf dem Hofe hielt ihn der von Schwichelde an. „Noch hier, frommer Bruder?" rief er. „Habe ich nicht recht gehört, daß Euch der Herzog eine Botſchaft nach Braunſchweig auszurichten gab? Warum ſo ſäumig?"

„Mein Wandel iſt am Tage, gnädigſter Herr!" antwortete der Mönch.

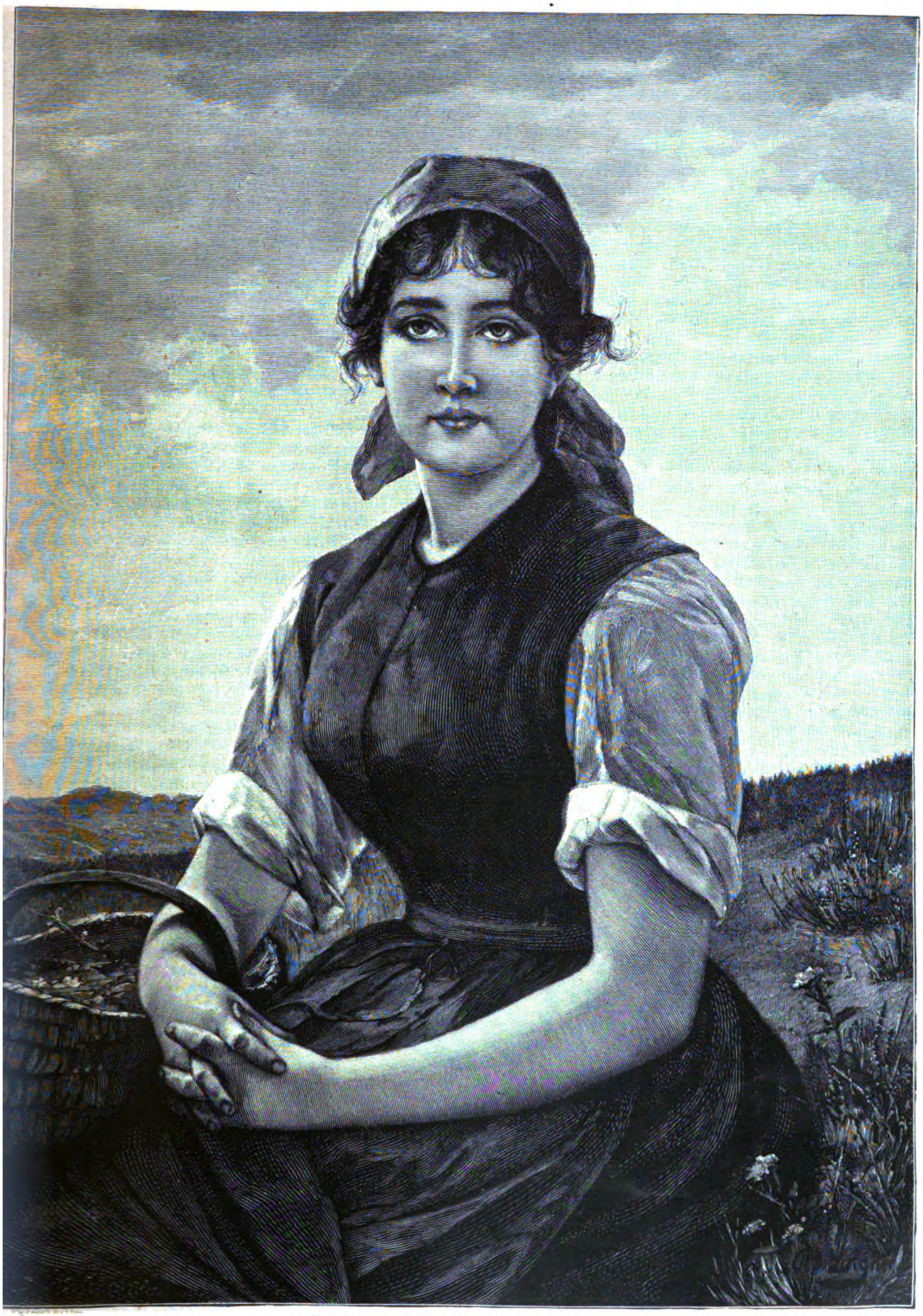
„Ah ſo! — und meiner des Nachts? Meint Ihr's ſo? O, ich kann auch bei Tage reiten! Lebt wohl, frommer Bruder! Frohe Reiſe und gute Verrichtung!"

„Was meint er?" dachte Bruder Lorenz. Aber ſeine Gedanken waren im Augenblick ſo ſehr von dem Schickſal ſeiner gefangenen Landsleute in Anſpruch genommen, daß er die Begegnung ſchnell vergaß. Der Schwichelde aber lachte ſtill in ſich hinein, als er über den Schloßhof ging und ſeinem Roßbuben beſtellte: „Wir reiten heute noch nicht. Morgen in der Frühe halte alles bereit."

Bruder Lorenz fand Unterkunft in einem Kloſter, wo er ſchon öfter eingekehrt war auf ſeinen Predigtreiſen. Am Morgen, als die Sonne fröhlich auf den ſchneebedeckten Feldern blitzte, trat er ſeine Wanderung an. Mit Verwunderung bemerkte er, daß ſeine Straße nicht ſo einſam war, als ſie im Winter und zu dieſer Tageszeit zu ſein pflegte. Bald in der Nähe, bald in der Ferne tauchten die Geſtalten eines oder mehrerer Reiter auf. Da ſie indeſſen ihn nicht behelligten, vergaß er bald, auf ſie zu achten und wanderte arglos ſeines Weges.

VII.

In Braunſchweig wartete man in großer Sorge auf Nachricht über den Verbleib der verſchwundenen Bürger. Am Tage, nachdem Wieprecht den verwundeten Henning in das Haus ſeines Herrn gebracht hatte, waren etliche Ratsherren und Vorſteher der Gewerksgenoſſenſchaften mit guter Bedeckung ausgeritten, um den Ort der That zu beſehen und nach Anzeichen zu ſuchen, die über den Verbleib der Überfallenen hätten Auskunft geben können. Wieprecht wie auch die anderen heimgekehrten Knechte waren viel zu ſehr von ihrer eigenen Angſt in Anſpruch genommen geweſen, als daß ſie in der Dunkelheit und dem Schrecken der Nacht klare Beobachtungen hätten machen können. Henning war zu krank, um Auskunft zu geben, auch war kaum anzunehmen, daß er, der im Lande fremd Gewordene, hätte wahrnehmen



Heideroſe. Nach dem Gemälde von O. Lingner.

ſollen, was den einheimiſchen Knechten entgangen war. Auch da am anderen Tage, niemand wußte recht wie und woher, der Ratsſchreiber Tile Dorring wieder zum Vorſchein kam, kam kein Licht in die Sache. Er ſelbſt wußte wenig von ſich zu ſagen, als daß er in der Nacht von fremden Reitern überfallen und fortgeſchleppt, daß es ihm aber gelungen ſei, zu entfliehen und ſich auf unbekannten Wegen wieder zur Stadt zurück zu finden. Andere meinten, er ſei beim erſten Angriff geflohen und in den ſumpfigen Moorboden mit ſeiner Wildnis von Erlengeſtrüpp geraten, aus dem es ſo leicht nicht war, ſich herauszufinden. Dieſe Meinung ſchienen auch ſein beſchmutztes Ausſehen und ſeine zerriſſene und übel zugerichtete Kleidung zu beſtätigen. Auch er lag im Bett und ließ ſich von ſeiner Frau Mutter pflegen und wußte keine Antwort zu geben auf die Fragen, die man ihm vorlegte.

Die Durchſuchung des Stadtholzes, wo der Überfall geſchehen war, brachte wenig oder gar nichts zu Tage. Ob auf Seiten der Angreifer jemand gefallen war, ließ ſich nicht feſtſtellen; wenn es geſchehen, ſo hatten die Sieger ihre Toten mitgeführt. Einige Waffenſtücke lagen umher, die keine Abzeichen trugen; nur die Leiche des armen Kaſpar fand man, vom Schnee halb verdeckt, am Wege liegen. Die Richtung, die der abziehende Trupp genommen, konnte wenig Aufklärung geben, ſelbſt wenn der hohe Schnee ſie nicht verweht gehabt hätte; denn Schlöſſer, deren Beſitzern derartige Gewaltthaten zuzutrauen waren, lagen nach allen Richtungen, näher und ferner. So mußte man ſich denn bemühen, die Leiche des armen Kaſpar mit ſich zu nehmen, welcher die Barmherzigkeit der Franziskaner einen Ruheplatz bereitete, und im übrigen warten, bis von irgend einer Seite her die Forderung des Löſegeldes erhoben werden würde. Daß das bald genug geſchehen werde, davon war jedermann überzeugt. Viel Redens ging hin und wieder in den Bade- und Schenkſtuben. „Laßt Euch die Zeit nicht lang dauern,“ ſagte der Gerber Heinz Hußſtidde zu ſeinem Nachbar Tile Brandt, „wir werden's bald erfahren, denn die Herren brauchen immer Geld!“ „Wieder etwas für den Stadtſäckel!“ brummte Hans Holting von den Grobſchmieden. „Die Herren von den Geſchlechtern haben Geld genug in ihren Truhen, um ſich ſelber zu löſen, wenn ſie in Gefangenſchaft geraten.“ — „Ihr ſeid unbillig, Meiſter Hans,“ fuhr einer aus den Geſchlechtern dazwiſchen. „Sind ſie nicht um der Stadt Friedens willen nach Lübeck geritten? Alſo gebührt es wohl der Stadt, ſie wieder auszulöſen.“ Aber Tag auf Tag verging, und von keiner Seite her kam die erwartete Forderung des Löſegeldes, noch ſonſt irgend eine Kunde von den Verſchwundenen. Währenddeſſen lag Henning Vechelde auf ſicherem Lager, allen Unbilden, die ſeine Reiſegefährten zu erleiden hatten, entrückt. Zwar gingen auch für ihn die Tage langſam und traurig dahin. Die dumpfe Betäubung, die ſeine Sinne zuerſt gefangen hielt, war der Hitze und Erregung des Wundfiebers gewichen, und wenn auch Barbaras Erfahrung dieſen Zuſtand für weniger beſorgniserregend hielt als den erſten, ſo war er für ihn doch ſchwerer zu ertragen, und ſeine treue Pflegerin, die noch nicht wieder in ihr behagliches Beghinenſtübchen zurückgekehrt war, hatte gar oft all ihre Geduld zuſammen zu nehmen, wenn ſie es dem mißmutigen Kranken trotz all ihrer Sorgfalt nimmer recht zu machen wußte. Aber auch dieſer Zuſtand ging vorüber, und acht Tage nach ſeiner Verwundung lag er ruhig auf ſeinem Bette, ſehr bleich und ſchwach und unfähig ſich ohne Hilfe aufzurichten, aber doch fieberfrei und außer Gefahr. Anna ſah mit Vergnügen, wie ihm die warme Krankenſuppe mundete, die ſie für ihn bereitet hatte, und es ſtieg ihr heiß zum Herzen, als er das Schüſſelchen freundlich dankend zurückgab, doch verriet keine Miene ihres ſchönen ſtrengen Geſichts das warm aufquellende Gefühl.

Mit dem Mädchen war in wenigen Tagen eine große Veränderung vorgegangen. Zwar ging ſie wie ſonſt ruhig ihren mannigfachen häuslichen Pflichten nach, keiner vergeſſend. Und doch war's oft, als weile ihr Geiſt nicht bei ihnen. Ihr Blick ſah zuweilen aus, als ſehe er in weite Ferne, und mehrmals hatten die Hausdirnen ſie mitten im Gehen anhalten und ſtille ſtehen ſehen, als habe ſie ihrer Umgebung und deſſen, was ſie zu thun vorhatte, gänzlich vergeſſen. Niemand außer Barbara ahnte unter der kalten Außenſeite das mächtig klopfende Herz und die Angſt, mit der Anna jede Miene des Jugendgeſpielen beobachtete, hoffend, daß ein Strahl der alten Liebe aus den geliebten Augen breche und die Welt für ſie in Licht verkläre. Aber kein ſolcher Strahl wollte ihrer ſtummen Frage antworten. War's, daß körperliche Schwachheit die Sinne des Kranken in dem Grade band, daß es noch nicht zu einem Erwachen des alten Gefühls kommen konnte? Oder war's von ihrer Seite eine Täuſchung geweſen, daß er ſie je geliebt hatte? War das, was für ſie das höchſte, heiligſte Gefühl geweſen, erwacht in der Seele des Kindes, genährt und erblüht durch die Sehnſucht des Mädchens, für ihn nur die Erinnerung an eine kindiſche Tändelei? Oder war's ihre kalte Art, die Unfähigkeit ſich ihm gegenüber zu geben, wie ſie war, die ihn abſtieß?

(Fortſetzung folgt.)

Neue Bücher.

Von Theodor Hermann Pantenius.

Viktor von Hehn: Gedanken über Goethe. Italien. — **Rabe:** Erholungsfahrt nach Texas und Mexiko. — **Deckert:** Die neue Welt. — **Halevy:** Der Feind im Land. — **Ernſt von Wildenbruch:** Das edle Blut. Eiſernde Liebe.

Freunde des verſtorbenen Viktor von Hehn haben mich darauf aufmerkſam gemacht, daß ich ihn den Leſern des Daheim nicht allein als den Verfaſſer des Buches: „De moribus Ruthenorum“ (vergl. Nr. 16 d. Jahrg.) vorſtellen dürfe, und ich will dieſer Anregung gern nachkommen. Viktor von Hehn hat in der That Bücher hinterlaſſen, die dem genannten, nach ſeinem Tode erſchienenen weit überlegen ſind. Von denjenigen Werken, welche ihn mit einem Schlage in die Reihe der hervorragendſten Gelehrten einreihten („Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Aſien nach Europa“ und „Das Salz“) kann hier nicht die Rede ſein. Hehn hat ſich aber auch zweimal an den Leſerkreis der Gebildeten gewandt, und mancher unſerer Leſer wird mir vielleicht dankbar ſein, wenn ich ihn auf dieſe Arbeiten aufmerkſam mache. Es ſind das „Gedanken über Goethe“ (2. Auflage) und „Italien“ (4. Auflage. Wie alle Werke von Hehn bei Gebrüder Borntraeger. Berlin).

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Freilich, ohne einige Vorbehalte geht es nicht ab. Obgleich Viktor von Hehn der Sohn und der Enkel eines lutheriſchen Geiſtlichen und in Livland erwachſen war, ſtand er nicht auf dem Standpunkt unſerer Leſer. Schon der Vater hatte ſein geiſtliches Amt niedergelegt, weil es ſich mit ſeinen Anſchauungen nicht ganz vertrug. Er ſelbſt kam dann nach Berlin, als Hegel im Zenith ſeines Ruhmes ſtand, und das kirchliche Leben ſo in den Hintergrund gedrängt war, daß es für die ungeheure Mehrzahl der Gebildeten überhaupt gar nicht mehr in Frage kam. So wurde ihm denn die Äſthetik zum beſten Lebensinhalt, und über ſie iſt er nie herausgekommen. Aber auch noch in anderer Beziehung konnten ſich ihm die in der Jugend empfangenen Eindrücke nie ganz verwiſchen. Jene Äſthetiker auf philoſophiſcher Grundlage der dreißiger und vierziger Jahre hatten — im Gegenſatz zu den Romantikern — ein wenig entwickeltes Empfinden für die nationale Art. Das eigene Volk war vielen von ihnen nicht ſympathiſch, und ſie hatten eine uns ſchwer begreifliche Neigung, ſich für andere Völker zu begeiſtern. Man denke nur an den Zauber, den Paris auf die jungen Leute ausübte, oder an die Begeiſterung für die Polen.

So iſt auch Hehn die deutſche, zumal die norddeutſche Art im Grunde nicht vertraut und lieb, und die uns doch wildfremden Italiener ziehen ihn unvergleichlich mehr an als die eigenen Volksgenoſſen.

Schließlich ſei noch darauf hingewieſen, daß ihm, der die Entwickelung des öffentlichen Lebens erſt als älterer Mann und Gelehrter erlebte, dasſelbe naturgemäß ein Buch mit ſieben Siegeln blieb. Wo er über Dinge dieſer Art urteilt, bedauert man lebhaft, daß es ihm verſagt geblieben war, die erforderlichen Grundlagen für ein Urteil zu gewinnen.

Gehen wir mit all dieſen Vorbehalten an ſeine Bücher, ſo ſtehen uns überaus genußreiche Stunden bevor. Es hat ſich kein anderer, ebenſo feinfühliger und geiſtreicher Mann ſo in Goethe vertieft und ein ſo vielſeitiges Wiſſen zu dieſen Studien mitgebracht, wie Viktor von Hehn. Er war ganz dazu befähigt, dieſem Dichter, dem ja nichts Menſchliches fremd war, gerecht zu werden, und was er über ihn, ſeinen Entwickelungsgang und ſeine Werke gedacht, hat er in der anmutigſten Sprache wiedergegeben. Auch wo man ihm innerlich widerſprechen muß — und ich bin oft in der Lage geweſen —, nimmt man von ſeinen Ausführungen mit lebhafteſter Teilnahme Kenntnis. Ihnen liegt immer ein überaus fein empfundenes, wohlerwogenes Urteil zu Grunde. Das Kapitel „Goethe und das Publikum“ z. B. wird niemand, der dem Dichter überhaupt jemals näher getreten iſt, ohne das lebhafteſte Intereſſe leſen. Wir ſehen da, wie die Würdigung Goethes ſich, je nach den geiſtigen Strömungen der Zeit, in ſteten Wellenlinien bewegt. Bald iſt ſein Name in aller Leute Mund, bald wieder wie vergeſſen, bis dann ein neues Werk von ihm oder eine von den Wandlungen der Zeit hervorgerufene neue Richtung der Geiſter die Aufmerkſamkeit ihm wieder zuwendet. Aber auch die Geſichtspunkte, aus denen heraus man ihn würdigt oder abweiſt, wechſeln während der vielen Jahre, die er durchlebte, beſtändig. Das nun im einzelnen von einem Jahrzehnt zum andren nachgewieſen zu ſehen, zu erfahren, wie die Herder, Leſſing, Klopſtock, Schlegel, Tieck, Heine, Gervinus, Hillebrand, Viſcher über Goethe und ſeine Werke urteilten, gewährt einen ungemeinen Genuß. Die anderen Aufſätze — und aus ſolchen beſteht unſer Buch — gehen dann ſelbſtändig auf das Dichten Goethes ein und ſuchen das Auge für die Schönheiten ſeiner Werke zu ſchärfen, indem ſie das einzelne Schöne an und in ihnen hervorheben oder indem ſie zuſammenfaſſen, wie ſich das Menſchenleben und ſeine Erſcheinungen in ihnen widerſpiegelten.

Nicht minder anregend iſt auch das Buch „Italien.“ Sind wir einmal entſchloſſen, uns durch das Übermaß von Bewunderung, das Hehn den Italienern entgegenbringt, und die gelegentlichen unfreundlichen und ungerechten Bemerkungen über unſere Volksart nicht ſtören zu laſſen, ſo erwartet uns auch hier Anregung in Fülle. In dieſem ſo durchaus geſchichtlichen Lande folgt man mit höchſtem Genuß den Erklärungen eines Führers, der in dem Latium der römiſchen Könige ebenſo Beſcheid weiß, wie in dem Rom des Mittelalters und der heutigen Hauptſtadt des Königreichs Italien. Jede Erſcheinung, die den Nordländer fremdartig berührt, weiß Hehn aus ihren Uranfängen zu entwickeln und damit gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen. Aus der Bodengeſtaltung, dem Klima, der Geſchichte erklärt, erſcheint der heutige Italiener auch dem Fremden ganz verſtändlich. Und in wie angenehmer, unterhaltender Form werden dieſe Erläuterungen gegeben! Wahrlich, wer nach Italien reiſt, ohne vorher Hehns „Italien“ geleſen zu haben, bringt ſich um großen Genuß.

In einem ganz gegen die Art Hehns humoriſtiſch gehaltenen Kapitel: „Einige Ratſchläge, die nicht im Bädeker ſtehen“ ſpricht er auch von denen, die nicht nach Italien gehen ſollen. Es ſind das die, die zu wenig Zeit auf die Reiſe verwenden können; die, welche zu alt geworden ſind, und endlich die, deren natürliche Anlage, Bildungsſtufe und Lebensberuf ſie nach ganz anderen Richtungen hinweiſt als in jenes ſüdliche Land. „Keiner,“ ſagt er, „er ſtehe in welchem Alter er wolle, reiſe nach Italien, der nicht einen Zug idealer Schwärmerei in ſich verſpürt. Praktiſche Naturen werden überall mehr lernen und genießen, als in den Ländern am Mittelmeer.“

Dieſen „praktiſchen Naturen“ iſt in dieſem Jahre das Ziel der Reiſe natürlich gegeben. Es iſt Chikago.

Den Chikago-Fahrern, die ja auch unter unſeren Leſern zahlreich vertreten ſind, ſeien zwei Bücher empfohlen, die ſie gewiß nicht ohne Nutzen leſen werden, ehe ſie über den Ozean gehen. Das eine heißt: „Erholungsfahrt nach Texas und Mexiko,“ iſt von Joh. E. Rabe verfaßt und bei Leopold Voß in Hamburg in hübſcher Ausſtattung erſchienen. Herr Rabe iſt ein Hamburger Kaufmann, der ſich eines Tages entſchloß, Verwandte ſeiner Frau, die in Texas eine neue Heimat gefunden haben, zu beſuchen und bei dieſer Gelegenheit den öſtlichen Teil der Vereinigten Staaten aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Was er da geſehen hat, erzählt uns der weltkundige Mann, der aus klugen Augen nüchtern in die Welt ſieht, mit allem Behagen. Es iſt, als ob wir einen Freund, der dieſe Reiſe gemacht hat, bei einer Nachtiſchcigarre von ihr berichten hörten. Wir erhalten keinerlei philoſophiſche oder politiſche Betrachtungen, erfahren aber in höchſt anſchaulicher Weiſe, wie man „drüben“ reiſt und was man dort zu Geſicht bekommt. Manches iſt ſehr überraſchend. So ſtellt man ſich z. B. eine ſolche Reiſe viel koſtſpieliger vor, als ſie in Wirklichkeit iſt. Für 200 Mark kommt man auf einem guten Hamburger Dampfer der Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft in erſter Kajütte nach New York (Die Schnelldampfer ſind allerdings viel teurer). Von dort aus hat Herr Rabe dann über Niagara New Orleans und Mexiko beſucht und — immer erſter Klaſſe reiſend — hin und zurück 185 Dollar für die Fahrt ſelbſt ausgegeben. Berückſichtigt man die ungeheuren Entfernungen, um die es ſich handelt, ſo iſt das in der That wenig genug.

Für das übermäßige Selbſtgefühl der Amerikaner hat unſer Hamburger nur ein behagliches Schmunzeln. Bekanntlich hat man vielfach auf Grund amerikaniſcher Berichte bei uns die Vorſtellung, als ob der amerikaniſche Geſchäftsmann ſich nur im Trabe bewegte und nur mit Anſtrengung aller Kräfte arbeitete. Herr Rabe aber bemerkt: „Von intenſiverer Arbeit als bei uns habe ich im ganzen nichts bemerkt. Ich finde, daß es in Hamburg genau ſo hitzig oder ſo ruhig hergeht wie in New York, nur mit dem Unterſchiede, daß in Amerika die Mittagspauſe wegfällt und die Arbeit ziemlich ununterbrochen ſtattfindet. Ausgenommen iſt nur eine Friſt für das Lunch, die einzelne recht gemütlich ausdehnen.“

Manches, was Herr Rabe von New York erzählt, klingt mehr nach Buxtehude als nach der Weltſtadt: „Wenn man ein kleines Kontor allein benutzt und es für kürzere oder längere Zeit verlaſſen muß, ſo ſchließt man es nicht zu, packt auch nicht Briefe, Proben und Geſchäftsbücher weg, ſondern läuft ohne weiteres davon, womöglich in Hemdsärmeln und unter Zurücklaſſung des guten Rockes.“

Pflaſter und Beleuchtung ſind in New York herzlich ſchlecht, die Verkehrsmittel den unſrigen durchaus nicht überlegen. Sehr intereſſant ſind auch die Kapitel, die das Leben der Farmer in Texas ſchildern. Die Leute finden einen reichlichen Lebensunterhalt, eine Kapitalbildung kann aber nicht ſtattfinden.

Unſer zweites Buch: „*Die neue Welt*“ von Emil Deckert (Berlin. Gebrüder Paetel) iſt von einem Gelehrten, einem Geologen, verfaßt und beſchränkt ſich nicht darauf, das Geſehene anmutig erzählend wiederzugeben. Herr Deckert ſieht unter kulturgeographiſchen und phyſikaliſch-geographiſchen Geſichtspunkten. Da iſt es nun ſehr intereſſant, daß der Kaufmann und der Gelehrte vielfach zu ganz denſelben Schlüſſen kommen. Auch Herrn Deckert imponiert die neue Welt keineswegs übermäßig. So ſagt er z. B., von der Spitze einer Fähre aus das Städtebild von New York muſternd: „Dasſelbe hat noch etwas ſehr Chaotiſches, Unvollkommenes. Ein Pier ſcheint den andern verſchlingen zu wollen und ein Haus das andere, und alle miteinander ſcheinen nichts Beſſeres zu verdienen. Nichts, das fühlen wir, iſt hier für das kommende Jahrhundert oder für die Ewigkeit gebaut, ſondern alles nur für das gegenwärtige Bedürfnis und für den Augenblick . . . Wieviel bedeutender erſcheinen doch da unſer Hamburg, unſer Antwerpen, unſer Köln, unſer Mainz, unſer Dresden, ſobald man ihnen von der Waſſerſeite her naht!“

Auf dem Hudſon ſchreibt Herr Deckert: „Welche Spuren des Menſchendaſeins finden wir an dem Hudſon an Stelle der alten Schlöſſer und Burgen, an Stelle der ehrwürdigen Dome und Kapellen, an Stelle der maleriſchen Städte und Winzerhäuschen am Rhein? Große hölzerne Hotels, unſcheinbare hölzerne Kirchen, kleine hölzerne Farmhäuſer, hier und da eine roh zuſammengezimmerte Fährhalle oder Eiſenbahnſtation, hier und da eine gleichfalls hölzerne, wenn auch ſtattlichere Villa oder eine Gruppe ſolcher Villas. Wirklich hervorragende und bedeutende Bauten fehlen in dem Hudſon-Landſchaftsbilde ebenſo vollkommen, wie in dem New Yorker Stadtbilde. Muß uns das nicht wieder ganz den Eindruck des Proviſoriſchen, Unſtäten und Nomadenhaften machen?“ Dieſes Unfertige und Nomadenhafte glaubt Herr Deckert ſo ziemlich in allem Amerikaniſchen zu finden: „Auch in der amerikaniſchen Kochkunſt ſpricht ſich eine gewiſſe jugendliche Unfertigkeit und Unreife der amerikaniſchen Kultur aus. Es geht darin noch alles wild und bunt durcheinander, wie in der amerikaniſchen Baukunſt.“

Unſere Bücher ſtimmen darin überein, daß es mit der ſpezifiſch amerikaniſchen Kultur noch nicht allzuweit her iſt, und daß ſie ferner bis jetzt auf einem ſchonungsloſen Raubbau beruht. Die Schätze, welche die ungeheuren Strecken jungfräulichen Landes bieten, werden der Natur ohne jede Rückſichtnahme auf die Zukunft — ſo zu ſagen — entriſſen. Wie ſich die Dinge einmal geſtalten werden, wenn die Naturſchätze, die auf der Hand liegen, eingeheimſt ſind, läßt ſich noch gar nicht abſehen.

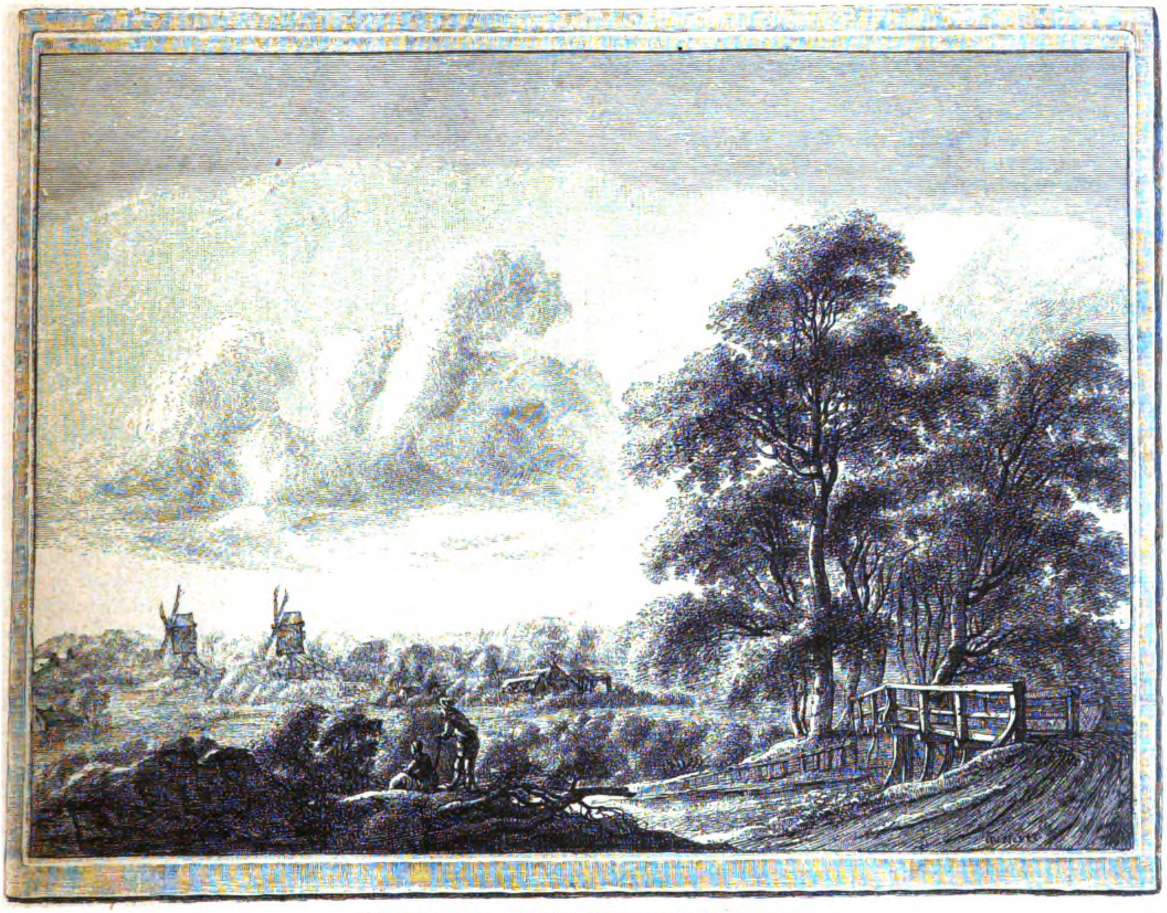
Anderſeits leiſtet der Amerikaner auf techniſchem Gebiet in der That Bewunderungswürdiges. Vorläufig iſt ſeine Aufgabe, ſich ein ungeheures, jungfräuliches Land zu eigen zu machen, wenn auch zunächſt nur im großen und ganzen, und dieſer Aufgabe zeigt er ſich gewachſen.

Herr Deckert geht, während er von Milwaukee handelt, auch näher auf das Deutſchtum in Amerika ein. Man kann nicht ſagen, daß er in bezug auf dasſelbe ſehr hoffnungsvoll in die Zukunft ſieht. Die höhere Bildung gehört in jedem Sinne den Angelſachſen, und es läßt ſich ſchwerlich annehmen, daß ſich die Deutſchen ihnen gegenüber dauernd behaupten werden. Es ſpielt hier gewiß auch ein Umſtand eine bedeutſame Rolle, den weder Herr Rabe noch Herr Deckert erwähnt. Es hat ſich in Deutſchland ſeit Begründung des Deutſchen Reiches ein höchſt merkwürdiger Chauvinismus entwickelt. Dieſer kehrt ſich gar nicht gegen die fremden Nationalitäten, macht aber ſehr energiſch Front gegen alle Deutſchen, die nicht zum Reich gehören. Ein zum Mr. Smith gewordener Deutſcher aus New York kann ſicher ſein, in Deutſchland wohlwollend behandelt zu werden, während ſein vielleicht mit großen Opfern deutſch gebliebener Bruder Schmidt bei uns einer gewiſſen Animoſität begegnen wird. Ungezählte aus allen Ländern kommende Menſchen deutſcher Abſtammnng machen dieſe traurige Erfahrung. Der Deutſch-Amerikaner, der Deutſche aus England, aus Ungarn, aus Rußland kann heute ziemlich ſicher ſein, daß wenn er mit den herzlichſten Empfindungen das Deutſche Reich betritt, der Reichsdeutſche ihn mit der größten Ausdauer davon unterhalten wird, daß er doch „eigentlich“ gar kein Deutſcher, ſondern ein Engländer oder ein Ungar oder ein Ruſſe wäre. Infolge dieſer ſeltſamſten aller Unarten, auf die unſer Volk je verfallen iſt, pflegen dieſe Beſucher nach längerem Aufenthalt das Land ihrer Väter, das ſie in der Fremde verehrten und bewunderten, mit einem widerwärtigen Gefühl herbſter Enttäuſchung zu verlaſſen und, in die Heimat zurückgekehrt, den Kampf gegen die fremde Übermacht aufzugeben. Der Philiſter im Reich aber ergeht ſich, wenn er davon hört, in weiſen Betrachtungen über die geringe Widerſtandsfähigkeit der Deutſchen im Auslande gegen fremde Nationalitäten. Wie iſt dergleichen möglich? Er ſelbſt ſpendet doch alljährlich dem deutſchen Schulverein ganze drei Mark jährlich.

Auf die amerikaniſche Litteratur gehen unſere Reiſenden leider nicht ein. Leider, denn gerade ſie bürgt, mächtig aufſtrebend wie ſie iſt, dafür, daß ſich aus dem Völkerchaos da drüben in der That bereits ein weſentlich germaniſches, einheitlich fühlendes Volk herausbildet. Die Sprache dieſes eben entſtehenden Volkes aber iſt zweifellos die engliſche.

Sehr intereſſant iſt ein kleines Buch von dem Franzoſen Lud. Halevy: „*Der Feind im Land*,“ das kürzlich bei Otto Salle in Braunſchweig in deutſcher Überſetzung erſchienen iſt. Wir haben alle ungezählte Erinnerungen aus dem franzöſiſchen Kriege geleſen, in denen der „Feind“ immer der Franzoſe war. Da ſieht man denn gern einmal, wie ſich dieſelben Vorgänge von der anderen Seite ausnahmen, wo der Deutſche „der Feind“ war. Wir brauchen uns unſerer Helden ſelbſt in dieſer Beleuchtung, die doch bei allem guten Willen des Herrn Halevy immerhin mit Hilfe franzöſiſchen Dünkels und franzöſiſcher Unwiſſenheit hergeſtellt iſt, nicht zu ſchämen. Hätten wir als Geſchlagene von franzöſiſchen Siegern zu berichten, ſo würden zweifellos ungleich düſterere Bilder zu zeichnen ſein, als ſie uns hier geboten werden.

Eine allerliebſte kleine Erzählung hat Ernſt von Wildenbruch unter dem Namen: „*Das edle Blut*“ veröffentlicht. Es iſt eine Kadettengeſchichte, die ein alter Oberſt dem Verfaſſer erzählt, und ſie handelt von einem Brüderpaar, von dem der eine ein ſtumpfer, gemeiner Burſche, der andere aber ein edles Blut iſt. Die kleine Geſchichte iſt eine wahre Perle der Erzählerkunſt, und man begreift gar nicht, wie derſelbe Dichter gleich darauf eine ſo öde Erzählung veröffentlichen kann wie den Roman „*Eifernde Liebe*.“ Es iſt das wirklich ein Problem, denn wenn auf dem Titelblatt der „Eifernden Liebe“ der Verfaſſername Ernſt von Müller ſtünde, ſo würde man ſich wundern, daß dieſes Buch überhaupt einen Verleger gefunden hat. Der Roman iſt ebenſo unwahr wie unerfreulich. Perſonen, Verhältniſſe, die Fabel — alles iſt gleich unmöglich. Die Heldin iſt die Tochter eines Hamburger Großkaufmanns, und ihre Familie wird uns ausführlich geſchildert. Nun hat Herr von Wildenbruch offenbar nie auch nur die geringſte Fühlung mit hanſeatiſchen Kreiſen gehabt, aber man ſollte doch meinen, daß er ſich ſelbſt auf rein abſtraktem Wege ſagen müßte, daß es in Familien, die ſeit Generationen in Deutſchland in großem Wohlſtand gelebt haben, nicht hergehen kann, wie etwa bei einer Zimmervermieterin in Berlin O. Unbegreiflicherweiſe ſagt er ſich das aber nicht, ſondern läßt z. B. die Familie Brinkmann denken, ſprechen und handeln, als ob ſie im beſten Fall eine Bärmehandlung betriebe. Ich wünſche Herrn von Wildenbruch, daß das Leben ihm Gelegenheit geben möge, dieſe Kreiſe einmal wirklich kennen zu lernen. Er würde ſich dann davon überzeugen, daß das Betreiben großer Geſchäfte die Menſchen weder verdummt noch gemein macht. Ganz im Gegenteil, in dieſer Welt findet man ebenſo in jedem Sinne vornehme Menſchen beiderlei Geſchlechts, wie nur irgend in anderen. Herr von Wildenbruch würde ſich alſo in beſter Geſellſchaft befinden. Er würde nach dieſer Erkenntnis allerdings die „Eifernde Liebe“ aus dem Buchhandel zurückziehen, aber ich würde das nicht bedauern. Es iſt jedenfalls das weitaus mißlungenſte Buch, das der talentvolle Dichter je veröffentlicht hat, und es iſt auch an ſich ein ganz und gar verfehltes Buch, das überdies noch von einer abſtoßenden, raffinierten Sinnlichkeit durchzogen iſt.



Die Holzbrücke. Nach einer Radierung von Gillis Neyts.

Düerhus.

Novelle von Friedrich Jacobſen.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Paula blickte wie traumverloren an mir vorbei in das Gewühl der Tanzenden, und um ihre Lippen flog ein ſchmerzliches Zucken.

„Mein Vater? Er wird es für ſelbſtverſtändlich gehalten haben, oder er hat es vergeſſen. Er iſt jetzt manchmal ſo zerſtreut, mein armer Vater. Findeſt du's nicht auch, Fritz?“

Als ich keine Antwort gab, ſprang ſie irrlichternd ab.

„Es iſt ſonſt noch alles wie früher in Düerhus. Das Häuschen am Sielzug und der alte Hahnbalken.“

„Das Häuschen muß recht morſch geworden ſein, Paula.“

„Jawohl, morſch genug. Ich habe auch jetzt keine Zeit mehr, dort zu ſitzen, und auch keine Luſt. Das Waſſer iſt ſo ſchwarz.“

„Aber auf dem Hahnbalken iſt es luſtig,“ ſagte ich neckend.

„Geh doch, ich bin ja jetzt ein großes Mädchen, das ſchickt ſich nicht mehr.“

Es flog ein feines Rot über ihre Wangen, und dann ſtand plötzlich Olaf Peterſen vor uns.

„Komm, Paula,“ ſagte er kurz und herriſch, „du haſt mir geſtern einen Tanz verſprochen; ſie ſpielen eben Schottiſch, alſo vorwärts.“

Er ließ ihr keine Zeit zum Antworten, und es war mir, als ob ſie ihm folge wie ein Lamm. Sein Arm preßte ſich feſt um ihre ſchlanke Taille, es lag etwas Brutales in ſeinem ganzen Gebaren, und ich wandte mich ab, um es nicht mit anſehen zu müſſen. Ich fühlte, daß ich ihn in dieſem Augenblick haßte, und daß ich im ſtande war, ihn zu bezwingen, aber warum ſollte er nicht mit dem Mädchen tanzen? Ein jeder hatte das gleiche Recht.

In der Schänkſtube war es heiß und dunſtig. Die Bauern ſaßen ſchon mit roten Köpfen an dem langen Eichentiſch, und auch ich drückte mich in einen Winkel, um ein Glas Bowle zu trinken.

Carſten Johannſen handelte mit einem andern Bauer um eine Fenne; ich hörte bald aus dem wirren Lärm heraus, daß er ſie nicht kaufen, ſondern verkaufen wollte, und daß ſein Partner den Preis herabdrückte.

Endlich klatſchten ſie doch mit den Händen ineinander, und ein dritter ſagte halblaut: „Die iſt rein weggeſchmiſſen.“

Dann ſchrieen ſie nach dem „Winkuf“ und ließen von Anton Peterſens ſchlechtem Rotſpohn kommen.

Die kleine Scene gab mancherlei zu denken, aber ich fand keine Zeit, meinen Grübeleien nachzuhängen, denn Paula trat in das Zimmer.

Sie ſah erhitzt aus, hatte ein Tuch um die Schultern geworfen und blickte flüchtig nach ihrem Vater hinüber. Als er ſie nicht zu bemerken ſchien, ſagte ſie leiſe zu mir: „Ich gehe jetzt, Fritz, willſt du mich nach Hauſe bringen?“

„Natürlich!“ entgegnete ich und ſprang auf.

Wir kamen unbemerkt aus der Stube, und auf der Dorfſtraße nahm Paula meinen Arm. Sie zitterte heftig und ich frug: „Was iſt geſchehen, Paula, warum gehſt du ſo früh? Hat dir jemand etwas zu leid gethan?“

„Nein, das nicht, aber Olaf hat etwas im Kopf.“

„Weshalb haſt du denn mit ihm getanzt, Paula?“

Sie antwortete nicht und zog mich auf einen Seitenpfad, der hinter das Dorf auf den Kirchſteig führte. Rechts von uns lag das Pfarrhaus, und aus dem Fenſter, wo früher meine Stube geweſen war, leuchtete ein Licht.

Da überkam mich die Erinnerung mit Allgewalt, und mein Herz ſchwoll.

„Paula,“ ſagte ich, „da oben hinter dem Fenſter ſaß ich als Knabe und wartete in der Dämmerung, bis du den Weg nach dem Küſterhaus entlang kamſt. Und nun gehen wir hier zuſammen durch die Nacht. Ich hatte dich ſchon damals gern, Paula — haſt du mich auch lieb?“

Es war eine ſinnloſe Jugendthorheit, denn ich wußte ganz genau, daß ich lange Jahre brauchen würde, bevor ich mir eine ſelbſtändige Stellung erwarb, und ich wußte, daß Paula darüber verblühen müßte.

Aber ich ſagte es dennoch, weil ich nicht anders konnte.

Paula ließ meinen Arm nicht los, wie ich halb und halb fürchtete, aber ſie atmete tief auf und ging mehrere Minuten ſtumm neben mir.

Wir konnten ſchon am dunklen Nachthimmel das ſpitze Dach von Düerhus aufragen ſehen, da blieb ſie ſtehen und ſah mir in das heiße Geſicht.

„Ich weiß, daß du es gut meinſt, Fritz,“ ſagte ſie leiſe und ernſt. „Und ich bin dir ja auch gut, wie man das ſo von der Kinderzeit her verſteht. Aber das Richtige iſt es doch nicht. Wenn du mich wirklich einmal heiraten wollteſt, dann müßte ich von Düerhus weg, und das kann ich nicht. Meine Mutter kam aus der Stadt hierher, und ſie iſt geſtorben, ich müßte dann in die Stadt und würde auch ſterben.“

„Glaub’ das nicht, Paula,“ entgegnete ich eifrig, „wenn man einen lieb hat, dann folgt man ihm überall hin.“

Sie ging weiter und ſah vor ſich nieder.

„Wenn man einen lieb hat, ja wohl. Aber ich ſagte dir ſchon — willſt du denn alles wiſſen, Fritz?“

„Alles, Paula!“

„Du frugſt mich, warum ich mit Olaf getanzt habe. Es iſt gewiß nicht gut, und es wird vielleicht einmal mein Unglück ſein, aber ſieh, Fritz, ich kann nicht von ihm laſſen. Wenn er ſo iſt wie heute, dann fürchte ich mich vor ihm; aber böſe kann ich ihm doch nicht ſein. Er iſt ſo verlaſſen und wird noch ganz untergehn, wenn ſich keiner ſeiner annimmt. Er hat mir einmal das Leben gerettet, Fritz, und dir auch — er iſt ganz gewiß nicht ſchlecht, ſondern nur leichtſinnig. Und wenn mein Vater ſich zur Ruhe ſetzt — er wird es wohl bald thun —, dann bekomme ich Düerhus, und dann können wir uns heiraten. Olaf wird gewiß ein tüchtiger Landmann werden, er muß nur aus dem Krugleben heraus. So, und nun weißt du alles.“

Wir ſtanden an dem weißleuchtenden Staket von Düerhus, und aus dem Dorfe kreiſchte die Klarinette herüber.

„Ja, nun weiß ich alles,“ ſagte ich leiſe, „und nun kann ich gehn. Aber einen Kuß mußt du mir doch zum Abſchied geben, Paula.“

„Warum nicht,“ antwortete ſie unſchuldig, „das iſt kein Unrecht. Du biſt ja doch mein lieber Jugendgeſpiele.“

Sie bog ihr ſüßes Geſicht aufwärts und ſtreifte flüchtig meine Lippen. Dann ſah ich ihre ſchlanke, helle Geſtalt durch den Garten gehen und hörte die Hausthür ins Schloß fallen.

Es mochte wohl Hochflut ſein, denn vom Deiche kam ein Windſtoß herübergeweht und durchſchauerte die düſteren Ulmen von Düerhus. —

O du teures Haus, was haſt du mir damals für bitteres Leid gebracht! — —

Wir wähnen oft, daß eine Spur, der wir lange nachgegangen ſind, verloren ſei, weil wir ſie nicht mehr ſehen. Aber ſie führte nur weiter über Geſtein, oder der Wegſtaub hatte ſie verweht. Dann finden wir ſie plötzlich wieder. Und es iſt ein herbes Gefühl, wenn unſer Auge nicht mehr zu erkennen vermag, ob es wirklich die alte Spur iſt oder eine neue; es liegt ein Zeitraum dazwiſchen, und die Sonne ſteht anders, und der Wind weht anders. Aber dann finden wir Merkmale in der Spur ſelbſt. — —

Ich hatte die Studentenzeit und die Referendarjahre hinter mir und das Aſſeſſorpatent in der Taſche.

Es war damals noch für Juriſten gute Zeit, und die Kommiſſarien blühten wie der Mohn im Weizen. Deshalb ließ mein Landgerichtspräſident mich eines Tages in ſein Amtszimmer rufen und ſagte: „Wir haben einen Auftrag für Sie, Herr Aſſeſſor; der alte Amtsgerichtsrat Claußen in Niebüll iſt um einen längeren Urlaub eingekommen und wird ſich wahrſcheinlich penſionieren laſſen. Sie werden ſeine Vertretung übernehmen, und es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß aus dem Kommiſſarium ein Definitivum wird.“

„Verzeihung, Herr Präſident,“ entgegnete ich, „aber iſt Ihnen bekannt, daß das Dorf, in dem ich geboren bin und meine Jugend verlebt habe, zu dem Amtsgerichtsbezirk Niebüll gehört?“

Der alte Herr ſchüttelte den Kopf und ſah mich verwundert an.

„Das war mir neu, Herr Aſſeſſor, aber was wollen Sie damit ſagen?“

„Es leben noch Jugendbekannte von mir unter den Bauern, Leute, mit denen ich mich duzte. Sollte das nicht zu Unzuträglichkeiten führen?“

Er ſann einen Augenblick nach und fuhr ſich durch die weißen Haare.

„Es könnte dazu führen, Herr Aſſeſſor, aber es iſt nicht unbedingt nötig. Wir haben leider keinen andren zur Verfügung, und ich muß daher auf Ihren Takt vertrauen. Gehen Sie alſo mit Gott.“ — —

Ich will gern geſtehen, daß mir der Auftrag nicht gerade gelegen kam. Es war ja nicht meiner richterlichen Stellung halber, du lieber Gott, das findet ſich ſchon von ſelbſt, aber ich hatte da jene längſt verwehte Spur gefunden, und was ſollte es nützen, ihr noch einmal nachzugehen? Es hatte mich damals Leid genug gekoſtet, Paulas Bild aus meinem Herzen zu löſen; dann war die fröhliche Studentenzeit gekommen, und der Staub der Jahre. —

Bereits nach einigen Tagen traf ich in Niebüll ein. Mein Vater, der inzwiſchen als Penſionär nach Flensburg verzogen war, hatte ein lebhaftes Intereſſe für meine Verſetzung an den Tag gelegt und mir viele Grüße aufgetragen.

„Du wirſt doch wohl ’mal nach E… hinauskommen,“ ſagte er, „es ſoll ja jetzt eine Chauſſee durch die Marſch gebaut ſein. Aber freilich, ſeit meinem Fortgang ſind ein

Dutzend Jahre verfloſſen — wer wird noch leben von den Alten?" —

Ich mußte daran denken, als ich von Tondern mit dem Omnibus nach Niebüll fuhr. Wer wird von den Alten noch leben, und wer von den Jungen?

Wir ſind Rauch und Aſche — —

Mein erſter Geſchäftstag auf dem Niebüller Amtsgericht verging in abſonderlicher Weiſe. Arbeit fand ſich wenig vor, und ich konnte mich informieren. Es war nicht wie ſonſt, wenn man in ein fremdes Amt kommt, es war, als wenn man hinter die Kuliſſen tritt. Die Vorderſeite iſt uns längſt bekannt, wie ſchaut's auf der Kehrſeite aus?

Einen alten Aktuar fand ich vor, deſſen Geſichtszüge mir dunkel erinnerlich waren. Er hatte einmal während meiner Kinderjahre eine Verſiegelung in meinem Heimatsdorfe vorgenommen, und ich hatte ihn damals wie ein Meerwunder angeſtaunt. Ganz ſo ſchlimm war es jetzt nicht mehr mit dem Reſpekt.

Er bearbeitete die Grundakten, und ich bat ihn, mir das Folium von Düerhus aufzuſchlagen. Was ich eigentlich damit bezweckte, ward mir ſelbſt nicht recht klar.

Er ſah mich ungewiß an und wiederholte: „Düerhus, Düerhus —? Ach ſo, der Herr Aſſeſſor meinen wohl den Lehnshof? Das iſt die kataſtermäßige Bezeichnung, aber ich glaube allerdings, daß er von den Leuten anders genannt wird."

Alſo auch dieſer Name war Rauch und Schall — —

Als Beſitzer fand ſich die „Ehefrau Pauline Peterſen, geb. Johannſen" eingetragen. Carſten Johannſen mußte demnach den Hof abgetreten haben, oder er war tot. Und richtig, die Akten wiſſen ja alles, da ſtand: „Durch Erbgang erworben." Ich ſah den Namen lange an, und es ward mir ganz eigentümlich ums Herz; alſo nicht einmal der alte vertraute Laut war richtig, das Amt hatte, natürlich mit Recht, aus der „Paula" eine proſaiſche, häßliche „Pauline" gemacht. Sie mußte ſich ja wohl mit Olaf verheiratet haben, der Name Peterſen ſtimmte wenigſtens, und warum ſollte es denn nicht ſo ſein? —

Ich ſchlug die dritte Abteilung des Foliums mit der mechaniſchen Hand des Juriſten auf — aber mein Gott, was war denn das?

Ich hatte ein leeres Blatt erwartet, und da ſtand Hypothek an Hypothek. Nirgends eine Löſchung, kaum mehr Raum für neue Eintragungen. Und die älteren Hypotheken gingen weit zurück, bis in meine Kinderzeit.

Der Aktuar ſah mir über die Schulter und ſagte: „Der Herr Aſſeſſor haben wohl ſchon den Subhaſtationsantrag geleſen? Er liegt in der Regiſtrande für morgen."

„Nein," entgegnete ich tonlos, „noch nicht, aber das konnte ja gar nicht anders kommen."

„Ja, es ſieht greulich aus," beſtätigte er gleichgültig und ging an ſeine Arbeit. — —

An einem Spätherbſttage fuhr ich hinaus zur Subhaſtation. Ich war erſt nachmittags aufgebrochen, denn für eine Tagesfahrt war es zu weit, und der Termin ſtand daher am nächſten Morgen an.

Die Regenperiode war noch nicht eingetreten, aber die ſchweren Wolken hingen bereits tief hinab auf die Marſch, und es ſtürmte heftig.

Mein Aktuar hockte in ſeinen alten Mantel gewickelt neben mir, und zählte rechts und links die Schafe auf den nackten Stoppelfeldern; das übrige Vieh befand ſich ſchon in den Ställen.

„Das iſt eine langweilige Fahrt, Herr Aſſeſſor," ſagte er.

„Jawohl, eine traurige Fahrt," beſtätigte ich.

„Das Beſte davon ſind die Diäten," fuhr er fort, „auf zwei Tage lohnt ſich's doch, und die Arbeit iſt nicht groß, denn wir müſſen den Hof im Ramſch verkaufen."

Ich ſchwieg; was wußte der Aktenmenſch von meinen Gedanken? —

Es war ſo ganz anders, wie jene Schülerfahrt. Ich ſaß in einer Kutſche, und die begegnenden Leute grüßten reſpektvoll. Ach, hätte ich doch wieder einziehen können mit der roten Mütze auf dem Kopf!

Es kannte mich keiner, und ich kannte keinen. — Vineta, wo ſind deine Glocken?

Da kam der Kirchturm, und im Winde flog ein Läuten zu mir herüber; es klang ſo tieftraurig und ahnungsvoll, daß ich meinen Gefährten anſah.

„Sie begraben einen," ſagte dieſer gleichgültig.

Jawohl, ſie begruben etwas — meine Jugend — —

Dann fuhren wir über die Brücke am Sielzug, und das Waſſer gurgelte vom Winde gepeitſcht unter uns; dann —

Düerhus — —

„Da iſt es," ſagte der Aktuar.

Die Ulmen waren kahl, nur einzelnes dürres Laub wehte noch von den Zweigen. Ich ſah auch das Häuschen unten am Gartenzaun, es ſtand noch immer, aber ſeine Bretter hingen loſe und morſch in den Fugen.

Am Eingang des Dorfes drehte der Kutſcher ſich um und frug, wo ich abſteigen wolle. Auf meine Gegenfrage, ob denn mehrere Wirtshäuſer im Orte wären, nannte er einen wildfremden Namen und fügte hinzu: „Da iſt ja noch Anton Peterſen, aber die Wirtſchaft ſoll ſehr zurückgegangen ſein."

Es war mir lieb, mit Paulas Schwiegervater nicht in Berührung zu kommen, und ſo fuhr ich denn nach dem neuen Krug, der ganz in der Nähe der Kirche und des Schulhauſes gebaut war.

Nachdem ich etwas genoſſen hatte, frug ich nach dem alten Küſter Jenſen. Ja, er lebte, und er war ſogar noch im Dienſte, aber das letztere wurde mit einem Achſelzucken berichtet.

„Und Mutter Köſterſch?"

Der Wirt ſah mich verwundert an, als ich dieſe Bezeichnung gebrauchte. Freilich, die lebte auch und war noch ganz hell im Kopf.

Die Frau des Küſters war von jeher eine Art Sibylle im Dorfe geweſen. Seit vielen Jahren gelähmt, ſaß ſie beſtändig in ihrem Lehnſtuhl am Fenſter und überſchaute die Gegend mit einem rieſenlangen Fernrohr. Dieſer „Kieker" war ebenſo berühmt, wie ſeine Beſitzerin, und wohl auch ein wenig gefürchtet, denn er ſah unter Umſtänden den Leuten in die Häuſer.

Mutter Jenſen kannte jedes Ereignis und jede Lebensgeſchichte; ſie erzählte gern und klatſchte vielleicht ein bißchen, war aber ſonſt eine kreuzbrave Frau.

Ich ging um die Dämmerung zu den alten Leuten hinüber und wurde ſofort von Mutter Köſterſch erkannt.

„Ach du lieber Gott," ſagte ſie, die welken Hände zuſammenſchlagend, „ſind Sie das denn wirklich? Ich hatte den Namen ja ſchon gehört, aber ich konnte mir gar nicht denken, daß es der Sohn von unſrem guten alten Herrn Paſtor wäre! Wie wird ſich ‚unſer Vater'" — das war ihr Mann — „freuen, wenn er Sie ſieht! Er iſt ein bißchen ins Dorf gegangen, um zu hören, was es Neues gibt. Und ‚Herr Aſſeſſor' muß man jetzt zu Ihnen ſagen?"

Als ich das Geſpräch auf den Grund meiner Anweſenheit lenkte, und nach den näheren Umſtänden frug, faltete Frau Jenſen die Hände in den Schoß und nickte einigemal mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Herr Aſſeſſor, was man nicht erlebt, wenn man alt wird! Alſo Sie möchten gern wiſſen, wie das alles gekommen iſt? Nun freilich, Sie haben ja die Paula gekannt, als ſie noch ſo klein war, und daß ſie hübſche Augen hatte, wird Ihnen auch nicht entgangen ſein. Alſo mit dem Vater fing es an, aber das wiſſen Sie wohl?"

„Ich weiß gar nichts, Frau Jenſen," ſagte ich eifrig.

„Nun, da muß ich ſchon etwas weiter zurück. Alſo was die Johannſen ſind, ſo haben ſie wohl immer was Appartes gehabt, ſo ein bißchen oben hinaus. Die Leute meinen, ſie hätten es von ihrer Ahnfrau, aber das iſt ja alles dummes Zeug mit der Mordgeſchichte und dem Düerhus und dem Namen.

(Schluß folgt.)

Im dunkelſten Berlin.

II.

Von Rudolf Stratz. Mit Bildern von W. Zehme.

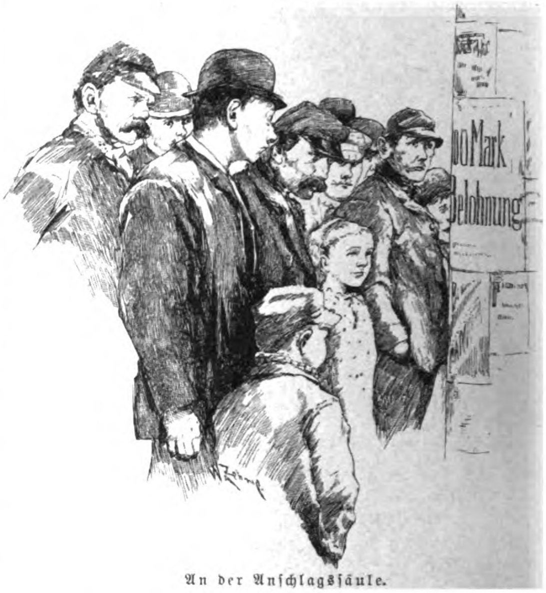
Die Razzia.

(Abdruck verboten.)

Der frühe Winterabend bricht herein. Fern im Weſten ſpiegelt ſich ſchon, einer mächtigen Feuersbrunſt vergleichbar, der Lichterſchein der Weltſtadt in dem dämmernden Himmel, und hier und dort wirft am Horizont ein Fabrikſchornſtein ſeine zitternde Glut in die raſch zunehmende Finſternis. In dem Zwielicht erſcheint alles grau und öde, doppelt aber an den Stellen, die den Übergang Berlins in das flache Land bezeichnen. Endloſe Holzlager, Kohlenſchuppen, umzäunte Bauplätze mit ſpärlichem Graſe und niedergehauenen Bäumen, da und dort eine einſam aufragende Mietskaſerne, hart daneben eine vermorſchte Windmühle, ausgefahrene Ackerwege, von den Verkaufstafeln der Terrainſpekulanten umſäumt, und wieder Holzlager und Bauplätze, halbvollendete Häuſer und öde Flächen, das alles verſchwimmend in der Dämmerung — ein trübes ödes Bild, ähnlich der wüſten Schuttmoräne, die der Gletſcher bei ſeinem unaufhaltſamen Vordringen langſam vor ſich her über die Gefilde ſchiebt.

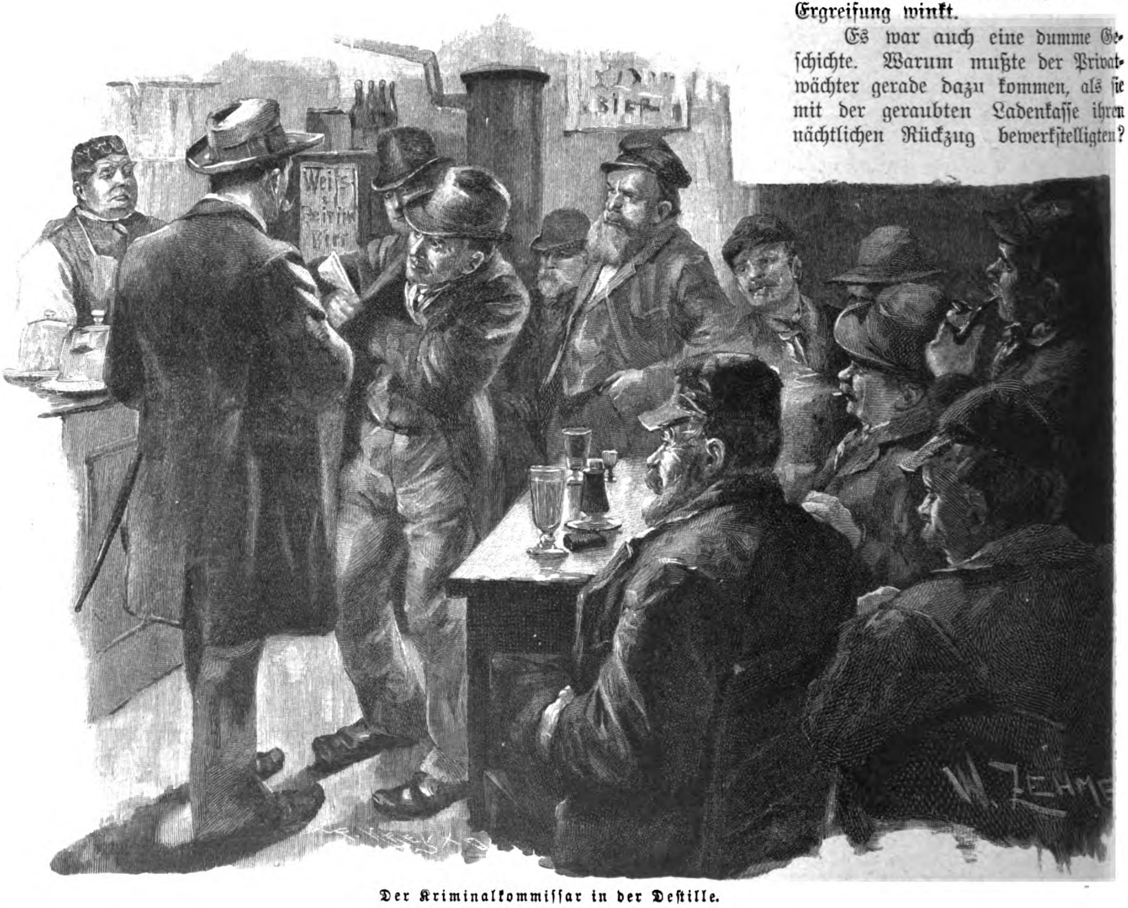
Trübe und verwahrloſt ſieht auch der Menſch aus, der, vorſichtig um ſich ſpähend, mit halberſtarrten Gliedern aus dem Keller des verlaſſenen Neubaus kriecht, wo er den Tag über zuſammengekauert geſeſſen. Ihn friert und hungert. Und dort, am Ende der Straße, winkt ihm die Stadt entgegen mit ihren traulichen Deſtillen, wo er ſich wärmen, ſich ſättigen kann. An Geld fehlt es ihm nicht. Ein ganzer Haufe Silber- und Goldſtücke ſteckt in Papier gewickelt in einer Taſche ſeines ſchmierigen Rocks.

Und unwillkürlich macht er ein paar Schritte vorwärts, um gleich wieder zögernd ſtehen zu bleiben. Wenn ſie ihn nun doch fänden . . . was dann? Ein Wunder wäre es nicht, das weiß er wohl. Seit drei Tagen ſuchen ſie ihn, in allen Revieren iſt man bereit, ihn zu empfangen, durch alle Kneipen der Stadt gehen die Ronden der Kriminalpolizei, und bis in die entlegenſten Schlupfwinkel ſchleichen die gefährlichſten Feinde, die Vigilanten, denen eine reiche Belohnung für ſeine Ergreifung winkt.

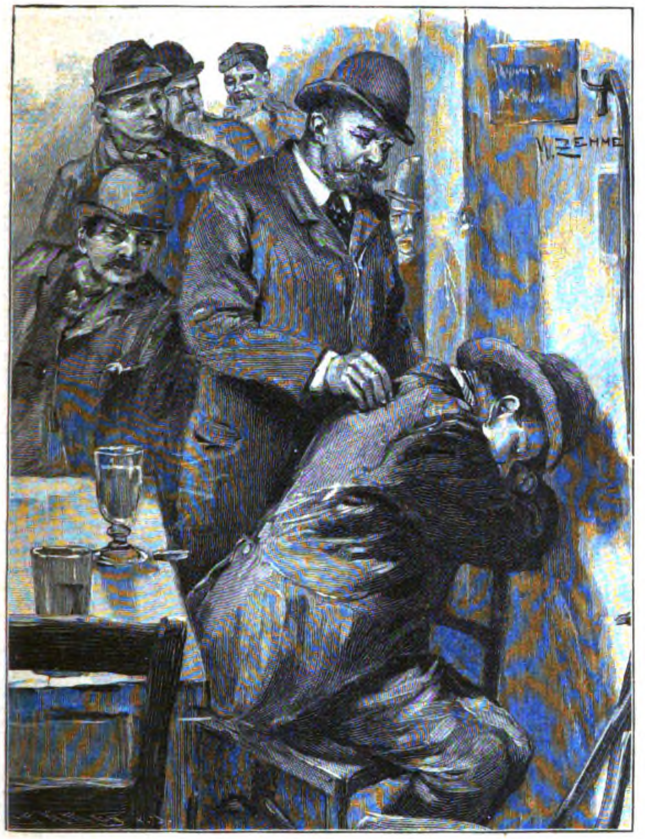


An der Anſchlagsſäule.

Es war auch eine dumme Geſchichte. Warum mußte der Privatwächter gerade dazu kommen, als ſie mit der geraubten Ladenkaſſe ihren nächtlichen Rückzug bewerkſtelligten?



Der Kriminalkommiſſar in der Deſtille.



„Heda, Sie, wachen Sie auf!“

Der Mann ſprang auf ihn los — aber in ſolchem Augenblick iſt das ſchwere Brecheiſen eine furchtbare Waffe. Mit zerſchlagenem Arm taumelte der Angreifer zurück, und er entkam, glücklicher als ſeine Gefährten, die, eben erſt aus dem Fenſter ſteigend, von den herbeieilenden Schutzleuten feſtgenommen wurden. In der Wut und Verwirrung haben die beiden alles geſtanden — auch ſeinen, des Rädelsführers Namen. Seit drei Tagen iſt ihm die Polizei auf den Ferſen, ſeit drei Tagen wagt er in keiner Penne zu nächtigen, keine der bekannten Gaunerkneipen aufzuſuchen. Er traut keinem Menſchen, jeder Begegnende iſt ſein Feind, und wenn er nachts verſtört durch die Straßen ſchleicht, glaubt er ſchon wieder die wohlbekannten Gitterfenſter vor ſich zu ſehen und den ſtickigen Zuchthausdunſt zu atmen. Und diesmal, weiß er, iſt es kein Spaß. Fünfzehn Jahre mindeſtens, vielleicht lebenslänglich, wenn das Gericht . . .

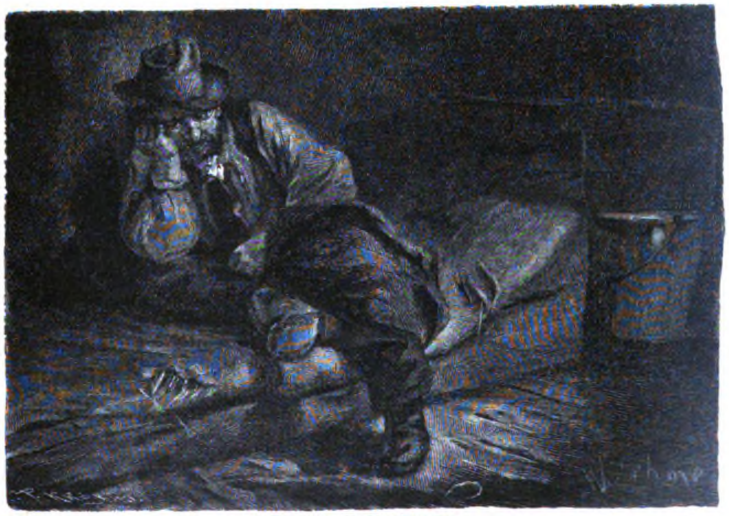
Unmittelbar vor ihm ſchimmert eine hellerleuchtete Deſtille! Gelächter und Geſang ſchallt heraus. Einen Augenblick noch bleibt er unſchlüſſig ſtehen und ſpäht die lange, dunkle Vorſtadtgaſſe hinunter. Da und dort tönt in ihr der ſchlürfende Tritt eines Arbeiters, das Kläffen eines Hundes, ganz aus der Ferne das Klingeln der Pferdebahn — ſonſt regt ſich nichts umher. Noch einen Blick nach der anderen Seite, dann ergreift der einſame Wanderer die Klinke und tritt raſch in das qualmige, dichtgefüllte Lokal . . .

Noch mehrere Gaſſen muß man von dieſer Kneipe aus durchſchreiten, um in das eigentliche lärmende und haſtende Berlin zu gelangen. Da wirft in den breiten Straßen das Gaslicht ſeinen ſpärlichen Schein auf das Gewühl, das allabendlich zwiſchen ſechs und acht an den Häuſerreihen dahinflutet, auf die Scharen von Arbeitern und Fabrikmädchen, die aus den Werkſtätten heimkehren, die jungen Kaufleute, dienſtfreien Soldaten, Vagabunden, auf die raſſelnden Laſtfuhrwerke und dichtgefüllten Omnibuswagen. Ein eintöniges und eintönig belebtes Bild, in dem das Einzelne raſch verſchwindet. Oder ſollte etwa jemand noch beſonders auf die paar Gruppen dunkel gekleideter Männer achten, die in ziemlichem Abſtand von einander auf beiden Seiten der Straße ruhig dahinſchreiten. Gott weiß, wer das iſt! Etwa ein Bezirksverein oder ein Kegelklub, der zum Biere geht, vielleicht auch eine Anzahl Handwerker, die von einer Fachverſammlung kommen. So ähnlich ſehen wenigſtens die einfach gekleideten, kräftigen Männer aus, die ſämtlich im mittleren Alter ſtehen. Nur der an der Spitze Gehende ſcheint etwas Höheres zu ſein, nach der reſpektvollen Art zu ſchließen, mit der die ihm zunächſt Schreitenden auf ſeine Fragen antworten. Eben jetzt iſt er unter einer Laterne an einem Seitengäßchen ſtehen geblieben und verſucht, einige Worte auf einem Blatt Papier zu entziffern. „Alſo jetzt noch die neue Deſtille in der X. Straße“, meint er, „dann iſts genug für heute Abend. Wiſſen Sie den Weg?“ „Zu Befehl“, antwortet eine tiefe Stimme, „gerade hier die Gaſſe herunter. Sie liegt ganz draußen vor der Stadt.“

Die Gruppe ſchwenkt in die dunkle Gaſſe ein. Die anderen folgen in kurzen Abſtänden. Sie ſchreiten rüſtig aus. Mit Mühe erreichen zwei Strolche, die ſich in dem Halbdunkel herumtreiben, den Schutz eines finſteren Hausflurs. Höhniſch blicken ſie auf die vorüberſchreitenden Geſtalten. „Wat die Greifer man blos wieder wollen . . .“ murmelt der eine. „Niſcht Jutes!“ erwiedert ſein Genoſſe, „ick drücke mir!“ Und er thut wohl daran. Für Pennbrüder ſeiner Art iſt Berlin ein heißer Boden, zumal jetzt, wo, noch unter dem Eindruck der letzten Mordprozeſſe, die Kriminalpolizei Abend um Abend Razzias in großem Maßſtab auf das lichtſcheue Geſindel der Hauptſtadt abhält.

* * *

Der einſame Gaſt, der vor einer Stunde die Deſtille draußen vor der Stadt betrat, ſitzt immer noch dort. Längſt hat er ſein Abendbrod mit der Gier des Hungers verzehrt und durch reichlichen Bier- und Schnapsgenuß ſeine Kräfte belebt. Von Minute zu Minute nimmt er einen Anlauf, zu



Auf der Polizeiwache.

gehen, und bleibt immer wieder ſitzen. Um elf Uhr wird ja doch geſchloſſen; dann muß er in Nacht und Kälte hinaus, wenn er es nicht wagt, eine Penne aufzuſuchen. Und hier drinnen iſt es ſo warm und hell, das Bier ſchäumt vor ihm, die Zigarre qualmt . . . wieder will er ſich erheben . . . nur noch eine Minute . . . und noch eine . . .

„Alſo das Lokal vor uns iſt es?“ „Zu Befehl, Herr Kommiſſar.“ „Gut, Los!“ Eine plötzliche Bewegung kommt in die Gruppe dunkler Geſtalten, die ſich, etwa zwanzig Mann ſtark, dichtgedrängt auf der Straße verſammelt hat. Im Laufſchritt ſtürzt ein halbes Dutzend von ihnen in den Hausflur und, an der Eingangsthüre vorbei, in den Hof, um vor den Hinterfenſtern Stellung zu nehmen. Andere ſechs Mann treten vor das große, dichtverhängte Straßenfenſter, die übrigen ſtellen ſich hinter dem Kommiſſar auf, der ſich, einen leichten Totſchläger in der Hand wippend, raſch der Flurthüre nähert. Eben iſt der Fremde wieder aufgeſtanden, um wirklich zu gehen, da gellt aus dem Hofe ein ſchriller Pfiff, der ihm das Blut erſtarren macht. Von der Straße antwortet ein zweiter Pfiff. Verſtört ſinkt er auf ſeinen Stuhl zurück. Und ſchon öffnet ſich die Thüre. Ein Trupp von Männern erſcheint auf der Schwelle — eine plötzliche Bewegung, dann tiefe Stille. „Raus mit die Hundemarken!“ heult eine heiſere Stimme. Aber die liebenswürdige Aufforderung iſt nicht nötig. Schon hat der Kommiſſar dem Wirt die gelbe Blechmarke gezeigt, die ihm zur Legitimation dient und die Anweſenden zu unbedingtem Gehorſam verpflichtet.

Bei ſolchen Razzias werden nur diejenigen feſtgenommen, die ſich nicht im Beſitz einer Legitimation befinden. Mürriſch holen die Gäſte allerhand fettige Papiere aus den Taſchen, der eine die Steuerquittung, jener ein Verſicherungsbuch, und halten es, ſitzen bleibend, den viſitierenden Beamten hin. Die Sache geht glatt von ſtatten. Es ſind nicht gerade einwandfreie Elemente, die den Raum bevölkern, aber zu direktem Einſchreiten liegt kein Anlaß vor. Nur ein junger Mann, der keinerlei Ausweis bei ſich führt, wird beiſeite geſtellt. Umſonſt verſichert er, guter Leute Kind zu ſein und bei ſeinen Verwandten zu wohnen. Er muß mit auf die Wache, um dort ſeine Angaben kontrollieren zu laſſen. Weit philoſophiſcher nimmt ſeine Verhaftung ein dicker Strolch, über deſſen Perſon ein myſtiſches Dunkel ſchwebt. Denn daß der Namen, den er angiebt, echt ſei, glaubt ihm kein Menſch, und ſeine Wohnungsloſigkeit geſteht er ſelbſt zu. Ihn kränkt nur das eine, daß ihn die Beamten gerade beim Abendbrot geſtört haben. Verzehren kann er es nicht mehr, ſo benutzt er den Zwiſchenfall mit dem jungen Mann, um es zu verſteigern. Es ſieht ganz ſchmackhaft aus, Bratkartoffeln mit reichlich hineingeſchlagenem Rührei und ein großes Stück Wurſt darüber, und bald findet ſich für 20 Pfennige ein Liebhaber, der ſchleunigſt Meſſer und Gabel ergreift und einhaut. Wehmütig ſieht ihm der Verkäufer zu, die große Weiße in der Hand, die er noch ſelbſt vor dem Abmarſch austrinkt. Die Viſitation iſt beinahe beendet, da klopft in der Ecke ein Beamter einem der Gäſte auf die Schulter, der, auf den Ellbogen geſtützt, mit tief herabgezogenem Hut wie ſchlafend daſitzt. „Heda, Sie, wachen Sie auf!“ Der Angeredete antwortet nicht. Finſter blickt er vor ſich auf die bierfeuchte Tiſchplatte, und wie ein Kreiſel dreht ſich ihm im Hirne der Gedanke: „Wäre ich eine Minute früher gegangen . . .“

„Na, wenn Sie nicht ſelbſt wollen . . .“ mit ruhigem Griff nimmt der Beamte ihm den Hut vom Kopf . . . Der andere fährt empor und ſtarrt ſeinen Gegner ſcheu an. Ein Augenblick des Zweifels . . . der lautloſen Stille . . . „Der bayriſche Franz!“ — ſchreit plötzlich irgendwo eine Stimme. Und gleich darauf eine ſtürmiſche Bewegung. Aller Augen richten ſich auf den Verbrecher, die Hand der zunächſt ſtehenden Beamten fährt geräuſchlos in die Rocktaſche nach dem Revolver, aber es iſt unnötig, der Ertappte weiß ja, daß Widerſtand vergeblich iſt. Verbiſſen lächelnd läßt er ſich verhaften und hinausführen. Hinter dem dunklen Zug verklingt in der Winternacht das Geſchrei des aufgeregten Geſindels.

Tiefe Ruhe herrſcht eine Stunde ſpäter auf der Polizei-Wache. Von dem nächſten Revier hat der Telegraph die tröſtliche Kunde gebracht, daß der zuerſt verhaftete junge Mann wirklich guter Leute Kind iſt und bei ſeinen Verwandten wohnt, ſo daß man ihn entlaſſen konnte, der dicke Landſtreicher hat ſich mit Gleichmut in ſein Los gefunden, und ſelbſt in der Zelle, die den bayriſchen Franz beherbergt, iſt alles ruhig. Finſter brütend liegt der Verbrecher auf dem Lager. Seine Wertſachen und ſonſtigen Effekten hat man ihm abgenommen. Aber noch iſt nicht aller Tage Abend! Es wird ſich ſchon noch eine Gelegenheit zu einem kecken Fluchtverſuch finden.

Und wie er ſo daliegt und, in das Dämmerlicht ſtarrend, die Zukunft überdenkt, gleicht er einer wilden Beſtie, die man im Käfig verwahrt hat, um ſich vor ihr zu ſchützen. Dreißig Jahre ſchon geht das Spiel. Einbruch — Gefängnis, Einbruch — Zuchthaus, und wieder Einbruch und Zuchthaus. Man ſperrt ihn ein und läßt ihn laufen und ſperrt ihn wieder ein, um ihn nach gegebener Zeit wieder auf ſeine Mitmenſchen loszulaſſen, und ſeinem armen Hirn erſcheint das ſelbſtverſtändlich. Denn ſo wenig, wie das Tier, kennt er das Erſtaunen über die Dinge, die um ihn ſind. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie anders ſein könnten.

Aber ich ſelbſt habe mich oft, wenn ich dieſe vertierten, roh und unglücklich zugleich ausſehenden Menſchen ſah, gefragt: was bezweckt es eigentlich, dieſe unſeligen Geſchöpfe jahrelang auf Staatskoſten zu unterhalten, dann wieder mit der abſoluten Sicherheit, daß ſie ſofort neue Verbrechen begehen, in Freiheit zu ſetzen, ſie wieder feſtzunehmen, bis endlich in irgend einem Gefängnisſpital die Schwindſucht ſie erlöſt? Das iſt die gedankenloſe Grauſamkeit, die aus der gedankenloſen Humanität unſerer Tage erwächſt.

Duchen!

In der Großſtadt durch die Menge
Ging ich hin in dem Gedränge
Jüngſt auf einem eil'gen Gang,
Als es in das Ohr mir klang:
„Hör' mal, Duchen!“

Wer ſo ſprach, gleich nahm ich's wahr,
Juſt vorüber ging ein Paar,
Mann und Frau, mir; zu dem Mann
Sprach die Frau, die ſo begann:
„Hör' mal, Duchen!“
„Duchen“ — gleich füg' ich's hinzu —
Iſt Verkleinerung von „Du“.
Alſo drückt man gern ſich aus,
Wo mir ſtand mein Vaterhaus,
Oben an dem Oſtſeeſtrande,
Dort in meinem Heimatlande,
Wo der Menſchen Sprache ſo
Traulich klingt wie nirgendwo
Sonſt auf Gottes weiter Welt
Und mir drum ſo ſehr gefällt.
Dorther müſſen ſein die zwei,
Dacht' ich, die da gehn vorbei.
Augenblicklich vor mir ſtand
Mein geliebtes Heimatland,
Korngefilde, Meer und Wald
Und die Stadt, ehrwürdig alt,
Alles hell im Sonnenlicht,
Und manch liebes Angeſicht.
Alles dieſes nahm ich wahr,
Und als lange ſchon das Paar
Im Gedränge ſich verloren,
Klang es noch mir in den Ohren:
„Hör' mal, Duchen!“

J. Trojan.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Die „Heideroſe“ iſt ein Mädchenbild von reizender Anmut, einer jener ſchönen Frauenköpfe, mit denen ſich Lingner die Gunſt des Publikums zu erobern verſtand — man muß ſie lieb haben, dieſe graziöſen Geſtalten, dieſe feingeſchnittenen Geſichter. Ein richtiges Gegenſtück zu dem lieblichen Mädchenbilde iſt H. Kotſchenreiters derbkomiſcher Bauersmann, der mit äußerſtem Behagen ſeine Pfeiſe ſchmaucht und die „drollige Geſchichte“ in ſeinem Leibblatt ſtudiert.

Unſeren kunſtſinnigen Leſern glauben wir einen beſonderen Genuß mit der Wiedergabe der Radierung „Die Holzbrücke“ von Gillis (Aegidius) Neyts zu bereiten. Neyts war einer der hervorragendſten niederländiſchen Kupferſtecher des 17. Jahrhunderts, übrigens auch ein tüchtiger Maler, von dem u. a. die Dresdener Gallerie zwei intereſſante Landſchaften beſitzt. Worauf wir unſere Leſer aber beſonders aufmerkſam machen zu müſſen glauben, iſt die wundervolle Wiedergabe der Radierung im Holzſchnitt. Die Feinheit der Behandlung und die doch kraftvolle Wirkung, welche man den Neytsſchen Blättern beſonders nachrühmt, tritt auch im Holzſchnitt in künſtleriſch vollendeter Weiſe hervor.

Unterrichtsweſen.

Einer ſehr intereſſanten Mitteilung der ſtatiſtiſchen Korreſpondenz entnehmen wir, daß ſich die Koſten des öffentlichen Unterrichts in Preußen, ſoweit ſich dieſelben berechnen ließen, 1891 auf über 232 Millionen beliefen. Davon entfielen auf

	überhaupt Mk.	auf d. Kopf d. Bevölk.
Univerſitäten	14 117 000	0,47
Höhere Lehranſtalten . .	31 309 000	1,05
Volks- und Mittelſchul.	177 100 000	5,91
Fachſchulen aller Art . .	10 000 000	0,33
zuſammen	232 526 000	7,76

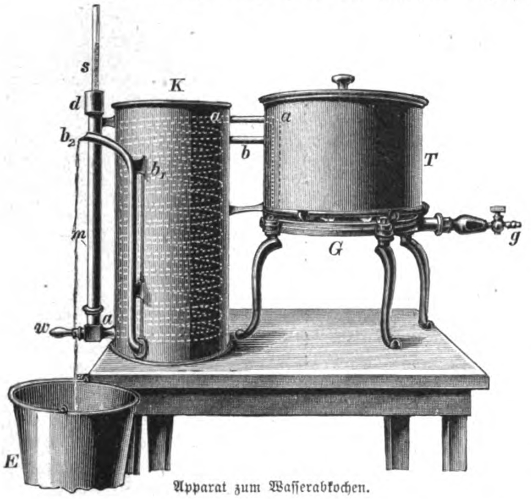
Wie bedeutend dieſer Betrag iſt, erhellt daraus, daß er rund die Hälfte der geſamten Steuerbelaſtung an direkten Staats-, Gemeinde-, Schul-, Kirchen-, Kreis- und Provinzialabgaben beträgt — wahrſcheinlich ſogar noch etwas mehr, da man die nicht berechneten Koſten mit 3—5 Millionen veranſchlagen kann und u. a. auch die bedeutenden Koſten der Heeresverwaltung für Unterrichtszwecke gar nicht berückſichtigt ſind. Mit Recht wird aber auch hervorgehoben, wie gering verhältnismäßig der Anteil der techniſchen Fachſchulen iſt. Erklärlich erſcheint dies, wenn man weiß, daß von 83 880 Abiturienten der preußiſchen Gymnaſien und Realgymnaſien im Jahre 1890/91 ſich über 74 Prozent den wiſſenſchaftlichen Univerſitätsſtudien, noch nicht 6 Prozent eigentlichen techniſchen, nur 20 Prozent anderen Berufen zuwandten. Ob dies Verhältnis ein richtiges iſt, bleibe dahingeſtellt.

Altertumskunde.

Die Ruinen und Skulpturen von Yukatan gehören zu den ſchönſten der neuen Welt — das „Haus des Gouverneurs“ und das „Haus der Zwerge“ zu Uxmal ſind vielhundertfach abgebildet und immer aufs neue bewundert worden. Jetzt kommt leider die Kunde, daß dieſe Ruinen und mit ihnen viele andere Altertümer Centralamerikas in den letzten Jahren in geradezu vandaliſcher Weiſe zerſtört und verſtümmelt wurden. Nicht nur, daß hier und da die Eingeborenen aus ihnen Steine herausbrechen und als Baumaterial benutzen, gerade die fremden Reiſenden ſollen in ihnen gewütet, viele Skulpturen abgeſchlagen, wertvolle Stücke entführt und, wo es nur anging, die Wände mit ihren Namen in roher Weiſe verunziert haben — es ſollen ſogar Namen von anerkannt wiſſenſchaftlicher Bedeutung darunter zu finden ſein. Die Regierungen von Mexiko und der centralamerikaniſchen Republiken thun ſo gut wie nichts zum Schutz der Altertümer, und es ſcheint hohe Zeit, daß ſich unter dieſen Umſtänden andere Staaten oder gelehrte Körperſchaften der Sache annehmen. Für einen verhältnismäßig kleinen Bezirk, für Honduras, hat das Peabodymuſeum zu Cambridge bereits geſorgt und wenigſtens die Ruinen von Copan geſichert.

Naturkunde.

Eine überraſchende Nachricht, der gegenüber indeſſen wohl noch einiger Zweifel erlaubt iſt, bringt der „Globus“. In einer unlängſt abgehaltenen Verſammlung des Ingenieurvereins zu Philadelphia hielt nämlich ein Herr Anchincloß einen Vortrag, in dem er nachzuweiſen ſuchte, daß das Quellwaſſer einer jährlichen Ebbe und Flut unterworfen ſei, einer ſtärkeren oder ſchwächeren, je nachdem das Becken oder die es einſchließende Bodenſchicht beſchaffen iſt. Er begründete dieſe Behauptung durch eine Reihe von über 7 Jahre fortgeſetzten Beobachtungen, und äußerte die Anſicht, daß die Urſache der Erſcheinung in der Gravitation und der Anziehungskraft der Sonne zu gewiſſen Jahreszeiten zu ſuchen ſei. Wenn die Sonne den äußerſten Punkt ſüdlich vom Äquator erreicht habe, übe deren Anziehung ihren höchſten Einfluß auf die Gewäſſer der nördlichen Hemiſphäre aus: die Waſſerſpiegel ſinken, werden aber im Juni „ſozuſagen“ wieder frei.



Apparat zum Waſſerabkochen.

Immer weiter dringen, nachdem die Jagd auf den eigentlichen Polarwal infolge der Ausbeutung der Fiſchgründe unergiebig geworden, die amerikaniſchen Walfiſchjäger in die arktiſchen Regionen vor. Die obengenannte Zeitſchrift enthält Notizen über die $2^1/_2$jährige Fahrt des Dampfwalers Mary D. Hume, denen zufolge derſelbe im erſten Jahre bis zur Herſchelinſel, im zweiten bis zu Kap Bathurſt und zur Mündung des Makenzieſluſſes kam. Das Erträgnis war ſtaunenswert; es betrug für den kleinen Dampfer 630 000 Dollar an Wert, außer 400 Fuchsfellen. Die Mannſchaft erhielt reichlichen Anteil, der Kapitän 40 000 Dollar, die Geſellſchaft, welcher die Mary D. Hume gehört, verdiente gegen eine halbe Million.

Geſundheitslehre.

Nicht unerhebliche Bedenken ſind in einer der letzten Sitzungen der Balneologiſchen Geſellſchaft gegen künſtliche Mineralwäſſer erhoben worden. Profeſſor Liebreich wies nämlich, wie wir der „Natur“ entnehmen, darauf hin, daß die wiſſenſchaftlichen Grundlagen, auf denen die Darſtellung jener beruht, doch ſo ungenau ſind, daß ſie nur zu unſicheren Reſultaten führen können. Die chemiſche Analyſe der natürlichen Mineralwäſſer kommt der Wahrheit nur nahe, und die phyſikaliſche Beſchaffenheit derſelben läßt ſich noch viel weniger nachahmen, als die chemiſche. Endlich ſind auf den menſchlichen Organismus aber auch ſchon Stoffe von merklicher Wirkſamkeit, deren Menge ſich der analytiſchen Beſtimmung überhaupt entzieht, und die gerade durch die Kombination mit den übrigen Beſtandteilen wirkſam werden. Bei der Konkurrenz der künſtlichen Mineralwaſſer gegen die natürlichen iſt ſchließlich auch zu berückſichtigen, daß die Herſtellung der erſteren keiner Kontrolle unterliegt, wenn ſchon das letztere Bedenken durch das Vorgehen des neuerdings gegründeten Vereins deutſcher Mineralwaſſerfabrikanten einigermaßen eingeſchränkt erſcheint.

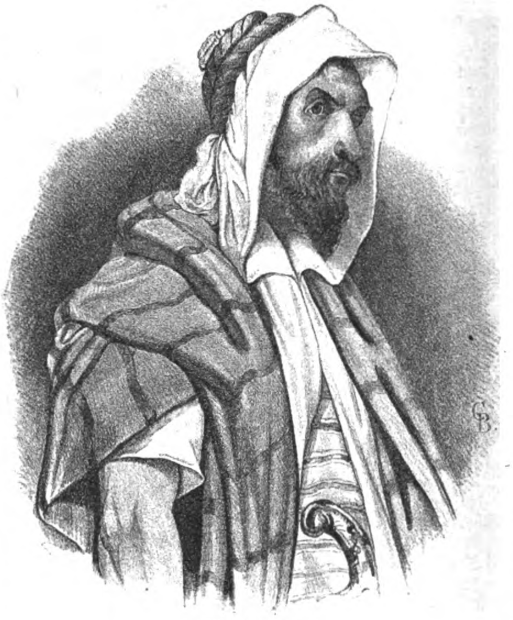
Technik.

Als im Sommer vor. J. die Gefahr der Choleraausbreitung Deutſchland drohte, die Ärzte dringend vor der Verwendung unabgekochten Waſſers warnten und die Hausfrauen oft nicht wußten, wie ſie die bedeutenden Mengen Waſſer, welche zum Kochen, Waſchen ꝛc. erforderlich waren, beſchaffen ſollten, machte der verſtorbene Werner v. Siemens — es war wohl die letzte ſeiner vielen Erfindungen — die Konſtruktion eines Koch-Apparates bekannt, mittelſt deſſen ſich die genannte Schwierigkeit leichter beſeitigen laſſen ſollte. Der Apparat iſt von der Firma Schäffer & Walcker-Berlin jetzt mit einigen Abänderungen ausgeführt, liefert bei 0,25 Kubikmeter Gas- oder entſprechendem Petroleumverbrauch ſtündlich 35—40 Liter abgekochtes und gleichzeitig auf 18—20 Grad abgekühltes Waſſer und koſtet 48 Mk. Die intereſſante Konſtruktion, die in dieſer Form allerdings nur für Haushaltungen verwendbar iſt, welche ſich einer Waſſerleitung erfreuen, erhellt aus nebenſtehender Zeichnung: G iſt ein Gas- oder Petroleumkocher, über welchem der eigentliche Waſſerkochtopf T ſich befindet. K iſt ein Gegenſtromkühler mit Rohrſchlange aa. Der Rohranſatz w wird mittelſt Metallſchlauches mit der Waſſerleitung verbunden; durch die Rohrſchlange aa tritt dann das friſche Leitungswaſſer, unter gleichzeitiger Abkühlung des entgegenſtrömenden abgekochten Waſſers in den Kochtopf T ein, ſtrömt hier an tiefſter Stelle aus, um nach vollſtändigem Abkochen, nach oben ſteigend, durch das obere Auslaufröhrchen b in den Kühler K, und zwar in gleichem Maße wie durch a ungekochtes Waſſer zuläuft, einzutreten und abgekühlt durch Auslauf b_2 abzulaufen. Mittelſt eines Hahnes iſt der Waſſerzufluß einſtellbar, ſo daß in dem Kochgefäße T das Waſſer in ſtetem Kochen verbleibt.

Vereine.

Die 30. allgemeine deutſche Lehrerverſammlung tagt vom 22. bis 25. Mai in Leipzig. Von den angemeldeten Vorträgen nennen wir: Dr. P. Schramm-München, Staat und Schule in Deutſchland am Ausgang des 19. Jahrhunderts; Direktor Pache-Leipzig, die Ausfüllung der Lücke zwiſchen Schulentlaſſung und Militäreinſtellung mit beſonderer Berückſichtigung der Fortbildungsſchule; Schuldirektor Bartels-Gera, die Frage der Schulaufſicht; Schuldirektor Dr. Sachſe-Leipzig, die Bedeutung der Volksſchule. Eine Ausſtellung von Lehrer- und Schülerarbeiten für den Handfertigkeitsunterricht ſchließt ſich an.

Abd el Kader.



Abd el Kader.

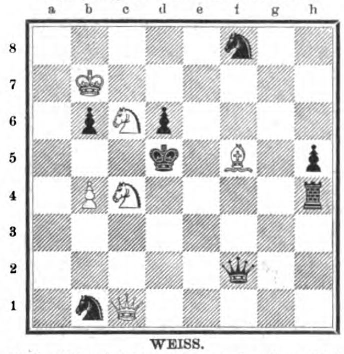
Vor einem halben Jahrhundert war der Name des Mannes, deſſen Bildnis wir heute nach der, der Zeichnung eines franzöſiſchen Offiziers nachgebildeten Lithographie von A. Kneiſel wiedergeben, in Aller Munde — heute klingt die Erinnerung an den gewaltigſten Gegner, den die Franzoſen in Algier fanden, nur noch matt nach. Abd el Kader, Ben Sidi Maheddin d. h. der Sohn des Maheddin, wurde 1807 in Maskara in Algerien als der Sohn eines im Ruf hoher Gelehrſamkeit ſtehenden Marbouts geboren, der 1832 von den benachbarten Stämmen zum Oberhaupt gewählt wurde, aber dieſe Würde ſofort an ſeinen Sohn abtrat. Der letztere hatte eine weſentlich gelehrte Erziehung erhalten, Mekka bereits beſucht und ſich für die Prieſterlaufbahn vorbereitet — die Umſtände aber machten aus ihm einen Krieger. Im Sommer 1830 hatten die Franzoſen die Stadt Algier erobert und ſuchten ihre Herrſchaft weiter auszudehnen, ſtießen dabei aber bald auf Abd el Kader, der, ſelbſt ohne beſonderen Fanatismus, den Seinen mit Erfolg den heiligen Krieg predigte. Obwohl wiederholt geſchlagen, erſchien er doch an der Spitze immer neuer Scharen und nötigte die Franzoſen 1834, und ſpäter 1837 zum zweitenmale, zu förmlichen Friedensverträgen, in denen ſie ſeine Unabhängigkeit anerkannten. Mit großem Geſchick wußte er ſeinen Machtbezirk immer weiter auszudehnen, ſein Anſehen zu ſteigern, bis er, vielleicht ſehr gegen ſeinen Willen, von ſeinen fanatiſchen Anhängern 1839 zu einem neuen Kriege genötigt wurde, der an überraſchenden Wechſelfällen kaum ſeinesgleichen hat. Wie ein Adler, der ſeine Beute umkreiſt, umzog Abd el Kader die franzöſiſchen Beſitzungen, allarmierte hier weite Strecken, brach dort blitzſchnell über einzelne ſchwächer geſchützte Punkte herein und brachte ſich und die Seinen dann ebenſo ſchnell wieder in die Sahara in Sicherheit. Nach und nach erlahmte indeſſen doch die Widerſtandskraft der Kabylen, und als es ihrem Führer 1844 gelang, den Sultan von Marokko zum Krieg gegen die Franzoſen zu bewegen, erlitten er und dieſer in der Schlacht bei Isly eine ſchwere Niederlage — der Sultan beeilte ſich, Frieden zu ſchließen. Schon triumphierten die Franzoſen, da zeigte ſich, daß eine große Zahl der marokkaniſchen Stämme gegen ihren Herrſcher und für Abd el Kader Partei nahmen. Ja es ſchien vorübergehend, als werde der energiſche, kluge Mann ſich ſelbſt auf den Thron von Marokko ſchwingen — ſchließlich wurde er aber doch über die algeriſche Grenze gedrängt, hier endlich von den Truppen des General Lamorcière umſtellt und Ende 1847 zur Ergebung gezwungen. In den nächſten Jahren blieb er in verſchiedenen Plätzen Südfrankreichs interniert, bis ihn 1852 Napoleon III, als Präſident der Republik, begnadigte und ihn nach Paris einlud, wo der grimme Feind der Franzoſen als der Held des Tages gefeiert wurde. Mit einer hohen franzöſiſchen Penſion entſchädigt, lebte er in der Folge erſt in Bruſſa, dann in Damaskus; hier nahm er, wie ihm zum Ruhme nachgeſagt werden muß, ſich 1860 der verfolgten Chriſten ſehr energiſch an.

Frankreich bot er ſowohl im Krimkrieg, wie 1870/71 vergeblich ſeine Dienſte an, blieb aber trotzdem in guten Beziehungen zu ſeinen einſtigen Gegnern, ja reichte der Pariſer Akademie ſogar gelegentlich ein von ihm verfaßtes Werk religiös-philoſophiſchen Inhalts ein, dem Geiſt und Gemüt nachgerühmt wird.

Im Mai 1883 ſtarb Abd el Kader, halbvergeſſen, in Damaskus.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



Weiß zieht und ſetzt mit dem zweiten Zuge Matt.

1. Wechſelrätſel.

Werden die Namen der beſten
Jünger Euterpes genannt,
Sicher ertönt auch der meine,
Denn in den edelſten Klängen
Bleibt er erhalten der Welt.
Thuſt du zwei Strichlein hinzu,
Welche Verwandlung im Nu!
Nichts mehr von einfacher Klarheit —
Endlos verſchiedner Begriff!
Ziel alles Strebens und Sehnens,
Schwer zu erfaſſen, zu halten,
Oft erſt im Schwinden erkannt.

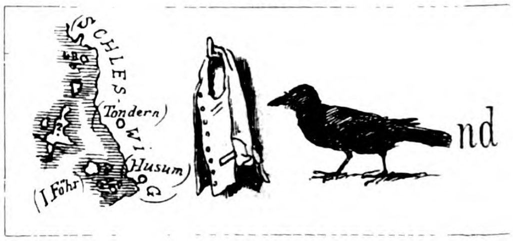
M. Sch. (Kaſſel.)

2. Rätſel.

Viel wird von ihm in einer Republik
Geſprochen in der großen Politik.
Nehmt ihr dem Wort den Anfang und den Schluß,
So nennt es in Italien einen Fluß.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 29.

Bilderrätſel. Amneſtie.

1. Verwandlungsaufgabe.

„O lieb, ſo lang du lieben kannſt.“

Ober	Laon	Ille	Eli	Bel
Sarg	Ohm	Lina	Agra	Numa
Ger	Degen	Uhu	Loge	Idar
Eis	Baden	Eimer	Nebel	Kiew
Acht	Nero	Nager	Sela	Thorn

2. Zifferblatträtſel.

1	2	3	4	5	Erica
4	5	6	7	8	Capri
5	6	7	8	9	April
		8	9	10	Ill
	8	9	10	11	Illo
		11	12	1	Ode
	11	12	1	2	Oder

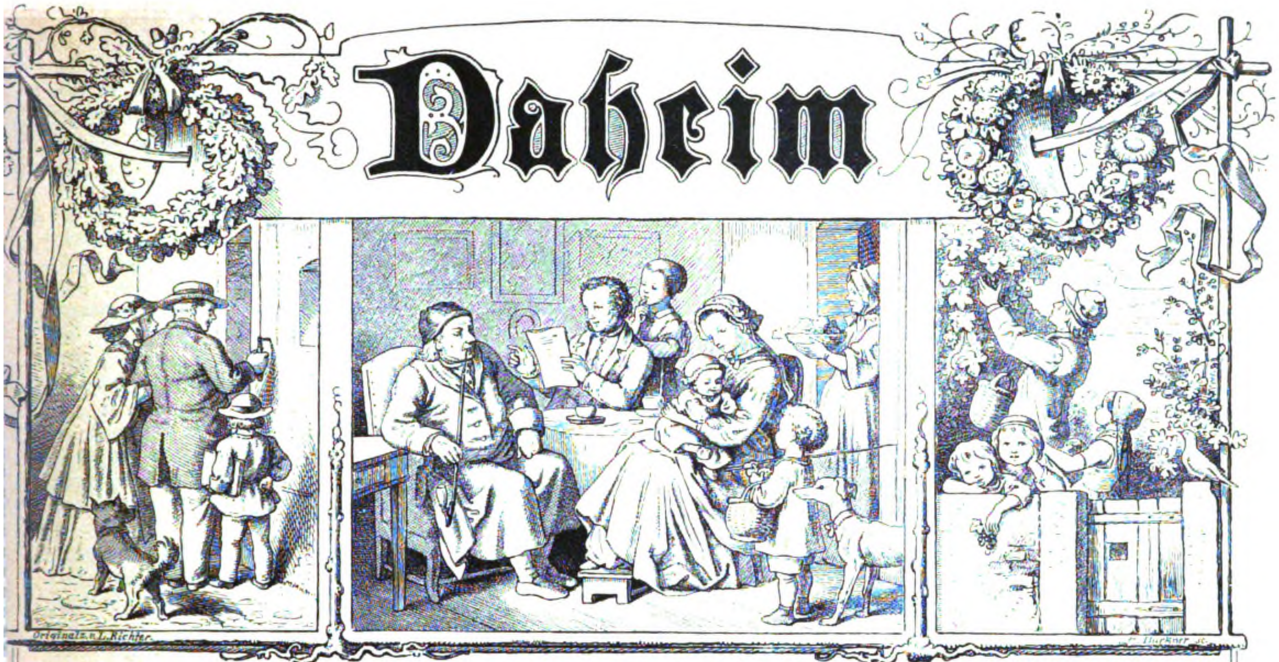
3. Silbenrätſel.

„Borgen macht Sorgen.“
„Not kennt kein Gebot.“

BenningſeN
OrinocO
RaſtatT
GeroK
EuryanthE
NorwegeN
MeiningeN
AchaT
ChroniK
HarpunE
TivolI
SaladiN
OldenburG
RoſamundE
GenekalſtaB
EratO
NeuſtadT

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Neue Bücher. Von Th. H. Pantenius. — Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen. (Fortſetzung.) — Im dunkelſten Berlin. II. Die Razzia. Von Rudolf Stratz. Mit vier Illuſtrationen von W. Zehme. — Duchen. Gedicht von J. Trojan. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Eine drollige Geſchichte von H. Kotſchenreiter; Heideroſe von O. Lingner; Die Holzbrücke von Gillis Neyts. — Unterrichtsweſen. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Geſundheitslehre. — Technik — Vereine. — Abd el Kader. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
C. Bückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Mai 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 31.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Je mehr Annas hoffendes Warten in die quälendſte Angſt überging, nach und nach ihr ganzes Weſen beherrſchte und ſie von Tag zu Tag unbeholfener und eckiger erſcheinen ließ, deſto mehr ward ihr die Gegenwart der Muhme zur brennenden, faſt unerträglichen Qual. Heiß ſtieg es ihr zum Herzen, wenn ſie ſah, wie Frau Giſela ſo ganz anders ſich zu geben verſtand, als ſie. Da merkte man nichts von der wilden Heftigkeit, von der ſelbſtſüchtigen Launenhaftigkeit ihrer Natur. Freundlich und geſchmeidig, redefertig und gewandt, dienſteifrig und gefällig, war ſie im Krankenzimmer ein gern geſehener, bei der Langeweile desſelben oft herbeigeſehnter Gaſt. Wenn ſie dann ſo harmlos plauderte, ſo unbefangen freundlich auf die Launen und Stimmungen des Kranken einging, kam über Anna mit doppelter Heftigkeit der alte Groll. Was wollte die Muhme? War ſie der Hoffnung auf Herrn Kurts Rückkehr müde geworden und wandte ſie ſich heute ſchon einem Jüngeren und Schöneren mit ihren begehrlichen Wünſchen zu? Und war's wirklich möglich, daß Henning auf ihre Reden einging, ihre Scherze belächelte, ihre Freundlichkeit erwiderte? Anna ward's dunkel vor den Augen, und ihr ſchönes regelmäßiges Geſicht ward ſtrenger, zurückhaltender, ſteifer, ſie zog ſich immer ſcheuer in ihr innerſtes Weſen zurück, ſie verlor immer mehr die Möglichkeit, ihrer Gegnerin auf demſelben Felde zu begegnen. Immer tiefer aber fraß ſich Groll und Widerwille in ihr Herz.

So war der Abend des 10. März herbeigekommen. Die Sonne hatte den Tag über warm geſchienen, als wolle ſie den Menſchen einen Vorſchmack des kommenden Frühlings geben, und warf jetzt ſchräge Strahlen durch die kleinen Fenſterſcheiben, ſpielte auf der Näharbeit Barbaras, auf ihren weißen, der Muße ungewohnten Fingern und färbte die bleichen Wangen des kranken Jünglings mit rötlichem Schein, ihnen einen erborgten Schimmer von Geſundheit verleihend. Vom St. Egidienturm erklangen die Glocken, denn es war heute der Tag der vierzig Märtyrer, deren Feiertag durch Morgen- und Abendmetten begangen wurde. Müde lauſchte Henning den Klängen, da that ſich die Thür auf, und im vollen Staate ihres grünen Samtmieders, den lang herniederwallenden Rock graziös an der Seite aufgenommen, Hals und Arme mit Perlenketten geziert, trat, das reichgeſtickte Almoſentäſchchen am Gürtel, Frau Giſela ins Zimmer und an ſein Bett. Henning hatte ſie noch nie ſo ſtattlich und ſchön geſehen. Unter dem möglichſt klein geratenen Witwenhäubchen quoll das braune Haar an Stirn und Nacken frei hervor, ihr ein ausnehmend jugendliches Ausſehen verleihend, und jugendfriſch und ſiegesſicher blitzten auch die großen dunklen Augen aus dem leichtgeröteten ſchmucken Geſicht. Freundlich grüßend trat ſie zum Kranken. „Ihr ſeht wohl aus, Vetter Henning. Nicht lange wird's dauern, ſo dürft Ihr ſelbſt zur Meſſe gehen und der heiligen Jungfrau den Dank für Eure Errettung darbringen. Ich komme vom Dom; hab' auch Eurer gedacht in meinem Gebet, Vetter!“

„Habt Dank, Frau Giſela,“ antwortete Henning, über deſſen mattes Geſicht bei ihrem Eintreten ein freudiger Willkomm leuchtete. „Wie friſch Ihr ausſeht! Habt Dank, daß Ihr eines Kranken gedenkt.“

Giſela lächelte freundlich. „Was meint Ihr, Barbara? Möchtet Ihr nicht zur Abendmette gehen? Euren Kranken will ich derweil wohl verſorgen.“

„Wenn Herr Henning mir ſo lange Urlaub geben möchte,“ antwortete die alte Frau etwas zögernd. „Ich bin lange nicht zur Meſſe geweſen.“

„Nun, Vetter? — Was ſagt Ihr? Wird Euch die

Zeit ohne Barbara zu lang werden? Sagt's, wenn Ihr Euch mit mir allein zu bleiben fürchtet!"

Sie hatte die letzten Worte keck und lauter als gewöhnlich geſprochen, denn ſie ſah Anna, die leiſe die Thür geöffnet hatte, auf der Schwelle ſtehen. Sie wußte nicht, welch qualvolles Gefühl der Eiferſucht ſie in dem Mädchen erregte, aber es that ihr wohl, ihr, wie ſie meinte, einen kleinen Stich zu verſetzen.

„Wem wäre wohl je die Zeit in Eurer Geſellſchaft lang geworden, ſchöne Muhme," antwortete Henning höflich und bemühte ſich, auf ihren munteren Ton einzugehen, ſo gut er konnte. War's ihm doch, als wenn mit ihr ein friſcher Luftzug in das heiße Zimmer hineingeweht wäre. Anna konnte er nicht ſehen, ſie trat aber jetzt voll ins Zimmer. „Wollt Ihr mich begleiten, Barbara?" ſagte ſie, und ihre Stimme klang hart und unnatürlich. „Ich ſehe, hier wird uns niemand vermiſſen."

„Ein ſaures Geſicht mißt man gern," antwortete Giſela ſchnell. „Nicht ſo, Vetter?"

Henning ſah erſchrocken auf Anna und dann wieder auf die Muhme. Dieſe aber fuhr ſchnell fort: „Es freut mich übrigens, daß Ihr zur Meſſe geht, Anna. Ich fürchte, Ihr habt in der letzten Zeit der Heiligen, ſowie Eures armen Vaters arg vergeſſen."

Ein zorniger Blick ſchoß aus den Augen des gequälten Mädchens, die der Vorwurf ſchärfer traf, als Giſela ahnte. Es war ihr, als drängten ſich wilde, bittere Worte unaufhaltſam vom Herzen auf die Zunge, aber ſie unterdrückte ſie gewaltſam. Nur der herbe Zug um ihren feinen Mund und die tiefe Bläſſe verrieten ihre heftige Erregung, als ſie Henning gute Nacht bot und, ohne die Muhme zu grüßen, das Zimmer verließ.

Barbara folgte ihr, und ſchweigend gingen beide nebeneinander den Weg zur Franziskanerkirche. Mit Beſorgnis ſah dann Barbara, wie die Hände des neben ihr knieenden Mädchens vor nicht zu unterdrückender Bewegung zitterten, und da ſie die Kirche verließen, ſchlug die kluge Frau nicht ſogleich den Heimweg ein, ſondern nahm eine Beſorgung, die ſie daheim habe, zum Vorwand, um mit Anna zuvor in ihr ruhiges kleines Zimmer im Beghinenhaus einzukehren. „Setzt Euch, Jungfer Anna," ſagte ſie. „Kind, Kind! Sagt mir, was Ihr habt! Was für ein unruhiger, trotziger Geiſt iſt es, der Euch ſo ganz und gar gefaßt hat? Ach, Anna, ich kenne Euch nicht wieder!"

Anna ſprang auf und warf ſich ungeſtüm an die Bruſt ihrer alten treuen Wärterin. „O Barbara! Barbara!" rief ſie ein ums andre Mal ſchluchzend aus. „O warum bin ich nicht ins Kloſter gegangen! Dann brauchte ich nicht mit anſehen, was mir das Herz abfrißt und das Hirn zernagt. O Barbara, Barbara! Ich hatte nur das Eine auf der Welt, die eine Hoffnung, die eine feſte Zuverſicht! Jetzt weiß ich, daß alles, alles Trug war, alles Schaum und eitel! O die falſche Verräterin! Barbara — hilf mir — daß ich ihr kein Leid thue!"

Barbara erkannte mit Schrecken die Gewalt der Leidenſchaft, mit der dieſes ſtille, der Welt abgekehrte Weſen die eine Hoffnung ihres Lebens erfaßt und feſtgehalten hatte. Jetzt, wo dieſe ins Schwanken zu kommen ſchien, wankte auch der Grund unter ihr, ihre Welt ſchien verſunken, ihrem Leben jeder Halt geraubt. Wie ſie zitternd an ihrem Halſe ſchluchzte, da fehlte auch Barbara die ſonſt gewohnte Ruhe und Umſicht. „O Anna," rief ſie ratlos aus, „Gott verzeih Euch die Sünde! Was ſoll ich mit Euch anfangen? Nehmt Euch doch zuſammen! Was ſollen die Leute ſagen, wenn ſie Eure roten Augen ſehen?"

„Die Leute? Laß ſie ſagen, was ſie wollen! Wenn du wüßteſt, wie es in mir ausſieht, was für ſchwarze Gedanken den ganzen Tag in meiner Seele herumfliegen — o, wohin ſoll ich mich retten?"

„Aber Anna, was iſt das? Es iſt ja noch gar nichts verloren — laßt ihm doch Zeit, erſt wieder er ſelber zu werden."

„O nicht doch," ſchluchzte das Mädchen und hielt ihr den Mund zu. „Nur nichts von Hoffnung, die nachher doch wieder zunichte wird! — Gib mir Waſſer, Barbara! Mir iſt, als müßte ich erſticken!"

Barbara war froh, daß ſie trank und nach und nach wieder zu ſich kam. Sie holte ein feines Linnentuch, tauchte es ins Waſſer und kühlte des Mädchens heiße, geſchwollene Augen. Dann überredete ſie Anna, ſich niederzuſetzen, und faßte die fieberhaft zitternden, eiskalten Hände in ihre warme weiche Hand. „Welch einen Schrecken Ihr mir gemacht habt," ſagte ſie und bemühte ſich, die Gedanken des Mädchens unbemerkt auf einen anderen Gegenſtand zu lenken. „Thut es gut, ſich ſo dem Ärger hinzugeben? Was würde Herr Kurt dazu ſagen? Würde es nicht zu ſeinen vielen Leiden noch eins hinzuſetzen?"

Anna ſenkte jetzt, wo ſie ihrem Herzen Luft gemacht, geduldig den Kopf und hörte der guten Alten ruhig zu, wohl ohne viel darauf zu achten, was ſie ſagte; aber die milde Stimme und liebevolle Weiſe der guten Frau thaten trotzdem ihre Wirkung.

„So wendet doch Eure Gedanken ab von all den Dingen, die Eure Seele nur verwirren, Anna," fuhr Barbara fort. „Denkt, daß Euer Vater Euch nötig hat, wenn er heimkehren wird — vielleicht krank von all dem Elend, das ihm widerfahren iſt. Und nun kommt und laßt uns heimgehen. Oder möchtet Ihr noch bleiben? So will ich ſagen, es ſei Euch unwohl geworden, und Euch ſpäter abholen. Aber vergeßt nicht, das pater noster für Euch zu beten — und doppelt ſprecht die Bitte: führe uns nicht in Verſuchung. Ach, Kind, bei ſo heftigen Leuten, wie Ihr ſeid, iſt der üble Teufel doppelt bereit, ſie in Schande und Unglück zu ſtürzen! Lebt wohl eine Weile, ich darf nicht länger zögern. Und alle heiligen Engel mögen um Euch ſein!"

Sie putzte die Schnuppe des Öllämpchens, das ſie angebrannt hatte, goß noch ein wenig Öl nach und ging. Draußen im dunklen Hausflur ſtand ſie ſtill und faltete die Hände. „Um Gott," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „was ſoll ich anfangen? Das Mädchen iſt außer ſich! Wie konnte Herr Kurt, der doch ſonſt kein Narr iſt, ein ſo thörichtes Ding thun, ihr die Muhme ins Haus zu ſetzen! Ob er's nicht noch bereuen wird? Und der Henning Vechelde — läßt ſich von der Hexe hofieren und ſchämt ſich nicht, dem armen Kinde das Herz zu brechen. Wäre er nicht ſo krank — und doch, ach Gott, ich thue ihm wohl Unrecht! War ſie nicht wirklich ein Kind, da er fortging? Wäre nur Bruder Lorenz da — weiß Gott, ich finde mich nicht zurecht!"

So ſtand die alte treue Beghine und wußte ihrer Not kein Ziel. Und war ihr doch noch verborgen, was da kommen ſollte. Hätte ſie nur um wenige Stunden in die Zukunft ſehen können, wie viel größer wäre ihre Sorge geweſen!

Währenddeſſen ſaß Frau Giſela bei Henning und that ihr beſtes, ihn zu unterhalten. Ihr friſcher roter Mund zeigte ſein ſchelmiſchſtes Lächeln, und ihre weichen runden Arme, die aus weiten Ärmeln in voller Weiße hervorleuchteten, und die zarten Hände zeigten ſich in allen möglichen anmutigen Lagen und Stellungen. Was ſie ſprach, war nie von Bedeutung, aber die anmutige Art, wie ſie es ſagte, und die verſteckte Schmeichelei, die in ihrem ganzen Thun lag, mußte, wie ſie meinte, auf jeden Mann ihre Wirkung ausüben. Und doch wollte es ihr heut nicht recht nach Wunſch gelingen; ſie hatte ſonſt mehr Glück bei ihm gehabt. Er hatte über ihre Scherze gelächelt, ſich ihre Schmeicheleien gefallen laſſen, auch wohl manchmal, in beſonders guten Stunden, einen Verſuch gemacht, ihr auf demſelben Felde zu begegnen. Und oft hatte ſie gemeint, ſein Auge mit Bedauern bei ihrem Weggang, mit frohem Willkomm bei ihrer Wiederkehr auf ſich gerichtet zu ſehen. Heute aber ſchien er einſilbig und niedergeſchlagen, ja, ſie hatte den Eindruck, als ſei ihre Gegenwart ihm nicht angenehm. Sie hatte vorher bei den unfreundlichen Worten, die ſie an Anna gerichtet hatte, einen Schatten über ſein Geſicht gleiten ſehen, und vergebens ſtrengte ſie ſich an, mit allen Mitteln der Gefallſucht deſſen Spuren ganz zu verwiſchen. Es ſchien ihr ſogar, als kehre ſein Blick ſich öfter als nötig der Thüre zu, als erwarte er jemand, und es trieb ihr die Röte ins Geſicht, zu denken, daß er vielleicht Annas Rückkehr erſehne. Nie daran gewöhnt, ihre Laune im Zaum zu halten, ließ ſie ihr auch jetzt bald die Zügel ſchießen. Die glatte Stirn furchte ſich, das ſüße Lächeln verſchwand, der Blick ward finſter, die Stimme hart und gereizt. Ihre Bemühungen um die Unterhaltung ließen bald nach. Wie allezeit, richtete ſich die immer mehr platzgreifende Verſtimmung auf Anna. Das, was ſie zuerſt als ein Vergnügen angeſehen hatte, das Alleinſein mit Henning, ward ihr nun eine Laſt. Wie kam das Mädchen dazu, ſie als Krankenpflegerin anzuſtellen; ſie allein zu laſſen, noch dazu mit einem ſo mißgeſtimmten Kranken? Und wie lange blieb ſie aus! War es je erhört geweſen, daß eine Meſſe ſo lange dauerte? So arbeitete die launenhafte Frau ſich nach und nach in die tiefſte Verſtimmung hinein, die nur eines kleinen Anlaſſes bedurfte, um zum heftigſten Zornausbruch auszuarten.

Eine ſolche Veranlaſſung ließ nicht auf ſich warten. Als Barbara ins Zimmer trat, um ſie abzulöſen, verſpätet und allein, da fuhr ſie mit der heftigen Frage auf ſie los: „Wo iſt Anna?“ Und da ſie erfuhr, ſie ſei in ihre Kammer gegangen, um Mantel und Kapuze abzulegen, begab ſie ſich ins Wohnzimmer, wo ſie die Abendmahlzeit ihrer wartend fand. Aber Anna kam nicht. Auch bei der Mahlzeit ſaß ſie allein an dem für die Herrſchaft bereiteten Nebentiſch, denn Anna ließ ſich mit heftigen Kopfſchmerzen entſchuldigen. Die Leute ſprachen an ihrem Tiſche dies und das, ohne Rückſicht auf ſie zu nehmen, und es kam ihr vor, als werde ſie von ihnen durchaus nicht mit dem Reſpekt behandelt, der ihr, als einem Gliede der Familie, gebührte, und der Anna ſelbſtverſtändlich erwieſen wurde. Das verbeſſerte ihre Stimmung nicht. Dann, als der Tiſch abgeräumt war, die Mägde ihre Spinnrocken brachten, und Giſela wie gewöhnlich ihren Seſſel ans Feuer zog, die Füße gegen die Fußbank ſtemmte und ſich behaglicher Abendmuße zu überlaſſen dachte, zogen die Mädchen ihre hölzernen Schemel dicht zueinander, flüſterten und tuſchelten zuſammen, und ſie begegnete mehr als einmal ihren ſpöttiſchen Blicken, die ſie nicht einmal vor ihr zu verbergen trachteten. Da ward's ihr unerträglich. Rot vor Zorn ſtand ſie auf und verlangte ihren gewohnten Abendtrunk, um ſich danach zur Ruhe zu begeben. Da fand ſich's, daß Anna, die den Keller allein verwaltete, heute ihres Amtes vergeſſen und ihn noch nicht gemiſcht hatte; Brigitte, die alte Hausmagd, aber antwortete auf ihr Begehr ganz kaltblütig, daß ſie die Sache nichts anginge. Das war für Frau Giſela zu viel. Gern hätte ſie mit einer derben Ohrfeige geantwortet, denn ihre weißen Hände waren ſolches Dienſtes nicht ungewohnt, aber ſie fürchtete ſich, denn die Haltung der Mägde war ſo verdächtig, daß ſie auf Gegenwehr gefaßt ſein mußte. Sie begnügte ſich alſo mit heftigem Schelten und Keifen und begab ſich ſelbſt an Annas Kammerthür, um ſich dort ihr Recht zu verſchaffen. Sie öffnete, aber alles war dunkel, und Anna antwortete nicht auf ihre zornige Anrede. Da kehrte ſie, aufs äußerſte empört und gereizt, zu ihrem eigenen Schlafgemach um. Ihr Geſicht glühte, ihre Hände zitterten, ihr Atem ging beengt und unregelmäßig. Zwar fand ſie Brigitte bereits vor, denn ſie hatte ſich doch entſchloſſen, ihr zu willfahren, um ſich nicht einem Verweis von Anna auszuſetzen, und ſie hielt den heißen Schlaftrunk in der Hand, den Giſela trotz der Warnung ihres ärztlichen Ratgebers jeden Abend zu ſich nahm. Aber der ſchönen Frau Zorn ward dadurch nicht beſchwichtigt, im Gegenteil, der heiße Trank, den ſie haſtig ſchlürfte, erhitzte ſie deſto mehr. Sie fühlte das Blut in allen Adern pochen, das Herz bis in die Schläfe klopfen. Heute, das ſah ſie wohl, konnte ſie dem Zorn, der ihr das Herz abdrückte, keinen Abfluß mehr verſchaffen, ſie mußte mit dieſen heftig klopfenden Pulſen, mit dieſer ängſtlich arbeitenden Bruſt zu Bett, ohne ſich dieſe Erleichterung zu gönnen — wußte ſie doch ohnehin nicht, was ihr die ungeſtüme Erregung wieder eintragen werde. Aber morgen, da wollte ſie es ihnen allen ſchon geben, morgen, wenn ſie wieder atmen und ſprechen konnte, morgen, wenn — ja, morgen!

Der Wächter blies die neunte Stunde vom St. Egidienturm, und im Dammeſchen Hauſe waren die Lichter gelöſcht und das Feuer ausgegoſſen. Die Knechte lagen auf hartem Lager und genoſſen derſelben erfreulichen Ruhe, die heutzutage das weichere Bett den verwöhnteren Gliedern gewährt. Die beiden jungen Mägde hatten ſich in ihre Kemenate zurückgezogen, wo ſie unter der Aufſicht von Brigitte ſchliefen, die eben noch einmal das Gerät in der Küche muſterte, ob auch irgend ein Fleck oder ſonſtiges Verſehen ihr erwünſchten Anlaß gäbe, die Schuldige zurückzurufen und noch einmal an die Arbeit zu ſtellen. Anna ſaß auf dem Schemel vor ihrem Bett und ſchien noch keine Anſtalt zu treffen, dasſelbe aufzuſuchen. Das lange Haar hing zwar aufgelöſt über die weichen Schultern, aber die Hände, die es hatten zur Nacht ordnen wollen, lagen müßig im Schoß. Sie befand ſich in einem Zuſtand völliger körperlicher und geiſtiger Unthätigkeit und fühlte nichts, als einen ſchweren Druck, eine dumpfe Gebundenheit. Wie lange ſie bereits in ihrer Stellung verharrt hatte, hätte ſie nicht angeben können. Neben ihr, in dem Staatsſchlafgemach des Hauſes, lag Muhme Giſela; zwei Thüren weiter, durch einen engen Gang davon getrennt, war Hennings Krankenzimmer. Wäre Anna nicht ſo ganz hingenommen geweſen, ſo hätte ſie wahrnehmen müſſen, daß nebenan nicht alles ſo ruhig zuging, wie in einem Schlafgemach. Heftige Schritte hörte man gehen, dann ward ein Stöhnen, ein heiſeres Huſten laut, als kämpfe die Bruſt um die nötige Luft. Aber Anna merkte von alledem nichts. —

Das Zimmer des kranken Henning war das einzige im Hauſe, das auf den, dem ein Einblick geſtattet wäre, den Eindruck des völligen Friedens hätte machen müſſen. Unter Barbaras Händen herrſchte ſtets die ſorgfältigſte Sauberkeit und Ordnung, ſie wußte ſelbſt dem Krankenzimmer das Anſehen der Behaglichkeit zu geben. Jetzt waren die Vorhänge der Fenſter dicht geſchloſſen, damit nicht ein Strahl des ſpäten Mondes ſeinen Weg zum Bette ihres Kranken finde und ſeinen Schlaf beunruhige. Henning lag auf geglättetem Kiſſen, ſorglich zugedeckt, auf der Stirn ein weiches naſſes Tuch, denn Barbara hatte ihn bei ihrer Rückkehr fiebernd gefunden.

Er ſchlief nicht, ſondern heftete die Augen, die durch ſeine Abmagerung größer als ſonſt erſchienen, gedankenvoll auf ihr ſtilles Geſicht.

„Barbara,“ ſagte er plötzlich, und die unerwartete Anrede ließ ſie auffahren, da ſie ihn ſchlafend geglaubt hatte, „wie lange iſt es, daß Ihr unter die Beghinen gegangen ſeid?“

„Seit lange, Junker Henning. Laßt ſehen — es ſind jetzt ſieben Jahre, ſeit Ihr fort ſeid. Dann werden's am St. Annen Tage gerade ſechs Jahre, daß ich dies Haus verließ und man mir die Beghinenklauſe einräumte.“

„Ich wollte, Ihr hättet das nicht gethan, Barbara.“

„Warum nicht, Junker.“

„Weil es ſeitdem ſo ſehr, ſehr anders geworden iſt!“

„Ach, es iſt vieles anders geworden, Junker Henning!“

„Auch die Baſe Anna iſt verändert,“ fuhr Henning fort und heftete ſeine Augen groß und fragend auf Barbaras Geſicht. „Sagt mir, wovon iſt ſie ſo ſtill geworden? — So ernſt? — So kalt?“

„Kalt? — Ach, Junker, Ihr wißt nicht, was Ihr redet! Sie hat das beſte Herz!“

Henning ſchien nicht befriedigt. „Als ich fortging, da war ſie ein friſches Kind. Wenn man ihr in die Augen ſah, ſo war's, als leuchteten einem des Himmels Sterne entgegen. Und jetzt — ſie läßt ſich nicht einmal in die Augen *ſehen*.“

„Aber, Junker,“ ſagte Barbara, und in ihrem Herzen begann ſich's freudig zu regen, „meint Ihr denn, eine ſittſame Jungfrau werde einem ſchönen Junker, wie Ihr ſeid, ſo keck in die Augen ſehen, wie ein unerzogenes Kind?“

Henning lag eine Zeitlang ganz ſtill. Schon glaubte

Barbara, die Schwäche ſeines Körpers habe den Sieg davon getragen über des Herzens Fragen, da begann er das Geſpräch noch einmal. „Aber ſie ſieht mich kaum an, Barbara. Und wenn ich auch nicht ihr Vetter bin, wir haben uns doch ſtets ſo geheißen und waren allzeit treue Geſpielen. Wenn ſie mir aber die Suppe bringt, ſo ſtellt ſie's hin, ohne die Augen aufzuſchlagen, und wenn ſie fragt: ‚wie geht's Euch, Henning,‘ ſo iſt's, als ob die Worte nur mühſam von ihren Lippen fielen.“

„Ihr Herz trägt einen großen Gram, Herr Henning, der ſchnürt's zu und läßt ſie nicht recht frei werden. Gelt, daran habt Ihr nie gedacht? Laßt eine rechte warme Freude darüber wehen, und das Eis wird ſpringen. Jetzt aber haltet Euch ruhig, Junker. Schlaf thut Euch not. Und Gott ſegne Eure Ruh.“

„Ihr ſeid eine geſtrenge Pflegerin,“ ſagte der Junker, und über ſein blaſſes Geſicht flog ein müdes Lächeln. „Wißt Ihr etwas, Barbara? Das, worauf ich mich zumeiſt gefreut hab' in Deutſchland, wenn ich's wiederſähe, das war der Baſe Anna fröhlicher, herzerquickender Willkomm. Noch aber iſt er mir nicht geworden!“

Gnom. Skizze von E. Hendſchel.

„Laßt ihr Zeit, Junker, alles wird kommen! Und wißt Ihr was? Wenn Ihr etwas an ihr auszuſetzen habt, was ſagt Ihr's mir? Fragt ſie doch ſelbſt? Nun aber ſchlaft, wie ich Euch geſagt habe!“

Eine Zeit langer, tiefer Stille trat ein. Wohl merkte Barbara an Hennings unruhigen Atemzügen, an der Bewegung der Hand, die auf der Decke lag, daß ihr Kranker nicht ſchlief, aber ſie hoffte, daß leibliche Erſchöpfung über die Bewegung des Gemüts ſiegen werde. Sie ſelber faltete die Hände und dankte dem guten Gott, denn ſie meinte, nun dem Kummer ihres heißgeliebten Kindes ein fröhliches Ende winken zu ſehen. —

Anna ſaß noch immer regungslos auf dem niedrigen Schemel vor ihrem Lager. Da weckten ſie ein ſeltſames Keuchen und ein ſonderbar gurgelnder Laut aus ihrer Erſtarrung. Er kam aus dem Nebenzimmer, und ihre Lippe zog ſich herbe zuſammen, als ihr zum Bewußtſein kam, daß ſich dort die Urſache all' ihrer Qual, die bitter gehaßte Muhme, befand. Im ſelben Augenblick hörte ſie mit halb erſtickter Stimme ihren Namen rufen. Sie zögerte. Es war ein Hilferuf, ſie fühlte das mehr, als ſie es hörte. Sicher hatte die Muhme wieder einen ihrer Anfälle. Sollte ſie dem Rufe folgen? Weshalb ſollte ſie es thun? Weshalb ſollte ſie der Feindin beiſpringen, die ihr das Bitterſte zufügte, was man einem Frauenherzen zufügen kann? Mochte ſie doch ſelbſt ſehen, wie ſie zurecht kam! Da — abermals ein Aufſchrei aus zuſammengepreßter Bruſt — ein Hilferuf, leiſe, ſchwach, und doch ſo erſchütternd durch den Ausdruck der Qual, daß Anna aufſprang. Und als ſie die Thür öffnete, war das, was ſie ſah, nicht geeignet ihren Schreck zu lindern. Die Muhme hatte ihr Lager aufgeſucht, vielleicht in der Hoffnung, dort die Ruhe zu finden, die ihr krankhaft klopfendes Herz bislang verſagt hatte. Jetzt aber ſaß ſie aufrecht auf dem Bette. Eine unnatürliche Röte bedeckte ihr Geſicht, bläuliche Streifen liefen über Stirn und Wangen, die Augen quollen unheimlich aus ihren Höhlen, die Bruſt keuchte nach Luft, die Hände griffen angſtvoll ins Leere. Einen Blick ungeſtümer verzweifelnder Angſt warf ſie Anna entgegen, während ihre Lippen vergeblich Worte hervorzubringen ſuchten. Die Hände aber gaben die Richtung an und zeigten Anna, was ſie begehrte, das Arzneigefäß über dem Kaminſims, das mit den Gifttropfen. Bleich von der überſtandenen Qual des Abends, zitternd von der erneuten Aufregung langte Anna das Krüglein herbei, aber ihre Hände bebten ſo ſehr, daß ſie den Verſchluß nicht ſogleich öffnen konnte. Der Ärger über ihre ſcheinbare Unwilligkeit erhöhte noch den Zuſtand qualvoller Aufregung der anderen, und der Zorn löſte das Band ihrer Zunge. Heftig ſtieß ſie einzelne heiſere Worte hervor: „Dirne — willſt — du — mich — töten — gib — her — raſch — ich — ſterbe — neun — neun — neun —“ rief ſie keuchend, während Anna mit zitternder Hand die Tropfen in ein irdenes Schälchen zu gießen verſuchte. Da durchzuckte ein ſchrecklicher Gedanke des Mädchens Herz — wenn ſie falſch zählte — wenn ſie zuviel der tödlichen Tropfen miſchte. Sie konnte nicht zählen — nicht einmal ſehen. Da reckte die Muhme voll ungeduldiger Angſt die Hand aus und berührte unſanft die ihre. Das Gefäß ruckte — der Inhalt floß in plötzlichem Guß, und im ſelben Augenblick entriß die Kranke das Schälchen ihrer Hand.

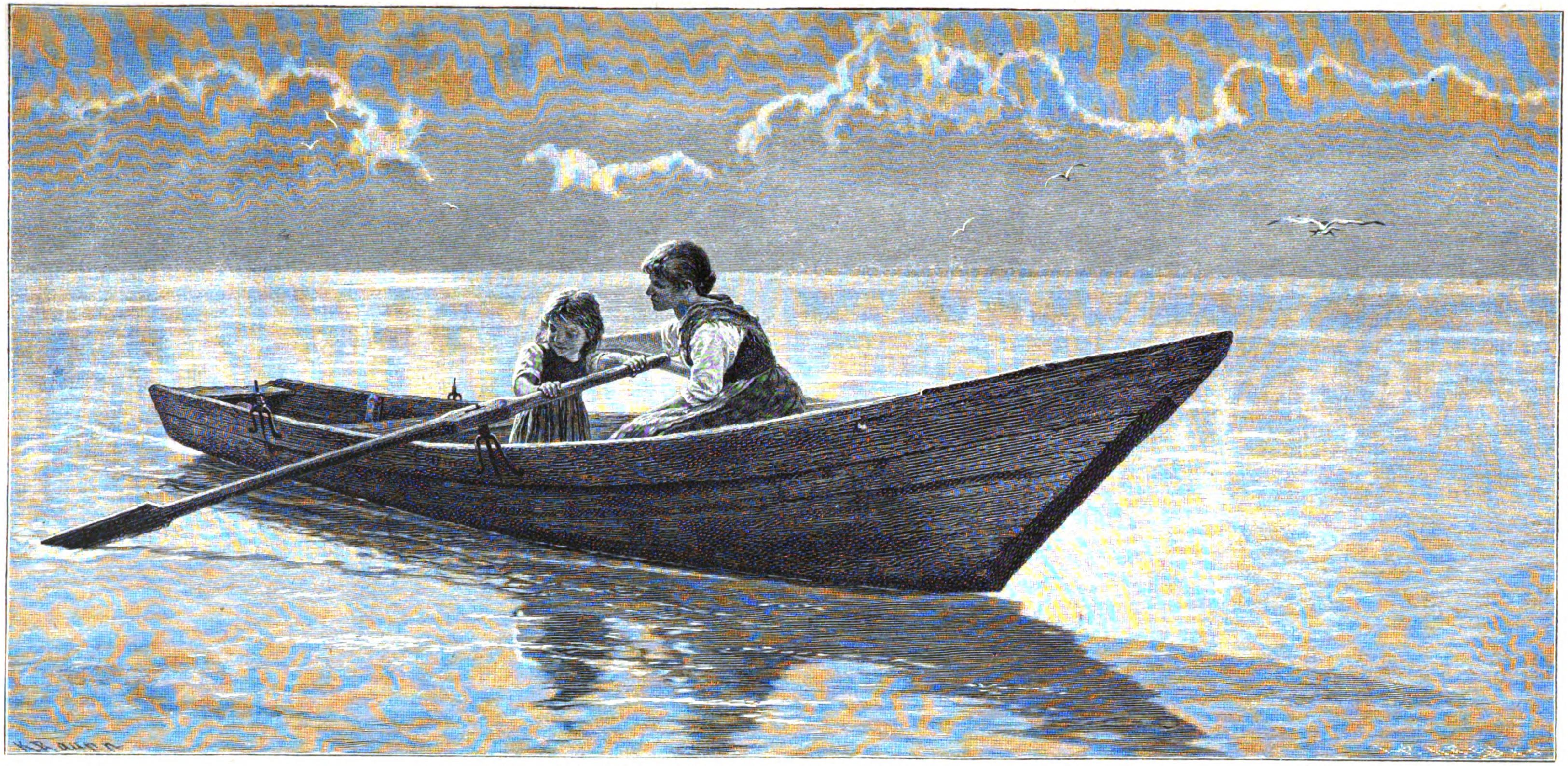
Anna ſtand wie erſtarrt, kein Laut entrang ſich ihren Lippen. Denn ſie ſah die Muhme das Gefäß zum Munde führen — ſie ſah es ihren Händen entfallen. Die ſchwarzen Tropfen färbten die blutloſen Lippen, ſie beſudelten das ſchneeweiße Linnen. Sie ſah die Hände krampfhaft ſich ballen, die Arme ſich mehrmals in Todesangſt erheben — dann fielen ſie herab. Der Körper zuckte zuſammen, das Haupt ſank zurück. Noch einmal öffneten ſich die Augen — ein langer, ſtarrer, gläſerner Blick ſchien auf Anna zu ruhen — noch einmal hob ſich die, Bruſt, wie in letzter qualvoller Anſtrengung — und ſtille ward's, tiefe Stille.

VIII.

Wie lange Anna im Zuſtand ſtarren Entſetzens an der Muhme Lager geſtanden, die Augen auf das entſeelte, verzerrte Antlitz geheftet, hat weder ſie noch ſonſt jemand je erfahren. Es war, als ob die Seele in ihr zu Stein erſtarrt geweſen, obwohl ſie ſich ſpäter erinnerte, daß ſie alles um ſich her in furchtbarer Schärfe wahrgenommen hatte. Sie wußte, daß die Röte des erkaltenden Antlitzes nach und nach in die Bläſſe des Todes überging; ſie wußte, daß über die verzerrten Züge ſich allmählich die Ruhe des Todes ausbreitete. Sie ſah die dunklen Tropfen des vergoſſenen Giftes das weiße Linnen der Decke färben; ja, ſie fragte ſich, ob wohl Brigitte im ſtande ſein werde, ſie aus der tadelloſen Wäſche zu entfernen, oder ob ſie für alle Zeiten von dem Grauen dieſer Stunde Zeugnis ablegen würden. Sie ſah — ſie dachte — aber ſie fühlte nichts. Wie ein abgeſchiedener Geiſt, dem Zuſammenhange der Welt entrückt, die Dinge dieſes Lebens anſehen mag — klarer, deutlicher, ſchärfer als wir, aber ohne innere Fühlung mit denſelben — ſo ſchien ihr Geiſt, von ihr ſelbſt getrennt wahrzunehmen, was außer Zuſammenhang mit ihr zu ſein ſchien. Wie lange dieſer Zuſtand dauerte, das wußte ſie nicht, als er aber aufhörte, da war's, als habe die Gegenwart, die entſetzliche Gegenwart mit plötzlichem Sprunge ſie ergriffen, ihre Seele niederzuwerfen und zu zerfleiſchen. O warum mußte die Nacht von ihrer Seele weichen? Warum das entflohene Bewußtſein ihr zurückkehren? War nicht Nacht des Wahnſinns beſſer als ſolches Erwachen? Was hatte ſie gethan? Hatte ſie es gethan? Wohin ſollte ſie fliehen? Und floh ſie ans Ende der Erde, konnte ſie jemals dem entfliehen, was von jenem Lager her mit kaltem Grauſen ſie anſtarrte?

Es mochte eine Stunde nach Mitternacht ſein, da er-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Aller Anfang iſt ſchwer. Nach dem Gemälde von Karl Raupp.
Photographie-Verlag der Münchener Kunſt- u. Verlagsanſtalt Dr. E. Albert & Co.

wachte Barbara, die in ihrem Lehnſtuhl eingeſchlafen war, von leiſer Zugluft berührt, aus ihrem leichten Schlummer. Sie wendete den Kopf, und ihren Lippen entfuhr ein leiſer Ausruf des Schreckens. Denn in dem Rahmen der Thür, vom Nachtlicht matt beſchienen, ſtand Anna, im langen Nachtkleide, mit niederhängenden Haaren und ſo geiſterhaft bleich, daß ſich die Weiße ihres Kleides nicht von der ihres Geſichts abhob. Sie winkte mit der Hand, und die Bewegung hatte etwas ſo ſeltſam Starres, ſo Unirdiſches, daß es Barbara kalt durch die Glieder lief. Mit einem Blick auf Henning, der feſt zu ſchlafen ſchien, erhob ſie ſich vorſichtig und folgte dem Mädchen in den ſchmalen Gang, der Hennings Schlafgemach von dem der Muhme ſchied. Dort ſtand Anna einen Augenblick ſtill vor der nächſten Thür, atmete ſchwer auf und ſtreckte die Hand aus, um Barbaras Arm feſt zu faſſen. Dann zog ſie die Alte ſchnell durch die Thür, und, ohne daß ein Ton ihrer Stimme laut wurde, formten ihre Lippen das Wort: „Sieh!“

Barbara trat an das Bett, hob die ſchon erkaltete Hand hoch und ließ ſie wieder fallen. Dann legte ſie ihre Finger an die marmorne Stirn, und dabei ſah ſie Anna an, die faſt ebenſo bleich und kalt als die Dahingeſchiedene neben ihr ſtand. „Iſt ſie tot?“ frugen die Augen des Mädchens mit ſtummer, herzbrechender Sprache. Barbara nickte. Indem ſie ſich dann über die Tote niederbeugte, bemerkte ſie die dunklen Flecken auf der weißen Decke und das Schälchen, das neben den erſtorbenen Fingern lag, ſo wie es denſelben entfallen war. Ein kaltes Grauſen rieſelte durch ihre Glieder. Flüſternd, wie es die Nähe des Todes dem Menſchen natürlich macht, ſagte ſie zu Anna: „Barmherziger Gott! Anna, was iſt das! Hat ſie ſich ein Leid angethan? Iſt ſie ermordet worden? Aber in der verſchloſſenen Kemenate — eine Thür von Eurem Zimmer — wie iſt das möglich? Und weshalb? Wer —?“ Barbaras Stimme erſtarb plötzlich, denn Annas Geſicht war aſchfarb geworden, und mit einem Ton, ſo leiſe als herzbrechend ſagte das Mädchen: „Wer, Barbara?“

„Anna, erbarmt Euch! Sagt nicht, daß Ihr's geweſen!“ rief Barbara in vollem Entſetzen, ehe aber Anna noch antworten konnte, nahm ein neuer Gegenſtand ihre Kraft in Anſpruch. Ein ſchweres Stöhnen hinter ihr ließ ſie aufblicken. In der Thür ſtand Henning, und mit einem lauten Schrei brach er bewußtlos zuſammen.

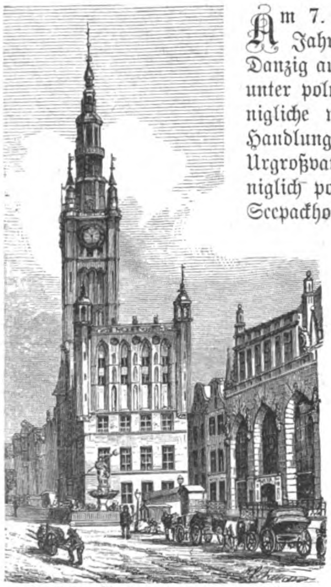
Eine Scene unbeſchreiblicher Verwirrung folgte. Hennings Aufſchrei hatte Brigitte geweckt, die laut weinend herbeigelaufen kam. Ihr folgten die Mägde und bald auch die Knechte. Sie hatten die Muhme nie gern geſehen, bei ihrem plötzlichen Tode aber ſtöhnten, jammerten, ſchluchzten ſie, als ob ſie im Leben ihre beſte Freundin geweſen.

(Fortſetzung folgt.)

Danzig vor hundert Jahren.

Nach Familienerinnerungen von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)



Der lange Markt in Danzig mit Rathaus und Artushof.

Am 7. Mai ſind es hundert Jahre, daß meine Vaterſtadt Danzig aus einer freien Reichsſtadt unter polniſchem Schutz eine „Königliche weſtpreußiſche See- und Handlungsſtadt“ wurde. Mein Urgroßvater, ſeines Zeichens Königlich polniſcher Oberbeſucher am Seepackhofe, und mein Großvater, der 1781 nach der Vorſchrift der „Neurevidierten Willkür“ ſeinen „Bürgerlichen Eyd auf einen Kauffmann gebührlich vollenfahren“ hatte, erlebten dieſe gewaltige Umgeſtaltung noch in voller Rüſtigkeit. Mein Vater, damals ein ſechsjähriger Elementarſchüler, ließ ſich keine Einzelheit der merkwürdigen Tage entgehen und wußte ſie mir um ſo anſchaulicher zu machen, als ſich die Lokalfarbe dazu auf unſeren Spaziergängen von ſelbſt ergab. Was ich ſo aus ſeinem und der Altvordern Munde wieder und wieder gehört, iſt mir faſt zum eignen Erlebnis geworden, und zu Ehren unſres hundertjährigen Jubeltages will ich einiges davon heute den Daheimleſern erzählen.

Mein Vater ſtammte aus altem Danziger Blut. Wie ſeine Väter, liebte er die Polen, deren Sprache ihm völlig geläufig war, und war geneigt, ihrem Schutz und Einfluß alle einſtige Größe ſeiner heißgeliebten Heimatſtadt zuzuſchreiben. Mit einer gewiſſen Genugthuung zeigte er mir, dem halbwüchſigen Jungen, über dem Hohen Thore das inmitten des weſtpreußiſchen und unſeres Stadtwappens noch heute prangende polniſche Wappen: den weißen Adler mit dem Scepter und zu beiden Seiten die polniſchen Engel. Und als ich zum erſtenmal mit ihm den Artushof betrat, führte er mich vor das marmorne Standbild des Polenkönigs Auguſt III, welches die Kaufmannſchaft 1755 hatte errichten laſſen, weil ſie ihm den lange erſtrebten und endlich errungenen Anteil an der Stadtregierung verdankte.

Hieran knüpfte er eine Darlegung deſſen, was Danzig überhaupt ſeiner mehr denn dreihundertjährigen Verbindung mit Polen (1454—1793) verdanke. Am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts ſei es die erſte Handelsſtadt des nordöſtlichen Europas geweſen und habe ſelbſt Lübeck überflügelt. Damals habe Danzig auf eigene Hand zum Schutze ſeines und des hanſiſchen Seehandels mit fremden Nationen Seekriege geführt; ſeine Koggen ſeien auf allen Meeren gefürchtet geweſen, der Danziger Seeheld Paul Beneke lebe noch jetzt in der Erinnerung der Nachwelt fort — weltberühmt ſeien ſeine Schiffswerften geweſen und ſie hätten Fahrzeuge bis nach Portugal hin geliefert. „Und zur Zeit des dreißigjährigen Krieges,“ fügte er ſtolz hinzu, „als Deutſchland allerorten tief darnieder lag, blühte unſer Danzig herrlicher als je empor.“

Bei dieſen Worten waren wir auf den geräumigen Beiſchlag hinausgetreten. Da, indem er meinen Blick hinauflenkte zu den Bildern der republikaniſchen Helden Scipio, Themiſtokles, Camillus und Judas Makkabäus, welche die Hauptfaſſade des Artushofes ſchmücken, ſchloß er: „Das kam daher, daß wir eine Republik, eine freie Stadt waren und keine königlich preußiſche, wie heute.“

Als wir dann nach Hauſe gekommen waren, zeigte er mir in der alten ſchweinsledernen Chronik des ehrſamen Georg Reinhold Curicke, wie das alles gekommen ſei. Nachdem Danzig faſt anderthalb Jahrhunderte unter dem ſklaviſchen Joche der Kreuziger (ſo nannte er mit Vorliebe die Kreuzherren) geſeufzt, habe es am 6. Februar 1454 dem Hochmeiſter Ludwig von Erlichhauſen in dem „Brieff der uffſagung der huldigung an Sente Dorotheentage“ Treue und Gehorſam gekündigt und ſei unter den geſegneten Schutz des Polenkönigs zurückgekehrt.

Bei unſrem nächſten Ausgange nahm er mich nach dem Altſtädtiſchen Graben mit. Dort zeugt noch heute gegenüber der Dominikanerkirche ein wohlerhaltener, ſchlanker achteckiger Turm von den Kämpfen der Stadt mit den Kreuzherren. „Das iſt der Kiek in die Kök,“ erklärte er mir. „Den baute unſer Oberbürgermeiſter Konrad Letzkau dem Komthur Heinrich von Plauen zum Tort als Warteturm. Von da konnte man den Rittern in die Höfe ihres Schloſſes ſchauen. Unſer edler Letzkau wurde bald darauf von den Kreuzigern heimtückiſch ermordet; aber vierundvierzig Jahre nachher war ihr Schloß ein Trümmerhaufen, und unſer Turm ſteht heute nach vierhundert Jahren noch, trotz aller Belagerungen, die ſeitdem ihre Geſchoſſe in unſere arme Stadt geworfen haben.“

Was dieſe allerdings durch den Orden ſelbſtverſchuldete Losſagung uns gekoſtet, daß ein dreizehnjähriger Krieg mit dem Deutſchorden die nächſte Folge davon war, welche Unſummen der polniſche Moloch verſchlungen, daß damals die alte Hanſeſtadt ſich ganz hinausgelebt aus der Gemeinſchaft ihres Volkes, erfuhr ich erſt ſpäter durch den Unterricht meines Geſchichtslehrers Hirſch und aus den Büchern Löſchins, unſeres unparteiiſchen Hiſtoriographen. Ebenſo lehrten jene beiden trefflichen Männer mich, welche große Verdienſte der Deutſchherrenorden — trotz ſeiner oft tyranniſchen Härte — um Danzig ſich erworben hat. Unter ſeiner 147 Jahre langen Herrſchaft wurde Danzig zum Hauptſtapelplatz des Weichſelhandels und zum Vorort des „Preußiſchen Quartiers“ in der Hanſa. Dem Orden verdankte es den größten Teil ſeiner öffentlichen Gebäude und Anſtalten, fünf ſeiner ſchönſten Kirchen und mehrere Hoſpitäler. Von alledem ſagte mir mein Vater nichts. Auf die Brandenburger war er vollends nicht gut zu ſprechen. Markgraf Waldemar hätte uns den edlen Polen aus den Händen geriſſen und Danzig an die verwünſchten Kreuziger verkauft! Als ob es dadurch nicht gerade vor dem Verſinken ins Slawentum bewahrt und eine deutſche Stadt geblieben wäre!

Aus demſelben Geſichtswinkel beurteilte mein Vater auch die Geſchichte der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts. Er ſpiegelte damit übrigens nur den ſtörriſch republikaniſchen Geiſt ſeiner Zeitgenoſſen und Vorväter ab, den grollenden Widerwillen gegen das friederizianiſche Preußen und ſein Militär, der noch in den vierziger und fünfziger Jahren bei uns große Kreiſe beherrſchte.

Mein Vater war bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens ein unermüdlicher Spaziergänger, und ich faſt täglich ſein Begleiter. Gewöhnlich wurde die vom Olivaer Thor nach der Vorſtadt Langfuhr hinausführende vierreihige Lindenallee, von deren Anpflanzung im Jahre 1767 der Großvater noch viel zu erzählen wußte, auf und ab gegangen, zuweilen auch das Jeſchkenthal und der Johannisberg beſucht. Da ſtiegen denn von allen Seiten die Erinnerungen auf und machten ihn oft ganz erregt. „Siehſt du,“ ſagte er, wenn wir ans Ende der Allee gelangt waren, „da hat zwanzig Jahre lang ſo'n blauer Kujohn vor ſeinem Schilderhaus mit dem Kuhfuß Wache geſtanden. Der Preuß war nämlich wütend darüber, daß er mit ſeinem Anteil an dem Raube Polens uns nicht auch noch mitkriegen konnte! Das hatte die ſchlaue Ruſſin, die Katharina, nicht zugelaſſen. Da that er denn ſein Möglichſtes, uns zu ſchikanieren. Von allen Seiten wurden wir eng eingeſchnürt. Über Nacht prangte widerrechtlich der ſchwarze preußiſche ſtatt des weißen polniſchen Adlers an allen unſren Stadtgrenzen, und unter ſeinen Krallen entſtanden an allen dieſen Orten Licente. So nannte der Preuß die Zollhäuſer, in welchen die verhaßte franzöſiſche Regie ihr Weſen trieb. Es war eine ſchändliche Piſackerei! Zu welchem Thore man hinausging, da legten ſich die ſchwarz-weißen Schlagbäume quer über den Weg, da wurde man von dem franzöſiſchen Geſindel angekrallt und mußte froh ſein, wenn einem nicht alle Taſchen umgedreht wurden. Den reichen Leuten machte das nicht ſo viel aus. Sie verhandelten mit der Regie und erkauften ſich um eine beträchtliche Jahreszahlung die Freiheit, unbeläſtigt in ihre Landhäuſer draußen zu gelangen. Unſereiner vermochte das nicht, und ſo wurde uns jeder Spaziergang durch dieſe Hallunken verleidet!“

Zu Hauſe erzählte meine Großmutter, als wir bei Tiſche auf daſſelbe Thema zurückkamen, ein Abenteuer, das ſie ſelbſt beim Hinausfahren nach Langfuhr einmal gehabt. Es goß in Strömen, als ſie vor dem Licent ankam. Alle Vorſtellungen, ob ſie nicht im Wagen ſitzen bleiben könne, fruchteten nichts. Sie mußte ausſteigen und „quatſchend naß“ im Freien warten, bis der Inſpektor den Wagen genau durchſucht hatte. Dann kam ſie ſelbſt an die Reihe. Sie trug nach damaliger Mode eine „Poſche“, eine Art Reifrock, in dem ſich allerdings viel hätte verbergen laſſen. Die wurde nun zu ihrem Entſetzen unterſucht. Die alte, ſehr penible Dame zitterte nach ſo vielen Jahren noch vor Zorn, als ſie davon ſprach.

An Proteſten gegen dieſes Treiben der Beamten fehlte es nicht. So bewahrte mein Vater die Abſchrift eines Drohgedichtes, das am 1. Juni 1774 am Artushof ſich angeheftet fand, als der preußiſche Geheime Finanzrat Reichardt nach langen vergeblichen Verhandlungen mit der Bürgerſchaft die Stadt verlaſſen hatte. Darin hieß es:

„Heut iſt der größte Tag von Furcht und Hoffnung voll,
An dem das Glück der Stadt entſchieden werden ſoll.
Siegt! oder wenn der Preuß ſich wider uns empört,
Sterbt! eine Sklavenwelt iſt unſer nicht mehr wert.“

„Dem Alten in Sansſouci war unſer Proteſtieren aber wohl ſehr gleichgültig,“ bemerkte mein Vater dazu. „Um uns klein zu kriegen, gab er den gemeſſenen Befehl, Danzig ſo ſehr, als nur immer möglich, mit Auflagen zu beſchweren. Alle Waren, die aus Polen kamen, mußten wir mit ſechsmal höherem Zoll bezahlen, als die preußiſchen Städte. Unſer Salz war aufs ſtrengſte in den preußiſchen Orten verboten. So ging unſer Handel allmählich zu Grunde. Wer konnte, zog aus Danzig fort. Täglich nahm die Einwohnerzahl ab — bald ſtand jedes zehnte Haus leer.“

„Aber Danziger Blut verzagt nicht,“ fuhr mein Vater fort. „Wir verzagten auch nicht, als nach zehn Jahren ſolcher Plackerei unſer königlicher Freund uns mit einer Blockade beehrte. Es geſchah wegen der Wahrung unſeres Stapelrechts, das preußiſche Fahrzeuge gröblich verletzt hatten. Als dieſelben angehalten und gezwungen wurden, nach Danzig zu gehen und die Gebühr zu entrichten, nahm das der Preuß ſehr übel. Er beſetzte zunächſt Holm und Legan mit Geſchütz und ließ kein Danziger Schiff durch. Als das nicht half, ſchloß General v. Egloffſtein die Stadt mit 1800 Mann ein. Aber der Rat gab nicht nach, und auch die Bürger blieben guten Mutes. Von den Wällen ſahen ſie ſich das von unten ſtolz zu ihnen aufſchauende Militär an und verlachten den gehaßten Feind. Durch Katharinas Vermittelung wurde 1784 die Blockade aufgehoben, ſonſt blieb freilich alles ziemlich beim alten, — und ſchließlich mußten wir die Paſſage freigeben. Es wurde auch nicht beſſer, als endlich der alte Fritz ſtarb. Als Friedrich Wilhelm II auf ſeiner Huldigungsreiſe nach Königsberg bei Danzig vorbeifuhr, begrüßte ihn eine ſtädtiſche Deputation am Petershagener Thor aufs ehrerbietigſte, aber Gewinn hatten wir davon auch nicht. Unſre arme Vaterſtadt ſiechte langſam dahin. Zwanzig Jahre waren in ſolcher Knechtung vergangen, zwanzig Jahre lang hatten wir kleines Volk dem großen, mächtigen Preußenkönige Trotz geboten“ — meinte der Vater ſtolz, um dann ſeufzend hinzuzufügen: „Aber endlich mußten wir die Segel ſtreichen und uns vor den Preußen ducken. 1793 kam der zweite Raub Polens, und da wurden wir auch mit eingeſteckt. Am 28. März, einem Gründonnerstag, krochen Rat, Kaufleute und Gewerke zu Kreuz und öffneten den preußiſchen Truppen das Neugarter Thor und Weichſelmünde. Seitdem leben wir unter dem ſanften, ſegenverbreitenden Scepter der Hohenzollern, unter den Fittigen des preußiſchen Adlers, oder wie die Phraſen des Herrn Blech*) und anderer Schönredner ſonſt heißen!“

„Und ging das ſo glatt ab?“ fragte ich.

„Ih wo!“ erwiderte mein Vater, „faſt den ganzen März hindurch hatte unſer Volk ſich hartnäckig zur Wehre geſetzt. Sie wollten lieber unter den Trümmern der Stadt zu Grunde gehen, als preußiſch werden. Als ich am 11. März — ich habe das Datum behalten, weil es gerade der Tag vor meinem Geburtstage war — aus der Schule kam, konnte ich kaum durch die Menſchenhaufen hindurchdringen. ‚Nach dem Rathaus, nach dem Rathaus!‘ ſchrie es von allen Seiten, ‚der Rat will uns an den Preuß verkaufen!‘, und nolens volens mußte ich mit nach dem langen Markt und vor das Rathaus, wo ein wildes Gebrülle zu den Sitzungsſälen heraufſchallte. Vergebens bemühten ſich ein paar Ratsherren, die Leute zu beſchwichtigen. Als einer — ſo'n rechter Dojahn — ihnen zurief: ‚Hört mich ruhig an, meine Brüder,‘ lachte ein ſtämmiger Mann aus dem Volke laut auf, klopfte mit ſeiner rieſigen Hand dem feinen Herrchen auf die Schulter und rief ſeinen Freunden zu: ‚Nun kiek mal eener den Kärl an, dat nennt uns mit eenmal Brieder, dat muß een Haken hebben. Verkauft hebben uns die Schubjaks, nieder mit ihnen!‘ — ‚Nieder mit ihnen!‘ ſchrie es, aber die Ratsherren hatten ſich bereits hinter die ſichere Thür zurückgezogen. Am nächſten Tage erzählte dein Urgroßvater bei der Morgenſuppe, daß ein paar Dutzend Bürger nachher den Wagen des Bürgermeiſters angehalten und ihm zugebrüllt hätten, er habe ſie an den Preuß verkauft! Der Rat ſei bis nach Mitternacht beiſammen geblieben, weil er vor den Angriffen des Volkes Angſt gehabt habe. ‚Aber trotzdem fürchte ich,‘ meinte er kopfſchüttelnd, ‚es wird doch alles vergeblich ſein!‘ — ‚Erbarmen Sie ſich! Noch ſind wir doch nicht verloren,‘ fiel dein Großvater ein. ‚Unſre braven Soldaten haben den Biſchofs- und Hagelsberg beſetzt. Auf den Wällen haben ſie den Offizieren den Gehorſam verweigert, falls die Stadt übergeben werden ſolle. Wenn wir Bürger nur mit unſren tapfern Leuten zuſammenhalten, werden wir unſer Danzig behaupten, wie ſchon ſo manches Mal. Hol der Teufel den Preuß! Wir ſind Danziger und wollen Danziger bleiben.‘“

---

*) Vgl. Blech: Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs.

„Während wir noch ſo ſprachen, unterbrach uns mit einemmal ein fürchterlicher Knall. Was konnte es ſein? Waren es die Geſchütze der Unſrigen, oder hatte das Bombardement ſchon begonnen? Die Mutter und die Großmutter ſchrieen laut auf. Der Großvater ſchickte unſren Diener hinaus, um Nachrichten einzuziehen. Aber es dauerte wohl zwei Stunden, ehe er zurückkehrte. Dafür brachte er einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mit, die freilich wirr genug durcheinander liefen. Die abgelöſten Stadtſoldaten hätten ihre Gewehre tobend zerſchlagen; eine erbitterte Schar, darunter viele Matroſen, hätten das Zeughaus geſtürmt, ſich vor die Pulverwagen geſpannt, ſeien damit auf die Wälle gefahren, hätten den vor den Lafetten ſtehenden Schildwachen die Mützen abgeſchlagen, das Pulver damit eingeladen und die Kugeln auf gut Glück in den Lauf der Kanonen nachgeſtopft. Dann hätte einer ſich auf das Geſchütz geſetzt und ohne der daraus ihm erwachſenden Gefahr zu achten, das im Zündloche befindliche Pulver durch Aneinanderſchlagen von Stahl und Feuerſtein entzündet und abgefeuert. Andere hätten ſich in die Häuſer auf Neugarten geworfen und aus ihnen auf die preußiſchen Blauröcke geſchoſſen. Dagegen drohten die Preußen, die Stadt zu bombardieren, wenn das Geſchieße nicht aufhöre. Der Drohung folgte die Ausführung auf dem Fuße.

Nur zu bald ſtellte es ſich heraus, daß alle Bemühungen, Danzig zu halten, vergeblich waren. Auch ein Verſuch unſerer Fleiſcher, die wohlberitten und wohlbewaffnet den Preußen entgegengezogen waren, mißlang. Sie hatten es zu ungeſchickt angefangen und wurden alle zu Gefangenen gemacht ohne Schuß oder Schwertſtreich. Und wir hätten lange kein Fleiſch bekommen, wenn die Herren Meiſter nicht darauf eingegangen wären, auf ihr Wort zu verſprechen, gegen den Preuß nie mehr die Waffen führen zu wollen. Bald war alles vorbei. Unſre hohen Herren ſetzten es durch, die Wälle zu ſäubern und in der Stadt Patrouillen von bewaffneten Kaufgeſellen und Brauern, denen ſich nun auch die Fleiſcher anſchloſſen, zu organiſieren und die kampfluſtigen Patrioten zurückzutreiben.“

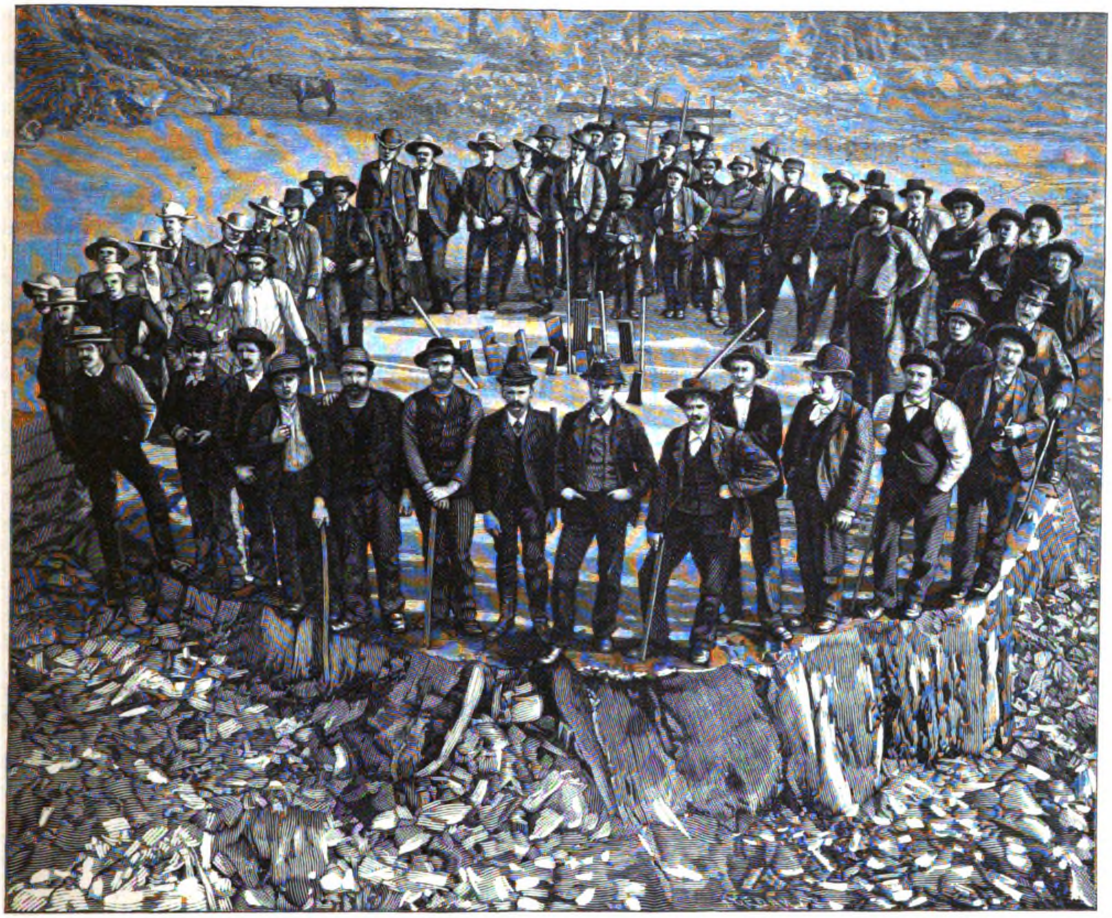
„Jetzt meinte der Großvater ſelbſt,“ erzählte mein Vater weiter, „es ſei am beſten, wenn die Preußen einrückten, und bald waren ſie wirklich Herren der Stadt. Am 4. April zogen ſie ohne weiteres Hindernis mit klingendem Spiel in unſer altes freies Danzig ein! Der Preußenkönig drückte dann der Bürgerſchaft ſeine Anerkennung für die „freiwillige“ Unterwerfung aus. Eine ſchöne Freiwilligkeit! Fiſimatenten! Was blieb uns denn übrig, wenn wir nicht ganz zu Grunde gehen wollten, nachdem wir zwanzig Jahre ſo ſchändlich gepiſackt waren!“

Auch von der Erbhuldigung Danzigs, die am 7. Mai zuſammen mit der Thorns ſtattfand, hatte mein Vater eine ſehr deutliche und lebhafte Erinnerung. Einen beſonderen Eindruck — und diesmal keinen ungünſtigen — hatte es auf den Knaben gemacht, daß bei den Feſtlichkeiten die Herren vom Danziger und Thorner Rat nicht mehr in ungeheuren Perrücken und mit Zöpfen erſchienen. Auch von der glänzenden Illumination, die von ſieben Uhr abends bis acht Uhr morgens dauerte, wußte er viel zu erzählen. Natürlich hielt er das Ganze für eine befohlene Komödie, und er konnte nicht genug einen Bürger bewundern, der an ſeinem Hauſe die Inſchrift angebracht hatte: „Aus Pflicht und Notwendigkeit — illuminier' ich heut.“

Von dem Gymnaſiaſtenputſch, welcher vier Jahre nach der Beſitznahme Danzigs die preußiſche Herrſchaft abzuſchütteln verſuchte, ſprach mein Vater nicht gern. Bei aller Abneigung gegen Preußen war er doch zu loyal, um eine ſolche Auflehnung nicht zu mißbilligen, da inzwiſchen der Großvater und Urgroßvater dem neuen Regiment Treue geſchworen hatten. Ein hitzköpfiger Gymnaſiaſt Bartholdy hatte in Gemeinſchaft mit einigen Schulkameraden den tollkühnen Plan gemacht, am Gründonnerstage 1797 mit Hilfe von Matroſen und Sackträgern die preußiſchen Wachen zu entwaffnen und die alte Republik wieder herzuſtellen. Das Komplott wurde rechtzeitig entdeckt, aber da man die Geringfügigkeit der ganzen Sache nicht gleich überſehen konnte, wurden von den Militärbehörden ſo umfangreiche Verteidigungsanſtalten getroffen, daß ſich in der Stadt ein gewaltiger Schrecken verbreitete. Bartholdy wurde zum Tode verurteilt, aber auf die Fürbitte der Königin Luiſe, die in demſelben Jahre den Thron beſtieg, kam er mit einem kurzen Feſtungsarreſt davon. Dieſer Gnadenakt wirkte ſo günſtig in Danzig, daß im nächſten Jahre der Geburtstag der edlen Fürſtin ſehr begeiſtert gefeiert wurde, u. a. durch eine im Irrgarten veranſtaltete Speiſung von fünfzehnhundert Armen. Im Mai darauf kam Friedrich Wilhelm III mit ſeiner Gemahlin nach Danzig und wurde mit aufrichtiger Freude begrüßt. Selbſt mein Vater ſprach es unverhohlen aus, welchen Eindruck das ſo einfache und doch ſo echt königliche Paar auf ihn gemacht hatte.

Die ſieben ſchweren Leidensjahre, welche Napoleon über „das nordiſche Gibraltar,“ wie er Danzig nannte, heraufführte, trugen entſchieden dazu bei, die ſchwergeprüfte Stadt unſerem Herrſcherhauſe näher zu bringen. Die Bürgerſchaft erwies ſich ſo patriotiſch in den drangvollen Zeiten, daß ſie — wie der König an Graf Kalkreuth ſchrieb — dadurch ältere und mit dem preußiſchen Staat weit länger verbundene Städte beſchämte. So war denn die erneuerte Erbhuldigung von 1815 eine viel wärmere, als die von 1793: und 1839 gab es wirklich manche Danziger, die es aufrichtig mit der „Jubelfeier der Heimkehr in das preußiſche Vaterhaus“ meinten, die es dankbar anerkannten, daß durch das preußiſche Regiment ihr Wohlſtand neu erblüht war. Aber zahlreich waren doch noch bis in die fünfziger Jahre die Danziger von altem Schrot und Korn, die ſich nicht zu den „Preußen“ rechnen wollten, weil ſie ſich an die Formen des modernen Beamtenſtaates nicht gewöhnen konnten. Zu dieſen Widerſtrebenden gehörte auch mein Vater. Darum hat er mir auch nie erzählt, was ich erſt nach ſeinem Tode in einem Danziger Adreßbuch von 1817 entdeckte, daß er längere Zeit der durch Preußen organiſierten Landſturm-Infanterie als Premierleutnant angehört hat. Aber als ich ihn 1866 zum letztenmal hienieden ſah, meinte er, als wir von Königgrätz ſprachen: „Ja, ja, die Preußen ſind ganze Kerle. Es war doch gut, daß ſie uns 1793 einſteckten!“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Wurzelſtubben der Sequoia gigantea. Die Arbeiter ſtehen auf der Rindenperipherie. Nach einer Photographie.

Düerhus.

Novelle von Friedrich Jacobſen. (Abdruck verboten.)

(Schluß.)

„Der Carſten Johannſen trug den Kopf auch einen Zoll höher als die anderen,“ erzählte Frau Jenſen weiter, „und ſeine junge Frau, die er ſich da aus Schleswig geholt hatte, verſtand's noch beſſer. Du lieber Gott, ich war dazumal doch auch ſchon eine Frau in geſetzten Jahren, und die Leute nahmen gern einen Rat von mir an, aber für Frau Doris Johannſen war ich lange nicht fein genug. ‚Das Gut meines Mannes hat adlige Gerechtſame,‘ ſagte ſie einmal zu mir, als die Rede ſo darauf kam. Na, Herr Aſſeſſor, Sie wiſſen ja auch, daß wir Frieſen niemals etwas vom Adel haben wiſſen wollen, und das ſagte ich denn auch der jungen Frau und bediente ſie gehörig mit Trumpf. Seitdem hatte die Geſchichte zwiſchen uns ein Loch.

Gott ſoll mich behüten, ich trag's ihr nicht nach, und ſie hat früh genug lernen müſſen, daß Gutsbeſitzer und Tagelöhner in eine und dieſelbe Erde kommen, aber der Hochmut rächt ſich bis ins dritte und vierte Glied. Die Paula hat ihr redliches Stück davon abbekommen, und wenn unſer Vater ihr in der Schule das erſte Gebot erklärte, dann nahm er ſie ganz gehörig vor mit den falſchen Göttern von Ehre und Reichtum, und was damit zuſammenhängt.

Dabei iſt es gar nicht ſo ſchlimm mit dem Reichtum von Düerhus geweſen, Herr Aſſeſſor. Auf dem Amte wiſſen Sie das wohl am beſten, aber ich weiß auch, daß unſer Vater dem Carſten Johannſen mehr als eine Hypothekenverſchreibung aufgeſetzt hat, ſchon bevor die Geſchichte mit dem Deichgrafen kam. Aber das war doch der eigentliche Stoß.

Die Leute redeten ja ſchon immer davon, daß Carſten Johannſen Deichgraf werden müſſe, aber als der alte Deichgraf nun endlich ſtarb, da hatte eine Eule geſeſſen. Die Regierung machte einen anderen dazu, und nun ging es mit dem Carſten Johannſen abwärts. Bis dahin hatte er ſich ja nüchtern gehalten — was wahr iſt, muß wahr bleiben — aber ſeitdem kam er nicht mehr von dem alten Ekel, dem Anton Peterſen, weg, und als er bald darauf am Schlage ſtarb — die Leute reden freilich von was anderem — da war Düerhus ſchon ganz hübſch verſchuldet.

Aber ſeinen Wert hatte es doch noch immer, und ein tüchtiger Bauer hätte die Geſchichte ſchon wieder in Gang gebracht. Da muß die Paula den Einfall kriegen, dieſen verlumpten Menſchen, den Olaf Peterſen, zu heiraten. Hübſch iſt er ja geweſen, Herr Aſſeſſor — Sie ſehen jetzt nicht mehr viel davon — aber ich glaube nicht, daß die Paula ihn deshalb nahm. Die Tochter eines Deichgrafen hatte ſie nicht ſein können, nun wollte ſie Frau Deichgräfin werden. Da ſteckt der Haken.

Du lieber Gott, was ſo ein Mädchenkopf nicht alles ausſpintiſiert. Weil der Olaf auf der Lateinſchule ein paar

Hoſen verſchliſſen und einen hellen Kopf hatte, glaubte ſie wohl, er brauche nur noch Herr von Düerhus zu heißen, um ſofort oder doch nach einigen Jahren Deichgraf zu werden, denn der jetzige iſt ja auch ein alter Mann. So ein Haderlump! Es iſt ja gar nicht möglich, daß ſie ihn wirklich lieb hatte, denn noch ein paar Wochen vor der Hochzeit iſt ſie bei dem Herrn Paſtor geweſen, und hat geklagt, daß der Olaf ſo gar arg trinke, der Paſtor möge ihm doch ins Gewiſſen reden.

Das hat er denn auch bei der Traurede gethan, aber da iſt's wieder nicht recht geweſen, und die Paula hat geweint, weil man ſie und ihren Mann vor den Leuten blamierte. Ja, der Hochmut, Herr Aſſeſſor, der Hochmut!

Wie es dann weiter gekommen iſt, das können Sie ſich wohl ungefähr denken. Das heißt, im Anfang glaubten die Leute, daß der Olaf ſich wirklich zuſammen nehmen würde, aber er feuert eben nur mit Stroh, und das brennt ſo raſch herunter, wie es auffladert. Und dann die Wirtſchaft mit dem Alten! Der Holzhandel hat ſchon lange nicht mehr gehen wollen, mit dem Kram war es nie nix Rechtes, und als ſie nun das neue Wirtshaus drüben hinſetzten, da konnte er ſeinen Theepunſch allein trinken. Das hat er denn auch ehrlich gethan, und der Olaf machte es ihm nach. Sie ſollten ihn nur ſehen, Herr Aſſeſſor; es iſt ein Jammer um den hübſchen Menſchen. Aber ich ſage immer, der Branntwein iſt der Leute Verderben, und Ihr Vater hat ganz recht gehabt, wenn er jedes Jahr eine Schnapspredigt hielt."

„Sind denn Kinder da," frug ich beklommen, als die redſelige Frau Atem ſchöpfte. Sie nahm ihr Strickzeug auf und begann die Maſchen zu zählen.

„Das hätte man noch gefehlt, Herr Aſſeſſor. Für die Paula wird ſo wie ſo nichts übrig bleiben, und wenn ſie klug iſt, läßt ſie ſich von ihrem Deichgraf ſcheiden. Ein Grund wird ſich wohl noch finden laſſen, Sie wiſſen ja wie er war, ich kann mich da nicht näher ausdrücken."

„Alſo auch das noch!" Ich erhob mich von meinem Sitz, denn es war mir in der niedrigen Stube zu ſchwül geworden. Frau Jenſen verſuchte mich zurückzuhalten; der Vater würde gewiß gleich nach Hauſe kommen, ich ſolle wenigſtens eine Taſſe Thee mit ihnen trinken, da drüben im Krug ſei ja doch nichts für mich zu holen.

Ich wehrte ab und verſprach alles Mögliche für den nächſten Tag. Es ging erſt auf ſieben, aber es war ſo dunkel draußen, daß ich meine ſämtlichen Jugenderinnerungen zuſammennehmen mußte, um mich nicht zu verirren. Dennoch taſtete ich mich über den Kirchhof und fühlte nun den alten, mit Feldſteinen gepflaſterten Fußweg unter mir, der der „Kirchenſteig" genannt wurde und hinter dem Dorfe entlang bis nach Düerhus hinausführte. Ich ging ihn langſam entlang. Zu meiner Rechten lagen die Werften und die dunklen Kehrſeiten der Häuſer. Zur Linken dehnten ſich die Fennen aus. Das war derſelbe Weg, den ich damals mit Paula durch die Sommernacht gegangen, und nun waren Jahre verfloſſen, und ich ging ihn wieder allein, und der Sturm fuhr durch die Nacht um mein Haupt.

Was hatte ich da draußen zu ſuchen? Es war die alte Spur vor meinem Auge aufgetaucht, und ich mußte ihr folgen, ob ich wollte oder nicht, aber ich begehrte nicht mehr meine Hand auszuſtrecken und für mich ſelbſt etwas zu fordern.

Das Staket des Gartens leuchtete noch immer weiß durch die Nacht und wies mir den Weg.

Als ich dann an dem Fenſter der Wohnſtube vorüberging, um an die Hausthür zu gelangen, ſah ich ein junges Weib mit einer Handarbeit vor der Lampe ſitzen. Es konnte Paula ſein, aber ihr Geſicht war mir abgewandt, und ich ſah nur die ſchlanken Formen ihres Körpers.

Dann, als ich die Hausthür öffnete und im dunklen Flur taſtete, ging die Stubenthür auf und eine altbekannte, nur etwas verſchleierte Stimme frug: „Biſt du ſchon da, Olaf, ſoll ich dir leuchten?"

„Nein, Paula," entgegnete ich, „es iſt ein anderer Mann, aber kein fremder."

Nun griff ihre Hand nach der Lampe und hielt ſie hoch. Und dann ſah ich ein tiefes Erſchrecken über ihre Züge gehn, und ſie ſtammelte: „Sie ſind es, Herr Aſſeſſor?"

„Warum denn ‚Sie', Paula?" ſagte ich näher tretend. „Bin ich denn hier wirklich fremd geworden?"

Sie gab mir Raum und ging voran in die Stube. Dort wandte ſie ſich um, ſah mir voll in das Geſicht und entgegnete: „Du haſt recht, Fritz, du biſt hier nicht fremd." Und dann fügte ſie, das Zimmer mit den Augen durchirrend, hinzu: „Vielleicht bin ich's mehr als du."

Ich glaubte einen Augenblick, daß ſie zuſammenbrechen würde, und machte mir über meine Unbeſonnenheit die bitterſten Vorwürfe, aber wenn es überhaupt eine Schwäche war, die das junge Weib übermannte, dann wurde ſie überwunden mit der Kraft einer leidgewohnten Natur. Sie führte mich nach dem kleinen Lederſofa, das mir noch von Carſten Johannſens Lebzeiten erinnerlich war, nahm ſelbſt ihren alten Platz am Tiſche wieder ein und ſagte freundlich: „Wie lieb von dir, Fritz, mich noch heute Abend aufzuſuchen, anſtatt unſere erſte Begegnung auf morgen zu verſchieben. Ich hatte mich ſchon gefürchtet, dir unter die Augen zu treten, denn du wirſt wiſſen, daß wir Frauen eine Scheu vor dem Amte haben."

„Willſt du denn morgen ſelbſt im Termin erſcheinen?" frug ich befangen.

„Du haſt mich doch geladen, Fritz?"

„Das iſt nur eine Form und kein Zwang," beruhigte ich ſie. „Dein Mann —"

Paula nahm ihre Arbeit wieder auf und bog den Kopf tief darauf nieder.

„Freilich, du haſt recht. Olaf iſt ja mein natürlicher Vertreter. Ich denke, er wird bald heimkommen, er iſt nur eben mit ins Dorf zum Schwiegervater gegangen."

Wir hörten beide das Ticken der Uhr und das leiſe Singen der Lampe. Dann ſagte Paula plötzlich: „Es wird mir recht ſchwer, von Düerhus fortzugehen!"

Ihre Stimme klang dabei nicht laut, aber er kam doch wie ein Schrei aus der Bruſt, und ich fühlte, daß das Eis gebrochen ſei.

So nahm ich einen Stuhl, ſetzte mich neben ſie und ſagte: „Paula, die Leute ſprechen hart über dich, aber ich glaube nicht, was ſie ſagen. Darum bin ich hierher gekommen, ich konnte nicht anders, Paula."

Die junge Frau nickte leiſe mit dem Kopf. „Danke, Fritz, das thut wohl. Ich weiß ja recht gut, was die Leute reden, ich hätte meinen Mann aus Hochmut genommen, und nun wollte ich mich von ihm ſcheiden laſſen. Das iſt nicht wahr. Großer Gott, ich will nicht von Glück reden, das hat wohl ein anderes Geſicht, aber zum Schlimmſten ſoll es doch nicht kommen. Wenn ich Olaf geheiratet habe, ſo iſt es geſchehen, weil ich ihn lieb hatte und ihn in ordentliche Verhältniſſe bringen wollte; alles andere iſt dummes Zeug. Daß er trinkt, habe ich auch gewußt, aber ich weiß auch, wie die Leute dazu kommen."

Ich habe ſie wohl ſeltſam angeblickt, denn ſie verſtand mich ſogleich und fuhr fort: „Du denkſt an meinen armen Vater. Von dem erzählen die Leute auch allerlei, und es iſt ebenfalls nicht wahr. Weißt du die Geſchichte von meinem Ohm?"

„Nein, Paula, wenigſtens nicht genau."

„Mein Vater hatte als junger Menſch das Unglück, ſeinen Bruder beim Heuforken in die Bruſt zu ſtechen. Er hatte etwas getrunken und vielleicht infolgedeſſen die nötige Vorſicht unterlaſſen. Der Oheim iſt niemals wieder recht geſund geworden, und als er vor etwa acht oder neun Jahren ſtarb, da ſagten die Ärzte, daß der alte Stich daran ſchuld ſei. Gott mag ihnen verzeihen, wenn ſie ſich irrten, aber meinen Vater hat es ins Unglück gebracht. Denn er wurde ganz tiefſinnig, und zuletzt fing er an, in den Krug zu gehen. Er iſt auch ganz richtig in ſeinem Bett geſtorben, Fritz, das kannſt du mir glauben, denn es hat noch niemand aus unſerer Familie Hand an ſich gelegt. Wir ſind keine Heiden. Aber die Leute mißgönnten uns Düerhus, und daß es ſo was wie ein adliger Hof geweſen ſein ſoll, und darum erfanden ſie die Geſchichte mit dem Deichgrafen, und das andere —"

Paula ſchwieg einen Augenblick und ſtarrte trüb lächelnd vor ſich hin. „Als Kind bin ich wohl recht hochmütig geweſen," fuhr ſie dann fort, „aber die Leute haben es mir in den Kopf geſetzt. Wenn man immer vom Deichgrafen hört und von dem ſchönen Hof und der einzigen Erbin, da glaubt man zuletzt wunder was. Ich freute mich oft, daß ich keinen Bruder hatte, und an dieſem Hauſe hat mein ganzes Herz gehangen. Ich kann mir nicht helfen, Fritz, es hängt auch noch jetzt daran, und nun ſoll ich hinaus. Wie das werden wird, und wie ich das überleben ſoll, das weiß ich noch nicht."

Das war wieder ein Stück von der alten Paula, und ich glaubte in ihrem ſchönen blaſſen Geſicht die Kinderzüge zu erkennen. Beſonders wie ſie jetzt hinauslauſchte auf den Sturm.

„Hörſt du," ſagte ſie, „wie das ſchauerlich klingt in den alten Bäumen? Und das Waſſer vom Sielzug rauſcht auch bis hierher. Olaf bleibt oft die halbe Nacht fort, und dann iſt es zum Fürchten. Aber wenn ich weg bin, werde ich es doch vermiſſen, denn es war mein Eigentum und mein Erbe, mein altes liebes Düerhus."

„Was denkt Ihr denn anzufangen, Paula?" frug ich.

„Ich weiß nicht, Fritz, es iſt alles dunkel. Olaf ſpricht wohl zuweilen vom Holzhandel, aber wie ſoll er zwei Menſchen damit durchbringen? Bisher hat er ja von meinem Hab und Gut gelebt. Ich werde ihm wohl eine rechte Laſt ſein."

Ich nahm meinen Hut und ſtand auf.

„Nun gehſt du auch," ſagte ſie. „Natürlich, was ſollteſt du denn auch andres. Wenn die Leute hören, daß du hier geweſen biſt, werden ſie ohnehin reden."

Wie ſie ſo vor mir ſtand, war es, als ob ein Beben durch ihre ſchlanke Geſtalt rinne, und es glomm noch einmal heiß in meinem Herzen auf. Aber dann ward mir klar, daß ſie das Weib eines andren ſei, und daß ich die alte Spur nur gefunden habe, um ſie auf immer zu meiden.

„Gute Nacht, Paula," ſagte ich, ihr die Hand reichend, und ſie entgegnete:

„Die letzte Nacht in Düerhus. Schlaf wohl." Dann leuchtete ſie noch bis an die Hausthür und rief mir nach: „Es iſt ſo dunkel, Fritz, nimm dich vor dem Sielzug in acht."

Als ich mich noch einmal umwandte, ſah ich ihre liebe Geſtalt unter der Thür ſtehen. Sie ſchirmte das Licht mit der Hand und ſtarrte hinaus in die ſtürmiſche Nacht. So hat ihr Bild ſich mir eingeprägt, und ſo ſehe ich ſie noch heute im Geiſte. — —

Es wollte noch immer nicht regnen, und es war, als ob die Wolken auf ein Ereignis warteten, um zu brechen. Man hörte die See rohren und ſah den Sylter Leuchtturm über den Kamm des Deiches aufblinken.

Das war wenigſtens ein Licht in der Finſternis, und ein andres brannte im alten Krug bei Anton Peterſen.

Es führte ein abkürzender Fußweg über die Werft, und ich konnte ihn, ohne aufzufallen, einſchlagen. Ich wollte ſehen, ob Olaf Peterſen wirklich an dieſem letzten Abend ſein Weib allein gelaſſen hatte, um ſeinem Laſter zu fröhnen.

Durch das unverhüllte Fenſter ſah ich ihn mit ſeinem Vater in der Schänkſtube ſitzen, und es hatte faſt den Anſchein, als ob meine Vermutung ſich beſtätige, denn vor beiden ſtand ein Getränk. Aber ich glaube dennoch, daß wenigſtens an dieſem einen Abend nicht die Leidenſchaft ſie beherrſchte und nicht die Gewohnheit, ſondern das Grauſen.

Von dem Alten will ich nicht reden, es nahm mich nicht Wunder, daß er ausſah wie ein Geſpenſt, aber auch Olaf hatte ſich furchtbar verändert.

Um die aufgedunſenen Wangen hing ihm ein langer ſchwarzer, durchſichtiger Bart und entſtellte das einſt ſo hübſche Geſicht in grauenvoller Weiſe; ſeine Hände zitterten, wenn er den Theepunſch umrührte, und ſeine Augen ſahen verglaſt in die leere Stube.

Ja, dieſe leere Stube hatte etwas Entſetzliches; es war wohl niemals in ihr gebetet worden, aber luſtig war's wenigſtens geweſen und zum Vergeſſen — das war nun die Hefe vom Trank. —

Als ich weitergehend den „Trichter" ſtreifte, brach ein fahler Mondſtrahl durch die Wolken, und ich ſah, daß von dem morſchen Holzbau einige Bretter losgeriſſen waren. Ich blickte hindurch, und das Mondlicht irrte mir voraus über den feuchten, von Schwamm durchwachſenen Fußboden.

Wer hier noch tanzen mochte, dem ſtrich der Tod die Fiedel, und dennoch war es mir, als ob von einem der Pfeiler eine dürre Guirlande zerriſſen niederhing und ſich langſam im Luftzug bewegte. — — —

Es iſt gut, daß wir die Arbeit haben und das Licht des Tages. Auf die düſteren Bilder des verfloſſenen Abends folgte am nächſten Morgen ein Bieten und Schachern, und die Wände des Gemeindehauſes, in dem die Subhaſtation abgehalten wurde, hallten wieder von dem Surren der Stimmen.

Ich hatte noch bis zuletzt die ſtille Hoffnung gehegt, daß ſich wenigſtens ein kleiner Überſchuß für Paula zum neuen Anfang herausſchlagen laſſe, aber die Schulden waren zu groß, und ſelbſt die letzten Hypothekengläubiger hatten ihre Sache verloren gegeben, denn ſie waren entweder gar nicht erſchienen oder ſie boten nicht mit.

Olaf ſaß finſter brütend auf einer Holzbank am Ofen — „juſt als ob das ſein eigentlicher Platz wäre," ſagte mein Aktuar leiſe, und ich verſtand recht gut, was er damit meinte, denn das Gemeindehaus war zugleich Armenhaus.

Ich konnte nicht umhin, hie und da mit dem Gemeinſchuldner — denn Olaf war es ja thatſächlich, wenn auch nicht juriſtiſch — zu verhandeln und Auskunft von ihm zu fordern; er gab ſie dann mit gleichgültiger Stimme und ohne auch nur durch ein Zucken der Augen zu verraten, daß er mich kenne. Es war mir ſo am liebſten.

Endlich fiel der Hammer dreimal nieder, und der Bauer, welcher den Hof erſtanden hatte, ſagte ſo laut, daß alle es hören konnten: „Mit ‚Düerhus‘ iſt es nun aus, der Name hat Unheil genug gebracht, und wer ihn noch einmal nennt, der thut mir einen Schimpf an."

„Aber teuer genug iſt der Hof doch geworden," entgegnete ein anderer.

Das Wort war kaum geſprochen, als am Eingang des Zimmers ein Stimmengewirr entſtand. Fragen und Antworten flogen durcheinander, und als ich aufblickte, war Olaf Peterſen hinausgerannt.

Während ich das Protokoll unterſchrieb, drängte ſich der Paſtor durch die Menge an meinen Tiſch und ſagte leiſe: „Herr Aſſeſſor, wollen Sie nicht die Güte haben, mich nach Düerhus zu begleiten? Es ſoll da etwas paſſiert ſein."

„Mit Paula?" frug ich erſchrocken aufſpringend.

Die Augen des jungen Geiſtlichen ruhten einen Augenblick verwundert auf meinem erregten Geſicht, und dann verſetzte er noch leiſer: „Ach ſo, ich vergaß — Sie ſind wohl Jugendbekannte geweſen. Ja, es ſoll allerdings Frau Peterſen betreffen."

Und gleich darauf ſagte hinter mir eine Stimme: „Das konnte ein Kind vorausſehen, daß es ſo kommen würde."

Der Sturm wehte, jetzt mit Regen untermiſcht, ſo heftig, daß wir uns kaum auf den Füßen zu halten vermochten. Wir mußten uns anſchreien, um einander zu verſtehen, und ich frug im Vorwärtshaſten: „Was iſt denn eigentlich geſchehen, Herr Paſtor?"

Seine Antwort verwehte, ich ſah nur, daß er eine ſonderbare Handbewegung machte.

Während wir am Staket von Düerhus hinaufgingen, fiel mein Blick auf das kleine Häuschen unten am Sielzug. Es hing ein Brett desſelben loſe nieder und ſchwankte, nur durch einen roſtigen Nagel gehalten, mit dem anderen Ende in dem ſturmbewegten Waſſer. Auf dem dämmerigen Hausflur kam Olaf Peterſen uns entgegen. Er blickte ſcheu an mir vorüber und ſagte zum Geiſtlichen gewandt mit unſicherer Stimme: „Wir haben ſie in die Wohnſtube gelegt, Herr Paſtor."

Ja, in der Wohnſtube lag ſie auf den nackten Brettern, juſt an derſelben Stelle, wo ſie am Abend zuvor geſagt hatte: „Das iſt die letzte Nacht in Düerhus.“ Nun war in Wirklichkeit die letzte Nacht für ſie angebrochen.

Das lange dunkle Haar hing ihr in naſſen Strähnen um das blaſſe Geſicht, und das Kleid war über der jungen Bruſt aufgeriſſen. Weibliche Hände hatten dann wohl ſpäter ein Tuch darüber geworfen.

Der Paſtor ſagte haſtig: „Man müßte doch wohl zum Doktor ſenden, Herr Aſſeſſor, oder haben Sie ſelbſt Erfahrung in ſolchen Dingen?“

Ich trat neben die Geſtalt des jungen Weibes. Meine Hände lüfteten nicht das verhüllende Tuch, ich wußte, daß ihr Herz längſt aufgehört hatte, zu ſchlagen, warum ſollte ich die Tote noch unehrerbietig berühren? Nur ihre Stirn ſtreifte ich und die kühle Wange —

„Mein Gott,“ ſagte der Paſtor mit ſchmerzlicher Stimme, „ich vermag es gar nicht zu faſſen. Iſt es denn möglich, daß der Verluſt irdiſcher Habe den Menſchen ſo ſehr zur Verzweiflung treiben kann?“

Es war eine alte Magd eingetreten und hatte der Toten ein Kiſſen unter den Kopf geſchoben. Sie diente ſchon viele Jahre auf Düerhus und hatte Paula gewiſſermaßen groß gezogen. „Dat möten Se nich glöwen, Herr Paſter,“ ſagte ſie aufblickend, „unſ' Fru is nich hengahn in Sünd' und Verderwen — ne, ne, dat wet ik beter.“

„Was wiſſen Sie denn von dem Vorfall, Margarethe?“ frug ich aufatmend.

Die Alte ſah mich einen Augenblick an und fuhr dann auf Hochdeutſch fort: „Nun, Herr Aſſeſſor, es iſt ein Unglück geweſen, wenn man das ſo nennen ſoll. Unruhig war ſie ja den ganzen Vormittag, das iſt wahr, und immer von einem Fleck auf den andren. Zuletzt kam ſie zu mir in die Küche und ſagte: ‚Margarethe, haſt du denn gar nichts für mich zu thun, daß ich andere Gedanken kriege?‘ Na, du lieber Gott, Herr Aſſeſſor, was war denn noch viel zu thun? Ein bißchen Mittagseſſen machte ich, das war alles, und gegeſſen hätt' es doch keiner. ‚Wenn Sie das Gemüſe waſchen wollen‘, ſagte ich in meiner Not. Sie nahm den Blecheimer und ſah ſich um, aber es war kein Waſſer in der Küche. Da ging ſie hinaus, und ich denke, ſie will an die Pumpe, aber nachher ſehe ich durchs Fenſter, wie ſie geradewegs in den Garten geht und hinunter an den Sielzug. Na, wir holen ja auch zuweilen das Waſſer von dort, aber es iſt ein bißchen gefährlich, denn der alte Steg vor dem Häuschen hält nicht mehr recht, und der Sielzug iſt vergangenes Jahr tiefer gegraben worden. Ich mache denn auch das Fenſter auf und rufe, aber der greuliche Wind nimmt mir das Wort vom Munde weg. Und der mag ſie denn wohl auch heruntergeweht haben. Denn ich ſehe, wie ſie ſich nach dem Waſſer bückt, und wie ſie mit einemmal nach der Seite greift, um ſich zu halten. Aber das alte Bretterwerk hat nachgegeben. Und bis wir dann unten waren, war es zu ſpät.“

Die Alte ſchlug die Hände vor das Geſicht und brach in bitterliches Weinen aus.

Ich ſah den Paſtor an, und dieſer zuckte die Schultern.

„Die Unterſuchung wird ja mehr Licht in dieſe Angelegenheit bringen; das iſt Ihre Sache, Herr Aſſeſſor.“

Als ich auf den Hausflur hinaustrat, folgte die Alte mir auf dem Fuße und zupfte mich am Arm.

„Es iſt wirklich und wahrhaftig ſo geweſen, Herr Aſſeſſor,“ ſagte ſie dringend, „ich erzähle das nicht nur, damit unſere arme Frau chriſtlich begraben wird. Sie wiſſen ja ebenſo gut wie ich, daß es zwiſchen dem Herrn und der Frau nicht alles ſo war, wie es ſein ſollte, und man könnte wohl deshalb an was andres denken. Aber noch heute morgen redeten ſie miteinander, und ich habe aus der Küche gehört, daß unſere Frau zum Herrn ſagte: ‚Olaf, es wird mir ſchwer, und Düerhus war mein Erbe; aber ich bin doch deine Frau, und wo du hingehſt, da gehe ich auch hin.‘ Ich meine, Herr Aſſeſſor, wenn ein Menſch ſo reden kann, dann will er nicht ins Waſſer gehn, und ich denke, daß unſer Herrgott ſie zu ſich genommen hat, weil es ſo am beſten war. Und wie ich die Sache erzählt habe, ſo will ich ſie vor Gericht beſchwören.“

Ich verließ das Haus, weil mein Amt hier zu Ende war. Unter den nackten ſauſenden Ulmen ſtand Olaf barhäuptig und ſtarrte nach dem Sielzug hinüber. Er hielt ein dürres Blatt zwiſchen den Fingern und zupfte gedankenlos daran. Ich legte meine Hand auf ſeine Schulter, und ich hätte um eine Welt nicht anders reden können, als ich that.

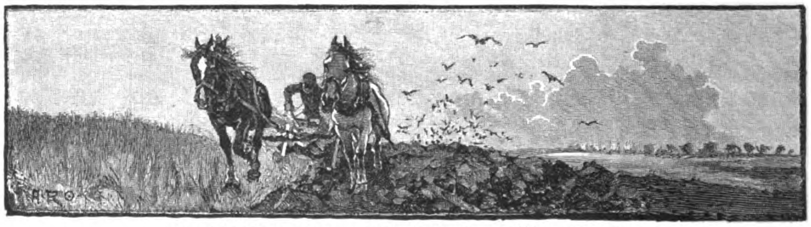
„Olaf,“ ſagte ich, „wenn es ein Troſt für dich ſein kann, ſo will ich dir mitteilen, daß Paula nicht deinetwegen ins Waſſer gegangen, ſondern daß ſie verunglückt iſt.“

Er krampfte die Finger in den Bart und ließ das dürre Blatt fallen. Dann entgegnete er kurz und hart: „Das iſt was für andere Leute, aber nicht für mich. Ich bitte dich, laß mich in Ruh.“

— — — — — — — — — — — —

Man hat Paula chriſtlich begraben mit Glockenläuten und Gebet. Eine Weile ging noch leiſe murrende Rede über ihr Grab, dann verſank ſie in Vergeſſen. Olaf Peterſen iſt nach Amerika gegangen und dort verſchollen.

Und die Ulmen von Düerhus beſchatten ein neues Geſchlecht. Ich ſelbſt habe meine Heimat verlaſſen und bin niemals wieder dorthin zurückgekehrt.



Frühjahrsbeſtellung. Originalzeichnung von Albert Richter.

Etwas über die „Bildung“ unſerer oſtafrikaniſchen Schützlinge.

Von D. Grundemann.

(Abdruck verboten.)

Es war, als hätte ich in ein Weſpenneſt geſtochen — ſo fielen ſie alle über mich her.

Und warum denn? Nur weil ich behauptet hatte, die Eingeborenen unſres oſtafrikaniſchen Schutzgebietes ſeien zum Teil in ihrer Weiſe recht gebildete Leute.

Mit ſarkaſtiſchem Lachen hatte der Herr Sanitätsrat den Angriff eröffnet, indem er die Entwickelungsſtufe dieſer Schwarzen charakteriſierte, denen die Eierſchalen ihrer ganz nahen Affenverwandtſchaft noch im ausgedehnteſten Maße anhafteten. Der Herr Direktor, ein klaſſiſcher Philolog, betonte, daß bei einem Volke, deſſen Sprache es noch nicht zu einer Litteratur gebracht habe, unmöglich von Bildung die Rede

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſein könne. Der Herr Leutnant ſtrich mit einem grimmigen Blick ſeinen Schnurrbart, rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her und murmelte mit einem halb unterdrückten Fluche etwas von der ſchwarzen Bande, und Zelewsky, bis ſeine Anſicht unverhohlen herauskam: wenn's nicht zu koſtſpielig wäre, müßte die ganze Geſellſchaft ausgerottet werden.

Selbſt die ſo liebenswürdige Dame des Hauſes hatte lächelnd den Finger erhoben und rief mir unter dem Beifall der Geſellſchaft zu: „Herr Doktor, Ihr Idealismus verleitet Sie, etwas aufzuſchneiden!“

Sogar bis in die Küche hat ſich die Kritik fortgeſetzt, indem die mit der leeren Bratenſchüſſel zurückkehrende Magd der Köchin die verwunderliche Mitteilung machte: „Denke mal, Aujuſte, einer von den Herren behauptet, die ſchwarzen Wilden wären jebildete Menſchen!“ Worauf unter großer Heiterkeit einige Erinnerungen an eine im Zoologiſchen Garten zur Schau geſtellte Negertruppe ausgetauſcht wurden.

Gleichzeitig aber ließ im Speiſezimmer der Herr Kommerzienrat das ſchwerſte Geſchütz gegen mich ſpielen, indem er mit Bitterkeit die Verwerflichkeit unſres ganzen Kolonialweſens proklamierte. Eine Hand voll Abenteurer und Schwärmer hätten dem Deutſchen Reiche unendliche Verdrießlichkeiten und unberechenbare Verluſte eingebrockt. Den Einfluß in den überſeeiſchen Ländern hätten wir getroſt England überlaſſen ſollen, unter deſſen Flagge der deutſche Handel in allen Teilen der Welt ſich günſtig entwickelt habe. Und was die Eingeborenen betreffe, ſo verſtände England es wohl, mit dieſen Wilden fertig zu werden, indem man ſie unter den liberalſten Einrichtungen ihrem Schickſal, vor der eindringenden Kultur dahinzuſchwinden, preisgebe.

„Ruhig!“ Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Während ich dieſe Angriffe über mich ergehen laſſen mußte, die im Grunde mehr unſren Schutzbefohlenen, als mir ſelbſt galten, gingen durch meinen Kopf einige Gedanken über den höchſt ſchwierig zu definierenden Begriff des „Reichsſchutzes“, zu dem hier die gebildete Geſellſchaft des Mutterlandes eine recht auffallende Illuſtration lieferte. Als es mir endlich gelang, wieder das Wort zu nehmen, trat ich in dem Bewußtſein eine patriotiſche Pflicht zu erfüllen, in die Verteidigung ein, indem ich mich zunächſt höflichſt an die Dame des Hauſes wandte mit der Erklärung, daß ſich meine Behauptung auf ganz reale Thatſachen ſtütze, von denen ich nach aufgehobener Tafel einige Proben vorlegen wolle. Zunächſt erlaubte ich mir einige Bemerkungen über die Sprachen unſerer oſtafrikaniſchen Stämme, die an Formenreichtum ſelbſt das entwickelte Griechiſch weit übertreffen. Während letzteres von einem Zeitwort im günſtigſten Falle 1026 Formen bilden kann, ſind einzelne Bantuſprachen im ſtande, bis zu 12000 und vielleicht noch mehr hervorzubringen. Die weiteren Auseinanderſetzungen würden hier zu weit führen. Es ſei genug, daß ich mit mancherlei Belegen den Satz zu erhärten ſuchte, daß die Eingeborenen richtige Menſchen ſind, die wir von ihrem Standpunkt aus verſtehen müſſen, um ſie richtig zu behandeln. Ohne dieſelben müßten freilich unſre Kolonieen uns zu einer höchſt nachteiligen Laſt werden. Durch eine richtige Verbindung mit den Eingebornen aber könnten ſie für unſer Vaterland eine reiche Segensquelle werden.

Bald darauf durfte ich im Salon einen eleganten Band vorlegen mit dem Titel „Suaheli-Schriftſtücke“ in arabiſcher Schrift, mit lateiniſcher Schrift umſchrieben, überſetzt und erklärt von Dr. C. G. Büttner.*) Als die Fakſimiletafeln mit den charaktervollen, gewandten Schriftzügen entfaltet wurden, konnte ein gewiſſes Staunen nicht unterdrückt werden, in das ſich immer noch Zweifel miſchte, ob dies wohl wirklich von Schwarzen (NB. die eigentlich dunkelbraun ſind) geſchrieben ſei. Dies konnte mit vollſter Gewißheit beſtätigt werden.

„Aber,“ wandte der Herr Direktor ein, „das iſt nichts weiter, als ein bißchen arabiſche Kultur, die von wenigen, wie eine Tünche, ganz äußerlich angenommen iſt.“ Es hielt nicht ſchwer, dieſen Einwurf zu widerlegen. Man braucht nur einige Zeilen der wohltönenden, vokalreichen Suaheliſprache zu vergleichen mit irgend einem arabiſchen Text, um ſofort zu hören, daß es ſich hier um eine ganz andere Sprache handelt — obwohl eine nicht geringe Anzahl von arabiſchen Redensarten und noch mehr einzelne Fremdwörter in dieſelbe aufgenommen ſind. Das Kiſuaheli**) iſt eine echte Bantuſprache, die gerade in der Behandlung fremder Elemente ihre urwüchſige Lebenskraft bekundet, an der ein jeder Linguiſt das reine Vergnügen haben muß. Die arabiſchen Wörter werden nämlich ohne weiteres in die Bantuformen gepreßt und abgewandelt, als wenn ſie zu dem originalen Sprachſchatz gehörten. „Kitâb“ z. B. heißt die Schrift, das Buch. Die erſte wurzelhafte Silbe wird von den Waſuaheli als eines ihrer vielgebrauchten Präfixen gefaßt und danach der Pluralis Vitâb gebildet, ein Wort, das ein Araber überhaupt nicht mehr verſtehen kann. Ähnlich machen es die Vettern dieſer Schwarzen in Südafrika, welche engliſche Wörter wie ship, school als sekepe und sekole aufnehmen, aber den Pluralis nach ihrer Weiſe bilden dikepe und dikole. Hier haben wir alſo kein äußerliches Annehmen fremder

---

*) Stuttgart und Berlin, W. Spemann. 1892.

**) Die Vorſatzſilbe Ki- bezeichnet die Sprache, Wa- oder Ba-, die Volksangehörigen im Plural.

Sprachelemente, ſondern ein organiſches Verarbeiten des fremden Materials, das ſozuſagen in Fleiſch und Blut übergeht, weit mehr, als dies bei uns mit Fremdwörtern der Fall iſt.

In dieſer originalen Sprache nun ſind die hier geſammelten Schriftſtücke abgefaßt, deren elf photographiſch treu wiedergegeben ſind. Freilich, verhältnismäßig wenige unſrer oſtafrikaniſchen Schützlinge ſind des Schreibens kundig. Wo aber irgend unter den Völkerſchaften unſres ausgedehnten Schutzgebietes das Kiſuaheli Einfluß gewonnen hat, wird auch jene Kunſt geübt. Einige von jenen Schriftſtücken ſind aus dem fernen Innern gekommen.

Daß man es im Schreiben zu einem ziemlich hohen Grad von Fertigkeit gebracht hat, mußte nach den Proben anerkannt werden. Nirgends fand ſich etwas Stümperhaftes und Ungeſchicktes. Wenn ich z. B. unter den deutſchen Soldatenbriefen aufs Geratewohl elf Stück herausgriffe, ſo würden ſicherlich darunter ſolche ſein, die recht zu ihrem Nachteil gegen dieſe afrikaniſchen Schriftſtücke abſtechen würden. Die Schreiber dieſer Zeilen können wahrlich keine „Wilden“ ſein. Noch mehr bezeugt dies der Inhalt, aus welchem uns ſofort ein ausgeprägtes Syſtem konventioneller Höflichkeit entgegentritt — und vollends die Proben von Poeſie. Nach eingehenderen Beſprechungen wurde denn auch in jener Geſellſchaft zugegeben, daß man ſich bei uns von dem Bildungsſtande unſrer Oſtafrikaner ſehr irrige Vorſtellungen gemacht habe.

Doch ſehen wir ſelbſt einmal zu, wie ſolche Schriftſtücke entſtehen. Wir betreten ein Suahelidorf, das ſich durch ſeine ſchlanken Kokospalmen ſchon von weitem bemerklich machte. Die niedrigen Hütten laſſen allerdings auf keinen hohen Kulturſtand ſchließen. Auch die Kleidung mancher Bewohner iſt recht mangelhaft. Dennoch werden wir nicht vergeblich fragen nach dem Schech fulan bib fulan (Herrn N. N.), der des Schreibens kundig iſt. Da ſitzt der tief dunkelbraune ältere Mann im Schatten eines Mangobaumes gerade in ſeinem Berufe thätig. Sein weißer, fremdartiger Muſſelinrock, der bis auf die Füße reicht und an dem Halſe und den Achſelſtücken mit zierlicher roter Stickerei verſehen iſt, deutet auf ſorgfältige Reinlichkeit. Auf dem Kopf hat er ein geſticktes weißes Käppchen, auf der Naſe eine Brille mit großen runden Gläſern. Auf einer buntgeſtreiften Matte hat er eine hockende Stellung eingenommen, in der das ganze Körpergewicht auf der vorderen Hälfte der Fußſohlen ruht. Neben ihm ſteht das Schreibzeug mit der nach genauem Recepte aus Gummiarabikum, Lampenruß und verkohlten Reiskörnern bereiteten Tinte nebſt Sandfaß und den gebräunten Bambusrohrſtöcken (Kalamus), welche die Stelle der Federn vertreten.

Vor ihm ſteht ein gutgekleideter Kaufmann, der die Abfaſſung eines Geſchäftsbriefes verlangt. Er will eine Handelsreiſe nach dem Innern unternehmen und die zur Bezahlung der Träger und als Tauſchartikel erforderlichen Waren beſtellen. Alles einzelne iſt vorher genau beſprochen. Mit wichtiger Miene ſchneidet jetzt der Alte mit ſeinem breiten Meſſer den Kalamus zurecht und nimmt einen Bogen rötlichen, indiſchen Papiers, das er gleichmäßig zu einer daumenſtarken Rolle aufrollt und unter kräftigem Druck der linken Hand mehrmals über das Knie zieht. Das wieder entfaltete Blatt iſt nunmehr auf ſehr einfache Weiſe liniiert. Ohne ſeine Stellung zu ändern nimmt er es jetzt derart auf die linke Hand, daß die drei Mittelfinger die jeweilige Stelle, über welche der Kalamus fährt, unterſtützen, während der Daumen es allmählich nach rechts hinüber ſchiebt — denn die gebrauchte arabiſche Schrift wird von rechts nach links geſchrieben. Die Führung des Rohres iſt eine ſo gewandte und leichte, das Papier nur wie ein Pinſel berührend, daß man ſie unſrer meiſt mit unnützem Kraftaufwande kratzenden Jugend ſehr zur Nachahmung empfehlen möchte.

Als Überſchrift wird geſetzt: „Durch die Gnade des Allerhöchſten!“ Dann folgt die ſehr förmliche Adreſſe: „An Seine Wohlgeboren den geliebten, den geehrten, den aufrichtigen N. N.“ — Jetzt mahnt der Beſteller: „Aber halte dich nicht lange auf mit einem weitläufigen Gruß.“ Der Alte macht Einwendungen — das ſei doch unhöflich. Schließlich aber gibt er auf die Erklärung, daß es bei Kaufleuten ſo Brauch ſei, nach und ſchreibt nur: „Vielen Gruß. Und nach dem Gruß“ — nun beginnt der Brief ſelbſt. Wir ſtaunen über die Beſtellungen des braunen Mannes. 400 Pfund Pulver, 20 Kiſten Gewehre, 200 Kiſten Zündhütchen u. ſ. w. Alles zuſammen geht ja hoch in die Zehntauſende. Den Schluß macht die dringende Mahnung, um Gottes willen alles gut zu beſorgen; „und Gruß.“ Nun wird das Papier zu einem länglichen Streifen zuſammengefaltet und ſo gebrochen, wie es auch jetzt noch bei uns mit den amtlichen Briefen geſchieht. Ein wenig untergeſchobener Siegellack bildet den Verſchluß.

Hier könnten wir weiter die Abfaſſung der verſchiedenartigſten Briefe beobachten. Da kommt eine Frau, die ihrem abweſenden Manne Nachricht von der Geburt eines Söhnleins gibt, das ihm bisauf das Kleinſte ähnlich ſehe. Ein Mann läßt einen verreiſten Verwandten um Nachricht bitten und tadelt ſeine Nachläſſigkeit: ein ſolcher Brief ſei doch die Hälfte des Wiederſehens. Ein anderer ladet einen in Sanſibar krank gewordenen Freund ein, zur Erholung zu ihm zu kommen.

Das erwähnte Buch gibt eine Fülle ſolcher Briefe. Da iſt eine Todesanzeige und eine Gratulation zur Hochzeit, ein Bittgeſuch von einem unrechtmäßig Gefangenen, Erkundigungen u. ſ. w. Sehr originell iſt ein Heiratsantrag, dem durch die Vorſtellung Nachdruck gegeben wird, daß ſolch ein Fräulein einem Haus mit leicht verderblicher Ware gleiche, „nämlich ein Mädchen iſt zweien Dingen ähnlich: der Gurke und der Zwiebel; dieſe ſind nicht Dinge, die man auf Vorrat weglegt.“

Manche dieſer Briefe ſind von den Abſendern ſelbſt geſchrieben; in allen aber iſt ein feſt ausgeprägter Briefſtil zu erkennen, der, wenn auch nicht durch Briefſteller, ſo doch durch Muſterbriefe ſich fortpflanzt.

Der alte Schreiber aber hat nicht bloß Briefe zu ſchreiben, ſondern mancherlei Geſchäftspapiere: Rechnungen, Schuldſcheine, Quittungen, Kreditbriefe, Kontrakte u. ſ. w. Auch bringt er einigen Knaben die Schreibkunſt bei. Für ſie iſt freilich der Kalamus noch zu ſchade. Sie müſſen ihre Übungen mit einem Stückchen Holz auf einem Brettchen machen. In ſeinen Mußeſtunden aber ſchreibt der Alte auch Erzeugniſſe der ſchönen Litteratur, Märchen nach Art von „Tauſend und eine Nacht“ und Gedichte. Das Buch enthält von letzteren drei Proben, die, wenn ſie auch in der Überſetzung für uns ſchwer verſtändlich ſind, ſich doch deutlich genug als Poeſie und Zeugniſſe eines tieferen Geiſteslebens charakteriſieren.

Dr. Büttner, Lehrer des Suaheli am orientaliſchen Seminar zu Berlin, hat die Chreſtomatie zunächſt als ein Lehrmittel für ſeinen Unterricht veröffentlicht. Es iſt dankenswert, daß wir eine Anſtalt beſitzen, in welcher junge Leute, die ſich zur Koloniallaufbahn entſchließen, dieſe in unſerem oſtafrikaniſchen Schutzgebiet maßgebende Sprache erlernen können. Niemand, der dahin gehen will, ſei es als Militär- oder Civilbeamter, als Kaufmann oder Pflanzer, als Miſſionar oder Arzt, ſollte die Benutzung dieſer Gelegenheit verſäumen. Leider haben wir in Oſtafrika ſchon manche recht trübe Erfahrungen gemacht. Wenn man den Urſachen derſelben bis auf den Grund nachgehen könnte, ſo würde faſt überall als einer der wichtigſten Faktoren die Unkenntnis der Rechtsanſchauungen, der Sitten und Gebräuche, überhaupt des intimen Lebens der Oſtafrikaner ſich herausſtellen. Nur durch ein ernſtes, gründliches Studium der Sprache kann dieſer Mangel beſeitigt werden. Davon, daß wir zu den Eingeborenen das richtige Verhältnis finden und ihr Vertrauen gewinnen, hängt die Zukunft unſrer Kolonieen ab. Wir hoffen, das genannte Buch wird wichtige Dienſte leiſten, uns dieſem Ziele näher zu bringen. Dazu aber wäre es wünſchenswert, daß man auch in weiteren Kreiſen dieſe Probenſammlung aus dem oſtafrikaniſchen Geiſtesleben beachtete, damit die herrſchenden Vorurteile verſcheucht und unſre Schützlinge als mindeſtens zum Teil in ihrer Art gebildete Menſchen anerkannt würden.

Zu unſeren Bildern.

Karl Raupp, ein Schüler Pilotys, iſt einer der Münchener Künſtler, die es verſtanden, ihre aus dem Bauernleben entnommenen Geſtalten innig mit der Landſchaft zu verſchmelzen. Am Chiemſee, auf der Fraueninſel, ſchlug ſeine Kunſt Wurzeln. Mit Liebe und Verſtändnis verſenkte er ſich in das Leben der Anwohner des herrlichen Sees und in die Natur, und beiden wurde er in ſeinen Bildern mit gleichem Maße gerecht. Es ſind faſt ſtets Frauen, Mädchen und Kinder, die er uns an dem Ufer oder, wie in „Aller Anfang iſt ſchwer“, auf den Wellen vorführt, und immer ſind ſie, wie auf unſerem Bilde, in einer feſſelnden, das Intereſſe des Beſchauers voll in Anſpruch nehmenden Situation vorgeführt, immer wirken Landſchaft und Menſchen zu einer kräftigen, gemütvollen Grundſtimmung zuſammen. — O. Piltz, ein anderer, unſeren Leſern längſt wohlbekannter Münchener Künſtler, trug zu dem Bilderſchmuck der Nummer einen geſtrengen Herrn Dorfkantor bei, der mit feierlichem „Ruhig“ ſeine ſingenden Zöglinge ermahnt. Aus dem Nachlaß Albert Hendſchels bringen wir eine bisher noch nicht veröffentlichte Studie „Gnom“, und von Albert Richter eine ſtimmungsvolle Miniaturzeichnung: „Frühjahrsbeſtellung.“

Kirche.

Eine neue Bibelhandſchrift von vielleicht großer Bedeutung iſt auf dem Sinai gefunden worden. Es handelt ſich um eine Palimpſeſthandſchrift, einen ſyriſchen Text aller vier Evangelien, nahe verwandt demjenigen, der den Theologen als der Curetonſche Syrer bekannt iſt und, leider nur in Bruchſtücken erhalten, den nachweisbar älteſten Text der Evangelien enthält. Wir kommen auf die Handſchrift, ſobald nähere Nachrichten vorliegen, noch ausführlicher zurück.

Naturkunde.

Auf S. 489 bringen wir die originelle, nach einer Photographie in der „Pharmaceutiſchen Rundſchau“ reproduzierte Abbildung des Wurzelſtubbens einer amerikaniſchen Sequoia gigantea mit den auf jenem gruppierten Arbeitern, welche vorher bei dem Fällen des Rieſenbaumes beſchäftigt waren. Die Sequoia, der Mammutbaum, gehört nebſt dem auſtraliſchen Eukalyptus zu den größten Waldbäumen; die herrliche Koniſere erreichte in einzelnen Exemplaren nahezu die Höhe der Kölner Domtürme, und die größte Stammdicke betrug bis zu 40 Fuß im Durchmeſſer. Wie wir dem genannten Blatt entnehmen, wurden die Sequoias — auch Wellingtonia und Waſhingtonia genannt — zuerſt 1850 von dem engliſchen Reiſenden Lobb auf der kaliforniſchen Sierra Nevada gefunden; eigentliche Beſtände gibt es jedoch nicht, der Rieſenbaum kommt inmitten anderer Nadelhölzer vereinzelt — in der einen kleineren Abart S. redwood häufiger, in der anderen S. gigantea ſeltener — vor. Die ungeheueren Stämme ergeben bei der erſten Art im Durchſchnitt je 75000 Quadratfuß, bei der zweiten 3—400000 Quadratfuß Bretter, ſo daß ein einziger Baum eine Sägemühle für längere Zeit beſchäftigt. Junger Nachwuchs der Koloſſe, deren Lebensalter nach neuen Schätzungen bis in den Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung zurückreicht, ſcheint ganz zu fehlen — die Sequoia dürfte, bei dem Mangel jeder rationellen Waldwirtſchaft in Nordamerika, daher rettungslos dem Untergange geweiht ſein.

Handel.

Der Baumwollenhandel ſcheint einem Umſchwung entgegen zu gehen, der nicht nur die bisherigen Hauptproduktionsländer Amerika, Indien und Ägypten, ſondern ſpäter ohne Zweifel auch die europäiſchen Induſtrieſtaaten beeinfluſſen wird. Seit einem halben Jahrzehnt etwa iſt nämlich die Baumwollenkultur Centralaſiens in den Wettſtreit eingetreten. Bald nach der Eroberung von Merw begann Rußland mit Verſuchen, die für ſeinen großen Bedarf erforderliche Baumwolle in ſeinen mittelaſiatiſchen Beſitzungen ſelbſt zu gewinnen. Anfangs ſtieß man auf große Schwierigkeiten, die in Centralaſien heimiſchen Baumwollenarten waren von ſchlechter Beſchaffenheit, die Pflanzer verſtanden ſich nicht auf die Behandlung des Rohprodukts, die anbaufähigen Flächen litten unter Waſſermangel. Allmählich hat ſich das geändert. 1888 wurden 1213084 Pud (1 Pud = 196,55 kg), 1889 ſchon 1857078 Pud und 1890 bereits 2990806 Pud mittelaſiatiſcher Baumwolle nach dem europäiſchen Rußland eingeführt. Das aber iſt ein Drittel des ganzen ruſſiſchen Bedarfs, der vorausſichtlich in einem Jahrzehnt ſich gänzlich aus Aſien decken wird. Turkeſtan, Chiwa und Bochara ſind die wichtigſten Gebiete der Produktion.

Statiſtik.

Nach den kürzlich in der ſtatiſtiſchen Korreſpondence veröffentlichten Zuſammenſtellungen über die Volkszählung vom 1. Dezember 1890 ſprachen in Preußen als Mutterſprache:

deutſch	26438070		29782255
littauiſch	121345		
polniſch	2816657	dän., norwegiſch	139399
maſuriſch	105754	ruſſiſch	2523
kaſſubiſch	55540	engliſch	10299
wendiſch	67967	franzöſiſch	6643
mähriſch	58408	ſchwediſch	5984
tſchechiſch	17670	italieniſch	5315
walloniſch	11058	ſpaniſch	702
holländiſch	40959	portugieſiſch	255
frieſiſch	48827	andere Spr.	3992
	29782255	Zuſammen	29957367

Geſundheitslehre.

Von einem neuen Geſichtspunkt aus hat der italieniſche Forſcher Parigi die Frage behandelt, ob der Menſch herbivor, carnivor oder omnivor ſei, d. h. ob er ſeiner Naturanlage nach mehr zum Pflanzen-, zum Fleiſcheſſer beſtimmt ſei oder zur Vereinigung beider Nahrungsarten. Die Kaumuskulatur zerfällt bekanntlich in eine Muskelgruppe, die den Zweck hat, den Unterkiefer zu heben, und in eine zweite, die mehr dem ſeitlichen Verſchieben der Kiefer zu einander dient. Erſtere tritt mehr beim Zerſchneiden, alſo bei der Fleiſchnahrung, letztere mehr beim Zermahlen, alſo bei der Pflanzennahrung, in Thätigkeit. Parigi baute auf dieſen Grundſätzen ſeine Unterſuchungen an Kiefern auf und kam auf Grund ausführlicher Vergleiche ſchließlich zu dem Reſultat, daß der Menſch der Beſchaffenheit ſeiner Kaumuskulatur nach omnivor, mit einer Neigung zum Typus des Herbivoren ſei.

Über den Salz- und Salpetergehalt, ſowie über den Nährwert verſchiedener geräucherter und gepökelter Fleiſchwaren berichtet Dr. Notlwarg vom hygieiniſchen Inſtitut im Archiv für Hygieine. Bekanntlich ſtört der Salpeter bei andauerndem Genuß die Verdauung und kann in größeren Doſen ſogar giftig wirken. Bei den Verſuchen ſtellte ſich aber heraus, daß der Salpetergehalt in allen Proben — verſchiedene Schinkenſorten, Schlackwurſt, Cornedbeef, Kaſſeler Rippeſpeer — ſo gering war, daß von einer Gefährdung der Geſundheit nicht die Rede ſein konnte. Bezüglich der Veränderung des Nährwerts durch das Pökeln kam Dr. Notlwarg dagegen zu dem Reſultat, daß dasſelbe unzweifelhaft einen weſentlichen Verluſt an wichtigen Beſtandteilen, beſonders an Phosphorſäure und Extraktivſtoffen, mit ſich bringt, ſo daß man es als ein minderwertiges Produkt bezeichnen müſſe. Der Verluſt beim Pökeln in der Lake ſei weit größer, als beim Einlegen in Salz.

Wohlthätigkeitsanſtalten.

Ein ſeltenes Jubiläum begeht am 24. Mai d. J. die Geſellſchaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel — ſie kann an dieſem Tage nämlich auf ihr hundertjähriges Beſtehen zurückblicken. Im Sommer 1792 trat eine Anzahl Bürger der Stadt zuſammen, um durch Sammlung von Beiträgen dem Elend unter der niederen Bevölkerung zu ſteuern, am 24. Mai 1793 erhielt die Geſellſchaft die obrigkeitliche Anerkennung. Anfangs wurden die Mittel durch freiwillige Beiträge, dann durch eine jährliche Umlage bei allen Bürgern, ſeit einigen Jahrzehnten werden ſie durch die Erträgniſſe der der Geſellſchaft gehörenden Spar- und Leihkaſſe aufgebracht, 1891 z. B. rund 200000 Mark.

Ausſtellungsweſen.

Die überraſchend große Beteiligung der deutſchen Induſtrie an der Weltausſtellung in Chicago lenkt das Intereſſe des ganzen Reiches in hervorragender Weiſe auf das gewaltige Unternehmen. In ſiebzehn Gebäuden ſind nach dem ſoeben erſchienenen amtlichen Katalog nicht weniger als 3200 deutſche Ausſteller vertreten, unter dieſen 28 Sammelausſtellungen, z. B. des Bergbaus, der Eiſenbahnverwaltung, der Kunſtgenoſſenſchaft, des Maſchinenbaus, der Spielwareninduſtrie 2c.

Geſundheitsrat.

A. B. Bielitz. Trotz der Erfolge, welche die „Kneippſche Waſſerkur“ in einzelnen Fällen aufzuweiſen haben mag, können wir uns grundſätzlich nicht in Erörterungen über ein Heilverfahren einlaſſen, welches in zweifellos marktſchreieriſcher Weiſe an die Öffentlichkeit getreten iſt und einer ernſten wiſſenſchaftlichen Grundlage entbehrt. Im vorliegenden Falle — Sie fragen, ob eine Bleichſüchtige durch die Kneippſche Kur Heilung finden kann, und ob dieſelbe im eigenen Hauſe anwendbar iſt — möchten wir direkt davor warnen.

Rechtsrat.

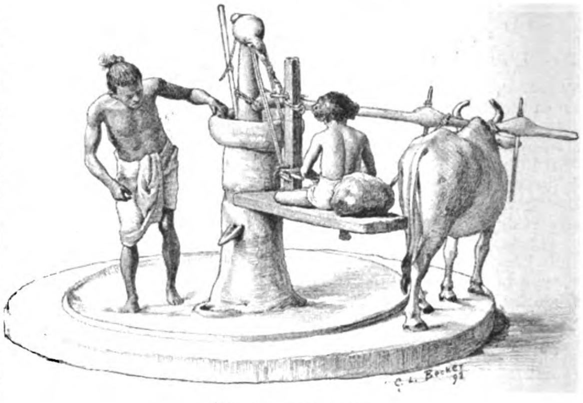
Frage. Nach dem Tode meines Vaters nahm ich meine Mutter und Schweſter zu mir, und da die Wohnung nicht ausreichte, mietete ich in dem von mir bewohnten Hauſe eine auf demſelben Flur belegene kleine Wohnung hinzu, die ich im Einverſtändnis mit dem Wirt durch Entfernung der trennenden Korridorholzwand mit der meinigen verband. Meine Mietszeit lief am 1. April ab und der Wirt verlangte nun von mir, daß ich bereits am 1. April die „beiden“ Wohnungen, die er wieder geteilt vermietet hat, räume. Ich habe mich jedoch erſt zum 4. April zur vollſtändigen Räumung verpflichtet gehalten; denn ich habe meiner Anſicht nach nicht zwei kleine Wohnungen, ſondern eine größere Wohnung, zu deren Räumung mir nach der beſtehenden Polizeiverordnung bis zum 2. — und da diesmal der 2. und 3. April Feiertage waren, ſogar bis zum 4. April Zeit gelaſſen iſt. Der Wirt hat mir mitgeteilt, daß er mich für den aus meiner verſpäteten Räumung ihm erwachſenden Schaden in Anſpruch nehmen werde. Iſt er hierzu berechtigt? L. W. in S.

Antwort. Das Weſentlichſte haben Sie in Ihrer Sachdarſtellung vergeſſen. Was hatten Sie gemietet: eine größere oder zwei kleinere Wohnungen? Dieſe Frage kann unſeres Erachtens nur aus dem oder den mit Ihrem Wirte abgeſchloſſenen Mietsverträgen beantwortet werden. Iſt bei dem Hinzumieten der zweiten Wohnung an Stelle des urſprünglichen Vertrages über die erſte Wohnung ein neuer Mietsvertrag über „eine“ größere Wohnung geſchloſſen worden, ſo ſind Sie im Recht, aber auch nur dann. Iſt dagegen in dem Vertrage von zwei Wohnungen die Rede, oder iſt gar, wie wohl anzunehmen iſt, der urſprüngliche Vertrag über die erſte Wohnung in Kraft geblieben und ein beſonderer Vertrag über die zweite Wohnung abgeſchloſſen worden, ſo haben Sie zwei Wohnungen innegehabt, zu deren früherer Räumung Sie verpflichtet waren. Daß der Wirt Ihnen die Entfernung der Korridorwand geſtattet hatte, ändert an der Rechtslage nichts.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Bengaliſche Ölquetſche.

Den Abbildungen der intereſſanten Figuren und Gruppen aus dem Muſeum für Völkerkunde in Berlin, welche wir bereits brachten, reihen wir heute die einer Ölquetſche an, wie ſolche in Bengalen allgemein gebräuchlich ſind. Die Konſtruktion des einfachen Apparates erhellt aus der Zeichnung auch ohne Beſchreibung. Köſtlich aber iſt die Naturwahrheit der beiden Menſchengeſtalten, des Vaters, der nach der Ausflußöffnung der Preſſe ſpäht, und des Buben, der ſich auf das Brett geſchwungen hat, um das Gewicht des auf dieſem liegenden Steines zu verſtärken. Die aus Thon gearbeiteten Figuren ſind indiſcher Herkunft; ſie wurden in Kiſchannagar im Diſtrikt Kriſchnanagara gefertigt.



Ölquetſche in Bengalen.

Kleine Zeitung.

Eine der intereſſanteſten Autographenauktionen, die ſeit langen Jahren vorgekommen, ſammelte kürzlich in Berlin einen erwählten Kreis kaufluſtiger Liebhaber und Kenner. Es handelte ſich um die gräflich Paarſche Sammlung, die unter den Hammer kam, eine der größten Privatſammlungen des Kontinents. Die Auktion nahm mehrere Tage in Anſpruch, und es kam, zumal ſich die Kgl. Bibliothek, das Germaniſche Muſeum, das Schiller- und Goethe-Archiv in Weimar ꝛc. am Einkauf beteiligten und die paſſionierten Sammler ſich um einzelne Seltenheiten wieder und wieder überboten, zu heißen Kämpfen und häufig zu ſehr hohen Preiſen, während minder ſeltene Stücke bisweilen überraſchend billig fortgingen. Einige Preisangaben dürften — nach der einen oder anderen Seite hin — auch unſere Leſer intereſſieren. Eine Handſchrift Kaiſer Max' I, des letzten Ritters, konnte man ſchon für 26 Mk. erſtehen; ein Brief Karls V an Papſt Klemens VII, die Eheſcheidung Heinrichs VIII von England und Katharinas von Aragon behandelnd, kam auf 174 Mk., Schreiben Maria Thereſias auf 51 Mk., Friedrichs des Großen auf 30 Mk., Wilhelms III von Oranien auf 202 Mk. Ein Brief Marie Antoinettes an die Erzieherin ihrer Kinder, die Herzogin von Polignac, wurde bis auf 270 Mk. geſteigert, während man ein Schreiben Napoleons I aus der Zeit ſeines Emporkommens ſchon für 32 Mk. erſtehen konnte. Ein ruſſiſches Schriftſtück Peters des Großen, als überaus ſelten bezeichnet, erreichte den Preis von 400 Mk., ein Brief Wallenſteins an den Erzherzog Leopold wurde mit 300 Mk., ein Schriftſtück Andreas Hofers mit 143 Mk. bezahlt, während ein Brief Mazeppas bereits für 27, ein Brief Andrea Dorias ſchon für 26 Mk. zu haben war. Schriftſtücke von Robespierre fanden für 291 Mk., von Macchiavelli für 425 Mk., von Benjamin Franklin für 205 Mk., von Fürſt Bismarck für 112 und 41 Mk. Käufer. Beſonders reichhaltig war die Sammlung von Autographen aus der Reformationszeit. So erzielte eine lateiniſche Bibel mit zahlreichen Randbemerkungen von der Hand Savonarolas 810 Mk., ein Brief Luthers von 1515 (eine Folioſeite) 445 Mk., vom Jahre 1519 650 Mk., ein Schreiben Melanchthons 150 Mk. Für einen ausführlichen Brief Calvins (1545) an Joachim Vadianus, in dem erſterer die ſchwierige Lage der Kirche in Frankreich behandelt, wurden 365 Mk., für einen Brief Zwinglis (1524) 600 Mk. bezahlt. Ein intereſſanter Brief Erasmus von Rotterdams brachte 555 Mk., ein Schreiben Ulrichs von Hutten 590 Mk., ein Brief Reuchlins 580 Mk., Briefe von Bugenhagen, Oſiander, Zaſius u. a. waren für 25—60 Mk. zu erhalten. Auch Handſchriften einzelner Philoſophen und Gelehrter brachten hohe Preiſe, ſo ein zwei Quartſeiten umfaſſendes Schreiben Spinozas, von dem ſeit vielen Jahren kein Autogramm in den Handel gekommen, den höchſten Preis der erſten Tage mit 1100 Mk., ein Brief Keplers 350 Mk., ein Schreiben Carteſius' 210 M. und Ger. Mercators 402 Mk. Die zahlreichen Autographen von Päpſten und katholiſchen Prälaten, die am Schluß der Auktion an die Reihe kamen, fanden wenig Liebhaber und mußten billig losgeſchlagen werden. Sehr hohe Preiſe erzielten dagegen Autogramme deutſcher Dichter: 1 Briefe und Schriftſtücke von Goethes Hand brachten 1228 Mark, 11 Nummern von Schiller 3189 Mk. Der höchſte Preis aber wurde für ein 754 Folioſeiten umfaſſendes, zum größten Teil noch gar nicht veröffentlichtes Manuſkript von Hans Sachs bezahlt, 7000 Mk. nämlich, um welche Summe das Germaniſche Muſeum die Handſchrift, die ſchon in Gefahr war, ins Ausland zu gehen, erſtand.

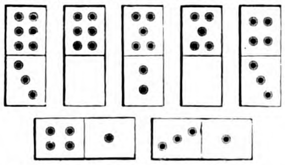
In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

Partie Voleur.

A, B, C, D nehmen je ſieben Steine auf. A und C ſpielen zuſammen, ebenſo B und D.

A hat:



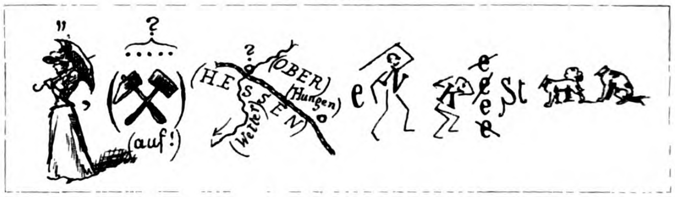
C hat auf ſeinen ſieben Steinen 23 Augen mehr als B, aber 25 Augen weniger als D.

A ſetzt aus. A und C gewinnen dadurch, daß C die Partie in der fünften Runde mit 3—5 an 5 ſperrt. A behält zwei Steine mit zuſammen 11 Augen übrig, ebenſo C.

B und D haben in der erſten Runde geſetzt (B einen Doppelſtein, D einen andern Stein), in den übrigen Runden gepaßt. Die Summe der Augen auf den zwölf Steinen der Partie beträgt 74.

Wie groß war die Augenſumme auf den ſieben Steinen des B? Wie groß auf denen des C? Wie groß auf denen des D? Welche beiden Steine behielt A übrig? Welchen Stein ſetzte B? Welche Steine ſetzte C? Welchen Stein ſetzte D?

Bilderrätſel.



1. Ergänzungsrätſel.

W.e b.ü.t i. G.a.z d.s M.i.n
S. l..bl..h B..m u.. S.r..ch
J.t.t ſ..lä.t d.r St..l.h .m F.e..n
U.d.ſ.e. v.. B.ü..nh..ch
E. ſ..la..n ſ. l..b.ſe nl...
D.. V..l..n ü.er..l
M.n r.ch..t d..i S..o.ch. g.w.h.l.ch
A.ſ e.n. N.ch.i.a.l

Werden die Punkte durch die richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo erhält man ein Gedicht von Johannes Trojan.

2. Rätſeldiſtichon.

Groß iſt mein Ruhm als Dichter; ich ſchuf unſterbliche Werke;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, bin ich ein leuchtender Stern.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſung der Rätſel und Aufgaben in Nr. 30.

Bilderrätſel. Sylveſterabend.

Schachaufgabe.

	A.
1. Dc1—e3	1. .... Df2—f5:
Df2—e3:	
2. Sc4—e3:‡	2. Sc3—b6:‡
B.	C.
1. .... Th4—c4:	1. .... Sf8—d7
2. Sc6—e7‡	2. Lf5—e6‡
D.	E.
1. .... Kd5—c4:	1. .... ~
2. De3—d3‡	2. Sc4—b6:‡

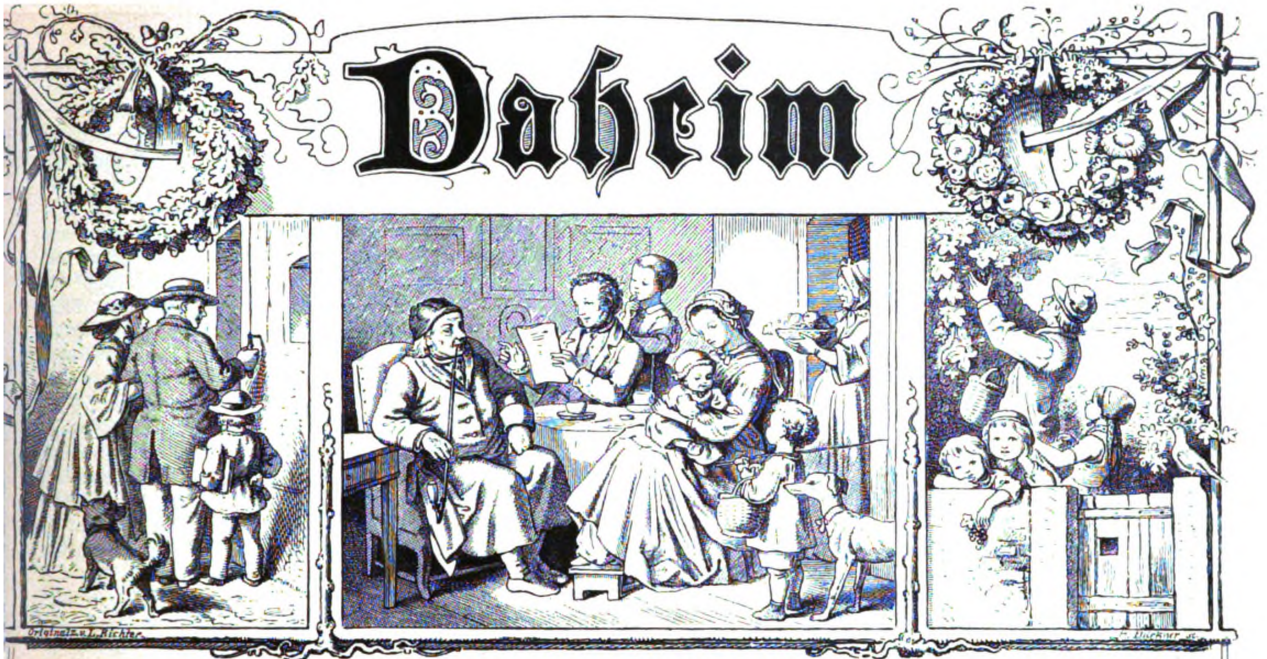
1. Wechſelrätſel.
Gluck — Glück.

2. Rätſel.
Carnot — Arno.

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſ.) — **Danzig vor hundert Jahren.** Nach Familienerinnerungen von Robert Koenig. — Düerhus. Novelle von Friedrich Jacobſen. (Schluß.) — Etwas über die Bildung unſerer oſtafrikaniſchen Schützlinge. Von D. Grundemann. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Aller Anfang iſt ſchwer von Karl Raupp; „Ruhig“ von O. Piltz; Gnom, Skizze von A. Hendſchel; Frühjahrsbeſtellung, Zeichnung von Albert Richter. — Kirche. — Naturkunde. Mit einer Illuſtration auf S. 489. — Handel. — Statiſtik. — **Geſundheitslehre.** — Wohlthätigkeitsanſtalten. — Ausſtellungsweſen. — Geſundheitsrat. — Rechtsrat. — Bengaliſche Ölquetſche. Mit einer Illuſtration. — **Kleine Zeitung.** — **In unſerer Spielecke.**

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**



Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 13. Mai 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 32.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Anna war's, als ſei das jüngſte Gericht angegangen. Und jetzt erſt trat ihr die ſchreckliche Frage klar vor Augen: „Was nun?“ Barbara war um Henning beſchäftigt. Wäre der Zwiſchenfall nicht eingetreten, hätte ſie Zeit gehabt mit ihr zu beraten, vielleicht hätten ſie einen Weg gefunden, die näheren Umſtände des ſchrecklichen Ereigniſſes der Öffentlichkeit zu entziehen. Jedermann kannte die Zufälle, welche die Verſtorbene ſo oft heimgeſucht hatten; jedermann hatte einen plötzlichen Tod, wo nicht erwartet, doch für möglich gehalten. Wie leicht wäre es geweſen, den Glauben beſtehen zu laſſen, daß die Muhme ein Opfer ihres Herzkrampfes geworden ſei. Aber jetzt? Nicht einmal das verhängnisvolle Schälchen war entfernt worden — und die Flecken! Die furchtbaren Flecken! Anna ſchauderte.

Es war ihr unmöglich, länger zu verweilen. Seit ſie aus ihrer Erſtarrung zu ſich gekommen, war jedes Gefühl in ihr zu zehnfacher Kraft erwacht. Wie mit Marterwerkzeugen fühlte ſie ihr Inneres zerfleiſcht. Faſt ohnmächtig erreichte ſie ihr Zimmer und warf ſich auf ihr Bett. Sie war ja keine Heldin, im ſtande das Furchtbare mit übermenſchlicher Faſſung zu ertragen; ſie war ja nur ein ſchwaches, leidenſchaftliches Mädchen, das vor allem Schrecklichen mit Scheu zurückbebte. Und was, ſo fragte jetzt ihr wildſchlagendes Herz, was ſtand ihr bevor? Sie mußten ja kommen, die ſchrecklichen Frageſteller, und von ihr zu wiſſen verlangen, was ſie über den plötzlichen Todesfall ſagen konnte. Jedermann im Hauſe kannte ihr Verhältnis zur Muhme, das ſo ſchwer gegen ſie ins Gewicht fallen mußte. War es möglich, daß jemand ihrer einfachen Erzählung glaubte? Und ſelbſt angenommen, man glaubte ihr, was half ihr das? War ſie denn nicht die Mörderin? War ſie es nicht geweſen, die der Muhme den Todestrank gereicht hatte? Wohl hatte ſie in Verwirrung und Überraſchung gehandelt — aber ſie erinnerte ſich nur zu gut, mit welchen Gefühlen des Abſcheus, des tiefen, leidenſchaftlichen Haſſes ſie der Muhme noch in der Nacht gedacht — welch ſchreckliche Gedanken ihr Hirn beſchäftigten, da ſie die Tropfen eingoß. Ja, es war Gottes Gericht, das an ihr offenbar wurde! Hatten nicht die guten Kloſterſchweſtern, bei denen ſie erzogen war, ſie das Wort ſagen gelehrt: „Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Totſchläger!“ Hatte nicht Bruder Lorenz ſie an dasſelbe Wort erinnert, da ſie ihm, auf Barbaras Anſtiften, gebeichtet hatte? Sie war in ihrem Herzen längſt eine Totſchlägerin. Was wunder, daß Gott ſie dadurch ſtrafte, daß er ſie zur Schuldigen machte und zur Mörderin ohne Abſicht. Hatte ſie nicht jede Strafe mehr als reichlich verdient? Und doch, ſo fragte ihr gequälter Geiſt, war ſie denn wirklich die Todesurſache? Hatte ihr nicht die Muhme die Tropfen ungeſtüm abverlangt — ihr das Schälchen faſt entriſſen? Und hatte ſie überhaupt getrunken? War's nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß ihr ungezähmtes Temperament den Tod herbeigeführt hatte? Vielleicht war der Tod ſchon eingetreten, ehe jene getrunken. Vielleicht waren die verſchütteten Tropfen, das ihr entfallene Schälchen Beweiſe dafür, daß ihre Hand, bereits von plötzlichem Todeskrampf gelähmt, den Dienſt verſagt hatte. O einen Strahl des Lichts in dieſer Finſternis! Anna war's zu Mute, als würde ſie ſich gern gefangen nehmen laſſen, als würde ſie gern jeder Marter ſtill halten, wenn nur vorher jemand mit der Sicherheit des Allſehenden ihr hätte ſagen können: „Du warſt es nicht!“

Sie lag noch ſo, an Leib und Seele zermartert und zerſchlagen, als ſie durch die Berührung einer leiſen Hand aufgeſchreckt wurde. Haſtig fuhr ſie auf. Waren die Häſcher ſchon da? Aber es war nur Barbara, die gute Barbara, die gekommen war, ihr unglückliches Kind zu ſuchen. Ihr Geſicht war bleich, totenbleich, aber es war nicht zornig. Trauervolles Mitleid, liebevolles Erbarmen war alles, was Anna darin leſen konnte. „Henning ſchläft,“ ſagte ſie leiſe, „und die anderen habe ich hinausgeſchickt. Aber lange Zeit haben wir nicht, Anna, bis alles ruchbar wird. Das Unglück hat eilende Füße. O Anna, Anna, was iſt geſchehen! Ich kann nimmer Schlimmes von Euch glauben. Faßt Euch und erzählt mir haarklein, wie ſich alles zugetragen hat. Armes, armes Kind! So iſt's recht! Thränen werden Euch wohlthun! Jetzt aber erzählt. Kommt, faßt Euch ein Herz!“

Und Anna erzählte. Sie ſchonte ſich nicht. Aber ſie klagte ſich auch nicht an, wo ſie nicht ſchuldig war. Und da ſie bis zu dem Augenblick gekommen war, wo die unglückliche Muhme tot zuſammenſank, da warf ſie beide Arme um der treuen Alten Hals und weinte und ſchluchzte, wie ein Kind. „O Barbara, ich habe keine Mutter! Hätte ich eine gehabt, es wäre nie ſo weit gekommen! O Barbara, hilf mir, laß mich nicht erliegen in meiner großen Not!“

„Da ſei Gott vor!“ ſagte die Beghine. Und dann ſaßen beide ſtill, einander bei der Hand faſſend, Anna unbewußt die Linderung verſpürend, welche die Teilnahme eines treuen Herzens gewährt, Barbara angeſtrengt ſinnend, um einen gangbaren Weg aus dieſem Labyrinth zu finden. Sie war feſt überzeugt, daß Anna ſchuldlos war, aber wie ſollte ſie auch anderen dieſelbe Überzeugung beibringen?

„Was denkſt du, Barbara! Was ſoll ich thun? Rate mir! Hilf mir!“

„Anna, ich rat's Euch nicht gern. Aber ich weiß nicht, was ich ſonſt ſagen ſoll!“

„Und was?“

„Daß Ihr Euch an den Dechanten wendet. Ihr ſeid ein reiches Mädchen, und die Kirche braucht immer Geld. Die Kirche iſt allein im ſtande heutzutage, das Ihre zu ſchützen.“

„Und mein Vater, Barbara! Und ſie könnten mich nicht einmal in ein Kloſter aufnehmen ohne ſeine Bewilligung, da er noch lebt.“

„Ach, Kind, Ihr kennt ſie ſchlecht. Wenn Ihr nur wollt. Aber horch! Es klopft unten. Anna, Anna, was reden wir? Es iſt ſchon zu ſpät!“

Und es war wirklich zu ſpät. Wie konnte auch Barbara denken, daß eine Kunde wie die vom Tode Giſelas mehrere Stunden lang auf das Haus beſchränkt ſein werde! Männertritte ließen ſich hören, die Stimme Brigittens ertönte im Flur und auf der Treppe, und gleich darauf öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers. Barbara rang ſtumm die Hände; Anna ſaß ſtill und ohne Bewegung. Dann hörte Barbara deutlich ihren Namen nennen, und ſie zog vor, ſich in das Zimmer zu begeben, ohne den Ruf abzuwarten. Aber zuvor legte ſie noch einmal die Arme um Annas Geſtalt und flüſterte ihr zu: „Mut, Mut, mein armes Lamm. Wenn ſie Euch rufen, ſagt die Wahrheit voll und frei auf alle Fragen, aber ſagt nichts, wonach Ihr nicht gefragt ſeid. Und betet, Kind, betet! Alles Erbarmen iſt allein bei Gott, und er wird Euch nicht laſſen um Eurer lieben Mutter willen!“

Sie ging, und Anna blieb allein. Und das Mädchen that, was die treue Freundin ſie geheißen; ſie warf ſich an ihrem Bette nieder und betete. Sie flehte um Vergebung ihrer großen Schuld, um Gnade und Erbarmen, um Kraft die Folgen zu tragen. „O Du, der Du die Sünde der Welt trägſt, erbarme Dich meiner! O Du, der Du Dein unſchuldig Leben am Stamme des Kreuzes dargebracht, vergib mir meine Schuld! Halte mich, trage mich, laß mich nicht verſinken! Herr, erbarme Dich meiner!“

Da fühlte Anna zum erſtenmal etwas durch ihr gebrochenes Gemüt ziehen, wie Kraft aus der Höhe. Ihre todesmatte Seele hob die Flügel; ihre zitternden Knöchel ſtanden feſt. Und als ſie bald darauf in das Zimmer des Todes gerufen wurde, da ſah Barbara mit Erſtaunen, daß Annas Faſſungsloſigkeit vergangen und ſie verhältnismäßig ruhig die Herren, die vom Rate kamen, grüßte. Da pochte ihr Herz in freudiger Hoffnung, denn ſie dachte nicht anders, als daß, wenn nur Anna ihre Geſchichte furchtlos und ſicher erzähle, jedermann ihr glauben müſſe, wie ſie ihr glaubte. Das aber war nicht ſo. Die ernſten Männer, gekommen ein ſtrenges obrigkeitliches Amt auszuüben, ließen ſich nicht von Eindrücken lenken, wie eine weiche Frau.

Noch war im Zimmer des Todes nichts geändert. Niemand hatte bis jetzt gewagt, die Tote zu berühren, und die Beghine, die ſonſt für Reinigung und Aufbahrung der Toten zu ſorgen pflegte, war bisher ganz von der Angſt für die Lebenden hingenommen geweſen. So ſtand denn Anna noch einmal der gegenüber, die im Leben und Tod für ſie zum Schrecken geworden war, und mancher der Anweſenden bemerkte den leiſen Schauder, der bei dem Anblick ihre Geſtalt durchbebte, und ſchrieb ihn auf Rechnung ihrer Schuld. Danach aber beantwortete ſie ohne Anſtand alle ihr vorgelegten Fragen. Sie geſtand zu, daß ſie bei dem Tode zugegen geweſen ſei, daß die Verſtorbene den verhängisvollen Trank von ihr begehrt und bei dem Verſuch, die Tropfen zu zählen, das Gefäß faſt ausgeleert habe. Erſt da man ſie fragte, warum ſie denn der erregten Muhme das gefährliche Mittel gereicht habe, fing ſie an, ſich zu verwirren, nicht aus böſem Willen, aber ihrer eigenen Unſicherheit willen. Hier war der Punkt, wo ihre Erinnerung ſie im Stiche ließ. Sie hatte im Schreck und in Verwirrung gehandelt, wußte ſie doch ſich nicht zu beſinnen, ob ſie, gedrängt, das Mittel hingereicht, oder ob die Verſtorbene ihr das Schälchen entriſſen habe. Und hier ſprach der Verdacht gegen ſie, denn es ſtand durch die Ausſagen ſämtlicher Hausgenoſſen feſt, daß zwiſchen ihr und der Verſtorbenen Zwietracht beſtanden, ja, daß noch am geſtrigen Abend ein Zank zwiſchen beiden ſtattgefunden hatte. Hatte doch auch Anna nie ein Hehl daraus gemacht, daß ſie eine große Bitterkeit gegen die Muhme im Herzen trug. Dieſer Punkt gab den Ausſchlag. So ward denn über Anna entſchieden, daß ſie, als des Mordes verdächtig, in des Rats Gewahrſam genommen werden ſolle, bis ſie in ordentlicher Gerichtsverhandlung des Verbrechens überführt oder unſchuldig befunden ſei. Man gab ihr eine Stunde Friſt, während welcher das Haus von einem Ratsdiener bewacht wurde, um einige Vorbereitungen zu treffen, und danach verließen die ehrbaren Bürger das Haus und machten der frommen Bruderſchaft Platz, bei welcher Frau Giſela längſt durch Spenden und gute Gaben für ihre dereinſtige Beſtattung Sorge getragen hatte.

Anna ſaß ſtill in ihrem Schlafzimmer, die Hände im Schoß gefaltet, und ſah Barbara zu, welche die wenigen Sachen zuſammenlegte, die ihr in dem Gefängnis not ſein konnten. Dabei floſſen der Alten Thränen reichlich, und ihre liebevollen Worte riſſen nicht ab. „Verzagt nicht, Anna, meine allerliebſte Jungfer Anna! Es wird Euch nichts geſchehen. Seid Ihr nicht Herrn Kurts Tochter? Die Herren müßten ja keine Vernunft haben, ſollten ſie Euch das Urteil ſprechen! O Anna, Anna, wie konnte ſolch ein Unheil eintreffen! Wollte Gott, der Böſe hätte die Giſela vor der Zeit geholt — verzeih mir die Sünde! Ach, ich weiß nicht mehr, was ich rede, Kind!“ Und das arme Weib ließ die Arbeit ruhen, preßte die Hände vors Geſicht und weinte laut. Und nun ging's ans Abſchied nehmen. Die Mägde und die Knechte drängten weinend zur Thür. Hatte vielleicht auch eines oder das andere, von Mitleid mit der unglücklichen Muhme ergriffen, einen Augenblick dem Verdacht Raum gegeben, jetzt, wo ihres Herrn Kind elend hinausgeführt wurde, fühlte keines etwas, als Schmerz und tiefe Entrüſtung. Anna ſagte ihnen gefaßt Lebewohl. „Weint nicht ſo ſehr! Will's Gott, ſehen wir uns alle fröhlich wieder, und es iſt dann auch der Herr Vater wieder froh nach Hauſe gekehrt.“ Dann faßte ſie Barbaras Hand und bat: „Ich möchte Henning noch ſehen.“ — Er ſchlief nicht, er wälzte ſich in heftigem Fieber hin und her. „Ich weiß, Barbara,“ ſagte ſie, „du pflegſt ihn wohl! Und wenn er zu ſich kommt, ſo ſage ihm, daß ich unſchuldig bin, ſo weit Wille und Abſicht geht. Ich bin eine große Sünderin, Barbara. Aber ich möchte nicht, daß er böſer von mir denkt, als in der Wahrheit ſteht."

Und jetzt hatte ſie das ſchützende Thor des Vaterhauſes hinter ſich. Ihr Fuß zögerte auf der Schwelle, da ſie hinaustrat, rechts und links von einem Ratsdiener geleitet. Denn obwohl die Stunde noch früh war, hatte ſich doch eine Menge Volks eingefunden des ungewohnten Schauſpiels wegen und um die ſtolze Patriziertochter zu ſehen, die den Kopf ſo hoch getragen hatte und nun zu tiefſter Schmach erniedrigt war. Frau Giſela, die hübſche, runde, geſprächige Frau, deren Almoſentäſchchen ſich bei jeder Gelegenheit willig öffnete, war eine gern geſehene Erſcheinung bei den unteren Volksklaſſen geweſen; Anna, die immer ſtill und gemeſſen ihres Weges ging, war, obwohl auch ſie eine offene Hand hatte, niemals bei ihnen in Gunſt geweſen. „Stolz" hatte man ſie geheißen, weil ſie ſich nie gemein machte, weder bei hoch noch niedrig. So nahm jetzt alles Partei für die Tote, der Lebenden gegenüber. Anna zuckte zuſammen, da höhnendes Geſchrei, Pfeifen und Verwünſchung ſie empfingen, und mit niedergeſchlagenen Augen ging ſie weiter. Als aber eine freche Hand ſich ausſtreckte und ihr den Schleier, der ihre ganze Geſtalt einhüllte, wie es bei vornehmen Jungfrauen der Zeit Sitte war, vom Kopfe riß, da hob ſie die Augen auf zu dem, der ihr ſo begegnete, und es lag ſo viel Schmerz, ſo viel Würde, ſo viel Mitleid gebietende Unſchuld in ihrem Blick, daß für den Augenblick die Menge verſtummte. Langſam nur kam der traurige Zug vorwärts, denn trotz alles Scheltens der Ratsdiener ſchwoll die Menge mehr und mehr an und drängte Anna und ihre Begleiter.

Auf dem altſtädtiſchen Markt kam er plötzlich zum Stillſtand. Denn von der anderen Seite der Stadt, vom Petrithore her, erſchallten des Türmers Ruf und lautes Trompetengeſchmetter. Ein Reitergeſchwader in prunkender Tracht, das Göttinger Wappen vor ſich entfaltend, kam die Straße herauf. Im Umſehen hatte die Menge ſich dem neuen Schauſpiel zugewendet, und die hinter dem Zuge befindlichen Haufen, in dem Beſtreben, auch Anteil daran zu haben, ſtießen und ſchoben und drängten, ſo daß Anna ganz in die vordere Reihe vorgeſchoben wurde. Die Ratsdiener verſuchten vergeblich, ſie weiter zu führen, denn vor ihnen drängte von der anderen Seite die Volksmenge, die ſich ſchnell um die einreitende Kavalkade geſammelt hatte. Es blieb nichts übrig, als Halt zu machen. So ſtand denn das unglückliche Mädchen, während vor ihr die Menge den Reitern Raum gab, an ihren Platz gebannt, auf offener Straße, ohne ſchützenden Schleier, allen Blicken preisgegeben. Totenbleich, die Augen an den Boden geheftet, die Lippen zuſammengepreßt, ſtand ſie da, eine Erſcheinung, die notwendig die Aufmerkſamkeit erregen mußte.

Die fremden Reiter hatten jetzt den Platz erreicht und hielten vor dem Rathauſe. Es waren zwei Ritter in prächtig ſtrahlender Rüſtung und ein Gefolge von Knechten, alle bis an die Zähne bewaffnet. Übermütig die Menge mit herausfordernden Blicken muſternd, forderten ſie Bürgermeiſter und Rat zu ſprechen, da ſie eine Botſchaft ihres Herzogs, Otto des Quaden, zu überbringen hätten. Höflich wurden ſie bedeutet, daß ohne vorherige Anmeldung die Herren nicht nach Gebühr und Würde empfangen werden könnten, und gebeten, ſich einen Trunk gefallen zu laſſen, bis Bürgermeiſter und Rat benachrichtigt und zur Stelle wären. Sie antworteten mit unverſchämten herausfordernden Worten, ſprachen von Krämern und Helden von der Elle, die ſich herausnähmen, ihres Herrn Geſandte warten zu laſſen, und bedachten die gaffende Menge mit trotzigen Blicken und verächtlichen Mienen. Einer nur, der vornehmſte, der den übrigen vorangeritten war, beteiligte ſich nicht an ſolchem Thun. Stolz und finſter hielt er auf ſeinem Roſſe, als wäre er allein auf der Welt, die anderen weder beachtend noch ihnen wehrend.

Wolf von Hartinghauſen — das war der ſtolze Führer des Reitertrupps — ließ ſeine Augen verächtlich über das ſich drängende Volk hinſchweifen. Da gewahrte er Anna, die vergeblich hinter einem der Ratsdiener Schutz vor den Blicken der Fremden ſuchte. Einen Augenblick betrachtete er ſie aufmerkſam, dann ritt er ohne weiteres auf die Diener zu.

„Wen habt Ihr hier?" frug er. „Wenn mich nicht jede Erinnerung trügt, ſo iſt das die Jungfrau vom Damme. Seid Ihr ſo ohne Sitte und Zucht, daß Ihr ſo mit ſchönen Frauen umgeht?" Da trat einer der obrigkeitlichen Diener vor und ſagte in ſchnellen Worten die Urſache und die Umſtände der Sache. Der Herr von Hartinghauſen lachte laut und zornig. „Ihr ſeid ohne Urteil und Vernunft," rief er verächtlich. „Sieht dieſe aus wie eine, die ſolch ſchwerer Unthat ſchuldig iſt? Und wenn auch — ſo ſchöne Sünderin ſollte bei mir leichte Pönitenz finden!" Dann neigte er ſich höflich vom Pferde. „Jungfrau Anna," ſagte er mit milderer Stimme, „Ihr ſeht mich nicht freundlicher an als damals, wo ich als junger Page Euch zu gefallen ſuchte. Soll ich Euch die Augen aufſchlagen machen? Ich bringe Kunde von Eurem Vater."

Anna, die bisher die Augen niedergeſenkt hatte, als ob ſie von ſeiner Anweſenheit nichts wiſſe, hob jetzt den Blick in Überraſchung zu ihm auf, um ihn ſogleich wieder vor ſeinen bewundernden Augen zu ſenken. „Soll ich Euch zu ihm bringen?" frug er leiſer. „Sagt ein Wort, und meine Geſellen jagen dieſe Krämer auseinander wie eine Herde Gänſe. Wollt Ihr Euch mir anvertrauen, Anna?"

War es ſein Scherz, war es ſeker Ernſt, Anna kam nicht in die Lage, darüber zu entſcheiden. Denn im nämlichen Augenblick öffnete ſich die Thür des Rathauſes, und die in Eile zuſammengerufenen Würdenträger der Stadt ließen die Herren bitten, ihr Anliegen vorzubringen. Wolf Hartinghauſen hatte des Auftrags zu gedenken, den er ausrichten ſollte. Die Menge aber drängte den fremden Gäſten nach zum Rathaus. Dadurch erhielten die Anna geleitenden Männer Raum, und in wenigen Augenblicken befand ſich das Mädchen hinter Schloß und Riegel, abgeſchnitten von ihrem Heim mit den liebgewordenen Stätten und Perſonen, aber auch in Sicherheit vor allen dreiſten Blicken. Halbtot ſank ſie auf die Lagerſtätte, die des Schließers gutherziges Weib mit einer reinen, warmen Decke zugerichtet hatte, und eine wohlthätige Betäubung entführte ſie auf eine kurze Zeit der qualvollen Wirklichkeit.

IX.

Als Anna aus ihrer Ohnmacht zu ſich kam, war es nur, um in einen langen Schlaf zu ſinken. Das Recht der Jugend gewann den Sieg über die angſtvolle Aufregung, die körperliche Erſchöpfung über die Qual der Seele. Sie ſchlief ſo ruhig und tief, als ſei ſie daheim in ihrer Kemenate. Da ſie ſpät am Nachmittag die Augen wieder aufſchlug, ſah ſie die Geſtalt einer Frau im groben Anzug der unteren Stände an ihrem Lager ſtehen. „Barbara!" rief ſie noch ſchlaftrunken, aber der nächſte Augenblick rief ſie zum vollen Bewußtſein ihrer Lage zurück.

Sie hob die Augen und frug mit unſicherer Stimme: „Wer ſeid Ihr? Wollt Ihr etwas von mir?"

„Erſchreckt Euch nicht, Jungfrau vom Damme," antwortete die Frau nicht unfreundlich. „Ich bin des Schließers Eheweib, und Ihr ſeid unter meiner Obhut."

Anna richtete ſich auf. „Könnt Ihr mir denn ſagen, wo ich bin? Und wißt Ihr, was man mit mir vorhat?"

Die Frau ſah voll Mitleid auf das Mädchen nieder, das die Hände flehend zu ihr aufhob. „Ihr ſeid in des Rats Gewahrſam," antwortete ſie, „und mein Mann, der Schließer, hat mir aufgetragen, Euch wohl zu bewahren. Auch gehörtet Ihr, als des Mordes verklagt, wohl nicht hierher, ſondern in das untere Verließ. Aber erſchreckt nicht — fürchtet nichts! Ihr ſeid des Bürgermeiſters Tochter, und, ob kurz oder lang, wird Eure Sippe doch wieder das Regiment der Stadt antreten. Da wär's wohl thöricht von meinem Manne und mir, Euch unnötige Härte zu erweiſen. Ihr werdet unſerer dafür mit mildem Herzen gedenken, wenn Euer Herr Vater wieder heimkommt — darum ſeid gebeten."

Darauf rückte ſie Tiſch und Schemel zurecht und ſetzte eine Schüſſel mit warmem, kräftigem Eſſen darauf nieder. Anna verſuchte, zu eſſen, aber bald legte ſie den Holzlöffel wieder nieder und brach in Thränen aus. Mitleidig redete die Frau ihr zu, ſich zu kräftigen, aber ohne allen Erfolg. „Weint doch nicht ſo!“ ſagte ſie. „Seht, mein Mann hat Euch in dieſe Kammer bringen laſſen, als die an unſere Wohnung angrenzt. Ihr dürft nur rufen, ſo bin ich Euch zu Dienſten. Könnte beſſer für Euch geſorgt ſein? Aber horch! Es klopft draußen. Ich muß hin und nachſehen.“ Und ſie eilte aus der Thür, die ſie ſorgfältig hinter ſich ſchloß, um dem Einlaß Begehrenden aufzuthun.

Wenige Minuten vergingen, da öffnete ſie wieder die Thür, um mit allen Gebärden unterwürfiger Verehrung jemanden einzulaſſen, den Anna in der Dunkelheit der einbrechenden Dämmerung nicht ſofort erkannte. Es war ein Mann im geiſtlichen Rock, und da er näher trat und den breiten Hut abnahm, erkannte Anna Herrn Wittich von Kemnitz, den Domdechanten, der ihr von altersher mehr verhaßt als lieb geweſen war. Sie erhob ſich vom Rande des Bettes, auf dem ſie geſeſſen, und grüßte tief errötend, denn ſie ward ſich erſt in dieſem Augenblicke bewußt, daß ihr Anzug zerdrückt, ihr Haar ungekämmt, ihr Schleier zerriſſen war, und daß ihre Augen rot und verſchwollen ausſehen mußten.

Der hochwürdige Herr warf einen ſchnellen forſchenden Blick auf das errötende Mädchen. Dann bot er ihr die Hand, die ſie, wie es gebräuchlich war, küßte. Und die bloße Berührung dieſer Hand gab ihr etwas von dem ihr eigenen Weſen, von dem Geiſt der Selbſtändigkeit zurück, mit dem ſie ſonſt bei der Annäherung dieſes Mannes auf ihrer Hut geweſen war. Ihre Geſtalt, die eben noch in ſich zuſammengeſunken war, richtete ſich auf, und ihr Blick ſchweifte nicht mehr ſo hoffnungslos ins Weite, ſondern verriet deutlich die wiederkehrende Faſſung des Gemüts. Der Geiſtliche ſprach zuerſt: „Gott ſei mit Euch, Tochter! Solchen Gruß darf die Kirche auch denen bieten, die in Sünden und Verirrungen geraten ſind. Es iſt mir ein tiefer Schmerz, Euch hier zu finden, meine Tochter.“

Anna antwortete nicht. Sie hielt den Blick feſt auf den Boden gerichtet, und nur das aufſteigende Rot, das ihre bleichen Wangen färbte, verriet, daß ſie ihn hörte.

„Neben dem Schmerz darüber, daß Eure fromme Muhme eines ſo unzeitigen ſchrecklichen Todes verblichen iſt, bewegt mein Gemüt mit tiefem Kummer, was ich von Euch höre. Und ob ich ſchon weiß, daß Satanas auch wohl vermag, die Reinen und die Hohen zu fällen, wenn ſie ihre Herzen, ſo wie Ihr, gegen die heilige Kirche und ihre Diener verhärten, ſo fällt mir's doch hart, zu glauben, daß Ihr alſo ſchuldig geworden ſein könntet, wie Eure Ankläger behaupten. Darum bin ich hier, Anna, wie es einem rechten Seelſorger geziemt, der die neunundneunzig Gerechten in der Wüſte läßt und ſich des verirrten Schäfleins annimmt. Habt Ihr jetzt eingeſehen,“ ſagte er, plötzlich lebhafter werdend, „wohin es führt, wenn man ſich den Anſprüchen der heiligen Kirche unfügſam erzeigt?“

„Hochwürdiger Herr,“ entgegnete Anna leiſe, „verzeiht! Aber ich kann nicht ſehen, wie das mit meiner jetzigen Not zuſammenhängt.“

„Immer noch verblendet? Immer noch hochmütig?“ rief der geiſtliche Herr, die weißen runden Hände zum Himmel erhebend. „Seht Ihr denn noch nicht ein, daß, wenn Ihr denen gefolgt wäret, die Euer Beſtes wollen, Satanas nicht Euer begehret hätte! Ihr wäret jetzt eine Kloſterjungfrau, geehrt und wohl geborgen. Nun aber ſeid Ihr in den Händen weltlicher Gerechtigkeit, und was könnt Ihr zu Eurer Rechtfertigung vorbringen?“ Da Anna nicht antwortete, fuhr er fort: „Vielleicht verlaßt Ihr Euch auf Euren Vater. Aber auf ihn dürft Ihr nicht hoffen, ſeit heute Kunde von ihm eingelaufen iſt.“

Anna hob den Kopf und preßte die Hände krampfhaft zuſammen: „Iſt Botſchaft gekommen? Hochwürdiger, ſagt mir, was Ihr erfahren! Wo iſt er? Wie geht's ihm? Iſt er geſund?“

Der geiſtliche Herr antwortete langſam, als müſſe jedes Wort ihm ausgepreßt werden. „Ihr fragt viel auf einmal, Tochter. Wollte Gott, der Jammer Eurer Seele läge Euch ebenſo am Herzen, wie die leibliche Not! Ja, es iſt Nachricht von Eurem Vater gekommen. Er und die übrigen Abgeſandten Braunſchweigs liegen gefangen im Schloß zu Wolfenbüttel. Und der Herzog, der gottloſe Mann, den die Gerechtigkeit Gottes noch immer nicht ereilte, hat heute dem Rat vermelden laſſen, daß er der Gefangenen keinen herausgeben werde, und ſollten ſie in ſeinen Kerkern verfaulen, ehe die Stadt ihn als Herzog anerkannt habe.“

Anna hörte mit geſpanntem Atem zu. „Und was werden die Herren vom Rat thun?“ fragte ſie.

„Sie haben ihm geantwortet, daß ſie Friedrichs, ihres jungen Herzogs, Unterthanen ſeien und ihm die Stadt bewahren werden, bis er ſelbſt komme, ſie in rechtmäßigen Beſitz zu nehmen, von welchem Se. Gnaden ihn als ein ungetreuer Vetter und Vormund widerrechtlich und ſchädlich ausſchließe wider die Ordnung und das Recht des Reichs.“

Anna verbarg das Geſicht in den Händeu. Eine lange Pauſe entſtand, der Geiſtliche ließ ſeine Nachricht wirken. Endlich ſagte ſie leiſe: „Und was werden ſie mit mir thun?“

Er zuckte die Achſeln. „Ich weiß nicht, was man im Rat zu Eurer Erzählung ſagen wird. Hättet Ihr nicht gar zu offenbar in Feindſchaft mit Eurer Muhme geſtanden, ſo möchte man Euch vielleicht glauben. Es kann ſein, daß man Euer Geſtändnis nicht für voll annehmen wird. Vielleicht, daß man die Folter —“

Ein leiſer Schrei Annas unterbrach ihn, aber er fuhr kaltblütig fort: „Habt Ihr das nicht bedacht? Wenn Ihr nicht geſteht — ich ſage geſteht, Tochter — denn man wird Euch nicht glauben, wie auch ich Euch nicht glaube — ſo wird man Euch verurteilen, Euch durch die Feuerprobe oder ein anderes Gottesurteil zu reinigen. Iſt Euer Gewiſſen rein? Wagt Ihr dieſe zarten Finger der Probe des glühenden Eiſens auszuſetzen? Oder meint Ihr, daß Euer weißer Arm von der Keſſelprobe keine Spuren zeigen werde? Welch ein Tod aber Eurer wartet, wenn auch nur ein roter Flecken Eure Schuld bezeugt, das wißt Ihr.“

Anna ſaß da, wie zu Stein erſtarrt. Kalte Schweißtropfen perlten auf ihrer wachsbleichen Stirn, als ſie leiſe ſagte: „Ich bin unſchuldig, ſo weit Wille und Abſicht ſchuldig oder unſchuldig machen.“

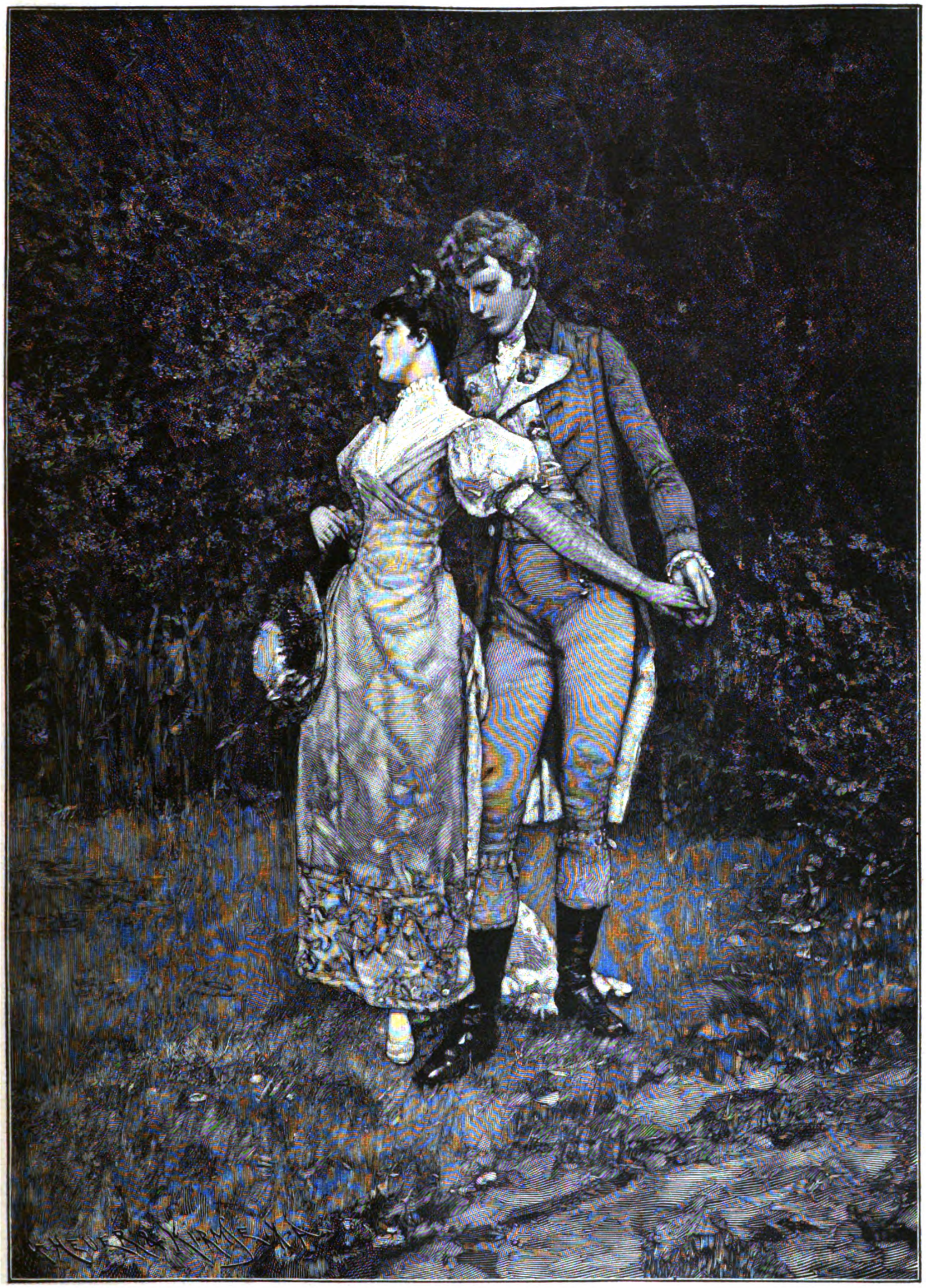
„Nun, ſo wagt die Probe!“

„Aber was ſoll ich thun? Was ratet Ihr mir? Was wollt Ihr von mir, Hochwürdiger?“ frug das Mädchen verzweifelt.

„Ich will nichts!“ Der Prieſter ſah ſie lauernd an. „Nichts als Euch retten, mein verlorenes Lamm! Flieht in den Schoß der Kirche, meine Tochter. Sie allein iſt mächtig, das Ihre zu ſchützen, ſie allein kann Euch dem Rachen des Löwen entreißen.“

Anna ſah den Mann an, der vor ihr ſaß, mit ſeinem glatten einſchmeichelnden Geſicht, ſeiner wohlgenährten Geſtalt, den wohlgepflegten, mit Ringen bedeckten Händen — und die alte Abneigung regte ſich in ihr. Sie dachte an Pater Lorenz. Sie hatte ihn oft bei Barbara geſehen, ihn auch über das Kloſterleben ſprechen hören. Da hatte er das faule, zu aller Sünde Anlaß gebende Leben in den Nonnenklöſtern der damaligen Zeit ſcharf gerügt.

„Ein freies Opfer, aus gläubigem und bußfertigem Herzen dargebracht, iſt Gott angenehm, ſo hatte er geſagt, nicht aber die weichliche Pflege des Leibes, die Eitelkeit und der Hochmut, wie ſie in derlei Klöſtern im Schwange gehen, anderer Sünden ganz zu geſchweigen. Wohl gefällt Gott die Buße, die in Gehorſam, in der demütigen Unterwerfung, in der Arbeit für Arme und Notleidende beſteht, nicht aber das faule Nichtsthun, das ſich Buße heißt, und iſt doch nichts als eitel Selbſtbetrug, wo nicht Heuchelei. Man ſollte alle,


HEUER & KIRMSE

Junge Liebe. Nach dem Gemälde von C. Hoff.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

die da Buße thun wollen, in ein großes Krankenhaus bringen, oder in ein ander Haus mit ſchwerer und nützlicher Arbeit, daß ſie daſelbſt lernen, was ihre Thaten verdient haben, und Gott durch gute Werke und Geduld preiſen. Sie möchten da wohl eher ihrer Sünden quitt werden, als beim Singen und Litaneien ſagen.“ Daran dachte Anna. Und keine Art demütigender Arbeit wäre ihr zu ſchwer geweſen, keine Selbſtaufopferung zu groß, um ihre ſchwere Schuld abzubüßen. Denn eine Schuld war's, das fühlte ſie tief, die Gott an ihr geſtraft hatte durch das furchtbare Ereignis, das er zugelaſſen. Aber eben weil ſie das fühlte und ſo tief fühlte, ſträubte ſich ihr wahrhaftes Herz gegen den Vorſchlag des Weltmannes im Prieſterrock. Ins Kloſter gehen, ſich Gott verſchreiben, nicht aus freiem Entſchluß, nur aus Furcht und um der Strafe zu entgehen — ſie fühlte, ſie würde eine neue Schuld auf ſich laden. Und was half ihr ſelbſt die Ruhe und Sicherheit des Kloſterlebens, wenn das Geſpenſt ihrer Sünde ihr folgte? Nein, lieber Strafe leiden, als ihr durch Heuchelei entgehen!

Der Prieſter beobachtete ſie ſcharf während ihres langen Schweigens. Endlich ſagte er ſanft: „Ihr bedenkt Euch lange, meine Tochter.“

„Ihr ſagtet, Ihr glaubet mir nicht, hochwürdiger Herr. Wie gebt Ihr Euch dann ſo viele Mühe um eine Unwürdige?“

„Soll nicht die Kirche das Verlorene ſuchen? Das Kloſter iſt der rechte Ort für die bußfertigen Sünder.“

„Laßt mir Bedenkzeit, hochwürdiger Herr!“

„Bedenkzeit iſt die rechte Zeit für den Verſucher. Das bedenkt, Jungfrau Anna!“

„Nun denn — ich kann nicht, hochwürdiger Herr.“

„Habt Ihr's recht bedacht, Tochter? Die Kirche kann Euch ſchützen, niemand ſonſt. Seht Eure zarten Glieder an; wollt Ihr ſie der Folterbank, dem Henkersknecht ausliefern? Und was mehr iſt, denkt an das Heil Eurer Seele!“

„Laſſet die Seele aus dem Spiel, Hochwürdiger,“ ſagte Anna mit einem Anflug des alten Geiſtes, „wo Ihr doch nur an Hab und Gut denkt!“

„Nun wohl, Tochter, lebt wohl; aber wißt, daß ich immer noch eine andere Erklärung von Euch erwarte. Ihr könnt Barbara oder das Weib des Schließers zu mir ſenden, mich zu rufen, wenn Euch beſſerer Rat kommt. Nur bedenkt, daß es nicht zu ſpät ſei. Habt Ihr Euch dem Kloſter verſchrieben, bevor Ihr gerichtet werdet, wohl, ſo kann ich Euch fordern als eine der Kirche Angehörige, deren Sache unter geiſtliches Gericht gehört. Mit einer Kirchenbuße und etlichen Kloſterſtrafen wird alsdann alles abgemacht ſein, und ich werde ſorgen, daß ſie nicht allzu ſchwer werden. Seid Ihr dem weltlichen Gericht verfallen, kann Euch auch die Kirche nicht mehr löſen. Lebt wohl!“

„Verzeiht mir, Hochwürdiger! Und laſſet mich nicht ohne Euren Segen!“ flehte Anna, der das Herz zitterte, den einzigen im Zorn gehen zu ſehen, der ihr doch immerhin Teilnahme gezeigt hatte.

Der Prieſter berührte flüchtig des armen Kindes Scheitel und murmelte die üblichen Segensworte. Dann ging er.

Annas Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, da ſie die Thür ins Schloß fallen hörte. Nun war ſie allein. Nun war ſie allen Qualen dahingegeben, welche die Einſamkeit bringt, dieſe Freundin der Glücklichen, von Gott Geſegneten, dieſe bitterſte Feindin aller Unglücklichen und Friedeloſen. Die Abenddämmerung verkehrte ſich in Nacht, und die Dunkelheit belebte ſich mit unheimlichen Geſtalten. Die Bilder des vergangenen Tages zogen mit entſetzlicher Deutlichkeit an ihr vorüber. Der ſchlafende Henning, den ſie wiederzuſehen, nimmer hoffen durfte, die ſchluchzende Barbara mit ihren verweinten Augen, das Schlafzimmer der Muhme, das verhängte Bett, die Mägde und Knechte, ziſchelnd und flüſternd und dann wieder Abſchied nehmend um ſie drängend — und endlich immer und immer wieder, untertauchend und neu erſtehend, verſchwindend und raſtlos wiederkehrend, hinter allem übrigen ſtehend, manchmal ungeſehen aber ſtets gefühlt, wie der Schmerz, der uns im Schlafe drückt, wie der Abgrund, den uns Nebelſchleier verhüllen — ſtand vor ihrem vergebens ſich abwendenden Blick das ſchrecklich verzerrte Geſicht mit den gläſernen Augen, ſie glanzlos anſtarrend mit der entſetzlichen Frage: „Haſt du das gethan?“ — Anna preßte die Hände vor das Geſicht, den Anblick auszuſchließen; aber er war dennoch da. Sie ſprang auf, ſie ging im Zimmer auf und nieder, aber er folgte ihr. Sie warf ſich auf die Kniee und verſuchte, um Erbarmen zu Gott zu ſchreien, aber die Worte erſtarben auf ihren Lippen. Sie verſuchte gewaltſam die Augen von der Vergangenheit ab und der Zukunft zuzukehren, aber was ſahen ſie da? — Nun erſt ſchienen die Worte des Prieſters Geſtalt für ſie zu gewinnen. Sie ſah den Marterknecht ſeine Hände nach ihr ausſtrecken, ſie ſah das glühende Eiſen in ſeiner Hand, ſie hörte die Mönche ihre Gebete darüber murmeln. Sie blickte auf ihre Arme, die weiß durch die Dunkelheit ſchimmerten, und es war ihr, als ſeien ſie bereits gezeichnet mit den roten Brandflecken. — O Gnade und Barmherzigkeit! War denn keine bei Gott oder Menſchen zu finden?

Acht Tage waren vergangen, Tage der Qual und banger Erwartung für Anna, die ſie zuletzt eine Entſcheidung herbeiſehnen ließen. Denn die ſchrecklichſte Gewißheit erſchien ihr jetzt erträglicher, als der Zuſtand der Unſicherheit. Jeden Abend war Barbara zu ihr gekommen, von der freundlichen Schließerin eingelaſſen, obwohl es ſonſt nicht üblich war, daß ſo ſchwer Verklagte von den Ihrigen beſucht würden. Dieſer Beſuch war der einzige Lichtblick in ihren dunklen Tagen. Nicht die Tröſtungen, nicht die Hoffnungen der alten treuen Wärterin waren es, die dem armen Mädchen wohl thaten; aber ihre große Liebe ſenkte ſich wie ein heilender Balſam in das wunde, junge Herz. Von ihr erfuhr ſie auch, was ſich außerhalb ihrer Gefängnismauern zutrug. Frau Giſela war mit großen Ehren beſtattet worden. Sie war eine fromme Frau geweſen, und ob ſie gleich nur geringe Mittel beſeſſen, hatte ſie es doch an Spenden für Kirchen und Klöſter nicht fehlen laſſen, die ſich nun ihrerſeits beeiferten, ihre Dankbarkeit bei dem „chriſtlichen Begengnuß“ zu bethätigen. Der außerordentliche Todesfall hatte überdies in der Bürgerſchaft das allgemeinſte Aufſehen erregt, und ſo fand ſich groß und klein zuſammen, ihr das letzte Geleit zu geben. Anna hörte von ihrer Zelle aus das Läuten der Glocken und den monotonen Geſang der begleitenden Ordensbrüder und Schweſtern, und es war ihr, als läute man zu ihrer eigenen Beſtattung. — Von Henning hatte ſie keinerlei Botſchaft erhalten, denn die Erkältung, wie auch die heftigen Erregungen der Schreckensnacht hatten ihn, den noch nicht Geneſenen, auf ein hitziges Krankenlager geworfen, wo er ohne klare Beſinnung lag. Doch war Barbara nicht in ernſtlicher Beſorgnis ſeinetwegen; ſie hoffte, daß bei ſorgfältiger Pflege ſeine kräftige Natur der Krankheit obſiegen werde.

So kam der Tag der Gerichtsſitzung heran, an dem Annas Schickſal entſchieden werden ſollte, und ſie ſah ihm mit ſchwer errungener, demütiger Faſſung entgegen. Das Gericht beſtand aus den ehrbaren Bürgern der Stadt, die von Bürgerſchaft und Rat erwählt, dazu geſchworen waren, Recht und Gericht ohne Anſehen der Perſon und Sippſchaft zu verwalten. Früher waren die Gerichtsverhandlungen auf öffentlichem Markte vor dem Roland der Stadt abgehalten worden. Dieſe Sitte beſtand nicht mehr, aber ſie waren öffentlich geblieben, und Mengen von Zuſchauern drängten ſich heute zu dem Gerichtsſaal, alle Gänge und den Gerichtsſaal erfüllend. Als Anna, bleich von der Angſt und den Entbehrungen der letzten Tage, aber mit einer edlen Faſſung in dem leidensvollen Geſicht, in den Saal trat, die Augen züchtig geſenkt, da ging ein Murmeln durch die große Verſammlung. „Sieht dieſe aus, wie eine Mörderin?“ frug einer den andren. Die Antwort aber, die Hans Holting, der Grobſchmied, ſeinem Freunde Tile Dortmund auf dieſelbe Frage gab, kennzeichnete die Stimmung der Zuſchauer, wie die Anſchauungen der Zeit. „Du Narr!“

ſagte er, „haſt du denn vergeſſen, daß der üble Teufel die Geſtalt eines Engels des Lichts anzunehmen vermag?“ Der andere zuckte die Achſeln und bekreuzte ſich eifrig.

Noch einmal mußte Anna öffentlich ihre kurze, traurige Geſchichte wiederholen. Sie that es mit leiſer, aber ſicherer Stimme. Dann wurden ihre Hausgenoſſen nacheinander vorgerufen. Sie alle wußten nichts weiter zu erzählen, als daß ſie, von ungewöhnlichem Geräuſch erweckt, in die Zimmer ihrer Herrſchaft gedrungen ſeien und Frau Giſela bereits tot in ihrem Bette, Anna und Barbara aber um ſie beſchäftigt gefunden hätten. Sie alle gaben der Verſtorbenen das Zeugnis, daß ſie eine heftige, zänkiſche Frau geweſen, bei welcher es niemand gut im Hauſe gehabt habe, am wenigſten aber ihre Herrin, die Jungfrau Anna. Sie alle aber konnten, trotz des beſten Willens, zu Annas Gunſten auszuſagen, nicht in Abrede ſtellen, daß auch Anna der Muhme unfreundlich begegnet, und daß vielfach offener Zank zwiſchen ihnen beiden geherrſcht habe. Das ſchwerwiegendſte Zeugnis aber war das der Beghine Barbara. Das arme Weib war mit der feſten Abſicht gekommen, kein Wort auszuſagen, zu welchem ſie nicht genötigt werde. Aber gerade dieſe Unwilligkeit zum Sprechen ſchlug Anna zum Schaden aus. Denn ihre Ausſagen belaſteten das Mädchen trotz deſſen ſo ſchwer, daß Volk und Richter den Eindruck gewannen, als könne ſie noch gar viel ſagen, wenn ſie nicht entſchloſſen ſei, es zu verſchweigen.

Und da alle, die zu vernehmen waren, ihr Zeugnis abgeleiſtet hatten, und auch die Frage, ob ſonſt noch jemand da ſei, der in vorgedachten Sachen für oder wider die verklagte Jungfrau Anna vom Damme auszuſagen habe, unbeantwortet blieb, da erhob ſich Herr Bruno Hußſtidde, der auf dem Richterſtuhl ſaß, und redete Anna an: „Ihr ſehet, Jungfrau vom Damme, daß Eure Sachen gar übel ſtehen. Darum ermahne ich Euch im Namen Gottes und ſeiner Heiligen, Ihr wollet Ihm die Ehre geben und Eure Unthat freiwillig und ehrlich eingeſtehen.“

Barbara begrub das Geſicht in ihrer weißen Schürze und ſchluchzte. Anna zeigte keine Überraſchung. War es nicht das, was ſie hatte kommen ſehen? Das, worauf ſie ſich acht Tage lang mit Schmerzen vorbereitet hatte? — Sie erhob ſich, und gefaßt, wie ſie ſich während der ganzen Verhandlung gezeigt hatte, antwortete ſie: „Liebe und geneigte Herren! Meinet Ihr nicht, daß, wo ich etwas zu geſtehen hätte, ich hätte es Euch längſt angezeigt? Glaubt mir, daß ich Euch alles geſagt habe, ſofern ich es ſelber weiß. Ich bin eine große Sünderin vor Gott, wie ich wohl weiß. Habe ich aber dieſes große Unglück angerichtet, ſo weiß ich’s ſelber nicht. Was ich Euch geſagt habe, iſt wahr. Da ich die Tropfen einzählte, um welche meine Muhme mich drängte, konnte ich nicht wohl ſehen, denn das Licht brannte dunkel, und meine Hand zitterte ſehr. Da riß ſie mich am Arm, und das Gefäß ruckte und fiel aus meiner Hand. Wie viel davon in den Becher gefloſſen, den ich in der andren Hand hielt, das weiß ich nicht zu ſagen. Da nahm ſie den Becher aus meiner Hand, ich aber war vor Schreck ganz erſtarret. Ob aber meine Muhme durch dieſen Trank, den meine Hand ihr kredenzt, geſtorben iſt, oder ob ihre heftige Gemütsart und Krankheit ihrem Leben ein Ende gemacht haben, noch ehe ſie davon getrunken, das weiß ich nicht zu ſagen. Habe ich in dieſem Punkt geſündigt, ſo iſt’s doch ohne meinen Willen geſchehen. Richtet mich, ſo wie es Gott Euch eingibt. Denn Strafe habe ich wohl verdient, wenn auch nicht für das, um deſſentwillen ich vor Euch ſtehe.“

(Fortſetzung folgt.)

Pſalm 145, 18 und 19.

Die Nacht erſchien im ſchwärzeſten Gewand
Und rief den Nordwind aus des Eismeers Räumen.
Der peitſcht die See mit nimmermüder Hand,

Daß ihre Wogen wild ans Ufer ſchäumen
Und raſend mit der Ohnmacht blinder Wut
Am feſten Deich ſich hoch und höher bäumen. —

Im Fiſcherhaus, das hinterm Deiche ruht,
Iſt noch das niedre, rauchgeſchwärzte Zimmer
Erleuchtet von des Ofens roter Glut.

Ein Elternpaar, noch in der Jugend Schimmer,
Schaut angſtvoll ſeines Kindleins Fieberbrand
Und lauſcht mit Sorge ſeinem leis Gewimmer.

Des Mutterauges heiße Thräne ſchwand
In ihres Kleinods ſeidenweichen Locken;
Der Vater faßt beſorgt die kleine Hand.

Welch Ton! Der beiden Atemzüge ſtocken.
Und abermals, welch Ton! Ein Schiff in Not!
Ruft mahnend durch den Sturm der Mund der Glocken.

Auf, Jasper, auf! Zum Strand, zum Rettungsboot!
Und an den Laden ſchlägt’s mit lautem Krache.
Auf, Jasper, auf! Die Brüder ſind bedroht!

Und Jasper küßt ſein Weib, er führt die ſchwache,
So heiße Hand des Kleinen an den Mund,
Und raſch enteilt er ſeinem trauten Dache.

Da betet laut das Weib aus Herzensgrund:
„O Herr, wie du Sankt Peter botſt die Hände,
So rett’ auch Jasper aus dem Meeresſchlund,

Daß er zur Hütte ſeine Schritte wende.
Weil er das Leben für die Brüder wagt,
Sein Kindlein von des Todes Pforte ſende!

Mein Gott, gleich Jakob will ich unverzagt
In raſtlos heißem Beten mit dir ringen,
Bis daß es purpurrot im Oſten tagt!“ —

Die Stunden regen langſam ihre Schwingen,
Die Mutter aber kniet noch im Gebet,
Da helle Schatten ſchon ins Zimmer dringen.

Da fühlt ſie, wie die Herzensangſt verweht.
Die müden Augen ſuchen nach dem Kleinen,
Des Bettlein nah dem warmen Ofen ſteht.

Wie wonneſam muß ihr das Bild erſcheinen!
Dort liegt das Bübchen ſonder Schmerz und Harm
Und ſpielt vergnügt mit ſeinen nackten Beinen.

Sie ſtürzt hinzu, ſie küßt und herzt es warm.
Da knarrt die Thür, und eh’ ſie ſich’s verſehen,
Umfaßt ſie kräftig ihres Jaspers Arm.

„O Herr, du hörteſt gnädiglich mein Flehen!“
So ſpricht ſie leis in nie geahnter Luſt
Und birgt — was iſt mit ihrem Haar geſchehen?
Das graue, junge Haupt an Jaspers Bruſt.

Eliſabeth Tilemann.

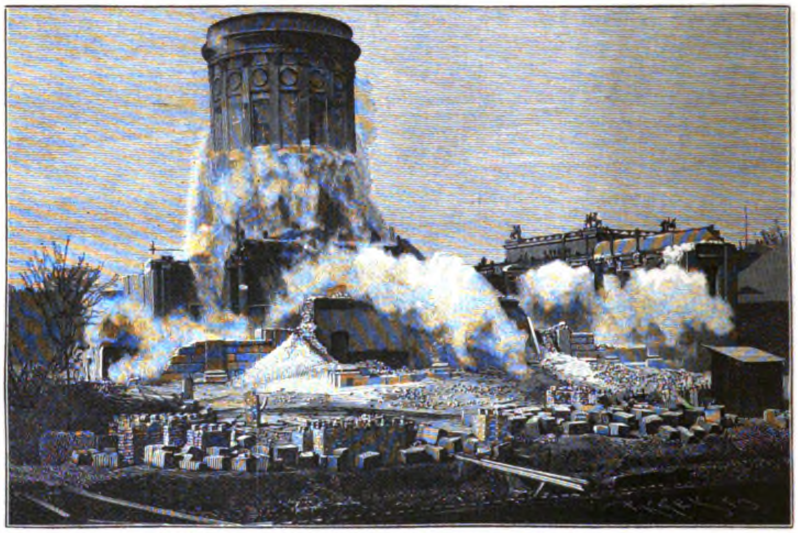
* * *

Die Sprengung des Domturms in Berlin.

(Abdruck verboten.)

Die Stätte, wo der alte Dom im Berliner Luſtgarten, in unmittelbarſter Nähe des königlichen Schloſſes, der Muſeen, der Nationalgallerie und der Börſe ſtand, bot in den letzten Wochen einen recht wehmütigen Anblick: in eine ungeheure Ruine hatte ſich das altehrwürdige Gotteshaus verwandelt, in ein Gewirr von zerborſtenen Mauern, halbausgegrabenen Fundamenten, loſe aufgeſtapelten Quadern, von Ziegelhaufen und Holzwerk. Mächtig und trotzig aber ragte aus all den Trümmern der Domturm an hundert Fuß hoch empor.

Die regelrechte Abtragung des maſſigen, noch aus dem erſten Dombau, den Friedrich der Große errichtet hatte, ſtammenden Turms hätte große Schwierigkeiten gemacht, lange Zeit erfordert und ſehr bedeutende Koſten verurſacht; es wäre dazu, um nur eins zu erwähnen, eine vollkommene Einrüſtung des ganzen Bauwerks erforderlich geweſen, und innerhalb dieſer hölzernen Rüſtung hätte dann erſt das allmähliche Abtragen des teils aus mit eiſenhartem Mörtel verbundenen Ziegeln, teils aus Sandſteinpfeilern aufgeführten Turmes erfolgen können. Man hatte ſich daher entſchloſſen, den alten Rieſen durch eine Sprengung niederzulegen. Wo es in Berlin oder in der Umgebung der Hauptſtadt eine ſchwierige Sprengung auszuführen gibt, wo ſchwere Fundamente ſich nur widerwillig aus ihrer hundertjährigen Ruhe aufſtöbern laſſen wollen, oder wo es gilt, einen himmelhohen Fabrikſchornſtein umzulegen, pflegt man neuerdings ſtets die Sprengkommiſſion der Eiſenbahnbrigade heranzuziehen, die derartige Arbeiten geradezu zu ihrer Spezialität herausgebildet hat. Das Daheim brachte erſt unlängſt (in Nr. 9) die Abbildung der von ihr ausgeführten Sprengung des großen Waſſerturms in Weſtend, die ſchon beim erſten Verſuch vollſtändig glückte. Bei dem Domturm lagen die Verhältniſſe indeſſen weſentlich ſchwieriger; hier handelte es ſich nicht, wie bei dem Weſtender Bauwerk, um einen modernen, auf einzelnen Pfeilern ruhenden Ziegelbau, ſondern um einen äußerſt feſtgefügten, gleichſam eine kompakte Maſſe bildenden Turm mit 3—5 Meter dicken, in der Weiſe unſerer Altvordern ungemein ſolide aufgeführten Mauern. Vor allem aber erforderte die unmittelbare Nähe des Schloſſes und der Muſeen eine beſondere Berückſichtigung, jede ſtärkere Erſchütterung mußte vermieden, ſoweit irgend möglich ſollte ſogar jede ſtarke Detonation, ſchon in Anbetracht, daß es ſich um ein Gebäude inmitten der Großſtadt handelte, verhindert werden. Noch als der leitende Offizier, Major Gerding, bereits alle ſeine Vorbereitungen vollendet hatte, tauchten ſeitens der Dombau-Kommiſſion, der Schloßbau-Kommiſſion und der Verwaltung der königlichen Sammlungen ernſte Bedenken auf, und Major Gerding wurde beſtimmt, die Größe der von ihm in Ausſicht genommenen Ladung weſentlich zu beſchränken, trotzdem er betonte, daß ein ſicherer Erfolg von den 108 Kilogramm Celluloſedynamit, die er nunmehr in den innerhalb der Fundamente angebrachten Minen eindämmte, nicht zu erwarten ſei. Der weitere Verlauf wird unſeren Leſern aus den Berichten der Tageszeitungen vorausſichtlich noch in friſchem Gedächtnis ſein. Die erſte Sprengung mißglückte, der Turm hob ſich inmitten einer gewaltigen Staubwolke um einige Centimeter, ſank dann aber wieder in ſeine alte Lage herab; der Kaiſer, der an dem Vorgang das lebhafteſte Intereſſe nahm und durch ſein Erſcheinen auf dem Balkon des Schloſſes das Zeichen zur Entzündung der Minen gegeben hatte, gab darauf Major Gerding den Befehl zu einer zweiten; als dieſe, jetzt mit 150 Kilogramm Dynamit, ausgeführt wurde, ſchien das eiſenharte Gemäuer auch dem erneuten Angriff getrotzt zu haben: von fern wenigſtens geſehen, ſtand der Turm wie vorher faſt unverändert. Bei der genaueren Unterſuchung ergab ſich indeſſen, daß er doch im Innerſten getroffen war; die Fundamente waren zum größten Teil bereits herausgeſprengt, er ruhte eigentlich nur noch auf Bruchſtücken, und es ließ ſich vorausſehen, daß es nur noch einer geringen Erſchütterung bedurfte, ihn vollends zu Falle zu bringen. Noch ehe Major Gerding aber einige ſchwache neue Minen eingefügt hatte, ſtürzte der Koloß, ganz nach Vorſchrift, teils in ſich ſelbſt, teils nach der Spreeſeite hin zuſammen. Die zweite Sprengung hatte alſo doch ihre volle Wirkung bereits gethan.



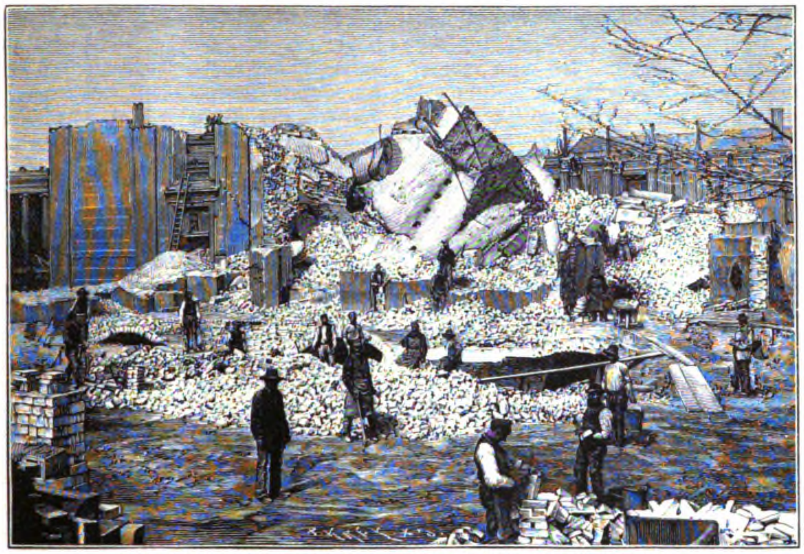
Die Sprengung des Domturms zu Berlin: Die erſte Sprengung.

Dem Laien muß es als ein ungeheures Wagnis erſcheinen, in einer volksbelebten Stadt, in allernächſter Nähe von Gebäuden von höchſtem hiſtoriſchen und künſtleriſchen Wert, eine Sprengung mit derartigen Maſſen von Dynamit auszuführen, und ſelbſt techniſche Kreiſe ſahen der Niederlegung des Domturms mit einer gewiſſen unruhigen Spannung entgegen. Die Kraft des Dynamits iſt eine ungefähr achtmal größere, als die des Pulvers; wenn aber etwa ein mit mehr als 20 Centnern Pulver gefüllter Turm an der Stelle, wo der Dom ſtand, in die Luft gegangen wäre, würde der Schaden für die ganze Umgebung ein ungeheurer, gar nicht zu berechnender geweſen ſein. Wie kommt es nun, daß die Exploſion einer gleichwertigen Dynamitmaſſe faſt ohne Erſchütterung, ja ohne jede ſtärkere Detonation vorübergehen konnte, — wie iſt es ferner möglich, ein ſo mächtiges Bauwerk, wie den Domturm, genau in einer vorher beſtimmten Richtung niederzuwerfen?

In der That iſt das eine, wie das andere erſt auf Grund der neueſten Erfahrungen in der Sprengtechnik, auf Grund nicht zuletzt der von der Verſuchsabteilung der Eiſenbahnbrigade geſammelten Erfahrungen möglich. Ich möchte verſuchen, ſoweit es im Rahmen eines kleinen Artikels möglich iſt, an dem Beiſpiel der Domturmſprengung die Erklärung für die eigentümlichen, intereſſanten Erſcheinungen zu geben. Dem Beginn einer derartigen Sprengarbeit muß die ſorgfältigſte Unterſuchung des betreffenden Bauwerks vorangehen. Bei einem Bau, wie etwa dem Weſtender Waſſerturm, hat das keine beſonderen Schwierigkeiten; derſelbe war erſt vor einigen Jahrzehnten errichtet, hier lagen alle Konſtruktionszeichnungen vor, der leitende Offizier konnte ſich ein klares Bild von den zu erwartenden Widerſtänden machen. Anders bei dem Domturm; hier mußte man ſich mit dem Augenſchein begnügen, in das innere Gefüge des Mauerwerks hineinzuſchauen aber war nicht möglich; man konnte alſo nicht im voraus wiſſen, daß dasſelbe mit zahlreichen feſten Eiſenankern durchzogen war, man wußte auch nicht, daß die Fundamente teilweiſe von Hohlräumen durchſetzt waren, in denen bei der erſten Sprengung ein Teil der Kraft wirkungslos verpuffte. Es blieb alſo nichts übrig, als den Widerſtand, den das Bauwerk bieten konnte, annähernd feſtzuſtellen, ſo gut es eben ging.

Nachdem dies geſchehen, wurde nach Erfahrungsgrundſätzen die Maſſe des erforderlichen Sprengſtoffs berechnet. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen kann man dabei mit einem bedeutenden Zuſchlag arbeiten, man nimmt zu der berechneten Maſſe Dynamit ein Plus, um ganz ſicher zu gehen, daß der Zweck auch erreicht wird. Hier war die Verantwortlichkeit zu groß, es kam darauf an, höchſte Vorſicht walten zu laſſen, es durfte gerade nur ſo viel Sprengſtoff verwendet werden, als unbedingt erforderlich erſchien — nur gerade ſo viel, daß, und das iſt der Kernpunkt, bei der Exploſion die Kraft derſelben ſich mit dem zu überwindenden Widerſtand ausbalancierte.

Wenn die Minen tief genug im Inneren des Mauerwerks liegen und feſt verdämmt — vermauert ſind, und wenn ferner die Quantität des Sprengſtoffs richtig berechnet iſt, fängt nämlich die Maſſe des Gemäuers gleichſam den Stoß der Exploſionsgaſe auf, und zwar derart, daß die Wirkung auf jenes ſelbſt beſchränkt bleibt und nicht, oder doch nur in ſehr beſchränktem Maße, auf die Umgebung als Erſchütterung oder Detonation zur Geltung kommt.



Die Sprengung des Domturms zu Berlin: Der zuſammengeſtürzte Turm.

Der zweite wichtige Punkt iſt die richtige Lage der Minen, denn durch ſie wird die Niederlegung nach einer vorher beabſichtigten Richtung erzwungen. Bei dem Domturm waren die Minen zwar kreisförmig auf den ganzen Umfang des Bauwerks verteilt, aber es befanden ſich nicht nach allen Seiten gleichviele und gleichſtarke Ladungen. Die Mehrzahl der Minen war vielmehr nach der Spreeſeite hin angebracht worden, nach den anderen Seiten waren weniger, weiter voneinander entfernte und ſchwächer geladene Kammern in das Mauerwerk eingemeißelt. Jene ſollten das ſtützende Mauerwerk gleichſam mit Gewalt nach der Spree zu herausdrücken, dieſe nur eine ſekundäre Wirkung üben, als ſogenannte „Erſchütterungsminen“ das Geſamtgefüge lockern, den Zuſammenſturz nach innen fördern helfen. Gibt nun der Unterbau nach der Seite der ſtärkſten Kraftäußerung hin zuerſt nach, ſo ſtürzt dasganze Bauwerk naturgemäß auch nach dieſer Richtung hin zuſammen. Daß in unſrem Fall auch dieſe Berechnung genau ſtimmte, beweiſt die Abbildung der Trümmer des zuſammengeſtürzten Turmes; dieſelbe, wie auch die erſte, iſt von der Kaiſer-Wilhelmsbrücke aus aufgenommen, und man kann deutlich aus ihr erſehen, wie die ganze ungeheure Steinmaſſe ſich nach der Spreeſeite zu geſenkt hat.

Sehr intereſſant waren die Vorgänge zwiſchen der zweiten Sprengung und dem Sturz des Turmes. Nach den Zeitungsberichten war es eigentlich nur einem glücklichen Ungefähr zu verdanken, daß unter den brechenden Mauermaſſen nicht Major Gerding ſamt ſeinen Mannſchaften begraben wurde. In Wirklichkeit lag eine derartige Gefahr keineswegs vor, und konnte bei gehöriger Vorſicht auch nicht in Frage kommen. Einmal ließ der erfahrene Sprengtechniker, nachdem er einmal erkannt hatte, daß das Bauwerk bereits in ſeinen Grundfeſten erſchüttert war, ſeine Leute nur von außen arbeiten, und jeder einzelne der Pioniere hatte ganz beſtimmte Anweiſung, ſich auf den erſten Warnungsruf ſo ſchnell als möglich auf genau vorgeſchriebenem Wege zurückzuziehen. Dann aber ſtürzt ein ſo mächtiges Gebäude nicht zuſammen, ohne vorher deutliche, jedem Kundigen verſtändliche Zeichen der drohenden Gefahr zu geben. Da lockert ſich hier ein Stein und fällt, dort rieſeln Sand und Mörtel herab, die Riſſe erweitern ſich, es knirſcht und kracht im Gemäuer, und das Abloten läßt Veränderungen in der Vertikalen erkennen. So war es auch hier, das Zurückziehen der Mannſchaften konnte daher völlig rechtzeitig erfolgen. Daß dann die kurze Spanne Zeit bis zum endlichen Zuſammenſturz des mächtigen Bauwerks doch voll dramatiſcher Spannung für alle Beteiligten war, iſt ſelbſtverſtändlich; als der trotzige alte Geſelle ſchließlich, haarſcharf nach der beabſichtigten Seite hin, ſein Haupt neigte und, eine ungeheure Staubwolke aufwirbelnd, niederbrach, mag der leitende Offizier, auf deſſen Schultern in den letzten Tagen eine ſchwere Verantwortung geruht hatte, erleichtert aufgeatmet haben. Er hatte jedenfalls ſeine ſchwierige Aufgabe auf das trefflichſte gelöſt.

Hanns v. Zobeltitz.

Schulpforta vor fünfzig Jahren.

Von D. Bernhard Rogge.

(Abdruck verboten.)

Die Landesſchule Pforta rüſtet ſich zur dreihundertfünfzigjährigen Jubelfeier des Tages, an welchem durch Erlaß des Kurfürſten Moritz von Sachſen das ehemalige Ciſterzienſerkloſter Pforta, ebenſo wie die Klöſter Grimma und St. Afra in Meißen zur Gründung gelehrter Fürſtenſchulen beſtimmt wurden. Bei der Berümtheit, zu welcher namentlich die Landesſchule Pforta im Laufe der Jahrhunderte gelangt iſt, und die ſie bis auf den heutigen Tag ſich bewahrt hat, dürften die nachfolgenden Erinnerungen eines alten Portenſers nicht bloß für die ehemaligen Schüler derſelben, ſondern auch für den weiteren Leſerkreis des Daheim von einigem Intereſſe ſein. Dieſelben reichen gerade bis zum Jahre 1843 zurück, in welchem die Landesſchule Pforta mit ihrer dritten Säkularfeier in das vierte Jahrhundert ihres Beſtehens eingetreten iſt. Gar vieles hat ſich in dem halben Jahrhundert, das ſeit jenem Jubeljahre über Schulpforta dahingegangen iſt, in der Anſtalt geändert, aber gleich geblieben iſt ſich, ſoweit meine Erfahrung reicht, die dankbare Anhänglichkeit, die auch heute noch die ehemaligen Portenſer in ihrer weitüberwiegenden Mehrzahl der alma mater bewahren. Einen wie düſteren Eindruck machte damals das unſchöne Thor, das einem ſchwarzen Schlunde gleich dem Eintretenden entgegengähnte, und an deſſen Stelle nun das freundliche, im gotiſchen Stile gehaltene Thorgebäude getreten iſt? Welche vorteilhafte Umwandlung hat die altehrwürdige Kloſterkirche erfahren? Zwar das herrliche weſtliche Portal des Gotteshauſes und der ſchiefergedeckte ſpitze Thurm ſind dieſelben geblieben. Aber wie ganz anders als heute ſah es im Innern der Kirche aus. Die heutige Generation der Alumnen hat keine Ahnung von dem Zuſtande der Verwahrloſung, in welchem ſich der ſtolze gotiſche Bau mit ſeinen himmelanſtrebenden Pfeilern befand. Die ſchönen Kapitäle der letzteren waren ebenſo wie dieſe ſelbſt und das Gewölbe, das ſie tragen, mit weißem Kalk übertüncht; das Langſchiff war durch eine hölzerne, weiß angeſtrichene Empore verunſtaltet, in dem ſüdlich gelegenen Arm des Kreuzſchiffes waren amphiteatraliſch aufſteigend die mit weißer Ölfarbe angeſtrichenen Sitze der Schüler eingebaut; die hölzerne Kanzel hatte einen Umfang, daß drei Männer auf ihr nicht bloß bequem ſtehen, ſondern auch hätten ſpazieren gehen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

können. Wohin man ſah, geſchnörkeltes Holzwerk, das die urſprüngliche Schönheit und Erhabenheit des Baues, wie er ſich heute wieder darſtellt, kaum mehr ahnen ließ. Noch ſtörender waren die unmittelbar an die Kirche ſich anlehnenden Anbauten, die den Eindruck des öſtlichen Chores beeinträchtigten. Dort jenes ſcheunenähnliche Gebäude, das ſich maſſenhaft vor den hohen Chor der Kirche legt, hier das bis unmittelbar an die alte Abtskapelle ſich herandrängende häßliche Mauerwerk, hinter dem wirtſchaftliche Gebäude der unedelſten Art ſich nur notdürftig verſtecken. Wem der Greuel der Verwüſtung von damals in der Erinnerung geblieben iſt, der wird ſtaunen, wenn er am Schulfeſte die Abtskapelle in ihrer urſprünglichen weihevollen Schönheit wiederhergeſtellt ſieht. Der Hauptſache nach iſt das Schulgebäude mit dem Cönakel und den Klaſſenräumen im erſten, den Alumnatſtuben im zweiten und den darüber belegenen Schlafſälen im dritten Stockwerk zwar heute noch dasſelbe wie vor fünfzig Jahren. Da liegt noch über dem rundfenſtrigen Primanerauditorium die Inſpektionsſtube des Hebdomadars und unmittelbar über derſelben das Karzer mit ſeinem vergitterten Fenſter, damals viel häufiger benutzt als heute. Waren doch zu meiner Zeit Beſtrafungen mit ein, ja mit zwei Tagen ſtrengen Karzers, d. h. zwölfſtündiger Einſperrung bei Waſſer und Brot, gar nichts ſo ganz Seltenes, und eines Tages gelinden Karzers, bei welchem die Einſperrung ſich auf die Vormittagsſtunden von acht bis zwölf und auf die Nachmittagsſtunden von zwei bis ſechs beſchränkte, konnte man ſich ſchon bei ſehr geringfügigen Verſtößen gegen die Schulordnung verſehen. Eine dreitägige Karzerſtrafe freilich war die ultima ratio ſtatt der ſchon halb verwirkten Entlaſſung aus der Anſtalt. Übrigens wurde die Karzerſtrafe inſofern als eine ehrenvolle angeſehen, als nur Primaner und Ober-Sekundaner ihrer teilhaftig werden konnten. Die Schüler von Unter-Sekunda abwärts wurden ſtatt des Karzers reichlich mit Karenen bedacht.

Auch das Türmchen, von dem die Schulglocke mit ihrer hellen Stimme allſtündlich die Tagesordnung regelt, den Ruf zur Morgen- und Abendandacht, zu den Mahlzeiten, in den Schulgarten und aus demſelben wieder zur Arbeit in ſtetem Wechſel ergehen läßt, iſt heute noch dasſelbe wie vor fünfzig Jahren. Aber im übrigen iſt doch der Geſamteindruck des Schulhauſes durch den mächtigen Anbau an dem weſtlichen Teile desſelben und durch die völlige Umgeſtaltung des letzteren ein völlig anderer geworden. Durch dieſen im gotiſchen Stile gehaltenen Anbau iſt es vor allem möglich geweſen, für die Anſtalt eine würdige Aula für feſtliche Anläſſe zu ſchaffen, die zugleich bei den täglichen Morgen- und Abendandachten als Betſaal dient, und die auch für muſikaliſche Aufführungen einen geeigneten Raum bietet. Der niedrige Betſaal, eigentlich nichts weiter als ein größeres Auditorium, mit dem wir uns begnügen mußten, erwies ſich in jeder Beziehung als unzureichend und entbehrte allen und jeden feſtlichen Schmuckes. Bei feſtlichen Anläſſen, wie an Königs Geburtstag, am Schulfeſt und bei ſonſtigen Gelegenheiten konnten in demſelben außer den Lehrern und Schülern kaum die Beamten der Anſtalt Platz finden, geſchweige denn daß für einen weiteren Kreis von Zuhörern Raum geblieben wäre. Es war eine geringe, wenn auch immer noch unzureichende Abhilfe dieſes oft ſchmerzlich empfundenen Mangels, als am Ende der vierziger Jahre das obenerwähnte, unmittelbar am Gottesacker belegene ſcheunenartige Wirtſchaftsgebäude in einen ſtattlichen Turnſaal umgewandelt wurde. Aber jede Benutzung desſelben zu anderen Zwecken, zu feſtlichen Verſammlungen und dgl. machte eine Entfernung der Turngeräte erforderlich, die jedesmal mit vielen Umſtänden verknüpft war.

Zugleich iſt in den unter der neuen Aula belegenen Räumen des Neubaus für die Aufſtellung der reichhaltigen Bibliothek der Anſtalt eine geeignete Stätte gewonnen worden. Im Zuſammenhange mit dieſem Neubau iſt es auch möglich geworden, die Zahl der zwölf Schülerſtuben, auf welche bis dahin die 180 Alumnen verteilt werden mußten, um drei neue zu vermehren. Damit ſind die früheren ſogenannten Ofentiſche in Wegfall gekommen, die ihren Namen davon führten, daß ſie von den Fenſtern weit abliegend hinter dem Ofen ihren Platz hatten. In den kurzen Wintertagen war dieſe Einrichtung eine geradezu unerträgliche, und mancher, der das Unglück hatte, bei der alle halbe Jahre neu erfolgenden Verteilung der Stubenplätze an einen ſolchen Ofentiſch verwieſen zu werden, hat ſich dort für immer ſeine Augen verdorben. Und mit welcher Beleuchtung mußten wir uns begnügen. Auf jedem Tiſch brannten zwei Talglichter, von denen aber in der Regel der Obergeſelle das eine für ſich ausſchließlich benutzte, und wenn einer der Tiſchgenoſſen fehlte, wurde aus Sparſamkeitsrückſichten nur ein Licht gebrannt. Die erſparten Lichter ſtanden nämlich den Obergeſellen zu, welche dieſelben durch Vermittelung der Aufwärter zu verkaufen pflegten. Allerdings geſchah dies vielfach auch zu Gunſten der beſſeren Beleuchtung, indem aus dem Ertrage der verkauften Lichter eine Öllampe unterhalten wurde. Beiläufig ſei bemerkt, daß von jener längſt vergangenen Beleuchtung durch Talgkerzen der Name des „Lichtputzers“ für die Mittelgeſellen ſtammt, welche für die rechtzeitige Benutzung der Lichtputzſcheeren Sorge tragen mußten.

Als eine große Verbeſſerung der Schülerſtuben darf auch die Ausſtattung derſelben mit gleichmäßig und zweckentſprechend eingerichtetem Mobiliar bezeichnet werden. In der Zeit, in welche dieſe Erinnerungen zurückreichen, mußten wir uns mit eigenen Schreibpulten und Büchergeſtellen behelfen, die ſich von einer Generation zur andren forterbten, und mit denen an jedem Semeſterſchluß ein ſchwunghafter Handel getrieben wurde. Nur der Obergeſelle jedes Tiſches durfte einen eigenen Schreibtiſch beſitzen, der am Fenſter ſeinen Platz hatte, die Mittelgeſellen mußten ſich mit einem Stehpult, die Schüler der unteren Klaſſen, Untergeſellen genannt, mit einem noch viel dürftigeren Behältnis zur Unterbringung ihrer Sachen behelfen. Die Kleider waren in mächtigen Schränken, welche den Korridor beengten, untergebracht. Zur Aufbewahrung der Wäſche mußten die auf den Schlafſälen lagernden Koffer dienen. Da mit jeder Klaſſenverſetzung auch eine neue Verteilung auf die Stuben in einer nach beſtimmten Grundſätzen angeordneten Reihenfolge verbunden war, die ſogenannte Translokation, ſo gab es an jedem Semeſterſchluß eine allgemeine Völkerwanderung, bei welcher ſich für einige Stunden die geſamte fahrende Habe des Alumnates in Bewegung befand. Die Ordnung und Sauberkeit, wie ſie jetzt in den Alumnatſtuben herrſcht, war damals bei der Mannigfaltigkeit des Urväter-Hausrats, mit dem wir in den Stuben hauſten, auch bei der größten Strenge der Aufſicht nicht zu erreichen.

Nicht minder muß die Herrichtung geeigneter Waſchräume als eine beſonders erfreuliche Verbeſſerung in den hygieniſchen Einrichtungen der Anſtalt freudig begrüßt werden. Die heutigen Alumnen können ſich kaum eine Vorſtellung von dem geradezu unglaublichen Zuſtand der ſogenannten Waſchſtube machen, auf welche wir für unſer Reinlichkeitsbedürfnis angewieſen waren. Immer je drei Schüler mußten ſich mit einem gemeinſamen Waſchbecken behelfen, über welchem ein langſam rieſelnder Hahn angebracht war, aus welchem man das Waſſer mit den hohlen Händen auffing. Es gehörte manchmal ein nicht geringes Maß von Selbſtüberwindung dazu, ſich auf dieſe Weiſe zu waſchen. Wer etwas auf Sauberkeit hielt, ſtand lieber eine Viertelſtunde früher auf, um ſich allein gründlich zu reinigen. Von einer Gelegenheit, ſich in den Wintermonaten den Genuß eines Bades zu verſchaffen, war in jenen Tagen nicht die Rede, und mancher, der an dieſen Luxus auch im Winter gewöhnt war, benutzte, wenn ſeine Mittel es ihm geſtatteten, dazu einen Ausflug nach Naumburg oder Köſen. Um ſo freudiger begrüßten wir jedesmal die Eröffnung der in der Nähe der Fiſchhäuſer belegenen Schwimm- und Badeanſtalt, die uns Gelegenheit bot, uns in der Saale Wellen vom Staub des Winters zu befreien. Auch mit den Einrichtungen in der Krankenſtube war es übel genug beſtellt, und es muß als eine beſonders gnädige Fügung Gottes angeſehen werden, daß die Anſtalt vor ſchweren Epidemien und anſteckenden Krankheiten bewahrt blieb.

Daß zu meiner Zeit von einem telegraphiſchen oder telephoniſchen Verkehr mit der Außenwelt, wie er jetzt der Pforta zu Gebote ſteht, nicht die Rede ſein konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Aber auch der poſtaliſche Verkehr war noch ein in hohem Maße primitiver. Derſelbe wurde durch einen ausgedienten Unteroffizier, namens Poſſögel, aus Naumburg vermittelt, der mit Ausnahme des Sonntags alltäglich vermittelſt eines mit einem Hunde beſpannten Karren die Poſtſachen aus Naumburg nach Pforta und umgekehrt beförderte. Es war ein Augenblick voll erwartungsvoller Spannung, wenn der brave Poſſögel mit der Hornbrille auf der Naſe mit wichtiger Miene den Knoten des Paketes löſte, welches die für die Alumnen beſtimmten Briefe enthielt, und dann die einzelnen Adreſſen verlas. Wie oft bin ich namentlich in den erſten Monaten, in denen mich manchmal das Heimweh übermannen wollte, betrübt von dannen gegangen, wenn von Hauſe wieder kein Brief da war; wie groß war aber auch die Freude, wenn der Brief von einer immer willkommenen Sendung an Eßwaren begleitet war. Ein ſehr reger Briefverkehr mit der Heimat verbot ſich für die Schüler aus minderbegüterten Familien ſchon dadurch von ſelbſt, daß ein einfacher Brief in weitere Entfernungen ſechs bis ſieben Silbergroſchen koſtete. So hatte ich z. B. nur alle vier Wochen die Erlaubnis, nach Hauſe ſchreiben zu dürfen. Die erſte Eiſenbahnverbindung brachte erſt die Eröffnung der thüringiſchen Eiſenbahn im Jahre 1847. Bis dahin traten wir die Ferienreiſen noch zu Wagen an. Es lag aber auch darin ein ganz beſonderer Reiz, mit zwölf bis fünfzehn Mitſchülern in einem Wagen eng zuſammengedrängt der gemeinſamen Heimat zuzueilen. Um Zeit zu gewinnen, wurde die Reiſe meiſt abends angetreten und die Nacht hindurch bis Leipzig oder Halle gefahren, von wo aus dann die erſten Morgenzüge der Eiſenbahn benutzt werden konnten. Vergnüglichere Nachtfahrten als dieſe habe ich in meinem Leben nicht wieder gemacht. Von Schlafen war natürlich nicht die Rede, zumal wir kaum die Kloſtermauern im Rücken hatten, als auch ſchon die in der Anſtalt verpönte Zigarre angezündet wurde. Allerhand harmloſer Ulk verkürzte die Fahrt. Ein alter Schirrmeiſter in Weißenfels äußerte einmal, daß ihm, wenn die Ferienzeit der Portenſer herankäme, ſchon tagelang vorher der Bauch weh thäte.

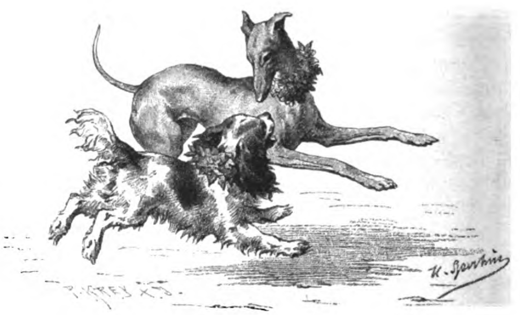
Aber trotz ſo mancher in den Einrichtungen der Anſtalt damals noch beſtehender und jetzt längſt beſeitigter Mängel und trotz der im Vergleich zu heute viel größeren klöſterlichen Abgeſchiedenheit von der Außenwelt werden doch die meiſten alten Portenſer aus jenen Tagen die in Schulpforta verlebten Jahre zu den ſchönſten ihres Lebens zählen. Die erwähnten Mängel wurden von den Wenigſten empfunden, und für die Abgeſchiedenheit von der Außenwelt gewährte das enge kameradſchaftliche Zuſammenleben mit den Mitſchülern reichlichen Erſatz. Die Empfindung, in einem Kloſter oder gar in einem Gefängnis zu ſein und das Gefühl der Freiheitsberaubung, die in weiten Kreiſen als für jeden Portenſer ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt werden, habe ich für meine Perſon während eines Aufenthaltes von ſechs und einem halben Jahr niemals gekannt, und auch von der Mehrzahl der Alumnen darf das Gleiche behauptet werden. Freilich fehlte es nicht an einzelnen verwöhnten Mutterſöhnchen, die ſich in die ſtrenge Zucht einer genau geregelten Tagesordnung anfangs ſchwer finden konnten, und auch an ſolchen nicht, die, aus größeren Städten kommend, die ihnen in ihrem früheren Verhältniſſe gewährte Freiheit der Bewegung ſchmerzlich vermißten. Aber das blieben doch immer Ausnahmen. Unter der Mehrzahl der Alumnen war ein fröhlicher Ton vorherrſchend. Freilich waren in den unteren Klaſſen vor fünfzig Jahren wohl noch mehr Schwierigkeiten als heute zu überwinden. Die Vorrechte, welche die Schüler der oberen und mittleren Klaſſen vor denen der unteren teils geſetzlich genoſſen, teils mißbräuchlich in Anſpruch nahmen, waren vielleicht noch größer und zahlreicher als heute, und die zwiſchen den Schülern der verſchiedenen Klaſſen beſtehenden Schranken machten ſich infolgedeſſen in noch höherem Maße als jetzt geltend. Aber es lag darin auch ein heilſamer Sporn für das Vorwärtsſtreben, um der in den unteren Klaſſen entbehrten Vorrechte gleichfalls teilhaftig zu werden. Zum Teil galt ja von dieſen Vorrechten das Goethiſche Wort:

„Es pflanzen ſich Geſetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort,“

und es dürfte ſchwer ſein, manche derſelben auf ihren Urſprung zurückzuführen. So war das Vorrecht, das die alten Ober-Tertianer genoſſen „Retourkutſchen machen zu dürfen“ von recht zweifelhaftem Werte. Auch die „dem Alten beim Magiſter,“ wie die Ober-Tertianer der erſten Ordnung genannt wurden, obliegende Verpflichtung, den Primaner-Garten zu gießen, wurde vielmehr als ein ehrenvolles Privilegium, wie als ein läſtiger Dienſt angeſehen. Mit jeder Klaſſe erweiterten ſich die Vorrechte. So war es nur den Schülern von der oberen Abteilung der Unter-Sekunda an geſtattet, in der Zwiſchenpauſe zwiſchen dem Abendeſſen und der Abendandacht auf dem das Schulhaus entlang führenden Wege ſpazieren zu gehen. Die alten Ober-Sekundaner allein hatten das Recht, zerriſſene Röcke tragen zu dürfen. Wehe jedem anderen, der ſich mit einem Loch im Rockärmel ſehen ließ; wie ein Stoßvogel ſtürzte ſich ein alter Ober-Sekundaner auf ihn los, um die Öffnung ſo zu erweitern, daß an ein vorläufiges Weitertragen des Kleidungsſtückes nicht zu denken war. Ein ſehr ſeltſames Vorrecht der genannten Abteilung war auch die Benutzung der ſog. „Hungersnot“; ſo hieß ein uralter Frack mit Schößen von fabelhafter Länge, der mindeſtens aus dem Anfange des Jahrhunderts ſtammte. Dieſe merkwürdige Reliquie wurde von den alten Ober-Sekundanern benutzt, wenn, wie es von Zeit zu Zeit geſchah, an einem Sonntag Abend „Kommunſchwof“ ſtattfand. So nannten wir das Tanzvergnügen, welches die Alumnen untereinander nach den Tönen einer Geige vereinigte. Für die Teilnahme an demſelben hatte jeder einen Silberſechſer zu entrichten. Bei dieſer Gelegenheit zogen nun die alten Ober-Sekundaner die „Hungersnot“ der Reihe nach an und tanzten, mit dieſem ſeltſamen Kleidungsſtück angethan, mindeſtens einmal im Saale herum. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß zwei- bis dreimal in jedem Winter, um Martini, zu Neujahr und zu Faſtnacht, eine Ballfeſtlichkeit ſtattfand und meines Wiſſens noch heute ſtattfindet, an welcher die Töchter der Lehrer und Beamten der Anſtalt, ſowie befreundeter Familien aus der Umgegend teilnahmen. Die Feſte wurden in einem ſchmuckloſen Saale des Amtshauſes abgehalten, und nur die Primaner waren zur Teilnahme an dieſen Bällen berechtigt. Es kam nicht ſelten vor, daß durch holden Liebreiz ausgezeichnete Damen von ihren in ſie „verſchoſſenen“ Tänzern ſehnſuchtsvoll angeſchwärmt wurden.

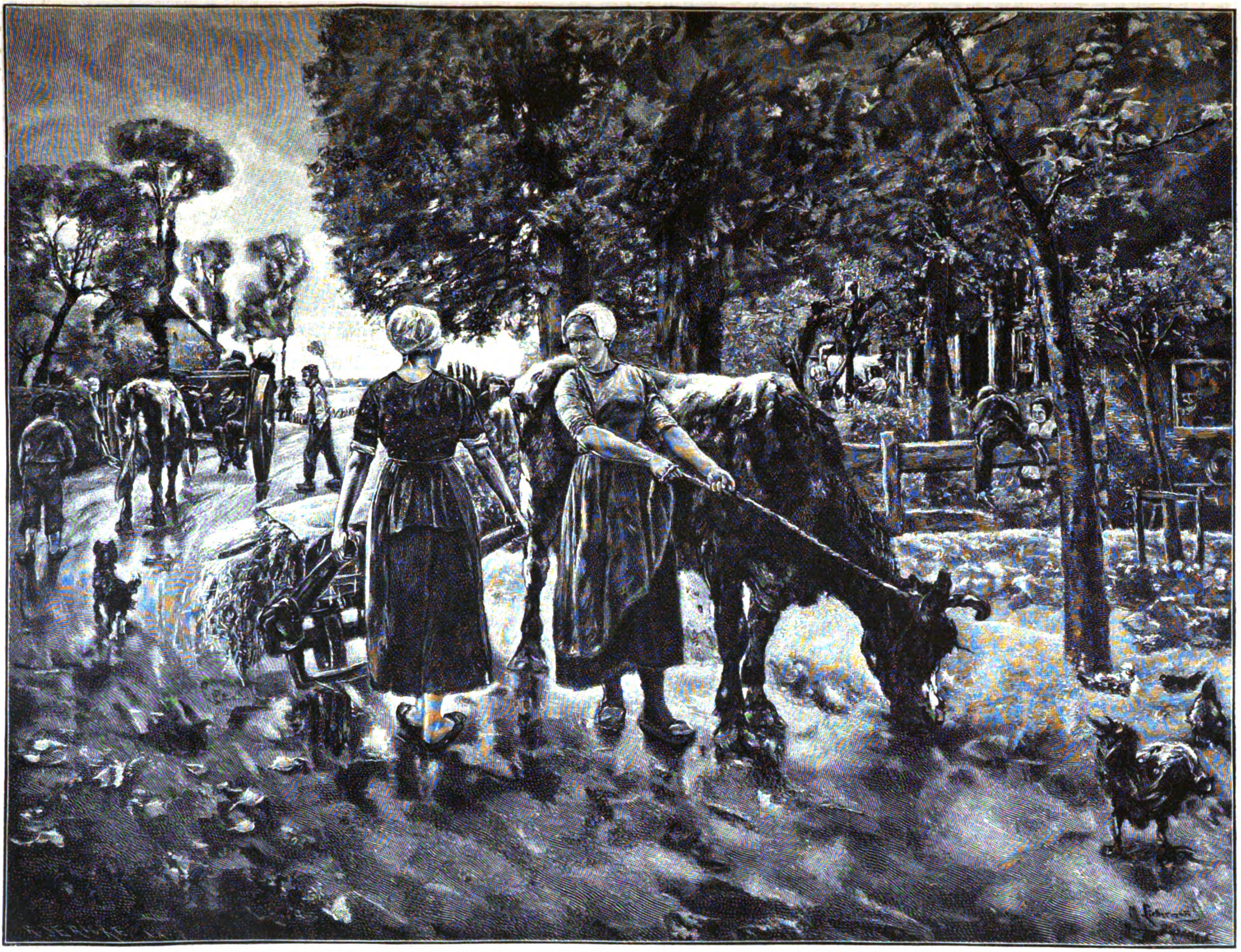
Das volle Bürgerrecht erlangte man erſt als Primaner. Es war der bedeutungsvollſte Schritt im Schulleben, wenn man nach der Verſetzung in die Unterprima zum erſtenmale den geheiligten Boden des vom Kreuzgang umſchloſſenen Primanergartens betreten durfte. Wehe dem Alumnus, der ſich vor der erlangten Primanerwürde in dieſen Garten hineingewagt hätte. Und mit wie ſtolzem Hochgefühl beſuchte man als neugebackener Primaner zum erſtenmal den Primanerplatz im Schulgarten, wo das heute von Schulwegen geſtattete Rauchen eine zwar verbotene Frucht war, an deren Genuß man aber von niemandem gehindert wurde. Fiel es doch zu meiner Zeit keinem Lehrer ein, den Schulgarten in der Zeit zu betreten, in welcher ſich die Alumnen in ihm tummelten. Die Ober-Sekundaner pflegten zwar auf ihrem Platze im Schulgarten auch zu rauchen, aber hier mußte es doch mit größerer Heimlichkeit geſchehen. Zu dem Ende wurde eine Schanze aufgeworfen, hinter der wir Deckung ſuchten. In der durch die ausgehobene Erde entſtandenen Vertiefung waren Raſenbänke hergerichtet, auf denen wir unſere Cigarren qualmend ſaßen. Auf dem Primanerplatz war ſogar einmal eine vollſtändige Höhle ausgegraben und zur Rauchſtube eingerichtet worden. Wie das Rauchen, ſo war auch das ſog. Prellen, das heimliche Verlaſſen der Anſtalt ohne ordnungsmäßige Erlaubnis, ein Privilegium der Primaner, das zwar von Schulaufſichts wegen nicht geſtattet war, von dem aber ein nicht ſeltener Gebrauch gemacht wurde. Sofern ſich dasſelbe auf die Freiſtunden zwiſchen der Mittagsmahlzeit und dem Nachmittagsunterricht beſchränkte, wurde dieſer Übertretung der Schulgeſetze von den nachſichtigeren Lehrern nicht allzu ängſtlich nachgeforſcht, da ein Teil der Primaner in abwechſelnder Reihenfolge ohnehin alltäglich während dieſer Zeit die Erlaubnis hatte, die Anſtalt zu verlaſſen. Mit deſto größerer Strenge aber wurde dieſe Ungeſetzlichkeit geahndet, wenn ſich dieſelbe auf die pflichtmäßigen Arbeitsſtunden ausdehnte. Das Hauptziel dieſer erlaubten oder unerlaubten Ausflüge war das benachbarte Almerich, das von ſchnellfüßigen Schülern in zehn bis fünfzehn Minuten erreicht wurde. Die gegebene Zeit reichte dann gerade aus, um bei „Eiſentraut“ eine Partie Billard zu ſpielen und ein Glas Bier, eine Taſſe Kaffee zu trinken. Zur weſentlichen Abkürzung des Weges diente eine kleine Pforte an der öſtlichen Schulmauer, durch die man auf den an der kleinen Saale entlang und an der Klopſtockquelle vorüberführenden Waldweg gelangte. Die Prima war faſt immer im Beſitz eines Nachſchlüſſels zu dieſem Pförtchen. Geübteren Turnern war es überdies ein Leichtes, die Mauer zu überſteigen.

Die höchſte Würde des Primaners war das Amt der Inſpektoren, welches damals die zwölf erſten Schüler der Oberprima bekleideten. Jeder Inſpektor hatte in der ihm übertragenen Stube die Aufſicht zu führen und auf Ordnung zu halten. Je zwei derſelben hatten als Wocheninſpektoren abwechſelnd die Aufſicht über die geſamte Schulordnung. Sie hatten darauf zu halten, daß die Alumnen ſich rechtzeitig im Betſaal zu den Morgen- und Abendandachten verſammelten, ſich vor den Mahlzeiten im Kreuzgange in Reih und Glied aufſtellten, um dort den zu Tiſch führenden Hebdomadar zu erwarten, daß der Schulgarten nach der Freizeit beim Wiederbeginn der Unterrichts oder der Arbeitsſtunden rechtzeitig verlaſſen wurde, und ſie waren verpflichtet, alle erheblicheren Übertretungen zur Kenntnis des Hebdomadars zu bringen. Geringere Übertretungen der Schüler der unteren Klaſſen durften ſie ſelbſtändig ahnden.



Windſpiel und King Charles. Originalzeichnung von H. Sperling.

Die Tageseinteilung war vor fünfzig Jahren im weſentlichen dieſelbe wie noch heute, nur daß die Frühglocke zum Wecken damals im Winter ſchon um $^{1}/_{2}$ 6, im Sommer um $^{1}/_{2}$ 5 ertönte, während jetzt den Alumnen eine halbe Stunde Schlafes mehr vergönnt iſt. Die erſte Morgenſtunde war dem Waſchen und Anziehen, der gemeinſamen Morgenandacht im Betſaal und dem Frühſtück gewidmet. Das letztere beſtand zu meiner Zeit für alle Klaſſen ohne Unterſchied in warmer Milch, die aus zinnernen Bechern genoſſen, und zu der für jeden eine halbe trockene Semmel geliefert wurde. Zweites Frühſtück kannten wir noch nicht. Wir mußten uns dasſelbe vom Veſper- und Abendbrot des vorhergehenden Tages abſparen. Um ſo willkommener war die von Muttern von Zeit zu Zeit geſandte Freßkiſte. Um ſechs Uhr im Sommer, um ſieben Uhr im Winter begann die erſte Lektionsſtunde, im Winter bei recht ſpärlicher Beleuchtung der Klaſſenräume. Die Stunden von ſieben bis neun im Sommer, von acht bis neun im Winter waren für die meiſten Klaſſen der Privatarbeit auf den Stuben gewidmet. Nur der ſehr ſtiefmütterlich behandelte Unterricht im Franzöſiſchen, der erſt mit Unterſekunda begann, fiel wohl in dieſe Stunden. Von neun bis zwölf waren dann weitere Lektionsſtunden. Um zwölf Uhr rief die Mittagsglocke in den Speiſeſaal, der aus der Kloſterzeit her den Namen des Cönakels behalten hat. Nach dem Mittageſſen tummelte man ſich, wenn die Witterung es erlaubte, bis zwei Uhr im Schulgarten; nur bei ungünſtiger Witterung war es geſtattet, dieſe Zeit auf den Stuben zuzubringen. Mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends waren dann von zwei bis vier Uhr wieder Lektionsſtunden. Um vier Uhr wurde das ſehr einfache Veſperbrot aus dem Speiſeſaal geholt, und nach dem Empfang desſelben begann die den Schülern der unteren Klaſſen von denen der oberen täglich zu erteilende Leſeſtunde. Es iſt dies eine den Fürſtenſchulen völlig eigenartige, für die Lernenden wie für die Lehrenden überaus heilſame Einrichtung, die zur Wiederholung und Einübung der Klaſſenpenſa dient. Jedem neuaufgenommenen Alumnus mußte dieſe Einrichtung freilich höchſt ſeltſam vorkommen. Vier bis fünf Primaner oder Oberſekundaner, die als Tiſchobere die Leſeſtunde zu halten hatten, hörte man auf einmal ſprechen, und da ein jeder gehört ſein wollte, erhob er ſeine Stimme, ſo ſehr er nur konnte. Dies machte im erſten Augenblicke den Eindruck eines wirren Durcheinander. Indeſſen allmählich gewöhnte man ſich, nur den Worten des eigenen Oberen zu lauſchen. Die Zeit von fünf bis ſieben Uhr war dann wieder für die Arbeit beſtimmt, ſoweit ſie nicht durch Unterricht in Nebenfächern, wie Singen, Turnen und Tanzen, in Anſpruch genommen wurde. Um ſieben Uhr wurde im Cönakel das Abendeſſen eingenommen, nach welchem es geſtattet war, auch Freunde auf anderen Stuben aufzuſuchen. Um acht Uhr verſammelte ſich der geſamte Cötus zum Abendgebet, und nach einer nochmals der Privatbeſchäftigung gewidmeten halben Stunde war dann um neun Uhr für die Schüler der mittleren und unteren Klaſſen die Zeit zum Schlafengehen gekommen. Man hatte ſich vor der Thür des zu der betreffenden Stube gehörigen Schlafſaals einzufinden, und hier wurden wir, wie eine Hammelherde in den Schafſtall, einzeln in jenen hineingezählt. Hinter dem letzten wurde dann die Thür zugeſchloſſen. Ich kann nicht leugnen, daß dieſes Raſſeln der Schlüſſel für mich anfangs etwas Beklemmendes hatte; es kam mir beinahe vor, als befände ich mich in einem Gefängnis. Doch half die Gewöhnung auch über dieſes Gefühl bald hinweg. Die Primaner durften bis zehn Uhr aufbleiben. Dieſe letzte Stunde war für das ſtille Arbeiten meiſt die erſprießlichſte. Bei dieſer Regelmäßigkeit der Tageseinteilung haben wir das Gefühl der Überbürdung mit häuslichen Arbeiten, über das heutzutage ſo viel geklagt wird, und zu deſſen Beſeitigung außerordentliche Maßregeln für nötig gehalten werden, niemals gekannt. Wir konnten mit unſeren Schularbeiten immer fertig ſein. War es nicht der Fall, ſo lag es meiſt an der Trägheit des betreffenden Schülers und an allerhand Allotrias, die in den Arbeitsſtunden getrieben wurden. Doch gab es auch fleißige und ſtrebſame Schüler genug, die neben den regelmäßigen Klaſſenarbeiten noch ſehr eifrige Privatſtudien trieben. Dieſelben erſtreckten ſich nicht bloß auf die in den Lehrſtunden geleſenen griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, wie Odyſſee und Ilias, Virgil und Cicero in Ober- und Unterſekunda, Horaz und Tacitus, Thucidides, Demoſthenes und vor allem Sophokles in Prima, Schriftſteller, die ſich die einigermaßen fleißigen Schüler vollſtändig geleſen zu haben rühmen durften, ſondern auch auf weiter abliegende, in den Lehrplan der ſonſtigen Gymnaſien nicht hineinbezogene Klaſſiker, wie Plautus, Terenz und Salluſt, Anakreon und Herodot. Manche Primaner haben auf Grund dieſer beſonderen Studien wertvolle Privatarbeiten geliefert,



Holländiſche Dorfſtraße. Nach dem Gemälde von Max Liebermann.

die wohl auch den Namen von Tiſchkaſtenarbeiten führten. War man je einmal mit einem abzuliefernden lateiniſchen oder deutſchen Aufſatz in Rückſtand geraten, dann wurde wohl auch ausnahmsweiſe die Nacht zu Hilfe genommen. In künſtlicher Weiſe wurde dann auf dem Schlafſaal eine Vorrichtung für kärgliche Beleuchtung hergeſtellt, welche die Schläfer möglichſt wenig ſtörte und ſchnell verlöſcht werden konnte, wenn ſich auf der Treppe die Schritte des nahenden Hebdomadars vernehmen ließen. Der Schreiber dieſer Erinnerungen darf ſich leider nicht rühmen, zu den beſonders fleißigen Schülern gehört zu haben, aber wenn ich eins der Schulpforta zu verdanken habe, ſo iſt es die Fähigkeit zu ſelbſtändigem Arbeiten.

Ich kann dieſe Erinnerungen nicht ſchließen, ohne wenigſtens noch ganz flüchtig der Männer zu gedenken, die vor einem halben Jahrhundert als Lehrer an der Anſtalt wirkten. Wenn man die Wahrnehmung gemacht haben will, daß die Originale unter den Schulmännern je länger je mehr ausſterben, ſo mag dies kaum irgendwo ſo zutreffen, wie in Schulpforta. Waren es doch faſt ausnahmslos Originale, aus denen damals das Lehrerkollegium beſtand.

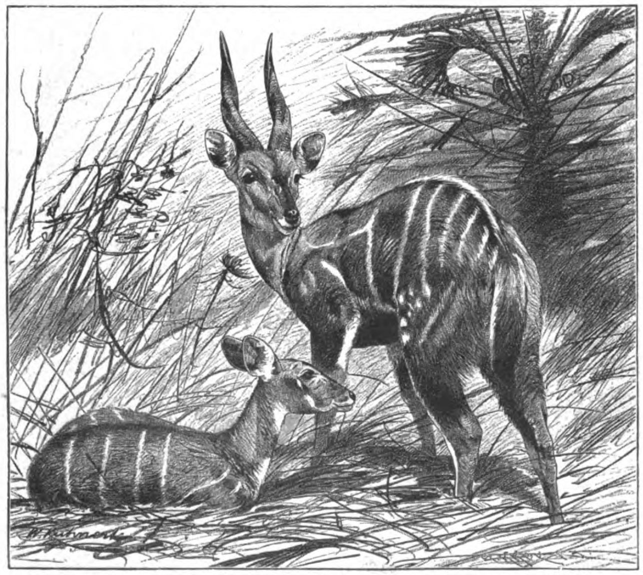
Der damalige Rektor D. Kirchner, „der Papel“ genannt, war trotz mancher kleinen Schwächen ein Schulmonarch im beſten Sinne des Wortes. Die eigentliche Seele der Anſtalt aber war „der große Matthes“, Jacobi der Ältere, der in ſeiner charaktervollen Perſönlichkeit in ſeltenem Maße die Gabe beſaß, die Geiſter zu beherrſchen. Welch wunderbar originelle Figur war Prof. Wolf, „der Kantor“ genannt, deſſen Name noch heute in einer ganzen Sammlung von Kantoranekdoten in der Überlieferung fortlebt? Und welcher Gegenſatz zwiſchen ihm und Profeſſor Koberſtein, dem bekannten Litteraturhiſtoriker, der im Lehrerkollegium die feine weltmänniſche Bildung vertrat? Wer von den damaligen Unterſekundanern wird je den Profeſſor Jacob, der nach ſeinem Vornamen Georg von den Schülern „der Org“ genannt wurde und nebenbei den Spitznamen „die Foke“ führte, vergeſſen, und die oft mehr als ausgelaſſenen Scherze, zu denen ſeine Schwäche in der Handhabung der Disziplin den Übermut der Alumnen vielfach verleitete? Von einer wie idealen Auffaſſung des klaſſiſchen Altertums zeugte der Unterricht, den Profeſſor Steinhart der Prima im Griechiſchen erteilte, und wie wußte derſelbe die Jugend mit deutſch-nationaler Begeiſterung zu erfüllen, zu einer Zeit, als die Wiederherſtellung der deutſchen Einheit und der alten Kaiſerherrlichkeit noch in unabſehbarer Ferne lag? Ein friſches Element kam dann mit dem Eintritt Corſſens in die Anſtalt, der mit der gründlichſten Gelehrſamkeit auf dem Gebiet des römiſchen Altertums eine feine äſthetiſche Bildung verband, und unter deſſen Anleitung die mannigfachen Kunſtdenkmäler, welche die Pforta ſelbſt aufzuweiſen hat, für uns neues Leben gewannen. Auch dem „kleinen Matthes“, dem jüngeren Jacobi, bewahren trotz der rauhen Außenſeite, die er manchmal zeigte, alle, die ihm näher geſtanden haben, ein dankbares Andenken, während der Name des geiſtlichen Inſpektors Profeſſor Nieſe für viele mit dem Tage ihrer Konfirmation unzertrennlich verknüpft iſt.

Keiner von den Männern, zu deren Füßen wir geſeſſen haben, weilt mehr unter den Lebenden. Die meiſten ruhen auf dem an die Kirche von Pforta ſich anlehnenden Gottesacker, unter deſſen Erde die Gebeine von mehr denn fünfundzwanzig Generationen ſchlummern. Manches der Kreuze, die ihre Gräber ſchmücken, trägt die Inſchrift: „Discipulorum pietas,“ zum Zeugnis, daß es von dankbarer Liebe der Schüler dem Heimgegangenen gewidmet iſt.

Auch die Schüler haben ſeit dem dreihundertjährigen Jubiläum faſt zehnmal gewechſelt. Aber unverändert iſt die Pforte heute wie ehedem eine reich geſegnete Pflanz- und Pflegeſtätte der Wiſſenſchaft, die in ihren Zöglingen neben ernſtem wiſſenſchaftlichem Streben, echt deutſcher vaterländiſcher Geſinnung und frommer Gottesfurcht zugleich jugendlichen Frohſinn zu pflegen verſteht. Es wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben, wie der nun auch längſt heimgegangene Dr. Corſſen dereinſt bei einem Gange durch die Pforte mit mir vor der immerwährenden Quelle hinter dem Schulhauſe mit den Worten ſtehen blieb: „Sehen Sie, dieſe Quelle iſt mir immer wie ein ſinniges Bild unſerer Pforte erſchienen. Generationen kommen und gehen, aber der Quell, aus dem die vergangenen Geſchlechter hier leibliche wie geiſtige Erfriſchung ſchöpfen durften, bleibt immer derſelbe.“ Möge es noch lange ſo ſein. Zu dieſem Wunſche werden ſich in den Maitagen dieſes Jahres alle alten Pförtner vereinigen, die der alten ehrwürdigen alma mater zu ihrem Jubelfeſte ihren dankbaren Gruß weihen.

Schirr-Antilopen.

Wo der weſtafrikaniſche Wald von einem ſchilfreichen Bach durchfloſſen wird, oder ein dichtes Röhricht einen verſumpften kleinen See umgibt, da hauſt gewiß auch ein Pärchen Schirr-Antilopen. In der Paarungszeit vernimmt man nicht ſelten das an das Bellen eines kleinen Hundes erinnernde Blöken des Bockes, zu Geſicht bekommt man den hübſchen Geſellen nur ſelten. Nicht daß er beſonders ſcheu wäre, im Gegenteil, er läßt den Menſchen oft ganz nahe an ſich vorübergehen, aber einmal paßt ſich ſein vielfach geſtreiftes Kleid der Örtlichkeit überraſchend an, und dann bereitet dieſe dem Menſchen ſo viel Schwierigkeiten, daß er meiſt nicht eben in der Lage iſt, auf ſeine Umgebung zu achten. Die Schirr-Antilope iſt, wie manche ihrer Verwandten, im Sumpf zu Hauſe und weiß ſich mit deſſen Ungangbarkeit vortrefflich abzufinden. Die Schwarzen behaupten, daß ſie am Tage mitunter ſtundenlang unter dem Waſſer verweile und nur die Muffel herausſtrecke. Jedenfalls lebt ſie viel an und in ihm, wiewohl ſie nicht unbedingt an dasſelbe gebunden iſt.



Schirr-Antilopen im Zoologiſchen Garten zu Berlin. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert.

Wie alle im Dickicht hauſenden Tiere, leben auch die Schirr-Antilopen nicht in großen Geſellſchaften wie die Steppenbewohner, ſondern in einzelnen Paaren, zu denen nur noch das Junge gehört, bis bei Beginn der neuen Paarungszeit auch dieſes abgetrieben wird. Ihr Geſicht iſt ſchlecht, ihr Gehör, wie ſchon die ungewöhnlich breiten Ohren anzeigen, ausgezeichnet. Verkündet dieſes ihnen nahende Gefahr, ſo verhalten ſie ſich, wie geſagt, anfangs abwartend; einmal flüchtig geworden, eilen ſie aber mit überraſchender Schnelligkeit durch das Dickicht. Verwundet und vom Hunde geſtellt, nimmt der Bock dieſen gewöhnlich an und weiß dann von ſeinen Hörnern einen ſehr geſchickten Gebrauch zu machen. Das Weibchen iſt ungehörnt.

Die Schirr-Antilope hat etwa die Größe eines ſtarken Rehs. Von dem roſtrot, grau, ſchwarz und weiß gefärbten Kleide gibt unſere Abbildung eine gute Vorſtellung. Das Roſtrot überwiegt. Charakteriſtiſch iſt der weißgraue Streifen, der wie eine Mähne über den ganzen Rücken fortläuft. Die Hörner ſind anmutig gewunden.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Junge Liebe“ — ein echtes Lenzbild — zählt zu den beſten Gemälden des berühmten, allzufrüh verſtorbenen Karlsruher Genremalers Carl Hoff, dem das Daheim ſo manche ſchöne Gabe verdankte. U. a. brachten wir im 3. Jahrgang unſerer Zeitſchrift das Gemälde „Der kranke Gutsherr“, mit dem Hoff, ein Schüler Vautiers, ſeinen Ruf begründete, und das bereits alle Vorzüge ſeines Schaffens: Lebenswahrheit, Anmut, prägnante Charakteriſtik und — nicht zuletzt — eine glänzende Technik zeigte.

Lehnte Hoff ſich in gewiſſer Weiſe an die ältere Schule an, ſo iſt Max Liebermann, deſſen „Holländiſche Dorfſtraße“ wir als zweites Vollbild bringen, einer der hervorragendſten Führer der neueſten Richtung, der modernen Plein-Airiſten und Impreſſioniſten. Unſer Bild iſt eins der liebenswürdigſten, vielleicht das liebenswürdigſte des Künſtlers, der ſonſt leider mit Vorliebe ſein Können an unerfreuliche Sujets ſetzt.

Sperlings kleine Zeichnung „Windſpiel und King Charles“ charakteriſiert die Eigenart des allen Tierfreunden wohlbekannten Berliner Meiſters vortrefflich: er iſt ein unübertrefflich ſcharfer Beobachter und weiß die vierbeinigen Lieblinge mit einer Naturtreue wiederzugeben, daß ſelbſt der kniffliſchſte Kynologe an ſeinen Zeichnungen nicht Fehl noch Tadel finden könnte.

Naturkunde.

Wir berichteten bereits früher, daß bei **Wels in Ober-Öſterreich Gasbrunnen** erbohrt ſeien, deren Produkte man nach amerikaniſchem Vorbilde zur Beleuchtung und zu Heizungszwecken verwendet. Die Brunnen ſind inzwiſchen von fachmänniſcher Seite genauer unterſucht worden; der erſte erbohrte Brunnen liefert täglich 160 Kubikmeter, ein anderer 100, ein dritter 60 Kubikmeter Gas. Die gasführende Schicht ſcheint nicht ſehr tief, ſondern nur 130—160 Meter unter der Erdoberfläche zu liegen, bohrte man tiefer, ſo vermehrte ſich zwar der Waſſer-, aber nicht der Gaszudrang. Nach dem Urteil des Bergingenieurs Jwan ſoll in jener Tiefe, von zwei gasleeren Schichten eingeſchloſſen, eine etwa 30 Meter mächtige gasführende liegen, welche organiſche, Tier- oder Pflanzenreſte enthält, aus denen die Gaſe ſich entwickeln. Das Gas ſetzt ſich zuſammen aus 79,4 Teilen Sumpfgas, 2,0 Sauerſtoff, 1,2 Kohlenoxydul, 0,9 Kohlenſäure.

Forſchungsreiſen.

In Frankreich blickt man mit höchſter Befriedigung auf die Erfolge, welche die **Expedition Maiſtre** in Centralafrika davon getragen hat. Maiſtre brach mit fünf Begleitern im Juli des vergangenen Jahres vom Kemo im franzöſiſchen Congogebiet auf, um die Verbindung zwiſchen dieſem, den Hauſſaländern und den franzöſiſchen Beſitzungen im nordweſtlichen Afrika aufzuſuchen; er kreuzte die Waſſerſcheide zwiſchen Congo und Tſchadſee, erreichte Bagirmi und Adamaua und ſchlug dann den Weg nach den Nigermündungen ein, die er am 25. März d. J. erreichte. Seine Reiſe führte teilweiſe durch noch nie von einem Europäer betretene Gegenden und dürfte wegen der Durchforſchung des Gebietes zwiſchen Congo und Tſchadſee von hervorragendem Werte für die Wiſſenſchaft ſein. In Frankreich ſchlägt man natürlich die politiſche Bedeutung der Expedition, die vielfach Verträge mit den Häuptlingen im Hinterlande von Kamerun angeknüpft zu haben ſcheint, beſonders hoch an.

Geſundheitspflege.

Bei Berliner Gerichtsverhandlungen wurde ein angeblich ſicheres, von dem Chemiker Dr. Biſchoff entdecktes Verfahren, **reine Butter** von mit **Margarine** verfälſchter zu unterſcheiden, erwähnt. Die Probe beſteht darin, daß ein Stückchen der zu unterſuchenden Butter bei gelinder Wärme geſchmolzen wird. Entſteht eine klare Flüſſigkeit vom Ausſehen des Olivenöls, ſo iſt die Butter unverfälſcht; erſcheint die Flüſſigkeit trübe, ſo iſt ſie mehr oder minder mit Margarine verſetzt.

Muſterſchulen in Bezug auf Geſundheitspflege ſind in Stockholm eingerichtet. Jedes Lehrzimmer enthält höchſtens 35 Schülerplätze, jedes Kind hat für ſich ein beſonderes Pult und einen eigenen, ſeiner Größe angepaßten Sitz, um den der Lehrer herumgehen kann. Für Regenſchirme und Überkleider ſind beſondere Vorräume der Klaſſenzimmer vorhanden. Der Unterricht wird nur vormittags erteilt und beginnt im Sommer um ſieben, im Winter um acht Uhr; am Nachmittage ſind bloß Turn-, Exerzier- und Handarbeitsſtunden. Nach jeder Unterrichtsſtunde findet eine viertelſtündige Erholungspauſe ſtatt, die während des Frühſtücks auf zwanzig Minuten verlängert wird. Dabei werden die Kinder im Winter in breite geräumige Gänge, im Sommer auf den bei jeder Schule befindlichen Spielplatz geführt. St.

Pflanzenkunde.

In dem **Hopfen** iſt als nie fehlender Beſtandteil Borſäure nachgewieſen worden und ſo auch als ſteter Begleiter des Bieres erkannt. Nicht nur in den Hopfentrauben ward dieſe Säure gefunden, ſondern auch in friſchen Ranken, in Blättern, Stielen und Zweigen. Ebenſalls nimmt der wilde Hopfen die ſelten und ſparſam vorkommende Borſäure aus dem Erdboden. Vielleicht hängt das Gedeihen und die vorzügliche Art des Hopfens, deren ſich einzelne Gegenden erfreuen, von dem Vorgehalte der Ackerkrume ab und wäre daher bei der Mineraldüngung der Hopfenfelder auf dieſen Umſtand Rückſicht zu nehmen. St.

Technik.

Daß **Indien** ſich lange vor dem Beginn unſerer Zeitrechnung einer bedeutenden **Eiſeninduſtrie** erfreute, war bekannt; wie umfangreich und alt dieſelbe geweſen ſein muß, geht aber erſt aus Mitteilungen Chr. v. Schwarz, des Superintendenten der Eiſenwerke der britiſch-indiſchen Regierung hervor, welche derſelbe in der öſterreichiſchen Monatsſchrift für den Orient veröffentlicht. Er fand, zumal im Rewakſtaat in Centralindien, ungeheure, viele Quadratmeilen umfaſſende Schlackenfelder und ſtellte, was beſonders intereſſant iſt, feſt, daß die alten Indier Schmiedeſtücke von ſolchen Dimenſionen herzuſtellen wußten, wie ſie heute nur in den größten Fabriken mittelſt der modernen Dampfhämmer geſchmiedet werden können; ſo wiegt z. B. die nachweisbar im 9. Jahrhundert v. Chr. gefertigte Kutubſäule in der Nähe von Delhi 6000 Kilogramm, iſt über 7 Meter hoch und augenſcheinlich aus einem Stück geſchmiedet. Gußſtahl war ſchon vor 3000 Jahren in Indien bekannt, und die berühmten Damascenerklingen des Mittelalters waren aus importiertem indiſchem Stahl gefertigt. Seit dem 17. Jahrhundert begann die hauptſächlich in Nirmal anſäſſige Stahlinduſtrie zu verfallen und iſt heute faſt ganz verſchwunden.

Vereine.

Am 6. April tagte in Berlin im Stadtmiſſionshauſe die **landeskirchliche Verſammlung der Freunde der poſitiven Union**. Eine Reſolution fand Annahme, in der ſich die Verſammlung einmütig zu der bisherigen Stellung ihres Vorſtandes in Sachen des Apoſtolikums bekannte. Herr Hofprediger a. D. Stöcker ſprach über „Friedrich Wilhelm IV. und die kirchliche Selbſtändigkeit.“

Ausſtellungsweſen.

In Paris fand in der zweiten Aprilhälfte die Verſteigerung der Kollektion Spitzer ſtatt, der größten Sammlung kunſtgewerblicher Antiquitäten, die je in Privatbeſitz geweſen ſein ſoll. Der Zufall will es, daß man ſich in Paris aber gleichzeitig mit einer Ausſtellung beſchäftigt, die eine ſeltſame Satire auf die Manie der Sammlung von Antiquitäten bildet: **einer Ausſtellung nämlich von Fälſchungen aus allen Gebieten des antiquariſchen Kunſthandels**, an deſſen Spitze der verſtorbene Spitzer mehrere Jahrzehnte ſtand. Es ſollen alle die gewerbsmäßigen Fälſcher von Altertümern, die großen und kleinen Händler, die der Echtheit ihrer alten Kunſtgegenſtände durch Aufpfropfung alter Teile auf neue Stücke, durch Übermalen, Lackieren, Beizen ꝛc. aufhelfen, von einer Geſellſchaft von Liebhabern und Sammlern aufgefordert werden, dieſe Simili-Ausſtellung möglichſt reich und möglichſt unecht zu beſchicken. Daß es unter dieſen Leuten eine ganze Reihe ſehr geſchickter Künſtler gibt, iſt allgemein bekannt, ebenſo, daß ſie, je nach der augenblicklich herrſchenden Sammelmode, in allen Sätteln gerecht ſein müſſen, wenn ſie Erfolg haben wollen. Die „retroſpektive Simili-Ausſtellung“ wird gewiß viel Überraſchendes bieten.

Buchhandel.

Der erſte Band der fünften Auflage von **Meyers Konverſationslexikon** (Bibliographiſches Inſtitut, Leipzig) liegt nunmehr vollendet vor uns — ein ſehr ſtattlicher Band von über 1000 Seiten, aus dem bereits überzeugend hervorgeht, daß das Werk in ſeiner neuen Auflage nicht nur die Vorzüge der früheren: Genauigkeit, Vielſeitigkeit und Überſichtlichkeit vor allem, ſich bewahrt hat, daß es vielmehr auch ſorgfältig weiter ausgebaut und vervollkommnet, daß überall die neueſten Fortſchritte der Wiſſenſchaft berückſichtigt wurden. Die Ausſtattung iſt geradezu unübertrefflich, die Textbilder, wie die teilweiſe in prächtigem Farbendruck ausgeführten Tafeln ſind von ausgezeichneter Klarheit. Das ganze Werk erſcheint in 17 Bänden und wird mehr als 100 000 Artikel, 10 000 Abbildungen im Text und 950 Tafeln enthalten.

Eine **Bibelausgabe in plattdeutſcher** (ſchleswig-holſteinſcher) **Mundart** hat Pfarrer Paulſen in Kropp erſcheinen laſſen. Dem Text iſt eine Lübecker Ausgabe von 1534 zu Grunde gelegt, indeſſen iſt die Sprache doch dem Plattdeutſch, wie es heute geſprochen wird, entſprechend umgeſtaltet worden.

Rechtsrat.

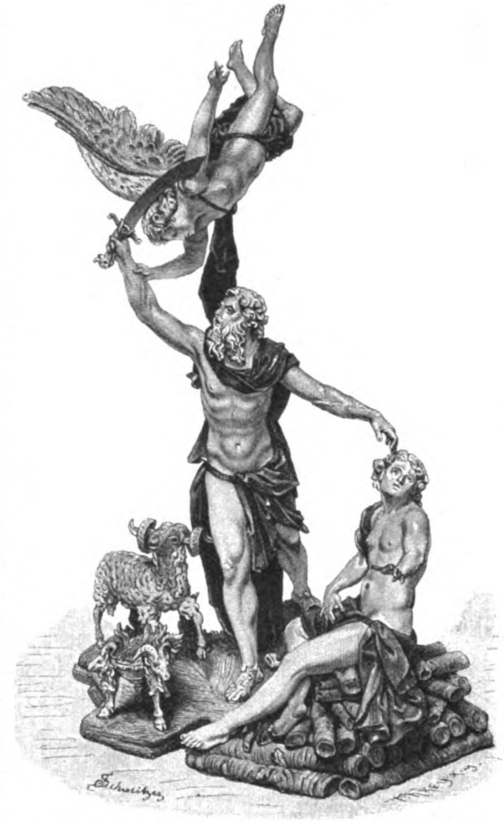
Frage. In unſerer Gemeinde lebt ein Handwerker, der, obwohl ſehr geſchickt in ſeinem Handwerk, doch zu nichts kommt, weil er dem Müßiggang und dem Trunke ergeben iſt. Seine tüchtige und ſtrebſame Frau muß durch angeſtrengte Arbeit für den ganzen Hausſtand den Unterhalt beſchaffen und oft nimmt ihr der Mann auch noch ihr mühſam erworbenes Geld fort und läßt ſie und ihre Kinder darben, ſo daß ſie wiederholt die Hilfe der Gemeinde hat in Anſpruch nehmen müſſen. Kann die Frau gegen ihren lüderlichen Mann auf Eheſcheidung klagen? Er will natürlich von einer Eheſcheidung nichts wiſſen, weil ihm die Frau eben gut genug dazu iſt, für ihn Geld zu ſchaffen und den Haushalt zu erhalten. Gemeindevorſtand in T. (Württ.)

Antwort. Die bedauernswerte Frau hat nach dem in Württemberg geltenden Recht keinen Scheidungsgrund. Die Württembergiſche Ehe- und Ehegerichtsordnung geſtattet die Scheidung proteſtantiſcher Ehen nur aus folgenden Gründen: Verletzung des ſechſten Gebots, bösliche Verlaſſung, örtliche Verlaſſung (d. i. Verweigerung der Aufnahme oder der Folge in die ehemänniſche Wohnung und ähnliches), ſchwere Verbrechen, welche eine Zuchthausſtrafe über zehn Jahre zur Folge gehabt haben, Lebensnachſtellung gegen den Ehegatten oder gegen die von ihm in die Ehe eingebrachten Kinder und lebensgefährliche Mißhandlungen. — Bei katholiſchen Ehen iſt die Zahl der Eheſcheidungsgründe noch geringer.

Schnitzerei von Simon Troger.

Das Rokokozeitalter brachte in der Kleinkunſt das Porzellan zur faſt ausſchließlichen Alleinherrſchaft, die Zahl der Meiſter ſchmolz mehr und mehr zuſammen, die noch in Holz und Elfenbein zu formen wußten und ihren Vorgängern aus der Renaiſſancezeit mit Geſchick und Geſchmack nachzueifern ſuchten. Einer der wenigen Kleinkünſtler des vorigen Jahrhunderts, deren Werke man als hervorragend bezeichnen muß, war Simon Troger, der, in München lebend, vorzugsweiſe für den Hof des Kurfürſten Maximilian II arbeitete. Die beſten der uns von ihm erhaltenen Stücke befinden ſich daher auch heute noch in der bayriſchen Hauptſtadt (Nationalmuſeum), einige andere im Dresdener Grünen Gewölbe. Aus der Zahl der erſteren geben wir heute: „Abraham und Iſaak“ — eine köſtliche Schnitzerei in Elfenbein, bei welcher die Geſtalten zum Teil mit Gewändern von braunem Holz umkleidet ſind. Wenn man auch zugeben muß, daß der Aufbau der Gruppe etwas gekünſtelt iſt, wenn auch der Verſuch, die Flüchtigkeit der Bewegungen im ſtarren Bildwerk feſtzuhalten, wie hier z. B. in der Geſtalt des freiſchwebenden Engels, der nur durch einen Zipfel ſeines Gewandes mit der übrigen Gruppe verbunden iſt, etwas Geſuchtes an ſich hat, ſo wirkt das Kunſtwerk in ſeiner Geſamtheit doch anmutig und iſt in der Ausführung von außerordentlicher Feinheit.

Simon Troger ſtarb im Jahre 1769 in München.



Abraham und Iſaak. Elfenbeinſchnitzerei von Simon Troger im Nationalmuſeum zu München.

Kleine Zeitung.

Eine förmliche Höhlenſtadt mit Straßen, Plätzen, Wohnungen und Kirchen hat man vor einiger Zeit bei Naours in der Pikardie aufgefunden. Urſprünglich ein Steinbruch, hat ſie augenſcheinlich ſpäter in Kriegszeiten als Zufluchtsort für die umwohnende Bevölkerung gedient; darauf weiſen zahlreiche Funde von Nahrungsreſten in den einzelnen Abteilungen der Höhle hin, ja es finden ſich hier und dort an den Wänden auch Jahreszahlen, welche mit den Zeiten der Kriege übereinſtimmen, während Jahreszahlen aus Friedenszeiten fehlen, mit einer Ausnahme, in der eine der größten Hallen als Magazin für Schmuggler gedient zu haben ſcheint. Das Ganze erſcheint wie ein ausgedehntes Labyrinth, in deſſen Anlage aber doch eine gewiſſe Regelmäßigkeit ganz unverkennbar iſt; bisher ſind über 700 Meter Straßenlänge und gegen 215 größere Nebenräume aufgedeckt worden, denen auch gut angebrachte Luft- und Rauchſchlote nicht fehlen.

Das Fußballſpiel beginnt ſich auch bei uns einzubürgern, und es läßt ſich dagegen, wenn es richtig betrieben wird, wohl kaum etwas einwenden. Zur Vorſicht mahnt freilich eine engliſche Statiſtik, der zufolge ſich in England innerhalb der letzten drei Jahre nicht weniger als 71 Todesfälle und 356 Verletzungen, Arm- und Beinbrüche, auf das Spiel zurückführen ließen. In England ſoll es allerdings zahlreiche berufsmäßige Fußballſpieler geben, deren Aufkommen den Sport roher werden ließ.

In unſerer Spielecke.

1. Wechſelrätſel.

Fünf Laute verkünden euch
Eine Stadt in Öſterreich;
Doch wird mit veränderten Füßen
Ein Meiſter der Töne euch grüßen.

2. Füllrätſel.

	E	L	E	V	
E					a
L					r
E					g
V					e
	a	r	g	e	

Die 16 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die vier wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Namen von je ſechs Buchſtaben ergeben.

Die vier Reihen bezeichnen — aber in anderer Folge —: 1. Einen preußiſchen Parlamentarier, 2. eine Stadt in Frankreich, 3. eine italieniſche Provinz, 4. eine Stadt in Preußen.

3. Wechſelrätſel.

Segen und Wohlſtand ſchaffend, verbind' ich die Völker der Erde;
Doch mit verändertem Laut künde ich Zwietracht und Streit.

4. Arithmet. Aufgabe.

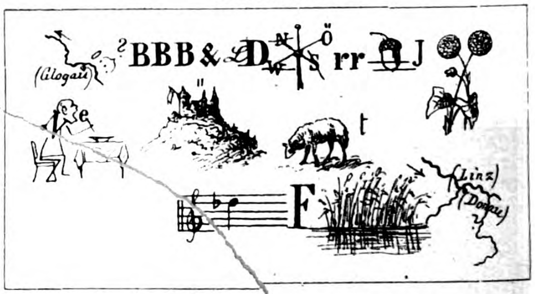
Der Geburtstag eines berühmten Mannes läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen. Die um 13 verminderte Jahreszahl iſt gleich der 70fachen Summe der Datumszahl und der Monatszahl. Die um 6 vermehrte Summe der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich der 150fachen Datumszahl. — Weſſen Geburtstag iſt gemeint? P.

5. Homonym.

Es beſteigt mich mancher und thront auf mir,
Um zu dirigieren Zwei oder Vier;
Und mancher, der mich auf mir getrunken,
Iſt, von mir geſtoßen, zu Boden geſunken.
Wer gut zu zielen verſtanden hat,
Der hat mich getroffen wohl mitten aufs Blatt.
Wer nichts getroffen und mich geſchoben,
Den werden niemals die Andern loben.
Einſt hab' ich auch gute Regeln gegeben,
Was man ſoll meiden und wie man ſoll leben.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Dominoaufgabe.

Die Augenſ umme auf den ſieben Steinen des B betrug 18, auf denen des C 41, auf denen des D 66. A behielt 6—bl. und 4—1 übrig. B ſetzte 3—3. C ſetzte 6—2, 3—2, 5—1, 3—bl., 5—3. D ſetzte 2—4.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 31.

Bilderrätſel.

Dem Glücklichen ſchlägt keine Stunde.

1. Ergänzungsrätſel.

Maienluſt bei Berlin.

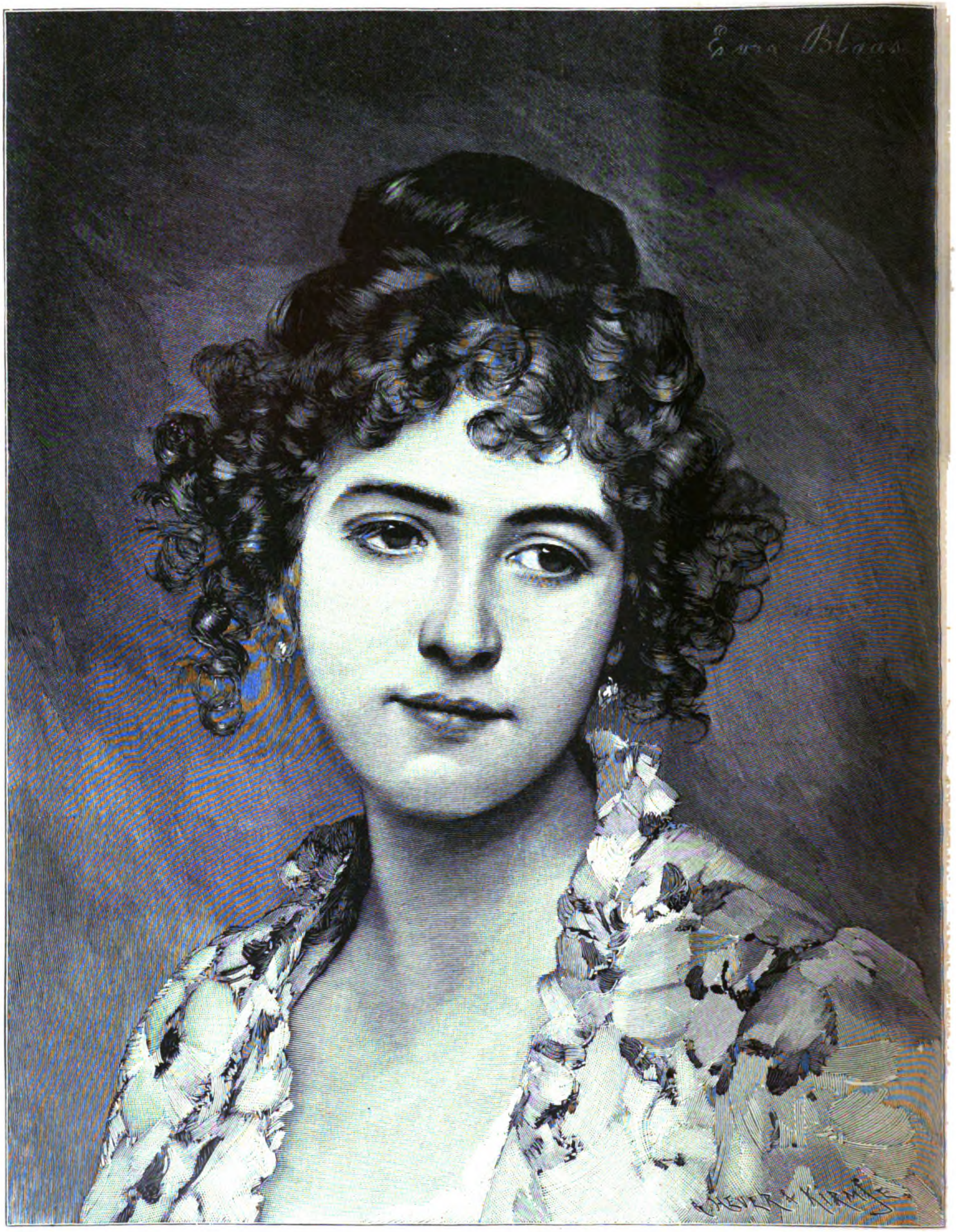
Wie blüht im Glanz des Maien
So lieblich Baum und St rauch!
Jetzt ſchläft der Strolch im Freien,
Umduftet vom Blütenhauch.
Es ſchlagen ſo liebeſehnlich
Die Vöglein überall.
Man rechnet drei Strolche gen öhnlich
Auf eine Nachtigall.

2. Rätſeldiſtichon. Homer, K omet.

Inhalt: Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). Fortſetzung. — Pſalm 145, 18 und 19. Gedicht von Eliſabeth Tilemann. — Die Sprengung des Domturms in Berlin. Von Hanns v. Zobeltitz. Mit zwei Illuſtrationen. — Schulpforta vor fünfzig Jahren. Von D. Bernhard Rogge. — Schirr-Antilopen. Mit einer Illuſtration von Wilh. Kuhnert. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Junge Liebe von C. Hoff; Windſpiel und King Charles von H. Sperling; Holländiſche Dorfſtraße von Max Liebermann. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Geſundheitspflege. — Pflanzenkunde. — Technik. — Vereine. — Ausſtellungsweſen. — Buchhandel. — Rechtsrat. — Abraham und Iſaak. Elfenbeinſchnitzerei von Simon Troger. Mit einer Illuſtr. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

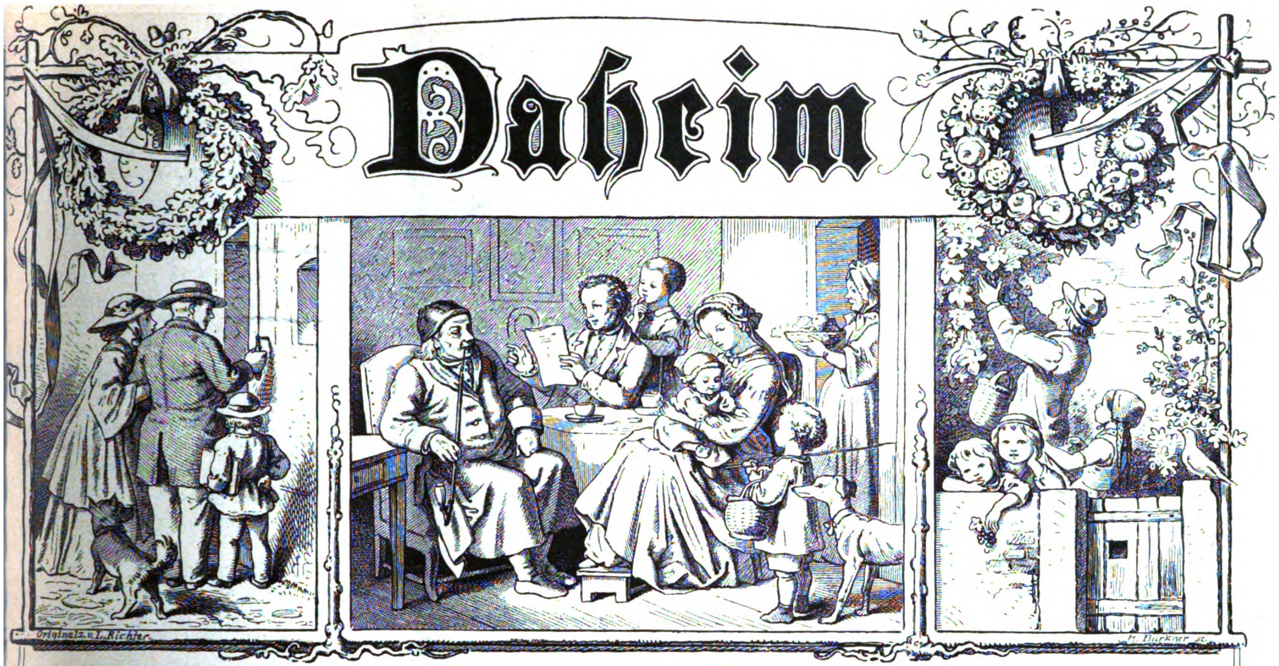
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Calabriſches Mädchen. Nach dem Gemälde von E. von Blaas.
(Photographie-Verlag von Franz Hanfſtängl A. G., München.)

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 12.

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Mai 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 33.

Pfingſten.

Mein Herz, wir wollen Pfingſten feiern!
Der Hauch des Himmels grüßt dich lind
In Sonnengold und Blütenſchleiern,
In Fliederduft und Maienwind!

Mein Herz, mein müdes, dumpfes, zages,
Steh auf und kleide dich zum Feſt!
Der Glockenklang des Feiertages
Hallt laut durchs wehende Geäſt.

Von bunten holden Blütenſcharen
Iſt alles feierlich belebt. —
Was iſt dir Großes widerfahren,
Mein Herz, das plötzlich glüht und bebt?

In Traurigkeit ſankſt du zuſammen;
Nun pochſt du mutig und geſund.
Aus deinem Dunkel brachen Flammen,
Begeiſtrung lacht aus deinem Grund.

Geheimes Leid war deine Nahrung,
Nun weißt du, wie du dich befreiſt.
Du ſpürſt in hehrer Offenbarung
Göttlicher Liebe heil'gen Geiſt.

Ein ſel'ger Himmel ſteht dir offen,
Die Sehnſucht findet ihr Genug.
Und immer froher wird dein Hoffen,
Und immer höher wird dein Flug.

Zu Boden ſinkt, in Blütenſchleiern,
Dein Gram, das kranke Erdenkind.
O Herz, wir dürfen Pfingſten feiern
In Sonnengold und Maienwind!

Frida Schanz.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Abdruck verboten.)

I.

Am Fuße der Anhöhe lag das Städtchen Güntersberg, oben — mitten im Park — „Schloß Seligkeit,“ ein im vornehmen Renaiſſanceſtil aufgeführter ſtolzer Bau.

Der Großvater des jetzt regierenden Fürſten liebte das Schloß beſonders, es war fürſtliche Sommerreſidenz, und der prächtige Wildſtand der großen Forſten feſſelte den hohen Herrn bis zum Spätherbſt an dies ſo ſtille, abgeſchiedene Fleckchen Erde. Bald freilich war es in der Umgebung des Fürſten kein Geheimnis, daß die ſchönen Augen der jungen Freiin von Stoißlaw auf Riedhof wohl eine mächtigere Anziehungskraft ausübten, als alles Weidwerk zuſammen. Der Fürſt huldigte ihr in auffallender Weiſe; ſie war die Königin der glänzenden Feſte, die auf dem Schloſſe zur Zeit der großen Jagden ſtattfanden, und nach dem Tode ſeiner, ſchon ſeit Jahren kränkelnden und in ſtiller Zurückgezogenheit lebenden Gemahlin, der Fürſtin Eleanor, vermählte er ſich in morganatiſcher Ehe mit der Freiin Irmengard von Stoißlaw, erhob ſie zur Gräfin Güntersberg und ſchenkte ihr das Schloß, das er nun im Vollgenuß des ſo heiß erſehnten und endlich errungenen Glückes „Schloß Seligkeit“ nannte.

Die prächtige Beſitzung fiel nach dem Tode der Gräfin an das fürſtliche Haus zurück. Sie wurde von der nächſtfolgenden Generation wenig bewohnt, dann aber zum erklärten Lieblingsaufenthalt der Gemahlin des nun regierenden Fürſten Franz Egon, die jeden Sommer mit ihren Kindern dort mehrere Monate verlebte. Das war eine fröhliche Zeit, wenn der junge Erbprinz und die um vier Jahre jüngere Prinzeſſin Maria mit der niedlichen Pony-Equipage durch den Park kutſchierten, wenn ihr friſches Lachen in den Korridoren widerhallte, und die flinken Kinderfüße treppauf, treppab hüpften. Jahrelang wiederholten ſich dieſe Beſuche, und die Bewohner von Güntersberg waren ordentlich ſtolz darauf, ihren jungen Prinzen und künftigen Herrn in ihrer Mitte aufwachſen zu ſehen. Alle liebten die muntere, leutſelige Fürſtin und die ſchönen Kinder, und jeder empfand es faſt wie einen perſönlichen Verluſt, daß, als die Fürſtin ſtarb, Schloß Seligkeit leer und unbenutzt blieb. Zehn Jahre lang lag es öde und einſam da in ſeiner ſtolzen Pracht; ſchließlich hatte man ſich daran gewöhnt, es als ein vergeſſenes Prunkſtück zu betrachten, und die Nachricht, Prinzeſſin Marie werde für unbeſtimmte Zeit, im Laufe des Herbſtes, ihren Wohnſitz dort nehmen, fand wenig Glauben unter der Bevölkerung von Güntersberg. Man hielt es für ein Gerücht, das ein commis voyageur aus der Reſidenz ohne Quellenangabe kolportiert. Als aber der Staatsanzeiger unter den Hofnachrichten der Sache Erwähnung that, als Handwerker und Dekorateure eintrafen, und der Kaſtellan Bechly im goldenen Hirſchen erzählte, welche Zimmer für Ihre Durchlaucht in Stand geſetzt würden, wie er alle Hände voll zu thun habe, und daß er täglich den Hofmarſchall erwarte, der die Arbeiten inſpizieren und das Nähere über den fürſtlichen Haushalt beſtimmen werde, da war das höchſte Intereſſe der treuen Güntersberger Bürger erregt und für die Kaffees der Honoratioren-Damen und die Klubabende der Herren war ein unerſchöpfliches Geſprächsthema gefunden.

Für die Güntersberger Dienſtmädchen und die Güntersberger Politiker aber brach ein goldenes Zeitalter der Ruhe an; erſtere wurden in absentia nicht von ihren Gebieterinnen zerzauſt, und letztere zerzauſten ſich nicht untereinander.

Der Hofmarſchall kam und mit ihm der Moment, wo ſich der Glaube in Schauen verwandelte. Die kühnſten Vermutungen über das „Warum“ wurden nun aufgeſtellt. Was konnte die junge, und als ſehr lebensfroh bekannte Prinzeſſin beſtimmen, ſich jetzt zur Winterszeit auf das einſame Schloß zurückzuziehen? Man hörte offiziell viel von „angegriffenen Nerven“ ſprechen und im geheimen allerlei kleine, luſtige Geſchichten, mit denen der fürſtliche Vater nicht einverſtanden ſei. Schloß Seligkeit ſollte eine Art Exil ſein, wohin die Prinzeſſin verbannt ſei, weil — weil — ja, warum denn? Das wußte freilich niemand genau zu ſagen, und ſo machten die guten Güntersberger keine Ausnahme von der Regel, ſondern wählten den am meiſten benutzten, bequemſten und amüſanteſten Weg — ſie glaubten das Unglaublichſte, erzählten es weiter, und die Einwohner des Landſtädtchens waren über die internſten Verhältniſſe aufs genaueſte unterrichtet, noch ehe die Fürſtin den Fuß über ihre Grenze geſetzt hatte.

Eine feierliche Einholung, wie ſie der Bürgermeiſter und die Einwohner aus alter Anhänglichkeit und Liebe für die junge Prinzeſſin geplant, unterblieb auf höheren Wunſch. Es wurde dann nur das folgende, ſehr einfache Programm feſtgeſtellt: am Thor ſollten Magiſtrat und Geiſtlichkeit die Fürſtentochter willkommen heißen, des Bürgermeiſters Töchterlein ſollte einen Strauß überreichen, und im übrigen die Stadt ſich im Flaggenſchmuck präſentieren.

Die Ankunft war auf den 4. Oktober angeſetzt. — An einem trüben, regneriſchen Nachmittag drängte ſich eine neugierige Menſchenmenge durch die Straßen des Städtchens nach dem Marktplatz, dem Gaſtower Thor und dem Schloßberg zu. — Güntersberg beſaß noch keine Eiſenbahnverbindung; es hatte ſich ein Stückchen Romantik inſofern erhalten, als man bis nach dem, eine Stunde entfernten Gaſtow mit der Poſt fahren mußte, um erſt von dort mittelſt Dampf in die Welt da draußen befördert zu werden. So mußte auch die Fürſtin dieſen Weg in ihrer Equipage zurücklegen und durch das Gaſtower Thor in Güntersberg einziehen. War das ein buntes Durcheinander, ein Drängen und Schieben! — Der ſcharfe Wind, die naßkalte Luft hatten weder alt noch jung, weder arm noch reich in den häuslichen vier Pfählen zurückzuhalten vermocht. Wer ein warmes Tuch oder einen Überzieher ſein eigen nannte, hatte alle Urſache, ſich dieſes Beſitzes zu freuen; wem dieſe wärmenden Güter verſagt waren, blickte neidvoll auf die Glücklicheren. Es war wirklich ein recht unangenehmes Wetter. — Drei Uhr mochte eben vorüber ſein, als man auf der Chauſſee die karmoiſinrote fürſtliche Livree und die Equipage mit den reichgeſchirrten Apfelſchimmeln wahrnahm. Eine allgemeine Bewegung ging durch die Menge. Die Magiſtratsperſonen entledigten ſich ihrer Überzieher und ſtrichen die weißen Handſchuhe glatt, die Geiſtlichen zupften die ſteifgeſtärkten Bäffchen zurecht, und die „Mutter der Stadt“ fand noch eben Zeit, ihrem Töchterlein zuzuflüſtern: „Halt’ dich gerade!“ und es durch ſanften Druck in den Rücken etwas mehr in den Vordergrund zu ſchieben. Da rollte auch ſchon die Equipage durchs Thor. Mit kurzem Ruck pariert, ſtanden die feurigen, im Gebiß ſchäumenden Tiere, und die Fürſtin neigte huldvoll grüßend den ſchönen Kopf.

Sie trug einen grauen Reiſemantel und ein ebenſolches Filzhütchen, unter dem hervor ſich braune Löckchen mutwillig über der weißen Stirn und an den blaugeäderten Schläfen kräuſelten. In den großen, von dunklen Wimpern halb verſchleierten Augen blitzte es von Übermut und Lebensluſt; ein kleiner weißer Pudel, mit carmoiſinroter Schleife geſchmückt, lag zuſammengerollt auf ihrem Schoß. Zu ihrer Linken ſaß die Oberhofmeiſterin, verwitwete Gräfin Sturm, geborene Gräfin Drachenfels, deren ſpitze, ſtrenge Geſichtszüge ein Tüllſchleier, wenigſtens zur Hälfte, gnädig verhüllte; im zweiten Wagen folgten der Kammerherr Baron von Thielen und eine jüngere Hofdame, Fräulein von Dahlberg, eine kleine Blondine mit freundlichem, unbedeutendem Geſichtsausdruck.

Eine atemloſe Spannung lagerte über der Menge und laſtete förmlich auf der Bruſt des Bürgermeiſters, als er ſich inmitten der beiden geiſtlichen Herren in ehrfurchtsvoller Ergebenheit dem Wagen näherte. Kaum waren aber die Anfangsworte der Rede von ſeinen Lippen gefloſſen: „Durchlauchtigſte, gnädigſte Prinzeſſin —“ da ereignete ſich etwas,

was niemand erwartet, was die drei würdigen Männer und die Oberhofmeiſterin vor allen aber nie für möglich gehalten hätten.

„Mein lieber Herr Bürgermeiſter," rief die junge Fürſtin mit herzgewinnendem, freundlichem Lächeln, „wenn's Ihnen recht iſt, dann wollen wir uns beide die formelle Begrüßungsrede ſchenken. Daß Sie mich im Namen der Einwohner von Güntersberg willkommen heißen, freut mich ſehr, es bedarf dazu aber nicht vieler Worte. Ich komme ja nicht als ganz Fremde, und wie ich der Tage, die ich hier verlebt, immer noch gedenke, ſo hoffe ich, daß man auch mich nicht ganz vergeſſen hat. Das Wetter iſt heute wirklich gar zu herbſtlich — nur aus Rückſicht für Sie und Ihre Begleiter," ſetzte ſie, die Gruppe der befrackten Magiſtratsperſonen und Lehrer mit ſchalkhaftem Blick ſtreifend, hinzu, „bitte ich um ein abgekürztes Verfahren. Auch die Kleine da dauert mich." Sie deutete auf des Bürgermeiſters Töchterlein. „Komm her, Kind, gib mir deinen Strauß!" Und als das Mägdlein, ſchüchtern näher tretend, ſeine Blumen darbot, neigte ſie ſich ihm freundlich entgegen, hob die kleine Spenderin zu ſich empor und küßte ſie auf die glühenden Wangen.

„Euer Durchlaucht ſind allzu gnädig!" ſtammelte der von Glück ſtrahlende Vater und ſtellte dann raſch, um doch einigermaßen den Vorſchriften der Etikette zu genügen, die Prediger und Herren vom Magiſtrat vor.

„Bei meinem längeren Aufenthalt hier hoffe ich noch unter behaglicheren Verhältniſſen Gelegenheit zu haben, Ihre Bekanntſchaft zu machen, meine Herren," ſagte die Fürſtin. „Zunächſt will ich Ihnen nur herzlich danken für den freundlichen Empfang, den ich hier gefunden, und bitte Sie, dieſen Dank auch in meinem Namen den Einwohnern von Güntersberg zu übermitteln. Auf baldiges Wiederſehen, meine Herren!"

Unter den Hochrufen der Menge fuhr der Wagen dem Schloſſe zu; die Herzen der Güntersberger hatte die Prinzeſſin im Fluge erobert . . .

„Reizende Blumen, ſehen Sie nur, Gräfin, und ein reizendes Kind war die Kleine, nicht wahr?" wandte ſich Prinzeß auf dem kurzen Wege an ihre Begleiterin.

„Gewiß, Durchlaucht. Indeſſen möchte ich mir doch erlauben, zu bemerken —"

„Bemerken Sie lieber nichts, meine Teure," rief Maria halb lachend, halb unmutig, „verderben Sie mir nicht von vorneherein die Laune. Die ſchlichte, einfache Art dieſer Leute hat mir wohlgethan. Die Vorſchriften der Etikette mögen auf dem Parket des Hofes ihre Berechtigung haben; wenn ich aber einmal, ſo wie hier, direkt unſrem Volke gegenüberſtehe, will ich mit demſelben in ſeiner Sprache reden und in ſeiner Art verkehren, wie's mir gerade ums Herz iſt, und wie es das Volk verſteht."

Ein leiſes, ſchmerzliches, mehr einem Seufzer ähnliches „Oh" entrang ſich den ſchmalen Lippen der Gräfin, die aber ihre Schutzbefohlene zu gut kannte, um nicht zu wiſſen, daß ſie durch eine Gegendemonſtration wenig erreichen, vielleicht noch manches verſchlimmern würde.

Vor dem Schloß, am Fuß der breiten Steintreppe, erwartete der Kaſtellan die Ankommenden. Wie immer bei feierlichen Gelegenheiten, ſo trug er auch heute ſchwarzes Samtkoſtüm mit Kniehoſen, ſeidenen Strümpfen und eine weiß gepuderte Perücke.

„Grüß Gott, Bechly, noch friſch und munter," rief die Fürſtin leutſelig, dem alten, langjährigen Diener die Hand reichend, die er ehrfurchtsvoll küßte. „Kennſt mich wohl gar nicht mehr? Ja, ja, — zehn Jahre ſind eine lange Zeit."

„Oh — oh!" ſtöhnte Gräfin Sturm leiſe.

Sie betraten die Vorhalle, wo einige ältere Bedienſtete, die auf „Seligkeit" ein Gnadengehalt bezogen, Aufſtellung genommen hatten. Maria hatte für jeden ein freundliches Wort, einen gütigen Blick.

Mit einem, ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Natur gewordenen, ſeitwärts chaſſierenden Schritt, trat Bechly der Fürſtin voran und öffnete die Flügelthüren zu den inneren Gemächern. Zunächſt ein großer dreifenſtriger Salon; koſtbare Gobelins bekleideten die Wände, Vorhänge und Möbelſtoffe waren von ſchwerer, mattgrüner, ſilberdurchwirkter Seide. Vergoldete Flügelthüren führten in ein kleineres, nach dem Park hinaus gelegenes Gemach. Die Prinzeſſin erinnerte ſich deſſen noch in allen Einzelnheiten — es war das Boudoir der verſtorbenen Fürſtin geweſen und wenig darin verändert worden. Dieſelben weichen Polſtermöbel mit tiefroten Damaſtbezügen, in den Fenſterniſchen über dem Schreib- und Arbeitstiſch Ampeln von vergoldetem Korbgeflecht, aus denen zarte, friſchgrüne Schlingpflanzen anmutig herabnickten, an den Wänden einige Familienbilder in breiten Goldrahmen, auf den Etagèren blühende Pflanzen, alles, wie es geweſen war; rechts und links vom Kamin, auf ſchlanken ſchwarzen Säulen, die Büſten des Fürſten und ſeiner Gemahlin in gelblich ſchimmerndem, penteliſchem Marmor ausgeführt. Die der Fürſtin war erſt nach ihrem Tode hier aufgeſtellt. Wie wehmütiges Erinnern zuckte es in den Zügen der Prinzeſſin; als ſie aber dem kalten Blick der Oberhofmeiſterin begegnete, war die weiche Regung verſchwunden. Mit einer raſchen Bewegung warf ſie den zierlichen Kopf zurück und ſchritt in das nächſte Zimmer. Ein „Ah!" der Bewunderung entſchlüpfte ihren Lippen.

„Aber Bechly, der Gartenſalon iſt ja neu dekoriert und dieſer prächtige Flügel" — auf einen in der Mitte ſtehenden Steinway deutend — „welche Überraſchung!"

„Sr. Durchlaucht haben befohlen, daß das Zimmer jetzt für den Winter zum ‚Muſikmachen', wie der Herr Hofmarſchall ſagte, am geeignetſten wäre. Das Klavier aber — hm — nun — das iſt wohl ein Extrapräſent für Euer Durchlaucht."

„Der gute Papa," ſagte die Prinzeſſin zu Fräulein von Dahlenberg, „er möchte mir das Exil ſo angenehm wie möglich machen. Weiter, Bechly."

„Jetzt folgt der Speiſeſaal."

„Nun, den wollen wir erſt bei Erfüllung ſeines Berufes in Augenſchein nehmen. Mit meinen ſpeziellen Wohnräumen bin ich ſehr zufrieden. Wirklich charmant."

Herr von Thielen und Fräulein von Dahlenberg waren vor das lebensgroße, aus breitem Goldrahmen herabſchauende Porträt einer reizend ſchönen Frau getreten, das die Mittelwand des Zimmers einnahm. Prinzeß geſellte ſich zu ihnen.

„Das iſt Gräfin Irmengard Güntersberg," erklärte ſie. „Von Pesne gemalt. Urgroßvaters zweite Frau, eine geborene Freiin von Stoißlaw. Mein Großvater wollte zwar, als er zur Regierung kam, das Bild entfernen laſſen. Es zeigte ſich aber, daß dasſelbe durch eine geheimnisvolle Vorrichtung ſo tief in der Wand befeſtigt war, daß dies nur mit Zerſtörung der beſonders künſtleriſch gemalten Wände geſchehen konnte. Man ſtand alſo davon ab, und ſo hängt das Porträt heute noch, wo es vor mehr als hundert Jahren ſeinen Platz hatte."

„Wie ſchön muß die Gräfin geweſen ſein," bemerkte Fräulein von Dahlenberg.

„Ja ſehr; beſonders die Augen. Ich kann es meinem Vorfahr nicht verdenken, daß er ſich in ſolche Augen verliebte."

Gräfin Sturm ließ ein leiſes, mißbilligendes Huſten hören.

„Wann befehlen Durchlaucht, daß ſerviert wird?" fragte Bechly.

„Es iſt jetzt vier Uhr — ſagen wir um ſechs."

Kammerherr von Thielen ſah ſeine junge Gebieterin unbewußt fragend an und räuſperte ſich. Prinzeß lächelte.

„Ihr Räuſpern klingt hungrig, lieber Baron," neckte ſie, „und Ihre Augen ſind treffliche Dolmetſcher eines leeren Magens. Keinen Widerſpruch," wehrte ſie den Proteſt des Hofmannes ab, „Sie brauchen ſich dieſes Gefühls nicht zu ſchämen, ich teile es vollkommen, und wir wollen ſchon um fünf Uhr zu Tiſche gehen. Pünktlich, Bechly."

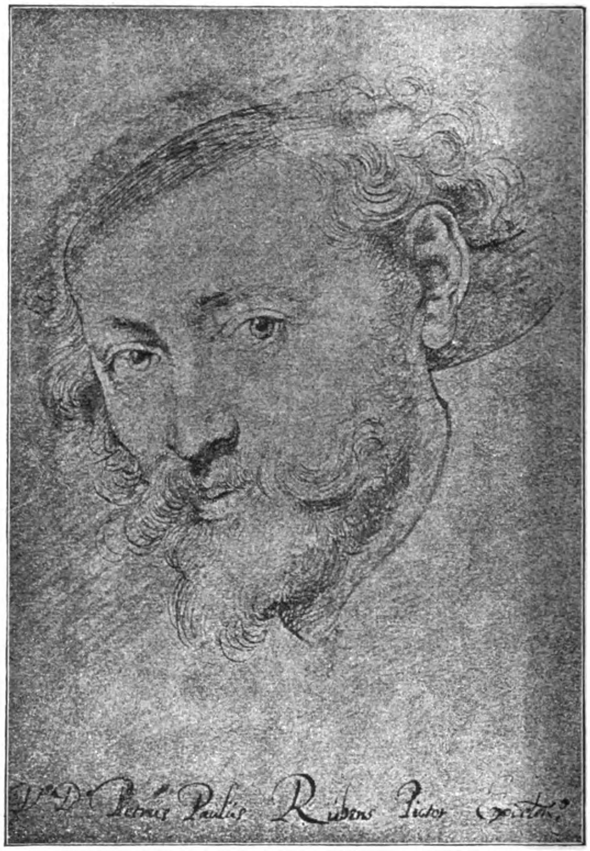
Dann entließ ſie ihre Begleitung und trat, als ſie allein war, ans Fenſter. Zwiſchen den kahlen Äſten der alten Parkbäume hingen graue Oktobernebel, und regenſchwere Wolken, vom Winde getrieben, jagten am Himmel dahin. Der eben noch ſo liebenswürdige Ausdruck verſchwand aus den ſchönen Zügen, Trotz und Unmut kämpften darin.

„Alſo eingeſperrt," flüſterte ſie, „abgeſchnitten von allem, was Leben heißt, auf dies einſame Schloß verbannt mit den langweiligſten, unerträglichſten Produkten, welche die Hofatmoſphäre gezeitigt: dem immer hungrigen Kammerherrn, der indolenten Dahlenberg und dem giftigen, alten Sturmvogel."

Bei dieſem letzten Gedanken mußte ihr eine komiſche Erinnerung kommen, ſie lachte plötzlich hell auf.

„Alter Sturmvogel! — prächtiger Einfall meiner kleinen, munteren Brita."

Nach einem Augenblick lächelnden Nachdenkens ſchellte ſie und befahl der eintretenden Kammerfrau, ihre Schreibkaſſette zu bringen. Dieſe Kammerfrau, Fräulein Thereſe Mörner, war die Vertraute ihrer jungen Gebieterin, wie ſie die der verſtorbenen Fürſtin geweſen, bei der ſie jahrelang im Dienſte geſtanden hatte.



Rubens' Selbſtbildnis. Handzeichnung in der Albertina.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.
(Vertreter Hugo Groſſer in Leipzig.)

„Wer hätte das gedacht, Thereſe," ſagte die Prinzeſſin, an dem Schreibtiſch Platz nehmend und mit einem kleinen Schlüſſel die vor ihr ſtehende Kaſſette öffnend, „daß ich als ‚Gefangene' noch einmal die Zimmer bewohnen würde, in denen ich mit meinem Mütterchen ſo glückliche Tage verlebt habe."

Um ihren Mund zuckte es bei dieſen Worten wie von verhaltenem Weinen.

„Gnädigſtes Prinzeßchen faſſen die Sache auch gar zu ſchlimm auf," begütigte die Dame. „Die Nerven ſind wirklich ein wenig angegriffen, die Ruhe wird ihnen gut thun und dann — wie raſch gehen ſo ein paar Wochen vorüber."

„Wochen ſagſt du? — Sage nur getroſt Monate —"

„Und wenn auch; einmal kommt doch der Tag der Abreiſe. Dann —"

„Dann — ja dann, Thereſe, — was wird dann kommen? Aber du haſt recht, treue Seele, mich zu tröſten; nur keinen Kleinmut. Ich danke dir für deine guten Worte. Um Fünf rufe mich — lege irgend einen Anzug zurecht — mir iſt hier alles gleich."

Die Kammerfrau zog ſich geräuſchlos zurück. Maria ſtützte den Kopf in die Hand, ſpielte mit der Feder und ſchrieb dann auf den mit ihren Initialen geſchmückten, veilchenduftenden Bogen:

„Schloß Seligkeit, den 4. Okt. 18..

Meine teure Brita!

‚La princesse en exil' — unter dieſem Titel ſollen nach meinem Tode die Briefe veröffentlicht werden, die ich von dieſem weltvergeſſenen Schloß aus an dich richte. Mögen ſie allen, denen das ſehr zweifelhafte Glück zu teil geworden, unter dem Purpur geboren zu ſein, einen Beweis liefern, mit welchen Mitteln man im XIX. Jahrhundert eine den Zielen der Politik abgeneigte Prinzeſſin gefügig zu machen verſucht. Denn, wenn wir entre nous ehrlich ſein wollen, was iſt es für ein Verbrechen, um deſſen willen man mich hier einſperrt? Ich widerſtrebe meiner Vermählung mit dem Herzog von Waldenburg, weil — nun, weil ſich mein ganzes beſſeres Ich dagegen empört. Eine Ehe ohne Liebe geſchloſſen iſt in meinen Augen eine Sünde. ‚Opfre Dich, mein teures Kind,' ſagte Tante Claudine — aber ich muß Dir das Eingeſtändnis machen, Brita, daß ich durchaus kein Talent für ſolche Opferrolle beſitze, und wenn ich mir durch Selbſtverleugnung, Demut und Sanftmütigkeit oder wie die ſchönen Tugenden ſonſt heißen mögen, einen Heiligenſchein um mein profanes Haupt weben ſollte, ſo weiß ich im voraus, daß ich darauf verzichten müßte . . .

Doch nun zu etwas anderem. Der Einzug in Güntersberg war wirklich ſehr nett; man zeigte mir eine herzliche, ungeheuchelte Freude, die mir wohlthat, und außerdem hatte ich noch das Extravergnügen, Madame Etikette ein Schnippchen zu ſchlagen, das deren irdiſche Vertreterin, die Gräfin Sturm, gerade an die Spitze ihrer ſpitzen Naſe traf. Sie hatte ſich ſchon in den Traum feierlicher Bewillkommnung hineinverſetzt, da — mußten mir gerade die im Herbſtwetter frierenden Väter der Stadt ſo leid thun, daß ich die Begrüßungsrede kurz unterbrach, ihnen in ein paar Worten herzlich für den guten Willen dankte und — weiter fuhr. Übrigens ſchienen alle damit zufrieden, nur ‚die Sturmhaube' nicht. Aber wer kann's allen recht machen? — Eine Prinzeſſin am wenigſten. Das Schloß iſt ja prächtig. Ich bewohne die Zimmer meiner lieben, ſeligen Mama — ſie ſind faſt unverändert, nur der Salon mit dem Bild der Gräfin Irmengard iſt neu und hochelegant ausgeſtattet, zum Muſikzimmer umgewandelt. Ein Steinway ſteht darin — Papa hat mich damit überraſcht. Der gute Papa! — Seine Liebe rührt mich, ich bin ihm ja auch innig dankbar, aber ſage ſelbſt, Brita — iſt denn mein ganzes Lebensglück nicht ein zu hoher Preis für einen Steinway und eine Zimmerausſtattung von Bembé! — Wie ich mir mein Leben hier einrichten werde? — Ich weiß es noch nicht. Wärſt du ſtatt der Dahlenberg, und Graf Kerſenbrogk anſtatt des guten Baron Thiele hier, dann freilich ließe ſich das Daſein ſchon eher ertragen. Aber ſo? — Brrr!

Die Nebel haben ſich in einen veritablen Regen aufgelöſt, lange, feine Tropfen fliegen an die Scheiben, der Park ſieht unſagbar öde und troſtlos aus, und mir iſt ſo eigen ums Herz. Ich glaube, ich habe Heimweh, Brita. Thereſe klopft, ich muß mich zum Diner umkleiden. Vergegenwärtige Dir dies Diner: zur Rechten fällt mein Blick auf das boshafte Geſicht des ‚Sturmvogels', — zur Linken auf das mit unfreiwilliger Tonſur geſchmückte Haupt des Kammerherrn und vis-à-vis auf das Vollmondantlitz der Dahlenberg. — Nun, hoffentlich macht der Koch ſeine Sache gut, und die materiellen Genüſſe entſchädigen mich für den Mangel, unter

Im Mai.

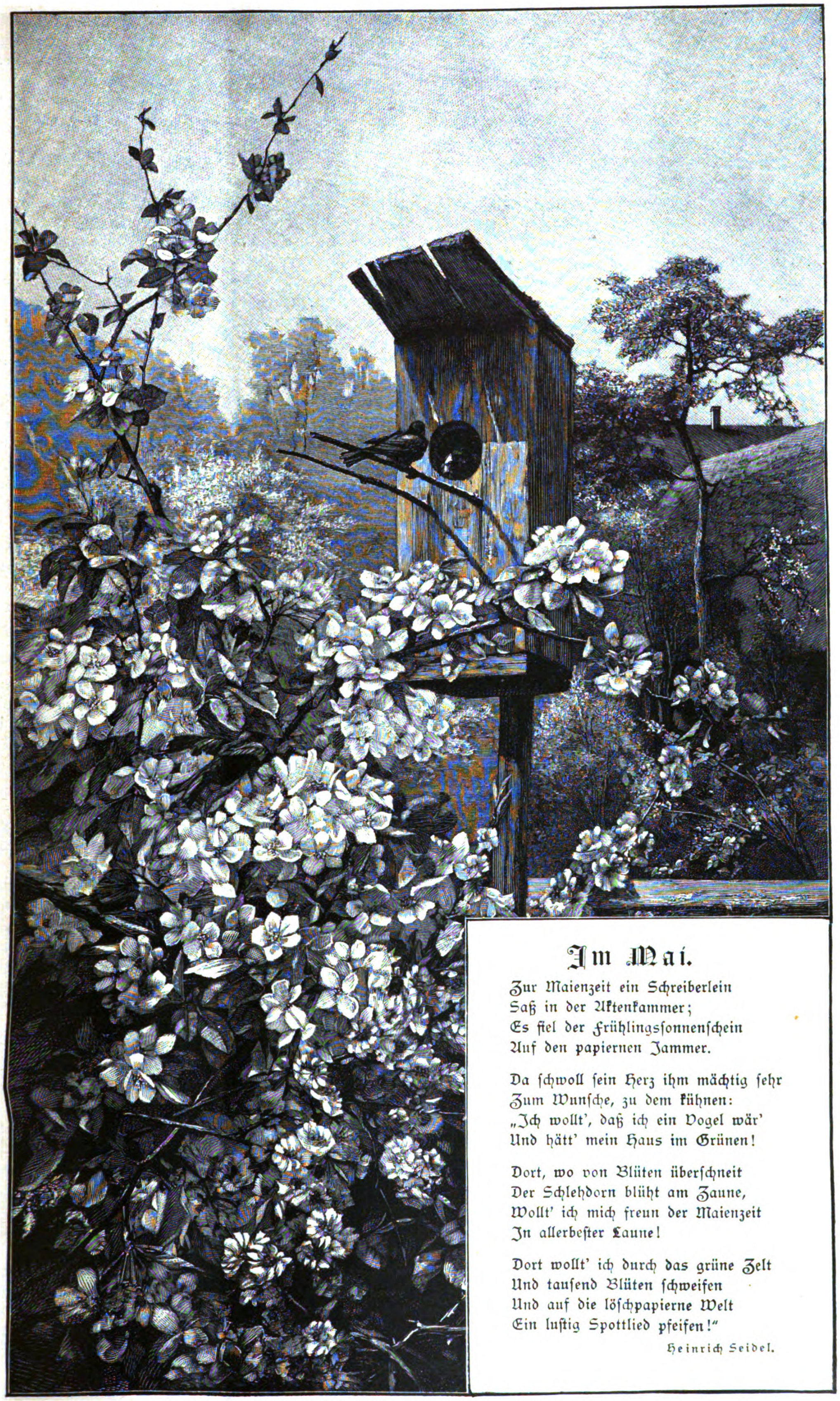
Zur Maienzeit ein Schreiberlein
Saß in der Aktenkammer;
Es fiel der Frühlingsſonnenſchein
Auf den papiernen Jammer.

Da ſchwoll ſein Herz ihm mächtig ſehr
Zum Wunſche, zu dem kühnen:
„Ich wollt', daß ich ein Vogel wär'
Und hätt' mein Haus im Grünen!

Dort, wo von Blüten überſchneit
Der Schlehdorn blüht am Zaune,
Wollt' ich mich freun der Maienzeit
In allerbeſter Laune!

Dort wollt' ich durch das grüne Zelt
Und tauſend Blüten ſchweifen
Und auf die löſchpapierne Welt
Ein luſtig Spottlied pfeifen!"

Heinrich Seidel.



Frühling. Nach dem Gemälde von Sophie Ley.
Photographie im Verlage der Münchener Kunſt- und Verlagsanſtalt von Dr. E. Albert u. Co. in München.

dem mein Schönheitsſinn ächzt. Addio! — Wie du ſiehſt, bin ich unverändert die Alte und hoffe auch, es zu bleiben, am gutem Willen fehlt's nicht. Stets getreulich

Deine Maria.

II.

Der Familienkreis des regierenden Hauſes Hohenſtein war ein enger; Fürſt Franz Egon beſaß keine Geſchwiſter, nur einen Sohn, den Erbprinzen Franz, deſſen Ehe kinderlos geblieben war, und eine Tochter, die Prinzeſſin Maria. Die Gemahlin ſeines einzigen, früh verſtorbenen Vetters, Prinzeſſin Claudine, repräſentierte bei Hoffeſten und hatte die Erziehung ſeiner Tochter geleitet oder vielmehr nur vollendet, da dieſe beim Tode der Fürſtin bereits vierzehn Jahre zählte. Der Fürſt liebte ſeine Kinder über alles, beſonders aber war es Prinzeß Maria, die als ſein erklärter Liebling galt. Er hatte ihr von jeher mehr Freiheiten geſtattet, als ſonſt einer jungen Fürſtentochter gewährt werden, und dadurch hatte ſich die Neigung zur Selbſtändigkeit, die ſchon in ihrem Charakter lag, mehr ausgebildet, als der Fürſt erwartet, und als ſchließlich ihm ſelbſt und ihrer Umgebung lieb war. Die Prinzeſſin war ſchön, klug, lebensfroh und beſaß als einzige Tochter, beſonders von mütterlicher Seite, ein bedeutendes Vermögen; trotzdem war ſie mit vierundzwanzig Jahren noch unvermählt, und der alleinige Grund hierfür lag in ihrem beſtimmt geäußerten Willen, nie ohne Liebe einem Manne ihre Hand zu reichen. Der Fürſt hatte ihr volle Freiheit gelaſſen, wenn ſie ſeinem Zureden, doch dieſe oder jene glänzende Heirat einzugehen, nicht Folge leiſtete. Sagte ſie ihm, daß ſie unglücklich werden, daß ihr ganzes Leben durch eine ſolche Zwangsehe, die nur aus äußerlichen Standesrückſichten geſchloſſen werden ſollte, vernichtet ſein würde, dann gab er immer wieder nach, zumal die Prinzeſſin in dem Erbprinzen einen treuen Verbündeten fand, dem das wirkliche innere Glück ſeiner Schweſter mehr am Herzen lag, als aller Glanz ſeines Hauſes.

Da trat ein Fall ein, der mit einem Schlage die ganzen Verhältniſſe am Fürſtenhofe zu Hohenſtein veränderte und tief in das Leben der jungen Prinzeſſin eingriff. Der Herzog Adalbert von Waldenburg, bei der Kinderloſigkeit des Erbprinzen der präſumtive Erbe des Fürſtentums, trat als Bewerber um die Hand Marias auf. Alle Staatsintereſſen ſprachen für dieſe Verbindung. Durch ſie blieb nicht allein den direkten Nachkommen, wenn auch in weiblicher Linie, der Thron der Väter erhalten, ſondern man war auch überzeugt, in der Prinzeſſin die Frau gefunden zu haben, die auf den excentriſch beanlagten und dabei leicht zur Schwermut geneigten, nervöſen Herzog einen günſtigen Einfluß ausüben und ihrem angeſtammten Lande die treueſte Regentin ſein würde. Als nun der Fürſt hierbei, wie ſchon oft zuvor, auf energiſchen Widerſtand ſeitens der Tochter ſtieß, kam es zum erſtenmale zu einer erregten Scene zwiſchen beiden, und da einer vom andren die Überzeugung gewann, er werde auf ſeinem Willen beharren, verſchärften ſich die Gegenſätze in ſolchem Maße, daß der Fürſt, wenn auch mit ſchwerem Herzen, den Entſchluß faßte, das „ungehorſame Kind“ für einige Monate ganz vom Hofe zu verbannen. (Fortſetzung folgt.)

Von der Zeit früherer Zeit.

Von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Noch iſt kaum ein Menſchenalter verronnen ſeit dem Damals, als nur ein einziger Menſch bei uns wußte, wann die Uhr Zwölf war. Dies „bei uns“ iſt ein anſehnliches Kirchdorf im öſtlichen Holſtein, das „damals“ war, als das Dorf noch kein Poſtamt hatte, und der Mann, nach dem ſich die Kirchenuhr, das Dorf und die umliegenden Dörfer richten mußten, war der Glockenläuter. Eine Auflehnung gegen die Herrſchaft der Kirchenuhr fand jedoch von ſeiten der Hofuhren ſtatt: auf den Rittergütern und Pachthöfen gingen die Thorhausuhren eine halbe Stunde vor und das aus drei Gründen. Erſtens, weil die Höfe ſich vom Dorfe nichts ſagen ließen, zweitens, damit die Bauknechte und Tagelöhner fein rechtzeitig zur Arbeit kamen, und drittens, damit die Kinder den weiten Schulweg früh genug antraten. Und noch heute gehen die Hofuhren vor, wenn auch nicht volle dreißig Minuten, ſo doch wenigſtens zehn bis fünfzehn. Man gibt alte Rechte ſo leicht nicht auf und trennt ſich ſchwer vom Herkömmlichen.

Daß Uhren nach der Kirchenuhr geſtellt werden konnten, war ſelbſtverſtändlich, weil das öfter geſchah und keine Schwierigkeiten machte. Woher aber wußte der Glockenläuter, was es an der Zeit war, denn er ſelbſt hatte keine Taſchenuhr? Das heißt, er hatte eine, die war aber ſeit Jahren entzwei, und ihre Wiederherſtellung ſollte ſo viel koſten, daß er es vorzog, ſie in der Lade aufzubewahren, als ſie nach der eine Meile entfernten Stadt zu ſchicken. Bei uns gab es damals keinen Uhrmacher für Taſchenuhren. Es war ſtets eine große Verlegenheit, wenn ein feines Werk Schaden erlitten hatte; die groben Schwarzwälder Uhren wurden von der Hausmagd mit dem Federflunk gereinigt, die Turmuhr beſorgte der Glockenläuter. Sie war ihm bis auf etliche unaustreibbare Tücken auch folgſam. Die eine Tücke beſtand darin, daß ſie die beiden Zifferblätter verſchieden bediente; dem an der Südſeite gab ſie meiſtens vor, das an der Weſtſeite hielt ſie zurück. Die andere war, daß ſie bei ganz kalten Tagen ſich um einige Stunden zu verſpäten pflegte und falſch ſchlug. Um Mittag jedoch ging ſie wieder einigermaßen richtig, und wenn der Glockenläuter die Betglocke zog, war es zwölf oder wenigſtens dicht dabei.

Der Glockenläuter war ein ernſter, ruhiger Mann; ich durfte ihm zuweilen nachklettern auf der engen Wendeltreppe in der dicken Turmmauer bis auf den Boden, wo in einem ſtallartigen Verſchlage die Uhr ihr ſchweres Tick-Tick that. Wenn er die Steingewichte, die tief in den Turm hinab hingen, aufwand, dann ſchrie die Uhr. Er hatte ein Ölglas mit einer Feder darin, womit er ſie ſchmierte, aber ſie ſchrie doch, und das Öl troff von ihr, als wenn ſie blutete. Unten auf dem roten Ziegelſteinboden waren dunkle Flecke — alles Uhrenblut.

Allmählich lernte ich das ſchwarze Rädergeheimnis näher kennen. Es war mir ein wunderbarer Genuß, wenn der Zapfen am Stundenrade ſich der Auslöſung des Schlagwerkes langſam näherte, ſich an den Eiſenhebel legte, ihn hob — ganz langſam — noch etwas — noch ein wenig, und dann plötzlich wildes Leben über die Räder kam, die den zur Glocke führenden Hammerzug in gleichen Zeiträumen zuckten, bis das Werk wieder einſchnappte, und zuletzt der Windfänger ſich knarrend zur Ruhe gab.

Ich fragte, und er ſagte. Der Glockenläuter kannte die Uhr, er konnte die Zeiger der Zifferblätter von innen ſtellen, und er ſagte, wenn ein anderer, wie er, die Uhr in Ordnung halten ſollte, der würde gar nicht mit ihr fertig. Das glaubte ich ihm aufs Wort. Er war für mich überhaupt ein Mann, zu dem ich mit Bewunderung aufſchaute. Er läutete mit der großen Glocke an Feſtvorabenden, mit der kleinen, wenn ein Kind geſtorben war, mit beiden des Sonntags vor dem Gottesdienſt; er grub auf dem Kirchhofe die Gräber, und mit Verwandten und ſeinen Söhnen ſpielte er bei Hochzeiten auf. Das war damals, als der Brautzug noch mit Spielleuten voran zur Kirche ging, und die Spielleute draußen bleiben mußten und nicht mit hinein durften. Dieſer Gebrauch ſtammte wohl noch aus der ganz alten Zeit, in der Spielleute für unehrliche Leute galten. Das war luſtig anzuhören, wenn die Getrauten aus der Kirchthür traten, und die Muſik ſie mit der ausgelaſſenen Weiſe begrüßte, zu der die Worte gehörten:

„Nu hett hei ehr, nu hett hei ehr,
Nu krigt ſei ok kein'n annern mehr.“

Jetzund gehen die Brautleute zum Standesamte und dann zur Kirche; dazu paſſen die alten Gebräuche und die quitſchvergnügte Klarinette im Verein mit Poſaune und Waldhorn nicht mehr. Das Waldhorn ſagte immer nur „Muff, Muff, Muff, Muff.“ Aber es war wunderſchön.

Eines Tages that ich die Frage, woher er wiſſe, daß es zwölf ſei? — Ich habe lange mit mir gerungen, ehe ich dieſe Frage an ihn richtete; ich weiß noch heute, daß ich blutrot erſchrocken über meine Kühnheit ward, aber ich konnte nicht anders. Es war nicht bloße Neugier, die mich dazu trieb, es war der Drang des Knaben nach Erkenntnis. Freilich fehlte es an ſolchem Drange in der Schule bedenklich, denn des Glockenläuters gleichaltriger Sohn ſaß immer einen über mir, weil er mir im Schreiben über war und namentlich im „Aufſagen“, da ich die Geſangbuchverſe ebenſo raſch wieder vergaß, wie ich ſie flüchtig gelernt hatte. Aber in betreff der Turmuhr war ich ihm über, die kannte ich. Er wurde ſpäter Briefträger und iſt ſchon ſeit Jahren tot.

Der Glockenläuter ſah mich über die dickglaſige Brille an. „Wenn du dat Keen'n wedder ſeggſt, will ick di't wiiſen.“

Ich verſprach, das Geheimnis zu hüten und keinem lebenden Weſen zu verraten. Mir war zu Mute, als würde mir jetzt gleich der Schlüſſel zu allen Wundern gegeben, von denen ich je vernommen, und mein Herz pochte, wie ich hinter ihm die Wendeltreppe hinab ſtapfte bis an die Turmthür.

„Hier,“ ſagte er, als wir draußen waren und wies auf eine Kante des Einganges. „Wenn de Schatten vun düſſe Kant grad in düſſe Karr (Kerbe) fallt, denn is't Middag.“

Trotz meiner Erregung fragte ich: „Wenn de Sünn awer nich ſchiint?“

„Denn ſtell ick de Klock ut'n Kopp,“ war die Antwort, und wie man eine Uhr aus dem Kopfe richtig ſtellte, war mir ein noch größeres Rätſel. Das hat der Alte mir nie gelöſt, ſondern mit ſich ins Grab genommen. Und ich glaube: heute bringt keiner das mehr fertig.

In der That bildete die Kehlung des Turmeingangs eine unbeabſichtigte, aber den Mittag genau zeigende Sonnenuhr. Woher der Glockenläuter das wußte, erfuhr ich nicht, ob von ſeinem Vorgänger oder durch eigene Wahrnehmung. Leute aus dem Volke beobachten genauer, als manche Forſcher von Fach ihnen zutrauen, nur ſind ſie ſchweigſam, und ihre Schlüſſe ſind nicht immer die richtigen. Doch das ſoll Fachleuten auch mitunter geſchehen.

Ähnliche Natur-Sonnenuhren, nur von viel größerer Art, gibt es in der Schweiz. Am nördlichen Abhange des Wiggis im Glarnerlande iſt eine Felsſpalte, die beim Volke die Wiggisuhr heißt. Wenn die Morgenſonne hinter dem Berge Schilt hervorkommt, fängt jene Stelle an ſich zu beſchatten und verdunkelt ſich um ſo weiter, je höher die Sonne aufrückt. Mittags ſteht jener Schattenpunkt in ebener Richtung; abends ſechs Uhr, bei Sonnenuntergang, hat er vollkommene Nacht. Die Holzhauer, Gemsjäger und Wildheuer wiſſen danach die Tageszeit bis faſt auf die Minute anzugeben. Ferner weiſen die Nämen mancher Gebirgszinken und Felsnadeln auf eine ähnliche Art der Stundenzählung hin, wie das Mittagshorn, die Vieri-Nadel. Am ſprechendſten aber ſind die Benennungen in den Schluchten des Berninathales. Kein Kirchengeläute, nicht einmal der Ton des Hirtenhornes dringt in jene unwirtlichen Eisgegenden, die trotzdem von Wurzelmännern, Kriſtallſuchern und Jägern beſucht werden. Da müſſen ihnen die verſchiedenen Gebirgszacken durch ihren Schatten die einzelne Tagesſtunde bezeichnen und tragen auch deshalb lauter Stundennamen, wie Piz de Nove, Piz de Dieci, Piz Mezzodi, die Neun-, die Zehn-, die Mittagſpitze. Solches Stundenableſen von den Sonnenuhren der Natur klingt anmutig in Joh. Lud. Ambühls Älplerliede wieder:

> „Mir ſchmelzt der Alpenſchnee zum Spiegel
> Der Sonne Strahlenblick,
> Die Stunde zeigt mir jeder Hügel,
> Und jedes Thal mein Glück.“

Der Mittagsſtein am Lohnberge im Kreiſe Liegnitz — eine ziemlich hohe Kuppe — wirft ſeinen Schatten auf die ſog. Teufelswieſe und zeigt den Mähern Mittag an. Ein Zwölfeſtein in der Ortenau iſt ſagenberühmt. Hier fand der Ritter von Staufenberg am Pfingſttage ein fremdes, ſchönes Weib, eine Fee. Sie ſtarben beide, als er ihr den Treuſchwur brach. Dieſe Fee war, nach Rochholz, nicht nur ſeine Fylgie, ſein Schutzgeiſt, ſondern urſprünglich der Felsſchatten geweſen, nach dem die Ortenauer die Zeit der Sommerſonnenwende und die Mittagsſtunden berechneten. Nach altgermaniſchem Glauben hatte der Menſch einen Geleitgeiſt, der ihm vorausſchritt: ſeine Vorſicht, ſein Mut, ſein Leben, und einen, der ihm folgte, wie ſein Schatten: das Altwerden, der Tod. Der Morgenſchatten wird kürzer bis zum Mittag, der Mittagſchatten länger bis zum Abend. Deshalb ward der Folgegeiſt auch als totkündende Walküre gedacht.

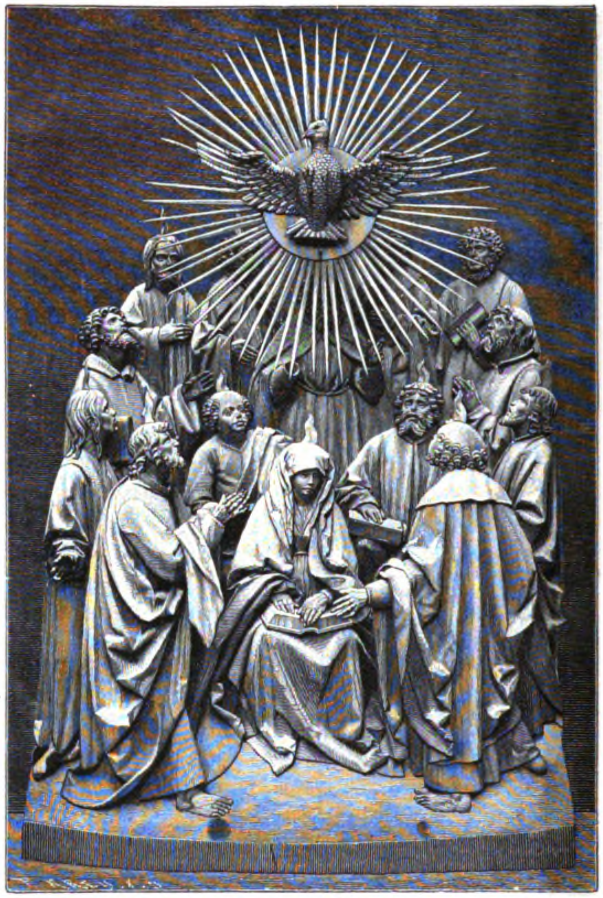
In den Moorgegenden der Donau, in den Ebenen beſtimmt der Feldarbeiter die Tagesſtunde nach dem Schattenmaße, das gerade ſein Körper wirft. Er merkt ſich Ende und Richtung ſeines Schattens, zählt dann nach Schritten deſſen Länge und rechnet danach die Stunde aus, denn zwiſchen der Länge des Körpers und der Schrittweite eines recht gebauten Menſchen beſteht ein Maßverhältnis, das bei dem Schattenmeſſen zum Ausdruck kommt und zu ebenſo genauen Ergebniſſen führt, als wenn eine Turmuhr aus dem Kopf nach Gutdünken geſtellt wird.

Der Feldarbeiter des Orients ſagt: „Mein Schatten iſt ſehr langſam, ich erwarte meinen Schatten.“ Brennt ihm die Sonne auf den Scheitel, quält ihn die Arbeit zumeiſt, dann iſt ſein Schatten am kürzeſten. Am Abend, wenn ſich ſein Schatten längt, naht die Stunde des Keefs, der Ruhe und des beſchaulichen Nichtsthun. So heißt es auch im Hiob: „Wie ein Knecht ſich ſehnet nach ſeinem Schatten und ein Tagelöhner, daß ſeine Arbeit aus ſei.“ — Dort, wohin der Hall der Kirchenglocke nicht dringt, ſei es der Schlag der Uhr oder die Betglocke, die morgens, mittags und abends den Tag mit frommer Mahnung zum Bitten und Danken einteilt, ſann man von früh an auf Mitteilung. So wurden in der Schweiz die Stunden angeblaſen, und noch jetzt bläſt der Senne die Abendſtunde durch ſeinen Milchtrichter den Nachbarſennen zu, die der Dorfglocke ferne wohnen. In Konſtantinopel wird der Sonnenuntergang im Faſtenmonat Ramaſan durch einen Kanonenſchuß verkündet, den Geſchütze am Bosporus wiederholen, dem Gläubigen weit hinaus die frohe Botſchaft zu bringen, daß er nun eſſen und trinken und fröhlich ſein darf, da der Hungertag gegangen iſt. Eine ähnliche Zeitverkünderin war Rouſſeaus Kanonenuhr auf dem Dache des Palais royal in Paris: eine Sonnenuhr mit Brennglas, die um Mittag einen Schuß abfeuerte. Für die geräuſchvollen Städte des Weſtens ſind die Schußzeichen zu geringfügig; in New York, in Hamburg und anderen Städten iſt daher der Zeitball eingeführt, eine weithin ſichtbare Kugel, die zu einer genau beſtimmten Zeit an dem Signalmaſt heruntergleitet. Der Zeitball in New York fällt morgens um neun Uhr und wird von der Sternwarte in Waſhington elektriſch ausgelöſt. Nach dieſem Balle werden die Uhren von etwa zwei Millionen Menſchen täglich in ihrem richtigen Gange erhalten. Um die genaue Zeit feſtzuſtellen, wäre es notwendig den Fall der Kugel abzupaſſen, da jedoch die Straßenuhren elektriſch nach dem Falle des Zeitballs geſtellt werden, braucht der Taſchenuhrbeſitzer ſich nur nach dieſen zu richten.

Man iſt ſehr ſtolz auf dieſe Erfindung der Neuzeit; zumal in dem Lande, in dem Zeit, Gold und Geld alles iſt. Und doch hatten ehrſame Bürgerleute in Deutſchland den fallenden Ball viel früher, als die klugen Leute in dem Reiche des allmächtigen Dollars. Wie dies war, erzählt Goethe in ſeiner Reiſe in die Schweiz, als er die Warte bei Heilbronn beſchreibt.

„Bei Erzählung der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergeſſen. Oben auf dem Turme ſteht ein hohler, mit Kupferblech beſchlagener, großer Knopf, der zwölf bis ſechzehn Perſonen zur Not faſſen könnte. Dieſen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und eben ſo unmittelbar wieder auf das Dach herablaſſen. So lange der Knopf in der Höhe ſtand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; ſobald er niedergelaſſen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieſes dauernde ſichtbare Zeichen war zuverläſſiger, als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieſes Zeichen alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen iſt.“

Ihm entging nichts von Bedeutung, nicht das geringſte Sinnvolle, dem hellſchauenden Manne. Wer weiß, ob nicht dieſe ſeine Aufzeichnung die Veranlaſſung zum Zeitball der Gegenwart mit all ſeinen Feinheiten und Verbeſſerungen geweſen iſt. Es gibt Leute, die wiſſen, welche Schatzkammer Goethe iſt, deſſen Kenntnis in Deutſchland leider ſo ſehr zu wünſchen übrig läßt, trotz des Fetiſchdienſtes, der mit ſeinen Papierkorbreſten getrieben wird.



Ausgießung des heiligen Geiſtes.
Holzſchnitzerei von dem Brüggemannſchen Altar zu Schleswig.

Eine gute alte Sitte war früher in der Rheinpfalz zu Hauſe. Wenn die Leute in den Weinbergen arbeiteten, und es kamen Käufer in den Ort mit Fuhrwerk, große Fäſſer aufzuladen, die wenige nicht zwingen konnten, dann ward die Weinglocke gezogen. Allmänniglich eilte dann aus den Weingärten in den Ort, half dem Mitbauern die Sach' in die Reih', und wenn die ſchwere Hilfleiſtung gethan, ging jeder wieder hinaus, ſeinen Reben Sorgſamkeit anzuthun mit Graben, Schneiden, Binden und was des Weinbauern Hantierung iſt. — Als der dreißigjährige Krieg unſer Deutſchland verhauſt und vergrauſt hatte, da fehlte es an Glocken. Wo ſie geblieben, und wie man ſie erſetzte, das erzählt Moſcheroſch. „An vielen Orten,“ ſo ſchreibt er, „braucht man ſich eines Horns anſtatt einer Glocke, die Burger zuſammen zu ruffen; vnd iſt wol bedacht, denn wer wolt alle mahl Gelt hergeben, ein Glocke zu kauffen, weil die Glockendieb ihnen ſo gehaß werden, daß ſie keine mehr auf dem Land leiden wollen.“

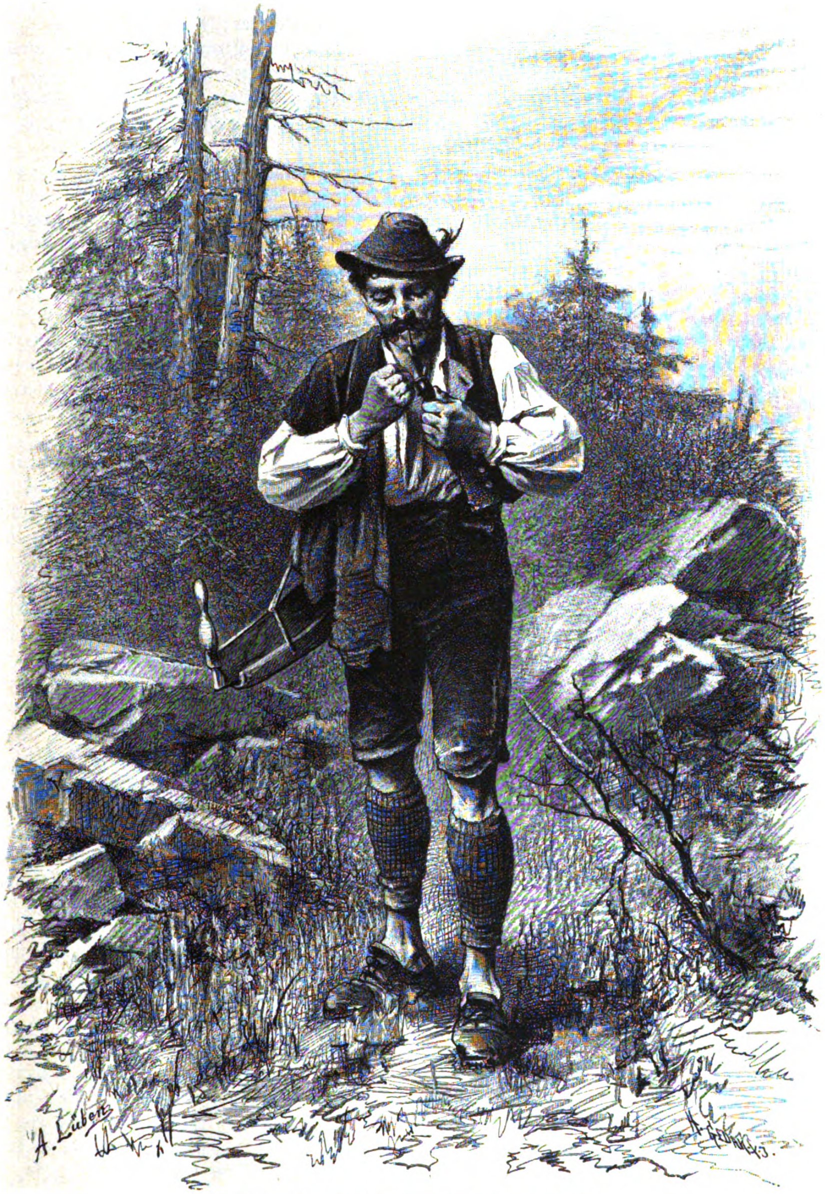
Keine Glocke! Es gibt viele heute, die dem Tone der Glocke „gehaß geworden“ ſind, und ſo verklingt ihr Hall, weil ihr die Herzen verſchloſſen bleiben. Taubes Ohr iſt Körpers Breſt, taubes Herz der Seele Gebrechen. Wo die Glocken fehlten, rief das Horn. Jetzt ruft etwas anderes, etwas Schrilles, das Ohr Kränkendes, etwas Erſchreckendes, wie Notſchrei und doch wieder, als wenn der Teufel auf den Fingern pfiffe. Das iſt die Dampfpfeife, die ſtatt der Betglocke Arbeitsanfang, Mittagspauſe und Abendſchluß gellt. Wie das heult in einer Fabrikſtadt! Das thut der Sklave Dampf, der nun Herr geworden iſt, der befiehlt: komm, geh, raſte, arbeite. Und roh und protzig befiehlt er, wie ein Emporkömmling, laut über Notwendigkeit.

Wie jeder Menſch ſeinen eigenen Schatten, hat auch jeder Ort ſeine eigene Zeit. So iſt es in Wirklichkeit. Wenn mein Schatten am kürzeſten, dann iſt an dem Ort, wo ich ſtehe, Mittag. Nun aber iſt es anders geworden: der Tag teilt ſich nicht mehr gleich nach des Schattens Länge, ſondern ungleich, wie das eiſerne Dampftier es haben will, der Dampfwagen, der auf eiſernem Wege hinter ſich ſchleppt Menſchen und Vieh, Geld und Gut. So kam die Einführung der Mittelzeit, eigentlich der Eiſenbahnzeit, denn der Verkehr auf den Schienenwegen war beſtimmend für die künſtliche Mittagbeſtimmung ſtatt der natürlichen, die dem Aſtronomen verbleibt. Das tägliche Leben gehorcht dem Dampfbetriebe.

Wir beugen uns dem Dampfe und geben ihm, außer dem Vielen, was er ſonſt an ſich riß, an Handwerksarbeit, an Lohn und Leiſtung, an froher Kunſt für Maſſenhinwurf, an Ruhe, an Beſchaulichkeit, — auch noch von unſrem Schatten, von unſrem Mittagsſchatten. Peter Schlemihl gab ſeinen ganzen Schatten, wir verſchieben ihn nur — ausgenommen die Leute, die auf der geltenden Mittagslinie wohnen — aber iſt das nicht genug, um zu erkennen, wie in der Zeit kaum eines Menſchenalters ſich die Zeit geändert hat?

„Bei uns“ fällt immer noch der Kantenſchatten auf die Mauerkerbung um Mittag, aber der Glockenläuter — es iſt der auch ſchon grau gewordene älteſte Sohn des Alten — muß jetzt die Mittagsglocke achtzehn Minuten früher ziehen, als der Schatten anzeigt. Und das muß er täglich. Dabei denkt er der alten Zeiten, als es noch nicht einmal eine Poſt bei uns gab, ſondern nur eine Botenfrau. Jeden Morgen kommt das Zeitzeichen von Berlin, Punkt acht Uhr. Wir haben bei uns jetzt zwei Uhrmacher, einen für Chronometer und dahin Gehöriges, einen für Küchenuhren, deſſen Hauptgerät, wie man ſagt, der altbewährte Federflunk ſein ſoll. Der Chronometermann beſorgt die Turmuhr wiſſenſchaftlich. Er holt ſich zweimal wöchentlich die genaue Zeit vom Telegraphenamt und ſtellt die Uhr. Aber —

Es iſt ja die alte Uhr, und das Knochenöl hilft nicht beſſer, als damals das Lampenöl, ſie hat immer noch ihre Tücken, an denen ich mich allſommerlich, wenn ich in der Heimat bin, erfreue wie ein Kind. Die alte gute Uhr! Sie hat mit ihrem Eigenſinn ſo etwas Selbſtändiges, ſie widerſetzt ſich der Uniform, die als mitteleuropäiſche Zeit über das ganze Reich gezogen iſt. Für die Eiſenbahn iſt dieſe Kunſtzeit unentbehrlich, ein gewaltiger Fortſchritt, die Zeit erfordert ſie: das Leben der Gegenwart. Aber, war es nicht auch ſchön, als die Turmuhr noch aus dem Kopf geſtellt werden konnte, ohne daß ein Unglück geſchah, ohne daß Menſchen auf Menſchen fuhren, ohne daß jemand zu ſpät kam, ohne daß einer den anderen überholte?



Heimwärts. Nach einer Zeichnung von Ad. Lüben.

Nicht weit von uns, auf einem alten Pachthofe, war noch der Reſt eines Irrgartens; es ging niemand mehr darin. Auch ſoll dort eine Blumenuhr geweſen ſein, eine Anlage von Blumen, die ſich zu verſchiedenen Stunden des Tages öffneten und ſchloſſen. Linné gab zuerſt an, welche Blumen dazu benutzt werden konnten; es war das aber kein Zeitanzeiger, ſolche Blumenuhr, ſondern ein Mittel, zu ſehen, wie die Blumen ſich in die Zeit ſchickten, wie ſie ihre Geheimniſſe hatten mit der Sonne, den Jahres- und Tageszeiten. Wunderſame, unbegreifliche Zeit, die ſo ſtill dahinfloß, daß ſie aus Blumen eine Uhr zu bauen verſuchte. Wer heute keine Taſchenuhr hat, gilt als Ärmling, ſo billig hat der Dampf das Räderwunder von einſt gemacht. Wir aber haben kaum Zeit, uns an den Blumen zu erquicken, die das Leben beut, ſeit die Zeit ſo ſchnell, ſo pünktlich und ſo künſtlich geworden iſt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Wieder ſahen ſich Schöffen und Richter an und berieten zuſammen. Die Spannung der Zuſchauer erreichte den höchſten Grad. Anna erſchien jetzt als die einzige Ruhige in der Verſammlung, und nur ihre tödliche Bläſſe und das Zucken ihrer Lippen verrieten die innere Bewegung. Endlich erhob ſich der Richter von neuem und ſprach: „Kehrt in Eure Zelle zurück, Jungfrau Anna vom Damme. Um Eurer Jugend und um Eurer ehrbaren Sippe willen wollen wir Euch von der Folter entbinden. Drei Tage geben wir Euch Zeit, während derer ſoll Euch ein Prieſter beſuchen, Euch zu vermahnen und mit Euch zu ſprechen. Wenn Ihr alsdann nicht geſteht, ſo verurteilen wir Euch, Euch zu reinigen von Eurer Anklage durch das Eiſen oder durch die Keſſelprobe des heißen Waſſers, unter denen Euch alsdann die Wahl freiſteht. Geht Ihr unverſehrt aus dieſer Probe hervor, wohl — ſo ſoll niemand Euch dieſe Unthat mehr vorrücken oder vorwerfen, von welcher Ihr alsdann von Gott ſelbſt gerichtet und rein erfunden ſeid. Iſt aber an Eurem Leibe nur ein Flecken zu ſehen oder eingeſchrumpfte Haut, ſo ſeid Ihr alsdann dieſer großen Unthat für ſchuldig zu halten und mit Leib und Leben dem Gericht verfallen, welches der Stadt Geſetz über Mörder verhängt. — Verſtehet Ihr wohl?“

Anna neigte den Kopf, dann ward ſie herausgeführt unter dem allgemeinen Schweigen der Verſammlung. Erſt nachdem ſie den Saal verlaſſen hatte, löſte ſich die allgemeine Spannung. Barbara ſchluchzte und weinte zum Herzbrechen; Brigitte jammerte laut. Die jungen Knechte beteuerten, ſie wollten ihrer Herrin Unſchuld an jedem beweiſen, der ſie zu beſchuldigen wage. Das große Publikum war geteilter Anſicht. Viele ſchwuren auf Annas Unſchuld, andere waren zweifelhaft, noch andere glaubten, daß hier der üble Teufel ſeine Hand im Spiele gehabt habe. Alle aber fanden den Spruch des Gerichts gerecht, denn der Glaube, daß in ungewiſſen Fällen eine Berufung auf das Urteil Gottes Wahrheit und Unwahrheit an den Tag bringen müſſe, wurzelte damals noch feſt im Volksbewußtſein, obwohl ſich hie und da ſchon Stimmen dagegen erhoben, auch an einzelnen Stellen die Kirche ſich dagegen erklärt hatte. Unter der großen Menge waren auch nicht wenige, die es gerne ſahen, daß durch die Demütigung der Patriziertochter dem Hochmut der Geſchlechter ein Stoß verſetzt werde, und noch mehrere gab es, die ſich auf das Schauſpiel freuten, das die Vollziehung eines Gottesurteils verhieß.

X.

Es war gegen Abend desſelben Tages, da ſchritt ein Mann in grober Handwerkskleidung, und mit Händen, die ihn als dem Gewerbe der Schmiede angehörig bezeichneten, auf das ſüdliche Stadtthor zu. Er war ein ſtarker Mann und noch nicht lange in der Stadt; war vielmehr erſt vor wenigen Tagen als ein luſtiger Geſelle, der Arbeit in ſeinem Handwerk ſucht, durch dasſelbe Stadtthor eingewandert und bei Hans Holting, dem Waffenſchmied, in Arbeit getreten. Der Thorwächter, der ihn gehen ſah, wunderte ſich darüber, und er rief ihm nach: „Schon wieder reiſeluſtig? Gefällt Euch die Stadt nicht? Oder fehlt's am Meiſter?“

Die Antwort lautete gleichmütig: „Ei, die Stadt mag ich wohl leiden, und Arbeit gibt's heutzutage für die guten Waffenſchmiede überall. Der Meiſter iſt auch gut genug. Will auch keinem von beiden den Rücken kehren. Haltet das Thor noch ein wenig offen, Meiſter Ambroſius — ich will nur einmal ausſchauen, wie's draußen ausſieht, denn es iſt heiße Arbeit am Amboß, und die Luft iſt kühl.“ — Damit ſchritt er wohlgemut durch das Thor, während der Wächter ſeinem Weibe, das hinter ihm aus dem Fenſter des Wächterhäuschens Ausſchau hielt, zuraunte: „Soll ſich ſputen, der Burſch! Es iſt zu Nacht nicht geheuer vor den Thoren. Weiß er nicht, daß es kaum zwei Jahre ſind, ſeit man den Peter Block und den Wentzel Ulrich bei hellem Tage draußen überfallen und ihnen die Beine abgehauen hat? Ja, zwei Jahre ſind's her; es war am ſelben Tage, wo man am St. Katharinen-Kirchturm die Spitze aufgerichtet hat.“

„Auf jungen Schultern ſitzt kein weiſer Kopf!“ ſagte das Weib. „Laß ihn gehen, Ambroſius. Nimm derer wahr, die eingehen; wer ausgeht, den laß für ſich ſelber ſorgen.“

Während ſie ſich ſo über ihn unterhielten, ging der Gegenſtand ihres Geſprächs ruhig ſeinen Weg. Als er außer der Geſichtsweite des Paares war, ſchritt er ſchneller zu bis zu den Ackerwieſen. Hier blieb er ſtehen, ſah ſich aufmerkſam um und that einen leiſen Pfiff. Ihm antwortete ein ebenſolcher Pfiff aus nächſter Nähe, und aus dem Erlengebüſch trat ein Mann, winkte und verſchwand ſofort wieder hinter einem großen Strauch. Der andere verließ die Straße und wandte ſich dem Geſträuch zu, wo ihm der erſtere ſogleich mit der ungeduldigen Frage entgegentrat: „Wie lange du bleibſt! Und was bringſt du? — Gutes? — Böſes? — Mach' ſchnell!“

„Ihr fragt zu ungeſtüm,“ antwortete der Geſelle gelaſſen. „Weiß ich, was Euch gut oder böſe dünken wird?“

„Laß die Flauſen!“ brauſte der Herr von Hartinghauſen zornig auf, denn er war es. „Was weißt du? — Soll ich ewig warten?“

„Herr,“ rief der Knecht, „laßt mich am Leben! — Ich ſpreche ja ſchon! Sie haben ſie verurteilt!“

„Die Beſtien! — Verurteilt, und wozu?“

„Sie laſſen ihr drei Tage Zeit, wo ſie wählen ſoll, ob ſie das Eiſen tragen oder den Ring fiſchen will.“

„Man ſollte ihnen ſelber Eiſen zu ſchlucken geben! — Und was ſagte ſie?“

„Sie? Was ſollte ſie ſagen? Sie preßte den ſchönen Mund zuſammen und ſagte nichts. — Herr, ich habe ſie geſehen, als man ſie ins Gewahrſam zurückführte — ſo, wie die Pfaffen ſagen, ein Lamm, das zur Schlachtbank geſchleppt wird. Ich bin nur Euer ſchlechter Knecht, Herr, aber mein Herz hat mir gegen meine Rippen geklopft — ich hätte mein Leben für das Mädchen dahingegeben.“

Wolf Hartinghauſen biß die Zähne zuſammen, daß es knirſchte. „Klaus,“ ſagte er, „die Sonne ſinkt, wir müſſen eilen. Gib her dein Wams und deine Kappe. Hier iſt meines — und da das Barett. So — jetzt den Lederſchurz und die Schuhe! Sieh mich an: ſeh ich einem rechten Waffenſchmied gleich?“

„Ja, Herr. Wenn das Haar nicht zu lang wäre — und die Haut zu weiß — und die Ringe an den Fingern.“

„Gut, hier. Die Ringe hebſt du mir auf, und die Haut läßt ſich ſchwärzen. Das Haar freilich —“

„Ihr wollt's nicht kürzen? Ja, Ihr möchtet freilich den Augen eines Liebchens gefallen! Nun, gebt her. Ich weiß eine Weiſe, es aufzubinden, daß man's nicht merken ſollte, ſelbſt wenn es heller wäre, als eben jetzt.“

Nachdem auch dieſe Prozedur vollzogen war, betrachtete Klaus ſeinen Herrn und ſchien zufrieden. „Für heut iſt keine Gefahr. Es iſt dunkel in dem Neſt wie in dem dunkelſten Kerker. Aber morgen, Herr! Seht Euch vor!“

„Morgen, Narr? — Meinſt du, ich werde mich bis morgen in der Mauſefalle aufhalten? Bin lange genug als Page in den alten Mauern geweſen, daß ich nicht alle Schleichwege kennen ſollte.“

„Ach, Herr!“

„Still doch! Kannſt du nicht einen Augenblick ſchweigen und zuhören? Mein Pferd“ — er wies zur Seite — „wirſt du dort angebunden finden. Reite zur Heideſchenke, der Wirt iſt ein kluger Mann, der nichts fragt. Und morgen, ehe die Sonne aufgeht — wenn ſie überhaupt noch aufgehen mag über dem verfluchten Geſindel — biſt du hier und warteſt, bis ich komme.“

„Und wenn Ihr nicht kommt? — Herr, laßt mich Eure Sache ausrichten! Glaubt mir, ich will’s ausrichten, als wär’s mein eignes! Denkt, wenn ſie Euch fangen! Sie haben genug zu rächen, und nun noch die neue Geſchichte mit den Braunſchweiger Herren! Laßt mich gehen. An einem Geſellen, wie ich bin, iſt nichts verloren — aber Ihr! Laßt mich zurückgehen!“

Wolf Hartinghauſen ſah ihn mit einer Art von Rührung an. „Thörichter Geſell! Denkt, ich werde mich fangen laſſen! — Thu, wie dir geheißen!“

„Ach Herr! Und Ihr habt nicht gebeichtet in Jahr und Tag!“

„Sei ruhig! Ehe ſie mich hängen, werden ſie mir ja einen Beichtiger geben!“ lachte Wolf rauh. „Es iſt kein Mangel dran da drinnen!“

„Ach, Herr! Man weiß doch nicht —“

„Tröſte dich! Ich trage ein Amulet bei mir, vom Papſt ſelbſt geweiht. Hab’s dem Magdeburger Geldſchneider abgenommen, den wir damals fingen. — Nun fort, und laß mich gehen.“

Klaus hing den Kopf und ſah ſeinem Herrn betrübt nach, der mit trotzigen Schritten die Straße dahinſchritt, um das Thor zu erreichen, ehe es geſchloſſen wurde. Die Dämmerung verhüllte bald die Geſtalt, die trotz ihrer Verkleidung ritterlich genug ausſah. Dann nahm Klaus das Pferd am Zügel. Er klopfte das Tier freundlich auf den Hals, das unruhig ſchnob und ihn beſchnupperte. „Sei ruhig, Brauner,“ ſagte er. „Wir kommen an Marien Kapellen vorbei. Ich will ihr ein Wachslicht opfern, daß ſie unſres Herrn wahrnehme.“

Es war eine Stunde vor Mitternacht, zu der Zeit, von der wir ſchreiben, eine ſpäte Stunde, wo die Straßen bereits völlig menſchenleer waren. Da klopfte es leiſe an das Thor, das von der Straße aus zu der gewölbten Hausflur des Hauſes am Egidienmarkt führte. Gleich darauf erſchien ein Licht droben an dem Fenſter des Zimmers, das weiland Frau Giſela bewohnte, und verſchwand ebenſo ſchnell. Dann ſchlichen Frau Barbaras leicht beſchuhte Füße eilig die Stiege hinab, das Thor öffnete ſich geräuſchlos und ließ einen Mann herein. „Kommt herauf,“ ſagte Barbara, „aber tretet ſachte auf, damit die Mägde nicht geweckt werden.“ Sie reichte dem Manne die Hand und zog ihn mehr, als ſie ihn führte, die dunkle Stiege hinauf und durch den Gang bis in ein Gemach, in welchem eine verhängte Lampe einen trüben Lichtſchimmer um ſich warf. Hier ließ ſie ihn los und verſuchte im Halbdunkel ſeine Geſtalt und ſeine Züge zu muſtern. „Ich kenne Euch nicht!“ ſagte ſie dann enttäuſcht. „Wer ſeid Ihr?“

„Ich ſollte es Euch wohl nicht ſagen, denn ich laufe Gefahr in dieſer Stadt. Ich bin ein Mann des Herzogs von Wolfenbüttel und könnte leicht in Ungelegenheiten kommen. Klaus Hottinger iſt mein Name, und ich bin nur ein geringer Knecht. Ich habe aber Eure Jungfrau geſehen und meine, es iſt eine gute Buße für vergangene Sünden, ſie zu retten.“

Barbara ließ einen mißtrauiſchen Blick an ſeiner Geſtalt niedergleiten. Er war gekleidet, wie ein geringer Geſelle, aber Haltung, Geberde und Sprache verrieten deutlich, daß er etwas anderes ſei. Weshalb verſtellte er ſich als ſolchen? Barbaras Erfahrung riet ihr Vorſicht; aber die große Liebe in ihren Herzen gebot ihr, ſein Anerbieten anzunehmen, wer er auch ſei. Was hatte Anna zu hoffen? Nur ein martervoller Tod ſtand ihr in Ausſicht. War’s da nicht beſſer, etwas zu wagen, was unter anderen Umſtänden thöricht geweſen wäre? Rettung um jeden Preis! Hier war jedenfalls der Wille da, ihr Gutes zu thun. Sollte ſie zögern? Aber ſie beſchloß, in jedem Falle vorſichtig zu Werke zu gehen.

„Ihr ſeht nicht aus wie ein Knecht. Ich traue Euch nicht,“ ſagte ſie.

„Weib, ſprecht nicht ſo thöricht,“ rief der Fremde aufbrauſend. „Habt Ihr eine Wahl? Wollt Ihr ſie die Feuerprobe machen laſſen? Bleibt ſie in des Rats Händen, ſo iſt ſie verloren — gleichviel, ob ſie nun ‚geſteht‘, wie die Narren wollen, oder die Probe verſucht.“

Barbara ſchwieg. Ach, er hatte ja recht. Zögernd frug ſie weiter: „Und wohin gedenkt Ihr, ſie zu führen? Wenn ich ſie bereden ſoll, mit Euch zu gehen, ſo muß ich zuvörderſt wiſſen, ob ſie nicht in größere Not gerät, denn die erſte war.“

Der Mann ſtampfte ungeduldig mit dem Fuß. Barbara ward’s mit jedem Augenblick unheimlicher. Aber er faßte ſich ſchnell und antwortete ruhiger: „Ihr habt ganz recht, daß Ihr um ſie ſorgt. Es geht heutzutage manch böſer Geſelle unter gutem Schein daher. Ich will ſie nach Wolfenbüttel führen, wo ihr Vater iſt. Seid ihr des zufrieden?“

Barbara faltete die Hände und preßte ſie auf die Bruſt. „O wenn Ihr das könntet!“ ſagte ſie. „Ich kenne Euch nicht, aber wenn Ihr das zuwege brächtet, würdet Ihr viele Sünden zudecken! Hört mich, Herr, wer Ihr auch ſeid. Ich habe einen Bruder in der Burg, Gilbert, den Schließer. Zu dieſem bringt ſie. In deſſen Hauſe kann ſie verſchwiegen bleiben und iſt ihrem Vater nahe. Verſprecht mir das, und ich will ſie bereden, Euch zu folgen. Aber ſchwört mir’s, ſchwört mir’s bei dem heiligen Blute Chriſti, daß Ihr mich nicht hintergeht!“

„Laßt den Schwur. Fordert Euch eine andere Sicherheit.“

„So bringt mir von meinem Bruder ein Zeichen — einen Brief.“

„Was ſoll das nutzen? — Kann er doch nicht ſchreiben! Doch recht ſo. Er kann ſchreiben laſſen. Ich werde den Brief Euch bringen — oder ein anderes Zeichen — was Ihr wollt! Oder ſoll ich Euch ſelber mitführen?“

Barbara überlegte, bis der Gaſt abermals anfing, ungeduldig zu werden. „Es geht nicht,“ ſagte ſie dann. „Ich kann meinen Kranken nicht verlaſſen, Anna würde es ſelbſt nicht zugeben. Und wenn ich’s ſelbſt wollte — und ſie es duldete — es geht dennoch nicht. Wie ſoll ich ſie aus dem Gefängnis führen? Ich muß an ihrer Statt zurückbleiben und ſie an meiner Statt herausgehen, denn der Schließer wird nur eine Perſon ausgehen laſſen. Es geht nicht!“

„Habt Ihr ſonſt jemand, der mit ihr ziehen kann? Sie möchte ſich ſcheuen, allein mit mir zu kommen. Eine Magd — oder einen treuen Knaben? Beſinnt Euch und ſchickt jemand mit, aber verſteht mich, nicht mehr als einen. Übermorgen Abend, wenn das Glöcklein der Franziskaner die neunte Stunde läutet, klopfe ich an am Beghinenhaus, dann ſoll die Jungfrau herauskommen. Mein Geſelle wird uns eine Leiter, aus Stricken gefertigt, über die Mauer werfen. Ich weiß eine Stelle, wo der Graben nicht zu tief iſt, daß ich die Jungfrau hindurchtragen kann. Drüben aber ſtehen dann die Roſſe, von meinem Geſellen zur Stelle geſchafft, die werden uns vor Tag an einen ſichern Ort tragen. Iſt Euch das ſo recht?“

Barbara ſagte zu. Darauf löſchte ſie das Licht und geleitete den Unbekannten die Treppe hinunter. Leiſe huſchte er hinaus. Aber in der Thür wandte er ſich noch einmal um und ſagte: „Nicht mehr als einen! Verſteht mich!“

Anna war nach ihrem Verhör in ihr verſchloſſenes Gemach zurückgeführt worden. Dort ſetzte ſie ſich auf den einzigen roh gezimmerten Stuhl, legte beide Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf. Der Zwang, den ſie ſich auferlegt hatte, um während der Gerichtsſitzung ihre Geiſtesgegenwart und ihre Würde aufrecht zu erhalten, rächte ſich jetzt durch eine Abſpannung, die ſie in eine Art von Betäubung verſetzte. Und wohl war’s für ſie, denn als ſie wieder zu ſich kam, wie entſetzlich ging das Bewußtſein des Geſchehenen für ſie auf! Nun war’s alles gekommen, wie der Dechant ihr geſagt hatte. Man hatte ihr nicht geglaubt. Man ermahnte ſie zu geſtehen. Was ſollte ſie denn geſtehen? — Hatte ſie denn nicht bereits alles geſtanden? Und wenn ſie, wie man von ihr zu verlangen ſchien, zugeben wollte, wo-

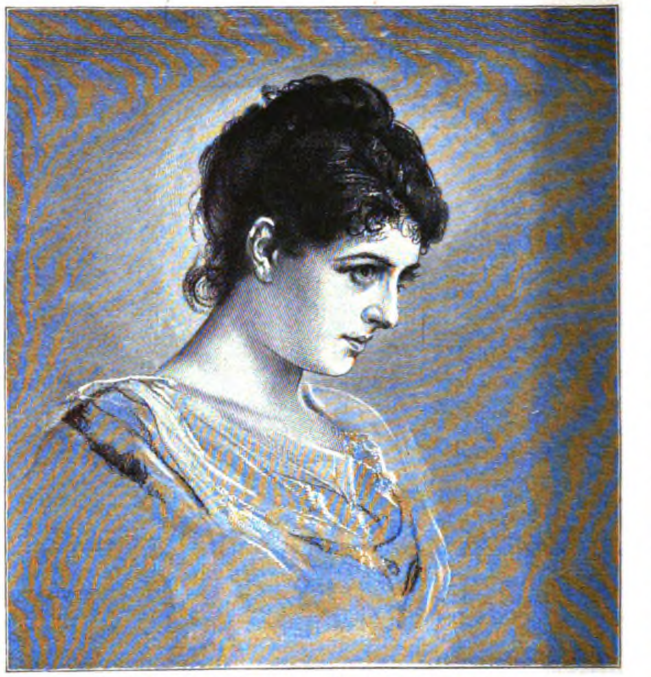
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gegen ihr wahrhaftes Herz ſich ſträubte, daß ſie ihrer Muhme mit Abſicht den Gifttrank gereicht, was hatte ſie damit für ſich gebeſſert? Sie wußte gut genug, wie die grauſame Gerechtigkeit der Zeit der Strafe für Verbrechen unerhörte Qualen zuzuſetzen pflegte. Ihre Seele ſollte ſie retten — durch Lüge? — Gott ſollte ſie die Ehre geben — durch Unwahrheit?

Und wenn ſie bei ihrer wahrhaftigen Ausſage verblieb, dann ſollte ſie gezwungen ſein, die ſchreckliche Probe zu wagen. Ach, wie durfte ſie auf Gottes Dazwiſchenkunft hoffen? War ſie denn nicht doch wahrſcheinlicherweiſe die Mörderin? — Wenn der Prieſter das heiße Waſſer ſegnete — wenn er es im Namen Gottes beſchwor, die Wahrheit ans Licht zu bringen, ach, wie konnte ſie dann ihren Arm furchtlos ausſtrecken? — Wie war es denn möglich, daß ſolche Probe gelang? — O Licht, Licht in dies Dunkel! O einen Boten, einen Engel vom Himmel, der ihr ſagte: „Du biſt nicht ſchuldig!“

Und wieder fiel ihr Bruder Lorenz ein mit ſeiner ſtrengen Warnung: „Wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Totſchläger.“ War ſie da nicht in jedem Falle ſchuldig?

Tief in ihrem Innern regte ſich ein Gedanke, den ſie zu erſticken ſuchte, ſo oft er den Kopf erhob. Das war der Gedanke: „Sei ſtille und wage die Probe. Iſt es Gottes Wille, daß ſie gelingt — wohl, ſo falle ihm zu Füßen und danke ihm mit deinem Leben, mit deinem Thun, mit allem, was du haſt! Iſt es ſein Wille anders, ſo ertrage, was er dir ſchickt. Denn du haſt ſeine Strafe reichlich verdient.“ — „Zu des Leibes Verderben, und zu der Seele Erlöſung,“ ſo leitete die Kirche ihre Strafakte ein.



Bildnis der Gräfin Görz. Von Franz von Lenbach.

Durch den Verkehr mit Bruder Lorenz und Barbara war Anna ihrer Zeit an Kenntnis der kirchlichen Lehre und ihrer Begründung weit voraus. Aber damit reifte auch die bittere Frucht der Erkenntnis, denn ihr Gewiſſen ließ ſich nicht durch Ablaßbriefe und Geſchenke an die heilige Jungfrau befriedigen. Zur evangeliſchen Freiheit aber waren weder ihre Lehrer, noch ſie hindurchgedrungen. So blieb ihr nichts übrig, als den mahnenden Gedanken mit Gewalt Schweigen zu gebieten — oder ihnen zu folgen. Und das konnte ſie nicht.

So ſaß das unglückliche Mädchen und zermarterte ihre Seele, nicht an dieſem Tage allein, ſondern auch am folgenden. Barbara, die ſonſt täglich zu ihr gekommen war, war ſeit ihrer Verurteilung nicht wieder erſchienen. War auch ſie ihr untreu geworden? Oder ward ſie jetzt von ihr abgeſperrt?

So ſaß ſie am zweiten Abende nach ihrem Gericht in ſich gekauert auf dem Stuhl vor ihrem Bette. Eine krankhafte Sehnſucht, ein verzehrendes Verlangen nach Licht, Freiheit, Liebe füllte ihr Herz. Lange ſchon ſaß ſie ſo. Einmal war ſie aufgeſtanden, hatte ihren Stuhl an das vergitterte Fenſterloch geſchoben und die Dicke der Mauer geprüft. Es war faſt ein Gefühl des Spottes gegen ſich ſelbſt, mit dem ſie herabſtieg. Was hätte es ihr genutzt, wenn ſie hätte entfliehen können? Wie hätte ſie, ein ſchwaches Mädchen, aus der ummauerten, wohlbewachten Stadt kommen ſollen? Und wie hätte ſie, die Hilfloſe, den Gefahren trotzen mögen, die bei einer Wanderung durch das Land ihrer warteten? — Hoffnungslos, troſtlos ſetzte ſie ſich wieder nieder, und begrub ihr Geſicht in den Händen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Geſchichte von ſchleſiſchem Streuſelkuchen.

Von F. Ehrhardt.

(Abdruck verboten.)

Bei dem Beſuche unſeres Kaiſerpaares in Rom iſt am erſten Morgen zum Frühſtück ſchleſiſcher Streuſelkuchen aufgetragen worden, den man von der deutſchen Botſchaft in Rom aus eigens aus Breslau beſtellt hatte, um „fern im Süden“ den Majeſtäten dies ihr Lieblingsgebäck vorſetzen zu können. Merkwürdigerweiſe ſcheint die Vorliebe für dieſe ſüße Spezialität Schleſiens, die zwar jetzt über ganz Deutſchland verbreitet iſt, aber, wie jeder Schleſier weiß, nirgends ſo zubereitet wird, wie in ihrer engeren Heimat, ſchon manchem Gliede des Hohenzollernhauſes eigen geweſen zu ſein. Bei jener Nachricht von dem Breslauer Kuchen in Rom erinnerten wir uns einer hübſchen Anekdote, die Karl v. Holtei in ſeinen „Schleſiſchen Gedichten“ aufbewahrt hat, und die wir aufs neue der Vergeſſenheit entreißen möchten. — Im Anfang der dreißiger Jahre, erzählt Holtei, wurde die Kaiſerin von Rußland, Tochter Friedrich Wilhelms III, von ihren Ärzten nach Schleſien „als wie zur Kur“ geſchickt. Die Ärzte wären ſehr klug geweſen; ſie hätten wohl bemerkt, wie oft die Kaiſerin von ihrer glückſeligen Jugendzeit und dem Jahre Dreizehn geſprochen,

„Daß de Herrſcherin aller Reußen
Noch immer in kindlicher Wehmutt geducht
An de junge Charlottel von Preußen.“

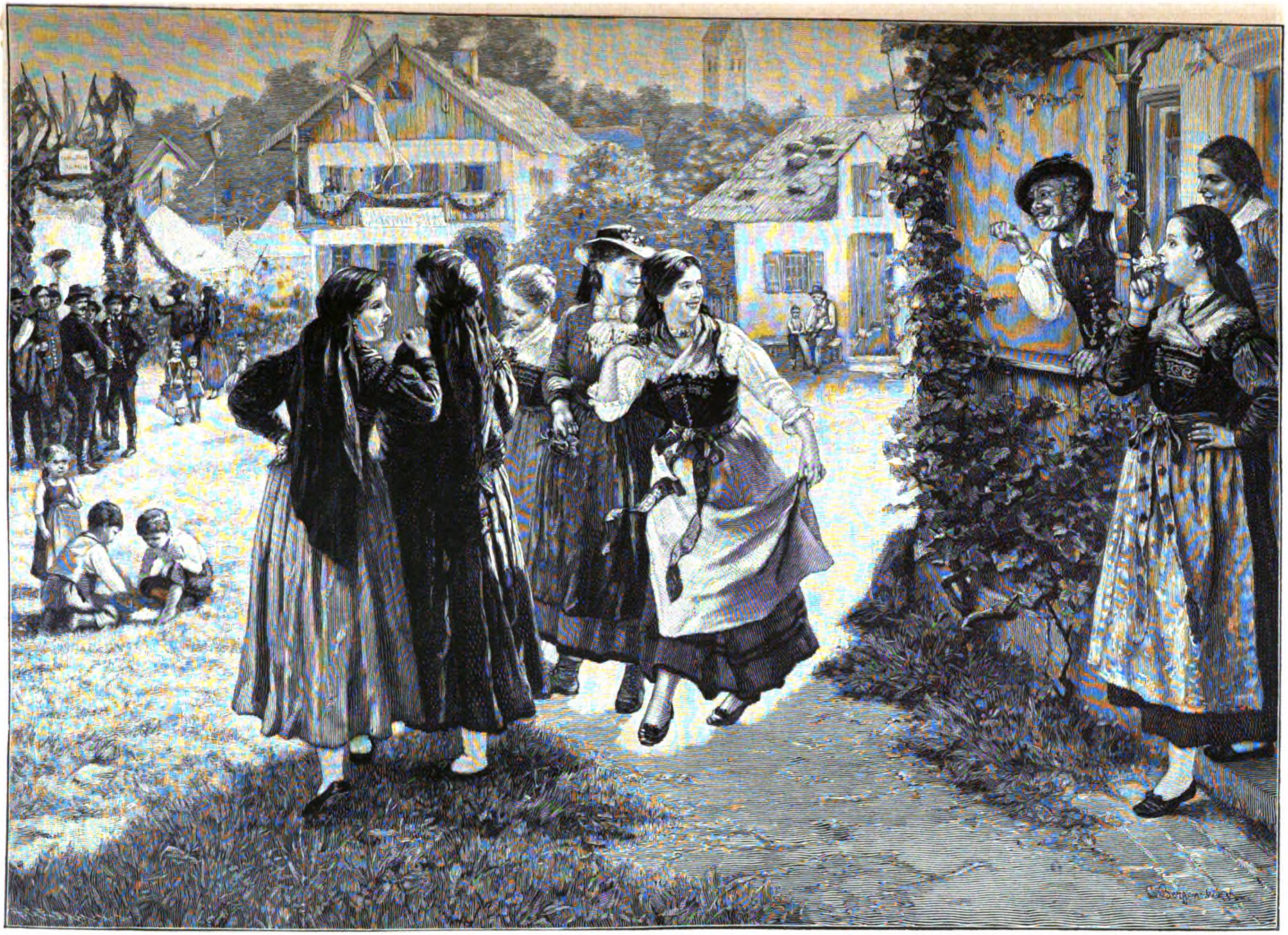
In der nach Dialekt und Ausdrucksweiſe ſo naiven ſchleſiſchen Sprache ſchildert das etwa um 1860 verfaßte Gedicht die Fürſtin:

„Von Rußland de vormalje Kaiſerſchfrau,
Haldich Herrn Nicolauſſen Seine ....
Se war ſu ſchiene (ſchön), ſe war ſu gutt,
Halt Friedrichs und der Luiſel Blutt.“

Als junge Prinzeß habe man ſie oft, ſtatt der Krone einen Blütenkranz im Haar, auf dem Balkon des Friesnerſchen Hauſes in Breslau, wo ſie gewohnt, geſehen. Dann ging ſie zur wärmeren Jahreszeit mit den jüngeren Geſchwiſtern nach Kunzendorf in der Grafſchaft Glatz, zuerſt, vor dem Waffenſtillſtand, das junge Herz von Sorgen bedrückt, bis „von der Katzbach friſcher Wind durchs Land blies, und das alte Preußen wieder da ſtand.“

In Erinnerung an dieſe Zeit alſo hatten die ſcharfſinnigen Petersburger „Dukters“, wie ſie Holtei nennt, der nervenleidenden Kaiſerin, die niemals die Folgen der furchtbaren Erſchütterungen bei der Thronbeſteigung ihres Gemahls ganz überwinden konnte, ſchleſiſche Luft, „ſchleſiſche Freude“ verſchrieben. Sie wohnte im Jagdſchloſſe von Sybillenort, jener, jetzt nach des Herzogs von Braunſchweig Tode aus deſſen Beſitz in den des Königs von Sachſen übergegangenen herrlichen Beſitzung, unweit Breslau, dicht bei dem Städtchen Oels. Sie

„Vergaß under griener Beeme (Bäume) Pracht
De Pracht von a guldenen Thronen.



Zum Pfingſttanz. Nach dem Gemälde von C. Bergen.

Dort hat ſe ſtille Tage verlebt
Im heemlichen (heimiſchen) Vaterländel ....“

Zuweilen habe ſie jedoch auch „braſſelſche (Breslauer) Herren“ zur Tafel geladen, „natürlicherweiſe die Excellenz, den Merkel, nicht zu vergeſſen.“ Holtei ſchildert nun den damaligen Oberpräſidenten Merkel, einen Mann „von echtem Schrot und Korn, der mitten im großen Untergang hat feſte an Preußen gehangen,“ mit vieler Liebe und Genauigkeit, offenbar noch nach eigener Anſchauung und Erinnerung.

Merkel alſo wird von der Kaiſerin am „letzten Mittag im Grienen, was ma de Henkerſchmahlzeit heeßt,“ nach Sybillenort geladen. Die Thränen treten ihr in die Augen, als der Mann, der ſo treu an ihren Eltern gehangen, dem Könige nach Memel und Königsberg gefolgt, ihr gegenüber ſitzt. Indeſſen iſt, „wie ſich's ſchickt auf Kaiſertiſchen,“ auch für die Tafelfreuden geſorgt, und der ſchleſiſche Dichter ſchildert das leckere Mahl ausführlich:

„Viel Gebrots (Gebratenes), Gemengſel und Allerlee,
Samt Krebſen und grußen Fiſchen.
Zerletzte kam oh (auch) noch's Kuchewerk,
Gebackſel von tauſend Sorten,
Und rares Obſt, franzö'ſches Konfekt
Und zwanzigerlee ſüße Torten.“

Bei Gelegenheit der letzten Herrlichkeiten äußert denn die Kaiſerin, daß ſie nach alledem gar nichts frage; ein einziges Mal aber möchte ſie noch ſolchen Kuchen haben, wie ſie in ihrer Jugend in Kunzendorf ihn mit den Geſchwiſtern ſelbſt bei der guten Bäckerin zu kaufen pflegte. Sie könne ihn nicht beſchreiben, wiſſe nur, wie gut er gemundet:

„Ganz Petersburg hab' ich umgedreht,
Daß ſe mir'n ſu ſchaffen ſollten.
Der Kaiſer hat ſich ſelber bemüht ....
Ich zerbrech' mir a Kupp (den Kopf) und mir fällt's ni ein;
Was mag das ärnt (nur) für a Kuche ſein?“

Da lacht Merkel, der „gar pfiffig lachen konnte,“ vor ſich hin. Am Abend, als er nach „Braſſel“ zurückkommt,

„Gleich rennt er zur Frau Exlenzen,“

erklärt ihr die Sache und ſie eilt, ihr „Kuchelvolk ſtenzen,“ will ſagen, ihre Küchenleute alarmieren. Nun geht es mit voller Kraft an die Arbeit, an ein „Kneten, Wulgern und Rühren,“ und am Morgen, bevor ſich die Sonne aus den Wolken hebt, ſteht ein ganzer Berg „ſtolzer Kuchen“, ausgebacken, beiſammen, daß jedem, der ſie ſieht, der Mund wäſſerig wird.

„De Merkeln hat ſe eingepackt,
Erbärmiglich gruß war de Schachtel.
Kaum hat ſe's vollbracht, do kam ſchund (ſchon) er,
Su bewuſchbert*) als wie eine Wachtel.“

Sich im voraus der Freude freuend, welche die Kaiſerin zuverläſſig haben würde, ſetzt der Oberpräſident ſich, die Schachtel mit der nicht ganz leichten Kuchenlaſt wie ein Wickelkind ſorgfältig auf den Knieen haltend, in ſeinen Wagen und treibt den Kutſcher zu raſchem Fahren an. Allein:

„Su a vollgefutterter Kutſchegaul
Wird ſchund auf der irſchten (erſten) Meile faul.“

Es geht nicht ſo ſchnell, als Merkel wünſcht, und wie der Wagen von der Oelſer Chauſſee nach dem Schloſſe Sybillenort abbiegt, ſieht der Inſaſſe durch die andere Allee den Zug der Kaiſerin „davonfliegen“. Allein ſeine Frau ſoll nicht umſonſt „nächten gebacken“ haben; „ber (wir) müſſen ſe kriegen,“ ruft der Oberpräſident, fährt nach der Poſthalterei zurück und verlangt friſchen Vorſpann. Allein „was halbich brauchbare Pferde ſihn,“ iſt mit dem kaiſerlichen Wagenzuge fort. Der Poſthalter hilft endlich mit ſeinen eigenen Pferden aus, und Hanns fährt zu, „als ging's in a Himmel.“ So kommen ſie nach Neumarkt.

„'s is ſchier zum lachen.
Oben fahren ſe nein, — beim letzten Haus
Fährt unten de Kaiſerin wieder naus.“

Auch hier iſt auf der Poſt „von Pferdeſchwanz nicht mehr die Probe.“ Doch halten zu Pferde ein paar Bauernſöhne, „reiche Knaſter, beritten auf gutem Vieh, die

„Aus Neuſchierigkeit (Neugier) hingekummen,
Weil ſe wollten Herrn Königs Tochter ſaehn,
Die ſich hot an'n Kaiſer genummen.“

Der noch vom Empfange der Kaiſerin her anweſende Landrat verſchafft dem Oberpräſidenten Vorſpann, indem er die Bauern beſtimmt, ihre Pferde vor den Wagen zu ſpannen. Drei von ihnen, die beſten Reiter, ſetzen ſich auf, und ſo fährt Merkel denn ſechsſpännig in Parchwitz ein, gerade als die „Kaiſerſchwiete“ (Suite) zum Mittag Halt gemacht und die Kaiſerin „im Gaſtſtübel tafelt.“ Triumphierend tritt nun Merkel herein, „böſe zerſchüttelt,“ aber hoch in den Händen die Kuchenſchachtel haltend, die nicht im mindeſten gelitten hat.

„Den Kuche, den kaiſerlich Majeſtät
Als zarte Jungfrau zu eſſen
Su gerne pflegten und den Se ooch
Seitdem nie kunnten vergeſſen,
Hie thu ich en bringen und ganz gewiß
Meen' ich, daß's dasmal der rechte is.“

Nachdem der Schachteldeckel aufgeklappt, koſtet die Kaiſerin geſchwind ein Stückchen, klatſcht in die Hände und bricht in Jubel aus, daß nun der rechte Kuchen endlich gefunden. Merkel aber greift in die Weſtentaſche, zieht „a Zetterle“ heraus,

„Majeſtät, hie han Se glei 's beſte,
Von Meiner ausgeprobierte Recept,“

und ſetzt der Kaiſerin auseinander, daß ſie ſich nun in Moskau oder in Petersburg, im Winter wie im Sommer, ſolchen Kuchen bereiten laſſen könne. Und während es ſich die Kaiſerin ſchmecken läßt, empfiehlt ſich „mei Merkel zu Gnaden,“ läßt ſich friſches Geſpann geben und fährt nun, wie es ſeines Amtes iſt, dem Zuge immer voran bis zu dem Dorfe Groß-Leſſen, an die Grenze der Provinz.

Nun, meint der Dichter, würden ſchöne Damen ihm vorhalten, daß, wie jedes Kind einen Namen, ſo auch ein Kuchen zumeiſt den ſeinen habe, und würden wiſſen wollen, wie das Gebäck geheißen. Mit ſeinem kindlich volkstümlichen, ſchleſiſch gemütlichen Humor und zugleich ein wenig überlegen gibt der Dichter die Antwort darauf:

„Du mein! Was a rechter Schläſinger is,
Der wird nich irſchte drum fragen!
Was ſoll in der Schachtel geweſen ſein,
Die der Merkel ſu weit hot getragen?
Was braucht ihr zu raten? Was braucht ihr zu ſuchen?
Herr Jekerſch, 's war'n haldich Streuſelkuchen!“

---

*) „bewuſchbert“, etwa aufgeräumt, munter, lebhaft, vergnügt.

Das Johannis-Evangelium in neuer Beleuchtung.

Unter den Kanzelrednern des neunzehnten Jahrhunderts nimmt D. Rudolf Kögel eine hervorragende Stellung ein. Faſt drei Jahrzehnte hat er unſrem Kaiſerhauſe und der Domgemeinde von Berlin das Wort des Lebens geiſtesmächtig verkündigt. Durch den Druck ſind ſeine Predigten ein Gemeingut der geſamten Chriſtenheit geworden, ſelbſt von franzöſiſchen Theologen werden dieſe urdeutſchen Erzeugniſſe geleſen und ſtudiert. Seitdem ein ernſtes und andauerndes Krankſein ihn von ſeiner Kanzel fernhält, iſt er um ſo mehr darauf bedacht geweſen, für ſeine große Leſegemeinde thätig zu ſein. Ein Band Predigten über den erſten Teil des vielumſtrittenen Johannis-Evangeliums, an deſſen geheimnisvollem Anfang Goethes Fauſt „mit redlichem Gefühl“ ſo viel herumdeutet, iſt kürzlich aus ſeiner ſorgfältig ſichtenden und ordnenden Hand hervorgegangen. (Das Evangelium Johannis in 44 Predigten und Homilien ausgelegt von D. R. Kögel. 1. Hälfte. Bremen, C. Ed. Müller.) Einem Schriftausleger wie Kögel zu folgen, iſt ein hoher geiſtiger Genuß für jeden äſthetiſch Gebildeten in der Gemeinde. Jede ſeiner Reden iſt ein kleines Kunſtwerk, und doch zwingt ſie das Herz des Leſers mit erbauender und überzeugender Kraft, denn man ſpürt es, ſie quillt dem Sprechenden aus innerſtem Herzen und eigenſter Seele. In kernig kurzer, dabei bilderreicher, oft poetiſch ſchwungvoller Sprache, die ſich von religiöſen Gemeinplätzen und ſalbungsvollem Pathos gleich fernhält, und es nicht ſcheut, auch Dichter und Denker, Goethe, Leſſing, Kant u. a. zum Zeugnis mit heranzuziehen, verſteht er es, der offenbarten Wahrheit neue Seiten abzugewinnen, Dunkles in helles Licht zu ſetzen, Bekanntes zu vertiefen, Zweifelhaftes aufzuklären, überall den Blick in das Reich der Herrlichkeit zu eröffnen. Anläßlich des Zweiflers-Thomas ſagt er in der Invocavit-Predigt: „Es iſt die Schwermut, welche die Auferſtehung für unmöglich hält. Schwermütig macht ſchwerfällig.“ Und weiterhin: „Es iſt notwendig zu bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Es iſt nicht minder, not zu bedenken, daß wir leben ſollen, damit wir fröhlich werden.“ Eine der tiefgreifendſten Predigten behandelt das „Evangelium vom guten Hirten.“ Darin mahnt er nicht nur Prediger und Lehrer, Eltern und Vormünder zur Selbſtprüfung. Auch den Schriftſtellern gilt ſein mahnendes Wort, da auch ſie „dem Berufe der öffentlichen Lehrer, darum dem Hirtenſtande angehören.“ „Auch ſie,“ ſagt er, „ſollen in den Spiegel dieſes Evangeliums ſchauen zur Selbſterkenntnis und zum Selbſtgericht, ob ſie in unſrem Volk einen idealen Sinn pflanzen und pflegen oder den Sinn des Materialismus mit dem Zeichen des Tieres, mit dem Staublecken der Schlange; ob ſie die öffentlichen Heiligtümer ſchonen und ſchützen oder mit der Fackel Heroſtrats einäſchern, ob ſie unbeſtechlich oder ob ſie käuflich ſind.“ So wird er in den Fußſtapfen des großen Heidenapoſtels „jedermann allerlei,“ und ein jeder kann aus ſeinem Buche reiche Belehrung und Erbauung ſchöpfen.

Robert Koenig.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Im frohen Pfingſtſchmuck tritt unſere heutige Nummer vor den Leſer. Dies duftige „Frühlingsbild“ von Sophie Ley, der allbeliebten Blumenmalerin, hat Heinrich Seidel mit einem anmutsvollen Mailied interpretiert. Adolf Lüben gab uns eine ſeiner köſtlichen Zeichnungen, einen am Pfingſtſonnabend nach Schluß der Arbeit „heimwärts“ wandernden Holzhauer — eine Zeichnung voll Kraft und Friſche. Der ausgezeichnete Künſtler, 1837 in Petersburg von deutſchen Eltern geboren, hat in Berlin und Amſterdam ſtudiert, iſt dann zeitweilig der edlen Kunſt untreu geworden, um ſich der Landwirtſchaft zu widmen, bis jene ihn doch wieder übermächtig in ihren Bann nahm; ſeit 1876 hat er ſich dauernd München als Stätte ſeines Schaffens erkoren, das mit Vorliebe die meiſt genreartigen Stoffe aus dem bayriſchen Volksleben entnimmt. „Zum Pfingſttanz“ ladet C. Berger, ebenfalls ein Münchener Künſtler, mit ſeinem heiteren Bilde ein.

Das Selbſtbildnis von Rubens iſt eine Studie zu einem köſtlichen Familienbilde des Meiſters aus dem Frühling 1631, das ſich jetzt in der Münchener Pinakothek befindet. Es ſtellt Rubens, ſeine zweite Frau Helene Fourment und einen ſeiner Söhne dar, wie ſie im Garten des Rubensſchen Hauſes auf einen Pavillon zuſchreiten. Rubens war damals dreiundfünfzig, ſeine jugendliche Gattin ſechzehn Jahre alt. Unſere Studie iſt aus dem Spiegel gezeichnet. — Das Bildnis der Gräfin Görz von Lenbach iſt eines der ſchönſten Werke des großen Porträtiſten.

Ein Meiſterwerk aus alter Zeit reproducieren wir in einem Teile des berühmten Brüggemannſchen Altars im Dom zu Schleswig. Der Altar, aus der Kloſterkirche von Bordesholm ſtammend, iſt in den Jahren 1515—21 von Hans Brüggemann verfertigt und enthält nicht weniger denn 385 in Eichenholz geſchnitzte Figuren; in den vier großen Bildwerken, welche die Staffel des hohen Altars ſchmücken, wird die Geſchichte des Erlöſungswerkes von der Gefangennehmung des Heilandes bis zur Ausgießung des heiligen Geiſtes geſchildert. Jede Einzelfigur iſt auf das liebevollſte und mit ſcharfer Charakteriſtik durchgeführt, die Gruppen ſind meiſterlich in der Kompoſition. Hans Brüggemann war ein Sohn der Stadt Huſum; man weiß über das Leben des großen Meiſters wenig, gewiß iſt nur, daß er ſeine letzten Tage in dem noch jetzt in Huſum beſtehenden Hoſpital für alte Leute, der Tradition nach erblindet, verlebte und auch in ſeiner Vaterſtadt ſtarb und beerdigt wurde.

Naturkunde.

Zwei öſterreichiſche Botaniker, Zoebl und Mikoſch, haben kürzlich ſehr intereſſante Unterſuchungen über die Grannen der Gerſtenähren angeſtellt, um deren bisher nicht genügend klar geſtellten Funktionen für den Haushalt der Pflanzen auf die Spur zu kommen. Sie fanden, daß die Grannen bedeutende Mengen Waſſerdampf austranſpirieren, was bei einer mikroſkopiſchen Unterſuchung verſtändlich erſcheint; die Grannen zeigen nämlich unendlich viele feine Spelsöffnungen, durch welche der Waſſerdampf und die mit ihm von der Pflanze ausgeatmete Kohlenſäure austreten. Die ſtarke Tranſpiration macht die Grannen nun waſſerleer und zwingt ſie den angrenzenden Zellen der Ähre Waſſer zu entziehen — dieſe haben das gleiche Beſtreben mit den nächſten Halmpartieen, und ſo ergibt ſich in den Pflanzen eine fortgeſetzte Waſſerſtrömung von unten, aus dem Boden, nach oben. Mit dem Waſſer werden aber auch die Nährſtoffe der Pflanze zugeführt — es erhellt daher aus den Beobachtungen, daß die Grannen für die Entwickelung der Früchte von großer Bedeutung ſind, eine Thatſache, welche die neuere Wiſſenſchaft mehr und mehr von allen, auch den unſcheinbarſten Organen der Pflanze nachzuweiſen vermochte.

Forſchungsreiſen.

Die Expedition Th. Bluts nach Axum in Abeſſinien, über welche wir berichteten, hat zwar nach großen Schwierigkeiten ihr Ziel erreicht, iſt aber ziemlich erfolglos geweſen. Blut war, nur von ſeiner Frau begleitet, von der italieniſchen Kolonie Maſſaua aus nach dem abeſſiniſchen Hochland hinaufgeſtiegen und gelangte im Februar nach der Hauptſtadt Adoa und von hier nach Axum. Es glückte ihm auch, Photographien und Maße von den ſchon bekannten alten Denkmälern abzunehmen, dagegen wurde er an ſeinem eigentlichen Zweck, an der Veranſtaltung von Ausgrabungen, durch den zwiſchen Ras Alula und Ras Mangaſcha tobenden Bürgerkrieg, in deſſen Folge zahlreiche Räuberbanden die Gegend unſicher machten, gehindert. Der kühne Reiſende mußte fliehen und kam nur mit knapper Not glücklich nach Maſſaua zurück.

Geſundheitspflege.

Profeſſor Uffelmann-Roſtock wies, nach Mitteilungen der Berliner kliniſchen Wochenſchrift, durch ausgedehnte Verſuche nach, daß Cholerabazillen in einem künſtlich infizierten Brief noch nach 23½ Stunden, auf einer Poſtkarte noch nach 20 Stunden nachweisbar waren; auf Münzen ſtarben ſie, wahrſcheinlich infolge der Metalloxyde, ſehr ſchnell, ſchon nach 10 Minuten, ab, dagegen war ihre Lebensdauer auf Wolle, Baumwolle, Leinen eine ſehr lange. Eine Fliege, welche mit einer Kolonie von Bazillen in Berührung gebracht war, entwickelte nach Verlauf einer Stunde noch über 10000 Keime auf einem Nährboden; auch als eine infizierte Fliege auf ein Stück gebratenes Rindfleiſch geſetzt wurde, zeigten ſich bald viele lebende Bazillen. Beſonders die letztere Thatſache mahnt für den Fall des Wiederauftretens der Epidemie zur Vorſicht.

Verkehr.

Vor mehreren Jahren tauchte in Frankreich das Projekt auf, den atlantiſchen Ozean und das Mittelmeer durch einen quer durch Südfrankreich laufenden, für die Seeſchiffahrt benutzbaren Kanal in Verbindung zu bringen. Wegen zu großer techniſcher und finanzieller Schwierigkeiten ließ man jedoch die Sache fallen. Neuerdings glaubt man nun, dieſe Verbindung, die für den geſamten Handels- und Schiffsverkehr von weittragender Bedeutung ſein würde, mittelſt einer Schiffseiſenbahn ermöglichen zu können. Nach einer Mitteilung der Zeitſchrift „Le Monde Economique“ hat ſich in Bordeaux eine Geſellſchaft gebildet, die den Plan einer derartigen Eiſenbahn zur Ausführung bringen will. Einzelheiten über die Anlage werden zwar noch nicht mitgeteilt, doch iſt man von ihrer Ausführbarkeit überzeugt. Man glaubt, die Anlage in etwa ſieben Jahren fertig ſtellen und dem Verkehr im Jahre 1900 übergeben zu können. Die Koſten der Erbauung der Bahn ſind auf 950 Millionen Franken berechnet.

Technik.

Daß unſere heutigen Papiere größtenteils aus Holz gefertigt werden, iſt bekannt. Kürzlich hat ſich Profeſſor Mitſcherlich-Freiburg aber auch ein Verfahren patentieren laſſen, nach dem ſich Holz verſpinnen und zu webefähigen Fäden verarbeiten läßt. Das Holz wird in dünne Brettchen zerſchnitten und dieſe unter geriffelten Walzen derart behandelt, daß ſich der Zuſammenhang der Faſern löſt, dieſe ſelbſt in der Längsrichtung aber erhalten bleiben, ja beſondere Feſtigkeit erlangen. Nachdem ſie gelockert ſind, werden ſie wiederum durch Riffelwalzen geführt, bis ſie völlig zart, weich und ſpinnbar ſind. Sie ſollen ſich gleich roher Baumwolle verarbeiten und vorzüglich färben laſſen. Die Erfindung kann, wenn ſie ſich bewährt, für die deutſche Forſtwirtſchaft von allergrößter Bedeutung werden.

Landwirtſchaft.

In Amerika und Frankreich ſind neuerdings, der Nature zufolge, umfaſſende Verſuche gemacht worden, bei den zur Milchwirtſchaft verwendeten Kühen die Hornbildung zu unterdrücken. Es ſoll dies Verfahren eine reichere Milchproduktion herbeiführen, indem die enthörnten Tiere den Teil der von ihnen produzierten ſtickſtoffhaltigen Nährſtoffe, der bisher auf die Hornbildung entfiel, auf Fleiſch- und vor allem Milchbildung verwenden. Die Enthörnung muß bereits geſchehen, wenn ſich beim Kalbe die erſten Anfänge der Hörner zeigen; dieſelben ſollen angefeuchtet und mit Kalihydrat kauteriſiert werden.

Preisausſchreiben.

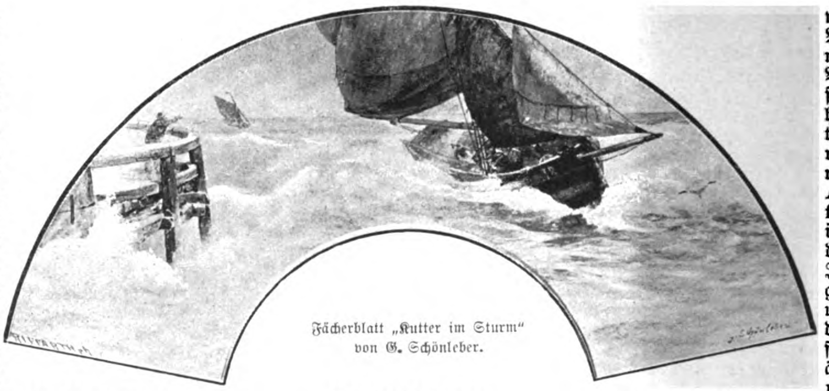
Die gelehrte Fürſtlich Jablonowskiſche Geſellſchaft in Leipzig veröffentlicht zwei neue Preisaufgaben für das Jahr 1896. Sie wünſcht „eine eingehende Unterſuchung der wirtſchaftlichen, ſozialen und politiſchen Bewegung in irgend einer größeren deutſchen Stadt des ausgehenden Mittelalters mit beſonderer Rückſicht auf die Wirkungen des ſeit Ende des vierzehnten Jahrhunderts aufkommenden kapitaliſtiſchen Individualismus“, und, in der Hoffnung, die phyſiologiſche Morphologie zu fördern und zur Löſung ihrer Probleme anzuregen, „eine durch Darſtellung der bisher gewonnenen Ergebniſſe eingeleitete Experimental-Unterſuchung über den Einfluß, den die verſchiedentlich abgeänderten Lebensbedingungen auf die Entwicklungsvorgänge eines (höheren oder niederen) Tieres ausüben“. Für jede der beiden Arbeiten, die bis zum 30. Nov. 1896 der genannnten Geſellſchaft einzureichen ſind, beträgt der Preis 1000 Mk.

Rechtsrat.

Frage. Meine Mutter hat mich in ihrem Teſtamente übergangen, dagegen meine bei meinem Tode vorhandenen Kinder zu Erben eingeſetzt. Die Nachlaßmaſſe, von der ich die Zinſen erhalte, iſt pupillariſch ſicher geſtellt. Ich ſelbſt habe kein Vermögen und kann deshalb nicht die Ausſtattung für eine meiner Töchter beſchaffen. Auch reichen meine Einnahmen nicht aus, um meinem Sohne den Beſuch der Univerſität und eine koſtſpielige Kur zu ermöglichen. Ich beantragte deshalb beim Vormundſchaftsrichter Freigabe eines kleinen Teils des dieſen beiden Kindern gehörenden Vermögens behufs Beſtreitung der angeführten notwendigen Ausgaben, wurde aber abgewieſen, weil meine Mutter nicht meine zur Zeit lebenden Kinder, ſondern die bei meinem Tode vorhandenen zu Erben eingeſetzt hat. Da thatſächlich eine Vermehrung der Erben ausgeſchloſſen iſt, verſtehe ich die von dem Richter gemachte Unterſcheidung nicht. Kann ich gegen einen ſolchen, wohl dem toten Buchſtaben, aber nicht dem lebendigen Geiſte entſprechenden Richterſpruch mit Ausſicht auf Erfolg ein Rechtsmittel einlegen? Frau E. O. in R.

Antwort. Die Entſcheidung des Vormundſchaftsrichters iſt zutreffend und verſtößt auch keineswegs gegen den lebendigen Geiſt des Rechts. Die Beſtimmungen eines Teſtaments haben Kraft wie ein Geſetz; der Richter iſt ſtreng an ſie gebunden und darf nicht etwa von ihnen abweichen, weil ſie ihm ungerecht oder unzweckmäßig erſcheinen, wie er auch nach dem Geſetz urteilen muß, ſelbſt wenn er es nicht für gut hält. — Iſt es denn nach dem Teſtament Ihrer Mutter ſchon jetzt ſicher, daß Ihre verlobte Tochter und Ihr Sohn Erben von ihrer Großmutter ſind? Wenn eins Ihrer Kinder vor Ihnen ſtirbt, iſt es nicht Erbe! So lange dieſe Ungewißheit beſteht, d. i. bis zu Ihrem Tode, darf der Richter auch nicht den kleinſten Teil der Erbmaſſe freigeben.

Fächerblatt von G. Schönleber.



Fächerblatt „Kutter im Sturm“ von G. Schönleber.

Auf der letzten Fächerausſtellung in Karlsruhe befand ſich unter den hervorragendſten der ausgeſtellten Fächerblätter auch das reizvolle Blatt, welches wir nebenſtehend wiedergeben. Man wird darüber ſtreiten können, ob „ein Kutter im Sturm“, rein äſthetiſch genommen, ein paſſendes Motiv für einen Fächer abgeben kann — für uns kommt ja aber nicht die Verwendung des Blattes als Fächer, ſondern nur das Blatt ſelbſt als Kunſtwerk, als Gemälde in Frage, und als ſolches reiht es ſich den zahlreichen ausgezeichneten Werken des Karlsruher Meiſters würdig an. Guſtav Schönleber, geboren 1852 zu Bietigheim in Württemberg, iſt aus dem Schülerkreiſe hervorgegangen, den Adolf Lier in den ſiebziger Jahren als das Haupt der Münchener Landſchaftsmaler um ſich ſammelte, und zu dem außer Schönleber von bedeutenderen Meiſtern noch Hermann Baiſch und Joſef Wenglein gehörten. Schönleber iſt ein Landſchafter von weit umfaſſendem Schaffensgebiet. Seine Bilder: „Aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt“, „Frühjahr in Schwaben“, „Fiſchmarkt in Danzig“, zeigen ihn als Architekturmaler, der aber die menſchlichen Geſtalten nie als Staffage, ſondern ſtets als vollgleichberechtigte Teile des Ganzen behandelt. In anderen Gemälden wieder gibt er flache Binnenlandſchaften oder Stoffe von belgiſchen, deutſchen oder italieniſchen Häfen wieder mit einem ſeltſam warm anmutenden Goldton in der Stimmung. In einer dritten Gruppe, der wir auch den „Kutter im Sturm“ zurechnen müſſen, zeigt ſich Schönleber als Marinemaler von hervorragender Begabung, der beſonders das Spiel des Lichts auf der Meeresfläche mit ebenſoviel Zartheit, wie Energie wiederzugeben weiß. G. Schönleber wirkt ſeit einigen Jahren als Lehrer an der Kunſtſchule zu Karlsruhe.

Kleine Zeitung.

Unter der Ueberſchrift Pyramiden-Weisheit ſtellt der bekannte Ägyptologe Dr. Wiedemann-Bonn im Globus alle die höchſt wunderlichen Anſchauungen zuſammen, welche im Lauf der Zeit über die Pyramiden aufgetaucht ſind. Während die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller des Altertums übereinſtimmend verſichern, die Pyramiden ſeien Gräber, und nur nebenbei meinen (Ariſtoteles), die Könige hätten ſie aufführen laſſen, um das Volk zu beſchäftigen, oder (Plinius) ſie ſeien läppiſche Prunkzeichen der Herrſcher geweſen, wurden die gewaltigen Bauten den mittelalterlichen Pilgern zu den Kornhäuſern Joſephs, verleitet teilweiſe durch das griechiſche Wort πυρός, Getreide. Herwart v. Rokenburg (1623) hält ſie für Schutzbauten gegen das Streben des Nils, nach Weſten abzufließen; der mecklenburgiſche Hofrat Witte (1790) für vulkaniſche Naturbildungen, Forchhammer (1837) für Waſſerwerke, zum Schutz großer unterirdiſcher Ciſternen aufgeführt. Ueberaus häufig werden ſie, bis in die neueſte Zeit, als Sternwarten angeſehen, und Lomard, einer der hervorragendſten Gelehrten der napoleoniſchen Expedition nach Ägypten, wies ſyſtematiſch nach, daß die Erbauer in den Abmeſſungen der Pyramiden höchſte mathematiſche Weisheit niedergelegt haben; ſeine Nachfolger (Agnew, 1838) bewieſen denn bereits an den Pyramiden, daß den Ägyptern die Quadratur des Zirkels genau bekannt geweſen ſei. Iſaak Newton erklärte, daß man aus der Höhe, Breite ꝛc. der großen Pyramide die heilige Elle der Ägypter und Juden berechnen könne, und nach Smyth, dem Astronomer royal for Scotland (1878), iſt in ihren Maßen die Zahl π, die Jahreslänge, die geographiſche Breite und noch viele andere ſchöne Dinge feſtgelegt, ſogar das ägyptiſche Getreide- und ein Wärmemaß. Eine andere Richtung, anſcheinend von Athanaſius Kirchner (1666) ausgehend, geheimnißte in die Pyramiden wieder allerlei myſtiſche Dinge hinein. Herder (1774) war die Pyramide „von jeder Seite das heilige Dreieck, was ſich oben in ihr Geheimnis, die große Monas, die alles überſieht, endet“ — „die dekomponierte Geſtalt des Piramis, d. h. Menſchen, deren Urbild die Henne war, und die Henne war Mikrokosmus.“ Gladiſch (1821) erklärt in einem beſonderen Werk die Pyramiden und pyramidenförmigen Spitzen der Obelisken für erfüllt mit religiös-philoſophiſchen Anſchauungen „als Bilder von der Entwickelung oder dem Zerriſſenwerden der Gottheit aus der Einheit in die Vierheit der Elemente.“ Die Krone gebührt einem armeniſchen Ingenieur, Hekekyan Bey, der (1863) in höchſt gelehrter Weiſe mittelſt den Pyramiden abgewonnenen Formeln alle wichtigen Ereigniſſe der Weltgeſchichte berechnete. — Selbſtverſtändlich bleiben für die nüchterne Wiſſenſchaft die Pyramiden nichts als regelmäßig geformte Steinkoloſſe, welche ein königliches Grab umſchließen, und es iſt charakteriſtiſch für den baren Unſinn, der aus den oben angeführten, vielfach von überzeugten, ernſten Gelehrten ausgehenden Deutungen ſpricht, daß die Zahlen, auf denen ſie zum Teil ſich gründeten, vor den neueſten genauen Meſſungen gar nicht Stich gehalten haben, ſondern faſt ausnahmslos falſch und zwar gründlich falſch waren.

In unſerer Spielecke.

1. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag dieſes Jahres läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angabe beſtimmen?

Die Summe der 88fachen Datumszahl und der 9fachen Monatszahl iſt gleich der Jahreszahl.

2. Kombinationsaufgabe.

Zu ſuchen ſind 18 zweiſilbige Wörter; von denen je zwei dieſelbe Anfangsſilbe haben. Die Endſilben der zu ſuchenden Wörter ſind in den folgenden 9 Wörtern enthalten:

Gerber Hegel Lama Leba Linſe
Oſtwind Roſe Senſe Wanda

Beide Silben jedes gegebenen Wortes ſollen dieſelbe Anfangsſilbe haben. Wären z. B. die Wörter: 1. Erbe, 2. Leder, 3. Winde gegeben, ſo würden dazu die folgenden Wörterpaare paſſen: 1. Trau**er**, Trau**be**; 2. Ei**le**, Ei**der**; 3. Er**win**, Er**de**.

Sind zu den gegebenen neun Wörtern die richtigen Anfangsſilben gefunden, ſo laſſen ſich die letzteren ſo ordnen, daß ihre Anfangsbuchſtaben ein Feſt nennen.

Pfingſt-Röſſelſprung.

	uns	ner	des	fen	al	mels	
auch	geiſt	of	ger	ken	**Geiſt**	du	ler
werd'	wer	bei	bar	glau	him	ſtel	frucht
der	phe	bens	be	trä	geiſt	ſchöp	geiſt
ſtes	ner	ke	ten	fer	und	hor	po
pro	ſtär	ge	män	ge	und	der	zucht
kön'	gei	ſchar	ke	heil'	al	a	ſams
	und	gen	ler	der	des	der	

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 32.

Bilderrätſel.

Der Dreibund Deutſchland, Öſterreich, Italien iſt eine Bürgſchaft des Friedens.

1. Wechſelrätſel. Brünn, Brüll.

2. Füllrätſel.

	E	L	E	V	
E	m	i	l	i	a
L	i	e	b	e	r
E	l	b	i	n	g
V	i	e	n	n	e
	a	r	g	e	

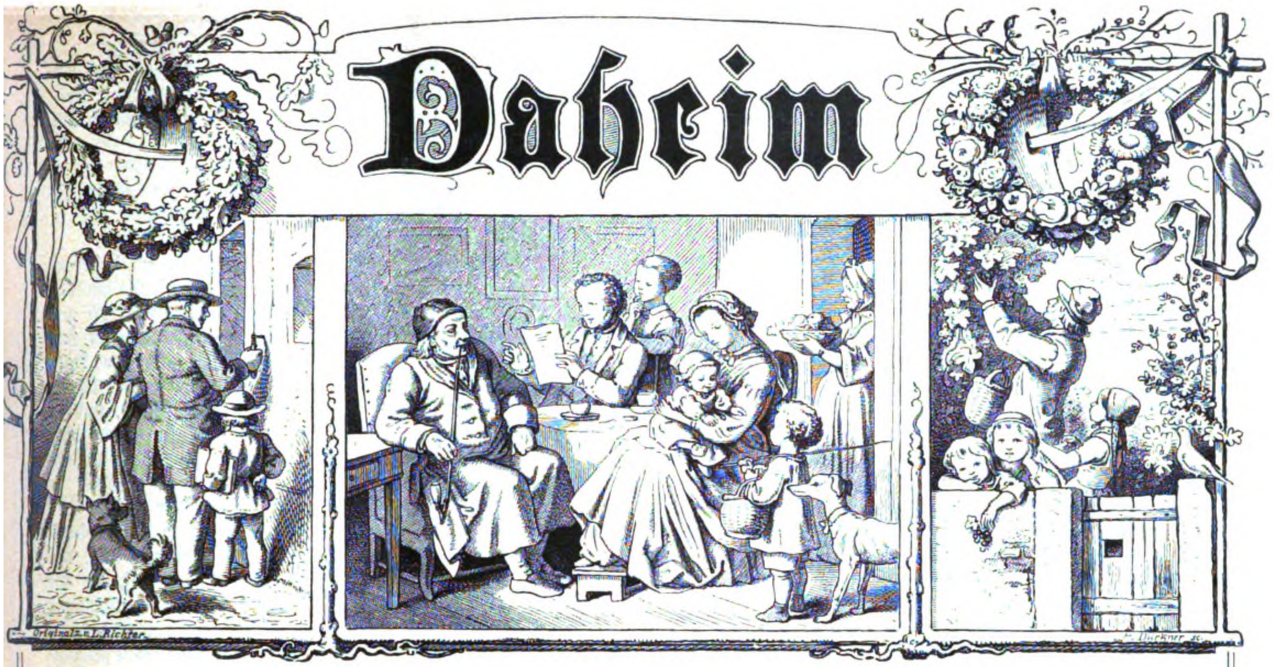
3. Wechſelrätſel. Handel — Händel.

4. Arithmetiſche Aufgabe.
Martin Luthers Geburtstag 10. 11. 1483.

5. Homonym. Bock.

Inhalt: Pfingſten. Gedicht von Frida Schanz. — Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. — Im Mai. Gedicht von Heinrich Seidel. — Von der Zeit früherer Zeit. Von Julius Stinde. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Eine Geſchichte von ſchleſiſchem Streuſelkuchen. Von F. Ehrhardt. — Das Johannis-Evangelium in neuer Beleuchtung. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Frühling von Sophie Ley; Zum Pfingſttanz von C. Bergen; Rubens Selbſtbildnis; Bildnis der Gräfin Görz von Franz von Lenbach; Heimwärts von Ad. Lüben. — Naturkunde. — Forſchungsreiſen. — Geſundheitspflege. — Verkehr. — Technik — Landwirtſchaft. — Buchhandel. — Preisausſchreiben. — Rechtsrat. — Fächerblatt von G. Schönleber. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 27. Mai 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 34.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Fortſetzung.)

Es war vierzehn Tage nach dem Eintreffen der Prinzeſſin auf Schloß Seligkeit, als Baron Thiele ihr eine Liſte derjenigen Perſonen überreichte, die man ſozuſagen hier für „hoffähig“ halten und mit einer Einladung beehren dürfte. An den Kaminſims gelehnt, las die Fürſtin mit halblauter Stimme die Namen und gab dann dem Kammerherrn das Blatt zurück.

„Zwei adlige Familien mit je einer Tochter, ein Bürgermeiſter, ein Prediger, ein Arzt mit —, ein Prediger und ein Arzt ohne Gattin,“ ſagte ſie mit leiſem Unmut. „Das wäre alſo der Verkehr, auf den ich ſechs Monate angewieſen ſein werde. Aber noch eins, lieber Herr von Thielen, warum haben Sie bei dem Namen des Barons von Stoißlaw ein Fragezeichen gemacht? Iſt die Familie in Riedhof?“

„Ich wußte nicht, gnädigſte Prinzeſſin, ob ein Heranziehen derſelben höheren Ortes genehm ſein würde. Die Stoißlaw halten ſich ſeit Jahren dem Hofe fern, der Baron, als Arzt, iſt dadurch in andere, uns fremde Sphären geraten, er hat — ſozuſagen, ſchon durch die Wahl dieſes Berufs gegen die hergebrachten Traditionen, opponiert, daß —“

„Daß Sie nicht wiſſen, wie er an unſerem muſtergültigen Hofe hier rangiert,“ ſpöttelte Maria, „iſt denn das in der That möglich? Bitte, erinnern Sie ſich doch zunächſt daran, Baron, daß Detleff Stoißlaw mein Jugendgeſpiele und der des Erbprinzen war. Im übrigen, — was die geſellſchaftlichen Beſtimmungen auf Schloß Seligkeit anbetrifft, gewöhnen Sie ſich, mich als die höchſte Inſtanz zu betrachten, ich übernehme, dem Fürſten gegenüber, jede Verantwortung.“

Bei dieſen Worten ließ ſie ſich in einen Seſſel nieder, hob ihren weißen Pudel Joſé auf den Schoß und ſcherzte mit ihm, als ob ſie und er allein im Zimmer wären. Herr von Thiele bezwang nur mühſam ſeinen Unwillen, er verneigte ſich tadellos und zog ſich, da er allen Grund hatte, die Unterredung für beendigt zu halten, mit dem, einem gut geſchulten Hofmann peinlichen Bewußtſein zurück, den höchſten Unmut erregt zu haben. Prinzeß war wirklich ernſtlich verſtimmt, und wie das oft in ſolchen Fällen geſchieht, ſuchte ſie nach einer Gelegenheit, dieſer Verſtimmung nach irgend einer Richtung hin Ausdruck zu geben. — Fräulein von Dahlenberg ſaß mit einem Buch am Fenſter.

„Frieda!“ rief ſie heftig.

„Durchlaucht —“ das junge Mädchen ſah erſchrocken zu ihr hinüber.

„Finden Sie nicht, daß unſer Kammerherr ſchrecklich ſchwerfällig iſt — ich meine in Bezug auf ſeine Anſchauungen? Was ſagen Sie dazu, es iſt wirklich lächerlich. Nicht wahr? Antworten Sie!“

Die kleine Hofdame ſchwieg verlegen; ſie hatte, vertieft in Chamiſſos Gedichten, gar nicht auf das Vorhergehende geachtet. Die Prinzeſſin bemerkte es, und wie jede Hilfloſigkeit harmloſer Menſchen ſie ſtets dauerte und ſich ihr Zorn und Spott nur gegen ſolche richtete, die ſich verteidigen konnten und ihn wirklich verdienten, ſo bereute ſie jetzt ſchon ihre Heftigkeit. Das junge Mädchen in ſeiner Verlegenheit that ihr leid. Sie ſtand auf, ließ Joſé auf den weichen Teppich rollen und trat an Fräulein von Dahlenberg heran; aus ihren ſchönen Zügen war jede Spur des Ärgers verſchwunden, als ſie jetzt das noch aufgeſchlagen auf dem Fenſterbrett liegende Buch ergriff und einen Blick hineinthat.

„Er, der Herrlichſte von allen“ —

las ſie mit ſcherzhaftem Pathos, „ja, liebſte Frieda, bei ſolcher Lektüre konnten Sie freilich nicht auf unſer Geſpräch achten. Verräteriſch, ſehr verräteriſch, wenn ein gewiſſer Jemand jetzt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wüßte, was ich weiß,“ ſie lachte beluſtigt auf, klopfte die erglühend vor ihr ſtehende Hofdame leicht auf die Schulter und ſagte dann, einen Blick durchs Fenſter werfend: „Frieda, ich werde eine Stunde reiten. Sie dürfen ſich inzwiſchen ungeſtört mit dem ‚Herrlichſten‘ beſchäftigen.“

„Durchlaucht ſind ſehr gütig, indeſſen ſo ganz allein —“

Maria verſtand ſie wohl, war aber plötzlich in ihre Necklaune verfallen und ſagte:

„So ganz allein — warum nicht? Ich denke, mit dem ‚Herrlichſten von allen‘ iſt man doch, einem alten Gerücht nach, am liebſten immer allein.“

„O Verzeihung, gnädigſte Prinzeß mißverſtehen! Ich meinte, ob Durchlaucht ſo ganz allein ausreiten wollen,“ vollendete die junge Hofdame ſchüchtern ihren Satz.

„Bewahre! Fred Fox wird mich begleiten.“

Fred Fox war der engliſche Reitknecht, der ſeit zehn Jahren im ſpeziellen Dienſt der Prinzeſſin ſtand, ihre Pferde kaufte, einritt, ſeiner Gebieterin mit Leib und Leben ergeben war und das vollſte Vertrauen des Fürſten beſaß.

Auf dieſe letzte Entgegnung ſchwieg Fräulein von Dahlenberg; es war nichts Außergewöhnliches, daß die Prinzeſſin nur den Jockey mitnahm, war er doch, ſeit ihrer Kinderzeit faſt ihr ſtändiger Begleiter, bei ihren täglichen Spazierritten derjenige, der ihre Pferde am beſten kannte.

Maria verſchwand in ihr Ankleidezimmer und ſprengte kaum eine Viertelſtunde ſpäter auf ihrer zierlichen hellbraunen Vollblutſtute Fatme, gefolgt von Fred Fox, über den Schloßplatz, die Kaſtanienallee entlang. Das Wetter war, wie am Tage ihrer Ankunft, trübe und kühl, ſie hatte noch keinen Sonnenſchein auf Schloß Seligkeit kennen gelernt; ein ſcharfer Wind zerzauſte das Laub der hohen Pappeln, welche die Landſtraße einfaßten, zerriſſene Wolkengebilde jagten am grauen Herbſthimmel dahin.

Die Prinzeſſin war eine tollkühne Reiterin. Außer der Gräfin Brita Berken war keine Dame des Hofes im ſtande, es ihr darin gleich zu thun; ſie ritt deshalb zumeiſt nur mit den Kavalieren oder mit Fred Fox, da ſie ſich bei dieſem Vergnügen nicht gerne dem Können oder Nichtkönnen anderer anpaßte.

Auch heute flog ſie in geſtrecktem Galopp, von der Landſtraße abbiegend, über die öden, weit ausgedehnten Felder und Wieſen, die Güntersberg umgaben und ſich bis zum fürſtlichen Forſt ausdehnten; einen breiten Graben nahm ſie mit Leichtigkeit, und ein kurzes ſcharfes „Hep, hep“ ausſtoßend, wollte Fred Fox ihr folgen. Aber ſelbſt ein engliſcher Jockey iſt nicht gegen alle Unfälle gefeit, das mußte Miſter Fox heute zu ſeinem großen Kummer erfahren. Sein Rappe ſprang zwar, aber zu kurz, glitt an dem jenſeitigen, vom Regen ſchlüpfrigen Ufer ab und ſtürzte mit ſeinem Reiter in den nicht tiefen, doch halb mit Waſſer gefüllten Graben.

„Goddam,“ kam es laut und heftig von des Engländers Lippen. Prinzeſſin Maria, die ihr Roß nach dem ſcharfen Ritt und dem kühnen Sprung einen Moment verſchnaufen ließ, wandte ſich im Sattel. Sie ſah eben noch den Kopf des Rappen und Fred Fox’ carmoiſinrote Livree in der Tiefe verſchwinden. Im Nu war ſie zur Stelle. Der Jockey hatte ſich unter dem Pferde hervorgearbeitet und war, bis an die Knie im ſchlammigen Waſſer ſtehend, bemüht, ſein zitterndes Tier aufzurichten, was ihm nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang. Über und über naß und von Schmutz bedeckt, ſtanden Roß und Reiter endlich aufrecht im Graben.

„O poor Fox — wie kam das?“ fragte die Fürſtin.

„Ich weiß es nicht, Durchlaucht; es muß kommen von die weiche Grund,“ antwortete der Engländer.

„Sind Sie verletzt?“

Fox lächelte überlegen. „Nicht ſo viel,“ er ſchnippte mit den Fingern, „pah, ein ſo kleines Malheur.“

„Und Schwarzkünſtler?“ auf das Pferd deutend.

„Quite well — yes — quite well,“ er unterſuchte Fußgelenke und Rückgrat und nickte befriedigt mit dem Kopf.

„So reiten Sie nach Hauſe. Ich folge in einer halben Stunde.“

Der Jockey ſah ſeine Gebieterin fragend an, ſtrich ſich verlegen das glattraſierte Kinn und wagte dann die Entgegnung: „Aber ich darf Durchlaucht doch nicht ganz allein reiten laſſen in dieſe fremde Gegend —“

Die Fürſtin lachte.

„Guter, alter Fox, keine Sorge meinetwegen. Eilen Sie lieber, daß der Schwarzkünſtler in den Stall und Sie in trockene Kleider kommen.“

Mit dieſen Worten nickte ſie dem kopfſchüttelnd daſtehenden Diener freundlich zu und ſprengte nach dem Walde hinüber. Fox, in der einen Hand die zerbrochene Reitpeitſche, die andere am Zügel des Pferdes, ſeinen zerbeulten, naſſen Hut auf dem glatten, kurzgeſchorenen Haar, watete nun, eine Auswahl kräftiger Flüche vor ſich hinmurmelnd, durch das Waſſer bis zu einer Stelle, wo der Graben flacher wurde, und er ohne Schwierigkeiten aufs Feld gelangen konnte. Hier warf er ſich auf Schwarzkünſtlers Rücken und jagte ventre à terre nach Schloß Seligkeit — — —

Die Prinzeſſin ritt während deſſen an der Liſière des Waldes entlang und lenkte nach kurzer Zeit in dieſen ſelbſt ein. In der Meinung, daß ſie nicht weit mehr von dem, den Forſt durchziehenden Schneiſenweg ſein könne, ließ ſie ihr Roß zwiſchen den prächtigen alten Buchen- und Eichenſtämmen langſam geradeaus gehen. Das welke Laub raſchelte unter den Hufen des Pferdes, durch die halb entlaubten Baumkronen ſtrich der Wind, hie und da fiel ein gelbes, feuchtes Blatt herab — wie ein Hauch des Sterbens ging es durch die Natur. Eine weiche Regung bemächtigte ſich der einſamen Reiterin; wie bei allen tief angelegten, warm empfindenden Perſonen, wirkte die ſtille Einſamkeit des Waldes auf ihr Gemüt. Erinnerungen an längſt vergangene, glückliche Kindertage und bange Sorgen vor der Zukunft überkamen ſie. Am Hofe, in den Zerſtreuungen der Reſidenz, hatte ſie jene fortgeſcherzt; ihrer Umgebung auf Schloß Seligkeit gegenüber fand ſie eine gewiſſe Genugthuung darin, derſelben durch eine ſich ſtets gleich bleibende heitere Sicherheit zu imponieren, aber hier, wo ſie niemand ſah, wo ſie allein, ganz allein war mit ſich und ihren Gedanken, hier machte ſich die Sorge, wie ſich ihr ſpäteres Leben geſtalten werde, geltend, legte ihre Schatten über das ſchöne, ſtolze Geſicht und preßte ihr das Herz zuſammen, daß es raſch und angſtvoll klopfte.

So in Gedanken verloren, kam ſie auf einen kleinen freien Platz, von dem nach zwei verſchiedenen Richtungen Wege abführten. Sie ſtutzte, hielt an, ſah nach rechts, nach links und überlegte, konnte ſich aber nicht erinnern, jemals an dieſer Stelle des Waldes geweſen zu ſein; unmutig ſchüttelte ſie den Kopf.

„Es ſcheint ein eigener Unſtern über meinem heutigen Spazierritt zu walten,“ murmelte ſie. „Was kann mir denn aber ſchlimmſtenfalls paſſieren, wenn ich auch etwas kreuz und quer reite. Der Güntersberger Forſt iſt doch kein Urwald, irgendwo werde ich ſchon wieder herauskommen. Allons, Fatme!“

Sie ſchnalzte leicht mit der Zunge und ſchlug den Weg zu ihrer Rechten ein. Eine Viertelſtunde mochte ſie dort entlang geritten ſein, als ſie ſich am Rande eines Erlenbruchs ſah, an dem ſich wieder rechts und links ſchmale Pfade hinzogen. Der Boden war feucht und ſchlüpfrig. Die Prinzeſſin ſah nach ihrer Uhr.

„Schon Vier!“ — Sie war überraſcht; wie hatte ſie die Zeit verträumt, wie tief mitten im Walde mußte ſie ſein. Das Rauſchen des Laubes und das Brechen von dürren Äſten ließ ſie aufſchauen, und ſie gewahrte die kraftvoll ſchlanke Geſtalt eines Mannes, der quer durch den Wald auf ſie zukam; er trug ein kurzes Lodenjacket, hohe bis zum Knie reichende Stiefel, einen breitrandigen Filzhut etwas ſeitwärts auf den Kopf gedrückt, in der Hand einen ſchweren Knotenſtock, jedenfalls eine Erſcheinung, die, im Zwielicht des Herbſttages zwiſchen den Bäumen hervortretend, keinen allzu vertrauenerweckenden Eindruck machte. Auch die Fürſtin, ſoviel perſönlichen Mut ſie beſaß, war durch die Begegnung nicht gerade angenehm überraſcht; immerhin, da es kein Ausweichen gab, konnte ihr der Fremde vielleicht doch den Weg nach Güntersberg zeigen. Sie faßte die Zügel ſtraffer, und ihre Hand ſchloß ſich feſt um den ſchweren ſilbernen Griff der Reitpeitſche. „Komm, Fatme,“ ſagte ſie halblaut und ritt dem Fremden langſam entgegen. Auf ſeinen Stock gelehnt erwartete er ſie.

„Ich bin die Prinzeſſin von Hohenſtein. Würden Sie ſo freundlich ſein, mir den nächſten Weg nach Güntersberg zu zeigen?“ fragte ſie.

Der Angeredete lüftete ſeinen Hut und verbeugte ſich tief und ehrfurchtsvoll; als er wieder aufſah, zuckte es wie Schelmerei in ſeinem Antlitz.

„Zehn Jahre ſind eine lange Zeit, trotzdem haben ſie nicht vermocht, das Bild Eurer Durchlaucht in meiner Erinnerung zu verwiſchen. Umgekehrt ſcheint dies leider nicht der Fall zu ſein,“ antwortete er.

Die Prinzeſſin, über die ſeltſame Entgegnung erſtaunt, faßte den Sprecher ſchärfer ins Auge; er ertrug dieſe Muſterung mit der größten Ruhe. Jetzt trat er aus dem Schatten der Bäume einige Schritte näher, ſo, daß der letzte Schein des Tages voll und ganz auf ſeine Züge fiel und: „Detleff — Baron Stoißlaw —“ kam es im Tone freudiger Überraſchung von ihren Lippen, während ein lebhaftes Rot ihre Wangen färbte und ſie ihm die Hand entgegenſtreckte, die er ehrerbietig küßte.

„Wie in aller Welt ſehen Sie aber aus?“ rief ſie fröhlich lachend. „Wer ſoll Sie denn auch in ſolchem Aufzuge wiedererkennen? In dieſem Hinterwäldlerkoſtüm, bärtig und ſonnenverbrannt?“

Er ſtimmte in ihr Lachen ein, daß ſeine ſchönen, weißen Zähne unter dem dunkelblonden Vollbart und zwiſchen den roten Lippen ſichtbar wurden.

„Ja, ja, allergnädigſte Prinzeß, ſo ſchaut man aus, wenn man aus Afrika heimkehrt. Iſt das ein Wunder?“

„Im Grunde genommen, nein! Aber wenn man dieſen afrikareiſenden Jemand vor zehn Jahren zum letztenmal im Cereviskäppi und mit den mehr als beſcheidenen Anfängen eines kleinen Bärtchen vor ſich geſehen, ſo iſt es auch wohl verzeihlich, wenn man denſelben Jemand in ſo gänzlich verändertem Äußern nicht gleich wiedererkennt. Vergeſſen habe ich Sie nicht,“ fügte ſie mit liebenswürdiger Treuherzigkeit hinzu, „nur ſo, wie geſagt, habe ich Sie mir nicht vorgeſtellt. Wie hübſch, daß wir uns getroffen haben! Wollen Sie mir nun den Heimweg zeigen?“

Er verbeugte ſich zuſtimmend und trat an ihre Seite; während ſie ihr Pferd wandte und langſam durch den herbſtlich einſamen Wald zurückritt, blieb er neben ihr. Sie fanden den alten, heiteren Ton früherer Tage bald wieder und erzählten einander rückhaltslos ihre Erlebniſſe.

„Wie lange ſind Sie jetzt auf dem Riedhof?“ fragte die Fürſtin im Laufe des Geſpräches.

„O, erſt ſeit acht Tagen.“

Sie drohte lächelnd mit dem Finger.

„Erſt? — Und haben mir nicht einmal Guten Tag geſagt? Weshalb kamen Sie nicht aufs Schloß?“

Er ſchien einen Moment um die Antwort verlegen, dann ſah er ihr voll ins Geſicht und ſagte: „Wenn ich einen Grund angeben ſollte, Durchlaucht, ich wüßte keinen. Es war, als wenn ein unbeſtimmtes Etwas mich davon zurückhielt, obgleich ich den lebhaften Wunſch hegte, Euer Durchlaucht wieder zu ſehen.“

„Sie glauben an Ahnungen?“

Er zögerte wieder mit der Antwort.

„Nun?“

„Unter Umſtänden — ja.“

Es war ihm, als ob ein Schatten über ihre Züge glitt, dann lachte ſie plötzlich auf.

„Das unbeſtimmte Etwas, das Sie zu keinem Beſuch kommen ließ, ſcheint mir diesmal ein guter Ratgeber geweſen zu ſein, und wenn es Ihnen heimlich zuflüſterte: ‚Geh' nicht aufs Schloß — o mein Sohn, geh' nicht,‘ — ſo muß es ſehr orientiert ſein, denn die Geſellſchaft, die Sie dort finden würden, iſt eine gar zu traurige. Eine verdrießliche, mißgeſtimmte Prinzeſſin, eine ahnenſtolze verknöcherte Ober-Hofmeiſterin, die leibhaftig auf Erden wandelnde Etikette, ein immer hungriger Kammerherr und eine kleine Hofdame mit ein paar kugelrunden Augen, einem runden Mäulchen und einem niedlichen Figürchen, deren geiſtige Thätigkeit darin gipfelt, Liebeslieder zu ſingen und zu leſen. Voilà tout. Nun, haben Sie Luſt bekommen, in Schloß Seligkeit vorzuſprechen? Oder wollen Sie dem geheimnisvollen Etwas Folge leiſten?“

Sie ſah ihn an, und es ſchien halb Bitte, halb Frage in ihrem Blick zu liegen.

„Ich werde nicht dem geheimnisvollen Etwas, ich werde der Stimme folgen, die mich vom erſten Tage meiner Rückkehr an trieb, die übermütige Spielkameradin meiner Kindertage, die Gefährtin ſo vieler fröhlicher Stunden aus der Jünglingszeit wiederzuſehen,“ ſagte er warm mit aufleuchtendem Blick.

„Detleff, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir helfen wollen, die troſtloſe Leere, die geiſtige Öde, die mich hier umgibt, zu ertragen. — Ihre Mutter kommt bald?“ fuhr ſie in leichterem Tone fort.

„In ungefähr ein bis zwei Wochen, Durchlaucht!“

„Um ſo beſſer; dann darf ich ja auch nach dem trauten Riedhof flüchten, wenn's mir dort oben“ — ſie deutete nach dem Schloß — „zu eng wird.“

Auf der Landſtraße kam ihnen Fred Fox entgegen geſprengt. Die Sorge um ſeine junge Herrin hatte ihm keine Ruhe gelaſſen.

„Gott ſei Dank!“ rief er. „Durchlaucht haben nicht brochen ihr Nacken!“

„Eſſen Sie morgen bei uns,“ ſagte Maria, ſich von Stoißlaw verabſchiedend und ihm für ſeine Begleitung dankend. „Kommen Sie aber ſchon um drei Uhr, ich möchte mit Ihnen von alten Zeiten plaudern, Ihnen vom Erbprinzen erzählen und mit Ihnen durch den Park gehen. Wir wollen die Stätten aufſuchen, wo wir geſpielt und getollt haben, als wir noch jung und glücklich waren.“

„Jung?“ lächelte Stoißlaw.

„Je nun, wie Sie wollen. Ich komme mir wenigſtens uralt vor, ſeit ich auf Seligkeit bin. Und glücklich? — Sind Sie es?“

„Ich habe einen Beruf, der mich befriedigt, Durchlaucht, und in ſeinem Beruf zufrieden zu ſein, iſt immerhin ein Gewinn. Es gibt Menſchen genug, die auch das nicht einmal haben.“

„Leben Sie wohl, Baron,“ ſagte ſie, ohne auf ſeine Antwort näher einzugehen. „Auf Wiederſehen.“

Sie winkte mit der Reitpeitſche und ritt in leichtem Galopp die Chauſſee entlang.

Stoißlaw lehnte an einer der hohen Pappeln und ſah ihr nach. Ein feiner Regen begann zu fallen, er achtete deſſen nicht, erſt als das dunkle, flatternde Reitkleid bei einer Biegung ſeinen Blicken entſchwand, ſchritt er langſam am Seeufer hin gen Riedhof.

Die Umgebung Ihrer Durchlaucht wurde aufs angenehmſte überraſcht durch die heitere Stimmung, in welcher Hochdieſelbe von ihrem Spazierritt heimkehrte. Selbſt Gräfin Sturm unterdrückte die Worte ſanften Vorwurfs, die ſich über dieſe unerhörte Extravaganz ihrer Pflegebefohlenen, ſo ſpät von einem Spazierritt heim zu kehren, auf die ſchmalen Lippen drängten, als dieſe ihr ganz gegen jede Gewohnheit mit einer an Herzlichkeit ſtreifenden Freundlichkeit die Hand reichte und ihr mit bezauberndem Lächeln zurief: „Nicht ſchelten, liebe Gräfin; es war ein famoſer Ritt, wobei es mir nur leid thut, daß Sie meinetwegen haben ſo lange hungern müſſen. Armer Baron,“ ſetzte ſie mit einem ſchelmiſchen Seitenblick auf den ſich tief verneigenden Kammerherrn hinzu und eilte, das dunkle Reitkleid feſt zuſammenraffend, die breite Treppe hinauf und den Korridor entlang, von dem eine

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Wendeltreppe direkt in ihr Ankleidezimmer hinunter führte. Prinzeſſin Maria benutzte dieſe Verbindung mit Vorliebe.

Fräulein Mörner ſtand in dem kleinen lauſchigen Raum am Fenſter zwiſchen den halb zurückgezogenen Vorhängen, blickte in die tiefe Dämmerung hinaus und lauſchte auf den immer lauter fallenden Regen; ſie hatte das Öffnen der Tapetenthür und den Eintritt ihrer jungen Gebieterin nicht gehört. Die Lichter auf dem Toilettentiſch brannten und ſpiegelten ſich in ſeiner reichen Garnitur ſilberner und kriſtallener Schalen und Doſen; im Kamin flackerte ein helles Feuer, auf dem kleinen Lehnſeſſel lag ein Schlafrock von blaßroter Seide vorſorglich bereit, zierliche, goldgeſtickte Pantöffelchen ſtanden daneben.

„Thereſe!“

Die Kammerfrau drehte ſich erſchreckt um. „Himmel, gnädigſte Prinzeß,“ rief ſie, derſelben entgegen eilend, „ich habe immer hinaus geſchaut und hinaus gehorcht und —“

„Und doch nichts gehört und geſehen,“ lachte Maria, „ja, ja, ſo geht’s oft im Leben. Na, laß gut ſein, liebe Seele, deine Sorge war unnötig, ich bin heil und geſund heimgekehrt.“

Sie warf den feuchten Filzhut, die Gerte und die Handſchuhe auf den Fußboden.

„So — nun hilf mir aus dieſer naſſen Hülle“ — auf das Reitkleid deutend — „ich ſtecke darin wie in einer Aalhaut.“

Raſch hatte ſich die Metamorphoſe vollzogen, und nach kaum zehn Minuten ruhte Prinzeß, in das weiche Seidennegligee gehüllt, im Lehnſtuhl, wärmte ſich am Schein des Feuers und ließ die Pantoffeln an den ſchmalen Füßen tanzen. Während ſie ſich behaglich dehnte, bearbeitete Fräulein Mörner das ſchöne, regenfeuchte Haar mit warmen Tüchern und Bürſten.

„Ich habe Detleff Stoißlaw im Walde getroffen, Thereſe,“ ſagte die Fürſtin plötzlich.

„Ach? — Iſt der Baron aus Afrika zurück?“

„Ja, — aber ſehr verändert, das heißt nur äußerlich, o — komiſch verändert.“ Sie lachte. „Denke nur, ich habe ihn erſt gar nicht erkannt; im Weſen iſt er aber ganz der Alte. Wir haben miteinander geplaudert, wie in früherer Zeit. Morgen wird er hier eſſen.“

Pauſe.

„Ich will das weiße Kleid anziehen und den blaßroſa Korallenſchmuck.“

„Heute, Durchlaucht?“

„Nein bewahre, — morgen.“

Jetzt waren die Haare geordnet, und die Fürſtin erhob ſich; während die Kammerfrau ihr beim Anlegen des dunklen Seidenkleides behilflich war, fuhr ſie fort: „Du glaubſt nicht, Mörnerchen, wie ich mich freue, hier einen Menſchen gefunden zu haben, der mich verſtehen wird, der mich von Kindheit an kennt, der mich weder für beſſer, noch für ſchlechter hält, als ich bin. Heute Abend ſchreibe ich noch darüber an den Fürſten, denn die Sturmhaube, überhaupt die ganze Hofſippe, will den Stoißlaws nicht wohl, weil ſie eben anders ſind, als ſie alle, und da wäre es doch möglich, daß der Fürſt beeinflußt würde. Die Baronin kommt auch nach Riedhof, — du weißt, Mamas beſte Freundin. Der liebe Gott hat alſo doch ein Einſehen gehabt und will nicht, daß ich in den ſechs Monaten meiner Verbannung das bißchen Verſtand und Gutherzigkeit verliere, das Er mir für die Lebensreiſe mitgegeben hat.“

Die Kammerfrau ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Schüttle nicht dein weiſes Haupt wie eine Trauerweide, Mörnerchen, — ich bleibe bei meiner Anſicht, und im Grunde gibſt du mir ja recht.“

Sie verrieb ein paar Tröpfchen Violet de Parme zwiſchen den ſchlanken, weißen Händen, tupfte mit der Puderquaſte noch einmal leicht auf die Stirn und rauſchte, ihrer Vertrauten freundlich zunickend, hinaus.

Die Fürſtin gehörte zu jenen Naturen, die nicht leben können, ohne daß irgend etwas, ſei es eine Beſchäftigung, ſei es eine Perſönlichkeit, ihr beſonderes Intereſſe erregt; eine Exiſtenz mit ihr vollſtändig gleichgültigen Menſchen, die ihren Anſchauungen fern ſtanden, ihre Ideen und Beſtrebungen nicht teilten und begriffen, wirkte geradezu lähmend auf ſie, und deshalb erhielt mit dem Augenblick, wo eine ihr befreundete und ſympathiſche Erſcheinung ihr näher gerückt wurde, der Aufenthalt auf dem einſamen Schloſſe einen gewiſſen Reiz. Detleff von Stoißlaw war der Geſpiele ihrer Kindertage, ſie hatten ſich immer gut vertragen und verſtanden. Während des Sommeraufenthaltes der Fürſtin Pauline auf Schloß Seligkeit waren der Erbprinz, Prinzeß Maria und der Sohn des Edelmannes unzertrennliche Kameraden, Frau von Stoißlaw die Vertraute der fürſtlichen Mutter. Maria hatte in ihrer Mutter viel verloren, und der Gedanke, mit der Frau wieder in Berührung zu kommen, die der Verſtorbenen nahe geſtanden, hatte etwas ſie Beglückendes. Alte, liebe Erinnerungen, die heute ſchon in ihr wach geworden, wurden noch lebendiger durch dieſe Begegnung mit Detleff; Erinnerungen, denen ſie ſich rückhaltslos hingab, als ſie, nachdem der Kaffee genommen war, im Muſikzimmer dem recht guten Klavierſpiel der Baroneß Dahlenberg lauſchte. Sie lehnte in einem Eckdivan, die großen Blätter einer Muſa beſchatteten ihr Antlitz, und während ihre Gedanken in lang vergangene Zeiten zurückeilten, ruhten ihre Blicke träumeriſch auf dem Bilde der Gräfin Güntersberg. Schon als Kind hatte das Porträt immer einen großen Reiz auf ſie ausgeübt, ſie hatte oft lange davor geſtanden oder, auf dem Teppich liegend, emporgeſchaut, wenn die Sonnenſtrahlen über das gepuderte Köpfchen, die feine Geſtalt im roſa Atlaskleid hinglitten, und wie ſie jetzt das Bild anſchaute, fiel ihr eine Epiſode jener Tage ein, die ſie bis heute vollſtändig vergeſſen hatte.

Fürſtin Pauline und Frau von Stoißlaw ſaßen einſt plaudernd juſt auf demſelben Platz, den Maria nun inne hatte; ſie ſelbſt, ein Märchenbuch auf den Knieen, hatte es ſich auf einem niedrigen Bänkchen bequem gemacht. Die Lektüre feſſelte ſie freilich längſt nicht mehr, aber, wie ſo oft, beſchäftigte ſie ſich wieder ſtillſchweigend mit dem Bilde der Gräfin Irmengard, — alle ihre Vorſtellungen von ſchönen Märchenprinzeſſinnen gipfelten ja darin, daß ſie wie dieſe ausſahen. Daß ſie nebenbei alles hörte, was geſprochen wurde, wußte ſie ſelbſt nicht, bis ein Wort fiel, das ihre Aufmerkſamkeit erregte, — der Name „Detleff.“

„Er ähnelt gar nicht in die Familie ſeines Vaters, finde ich,“ hatte Frau von Stoißlaw geſagt, „obgleich man es oft behauptet.“

„Und nicht mit Unrecht,“ erwiderte die Fürſtin, „er hat die Stoißlawſchen Augen, groß, etwas tief liegend, vom reinſten Blau, ernſt, ſeelenvoll, und doch mit einem gewiſſen Ausdruck von Lebensluſt, — Augen, wie Gräfin Irmengard dort auf dem Bilde. Darauf beruht die Ähnlichkeit.“

Damals hatte ſie nicht weiter über das nachgedacht, was ſie gehört; in dieſem Augenblick ſtand die Wahrheit jener Worte klar und deutlich vor ihrer Seele. Ja — das waren ſeine Augen, die ſie aus dem goldenen Rahmen heraus bekannt und vertraut grüßten, in dieſe Augen hatte ſie heute, nach zehn langen Jahren, zum erſtenmal wieder geblickt; in dieſe Augen, in denen ein ganzes Herz lag, ſeelenvoll, ernſt, und doch oft auch ſchalkhaft.

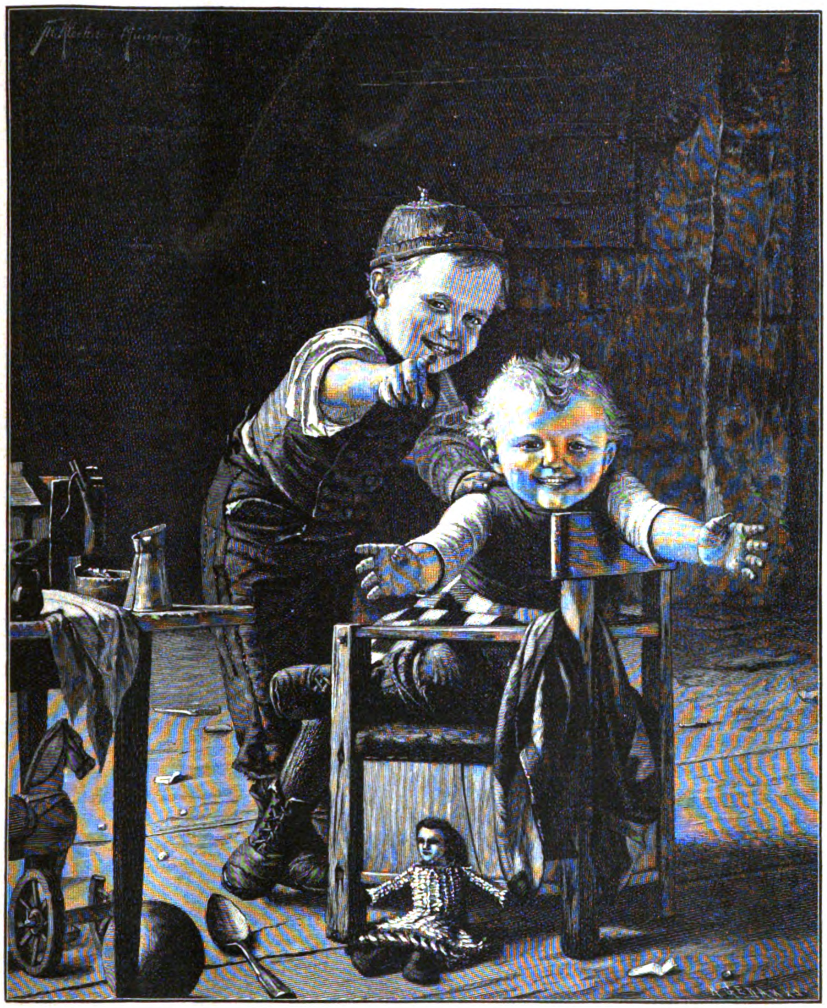
Die Baroneß hatte ihr Spiel beendet, und als nach einer kleinen Pauſe keine Aufforderung fortzufahren erfolgte, erhob ſie ſich und ſchob die Noten zuſammen; auch die Fürſtin ſtand auf und ſagte, zur Gräfin gewandt: „Jetzt wollen wir noch ſehen, wie’s mit der hohen Politik ſteht und dann geht’s ins Bett.“

Die Damen griffen zur Handarbeit, Baron Thiele las vor; früher als ſonſt gab Maria das Zeichen zum Aufbruch.

„Durchlaucht ſind etwas fatiguiert, ſehr begreiflich,“ bemerkte Herr von Thiele, die Zeitung faltend.

„Ja — ſehr begreiflich,“ antwortete Prinzeß und ließ einen verſtohlenen Blick über ihre drei Geſellſchafter gleiten. Gottlob, bald würde es anders ſein. Und in dieſem Gedanken wünſchte ſie allen beſonders freundlich eine „Gute Nacht.“

(Fortſetzung folgt.)



Wiederſehn macht Freude. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul von Szczepański.

I. Von Hamburg bis New York.

(Abdruck verboten.)

Wie es ſich für einen gewiſſenhaften Menſchen geziemt, habe ich mein Teſtament gemacht, eine Unfallverſicherungspolice genommen und mich in ziemlich wehmütiger Stimmung von guten Freunden verabſchiedet, ehe ich mich auf die Reiſe über den Ozean machte. Wenn ich heute, vierzehn Tage ſpäter, im Schreibzimmer des Hotel Kaltenbach in Niagara Falls ſitzend, ſpuckende Amerikaner um mich her und das Getöſe der Niagarafälle zu mir herüberdröhnend, auch nichts davon bedauere, ſo will es mir doch ſcheinen, als hätte ich an jene drei Nützlichkeiten mehr tragiſche Empfindungen verſchwendet, als notwendig war. Denn mir, wie wohl den meiſten Deutſchen, lag Amerika in nebelhafteſter Ferne, und die Reiſe dahin ſchien mir faſt mit der Aufgabe verknüpft zu ſein, es noch einmal zu entdecken. Jetzt habe ich die Erfahrung gemacht, daß man zwar acht Tage braucht, um von Hamburg nach New York zu gelangen, daß die Reiſe ſelbſt aber nicht ſchwieriger und jedenfalls ſehr viel angenehmer iſt, als etwa eine Fahrt von Berlin nach Heringsdorf. Dieſe vielgefürchtete Seereiſe, auf einem der großen Paſſagierdampfer der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft zurückgelegt, läßt ſich mit nichts beſſer vergleichen, als mit einem achttägigen Aufenthalt in einem mit allem Komfort der Neuzeit eingerichteten modernen Seebade. Ich möchte ſogar bezweifeln, daß in irgend einem deutſchen Seebade ſo viel Komfort zu finden iſt, wie an Bord dieſer Dampfer, deren Ausſtattung — der einzige Vorwurf, den ich ihnen zu machen habe — alle Bequemlichkeiten mit einem goldſtrotzenden Luxus vereinigt. Der letztere entſpricht nicht deutſchem Geſchmack und iſt auch nicht für deutſchen Geſchmack berechnet, ſondern ein Zugeſtändnis an das amerikaniſche Publikum, das ſich mit Vergoldung und Spiegelblendwerk in allen öffentlichen Räumen über den mir bereits zur Genüge bekannt gewordenen unergründlichen Schmutz ſeiner Straßen und die Unzulänglichkeit vieler anderer Verhältniſſe hinwegzutröſten ſcheint. Es braucht danach nicht geſagt zu werden, daß nicht der verſchwenderiſche Luxus der inneren Ausſtattung, der zudem faſt auf allen zwiſchen New York und europäiſchen Häfen den Paſſagierverkehr vermittelnden Dampferlinien der gleiche ſein ſoll, mich beſtimmt hat, einen Hamburger Steamer zu benutzen. Maßgebender war es für mich, daß die Schnelldampfer der Hamburger Linie nach dem Doppelſchraubenſyſtem konſtruiert ſind, das auch bei dem nicht gar zu ſelten vorkommenden Bruch einer Schraube noch eine ungehemmte Fortbewegung des Schiffes ermöglicht. Die „Auguſta Viktoria“, der Doppelſchrauben-Schnelldampfer der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft, mit dem ich von Kuxhaven aus am 6. April in See gegangen bin, iſt ſo oft, beſonders gelegentlich der erſten Mittelmeer-Frühlingsfahrt, welche die Hamburger Linie eingerichtet hatte, beſchrieben worden, daß ich es mir erſparen kann, auf die innere Einrichtung des Schiffes näher einzugehen, — ich müßte fürchten, den Leſern nichts Neues zu bringen. Praktiſche Winke für die Reiſe aber werden allen denen willkommen ſein, die gelegentlich der Weltausſtellung in Chicago Amerika zu beſuchen gedenken. Ich hoffe, daß ſich ſehr viele mit dieſem Plane tragen und ihn auch ausführen werden, ſo abſchreckend manches klingen mag, was ſie über amerikaniſche Verhältniſſe leſen werden. Denn, das möchte ich meinen Berichten vorausſchicken und glaube ich ſchon jetzt mit gutem Gewiſſen ſagen zu können, wenn eine Reiſe auf amerikaniſchem Boden den an deutſche Kultur Gewöhnten auch dazu nötigt, auf alles Behagen zu verzichten, und viel mehr einer aufreibenden Arbeit als einem Vergnügen gleicht, ſo hinterläßt ſie doch unvergeßliche Eindrücke, — es gibt nichts Kleinliches in dieſem Lande der wunderbarſten Gegenſätze, in dem der zwanzigſtöckige „Himmelskratzer“, aus Eiſen und Marmor gefügt, nicht weit von dem einſtöckigen Holzhauſe ſteht.

Alſo, wer nach Chicago zu reiſen beabſichtigt, der laſſe ſich vor allem einen viel höheren Kreditbrief auf New York und Chicago ausſtellen, als er ſich urſprünglich vorgenommen hatte. Ich will den Leſer nicht mit Zahlen beläſtigen, die doch vielfach noch unzuverläſſig ſein möchten. Ein Beiſpiel mag genügen, — ich komme eben vom Friſeur, der mir die Haare geſchnitten und mich raſiert hat. Das macht die Kleinigkeit von einem Dollar fünfundzwanzig Cents, in deutſchem Gelde fünf Mark, wobei ich es dahingeſtellt ſein laſſen will, ob das Haarſchneiden hierzulande nicht auch billiger zu haben iſt. Ich habe dabei zwar etwas Neues kennen gelernt; die Haare ſind mir nämlich nicht geſchnitten, ſondern abgebrannt worden. Wahrhaftig abgebrannt, — mit einem hellen Feuer über einem Kamme, wie der gewöhnliche Friſeur mit der Schere über dem Kamm arbeitet. Der ſchreckliche Geruch, der ſich während dieſer Prozedur verbreitet hatte, iſt dann durch eiskalte Wäſche und aufgelegte heiße Tücher ſehr ſchnell beſeitigt worden, und ich ſehe wahrſcheinlich ganz anſtändig aus, — aber trotzdem komme ich mir mit meinen verausgabten fünf Mark hineingefallen vor. Ich fürchte nur, meine und vieler anderer Amerikareiſe wird aus ſehr vielen ſolchen Reinfällen beſtehen, und da es für die meiſten zeitraubend und ſchwierig ſein dürfte, die Tauſendmarkſcheine aus der Heimat nachzubeziehen, rate ich, lieber von vornherein mehr mitzunehmen, als urſprünglich beabſichtigt war. Außer dieſen Kreditbriefen möge ſich der Amerikareiſende ſchon in Hamburg mit einigem amerikaniſchem Gelde verſehen. Denn alles europäiſche Geld hat hier keinen Kurs; hier in Niagara Falls, durch eine Brücke mit Canada verbunden, wird ſogar engliſches Gold zurückgewieſen, und wer fremdes Geld wechſeln muß, iſt ganz auf die Gnade des Abnehmers angewieſen. Gnade und Barmherzigkeit aber ſind dem Amerikaner unbekannte Begriffe, ſofern es ſich um Geſchäfte handelt.

Zweitens möge jeder Amerikareiſende nur ſo viel Gepäck mitnehmen, wie unbedingt notwendig iſt. Wer es fertig bringt, alle ſeine Bedürfniſſe in einer Handtaſche mit ſich zu führen, iſt am glücklichſten daran, denn alle Gepäckbeförderung iſt hier von einer unglaublichen Umſtändlichkeit. Nicht auf den Schnelldampfern der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft, deren Entgegenkommen in der Beförderung des Gepäcks die Reiſenden im Gegenteil faſt dazu verführt, das Überflüſſige als notwendig anzuſehen und einzupacken. Denn ein Kabinenkoffer, in vorſchriftsmäßiger Größe in jeder größeren Sattlerei zu haben, faßt ſchon viel mehr, als der Reiſende für einige Monate braucht, wenn er ſich einzurichten verſteht, und verurſacht hierzulande doch ſchon ſo viel Schwierigkeiten bei der Beförderung, daß man ihn ſicher niemals zur Hand hat, wenn man ihn braucht. Die Kabine ſelbſt wird den meiſten im erſten Augenblick kleiner erſcheinen, als ſie erwartet haben. Zwei Betten übereinander, ein zweiſitziges Sofa, die Toilette und ſo viel leerer Raum, daß zwei Menſchen ſich notdürftig darin bewegen können, — das iſt alles. Aber dieſer Raum iſt auch nur der Schlafraum, und alles Tagesleben an Bord ſpielt ſich außerhalb desſelben ab. Man thut gut, eine in der Mitte des Schiffes gelegene Außenkabine zu belegen, wenn ſich der Preis derſelben auch etwas höher ſtellt, da hier die Schiffsſchwankungen geringer ſind und eine beſſere Lüftung möglich iſt. Über die Art der Beförderung des Gepäcks an Bord orientiert man ſich am beſten einen Tag vor Abgang des Dampfers in den Büreaus der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft, Hamburg, Dovenfleth 18—21, aber auch jeder Hamburger Hotelbedienſtete weiß darüber Auskunft zu geben.

In vollem Flaggenſchmuck, Offiziere und Mannſchaften in Gala, die Muſikkapelle eine luſtige Weiſe ſpielend, ſo empfing die bei Cuxhaven vor Anker liegende „Auguſta Viktoria“ ihre Paſſagiere. Man denke ſich gegen zweihundert Reiſende, von denen die meiſten zum erſtenmal an Bord eines Schiffes gingen, viele zum erſtenmal in ihrem Leben einen Ozeandampfer ſahen, und man wird glauben, daß die Einſchiffung einem ungeheuren Wirrwarr gleicht. Aber in wenigen Minuten iſt das Chaos gelichtet, der Paſſagier in ſeiner Kabine, das Gepäck verſtaut, dank der ungewöhnlich praktiſchen Einrichtung des Schiffes und der Umſicht der Stewards, denen ich ein beſonderes Loblied ſingen möchte; ich habe noch niemals Leute von ſolcher Umſicht, Zuvorkommenheit und Peinlichkeit in ihrem Dienſt kennen gelernt, wie die Stewards der Hamburger Kompanie. Ihre kleidſame Tracht gibt ihnen mehr das Anſehen von Seeleuten, als von Kellnern, in ihren Manieren verbinden ſie Dienſtbefliſſenheit mit einer Höflichkeit des Herzens, die ich nicht anders als Liebenswürdigkeit nennen kann. Dem ſeekranken Paſſagier widmen ſie eine geradezu mütterliche Teilnahme, und wer einmal in ſeinem Leben ſeekrank geweſen iſt, weiß, wie viel eine freundliche Handreichung wert iſt.

Nachdem der Paſſagier ſich in ſeiner Kabine eingerichtet hat, begibt er ſich in den Speiſeſaal, um bei dem Oberſteward ſeinen Tiſchplatz zu belegen, der während der Fahrt derſelbe bleibt. Solchen, die zur Seekrankheit neigen, rate ich, bei Tiſch nicht rückwärts zu ſitzen, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß der Magen dann leichter zu revolutionieren geneigt iſt. Gewöhnlich iſt die Abfahrtszeit des Dampfers ſo eingerichtet, daß die erſte Mahlzeit an Bord ſehr bald nach derſelben ſtattfindet. Es beginnt damit ein Schlaraffenleben, das ſtarken Eſſern geradezu als Ideal erſcheinen muß, und das ich, was die Vielſeitigkeit der kulinariſchen Genüſſe angeht, nur in den nach amerikaniſchem Syſtem geführten ameri-

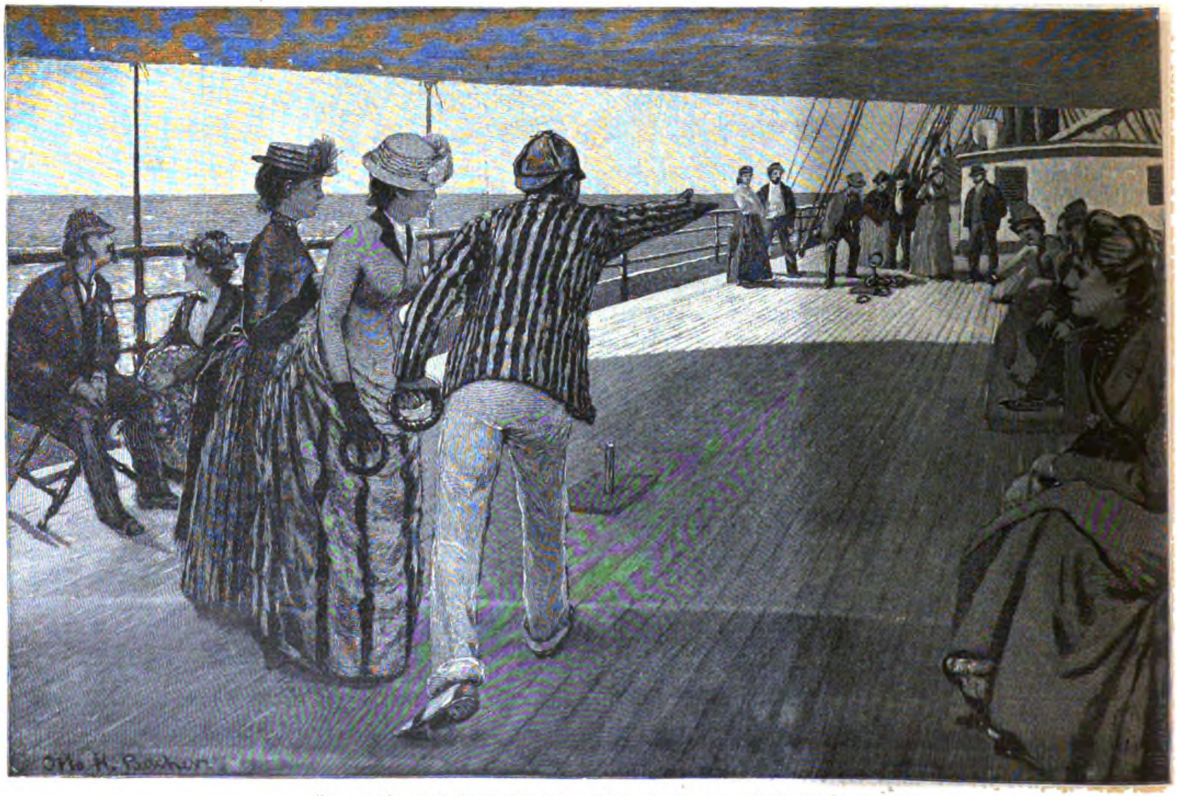
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

kaniſchen Hotels übertroffen gefunden habe. Übrigens iſt an Bord jedermann ein ſtärkerer Eſſer, als auf dem Lande, ſo lange er ſich geſund fühlt. Leute, die ſonſt zum erſten Frühſtück nur Kaffee und Weißbrot zu nehmen pflegen, und es als eine harte Zumutung empfinden würden, wenn man ihnen ein warmes Fleiſchgericht anböte, ſieht man auf See morgens um acht Uhr gebratenen Schinken mit Setzeiern, ein Beefſteak, einen Eierkuchen und zum Schluß ein Quantum friſcher Früchte vertilgen, mit denen ſie nach amerikaniſcher Sitte ſchon vorher den Tag begonnen haben. Während das erſte Frühſtück jeder nach Belieben einnimmt, finden ſich um zwölf zum Lunch und um fünf zum Diner ſämtliche Paſſagiere zuſammen, und keine Hotel-Table d'hote kann exakter ſerviert und reichlicher beſtellt ſein, als dieſe Schiffstafeln. Ich habe vielfach vor meiner Abreiſe behaupten hören, daß die überſeeiſchen Dampfer-Geſellſchaften ſich für die lukulliſchen Mahlzeiten, die ſie den Paſſagieren liefern, dadurch ſchadlos zu halten ſuchen, daß ſie alle Getränke nur zu exorbitanten Preiſen abgeben. Ich muß dem entſchieden widerſprechen. Wir haben auf der ganzen Reiſe ein ausgezeichnetes Münchener Bier vom Faß zu dreißig Pfennigen für ein ſehr ausreichendes Maß erhalten, und die Weinpreiſe vom Bordeaux bis zum Champagner ſind nicht einmal ſo hoch wie in erſten deutſchen Hotels und Reſtaurants. Zudem iſt niemand genötigt, zu irgend einer Mahlzeit Wein oder Bier zu nehmen; es fällt nicht einmal auf, wenn er es nicht thut, da die amerikaniſchen Paſſagiere faſt alle auch an Bord an ihrer heimatlichen Sitte feſthalten, bei Tiſch nur Eiswaſſer zu trinken.

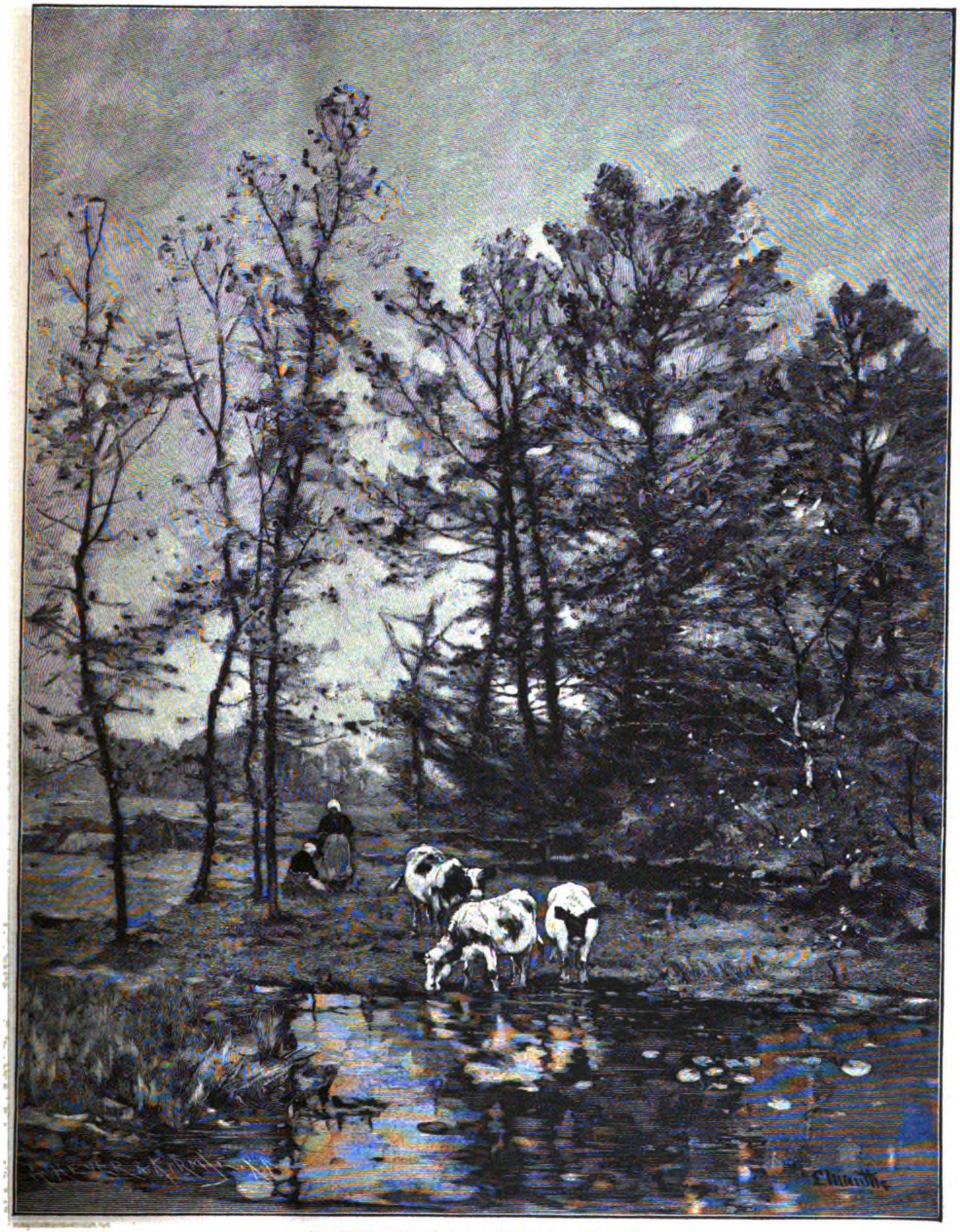
Daß Leute, die acht Tage lang Freud und Leid miteinander zu teilen genötigt ſind, ſehr ſchnell miteinander bekannt werden, läßt ſich denken. Von Cuxhaven bis Southampton freilich gibt es ſo viel zu ſehen, daß ein geſelliges Zuſammenleben ſich noch nicht recht entwickeln kann. Man geht, ſteht und ſitzt auf dem Promenadendeck, ſieht die Küſte verſchwinden, Schiffe der mannigfachſten Art auftauchen und vorüberziehen, und die Zeit ſchwindet im Fluge. Wir gerieten bei herrlichſtem Sonnenſchein leider ſehr bald in dichten Nebel, der den Dampfer „Berlin“ der engliſchen Linie Hull-Hamburg, der vorſchriftswidrig im Nebel mit Volldampf fuhr, auf ein Haar veranlaßt hätte, in der Höhe des zweiten Elbſchiffes der „Auguſta Viktoria“ in die Seite zu rennen. — Aber Kapitän Barends bewahrte durch eine geſchickte Schwankung ſein ſchönes Schiff vor dem Zuſammenſtoß, während man an Bord der „Berlin“ vollſtändig den Kopf verloren zu haben ſchien, und ſchickte dann dem Engländer ein paar ſo kernige Grobheiten in Hamburger Mundart hinüber, daß der liebenswürdigſte aller Kapitäne in dieſem Augenblick kaum wiederzuerkennen war. Die Situation war eine im höchſten Maße kritiſche, trotzdem ſie wohl keiner der auf dem Promenadendeck ſtehenden Paſſagiere als ſolche empfand. Für ſie hatte das Schauſpiel des plötzlich aus dem Nebel auftauchenden und in einer Entfernung von kaum dreißig Schritt vorübergleitenden Dampfers nur den Reiz eines wundervollen Schauſpiels, und die Gefahr der Situation wurde ihnen erſt klar, als Kapitän Barends Donnerſtimme ſie von der Brüſtung des Promenadendecks zurückrief, an der ſie ſich zuſammendrängten. Auch die engliſche Küſte ließ der Nebel nur unklar hervortreten, und die franzöſiſche haben wir gar nicht geſehen, zum lebhaften Bedauern der einzigen Franzöſin an Bord, einer Artiſtin, die von Budapeſt nach New York ins Engagement fuhr und ihre vierundzwanzig Koffer in Hamburg vergeſſen hatte. Leider nicht auch ihr Moſchusparfum, das der Schrecken aller Paſſagiere wurde und mich in den Tagen der Seekrankheit zur Verzweiflung gebracht hat. Denn Madame Juanita ließ es ſich nicht nehmen, ab und zu eine halbe Stunde neben meinem Leidensſtuhl Platz zu nehmen und gutgemeinte Tröſtungsverſuche anzuſtellen. Sie ſelbſt hatte, wie ſie mit franzöſiſcher Offenherzigkeit erzählte, ſo viel Sturm erlebt, daß ſie abſolut ſeefeſt war. Die Seefeſtigkeit der meiſten übrigen Paſſagiere wurde nicht erprobt, da wir die ruhigſte Überfahrt hatten, derer die älteſten Seefahrer ſich erinnern konnten. Es wurde während der ganzen Reiſe nur ein einziges Mal nötig, während der Mahlzeit die Sicherheitsrahmen auf den Tiſchen zu befeſtigen. Aber wer das Schaukeln nicht vertragen kann, der muß ſich an den Ozean erſt gewöhnen, wenn er nach Verſicherung der Seeleute auch glatt wie ein Spiegel iſt, und ich habe immerhin den Troſt, nicht der einzige geweſen zu ſein, der es einige Tage vorzog, nicht im Speiſeſaal zu erſcheinen. Denen, die noch nicht Opfer der Seekrankheit geweſen ſind und die ſich darunter etwas unerhört Schreckliches vorſtellen, kann ich indeſſen aus eigenſter Erfahrung verſichern, daß ſie beſſer iſt, als ihr Ruf; wenn ich die Wahl habe zwiſchen einer tüchtigen Migräne am Lande und jenem notwendigen Übel zur See, ziehe ich das letztere entſchieden vor. Denn dieſes hat als Linderungsmittel zugleich eine ſo gänzliche Teilnahmloſigkeit und Unempfindlichkeit im Gefolge, daß der Kranke ſchließlich dazu kommt, ſich über die Geſunden zu wundern, die es für notwendig halten, ihn zu bedauern. Die Erfahrung, daß keines der gegen die Seekrankheit empfohlenen Mittel etwas hilft, habe dagegen auch ich gemacht; an ſolche Mittel glauben nur diejenigen, die nicht ſeekrank werden, und ſelbſt das berühmte „dagegen angehen“, das jeder Steward empfiehlt, hat mir nichts geholfen, trotzdem ich ſo lange „dagegen angegangen“ bin, bis es mir als die einzige Exiſtenzmöglichkeit erſchien, langausgeſtreckt auf einem Stuhle liegend mich von der Seebriſe anfächeln zu laſſen. Dieſe amerikaniſchen Stühle, die man im Büreau für vier Mark miethet, ſind eine wahre Wohlthat auch für den Geſunden, und niemand ſollte die kleine Ausgabe ſcheuen, um ſich dieſer Bequemlichkeit für die Überfahrt zu verſichern. Übrigens habe ich in New York, wo man alles trifft — habe ich doch am erſten Tage meines Dortſeins einen Jugendgeſpielen getroffen, von dem ich ſeit dreißig Jahren nichts mehr gehört hatte — auch einen Mann entdeckt, der ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit beſitzen will. Er ſucht nur kapitalkräftige Leute, die an ihn glauben, um ſein Geheimnis patentieren zu laſſen, eine Aktiengeſellſchaft zu bilden und Millionär zu werden. Auf der Rückreiſe will ich keinesfalls unterlaſſen, das Mittel zu erproben, und wenn es mir hilft, will ich dem Manne Reklame machen, wie ſelbſt die Amerikaner ſie nicht beſſer machen könnten.

Die Geſunden vergnügen ſich von Southampton bis New York mit Speiſe und Trank, Muſik und Geſellſchaftsſpielen. Von den letzteren ſchienen mir shovelboard, eine Art Brettſpiel, und Ringwerfen die beliebteſten zu ſein. Jeden Vormittag ſpielt die Muſikkapelle, die auch während des Diners konzertirt, auf dem Promenadendeck, und bei Regenwetter bieten Schreib- und Bibliothekzimmer, Damenſalon, Muſikſaal und vor allem der Rauchſalon das behaglichſte Unterkommen. In dem letzteren, der mit ſeinen Holzſchnitzereien, nach Art des delfter Porzellans blau auf weiß gemalten Bildern und mit ſchwarzem Leder bezogenen Sophas und Stühlen unſtreitig der anheimelndſte aller Schiffsräume iſt, findet man bis zwölf Uhr nachts immer Geſellſchaft. Damit aber der Vergleich einer Ozeanreiſe mit einem Erholungsaufenthalt im Seebade nicht den weſentlichſten Punkt vermiſſen laſſe, muß ich der wundervollen Badeeinrichtungen der „Auguſta Viktoria“ gedenken. Wenn ich ſchneller und leichter, als ich erwartet hatte und nach früheren Erfahrungen erwarten durfte, über die Seekrankheit hinweggekommen bin, ſo ſchreibe ich das dem Umſtande zu, daß ich jeden Morgen ein kaltes Seebad genommen habe. Es iſt mir nur einmal, in der Gegend der Neufundlandsbänke, in jener Gegend, in der Reiſenden, die alles ſehen, ein willfähriger Eisberg in den Weg ſchwimmt, etwas zu kalt vorgekommen. Vielen mag es trotzdem ſcheinen, als ob der Vergleich hinken müſſe, weil ſie glauben, die Maſchinerie, welche einen ſchwimmenden Palaſt, wie die „Auguſta Viktoria“, in Bewegung ſetzt, müſſe ſich unangenehmer bemerkbar machen, als es mit der Stille eines Seebades verträglich iſt. Aber man gewöhnt ſich ſehr ſchnell nicht nur an das Stampfen der Maſchine, ſondern ſelbſt an das Tuten des Nebelhorns, trotzdem das letztere eine halbe Meile weit hörbar iſt, und von dem ganzen Rieſengetriebe, das den Koloß regiert, ſieht der Paſſagier nur die auf der Kommandobrücke ſtehenden Offiziere, ab und zu einen Matroſen und die beiden Schiffsjungen, die jedem Stäubchen auf dem Promenadendeck nachjagen. Wer einen Blick in das Maſchinenhaus, die Heizanlagen, die Vorratskammern, Küchen, Bäckerei und anderen Gebrauchsräume werfen will, bedarf dazu ſchon der beſonderen Protektion des Kapitäns; wer lediglich Komfort und Ruhe genießen will, dem iſt alles fern gehalten, was dieſe ſtören könnte.

Wir waren von Anfang an darauf gefaßt geweſen, länger unterwegs zu ſein, als die Schnelldampfer der Hamburger Linie gewöhnlich brauchen, weil der Strike der Heizer und Kohlenſchlepper in Hamburg die „Auguſta Viktoria“ genötigt hatte, ohne genügende Arbeitsmannſchaften in See zu gehen, und die in Southampton engagierten Erſatzmannſchaften mit der ſchwerer, als die engliſche Kohle zu bearbeitenden deutſchen Kohle nicht vertraut waren. Trotzdem hielt der Dampfer die übliche Fahrzeit von ſieben Tagen — von Southampton bis New York — inne, und ein franzöſiſcher Dampfer, der längere Zeit ſich mit dem unſeren auf gleicher Höhe gehalten hatte, wurde ſchließlich um mehrere Stunden geſchlagen. Am Sonnabend den fünfzehnten, frühmorgens, lagen wir im Hafen von New York und nahmen Sanitäts- und Steuerpolizei an Bord. Mit der erſteren hat der Paſſagier gar nichts zu thun, die letztere läßt ſich von ihm einen Schein unterſchreiben, in dem er eidesſtattliche Angaben über ſteuerpflichtiges Gepäck zu machen hat. Dieſe Formalität iſt ſchnell erledigt, die eigentliche Steuerreviſion erfolgt erſt im Dock der Hamburg-Amerikaniſchen Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft. Ich bin in der glücklichen Lage geweſen, von einem ſeit vielen Jahren in New York angeſeſſenen Deutſchen erwartet zu werden, der ſich mit wahrer Aufopferung des ihm empfohlenen Landsmannes angenommen hat. Aber auch für die weniger Glücklichen ſcheint mir die Zollreviſion nicht mit großen Umſtändlichkeiten verknüpft geweſen zu ſein. Im Dockſchuppen wird das Gepäck, alphabetiſch nach den Anfangsbuchſtaben des Namens der Reiſenden geordnet, niedergelegt, und der Reiſende hat nichts weiter zu thun, als ſich neben ſeine Koffer zu ſtellen, dieſelben zu öffnen und den Steuerbeamten zu erwarten. Soweit ich beobachtet habe, ſind dieſe bei dem Durchſuchen des Gepäcks überall mit großer Rückſichtnahme verfahren. Trotzdem thut man gut, um allen Weiterungen aus dem Wege zu gehen, nur Sachen nach Amerika mitzunehmen, welche bereits Spuren des Gebrauchs an ſich tragen. Unter allen Umſtänden verfehlt iſt es, wenn man dem amerikaniſchen Steuerbeamten ein paar Dollarnoten in die Hand drückt oder ſie ihn zufällig im Koffer finden läßt, um die Reviſion zu beſchleunigen. Nicht, als ob der Amerikaner ſie zurückwieſe oder den Entrüſteten ſpielte; mir iſt wenigſtens kein Fall bekannt geworden, in dem die Dollarnoten nicht ihren Beſitzer gewechſelt hätten. Wohl aber hat ſich in allen mir bekannt gewordenen Fällen bei denen, die mit ſolchen Dollarnoten ſich eine Annehmlichkeit verſchafft zu haben glaubten, am nächſten Tage ein anderer Steuerbeamter von höherem Range eingeſtellt, der von der vorgenommenen Manipulation „zufällig“ Kenntnis hatte. Er kam nicht etwa als ein entrüſteter Hort der Gerechtigkeit, ſondern immer nur mit dem beſcheidenen, aber feſten Hinweis, daß, was dem einen recht, dem anderen billig ſei, und iſt mit einem höflichen Gruß gegangen, nachdem ihm ſeine Billigkeit teuer genug bezahlt worden war. Ich will es dahingeſtellt ſein laſſen, ob mit dieſem einen Oberbeamten die Schraube ihr Ende erreicht hatte. Das Geld für dieſe erſte Erfahrung auf amerikaniſchem Boden kann ſich jeder ſparen, der mit Geduld wartet, bis die Reihe an ihn kommt, und mit gutem Gewiſſen auch der peinlichſten Reviſion entgegenſehen kann. Es wird ihm an intereſſanten Erfahrungen auch ohnedem nicht fehlen, an Eindrücken, die vielleicht nicht charakteriſtiſcher, aber imponierender ſind, als dieſe miteinander Hand in Hand arbeitenden Typen unbeſtechlichen Beamtentums, die jedem Beſtechungsverſuch die Strafe auf dem Fuß folgen laſſen. Über die erſten Eindrücke, die ich ſelbſt geſammelt habe, in einem nächſten Artikel.



Ringwerfen auf einem Ozeandampfer. Gezeichnet von O. H. Bacher.



Am Waldteich. Nach dem Gemälde von L. Munthe.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Schließer öffnete und ſetzte Anna das Abendeſſen auf den Tiſch. Obgleich er Grauen fühlte vor der vermeintlichen Mörderin, ſo dauerte ihn dennoch das arme, junge Geſchöpf. Sie ließ ihn das Eſſen niederſetzen, aber ſie rührte es nicht an. Wie oft würde es noch ſein, daß er ſo hereintrat, bis ſie keine Nahrung mehr gebrauchte, bis alles vorüber war? Ach, armer Vater! Wenn du etwas wüßteſt von deines Lieblings Jammer, von ſeinem grenzenloſen Elend! Ach, daß dich Gott ferne im Kerker ſterben ließe, lieber als heimkehren, um zu hören, wie dein unglückliches Kind geendet! —

So vergingen die Stunden, langſam, qualvoll, ohne Troſt und ohne Hoffnung. Aber auch die bitterſten Stunden gehen zu Ende. Anna legte ſich nieder und verſuchte, zu ſchlafen, und ihre Erſchöpfung war ſo groß, daß ſie wirklich einſchlummerte. Da weckte ſie ein Geräuſch vor ihrer Thür. Die Schließerin öffnete, und Annas Lippen entfuhr ein Freudenſchrei, denn Barbara war's, die eintrat.

„Ich that's Euch zu Gefallen, gute Frau,“ ſagte die Schließerin, „denn es iſt mir unterſagt, ſo ſpät jemand einzulaſſen. Ich kann's Euch nicht vergeſſen, daß Ihr mein Kind ſelig ſo treu gepflegt und daß Ihr's ehrlich zu ſeiner Beſtattung zugerüſtet habt, damals, als die Menſchen in Haufen eingeſcharrt wurden, wie das liebe Vieh! Das waren ſchwere Zeiten, und wären nicht Leute geweſen, wie Ihr, das Land wäre ausgeſtorben und niemand übrig geblieben. Jetzt aber macht's kurz, damit ich Euch herauslaſſen kann, ehe mein Mann wiederkehrt, der zum Abendtrunk gegangen iſt. Ich könnte ſonſt leicht in Ungelegenheiten kommen!“

Damit verließ ſie die beiden und begab ſich in das vordere Gemach, das ein kleines Fenſter nach der Hausflur hatte, von dem aus man Hausflur und Hausthür überſehen konnte.

Anna und Barbara fielen ſich in die Arme und herzten ſich, wie ſie ſich nie geherzt hatten, ſeit Anna den Kinderjahren entwachſen war. Dann legte Anna ihr Haupt gerade wie damals an die Bruſt der treuen Alten und ließ ſich die Thränen von den Augen küſſen und die Wangen ſtreicheln, wie ein kleines Kind. Und wie wohl ihr das that! Einige Minuten gaben ſie ſich ganz dem traurigen Wiederſehen hin, da erſchrak Barbara, plötzlich zum Bewußtſein der Lage erwachend, und flüſterte: „Nicht ſo, mein Herzenskind, wir verlieren koſtbare Zeit. Richtet Euch auf, denn ich bringe Euch Hilfe, Anna.“

Rettung! — War's wirklich möglich? — Mit fliegender Haſt erzählte Barbara, und Anna legte, während die Getreue an der Thür Wache hielt, ihre Oberkleider ab. Sie fragte nicht, mit wem, wohin ſie fliehen ſollte — fort von hier, das war ihr genug. Der Qual entgehen, der furchtbaren Probe, der Schande, dem Tod, — ach, was konnte es geben, das gegen dieſe nicht Himmel war?

Eine Stunde mochte vergangen ſein, da öffnete die Schließerin Annas Zelle. Sie leuchtete hinein und trat an das Bett, wo Barbara ſcheinbar ſchlafend lag. Schon wollte ſie befriedigt wieder ſchließen, da kam es ihr vor, als wenn die Decke ſich gar zu hoch hebe für eine ſo feine, ſchlanke Geſtalt, als Annas. Ein plötzlicher Schrecken erfaßte ſie. Sie leuchtete genauer hin, und die Knie brachen faſt unter ihr, als ſie Barbara erkannte.

„O heilige Jungfrau! Was habt Ihr mir angethan, Frau! Mein Mann wird mich erſchlagen, wenn er heimkehrt! Wo iſt das Mädchen?“

„Aus der Stadt, ſo die Barmherzigkeit Gottes mein Gebet erhört hat,“ antwortete Barbara.

„Ich elendes Weib!“ ſchrie die andere laut, aber Barbara hielt ihr den Mund zu.

„Seid ganz ſtille, Frau Margarete,“ ſagte ſie. „Wenn Ihr mich ruchbar macht, ſo wird man mich richten, und ich werde gern alle Strafe tragen, wenn nur mein liebes Kind glücklich entronnen iſt. Euch aber und Euren Eheherrn wird man vor den Rat ziehen und ſtrafen, denn Ihr habt fahrläſſig gehandelt, daß Ihr mich eingelaſſen habt. Dann ſeid Ihr Euer Brot los, wo man Euch nicht etwa noch die Ohren abſchneidet. Seid Ihr aber klug, ſo ſchweigt Ihr und laßt mich hinaus. Dann habt Ihr nichts geſehen und gehört, und es wird heißen, die Geiſter hätten ſie entführt oder ſie ſei aus dem Fenſter gefahren.“

Die Frau trocknete ihre Thränen. Was Barbara ihr ſagte, leuchtete ihr ein, denn ſie wußte wohl, daß Geiſter- und Spukgeſchichten zu jener Zeit allzeit gläubige Ohren fanden. „So macht und eilt Euch,“ rief ſie, „daß Euch mein Martin nicht mehr trifft. Aber nimmer hätte ich gedacht, daß ſolche Liſt in Euch ſteckte.“

„Sei gelobt und geprieſen, o du Gebenedeite!“ ſagte Barbara zu ſich ſelbſt, da ſie wieder an Hennings Bette ſaß und ihn ruhig ſchlafend fand, warme Tautropfen auf Stirn und Wangen. „Hier wendet ſich die Krankheit zum Guten, und mein Kind iſt entflohen! Wenn ſie glücklich zu ihrem Vater kommt — o mein Gott! Mein Herz und Leben ſind nicht genug, dir zu danken bis an meinen letzten Tag!“

XI.

Als Anna die Thür ihres Gefängniſſes hinter ſich ins Schloß fallen hörte, flog ſie mehr als ſie ging durch die menſchenleeren Straßen der Wohnung Barbaras zu. Zitternd wartete ſie hier, und die Minuten erſchienen ihr wie Stunden, ehe das erwartete Klopfen ſich am Fenſter hören ließ. Leiſe ſchlich ſie ſich hinaus und ſah in dem tiefen Bogen der Hausthür draußen eine in einen dunklen Mantel gehüllte Geſtalt, die auf ſie zu warten ſchien. „Kommt ſchnell,“ flüſterte ihr die Stimme Brigittens zu. „Er war ſchon da. Kommt zur Stadtmauer.“ Eilig ſchlüpfte ſie ihr voran über die Straße in den tiefen Schatten des Franziskanerkloſters, und von dort, ſich immer im Schatten der Häuſer haltend, bis zu einer engen, winkligen Quergaſſe, die ſie in wenigen Minuten zur Stadtmauer führte. An dieſer ſchlichen ſie entlang, die Magd voran, Anna immer dicht hinter ihr. Plötzlich ſtand Brigitte ſtill. „Ach, nicht ſtille ſtehn!“ flüſterte Anna, ſie weiterziehend.

„Nicht doch, Jungfer Anna! Wir ſind zur Stelle. Hier hieß er uns warten, bis das Zeichen käme.“

„Wer? — Wer hieß uns warten?“ Jetzt zum erſtenmal fiel es Anna ein, daß ſie noch nicht einmal gefragt hatte, wer ſich ihr ſo zur rechten Zeit zum Retter erboten habe, und in weſſen Schutz ſie ſich ſtellen wolle.

„Der Schmiedegeſelle, Claus Hottinger, der heute der Barbara ihre Truhe mit neuen Nägeln beſchlug. Es iſt ein guter Geſell, Jungfer Anna, hat auch der Barbara ein Pfand mitgebracht von ihrem Bruder, der Schließer iſt auf der Burg Wolfenbüttel, und jeden Tag Herrn Kurt, Euren Vater, ſieht, und ihm aufwartet. Hat Euch das Barbara nicht alles geſagt?“

Ja wohl, Barbara hatte das alles geſagt, ſie aber wenig darauf geachtet. Flucht! Freiheit! Sicherheit! Alles andere hatte ſie darüber vergeſſen.

Jetzt faßte Brigitte ihren Arm. „Hört Ihr's nicht pfeifen?“

„Ach nein! Es iſt der Wind! Ich höre nichts!“

Das arme Mädchen ſchauerte, als ob Fieber ſie ſchüttelte. „O Brigitte! Das iſt ein harter Gang!“

„Nicht doch!“ tröſtete die Magd. „Beſſer, als auf dem glühenden Roſt zu gehen oder das Eiſen zu tragen.“

„Jetzt aber! Hört Ihr's?“ Wie ein Vogel pfiff es dreimal von jenſeits der Mauer, und zugleich tauchte neben ihnen eine Geſtalt auf. „Erſchreckt nicht, Jungfrau!“ ſagte die Stimme des Schmiedes und antwortete zugleich dem Pfiff mit einem gleichen. Da flog ein dunkles Etwas zu ihnen herüber und ſank zu ihren Füßen. Der Geſell bückte ſich. „Hier iſt eine Leiter für Euch, Jungfrau. Wartet bis ich die Haken oben feſt gemacht habe, und dann ſeht zu, ob Ihr nicht hinauflaufen werdet, wie der Specht am hohlen Baum.“

Ein geſchickter Wurf, und die Haken ſaßen oben feſt. Der Geſell, als wollte er Anna Mut machen, kletterte ihr voran bis auf die Mauerkante. Dort ſaß er rittlings im Mondenſchein und rief ihr zu: „So! Jetzt die Jungfrau zuerſt! Die Magd kommt nach!“

Anna ſetzte den Fuß auf die aus Stricken gebildeten Stufen, und ehe ſie es gedacht, war ſie oben, und er zog die Leiter nach. Raſch half er ihr auf der anderen Seite der Mauer hinunter und glitt ihr geräuſchlos nach.

„Willkommen in Freiheit, edle Jungfrau!“ hörte Anna, von einer Stimme ſich angeredet, die ihr ſonderbar bekannt vorkam. „Nehmt meine Hand! Das Ufer des Stadtgrabens iſt ſteil. Erlaubt, daß ich Euch hindurch trage.“ Und ehe Anna wußte, wie ihr geſchah, fühlte ſie ſich von ein paar Eiſenarmen aufgehoben, und in wenigen Minuten ſtand ſie drüben auf trockenem Boden und klomm an der Hand des Unbekannten die jenſeitige Böſchung hinan. Dort ſtand ſie hoch aufatmend ſtill. War ſie wirklich frei? Sie warf einen Blick um ſich. Aber der Mann an ihrer Seite mahnte: „Eilt Euch, Jungfrau! Raſch zu Roß!“ Anna wandte ſich um. „Ich warte auf meine Magd, Herr!“

„Mein Mann wird ſie uns nachführen, kommt! Ihr wird kein Leid geſchehen, wenn man ſie erwiſcht. Sorgt für Euch ſelber, Jungfrau!“ Er führte ſie wenige Schritte bis zu einem Gebüſch, das am Grabenrand aufwuchs, und wo zwei Pferde fertig gezäumt ihrer warteten.

„Eilt Euch, Jungfrau!“ mahnte der Ritter noch einmal, hob ſie in den Sattel und ſprang hinter ihr aufs Pferd. „Und nun ſollen uns der Teufel und all ſeine Geſellen nicht einholen!“

Währenddeſſen ſtand Brigitte unten an der Mauer und wartete. Da hörte ſie ein Schurren, als ob an der anderen Seite etwas niederglitte. „Anna! Anna!“ rief ſie erſchreckt. „Wo ſeid Ihr? Geſell, holt mich über!“ Aber ſie ſah nur für einen Augenblick das Geſicht des dreiſten Burſchen über die Mauer lugen. „Spart Euch das Geſchrei!“ rief er. „Oder wollt Ihr die ganze Stadt auf der Fährte Eurer Jungfrau haben?“

„Geſell!“ rief die treue Magd in Todesangſt. „Treibt keine Narretei! Gedenkt Eures Eides und holt mich über!“

„Laßt den des Eides denken, der ihn geſchworen hat. Geht nach Haus und legt Euch ſchlafen!“ Der Kopf verſchwand von der Mauer, und die Magd ſtand allein. Was half es, daß ſie verſuchte, an der Mauer aufzuklimmen? Sie fiel zurück, ehe ſie halb oben war. Verzweifelt irrte ſie noch eine Zeitlang im Schatten der Mauer umher, bis ſie einen Stadtwächter ſah, der auf ſie zuzukommen ſchien. Da eilte ſie geradewegs nach Hauſe, wo ihre kurze Erzählung Barbara helle Verzweiflung einflößte, die alſo die Taube den Krallen des Habichts ſelbſt ausgeliefert hatte.

Anna aber ſaß vorn auf dem Sattel des Fremden, und ihr von Wachen und Weinen überanſtrengter Körper erſchauerte unter der Wirkung der ſcharfen Nachtluft. Da legte der Reiter den Mantel ab und wickelte ſie ſorgfältig hinein. Dabei ſah Anna, daß er von Kopf zu Fuß gerüſtet war, ſo daß auch von ſeinem Geſicht unter dem herabgelaſſenen Viſier nichts ſichtbar geblieben. Das war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches, und Anna zog daraus keine beſorgniserregenden Folgerungen. In dieſem Augenblicke fühlte ſie überhaupt nichts, außer dem einen: ſie war ihrer ſchrecklichen Lage entgangen — ſie war frei. Ihr Retter trabte ſchnell durch Sumpf und Wald dahin; ſie fragte nicht, wohin. Nicht der geringſte Zweifel kam ihr, daß er ſie an einen andren Ort, als zu ihrem Vater, führen könne. Und bei dieſer Hoffnung, bei dem Gefühl der Freiheit, der Rettung, verblich ſelbſt das ſchreckliche Bild der unglücklichen Giſela, das ſie bis jetzt unausgeſetzt verfolgt hatte. Die ungewohnte Bewegung kam der körperlichen Ermattung zu Hilfe; ſie dachte nicht, ſie lehnte ſich unbefangen an ihren Begleiter und blickte unter dem Mantel in die Nacht hinaus, zu den unzähligen Sternen empor, deren Lichtfunken ihrer Erlöſung zuzuwinken ſchienen. So mochten ſie eine Stunde geritten ſein, da ward der Weg enger und der Himmel dunkler, denn der Mond war untergegangen, und dichte Zweige, die ſich über ihnen wölbten, ließen die Sterne nicht mehr hindurchblicken. Der Reiter ließ ſein Roß jetzt langſamer gehen, und Anna hörte deutlich Roſſeshufe, die hinter ihnen her kamen. Ängſtlich richtete ſie ſich auf. „Werden wir verfolgt?“ fragte ſie.

Der Reiter lachte. „Es iſt mein Mann, der auf dem andren Tiere folgt.“

„Und meine Magd?“ flehte ſie. „O bitte, laßt mich ſehen, ob er ſie mitbringt.“

„Nicht doch! Wozu das? Es wird uns nur aufhalten.“

Anna ſchwieg, aber ihre Ruhe war plötzlich dahin. Ängſtlich begann ſie, auf den Weg zu achten. Sie war nie in Wolfenbüttel geweſen, aber ſie hatte eine ungefähre Kenntnis der Entfernung, die es von Braunſchweig trennte, und es dünkte ſie, eine lange Zeit zu ſein, die ſie bereits ritten. Dazu ward der Wald tiefer, der Weg enger, und nirgends zeigte ſich eine Lichtung, auch begann die Straße ſich auf und ab zu winden, wenn man anders den verſchlungenen Waldpfad eine Straße nennen konnte. Wieder verging eine lange Zeit, und Annas Augen durchforſchten geſpannt die dichte Finſternis; eine große Angſt begann ſich ihrer zu bemächtigen. „Herr,“ ſagte ſie, ſich aufrichtend, „ſind wir noch nicht genug geritten? Sind wir bald am Ziel?“

„Welches nennt Ihr Euer Ziel?“ frug der Reiter zurück.

„Herr, Ihr wißt — wir reiten nach Wolfenbüttel zu meinem Vater!“

„Laßt Euch Zeit, Anna! Wir ſind noch lange nicht dort!“

„Herr, wer ſeid Ihr?“ frug das Mädchen bei dieſer Anrede entſetzt, mit einem Ruck, als wolle ſie vom Pferde ſpringen. Der Ritter öffnete das Viſier und frug mit einer Stimme, die Anna ſofort erkannte, als ſie nicht mehr durch Vermummung gedämpft wurde: „Kennt Ihr mich nicht, Anna?“

Anna machte im erſten Augenblick des Schreckens wirklich einen Verſuch vom Pferde zu gleiten, aber er hielt ſie mit ſtarkem Arm zurück, beugte ſich über ſie und ſagte beruhigend: „Macht keine Thorheit, Jungfrau! Ihr ſeid in den Händen eines Ritters, der ſchönen Frauen kein Leid anthut. Sitzt ruhig und erlaubt mir, Euch in Sicherheit zu bringen.“

Das Mädchen fühlte, daß Flucht eine Unmöglichkeit war. Wie hätte ſie ſich den ſtarken Armen entziehen können, die ſie feſt umfaßt hielten? Und ſelbſt, wenn ſie das gekonnt hätte, wohin hätte ſie fliehen ſollen? Ein Entkommen war nicht möglich; ſo legte ſie ſich aufs Bitten. Sie richtete ſich auf und mit gefalteten Händen und einer Stimme, aus der die Angſt deutlich ſprach, ſagte ſie: „Herr Ritter, meine einzige Sicherheit iſt bei meinem Vater. O gedenkt Eures Verſprechens und bringt mich zu ihm!“

Er antwortete nicht unfreundlich: „Ihr irrt, Anna! Euer Vater iſt gefangen, bei ihm könnt Ihr keine Zuflucht ſuchen. Würde ich Euch auf die Burg bringen, ſo getraue ich mich nicht, Euch zu ſchützen. Ihr ſeid allzu ſchön und würdet die Augen manch wilden Ritters oder Knappen auf Euch ziehen.“

Aber Anna ließ ſich nicht irre machen. Mit zitternder Stimme fuhr ſie fort, zu bitten: „O Herr, habt Mitleid mit mir! Gedenkt, aus wie großer Angſt ich entronnen bin. Bringt mich nicht in neues, ſchlimmeres Elend! Bringt mich nach Wolfenbüttel. Der Herzog wird barmherzig ſein. Er wird mich zu meinem Vater laſſen!“

„Thörin!“ antwortete der Ritter ſcharf. „Herzog Otto und barmherzig! Wollt Ihr den Braunſchweigern um ein gutes Löſegeld wieder ausgehändigt werden?“

Anna ſchauderte. Wolf Hartinghauſen bog ſich zu ihr nieder, ſo nah, daß ſie ſeinen Atem auf ihrer Wange fühlte und flüſterte: „Weinet nicht, ich kann Euch nicht in Thränen ſehen! Folget mir, Anna! Vertraut Euch einem, der Euch liebt wie die Krone ſeines Hauptes.“

Sie wich zurück, ſo weit es der enge Raum geſtattete. „Herr, laßt mich!“ rief ſie verzweifelt. „Bei Eurer Ritterehre beſchwöre ich Euch, gedenkt Eures Wortes und führt mich zu meinem Vater!“

Der Ritter knirſchte mit den Zähnen. Er lockerte den Arm, mit dem er ſie umfing. „Mädchen,“ rief er, „willſt du mich toll machen? Ich kann dich nicht nach Wolfenbüttel führen. Du mußt mir folgen, wohl oder übel. Aber ich verſpreche dir — nein, zittre nicht ſo — ich verſpreche dir, ich bringe dich an einen Ort, wo du ſicher ſein ſollſt. Es ſoll niemand wagen, dir ein Leid zu thun.“

Anna ſprach nicht mehr. In ſich zuſammengeſunken, ſaß ſie da, ſo weit von ihm abgeneigt, als der Raum es geſtattete. Die Mauern ihrer Gefängniszelle erſchienen ihr auf einmal hell und freundlich gegen die Gefangenſchaft, in der ſein Arm ſie hielt, das rote Eiſen barmherziger als der Mann, in deſſen Gewalt ſie war. O Jungfrau! Heilige! Gab’s keine Rettung? War ihre Sünde ſo ſchwer, daß es keine Barmherzigkeit für ſie gab im Himmel und auf Erden?

So ritten ſie ſchweigend weiter, etliche Stunden lang. Aber Anna hatte die Fähigkeit verloren, auf den Weg zu achten oder die Zeit abzumeſſen. Dunkel des Waldes war um ſie her, Dunkel der Verzweiflung in ihrem Herzen. Endlich hielt er das Roß an, und das Aufhören der regelmäßigen Bewegung weckte ſie aus dem Zuſtand halber Betäubung, der über ſie gekommen war. Sie befanden ſich vor der Zugbrücke einer Burg, die auf einem kleinen Felshügel inmitten des Waldes lag. Noch war’s dunkel, aber von Oſten her verbreiteten einige Streifen fahlen Dämmerlichts einen Schimmer von Helligkeit, der es geſtattete, Burgtürme und Mauern deutlich zu unterſcheiden. Der Ritter wartete einen Augenblick auf den hinter ihm reitenden Knecht, dann gab er einen ſchrillen Pfiff aus einer Pfeife, die er um den Hals trug. Über dem Thor der Burg erſchien der Wächter und fragte nach Namen und Begehr, ließ aber, ſobald er des Ritters Namen hörte, ohne weiteres die Brücke nieder. (Fortſetzung folgt.)

Im dunkelſten Berlin.

III.

Die Spielhölle.

(Abdruck verboten.)

Kein Menſch in der Nachbarſchaft weiß eigentlich ſo recht, wovon die kleine Weinkneipe im Süden der Stadt exiſtiert. Der Verkauf über die Straße iſt gering, tagsüber beſucht kein Menſch das Lokal, und wenn ſich des Abends wohl auch einige Gäſte einfinden, ſo kann das doch unmöglich die Koſten decken, und — was das Seltſamſte iſt — dem Wirte ſelbſt ſcheint gar nicht viel an dem Beſuch gelegen. Ein noch junger, ſtets ein wenig übernächtig und blaſiert ausſehender Menſch — offenbar ein früherer Oberkellner — kümmert er ſich nicht viel um ſeine Gäſte, ſondern lehnt zumeiſt hinter dem Verkaufstiſch am Fenſter, mit der Lektüre irgend einer Sportzeitung beſchäftigt. Lebendig wird er nur, wenn in den ſpäteren Abendſtunden die Herren des Rauchklubs erſcheinen, denen ein für allemal das Seitenzimmer des Reſtaurants, ein kleines, durch dicke Portièren von dem Hauptraum getrenntes Gelaß, reſerviert iſt. Dieſe begrüßt er mit einer beinahe vertraulichen Freundlichkeit, wie ſie dem Wirte ſeinen Stammgäſten gegenüber wohl erlaubt iſt.

Die Herren kommen nicht regelmäßig. Manchmal bleiben ſie tagelang aus. Pünktlich erſcheinen ſie eigentlich nur des Sonnabends. Da iſt es nach zehn oder elf Uhr nachts in dem kleinen Seitenraum gedrängt voll, der Kellner eilt, den Vorhang jedesmal ſorgfältig hinter ſich ſchließend, mit Flaſchen und Gläſern hin und her. Und es ſcheint eine ſehr gebildete Geſellſchaft zu ſein, die ſich da verſammelt. Es wird nur halblaut, faſt gedämpft geſprochen. Nichts von dem wüſten Brüllen und aufwiehernden Gelächter, das bisweilen der Berliner beiderlei Geſchlechts am Stammtiſch und beim Familienbeſuch der Bräus zu entwickeln pflegt. Kaum ein Laut dringt hinter dem Vorhang hervor; ab und zu nur ein paar Worte ... ein Ausruf und zuweilen ein leiſes Klimpern ... ein faſt unhörbarer Klang, der ſofort wieder im Tellerklirren des Kellners, dem Wagenraſſeln der Straße untergeht.

In Berlin iſt kein Ding unmöglich, alſo auch nicht die Thatſache, daß ſich einmal an einem warmen Frühlingsnachmittag ein Gaſt in das einſame Lokal verirrt. Ein Fremder natürlich — ein Kaufmann aus der Provinz etwa, der hier einen Augenblick bei einem Schoppen Moſel auf ſeinen Geſchäftsgängen raſtet. Müßig ſtarrt der Kellner den Gaſt an, einen Mann in mittleren Jahren mit dunklem Schnurrbart und gebräuntem Geſicht. Der Fremdling hat es eilig. Nach einem Blick auf die Uhr erhebt er ſich raſch, zahlt und geht. Hinter dem Schenktiſch erſcheint einen Augenblick die Geſtalt des Wirtes. Mit einem kurzen, argwöhniſchen Blicke prüft er den Gaſt, der durch den Flur dahinſchreitet, und wendet ſich dann beruhigt wieder der Sportzeitung zu, um die Chancen des nächſten Renntags zu berechnen.

Der Fremde aus der Provinz iſt inzwiſchen auf einen Pferdebahnwagen geſprungen. Er zahlt nicht, ſondern murmelt dem Schaffner einige geheimnisvolle Buchſtaben und Ziffern zu, worauf jener verſtändnisvoll nickt. Am Alexanderplatz ſteigt er aus und lenkt ſeine Schritte nach dem Rieſengebäude, das, alles ringsum überragend, längs der Stadtbahnbogen ſich erhebt. Es iſt ein mächtiges Bauwerk, das Polizeipräſidium von Berlin, und doch beinahe zu klein für all das Leben und Treiben, das bei Tag und Nacht ſeine Räume durchflutet.

„Nun, waren Sie dort?“ ruft ihm eine Stimme entgegen, als er in eines der hellen, ſauber gehaltenen Zimmer tritt. Der Angeredete nimmt eine dienſtliche Haltung an. Man erkennt plötzlich den früheren Unteroffizier in der Art, wie er, der Kriminal-Schutzmann, zu ſeinem Vorgeſetzten, dem Kommiſſar, ſpricht. „Jawohl, Herr Kommiſſar! es iſt alles, wie es in dem anonymen Brief ſteht. Ein Seitenzimmer ohne zweiten Ausgang, Fenſter nach der Straße ... die Bande kann uns nicht entgehen.“

„Hm, und die Zeit, was meinen Sie?“

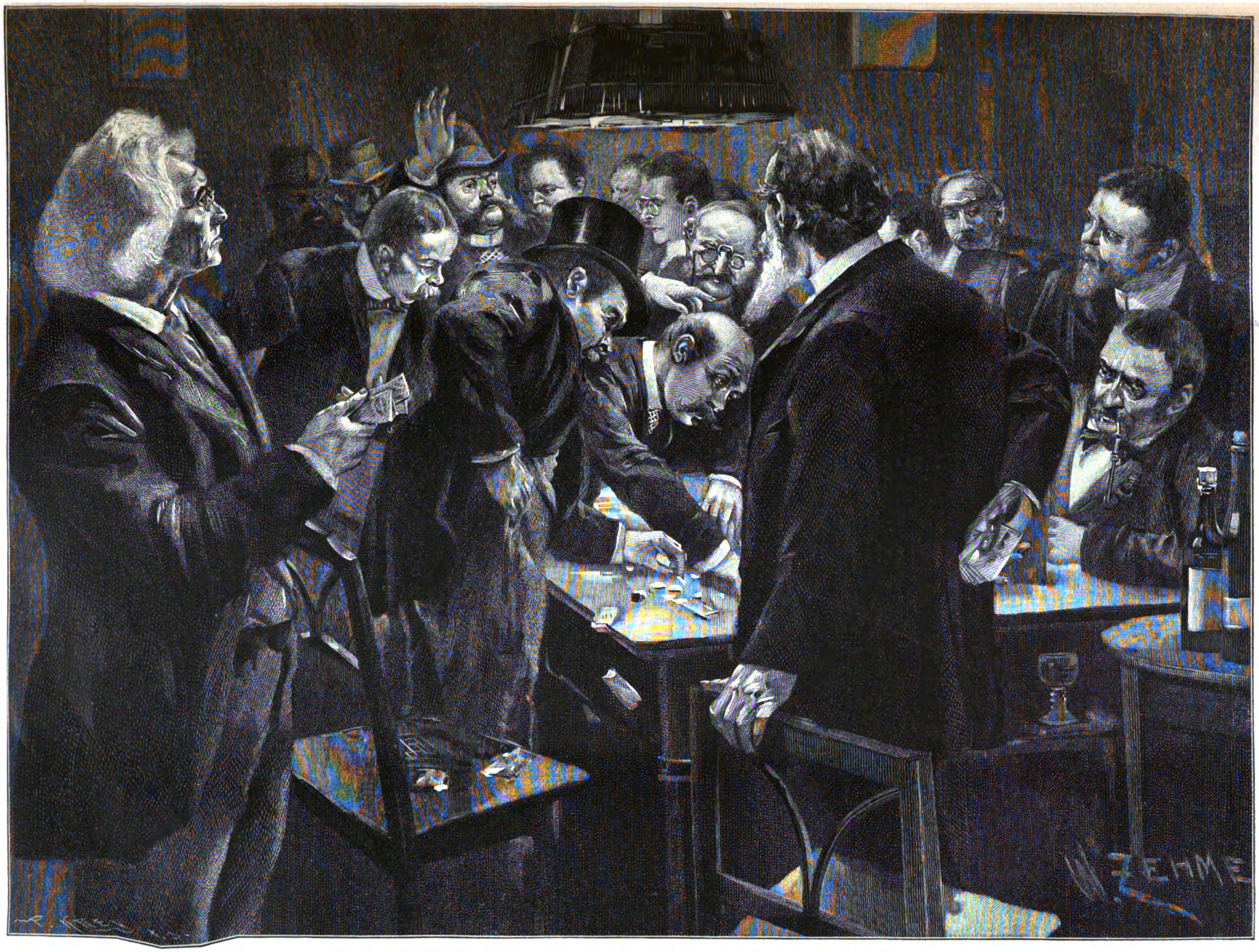
„Ja, Sonnabend wird doch wohl das beſte ſein ... da iſt das Rennen und ...“

„Gut, auf nächſten Sonnabend!“

* * *

Die Sonne verſinkt hinter den Höhen von Weſtend. Langſam ſenkt ſich die Dämmerung auf den Rennplatz nieder, der einſam und verlaſſen daliegt. Verſtummt ſind die Klänge der Muſikkapelle, das Raſſeln des Totaliſators, das erregte Geſchrei der Sportfreunde, die ſich jetzt auf dem Rückweg nach Berlin befinden, Freude oder Trauer im Herzen, je nach den Überraſchungen, welche die ſieben Rennen des Tages gebracht. Bis tief in das Innere Berlins hinein erſtrecken ſich die Wogen der zurückflutenden Maſſe. Die Bräus füllen ſich wieder, in den Cafés herrſcht reges Leben, und die vornehmen Reſtaurants der Linden ſind dicht beſetzt.

Selbſt in der kleinen Weinkneipe im Süden haben ſich



In der Spielhölle: Überraſchung beim Hazard. Nach einer Originalzeichnung von W. Zehme.

eine ziemliche Anzahl Gäſte eingefunden. Eine Bürgerfamilie, die im Adolf-Ernſt-Theater keine Plätze mehr bekommen hat und ſich nun hier einen vergnügten Abend macht, ein alter Weinbeißer, der grämlich hinter ſeiner Flaſche die Abendzeitungen auswendig lernt, dann, hart an der Portière des Nebenraums, ein junger Mann mit einer jungen Dame. Er raucht und ſchweigt — ſie ſchweigt und trinkt — und ſolch ſtummes Beiſammenſein iſt bekanntlich für Berliner Liebespaare der Gipfel der Seligkeit. Vor allem aber iſt der Fremde aus der Provinz wieder da. Es hat ihm hier ſo gut gefallen, daß er gleich zwei Freunde mitgebracht hat. Einträchtig ſitzen ſie beiſammen und trinken, an einem Tiſche hart beim Fenſter. Wenn man hinaus auf die dunkle Gaſſe blickt, kann man auf der andren Seite zwei ſchweigſame Geſtalten ſehen, die langſam auf und nieder wandeln und zuweilen wie in Erwartung eines Zeichens nach den hellen Scheiben herüberſpähen. Und merkwürdigerweiſe ſcheint auch der junge Mann, der mit ſeiner Liebſten an der Portière ſitzt, etwas von dem Sachverhalt zu wiſſen. In dem Augenblick, wo Wirt und Kellner den Raum verlaſſen haben, der Weinbeißer ſich in ſeine Zeitungen vertieft hat und die Berliner Familie unter ihrer gellenden Unterhaltung auf nichts anderes achtet, beugt er ſich plötzlich zu dem Tiſch am Fenſter vor. Ein Blick in das Nebenzimmer, ein kurzes Nicken. Man verſteht drüben ſehr wohl, was der „Vigilant“, einer der von der Polizei auf Tagesgehalt angeſtellten, vielfach ſelbſt vorbeſtraften Späher, der ſeit acht Uhr abends bis jetzt in die Mitternacht mit ſeiner, der größeren Unauffälligkeit wegen, mitgenommenen „Braut“ im Lokal geſeſſen hat, damit ſagen will. Das Wild iſt ins Netz gegangen — die Spielergeſellſchaft befindet ſich im Nebenzimmer in voller Thätigkeit.

Ein Edelwild iſt es freilich nicht — das würde uns ein Blick durch die dichtgeſchloſſenen, dicken Portièren zeigen. Da ſind ſie alle, die dunklen Ehrenmänner, die auf dem Rennplatz Buch machen, die den Kavalieren Geld verſchaffen, die auf der Börſe ſpekulieren und als Grundſtückſchlächter das Gefängnis mit dem Ärmel ſtreifen, die mit einem Worte alles thun, wobei die Ehrlichkeit nicht nur unnütz, ſondern einfach hinderlich iſt. Da ſind die Spieler von Beruf, vertraut mit allen Kniffen und Chicanen des Kartenglücks. Mancher von ihnen prangt ſchon wohlgetroffen drüben im Verbrecheralbum des Polizei-Präſidiums, und ein oder zwei aus der Geſellſchaft zählen direkt zu den Häuptlingen der Zunft, diſtinguierte ältere Herren, die, tadellos angezogen und leiſe ſprechend, den Eindruck von Geheimen Räten machen; neben ihnen wieder ein zwerghaft kleiner Hebräer mit drolligem Spitzbubengeſicht, der Reſt indifferente, meiſt recht gemein ausſehende Menſchen in guten Kleidern. Die „Amateurs“ des Spieltiſchs, die zwiſchen ihnen Platz genommen haben, und um deren Ausplünderung ſich eigentlich die ganze Sache dreht, ſehen ihnen zum Verwechſeln ähnlich. Das iſt jene Sorte des Berliner Protzen- und Knotentums, wie ſie ſich unter den reichen Schlächtern und Brauern, den Millionenbauern, den Hoteliers unteren Ranges ſo überreich findet; Menſchen, die wie toll auf der Rennbahn von Hoppegarten und Weſtend, namentlich aber auf den Traberbahnen von Weißenſee und Charlottenburg wetten, ohne je auf einem Pferde geſeſſen zu haben, die ohne irgend eine Kenntnis der Dinge Papiere kaufen und verkaufen, vor allem aber mit Leidenſchaft dem „Tempelbau“ ergeben ſind. Wo die Grenze zwiſchen ihnen und den gewerbsmäßigen Glücksſpielern liegt, iſt ſchwer zu ermitteln. Das eine geht in das andere über, der eine rupft den andren, und nur, wenn ein Neuling in den ſchönen Kreis gerät, ſind ſie alle einig in dem Eifer, die Gelegenheit auszunutzen.

Das Ganze iſt ein recht nüchterner Anblick. Wie gründlich und treffend würde ein deutſcher Romanſchriftſteller die Scene ſchildern — den eintönigen Ruf des Croupiers: ‚faites votre jeu, messieurs!“, die ſtieren Blicke der Spieler, auf deren Geſichtern Hoffnung und Verzweiflung kämpft, das wilde Fortſtürzen des einen — ein Piſtolenſchuß in der nächtlichen Ferne, und unfehlbar darauf das Näſeln des Bankhalters „rien ne va plus“ — aber leider iſt das alles nicht wahr, nicht einmal in Monte-Carlo, von wo es am häufigſten beſchrieben wird. Ein großer Tiſch, Karten, Gold, Banknoten und plumpe, reichberingte Hände darauf, ein paar Gasflammen darüber, ein Dutzend gleichgültige und ſtumpfſinnige Geſichter ringsherum, daneben Weinflaſchen und Bierſeidel auf leeren Stühlen, alles überflutet von dickem Zigarrenqualm, das iſt das ganze, durchaus nicht poetiſche Bild. Und doch werden in dieſen Zirkeln Vermögen gewonnen und verloren, hat mancher Schwächling hier Gut, Ehre und Leben eingebüßt.

Daß die Geſellſchaft innen ſpielt, unterliegt keinem Zweifel bei den unheimlichen Gäſten, die draußen ſchweigend ſitzen. Das Klimpern des Geldes dringt deutlich genug durch die Portière. Aber was ſpielen ſie? Nicht alle Spiele ſind ſtrafbar, ſondern nur die, bei denen das reine Glück entſcheidet. Wird da drinnen gepokert oder gemauſchelt, geblefft, getippt oder einfach getempelt? Wer kann es wiſſen? Man muß warten, bis vereinzelte Ausrufe von innen, ein raſcher Blick in das Zimmer, wenn der Kellner friſche Flaſchen hineinträgt, die Gewißheit bringt.

Und mehr und mehr häufen ſich die Indizien, daß da drinnen wirklich Poker geſpielt wird. Die Zeit drängt. Am Ende werden die Spieler doch noch mißtrauiſch und legen die Karten beiſeite, bis die Fremden weg ſind? . . Los denn!

Ein kurzer Wink durchs Fenſter. Die beiden Geſtalten laufen quer über die Straße, um die Herausſpringenden feſtzuhalten, ein zweiter Wink — der junge Mann an der Thüre ſchnellt auf und reißt die Portière zurück — ſeine Donna flüchtet ſich in angſtvollem Entzücken in eine Ecke, an ihr vorbei ſtürzen die Beamten in das Zimmer . . .

Aufgehoben! Gell klingt das eine Wort in die kurze ſchreckensvolle Stille. Und gleich darauf ein Getümmel und Geſchrei, Flüche und Befehlsrufe, das Jammern der harmloſen Gäſte im Nebenzimmer, und im Spielraum ſelbſt ein ſeltſames Bild. Man iſt nicht handgemein geworden, durchaus nicht, beide Parteien ſind, gleichmäßig über den Tiſch hingeworfen, damit beſchäftigt, das wild herumrollende Geld, die herumfliegenden Banknoten an ſich zu reißen, die einen, um es zu retten, die andren, um es als Beweismittel mit Beſchlag zu belegen. Schreckensbleich ſteht der Kellner daneben, das kleine Mädchen im Nebenzimmer murmelt verklärt ein- über das anderemal „auje! auje!“ vor ſich hin, und der Wirt lehnt mit finſterer Miene am Buffet. Direkt verliert er ja nichts dabei — denn er war von jeher nur als Strohmann von einem Spielkonſortium in das Lokal eingeſetzt — aber er muß mit vors Gericht, und an eine Erhaltung der Konzeſſion iſt ſelbſtverſtändlich nicht zu denken.

Drinnen notiert inzwiſchen die Polizei die Namen der Anweſenden. Die Stimmung iſt lange nicht ſo düſter, als man vermuten ſollte. Faſt ſcheint es, als ob dieſen an Überraſchung und Aufregung gewöhnten Menſchen ſelbſt der Überfall der Polizei eine willkommene Emotion bietet. Sie machen gar keine Schwierigkeiten; ihre Namen ſind in kurzem feſtgeſtellt, eine Quittung über das beſchlagnahmte Geld, das auf dem Tiſche laut vorgezählt wird, ausgefertigt, und obwohl die Anweſenden wiſſen, daß den meiſten von ihnen eine gerichtliche Anklage zugehen wird, fallen doch ſchon wieder Scherzworte und faule Witze in die an ſich ſo ſchwüle Situation. Und dann ſind die Formalitäten beendet. Mit höflichem Gutenachtgruß, der ebenſo leutſelig erwidert wird, entfernen ſich die Beamten. Sie haben ihre Pflicht gethan, das Lokal wird geſchloſſen, der Spielercirkel iſt geſprengt — und in kurzem wundert ſich in irgend einer Straße des Weſtens die Nachbarſchaft, wovon eigentlich die neu eröffnete Weinſtube exiſtiert. Denn ihr Umſatz iſt gering, die paar Gäſte bleiben bald wieder weg, und Leben herrſcht in der kleinen Kneipe eigentlich nur am Sonnabend, wenn ſich in dem Hinterzimmer der Rauchklub verſammelt.

Rudolf Stratz.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Ludwig Munthe, dem wir das erſte Vollbild unſerer heutigen Nummer „Am Waldteich“ verdanken, iſt von Geburt ein Norweger, der aber bereits (1861) mit 21 Jahren nach Düſſeldorf kam, dort ſtudierte und noch heute in der alten Kunſtſtadt thätig iſt, ſo daß wir ihn füglich als einen deutſchen Künſtler anſehen müſſen. Am bekannteſten iſt Munthe durch ſeine Winterlandſchaften geworden, durch die außerordentlich naturwahre Wiedergabe des Tauwetters an Wintertagen zumal; ſein grau gefärbter, halb zerfließender Schnee galt lange Zeit als vorbildlich für ein ganzes Genre. Aber das, was die Eigenart des Künſtlers ausmacht, gelangt doch auch in unſerem Bilde voll zum Ausdruck: er wirkt weit weniger durch die klare Herausarbeitung des Vorwurfs, den er ſich wählt, an ſich, als durch die Stimmung, die er über ſeine Bilder auszubreiten weiß, durch den trüben, ernſten Ton, den er ihnen gibt.

Der Münchener Th. Kleehaas ſteuerte zum Schmuck der Nummer ein fröhliches Kinderbild: „Wiederſehen macht Freude“ bei. Es iſt wohl die nahende Mutter, der die beiden Kleinen, denen Geſundheit und Frohſinn aus den Augen ſprühen, entgegenjubeln.

W. Zehmes „In der Spielhölle“ findet in dem intereſſanten Stratzſchen Artikel ſeine Erläuterung; an dieſer Stelle ſei nur auf die ſcharfe Charakteriſtik in den verſchiedenen Geſichtern der Spieler hingewieſen.

Altertumskunde.

In dem Muſeum für Völkerkunde zu Berlin befinden ſich ſeit kurzem zwei Steinbeile, die deshalb von beſonderem Intereſſe ſind, weil ſie bei den neuen Befeſtigungsanlagen auf Helgoland gefunden wurden. Es ſind polierte, regelmäßig gearbeitete Feuerſteinbeile von 20 und 13 cm Länge, gehören anſcheinend der jüngeren Steinzeit an und zeigen den Typus ähnlicher Funde in Schleswig-Holſtein und Hannover. Sie beweiſen, daß die, jedenfalls ehedem bedeutend größere Inſel ſchon zur Steinzeit bewohnt war.

Die Unterſuchung des römiſchen Limes bei Oſterburken in Baden hat den in der Volksſage wurzelnden Glauben, daß hinter dem vom Hohenſtaufen bis zum Main und Rhein als Erddamm bekannten Grenzwall in der Gegend von Oſterburken noch eine ſich weit hinziehende Mauer exiſtiert habe, vollauf beſtätigt. Schon eine im Jahre 1763 erſchienene Schrift ſpricht von dem Vorhandenſein der Mauer. Die Ausgrabungen haben ferner dargethan, daß dieſe Mauer ein Glied des römiſchen Grenzabſchluſſes iſt. Dieſer Nachweis einer Mauer hinter dem Erdwall iſt für die vielumſtrittene Frage nach dem Zweck des Limes nicht ohne Bedeutung; wird derſelbe von vielen Forſchern nur als eine reine Demarkationslinie angeſehen, ſo dürfte wenigſtens für die ins Auge gefaßte Strecke nach dem mitgeteilten Befunde der militäriſche Charakter außer Zweifel ſein. In der Nähe der Mauer wurden eine Anzahl Kalk- und Ziegelöſen ſowie leider ſehr zerſtörte Sandſteinſkulpturen, welche wahrſcheinlich von einem größeren Grabdenkmal herrühren, entdeckt.

Erdkunde.

Die Kerguelen ſind durch den Kommandanten des franzöſiſchen Kriegsſchiffes Eure für Frankreich in Beſitz genommen worden. Die kahlen, nackten Felsinſeln ſind unbewohnt und wohl auch unbewohnbar, haben aber wegen ihrer Lage zwiſchen dem Kap der guten Hoffnung und Auſtralien immerhin eine gewiſſe ſtrategiſche Bedeutung.

Es gilt wohl als ziemlich gewiß, daß der Ärmelkanal durch einen Durchbruch des Meeres entſtanden, daß alſo die engliſche und franzöſiſche Küſte einſt miteinander verbunden waren. Dafür ſpricht die gleiche geologiſche Beſchaffenheit beider Küſten, aber auch der Umſtand, daß die Flora Englands mannigfache Arten zeigt, die aus ſüdlichen Gebieten ſtammen. Jetzt bringt ein franzöſiſcher Forſcher, Vicomte de Potiche, in einem ausführlichen Werk „la baie de St. Michel et ses approches“ neue Belege für dieſe Annahme. Er weiſt nach, daß die ganze Bai erſt in hiſtoriſcher Zeit entſtanden, daß zur Römerzeit an ihrer Stelle noch ein großer Wald lag, den jene mit Straßenzügen kreuzten, daß weiterhin z. B. Jerſey ſogar erſt im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. zur Inſel wurde. Es wäre intereſſant, die zahlreichen Daten des Werkes mit den Jahren der großen mittelalterlichen Sturmfluten, welche die Küſten Holſteins und Schleswigs heimſuchten, zu vergleichen.

Naturkunde.

Die Sonnenblume (Helianthus annus) wird in den Wolgagebieten in umfaſſender, ſtetig ſteigender Weiſe angebaut. Die großen Samen werden wie Nüſſe gegeſſen, die kleineren als Öl ausgepreßt, die Rückſtände zu Ölkuchen verarbeitet, die Stauden als Brennmaterial benutzt und die Aſche als Dünger verwendet. Zur Zeit ſollen an 300000 Hektar angebaut werden.

Geſundheitslehre.

Sommererkältungen werden meiſtens dadurch erworben, daß dem Wärmeunterſchiede zwiſchen Sonne und Schatten nicht genügend Rechnung getragen wird. Wer durch ſchnelles Gehen oder durch irgend welche Anſtrengung ſich ſtark erhitzte, ſucht gewöhnlich den Schatten auf, um ſich abzukühlen, ohne zu bedenken, daß gerade dieſe erfriſchende Abkühlung die Erkältung verurſachen kann. Mit gleichem Ergebnis kann man im Winter ohne genügend ſchützende Kleidung von geheizten Innenräumen ins Freie gehen. — Wer ſtark erhitzt iſt, ſuche zum erſten Ausruhen womöglich einen Platz aus, der wärmer iſt, als der Ort, wo die Anſtrengung ſtattfand und dann erſt den kühlen Schatten. Durch ſchnelles Ablegen von Kleidungsſtücken nach einem körpererwärmenden Gange erkältet man ſich im Hauſe öfter als im Freien. Wer erſchöpft iſt, meide überhaupt raſche Abkühlung; ſie ſchwächt und macht für Bazillen empfänglich. St.

Militäriſches.

Krupp hat in Chicago ein 24 Centimeter-Küſtengeſchütz ausgeſtellt, welches bei einem Erhöhungswinkel von 44 Grad über 20 Kilometer weit ſchießen ſoll; dabei würde der Scheitelpunkt der Geſchoßbahn 6540 m hoch liegen. Stellt man das Geſchütz in Chamounix auf, ſo könnte man über den Gipfel des Montblanc nach Courmayeur im Aoſtathal ſchießen, ohne die neue Montblancwarte irgendwie zu gefährden. Ja der Kulminationspunkt der Geſchoßbahn liegt ſogar noch etwa 2000 m über dem Montblancgipfel.

Landwirtſchaft.

Es dürfte wenig bekannt ſein, daß Elſaß-Lothringen der größte und ertragreichſte Weinbaubezirk Deutſchlands iſt. Während nämlich im Regierungsbezirk Wiesbaden nur 2957 Hektar 1644040 Gallonen, Koblenz 7675 Hektar 3755220, Trier 3637 Hektar 1832400 Gallonen Wein lieferten, waren 1890 in Elſaß-Lothringen 30634 Hektar mit Wein bebaut und lieferten 16999000 Gallonen. Die Zuſammenſtellung, welche einer engliſchen Quelle entſtammt (1 Gallone = 4,5 Liter), wird in intereſſanter Weiſe durch die weitere Angabe ergänzt, daß der durchſchnittliche Weinertrag auf der ganzen Erde von 1886—1890 jährlich etwa 2811600000 Gallonen betragen habe; hiervon ſeien auf Italien rund 690 Millionen, Spanien 627 Millionen, Frankreich 606,5 Millionen Gallonen entfallen.

Vereine.

Die diesjährige Hauptverſammlung des Guſtav Adolf-Vereins findet in den Tagen vom 5.—7. September in Bremen ſtatt. Anträge, welche auf der Verſammlung zur Beratung gelangen ſollen, ſind ſpäteſtens bis 10. Juli d. J., beabſichtigte Vorträge aber bis ſpäteſtens 20. Auguſt d. J. beim Centralvorſtand in Leipzig, Thomaskirchhof 25. II, anzumelden.

Die evangeliſch-lutheriſche Miſſionsgeſellſchaft in Leipzig entſandte ſoeben fünf Miſſionare zur Begründung einer Miſſionsſtation unter den Dſchaggas am Kilimandſcharo nach Oſtafrika; die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika gedenkt in Mtili in Uſambara eine neue Station zu errichten.

Schiffahrt.

Es iſt längere Zeit ziemlich wenig von unterſeeiſchen Booten die Rede geweſen. Jetzt kommt indeſſen aus Italien die Nachricht von zwei Konſtruktionen unterſeeiſcher Boote, die Beachtung zu verdienen ſcheinen und ſolche in Italien auch gefunden haben. Es handelt ſich einmal um ein kleineres Boot, von dem Ingenieur Abbati erfunden, das hauptſächlich für induſtrielle Zwecke, beſonders zur Hebung verſunkener Gegenſtände, beſtimmt zu ſein ſcheint, dann aber um ein Fahrzeug von ſehr bedeutenden Abmeſſungen, welches der Inſpektor im See-Geniekorps, Pullino, erfunden hat und das für Kriegszwecke beſtimmt iſt. Beide Boote haben bereits mehrfache Probefahrten unternommen, und es wird beſonders dem letzteren, deſſen Konſtruktion ſtreng geheim gehalten wird, eine große Zukunft zugemeſſen.

Preisausſchreiben.

Die königliche Akademie in Neapel (Rampe del Salvatore Nr. 1) hat eine Preisarbeit über die „keramiſche Kunſt in Großgriechenland“ ausgeſchrieben, an welcher ſich Mitbewerber aus allen Ländern beteiligen können. Die Einlieferung der Arbeiten, für deren beſte ein Preis von 1000 Lire ausgeſetzt iſt, hat bis ſpäteſtens am 30. März 1895 zu erfolgen. Sämtliche Arbeiten müſſen entweder in italieniſcher oder in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſein.

Buchhandel.

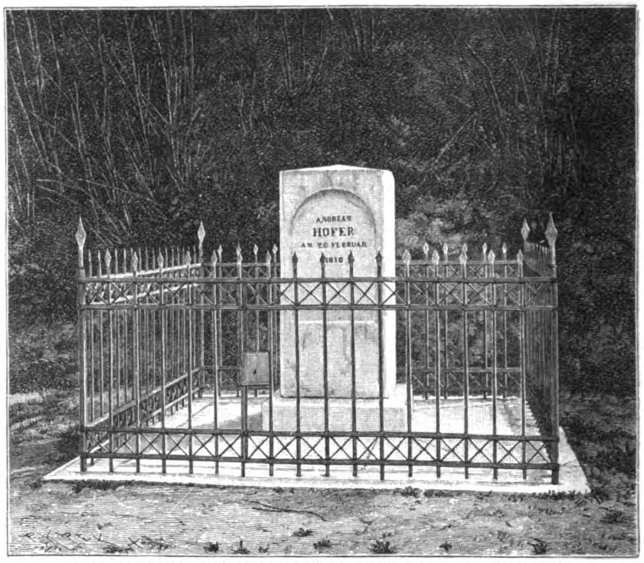
Von den „Militäriſchen Werken“ Moltkes, welche der Große Generalſtab herausgibt (E. S. Mittler & Sohn. Berlin), iſt ſoeben als III. Band eine „Geſchichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49“ erſchienen. Die umfaſſende Arbeit des Feldmarſchalls wurde ſ. Z. angeregt durch Studien, welche Moltke in den Jahren 1862/63 bei der auftauchenden Möglichkeit eines neuen Feldzugs gegen Dänemark beſchäftigten; zeitweilig abgebrochen, nahm er ſie immer aufs neue vor und beendete ſie erſt 1877, ohne ſich entſchließen zu können, ſie zu veröffentlichen, da er immer noch glaubte, ſich neue Quellen erſchließen zu können. Iſt der Feldzug 1848/49 auch durch die Ereigniſſe der neueren großen Kriege in den Hintergrund gedrängt worden, ſo wird das Werk Moltkes, das überall die Geiſtesſchärfe und den weiten Geſichtskreis des großen Mannes erkennen läßt, doch vielfach Intereſſe erregen.

Der Verein zur Förderung der Jugend- und Volksſpiele in Deutſchland veröffentlichte ſoeben ſein zweites Jahrbuch (herausgegeben von E. von Schenkendorff und Dr. F. A. Schmied. Hannover, Manz und Lange), in dem er von dem kräftigen Aufblühen der ſegensreichen Bewegung Zeugnis ablegt. Außer zahlreichen ſtatiſtiſchen Mitteilungen über die gegenwärtige Ausdehnung und den Betrieb der Spiele in Deutſchland und außer den Berichten über die Verhandlungen des Vereins bringt das Jahrbuch 24 Abhandlungen von Fachmännern, in denen die Entwickelung und Einrichtung der Jugendſpiele in einer Anzahl größerer Orte beſchrieben werden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Andreas Hofer.

Die verehrungsvolle Erinnerung an Andreas Hofer, den Sandwirt von Paſſeyer, der im Jahre 1809 den Verzweiflungskampf der Tiroler gegen die napoleoniſche Vergewaltigung leitete, lebt noch heute in den Herzen nicht nur aller ſeiner engeren Landsleute, ſondern auch ganz Deutſchlands fort und hat neuerdings in Tirol ſelbſt einen lebendigen Ausdruck in den Volksſchauſpielen gefunden, die ſeit zwei Sommern in Meran veranſtaltet werden. — Die ſterblichen Reſte des „Königs im Lodenkleide“ ruhen bekanntlich in der Hofkirche zu Innsbruck, neben dem Denkmal des letzten Ritters, Kaiſer Maximilians, dicht an der Hofburg, in der Hofer ſelbſt nach ſeinem glorreichen Siege am Berge Iſel (13. Aug. 1809) ſein Hauptquartier aufſchlug, um als „Oberkommandant von Tirol“, wie er ſich ſelbſt bezeichnete, den weiteren, leider vergeblichen Widerſtand zu organiſieren. Unſere Abbildung zeigt ein anderes ernſtes Denkmal — die Stätte, an welcher Andreas Hofer „zu Mantua in Banden“ am 20. Februar 1810 auf Befehl Napoleons erſchoſſen wurde.



Denkmal Andreas Hofers auf der Baſtei bei Porta Certoſa zu Mantua.

Kleine Zeitung.

Am 1. Januar dieſes Jahres war ein Vierteljahrhundert vergangen, ſeitdem nach dem Beiſpiel faſt aller größerer Staaten ein Einheitsportoſatz für Brieſſendungen auf alle Entfernungen innerhalb des damaligen Norddeutſchen Bundes eingeführt wurde. Heute wundert ſich niemand mehr darüber, daß die Reichspoſt einen einfachen, bis 15 Gramm wiegenden Brief für 10 Pf. und einen Brief von der Schwere eines halben Pfundes für 20 Pf. vom Bodenſee bis an die ruſſiſche Grenze befördert. Und doch werden ſich die älteren unter uns recht gut erinnern, daß noch im Jahre 1867 in Preußen ein einfacher Brief für 1 Silbergroſchen nur 10 Meilen weit kam; bis zu 20 Meilen koſtete er 2 Groſchen Porto und darüber hinaus 3 Sgr. Wog der Brief ein wenig mehr als ein Lot, ſo verdoppelte ſich überall dieſer Satz, ein halbpfündiger Brief aber erforderte das Sechsfache an Portoauslagen, alſo z. B. von Berlin nach Halle 18 Sgr. — Dieſe Beträge ſind aber noch verſchwindend klein gegenüber denjenigen, die vor nicht mehr als fünfzig Jahren in Preußen für die Briefbeförderung gezahlt werden mußten. Damals wurde noch für 1 Sgr. ein Brief nur zwei Meilen weit befördert und durfte nicht einmal mehr als $^3/_4$ Lot wiegen, von Berlin nach Köln koſtete ein ſolcher Brief 9 Sgr. und von der franzöſiſchen nach der ruſſiſchen Grenze gar 19 Sgr. Wog der Brief 1 Lot, ſo zahlte man für die größte Entfernung im preußiſchen Staate — etwa 170 Meilen — $28^1/_2$ Sgr., und ein halbpfündiger Brief, der heute dieſe Strecke für 20 Pf. zurücklegt, koſtete das Vierfache des gewöhnlichen Portoſatzes, alſo 2 Thlr. 16 Sgr. Zu jener Zeit, als die Poſt noch nicht in den Eiſenbahnen das ſchnellſte und zugleich billigſte Beförderungsmittel gefunden hatte, gingen alle Briefe bis zum Gewichte von 2 Lot mit der Reitpoſt, Briefe von größerem Gewicht wurden mit der Fahrpoſt befördert, wenn der Abſender nicht ausdrücklich Beförderung mit der Reitpoſt verlangte. Im letzteren Falle hatte er allerdings für einen halbpfündigen Brief von Saarlouis nach Wiſchwill am Memel die Kleinigkeit von 10 Thlrn. $13^1/_2$ Sgr. zu zahlen. Sollte der Brief nur von Berlin nach Köln gehen oder vielmehr reiten, ſo war dies mit 4 Thlrn. $28^1/_2$ Sgr. gut zu machen, und für die Strecke von Berlin nach Spandau mußte man immerhin noch $16^1/_2$ Sgr. zahlen. Für dieſe Summe kann man heutzutage faſt dreimal mit der Bahn zwiſchen Berlin und Spandau hin und her reiſen. — Wem es aber im Jahre 1843 gar in den Sinn kam, eine Zeitſchrift von dem Umfange einer Daheim-Nummer von dem einen Ende der preußiſchen Monarchie nach dem andren unter Kreuzband zu verſenden, der hatte je nach der Zahl der Beilagen ein Porto zu zahlen, welches ſelbſt im günſtigſten Falle ſich annähernd auf einen Thaler belief. Heut können wir uns das Vergnügen machen, für 10 Pf. unſeren ſchwarzen Landsleuten in Afrika eine Nummer des Daheim unter Weglaſſung der Annoncenbeilagen nicht nur nach Kamerun oder Dar-es-Salaam, ſondern tief ins Innere des dunklen Weltteils hinein nach Muanza am Viktoriaſee zu ſenden.

—r.

In unſerer Spielecke.

Arithmogriph.

		14		13		2		
		4		3		7		
14	4	5	1	8	9	12	10	1
		1		6		12		
13	3	8	6	3	11	10	1	3
		9		11		2		
2	7	12	12	10	2	6	3	13
		10		1		3		
		1		3		13		

Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchſtaben ergeben.

Die drei Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. einen bibliſchen Namen, 2. ein Feſt, 3. eine Seeſtadt.

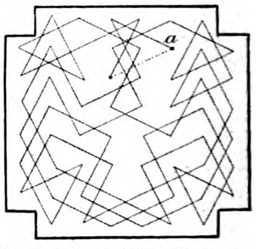
Königszug.

	in	die	mai	te	zeit	o	
das	da	o	lüf	en	ſcholl	früh	lie
dacht	takt	zu	voll	er	der	ling	des
den	er	ne			fang	traum	fand's
lied	ſchlug	won			es	in	was
und	ſte	das	von	früh	ſüß	iſt	lau
baum	er	hat	im	herz	wie	ſo	er
	der	flie	**Wer**	du	das	nacht	

Auflöſungen der Rätſel u. Aufgaben in Nr. 33.

Auflöſung und Schlüſſel des Pfingſt-Röſſelſprungs.

Geiſt des Glaubens, Geiſt der Stärke,
Des Gehorſams und der Zucht,
Schöpfer aller Geiſteswerke,
Träger aller Himmelsfrucht,
Geiſt, du Geiſt der heil'gen Männer,
Kön'ge und Prophetenſchar,
Der Apoſtel und Bekenner
Auch bei uns werd' offenbar! (Th. Spitta)



1. Arithmetiſche Aufgabe.

Der erſte Pfingſtfeiertag 21. 5. 1893.

2. Kombinationsaufgabe.

Tiger, Tiber. Nahe, Nagel. Sella, Selma. Galle, Galba. Polin, Poſe. Nordoſt, Nordwind. Ferro, Ferſe. Eſſen, Eſſe. Iwan, Ida. **Po, Fer, I, Na, Gal, Sel, Ti, Es, Nord.** **„Pfingſten.“**

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Fortſetzung.) — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. I. Von Paul von Szczepański. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Im dunkelſten Berlin. III. Die Spielhölle. Von Rudolf Stratz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Am Waldteich von L. Munthe; Wiederſehn macht Freude von Th. Kleehaas; In der Spielhölle von W. Zehme. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Geſundheitslehre. — Militäriſches. — Landwirtſchaft. — Vereine. — Schiffahrt. — Preisausſchreiben. — Buchhandel. Andreas Hofer. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Juni 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 35.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

III.

Eine halbe Stunde von Güntersberg entfernt, auf einer Halbinſel im großen See erbaut, lag Riedhof. Ein altes burgartiges, maſſives Wohnhaus, auf beiden Seiten durch ein Paar runder Türme flankiert, und der ziemlich umfangreiche Garten, der rings vom Waſſer beſpült, ſich über die Halbinſel hinzog. Burg und Garten waren das einzige, was von dem einſt ſo ſtolzen und reichen Beſitztum der Familie Stoißlaw übrig geblieben war. Der See, die Forſten, die Pachthöfe, alles war in fremden Händen, und dem letzten ſeines Stammes gehörte im wahrſten Sinne des Wortes vom Erbe der Väter nicht viel mehr, als das Dach über ſeinem Haupte. Die Lage am — oder vielmehr im See — gab dem alten Beſitz einen eigenen wechſelnden Reiz. Im Frühling und Sommer, wenn ein blauer Himmel ſich in den klaren Fluten ſpiegelte, wenn Fiſcherkähne und Vergnügungsboote mit fröhlich ſingenden Menſchen ſich auf dem im Sonnenlicht glitzernden Waſſer ſchaukelten, machte das Landſchaftsbild einen heiteren, lieblichen Eindruck; aber in der Zeit des Herbſtes, wenn die Oktoberſtürme die Wellen, mit weißen Schaumköpfchen gekrönt, ans Ufer peitſchten, oder wenn das verglühende Abendrot eines Wintertages die weite öde Eisfläche in einen Purpurſchimmer tauchte, und eine Schar hungriger Krähen mit heiſerem Krächzen ſchwerfälligen Flügelſchlages darüber hinzog, und die Natur unter der weißen Schneedecke ruhte, dann war all der holde, lachende Zauber verſchwunden, und düſtere Schwermut lagerte über dem alten Edelſitz.

Und jetzt war es Herbſt — Spätherbſt; die Bäume des Gartens kahl, der erſte Reif auf den Äſten, welkes, braunes Laub in den Wegen, vom Froſt und Sturm zerknickte, erſtorbene Aſtern hier und da in den Beeten, darüber ein grauer, unfreundlicher Himmel. Baron Detleff, in der Lodenjoppe, den hohen Stiefeln und dem großen Filzhut auf dem vollen Blondhaar, ſchritt durch den einſamen Garten. Das Plätſchern des Sees, das Raſcheln der toten Blätter, durch die ſein Fuß ſchritt, er hörte es kaum. Vergangenes und Gegenwärtiges verwoben ſich in ſeinem Innern zu einem wunderſamen Bilde und nahmen ſein ganzes Denken und Empfinden in Anſpruch. Langſam auf- und abſchreitend vergegenwärtigte er ſich die Tage fröhlich harmloſer Kinderzeit. Alles, was ihn hier umgab, rief ja die Erinnerung daran zurück. Die alte Kaſtanie dort — wie ſchön war's geweſen, wenn er leichtfüßig gewandt von Aſt zu Aſt kletternd, endlich oben in der dichten Krone ſaß und, in knabenhaftem Übermut lachend, triumphierend hinabſchaute auf das ſchlanke Mädchen im weißen, ſchleifengeſchmückten Spitzenkleid, das unter der Aufſicht der ſtrengen Gouvernante nicht folgen durfte und mit den dunklen Augen ihm doch ſo ſehnſüchtig nachſchaute in die grüne, luftige Höhe. Weiter ſchreitend, erreichte er eine kleine Brücke, die durch hohes Schilf in den See hinaus führte. Wie oft hatten ſie zu Dreien hier geſtanden und die Schwäne gefüttert — der junge Erbprinz, er und Maria. Der Wind, der über das Waſſer ſtrich und das Schilf leiſe hin und her bog, ſpielte mit den langen, braunen Locken der jungen Prinzeſſin. Einmal hatte er ſogar das roſa Seidenband entführt, womit ſie zuſammengebunden waren. Es fiel ins Waſſer, Detleff bückte ſich und wollte es mit einem Stecken herausfiſchen. „Laß — ich trage es ja nicht mehr," hatte Maria lachend gewehrt; er that's aber doch, und das ſchmale verblaßte Bändchen lag heute noch ſorgfältig verwahrt in ſeinem Schreibtiſch . . .

Der Baron ſeufzte, und eine Wolke lagerte ſich über ſein männlich ſchönes Antlitz.

„Jugendträume," murmelte er und wandte ſich. Er war aller Sentimentalität abhold, die Vergangenheit ſollte und mußte ein für allemal abgethan ſein. Die Vergangenheit? — O ja, mit ihr würde er ſchon fertig werden, war es eigentlich längſt geweſen, bis jetzt, wo die Gegenwart, die ſo eng daran anknüpfte, einen allmählich wachſenden Einfluß auf ihn auszuüben begann. Seit vierzehn Tagen war die Mutter auf dem Riedhof, und der Verkehr mit Schloß Seligkeit war ein lebhafter geworden, juſt wie einſt. Es gab gemütliche Theeabende, kleine Diners, gemeinſame Spazierritte und Promenaden. Der junge, ledige Geiſtliche, der Arzt und eine adlige Familie mit zwei anmutigen, heiteren Töchtern gehörten zu dem kleinen Kreis, der ſich wöchentlich zweimal um die Prinzeſſin verſammelte. Es wurde Muſik gemacht — ſchlecht und recht, ſo gut es eben jeder konnte — geleſen, geplaudert. Dazu kamen noch die häufigen Beſuche der Fürſtin auf dem Riedhof; meiſt erſchien ſie allein, ab und zu in Begleitung von Fräulein von Dahlenberg. Auch heute hatte ſie ſich zum Frühſtück anſagen laſſen mit dem Beſcheid, daß ein ſehr langer Spazierritt der Hauptzweck bei der Sache ſei, und am Schluß des Briefes unten bemerkt: „Koſtüm der Herren: Lodenjoppe — hohe Stiefel — Hinterwäldler Hut.“ Stoißlaw mußte unwillkürlich lächeln, da hörte er auch ſchon das Bellen der Hunde im Hof und den Hufſchlag der Roſſe auf der Pflaſterung. Er eilte durchs Haus, dem hohen Gaſt entgegen. Die Prinzeſſin ohne andere Begleitung als Fred Fox, ſprengte gerade vors Haus, parierte ihr Pferd und winkte Stoißlaw einen Gruß mit der Reitpeitſche zu. Die raſche Bewegung hatte ihre Wangen gerötet, in dem eng anliegenden grauen Reitkleid und dem federgeſchmückten Hütchen ſah ſie bildſchön aus.

„Guten Morgen, Baron,“ rief ſie lachend, „wir ſind pünktlich? — Was?“

Er durfte ſie vom Pferde heben, und es überkam ihn ein faſt unwiderſtehliches Verlangen, die ſchlanke, biegſame Geſtalt an ſeine Bruſt zu drücken, ſein Herz klopfte ſtürmiſch, und beider Augen begegneten ſich in einem flüchtigen Blick. Detleff bezwang ſich; raſch gab er die Prinzeſſin frei und bot ihr ehrfurchtsvoll den Arm, ſie ins Haus zu geleiten, wo eben Frau von Stoißlaw auf dem Flur erſchien, die Ankömmlinge zu begrüßen. Maria ſchloß, wie ſie das ſtets that, das zierliche Weibchen in dem ſchwarzen, einfachen Seidenkleid zärtlich in ihre Arme und küßte ihr die ſchmalen, bleichen Wangen.

„Da haben Sie mich wieder, meine liebe, teuere Frau von Stoißlaw,“ ſagte ſie, „und gottlob toute seule. Der Sturmvogel hat einen lahmen Flügel, d. h. Rheumatismus im linken Arm, Kammerherr von Thiele hat ſich an einem getrüffelten Kapaun den Magen verdorben, und die kleine Dahlenberg habe ich zu Arlims geſchickt.“

Sie betraten das Eßzimmer mit dem zierlich gedeckten Frühſtückstiſch in der Mitte; im Kamin flackerte ein luſtig Feuer, und ein ſich mühſam durch dichtes Gewölk hindurch arbeitender Sonnenſtrahl glitt über die ſchweren dunklen Eichenmöbel, die altertümlichen Zinnkrüge und Delfter Schüſſeln, welche die Simſe der Wandtäfelung krönten. Prinzeß war in heiterer, faſt übermütiger Stimmung, und gegen ſeinen Willen riß ſie auch Detleff fort, ja, ſelbſt die ſtille, ſanfte Frau von Stoißlaw ſtimmte in das heitere Lachen der beiden ein.

„Kommen Sie, Baron,“ rief Maria, als das Frühſtück beendet war, „wir wollen noch einen Gang durch den Garten machen. Ich möchte heute einmal wieder auf den See hinausſchauen —“ Ohne ſeine Antwort abzuwarten, eilte ſie voran.

Da ſtanden ſie denn beide wieder auf dem Steg, wie vor Jahren, der Herbſtwind ſtrich über das Waſſer und das leiſe flüſternde Schilf; er ſpielte mit den Federn auf dem Hut der jungen Fürſtin und mit den dunklen Löckchen, die ſich im Nacken kräuſelten. Detleff lehnte ſeitwärts am Geländer, und ſeine Augen ruhten mit tiefem, ernſtem Blick auf ihrem Antlitz.

„Nun iſt es wieder wie einſt,“ ſagte ſie halblaut, „wiſſen Sie noch? — Damals?“

„Ja, Durchlaucht, aber ich meine, es iſt doch ganz, ganz anders!“ Seine Stimme klang wider ſeinen Willen bewegt, ſie ſah ſich nach ihm um; der heitere Ausdruck in ihrem Geſicht verſchwand — wie wurde ihr plötzlich ſo ſeltſam ums Herz.

„Sie haben Recht,“ antwortete ſie nicht ohne Bitterkeit, „ganz anders. Aber,“ ſetzte ſie in warmem Tone hinzu, „wir ſelbſt ſind im Grunde dieſelben geblieben, auch gegeneinander. Sie ſind mein Freund, Baron, nicht wahr?“ Einem inneren Impuls folgend, ſtreckte ſie ihm die Hand hin. „Und wenn ich einmal eines wirklich treuen Ratgebers bedarf, darf ich mich dann an Sie wenden?“

„Jederzeit, meine gnädigſte Prinzeſſin, und ich werde das Vertrauen, das Euer Durchlaucht in mich ſetzen, zu rechtfertigen wiſſen,“ ſagte er, ihre ſchöne Hand an ſeine Lippen führend.

„Ich danke Ihnen.“

Sie wandte ſich zum Gehen, er trat an ihre Seite, nachdenklich und langſam ſchritten ſie durch den herbſtlich öden Garten.

„Sagen Sie,` Baron,“ hub die Prinzeſſin wieder an, „weshalb haben Sie doch einen Beruf gewählt, der ſo arbeits- und verantwortungsreich iſt? Sie ſind dem Hofe, uns allen dadurch ſo viel ferner gerückt, d. h.“ — verbeſſerte ſie — „meinem Bruder und mir innerlich nicht, aber doch äußerlich.“

„Ein das ganze Leben ausfüllender, aus wirklicher Liebe gewählter Beruf iſt für den Mann, dem anderes Glück verſagt, meiner Anſicht nach das einzige, was ihn zufrieden machen und mit dem Schickſal ausſöhnen kann.“

„Wie Sie reden,“ lächelte Maria, „hoffen Sie denn nicht mehr auf dies ſogenannte andere Glück, das doch wohl, wenn ich recht verſtehe, ſeinen Ausgangspunkt in der Liebe zu irgend einer holden Sterblichen hat. Hoffen Sie das wirklich nicht mehr?“

Stoißlaw blieb ernſt.

„Nein, Prinzeſſin,“ antwortete er mit einer gewiſſen Herbheit, „aber —“ er zögerte einen Moment, „ich beklage mich nicht darüber. Ich habe auch nie darauf gehofft, und in der ſchaffenden, helfenden Sorge um die Menſchheit überwindet man am leichteſten das Verlangen nach eigenem Glück.“

„Das iſt ſehr edel gedacht, aber ich könnte es nicht, ich würde darüber zu Grunde gehen, wenn ich immer nur Krankheit und Elend ſehen, faſt täglich einen erbitterten Kampf gegen den Feind alles Lebens, den Tod, kämpfen müßte.“

„Verzeihung, Prinzeſſin, wenn ich widerſpreche. Sie würden nicht darüber zu Grunde gehen, gerade Sie am wenigſten. Wenn wir uns nur gewöhnen, den drei Feinden des Menſchengeſchlechtes, die ſie eben nannten, furchtlos ins Auge zu ſehen, wenn wir ihnen näher treten, glauben Sie mir, ſie verlieren viel von ihrem Schrecken. Und wer mit dem Herzen, nicht nur mit äußeren Mitteln, den Leidenden helfen will, der muß und ſoll ſich nicht ſcheuen, die Kranken auf ihren Schmerzenslagern, die Armen in ihren traurigen Wohnungen aufzuſuchen.“

„Haben Sie Patienten hier in der Gegend? Wohl kaum.“

„Doch, Durchlaucht. Ich vertrete für einige Wochen den Medizinalrat Kapp.“

Beide ſchwiegen ſekundenlang.

„Möchten Sie mich einmal hier und dorthin mitnehmen zu Ihren Kranken, zu den Armen?“ fragte Maria dann zaghaft, leicht errötend.

„Das wollen Sie thun, Prinzeß? — Wirklich?“ Sein Auge ſtrahlte.

„Ich möchte es auch lernen, mit dem Herzen wohlzuthun, möchte Leiden und Not meiner Mitmenſchen aus eigener Anſchauung kennen.“

„Das iſt ſchön, iſt brav und edel gedacht, Prinzeſſin,“ ſagte Detleff warm.

Es war über ihr Plaudern ſpäter geworden, als ſie gedacht, ein feiner Sprühregen begann zu fallen, die Prinzeſſin beſchloß, auf kurzem Umwege nach dem Schloß zurückzukehren. Stoißlaw begleitete ſie. — — —

Von dieſem Tage an geſtaltete ſich das Leben auf „Seligkeit“ in einer ganz anderen Weiſe; es war mehr ein ſolches geregelter Thätigkeit geworden. An den Leſeabenden bei der Prinzeſſin beſchäftigten ſich die Damen mit nützlichen Handarbeiten für die Armen des Städtchens, denen die junge Fürſtin nun eine wirkliche, thatkräftig eingreifende Freundin wurde. Frau von Stoißlaw und Detleff ſtanden ihr dabei ratend zur Seite, und unmerklich, aber ſicher ſpann dies ſtille Leben einen feſten Zauberkreis um die Prinzeſſin. Sie ſehnte ſich nicht mehr fort von Schloß Seligkeit, ja, als die Weihnachtszeit heranrückte, hatte es längſt aufgehört, ein Exil zu ſein; im Gegenteil, ſie war von einem innerlichen Glücksgefühl erfüllt, wie ſie es nie gekannt, und nur der Gedanke an die Zukunft warf hin und wieder einen düſteren Schatten darauf. Die Zukunft — — wie ihr davor graute! Dieſer Gedanke wurde ſo quälend, daß ſie endlich den Entſchluß faßte, mit Detleff darüber zu reden. Er ſollte ihr raten, — er allein.

Vor einigen Tagen hatte es zum erſtenmale geſchneit; die Landſchaft prangte in ihrem glitzernden, flimmernden Kleide, und die Winterſonne ſtrahlte vom klaren Himmel vergnügt auf all die weiße Herrlichkeit da unten.

Frau von Stoißlaw ſaß an ihrem Nähtiſche in der Fenſterniſche; der Nachmittagskaffeetiſch war fertig gedeckt, der Waſſerkeſſel ſummte leiſe über der bläulichen Spiritusflamme. Die Thür zum Nebenzimmer war halb angelehnt, hier ſaß der Doktor an ſeinem Schreibtiſch mit der wiſſenſchaftlichen Arbeit beſchäftigt, die er im Laufe des Winters vollenden wollte, und die doch nur recht langſam gedieh. Jetzt kritzelte freilich die Feder eifrig über das Papier, während ein vorwitziger Sonnenſtrahl auf dem dunkelblonden Haar des jungen Gelehrten ſpielte, der ſo in ſeine Arbeit vertieft war, daß er nichts von dem wahrnahm, was ſich um ihn her, geſchweige denn außer ſeinen vier Pfählen zutrug, und erſchrocken zuſammenfuhr, als plötzlich einige Zweiglein friſch duftender Tanne gerade vor ihm aufs Papier, faſt in das Tintenfaß hineinflogen.

„Gott zum Gruß!“ rief eine helle Stimme. Die Prinzeſſin ſtand neben Frau von Stoißlaw im Thürrahmen, den koſtbaren Blaufuchs um die Schultern, das Pelzmützchen auf dem Kopf. Detleff ſprang erglühend vor Überraſchung auf.

„Allergnädigſte Prinzeſſin,“ ſtammelte er, ſich tief verneigend, „wie — wie — —“

„Wie können Sie mich in meiner Arbeit ſtören? — So ungefähr denken Sie doch,“ fiel ſie ihm neckend ins Wort. „Aber nichts für ungut, Kamerad, es iſt Zeit zum Kaffeetrinken, ſonſt hätte ich nicht gewagt, die Schwelle zu Ihrem Sanktuarium zu überſchreiten.“

Sie ſtreifte den Handſchuh ab und ſtreckte ihm in unbefangener Liebenswürdigkeit die Hand entgegen, auf die er einen warmen Kuß drückte. Dann gingen ſie gemeinſchaftlich in das Wohnzimmer, wo der Kaffee unter gemütlichem Plaudern eingenommen wurde.

„Ich bin mit dem Schlitten und unter Fox’ Schutz gekommen,“ erzählte die Fürſtin. „Irgendwo muß ich vor dem Nordſturm, der mich dort oben umgibt,“ ſie deutete die Richtung nach Seligkeit an, „Schutz ſuchen, und hier iſt’s doch gar ſo traut.“

Allmählich aber ſchwand die ſonnige Heiterkeit aus ihren ſchönen Zügen, und als die Prinzeſſin ſich nach dem Kaffee in einen der hochlehnigen Armſtühle vor den Kamin ſetzte, da bemerkte Stoißlaw, der ihr gegenüber ſtand, daß es ſchmerzlich um den kleinen Mund zuckte, und ſich eine ſcharfe Falte zwiſchen die dunklen Brauen grub; er betrachtete ſie ſchweigend.

Wie ſchön war ſie, wie gut und edel beanlagt, ungeachtet des äußerlich hier und da zu Tage tretenden Trotzes, welch weiches Herz, wenn nur die rechte Hand da war, ſie zu leiten.

„Wiſſen Sie den wahren Grund, weshalb man mich nach Schloß Seligkeit verbannt hat, Baron Detleff?“ fragte ſie plötzlich. Es war das erſte Mal, daß ſie dieſer Sache Erwähnung that.

„Man ſagt, Durchlaucht —“

Maria hob abwehrend die Hand.

„Laſſen Sie dies mir verhaßte ‚man ſagt,‘“ rief ſie lebhaft. „Sie und Ihre Mutter betrachte ich als meine beſten — vielleicht ſind Sie ſogar meine einzigen Freunde. Sie ſollen die Wahrheit hören, ohne jede Bemäntelung, und Sie ſollen mir darauf antworten, wie Sie denken. Darum bin ich heute zu Ihnen gekommen, ganz allein.“

Stoißlaw unterdrückte einen aufſteigenden Seufzer. Was ſollte er ihr antworten? Was ihm ſein Herz eingab? Was ihm ſeine Ehre, ſein Pflichtgefühl vorſchrieben? Frau von Stoißlaw hatte ihren Fenſterplatz wieder eingenommen, ihre Augen begegneten denen des Sohnes. War der Blick der Mutter ſcharf genug, zu entdecken, welch innerlichen Kampf er kämpfte?

„Sie wiſſen,“ begann die Fürſtin, „daß mit meinem Bruder, deſſen Ehe bis jetzt kinderlos geblieben, aller menſchlichen Berechnung nach unſer Geſchlecht im Mannesſtamm erliſcht. Der präſumtive Erbe von Hohenſtein iſt der Herzog Adalbert von Waldenburg, der, exzentriſch beanlagt, zur Melancholie neigend, ein willenloſes Werkzeug in den Händen des Miniſters von Görner iſt. Ich brauche über dieſen Mann nichts zu ſagen, alle Welt kennt ihn und ſeinen unheilvollen Einfluß auf den Herzog. Der Herzog wirbt um meine Hand, man will mich glauben machen,“ fügte ſie nicht ohne Bitterkeit hinzu, „daß er mich liebt. Sei dem nun, wie ihm wolle. Der Fürſt, mein Vater, wünſcht, daß ich unter allen Umſtänden dieſe Werbung annehme im Intereſſe unſres Hauſes und — unſres Landes.“

Sie ſchwieg, ſchwer und haſtig atmend. Detleffs Hand hatte ſich krampfhaft um die Lehne des Stuhles geſchloſſen, an dem er ſtand, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich heftig.

„Ich liebe den Herzog nicht und habe mich gegen dieſe Ehe mit meinem ganzen Willen geſträubt. Ich weiß, daß ich namenlos elend ſein würde durch dieſe Verbindung, und ich kann die Gründe, die mein Vater als maßgebend betrachtet, nicht anerkennen. Wem könnte dieſe Ehe zum Segen gereichen? Niemand!“

„Ihrem Land, Durchlaucht,“ ſagte Stoißlaw mit feſter, klarer Stimme.

„Meinem Land?“ rief ſie leidenſchaftlich. „Niemals — eine Ehe ohne Liebe geſchloſſen iſt in meinen Augen eine Unnatur, eine Sünde und kann nie veredelnd wirken, weder auf die Betreffenden, noch in weiteren Kreiſen.“

„Verzeihung, Durchlaucht, darf ich ganz offen ſein?“

Sie neigte ſtumm das Haupt.

„Es gibt für uns alle, gnädigſte Prinzeſſin, ein Etwas, das uns höher ſtehen muß, als alles andere — die Pflicht. Klein im kleinen Kreiſe, wächſt ſie mit der bedeutenderen Lebensſtellung und greift als Alleinherrſcherin oft in das Leben derjenigen, die für den Thron geboren ſind. Im Prinzip wird jeder Ihnen recht geben, wenn Sie eine ohne Liebe geſchloſſene Ehe als Unnatur und Sünde bezeichnen und verurteilen; aber es gibt hierin, wie überall, Ausnahmen, und fürſtliche Ehebündniſſe gehören leider häufig unter dieſe Ausnahmen, ohne daß man den Beteiligten einen Vorwurf daraus machen darf, weil ſie höheren Pflichten folgen und ſich deſſen gegenſeitig bewußt ſind.“

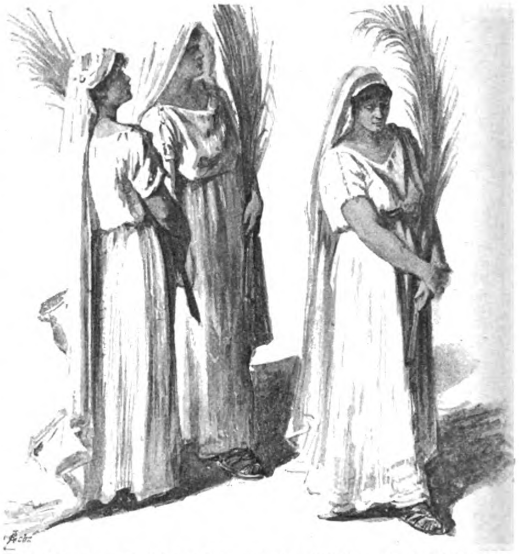
Maria war aufgeſtanden, halb abgewandt von ihm blickte ſie in den winterlich verſchneiten, ſtillen Hof hinaus.

„Sie betrachten alſo die Ehe mit dem Herzog als meine Pflicht, unſerem Hauſe, unſerem Land gegenüber?“ fragte ſie tonlos.

„Der Herzog Adalbert iſt, wie man allgemein hört, ein leicht zu beeinfluſſender, excentriſcher, aber liebenswürdiger und edler Charakter. Was jetzt unter der Leitung eines ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen Mannes ſeinem Lande zum Unſegen gereicht, würde unter anderen Verhältniſſen demſelben zum Heil werden. Ein Weib mit klarem Geiſt und einem für ſeine Mitmenſchen warm ſchlagenden Herzen, das mit freiem Blick ins Leben ſchaut — ein ſolches Weib könnte und würde die große, herrliche Aufgabe zu löſen im ſtande ſein, die höchſte und heiligſte ihres Geſchlechts: andere zu beglücken. Ein Segen zu ſein für ein ganzes Volk, — das, Durchlaucht, iſt ein großer Beruf, iſt die Aufgabe, die das Schickſal Ihnen vorbehalten hat, und zu der Sie ausgerüſtet ſind, wie ſelten eine Fürſtin.“

Er ſprach mit ſteigender Wärme. Maria hatte ſich ihm langſam zugewendet, ihre Blicke hingen an ſeinem Antlitz; er war ihr nie ſo bedeutend und nie ſo männlich ſchön erſchienen, und mit erſchreckender Klarheit erkannte ſie, was ſie vielleicht bisher nur undeutlich geahnt, — daß ihr ganzes Herz ihm entgegen ſchlug, daß er der Mann war, den ſie tief und innig liebte, und dem ſie entſagen ſollte, freiwillig, um einem anderen anzugehören. Ihr Empfinden bäumte ſich dagegen auf, und der Schmerz machte ſie hart und ungerecht.

„Sie müſſen mich mißverſtanden haben, Baron,“ ſagte ſie mit erzwungener Kälte, „weder den Vertreter für allgemeines Volkswohl, noch einen Vortrag über die Rechte und Pflichten der Menſchen wollte ich hören. Nur Ihre Stimme als Freund.“



Veſtalinnen. Studie von Alex. Wagner zu deſſen und J. Bühlmanns Panorama des alten Rom in München.

Stoißlaw war bleich geworden.

„Verzeihung, Durchlaucht,“ ſagte er mit vor innerer Erregung bebender Stimme, „wenn ich, in meinen Befugniſſen zu weit gehend, vergaß, daß am Hofe der Freund auch zugleich ſo viel Hofmann ſein muß, um die Wahrheit in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Sie wünſchten meine Anſicht zu hören, gnädigſte Prinzeſſin, dies war ſie.“

Mit einer ſtolzen Bewegung trat er zurück und verließ das Zimmer.

„Zürnen Sie ihm nicht, meine teuere Prinzeſſin,“ ſagte Frau von Stoißlaw, an die noch immer regungslos Daſtehende herantretend, „er hat’s ja nie im Leben anders gekonnt, als nach ſeiner Überzeugung handeln und die Wahrheit ſagen, wenn’s auch zu ſeinem und anderer Weh und Schaden war.“

Maria ſchlug die Hände vor’s Geſicht.

„Die Wahrheit,“ flüſterte ſie, „ich wollte ſie ja hören, aber ſie iſt ſo ſchrecklich, ſo ſchrecklich.“

Und einem inneren Impuls folgend, ſchlang ſie die Arme um die kleine Baronin und barg das Haupt an ihrer Schulter. Sie war tief unglücklich; dabei ſtritten Liebe und Groll gegen Detleff in ihrem Herzen, und ſie fand doch kein gutes, verſöhnendes Wort beim Abſchied. — — —

Bis ſpät nach Mitternacht war Licht in des Barons Zimmer, unruhig ging Stoißlaw darin auf und ab.

„Und das war das Ende,“ ſagte er, „ein Ende, wo kaum ein Anfang geweſen. Ein Anfang? — Von was? — Von Lieb und Liebesglück? — Wahnſinn!“ Er lachte bitter auf; er hatte es ja gewußt, daß einmal ein Scheiden kommen würde, kommen müſſe, aber ſo — ſo — das hatte er nicht gedacht, und es that ihm bitter weh. Er hätte gar gern die Erinnerung an Maria ohne dieſen Schatten in ſeinem Herzen bewahrt.

IV.

Die ſchönen Tage von Schloß Seligkeit ſchienen nun zunächſt vorüber zu ſein und trüben Platz gemacht zu haben. Wenigſtens war Fürſtin Maria dieſer Anſicht, ſeit ſie, von einem heftigen Katarrh heimgeſucht, das Zimmer hüten mußte, und ſeit die Baronin Stoißlaw ihr beim letzten Beſuch mitgeteilt, daß Detleff, vom Profeſſor von B. nach Berlin berufen, plötzlich hatte abreiſen müſſen. Außerdem war noch ein Brief der Prinzeſſin Claudine eingetroffen, der, von Liebe überfließend, faſt in jeder Zeile ihr eine Unannehmlichkeit ſagte, und der, ſowie er geleſen, in die Flammen des Kamins wanderte. Nun war er freilich vernichtet, aber die Stimmung der Prinzeſſin war doch entſchieden trüber und ſchlechter dadurch geworden. Draußen tanzten Schneeflocken vom grauen Himmel herab, es hatte den Anſchein, als ob es noch lange ſo ſchneien würde, der Park ſah öde und troſtlos aus. Prinzeſſin Hohenſtein ſetzte ſich auf das Fenſterbrett, ſah dem Schneegeſtöber zu und that das Schlimmſte, was ſie unter den jetzigen Umſtänden thun konnte, ſie beſchäftigte ſich mit ihrer eigenen Perſon, all den Mißhelligkeiten, die ſie plagten, und der Zukunft, die ihr unendlich düſter erſchien. Und er, der Einzige, der ihr ratend zur Seite geſtanden, ihn hatte ſie von ſich gewieſen, hatte ihn gekränkt und beleidigt. Hätte er als Edelmann, als Mann von Ehre anders zu ihr ſprechen dürfen, wie er gethan, ſelbſt wenn er ſie liebte? — Hatte ſie nicht ſeine offene Meinung zu hören verlangt, und als er ſie geäußert, wie hatte ſie dieſelbe hingenommen?

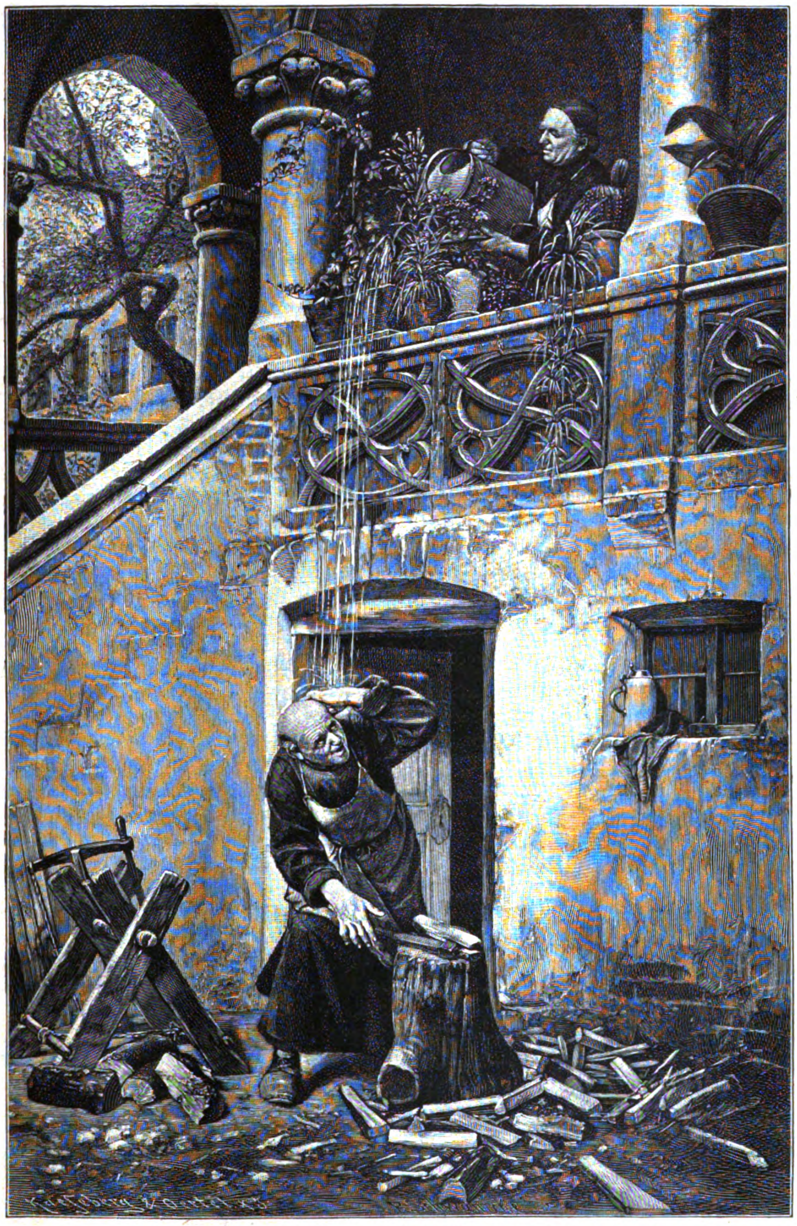
Prinzeſſin Maria war zornig, ſehr zornig auf ſich ſelbſt. Ihre Schuld war es, daß das ſchöne, beglückende Zuſammenleben einen ſo jähen Abſchluß erfahren, daß es mit ſolchem Mißton geendet. Sie knüpfte an ihre und Detleffs Liebe keine großen Hoffnungen, — ja, ſie war ſich bis zu jenem Nachmittag über ihre Gefühle nicht einmal ganz klar geweſen, — aber jetzt war ſie es, und wo wäre das Weib, das gleich im Anfang einer Neigung vollſtändiger Hoffnungsloſigkeit Raum gäbe? — Zunächſt freilich trat alles andere in den Hintergrund vor dem Wunſch, den Geliebten wieder zu verſöhnen, ihm zu zeigen, daß ſie wieder gut machen wolle, wo ſie gefehlt. Aber wie war dies zu ermöglichen? Vielleicht kam er gar nicht wieder, ſo lange ſie auf Seligkeit war, und — ihr liebendes Herz zitterte bei dem Gedanken — ſie konnte ihm kein ausgleichendes Wort ſagen.

Sie warf ſich auf eine Cauſeuſe und brach in Thränen aus.

Nach einiger Zeit gewann ihre elaſtiſche Natur die Oberhand, ſie ſtützte das Köpfchen in die Hand und dachte nach. Tauſend Pläne und Ideen kreuzten ſich hinter der weißen Stirn, aber die einen, wie die anderen erſchienen ihr teils unausführbar, teils kindiſch, bis ihr endlich ein guter Gedanke kam. Wozu hatte ſie denn dem erbprinzlichen Bruder bei tauſend tollen Streichen dem Herzog gegenüber durchgeholfen, wenn er ihr nicht auch einmal einen kleinen Wunſch erfüllen wollte. Ob er wollte? Maria lächelte faſt zärtlich der Photographie des ſchönen, jungen Gardeoffiziers zu, die in Lebensgröße auf der Staffelei neben ihrem Schreibtiſch ſtand. Der gute Franz Egon, er liebte ſie ja viel zu ſehr, waren ſie beide doch von Kindheit an ein Herz und eine Seele geweſen. Katarrh und Heiſerkeit verwandelten ſich plötzlich von „häßlichen Leiden“ in dankenswerte Hilfstruppen, und als ſie zwei — dreimal hintereinander kräftig nieſen mußte, erreichte ihre Befriedigung und Zuverſicht den Höhepunkt.

Sie ſprang auf, eilte an ihren Schreibtiſch und ließ die Feder ſchnell über das Papier gleiten.

(Fortſetzung folgt.)



Unerwünſchte Abkühlung. Nach dem Gemälde von Auguſt Kraus.

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul v. Szczepański.

II. Chicago, die Gartenſtadt.

Die Wunderſtadt Chicago hat meinen Vorſatz, den Leſer etappenweiſe von Hamburg über New York, den Hudſon aufwärts, durch das Mohawkthal mit einem Abſtecher in den Urwald und einer Seitentour nach den Niagarafällen, hierher zu führen, über den Haufen geworfen. Einerſeits muß ich fürchten, daß der Leſer die Geduld verliert, ehe er im Jackſon-Park anlangt, in dem eben die größeſte und die unfertigſte Weltausſtellung eröffnet worden iſt, die jemals eröffnet wurde, andererſeits kann ich mich der Beſorgnis nicht erwehren, der wunderbare erſte Eindruck, den Chicago auf den Kulturmenſchen macht, könnte ſich bei längerem Aufenthalt verwiſchen. Denn ſchon nach wenigen Tagen fühle ich an mir ſelbſt, wie ſchnell der Kulturmenſch in den Zuſtand der Barbarei zurückzuſinken fähig iſt; das Waten durch knietiefe Sümpfe erſcheint mir heute ſchon als etwas Selbſtverſtändliches, ein dreijähriger Junge, der ſich zu ſeinem Vergnügen hundert Schritt von der Straßenbahn durch den Kot ſchleifen läßt, entlockt mir kein Gefühl mitleidigen Entſetzens mehr, wenn mir ein Bürger der Vereinigten Staaten ſeine Tabaksjauche über den Paletot ſpeit, wundere ich mich nur noch darüber, daß er ſo viel Lebensart hat, mit ſeinem ſchmutzigen Taſchentuch die Sauce wieder fortzuwiſchen, und wenn ich an den ſiebzehn Stockwerken des Maſonictempels in die Höhe ſehe, habe ich kein Gefühl des Schwindels mehr. Ich bin nahe daran, wie ein Bewohner des wilden Weſtens, deſſen unbeſtrittene Hauptſtadt Chicago iſt, zu empfinden, und wenn ich warte, bis dieſes Gefühl übermächtig geworden iſt, dürften die Leſer aus meinen Schilderungen ſchließlich ein Bild Chicagos empfangen, das der Wahrheit nicht entſpricht und das ſie in dem Irrtum beſtätigt, in dem ſie bisher befangen geweſen ſind, Chicago ſei eine Weltſtadt im europäiſchen Sinne.

Wollte ich übertreiben, ſo würde ich ſagen, Chicago exiſtiert überhaupt nicht. Da die Amerikaner von einer beängſtigenden Empfindlichkeit ſind, und ich mich noch einige Wochen revolverlos hier aufzuhalten gedenke, will ich mich vor Übertreibungen hüten und mich darauf beſchränken, zu ſagen, Chicago iſt trotz ſeiner ein und einer halben Million Einwohner, trotzdem es den größeſten Flächenraum von allen Städten der Gegenwart bedeckt, noch keine Stadt im europäiſchen Sinne. Chicago iſt in ſeinem Zentrum ein Urwald von Häuſern, in ſeinen Außenteilen die Prairie, auf der Straßen angedeutet und willkürlich und weitläufig Häuschen geſät ſind. Aber Urwald und Prairie ſind grandioſe Schöpfungen der Natur, und ich brauche daher nichts zurückzunehmen von jener Behauptung in meinem erſten Briefe, daß man nichts Kleinliches hier findet. Nun denke man ſich dieſen Urwald von Häuſern und dieſe mit Häuschen beſäte Prairie auf ſechs Stunden Länge hingelagert an das Ufer eines Meeres, des Michigan-Sees. Denn der Michigan-See iſt ein Meer, trotzdem er ein Süßwaſſerſee iſt, ein Meer ſo groß wie die Oſtſee, von Dampfern befahren, welche zweitauſend Perſonen faſſen, und von Stürmen durchtoſt, denen mehr Schiffe und Menſchenleben jährlich zum Opfer fallen, als auf der Oſtſee verunglücken. Dieſe drei ganz unvermittelt ineinander übergehenden Szenerien, der Urwald von Häuſern, die mit Häuschen beſäte Prairie, das von Dampfern der größeſten Dimenſionen befahrene Meer, — das iſt Chicago.

Warum ſeine Bewohner es die Gartenſtadt nennen, iſt mir bisher noch nicht klar geworden. Das klingt freundlich und klein, und Chicago iſt gerade der Gegenſatz davon, unfreundlich und endlos. So unfreundlich, daß jedermann, der hierher kommt, eine Krankheit durchzumachen hat, die manches mit der Seekrankheit gemein hat, aber ſchlimmer iſt, weil ſie nicht empfindungslos, ſondern empfindlich macht. Die Urſachen dieſer Krankheit ſind das Klima, der Spektakel und das Eiswaſſer. Leider kann man nur das letztere vermeiden und auch das nur mit großer Energie, weil der Durſtende es auf jedem Tiſche findet, und alle anderen Getränke übermäßig ſtark mit Sprit verſetzt ſind. Die Krankheit äußert ſich in Schwindelgefühl, unerträglichen Kopfſchmerzen und ſtarken Diarrhöen. Das Heilmittel dagegen iſt Enthaltſamkeit und Gewöhnung. Vielleicht nennt man Chicago die Gartenſtadt, weil das Weichbild der Stadt in unverhältnismäßig großer Ausdehnung noch mit Grün bedeckt iſt. Aber dieſes Grün iſt das baumloſe Sumpfgrün der Prairie, nicht das freundliche Grün des Gartens. Vielleicht giebt es in und um Chicago nicht mehr Bäume als Zimmer in einem ſeiner großen Geſchäftshäuſer, in deren einem ich neulich vierzehnhundert gezählt habe. Auch das hieſige Klima kann den Namen Gartenſtadt nicht erklären. Zwar behaupten die Bewohner Chicagos, noch nie ein ſo ſchlechtes Frühjahr erlebt zu haben, wie in dieſem Jahre, aber wer vierzehn Tage in Amerika iſt, glaubt nur noch an das, was er ſelbſt erlebt, und nicht mehr an das, was er erzählen hört. Was das Wetter anbetrifft, ſo habe ich es hier in faſt allen Geſtalten kennen gelernt; plötzlichen Temperaturwechſel von zehn Grad, eiſigen Wind bei warmem Sonnenſchein, bei empfindlicher Kälte Gewitter und Hagelſchlag, Schneefall und vor allen Dingen Regen, endloſer Regen vom Sprühen bis zum Guß wallnußgroßer Tropfen, — einen einzigen ſchönen Tag habe ich noch nicht erlebt. Trotzdem will ich nach einem ſiebentägigen Aufenthalt in der Stadt noch nicht behaupten, daß Chicago immer ſchlechtes Wetter habe. Aber da man am 1. Mai an den wenigen Bäumen noch nicht den geringſten Knoſpenanſatz ſieht, kann man wohl mit einiger Sicherheit ſchließen, daß Chicago immer einen ſehr langen Winter hat, denn auch in unnormalen Jahren pflegt dieſer Knoſpenanſatz in einem milderen Klima ſich frühzeitig zu entwickeln. Über den Sommer in Chicago hört man hier nur eine Stimme, — er ſoll unerträglich heiß ſein. Aus dieſem und noch einem anderen Grunde halte ich es für meine Pflicht, jedermann in der Heimat, der die Abſicht hat, die Weltausſtellung zu beſuchen, den Rat zu geben, nicht vor September hierher zu kommen.

Der zweite Grund, die Reiſe aufzuſchieben, wird für viele wohl der beſtimmendere ſein. Es iſt nämlich kaum denkbar, daß die am 1. Mai von dem Präſidenten Cleveland in eigener Perſon eröffnete Weltausſtellung vor dem 1. Juli einigermaßen fertig ſein wird. Ich habe am 29. April den Vorzug gehabt, dem Herrn Präſidenten bei einer Rundfahrt durch die Ausſtellung zu begegnen, und nichts konnte mir mehr imponieren, als die harmloſe Befriedigung, die ſich auf den Geſichtszügen des erſten Mannes der Vereinigten Staaten über die gänzliche Unmöglichkeit ausdrückte, ein ſolches Rieſenembryo von Weltausſtellung zwei Tage ſpäter dem Publikum zugänglich zu machen. Nach europäiſchen Begriffen wenigſtens wäre die Eröffnung unmöglich geweſen. Präſident Cleveland aber hat ſich offenbar nur darüber gefreut, die Weltausſtellung ganz ſo wild-weſtlich amerikaniſch zu finden, wie Chicago ſelbſt, und hat eröffnet, ganz unbekümmert darum, daß die Leute, die nun hineingehen, zwar eine Unmaſſe von Gebäuden finden, aber in dieſen Gebäuden ſich vergebens nach Weltausſtellungsgegenſtänden umſehen. Neun Zehntel aller dieſer Gegenſtände liegen noch in Tauſenden von Kiſten verpackt oder ſind noch gar nicht in Chicago eingetroffen, das Innere der Gebäude zeigt entweder eine gähnende Leere oder ein Chaos von Arbeitern, in den Straßen der Ausſtellung ſieht man einige hundert Wagen feſtgefahren, ganze Eiſenbahnzüge ihrer Entladung harren und ziviliſierte Ausſteller im Kot Pfadfinder ſpielen. Und über dieſer Öde und dieſem Wirrwarr gingen am 1. Mai mit einem Schlage einige Tauſend Flaggen hoch, und Präſident Cleveland im ſchäbigen Überzieher erklärte vor einer johlenden Volksmenge die Weltausſtellung für eröffnet!

Der Turmbau zu Babel hat in Chicago und ſeiner Weltausſtellung ein modernes Seitenſtück gefunden; denn ganz fertig werden Stadt und Ausſtellung niemals ſein. Über das Gefühl, als müſſe dieſe ganze himmelſtürmende Lüge, die ſich Chicago nennt, eines Tages in ſich zuſammenſtürzen, von einem Tornado hinweggefegt werden oder in den Sumpfboden verſinken, aus dem ſie emporgeſchoſſen iſt, kommt man zwar hinweg, ſobald man die Chicagokrankheit und das durch ſie hervorgerufene Nervenzittern überwunden hat. Aber wenn Chicago nicht zum drittenmal durch eine Feuersbrunſt an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen gemahnt wird, ſo mag es der Vorſehung Dank wiſſen, nicht dem Menſchenwitz ſeiner Architekten. Wir in Europa laſſen uns erzählen, in Chicago baue man nur noch „feuerſicher“ aus Eiſen und Stein, und ich ſelbſt wohne in einem zweimal abgebrannten Hotel, dem Palmer-Houſe, das nun für „abſolut“ feuerſicher gilt. Beiläufig iſt das Palmer-Houſe keines der höchſten Gebäude Chicagos, denn wenn ich in der Dämmerung aus dem Fenſter meines im vorletzten Stock gelegenen Zimmers Nr 609 ſehe, ſo kann ich glauben, daß ſich ein Gebirge vor mir auftürmt, trotzdem ſich auf Meilen in der Runde keine Bodenerhebung von fünfzig Fuß findet. In dieſem Hauſe ſind ſelbſt die Zwiſchenwände aus Wellblech, und ich möchte glauben, daß nur als Bodenbelag Holz verwandt iſt. Aber ich habe hier eine Armory, eine Waffenhalle, die nach ganz demſelben Syſtem erbaut war, ſo gründlich ausbrennen ſehen, daß nur die vier ſteinernen Außenmauern mehr oder weniger geborſten ſtehen blieben und alles Eiſenwerk, bis zur Unkenntlichkeit geſchmolzen und verbogen, als ein großer Trümmerhaufen im Innern dieſer nackten vier Wände lag. Dieſe „feuerſicheren“ Gebäude aber ſind ſelbſt in der inneren Stadt noch untermiſcht mit Holzhäuſern, in den ſchlechteren Vierteln dominiert das Holzhaus, in den Außenteilen findet man verſprengt zwiſchen Holzhäuſern hier und da ein Haus aus Stein. Angenommen, daß Chicago über eine Berliner Feuerwehr verfügte, was natürlich nicht der Fall iſt, ſo würde ſelbſt dieſe Feuerwehr machtlos ſein. Denn ſo wundervoll regelmäßig ſich das Bild Chicagos mit ſeinen quadratiſch abgeteilten Häuſervierteln auf der Karte ausnimmt, ſo ſind dieſe Häuſerviertel, wenn es einmal brennt, doch vollkommen darauf angewieſen, in ſich zuſammenzubrennen, und nur ein windſtiller Tag könnte das Feuer hindern, auf ein anderes Viertel überzugreifen. Der Feuerwehr fehlen alle Zugänge, um dem Feuer beizukommen; ſie kann es nur von der Straße aus bekämpfen. Denn das Chicagoer Bauſyſtem kennt nur die Ausnutzung des Bodens, aber kein Bedürfnis nach Licht und Luft. Die Höfe ſind nichts anderes wie Lichtſchachte, in denen ein Wagen nicht wenden kann, und außer den Hauseingängen, welche direkt in das Innere der Häuſer führen, vermitteln den Zugang zu dieſen Rieſenblocks, in denen ſich das Geſchäftsleben der Stadt konzentriert, nur noch Engpäſſe, die der Chicagoer „Alleen“ nennt. Durchgänge von fünf bis ſechs Fuß Breite, die nachts unbeleuchtet und unverſchloſſen den Vorübergehenden wie Zugänge zu Verbrecherſpelunken angähnen, von Schmutz ſtarren und im Sommer wahre Peſtilenzſtätten ſein müſſen.

Aber der Schmutz dieſer Engpäſſe findet ſich ebenſo auf den Straßen, trotzdem der Mayor der Stadt zur großen Befriedigung der Einwohner die Straßenbahnen daran erinnert hat, daß ihnen auch die Pflicht der Straßenreinigung obliegt, und ſie väterlich ermahnte, dieſer Pflicht wenigſtens am 1. Mai, am Tage der Eröffnung der Weltausſtellung, eingedenk zu ſein. Wären die Straßenbahnen dieſer Aufforderung nachgekommen, ſo mußte Chicago wie geleckt ausſehen, denn Straßen, die keine Straßenbahn haben, ſind ſelten. Aber ſelbſt wenn man den guten Willen einer Chicagoer Straßenbahn, ihrer Pflicht nachzukommen, ſehr hoch anſchlagen wollte, ſo müßte man doch einſehen, daß es unmöglich iſt, die übernommene Pflicht zu erfüllen. Eine Straße, deren Pflaſter Höhen und Tiefen aufweiſt, wie das Pflaſter in den inneren Stadtteilen von Chicago, kann nicht gereinigt werden, um ſo weniger, wenn jeder Bürger der Stadt das Recht hat oder ſich das Recht nimmt, jeden Eimer voll Unrat, der ihm im Hauſe läſtig wird, auf der Straße auszuleeren. Und was kann eine Straßenreinigung bedeuten in ungepflaſterten Straßen, deren Chicago mehr hat als gepflaſterte, in Straßen, die allein zu vergleichen ſind mit den Landwegen in der großen ruſſiſch-polniſchen Tiefebene, die nur mit dem Schlitten oder in den heißeſten Sommermonaten zu paſſieren ſind. Es klingt unglaublich, aber es iſt wahr — die Weltſtadt Chicago hat mehr ſolche ungepflaſterte, als gepflaſterte Straßen, und die Schilderung, welche Bret Harte von weſtlichen Minenſtädten entwirft, iſt auch für die meiſten Stadtteile Chicagos eine zutreffende. Dieſer unglaubliche Zuſtand Chicagos läßt ſich nur erklären aus der ungeheuren Ausdehnung der Stadt, die wieder eine Folge der wahnſinnigſten Grundſtücksſpekulation iſt.

Chicago hat nicht mehr Einwohner als Berlin, aber dieſe anderthalb Millionen Menſchen leben auf einem Raum, der ungefähr ſo groß iſt, wie Berlin ſein würde, wenn man einen Kreis um das Berliner Rathaus ſchlüge, deſſen Peripherie durch Potsdam geht. Wenn man alle Vororte Berlins innerhalb dieſes Kreiſes, Potsdam inbegriffen, in Berlin einverleibte, ſo würde Berlin auf demſelben Raum wie Chicago ſehr viel mehr Einwohner haben als das letztere, aber das Bild Berlins würde trotzdem noch nicht die entfernteſte Ähnlichkeit mit der Hauptſtadt des wilden Weſtens zeigen. Denn immer würden die einzelnen Berliner Vorſtadtteile einen in ſich geſchloſſenen örtlichen Charakter behalten, immer würde man durch eine Gruppe von Häuſern daran erinnert werden, daß hier einſt ein ſelbſtändiger Ort geſtanden hat, der nur in einem größeren Gemeinweſen aufgegangen iſt. Chicago iſt entſtanden, wie eine Stadt nur auf dem Papier und auf einem bis dahin unbeſiedelten, ganz ebenen Boden entſtehen kann. Straßenquadrat reiht ſich an Straßenquadrat über dieſe ganze ungeheure Fläche. Dazwiſchen dehnen ſich nur ſogenannte Parks, nach unſeren Begriffen mehr der Bebauung entzogene Prairiewieſen als Parkanlagen. Die Straßen ſind, wie bereits geſagt, mit Ausnahme der inneren Stadt faſt alle ungepflaſtert, aber an beiden Seiten mit Trottoirs verſehen. Dieſe Fußwege beſtehen aus einem Balkenbelag, der dort, wo die Straße ſich vertieft, auf Pfählen ruht. So kann es einem Europäer, der noch die üble Gewohnheit hat, manchmal in Gedanken zu ſein, paſſieren, daß er daneben tritt und ſich plötzlich in einer vier Fuß tiefen Grube wiederfindet. Ich ſpreche aus Erfahrung, denn in dieſer Situation ſah ich mich, als ich mich vermaß, den Weg von meinem Hotel nach der Ausſtellung zu Fuß zurückzulegen, wozu ich in gutem Tempo drei Stunden und zehn Minuten gebraucht habe. Die Übergänge ſind in dieſen ungepflaſterten Straßen durch in den Weg gewälzte Steine ermöglicht, auf denen ein geſchickter Springer möglicherweiſe das rettende Holzufer trockenen Fußes erreichen kann. In dieſen Straßenvierteln nun ſtehen Holzhäuſer, wie ich ſie im „Urwald“ geſehen habe, Villen in Ziegelrohbau und Protzenſchlöſſer mit granitenen Façaden in buntem Gemiſch, aber ſo vereinzelt, daß den mit Stachelzaun eingefriedeten Fenzen, innerhalb deren Kühe und Pferde weiden, ebenſo viel Raum bleibt, wie großen Wüſteneien, die nur deshalb die Einladung „Hier kann Schutt abgeladen werden“ nicht tragen, weil man in Chicago den Schutt meiſt dort liegen läßt, wo er einmal liegt. Alles aber, was in dieſen Häuſern wohnt, ſtrömt tagsüber hinein nach der inneren Stadt, um dort dem Erwerb nachzugehen. Kein Wunder, daß das Straßenleben Chicagos im Centrum entwickelter iſt, als dasjenige New Yorks und ſelbſt Londons, und daß Eiſenbahnen, Cable-Cars und Pferdebahnen den Verkehr kaum bewältigen können.

Ein europäiſches Publikum würde die Verkehrsmittel Chicagos ſchon in normalen Zeiten ungenügend finden. Auch hier hat man eingeſehen, daß man dem erwarteten Andrang der Weltausſtellungsbeſucher Rechnung tragen muß. Die vorhandenen Beförderungsinſtitute ſind daher im Begriff, einen Zweiminutenverkehr einzurichten, eine elektriſche Hochbahn nach dem Ausſtellungsterrain ſoll demnächſt in Betrieb geſetzt werden, und man ſpricht von Schiffen, deren jedes in einer Fahrt zweitauſend Perſonen dahin befördern kann. Vorläufig habe ich nur beobachten können, daß es dem Amerikaner ganz gleichgültig iſt, wie er fährt, wenn er nur fährt. Denn trotz der Furcht, in den Verdacht der Aufſchneiderei zu kommen, muß ich berichten, daß ich die Leute auf den Puffern der Eiſenbahnwagen aus der Ausſtellung nach der Stadt habe zurückkehren ſehen. Daß ſie ſich auf dieſen Sport erſt geworfen haben, als jeder Steh- und Sitzplatz innerhalb und außerhalb der Wagen bis zu den Trittbrettern beſetzt war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Auf die innere Stadt Chicago mit ihrem fabelhaft entwickelten Geſchäftsleben zurückzukommen, werde ich ſpäter Gelegenheit haben. Ich möchte hier nur vorausſchicken, daß alles, was der Leſer jemals darüber gehört haben kann, von der Wirklichkeit übertroffen wird, und daß der gewaltige Eindruck, den dieſer Ameiſenhaufen von Dollarhunters macht, nur verſchärft wird durch den unvermittelten Kontraſt, in dem das elektriſche Licht neben völliger Finſternis, der ſiebzehnſtöckige Rieſenbau neben dem einſtöckigen Holzhauſe, die Cable-Car neben der unpaſſierbaren Straße, der unſchätzbare Reichtum neben dem unnennbarſten Elend, der protzenhafte Luxus neben der abſoluteſten Verlumptheit ſteht. Nur die Frage der öffentlichen Sicherheit will ich hier noch berühren, weil ſie dem am Herzen liegt, der Chicago beſuchen will. Ich habe mich bemüht, dieſe Frage praktiſch zu ſtudieren, indeſſen bin ich zu einem Urteil darüber noch nicht gelangt. Aber folgendermaßen iſt es mir damit gegangen. Als ich am zweiten Abend meines Hierſeins gegen elf Uhr aus dem Hotel ging, fiel mir in derſelben Straße, in welcher das Hotel gelegen iſt, und zwei Blocks von demſelben entfernt, in einer mit elektriſchem Licht erleuchteten Prachtſtraße, das Schaufenſter einer Bar ins Auge, an dem Pilſener Bier empfohlen wurde. Auf dem Trottoir ſtand eine Statue unſeres alten Kaiſers Wilhelm, und das machte mich ſicher, darin auf einen deutſchen Wirt zu treffen. Ich ging alſo hinein und forderte mir eine Flaſche Pilſener. Die verabreichte mir der Barkeeper und hob dann in gutem Münchneriſch alſo zu ſprechen an: „Ich ſehe Ihnen an, daß Sie hier fremd ſind, und da nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihnen den Rat gebe, ſobald wie möglich nach Hauſe zu gehen. Sie befinden ſich hier nämlich in einer ſo verrufenen Gegend, daß ich, der ich ſeit ſieben Jahren hier lebe und ein ſehr ſtarker Mann bin, es niemals wage, ohne Revolver auszugehen.“ — Ich bin zuerſt ſehr geneigt geweſen, den Mann angeſichts des elektriſchen Lichts und der Nähe meines Hotels auszulachen, bis ich mir ſagte, daß er gar kein Intereſſe daran haben konnte, mich von ſeiner Bar hinwegzugraulen. Als ich zu dieſer Einſicht gekommen war, bin ich ſeinem Rat gefolgt, nach Haus gegangen und habe am nächſten Tage von Ortskundigen beſtätigen gehört, daß der Mann recht und mir einen guten Rat gegeben hatte. Noch mehr, ein Mann, der ſich mir ſeitdem als ein gut orientierter und uneigennütziger Führer durch Chicagos Licht- und Schattenſeiten gezeigt hat, ſetzte — wir ſprachen in den Vorräumen des Hotels miteinander, die der Öffentlichkeit angehören und in denen ſtändig gegen zweihundert ſcheinbare Nichtsthuer den Boden beſpucken — hinzu: „Sie können nicht vorſichtig genug ſein. Unter den Menſchen, die Sie hier im Hotel ſehen, ſind ſicher zwanzig bis dreißig der geriebenſten Gauner aller Zeiten und aller Länder, von denen die meiſten ſich ſchon auf das lebhafteſte für Sie intereſſieren. Allerdings ſind hier auch vier Privatdetektives des Palmer Houſe, die für Sie wie für jeden Gaſt beſorgt ſind, und in jeder Etage des Hotels befindet ſich eine Wache, die es unbedingt hören muß, wenn Sie gemordet werden.“ Wem das eine Beruhigung iſt, der mag es dafür nehmen; an der Wahrheit der Thatſachen zweifle ich heut nicht mehr. Zu dem Gefühl einer europäiſchen Sicherheit für Leib und Beſitz bin ich für meine Perſon daher heute noch nicht gelangt; aber ich habe mir geſagt, daß anderthalb Millionen Menſchen nicht zuſammenleben können, wenn die Hälfte davon Mörder, Gauner und Diebe ſind, und daß auch die verrufenſte Straße nicht lange exiſtieren kann, wenn jeder Menſch, der ſie ahnungslos paſſiert, unweigerlich totgeſchlagen wird. So habe ich denn, meiner Pflicht folgend, mich auch in Straßen umgeſehen, aus denen einem Verbrechertum und Laſter entgegenſtinken, und außer entſetzlichen Eindrücken menſchlichen Elends und menſchlicher Verkommenheit habe ich nichts Fühlbares mit hinausgenommen und auch nichts vermißt von dem, was ich mit hineingenommen hatte. Was dem Fremden gefährlich werden kann, iſt nur der unvermittelte Übergang von einer vollkommen einwandfreien in die allerverrufenſte Gegend und der Umſtand, daß alles Studium europäiſcher Phyſiognomien einen hier vollkommen im Stiche läßt. Denn in der ganzen Welt kann es nicht ſo viel Verbrecher geben, wie es hier Geſichter gibt, die wir in Europa als Galgenphyſiognomien anſprechen würden. Das iſt eine Thatſache, die ich nicht verſchweigen kann, trotzdem mir bisher keiner dieſer guten Leute etwas zu leide gethan hat, und ich bin überzeugt, es iſt nicht der Charakter, ſondern es ſind Klima und Lebensbedingungen, die den Geſichtern dieſen Zug beſtialiſcher Brutalität geben. Es würde mich daher gar nicht wundern, wenn ich ſelbſt reif für Caſtans Panoptikum nach Europa zurückkehrte.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

So zog Anna ein auf der Tuifeling, dem berüchtigtſten Raubſchloß der Gegend, „der Mördergruben,“ wie der Chroniſt ſie nennt, wo „Räuber und loſe Leute ſich hielten,“ die, heimlich von Rittern und Fürſten, ja, wie man glaubte, von Otto dem Quaden ſelbſt geſchützt, die Gegend unſicher machten, geſtohlenes Gut gegen andere Gefälligkeiten in Gewahrſam nahmen und ohne Scheu ihr gottloſes Räuberleben trieben.

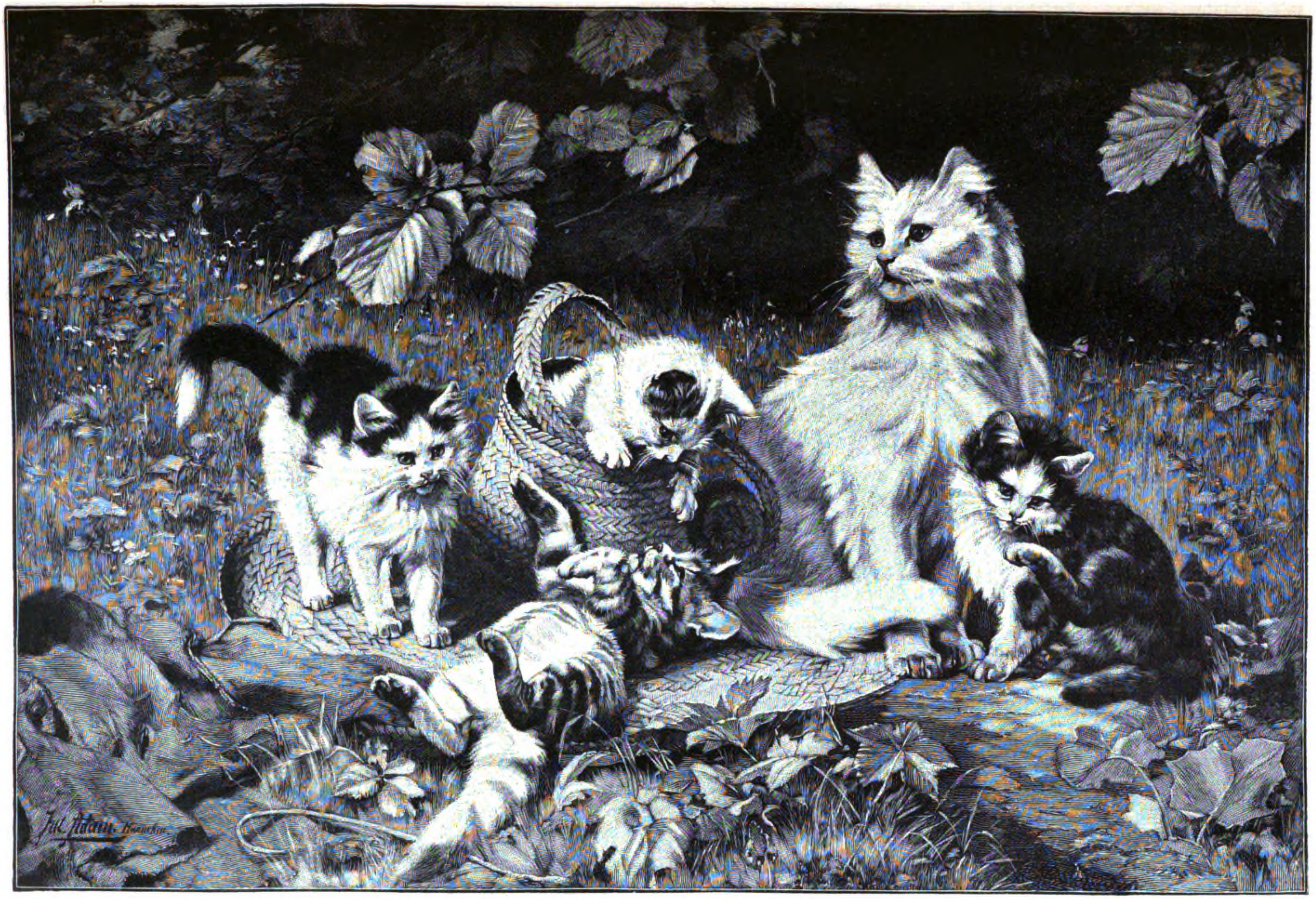
In dem kleinen, im fahlen Dämmerlicht des Morgens doppelt unheimlichen Burghofe ward Anna vom Pferde gehoben. Noch war alles ſtill auf der Burg, nur einige verwegen ausſehende Knechte in vollen Waffen lehnten als Wachtpoſten hier und dort in Ecken und Bogengängen. Während der Hauptmann herbeigerufen wurde, trat Hartinghauſen zur zitternden Anna. „Fürchtet nichts, Jungfrau. Niemand hier wird wagen, Euch anders als mit ſchuldiger Achtung zu begegnen.“

„Ach, Herr,“ flehte Anna, „geſtattet, daß meine Magd zu mir kommt!“

Laut rief der Ritter ſeinem Knecht: „Klaus, die Jungfrau verlangt nach ihrer Magd.“

Der angebliche Schmiedegeſell, der ſicher nicht zum erſtenmale ihn ähnlicher Lage ſich befand, kam mit demütiger Geberde heran. „Herr, zürnt nicht, und auch Ihr nicht, edle Jungfrau. Eure Magd konnte ich nicht bringen. Da ſie auf der Mauer ſtand und ſah, daß ſolche auf der andren Seite ſehr hoch war, und dazu das Waſſer drüben und das Pferd, das ſie beſteigen ſollte, da weinte ſie und getraute ſich nicht. Ihr könnt wohl denken, daß ich beides nicht ſchonte, Bitten nicht, noch Drohungen. Sie aber fürchtete ſich noch mehr und ließ ſich wieder herabgleiten. Im ſelben Augenblick aber ſah ich den Wächter kommen und mußte meiner ſelbſt wahrnehmen. Auch dachte ich, daß ein ſo haſenherziges Geſchöpf der edlen Jungfrau nicht von Nutzen ſein könne.“

„Gut, daß du dich ausweiſen kannſt,“ zürnte der Ritter, „ich hätte dir ſonſt die Ohren abgeſchnitten, du Schuft! — Ihr ſeht, Anna, daß ich keine Schuld an dieſer Sache trage.“



Überall zu Hauſe. Nach dem Gemälde von Jul. Adam.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Das Mädchen wandte ſich mit einer unwillkürlichen Geberde der Verachtung von ihm und zog die Verhüllung feſt um ihr Geſicht.

Indeſſen war Jürgen von der Duſſe, der Hauptmann der im Schloſſe hauſenden Bande, herbeigeſchafft worden. Er war ein verwilderter Geſell, obgleich er einem alten Geſchlecht entſtammte und vornehmer Herren Kriegsmann geweſen war. Dann aus der Heimat vertrieben und geächtet, war er jetzt Hauptmann einer Schar von Ausgeſtoßenen, hatte ſich aber einen Schein von Ritterlichkeit bewahrt, den er hervorſuchte, wenn er mit „ſeinesgleichen“, wie er’s nannte, verkehrte.

„Wen bringt Ihr uns heute, Herr Ritter von Hartinghauſen?“ fragte er, Anna verlegen betrachtend. „Mich dünkt, für ſolch zierliches Vögelchen ſind unſere Käfige hier zu rauh.“

Wolf nahm ihn beiſeite. „Haltet ſie gut,“ ſagte er. „Sie iſt zärtlich erzogen. Wenn Ihr ſie ordentlich haltet, wird ſie bald froh ſein, hier zu bleiben, denn ſie hat keinen Ort, an den ſie entfliehen konnte.“

„Doch nicht eine Nonne?“ Jürgen ſah ängſtlich drein. „Ich thu Euch gern einen Gefallen, Wolf. Aber mit der Geiſtlichkeit möchte ich nichts zu thun haben. Ich habe ſchon einen ſolchen Vogel hier, den uns der Schwichelde gebracht hat. Einer der Art iſt mehr als genug.“

„Nein, nein! Seid ruhig! Ich ſteche ſelbſt nicht gern in ein Weſpenneſt! Gebt ihr jemand zur Geſellſchaft, irgend ein Weib, das ſie bedienen mag, und verwahrt ſie gut, bis ich wieder komme.“

„Wohl, Herr Ritter! — Folgt mir, Jungfrau,“ wandte er ſich an die beiſeit ſtehende Anna. „Es ſoll Euch an nichts fehlen.“ Er führte ſie durch eine feſte Gewölbethür eine Treppe hinauf in ein Zimmer, in welchem ſich nur wenige Möbelſtücke von äußerſter Einfachheit befanden. Das einzige Fenſter war ſchmal und hoch, die Wände weiß getüncht, aber grau von Schmutz und Alter. Eines aber gefiel Anna dennoch an dem kahlen Gemach, es ſchien Einſamkeit und Ruhe zu verſprechen, und die Thür hatte, wie ſie zu ihrem Troſt bemerkte, einen ſtarken Riegel von innen.

„Iſt dies mein Gefängnis?“ fragte ſie den Hauptmann.

„Nicht Euer Gefängnis!“ fiel Wolf Hartinghauſen ein. „Kränkt mich nicht durch ſolche Rede. Jede Freiheit, die Ihr wünſcht, ſollt Ihr genießen, ſo weit Eure eigene Sicherheit erlaubt. Anſtatt Eurer Magd wird Euch eine treue, anſtändige Frau bedienen und vor Eurer Thür ſchlafen, wenn Ihr’s wünſcht. Lebt wohl, Anna. Ich gehe zum Herzog zurück. Wenn Ihr erſt fühlt, daß Ihr hier in Ruhe und Sicherheit ſeid, ſo gedenkt freundlich deſſen, der Euch herführte. In einigen Tagen komme ich, zu ſehen, ob’s Euch wohl geht. Dann laßt Euer Auge freundlicher auf Eurem demütigen Diener ruhen, als in dieſem Augenblick.“

Der Ritter ging. Draußen aber ſagte Jürgen von der Duſſe: „Sie ſcheint ein verſchüchtertes Vögelchen und Euch nicht ſonderlich hold zu ſein, Herr Ritter. Es ſcheint, Ihr habt Euch viel Mühe umſonſt gemacht.“

Mit finſterem Geſicht antwortete der Ritter von Hartinghauſen: „Der Falk wird durch Mangel an Licht gezähmt. Sie wird ſchon kirre werden. Laßt ihr Freiheit, aber laßt ſie nicht entwiſchen. Jetzt aber einen guten Trunk auf den mühevollen Nachtritt! Und ſorgt, daß der Jungfrau ein Morgenimbiß gebracht werde.“

XII.

Als Anna ſich allein ſah, ſetzte ſie ſich auf den hölzernen Schemel an der Wand der Zelle, die ihr zur Wohnung angewieſen war. Verzweifelt und zum Tode erſchöpft legte ſie die gefalteten Hände unthätig in den Schoß. Dicht neben ihr befand ſich die durch einen hölzernen Laden verſchließbare Fenſterluke, die jetzt offen ſtand und das Licht des jungen Morgens einließ. Da hörte ſie den dröhnenden Tritt von Roſſen auf der hölzernen Zugbrücke, und ſie wußte jetzt, er war fort, deſſen Gegenwart ſie am meiſten auf der Welt zu fürchten hatte. Vorſichtig trat ſie an die Fenſteröffnung und blickte hinaus. Sie ſah, daß ihr Gemach ſich in einem der runden Burgtürme befand, und der erſte Blick zeigte ihr, daß an ein Entfliehen von dieſem Orte nicht zu denken war. Kahl und ohne Abſatz fiel die Mauer von ihrem Fenſter nieder, und ebenſo glatt und kahl der felſige Abhang des Burghügels zum Burggraben, über den die wohlbewachte Zugbrücke nach außen führte. Jenſeits des Grabens aber blickte ſie in eine unabſehbare Menge von Baumwipfeln, die ihre zarten, noch unbelaubten Zweige wie ein feines Netz über den glühenden Morgenhimmel zu breiten ſchienen. So weit ſie ſehen konnte Wald, nichts als Wald.

Aus ihren Beobachtungen ward Anna durch Tritte und ein leiſes Klopfen an der Thür aufgeſchreckt. Vorſichtig öffnete ſie. Zuerſt nur ein wenig, als ſie ſich aber überzeugt hatte, daß draußen nur eine erträglich anſtändig ausſehende Frau in mittleren Jahren ſtand, ſtieß ſie die Thür ganz auf. Es war Margareth, das Weib des Thorwarts, und ſie trug ein irdenes Schüſſelchen in der Hand und einen Topf mit dampfender Bierſuppe, die ſie auf den hölzernen, roh gezimmerten Tiſch niederſetzte. Dann trat ſie zurück, verſchränkte die Arme über der Bruſt und betrachtete Anna verwundert. Es war nicht das erſte Mal, daß junge Dirnen auf die Burg geſchleppt worden waren; aber ein Fräulein wie dieſe, ſchön trotz ihrer verweinten Augen, anmutig und zierlich trotz des groben Beghinenkleides, ein Fräulein, das in jeder Bewegung, in jedem Laut der Stimme die feine Erziehung verriet, hatte ſie noch nicht in dieſen Mauern geſehen. Ihr Mitleid regte ſich. Wie wenig paßte ein ſolches Geſchöpf hierher! Was mußte geſchehen ſein, ſie hierher zu verſchlagen!

„Weint nicht, Jungfrau!“ ſagte ſie freundlich. „Es iſt nicht ſo ſchlimm hier, wie Ihr denkt. Niemand wird Euch Leides thun. Nehmt hier den Imbiß, den ich Euch gebracht habe, er wird Euch erquicken nach der böſen Nacht. Nein — ſo hört doch auf, zu weinen! Ich ſage Euch ja, unſer Hauptmann iſt nicht rauh gegen die Weiber!“

Und gutmütig drängte ſie Anna zum Niederſitzen und goß die Suppe in den Napf. Aber Anna aß nicht. Sie faßte beide Hände des gutherzigen Weibes und brach in Thränen aus. Sie hatte es ſo anders erwartet, und ihre Erleichterung war ſo übergroß, daß alle die Angſt und Qual, die ihr Herz zuſammengepreßt hatte, ſich jetzt in einem Thränenſtrom löſte. Das gute Weib ſah ſie verlegen an, dann begann ſie ihr zuzureden. Sie hatte den Takt eines einfachen warmen Herzens, und ihre Worte thaten Anna wohl. Es gelang Margareth, ſie zum Eſſen zu bewegen, und Anna willigte ſogar ein, ſich niederzulegen, wenn ihre Gefährtin verſpreche, das Zimmer vor ihrem Erwachen nicht zu verlaſſen. Margareth rüſtete ihr das Lager, ſo gut ſie es vermochte, dann ſchob ſie den Schemel neben das Bett und ſetzte ſich daneben, ſo daß das erſchöpfte Mädchen ſich beruhigt niederlegte. Anna war gewiß, daß ſie nicht ſchlafen könne, allzu heftig pochte ihr Blut durch Herz und Adern und klopfte laut gegen die Schläfe. Sie heftete die Augen feſt auf Margareths rotbäckiges Geſicht; aber bald ſah dieſe mit ſtiller Befriedigung, daß des Fräuleins Augen größer und größer wurden und ſich der Schleier der Müdigkeit über ſie ausbreitete, bis endlich die Lider darüber ſanken und für eine Zeitlang die Sorgen und die Qualen dieſes Lebens von dem armen Herzen ausſchloſſen.

Anna ſchlief lange. Zuerſt wälzte ſie ſich unruhig umher, dann aber ward ihr Schlaf feſt und ruhig. Ihre junge Natur rächte den Mangel vieler Tage und Nächte. Der Mittag verging, die frühe Abenddämmerung brach herein, und ſie ſchlief noch immer. Da weckte ſie plötzlich der Klang eines Glöckleins, das hell und klar in ihrer nächſten Nähe ertönte. „Was iſt das?“ fragte ſie auffahrend, ohne ſich noch ihrer Lage bewußt zu ſein. „Es läutet von der Burgkapelle zur Abendmette,“ antwortete Margareth, die noch an ihrem Bette ſaß. „Es war nicht immer ſo, das Glöcklein hat lange geſchwiegen. Aber ſie haben einen frommen Mönch eingebracht, der hat's ſo eingeführt, und der Hauptmann läßt ihn gewähren."

„Sagt mir, wo bin ich eigentlich?" frug Anna, jetzt erſt völlig wach.

„Wißt Ihr das nicht?" ſagte Margareth verwundert. „Ihr ſeid auf der Tuifeling."

Anna ſah ſie faſt ſprachlos an, und die Frau fuhr ſchnell fort: „Was ſeht Ihr ſo erſchrocken? Unſere Leute thun keinem ein Leid an, den der Hauptmann unter ſeinen Schutz nimmt. Seid ruhig, es wird Euch niemand Arges thun."

Anna ſchwieg, und der Schall des Meßglöckleins war der einzige Ton, der hell durchs Zimmer ſchallte. Da ſagte ſie: „Sag' mir, gibt es einen Weg zur Kapelle, wo man vor jedermann verborgen hineingelangen kann?"

„O ja, gewiß!" erwiderte Margareth. „Es gibt eine Treppe in der Mauer des Turmes, die von innen hineinführt. Das Schloßvolk geht von außen über den Burghof hinein. Es wird Euch niemand ſehen."

Anna warf einen Blick an ſich hinunter, auf ihre verdrückte Kleidung, ihr beſchmutztes, unordentliches Ausſehen. Sie ſtrich ſich glatt, ſo gut es gehen wollte, ordnete ſchnell ihr Haar und warf den Beghinenmantel um. Die Kapuze zog ſie feſt über ihr Geſicht. Dann trat ſie hinaus auf den dunklen Gang und kam, von Margareth geführt, durch eine kleine Seitenpforte in die Kapelle hinein.

Es war ein düſteres kellerhaftes Gewölbe. Vor Zeiten, als die Burg einem Landesherrn gehört hatte, war es ein kleiner wohlgepflegter Haustempel geweſen; ſeit ſie nach verſchiedenen Eroberungen und Zerſtörungen von ihren jetzigen Bewohnern wieder aufgebaut worden war, hatte man alle Sorgfalt auf die Wiederherſtellung der Mauern, Türme und ſonſtigen Befeſtigungen verwandt, das Innere aber natürlicherweiſe vernachläſſigt, und vollends hatte niemand daran gedacht, die Kapelle würdig herzurichten. Befleckt und beſchmutzt hing die Altarbekleidung über dem hölzernen Altar, der all ſeines koſtbaren Schmuckes längſt beraubt war; die Wände waren feucht und zum Teil zerfallen, und ein dumpfer Modergeruch erfüllte den engen Raum. Aber die ewige Lampe brannte und warf ihre rötlichen Strahlen auf ein verblichenes Muttergottesbild, ſo doch Zeugnis von dem heiligen Gebrauch des Ortes ablegend. Wenig war's, was Anna in dem Dunkel wahrnehmen konnte. Hier und da kniete eine dunkle Geſtalt in einem der Betſtühle, nirgends ein Weib. Als ſie aber ihre Blicke dem Altar zuwandte, wo die Strahlen der heiligen Lampe auf die ehrwürdige Geſtalt des adminiſtrierenden Mönches fielen, da hatte ſie Mühe, den Schrei zu unterdrücken, der ſich auf ihre Lippen drängte. Denn es war Bruder Lorenz, der vor dem Altar ſtand, und deſſen treue wohlbekannte Stimme die heiligen Gebete vorlas.

XIII.

Vier Wochen waren verfloſſen ſeit Annas Verſchwinden, da ſaß am Fenſter des Wohnzimmers im Dammeſchen Hauſe zu Braunſchweig Barbara und blickte zum Egidienturm hinauf, um deſſen Spitze die erſten Schwalben in auf- und niederwiegendem Fluge ihre Heimkehr zum lieben deutſchen Vaterland feierten. Sie ſah nicht ſo friſch und rüſtig aus, wie ehedem; ſie war alt geworden, und ihr Geſicht trug einen Zug des Grams. Wie gar kurz war doch die Beruhigung geweſen, der ſie ſich unmittelbar nach Annas Flucht hingegeben hatte! Kaum eine Stunde, nachdem ſie ſelbſt zurückgekehrt und ihren Platz am Bette ihres Pfleglings eingenommen hatte, war ſie durch Brigittes Rückkehr aus allen ihren Himmeln geriſſen und der qualvollſten Sorge hingegeben worden.

Mit der Frühe des Morgens durchlief die Nachricht von Annas Verſchwinden die Stadt. Die Herren des Rats kamen zuſammen, der Schließer ward vernommen, ſein Weib vorgeführt, der Ort unterſucht, aber nichts ließ ſich entdecken. Fenſter und Thüren waren geſchloſſen, die Fußtritte im unergründlichen Schmutz untergegangen. So war's denn ganz im Geiſte der Zeit, eine dämoniſche Entführung anzunehmen. Solche Dinge waren ſchon ſonſt an ſolchen geſchehen, die unnatürliche Verbrechen begangen hatten. An der Thatſache war jedenfalls nichts zu ändern — Anna war fort und blieb fort. Vielen unter den Herren erſchien es auch als die erwünſchteſte Löſung des inneren Zwiſtes, in dem ſich ihr Gerechtigkeitsgefühl gegenüber der Freundſchaft für Herrn Kurt und ihrer Abneigung, eine Tochter der Geſchlechter zum Schauſpiel für das Volk gemacht zu ſehen, befunden hatte. Eine Zeitlang war von nichts anderem die Rede, als von dem geheimnisvollen Verſchwinden der Verbrecherin, denn ihre Schuld galt jetzt jedermann für erwieſen. Die Weiber ſchlugen ein Kreuz, wenn ſie am Stadtgefängnis vorübergingen, und die Mönche warnten doppelt eifrig vor dem Böſen und ſeiner Macht und boten doppelt angelegentlich Amulette und Reliquien feil als beſte Schutzwehr dagegen. Mit der Zeit aber traten andere Ereigniſſe in den Vordergrund des Intereſſes. Nur in Barbaras Herzen lebte die Sorge fort um ihr geliebtes Kind und zehrte an der treuen Alten.

Als ſie jetzt am Fenſter ſaß und ſinnend hinausſah, ruhte ungenutzt die Spindel in ihrer Hand. Die Sonne ſchien warm ins Fenſter und ſpielte auf Hennings braunen Locken, der in Herrn Kurts großem Lehnſeſſel bleich und offenbar atemlos, dennoch aber mit einem Zug wiederkehrender Lebenskraft in dem abgezehrten Geſicht, ruhte. Ein Seufzer aus ſeinem Munde ließ Barbara aufblicken.

„Seht Ihr," ſagte ſie, „ich hab's Euch ja geſagt, Herr Henning. Eure Kraft iſt noch nicht weit her. Ein paar Schritte ermüden Euch!"

„Nicht ſo ſehr wie geſtern," antwortete Henning. „Noch ein paar Tage, und ich werde im Sattel ſitzen."

„Morgen noch nicht!" meinte Barbara. „Aber was wollt Ihr im Sattel? Wollt Ihr Eurer Vaterſtadt Valet ſagen?"

Henning wurde rot. „Mein Platz iſt nicht hier," ſagte er, „wo man meine Geſpielin Anna austrieb."

„So nehmt mich mit," ſeufzte die alte Frau. „Auch mir iſt die Stadt verleidet. Was ſoll ich hier, wenn auch Ihr nicht mehr hier ſeid? — Wo ſind ſie alle geblieben, die mir lieb waren?" Barbara fing bitterlich an zu weinen.

Henning ſah ſie in großer Verlegenheit an. „Ich bin Euch vielen Dank ſchuldig, gute Frau," ſagte er. „Hätte ich ein Haus, Ihr ſolltet einen Platz darin finden. So aber kann ich nicht ruhen, Barbara, bis ich meinen Ohm und Wohlthäter erledigt habe. Und dann — ja, dann will ich Anna ſuchen. Und ich will ſie finden, Barbara, und will um ſie werben mit allem Fleiß, und ſie ſoll an meinem Herd ſitzen und alles Kummers vergeſſen. Und wehe alsdann einem jeden, der ſie des Mordes zeihen wird!"

„Ach, Herr Henning, Ihr vergeßt! Wenn ſie zurückkehrt, ſo fällt ſie dem Urteil des Rats anheim."

„Deshalb ſoll zuvor ein ander Regiment in Braunſchweig ſein! Wir wollen Herzog Ottos Tücke damit beantworten, daß wir den rechten Herzog zurückrufen! Nur Kraft, Barbara!" rief er aus und ſtreckte ſeine mageren Arme, als wollte er ihre Stärke erproben.

Beide ſchwiegen eine geraume Zeit. Dann ſprach Barbara: „Wenn Ihr aus Braunſchweig geht, will auch ich nicht länger hier weilen, ſondern mich nach Wolfenbüttel zu meinem Bruder aufmachen. Er iſt ein redlicher Mann, wenn er auch einem unredlichen Herrn dient. Eine alte Frau, wie mich, wird niemand anfechten. Wenn Anna in Wolfenbüttel iſt, ſo will ich ſie finden, wenn ſie nicht unter der Erde iſt. Wo nicht, ſo kann ich doch Herrn Kurt nahe ſein und, will's Gott, ihm Handreichung thun. Auch kann ich dem Hartinghauſen aufpaſſen, der die Hand im Spiele hat, wo mich nicht alles trügt."

Henning nickte. „Auch iſt noch ein Zweck dabei," ſagte er. „Ihr könnt mir in Wolfenbüttel ſehr wohl dienen. Eine vertraute Perſon, die zwiſchen Herrn Kurt und mir verkehrt, mag von großem Nutzen ſein."

Henning ſchwieg. Barbara ſah ihn an und ſagte: „Aber ſeht, Herr Henning, Ihr zittert, und Euer Geſicht glüht wie im Fieber. So geht's nimmermehr! Ihr müßt Euch mehr ſchonen und Euren Kräften nicht auf einmal zu viel zumuten. Denkt doch, daß alles, was wir für Anna thun können, allein von Eurer Geneſung abhängt! Legt Euch nieder — ſo — und trinkt ein wenig von dem ſtarken Wein, den Herr Kurt aus Ungarn einführte. Noch ſind die Keller wohlgefüllt. Ach, möchte der gute Gott verleihen, daß der Wein bald wieder zu fröhlicherer Gelegenheit fließt!"

Vierzehn Tage ſpäter öffnete der brummige Thorwart die Seitenpforte des Petrithors, um einige Reiter hinaus zu laſſen. Es war Henning Vechelde mit dem jungen Peter und Barbara, gekleidet wie die Bäuerinnen der Zeit, von Wieprecht geleitet, der den Bauernkittel über dem Lederwams trug und ihr Pferd führte. So hoffte ſie unbeanſtandet in Wolfenbüttel eingelaſſen zu werden.

Als ſie das Stadtthor hinter ſich gelaſſen hatten, ſah ſich Barbara um. Wie lange war's, daß ſie nicht in Gottes freier Natur ſich umgeſchaut hatte! Die grünen Wieſen im Schmuck der erſten Frühlingsblumen, der dunkle Wald, der ſie umkränzte, das frohe Geſchwätz der Vögel in den Büſchen, der flatternde Flug der Kiebitze mit ihrem ängſtlichen Warnungsruf und darüber die lachende Aprilſonne, die alles in Licht tauchte, aus jedem Tautropfen blitzte, jeden Waſſerlauf in flüſſiges Silber verwandelte, das alles ſchien Barbara überaus lieblich zu ſein. „Wie ſchön!" rief ſie, entzückt von all der Frühlingsherrlichkeit.

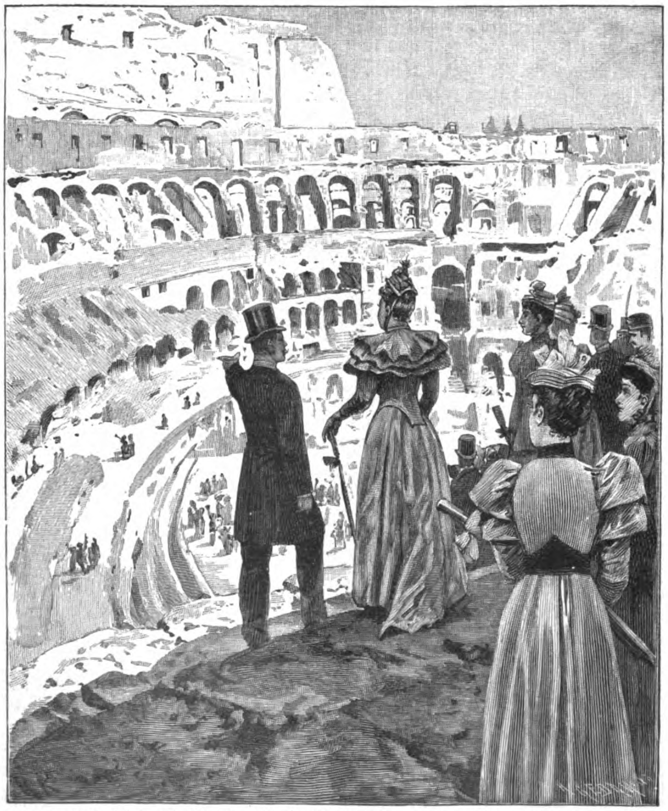
„Ja wohl," ſagte Hennig, „es iſt ſchön. Wenn Fürſten und Völker in Einigkeit lebten, wenn jeder Stand friedlich ſeiner angeerbten Hantierung nachginge, wie herrlich würde unſer deutſches Vaterland ſein! Dann möchte ich's nicht vertauſchen gegen Italiens Rebengelände, gegen ſeine blauen Berge und ſein ſonnenbeſchienenes Meer. Aber es ergrimmt mich, Barbara, zu denken, daß die Saaten hier zertreten ſein werden, ehe ſie zur Ernte kommen, daß der Krieg die Häuſer mit Feuer verzehren, das Vieh forttreiben wird, daß der Herbſt in Trümmern finden wird, was der Frühling gebaut hat. Und daß es nicht fremde Feinde ſind, die wir mit gutem Gewiſſen und friſchem Mut niederſchlagen möchten, wie es tapferen Leuten ziemt, nein, Fürſten, die ihre eigenen Völker, Herren, die ihre Diener, Brüder, die ihre Brüder verzehren. Sind's Männer, Barbara, oder ſind es Kinder, die in kindiſchem Übermut zerſchlagen, was ſie eben gebaut haben? — Wann wird ſolche Schmach aufhören?"

So ritten ſie eine Zeitlang neben einander, ihre Gedanken austauſchend. Dann ſchüttelten ſie ſich die Hände, und jedes zog ſeine Straße. Barbara nach Süden, von Wieprecht geleitet; Henning ſchlug die nördliche Straße ein, die über Celle nach Lüneburg führte, und ſein Rößlein ſchritt kräftig aus, ſo daß Peter Mühe hatte, Schritt mit ihm zu halten.

(Fortſetzung folgt.)

Von der Kaiſerfahrt nach Italien.

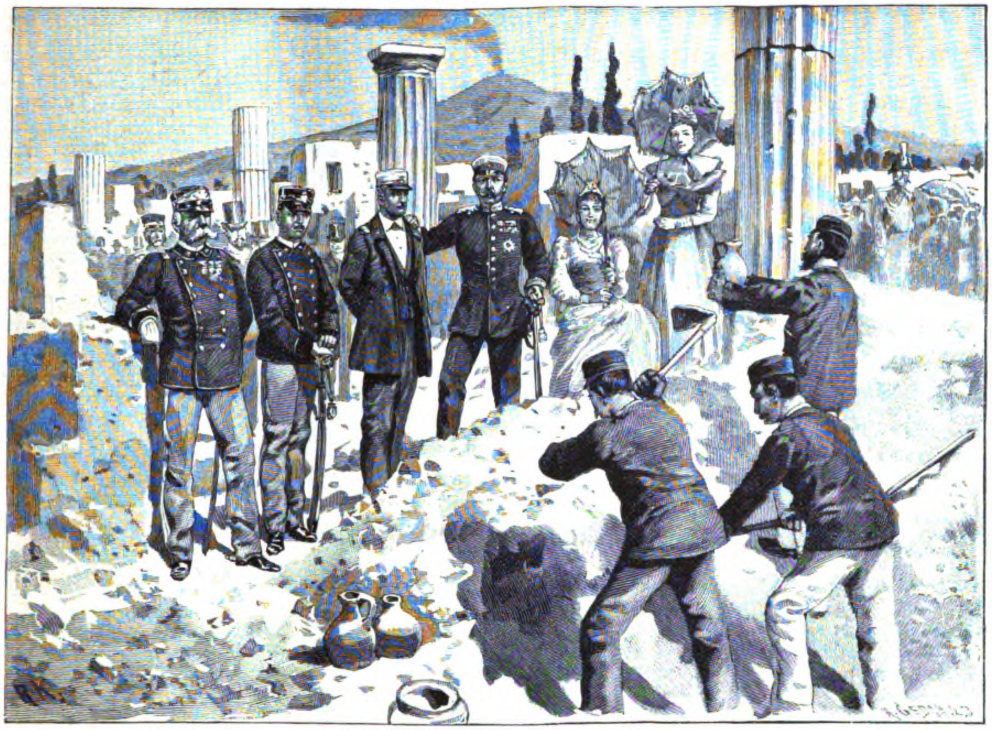
Die großen Feſtlichkeiten bei fürſtlichen Beſuchen haben überall ein konventionelles Gepräge. Das Einzelne mag ſich an der Newa anders geſtalten als an der Spree, an der Themſe anders als an der Tiber, der Zuſchnitt des Ganzen bleibt ſehr ähnlich: Empfänge, Diners, Bälle, Galavorſtellungen, Truppenſchau und Flottenrevue kehren unweigerlich wieder. Sie fehlten auch bei dem Beſuch, den das deutſche Kaiſerpaar zur Feier der ſilbernen Hochzeit des Königs Humbert und der Königin Margarita in Italien abſtattete, nicht, nur daß ſie hier verſchönt und aus dem gewöhnlichen Maß herausgehoben wurden durch die Herzlichkeit der Beziehungen beider Herrſcherfamilien zu einander und durch die begeiſterte Teilnahme aller Schichten des italieniſchen Volkes. — Aber die Italienfahrt brachte unſerem Kaiſerpaar doch mehr, denn jene übliche Miſchung von repräſentativen Feſten, ſie bot Anregungen, wie eben nur Italien, das Land einer alten, an geſchichtlichen Erinnerungen, an künſtleriſchen Gaben überreichen Kultur ſie zu bieten vermag.



Von der Kaiſerfahrt nach Italien: Die deutſche Kaiſerin mit ihrem Gefolge beſucht das Koloſſeum in Rom. Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet.

Dem Kaiſer war Rom nicht mehr fremd, wohl aber ſah die Kaiſerin zum erſtenmale den blauen Himmel Italiens, der während der Feſttage im herrlichſten Glanz ſtrahlte, und die ewige Stadt. Es war darauf von vornherein in dem Programm der Reiſe Rückſicht genommen; das iſt keine Kleinigkeit, wenn man die endloſe Reihe der offiziellen Veranſtaltungen kennt, welche bei derartigen Gelegenheiten die körperlichen und geiſtigen Kräfte der hohen Herrſchaften faſt über Gebühr in Anſpruch nehmen. Aber es gelang doch, dem ausgeſprochenen Wunſch der Kaiſerin gemäß, Zeit zu einer eingehenden Beſichtigung faſt aller Kunſtſchätze Roms und der wichtigſten Baudenkmäler ſeiner gewaltigen Vergangenheit zu gewinnen. Wie die hohe Frau bei dem Beſuch im Vatikan — wir wurden demſelben bereits durch eine Darſtellung in der Beilage zu Nr. 34 gerecht — unter ſachverſtändiger Führung die Meiſterwerke der Renaiſſance bewundern konnte und die Räume der berühmten Bibliothek des Papſtpalaſtes durchwanderte, ſo ſah ſie auch die denkwürdigſten Stätten des alten kaiſerlichen Rom. Einer ihrer erſten Beſuche galt dem Forum und dem Koloſſeum, und ihr Verweilen in dem letztgenannten Rieſenbau hat unſer Zeichner wiedergegeben. Dr. Hülſen vom deutſchen archäologiſchen Inſtitut in Rom hatte die Ehre, der hohen Frau die notwendigen Erläuterungen zu geben. Er wird berichtet haben von den ungeheuren Abmeſſungen des Baues, deſſen Umfang 524, deſſen Höhe 48 Meter beträgt und der 87 000 Zuſchauer zu gleicher Zeit in ſeinen vier Stockwerken faſſen konnte, von den großartigen maſchinellen Vorrichtungen und den Tierbehältniſſen in den unterirdiſchen Räumen, von den rieſigen Velarien, welche

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



König Humbert. Herzog der Abruzzen. Königin von Italien.
Kronprinz von Italien. Der deutſche Kaiſer. Kaiſerin Auguſte Viktoria.

Von der Kaiſerfahrt nach Italien: Bei den Ausgrabungen in Pompeji. Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet.

ſich zum Schutz gegen die Sonnenſtrahlen über die Säulenhallen ausſpannen ließen. Er wird berichtet haben, daß Kaiſer Veſpaſian das Koloſſeum zu erbauen begann und Kaiſer Titus es um das Jahr 80 n. Chr. vollendete — er wird berichtet haben von den Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen, deren Schauplatz das Koloſſeum war, aber auch von dem Martyrium der erſten Chriſten, die der Tradition nach hier ihrer Glaubenstreue zum Opfer fielen. Wer je in der Siebenhügelſtadt weilte, kennt die Fülle der Erinnerungen, die der Beſuch der überwältigenden Trümmerwelt in jeder Seele weckt.

War die Kaiſerin allein, nur von den Damen ihres unmittelbaren Gefolges begleitet, zu den hiſtoriſchen Stätten Alt-Roms gewandert, ſo wohnten auch der Kaiſer und die königliche Familie den Ausgrabungen bei, die am 29. April zu Ehren der fürſtlichen Gäſte während des Beſuchs von Pompeji vorgenommen wurden.

Hatte ſchon die Bevölkerung von Rom dem deutſchen Kaiſerpaar ſtürmiſche Huldigungen dargebracht, ſo ſteigerten ſich dieſelben bei dem lebhaften Charakter der Süditaliener bis ins Ungemeſſene. Augenzeugen berichten, daß längs der ganzen Bahnſtrecke von Neapel nach Pompeji, an allen Straßenübergängen, auf allen Dächern und Mauern Tauſende und Abertauſende, Bauern und Bürger, dem Zuge entgegenjubelten. Unmittelbar aus dem flutenden Leben der Gegenwart traten die hohen Herrſchaften in die Gräberſtadt, von den Profeſſoren, welche die Ausgrabungen leiten, am Eingang bewillkommnet. Man beſuchte — die Herren zu Fuß, die Damen teilweiſe in Sänften — die Baſilika, den Apollotempel, das Forum, die Bäder, das Haus des Faunus, die ſogenannten Gladiatorenhäuſer — dann begannen die Ausgrabungen. Das Glück wollte, daß dieſelben vom ſchönſten Erfolg begleitet waren: nach kurzer Arbeit zeigten ſich bereits die Kanten eines Marmortiſches, der ſich allmählich aus Schutt und Aſche ganz herausſchälte. Die Kaiſerin hatte ſich erhoben und ſchaute mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Fortſchritten der Arbeiter zu, die emſig weiter ſchaufelten und nacheinander eine ſchöngeformte Terrakottavaſe, einen erzenen Dreifuß, ein Schloß und eine Anzahl kleinerer Thongefäße ans Tageslicht brachten. Faſt anderthalb Stunden nahmen die Ausgrabungen in Anſpruch, dann ſchritten die Herrſchaften nach den Thermen, um hier in einem Pavillon ein Frühſtück einzunehmen — ein ganz modernes Frühſtück inmitten der untergegangenen Stadt, angeſichts der Ruinen von menſchlichen Wohnſtätten, die im Jahre 79 n. Chr. unter der faſt ſechs Meter hohen Aſchenſchicht, welche der Veſuv über ſie ausgeſchüttet, vergraben wurden, um erſt nach ſiebzehnhundert Jahren allmählich wieder ans Licht des Tages gezogen zu werden. Mit einer leichten Rauchwolke grüßend aber ſchaute der alte Miſſethäter Veſuv hinüber zu der erlauchten Geſellſchaft, vor deren Augen ſich bald wieder das unvergleichliche Panorama des Golfes von Neapel und die feſtlich geſchmückte Stadt breiteten. Dort, unter den Trümmern von Pompeji, ein Spiegelbild der Zeit der alten römiſchen Herrlichkeit, die in der Niederwerfung der Germanen eine ihrer ſchwerſten Aufgaben ſah, verſunken und begraben — hier das junge, in kräftiger Entwickelung ſchaffende Königreich Italien, deſſen rot-weiß-grüne Flagge mit dem Savoyerkreuz von den ſtolzen Panzern der Flotte dem deutſchen Kaiſer, dem verbündeten Monarchen, froh entgegenflatterte.

Sprüche von J. Trojan.

An einen Gottesleugner.

„Es iſt kein Gott!“ ſagſt du; ich will nicht zanken
Mit dir, daß dir das Bitten fern,
Doch wenn du keinen guten Herrn
Weißt über dir — wem willſt du danken?

Der andere Tag.

Was dir das Schickſal bringen mag,
Denk’, o denk’ an den andren Tag,
Was der wohl fordern wird oder geben,
Und daß ein Tag nur iſt das Leben.

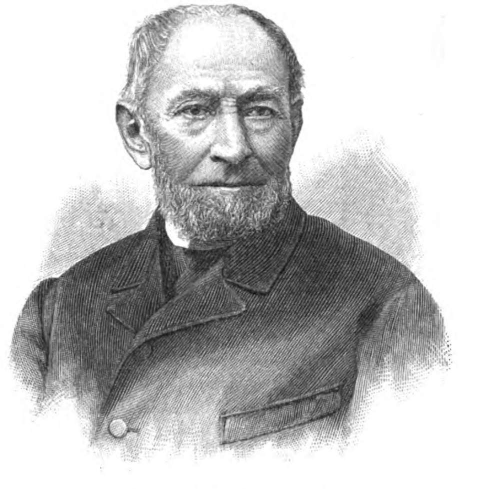
Friedrich Gottlob Keller,

der Erfinder des Holzſchliffpapieres.

In dem allen Beſuchern der Sächſiſchen Schweiz wohlbekannten, idylliſch am Elbſtrome gelegenen Dörfchen Krippen wohnt in ſtiller Zurückgezogenheit, reich an bitteren Lebenserfahrungen und herben Enttäuſchungen, ein Erfinder, deſſen Verdienſte erſt in der neueren Zeit recht gewürdigt worden ſind, obwohl er ſeine bedeutungsvolle Erfindung ſchon vor einem halben Jahrhundert gemacht hat, und obwohl dieſelbe bereits ſeit Jahrzehnten in allen Kulturſtaaten der alten und neuen Welt gewinnbringend ausgenützt wird.

Es iſt dies Friedrich Gottlob Keller, der Erfinder des „Holzſtoffes," der „Vater und Schöpfer der Holzſtoffinduſtrie."

Keller wurde am 27. Juni 1816 in Hainichen, der bekannten ſächſiſchen Gellertſtadt, geboren, wo er in der ſchlichten Stadtſchule einen einfachen Elementarunterricht erhielt. Als ſeine Schulzeit beendet war, hatte er den ſehnlichſten Wunſch, eine Gewerbeſchule zu beſuchen; aber die ärmlichen Verhältniſſe ſeiner Eltern zwangen ihn, ſich dieſen Wunſch zu verſagen, und dem Willen ſeines Vaters folgend, erlernte er deſſen Handwerk, die Weberei und Blattbinderei. Unabläſſig aber benutzte der lernbegierige und geweckte Jüngling jede freie Stunde und jede Gelegenheit, ſich weiter fortzubilden. Angeregt durch die Lektüre naturkundlicher und technologiſcher Schriften, regte ſich ſchon frühzeitig in ihm der Erfindungstrieb, und ohne gründliche Kenntnis in der Mechanik zu beſitzen, befaßte er ſich acht Jahre lang damit, das Problem des Perpetum mobile zu ergründen. Durch einen Artikel aus „Leuchs polytechniſchem Journal" wurde ſein reger Geiſt darauf hingelenkt, daß die Papierfabrikation eines Erſatzſtoffes für die Lumpen immer dringlicher bedürfe. Dieſer Gedanke bewegte ihn nun jahrelang, und als er eines Tages durch zufällige Beobachtung eines Weſpenſchwarmes die Wahrnehmung machte, daß die Weſpen das Material zu ihrem papierähnlichen Baue den Holzfaſern fauliger Schindeln entnahmen, war ihm der Weg zu einer Erfindung gezeigt, die für die Papierfabrikation eine epochemachende Bedeutung erlangen ſollte. Mit Eifer und zäher Ausdauer verfolgte er nun die Idee, einen Holzfaſerſtoff zu gewinnen, der ſich zur Herſtellung des Papieres eigne, und nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm 1843, durch Schleifen des Holzes auf einem naſſen Schleifſtein ein Material zu erzielen, daß dieſer Anforderung zweifellos entſprach.



Friedrich Gottlob Keller.

Die erſte Probe des neuen Holzpapieres, ſowie ein Teil des Weſpenneſtes, das den Anlaß zu dieſer wichtigen Erfindung gegeben hatte, befinden ſich noch im Beſitze des Erfinders. Auf der Wiener Weltausſtellung waren dieſe hiſtoriſchen Gedenkſtücke unter Glas und Rahmen zur Schau geſtellt, und auch auf der diesjährigen Chicagoer Weltausſtellung ſollen dieſe „Reliquien Kellers" auf Veranlaſſung des „Chicago Paper Trade Klub" entſprechende Verwendung finden.

Nachdem Keller auf einer eigens konſtruierten äußerſt primitiven Handpreſſe achtzig Bogen Holzpapier hergeſtellt hatte, ſuchte er ſeine Erfindung in größerem Umfange praktiſch auszunützen und pachtete zu dieſem Zwecke die Papiermühle zu Kühnheide im Erzgebirge. Wenige Wochen danach wurde der Beſitzer der Papiermühle bankerott, und nur durch die Hilfe guter Freunde wurde es Keller, der durch dieſen Bankerott ſeine von ihm geſtellte Kaution verlor, ermöglicht, die Mühle käuflich zu erwerben. Aber die beſchränkten Betriebsmittel machten es ihm unmöglich, ſeine Erfindung durch eine verbeſſerte Einrichtung der Holzſchleiferei gewinnbringend zu geſtalten, und da er nirgends Unterſtützung fand, wäre ſeine Erfindung beinahe ganz in Vergeſſenheit gekommen. Da führte ihn 1846 das Schickſal mit Heinrich Völter, dem techniſchen Leiter der Bautzener Papierfabrik, zuſammen. Völter erkannte mit ſcharfem Blick den Wert der Erfindung und ſchloß mit Keller einen Vertrag ab, nach welchem er Keller für die Mitteilung des Erfindungsgeheimniſſes 700 Thlr. zuſicherte. Völter verpflichtete ſich ferner, die Patente auf ſeine Koſten zu erwerben, und Keller blieb Mitinhaber derſelben mit der Beſtimmung, daß er die Hälfte des aus der Erfindung zu erzielenden Gewinnes erhalten ſollte. Überdies hatte er noch das Recht, die Erfindung in ſeiner eigenen Papiermühle auszunützen.

Völter übernahm hierauf in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder die elterliche Papierfabrik zu Heidenheim in Württemberg und ſuchte nun die Erfindung durch Herſtellung praktiſcher Schleifzeuge zu verwerten. Aber die Erfindung begegnete faſt überall dem Mißtrauen der Papierfabrikanten, und als nach Verlauf von fünf Jahren die Patente abliefen, hatte Völter noch keinerlei Nutzen aus denſelben gezogen. Kellers raſtloſe Thätigkeit war gleichfalls ohne Erfolg geblieben. Völter wünſchte, daß Keller auch fernerhin an der Ausnützung der Patente Anteil haben ſollte, ſtellte aber die Bedingung, daß er die Koſten der Patenterneuerung anteilig tragen ſolle. Keller konnte dieſem Anſuchen nicht nachkommen, und ſo löſte ſich ſein Vertrag mit Völter, der ihm aber die Zuſage machte, ſeiner zu gedenken, „wenn das Glück ihm erblühen ſolle."

Völters weitere Bemühungen waren mit reichem Erfolg gekrönt. Seine „Holzzeuge", denen Kellers urſprüngliche Idee zu Grunde liegt, fanden ſpäter dankbare Aufnahme, und die Holzſchleiferei, ohne deren „Holzſchliffſtoff" die Papierfabrikanten dem rieſenhaft geſteigerten Bedarf an Papier unmöglich mehr genügen könnten, entwickelte ſich zu einem hochbedeutſamen Induſtriezweige. Zählt man doch gegenwärtig auf der ganzen Erde an tauſend Holzſchleifereien, die jährlich weit über 100 Millionen kg Holz verarbeiten.

Dem Begründer dieſes Erwerbszweiges aber erblühte das Glück nicht. In äußerſt bedrängte Verhältniſſe geraten, mußte Keller 1853 ſein Beſitztum verkaufen. Einige Zeit darauf ließ er ſich in ſeinem jetzigen Wohnort Krippen nieder, wo er eine mechaniſche Werkſtatt begründete, die ihm viel Sorgen und Mühen, aber wenig Gewinn erbrachte.

Wohl wurden dem Erfinder in Anlaß ſeiner verdienſtvollen Erfindung verſchiedene ehrenvolle Unterſtützungen zu teil, aber es war ihm damit in ſeiner bedrängten Lage immer nur vorübergehend geholfen. Bei Gelegenheit der Verlängerung des amerikaniſchen Patents wurde ihm von ſachkundigen Freunden eine Abfindungsſumme von 4000 Thlr. ausgewirkt. 1870 erhielt er von einer größeren Zahl Papierfabrikanten eine Ehrengabe von 4800 Mk., und der Verein deutſcher Holzſtofffabrikanten überreichte ihm 1881 unter Ernennung zu ſeinem Ehrenmitgliede eine Doſe mit 3000 Mk. Inhalt in Gold.

Auch durch ſonſtige Auszeichnungen wurde „Papa Keller" erfreut. Auf der künſtleriſch ausgeführten Adreſſe, welche die deutſchen Holzſtofffabrikanten dem Fürſten Bismarck zur Feier ſeines 70. Geburtstages überreichten iſt Keller als Zwerg dargeſtellt, der den Bau der Weſpen beobachtet. Der Gewerbeverein der Vaterſtadt Kellers ernannte ihn „in Anerkennung ſeiner bedeutungsvollen Erfindung" zu ſeinem Ehrenmitgliede.

Neuerdings iſt für Keller, der nun im 77. Lebensjahr arbeitsmüde und arbeitsſchwach und faſt mittellos daſteht, und dem „des Schickſals harte Steine des Lebens materielle Unterlagen vollſtändig zerfaſert und zerſchliſſen haben," eine größere Sammlung im Werke, an der ſich nicht nur die Holzſchleifer und Papierfabrikanten des In- und Auslandes, ſondern vor allem auch Zeitungsredaktionen beteiligen, und die bis jetzt eine beträchtliche Summe ergeben hat. Es ſteht darum zu hoffen, daß dem bedrängten „Papa Keller", dem Begründer einer blühenden Induſtrie, nicht nur ſein mit Schulden belaſtetes Heim erhalten bleiben, ſondern daß es ihm auch beſchieden ſein wird, ſeinen Lebensabend ſorgenfrei beſchließen zu können.

E. R.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Gut nur, daß es Sommer iſt, und der kalte Waſſerſtrahl, mit dem der blumenkundige Pater von der Höhe des Altans herab dem dienenden Bruder unten im Hofe das kahle Haupt begießt, keinen anderen Schaden hervorrufen wird, als daß die Küche etwas länger auf das kleingehackte Holz warten muß. A. Kraus hat die heitere Situation der „unfreiwilligen Abkühlung“ mit gutem Humor behandelt.

Die Familie Miez hat merkwürdigerweiſe die Künſtler ſtets beſonders gereizt, mehr ſogar denn der Hund; die Kunſtgeſchichte kennt eine ganze Reihe bekannter, ja berühmter Katzenmaler, von den Niederländern Breughel und Teniers über den Schweizer Gottfried Mind, den Katzenrafael, der nichts wußte und nichts kannte, als nur die ſeinen einzigen Umgang bildenden Katzen zu malen, bis zu den modernen Freunden des klugen Haustieres. Henriette Ronner in Belgien, Coulдery, Walter Hunt und Wain in England, in Deutſchland endlich Julius Adam ſind z. B. die gefeiertſten Katzenmaler. Die Familie Miez, welche der letztere uns in ſeinem „Überall zu Hauſe“ zeigt, beweiſt, mit welcher liebevollen Sorgfalt er die graziöſen Vierfüßler wiedergibt.

Die Zeichnung „Veſtalinnen“ verdanken wir Profeſſor Alexander Wagner; ſie iſt eine Studie für das figurenreiche Panorama des alten Rom „Einzug Konſtantins“, welches der aus Ungarn ſtammende, ſeit Jahren an der Münchener Kunſtakademie als Lehrer thätige Künſtler in Gemeinſchaft mit dem Architekten J. Bühlmann ſchuf.

Univerſitäten.

Über die Berufskreiſe, denen die Studierenden an preußiſchen Univerſitäten entſtammen, hat Prof. Conrad-Halle eingehende Ermittelungen angeſtellt. Danach ſtudierten vom Winterſemeſter 87/88 bis Sommerſemeſter 90 auf unſern Hochſchulen 12790 reichsangehörige junge Männer; von dieſen hatten die meiſten, nämlich 2198, Kaufleute — die nächſtmeiſten, 1981, Induſtrielle und Handwerker zu Vätern; von 1849 Studierenden waren die Väter Beamte ohne akademiſche Bildung, von 1613 ſelbſtändige Landwirte, 1099 Lehrer ohne akademiſche Bildung, 890 Geiſtliche, 888 Staats- und Kommunalbeamte mit akademiſcher Bildung und Rechtsanwälte, 471 Ärzte, 416 Lehrer mit akademiſcher Bildung, 351 Rentiers ꝛc. 58% der ſtudierenden Söhne von Geiſtlichen ſtudierten Theologie; im übrigen waren die Väter von 33% aller evangeliſcher Theologen Beamte und Lehrer ohne akademiſche Bildung, etwa 14% Bauern, 13% Induſtrielle und Handwerker, 6% höhere Beamte. Von den Juriſten waren 11,5% Söhne höherer Beamter (im ganzen 29% akademiſch gebildeter Väter), 11% von Subalternbeamten und Volksſchullehrern, 6% von größeren Gutsbeſitzern, 9,5% von Bauern, 18,5% von Kaufleuten. Von den Medizinern waren 7,5% Söhne von Ärzten, je etwa 20% ſtammten von akademiſch gebildeten Vätern und von kleinen Beamten und Lehrern, 38% von Kaufleuten, Handwerkern und Induſtriellen. Von der philoſophiſchen Fakultät gehörten ebenfalls ca. 38% der letzteren Kategorie an, 23% ſtammten von akademiſch gebildeten Vätern, 23,5% von kleinen Beamten und Lehrern.

Altertumskunde.

Man hat viel darüber gegrübelt, wie die Ägypter die unterirdiſchen Gräber erleuchteten, um jene Wandmalereien, deren Anſchaulichkeit und Friſche heute noch unſer Staunen erregt, herzuſtellen. Hätten Fackeln dazu gedient, ſo müßte man Rauchſpuren finden, die aber ganz fehlen — kurz einzelne Forſcher berührten bereits die Frage, ob die alten Ägypter am Ende gar ſchon das elektriſche Licht gekannt hätten. Jetzt hat W. Flinders Petrie wenigſtens für einige Fälle nachgewieſen, daß die Künſtler und Techniker der Pharaonenzeit ein ungleich einfacheres, freilich ſehr ſinnreiches Mittel anwandten. Sie leiteten nämlich das Tageslicht mittelſt wiederholter Spiegelung in die Grabkammern — ganz nach der Methode der modernen Tageslichtreflektoren. Flinders Petrie hat ein Grab mittelſt vierfacher Spiegelung ſo hell erleuchtet, daß er in jenem eine photographiſche Aufnahme vorzunehmen im ſtande war.

Himmelskunde.

Die Beobachtungen der totalen Sonnenfinſternis vom 16. April ſcheinen ſowohl auf den ſüdamerikaniſchen, wie auf den afrikaniſchen Stationen günſtige Reſultate ergeben zu haben; nur im Senegalgebiet ſoll nebliges Wetter die Thätigkeit der franzöſiſchen Aſtronomen gehemmt haben. Bisher liegen ausführlichere Berichte nur von dem Amerikaner Pickering vor. Derſelbe konſtatierte, daß die Sonne ſich gegenwärtig in einem Zuſtand außerordentlicher Erregung befindet, ſtellte eine große Anzahl Flecken feſt und beobachtete vier von der Korona ausgehende Lichtſtreifen, von denen er zwei auf eine Länge von 435 000 engl. Meilen ſchätzte.

Völkerkunde.

Salz iſt bekanntlich bei vielen Völkern des centralen Afrikas ein rarer, koſtbarer Artikel. Nach einer Notiz im Globus gewinnen am oberen Ubangi und in den Gebieten zwiſchen dieſem und den Zuflüſſen des Tſchadſees die Eingeborenen ihr Salz durch das Verbrennen getrockneter Waſſer- oder Sumpfpflanzen; die Aſche wird mit Waſſer angerührt, durch Zeug filtriert und in irdenen Töpfen eingedampft. Der kryſtalliniſche Rückſtand iſt faſt völlig weiß, nur zuweilen leicht braun gefärbt. Das gewonnene Salz enthält kein oder nur wenig Chlornatrium, iſt vielmehr ein Kaliſalz, und es iſt, wie beſonders hervorgehoben wird, merkwürdig, daß dieſe Kaliſalze dauernd ohne Schaden für die Geſundheit vertragen werden.

Technik.

Einen elektriſchen Temperatur- (und Feuer-) Melder haben ſich Gould & Komp. in Berlin patentieren laſſen. Der einfache Apparat, der nur 12 Mk. koſtet, meldet durch ein elektriſches Glockenſignal ſelbſtthätig auf jede Entfernung hin, ſobald ein beſtimmter Temperaturgrad überſchritten oder die Temperatur unter einen beſtimmten Grad geſunken iſt, und erſcheint daher für Krankenhäuſer, Schulen, Gewächshäuſer, kurz überall da, wo es auf das Innehalten beſtimmter Wärmegrenzen ankommt, von Wert.

In England iſt eine Erfindung gemacht, vermöge deren der Abfall vom Hopfen, welchen die Brauer nicht verkaufen können und für deſſen Wegſchaffung ſie bezahlen müſſen, zur Fabrikation von Papier und ſtarker Pappe verwendet werden kann. Die Schwierigkeit in der Verwendung des Hopfens zu dieſem Zweck beſteht darin, daß er ein Öl enthält, welches die Beſchaffenheit des aus ihm herzuſtellenden Papiers in Frage ſtellt. Jetzt iſt nun eine Maſchine erfunden und patentiert, durch welche dieſes Öl herausgezogen werden kann und zwar mit ſehr geringen Koſten. Die Folge iſt, daß jetzt gewiſſe Papiere und Pappen um ungefähr 50 Proz. billiger als früher hergeſtellt werden können.

Koloniales.

Der große Araberaufſtand, der bereits den Beſtand des Kongoſtaats in Frage ſtellen ſollte, ſcheint ziemlich ungefährlich verlaufen zu ſein. Wenigſtens wird gemeldet, daß Nyangwe, der große Centralpunkt aller arabiſchen Intereſſen am Oberkongo im Manyemaland, 300 km ſüdlich der Stanleyfälle und 200 km weſtlich vom Tanganjikaſee, jetzt von den ſiegreichen Truppen des Kongoſtaates beſetzt ſei. Der Führer derſelben, Leutnant Dhanis, ſei weiter nach dem Tanganyka aufgebrochen, um hier den Antiſklaverei-Expeditionen Unterſtützung zu bringen.

Landwirtſchaft.

Gegen den grauen Wurm (Agrotis segetum) und andere Inſekten, welche beſonders die Runkelrüben häufig überfallen, empfiehlt die „Natur“ nach Mitteilungen A. Laboulbines an die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften, das Begießen der Pflanzen mit einer Abkochung ſolcher Gewächſe, die ein giftiges Alkoloid enthalten, z. B. des Stechapfels, des Sturmhuts ꝛc. Die Pflanzen ſollen dadurch gegen jeden Inſektenfraß geſchützt werden.

Wir ſind meiſt ſehr ſtolz auf unſere Pferdezucht, und da iſt nachſtehende Statiſtik jedenfalls intereſſant und belehrend. In Deutſchland wurden eingeführt:

1880: 59772 Pferde im Werte v. 59722000 ℳ
1885: 69763 „ „ „ „ 59996000 „
1890: 83506 „ „ „ „ 72005000 „
1892 nach einer vorläufigen Feſtſtellung:
82055 Pferde im Werte v. 66957000 „

ausgeführt:

1880: 17960 Pferde im Werte v. 25144000 ℳ
1885: 15770 „ „ „ „ 18136000 „
1890: 9534 „ „ „ „ 10268000 „
1892 nach einer vorläufigen Feſtſtellung:
8895 Pferde im Werte von 9117000 „

Die Zuſammenſtellung gibt zu denken.

Vereine.

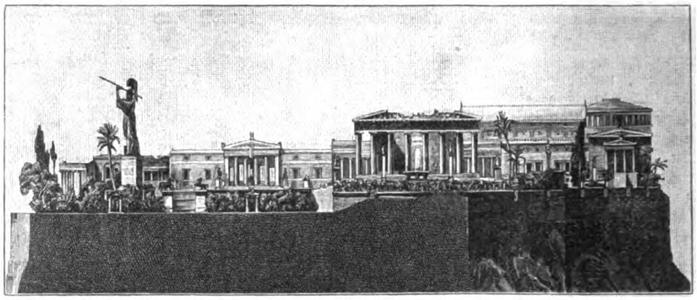
Ende April tagte in Berlin die Konferenz der Centralſtelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. Aus den intereſſanten Verhandlungen, die manchen Fortſchritt konſtatierten, heben wir die Rede des Pfarrers Dr. Drammer-Köln hervor, der über die Fürſorge für die Arbeiterjugend ſprach und die Gefahr ſcharf betonte, welche aus der Zerrüttung des Familienlebens durch die ſocialdemokratiſchen Lehren erwachſe; es käme vor allem darauf an, das Band der Familie zu feſtigen.

Sport.

Ein großer Brieftauben-Diſtanzflug wird am 30. Juli von Berlin nach Wien und umgekehrt, alſo auf rund 520 km Entfernung, ſtattfinden. Das Unternehmen iſt von dem öſterreichiſch-ungariſchen Geflügelzüchterverein angeregt und von den Berliner Vereinen Berlina, Komet, Phönix und Graf Moltke freudig aufgenommen worden. Nähere Bedingungen teilt auf Wunſch Herr O. Löchel, Berlin, Lange Straße 97/98, mit.

Der Fürſt von Pleß, der bekanntlich im Mezerzitzer Forſt eine kleine Kolonie Auerochſen unterhält, hat den Verſuch gemacht, in den ihm gehörigen Revieren im Salzkammergut Steinwild anzuſiedeln. Vor einigen Jahren wurde das ſeltene Wild, ein Geſchenk des Königs von Italien an den Fürſten Pleß, im Stegenwald ausgeſetzt, von wo es auf die Pitſchenalpe und von da in das Tännengebirge wechſelte. Es nimmt nur auf dieſem Gebirgsſtock ſeinen Stand. Anfänglich wurden etwa 20 Gaiſen, Kreuzungsprodukte, und drei echte Steinböcke im Paß Lueg in einem eingezäunten Gebiet von 100 Joch gehalten und nach einem Jahre veranlaßt, in das letztgenannte Gebirge zu wechſeln, wo man ſie im Spätherbſt zur Winterfütterung wieder einfing. Der jetzige Stand beläuft ſich auf 30 Gaiſen und 8 bis 10 Böcke, von denen jährlich nur ein dem Gehörn nach achtjähriger abgeſchoſſen werden darf. Bis jetzt wurden ſechs Böcke und aus Verſehen eine Gais erlegt. Der ſtärkſte Bock hatte ein Gewicht von 60 Kilogramm. Die Vermehrung erfolgt in ſpärlichem Maße, da die Gaiſen einander heftig bekämpfen, weshalb häufig tote Kitzen geſetzt werden. Der jährliche Zuwachs beziffert ſich zur Zeit auf nur zwei oder drei Stück und zwar vorwiegend Gaiskitzen.

Schinkels Entwurf für eine Königsburg auf der Akropolis.



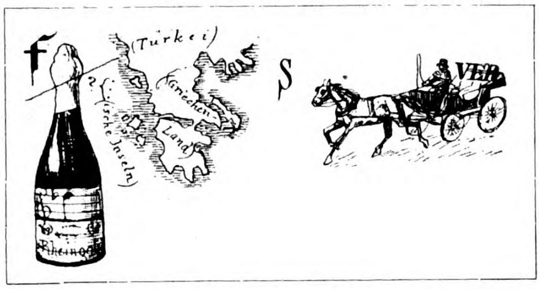
Schinkels Entwurf für eine Königsburg auf der Akropolis.

Der große Berliner Baukünſtler Karl Friedrich Schinkel (geb. 1781), ein Künſtler in des Wortes edelſter Bedeutung, ſtammte aus einem märkiſchen Pfarrhauſe: ſein Vater war Archidiakon in Neuruppin. Früh verwaiſt, kam er nach Berlin, beſuchte hier das Graue Kloſter, wurde dann ein Schüler des Architekten Gilly und erwarb ſich mit eiſernem Fleiß die Mittel zu einer Studienreiſe nach Italien. Hier erwachte in ihm die Liebe zur Antike mit voller Macht. Im Jahre 1810 wurden dann König Friedrich Wilhelm III und die Königin Luiſe auf den jungen Meiſter aufmerkſam und zogen ihn in den Staatsdienſt, aber erſt nach den Freiheitskriegen begann für ihn die baukünſtleriſche Thätigkeit, welche der Architektur Berlins heute noch den Stempel ſeines Geiſtes aufdrückt. Schinkel hatte ſich, wie keiner ſeiner Vorgänger, in die griechiſche Formengebung eingelebt; während jene ſich eine gekünſtelte, reizloſe Urantike zurechtgemacht hatten, wollte er „ſo bauen, wie die Griechen, wenn ſie unter uns gelebt haben würden, gebaut hätten.“ Aus dieſer Anſchauung heraus entſtanden nacheinander die Königswache (1816), das Königliche Schauſpielhaus (1821), das alte Muſeum (1828), die Bauakademie (1835), in der er, wie in der (gotiſchen) Werderſchen Kirche, den norddeutſchen Backſteinbau wieder zu Ehren brachte. Nach anderer Richtung hin entfaltete Schinkel eine bewundernswerte Begabung, ſeine Architekturen in die Landſchaft hineinzukomponieren: wer Potsdam und die herrlichen Umgebungen der zweiten Reſidenz des Hohenzollernhauſes kennt, hat auch Schinkels Schloß Glienicke, die Villa Charlottenhof und ſchließlich Babelsberg bewundert, für welch letzteres der Meiſter wenigſtens noch die erſten Entwürfe bearbeitete.

In dem letzten Jahrzehnt ſeines reichbewegten Lebens aber — Schinkel ſtarb 1841 — wurden ihm zwei Aufträge nach dieſer landſchaftlich-architektoniſchen Richtung hin, welche ſeiner Phantaſie und ſeinem reichen Können vollſte Entfaltung geſtatteten. Der eine der Entwürfe galt einem Schloſſe „Orianda“, welches die Kaiſerin Alexandra von Rußland, geb. Prinzeſſin Charlotte von Preußen, in reizvollſter landſchaftlicher Umgebung auf der Krim erbauen wollte. Der zweite einem Königspalaſt auf der Akropolis zu Athen für den König Otto von Griechenland. Wir geben von dem wundervollen Entwurf nebenſtehend eine Abbildung, die beweiſt, wie Schinkel der Weihe des Ortes durch die Wahl ſeiner im Stile helleniſcher Tempelbauten gehaltenen Architekturformen gerecht wurde, wie er dieſe aber in freierer, anmutiger Weiſe auszugeſtalten wußte, und welche reizvolle Wirkung der Meiſter durch die maleriſche Gruppierung der einzelnen Bauten erzielt hätte. Es waren ſeine reifſten und ſchönſten Pläne, wie es ſein Lieblingswunſch geweſen war, an ſüdlichen Meeresgeſtaden klaſſiſche Prachtgebäude zu ſchaffen. Ein tragiſches Geſchick aber wollte es, daß weder das Schloß Orianda, noch die Königsburg auf der Akropolis zur Ausführung gelangten. Von jenem ſind ſogar die Pläne ſpurlos verſchwunden — einen Entwurf des Königspalaſtes aber bewahrt das Berliner Schinkelmuſeum pietätvoll auf.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Zweiſilbige Scharade.

Wer wie mein Erſtes ſteht, der hüte
Sich wohl vor einem tiefen Fall;
Und iſt es mit dem Mut verbunden,
Erſcheint’s verächtlich überall.

Das Zweite iſt das ſchönſte Fleckchen
Auf Erden für ein liebend Paar,
Drum ſchaffen ſich’s die Menſchenkinder
Und ſchmücken’s aus von Jahr zu Jahr.

Das Ganze iſt des Naſſes Quelle,
Das manchen Kenner ſehr erfreut,
Wenn ihm der Wirt, bei frohem Feſte,
Des Vaterlands Erquickung beut. P. R.

2. Rätſel.

Ein Mann iſt’s, der in alter Zeit
Erduldet hat viel ſchweres Leid.
Wenn ihr dem Manne habt das Haupt
Und dann auch noch den Fuß geraubt,
Iſt’s eine Frau, von der die Sagen
Berichten aus der Vorzeit Tagen.

3. Zahlenrätſel.

Viele Italiener lieben
1 2 3 4 5 6 7.
5 2 3 7 kannſt du ſehn,
Auf Italiens Karte ſtehn.
Und 3 7 2 5 zu ſchauen
Iſt als Stadt in Frankreichs Gauen.
3 4 7 jeder kennt
Aus dem alten Teſtament.
7 3 6 mag hier auf Erden
Niemand ſein, doch jeder werden.
Mancher Kaiſer, wie bekannt,
Ward 2 6 6 2 genannt.
5 2 6 4 eng verbunden,
Werden mit der Bank gefunden.
Für 6 2 5 künden dir
Zeichen auch 5 2 6 4.
3 4 2 in allen Zonen
Ehren viele Millionen.
5 2 5 5 4 ſich hält
Fern den Freuden dieſer Welt.
5 7 6 7 3 zu ſehen,
Mußt nach Afrika du gehen.
Und 3 4 5 7 als Fluß
Iſt des ganzen Rätſels Schluß.

4. Rätſelfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „Fliege“, „Prag“, „koſten“, „ſchwimmen“, „ſand“, „es“, „liebt“ ſechs andere Wörter erhalten, die den Anfang einer bekannten Dichtung bilden?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Aufgaben in Nr. 34.

Auflöſung des Königszugs.

Wer hat das erſte Lied erdacht,
Das in die Lüfte ſcholl?
Der Frühling fand’s in lauer Nacht,
Das Herz von Wonne voll.
Er ſang es früh im Fliederbaum
Und ſchlug den Takt dazu:
„O Maienzeit, o Liebestraum,
Was iſt ſo ſüß wie du?“

(Viktor Blüthgen.)

Schlüſſel des Königszugs.

	10	11	44	13	46	47	
9	41	43	12	45	14	16	48
8	40	42	28	29	15	17	49
39	7	27			30	50	18
6	38	26			31	19	51
37	5	3	25	32	54	52	20
36	4	2	33	24	55	53	21
	35	34	1	56	23	22	

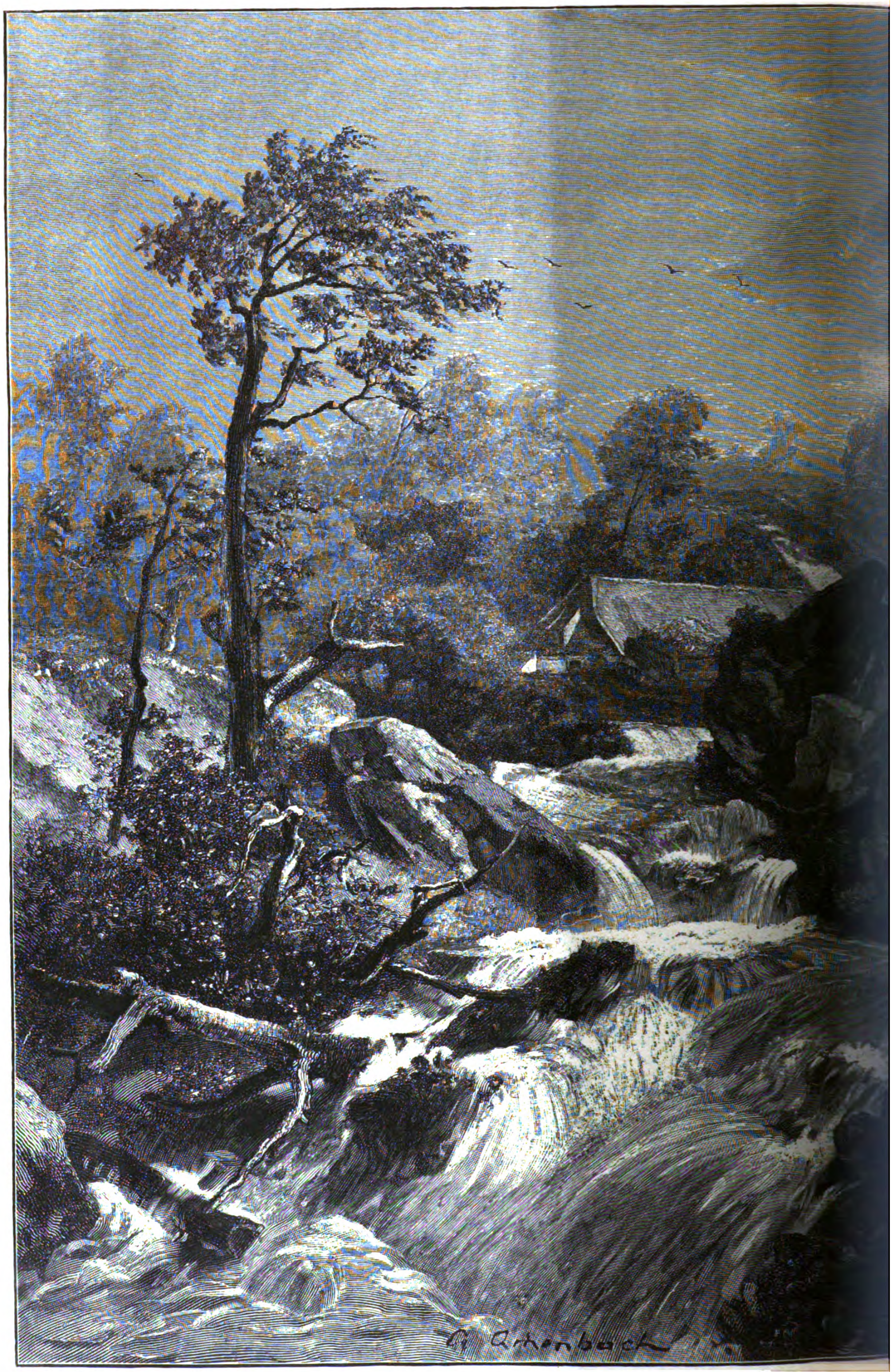
Arithmogriph.

		P		M		R		
		f		a		o		
P	f	i	n	g	s	t	e	n
		n		d		t		
M	a	g	d	a	l	e	n	a
		s		l		r		
R	o	t	t	e	r	d	a	m
		e		n		a		
		n		a		m		

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Fortſetzung.) — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. II. Von Paul v. Szczepanski. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Von der Kaiſerfahrt nach Italien. Mit zwei Illuſtrationen. — Zwei Sprüche von J. Trojan. — Friedrich Gottlob Keller, der Erfinder des Holzſchliffpapieres. Mit Bildnis. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Unerwünſchte Abkühlung von Auguſt Kraus; Überall zu Hauſe von Jul. Adam; Veſtalinnen von Alex. Wagner. — Univerſitäten. — Altertumskunde. — Himmelskunde. — Völkerkunde. — Technik. — Koloniales. — Landwirtſchaft. — Vereine. — Sport. — Schinkels Entwurf für eine Königsburg auf der Akropolis. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

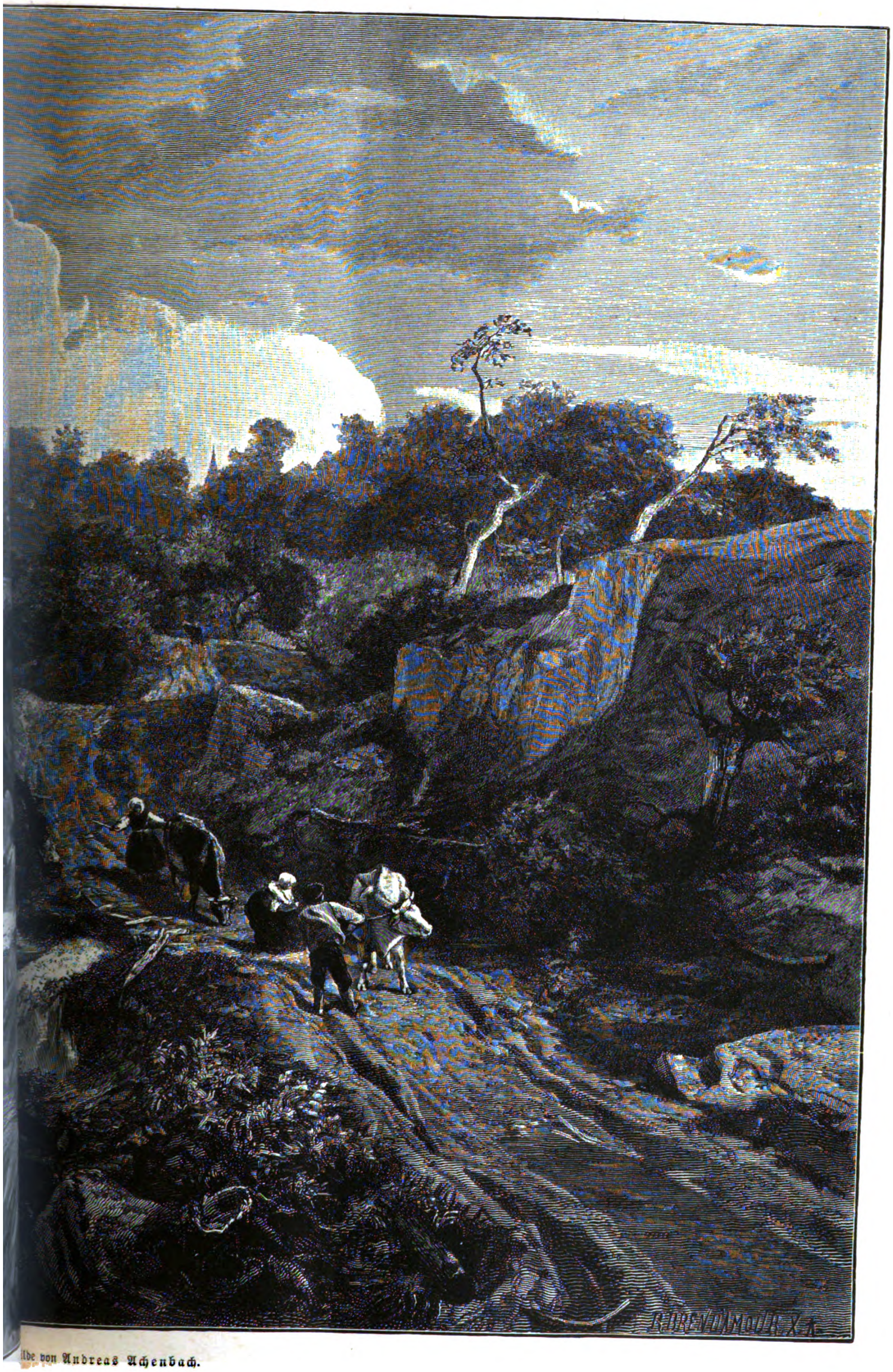
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die **Redaktion** nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

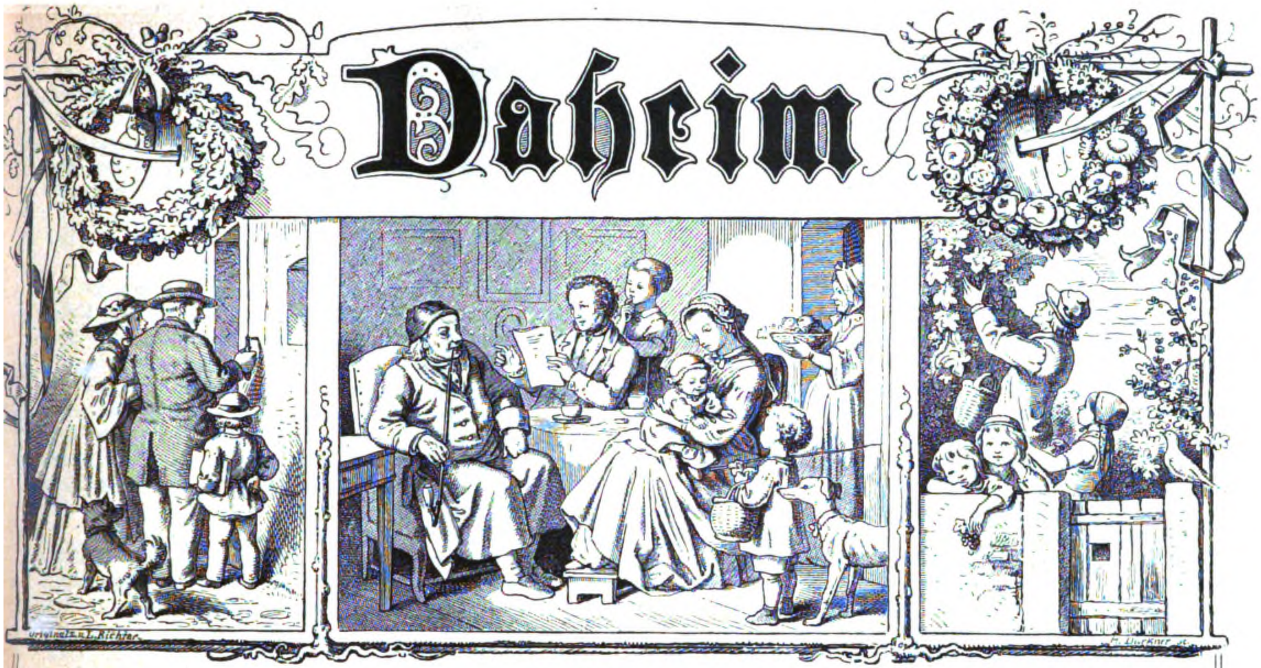

A. Achenbach

Landſchaft nach dem Gewitt

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX Heft 13.


R. BREND'AMOUR X. A.

ilde von Andreas Achenbach.


Daheim
Original v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Juni 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 36.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Prinzeſſin ſchrieb:

„Schloß Seligkeit, am 19./12. 18 . .

Mein teures Bruderherz!

Trotz alledem und alledem, was Tante Claudine auch dagegen ſagen mag, bleibe ich doch das allerbeſte Töchterchen und Schweſterlein, nota bene ſchon aus dem Grunde, weil ich das einzigſte bin und jeder Vergleich ausgeſchloſſen iſt. Als alleinige Vertreterin dieſer beiden wichtigen, in meiner Perſon vereinigten Eigenſchaften — Tochter und Schweſter — wirſt Du einesteils begreifen, daß es mir ſchwer wird, das Feſt nicht bei Euch verleben zu können, andrenteils wirſt Du mich loben und es außergewöhnlich vernünftig finden, wenn ich aus ‚Geſundheitsrückſichten‘ darauf verzichte, damit Euch Euer ‚Unikum‘ noch lange erhalten bleibt. Weißt Du, Franzi — ich habe nämlich einen ſtarken Katarrh. Epſchie! — epſchie! — ſo geht es in einem fort, dazu bin ich heiſer und habe Druck im Kopf. Kurz und gut, der Arzt wünſcht nicht, daß ich reiſe, und aus manchem Grunde, den Du Dir denken kannſt, wünſche ich es auch nicht. Habt Ihr mich unfreiwillig in die Seligkeit hinein gebracht, ſo möchte ich nun freiwillig darin beharren bis ans Ende. Doch zur Sache! Ich möchte gern Weihnacht über hier bleiben, aber ohne den ‚Sturmvogel‘, — hilf mir dazu, Bruderherz! Stelle dem Papa nur die Sache von der richtigen Seite vor. Miniſter von Plötz hat einmal geſagt, Du habeſt ein großes, diplomatiſches Talent, bitte, wende es mir zu Gefallen an. Alſo der Sturmvogel muß beurlaubt werden, ihr vor kurzem geborenes Enkelkind bietet dazu eine willkommene Veranlaſſung, denn ich nehme zu ihrer Ehre an, daß neben dem erhebenden Bewußtſein, Gräfin Sturm und Oberhofmeiſterin zu ſein, doch das Gefühl der Großmutterſchaft einen kleinen Winkel ihres Herzens einnimmt. An die Thüre dieſes Winkels will ich mit meinem fürſtlichen Finger klopfen und darf vorausſetzen, daß mir aufgethan wird. Ihre Stelle als dame d'honneur kann ja unſere liebe Frau von Stoißlaw einnehmen, und ich hoffe, es wird damit ein gemütliches Feſt für mich anbrechen. Detleff“ — hier ſtockte die Schreiberin einen Moment — „iſt jetzt auf unbeſtimmte Zeit in Berlin. Ich hoffe aber, er kommt für die Weihnachtstage auch hierher, vielleicht thut er es auch nicht, denn wir ſind böſe miteinander. Schuld daran bin ich, wie früher ſtets.

Nun, mein Brüderchen, mache Deine Sache gut, mir zuliebe, Du weißt, daß ich zu Gegendienſten ſtets gern bereit bin. Erſtens — ich möchte zum Feſt hier bleiben, Grund dafür meine Erkältung; zweitens — die Sturm ſoll auf ein paar Tage fort, Grund das Enkelkind; drittens, Frau von Stoißlaw ſoll ihre Stelle vertreten — dafür gebe ich keinen beſtimmten Grund an, es gibt deren aber mehrere. Als einer kann der gelten, daß ich ſie wirklich herzlich lieb habe. Mit Gruß und Kuß, Franzi, Deine Maria.

P. S. Grüße auch Deine Frau, verrate ihr aber nichts, was der Brief ſonſt enthält, Tante Claudine entreißt ihr doch jedes Geheimnis. D. O.“

Prinzeſſin Maria zweifelte nicht, daß der Bruder alles aufbieten werde, ihre Wünſche zu erfüllen, ebenſo gewiß war ſie, daß der fürſtliche Papa ihre Bitte gewährte, kannte ſie doch ſeine Liebe zu ihr. So ging ſie denn auch ohne längeres Überlegen an die Abfaſſung des zweiten, wichtigen Briefes:

„Schloß Seligkeit, d. 19./12. 18 . .

Teure Frau von Stoißlaw!

Wollen Sie für ein paar Tage, vom 24. bis ungefähr Sylveſter, Mutterſtelle bei mir vertreten? Die Gräfin ſehnt ſich, ihr jüngſtes Enkelkind ans Herz zu drücken. Solche natürliche Regungen ſind bei ihr ſelten, ich möchte ſie kultivieren und daher nicht nein ſagen. Thun Sie mir nun die Liebe und kommen Sie ſo lange zu mir, ja? Da Ihr Sohn verreiſt iſt, werden Sie es um ſo leichter einrichten können, und kommt er zum Feſt doch wieder, ſo iſt er ſelbſtverſtändlich ein gern geſehener Gaſt auf Seligkeit — ich bitte ihn ſogar herzlich darum.

Daß Ihre zuſagende Antwort mich herzlich erfreuen würde, bedarf wohl keiner Verſicherung. Sie wiſſen, wie teuer Sie mir ſind. Ich kann nicht ſelbſt kommen, da ich ſehr erkältet bin. Getreulich die Ihre, liebe Frau von Stoißlaw,

Maria.“

Ein Glockenton rief die Kammerfrau in das Boudoir.

„Hier, Thereſe, zwei Briefe zu beſorgen, aber ſofort! Fred Fox ſoll den Schimmel nehmen und in Riedhof auf Antwort warten, den Brief an den Erbprinzen trägſt du ſelbſt zur Poſt. Du kannſt mir die Medizin hier hereinſtellen, dann bedarf ich deiner zunächſt nicht weiter. Fox ſoll ſich eilen.“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Nach einer kurzen halben Stunde wurde die Fürſtin durch ein leiſes Pochen an der Thür aus einer Art Halbſchlummer aufgeweckt, und Thereſe Mörner, noch in Hut und Mantel, trat, einen Brief auf ſilberner Platte in der Hand, in das Gemach. Lebhaft ſprang Prinzeß empor und machte ihr ein paar Schritte entgegen, das Kouvert flatterte zur Erde, ihre Augen überflogen die wenigen Zeilen, ein zufriedenes Lächeln huſchte über ihre Züge.

„Gut, ſehr gut,“ ſagte ſie halblaut, und wandte ſich dann zu ihrer Vertrauten: „Thereſe, ich laſſe die Frau Oberhofmeiſterin bitten.“

Bis zu dem Kommen der würdigen Dame ſchritt die Prinzeſſin gedankenvoll in ihrem Boudoir auf und ab. Sie hatte eine kleine Intrigue eingefädelt, eine kleine Komödie, um den Geliebten wieder in ihre Nähe zu führen und ihn zu verſöhnen. War es Unrecht, was ſie zu thun vorhatte? Unrecht, wenn ſie verſuchen wollte, eine Kränkung wieder gut zu machen, die ſie einem Manne zugefügt, den ſie liebte? Ja, ſie liebte ihn, frei und offen machte ſie ſich dieſes Eingeſtändnis. Und er? — Sie legte die Hände über das Antlitz, ihr Herz pochte ſtürmiſch. „O zu ſchön, mein Gott, es wäre zu ſchön,“ flüſterte ſie und wagte noch nicht, daran zu glauben. Sie ahnte, ſie hoffte nur.

„Die Frau Oberhofmeiſterin —“

Die Prinzeſſin ſchreckte bei dieſer Meldung zuſammen, trat aber mit Selbſtbeherrſchung der Gräfin Sturm, die eben über die Schwelle rauſchte, in ruhig-förmlicher Liebenswürdigkeit entgegen.

„Durchlaucht hatten hoffentlich eine recht gute Nacht?“ fragte ſie in einem Tone, dem ſie eine liebevoll-teilnehmende Färbung zu geben bemüht war.

„Cela va — es hätte beſſer ſein können. Jedenfalls iſt an eine Reiſe meinerſeits nach Hohenſtein nicht zu denken. Doch — ſetzen Sie ſich — Gräfin, es plaudert ſich beſſer.“ Maria glitt in einen Seſſel und rief die Oberhofmeiſterin durch eine Handbewegung an ihre Seite.

„Ich möchte Ihnen eine Freude bereiten, liebe Gräfin,“ fuhr ſie verbindlicher fort. „Sie ſollen Ihre Tochter und das neue Enkelkind ſehen. Ich habe dem Fürſten mitgeteilt, daß ich Sie für die Feſtzeit beurlauben werde. Sie ſollen die Feiertage bis Neujahr in Hohenſtein bei Ihrem Schwiegerſohn verleben. Sind Sie damit einverſtanden?“

„Gnädigſte Prinzeß ſind allzu gütig, und Ihre Fürſorge rührt mich,“ antwortete die Gräfin, ihre ſchmalen Lippen zu einem freundlichen Lächeln verziehend, „indeſſen müßte doch, ſelbſt für nur wenige Tage, an eine geeignete Stellvertreterin gedacht werden. Verzeihen Durchlaucht, daß ich daran zu erinnern wage!“

„Dieſe Stellvertreterin iſt bereits gefunden und benachrichtigt. Ganz in unſerer Nähe.“

„Ah —!“

Es lag höchſtes Erſtaunen in dieſem Wort. „Ich wüßte niemand in hieſiger Gegend —“

„Wirklich?“ Maria lachte amüſiert. „Aber, liebſte Gräfin, denken Sie doch nur nach. Frau von Stoißlaw, — kommen Sie nicht darauf?“

„Frau von Stoißlaw,“ wiederholte die Gräfin, ſich hochmütig aufrichtend, mit erheucheltem Erſtaunen, „Frau von Stoißlaw? — Durchlaucht belieben zu ſcherzen. Frau von Stoißlaw! — Impossible!“

Die Prinzeſſin erhob ſich mit einer Bewegung der Ungeduld, ihr ſchönes Auge blitzte.

„Weshalb, Gräfin Sturm? — Wie kommen Sie zu dieſer Äußerung? Ich bitte Sie entſchieden, mir auf dieſes, für die Baronin höchſt beleidigende ‚impossible‘ in klaren Worten eine Erklärung zu geben. Sie wiſſen, daß ich dergleichen dunkle Anſpielungen niemals hinnehme, ohne eine beſtimmte Begründung zu verlangen, am wenigſten aber, wenn ſie ſich gegen Perſonen richten, die meinem Herzen wert ſind. Alſo bitte, ganz ohne Umſchweife, weshalb halten Sie es für unmöglich, daß Frau von Stoißlaw für etwa acht Tage die Stellung einer dame d'honneur hier vertritt, wo alle und jede Repräſentationspflichten in Wegfall kommen?“

„Durchlaucht wollen verzeihen, — indeſſen die Stoißlaws haben ſich dem Hofe, der Geſellſchaft, d. h. unſerer Geſellſchaft, ſeit Jahren entfremdet. Ihre Anſchauungen ſind gewiſſermaßen mit Elementen vermiſcht, die ſie für die nächſte Umgebung der hohen Herrſchaften nicht geeignet erſcheinen laſſen. Obgleich der Adel alt und tadellos und —“

„Das Leben ohne Makel,“ fiel ihr die Prinzeſſin in die Rede, „oder können Sie das Gegenteil behaupten? Sie ſchütteln den Kopf. Sehen Sie, liebe Gräfin, Ihr ‚impossible‘ war ſomit auf nichts begründet. Außerdem bitte ich Sie, ſich in Zukunft daran erinnern zu wollen, daß Frau von Stoißlaw eine Freundin meiner ſeligen Mutter war, und ſchon aus dieſem Grunde dürfte ſie, wie kaum eine zweite, ſich dazu eignen, Sie an meiner Seite zu vertreten.“

Die Gräfin ſchwieg, im erſten Augenblick betroffen durch die Rückſichtsloſigkeit der Zurechtweiſung, dann ſagte ſie ſo ruhig, wie ihr dies momentan möglich war: „Seine Durchlaucht, der Fürſt, kennt Höchſtihre Wünſche, Prinzeſſin?“

„Ja,“ antwortete Maria beſtimmt, „und ich weiß im voraus, daß er ſie billigen wird. Im übrigen, liebe Gräfin, begreife ich nicht, weshalb Sie ſich die Ausſicht, Ihre Tochter zu ſehen und ein neues Enkelkind kennen zu lernen, ſo unnötigerweiſe verbittern. Repräſentationspflichten verſäumen Sie nicht, und ich bin doch kein Kind von ſechzehn Jahren.“

Eine halbe Stunde ſpäter verließ die Gräfin Sturm das Kabinett der Prinzeſſin in unbehaglichſter Stimmung. Sie ſcheute dieſen Beſuch in der Reſidenz. Konnte ſie doch dem Fürſten und der Prinzeſſin Claudine nicht das geringſte günſtige Reſultat über ihre Schutzbefohlene mitteilen. Dieſe ſchrecklich ſelbſtändige, junge Prinzeſſin blieb bei ihrem einmal gefaßten Entſchluß, und das Heiratsprojekt erſchien ſo ausſichtslos, wie bisher.

Wie Maria erwartet, erfüllte der Fürſt ihren Wunſch. Gräfin Sturm wurde für acht Tage beurlaubt. Die Prinzeſſin machte verſtohlen drei Kreuze, als der Wagen vom Schloßhof fuhr, und ſchloß eine Stunde darauf Baronin Stoißlaw mit faſt töchterlicher Herzlichkeit in ihre Arme. Detleff wurde erſt am heiligen Abend aus Berlin zurückerwartet. Baron Thiele wurde zum Überbringer der Einladung beſtimmt und fuhr zu dieſem Zweck nach Riedhof hinüber. Eine ablehnende Antwort war hierauf von vornherein ausgeſchloſſen. Der Kammerherr brachte alſo eine Zuſage, und die junge Fürſtin fand, daß es doch auch ſeine ſehr angenehmen Seiten habe, eine Prinzeſſin zu ſein. — Der Baron empfing die Einladung nicht in glücklichſter Stimmung, er haderte mit der Verknüpfung von Umſtänden, die ihn in dieſen neuen Verkehr mit der Fürſtin drängten. Was konnte er nach ihrem letzten Zuſammenſein Angenehmes davon erwarten? Oder ſollte ſie ſelbſt dieſe Begegnung herbeigeführt haben, um ſich mit ihm zu verſöhnen? Er wußte freilich, daß es ihrer Natur widerſtrebte, ein Unrecht, wenn

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

irgend möglich, nicht wieder gut zu machen, und ſein Herz klopfte unruhig, wenn er ſich dieſe Möglichkeit vergegenwärtigte. Hatte ſie ſelbſt vielleicht ebenſo unter dem Abſchied gelitten, wie er, dem ſich Stunden und Tage faſt zu Wochen gedehnt, ſeit er nichts von ihr gehört, ſeit ſie voneinander gegangen, ohne einen freundlichen Gruß, einen warmen Händedruck? Er ſagte ſich aber auch zu gleicher Zeit, daß dieſe wenigen Tage, die nun in Seligkeit vor ihm lagen, die letzten ſein ſollten, daß er gehen müſſe und nicht zurückkehren dürfe, ehe die Prinzeſſin das Schloß verlaſſen, vielleicht als — Braut des Herzogs von Waldenburg. — — —

Am Morgen des Chriſttages kam er nach Schloß Seligkeit. Die Prinzeſſin, Fräulein von Dahlenberg, Frau von Stoißlaw und die Kammerfrau waren beſchäftigt, die drei großen Tannenbäume zu ſchmücken, für die Herrſchaften, die Dienſtleute, die Stadtarmen. Die Damen hatten über die einfachen dunklen Wollkleider weiße Schürzen gebunden und ſahen darin, beſonders die Fürſtin, reizend hausfraulich aus. Als Detleff, von Herrn von Thiele begleitet, den Saal betrat, kam ſie ihm entgegen und reichte ihm, mit einer leichten Befangenheit kämpfend, die Hand.

„Willkommen als Weihnachtsgaſt auf Schloß Seligkeit.“ Weiter ſagte ſie nichts, aber ihre Augen verrieten ihm weit mehr. Er küßte die ſchlanke Hand und dankte ihr für die Einladung und die Erlaubnis, das Feſt hier mitfeiern zu dürfen.

„O nicht nur mitfeiern, mithelfen ſollen Sie,“ lächelte Maria. „Erſt dürfen Sie aber den Damen guten Tag ſagen und Ihrer Frau Mama einen Kuß geben. Dann erklettern Sie dieſe Leiter und befeſtigen dieſe kleinen, niedlichen, pausbäckigen Wachsenglein oben an den Zweigen. Ich werde ſie Ihnen zureichen.“

Dann ſtand er auf der Leiter, und ſie gab die Englein und Konfektſtücke hinauf, und dabei kam's, daß ihre Hände ſich mehr als einmal flüchtig berührten, daß ihre Augen durch die grünen Zweige hindurch ſich fanden.

„Sind Sie mir nicht mehr böſe?“ fragte ſie plötzlich ganz unvermittelt und ließ dabei eine Pfefferkuchenpuppe am roten Wollfaden langſam auf- und abhüpfen.

„Nein, gar nicht mehr,“ antwortete Stoißlaw und ſah ſie an. Sie hatte den Blick geſenkt und war in dieſem Moment ſo mädchenhaft lieblich, einfach und ſchlicht, daß der junge Arzt, Standes- und Rangesunterſchied vergeſſend, ihr die Hand entgegenſtreckte, und, als müſſe es ſo ſein, legte ſie die ihre hinein. Er drückte ſie leis und innig, und ſie — gab ihm den Druck zurück. Der Chriſtbaum verbarg die beiden vor der Beobachtung der anderen. Das Rauſchgold über ihnen kniſterte leiſe, die Wachsenglein mit den glänzenden Flügeln ſchaukelten an den feinen Gummibändern über ihren Häuptern langſam hin und her, die Augen der beiden jungen Menſchenkinder aber grüßten ſich zum erſtenmal mit dem tiefen, innigen Blick gegenſeitiger, bewußter Liebe. — — —

Wie in ſeligem Rauſch vergingen ihnen die Stunden. Maria war in überſprudelnder Schalkhaftigkeit, wechſelnd mit ſinnig-ernſter Nachdenklichkeit, bezaubernder denn je. Aus ihrem innerlichen Glücksgefühl heraus hätte ſie die ganze Welt beglücken mögen.

Am Spätnachmittag fand die Beſcherung der ſtädtiſchen Armen ſtatt. Die Eltern erhielten nützliche Gaben und Geldgeſchenke, die Kinder aber einfaches Spielzeug. Jubelnd und allen Zwang, alle vorher ihnen erteilten guten Erziehungslehren vergeſſend, ſprangen ſie hin und her, und Prinzeß war mitten unter ihnen, lachte und ſcherzte, klopfte hier einem ſtrammen Bürſchchen die vollen roten Backen, zupfte dort einem flachsblonden Mädel das reichlich pomadiſierte Zöpfchen, ließ die Puppen ſchreien und die Hampelmänner tanzen. Kurz, es war eine vergnügte Weihnachtsbeſcherung, ſo eine, bei der der Empfangende es deutlich fühlt, daß man nicht um des Herkommens willen gegeben, ſondern um wirklich zu erfreuen.

Um ſieben Uhr abends fand eine Veſper in der kleinen Güntersberger Stadtkirche ſtatt, welcher der „Hof“, wie die Prinzeſſin ſcherzend bemerkte, beiwohnen wollte. Das hübſche, im gotiſchen Stil erbaute Gotteshaus war an dieſem Abend vorzugsweiſe von Kindern, in Begleitung älterer Geſchwiſter, Großmütter, junger oder alter Onkel und Tanten, beſucht. Vor dem Altar ſtanden zwei Tannenbäume, deren friſcher Harzgeruch ſich mit dem der brennenden Wachslichter miſchte. Prinzeſſin Hohenſtein, Frau von Stoißlaw, Baroneß Dahlenberg und Kammerherr von Thiele hatten im fürſtlichen Chor Platz genommen. In wirklich tiefer Andacht lauſchte die junge Fürſtin der Freudenbotſchaft von der Geburt des Heilandes und den alten, wohlbekannten Weihnachtsliedern. Sie fühlte ſich ſo unausſprechlich glücklich durch den Gedanken an Detleff und ſeine Liebe, daß ihr ganzes Empfinden in dieſer Stunde ein einziges Gebet war — dankend und bittend zugleich. Der Baron ſaß in dem Familienſtuhl der Stoißlaws und verwandte, von einem Pfeiler halb verdeckt, keinen Blick von dem Antlitz der Geliebten. Er ſah nur ſie und kämpfte den ausſichtsloſen Kampf, ſein verlangendes Herz zur Ruhe — zum Entſagen zu zwingen. Erſt die Schlußworte des Segens: „Der Herr erhebe ſein Angeſicht über dir und gebe dir Frieden“ riefen ihn in die Wirklichkeit zurück. Er ſtrebte nach dem Schlußgebet der Thür zu und traf hier mit dem „Hof“ zuſammen.

„Baron Stoißlaw — Ihren Arm — bitte —“ ſagte die Fürſtin. Er trat an ihre Seite, ſeine Mutter mit Herrn von Thiele und der Hofdame folgten — ſo ſchritten ſie unter dem ſternenklaren Winterhimmel dahin, durch die engen Straßen des kleinen Städtchens. Hier und da erſtrahlten hinter den Scheiben ſchon die Tannenbäumchen in ihrem Lichterglanz, und ohne indiskret zu ſein, konnte man in den niedrigen Parterrewohnungen die Kinder herumſpringen oder die ſorgſamen Hausväter die Gaben ausbreiten ſehen.

„Faſt könnte ich dieſe Menſchen beneiden,“ ſagte Maria.

„Weil ſie glücklich ſind, und weil ihnen niemand und nichts dies Glück ſtreitig machen kann,“ antwortete er raſch, an ihren Gedankengang anknüpfend.

„Haben wir nicht alle die Berechtigung, glücklich zu ſein?“ fuhr ſie fort.

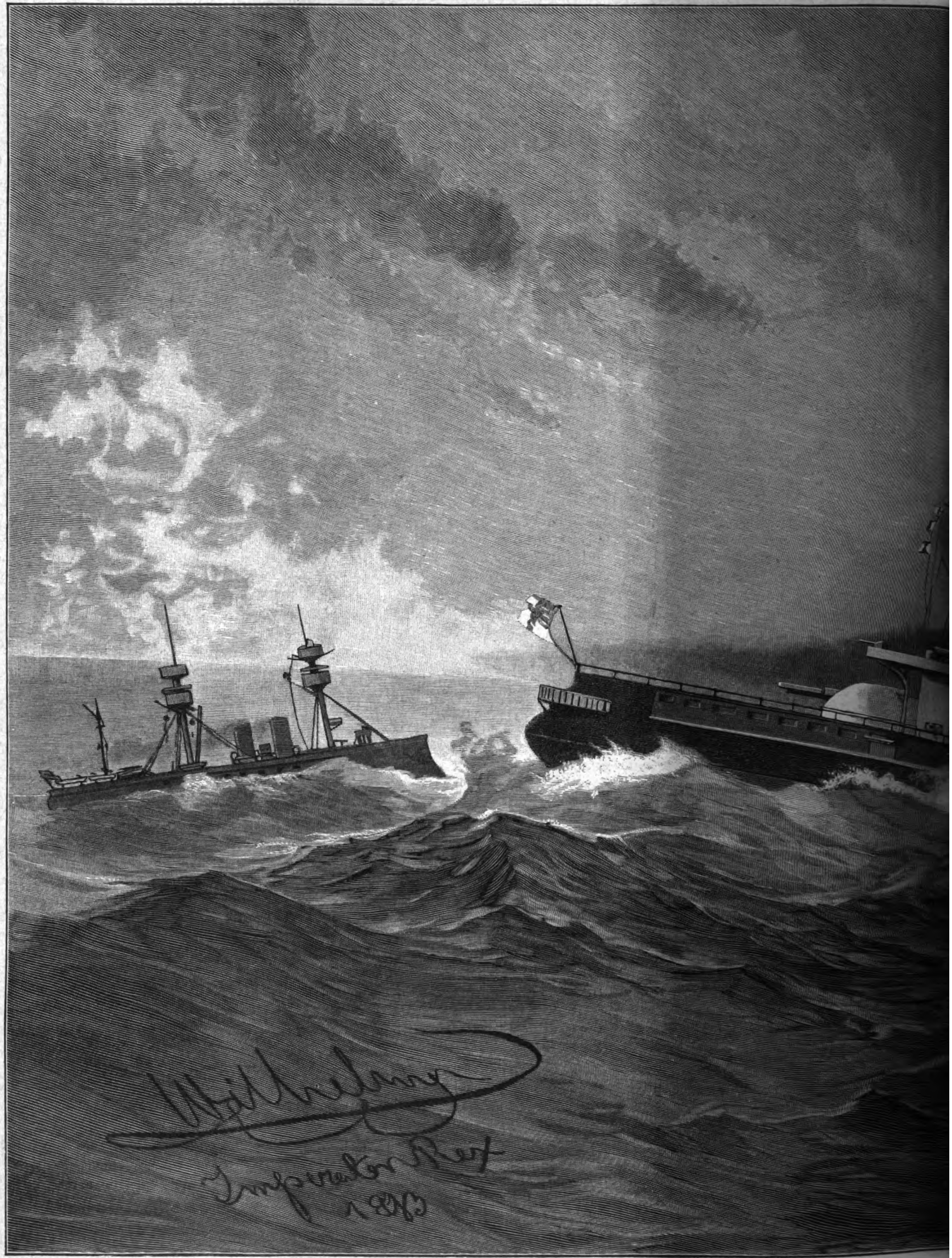
„Verzeihung, gnädigſte Prinzeſſin, ich möchte mir doch erlauben zu bemerken, daß es eine Berechtigung auf das, was man unter Glück verſteht — wie in dieſem Fall, wohl nicht gibt. Wir werden nicht geboren, um glücklich zu ſein, ſondern um zu leben, und leben heißt kämpfen.“

„So meinen Sie, daß wir uns nicht einmal beklagen dürfen, wenn in unſerem Daſein die Tage des Glückes fehlen?“ antwortete ſie nicht ohne Bitterkeit.

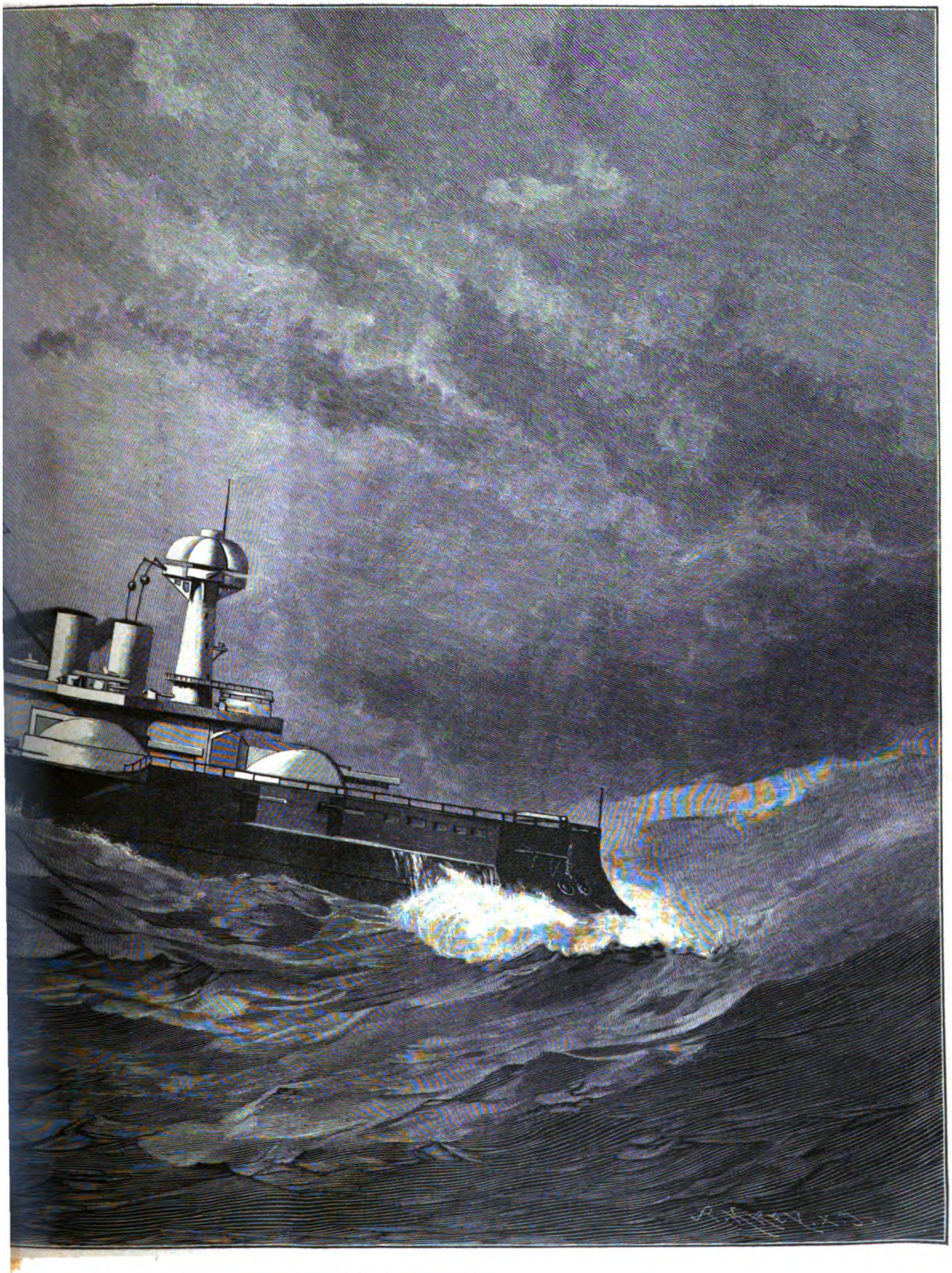
„Glauben Sie, daß es Leben gibt, in die nie ein Sonnenſtrahl fällt, Fürſtin? — Aber auch das zugegeben, ſie ſind Gottlob ſelten, läuft ja im Grunde alles nur darauf hinaus, was der einzelne, ſeiner individuellen Anlage nach, unter Glück verſteht. Sind Sie denn überzeugt, daß dieſe Menſchen, die wir in der innigen Vereinigung des Familienlebens eben ſehen, eine richtige Erkenntnis und volle Würdigung dieſes Vorzuges haben, den ſie vor vielen anderen genießen? — Vielleicht nur ein kleiner Teil beſitzt dieſe Erkenntnis, während die Mehrzahl begehrlich nach noch anderen Freuden hoch über ihnen ausſchaut.“

Die Prinzeſſin ſchwieg. Den Kopf leicht geneigt, ſchritt ſie an ſeiner Seite dahin. Stoißlaws Bruſt ſchnürte ein inneres Wehegefühl zuſammen. Was würde er darum gegeben haben, wenn er anders zu ihr hätte ſprechen dürfen — jetzt gerade drängten ſich ihm ſo viel liebe Worte auf die Lippen, und er mußte ſchweigen. War ſie denn ein Unrecht, dieſe Liebe? Waren ſie nicht beide jung, ſchön, gleich an Bildung, frei ...?

Die Feſttage vergingen dem kleinen Kreis in fröhlichem Beiſammenſein. Der einzige, deſſen Heiterkeit einen gewiſſen Zwang zeigte, war Stoißlaw, und vergebens war das Bemühen der Prinzeſſin, die Wolken von ſeiner Stirn zu ſcheuchen. Am Abend des zweiten Feiertages betrat der Baron in tiefer Erregung das Zimmer ſeiner Mutter.


Wilhelm
Imperator Rex
1893

Deutſche Panzerſchiffe im Sturm. Nach ei



eichnung Sr. Majeſtät Kaiſer Wilhelms II.

„Mutter,“ ſagte er, ihre Hand faſſend, „zürnſt du mir, wenn ich wieder fortgehe, übers Meer, nach Afrika zurück?“

Sie ſah ihn einen Augenblick an, als wolle ſie in ſeiner Seele leſen, und — ſie las darin.

„Muß es denn ſein, mein lieber Junge?“

„Ja, Mutter — es muß ſein.“

„Dann geh. Aber wann?“

„Morgen.“

„Detleff — —“

All die ſorgende Liebe eines Mutterherzens lag in dieſem einen Wort.

„Wirſt du die Trennung auch ertragen, Mama?“ fragte er, liebevoll den Arm um ihre Schulter legend.

„Der Sohn gehört uns nur bis zu dem Augenblick, wo er ſeinen erſten Schulweg antritt, Detleff,“ ſagte ſie. „Sein Beruf führt ihn dann in die Welt, er gründet auch wohl den eigenen Herd, der Mutter bleibt nur, was ſein Schaffen und das Leben ihr noch weiter von ihm gönnen.“

„Mein liebes, tapferes Mütterchen!“ — er küßte das ſchmale Geſicht und die lieben, treuen Augen.

„Mutter, wenn ich wiederkomme — es iſt nicht ſo gar lange — vielleicht ſchon in zwei Jahren, dann bleiben wir immer zuſammen, dann gehöre ich nur dir, meine gute Mama, und meinen Kranken.“

„Bis eine andere kommt, und die Mama als Altenteil in deinem Herzen ein Eckchen behält,“ verſuchte ſie zu ſcherzen.

Er ſchüttelte den Kopf.

„Du kennſt mich doch, Mama, das wird nie geſchehen, du weißt gut genug, daß das vorbei iſt. Wir zwei bleiben allein. Und nun Gute Nacht.“

Sie ſtrich ihm das Haar zurück und drückte einen Kuß auf ſeine Stirn.

„Schlaf wohl, mein alter, lieber Junge!“

Er ging. — — —

Am Vormittag des nächſten Tages ſah Detleff die Fürſtin allein im Park ſpazieren gehen. Sie trug ein verſchnürtes, pelzbeſetztes Jäckchen und einen federgeſchmückten großen Filzhut. Jede Bewegung der ſchönen Geſtalt, jede Wendung des kleinen Kopfes kam in dem kleidſamen Gewande voll zur Geltung. Der junge Edelmann ſtand lange Zeit hinter den Vorhängen ſeines Fenſters verborgen und folgte ihr mit den Augen. Das Herz ſchwoll ihm vor Weh. Wie ſehr er ſie liebte — er fühlte es in dieſem Augenblick erſt im ganzen Umfang. Was ein Scheiden für ihn, für ſie bedeute, es war nie mit ſolcher Deutlichkeit vor ſeine Seele getreten. Und doch — es mußte ſein — ein Ende mußte kommen, und es erſchien ihm wie Feigheit, die Entſcheidung hinaus zu ſchieben. Nur allein wollte er es ihr ſagen, und dazu war der jetzige Zeitpunkt günſtig. Mit raſchem Entſchluß griff er nach Paletot und Hut und eilte in den Park hinab. Bald hatte er die Fürſtin erreicht und war von ihr bemerkt. Ein freundlicher Gruß rief ihn in ihre Nähe. Den Hut in der Hand trat er ehrerbietig näher.

„Guten Morgen, Baron,“ rief ſie fröhlich, „hat Sie der herrliche Wintertag auch hinaus gelockt? Begleiten Sie mich ein Stückchen durch den Park, aber vor allen Dingen ſetzen Sie erſt den Hut wieder auf. So — nun wollen wir unſer Programm für den heutigen Tag feſtſetzen: Schlittenfahrt nach Hollendorf, Kaffeetrinken bei Arlims — gutes und gemütliches Mittageſſen bei uns — abends kleiner Theezirkel mit den Honoratioren des Städtchens und Muſik. Wie finden Sie das?“

„Vortrefflich, gnädigſte Fürſtin. Um ſo mehr bedauere ich, das Programm nicht mit zur Ausführung bringen zu können,“ antwortete er, ſich zu einem leichten Ton zwingend.

„Weshalb nicht?“

„Ich war eben im Begriff, mich bei Euer Durchlaucht zu verabſchieden. Heute früh habe ich die bejahende Antwort erhalten, mich an einer neuen Expedition in das Innere Afrikas beteiligen zu dürfen. Zu dem Zweck muß ich möglichſt bald, ja — ſofort nach Berlin gehen. Ich gedachte dieſen Nachmittag zu reiſen.“

Er wagte es nicht, ſie anzuſehen. Erſt nach einigen Sekunden, als ſie immer noch ſchwieg, hob er den Blick. Sie war bleich, ihr Mund zuckte leiſe — —

„Sie zürnen mir, Prinzeſſin,“ ſagte er weich, ſeine Stimme dämpfend, „und doch bleibt mir keine andere Wahl.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete Maria, ihn mit einem fragend angſtvollen Blick anſehend.

„Sie verſtehen mich nicht? — O, Sie wollen nicht verſtehen,“ fuhr er innerlich erregter, mit bebender Stimme fort: „Sie müßten kein Weib ſein, wenn Sie nicht längſt geahnt, gefühlt hätten, was ich Ihnen nicht ſagen durfte.“

Ein freudig ſüßes Erſchrecken machte das Herz der Prinzeſſin erbeben.

(Fortſetzung folgt.)

Graf von Hoensbroechs Auſtritt aus dem Jeſuitenorden.

Von Leopold Witte.

(Abdruck verboten.)

Ein Bruch mit den bisherigen Lebensanſchauungen und Gewohnheiten hat immer etwas Auffallendes. Das Befremden ſteigt, wenn dieſer Bruch völlig unerwartet und plötzlich geſchieht, und wenn derjenige, welcher ihn vollzieht, unter den Verteidigern des Alten eine beſonders hervorragende Stelle eingenommen hat.

Dies alles iſt bei dem Austritt des in letzter Zeit ſo viel genannten Grafen Hoensbroech aus dem Jeſuitenorden in weiteſtem Umfange der Fall geweſen. Unter den Verfechtern des Ordens in Deutſchland hat der ſtreitbare Graf neben dem „Konvertiten“ (warum ſagen wir nicht richtiger „Apoſtaten“?) v. Hammerſtein in den vorderſten Reihen geſtanden. 1889 erſchien ſeine Schrift: „Warum ſollen die Jeſuiten nicht wiederkehren?“ 1891 folgten zwei weitere Veröffentlichungen: „Profeſſor Dr. Paul Tſchackert und die authentiſchen Geſetze der Jeſuiten“ und „Die preußiſchen Jahrbücher, Profeſſor Adolf Harnack und die Jeſuiten.“ Noch im Dezember 1892 trat der Jeſuitenpater in einer katholiſchen Volksverſammlung in Goch bei Cleve öffentlich auf. Und bereits im Februar 1893 ſchrieb er in der „Kreuzzeitung“ vier anonyme Artikel, die den Bruch des ungenannten Verfaſſers mit dem Jeſuitenorden deutlich bekundeten und zum Schluß die kurze Mitteilung brachten, daß Graf v. Hoensbroech aus dem Orden ausgetreten ſei. Was in eingeweihten Kreiſen ſchon einige Wochen früher bekannt geweſen war, das brachten bald danach die Zeitungen als ausgemachte Thatſache: der vornehme Jeſuitenpater war innerlich mit den Grundſätzen ſeines Ordens zerfallen, und innere Gewiſſensnot hatte ihn zu dem entſcheidenden Schritte gedrängt.

Ultramontane Zeitungen waren alsbald mit dem Urteile bei der Hand: der Mann iſt geiſtesgeſtört! Die „Germania“ ſchrieb am 25. April (94. I.): „Wir glaubten zunächſt nur an eine plötzliche Verirrung und hofften auf Inſichgehen und Beſinnen.“ „Eine geſunde geiſtige Entwickelung macht ſolche Sprünge nicht, und Sprünge ſind es, ſelbſt wenn die Anfänge ſchon weiter zurückliegen ſollten.“ Aber der Abtrünnige ſtrafte bald alle derartigen „Hoffnungen“ Lügen: in denſelben „Preußiſchen Jahrbüchern“, deren ſcharfe Angriffe gegen den Jeſuitenorden und ſeine „ſtaatsgefährlichen Lehren“ er mit einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit und ſittlicher Entrüſtung zurückgewieſen hatte, klagte Graf Hoensbroech die „Kompanie Jeſu“ auf „Unterdrückung, ja Vernichtung des berechtigten Nationalgefühls, des berechtigten Patriotismus“ an und fügte weitere Anklagen auf „Unterdrückung, ja Vernichtung der Selbſtändigkeit, des Charakters, der Individualität des einzelnen“ hinzu (Mai 1893, Seite 300—327).

Zweifellos haben wir ſowohl in dieſem Austritt des Grafen wie in der Art ſeiner Begründung ein hochbedeutſames Zeichen der Zeit vor uns, wenn auch der Verleger den Mund etwas zu voll nahm, als er „einen bekannten Berliner Hiſtoriker“ ſagen ließ: „Dieſe Veröffentlichung ſei ohne Beiſpiel in der Weltgeſchichte.“ Nicht nur haben ſolche Austritte aus dem Jeſuitenorden in allen Jahrhunderten ſtattgefunden; ich erinnere an den Ingolſtädter Profeſſor Reyhing (1621), an den Jeſuiten Andreas Wigand aus Fulda, an die ſieben Jeſuiten, welche zufolge der Schrift von Hunnius über den „Abfall der römiſchen Kirche“ auf einmal austraten und proteſtantiſch wurden; an den Profeſſor am Wiener Jeſuitenkollegium Chriſtian Francken, der 1577 dem Orden und der römiſchen Kirche zugleich den Rücken kehrte; an Padre Paſſaglia und Padre Curci aus näherer Vergangenheit; über letzteren habe ich wiederholt im Daheim berichten dürfen. Aber auch die litterariſchen Angriffe auf das jeſuitiſche und neuvatikaniſche Syſtem, zumal von ſeiten Curcis, ſind weit geiſtvoller und gewichtiger geweſen, als alles, was Pater Hoensbroech in ſeinem Aufſatze geſchrieben hat. Dennoch iſt des Grafen That, zumal wenn man ſie mit dem Austritt einer Anzahl katholiſcher Ariſtokraten aus der Centrumspartei zuſammennimmt, immerhin ſymptomatiſch wichtig, und — von unſerem Standpunkt aus — mit einer gewiſſen hoffnungsvollen Freude zu begrüßen. Der Bann iſt doch einmal wieder gebrochen, und beſſere Einſichten können ſich auch noch weiter verbreiten.

Graf Paul Cajus von und zu Hoensbroech, geboren am 29. Juni 1852, ſtammt aus einer alten vornehmen, ſpaniſch-niederländiſchen katholiſchen Familie. Der jedesmalige Geſchlechtsälteſte hat auch in Preußen, laut Diplom vom 16. Mai 1842, das Recht, neben dem Grafentitel den eines ſpaniſch-niederländiſchen „Marquis“, ſowie das „Erbmarſchallamt“ des Herzogtums Geldern zu führen. Der gegenwärtige „Marquis“, Graf Wilhelm, iſt Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Centrumspartei. Die älteſte Schweſter weilt als Kloſterfrau des heiligen Andreas in London. Paul, das dritte Kind von fünf, widmete ſich der juriſtiſchen Laufbahn und brachte es bis zum Referendar. Ob ein „flottes Studentenleben“, wie die „Kölniſche Zeitung“ will, voraufgegangen ſein mag oder nicht, jedenfalls drängte den jungen Mann ſein Gewiſſen zu einer ernſteren Lebensgeſtaltung, als der Laienſtand nach ſeinen katholiſchen Anſchauungen es zu ermöglichen ſchien. Er trat, 26 Jahre alt, in die Geſellſchaft Jeſu ein. „Als ich mich,“ ſo berichtet er ſelbſt, „dem Jeſuitenorden anſchloß, da ſuchte ich das Ideal der chriſtlichen Frömmigkeit. Die Vorſtellung, die ich mir von der Geſellſchaft Jeſu gebildet, das, was ich von ihr durch Leſen, Hören und Sehen kennen gelernt zu haben glaubte, ließ mich die Überzeugung gewinnen, dies Ideal in ihr finden zu können.“ Eine gewiſſe Ritterlichkeit, auf die Seite der Verfolgten zu treten, wirkte mit; wie denn eine religiös-ernſte und zugleich ritterlich-vornehme Geſinnung auch den polemiſchen Schriften ſeiner jeſuitiſchen Zeit nicht abzuſprechen iſt.

Alſo 1878 wurde der königlich preußiſche Referendar Novize im Jeſuitenorden. Der viel gereiſte, weit in der Welt herumgekommene Mann ſchloß ſich in die Kloſtermauern ein und unterwarf ſich der geiſtigen und geiſtlichen Drillung, welche der Orden Loyolas zielbewußt ſeinen jungen Aſpiranten zumutet. Nur ſolche, welche in dieſem Feuerofen beſtehen und abſolut gefügige Werkzeuge in der Hand ihrer Oberen geworden ſind, werden nach dem zweijährigen Noviziat in den Orden ſelbſt aufgenommen und haben auf ſelbſtändigere und leitende Stellungen im ſpäteren Ordensleben Ausſicht.

Der über das gewöhnliche Alter des Noviziats weit hinausragende junge Mann litt unter der ihm zugemuteten Ertötung jeder eigenen Willensregung unſäglich. Die vorliegenden Bekenntniſſe des Ausgetretenen geben davon erſchütternde Zeugniſſe. Eine Zeitlang glaubte der Graf gleich anfangs nicht im ſtande zu ſein, das Joch eines ſo entmannenden Druckes weiter zu tragen. Er verließ das Novizenhaus und kehrte in die Welt zurück. Aber die Welt bot ſeiner nach idealer Frömmigkeit durſtenden Seele keine Ruhe; nur im Kloſter lehrten Familienüberlieferung und Kirchendogma den wahren Frieden zu ſuchen. Ertötung, Ertötung aller Eigenheit erſchien als der höchſte Gipfel des chriſtlichen Lebenszieles.

So zwang ſich der redliche Kämpfer in die mit wollüſtigem Widerſtreben getragenen Ketten zurück und redete ſich vor, das ſei ſeine eigentliche religiöſe Aufgabe. Die Erziehungsmethode, die an ihm ausgeübt wurde, nennt er jetzt „eine Zwangsjacke, die dem Prinzip und dem Syſtem nach jede freie individualiſtiſch-ſelbſtändige Bewegung hemmt und abſolut gleichförmig gemodelte Schablonenmenſchen hervorbringen will.“ „Die Tagesordnung für den Jeſuiten-Novizen iſt ein während zweier Jahre täglich mit derſelben Energie und Geſchicklichkeit ſich wiederholender Angriff auf ſelbſtändige Entwickelung des äußeren und inneren Menſchen. Nicht von Stunde zu Stunde, ſondern von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, ſelbſt für noch kürzere Zeiträume iſt dem Novizen vorgeſchrieben, was er zu thun hat.“ Man hat von ultramontaner und von liberaler Seite dieſer Schilderung vorgeworfen, dieſelbe paſſe ja für jedes Anſtaltsleben, für Kadettenhäuſer, Lehrerſeminare, für die geſamte militäriſche Laufbahn. Der gewaltige Unterſchied iſt nur der, daß in ſolchen Inſtituten die bis ins Kleinſte geregelte Thätigkeit zum ſelbſtändigen, zielkräftigen Wirken allmählich erziehen ſoll, während der Jeſuitenorden gerade in der Vernichtung der Selbſtthätigkeit, ja des ſelbſtändigen Denkens das eigentliche Erziehungsziel für ſeine Mitglieder erkennt. Hoensbroech ſchreibt aus bitterſter eigener Erfahrung: „Der Wille, die Neigung zu irgend einer Thätigkeit wird abgeſtumpft. Man weiß von vornherein: was ich jetzt thue, dauert nicht lange, höchſtens bis zu dem oder dem Zeitpunkt; vielleicht, wahrſcheinlich kommt das Zeichen zur Unterbrechung ſchon früher, und ich werde zu etwas Anderem verwendet. So wandert man allmählich ohne viele innere Beſchwerde von einer Beſchäftigung zur anderen, läßt ſich abrufen und wieder anſtellen, wird geſchickt und kommt wieder zurück . . . Eine maſchinelle Routine, eine glatte Beweglichkeit, eine widerſtandsloſe Geſchicklichkeit wird erzielt; aber in demſelben Maße verliert auch die individuelle Selbſtändigkeit . . . der Wille wird zur mühelos rollenden Kugel geglättet, die ſich geräuſchlos einfügt in die Reihen der neben und mit ihr rollenden.“ Sogar im Äußeren muß alles Eigentümliche fortfallen. Der geweſene Referendar mußte ſich „den Gang, die Haltung, den Blick der Augen, die Neigung des Kopfes, die Stellung und Bewegung des Körpers“ regeln laſſen; buchſtäblich nichts blieb der freien Selbſtbeſtimmung überlaſſen. Wollte der Novize „einen Schluck Waſſer trinken, ſo mußte er um Erlaubnis fragen, wollte er ein Stück Papier, ein Buch, einen Bleiſtift benutzen, ſo mußte er um Erlaubnis fragen.“

Dazu kam die bekannte, alle wahre Freundſchaft vergiftende gegenſeitige Überwachung der Novizen untereinander, das „Schutzengelſyſtem“, die „Gewiſſensrechenſchaften“, die fortlaufenden Generalbeichten, die geſamte Modellierung des einzelnen in die ſpezifiſch-jeſuitiſche Frömmigkeit hinein, die den Novizen nur durch Jeſuiten geſchriebene Andachtsbücher, nur Heiligenleben aus dem Jeſuitenorden zu leſen erlaubt. Der „Jeſuitengeiſt“ muß von dem Zögling als die vollkommenſte Wiedergabe des Geiſtes Chriſti ſelbſt, nach Inhalt und Form, die chriſtliche Vollkommenheit als in der religiöſen Askeſe für den Jeſuitenorden „monopoliſiert“ erſcheinen.

Wir können uns vorſtellen, welche Qualen der junge Mann, der es aufrichtig mit der Erreichung ſeines religiöſen Ideals meinte, zu erdulden hatte, ehe er ſich, allem feineren Wahrheitsgefühl zum Trotz, allmählich überredete, auf dem richtigen Wege geführt zu werden! Wer wollte ihm die Anerkennung verſagen, wenn er, befangen von dem ganzen Syſtem ſeiner Kirche, in dem pünktlichſten Gehorſam gegen ſeine Oberen, in welchen die Stellvertreter Chriſti ſelbſt zu ſehen er unabläſſig angehalten ward, die eine und alleinige Tugend des ſelbſterwählten Ordenslebens erkannte. Noch dreizehn Jahre nach dem wirklichen Eintritt in die Geſellſchaft hat er den übermenſchlichen Kampf beſtanden. Nach außen, im Dienſt des Ordens, in dem litterariſchen Streit mit ſeinen Gegnern, ein verzweifelter Kämpfer für deſſen Wahrheit und Recht; in ſeinem Innern zerriſſen, verſtört, ſchwankend und wankend, in den feinſten und zarteſten Empfindungen ſeiner Seele unaufhörlich aufs tiefſte verletzt und verwundet. Vielleicht um ſeine Gewiſſensnöte niederzuſchlagen, griff er zur Feder und verteidigte den Orden nicht nur gegen ſeine Widerſacher, ſondern auch gegen die Mahnungen in ſeiner eigenen Bruſt. Wer wollte darum einen Stein auf ihn werfen! Wünſchen wir ihm nur Glück, daß er endlich den Mut gefunden hat, den furchtbaren Bann zu brechen.

Zur Klarheit iſt er ja auch jetzt noch lange nicht durchgedrungen. Was ihn eigentlich zum offenſiven Bruche getrieben hat, erfahren wir aus ſeinen Selbſtbekenntniſſen nicht. Es lautet ſehr myſteriös, wenn er ſagt: „Die definitive Klärung und Entſcheidung in dem inneren Prozeß und die Trennung vom Orden brachte endlich ein anderes Ereignis, von deſſen Beſprechung ich Abſtand nehme, da es mit dem Zweck und dem Gegenſtand dieſer Zeilen nicht unmittelbar zuſammenhängt.“ Ein Aufſatz über „Meinen Austritt aus dem Jeſuitenorden“ ſollte doch wohl die Motive desſelben völlig klar legen. Waren ſie nicht in den erſchütternden Erfahrungen ſelbſt, die er beim Orden gemacht hatte, begründet, ſo erfährt der Schritt eine eigentümliche Beeinträchtigung ſeines ſittlichen Wertes. Sollte ihm aber etwa der letzte Anſtoß auf demjenigen Gebiete gegeben worden ſein, das er nur kurz berührt, das aber dem preußiſchen Edelmann ein Heiligtum bleibt, auch wenn falſche religiöſe Vorſtellungen verletzend in dasſelbe einbrechen wollen: ſeine Liebe zu Vaterland und Herrſcherhaus und Volksgemeinſchaft? Hatte er erkannt, daß die „Vernichtung des berechtigten Patriotismus,“ welche er dem Jeſuitenorden vorwirft, dem Grafen von Hoensbroech ein längeres Verweilen in ſeinen Feſſeln nicht mehr erlaubte, — und ſind ihm da vielleicht Zumutungen gemacht, welche die letzten Entſcheidungen herbeiführten?

Wir wiſſen es nicht. Der „unglückſelige“, der „beklagenswerte“ Mann, wie die Germania ihn nennt, ſteht offenbar noch immer in ſchwerem innerem Kampfe. In ſeinen Bekenntniſſen bemüht er ſich noch immer, den Orden zu verteidigen, die bewußte „Abſicht“ zur Unterdrückung des Patriotismus abzuleugnen. Dennoch erhebt er dieſelben Vorwürfe wider ihn, welche er in ſeinen Schriften gegen Harnack und Tſchackert abzuwehren bemüht geweſen war, augenſcheinlich in einer Zeit, wo der innere Zwieſpalt ſchon auf dem höchſten Punkte angelangt war.

Gönnen wir dem im Innerſten erſchütterten Manne Zeit, bis er die tiefen Zuſammenhänge des Syſtems, dem er entronnen iſt, überſchaut und die Klärung findet, welche ihm der Sturm der augenblicklichen Erregung noch unmöglich macht. Vielleicht bringen ihm die Wege des gegenwärtigen Ultramontanismus, der ſich ja ſelbſt bewußt mit dem Jeſuitismus identifiziert, das nötige Licht. Geht die ultramontane Partei dieſe Wege zu Ende, die, wie die Vergangenheit zeigt, über Deutſchland unſägliches Elend bringen müſſen, und die vielleicht auch manchen anderen edlen Katholiken noch die Augen darüber öffnen, zu welchen undeutſchen, unkirchlichen und unchriſtlichen Zwecken ſie mißbraucht werden, dann wird es auch dem „Exjeſuiten“ vielleicht immer klarer werden, was er ſelbſt geſchrieben hat: „als Deutſcher, als Preuße, als Glied einer alten Familie, die durch vielhundertjährige Beziehungen mit der angeſtammten Heimat und ihren politiſchen und ſozialen und vor allem ihren monarchiſchen Inſtitutionen verwachſen iſt, hatte ich gegen dieſen kosmopolitiſchen Geiſt, dieſe Allerweltspolitik eine unüberwindliche Abneigung.“ Dieſe Abneigung wird er dann wohl auch als Chriſt und als Mann eines an der Schrift geklärten Glaubens zu empfinden lernen.

Schwere Zeiten.

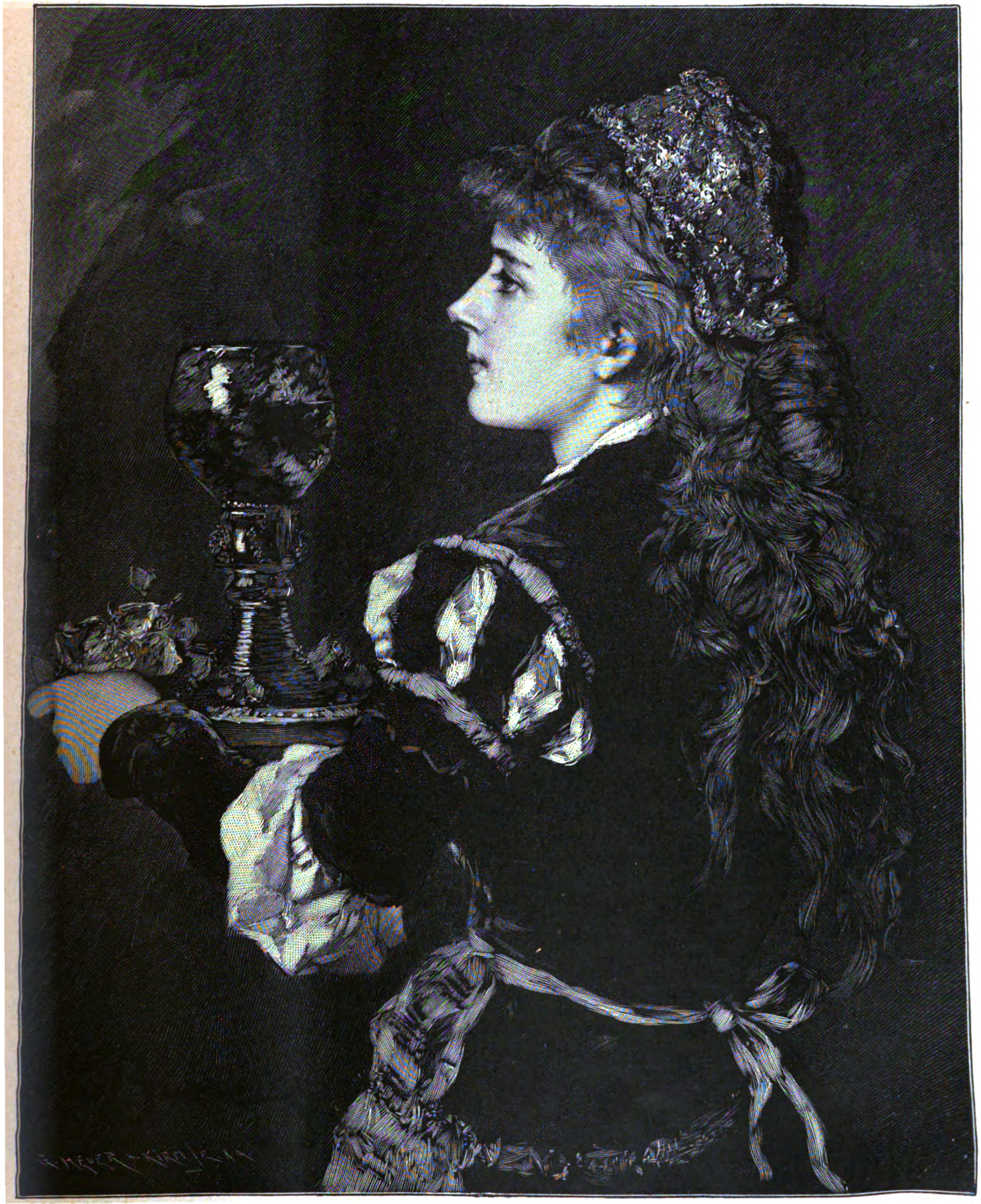
Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

XIV.

Am herzoglichen Hoflager zu Lüneburg war eine Zeit der Freude eingebrochen. Eine der kurzen Pauſen zwiſchen den unaufhörlichen Kriegszügen, die den Herzog Albrecht von Sachſen und Lüneburg faſt fortwährend im Lager hielten, war angetreten, und Frau Katharina, ſeine Gemahlin, eine geborene Fürſtin von Brandenburg, genoß das ſeltene Glück, ihren Eheherrn einmal daheim zu haben. Nicht, daß ſie desſelben ſonderlich froh geworden wäre. Sie war eine ſtille Frau, müde der Unruhe eines durch rauhe Schickſalsſchläge reich geprüften Lebens, und die Gelage und Feſtlichkeiten des Hoflebens waren für ſie mehr eine Laſt als eine Luſt. Als Gemahlin ihres erſten Gatten, des Herzogs Magnus mit der Ketten von Braunſchweig und Lüneburg, hatte ſie wenig Freude erfahren, denn er war, wie die Chronik von ihm ſagt, „ein wilder, wüſter Menſch, und gleich als eine Rute Gottes den Ländern Braunſchweig und Lüneburg; derowegen ging es ihm auch nach dem Sprichwort: böſe Hunde haben gemeinlich zuriſſen Felle.“ Nach einer kurzen, durch ſelbſt für die damaligen Zeiten unerhörte Plünderungs- und Raubzüge ausgezeichneten Regierung, war er von Kaiſer Karl IV ſeines Herzogtums Lüneburg entſetzt worden. Da hatte Frau Katharina mit den erſten Kindern, die ſie ihm geboren, nach Braunſchweig überſiedeln müſſen, das ihrem Gatten verblieben war. Zwei Jahre ſpäter fiel der ungeſtüme Herzog in einem Kriege, den er mit ſeinem Schwager Otto von Schaumburg führte um den Schmuck, den er deſſen Gattin, ſeiner Schweſter, nicht ausliefern wollte, obwohl er ihr perſönliches Eigentum war. Hatte nun die unglückliche Fürſtin gehofft, ihre neun unmündigen Kinder, vier Söhne und fünf Fräulein, in Ruhe erziehen zu dürfen, ſo kam es doch ganz anders. Herzog Ernſt von Göttingen mit ſeinem Sohne, Otto dem Quaden, die den unerzogenen Erben zu Vormündern geſetzt wurden, nahmen Wolfenbüttel weg und lagen mit Braunſchweig fortwährend in Fehde, weil es ihre Oberhoheit nicht anerkennen wollte. So hatte Frau Katharina, gezwungen durch den Drang der Verhältniſſe, dem Herzog Albrecht von Lüneburg, dem von Karl IV, ihrem erſten Gatten, in Lüneburg zum Nachfolger geſetzten Vetter desſelben, ihre Hand gereicht und war ſo wieder in ihr urſprüngliches Herzogtum eingezogen. Ihre Kinder waren teils in Celle, teils in Lüneburg am Hofe ihres Stiefvaters erzogen worden, und ſie hatte ihre Erziehung überwacht in der beſtändigen Sorge, ihres Vaters ungeſtüme Art bei ihnen hervorbrechen zu ſehen. Bis jetzt freilich hatte nichts ihre mütterliche Freude an ihnen herabgeſtimmt. Friedrich, der älteſte, und Bernhard, der zweite, waren zu ſchönen, ritterlichen jungen Herren erwachſen, wohl im ſtande, einen Fürſtenthron zu zieren. Sie begleiteten den Vater auf ſeinen Kriegszügen, halfen ihm die Veſten der räuberiſchen Ritter niederwerfen und die Straßen von Raubgeſindel ſäubern, was er in den letzten Jahren zu ſeiner Aufgabe gemacht hatte. Otto, der dritte, war von ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof Albrecht von Bremen, für die Kirche erzogen worden mit der Ausſicht, einſt der Nachfolger auf ſeinem Stuhle zu werden, was auch in ſpäterer Zeit ſich erfüllte. Heinrich, der nachmalige Herzog von Lüneburg, war noch ein Knabe. — Die Zukunft ihrer Söhne machte Frau Katharina nicht geringe Sorge. So oft ſie auch verſucht hatte, ihren Gemahl zu beſtimmen, ihnen zu ihrem angeſtammten Recht zu verhelfen, es war immer vergeblich geweſen,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der Willkommengruß. Nach dem Gemälde von C. Becker.

und ſie ſah jetzt mit wachſender Beſorgnis, daß bei den jungen Leuten eine ernſte Verſtimmung Platz zu greifen begann. Friedrich hatte das zwanzigſte Jahr zurückgelegt und wäre gern in ſein Herzogtum eingezogen. Aber Wolfenbüttel ward von ſeinem Vetter und Vormunde feſtgehalten, und Braunſchweig, obgleich es ſich weigerte, dieſem zu huldigen, zeigte doch keine Luſt, mit Otto dem Quaden einen Krieg zu beginnen, der, ſo lange jener in Wolfenbüttel feſtſaß, keinen Erfolg verſprach. Herzog Albrecht aber fiel es nicht ein, ſeinem Stiefſohn mit Waffengewalt beizuſpringen, um ſo mehr, als er ſelbſt in Bernhards Erbe ſaß und es nicht wünſchen konnte, daß durch die Macht des älteren Bruders auch dieſem die Luſt und die Möglichkeit erwuchs, ſein Fürſtentum zurückzufordern. So ſtanden die Dinge im Frühjahr des Jahres 1381, dem Jahre, von dem wir ſchreiben.

Es war ein wunderſchöner Frühlingstag zu Ende des April. Frau Katharina hatte mit ihren jungen Töchtern und ihren Frauen auf dem Altan des Schloſſes Platz genommen, von dem eine ſchmale Treppe in den Schloßgarten führte. Die damalige Zeit hatte nicht Muße, die Gartenkunſt zu pflegen, die faſt ganz auf die Klöſter beſchränkt blieb. Auch der Lüneburger Schloßgarten war kein Kunſtwerk zu nennen. Aber Frau Katharina hielt auf Ordnung, und lange Reihen ſauber angelegter Beete ſtreckten ſich unter blühenden Obſtbäumen hin, eingefaßt von Lavendel und Salbei und bepflanzt mit Goldlack und anderen damals gebräuchlichen Blumen. Freundlich grünte der Epheu an der Mauer, die ſich zwiſchen Garten und Feld hinſtreckte, und blaue Veilchen ſteckten anmutig hier und da die zarten Köpfchen aus dem Raſen. An der Mauer ſtand eine Bank, auf welcher Fräulein Sophie, die jüngſte, kaum achtjährige Tochter der Fürſtin, mit Blumen ſpielte, und anmutig wiegte der Wind über ihr die Zweige des blühenden Apfelbaumes, der ſeine roſigen Blütenblätter in ihr goldenes Haar ſtreute. Die Sonne neigte ſich dem Horizont zu, und kühl begann die Abendluft zu wehen.

„Räumt zuſammen, Ihr Fräulein,“ ſagte die alte Fürſtin, ſich erhebend. „Der Abend iſt ſchön, und ein Gang im Garten nach der fleißigen Arbeit wird uns eine angenehme Erholung ſein.“

Die Fürſtin war noch immer eine ſchöne Erſcheinung. Sie trug einen ſchwarzen Samtrock mit kurzer Schleppe, an der Seite mit goldener Spange aufgenommen, ſo daß ein helles Unterkleid dadurch zum Vorſchein kam. Das enganliegende, vorn geöffnete Mieder zeigte einen Hals von untadelhafter Weiße, und die lang herabhängenden offenen Ärmel ein paar runde, ſchön geformte Arme. Sie winkte ihrer älteſten Tochter Agnes, legte die Hand leicht auf ihren Arm und ſtieg mit ihr die wenigen Stufen zum Garten nieder, deſſen gerade Wege ſie mehrmals auf und nieder ſchritten. Dann blieb ſie an einer Stelle ſtehen, wo die Mauer dem Blick erlaubte, weit hinaus über das Flachland zu ſchweifen.

„Wie ſchön die Saaten grünen,“ ſagte die Fürſtin. „Oft ſah ich ſie ſo im Frühjahr, und ehe der Herbſt kam, die Frucht zu ſammeln, waren ſie von den Hufen der Kriegsheere zertreten. Wenn wir doch einmal im Frieden Halme ſchneiden möchten!“

„Ihr ſeid traurig, gnädige Mutter,“ ſagte Agnes. „Ich hab's Euch vorher ſchon angemerkt. Wollt Ihr mir nicht ſagen, was für neue Sorge Euch drückt?“

„Ich mache dir nicht gern das Herz ſchwer, Agnes. Du weißt auch längſt, was mich traurig macht.“

„Ihr grämt Euch um meine Brüder, liebe Mutter. Laßt doch jetzt einmal den Gram fahren! Seht, wie die Sonne ſo freundlich Abſchied nimmt und drüben die Wolkenſpitzen und über uns das Turmdach ſo ſchön vergoldet. Seht einmal heut die Welt im Sonnenſchein und vergeßt der Sorge.“

„O Kind! Du biſt jung!“

„Ja, liebe Mutter, und darum möchte ich ſo gern froh werden! Aber wenn Eure Augen ſo voll Thränen ſtehen, wie kann ich's dann?“

„Armes Kind!“ ſeufzte die Fürſtin. „Du haſt recht, und ich möchte dir die Jugendfreude gerne gönnen. Ich möchte ſie dir nicht ſtören mit meinen Klagen. Und doch macht es mir das Herz leichter, wenn ich dir klage.“

Agnes küßte ihrer Mutter Hand. „Dann klagt, liebe Mutter! Aber laßt Euch auch aufmuntern. Seht dort — wo der Weg um die Waldecke herumkommt — ſind es nicht unſere Herren, die aus Bremen zurückkehren?“

Die Fürſtin ſchirmte mit der Hand die Augen vor den ſchräg hineinfallenden Sonnenſtrahlen. „Du wirſt recht ſehen,“ ſagte ſie. „Der da vorn iſt wohl Friedrich, und neben ihm reitet Bernhard. Aber wer reitet zu ſeiner andren Seite?“

„Iſt es nicht der Graf von Mansfeld? Mich dünkt, ich erkenne ihn an der weißen Feder.“

„Nun, du haſt ein gutes Recht, ihn am eheſten zu erkennen,“ lächelte die Fürſtin. Aber auch dies Lächeln bannte nicht den Zug der Schwermut von ihrem Geſicht. „Ja, Agnes, ich hoffe, daß ich mein Kind einem edlen Manne übergebe. Mögeſt du glücklich werden an ſeiner Seite — glücklicher, als ich!“

„O liebe Mutter! Ihr macht es mir ſo ſchwer, Euch zu verlaſſen! Seht doch nicht ſo traurig, damit ich Euer liebes Geſicht nicht ſo im Andenken behalte! — Dürft Ihr Euch denn nicht auch freuen? Seht dort Eure Söhne, meine Brüder. Gibt es ſchönere und edlere Fürſten im ganzen deutſchen Land? Würde nicht jede Mutter ſtolz auf ſolche Söhne ſein?“

„Ach, darum eben, weil ſie ſchön ſind und edel, weil ich ſtolz auf ſie bin, darum frißt es mir das Herz ab, ſie ſo zu ſehen. Sie ſollten Ihrem Lande zur Ehre gereichen und nicht im fremden Hauſe Hofdienſte thun! Sie ſollten eigene Truppen führen zu rühmlichem Kampf, nicht einem fremden Herrn Gefolge leiſten! Sie ſollten das Land Braunſchweig von loſem Geſindel reinigen, die Straßen ſichern, die Burgen werfen, und ſie ſtrecken ihre Füße unter den Tiſch derer, die ſie berauben. Sie trinken am eigenen Tiſche den eigenen Wein auf das Wohl derer, die in ihrem Hauſe als Herren ſitzen! Iſt es nicht ſo, Agnes?“

Die Fürſtin hatte heiß gerötete Wangen, und die innere Erregung ſprach aus Bewegung und Blick. Agnes wagte nicht, auf das angeregte Thema einzugehen, weil ſie fürchten mußte, die Mutter werde die notwendige Selbſtbeherrſchung verlieren. Sie verſuchte, ihre Aufmerkſamkeit auf etwas anderes zu lenken. „Seht, gnädigſte Mutter, was iſt das für ein Mann, der ſich ſoeben von der hinteren Truppe löſt und zu meinen Brüdern vorreitet? Er ſieht nicht aus wie ein Ritter, eher wie ein Städter, aber er iſt ein Edler an Wuchs und Haltung.“

„Ich kenne ihn nicht. Es ſcheint ein Fremder zu ſein. Am Hofe deines Ohms zu Bremen verkehren Leute aller Art. Vielleicht hat er ſich dort den unſren angeſchloſſen.“

Jetzt unterbrach das Signal des Wächters das Geſpräch. Auf dies Zeichen eilten die Frauen und Jungfrauen der Herzogin ſamt deren jüngeren Töchtern der Gartenmauer zu, um von hier aus auf erhöhten Stufen über die Mauer hinweg den Herren entgegen zu ſehen, die von einem der durch die Entfaltung unerhörter Pracht und Üppigkeit weit berühmten mehrtägigen Banketts des Erzbiſchofs von Bremen heimkehrten. Auch Agnes trat zu den Frauen, und bald grüßten Tücher und Schleier von der Mauer herab die Heimkehrenden, die mit abgezogenen Baretts heraufwinkten. Dann verkündigte das Rufen nach Stallknechten, das Schelten auf die Saumſeligkeit der Leute die Ankunft der Herren auf der Burg.

Katharina hatte auf der Bank unter dem Apfelbaum Platz genommen und ſah dem Treiben der jungen Frauen ruhig zu. Sie erwartete die Begrüßung durch ihre Söhne. Sie wußte, daß ſie kommen würden, falls nicht das Bankett allzu ſehr auf ihre Sinne gewirkt hätte. Und Friedrich und Bernhard waren der Sitte der Zeit entgegen nüchterne Leute. Sie hatte ſich nicht getäuſcht. Allen voran kam der junge Otto, zwar gerötet und erhitzt durch die für ſein Alter ungewohnte Anſtrengung des Genuſſes, aber ohne Spuren von Trunkenheit. Er begrüßte ſeine Mutter und wandte ſich dann den jungen Frauen zu, die ſich fröhlich um ihn drängten und ſich von ihm die Wunder des Banketts, die Unmenge von Gerichten und die Pracht der „Schaueſſen“ beſchreiben ließen. Dann folgte Friedrich, einen Fremden an der Hand führend.

Herzog Friedrich war ein hochgewachſener Jüngling, noch etwas ſchmal und ſchlank, aber von ebenmäßigem Wuchs, von ſchönen, vertrauenerweckenden Geſichtszügen und fürſtlicher Haltung. Er trug die Hofkleidung jener Zeit, aber ohne die üblichen Übertreibungen. Sein Wams war kurz und ausgezackt und von koſtbarem Stoff, aber ohne die üblichen Schellen an Gurt und Kragen. Auch trug er die Spitzen ſeiner Schuhe nur leicht gekrümmt, nicht wie ſeine jüngeren Brüder in fußlange Spitzen auslaufend. Auf dem blonden, in langen Locken herabfallenden Haar ſaß kleidſam das ſchwarze Barett, von welchem eine ſchwarze Feder bis faſt zur Schulter niederfiel.

„Erlaubt, gnädigſte Mutter, daß ich Euch einen Herrn aus Braunſchweig vorſtelle,“ wandte ſich der junge Herzog an ſeine Mutter, und Henning Vechelde beugte zierlich das Knie vor der edlen Frau und küßte die Hand, die ſie ihm bot. „Seid willkommen, Junker Vechelde,“ ſagte ſie. „Jeder Braunſchweiger hat beſonderen Anſpruch auf das Herz ſeiner Fürſtin, Ihr aber beſonders, denn Euer Vater war unſrem Hauſe allzeit ein treuer Freund, und Euer Ohm mußte ſeine Redlichkeit und ſeine Treue gegen die Stadt mit dem Tode beſiegeln. Der Nachkomme ſo treuer Männer wird ſtets an unſrem Hofe willkommen ſein.“

„Ihr ſeid ſehr gütig, gnädigſte Fürſtin!“

„Und was bringt Ihr Neues? Wie geht's in der guten Stadt?“

„Gnädigſte Fürſtin, mit Eurer Hoheit Abzug iſt das Glück aus Braunſchweig gewichen. Mit dem Morde meines Ohms, des Bürgermeiſters, begann eine Zeit des Unglücks und der Schmach — und ich kehrte der Heimat den Rücken. Da ich wieder heimkam, war's die Gefangennahme meines Gefreundten, des Bürgermeiſters vom Damme, durch Eurer Hoheit Vetter von Göttingen, die mich gleichſam auf der Schwelle empfing. Ich ſelbſt lag ſchwer danieder — und da ich durch der Heiligen Gnade wieder zu meines Leibes Kräften gelangt bin, habe ich mich aufgemacht, unſren gnädigſten Herrn Herzog, Euren Sohn, anzuflehen, daß er zu ſeiner guten Stadt zurückkehre. Gnädigſte Frau, brauchen nicht Fürſten und Bürger einander? Die Stadt bedarf eines kriegsgewohnten, ſtarken Armes, der ihre Mauern und Thore, ihre Rechte und Straßen ſchirmt vor den Feinden, die ihr faſt zu ſtark geworden ſind. Und der Herzog bedarf der Stadt — denn was iſt ein Herr ohne Knecht, ein Fürſt ohne Unterthanen?“

„Ihr wißt die Worte wohl zu ſetzen, Herr Henning,“ ſagte Katharina, und Henning ſah, wie trotz ihrer vornehmen Ruhe das heiße Blut jäh in ihre Wangen ſtieg. „Und wird ſich der Herzog lange bitten laſſen?“

Friedrich ſah nicht aus, als ob er ein Mann des Zögerns wäre. Aber die Fürſtin ſetzte ſchnell hinzu: „Ihr ſeht, Herr Henning, es iſt jetzt nicht an der Zeit, von der Sache weiter zu handeln. Wenn es Euch gefällt, ſo laßt uns nach der Tafel mehr miteinander reden.“

Sie erhob ſich und trat ihrem Gemahl entgegen, der mit dem Grafen von Mansfeld, dem jungen Herzog Bernhard und den Herren ſeines Gefolges den Garten betrat. Eine allgemeine Begrüßung der heimgekehrten Geſellſchaft fand ſtatt, und dann begab ſich der Hof zur Abendtafel, zu der auch Henning zugezogen ward. Erſt zu ſpäter Stunde erlangte er die Gelegenheit, das Geſpräch mit der Herzogin fortzuſetzen. Da die älteren Herren der Hofgeſellſchaft noch mit Herzog Albrecht bei gutem Trunk um die Tafelrunde vereinigt blieben, gab ſie den Frauen, zu denen der Graf von Mansfeld, ſo wie die jüngeren der Herren ſich geſellt hatten, die Erlaubnis, den herrlichen Abend luſtwandelnd im Garten zuzubringen, und winkte Henning und dem jungen Herzog, ſich zu ihr zu ſetzen.

Nachdem Henning noch einmal ſeine Sache vorgetragen und ſeine Bitte an den jungen Fürſten wiederholt hatte, ſeufzte Katharina und ſagte: „Ihr malt eine ſchöne Hoffnung mit brennenden Farben, Junker Vechelde. Aber Ihr ſagt uns nichts von der Möglichkeit, ſie auszuführen. Oder bringt Ihr eine Vollmacht vom Rat zu Braunſchweig mit Euch?“

„Der Rat iſt nicht befugt, zu beſchließen,“ ſagte Henning. „Ein Bürgermeiſter und mehrere Ratsherren liegen in Wolfenbüttel gefangen, und ihre Stellen ſind nicht beſetzt. Das Löſegeld aber, das Euer Vetter, der Göttinger Herr, für ſie haben will, iſt die Übergabe des Herzogtums Braunſchweig an ihn und ſeine Sippe. Die Stadt iſt nicht willens, ihm den Eid zu leiſten. Gleichwohl iſt ſie nicht ſtark genug, ihm zu widerſtehen und ihre Bürger mit Gewalt zu löſen. Nun iſt des Rats Meinung, wenn es Euch gelänge, mit Gewalt oder Liſt die Stadt Wolfenbüttel an Euch zu bringen, ſo wollen die gewappneten Bürger der Stadt Braunſchweig zu Euch ſtoßen, ihre Bürger erledigen und Euch helfen, den unrechtmäßigen Herzog zu verjagen. Ihr habt dafür die Rechte der Stadt mit Eurem Eid zu beſtätigen.“

Friedrich ſchwieg. So ſehr ihn der Plan lockte, war er doch kein unbeſonnener Mann und erwog zuerſt ſeine Schwierigkeiten. „Die Geiſtlichkeit,“ ſagte er, „auf welcher Seite wird ſie ſich halten?“

„Auf der Seite, die gewinnt,“ antwortete Henning raſch. „Gnädigſter Herr, Euer Herr Vetter ſteht unter Kirchenbann. Unter der Geiſtlichkeit hat er längſt keine Freunde mehr. Über ſeinen Fall wird in Rom großes Frohlocken ſein. — Im übrigen aber rate ich Eurer Hoheit, nicht auf ſie zu bauen. Die einen hängen nach Magdeburg, die andren nach Hildesheim oder Halberſtadt, und alle hoffen Gewinn von der Schwäche der Stadt.“

„Wie meint Ihr denn aber, daß ein Fürſt, wie ich, der keine Handvoll Leute und kein Geld hat, dieſe zu bezahlen, einem eingeſeſſenen Fürſten die Spitze bieten ſoll, mit Land und Leuten, einem geübten Kriegsheer, Geld und Gut? Wie ſoll er eine wohlbewehrte, gut befeſtigte Burg einnehmen?“

„Gnädigſter Herr, wird nicht der Herzog Albrecht, Euer Vater —“

„Laßt ihn aus dem Spiel!“ ſagte Katharina bitter. „Er wird dem Herzog glückwünſchen, wenn er geſiegt *hat*!“

„So nehmt mich und eine Handvoll Leute, mein gnädigſter Fürſt. Ich habe Verbindungen in der Burg — durch einen kecken Handſtreich *kann* ſie fallen!“

„Und wenn er nicht gelingt?“

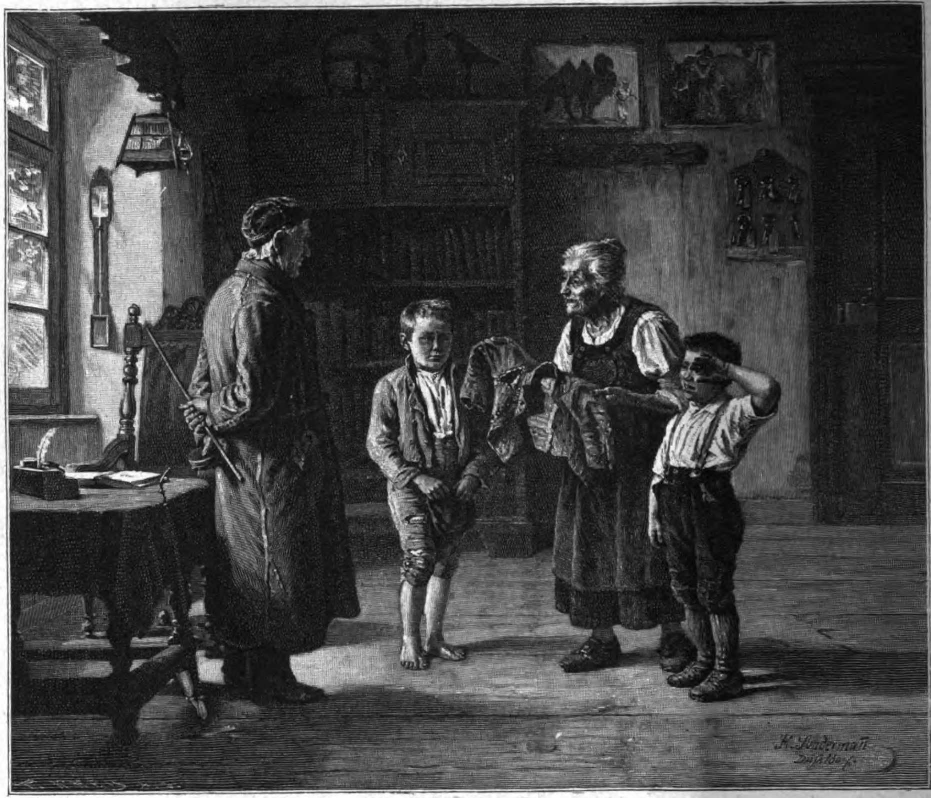
„Dann ſeid Ihr ein Fürſt ohne Leute — wie heute, gnädigſter Herr.“

„Und Ihr?“

Henning ſchwieg einen Augenblick. Eine tiefe innere Bewegung arbeitete in ihm und ließ ſeine Stimme beben, als er antwortete: „Ich, gnädigſter Herr? Wenn das Unternehmen mißglückt, ſo laßt den Göttinger mich henken, es ſoll mir einerlei ſein! Es iſt nicht bloß mein Ohm, der ſeiner Erledigung wartet. Es iſt auch ſeine Tochter, die Jungfrau Anna vom Damme, die von einem Ritter Herzog Ottos entführt iſt. Ob ſie in Wolfenbüttel gefangen ſitzt oder in einem andren der Teufelsneſter — gewiß iſt, wir werden ſie nie finden, ehe nicht Eure Hoheit des Landes Herr geworden iſt. Und auch in Braunſchweig iſt ihres Bleibens nicht, wenn nicht ihr Vater wieder auf dem Bürgermeiſterſtuhl ſitzt, wie ich meiner gnädigen Fürſtin des Weiteren erzählen will. Darum, gnädigſter Herr, um Eurer ſelbſt willen, um meinet- und der Meinigen willen und um des Friedens Eurer getreuen Stadt Braunſchweig willen, flehe ich Euch an, nehmt Eurer Rechte wahr und helft uns zu den unſrigen!“

Der Herzog ſah ihn mit funkelnden Augen an. „Ich will!“ ſagte er dann. „Und Gott wird mit uns ſein!“

(Fortſetzung folgt.)



Der kleine Übelthäter. Nach dem Gemälde von H. Sondermann.

Aus dem Bienenleben.

Von Carl Aſpacher.

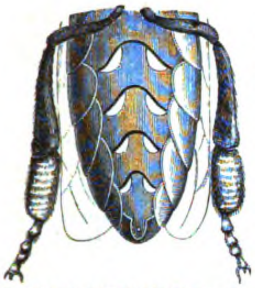
(Abdruck verboten.)

Wie auf allen Gebieten, ſo hat auch in der Imkerei unſere Zeit große Umwälzungen geſchaffen. Nicht bloß unſere Kenntnis des Bienenlebens, auch der Betrieb der Bienenzucht weiſen Fortſchritte auf, wie ſie nicht gemacht wurden, ſeitdem der Menſch die Biene in ſeinen Dienſt genommen hat.

Echt monarchiſch iſt die Verfaſſung des Bienenſtaates. *Εἷς κοίρανος ἔστω*! An dieſem Grundſatz hat noch keine Biene zu rütteln gewagt, wenn ſie ihn auch nach ihrer Weiſe überſetzt: „Eine ſei Königin!“ Schon durch ihre Geſtalt zeichnet ſich die Königin vor den übrigen Bienen aus. Eines Hauptes Länge ragt ſie über alles Volk, ſchlank iſt ihr Leib, zart und fein das Geſicht. Königlich iſt ihr Beruf, die Mutter des Volkes zu ſein. Sie iſt die einzige Biene im Staate, die für die Nachkommenſchaft ſorgt. Nachdem ſie nämlich auf ihrem Hochzeitsfluge befruchtet iſt — ein Vorgang, der ſich nur einmal in ihrem Leben vollzieht —, gibt ſie ſich mit allem Eifer dem Geſchäfte des Eierlegens hin. Dabei liegt es in ihrem Belieben, befruchtete oder unbefruchtete Eier zu legen; aus den erſteren entwickeln ſich die Arbeitsbienen, aus den letzteren die Drohnen. Königlich ſind auch die Ehren, die ſie von den Unterthanen, ihren Kindern, empfängt. Die Arbeiterinnen ſtreicheln ſie mit der Zunge, reichen ihr die Nahrung, putzen ſie ab, kurz, hängen mit kindlicher Liebe an ihrer Mutter. Wenn man die Königin aus dem Stock nimmt, ſo bilden die Bienen einzelne Gruppen, ſtecken die Köpfe zuſammen, um bald wieder auseinander zu laufen und die Königin zu ſuchen. Schon nach kurzer Zeit ſind ſie inne geworden, daß die Teure fehlt, und alles bricht in lautes Wehklagen aus. Setzt man nun die Königin wieder ein, ſo wird ſie freudig umringt und unter Liebkoſungen ins Brutlager geführt. Bald iſt die Klage verſtummt und die alte Ordnung wieder hergeſtellt. Wer will es einer Königin verdenken, wenn ſie ſolche Liebe ihres Volkes für ſich allein in Anſpruch nimmt und keine Mitregentin im Stocke duldet, ja wenn ſchon der Anblick einer ſolchen das Gefühl des Haſſes in ihr erregt? So fing ich aus einem Schwarm, in welchem ich mehrere junge Königinnen bemerkte, zwei derſelben heraus und ſperrte ſie in einen Käfig. Kaum hatten ſie einander erblickt, ſo fielen ſie ſchon über einander her. Das Duell hätte wohl mit dem Tode beider geendet, wenn ich nicht als ein Mann des Friedens zwiſchen den königlichen Schweſtern eine Scheidewand errichtet hätte.

Dem weiblichen Regiment entſpricht die weibliche Arbeiterſchaft. Die Arbeitsbiene iſt eine geborene Königstochter. Es hängt lediglich von der Wiege ab, in welche die Königin das Ei legt, ob es ſich zu einer Arbeiterin oder zu einer Königin entwickeln wird. Die engere Zelle, wie die geringere Koſt verhindern die Bienenlarve, ſich zur vollſtändigen Größe zu entwickeln. Wenn ſie dann nach etwa 22 Tagen ihre

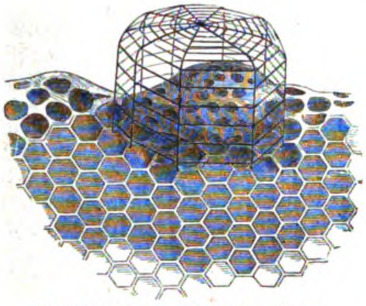
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Durchgeſchwitzte Wachsblättchen. Die acht weißen Schuppen an den Hinterleibsringen ſtellen die hervortretenden Wachsblättchen dar.

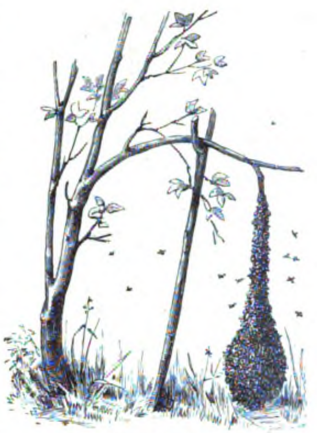
Zelle verläßt, ſo iſt ihr Schickſal beſiegelt, zeitlebens Arbeiterin zu ſein. Alle Arbeit nun, wie ſie in einem ſo großen Haushalt vorkommt, wie reinigen, bauen, füttern, Honig ſammeln, Waſſer tragen ꝛc. fällt der Arbeitsbiene zu. Allerliebſt iſt es zu beobachten, wie die Nimmermüden ihre kleinen Geſchwiſter aufpäppeln. Zuerſt reichen ſie ihnen einen ſüßen Speiſebrei. Später erhalten die Kleinen „Bienenbrot.“ Das Mehl dazu wird von den Blumen geholt. In Ermangelung eines Gefäßes pappen die Bienen den Blütenſtaub an die Hinterbeine und tragen ihn ſo nach Hauſe. Es ſieht dann aus, als wenn ſie buntfarbige Höschen trügen. Zu Hauſe wird das Mehl mit Honig vermiſcht, und das Bienenbrot iſt fertig. Dabei ſind die Arbeiterinnen von ſpartaniſcher Geſinnung. Kommt ein mißgebildetes Bienlein aus ſeiner Zelle zum Vorſchein, ſo wird es unbarmherzig aus der Wohnung hinausgeworfen und dem Tode preisgegeben.

Sprichwörtlich iſt der Fleiß der Arbeitsbienen. Mit Bewunderung ſchaut man zu, wie die Biene ſchwerbeladen mit Honig nach Hauſe eilt und vor Müdigkeit kaum das Flugbrett erlangt. In Eile entledigt ſie ſich der ſüßen Laſt, und bald ſehen wir ſie geſchäftigen Fluges wieder die Wohnung verlaſſen. Sie achtet es nicht, daß ihre Flügel ausfranzen, daß ſie vom vielen Schlüpfen die Farbe verliert und ihr ohnedies kurzes Leben um ein Bedeutendes abkürzt. Als höchſte Ehre gilt es ihr, im Beruf zu ſterben.

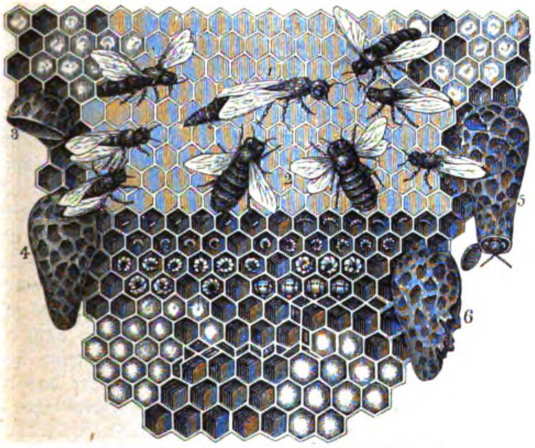


Weiſelhäuschen zum Abfangen der Königin.

Zugleich iſt ſie furchtlos. Wer hätte noch nicht Proben von der Furchtloſigkeit der Biene und der Furchtbarkeit ihres Stachels erlebt? Es gibt keinen Imker, der nicht im Jahre ſich manchen Bienenſtich gefallen laſſen muß, wobei er nur bedauert, daß der Stich der Biene das Leben koſtet. So lange für die Biene Saiſon iſt, ſteht am Flugloch ein Poſten, der des Abends oder in gefährlicher Zeit verſtärkt wird. Seiner Wachſamkeit entgeht nichts. Sollte es ja einmal einem Mäuslein gelingen, ſchnell ins Flugloch zu huſchen, flugs hat es auch die wachſamen Bienen im Pelz, und es bedarf nur weniger Notſchreie, um das ganze Volk in Waffen zu rufen. Bald ſinkt der freche Eindringling todeswund nieder. Aber wie ihn hinausſchaffen? Auch da weiß die Biene Rat. Mit allerlei Harz wird der Leichnam des Mäuschens überzogen, und ſo kann er liegen bleiben als ein Denkmal beſtrafter Räuberei und ſiegreichen Kampfes, ohne den Geruchsorganen der Bewohnerinnen läſtig zu fallen.



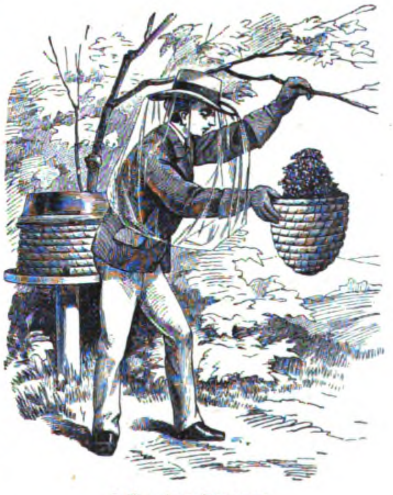
Bienentraube.



Wabe mit den verſchiedenen Zellenarten.

1. Bienenkönigin, 2. Drohnen, Die übrigen Bienen ſind Arbeiterbienen, auf Arbeiterzellen ſich bewegend, 3. Weiſelnäpfchen, 4. bedeckelte Königszelle, 5. geöffnete Königszelle mit ausſchlüpfender Königin, 6. aufgeriſſene Königszelle. Die mit Eiern beſtifteten und mit Maden beſetzten kleineren Zellen ſind Arbeiterzellen, die noch kleineren unregelmäßigen und eingefügten ſind Übergangszellen; die größeren 6eckigen ſind Drohnenzellen. Die Entwickelung der Königszellen iſt unter Nr. 3, 4, 5 und 6 dieſer Abbildung dargeſtellt.

Freilich hat die Biene auch Feinde, gegen die ſie trotz aller Tapferkeit nicht ankommen kann. Wie manches fleißige Bienlein fällt dem auf der Wieſe ſich ergehenden Storch zur Beute! Ihm ſcheint die Biene ein Leckerbiſſen zu ſein. Nicht minder gefährlich iſt die Horniſſe. Ich erinnere mich, daß in einem leeren Bienenkorbe, der in meinem Stande ſich befand, im Frühjahr eine Horniſſe baute. Ich ließ ſie gewähren, um ihr gelegentlich meine Beobachtungen zu widmen. Eines Tages ſah ich nun, wie ſie ſich vor das Flugloch des benachbarten Bienenſtockes ſetzte, die nächſte honigſchwere Biene ergriff und mit ihr auf den nahen Zaun flog, wo ſie mein Bienlein mordete und ihm den Honig ausſog. Daß ich ihr den verdienten Lohn gab, mag ſich der Leſer denken. Das Gegenteil der Arbeiterin iſt die männliche Biene, die Drohne. Hätte ſie Hände, dieſelben würden keine Schwielen aufweiſen von ihrer Arbeit, denn die Drohne iſt der elegante Lebemann im Bienenſtaate. Im Verhältnis zu ihrer Schweſter, der Arbeiterin, erfreut ſie ſich einer hünenhaften Geſtalt; alle Zeit ſitzt ſie am reich beſetzten Tiſche und labt ſich an Nektar und Ambroſia. Iſt die Witterung ſchön, ſo friſiert man ſich die Haare, bürſtet ſein Kleid aus — wie der Bienenzüchter im Sommer faſt täglich beobachten kann — und macht einen kleinen Ausflug, deſſen Dauer nach Luſt ausgedehnt wird. Aber bald ſehnt man ſich nach ſüßer Atzung, und in Eile ſtrebt man dem offenen Thore der Heimat zu, um mit friſchem Appetit dem gewohnten Genuſſe ſich hinzugeben. Misgünſtig ſchaut ihnen der Bienenzüchter zu, und wenn ſie gar zu zahlreich in einem



Faſſen eines Schwarms.

Stocke werden, ſo nimmt er die Drohnenfalle und macht ihrem heiteren Daſein ein ſchreckliches Ende. Thut's der Bienenzüchter nicht, ſo helfen ſich die Bienen ſelbſt. Iſt nämlich die Schwarmzeit vorüber, ſo fallen ſie eines Tages über die trägen Brüder her, jagen ſie entweder zum Haus hinaus und wehren ihnen den Wiedereintritt, oder treiben ſie wie eine Herde Schafe vom Honig weg in eine Ecke des Stockes, wo ſie ſo lange gefangen gehalten werden, bis ſie verhungern.

Mit Eintritt der Kälte verſammelt ſich das Volk um die Königin zum Winterſchlafe. Sie hängen in einem Klumpen beiſammen, ſich gegenſeitig erwärmend und Honig zehrend. Doch ſchon im Januar beginnt es, ſich zu regen, die Königin legt Eier, anfangs nur wenige, aber ſie ſteigert ihre Thätigkeit, bis ſie im Frühjahr ihren Höhepunkt durch tägliches Legen von etwa 300 Eiern erreicht. Bald iſt die Wohnung zu klein. Es werden alſo junge Königinnen nachgezogen, und dann verläßt die alte Königin mit den Flugbienen das Haus. Sie weiß die geliebte zurückgelaſſene Jugend reichlich verſorgt mit allem Nötigen, darum kann ſie getroſt auf die Wanderſchaft gehen. Aber wohin? Schon mehrere Tage vorher ſind verſchiedene Bienen — die Spurbienen — ausgeflogen und haben die Gegend nach einem paſſenden Logis ausgekundſchaftet. Haben ſie nun ein ſolches gefunden, ſo teilen ſie es irgendwie ihren Schweſtern mit, und der nächſte ſchöne Tag wird zum Schwärmen benutzt. Wenn der Bienenzüchter am Morgen eines ſolchen Tages an ſeinen Bienenſtand tritt, ſo weiß er gleich, wie er daran iſt. Während nämlich die anderen Völker ihrer Arbeit obliegen, verhält ſich das ſchwarmluſtige ruhig. Da verſehen ſie ſich auf einige Tage mit Honigvorrat. Plötzlich kommt Leben ins Volk. Das eilt und drängt und ſchiebt und fällt und purzelt aus dem Flugloch heraus, man weiß nicht, ſoll man ſtaunen über die Eile, die ſie haben, oder über die Menge, die der Wohnung entſtrömt, oder über die Freude, mit der ſie ſich vor dem Bienenhaus in der Luft tummeln. Nicht lange, ſo ſehen wir an dem Zweiglein eines nahen Baumes ein Klümpchen Bienen hängen. Das Klümpchen wird immer größer, bis ſchließlich faſt ſämtliche Bienen dort hängen. Was hat ſie dorthin geführt? Es iſt die Königin, die ſich dorthin ſetzte, und um die ſich das Volk ſcharte. Jetzt iſt's Zeit, einzuſchreiten. Ohne große Mühe „faßt“ der Züchter den Schwarm in eine bereitgeſtellte Wohnung, wie aus der umſtehenden Abbildung, welche wir gleich den anderen dem „Handbuch der Bienenzucht von Witzgall und Felgentreu. Verlag von Eug. Ulmer-Stuttgart“ entnehmen, erſichtlich iſt.

Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Thätigkeit des Imkers eine geringe. Er ließ ſeine Völker bis zum Herbſt fliegen, dann ſchritt er zur Ernte. Die Bienen der leichteſten und ſchwerſten Körbe wurden mit Schwefel getötet, der Inhalt herausgeſchnitten und am Feuer erwärmt. Auf dieſe Weiſe gewann man Honig und Wachs. Freilich reiner Honig wurde damit nicht erzielt, vielmehr waren ihm viele Beſtandteile beigemiſcht, die ſowohl den Geſchmack, als Farbe und Aroma beeinflußten. Und mußte nicht das Herz eines jeden Imkers bluten, wenn er ſeine lieben Bienlein, nachdem ſie ſo treu und fleißig für ihn gearbeitet, mit dem Tode belohnte? Trotzdem wurde dieſe Methode Jahrtauſende lang geübt, vom Ägypter der älteſten Zeit an, der ſeine Bienen in tönernen Häfen herbergte und mit ihnen, auf einem Floſſe ſchwimmend, die Blumenflora der Ufergegend des Nils abweidete, bis zu unſeren Vorfahren, die hohle Baumſtämme oder ſelbſtgefertigte Strohkörbe als Bienenwohnungen benutzten. Ja es gibt noch viele Dörfer, in denen man von einer anderen Art des Betriebs der Bienenzucht nichts weiß. Lebhaft ſteht mir noch der Tag im Gedächtnis, da mein Vater, der Lehrer in einem unterfränkiſchen Städtchen war, die erſte moderne Bienenwohnung in ſeinen Stand brachte. Hatte ich doch ſchon als Kind vor ſeinen Bienenkörben geſtanden, wie vor einem verſchloſſenen Buch. Gern hätte ich meine Neugierde befriedigt über das geheimnisvolle Leben und Arbeiten, das darin geſchah, aber es war eben nicht möglich. Denn wenn ich auch noch ſo lange durch die an einigen Stöcken angebrachten Fenſterchen ſchaute, ich konnte weiter nichts ſehen als die davor hängende Wabe und hie und da eine darüber krabbelnde Biene. Man redete damals in Imkerkreiſen viel von den neu erfundenen Bienenkäſten des Pfarrers Dr. Dzierzon und des Barons von Berlepſch. Der Leſer mag ſich meinen Eifer denken, mit dem ich den neuen Bienenkaſten ſtudierte. Es verging keine Minute, ſo hatte ich ſchon die hintere Thür daran geöffnet, das Fenſter herausgenommen und ſah nun zwei Reihen hölzerner Rähmchen über einander. Dieſelben waren leicht herauszunehmen und hatten die Breite einer Bienenwabe. Wir hatten gleich Gelegenheit, die Vortrefflichkeit dieſes Kaſtens zu erproben. Unter unſeren Bienenvölkern befand ſich eines, das ſtreikte. Sein Gewicht zeigte einen Reichtum an Honig; klopfte man an den Korb, ſo flog zornig eine Fülle von Bienen heraus; alſo alles war in Ordnung, nur arbeiten wollten ſie nicht. Wir wollten der Sache auf den Grund kommen und beſchloſſen deshalb, das Volk „auszutrommeln.“ Mit Hilfe der ſtärkſten Kochlöffel meiner Mutter und eines Rauchapparates ging die Austreibung ohne viel Widerſtand von ſtatten. Die Waben wurden ſchonend herausgenommen, in die Rähmchen der neuen Wohnung gepaßt und ſo gut als möglich darin befeſtigt. Das Volk zog fröhlich ein, und wir glaubten nun dem Übel abgeholfen zu haben, aber es wurde weiter geſtreikt. Nach einigen Tagen nahmen wir Rähmchen um Rähmchen heraus und fanden, daß die Bienenbrut ſich faſt gar nicht gemehrt hatte, daß alſo eine altersſchwache Königin das Regiment führte. Und weil ſie nicht mit gutem Beiſpiel voranging, ſo brauchten die Bienen ihr nicht zu folgen. Nachdem aber eine junge Königin an ihre Stelle geſetzt war, wie konnten wir die Fortſchritte des Brutgeſchäftes, der Honigtracht, des Wabenbaues beobachten, wie lag das Bienenleben jetzt ſo klar vor unſren Augen! Und nicht bloß das. Man brauchte nun nicht mehr die von den Bienen mühſam gebauten Waben zu zerſtören, um den Honig daraus zu gewinnen. Denn der Erfindung des „Mobilbaues“ folgte die Erfindung der Schleudermaſchine, die mit Hilfe der Zentrifugalkraft den Honig aus den Waben ſchleudert. Daraus erwuchs der doppelte Vorteil, daß man die entleerten Waben den Bienen wieder übergeben konnte, während der „Schleuderhonig“ an Reinheit jeden anderen Honig übertrifft. Ja ſogar der Wabenbau wurde den Bienen teilweiſe abgenommen, indem ein Imker eine Maſchine erfand, welche die Mittelwand der Wabe aus Wachs trefflich herſtellt, ſo daß den Bienen nur erübrigt, die letzte Hand daran zu legen. Um ſo mehr Zeit können ſie der Honigernte widmen. Wer ſich für die edle Imkerei intereſſiert, findet u. a. reiche Belehrung in der „Anleitung zur rationellen Bienenzucht“ von H. Ilgen (Velhagen & Klaſing. Bielefeld und Leipzig), die nun bereits in vierter Auflage ins Land gegangen iſt.

Jener vom Vater ererbte Erſtlingskaſten iſt jetzt außer Dienſt. Ich wage ihn wegen ſeiner dünnen, nicht genügend Schutz gegen die Kälte bietenden Strohwände nicht mehr zu gebrauchen. Und wie viel praktiſcher ſind die modernen Käſten mit drei Etagen! Das oberſte Stockwerk iſt der „Honigraum“, er iſt durch ein Gitter vom „Brutraum“ abgeſperrt, ſo daß die Königin dorthin nicht gelangen kann, während die Arbeitsbienen durch das Gitter zu ſchlüpfen vermögen und oben nur Honig aufſtapeln. Beachtet nun der Imker die Blütezeit der einzelnen Pflanzenarten, ſo iſt er im ſtande, Akazien-, Linden-, Eſparſetten- u. ſ. w.-Honig dem Publikum zu bieten, das jede Honigart an Farbe und Aroma (der Feinſchmecker auch am Geſchmack) erkennen kann. Die Biene muß nun ganz nach dem Willen ihres menſchlichen Herrn arbeiten, aber das bekommt beiden gut: der erſteren wird das Leben, dem letzteren der reichlichere Ertrag geſichert.

Und das war notwendig. Denn die Kriſis, die einesteils der zunehmende Gebrauch von Zucker und Stearin, andernteils der Import des fremdländiſchen Honigs unſerer heimiſchen Bienenzucht bereiteten, hätte dieſelbe ohne die neuen Fortſchritte wohl nicht überſtanden. Wie ein Phönix aber iſt ſie aus dem Verfall zu neuer ſchöner Blüte erſtanden.

Panzer im Sturm.

Nach einer Kohlezeichnung Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers.

Wilhelm Imperator Rex ſteht in kräftigen Zügen unter dem doppelſeitigen Vollbilde, welches wir die Ehre haben, heute unſeren Leſern vorzuführen. Dem Daheim wurde der Vorzug, die Kohlezeichnung, welche Kaiſer Wilhelm für den Bazar zum Beſten eines Kinderhoſpizes auf Helgoland (vergl. Nr. 25) geſpendet, für die Holzſchnittreproduktion erwerben zu dürfen. Das künſtleriſch, wie ſeiner Herkunft nach gleich intereſſante Blatt ſtellt „Panzer im Sturm“ dar. Der Künſtler auf dem Kaiſerthrone hat ſich damit einen Vorwurf gewählt, welcher von jeher den Marinemaler beſonders gereizt hat. Trotzdem weicht das Bild weſentlich von der üblichen Behandlung des Gegenſtandes ab. Nicht die Allgewalt der mächtigen Wogen gegenüber dem Gebilde von Menſchenhand, keine flatternden, zerfetzten Segel, keine gebrochenen und zerſplitterten Stängen und Raaen zeigt uns das Bild, ſondern zwei mächtige Schiffe, denen Bauart und kraftvolle Maſchinen geſtatten, voll Sicherheit den Kampf mit den gewaltigen Wogen aufzunehmen. Mögen dieſe die Fahrtgeſchwindigkeit verringern — nimmer werden ſie die eiſernen Rieſen hindern, ihr Ziel zu erreichen, ihre Aufgabe zu erfüllen. Es ſcheint, als ob der Kaiſerliche Kriegsherr in ſeiner Zeichnung demſelben Gedanken hat Ausdruck geben wollen, den er ſeiner Flotte mit einem Worte als oberſtes Ziel vorſchrieb — mit dem energiſchen Worte: „Durch!“

Die beiden dargeſtellten Schiffe ſind ſo verſchieden von einander, wie es zwei Schlachtſchiffe nur ſein können. Das Schiff im Hintergrunde iſt der „Kaiſer Wilhelm.“ Der Panzer war urſprünglich von dem Sultan Abdul Aziz bei einer engliſchen Schiffsbaugeſellſchaft in Beſtellung gegeben und ſollte den Kern, das ſtärkſte Schiff der türkiſchen Flotte bilden. Die Mittel der hohen Pforte verſagten aber, die britiſche Firma ſah ſich gezwungen, den Panzer anderweitig zu verkaufen, und die junge Marine des Norddeutſchen Bundes ergriff mit Recht die ſich darbietende Gelegenheit, durch welche ſie in den Beſitz eines Schlachtſchiffes gelangte, das ſich ſtolz mit den beſten Panzern aller europäiſchen Flotten meſſen konnte. Als der „Kaiſer Wilhelm“ damals zum erſtenmal in die deutſchen Häfen einzog — ein Koloß mit der mächtigſten Takelage, die je ein Schiff getragen hat, wehte der Wimpel doch faſt 200 engliſche Fuß vom Topp des Großmaſtes — wallte alt und jung hinaus zum Strande, das Wunderwerk der Schiffsbaukunſt zu betrachten. Ganz anders freilich erſcheint der „Kaiſer Wilhelm“ hier im Bilde. Statt der mächtigen Takelage ein paar Gefechtsmaſten, ſtatt einer Wolke weißer, vom Winde geſchwellter Segel graue Streifen Kohlenrauchs. Trotzdem aber iſt der Gefechtswert des Panzers heute ein höherer, als er zur Zeit ſeiner Konſtruktion war. Freilich — ein modernes Panzerſchiff, wie es uns das mächtige Fahrzeug im Vordergrund der Zeichnung zeigt, ließe ſich durch keinen Umbau aus ihm machen.

Dieſer zweite Panzer iſt als „Erſatz Preußen“ bezeichnet und beſteht bisher nur im Entwurf. Die Pläne für das Schiff ſind bis in alle Einzelnheiten ausgearbeitet unter Anlehnung an die ſogenannte „Brandenburg-Klaſſe,“ von welcher vier Schiffe ihrer Vollendung entgegengehen. Hier hat man auf die gleichmäßig über die Schiffsſeiten verteilte Panzerung verzichtet und nur die wichtigſten, für die Sicherheit des Schiffes weſentlichſten Stellen ſtark geſchützt; der Panzer dient im übrigen nur dazu, den Feind an der erfolgreichen Verwendung von Granaten mit großer Sprengladung zu hindern. Auch ſind die Geſchütze nicht mehr in einer langen ungebrochenen Reihe untergebracht; die ſchwerſten Geſchütze wurden vielmehr in Türmen vereinigt, während jeder andere verfügbare Raum benutzt wurde, leichtere Schnellladekanonen, Revolvergeſchütze und Magazingewehre aufzuſtellen. Unter Waſſer, der Sicht entzogen, liegen endlich die Vorrichtungen für die Verwendung der jüngſten aller Seewaffen, des Torpedos.

Ohne jeden Zweifel iſt das moderne Panzerſchiff, deſſen Bild der „Erſatz Preußen“ bietet, ſeinem einſt ſo berühmten Genoſſen in allen, den Gefechtswert beſtimmenden Punkten weit überlegen und kann mit Ehren und — im Ernſtfall — mit den beſten Ausſichten auf Erfolg allen neueren Schlachtſchiffen, welche das Ausland gebaut hat, entgegentreten. Von deutſchen Konſtrukteuren nach deutſchen Geſichtspunkten geplant, ſoll der Panzer auch völlig, vom Kiel bis zum Flaggenknopf, aus deutſchem Material auf einer deutſchen Werft erbaut werden.

Zu unſeren Bildern.

Unſer zweites Bild „Der Willkommengruß“ iſt eine Gabe des immer gleich liebenswürdigen Profeſſors C. Becker, des Präſidenten der Königlichen Akademie der Künſte zu Berlin. Die altbewährte Meiſterſchaft des Künſtlers in der Wiedergabe anmutiger Mädchengeſtalten, die er faſt ſtets in ein ſchmuckes Renaiſſancegewand hüllt, tritt uns auch in dieſem Gemälde entgegen.

Der „kleine Übelthäter“ des Düſſeldorfer Malers H. Sondermann iſt ein Thunichtgut, der zum — ich weiß nicht wievielten Male — die Jacke ſeines Spielkameraden zerriſſen hat und nun von der Großmutter des letzteren ſamt dem Zeugen vor die letzte Inſtanz, den geſtrengen Herrn Magiſter, geſchleppt wird. Ich denke, dieſer wird in ſalomoniſcher Weisheit den Denkzettel mit dem Bakel auf alle beide Knaben verteilen, denn ganz unſchuldig am Streit ſcheint mir keiner von ihnen zu ſein.

Altertumskunde.

In Delphi veranſtalten die Franzoſen z. Z. umfaſſende Ausgrabungen, die bereits von einem bedeutſamen Erfolge gekrönt wurden. Man fand nämlich das Schatzhaus der Athener, in dem dieſe — gleich der Mehrzahl der griechiſchen Städte — die Weihgeſchenke ihrer Stadt oder ihrer Mitbürger aufbewahrten. Das Gebäude hat die Form eines doriſchen Tempels, und auf den Mauern wurden bisher über hundert Inſchriften bloßgelegt.

Geſundheitslehre.

Prof. Ponfick-Breslau veröffentlichte vor einigen Jahren eingehende Unterſuchungen über die Giftigkeit der Morchel (helvella esculenta); nach denſelben ſtellte er feſt, daß, kurz geſagt, rohe Morcheln durchaus giftig ſind, daß ſie nur nach vorherigem wiederholtem Aufſieden (Fortgießen der Brühe!) unſchädlich ſeien; nach längerem Trocknen würden die Morcheln unſchädlich. Dieſe Mitteilungen gingen damals in faſt alle Blätter über und ſchienen allgemeine Anerkennung zu finden. Jetzt hat indeſſen E. Jacobaſch die Verſuche Prof. Ponficks nachgeprüft und tritt in den Verhandlungen des botaniſchen Vereins, Band XXV, als Ehrenretter der Morchel auf. Er hat die Morchel ſelbſt roh und in den verſchiedenſten Stadien der Zubereitung genoſſen, ohne irgend eine üble Wirkung zu verſpüren, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß Prof. Ponfick als Verſuchsobjekt Hunde benutzt habe, daß die Morchel für dieſe zwar ein heftiges Gift, für den Menſchen aber ein geſundes, wohlſchmeckendes Nahrungsmittel ſei. Daß Tiere ſich gegen einzelne Stoffe, die dem Menſchen giftig ſind, anders verhalten, als dieſe — und umgekehrt, iſt ja bekannt. Sollten in unſerem Leſerkreiſe nicht auch Erfahrungen über dieſe nicht unwichtige Frage geſammelt worden ſein?

Statiſtik.

Im preußiſchen Staate betrug im Jahre 1890 nach genauer Ermittelung die Zahl der über 100 Jahre alten Perſonen 72 gegen 91 im Jahre 1885; ſie hat alſo nicht unerheblich abgenommen. Ein Vergleich zur Geſamtbevölkerung ergibt, daß von einer Million Perſonen zwei im Alter von über 100 Jahren ſich befanden. Sehr ſtark überwiegt bei dieſen Höchſtaltrigen das weibliche Geſchlecht, da 59 Frauen, aber nur 13 Männer ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht hatten. Über den Familienſtand ergibt ſich, daß von den über 100 Jahre alten Perſonen 4,2 Proz. ledig, 8,3 Proz. verheiratet, 87,5 Proz. verwitwet waren. Dem Glauben nach waren 81,9 Proz. Katholiken, 12,5 Proz. Evangeliſche und 5,6 Proz. Juden. Die beiden älteſten Perſonen waren eine Almoſenempfängerin im Kreiſe Witkowo (Poſen) im Alter von 110 Jahren 8 Monaten und eine Auszüglerin im Alter von 110 Jahren 9 Monaten im Kreiſe Pleſchen (Poſen).

Verkehr.

Der merkwürdigſten Zeitung der Erde erfreut ſich, dem Prometheus nach, ſeit einigen Wochen Budapeſt. Die Zeitung braucht kein Papier, keine Druckermaſchine, keine Austrägerjungen und nennt ſich bezeichnender Weiſe Telephonzeitung. In einem Centrallokal, der Redaktion und Expedition, werden die eingegangenen Neuigkeiten ſtündlich zuſammengeſtellt und vom „Reporter“ in das Mikrophon geſprochen, mit dem die Abonnenten durch beſondere Leitung verbunden ſind — jeder der glücklichen Telephonzeitungs-Abonnenten braucht alſo nur an ſeinen Apparat zu treten und den Anſchluß herzuſtellen, um die neuſten Nachrichten entgegenzunehmen. Die „Sonntagsausgabe“ bringt den Abonnenten Geſangsvorträge oder Deklamationen hervorragender Künſtler. Das fürchterlichſte an der fürchterlichen Einrichtung iſt, daß die Zeitung ſogar Inſerate annimmt, die den Abonnenten, zwiſchen die Neuigkeiten gemiſcht, zutelephoniert werden.

Wir haben ſ. Z. kurz über die amerikaniſchen Walrückendampfer berichtet, rieſige Laſtdampfer von äußerſt niedriger Bordhöhe; jetzt ſtellt ſich heraus, daß ſich die großen Erwartungen, welche man jenſeits des Ozeans an dieſe Dampfer knüpfte, die hauptſächlich zum Getreidetransport beſtimmt waren, gar nicht erfüllt haben. Der erſte der neuen Ozeanrieſen iſt nach zahlreichen Havarieen und Reparaturen auf den Strand gelaufen, und man hat ihn liegen laſſen.

Technik.

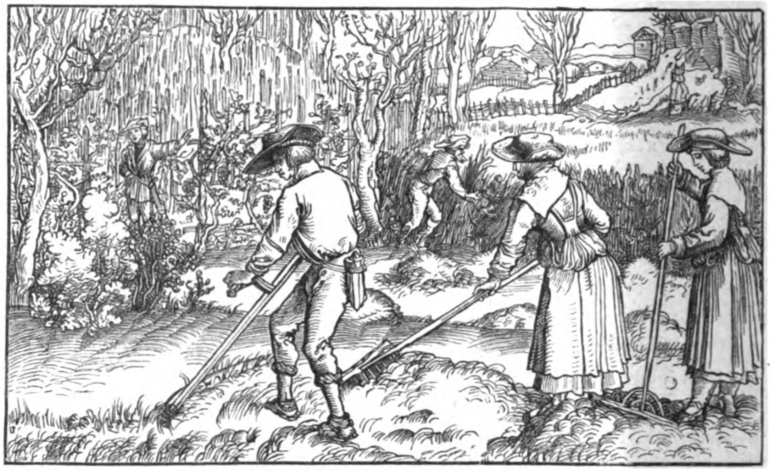
Bisher konnte man Metalllegierungen nur durch das Zuſammenſchmelzen verſchiedener Metalle herſtellen — Meſſing alſo z. B. durch das Miſchen geſchmolzenen Kupfers und Zinks. Kürzlich hat nun aber Prof. Spring-Lüttich gefunden, daß derartige Legierungen auch entſtehen, wenn man die zu vereinigenden Metalle ohne Erhöhung der Temperatur einem ſehr hohen Druck ausſetzt. Wahrſcheinlich geben dabei die Metalle, ohne in den eigentlich flüſſigen Aggregatzuſtand überzugehen, doch ihren feſten Aggregatzuſtand auf. Die Proben zeigen ein Gefüge, welches dem von durch Guß hergeſtellten Stücken völlig gleich iſt. Ob die neue Methode praktiſche Bedeutung erlangen kann, ſei dahingeſtellt.

Ausſtellungsweſen.

Eine große internationale Ausſtellung von Amateur-Photographien findet vom 1.—31. Oktober in der Kunſthalle zu Hamburg ſtatt. Bilder ſind bis 1. September einzureichen. Nähere Auskunft erteilt das Ausſtellungs-Komitee des Amateur-Photographen-Vereins, Hamburg, Schwanenwiek 33.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.



Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.

Hans Leonhard Schäufelin gehörte zu Albrecht Dürers unmittelbaren Schülern und war wohl ſein fleißigſter Nacheiferer. Ueber ſeinen Lebenslauf iſt wenig bekannt, man kennt nicht einmal ſein Geburtsjahr; wahrſcheinlich iſt er zwiſchen 1480 und 1490 in Nördlingen geboren, wo er auch ſpäter, nachdem er in Nürnberg gelernt, lebte und 1540 ſtarb. Das „Echo Dürers“ nannte man ihn, und einzelne ſeiner Bilder galten wohl früher als des Meiſters eigene Werke. Indeſſen war er doch mehr ein findiger, geſchickter Handwerker mit leichtflüſſiger Phantaſie und regem Sinn für die Anmut der Form; nur bisweilen erhebt er ſich zu Werken von tieferer Charakteriſtik. Seine Schnelligkeit im Entwurf und ſeine große techniſche Fertigkeit aber tritt beſonders in ſeinen überaus zahlreichen Zeichnungen für den Holzſchnitt hervor, welche uns teils als Einzelblätter, teils als Illuſtrationen für größere Druckwerke erhalten geblieben ſind. Einen Teil der Zeichnungen für den „Theuerdank“, der ſinnbildlich eingekleideten Erzählung von Begebenheiten aus dem Leben Kaiſer Maximilians, viele Bilder für Evangelienbücher, Illuſtrationen für „Luthers Betbüchlein“ und den durch Schoenſperger in Augsburg beſorgten Nachdruck der Wittenberger Ausgabe des Neuen Teſtaments ſtammen von ihm. Die Zeichnung „Arbeitende Landleute“ iſt dem Buche „Der Troſtſpiegel“ entnommen, der damals viel verbreiteten Überſetzung eines Werkes Petrarcas, das in Zwiegeſprächen zwiſchen der Freude, dem Schmerz und der Vernunft vor Überhebung im Glück und vor Verzweifelung im Unglück warnt, und in deſſen vielen trefflichen Holzſchnitten ſich das geſamte Leben der Zeit wiederſpiegelt.

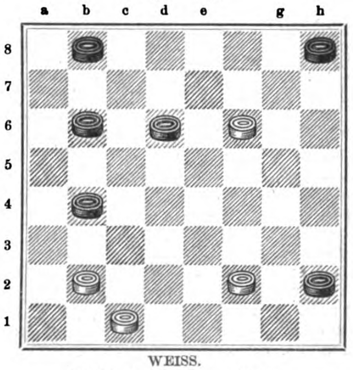
Kleine Zeitung.

Daß man auch den Spargel verfälſchen kann, ſollte man nicht glauben, und doch iſt es Thatſache. In Berlin wird der Spargel jetzt nach dem Gewicht verkauft, und um dieſes zu mehren, legen ihn unreelle Händler über Nacht in Waſſer. Er ſaugt dabei eine tüchtige Portion Waſſer an, die am Morgen mitverkauft wird; zugleich iſt dem Gemüſe aber auch ein gut Teil ſeines Aromas ausgeſaugt worden.

In Paris beſteht ſeit einigen Monaten ein Etabliſſement „Nord-Pol“ mit einer künſtlichen Eisbahn. Dieſe iſt aber nicht etwa aus Cement gebildet und nur für Rollſchlittſchuhe eingerichtet, ſondern aus wirklichem Eis und mit wirklichen Schlittſchuhen zu befahren. Der Verſuch iſt nicht neu; er wurde ſchon vor einigen Jahren gemacht, aber die Bahn ſchmolz damals in der erſten Nacht dahin. Jetzt iſt er dagegen völlig gelungen und ſcheint auch dem Hochſommer trotzen zu wollen. Unter der Eisbahn befindet ſich ein Syſtem von Röhren, in denen eine durch Eismaſchinen künſtlich ſehr ſtark abgekühlte, aber nicht gefrierende Flüſſigkeit, eine Calciumchlorid-Löſung, cirkuliert. Iſt die Außentemperatur ſehr hoch, ſo muß jene auf — 4 Grad Celſius abgekühlt ſein, ſonſt genügt eine noch geringere Abkühlung, um das Eis feſt zu erhalten, deſſen oberſte Schicht täglich durch Aufgießen von Waſſer erneuert wird.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht und gewinnt.

1. Verwandlungsaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern iſt durch Umſtellung der Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. So entſteht z. B. Rotterdam aus Mord und Ratte.

In derſelben Weiſe iſt zu bilden aus:

1. Hagar, Meter ein weiblicher Vorname,
2. Brand, Soden ein Schmetterling,
3. Bern, Grieche eine Stadt in Böhmen,
4. Rinde, Gaul ein Schmuck von Blumen und Blättern,
5. Geibel, Orden eine Stadt in Hannover,
6. Haus, Donner eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen,
7. Ratte, Sand ein Feldzeichen,
8. Meter, Port ein Muſiker,
9. Gau, Dan ein Reich in Afrika,
10. Rubin, Degen eine Stadt in Oſtpreußen,
11. Gaſt, Neid einer von ſieben Brüdern,
12. Eins, Elbe eine Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen,
13. Reh, Maſt ein Nagetier,
14. Ill, Sache einer der Helden des trojaniſchen Krieges,
15. Ahle, Dunſt ein weiblicher Vorname,
16. Bitte, Glas eine Pflanze,
17. Guben, Lord eine Stadt in Norddeutſchland,
18. Haſt, Nudel eine Stadt in Schleſien,
19. Gaſt, Norden einer von den ſieben Brüdern,
20. Kain, Eltern ein bekannter Ort in der Schweiz,
21. Erbſe, Murg ein preußiſcher Regierungsbezirk,
22. Barde, Main ein Kurort in Böhmen,
23. Turnen, Ewald ein Schweizer Kanton,
24. Echt, Laune ein Raubvogel,
25. Neid, Malta ein öſterreichiſches Kronland,
26. Heu, Stein eine Pflanze.

Sind die richtigen 26 Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben ein bekanntes Sprichwort.

2. Homonym.

Der Töne Reich, der Fremde Laut,
Die Mutterſprache ſüß und traut,
Der bange Schmerz, die Liebe zart —
Durch mich wird es dir offenbart,
Wenn du es haſt.
Dem Bittenden, der ſchüchtern naht,
Dem Irrenden auf falſchem Pfad,
Und jedem, der in Sorg’ und Schmerz
Erleichterſt du das ſchwere Herz —
Wenn du es ſchenkſt.
Doch gibt es noch ſo mancherlei,
Als Ränkeſucht und Schmeichelei,
Die auf Verderben ſind bedacht
Des Nächſten, darum habe acht,
Daß eh’ du’s ſchenkſt,
Du dich bedenkſt.

J. B.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben Nr. in 35.

Bilderrätſel. Desinfektionsverfahren.

1. Zweiſilbige Scharade. Hochheim.

2. Rätſel. Hiob, Jo.

3. Zahlenrätſel.

Polenta, Nola, Laon, Lea, Alt, Otto, Note, Ton, Leo, Nonne, Natal, Lena.

4. Rätſelfrage.

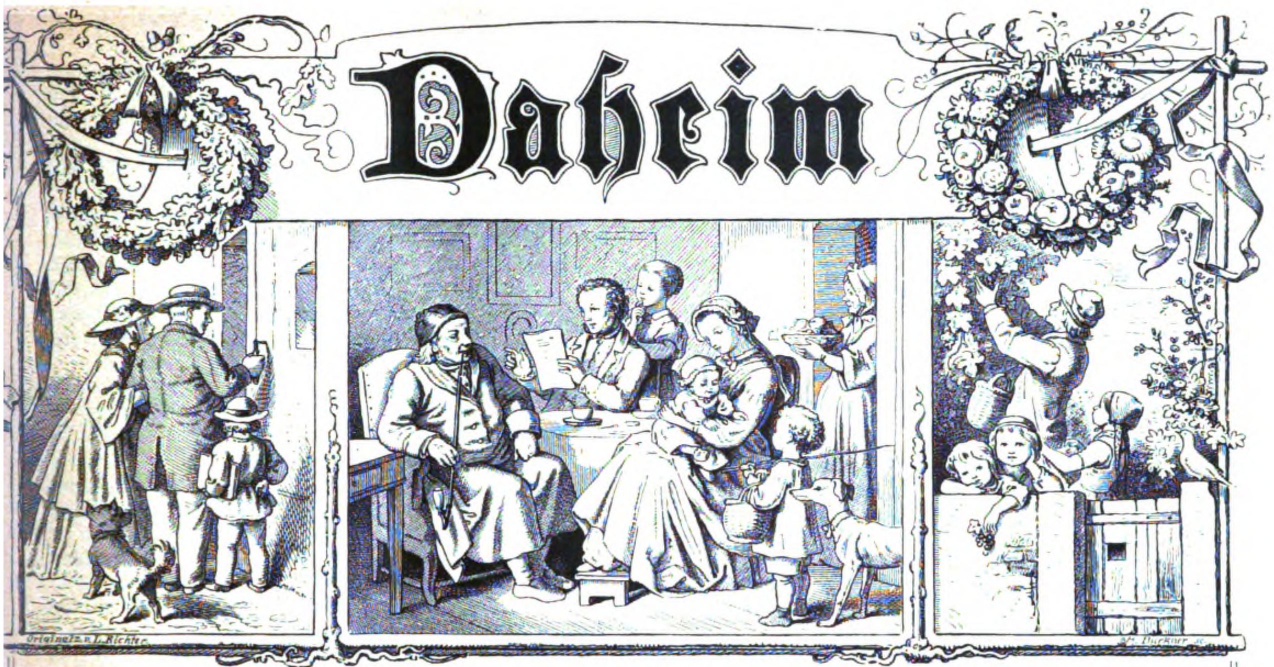
Aus den beiden großen und den 34 kleinen Buchſtaben der gegebenen Wörter erhält man:

„Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen.“

(Goethes „Reineke Fuchs.“)

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Fortſ.) — Graf von Hoensbroechs Austritt aus dem Jeſuitenorden. Von Leopold Witte. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Aus dem Bienenleben. Von Karl Aſpacher. Mit ſechs Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Deutſche Panzer im Sturm; nach einer Kohlezeichnung Sr. Majeſtät Kaiſer Wilhelms II. — Zu unſeren Bildern: Der Willkommengruß von C. Becker; Der kleine Übelthäter von H. Sondermann. — Altertumskunde. — Geſundheitslehre. — Statiſtik. — Verkehr. — Technik — Ausſtellungsweſen. — Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Juni 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 37.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Fortſetzung.)

Jetzt aber, wo wir ſcheiden, unwiderruflich und fürs Leben, jetzt, Prinzeſſin, ſoll nichts unausgeſprochen bleiben zwiſchen uns," fuhr Detleff mit bebender Stimme fort. „O, laſſen Sie es mich in Worte faſſen, was Sie ja doch ſchon wiſſen: daß ich Sie liebe, Maria, mit der ganzen tiefen, innigen Hingabe, deren ein ehrliches Manneszherz fähig iſt. Ja, mehr noch, daß ich dieſe Liebe ſchon mit hinüber genommen habe aus den Kindertagen in die Jünglingszeit; lange Jahre der Trennung, der Kampf mit dem Leben, ernſte Arbeit haben ſie zeitweiſe zurückgedrängt, aber geſtorben iſt ſie nicht. Sie iſt aufs neue lebendig geworden bei unſrem erſten Begegnen damals im Walde, und ſie iſt gewachſen in jeder Stunde des Zuſammenſeins mit Ihnen. Was wir einander geworden, Maria, in dieſen ſtillen Wochen, wir haben uns deſſen nicht zu ſchämen. Ich mußte Ihnen das alles, alles ſagen, ob Sie mir nun zürnen wegen meiner Vermeſſenheit, oder ob Sie mir vergeben. Ich weiß es ja, Sie zürnen nicht, Ihre Augen haben es mir längſt geſagt, und ſie lügen nicht."

„O Detleff — Detleff," flüſterte ſie, „iſt es denn wahr? So viel Glückſeligkeit für mich auf Erden —"

„Aber," fuhr ſie ſinnend fort, „warum ſprechen Sie nur immer vom Scheiden? Muß es denn ein Scheiden geben für uns? — Es ſoll keins geben. Laſſen Sie mich reden. Mein Vater liebt mich über alles, er wird meinem Glück nicht im Wege ſtehen. Er kennt Sie von Jugend an, er achtet Sie — gewiß, er ſagt nicht nein. Ich habe ſeinem Willen getrotzt meiner Freiheit wegen, für meine Liebe will ich bitten, Detleff, kindlich, innig bitten, und er wird gewähren, was er dem Trotz geweigert. Meinem Flehen wird er nichts verſagen, wenn er erſt weiß, wie unausſprechlich, wie über alles ich Sie liebe, Detleff."

„Maria!"

Er hielt ihre Hand in den ſeinen und küßte ſie innig. Ihr Gefühl hatte ſie hingeriſſen, jetzt ſtand ſie mit glühenden Wangen, die Blicke geſenkt, vor ihm.

„Maria," flüſterte er, „wie ſoll ich Ihnen dieſe Worte der Liebe danken. O warum darf es, warum kann es nicht ſein," ſetzte er ſchmerzlich bewegt hinzu.

„Es darf nicht ſein?" wiederholte ſie tonlos. „Es kann nicht ſein? Warum nicht?"

Sekundenlang ſchwiegen beide. Maria war es, die dies Schweigen brach. Ihre Hand auf Detleffs Arm legend, ſah ſie ihn mit ſtrahlenden Augen an.

„Haben Sie Mut, Detleff?" fragte ſie.

„Mein Leben für Sie hinzugeben und jedes perſönliche Opfer zu bringen, ja — aber nicht den, einem ganzen Lande gegenüber die Verantwortung auf mich zu nehmen, die mich treffen würde, wenn ich begehrlich die Hände nach Ihnen ausſtreckte. Sie ſind für den Thron und ſeine Pflichten geboren und erzogen, Maria, und es ſind hohe, edle Pflichten, die Ihrer warten, nicht nur gegen ein Ihnen noch fremdes Volk, ſondern gegen Ihre eigenen, angeſtammten Unterthanen, gegen Ihre Familie. Der Herzog iſt der präſumtive Erbe Ihrer Krone, er iſt der Herrſcher eines ſchönen, blühenden Landes. Es iſt aber leider kein Geheimnis, daß dies Land durch ſeinen Regenten, der von ſchlechten Ratgebern beeinflußt wird, ſeinem Ruin entgegengeht. Der Herzog, ein bedeutender Mann, iſt von einer faſt krankhaften Melancholie, einem Mißtrauen gegen alle Menſchen beherrſcht. Nur einer hat es verſtanden, ſich zu ſeinem Freunde empor zu ſchwingen — der Miniſter Görner. Sein Einfluß auf den Herzog iſt der denkbar ungünſtigſte. Durch die Gemütsanlage desſelben, durch die Abgeſchloſſenheit von aller Welt, worin er ihn beſtärkt, erhält er ihn auch in ſicherer Abhängigkeit von ſeiner Perſon, unbekümmert, ob das Anſehen des Regenten im Volke erſchüttert wird, ob derſelbe geiſtig dadurch — ich möchte ſagen — zu Grunde geht.“

„Das Schickſal iſt grauſam gegen mich,“ ſeufzte die Prinzeſſin.

„Nein, Durchlaucht, es iſt gerecht. Der Kampf ums Daſein, die oft ſo tief in die Familien eingreifende Exiſtenzfrage, beide reichen nicht hinan zu denen, die auf den Höhen wandeln, die unter dem Purpur und im Reichtum geboren ſind, und das, Prinzeſſin, iſt ein großer Vorzug. Denn, mag man nun dagegen ſagen, was man will, alles läßt ſich leichter ertragen, wenn nicht pekuniäre Einſchränkungen oder gar Armut die Laſt noch drückender machen, die auf unſrem Herzen ruht. Dieſe Sorgenloſigkeit iſt freilich auch oft genug der einzige Vorzug, den die Hochſtehenden und Wohlhabenden voraus haben — ihre Verpflichtungen gegen die Menſchheit aber ſind doppelte, und von ſeeliſchen Leiden, Krankheit und Tod bleiben ſie ſo wenig verſchont, wie die anderen; im Gegenteil, perſönliche Selbſtverleugnung bis zum Äußerſten wird von ihnen mehr verlangt, als von dem ärmſten ihrer Untergebenen. Ich möchte deshalb ſagen, das Schickſal iſt der größte Sozialiſt, es ſtellt das Gleichgewicht zwiſchen Arm und Reich, Hoch und Niedrig vollſtändig her; freilich, das Volk ſieht nur die Beneideten im Glanz des Reichtums, es ſieht weder ihre heimlich vergoſſenen Thränen, noch kennt es die unerfüllbaren Wünſche ihres Herzens. Das Volk weiß in den ſeltenſten Fällen, eigentlich wohl nie, daß ein treuer Fürſt, eine von der hohen Bedeutung ihrer Stellung durchdrungene Fürſtentochter für die Erhaltung von Frieden und Wohlfahrt des anvertrauten Landes häufig das eigene Ich mit tauſend lieben Wünſchen zum Opfer bringt. Das ändert aber an dem, was die Pflicht fordert, nichts.“

„Sie verlangen viel, Detleff,“ antwortete die Prinzeſſin halblaut, „was bleibt mir dann aber von dem kurzen Traum des Glückes, den ich hier geträumt, den ich verwirklicht zu ſehen hoffte?“

„Die Erinnerung! Und damit wir beide dieſe Erinnerung als das Heiligſte und Liebſte mit hinüber nehmen können in unſer ferneres Leben, darum mußten wir uns ſagen, was unſere Herzen erfüllte, und wollen nun im freiwilligen Entſagen um anderer willen das eigene Glück zum Opfer bringen.“

„Was kann ein ſchwaches Weib ausrichten?“ warf Maria achſelzuckend und erſt halb überzeugt ein.

„Sie ſind kein ſchwaches Weib, Maria! Sie haben einen ſelbſtändigen Charakter, einen klaren Verſtand und ein warmes, edles Herz,“ rief er lebhaft. Sie winkte matt lächelnd mit der Hand.

„Still — Detleff, Sie überſchätzen mich! Laſſen Sie mir Zeit, einige Stunden nur, um mit mir ſelbſt zu Rate zu gehen, dann will ich Ihnen meine Antwort geben.“

„Ich fahre jetzt nach dem Riedhof hinüber,“ antwortete er. „Den Weg bis Gaſtow möchte ich nachmittags mit der Poſt zurücklegen. Es iſt dies eine alte Vorliebe von mir für die Romantik,“ ſetzte er mit dem Verſuch zu ſcherzen hinzu. „Die Poſt geht um drei, — darf ich gegen zwei Uhr um die Abſchiedsaudienz bitten?“

Seine Stimme zitterte jetzt doch, und er war ſehr bleich.

Sie neigte ſtumm das Haupt, heiße Thränen ſtiegen ihr in die Augen und rollten über ihre Wangen.

„Maria!“

„Wir müſſen ſcheiden,“ ſagte die Prinzeſſin leiſe, „laſſen Sie uns auf verſchiedenen Wegen ins Schloß zurückkehren.“

Noch ein warmer Händedruck, ein tiefer, inniger Blick, dann eilte ſie die lange Tannenallee hinauf, die nach dem Schloß führte, — an der letzten Biegung wandte ſie ſich um und winkte ihm mit der Hand einen Gruß zu. Ohne ſich zu regen, ſchaute er ihr nach. — — — —

Frau von Stoißlaw zog ſich nach dem Frühſtück, ebenſo wie die Prinzeſſin, auf ihr Zimmer zurück. Herr von Thiele ritt aus, Fräulein von Dahlenberg bekam den Auftrag, zu Arlims hinüber zu fahren und ſie für morgen Abend zum Thee einzuladen. Als der Hufſchlag von Herrn von Thieles Roß verklungen, und als das Koupee mit dem kleinen Hoffräulein durch die Allee rollte, atmete Prinzeß Maria auf.

Die kleine Pendule auf dem Marmorkamin ſchlug mit hellem, ſilbernen Klang halb drei. Die Fürſtin, die, das Antlitz mit den Händen bedeckt, in einem Seſſel lehnte, ſprang auf. Wo blieb Stoißlaw, weshalb kam er nicht? Mit wachſender Erregung lauſchte ſie auf jedes Geräuſch. Endlich, endlich das Rollen eines Wagens auf der Rampe vor dem Schloſſe, Schritte im Salon, ſie ging nach der Thür — zu Minuten dehnten ſich die Sekunden, die vergingen, bis der Lakai dieſelbe öffnete und den Baron Stoißlaw meldete.

Der Genannte folgte dem Diener auf dem Fuße, — die Thüren ſchloſſen ſich — ſie waren allein.

„Detleff —“

„Maria —“

Er zog ihre Hände an ſeine Lippen und bedeckte ſie mit Küſſen. Maria führte ihn zu einem Seſſel und nahm neben ihm im Sofa Platz.

„Sie kommen ſo ſpät, Detleff,“ ſagte ſie mit zärtlichem Vorwurf in Ton und Blick.

„Auf dem Rückweg von Riedhof traf ſich's, daß ich einer Steinklopferfamilie begegnete, die in Jammer und Thränen ihr älteſtes Kind umſtand, ein Mädchen von zehn Jahren. Es hatte einen Fall gethan und eine Wunde am Kopf erhalten. Ich leiſtete die erſte, notwendige Hilfe. Gottlob erwies ſich die Sache als nicht gefährlich.“

„Und wir haben dadurch eine gute halbe Stunde des Beiſammenſeins eingebüßt. Dachten Sie gar nicht an mich?“

„Welche Frage! Aber Sie wiſſen doch, daß ich nun einmal ſolch trockener Pflichtphiliſter bin, und im Grunde — geben Sie mir gewiß recht.“

Dann ſaßen ſie Hand in Hand, ſprachen von ihrer Liebe und ihrem Leid, und, das Haupt an ſeine Schulter gelehnt, ſagte ihm Maria unter leiſem Schluchzen, daß ſie mit redlichem Wollen ihrer Pflicht folgen werde.

„Ich wußte ja, daß Sie den rechten Weg finden würden, Maria,“ ſagte Stoißlaw, liebevoll bewegt ihr Haar ſtreichelnd.

„Ich habe ihn nicht gefunden, die Liebe hat ihn mir gezeigt.“

Wie ſchnell verging die kurze Spanne Zeit, die letzte, die ihnen gehörte, faſt eilfertig klangen die Schläge der kleinen Uhr, mit denen ſie die dritte Stunde ſchlug. Detleff ſtand auf.

„Schon?“ rief die Prinzeſſin, — „o, nun gehen Sie, und ich bleibe zurück — ſo ganz, ſo ganz allein.“

All ihre mühſam behauptete Faſſung brach in dieſem Augenblick zuſammen, laut aufweinend ſchlang ſie die Arme um ihn und barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt.

„Maria,“ flüſterte er, ſie feſt an ſich ziehend, „dürfte dies liebes Haupt doch für immer an meinem treuen Herzen ruhen!“

Er mußte fort. Mit einem raſchen Entſchluß raffte er ſich auf und hob ihren Kopf ſanft empor. Einen langen, innigen, tiefen Blick tauſchten ſie, dann küßte er mit bebenden Lippen zum erſten- und letztenmal das ſchöne, bleiche Antlitz, — die Thür fiel hinter ihm ins Schloß. Er war fort.

„Detleff — Detleff!“ rief in leidenſchaftlichem Schmerz die Prinzeſſin. Er hörte ſie nicht — — — —

Frau von Stoißlaw ſtand vor dem kleinen Poſtgebäude und winkte dem Scheidenden ein letztes Lebewohl zu. Grüßend neigte er ſich zum Fenſter hinaus. Sein letzter Blick gehörte Schloß Seligkeit, deſſen Mauern durch die kahlen Bäume herüber ſchimmerten.

„Arme Maria,“ ſagte er leiſe, „armes, geliebtes Mädchen!“

Der Poſtillon aber ſah juſt ſeine Liebſte, des Bürgermeiſters Köchin, über die Straße gehen und fröhlich ſchmetterte ſein Horn:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,
Städtle hinaus, und du mein Schatz bleibſt hier!“

V.

Die Verlobung der Prinzeſſin Maria von Hohenſtein mit dem Herzog Adalbert von Waldenburg war, nachdem die Fürſtin nach der Reſidenz zurückgekehrt, proklamiert worden. Ein Lieblingswunſch des fürſtlichen Hauſes und des Landes war hiermit in Erfüllung gegangen, und der Fürſt überſchüttete in ſeinem Glück das geliebte Kind mit den koſtbarſten Gaben. Der Trouſſeau der jungen Braut war einer königlichen Prinzeſſin würdig, die Vermählung wurde für die erſte Hälfte des Maimonats feſtgeſetzt.

Maria verſuchte es, ſich mit tapferſter Selbſtüberwindung in die veränderten Verhältniſſe zu finden.

Der Herzog von Waldenburg war eine vornehme, nur leider zu ideal angelegte Natur; geiſtig bedeutend, voll Enthuſiasmus für alles Schöne, aber mit einer bedenklichen Hinneigung zum Phantaſtiſchen und ohne Intereſſe für eine geregelte, ernſte Thätigkeit. Hierzu geſellte ſich ein ſtarker Hang zur Melancholie, Vorliebe für die Einſamkeit und ein Mißtrauen gegen die Menſchen im allgemeinen. Er hatte eine an Liebe arme Kindheit und Jugend verlebt, eine unglückliche, bald wieder getrennte Ehe trug noch das ihre dazu bei, ihn zu verbittern und ſeine trübe Gemütsſtimmung bei ſtarker Nervenüberreizung bis zur höchſten Schwermut zu ſteigern. Für die Prinzeſſin Maria hatte er raſch eine lebhafte Sympathie empfunden, die ſich bei näherer Bekanntſchaft in eine tiefe, leidenſchaftliche Liebe umwandelte. Ihr friſches, lebhaftes, mit natürlicher Liebenswürdigkeit verbundenes Weſen übte einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. Ja, er glaubte ſogar feſt an ihre Neigung für ihn, und dieſer Glaube hatte etwas ungemein Beglückendes für den Mann, der mit einem heißen, warm empfindenden Herzen bislang ſo einſam im Leben geſtanden, ſo manche herbe Enttäuſchung hatte erfahren müſſen. Maria verſtand ihn und machte es zu ihrem Lebenszweck, die Aufgabe, die ſie ſich erwählt, voll und ganz zum Segen ihres künftigen Gatten und ihres Landes zu löſen. Wie ſchwer ſie ſelbſt darunter litt? — Es gelang ihr, ihre Umgebung zu täuſchen bis auf einen, den Erbprinzen. Er kannte ſeine Schweſter zu genau. Sie war lebhaft, aber ohne die übermütige Heiterkeit früherer Tage, ſie lachte, aber es klang nicht mehr ſo ſorglos natürlich, wie ſonſt, ſie war ernſter, gereifter geworden, wie man es durch ein großes ſtilles Leid, ein freiwilliges Entſagen auf perſönliches Glück wird.

An einem Sonntag Vormittag beſuchte der Prinz ſie nach der Kirche. Sie ſaß an ihrem Schreibtiſch und ſtreckte ihm die Hand entgegen. „Guten Morgen, Bruder!“

„Nun, in Liebesgedanken oder bei Liebesbriefen?“ neckte er.

„Profaniere das Wort Liebe und alles, was damit zuſammenhängt, nicht,“ ſagte ſie, und ihre Stimme zitterte.

„Arme, kleine Mi,“ — er legte den Arm feſter um ſie, hob ihren Kopf hoch und ſah ihr in die ſchimmernden Augen, „es hat ein eigener Unſtern über uns gewaltet, daß wir beide ohne Neigung vermählt werden. Du biſt aber inſofern doch noch beſſer daran, als du wenigſtens kein treues, geliebtes Weſen aufzugeben brauchſt, um dafür ein ungeliebtes ans Herz zu nehmen, wie ich. Du liebſt gar nicht — das macht die Sache einigermaßen erträglich, und man zieht keine Vergleiche.“

Sie antwortete nicht, aber die Bewegung, mit der ſie ihr Geſicht an ſeiner Bruſt barg und die Arme um ihn ſchlang, verriet ihm auch ohne Worte ihr Geheimnis.

„Alſo auch,“ ſagte er halblaut, „hm — hm. Dann freilich — arme Mi — hm — hm.“

„Glaubſt du, daß der Herzog mich liebt?“ fragte ſie nach kurzer Pauſe, ihre Hand auf den Arm des Prinzen legend und langſam mit ihm im Zimmer auf- und abgehend.

„Ja.“

„Ich auch. Und ich glaube, daß ich Einfluß auf ihn gewinnen werde. Dies Bewußtſein iſt mir tröſtlich.“

„Nimm dich nur vor Görner in acht und begegne ihm zunächſt mit großer Höflichkeit, ſein Einfluß iſt unbegrenzt, und er iſt der Ältere. Er kennt Adalberts Schwächen, darin liegt die Gefahr,“ ſagte der Erbprinz.

„Du weißt, es wird mir ſchwer, Sympathien und Antipathien zu verbergen. Ich fürchte, er weiß ſchon, woran er iſt, und zu Adalbert habe ich bereits darüber geſprochen.“

„Das war unvorſichtig. Sei nicht zu offen, Maria, ſelbſt nicht deinem künftigen Gatten gegenüber, ehe du ihn genau genug kennſt. Die Verhältniſſe am Waldenburger Hofe ſind andere, wie bei uns, und leider ſchlimmere.“

„Was iſt das?“ brach er das Geſpräch ab, an einen Tiſch tretend und ein umfangreiches Schmucketui aufhebend. „Eine neue Aufmerkſamkeit von Papa?“

Ein leichter Druck öffnete den Deckel, eine prachtvolle Broche blitzte ihm daraus entgegen.

„Der Verdienſtorden für die gut gelungene Zähmung der Widerſpenſtigen,“ ſpöttelte die Prinzeſſin.

„Wie meinſt du das?“

„Nun, ein Cadeau für den Sturmvogel.“

„Kleine, boshafte Schweſter!“

„Bleibſt du zum Frühſtück?“

„Nein, meine Frau erwartet mich. Doch eins noch — du biſt ja ſo klug, Mi, — ſage mir nur, wodurch deiner Anſicht nach der unheilvolle Einfluß des Miniſters auf Adalbert ſo groß hat werden können?“

„Du weißt, daß dem Herzog nichts mehr zuwider iſt, als geregelte, ſtrenge Arbeit. Er liebt ein Traumleben, ein Sicheinſpinnen in ſeine eigenen Ideen, ein Sichverſenken in die Einſamkeit. Görner war mit ihm auf den Univerſitäten zuſammen, er kennt ihn genau, er iſt klug, gewiſſenlos und ehrgeizig und beſitzt eine eminente Arbeitskraft. Er hat es verſtanden, den Herzog unmerklich zu ſeinem Werkzeug zu machen, indem er für ihn denkt, arbeitet und — last not least — ihm ſtets die nötigen Mittel zur Verfügung zu ſtellen vermag, die derſelbe für ſeine koſtſpieligen Lebensgewohnheiten und den Aufwand ſeiner Hofhaltung braucht. Er erhält ihn gefliſſentlich in Abgeſchiedenheit von einem größeren Kreis, er weiß es geſchickt zu verhindern, daß Adalbert eine andere, einflußreiche Stimme hört, als die ſeine, und wenn mich nicht alles täuſcht, haßt er mich jetzt ſchon und wird kein Mittel unverſucht laſſen, mich dem Herzog zu entfremden. Aber das ſoll ihm nicht gelingen,“ ſetzte ſie voll ſtolzer Feſtigkeit hinzu, „der Herzog liebt mich, — mit dieſer Möglichkeit hatte er nicht gerechnet, und an ihr werden ſeine Pläne ſcheitern.“

„Gott gebe es, Mi! Du mußt nur vorſichtiger ſein in Zukunft, wenn du zum Ziel kommen willſt. Und nun lebe wohl. Amélie erwartet mich, und wie ich ſehe, iſt es ſchon ein Uhr. Addio, Mi!“ — — —

Die Prinzeſſin ſetzte ſich wieder an ihren Schreibtiſch. Sie las noch einmal, was der Herzog ihr geſchrieben. Es wurde ihr ſchwer, dieſe Briefe zu beantworten, dem ideal phantaſtiſchen Zug, der aus jeder Zeile zu ihr ſprach, zu folgen. So warm und tief ſie fühlte, ſo ſehr ſie für alles wirklich Edle und Schöne ſich begeiſtern konnte, ſo fremd war ihr jenes Hinneigen zu allem Myſtiſchen und Abſonderlichen, wie man es beim Herzog ausgeprägt fand. Er liebte ſie, heiß, innig, jedes Wort, jede ſeiner Handlungen verriet es ihr, und es gab Stunden, in denen ſie darunter litt, daß ſie dieſe Gefühle nicht zu erwidern vermochte, daß ihr ganzes Herz an Detleff hing. Mit dem feinen Inſtinkt des Weibes hatte ſie im näheren Verkehr mit dem Herzog bald herausgefunden, daß er eine leicht zu beeinfluſſende Natur ſei, und daß der Miniſter Görner der Dämon ſeines Lebens, daß er ihm willenlos verfallen war. Ebenſo ſicher wußte ſie aber auch, daß es nur dem Einfluß einer wirklich geliebten Frau gelingen könne, ihn von demſelben zu befreien, und ſie hoffte, daß das Opfer, welches ſie gebracht, kein vergebliches ſein würde …

Der Geburtstag der Prinzeſſin, ihr letzter am väterlichen Hofe, wurde auf ihren Wunſch im engſten Familienkreiſe ohne größere Feſtlichkeiten gefeiert. Als die junge Braut am Morgen ihr Zimmer betrat, fand ſie eine wahrhaft fürſtliche Gabe des Verlobten.

(Fortſetzung folgt.)

Im dunkelſten Berlin.

IV.

Der Kampf um die Million.

(Abdruck verboten.)

In einem vornehmen Weinreſtaurant unter den Linden befinden ſich in der frühen Nachmittagsſtunde — es iſt kaum fünf Uhr — erſt wenige Gäſte. Geräuſchlos gleiten die Schritte der Kellner über die dicken Teppiche, geräuſchlos flimmert in den Glasbirnen das Glühlicht und zittert ringsum an den Wandſpiegeln wieder, gedämpft ſchallt durch die dichtverhängten Scheiben der Lärm der Weltſtadt. Die vereinzelten Beſucher, Herren in Uniform oder in Frackjackett mit ſchwarzer Binde und weißer Hemdbruſt, ſitzen ſchweigend hinter ihren Tiſchen. Die vornehme Stille wirkt ſo einſchüchternd, daß ſogar die einzige größere Gruppe, die drei Herren an einem der Seitentiſche, nur flüſternden Tones plaudert. Es ſind durchaus keine auffallenden Erſcheinungen, Männer in den beſten Jahren, nach engliſchem Schnitt gekleidet. Selbſt den Oberkellner intereſſieren ſie nicht weiter, und wollte man ihn ausforſchen, ſo würde ſie der vielerfahrene Frackträger wohl als reiſende Großkaufleute bezeichnen, Gäſte mittleren Schlages, eine Mark Trinkgeld à Perſon.

„Auf glückliche Reiſe.“ Die Gläſer der drei Freunde klingen leiſe aneinander. Die feinen Perlbläschen des Sekts ſprudeln in dem Licht der Kerze, um die bläulich die Wolken der Havanna wogen. „Auf glückliche Reiſe“ . . . man erhebt ſich und ſchreitet, während einer von ihnen die Zeche berichtigt, an den ſich verbeugenden Kellnern vorbei zur Thüre, wo bereits das herbeigepfiffene Koupee hält. Die Wagenthüre ſchlägt zu. „Kutſcher, Bahnhof Friedrichſtraße.“

Eine mächtige Tafel auf dieſem Bahnhof benachrichtigt den Reiſenden, daß er in öſtlicher Richtung nach Kreuz und Schneidemühl, nach Poſen und Warſchau, nach Petersburg und vielen anderen Orten gelangen kann. In dieſe Richtung ſcheint auch unſren Paſſagier der Weg zu führen. Er macht es ſich in ſeinem Koupee I. Klaſſe bequem, die Freunde winken noch einen ernſten Abſchiedsgruß. Dann rollt der Zug davon in die Abenddämmerung hinein.

Die Hotelglocke tönt, und mit Befriedigung ſieht der Wirt des erſten Gaſthofs in der oſtdeutſchen Provinzſtadt, daß der diſtinguierte Fremde, der von Berlin aus drei Zimmer ſeines Hauſes, Nr. 7, 8 und 9, auf Empfehlung eines Geſchäftsfreundes telegraphiſch beſtellt, wirklich eingetroffen iſt. Der Fremde macht den Eindruck eines Deutſch-Amerikaners. Ein beleibter Mann in mittleren Jahren, trägt er dunkle Bartkoteletts und eine ziemliche Glatze, hat eine goldene Brille auf und hinkt ein wenig. Er ſchreibt ſich unten als Mr. Jackſon aus New York in das Fremdenbuch ein. Daß er von weit her kommt, bezeugt ſchon ſein Reiſegepäck, zwei mächtige, ſchwarze Lederkoffer, ſog. „Transatlantics“, die ihm die Hausknechte keuchend und fluchend in ſeine Zimmer im erſten Stockwerk ſchleppen. Mr. Jackſon ſelbſt ſcheint etwas überraſcht, daß ſeine Räume nicht zur ebenen Erde liegen. Er iſt es nicht gewohnt, Treppen zu ſteigen. Der Zimmerkellner ſucht ihn unterwürfig zu beruhigen. Leider gehört das Erdgeſchoß nicht zu dem Hotel. . . . „So? . . . was iſt denn unter dieſen Zimmern?“ unterbricht ihn gleichgültig der Fremde, der ſich inzwiſchen an dem Waſchtiſch zu thun gemacht hat. „Unter dieſen Zimmern?“ — der Kellner lächelt diskret, „die Büreaus der Provinzialbank, gnädiger Herr.“ — „Ah, der Provinzialbank“, murmelt der Gaſt zerſtreut und frägt dann wie aus einem Traume zu ſich kommend, „wieviel iſt es an der Zeit?“ Der Kellner ſieht auf die Uhr. „Dreiviertel zehn Uhr abends.“ — „Dreiviertelzehn!“, wiederholt Mr. Jackſon, „well. Ich werde mich gleich ſchlafen legen. Was meinen Sie? . . . Abendeſſen! . . . Nein . . . ich bin zu müde . . . bin in einer Tour von London bis hierher gefahren und muß morgen nach Rußland weiter. Sorgen Sie nur dafür, daß man mich dieſe Nacht nicht ſtört.“ Der Kellner gibt die beruhigendſten Verſicherungen. Rechts vom Schlafzimmer iſt die Brandmauer, links der Salon. Das Zimmer über dem Gaſte iſt unbewohnt, unter ihm befindet ſich das menſchenleere Bankgewölbe. Der Herr wird ſicher vortrefflich ſchlafen. Und damit nimmt der Kellner die Stiefel an ſich, wünſcht eine geruhſame Nacht und empfiehlt ſich.

Aber Mr. Jackſon denkt nicht an Schlaf. Kaum iſt er allein, ſo nimmt ſein Geſicht einen ſeltſamen Ausdruck von Entſchloſſenheit und Aufregung zugleich an. Aus ſeiner kognakgefüllten Reiſeflaſche thut er einen tiefen Zug, dann holt er einen Schlüſſelbund aus der Taſche, öffnet ſeine beiden Transatlantics und beginnt ſie auszupacken. Daran wäre gewiß nichts Auffallendes, aber wunderlich iſt der Inhalt, der da an das trübe Licht der Hotelkerze kommt. Der Fremde ſelbſt ſcheint das am beſten zu wiſſen. Denn er hat vorher die Thüren ſeines Zimmers feſt verſchloſſen, die Fenſtervorhänge ſorgfältig zugezogen und durch einen Griff ſich überzeugt, daß der Revolver auf ſeinem richtigen Platz in der rechten Hoſentaſche ſteckt. Dann erſt breitet er ſeine Reiſedecke auf dem Teppich aus und ſtapelt auf der dicken, jedes Geräuſch abhaltenden Unterlage ſeine Schätze auf.

Ein gewöhnlicher Menſch würde mit dieſen kunterbunten, maſſenhaft den Koffern entſteigenden Utenſilien gar nichts anzufangen wiſſen. Ihr Beſitzer aber ſcheint von ihrer Nützlichkeit feſt durchdrungen. Mit prüfendem Blicke muſtert er die gut dreißig Fuß lange, aus beſtem Manilaſeil gedrehte Strickleiter, die Schrauben und Nägel, die Gewindebohrer und Feilen, die Guttaperchaſchläuche verſchiedener Größe, den kleinen, transportablen Gasofen, die Blendlaterne und die Brecheiſen, den mächtigen Leinwandregenſchirm, die dünnen Taue, die Schloſſerwerkzeuge aller Art, vor allem aber die zwei ſchweren, feſtverſchraubten Eiſenballons, die er ſorgſam, als wären es wirklich Granaten, denen ſie aus der Ferne täuſchend ähneln, auf den Boden niederlegt.

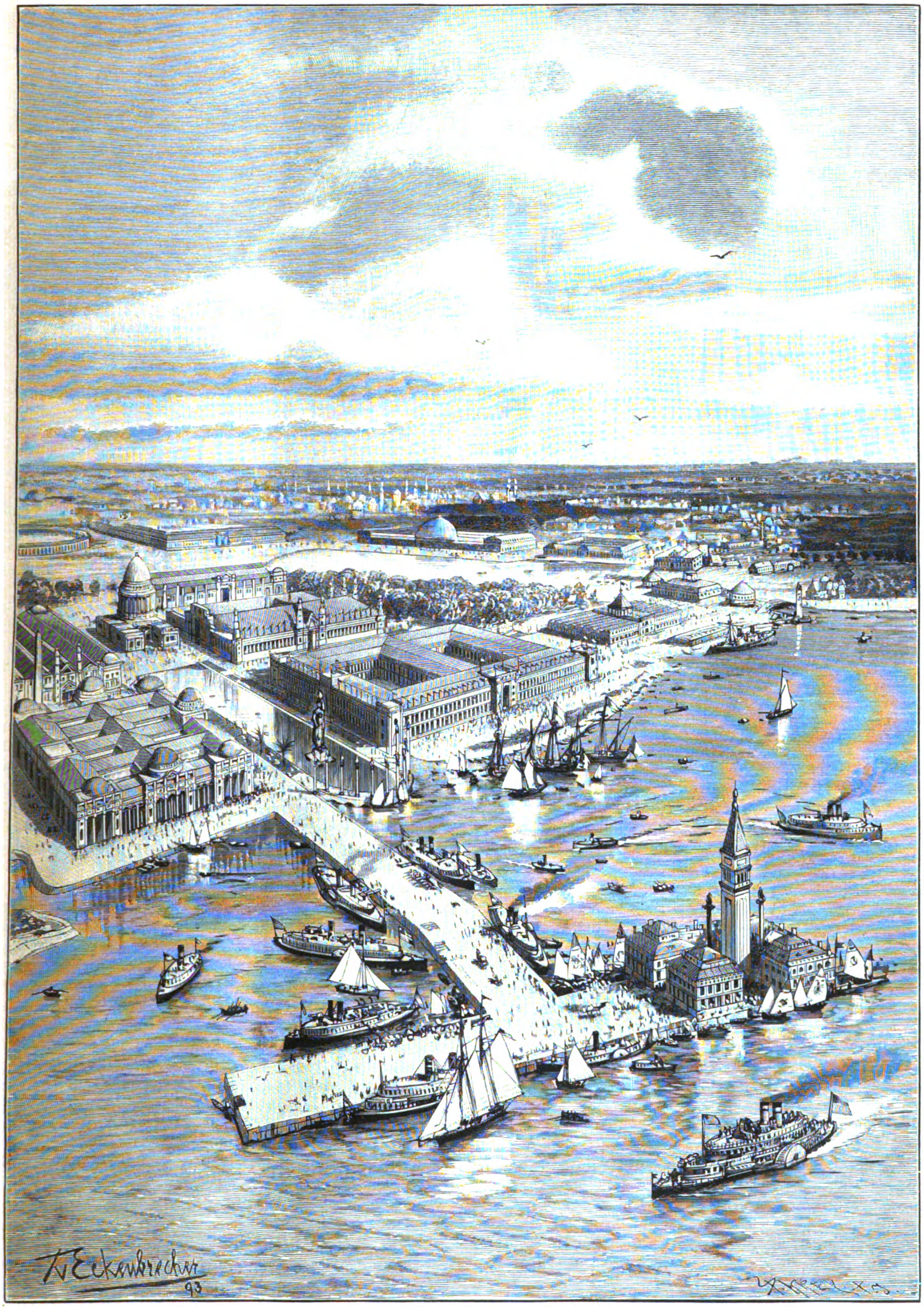
Noch einen Schluck aus der Kognakflaſche. Aufgeregt horchend blickt der unheimliche Gaſt umher. Nichts regt ſich. Ringsum die tiefe Stille einer Provinzſtadt, die gewohnt iſt, um zehn Uhr nachts ſchlafen zu gehen. In weiter Ferne kläfft ein Hund, und aus dem Hof tönt undeutlich das Geräuſch, mit dem der ſchlaftrunkene Hausknecht die Stiefel des Herrn für den nächſten Morgen wichſt.

Wie würde der Brave erſchrecken, könnte er ſehen, was der Beſitzer des eleganten Schuhzeuges inzwiſchen angiebt. Lang auf den Boden ſeines Zimmers hingeſtreckt, iſt Mr. Jackſon bemüht, lautlos einige Platten des Fußbodengetäfels auszuheben. Mit wenigen Griffen iſt das ſeinen gewandten Händen gelungen und ebenſo raſch ein kleines Loch in die darunter liegende Deckenlage geſtoßen. Ein Stück Kalk ſchlägt unten dröhnend in dem dunklen Gewölbe nieder, aus dem ein kalter Lufthauch emporſteigt. Der Fremde ſchrickt zuſammen. Aber nichts rührt ſich und beruhigt ſteht er auf, um ſeinen Regenſchirm zu holen.

Dieſer große Schirm aus ſtarker Leinwand wird durch das Loch geſtoßen und durch eine Schnur an ſeinem Griffe derart an den Bettpfoſten des Zimmers befeſtigt, daß er unten frei an der Decke des Gewölbes ſchwebt. In ſeine aufgeſpannte Fläche fallen, während Mr. Jackſon eifrig an der Vergrößerung des Loches arbeitet, die losgelöſten Holz- und Mörtelſtücke geräuſchlos hinab. Iſt der Schirm ziemlich gefüllt, ſo klappt ihn ſein Beſitzer mit der Hand zuſammen, zieht ihn durch das Loch zurück, ſchüttet ſeinen Inhalt leiſe auf den Fußboden des Zimmers und beginnt dann von neuem ſeine Arbeit, bis endlich das Loch groß genug iſt, einen Menſchen bequem durchzulaſſen.

Die Strickleiter wird entrollt, ſorgſam auf ihre Haltbarkeit geprüft und mit einem Ende an einem Schraubenhaken befeſtigt, den Mr. Jackſon geräuſchlos in eine paſſende Stelle der Zimmerwand eingetrieben hat. Dann läßt er das Seil langſam in das Dunkle hinabgleiten. Es iſt lang

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Th v Eckenbrecher
93
Verkehrsgebäude.
Maſchinenhalle.
Minen- und Bergbaugebäude.
Verwaltungsgebäude.
Ackerbauhalle.
Elektrizitätsgebäude.
Gartenbaugebäude.
Induſtriehalle.
Mole.
Frauenhaus.
Regierungsgebäude.
Kloſter La Rabida.
Kriegsſchiff-Ausſtellung.
Kaſino.

Geſamtanſicht der Weltausſtellung zu Chicago, vom Michiganſee aus geſehen.
Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher.

genug. Ein leiſer platſchender Ton zeigt ihm, daß es die Flieſen des Börſengewölbes berührt hat.

Nun iſt es Zeit, die Kerze auszulöſchen. So ſpätes Licht würde Verdacht erregen. Das Zimmer liegt finſter da. Nur von der Bruſt des Fremdlings, der vorſichtig an der ſchwankenden Strickleiter hinab in die Tiefe klimmt, wirft eine Blendlaterne ihren grellen, dünnen Strahl. Schwer aufatmend ſteht der Einbrecher unten in dem kalten finſteren Raum. Alles bleibt ſtill, während er auf dicken Wollſtrümpfen ſchleichend ſeine Entdeckungsreiſe unternimmt. Und ſchon iſt er vor dem Ziel ſeiner Wünſche. Genau da, wo ſeine Auftraggeber es ihm beſchrieben, ſteigt wie ein drohender Schatten der Stahlpanzerſchrank der Provinzialbank empor. Und in ihm liegen — er weiß es ganz genau — gerade heute Nacht große Summen in baarem Gelde, in Gold und Scheinen, eine Million oder mehr, die morgen zur Ultimoregulierung dienen ſoll.

Es iſt, als ob Mr. Jackſon ſelbſt begriffe, daß man dieſem garantiert feuer- und diebsſicheren Schranke nichts anhaben könne. Denn er macht ſich mit etwas ganz anderem, mit der Gasleitung zu thun. Mit der Gewandtheit einer Katze auf- und niederkletternd hat er ſich von oben das nötige Handwerkszeug geholt. Den zunächſt dem Schrank befindlichen Gasarm macht er raſchen Griffes los, als ſei er ſein Leben hindurch Inſtallateur geweſen, und ſchraubt an das Leitungsende luftdicht den Gummiſchlauch an, den er am Boden bis zu dem Schranke hinführt. Seinen kleinen Gasofen hat er ſchon vorher dort aufgeſtellt und verbindet ihn jetzt mit dem Schlauche. In kurzem iſt der Anſchluß fertig. Der Apparat funktioniert.

Mit Leuchtgas allein ſprengt man keine Panzerſchränke, das iſt bekannt. Dazu gehören andere Hilfsmittel der modernen, ſich täglich vervollkommenden Technik. Längſt iſt ja die Wiſſenſchaft aus ihrer ſtillen Studierſtube herausgetreten. Sie leitet im Kriege die Flugbahn des Shrapnells mit ſeiner ſchwefelverkitteten Kugelfüllung, ſie ſteht dem Nihiliſten zur Seite, wenn er ſorgſam die Dynamitladung in das Innere der Sprengbombe ſenkt, ſie läßt geräuſchlos die ſchreckliche Zigarrengeſtalt des Fiſchtorpedos gegen den feindlichen Panzer ſchlüpfen und begleitet den Afrikaforſcher, wenn er mit dem Revolvergeſchütz die Reihen der Eingeborenen niederſchmettert. Sie iſt auch dem Einbrecher günſtig, dem ſie das Geheimnis verrät, daß der Stichflamme, die ſich aus der Verbindung von Leuchtgas mit Sauerſtoff ergiebt, auch der feſteſte Panzerſchrank nicht widerſtehen kann. In den ſchweren ſchwarzen Metallballons, die Mr. Jackſon vorhin ausgepackt und mit ſich heruntergenommen hat, befindet ſich reiner Sauerſtoff. Ein Rohr wird an die Mündung des Ballons geſchraubt, die nötige Verbindung hergeſtellt, bald zuckt die Flamme auf und wo ſie ihre Spitze in das feſte Metall hineingräbt, arbeitet langſam und unermüdlich die Hand des Einbrechers mit ſeinen kunſtvoll gearbeiteten Werkzeugen nach.

* * *

Die Zeit verrinnt. Stunde auf Stunde ſchlägt von der Thurmuhr. Alles ringsum iſt ſtill und immer weiter arbeitet der einſame Mann beim Schein der Blendlaterne. Sein Geſicht iſt bleich, er atmet ſchwer. Seit einem Jahr und länger iſt der große Einbruch vorbereitet, ſoweit es Menſchenkräfte vermögen. Nun iſt die Entſcheidung nahe. Eine dünne Schicht Metall trennt den Fremdling von den Schätzen da drinnen, die ihn und ſeine Genoſſen durch einen Handgriff zu reichen Männern machen ſollen . . .

* * *

Die Zeit verrinnt. Stunde um Stunde geht dahin im Kampf um die Million. Immer wieder zuckt die Stichflamme, arbeiten ſtöhnend Meißel und Bohrer an der glatten Eiſenwand. Längſt iſt ein Spalt entſtanden. Er vergrößert ſich auch, aber nur langſam, mit einer tödlichen Langſamkeit, die dem Mann vor ihm mehr und mehr den Angſtſchweiß auf die Stirne treibt.

* * *

Und wieder ſchlägt die Thurmuhr. Der ſpäte Wintermorgen beginnt zögernd heraufzuziehen. Aus weiter Ferne dringt halb verhallend das unſichere Krähen eines Hahnes. Dort unten aber, in dem finſteren Gewölbe, geht der Kampf immer noch weiter, das Ringen zwiſchen dem Mann und dem Panzerſchrank. Als wäre er ein belebtes Weſen, ſo zäh und unerbittlich verteidigt ſich der ſtählerne Geſell. Immer tiefer klafft ſeine Wunde, er wird erliegen, er muß erliegen, noch eine halbe Stunde, ſo iſt ſein Zugang offen . . .

Vom Marktplatz dringt helles Geräuſch! Der Einbrecher ſchreckt empor. Ein Wagen raſſelt dort über das Pflaſter, ein Hund kläfft auf, man hört Menſchenſtimmen, der Tag iſt erwacht. Die Nacht flieht und mit ihr die Hoffnung. Mr. Jackſon iſt geſchlagen im Kampf um die Million — geſchlagen um eine halbe Stunde. Er muß eilen, wenn er ſich noch retten will. Mit einem finſteren Blick muſtert er ſeinen Gegner, der hochragend und unerſchütterlich in der Dämmerung vor ihm ſteht. Dann klimmt er lautlos an der Strickleiter hinauf in ſein Zimmer.

Zehn Minuten ſpäter wundert ſich der Portier, daß der fremde Herr ſchon in aller Morgenfrühe einen Spaziergang macht. Aber ſchließlich — Kopfſchmerzen kann ja jeder haben, und daß der Gaſt ſeine Promenade gerade in der Richtung des Bahnhofes unternimmt, iſt ein Zufall.

Donnernd brauſt der Expreßzug in die Halle. Er hat nur wenige Minuten Aufenthalt auf ſeiner Hetzfahrt nach Rußland. Im letzten Moment ſpringt ein Reiſender raſch in ein leeres Koupee und wartet ſchweratmend, bis ſich der Wagen wieder in Bewegung ſetzt. Mr. Jackſon hat ſich in den paar Augenblicken, die er hart am Bahnhof in einem Gebüſch an der Promenade zugebracht, außerordentlich verändert. Er hinkt nicht mehr und trägt keine goldene Brille. Die Bartkotelletts und die Glatze ſind geſchwunden, der Leibesumfang iſt mit dem Luftkiſſen zuſammengeſchrumpft, das er bisher untergeknöpft trug, und wie er ſo, in kalter Wut an einer Zigarette kauend, im Koupee ſitzt, iſt er ein hagerer, blonder Menſch von kaum 25 Jahren mit ſehniger Muskulatur und ſchlaffem, ſommerſproſſigem Geſicht. Und weiter brauſt der Zug, dem heiligen Rußland zu. . . .

Um dieſelbe Zeit, da der Fremdling, im Inneren Rußlands dahinrollend, ſich entſchloſſen hat, über Odeſſa nach Konſtantinopel zu gehen und von dort in den Donaufürſtentümern zu verſchwinden, ſprengt in dem Provinzhotel ein Schloſſergeſell unter großer Aufregung des verſammelten Perſonals die Thüre von Nr. 7. Ein Anblick bietet ſich, wie der eines Schlachtfelds, das der Feind in eiliger Flucht geräumt. Mörtelſtücke, Kleider, Kalk, Staub, Stricke, Eiſengerät, das alles deckt in tollem Durcheinander den verwüſteten Raum, und von unten erklingt das Zetergeſchrei der Scheuerfrauen, die ſich zur Reinigung des Bankgewölbes eingefunden haben.

Natürlich weiſen die Spuren auf Berlin. Nur aus dem Schoße einer Weltſtadt können ſolche Verbrechen geplant, ſolche Vorbereitungen getroffen werden. Die Polizei telegraphiert in Eile, aber eine Depeſche, die Mr. Jackſon auf ſeiner Flucht aufgab, hat einen Vorſprung von mehreren Stunden. Die Empfänger, die beiden Herren, mit denen er am Mittag zuvor in der Weinſtube diniert, ſind ſchon auf dem Weg nach England. Mißmutig lehnen ſie ein paar Stunden ſpäter an Bord des Dampfers zwiſchen Vliſſingen und Queen-Borough. ,,Damned“, murmelt der eine vor ſich hin. Der andere iſt gleichmütiger. ,,Never mind“ iſt ſein Troſt, „ein andermal glückts beſſer.“

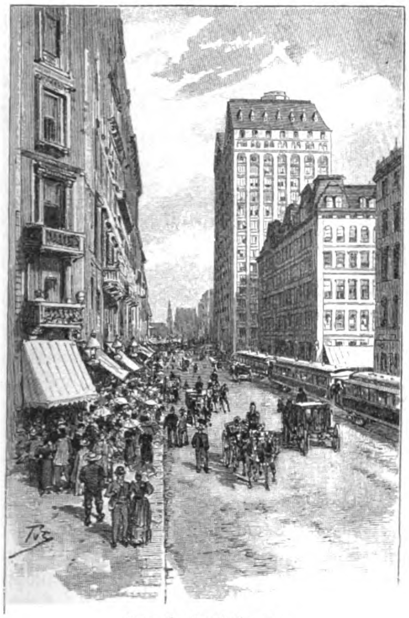
Rudolph Stratz.

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul von Szczepański.

III. Im Jackſon-Park.

(Abdruck verboten.)



Straße in Chicago.

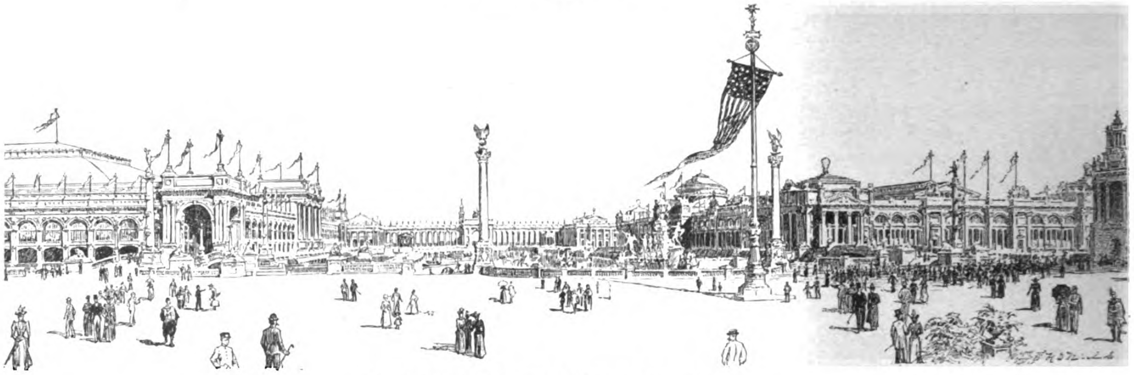
Im Klub Germania, einer Vereinigung der hieſigen angeſehenſten Deutſchen, lernte ich einen Herrn kennen, dem noch vor zwei Jahren der Jackſon-Park der ergiebigſte Jagdgrund auf Wildenten geweſen iſt; beiläufig ziemlich das einzige Wild, das ſich in den beſiedelten Gegenden Nordamerikas noch vorfindet, denn der Amerikaner liebt ein gründliches Aufräumen. Das iſt an ſich nicht ſo erſtaunlich, denn drei Stunden und zehn Minuten vom Berliner Rathauſe entfernt, findet man Wälder, in denen ein paſſionierter Jäger ſogar Hochwild ſchießen kann. Aber der Jackſon-Park liegt durchaus nicht vor den Thoren der Stadt, ſondern inmitten Chicagos. Der Jackſon-Park liegt am Michiganſee ungefähr zwiſchen der fünfundfünfzigſten und fünfundſechzigſten Straße, und über ihn hinaus nach Süden dehnt ſich Chicago noch ins Unendliche; ein deutſcher Reſtaurateur, der in der hundertneunundzwanzigſten Straße, alſo gute ſechzig Blocks über den Jackſon-Park hinaus, ein „Hotel“ hält, hat mich verſichert, daß man auch von dort aus das letzte Haus Chicagos, ſelbſt von einem Turm herunter und mit einem Fernrohr bewaffnet, immer noch nicht ſehen könne. Noch klarer vielleicht wird dem Leſer die Unendlichkeit Chicagos werden, wenn er erfährt, daß das Weichbild der Stadt auch den Calumetſee umſchließt, der dem Bodenſee an Größe nicht viel nachgibt. Es wird danach niemanden mehr wunder nehmen, daß ſich inmitten der Stadt Chicago vor zwei Jahren noch ein großes Sumpfgebiet befunden hat, innerhalb deſſen Wildenten die ihnen für ihr Brutgeſchäft wünſchenswert erſcheinende Ruhe fanden.

Heute iſt der Jackſon-Park kein Sumpf mehr, ſondern eine Feſtſtadt von Paläſten, und um dieſe Feſtſtadt zieht ſich ein Gürtel von Hotels, Reſtaurants und Vergnügungslokalen, auf einige Hunderttauſend täglicher Feſtgäſte zugeſchnitten. Die meiſten dieſer Gebäude ſind ſo ſolid gebaut, daß ſie die fünf Monate der Weltausſtellung überdauern werden, falls nicht ein beſonderes Naturereignis ſie ſchon früher wieder verſchwinden läßt. Vorläufig iſt dieſes Schickſal nur drei Hotels widerfahren, die von einem nicht übermäßig ſtarken Winde umgeweht wurden. Glücklicherweiſe hatte ſich noch kein Mutiger von der eben angeſchlagenen Aufforderung, die erſten acht Tage nach der Eröffnung in dieſen Hotels umſonſt zu wohnen, verlocken laſſen. Den Europäer wird es in Erſtaunen ſetzen, daß ſich Geſellſchaften gefunden haben, die eine Verſicherung der Fünfmonatſtadt gegen Feuersgefahr übernahmen. Aber ein Verſicherungsbeamter hat mir glaubhaft auseinandergeſetzt, daß die Geſellſchaften ein ſehr gutes Geſchäft zu machen hoffen. Sie laſſen ſich nämlich ſechzig Dollar für jedes Tauſend der Verſicherungsſumme zahlen, zahlen ſelbſt aber bei Brandſchäden vom 1. Juni ab nur noch fünfundſiebzig, vom 1. Juli ab nur noch fünfzig Prozent der Verſicherungsſumme, vom 1. September ab, alſo vier Wochen vor Schluß der Ausſtellung, gar nichts mehr. Es iſt danach allerdings kaum anzunehmen, daß einen amerikaniſchen Hauseigentümer im Bannkreiſe des Jackſon-Parks, der während der Ausſtellung in ſeinem Holzhauſe ſein Geſchäft gemacht hat, die Luſt anwandeln könnte, im letzten Augenblick unvorſichtig mit Streichhölzern zu ſpielen, um ſeinen nach Schluß der Ausſtellung wertloſen Prachtbau in Flammen aufgehen zu laſſen und die Verſicherungsſumme zu dem übrigen Verdienſt in die Taſche zu ſtecken.

Es ſcheint mir nicht wahrſcheinlich, daß die Ausſtellungsgebäude ſelbſt ſehr viel dauerhafter konſtruiert ſein ſollten, als die Spekulationsbauten um den Jackſon-Park herum; denn wo der magere Kalkbewurf ſchon jetzt den Witterungseinflüſſen nachgegeben hat und losgebröckelt iſt, ſieht man den maſſivſten Säulen in ihr lattenmaskiertes Innere von vollkommenſter Hohlheit, und die Marmorwände der Prachtpaläſte enthüllen ſich als bretterverſchlagene Eiſenkonſtruktionen. Dieſe Spuren des Verfalls, die ſich allenthalben zeigen, trotzdem die Ausſtellung kaum eröffnet iſt, ſchwächen den rieſigen Geſamteindruck derſelben ab, und das ſchmutzige Grau, das der imitierte Marmor unter den Einflüſſen der Witterung ſchon heute angenommen hat, zwingt bei trübem Wetter auch dazu, die Phantaſie ſtark zu Hilfe zu nehmen, wenn man ſich den Eindruck vorſtellen will, den die Schöpfer der Ausſtellung hervorrufen wollten. Man muß den Jackſon-Park im hellen Sonnenſchein ſehen, in dem der Kalkbewurf noch immer an Marmor erinnert; dann ſieht man im Ausſtellungspark eine Wunderſtadt wie Venedig, nur mit dem Unterſchied, daß man im Jackſon-Park vor Rieſenpaläſten ſteht, wie Venedig deren keinen aufzuweiſen hat.

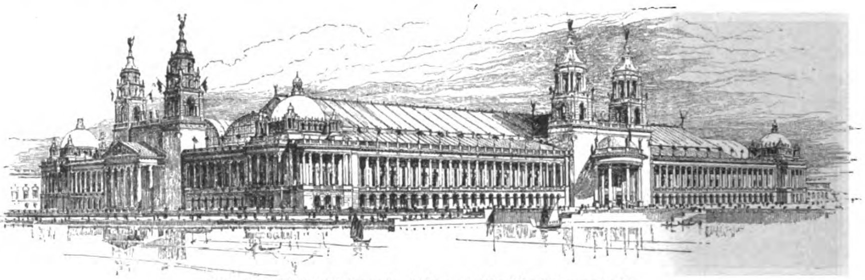
Die Architekten, die den Geſamtausſtellungsplan ſchufen, hatten im Jackſon-Park nur mit zwei Dingen zu rechnen, mit Waſſer und Sumpfboden. Die wenigen ganz ſtattlichen Weidenbäume, die in dieſer Prairiewildnis wuchſen, gruppieren ſich zufällig um das deutſche Haus, den ſolid erbauten Sitz der deutſchen Ausſtellungskommiſſion, der an eine der größeren Villen im Grunewald gemahnt durch das Bemühen ſeines Erbauers, in einer Vereinigung von vielen Stilen einen neudeutſchen Stil zu ſchaffen. Die wenigen friſchgepflanzten Alleebäume, die ſich längs der Straßen hinziehen, erſcheinen zu beſenartig, um das Geſamtbild des Ausſtellungsparkes zu beeinfluſſen, und ſelbſt die im Centrum derſelben gelegene Blumeninſel wirkt trotz ihrer verhältnismäßigen Größe nur wie ein farbiger Punkt in dem Geſamtbilde, in dem das Weiß der Paläſte, Säulen, Statuen und Brücken und das Blau des Waſſers dominieren.

Um dem Leſer ein einigermaßen anſchauliches Bild von der Ausſtellung geben zu können, die in ihrem räumlichen Umfange die letzte Pariſer Weltausſtellung ſechsmal übertrifft, muß ich dieſes Bild in einzelne Teile zerlegen. Den impoſanteſten Teil bildet unzweifelhaft die Quaiſtraße, die ſich am Ufer des Michiganſees von Norden nach Süden hinzieht, eine breite Promenade, die einen freilich durch weit hinausgebaute Molen begrenzten Ausblick auf das Meer hat. Leider aber hat man hier, fünfzig Schritte vom Ufer entfernt, das Modell eines amerikaniſchen Kriegsſchiffes aufgepflanzt, das gar nicht maleriſch wirkt, ſondern dem man aus noch viel größerer Entfernung anſehen würde, daß es aus Pappe hergeſtellt iſt und auf Pfählen feſtliegt. Da der Verkehr wirklicher Schiffe, vom kleinſten elektriſchen Pfeilboot bis zum größten Fracht- und Paſſagierdampfer, auf dem See rege genug iſt, hätte es dieſer Staffage nicht bedurft, um die Scene zu beleben. Den Mittelpunkt der Gebäude, welche ihre Front dem See zuwenden, nimmt die Induſtriehalle ein, ein Koloſſal-

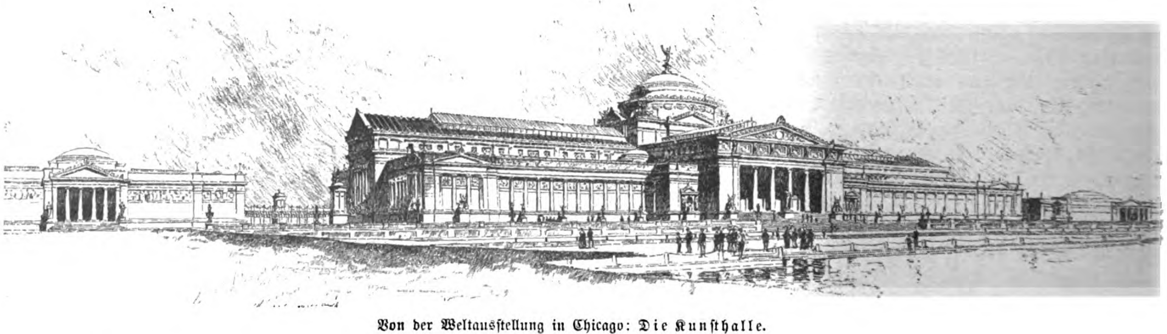


Von der Weltausſtellung in Chicago: Der große Hof.

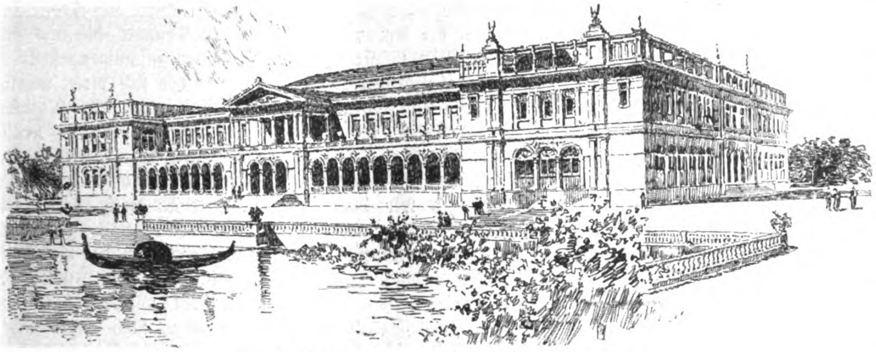
bau, in deſſen Hofraum man bequem das ganze Berliner Schloß hineinſetzen könnte. Die Front dieſer Halle, um die ſich rings ein breiter bedeckter Säulengang zieht, würde unvergleichlich großartig wirken, wenn die Ausſtellungskommiſſion, die lediglich geſchäftliche Prinzipien verfolgt, dem Architekten nicht den Streich geſpielt hätte, daß ſie für einige tauſend Dollar einem Kaffeehausunternehmer in letzter Stunde das Recht zugeſtand, zwiſchen der weißen Rieſenfaſſade der Induſtriehalle und dem Quai des Michiganſees noch einen roten Backſteinbau hinzukleckſen, der zu nichts anderem gut iſt, als darin Geld zu verdienen. Links von der Induſtriehalle erhebt ſich das Verwaltungsgebäude der Vereinigten Staaten, von einer hohen Kuppel gekrönt, weiterhin das, auf unſrem Hauptbilde (S. 581) nicht mehr ſichtbare Deutſche Haus, das neben den Büreaus der Regierungskommiſſare in einem großen Saal auch die Ausſtellung der deutſchen Buchhändler birgt. Ein in rechtem Winkel zu dieſer Uferſtraße geſtellter, architektoniſch effektvoller Hotelbau mit rieſiger Säulenfaſſade, der allerdings heute noch von Baugerüſten maskiert iſt, ſchließt das Bild nach Norden hin ab. Rechts von der Induſtriehalle überſchreitet man die Hafeneinfahrt und findet hier eine Nachbildung des aus der Kolumbusgeſchichte bekannten Kloſters La Rabida, in dem Kolumbusreliquien und auf die Geſchichte der Entdeckung Amerikas bezügliche Dinge Aufſtellung gefunden haben, ſowie das imponierende Gebäude der Kruppſchen Fabriken, das indeſſen im Innern noch nicht fertig geſtellt iſt. Iſt dieſe Quaiſtraße ſicher einzig in ihrer Art, ſo muß man doch zugeſtehen, daß das Wirkungsvollſte an ihr, das Meer, an dem ſie ſich hinzieht, die Ausſtellungsarchitekten nicht ſchufen, ſondern bereits vorfanden. Die eigentliche Perle aber der Ausſtellung, der Hafen, iſt eine Schöpfung, die lediglich dem Genie dieſer Architekten entſprungen iſt. Was ſie dort vorfanden, mag ein Sumpfwaſſer geweſen ſein, das durch die offene Verbindung mit dem Michiganſee vor dem Stagnieren bewahrt wurde. Heute zeigt ſich dieſes Sumpfwaſſer umgewandelt in ein großes rechteckiges Hafenbaſſin, deſſen Längsſeiten im Norden von der Seitenfront des Induſtriepalaſtes und der Elektrizitätshalle, im Süden von der Hauptfront der Ackerbau- und der Maſchinenhalle eingefaßt werden. Die beiden Schmalſeiten ſind ausgerundet, und, wie aus dem Hafen von New York die Rieſenſtatue der Freiheit ſich erhebt, hat in der nach dem Michiganſee zu gelegenen Ausbuchtung dieſes Hafenbaſſins eine weibliche Rieſenfigur in antiker Gewandung, die Jakobinermütze auf dem Haupt, ihren Platz gefunden, eine Verkörperung der Vereinigten Staaten-Republik. Die nach dem Ausſtellungsinnern zu gelegene Schmalſeite des Hafenbaſſins findet ihren Abſchluß in einer Rieſenfontäne, die aus einem Gewirr von Rachen, Pferde- und Menſchenleibern und allerhand Seetieren Hunderte von Waſſerſtrahlen ſprüht, und hinter der der einzige große freie



Von der Weltausſtellung in Chicago: Die Maſchinenhalle.

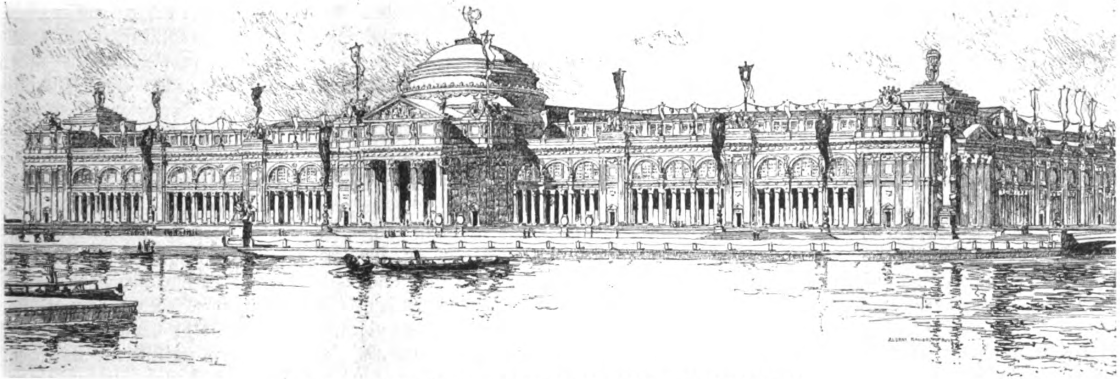


Von der Weltausſtellung in Chicago: Die Kunſthalle.

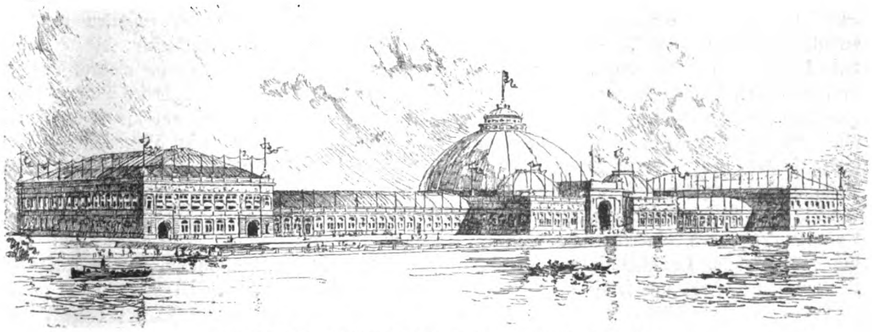


Von der Weltausſtellung in Chicago: Das Frauenhaus.

Platz der Ausſtellung liegt, auf dem Präſident Cleveland die Eröffnung derſelben verkündete. Unſer Hauptbild gibt, was die Architektur anbelangt, eine gute Vorſtellung von dieſem Teil der Ausſtellung, der gleichſam das Centrum der ganzen Rieſenanlage bildet. Nur muß man ſich das Hafenbaſſin ſelbſt von Booten aller Art, von venetianiſchen Gondeln und vor allem Tauſenden von Möven belebt denken, die hier zahm wie die Tauben in Venedig ſind. Ein ſchmaler Kanal verbindet den Hafen und das große, die Blumeninſel umſchließende Baſſin miteinander, um das herum die übrigen großen Gebäude der Ausſtellung gruppiert ſind. Einen feierlich ernſten Charakter trägt die langgeſtreckte, von Säulen getragene und lediglich auf Oberlicht berechnete Kunſthalle (auf dem Hauptbilde nicht mehr ſichtbar), die Gartenbauhalle mit ihrer großen Kuppel macht die Erwartung auf eine imponierende Sammlung von Hochgewächſen rege, die ſich leider im Innern derſelben keineswegs vorfindet, die Maſchinenhalle iſt der vielleicht am meiſten praktiſchen Bedürfniſſen Rechnung tragende Bau der Ausſtellung, Landwirtſchaftsgebäude und Frauenhaus ſind Palaſtbauten, und nur der Transportation-Building, das Ausſtellungsgebäude für Verkehrsmittel, bunt und geſchmacklos bemalt, ſtimmt nicht ganz in die trotz der koloſſalen Dimenſionen vornehme und heitere Pracht, welche ſonſt von allen Architekten angeſtrebt iſt.



Von der Weltausſtellung in Chicago: Die Landwirtſchaftsgebäude.



Von der Weltausſtellung in Chicago: Die Gartenbau-Halle.

Über den Geſamteindruck der Ausſtellung zu ſprechen, iſt immer noch unmöglich. Die Arbeiten, die in den letzten Tagen vor der Eröffnung mit fieberhafter Eile betrieben wurden, weil dieſer oder jener Ausſteller doch noch hoffen mochte, fertig zu werden, haben ein ſehr viel langſameres Tempo angenommen. Die europäiſchen Ausſteller, von denen die meiſten ſicher nicht gekommen wären, wenn ſie eine Ahnung von den Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten gehabt hätten, mit denen ſie hier zu kämpfen haben, ſind zum großen Teil entmutigt, und die Amerikaner, welche wußten, daß Chicago nicht nur die Gartenſtadt, ſondern mit viel größerem Recht die „windige“ Stadt heißt, was ſowohl wörtlich wie bildlich zu nehmen iſt, haben ſich von Anfang an nicht beeilt. Sie ſind auch heute noch am weiteſten zurück, am allerweiteſten die amerikaniſchen Frauen, die vor der Eröffnung das größte Wort geführt haben und jetzt immer noch nur Reden halten und keine Thaten zeigen. Zu den am weiteſten vorgeſchrittenen gehört die deutſche Ausſtellung, die quantitativ und qualitativ die aller anderen europäiſchen Länder turmhoch überragt. Von einem Vergleich mit Amerika ſehe ich abſichtlich ab, weil ich überzeugt bin, daß die deutſche Regierung, wenn ſie über die ganz einſeitig-induſtrielle Entwickelung der Vereinigten Staaten vorher richtig orientiert geweſen wäre, nicht mit ſolchem Hochdruck für eine Beteiligung Deutſchlands an einer Weltausſtellung in Chicago gearbeitet haben würde. Denn die deutſche Ausſtellung geht weit über die Köpfe der Amerikaner hinweg, und ein gut Teil der darauf verwandten Arbeit und des hineingeſteckten Geldes wird daher verloren ſein. Ich muß das betonen, weil Anmaßung der Amerikaner und Bedientenſinn vieler „Deutſchländer“, wie man hier die zum Beſuch herübergekommenen Deutſchen nennt, mich gleichmäßig empören.

Es erſcheint mir ſehr zweifelhaft, daß ein Triumph Deutſchlands auf der Weltausſtellung in Chicago das deutſche Element der Vereinigten Staaten ſtärken und die Anhänglichkeit desſelben an das ehemalige Vaterland vermehren wird. Dieſe Anhänglichkeit zeigt ſich nur zu oft darin, daß viele Deutſchamerikaner deutſche Verhältniſſe mit einer Ungeniertheit bekritteln, die nur noch von ihrer gänzlichen Unkenntnis derſelben übertroffen wird. Im übrigen ſind die Leute, ſelbſt wenn ſie nach dem dritten Glaſe Bier „Deutſchland, Deutſchland über alles“ und ſelbſtverſtändlich auch „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten“ ſingen, feſt davon überzeugt, daß in den Vereinigten Staaten alles beſſer iſt, als in Deutſchland, und daß ſie nichts von Deutſchland lernen könnten. In der That, werden ſie von der deutſchen Ausſtellung auch nichts lernen, weil ihnen die Fähigkeit abgeht, ſie zu ſchätzen. Sie wird ihnen im ganzen vielleicht imponieren, aber die Anregungen, die ſie ihnen bietet, werden ſie nicht zu verwerten wiſſen.

Für den Chicagoer iſt die Weltausſtellung nur die „Schau“, eine Jahrmarktsſchau, die ſich durch ihren Umfang und ihre Vielſeitigkeit, aber ſonſt durch nichts über die Barnumſche Jahrmarktsbude erhebt, und die meiſten Amerikaner ſind ganz derſelben Anſicht. Inſceniert iſt ſie von einer Anzahl von Großkapitaliſten und Grundſtücksſpekulanten, die an der Ausſtellung gar kein anderes Intereſſe haben, als ein Geſchäft zu machen. Dieſe Leute glaubten ihr Schäfchen im Trockenen zu haben, wenn ſie einen großen Rahmen für kleinere Spekulanten ſchufen, und es iſt in der That erſtaunlich, zu ſehen, wie viel Menſchen ſich in Chicago zuſammengefunden haben von der einzigen Abſicht getrieben, Geld zu machen. Die Großkapitaliſten haben ſich freilich ſicher geirrt, denn es ſteht ſchon jetzt außer allem Zweifel, daß die Ausſtellung mit einem großen finanziellen Defizit ſchließen wird, wenn ſie nicht mit einem großen Krach endet. Iſt doch die Eröffnung in ſo unfertigem Zuſtande nicht etwa dadurch zu erklären, daß Präſident Cleveland auf Pünktlichkeit hält, ſondern nur dadurch, daß der Ausſtellungsaktiengeſellſchaft das Geld ausgegangen war und ſie der Eintrittsgelder dringend benötigte. Die werden ſie auch nicht lange mehr über Waſſer halten, denn die Zahl der Ausſtellungsbeſucher, die am Eröffnungstage 452 000 erreichte, ſchwankt jetzt zwiſchen 9000 und 18 000, und die Eintrittsgelder werden kaum hinreichen, die Angeſtellten zu bezahlen. Aber ſelbſt eine reine Erwerbsgeſellſchaft in Europa, die nicht unter der Maske eines großen nationalen Unternehmens und einer kulturhiſtoriſch bemerkenswerten That arbeitet, wie die kolumbiſche Weltausſtellung, würde es nicht wagen, ihre Pflichten gegen die Leute, die ſich unter irrigen Vorausſetzungen zu einer Beteiligung entſchloſſen haben, ſo zu vernachläſſigen, wie es dieſe Weltausſtellungskomödianten gethan haben und noch thun. Dieſe Leute ſpielen das frivolſte Spiel mit den ihnen anvertrauten Koſtbarkeiten, denn es iſt geradezu ein Wunder zu nennen, daß keiner der bisher auf dem Ausſtellungsterrain ausgebrochenen drei Brände größere Dimenſionen angenommen hat. Für die Feuerſicherheit der Ausſtellungsgegenſtände iſt ſo gut wie nichts geſchehen, denn das lächerliche Rauchverbot, das ſich auf das ganze Gebiet der Ausſtellung ausdehnt, einige Reſtaurants ausgenommen, hat ſeinen Urſprung nicht in der Furcht vor Brandſchaden, ſondern in der Galanterie des Amerikaners gegen amerikaniſche Damen, die man vielfach ſich am ekelhaften Kaugummi vergnügen ſehen kann, die aber zu empfindlich ſind, um ſelbſt in freier Luft den Rauch einer Cigarre vertragen zu können. Bewacht wird die Ausſtellung zwar von der Kolumbiangarde, einer Truppe, die aus ausgeſuchten Mannſchaften aller Regimenter zuſammengeſtellt iſt, kleidſame Uniformen trägt, und unter der ſich viele martialiſche Geſtalten finden. Natürlich ſind auch alle Nationen in ihr vertreten, und der Kolumbiangardiſt, den ich neulich am deutſchen Hauſe zu einem Unbefugten ſagen hörte: „Das wär' noch ſchöner, wenn hier jeder Schafskopp rin könnte; ſo weit ſind wir doch ſelbſt in Amerika noch nicht,“ war zweifellos in oder doch nicht weit von Berlin zu Hauſe. Aber da dieſe Kolumbiangarde acht Tage nach der Eröffnung zu ſtriken drohte, wenn ihr Gehalt nicht von 60 auf 75 Dollars pro Mann und Monat erhöht würde, ſo iſt nach deutſchen Begriffen ihre Disziplin nicht zu hoch anzuſchlagen. Nach amerikaniſchen Begriffen freilich hatte ſie recht, denn hier heißt es für jedermann, ſoviel nehmen, als er bekommen kann, und moraliſch war auch die Ausſtellungskommiſſion im Unrecht, da ſie den Leuten vom 1. Mai ab eine Lohnerhöhung von 15 Dollars für den Monat verſprochen hatte. Dieſer Ausſtellungskommiſſion gegenüber, die immer moraliſch im Unrecht iſt, kann man dazu kommen, ſelbſt mit ſtrikenden Soldaten zu ſympathiſieren. Hält ſie doch niemandem ihr Wort, am wenigſten den Ausſtellern, denen ſie ſichere Räume verſprochen hat, und die ſcheinbare Prachtpaläſte gefunden haben, die feuergefährlich im höchſten Grade und deren Dächer ſo unſolid gebaut ſind, daß bei jedem Unwetter die Ausſtellungsgegenſtände durch übergedeckte Wachsleinwand gegen den eindringenden Regen geſchützt werden müſſen. Dieſe Ausſtellungskommiſſion rüſtet ſich augenblicklich zu einem Genieſtreich, der ihr mit einem Schlage zwei Millionen fünfmalhunderttauſend Dollars einbringen ſoll. Dieſe Summe iſt ihr nämlich von der Regierung der Vereinigten Staaten zur Verfügung geſtellt worden unter der Bedingung, daß die Ausſtellung an Sonntagen geſchloſſen bleibt, und die „Worlds Fair“ hat natürlich keinen Augenblick gezögert, das Geld und die Bedingung anzunehmen. Über die Zweckmäßigkeit der letzteren läßt ſich ſtreiten, da Chicago keinerlei Sonntagsbeſchränkungen für Geſchäfte oder Vergnügungen kennt, und da ſelbſt die niedrigſte der im Ausſtellungspark gebotenen Zerſtreuungen immer noch wenigſtens ebenſo hoch ſteht, wie die höchſte derjenigen, welche die Stadt Chicago bietet. Aber man ſollte meinen, innerhalb der ziviliſierten Welt ſei es unmöglich, zweieinhalb Millionen Dollars unter einer beſtimmten Bedingung einzuſtecken und dieſe Beſchränkung dann zu ignorieren. Die „Worlds Fair,“ welcher der Sonntagsausfall in ihren Einnahmen natürlich läſtig iſt, wird dieſe ſcheinbare Unmöglichkeit trotzdem über kurz oder lang möglich machen. Sie iſt ſich nur noch nicht klar darüber, welchen Weg ſie einſchlagen ſoll. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie an einem Sonntage die Ausſtellung von dem demokratiſchen Volk ſtürmen läßt und ſich mit force majeure entſchuldigt, oder daß ſie den im engliſchen Parlament gebräuchlichen Weg einſchlägt und Sonnabend und Sonntag zu einem achtundvierzigſtündigen Sonnabend vereinigt. Den Ausweg, der Vereinigten-Staaten-Regierung ihre Millionen Dollars zurückzugeben, werden die Ausſtellungs-Unternehmer ſicher ſchon aus dem Grunde nicht wählen, weil ſie von den Amerikanern nicht für dumm gehalten werden möchten. Vielleicht werden ſie ſich entſchließen, die Rückgabe zu verſprechen, aber auch das iſt keineswegs wahrſcheinlich.

Und dieſes Land, das wahrhaftig keiner Weltausſtellung bedurfte, um die Rechtloſigkeit des einzelnen und die Geſetzloſigkeit im allgemeinen zu demonſtrieren, habe ich von „deutſchländiſchen“ Journaliſten mit von Rührung bewegter Stimme als das Land preiſen hören, das ihnen aus der Ferne groß und in der Nähe noch größer erſchienen ſei. Ich bin überzeugt, daß dieſer Ton in zahlloſen Korreſpondenzen nach Deutſchland herüberdringen wird, aber ich würde mir ſehr jämmerlich vorkommen, wenn ich darin einſtimmte.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

XV.

Der unerwartete Anblick des Pater Lorenz hatte auf Annas Gemüt ungefähr denſelben Eindruck hervorgebracht, wie ein Trunk aus der Wüſtenquelle auf die geſunkenen Kräfte des verſchmachtenden Pilgers. Zwar hatte ſie am Abend in der dunklen Kapelle keine Gelegenheit mehr gefunden, ſich ihm zu erkennen zu geben. Aber das Bewußtſein ſeiner Gegenwart im Schloſſe gab ihr das Gefühl der Beruhigung und des Schutzes, und die Hoffnung, ihn am kommenden Morgen wiederzuſehen, ihm ihr Leid klagen, ſeinen Rat, ſeine Hilfe erflehen zu können, gab ihrem jungen Gemüt etwas von der verlorenen Spannkraft zurück. Kaum hatte ſie ungeſehen ihr Gemach erreicht, ſo wandte ſie ſich an Margareth. „Seit wann iſt der Bruder im Schloſſe?“ frug ſie.

„Ich weiß nicht, ob ich Euch das ſagen darf, Jungfrau,“ antwortete dieſe zögernd. „Der Hauptmann hat uns das Plaudern verboten. Doch, wenn Ihr nichts Unrechtes fragt —“

„Wie iſt er denn hereingekommen?“

„Sie haben ihn gebracht. Nicht unſer Hauptmann, Gott behüt’! Der faßt keinen Mönch an. Er ſagt, es bringt zu viel Widerwärtigkeiten. Der Herr von Schwichelde war’s. Das iſt ein kecker Ritter, der’s auch mit den Klöſtern aufnimmt.“

„Aber weshalb hat man ihn gefangen? Er iſt der frömmſte Bruder, einer, deſſen Mund nie anderes that, als tröſten und lehren, deſſen Hände ſtets bereit waren, Armen und Notleidenden wohl zu thun. Wie hat er den Zorn großer Herren erregen können?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Margareth, „Ihr fragt mich zu viel. Seit er hier iſt, hat er die alte Burgkapelle aufſchließen laſſen, die lange wüſt gelegen. Lieber Gott, ſie ſieht auch heute noch gar wüſt aus! Aber ſeitdem läutet das Glöcklein morgens und abends, und die heilige Andacht wird geleſen, und wer in der Burg iſt, geht hinein. Auch hat der Schwichelde Botſchaft geſandt, es ſei nicht mehr not, ihn zu halten, und ſie ſollten ihn ohne Löſegeld gehen laſſen. Aber die Leute, die ſeiner einmal froh geworden ſind, wollen ihn nicht miſſen und haben den Hauptmann gebeten, ihn dennoch feſt zu halten. Denn ſeht, Jungfrau,“ ſo fuhr Margareth leiſer fort, „es iſt ein großer Unterſchied, ob ein ſo heiliger Mann auf der Burg hauſt oder nicht. Es iſt ein gefährlich Gewerbe, was die Männer treiben, leicht kann einer ausreiten und nicht wiederkehren. Und Galgen und Rad mögen dem drohen, der etwa in Gefangenſchaft gerät. Da iſt es gut, zu beichten und Meſſe zu hören und mit den Heiligen in gutem Einvernehmen zu ſtehen!“

„Aber die Heiligen zürnen denen, die Raub und Mord treiben.“

„Ach, Jungfrau, Ihr verſteht das nicht! Iſt es nicht ſo ihr Handwerk? Und unſere Männer töten keinen, der ſich nicht wehrt, oder der ſein Löſegeld richtig zahlt. Auch haben wir ein Bild der heiligen Anna, das große Wunder thut, und mein Götz hat ihr erſt neulich ein Halsband mitgebracht, da ſie den Kaufmann fingen und die Beute austeilten. Wenn die Heiligen keinem zum Himmel helfen wollten, der thut, was die Pfaffen verbieten, woher ſollten ſie ihre Anbeter nehmen? Und wie kämen die Pfaffen ſelber hinein?“

Anna ſchwieg. Wie eine Centnerlaſt fiel’s ihr aufs Herz, was das einfältige Weib ſagte. Wie kam *ſie* dazu, ihre Gefangenwärter Räuber zu heißen? Hatte ſie ſelbſt nichts Übles gethan? Und war ſie nicht beſſer gelehrt worden, als dieſe?

Die Aufregungen der letzten Tage, ihr Urteil, die Angſt, die Flucht, die Beängſtigung ihres neuen Aufenthalts, alles das hatte dazu beigetragen, daß im Wirrwarr der ſich drängenden Ereigniſſe, deren jedes ſie ganz in Anſpruch nahm, die Urſache all dieſer Drangſal in den Hintergrund getreten war. Die Worte der Frau ſtellten dieſe auf einmal wieder in den Mittelpunkt ihres Denkens und Fühlens. Sie antwortete nicht. Still nahm ſie Platz an dem hölzernen Tiſche, auf dem ihr Abendbrot bereitet ſtand, aber ſie berührte kaum das Eſſen und bat dann die Frau, ſie allein zu laſſen.

„Und fürchtet Ihr Euch nicht mehr, allein zu ſchlafen?“ fragte dieſe verwundert. „Nicht, daß Ihr etwas zu fürchten habt! Niemand wird Euch anfechten. Auch möchte ich wohl die Nacht bei meinem Kinde zubringen. Wenn’s Euch aber nicht recht iſt, allein zu bleiben, ſo ſagt’s. Der Hauptmann hat mir geboten, Euch allen Willen zu thun.“

„Nein, geht,“ ſagte Anna. „Ich fürchte mich nicht, wenigſtens vor nichts, wovor Ihr mich ſchützen könnt.“

Das Weib nahm die Schüſſel vom Tiſch und ging erleichterten Herzens hinaus, denn ſie wußte, daß ihr Kind der Mutter bedurfte. Anna ſtand auf, unterſuchte Thüre und Schloß und ſchob den Riegel vor. Dann überließ ſie ſich ihren Gedanken, die bitter und traurig genug waren. Würde Pater Lorenz ihr Helfer und Berater ſein wollen, wenn er erfuhr, was ſich mit ihr begeben? Und wenn er’s auch wollte, konnte er ihre Hände rein waſchen? Unwillkürlich blickte ſie darauf, als erwarte ſie dunkle Flecken daran zu finden von den Gifttropfen, die ſie auf ihrer Muhme Kiſſen geſehen. Lange dauerte es, bis die körperliche Ermüdung ihr endlich die Augen zuzwang.

Am anderen Morgen erweckten ſie die Töne des Meßglöckleins. Verwirrt fuhr ſie auf, meinend, es klinge vom Egidienturm zu ihr hernieder. Da meldete ſich auch ſchon Margareth mit leiſem Klopfen. Anna ſtand auf, ſie einzulaſſen. Schnell warf ſie ſich in die Kleider, hüllte ſich in den Mantel und bat ihre Gefährtin, ihr den Weg in die Kapelle zu zeigen, den ſie geſtern in der Dunkelheit nicht recht wahrgenommen hatte. Margareth leitete ſie mit wenigen Schritten bis an die Wendeltreppe, die in der dicken Mauer des Turmes bis zu einer Thür aufſtieg, welche in eine von der übrigen Kapelle durch Gitterwerk abgeſchloſſene Niſche führte, wo Anna ungeſehen dem Gottesdienſt beiwohnen konnte. Da hingen ihre Blicke hilfeſuchend und troſtbedürftig an der ehrwürdigen Geſtalt, an den ernſten Zügen deſſen, der ihr wie ein Engel des Lichts erſchien, wie der einzige Retter und Tröſter in ihrer verlaſſenen Lage.

„Geht zu ihm, Margareth,“ flüſterte ſie, als die Meſſe beendigt war, ihrer Begleiterin zu. „Sagt ihm, eine Müde und Gebeugte verlange nach ſeinem Troſte. Ich weiß, er wird kommen, wenn Ihr das ſagt.“

Und ſie hatte ſich nicht verrechnet. Eine Stunde ſpäter ſaß ſie zu den Füßen des guten Mönches, und er hörte ihre Beichte mit einem Geſicht, in welchem ſie trotz ſeiner ernſten Strenge die tiefſte väterliche Teilnahme las. Und noch ehe ſie ihre Beichte vollendet hatte, fing ihr von dem Wechſel des Erlebten ganz aus dem Gleichgewicht gehobenes Gemüt an, die Erleichterung zu fühlen, die jedes ſchwache Frauenherz empfindet, das ſich mit vollem Vertrauen der Leitung eines ſtarken und guten Mannes hingibt. Mochte er doch zürnen und ſtrafen. Sie wußte ja, daß ſie Zorn und Strafe verdient hatte. Aber ſie wußte auch, daß er ſie ſchützen und führen werde, und zweifelte — vielleicht in zu großem Vertrauen auf ſeine Überlegenheit — nicht im mindeſten daran, daß er den rechten Ausweg aus all ihrer Not finden werde.

Er ſchwieg lange, nachdem ſie ihre Beichte beendet hatte. „Und ſo iſt Frau Giſela tot,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer. „Dahingegangen in aller Verkehrtheit und allem Trotz ihres Herzens! Wißt Ihr, was Ihr gethan habt, Tochter?“

„O Vater! Was Gott zugelaſſen hat, geſchah nicht mit meinem Willen!“

„Nicht *mit* Eurem Willen — aber war doch die Folge Eures böſen Willens. Wenn Ihr ſo gar ſicher waret, daß

Ihr an dem Tode Eurer Muhme unſchuldig ſeid mit Eurem Herzen, warum vertrautet Ihr nicht der Hand Gottes, die die Unſchuld ans Licht bringen ſoll?“

„O Vater!“

„Seht Ihr nicht, wohin Euch Eure Thorheit gebracht hat? Meintet Ihr, Gottes Hand entfliehen zu können? Der heilige Sänger ſpricht: ‚Wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht? Und wo ſoll ich hingehen vor deinem Grimm? Flöge ich gen Himmel, ſo biſt du da; bettete ich mir in der Hölle, ſiehe, ſo biſt du auch da!‘ Ihr aber wolltet Gott und ſeinem Urteil entfliehen? Vor ſeiner Macht fürchtet Ihr Euch, aber in die Macht eines Unbekannten, eines ſündigen Menſchen, vertrautet Ihr Euch?“

Anna ſaß da mit niedergeſchlagenen Augen und gefalteten Händen. „Ich wollte zu meinem Vater, der krank und hilfsbedürftig iſt,“ ſagte ſie ſehr leiſe.

„Betrügt Euch nicht ſelbſt, Tochter,“ fuhr der Mönch unerbittlich fort. „Warum trieb es Euch nicht zu Eurem Vater, ſo lange Ihr nichts zu fürchten hattet? Nicht die Liebe trieb Euch, ſondern weil Ihr den himmliſchen Vater fürchtetet, darum wolltet Ihr bei dem irdiſchen Schutz ſuchen. O welch eine Thorheit und Verblendung!“

„Ich floh ein ungerechtes Gericht,“ ſagte Anna noch einmal.

„Auch das iſt eine Thorheit, die Euch Euer verblendetes Herz vorſpiegelt, Tochter. Euch hat kein ungerechtes Gericht getroffen. Eure Richter waren gerechte Richter. Sie ſtellten es Gott anheim, die Wahrheit ans Licht zu bringen, die ſie ſelbſt nicht erkennen konnten. Ihr aber wolltet Euch nicht dem höchſten Richter anvertrauen, der Herz und Nieren prüft, denn Ihr hattet kein Vertrauen zu Eurer Sache. Wißt Ihr nicht, daß ein gewaltſam abgebrochenes Menſchenleben um Rache ſchreit, bis es geſühnt iſt? Solche Sühne bot Euch Gott zu Eurer Seele Erlöſung. Davor ſcheutet Ihr zurück in Eurer Thorheit — und leicht mag das Verderben Eures Leibes und Eurer Seele Euer Lohn ſein.“

„Nein, Vater,“ ſagte Anna. „Gott iſt barmherziger, als Ihr Ihn macht. Er ließ mich Euch finden!“ und ſie küßte die Hand, die vor ihr auf der Lehne des Schemels lag. Er zog ſie ſchnell zurück. „Gott iſt barmherzig,“ ſagte er, „aber nur denen, die Seinen Willen ſuchen.“

„Ihr ſtoßt mich zurück!“ ſagte Anna, und ihre Stimme ſchwankte. „Aber ich glaube Euch nicht. Gott ließ mich Euch nicht finden, damit ich noch elender würde!“

„Er ließ Euch zu mir kommen, damit ihr geheilt würdet. Aber dazu braucht’s bittrer Arzenei. Der Kranke, der ſich ihr entzieht, wird nie geneſen. Demütigt Euch vor Gott, das iſt der Weg, auf dem Ihr heil werdet.“

„Aber Ihr werdet mich in meiner Not nicht verlaſſen, Vater?“

„Das verhüte Gott! Auch könnte ich nicht, wenn ich ſelbſt wollte. Dieſe armen Seelen halten mich feſt. Sie meinen in ihrer Thorheit, die Gegenwart des armen Mönches werde ihre Verbrechen in den Augen des gerechten Richters entſchuldbarer machen. Ich aber hoffe noch den einen oder den anderen von ſeinem böſen Wege abzubringen, ehe das irdiſche Gericht alle ereilt.“

„Sagt mir, Vater, gehört der Herr von Hartinghauſen zu dieſer Burg?“

„Nicht eigentlich. Ach, Tochter, es ſind böſe Zeiten! Gerechtigkeit gilt nichts mehr im heiligen Deutſchen Reich! Die hier hauſen, ſind alleſamt der Acht verfallen. Sie haben die alte Burg wehrhaft gemacht und führen hier ihr gottverfluchtes Räuberleben. Wäre noch Gerechtigkeit zu finden, ſie wären längſt ausgetrieben. Aber Deutſchlands Fürſten dienen nicht Gott, ſondern ihren eigenen böſen Lüſten. Und weil ihnen ein Ort, wie dieſer, und Menſchen, wie dieſe, bequem ſind, darum ſchonen ſie ihrer. Der Hartinghauſen weilt nicht hier, ſondern am Hofe des böſen Otto. Aber er wird wiederkehren, um ſeine böſen Anſchläge auf Euch zu erneuern.“

Anna faltete angſtvoll die Hände. „O Vater, könnt Ihr mich retten?“

Pater Lorenz ſchwieg nachdenklich. „Könnte ich Euch von hier fortbringen,“ ſagte er dann, „wohin wolltet Ihr Euch wenden, allein und ſchutzlos? Es iſt am beſten, Ihr bleibt hier. — Nein, fürchtet Euch nicht. Ich glaube nicht, daß man Euch ein Leid thun wird. Der Hauptmann iſt ein wilder Geſelle, aber Gott hat mir Gnade gegeben, er hört auf mich. Und die Margareth iſt eine redliche Perſon. Ja, es iſt am beſten, Ihr bleibt hier.“

„In dieſem Zimmer?“ frug Anna.

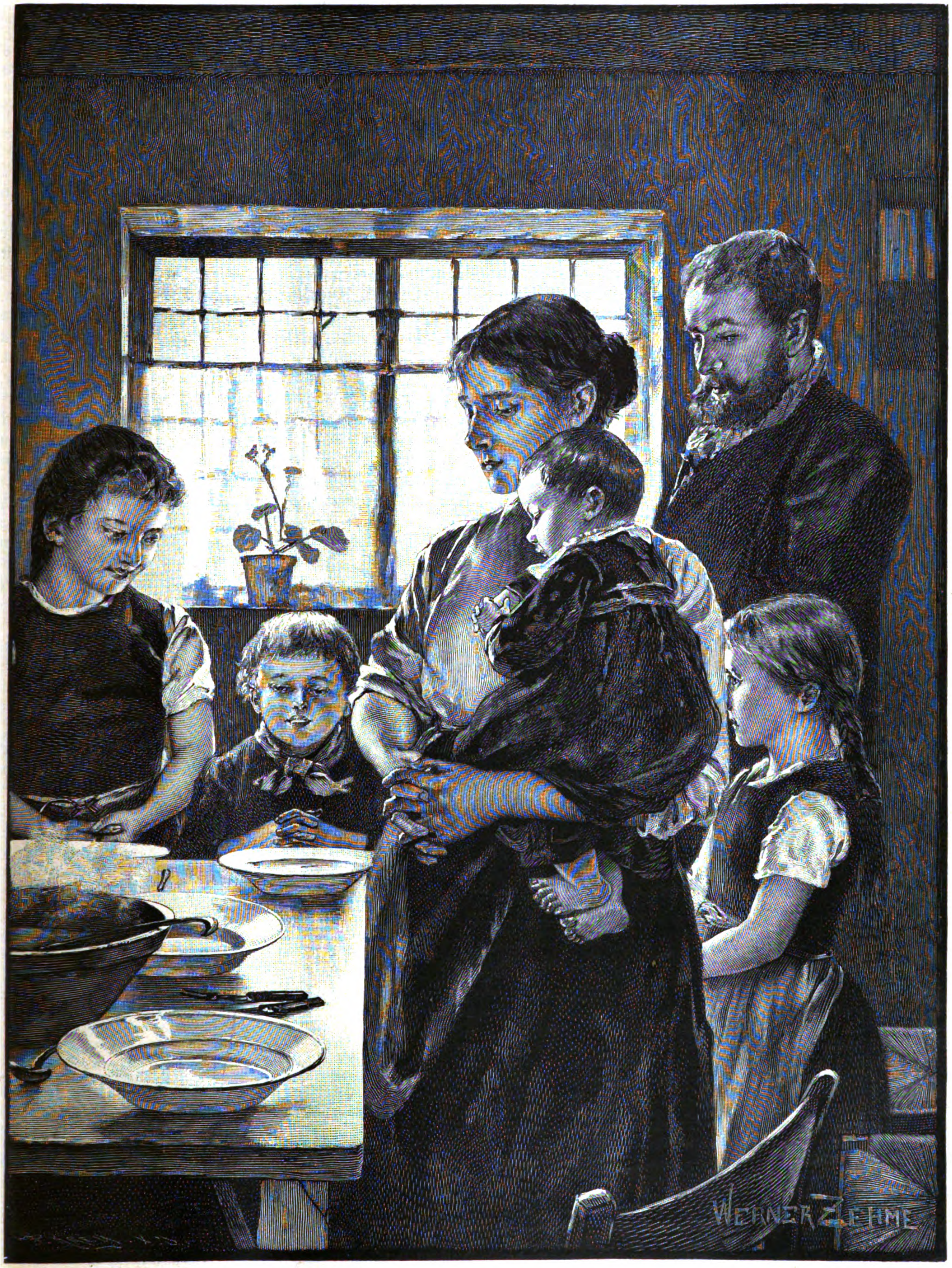
„Das Zimmer iſt gut,“ ſagte Pater Lorenz. Er öffnete die Thür und unterſuchte das Schloß. Dann trat er auf den Gang hinaus. „Die Turmtreppe iſt nach dieſer Seite hin unbenutzt, und Ihr könnt durch dieſelbe im Notfall in die Kapelle gelangen und von dort zu meiner Zelle, die daneben liegt. Nicht daß ich glaubte, Ihr würdet es nötig haben. Man wird Euch kein Leid zufügen. Zudem führt unten an der Treppe der Gang zum Garten. Es iſt ein elendes Stücklein Land innerhalb der Burgmauer auf der andren Seite, wo der Hügel Platz dazu gelaſſen hat. Aber die Sonne ſcheint vorn gegen die Mauer der Kapelle, und ich habe eine Bank gezimmert, auf der ſich’s angenehm ſitzt. Dort könnt Ihr mir helfen im Graben und Hacken, denn es iſt nicht gut für Euch, hier müßig zu ſitzen, und es erfriſcht das Herz, zu ſehen, daß grüne Kräuter dem Samen entſprießen, und wie die Blumen der Sonne die zarten Kelche öffnen, denen man mit eigener Arbeit Raum verſchafft hat.“

Anna antwortete ihm nur mit Thränen. Es war eine unausſprechliche Erquickung für ſie, aus ſeinen Worten die milde Teilnahme herauszufühlen, die ſich ihrer erbarmte, trotz der Strenge, mit der er ihr Thun verurteilte. Da er ihr Zimmer verlaſſen hatte, erſchien es ihr verändert. Wie die zarten Grashalme, im Frühlingsſonnenſchein des harten Winters vergeſſend, ſich regen und heben, ſo keimte neuer Mut und neue Hoffnung in ihrem jungen Herzen und ließ auch ihre traurige Lage nicht mehr hoffnungslos erſcheinen.

„Was iſt Euch geſchehen?“ frug Margareth, als ſie wieder ins Zimmer trat. „Ihr ſeht ganz verändert aus. Hat der Pater Euch ſo guten Muts gemacht? Ja, ich wußte, er iſt ein frommer Mann und kann wohl Wunder thun!“

So blieb Anna auf der Tuifeling, und nach und nach geſtaltete ſich ihr Leben dort erträglicher, als ſie es für möglich gehalten hätte. Die wilden Geſellen, die auf der Burg aus- und eingingen, begegneten ihr mit Achtung, da ſie ſahen, daß Pater Lorenz ſie unter ſeinen Schutz geſtellt hatte. An den nötigen Lebensbedingungen fehlte es ihr nicht, denn der Hauptmann wußte zu gut, wie unentbehrlich ihm der Schutz der Edlen des Landes war, als daß er den Zorn des Hartinghauſen durch Vernachläſſigung ihrer erregt hätte. Er brachte ihr ſogar einmal von einem Ausritt ein prächtiges Gewand heim, das einer erbeuteten Warenkiſte entnommen war, und Anna wagte nicht, es zurückzuweiſen, obwohl ſie es nicht anlegen mochte. Dagegen freute ſie ſich eines Schleiers, den er ihr mitbrachte, denn ſie hatte die gewohnte Umhüllung oft vermißt. — Pater Lorenz, in der richtigen Einſicht, daß zur Geneſung ihres heftig erſchütterten Gemütes ein angemeſſenes Maß von Beſchäftigung das Beſte beitragen müſſe, wußte ihr auch eine ſolche zu verſchaffen. Er hieß ſie Margareth in der Küche helfen; er zeigte ihr, wie ſie ihrem Zimmer mit Hilfe von allerhand kleinen Kunſtfertigkeiten, die er ſie lehrte, ein behaglicheres Ausſehen geben könne; er veranlaßte ſie, ihm bei der Gartenarbeit an die Hand zu gehen. Und da das Burgvolk eines Tages von einem Raubritt heimkehrte, ohne andere Beute, als zwei ſchwerverwundete Genoſſen mitzubringen, da zeigte er ihr, wie ſie die Krankenpflege handhaben müſſe. Anna ward es ſchwer, den wüſten Geſellen Handreichung zu thun, jedoch ein Wort des guten Paters brach ihren Widerſtand. „Wer aber einer Seele unter dieſen Elenden vom Tode geholfen hat,“ ſo ſprach er, „der wird bedecken die Menge der Sünden.“ Da ging ſie willig an die neue Pflicht. Von den Schloßbewohnern aber errang ſie ſich damit an Stelle der bisherigen Achtung eine Ver-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


WERNER ZEHME

Tiſchgebet. Nach der Zeichnung von Werner Zehme.

ehrung, die mildernd und veredelnd auf die rohen Gemüter wirkte.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft auf der Tuifeling war Wolf Hartinghauſen wieder erſchienen und hatte ihr ſeitdem mehrmals kurze Beſuche gemacht. Das war der ſchwerſte Punkt bei ihrem Aufenthalt auf dem Raubſchloß. Sein Liebeswerben beängſtigte ſie über alle Maßen. Zwar war es ihr und dem Ernſt des Pater Lorenz gelungen, ihn bisher in ſeinen Schranken zu halten. Aber ſie ſah mit immer größerer Sorge, daß ſeine Leidenſchaft von einem Male zum andren wuchs und durch ihren Widerſtand nur zu immer helleren Flammen aufloderte. Zwar ſtand ſie ihm ruhig gegenüber. Aber wenn er ſie verlaſſen hatte, ſank ſie zitternd zuſammen, ihre Kraft war dann wie gebrochen. — So fand ſie Pater Lorenz einmal nach einem ſolchen Beſuche im kleinen Burggarten, an die Mauer gelehnt und ihrer ſelbſt kaum mächtig.

„Tochter,“ ſagte er, die Hand ſanft auf ihre Schulter legend, „Ihr ſeid der Züchtigung des Himmelsherrn entlaufen. Tragt nun Euer Los mit Geduld.“

„Ach, Vater,“ ſeufzte Anna, „es heißt wohl mit Recht, beſſer iſt es zu fallen in die Hände des allmächtigen Gottes, als in der Menſchen Hände!“

„Wohl Euch, wenn Ihr das gelernt habt!“ antwortete er. „Dann mag auch die Zeit kommen, wo Gott Euch aus der Hand der Menſchen erlöſt!“

So ging ein Tag nach dem andren hin, und in der Demut ihres Thuns, in Selbſtzucht und Selbſtaufopferung erſtarkte Annas Seele. Pater Lorenz aber ſah ihrem ſtillen Wandel zu und wußte, daß es ſo gut war, und daß ſie heranreifen würde zu dem, worin er die Heilung für ihr geiſtiges Leben ſah, zur freiwilligen Aufſichnahme der Prüfung, die die Hand Gottes ſelbſt über ſie verhängt hatte.

XVI.

Herr Otto der Quade ſaß im Sprechſaal ſeiner Burg Wolfenbüttel. Vor ihm ſtand Wolf von Hartinghauſen, während etliche Pagen und der Schreiber ſich im Hintergrunde hielten. Der hohe Herr ſchien ſchlimmer Laune zu ſein. Soeben war ihm die Nachricht zugekommen, daß die von der Tuifeling einen Viehtrieb weggenommen hatten, der für ſeinen Hofhalt beſtimmt geweſen war.

„Sie könnten ſich verrechnen, die Schelme!“ ſchalt der Fürſt. „Weil ſie uns etwan einmal einen Dienſt leiſteten, denken ſie, wir werden die Augen zudrücken! Zu nehmen, was für uns beſtimmt war!“

„Es gibt ein gemeines Urteil: wie gewonnen, ſo zerronnen, gnädigſter Herr! Vielleicht iſt es denen von der Tuifeling bekannt geweſen,“ ſagte Hartinghauſen gleichmütig.

„Dann iſt es Zeit, ſie auch das andere zu lehren, das unſer gelehrter Schreiber ſo oft im Munde führt: ‚Quod licet Jovi non licet bovi!‘“ antwortete der Herzog ſcharf.

Hartinghauſen antwortete nicht. Otto aber ſchien ein anderer Gedanke gekommen zu ſein. Ziemlich plötzlich verließ er das angeregte Thema und fragte: „Weißt du, daß in jüngſter Zeit ein geheimer Verkehr zwiſchen Braunſchweig und Lüneburg ſtattgefunden hat?“

„Ich habe davon gehört.“

„Was denkſt du darüber?“

„Ich denke, daß Eure Hoheit von der Seite nichts zu fürchten hat.“

„So denkſt du, wie ich. Mein Vetter Friedrich iſt für ſich ſelbſt zu ſchwach, ſein Herr Vater aber zu klug, ihm die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen.“

„Dennoch deucht's mich, Eure Hoheit ſollten verſuchen, ſich der Perſon Eures Vetters zu verſichern. Die Fürſtin Katharina iſt ehrgeizig und es längſt müde, ihre jungen Söhne als unterthänige Diener ihres Stiefvaters zu ſehen. Wenn Eure Hoheit die jungen Fürſten am eigenen Hofe hätte, würden wir beſſer im ſtande ſein, ihren Verkehr zu überwachen.“

„Ich fürchte ſie nicht. Die Braunſchweiger ſind keine ſolchen Thoren, daß ſie einen Fürſten aufnähmen, der ihnen keine weitere Mitgift bringt, als den Krieg ohne einen einzigen Bundesgenoſſen.“ Der Herzog ſchwieg einige Augenblicke, dann ſetzte er mit einem häßlichen Lachen hinzu: „Doch magſt du meinen Vetter Friedrich von mir einladen. Pfingſten iſt vor der Thür, und ein ſo ſchöner Gaſt wird den Frauen Freude machen. Ich werde dann ſehen, aus welchem Schrot und Korn er gebacken iſt, und ob es ſich lohnt, ihn am Hofe zu halten. Haſt du meinen Auftrag an die gefangenen Braunſchweiger ausgerichtet?“

„Ja, Euer Hoheit, und habe ſie nicht geſchmeidiger gefunden, als ehemals.“

„Nun, wahrhaftig,“ rief Otto und trat heftig mit dem Fuß auf. „Sie wollen keinen gnädigen Herrn an mir haben, ich habe Luſt, ihnen den ungnädigen zu zeigen.“

„Eure Hoheit wird ſie damit nur halsſtarriger machen.“

„Was? Ich will ihren Trotz brechen! Sie haben gute Tage bei mir gehabt, ich will ihnen zeigen, was Gefangenſchaft iſt! Schick' mir den Gilbert. Ich will andere Saiten aufziehn.“

Wolf Hartinghauſen ſah, daß Widerſpruch nichts nützte. Er hätte Annas Vater gern geſchont. Nicht aus Barmherzigkeit, ſondern weil er dadurch am erſten auf ſie zu wirken hoffte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bügeltanz.

Anknüpfend an den „Schäfflertanz“, deſſen Beſchreibung die Nr. 24 des Daheim bringt, ſei hier die Sitte des Bügeltanzes erwähnt, wie ſie bis zum Anfang der fünfziger Jahre in den öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie beſtand.

Zur Zeit des Faſchings, an einem Sonntag Vormittag, ſah man einmal im Jahre unter Fiedelklang und Juchzen die Knechte und Burſchen des Gutes ſich im Tanzſchritt nach dem Herrenhauſe begeben; zuerſt der Vortänzer, ihm nach „Der mit dem Bügel“, dann die übrigen im Schmuck des bunten Bandes am Hut und der Roſette am Knopfloch. Der Bügel war ein mächtiger Tonnenreifen, den, neben Buchsbaum und Tannenreis, vielfarbiges, flatterndes Bandwerk freundlich bewimpelte.

Vor dem Herrenhauſe angekommen, betrat der Vortänzer und Sprecher je nach Räumlichkeit und Sitte entweder die Küche oder die Vordiele, die „hochgütigen“ Frauen des Hauſes in gereimten Worten zu einem Tanze einzuladen. Da das „Morgen kommen ſie mit dem Bügel“ ſchon am Abend vorher in dem Jubel der Kinder ausgeläutet worden, war männiglich vorbereitet und zur Stelle; ſobald dann der Sprecher ſich ſpähenden Blickes überzeugt, daß auch keines der Häupter fehle (ein fehlendes Haupt wog einen „Achtehalber“, in einzelnen Fällen ſogar einen „halben Gulden“ auf), wurden die draußen harrenden Genoſſen herbeigewinkt, für welchen Augenblick der Erregung ein Kindermund das bezeichnende Wort fand: „O, dieſe wunderſchöne Angſt.“

Unter Fiedelklang, tiefen Ernſt in den Zügen, trat nun der Vortänzer zu der Hausfrau, „ein Endchen“ mit ihr zu gehen und dann „einmal herum“ zu tanzen. Zwei Männer hielten den Bügel über die Dame, mit kräftigem Schwung fühlte ſie ſich um die Taille gefaßt und von ihrem Tänzer herausgehoben, worauf der nächſte der Mannen in die Reihe trat.

In ganz gleicher Weiſe, immer unter Wahrung des tiefſten Ernſtes, blühte der Reigen für die anderen Damen des Hauſes, deren es zu jener Zeit an Geſellſchaftsfräuleins und Stiftsdamen auf Beſuch immer eine reiche Ausleſe gab. Es ſchützte nicht das Greiſenhaar, nicht die Gebrechlichkeit der Ahne, nicht die Thräne der Witwe im Trauerflor, nicht die Zimperlichkeit des Stadtdämchens, — ſie mußten heran! Alles Weibliche, ob es zwei oder achtzig Jahre zählte, es mußte tanzen, ſchweben, zahlen!

Sobald es mit den Herrſchaften abgethan, kam das Geſinde an die Reihe, von dem Kammerkätzchen bis zur Putenfrau auf Gnadenbrot, worauf man, geſtärkt durch Schnäpſe und Extraſchnäpſe, von Haus zu Haus, von Thür zu Thüre weiter zog.

Mit der Zeit aber, in der Napoleon III die ſchöne Eugenie heimführte, begann der Verfall der guten alten Sitte, inſofern man ſich in den Herrenhäuſern durch Geld von ihr ablöſte. Nicht der Zeitgeiſt, der nivellierend über alles Volkstümliche dahinſtreicht, war der Feind ihres Beſtehens, vielmehr war es eine Feindin, die da als Königin über ein Jahrzehnt hinaus das Scepter geſchwungen und ja jetzt wieder im Anmarſch ſein ſoll — es war: die Krinoline.

Bügel contra Bügel! **Joachim v. Dürow.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Zu unſeren Bildern.

Die Weltausſtellung zu Chicago nimmt diesmal den breiteſten Raum auch der illuſtrativen Ausſchmückung unſerer Nummer für ſich in Anſpruch; der intereſſante Brief P. v. Szczepańskis bringt die erforderlichen Erläuterungen.

Werner Zehme gibt in dem Vollbild „Tiſchgebet“ eine ſchlichte, ſtimmungsvolle Scene aus dem Alltagsleben wieder – fein beobachtet bis in alle Einzelheiten. Der Stammhalter der Familie, der das Tiſchgebet ſpricht, ſcheint der einzige nicht ganz Aufmerkſame zu ſein, ſeine Augen ſchweifen leider zu der Suppenſchüſſel hinüber, ſo daß die älteſte Schweſter ganz recht hat, wenn ſie ihn mit einem ſanften Anſtoß an ſeine Andacht mahnt. Rührend iſt das Kleinſte mit den gefalteten Patſchhändchen auf dem Arm der Mutter, aus den Mienen der Eltern aber ſpricht der ernſt-frohe Dank für Speiſ' und Trank: „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was du uns beſcheret haſt.“

Erdkunde.

„Grönland iſt eine hochgelegene arktiſche Schneewüſte.“ So lautet das aus den wiſſenſchaftlichen Witterungsbeobachtungen gewonnene Ergebnis der Nanſenſchen Grönlandsdurchquerung. Ferner machen die Temperaturunterſuchungen es wahrſcheinlich, daß ſich auf Grönland der zweite Kältepol der nördlichen Erdhälfte befindet, dem ſibiriſchen faſt gerade gegenüber und vom Nordpol ebenſo weit entfernt wie dieſer. Der phantaſtiſchen Vermutung, die im Innern Grönlands eine Gegend mit milder Witterung wähnte, iſt ſomit jeglicher Anhalt entzogen. St.

Naturkunde.

Eine ſchwimmende Inſel wurde im Lauf des vorigen Jahres wiederholt im atlantiſchen Ozean bemerkt; zuerſt in 39½ Grad nördl. Breite und 65 Grad weſtl. Länge, dann anſcheinend ſtetig nach Nordoſten vorrückend. Die Inſel ſoll gegen 1000 Quadratmeter groß und mit dichtem, waldartigen Geſtrüpp bewachſen ſein. Ohne Zweifel handelt es ſich um ein Stück losgetrennten Ufergeländes, deſſen Humusdecke in dem verfilzten Wurzelgeflecht ſo feſt ruhte, daß das Zerſtörungswerk der Wellen nur langſam fortſchreiten kann. Früher oder ſpäter wird ſolch ein Stück Land wohl ſtets der Vernichtung anheimfallen, und es mag dies inzwiſchen auch mit der erwähnten Inſel der Fall geweſen ſein. Immerhin iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ein derartiges Eiland auch einmal den Weg von einem Kontinent zum andren durchmißt, hier angeſchwemmt wird und einen Teil ſeiner Flora, vielleicht auch Fauna, auf den anderen Erdteil überträgt. Es iſt dieſe Möglichkeit beſonders intereſſant, weil ſich durch ſie, auch ohne die Annahme früherer Landbrücken, die oft überraſchende Verwandtſchaft der Tier- und Pflanzenwelt auf weit voneinander entfernten, durch den Ozean getrennten Gebieten erklären läßt.

Der künſtliche Moſchus iſt allerdings ein Triumph der Chemie, für den Nichtchemiker jedoch eine haſſenswerte Erfindung, ſeitdem dieſer Riechſtoff die Retorten verlaſſen hat und ſich auf dem Markte breit macht. Der Kunſtmoſchus iſt ſehr ausgiebig; er iſt billig, und daher kommt es, daß er Seifen und Riechwaſſern zugeſetzt werden kann, ohne ihren Preis ſo zu erhöhen, als wenn echter Moſchus genommen würde. Daraus erklärt ſich das Übermaß des Moſchusgeruches, der ſich nicht nur in geſchloſſenen Räumen, ſondern ſelbſt auf der Straße unangenehm aufdrängt, jener unfeine Geruch, der vielen Menſchen in kurzer Zeit Kopfſchmerzen macht. Während der echte Moſchus nicht mehr deutlich gerochen wird, wenn von ihm in einem Liter Luft weniger als ein hunderttauſendſtel Milligramm enthalten iſt, wirkt der Kunſtmoſchus noch in gleicher Luftmenge mit dem millionſten Teile eines Milligramms. Trotz dieſer ungeheuren Verdünnung wirkt er auf viele abſtoßend und ekelerregend. St.

Technik.

Zur Verbeſſerung der Spirituoſen mittelſt Ozon hat Villon nach der „Natur“ ein Verfahren erfunden, das in jeder Brennerei anwendbar ſein ſoll. Der Apparat, welcher der im Geſchmack zu verbeſſernden ſpiritushaltigen Flüſſigkeit Sauerſtoff unter Druck und bei einer je nach dem gewünſchten Reſultat verſchieden zu bemeſſenden Temperatur zuführt, beſteht aus einem widerſtandsfähigen Kupfergefäß, in das man die Flüſſigkeit bringt, und in das dann aus einer mit Sauerſtoff gefüllten Flaſche unter Zuhilfenahme einer Reguliervorrichtung ſo viel Sauerſtoff eingelaſſen wird, bis das Manometer 2 Kilogramm Druck anzeigt. Dann erhitzt man die Flüſſigkeit allmählich, bis das Manometer 5 bis 6 Kilogramm Druck angibt, läßt die Maſſe bis zum folgenden Tage in Ruhe und wiederholt dieſes Verfahren, welches jedesmal etwa eine Viertelſtunde anzuwenden iſt, zwei- bis dreimal, je nach der Qualität der behandelten alkoholiſchen Flüſſigkeit und dem gewünſchten Reſultate. Man kann mehrere Hektoliter auf einmal ſo behandeln, und die Einrichtungskoſten ſollen ſich nur auf wenige hundert Mark belaufen.

Verkehr.

Unter dem Vorſitz des Herzogs von Abercron wurde in England eine Aktiengeſellſchaft gebildet, welche, mit einem Kapital von gegen 3 Millionen Mark ausgerüſtet, den Bau eines afrikaniſchen Überlandstelegraphen in die Hand genommen hat. Die ungeheure Linie ſoll Kairo mit der Kapſtadt verbinden, iſt von letzterer bereits bis Fort Salisbury im Machonaland fertig geſtellt und bis Sumbo am Sambeſi im Bau begriffen. Längs des Nyaſſa- und Tanganjikaſees ſoll ſie nach Uganda fortgeſetzt werden, wo inzwiſchen England vorausſichtlich doch in der einen oder anderen Weiſe feſten Fuß gefaßt haben wird; von hier aus würde der Lauf des Nil die allgemeine Richtung angeben. Freilich erſcheinen die Vorbedingungen für den Bau dieſer letzteren Strecke, die ja von dem Niederwerfen der mahdiſtiſchen Macht abhängig iſt, zunächſt noch in weite Ferne gerückt.

Die engliſche White Star-Linie läßt einen Paſſagierdampfer bauen, der an Größe und Schnelligkeit wieder einmal alle ſeine Vorgänger — ſogar den Great Eaſtern — überflügeln ſoll. Der Koloß wird den Plänen nach Maſchinen zu 45000 Pferdekräften erhalten, ſoll eine Schnelligkeit von 27 Knoten entfalten und den Weg von England nach Nordamerika in hundert Stunden, alſo vier Tagen, durchmeſſen.

Photographie.

Bekanntlich iſt durch den Photographen Ottomar Anſchütz das Verwendungsgebiet der Momentphotographie ein ungemein ausgedehntes geworden. Jetzt hat ſich ihrer als eines neuen Hilfsmittels die Medizin bemächtigt. Graphiſch ſtellt ſie mittels der Momentphotographie den Pulsſchlag dar — ein für diagnoſtiſche Zwecke ungemein wichtiges Ergebnis. Der betreffende Apparat, „Sphygmograph“ genannt, wird um das Handgelenk gelegt, ein an ihm befindlicher Hebel, der oben eine Scheibe mit kleinem Loch trägt, vibriert, wobei ſelbſtverſtändlich auch die Scheibe vibrieren und je nach der Vibration durch das Loch der Lichtſtrahl fallen muß, ſo daß auf der Platte das graphiſche Bild entſteht. Ferner hat ſich zur Gewinnung zutreffender Krankenbilder, zur Darſtellung des Kehlkopfes in der Bewegung, zur genauen Beſtimmung der wahren Größe der Pupille des menſchlichen Auges, die früher unmöglich war, weil ſich das Auge im Hellen zuſammenzieht, die Momentphotographie ausgezeichnet bewährt.

Kunſt.

Der Direktor der Kgl. Muſeen in Berlin, Geheimrat Bode, hat in London bei einem Kunſthändler einen neuen „Dürer“ gefunden und für die Berliner Gemäldeſammlung, wie es heißt, für 22000 Mark erworben. Die Maße des Bildes ſind 11 Zoll auf 8 Zoll. Das Gemälde ſtellt einen weiblichen Studienkopf von orientaliſchem Typus dar und iſt wahrſcheinlich von Dürer während ſeines Aufenthalts in Venedig gemalt worden. Der Originalrahmen trägt das Wappen der Frescobaldini, einer Florentiner Patrizierfamilie, aus deren Beſitz das Gemälde vermutlich nach England gelangt iſt. Hier befand es ſich ſehr lange im Beſitz einer Familie Cholmondeleys in Shropſhire, ohne daß die engliſche Kunſtwelt von dem Schatz wußte.

Buchhandel.

Wer noch ſchwankt, wohin er ſeinen Sommerausflug lenken ſoll, der verſchaffe ſich ſchnell ein Büchlein, das ihm die rechten Wege weiſen kann, wie kaum ein anderes. Der Verfaſſer iſt zwar ein Gelehrter, Profeſſor Dr. Kinzel, aber er verſteht es, mit ſolcher Friſche, ſo gutem Humor und mit ſo praktiſchem Geſchick zu ſchreiben, daß niemand es bereuen wird, ſich ſeiner Führung anvertraut zu haben. Das Buch heißt: „Wie reiſt man in Oberbayern und Tirol? Ein Buch zum Luſt- und Planmachen.“ (Schwerin, F. R. Bahn. 92 S. 1,25 Mk.) Aus der eigenen Freude am Reiſen geboren und auf langjährige Erfahrung gegründet, zeigt das handliche Büchlein, wie man mit Genuß und Nutzen ohne viel Geld im Gebirge reiſen und auf dem Hin- und Rückwege noch manche ſchöne Stadt beſuchen kann. Die beigegebenen Karten und Städtepläne zeichnen ſich durch Klarheit und Weglaſſung alles Überflüſſigen aus. R. K.

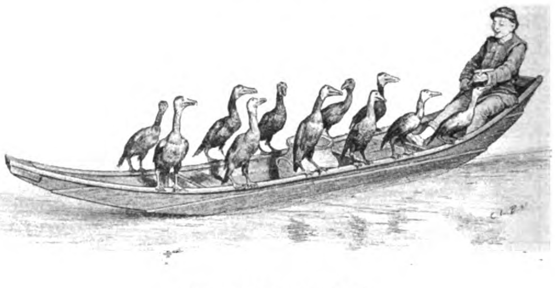
Ein „Handbuch der Damen-Stifter und im Range gleichſtehender Wohlthätigkeitsanſtalten“ ließ der bekannte Heraldiker Maxim. Gritzner erſcheinen (Frankfurt a. M., Heinr. Keller. 1893). Das ſorgfältig zuſammengeſtellte Werk behandelt alle deutſchen, aber auch die öſterreichiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und ruſſiſch-baltiſchen Damen-Stifter, gibt geſchichtliche und organiſatoriſche Notizen und berührt faſt überall kurz die Berechtigungsfrage für die einzelnen Stellen; auf 16 Tafeln ſind die Ordensdekorationen abgebildet, welche ſtatutenmäßig von den Mitgliedern der Stifter getragen werden.

Vereine.

Am 18. Mai fand im Kgl. Schloſſe zu Berlin im Beiſein der Kaiſerin-Protektorin die Jahresverſammlung des engeren Ausſchuſſes des evangeliſch-kirchlichen Hilfsvereins ſtatt. Der von Oberkonſiſtorialrat Probſt Dr. Frhr. v. d. Goltz erſtattete Jahresbericht legte erfreuliches Zeugnis von der Entwickelung des Vereins und dafür ab, daß es ihm mehr und mehr gelingt, Verſtändnis für die geiſtliche Not unſres Volkes und Trieb zu energiſcherer Liebesarbeit zu verbreiten. Die Einnahme des Vereins betrug 280000 M., von denen mehr als ein Drittel für die Berliner Stadtmiſſion Verwendung fanden. Überaus reich und mannigfach hat ſich die Thätigkeit der Zweigvereine ausgeſtaltet.

In Bremen tagte vom 9. bis 12. Mai die kontinentale Miſſionskonferenz. Aus der Reihe der Vorträge heben wir hervor: Die Vertretung der Miſſion in der Preſſe (Dr. Warneck); miſſionsſtatiſtiſche Grundſätze (Dr. Grundemann); die Stellung der mit der Leitung der Gemeinden betrauten eingeborenen Miſſionäre zu den Sendboten aus der Heimat (Miſſionsdirektor Ronnig und Inſpektor Dr. Schreiber).

Lû-tsï-tsch-nân, das Kormoranboot.



Chineſiſches Kormoranboot.

Unter den Figurinen des Muſeums für Völkerkunde in Berlin fällt ein Fiſcherboot in natürlicher Größe auf, das ein Geſchenk der chineſiſchen Regierung iſt und den im Reiche der Mitte vielfach geübten Fiſchfang mit abgerichteten Seeraben, Kormoranen, darſtellt. Die beſten Kormorane ſollen die aus der Stadt J'anghſichên ſein. Die Eier werden, da die Weibchen der Seeraben ſchlechte Mütter ſind, von Hühnern ausgebrütet; die jungen Vögel kommen etwa zwei Monate alt in die Dreſſur und „lernen" zuerſt unter der Anleitung älterer, wohlausgebildeter Kollegen an der Leine fiſchen, bis nach einigen Wochen die Schnur entbehrlich wird und die Fänger von ſelbſt mit der Beute wieder in den Kahn zurückkehren. Die Kormorane ſitzen während des Fanges, jeder mit einem dünnen Hanfring um den Hals, der ſie am Verſchlucken des gefaßten Fiſches hindert, auf dem Kahnrand, tauchen auf einen Pfiff ihres Gebieters, wie folgſame Hunde, ins Waſſer und bringen jeden erbeuteten Fiſch gehorſam ins Boot, wobei ſich mehrere von ihnen vereinigen, wenn der Fiſch zu ſchwer für einen Vogel iſt. Sie werden knapp in der Nahrung gehalten, erhalten aber am Abend nach dem Fang ihren Anteil oder dürfen, von dem Halsring befreit, für ſich ſelbſt fiſchen. Übrigens kann dieſe ganze Art der Fiſcherei nur in Gewäſſern mit gar keiner oder ſehr geringer Strömung ſtattfinden.

In unſerer Spielecke.

1. Homonym.

Auf dem Papier trifft man mich häufig an,
Damit der Leſer leicht bemerken kann,
Daß das Verſtändnis dadurch nicht gewinnt,
Wenn man im Satz zu lange Fäden ſpinnt.
Auch bin zu niedrem Dienſte ich berufen,
Stets unten muß ich bleiben, höh're Stufen
Sind mir verſagt; doch den Beſitzer tragen,
Iſt mein ausſchließliches und ſchweres Amt,
Zu dem mein Herr mich ſchonungslos verdammt,
Ja, wie ein Pferdehuf werd' ich beſchlagen.
Dem Kaufmann ſchweb' als Lieblingsziel ich vor,
Mir öffnet er mit Freuden Thür und Thor,
Mir widmet er voll Eifer ſeine Kräfte,
Ich bin der wahre Pulsſchlag im Geſchäfte.
Und mancher, dem ich wich von ſeiner Seite,
Ward ruiniert und machte endlich Pleite.

U. S.

2. Logogryph.

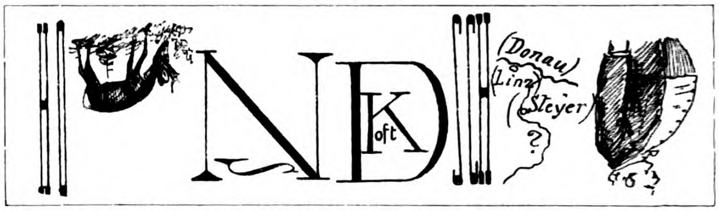
Groß iſt es, was mein Wort vollbringt,
Erſtaunlich klingt's, was ihm gelingt:
Es überbrückt das Weltenmeer,
Trägt uns die fernſte Ferne her;
Und wo ſonſt keine Sympathien
Die Völker zueinander ziehn,
Auch da verbindet ſie mein Wort
Von Land zu Land, von Ort zu Ort.
Nun füg' an rechter Stelle du,
Beſagtem Wort zwei Strichlein zu —
Dann ſtehet vor dir alſogleich
Ein Meiſter in der Töne Reich.

J. B.

3. Röſſelſprung.

Leid	ſich	im	will	tro	wem	es	ſu
hau	doch	jan	ſie	fin	chen	not	blickt
ver	birgt	den	gen	eh	tau	es	der
freu	ſe	ſie	ihr	muß	au	an	gen
bit	traut	de	den	ſie	muß	der	aus
ſich	be	erſt	der	eilt	und	daß	det
wer	tet	net	hält	nach	laut	hin	ſtill
geg	und	ihr	ſieht	je	ſich	re	kaum

Bilderrätſel.



4. Ergänzungsrätſel.

E.n g.t G.w..r ..n ſ.h.r..s S.h.e.t
S..d v.e.e M.l.i.n.n w..t
D.i. G.. ..d Ge.. d... H..s u.. E.r
E.tb.h.ſt d. e.n.r ſ.h.e.dg.n W..r
D.s F..nd.s ſ..d ſ.. d.r d..h ſ.h.ä.t
D.. d..n. H.b v.n h.n..n tr.g.
U.. d..n.. Vä..r E.. .n. R..m
U.. d....r F.e.h..t H.i.ig..m
M.t S.h.a.h u.. K.ech.ſ.h..t d.r v.r .a.ſ..t
D.n. r..ch .n. ſ.o.z v.. d.n..u r...ch.
D.u. h.r m..n V..k ..d m.r. e. ſ..n
S.l. h.ll u.. b.a.k d.. E.r. b.e.b.n
D.s F.i.d..s P.l.e S.g.. t..i..n
S. m.ß a..h i.m.r ſ.a.k ..d r...
D.i. A.m ..d d..n G.w.ff.. ſ.i.
D.n. d.i.e. F.u..n r.i.h.r K.a.z
U.. d.i..s G.l..s h.i.r.r S..i.m.r
L.ck. w.h. d.n F.i.d d.ch ſ.hü..t di.. n....r
F.h.t d..n.r F.u.t d.. S.a.l.s Gl..z

5. Vierſilbige Scharade.

Die Erſte eifrig für und für
Sich weiht dem Dienſt der Wißbegier;
Der Zweiten ſpür' hoch oben nach,
Selbſt wenn ſie niedrig oder flach;
Du deckſt ſie nimmer, glaube ich,
Sie aber deſto häuf'ger dich.
Die Letzten ſind ſo ganz verſchieden
Beſtimmt den Sterblichen hienieden,
Daß oft ſich wohl die Frage regt,
Warum ſo Schweres auferlegt
Den einen, und in andrer Leben
Sich Sonnenſchein und Blüten weben;
Doch bleibt bei des Geſchickes Walten
Nichts übrig uns, als ſtill zu halten.
Das Ganze muß die erſten beiden
Entbehren, und beruhn die Leiden
Der Not auf eigenem Verſchulden,
Drückt wohl noch härter ihr Erdulden.

M. Sch. (Kaſſel.)

6. Homonym.

Wenn du mich haſt, ſo gelt' ich dir
Mit Recht als eine ſchöne Zier,
Die im Verkehre mit der Welt
Bei Hoch und Niedrig wohlgefällt.
Wenn du mich nimmſt, fehlt dir zur Zeit
Entſchieden die Entſchloſſenheit;
Du möchteſt wohl, doch zum Entſchluß
Gelangſt du nicht, dir zum Verdruß.
Mitunter ſtehſt du auch auf mir
Wie Wilhelm Tell voll Mordbegier;
Doch wenn das Opfer bleibet aus,
Gehſt unbefriedigt du nach Haus.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 36.

Dameſpielaufgabe.

1. f6—g7 h8—f6 †
2. f2—g3 h2—f4 †
3. b2—c3 b4—d2 †
4. c1—a7 † † † † † b8—c7
5. a7—b8 wird Dame und gewinnt.

1. Verwandlungsaufgabe.

„Morgenſtunde hat Gold im Munde."

Margarethe
Ordensband
Reichenberg
Guirlande
Elbingerode
Nordhauſen
Standarte
Trompeter
Uganda
Neidenburg
Dienstag
Eisleben

Hamſter
Achilles
Thusnelda
Geisblatt
Oldenburg
Landeshut
Donnerstag
Interlaken
Merſeburg
Marienbad
Unterwalden
Nachteule
Dalmatien
Eiſenhut

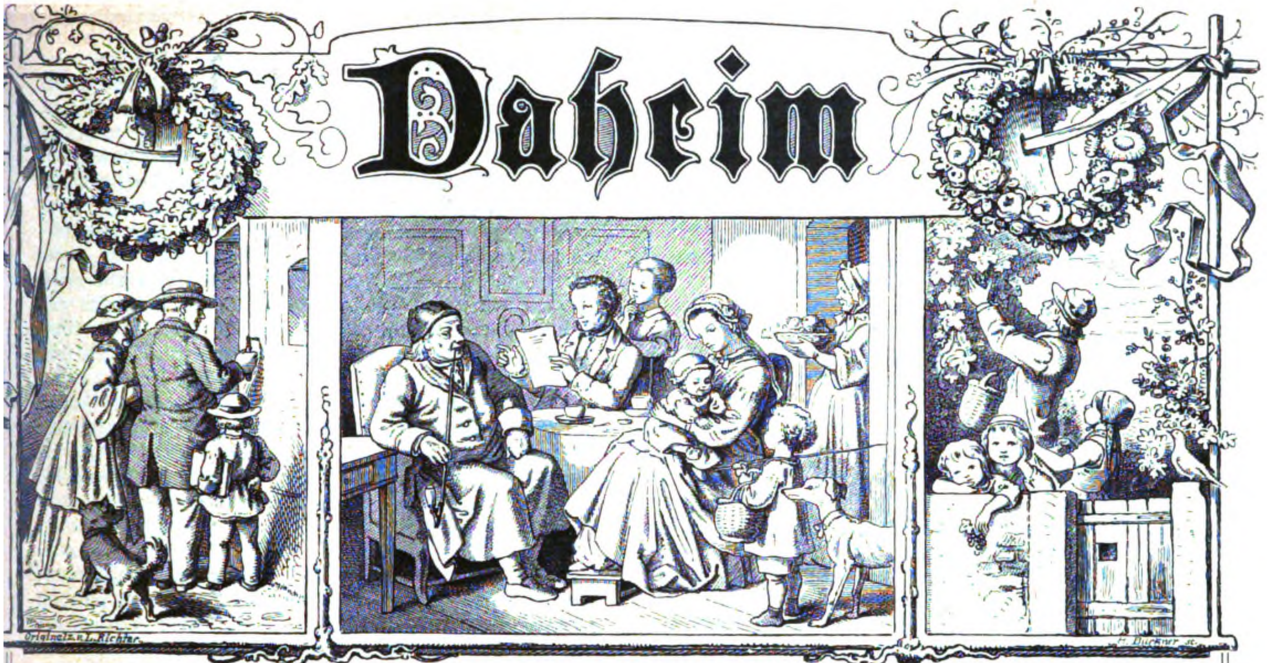
2. Homonym. Gehör.

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Fortſ.) — Im dunkelſten Berlin. IV. Der Kampf um die Million. Von Rudolf Stratz. — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. III. Von Paul von Szczepański. Mit acht Illuſtrationen. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Der Bügeltanz. Von Joachim von Dürow. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Tiſchgebet von Werner Zehme. — Erdkunde. — Naturkunde. — Technik. — Verkehr. — Photographie. — Kunſt. — Buchhandel. — Vereine. — Lû-tsï-tsch-nân, das Kormoranboot. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) **Leipzig,** Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim


Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 24. Juni 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 38.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Ein Schiff, aus halb erblühten La France-Roſen gebildet, barg in ſeinem Innern auf einem Grunde purpurner Blüten einen Schmuck aus den Lieblingsjuwelen der Prinzeſſin, Halsgeſchmeide und Diadem von mattſchimmernden orientaliſchen Perlen ſeltener Größe und Schönheit. Am Steuer des duftigen Fahrzeuges ſtand eine reizende Amorſtatuette, und die Wimpel von weißer Seide an ſilbernen Maſten trugen die Deviſe „Glück auf.“ Darüber der Namenszug der Braut mit der Fürſtenkrone.

Die Prinzeſſin war gerührt durch die ſinnige Art, in der das ſchöne Geſchenk geboten wurde.

„Das Glücksſchiff, Maria, für unſere gemeinſame Lebensreiſe,“ ſagte der Herzog, zärtlich den Arm um ſie legend. „Ich denke, dem kleinen Bootsmann dort,“ auf den Amor deutend, „dürfen wir uns getroſt anvertrauen.“

Fürſt Hohenſtein klopfte dem herzoglichen Schwiegerſohn ſcherzend auf die Schulter: „Mein lieber Adalbert,“ ſagte er lachend, „du verwöhnſt deine Braut. Wenn du mit ſolchen Geſchenken anfängſt, womit willſt du dann fortfahren?“

Das Diner war en famille eingenommen worden, nur ein paar „Intime“ hatten eine Einladung erhalten. Der Kaffee wurde heut in den Zimmern der Prinzeſſin Braut ſerviert, wo die kleine Geſellſchaft zwanglos plaudernd, in verſchiedene Gruppen geteilt, Platz genommen hatte.

Prinzeſſin Claudine, wie immer in einer Robe von ſchwerer, dunkler Seide, hatte die Gräfin Sturm an ihre Seite gewinkt und in ein ernſtes Geſpräch verwickelt. Der Herzog, der Fürſt, der Erbprinz und ſein Adjutant, Graf Dennert, hatten ſich hinter einen Paravent, der eine halb abgeſchloſſene Ecke gegen den Salon formte, zurückgezogen, und hier bildeten Sport, Theater und Militär den Mittelpunkt der Unterhaltung. Graf Dennert war ein geiſtvoller und amüſanter Cauſeur; er erzählte mit gedämpfter Stimme fein pointierte Anekdoten und fand wie immer an dem Fürſten und Erbprinzen dankbare Zuhörer. Nur der Herzog ſchien dem Geplauder kein rechtes Intereſſe entgegen zu bringen. Die hohe, etwas ſchmächtige Geſtalt in den Seſſel zurück gelehnt, blickte er, den dunklen Schnurrbart durch die ſchlanken Finger ziehend, mit den großen ernſten Augen wie traumverloren ins Weite. Der Ausdruck der bleichen Züge wurde allmählich ein ſchwermütiger, faſt ſchmerzlicher, und nur, wenn ſein Blick hin und wieder auf die ſchöne Geſtalt der Prinzeſſin Maria fiel, huſchte es wie heimliches Glücksempfinden darüber hin.

Die Prinzeſſin ſaß an dem großen Mitteltiſch des Salons. In ehrerbietiger Haltung, die Hand leicht auf die Lehne eines Seſſels geſtützt, ſtand der Freund und Günſtling des Herzogs, der Miniſter Görner, ſein zweites „böſes Ich“, wie das Volk ihn nannte. Seine Herrſchaft über den Fürſten verdankte er ſeiner eminenten Arbeitskraft, die demſelben jede Sorge für die Regierung abnahm, ſeinem Eingehen auf jede Laune, jede noch ſo phantaſtiſche, koſtſpielige Idee und ſeiner Geſchicklichkeit, ihn möglichſt von allem Verkehr fern zu halten. Nachdem ſich das Geſpräch kurze Zeit um Allgemeinheiten gedreht, lenkte es ſich allmählich auf den Herzog.

„Hoheit ſehen heute wieder ſehr leidend aus,“ bemerkte der Miniſter mit einem flüchtigen Blick auf ſeinen Herrn, „jede geſellige Zerſtreuung wirkt ungünſtig.“

„Da möchte ich nun doch widerſprechen, Excellenz,“ antwortete die Prinzeſſin ruhig. „Die Geſelligkeit iſt etwas dem Herzog Ungewohntes, ſein Leben iſt zu lange einſam geweſen. Glauben Sie mir, das wird anders werden.“

„Wir alle ſetzen in dieſer Beziehung ja große Hoffnungen auf den Einfluß Eurer Durchlaucht,“ ſagte der Miniſter mit höfiſcher Verbindlichkeit.

„Hoffen Sie nur nicht zu viel. Was in meinen Kräften ſteht, wird geſchehen, doch überſchätze ich meinen Einfluß nicht. Der Ihre iſt älter, Excellenz, und was Ihnen in einer Reihe von Jahren nicht gelungen —“ ſie ſtockte und ſah lächelnd zu dem großen hageren Mann auf, um deſſen ſchmale, bartloſe Lippen es kaum merklich, wie leiſer Spott, zuckte.

„Verzeihung, allergnädigſte Prinzeſſin, wenn ich in dieſem Fall zu widerſprechen wage. Was vermag langjährige Freundſchaft im Vergleich zu dem mächtigſten Faktor des menſchlichen Lebens: der Liebe!“

„Sie vergeſſen einen, der oft noch mächtiger iſt, Excellenz, — die Gewohnheit,“ antwortete die Prinzeſſin raſch, ohne zu überlegen. In dieſem Augenblick erhob ſich der Herzog und trat zu ſeiner Braut. Görner zog ſich diskret zurück.

„Was hat Ihnen denn der Herr Miniſter für einen intereſſanten Vortrag gehalten, meine ſüße Königin?“ fragte Adalbert von Waldenburg, mit verſtohlenem Druck die Hand der Prinzeſſin in die ſeine nehmend.

„Wir haben nicht politiſiert, wir haben nur geplaudert,“ entgegnete ſie ausweichend.

„So? — O, es plaudert ſich auch ganz gut mit ihm, ich hoffe, Sie werden Ihre Meinung über ihn noch ändern. Er iſt kein ſchlechter Menſch und wirklich nicht mein ‚böſes Ich‘, wie man ihn oft bezeichnet.“

„Aber auch nicht Ihr gutes,“ rief Maria raſch und unbeſonnen.

„Von jetzt an werden Sie es ſein,“ antwortete der Herzog innig und drückte einen warmen Kuß auf ihre Finger. Sie ſah ihn an, und es fiel ihr auf, daß er wirklich leidend und abgeſpannt ausſah. Sein Blick hatte etwas unſtät Flackerndes.

„Sind Sie nicht wohl, Adalbert?“ fragte ſie teilnehmend. Er zuckte bei ihrer Frage leicht zuſammen und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn.

„Hier, hier ein Schmerz, ein ſich immer gleich bleibender, peinigender Schmerz! Aber es wird wieder vorübergehen — wie alles im Leben vorübergeht. Nicht wahr? Man ſagt ja wohl, alles im Leben vergeht — glauben Sie auch, daß alles vergeht? Alles?“ — Er betonte das Wort ſchärfer und ſah ſie traurig fragend an.

„Alles was irdiſch, iſt vergänglich,“ ſagte ſie peinlich berührt.

„Ja, was irdiſch — Sie haben recht. Aber,“ ſetzte er leiſer hinzu, „die Liebe iſt nichts Irdiſches, die Liebe iſt von Gott — die vergeht nicht — niemals — niemals,“ rief er mit unterdrückter Heftigkeit, ihre Finger mit ſchmerzhaftem Druck preſſend. Dann verſank er in ſekundenlanges Schweigen.

Die Prinzeſſin fühlte etwas wie geheime Angſt in ſich aufſteigen. Der Herzog ſchien nervös gereizt.

„Sie ſind angegriffen durch den Verkehr mit den vielen Fremden hier, Adalbert,“ ſagte ſie freundlich. „Sie ſind zu lange einſam geweſen, Welt und Menſchen haben kein Intereſſe für Sie.“

„Nein.“

„Und doch gibt es nichts Intereſſanteres, als die Menſchen,“ fuhr die Prinzeſſin fort. „Mir kommt jeder Menſch vor wie ein Spiegel, in jedem finde ich etwas von mir ſelbſt. Sie lächeln ungläubig — es iſt aber ſo, und ich wette, daß, wenn wir gemeinſam dieſe ‚Spiegelſtudien‘ treiben, Sie bald Vergnügen daran finden werden.“

„Wenn Sie meine Lehrmeiſterin ſind, — gewiß.“

Der Diener meldete die Wagen. Der Hof wollte im Theater erſcheinen, ſo war das Geſpräch zwiſchen dem fürſtlichen Brautpaar abgebrochen, wurde aber während der Zwiſchenpauſen im Theater vom Herzog eifrig fortgeſetzt. Er ſchien ſich gut zu unterhalten, der ſchwermütige Ausdruck war verſchwunden, und er lachte ſogar ein paarmal herzlich . . . .

Am Abend, als man aus dem Theater heimgekehrt, erwartete der Herzog noch den Miniſter. Es war ſo ſeine Gewohnheit, wie er überhaupt wenig ſchlief und oft bis gegen Morgen allein mit ſeinem Adjutanten oder mit Görner die Nacht durchwachte. Die Zeit wurde meiſt durch Schachſpiel ausgefüllt, das der Herzog liebte, und in dem er Meiſter war. Er fühlte ſich überhaupt nur wohl, wenn er nicht mehr als ein bis zwei Menſchen um ſich ſah; jede größere Geſelligkeit regte ihn auf und ſteigerte ſeine Nervoſität zur höchſten Reizbarkeit. Auch heute Abend, obgleich er ſich mit der Prinzeſſin gut unterhalten, war dies der Fall. In ſeinen Gemächern angekommen, riß er haſtig die Uniform auf, warf die beengende Halsbinde auf den Tiſch und atmete wie erlöſt auf, als ſein Kammerdiener ihm ein leichtes Hausjacket aus braunem Samt angelegt hatte und er ſich zwanglos in einen Seſſel werfen konnte. Er lehnte den Kopf zurück und fuhr mehrmals mit der Hand über die Stirn und Schläfe, wobei ſein Geſicht einen Ausdruck annahm, wie er durch heftige körperliche Schmerzen hervorgerufen wird. Der Kammerdiener ſtand ſchweigend in ehrerbietiger Haltung, weitere Befehle erwartend; der Herzog ſchien ſeiner vergeſſen zu haben, bis eine leiſe Bewegung des Mannes ihn aufſchreckte.

„Ach, du biſt noch da, Wilken, — es iſt gut, ich bedarf deiner zunächſt nicht weiter.“

Die Thür ſchloß ſich lautlos hinter dem Hinausgehenden; der Herzog war allein. Die Kerzen am Kamin und auf dem ſchweren ſilbernen Armleuchter des Schreibtiſches erhellten den mittelgroßen, mit gediegener Pracht ausgeſtatteten Raum nur mäßig, der Herzog haßte helle Beleuchtung. Die Arme über der Bruſt verſchränkt, ſchritt er langſam über den weichen Teppich hin und her.

„Es gibt nichts Intereſſanteres, als den Menſchen,“ murmelte er, „man hört das ſo oft, auch ſie ſagt es — ſie! Wenn ich ihr nur recht geben könnte. Bis jetzt kann ich's noch nicht — vielleicht wird es einmal anders — einmal — ja — aber wann und wodurch? Haſſe ich die Menſchen? — Nein, ich haſſe ſie nicht einmal. Sie ſind mir ſo gleichgültig, ſo geringwertig, daß ſie mir trotz ihrer Schlechtigkeit nicht einmal des Haſſes wert erſcheinen.“

Er trat an den Schreibtiſch und nahm ein Bild der Prinzeſſin in die Hand. Aus dunklem Samtrahmen, den die goldene Fürſtenkrone überragte, hob ſich die in lichtes Weiß gekleidete Geſtalt hell hervor. Den Kopf nur leicht zur Seite gewandt, blickten die großen, ſeelenvollen Augen voll auf den Beſchauer, um den Mund lag ein lieblicher Zug ruhiger Freundlichkeit.

„Wie ſchön ſie iſt, wie rein, wie edel,“ ſagte der Herzog, während ſeine Blicke ſinnend auf dem reizenden Frauenkopf ruhten. „Ja, wer ſo ins Leben ſieht und die Menſchen aus ſolcher Seele heraus betrachtet, dem mögen ſie noch intereſſant, dem mögen ſie auch gut erſcheinen!“ — Er preßte das Bild mit leidenſchaftlicher Bewegung an ſeine Lippen. „Vielleicht lehrſt du es mich, Welt und Menſchen wieder erträglich zu finden, du Süße, vielleicht finde ich durch den Glauben an dich den Glauben an die Menſchen wieder. Du biſt wahr — dieſe Sterne belügen mich nicht.“

Ein leiſes Pochen ſtörte ihn, raſch ſtellte er das Bild an ſeinen Platz — der Miniſter trat ein.

„Sie kommen ſpät,“ redete der Herzog ihn an, „und nun gar noch mit einem Stoß Akten. Sie wiſſen, daß ich ein- für allemal abends mit dergleichen verſchont ſein will!“ Er trat heftig mit dem Fuß den Boden.

„Verzeihung, Hoheit, es handelt ſich um etliche Sachen, die morgen mit dem Früheſten ins Miniſterium zurück müſſen, und die erſt heute vor der Tafel eingetroffen ſind. Nur ein paar kurze Erläuterungen —“

„Nein, nein, ich will nichts hören,“ rief der Herzog heftig. „Haben Sie alles geprüft? Nun gut, ſo geben Sie her, damit ich unterſchreibe. Um was handelt es ſich denn?“

Görner erging ſich in einem langatmigen Vortrag über den Nutzen einer neuen Steuer, über eine Zänkerei im Miniſterium. Die erſtere hatte er längſt geplant, und die Herren im letzteren ſchon wieder verſöhnt; er wußte aber gut genug, daß dem Herzog nichts mehr zuwider war, als Geldmangel und kleinliche Nörgeleien, und daß er ihn durch nichts ſo feſt an ſich ketten konnte, als wenn die Finanznot raſch gehoben und alle Streitigkeiten baldmöglichſt geſchlichtet wurden. Er war mit ſeinem Bericht noch nicht halb zu Ende, als der Herzog mit allen Zeichen der Ungeduld aufſprang.

„Hören Sie auf," rief er ärgerlich. „Alle haben es nur darauf abgeſehen, mir mein Leben zu verbittern." Plötzlich aber, ſich beſinnend, trat er auf den Miniſter zu und, vertraulich den Arm auf deſſen Schulter legend, ſagte er: „Laſſen Sie es gut ſein, es ſoll anders werden mit mir. Wenn ich ſelbſt erſt glücklich bin, dann werde ich ruhiger werden, und die böſen hypochondriſchen Grillen werden ihre Macht verlieren."

„Der Einfluß Ihrer Durchlaucht wird ſich bemerkbar machen," lächelte Görner.

Der Herzog nickte. „Sie haben recht! Sie iſt gut, edel, wahr," rief er lebhaft, „und," ſetzte er vertraulich hinzu, „ich glaube, ſie liebt mich."

„Gewiß. Aber eine Eigenſchaft haben Hoheit doch noch vergeſſen, zu erwähnen."

„Du meinſt —?"

„Die Prinzeſſin iſt klug, ſehr klug, man könnte faſt — natürlich iſt mein Urteil nicht maßgebend — zu der Annahme gelangen, der Verſtand überwiege Gefühl und Herz."

Der Herzog runzelte leicht die Stirn.

„Das glaube ich nicht, — wenigſtens iſt mir der Gedanke noch nie gekommen. Sie ſprechen da eine Vermutung aus, die mir nicht angenehm wäre, bewahrheitet zu finden. Gute Nacht." — Er winkte leicht mit der Hand und wandte dem Miniſter den Rücken. Sich tief ceremoniell verbeugend trat derſelbe zurück, ein kleines, triumphierendes Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen.

Aufſtöhnend ſank der Herzog vor ſeinem Schreibtiſch in den Stuhl.

„Das Mißtrauen, — o, es tötet mich noch," rief er; „es iſt das Gift geweſen, das meine Jugend zerſtört, das mich in die Einſamkeit treibt, und nun ich ein Weſen gefunden, dem ich rückhaltlos vertrauen wollte, nun ſtreut er den Samen des Mißtrauens in mein Herz, auch gegen ſie. Wie eigentümlich er das ſagte — ſo halb ſpöttiſch — ſo bezeichnend — ſo — —" Er ſprang auf und preßte die Hände an die Schläfe.

„Wie es da drinnen hämmert und pocht und ſiedet — wie es den Blick verdunkelt — ſo heiß ſteigt es auf — ſo rot, ſo funkelnd tanzt es vor meinen Augen. Oh — —"

Er durchwanderte ruhelos, von peinigenden Gedanken gefoltert und erregt, den letzten Teil der Nacht. Der erſte fahle Schein des neuen Tages drang ſchon durch die Spalten der Vorhänge, als er, übermüdet, geiſtig und körperlich erſchlafft, ſein Lager zu kurzem Schlummer aufſuchte. — —

Aber auch ſie, mit der ſich ſein ganzes Sinnen und Grübeln während all dieſer Stunden beſchäftigt, hatte nicht Ruhe gefunden, und während ſein Geiſt mit einem immer drohender aufſteigenden Wahn rang, litt ihr Herz unter namenloſer Sehnſucht nach dem aufgegebenen Geliebten. Der Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe, der ſich immer wieder erneuerte, wurde um ſo ſchwerer, je tiefer ſie ihn in ihrer Bruſt verſchloß. Die Prinzeſſin hatte ihr Lager verlaſſen und ſah in die ſternenklare Frühlingsnacht hinaus. In den Straßen der kleinen Reſidenz war das Leben erſtorben, auf dem Schloßhof der alten Fürſtenburg regte ſich nichts, nur der einförmige Schritt der Wachen war hörbar.

Wo mochte er ſein, den ſie liebte? In weite, gefahrumringte Ferne mußten ihre Gedanken ihm folgen, und während er dort ſein teures, geliebtes Leben tauſend verderblichen Einflüſſen ausſetzte, ſollte ſie hier, im Juwelenglanz, umbrauſt von den Hochrufen der Menge, an der Seite des ungeliebten Mannes ihr Hochzeitsfeſt feiern.

Wie hilfeſuchend ſah ſie auf zu den leuchtenden, funkelnden Welten über ihr. Die wandelten ruhig und unbeirrt ihre Bahnen, unberührt von Menſchenleid und Menſchenglück. Ob eine Fürſtin den Purpur mit ihren Thränen um verlorene Liebe netzte, ob eine junge Braut mit ſeligem Lächeln ihnen ihr ſtilles Glück vertraute, ob man hier einen Toten beweinte, dort einem Neugeborenen entgegen jubelte — was ging es die Sterne an? —

VI.

Miniſter Görner hatte wie immer, ſo auch dieſes Mal, das richtige Wort gefunden, um den Samen des Mißtrauens in die Seele ſeines herzoglichen Herrn zu ſtreuen. Ja, er haßte die Prinzeſſin Maria Hohenſtein. Er war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, daß er in ihr ſeinen Meiſter gefunden, aber er war auch der Mann dazu, nicht ohne Kampf von dem Schauplatz abzutreten, auf dem er ſeit länger denn fünfzehn Jahren eine ſo einflußreiche Stellung behauptet. Er wollte dieſen Kampf und alle daraus entſtehenden Konſequenzen auf ſich nehmen.

Durch hie und da mit teufliſcher Überlegung hingeworfenen Bemerkungen wußte er den Zweifel des Herzogs wach zu erhalten, bis zuletzt als einziger Gedanke die immer wiederkehrende Frage in dieſem lebte: „Liebt ſie dich, oder iſt auch ſie unwahr, wie die anderen." Seine Nervenüberreizung ſteigerte ſich von Tag zu Tag. In ſein Zimmer eingeſchloſſen, ſaß er ſtundenlang vor den Bildern der Prinzeſſin, halblaute Zwiegeſpräche mit ihnen haltend, oder er durchwanderte die Gänge des Parkes, bis die höchſte körperliche Erſchöpfung ihn zum Ausruhen zwang. Sein vereinſamtes unruhiges Herz hatte durch den Glauben an die Liebe der Prinzeſſin Glück und Frieden gefunden bis zu dem Augenblick, wo Görner mit grauſamer Berechnung den ſchönen Traum zerſtörte. Die Furcht, die über alles Geliebte könne ihm auf irgend eine Art entriſſen werden oder könne ihn freiwillig aufgeben, verfolgte ihn unabläſſig, und mit krankhafter Ungeduld ſehnte er den Tag der Vermählung herbei, wo ſie ihm für immer, unlöslich verbunden, angehören würde.

Ein kranker, ſchwermütiger, von trüben Vorſtellungen gequälter Mann, ſo trat er in den ſonnigſten Maitagen die Reiſe zur Hochzeitsfeier nach Hohenſtein an.

Schöner denn je, etwas bleich, aber dadurch noch liebreizender, kam ihm bei der Ankunft im Schloſſe die Prinzeſſin entgegen. Es entging ihr nicht, daß der Herzog äußerlich verändert und ſehr leidend ausſah, daß er, von tiefer leidenſchaftlicher Bewegung erfüllt, kaum ein Wort der Begrüßung fand, daß er ſie nur ſtumm an ſeine Bruſt drückte, ſo feſt und innig, als wolle und könne er ſie nicht wieder aus ſeinen Armen laſſen. Während der Tafel bemühte er ſich, wenigſtens heiter zu ſcheinen, aber es blieb weder der fürſtlichen Familie, noch den Hofbeamten verborgen, daß er mit einer großen nervöſen Reizbarkeit zu kämpfen hatte, und alles dies erfüllte die Prinzeſſin und den Erbprinzen mit geheimer Sorge.

Nach dem Diner ſchlug der Erbprinz einen Spaziergang durch den im ſchönſten Maienſchmuck prangenden Schloßgarten vor, um die faſt vollendete Anlage neuer Fontänen und Waſſerkünſte in Augenſchein zu nehmen, die bei der Vermählung zum erſtenmal ſpielen ſollten. Der Herzog mit der Prinzeſſin ſchritt voraus, der Erbprinz mit ſeinem Adjutanten folgte. Der leitende Ingenieur wurde von dem Prinzen bald in ein eingehendes Geſpräch verwickelt. Der Herzog trat heran, berührte den Arm ſeines Schwagers und ſagte mit gedämpfter Stimme, gezwungen lächelnd:

„Du verzeihſt, lieber Schwager, wenn ich mit Maria meine Promenade fortſetze. Ein Zwiegeſpräch mit meiner Braut iſt mir — pardon, daß ich ſo offen bin — doch etwas intereſſanter, als dieſer Vortrag über Hydraulik. Sie haben einen aufmerkſamen Zuhörer an Sr. Durchlaucht, mein Herr Ingenieur," ſetzte er, den Beamten verbindlich grüßend, hinzu, bot dann der Fürſtin den Arm und ging mit ihr die lange Lindenallee hinab, die zum See führte.

„Endlich ein Augenblick ungeſtörten Plauderns," rief er, wie erlöſt aufatmend. „O, Sie glauben nicht, Maria, wie ich mich all die Zeit nach einem vertraulichen Zwiegeſpräch mit Ihnen geſehnt habe."

„Ein Brautpaar hat ſich immer etwas zu ſagen,“ antwortete ſie lächelnd, eine direkte Entgegnung umgehend.

„Wenn Sie nur wirklich wüßten, wie einſam mein Leben immer geweſen iſt,“ fuhr er bewegter fort, „wie arm an Liebe, wie unverſtanden ich bis jetzt war. Durch die unglückliche Ehe der Eltern fehlte meinem Bruder und mir der Sonnenſchein, der von einem Familienleben, wie es ſein ſoll, in die Kindertage fällt. Dann trug ich ſelbſt namenlos ſchwer an meiner eigenen, ohne jede Sympathie geſchloſſenen Verbindung mit der Prinzeſſin Adelheid. Glauben Sie mir, Maria, wer den Mut hat, ohne jede Neigung einen Bund fürs Leben zu ſchließen, der muß entweder ein wirklich großer, edler oder ein ganz leichtfertiger und gewiſſenloſer Menſch ſein. Ich war weder das eine, noch das andere, meine Gemahlin leider — das letztere. Ich konnte ſie nicht einmal mehr achten, die Ehe wurde gelöſt. Seit jenen Tagen bin ich der menſchenhaſſende, mißtrauiſche, phantaſtiſche Kauz geworden, als welchen Sie mich kennen. Der Einzige, der mir treu zur Seite geſtanden, dem ich mein volles Vertrauen ſchenkte, und der es nie getäuſcht, war — Görner. Er iſt ein großer Menſchenkenner. Sie zucken zuſammen — Sie ſchütteln ungläubig den Kopf — Sie mögen ihn nicht, ich weiß es wohl, — aber warum?“

„Nein! Er iſt die einzige Perſönlichkeit Ihrer Umgebung, der ich aus vollſter Überzeugung mißtraue.“

Sie hatten, in einen Seitenweg einbiegend, auf einem kleinen Umwege den See erreicht und nahmen auf einer ſteinernen Bank unter einer Gruppe alter Weiden Platz. Nur wenige Fuß weichen, grünen Raſens trennten ſie vom Waſſer, das leiſe plätſchernd ans Ufer ſchlug, und über deſſen bewegter Fläche ſich ein heiterer Himmel wölbte. Der Herzog nahm die Hand der Fürſtin, ſtreifte die weichen, ſchwediſchen Handſchuhe ab und küßte ſie zärtlich.

Barmherzige Schweſter. Von J. Warrington Wood.

„Wenn Sie ahnten, wie ich Sie tief und innig liebe“ flüſterte er, „wie ich Ihnen vertraue, wie ich an Sie glaube, Maria. Sie ſind mir die Verkörperung alles deſſen, was ſchön und gut und edel iſt, das Menſch gewordene Ideal meiner Träume. Sie, Maria, Sie können nicht lügen,“ fuhr er, allmählich erregter werdend fort, „in Ihren herrlichen Augen liegt Wahrheit. —“ Er ſtrich mit der Hand leicht über die Stirn, neigte ſich dann dichter zu ihr, ſenkte ſeine Blicke tief in die ihren und flüſterte mit bebender Stimme: „Maria, ſag’, liebſt du mich auch?“

Eine namenloſe Angſt überkam ſie bei dieſer Frage. Sie zu bejahen, war ſie zu ehrlich, ſie zu verneinen, fand ſie dieſen flehenden Augen gegenüber nicht den Mut. Ein qualvoller Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, und nach Worten ſuchend, wandte ſie verwirrt den Kopf zur Seite. Dem Herzog entging weder dieſe Bewegung, noch der Ausdruck hilfloſer Angſt, der ſich in ihren Zügen ausprägte. Mit wildem Schmerz kam ihm plötzlich die Erkenntnis, daß ſein Hoffen vergeblich geweſen, daß dies Herz nicht für ihn ſchlug. Dieſe Erkenntnis traf ihn ins Innerſte, und die Stunde, die ihm Erlöſung ſeiner bangen Zweifel bringen ſollte, wurde ſein Verhängnis.

Seiner nicht mehr mächtig, ſank er vor ihr aufs Knie, ſchlang die Arme um ihre Geſtalt und preßte ſein Haupt in die Falten ihres Kleides.

„O Maria, nicht ſo, nicht ſo,“ ſtöhnte er, „wende dich nicht von mir. Ja, ja, — ich ahnte es wohl, Görner hat recht gehabt, jetzt wie immer, er hat dich erkannt, und du, du haßteſt ihn, weil du ihn gefürchtet.“

„Um Gottes willen, Adalbert, beruhigen Sie ſich, ſtehen Sie auf,“ flehte die Fürſtin, vor Schrecken regungslos. „Glauben Sie mir und niemandem ſonſt! Glauben Sie, ich werde Ihnen ein treues Weib ſein, und uns wird nichts trennen, als der Tod.“

Er aber, der Unglückliche, hörte aus allem nichts heraus, als die Worte „Trennung“ und „Tod,“ und als die Prinzeſſin mit ſanfter Gewalt ſich von ihm frei machen wollte, ſprang er empor und, ſie feſter an ſich ziehend, rief er: „Trennen der Tod? — Nein, uns ſoll nichts, nichts trennen, auch nicht der Tod. Du mein Ein und mein Alles. Mein biſt du — und mein bleibſt du, wie im Leben, ſo im Tode.“

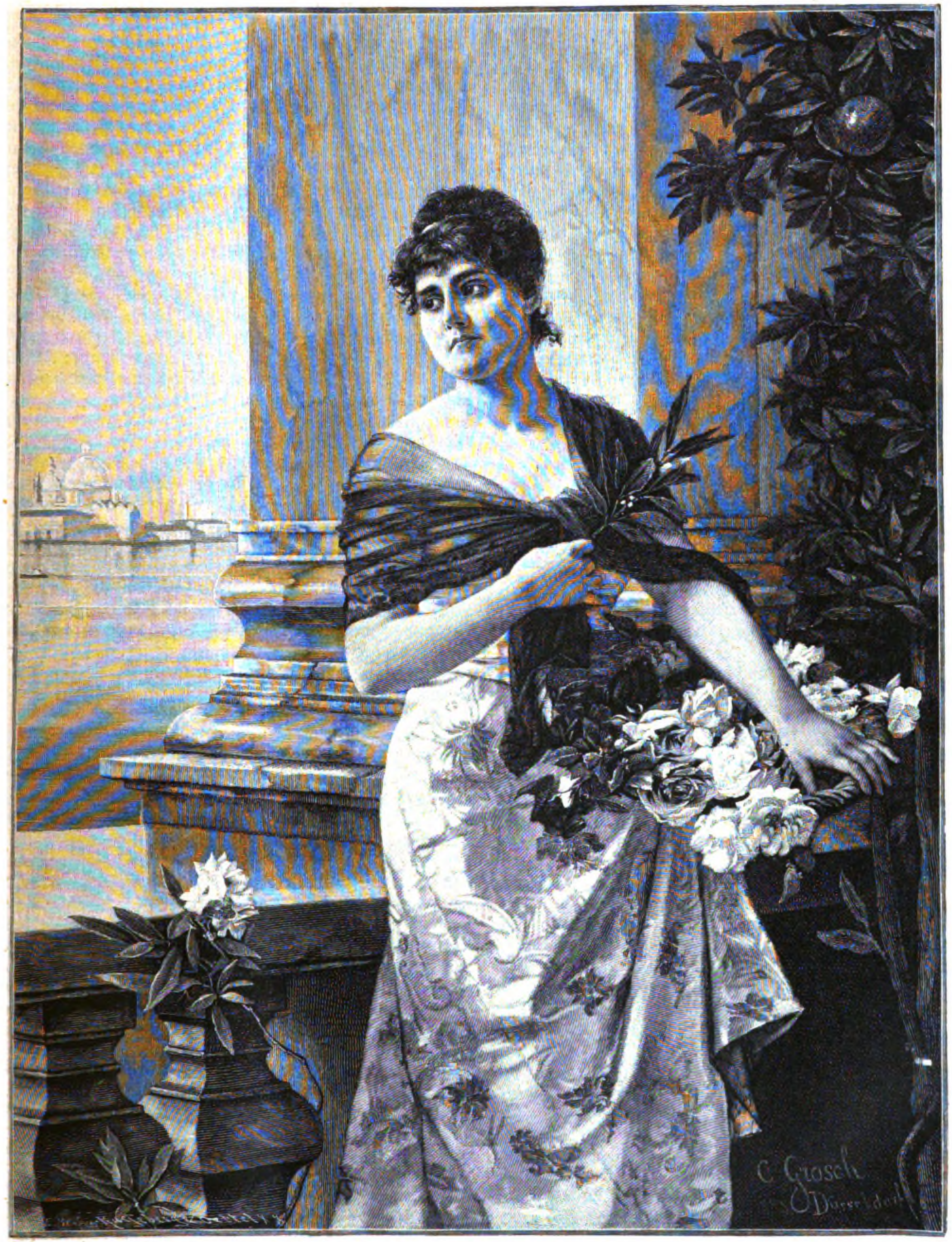
Seine Geſichtszüge waren verzerrt, ſein Haar geſträubt, ſtier, verſtändnislos der Blick des Auges, — auffehend blickte die Prinzeſſin in das Antlitz eines — Wahnſinnigen.

„Allmächtiger, ewiger Gott, erbarme Dich,“ ſtöhnte ſie. „Adalbert, bei Ihrer Liebe zu mir, geben Sie mich frei.“

„Frei — haha frei,“ kreiſchte der Irre, „ſo hat er doch recht, du liebſt mich nicht — aber ich will dich nicht freigeben — nein, ich will nicht. Komm, Maria, in den Tod mit mir, in den Tod …“

Die unmittelbare Nähe des See’s ließ die Fürſtin nicht in Zweifel über die Abſicht des Herzogs. Ein furchtbares, ungleiches Ringen begann. Mit Rieſenkraft hielt ſein rechter Arm die ſchlanke Geſtalt umfangen, und während er mit der linken Hand ihr Haupt an ſeine Bruſt preßte, konnte ſie nicht einmal einen hörbaren Hilferuf ausſtoßen. So ſchleifte er die Bebende über den weichen Raſen dem feuchten Grabe zu. Sie fühlte den ſchlüpfriger werdenden Boden, auf dem ihre Füße den Halt verloren, die ſonnenbeglänzten Wellen umſpülten den Saum ihres Kleides. Sie machte eine letzte, verzweifelte Anſtrengung, — umſonſt. Schritt für Schritt wurde ſie dem Tode entgegengezerrt. Jetzt ſtanden ſie ganz im Waſſer. Feuchtſchwer legte ſich das leichte Gewand um ihre Glieder, ihre Kraft war erſchöpft, willenlos lag ſie in den Armen des Unglücklichen.

(Schluß folgt.)


C. Grosch
Düsseldorf

Venetianerin. Nach dem Gemälde von C. Groſch.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur.

Karl Haſe, Theologiſche Erzählungen; M. Rüdiger, Die Frau des Ratmannen.; E. Schrill, Natſchálniza; L. Walther, Frau Marquiſe; C. von Hellen, Um des Andern willen; Harriet Beecher-Stowe, Briefe und Tagebücher; Bernhard Rogge, Chriſtliche Charakterbilder aus dem Hauſe Hohenzollern; Albert Freybe, Das deutſche Haus und ſeine Sitte; J. Heſſe, Das Miſſionsjahrhundert; Funcke, Neue Reiſebilder.

Chriſtliche Unterhaltungslitteratur! Da denkt mancher ſofort an gewiſſe „chriſtliche Romane“, in denen ſich Liebesabenteuer und Bekehrungsverſuche, Balljargon und Sprache Kanaans durcheinander ſchlingen, und — es überläuft ihn eine Gänſehaut! Zur Beruhigung ſolcher furchtſamen Gemüter will ich gleich vorausſchicken, daß ich die Pflöcke meiner Umſchau weiter zu ſtecken beabſichtige: Biographieen, Reiſen, Miſſions- und Kulturgeſchichtliches ꝛc. ſollen mit darin Platz finden. Auch will ich noch die Verſicherung hinzufügen, daß ich gegenüber der chriſtlichen Belletriſtik mir ſtets einen freien Blick gewahrt habe und das auch weiterhin thun werde.

Der chriſtliche bez. der religiöſe Roman iſt keineswegs, wie manche meinen, ein Erzeugnis der neueſten Zeit. Bereits im XVII. Jahrhundert finden ſich Spuren davon. So gibt es unter den vielen Robinſonaden einen „moraliſchen“ und einen „geiſtlichen Robinſon.“ Von dem berühmten Sprachreiniger Philipp v. Zeſen haben wir einen Roman „Aſſenat“, der in eine wunderliche Bekehrungsgeſchichte ausläuft: die Heldin Aſſenat (nach der Tradition des Patriarchen Joſephs Frau) gelangt durch einen Engel, der ihr das heilige Abendmahl reicht, zur Erkenntnis der chriſtlichen Wahrheit. — Im XVIII. Jahrhundert vertritt u. a. Jung-Stilling den religiöſen Roman durch eine Reihe von Werken („Theobald und die Schwärmer ꝛc.) In den erſten Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts treten die Theologen mit ſolchen Proſadichtungen auf. Da verſuchte De Wette eine Vermittelung zwiſchen Rationalismus und Offenbarungsglauben in ſeinem Roman „Theodor, oder des Zweiflers Weihe.“ Tholuck trat dagegen auf in ſeinem zündenden Buche: „Die wahre Weihe des Zweiflers.“ Da ſchrieb Fr. Alb. Strauß eine religiöſe Erzählung: „Helons Wallfahrt nach Jeruſalem“; Theremin gab „Adalberts Bekenntniſſe“ heraus; Bretſchneider verfaßte einen religiöſen Tendenzroman: „Heinrich und Antonio,“ oder „die Proſelyten der römiſchen und der evangeliſchen Kirche“. Bald danach erſchienen zwei Erzählungen des jungen Karl Haſe, des ſpäteren großen Kirchenhiſtorikers, von denen die erſte, „Des alten Pfarrers Teſtament,“ ſein damaliges Lebensideal abſpiegelte, die zweite „die Proſelyten“ das Bretſchneiderſche Problem in etwas anderer Weiſe zu löſen ſuchte.

Die beiden, für den damaligen Stand des chriſtlichen Romans charakteriſtiſchen Erzählungen Haſes ſtelle ich an die Spitze meiner heutigen Umſchau, weil ſie — längſt verſchollen — vor kurzem u. d. T. „Theologiſche Erzählungen“ (Leipzig. Breitkopf und Härtel) von ſeinem Sohn, D. Karl Alfred von Haſe, neu herausgegeben worden ſind. Die erſte entſtand, als Haſe, kaum dreiundzwanzigjährig, ſich in Tübingen als Dozent habilitiert hatte; die zweite während ſeiner Feſtungshaft auf der durch Schubart berühmt gewordenen Feſtung Hohenaſperg, wohin ihn ſeine Teilnahme, wie es im Urteil hieß, „an einer hochverräteriſchen Verbindung“ d. h. an der deutſchen Burſchenſchaft geführt hatte. Beides ſind ganz eigenartige, gedankenreiche, aus dem Geiſt der Romantik und der Liebhaberei für Jean Paul geborene Poeſiegebilde. Die moderne, ſpannungsbedürftige Leſerwelt wird ſie altväteriſch nennen und wenig Geſchmack daran finden. Äſthetiſche Feinſchmecker werden ſie aber heute noch zu würdigen wiſſen.

Die erſte Erzählung: „Des alten Pfarrers Teſtament“ enthält, wie der Herausgeber im Vorwort ſagt: „unter der anmutigen Form einer romantiſch-idealen Liebesgeſchichte, die mit dem frühen Tod der Geliebten endet und in einem idealen Pfarrleben ausklingt, den Grundgedanken der abſoluten Gottesliebe, die bedürfnislos das Univerſum in das Daſein gerufen hat, und in ſeinen verſchiedenen Individualitäten vom Felſen bis zum Geiſte, vom Erdplaneten bis zur Milchſtraße ſich ſelbſt darſtellt.“ Wer ſich durch eine ſolche Inhaltsangabe nicht abſchrecken läßt, wird in dieſer ſeltſamen Erzählung — außer gedankenſchweren Betrachtungen über das Weſen Gottes, über die Entſtehung der Welt, über Leben und Liebe — eine Fülle von Poeſie finden. Höchſt anmutig iſt das Jugendidyll: das erſte Pfarramt an einer Waldenſergemeinde in einem verſteckten Pyrenäenthale und das dort genoſſene kurze Liebesglück, welches einen verklärenden Strahl auf den weiteren Lebensweg des Erzählers wirft. Das Andenken an Maria, die früh vollendete Jugendgeliebte, begleitet ihn heimwärts in die vaterländiſchen Alpen, hilft ihm, im Geiſt und Sinn Oberlins, aus einer verwahrloſten Einöde einen Gottesgarten zu machen und eine „Strafpfarre“ in eine lebensvolle Gemeinde umzuwandeln. Maria leitet ihn ſicher „wie der Genius des Sokrates.“ Als er ſich um Eliſabeth, des Förſters Töchterlein, bewirbt, fügt er hinzu: „Maria wird es Ihnen danken, wie eine Schweſter der Schweſter!“ Und als ſie ſich ihm zugeſagt hat, ſchreibt er in ſein Tagebuch: „War es der Hauch des Abendwindes, oder warſt du es, Maria, deren Segen uns umwehte? Das weiß ich, du haſt dieſe Stunde mit uns gefeiert und deine Liebe iſt uns nah.“ Sie bleibt es auch in dem langjährigen Ehebunde bis über Eliſabeths Tod hinaus. Die Aufzeichnungen ſchließen mit dem ſehnſüchtigen Ausruf: „Mutter — Eliſabeth — Maria, Liebe meiner Jugend!“ — Auch an Humor fehlt es dieſem, in Jean Paulſchem Geiſt, aber in klarerem Styl geſchriebenen Idyll keineswegs. Die Geſchichte von dem guten Hunde Merkur, deſſen Urbild Ryno ſich in den „Idealen und Irrtümern“ findet, iſt ſo reizend, daß ich, der ich gerade kein Hundeliebhaber bin, ſie mit wahrem Ergötzen geleſen habe.

Loſe und flüchtig nur iſt eine kurze, in den Grundzügen ſelbſterlebte Liebesepiſode in den Briefwechſel hineingewoben, aus dem die zweite Erzählung „Die Proſelyten“ beſteht. Haſe ſagt darüber in den „Idealen und Irrtümern“: „Zu Grunde liegt die Volksſage, daß zwei Brüder — ich nahm an, aus gemiſchter Ehe — der eine katholiſch, der andere proteſtantiſch erzogen, ſich gegenſeitig zu bekehren ſuchen, was beiden ſo gut gelingt, daß der Katholik proteſtantiſch, der Proteſtant katholiſch wird. Das erſcheint in ſeiner Äußerlichkeit als ein Scherz und ein Spott auf das Proſelytenweſen, doch liegt — nach der Art deutſcher Volksſage — in der Tiefe ſchon jener Ernſt und Schmerz, deſſen tragiſche Bedeutung ich zur Anſchauung bringen wollte. Die Briefe beider Brüder an einander enthalten enthuſiaſtiſche Schilderungen, hier des Katholizismus, dort des Proteſtantismus, und in jenen hatte ich mich ſo hinein gedichtet, daß ein katholiſches Journal einen beſonderen Abdruck der katholiſchen Briefe als eine glänzende Apologie der katholiſchen Kirche veranſtaltete.“ Die Freunde und Schüler Haſes wird das merkwürdige Buch noch dadurch beſonders intereſſieren, daß es bereits die Grundlage der Haſeſchen „Polemik“ enthält; aber auch über dieſen engeren Kreis hinaus verdient es Beachtung und wird Leſer, die eine ſchwere Lektüre nicht ſcheuen, reich belohnen.

Wie ganz anders mutet die moderne chriſtliche Belletriſtik uns an! Da iſt gleich ein Roman, der ſich auch die Welt der religiöſen Konflikte zum Vorwurf genommen hat: „Die Frau des Ratmannen“ von M. Rüdiger (Schwerin. F. R. Bahn). In behaglich breiter Darſtellung führt die Verfaſſerin, eine mecklenburgiſche Pfarrfrau, uns die inneren und äußeren Kämpfe vor, unter denen die Reformation in Lübeck eingeführt wurde. Eine Aufzählung der Quellen ſoll zeigen, wie ernſt ſie es mit ihrer Arbeit genommen hat. Es hätte dieſer Mitteilung für den kundigen Leſer nicht bedurft, um zu ſehen, daß der Zeit- und Lokalton gut getroffen, und alle geſchichtlichen Momente richtig dargeſtellt ſind. Anderſeits helfen keine Quellenſtudien dazu, um in die ganze Tiefe der erſchütternden Seelenkämpfe zu dringen, welche an den einzelnen Orten die Träger der Reformationsbewegung gleich Luther durchgemacht haben, und noch weniger das gewaltige Ringen des alten mit dem neuen Geiſte im öffentlichen Leben realiſtiſch treu darzuſtellen. Um ſo beſſer iſt es der Verfaſſerin gelungen, die Widerſpiegelung der großen Bewegung in den Frauen, in der Familie, auch im Kleinleben des Handwerks darzuſtellen. So wird ihr Roman auch vor allem den Frauen gefallen. Ohne daß es je in dem ſchlicht erzählten Buche lehrhaft hervorgehoben wird, können ſie von der ſanften und ſtillen Frau Eva Selige lernen, wie es anzufangen iſt, „die Männer, ſo nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort zu gewinnen.“

Eine der Lübecker Patrizierin des XVI. Jahrhunderts geiſtesverwandte und doch ganz anders geartete Frau tritt uns in der „Natſchálniza“ von Ernſt Schrill (Leipzig, E. Ungleich) entgegen. Freilich muß Jadwiga Andrejewna, die ſchöne junge Ruſſin der Gegenwart, ſich auch durch ganz andere ſchwere Lebensführungen und Glaubenskämpfe zu der geläuterten Erkenntnis der evangeliſchen Wahrheit und zum Seelenfrieden hindurchringen. Eine Tochter griechiſch-katholiſcher Eltern, zuerſt in einem livländiſchen Paſtorat, dann in einem ſtreng-orthodoxen Fräuleinſtift Petersburgs erzogen, iſt ſie nach einem ſehr kurzen Liebestraume Witwe geworden. Aus dem Hauſe eines reichen Emporkömmlings, in das die Heimatloſe als Erzieherin eingetreten, durch ſeine ſchmachvollen Anträge vertrieben, findet ſie ein liebevolles Heim in der Familie eines ruſſiſchen Landedelmannes, den „der ſchroffe Umſchlag von weltförmigem Unglauben und religiöſer Gleichgültigkeit zu ſtreng pietiſtiſcher Lebensanſchauung“ veranlaßt hat, die angeſtammte Kirche und den kaiſerlichen Staatsdienſt aufzugeben, und in ſeiner Familie, wie unter ſeinen Bauern, des hausprieſterlichen Amtes zu walten. In ſeinem Glauben findet die von manchen Zweifeln noch umhergetriebene Hedwig den Frieden ihrer Kindheit wieder, wie ſie unter ſeinem Dache das nie gekannte Glück eines Elternhauſes kennen lernt. Da bewirbt der innerlich ſeiner Familie ganz fernſtehende Sohn ſich um ihre Hand. Seine Mutter wünſcht nichts ſehnlicher, als die Verbindung der beiden. Aber obſchon Hedwig ein lebhaftes Intereſſe für den reichbegabten Mann empfindet, ſchlägt ſie ſeine Hand aus, da ſie überzeugt iſt, daß nur innigſte Liebe — die ſie nicht für ihn fühlt — die Ehe einer Chriſtin mit einem ungläubigen Manne heiligen kann. Da ſie anderſeits auch nicht an ſeine innerliche Umwandlung durch irdiſche Liebe glaubt, verläßt ſie, um ihn dem Hauſe zu erhalten, die ihr ſo lieb gewordene Zufluchtſtätte und wird Natſchálniza, das heißt Vorſteherin eines großen Mädchenpenſionates für Popentöchter in einer ſüdruſſiſchen Provinzialſtadt. Unter großen Schwierigkeiten wirkt ſie jahrelang im Segen unter den ihr anvertrauten Kindern. Als aber auf den milden Erzbiſchof, dem ſie untergeordnet, ein Fanatiker folgt, iſt ſie nahe daran, als Ketzerin in ein Kloſter geſteckt zu werden, wird aber durch den ihr treu gebliebenen, auch innerlich ganz veränderten Grafenſohn aus ihrer ſchwierigen Lage befreit und als ſeine Gemahlin heimgeführt. Mit großem Erzählergeſchick verbindet der Verfaſſer eine gründliche Kenntnis der Zuſtände, die er ſchildert. In Petersburg geboren und erzogen, hat Ernſt Schrill, oder Sam. Keller, wie er in Wirklichkeit heißt, langjährig als Paſtor in einer deutſchen Gemeinde in Südrußland gewirkt, bis ihn die Verfolgung ſeiner Glaubensgenoſſen nach Deutſchland trieb. Deshalb wird auch ſein Buch — ungeachtet der zuweilen darin hervortretenden Tendenz — gern von ſolchen geleſen werden, die in vielen Stücken einen ganz anderen Standpunkt einnehmen.

Dieſen beiden Frauengeſtalten reiht ſich eine dritte an, welche Lina Walther, die Verfaſſerin von „Tante Jettchen“, uns in der „Frau Marquiſe“ (Hamburg, Rauhes Haus) vorführt. Die Frau Marquiſe d'Orville iſt auf der Flucht vor der Revolution mit ihrem Manne nach Erfurt in das gaſtliche Haus eines Seifenſieders gekommen. Dort wird aus der vornehmen Dame eine deutſche Hausfrau und Putzmacherin, aus ihrem hochariſtokratiſchen Gemahl ein geſchätzter Tanz-, Fecht- und Muſiklehrer. Ihre Tochter heiratet einen deutſchen Geiſtlichen, den Sohn ihres Gaſtfreundes. Aus gleichgültigen Katholiken werden beide fromme Proteſtanten. Das iſt eine ſehr einfache Geſchichte, aber die Frau Marquiſe weiß ſie im Greiſenalter ihren Kindern und Kindeskindern ſo reizend zu erzählen, daß man ſie und ihre Verwandten — eine humoriſtiſche Prachtgeſtalt, die Allerweltsmuhme Wachlern nicht zu vergeſſen — lieb gewinnt, wie perſönliche Freunde. Dazu verſteht ſie es, die großen Zeitereigniſſe von 1789–1815, ſoweit ſie ſich in Erfurt abſpielen, ſo anſchaulich zu ſchildern, daß die Herausgeberin ihre Erzählung wohl „ein Zeitbild aus Erfurts Vergangenheit“ nennen darf.

Ebenſo unbedingt kann ich noch eine Erzählung empfehlen: „Um des Andern willen“ (Leipzig, E. Ungleich), durch die derſelbe Hauch geſunder, ungeſchminkter Frömmigkeit hindurchweht, wie durch Lina Walthers Buch. Die Daheimleſer werden ihr mit günſtigem Vorurteil entgegenkommen, wenn ich hinzufüge, daß ſie von C. v. Hellen geſchrieben iſt. Stehen darin auch zwei ungleiche Zwillingsbrüder im Vordergrunde des Intereſſes, ſo feſſelt uns doch nicht minder das von beiden umworbene Mädchen, das den ſchlichten, ſelbſtverleugnenden Vetter ſeinem blendenden, leichtſinnigen Bruder vorzieht. Und wer meine Vorliebe für alte Tanten teilt, wird daneben an Karunſchelchen ſeine helle Freude haben.

Von den Frauengeſtalten der Poeſie lenke ich den Blick auf eine bedeutende Frau der Wirklichkeit, die der Gegenwart angehört. Es iſt die Verfaſſerin von „Onkel Toms Hütte“, Harriet Beecher-Stowe, deren Briefe und Tagebücher ihr Sohn Charles Stowe unlängſt herausgegeben hat. (Deutſch von Margarete Jakobi. Mit Porträt. Gotha, Fr. A. Perthes.) Die durch biographiſche Notizen eingerahmten und geſchickt verbundenen Blätter, die einſt ohne einen Gedanken an Veröffentlichung geſchrieben wurden, gewähren einen klaren Blick in das reiche Gemüt dieſer hochbegabten Frau und zeigen die innerſten Triebfedern ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Eine im ſtrengen Calvinismus erzogene Predigerstochter, die Schweſter von ſechs Geiſtlichen, die glückliche Gattin eines gelehrten Profeſſors der Theologie, die treue Mutter von ſieben Kindern, hatte ſie an nichts weniger gedacht, als je einen Roman zu ſchreiben. Was ſie dazu unwiderſtehlich drängte, war der jahrelange Anblick des Sklavenelends in nächſter Nähe, und das herzliche Mitleid mit den Opfern einer ſchmachvollen Inſtitution. „Onkel Toms Hütte“ war der Schmerzensausbruch eines im tiefſten Innern verwundeten, liebenden Gemütes — das beweiſen die vorliegenden Blätter. Daher auch die zündende Wirkung dieſes merkwürdigen Buches vor vierzig Jahren, die ſich das heutige Geſchlecht kaum vorſtellen kann. In Amerika allein wurden innerhalb eines Jahres davon 121 Auflagen — gegen 400 000 Exemplare verkauft. In England druckten achtzehn Londoner Buchhändlerfirmen das Buch nach. Die Geſamtzahl der dort in Umlauf geſetzten Exemplare wird auf nahe zwei Millionen geſchätzt. In zwanzig Sprachen wurde das Buch immer wieder aufs neue überſetzt. Als die Verfaſſerin der Einladung zu einer koſtenfreien Reiſe nach England folgte, wurde ſie allerorten mit fürſtlichen Ehren empfangen, bewirtet und in großen Verſammlungen gefeiert. Nicht minder bewieſen die maßloſen Angriffe der Sklavenhalter und ihrer Freunde, wie blitzartig das Buch eingeſchlagen hatte, wie es denn ja auch den entſcheidenden Anſtoß zu der endlichen Befreiung der Sklaven in Amerika gab. Doch man leſe ſelbſt die Geſchichte dieſes Buches in den Papieren der Verfaſſerin — es lohnt der Mühe. Auch ihre weitere dichteriſche Entwickelung iſt beachtenswert. Ihre Romane: ,,The minister's wooing“ und ,,Old town folks“ verdienen noch immer geleſen zu werden. — Es ſind treue Kulturbilder von Neu-England, die auch beweiſen, daß die Verfaſſerin gar keine ſo ſchlimme „Muckerin“ iſt, wie ſie zuweilen bei uns dargeſtellt wird, ſondern eine einfach fromme Frau, die in ihrem Vaterlande für etwas freiſinnig gilt. Vor allem wird man die tüchtige Hausfrau, die ſogar recht gut zu kochen verſteht, die treue Mutter und Gattin, die Freundin (aus ihrem Briefwechſel mit Eliſabeth Browning und George Eliot) daraus kennen und lieben lernen.

Von dem Lebensbilde der republikaniſchen Schriftſtellerin zu den Lebensbildern deutſcher Fürſten — welch ein Sprung! Und doch gibt es ein Gemeinſames zwiſchen ihnen: das, woran ſie glauben, das, worauf ſie hoffen! Von dieſem höchſten Geſichtspunkte aus hat Bernhard Rogge in ſeinen „Chriſtlichen Charakterbildern aus dem Hauſe Hohenzollern“ (Mit 10 Bruſtbildern. Hannover, Karl Meyer) außer fünf männlichen Vertretern auch fünf fürſtliche Frauen mit ungeſchminkter Wahrheitstreue und dabei feſſelnd gezeichnet. Ein goldener Faden geht bei mancher, durch Zeit und Charakter bedingten Verſchiedenheit durch ihrer aller Leben: von Kurfürſt Friedrich II., der noch ganz in den Anſchauungen der alten Kirche befangen war, bis auf Friedrich Wilhelm IV. und Kaiſer Wilhelm I. haben ſie alle an dem Hohenzollernerbe demütiger Gottesfurcht und ernſten Chriſtenglaubens, feſtgehalten. Nicht minder die Frauen: Kurfürſtin Eliſabeth, die Märtyrerin des evangeliſchen Glaubens auf dem Throne, Luiſe Henriette, die fromme Liederfreundin, Eliſabeth Chriſtine, die im ſtillen Dulden bewährte Gemahlin Friedrichs des Großen, Königin Luiſe, der Schutzengel der Freiheitskriege, und Kaiſerin Auguſta, die „Diakoniſſin im Purpur“, wie D. Kögel in ſeiner Trauerrede ſie nannte.

Wenn aus dieſem erfreulichen Beitrage zu unſrem nicht eben großen Schatze lesbarer Biographieen hervorgeht, welchen tiefgehenden Einfluß die Frauen in unſrer preußiſch-deutſchen Geſchichte geübt haben, ſo weiſt der gediegene Forſcher Albert Freybe in ſeinem Buche: „Das deutſche Haus und ſeine Sitte“, (Gütersloh. C. Bertelsmann) überzeugend nach, wie die Frau zu allen Zeiten in unſrem Volke eine ſegnende Macht geweſen iſt. Aus den reichen Schätzen unſrer heidniſchen und chriſtlichen Vergangenheit zeigt er das an vielen Beiſpielen, und hält es unſrer davon weit abgekommenen Zeit als einen lehrreichen Spiegel vor: „Wie der Familienvater als Prieſter, ſo waltete die Hausmutter unſrer Ahnen als Prieſterin am häuslichen Herde.“ — „In unſrer alten Dichtung heißt ſie „Friedeſchirmerin“ und „Friedeweberin“, weil ſie es vor allem iſt, die den Frieden unter den Herdgenoſſen erhält. Wo ſie nicht heimiſch iſt am eignen Herd, ſondern hinaustrachtet aus ihrem Friedekreiſe, da werden auch die Hausgenoſſen nicht heimiſch, da entſteht unvermerkt Unfrieden und Zwietracht.“ Aus ſolchen Stellen, wie aus Freybes ganzem Buche kann die moderne Frau lernen, wie die Sitte, zu deren Hüterin ſie berufen iſt, Herd und Haus gründet und baut, wie ſie, von chriſtlichem Geiſt und Erkenntnis erfüllt, das Haus weiht und heiligt. Seit der Anregung des Kulturhiſtorikers Riehl in ſeinem bahnbrechenden Buche von der Familie, iſt viel geſchehen, um von alter Sitte zu retten, was noch zu retten iſt, um das alte deutſche Haus wieder zu bauen. Ihm hat deshalb auch Freybe ſein Büchlein gewidmet. Möchte es viel geleſen werden, nicht nur von den Frauen, ſondern von allen Gliedern des Hauſes.

Ganz auf die Vergangenheit zurückſchrauben kann man allerdings die Sphäre der Frau nicht. Daran mußte ich denken, als ich beim Durchblättern eines Buches von J. Heſſe: „Das Miſſionsjahrhundert“ (Kalw, Vereinsbuchhandlung) auf das Kapitel von der Frauenmiſſionsarbeit kam. Wenn freilich die Amerikaner auch Predigerinnen ausſenden, ſo können wir Deutſchen das nicht nachahmen, aber daß ſonſt unſre evangeliſchen Frauen, ſei es als Diakoniſſen, ſei es als Zenanaarbeiterinnen in die Heidenwelt hinausgehen, wird doch wohl der begeiſtertſte Anhänger der guten alten Zeit ihnen nicht wehren wollen. Wer noch darüber in Zweifel iſt, der leſe den betr. Abſchnitt des durchweg zu empfehlenden Buches. Die darin mitgeteilten Züge aus dem Miſſionsleben der Gegenwart ſind keine ſchönfärberiſchen Bekehrungsanekdoten, wie ſie früher beliebt waren, ſondern ſorgfältig und gewiſſenhaft in Warnecks Sinn ausgearbeitete Lebensbilder und Einzelgeſchichten, wie ſie zum Vorleſen im Familienkreiſe oder in Miſſionsvereinen nicht trefflicher gedacht werden können.

Da ich nun einmal heute von den Frauen nicht loskommen kann, will ich gleich noch geſtehen, daß mir in Funckes „Neuen Reiſebildern“ (Bremen. C. E. Müller) der Abſchnitt „Mit oder ohne Frau?“ ganz beſonders gefallen hat. Er iſt zudem ganz ſaiſonmäßig, da jedermann jetzt ans Reiſen in die Sommerfriſche denkt. In ſeiner bald launigen, bald ernſten Weiſe beleuchtet Funcke die Frage, ob man mit oder ohne Frau reiſen ſoll, von allen Seiten und kommt ſchließlich zu dem dringenden Rate: „Um deinetwillen und um deiner Frau willen — nimm ſie mit, wenn's irgend geht!“ Übrigens habe ich nach dem Leſen dieſer allerliebſten Plauderei nicht das Bedauern unterdrücken können, daß Funcke ſelbſt ohne ſeine Frau gereiſt iſt. Gewiß würde ſie ihn abgehalten haben, unterwegs an „den Strom von Haß, Grimm und Verachtung, der ſeiner Bücher wegen über ihn geflutet iſt“ (S. 55) und an allerhand anderes Unangenehme zu denken. Unter den „Heimatklängen“ wirkt der „Humor im Pfarrhaus und Pfarramt“ geradezu herzerfriſchend. In dem Reiſebildermann ſteckt ein echter Humoriſt, und viele Leſer werden ihm dankbar ſein, wenn er dieſe Gabe ohne Rückſicht auf „etliche Fromme“ immer mehr zur Geltung bringt.

Robert Koenig.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

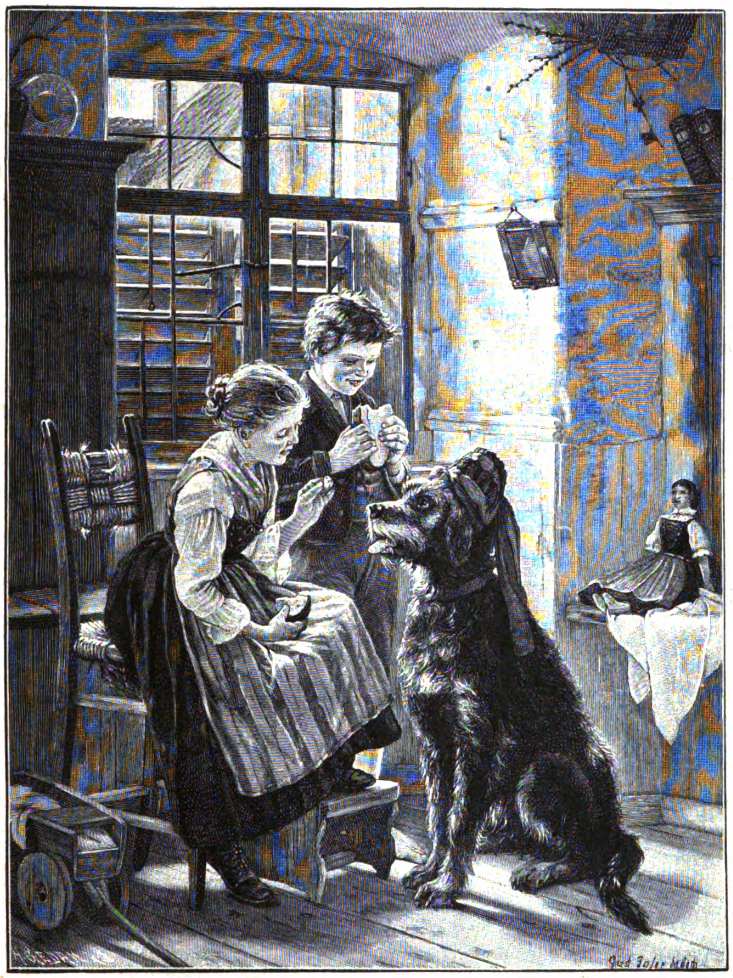
(Fortſetzung.)

Aber Wolf Hartinghauſen konnte es doch nicht hindern, daß Gilbert angewieſen wurde, alle die kleinen Bequemlichkeiten, welche die Gefangenen bisher genoſſen, alle Erleichterungen, die ſeine Gutherzigkeit und in der letzten Zeit Barbaras Findigkeit ihnen hatte zu teil werden laſſen, zurückzuziehen. Der brave Kerkermeiſter teilte Barbara den Willen des geſtrengen Herzogs mit. Da er aber nicht ſonderlich auf die Ausführung desſelben drang, auch Hartinghauſen nie danach fragte, ſo blieb trotz Barbaras Schrecken alles beim alten. Sie ging bei den Gefangenen aus und ein und that für ſie, was ſie konnte. So hatte ſie ihren einen Zweck erreicht, dem anderen allerdings, der Entdeckung von Annas Aufenthalt, war ſie um keinen Schritt näher gerückt.

Wolf Hartinghauſen war gar wohl zufrieden mit dem Auftrag, nach Lüneburg zu reiten, denn ihm ward dadurch die Gelegenheit, einen Abſtecher nach der Tuifeling zu machen. Er ließ das kleine Gefolge von reiſigen Knechten, das er mit ſich führte, um ſeiner Sendung den gehörigen Nachdruck zu geben, voraus ziehen und in Celle auf ihn warten, und ſchwenkte, von Claus begleitet, nach der Räuberburg ab.

Auf der Burg fand er freudige Bewegung, denn man feierte den Erfolg des letzten Ausritts durch ein feſtliches Mahl, bei dem das Fleiſch der geraubten Ochſen nicht geſchont, auch manches auf ebenſo rechtliche Weiſe erworbene Faß Wein geleert wurde. Wolf Hartinghauſen nahm ſeinen Platz neben dem Hauptmann ein und aß und trank mit den übrigen, und erſt als die meiſten der Schloßgeſellſchaft unter den Tiſchen lagen oder auf ihren Stühlen nickten, frug er nach ſeiner Gefangenen. Anna hatte ſich in den Garten zurückgezogen, einmal, weil ſie hier von dem Gelage am wenigſten hörte, dann aber auch, weil ſie ſich hier am ſicherſten fühlte. Sie fürchtete die Leute nicht, und auch der Hauptmann war ihr nie anders, als mit Achtung begegnet, und doch war ihr das Bewußtſein, daß ſie von hier aus mit wenigen Schritten ſich in die Kapelle und unter den Schutz des Pater Lorenz flüchten konnte, eine Beruhigung, beſonders

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der ſchöne Karo. Nach dem Gemälde von G. Igler.

dann, wenn wie heut ein wüſtes Gelage die Leute ihrer Sinne beraubte. So ſaß ſie im Schatten der Burgmauer auf der Bank, die der Pater gezimmert hatte. Über ihr hing ein Weißdornſtrauch in einer Ritze der Mauer, deſſen feine rötliche Blütenblätter auf ſie niederregneten. Sie zog den Faden fleißig durch die grobe Leinwand eines Kinderröckchens, das ihr von Margareth auf ihr Verlangen gebracht worden war, denn ihre weißen Finger waren der Arbeit gewöhnt, und der Mangel derſelben war ihr eine wirkliche Entbehrung. Ihr feines Geſicht hatte allezeit einen ernſten Zug gehabt, der früher ans Herbe ſtreifte. Jetzt gab ihr die Trauer einen Ausdruck von Milde und Demut, der ihr eine rührende Anmut verlieh. Zu einer anderen Zeit würde ſich Wolf Hartinghauſen dem Eindruck dieſer durch Leiden veredelten und verklärten Erſcheinung nicht entzogen haben, denn er war nicht durchaus verhärtet. Jetzt aber kam er von einem Gelage her, und ſeine Sinne waren durch übermäßigen Weingenuß erhitzt. Der Anblick ihrer Lieblichkeit weckte die wilde Begehrlichkeit ſeiner ungezähmten Natur zu hellen Flammen.

Anna war ſo in ihre Gedanken vertieft, daß ſie die Schritte nicht gehört hatte, die ſich von dem Eingang, der vom Burghofe aus in den kleinen Garten führte, ihr näherten. Eine Bewegung von ihm ließ ſie aufſehen, und erſchrocken erhob ſie ſich von ihrem Sitze und ſah ihn mit einem Blicke an, deſſen ängſtliche Frage er wohl verſtand. Aber er verhärtete ſich gegen den Eindruck. „Ihr ſcheint nicht ſonderlich erfreut, mich zu ſehen, Jungfrau Anna,“ begann er, auf ſie zutretend, in vorwurfsvollem Ton.

„Ich habe Euch nicht erwartet, Herr!“ antwortete Anna.

„Das iſt kein Grund, mich mit ſo kalten Blicken zu begrüßen,“ erwiderte er.

„Verzeiht, Herr Ritter! Ihr habt mich zu ſehr überraſcht,“ ſagte ſie noch einmal, ſich faſſend.

„Und ſo bin ich Euch ein angenehmer Gaſt?“

„Das kommt darauf an, was Ihr bringt,“ ſagte ſie zurückweichend.

„Ihr wißt, daß mein Auge nach Eurer Schönheit ſchmachtet, wie die Wüſte nach Regen,“ rief er, und ſein trunkener Blick machte ihr Grauen. „Warum zeigt Ihr ſie mir ſtets unter der Wolke ſo ſtrenger Blicke?“

„Herr, ich bitte, Ihr wollet anders mit mir reden,“ ſagte Anna. „Vielleicht ſind es die Fräulein vom Hofe gewohnt, ſolche Worte zu hören, aber mir thut es wehe.“

„Und meint Ihr, Eure kalten Blicke thäten mir nicht weh? O Anna, wollt Ihr nicht einmal Mitleid mit mir haben?“

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf den Platz, von dem ſie aufgeſtanden war, und verſuchte, ſie zu ſich nieder zu ziehen.

„Laßt mich los, Herr Ritter,“ rief Anna in großer Erregung, indem ſie verſuchte, ſich zu befreien. Er aber ließ ſie nicht los, ſondern zwang ſie neben ſich. „Hört mich an, Anna,“ ſagte er, ihr ganz nahe rückend. „Warum fürchtet Ihr mich? Ich will Euch kein Leid thun, aber hören ſollt Ihr, müßt Ihr mich! Wahrhaftig, es iſt Zeit, daß ich den Lohn von Euch einhole, den Ihr mir ſchuldig geblieben ſeid. Meint Ihr, ich hätte Euch umſonſt befreit?“

„O hättet Ihr mich doch in meiner Haft gelaſſen,“ rief Anna halb außer ſich, ſich heftig von ihm losreißend. „Iſt das Eure ritterliche Großmut? Welches Recht habt Ihr von mir zu verlangen, was ich Euch doch nie verſprach?“

„Das Recht des Stärkeren, Anna,“ rief er und machte einen neuen Verſuch, ſie an ſich zu reißen. „Ihr laßt mir kein anderes. Und ich will mein Recht haben!“

„Herr Ritter, laßt die Jungfrau!“ rief da plötzlich eine ernſte Männerſtimme. Und da er in der Überraſchung das Kleid des Mädchens los ließ, hatte Anna Zeit an die Seite des Mönches zu fliehen, der ſie an der Hand faßte und ruhig weiter ſprach: „Geht hinein, Tochter, weicht in die Kapelle. Wir wollen doch ſehen, ob der zuchtloſe Geiſt, der dieſes Ritters Herz erfüllt, ſo ſtark iſt, Euch von dem Altar Gottes wegzureißen.“

Anna gehorchte zitternd, und der Ritter ſah ihr, von Erſtaunen nnd Schreck gelähmt, nach. Als ſie aber ſeinen Blicken entſchwunden war, brach der Grimm des getäuſchten Mannes los und richtete ſich in zornigen Flüchen und Verwünſchungen gegen den Mönch, der ihm ſeine Beute entzogen hatte. Pater Lorenz antwortete ihm zuerſt gar nicht. Er vergewiſſerte ſich vor allem, daß Anna geborgen ſei, ſchloß die Thür der Kapelle und kehrte dann ruhig zu dem Ritter zurück. Er ließ den wild Erregten in ſeinen Wutausbrüchen ungeſtört und ſetzte ſeinen Drohungen Ruhe entgegen. Erſt als ſich deſſen erſte Wut ausgetobt hatte, unterbrach ſeine ernſte, ruhige Stimme die wilden Reden.

„Ihr ſolltet mir billig danken, Ritter von Hartinghauſen, daß ich Euch vor einer großen Sünde und unritterlichen That bewahrt habe. Fügt nicht durch Eure läſterlichen Reden, die das Ohr des heiligen Gottes beleidigen, eine neue Sünde der alten hinzu!“

„Wie kommſt du her, du verdammter Pfaff, dich zwiſchen mich und das Mädchen zu drängen! Du ſollſt mir's büßen!“ ſchrie der trunkene Ritter. „Ich will dich lehren, dich in meine Angelegenheiten zu miſchen. Du ſollſt von mir hören, daß dir die Ohren ſpringen!“

„Herr,“ ſagte Lorenz und richtete ſich hoch auf. „Hört zuerſt mich! Ihr ſtelltet dieſer Jungfrau nach, die Ihr verlaſſen wähntet, und Euer Zorn iſt groß, da Ihr ſehet, Gott hat ihr einen Wächter und Helfer beſtellt, von dem Ihr nichts wußtet. Lernet daraus, daß Gott ſich der Verlaſſenen annimmt, und daß er ein Retter der Unſchuldigen iſt. Und wiſſet ferner, daß, ſolange ein Atem in mir iſt, Ihr mich nicht zwingen werdet, daß ich mich der Verfolgten nicht annähme, und ſollte ihr Verfolger der Kaiſer ſelber ſein.“

Hartinghauſen wollte antworten, aber die flammenden Augen und die ganz veränderte ſtolze Haltung des Mönches ſchüchterten ihn wider Willen ein. Langſam zog er ſich nach der Ausgangsthür zurück. Pater Lorenz folgte ihm mit drohend vorgeſtrecktem Arm. „Ihr aber hütet Euch!“ rief er, und ſeine Stimme erſchien dem Ritter, wie die eines Propheten, und flößte ihm neben ohnmächtigem Zorn ein Grauſen ein. „Hütet Euch, daß Ihr nicht in das Gericht fallet, vor dem es kein Entrinnen gibt. Gott, der ein Rächer der Unſchuld iſt, iſt ſtärker als Eure Helfershelfer, als Euer Herzog, die das Recht bei hellem Tage brechen, und meinen, ſie haben Keinen über ſich. — Er wird Euch zeigen, wer über Euch iſt, wenn Ihr ſchreien werdet: ‚Berge, fallet über uns, und Hügel, decket uns!‘“ Jetzt hatte der Ritter die Pforte erreicht, und die Thür fiel hinter ihm zu. Bruder Lorenz folgte ihm nicht, ſondern kehrte eilends zurück, um nach Anna zu ſehen. Draußen aber ſtand der von Hartinghauſen ſtill, um ſich zu verſchnaufen und das Grauſen abzuſchütteln, das ihn bei den Worten des Mönchs gepackt hatte. Dann ging er, keuchend vor Grimm, um den Hauptmann Jürgen aufzuſuchen. — Er fand denſelben ſinnlos betrunken auf der Bank des Speiſeſaales ausgeſtreckt und die übrigen Anführer ebenſowenig im ſtande, mit ſich unterhandeln zu laſſen. Als er aber verſuchte, einen der Reiſigen anzuweiſen, daß er den Mönch aus dem Schloß treiben möchte, da weigerte ſich der Mann geradezu. So blieb ihm nichts übrig, als den nächſten Morgen abzuwarten.

Dieſer brach an, wie der Morgen nach einem Gelage anzubrechen pflegt. Still und verdroſſen ſchlichen die Burgleute umher. Der Hauptmann war zornig, ſchalt hier und dort, und Anna hörte gräuliche Flüche vom Hof hinauf durch ihr Kammerfenſter ſchallen. Sie traute ſich heut' nicht aus der Thür und lauſchte zitternd auf jeden Laut, zu erfahren, ob der Herr von Hartinghauſen abreite. Dieſer aber ſaß in der Halle, und ſein Frühmahl mundete ihm gar nicht. Endlich erſchien Jürgen von der Duſſe verdrießlich und abgeſpannt.

„Seit wann habt Ihr den Mönch hier?“ frug Wulf mit herriſchem Ton.

„Seit ihn uns der Schwichelde gebracht hat!“ antwortete der andere.

„Was hat der mit dem Mönch vor?“

„Weiß nicht, habe auch nicht gefragt. Nur das weiß ich, daß wir ihn für eine Zeitlang unſchädlich machen ſollten. Ich denke, Schwichelde wollte irgend Jemand damit ärgern, daß er ihn verſchwinden ließ. Er ſchickte uns danach Botſchaft, wir ſollten den Vogel wieder fliegen laſſen.“

„Warum habt Ihr ihn dann noch hier?“

„Was kümmert's Euch, wenn's uns gefällt, ihn hier zu behalten? Es ſind etliche hier, die meinen, es könne uns nicht ſchaden, einen heiligen Mann bei uns zu haben, wenn's doch einmal ſchief ginge.“

„Einen heiligen Mann! Ein Unverſchämter iſt er — ein Störenfried — ein heilloſer, gottloſer Ketzer! Aus der Burg ſoll er — und das ſofort!“

„Hört, Wulf,“ ſagte Jürgen und griff ſich verlegen in ſein ungekämmtes Haar, „das möchte ich nicht wagen. Die Leute würden meinen, das Glück verließe uns, wenn wir den Mönch austrieben. Und wer mag fechten mit Leuten, die am Glück verzagen.“

„Er muß fort,“ ſchrie Wolf. „Er iſt mir im Wege und er ſoll fort! Wenn ich wiederkomme, will ich das glatte Heuchlergeſicht nicht mehr ſehen!“

Jürgen ſchüttelte den Kopf. „Jagt ihn vorne heraus, und die Leute werden ihn hinten wieder hereinlaſſen.“

Der Hartinghauſen mochte drohen oder bitten, es war nichts anzufangen. Zornig rief er nach ſeinem Pferd. Als Anna das Stampfen der Roſſeshufe auf der Zugbrücke hörte, blickte ſie ängſtlich hinaus. Er war fort. Dort unten ſah ſie ihn, wo der Weg durch die Bäume ſichtbar war, eilig dahin traben. Für dies eine Mal war die Angſt vorüber. Aber was ſtand ihr bevor, wenn er wiederkehrte? Ach, daß ſie in Braunſchweig geblieben wäre! Dann wäre ſie jetzt all ihres Elends los! Entweder hätte Gott ihre Unſchuld dargethan, und dann war dem quälenden Geſpenſt, das ſie von Unglück zu Unglück jagte, ſein Recht geſchehen. Oder aber, ſie hätte längſt ausgelitten, hätte mit dem Tode gebüßt, was ihre Hände unwiſſentlich begangen, und ihrer Seele Freiheit errungen!

In Lüneburg erregte die Einladung des ungetreuen Vormunds nicht geringe Verwunderung, und die Meinungen über die Annahme waren ſehr geteilt. Die Fürſtin meinte, hinter ſo ungewohnter Liebenswürdigkeit lauere Verrat. Sie fürchtete ihren Lieblingsſohn, ihren Stolz und ihre Hoffnung, in Gefahr gebracht zu wiſſen. Der junge Otto ſtimmte ihr zu. Herzog Friedrich aber glühte vor Luſt, die Ladung anzunehmen, und ſein Bruder Bernhard war derſelben Meinung. Herzog Albrecht hielt ſich neutral, riet nicht zu, noch ab.

„Hab' ich mir nicht hundertmal die Gelegenheit gewünſcht, gnädige Mutter?" ſagte Friedrich. „Laßt mich nach Wolfenbüttel ziehen. Es iſt Zeit, daß ich mich einmal in meiner Väter Erbe umſehe. Fragt hier Herrn Henning, welchen Rat er uns gibt."

„Wenn Ihr mir Euer Ohr leihen wollt, gnädigſte Fürſtin," nahm Henning eifrig das Wort, „ſo bitte ich, laßt Euren Sohn ziehen. Mir ahnt Gutes von dieſer Reiſe. Als ein ſeines Landes Beraubter zieht er dahin, vielleicht daß er als Herzog von Braunſchweig Euch wiederkehrt!"

„Ihr ſeid kühn von Hoffnung, Herr Henning," ſeufzte Frau Katharina. „Mag ſie nicht trügen und größeren Unheils Urſprung ſein, als uns bisher ſchon betroffen!"

So nahm Wolf Hartinghauſen ſeinem Herrn die Botſchaft mit, der junge Herzog werde die Pfingſten mit ſeines Herrn Vetters Erlaubnis in Wolfenbüttel zubringen. Otto triumphierte. „Ich hab' ihn ſicher," ſagte er zu ſeinem Ehegemahl, der ſchönen Margarethe. „Iſt er der Knabe, für den ich ihn halte, ſo mag er wieder heimziehen an ſeines Vaters Hof. Spüre ich bei ihm einen Geiſt, den ich fürchten muß, ſo ſind die Riegel meines Turms feſt genug, ihn zu halten. Dann mag er mit den Braunſchweiger Vögeln um die Wette ſingen, mich ſoll's nicht kümmern." Margarethe ſeufzte, aber ſie hatte längſt aufgehört, ihrem Gatten Vorſtellungen zu machen, die nichts halfen und nur geeignet waren, das Los derer zu erſchweren, denen ſie galten.

Am Dienstag vor unſeres Herrn Himmelfahrt hielt der Herzog Friedrich an dem Scheideweg, wo der Weg nach der Stadt Braunſchweig ſich von dem nach Wolfenbüttel ſcheidet. „Grüßt mir meine gute Stadt, Herr Henning," ſagte er. „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Nun laßt's an Euch nicht fehlen und zählt auf mich!"

„Eure herzogliche Gnaden mögen ſich auf mich verlaſſen," antwortete Henning. „Was Menſchenwort und Menſchenkunſt vermögen, das ſteht zu Eurem Dienſt! Ihr helft uns, unſere Bürger löſen, wir aber löſen Euch das Herzogtum. Bedient Euch als Botin der Barbara, des Gefängniswärters Schweſter. Sie iſt treu und wird am wenigſten Verdacht erregen. Wenn ſie am Samſtag Mittag vor dem Stadtthor, das nach Braunſchweig ſieht, luſtwandeln will, ſo wird ihr der junge Peter begegnen. So mögt Ihr uns wiſſen laſſen, was Ihr vorhabt, und das Zeichen verabreden."

„Lebt wohl, Herr Henning. Und wenn die Stimme in meiner Bruſt mich nicht trügt, ſo werden wir ein frohes Wiederſehen feiern!"

„Dem Mutigen gehört das Glück!" rief Henning und küßte die dargebotene Hand. Als er aber der kleinen Kavalkade den Rücken gewandt hatte, die zu dreien die Straße mutig vorwärts ritt, während er mit ſeinem Diener Peter allein ſich Braunſchweig zuwandte, da ſeufzte er tief. „O daß dann auch Anna, meine liebe Anna, mit uns feierte! Sonſt wird der froheſte Tag für mich ein Tag der Trauer ſein!"

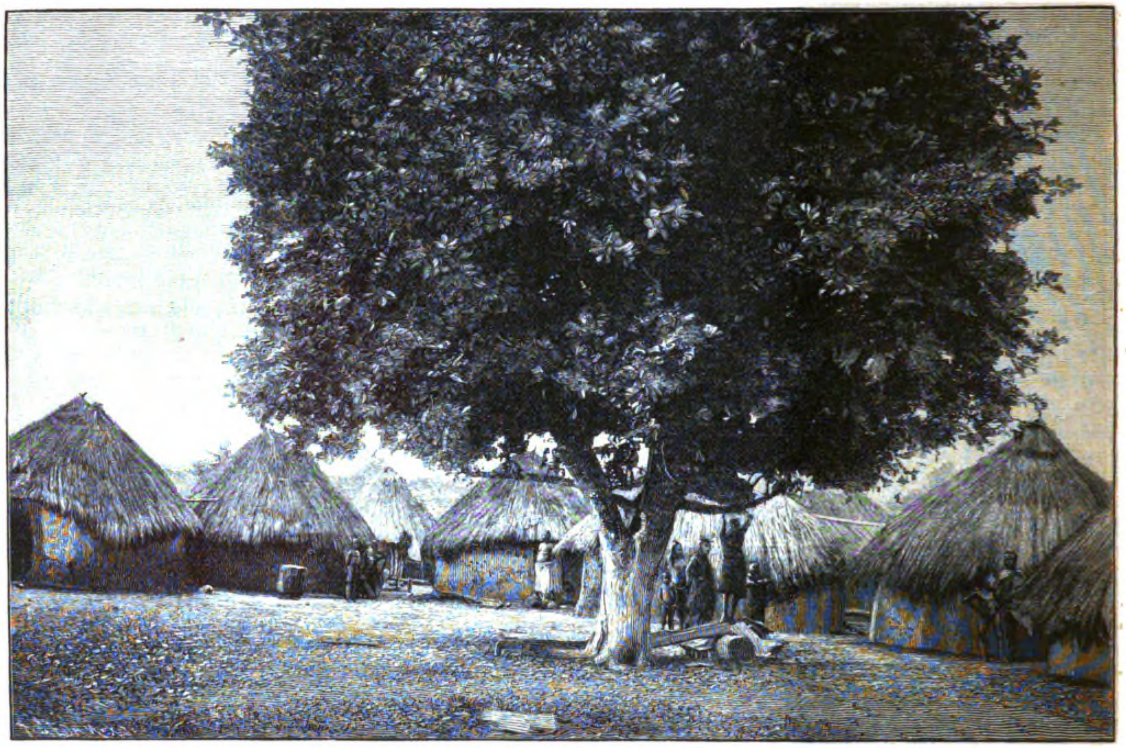
XVII.

Es war früh am Morgen des erſten heiligen Pfingſttages. Alle die vielen Glocken und Glöcklein der Stadt Wolfenbüttel läuteten, und fröhlich klang der Schall zur Burg hinauf, wo Herzog Friedrich ſich von ſeinem Diener ankleiden ließ. Er weilte jetzt ſchon mehr als eine Woche am Hofe ſeines Vetters und Vormunds, und es ſchien ihm außerordentlich zu gefallen. Bei Tage machte er, angethan mit ſchöner, höfiſcher Kleidung, der ſchönen Herzogin und ihren Frauen fleißig den Hof, wußte allerlei zu erzählen und allerlei Lieder zu ſingen, auch allerlei Kurzweil zu treiben, ſo daß oft der, an dem Hofe Herzog Ottos ungewohnte Klang fröhlichen Lachens Kunde davon gab, daß der junge Herr den Frauen ein gern geſehener Gaſt ſei. Abends bei der Tafel und danach beim Wein ſtellte der junge Herzog auch ſeinen Mann, obgleich er zumeiſt nüchtern war, wenn alle übrigen des Guten bereits zu viel hatten. Schon am zweiten Tage fragte Herzog Otto den Hartinghauſen, ob er meine, daß ſein junger Vetter außer Weibern und Wein noch etwas in ſeinem Kopfe habe? Wolf aber war ſeit einigen Wochen dem Lachen abhold, wie es ſchien, und antwortete mürriſch: „Mögen Eure herzogliche Gnaden niemals Grund haben, Ihre Meinung zu ändern."

Niemand war es aufgefallen, daß einer der beiden Diener, die den jungen Herzog aus Lüneburg hergeleitet hatten, eine große Freundſchaft mit der Familie des Kerkermeiſters geſchloſſen hatte. Sonderbarerweiſe entdeckte er in deſſen Schweſter eine liebe Muhme, die er gar lange nicht geſehen. Da war es denn kein Wunder, daß er oft und viel im Turme verkehrte, wenn ihn ſein Herr eben nicht brauchte. Und daß Herr Kurt vom Damme und die übrigen gefangenen Herren gerade in dieſen Tagen manche Zeichen beſonderer Spannung und nervöſer Unruhe an den Tag legten, das wußte niemand, denn ſie ſaßen ja wohlverwahrt im Turme, und niemand konnte mit ihnen verkehren. Auch daß Barbara, die ſonſt kaum herausgeſchaut, jetzt zuweilen vor der Burg und weiter hinaus bis vor das Stadtthor luſtwandelte, war nicht erſtaunlich — das ſchöne Frühlingswetter lockte wohl gar zu gewaltig.

So war der erſte heilige Pfingſttag angebrochen, und in der Burg rüſtete man ſich heute, der Meſſe beizuwohnen, die mit großer Feierlichkeit in der St. Longinuskirche ſtattfinden ſollte. Auch Herzog Otto, von dem die Chronik ſagt, „daß er ein wenig fromb zu werden angefangen," ging heute dem Zuge voran von der Burg herab der Stadt zu, um Pfingſten zu feiern. Hinter ihm ſchritt ſein junger Vetter, der ein wenig blaß zu ſehen ſchien und laut über Kopfweh klagte, weshalb auch ſeine Begleiter ſich nicht dem Zuge der Dienerſchaft angeſchloſſen hatten, ſondern ſich ganz in ſeiner Nähe hielten, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn ihm vielleicht etwas zuſtoßen ſollte. Die Herzogin Margarethe ging neben ihrem Gemahl, geſenkten Hauptes. Ihrem wirklich frommen Herzen war's ein immerwährender Schmerz, daß er der Kirche gegenüber eine ſo feindſelige Stellung einnahm, und ſie dankte der heiligen Jungfrau inbrünſtig, verſprach auch wirklich auszuführen, was ſie ſchon ſo oft im Herzen erwogen, und ihr ein Kloſter zu gründen, wenn dieſer heutige Kirchgang nicht nur eine vorübergehende Anwandlung, ſondern der Anfang einer wirklichen Beſſerung ſei. Ihre Fräulein folgten in ſchöner, züchtiger Kleidung, in langen ſeitwärts aufgenommenen Schleppröcken und zierlich geſchnürtem Sammetmieder, vom mit grünem Kranz geſchmückten blonden Scheitel bis zu den Spitzen, mit ſchöner Schnalle verſehenen Schuhen von weißen Schleiern eingehüllt. Das ganze Perſonal der herzoglichen Hofhaltung folgte und zuletzt die Beſatzung der Burg, allen voran mit trotzigem Geſicht der Hartinghauſen, unfromm und verächtlich die Blicke nach rechts und links werfend. Es war ein Kirchgang im großen Stil, des hohen Feſtes würdig, das man feierte. So kam es, daß außer etlichen Küchenjungen und den Weibern, die mit der Zurüſtung des feſtlichen Banketts beſchäftigt waren, kaum jemand in der Burg zurückgeblieben war.

(Fortſetzung folgt.)



Schiſuma in Adeli. Nach einer Photographie von Dr. R. Büttner.

Die Forſchungsſtation Bismarckburg und das Togohinterland.

Von Dr. R. Büttner.

(Abdruck verboten.)

In 39tägiger Reiſe hatte uns die „Marie Woermann“ von Hamburg nach Klein-Popo an der deutſchen Togoküſte geführt. Wir hatten Madeira, Teneriffa und Gran Canaria berührt, in Gorée franzöſiſches Senegalgebiet, in Freetown die engliſche Sierra Leonekolonie betreten, in Monrovia die Hauptſtadt der Republik Liberia beſucht und über die Plätze der engliſchen Goldküſte waren wir endlich zu dem nur 52 km langen Küſtenſtreifen des deutſchen Togolandes gekommen. Von den vier Küſtenplätzen Lome, Bagida, Porto-Seguro und Klein-Popo iſt letzterer der öſtlichſte und grenzt hart an Franzöſiſch-Dahome.

In Klein-Popo mußte ich einige Tage verweilen, um Träger anzuwerben und ſie mit den mitgebrachten oder in den Faktoreien angekauften Ausrüſtungsgegenſtänden zu belaſten. Endlich konnte der Marſch in das Land angetreten werden, der mich in ſiebzehn Reiſetagen, wo drei oder vier Ruhetage mitgerechnet ſind, nach der Forſchungsſtation Bismarckburg führte, deren Leitung mir vom Auswärtigen Amte übertragen worden war. Man paſſiert auf dieſem Marſch vier oder fünf Landſchaften mit ebenſovielen Dialekten oder Sprachen, ſo daß man eine nicht nur wege- ſondern auch ſprachkundige Führung haben muß. An der Route liegen etwa anderthalb Dutzend Dörfer, von denen nur einzelne bis tauſend Einwohner haben dürften, andere beſtehen nur aus einem oder zwei Dutzend Hütten. Ein oder zweimal muß die Karawane auf Kanus über Flüſſe geſetzt werden, von denen aber keiner mehr als 25 m Breite beſitzt. Die erſte Hälfte des Marſches vollzieht ſich in ebenem Gelände, die zweite im Gebirgsland. Die Vegetation des ganzen Gebietes iſt Grasſteppe mit dazwiſchen geſtreuten Bäumen und Sträuchern, nur an den Waſſerläufen finden ſich ſchmale Waldſtreifen. Die Sicherheit der Straße läßt einiges zu wünſchen übrig: will der durchreiſende Fremde Feindſeligkeiten vermeiden, ſo muß er ſich an einigen Orten zur Zahlung eines Wegzolles verſtehen. Die Verwaltung läßt ſich dieſen Zwang gefallen, weil ſie damit immer noch billiger fortzukommen glaubt, als mit der Einrichtung von einigen Militärpoſten an der Straße.

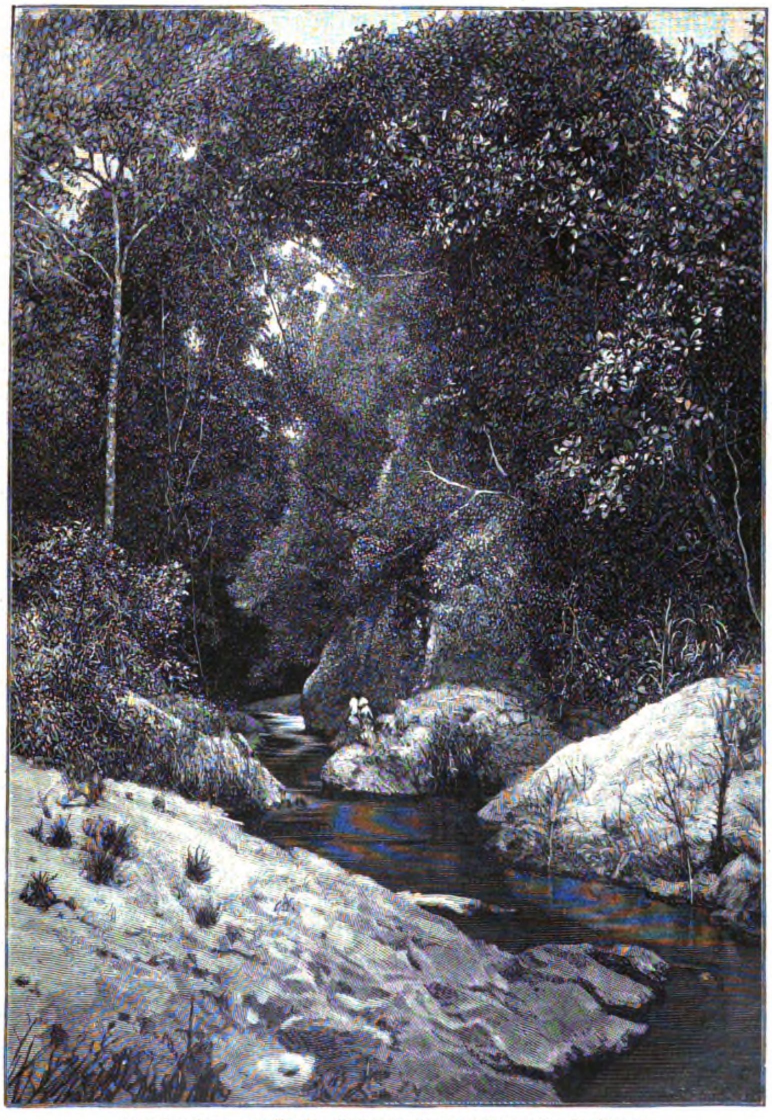
Die Station Bismarckburg iſt 270 km Luftlinie in nördlicher Richtung von der Küſte entfernt. Sie liegt in 710 m Seehöhe inmitten eines Berglandes, welches mich ſehr an die höheren Partieen des Harzes erinnerte. Freilich ſind die Berge nur mit Gras- und Baumſteppe beſtanden. Der Ausblick vom Stationsberge iſt ein weiter, umfaſſender. Im Weſten ſchließt eine ununterbrochene Bergkette die Ausſicht, im Süden liegt eine Reihe von Bergkegeln, zu deren Kette der Stationsberg gehört. Nach Oſten ſchaut man meilenweit in ebenes Land, aus dem ſich nur einzelne charakteriſtiſche Kegel erheben. Ganz prächtig iſt der Ausblick, wenn, etwa am frühen Morgen, die Niederungen mit weißem Nebel erfüllt ſind. Auf der Weſtſeite der Station glaubt man dann einen gewaltigen Strom mit einer hohen Berguferkette, auf der Oſtſeite aber ein weites wallendes Meer zu ſehen, aus dem einige Inſelberge ihre Häupter erheben. Der Blick nach Oſt und Weſt iſt ſo weit, daß er beinahe die im Verlauf der verſchiedenen Grenzbeſtimmungen immer näher zuſammengerückten Grenzen des deutſchen Gebietes erreicht. Nach Weſt iſt engliſcher, nach Oſt franzöſiſcher Beſitz. In dieſem weiten Gefilde mit dem in der Regenzeit hellgrünen, in der Trockenzeit gelben Grasmeer verläuft ein Gewirr von dunkelgrünen Streifen, das ſind die ſchmalen Waldgürtel an den Rändern der Waſſerläufe. Keines dieſer Waſſer erhebt ſich in meilenweitem Umkreiſe über die Größe eines Baches, einige derſelben erinnern durchaus an die Bäche unſerer heimiſchen Mittelgebirge. Vom Stationsberg iſt in der weſtlichen Niederung das Nachbardorf Jegge zu überſchauen, durch ein Glas erblickt man noch die Flaggen von ein oder zwei anderen Dörfern.

Schön ſtellen ſich zur Zeit der Grasbrände die des Nachts weithin leuchtenden fortſchreitenden und ſich ausdehnenden Feuerlinien dar. Einen gewaltigen Anblick endlich genießt der Beobachter in dem Heranziehen und in der Entwickelung der Gewitterſtürme, die in ihren elektriſchen Entladungen die Erde zu erſchüttern ſcheinen und bisweilen den ganzen Horizont in Thätigkeit ſetzen.

Wenden wir uns nach dem Rundblick zur Station ſelbſt. Der Gipfel des Berges iſt abgeplattet, der Boden von hartem gelbem Laterit. Die nächſte abfallende Umgebung der Platte iſt durch Entfernung des immer wieder aufſchießenden Graſes blickfrei gehalten. Eine unbemerkte Annäherung iſt völlig ausgeſchloſſen. Die Plattform ſelbſt iſt von einer mehr denn mannshohen dichten Hecke von Kaktuseuphorbien umzogen, und hinter dieſer Hecke befindet ſich ein bis zu 1 m breiter Palliſadenzaun, aus Tauſenden von oben zugeſpitzten, arm- bis ſchenkeldicken Stämmen gebildet. Die Höhenlage, die ſchußfreie Umgebung, die Kaktushecke und die Palliſaden machen den Platz für die Eingeborenen uneinnehmbar. Der ſo geſchaffene Stationshof enthält die Stationsgebäude: vier Wohnhäuſer, von denen zwei auf Pfählen gebaut ſind, zwei große Stallgebäude, das Arbeitshaus, das Küchenhaus, das Badehaus, dazu das Wetterhäuschen, ſowie kleinere Stallräume für Schweine, Ziegen, Schafe, Hühner und Tauben. Die Mitte des Platzes nimmt das runde turmförmige Vorrats- und Waffenhaus ein. Alle Gebäude ſind aus einem Holzgerippe hergeſtellt, welches innen und außen dick mit Lehm belegt iſt, und beſitzen einen ſauberen, freilich nach jedem Regenguß zu erneuernden Anſtrich von Lehmfarbe. Die Dächer ſind kunſtvoll aus Gras gefertigt. Die Wohnhäuſer enthalten je drei Zimmer, ſind mit Fenſtern oder doch Fenſterläden verſehen, haben ringsum eine durch das vorſpringende Dach geſchützte Veranda und ſind durchaus luftig und kühl. Der Pferdeſtall bietet Raum für mehrere geſondert ſtehende Pferde, bezw. Eſel, das Rinderhaus nimmt bis zu einem Dutzend Stück Rindvieh, zum Teil von eigener Zucht, auf. Die weithin ſichtbare Flagge weht auf hohem Maſt zwiſchen Vorrats- und Hauptwohnhaus. Die Arbeiterwohnungen, aus mehreren Grashäuſern beſtehend, liegen außerhalb der Palliſaden und Hecke.

Das Perſonal der Station war zu meiner Zeit nicht unbedeutend: außer den zwei weißen Herren waren dort gegen vierzig Schwarze bedienſtet, das ſind zum großen Teil Arbeiter (Wei- und Baſſaleute aus Liberia und Leute aus der Gegend von Popo), ferner der Arbeiteraufſeher, der Dolmetſcher, der Koch, der Gärtner, der Zimmermann, die Wachleute, die Vieh- und Hausjungen. Der Viehbeſtand war ebenfalls mannigfaltig genug: Pferde und Eſel, Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine, eingeborene und europäiſche Hunde, Katzen, Haus-, Perl- und Truthühner, Haus- und Brieftauben. Dazu kommen noch einige Affen und Papageien. In geringer Entfernung, noch auf dem Berg, befindet ſich der Berggarten für die Regenzeit, am Fuße des Stationsberges liegt der Bachgarten für die trockene Jahreszeit. Bei einiger Sorgfalt kann man in jeder Jahreszeit friſche Gemüſe haben: ſo ernteten wir Kartoffeln, Bohnen, Erbſen, Salat, Kohl, Gurken, Melonen, Kürbiſſe, Karotten, Zwiebeln, Radieschen, Rettige, Peterſilie, Sellerie, aber auch Tomaten, Eierfrüchte, Papayas, Ananas, Marakujas. Ferner hatten wir eine Bananenpflanzung, eine Kolanußbaumſchule, ſowie weite mit Maniok, Yams und Mais beſtandene Felder.

Was nun den Zweck dieſer ſo fern im Hinterlande gelegenen, doch immerhin nicht unbedeutenden Anlage betrifft, ſo iſt derſelbe ein mehrfacher. Die Gründung fällt in das Jahr 1888, wo dringende Gefahr vorhanden war, daß Engländer oder Franzoſen uns das Hinterland der Togoküſte abſchneiden und ihren benachbarten Beſitzungen angliedern könnten. So diente Bismarckburg als Stützpunkt für die Sicherung und Ausbreitung des deutſchen Einfluſſes. In Erfüllung dieſes Zweckes ſind von der Station verſchiedene Expeditionen ausgegangen, die durch Abſchlüſſe von Verträgen mit einheimiſchen Fürſten unſer Schutzgebiet vergrößert haben. So iſt die Landſchaft Tſhautyo dem deutſchen Gebiet einverleibt worden, andere Verträge haben wenigſtens dazu geführt, daß benachbarte Gebiete nicht in die Hände der Engländer fielen, ſondern für neutral erklärt wurden. Durch den deutſch-engliſchen Vertrag des Jahres 1890 ſind die Oſt- und Weſtgrenze der Kolonie nördlich des achten Breitengrades bis auf 110 km zuſammengerückt worden. So beklagenswert dieſe Beſchränkung auch iſt, der geringe Beſitz iſt nun wenigſtens geſichert. Aber vor dem Abſchluß jenes Vertrages waren wir



Bach bei Jegge in Adeli. Nach einer Photographie von Dr. R. Büttner.

Kontu, Häuptling von Jegge (Adeli).
Nach einer Photographie von Dr. R. Büttner.

in Bismarckburg eine Zeitlang in ſteter Beſorgnis, auf der weſtlichen Bergkette über dem Dorfe Perëu die engliſche Flagge erſcheinen zu ſehen. In jenem Dorfe nämlich liefen die in Accra geſponnenen Fäden aus, welche die Landſchaft Adeli in den Bereich der engliſchen Goldküſtenkolonie ziehen ſollten.

Die weitere Ausdehnung unſres Gebietes in nördlicher Richtung wäre eine ſchöne Aufgabe für die Station Bismarckburg geweſen. Leider haben die durch die Expeditionen Dr. Wolfs und Hauptmann Klings gemachten Verſuche nicht vollen Erfolg gebracht. Mit dieſen ungenügend unterſtützten Vorſtößen — an denen die Regierung wegen beſchränkter Mittel ſich hat genügen laſſen — ſind wir weit hinter den energiſchen Unternehmungen der Franzoſen zurückgeblieben, die das nördliche Hinterland von Togo quer von Weſt nach Oſt durchſchritten haben. Ähnlich liegen die Verhältniſſe im Kamerungebiet, deſſen öſtliches Hinterland ebenfalls von franzöſiſchen Reiſenden von Nord nach Süd durchquert worden iſt. Wenn nun jetzt, wo das Togohinterland nichts weniger als ein geſicherter Beſitz iſt, von der Aufhebung der Bismarckburger Station geſprochen wird, ſo würde eine ſolche Maßregel auf das tiefſte zu beklagen ſein. Nicht nur wird uns das weitere Hinterland politiſch verloren gehen, auch die jetzt von Bismarckburg unter deutſchem Einfluß gehaltenen Gebiete werden wirtſchaftlich demſelben entzogen werden.

Wenn die Erfolge von Bismarckburg in politiſcher und handelspolitiſcher Beziehung durch außerhalb der Station liegende Gründe nur mäßige ſein konnten, ſo ſind die Ergebniſſe Bismarckburgs als Forſchungsſtation nicht unbedeutende. Das bis zur Gründung des Platzes ganz unbekannte Gebiet iſt auf zahlreichen Routen durchzogen und kartographiſch feſtgelegt worden. In ununterbrochenen Reihen ziehen ſich die meteorologiſchen Beobachtungen dahin und geben uns das für die praktiſche Auswertung des Beſitzes ſo nötige Bild von den klimatiſchen Verhältniſſen, von der Aufteilung des Jahres in Regen- und Trockenzeiten, von der Menge und Häufigkeit der atmoſphäriſchen Niederſchläge, der Temperatur, den elektriſchen und anderen einſchlägigen Erſcheinungen. — So konnten wir eine Vorſtellung über die Produktionsverhältniſſe des Landes gewinnen. Wir kennen die einheimiſchen Kulturen, haben auch durch Verſuche erfahren, welche fremden Gewächſe dort mit Erfolg angebaut werden könnten. Neben den bereits angeführten ſeien noch die günſtigen Kulturen von Reis und Hirſe, Baumwolle und Tabak, der Erdnüſſe und Ölpalmen erwähnt; vor allem ſei auf den Kautſchuk hingewieſen, der ſeit einigen Jahren in gewaltigen Mengen aus den Landſchaften des deutſchen Togohinterlandes zu den Handelsplätzen der engliſchen Küſte geſtrömt iſt. Für den Transport zur Küſte lohnt freilich der weiten Entfernung halber bisher nur noch der Kautſchuk. Es iſt möglich, daß der Anbau von Kolanußbäumen in Adeli ein wertvolles Produkt für den Handelsverkehr mit den Hauſſaleuten geben würde.

Auch die Bedingungen und Ausſichten der Viehzucht konnten auf der Station ſtudiert werden. Beſonders das nördliche Hinterland iſt reich an Pferden, Rindern und Schafen, und es erſcheint kaum zweifelhaft, daß dort eine rationelle Viehzucht betrieben werden könnte.

Was nun unſere Erfahrungen in geſundheitlicher Beziehung anbetrifft, ſo ſind dieſelben nicht ſo ungünſtige, als man wohl daraus annehmen möchte, daß keiner der drei Gründer der Station mehr am Leben iſt. Noch findet ſich in Adeli keines weißen Mannes Grab. L. Wolf ſtarb fern von der Station im Jahre 1889 im Lande Barbar, Kling erlag im vorigen Jahre in Berlin den Nachwehen und Folgen ſeiner entbehrungsreichen Reiſen, Bugslag ruht ebenfalls in heimiſcher Erde, nach einem wechſelvollen, mehr denn zehnjährigen Aufenthalt auf afrikaniſchem Boden. Die beiden, welche den Gründern auf der Station folgten, ſind glücklich heimgekehrt und haben zwei anderen Nachfolgern Platz gemacht, denen eine ebenſolche Heimkehr beſchieden ſein möchte.

Auch in Adeli finden ſich, wie überall im tropiſchen Afrika, Fieber ein; wir beobachteten auch perniciöſe Formen. Dysenterie und Gelenkrheumatismus ſind andere Krankheiten der Tropen, Leber-, Milz- und anämiſche Leiden ſind ebenfalls Folgenerſcheinungen eines längeren Aufenthaltes in den dortigen Gegenden. Einer ganzen Zahl von Hautkrankheiten, die mehr läſtig als gefährlich ſind, wird kaum jemand entgehen — dennoch erſcheint mir das Klima der Station Bismarckburg als ein für tropiſch-afrikaniſche Verhältniſſe relativ günſtiges.

Wenn ich mir endlich noch geſtatten darf, die von Bismarckburg unternommene Erforſchung des Gebietes in ethnographiſch-anthropologiſcher Beziehung zu erwähnen und auf die Tauſende den Muſeen überwieſenen Sammelgegenſtände aus der Tier- und Pflanzenwelt hinzuweiſen, ſo iſt damit ein anderer Zweck für die Gründung der Station angegeben, den ſeiner Vollendung näher zu führen eine weitere Aufgabe begeiſterter Forſcher wäre.

Wohnhaus in Bismarckburg. Nach einer Photographie von Dr. R. Büttner.

Zu unſeren Bildern.

Die ſchönen Frauengeſtalten der Lagunenſtadt haben, ſeit Tizian ſie verherrlichte, immer aufs neue die Künſtler begeiſtert. Auch der Düſſeldorfer C. Groſch iſt an die Adria gewandert, um ſich an der Piazetta das Vorbild zu ſeiner „Venetianerin“ zu ſuchen. Es iſt aber keine der oft gemalten Blumenverkäuferinnen vom Markusplatz, die er wählte — ſeine Venetianerin iſt eine jugendliche ſchöne Frau aus gutem Bürgerhauſe, die ſich anſchickt, das eigene Heim mit ſommerlichen Blüten fröhlich zu ſchmücken.

Karo iſt einfach der Hund — für die Kinder des Förſters wenigſtens. Der Vater iſt mit Karo weniger zufrieden, er behauptet, der Köter würde nie haſenrein trotz ſeines brillanten Ausſehens. Aber ſo ungelehrig Herr Karo in Feld und Flur iſt, ſo gelehrig iſt er im Hauſe für alle Kindereien. G. Igler hat mit gutem Humor die Scene aufgefaßt, wie der „ſchöne Karo“ mit phantaſtiſch geſchmücktem Schädel ſein Stückchen Zucker erbettelt.

Die „barmherzige Schweſter“ iſt eine meiſterliche Skulptur des großen engliſchen Bildhauers John Warrington Wood. Der 1839 geborene Künſtler begann ſeine Laufbahn als ſchlichter Handwerker, um ſie 1886 als einer der gefeiertſten Bildhauer Großbritanniens zu beſchließen.

Schule.

Nach einer vom preußiſchen Kultusminiſterium ausgehenden Denkſchrift beträgt die Zahl der öffentlichen Schulen im Deutſchen Reiche 56 563. In ihnen wurden von 120 032 Lehrkräften, unter denen ſich 13 750 Lehrerinnen befanden, 7 925 688 Schulkinder unterrichtet. Der unmittelbare Aufwand für die Volksſchulen, abgeſehen von den Ausgaben für die allgemeine Schulverwaltung, Schulaufſicht, Lehrerbildung u. dgl., ſtellt ſich mindeſtens auf rund 242 400 000 M., wovon wenigſtens 69 305 000 M. aus den Staatskaſſen fließen. Bei 49 428 470 Einwohnern des Reiches entfallen auf je 100 Einwohner 16,03 Volksſchüler und auf durchſchnittlich 874 Einwohner je eine Volksſchule. Eine Lehrkraft hat im Durchſchnitt 66 Schüler zu unterrichten. Die Koſten eines Schulkindes der öffentlichen Volksſchulen berechnen ſich auf jährlich 30,58 M.

Altertumskunde.

Auf der Weltausſtellung zu Chicago ſoll ein Halsband von Menſchenaugen eine der Hauptmerkwürdigkeiten bilden: „Drei Reihen in feuchtem Glanze ſchimmernder Augen peruaniſcher Inkamumien in prachtvoller Goldfaſſung,“ melden amerikaniſche Blätter. Der Prometheus ſtellt die grauſige Geſchichte, die an das Geſchmeide erinnert, das Wieland der Gemahlin ſeines Tyrannen, des Königs Nidung, aus den Augen ihrer ermordeten Söhne ſchmiedete, richtig: es handelt ſich keineswegs um konſervierte Menſchenaugen, dagegen fand man allerdings in den Köpfen der peruaniſchen Mumien bisweilen zwei harte ovale Körper, die konzentriſche Schichten um einen Centralkern erkennen ließen, Perlmutterglanz zeigten und Inka-Augen genannt wurden, weil ſie anfangs für die verſteinerten Augen des Toten gehalten wurden. Es ſind aber den Unterſuchungen von W. S. Miller zufolge Kunſtprodukte, die allem Anſcheine nach auf die geſchloſſenen Augenlider der Toten (nicht unter dieſelben) gelegt worden waren. Querſchnitte durch die in Glycerin erweichte Maſſe dieſer Inka-Augen ergaben in der That ein blätteriges Gefüge, wie es die Kriſtalllinſe des Menſchen und der Tiere beſitzt. Beim anhaltenden Kochen in deſtilliertem Waſſer machte ſich mehr und mehr ein Geruch nach Seewaſſer und Seetieren bemerkbar, und Miller hält das Inka-Auge demgemäß für die präparierte Linſe eines Cephalopoden-Auges. Wenn man die großen Augen dieſer Tiere unterſucht, ſo findet man darin zwei Linſen, von denen die eine, halbkuglig und groß, in ihrer Form thatſächlich an dieſe ſog. Inka-Augen erinnert, ſo daß, da es an der peruaniſchen Küſte zahlreiche Cephalopoden gibt, dieſe Vermutung einſtweilen nicht zu verwerfen iſt. Ob ſie der Mumie als Augen für die andere Welt dienen ſollten, oder ſonſt den Sinn eines Amulettes hatten, iſt nicht feſtgeſtellt.

Naturkunde.

Parallel mit den in Berlin mittels des leider inzwiſchen verunglückten Ballons Humboldt angeſtellten Unterſuchungen der oberen Schichten unſerer Atmoſphäre finden auch in Frankreich ähnliche Unterſuchungen ſtatt. Die „Natur“ berichtet über einen intereſſanten Verſuch, den am 21. März d. J. Hermite mit einem mit ſelbſtregiſtrierenden Apparaten ausgerüſteten Ballon vornahm. Der Ballon hatte einen Rauminhalt von 113 Kubikmetern; das Geſamtgewicht der Apparate einſchließlich eines automatiſchen Verteilers von Fragekarten betrug 17 Kilo. Der Ballon ſtieg (ohne Luftſchiffer) um 12 Uhr 25 Min. von Paris auf und landete in Chanvres (Yonne) um 7 Uhr 11 Min. Nachmittags. Der niedrigſte regiſtrierte Luftdruck betrug 103 Millimeter, d. h. weniger als $^{1}/_{7}$ einer Atmoſphäre, was einer Höhe von etwa 16 000 Metern entſpricht. Die niedrigſte Temperatur, welche die Apparate anzeigten, war —51° C. bei 12 500 Metern Erhebung, worauf die Temperatur- und Druckkurven infolge Gefrierens der Regiſtriertinte eine Unterbrechung aufwieſen. Später ſcheint jedoch die intenſive Sonnenſtrahlung die Tinte wieder aufgetaut zu haben, indem an den Apparaten die Barometerkurve bei 16 000 Metern, die Thermometerkurve bei —21° C. wieder einſetzte. Eine Höhe von 16 000 Metern wurde unſres Wiſſens noch nie erreicht.

Geſundheitspflege.

Bei der Ende Mai in Würzburg abgehaltenen Verſammlung des deutſchen Vereins für öffentliche Geſundheitspflege ſprach Profeſſor Lehmann-Würzburg über Reformen auf dem Gebiet der Brotbereitung. Er wies an der Hand zahlreicher Unterſuchungen nach, daß der Roggen zwar immer noch als Brotfrucht in Deutſchland vorherrſche, daß aber Weizen mehr und mehr — mit jenem gemiſcht — aufkomme; in Süddeutſchland ſei das reine Roggenbrot bereits ſelten. Im allgemeinen ſei das Brot in Deutſchland recht gut, jedoch hob der Redner einzelne Ubelſtände ſcharf hervor. Die Verunreinigung des Korns iſt, namentlich in naſſen Jahren, oft ſehr groß; Prof. Lehmann fand z. B. nach dem naſſen Sommer 1891 in rheiniſchen (auch oſtpreußiſchen) Schwarzbroten bis 7,3 Proz. Kornrade, bis 3,5 Proz. Wicken, bis 1,5 Proz. Vogelknöterich, bis 1 Proz. Mutterkorn, außerdem erhebliche Mengen Mäuſekot und Erde. Wenn bei ſo hohen Gehalten an ſchädlichen Stoffen kein Einfluß auf den Geſundheitszuſtand der Bevölkerung bemerkbar wird, ſo iſt dies ein Verdienſt der ſtarken Säuerung, welche die giftigen Beimiſchungen unſchädlich macht. Anderſeits iſt dieſe Säuerung an ſich nicht ganz unbedenklich, weil ſtark geſäuertes Brot nicht von jedermann vertragen wird. Ein zweiter wichtiger Geſichtspunkt iſt die Vermahlung des Brotkornes. Vielfach erfolgt dieſelbe nur ſehr unvollkommen, ſo daß das entſtandene Mehl meiſt aus groben Körnern beſteht. Die Ausnutzung des aus ſolchem Mehle gebackenen Brotes kann naturgemäß nur eine unvollſtändige ſein. Unvollſtändig verdaut wird auch das viel angeprieſene Schrotbrot. Man kann rechnen, daß bei demſelben 10 Proz. mehr unausgenutzt bleiben, als bei gewöhnlichem Brote. Redner wies hierbei auf das Uhlhornſche Getreideſchälverfahren hin, das die verholzten Hülſen entferne und ſo die Urſache der Unverdaulichkeit beſeitige. Schließlich habe man den Eiweißgehalt des Brotes zu berückſichtigen. Wenn auch die Forderung, das Brot derart an Eiweiß anzureichern, daß es ein vollſtändiges Nahrungsmittel darſtelle, als zu weitgehend bezeichnet werden müſſe, ſo ſei doch an ſich das Streben nach Erhöhung des Eiweißgehaltes anzuerkennen. Es empfehle ſich dazu der Anbau ſtickſtoffreicher Getreideſorten (ſüddeutſchen und ruſſiſchen Weizens), ferner der Zuſatz von ſtickſtoffreichen Stoffen zum Mehle. Als geeigneten derartigen Stoff empfahl Redner das Aleuronat, d. i. den im weſentlichen aus Kleber beſtehende Rückſtand der Weizenſtärkefabrikation. Das Kilogramm Aleuronat koſtet nur 1,05 Mk., und der Geſchmack des Brotes wird, wie einzelne Zwiebackproben beſtätigten, durch den Zuſatz kaum beeinflußt.

Technik.

Nach einem Vortrag des Königl. Bergmeiſters Dr. Koßmann im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes gewinnt die Steinbearbeitung mit Diamanten in neueſter Zeit immer größere Bedeutung. Die Arbeit findet mit ſogenannten Disken ſtatt. Die Diske iſt ein Stückchen weicher Stahl von rechteckigem Querſchnitt, 2—8 mm ſtark, worin dem Diamanten durch Einſtemmen 2c. ein Lager geſchaffen wird. Mit Hilfe dieſer Disken ſind beſonders vier Werkzeuge zur Steinbearbeitung konſtruiert: der Kernbohrer, das Sägeblatt, der Schälmeißel und der Sektorenhobel. Der Kernbohrer beſteht aus dem unteren Rand eines Stahlrohres, das ſich in Stärke und Durchmeſſer den Abmeſſungen des auszubohrenden Kernes anpaßt und mit Diamanten beſetzt iſt. Ein hervorragendes Beiſpiel für die Leiſtungsfähigkeit bot die Ausbohrung eines 3,60 m langen Baumſchaftes aus Sandſtein, durch den ein Gasrohr geführt werden ſollte, in 120 Minuten in einer Stärke von 15 cm. Kein bisheriges Werkzeug ermöglichte die Ausführung von Arbeiten in gleicher Güte und Sauberkeit und mit gleicher Sicherheit und Schnelligkeit.

Vereinsweſen.

In Königsberg tagte vor kurzem die Verſammlung des Ausſchuſſes der Deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Nach dem daſelbſt erſtatteten Jahresbericht wurden im vergangenen Jahre 60 Menſchenleben gerettet. Die Geſamteinnahme betrug 244 878 Mk. gegen 262 026 Mk. im Jahre 1891/92, die Mitgliederzahl 48 945, die Geſamtausgabe 149 565 Mk. Es wurde beſchloſſen, für 51 Rettungsſtationen Sprechverbindungen mit den Leuchttürmen herzuſtellen und die Rettungsprämie auf 30 bis 60 Mk. zu erhöhen.

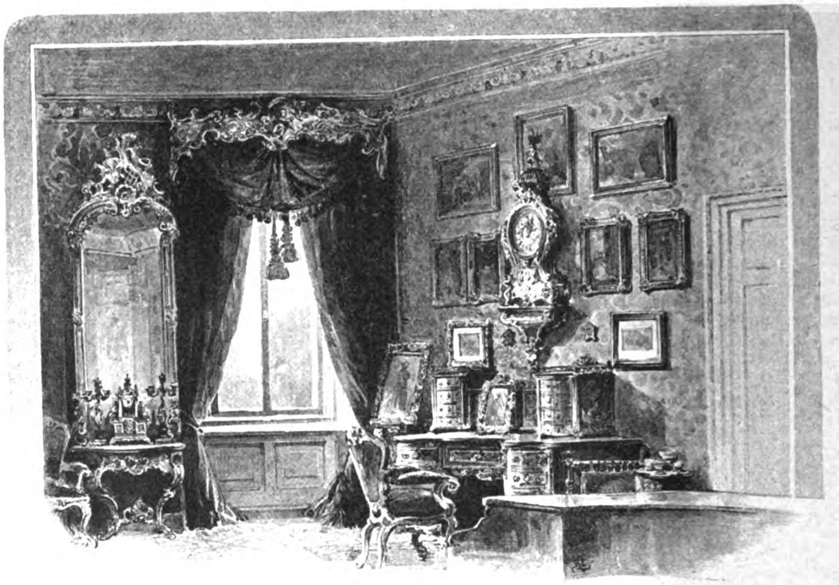
Kunſt.

In Eiſenach tagte im Mai auf Einladung der Weimarer Kunſtgenoſſenſchaft ein Delegiertentag deutſcher Künſtler, auf dem die Begründung einer Renten- und Penſionsanſtalt für deutſche bildende Künſtler beſchloſſen wurde. Das Protektorat derſelben übernahm der Großherzog Karl Alexander von Sachſen-Weimar. Sitz der Anſtalt iſt Weimar; in das Direktorium wurden gewählt die Maler Konrad Ahrendts, Jakob Eichhorn, Prof. Theod. Hagen, Paul Rieß.

Buchhandel.

Im Verlage von Paul Neff-Stuttgart erſcheinen von Anfang Juni d. J. ab: „Süddeutſche Blätter für höhere Unterrichtsanſtalten“, herausgegeben von Prof. Karl Erbe unter Mitwirkung zahlreicher hervorragender Schulmänner. Die Blätter ſollen nicht nur „Süddeutſches“ behandeln, ſondern über alle wichtigen Erfahrungen und Ereigniſſe auf dem Gebiet des höheren Unterrichtsweſens in allen Ländern deutſcher Zunge berichten.

Arbeitszimmer des Königs von Sachſen in Sibyllenort.



Arbeitszimmer des Königs von Sachſen in Sibyllenort.

Zweimal im Jahre pflegt König Albert in ſeiner herrlichen ſchleſiſchen Beſitzung Sibyllenort Einkehr zu halten, im Frühjahr meiſt zu längerem Aufenthalt, im Herbſt auf kürzere Zeit zu den großen Jagden. Vielfach begleitet die Königin den Gemahl, faſt ſtets aber ſind die hohen Herrſchaften nur von einem kleinen Hofſtaat umgeben und leben in faſt völliger Zurückgezogenheit. Die Königin malt viel und widmet ihre Fürſorge vornehmlich den reich ausgeſtatteten Wohlthätigkeitsanſtalten, die ſie auf mehreren zu Sibyllenort gehörenden Gütern errichtet hat, König Albert beſchäftigt ſich neben den laufenden Regierungsgeſchäften in eingehender Fürſorge mit der Bewirtſchaftung der Herrſchaft und liegt als eifriger Weidmann der Jagd ob. Das ſchöne, im Tudorſtil, mit mancher Anlehnung an Windſor — man nennt Sibyllenort auch das deutſche Windſor — erbaute Schloß enthält nur wenige große Repräſentationsräume, iſt dafür aber überaus wohnlich eingerichtet, ein echter Herrenſitz. Schlicht und einfach iſt auch das Arbeitszimmer des Monarchen, von dem wir nebenſtehend eine Abbildung geben. Als den liebſten Schmuck der Räume, in denen er am meiſten weilt, betrachtet der König die Bilder ſeiner Angehörigen, und ſo legen auch hier, in ſeinem Arbeitszimmer, zahlreiche Photographieen aus dem Kreiſe der Verwandten von der wohlbekannten Innigkeit des im ſächſiſchen Königshauſe herrſchenden Familienſinnes ein ſchönes Zeugnis ab.

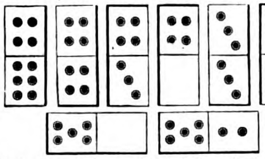
In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

Die Augenſumme auf den vier Steinen im Talon iſt um 27 kleiner als die auf den acht Steinen des B und um 16 kleiner als die auf den acht Steinen des C.

A hat:



A ſetzt aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde mit 4—3 an Vier ſperrt.

Er behält vier Steine mit 26 Augen übrig. B und C haben in der erſten und zweiten Runde geſetzt, in der dritten Runde gepaßt. B behält ſechs Steine mit 39 Augen, C ſechs Steine mit 32 Augen übrig. Der erſte von B geſetzte Stein hatte 5 Augen mehr als der zweite, der erſte von C geſetzte Stein hatte 7 Augen mehr als der zweite.

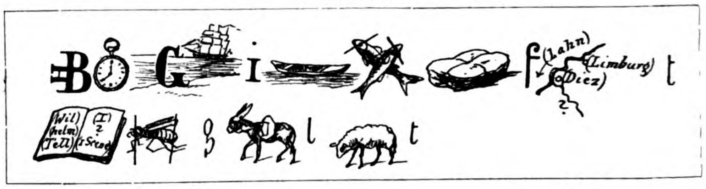
Welche Steine lagen im Talon? Wie viel betrug die Augenſumme auf den acht Steinen des B, wie viel auf den acht Steinen des C, wie viel auf den acht Steinen der Partie? Welche Steine behielt A übrig? Welche Steine ſetzte B, welche C?

Rätſelfrage.

Wie kann man aus den Wörtern „Hälfte“, „Mode“, „Krim“, „viel“, „ſtimmen“ ein bekanntes deutſches Sprüchwort erhalten?

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 37.

Bilderrätſel.
Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel.

1. Homonym. Abſatz.

2. Logogryph. Handel — Händel.

3. Schlüſſel und Auflöſung des Röſſelſprungs.

1	38	3	20	63	36	17	14
4	21	64	37	18	15	52	35
39	2	19	62	53	50	13	16
22	5	54	49	12	61	34	51
55	40	23	60	33	48	11	26
6	43	58	47	24	27	32	29
41	56	45	8	59	30	25	10
44	7	42	57	46	9	28	31

Leid birgt im Hauſe ſich und hält ſich ſtill,
Der muß es ſuchen, der es finden will.
Doch Freude eilt hinaus und redet laut,
Kaum daß ſie anblickt, wem ſie ſich vertraut;
Wer ihr begegnet, jeder muß ihr taugen!
Not, eh ſie bittet, ſieht erſt nach den Augen.

Trojan.

4. Ergänzungsrätſel.

Ein gut Gewehr, ein ſcharfes Schwert
Sind viele Millionen wert!
Dein Gut und Geld, dein Haus und Ehr',
Entbehrſt du einer ſchneid'gen Wehr,
Des Feindes ſind ſie, der dich ſchlägt,
Der deine Hab' von hinnen trägt,
Und deiner Väter Ehr' und Ruhm
Und deiner Freiheit Heiligtum
Mit Schmach und Knechtſchaft dir vertauſcht —
Dann reich und ſtolz von dannen rauſcht.
Drum hör', mein Volk, und merk' es fein:
Soll hell und blank die Ehre bleiben,
Des Friedens Palme Segen treiben,
So muß auch immer ſtark und rein
Dein Arm und dein Gewaffen ſein.
Denn deiner Fluren reicher Kranz
Und deines Geldes heitrer Schimmer
Lockt wohl den Feind, doch ſchützt dich nimmer,
Fehlt deiner Fauſt des Stahles Glanz!“

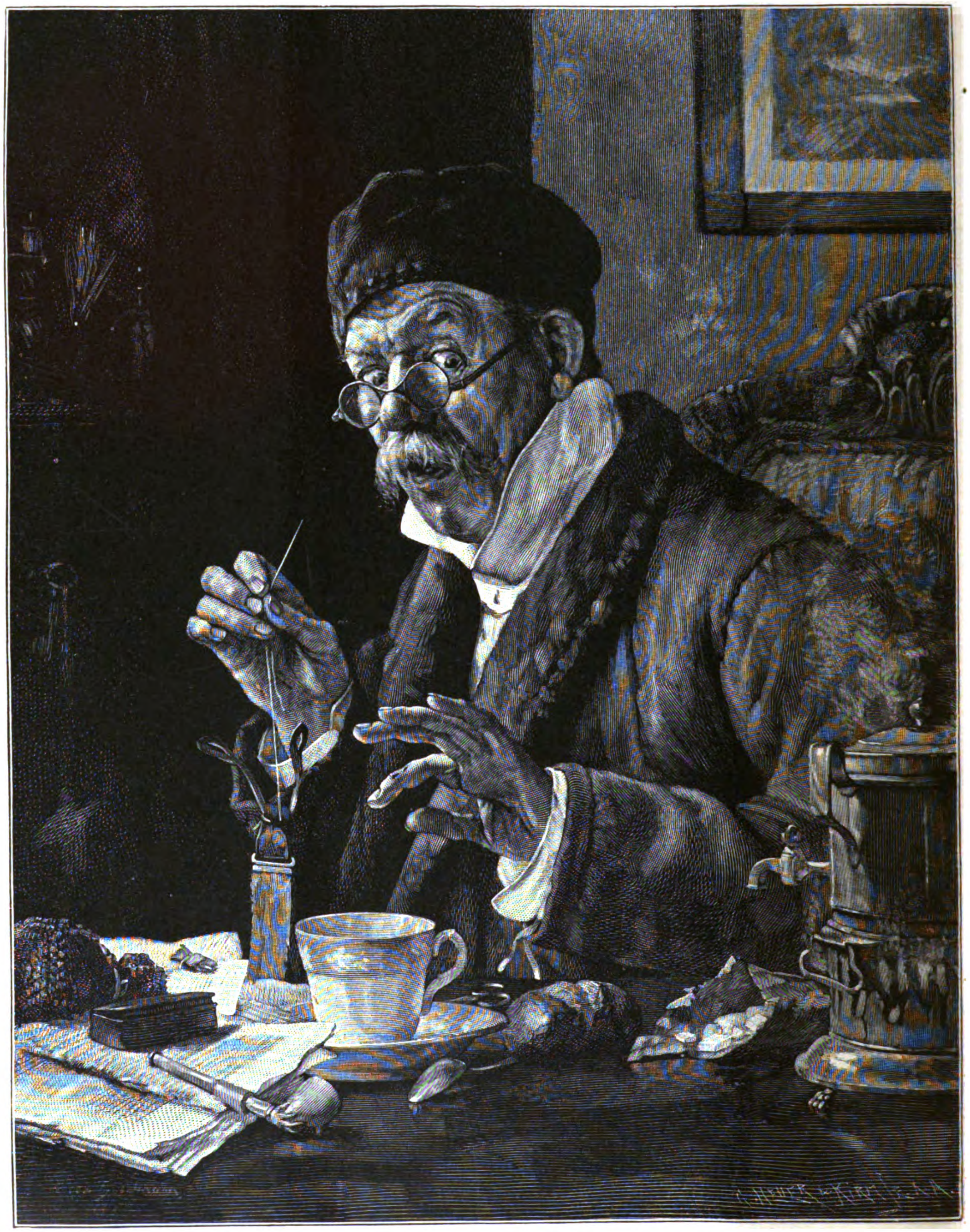
(Gedichtet von Feldmarſchall Graf Roon am 28. Okt. 1870, dem Tage der Kapitulation von Metz.)

5. Vierſilbige Scharade.
Obdachloſe.

6. Homonym. Anſtand.

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Fortſetzung.) — Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur. Von Robert Koenig. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Die Forſchungsſtation Bismarckburg und das Togohinterland. Von Dr. R. Büttner. Mit vier Illuſtrationen. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Venetianerin von C. Groſch; Der ſchöne Karo von G. Igler; Barmherzige Schweſtern von J. Warrington Wood. — Schule. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Geſundheitspflege. — Technik. — Vereinsweſen. — Kunſt. — Buchhandel. — Arbeitszimmer des Königs von Sachſen in Sibyllenort. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.


G. HEUER & KIRMSE X.A.

Junggeſellen-Leiden. Von O. Goldmann.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX Heft 14.

Daheim
Original z. v. L. Richter

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 30. Juni 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 39.

Schloß Seligkeit.

Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Da, als wolle der Herzog noch einen Blick in das Antlitz des geliebten Weibes thun, hob er das Haupt Marias, und dieſen Augenblick benutzend, ſtieß ſie einen weithin ſchallenden Hilferuf aus. Sekundenlanges Schweigen folgte, dann ein Wutſchrei des Irren, ein Klang wie von menſchlichen Stimmen — Maria konnte es nicht deutlich vernehmen — der Boden wich unter ihren Füßen — ihre Sinne ſchwanden — — — — — — —

Der Erbprinz, der, das Geſpräch mit dem Ingenieur fortſetzend und langſam weitergehend, dieſen dadurch veranlaßt hatte, ihm zu folgen, ſchlug, um ſich wieder mit dem Brautpaar zu vereinigen, denſelben Weg ein und erreichte mit ſeiner Begleitung gerade den Ausgang der Allee, als die Prinzeſſin jenen gellenden Hilferuf ausſtieß. Mit einem einzigen Blick überſchaute und erfaßte er die Situation und ſtürzte mit dem Ausruf: „Um Gottes willen, meine Schweſter!" — der Unglücksſtelle zu. Graf Dennert und der Baumeiſter ihm nach. Im Nu ſtanden die drei Männer im Waſſer, und während es den vereinten Kräften des Adjutanten und des Ingenieurs gelang, den Herzog zu überwältigen, trug der Erbprinz die von tiefer Ohnmacht umfangene Prinzeſſin ans Land. Sanft ließ er die lebloſe Geſtalt auf den Raſen gleiten und, angſtvoll zärtlich um ſie beſchäftigt, entging es ihm faſt, wie die Herren, mit dem Herzog ringend, dieſen fortzuführen ſich bemühten. Er hörte ihre Rufe nach Hilfe, er ſah Gartenarbeiter, Lakaien, — es galt ihm alles gleich; ſeine Sorge, ſeine ganze Hingabe gehörte augenblicklich der geliebten Schweſter. Mit zitternden Händen öffnete er das Kleid, fühlte nach dem Schlag des Herzens — großer Gott — war es Wahrheit, war es Täuſchung — eiskalt durchrieſelte es ihn. Er beugte ſich tiefer herab — nein, nein, es war ja nicht möglich, jetzt, jetzt fühlte er's deutlich, ihr Herz ſchlug, das Schwerſte ſollte ihm und dem fürſtlichen Hauſe erſpart bleiben.

VII.

Drei Jahre ſind vergangen. Auf den Zinnen von Schloß Seligkeit weht die fürſtliche Fahne, obgleich es Winter iſt und Park und Landſchaft in ein weißes, glitzerndes Schneegewand gehüllt ſind. Das ſchöne Schloß iſt wieder zu Anſehen gelangt, ſeitdem einſt Prinzeſſin Maria dort reſidierte. Sie iſt Sommer für Sommer dahin zurückgekehrt, und als in dieſem Jahr der Leibarzt dem Fürſten ein kurzes Ausruhen von den Regierungsgeſchäften zur Pflicht machte, hat man ſich trotz der rauhen Jahreszeit entſchieden, einige Wochen und das Weihnachtsfeſt auf Seligkeit zu verleben.

Es war ein ſtilles, aber im wahrhaften Sinne des Wortes gemütliches Leben, was ſich auf dem Schloſſe entfaltete. Eine liebenswürdige Oberhofmeiſterin, Gräfin Brita Werben, der Adjutant Graf Hollen und Kammerherr von dem Brone, die amüſanteſten Kavaliere des Hofes waren in der Begleitung der fürſtlichen Familie. Prinzeſſin Maria war nach jener traurigen Kataſtrophe nicht ganz wieder die alte geworden. Ein ſtiller Ernſt lag über ihrem Weſen ausgebreitet, tiefes Seelenleid hatte ihren Charakter gereift und gefeſtigt. Hatte der Fürſt von jeher mit unendlicher Liebe an dieſer Tochter gehangen, ſo verſtärkte ſich dieſe jetzt faſt noch. Maria war in den wichtigſten Angelegenheiten ſeine beſte, oft ſeine einzige Vertraute geworden.

Draußen tanzten die Schneeflocken durch die Luft — ein rechter, ſtiller, ſchneeiger Wintertag neigte ſich ſeinem Ende entgegen, da ſaßen der Fürſt und Prinzeſſin Maria in dem großen behaglichen Salon am Kamin, in dem ein luſtiges Feuer flackerte, das die Geſtalt der Prinzeſſin und ihr ſchönes, bleiches Geſicht mit roſigem Schimmer überhauchte. Der Fürſt faltete einen Brief zuſammen.

„Alſo dein Entſchluß ſteht feſt, Mi, du lehnſt den Antrag des Großfürſten ab?“

„Ja, Papa.“

„Das thut mir aufrichtig leid. Der Großfürſt iſt ein vortrefflicher Charakter.“

„Ich liebe ihn nicht.“

„Dasſelbe ſagteſt du mir, als im vorigen Jahre Prinz Friedrich um dich warb, der außer ſeiner männlichen imponierenden Schönheit auch Geiſt und Gemüt beſitzt. Wenn ich nur wüßte, wie in aller Welt derjenige beſchaffen ſein ſoll, den du lieben könnteſt.“

Die Prinzeſſin ſchwieg.

„Du denkſt doch nicht ledig zu bleiben?“ fuhr der Fürſt fort.

Sie ſchüttelte den Kopf und zog die Achſeln hoch.

„Was ſind das für widerſprechende Geſten, du ſchüttelſt den Kopf und zuckſt die Achſeln. Wer ſoll daraus klug werden? Indeſſen ſoviel iſt mir doch klar geworden — du liebſt! Ja oder nein?“

Die Prinzeſſin überlegte einen Augenblick, dann ſagte ſie mit feſter Stimme: „Ja!“

Der Fürſt ſprang auf.

„Alſo doch! — Aber wer iſt es?“

Maria neigte ſich zu ihm hinüber, und ſeine Rechte in ihre weichen Hände nehmend, zog ſie ihn mit ſanfter Gewalt zu ſich heran.

„Du ſollſt es erfahren, Papa, an dem Tage, wo ich dich bitten will, mich durch die Einwilligung zu dieſer Ehe glücklich zu machen. Willſt du das, Papa? — Willſt du mich glücklich ſehen?“

„Das klingt ſo myſtiſch, Maria,“ erwiderte der Fürſt, „es klingt ſo, als ob — als ob es ſich um eine Heirat handelt, die — die, wie ſoll ich mich ausdrücken —.“ Er ſtockte.

„Du haſt recht, Papa, es handelt ſich um eine Ehe, zu der du im erſten Augenblick vielleicht nicht gern deinen Segen erteilen wirſt. Der Mann, den ich liebe, und der mich wieder liebt, iſt — kein Prinz — nicht einmal ein Graf, ſondern ein einfacher Edelmann ohne Vermögen und Begüterung!“

„Parbleu!“ Der Fürſt wich einen Schritt zurück und trat in heftiger Bewegung mit dem Fuß den Boden. „Und du biſt wirklich ſo kühn, zu glauben, ich könnte zu einer ſolchen Verbindung jemals meine Einwilligung geben, würde dich einem Manne vermählen, der dich mit Liebeseinflüſterung bethörte, der es gewagt hat, ſeinen Blick zu dir zu erheben. Der Unwürdige, der Ehrloſe!“

„Halt ein, Papa!“ rief die Prinzeſſin aufſpringend. „Nimm dies Wort zurück. Er iſt der Edelſten einer. Sind es denn nur die Verdienſte der Vorfahren, der von ihnen ererbte Name, der dem Menſchen in deinen Augen Wert verleiht? Gilt dir eigenes Streben und Handeln, eine ehrenhafte Geſinnung nichts?“

Der Fürſt machte eine leicht abwehrende Handbewegung.

„Führe nicht gleich die Schlagworte des Liberalismus ins Treffen, Töchterchen,“ ſagte er in erzwungen kühlem Tone. „Und wie lange, wenn ich fragen darf, ſpielt denn dieſes Intermezzo ſchon? Daher nahmſt du mir wohl nach jenem traurigen Zwiſchenfall, der deine Verlobung mit dem Herzog löſte, das Verſprechen ab, dich zu keiner Ehe zu zwingen?“

„Teilweiſe trifft deine Vermutung zu. Indeſſen will ich dir bekennen, daß ich ſchon vor meinem Verlöbnis mein Herz verſchenkte.“

„Ah — und daher die Weigerung?“

„Nein, ich weigerte mich, weil ich den Herzog nicht liebte, weil ich fürchtete, an ſeiner Seite unglücklich zu werden. Und ohne den Einfluß jenes Mannes, den du eben ſo ſchwer beleidigt, würde mir keine Macht der Welt mein Jawort abgerungen haben.“

Der Fürſt blickte ſie fragend an.

„Er war es, Papa, der mir den Weg zeigte, den ich als Tochter unſres Hauſes, aus Pflichtgefühl gegen unſer Volk gehen mußte. Freiwillig entſagten wir dem eigenen Glück, damit ich das meines Landes ſchaffen und einen edlen, mißleiteten Geiſt, wenn möglich, in die rechten Bahnen zurückführen könne. Gott hat es anders gefügt, ich bin frei, und diesmal, Papa, das ſchwöre ich dir, werde ich dieſe Freiheit nur aufgeben gegen den Beſitz des Mannes, den ich mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele liebe — du ahnſt es nicht — wie ſehr.“

Sie hatte ſeine Hände ergriffen, ihre Stimme bebte, in ihren Augen ſchimmerte es feucht. Der Fürſt ſah es wohl, aber er wollte es nicht ſehen, er wandte den Kopf zur Seite und ſtrebte, ſich loszumachen.

„Laß mich, Maria.“

„Vater!“

„Wenn du mir nur den Namen nennen wollteſt,“ ſagte der Fürſt. „Du mußt doch ſelbſt einſehen, Maria, daß es mir unmöglich iſt, irgend eine Entſcheidung — ich meine ein Urteil zu fällen, wenn ich nicht einmal weiß, um wen es ſich handelt.“

„Und wenn ich’s thäte, Vater, würdeſt du keine Schritte thun, die ihn ſchädigen, vielleicht für immer von mir trennen könnten?“

Der Fürſt machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber Kind, wir leben doch nicht mehr in einem Zeitalter, wo man unliebſame Perſönlichkeiten durch ein paar vergiftete Handſchuhe oder Äpfel aus der Welt verſchwinden ließ. Und was deine andere Befürchtung anbetrifft, ſo beurteile ich deinen Geliebten nach dem, was du mir geſagt, dahin, daß er bei meiner verſagten Einwilligung von ſelbſt dem Hofe und dir fern bleiben wird. Ich will nur wünſchen, daß du ihm keine großen Hoffnungen gemacht haſt.“

„Als wir uns trennten, war ich gebunden, Papa. Welche Hoffnungen konnte ich ihm machen? Uns blieb nichts, als das Bewußtſein unſerer Liebe —“

Das Rollen eines Wagens unterbrach hier das Geſpräch, der Fürſt trat ans Fenſter.

„Frau von Stoißlaw,“ rief er über die Schulter zurück der Prinzeſſin zu, „und — mein Gott, wahrhaftig — Detleff.“

Es war gut, daß ihn die Ankommenden vollſtändig in Anſpruch nahmen. So entging es ihm, wie die Prinzeſſin, jäh die Farbe wechſelnd, ſich auf die Tiſchplatte ſtützte.

Als Gräfin Brita Werben in den Salon trat, rief der Fürſt: „Nur ohne Meldung herein mit den lieben Gäſten!“ Er machte ein paar Schritte gegen die Thür. „Bon jour, meine verehrte Baronin,“ fuhr er fort, Frau von Stoißlaw mit ritterlicher Verbindlichkeit die Hand ſchüttelnd, dann ſtreckte er Detleff die Rechte entgegen.

„Willkommen, lieber Detleff, das nenne ich eine Überraſchung. Herzlich willkommen in der alten Heimat, Sie tapferer Pionier deutſcher Forſchung und deutſcher Civiliſation am Kongoſtrand.“

Er klopfte ihm freundlich auf die Schulter, und ſein Blick ruhte mit ſichtlichem Wohlgefallen auf der kraftvoll männlichen Geſtalt und dem von einem prächtigen Vollbart umrahmten gebräunten Antlitz. Jetzt traten Prinzeſſin Maria und Stoißlaw ſich gegenüber. Beide vermochten nur ſchwer ihre tiefe innere Erregung zu verbergen, nicht ein Wort der Begrüßung brachten ſie über die Lippen, und ſo weltgewandt und ſicher die Fürſtin auch war, die Gefühle, die dies unerwartete Wiederſehen mit dem Geliebten wachrief, waren doch mächtiger, als der ſtrenge Zwang der Etikette und die vorgeſchriebene Form. Als ſie Detleff die Hand zum Kuß reichte, ſagte ihnen ein inniger, gegenſeitiger Druck, ein tiefer Blick, daß ſie dieſelben geblieben im Wechſel der Jahre.

Dieſe erſte Begegnung verriet dem Fürſten alles, und unwillkürlich legte es ſich wie eine Wolke über ſeine Züge.

„Durchlaucht ſehen,“ bemerkte Frau von Stoißlaw, „daß ich von der gnädigen Erlaubnis, meinen Sohn gleich nach ſeiner Ankunft Euer Durchlaucht zuführen zu dürfen, Gebrauch mache. Um zwölf Uhr heute Mittag iſt er angekommen.“

„Dafür danke ich Ihnen, Baronin. Wenn man, wie ich, Ihren Sohn hat aufwachſen ſehen, dann iſt das Intereſſe ein bleibendes, beſonders wenn der Betreffende dasſelbe in ſo hohem Maße verdient durch Tüchtigkeit und Strebſamkeit. Natürlich eſſen Sie heute mit uns und erzählen von Ihren Erlebniſſen, Detleff. Wir ſind alle ſehr neugierig.“

Der Abend verfloß unter zwanglos heiterem Plaudern, doch wußte der Fürſt es geſchickt einzurichten, daß Detleff und Maria keinen Augenblick zu einem noch ſo kurzen Zwiegeſpräch fanden. Um ſo häufiger ſuchten und begegneten ſich ihre Blicke und ſagten ihnen alles, was für jetzt unausgeſprochen zwiſchen ihnen bleiben mußte . . .

Abends, als der Fürſt ſeine Tochter in die Arme ſchloß und ihr wie immer einen Kuß auf die Stirn drückte, flüſterte er ihr die Worte zu: „Maria — der Mann, den du liebſt, iſt Detleff Stoißlaw.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit großen Schritten durchmaß Fürſt Franz am nächſten Morgen ſein Arbeitszimmer. Er ſah bleich und abgeſpannt aus. Viel hatte er in ſeinem Innern während der Nachtſtunden durchkämpft. Die Überzeugungen und Anſchauungen ſeines ganzen Lebens, Stolz und Standesrückſichten, alles ſollte er aufgeben, um das Glück ſeiner Tochter zu gründen. Dieſe Tochter, die, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnet, berufen ſchien, die glänzendſte Lebensſtellung auszufüllen, ſie ſollte er hingeben an einen armen Edelmann, deſſen Beruf als Arzt ihn in fremde, dem Hofe gänzlich fernſtehende Sphären wies? Der Fürſt runzelte die Stirn, ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt, er trat heftig mit dem Fuße auf: „Eine Königskrone wäre nicht zu gut für die Tochter der Hohenſteiner und ſtatt deſſen — — nein — nie! Mag ſie denn ledig bleiben, ſie bleibt zum mindeſten Fürſtin und — — —“ Im Vorüberſchreiten fiel ſein Blick auf das Bild ſeiner verſtorbenen Gemahlin. Wie hatte er dieſe Frau geliebt, und was hatte ſie ihm einſt geſagt? „Franz, ſoweit es in unſerer Macht ſteht, wollen wir unſere Kinder glücklich machen und ſie nach ihrem Herzen wählen laſſen.“

Ein wehmütiges Lächeln zuckte um ſeinen Mund — er wußte es gut genug. Der Erbprinz hatte ſeiner Neigung entſagt, den politiſchen Rückſichten gehorchend, einer Ungeliebten die Hand gereicht, — die Ehe war kinderlos, — wo war ein Sonnenſtrahl des Glücks? — Nirgends! Maria hatte dasſelbe Los auf ſich nehmen ſollen. Mutig und pflichtgetreu hatte ſie das eigene Ich und ihr Lebensglück zum Opfer bringen wollen, Gott hatte ſie vor dem grauſigen Geſchick bewahrt, die Gattin eines wahnſinnigen Mannes zu werden. Und nun ſie frei, nun der Mann ihrer Liebe von weiter gefahrvoller Reiſe heimgekehrt war, nun drängten ſich der Standesunterſchied, der Fürſtenſtolz des Vaters trennend zwiſchen beide, und um ſeinetwillen ſollte ſie, die ſo ganz geſchaffen war, einen Gatten zu beglücken, ein einſames und liebearmes Daſein führen? Er aber ſollte den Vorwurf auf ſich nehmen? — Stöhnend ſank der Fürſt in den Seſſel vor ſeinem Schreibtiſche, den Kopf in die Hand geſtützt wog er noch einmal das eine gegen das andere ab, dann richtete er ſich auf, griff zur Feder und warf in feſten, ſicheren Schriftzügen ein paar Worte aufs Papier — ruhige, unerſchütterliche Entſchloſſenheit lag auf ſeinem Antlitz:

„Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Baron Detleff von Stoißlaw
Riedhof.“

lautete die Adreſſe. Er ſchloß das Kouvert mit dem fürſtlichen Siegel. Ein beſonderes Glockenzeichen rief ſeinen Leibjäger.

„Beſorge dieſen Brief ſelbſt und zwar ſofort, Wennſchaff! — Antwort darauf iſt nicht nötig.“

Als der Mann gegangen, warf ſich der Fürſt auf eine Chaiſelongue und ſchloß die Augen, er fühlte ſich matt und erſchöpft und verſuchte zu ſchlafen. Umſonſt — eine innere fieberhafte Unruhe ließ ihn nicht dazu kommen, immer wieder ſah er nach der Uhr. Der Bote mußte jetzt ſchon längſt in Riedhof geweſen und ſchon wieder zurück ſein. Ein leiſes Geräuſch im Vorzimmer ſchreckte ihn empor, haſtig öffnete er ſelbſt die Thür. Sein Adjutant, Graf Deeren, gab einem Lakaien, der eben die Poſt gebracht, einen Auftrag. Der Fürſt ſtreckte die Hand aus, die Briefe in Empfang zu nehmen.

„Ich erwarte den Baron Stoißlaw, lieber Deeren. Sobald er kommt, melden Sie ihn ſofort!“

In ſein Arbeitszimmer zurückgekehrt, warf er die Briefe achtlos auf den Schreibtiſch. Kaum eine Minute ſpäter trat Graf Deeren mit der erwarteten Meldung ein. Fürſt Franz nickte zuſtimmend, Stoißlaw trat über die Schwelle, Deeren zog ſich diskret zurück.

„Guten Morgen, mein lieber Detleff,“ ſagte der Fürſt gütig und lud den Baron durch eine Handbewegung zum Niederſitzen ein. „Sie werden ſich wundern, daß ich Sie zu ſo beſonderer Stunde hierher beſchieden habe. Ich fahre aber in den nächſten Tagen, vielleicht morgen ſchon, nach Hohenſtein und möchte gern einmal wieder vertraulich mit Ihnen über Ihre Pläne plaudern, und wie Sie ſich Ihr künftiges Leben zu geſtalten gedenken.“

„Durchlaucht ſind außerordentlich gnädig. Weiß ich doch kaum, wie ich ſo viel gütige Teilnahme verdiene.“

Fürſt Franz lächelte.

„Laſſen Sie ſich daran genügen, wenn ich Sie dieſer Teilnahme und meines ſpeziellen Wohlwollens für wert halte. Doch nun zur Sache. Sie bleiben jetzt wohl in Deutſchland und denken daran, ein eigenes Heim zu gründen, ein Weib zu nehmen, — was?“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ſo ganz dürften Dero Vermutungen doch nicht zutreffen. Ich will allerdings die Stellung eines erſten Aſſiſtenzarztes bei meinem alten Gönner Profeſſor von B. annehmen, aber einen eigenen Herd denke ich nur inſoweit zu gründen, als meine Mutter unſerem Haushalte vorſtehen wird.“

„Zunächſt, — nun freilich. Aber über kurz oder lang — oder denken Sie ſo ſchlecht von der Ehe, daß Sie ſich fürchten, ſich zu binden?“

„Verzeihung, mein gnädigſter Herr, ich denke im Gegenteil ſo gut von ihr, daß ich es für Unrecht halte, ſie aus anderen Gründen, als aus wirklicher, tiefer Liebe zu ſchließen.“

„Hm! — Was ſollten wir Fürſten anfangen, wenn wir uns auf dieſen idealen Standpunkt ſtellen wollten. Ich bin im Prinzip gegen jede ſogenannte Neigungsheirat, die uns aus unſeren Grenzen hinausführt.“

„Fürſten ſtehen über dem Niveau des Alltäglichen, Durchlaucht. Was ich ſagte, bezog ſich auf die Menge. Ich werde nie heiraten.“

„Ich vermute alſo, Sie lieben unglücklich, Detleff. Machen Sie keine Ausflüchte. Woran hapert's denn?“

„Ich bin arm, Durchlaucht —.“ Er ſtockte.

„Nun, und die Erwählte — hat ſie auch nichts?“ Es zuckte ein feiner Humor um den Mund des hohen Herrn.

„Der Vereinigung mit dem Mädchen, das ich liebe, ſtellen ſich faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen, — Hinderniſſe anderer Art, als Euer Durchlaucht zu vermuten ſcheinen.“

Die Finger des Fürſten ſchloſſen ſich feſter um die Lehne des Seſſels. Er wechſelte leicht die Farbe, der Augenblick, den er gefürchtet, war da. Minutenlang herrſchte Schweigen in dem kleinen Raume. Mit einer raſchen Bewegung trat Fürſt Franz neben Stoißlaw, ſchwer legte er ſeine Hand auf deſſen Schulter.

„Detleff,“ ſagte er mit bebender Stimme, „ſeien Sie ehrlich gegen mich. Sie lieben unglücklich, nicht weil Armut Sie von der Geliebten trennt, ſondern weil dieſelbe durch Geburt hoch über Ihnen ſteht.“

Stoißlaw ſprang auf. Leichenbläſſe bedeckte ſein Antlitz, aber feſt und ruhig begegnete er dem Blick des Fürſten.

„Verzeihung, Durchlaucht, es gibt Dinge, über die zu ſprechen, ſelbſt unſerem Fürſten oder einem Vater gegenüber, einem Manne die Heiligkeit derſelben verbietet. Eine wahre, edle und tiefe Liebe iſt aber das Heiligſte im Menſchenleben, — ich bitte Euer Durchlaucht, mir die Antwort auf Ihre Frage zu erlaſſen."

„Trotzdem ſehe ich mich durch die Verhältniſſe gezwungen, dieſelbe zu wiederholen, — von Ihrer Antwort wird es abhängen, die Frau, die Sie lieben, glücklich oder unglücklich zu machen."

„Durchlaucht —"

„Ich bin ein ſcharfer Beobachter, lieber Detleff, und Liebende ſind gewöhnlich unvorſichtig. Können Sie mir als Edelmann auf meine Frage: ‚lieben Sie meine Tochter Maria?‘ mit nein antworten?"

Stoißlaw war es, als ob ſein Herzſchlag ſtocke, aber nur einen Augenblick zögerte er mit der Antwort.

„Das kann ich nicht, mein gnädigſter Herr, denn — ich liebe die Prinzeſſin und — —"

„Und werden wieder geliebt, ich weiß es. Sie ſuchen Ihr Lebensglück in etwas hohen Regionen, lieber Detleff. Gleichviel. — Sie haben beide bewieſen, daß Sie dieſem Glück zu entſagen bereit waren, als höhere Pflichten dies Opfer von Ihnen erheiſchten. Empfangen Sie es nun aus meiner Hand zurück."

„Mein Fürſt, mein gnädigſter Fürſt und Herr!" ſtammelte Stoißlaw und beugte ſich herab, die Hand desſelben an ſeine Lippen zu drücken.

„Mein lieber Sohn!"

Fürſt Hohenſtein ſchloß ihn bewegt in ſeine Arme.

„Nun komm, ich ſelbſt führe dich hin, damit du dir von Maria das Jawort holſt."

Die Prinzeſſin ſaß in ihrem Boudoir und war beſchäftigt, für die Kinder der Stadtarmen Puppen anzuziehen. Wie gewöhnlich vor dem Frühſtück war ſie allein. Sie hielt eine flachshaarige Schreipuppe, die mit ſtarren blauen Glasaugen in die Welt ſah, vor ſich auf dem Schoß, als der Fürſt, wie es hier meiſt geſchah, ohne Anmeldung bei ihr eintrat.

„Maria," rief er, „hier bringe ich jemand — er will dir eine Bitte ausſprechen. Meine Erlaubnis dazu hat er, — ich hoffe, auch du wirſt ſie ihm nicht abſchlagen."

Er führte den Baron zu ihr und verließ raſch das Gemach. Wortlos breitete Stoißlaw die Arme aus und unter Jauchzen und Thränen mit dem Ausruf: „Detleff!" — lag die Prinzeſſin an ſeiner Bruſt. — — — — — — —

Schloß Seligkeits herrliche Forſten und Ländereien, vereinigt mit dem vom Fürſten zurückgekauften Stoißlawſchen Beſitz, war ſeine Morgengabe an das junge Paar, und als es wieder Frühling wurde, als ſich die Erde zum Feſt der Pfingſten in ihr ſchönſtes Kleid hüllte, da ſchmückten geſchäftige Hände das Städtchen Güntersberg mit Guirlanden und Maiengrün, die Neuvermählten feſtlich zu empfangen. Strahlend von innerem Glück an der Seite des geliebten Gatten, fuhr die Fürſtentochter durch die jauchzende Menge zum Schloß hinauf, von deſſen Zinnen heute nicht das Fürſtenbanner wehte. Die Fahne, die ſich ſtolz im leichten Frühlingswind entfaltete, zeigte im blauen Schild drei goldene Löwenköpfe — das Wappen der Stoißlaw. — — —

Der Feſtesjubel verklang. Dunkel und menſchenleer lag das Städtchen. Rings um das Schloß tiefes Schweigen, nur die alten Bäume rauſchten leiſe, und am klaren Nachthimmel erglänzte Stern auf Stern. Baron Stoißlaw führte ſeine junge Gattin auf den Altan hinaus, feſt aneinander geſchmiegt ſchauten ſie in die ſtille Welt.

„Maria, mein Weib, wir ſind daheim, auf Schloß Seligkeit!" Er beugte ſich herab und ſah ihr tief in die ſchimmernden Augen.

„Schloß Seligkeit," wiederholte ſie leiſe — und was ſie ſonſt noch ſagen wollte — der Geliebte küßte es ihr von den Lippen.

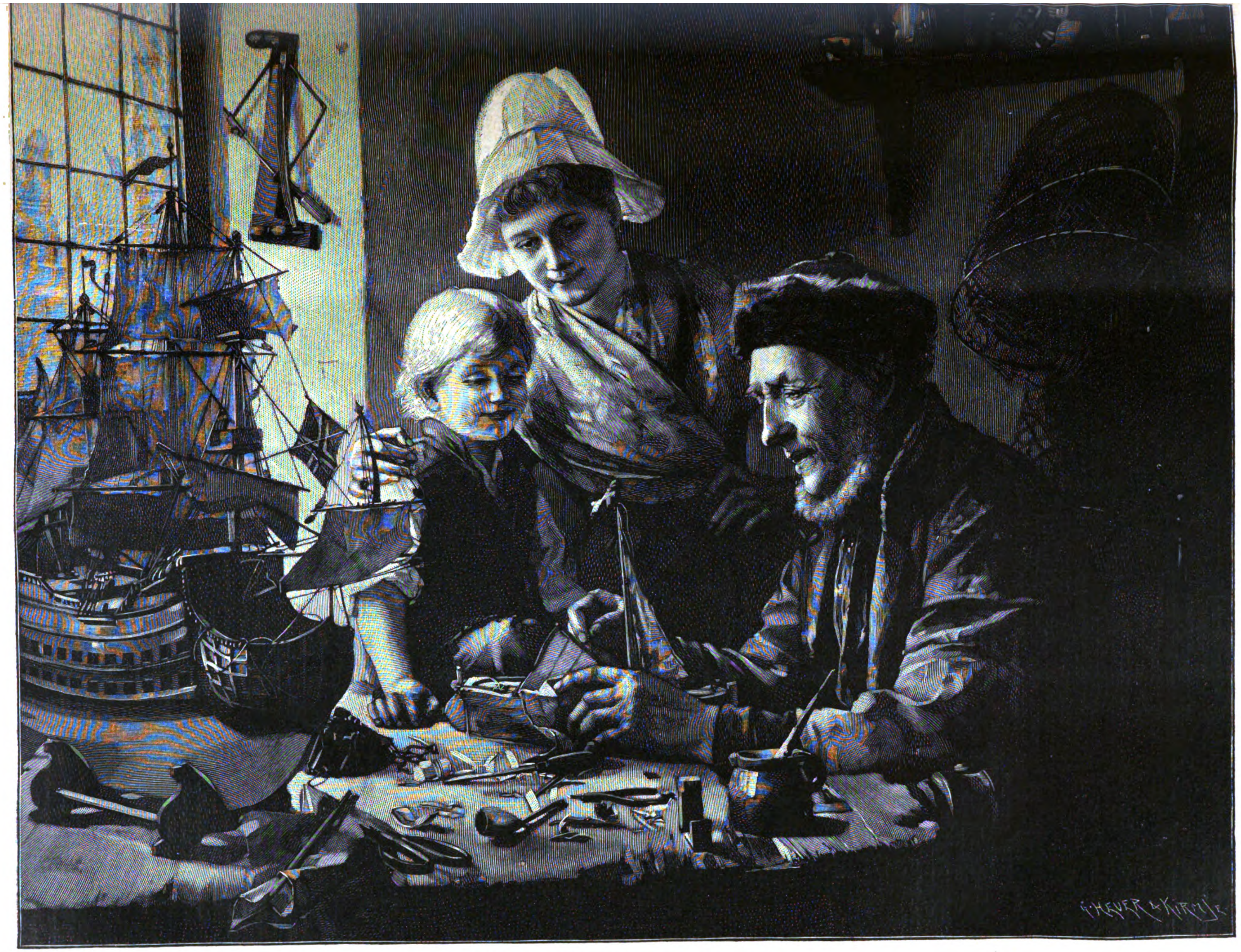
Blütenſchnee.

Mein blonder Liebling kam in bittren Thränen —
„Wie hatt' ich auf den Frühling mich gefreut!
Die Vöglein hatten ſchon ſo froh geſungen,
Die Veilchenknoſpen waren aufgeſprungen —
Nun hat es wieder über Nacht geſchneit!"

Als Hand in Hand wir dann zum Garten gingen,
Hab' ich, leiſ' ſchüttelnd, einen Zweig erfaßt, —
Da ſchauerte herab auf ihre Locken
In zahllos ſüßen, weißen Blütenflocken
Der zartbelaubten Äſte holde Laſt.

Und ſiehe da, in eitel Luſt und Freude
Ward ſchnell verkehrt des Kinderherzens Weh.
Oh, möchte doch in ihrem ganzen Leben
Es niemals einen kältren Schauer geben,
Als ſolchen duftberauſchten Blütenſchnee!

Hedwig Gräfin Rittberg.

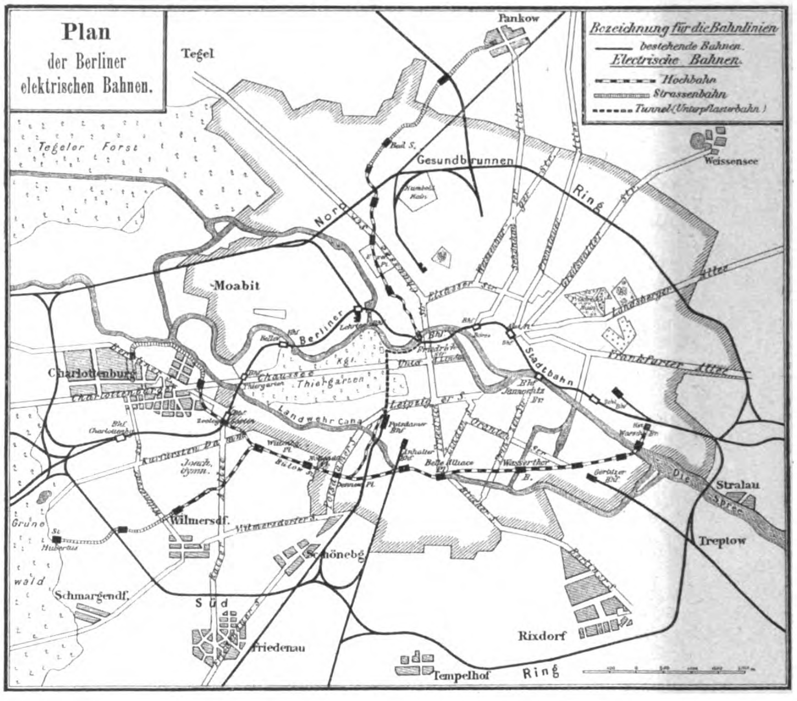

G. HEUER & KIRMSE

Das erſte Schiff. Nach dem Gemälde von S. Granitſch.

Die Berliner elektriſchen Bahnen.

Es iſt noch gar nicht ſo übermäßig lange her, daß man ſich in Berlin ohne die Pferdebahnen behalf, die uns heute faſt ganz unentbehrlich erſcheinen. Zwar verband ſchon ſeit 1865 eine Pferdebahnlinie das benachbarte Charlottenburg mit Berlin — damals konnte man ja noch von dem benachbarten Charlottenburg ſprechen, während heute beide Städte völlig zuſammengewachſen ſind —, aber erſt in der Gründerzeit, 1872/73, klingelten die erſten Pferdebahnwagen durch die innere Stadt. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, welche Bedenken damals gegen den Bau der meiſten Linien erhoben wurden, wie man den Betrieb als ungemein lebensgefährlich für die ganze Bevölkerung erklärte und die Sicherheit des Verkehrs durch allerlei Sonderbeſtimmungen wahren zu müſſen glaubte. Heute erfreut ſich nicht nur der geborene Berliner, man kann faſt ſagen täglich, des billigen und bequemen Verkehrsmittels, ſondern auch der Fremde, der Beſucher aus der Provinz, iſt mit demſelben vollkommen vertraut geworden.

Die zweite große Etappe in der Entwickelung der Berliner Verkehrsverhältniſſe bildete die Eröffnung der Stadtbahn. Auch ſie war ein Schmerzenskind ihrer Zeit, galt als ein völlig verfehltes Unternehmen, deſſen günſtiger Einfluß auf die Verkehrsverhälniſſe vielfach bezweifelt wurde, deſſen gewaltiges Anlagekapital man in den weiteſten Kreiſen als verloren anſah. Heute verkennt wohl niemand mehr die Bedeutung der großen, viergleiſigen Linie, die in einem gewaltigen, ſich durch die verkehrsreichſten Teile der Stadt hinziehenden Bogen den Weſten und den Oſten Berlins verbindet und nicht nur für die ankommenden Fremden, ſondern in weit höherem Grade noch für die Berliner ſelbſt und die Bewohner zahlreicher Vororte der Reichshauptſtadt als kaum zu entbehren erſcheint. Wie die meiſten Pferdebahnlinien, ſo iſt auch die Stadtbahn, zumal in einzelnen Tagesſtunden, von den durch gutes Wetter begünſtigten Sommerſonntagen ganz zu ſchweigen, heute ſchon derart überlaſtet, daß die Wagen trotz der ſchnellen Aufeinanderfolge der Züge vielfach überfüllt ſind. Der Berliner hat ſich bereits daran gewöhnt und betrachtet es als etwas Unvermeidliches, wenn ein Abteil zweiter Klaſſe außer den acht offiziellen Sitzpaſſagieren noch drei oder vier Stehgäſte aufnehmen muß.



So große Erleichterungen Pferdebahnen und Stadtbahn geſchaffen haben, ſo genügen dieſelben heute dem ſtetig anwachſenden Verkehr nicht mehr. Die Stadtbahn kommt zumal nur ganz beſtimmten Teilen der Bevölkerung zu gute, während andere Gegenden der Rieſenſtadt gar nicht von ihr berührt werden und alſo wenigſtens keinen unmittelbaren Nutzen aus ihr ziehen können. Sie ſtellt eigentlich nur einen inneren Nordring innerhalb der Stadt vor, dem zur Vervollſtändigung ein entſprechender Ring im Süden fehlt — ebenſo fehlt, wie eine unmittelbare Verbindung zwiſchen dem Süden und dem Norden.

Dem Mangel wird nun, wenigſtens teilweiſe, ſchon in nächſter Zeit abgeholfen werden und zwar in einer Art und Weiſe, die auch nach der techniſchen Seite hin ſicher das allgemeinſte Intereſſe erregen dürfte: Berlin ſoll ein ganz neues Verkehrsmittel, eine große elektriſche Stadtbahn, erhalten.

Es liegen für dieſelbe, und auch das iſt bezeichnend, eine ganze Reihe von Projekten vor. Als völlig abgerundet erſcheint aber nur der Plan von Siemens & Halske, und ich will mich auch deshalb nur mit ihm beſchäftigen, weil die Ausführung eines Teils der von der berühmten Firma projektierten Linien, und zwar eine der wichtigſten Strecken, jetzt nach langen Kämpfen geſichert iſt.

Zu den Lieblingsplänen des kürzlich verſtorbenen Werner von Siemens gehörte der Gedanke, in ſeiner zweiten Vaterſtadt Berlin eine elektriſche Eiſenbahn zu ſchaffen. Schon im Jahre 1880, nachdem er im Sommer vorher auf der Berliner Gewerbeausſtellung die erſte aller überhaupt erbauten elektriſchen Bahnen in Betrieb gezeigt, arbeitete er den Plan einer elektriſchen Linie aus, die längs der Friedrichsſtraße auf eiſernen Säulen geführt werden ſollte. Das Projekt wurde damals verworfen, und wohl mit Fug und Recht: die an ſich nicht übermäßig breite Friedrichsſtraße, die wichtigſte Verkehrsader Berlins, würde durch die Pfeilerreihen wahrlich nicht gewonnen haben, und die Aufgabe einer elektriſchen Stadtbahn, die Verkehrsſchwerpunkte zu verbinden, ließ ſich auch in anderer und beſſerer Weiſe löſen. Es kam zunächſt der Gedanke einer elektriſch zu betreibenden Untergrundbahn, der auch von anderer Seite bis in die neueſte Zeit vielfach erörtert worden iſt, in Betracht, aber Siemens und ſeine techniſchen Mitarbeiter glaubten bei den ſchwierigen Bodenverhältniſſen, die der Untergrund gerade in Berlin bietet, von einer eigentlichen Untergrundbahn abſehen zu müſſen. Es entſtand dagegen, im Lauf der Jahre ſich immer weiter vervollkommnend, in den Siemens'ſchen Bureaux ein umfaſſender anderer Entwurf, der, alle Einzelheiten berückſichtigend, faſt die ganze Stadt mit einem Netz von elektriſchen Bahnen umſpannt. In den letzten Jahren vor ſeinem Tode hat Werner von Siemens dann die drei wichtigſten der von ihm geplanten Linien dem Urteil der zuſtändigen Behörden und der allgemeinen Kritik unterbreitet, und es ſind zunächſt für eine dieſer Strecken die Verhandlungen zum Abſchluß gelangt, ſo daß die Inangriffnahme des Baus bevorſteht.

Wie die beſtehende Stadtbahn in einem ſich nach Norden wendenden Bogen den ſchleſiſchen Bahnhof mit dem Bahnhof zoologiſcher Garten, Oſt mit Weſt, verbindet, ſo wird die elektriſche Stadtbahn als Gegenſtück und Ergänzung die gleichen Punkte längs der ſüdlicheren Stadtteile verbinden. Aus unſerer Skizze iſt die Linienführung zu erkennen: die Bahn beginnt an der Warſchauerbrücke, führt über das Stralauer-, Schleſiſche-, Kottbuſſer-, Waſſer- und Halleſchethor, läßt dann das Potsdamerthor etwas nördlich liegen und wendet ſich nach dem Nollendorfplatz, wo ſie vorläufig enden wird, um ſpäter über den zoologiſchen Garten nach Charlottenburg weitergeführt zu werden. Eine Zweiglinie ſoll ſich nach dem aufblühenden Vorort Wilmersdorf und nach dem Grunewald erſtrecken.

Geplant iſt ferner eine Linie, im Potsdamer Viertel an die erſte anſchließend, über das Potsdamer- und Brandenburgerthor nach dem Königsplatz und von hier längs des Reichstagsufers nach dem Bahnhof Friedrichsſtraße. Von dieſem aus würde eine dritte Strecke den Verkehrsintereſſen des Nordens dienen und längs des Laufs der einſt vielberüchtigten Panke über die Karlſtraße, den Luiſenplatz, die Chauſſeeſtraſſe nach dem Geſundbrunnen und dem Vorort Pankow führen.

Während man bisher eine Stadtbahn ſich entweder als Hochbahn — nach dem Vorbild der New-Yorker Bahnen auf eiſernen Pfeilern oder nach dem Beiſpiel der Berliner Stadtbahn auf gemauerten Bögen — oder aber, nach Londoner Muſter, als Untergrundbahn dachte, haben ſich die Siemens'ſchen Entwürfe, und das iſt unleugbar einer ihrer großen Vorzüge, von einem derartigen Schema ganz freigemacht. In dem Beſtreben, ſich überall den ſehr verſchiedenen Verhältniſſen anzupaſſen, jede im Bau der Stadt vorhandene Gelegenheit nach Möglichkeit auszunutzen, überall durchzuſchlüpfen, wo in den engbebauten Stadtteilen noch eine Lücke dazu vorhanden, auf der anderen Seite aber auch den Verkehr in den Straßen möglichſt wenig zu beengen, ſchmiegen ſich die Linien teils als ſchmale Hochbahnen in die breiteren Straßenzüge ein, benutzen die Uferwände des Landwehrkanals oder den Flußlauf der Panke, verwandeln ſich außerhalb des Weichbildes in Strecken, die unmittelbar im Niveau der Straßen geführt werden, und tauchen endlich nur dort, wo die Stärke des ſonſtigen Verkehrs es unbedingt erfordert, unter das Straßenpflaſter. Auch in letzterem Falle, der nur für einen Teil der Linie Potsdamerthor-Friedrichsſtraße in Ausſicht genommen iſt, werden ſie keineswegs zu eigentlichen Untergrundbahnen, die tief in dem Erdboden verborgen liegen und förmlichen Tunnels gleichen. Sie ſollen vielmehr nur wenig vertieft, gleichſam in flachen Schläuchen, ausgeführt werden, ſo daß ſie ſich unmittelbar unter dem Pflaſter entlang hinziehen; dadurch wird erreicht, daß ſelbſt die tiefſt gelegenen Teile nur ganz wenig unter den in Berlin äußerſt ſchwierigen Grundwaſſerverhältniſſen zu leiden haben, und daß ſich die Trockenhaltung der überdachten Rinne leicht wird ausführen laſſen. Auf einzelnen Teilen, wie am Reichstagsufer, wird ſogar die eine Seite der „Unterpflaſterbahn“ offengelaſſen werden können und ſich damit die Möglichkeit, die Fahrbahn zu erhellen, ergeben.

Daß ſich gegen die als Hochbahnen auszuführenden Strecken ein Widerſpruch aus äſthetiſchen Gründen erheben würde, war vorauszuſehen, und man darf auch in der That kaum erwarten, daß die Strecken zur Verſchönerung des Straßenbildes beitragen, wie immer ſie auch künſtleriſch ausgeſchmückt werden. Aber die an ſich ſehr wohlgemeinten Befürchtungen in dieſer Beziehung, welche anfangs beſonders die Grundbeſitzer zu Feinden des Projekts machten, ſind ohne Zweifel übertrieben worden. So ſehr ich ein Feind jener Bergbahnen bin, welche nur für die Bequemlichkeit weniger geſchaffen, uns die Freude an unſeren ſchönſten Ausſichtspunkten verderben, indem ſie in den ſtillen Waldesfrieden den Rauch und das Geräuſch der Maſchinen hineintragen, ſo wenig kann ich mich denen zuzählen, die auf große Verkehrswege, auf hauptſtädtiſche Straßen die gleichen äſthetiſchen Grundſätze anwenden wollen. Hier ſind die Erforderniſſe des Verkehrs in erſter Linie zu berückſichtigen, und andere Rückſichten können erſt in zweiter Linie in Erwägung kommen, ſollen jedoch auch — wie zumal eine billige Rückſichtnahme auf die Gotteshäuſer, an denen die Linien vorbeiführen werden — keineswegs außer Augen gelaſſen werden. Es handelt ſich aber endlich bei den elektriſchen Stadtbahnen nicht um die ſtörenden maſſigen Bögen der alten Berliner Stadtbahn, ſondern um leichtere Eiſenkonſtruktionen, denen ſich immerhin ein wenigſtens einigermaßen gefälliges Anſehn geben läßt. Es handelt ſich auch nicht um einen Betrieb wie auf jener, der mit nervenzerüttendem Poltern untrennbar verbunden iſt.

Damit komme ich zu einer der intereſſanteſten Fragen: wie wird ſich der Betrieb auf den Siemens'ſchen Stadtbahnen geſtalten?

Die Bahnen werden zunächſt nicht mit Lokomotiven, wie ſie z. B. auf der Londoner elektriſchen Untergrundbahn in Gebrauch ſind, befahren werden. Die Züge ſollen vielmehr aus einzelnen Wagen beſtehen, von denen jeder einzelne für ſich mit einem Elektromotor verſehen iſt, ſo daß ſie, ganz nach dem in Betrieb hervortretenden, erfahrungsmäßig ſehr wechſelnden Bedarf, ſowohl einzeln wie zu mehreren vereinigt fahren können, ohne daß an den Endſtationen ein Umſetzen erforderlich wird. Wächſt der Verkehr in einzelnen Tagesſtunden, ſo können nicht nur nach Belieben Züge eingeſchoben, ſondern es können auch anſtatt einzelner Wagen zwei, drei Wagen zuſammen abgelaſſen werden. Die Halteſtellen ſollen ſo einfach wie nur möglich angeordnet werden; ohne Eintrittsflur, Warteräume, Fahrkartenſchalter werden ſie eigentlich nur aus Treppen beſtehen, die von der Straße zu den Bahnſteigen hinauf oder hinabführen. Auf der Eingangstreppe ſoll ein Beamter die Fahrkarten verkaufen, inſoweit ſich dies nicht durch die jetzt immer mehr vervollkommneten Automaten erreichen läßt, auf der Ausgangstreppe ein zweiter Beamter die Karten abnehmen. Eine eigenartige Vorrichtung wird ſämtliche Thüren eines Zuges vom Führerſtand in dem Augenblick entriegeln, in dem der Zug völlig zum Halten gekommen iſt.

Die Zahl der Halteſtellen wird nicht übermäßig groß ſein, denn die elektriſche Bahn ſoll keineswegs den Pferdebahnen auf kurze Strecken Konkurrenz machen, ſie ſoll vielmehr, wie ſchon einmal hervorgehoben, wirkliche Verkehrsſchwerpunkte miteinander verbinden; immerhin liegen die Halteſtellen meiſt nicht weiter als etwa tauſend Meter auseinander. Die Höhenlage der Fahrbahn auf der Hochbahn, welche nicht über fünf Meter über dem Straßenpflaſter betragen wird, iſt derart bemeſſen, daß die auf jener fahrenden Züge auch unmittelbar mittelſt einer nur 300 Meter langen geneigten Strecke in die Untergrundbahn untertauchen können. Die Spurweite der Bahn iſt die auf allen deutſchen Vollbahnen gebräuchliche, damit die Wagen dereinſt, wenn, wie angenommen wird, auch die beſtehende Stadtbahn für den Lokalverkehr zum elektriſchen Betrieb übergeht, auf dieſer Verwendung finden können. Tritt dieſer Fall ein, ſo würde ſich dadurch ſchon ein zuſammenhängendes Netz elektriſcher Bahnen für Berlin ergeben, das faſt alle Teile der Stadt berrührt.

Und nun die leidige Koſtenfrage! Die alte Berliner Stadtbahn iſt bekanntlich eine der teuerſten aller überhaupt je gebauten Bahnlinien. Im Durchſchnitt koſtete der Kilometer der allerdings viergeleiſigen Bahn — zwei Geleiſe für den Fern-, zwei für den Lokalverkehr — gegen 6,2 Millionen Mark. Von dieſem ungeheuren Betrag entfällt jedoch nahezu die Hälfte auf den Grunderwerb, der auf einzelnen Teilen der Strecke ein ungemein teuerer war. Derartige Ausgaben für Grund und Boden mußten bei dem Projekt einer elektriſchen Bahn, wenn dieſelbe überhaupt lebensfähig ſein ſollte, von vornherein ausgeſchloſſen werden, und ſie wurden vermieden durch die geſchilderte Art der Linienführung thunlichſt längs der Straßen und Waſſerläufe. Da der Bau ſelbſt dank der Verwendung des Eiſens und einfacher leichter Konſtruktionen, wie der elektriſche Betrieb ſie geſtattet, ein verhältnismäßig billiger ſein wird, ſo glauben Siemens & Halske das Kilometer ihrer zweigleiſigen elektriſchen Bahn für 1 bis 1,2 Millionen Mark ausführen zu können, und nur die Unterpflaſterſtrecke wird vorausſichtlich dieſen Voranſchlag weſentlich überſchreiten. Das iſt immer noch eine hohe Ziffer, aber ſie zeigt doch anderſeits gerade im Gegenſatz zu der Koſtenberechnung für die Stadtbahn recht deutlich die Vorzüge, welche die geplante Bauausführung und die gewählte Betriebsform mit ſich bringen.

Vor zwanzig Jahren hätte man den Gedanken einer großen elektriſchen Stadteiſenbahn in Berlin noch für eine völlig phantaſtiſche Idee gehalten — heute erörtert man ihn, ohne an der techniſchen Ausführbarkeit irgendwie zu zweifeln und ohne daß von irgend einer Seite während der langen Verhandlungen, die dem Abſchluß mit den Behörden vorangingen, auch nur in Erwägung gezogen wurde, ob nicht vielleicht doch die alte bewährte Dampfkraft dem Elektromotor vorzuziehen ſei. So feſt waren alle Beteiligten von den Vorzügen des elektriſchen Betriebs überzeugt. Heute zweifeln noch viele ſelbſt von denjenigen, die warm für die elektriſche Stadtbahn eintreten, an dem dereinſtigen Erſatz der Dampfkraft durch Elektrizität auf unſeren für den Fernverkehr beſtimmten Strecken — wer weiß, ob in wieder zwanzig Jahren nicht auch ſie anderer Anſicht, durch die Wucht der Ereigniſſe eines Beſſeren belehrt worden ſind! Vielleicht daß gerade die Erfahrungen, die Siemens & Halske ohne Zweifel auf den von ihnen geplanten und vor der Ausführung ſtehenden Stadtbahnlinien machen werden — außer in Berlin iſt auch für Wien eine großartige Stadtbahnanlage in Vorbereitung — die Frage der Verwendbarkeit der elektriſchen Kraft auch für die Vollbahnen der Löſung nahe bringen.

H. v. Zobeltitz.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Feierlich erbrauſte die Orgel, und die Prieſter begannen ihren langſamen Wechſelgeſang. Aller Augen waren auf den Altar gerichtet, wo heute alle Pracht, welche die katholiſche Kirche zu rechter Zeit zu entwickeln wußte, ſich entfaltete. Die Menge der Kerzen, der reiche Blumenſchmuck, die koſtbaren Meßgewänder, der Weihrauchduft — man durfte ſich nicht wundern, wenn der Prunk betäubend wirkte. Da entſtand in der herzoglichen Loge eine kleine Unruhe. Herzog Friedrich erhob ſich. Sein Geſicht war außerordentlich blaß, und ein weißes Tuch, das er vor den Mund preßte, zeigte ſich weithin deutlich ſichtbar mit Blut befleckt. Mehrere erhoben ſich, aber er winkte, daß man ihn unbeachtet gehen laſſen möge, und ein leiſes Murmeln pflanzte ſich von Mund zu Mund, es ſei zur Unruhe keine Urſach', der junge Herr ſei nur von einem Naſenbluten heimgeſucht, wie ihm das öfter widerfahre. Jeder möge ſeinen Platz behalten. — Die Augen der Frauen ſahen ihrem ſchönen Liebling mitleidig nach, als er, nur von den Seinen gefolgt, die Kirche verließ. Dann aber nahm die gottesdienſtliche Feier ihren ruhigen Fortgang, und aller Augen wandten ſich wieder dem Altar zu.

Gebeugten Hauptes eilte Herzog Friedrich durch das Seitenſchiff dem Portal zu, als habe er große Eile, das Freie zu erlangen, wie es jeder zu thun pflegt, der vom gleichen Übel befallen wird. Auch ſo lange er durch die Menge der Neugierigen ſchritt, die heute die Kirche nicht faſſen wollte, und die ſich jetzt draußen vor dem Portal drängte, um den Anblick des Hofes zu genießen, wenn er die Kirche wieder verlaſſen würde, eilte er mit geſenktem Kopf und vor das Geſicht gedrücktem Tuche vorwärts. Kaum aber hatte er die leere Straße erreicht, als er den Kopf hob

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und das Tuch fortwarf. Mehr laufend als gehend erreichte er mit ſeinen Begleitern die Burg. Sobald er das Thor paſſiert hatte, das heute offen ſtand, wandte er ſich nach dieſen um. „Die Zugbrücke herauf! Das Thor zu — alle Riegel vor, Brun! Caspar, auf die Mauer! Steckt das verabredete Zeichen auf! Barbara — gute Frau — die Kerkerthüren auf! Wo ſind meine edlen Herren von Braunſchweig?“

„Hier, gnädigſter Herr, und Euer herzoglichen Gnaden zu allen Dienſten bereit,“ rief Herr Kurt vom Damme, aus der weitgeöffneten Thür des Turmes tretend, der ihm ſo lange zum Gefängnis gedient hatte.

„Heil dem neuen Herzog! Heil unſrem jungen Herzog Friedrich!“ ſchrie Herr Dieter von Sunnenberg noch in der Thür, und die übrigen Braunſchweiger, deren Kerkerthüren Barbara längſt geöffnet hatte, ſtimmten mit lautem Jubelruf ein.

„Jauchzt nicht zu früh!“ ſagte der junge Herzog mit Beſonnenheit. „Noch bleibt vieles zu thun. — Iſt die Stange ausgeſteckt? Der erzene Handſchuh ſo aufgehängt, daß ſein Leuchten weit zu ſehen iſt? — Nun gebe der gute Gott, daß die tapfren Bürger von Braunſchweig ihr Wort einlöſen, ſonſt möchte es uns doch noch fehlen. Wenn der Hof aus der Kirche heimkehrt, hei, wie wird der Herzog fluchen und wettern! Aber er hat Leute genug bei ſich, uns den Sieg ſchwer zu machen!“

„Ein paar Stunden können wir uns wohl halten,“ rief Kaspar, einer der Lüneburger, die den Herzog begleiteten. „Wir haben die Waffen, ſie keine. Auch möchte ſich's in den feinen Hofkleidern nur unbequem fechten.“

„Nehmt's nicht für ungut,“ ſo wandte ſich Friedrich jetzt an die befreiten Braunſchweiger, „wenn ich Euch in dieſem Augenblicke nicht willkommen heißen kann, wie es mir und Euch gebührte, Ihr Herren. Das alles für ſpäter. Ich bitte Euch, legt Waffen an, beſetzt die Wälle. Wenn unſere Freunde aus Braunſchweig kommen, ſollen ſie uns nicht müßig finden.“

Die ſchnellen Befehle des jungen Herzogs wurden ebenſo ſchnell ausgeführt. Die wenigen in der Burg zurückgebliebenen Leute machten keinen Verſuch, es zu hindern, und ſelbſt wenn ſie dazu die Luſt gehabt hätten, wäre es doch unmöglich geweſen, denn Friedrich hatte ſofort die Küche und die Ställe verrammeln laſſen und damit die Beſatzung gefangen geſetzt. Freilich hatte er nur eine ſehr kleine Anzahl von Leuten, auf die er rechnen konnte, aber gegen eine Schar von kaum bewaffneten Feinden meinte er dennoch, die Wälle verteidigen zu können, bis die verſprochene Hilfe kam.

Die Sonne ſchien luſtig auf das aufgeſteckte Zeichen, daß es weit hinein in die Ebene glänzte und denen von Braunſchweig die erwünſchte Botſchaft mitteilte. Waren ſie nur, wie verabredet, nicht allzu fern, ſo konnte wohl alles gut gehen.

Bald war das Wenige gethan, was gethan werden konnte. Die reiſigen Männer waren ſo auf den Wällen verteilt, daß ihre geringe Anzahl nicht ſofort in die Augen fiel, und daß ſie die Straße, auf welcher die Heimkehr der Schloßbewohner von der Stadt erfolgen mußte, überblicken und im Notfall mit Bogen- und Wurfgeſchoſſen beſtreichen konnten. Oben auf dem Turm war Barbara poſtiert, die denen drunten mit ihrem Tuch verabredete Signale geben ſollte. Nun folgte eine peinliche halbe Stunde, während der alle genötigt waren, die Entwickelung der Dinge unthätig abzuwarten, da weitere Vorkehrungen nicht getroffen werden konnten. Dann ſahen die Männer auf den Wällen die Menge aus der Kirche ſtrömen und ſich vor dem Portal in Reihen aufſtellen, um den Hof durchzulaſſen. Ebenſo, wie ſie ſich in die Kirche begeben hatten, verließen jetzt der Herzog und ſeine Familie das Gotteshaus, in geordnetem Zuge folgten ihnen Hofleute, Ritter, Knechte bis herab zum Stallbuben. Schon waren ſie der Burg nahe gekommen, noch immer von einem Schwarm begleitender Zuſchauer gefolgt, als ſich in der vorderſten Reihe, die dem Herzog unmittelbar voraufging, eine unruhige Bewegung bemerkbar machte. Die vorderſten hielten an, die hinteren drängten nach, — auf einmal ſtockte der Zug. Erſtaunt blickte Otto ſich um, und Hartinghauſen trat aus dem Zuge, ging den übrigen vor und blickte wie verſteint auf das geſchloſſene Thor, die aufgezogene Brücke und das ſonderbare Wahrzeichen auf dem Walle. Meinend, er habe es mit einem unzeitigen Scherz zu thun, rief er laut und winkte zornig mit der Hand, die Brücke herabzulaſſen. In demſelben Augenblick flatterte von der Spitze des Turms ein rotes Tuch, und ein lauter, anhaltender Jubelruf von den Wällen grüßte deſſen Erſcheinen. In maßloſem Erſtaunen wendete der Herzog ſich um. Da erblickte er in einer ziemlichen Entfernung, aber doch deutlich genug, einen zahlreichen Reitertrupp, der, aus der Waldecke hervorbrechend, mit fliegendem Banner auf dem Wege von Braunſchweig daherſprengte.

„Herunter, Schurken! Die Brücke herunter, wenn Euch Hände und Ohren lieb ſind!“ ſchrie Otto. „Und laßt den Thorwart ſofort öffnen!“

Da tauchte über der Mauer ſeines Vetters Friedrich blonder Kopf auf. „Gemach, Herr Vetter!“ rief er zurück. „Wollt Ihr Euch nicht ein wenig verweilen, bis dort unſere andren Gäſte auch herankommen? Ihr könnt dann zuſammen einziehen.“

„Laßt den Scherz, Vetter!“ rief Otto, und die Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirn. „Öffnet ſchnell, wenn Euch Euer Leben lieb iſt!“

„Euch? — Nimmer! — Jenen dort — gewiß! Und nehmt meinen Rat, laßt Euch nicht fangen, Herr Herzog, denn die Braunſchweiger ſind gelehrige Leute und möchten Euch Quartier geben, ſo wie ſie es von Euch gelernt haben! Reitet zu, Vetter! Göttingen iſt ein gutes Land, und mich dünkt, es hat ſeinen Herzog länger als billig entbehrt.“

Otto blickte ſich um. Er ſchäumte vor ohnmächtigem Zorn. Aber es gab ihm wenig Troſt, das Gefolge zu überblicken, das er mit ſich führte. Ritter ohne Harniſch, Reiter ohne Pferde, Schützen ohne Bogen, Reiſige ohne Speere, dazu eine ganze Schar von Frauen und Kindern. Was halfen die Schwerter gegen Graben und Wall? Und andere Waffen führte keiner mit ſich. In der Ferne aber ſchimmerten die Rüſtungen der heranrückenden Braunſchweiger hell im Sonnenſchein. Da blieb ihm nichts übrig, als zur Stadt zurückzukehren, dort Roſſe für die Männer, Wagen und Sänften für Frauen und Kinder zu entlehnen oder zu erzwingen und eiligſt den Weg nach Göttingen einzuſchlagen.

Das iſt die unrühmliche Weiſe, wie Herzog Otto der Quade die Burg und das Land Wolfenbüttel verlor. Ohne Recht war's genommen und ohne Ruhm ging's verloren. Unbehelligt ließen ihn die Braunſchweiger abziehen, waren ſie doch froh, ſo leichten Kaufs davongekommen zu ſein. Auf der Burg Wolfenbüttel aber fand eine frohe Begrüßung ſtatt. Da fanden Brüder die Brüder, Freunde ihre Freunde, Waffengenoſſen ihre Waffenbrüder wieder, und es war ein Erzählen, ein Fragen, ein Bedauern, ein Verwundern, wie es bei ſolchen Ereigniſſen zu gehen pflegt. Alle aber drängten ſich jubelnd, beglückwünſchend, handküſſend um den jungen Friedrich, der durch ſeine kecke That die Herzen ſeines Landes für alle Zeiten gewonnen hatte. Eine Zeitlang gab er ſich der allgemeinen Freude hin. Dann aber meldete ſich bei ihm, wie bei den übrigen, nach der Anſtrengung des Morgens das ſehr natürliche Bedürfnis nach Speiſe und Trank.

„Jetzt aber, Ihr Herren,“ rief er fröhlich aus, „vergeßt nicht, daß Ihr zu gar gelegener Zeit gekommen ſeid! Der Feind iſt geſchlagen, und das Mahl ſteht gerüſtet. Und wahrhaftig, mich hungert! So laßt uns zu Tiſche gehen, und ich denke, es wird uns nicht ſchlechter deshalb munden, weil es für jemand anders zugerichtet war!“

Von den übrigen abſeits, an der allgemeinen Freude keinen Anteil nehmend, ſtand Herr Kurt vom Damme mit Henning und Barbara. Henning hatte ſicher gehofft, wo nicht Anna ſelbſt, ſo doch irgend eine Nachricht von ihrem Verbleib

Abbildung zu dem Märchen:
König Droſſelbart.
Aus der von der Deutſchen Verlagsanſtalt in Stuttgart
herausgegebenen Ausgabe von Grimms
Märchen,
illuſtriert von P. GrotJohann.

auf der Burg zu finden. Dieſe Hoffnung erwies ſich als Trug, denn Barbara war nicht im ſtande geweſen, auch nur die geringſte Spur von ihrem Aufenthaltsort zu entdecken.

„So müſſen wir ſuchen, bis wir ſie finden,“ ſagte Henning entſchloſſen. „Und wenn ich umherziehen ſollte, wie der Ritter Blondel von Schloß zu Schloß, von Turm zu Turm — ich will ſie finden und in Braunſchweig einführen.“

„Ihr vergeßt eins, Vetter!“ ſagte Herr Kurt. „Sie ſteht unter dem Urteil des bürgerlichen Gerichts. Wenn ſie nach Braunſchweig zurückkehrt, ſo iſt ſie ihm aufs neue verfallen.“

„Ein neues Regiment, ein neues Recht!“ antwortete Henning haſtig. „Ihr werdet Euch nicht ſcheuen ein ungerechtes Urteil aufzuheben.“

„Nicht ſo, Henning, Ihr ſeid heftig und fahrt raſch zu, wie die Jugend thut. Mir ziemt es anders. Ich zweifle nicht daran, daß des Rats Gericht ein gerechtes Gericht geweſen iſt, und mir als Vater ſteht es am wenigſten zu, es anzufechten. Helft mir mein Kind ſuchen und ſie aus den gottloſen Händen befreien, in welche ſie gefallen iſt — wenn ſie noch lebt. Dann aber muß ſie in einem Kloſter Unterkunft ſuchen. Ich will ſie ausſtatten, wie es meiner Tochter ziemt. Nach Braunſchweig aber darf ſie nicht zurückkehren.“

Der alte Mann — war er's noch nicht an Jahren, ſo hatten doch Kummer und die Not und Vernachläſſigung der Gefangenſchaft ihn dazu gemacht — ſenkte traurig das Haupt und lehnte ſich an die Mauer in der tiefen Fenſterniſche, als fehle ihm die Kraft, ſich fürder noch aufrecht zu halten. Henning wollte eifrig erwidern, aber ſoeben rief ein Trompetenſtoß zur Tafel, und alles begab ſich in den Speiſeſaal, um ſich an dem für eine ganz andere Geſellſchaft zugerüſteten Mahl zu erfriſchen. Der Herzog winkte Herrn Kurt an ſeiner Seite Platz zu nehmen, weiter ab ſaßen die vornehmſten der Herren aus Braunſchweig, die ihm ſo rechtzeitig Entſatz gebracht hatten. Unter dieſen befand ſich auch Henning, der mit gefurchter Stirn auf ſeinem Platze ſaß, und nicht wie einer, der einem Siegesfeſte beiwohnt. Je weniger er Herrn Kurt unrecht geben konnte, um ſo mehr befeſtigte ſich bei ihm der Entſchluß, allen Hinderniſſen zum Trotz ſeine junge Gefreundete aufzuſuchen und zu ihr zu ſtehen. Konnte er die Anerkennung ihrer Unſchuld nicht durchſetzen, dann wollte er lieber ſein eigenes Recht aufs Spiel ſetzen, ſollte er auch Hab und Gut, Heimat und Bürgerrecht um ihretwillen in die Schanze ſchlagen.

XVIII.

Die Sonne des erſten Pfingſttages war untergegangen, und tiefe Stille und nächtliches Schweigen herrſchte in den Wäldern um die Burg Tuifeling. Über den ſchmalen Wegen reichten ſich die Zweige der prächtigen Laubbäume die Hand und ſtellten ein undurchdringliches Gewölbe her mit ihrem dichten Blätterſchmuck, durch welches kein Stern ſeine Strahlen hätte niederſenden können, ſelbſt wenn nicht, wie heute, dichte Regenwolken dem ſanften Licht den Weg zur Erde ſperrten. Die Erde war ſchlüpfrig vom Regen und erſchwerte den beiden Reitern, die noch ſo ſpät durch die dichte Finſternis vorzudringen ſuchten, das Vorwärtskommen. Die ermüdeten Pferde gingen langſam Schritt vor Schritt, und das Klatſchen des Waſſers, wenn ſie die Füße vorwärts ſetzten, verriet den Ohren, was die Augen nicht ſehen konnten, daß die Wege lang ſich hinziehenden Pfützen glichen. Von den Zweigen troff es langſam nieder, und die kühle Mainacht drang erkältend durch die leichte, völlig durchnäßte Kleidung der beiden, von denen der eine ſich ab und zu ſchüttelte, als ob er ſich vergebens bemühe, des kalten Schauders einer ſolchen Nacht los zu werden.

„Verwünſcht!“ ſagte er. „Wer hätte gedacht, daß auf ſo ſonnigen Morgen eine ſolche Mordnacht folgen könnte!“

„Ich wollte, es wäre der einzige Wechſel, der uns getroffen hat!“ erwiderte verdrießlich der andere. „Wer hätte gedacht, daß auf den prächtigen Auszug heute Morgen eine ſolche Heimkehr folgen könnte.“

„Zum Teufel auch!“ rief Wolf Hartinghauſen. „Mach’ die Sache durch Klagen nicht ſchlimmer. Ich ſage dir, ich habe genug ſeit heute früh!“

„Glaub’s wohl,“ meinte Klaus Hottinger, ſein Mann, trocken.

„Wenn man nur wenigſtens die Rüſtung hätte — oder das Lederwams!“ fuhr Hartinghauſen fort, vergeſſend, daß er eben den andren wegen ſeines Klagens geſcholten. „Mein Samtwams hat keinen trockenen Faden, mich friert’s bis auf die Haut. Verflucht ſeien die Pfaffen mit ihrem Geplärr! Wer hieß uns zur Meſſe gehen? Wären wir daheim geblieben, ſo wäre all das Unglück nicht über uns gekommen!“

Klaus Hottinger ſchlug ein Kreuz im Dunklen und ſah ſich ängſtlich um. Er war ein mutiger Mann, wo es galt, mit Männern zu ſtreiten. Aber hier? Wer konnte wiſſen, was für unheimliche Geiſter in dieſem Walde hauſten? Da war’s nicht klug, die Heiligen durch unheilige Reden zu verſcheuchen. Gereichte es ihm doch ſelbſt zu nicht geringem Troſt, daß er in der Meſſe geweſen und dem heiligen Blaſius ſeine Seele empfohlen hatte. — Schweigend ritten ſie weiter, ließen die Zügel hängen und überließen es den Pferden ſelbſt, den rechten Weg zu finden. Und wirklich ſchienen dieſe das Vertrauen zu rechtfertigen, denn nach etlichen Stunden lichtete ſich der Wald, und die an das Dunkel gewöhnten Augen der Männer gewahrten in geringer Entfernung die Umriſſe der Tuifeling.

„Der heilige Blaſius ſei geprieſen!“ rief Klaus.

Aber Wolf ſuchte an ſeinem Halſe vergeblich nach der Pfeife, denn ſie lag mit ſeinen übrigen Rüſtſtücken in der Burg Wolfenbüttel. „Wie ein paar überfallene Wegelagerer ziehen wir ein!“ knirſchte er. „Sieh, ob du den Wächter aus dem Schlafe rufen kannſt. Ich kann’s wahrhaftig nicht mehr aushalten. Weiß nicht, was für ein ſchwächlicher, froſtiger Geiſt an meinen Gliedern rüttelt.“

Alles Rufen erwies ſich jedoch als vergeblich. Das Rieſeln des Regens verſchlang ihre Stimmen, und müde und naß, wie ſie waren, mußten ſie ſich darein ſchicken, die Nacht im Regen vor den Mauern auszuhalten. Wolf Hartinghauſen hatte manche Nacht im Freien zugebracht. Aber er war dann mit anderen, als den leichten Hofkleidern, verſehen geweſen, die jetzt durchnäßt an ſeinem Körper hingen. Mehrmals ſah ihn Klaus zuſammenſchauern, und als die kurze Sommernacht vorüber war, ſchaute er in ein bleiches, verändertes Geſicht mit unheimlich glühenden Augen. Noch war auf der Burg alles ſtill. Da klang aus der Ferne Hörnerruf. Sofort ſchien’s drinnen zu erwachen, die Brücke ſenkte ſich, und ein munterer Zug von Reitern, welche die Pfingſtnacht bei Spiel und Tanz in einem der umliegenden Dörfer zugebracht hatten, näherte ſich der Burg. In der Mitte desſelben ritten auch die halb erſtarrten Ankömmlinge auf der Tuifeling ein.

„Wo kommt Ihr her zu ſolcher Zeit und in ſolchem Aufzuge?“ rief Jürgen von der Duſſe, da er ihnen im Hofe entgegentrat. „Gebt mir zuerſt einen warmen Trunk!“ antwortete Wolf, „dann will ich Euch Rede ſtehen. — Wie wohl das thut!“ ſagte er, als er bald darauf in der Halle einen Becher würzigen Glühweins nach dem anderen gierig hinuntertrank. Dann begann er zu erzählen, aber Jürgen ſah ihn verwundert an, denn es deuchte ihn, als ob die Reden des Ritters des Zuſammenhangs entbehrten. „Laßt uns trinken, ſo lange wir können!“ rief dieſer, von neuem einſchenkend. „Denkt nur, daß ſie jetzt ſchon bei einander ſitzen werden und beraten, wie ſie das Land ſäubern wollen von Räubern und Wegelagerern! Wie ſie Euch belagern wollen und ausräuchern und ſchinden und vierteilen! Gute Verrichtung, Ihr Herren! Was? Thut Ihr mir nicht Beſcheid?“

Jürgen ſtand auf und ſtampfte mit dem Fuße. „Wer ſoll uns ausräuchern und ſchinden und vierteilen? Seid Ihr krank oder im Wahn? Was iſt mit Euch? Sprecht endlich vernünftig.“

Da fuhr ſich Hartinghauſen mit der Hand über die Stirn, als wolle er etwas Unklares aus ſeinen Gedanken wegwiſchen. Dann begann er ruhiger zu erzählen, was vorgefallen war, und wie er ſchließlich dazu gekommen ſei, auf der Burg Schutz zu ſuchen. „Wir ritten unſres Weges nach Göttingen, und du kannſt denken, daß es keine luſtige Fahrt war. Der Herzog war in gar übler Laune, wie auch begreiflich. Da wir ritten, rief er mich zu ſich und fing an, zu ſchmälen und zu wettern, und ich blieb ihm nichts ſchuldig — denn wahrhaftig, mir war auch nicht zum lachen. Und da er etwas ſagte, was mir nicht zu dulden geziemt, kamen wir hart aneinander. Endlich, da er mir ins Geſicht warf, ich ſei an allem Unglück ſchuldig, weil ich nicht Sorge getragen, daß das Schloß gut verwahrt zurückgeblieben, und noch andres mehr mir zum heftigen Verdruß, und da ich ſah, daß ſein Zorn übergroß war, und wir beide Gefahr liefen, wenn ich weiter mit ihm ritte, da rief ich meinen Knecht und trabte davon.“

„Und was ſoll nun werden?“ frug Jürgen, als er zu Ende war.

„Was werden ſoll? Ich will’s Euch ſagen. Der Friedrich iſt kein Schloßhund, der nur manchmal das Maul aufreißt, zu bellen, aber nicht zu beißen. Der bellt nicht — aber er beißt. Und nun er im Herzogtum ſitzt, wird auch ſein Vater, der Lüneburger, der ihm die Kaſtanien nicht aus dem Feuer holen wollte, ſie mit ihm verzehren, da ſie einmal heraus ſind. Und die Braunſchweiger werden das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß iſt. Und wer wird den Schaden davon haben? Ihr, Jürgen, und Euresgleichen. Wenn ſie Euch noch nicht gehangen und Eure Burg geſchleift haben, ſo kam’s daher, weil ſie einer gegen den andren waren, und Herzog Otto Euch die Stange hielt. Denn er konnte Euch gebrauchen, aber dieſer nicht. Jetzt werden ſie alle einig gegen Euch ſein, und es wird gegen die Burgen zu Felde gehen. Sie ſind Euch längſt gram, denn ſie meinen, das Brandſchatzen ſei ihr Privilegium. — Seht Euch vor!“

Jürgen fuhr ſich halb beſtürzt, halb verlegen mit den Fingern durch ſein dickes Haar. Nach wenigen Minuten begann der andere wieder: „Ihr braucht nicht daran zu denken, Euch zu übergeben. Mehr als hängen können ſie Euch nicht, und das werden ſie auch dann thun. Das beſte iſt, Ihr haltet Euch, ſo lange Ihr könnt, dann habt Ihr immer noch die Hoffnung, daß ſie untereinander uneins werden, ehe ſie Euch haben. Aber Leute könnt Ihr brauchen, ſolche, die kämpfen können, mein’ ich. — Ich haſſe dieſen Friedrich!“ rief er aus und knirſchte die Zähne zuſammen. „Und ich haſſe die Braunſchweiger, dies Krämergeſindel, das —“ er verſchluckte das Ende des Satzes. „Ich will bei Euch ſtehen, ſo lange Ihr ſteht und Eure Burg. Nun, was ſtierſt du in die Luft? Was ſagſt du?“

Aber Jürgen war der Schreck in die Glieder gefahren, und im Augenblick konnte er nichts vorbringen. So ſaßen ſie eine Weile ſtill, ſtarrten in die Luft und tranken einen Becher nach dem andren. Da erhob ſich draußen auf einmal ein heller Klang. Das Glöcklein der Burgkapelle läutete den zweiten lieben Pfingſttag ein. Jürgen kreuzte mechaniſch die Hände, aber der Hartinghauſen fuhr auf, als habe ihn eine Schlange geſtochen.

„Was ſoll das?“ rief er mit wild funkelnden Augen. „Gerade ſo läuteten ſie geſtern früh in Wolfenbüttel auch. Der Klang macht mich raſend! Hat man nirgends Ruhe vor dem Pfaffengeplärr?“

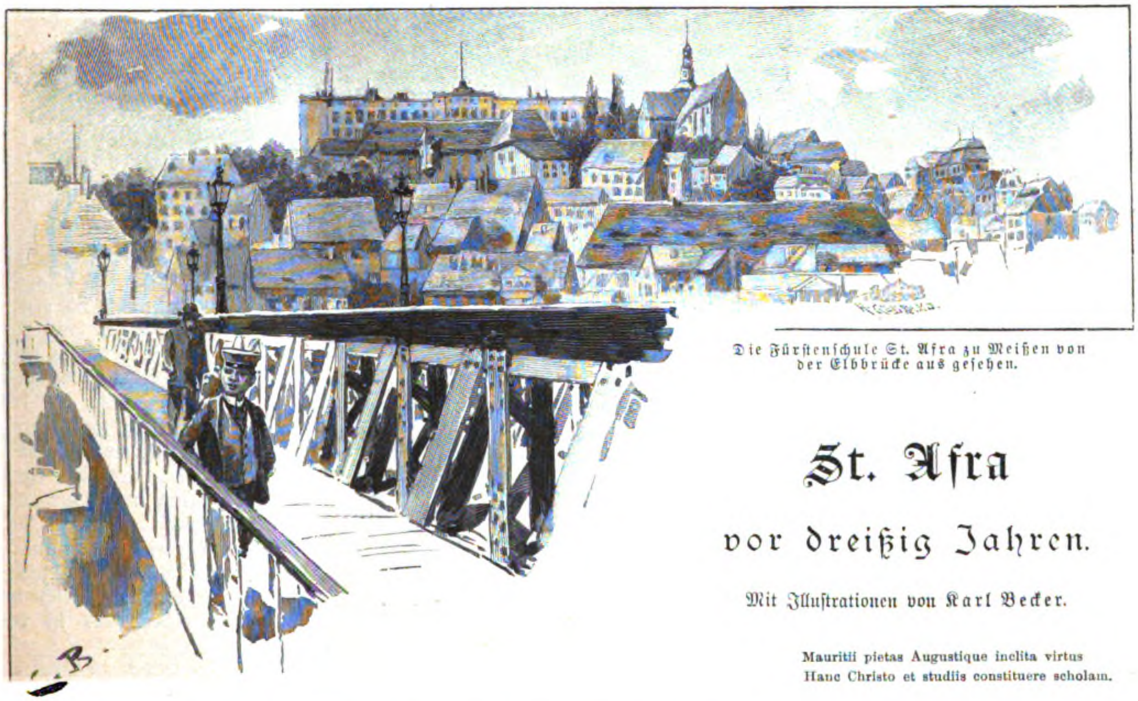
Jürgen faßte ſeinen Arm. „Bleibt ſitzen, Junker. Es iſt bald vorüber.“

Aber Wolf ſchüttelte ſeine Finger ab. „Iſt es der Mönch? Der verwünſchte Mönch?“ rief er. „Habe ich dir nicht geſagt, daß er fort ſoll? Und liegt er noch wie der Drache vor dem Mädchen? Das Mädchen iſt mein! Weh ihm und ihr, wenn er ſie mir vorenthält!“

Wolf Hartinghauſen ſchien wirklich raſend zu ſein. Wie ein Irrſinniger ſtürzte er aus dem Zimmer und ſchlug die Thür zu, daß die dicken Mauern erkrachten. Jürgens, der vergebens verſucht hatte ihn zu halten, eilte hinter ihm her, um womöglich zu verhüten, daß er Schaden anrichtete.

Anna war früh aufgeſtanden, denn das Rufen und Schreien auf dem Burghofe hatte ſie nicht ſchlafen laſſen. Sie hatte ſich feſtlich gekleidet, ſo gut es die Verhältniſſe erlaubten, und war jetzt in der Kapelle beſchäftigt, dem Mönch zu helfen, der alles zum Frühgottesdienſt vorrichtete, denn an dieſem wüſten Orte war er Prieſter und Meßner zugleich. Da drangen vom Burghofe her wüſte Stimmen herein. Sie blickte auf und ſah auf der Schwelle der Kapellenthür Jürgen von der Duſſe, der es verſuchte halb mit Gewalt, halb mit gütlichem Zureden den Mann vom Eintritt in das Gotteshaus zurückzuhalten, den ſie mehr fürchtete, als den Tod. Im ſelben Augenblick ſtellte ſie das Gerät nieder, das ihre beiden Hände füllte, und ſuchte die Seitenthür zu gewinnen, die grad auf die innere Turmtreppe mündete. Aber ſo raſch ihre Flucht geſchah, Wolf Hartinghauſen hatte ſie geſehen. Er riß ſich mit einem ſcharfen Ruck von Jürgen los und ſtürzte ihr nach. Den Mönch, der ſich ihm entgegenſtellte, warf er gegen die Mauer zurück, aber der geringe Aufenthalt hatte doch das Mädchen gerettet. Im ſelben Augenblick fiel die Thür zur Treppe klirrend ins Schloß. Pater Lorenz, ruhig in dem Bewußtſein, daß der Riegel von innen ſteckte, die Thür alſo jetzt nur von der Treppe aus geöffnet werden konnte, wollte ſich auf den Altar zurückbegeben, aber Wolf, von Wein und Fieberglut bis zur Raſerei erhitzt, warf ſich auf ihn und hätte ihn erwürgt, wenn Jürgen nicht zugeſprungen wäre. Mit äußerſter Anſtrengung gelang es dieſem, den Mönch aus den Händen des Wütenden zu befreien und in den Garten hinaus zu drängen. Dann ſchloß er ab und verbarg den Schlüſſel in ſeiner Gürteltaſche.

(Fortſetzung folgt.)



Die Fürſtenſchule St. Afra zu Meißen von der Elbbrücke aus geſehen.

St. Afra

vor dreißig Jahren.

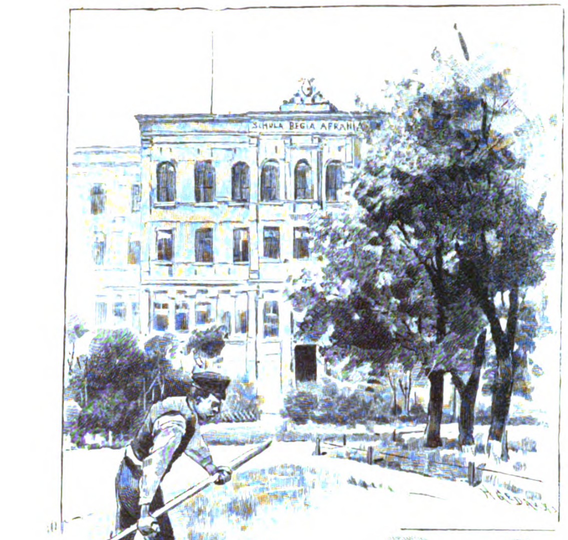
Mit Illuſtrationen von Karl Becker.

> Mauritii pietas Augustique inclita virtus
> Hanc Christo et studiis constituere scholam.

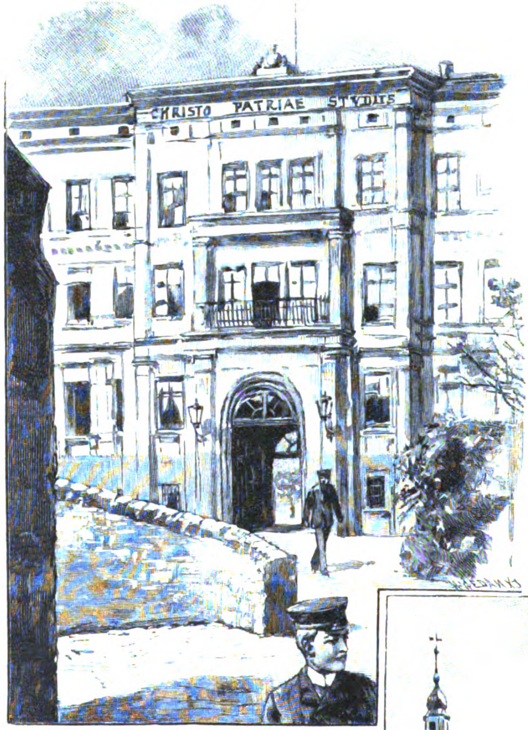
Am 3. und 4. Juli dieſes Jahres feiert die Fürſtenſchule zu St. Afra in Meißen das Feſt ihres 350jährigen Beſtehens: da werden die alten Afraner aus allen Gauen unſres engeren und weiteren Vaterlandes zuſammenſtrömen, um der Bildungsſtätte ihrer Jugend ſchuldigen Dank und Huldigung darzubringen und mit Altersgenoſſen ſich der gemeinſam verlebten Schulzeit zu erinnern. Aber wie das jüngſt in Pforta gefeierte ähnliche Feſt, ſo wird auch dieſes Afranerjubiläum die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Schulen hinlenken, die in ihren klöſterlichen Einrichtungen wie Denkmäler einer vergangenen Zeit in unſer modernes Leben hereinragen. Freilich das klöſterliche Leben dieſer Fürſtenſchulen verliert auch von Jahr zu Jahr an Eigenart, beſonders an Härte und Rauheit, und bequemt ſich den Bedürfniſſen eines weicheren Geſchlechtes an. Wir wollen deshalb unſren Leſern nichts von den allbekannten Gründungsgeſchichten der Kloſterſchule St. Afra berichten, aber ihnen auch nicht das heutige Leben in den ſtattlichen Neubauten auf dem luftigen Hügel über der alten ſchönen Stadt Meißen zu ſchildern verſuchen, ſondern wir führen ſie drei Jahrzehnte zurück in die Zeit, in der das Eigenartige des Kloſterlebens in den alten engen und überaus beſcheidenen Schulräumen noch mehr zur Geltung kam. Dieſe drei Jahrzehnte ſind für den Schreiber dieſer Zeilen ſo reich an tief einſchneidenden Erlebniſſen geweſen, daß jene Schulzeit wie eine ferne Vergangenheit erſcheint und für ihn weniger Monumentales behalten hat, als für andere alte Afraner, die oft den Reſt des Lebens unter dem Geſichtswinkel von St. Afra beurteilen, ähnlich wie viele Verbindungsſtudenten das Philiſterium als eine minderwertige Fortſetzung der Univerſitätszeit betrachten.

Uns alten Afranern würden bei dem Jubelfeſte die Erinnerungen an unſere Schulzeit lebhafter wieder aufleuchten, wenn wir auf dem Schulberge die alte Schule wiederfinden könnten, in deren Mauern wir einſtens gehauſt. Wir gönnen aber unſren Nachfolgern die geſünderen, bequemeren und ſchöneren neuen Räume von Herzen, und wir bedauern nur, daß der Stil der neuen Schule mit ihrem flachen Dache ſo gar nicht zu dem baulichen Charakter Meißens und ganz beſonders nicht zu dem herrlichen Gegenüber der Albrechtsburg paßt.

Ob die alten Schultraditionen in den neuen Räumen wenigſtens teilweiſe fortleben, weiß ich nicht. Doch vermute ich es faſt. Denn ich ſehe zu meiner Überraſchung aus Rogges vortrefflicher Beſchreibung des Schulpforta vor fünfzig Jahren



Im Garten.

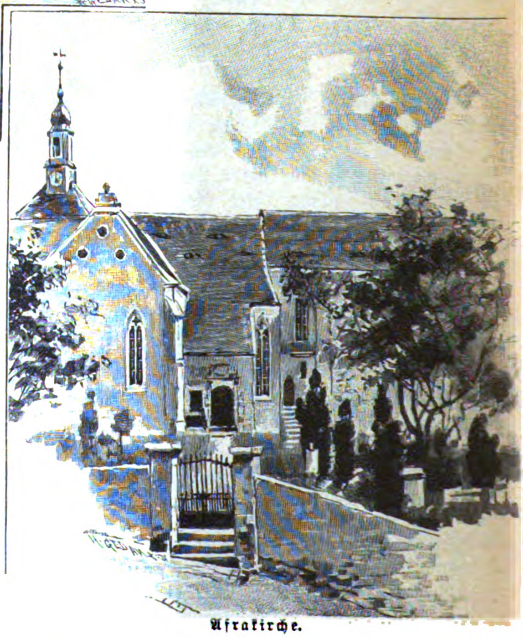


Das Hauptportal der Fürſtenſchule.

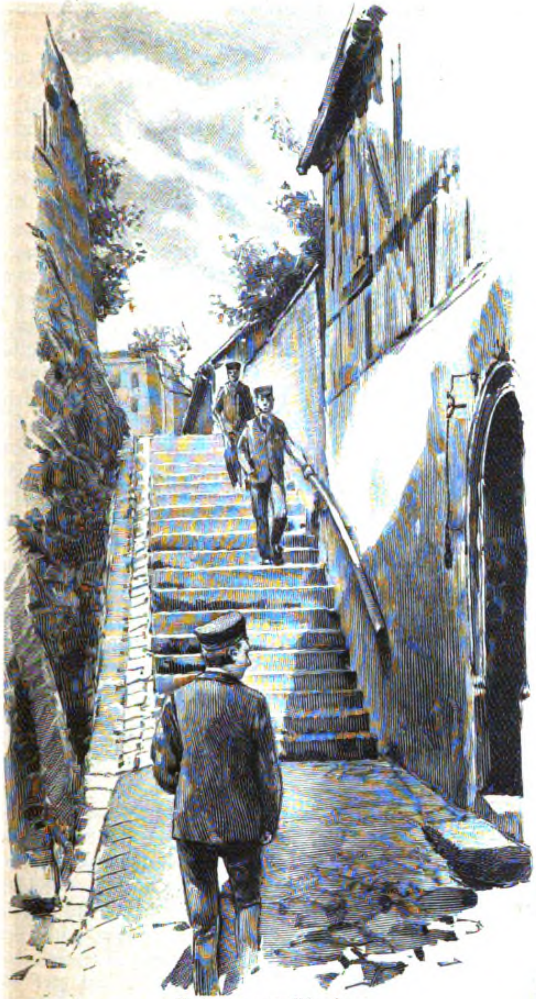
in Nr. 32 dieſes Blattes, daß der Geiſt der alten Fürſtenſchulen merkwürdig übereinſtimmende Geſtaltungen erzeugt, mag es ſich nun um das doch längſt preußiſch gewordene Schulpforta oder um das ſächſiſch gebliebene St. Afra handeln. Ich könnte mich eigentlich auf die Bemerkung beſchränken, das Afraner Schulleben ſei vor dreißig Jahren faſt genau dasſelbe geweſen, wie das Portenſer vor fünfzig Jahren.

Auch St. Afra ſtellte hohe Anforderungen an die körperliche und geiſtige Leiſtungsfähigkeit ihrer Schüler. Obwohl der Schulkurſus nur die ſechs oberſten Jahrgänge eines Gymnaſiums umfaßte, erreichte gewöhnlich doch nur die kleine Hälfte derjenigen, die aus dem ſcharfen Wettbewerb des Aufnahmeexamens als „Novexe“ hervorgingen, d. h. in Unterquarta Aufnahme fanden, durch die vier dreiſemeſtrigen Klaſſen hindurch das Ziel des Maturus. Und dabei gab es damals noch nicht die heutigen Beweggründe, es etwa bei dem Erſitzen der Einjährigenberechtigung bewenden zu laſſen. Mit verſchwindenden Ausnahmen wollte jeder Afraner ſtudieren.

Ich bin, Gott ſei es gedankt, in einer Landpfarre bei ländlichen Gewohnheiten aufgewachſen, auch hatte ich ſchon als Tertianer die Leibesgröße des ſpäteren Mannes erreicht. Da machten mir denn die ſpartaniſchen Gewohnheiten des Schullebens wenig Schwierigkeiten. Anderen mag es ſchwerer geworden ſein, die geforderten körperlichen Anſtrengungen zu ertragen. Im Sommer mußten wir um $4\frac{1}{2}$, im Winter um $5\frac{1}{4}$ Uhr aufſtehen und gelangten abends um $9\frac{1}{2}$ Uhr wieder zu Bett, je 60 in einem einzigen niedrigen Schlafſaal mit einer geradezu fürchterlichen Kaſernenluft. Alle Freiſtunden wurden im Freien zugebracht ohne Überröcke, Überſchuhe, Kopfbedeckung und Handſchuh, entweder auf den gepflaſterten Streichgängen des zugigen Hofes oder auf dem windigen Hochplateau des „Zwinger“ genannten, weil mit hohen Mauern umgebenen Gartens. Wenn man frühmorgens von 6 bis $6\frac{1}{2}$ Uhr beim Laternenſchein im Schnee gewandelt war, dann behielt man die naſſen Stiefeln bis zum Abend an, nicht nur, weil eine liebe Mutter dem Söhnchen trockenes Fußzeug nicht aufnötigen konnte, ſondern auch, weil die naſſen Stiefeln oft den ganzen Beſitzſtand ausmachten. Die Verweichlichung in jeder Geſtalt war verpönt, und wehe dem Mutterſöhnchen, das hier Schwächen zeigte. Auffälligerweiſe merkte man aber auf dieſem Gebiete der Erziehung, wie auf ſo vielen anderen, nichts vom Einfluß der Lehrer. Das waren eben Schultraditionen, denen ſich der einzelne rückhaltlos zu fügen hatte. Die durch fleißiges Turnen, bei guter und völlig alkoholfreier Beköſtigung geſteigerte körperliche Leiſtungsfähigkeit hob auch das kameradſchaftliche Anſehen. Und ſo habe ich mich zu einem gewaltigen „Turnbären“ ausgebildet. Ich kam, von einem gelehrten, aber viel belaſteten Vater mangelhaft vorbereitet und für die klaſſiſchen Sprachen, dieſe Säulen des Schulgebäudes, minder befähigt, zur Schule. Aber gerade den Einrichtungen dieſer Schule hatte ich es zu danken, daß ich mich aufſchwingen durfte. Denn wer auch ſonſt in St. Afra nichts gelernt hätte, eines mußte er lernen, nämlich arbeiten, ſyſtematiſch und intenſiv arbeiten. Und das dürfte der Hauptgewinn ſein, den wir alle von der Schule mit weggenommen haben. Die Tageszeit war nämlich ſo peinlich genau eingeteilt, daß der langſame Arbeiter gar nicht in der Lage war, ſeinen Aufgaben eine beliebig lange Zeit zu widmen. Die auf den Freiſchulen manchmal um ſich greifende Nachtarbeit war völlig ausgeſchloſſen, und auch die Freiſtunden durften nicht zur Arbeit mißbraucht werden. Anderenteils lag das Schwergewicht des Unterrichts verhältnismäßig weniger in den wöchentlich 34 Unterrichtsſtunden, als in den



Afrakirche.



Aufgang zum Afraberg.

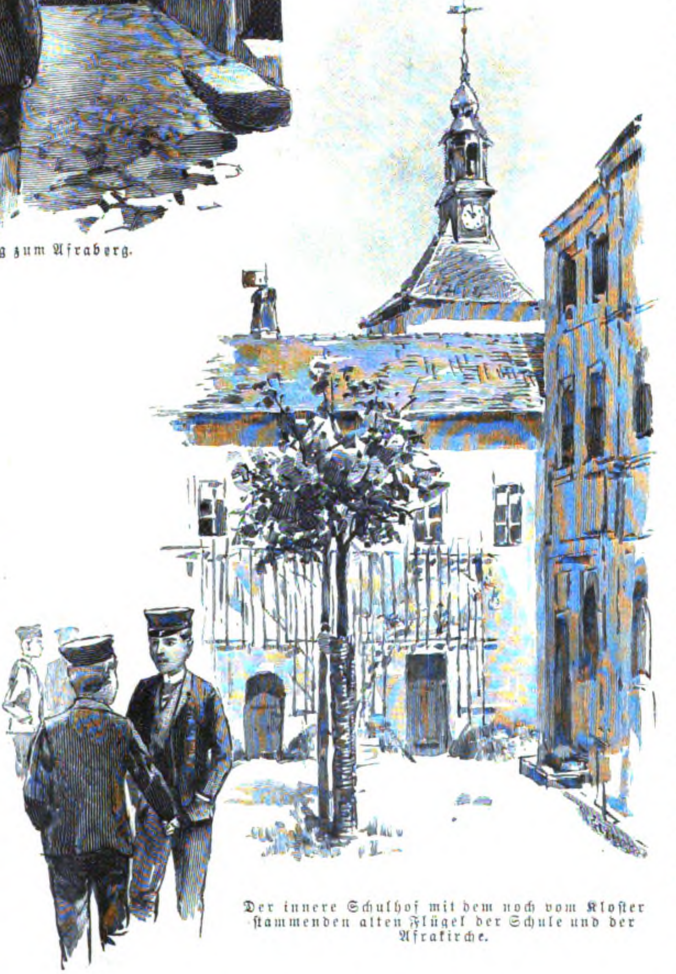
Arbeitsſtunden und in den hohen Anforderungen, die an deren Ausnutzung geſtellt wurden. Da hatte man ſelten Zeit zu Konzepten, da mußte alles gleich „ins Reine“ geſchrieben werden.

Die Ausfüllung der urſprünglich entſtandenen Lücken wurde aber auch noch auf einem anderen Wege ermöglicht, auf dem des Unterrichtes der Unteren durch die Oberen. Jeden Tag war eine Stunde dieſer gegenſeitigen Unterweiſung gewidmet. Wenn ich mich recht erinnere, nahmen hieran die vier jüngſten Decurien als Schüler, die beiden Vorſtände jedes aus ſechs Perſonen beſtehenden „Tiſches“, der Oberinſpektor und Mittelinſpektor, oft auch Vater und Mutter genannt, als Lehrer teil. Ich bin meinen damaligen Oberen, beſonders einem unter ihnen, E. H., einem ſpäteren Lehrer von St. Afra, für dieſen individualiſierenden Unterricht noch heute zu größtem Danke verpflichtet. Wenn ich dann meinerſeits ſpäter im bunten und im ſchwarzen Rocke viel Unterricht zu geben hatte und, ohne jede theoretiſche Anleitung hierzu, doch einige Erfolge erzielen durfte, ſo habe ich es dem zu danken, daß ich als junger Menſch von achtzehn Jahren notgedrungen mit dem Schulmeiſtern beginnen mußte.

Unſere Lehrer enthielten ſich jedoch, ob grundſätzlich oder gewohnheitsmäßig, weiß ich nicht, faſt ganz der individuellen Behandlung. Trotz des klöſterlichen Zuſammenlebens ſind wir unſeren Lehrern menſchlich und wiſſenſchaftlich außerordentlich wenig nahe getreten. Trotzdem brachten wir ihnen, wie wir ſagten, den Profeſſoren, wirkliche Verehrung entgegen. Nur einer, der Rektor, ein eminenter Philologe, aber ein choleriſcher Charakter, war von uns allen, mindeſtens geſagt, gefürchtet. Noch heute, wenn ich ſchlecht ſchlafe, träume ich, bei dem „Patz“ unpräpariert im Thukydides zu ſitzen.

Der „Eſchper“, der „Milo“, der „Charcheprit“, der „Plaatſch“, der „Plutarch“ und Kreußler, deſſen Spitznamen ich vergeſſen habe, waren liebenswürdige Herren. Aber wer gedenkt nicht mit Entzücken unſeres alten vortrefflichen „Menglers“, des Mathematikers und Dichters, den jeder hänſelte und doch jeder liebte. Erinnert Ihr Euch noch, liebe Zeitgenoſſen, wie wir mit der aus Lampenſchirmen und Kanonenkugeln konſtruierten Donnermaſchine, die von D^1 nach C^1 über das obere Tabulat gezogen wurde, ihn als Hebdomadar aus dem unteren Tabulat herauf citierten, um nach Erledigung des obligaten Rundganges einen ungeſtörten Skat dreſchen zu können; wie Graf W. und der heutige Staatsrat M. in den tiefen Fenſterniſchen der Tertia während der naturwiſſenſchaftlichen Demonſtrationen fröhlich tanzten und ſich dann mit Erfolg durch einen im Stiefel gefundenen Ziegelſtein entſchuldigten; wie der Schreiber dieſer Zeilen, der als Primus das Strafbuch verwahrte, dies für eigene Benutzung verſagte und dabei auch noch einen Vertrag herausſchlug, binnen drei Wochen nicht anderweit beſtraft zu werden?

Wie bei allen jungen Leuten beſtand auch bei uns das Heldenhafte meiſtens im Verbotenen. Doch waren unſre Überſchreitungen der Geſetze eigentlich recht harmlos. Mit der größten Bewunderung erzählte man aber von den Helden früherer Jahrzehnte, die im abenteuerlichen „Ausſteigen“, oft unter Benutzung von Strickleitern, ſchier Unglaubliches geleiſtet hatten, um eine Stunde die verbotene Kneipe beſuchen



Der innere Schulhof mit dem noch vom Kloſter ſtammenden alten Flügel der Schule und der Afrakirche.

zu können. Wir leiſteten uns höchſtens einmal das ſogenannte „Abſpringen“, indem wir uns von dem zum Eislauf, zum Baden oder zum Spazierengehen geführten Cötus widerrechtlich entfernten, um in einer Kneipe ein Glas Bier hinunter zu ſtürzen oder in einem Fleiſchladen als höchſte Delikateſſe ein Stück „Trüffelwurſt“ zu erſtehen. Die entſetzliche Häufigkeit, mit der das „Verleſen“ betrieben wurde, vereitelte aber in allen dieſen Beziehungen die meiſten ehrlichen Bemühungen. Ich erinnere mich noch der lebensgefährlichen Hetze, mit der wir einſt über die teilweiſe gefrorene Elbe vom Rehbock herabjagten, um noch rechtzeitig mit dem Cötus den Schulberg wieder hinaufklimmen zu können. Glücklicherweiſe verwertete man bei dieſen und ähnlichen Gelegenheiten die hochroten Geſichter und ſonſtige Symptome nicht zu Indicienbeweiſen.

Ich für meine Perſon habe nur bis Tertia geraucht, d. h. ſo lange, als dies auch den eiferſüchtigen Primanern gegenüber als ein Heldenſtück galt. Die anderen Primaner qualmten dagegen allabendlich vor dem Schlafengehen ein Stündchen in dem von Freund H's. Hand mit reizenden Wandzeichnungen aus Reinecke Fuchs geſchmückten „Omnes eodem cogimur.“

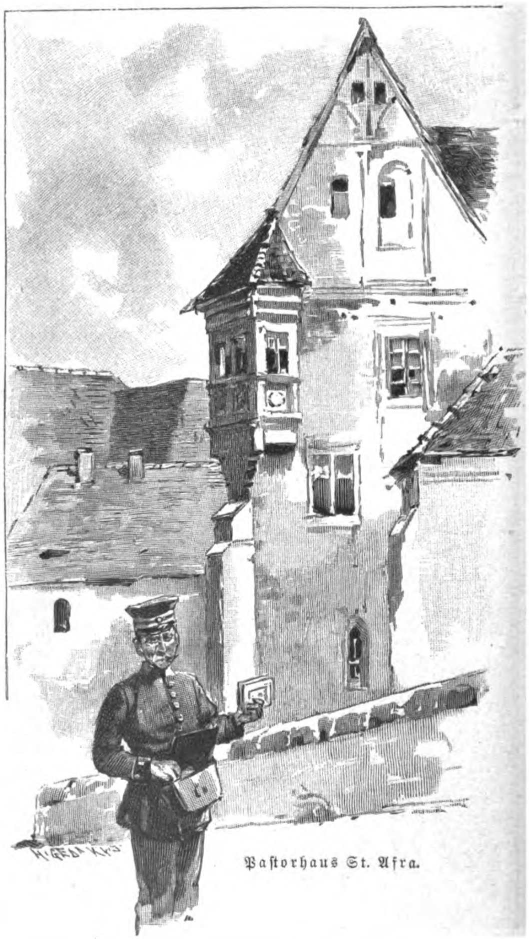
Von früheren Bethätigungen eines rohen Pennalismus wurden Schauergeſchichten von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt. Wie mäßig zu unſerer Zeit der Pennalismus gehandhabt wurde, geht daraus hervor, daß ich niemals von Oberen einen Schlag erhalten habe. Anderſeits muß ich bekennen, daß ich als Mittelprimaner mit einem Tage Karzer und mit dem vorübergehenden Verluſt der Würde eines Inſpektors wegen Pennalismus beſtraft worden bin, weil ich mein Waſchbecken durch einen Quartaner am Hofbrunnen füllen ließ. Auch mein ſchöner Schnurrbart mußte hierbei dem Grimme des Rektors, oder wie er ſagte, „dem harten Schwamme“ fallen.

Wenn wir bei ſolchen Gelegenheiten im Kaſernenton angelaſſen wurden, ſo wirkte es dabei höchſt komiſch, daß auch dem Unterquartaner die Anrede mit „Sie“ nicht verſagt werden durfte. Körperſtrafen waren ſelbſtverſtändlich ganz ausgeſchloſſen. Welche Entrüſtung ging durch unſre Reihen, als der „Plaatſch“ einſt im gerechten Zorne auf das Nützliche gewiſſer Handbewegungen anſpielte! Und wirklich fand unſre diesbezügliche Beſchwerde Gehör.

Eine große Rolle in unſerer Phantaſie ſpielten die „Afranergeſetze“, die wahrſcheinlich nie exiſtiert haben. Wir dachten uns darunter einen Kodex deſſen, was wir uns gefallen laſſen mußten, was nicht, einen Kodex, der uns nur durch die Bosheit der Profeſſoren vorenthalten werde.

Noch heute denke ich mit Bewunderung an die innere Organiſation unſres Cötus.

Die höchſtens dreißig Extraner durften nur bei ihren Eltern in der Stadt Meißen oder bei Lehrern der Fürſtenſchule ſelbſt wohnen. Soweit ſie nicht Stadtkinder waren, handelte es ſich meiſt um Mutterkinder, die ihre Eltern für zu fein und zu gut für das harte Kloſterleben hielten, und die wir demgemäß nicht für ganz voll anſahen. Der eigentliche aus 130 Alumnen beſtehende Cötus lebte ausſchließlich innerhalb der Kloſtermauern. Die Ferien waren kurz, ſie dauerten z. B. zu Pfingſten nur einen Tag; die Stadt und ihre Umgebung wurden nur auf den zwei wöchentlichen Spaziergängen in Reih und Glied betreten, der Cötus glich dabei einer Kompanie Soldaten auf dem Feldmarſche. Alle vier Wochen konnte man auf einen Sonntag Nachmittag von drei bis ſieben Uhr ausgebeten werden, wenn man in der Stadt eine „befreundete angeſehene“ Familie beſaß. Und nur das Kollegium der, Inſpektoren genannten oberſten zwölf Primaner hatte das Recht, als Entgelt für beſtimmte Dienſtleiſtungen etwa einmal in der Woche auf einige Stunden frei ohne Aufſicht die endloſen Stufen des Schulberges in die Stadt hinabzuſteigen. Der moderne Schuſterjunge von ſechzehn Jahren, der mit dem Glimmſtengel bewaffnet allſonntäglich nach dem Ballſaal wallfahrtet, wird das gewiß für eine menſchenunwürdige Freiheitsbeſchränkung halten. Und doch wurde es nur von wenigen unter uns als ſolche empfunden. So eine engbegrenzte Welt hat auch ihre Reize. Das enge Zuſammenleben einer Schar junger, höchſtens um ſechs Lebensjahre unterſchiedener Leute hätte aber zu Reibungen aller Art führen müſſen, wenn nicht einerſeits die nötige Differenzierung zu einer mehr als militäriſchen Über- und Unterordnung der einzelnen Decurien geführt, und anderſeits ein im Laufe der Jahrhunderte entwickeltes Gewohnheitsrecht die kleinſten Kleinigkeiten des Lebens geordnet hätte. Es war wirklich ein kleiner Staat, in dem wir lebten und webten. Das „Perzen“, die Dienſtbarkeit der Unteren gegenüber den Oberen, die meiſt würdevolle Herrſchaftsausübung und die Strafgewalt der Oberen, die dem Novex wie kleine Götter erſchienen, das hoch entwickelte Parteiweſen zwiſchen „Forſchen“ und „Spießen“ in den oberen Klaſſen, das parlamentariſche Gebaren in dem Kollegium der Inſpektoren belebten ebenſo das Korporationsbewußtſein, wie ſie die in ſich abgeſchloſſene Eigenart der Perſon entwickelten. Selbſtbeherrſchung, Mut und Unerſchrockenheit und das Eintreten des einzelnen für die Geſamtheit galten hier als die rühmlichſten Tugenden.



Paſtorhaus St. Afra.

Bezogen wir Afraner dann die Univerſität, dann erſchienen wir manchmal als etwas wilde Studenten. Man hat gerade hierin ein Bedenken gegen die Fürſtenſchulen finden wollen, aber ganz mit Unrecht. Die Afraner meiner Zeit kamen ungeſchwächten Körpers und unverdorbenen Geiſtes zur Univerſität. Natürlich reagierten ſie hier gegen die frühere Gebundenheit. Aber ſie konnten und ſie können noch in ihren alten Tagen manches aushalten, was andere ſich nicht leiſten dürfen. Und darum, wenn wir auch manchmal in Afras Mauern gegen Tyrannei geeifert und gewettert haben, wir Alten, die wir auf feſten Füßen im Leben ſtehen, gedenken doch gern und dankbar der Zeit, in der wir als echte Kommilitonen, wenn auch in Kloſtermauern, uns mit uns ſelbſt und mit den Helden Homers herumſchlugen.

E. H.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Wer im Sommer an den Meeresſtrand zu gehen gewohnt iſt, kennt auch den alten Schiffer, der ſich zur Ruhe geſetzt hat in dem blitzſaubren Häuschen mit dem Blick auf die geliebte See, der mächtigen Flaggenſtange davor und dem kleinen Gärtchen ringsherum. Häufig ſucht der alte Mann nach einer Beſchäftigung; es kommt ihm gar zu ſeltſam vor, daß er, der ſein Lebenlang die Glieder geregt hat von früh bis ſpät, nun ganz müßig ſitzen ſoll Da ſchnitzt er denn — ein wenig von Holzarbeit verſteht ja jeder Seemann — kleine Schiffsmodelle, von der alten Kriegskogge, wie er ſie vom Schifferhaus in Lübeck her kennt, bis zum modernen Kriegsfahrzeug hinunter. Solch einen Baſtler führt uns S. Granitſch in unſerem Vollbilde vor. Diesmal hat der Alte aber noch einen beſonderen Zweck im Auge — er ſchnitzt dem Enkel das „erſte Schiff“, und hundert gegen eins iſt zu wetten, der kleine Blondkopf wird auch Seemann, Kapitän hoffentlich, und führt in zwanzig oder dreißig Jahren ſeinen eigenen Dreimaſter über den Ozean. Art läßt nicht von Art.

Aus der von der Deutſchen Verlagsanſtalt in Stuttgart veranſtalteten neuen köſtlichen Prachtausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm, dem klaſſiſchen Märchenbuch unſeres Volkes, ſtammt unſer zweites Bild „König Droſſelbart“, dem Märchen von der hochmütigen Königstochter, der kein Freier gut genug iſt, die ſchließlich einen Bettler heiraten muß, der ſich dann freilich als einer der abgewieſenen Fürſtenſöhne entpuppt. Die Illuſtrationen der wundervoll ausgeſtatteten Ausgabe ſtammen von einem alten Gönner des Daheim, dem leider zu früh verſtorbenen Düſſeldorfer Künſtler P. GrotJohann.

Erdkunde.

Ungewöhnliche Erdſtröme wurden am 16. Juli vorigen Jahres in Nordamerika an ihrem Einfluß auf eine Anzahl Telegraphenlinien erkannt und an mehreren Stellen gemeſſen. Die jetzt erſt geordneten Zahlen von verſchiedenen Beobachtungsorten beweiſen, daß ſelten elektriſche Ströme von gleicher Größe und Dauer verzeichnet worden ſind. Sie nahmen an Stärke in überraſchenden Schwankungen ab und zu; zwiſchen New York und Boſton konnten an dem Galvanometer in kurzer Zeit 150 Stromumkehrungen feſtgeſtellt werden. Die Erde litt gewiſſermaßen an einem elektriſchen Fieber. Von höchſter Wichtigkeit iſt der Umſtand, daß dieſe inneren elektriſchen Erſcheinungen ſich auch äußerlich kund gaben und zwar in Nordlichtern, die von T. W. Harris in Utica geſehen und beſchrieben worden ſind. Er konnte vom Dache ſeines Hauſes aus, um neun Uhr abends, bei ungeſtörter Ausſicht über den ganzen Himmel das magnetiſche Ungewitter, wie Humboldt das Nordlicht nannte, zwei Stunden lang beobachten. Zuerſt ſah er mehrere unregelmäßige helle Lichtflecke über den Himmel verteilt, die ſehr ſtark und plötzlich an Ausdehnung und Helligkeit wechſelten (den Schwankungen der Erdſtröme ähnlich). Eine halbe Stunde ſpäter breitete ſich von Norden aufſteigend ein blaſſes Licht aus, das immer heller wurde. Auf dieſem verſchoben ſich die erwähnten Lichtflecke, und es entwickelten ſich Strahlen von mannigfachen Formen und Farben, die mit den Luftflecken und dem allgemeinen weißlichen Lichtſchimmer des Himmels eine wunderbare, durch den Farbenwechſel ſich von anderen Nordlichtern unterſcheidende Himmelserſcheinung darbot. Der Zuſammenhang der Polarlichter mit den elektriſchen Erdſtrömen erhält hierdurch erneute Wahrſcheinlichkeit. St.

Naturkunde.

In letzter Zeit wurden in Amerika wiederholt Meteorſteine gefunden, in denen Stoffe enthalten waren, die auf Erden ſehr ſelten ſind oder gar nicht beobachtet wurden. So fand man in Arizona einen Meteoriten, der von Friedel in Paris unterſucht worden iſt und in dem neben 91 Proz. Eiſen und 7 Proz. Nickel kleine Diamanten, teils ſchwarz, teils gelblich, enthalten waren, die ſich nach der Anſicht des genannten Forſchers wahrſcheinlich während des Erglühens des Steines gebildet haben. Jetzt ſoll, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, Prof. Joplin von der Bergſchule in Miſſouri in einem anderen Meteoriten ein ganz neues Element gefunden haben; er hat dies Element Helium genannt, weil ſeine Linien mit einem durch die Spektralanalyſe längſt auf der Sonne nachgewieſenen, auf der Erde bisher noch nicht gefundenen problematiſchen Stoff dieſelben Linien zeigen.

Technik.

Im Jahre 1840 waren nach einer Zuſammenſtellung des Scientific american auf der ganzen Erde 1 650 000 Dampfpferdekräfte in Betrieb, jetzt ſtehen über 50 Millionen Dampfpferdekräfte im menſchlichen Dienſt. Die Verteilung derſelben auf die einzelnen Kulturſtaaten iſt ſehr intereſſant; es entfallen u. a. auf:

	Dampfpferdekräfte	Anzahl der Pferdekräfte auf je 100 Einwohner
Vereinigte Staaten von Amerika	14 000 000	24
Großbritannien	8 200 000	25
Deutſches Reich	6 200 000	13
Frankreich	4 520 000	11
Rußland	2 240 000	3
Öſterreich	2 150 000	5
Italien	830 000	3
Belgien	810 000	14
Spanien	740 000	4
Holland	340 000	8
Schweiz	290 000	10

Von den geſamten 50 Millionen Dampfpferdekräften ſind gegen 40 Millionen im Dienſt des Verkehrs — der Eiſenbahnen (32) und Dampfſchiffe (8) —, 10 Millionen ſtehen als Motoren anderer Art in Betrieb. Zum Vergleich ſei erwähnt, daß man eine Dampfpferdekraft gleich rund 3 Pferdekräften oder gleich 7 Menſchenkräften rechnet.

Prof. H. W. Vogel-Berlin iſt es endlich gelungen, ein Mittel zu finden, welches Photographieen völlig vor dem Vergilben ſchützen, ſie alſo dauernd friſch erhalten ſoll. Das Verfahren, das z. Z. dem Patentamt vorliegt, beruht auf der Beimiſchung einer Jodlöſung zu dem Klebſtoff, mit welchem die Photographieen aufgezogen werden.

Geſundheitspflege.

Die unmittelbaren praktiſchen Erfolge der Bacillenlehre mögen z. Z. noch gering ſein, immerhin iſt es intereſſant, die Fortſchritte der Forſchung auch auf dieſem Gebiet zu verfolgen. Zwei italieniſche Gelehrte, Centanni und Tizzoni, glauben jüngſt auf Grund ausgedehnter Tierverſuche nachgewieſen zu haben, daß ſich die, durch Paſteurſche Impfungen erlangte Immunität gegen die Hundswut nicht nur auf die einzelnen geimpften Individuen erſtreckt, ſondern von dieſen vererbt, und ſogar von der nächſten Generation an dauernd wird. Sie ſind der Meinung, daß ſich durch Züchtung immuner Hunderaſſen ſchließlich die Gefahr der fürchterlichen Krankheit beſeitigen läßt.

Schwarze oder weiße Hüte? Dr. Vallin hat feſtgeſtellt, daß nach einſtündigem Spaziergange in der Julisſonne die Temperatur im Innern eines Cylinderhutes bis auf 46 Grad Celſius ſteigt. Der Marinearzt Dr. Corne hat nachgewieſen, daß am Senegal die Temperatur unter der Mütze eines Marineoffiziers 41 Grad erreicht, während ſie unter der Mütze eines Unteroffiziers, die mit Luftlöchern verſehen iſt, nur 3 Grad weniger zeigt. Unter dem weißen engliſchen Tropenhelm ſteigt ſie ſelbſt bei der größten Hitze nicht über 33 Grad. Der weiße leichte Hut iſt im Sommer demnach dem ſchwarzen vorzuziehen; die naturgemäßeſte Kopfbedeckung in heißen Gegenden iſt der weiche, faltige weiße Turban der Orientalen. St.

Verkehr.

Der Telegraph in ſeiner heutigen Form und der Fernſprecher ſollen durch eine neue Erfindung des amerikaniſchen Elektrotechnikers Eliſha Gray weit überflügelt worden ſein. Es handelt ſich um nicht mehr und nicht weniger als um einen Fernſchreiber (Telautographen), über den der Erfinder ſelbſt ſagt: „Der Schreibapparat am Abgangsorte kann in jedem Hauſe, in das eine telephoniſche Drahtleitung hineinreicht, auf einem einfachen Pult angebracht werden. Ein gewöhnlicher Bleiſtift dient zur Niederſchrift. An ſeiner Spitze ſind zwei ſeidene Schnüre befeſtigt, die, mit dem Apparat verbunden, ſeiner Bewegung genau folgen und den Empfangsſtift am anderen Ende der Leitung, bei dem Adreſſaten, elektriſch beherrſchen. Am Empfangsende halten zwei Aluminiumarme die fortwährend mit Tinte geſpeiſte haarfeine Glasröhre, die als Feder zur Niederſchrift dient. Durch den elektriſchen Strom vom Abſender der Mitteilung aus geleitet, bewegt ſie ſich gleichzeitig und in gleicher Richtung und Ausdehnung mit jeder Bewegung des fernen Bleiſtiftes am Abgangsende derart, daß ihre Niederſchrift in Tinte eine ganz genaue Wiedergabe deſſen iſt, was der Urheber am Abgangsende mit dem Bleiſtift ſchreibt oder aufzeichnet. Handzeichnungen, ſtenographiſche Zeichen können gleichfalls drahtlich übermittelt werden.“ — Bewahrheiten ſich dieſe Angaben, ſo wird der Apparat nicht nur den Fernſprech- und telegraphiſchen, ſondern auch den Briefverkehr ungemein beeinfluſſen.

Hauswirtſchaft.

Man beachtet faſt gar nicht den Einfluß der Färbung der Zimmerwände und der Zimmerdecke auf die Belichtung der Räume, höchſtens daß man allgemein helleren Tönen den Vorzug gibt. Neuerdings hat nun ein Dr. Sungmer eingehende Verſuche über den Einfluß der Farbe, in welcher die Dekoration eines Raumes gehalten iſt, auf die Leuchtkraft der Gasflammen gemacht und iſt dabei zu recht überraſchenden Reſultaten gelangt. Wenn z. B. eine ſchwarze Zimmerwand und Decke zu einem beſtimmten Helligkeitsgrad 100 Lichtſtärken erfordert, ſo erfordert eine dunkelbraune nur 87, eine blaue 72, eine hellgelbe 60, weiße Holztäfelung 80, eine Tapete von hellgrünem Papier 20, Kalktünche gar nur 15 Lichtſtärken. Mit anderen Worten: ich erziele in einem weißgetünchten Raum den gleichen Lichteffekt mit vier Fünftel derſelben Gasmenge, wie in einem ebenſo großen, mit brauner Tapete bekleideten Raume.

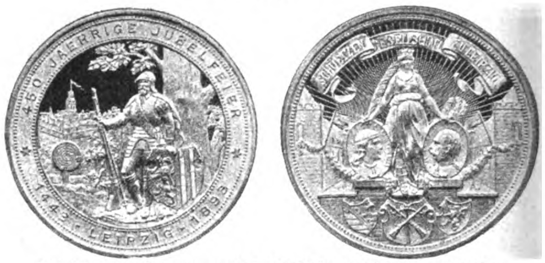
Vereinsweſen.

Am 30./31. Mai hielt die Deutſche Lutherſtiftung zu Jena ihre Jahresverſammlung ab. Propſt Frhr. v. d. Goltz gewährte in ſeinem Jahresbericht einen ergreifenden Einblick in die Not ſo manchen deutſchen Pfarr- und Schulhauſes, konnte aber auch mitteilen, daß im letzten Jahre 512 Familien eine Beihilfe von 38 000 Mk. zur Erziehung der Kinder aus den Mitteln der Stiftung gewährt wurde.

Ende Mai tagte in Kiel der Deutſche Verein für das höhere Mädchenſchulweſen. Die angenommenen Theſen bez. der körperlichen Ausbildung der Zöglinge verdienen Erwähnung: ſie befürworten nämlich die ſtaatliche Berufung von Ärzten zur Überwachung aller Schuleinrichtungen in geſundheitlicher Richtung, die Einführung der Steilſchrift und den Vortrag der Grundzüge der Geſundheitspflege im naturwiſſenſchaftlichen Unterricht.

Die Leipziger Schützengeſellſchaft.

In der Woche vom 27. Mai bis 4. Juni feierte die Leipziger Schützengeſellſchaft ihr 450jähriges Beſtehen in glanzvollſter Weiſe mit Feſtkommers, hiſtoriſchem Feſtzug und einem großen Konkurrenzſchießen; die nebenſtehende Medaille wurde zur Erinnerung an das Jubiläum geprägt. — Die Leipziger Schützengeſellſchaft bildete ſich als Schützenbrüderſchaft in der Oſterwoche des Jahres 1443 und ſtellte eine Art bürgerlichen Waffenvereins dar, der aber auch zu gemeinſamem Gottesdienſt verbunden war. Zuerſt trug die Schützengilde, die den Kern der ſtreitbaren Männer der Stadt in ſich vereinigte, nur die Armbruſt als Waffe, und die Mitglieder waren mit Panzerhemd und Sturmhaube gerüſtet. Bald aber bildete ſich neben den Älteren, die von jenen Rüſtſtücken nicht laſſen mochten, auch eine Abteilung Feuerſchützen, die ſchon 1498 ein Schießen mit gezogenen Gewehren abhielten. Der Wettſtreit zwiſchen beiden Abteilungen führte 1580 zur Spaltung der Geſellſchaft, und erſt 1826, nach 246jähriger Trennung, vereinigten ſich die Armbruſtſchützen wieder mit den Büchſenſchützen. In vier und einem halben Jahrhundert aber, auch während der Zeit der Zweigliederung, hat die Leipziger Schützengeſellſchaft ihr Anſehen und ihre Stellung in der Stadt — mutatis mutandis — zu wahren gewußt. Ein reicher, koſtbarer Silberſchatz und ein merkwürdiges Stammbuch, in welchem ſich alle Gäſte der Gilde, unter ihnen zahlreiche Namen allererſten Ranges, beſonders aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, eingetragen haben, ſind Zeugen der langen ehrenvollen Vergangenheit einer bürgerlichen Vereinigung, der man von Herzen ein weiteres glückliches Gedeihen und Blühen wünſchen darf.



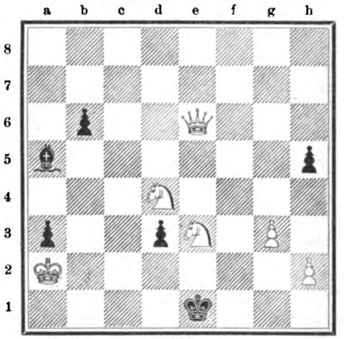
Medaille zur Erinnerung an das 450jährige Jubiläum der Leipziger Schützengeſellſchaft.

Kleine Zeitung.

Das **Poloſpiel**, urſprünglich indiſchen Urſprungs, bildet jetzt in Paris eine Lieblingsbeſchäftigung der vornehmen Herrenwelt. Es iſt ein aus dem Sattel geſpieltes Kugelſpiel. Den Schauplatz bildet ein 750 Fuß langer, 50 Fuß breiter Platz mit je zwei Pfoſten an den Querſeiten; die Spieler, je vier in jeder Partei, halten zu Pferd — meiſt auf Ponies — an den Pfoſten, mit einem langen Schläger bewaffnet, deſſen Heft aus Bambus beſteht. Mit dieſem Schläger muß die weiß angeſtrichene große Kugel zwiſchen die gegenüberliegenden Pfoſten geſchleudert werden, wobei weder der Gegner, noch deſſen Pferd, noch deſſen Schläger berührt werden darf, während es ſtets gilt, dem Gegner zuvorzukommen, wenn er der Kugel nachreitet, um ſie weiter zu ſchlagen. Das Spiel erfordert große reiterliche Gewandtheit und Übung, zumal die Spieler den Schläger vielfach auch mit der linken Hand handhaben müſſen. Die Pferde ſollen ſich aber ſehr bald daran gewöhnen, Helfer und Mitwirkende ihrer Herren zu werden. Es iſt merkwürdig, daß das Spiel in Deutſchland noch keinen Boden gefunden hat.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von F. Möller.



WEISS.

Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a. Von See über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Land?
b. Von Gerſte über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen zu Weizen?
c. Von Geld über höchſtens neun Zwiſchenſtationen zu Gut?
d. Von Roß über höchſtens ſieben Zwiſchenſtationen zu Wagen?
e. Von Homer über höchſtens elf Zwiſchenſtationen zu Horaz?
f. Von Dahn über höchſtens zwölf Zwiſchenſtationen zu Ebers?
g. Von Dover über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Rom?
h. Von Stuhm über höchſtens fünf Zwiſchenſtationen zu Ham?

2. Silbenrätſel.

5. 1.

Von Zahlen leider hängt nur zu viel ab,
Seit wir nicht mehr in Eden wandeln,
Drum rühmen wir den Mann noch übers Grab,
Der ſo ſie wußte zu behandeln.

2. 2.

Mit liebender Verehrung du es ſagſt,
Doch wird es mehr noch dir gefallen,
Wenn hochbeglückt du es erlauſchen magſt
Aus deines Kindes erſtem Lallen.

3. 5.

Wer raſtlos jagt und drängt und eilt,
Um Gold, viel Gold nur zu erwerben,
Wie ſchnell wär' er von dieſer Sucht geheilt,
Könnt' ich ihm mein Geſchick vererben!

4. 1.

Den Konſonanten, den das Wort enthält,
Laß drei- ſtatt zweifach drin erſcheinen,
Dann nahm es Abſchied von der Außenwelt
Und wird vielleicht ſie ſtill beweinen.

1. 2. 3. 4. 5.

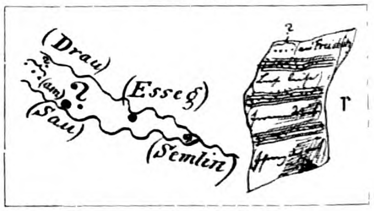
Nicht Viele konnten ſich an Tapferkeit,
An Staats- und Feldherrnkunſt mit mir vergleichen,
Sonſt hätte Hellas' Stern wohl lange Zeit
Geſtrahlt noch, ohne zu erbleichen.

M. Sch. (Kaſſel.)

3. Zahlenrätſel.

1—8 ein deutſches Land,
7 8 8 als Fluß bekannt.
Fluß iſt auch 6 8 8 4,
6 4 6 3 iſt ein Tier.
Gott der Römer 4 2 3.
Eine ſchöne Frau 7 2.
4—8 ein deutſcher Mann,
Der einſt großen Ruhm gewann.
Und als deutſchen Dichter lieben
Wir 1 2 3 5 6 7.

Bilderrätſel.



4. Zweiſilbige Scharade.

Als amtlicher Befehl komm' ich von oben her;
Bin wiederholt dem Autor recht willkommen;
Dem Unterthan mach' ich den Beutel leer,
Doch werd' ich gern zum Butterbrot genommen.

U. S.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben Nr. in 38.

Bilderrätſel.

Hamburg-Amerikaniſche Paketfahrt-Aktien-Geſellſchaft.

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen 4—2, 4—1, 3—6, 3—2. Die Augenſumme auf den acht Steinen des B betrug 52, auf denen des C 41, auf den acht Steinen der Partie 46.

A behielt: 6—4, bl.—4, 2—5, bl.—5.
B ſetzte: 4—5, 3—1. C ſetzte: 5—3, 1—bl.

Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der Buchſtaben erhält man aus den drei großen und den 22 kleinen Buchſtaben der gegebenen Wörter das Sprüchwort:

„Kein Meiſter fällt vom Himmel.“

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieſer Nummer ſchließt das dritte Quartal. Wir erſuchen unſere Leſer, beſonders die Poſtabonnenten, die Beſtellungen auf das vierte Quartal (Juli bis September 1893) ſofort aufzugeben, um Unterbrechung in der Zuſendung zu vermeiden.

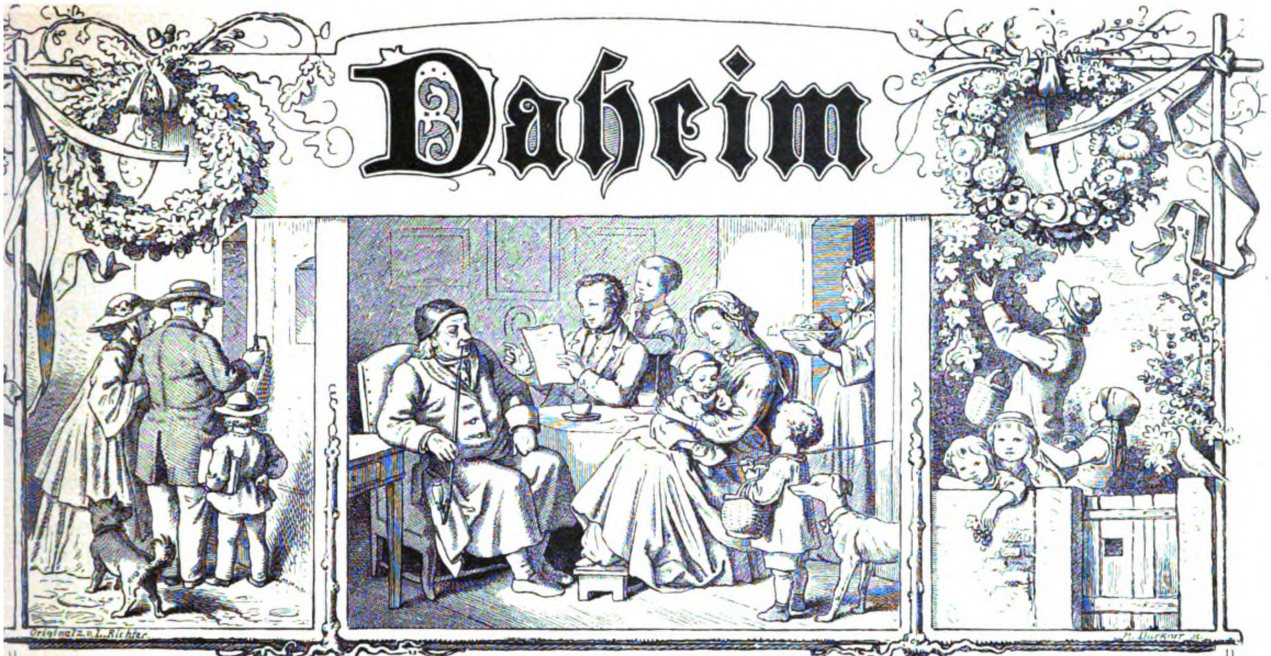
Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Schloß Seligkeit. Eine Hofgeſchichte von B. v. d. Lancken. (Schluß.) — Blütenſchnee. Gedicht von Hedwig Gräfin Rittberg. — Die Berliner elektriſchen Bahnen. Von H. v. Zobeltitz. Mit einem Plan. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — St. Afra vor dreißig Jahren. Von E. H. Mit ſieben Illuſtrationen von Karl Becker. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Das erſte Schiff von S. Granitſch; König Droſſelbart von P. GrotJohann. — Erdkunde. — Naturkunde. — Technik — Geſundheitspflege. — Verkehr. — Hauswirtſchaft. — Vereinsweſen. — Die Leipziger Schützengeſellſchaft. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Juli 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 40.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

I.

In ihren Sonntagskleidern, das Geſangbuch in der Hand, ſtanden die Dorfweiber an der Kirchhofsmauer. Es konnte noch eine Weile dauern, ehe es zuſammenläutete. Der Paſtor war noch nicht von Bernsburg zurück, wo Frühkirche ſtattfand, und ſeine Schweſter, Fräulein Hilde, ſchnitt Blumen in dem hübſchen Gärtchen vor dem Pfarrhauſe.

„Herrjes,“ ſagte die Gärtnerfrau zu der Krügern, mit der ſie ſich vornehm abgeſondert hatte von den Tagelöhnerfrauen, „da kommt ſchon die Herrſchaft! Ne, was der Paſtor heut lang bleibt.“

Die Inhaberin des Dorfkruges, eine ſchmucke Witwe, reif und rotbäckig wie ein Kardinalapfel, ſtrich ihre gelben Hutbänder unter dem Kinn glatt. „Die Gnädige iſt doch 'ne ſchöne Dame!“ meinte ſie, voll Bewunderung für die elegante Sommertoilette der Freifrau; „aber das gnädg' Frölenchen ſieht man 'n bißchen kümmerlich aus.“

„Tag!“ ſagten die Schulkinder, als die freiherrliche Familie herankam. Die Buben riſſen die Mütze vom Kopfe, die Mädchen ſtanden ſteif und rot vor Verlegenheit.

Jetzt ſchlugen die Glocken auf dem Turme an, vor dem Pfarrhaus hielt ein Wagen, und die Leute traten in die Kirche ein. Auf dem kleinen Flur des Paſtorhauſes, voll von dem Duft der Blumen, die in einer großen Glasſchale auf der Konſole ſtanden, nahm die Schweſter dem Bruder ſeinen Staubmantel ab und führte ihm ein Glas Wein zum Munde, das er haſtig, mit abgeſpannter, zerſtreuter Miene austrank. „Mein Buch, Hilde! Ich habe mich verſpätet wegen der Taufe.“

Das Herz der Schweſter zog ſich ſchmerzlich zuſammen, als ſie in das milde Antlitz ſchaute mit dem ſtark ergrauenden Haar, das wie matt und müde um die eingeſunkenen Schläfen fiel. Er war kaum zehn Jahre älter als ſie mit ihren friſchen Dreißig, aber er ſah aus wie ein Greis.

Sie reichte ihm das Geſangbuch, ſetzte eilig einen Strohhut auf ihren glatten, glänzend dunklen Scheitel und ſchritt dann neben ihm her nach der Kirche.

Er hatte ſich ſpät verheiratet. Das lag in der Familie. War die Schweſter doch ganz ſitzen geblieben, trotzdem ſie früh in die Welt gewandert, klug und hübſch genug für eine Erzieherin. Das junge Weib des Bruders hatte ſie nie gekannt. Sein Schmerzensſchrei über ihren Verluſt rief ſie aus dem ſchottiſchen Hochland und dem Sommerpalaſt der Lady Salisbury nach der deutſchen Landpfarre, wo der arme Paſtor ſein Liebſtes auf der Welt in das Grab legte. Sie kam gerade recht, um ihm dabei zu helfen und den traurigen Erdhaufen in einen Blumenhügel umzuwandeln, an dem er trauern und beten konnte. Es waren für ihn Tage voll Jammers, für ſie Zeiten der Prüfung. Sie hatte ſie längſt überwunden, er hingegen ſie nur überſtanden, und ſein Organismus, niemals ſehr kräftig, litt dabei Schaden.

Auf der Schwelle der kleinen Dorfkirche wehte ihnen eine ſo ſtarke Zugluft entgegen, daß ein paar heftige Huſtenſtöße die Bruſt des Pfarrers erſchütterten, und er einen Augenblick ſtehen bleiben mußte, um ſich davon zu erholen.

In dem Kirchſtuhl des Gutsherrn hob ſich ein blonder Frauenkopf, zwei ſcharfe, helle Augen in einem blühenden, noch jungen Geſicht muſterten die hinfällige Geſtalt des Paſtors und blieben dann überraſcht an der hohen, elaſtiſchen ſeiner Schweſter haften.

„Iſt das die vielgereiſte Erzieherin?“ flüſterte die Freifrau ihrem Gemahl zu.

„Ich glaube, ja — ſeine Schweſter,“ murmelte er, während der eigentümlich ſchillernde Blick ſeiner Gattin gefeſſelt wurde von zwei ſchönen Augen, blau und tief wie ein Hochlandſee.

Die Tochter des Freiherrn, ein zartes, dunkeläugiges Kind, mit einem ſcheuen Weſen und einem verſchloſſenen Zug um das blaßrote, knoſpenhafte Mündchen, ſchaute mit ununterbrochener Andacht in ihr Geſangbuch. Einmal, während der Predigt, begegnete auch ſie den blauen Augen, doch, wie unangenehm von ihnen berührt, ſenkte ſie die Wimpern. Sie ſcheute ſich, in ihrem ſtillen Sinnen beobachtet zu werden.

„Armes Kind!“ dachte die Schweſter des Paſtors. „Der Sonnenſchein einer frohen Jugend ſtrahlt nicht aus deinen Zügen.“

Durch ihren Bruder wußte Hildegard einiges über die Familie des Freiherrn. Vor etwa ſieben Jahren hatte dieſer ſich mit der Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin vermählt. Die erſte Gutsherrin von Lindenau war eine nervöſe, kränkliche, ſehr zarte Dame geweſen, in allem der Gegenſatz zu ihrer Nachfolgerin, die groß, ſtattlich, blond, von blühender Geſichtsfarbe, ganz anders auftrat, als die arme, in Tücher und Decken gehüllte Invalidin im Fahrſtuhl.

Die jüngere Frau von Lochnitz hielt ſich nicht viel in Lindenau auf, obgleich ſie weite Märſche durch die Felder liebte, flott ritt und mit Eleganz kutſchierte. Sie brachte den Winter in der Reſidenz und den größten Teil des Sommers in Bädern zu. Man munkelte, ſie wäre früher ſchon einmal verlobt geweſen. Von ihrem Verhältnis zu der Stieftochter ſprach man nicht viel. Aus Achtung vor dem Gutsherrn vermutete man, daß es ein gutes wäre.

Nach beendigtem Gottesdienſt ſtellte der Paſtor ſeine Schweſter vor. Die Freifrau reichte ihr in einer liebenswürdigen Aufwallung die Hand, das junge Fräulein von Lochnitz hingegen machte einen ſteifen Penſionsknix und ſchlug nicht einmal die Augen auf.

„Ich hörte, Sie hätten lange Zeit in England gelebt,“ ſagte die Gutsherrin unter andrem, eigentümlich gefeſſelt von dem friſchen, ruhigen Weſen des Fräuleins.

„Zum Teil auch in Schottland, gnädige Frau, wo die Menſchen mehr als anderswo in inniger Gemeinſchaft mit der Natur leben, was ſie friſch und urwüchſig erhält.“

„Da werden Sie ſich ſchlecht zurecht gefunden haben in dieſer nüchternen Landſchaft und dem engen Geſichtskreis unſerer Dörfler.“

„Doch nicht! Ich hatte meinen Bruder zum Führer,“ erwiderte das junge Mädchen lächelnd, daß es wie Sonnenſchein über das ganze Geſicht leuchtete. — Sie iſt ja jung und hübſch, ſchoß es der Freifrau durch den Sinn. Daß ich das nicht gleich bemerkte! Sie gefiel ihr immer mehr, dieſe Schweſter des Paſtors, die in dem hellgrauen Sommerkleide, das ihr wie angegoſſen paßte, wirklich ganz ladylike ausſah! Dennoch verurſachte ihr der Blick dieſes Mädchens, der jeder Sache gleich auf den Grund zu gehen ſchien, ein leiſes Unbehagen, das ſie, klug wie ſie war, ſich etwa ſo auslegte: der imponierſt du weder mit deinen Ahnen, noch deinen prächtigen Toiletten. Du mußt vielmehr auf deiner Hut ſein, keine Schwächen verraten, keine Oberflächlichkeit! Sie kann mir eine Zeitlang die Langeweile hinunterwürgen helfen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht anmaßend wird und uns mit dem Bruder nicht allzuſehr läſtig fällt, der wirklich ſehr unangenehm huſtet.

„Wo iſt Agnes?“ fragte der Freiherr, indem er mit dem Paſtor zuſammen aus der Kirche trat. Er brauchte nicht lange zu ſuchen. Seine Tochter ſtand unter der Trauerweide am Grabe der Mutter, die dunklen Augen verſenkt in die goldenen Buchſtaben an dem eiſernen Kreuz.

„Die Kleine leidet etwas an Gefühlsſchwärmerei!“ bemerkte Frau von Lochnitz, mit einem Seitenblick auf ihren Gatten, der nervös die Finger bewegte, als er ſich dem Erbbegräbnis näherte. „In der Regel die Epidemie unſerer Mädchenpenſionate.“

„Und ein anmutiges Vorrecht der Jugend,“ fügte die Schweſter des Paſtors hinzu.

„Mir leider, wie alles übrige auf dieſem Gebiet, in der Seele zuwider!“ rief Frau von Lochnitz ſchroff. Hinterher wunderte ſie ſich, daß die blauen Augen keine Spur eingeſchüchtert waren, ſondern ruhig herüber lächelten zu dem bleichen Kinde unter der Trauerweide.

„Wer hat hier ſchon ſo früh Roſen geſtreut und Kränze gewunden?“ fragte der Freiherr ablenkend und gerührt von dem Anblick des geſchmückten Grabhügels. „Du, Agnes?“

Das junge Mädchen ſchüttelte den Kopf, und eine kleine Falte grub ſich in ihre Stirn.

Ganz in der Nachbarſchaft des vergoldeten, eiſernen Gitters lag unter einer ſchönen, alten Linde die Ruheſtätte für die Familie des Pfarrers, mit einem Hügel von friſchen Blumen und grünen Gewinden. Auf ihn deutete der Paſtor.

„Es iſt die Sonntagsfrühandacht meiner Schweſter. Das gnädige Fräulein wird nicht zürnen, wenn ſie dabei einer anderen Seligen gedenkt.“

Aber Agnes ſchaute verſchloſſen zu Boden, als ob ſie wenig Freude daran hätte. Es war ihr Verhängnis, daß ſie nichts für ſich haben durfte, nicht einmal das Grab ihrer Mutter!

„Du vergißt, dich bei Fräulein Welſing zu bedanken, Kind!“ mahnte die Freifrau ihre Stieftochter, obgleich ihr etwas von „ſentimental“ und „altjüngferlich“ durch den Kopf ging.

„Sagen Sie lieber, Fräulein von Lochnitz,“ wehrte Hilde lebhaft, „daß Sie es gern ſehen, wenn ich ausführte, was Sie während Ihrer Abweſenheit nur denken konnten!“

„Jetzt bleiben wir hier,“ erwiderte Agnes, ohne aufzublicken, und weder ein Wort des Dankes, noch der Zufriedenheit kam über ihre Lippen. Aber auf dem Wege nach Hauſe dachte ſie immerfort an die friſchen Roſen auf dem Grabe ihrer Mutter und an die ſchönen blauen Augen des Paſtorfräuleins. Nur als ſie an einem Zwetſchenbaum, in der Hecke zwiſchen der Landſtraße und dem herrſchaftlichen Obſtgarten, vorbeikamen, fiel ihr etwas andres ein: von dem Baum hatte ihr einſt ein Student, der im Pfarrhauſe zu Beſuch war, Zwetſchen gepflückt. Sie, klein wie ſie damals in ihrem ſechſten Jährchen war, erinnerte ſich, daß er hübſch ausgeſehen, trotz des abſcheulichen Käppchens, welches ihm wie ein runder Schachteldeckel auf einem Ohr klebte. Eine greuliche alte Dogge hatte er bei ſich, die hieß Fox und knurrte die Leute an. Sie hatte es nicht vergeſſen — auch nicht, daß ſie heimlich weinte, als nachher die Gouvernante kam, ihr die ſchönen, ſchwarzen Zwetſchen aus der Taſche nahm und fortwarf. Eſſen hatte ſie die Dinger ja gar nicht wollen, nur aufbewahren. Aber freilich, ſchon damals durfte ſie nichts für ſich haben.

„Du warſt nicht gerade höflich gegen Fräulein Welſing, mein Kind!“ machte der Freiherr ihr zum Vorwurf. Sie ſah es ein, ſagte aber kein Wort.

„Ein nettes Mädchen!“ bemerkte Frau von Lochnitz. „Gerade auf der Schwelle des Altjungferntums. Ich werde ſie mir nächſtens einladen, um etwas Engliſch mit ihr zu treiben.“

„Dann läßt du vielleicht auch Agnes daran teil nehmen, liebe Adelheid. Das Kind muß doch mal ein wenig aus ſich heraus kommen.“

„Bitte, nicht!“ ſtammelte die Kleine, verlegen wie eine richtige Penſionärin. „Ich — weiß ja gar nichts.“

„Sollen wir dir lieber ein Kätzchen zum Aufpäppeln ſchenken oder eine Puppe?“ neckte ſie die Stiefmutter; aber um ihre lächelnden Lippen zuckte es verächtlich.

„Habe Geduld mit dem armen Kinde!“ bat er leiſe. „Wir hätten uns von vornherein mehr um ſie kümmern ſollen. Man kann von dem ununterbrochenen Penſionsleben kaum Beſſeres verlangen. Wir werden ſie nächſten Winter etwas unter Leute bringen. Bis dahin kannſt du ſie noch genügend civiliſieren.“

Sie hatten keine Ahnung, welch ein Schreckensbild die Phantaſie dem furchtſamen Kinde vorgaukelte, von einer Geſellſchaft mit einem Dämon im Vordergrund, dem alles blind zu Füßen liegt. — Sie ſelbſt in einem endloſen Wirrwarr, verlacht, gehetzt, gequält um des Dämons willen, den niemand kennt — nur ſie — nur ſie!

II.

Fünfzehn Jahre und ſieben Monate führte Frau Knob dem Herrn von Büchnow auf Bernsburg die Hauswirtſchaft, aber ähnliche Umwälzungen hatte ſie nie erlebt. Der „Gnädige“, ſonſt der ſtillſte, ſolideſte Menſch auf dem Erdenrund, ergab ſich mit einemmal ſchauderhaften Ausſchweifungen. Bekannt als guter Schläfer, ſtand er plötzlich mit der Sonne zugleich auf, ging vor Mitternacht nicht zu Bett, pirſchte in Gegenden, wo es von Wilddieben wimmelte, fuhr Kahn auf dem Keſſelſee, der es bekanntlich nicht ohne ein Opfer jährlich that, gab Tiſchgeſellſchaften, die viel Wein und Cigarren koſteten, und unterhielt einen ſo regen Verkehr mit den Paſewalker Küraſſieroffizieren, als ob er nächſtens ſeinen Reſerveleutnant in Thätigkeit ſetzen und Bernsburg dem alten Inſpektor Braun zu Weihnachten ſchenken wollte. Nun frage mal einer warum?

Weil ihm neulich ein verflixter Berliner ins Haus gefallen war, ein richtiges Jungferherrchen, fein und ſauber aufgeſteckt wie eine Haube, nagelneu aus der Schachtel der Putzmacherin. Das ſollte ein Jugendfreund von dem Gnädigen ſein und ein Rechtsanwalt obenein. Gut! Brauchte der aber ganz Bernsburg über den Haufen zu werfen und den guten „Herrn“ zu den gräßlichſten Streichen zu verführen? Nichts war ihm heilig, vor nichts bebte er zurück. Über den Rheumatismus des gnädigen Herrn (Gott ſei Dank überſtanden!) machte er ſich, nach dem erſten Wettſchwimmen über den Keſſelſee, wie der Diener Brümmer mit eigenen Ohren beim Aufwarten gehört, in Reimen luſtig. Eine lüderliche Zigeunerbande, die er von der Straße aufgeleſen, brachte er ins Haus, damit ſie in dem Saal, wo die ſchönen, großen Ahnenbilder hingen, auf der Fiedel kratzten, tanzten und Lieder ſängen, die einem Chriſtenmenſchen in die Glieder fuhren. Aber das Schlimmſte an dieſem Kobold war ſein Hund, der mehr von einem Löwen, als von einem zahmen Haustier an ſich hatte. Der Köter fletſchte die Zähne, wenn einer ſeinen Herrn nur von der Seite anſah, holte ihm des Morgens die Stiefel vom Flur und ſchlief des Nachts als Fußdecke auf ſeinem Bett. Zu Hauſe ſollte er ihm ſogar den Kaffee kochen auf einer eigens für Hunde erfundenen Maſchine — das konnte indes weder Frau Knob noch Brümmer mit Beſtimmtheit behaupten.

„Sehen Sie noch nichts nich, Brümming?“ fragte Frau Knob, die als gut konſervative Mecklenburgerin kein „mir“ in den Mund nahm: „Meine Küken braten mich tot und klein.“

Brümmer, der oben durch die Bodenluke guckte, grinſte ſchadenfroh in ihr rundes, vom Küchenfeuer glühendes Geſicht. „Ne, Knobben, keine Spur nich.“

„Ach je, ach je! Wenn er mich man bloß den Herrn heil und ganz nach Hauſe bringt.“

„Wo wird er denn nicht, Knobben! Er is ja 'n Rechtsanwalt bei's Gericht.“

„Ja, Brümming! Aber denken's mal, wenn die Wilddiebe erſcht wiſſen, daß er ſie nachher verdefentieren thut, denn ſchießen ſie mich nichts, dich nichts drauf los, und wen es zuvörderſt trifft, das iſt unſ' armer Gnädiger.“

Mit dieſer mehr grauſigen, als logiſchen Schlußfolgerung trippelte Frau Knob in die Küche, wo der Wirtſchaftslehrling die jungen Hähne anbrennen ließ, welche der Rechtsanwalt für ſich und ſeinen Löwen zum Frühſtück beſtellt hatte. Wenn das Glück gut war, fiel vielleicht auch ein Knöchelchen ab für den Märtyrer dieſer unheimlichen Freundſchaft.

Der gab ſich unbekümmert um ſein Schickſal dem Zauber der Waldfriſche und der ſprudelnden Jugendluſt ſeines Gaſtes hin, die ihm die Welt in einem neuen, magiſchen Lichte veranſchaulichten. Der Tau auf Blättern und Gräſern verwandelte ſich zu Thränen der Sehnſucht, das Zwitſchern der Vögel zu verliebtem Gekoſe. Die Sonne küßte das Haupt des Waldes, der Wind ſchäkerte mit den Blumen, und der Himmel umfing die Erde mit ſeinem großen, ſeelenvollen blauen Auge — — —

Durch das Gebüſch ſetzte eine ungeheure Dogge, ein zappelndes Eichhörnchen im Maul, zugleich ſchallte eine Stimme: „Holla, Pax!“ Das Tier ſtürmte zurück und legte die Beute vor ſeinem Herrn nieder. Schelte bekam es aber doch.

„Geh, altes Ungeheuer! Du haſt den Waldfrieden gebrochen.“ Der Hund ließ die Schnauze hängen und kniff den Schwanz ein. Sein Herr gab ihm einen Klapps und ſuchte dann ſeinen Freund auf, der im Schatten einer Buche lag und in die blaue Luft ſtarrte, als ob er ein Loch hineingucken wollte.

„So, da liegt der Glückspilz und träumt von ſeiner eigenen Herrlichkeit! Hole dir nur keinen Schnupfen im Morgentau, teurer Jesko! Ich mag nämlich mein unſchuldiges Haupt kein zweites Mal unter dem Fluch unſrer geliebten Knobben beugen.“

„Laß mir den alten Haustyrann in Ruh! Er intereſſiert mich hier zu wenig. Dürfte ich lieber wiſſen, was mich plötzlich zum Glückspilz gemacht hat!“

„Wie?“ lachte der luſtige Spötter und ſtreckte ſich behaglich neben dem andren ins Gras. „Bedarf das eines Kommentars? Dein iſt dieſe duftige Waldfreiheit, du badeſt täglich in dieſem unermeßlichen Luftmeer, dieſe große, ſchöne Sonne geht jeden Morgen extra für dich auf, kurz, du biſt dein eigener Herr in dieſer unverdorbenen Natur — unſereins dagegen lebt unter einem Stück Himmel, das man mit der Hand zudecken kann! Die Lungen vergiftet von Gasdunſt und Straßenſtaub, lebenslängliche Gefangene der Großſtadt und verurteilt, Sklavendienſte zu thun im Frack, mit dem Klapphut unter dem Arm oder in der Toga! Beim Zeus, Jesko! Laß mich auf der Landſtraße des Zufalls ein Rittergut finden, und ich werde Landmann.“

„Du haſt das alles recht ſchön ausgedacht, lieber Junge, und ziemlich farbenreich geſchildert. Aber du vergißt, wie einſam man dabei lebt, wie ſchwerfällig und abgeſtumpft man in dem ewigen Einerlei der Dinge wird.“

„Bah — deine Schuld! Warum heirateſt du nicht und ſorgſt für eine neue Generation, die der Menſchheit längſt not thut?“

Ja, warum that Büchnow das nicht? Es war jedenfalls das Zweckmäßigſte und hatte einſt ſtark ſeinen eigenen Neigungen entſprochen. Er fand wirklich keinen Grund, ſich zu entſchuldigen, und verfiel in Schweigen.

Ob er die Mühe ſcheute, ſich unter den Töchtern des Landes umzuſchauen? inquirierte der Rechtsanwalt.

Nein, die Enttäuſchung ſei zu ſicher.

Man müßte ſeine Anſprüche zeitgemäß herunter zu ſchrauben wiſſen.

Die ſeinen wären nicht ſo arg. Er würde nur zwei ganz beſtimmte Forderungen ſtellen.

„Aha! Reichtum und Schönheit — echt modern?“ lachte der Rechtsanwalt.

„Du irrſt, Heinz! Ich gehörte mein Lebtag zu der alten romantiſchen Schule, die direkt aus dem Chriſtentum ſtammt. Was ich von einer Frau als Mitgift durchaus verlange, iſt Liebe und Wahrheit.“

Der andere machte eine verblüffte Miene.

Aus dieſer idealen Himmelsgegend wehte der Wind? Das erſchwerte die Lage weſentlich. Er wüßte indes einen anderen, zu empfehlenden Ausweg: ſich blindlings über Hals und Kopf zu verlieben!

Herr von Büchnow lächelte ſchwermütig. Sein Freund möchte ihm doch den Gefallen thun, recht bald ſelbſt in dieſen netten Ausweg einzuſchwenken.

Oh, mit ihm, Heinz Rambert, wäre das ganz 'was anderes! Ihm bliebe das Paradies der Liebe und Ehe ewig verſchloſſen. Wenn er es auch nur mit einer Zehe zu berühren wagte, gleich jagte der Engel mit bloßem Schwert ihn von dannen. Dieſer Engel wäre eigentlich ein Teufel und hieße — Übermut. „Ich ſage dir, Jesko, er iſt mein

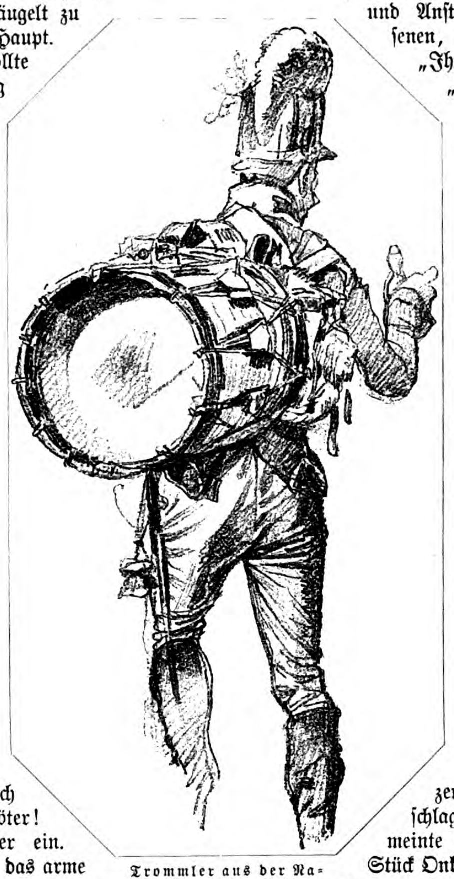
Verhängnis! So oft ich ein ſchönes Mädchen ſehe, das mir gefällt, packt er mich beim Kragen und hält feſt, bis meine Sache rettungslos verloren iſt. Verſtand und Erfahrung raten zwar weiſe: ſeufze, lieber Junge, ſchwenningere ein Weilchen, ſchmachte in der üblichen Entfernung und verdrehe gelegentlich die Augen! Puff — gibt der Übermut mir einen Rippenſtoß: ſei kein Narr! Küſſe, tanze, umarme; freue dich, daß du jung biſt, und daß es hübſche Mädchen auf der Welt gibt! Unter derartigen Umſtänden läßt Junker Amor ſeinen Pfeil hübſch im Köcher und fliegt davon. Oder meinſt du, daß eine junge Dame von gutem Geſchmack ſich einließe auf ein ſo wenig vorſchriftsmäßiges Verlieben?"

Herr von Büchnow lachte ein wenig zerſtreut, denn in ſeiner Erinnerung erhob ſich ein ſchönes blondes Frauenbild mit Augen voll Geiſt und Leidenſchaft, und eine Hand, die er geküßt, ſchleuderte ihm einen Ring vor die Füße …

Heinz glaubte lange genug geliebäugelt zu haben mit dem Sonnenſtrahl über ſeinem Haupt. Er wollte Champignons ſuchen, Pax ſollte dabei helfen. Aus Mangel an Übung jagte das kluge Tier keinen einzigen auf, wohl aber etwas anderes: das niedlichſte, furchtſamſte Wild nämlich, welches ſich zu dieſer frühen Stunde im Walde verſteckt hielt. Da floh es durch das Unterholz, daß ſein helles Fähnchen flatterte, Pax ſchnaufend in langen Sätzen hinterher. Ein Schrei! Ein armes kleines Herz pochte heftig vor Entſetzen — dann ſchmetterte die Stimme des luſtigen Rechtsanwalts durch den Wald: „Keine Bange! Er beißt nicht."

Mit ein paar anmutigen Seiltänzerſprüngen erreicht er den Ort der Handlung, fängt in einem Arm das ſinkende Opfer auf und ſchlägt mit dem anderen auf den verdutzten Hund los, den das Haſchenſpiel mit dem niedlichen, flatternden Menſchending köſtlich amüſiert hatte.

„Aber liebes Kind, pardon! — Mein Fräulein —" überſtürzt ſich der höfliche Rechtsanwalt, „es iſt wahrhaftig nicht nötig, daß Sie ohnmächtig werden. Dieſe Dogge iſt der harmloſeſte Menſch — pardon! Hund von der Welt. Der Dummkopf bildete ſich ein, Sie wollten ſich von ihm greifen laſſen. Abſcheulicher Köter! Ich ſperre ihn bei Brot und Waſſer ein. Nieder auf die Knie, du Hund! Bitte das arme Würmchen — pardon! — die junge Dame um Verzeihung!" — Pax that, was er konnte. Er leiſtete Abbitte in ſeiner treuherzigen Hundemanier, indem er die winzigen Füßchen leckte, die ihn zu der Jagd ermuntert hatten.


Trommler aus der Napoleoniſchen Zeit.
Studie von Rob. Haug.

Das arme Kind wurde rot vor Scham: „Laſſen Sie mich los, bitte!"

„Mit Vergnügen — das heißt, wie Sie befehlen!" ſagte der junge Mann zuvorkommend. „Werden Sie aber nicht nachträglich umfallen?"

Nein. Sie ſtand ganz gerade, obgleich ſie ein wenig zitterte und ſich ſchämte, daß ſie für ein Kind gehalten wurde. Zwiſchendurch überlegte ſie, ob ſie jemandem Dank ſchuldig und welcher Weg nach Hauſe der kürzeſte wäre.

Herr von Büchnow kam darüber hinzu. „Was iſt los, Heinz? Ah — ich bitte um Vergebung —"

„Pax war ein Tölpel!" blinzelte der junge Übermut ſeinen Freund an. „Er wird es ſo lange treiben, bis er in den Ruf der Blutgier kommt. Vorläufig — liebes Kind — pardon, mein Fräulein! — iſt noch keine Gefahr —"

„Was ſehe ich! Fräulein von Lochnitz!" rief Herr von Büchnow überraſcht dazwiſchen.

Heinrich machte eine Grimaſſe, gleich hinterher ſeine eleganteſte Verbeugung. „Gnädiges Fräulein, pardon, in allem Ernſt! Ha ha ha," platzte der Unglücksmenſch heraus. „Ich freue mich nämlich rieſig. Wir ſind ja alte Bekannte! Das heißt — vorgeſtellt zu werden hatte ich nicht die Ehre. Vielleicht erinnern Sie ſich noch? Sie hießen damals Agnes und intereſſierten ſich für Zwetſchen. Ich war ſo frei, Ihnen ein paar recht dicke, ſchwarze vom Baume zu holen, aber die greuliche alte Erzieherin — hm, hm! eine ſehr reſpektable alte Dame — nahm ſie Ihnen wieder fort und warf ſie über den Zaun. Erinnern Sie ſich nicht?"

Sie nickte und machte einen ſchüchternen Verſuch, die Augen aufzuſchlagen. Aber es blieb dabei. Ihr Geſichtchen hatte keinen Ton mehr von der Farbe der Angſt und Anſtrengung, wohl aber ſeinen verſchloſſenen, unfreundlichen Ausdruck.

„Ihr Hund hieß damals Fox," ſagte ſie. „Es war ein weißer mit braunen Flecken."

Er freute ſich königlich, daß ſie das noch wußte. Der arme Fox! Er fiel für ſeine Ehre in einem Duell mit dem biſſigen Köter eines Jenaer Nachtwächters. Etwas ſchuld daran war ſein hitziges Temperament. Pax dagegen war auf Selbſtbeherrſchung dreſſiert.

Agnes machte eine ungläubige Miene, doch entſetzte ſie ſich nicht mehr, als der Hund die Schnauze an ihrem Kleide rieb. Im übrigen blieb ſie auf dem ganzen Wege durch den Wald ſcheu und verſchloſſen, ſie ſprach nur, wenn einer der beiden Herren, die ſie ſelbſtverſtändlich nicht allein gehen laſſen wollten, direkt das Wort an ſie richtete. Nach einem Marſch von einer guten halben Stunde traten ſie auf das freie Feld, wo man Lindenau mit dem Herrenhaus, ziemlich am Ende eines Sees, liegen ſah.

„Ich danke!" ſagte Agnes, in der deutlichen Abſicht, ihre Ritter zu verabſchieden. „Ich komme von hier in zwanzig Minuten nach Hauſe." Der Rechtsanwalt that ganz überzeugt davon, aber ſich rückwärts zu ſchlagen, fiel ihm nicht ein. Vielmehr meinte er, daß der Lindenauer Pfarrer ein Stück Onkel von ihm wäre, und daß er ihn, da er nun doch gerade in der Gegend war, beſuchen könnte.

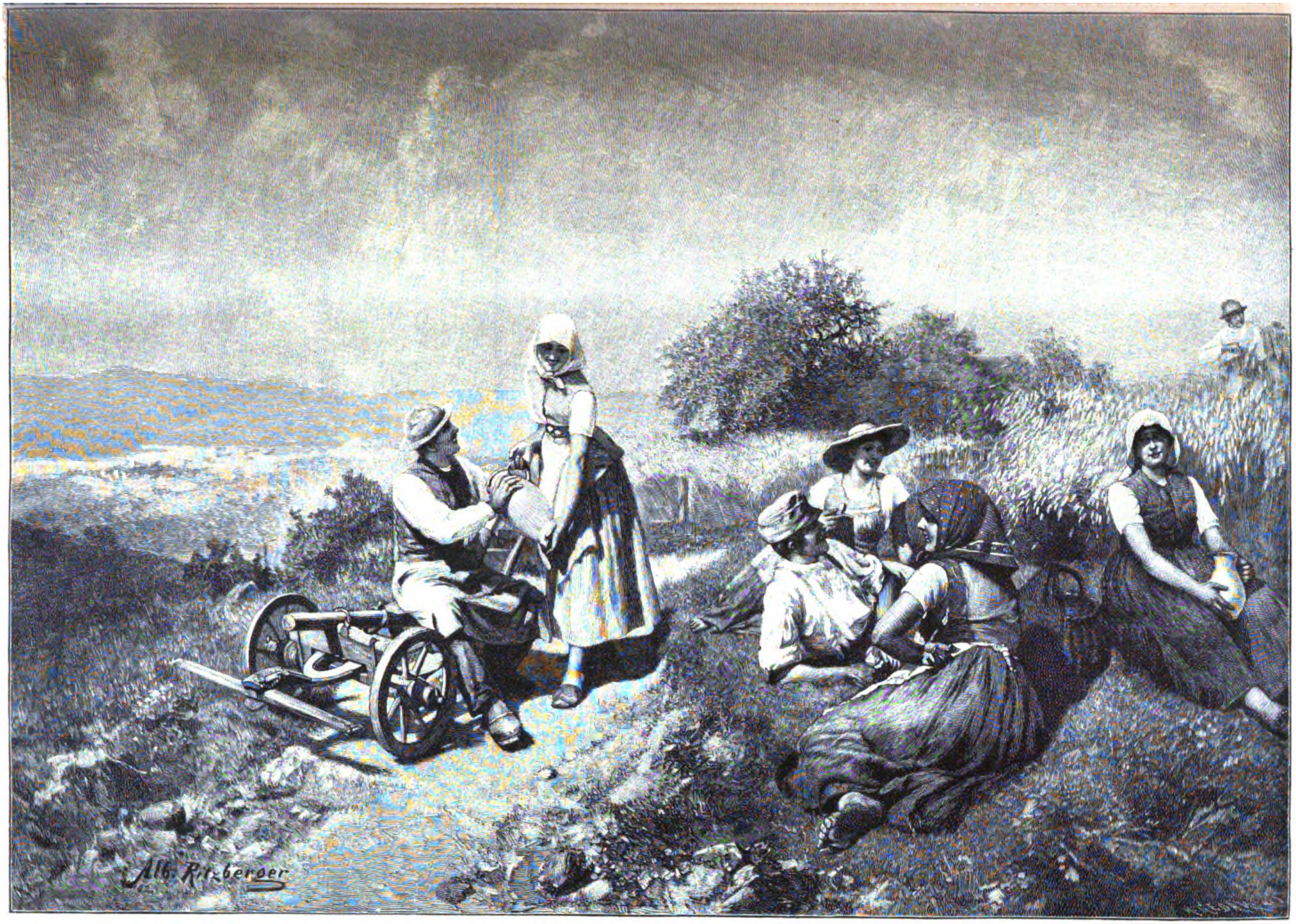
„Wie?" rief Herr von Büchnow lebhaft, „du haſt mir das verſchweigen können?"

Oh, man vergäße nichts leichter, als verwandtſchaftliche Beziehungen, meinte Herr Heinz. Im übrigen ſollte der arme Paſtor ſo ſchlecht bei Geſundheit ſein, daß ihm mit aufregenden Gäſten wenig gedient wäre. Indes — er wollte wenigſtens ſeinen guten Willen bekunden.

Herr von Büchnow hatte den Paſtor einigemal zu Tiſche geladen, doch nie mit Erfolg, ſo daß er es zuletzt aufgegeben. Die Abſagen waren ſtets auf einen leidenden Zuſtand gegründet geweſen. Die Schweſter kannte er nur vom Hörenſagen.

„Seine Schweſter?" fragte Herr Heinz, die Ohren ſpitzend. „Kann das die Tante Hildegard ſein, die Fabel der Familie? Man hatte mir ſo viel von ihr erzählt, daß ich anfing, an ihrem Vorhandenſein zu zweifeln. Können Sie mich darüber aufklären, gnädiges Fräulein?"

(Fortſetzung folgt.)


Alb. Ritzberger

Ruhende Schnitter. Nach dem Gemälde von Alb. Ritzberger.

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul v. Szczepański.

IV. In der Induſtriehalle.

Chicago, 29. Mai 1893.

Der über ſiebenhundert Schritt lange und mehr als dreihundert Schritt breite Induſtriepalaſt der Chicagoer Weltausſtellung wird von zwei ſich rechtwinklig ſchneidenden Hauptſtraßen in vier Teile geteilt. Im Kreuzungspunkt der beiden Straßen erhebt ſich ein Uhrturm, deſſen Glockenſpiel allſtündlich lebhafte Erinnerungen an Potsdam wachruft. Die vier bevorzugten Mittelabteilungen, die in dem Schnittpunkt beider Hauptwege nahe aneinander ſtoßen, werden von den Vereinigten Staaten, Frankreich, England und Deutſchland eingenommen. Wie mir hier geſagt wurde, haben die Vereinigten Staaten gehofft, ſich mit dieſer Ausſtellung nicht nur gänzlich unabhängig von Europa zu machen, ſondern ſich auch den ſüdamerikaniſchen Markt zu erobern. Statt dieſen ſchönen Traum erfüllt zu ſehen, werden die freien Bürger Nordamerikas wohl zu der Einſicht kommen, daß ſie noch ſehr lange auf Europa angewieſen ſind, und daß ihnen die Mac Kinley-Bill etwas voreilig die Einfuhr europäiſcher Waren verteuert hat. „Sie denken, mit ihren Maſchinen können ſie alles, aber ſie können gar nichts,“ urteilte ein biederer Bayer, den ich in der deutſchen Abteilung einen altdeutſchen Stuhl auffriſchend fand, über die nordamerikaniſchen Induſtriellen. Das iſt zu hart geurteilt, aber man fühlt ſich verſucht, das Reuleauxſche Wort, das die Niederlage der Deutſchen auf der Ausſtellung in Philadelphia ſo ſcharf charakteriſierte, mit einer kleinen Variante auf die Induſtrie Amerikas, wie ſie ſich auf der Weltausſtellung in Chicago zeigt, anzuwenden und von ihr zu ſagen: „Teuer und ſchlecht.“ Billig iſt außer Rohſtoffen in Amerika nichts zu haben; es iſt alſo ſelbſtverſtändlich, daß auch die Induſtrieerzeugniſſe teuer ſind. Schlecht aber werden dieſe Erzeugniſſe bleiben, ſo lange es in den Vereinigten Staaten wie bisher nur Maſchinen- und Maſſenfabrikation gibt. Die amerikaniſche Induſtrieausſtellung bietet nichts Sehenswertes mit Ausnahme ſehr ſchöner Pelzwaren, ſehr praktiſcher Kontoreinrichtungen und einiger Abſcheulichkeiten des Bronzeguſſes und der Steinmetzarbeit, die man geſehen haben muß, um ſie für möglich zu halten, — in erſter Linie die Kolumbusſtatue, die den in der Entſtehung begriffenen Lake Park ziert und von kunſtſinnigen Chicagoer Hotelbeſitzern errichtet worden iſt, die der Möglichkeit vorbeugen wollten, daß der Platz bebaut und ihnen die Ausſicht nach dem Michiganſee entzogen werden könnte. Die Pelzwaren werden vielfach europäiſchem Geſchmack nicht entſprechen, da die Amerikanerin, die gern ihren Reichtum zeigt, den Pelz nicht nur als ſchmückenden Beſatz oder wärmendes Futter trägt, ſondern ſich in ganzen Mänteln von Fellen gefällt, die, wie die Schafspelze der ruſſiſchen Bauern, das Haar nach außen kehren. Die Kontoreinrichtungen, durchgehend von naturfarbigem hellem Holz, ſind zwar von außergewöhnlicher Nüchternheit, aber ſie bieten einem Menſchen, der nichts im Kopf hat, wie ſein Geſchäft, alles, deſſen er bedarf, in der umſichtigſten Verteilung und Anordnung. Auch die Kochöfen, die in großer Anzahl und in mannigfachſter Konſtruktion vorhanden ſind, ſollen mancherlei Vorzüge vor den bei uns zu Lande üblichen voraus haben. Ich bin nicht genügend in die Chemie der Küche eingeweiht, um darüber ein Urteil abgeben zu können. Das aber iſt ſicher, daß man in dieſem Lande der beſten Kochöfen ſchlechter kocht, als irgendwo ſonſt. Das mag mehr die Schuld der Köche, Köchinnen und Hausfrauen ſein, als die der Kochöfen, aber gegenüber ſo mangelhaften Reſultaten fällt es einem dennoch ſchwer, die Maſchine rückhaltlos zu bewundern. Daß die Amerikaner bereits im ſtande ſind, Blecheimer, landwirtſchaftliche Werkzeuge, Grabdenkmäler und ähnliche Sachen anzufertigen, würde ihnen jeder gern geglaubt haben, auch wenn ſie nicht ganze Warenlager davon in der Induſtriehalle der Weltausſtellung aufgefahren hätten. Die Ausſtellung der amerikaniſchen Textilfabrikanten leidet unter einer geſchmackloſen Anordnung, die ſie vielleicht weniger zur Geltung kommen läßt, als ſie verdient. Ein amerikaniſches Kunſtgewerbe aber gibt es vorderhand überhaupt noch nicht. „Wir ſehen doch ſo ſchöne Sachen in den Schaufenſtern, warum finden wir ſie nicht in der Ausſtellung,“ habe ich Amerikaner mit naivem Erſtaunen ſagen hören. Es erſcheint ihnen vorläufig noch unglaublich, daß ſie nach dieſer Richtung gänzlich auf den Import angewieſen ſind.

Von Rechts wegen hätten die Vereinigten Staaten in dem Induſtriepalaſt von vornherein auf allen Wettbewerb verzichten müſſen. Statt deſſen ſahen die europäiſchen Ausſteller aller Länder ſich zuerſt genötigt, ſich außer Konkurrenz zu ſtellen, weil die Amerikaner vorhatten, das ganze Preisrichteramt einem einzigen — natürlich amerikaniſchen — Sachverſtändigen zu übertragen. Unter hieſigen Verhältniſſen wäre das zweifellos ein ſehr einträgliches Amt geworden, das man am beſten in öffentlicher Verſteigerung meiſtbietend vergeben hätte. Das Höchſtgebot hätte das Ausſtellungsdefizit ſehr beträchtlich herabmindern können.

Da die großbritanniſche Ausſtellung wenig vielſeitig, zudem auch ganz ſchmucklos angeordnet iſt, konzentriert ſich das Hauptintereſſe auf die franzöſiſchen und die deutſchen Abteilungen. Es iſt vielleicht unrecht, in dieſem friedlichen Wettkampf einen Vergleich zu ziehen, der an alte Feindſchaft gemahnt. Aber wie wir die Siege von 1870/71 nur der Geſchloſſenheit Deutſchlands und der einheitlichen Führung der deutſchen Truppen verdanken, ſo iſt der impoſantere Geſamteindruck, der die deutſche Ausſtellung der franzöſiſchen überlegen erſcheinen läßt, nur das Reſultat eines kräftigen, zielbewußten Willens. Daß unſere Induſtrie und unſer Kunſtgewerbe ſich den franzöſiſchen auf der Chicagoer Weltausſtellung wirklich überlegen zeigten, iſt eine Behauptung, die ich nicht verantworten möchte. Ich glaube, die nahe Nebeneinanderſtellung beider Länder gibt beiden Gelegenheit, von einander zu lernen, und ſie wird unſren Gewerbetreibenden einen Wunſch nahe legen, — den, für ein ſo kaufkräftiges Publikum arbeiten zu können, wie ihre franzöſiſchen Kollegen.

Wer vor der franzöſiſchen Ausſtellung ſteht, kann nicht ahnen, welche Schätze ſie einſchließt, denn der große Triumphbogen, der hineinführt, und der von einigen zwanzig ganz gleichen Karyatiden getragene Schaufenſterbau, der ſie nach außen abſchließt, ſind nüchtern und beinahe geſchäftsmäßig. Das vielfach daran wiederholte „liberté, fraternité, égalité“ erſcheint faſt wie die Schutzmarke eines großen, modernen Kaufhauſes, das ſich „La France“ nennt. Aber dieſes Kaufhaus führt faſt nur Luxusartikel erſter Klaſſe, zum Teil Kunſtwerke, die in jeder Kunſtausſtellung mit Ehren beſtehen könnten. Ich nehme voran, worin mir die Franzoſen alle Völker, auch uns, zu übertreffen ſcheinen. Ganz unvergleichlich ſind die Pariſer Juwelierarbeiten. Mit einem wahrhaft kaiſerlichen Schatz, deſſen Hauptſtück ein Perlenkollier bildet, iſt Vever erſchienen. Nur drei Reihen Perlen, aber jede einzelne Perle faſt wallnußgroß, untadelhaft in der Farbe, ganz regelmäßig in der Form. Daneben liegen ganze Garnituren, Diadem, Kollier, Broche, Armband und Ohrgehänge aus Brillanten und Rubinen, aus Brillanten und Saphiren, aus Brillanten und Smaragden, aus Brillanten und Perlen; eine Garnitur aus Brillanten und weißen und ſchwarzen Perlen, dazu gehörig ſeltſamerweiſe ein Ohrring aus einer weißen und einer aus einer ſchwarzen Perle beſtehend. Weniger die Schönheit der verwandten Steine, als die Art der Faſſung iſt charakteriſtiſch für Perſianinoff. Die Faſſung verſchwindet bei ihm ſo viel, als nur irgend möglich, und der Brillant zittert auf einem Golddraht von der Stärke eines dünnen Seidenfadens, — ein Verfahren, das jeden einzelnen Stein zu vollkommenſter Geltung bringt. Sehr originell ſind ferner die Spitzennachahmungen von Jacta; der Fond beſteht aus Gold- oder Silberdraht, das Muſter iſt in Brillanten eingelaſſen. Überhaupt zeigt ſich jeder dieſer Pariſer Juweliere als ein Künſtler, der eine eigene Spezialität, einen eigenen Stil zu höchſter Vollkommenheit ausgebildet hat. Neben wundervollen Emailarbeiten iſt mir noch ein Künſtler in Brillanten aufgefallen, der mit Steinen von verſchiedener Größe vollkommen reliefartige Wirkungen erzielt. Mit all dieſen Schätzen in echten Steinen, Edelmetall und Perlen konkurriert erfolgreich eine Firma, die Perlimitationen ausgeſtellt hat; man würde ſie für echt halten, wenn ſie nicht in ſolcher Maſſe aufgelegt und nicht ſo viel roſa Perlen darunter wären, wie es echte roſa Perlen vielleicht in der ganzen Welt nicht gibt.

Daß die deutſchen Skulpturen in Bronze und Thon einen Vergleich mit den franzöſiſchen nicht aushalten könnten, wäre zu viel behauptet. Aber die franzöſiſchen haben ihre Eigenart, ein ſprühendes Leben, das ihnen einen eigenen Reiz verleiht. Ich ſpreche nicht nur von den lächelnden Frauen, die in allen denkbaren Stellungen vielfach eine ſtark herausfordernde Anmut haben. Da iſt ein Angelus, frei nach Millet, möchte ich ſagen, eine Frau aus dem Volke, beim Abendläuten die Hände faltend, eine zwei Fuß hohe Figur aus grüngetöntem Thon, von einer wunderbaren Tiefe des Ausdruckes in den Zügen und in ganz prachtvoll charakteriſtiſcher Haltung. Daneben ein Nippes, eine ägyptiſche Lautenſpielerin auf dem Schoße einer Sphinx ſchlafend, in kräftigen Farben behandelt, von einem Leben erfüllt, daß man glauben möchte, die Bruſt ſich unter den regelmäßigen Atemzügen heben zu ſehen. Nicht weit davon zwei Büſten des erſten Napoleon als Konſul und als Kaiſer, zu denen man immer wieder zurückkehrt. Und dann neben vielen Einzelſtatuetten franzöſiſcher Soldaten die Bronzegruppe „la défense du drapeau“, General Chanzy auf einem Felſen ſtehend und auf den Feind deutend, umgeben von einem Wall franzöſiſcher Krieger aller Waffengattungen, die kämpfend ſterben. In jeder dieſer Einzelſtatuetten und in jeder Figur dieſer Gruppe iſt Individualität und — ich gebe zu, ein wenig pomphaft zum Ausdruck gebrachter — Heroismus. Aber wenn man damit vergleicht, was wir an dieſer Marktware produzieren, die korrekt uniformierten Infanteriſten und Kavalleriſten, denen man ſogar die Regimentsnummer auf die Achſelklappen gravieren laſſen kann, wenn ſie als Regimentsgeſchenk einen ſcheidenden Offizier begleiten ſollen, dann kann man nicht umhin, Frankreich darum zu beneiden, daß es ſich dort auch für große Künſtler lohnt, ſolcher Marktware einen künſtleriſchen Wert zu geben.

Neben den vielen privaten franzöſiſchen Porzellanfabriken, die ihren alten Ruf in Tafel- und Luxusporzellan wieder bewähren, iſt natürlich auch die Staatsfabrik Sèvres vertreten, die ihre monumentalen, in Form und Farbe hervorragenden, aber ziemlich langweiligen Stücke in einem Saal ausgeſtellt hat, der mit Gobelins moderner Arbeit bekleidet iſt. Unter den letzteren iſt nur ein Prachtſtück, ein großes Gewebe „La filleule des Fées“, welches das auch in Deutſchland bekannte Märchen von dem Königskinde illuſtriert, unter deſſen Taufpaten ſich mit vielen guten Feen auch eine böſe eingeſchlichen hat. Die franzöſiſche Möbelinduſtrie hat, entgegen der deutſchen, faſt gar keine ganzen Zimmereinrichtungen, ſondern nur einzelne Möbel ausgeſtellt, die in der Mehrzahl Nachbildungen früherer Epochen ſind, und von denen die meiſten kaum als Gebrauchmöbel, ſondern nur als Luxusmöbel gelten können. Die franzöſiſchen Parfümeriefabriken erſcheinen mit Pinaud an der Spitze, die Spitzeninduſtrie iſt hervorragend vertreten, und unter den Ausſtellern von Luxuswaffen verdient Gaſtine Renette mit ſeinen ſilber- und goldbeſchlagenen Piſtolen köſtlichſter Arbeit unzweifelhaft den erſten Preis.

Der Geſamteindruck der deutſchen Abteilung iſt, wie ich bereits voranſchickte, ein weit großartigerer, als der ſelbſt der franzöſiſchen, — er beherrſcht die ganze Induſtriehalle. Auf welchem Punkte, der eine Überſicht ermöglicht, man auch ſtehen mag, vor allem bei einem Rundgange durch die, den ganzen Palaſt umſchließende Gallerie, immer ſteht einem die triumphierende Germania vor Augen, die für das Portal des neuen Reichstagsgebäudes beſtimmte Bronzegruppe, welche den harmoniſchen Aufbau der deutſchen Ausſtellung krönt. Die Front der deutſchen Abteilung wird durch ein Prachtſtück der Gebrüder Armbruſter in Frankfurt a. M. abgeſchloſſen, ein ſchmiedeeiſernes Gitter mit drei Thoren, von denen das Mittelthor in elf Meter Höhe emporragt. Durch dieſe Thore tritt man in den Ehrenhof, deſſen Hintergrund die Berliner Porzellanmanufaktur einnimmt. Das altarartig aufgebaute Mittelſtück derſelben zeigt ein großes Dekorationsbild, eine Germania, der die Künſte und Gewerbe huldigen. Rechts und links davon ſind Kopieen Meyerheimſcher Tierbilder in Porzellanmalerei angebracht, davor bauen ſich die Prachtſtücke der Berliner Manufaktur auf. Der Vergleich mit Sèvres liegt zu nahe, als daß man ihn ganz umgehen könnte. Möglich, daß die franzöſiſche Staatsfabrik, was die Feinheit des Materials und die Schönheit der Farbe anbetrifft, vor der Berliner Porzellanmanufaktur noch einiges voraus hat. Aber ſie erſcheint in überkommenen Traditionen erſtarrt, während die Berliner einen Reichtum der Formen, eine Vielſeitigkeit des Zweckes zeigt, die ihre Ausſtellung ungleich intereſſanter machen. Auch die Meißener Fabrik hat, in einem Seitenſaal neben dem Ehrenhof, eine große Sammlung ihrer beſten Stücke ausgeſtellt, — ihre Spezialität in zierlichen Figuren, Spiegelrahmen, Rokokouhren und Prachtſchüſſeln. Leider ſind die Meißener Gebrauchs-Tafelſervice faſt gar nicht, die der Berliner Manufaktur nur in Millionärstellern vertreten, und deutſche Privatfabriken haben ſich nicht an der Konkurrenz beteiligt, während von franzöſiſchen Privatfabriken wohl ein Dutzend mit beſſerem Gebrauchsporzellan vertreten ſind. Der Ehrenhof ſelbſt iſt von den Werken deutſcher Gold- und Silberſchmiede eingenommen, die zum großen Teil Ehrengeſchenke von Korporationen an hervorragende Perſönlichkeiten ſind. Tritt man durch das Mittelthor, ſo ſteht man vor der Bronzebüſte des Kaiſers, rechts davon lehnt ein Ehrenſchild, den das Landwehrregiment Magdeburg dem Fürſten Bismarck gewidmet, links davon ſteht ein ſilberner Tafelaufſatz, die Ehrengabe des Centralverbandes deutſcher Großinduſtrieller an den erſten Reichskanzler. Verkleinerte Nachbildungen der Denkmäler des Großen Kurfürſten und des alten Fritz in Bronze, eine große Silberbowle, das Hochzeitsgeſchenk der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft an den Prinzen Heinrich, Ehrengaben an den Feldmarſchall Moltke, köſtliche Kaſſetten aus dem Beſitz der Großherzogin von Baden und andere Prachtſtücke der Gold- und Silberſchmiedekunſt ſtehen auf Tiſchen und Sockeln rings verteilt. Unverdienterweiſe hat man auch den Pforzheimer und Hanauer Schmuckfabriken hier ihren Platz angewieſen; das iſt gewiß ſehr achtbare, preiswerte und marktfähige Ware, aber die unmittelbare Nähe ſolcher Kunſtwerke hebt ſie nicht, ſondern drückt ſie eher herab. Selbſt den Pariſer Firmen ebenbürtig zeigen ſich dagegen die Firma Schürmann & Co. in Frankfurt a. M. und die Münchener Firmen, die wundervolle Platten, Tafelaufſätze, Glücksſchiffe und ähnliche Prunkſtücke in einem beſonderen Zimmer ausgeſtellt haben. In dieſem Raume finden ſich auch zwei Prachtkoſtüme Ludwigs II., das eine davon über und über mit Perlen beſtickt.

Unter den Zimmereinrichtungen, die der bayeriſche Kunſtverein ausgeſtellt hat, ſind auch drei der verwirklichten Träume des unglücklichen Königs, darunter ein Spiegelzimmer, die Gläſer von vergoldeten Palmen getragen, die Tapete in königsblauem gewäſſertem Samet mit überreicher Goldſtickerei, dementſprechend die Überzüge der Louis-quatorce-Möbel. Ein zweiter Raum hat eine wundervoll kaſſettierte Decke mit gemalten Feldern, der dritte iſt mit Lenbachſchen Frauenporträts geſchmückt, ganz ſkizzenhaft gehaltene Köpfe, aber alle von außerordentlichem Reiz. Dieſe Zimmer öffnen ſich, ebenſo wie einige andere behagliche Wohnräume, die der badiſche Kunſtverein lieferte, und ein „ledernes“ Zimmer der Hamburg-Berliner Firma Georg Hulbe, das in ſeiner Tapete, in den Möbelbezügen, Schmuck- und Gebrauchsgegenſtänden alle Techniken der modernen Lederarbeit veranſchaulicht, nach den beiden Hauptwegen, welche die Induſtriehalle durchſchneiden. Bayern und Baden haben in ihnen eine Überſicht über das gegeben, was ihre Kunſt und ihr Kunſthandwerk zu leiſten im ſtande ſind. Hinter dem Ehrenhof, beinahe im Mittelpunkt der deutſchen Abteilung, hat die ſächſiſche Textilinduſtrie ihre impoſante Geſamtausſtellung. Teppiche, Möbelſtoffe, Gardinen, Spitzen, deren Export nach den Vereinigten Staaten durch die Mac Kinleybill vorübergehend ſo ſchwer geſchädigt worden iſt, ſind hier in großen Maſſen, in ſehr ſchönen Muſtern und in geſchmackvoller Anordnung aufgeſtapelt. Berlin hat ſehr ſchöne Zimmereinrichtungen — darunter ein köſtliches Prächtelſches Schlafzimmer — Lampen, Bronzen und chemiſche Produkte ausgeſtellt, Augsburg und Nürnberg künſtleriſch gearbeitete Gebrauchsgegenſtände in Bronze, Kupfer und Schmiedeeiſen, aus dem Harz und Thüringen ſtammen Puppen und Kinderſpielzeug, die Gaggenauer Eiſenwerke und diejenigen des Fürſten Stolberg-Wernigerode ſind mit ihren beſten Dekorationsſtücken vertreten. Auch Villeroy & Boch haben eine große Auswahl ihrer Mettlacher Platten und Krüge hergeſandt; ich fürchte nur, daß in einem Lande, in dem man das Bier aus Weingläſern trinkt und jeden Fuß ſchlechtgedielten Bodens mit Teppichen bedeckt, vorläufig wenig Verſtändnis für dieſen Fabrikationszweig vorhanden ſein wird. Ebenſo nutzlos dürften die Ausſtellungen von Wachs- und Paraffinkerzen ſein, denn der Amerikaner braucht ſelten eine Kerze, — ich habe bisher noch keine geſehen, weder in Hotels noch in Privathäuſern. Die Ausſtellung des Geſamtverbandes der chemiſchen Induſtriellen nimmt ferner einen großen Raum der deutſchen Abteilung ein, deren Vielſeitigkeit ebenſo allgemein bewundert wird, wie ihre Geſamtanordnung.

Auf der Galerie der deutſchen Abteilung iſt die vom preußiſchen Kultusminiſterium inſzenierte Schulausſtellung untergebracht, eine umfaſſende Sammlung von allen dem Unterricht dienenden Gegenſtänden, mit Porträts und Büſten verdienter deutſcher Pädagogen geſchmückt. Daneben eine Sammlung von Entwürfen und Vorlagen der badiſchen Kunſtgewerbeſchule in Karlsruhe, der das badiſche Kunſtgewerbe ſeine gegenwärtige Blüte verdankt. Erzeugniſſe der Leinen-, Leder- und Bekleidungsinduſtrie, der Keramik, Kämme, Bürſten, Kleider, geſtickte Fahnen — die übrigens in den Vereinigten Staaten ſicher lohnenden Eingang finden werden, denn je ſechs Mann bilden hier einen Verein und von den ſechſen tragen wenigſtens zwei eine Fahne — die beiden Faberſchen Bleiſtiftfabriken, Photographie, Meß-, zahnärztliche und optiſche Inſtrumente, die Geſamtausſtellung des deutſchen Graveurvereins, — kurz, ziemlich alles, was wir unabhängig vom Auslande produzieren, hat hier oben einen Platz gefunden. Von der Galerie ſieht man hinunter in das Herz der deutſchen Ausſtellung, die den Hauptanziehungspunkt für alle Beſucher bildet. Man kann darüber ſehr ſtolz werden, aber es ſollte auch niemand vergeſſen, daß wir dieſen Triumph ganz allein der deutſchen Reichsregierung und in erſter Linie dem Kaiſer perſönlich verdanken, der zuerſt das Intereſſe für die Beſchickung der Chicagoer Weltausſtellung geweckt hat.

Von den übrigen europäiſchen Staaten iſt Öſterreich — neben der deutſchen Abteilung gelegen — mit einer nicht vielſeitigen, aber ausgeſuchten Sammlung ſeiner Erzeugniſſe vertreten. Ganz konkurrenzlos ſind die böhmiſchen Gläſer, Prunk- und Gebrauchsgläſer, die den meiſten Raum in dieſer Abteilung einnehmen. Aber auch Bijouterien, Möbel und allerhand Luxuswaren ſind gut vertreten, wenn auch keineswegs in dem Maße, in dem Öſterreich leiſtungsfähig iſt. Italien ſcheint die Ausſtellung mehr als eine Gelegenheit zu einem Saiſongeſchäft, denn als eine internationale Konkurrenz aufgefaßt zu haben. Was ich da geſehen habe, iſt ein großer Bazar von fabrikmäßig hergeſtellten Marmorſtatuetten, ſchönem Korallenſchmuck, mittelmäßigen Intarſiaarbeiten und ſchönen venetianiſchen Holzſchnitzereien. Die Niederländer haben eine ſo wundervolle Sammlung von modernem Delfter Porzellan geſandt, wie man ſie ſelten wieder bei einander finden wird, Belgien herrliche Brüſſeler Spitzen, Teppiche, Möbel, die für Feudalſchlöſſer beſtimmt ſcheinen, und eine große Auswahl von Jagdgewehren. Die Schweiz iſt durch Holzſchnitzereien vertreten, unter denen nur wenige Stücke erſten Ranges ſind, und durch Luxusuhren, die köſtliche Emailarbeit tragen oder mit Edelſteinen überſäet ſind. Rußland iſt noch beim Auspacken; was man aber bisher von tauſchierten Goldarbeiten, Kunſtwerken in verſchieden getöntem Silber und Erzeugniſſen der Töpferei ſieht, läßt darauf ſchließen, daß der originelle ruſſiſche Holzbau, der die ruſſiſche Abteilung umfaßt, einer ebenſo eigenartigen Ausſtellung als Rahmen dienen wird. Norwegen hat Holzſchnitzereien und Lederarbeiten geſandt und ſeine Abteilung mit figürlichen Darſtellungen aus dem norwegiſchen Volksleben dekoriert. Noch weiter zurück als Rußland iſt Spanien, das noch immer die Säulen einer mauriſchen Halle aufbaut; was man der Infantin Eulalia bei ihrem demnächſt bevorſtehenden Beſuch darin zeigen wird, iſt den uneingeweihten Sterblichen noch ein Rätſel. Aber die Prinzeſſin wird ſich vorausſichtlich bei ihrem Eintreffen ſchon an ſo viele berechtigte Eigentümlichkeiten des freieſten Landes gewöhnt haben, daß ſie auch die Zumutung, einen leeren Ausſtellungsplatz zu eröffnen, nicht mehr ſonderbar finden wird. Von außereuropäiſchen Ländern iſt in der Induſtriehalle noch Japan, China und Siam vertreten. Die Ausſtellung der beiden letzteren iſt noch ganz im Werden. Japan war eines der erſten Länder, die eröffneten, und es iſt eines der am beſten beſchickten. Denn man ſieht kaum ein einziges Stück der eigenartigen japaniſchen Kunſtinduſtrie dort, das nicht in ſeiner Art allererſten Ranges iſt. Allerdings ſcheinen die Japaner noch übertriebenere Begriffe von dem amerikaniſchen Geldbeutel zu haben, als die bei uns vielfach umgehenden. Sie haben Preiſe angeſetzt, die einem die Haut ſchaudern machen können.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard).

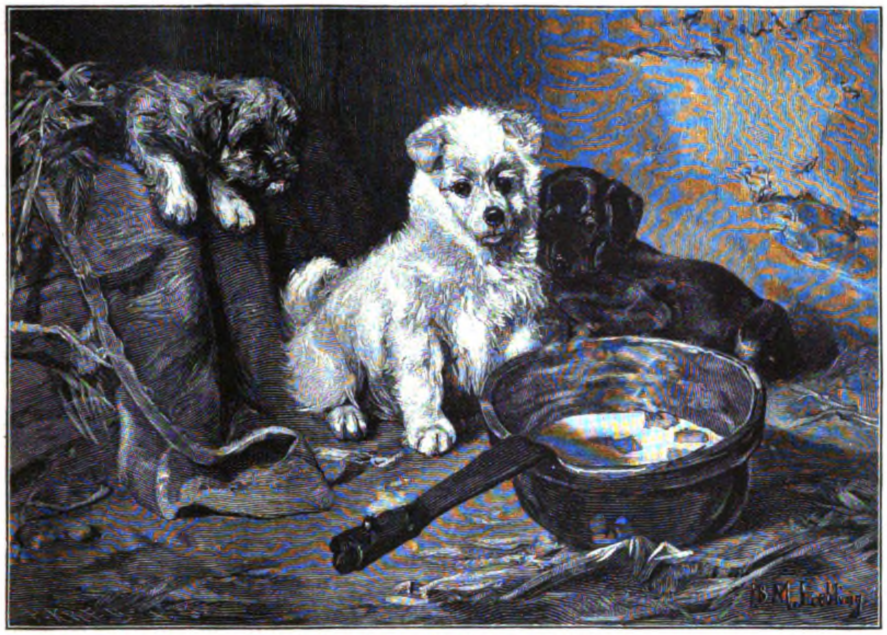
(Abdruck verboten.

(Fortſetzung.)

Es war in der Nachmittagſtunde desſelben Tages, als es leiſe an Annas Kammerthür pochte. Margareth, die auf des Mädchens dringendes Flehen ſie den Tag über nicht verlaſſen hatte, öffnete vorſichtig, und der gute Bruder trat ein. „Tochter,“ ſagte er, „ich bringe üble Botſchaft. Ich bin genötigt, Euch hier allein zu laſſen.“

Anna blickte ihn ſtarr an, unfähig die Nachricht zu begreifen. Aber Lorenz fuhr fort: „Setzt Euch und laßt mit Euch reden, Tochter.“ Dann nahm er ihre Hand mitleidig in die ſeine. „Der Hauptmann dieſer Burg war eben bei mir und beſchwor mich, ohne Zaudern und freiwillig das Haus zu verlaſſen, denn er könne mich vor keiner Gewaltthat ſchützen.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Zu heiß. Nach dem Gemälde von M. Lebling.

„O Pater Lorenz!“ rief Anna und ſah den Mönch ſo durchdringend und flehend an, daß er vor ihrem Blick die Augen niederſchlug. „Das kann nicht Euer Ernſt ſein! Ihr könnt mich nicht hilflos zurücklaſſen wollen!“

„Daß ich gehe,“ ſagte er, mit dem vergeblichen Bemühen ſie zu beruhigen, „geſchieht nicht um meinetwillen, Tochter. Mein Leben gehört nicht mir, ſondern dem Himmelsherrn, dem ich es gelobt habe, und endet es hier, nun, ich bin in Gottes Hand und wünſche mir kein anderes Los. Wenn aber der gottloſe Ritter ſeinen Willen durchgeſetzt hat an mir, was wird es Euch nützen? Welchen Schutz kann ein Toter Euch gewähren?“

„Was aber wird aus mir, wenn Ihr mich verlaßt?“ rief Anna und rang verzweifelt die Hände.

„Seid nicht ſo arg verzagt, Anna! Ich deuke, in Gottes Rat iſt Eure Rettung beſchloſſen. Die Nachrichten, welche der Mann, den des üblen Teufels Wille hierher geführt hat, mitbrachte, lauten günſtig für Euch und die Euren. Der Herzog Friedrich hat den Wolfenbüttler verjagt und Euren Vater aus der Gefangenſchaft befreit. Nun werden ſie in Braunſchweig einziehen, und Eure Sippe gewinnt wieder das Regiment im Rate der Stadt. Wenn ich dieſen Ort verlaſſen habe, ſo will ich nicht raſten, bis ich die Herren bewog, dieſe Burg des Teufels zu ſchleifen und Euch zu befreien.“

„Ach, Vater! Ehe Ihr wiederkehrt, werde ich nicht mehr da ſein. Aus dieſem Fenſter will ich mich ſtürzen, ehe ich dem Hartinghauſen geſtatte, einen Zipfel meines Kleides anzurühren.“

„Nicht ſo, Tochter! Sprecht nicht ſo mutlos. Gott, der den Daniel aus der Löwen Klauen rettete, kann auch Euch wohl bewahren.“

Anna ſenkte den Kopf und ſchluchzte laut. Dem Mönch wurde es ſchwer, die Feſtigkeit zu bewahren, als er antwortete: „Könnte ich Euch hier etwas nützen, ſo wollte ich mein Leben nicht hoch halten. Ich wollte Euch nicht verlaſſen, Tochter. Aber hier iſt meine Macht zu Ende. Draußen hoffe ich Euch zu nützen, ich hoffe Euch zu erretten, Anna! Margarethe iſt treu, der Hauptmann will Euch wohl. Für heute habt Ihr nichts zu fürchten, denn der Ritter von Hartinghauſen liegt betäubt von Wut und Wein auf ſeinem Lager. Und morgen Abend mag ich ſchon in Braunſchweig ſein, ſo Gott mir Gnade gibt, es ohne Anſtoß zu erreichen. — Mut, Tochter! Gedenkt, wie ich Euch ſagte, Ihr ſolltet nicht auf mich, den ſchwachen Mönch, all Euer Vertrauen und Hoffnung ſetzen, daß es nicht ſei wie ein Rohrſtab, der dem, der ſich darauf ſtützt, durch die Hand fährt! Schaut auf zu Gott, dem feſten Felſen des Heils, an dem der Gottloſen Wille zerſchellt, wie brandende Wogen.“

Anna konnte nicht antworten. Sie ſchluchzte wie ein hilfloſes Kind. „Kniet nieder, Tochter,“ ſagte der Mönch, „damit ich Euch ſegne. Und der Segen Gottes bewahre Euch vor allem Übel! Ihr aber, Frau Margareth, ſchwört mir's bei dem Namen Gottes, der den Meineidigen zu ſtrafen weiß, daß Ihr dieſe Jungfrau nicht verlaſſen wollt, weder bei Tage noch bei Nacht, anders, als um der Speiſe willen, die Ihr ihr bringt.“ Zitternd leiſtete Margarethe den Eid, den er ihr vorſprach. „Und das bedenkt,“ ſetzte er hinzu, „daß, wenn die Fürſten dieſe Burg brechen — und verlaßt Euch darauf, das wird geſchehen — daß Ihr Eure Seele davonbringen werdet und Eures Mannes uud Eures Kindes Leben, wenn Ihr dieſe Jungfrau ungekränkt den Händen der Ihrigen übergeben könnt! — Lebt wohl, Tochter!“

Sanft löſte er ſein Kleid, das Anna gefaßt hatte und mit Küſſen bedeckte, aus ihren Fingern und verließ das Gemach. Draußen erwartete ihn ungeduldig Jürgen von der Duſſe. „Was zögert Ihr ſo lange?“ rief er unwillig. „Wir müſſen die Zeit nützen, wo er ſchläft. Ich kann danach nicht für Euch ſtehen. Ich will aber um Euretwillen nicht noch Händel mit der Kirche bekommen. Gebt mir Euren Segen, Bruder! Und wenn's zum Schlimmſten kommen ſollte, ſo gedenkt daran, daß es Jürge von der Duſſe war, der Euch heut davon geholfen hat.“

Einen Augenblick ſpäter knarrten die Thürangeln, und die Zugbrücke klirrte nieder. Bruder Lorenz ſtand draußen vor den Mauern der Tuiſeling.

XIX.

Bruder Lorenz war gegangen, und Anna ſaß noch immer zitternd da und verbarg ihr Geſicht in den Händen. Da ſie ſeine Fußtritte auf der Treppe verklingen hörte, ſtand ſie auf, ging zur Thür und ſchob den Riegel vor. Dann nahm ſie den vorigen Platz wieder ein und ſaß ohne Wort und Bewegung, bis es Margareth zu lange wurde, und ſie zu ihr trat, ſchüchtern die Hand auf ihre Schulter legend. „Gebt Euch nicht ſo hin, liebe Jungfrau Anna!“ ſagte ſie. „Es ſoll Euch ja nichts geſchehen!“

„Geh hinunter, Margareth,“ ſagte Anna erregt aufſpringend, „ſieh, was du von dem Ritter erkunden kannſt. Aber bleib nicht lange! Verſprich mir, daß du ſogleich zurückkehrſt!“

Margareth verſprach, was ſie wollte, und Anna ließ ſie hinausſchlüpfen, riegelte ſich aber ſofort wieder ein. Es waren nur wenige Minuten, bis jene zurückkehrte, aber ſie ſchienen Anna eine lange, lange Zeit. Dann hörte ſie Schritte die Treppe hinaufkommen, und es klopfte leiſe. „Sprich erſt, damit ich's weiß, daß du's biſt!“ rief Anna. Margareth ließ ihre Stimme hören.

„Ich hörte unten den Knecht des fremden Ritters mit dem Haufen reden,“ berichtete die Frau. „Er ſagte, er habe ſeinen Herrn noch nie ſo ſchlafen ſehen. Er wiſſe es nicht, ob es der Wein mache oder die kalte, naſſe Nacht oder die Aufregung und der Ärger von geſtern, aber der Ritter ſchlafe, als ob er tot ſei und ſtöhne ängſtlich im Schlaf.“

Damit ſetzte Margareth eine Schüſſel mit Hirſe und gebackenen Pflaumen auf den Tiſch nebſt einem Krug Bier und ſagte: „Jetzt eßt, edle Jungfrau, und laßt Euch die Angſt nicht ſo anfechten. Was kann Euch doch geſchehen? Iſt es doch kein Groll, den der Ritter gegen Euch trägt, ſondern nur heiße Minne! Nun, nun,“ beſchwichtigte ſie, als Anna entſetzt auffuhr, „ſeid nicht ſo erſchrocken. Ich habe dem Pater geſchworen und bin Euch ſicher. Ich meinte nur, manch andere würde froh ſein, ſolch ſtattlichen Herrn zu ihrem Liebſten zu haben.“

„O Margareth! — Ich fürchte mich vor Euch, wenn Ihr ſo redet —“

„Nicht doch. Ich meine es nicht ſchlimm. Kommt und eßt.“

Aber Anna aß nicht. Den ganzen Nachmittag verbrachte ſie in namenloſer Angſt. Bald ging ſie zum Fenſter und blickte in den Burggarten, zu ermeſſen, ob ein Sprung in die Tiefe ſie befreien könnte. Bald horchte ſie an der Thür, ob irgendwo ſporenklingende Tritte ſich hören ließen, und fuhr jedesmal zuſammen, wenn der Reiter einer unten an ihrem Turme vorüber ging. Bald prüfte ſie zum hundertſtenmal, ob Thür und Riegel auch feſt ſeien. Bald ſaß ſie mit ineinander gefalteten Händen ſtill, den Kopf geſenkt und alle Sinne krampfhaft angeſpannt, wie das Wild, das ſich von allen Seiten umſtellt weiß, mit gedehnten Nüſtern ſteht, Geruch, Geſicht, Gehör aufs äußerſte geſpannt. Dann wieder ſprang ſie auf und durchſchritt mit unruhigen Schritten den kleinen Raum ihres Gefängniſſes, wie das gefangene Tier der Wüſte in ſeinem Käfig unaufhörlich im ſelben Kreiſe geht. Margarethe ſaß ruhig am Fenſter. Sie hatte ſich die Spindel mitgebracht, und das ruheloſe Drehen des Fadens diente nicht dazu, des Mädchens Erregung zu beſänftigen. Je näher der Abend kam, deſto größer ward Annas Angſt. In ihrer Erregung erſchien es ihr, als entweiche mit dem Tageslicht ihr letzter Schutz, als bringe das Dunkel der Nacht alle gefürchteten Schrecken unabweislich über ſie. Der Tag war warm geweſen, und jetzt zogen ſich dunkle Wetterwolken im Süden und Weſten zuſammen und türmten ſich zu prachtvoll beleuchteten Gebirgen auf, die ab und zu leuchtende Blitze in den Abend hinein ſandten. Sonſt hätte ſich Anna wohl des herrlichen Schauſpiels gefreut, heute zuckte ſie bei jedem Strahl am ganzen Leibe zuſammen, ſo daß ſie jedesmal das Gefühl eines körperlichen Schmerzes überkam.

„Es iſt ſpät, Jungfrau,“ ſagte Margareth. „Warum wollt Ihr wachen? Kommt, legt Euch nieder. Schlaf wird Euch wohl thun!“

„Ja, legt Euch nieder,“ entgegnete Anna. „Dort, auf mein Lager, Margareth. Wenn ich Euch ſchlafen ſehe, kommt auch mir vielleicht die Müdigkeit.“

„Gut,“ antwortete die Frau. „Seht, ich lege mich dicht zur Wand, daß Ihr ausreichend Raum behaltet. — Aber warum wollt Ihr nicht gleich niederliegen? Seht doch die Riegel an — meint Ihr, die könnte jemand durch ein wenig Rütteln an der Thür bewegen? Seid doch ruhig! Was hilft all' dieſe Angſt? Wie matt Ihr ausſeht! Quält Euch doch nicht ſo unnütz!“

„Ach ja! Ihr meint's gut. Aber legt Euch doch zuerſt. Mir kommt dann wohl auch die Luſt!“

Margareth legte ſich, und Anna hörte bald ihr regelmäßiges ruhiges Atmen. „Sie kann ſchlafen!“ dachte ſie. „Sie iſt ein thörichtes Weib, weiß kaum, was gut und böſe iſt. Ach, und ſie fühlt nicht die Qual, die ich ertragen muß, denn ſie hat nichts, was ihr Gewiſſen ihr vorwirft. O Gott, Gott, wie ſtrafſt Du mich ſo hart! Was ſoll ich thun, daß Du mir wieder ein gnädiges Angeſicht zeigſt? Erbarme Dich, erbarme Dich — und bewahre mich! Nimm dieſe Not von mir!“

Wieder begann ſie ihr ruheloſes Wandern, und war doch ſo müde — ſo müde an Leib und Seele. Aber die Angſt war ſtärker als alle Müdigkeit. Da blieb ſie plötzlich ſtehen — einen Augenblick — dann warf ſie ſich vor ihrem kleinen Fenſter auf die Knie. Beide Arme hob ſie empor zu Gott und rang ſie in der Angſt ihres Herzens und in der Inbrunſt ihres Gebets. Das Leuchten des Gewitters war vorüber, und dunkle Wolkennacht hatte den Himmel überzogen. Kein Stern war zu ſehen. Sie hob die Augen auf zu dem dunklen Himmelsgewölbe, und ſchwer, keuchend rangen ſich leiſe Worte aus ihrer Bruſt. „Höre mich Gott — erbarme Dich, bewahre mich! Höre mich Gott — und ich will Dich hören! Wenn Du mich retteſt — wenn Du mich erlöſeſt aus dieſer großen Not — ich will zurückkehren zu Dir, gerechter Gott, mein Richter! Dir will ich mich unterwerfen und Deinem Gericht! Sprich Du mein Recht, und ſo Du mich ſtrafſt, will ich es leiden! Erlöſe mich aus der Menſchen Händen!“ — Sie ſchwieg, aber ihre Lippen bebten, als ob ſie noch ſpräche. Und in demſelben Augenblick durchbrach der Mond die dunkle Wolkenſchicht, und ein heller Strahl fiel durch die ſchmale Fenſteröffnung und übergoß ihre ganze Geſtalt mit plötzlichem Licht. Wie verzückt blieb Anna auf ihren Knieen liegen. Ihren aufgeregten Sinnen erſchien der helle Schein, wie eine Antwort auf ihr Gebet. Die Hände gefaltet, die Augen erhoben, ſo ſtarrte ſie in die Mondnacht hinaus. Und allmählich legte ſich der Sturm ihres Innern, und die Angſt wich einem Gefühl beruhigter Ermattung. Wie lange ſie ſo kniete, wußte ſie nicht. Endlich ſtand ſie leiſe auf. Sie ging zur Thür und horchte. Alles war totenſtill. Nur manchmal wieherte unten ein Roß, oder eins der Rinder machte ſeinem Unbehagen über die ungewohnte Stallung Luft. Noch einmal prüfte ſie den Riegel und fand ihn feſt. Dann ſchlich ſie leiſe ans Lager und legte ſich neben Margareth. Noch lange ſchauten ihre Augen groß und offen in des Mondes ſanftes Angeſicht, dann ſenkten ſich die Lider darüber, und ſie ſchlief. Der Mond aber wußte, er hatte ſein Werk gethan und zog den Wolkenſchleier vor, damit kein unvorſichtiger Strahl den Schlaf des armen Kindes ſtöre.

Als Margareth am nächſten Morgen von dem gewöhnlichen Lärm im Hofe erwachte, ſchlief Anna noch. Es erbarmte ſie, das unglückliche Mädchen aus der ſanften Vergeſſenheit zu dem troſtloſen Bewußtſein der Gegenwart zu erwecken, und ſie lag ſtill, ohne ſich zu rühren. Als es ihr

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

aber zu lang wurde, erhob ſie ſich vorſichtig, konnte jedoch nicht vermeiden, Anna zu berühren, und dieſe ſchlug erſchreckt die Augen auf. Im erſten Augenblick vermochte ſie ihre Gedanken nicht zu ſammeln, im zweiten lebte mit plötzlicher Deutlichkeit die Erinnerung an ihre Lage in ihr auf. Mit einem Schlage hatte das helle Tageslicht all die troſtreichen Phantaſieen der Nacht vertrieben, und die verzehrende Angſt nahm ebenſo ſchnell wieder von ihrer Seele Beſitz.

„Wohin gehſt du?“ rief ſie, ſchnell aufſpringend. „Bleibe bei mir, Margareth!“

„Ich will Euch nicht davonlaufen,“ antwortete dieſe, und aus ihrer Stimme klang ein wenig Ungeduld. „Aber Ihr werdet ſelber nicht wollen, daß wir hier beide verhungern. Käme es auf Euch an, Ihr begehrtet nicht Frühmahl noch Abendimbiß. Aber ich bin hungrig. So, ſo — ſteht auf, laßt mich aus und ſchiebt den Riegel wieder vor, ſo wird Euch nichts Böſes begegnen, bis ich wiederkomme.“

„Bleib nicht lange aus! Komm bald zurück, gute Margareth!“ bat Anna.

„Ei, ich werde ſchon kommen,“ rief die Frau zurück.

Da ſaß das arme Mädchen nun wieder, ängſtlich auf jedes Geräuſch horchend, wie am vergangenen Tage. Die Stallbuben riefen im Hof, und Herr Jürgen ſchalt, wie er frühmorgens zu thun pflegte, das war alles, wie es immer war. Nur das Meßglöcklein ſchwieg. Anna beruhigte ſich ein wenig und legte ihre Kleider an. Da hörte ſie eilige Schritte die Treppe heraufkommen, und Margareth klopfte um Einlaß. Sie war ganz außer Atem, als ſie eintrat.

„Wißt Ihr etwas Neues, Jungfrau vom Damme? Ihr dürft jetzt ruhig ſein und aus- und eingehen, wie Ihr wollt. Der fremde Ritter liegt auf ſeinem Lager todkrank, ſo heiß iſt ſein Kopf und blutrot ſein Geſicht, und ſeinen eigenen Knecht kennt er nicht. Ein Jammer, daß nun der gute Bruder ſeinethalben hat ausziehen müſſen! Er hätte ihm nichts anhaben können! — Nun, Jungfrau, Ihr ſagt nichts? Freut Ihr Euch nicht?“

Aber Anna ſagte nichts. Sie ſaß ganz ſtill. Die Hände waren in ihren Schoß geſunken, und ſie ſtarrte Margareth geiſtesabweſend an. Dann zog eine brennende Röte über die eben noch leichenblaſſen Wangen, und ſie frug: „Iſt es wahr?“

„Gewiß iſt es wahr!“ beſtätigte Margareth. „Ihr ſeid jetzt ſicher. Wer weiß, ob der je wieder aufſteht! Und dann wird er lange genug daran zu thun haben, denn es iſt ein böſes, hitziges Fieber und ſchüttelt ſeine Glieder, wie der Winterſturm den Wald. So ſagt die Eva, die in der Küche für die Männer das Frühſtück bereitet. Sie weiß es von Klaus Hottinger, dem Knecht — denn ſelber getraut ſie ſich nicht hinein.“

Anna ſtand auf und trat ans Fenſter. Die plötzliche Erleichterung war ſo groß, daß ſie ſich kaum faſſen konnte. Sie ſagte nichts weiter, als ab und zu in Abſätzen: „Gott, mein Gott!“ Dann wandte ſie ſich um, fiel der Frau um den Hals und weinte laut. „Was habt Ihr nun wieder,“ meinte dieſe, aber ſie ſchüttelte ſie nicht ab. „Wie heftig Ihr ſeid! Kommt lieber und eßt, was ich Euch mitgebracht habe!“ Und Anna ſetzte ſich, und nach und nach legte ſich der Sturm ihres Innern. Sie tauchte den Holzlöffel in die Brotſuppe und verſuchte zu eſſen. Und wenn es auch nur wenige Biſſen waren, die ſie genoß, es that ihr doch wohl.

Dann trat ſie ans Fenſter und blickte hinaus. Drunten lag der Wald, duftig, friſch in der goldnen Morgenſonne, und dort war der Weg, der hinein ging. Wo kam er wieder heraus? — Da mußte die Straße ſein, die nach Braunſchweig führte. Würde es lange dauern, bis ſie von dort her die Blechhauben der Braunſchweiger und ihre Spieße glänzen ſähe? Denn daß Bruder Lorenz ihr Hilfe bringen werde, das glaubte ſie gewiß. Hilfe? Im tiefſten Innern krampfte ſich ihr Herz zuſammen. War da nicht ihr Gelübde? Hatte ſie nicht Gott gelobt, wenn er ſie aus der gegenwärtigen Not errette, das Urteil über ſich ergehen zu laſſen — freiwillig — vor dem ſie einſt geflohen war? Sie wußte, jetzt war ihr Geſchick beſiegelt. Und ſie faltete die Hände feſt über der Bruſt, als wolle ſie das wogende Herz zur Ruhe zwingen. „Ja, und abermals ja!“ rief es in ihr. „Du haſt mir diesmal geholfen, Du wirſt mir auch abermals helfen, getreuer Gott. Ich habe Zorn verdient, und Du haſt mich geſtraft. Du haſt mir wieder Gnade gezeigt, und Dir will ich mich unterwerfen auf Tod und Leben. Gib mir die Kraft, wie ich den Willen habe, Du mein Richter und mein Helfer!“

So faßte ſie ihr Herz von neuem feſt zuſammen und fand Troſt dabei für dieſen und die kommenden Tage.

XX.

In Wolfenbüttel herrſchte reges Leben und erhöhte Thätigkeit und ebenſo in der Stadt Braunſchweig. Hin und her liefen die Boten, hin und her flogen die Fragen, Antworten und Mitteilungen. Herr Kurt war ſchon am Tage nach ſeiner Befreiung nach Braunſchweig zurückgekehrt, begleitet von den Genoſſen ſeiner Leiden und nun auch Freuden, während Henning noch bei dem Herzog zurückblieb, der großes Gefallen an ihm gefunden hatte. Männlich überwand der alte Herr den Jammer, der ſein Herz erfüllte, als er in ſein leeres Haus kam, um ihn nicht in ſeiner ganzen Größe auch andren zu zeigen. Am erſten Morgen ging er in den Dom zur Meſſe und opferte zum beſten der verſtorbenen Baſe, ſtiftete auch zu Händen des Dechanten eine namhafte Summe für ihre arme, ohne die Sterbeſakramente abgeſchiedene Seele. „Ich habe alles gethan an Eurem unglücklichen Kinde, was ich konnte, Herr Kurt,“ ſagte der Dechant. „Vor der ſchweren That, mit welcher ſie ſich, Gott ſei es geklagt, befleckte, habe ich nicht abgelaſſen ſie zu mahnen, daß ſie die Verſuchungen der Welt dahinten ließe und ihre Seele nach dem Willen ihrer Mutter Gott darbrächte. Hätte ſie mich gehört, Ihr hättet heute nicht ein Kind und eine Gefreundete zu beklagen. Ich habe auch nachher keine Mühe geſcheut, ſie zu retten — aber ihr Herz war ſteinern. Selbſt das Urteil, das über ihr hing, konnte es nicht erweichen. Nun bleibt Euch allein noch übrig, Euer reiches Gut zum Beſten ihrer Seele zu verwenden. Die Fürbitte der Heiligen hat manche arme Seele den Klauen Satanas entriſſen.“ — Herr Kurt war nicht ſehr geneigt, den Troſt des Prieſters in dieſem Augenblick nach ſeinem vollen Werte aufzufaſſen. „Laßt mich jetzt, Herr Dechant,“ wehrte er. „Vieles habe ich zu hören und zu ſehen, zu ordnen und zu beſtimmen in dieſem Augenblick, was Eile hat. Euer Anliegen hat wohl noch Zeit.“

Danach begab ſich Herr Kurt zum Rathaus, wo die vier befreiten Ratsherren in feierlicher Sitzung vom verſammelten Rat begrüßt werden ſollten. Viel und wichtiges gab es zu beraten, wie man den neuen Herzog einholen und einführen wolle, an welche Bedingungen man den Huldigungseid knüpfen, welche Geſchenke man ihm darbieten, wo man die fremden Fürſtlichkeiten, die zweifelsohne dem Empfang beiwohnen würden, unterbringen ſolle. Herrn Kurt war's wohler im Rathaus, als daheim, wo ihm jeder Gegenſtand das traurige Geſchick ſeines Kindes vor Augen führte, und wo Barbara ihn ohne Aufhören von allen Einzelheiten der jammervollen Geſchichte unterhielt.

Acht Tage ſpäter zog Herzog Friedrich in Braunſchweig ein und wurde vom Rat, von den Gewerken und der Geiſtlichkeit mit großem Gepränge eingeholt und aufs Rathaus geführt. Er kam in Begleitung ſeiner Mutter und ſeiner Brüder, ſeines Stiefvaters und ſeines Oheims, des Erzbiſchofs von Bremen. Auch hatten ſich von den Rittern und Burgeingeſeſſenen der Umgegend viele eingefunden, um ihm an dieſem Tage ihre Freundſchaft zu beweiſen. Eine kecke That hat die Art, ſich ſchnell die Herzen des deutſchen Volkes zu gewinnen. So hatte auch das kühne Abenteuer der Einnahme von Wolfenbüttel den Herzog raſch beliebt gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Das Nordſeebad Borkum

und ein Notſtand auf der gleichnamigen Inſel.

Von Konſiſtorialrat **Rathmann** in Wernigerode.

Kirche und alter Leuchtturm auf Borkum.

Von Jahr zu Jahr mehren ſich die Scharen, die nicht nur an den altberühmten Heilquellen und im Schatten der Berge, ſondern auch am Ufer des Meeres Heilung, Stärkung und Erquickung ſuchen. Erſcheint manchem die Entwickelung des heutigen Reiſe- und Badelebens als eine bedenkliche Wucherpflanze, ſo hat dasſelbe doch auch Seiten, deren der Volksfreund ſich freuen muß. Das Beſtreben, den armen Schichten der Bevölkerung die Wohlthaten der Bäder zuzuwenden, die früher nur den mehr oder minder Wohlhabenden zugänglich waren, gibt dem Badeleben ein früher völlig unbekanntes Gepräge. Die Ferienkolonieen in ihrer ſozialen Bedeutung ſind den Leſern des Daheims bekannt als ein Glied in einer ununterbrochen wachſenden Kette. An ſechzehn Kinderheilanſtalten ſind — von nur drei älteren Anſtalten abgeſehen — in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren für ſkrophulöſe Kinder in Soolbädern gegründet. Der unter dem Protektorat J. M. der Kaiſerin Friedrich ſtehende Verein für Kinderheilſtätten an den deutſchen Seeküſten hat außer Anſtalten von geringerem Umfang in Wyk auf Föhr, Weſterland auf Sylt, Gr. Müritz in Mecklenburg und Zoppot bei Danzig, ein großes deutſches Nationalhoſpiz für 240 unbemittelte Kinder auf Norderney errichtet.

Eine andere Fürſorge hat die Anhäufung von Gäſten in Bädern und Luftkurorten in der Fremde unter Bekennern anderer Konfeſſion hervorgerufen. Wir denken an die Befriedigung des religiöſen Bedürfniſſes, an die kirchliche Verſorgung dieſer eigentümlichen Gruppe der deutſchen Wanderbevölkerung.

In der Schweiz werden die beſuchteſten Luftkurorte mehr und mehr für die Wochen des ſtärkſten Beſuchs von Kurgeiſtlichen verſorgt. Die Engländer waren in dieſem Stück ſeit Jahrzehnten am eifrigſten. Neuerdings ſorgt ein deutſcher evangeliſcher Verein für Verſorgung der berühmten italieniſchen Kurorte an der Riviera, ja von den berühmten Seen in Norditalien an bis nach Meſſina und Bari in Süditalien finden ſich deutſche evangeliſche Kurgemeinden, deren Bedienung überwiegend wieder leidenden, aber doch noch arbeitsfähigen Geiſtlichen die Möglichkeit eines ihnen ſelbſt notwendigen Aufenthaltes im Süden bietet.

Einen Notſtand ähnlicher Art, der auf der Nordſeeinſel Borkum obwaltet, wollen dieſe Zeilen zur Sprache bringen. Während ein ſchönes, im gotiſchen Styl erbautes Kirchlein, die „Kapelle Maria Meeresſtern,“ für die katholiſchen Badegäſte ſorgt, leiden die bei weitem zahlreicheren evangeliſchen Badegäſte unter der eigentümlichen Lage, daß inmitten einer evangeliſchen Inſelgemeinde die zahlreichen Kirchenbeſucher in der kleinen Dorfkirche, deren mehr als beſcheidenes Bild zugleich zur herzlichen Bitte wird, eine recht mißliche Unterkunft, zuweilen gar keinen Raum finden.

Über die merkwürdige Inſel, die äußerſte in dem Wall der frieſiſchen Inſeln, die unſer deutſches Feſtland vor den drohenden Meeresfluten ſchützen, über ihre Geſchichte, ihre Bewohner und ihre Entwickelung als Badeort geben wir in kurzen Zügen ein Bild.

Daß einſt die ganze oſtfrieſiſche Inſelreihe zum Feſtland gehört hat, meinen die Forſcher beweiſen zu können. Der römiſche Schriftſteller Plinius kannte Borkum ſchon unter dem Namen Burchana. Jedenfalls war die Inſel noch im früheren Mittelalter größer als heute. Teile derſelben und die Nachbarinſeln Buiſe und Bant ſind allmählich von den Fluten verſchlungen. Die ſogenannte Allerheiligenflut im Jahre 1170 bezeichnet den Anfang einer Leidensgeſchichte der ganzen Inſelreihe.

In die Geſchichte tritt die Inſel eigentlich erſt am Schluſſe des 14. Jahrhunderts. Damals erſt mag ihre Beſiedelung begonnen haben. Durch ſeine reformierte Konfeſſion war Borkum nach der Reformationszeit dauernd in engſter Verbindung mit Holland, vornehmlich den weſtfrieſiſchen Inſeln und dem Groningerlande. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde auf Borkum holländiſch gepredigt.

Mit dem Ende des ſpaniſchen Erbfolgekrieges im Jahre 1714 beginnt die Blütezeit Borkums. Auf Rechnung holländiſcher Rheder zogen ſeitdem die Borkumer in großer Zahl regelmäßig auf den Walfiſchfang. Erſt ſpäter traten ſie auf Hamburger Schiffen, auf denen man lange Zeit am liebſten Borkumer Schiffer nahm, in Dienſte. — Die arbeitsfähige Mannſchaft zog gewöhnlich im Mai aus, um Ende September wieder heimzukehren. Das Warten der Zurückgebliebenen war freilich ein banges. Manchmal wurde ein Boot, durch den Schwanzſchlag eines Pottwals vernichtet, daß die Mannſchaft ertrank. Ein andermal verirrte ſich ein Boot und wurde nicht mehr geſehen. Rührend war die Anhänglichkeit an die heimatliche Inſel. Mancher wohlverpichte Sarg brachte die Leiche eines Kameraden von Grönlands Meeren nach Borkum. Die Zahl ſolcher Leichen war nach Ausweis des Kirchenbuches nicht gering. Ein Borkumer Schiffsjunge ſtarb einſt bei der Ausfahrt eines Hamburger Boots noch auf der Elbe. Seiner flehentlichen Bitte gemäß, ihn in Borkum zu begraben, nahm man ſeinen Sarg mit nach Grönland und beſtattete ihn endlich auf Borkum zur Ruhe.

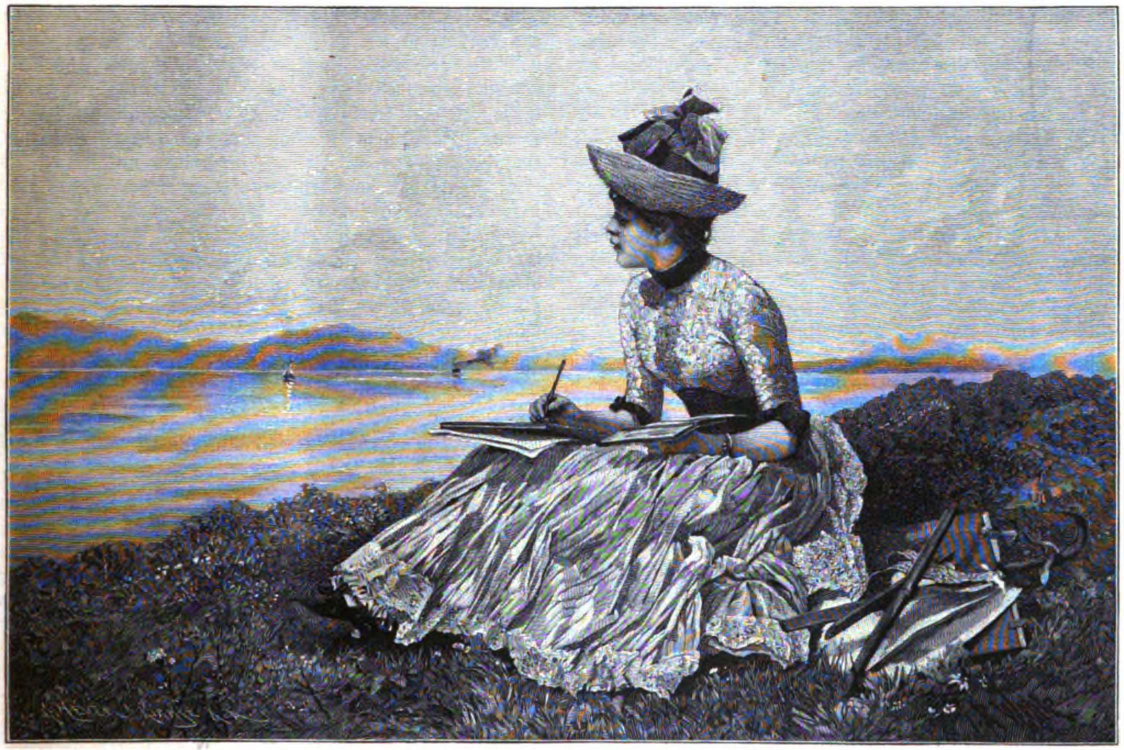
In jenen Zeiten brachten die Walfiſchfahrer, beſonders die Bootsführer, die den ſtolzen Titel „Kommandeure“ führten, reichen Gewinn mit heim. Richtete der Gewinn ſich auch nach dem Fang — ſie fuhren „auf Parten“ — der ſogenannte „Marsemmer,“ ein zierliches, verſchließbares, an der Zimmerdecke hängendes Eimerchen, das zur Aufbewahrung des Geldes diente, wurde in vielen Häuſern bis an den Rand mit blanker Münze gefüllt. Aber es wurde auch — wenigſtens nach damaligen Borkumer Begriffen — von dem leichten Gewinn leicht gelebt. Freunden war es unverwehrt, im Marsemmer mit eigner Hand eine Anleihe zu erheben. Überall begannen an den länger werdenden Abenden nach der Heimkehr der „Butenfahrders“ die „Viſitjen,“ die ſich bis in unſer Jahrhundert erhalten hatten. Im Sommer wurde in jener Zeit in Borkum kaum eine Hochzeit gefeiert, in den erſten Wintermonaten folgte dagegen eine Hochzeit auf die andre.

Im Sommer hatten in Borkum damals die Frauen das Heft in den Händen. Der Sage nach waren ſie freilich ſtreitbar genug. Das Korſarenſchiff des gefürchteten ſchwarzen Rulf, das plötzlich die Inſel bedrohte, haben die Frauen im ſiegreichen Kampf gezwungen, die weiße Fahne aufzuziehen.

Die Seeräuber wurden einzeln gebunden und geknebelt in den Leuchtturm geworfen, und das Piratenſchiff mit allen geſtohlenen Herrlichkeiten gehörte den Weibern von Borkum.

Iſt eine andre That der Frauen von Borkum, die Otto Funke reizend erzählt, daß ſie nämlich 80 Spinnräder und 40 Haſpeln, die ihnen König Friedrich Wilhelm II. von Preußen geſchenkt hatte, damit die Borkumer Frauen fleißiger würden, in dem Punkte zweifelhaft, daß alle Spinnräder und Haſpeln auf einem gemeinſamen Scheiterhaufen auf einer Wieſe verbrannt ſeien — daß viele das landesväterliche Geſchenk, um nur in der Trägheit zu beharren, verbrannt haben, iſt in der That amtlich bezeugt.

Haben die Borkumer Frauen in jener Zeit ihren Tadel verdient, die ſtrenge Sittenreinheit war bis in dieſes Jahrhundert ein verdientes Lob der Inſulaner und vor allem der Frauen. In der Geſchichte von der „mallen Geertje“, die, von ihrem treuloſen Geliebten verlaſſen, in Wahnſinn verſank und zweiundvierzig Jahre lang an der Kette im Stalle des Armenhauſes gefeſſelt lag, gibt ebenfalls Otto Funke in wahrhaft erſchütternder Weiſe ein Bild, ebenſo von der Borkumer Sittenſtrenge, der es entſpricht, daß im ganzen XVIII. Jahrhundert auf Borkum nur ein uneheliches Kind geboren wurde, wie von ihrer Kehrſeite, dem phariſäiſchen Sinn gegenüber einer verzweifelnden Sünderin.



Nach der Natur. Nach dem Gemälde von J. R. Wehle.

Im Grunde ohne wirkliche Schuld ſind noch vor wenigen Jahrzehnten die Borkumer in den Ruf gekommen, als warteten ſie habſüchtig auf die Strandung irgend eines Schiffes. Manches Schiff iſt von den ſicheren Lotſen der Inſel mit Lebensgefahr vom Verderben errettet worden. In Bezug auf geſtrandetes Gut beſtand ſeit Jahrhunderten eine feſte Ordnung. Der Paſtor hatte darüber zu wachen, daß alles ordentlich und ehrlich dabei zuging. Er erhielt aber dafür auch zwei ſog. „Strandportionen“ ſtatt einer, wie die andren Haushaltungen. Die Läſſigkeit der Paſtoren in Wahrnehmung dieſer Pflichten hat jedoch allerlei Unordnung verſchuldet.

Am 10. September 1860 ſtrandete bei Borkum ein anſehnliches Schiff, die „Alliance.“ Einige meinten, noch Menſchen im Tauwerk erkannt zu haben. Bei gewaltig hoher See war es eine Unmöglichkeit, an das Schiff heranzukommen. Rettungsboote gab es damals noch nicht auf der Inſel. Als die Flut zurücktrat, konnte man das Schiff zu Fuß erreichen. Neben dem Schiffe fand man den Kapitän und fünf Matroſen tot, aber faſt noch warm. Die Inſulaner meinten, nehmen zu dürfen, was ſie an kleiner Beute fanden. Die Strandungsordnung war mit durch die Schuld der Paſtoren, wie bemerkt, in Verfall und Vergeſſenheit geraten. Ein jetzt ſehr hoch ſtehender, durch ſeine Stellung zum Einſchreiten verpflichteter Beamter warnte die Leute; aber während er ſie auf der einen Seite vom Strande trieb, brachen ſie auf der anderen wieder hervor. In ihrem freiheitlichen Sinne überſchritten die Inſulaner die geſetzlichen Schranken. Eine Unterſuchung konnte nicht ausbleiben. Meiſtens waren die erbeuteten Gegenſtände ſo wertlos, daß die Taxe überwiegend nicht über Pfennige hinausging. Aber es handelte ſich um geſtohlenes Gut. Unter den Schuldigen hatte die Ehefrau des Paſtors loci einen Haarbeſen vom Strande entführt, und „ein Tag Gefängnis“ lautete ihr Urteil. Es wird erzählt, daß ihr geſtrenger Eheherr in entwickeltem Sparſamkeitsſinn es abgelehnt habe, ſie mit einer geringen Geldſtrafe von der Haftſtrafe zu befreien. „Mot ſitten,“ hatte er zunächſt lakoniſch erklärt. Schließlich iſt der Frau Paſtorin doch die Gefängnisſtrafe erlaſſen worden, ob mit oder ohne Geldbuße — das wird nicht erzählt.

Dieſes Vorkommnis gab den Anlaß zu einer völligen Neueinrichtung Borkums, die eine wohlthätige geworden iſt. Die Zeitungsnachrichten, welche die Borkumer damals ſchilderten, als warteten ſie wie Geier auf den Untergang der Schiffbrüchigen, ſtatt ihnen zu helfen, thaten ihnen aber bitter unrecht. Sie waren damals bereit, wie früher, ihr Leben zur Rettung andrer zu wagen. Nachdem das Unglück geſchehen, hielten viele die geringe Beute für erlaubt. Aber auch bei dieſen letzteren war eine ehrenhafte Geſinnung nicht ſelten zu rühmen, wenn ſie auch von Vorwurf nicht frei waren. Ein Mann, der im Schiffbruch bitter arm geworden war, ſuchte eines Abends etwas Holz auf, das vom Meer angeſpült war. Er wurde geſehen, aber nicht erkannt. Ein anderer wurde beſchuldigt, und den Betheuerungen ſeiner Unſchuld glaubte man nicht. Da meldete ſich der Schuldige freiwillig, ging ins Gefängnis, um noch nach Jahrzehnten in ernſter Reue den Makel als ſolchen zu empfinden.

Im Jahre 1861 ſtrandete wieder ein mit Holz beladenes Schiff. Der Umſicht des Paſtors gelang es, den ganzen Vorrat billig für die Gemeinde zu erwerben. Die ſchlichte Kirche erlangte wieder wirkliche Bänke. Die Franzoſen hatten in den Tagen der Fremdherrſchaft bis 1813 auf der Inſel auf das übelſte gehauſt. Zur Durchführung der Kontinentalſperre hatten ſie eine Schanze aufgeführt und auch die Kirche ihrer Bänke beraubt.

In den Franzoſenjahren ſank die Inſelbevölkerung in die bitterſte Armut. Den Todesſtoß hatte ihre Blüte bereits im Jahre 1780 erlitten, als der engliſch-holländiſche Krieg ausbrach, der bei dem Friedensſchluß 1783 mit der holländiſchen Handelsflotte auch die Flotte der holländiſchen Grönlandsfahrer vom Meere vertrieb. Der größte Teil der Inſelbewohner war dadurch auf einmal brotlos geworden. Die wohlhabend gewordenen Borkumer zogen ſich wieder mit Vorliebe nach Holland zurück. Zahlreiche ärmere Inſelbewohner verließen durch die Not gezwungen ihre geliebte Heimat. Nicht wenige Wohnungen, für die kein Käufer ſich fand, ſtanden verödet, Wind und Wetter preisgegeben. Die Inſel erſchien den Zurückgebliebenen wie ausgeſtorben, die Zahl der Bewohner war auf den dritten Teil zurückgegangen.

Einen neuen Aufſchwung hat Borkum erſt in den letzten Jahrzehnten als Seebad genommen, und mit dieſer Entwicklung hängt der Notſtand zuſammen, für den dieſe Zeilen bei allen früheren Beſuchern Borkums um Teilnahme und Hilfe bitten möchten.

Schon im vorigen Jahrhundert zwar fingen einzelne Inſelbewohner an, Badeeinrichtungen zu treffen. Emdener Kaufleute waren es zunächſt, die für ein ganz Geringes ein Haus mieteten, deſſen Beſitzer ſich dann auf eine Weile auf den Kuhſtall beſchränkten. Allmählich wurden einige Zelte errichtet und vermietet, aber faſt ein Jahrhundert dauerte es, bis man anfing, für die „Badegaſten“ zu bauen.

„Borkümmerlich“ — ſo lautete der durch Funke bekannt gewordene klaſſiſche Ausdruck — war noch vor fünfundzwanzig Jahren das Bild, das die Inſel auch als Seebad bot. Der im Vergleich mit der kümmerlichen Kirche ſtattliche Turm neben der Kirche that noch ſeinen Dienſt als Leuchtturm, wozu er als Eigentum der bürgerlichen Gemeinde beſtimmt war. Zwei Hotels im Dorf nahe der Kirche waren ſchon vorhanden; aber in den Dünen, wo jetzt Hotel an Hotel und Villa an Villa ſich drängen, ſtand noch kein Haus. Weſtfäliſche Paſtoren, die gern die einfache Inſel aufſuchten, verſchafften ihr den Namen „Paſtorenbad.“ Jetzt iſt die Zahl der Badegäſte im Jahr auf 7000 geſtiegen. Die Inſel hat wieder 1300 Einwohner, wie in der Blütezeit, an welche die geheimnisvoll ragenden Wallfiſchkieferknochen erinnern, die den älteren Gärten als ſeltſames Denkmal der Vergangenheit zur Umfriedigung dienen. Ganz mit Unrecht redet man meiſtens von „Walfiſchrippen.“

Die Inſelbewohner ſind keineswegs reich, aber eine neue Blüte der Inſel entfaltet ſich. Die Bewohner ſcheuen kein Opfer, um den Gäſten den Aufenthalt behaglich zu machen. Eine koſtſpielige Kanaliſation hat die Inſel geſundheitlich von allerlei Übelſtänden völlig befreit. Eine Eiſenbahn führt vom Südſtrand bis in das Dorf. Die Gäſte fühlen ſich wohl und heimiſch. Eine gewiſſe wohlthuende Einfachheit hat ſich erhalten. Das Gepräge einer vornehmen und doch einfach bürgerlichen deutſchen Beſcheidenheit iſt dem Borkumer Badeleben aufgeprägt. Noch gibt es keine Badekapelle. Wer Toiletten zeigen und ſehen will, wer Prunk, Eleganz und rauſchende Vergnügungen im Badeleben nicht entbehren mag, bleibt Borkum fern und — wird nicht vermißt.

Zu den wohlthuenden Zeichen des Badelebens rechnen wir die Thatſache, daß die Gottesdienſte an Badeorten faſt überall fleißig beſucht werden. Machen auch die Inſelbewohner im Sommer den Gäſten Platz, die überaus beſcheidene Kirche genügt in der Badeſaiſon durchaus nicht für die ſonntäglichen Beſucher. Wieder und wieder verurſacht die beklommene Luft in dem beengten Kirchenraum Ohnmachten und andere Erkrankungen. Ein für die noch immer wachſende Schar von Beſuchern ausreichendes, würdiges Gotteshaus auf Borkum iſt ein dringendes Bedürfnis. Im Jahre 1891 trat ein vorläufiges Komitee zuſammen; etwa 4000 Mark wurden geſammelt. Im Jahre 1892 gewannen die Beſtrebungen ſchon feſtere Geſtalt. Dem Kirchenrat der Gemeinde war eine Hauskollekte bewilligt. Ein allgemein mit Begeiſterung veranſtaltetes und mit Freuden aufgenommenes Konzert, das einen Kranz von unvergeßlichen kleinen Erinnerungen zurückließ, brachte 900 Mark. Die Sammlungen ſtiegen auf 8300 Mark. In dieſem Sommer hat ein ſtändiges Komitee der Badegemeinde, das mit dem Kirchenrat der reformierten Gemeinde ſelbſtverſtändlich auf Schritt und Tritt Hand in Hand arbeitet, an alle früheren Beſucher des lieblichen Eilandes eine herzliche Bitte um freundliche Teilnahme und thätige Hilfe gerichtet. An alle, welche am Strande in Borkum längſt oder jüngſt ſich erquickt haben, an alle, die das Graben der Kinder, das Sitzen in den Strandkörben, die ſtille, aber ununterbrochene Jagd auf freie Strandkörbe in Erinnerung haben, denen die Namen Upholm, Drinkeldodenkirchhof, Vogelcolonie einen Klang haben, die in den Fluten des Meeres gebadet oder doch als ſogenannte „Luftſnappers“ die reine heilkräftige Seeluft geatmet haben, an ſie alle wenden ſich dieſe Zeilen mit der Bitte um ein dankbares Gedenken an die Inſel und um eine freiwillige Gabe. Jede, auch die kleinſte Gabe hat den Wert eines Bauſteins für ein Gotteshaus. Schon iſt ein würdiger Plan entworfen. Aber noch hat er die Billigung nicht empfangen. Eine einfache und doch würdige Kirche für etwa 800 Beſucher herzuſtellen, iſt die ſchöne und dringende, aber ſchwierige Aufgabe. Das Bedürfnis iſt durch die fremden Gäſte geſchaffen, darum iſt es billig, daß ſie die Opfer vornehmlich tragen, zumal die Ortsgemeinde durch Bauten und anderweit nicht nur belaſtet, ſondern auch verſchuldet iſt. Auf 70 000 Mark werden die Baukoſten der Kirche einſchließlich Uhr, Glocken und Orgel berechnet. Wenn diejenigen, denen größerer Beſitz an irdiſchen Gütern das Geben erleichtert, nach ihrem Ermeſſen ſich beteiligen, würde ein baldiger Beginn des Werkes ermöglicht werden.

Verlagsbuchhändler Paſch in Berlin, Ritterſtraße 50, hat die Geſchäftsführung für das in Rede ſtehende Werk übernommen. Es wird herzlich gebeten, an ihn freundliche Gaben zu ſenden.

Der Bitten ſind freilich viele, und die Aufgaben der freiwilligen Hilfe mannigfach. Aber groß iſt die Zahl derer, die in Borkum Stärkung und Geneſung geſucht und gefunden haben, und die dort ferner beides ſuchen und finden werden.

Einen Gruß aus Borkum, eine Bitte für Borkum bringen dieſe Zeilen allen bisherigen und künftigen Beſuchern. Möchten Gruß und Bitte nicht ohne Antwort und Ermutigung aus der Nähe und Ferne verhallen!

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der Hochſommer ſteht vor der Thür, die Erntezeit rückt heran. Da ſind Ritzbergers „ruhende Schnitter“ zeitgemäß — ein friſches, anmutiges Bild aus der geſegneten Zeit der Garben. M. Lebling, einer der bekannteſten Münchener Tiermaler, trug zum Schmuck der Nummer ein allerliebſtes Hundebild bei, das uns ein kleines Dreiblatt von Hausfreunden zeigt, wie ſie erwartungsvoll, aber doch auch mit leiſem Mißmut, den „zu heißen“ Inhalt einer Kaſſerolle betrachten. Nur Mut: es wird ja nichts ſo heiß gegeſſen, als es gekocht wird. J. R. Wehles „Nach der Natur“ iſt ebenfalls ein echtes Sommerbild; mit liebenswürdiger Anmut iſt die kleine Malerin gezeichnet, die in den ſchönen Ferienwochen das, was ſie daheim im Atelier des Lehrers erlernte, nun in der lieben, freien Gottesnatur zu verwerten ſucht. — Aus unſeren Mappen fügen wir noch eine Studie von Rob. Haug bei. Der treffliche Stuttgarter Meiſter, deſſen „Sommermorgen“ zu den Perlen der diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung zählt, hat eine eigene Gabe kräftiger Charakteriſtik, die gerade in ſeinen Studien beſonders ſcharf hervortritt und denſelben einen beſonderen Reiz verleiht.

Himmelskunde.

Der Direktor der Sternwarte in Kapſtadt, Prof. Gill, hat eine hübſche Berechnung aufgeſtellt, um die ungeheuere Entfernung der Fixſterne von unſerem Planeten zu illuſtrieren. Der uns nächſte Fixſtern iſt der Stern α im Centauren. Führte nun eine Eiſenbahn von der Erde zum Stern α, und der Fahrpreis auf ihr betrüge nur 5 Pf. für 100 Kilometer, ſo würde eine Fahrkarte für die ganze Entfernung 24 Milliarden Mark koſten und die Reiſe, ſelbſt wenn der Zug ohne jeden Aufenthalt 100 Kilometer in der Stunde zurücklegte, gegen 48 663 000 Jahre dauern.

Naturkunde.

Ein altes Problem, deſſen Löſung von unendlicher Wichtigkeit wäre, betrifft die Herſtellung von Nahrungsmitteln aus Celluloſe. Celluloſe (Holzſtoff) iſt in der Natur in überaus großen Mengen vorhanden, aber es iſt bisher nie gelungen, ſie derart umzuformen, daß der menſchliche Magen die in ihr enthaltenen Nährſtoffe verdauen könnte. Jetzt kommt die überraſchende Nachricht, daß es einem Chemiker in Temesvar geglückt ſei, die Celluloſe derart zu verändern, daß ſie Getreidemehl erſetzen kann, und daß ſich Prof. Meyer in Heidelberg bereits mit der Unterſuchung des neuen Präparats beſchäftigt. Die Meldung, welche der Pharmazeut. Poſt entſtammt, dürfte vorläufig noch mit großem Mißtrauen aufzunehmen ſein.

Wetterkunde.

Daß im Lauf des Jahres im Mai mit den „geſtrengen Herren“ regelmäßige ſtarke Kälterückfälle eintreten, denen Anfang Juni vielfach ſchwächere folgen, iſt allgemein bekannt. Daß aber auch der Januar auffallend regelmäßige ungeſtüme Temperaturſchwankungen bringt, ſcheint bisher überſehen worden zu ſein. Und doch ſind dieſelben nach Mitteilungen, welche die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften in ihrer Sitzung vom 20. März d. J. erhielt, im Lauf der letzten ſechs Jahrhunderte häufig beobachtet worden. Nach ſorgfältigen Zuſammenſtellungen ſoll faſt regelmäßig — mindeſtens ſcheint dies für Frankreich, Belgien und einige Teile der Schweiz konſtatiert — gegen den 18. Januar eine ſtarke Erniedrigung der Temperatur eintreten, der dann zwiſchen dem 23. und 29. Januar eine entſprechende, oft rapide Erhöhung folgt.

Verkehr.

Welchen Einfluß der Ausbau einer Waſſerſtraße für den Verkehr haben kann, beweiſt die Entwickelung des Verkehrs auf der 33 km langen Mainſtrecke Mainz-Frankfurt a. M. ſeit der Mainkanaliſierung. Während der Gütertransport auf dieſer Strecke nämlich im Jahre 1881/82 311 586 Tonnenkilometer betrug, ſtieg er bis 1887 auf 15 352 452, bis 1892 auf 36 863 119 Tonnenkilometer, die geſamte Verkehrsleiſtung hat ſich alſo bis 1887 ver49facht, bis 1892 ver118facht.

Der Zeitſchrift „Schiff“ zufolge iſt die Verbindung des Kaſpiſchen mit dem Schwarzen Meer zum Gegenſtand eingehender Studien ſeitens des Jngenieurs Daniloff, Direktionsmitglied der Geſellſchaft zur Hebung der ruſſiſchen Handelsſchiffahrt, gemacht worden. Derſelbe ſoll nach genauer Unterſuchung der vorliegenden früheren Entwürfe zu der Überzeugung gelangt ſein, daß ſich der Herſtellung einer ſchiffbaren Waſſerſtraße zwiſchen beiden Meeren keine unüberwindlichen Hinderniſſe entgegenſtellen. Daniloffs Plan geht dahin, die Verbindnng unter Benutzung des in den Don mündenden Manytchfluſſes, deſſen Fahrwaſſer durch Einleiten von Nachbargewäſſern auf die erforderlichen Tiefe gebracht werden ſoll, durch Vermittelung des Aſowſchen Meeres herzuſtellen.

Technik.

Eine höchſt merkwürdige Buchdruck- und Buchbindemaſchine iſt von Lovell Brothers & Comp. in New York erfunden worden. Die Maſchine druckt Bücher bis zu 416 Seiten; die von großen Stereotypplatten gedruckten Seiten fallen in einen Transporteur, der ſie zuſammenlegt und zur Bindemaſchine führt; hier werden ſie beſchnitten, dann auf dem Rücken verfilzt und mit Leim beſtrichen, der die verfilzten Blattrücken nicht nur miteinander feſt verbindet, ſondern auch noch mit dem Stück Stoff, der darauf kommt. Ebenſo kommt dann der Deckel automatiſch hinzu, und das Buch iſt fertig. Jedes einzelne Blatt iſt unabhängig gebunden, und man kann das Buch beliebig umbrechen, ohne den Einband zu löſen. Die Druckmaſchine ſoll, von nur zwei Mann bedient, in der Minute 20 Bücher von 416 Seiten liefern, wofür jetzt 20 Preſſen mit 30 Mann nötig ſind, außer 12 Faltungmaſchinen mit 16 Arbeiterinnen. Die Bindemaſchine liefert im zehnſtündigen Arbeitstag 10 000 gebundene Bücher, wofür zwei Arbeiterinnen und ein Mann nötig wären. Ob die Bücher überhaupt nicht geheftet, ſondern nur geklebt werden, darüber ſchweigt unſere Quelle.

Wer erfand die Glühlampe? Jn Amerika wütet ſeit mehreren Jahren ein heftiger Streit über das Recht, elektriſche Glühlampen zu fabrizieren, denn an dieſen verdienen die Elektrizitätsgeſellſchaften am meiſten. Kein Wunder alſo, wenn alle Mittel angeſtrengt werden, Ediſon ſeine Patente zu entreißen. Bei einer ſolchen Gerichtsfehde ergab ſich neuerdings in Boſton, daß vor etwa vierzig Jahren bereits Glühlampen verfertigt wurden und ihr Erfinder ein Deutſcher, Heinrich Goebel, iſt, deſſen Schickſale der Mitteilung wert ſind. Vor mehr als dreißig Jahren ſah man an ſchönen Abenden in den Straßen New Yorks einen Mann im beſten Alter von ausgeſprochen deutſcher Art, der in gebrochenem Engliſch die Wunder des Sternenhimmels pries und Vorübergehende einlud, gegen geringes Entgelt die Sterne durch ſein aufgeſtelltes Fernrohr zu betrachten. Schenkten die Leute ihm keine Beachtung, ſo lockte er ſie durch das Aufleuchten ſeltſamer Lampen an, die plötzlich in hellem Glanze erſtrahlten. Dies waren Glühlampen, die von einer fahrbaren Tauchbatterie geſpeiſt wurden, und die, wie ſich jetzt herausgeſtellt hat, den Ediſonlampen geradezu vorbildlich geweſen ſind. Heinrich Goebel iſt in Springe bei Hannover 1818 geboren, wurde Uhrmacher und Optiker und ſuchte 1841 ſein Glück drüben, wo er Erfolg hatte. Nach etwa vier Jahren baute er eine Batterie von 30 Elementen, mit der er an einem dunklen Abend ſeine bereits in Deutſchland angeſtellten Verſuche dadurch zum glänzenden Austrag brachte, daß er vor ſeinem Hauſe ein Bogenlicht entzündete. Dies Licht beſtürzte jedoch die Nachbarſchaft derart, daß ſie die Feuerwehr alarmierte, und der kühne Entdecker ward im Lande der Freiheit ins Gefängnis geſetzt, ſintemal das Licht als Unfug aufgefaßt wurde. Jnfolge dieſer trüben Erfahrung legte Goebel ſein Augenmerk auf die Herſtellung von Glühlampen. — Nachgewieſen iſt, daß 1881, als es einer Geſellſchaft zur Ausbeutung Ediſonſcher Erfindungen nicht gelingen wollte, brauchbare Glühlampen zu machen, ſie zu Goebel, von deſſen Lampen die Rede geweſen war, einen kundigen Mann ſandte, der nicht wenig erſtaunte, als er fand, daß dieſer einfache Mechaniker brauchbare Lampen vorrätig hatte. Die Geſellſchaft einigte ſich mit Goebel, der in ihre Dienſte trat, und von jetzt an war die Ediſonlampe — die beſte aller Glühlampen. Goebel hatte ſeine Anſprüche als Erfinder nicht geltend gemacht, weil er ſeine Lampen ſchon vor über 20 Jahren öffentlich gezeigt und aus ihrem Bau kein Geheimnis gemacht hatte. Er lebt als wohlhabender Mann auf ſeinem Landſitze; ob aber die Glühlampen-Patente in Amerika ſich halten werden, das wird die Zeit lehren. St.

Statiſtik.

Nach dem von Wagner & Supan herausgegebenen, ſoeben im 9. Jahrgang erſchienenen Werk: „Die Bevölkerung der Erde“ hat England in Europa die meiſten Großſtädte (d. h. Städte mit über 100 000 Einw.), nämlich 30, aufzuweiſen. Dann kommen das Deutſche Reich mit 24 und in weiterer Reihenfolge Frankreich und Rußland mit je 12; Jtalien hat 10, Öſterreich-Ungarn 6, Spanien 5, Belgien, die ſkandinaviſchen Staaten, Rumänien und Balkanhalbinſel zuſammen je 4, die Niederlande 3, Portugal 2, in Summa Europa 116 Großſtädte. Aſien hat deren 105, und zwar entfällt der Löwenanteil auf China mit 53 und Britiſch-Jndien mit 30. Jn Afrika zählt man 7, in Amerika 40 Städte mit über 100 000 Einwohnern, darunter in den Vereinigten Staaten 26, in Südamerika 9. Auſtralien weiſt nur 2 Großſtädte auf. Jn dieſen 270 Großſtädten drängt ſich eine Bevölkerung von rund 80 Millionen zuſammen, die bei einer Geſamtbevölkerung von nahezu 1480 Millionen Menſchen etwa 5,4 Proz. der Bevölkerung der ganzen Erde bilden. Was Groß-Berlin angeht, ſo wird es an Einwohnerzahl lediglich von London mit 4 416 000, Paris mit 2 713 000, New-York-Brooklyn mit 2 352 000 Bewohnern übertroffen, nimmt alſo unter den Städten der Erde die vierte Stelle ein.

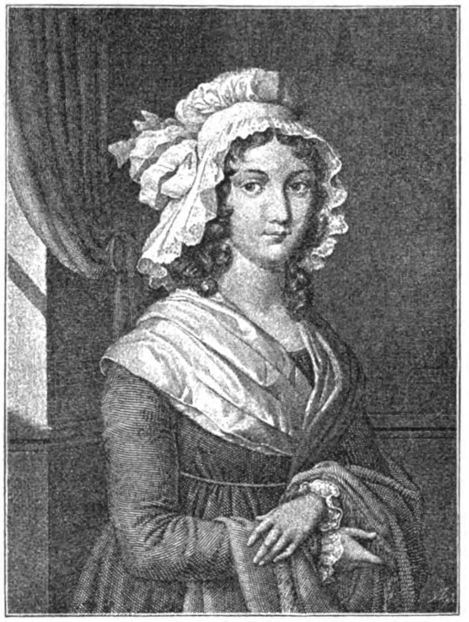
Vereine.

Anfang Mai tagte in Berlin der evangeliſch-ſoziale Kongreß unter Vorſitz des Landesökonomierats Nobbe. Generalſekretär Göhre erſtattete zunächſt Bericht über die Enquete bez. der Lage der ländlichen Arbeiter; von 15 000 meiſt an Geiſtliche verſandten Fragebogen waren 1000 ausführlich beantwortet zurückgekommen. Prof. Kaftan ſprach über „Chriſtentum und Wirtſchaftsordnung,“ Paſtor Cronefeld berichtete über Heimatkolonieen, welche ein Beſchluß des Kongreſſes als eine wertvolle Ergänzung der Arbeiterkolonieen erklärte. Weiter ſprach Hofprediger Braun-Stuttgart über die Annäherung der Stände in der Gegenwart, und Hofprediger Stöcker über das Sonntagsgeſetz und ſeine Konflikte im Volksleben; der Kongreß ſtimmte den aufgeſtellten Theſen, welche eine weitere Einſchränkung der Arbeits- und Geſchäftszeit an Sonntagen fordern, bei.

Die diesjährige Generalverſammlung des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine wird im September in Stuttgart tagen.

Charlotte Corday.

Am 13. Juli werden es hundert Jahre, daß ſich in den Morgenſtunden bei dem „Bürger“ Marat, dem ſcheußlichſten der Helden des Jakobinerklubs, ein junges ſchönes Mädchen melden ließ. Die Haushälterin wies ſie ab, am Abend aber kehrte ſie zurück nach dem Hauſe in der rue de l'Ecole de médicine und verlangte dringend, vorgelaſſen zu werden — ſie habe dem Gewaltigen von politiſchen Umtrieben in ihrer Heimatſtadt Caen zu berichten. Marat ließ ſie vor; er hatte die Frechheit, das junge Mädchen im Bade ſitzend zu empfangen. Wie die Verſchwörer in Caen hießen? fragte er haſtig. „Sie ſollen ihren Lohn empfangen, ich werde ſie alle in Paris guillotinieren laſſen.“ Sie näherte ſich ihm, anſcheinend, um ihm die Namen zu nennen — plötzlich aber ſtürzte ſie ſich auf ihn und ſtieß ihm ein Meſſer, das ſie auf dem Wege nach ſeiner Wohnung gekauft, in die Bruſt. Marat ſtarb ſofort, die Mörderin aber folgte den ſie verhaftenden Beamten ruhig und ſtolz in das Gefängnis.



Charlotte Corday.

Charlotte Corday d'Armans, ſo hieß das junge Mädchen, war am 27. Juli 1768 zu St. Saturin in der Nähe von Caen geboren; aus guter Familie ſtammend, hatte ſie eine vorzügliche Erziehung genoſſen, ſich aber begeiſtert den Ideen der Revolution zugewandt. Als jedoch die gemäßigteren Girondiſten geſtürzt wurden, als die Terroriſten gänzlich die Oberhand gewannen und die Schreckensherrſchaft der Jakobiner das unglückliche Frankreich zu zerfleiſchen begann, wandte ſich Charlotte Corday entſetzt von ihren gänzlich verunſtalteten Idealen ab. In dem überreizten Hirn der Schwärmerin erſtand der Gedanke, ihr Vaterland durch den Mord eines der Blutmänner vom Jakobinerklub, Marat oder Robespierre, zu retten. Sie reiſte, noch unſchlüſſig über das Ziel ihres Stahles, nach Paris, und hier fiel ihr unmittelbar nach ihrer Ankunft ein Blatt des von Marat herausgegebenen „Ami du penple“ in die Hand, in dem der Schreckliche ſchrieb, es müßten noch 200 000 Köpfe fallen, um die Revolution zu vollenden. Das entſchied — Marat wurde ihr Opfer.

Das gerichtliche Verfahren gegen Charlotte Corday war kurz. Am 17. Juli ſchon wurde die edle Schwärmerin, deren ruhige, ernſte Haltung ſelbſt den vertierten Richtern Achtung abzwang, hingerichtet. Als ihr Kopf unter der Guillotine gefallen war, hob der Henker das Haupt empor, zeigte es der Menge und verſetzte ihm einen Backenſtreich — die Roheit war ſo fürchterlich, daß ſich ſogar unter den gewohnheitsmäßigen Beſuchern der Hinrichtungen ein lautes Murren erhob. Aus der Mitte der Maſſe aber rief eine Stimme: „Seht, Bürger, ſie iſt größer als Brutus!“ Es war die Stimme eines Deutſchen — Adam Lux hieß der Mann und war Abgeordneter von Mainz. Wenige Wochen, und er büßte ſeine Anteilnahme für die Unglückliche, der er auch in mehreren Flugſchriften Ausdruck gab, unter dem Fallbeil.

In unſerer Spielecke.

1. Wechſelrätſel.

Tante	Zwerg	Winde	Aſt
Mitte	Maas	Gran	Raute
Minne	Bad	Meiſe	Weſte
Moos	Ball	Sold	Schere

Aus jedem der obigen 16 Wörter läßt ſich durch Veränderung eines Buchſtaben ein neues Wort bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die bei der Verwandlung fortgelaſſenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchſtaben den Titel je eines Werkes von Richard Wagner.

2. Homonym.

Hier mag man's ein Kunſtwerk nennen,
Und wie öde dort und kahl!
Muntrer Fleiß, ein emſig Rennen —
Stille und oft Herzensqual!

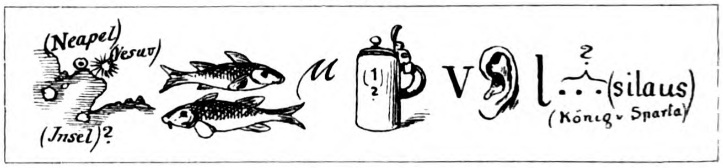
Die Bewohner raſtlos treiben
Mit der Außenwelt Verkehr —
Einſam, abgeſchloſſen bleiben,
Das iſt Pflicht — wer weiß wie ſchwer!

Soll das Wörtchen mehr noch künden,
Such's in einer großen Stadt,
Und du wirſt den Führer finden,
Den ſie ſich erkoren hat.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Bilderrätſel.



Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 39.

Bilderrätſel. Agrarier.

Schachaufgabe.

	A.
1. De6 — c6	1. .... Ke1 — f2
Ke1 — d2	
2. Dc6 — c1 †	2. Dc6 — g2 † ~
Kd2 — c1 :	
3. Sd4 — b3 ‡	3. Sd4 — f5, f3 ‡
B.	C.
1.	1. .... ~
La5 — d2, c3	
2. Dc6 — h1 † ~	2. Dc6 — g2 ~
3. Se3 — c4, d1 ‡	3. Sd4 — f3 ‡

1. Metamorphoſen-Aufgaben.

a) See — Lee — Lea — Lena — Lina — Lind — Land.
b) Gerſte — Geſte — Eſte — Ente — Ende — Wende — Weide — Weiden — Weizen.
c) Geld — Gold — Hold — Huld — Hund — Hand — Hans — Haus — Haut — Hut — Gut.
d) Roß — Roſt — Moſt — Maſt — Macht — Wacht — Wache — Wachen — Wagen.
e) Homer — Hofer — Hafer — Hager — Hagel — Hegel — Egel — Eger — Ger — Gera — Hera — Hora — Horaz.
f) Dahn — Bahn — Bann — Band — Rand — Rad — Rade — Lade — Laden — Aden — Ader — Eder — Eber — Ebers.
g) Dover — Dove — Doſe — Roſe — Roſt — Rot — Rom.
h) Stuhm — Sturm — Turm — Wurm — Warm — Harm — Ham.

2. Silbenrätſel.

Epaminondas. — Daſe, Papa, Midas, Nonne.

3. Zahlenrätſel.

Holſtein. — Inn, Enns, Eſel, Sol, Jo, Stein, Holtei.

4. Zweiſilbige Scharade. Auflage.

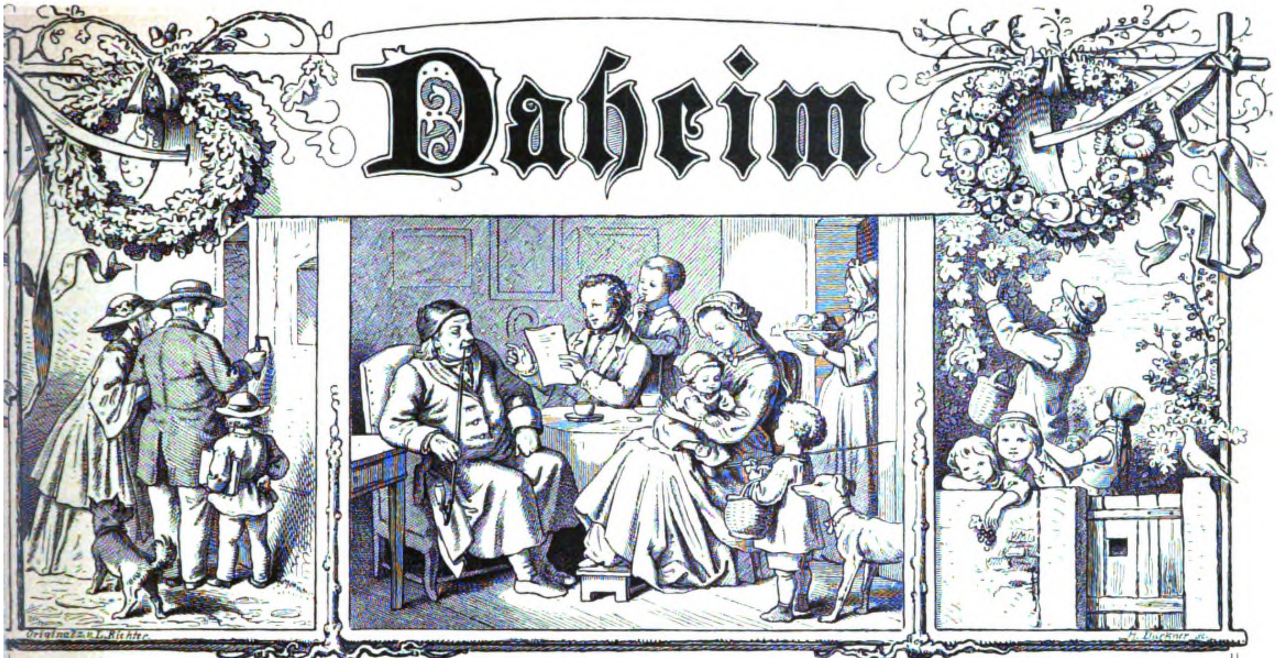
Zur gefälligen Beachtung für unſere Poſtabonnenten.

Diejenigen unſerer Abonnenten bei der Poſt, welche ihre Beſtellung auf das vierte Quartal zu ſpät aufgegeben und infolgedeſſen die erſte Nummer dieſes Quartals (XXIX. Jahrgang Nr. 40) von ihrem Poſtamt nicht erhalten haben, machen wir darauf aufmerkſam, daß das betreffende Poſtamt die fehlende Nummer gegen Zahlung der Beſtellgebühr von 10 Pf. nachliefert, auch jedes frühere Quartal und einzelne Nummern, ſoweit ſie überhaupt noch zu haben ſind, beſorgt. Von uns direkt bezogen, koſtet jede Nummer inkl. Porto 35 Pf. (2 Nummern 60 Pf., 3 Nummern 85 Pf.), welche in Briefmarken dem Auftrage beizufügen ſind. **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. IV. Von Paul von Szczepanski. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Das Nordſeebad Borkum und ein Notſtand auf der gleichnamigen Inſel. Von Konſiſtorialrat Rathmann in Wernigerode. Mit einer Illuſtration. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Ruhende Schnitter von Alb. Ritzberger; Zu heiß von M. Lebling; Nach der Natur von J. R. Wehle; Studie von Rob. Haug. — Himmelskunde. — Naturkunde. — Wetterkunde. — Verkehr. — Technik. — Statiſtik. — Vereine. — Charlotte Corday. Mit Bildnis. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 15. Juli 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 41.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ja," erwiderte Agnes kurz. „Sie heißt Hildegard und iſt lange Zeit im Ausland geweſen."

Heinz merkte, daß Agnes keine Sympathie für die Genannte hatte; er fragte aber unbefangen, ob ſie die Dame perſönlich kenne.

„Ich ſehe ſie faſt täglich. Sie iſt — glaube ich — Mamas Freundin."

„Eine Schul- oder Jugendfreundin?" fragte Herr von Büchnow intereſſiert.

„Eine Gelegenheitsfreundin von vierzehn Tagen," entgegnete das junge Mädchen ſo ſchroff, daß die Herren das Thema fallen ließen.

Nachher, als ſie ihren Beſuch gemacht, nahmen ſie es mit verdoppeltem Eifer wieder auf.

„Ich werde ſo viel wie möglich dieſen Umgang pflegen," ſagte Herr von Büchnow. „In der ganzen Nachbarſchaft habe ich mich noch nirgends ſo behaglich gefühlt, als heut Vormittag die Stunde im Pfarrhauſe. Wie hängt denn Eure Verwandtſchaft eigentlich zuſammen, Heinz?"

Die verſtorbene Frau des Paſtors wäre ſeine Baſe geweſen. Der gute Welſing hätte die Onkelſchaft nur wegen des Unterſchiedes der Jahre zwiſchen ihnen auf ſich genommen, folglich wäre dieſe jugendliche Tante Hilde ſeine Baſe im zweiten Gliede. „Übrigens," fügte er begeiſtert hinzu, „ſie iſt ein Prachtmenſch — die Hilde! Was, Jesko?"

„So ſcheint es!" beſtätigte Büchnow, das Feuer des jüngeren Freundes belächelnd. „Außerdem ſieht ſie auch gut aus mit ihrem ſchlanken, kräftigen Wuchs und den merkwürdigen Blauaugen."

„I ſieh mal einer, was du nicht alles bemerkt haſt!" meinte der Rechtsanwalt. Eines indes, fügte der andere hinzu, gefiele ihm nicht an ihr.

Das wäre?

Dieſe „Gelegenheitsfreundſchaft" mit Frau von Lochnitz.

Was er dagegen einzuwenden hätte?

Die Dame ſelbſt!

Heinz wurde neugierig, er möchte ſich eingehender ausſprechen.

„Nein," entgegnete Herr von Büchnow mit einem Anflug von Melancholie. „Ich könnte ſonſt parteiiſch werden — denn, im Vertrauen, Freund! — ich hatte einſt die Ehre, mit Frau Adelheid verlobt zu ſein."

„Famos!" rief der Rechtsanwalt aufrichtig überraſcht. „Und das hat dieſer Duckmäuſer von einem Landjunker ſeinem beſten Freunde verſchwiegen."

Er hatte ſeine Gründe gehabt, nicht daran zu rühren, rechtfertigte ſich der andere, dafür wollte er ihm jetzt Gelegenheit geben, die Freifrau kennen zu lernen. Er wäre den Nachbarn längſt einen Beſuch ſchuldig und würde ſeinen Freund morgen in Lindenau einführen.

Heinz war entzückt davon. So ſähe er doch das kleine borſtige Freifräulein wieder. Ihr niedliches Köpfchen hätte etwas von einer ſchmachtenden Lotusblume und gefiele ihm nicht übel. Er würde ſich bemühen, es aufzurichten. Warum ſie wohl die Leute nicht anſähe? Aus Menſchenſcheu oder Weltverachtung? Nun, er hoffte nächſtens dahinter zu kommen.

III.

Frau von Lochnitz brachte Abwechslung und Bewegung in das träge, einförmige Landleben. Die Nachbarſchaft — fünf Meilen in der Runde — ſchwärmte für ſie. Ihre Toiletten waren die eleganteſten, ihre Diners die üppigſten. Sie veranſtaltete Gartenfeſte, Picknicks und Waldpartieen, ritt, tanzte, kutſchierte und machte ſich gelegentlich über die Leute luſtig

— in einer ſo klugen, geiſtreichen Weiſe, daß ſie mehr amüſierte, als verletzte. Ihre brillante Laune bildete überall den Mittelpunkt der Unterhaltung, und ihre großartigen Trinkgelder erregten Staunen. Kurz, in drei Wochen wurde ſie die populärſte Perſönlichkeit im Lande! Ihre Stieftochter dagegen lief unter der Hand mit durch. Wenn ſie da war, bemerkte man ſie kaum; fehlte ſie, ſo vermißte ſie niemand. Sie galt für das reine Kind und keineswegs für ein liebenswürdiges. Anders die Freundin der Freifrau, die allerdings kein Menſch beachtet hatte, ſo lange ſie nur die Schweſter des Lindenauer Paſtors war! Jetzt erregte ſie Aufſehen. Sie hatte Verſtand und Menſchenkenntnis, kleidete ſich bei aller Einfachheit vornehm und bewegte ſich, als wäre ſie in der guten Geſellſchaft zu Hauſe.

Dem Freiherrn ſelbſt begegnete man mit ausgeſuchter Hochachtung, unterhaltend fand man ihn nicht. Man tuſchelte im Geheimen, daß er Kummer hätte, wahrſcheinlich wegen der ziemlich mißglückten Erziehung ſeiner einzigen Tochter. Ganz gewiß würde es mal Schwierigkeiten machen, ſie an den Mann zu bringen, bei ihrer natürlichen Verdrießlichkeit und innerlichen Zurückgezogenheit.

Was den „Kummer“ des Freiherrn betraf, ſo war der in der That vorhanden, nur irrten ſich die Leute in der Natur desſelben. Sie wären wohl dahinter gekommen, wenn ſie ihn in einem unbewachten Augenblick über ſeinen Wirtſchaftsbüchern geſehen hätten.

Doch nicht allein Kummer, ſondern Sorgen, große und kleine, hatte Herr von Lochnitz. Die letzteren bereiteten ihm die Rechnungen, die erſteren die Launen und Extravaganzen ſeiner Gemahlin. Er war froh geweſen, als ſie ſich endlich ſeinen Wünſchen ſoweit fügte, daß ſie das koſtſpielige Leben der Großſtadt fahren ließ und ſich entſchloß, ihren Wohnſitz in Lindenau aufzuſchlagen. Daß ſie ſich hier von vorn herein in einen Strudel von Vergnügungen ſtürzte, beunruhigte ihn nicht, weil auf dem Lande dieſe doch verhältnismäßig beſcheidener Art bleiben mußten. Bei dem Abſchluß des erſten Monats ſah er indes ſeinen Irrtum ein: das Haushaltskonto ſtand dem einer Berliner Saiſon im Durchſchnitt wenig nach.

„Was willſt du?“ ſagte ſeine Gattin mit aller Geringſchätzung gegen den Mammon, die ſie empfand, wenn ſie ſich im Wohlleben recht behaglich fühlte. „Ein Bauernhaus in einen herrſchaftlichen Wohnſitz umzuwandeln, das geht nicht ohne Ausgaben ab. Du thuſt, als ob das Geld auf der Welt wäre, um ja nicht ausgegeben zu werden.“

Sie hatte ſich in ihr Zimmer zurückgezogen mit der Weiſung, Fräulein Welſing, wenn ſie käme, zu ihr herauf zu führen. Im Laufe einer Stunde vergaß ſie es aber und war aufs Unangenehmſte überraſcht, als Hilde eintrat.

Die Freifrau lag in unordentlicher Nachläſſigkeit, halb ausgekleidet auf der Chaiſelongue, ſo auffallend fahl, ſchlaff und zerknittert, daß Hilde betroffen rief: „Was ſehen Sie elend aus, liebe Frau Adelheid, haben Sie Ärger gehabt, oder iſt Ihnen ſonſt etwas Schlimmes zugeſtoßen?“

Es wären die alten Verdrießlichkeiten mit ihrem Pedanten von Ehemann, die ihr auf die Nerven gingen — wenigſtens von Zeit zu Zeit.

Sie ſprach wie im Schlaf und hatte die Augen halb geſchloſſen. Mit einemmal ſpannten ſich ihre erſchlafften Züge, ſie ereiferte ſich. Es wäre nicht mehr auszuhalten mit dieſem alten, grämlichen Manne!

„Aber beſte Frau Adelheid,“ warf Hilde halb im Scherz ein. „Ihr Gatte iſt ja ein Mann in ſeinen beſten Jahren und, ſo viel ich beurteilen kann, von nachgiebiger, durchaus gutmütiger Art.“

„Sie kennen ihn nicht!“ rief Frau Adelheid leidenſchaftlich, „ſonſt hätten Sie durchſchaut, wie grenzenlos elend ich bin mit meinem jungen, warmen Herzen an der Seite eines abgeſtumpften, laublütigen Gatten. Wir haben uns nie verſtanden, nächſtens werden wir uns verabſcheuen. Ich möchte wiſſen, warum man ſich heiratet, wenn es keine andere Befriedigung in der Ehe gibt, als mit einem gewiſſen äußeren Anſtand gleichgültig und unempfindlich nebeneinander hinzuleben?“

In dem verſchwommenen Blick der Freifrau wühlte ein unheimliches, wildes Etwas, das erſchreckte, ſich aber nicht erklären ließ. Zu gleicher Zeit ſchien jeder Muskel ihres kräftigen Körpers mit einem Schlag nachzugeben. Ihr Kopf fiel nach hinten, der Arm, mit welchem ſie eben heftig geſtikulierte, ſank herab, daß er den Boden berührte. Hilde ergriff eine Waſſerflaſche und ſpritzte der Freifrau einige Tropfen ins Geſicht. Sie machte eine ungeduldige Bewegung. Warum nicht gar? Es wäre nichts als ein kleiner Nervenſtoß. Sie möchte ihr Wein holen. Unten im Buffet fände ſie eine Flaſche Madeira. Hilde, erſchüttert von dem eigentümlichen Zuſtand der anſcheinend ſo ſtarken, geſunden Frau, eilte hinunter. In der Thür des Speiſezimmers ſtieß ſie mit Agnes zuſammen, die eine große Vaſe mit Blumen trug.

„Ihre Mutter — —“

„Bitte, ich habe keine Mutter!“ fiel das ſeltſame Kind ihr ſchroff ins Wort. „Sagen Sie Mama.“

„Ganz gleich — Ihre Mama hat einen Anfall von Schwäche. Holen Sie ſchnell ein Glas! Ich ſuche den Wein heraus.“

Aber Agnes rührte ſich nicht von der Stelle. Sie ſtand ſteif im Thürrahmen und ſah zu, wie Hilde im Buffet kramte. Endlich ſagte ſie mit einer Gleichgültigkeit, die an Herzloſigkeit ſtreifte: „Es iſt keiner da — wenn Sie Madeira ſuchen oder Portwein.“

„Das wiſſen Sie und laſſen mich hier Zeit verlieren, während die arme Frau Schmerzen leidet?“

Das junge, bleiche Geſichtchen zeigte keine Spur von Gefühl, aber — ſonderbar — die ſcheuen, dunklen Augen, die ſich ewig hinter den langen Wimpern verbargen, blickten furchtlos in die zürnenden blauen und ſuchten eifrig nach irgend etwas auf ihrem Grunde.

„Erlauben Sie, daß ich klingle!“ ſagte Hilde, „damit Sie dem Diener Ihre Befehle erteilen. Ich weiß im Weinkeller nicht Beſcheid.“

Agnes zuckte nicht mit der Wimper, als aber der Diener erſchien, ſagte ſie mit ihrer ſchüchternen Kinderſtimme: „Bitte, bringen Sie eine Flaſche Madeira herauf für die gnädige Frau!“

Sobald ſie wieder allein geblieben, nahm Hilde einen tapferen Anmarſch zur Ergründung dieſes ſeltſamen Weſens. „Sie ſind in einem großen Irrtum befangen, liebe Agnes, wenn Sie glauben, daß Sie aller Welt mit Mißtrauen begegnen müßten.“

„Es iſt kein Glaube — es kommt von ſelbſt. Ich kann nicht anders.“

„Wie wollen Sie dann, daß man Sie lieb gewinnt?“

„Woher wiſſen Sie, daß ich es wünſche?“ fragte das junge Mädchen zurück, die Augen auf die Blumen in ihrer Hand gerichtet.

„Ich höre Ihr einſames, junges Herz klagen bei jedem ſchroffen Wort aus Ihrem Munde.“

Agnes erſchrak in ihrem verſchloſſenen Sinn. Das war alſo das Geheimnis dieſer blauen Augen, die ihr ſo viel zu ſchaffen machten! Sie laſen in der Seele des Menſchen. Schrecklich — fortan ſollte ſie ſelbſt ihren Schmerz und ihre Sehnſucht nicht mehr für ſich allein haben.

„Nein!“ rief ſie mit unterdrückter Stimme und entzog Hilde ihre Hand, die ſie ihr keineswegs freiwillig gegeben hatte. „Laſſen Sie mich in Ruhe und ſchauen Sie mich nicht immer an! Ich — — mag Sie nicht!“

„Ich weiß es beſſer,“ entgegnete Hilde lächelnd. „Sie hatten mich gern von dem Augenblick an, als Sie hörten, daß ich es war, die das Grab Ihrer Mutter geſchmückt. Oder — leugnen Sie?“

Agnes ſchüttelte den Kopf. Etwas Fürchterliches arbeitete in ihr. Sie wollte ſprechen, es kam aber kein Laut über ihre Lippen. Endlich ſtreckte ſie die Hand aus wie jemand im Verſinken.

„Armes Kind!“ ſagte Hilde mitleidig, „können Sie mir nicht vertrauen?“

„Ich — will es verſuchen — —“

Oben wurde heftig geklingelt. Gleich darauf ſtürzte die Zofe herein. Wo Fräulein Welſing ſo lange mit dem Wein bliebe?

Zu Hildes Überraſchung hatte die Freifrau ſich inzwiſchen vollſtändig erholt. Ihr Geſicht war wieder friſch und blühend, ihre Augen glänzten. Sie ſteckte vor dem Spiegel ihr Haar auf.

„Ich ſehe ja ganz erhitzt aus — was, Hilde? Soll ich etwas Puder auflegen, oder finden Sie das friſche Rot jugendlicher? . . . Iſt Ihnen das Kind unten in den Weg gelaufen? Denken Sie nur! Seitdem wir ihr die unſchicklichen Streifereien im Walde unterſagt haben, thut ſie, als ob man ihr das größte Unrecht zugefügt hätte.“

Frau von Lochnitz hatte haſtig geſprochen. Jetzt drehte ſie ſich nach Hilde um und tippte ſich mit dem Finger an die Stirn. „Unter uns geſagt, es iſt ihr eine Schraube los! Sie leidet am Verfolgungswahn.“ Dann wandte ſie das Geſicht wieder dem Spiegel zu. Etwas in Hildes klaren Augen gefiel ihr nicht. Sie wäre ſie am liebſten los geworden, aber ſie wußte nicht wie?

„Liebe Frau Adelheid!“ ſagte Hilde hinter ihr, „erlauben Sie mir wohl ein offenes Wort?“

„Wenn Ihnen viel daran gelegen iſt — meinetwegen, Sie Moralphiloſophin!“ Es lag ein liebenswürdiger Spott darin, ſcharf genug jedoch, um einem Empfindlichen einen kleinen Stich zu geben. Hilde merkte es, aber ſie hatte ein tapferes Herz, wenn es galt für Recht und Wahrheit einzuſtehen, darum ſagte ſie kurz heraus: „Ihr Verhältnis zu Ihrer Stieftochter iſt Ihrer nicht würdig! Sie, die Sie ſich bei aller Welt mit ſo wenig Anſtrengung beliebt machen, ſollten dem armen ſchüchternen Kinde ein wenig entgegen kommen.“

„Warum nicht gar! Übrigens — ich ſtehe in keinem Verhältnis zu dieſer kleinen Einfalt. Sie iſt mir zu unbedeutend dazu. Alles, was ich thue, iſt, ſie möglichſt mit guter Manier zu überſehen. Was meinen Sie wohl, wie ich ſonſt ihre Verſtocktheit und Dummheit ertragen könnte?“

„Sie iſt weder das eine, noch das andere, ich verſichere Sie!“

„Ich beiße aber nicht darauf an, Liebſte! Sie legen Ihre Leute unter die Lupe der chriſtlichen Liebe, natürlich, da gibt es kein ſchwarzes Schaf, das nicht irgend einen verborgenen weißen Fleck hätte. Indes, Sie können mich ſpäter auch einmal durchgucken laſſen! Heut haben wir keine Zeit. Herr von Büchnow und der hübſche, windige Rechtsanwalt kommen zum Abend. Machen Sie ſich nicht zu jugendlich, ſonſt verliebt ſich der Herr Neffe in ſein Fräulein Tante!“ Sie lachte und klopfte Hilde die Wange. Die Sache war für ſie erledigt trotz der vorwurfsvollen Miene der Freundin. Sie zog Hilde an ihre Kommode. „Schnell, ſuchen Sie einen Schmuck heraus, der mich kleidet! Ich will gleichfalls ſchön ſein. Nur keine Perlen, die ſind mir zu ſentimental. Brillanten, Rubinen und Türkiſen!“

Es war keine Kleinigkeit, ſich ſchnell zurecht zu finden in dieſem flimmernden Überfluß von Juwelen — echten und unechten Steinen, Gold- und Silbergeſchmeiden. Frau von Lochnitz mußte ſchon ſelbſt eingreifen.

„Sehen Sie dies Armband!“ rief ſie, und ihre grünlich hellen Augen funkelten vor Verlangen. „Iſt es nicht koſtbar?“

Das war es allerdings: ein breiter Goldreif mit Brillanten und Rubinen umſäumt und einer großen Roſette von denſelben Steinen.

„Ein Geſchenk von Ihrem Gemahl?“ fragte Hilde, um wenigſtens einiges Intereſſe zu zeigen. Sie hatte ſich nie in ihrem Leben für Juwelen begeiſtern können.

„Bewahre!“ Frau von Lochnitz lachte ſpöttiſch. „Was ich an Schmuck beſitze, das habe ich mir mühſam zuſammentrödeln müſſen von dem mir gnädigſt bewilligten Taſchengelde. Derartige Aufmerkſamkeiten kennt mein Mann nicht. Er iſt geizig! Selbſt ſein Verzug, das Kind, leidet unter ſeiner Kleinigkeitskrämerei. Es würde meine abgelegten Kleider tragen müſſen, wenn ich ſie nicht zur rechten Zeit der Zofe ſchenkte . . . Werfen Sie doch gelegentlich einen Blick in die Garderobe der Kleinen! Sie werden ſehen, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn ſie ſich ſo unausſtehlich kleidet.“

Agnes mußte in der That ein eigenes Talent haben, die älteſten, billigſten, unvorteilhafteſten Fähnchen für ſich herauszufinden, obgleich ihr Kleiderſchrank vollgepfropft war mit guten und teuren Stoffen, von eleganten Schneiderinnen verarbeitet. Auch am Abend, als auf dem Schloß eine kleine Geſellſchaft war, trug ſie ein merkbar verwaſchenes Muſſelinkleid mit roten Punkten, ſo daß ſie ausſah wie eine der „höheren Töchter“ eines kleinen Beamten. Um ſo blendender ſtrahlte die Mama in einer Robe von geblümtem Crêpe-de-chine und einem Gartenhut von weißen Spitzen mit ſpaniſchem Flieder garniert, der ihr entzückend ſtand zu dem blonden Haar und der blühenden Geſichtsfarbe.

Der luſtige Rechtsanwalt hatte ſich ſchon eine geraume Zeit vergeblich umgeſchaut unter den jungen Damen, die wie bunte Schmetterlinge im Garten umherflatterten. Das punktierte Muſſelinkleid war wegen ſeiner abſoluten Unſcheinbarkeit gar nicht herauszufinden, bis es ihm gerade vor der Naſe über den grünen Raſen ſchwebte. Er ſtürzte ihm ſelbſtverſtändlich nach und erwiſchte es bei dem Garten-Aquarium, wo einige Dutzend ſeltener Waſſervögel ſolchen Lärm machten, daß man ſein eigenes Wort kaum verſtand.

„Pax legt ſich Ihnen zu Füßen, gnädiges Fräulein!“ begann er die zarte Unterhaltung.

„Danke,“ ſagte ſie und ging weiter. Unter dem häßlichen Strohhut, der wie ein breiter, verregneter Pilz auf ihrem Köpfchen ſchwappte, ſah er weiter nichts, als ein kleines, rundliches, weißes Kinn, welches ihn bewog, vergnügt neben ihr herzutänzeln.

Warum ſie keine Morgenſpaziergänge mehr im Walde machte?

Es wäre ihr verboten worden.

Ob ſie nie ein Gebot überträte?

Nein.

Das wäre brav, aber ſchade. Sie hätten ſonſt Champignons und andere Walderzeugniſſe ſammeln können. Auch Blumen und Erdbeeren — wenn es nämlich welche gäbe. Sie äße doch Blumen und mache Sträuße von Erdbeeren? — Pardon — er meine es umgekehrt.

Sie hörte ihn an, ohne eine Miene zu verziehen. Als ihm endlich der Faden riß, fragte ſie: „Machen Sie ſich über mich luſtig, mein Herr?“

„Wahrhaftig nicht! Ich möchte nur ’mal ſehen, ob Sie lachen oder wenigſtens lächeln können, wie andere nette Leute.“

„Das kann ich nicht.“

Wie? Ein Kind — pardon — ein junges Mädchen, das nicht lachte! Schrecklich. Na, dann käme es auch wohl nicht drauf an, wenn er ihr etwas ſagte, das luſtigen jungen Damen ganz gewiß die Laune verdürbe. Damals, als er ihr die Zwetſchen gegeben, wäre ſie entſchieden niedlicher geweſen. „Sie hatten nämlich ein paar Augen — wenn ich nicht irre, ganz hübſche —, um die Leute anzuſehen und ein freundliches Mündchen, wenn Sie ‚Danke!‘ ſagten.“

Das kleine, weiße Kinn wurde ein wenig rot, denn das Kind faßte einen heldenmütigen Entſchluß. Es ſchlug die Augen zu dem jungen Manne auf, daß dieſer hocherfreut rief: „Wahrhaftig! Sie haben noch dieſelben hübſchen braunen Augen. Das iſt wirklich reizend! Wenn Sie jetzt nur noch lächeln — ein ganz klein wenig lachen möchten.“

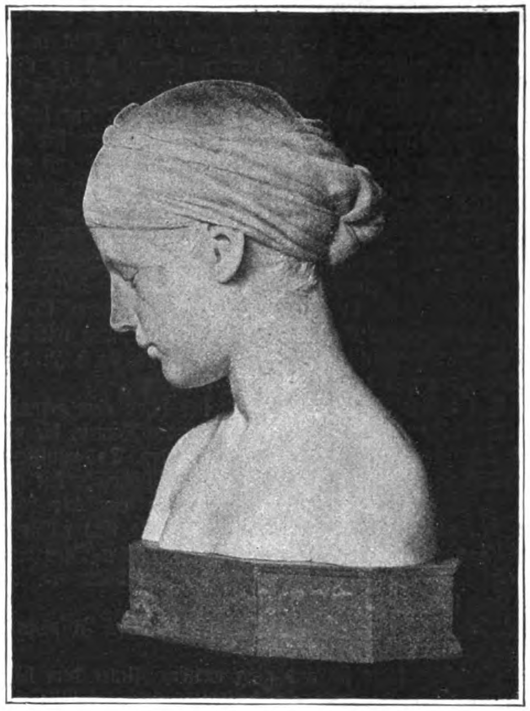
„Es — geht nicht. Ich möchte wohl —“

Das arme, blaſſe Mündchen zuckte ſo kindlich traurig, daß es ordentlich rührend anzuſehen war.

„Ach, wären Sie doch noch das Baby von damals,“ meinte Heinz. „Dann wüßte ich, was ich thäte.“

„Sie — pflückten mir Zwetſchen?“.

„Das auch, wenn Sie wollten. Aber zuerſt faßte ich



Studienkopf von E. Onslow Ford.

Sie unter die Arme und hüpfte und tanzte ſo lange mit Ihnen herum, bis Sie lachten. Sie tanzen doch gern?"

„Nein."

„Merkwürdiger Fall! Warum nicht?"

„Mir iſt dabei zu Mut, als ob ich in einem beſtändigen Fallen begriffen wäre, von einer gewaltigen Höhe in eine bodenloſe Tiefe."

Er verſuchte, ihr das auszureden. Es wäre nichts als Einbildung. Wenn ſie mit ihm tanzte, träfe das ganz gewiß nicht zu. Sie würde ſehen. Ob ſie heut Abend mit ihm tanzen wollte?

Sie beſann ſich ein Weilchen, dann ſagte ſie: „Ja."

Als es aber nachher ſo weit war, ängſtigte ſie ſich, daß ſie merklich zitterte. Er ſtand an ihrer Seite in dem glattgebohnten Saal, recht im Kerzenlicht. „Nun kann es losgehen!" ſagte er.

Aber ſie flüſterte ein jämmerliches: „Bitte — noch nicht!" daß er unwillkürlich inne hielt.

Am Arm des Herrn von Büchnow ſchritt Frau von Lochnitz durch den Saal. Sie bemerkte das Paar unter der Wandkerze nicht, ſie ſuchte Hilde, die mit einigen älteren Herren auf dem Balkon ſaß. Als das helle Kleid der Freifrau in der Balkonniſche verſchwand, ſagte Heinz zu ſeiner Partnerin: „Die Luft iſt rein!"

Agnes hatte indes noch etwas auf dem Herzen: „Bitte — können Sie den Leuten in der Seele leſen?"

„Nein — ſo weit geht meine Wiſſenſchaft nicht."

„Hilde — Fräulein Welſing kann es."

„Sollte ſie wohl? Ich werde die Sache unterſuchen. Übrigens iſt es genug, wenn man ſich auf die Augenſprache verſteht. Kennen Sie dieſe?"

„Nein."

„O ſie iſt ganz leicht. Hier — was leſen Sie zum Beiſpiel in meinen Augen?"

Er ſperrte ſie recht grell auf, und jeder Zug in ſeinem hübſchen Geſicht lachte.

Agnes ſchaute ſo aufmerkſam hinein, als wollte ſie in der That eine unbekannte Schrift entziffern. „Ich leſe, daß Sie ſehr luſtig ſind."

„J — was Sie bei Ihrer Jugend ſchon können! Aber leſen Sie 'mal weiter!"

„Sie möchten gern tanzen."

„Richtig — aber noch mehr!"

„Das iſt alles."

„Lange nicht! Ich muß wohl helfen, was? Sie gefallen mir rieſig, kleine Sphinx! Sie ſind es gerade, mit der ich tanzen möchte."

Da wirbelte er auch ſchon mit ihr herum, daß ſie den Boden unter den Füßen verlor. Das abſcheuliche Gefühl des Fallens blieb in der That aus. Einmal wollte es ſie beſchleichen. Da lachte er ihr in die Augen und drückte ſie feſter; ſo ging es ſchnell vorüber. Zuguterletzt glitt er mit ihr zu dem Balkon, wo das helle Kleid der Mama ſchimmerte.

„Nein! Bitte, nein!" murmelte ſie ängſtlich.

„Ich wollte Sie zu Hilde bringen. Wenn Sie nicht mögen, auch gut. Gehen wir weiter. So, hier iſt ein Eckchen, wo der Kronleuchter uns nicht ſo frech fixiert. Nehmen Sie Platz! Wiſſen Sie, daß Sie allerliebſt tanzen? Beſonders, wenn man Sie feſt genug hält, daß Sie einem nicht fortfliegen. Sie hielten auch famos Takt, mit mir nämlich — als ob die Muſik Sie ebenſowenig anginge, als mich. Das hat mir rieſigen Spaß gemacht!"

Sie machte ein verwundertes, Geſicht. „Tanzen Sie denn nicht nach dem Takt der Muſik?"

„Fällt mir nicht ein. Ich halte mich an meinen eigenen."

„Aber es ging doch ganz gut."

„Prächtig! Ich möchte gleich von vorn anfangen. Wollen Sie?"

„Nein — danke!"

Dabei blieb ſie. Er mußte ſchließlich mit anderen walzen, um ſeine Tanzgelüſte zu befriedigen. So verlor er Agnes aus den Augen.

Während einer Mazurka trat die ſtattliche Hausfrau mit Herrn von Büchnow in die Reihe. Es war ein auffallend ſchönes Paar, die Tanzenden hielten unwillkürlich inne, um es zu bewundern. Durch die dunklen Thürvorhänge im Hintergrunde des Saales, wo das Zimmer des Freiherrn anſtieß, guckten gleichfalls zwei Augen, ſcheu und düſter. Es zuckte darin, als ob ſie weinen wollten.

In einer Pauſe ſuchte Herr Heinz ſeine blauäugige Verwandte auf. „Wollen Sie tanzen, ſüßeſte aller Tanten?"

„Nein, Sie Wirbelwind, aber plaudern, wenn Sie fünf Minuten ſtille ſtehen können."

„Ich werde mich gleich legen — Ihnen zu Füßen nämlich."

„Ein Platz, der Ihnen bald langweilig werden würde! Aber ernſthaft, Heinz: wo haben Sie das Kind gelaſſen?"

„In ſeiner Sphinxnatur. Wo die ſich aufhält, iſt mir unbekannt. Wollen wir ſie ſuchen?"

Bei dieſer Gelegenheit bemerkte der Rechtsanwalt: „Sagen Sie mir, teuerſte Hildegard, iſt das Kind eine Philoſophin oder ein Original?"

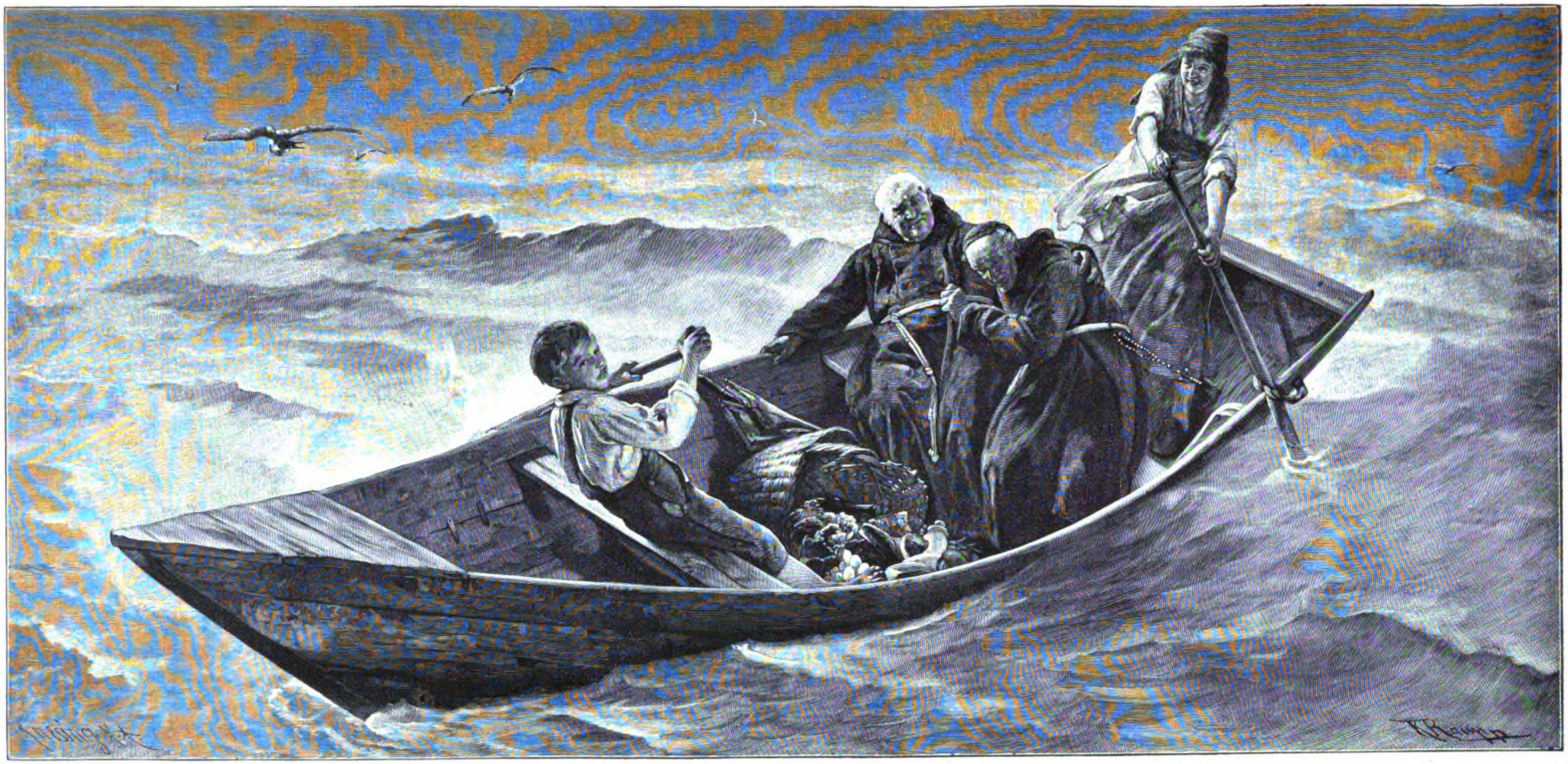
„Ich fürchte, ein mißverſtandenes junges Geſchöpf unter dem Druck eines geheimen Grams."

„Na, wenn es weiter nichts iſt, dann läßt ſich helfen. Sie muß lachen lernen und ihren Gram heraus lachen. Laſſen Sie mich nur machen! Ich werde im Notfalle Clown, dann möchte ich den ſehen, der mir noch widerſtehen kann."

Hilde ſagte, er ſollte lieber ein bißchen ernſthafter werden, das war ihm aber angeſichts dieſer jugendlichen Tante mit den ſchönen, blauen Augen rein unmöglich. Er hätte ſie gar zu gern geküßt, doch begnügte er ſich, als Mann von gutem Ton mit einem feurigen Händedruck. Zum Glück griff jetzt Herr von Büchnow ein: „Darf ich um die Ehre dieſer Polka bitten, gnädiges Fräulein? Heinz, Frau von Lochnitz hat dich befohlen!"

Der Rechtsanwalt ſchnitt ein Geſicht, flog aber dienſtbereit der ſtattlichen Hausfrau zu. Er hatte weder bei dem Zauber der blauen, noch dem Rätſel der braunen Augen auch um ein Titelchen von ſeiner ſchönen Genußfähigkeit eingebüßt.

(Fortſetzung folgt.)



Waſſer hat keine Balken. Nach dem Gemälde von K. Raupp.

Unſere Pfarrbräute.

Von Hermann Dalton.

(Abdruck verboten.)

Zu den erfreulichen Zeichen unſrer Zeit, in der zu leben dennoch mehr Luſt wie Leid iſt, gehört wohl unbeſtritten die emſige Fürſorge, mit der alle die verſchiedenſten Lebensgebiete in den Arbeitskreis einer zielſtrebigen chriſtlichen Liebesthätigkeit gezogen werden. Ring reiht ſich an Ring ſeit Jahrzehnten nun ſchon, daß man vermuten ſollte, die güldene Kette müßte den Grund erreicht haben. Und doch hat jeder Tag von einem weiteren Unternehmen zu berichten, und immer wieder entdeckt das ſuchende Auge Neuland, das alsbald eine rettende, helfende Hand unter die Pflugſchar nimmt. Von einem ſolchen eigenartigen Arbeitsgebiete ſei hier Kunde gegeben.

Auf weitausgedehnten Wanderungen durch unſer ſchönes Vaterland bin ich in dieſem Frühjahr auch nach dem etwas abſeits von der belebten Heerſtraße gelegenen Poſen gelangt. Das dortige evangeliſche Diakoniſſenhaus hatte zur Mehrung ſeiner benötigten Mittel eine Reihe von Vorträgen veranſtaltet und Willige dazu da und dort geworben. Die Wahl des Gegenſtandes fiel nicht ſchwer; ich ſprach über das deutſche evangeliſche Pfarrhaus, den Segen, der durch dasſelbe auf unſer Volk, auf unſere Kirche ſeit den Tagen der Reformation in reichen Strömen gekommen, die ernſte, hohe Aufgabe, die dem Pfarrhaus und ſeinen Inſaſſen geſtellt, und deren Erfüllung unſre Zeit in erhöhtem Grade zum Wohle des Volkes und der Kirche fordert. Daß es offen bekannt werde: zweierlei hat bei der Wahl des Gegenſtandes den Ausſchlag gegeben. Einmal: gerade das in hoher Blüte daſtehende evangeliſche Diakoniſſenhaus in Poſen iſt wie eine prächtige Schutz- und Trutzburg unſrer Kirche dort an der Grenzmark anzuſehen, die denen in der gegenüberliegenden römiſchen Zeltreihe die Schweſterkirche in ihrem ſchönen Diakoniſſenleben zeigt, wohlgerüſtet, in voller Lebenskraft. Die in dieſer Burg treu und feſt Wache ſtehen, denen ſollte ein Lichtbild unſrer evangeliſchen Kirche vor Augen gemalt werden, das die Gegner wohl verunglimpfen möchten, das aber dennoch in ſeinem unbeſtreitbaren Werte bleibt: das deutſche Pfarrhaus. Deutſchlands Reformator war nicht der erſte und auch nicht der einzige unter den Bahnbrechern der evangeliſchen Kirche, die das unchriſtliche Joch des Cölibats abſchüttelten und damit zugleich die erträumte höhere oder heiligere Stellung des Prieſters gegenüber dem Laien auf Grund des Wortes Gottes verwarfen. Zwingli, Bucer und andere wackere Männer im Oberlande, in Wittenberg ſelbſt ein Kirchenmann wie Bugenhagen waren mit kühnem Schritte vorangegangen; aber daß nun auch Luther ſeine Käthe als Pfarrfrau in das öde Auguſtinerkloſter heimholte, das fiel ſo wuchtig in die Wagſchale, daß der unerwartete Schritt vorbildlich ward und weithin vom Fels zum Meer in der ganzen evangeliſchen Kirche und zu ihrem Segen zuſtimmendes Echo fand. Das muß immer wieder an den Grenzmarken unſres Gebietes freudig bekannt werden.

Dazu kam bei der Wahl des Gegenſtandes das andere. Es gibt meines Erachtens keinen Beruf, bei welchem die Lebensgefährtin ſo ſehr die Berufsgenoſſin und Arbeitsgehilfin des Mannes zu ſein hat, als bei dem evangeliſchen Seelſorger. Das macht ihr Los zu einem köſtlichen, zugleich aber auch zu einem vor ihren Schweſtern in geſteigertem Grade verantwortungsvollen. Mit welcher Sorgfalt werden unſre Geiſtlichen für ihren hohen Beruf vorbereitet und ausgerüſtet! In immer ausgedehnterem Maße wird dem Kandidaten in den neu geöffneten Seminaren und Stiften die Möglichkeit geboten, neben der gewonnenen wiſſenſchaftlichen Ausbildung nun auch noch vor dem Antritt des herrlichen Amtes die praktiſche Anweiſung zu erhalten, die der Beruf alsbald von ihm fordert. Soll aber die erwählte Lebensgefährtin ſo ganz ohne Kenntnis der ihr insbeſondere obliegenden Aufgaben, ohne irgend welche Schulung darin ihren Einzug in das evangeliſche Pfarrhaus halten? Meines Wiſſens zuerſt in Poſen iſt die Löſung der ernſten, unabweisbaren Frage ſeit ein paar Jahren praktiſch in die Hand genommen worden durch den wackern Generalſuperintendenten der Provinz, den einſtigen langjährigen Freund und Mitarbeiter Wicherns, D. Heſekiel, der in der kurzen Zeit ſeiner Wirkſamkeit auf dem hohen Poſten unſrer evangeliſchen Kirche dort in der Oſtmark mitten in römiſchem Gebiet ſich als der treue Seelſorger ſeiner Geiſtlichen und ihrer Pfarrhäuſer erwieſen hat. Was lag näher, als an der reichgeſegneten Wirkungsſtätte dieſes Mannes von dem geforderten Segen unſres deutſchen evangeliſchen Pfarrhauſes zu reden? Doch das iſt nebenſächlich; bedeutſam aber, die Kunde von dem neuen Ring, den die eifrige Hand des Freundes der langen, ſchönen Kette chriſtlicher Fürſorge angereiht, in weite Kreiſe zu tragen. Verſuchen wir es ein Bild dieſes „Kurſus für Bräute und Töchter von Geiſtlichen“ in Anlehnung an den letzten, der vom 6. bis 18. März in Poſen gehalten ward, und auf Grundlage der Erzählung des Generalſuperintendenten und brieflicher Mitteilungen einer Pfarrbraut zu entwerfen.

Lange voraus wird im Lande der Beginn des Frühlingskurſus bekannt gemacht. In ſteigendem Grade von Jahr zu Jahr kommen die Anmeldungen; es iſt ein weithin reichendes ernſtes Begehren, in der wichtigen Aufgabe, die ſobald ſchon an die Pfarrbraut herantreten wird, unterwieſen zu werden. Dieſes Jahr beteiligten ſich vier Töchter von Geiſtlichen, darunter als liebliche Pfarrbraut die Tochter des Generalſuperintendenten, elf Bräute von Geiſtlichen und auch eine Pfarrfrau. Die Wohnungsverhältniſſe ſind ungemein günſtig. Dicht neben dem Prachtbau des Diakoniſſenhauſes liegt ein demſelben — irre ich nicht — geſchenktes Haus, in welchem der Generalſuperintendent wohnt, und deſſen oberes Gelaß genügenden Raum für dieſe zeitweiligen „Seminariſtinnen“ bietet, während das anſtoßende Diakoniſſenhaus ſie an der Mahlzeit der Schweſtern teilnehmen läßt. Mit Ausnahme von vier Kurſiſtinnen, die bei den Ihrigen in der Stadt wohnten, hatten die übrigen dies nach jeder Seite hin zweckmäßige Unterkommen gefunden.

Des Morgens und des Abends nehmen die Pfarrbräute an der Hausandacht in der Familie des Generalſuperintendenten teil, eine Erbauung, die zu werten verſteht, wer den tief im Evangelium gegründeten Hausvater kennt und liebt. Unmittelbar an die Morgenandacht reiht ſich ein bibliſcher Vortrag von D. Heſekiel. Wir müſſen ſchon die in dieſem Jahre behandelten Gegenſtände angeben, um den Reichtum und die Mannigfaltigkeit, ſowie die Sorgfalt der Wahl zu zeigen. Die Vorträge hatten ſich zur Aufgabe geſtellt, „das Pfarrhaus als eine Heimſtätte evangeliſchen Glaubenslebens“ nach den verſchiedenſten Seiten hin in Anlehnung an ein Schriftwort zur Darſtellung zu bringen, und zeichneten in dieſer Reihenfolge 1. die Chriſtin als eine Magd des Herrn (Maria, die Mutter des Herrn); 2. das Zuſammenleben der Tochter mit den Geſchwiſtern, eine Schule für den Beruf der Hausmutter (Maria und Martha in Bethanien); 3. die Freundſchaft in der Jugend, eine Weisſagung auf die Freundſchaft im Alter (Maria und Eliſabeth); 4. den Brautſtand, eine Rüſtzeit auf den Eheſtand (das Brautpaar in Kana); 5. das chriſtliche Haus, eine Stätte der offenbarten Herrlichkeit des Herrn (Hochzeit zu Kana); 6. das Hauskreuz, ein Erziehungsmittel Gottes (Zacharias und Eliſabeth); 7. das Amt des Pfarrers, ein Hirtenamt (Paulus und die Älteſten von Epheſus in Milet); 8. die Pfarrfrau, des Pfarrers Gehilfin (Aquila und Priscilla); 9. den Sonntag, die Perle der Tage auch für das Pfarrhaus (die Speiſung der 5000 Mann); 10. die Feier der hohen Zeiten im Leben der Pfarrfrau (die Darſtellung Jeſu im Tempel).

Die übrigen Stunden des Vormittags eilen nur allzu raſch dahin; es gilt, die knappe Zeit auszukaufen. Da werden die in den Vorträgen gemachten Notizen zu bleibendem Gewinn verarbeitet; da bietet der eine, wie der andere Punkt anregenden Stoff zur Beſprechung und damit gründlicheren Erfaſſung; da werden die friſch gewonnenen, reichen Eindrücke im brieflichen Verkehr den Eltern, dem Manne mitgeteilt, dem man lebenslang nun auch in ſeinem Berufe eine rechte, echte Gehilfin ſein will. Bleibt noch Zeit, dann ſchließt man ſich einer Diakoniſſe bei ihren Krankenbeſuchen an und lernt, unter ſolcher erprobten Führung, dermaleinſt nun auch an den Krankenbetten der Gemeindeglieder als mütterliche Freundin und Pflegerin zu walten.

Der Nachmittag bringt neue, feſſelnde Arbeit. Poſen iſt bevorzugt durch eine Reihe von Männern auf mancherlei Gebieten der inneren Miſſion daheim und nun auch willig und bereit, ihr Wiſſen und Können der evangeliſchen Kirche zu Dienſt zu ſtellen. In einem kräftig entwickelten Gemeindebewußtſein und Gemeindeleben zeigt Poſen den Segen einer Diaſporagegend. Und der Generalſuperintendent der Provinz iſt der richtige Mann, die vorhandenen Kräfte zum Segen der Kirche aufzurufen und zu verwerten. Unter drei Hauptabteilungen wurden in dieſem Jahre die nachmittäglichen Vorträge gegliedert. Es galt, das Pfarrhaus darzuſtellen als Pflanzſtätte deutſcher chriſtlicher Sitte und Zucht, ferner als Pflegeſtätte wahrer, geiſtiger Bildung, zuletzt als Werkſtätte für den Gottesdienſt und alle Not der Gemeinde. Wir können nicht umhin, auch hier wieder um der Wichtigkeit der Sache willen die einzelnen Vorträge anzugeben. In der erſten Abteilung behandelte Konſiſtorialrat D. Borgius zunächſt „die Geſchichte und Beſonderheit des deutſchen evangeliſchen Pfarrhauſes.“ Bei einer Beſichtigung eines Pfarrhauſes leitete Frau Superintendent Zehn die Beſprechung der Fragen: „was erfordert die Einfachheit des Pfarrhauſes? Wie hat eine Pfarrfrau der Schwierigkeit des unſichern Einkommens des Mannes wirtſchaftlich zu begegnen? Wie ſind Wirtſchafts- und Rechnungsbücher für Pfarrfrauen einzurichten? Wie hat ſich das Pfarrhaus dem Bedürfnis der Dienſtboten nach Vergnügungen gegenüber zu verhalten? Wie ſtellt ſich die Pfarrfrau zu katholiſchen Dienſtmädchen?“ — Konſiſtorialrat D. Reichard, auch den Daheimleſern längſt wohlbekannt, ſprach in zwei Vorträgen über die Geſelligkeit im evangeliſchen Pfarrhaus, ihr Maß, ihre Form, ihre Eigenart, und über die Hausmuſik. Superintendent Zehn ſchloß dieſe Abteilung ab mit einem Vortrag über den Hausgarten. — In der zweiten Abteilung erörterte zunächſt Kreisſchulinſpektor Thomas die Frage: „Wie erhält ſich eine Pfarrfrau die in der Schule erlangte Bildung?“ In einem zweiten Vortrage bot Oberlehrer Kennermann „Blicke in die Welt der Blumen“; dann Seminarlehrer Klaſſen „Blicke in die Welt der Vögel,“ und endlich Superintendent Zehn „Blicke in die Welt der Sterne.“

Beſonders reichhaltig und reich mit praktiſcher Anweiſung war die dritte Abteilung. Den erſten Vortrag hielt ihren Schweſtern Frau Direktor Leuchtenberger über „die Pfarrfrau als die Wächterin der Ordnung und Reinheit des Gotteshauſes, der gottesdienſtlichen Gewänder und Gefäße“; Paſtor Klar bot eine Geſchichte der weiblichen Diakonie und des Poſener Diakoniſſenhauſes, verbunden mit einer Beſichtigung des Hauſes, in welchem er als Geiſtlicher im Segen waltet. In das wichtige Thema „die Pfarrfrau in der ländlichen Geſundheitspflege“ teilten ſich zwei erprobte Kräfte. Sanitätsrat D. Gemmel ſprach über vernunftmäßige Kleidung und Ernährungsweiſe, über Kinderpflege, Lüftung der Wohn- und Schlafräume, Vorſichtsmaßregeln bei drohenden Epidemieen, erſte Hilfe bei Erkrankungen und Unglücksfällen. Die treue Oberin des Diakoniſſenhauſes, die ſeit mehr wie einem Vierteljahrhundert in dem Hauſe dient, gab ein paar Inſtruktionsſtunden über Verwendung der Hausmittel und der Hausapotheke, Einrichtung des Krankenbettes, Reinhaltung des geſunden und kranken Körpers, der Wunden, Behandlung von Brandwunden, Anlegung des erſten Verbandes und händigte dann den eifrigen Zuhörerinnen „die häuslichen Geſundheitsregeln“ (Berlin, Springer) und eine Taſchenapotheke als Erinnerung an dieſe Unterweiſung ein. — In einer Sitzung des Frauenvereins von St. Petri wurde verhandelt über „die Beſuche der Pfarrfrau bei Kranken und Armen“ und dieſe Belehrung alsbald durch Beſuche mit Mitgliedern des Vereins praktiſch ergänzt; ebenſo über „die Pfarrfrau als Mutter der Armen und der Siechen“ mit Beſuchen in der Kinderbewahranſtalt, dem Mädchenrettungshaus, dem Flickverein, der Volksküche und dem Siechenhaus.

Und auch damit war die reichbeſetzte Tafel, den Pfarrersbräuten und Pfarrtöchtern nachhaltige Eindrücke von der Herrlichkeit des weiblichen Berufes zu bieten, zumal der baldigen Paſtorin die Gotteskraft des Evangeliums, das Glück eines rechten evangeliſchen Pfarrhauſes und die Verheißungen ſtillen, weiblichen Liebesdienſtes, das Weſen und den Wert eines auf die Ewigkeit gerichteten Wandels recht eindringlich vor die Seele zu ſtellen, nicht beendet. Ein ſehr wohl vorbereiteter und zur Ausführung gebrachter Familienabend im Diakoniſſenhaus, wie ſolche ſegensreiche Vereinigungen mehr und mehr in unſren Gemeinden, ſelbſt auf dem entlegenen Dorfe ſich einbürgern, gab Anregung zur Nachahmung in der eignen Gemeinde und bot den Kurſiſtinnen zugleich einen feſſelnden Vortrag. Der letzte Abend vereinigte alle Mitglieder, ſowie auch die Frauen und Männer, die in ihren mancherlei Gaben dem ſchönen Unternehmen Handreichung geboten, zu einer kleinen Abſchiedsfeier bei dem Generalſuperintendenten, die mit der Abendandacht ſchloß, in welcher der treue Seelſorger nun auch den Bräuten ſeiner Paſtoren noch einmal zu einer tiefen Erbauung ans Herz legte, was dieſe Tage erſtrebt und was mit Gottes Hilfe zum Bau des Reiches Gottes beitragen werde.

Gewiß, dieſe Arbeit iſt nicht vergeblich. Vor mir liegen die Zeilen einer der teilnehmenden Jungfrauen. „Für mich, die ich vor der nahen Begründung eines eigenen Pfarrhauſes ſtehe, waren dieſe Tage von unſchätzbarem Werte und hoffentlich für uns alle von bleibendem Segen. Wir haben einen tiefen Eindruck von der Herrlichkeit und Größe des Berufes erhalten, in dem wir unſren Männern treue Gehilfinnen und Handlangerinnen des Herrn werden wollen.“ Mit großer Liebe pflegt der wackere Freund dieſes zarte Pfropfreis auf dem weit ausgedehnten und unter Arbeit genommenen Felde ſeiner Berufsthätigkeit. Wie wird er warm, wenn er von der vielverheißenden Pflanzung, von den erſten hoffnungsvollen Fruchtanſätzen redet. „Und was mir beſonders lieb an dem Werke iſt“ — ſo teilte er dem Freunde mit und der darf es wohl weiter plaudern —: „es iſt doch nicht mein Werk; ich bin nur der Gärtner, der das Pflänzchen begießt. Angeregt iſt der Gedanke von unſrer lieben Kaiſerin. Als ich ihr vor ein paar Jahren von den Beſtrebungen erzählte, die jungen Kandidaten vor dem Eintritt ins Pfarramt in allen Provinzen unſrer evangeliſchen Kirche noch eine kurze Zeit praktiſch in ihrem hohen, verantwortungsvollen Berufe vorzubereiten, da legte ſie mir den Gedanken als Wunſch dringend ans Herz, ob denn nicht eine ähnliche Zurüſtung den Töchtern unſres Volkes werden könne, die als Gehilfinnen des Paſtors zur Mitarbeit in ſeinem Amte berufen ſeien? Das Wort unſrer Kaiſerin brannte mir auf der Seele. Die Fürſorge, die den Pfarrbräuten zugewandt wird, iſt in ihren Anfängen ein Werk der hohen Frau und mit mütterlicher Liebe verfolgt ſie die Entwickelung dieſer hoffnungsvollen Pflanzung.“

Das Beſſere.

Zu triumphieren mit dem, der ſchlecht iſt,
Auch dann iſt's ſchlimm noch, wenn er im Recht iſt.
Weit beſſer iſt es, mit dem Guten,
Auch wenn im Unrecht er, zu verbluten.

J. Trojan.

* * *

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard).

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der Herzog war ein ſchöner Herr in der vollen Blüte der erſten Jugend, und als er auf ſeinem weißen Roſſe in glänzender Rüſtung mit dem offenen Helm auf ſeinem langgelockten Haar einritt, die ſchönen Augen halb trotzig, halb kindlich froh über die tauſendköpfige Menge hinſchweifen laſſend, da empfing ihn nicht enden wollender Jubelruf. Mit ſtolzem Herzen ſah Frau Katharina auf ihn, die, faſt ebenſo freudig vom Volke begrüßt, in der Mitte ihrer drei jüngeren Söhne einritt in die Stadt, aus der ſie vor neun Jahren ſo ſchimpflich hatte weichen müſſen. Ein langer prächtiger Zug von Fürſten, Herren und Rittern folgte, und in manchem von den trotzigſten Bürgerherzen dämmerte das Bewußtſein, daß ein Fürſtenhof in der Stadt derſelben wohl Glanz und mannigfachen Vorteil zu verleihen vermöge. Unter unaufhörlichem Beifallrufen wand ſich der Zug durch die engen Gaſſen zum Dom, wo zuerſt ein feierliches Hochamt ſtattfand, und von da zum Rathaus, wo der Herzog der Stadt den Eid leiſtete, all ihre Privilegien zu achten und zu ſchonen und in allen Kriegsläuften zu Schutz und Trutz bei ihr zu ſtehen, wogegen ſie ihm den Huldigungseid ſchwur.

Und trotz der kurzen Friſt, die ſie zur Vorbereitung gehabt hatten, ließ das Feſtmahl, das die Braunſchweiger ihrem neuen Herzog gaben, nichts vermiſſen, weder an Menge und Koſtbarkeit der Gerichte, noch an Pracht der Ausſtattung. Wäre aber auch ein Mangel zu bemerken geweſen, ſo hätte ihn der herrliche Wein, der in Strömen floß, doch ausgeglichen. Bis in die Nacht dauerte das Trinken, bei dem unſere guten Vorfahren ſo leicht nicht genug thun konnten, und da Herr Kurt ſeiner Pflicht gemäß mit den übrigen aus dem Rat beſtellten Herren den Herzog und ſein Gefolge in die Fürſtenherberge geleitete — denn die Räume der herzoglichen Familienwohnung hatte man ſo ſchnell nicht in Stand ſetzen können — da wankte manch einer der Herren, und der Erzbiſchof Albrecht von Bremen mußte rechts und links kräftig geſtützt werden, damit er ſein Gemach unbeſchädigt erreiche.

Erſt auf der Schwelle ſeines Schlafzimmers verabſchiedete Herzog Friedrich Henning von Vechelde. „Herr Henning,“ ſagte er, „ich habe Euch viel zu danken. Ohne Euren Eifer und Eure Geſchicklichkeit ſtände ich heut nicht hier als anerkannter Herzog in meinem rechtmäßigen Herzogtum. Ich hoffe, Ihr werdet mir auch fernerhin Eure Dienſte nicht entziehen.“

„Sendet nach mir, ſo oft Ihr meiner bedürft, durchlauchtigſter Fürſt!“ antwortete Henning. „Meine Dienſte ſind Euch allzeit bereit.“

„Ich hoffe,“ fuhr Friedrich fort, „Ihr werdet mir Gelegenheit geben, Eure treuen Dienſte einſt zu belohnen. Gedenkt meiner, wenn Ihr einmal ein Anliegen habt, zu deſſen Erfüllung ich helfen kann.“

Henning verneigte ſich und ſagte: „Ich habe bereits gewagt, Euch eine Bitte vorzutragen, gnädigſter Fürſt.“

„Was Ihr meint, iſt nicht Eure Angelegenheit, ſondern meine eigene,“ antwortete lebhaft der Herzog. „Glaubt mir's, die Straßen ſollen rein, der Verkehr ſoll ſichergeſtellt werden. Ich werde die Gelegenheit nicht verſäumen, daß meine Vettern und Brüder, mein Ohm und Herr Vater hier einträchtig beieinander ſind. Das iſt meine Sache und die aller Fürſten, denen das Gedeihen ihrer Bürger am Herzen liegt. Was ich meinte, war dieſes nicht. Wenn ich aber Euch einmal in eigener Sache zu Dienſten ſein kann, ſo kommt zu Eurem Fürſten, denn er wird nie aufhören, Euch dankbar zu ſein.“

„Auch dazu möchte die Gelegenheit nicht ferne ſein, durchlauchtigſter Herzog,“ ſagte Henning.

Danach entließ ihn der Fürſt mit einem Händedruck, und Henning eilte, endlich frei, dem Hauſe am Egidienplatze zu, wo Barbara für ihn ein Zimmer hergerichtet hatte.

Brigitte öffnete ihm die Thür, und es war etwas in ihrem Geſicht, das ihn ſtutzig machte. Doch fragte er nicht, ſondern ſtieg ſchnell die ſchmale Treppe zum Oberſtock hinauf. Da aber empfing ihn Barbara in höchſter Aufregung. „Herr Henning, was denkt Ihr, was geſchehen? Wen, denkt Ihr, habe ich eben in Herrn Kurts Zimmer eingelaſſen, daß er drin bei verſchloſſenen Thüren mit unſrem Herrn ratſchlagt?“ Weiter kam ſie nicht in ihrer Rede, denn ſeines Ohms Zimmer ward eben von innen geöffnet, und Herr Kurt rief ihn eilig herein. Henning trat ein und ſah am Feuer einen Mönch ſitzen, den er auf den erſten Blick als den lange vermißten Bruder Lorenz erkannte. „O ehrwürdiger Bruder,“ rief er, auf ihn zutretend, „warum kamet Ihr nicht früher? Wo waret Ihr, als meine Baſe Anna, Euer Beichtkind, in ſo ſchwere Not geriet? Ach, ich möchte zu Euch das Wort ſagen, was die heilige Martha zu dem hochgelobten Gottesſohn ſprach: wäret Ihr hier geweſen, dieſe meine Gefreundete wäre nicht geſtorben!“

„Sie iſt nicht geſtorben,“ antwortete Lorenz, „aber ſie iſt in großer Not.“ Und er erzählte in Kürze alles, was ſich mit ihr und ihm begeben, auch wie er vor acht Tagen von der Tuifeling gewandert, meinend, er werde Braunſchweig am anderen Abend erreichen. Wie er aber durch einen Fehltritt ſeinem Fuß ſo ſehr geſchadet, daß er habe in einer Bauernhütte Raſt machen und ſich von des Bauern Weib geſund pflegen laſſen müſſen.

Henning ſah finſter darein, da er hörte, daß der Hartinghauſen ſich zur Stunde noch auf der Burg befinde. „Wie konntet Ihr Anna in ſolcher Not allein laſſen?“ fragte er zürnend.

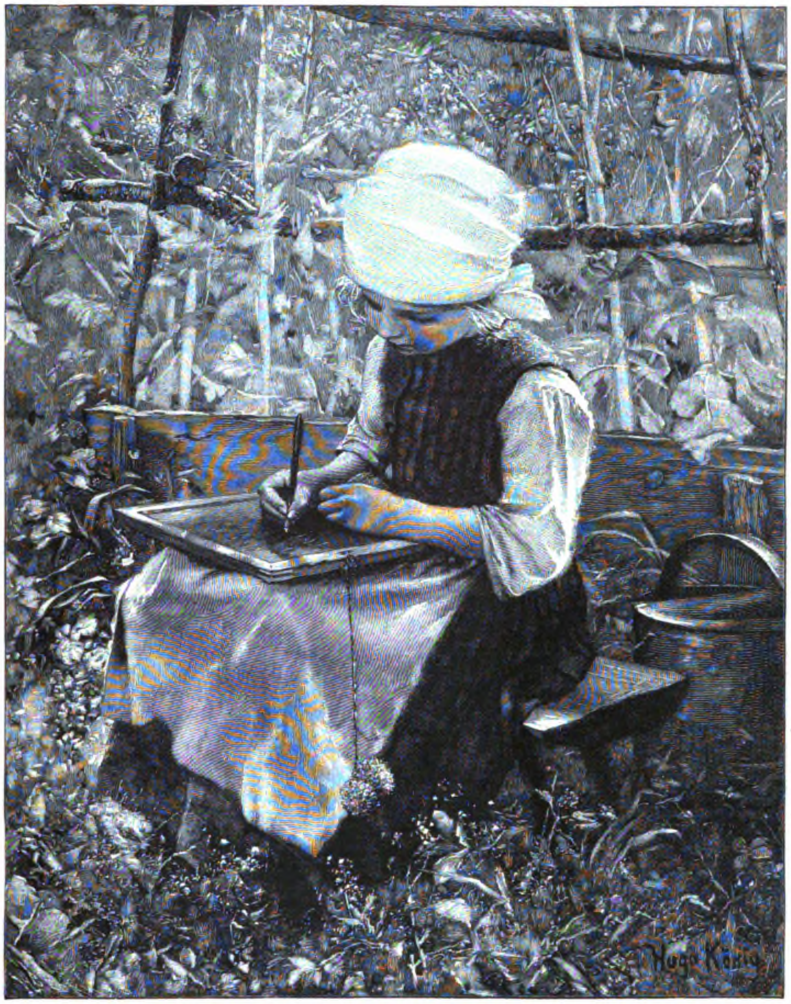
„Ich ward ausgetrieben,“ ſagte der Pater gelaſſen, „und da ich wußte, daß es ſie nicht beſſern würde, wenn man mich erſchlüge, eilte ich, ihr durch Euch Hilfe zu ſchaffen.“

Herr Kurt hatte wenig geſprochen. Er ſaß auf ſeinem Stuhle in vorgebeugter Haltung, ſtützte den Arm auf das Knie und den Kopf in die Hand. Jetzt blickte er auf. „Henning,“ ſeufzte er, „da dieſer gute Pater ſagte, ſie lebe, war mir, als ob auch ich wieder jung geworden ſei. Da ich aber erwäge, wie ſie gerettet werden kann, ſterbe ich von neuem. Was ſoll meinem armen Kinde die Befreiung aus der Hand ihrer Räuber frommen? Sie fällt damit um ſo ſicherer dem Tode anheim.“

„Sprecht nicht ſo verzagt,“ verwies Bruder Lorenz dem alten Manne die Rede. „Hat nicht Gott Euer Kind bis hierher bewahrt? Hat er nicht Euch zurückgerufen aus ſchwerer Gefangenſchaft? Hat er nicht in Braunſchweig einen ſtarken jungen Helden zum Fürſten erhoben, der dem Unweſen der Räuberburgen mit kräftiger Hand ein Ende bereiten wird? Und kann nicht der Allmächtige, der dies alles gethan, auch Eures Kindes Unſchuld ans Licht bringen? Ihr unehrt den großen Meiſter durch ſolchen Kleinmut, Herr vom Damme!“

„Es ſind noch andere Umſtände, die Grund zu Hoffnung geben, lieber Ohm,“ ſagte Henning. „Gerade jetzt ſind viele Ritter und Fürſten hier verſammelt. Es iſt kein einziger unter dieſen, dem nicht die Feſten der Wegelagerer im Wege ſind. Und die Städte halten in dieſer Sache zu den Fürſten. Schon heute hat der Herzog Klagen genug gehört. Morgen in der Frühe will ich mich zu ihm begeben. — Ohm, wie iſt Euch? Warum ſeht Ihr ſo traurig? Glaubt mir's, in wenigen Tagen habt Ihr Euer Kind wieder, und ſie waltet in Eurem Haus, wie in glücklichen Zeiten.“

Aber der alte Herr ſchüttelte traurig den Kopf. „Die Tuifeling zu ſtürmen, das wird gelingen,“ ſeufzte er. „Aber um deswillen wird mein Kind nicht heimkehren. Ich ſelbſt, ihr Vater, werde dazu thun müſſen, daß ſie in einem Kloſter Unterkunft erhält, — daß ſie entflieht, ehe ſie ihren Landsleuten in die Hände fällt. In einem Kloſter außer Landes wird man ſie um ihres Gutes willen aufnehmen, das wird der einzige Weg ſein, ſie zu ſchützen.“



Im Sonnenſchein. Nach dem Gemälde von Hugo König.

Henning ſchüttelte unwillig den Kopf. „Soll ſie wieder entfliehen,“ ſagte er, „ſo ſoll ſie es thun als mein Weib. Bruder Lorenz hier wird uns zuſammenthun, ſobald wir ſie aus der Teufelsburg befreit haben, und ſie ſoll mir folgen in Länder, wo niemand ihr etwas vorwerfen darf! Wie fröhlich bin ich wieder heimgekehrt zu meiner Vaterſtadt. Aber ich will ſie meiden für immer, wenn ſie die Jungfrau ausſtößt, die mein Herz begehrt.“

„Was ſagt Ihr, Bruder?“ frug Herr Kurt nach langer Pauſe.

„Ich ſage, laßt die Jungfrau ſelbſt entſcheiden. Obwohl es für ſie wohlgethan wäre, der Verſuchung der Welt zu entfliehen, habe ich doch nie eine Neigung zum Kloſterleben bei ihr verſpürt. Wo aber Gott nicht das Herz lenkt, da ſoll man davon bleiben, denn ein erzwungenes Opfer iſt ein Greuel vor ihm. So laßt ſie ſelbſt entſcheiden. Ihr aber bittet, daß ein Entſchluß heraus komme, der ihr und Euch zum Segen ſei!“

XXI.

Es war die erſte größere Regierungsthat des jungen Herzogs Friedrich — eine That, die ihm die Herzen aller ordentlichen Bürger gewann, daß er einen Zug unternahm gegen das Geſindel, das, in Schlöſſern und Burgen befeſtigt, die Straßen unſicher machte, Verkehr und Handel brach legte und dadurch, daß es die einzelnen brandſchatzte, das gemeine Wohl aufs ärgſte ſchädigte. Herzog Albrecht von Lüneburg, der bereits vier Jahre früher einen ähnlichen Zug in ſeinen Landen durchgeführt hatte, ließ ſich bereit finden, ſeinen Stiefſohn mit Waffengewalt zu unterſtützen, und auch die Stadt Magdeburg ſtellte ein Aufgebot zur Verfügung. So fand ſich eine für jene Zeit anſehnliche Streitmacht zuſammen, die, etwa vier Wochen nach den oben erzählten Ereigniſſen, an einem hellen Sommermorgen in aller Stille aufbrach, um die Burg Tuifeling, auf welche der erſte Angriff abgeſehen war, womöglich zu überraſchen. Der Herzog ſelbſt ritt an der Spitze der braunſchweigiſchen Truppen. Sein junger Bruder Bernhard und Henning Vechelde, der in den letzten Wochen wenig von ſeiner Seite gekommen war, begleiteten ihn. Die Magdeburger unter ihrem Hauptmann Buſſe Duß, den Braunſchweigern von manchem früherem Streitzuge her in übler Erinnerung, marſchierten jetzt friedlich mit ihren alten Gegnern zuſammen gegen den gemeinſamen Feind. Herzog Albrecht wollte erſt unterwegs zum Heere ſtoßen.

Unter den Herren, die als Zugehörige der Geſchlechter die Braunſchweiger Streitmacht zu Roß begleiteten, befand ſich einer, der von ſeinen Genoſſen mit einiger Verwunderung angeſehen wurde, denn ſein Alter, wie ſeine körperliche Unfähigkeit ſchienen ihn darauf anzuweiſen, daheim zu bleiben. Das war Herr Kurt vom Damme, der alte Bürgermeiſter. Niemand wußte recht, was ihn dazu trieb, ſich noch einmal einem Kriegszuge anzuſchließen, denn die Nachricht, daß Anna ſich auf der Tuifeling befand, war von allen Beteiligten als Geheimnis bewahrt worden. Nur Herzog Friedrich war von Henning damit bekannt gemacht worden. Kam es doch darauf an, die Entflohene davor zu bewahren, daß ſie der Stadt wieder in die Hände fiel. — Auch Bruder Lorenz befand ſich unter den Ausrückenden. Das aber nahm niemand wunder, denn die Braunſchweiger waren es gewohnt, ihn da zu ſehen, wo es Kranke, Elende, Sterbende gab, die des geiſtlichen Troſtes bedurften.

Während ſich alſo die Rache aufmachte, das Verderben über die rückſichtsloſen Landfriedensbrecher heraufzuführen, war man auch auf der Burg nicht müßig. Jürgen von der Duſſe hatte gute Freunde hier und dort. Nicht nur ſolche in den Ortſchaften der nächſten Umgebung, die ihm Kundſchaft gaben von der ſich nahenden Beute, auch unter ſeinesgleichen und beſſeren Leuten, als er, fanden ſich genug, die dasſelbe Handwerk trieben und die wohl wußten, daß, wenn das Gericht an einem von ihnen anfing, auch die übrigen herankommen würden. So kam es, daß er zur rechten Zeit gewarnt und in den Stand geſetzt wurde, Anſtalten zu ſeiner Verteidigung zu treffen. Obwohl er die Gefahr ſeiner Lage überſah, war er doch keineswegs verzweifelt. Die Burg war feſt, ihre Lage vortrefflich, und die Beſatzung beſtand aus lauter Leuten, die da wußten, daß Unterliegen für ſie den Tod bedeutete. — Schon von dem Tage an, wo Bruder Lorenz das Schloß verließ, bemerkte Anna eine verſtärkte Wachſamkeit der Burgmannen. Eifrig wurden die Mauern von Jürgen beſichtigt, ausgebeſſert und erhöht, wo ſich eine unzuverläſſige

Stelle fand. Die Waffen wurden geprüft, Pfeile und Bogen gefertigt, Spieße und Schwerter geſchärft. An verſchiedenen Stellen der Mauer wurden Bruſtwehren errichtet, die den Verteidigern Schutz gegen die Pfeile der Belagerer gewähren ſollten, während ſie aus dem Verſteck um ſo ſicherer zielen konnten. Endlich unterließ es Jürgen nicht, ſich nach Kräften zu verproviantieren, und zu dieſem Behuf wurden noch verſchiedene Ausflüge unternommen, von denen ſeine Leute niemals leer heimkehrten.

Anna ging währenddeſſen ungehindert in der Burg ab und zu. Über das Befinden des Ritters von Hartinghauſen zog ſie täglich Erkundigungen ein. In den erſten vierzehn Tagen lautete der Beſcheid täglich bedenklicher für das Leben des Erkrankten. Dann aber begann ſich ſein Zuſtand zu beſſern. Und je mehr die Geneſung fortſchritt, um ſo ängſtlicher ſchaute Anna von ihrem Turmfenſter hinaus ins Weite. Ach, ſie hatte gehofft, Pater Lorenz werde früher zurückkehren! Was konnte ihn ſo lange aufhalten?

Von neuem begann ſie den Gedanken an Flucht bei ſich zu bewegen. Sie fing an, Margareth vorſichtig auszuhorchen, ſie nach den Wegen durch den Wald, nach etwaigen Treppen und Gängen durch die Mauer auszufragen. Aber die Frau parierte jeden Verſuch. Anna verſuchte darauf, ſich ſelbſt auf Entdeckungen zu begeben, und ſie fand wirklich hinter dem Altar eine Fallthür, die in ein Gewölbe unter der Kapelle zu führen ſchien. Die Thür aber war geſchloſſen, und auch, wenn das nicht der Fall geweſen wäre, würde es einer ganz anderen Kraft, als der Annas, bedurft haben, ſie aufzuheben.

So waren fünf Wochen vergangen, ſeit der fromme Bruder ins Land gezogen war. Es war an einem Sonnabend in der Dämmerſtunde, und Anna hatte ſoeben von Margareth gehört, daß Hartinghauſen heut zum erſtenmal ſein Lager verlaſſen habe. „O wenn Ihr ihn geſehen hättet, Jungfrau vom Damme! Man möchte wohl glauben, daß er trunken ſei, wenn er geht, und hat doch in Wochen keinen Becher an die Lippen geſetzt! So mager, ſo hohl und das Haar dahin! Ihr hättet heute wohl Mitleid mit dem armen Herrn gefühlt!“

„O ſchweig!“ ſagte Anna ſich abwendend. Und ſie trat an die Fenſteröffnung und blickte abermals hinaus, wie ſie heute ſchon oft gethan. Schon war die Dämmerung hereingebrochen. Finſtre Wolken flogen über den Himmel dahin und warfen ihre Schatten über die Erde, die Dunkelheit deſto früher heraufführend. Noch war der Mond nicht aufgegangen. Aufmerkſam hingen Annas Augen an dem Walde, der den Weg verbarg, der aus ihrem Gefängnis führte. So hatte ſie ſchon gar oft ausgeſchaut und niemals etwas weiter wahrgenommen, als die vom Winde bewegten Wipfel der Bäume. Was aber war das heute? Anna hätte nicht ſagen können, inwiefern heute der Wald ein anderes Anſehen hatte, als ſonſt, und doch fühlte ſie mehr, als ſie ſah, daß irgend ein verborgenes Treiben drinnen vor ſich ging. Die Zweige des Buſchwerks zeigten eine geheimnisvolle Bewegung, und unter den Stämmen der hohen Bäume ſchienen zuweilen Schatten zu huſchen, die wohl kaum dem Wilde angehören mochten, das der Burg nicht ſo nahe zu kommen pflegte. Und jetzt — ſie hatte ſich nicht geirrt — für einen Augenblick war ein einzelner Reiter am Waldſaum aufgetaucht, um ſich ſofort wieder zurückzuziehen. Anna klopfte das Herz zum Zerſpringen. Aber ſie trat ſchnell vom Fenſter zurück, damit Margareth nicht etwa neben ſie trete und wahrnehme, was beſſer verborgen blieb.

Es wurde ganz dunkel. Der abnehmende Mond ging erſt zu ſpäter Stunde auf. Dennoch aber erſchien es ihr, als ob auch auf der Burg ſich eine unruhige Bewegung geltend machte. War's nur ihre Angſt, die ihr das vorſpiegelte? Sie legte ſich nieder, um bei Margareth keinen Verdacht zu erregen. Da ſie die Frau aber ruhig ſchlafen hörte, konnte ſie ihre Ungeduld nicht mehr zügeln. Leiſe ſchlich ſie ans Fenſter, und was das Auge nicht unterſcheiden konnte, das verriet ihr das Ohr. Da rauſchte es von leiſen Tritten. Sie unterſchied deutlich verhaltene Stimmen, die einander zuraunten. Leiſes Klirren berührte ihr Ohr, dann ein Ton, als ob jemand durchs Waſſer ginge, endlich ein Schurren, als ob etwas von der Mauer abglitte. In dieſem Augenblick aber erhob ſich lautes, vielſtimmiges Geſchrei innerhalb derſelben, und plötzlich erſchien eine Anzahl Fackeln oben auf der Mauer, und ein Hagel von Geſchoſſen ergoß ſich über die jetzt hell beleuchteten Angreifer. Im erſten Augenblick prallten ſie zurück. Anna ſah etliche Leute eilig den Graben durchſchwimmen und drüben auf dem jenſeitigen Ufer außer Schußweite Halt machen. Reiter eilten hin und her, Gruppen bildeten und löſten ſich wieder, Befehle wurden erteilt und weiter gegeben, und jetzt rückte unter dem Ruf: „Lang lebe Herzog Friedrich“ ein Haufe zum Sturme vor.

Annas Zimmer befand ſich in einem der Ecktürme der Burg, an der Seite, wo der Felshügel ſteil zum Graben abfiel. Nach der rechten Seite ſchloß die unmittelbar am Felsrand erbaute Mauer in dem Winkel zwiſchen zwei Türmen den kleinen Garten der Burg ein. Dieſe Stelle war von außen nahezu unerſteigbar. Auf der linken Seite aber, wo ſich der Felſen weniger ſteil zum Graben ſenkte, bot das Gelände die Möglichkeit, der Mauer nahe zu kommen, und hierher richtete der Angriff ſeine Spitze. Hierher hatte auch Jürgen ſeine beſten Leute poſtiert und beobachtete ſelbſt mit Luchsaugen jede Bewegung des Feindes, jede Blöße geſchickt benutzend. Wieder ließen die Verteidiger die Angreifenden bis zu einer gewiſſen Entfernung ganz unbeläſtigt herankommen, alle Kraft auf den Augenblick verſparend, wo ſie wirklich nutzbar gemacht werden konnte. Und ſo dicht war der Pfeilhagel, der auf den Feind niederregnete, ſo wohlgezielt jeder Schuß, ſo betäubend das Wutgeſchrei, das ihn empfing, daß der Angriff abermals ins Wanken kam, und die Stürmenden ſich zurückziehen mußten. Diesmal aber ſah Anna dunkle Geſtalten am Boden liegen, und etliche ſich langſam dem Graben zuſchleppen. Da ſtand ihr das Herz faſt ſtill.

Anna befand ſich ganz allein. Margareth war, von dem erſten Kampfeslärm erweckt, in den Burghof geeilt, um womöglich ihren Freunden dort Handreichung zu thun, oder doch wenigſtens in der Nähe der Ereigniſſe zu ſein. Vor Erregung zitternd wartete das junge Mädchen auf das, was demnächſt kommen werde. Ob die Angreifenden den Kampf erneuen? Ob ſie ſich zurückziehen? Haben ſie Verluſte zu beklagen? Und wen? — Sie ſpähte in die Nacht hinaus. Aber ob auch Fackeln und Pechkränze ihr unheimliches Licht verbreiteten, es war nicht ausreichend, um die Bewegungen drüben mit einiger Deutlichkeit wahrzunehmen. Doch ſollte ſie nicht lange warten. Die Angreifer rückten abermals vor. Wieder wurden ſie von einem Pfeilhagel empfangen, aber diesmal rückten viele bis an die Mauer vor, und es gelang ihnen etliche Sturmleitern einzuſchlagen. Ehe ſie jedoch den Verſuch machen konnten, ſie zu erſteigen, rollten von oben herab Steine und ſchwere Klötze auf ſie nieder, und zum drittenmal ſah Anna die Ihren zurückweichen — aber nicht alle. Deutlich drang Stöhnen und Wimmern bis zu ihrem Ausſichtspunkt herauf. Da hielt es ſie nicht länger am Fenſter. Sie war kein Ritterfräulein, das ihren Stolz darein ſetzte, Kampf und Wunden unbewegt zu ſehen. Sie war das weicher erzogene Kind der Stadt, und ihr Herz wandte ſich bei dem Klagegetön. Flüchtigen Fußes eilte ſie die Treppe nieder zur Kapelle. Sie hatte die ewige Lampe in Brand gehalten, ſeit Bruder Lorenz gegangen war, und die Burgleute hatten ſie gewähren laſſen, in der abergläubiſchen Hoffnung, daß die Burg durch ſolch fromme Verrichtung dem Schutze der Heiligen empfohlen ſei. Jetzt zeigte das Licht Anna ihren Weg. Sie eilte zum Altar und warf ſich vor den Stufen desſelben nieder, um Gelingen und Bewahrung für ihre Freunde zu erflehen, ganz uneingedenk des Schickſals, das ihr ſelbſt beſchieden ſein möchte.

Sie hatte noch nicht lange ſo gekniet, als ein leiſes Geräuſch ſie auffahren machte. Erſchrocken blickte ſie ſich um.

(Fortſetzung folgt.)

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul von Szczepański.

V. Deutſchland außerhalb des Induſtriepalaſtes.

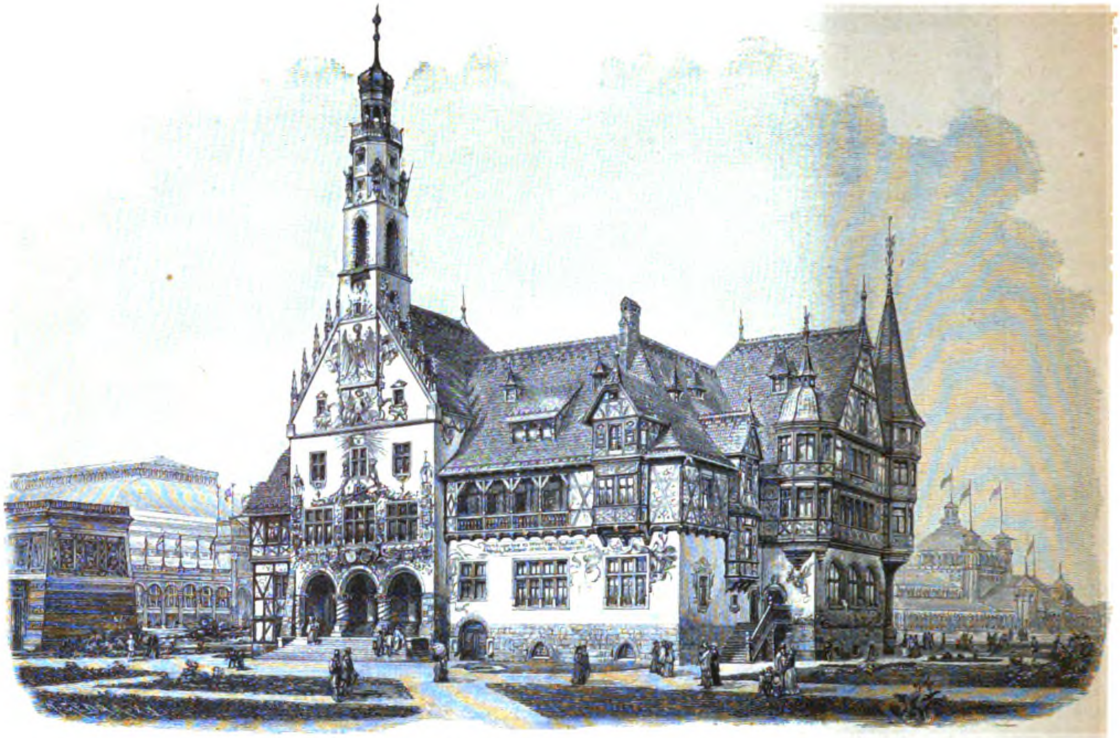
(Abdruck verboten.)

Chicago, 6. Juni 1893.

Unter der deutſchen Bevölkerung Chicagos macht ſich vielfach der Wunſch geltend, als bleibende Erinnerung an die Ausſtellung im Jackſon Park das deutſche Haus erhalten zu ſehen, eine Schöpfung des Regierungsbaumeiſters Johannes Radke, die ſolide genug ausgeführt iſt, um einigen Jahrzehnten Widerſtand zu leiſten. Ich habe ſchon erwähnt, daß das deutſche Haus einen bevorzugten Platz des Ausſtellungsparkes einnimmt. Unmittelbar am Michiganſee gelegen, dem es ſeine Front zukehrt, von den wenigen alten Bäumen umgeben, die im Jackſon-Park zu finden ſind, würde es gewiß ein vielbeſuchter Sommerausflugspunkt bleiben, auch wenn der Ausſtellungsplatz längſt wieder verödet ſein wird. Freilich liegt das eigentliche Hauptquartier der deutſchen Bevölkerung Chicagos im Norden der Stadt, während der Jackſon-Park im Süden liegt, und ſehr unternehmungsluſtige Deutſchamerikaner möchten es daher zwar in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt erhalten, aber nach dem Norden überführt ſehen, — gemoowt, ſagt der Deutſchamerikaner. Hieſige Sachverſtändige erklären es für eine Kleinigkeit, ein großes Floß zu bauen, das deutſche Haus darauf zu ſetzen, es auf dem Michiganſee zehn oder zwölf engliſche Meilen nordwärts zu führen und es dort wieder an Land zu ſetzen. Es gibt kein Projekt, daß ein amerikaniſcher — auch ein deutſchamerikaniſcher — Sachverſtändiger nicht für ausführbar erklären würde. Was die Zukunft des deutſchen Hauſes auch ſein möge, — mag es mit den andren Ausſtellungsgebäuden verſchwinden, an ſeinem Platze ſtehen bleiben oder nach dem Norden Chicagos überführt werden, gegenwärtig gehört es zu den Zierden des Ausſtellungsparkes. Im Styl eine Miſchung von Gotik und Renaiſſance, in einzelnen Teilen eine Nachbildung von klaſſiſchen Bauwerken in Rotenburg an der Tauber, Goslar und anderen deutſchen Städten, enthält das deutſche Haus neben den Büreau- und Repräſentationsräumen des deutſchen Reichskommiſſariats die Sammelausſtellung des deutſchen Buchgewerbes, in der dreihunderteinundzwanzig deutſche Firmen vertreten ſind, und in einem kapellenartigen Anbau eine Ausſtellung der hervorragendſten Erzeugniſſe der deutſchen kirchlichen Kunſt. Kann man ſich in Deutſchland häufig dem Eindruck nicht entziehen, daß manches gute Buch in der Hochflut bedruckten Papiers ertrinkt, ſo freut man ſich hier im Auslande doppelt, einer ſo guten und vollſtändigen Auswahl unſerer gediegenſten Litteraturwerke zu begegnen. Daß in dieſer Ausſtellung auch die Firma Velhagen & Klaſing vertreten iſt, brauchte ich um der Selbſtverſtändlichkeit willen kaum zu erwähnen. Keine der andren Nationen hat es für angezeigt gehalten, dem Buchhandel auf der Weltausſtellung einen Platz einzuräumen, und auch mit Werken der kirchlichen Kunſt iſt außer Deutſchland nur Frankreich vertreten; Amerika müßte denn die Fabrikarbeiten ſeiner Grabdenkmalsſteinmetzen darunter rechnen. Trotzdem ſcheint es mir, als ob nur die Erzeugniſſe der kirchlichen Kunſt vorläufig und auf lange hinaus einem wirklichen Bedürfnis der neuen Welt entſprechen werden. Denn der Amerikaner ſelbſt hat keinen Sinn für irgendwelche Kunſt, wenn es auch amerikaniſche Millionäre gibt, die auf dem europäiſchen Kunſtmarkt Bilder kaufen. Der Katholizismus aber ſucht jenſeits des Ozeans, wie in Europa durch Prachtentfaltung und Kirchenpomp auf die Maſſen zu wirken, und die katholiſche Kirche iſt vorläufig die einzige wirklich geſchloſſene Macht in den Vereinigten Staaten. Durch den planmäßigen Erwerb von Grundeigentum zu ungeheurem Reichtum gelangt, verfolgt ſie zweifellos ebenſo planmäßig das Ziel, die herrſchende Macht in den Vereinigten Staaten zu werden. Sie gebietet ſchon jetzt über zweiundzwanzig Millionen Kommunikanten, über ein Drittel der geſamten Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten, und daß es nur eines Anſtoßes bedarf, um die kirchliche Geſchloſſenheit des Katholizismus auch zu einer politiſchen zu machen, hat die deutſche Centrumspartei ja zur Genüge bewieſen. So iſt den Erzeugniſſen kirchlicher Kunſt ein großes Abſatzfeld in den Vereinigten Staaten ſicher, und was von ihnen in dem mit bunten Glasfenſtern von großer Schönheit ausgeſtatteten Kapellenanbau des deutſchen Hauſes ausgeſtellt iſt, übertrifft die franzöſiſche Spezialabteilung dieſer Art, die ſich in dem Induſtriepalaſt inmitten aller profanen Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes und der Induſtrie befindet, bei weitem nicht nur in der Quantität, ſondern auch in der Qualität. Im allgemeinen macht ſich in dieſem Zweige der Kunſt noch mehr, als auf dem Gebiete des deutſchen Kunſtgewerbes eine Anlehnung an die beſten Stücke des Mittelalters bemerkbar, und vielfach ſind die ausgeſtellten goldenen und ſilbernen Altargefäße, die Monſtranzen, geſtickten Meßgewänder und ſelbſt die Kruzifixe und Heiligenbilder direkt ſolchen Muſtern nachgebildet. Auch ein Geläut Glocken für eine evangeliſche deutſche Kirche iſt in dieſem Raum ausgeſtellt, — die von dem Kaiſer, der Kaiſerin und dem Kronprinzen geſtifteten Glocken der Kaiſerin Auguſta-Gedächtniskirche in Berlin.

Unter den Werken der deutſchen Kunſt, die im Kunſtpalaſt ausgeſtellt ſind, kommt eines der feſſelndſten Bilder nicht aus Deutſchland, ſondern aus dem Privatbeſitz eines beneidenswerten Amerikaners, — die berühmte „Kirmes“ von Ludwig Knaus, ein Bild, das bei uns durch zahlloſe Vervielfältigungen bekannt geworden iſt. Was aus amerikaniſchem Privatbeſitz von Bildern für die Ausſtellung geliehen iſt, läßt die Größe einzelner amerikaniſcher Portemonnaies wahrhaft ungeheuerlich erſcheinen, — es iſt eine Sammlung von Perlen moderner Meiſter, unter denen die franzöſiſchen Künſtler Meiſſonnier, Millet, Corot, Roſa Bonheur und Neuville am meiſten und mit ihren beſten Stücken vertreten ſind. Aber von all dieſen Meiſterwerken kehrt man doch immer wieder zu dem köſtlichen Bilde von Knaus zurück, deſſen Farben ſich ausgezeichnet gehalten haben und deſſen Lebensfriſche und wundervolle Charakteriſtik jeder einzelnen Figur unübertrefflich ſind.

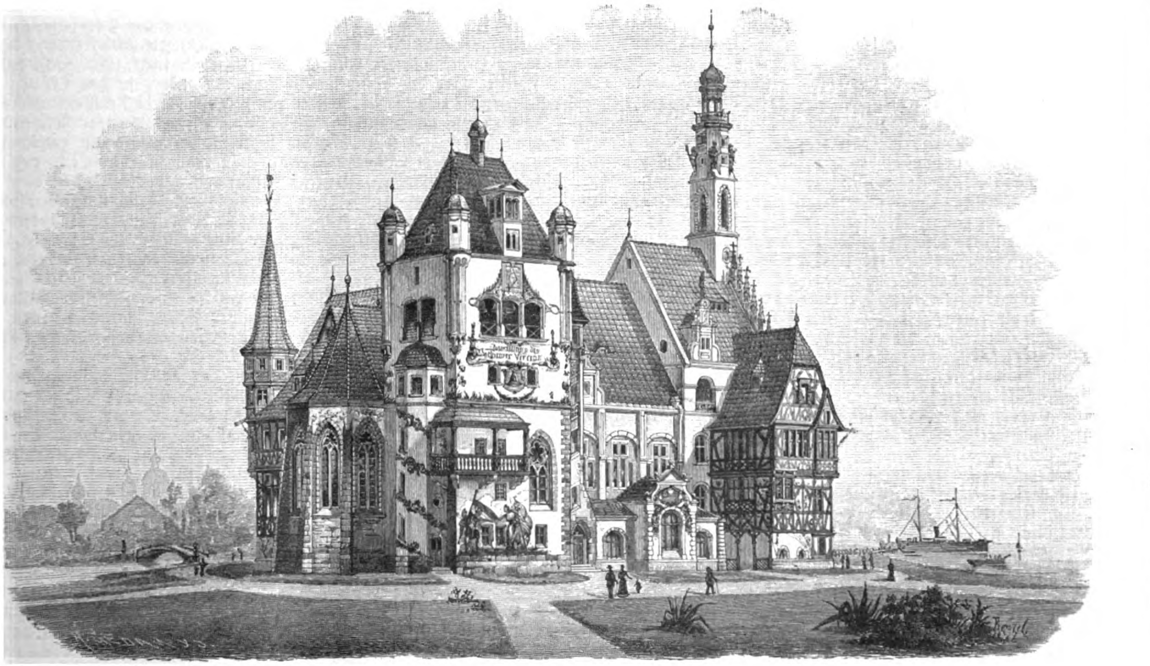
Aus dem Labyrinth von Sälen, das der Kunſtpalaſt



Das deutſche Haus in Chicago. Vordere Anſicht.

umfaßt, ſind der deutſchen Abteilung ſieben zugewieſen worden, die ſich durch ihre vornehme und behagliche Ausſtattung vor den übrigen auszeichnen. Im übrigen hat die mit der Auswahl der Bilder betraute deutſche Kommiſſion nach demſelben Prinzip gehandelt, durch das uns die Engländer auf der letzten internationalen Kunſtausſtellung in Berlin ſo imponiert haben. Sie hat nicht nur die letzte Jahresproduktion der deutſchen Künſtler berückſichtigt, um die deutſche Kunſt im Auslande würdig zu vertreten, ſondern auf die beſten Bilder des letzten Jahrzehnts und weiter zurückgegriffen. Und wie auch in der engliſchen Abteilung der Chicagoer Weltausſtellung Herkomers Porträt der Dame in Schwarz und der Miß Grant, ſowie ſeine „letzte Heerſchau“, eine Auswahl der beſten Bilder Leightons und Alma Tademas altrömiſche Marmorprunkmalereien ſich wieder zuſammengefunden haben, ſo ſehen wir in der deutſchen Abteilung eine große Anzahl von Bildern, die bereits „hiſtoriſch feſtgeſtellt“ ſind. Da iſt Menzels „Walzwerk“ — übrigens auch noch einige kleinere und neuere Menzels, die den Künſtler beinahe kleinlich in der peinlichen Behandlung der Details erſcheinen laſſen —, da iſt die Überſchwemmung in Weſtpreußen von Scherres, da ſind die Porträts der Profeſſoren Mommſen und Helmholtz von Ludwig Knaus und diejenigen des Papſtes und des Fürſten Bismarck von Lenbach, die Katharina Emmerich von Gabriel Max und desſelben Künſtlers auch ſchon vor Jahren entſtandenes Bild „Viſionen“, da iſt Benjamin Vautiers wunderſchönes Bild „Am Siechenbett“, das den geprüften Gatten am Krankenbett der Frau ſitzend darſtellt, und A. von Werners berühmtes Kongreßbild. Eine große Zahl anderer Bilder iſt auf den letzten Kunſtausſtellungen in Berlin und München einem größeren Publikum bekannt geworden, wie das Koloſſalbild Ernſt Hildebrands, „Tullia, ihren Wagen über den Leichnam ihres Vaters treibend“, Fritz Werners „Marketenderin aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges“, Karl Beckers „Feſt bei dem Dogen“, Paul Meyerheims „Menagerie“, Ferd. Max Bredts „Zwei Gazellen“, der neueſte Knaus, die ſich prügelnden Schuljungen, welche das Daheim im Beginne des letzten Jahrgangs in Holzſchnitt vervielfältigte, Graf Harrachs „Unglück auf der Alm“, eine Anzahl Defreggerſcher Bilder, die ſich auf die deutſche und die öſterreichiſche Abteilung verteilen, Paul Höckers „Nonne“, in dem ſonnendurchzitterten Laubgang des Kloſtergartens ſitzend, Franz Stucks „Pietà“, ein Bild von faſt byzantiniſcher Steifheit der Formen, aber dennoch von ergreifender Wirkung, Max Liebermanns „Flachsſpinnerinnen“ und „Der Park von Verſailles“ von Fr. v. Schennis. Von einer Anzahl anderer Bilder müßte man das Jahr der Entſtehung kennen, um zu wiſſen, ob man ſie bereits in Deutſchland geſehen hat; mir wenigſtens iſt es nicht gegeben, die verſchiedenen Mondſcheinbilder Douzettes, die Marinen des einen und die italieniſchen Motive des anderen Achenbach, Chriſtian Kröners immer wiederkehrende „Hirſche“ und R. Frieſes Löwenbilder ohne weiteres auseinander halten zu können. Von den mir bisher unbekannt gebliebenen Bildern gehören ein herbſtlich gefärbter Buchenwald von Peter Paul Müller, eine Schuſterwerkſtatt von Paul Höcker, eine Winterlandſchaft von R. Müller-Kurzwelly, ein brillant gemaltes junges Mädchen von Franz Skarbina, das durch die Lektüre eines neuen Buches gefeſſelt wird, trotzdem die Dämmerung bereits hereinbricht, und zwei holländiſche Motive von Hans Herrmann zu dem Hervorragendſten der ganzen Ausſtellung. Das weitaus bedeutendſte und impoſanteſte Bild, Marrs „Flagellanten“, hat ſeinen Platz in der amerikaniſchen Abteilung gefunden, weil der Künſtler gelegentlich der Weltausſtellung ſich daran erinnert hat, daß er in Chicago geboren iſt; die Münchener werden deshalb nicht aufhören, ihn zu den ihrigen zu zählen. Von Kaiſerporträts iſt nur das große Repräſentationsbild Werner Schuchs, „Kaiſer Wilhelm, die Parade des Leibgarde-Huſaren-Regiments abnehmend“, und Max Koners bekanntes Bruſtbild des Kaiſers in grauem Mantel ausgeſtellt; außerdem noch eine Büſte des Kaiſers in Gardes du Corps-Uniform mit dem Adlerhelm von Walter Schott. — Das große Bild Saltzmanns, mehr eine farbige Illuſtration als ein Gemälde, den Kaiſer auf der Walfiſchjagd darſtellend, behandelt die Figuren des Kaiſers und des kaiſerlichen Gefolges nur, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, als Staffage. Mit aufrichtiger Freude bin ich auch Profeſſor Kellers großer Kaiſerapotheoſe in dieſer Ausſtellung begegnet. Mag man dem Koloſſalgemälde vorwerfen, daß es zu theatraliſch aufgefaßt ſei, es erinnert doch packend an die große Zeit, der Deutſchland ſeine gegenwärtige Machtſtellung verdankt, und an die großen Männer, die Deutſchlands Führer waren. Unter den deutſchen Skulpturen ſind die Moltkebüſte und die Büſte Adolf Menzels von Reinhold Begas, ſowie „Die Geſchwiſter“ und ein Faun mit Bacchusknaben von Karl Begas aus dem Beſitz der Berliner Nationalgallerie; ebendaher ſtammen Ad. Brütts „Eva mit ihren Kindern“, der „Dornauszieher“ von Guſt. Eberlein, Paul Ottos „Dienerin der Veſta“ und R. Siemerings Reiterſtatuen Kaiſer Friedrichs als Kronprinz, des Fürſten Bismarck und des Grafen Moltke. Von dem Berliner Bildhauer K. Bernewitz rührt eine außerordentlich anmutige „Pſyche“ her, E. Herter ſandte eine „In Meerestiefen“ benannte Gruppe, die eine Meerfrau im Kampf mit einem Polypen darſtellt, Max Klein die ſchwer überſichtliche Gruppe eines Mannes im Kampf mit einem Löwen. Einer übermütigen Künſtlerlaune des Münchener Bildhauers Rud. Maiſon verdankt die Statuette eines auf einem Eſel reitenden Negers ihre Entſtehung.

Auch im Frauengebäude finden ſich eine ganze Reihe von hervorragenden Werken deutſcher Künſtlerinnen, unter denen ich nur die „Straße in Venedig“ von Louiſe Begas-Parmentier, ein Selbſtporträt von Vilma Parlaghy, zwei außerordentlich ſchön gemalte Stillleben von Hildegard Lehnert und Eliſe Hedinger und ein ernſt ſtimmendes Bild der Gräfin Marie Kalkreuth, „Chriſtus zieht den Sünder zu ſich“, erwähnen möchte. Auch die Prinzeſſin Friedrich Karl hat dieſer Abteilung zwei Stillleben zur Verfügung geſtellt. Quantitativ ſteht die Ausſtellung der deutſchen Frauen hinter denen mancher anderer Länder, vor allem Frankreichs, zurück. Deutſche Gewiſſenhaftigkeit hat den deutſchen Frauen da einen Streich geſpielt; ſie haben die Beteiligung an der Ausſtellung auf die Grenzen beſchränkt, innerhalb welcher eine ſolche Ausſtellung einen Zweck haben konnte. Es haben nur ſolche Arbeiten in der deutſchen Abteilung Aufnahme gefunden, die von deutſchen Frauen ſelbſtändig und zu Erwerbszwecken hergeſtellt worden ſind. Andere Länder ſcheinen die Einladung zur Ausſtellung im Frauengebäude ſo aufgefaßt zu haben, als ſollte hier alles einen Platz finden, was den Frauen zum Gebrauch dient. Frankreich iſt ſogar ſo weit gegangen, hier eine ganze Pariſer Saloneinrichtung aufzubauen, von der mit Ausnahme einiger geſtickter Kiſſen ſicher nicht ein einziges Stück aus Frauenhänden hervorgegangen iſt. Die amerikaniſche Abteilung der Frauen-Ausſtellung iſt ebenfalls zum großen Teil eine Ausſtellung von Geſchäften, die für den Frauenbedarf arbeiten. Erſcheint die Ausſtellung der deutſchen Frauen indeſſen zuerſt minder bedeutend in quantitativer Hinſicht, ſo imponiert ſie bei eingehenderer Beſichtigung gerade durch die Gewiſſenhaftigkeit, mit der ſie zuſammengeſtellt iſt. In erſter Linie ſind natürlich Handarbeiten darin vertreten, von der einfachſten Weißſtickerei bis zur wundervollſten Nadelmalerei; ferner Lederarbeiten, künſtliche Blumen und Ätzarbeiten. Aus dem Beſitz der Kaiſerin Friedrich ſtammt eine Spitzengarnitur, die in den ſchleſiſchen Spitzenſchulen in Schmiedeberg gearbeitet iſt, Wandteppiche in Gobelinſtickerei rühren von Fräulein Wolf in München her, ein prachtvolles Kiſſen in Kunſtſtickerei und Applikation aus dem Beſitz der Baronin Lipperheide iſt mit anderen Prachtſtücken der Gold- und Silberſtickerei aus den Meiſterhänden der Frau E. v. Wedel hervorgegangen. Fächer- und Porzellanmalerei iſt in ausgezeichneten Stücken vertreten. Leider bot dieſe Ausſtellung den deutſchen Frauen keine Möglichkeit, Proben deutſcher Kochkunſt zu geben. Das hätte den Amerikanerinnen, wenn ſie überhaupt Neigung hätten, ſich um die Küche zu kümmern, ſehr lehrreich werden können; denn man ißt erbärmlich in dieſem Lande, ſo erbärmlich, daß es wohl eines beſonderen Artikels bedürfen würde, um den Leſern einen ſchwachen Begriff von amerikaniſcher Küche beizubringen. Sehr inſtruktiv ſind in dieſer Abteilung die verſchiedenen Beſtrebungen zur Anſchauung gebracht, welche darauf hinzielen, die deutſche Frau im Rahmen ihrer natürlichen Fähigkeiten erwerbsfähig zu machen. In dieſer Beziehung ſind vor allem die Ausſtellungen des unter dem Protektorat der Großherzogin von Baden ſtehenden badiſchen Frauenvereins für Frauenbildung und Frauenerwerb, ſowie für Kinder-, Kranken- und Armenpflege, diejenigen des Lettevereins in Berlin und des Sophien-



Das deutſche Haus in Chicago. Rückanſicht.

ſtifts in Weimar anſchaulich und lehrreich. Dreihundert Bände weiſen in dieſer Abteilung auf die Bedeutung hin, die Deutſchlands Frauen ſich in der Litteratur der Gegenwart errungen haben; natürlich ſind auch einige Blauſtrümpfeleien darunter, ebenſo wie unter den ausgeſtellten Photographien hervorragender deutſcher Ton- und Bühnenkünſtlerinnen eine ganze Anzahl ſind, die man an einem gewiſſen Etwas ihrer Toilette zwar ſofort als „Künſtlerinnen“ erkennt, deren Namen einem aber bis dahin gänzlich unbekannt geblieben ſind.

Einen eigenen Pavillon am Michiganſee und dicht neben dem Kolumbuskloſter La Rabida gelegen, hat ſich die Kanonenfirma Friedrich Krupp erbaut. Die Amerikaner pflegen bei jedem ihrer Prachtſtücke, das ihrem bis heute ſchwach entwickelten Geſchmack imponiert, zu ſagen: „Das hat ſelbſt der deutſche Kaiſer nicht.“ Die Kruppſche Ausſtellung gehört zu dem Vielen auf der Ausſtellung, von dem wir den Amerikanern ſagen können: „Das habt ihr und das könnt ihr noch lange nicht.“ Ich meine nicht die Kruppſchen Geſchütze, denn die Amerikaner bilden ſich ein, für immer ungerüſtet bleiben zu können, ich meine die Kruppſche Fabrikation von Friedensmaterial, die Maſſenfabrikation von Eiſenbahnſchwellen, Radreifen und Rädern, von Brücken, Walzen, Maſchinen, Pumpen, Ankern und anderen auch dem Amerikaner höchſt nützlich und notwendig erſcheinenden Gebrauchsſtücken ſchwerſten Kalibers. Hier, wo einem jeder Quark, wenn er nur als Ungetüm in die Erſcheinung tritt, als eine Sehenswürdigkeit, als etwas noch nicht Dageweſenes, angeprieſen wird, freut man ſich der Zahlen, mit denen Friedrich Krupp den Amerikanern aufwarten kann: 1500 verſchiedene Öfen, 3000 verſchiedene Maſchinen, 111 Dampfhämmer von 100 bis 50 000 Kilogramm Fallgewicht, 430 Krahne von 400 bis 150 000 Kilogramm Tragfähigkeit, 25 301 Arbeiter — die Firma Friedrich Krupp zählt gewiſſenhaft — mit über 60 000 Familienangehörigen. Eine einzige Fabrik, die faſt 100 000 Menſchen nährt, — da verſchwindet ſelbſt Pullmann, der Chicagoer Palaſtwagenfürſt dagegen, und die ſämtlichen Fabriken, welche die Ufer des Niagara ſchänden, können ſich zuſammenthun, ohne ſolche Zahlen zu erreichen. Auch die vereinigten Eiſenwerke können den Amerikanern imponieren; ihre im Verein mit der Halbergerhütte geſchaffene Ausſtellung iſt das Sehenswerteſte im Minengebäude, wenn einem nicht die Statue der Gerechtigkeit aus maſſivem Silber auf maſſiv goldenem Sockel — in Lebensgröße natürlich — die der Staat Montana ausgeſtellt hat, allzuſehr die Augen blendet. In ihrer Wagſchale trägt ſie rechts ein Häufchen goldener Zwanzig-Dollarſtücke, links ein Häufchen Silbergeld, die ſich die Wage halten. Man geht nicht fehl, wenn man das koſtbare Sinnbild dahin deutet, daß es der Gerechtigkeit in den Vereinigten Staaten ganz gleichgültig iſt, ob ſie mit Gold oder mit Silber beſtochen wird. Im Elektrizitätsgebäude ſind es neben vielen anderen die Firmen Siemens & Halske und die Allgemeine Elektrizitätsgeſellſchaft in Berlin, ſowie Hartmann & Braun in Frankfurt am Main, von denen die Amerikaner ſorgfältige und ſaubere Arbeit und manches andere lernen können, in der Maſchinenhalle iſt Deutſchland glänzend vertreten, im Verkehrsgebäude zeigt die Ausſtellung deutſcher Schiffsrhedereien und Eiſenbahnen, daß man auch bei uns ganz komfortabel, wenn vielleicht auch nicht ganz ſo ſchnell reiſt, wie in Amerika, und in dem Gartenbaupalaſt erſcheint die Sammlung deutſcher Weine einem Deutſchen, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt iſt, ſich mit Eiswaſſer zu nähren, zweifellos als das Koſtbarſte. Auch in der Midway-Plaiſance, der großen Vergnügungswieſe, die ſich an die Ausſtellung anſchließt, würde Deutſchland zweifellos mit ſeinem deutſchen Dorf den Vogel abſchießen, da eine Regimentsmuſik in der Uniform eines Garde-Infanterieregiments und eine in der Uniform der Gardes du Corps ſelbſt Deutſchamerikaner deutſchfreundlich ſtimmen können; aber die Gerechtigkeit zwingt mich, anzuerkennen, daß das Stück Alt-Wien, das nicht weit davon auf amerikaniſchen Boden hingezaubert iſt, einen ſehr viel einheitlicheren und ſtimmungsvolleren Eindruck macht, als die ganz verſchiedenen Gegenden angehörigen Bauernhäuſer des deutſchen Dorfes und ſeine mittelalterliche Ritterburg.

Die Gefahren des heißen Klimas.

Eine Kolonialbetrachtung.

Seitdem wir uns in ein Anſiedelungsverhältnis mit den wärmeren Strichen Afrikas geſetzt haben, iſt auch die Frage laut geworden, ob der Europäer aus gemäßigten Breiten, ohne Schaden an ſeiner Geſundheit zu nehmen, ſich dauernd in jenen Strichen niederlaſſen kann. Von einigen wurde von vornherein behauptet, der Europäer ſei außer ſtande, längere Zeit ungefährdet in den Tropen zu leben; andere dagegen ſind entgegengeſetzter Meinung. Nun reicht die Erfahrung, die von deutſcher Seite in den eigenen Kolonien Afrikas gewonnen werden konnte, aus naheliegenden Gründen nicht weit, dagegen ſind ſowohl die Holländer wie die Engländer im Beſitze einer Krankheits- und Sterblichkeitsſtatiſtik, die bis in den Beginn dieſes Jahrhunderts zurückreicht, und aus der ſich die oben erwähnte Frage annähernd beantworten läßt, weil ſie die europäiſchen Truppen jener Völker in Oſtindien betrifft.

Die Kolonialtruppen der Engländer und Holländer beſtehen aus Europäern und Eingeborenen, die, unter demſelben Reglement gehalten, unter gleichen oder doch ziemlich gleichen Bedingungen leben. Aus den Aufzeichnungen, die im Auftrage der holländiſchen Regierung einerſeits, ſowie anderſeits von der britiſch-indiſchen Kolonial-Office gemacht wurden, hat Prof. Dr. Stockvis in Amſterdam nun wichtige Schlüſſe ziehen können, die nicht nur für Oſtindien, ſondern für heiße Gegenden überhaupt maßgebend ſind. Die örtlichen Verhältniſſe des einen oder des anderen Landes kommen erſt in zweiter Linie in Betracht.

Die Liſten der Erkrankungen und Sterbefälle unter den Kolonialtruppen haben zunächſt feſtgeſtellt, daß die oft ausgeſprochene Meinung: der Eingeborene habe vor dem in den Tropen lebenden Europäer eine größere Widerſtandsfähigkeit gegen krankmachende Einflüſſe voraus, eine jener unerwieſenen Behauptungen iſt, von denen das ſcharfe Wort eines Franzoſen gilt, keine wiſſenſchaftliche Wahrheit überdauere ein Jahrhundert. Schon die Thatſache, daß der Europäer in ſeinem Vaterlande ſeinen Körper an die bedeutenden Unterſchiede zwiſchen Sommerhitze und Winterkälte gewöhnt hat, beweiſt ſeine Fähigkeit, ſich Temperaturen anzupaſſen. Dieſe Thatſache macht es mehr als wahrſcheinlich, daß der Europäer in den Tropen, wo er dauernd zum Sommermenſchen wird, ebenſo lange leben kann, wie der Eingeborene. Die Statiſtik läßt auch keinen Zweifel über die Wetterfeſtigkeit des Europäers in den Tropen beſtehen; ſie zeigt ſogar, daß er von den auf jähem Temperaturwechſel beruhenden katarrhaliſchen Erkrankungen weit weniger heimgeſucht wird, als der Farbige. Ferner kommt Leberentzündung zweimal ſo häufig bei dem Eingeborenen vor, als bei dem Europäer, der viel weniger von Maſern, Blattern, Influenza u. dgl. zu leiden hat, als das Landeskind, das dagegen weniger von Malaria befallen wird. Profeſſor Stockvis läßt dahingeſtellt, ob nicht die Enthaltſamkeit der Eingeborenen von Alkoholgetränken eine wichtige Rolle ſpiele.

Allerdings ergibt jene Statiſtik, daß in den erſten Jahrzehnten der Beſiedelung die Sterblichkeit der Truppen eine große iſt, jedoch nimmt ſie von Jahr zu Jahr ab, bis die Sterblichkeitsverhältniſſe der tropiſchen Beſatzungen europäiſcher Völker ſich von denen der im Mutterlande, ſowohl bei den Truppen als beim Volke, kaum noch unterſcheiden.

Dieſer Umſtand erklärt ſich nicht aus einer Anpaſſung an das Klima, ſondern aus den hygieiniſchen Einrichtungen: Beſchaffung von gutem Trinkwaſſer, Herſtellung geſunder Wohnungen, Entſumpfung feuchten Geländes, die im Laufe der Zeit getroffen wurden. Vor allen Dingen aber iſt die Beſchränkung des übermäßigen Branntweingenuſſes als das wahre Heil erkannt worden.

Allmählich verlieren die Einwandernden, von den Siedlern belehrt, ihre Sorgloſigkeit gegen klimatiſche Einflüſſe; ſie nehmen ſich in acht, wie daheim. Sie richten ſich mit Kleidung, Wohnung, Eſſen und Trinken nach den Geſetzen, die des Landes Beſchaffenheit vorſchreibt, und vermeiden Ausſchreitungen, die ſich doppelt rächen, wenn der Körper noch in der Gewöhnung an die ihm fremden Verhältniſſe begriffen iſt, und ſeine Ruhe und volle Widerſtandskraft nicht hat.

J. Stinde.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

K. Raupp iſt mit ſeinen Bildern von den ſchönen bayriſchen Seen, die in der jetzigen Jahreszeit das Sehnſuchtsziel ſo manchen Städters bilden, ein alter Bekannter und lieber Freund der Daheimleſer. Wenige verſtehen es, wie er, die Natur und die Menſchen auf einem Bilde zu einem harmoniſchen Ganzen zu einen — das, was zahlreichen Künſtlern nur Staffage iſt, wird bei ihm zu einem vollberechtigten Teil des Bildes. So auch in „Waſſer hat keine Balken,“ die beiden Mönche auf der einen, die Schiffersfrau und ihr kecker Bube auf der anderen Seite — jene ein wenig beſorgt um die nächſte Stunde, dieſe mit friſchem Mut auf den ſtürmiſchen See blickend.

„Im Sonnenſchein“ von Hugo Koenig iſt ein heiteres Sommerbildchen. Die Kleine, die unter Blumen ſo eifrig die Schiefertafel bearbeitet, hat es gut. Nun — gerade wenn dieſe Nummer in die Hände der Leſer kommt, winkt ja auch den Stadtkindern die goldene Ferienzeit und hoffentlich recht vielen ein geſunder, ſtärkender Landaufenthalt.

Die Skulptur, welche S. 644 ſchmückt, iſt das kurzweg als „Studie“ bezeichnete Meiſterwerk eines der erſten lebenden engliſchen Bildhauer. E. Onslow Ford beſitzt, um die Worte eines britiſchen Kritikers zu gebrauchen, „wie kein zweiter die Gabe, dem ſpröden Marmor den Liebreiz abzuſchmeicheln“ — in der That zeigt der kleine keuſche Mädchenkopf eine Anmut, die bezaubernd wirkt.

Völkerkunde.

Die neue Moſesſtadt, welche Baron Hirſch in Argentinien gegründet hat, liegt, nach dem „Globus“, 15 Kilometer entfernt von der Station Palacios der Bahnlinie von Buenos Aires nach Roſario. Von den 2850 faſt ausnahmslos ruſſiſchen Juden, welche 1891 in Argentinien landeten, haben ſich 462 in Moſesſtadt niedergelaſſen, das jetzt aus 90 Hütten beſteht; Synagoge und Schule ſind im Bau begriffen, auch der Rabbiner fehlt nicht. Die eingewanderten Juden erhalten das Land gegen Abzahlung, ſowie Lebensmittel für die erſte Zeit, Ackergeräte und Ochſen. Ob die wohlmeinende Abſicht, ſie zu Ackerbauern zu erziehen, gelingen wird, erſcheint nach den an anderen Orten gemachten Erfahrungen ſehr zweifelhaft.

In den Pyrenäen bezeichnete man als Cagots in früheren Jahrhunderten eine Anzahl von Familien, deren Mitglieder ſich äußerlich durch ganz beſtimmte Merkmale, beſonders durch eigentümliche Verdickungen und Verunſtaltungen der Nägel, durch blaſſe Geſichtsfarbe und ſpärlichen Haarwuchs, auszeichneten. Die Cagots wurden als unrein, als Parias, betrachtet, mußten beſondere Abzeichen an der Kleidung tragen, durften manche Handwerke, z. B. die Bäckerei, nicht betreiben, kein Vieh, mit Ausnahme von Schweinen, ziehen und bei Prozeſſionen nicht mit den Geſunden zuſammengehen. Allmählich ſind jene harten Beſtimmungen natürlich aufgehoben worden, und auch das Vorurteil, das den Cagots noch ſpäter entgegengebracht wurde, iſt verſchwunden. Die Familien ſelbſt ſind aber immer noch aus der übrigen Bevölkerungsmaſſe deutlich herauszuerkennen. Man hielt ſie vielfach für Abkommen der Goten. Dieſe Anſicht iſt aber, wie ein intereſſanter kleiner Aufſatz des „Globus“ nachweiſt, falſch; ſie ſind vielmehr die Nachkommen von Ausſätzigen, und jene äußerlichen Körpermerkmale ſind keine Raſſenabzeichen, ſondern ſtark abgeſchwächte Nachwirkungen der in den Familien ehemals heimiſchen fürchterlichen Seuche.

Naturkunde.

Daß die Ameiſen überaus kluge Tierlein ſind, iſt ſo bekannt, daß man ſich kaum traut, noch irgend eine neue Bereicherung ihres Ruhms zu erwähnen. Das Neueſte iſt aber doch zu intereſſant, als daß man es verſchweigen könnte. Dr. A. Möller hat nämlich über die Pilzgärten einiger ſüdamerikaniſcher Ameiſen kürzlich auf Grund eingehender Forſchungen ein Buch geſchrieben, in dem er in Anſchluß an frühere Unterſuchungen von Th. Belt nachweiſt, daß jene Ameiſen in ihren Neſtern ſyſtematiſch einen Pilz züchten, von deſſen Wucherungen ſie leben.

Statiſtik.

Nach einer Zuſammenſtellung des Journal de la société de Statistique erreichen nach den ſtaatlichen Erhebungen der unten in Klammern beigefügten Jahre von je 1000 Einwohnern ein Alter von

		1—15;	16—69;	70 u. mehr Jahren
in Deutſchland	(1885)	355	618	27
„ England	(1881)	363	608	29
„ Frankreich	(1886)	270	682	48
„ Italien	(1881)	322	647	31
„ Oeſterreich	(1880)	340	637	23
„ Ungarn	(1880)	353	629	18
„ Spanien	(1887)	325	651	24
„ Schweden	(1880)	326	641	33
„ Norwegen	(1875)	347	613	40
„ der Schweiz	(1880)	321	649	30
„ „ Nordam. Union	(1881)	381	599	20
„ Auſtralien	(1881)	396	592	12

Das „Ausland“, dem wir dieſe Notiz entnehmen, bemerkt dabei mit Recht, daß Frankreich auffallenderweiſe und im ſtarken Gegenſatz zu dem ungünſtigen Verhältnis der erſten Stufe (1—15 Jahre) die meiſten Leute im Alter zwiſchen 15 und 69 Jahren, ſowie auch im Alter über 70 Jahre beſitzt.

Technik.

Für die Heizung der Gotteshäuſer hält man meiſt nur eine Centralheizanlage für geeignet; nur ausnahmsweiſe wohl haben z. B. Gasöfen Verwendung gefunden. Neuerdings empfiehlt das Kgl. Württembergiſche Hüttenamt Waſſeralfingen (Vertreter für Norddeutſchland: v. Böttcher, Hamburg) ſeine iriſchen Mantelöfen für die Kirchenheizung. Die geſchmackvollen Öfen ſollen nur den dritten Teil der Anlage und der Unterhaltung einer Centralheizung koſten, ungemein leicht zu bedienen ſein und den Raum gleichmäßig und ſchnell erwärmen. In einer holſteinſchen Kirche konnte ein Raum von 1200 Kubikmetern während des ganzen letzten Winters für die Gottesdienſte mit einem Koſtenaufwand von 27 Mk. für Koks auf 8 Grad R. erwärmt werden; die ganze Anlage nebſt allen Nebenkoſten hatte 356 Mk. erfordert.

Jubelfeier.

Am 15. Juni waren fünfzig Jahre verfloſſen, daß die Kaiſerwerther Diakoniſſen ihren Einzug in die Berliner Charité hielten, und die Erinnerung an dieſen Tag wurde mit einem Gottesdienſt in der Charitékirche und einem ſich daran anſchließenden Theeabend im Vereinshaus Wilhelmſtraße feſtlich begangen. Der Begründer des Diakoniſſenwerks, Paſtor Theod. Fliedner in Kaiſerswerth, hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, nur ſpärlich ſtrömten die Mittel, erſt im Frühjahr 1836 wurde in einem Diakoniſſenverein die erſte feſte Grundlage geſchaffen, nachdem Fliedner kurz vorher ein Haus in Kaiſerswerth gekauft hatte, das zum Mutterhauſe der Diakoniſſen wurde. Im Oktober zogen die beiden erſten Schweſtern ein, bald kam auch die erſte Kranke, ein Dienſtmädchen. Ein Darlehen von 900 Thalern, das P. Fliedner von König Friedrich Wilhelm III. erbat und erhielt, half weiter; ſchon 1838 konnte das Mutterhaus die erſte Schweſter nach auswärts, an das Bürgerhoſpital in Elberfeld, ſenden; 1843 kamen dann, wie erwähnt, die erſten fünf Schweſtern an die Charité. Heute iſt deren Anzahl auf 24 gewachſen. — Als P. Fliedner am 4. Oktober 1864 ſtarb, umfaßte die Kaiſerswerther Schweſternſchaft bereits 415 Diakoniſſen und Probeſchweſtern in hundert Orten; noch großartiger aber erſcheint die Frucht des reichen Lebens des außerordentlichen Mannes, wenn man das geſamte Diakoniſſenwerk, wie es ſich bis zu ſeinem Tode entfaltet, betrachtet: 30 ſelbſtändige Mutterhäuſer mit 400 Arbeitsſtätten und 1600 Schweſtern erzählten von ſeinem Wirken.

Ausſtellungsweſen.

Im April und Mai 1894 findet in Wien unter dem Protektorat des Erzherzogs Franz Ferdinand von Öſterreich-Eſte eine große internationale Ausſtellung auf den Gebieten der Volksernährung, der Armeeverpflegung, der Hygieine, des Rettungsweſens und der Verkehrsmittel, in Verbindung mit einer Sportausſtellung, ſtatt. Anfragen an das Büreau, Wien I, Minoritenplatz Nr. 4.

Vereinsnachrichten.

In Berlin bildete ſich ein Verein „Bienenkorb“, der ſich die Verwertung kunſtgewerblicher Handarbeiten als Ziel geſteckt hat, einſchließlich aller Erzeugniſſe, welche dem Gebiet der weiblichen Handarbeit angehören, ſofern ſie nach Ausführung und Entwurf den an eine kunſtgewerbliche Arbeit zu ſtellenden Anforderungen genügen. Weitere Ziele des Vereins ſind die preiswerte Beſchaffung von Kunſtmaterialien für die Mitglieder und die Anlage einer Bibliothek muſtergültiger Zeitſchriften und Vorlagen. Jahresbeitrag 4 Mark. Dem Vorſtand gehören z. B. unter andrem an: Frau General Freifrau v. Funk, Berlin, Kurfürſtenſtraße 84, Frau Oberregierungsrat v. Dehn-Rothfelſer; Auskunft erteilt der Schriftführer Leutnant a. D. Blankenſtein, Berlin NW., Bremerſtraße 1.

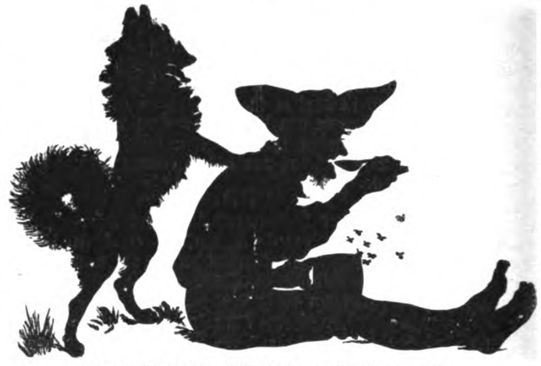
Rechtsrat.

Frage: Sind im Gebiete des Gemeinen Rechts Schenkungen, die weder gerichtlich noch ſchriftlich gemacht ſind, alſo formloſe mündliche Schenkungsverſprechen, rechtsverbindlich? Kann auf Erfüllung des Schenkungsverſprechens geklagt werden? Aus welchen Gründen können Schenkungen widerrufen werden?

Antwort: Die Rechtsverbindlichkeit eines Schenkungsverſprechens iſt nach gemeinem Recht in der Regel von einer beſonderen Form des Verſprechens nicht abhängig. Nur bei beträchtlichen Schenkungen im Werte von mehr als $4666^{2}/_{3}$ M. (= 500 Solidi des römiſchen Rechts) iſt Erklärung zu gerichtlichem Protokoll oder Übergabe der Schenkungsurkunde vor Gericht erforderlich. Iſt die vorgeſchriebene Form verabſäumt, ſo iſt die Schenkung, jedoch nicht gänzlich, ſondern nur inſoweit nichtig, als ſie den oben angegebenen Wert überſteigt. — So weit das Schenkungsverſprechen gültig iſt, kann auch auf Erfüllung geklagt werden. — Grober Undank gegen den Schenker berechtigt dieſen (nicht aber ſeine Erben) zum Widerruf der Schenkung. Als grober Undank werden folgende vorſätzliche Handlungen des Beſchenkten angeſehen: ſchwere wörtliche Beleidigungen, Thätlichkeiten, Gefährdung des Lebens und der Geſundheit, Beſchädigung des Vermögens des Schenkgebers, Nichterfüllung der bei der Annahme der Schenkung oder des Schenkungsverſprechens übernommenen Pflichten. Nur remuneratoriſche Schenkungen, d. ſ. ſolche Schenkungen, welche als Belohnung für geleiſtete Dienſte gegeben oder verſprochen ſind oder ſonſt den Charakter einer Gegenleiſtung an ſich tragen, können auch wegen Undanks des Beſchenkten nicht widerrufen werden. — Endlich kann gegenüber dem Schenkungsverſprechen das ſog. beneficium competentiae geltend gemacht werden: der Verpflichtete kann für den Fall, daß ihm ſelbſt durch die volle Erfüllung des Verſprechens der Lebensunterhalt entzogen werden würde, verlangen, daß ihm ſoviel belaſſen werde, als zur Beſtreitung desſelben notwendig iſt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Silhouette von Paul Konewka.



Guten Appetit! Silhouette von Paul Konewka.

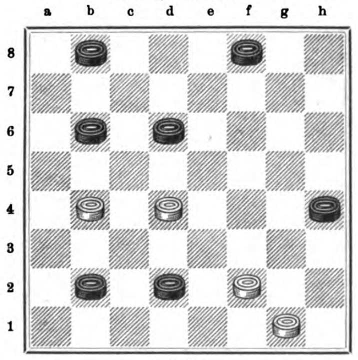
Der franzöſiſche Finanzminiſter Etienne de Silhouette ſoll es geweſen ſein, der — ſehr unfreiwillig freilich — der Kunſt der Schattenbildner den Namen gegeben hat. Der gute Miniſter, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den ſchon bedenklich zerrütteten Finanzen Frankreichs aufzuhelfen ſuchte, indem er — wie behauptet wurde, meiſt an der unrechten Stelle, ſparen wollte — verfiel der Spottſucht ſeiner Landsleute, die alles ärmlich Ausſehende à la Silhouette nannten. Sie müſſen alſo auch die Schattenbilder, die ja freilich nur die Umriſſe der Geſtalten wiedergeben, für etwas Ärmliches gehalten haben.

Daß eine Silhouette unter den Händen eines wirklichen Künſtlers volles Leben und hohen Reiz gewinnen kann, hat eigentlich erſt unſer deutſcher Paul Konewka bewieſen. Vor ihm war die Kunſt der Pſaligraphie, die Ausſchneidekunſt, hauptſächlich auf das Porträt beſchränkt geblieben, und auf dieſem Gebiet hatten allerdings ſchon vor Konewka einige Meiſter, vor allem Georg Schmidt aus Düſſeldorf, Bedeutendes geleiſtet. Als Konewka aber in den ſechziger Jahren die Pſaligraphie wieder zu Ehren brachte, war dieſelbe, nicht zuletzt unter dem Einfluß der Photographie, gerade im Begriff, völlig auszuſterben, die Silhouette galt höchſtens noch als Kurioſität, und die Schere wurde nur noch von herumziehenden Kleinkünſtlern gehandhabt, die in den Kneipen für wenige Silbergroſchen porträtierten. Konewkas berühmten „Zwölf Blätter zu Goethes Fauſt", ſeine Kompoſitionen zum Sommernachtstraum, ſeine Illuſtrationen zu Kinderbüchern, die zahlreichen Porträts, die unter ſeinen geſchickten Fingern entſtanden, machten ihn in wenigen Jahren — er ſtarb am 10. Mai 1871 — berühmt und zeigten zum erſtemale, welche Anmut und welcher Feinſinn ſich in den ſcheinbar ſo gleichförmigen, mit ſo überaus einfachen Mitteln hergeſtellten Schattenbildern entfalten läßt.

Sein letztes Bild war eine Kompoſition für das Daheim: ſo manchem unſerer alten Leſer wird die Illuſtration zu dem Liede „O Straßburg, o Straßburg!" im VII. Jahrgang noch in lieber Erinnerung ſein.

In unſerer Spielecke.

Dameſpielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt.

1. Homonym.

Sie iſt ein hohes Werk der Schöpfung,
Das erdentſtammt zum Himmel dringt;
Er iſt der feigſte aller Ritter,
Der nur den müden Mann bezwingt.
Auch gilt die Ehe nur dem Namen,
Denn ſie verläßt die Heimat nicht,
Und er ſchweift über Thal und Hügel,
Bei Dunkelheit und Lampenlicht.
Sie bietet Trotz dem Sturm und Wetter,
Bei fetter Koſt gedeiht der Mann;
Sie lohnt den Mutigen, den Starken
Und ſieht den Gatten niemals an.

P. R.

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Die Grundfläche eines Baſſins hat die Form eines Rechtecks, ebenſo jede der vier Seitenflächen.

Die lange Seite der Grundfläche übertrifft die kurze um 4,80 Meter. Die Entfernung von der Mitte der Grundfläche nach jeder der unteren Ecken beträgt 12 Meter, nach jeder der oberen Ecken 12,20 Meter.

Wieviel Hektoliter faßt das Baſſin?

3. Dreiſilbige Scharade.

Beim Ganzen hat ein feindlich Heer
Einſtmals zwei Kaiſer überwunden.
In großer Anzahl wird im Meer
1 mit der 2 vereint gefunden.
Mit einem Kopf zeigt ſich die 3
Zuweilen vor dem Strahl und Zug,
Und manchen in des Lebens Mai
Mit einem Kopf die 3 erſchlug.
Zwei Laute in des Ganzen Mitte
Vertauſche, und du kannſt dann ſehn
Als eine Stadt die Zweit' und Dritte,
Nur mußt nach Mecklenburg du gehn.

4. Logogriph.

Mit Fuß bin ich Ausnahme immer
Von dem, was Brauch; oft äußerſt hart
Schon unterdrückt, doch darum nimmer
Beſeitigt in der Eigenart.
Doch ohne Fuß Willkomm'n den beſten
Beut Jung und Alt mir zum Diner.
Bin ſehr beliebt bei hohen Feſten,
Bei Grand-Souper und Dejeuner. P. R.

5. Magiſches Kreuz.

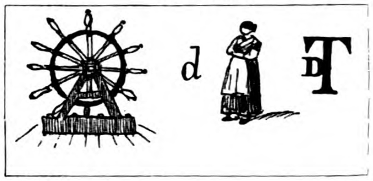
			a	a	a			
			a	a	a			
			a	d	d			
e	e	e	e	i	i	i	i	l
l	l	l	l	l	m	m	n	n
n	n	o	r	r	r	r	s	s
			s	s	t			
			t	t	u			
			u	v	v			

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bezeichnen: 1. Eine der Hauptrollen in einer Oper von Flotow, 2. einen Feldherrn des Altertums, 3. eine der Hauptrollen in einer Oper von Meyerbeer.

6. Anagramm.

Wer in der Mathematik bewandert, dem iſt es geläufig,
Und wird die Lehre nicht jetzt gern auch im Leben geübt?

Bilderrätſel.



Streichſt du die mittelſte Silbe, fügend ſtatt ihrer die Stadt ein,
Welche, Jahrzehnte ſind's her, in ihren Mauern umſchloß
Jenen Gefangnen, der ſpäter viele zum Kerker verdammte,
Als ihn die Gunſt des Geſchicks hob auf den Gipfel der Macht,
Siehſt du ein Denkmal der Baukunſt früherer Zeiten erſtehen;
Koſtbarem Edelſtein gleich, der auf das ſchönſte gefaßt,
Rahmt eine Landſchaft es ein, daß wechſelnd das Auge bewundert,
Was eine göttliche Hand und was die menſchliche ſchuf.
Schwindet ein Zeichen der erſten, während die letzten zwei Silben
Tauſchen den Platz, kehrt dein Blick tief in das Altertum ein:
Ehrfurchtgebietend erſcheint ein Stammvater großer Geſchlechter,
Er, dem kein Opfer zu ſchwer, galt es des Höchſten Gebot.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 40.

Bilderrätſel. Caprivische Militärvorlage.

1. Wechſelrätſel.

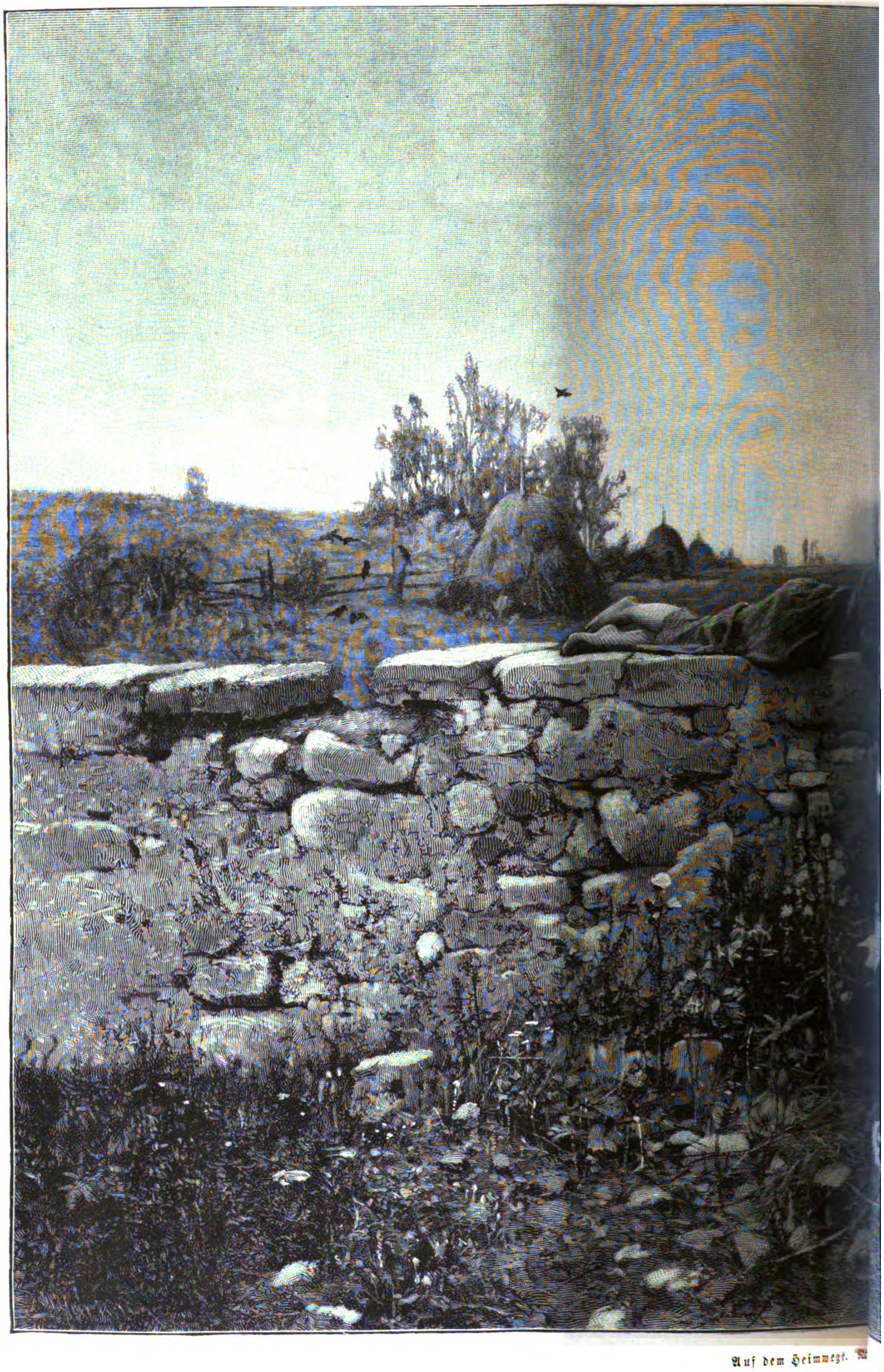
„Triſtan und Iſolde." — „Die Meiſterſinger."

Dante	Zweig	Wende	Amt
Mette	Mais	Gras	Ratte
Miene	Bar	Meſſe	Weite
Mons	Balg	Sole	Schert

2. Homonym. Zelle.

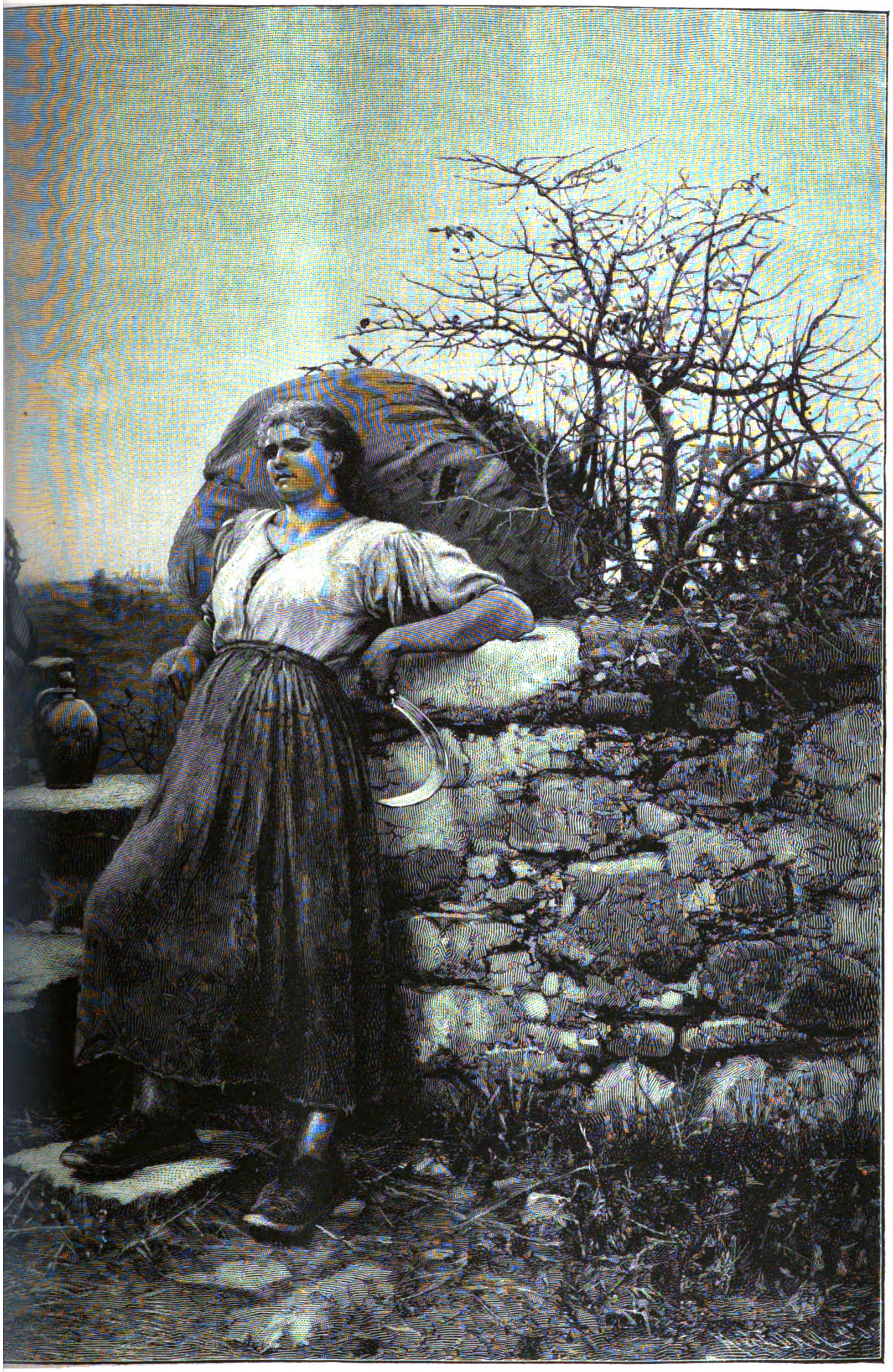
Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Unſere Pfarrbräute. Von Hermann Dalton. — Das Beſſere. Spruch von J. Trojan. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. V. Von Paul v. Szczepański. Mit zwei Illuſtrationen. — Die Gefahren des heißen Klimas. Von J. Stinde. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Waſſer hat keine Balken von K. Raupp; Im Sonnenſchein von Hugo König; Studienkopf von E. Onslow Ford. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Statiſtik. — Technik. — Jubelfeier. — Ausſtellungsweſen. — Vereinsnachrichten. — Rechtsrat. — Silhouette von Paul Konewka. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: **An** die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Auf dem Heimwege.

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 15.



de von H. Hartwich.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
F. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 22. Juli 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 42.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ich bedaure, Herr von Büchnow!“ ſagte Hilde freundlich. „Ich habe das Tanzen längſt aufgegeben.“

„Wollen ſie dann die Polka mit mir verplaudern?“ fragte er etwas enttäuſcht.

„Gern.“

Sie gingen auf die Gartenveranda, die ſich phantaſtiſch ausnahm mit dem rankenden Pfeifenkraut an den Pfeilern, in der rötlichen, matten Beleuchtung der Lampions.

Herr von Büchnow holte Stühle. Er war kein Freund vom Tanzen, die Veranda erſchien ihm viel verlockender, als der heiße, glatte Saal in Kerzenlicht und mit der Klaviermuſik.

Sie ſprachen ein Weilchen über harmlos gleichgültige Dinge; dann fragte Herr von Büchnow, die Stimme vorſichtig dämpfend: „Sie unterhalten, wie ich höre, einen regen Verkehr mit Frau von Lochnitz?“

„Wir ſehen uns täglich,“ erwiderte Hilde unbefangen.

„Und Sie ſind ihr eng befreundet?“

Hilde wurde ein wenig verlegen. Um ſich wirklich zu befreunden, müſſe man ſich wohl länger kennen. Die Freifrau intereſſiere ſie — etwa wie eine zwar ſchwierige, doch höchſt feſſelnde Charakterſtudie.

Herr von Büchnow beſchäftigte ſich einen Augenblick angelegentlich mit der milden Dunkelheit des Sommerabends; ſchließlich bemerkte er: „Bei derartigen Studien ſtößt man oft auf unverſtändliche, nicht zu erklärende Punkte. Wird in dieſem Falle das Ganze ſein Intereſſe verlieren?“

„Durchaus nicht.“

„Und wenn ſchlecht geratene oder gar verfehlte Pinſelſtriche vorkommen ſollten?“

„Dann kann ich mich ja an die gelungenen und gut getroffenen Züge halten.“

Herr von Büchnow lächelte. Er merkte ihr die Optimiſtin an und gewann es nicht über ſich, ſie in dieſem ſchönen Augenblick zu warnen. Außerdem war er ſelbſt etwas ideal angehaucht und glaubte an den Einfluß des Guten auf das Böſe. Vor allen Dingen gönnte er der armen kleinen Agnes eine edelgeſinnte und unbeſtechliche Freundin.

„Im Vertrauen, Fräulein Welſing,“ ſcherzte er mit einer verſteckten ernſtgemeinten Abſicht, „ich ſelbſt hätte nicht die Geduld, mich in eine Studie zu vertiefen, die über mein Verſtändnis hinausginge und meinem Gefühl nicht entſpräche. Im übrigen kann ich meinem alten, rechtſchaffenen Freund Lochnitz wohl wünſchen, daß einmal ein guter Engel durch ſein Haus ſtreift und in verborgenen Winkeln aufräumt . . . Ah! iſt das nicht Heinz, der da angelacht kommt?“

Er war es, aber er leugnete: „Wie? Ich lachen! Die reine Spitzfindigkeit. Zu Thränen bin ich gerührt.“ Er führte die Hausfrau am Arm, die ſehr animiert ausſah, und ſprudelte ſeinen Unſinn wie ein Springbrunnen das klarſte Waſſer: „Die gnädige Frau hatte mich eben ſo gut wie zerſchmettert mit einem ihrer Machtblicke. Jetzt ſollte ich etwas aufgerichtet werden, mit einem Lächeln der Huld. Wie hätte ich in dieſem Stimmungsmoment lachen können? Was du gehört haſt, Jesko, war das Schluchzen einer reue- und ſchmerzzerriſſenen Bruſt. Pardon, gnädige Frau, daß ich poetiſch werde, es iſt bei meiner realiſtiſchen Natur eine ſchnell vorübergehende Krankheit.“ Die Freifrau ließ ſich auf den Stuhl ſinken, welchen Herr von Büchnow ihr mit einer Verbeugung einräumte. „Gamin!“ ſagte ſie kokett und gab dem Rechtsanwalt einen kleinen Schlag mit ihrem Fächer.

„Aber wir haben zum Entzücken gewalzt — was, gnädige Frau?“

„Schrecklich, wir ſind nicht ein einziges Mal in den

Takt gekommen. Ich werde mich hüten, ein zweites Mal ſo ſteuerlos mit Ihnen herum zu wirbeln.“

Sie lehnte ſich zurück und blinzelte von unten herauf nach Herrn von Büchnow, der auf der Baluſtrade hockte, halb verſteckt zwiſchen den großen Blättern der Pfeifenranken. Der Rechtsanwalt ſetzte ſich auf die Treppe, Hilde unmittelbar vor die Füße. Er fächerte ſich wütend mit ſeinem Taſchentuch.

Sie hätte es 'mal gut! Während er ſich bei achtzehn Grad Réaumur rhythmiſch außer Atem hopſen müßte, ſäße ſie hier im Kühlen, ſchwärmte Sommernacht und ſähe die Sternſchnuppen fallen.

Die Hausfrau gähnte hinter ihrem Fächer. Was ſich nicht um ſie drehte, das langweilte ſie. Heinz kümmerte das nicht. Er hielt es für ſein beſonderes Vorrecht, auszuſchwatzen, was ſein unverwüſtlicher Frohſinn ihm gerade eingab.

„Ich bin neugierig,“ meinte Hilde, unbefangen auf ſeine Neckereien eingehend, „wie lange Sie, lieber Neffe, das Schwelgen in demſelben Genuß aushalten werden!“

Ewig! Vorausgeſetzt, daß dies nicht über zehn Minuten dauerte, und ſie ihm dabei Geſellſchaft leiſtete. Übrigens möchte ſie ihn „lieber Vetter“ titulieren, wenn ſie ihr verwandtſchaftliches Verhältnis zu betonen wünſche. Das wäre weniger auffallend, falls er ſich eines Tages in ſie verlieben ſollte.

Recht im Fahrwaſſer ſeines Redefluſſes wurde er gewahr, daß die anderen verſtummt waren, und die Blicke ſeines Freundes auf demſelben Punkt ruhten, welchen Hilde ins Auge gefaßt hatte, auf der Freifrau! Sie ſaß zurückgelehnt in ihrem Stuhl, die Lider ſchwer heruntergezogen, fahl, abgeſpannt, zuſammengeſunken unter dem Druck einer ſchweren, gewaltſamen Müdigkeit.

Heinz zog das Geſicht kraus, aber in ſeinen Augen blitzte es auf, klug, verſtändnisvoll — ein wenig verächtlich. Von dem eintretenden Schweigen aus ihrer Lethargie geweckt, riß Frau von Lochnitz die Augen auf. Sie hatten einen verglaſten, ſtieren Blick, ihr ganzes Geſicht verriet eine peinliche Geiſtesabweſenheit.

„Liebe Frau Adelheid!“ ſagte Hilde beſorgt, „es iſt kühl geworden. Soll ich Ihnen ein Tuch holen?“

„Nicht doch,“ entgegnete ſie mit eigentümlicher Schwerfälligkeit und ohne ſich zu regen. „Es erfriſcht mich —“ Sie gab ſich einen Ruck, ihr Mund verzog ſich zu einem Lächeln, das ihr häßlich ſtand. Sie machte ganz den Eindruck einer alten Frau.

„Ei, Herr Rechtsanwalt! Haben Sie das Thema erſchöpft?“

Er hätte fragen können, welches? aber er zog es vor, ihr mit einer allgemeinen Bemerkung aus dem Wege zu gehen. Es gäbe kein zu erſchöpfendes Thema. Die Leute ſchützten das nur vor, wenn ſie ſich feſtgeredet hätten. Aber er ſelbſt müßte in aller Eile noch einmal tanzen. „Das Leben iſt kurz! Eine ſchöne Bemerkung, die ich gemacht haben würde, wenn mir nicht jemand zuvorgekommen wäre. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich zunächſt der kleinen Sphinx nachſpüre? Hoffentlich haben Sie ſie noch nicht zu Bette geſchickt?“

„Wen meinen Sie?“ fragte Frau von Lochnitz ſcharf. „Agnes? Das arme Kind wird im ganzen Leben keine Rätſel aufgeben. Wollen Sie ſich etwa mit ihr um Ihren Ruf als eleganter Tänzer bringen?“

„Im Gegenteil! Ich will Furore mit dem gnädigen Fräulein machen. Wir haben uns bereits in einem Hüpfwalzer bewährt.“

„Hatte Ihre Partnerin dabei nicht die Beweglichkeit einer Gliederpuppe?“

Heinz verneigte ſich tief: „Gnädigſte Frau, ich bilde mir ein, daß Fräulein von Lochnitz zur verkörperten Anmut in meinem Arm wurde!“

„Dann fahren Sie hin!“ lachte ſie. „Agnes ſitzt wahrſcheinlich in irgend einer entlegenen Kaminecke und zählt die Punkte auf ihrem waſchechten Kittel. Apropos, Herr Rambert, können Sie ihr außer dem Hüpfwalzer nicht noch beibringen, daß ſie ſich etwas kulturgemäßer kleidet? Ich wäre Ihnen wirklich verbunden.“

Heinz verſprach alles Mögliche und Unmögliche, um ſchnell fortzukommen. In den Tanz ſtürzte er ſich aber nicht. Nachdem er im Saal eine genaue Umſchau gehalten, verloren ſich ſeine Spuren hinter den Thürvorhängen zum Zimmer des Freiherrn.

Frau von Lochnitz that, als ob ſie ihre gute Laune wiedergefunden hätte. Sie lobte die des Rechtsanwalts — mit einem ganz kleinen Beigeſchmack von Spott — und erzählte eine Anekdote von der Unbeholfenheit ihrer Stieftochter bei einem mißlungenen Verſuch, ein Pferd zu beſteigen. Während ſie ſprach, ſchlug ſie unverſehens mit der Hand auf die Baluſtrade, auf der Herr von Büchnow ſaß. Die Feder ihres Armbandes gab nach, daß es abfiel. Herr von Büchnow beeilte ſich, es aufzuheben. Da war es, als ob die funkelnden Edelſteine ein lebendiges Feuer ausſtrömten. Seine Hand brannte, er hätte das behexte Geſchmeide fortwerfen mögen. Plötzlich traf ihn der Blick der Freifrau in heißem, unruhigem Flehen.

„Bitte!“ flüſterte ſie, daß es ihn wie eine Liebkoſung umwehte.

Er fühlte indes ein Bedürfnis, ihr Härte entgegen zu ſtellen. Das ſanft gehauchte Wort von ihren Lippen reizte ihn.

„Welch ein koſtbares Armband, gnädige Frau! Ein Geſchenk vermutlich?“

Seine Stimme, kalt und zurückweiſend, verurſachte ihr Schauder. Zu gleicher Zeit wurde ſie an eine unangenehme, aufregende Scene erinnert: ein junger Mann, ſchön im Feuer des Zornes und des Schmerzes, hält das Handgelenk eines jungen zum Balle geſchmückten Mädchens umſpannt: „Sprich die Wahrheit! Du haſt das Armband von deiner Schweſter geliehen.“ Aber ſie leugnet. Die herrlichen Steine kleideten ihre ſtolze Schönheit wie nichts anderes, ſie war nicht gewillt, ſie ſeinem kleinlichen Selbſtgefühl zu opfern. Er mag nicht, daß ſeine Braut mit erborgtem Glanz Staat macht! Bah — ihre Schweſter iſt eine reich verheiratete Frau! Warum ſoll ſie in der Dürftigkeit des armen Edelfräuleins ſich nicht mit ein paar armſeligen Brillanten aushelfen laſſen? „Nein!“ ſagt ſie trotzig mit voller Überlegung. „Es gehört mir, meine Schweſter hat ein ähnliches.“ Ein kurzes, heftiges Hin- und Herſtreiten — ein kleiner, goldener Ring, der auf den Teppich niederfliegt! Wird er ihn aufheben? Ja — aber er gibt ihn nicht zurück. Ah, ein großer Riß geht durch die Vereinigung zweier Herzen, die nie mehr herzuſtellen iſt! . . .

In dieſer Erinnerung erſtirbt ihr wehmütiges Lächeln. Sie fühlt ihre Nerven feine, ſcharfe, eiſerne Fäden werden, die ins Fleiſch ſchneiden, aber den Körper ſtraff ziehen.

„Ja, ein Geſchenk,“ erwidert ſie ſchneidend, „von meiner verſtorbenen Schweſter! Ich erhielt es einſt zu einem Balle, — als ich — noch Mädchen war.“

So! Sie verwirrte ſich nicht in ihren Behauptungen. Was damals als wahr gelten ſollte, mußte auch heut aufrecht erhalten werden. Sie wollte dieſen Mann nicht belogen haben, um ſich nicht vor ihm ſchämen zu müſſen. Kaum war es aber geſprochen, da überflutete ſie ein brennendes Unbehagen — nicht, weil ſie ſich der Lüge bewußt wurde, ſondern weil ſie zufällig den tiefſehenden, blauen Augen Hildes begegnete, in denen ein Vorwurf ſtand, groß, ſtreng und traurig. Entſetzlich! Von jetzt an werden dieſe unausſtehlichen Augen ſie verfolgen, quälen, wie in einem Buch in ihr leſen, Seite für Seite, und dann — —?

Die Freifrau machte eine Bewegung, als ob ſie jemand von ſich wies. Sie war ja über die Maßen nervös geworden, daß ſie ſich um ſolche Kleinigkeit auch nur Gedanken machte! Dieſe Freundſchaft auf der Landſtraße war leicht abgeſchüttelt, ſie ſollte nicht erſt unbequem werden. Oder wie? Wäre es nicht zweckmäßiger und vor allen Dingen amüſanter, wenn ſie jene zum Werkzeug ihres Willens machte?

Sie erhob ſich und raffte ihr Kleid zuſammen. „Kommen Sie, liebe Hilde! Wir machen einen Gang durch den Garten.

Tanzmuſik von weitem geht mir auf die Nerven. Es iſt herrlich draußen! Wollen Sie mit, Herr von Büchnow?“

Er lehnte dankend ab. Wenn ſie geſtatte, plaudere er etwas über Landwirtſchaft mit ihrem Gemahl.

Draußen in der feuchten, lauen Abendluft atmete die Freifrau ungezwungen ihre heftige Erregung aus. Zu Hilde ſagte ſie, es wäre ein nicht ungewöhnlicher Anfall von aſthmatiſcher Beſchwerde. Dann, in der ſanften Dunkelheit eines Laubenganges, wo ſie ſicher war, daß niemand ſie hörte, ſpielte ſie einen Haupttreffer aus. Sie fiel der Freundin um den Hals, aufgelöſt in Schmerz und Hingebung. „Hilde, meine Beſte, meine Einzige, helfen Sie mir dies gräßliche Leben ertragen! Wiſſen Sie — jener Mann iſt mein Verhängnis geweſen, er iſt ſchuld, daß ich ſo elend bin.“

Was fragt der Mitleidige, ob ein Leid verſchuldet iſt? Hilde, noch vor wenigen Minuten empört und überzeugt, daß dieſe Frau entweder ſie oder den Mann, welchen ſie eben angeklagt, belogen hatte, fühlte ſich bis auf den Grund erſchüttert von dieſem verzweifelten Hilferuf. Ein großes Erbarmen quoll auf in ihrem edlen, großmütigen Weſen und ergoß ſich wie ein Strom, rein und klar, über die Weinende, die in dieſem Augenblick das Elend wirklich empfand, in welches ſie ſich hineingedacht, um das Urteil dieſes wegen ihrer ſtrengen Rechtſchaffenheit von ihr gefürchteten Mädchens von ſich abzulenken. Daß zu dieſem Zwecke eine zweite Lüge in die Welt geſetzt wurde, die noch dazu die häßliche Larve der Verleumdung trug, zog ſie nicht in Erwägung . . .

Auf dem Armſtuhl ihres Vaters kauerte Agnes, die Augen in ihren Schoß gerichtet, daß, wer ſie ſah, gedacht hätte, ſie zähle in der That die roten Punkte auf ihrem Kleide. Sie hörte aber nur intenſiv auf die Muſik und die fröhlichen Stimmen im Saal und wunderte ſich, daß alle Welt luſtig ſein konnte — wenigſtens ein- oder zweimal im Leben. Sie allein mußte ohne Aufhören traurig ſein. Sollte der liebe Gott ſie nicht eingeſchloſſen haben in ſeine große Weltordnung?

Da ſteckte der Rechtsanwalt den Kopf durch die Portière: „Alſo hier iſt Ihr Mauſeloch, kleine Sphinx? Bleiben Sie ruhig ſitzen, ich krieche zu Ihnen herein.“

Nun ſtand der ganze Mann vor ihr — der bewegliche Ritter von den Zwetſchen, und lachte ſie an mit ſeinen luſtigen Augen, daß ihr bange wurde.

„Was thun Sie hier?“

„Ich höre zu.“

„Wenig genug für einen vergnügten Abend.“

„Ich habe auch durch die Vorhänge geguckt — zweimal!“ geſtand ſie zögernd.

„Ei! — Das war wohl, als ich tanzte?“

Sie wurde rot und geſtand trotzig: „Ja.“

„Es that Ihnen hoffentlich leid, daß Sie mich abgefertigt hatten?“

„Nein.“

Er ſetzte ſich auf die Tiſchkante, wo ſie ihn recht vor Augen hatte, und ſchnitt ein grimmiges Geſicht. „J, da wollen wir 'mal gleich Gericht halten über die verſtockte kleine Sünderin! — Fräulein Agnes von Lochnitz, Sie ſind angeklagt, ihren guten und liebenswürdigen Partner böswillig verlaſſen zu haben, um in dieſem abgelegenen Hauswinkel Trübſal zu blaſen. Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Nichts.“

„Eine bei den Frauen bewunderungswürdige Kürze, doch für den vorliegenden Fall nicht ausſchlaggebend! Bekennen Sie ſich ſchuldig?“

Er ſah es ihrem Kindergeſichtchen an, daß ſie angeſtrengt nachdachte, als ob das ſpaßige Verhör ernſt gemeint wäre. Nach einer Pauſe ſagte ſie furchtſam: „Ich habe kein Gebot übertreten, kein Wort gebrochen, keine Lüge geſagt — warum ſollte ich mich ſchuldig fühlen?“

Der kecke junge Mann war nahe daran, aus ſeiner Rolle zu fallen, denn die Unſchuld, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit in dieſem verwaſchenen, punktierten Muſſelinkleid griff ihm an das Herz. Aber ſein Übermut grinſte ihn heimlich an: du biſt pudelnärriſch, Junge, wenn du gefühlvoll wirſt!

Das gab ihm ſein Gleichgewicht wieder.

„Nicht ſchlecht verteidigt!“ lachte er. Aber ſo geſchwind wäre ein Rechtsſtreit nicht zu Ende geführt. Nach Paragraph ſoundſo des geſtrengen Codex hätte ſie die heilige Nächſtenliebe ſchwer verletzt, indem ſie ſich ſchnöde losgemacht von einem Mitmenſchen, der mit ihr tanzen wollte und ihr obenein gut wäre.

Sie ſah ihn an, groß und prüfend: „Sind Sie mir wirklich gut?“

Er ſprang mit einem Satze vom Tiſche und rief lebhaft: „Ganz gewiß! Würde ich es ſonſt ſagen? Wenn es nicht ſo grob gegen das Geſetz geſellſchaftlicher Formen verſtieße, fiele ich Ihnen um den Hals, wie einer kleinen geliebten Schweſter. Sie würden es mir nachher auch gar nicht übel nehmen, was?“

„Nein,“ ſagte ſie, bleich und zitternd, und an ihrer dunklen Wimper glänzte eine Thräne.

Dem luſtigen Rechtsanwalt ging das Lachen aus, wenigſtens für einen Augenblick. Er faßte ihr Händchen und ſtammelte ziemlich ungereimt: „Bitte, ſehen Sie mich 'mal freundlich an, Sie gute, kleine Sphinx! Sonſt laufe ich fort und bringe den Reſt meines Lebens mit Selbſtkaſteien zu, zur Strafe, daß ich mit meinen ſchlechten Witzen ein Herzchen voll Unſchuld und Wahrheit freventlich verletzte.“

Sie ſchlug die Augen auf, wie ein an Gehorſam gewöhntes Kind, ſo daß er tief hineinſchauen konnte in die ſanfte, traurige Dunkelheit, auf deren Grunde es ſchimmerte, wie ein Stern in der Tiefe der Nacht. Es hätte ihn beinahe verwirrt, aber das Kind merkte nichts davon. Es dachte, jetzt habe ich etwas für mich, was ſehr ſchön iſt. Wenn ich es nur recht geheim halten könnte, daß man es mir nicht fortnimmt.

Heinz wurde indes beredſam und ſtreichelte die Händchen der Kleinen, bis ſie alle Furcht verloren und ohne zu zittern in den ſeinen ruhten. Sie wollten ein paar gute Freunde werden, plauderte er. Er wollte ihr von ihrer Traurigkeit abnehmen, ſie ſollte ſeine Fröhlichkeit mit ihm teilen. Vor allen Dingen müßte er wiſſen, was ſie ſo ernſt und ſcheu gemacht. Ihr neuer Freund hätte ein paar gute, breite Schultern, auf die ſollte ſie alles werfen, was ihr Herzchen beſchwerte. Er wäre trotz ſeiner Knabenlaune ein Mann, der wüßte, wie es in der Welt zuginge, er würde ihr raten und helfen. Sie ſollte nur ein feſtes, unerſchütterliches Vertrauen zu ihm haben. Mit der Zeit werde ſie ſchon zu lachen und froh zu ſein lernen. Ach, froh ſein! Sich freuen an der ſchönen Welt und den paar Menſchen, die man lieb hätte oder verehrte oder bewunderte, das wäre das Schönſte im Leben — dabei bliebe man ewig jung und gut. „Und zum Zeichen, daß wir dieſen kleinen, harmloſen Geheimbund geſchloſſen, legen Sie die unintereſſanten Penſions-Flügelkleider ab, auch die ſcheußlichen braunen Hüte! Weiße Kleider ſollen Sie tragen, blaue und roſa, wie ſie meiner ſüßen, kleinen Freundin niedlich ſtehen. Aber dieſes hier, das rotpunktierte, das heben wir auf zum Andenken, darin ſind wir uns gut geworden, nicht wahr?“

Sie nickte mit einer gewiſſen, andächtigen Feierlichkeit und entzog ihm ſanft ihre Hände, um ſie ſtill im Schoße ruhen zu laſſen. Das that ſie immer, wenn ſie über etwas nachdachte, über das ſie nicht recht klar werden konnte.

Er merkte es und wollte wiſſen, was ſie bekümmerte?

Ein böſer Zweifel.

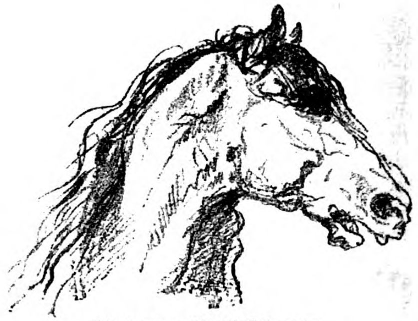
Er wollte den 'mal gleich unterſuchen.

Sie ſcheue ſich, ihn auszuſprechen.

Ja, damit käme ſie nicht durch bei ihrem guten Freunde. Alſo friſch heraus mit der Sprache!

„Ich thäte gern alles, was Sie mir ſagen,“ begann ſie ſchüchtern. „Ich habe in meinem Schrank viele hübſche, moderne Kleider und Hüte, aber es würde nicht recht ſein, wenn ich ſie trüge.“

„Warum nicht?“ rief er verwundert.



Studie von Adolf Schreyer.

„Weil — Mama ſie mir geſchenkt hat.“

„Deſto beſſer!“ —

„Nein — deſto ſchlimmer! Ich — ich haſſe ſie!“

„Du lieber Himmel — wen?“ lächelte er.

„Die Mama!“ ſagte ſie ſchnell, und ihr kleines Herz pochte heftig. Das große Übel, welches wie ein Wurm an ihrem jungen Leben nagte, erfüllte ſie mit einem neuen, gewaltigen Grauſen, in dem Augenblick, da ſie es zum erſtenmale ausſprechen ſollte. Er las in ihrem Geſichtchen ungefähr, was in ihr vorging: es war allerdings mehr, als eine bloße Kinderei, und ſie that ihm aufrichtig leid. Bei ſeinem Naturell war indes an keine tragiſche Auffaſſung der Dinge zu denken.

„I, kleine Sphinx, das Haſſen wird wohl nicht ſo bös gemeint ſein.“

„Doch — ſehr böſe!“ entgegnete ſie traurig. „Wenn Sie wüßten —“

„Nur zu! Ich will alles wiſſen,“ drängte er und nahm von neuem ihre kleinen, heißen Hände.

„Sie macht meinen Vater unglücklich, ſie täuſcht die Leute mit ihrer Liebenswürdigkeit. Gut meint ſie es mit keinem, und — als ich krank war, ehe ich in die Penſion gebracht wurde, da hat ſie mich — vergiften wollen.“

Er bekam doch einen kleinen Schreck. „Liebſtes Kind — das muß ein Irrtum ſein!“

„Nein,“ entgegnete ſie leiſe, vornüber geneigt, daß ihr warmer Atem ſein Ohr umſpielte. „Mit einer kleinen Spritze. Ich kann Ihnen die Narbe zeigen. Sehen Sie? — Hier?“

Sie ſtreifte den Ärmel in die Höhe und zeigte ihm ohne Bedenken den bloßen, ſchneeweißen, ſehr feinen Arm. Allerdings, da war eine kleine Narbe zu ſehen, äußerſt ſchwach und winzig. Er beugte ſich dicht darüber und ſchaute und ſchaute — das Fleckchen verſchwamm. Er ſah nichts, als die blauen Äderchen in der Lilienzartheit des entzückenden Ärmchens, das ihn gründlich verwirrte. Ratſam wäre geweſen, er hätte es fahren laſſen, denn ſein Blut wallte heiß auf bis an ſeine Schläfe, aber ſtatt deſſen drückte er es feſter, ganz feſt, wobei er einen Anſatz zum Lachen nahm, der ihm in der Kehle ſtecken blieb. Da machte er der verfänglichen Situation kurz ein Ende. Er drückte den Mund mit ſo viel Innigkeit auf die faſt unſichtbare kleine Narbe, daß ſie beide ein Schauer durchrieſelte.

Agnes hatte nie in ihrem Leben Ähnliches empfunden. Es war ein Gemiſch von Scham und Glückſeligkeit. Langſam zog ſie ihren Arm zurück, ihr Köpfchen neigte ſich nach hinten an die Stuhllehne, und eine ſo rührende Betroffenheit, eine ſo kindliche Hilfloſigkeit malte ſich in ihren Zügen, daß der junge Mann ſeine Keckheit bereute.

„Hab' ich Sie erſchreckt, liebe, kleine Sphinx?“ ſtammelte er mit knabenhafter Herzlichkeit. „Es war nichts Böſes — gewiß nicht! Wenn man jemand lieb hat, ſo iſt man doch gern zärtlich. Ganz natürlich das — was? Wenn es Sie indes betrübt —“

„Es betrübt mich nicht!“ ſagte Agnes harmlos, den offenen Kinderblick groß in dem ſeinen, der etwas bewegt und feurig war für eine ſo junge Freundſchaft. „Aber bitte, thun Sie es nicht wieder!“ —

Die Thürvorhänge ſtoben auseinander. Die Freifrau, von Hilde gefolgt, erhob ſich wie eine Schickſalsgöttin vor dem armen, faſſungsloſen Kinde, das am liebſten eine Maus geworden wäre, um in irgend ein dunkles Loch flüchten zu können vor dieſen hellen, ſcharfen, katzenartig ſchillernden Augen.

„Was — hier ſeid Ihr? Haben Sie ſo lange für die verſchmähten Toiletten unſerer kleinen Demoiſelle plaidieren müſſen, Herr Rechtsanwalt?“

„Freilich!“ entgegnete er in ſeinem alten, heiteren Gleichgewicht. „Doch auch für den Tanz und Verſchiedenes mehr. Wie Sie ſehen, gnädigſte Baronin, hat meine Beredſamkeit Fräulein von Lochnitz ſtumm gemacht. Nun, ich ſprach nicht ſchlecht! Wie, mein gnädiges Fräulein?“

Sein munterer, an Leichtfertigkeit ſtreifender Ton that dem armen Kinde weh — gerade, als ob nun alles vorbei ſein ſollte, was ſie eben erlebt und gern recht ſtill für ſich behalten hätte. Es war ihr, als ob das ſchöne Gefühl, welches ſie in dieſer Minute hochgetragen in einen hellen, ſonnigen Luftkreis, wie ein flügellahmer Schwan herabſänke, daß ſie langſam zurückfiel in ihr altes enges, trübes, trauriges Daſein.

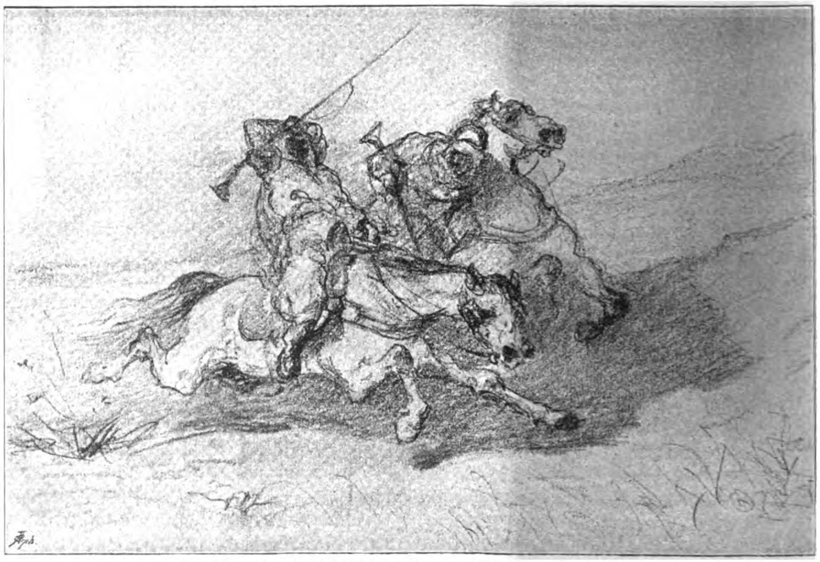
„Tanzen werden wir ein anderes Mal!“ lachte Heinz in vollem Übermut auf ſie nieder. „Vorläufig iſt es genug, daß wir gute Freunde geworden ſind.“

Es war ein glücklicher Zufall, daß ihre Augen ſich ganz von ſelbſt erhoben. Nun bekam ſie einen guten, treuherzigen Blick, der für ſie allein beſtimmt war und ihr ſagte: was du eben erlebt haſt und empfunden, das iſt dein für immer …

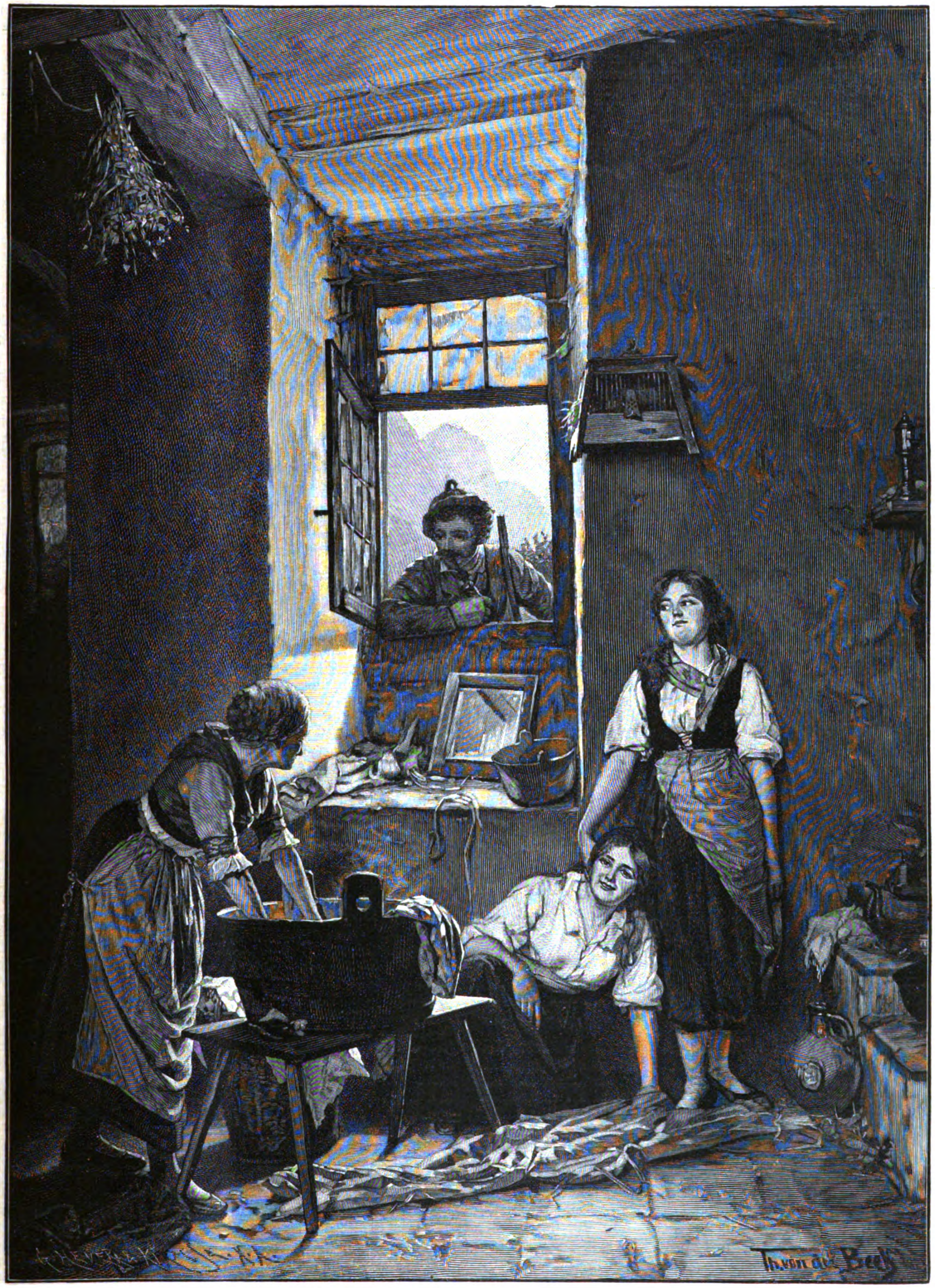
Frau von Lochnitz luſtwandelte am Arm des Rechtsanwalts im Garten, wo zum Schluß des Abends Raketen aufſtiegen und ein niedliches Feuerwerk abgebrannt wurde. Sie ging in ihrer ſalzigen Weiſe auf alle ſeine Neckereien ein und kehrte ihre glänzendſten Seiten heraus. Beſonders übermütig und witzig erſchien ſie, als Herr von Büchnow mit Hilde in ihren Geſichtskreis trat, augenſcheinlich in ein ernſteres Geſpräch vertieft.

Einmal ſagte ſie beiläufig und ohne Einleitung: „Sie werden doch der kleinen Einfalt, der Agnes, nicht den Kopf verdreht haben, lieber Rechtsanwalt?“

(Fortſetzung folgt.)



Arabiſcher Kundſchafter. Skizze von Adolf Schreyer.


Th. von der Beek

„Wo ſind die Mädchen?“ Nach dem Gemälde von Th. von der Beek.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Otto von Bismarck in Frankfurt.

Ich habe vor einiger Zeit ausführlich auf die intereſſanten Denkwürdigkeiten des Generals Leopold von Gerlach hingewieſen (vgl. XXVIII. Nr. 13), die deſſen Tochter herausgegeben hat. Die Dame hat nun auch den „Briefwechſel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestags-Geſandten Otto von Bismarck“ (Berlin, Wilhelm Hertz. 1893) veröffentlicht und damit den Verehrern des Fürſten einen großen Dienſt geleiſtet. Iſt es doch gerade die Frankfurter Zeit, in der aus dem ſtreitbaren „Junker“ der große Staatsmann wird, dem wir das Deutſche Reich verdanken. Was aber könnte intereſſanter ſein, als das Werden und Wachſen dieſes großen Geiſtes in den Einzelheiten zu verfolgen.

Als Herr von Bismarck in die diplomatiſche Laufbahn eintritt und nach Frankfurt geht, iſt er noch ganz und gar der „ſchneidige“ Landedelmann jener Tage, der ſeine Anſichten lieber mit dem Piſtol als mit dem Wort verficht und der von dem unendlich verwickelten Organismus eines heutigen Staatsweſens nur eine ſehr dunkle Vorſtellung hat. Er iſt Preuße durch und durch, wobei er aber unter ſeinem Preußen ein Land verſteht, in dem ſeine Standesgenoſſen unter der Führung ihres Königs — der König erſcheint ihm durchaus nur unter dem Geſichtspunkt des erſten Edelmanns, deſſen Vaſallen die anderen Edelleute ſind — unbeſchränkt herrſchen. Von Deutſchland als politiſchem Begriff will er nichts wiſſen und er ſieht auf die Vertreter der alldeutſchen Beſtrebungen, die damals bekanntlich zum größten Teil dem gebildeten Bürgertum angehörten, mit der uneingeſchränkten Verachtung des Siegers herab. Das ſind alles Revolutionäre, und dieſe zu bekämpfen, iſt die erſte Aufgabe eines preußiſchen Edelmannes. Als er im Jahre 1855 aus Frankreich zurückkehrte, ſchreibt er Herrn von Gerlach als Beweis, wie berauſchend der heimatliche Boden auf ihn gewirkt habe, daß er ſogar (ſo!) für zwei pfälziſche Fabrikanten, die mit ihm im Wagen ſaßen, eine Anwandlung landsmannſchaftlicher Gefühle gehegt habe. Für ganz beſonders revolutionär hält er das preußiſche Beamtentum, das er ingrimmig haßt, und über die preußiſchen Richter wird er wohl nicht viel anders gedacht haben wie ſein Korreſpondent, der von dieſen in ganz unglaublicher Weiſe ſpricht. Herr von Gerlach nennt z. B. die preußiſche Juſtiz einen „ſtinkenden Pfuhl.“

Das Programm für den Kampf gegen die Revolution iſt einfach genug. Es gilt überall, Hand in Hand mit Öſterreich und in Deutſchland ſelbſt allerorten mit den Fürſten zu gehen.

Dieſe Anſchauungen und dieſes Programm deckten ſich zwar nicht ganz mit den Doktrinen des Herrn von Gerlach, ſie geſtatteten aber immerhin ein Zuſammengehen, und der angehende Diplomat mußte ſich ſagen, daß ohne ein intimes Verhältnis zu dem Chef der Kamarilla, wie die Dinge lagen, durchaus nichts zu erreichen war. Er ſetzt ſich deshalb gleich anfangs mit dieſem in Verbindung und ſucht immer in enger Fühlung mit ihm zu bleiben. Es iſt nun vom höchſten Intereſſe, zu beobachten, wie der beſtändig lernende und ſich deshalb beſtändig verändernde Bismarck und der nichts mehr lernende und darum ganz unverändert bleibende Gerlach — er war ja übrigens auch ſchon ein alter Mann — bei aller Intereſſengemeinſchaft und doch wohl auch perſönlicher Zuneigung mehr und mehr auseinander kommen, bis ſchließlich nur der Tod des letzteren den offenen Bruch zwiſchen ihnen verhindert.

Ich ſprach von Intereſſengemeinſchaft. Dieſe beſtand auf Seite des Herrn von Gerlach auch darin, daß er durch Herrn von Bismarck immer erfuhr, welche Weiſungen der Miniſter des Auswärtigen, Herr von Manteuffel, an die Geſandten erließ. Bei dem ſtillen, aber erbitterten Kampf, der zwiſchen Herrn von Gerlach und Herrn von Manteuffel geführt wurde, war der General oft in den wichtigſten Dingen auf ſolche Umwege angewieſen. Herr von Bismarck konnte ſeinerſeits ſeine Anſchauungen durch die Vermittelung des Herrn von Gerlach unmittelbar vor den König bringen, dem der General oft die Bismarckſchen Briefe vorlas. So wuſch eine Hand die andere.

Nun entdeckte Herr von Bismarck in Frankfurt ſehr bald, daß die Welt doch verzweifelt anders beſchaffen war, als er, außerhalb der großen Geſchäfte ſtehend, angenommen hatte. Öſterreich lag ungleich weniger daran, die theoretiſche Revolution zu bekämpfen — die praktiſche war ja überall niedergeworfen, — als den Nebenbuhler Preußen niederzuhalten. Da iſt es eine Luſt, zu ſehen, wie Herr von Bismarck zunächſt den Preußen herauskehrt und wie entſchloſſen er mit ſeinen Illuſionen bricht, ſobald er ſie als ſolche erkannt hat. Gleich anfangs erkennt er, daß „vorſichtige Unaufrichtigkeit“ der bemerkbarſte Charakterzug im Verkehr der öſterreichiſchen Geſandtſchaft mit der preußiſchen iſt. Dann erkennt er mehr und mehr, daß Öſterreich der Feind iſt, mit dem es zunächſt gilt, ſich auseinander zu ſetzen. Es erfüllt ihn mit Verzweiflung, daß es ihm nicht gelingt, die maßgebenden Berliner Kreiſe hiervon zu überzeugen. „Öſterreich bedroht uns und ganz Deutſchland,“ ſchreibt er 1854, „offen mit Bundbruch, Veränderung der Landkarte, fremden Bayonnetten; das geſchieht nicht nur in den Wiener Zeitungen; und wie können wir es auch nur übers Herz bringen, Braunſchweig ſchief anzuſehen, welches ganz dreiſt die Spitze gegen uns nimmt? Nicht bis zur leiſeſten Drohung gegen Bremen und Reuß II bringen wir es, während Öſterreich den Bayern das Bayonnett feſt auf die Bruſt ſetzt und fragt im Räuberton: Deine Stimme oder dein Land. Das einzige Mittel, dieſen miles gloriosus zahm zu machen, iſt eine große, drohende Haltung gegen Öſterreich.“ Und 1856: „Ich kann mich der mathematiſchen Logik der Thatſachen nicht erwehren, ſie bringt mich zu der Überzeugung, daß Öſterreich unſer Freund nicht ſein kann und will ... Öſterreich wird den Krieg gegen uns führen, ſobald ihm die Gelegenheit günſtig iſt, wenn wir ihn auch fromm vermeiden.“

Der zweite Feind, den Herr von Bismarck in Frankfurt als ſolchen kennen lernte, war der Ultramontanismus. Man hatte in den Kreiſen der Gerlachs, die ja in vielen Stücken unter dem Einfluß der romantiſchen Schule ſtanden, eine gewiſſe Sympathie für Rom und war ſehr geneigt, jeden Widerſtand gegen dasſelbe für ein Stückchen Revolution zu halten. Von dieſen Sympathien wurde Herr von Bismarck, ſoweit er ſie etwa teilte, ſehr früh befreit. Schon 1854 ſchreibt er: „Zu einer der ſchwierigſten Pflichten meines Amtes rechne ich den unabläſſigen Kampf, der im Dienſt des Königs gerade an dieſer Stelle gegen die coalitio militans der Katholiken zu führen iſt .... Es iſt nicht nur chriſtliches Bekenntnis, ſondern ein heuchleriſcher götzendieneriſcher Papismus voll Haß und Hinterliſt, der hier im praktiſchen Leben von den Kabinetten der Fürſten und ihrer Miniſter einen unverſöhnlichen, mit den infamſten Waffen geführten Kampf gegen die proteſtantiſchen Regierungen und beſonders Preußen, als die weltlichen Bollwerke des Evangeliums, unterhält.“ Von da ab war er über den Ultramontanismus mit ſich im Reinen und hat ihn ſein Lebenlang bekämpft bis aufs Meſſer.

Sehr merkwürdig iſt es, wie früh ihm die Bedeutung der materiellen Intereſſen aufgeht, obgleich ihn die auswärtige Politik lange verhindert, ſich ihrer Pflege ernſthaft anzunehmen. Schon 1851 tritt das in einer, wenn auch noch ganz junkerhaft gefärbten Äußerung zu Tage: „Diejenige Stelle, die in den deutſch-materiellen Intereſſen die Initiative ergreift, wird einen großen Vorſprung in den Sympathien der Beteiligten haben, denn die Sachen, quae numero et pondere dicuntur, ſind der Mehrheit der Deutſchen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht, Wechſelrecht und dergleichen Schnurrpfeifereien (ſo!) nicht ſehr hoch anſchlage, ſo ſollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern.“

Die Kamarilla ſah mit ſteigendem Unwillen, wie ſich ihr Schützling mehr und mehr von ihr emanzipierte und ſeine Wege ging. Dieſer Unwillen ſtieg auf den Gipfel, als Herr von Bismarck ſich nicht ſcheute, zu Napoleon III. eine Stellung einzunehmen, die von der ihrigen durchaus abwich. Die älteren unter unſeren Leſern werden ſich noch erinnern, wie ſehr dieſer Mann in den fünfziger Jahren überſchätzt wurde. Den Konſervativen galt er für eine Ausgeburt der Hölle, die Radikalen erwarteten von ihm die Erfüllung ihrer unmöglichen Hoffnungen. In einem Schreiben, das Bismarck ſchon ganz auf der Höhe des großen Staatsmannes zeigt, ſetzt er ſeinerſeits ſich mit dem Franzoſen auseinander. Trotzdem hatte er mit Edwin von Manteuffel bereits einen ſehr ärgerlichen Handel, und es wäre wohl ohne die ſchwere Erkrankung des Königs und die Einſetzung der Regentſchaft ſeine politiſche Laufbahn vorläufig zu Ende geweſen.

Ich habe hier nur in den größten Zügen auf den Briefwechſel aufmerkſam machen können. Er iſt voll Reiz jeder Art. Ich bin immer der Überzeugung geweſen, daß der Fürſt, wenn er nicht durch die Verhältniſſe zum Staatsmann beſtimmt worden, ein Dichter allererſten Ranges geworden wäre. Das Leſen unſerer Briefe hat mich nur in dieſer Annahme beſtärken können. Wie unvergleichlich ſind die kurzen Charakteriſtiken, die er von einzelnen Diplomaten entwirft! Wie wundervoll iſt dieſe Sprache, die faſt immer ein Bild für den Begriff gibt!

In der erſten Zeit ſchreibt der Frankfurter Bundestagsgeſandte in einem Ton, den auch der, welcher ſich von Philiſtertum ganz frei weiß, kaum anders als frivol nennen kann. Es iſt, als ob man nicht einen Staatsmann, ſondern einen Korpsburſchen reden hörte, der innerlich bereits über die Studentenjahre hinaus iſt und nun Korpsangelegenheiten mit ſouveräner Ironie behandelt. Allmählich wird der Ton ernſter, große Geſichtspunkte werden entwickelt, geſchichtliche Analogien werfen ein überraſchendes Licht auf die Fragen der Gegenwart, der große Staatsmann, der einſt Deutſchland einigen und die Monarchie auf lange hinaus mit neuem Leben erfüllen wird, tritt ans Licht.

Immer aber übt der Mann eine ſeltſame Anziehungskraft auf uns, denn die Quellen, die ihn in Art und Unart ſpeiſen, kommen aus dem tiefſten Inneren unſerer Volksſeele. Dieſe derbe Furchtloſigkeit, dieſe frohe Kampfesluſt, dieſer aus einem trotz alledem durch und durch frommen Herzen ſtammende Humor finden in einem deutſchen Herzen einen Wiederklang, den keine Verſtandeserwägung, kein Verdruß über dies und jenes zu erſticken vermag. Darum wird, wer immer über eine gewiſſe geſchichtliche Bildung verfügt, unſeren Briefwechſel mit dem lebhafteſten Intereſſe leſen. Dieſe Einſchränkung iſt aber allerdings erforderlich, denn auch hier hat die Herausgeberin leider wieder auf jeden Kommentar verzichtet.

Th. H. Pantenius.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Das matte Licht ließ den größten Teil des Raumes in Dunkelheit, aber doch erſchien es Anna, als ſähe ſie auf einer der Seitenbänke eine zuſammengekauerte Geſtalt. Ihr erſter Impuls war, zu fliehen. Der zweite Gedanke ließ ſie wieder zögern. War's nicht vielleicht ein Verwundeter, den man hierher gebracht hatte, und dem ſie hilfreich werden konnte? — Noch ſtand ſie unentſchloſſen, als ſie ſich angeredet hörte von einer Stimme, die ihr trotz ihrer Schwäche wohl bekannt war. „Bleibt, Anna," ſo ſprach es, „Ihr habt mich nicht zu fürchten." Anna wich zurück, aber der Ritter von Hartinghauſen, denn er war es, den man hier in Sicherheit gebracht hatte, ſprach noch einmal: „Seht Ihr nicht, daß Ihr mich nicht zu fürchten braucht? Selbſt wenn ich Euch ſchaden wollte, ſo könnte ich es doch nicht. Meine Füße tragen mich kaum!" Anna ſtand noch immer unbeweglich, und der Ritter fuhr ungeduldig fort: „Betet weiter, Mädchen! Betet — denn ich kann's nicht — habe keine Übung darin gehabt! Betet Fluch und Verderben herunter auf die Feinde, die auch Eure Feinde ſind!"

Seine Worte gaben Anna den Mut zurück. „Sprecht nicht ſo, Herr Ritter. Wenn Euch Gott geſtraft hat, ſo habt Ihr's wohl verdient. Verſündigt Euch nicht weiter!"

„Was habe ich gethan?" rief Wolf heftig trotz ſeiner Schwäche. „Was habe ich gethan, das nicht beſſere, wie ich, vor mir gethan hätten! War es ein Verbrechen, daß ich Euch liebte? Wären nicht andere Mädchen ſtolz darauf geweſen? — Aber, Anna, laßt das! Es iſt ganz vorbei! Könnt Ihr mir nicht einen Tropfen Waſſer verſchaffen? Die Angſt dieſer Nacht, und daß ich hier machtlos liege wie ein Weib — hergetragen und hingeworfen wie ein unnützer Block, den man aus dem Wege haben will — alles das hat das Fieber wieder angefacht. Meine Lippen ſind trocken — helft mir!"

Anna trat zum Weihwaſſer, das ſie täglich friſch aus dem vom Pater Lorenz geweihten Behälter geſchöpft hatte, und tauchte ihr Tuch hinein. „Ich weiß nicht, ob ich recht thue, Euch das zu geben," ſagte ſie, „aber der fromme Pater ſagt: ‚Barmherzigkeit iſt beſſer, denn Opfer.'" Der kranke Mann verſuchte ſelbſt, das Tuch um ſeine Stirn zu befeſtigen, doch war er zu ſchwach, und Anna trat näher, um den Dienſt für ihn zu verrichten. „Horch!" flüſterte er. „Hört Ihr den Lärm? Sie erſteigen die Mauer!" Anna horchte, aber ſie hörte nichts, als den Kampflärm, wie ſie ihn zuvor gehört hatte. „Was ſoll mit Euch geſchehen, wenn ſie Euch faſſen?" frug der Ritter mit plötzlichem Beſinnen.

„Gottes Wille!" ſagte Anna.

„Thörin!" antwortete er, dann ſchwiegen beide und lauſchten. So verging eine lange, bange Zeit. Ab und zu tauchte Anna das Tuch, das auf der heißen Stirn des Mannes ſich raſch erhitzte, in das Waſſer, ab und zu tauſchten ſie einige Worte, dann horchten ſie ſchweigend. Einmal verſuchte der Ritter die Hand, die ihm das Tuch umlegte, an die Lippen zu ziehen, aber Anna trat raſch zurück und ſagte ſtreng: „Thut Ihr das noch einmal, Herr Ritter, ſo komme ich Euch nicht wieder nahe."

Da flehte er ſie an, es zu vergeſſen. Ein andermal ſagte er: „Anna, wenn es zum Schlimmſten käme, würdet Ihr noch einmal mit mir fliehen?"

Sie trat zurück. „Schämt Euch, Herr Ritter! Habt Ihr noch immer keine beſſeren Gedanken? Euch iſt der Tod nahe, wie mir. Auch wenn Eure Feinde abgeſchlagen werden, wer weiß, ob dieſe Nacht nicht über Euer Leben entſcheidet. Denkt an den Tod, und wie Ihr Euch verantworten wollet nach dem Leben, das Ihr geführt habt."

Der Kranke fuhr auf. „Tod und Teufel! Braucht Ihr mich daran zu erinnern?"

„Schwört nicht," ſagte Anna. „Das iſt nicht der Weg zur Barmherzigkeit Gottes, deren Ihr ſo ſehr bedürfet."

Von da an ſchwieg der Ritter, bis er nach einer Viertelſtunde ſagte: „Öffnet die Thür zum Burggarten, ſeht, ob es ſchon dämmert. Mich deucht, dieſe Nacht dauert bis in die Ewigkeit."

Anna ſchob den Riegel zurück. Deutlich hob ſich die Burgmauer — von dieſer Seite nicht berannt — vom fahlen Himmel ab, und die Streifen der Dämmerung wetteiferten mit der erbleichenden Mondſichel. Die Fackeln auf den Wällen waren erloſchen, aber das wüſte Kriegsgeſchrei, das eine Zeitlang geſchwiegen hatte, erhob ſich aus nächſter Nähe mit erneuter Heftigkeit. Anna eilte in die Kapelle zurück, aber zu gleicher Zeit ward deren Thür von der andren Seite aufgeriſſen, und ein paar Leute traten ein, die einen wunden Mann zwiſchen ſich trugen, den ſie auf den Altarſtufen niederlegten. Es war Jürgen von der Duſſe, dem ein Pfeil in die Halsberge gedrungen war.

„Flieht, Hauptmann, flieht!" rief Klaus Hottinger, hinter ihnen drein ſtürzend. „Es iſt alles verloren. Sie haben die Mauer erſtiegen — ſie dringen in hellen Haufen ein!"

„Es iſt zu ſpät," ſeufzte Jürgen, und ſeine Stimme klang kaum vernehmlich. „Laßt mich liegen, rührt mich nicht an!" ächzte er, da ſeine Leute verſuchten, ihn aufzuheben. Und dann flüſterte er, gebrochen und in Pauſen: „Laßt mich! — Aber Ihr, Klaus — rettet Euren Herrn! — Da — hinter dem Altar — die Thür — ſtemmt Euch dagegen — ſie gibt nach — da — nehmt den Schlüſſel. Keinen Abſchied! Schnell — der Weg unter dem Burggraben — drüben der Wald — ſo — wollte — ich mich — ſelbſt — einmal retten — es iſt — zu ſpät. Geht — geht —."

Aber Wolf ging nicht. Während die Leute mit aller Kraft ſich gegen die Thür ſtemmten, bis ſie in den Angeln wich und ſich öffnete, ſtand er vor Anna. Die Aufregung und die Todesangſt hatten ihm Kraft gegeben. Er bat, er flehte, er zog ſie an dem hängenden Ärmel ihres Kleides. „Anna! Anna! Nehmt Vernunft an! Fürchtet Euch nicht vor mir — ich verſpreche Euch bei meiner Ritterehre, Euch nicht anzurühren — Euch nicht anzuſehen, wenn Ihr's verlangt — aber rettet Euch! Anna, hört mich! Euer Volk wird Euch fangen. Sie werden Euch jetzt doppelt ſtrafen, — denkt an Eure Jugend, an Eure zarte Schönheit, an Eures Hauſes Ehre! Wollt Ihr Euch an den Pranger ſtellen, Euch öffentlich bloßſtellen laſſen? Soll der Pöbel jauchzen, wenn Ihr ihm zum Schauſpiel dient? Fürchtet Euch nicht — ich will Euch in ein Kloſter bringen — niemand ſoll Euch anrühren!"

Aber Anna blieb ſtandhaft. Gewaltſam löſte ſie ihr Kleid aus ſeinen Händen, die nicht ſtark genug waren, ſie feſt zu halten, und endlich nahm ihn Klaus Hottinger ohne Umſtände am Arm und ſtieß ihn die erſten Stufen der geöffneten Treppe hinunter. Schnell folgte er mit den übrigen, und dröhnend ſchlug die Fallthür über ihnen zu. Anna aber, allein gelaſſen, ſtand bis ins Mark erſchüttert, am ganzen Leibe zitternd, ſtill auf der Stelle, wo er ſie gelaſſen hatte. Dann atmete ſie ſchwer auf, ſtrich ſich mit der Hand über die kalte Stirn und kehrte, halb träumend, zum Altarraum zurück. Der Anblick des mit dem Tode ringenden Hauptmanns gab ihr die Beſinnung zurück. Sie warf ſich neben ihm nieder, ſie löſte die eiſerne Halsberge, um ihm das Atmen zu erleichtern. Sie that, wie ſie vorhin gethan, und wiſchte mit dem kühlen naſſen Tuche den Todesſchweiß von der erkaltenden Stirn. Es waren nur Minuten, aber es dünkte ſie eine lange Zeit. Noch einmal verſuchte er zu ſprechen, ihr zu danken, dann glitt die Hand des Todes über ſein Haupt. Anna kniete neben einer Leiche.

So fand ſie Bruder Lorenz, der den ſieghaften Truppen unmittelbar gefolgt war, und dem ſeine Vermutung, daß er das unglückliche Mädchen in der Kapelle finden werde, den Weg zu ihr gezeigt hatte.

XXII.

Es war einige Stunden nach der Einnahme der Burg Tuifeling. Lärmend durchſuchten die Sieger von Zimmer zu Zimmer, vom Keller bis zur Turmſtube, treppauf und treppab die Gebäude, um Feinde, die ſich etwa verſteckt haben mochten, ans Licht zu ziehen. Auf dem Burghofe lagen und ſtanden die Gefangenen gefeſſelt, mit trüben Geſichtern, denn nach der Härte des damaligen Rechts hatten ſie keine Gnade zu erwarten. Tote lagen nebeneinander auf Stroh gepackt, und die Lebenden wünſchten bei ihnen zu liegen, lieber, als ihr grauſames Schickſal zu erwarten. Dazwiſchen lag, zu Haufen aufgeſchichtet, was man aus Kellern und Schuppen zuſammengeräumt hatte, eine reiche Beute, zuerſt den rechtmäßigen, dann im Wege der Vergeltung jetzt den unrechtmäßigen Eigentümern abgejagt. Herzog Friedrich blickte erſtaunt auf die Menge geſtohlenen Gutes, das in dieſer Raubhöhle gelagert hatte, die Herren aus den Städten biſſen die Zähne darüber zuſammen. Mitten dazwiſchen brannten Feuer, an denen gezwungene Köche aus dem reichen Vorrat der Burg für die Sieger das Mahl bereiteten, während Margareth mit den anderen Dirnen in der Küche für die Herrſchaften rüſtete. Das arme Weib arbeitete unter Thränen, denn unter den Gebundenen befand ſich auch ihr Mann, der Türmer, und oft ſah ſie ſeine Blicke mit dem Ausdruck hilfloſen Trotzes ihren Bewegungen folgen, ſo daß ſie ganz um ihre Faſſung gebracht war.

Anna ſaß in ihrem Turmſtübchen, diesmal aber nicht allein. Neben ihr ſaß ihr Vater. Er hatte ſeinen Arm um ihre Schulter gelegt, und ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt. Thränen rannen reichlich von den Wangen des blaſſen Mädchens, aber es waren nicht mehr die Thränen bitteren Schmerzes, noch der verzehrenden Angſt — eine große Beruhigung war über ſie gekommen. Sie war bei den Ihren. Bruder Lorenz hatte ihr den Befehl überbracht, ſich auf ihr Stübchen zu begeben und ſich völlig ruhig zu verhalten, und man hatte ſie ganz unbehelligt gelaſſen. So oft auch klirrende Tritte die Stufen hinauf oder hinabgeſchritten waren, an ihrer Thür waren ſie vorüber gegangen, gleich als ſei ſie unſichtbar geworden. Sie hatte ihrem Vater jetzt alles gebeichtet, was durch ihre Seele gegangen, ſeit er ſie mit der unglücklichen Muhme allein gelaſſen, und es war ihr ein unausſprechlicher Troſt, daß er ſie nicht richtete, ſondern feſter an ſeine Seite zog. Sie neſtelte dicht neben ihm, als müſſe ſie ſich buchſtäblich unter ſeinen Schatten ſtellen, und er, da ſie ihn jetzt demütig um Verzeihung bat für ſo viel Betrübnis und Schande, die ſie über ihn gebracht, küßte ſie zärtlich.

„Und was, mein Kind, ſoll nun aus dir werden? — Haſt du daran auch wohl gedacht?“ frug endlich Herr Kurt vom Damme traurig.

„Was Gott will!“ ſagte ſie.

Herr Kurt hatte nicht Zeit, zu antworten, denn eben pochte es laut an die Thür, und herein trat im fremden Schmuck kriegeriſcher Waffenrüſtung Henning Vechelde. Von Kopf bis zu den Zehen war er in Eiſen gekleidet, nur vom Haupte hatte er den Helm genommen, und ſein langes braunes Lockenhaar wallte ungehindert bis zu den Schultern. Anna war aufgeſtanden, ſobald ſie ihn geſehen, und ſtand jetzt von glühendem Rot übergoſſen ihm gegenüber. Er bot ihr die Hand, und ſie legte zögernd die ihre hinein.

„Verzeiht, daß ich Euch ſo bald ſtöre, Baſe Anna, da Ihr gewiß mit Eurem Herrn Vater nach ſo langer Trennung vielerlei Euch zu erzählen habt. Aber das, was ich bringe, verträgt keine Zögerung. Der Herzog will die Burg ſchleifen laſſen, kein Stein ſoll auf dem anderen bleiben, damit für ewige Zeiten keine neue Räuberfeſte hier gebaut werden mag. Da ſendet er mich, Euch zu fragen, und, wenn mein Herr Ohm erlaubt, Euch zu raten, was nun ferner Eure Schritte ſein ſollen.“

Die flüchtige Röte war aus Annas Wangen geſchwunden, und ſie ſah ſehr bleich aus, als ſie antwortete: „Ihr wißt, Vetter Henning, daß mir darüber nicht die erſte Entſcheidung zuſteht. Wie iſt Eure Meinung, lieber Herr Vater?“

„Was ſoll ich raten?“ ſagte Herr Kurt. „Gott hat mir ein trauriges Schickſal beſchieden. Kaum habe ich alter Mann mein Kind wieder im Arme, da muß ich es von mir ziehen heißen! Du kannſt nicht mit uns nach Braunſchweig kehren, Anna. Über dir ſchwebt das Geſetz deiner Vaterſtadt, und wollte der Herzog ſich jetzt zwiſchen dich und dasſelbe ſtellen, ſo würde er nicht allein gegen ſeinen Eid handeln, der ihn verpflichtet, der Stadt Privilegien zu achten, ſondern auch ſeine neu errungene Herrſchaft in große Gefahr bringen. Aber du ſollſt nicht wieder allein ins Elend gehen, mein unglückliches Kind. Ich, dein Vater, will mit dir ziehen. Wir wollen miteinander tragen, was Gott uns zuſchickt.“

Anna faßte ihres Vaters Hand. Ehe ſie aber ſprechen konnte, nahm Henning das Wort. „Anna,“ begann er, „meine liebe Baſe, habt Ihr vergeſſen, was Ihr mir einſt gelobtet, daß Ihr Freud und Leid mit mir teilen wolltet? Jetzt iſt es nichts als Leid, bitteres Leid. Aber will's Gott, ſoll's auch wieder Freude werden. Verzeiht, daß ich nicht lange, wie es ſich wohl geziemte, um Eure Liebe werben kann — die Zeit iſt nicht dazu. Wollt Ihr mir aber vertrauen, wie Ihr mir damals vertrautet, als Ihr, noch ein Kind, Eure kleine Hand in meine legtet, ſo ſollt Ihr Euch keinem Unwürdigen vertraut haben.“

Anna ſtand wie erſtarrt. Endlich ſtammelte ſie faſt unverſtändlich: „Henning, wißt Ihr, was Ihr ſagt?“

Da nahm er die Hand, die wie leblos niederhing, in die ſeine. „Ich weiß, was ich ſage, Anna. Ich weiß, daß ich mir eine edle Jungfrau gewinnen will, ein treues Weib, die man ſchwer gekränkt hat durch böſen Verdacht. Als ich heim kam, Anna, geſchah es, um Euch wieder zu ſehen, um zu werben um Euch und Euch zu gewinnen. Schweres iſt dazwiſchen gekommen und hat Euch und mich getrennt. Jetzt aber, wenn mein Ohm ſo denkt, als ich, ſoll dieſes Leides ein Ende ſein. Sprecht ja, Anna.“

„Sprich ja, meine Tochter,“ bat Herr Kurt. „Keine andere hat wohl eines treuen Beſchützers ſolche Not, wie du. Gewinne ihn dir mit einem Wort. Laß mich den Troſt genießen, dich an ſeiner Seite wieder hergeſtellt zu ſehen zu dem Stande, dem du entſproſſen biſt. Ich habe ihn erprobt, mein Kind. Du wirſt wohl bei ihm geborgen ſein.“

Anna ſprach noch immer nicht, aber ihre klaren Züge, die wie ein durchſichtiger Schleier ihr Inneres nicht verhüllen konnten, ſpiegelten den ſchweren Kampf wieder, den ihre Seele kämpfte. Plötzlich legte ſie die Hände vors Geſicht und ließ ihren Thränen den Lauf. Henning wußte nicht, was er daraus machen ſollte. Mit großem Ernſt ſagte er: „Traut Ihr mir nicht, Anna? Seid Ihr ſcheu geworden? Meint Ihr, ich ſei dem leichtfertigen Ritter gleich, der Euch aus dem Gefängnis führte? Ihr thut mir bitteres Unrecht!“

„Nein, nein!“ entgegnete Anna, ihm unter Thränen einen Blick ſchenkend, der ihm alles zeigte, was er zu wiſſen begehrte — ihre ganze Liebe und ihr ganzes Vertrauen. „Sprecht ſo nicht, Henning!“

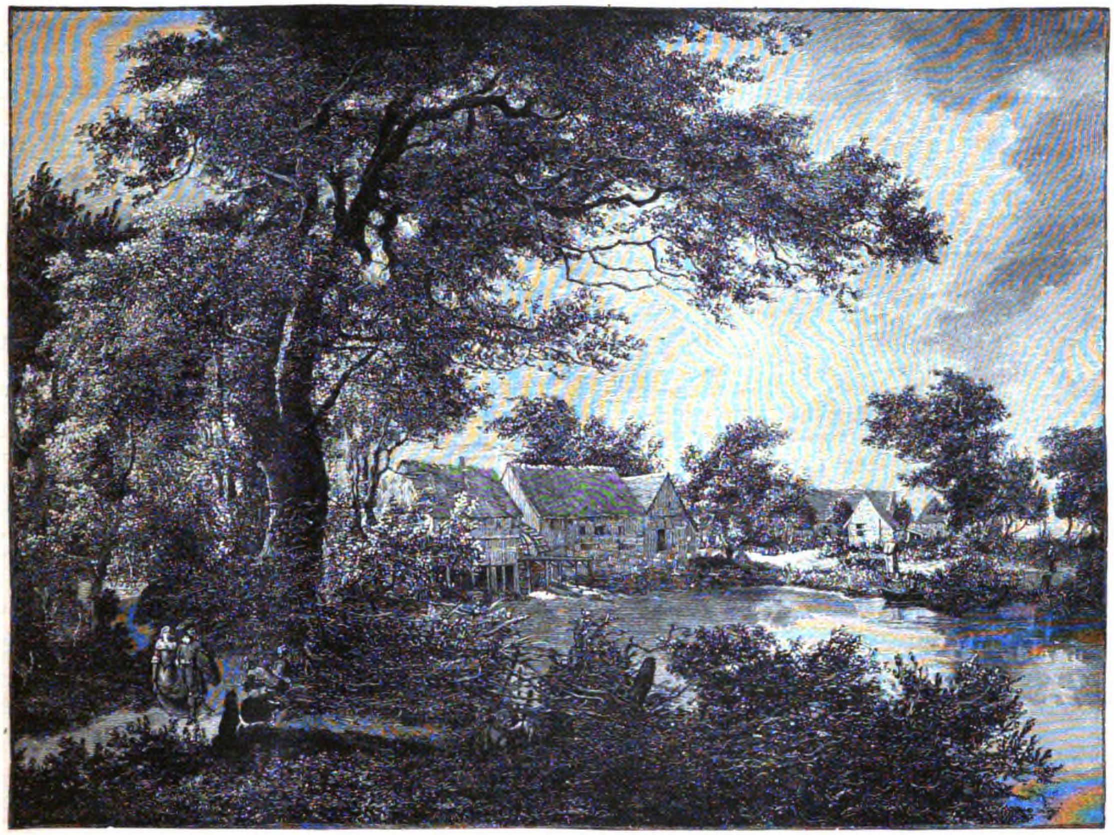
„Nun wohl denn, Anna. Wenn Ihr mir traut, ſo ſteht hier Bruder Lorenz bereit, Euch mir zu verbinden, und Euer Vater wird Euch mir übergeben. Der Herzog aber wird des ſorgen, daß wir ungehindert entkommen. Zu Lüneburg werden wir am Hofe Aufnahme finden, und Euer Vater wird mein Hab und Gut, das zu Braunſchweig feſt liegt, frei machen und uns nach Lüneburg ſenden. Liebſte Baſe,“ ſchloß er, ihre Hand erfaſſend, „iſt es Euch ſo recht?“

Anna blickte auf und ſah in Bruder Lorenz' Geſicht. Er war ohne Geräuſch durch die wohlbekannte Thür eingetreten. „Was ſagt Ihr, frommer Bruder?“ bat ſie.

„Sagt Euch ſelbſt, was wohlgethan iſt,“ antwortete er. „Gott aber, der erleuchtete Herzen und Sinne gibt denen, die ihn aufrichtig ſuchen, der lenke Euer Herz, das Rechte zu erwählen.“

Einige Augenblicke ſchwiegen alle. Dann ſprach Anna:

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Der Mühlteich. Nach dem Gemälde von Meindert Hobbema.

„Ich will Euch ſagen, was ich denke. Ich danke Euch tauſendmal für Eure Worte, Henning. Ihr wißt nicht, welchen Stein Ihr mir abgenommen habt. Meine Seele lag in Banden, weil ich Euch treulos glaubte. Darum habt Dank, tauſendmal Dank! Ihr habt Euer Wort gelöſt, jetzt will ich das meine löſen, ſo wie ich's verſtehe. Wollte ich Euch heute beim Wort nehmen, ſo würde ich an Euch groß Unrecht begehen. Sollte ich die Urſache ſein, Euch von Eurer Vaterſtadt, von Eurer Väter Haus und Heim zu vertreiben? Und glaubt mir, wenn Ihr's auch heut in Eurer Großmut nicht meint, es würde Euch tauſendmal das Herz brechen, müßtet Ihr Euer Weib eine Mörderin ſchelten hören. Nein — fahrt nicht ſo auf! Niemand würde es Euch laut ſagen, aber Ihr würdet es in den Augen leſen, Ihr würdet's fühlen. Und ich? Könnte ich eines edlen Gemahls froh werden, wenn ich wüßte, daß er durch mich, durch die Vereinigung mit mir, täglich in den Staub gezogen wird? Nein, Henning. Ich gebe Euch Euer Wort heute zurück! Bitte, lieber Vetter — denn Ihr ſeid mir lieb, Henning, ſprecht nicht — hört mich aus. Dann werdet Ihr ſehen, wie ſo ganz unmöglich es iſt, daß ich Euch willfahre." Anna faltete die Hände, und da ſie jetzt, die blauen Augen voll Thränen, das ſchöne Geſicht ganz Demut und Ergebung, aufblickte, da glich ſie mehr einem Bilde der heiligen Jungfrau in ihrer Demut und Unſchuld, als dem trotzigen, leidenſchaftlichen Mädchen, als das ſie Henning bekannt war. „In der Nacht," ſprach ſie leiſe, als wage ſie nicht noch einmal in die Schrecken derſelben einzutreten, „da ich von Pater Lorenz verlaſſen war, da alle meine Hoffnung dahin war — ich ganz allein, eine ſchwache hilfloſe Magd, und mein Verfolger ſo nahe und ſo mächtig, er, in deſſen Hände ich mich ſelbſt in meiner Blindheit und Thorheit gegeben hatte — da gedachte ich des Worts: ‚rufe mich an in der Not, und Ich will dich erretten.' Da habe ich gerufen. Aber — Henning und Ihr, lieber Vater — wie ſollte ich Antwort erlangen von dem Gott, dem ich doch entflohen war? Hätte er mich nicht mögen rechtfertigen, wenn ich ſeinen Händen ſtille gehalten hätte? Ich aber hatte mich ihm entzogen und mich ſelbſt in die Gewalt deſſen gegeben, der nun ſein Recht an mich geltend machte. Da hatte ich keinen Frieden mit Gott, daß er mich hätte hören mögen! In jener Nacht gelobte ich mich Gott, daß, wenn er mir dazu helfe, daß ich unverſehrt aus ſo großem Drang entränne, ich ihm ſtille halten wollte und die Buße leiden, die ich gar wohl verdient hatte, und das Gericht erdulden, ſo über mich ergangen war. Des anderen Morgens aber lag mein Bedränger ſelbſt hilflos danieder. Gottes Hand hatte ihn gerichtet und mich erlöſt! Und wollt Ihr nun, daß ich dem, der mich aus ſo großer Not gnädig befreit hat, mein Wort breche? Laßt mich gehen, lieber Vater und lieber Vetter, und mich ſelbſt denen ausliefern, deren Gericht ich entflohen bin!"

„Aber Anna," unterbrach Henning heftig die Rede des Mädchens, „Ihr überantwortet Euch dem Tod! Und welch ein Tod iſt Euch gewiß, wenn Gott nicht ein Wunder thut?"

„Und warum ſollte Gott nicht ein Wunder thun können, um die Unſchuld ans Licht zu bringen?" ſagte Lorenz ſchnell. „Iſt es kein Wunder, was dieſe Jungfrau uns ſoeben erzählt hat? Und ſollte ſie nicht weiter auf den vertrauen, der ſie ſchon einmal wunderbar gerettet?"

„Denke an meine grauen Haare, Tochter!" bat jetzt Herr Kurt mit beweglicher Stimme. „An die Schande, wenn ich mein einiges Kind öffentlich preisgegeben ſehen, wenn ich's den Tod des gemeinſten Verbrechers ſterben ſehen muß! Denke an deine Sippe, die dem gemeinen Volke allezeit das Bild frommer Ehrbarkeit gab, — ſollen ſie deinetwegen alle gebrandmarkt ſein?“

„Nicht doch, lieber Vater,“ ſagte Anna. „Man wird, wenn ich entfliehe, Euch und Euren Verwandten allzeit ins Geſicht werfen, daß Ihr der Mörderin fortgeholfen habt. Das Volk wird ſich darauf berufen und in Euch alle Geſchlechter kränken. Anders wird es ſein, wenn ich mich dem Urteil unterwerfe. Dann wird Gott ſich meiner erbarmen und mir zu Recht verhelfen. Läßt er mich aber in der Not — denn ich bin nicht ſchuldlos, mein Vater, ob ich gleich kein Verbrechen begangen habe — ſo will ich den Leib dahin geben um die Freiheit der Seele. Soll ich mein Gelübde brechen und neue, ſchwere Schuld auf mich laden? Wollt Ihr das, lieber Vater?“

„Aber die Kirche hat Mittel, Gelübde zu löſen,“ beharrte Herr Kurt. „Ihr, Bruder Lorenz, müßt es ja wiſſen. Koſte es all mein Gut — ich will es dran wagen!“

„Und ich lege das meine dazu und mein Leib und und Leben und alles, was Ihr ſonſt wollt,“ rief Henning.

Bruder Lorenz ſchwieg einige Augenblicke. Dann ſagte er: „Will die Jungfrau gelöſt ſein?“

„Nein,“ antwortete Anna ohne Zögern. „Ein ſolches Leben müßte mir nur Leid bringen. Nie würde ich desſelben froh werden, ſo ich Gott mein Wort gebrochen hätte. Führt mich herunter, lieber Vater, daß ich dem Herzog meinen Entſchluß kund thue.“

Henning ſah mit geballten Händen und gerunzelter Stirn zu Boden. Herr Kurt ſaß auf ſeinem harten Sitz wie gebrochen, und in ſeinen weißen Bart rannen ſchwere Tropfen. Lorenz aber trat auf Anna zu und faßte ſie bei der Hand. „Eure Tochter hat gewählt, Herr Kurt!“ ſagte er. „Und ferne ſollte es Euch ſein und allen, die ihr Beſtes wollen, ſie auf ihrem Wege irre zu machen. Darum faßt Euch ein Herz, Herr Kurt vom Damme. Wollt Ihr ſie hinabführen? Oder wollt Ihr ſie mir, als ihrem Beichtvater, überlaſſen?“

Da richtete ſich der alte Bürgermeiſter in die Höhe. „Sie iſt mein Kind,“ rief er, „und niemand ſoll ſagen, daß ich ſie verleugnet habe. Henning, tretet auf ihre andere Seite.“ — Und ſo gingen ſie hinunter.

Der Herzog Friedrich befand ſich mit den Fürſten und Führern des verbündeten Heeres im Verſammlungsſaale der Burg, der über der unteren Halle lag, und wartete auf den Ruf zur Mahlzeit. Es war ein ziemlich großer Raum, den der Hauptmann Jürgen mit einer gewiſſen Pracht ausgeſtattet hatte. Zwiſchen roh gearbeiteten Stühlen umſtanden lederbezogene Seſſel die Wände, und auf den Eſtrichen befanden ſich Pokale und Prunkgefäße. Die Wände ſelbſt waren mit Waffen behangen, die bei verſchiedenen Überfällen erbeutet worden waren, die Fußböden und Tiſche aber durchweg mit koſtbaren Teppichen belegt, den Warenkiſten ausgeplünderter Handelsleute entnommen. Jürgen war ſtolz auf den Saal geweſen und pflegte ihn nur Fürſten und Herren zu öffnen, die zuweilen kamen, um ihre nicht allzu ſauberen Geſchäfte bei ihm abzuwickeln. Jetzt hatte ſich der Herzog hier einquartiert, und nur dieſem Umſtande war es zuzuſchreiben, daß das Gemach noch nicht ſeines Inhalts beraubt war, wie ſonſt überall geſchehen. Herzog Friedrich ſtand am Fenſter mit ſeinem Bruder, dem jungen Bernhard, die übrigen Herren ſtanden in Gruppen umher. Nur Herzog Albrecht von Lüneburg hatte ſich's in einem der Seſſel bequem gemacht. Der Überfall und Sieg der Nacht bildeten das Geſpräch in allen Gruppen.

(Fortſetzung folgt.)

Er hat keine Zeit!

Plauderei des Meergreiſes.

Mein Freund Rettberg iſt das Muſter eines pflichttreuen Beamten, und ich hatte nie daran gezweifelt, daß er auch das Muſter eines Ehemannes werden würde. Es hat freilich etwas lange gedauert, ehe er ſich zur Bethätigung dieſer letzteren Muſterhaftigkeit entſchloß. Vor zwei Jahren aber ſchlangen ſich die Roſenketten der Ehe doch auch um ihn, er führte eine reizende junge Frau heim. Sie war und iſt nicht nur reizend, ſie iſt auch klug, feingebildet und keineswegs oberflächlich erzogen; ich hatte ſie ſchon als junges Mädchen gekannt und wußte, daß ſie ihrem Manne eine wirkliche Lebensgefährtin im edelſten Sinne des Wortes werden würde, daß ſie die Gabe beſaß, ſeine vielſeitigen Intereſſen zu teilen, nicht nur an ſeinen Freuden, ſondern auch an ſeiner Arbeit, an ſeinen Sorgen, wenn es ſein mußte, teilzunehmen.

Wenn irgendwo, ſchienen mir hier alle Vorbedingungen einer überaus glücklichen Ehe vorhanden zu ſein.

Anfangs trafen meine Erwartungen auch vollkommen zu. Es waren für mich Alten ſtets überaus genußreiche frohe Stunden, wenn ich im Hauſe der lieben Leute weilen durfte. Beide heiter und lebensfriſch, mit herzlicher Liebe aneinander hängend und doch auch den lieben Mitmenſchen einen Teil vom eigenen Glück gönnend.

Das dauerte ein Jahr. Dann wurde die kleine Frau plötzlich trübe geſtimmt. Ich ſah, wie ſie tapfer gegen ſich ſelbſt ankämpfte, wie ſie zumal vor ihrem Franz die immer wieder aufſteigende Mißſtimmung zu verbergen ſuchte — auf die Dauer wollte es doch nicht recht gehen. „Der Arzt behauptet, Emmy ſei etwas nervös,“ meinte er entſchuldigend. Sie reiſten nach irgend einem Berggipfel, der gegen die modernen Nerven ſich eines beſonderen Rufs erfreut. Als ſie heimkehrten, war Frau Emmy aufgeblüht, wie ein Röschen, aber die Wirkung des Alpenarkanums hielt nicht vor. Wenige Wochen, und die hellen Augen blickten wieder trübe, der leiſe Zug von Mißmut lagerte ſich von neuem um die friſchen Lippen.

Es war da augenſcheinlich etwas nicht recht in Ordnung — etwas, wogegen der wohlweiſe Herr Sanitätsrat kein Remedium in ſeinem Arzneivorrat beſaß, wie das ja auch den beſten Ärzten nicht ſelten zu gehen pflegt. Wo der Arzt aber nicht helfen kann, da thut bisweilen das wohlmeinende Wort eines verſtändigen Freundes Wunder — er muß nur die Wunde kennen, um deren Heilung es ſich handelt. Ich ſollte nicht allzulange im Ungewiſſen bleiben. Eines Abends, als ich mit Frau Emmy am Kamin ſaß — Franz arbeitete im Nebenzimmer — „nur noch ein halbes Stündchen,“ hatte er liebenswürdig gebeten, „dann ſtehe ich ganz zu Eurer Verfügung“ — ſollte ich erfahren, was das Herz der kleinen Frau ſo ſchwer bedrückte. Sie hatte bedenklich lange in den glimmenden Kohlen herumgeſtochert, ſich dann unmutig in ihren Seſſel zurückgelehnt und war allen meinen Verſuchen, das Geſpräch zu beleben, gegenüber einſilbig geblieben.

Schließlich fragte ich mit dem Recht des alten Freundes, der die junge Frau da ſchon als Kind auf ſeinen Knieen geſchaukelt, ihr den erſten Brummkreiſel gefertigt und ſo manchen Schlitten aus ſchwediſchen Zündholzſchachteln für ſie gebaut hatte, geradezu, was ſie derart verſtimme.

Sie ſah mich einen Augenblick ganz erſtaunt an. „Bin ich denn wirklich verſtimmt?“ fragte ſie in unverkennbarer Verlegenheit, um eifrig hinzuzufügen: „Das iſt ſehr unrecht von mir, daß ich mich ſo wenig beherrſchen kann.“ Dann kam gleich die Frau zum Vorſchein: „Der Franz hat aber freilich nie Zeit für mich!“

Er hat keine Zeit für mich! Wie oft habe ich das Wort nicht ſchon von ſchmollenden Frauenlippen gehört, wie oft den unausgeſprochenen Vorwurf in trübeblickenden Frauenaugen geleſen. Und faſt immer waren es tüchtige, ehrenwerte Männer, Männer voll warmherziger Liebe zu den Ihren, die er traf — und meiſt waren es auch vornehm denkende, dem Gatten mit inniger Liebe zugeneigte Frauen, die ihn ausſprachen. Keine Männer, die ihrem Vergnügen außer dem Hauſe nachgingen — keine Frauen, die nicht volles Verſtändnis für die aufopfernde Thätigkeit des Mannes gehabt hätten. Faſt ſtets galt der Vorwurf auch weniger dem Gatten, denn den Verhältniſſen, die daran ſchuld ſein ſollten, „daß er keine Zeit habe.“

Es wird wohl ehedem auch Männer gegeben haben, die keine Zeit hatten, und Frauen, die ſich darüber beklagten. Ich erinnere mich aus meinen Jugendtagen noch lebhaft der Geſtalt eines berühmten Gelehrten, der ſeine Stunden thatſächlich zwiſchen Studierzimmer und Auditorium teilte, und von deſſen Gattin man ſich erzählte, daß ſie klage, ihr Mann habe nur zweimal für ſie Zeit gehabt: an ihrem Verlobungs- und an ihrem Hochzeitstage. Was aber früher ſeltene Ausnahmen waren, über die man verwundert und mißbilligend den Kopf ſchüttelte, iſt heute eine Erſcheinung geworden, die ſo allgemein iſt, daß man kaum noch darüber ſpricht. Es gibt, zumal in den größeren Städten, kaum einen Beruf, in dem der Mann nicht bis an die Grenzen ſeiner geiſtigen und körperlichen Arbeitskraft angeſpannt wird. Unſere Väter und Großväter waren gewiß auch nicht unthätig, nicht bequem — wären ſie's geweſen, ſo wären wir, ihre Erben, nicht die, welche wir ſind. Aber ihre Arbeit entbehrte doch der Ruhe nicht, ſie kannten jene übertriebene Haſt der Thätigkeit nicht, zu der ſich heute jeder ſtrebſame Mann verurteilt meint. Mit dem Schluß der Geſchäftsſtunden ſchloß ehedem im allgemeinen auch die Tagesarbeit, der Abend gehörte der Familie. Heute nimmt das Büreau, das Kontor, die Redaktion, das Studierzimmer, das Laboratorium auch den Tag in Anſpruch, aber wenige Glückliche ſind es, die nicht noch darüber hinaus die Abendſtunden und nur zu oft die ſtillen Nachtſtunden, zur Fortſetzung und Ergänzung der Tagesarbeit verwenden müſſen. Nach knapper Ruhepauſe ſetzt ſich der Juriſt und der Verwaltungsbeamte wieder an den Schreibtiſch, um ſeine Akten durchzugehen; der Lehrer, um Hefte zu korrigieren oder ſich für die Unterrichtsſtunden des kommenden Tages vorzubereiten; der Arzt, um ſeine Krankenberichte aufzuzeichnen und ſich in der Fachlitteratur auf dem Laufenden zu erhalten; der Offizier, um nach der praktiſchen auch den wiſſenſchaftlichen Seiten ſeines Berufs gerecht zu werden. Und wenn dann das Frauchen in das Arbeitszimmer huſcht und bittet: „Noch nicht fertig, Männchen?“ dann iſt ein leiſes bedauerndes Achſelzucken faſt unausbleiblich: „Sei nicht böſe, liebes Herz, aber ich habe wirklich keine Zeit!“

Es iſt ſehr leicht geſagt: eine verſtändige Frau muß in ſolchen Fällen ein Einſehen haben, hübſch artig in ihr Zimmer zurückgehen oder ſich mit der Handarbeit ſtill an die Seite des armen überlaſteten Mannes ſetzen. Eine verſtändige Frau, die den Gatten liebt und nicht nur neben, ſondern mit ihm lebt, wird das ohne Zweifel auch thun, ſo lange ſie ſieht, daß ſich das „Nicht Zeit haben“ auf die Ausnahme beſchränkt. Aber der Mann gehört ſchließlich doch nicht allein dem Beruf, er gehört auch der Familie, und ſeine Sache iſt es, beider Anforderungen mit einander zu vereinen. Er muß Zeit haben, muß Zeit finden, den Pflichten gegen beide gerecht zu werden, er darf nicht einſeitig den einen auf Koſten der anderen bevorzugen, wenn er nicht aus dem bedauernden: „Mein armer Mann hat keine Zeit!“ das vorwurfsvolle: „Mein Mann hat keine Zeit für mich!“ entſtehen hören will.

Es gibt Zeitkünſtler, die in der Ausnutzung der flüchtigen Stunden eine wahre Meiſterſchaft entwickeln. Es ſind das Männer von einer außergewöhnlichen Schnelligkeit der Auffaſſung und hervorragend intenſiver Arbeitskraft, begnadigte Naturen, die ein Arbeitspenſum in der Hälfte der Zeit bewältigen, deren der gewöhnliche Sterbliche bedarf. Die Begabung thut es indeſſen nicht allein; die ſcharf geregelte Zeiteinteilung tritt faſt ſtets hinzu, und ſie zu üben, möchte ich allen denen ans Herz legen, die „keine Zeit haben.“ Wer ſich ernſtlich bemüht, Zeit zu finden, dem gelingt es ſicher.

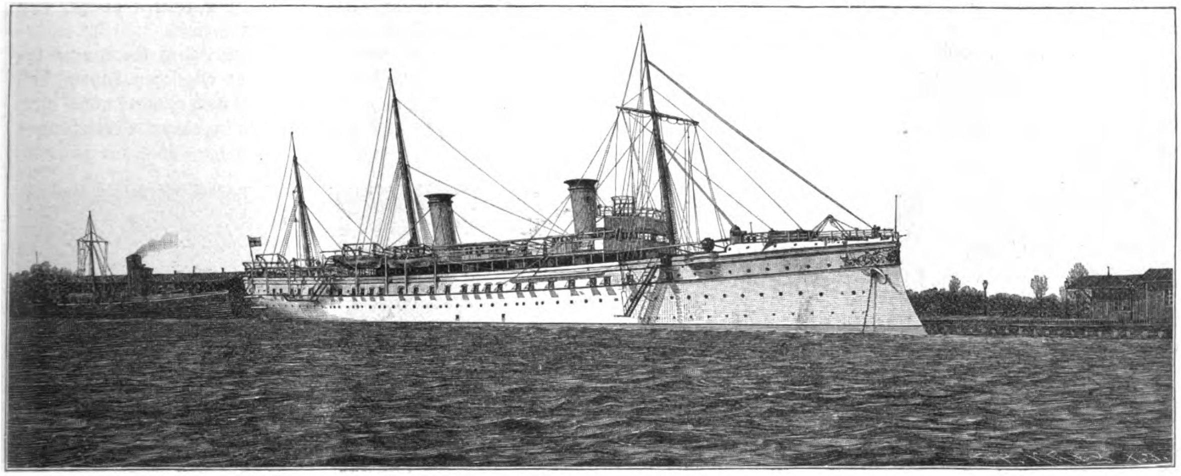
Die ganze Sache hat indeſſen auch eine Kehrſeite. Ich weiß ſehr wohl, es iſt nur ausnahmsweiſe ein egoiſtiſcher Wunſch, wenn eine Frau ſich beklagt, daß der Mann keine Zeit hat — und ſelbſt, wenn er egoiſtiſch iſt, kann ich den Wunſch verſtehen, denn er entſpringt einem natürlichen Bedürfnis des Weibes, dem Bedürfnis nach Anſchluß. Ich weiß auch, die Klage der Frau hat ihren Grund und ihre Berechtigung vielfach in der Sorge, daß der Mann ſich überarbeiten könne, und wer da weiß, wie matt und müde die Mehrzahl der in einem ernſten Beruf ſtehenden Männer iſt, wenn die Zeit der ſommerlichen Ausſpannung herankommt, der muß ſich geſtehen, die Frauen haben vielfach mit ihrer Sorge nicht unrecht. Aber, auf die Gefahr hin, mir eine Flut von Vorwürfen zuzuziehen, ſei's geſagt, auf der anderen Seite kranken doch auch viele unſerer modernen Frauen daran, daß ſie ſich nicht genügend ſelbſt beſchäftigen können — und gerade diejenigen, die ſich für beſonders geiſtreich halten, langweilen ſich, um es grad heraus zu ſagen, am meiſten. Da wird der Haushalt, die natürliche Domäne der Frau, mehr und mehr auf die Schultern der dienſtbaren Geiſter abgeladen, ſelbſt die lieben Kinder ſehen die Mama häufig genug nur, um ihr die Hand zu küſſen oder um ein halbes Stündchen zu verſpielen; an die Stelle der nützlichen Gebrauchsarbeit tritt die zierliche, aber mehr oder minder unnütze Salonhandarbeit — an die Stelle eines guten gehaltvollen Buches tritt der flache moderne Roman, oder noch ſchlimmer, die unverſtandene Lektüre eines unheilſtiftenden Modephiloſophen. Das werden dann auch Frauen, die darüber klagen, daß „ihre Männer keine Zeit haben“ — Frauen, die kein Verſtändnis für die ernſte Arbeit des Mannes haben, weil ihnen die Arbeit ſelbſt zum Spiel geworden iſt. Mit dieſen Frauen habe ich kein Mitleid, denn ihre Unzufriedenheit iſt nur das Produkt ihrer eigenen Verkehrtheiten.

Meinen guten Freund Franz Rettberg aber habe ich ernſtlich ins Gebet genommen. Er that zuerſt ſehr erſtaunt: „Liebſter, Beſter — mein Beruf!“ Es half ihm jedoch nichts, und jetzt geht er mit ſeiner kleinen Frau hübſch ſpazieren, widmet ihr allabendlich eine längere Plauderſtunde — kurz, jetzt „hat er Zeit!“ Und er geſteht es offen zu, er befindet ſich gut dabei. H. v. Zobeltitz.

Von der „Grille“ zur „Hohenzollern“.

(Abdruck verboten.)

Von Johannes Wilda. Mit fünf Abbildungen nach Momentaufnahmen von M. Ziesler in Berlin.



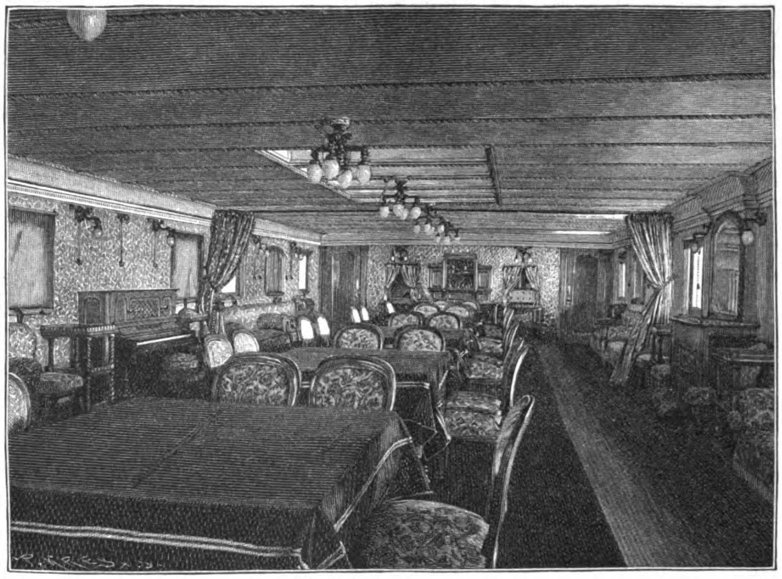
S. M. Jacht Hohenzollern.

Unſere Marine befand ſich noch in den Kinderſchuhen oder hatte ſie wenigſtens noch nicht lange ausgetreten. Aus einer preußiſchen war ſie eine norddeutſche geworden und ſtand vor der Verwandlung in eine allgemeine deutſche, an der das ganze Vaterland dies- und jenſeits des Mains mit ſeinem Geldbeutel und mehr noch mit ſeinem Herzen teilnehmen ſollte.

Zu jener Zeit erweckte uns grünen Seebefliſſenen eins unſerer Fahrzeuge ein beſonderes Intereſſe. Ein ſchlankes, in Frankreich gebautes Schiffchen war es, mit drei ſchrägen Maſten, einem langen Schornſtein und mit niederem, durch einen Goldſtreifen geziertem Rumpf, das mit unerhörter Geſchwindigkeit die Kieler Föhrde durchſchnitt. Auf ſeinem Deck ſchritt ein ſehr hoher, älterer Herr, dem die Marine mehr Dank ſchuldete, als wir damals begriffen, das zuſammengeſchobene Fernrohr unter dem Arme, langſam auf und ab. Auge, Haltung verrieten den Seemann, und die goldverbrämte, große Schirmmütze trug er ein wenig „aufgetoppt“ nach dem Hinterkopf geſchoben.

Dieſer hohe Herr war der „Prinz-Admiral“, Prinz Adalbert von Preußen; das ſchlanke Schiff hieß S. M. Yacht „Grille“.

Der Prinz-Admiral iſt nun leider längſt dahingeſchieden; die „Grille“ aber genießt den Vorzug jener liebenswürdigen Frauen, die nicht zu altern ſcheinen und ſich durch Schönheit



Der Speiſeſaal auf S. M. Jacht Hohenzollern.

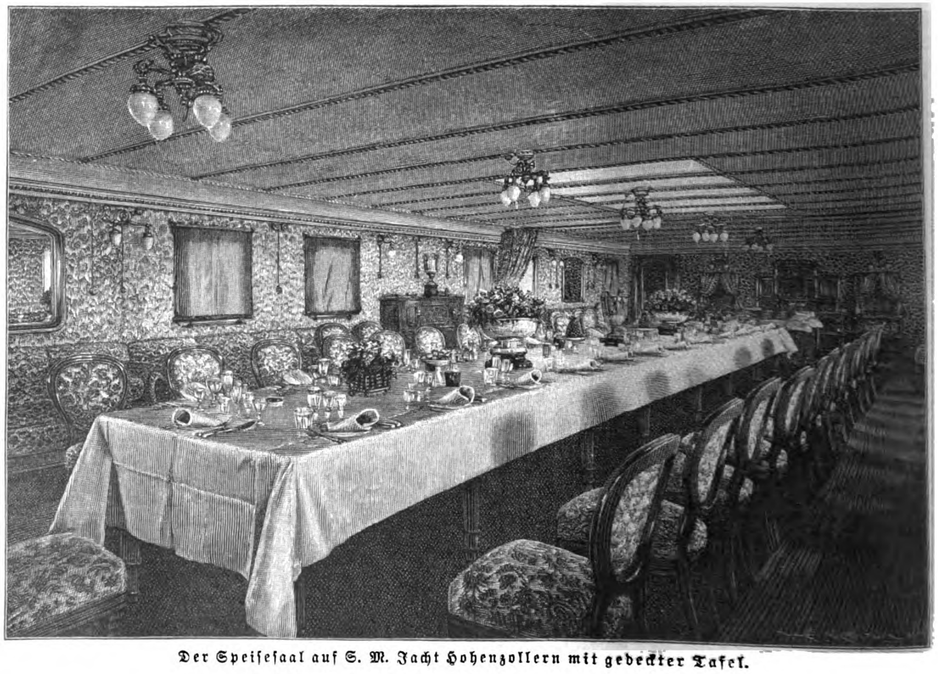
und Lebenskraft ſiegreich neben einer jüngeren Generation behaupten. Bei Hofe lebt ſie nicht mehr, ſteht aber dafür im beſcheideneren Wirkungskreiſe ihrem Platze mit Anmut und Tüchtigkeit vor. Aus der königlichen Yacht wurde lediglich ein Aviſo „Grille“, d. h. ein Fahrzeug, das vermöge ſeiner Bauart und Geſchwindigkeit für den wichtigen Späh- und Nachrichtendienſt benutzt wird.

Allein nicht nur äußere Verdienſte haften ihr an. Als ſie ſich von ihrer Glanzſtellung zurückziehen mußte, weil ſie zu klein war, um dem Oberhaupt eines großen und ſeemächtigen Kaiſerreiches genügen zu können, geſchah dies mit dem wohlerworbenen Anſpruch auf einen „hiſtoriſchen Ruf.“ Sie hatte die Feuertaufe erhalten, die kleine Grille, und zumal 1864, unter Führung des Prinz-Admirals, im Gefecht gegen die däniſchen Schiffe, Linienſchiff „Skiold“ und Fregatte „Sjaelland“ — 2 Geſchütze gegen 110! — dann 1870 im Ferngefecht mit fünf franzöſiſchen Schiffen, vier Panzern und einer Holzkorvette, bewieſen, daß kecker Wagemut auch ohne grobes Geſchütz und Panzer mit Gott für König und Vaterland drauf zu gehen verſteht.

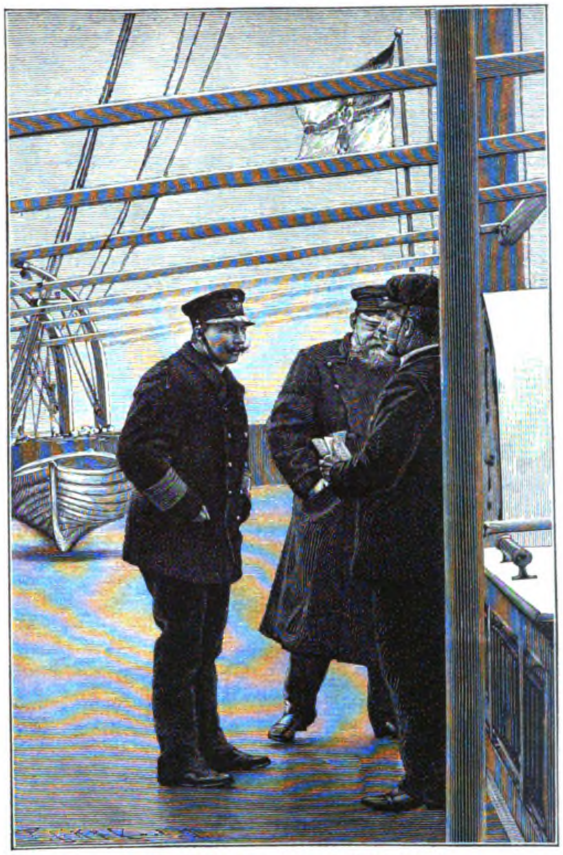
Ihre Nachfolgerin ſah, bildlich und rein äußerlich genommen, recht vornehm auf ſie herab.

Man denke ſich ſtatt eines niederen Schraubendampfers von 350 Tonnen mit 650 indizierten Pferdekräften, von 59 m Länge und 8 m Breite, auf dem eine Beſatzung von ungefähr 70 Köpfen hauſte, einen ſtolzen, 1700 Tonnen großen Raddampfer, 82 m lang, 10,4 m breit, mit einer Maſchine von 3000 indizierten Pferdekräften und einem Etat von 150 Köpfen. Das war die erſte „Hohenzollern“, ein 1875 bis 1878 auf der Germaniawerft am Kieler Hafen erbautes Schiff.

Als Kaiſer Wilhelm II. ſie ſpäter auf ſeinen Nordlandsreiſen erprobte, genügte aber auch ſie für einen Monarchen mit größerem Gefolge nicht. Zunächſt erfolgte dann ein innerer, weſentliche Verbeſſerungen erzielender Umbau, der u. a. elektriſche Beleuchtung verſchaffte. Die Teilnehmer an der zweiten norwegiſchen Reiſe im Jahre 1890 merkten den Unterſchied gewaltig, indeſſen die ſtattliche „Hohenzollern“ ſollte ſich dennoch als unzulänglich erweiſen. — Der Kaiſer iſt bekanntlich von höchſtem Intereſſe für das Seeweſen erfüllt; wenn er nicht juſt von der Vorſehung auf den erſten Poſten im Staate berufen worden wäre, ſo würde er wohl Seemann geworden ſein. Dieſe tiefe Neigung iſt für die Flotte und damit für das Vaterland von ſchwerwiegender Bedeutung, denn ſie begnügt ſich nicht mit Dilettantismus, ſondern erzeugt ein fachmänniſches Streben, das überall unterrichtet ſein und ſich von Schäden und notwendigen Fortſchritten ſelbſt überzeugen will. Solchem Bedürfnis vermochte aber ein Schiff, das keineswegs mehr auf der Höhe der Zeit ſtand, nicht Rechnung zu tragen, und die „Hohenzollern“ teilte eben das Schickſal ſo mancher Bauten der in techniſchen Fortſchritten ſich überbietenden Epoche: für ihren eigentlichen Zweck veraltete ſie, ehe ſie noch alt war. Ganz abgeſehen davon, daß ſie ſich mit den Jachten anderer Souveräne, die ihr Fahrzeug ſelten und faſt nur zu nichtmilitäriſchem Gebrauche benutzen, gar nicht meſſen konnte, ganz abgeſehen davon, daß ſie für Repräſentation im großen Stil noch immer nicht ausreichte, ſo beſaß ſie auch noch ſonſtige, in obigen Bemerkungen



Der Speiſeſaal auf S. M. Jacht Hohenzollern mit gedeckter Tafel.



Kaiſer Wilhelm auf der Hohenzollern.

angedeutete Mängel, vornehmlich den Fehler, nicht das Maß von Geſchwindigkeit zu beſitzen, das bei den heutigen, hurtigen Schlachtſchiffen für ein Fahrzeug, von dem aus die Evolutionen überſchaut oder gar geleitet werden ſollen, durchaus erforderlich erſcheint.

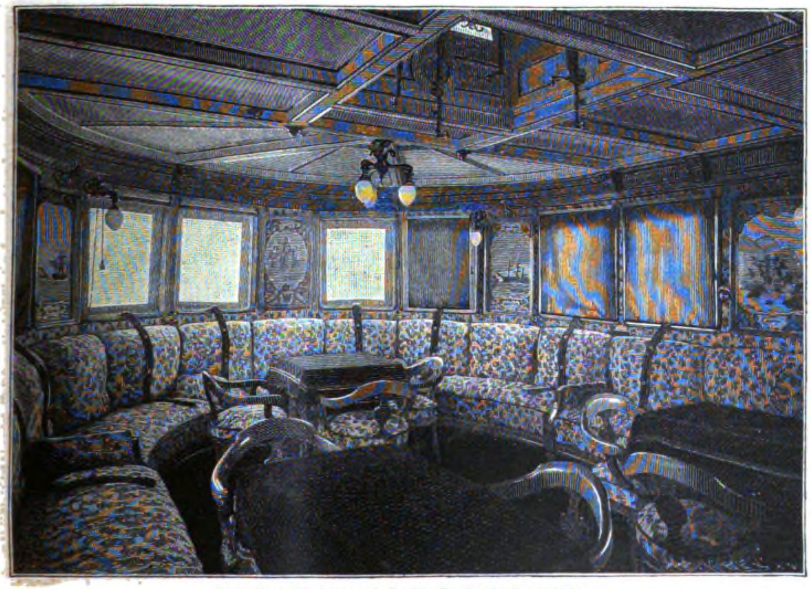
Die kleine, inzwiſchen mit Verbeſſerungen verſehene „Grille“ läuft bei voller Kraft noch ihre vierzehn Seemeilen die Stunde und vielleicht etwas darüber, die bisherige „Hohenzollern“ nur etwa einen Knoten mehr. Dazu iſt dieſe ein Raddampfer, alſo im Ernſtfall ſehr verwundbar. Nun aber kam es ferner darauf an, Zahl und Art unſerer für den Kriegszweck brauchbaren Aviſos zu heben, und ſo beſchloß man, die beiden wichtigen Ziele zu verbinden und ein Fahrzeug zu konſtruieren, das gleichzeitig als Repräſentations- und als Kriegsſchiff die höchſten Forderungen erfüllt. Als ein ſolches lief dann, nachdem der Reichstag $4^1/_2$ Millionen Mark zum Bau bewilligt hatte, die nach den Plänen des Geh. Admiralitätsrates Dietrich, des Chef-Konſtrukteurs der kaiſerlichen Marine, vom „Vulkan“ gebaute, neue „Hohenzollern“ im vorigen Jahre in Grabow bei Stettin vom Stapel.

Die alte „Hohenzollern“ aber ward in „Kaiſeradler“ umgetauft und gleich der „Grille“ als Aviſo im Flottenbeſtande weiter geführt, wo ſie immerhin ein zu mancherlei Zwecken ganz verwendbares Schiff bleibt.

Die neue, alſo die jetzige einzige „Hohenzollern“ beſitzt 121 m größte Länge zu 14 m Breite, bei einer Raumtiefe von 10,8 m und einer Waſſerverdrängung d. i. einer Größe von 4187 Tonnen. Sie iſt alſo noch ein wenig länger als das rieſige Panzerſchiff „König Wilhelm“ und beſitzt die Größe unſrer geſchützten Kreuzer von der „Prinzeß Wilhelm-“ und „Irene-Klaſſe“. Mit Ausnahme des neuen Drei-Schraubenſchiffes mit 12 000 Pferdekräften, der „Kaiſerin Auguſta“, hat ſie eine ſtärkere Maſchine, als unſere ſämtlichen Panzerſchiffe, nämlich von 9000 Pferdekräften, die durch acht Keſſel derartig auf ihre Doppelſchraube wirken, daß die Jacht mit 20 Seemeilen Fahrt durchs Waſſer getrieben werden kann. Ihr Beſatzungsetat beträgt ungefähr 270 Köpfe. Die Bewehrung beſteht in drei 10,5 cm und zwölf 5 cm Schnellladegeſchützen.

Man vergegenwärtige ſich dieſe Zahlen gegen die bei der „Grille“ angegebenen und man erhält durch Verallgemeinerung ein ganz anſchauliches Bild von dem Wachstum unſerer Marine im letzten Vierteljahrhundert.

Die „Hohenzollern“ wird allſeitig als ein Meiſterwerk moderner Schiffsbaukunſt betrachtet. Die ſchlanken Linien ihres gewaltigen, blendend weiß geſtrichenen und bis 10 m den Waſſerſpiegel überragenden Rumpfes verwandeln den Eindruck des Gigantiſchen in den der Anmut. Über dem ſcharfen, kühnen Bug prangt die Kaiſerkrone, hinten am Heck das von Lorbeerzweigen umfaßte, in Schwarz und Silber gehaltene Hohenzollernwappen. Die viereckigen Fenſter (ſiehe die Abbildung S. 667) im Hauptdeck gehören meiſt den Salons des in erſter Linie zu Wohnzwecken beſtimmten Schiffsinnern an. Die kleinen runden Öffnungen ſind die Fenſterchen für die anderen, beſonders tiefer liegenden Räumlichkeiten. Man merkt gleich, daß man ſich auf einem vornehmen Schiff befindet, ſobald man das elegante Deck betritt. Über letzteres erheben ſich zwei hellgeſtrichene Schornſteine und drei Stahlmaſten, an deren mittlerem die Kaiſer-Standarte geſetzt wird, wenn Majeſtät ſich an Bord befindet. Der Bug, ſeitwärts mit zwei Leuchttürmchen für das grüne und rote Poſitionslicht, iſt gut gegen überkommende Seen geſchützt; ein hohes Sturmdeck gewährt nebſt der noch höheren Kommandobrücke ſicheren Promenadenraum und umfaſſende Rundſicht. Von den Enden der Brücke aus können elektriſche Scheinwerfer ihre forſchenden grellen Strahlenbündel entſenden. Hier oben, bei ſchlechter Witterung im Wetter-



Der Rauchſalon auf S. M. Jacht Hohenzollern.

häuschen, weilt der Kaiſer gern. An Bord der alten „Hohenzollern“ waren noch, nach ſeiner eigenen Angabe, an den beiden Brückenenden mit Fenſtern verſehene Schutzhäuschen, ähnlich dem Dach einer Halbchaiſe, angebracht, in welchen er mit Vorliebe zu ſitzen und zu arbeiten pflegte.

Der Aufbau auf dem Oberdeck, deſſen Dach das Sturm- oder Promenadendeck bildet, enthält die gemeinſchaftlichen Salons. Von hier aus geht es eine Treppe tiefer in das die Haupträumlichkeiten enthaltende erſte Zwiſchendeck. Hier befinden ſich, ziemlich weit von der Schraube fort, nach mittſchiffs verlegt, rechts an Steuerbord die Gemächer Sr. Majeſtät des Kaiſers, links an Backbord die der Kaiſerin. Ein breiter Korridor trennt ſie. Vor den kaiſerlichen Gemächern liegen die der Prinzen, vor dieſen die Räume und Meſſen des Kommandanten und der Offiziere, dann ein Mannſchaftsraum und ganz im Bug Lazarett und Apotheke. Natürlich ſind die kaiſerlichen Gemächer aufs praktiſchſte und ſchönſte mit Räumen zum Arbeiten, Ankleiden, Schlafen, Baden ꝛc. ausgeſtattet. Hinter ihnen erſtrecken ſich die Kajüten für das Gefolge, ſo beiſpielsweiſe hinter denen der Kaiſerin die für die Oberhofmeiſterin und den Leibarzt. Noch weiter hinten folgen Büreaus.

Tiefer, im zweiten Zwiſchendeck, ſind die Lokalitäten für die Dienerſchaft, die kaiſerliche Garderobe und das Gepäck, ferner die kaiſerliche Kombüſe (Küche) und die Offiziers-Kombüſe, Wohnräume für Deckoffiziere und Mannſchaften. Auch die Eismaſchine nebſt dem großen Deſtillierapparat, der ſtets friſches Trinkwaſſer liefert, findet man hier. Bedeutende maſchinelle Vorrichtungen, außer der eigentlichen Schiffsmaſchine 30 Hilfsmaſchinen, bedienen dieſen Apparat, dann das umfangreiche Pumpſyſtem, die elektriſche Beleuchtung, die Scheinwerfer ꝛc. Dem entſpricht das ſtarke Maſchinenperſonal.

Die Salons und Kajüten ſind ſelbſtverſtändlich prachtvoll und dabei vornehm ausgeſtattet; ihre innere Einrichtung lieferte die Berliner Kunſttiſchlerei von O. Völker. Von dem überladenen Geſchmack moderner Paſſagierdampfer halten ſie ſich frei. Täfelung, Schränke, Tiſche und ſonſtige Möbel beſtehen in den kaiſerlichen Räumlichkeiten aus weißem Ahorn mit Roſenholzeinlage; eine buntfarbiger Cretonne überzieht die Wände. Von den in zartem Weiß und Gold gehaltenen Plafonds hängen zierliche Glühlampen. Aus Nickel im Rokokoſtil gefertigte Kamine erhöhen den behaglichen Eindruck, während die eigentliche Heizung durch Dampf beſorgt wird. Überall herrſcht eine Fülle von Luft und Licht; der 16 m lange Speiſeſaal beiſpielsweiſe zeigt nicht weniger als zwölf Fenſter. Die Treppe von den Kaiſerſalons nach dem Speiſeſaal iſt aus weißem Ahorn mit ſchön angebrachter Vergoldung. Hinten auf dem Promenadendeck befindet ſich der gemütliche Rauchſalon. Die Räumlichkeiten des Gefolges und der Offiziere ſind etwas einfacher, in hellem Eichenholz mit minder prachtvollen Cretonne-Bezügen, aber noch immer hervorragend elegant ausgeſtattet.

Schließlich ſei noch mitgeteilt, daß ſich ſogar ein Kuhſtall an Bord befindet. — Daß man hier überhaupt nicht ſchlecht lebt, iſt leicht einzuſehen, wenn auch wiederum auf einem Hamburger oder Bremer Schnelldampfer ein verhältnismäßig größerer Luxus getrieben werden mag. Der Koch Sr. Majeſtät iſt ein ehemaliger Marinekoch. Der Kommandant, Kapitän zur See von Arnim, der bereits die frühere „Hohenzollern“ führte, muß, wie ſonſt üblich, ſeinen eigenen Koch haben, obſchon er, wenn der Kaiſer an Bord iſt, ſtets mit an der kaiſerlichen Tafel ſpeiſt. Täglich wird außerdem noch einer oder der andere der übrigen Offiziere zur Tafel gezogen. Bei Partien an Land ſchließen ſich ein- für allemal ſämtliche dienſtfreien Offiziere dem Kaiſer an.

Um den eigentlichen Schiffsdienſt kann ſich der Kaiſer natürlich nicht kümmern, dazu hat er ſelbſt zu viel zu thun, aber er intereſſiert ſich für alles und frägt ſcharf, ſo daß jeder Offizier mit ſeiner Antwort gut beſchlagen ſein muß. Auch das Mannſchaftseſſen, von dem mittags dem wachthabenden Offizier eine Probe gebracht werden muß, prüft der Monarch gelegentlich und hat dann ſchon öfter durch guten Appetit bewieſen, daß die Leute alle Urſache beſitzen, mit ihrer Verpflegung zufrieden zu ſein.

Während ſeiner Reiſen pflegt der Kaiſer ganz enorm zu arbeiten; dieſe Arbeitszähigkeit und Arbeitsfreudigkeit erregt oft die Ver- und Bewunderung ſeiner Umgebung. Freilich bringen die in den angelaufenen Häfen eintreffenden Kouriere auch Stoff genug, der dann mit Hilfe der mitgenommenen Chefs und Räte erledigt werden muß. Die kaiſerlichen Reiſen ſind alſo, ganz abgeſehen von repräſentativen Zwecken, nichts weniger als bloße Vergnügungsreiſen, und neben der Erholung durch anregenden Wechſel und geſunde Luft geht das „Regieren“ ruhig ſeinen Gang fort. Der bürgerliche Geſchäftsmann, der während ſeiner Reiſen zwiſchen ſich und ſeinen Geſchäften einen dicken Trennungsſtrich zieht, hat es bequemer.

An Sonn- und Feiertagen pflegt der Kaiſer gern ſelbſt den Gottesdienſt abzuhalten; das iſt dann für die Beſatzung doppelt feierlich und eindrucksvoll. In den Mußeſtunden aber liebt der Herrſcher heitere Geſellſchaft. Die Teilnehmer an den Nordlandsreiſen auf dem jetzigen „Kaiſer-Adler“ wiſſen davon zu erzählen. Mancher luſtige Abend wurde durch die fröhliche Laune des hohen Herrn und den Geiſt und Witz ſo mancher aus dem bevorzugten Kreiſe reizvoll geſtaltet. Namentlich wenn die verſchiedenen Geburtstage der Offiziere und „Badegäſte“ gefeiert wurden, worauf der Kaiſer genau hielt, und Herr Georg von Hülſen als Zauberkünſtler, oder der zweite Kaiſergaſt, der Maler Saltzmann, an Bord unter dem Namen „Onkel Hermann“ bekannt, als Konzertmaler auftrat, oder wenn der Diplomat und Poet Graf Philipp Eulenburg etwas zum Beſten gab, entſtand eine behagliche, von ſteifem Ceremoniell weit entfernte und doch niemals die durch das feinſte Taktgefühl gezogenen Grenzen verletzende Fröhlichkeit.

Und ſo mag unſerem kaiſerlichen Herrn auch auf der neuen „Hohenzollern“ die Erholungszeit auf Reiſen von dem deutſchen Volke, zu deſſen Frommen er die leibliche und geiſtige Stärkung ſucht, herzlich gegönnt ſein. Ihm, der, wie ein anderer ſeiner Reiſebegleiter, Dr. Güßfeldt, erzählt, kein Wort des Unmuts, nicht der leiſeſten Verſtimmung hatte, als es ihm durch höhere Gewalt verſagt blieb, ſeinen Herzenswunſch erfüllen und das erſehnte Reiſeziel, das Nordkap, betreten zu dürfen — ihm, der die goldenen, den Menſchen wie den Fürſten ehrenden und echt ſeemänniſchen Geiſt atmenden Worte ſchrieb:

„Wer jemals einſam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke ſtehend, nur Gottes Sternenhimmel über ſich, Einkehr in ſich ſelbſt gehalten hat, der wird den Wert einer ſolchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von meinen Landsleuten möchte ich wünſchen, ſolche Stunde zu erleben, in denen der Menſch ſich Rechenſchaft ablegen kann über das, was er erſtrebt und was er geleiſtet hat. Da kann man geheilt werden von Selbſtüberſchätzungen, und das thut uns allen not.“

Auf Reiſen.

Geſchwätz am langen Frühſtückstiſch
Von Weg und Fahrgebühr;
Blutjung der Tag; die Seele friſch;
Das Wäglein vor der Thür.

Das Herz voll froher Ungeduld;
Die Luft voll Schwalbenſchrei;
Für Wanderglück und Muſenhuld
Der ganze Tag noch frei.

Fern alles Leid. — Und Sonnenſchein
Und Morgenduft dafür.
Die Berge blau; das Leben mein;
Das Wäglein vor der Thür!

Frida Schanz.

◆

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„Wo ſind die Mädchen?“ iſt eins jener humorvollen Genrebilder, mit denen ſich der Düſſeldorfer Maler Theodor von der Beek ſeit Jahrzehnten einen immer größer werdenden Freundeskreis erobert hat. v. d. Beek iſt ein guter Kenner unſeres Volkslebens und hat einen glücklichen Griff in der Wahl ſeiner Motive — auch das ſchelmiſche Verſteckſpielen der beiden Mädchen vor dem forſchenden Auge des Förſters und die Figur der Alten, die gar nicht ſo ungern „mitzuthun“ ſcheint, ſind ihm vortrefflich gelungen.

Neben dem großen Ruisdael, dem unübertroffenen Meiſter, nahm Meindert Hobbema unter den holländiſchen Landſchaftsmalern des 17. Jahrhunderts die zweite Stelle ein. Jenem, ſeinem Freunde, an Phantaſie und Geſtaltungskraft unterlegen, kam er ihm doch an treuer Wiedergabe der Natur, an ſinniger Wirkung mindeſtens gleich. Unſer Bild iſt charakteriſtiſch für den Künſtler, der bei Lebzeiten weniger beachtet, erſt in neueſter Zeit voll gewürdigt wurde: eine ſtille Mühle am beſchatteten Teich, von Bäumen umſäumte Dörfer und Gehöfte — das waren ſeine Lieblingsmotive.

Den Studienmappen eines modernen Künſtlers ſind die kleinen Einſtreubilder auf S. 660 entnommen. Ad. Schreyer iſt einer unſerer erſten Pferde- und Soldatenmaler. 1828 in Frankfurt a. M. geboren, auf der dortigen Kunſtſchule ausgebildet, hat er ſich frühzeitig auf ſeinem Gebiet die Meiſterſchaft und zumal während ſeines langjährigen Aufenthaltes in Paris einen Weltruf errungen. Seine berühmten „Koſakenpferde im Schnee“, ſein „Angriff franzöſiſcher Artillerie in der Krim“, ſeine Bilder aus Algier und der Wallachei künden von den weiten Fahrten, die er zu Studienzwecken gemacht — ſie alle ſind mit packender Realiſtik gemalt, aber jedes von ihnen erzählt doch auch eine intereſſante Geſchichte; die heute ſo ſeltene Gabe des Fabulierens geht in ihnen mit vollendeter Technik Hand in Hand. Zur Zeit lebt der Meiſter in einer reizenden Villa zu Cronberg im Taunus, unmittelbar neben dem Schloſſe der Kaiſerin Friedrich.

Himmelskunde.

Über das Ergebnis der umfaſſenden Beobachtungen, welche auf dem aſtrophyſikaliſchen Obſervatorium in Potsdam über den vielgenannten, auch von uns mehrfach erwähnten neuen Stern im Fuhrmann angeſtellt wurden, hat Prof. Vogel der Akademie der Wiſſenſchaften nunmehr Bericht erſtattet. Er iſt der Anſicht, daß ein fremder Weltkörper in ein, dem unſeren ähnliches Sonnenſyſtem eindrang und hierbei im Vorübergang an einem großen oder an mehreren kleinen Körpern dieſes Syſtems, oder auch ſogar durch Zuſammenſtoß mit ſolchen, in hohen Glühzuſtand verſetzt wurde, wobei auch Teile jenes Sonnenſyſtems, vielleicht der Centralkörper ſelbſt, ſich ſtark erhitzten. Der neue Stern verdunkelte bekanntlich allmählich, leuchtete dann aber im Herbſt 1892 noch einmal auf. Dieſen Vorgang erklärt Prof. Vogel mit der Möglichkeit einer Begegnung des fremden Körpers mit einem der am weiteſten vom Mittelpunkt entfernten Planeten des ganzen Syſtems. — Es handelte ſich, wenn die ganze Hypotheſe zutrifft, alſo um ein gewaltiges kosmiſches Ereignis, um eine Kataſtrophe im Weltall.

Naturkunde.

Über die Zwergcicade, über deren maſſenhaftes Auftreten in einzelnen Teilen Deutſchlands im Frühjahr dieſes Jahres vielfach geklagt wurde, berichtet Direktor Stoll vom pomologiſchen Inſtitut in Proskau u. a.: „Die Zwergcicade, ein etwa 3 mm langes, ſchwarzes, ſpäter heller erſcheinendes Tierchen, wird meiſt für die Frithfliege gehalten, iſt aber bei genauerer Beobachtung durch den dicken Kopf mit dem dreiſeitigen Scheitel, durch die dornigen Sprungbeine u. dgl. als zu den Cicaden gehörig zu erkennen. Das lebhaft hüpfende Tier ſaugt mit ſeinem ſcheinbar zwiſchen den Vorderbeinen entſpringenden Schnabel die Blätter, namentlich der Gerſte, an und bringt dadurch die Pflanzen zum Vertrocknen. Die Tiere ſind ſo maſſenhaft auf den befallenen Feldmarken, daß alle Pflanzen ſchwarz punktiert erſcheinen und binnen verhältnismäßig kurzer Zeit zum Abſterben kommen, ſo daß die Landwirte bereits die Felder umzupflügen beginnen. Außer Gerſte ſind in der Proskauer Gemarkung Roggen, Hafer, Mais, Krautpflanzen und ſelbſt Kartoffeln befallen.“ Man hat ſich in Proskau eifrig mit Verſuchen zur Bekämpfung des Inſekts beſchäftigt. Als das geeignetſte Verfahren ergab ſich, zur Mittagszeit, wenn die Tiere auf den Pflanzen ſtill ſitzen, die Felder mit dicht über dem Boden hin und her geſchwenkten Schmetterlingsnetzen zu übergehen, wobei die Tiere zu Tauſenden abgeſtreift und getötet werden. Gegen Abend, ſobald die von den Netzen unberührt gebliebenen Cicaden wieder auf die jüngeren Blätter gehüpft ſind, ſollen die Felder dann mit einer Miſchung von 2 Teilen Petroleum und 1 Teil Milch (von der 1 Teil wieder mit 20 Teilen Waſſer verdünnt iſt) tüchtig überſpritzt werden. Anſtatt dieſer Miſchung wird aber auch als teuerer, jedoch die Blätter beſſer ſchonend eine Löſung von 6 Pfd. Schmierſeife in 100 Liter Waſſer empfohlen, der kurz vor dem Gebrauch noch 6 Pfd. gewöhnliches Ammoniak zugeſetzt ſind.

Völkerkunde.

Die Israeliten verteilen ſich dem Annuaire israélite zufolge, wie folgt, auf die einzelnen Erdteile:

Europa: 5 415 000, davon u. a.	
Rußland	2 552 000
Öſterreich-Ungarn	1 644 000
Deutſchland	562 000
Rumänien	265 000
Frankreich	130 000
Türkei	104 000
Niederlande	82 000
Italien	40 000
Bulgarien	10 000
Schweiz	7 000
Aſien: 310 000, davon u. a.	
Aſiat. Türkei . . .	195 000
Ruſſ. Aſien	47 000
Indien	19 000
Perſien	18 000
Central-Aſien . .	14 000
Afrika: 350 000, davon u. a.	
Abeſſinien	200 000
Marokko	60 000
Ägypten	8 000
Tripolis	6 000
Tunis	5 000
Amerika: 250 000, davon	
Vereinigte Staaten	230 000
Auſtralien: 12 000.	

Die Geſamtzahl der Israeliten iſt danach auf 6 337 000 angegeben.

Geſundheitslehre.

Wenn man den Folgerungen, welche einzelne Gelehrte aus neueren Unterſuchungen über den Straßenſtaub ableiteten, unbedingt Glauben ſchenken ſollte, müßte man ſchier verzweifeln. Prof. Manfredi hat nachgewieſen, daß der Straßenſtaub unzählige Keime für Starrkrampf, Tuberkuloſe, Roſe, Diphterie enthält, die durchaus lebensfriſch ſind, und aufgewirbelt in die Atmungsorgane der Menſchen, auf die Nahrungsmittel ꝛc. gelangen müſſen. In Neapel fand der gelehrte Italiener in einem Gramm Straßenkehricht 5000 Millionen Mikroben. Die Zeitſchrift „Gaëa“ macht nun mit Recht darauf aufmerkſam, daß die Gefahr aus dieſen Bacillenbrutanſtalten doch ſtark übertrieben wird. Die Natur ſchafft uns auf Wegen, die wir noch nicht kennen, eine große praktiſche Immunität, welche die Gefahr weſentlich verringert. Das Licht wirkt z. B. im hohen Grade bakterientötend, und manche der natürlich, z. B. alſo im Straßenſtaub vorkommenden Mikroben ſind auch thatſächlich nicht ſo giftig, wie dieſelbe Art, wenn ſie im Laboratorium künſtlich gezüchtet wird. Das letztere iſt von der Tetanus (Starrkrampf)-Mikrobe bereits überzeugend nachgewieſen; dieſelbe iſt in der Natur ſehr häufig, der Starrkrampf ſelbſt trotzdem eine ſeltene Krankheit.

Landwirtſchaft.

Bei dem Futtermangel, von dem große Teile Deutſchlands betroffen ſind, erſcheint es wertvoll, auf eine Gattung von Futterpflanzen hinzuweiſen, die ſelbſt anhaltender Dürre großen Widerſtand entgegenſetzen ſoll. Es iſt das die Sippe der Lathyrus-Arten (Wicke, Kicher, Platterbſe), die, bisher wenig kultiviert, in einzelnen veredelten Exemplaren als L. silvestris Wagneri auf der diesjährigen landwirtſchaftlichen Ausſtellung zu München Aufſehen erregte. Sie beanſprucht keineswegs reichen, üppigen Boden, wie Rotklee, ſondern gerät in vollſter Üppigkeit in ſandigen, armen Böden und Steingerölle, ſofern nur Lockerung, Tiefgründigkeit und waſſerfreier Untergrund gegeben ſind. Das Heu dieſer Pflanzen ſoll doppelt ſo viel Nährſtoffe enthalten, als Luzerne oder Rotklee, und der Grad der Verdaulichkeit bei letzteren viel geringer, der Gehalt an Rohfaſer aber viel höher ſein, als bei Lathyrusfutter. Alle Haustiere nehmen das Futter der Lathyruspflanzen mit großer Gier an. Die fleiſchigen, weichen Ranken erreichen eine Geſamtlänge von 2 bis 3 Meter; 120—150 Ranken ſproſſen aus einer Wurzel; bis ins zwölfte Jahr nimmt die Pflanze an Umfang zu und zahlloſe Blüten, roſa, purpurfarben, weiß und geſprenkelt, beleben das Futterfeld und bieten den Bienen überreiche Nahrung, und nicht etwa nur ein Jahr lang, ſondern länger als ein Menſchenalter, denn die Pflanzen werden ſehr alt und bedürfen gleichwohl keiner Düngung, denn die 10—15 Meter langen Wurzeln beuten die tiefen, jungfräulichen Schichten des Untergrundes aus, welche von anderen Pflanzen unberührt blieben. Die Geſellſchaft „Lathyrus“, München, Prannerſtraße 13, erteilt Intereſſenten weitere Auskunft. Jedenfalls lohnt ein Verſuch.

Vereine.

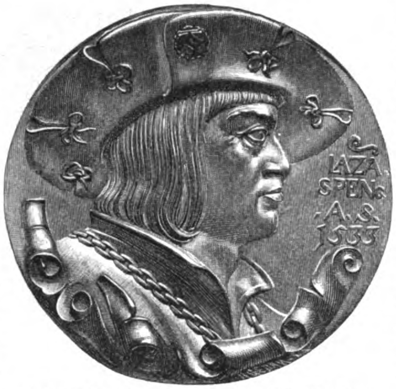
Die diesjährige (65.) Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Ärzte findet vom 11.—15. September in Nürnberg ſtatt.

Der Deutſche Hugenottenverein, welcher ein Verzeichnis aller in Deutſchland lebenden Nachkommen von Refugiés angelegt hat, bittet alle diejenigen, welche von den um 1685 aus Frankreich um ihres Glaubens willen Geflohenen abſtammen, gegenwärtig aber einer der beſtehenden franzöſiſch-reformierten Gemeinde nicht angehören, um Angabe von Namen, Stand, Wohnort ꝛc. (An Dr. Béringuier, Berlin N., Invalidenſtr. 40/41.)

Anfrage.

Im Weſten unſeres Vaterlandes herrſcht in dieſem Sommer ein höchſt bedenklicher Futtermangel, der die Landleute leider vielfach zwingt, ſich ihres Viehs — ſelbſt zu wahren Schleuderpreiſen — zu entäußern. Aber oft iſt der Verkauf ſelbſt zu Schandpreiſen nicht einmal möglich, der Bauer muß ſeine Tiere ſchlachten und das Fleiſch konſervieren. Von hochgeſchätzter Seite werden wir nun gebeten, die Anſichten unſerer vielfach ſachkundigen Leſer und Leſerinnen über die beſte, billigſte und einfachſte Art des Konſervierens von Rind- und Kalbfleiſch einzuholen. Es iſt dabei aber auf die Einfachheit des Verfahrens beſonderer Wert zu legen und auch zu beachten, daß zum Einpökeln den Leuten häufig die erforderlichen Fäſſer fehlen. — Wir ſtellen die Frage hiermit zur Diskuſſion.

Lazarus Spengler, der Reformator von Nürnberg.



Lazarus Spengler, der Reformator von Nürnberg.

Als ſich Johann Staupitz von 1512—16 in Nürnberg aufhielt, ſcharte ſich um ihn ein Kreis bedeutender Männer aus der freien Reichsſtadt und empfing von ihm die erſten Anregungen zur Annahme der Lehre Martin Luthers. Hieronymus Ebner und Hieronymus Holzſchuher, Martin Tucher, Chriſtoph Scheurl und Albrecht Dürer, Wenceslaus Link und Lazarus Spengler werden uns aus dieſem Kreiſe genannt. Nachdem dann Luther ſelbſt auf ſeiner Reiſe nach Augsburg 1518 Nürnberg berührt, trieb es Spengler, der Ratsſchreiber der Stadt war, für den Wittenberger Auguſtiner offenkundiges Zeugnis abzulegen — er ſandte ſeine „Schutzred und chriſtliche Antwort eines erbaren Liebhabers göttlicher Warhait der Heiligen Geſchrifft.... Apologia offen für Luther“ in die Welt. Die Folgen blieben nicht aus, der Bann traf Spengler, und leider geriet infolge desſelben für kurze Zeit Spenglers Glaubensmut ins Wanken, er erbat und erlangte Abſolution. Aber ſein Schwanken war nur ein vorübergehendes, und er hat es reichlich durch eifrige, überzeugte Thätigkeit für die evangeliſche Lehre geſühnt. Als er 1521 im Auftrage des Rates dem Reichstage zu Worms, über den er überaus treffende Berichte nach Hauſe ſandte, beiwohnte, bekannte er ſich ſchon wieder feſt und frei und voll bewundernder Verehrung zu Luther, „der ſich in dieſem Handel ſo tapfer, chriſtlich und ehrbar gehalten,“ wie Spengler ſchrieb, „daß ich meine, die Romaniſten und ihre Anhänger ſollten viel 1000 Gulden darum geben, daß ſie ihn des Ortes (Worms) nie erfordert, geſehen und gehört hätten.“ Mit Wort und Schrift trat er nunmehr offen für ſeine Überzeugung ein. Seine „troſtliche chriſtenliche anweiſung und arzenei in allen Widerwertigkeiten“ (1521), ſeine Schrift „Die Hauptartikel, durch welche gemeine Chriſtenheit bisher verführt worden iſt, daneben auch Grund und Anzeigen eines ganzen rechten chriſtlichen Weſens“ (1522) gehören zu dem Beſten, was zu jener Zeit von einer Laienfeder dem Druck übergeben wurde. Seinem unermüdlichen Wirken iſt denn auch nicht zum wenigſten zuzuſchreiben, daß Nürnberg ſich ſchon 1525 offen und förmlich zur Reformation bekannte.

Spengler that ſich auch als Dichter geiſtlicher Lieder hervor; ſeine Lieder: „Durch Adams Fall iſt ganz verderbt“ und „Vergebens iſt all Müh’ und Koſt“ haben ihrer Zeit weite Verbreitung gefunden. Ganz beſonders ſegensreich aber wurde ſeine Thätigkeit für die Neuordnung des Kirchenregiments und die Entwickelung des Schulweſens ſeiner Vaterſtadt; ihm iſt u. a. die Begründung des evangeliſchen Gymnaſiums in Nürnberg zu danken, das 1526 Melanchthon ſelbſt eröffnete. Kaum 55 Jahre alt, ſtarb der treffliche Mann 1534, und kein Geringerer, denn Martin Luther ſelbſt, gab nach ſeinem Tode das „Glaubens-Bekantnus Lazari Spengler, weyland Syndici der Stadt Nürnberg“ heraus. — Das nebenſtehende Medaillonporträt iſt von einem Zeitgenoſſen, dem ausgezeichneten Bildhauer Joh. Teſchler, in Buchsbaum geſchnitten und befindet ſich z. B. in der Sammlung des Konſul Becker in Gelnhauſen.

In unſerer Spielecke.

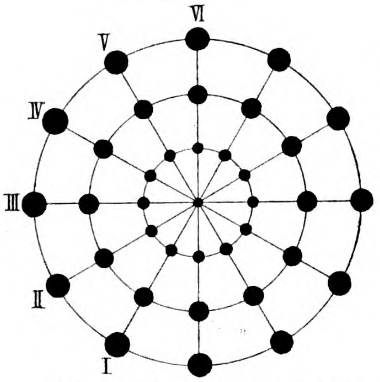
1. Zweiſilbige Scharade.

Das Erſte will nie unten ſein
Und mahnt dich auch empor zu ſtreben,
Drum halte nicht beim Zweiten ein,
Gilt’s edlen Wettbewerb im Leben.

Das Ganze kann beim Mahl dich freun,
Verhaßt dir ſein als wüſtes Treiben;
Mag es gefahrlos ſich zerſtreun
Und nie und nimmer ſitzen bleiben!

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Kreisrätſel.

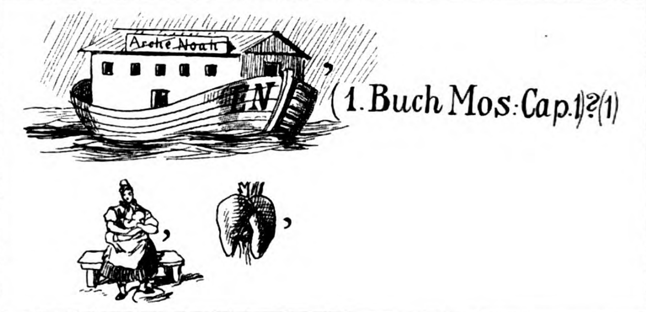


Die Punkte der Figur ſind durch je einen Buchſtaben ſo zu erſetzen, daß die ſechs Durchmeſſer bekannte Namen von je ſieben Buchſtaben mit einem gemeinſamen Mittellaut ergeben. Die ſechs Namen bezeichnen:

1. Einen italieniſchen Opernkomponiſten,
2. eine der Perſonen in „Hamlet“,
3. eine der Perſonen in „Don Juan“,
4. eine der Perſonen in Goethes „Iphigenie auf Tauris“,
5. eine der Frauengeſtalten der griechiſchen Sage,
6. die Mutter eines jetzt regierenden Königs.

Sind die richtigen ſechs Namen gefunden, ſo ergeben ihre Anfangsbuchſtaben den Namen eines hervorragenden Komponiſten unſeres Jahrhunderts.

Bilderrätſel.



3. Arithmetiſche Aufgabe.

Welcher Tag dieſes Jahres läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen?

Addiert man die 91fache Datumszahl und die 88fache Monatszahl, ſo iſt die Summe, die man erhält, gleich der Jahreszahl 1893.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben Nr. in 41.

Bilderrätſel. Steuerdefraudant.

Damespielaufgabe.

1. b 4 — c 5 d 6 — b 4 †
2. f 2 — g 3 h 4 — f 2 †
3. g 1 — a 7 † † † † † und gewinnt.

1. Homonym. Die Alp, der Alp.

2. Arithmetiſche Aufgabe.
Das Baſſin faßt 6082,56 Hektoliter.

3. Dreiſilbige Scharade. Auſterlitz.

4. Logogriph. Sekte, Sekt.

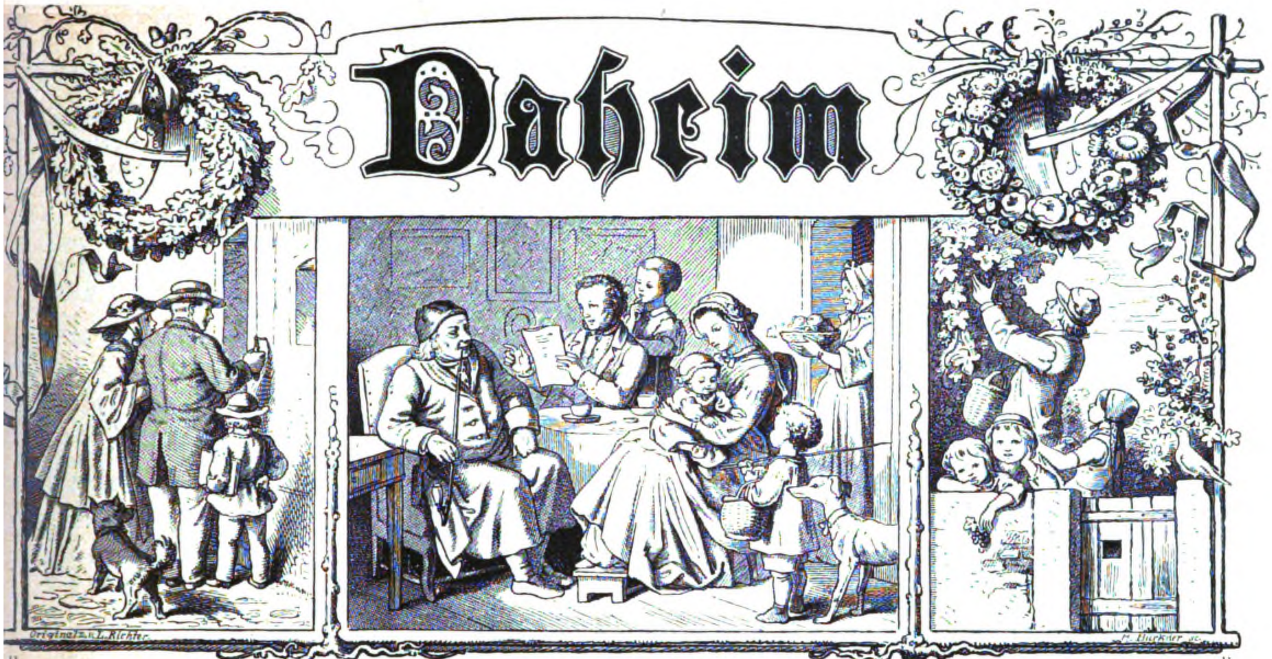
5. Magiſches Kreuz.

			S	M	V			
			t	a	a			
			r	r	l			
S	t	r	a	d	e	l	l	a
M	a	r	d	o	n	i	u	s
V	a	l	e	n	t	i	n	e
			l	i	i			
			l	u	n			
			a	s	e			

6. Anagramm.
Algebra, Alhambra, Abraham.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Otto von Bismarck in Frankfurt. Von Th. H. Pantenius. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Er hat keine Zeit! Plauderei des Meergreiſes. Von H. v. Zobeltitz. — Von der „Grille“ zur „Hohenzollern“. Von Johannes Wilda. Mit fünf Illuſtr. — Auf Reiſen. Gedicht von Frida Schanz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: „Wo ſind die Mädchen?“ von Th. von der Beek; Der Mühlteich von Meindert Hobbema; Zwei Studien von Adolf Schreyer. — Himmelskunde. — Naturkunde. — Völkerkunde. — Geſundheitslehre. — Landwirtſchaft. — Vereine. — Anfrage. — Lazarus Spengler, der Reformator von Nürnberg. Mit Bildnis. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) **Leipzig**, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 29. Juli 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 43.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Der ſonſt ſo luſtige Rechtsanwalt zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß er recht ſteif werden konnte: „Ich weiß, was gute Sitte iſt, gnädige Frau, und bin, wenn kein Edelmann, doch ein Ehrenmann. Erlauben Sie, daß ich Sie darauf aufmerkſam mache!“

„Oh, ſo habe ich es nicht gemeint,“ entgegnete Frau von Lochnitz. „Das verſteht ſich ja alles von ſelbſt. Aus mir ſprach nur die Sorge, denn man muß mit dem armen Kinde vorſichtig umgehen. Hier“ — ſie berührte mit dem Finger ihre Stirn — „hier ſieht es bei ihr etwas verworren aus. Mein Mann und ich fürchten, ſie könnte eines Tages völlig geſtört werden.“

„Sie belieben zu ſcherzen, gnädige Frau!“ brach der Rechtsanwalt los. „Fräulein von Lochnitz iſt viel vernünftiger als ich, ſie weiß ſogar genau wo, wann und wie weit ich ernſt zu nehmen bin. Eine erſtaunliche Intelligenz für ihre jungen Jahre!“

Er lachte ſo übermütig, daß ſie Zeit gewann, ihren Ärger hinunter zu würgen und ſich auf Unbefangenheit aufzuſpielen. Sie warf mit einer Roſe nach ihm, welche ihre nervöſen Finger eine Weile bearbeitet hatten.

Die beiden Herren aus Bernsburg waren die letzten, welche ſich bei der Hausfrau verabſchiedeten. Heinz bekam eine Hand zum Kuß, Herr von Büchnow, der zum Zeitvertreib die Schweſter des Pfarrers nach Hauſe begleitet hatte, mußte ſich mit einer flüchtigen Berührung der Finger begnügen. Als aber der Wagen vom Hofe rollte, ſagte die Freifrau zu ihrem Gemahl: „Der junge Rambert iſt ein unerträglicher Laffe! Ich begreife nicht, daß ein gediegener Mann, wie Büchnow, Gefallen an ihm findet.“

Der Freiherr murmelte etwas von „amüſant“ und „nicht auf den Kopf gefallen.“ Er wagte es ſelten, ſeiner Frau offen zu widerſprechen, denn dann gab es Scenen, und nichts war ihm verhaßter, als dieſe — beſonders, wenn ſie von Zuckungen, Nervenkrämpfen und anderen hyſteriſchen Erſcheinungen begleitet wurden . . .

Durch die ſchöne Sommernacht fuhren die Freunde, beide ungewöhnlich ſchweigſam. Herr von Büchnow raffte ſich zuerſt zu einer zerſtreuten Frage auf: „Heinz, alter Junge, ſchläfſt du?“

„Nein — ich meditiere.“

„Darf man dich unterbrechen?“

„Iſt bereits geſchehen, mein Jesko! Hol's der Henker! Weißt du? Ich habe mich heut in ein Drama verwickelt, in meiner natürlichen Clownrolle — ſelbſtredend! Ort der Handlung —“

„Lindenau.“

„Erſte Scene —“

„Im Herrenhauſe der Lochnitz.“

„Erſte Heldin —“

„Frau Adelheid! Ich weiß Beſcheid, lieber Heinz, und rate dir als Freund, laß dich nicht darauf ein!“

„Im Gegenteil! Es wird mir ein beſonderes Vergnügen ſein, mich als guten Schauſpieler auszuzeichnen. Hilde iſt gleichfalls darin thätig.“

„Willſt du ſie nicht bitten, vom Schauplatz zu treten? Sie wird die undankbarſte Rolle von allen übernehmen müſſen.“

„Thut nichts! Wir brauchen ſie notwendig als Friedensrichterin.“

„Schade dann um ihre ſchöne Seelenruhe!“

„Die findet ſie wieder, falls ſie ſie verlieren ſollte, verlaß dich drauf! Was ſollte ohne ſie aus der armen kleinen Sphinx werden, mit dieſem Statiſten von einem Vater und dieſer hochintereſſanten Stiefmutter? Du — dieſe Frau iſt eine erſte Heldin oder — eine erſte Intrigantin.“

Herr von Büchnow erwiderte nichts. Er verſenkte ſich in das Leuchten des geſtirnten Himmels. Es erinnerte ihn an ein mildes Frauenantlitz im Glanze eines ſtillen Lächelns, und er dachte, daß die Sterne um ſo heller glänzen, je tiefer die Erde im Dunklen liegt.

IV.

Herr von Lochnitz wagte kaum an den guten Geiſt zu glauben, der unverſehens in ſein Haus gezogen war und in erſter Reihe ſeine Gemahlin beſeelte. Eine angenehme Pauſe trat zwiſchen die ſich jagenden Beſuche, Geſellſchaften und Luſtpartieen. Der Verkehr mit dem Pfarrhauſe und ihre in der Nachbarſchaft ſprichwörtlich gewordene Freundſchaft für Hilde ſchienen der Freifrau einſtweilen völlig zu genügen. Außerdem wurde ſie wirtſchaftlich. Sie ließ ſich zwei Dutzend weiße Küchenſchürzen mit ihrem gekrönten Monogramm in einem Zipfel anfertigen, die flott gebraucht und gewaſchen wurden. Den ganzen Vormittag ſchweifte ſie — teils mit Hilde, teils allein — in den Wirtſchaftsräumen umher und in den Geflügel-, Schwein- und Kuhſtällen. Sie brachte Zug in die Sache! Abgeſehen von ihrer Ungeduld und nervöſen Haſt, die manches verdarben, war ſie eine durchaus umſichtige und leiſtungsfähige Hausfrau, vor der Knechte und Mägde Reſpekt hatten. Viele Umſtände machte ſie allerdings nicht mit dieſen! Die „Mamſell“ wurde von morgens früh bis abends ſpät gehetzt und getrieben wie ein Jagdhund, die Knechte waren nicht mehr bei den Mahlzeiten ihrer kurzen Ruhe ſicher, die Küchenmädchen bekamen Ohrfeigen, die Zofe wurde auf Schritt und Tritt bewacht, weil ſie geſtohlen haben ſollte. Kurz, ein Sturm mit Blitz, Donner und Regenſchauern fegte durch das Haus, der gute acht Tage dauerte. Dann wollte das geſamte Dienſtperſonal kündigen und mit einemmal zugleich fort. Aber es kam anders. Wie vorher Schelte und Schmähungen, ſo ſtrömten jetzt reiche Gaben von oben herab. Auf jede Wunde wurde ein Pflaſter gelegt. Die Leute ſtaunten, küßten der Gnädigen die Hand und dachten nicht mehr daran, ſich ihren „Schein“ geben zu laſſen. Selbſt die Zofe nahm für ihren ehrlichen Ruf eine prächtige Pariſer Robe, kaum dreimal getragen, in Empfang und blieb der gnädigen Frau ergeben.

„Ihr habt es gut!“ ſagte die ahnungsloſe Hilde zu den beiden Waſchmädchen, die jedes ein Stück feiner Hausleinwand aus der Vorratskammer mitnahmen, wo ſie der Gnädigen beim Aufräumen zur Hand gegangen waren. Die Mädchen kicherten und hüteten ſich, das Gegenteil zu behaupten.

In der Küche, wo man beim Einmachen der Sommerfrüchte war, ſagte die Mamſell zu Hilde, recht laut, damit die Freifrau es hörte: „Ja, Frölenchen, das können Sie glauben! Unſere Gnädige iſt gut, wie das tägliche Brot.“ Die brave Perſon war noch voll von dem neuen Wintermantel, der ſeit geſtern in ihrem Kleiderſchrank hing.

Hilde freute ſich darüber in ihrem Herzen, und da ſie die ſich im Sturmſchritt entwickelnden häuslichen Tugenden nicht wenig bewunderte, ſpendete ſie bei nächſter Gelegenheit der Freundin begeiſtertes Lob.

„So iſt es recht, Frau Adelheid! Sie haben das beſte Heilmittel gegen Kummer und Unzufriedenheit gewählt: die Arbeit. Mir geht das Herz auf, wenn ich Sie ſo thätig und leutſelig ſehe. Durch das freundliche Wahren der Intereſſen Ihrer Leute werden Sie Ihre eigenen am beſten fördern.“

Die Freifrau errötete vor Vergnügen, wie ein junges Mädchen bei dem erſten Kompliment über ihre Schönheit. Sie küßte Hilde, fühlte ſich innerlich gehoben und kam ſich ſehr edel vor. Aber eine halbe Stunde ſpäter ſeufzte ſie: „Glauben Sie, daß mein Mann je anerkennt oder auch nur bemerkt, wenn ich mich für ihn aufopfre? Es macht mir wahrhaftig kein Vergnügen, meine eigene Wirtſchafterin zu ſpielen. Ich thue es ihm zu Gefallen.“

Hilde drückte ihre Verwunderung aus. „Ich glaubte wirklich, daß Sie ein regeres Intereſſe an der Hauswirtſchaft nehmen — ich glaube auch, daß der Freiherr empfänglich für Ihr Hausfrauentalent iſt.“

„Vielleicht bei anderen!“ lächelte Frau von Lochnitz ſchmerzlich. „Gegen meine guten Eigenſchaften iſt er blind.“

„Das iſt kaum anzunehmen!“ wandte Hilde ein. „Sehe ich doch, daß er Ihnen in allen Stücken freie Hand läßt, daß Sie unumſchränkte Herrſcherin im Hauſe ſind —“

„Fügen Sie auch noch hinzu: auf dem Hühnerhof und im Kuhſtall!“ fiel Frau von Lochnitz ſpöttiſch ein. „Was will das ſagen? Auf dem Felde, in Scheunen und Stallungen gilt ihm ſein Hofmeiſter mehr als ich.“

„Ja, liebſte Frau Adelheid, ſo weit erſtreckt ſich wohl ſchwerlich das Gebiet der Hausfrau!“

„Gehen Sie mir mit den überſpannten Ideen von der idealen Hausfrau! Die wahre, von dem Gatten geliebte und geſchätzte Frau ſoll ihm in allen Dingen unentbehrlich ſein.“

„Ganz recht — mitfühlend, mitverſtehend. Aber mitwirkend, das wäre doch in den meiſten Fällen unmöglich!“

„Ich hätte Sie wirklich für aufgeklärter gehalten, Hilde! Doch warum wollen wir über dieſe ewige Frage ſtreiten. Ich ſage Ihnen nur das: in dem vorliegenden Falle geht der Mann ſeine Wege mit Inſpektoren, Schäferknechten und Hunden, weil ſeine Frau ihm abſolut gleichgültig iſt.“

Sie befanden ſich in dem Schlafzimmer der Freifrau, das elegant und geſchmackvoll ausgeſtattet war, aber ewig unordentlich, verkramt und durcheinander gewühlt ausſah. Hilde ſaß auf einem niedrigen Puff am Fenſter, die Freifrau in ihrer Erregung blieb nicht zwei Minuten auf derſelben Stelle. Bald ging ſie hin und her, bald kauerte ſie in der Sofaecke; dann ſtand ſie wieder in ihrer ſtattlichen Höhe aufrecht und warf ſich eine Sekunde ſpäter erſchöpft auf ihr Bett. Man mußte geſunde Nerven haben, um das eine Weile auszuhalten, ohne verdrießlich oder aufgeregt zu werden. An Hilde war weder das eine noch das andere zu merken, aber ſie wurde immer einſilbiger während des Geſprächs, das, in einem glatten Fahrwaſſer begonnen, ehe man es ſich verſah, in einen Strudel geraten war.

Einmal, recht im Eifer, trat Frau von Lochnitz an ihr Toilettentiſchchen, wo ſie eine Weile mit der Miene eines Menſchen, der weit fort iſt, unter den Fläſchchen, Schächtelchen und Sächelchen kramte. Ein Schubfach nach dem andren zog ſie heraus, warf alles darin durcheinander und redete immer fließender, immer zerſtreuter, während ihre Augen in einem beſtändigen Suchen begriffen blieben.

Sie ſtockte aber, als ihr ein kleiner metallener Gegenſtand fortfiel, und bückte ſich haſtig, um ihn aufzuheben. Mit einer Handvoll Bänder und Schleier zuſammen ſchob ſie ihn in eine Schatulle und drehte den Schlüſſel um. Dann ſchalt ſie auf die Zofe, welche die nachläſſigſte Perſon auf der Welt wäre. Nichts brächte ſie an Ort und Stelle. Wenn ſie ſelbſt das traditionelle Aufräumen von Wäſcheſchränken und Kommodenfächern nicht ſyſtematiſch verabſcheute, ſo machte ſie ſich ’mal eigenhändig darüber her, um Ordnung zu ſchaffen.

Hilde ſchlug vor, gleich ans Werk zu gehen. Sie wollte helfen. Ihr machte das Aufräumen Spaß. Aber Frau von Lochnitz hatte keine Luſt.

„Finden Sie nicht, daß Agnes ſich in der letzten Zeit zu ihrem Vorteil verändert hat? Haben Sie ihr vielleicht ins Gewiſſen geredet?“

Hilde verneinte, aber ſie erinnerte ſich einer kleinen Unterredung, die Agnes neulich geſucht hatte. Die Kleine war ihr durch das Dorf nachgegangen und hatte in ihrer kindlichen Einfachheit geſagt: „Jetzt weiß ich, daß Sie gut ſind. Ich mißtraue Ihnen nicht mehr. Verzeihen Sie, daß ich unfreundlich geweſen bin.“

Hilde hatte bei dieſer Gelegenheit dem Kinde allerdings eine kleine Ermahnung gegeben, doch war es kaum anzunehmen, daß dieſe ſo durchſchlagend gefruchtet haben ſollte.

„Beginnt die kleine Sphinx jetzt, Rätſel aufzugeben?“ dachte ſie, als ſie Agnes bei nächſter Gelegenheit ſah, in einem neuen weißen Cheviotkleide, welches der Vater ihr zum

Geſchenk gemacht, und das ſie bei der Schneiderin in der kleinen Stadt ſelbſt hatte anfertigen laſſen dürfen. Nun ſah man erſt, was für eine reizende Elfengeſtalt ſie hatte, was für ein Blumenantlitz und vor allem, was für glänzende dunkle Augen.

„So gefallen Sie mir!“ ſagte Hilde. „Sie ſehen aus wie ein Schneeglöckchen.“

Dieſen Sonntagnachmittag machte der Rechtsanwalt ſeinen Abſchiedsbeſuch. Sein Freund wollte ihn nach Berlin begleiten und einige Tage dort bleiben. Er machte große Augen, als er die Metamorphoſe ſeiner kleinen Freundin gewahrte — dann lachte der ganze Menſch. Er mußte an ſich halten, um nicht mit ihr los zu tanzen, wo er ſtand und ging.

Seine grauen, immer fröhlichen Augen ſtrahlten vor Vergnügen, und vor allen Anweſenden ſchüttelte er einmal um das andere ihre beiden zarten Händchen. Agnes wagte ſelbſtverſtändlich nicht, durch ihre langen, ſchwarzen Wimpern zu gucken, aber ihr Geſichtchen in ſeiner ſchüchternen Ruhe hatte einen ſchönen, milden Schimmer. Das liebe Etwas in ihrer Seele, für das ſie noch keine Bezeichnung fand, war unberührt ihr Eigentum geblieben!

Zwei ganze Stunden hindurch fand Heinz keine Gelegenheit, die kleine Sphinx von dem zurückhaltenden Fräulein von Lochnitz zu trennen, denn die Freifrau umſtrickte ihn mit ihrer Liebenswürdigkeit. „Schade, daß Sie ſchon abreiſen!“ bemerkte ſie mit Wärme. „Ich hätte gern mehr von Ihrem unverwüſtlichen Frohſinn gehabt. Nun — ich behalte mir vor, Sie im Laufe des Winters zu einer Schlittenfahrt oder einem ländlichen Sylveſterballe einzuladen.“

Heinz wünſchte nichts Beſſeres. Er ſagte im voraus zu — unter der Bedingung, daß er dann auch zu ſeinem Tanz mit Fräulein Agnes käme. Er fragte zur Sicherheit gleich bei ihr an. Sie ſaß in einer Ecke, unweit des Vaters, in der Unterhaltung mit ihren eigenen Gedanken, die nicht ſchlecht ſein mußte, denn ſie überwand ihre Schüchternheit ſo weit, daß ſie den jungen Mann eine halbe Sekunde in ihre Sphinxaugen ſchauen ließ und ja nickte.

Heinz war zu ihr getreten — gleich hörte er aber das Kleid der Hausfrau in der Nähe kniſtern. Wenn doch dieſer Jesko ſie mir einen Augenblick vom Leibe halten möchte, flehte er zu ſeinem guten Glück. Das that denn auch wie immer ſeine Schuldigkeit. Es warf ihm ſchnell ein paar Minuten zu, daß er ſeiner kleinen Freundin wenigſtens das Wichtigſte zuraunen konnte: ſie ſähe ſüß aus in dem weißen Staat. Er ließe indes das punktierte grüßen. Pax verginge vor Sehnſucht nach ihr. Ob ſie nicht noch irgend wohin einen letzten Morgenſpaziergang machen könnte?

„Nein.“

„Recht traurig das für Pax! Freilich, ich als Freund und Anwalt des allgemeinen Rechtes kann Ihnen zu keiner Übertretung eines Geſetzes oder Verbotes raten. Es thut mir nur leid, daß ich nun keinen netten kleinen Abſchied von Ihnen nehmen kann, mit niemand anders als Pax zum Zeugen. Kann ich nicht ein kleines Dokument — kein Gedicht, ich will Ihnen keine Illuſionen machen! — auf neutralem Grund und Boden niederlegen, wie z. B. in der hohlen Weide am See, hier ganz dicht am Park?“

„Das können Sie.“

„Würden Sie es abholen?“

„Gewiß.“

„Und einen kleinen Gruß zum Austauſch an derſelben Stelle laſſen?“

„Ja.“

„Reizend!“ — —

Die Freifrau wollte wiſſen, was „reizend“ wäre, mitten im Geſpräch mit Herrn von Büchnow. Etwas mußte ſie aufgeregt haben, denn ihr Geſicht glühte, und in ihren Augen flackerte eine unruhige Flamme.

„Lindenau und Umgegend, meine Gnädige!“ lachte der Schelm von Rechtsanwalt vergnügt. „Man muß ſich nur, um der Romantik zu genügen, einen kleinen Montblanc, einen Niagara und eine kalabreſiſche Räuberbande hinein denken.“

Dieſen Abend, öffnete ſich, gleich einer Königin in der Nacht, eine Menſchenknoſpe zur holden Blüte: Agnes, das Kind, wurde zur Jungfrau.

„Liebe, kleine Freundin!“ hatte Heinz geſchrieben. „Es thut mir fürchterlich leid, daß ich fort muß und Sie fürs erſte nicht wiederſehe. Betrüben Sie ſich aber nicht! Ich werde weder Sie, noch das Rotpunktierte vergeſſen — obgleich Sie in dem weißen viel hübſcher ſind.

Wenn Sie mir mal eine Freude machen wollen, ſo ſtudieren Sie das ABC des Lachens, damit Sie mir gelegentlich wenigſtens ein Lächeln lautieren können. Könnten Sie ſich ferner nicht meiner blauäugigen Baſe Hilde etwas enger anſchließen? Sie thäten mir einen Gefallen damit, denn ich ſorge, Sie möchten einſam und menſchenſcheu werden. Thun Sie das letztere nicht, bitte! Verſprechen, feſt verſprechen müſſen Sie aber, daß Sie mir ſchreiben, ſobald Sie mal wieder in der Trübſal ſitzen oder Rat und Hilfe nötig haben ſollten. Sie finden zu dieſem Zwecke unten meine Adreſſe und hier in meiner Haut, wo ich dieſe auch mit mir herumſchleppen mag, den beſten Willen, Ihnen zu dienen. Iſt Ihnen aus der Penſion noch vielleicht eine gewiſſe antike, ſehr ſchöne Dame, namens Antigone, erinnerlich? Bon — an die ſollen Sie denken, wenn Sie Luſt zum „haſſen“ in ſich verſpüren. Ah, ſüße, kleine Sphinx! Man — beſonders wenn man ein Weib iſt — man iſt nicht zum haſſen auf der Welt, ſondern zum lieben — fragen Sie Antigone, wenn Sie mir nicht glauben. Aber Sie glauben mir, nicht wahr?

Darf ich Sie nun zum Abſchied auf den Arm küſſen, da, wo die kleine Narbe iſt, auf die wir ſpäter noch einmal zurückkommen werden? Sie brauchen nicht zu erſchrecken, es geſchieht ja (leider!) nur in Gedanken. Ihr liebes Vertrauen nehme ich zum Andenken mit in meiner Bruſttaſche, wo ich meine Wertpapiere aufzuheben pflege. Ich ſchenke Ihnen dafür meine treue Freundſchaft, die Sie als Talisman an einem Samtbändchen um den Hals tragen ſollten gegen böſe Mächte und traurige Gedanken.

Leben Sie wohl, kleine Sphinx und vielliebe Freundin, und bleiben Sie gut Ihrem treuergebenen

Heinrich Rambert,

der ſich zu einer Nachſchrift verirrt. Pax winſelt mir nämlich die Ohren voll vor Trennungsſchmerz, er iſt rein verſchoſſen in die liebe kleine Sphinx von Lindenau. Wahrſcheinlich läßt er ſich noch ’mal für Sie totſchlagen — wie ich ſeine anhängliche Natur kenne!“

Zu den Wertpapieren in der Bruſttaſche des Rechtsanwalts wurde an demſelben Abend ein Briefchen in großen, klaren, etwas unbeholfenen Schriftzügen geſteckt.

„Adieu, lieber Freund! Ich bin nicht betrübt, weil Sie es nicht wollen, und weil Ihr Abſchied mir ſoviel Gutes zu erinnern gibt. Ich verſpreche auch, daß ich Ihnen ſchreiben will, wenn ich in Not ſein ſollte. Antigone werde ich morgen wieder leſen. Damals in der Penſion verſtand ich ihren Charakter nicht, ich dachte: es iſt ein ſchöngedichteter Menſch, dieſe Antigone! Aber im wirklichen Leben iſt keiner geſchaffen, daß er durchweg lieben könnte, ſonſt hätte ja Chriſtus, der Sohn Gottes, nichts vor uns andren voraus. Alles was einer kann von dieſer Welt und in dieſem Leben, das iſt durchweg Mitleid zu haben und — wenn es hoch kommt — alles zugefügte Unrecht ſtill zu tragen und zu vergeben… Ach, ich möchte Ihre Hildegard gern lieb haben, aber Mama gibt mir nicht das kleinſte Bißchen von ihr ab. Stehlen mag ich nicht! Im übrigen will ich thun, was Sie verlangen, ich weiß, es iſt nur Gutes. Wie iſt es doch gekommen, daß Sie mein Freund wurden? Ich denke, Sie haben in meinem Herzen geleſen, wie Hilde mit ihren wunderbaren Augen. Sie haben es traurig und einſam geſehen und ſind mir gut geworden aus Barmherzigkeit. Ich danke Ihnen! Vor Hildegards Augen fürchte ich mich ein wenig, weil ich nämlich etwas habe, das kein Menſch wiſſen ſollte als Sie allein — denn Sie gaben es mir. Erſt wußte ich ſelbſt nicht, was es war, nun habe ich es erkannt aus Ihrem Briefe:

es iſt Ihre Freundſchaft! Ich habe ſie feſt in mein Herz geſchloſſen, da iſt ſie ſicherer aufgehoben, als an meinem Halſe, wo ich ſie verlieren, oder wo man ſie mir ſtehlen könnte. Hier iſt mein Arm, Sie können ihn küſſen. O, jetzt brennt die kleine Narbe wieder, aber nicht ſo, wie damals von der gräßlichen Spritze. Ich werde die Stelle fortan lieb haben, weil ich an Sie denke, und daß Sie ſie geküßt haben. Dann bekomme ich keine Furcht mehr und keine böſen Gedanken, ſondern werde ſtill und gut, als ob der liebe Gott bei mir eingekehrt wäre. Ihre treue Freundin
Nachſchrift. Agnes v. Lochnitz.

Ich werde mein weißes Kleid oft anziehen, da es Ihnen gefällt, aber das rotpunktierte habe ich lieber. Grüßen Sie Ihren Pax! Es würde mir ſehr leid thun, wenn er ſich für jemand andres totſchlagen ließe als für ſeinen Herrn ...“

Ja, die blauäugige Schweſter des Pfarrers brachte Heiterkeit und Frieden, wohin ſie kam, nicht allein in die Wohnungen der Tagelöhner, ſondern auch in das Herrenhaus. Überall wurde ihr Erſcheinen mit Freude begrüßt. „Wenn das Paſtorsfräulein da iſt, dann iſt die Gnädige das reine gute Wetter!“ ſagten die Leute auf dem Gutshof, und gelegentlich klagten ſie Hilde, was ſie als ein erlittenes Unrecht zu empfinden glaubten. Hilde war anfangs gutmütig genug, ſie anzuhören und zu raten, ſie ſollten das nächſte Mal ihre Sache beſſer machen, dann wäre ihnen geholfen.

„Nee, nicht immer. Das kömmt drauf an, wie der gnädigen Frau der Kopf ſteht. Ob wir es gut oder ſchlecht machen, das is einerlei.“

„So? Aber die ſtets offene Hand Eurer Herrin erwärmt doch das Herz? Bedenket doch, was Ihr alles Gutes empfangen habt!“

„Freilich! Wenn die ſchönen Geſchenke nicht wären, dann könnte es kein Menſch aushalten.“

Seitdem wies Hilde die Klagen und Beſchwerden der Leute zurück. Sie ſollten ſich geradezu an die gnädige Frau wenden, wenn ihnen etwas nicht recht wäre.

Nach einiger Zeit, als die Freifrau auch ihre Freundin faſt täglich mit einer oft recht koſtbaren Gabe bedachte, ſagte dieſe darauf bezüglich: „Sie verwöhnen die Leute mit Ihrer maßloſen Freigiebigkeit, liebe Frau Adelheid! Man weiß gewöhnlich nicht zu ſchätzen, was einem unverdienterweiſe in den Schoß fällt. Ich perſönlich komme ſogar auf den böſen Gedanken, daß Sie mich auf dieſe Art abzufinden vorhaben. Bitte, keine Geſchenke mehr für mich! Um ſo rückhaltloſer werde ich Sie lieben.“

„Seien Sie nicht kleinlich, Hilde!“ rief Frau von Lochnitz und gab ihr einen Kuß auf die Augen. „Ich überlege nicht, wenn ich einer Freundin eine Freude mache. Was meine Leute betrifft, ſo kann es nichts ſchaden, wenn ſie ſich mir verpflichtet fühlen.“

Dies war einer der guten Augenblicke der Freifrau. Wer ſie ſo ſah und hörte, der mußte für ſie eingenommen werden. Ihre Züge verſchönten ſich unter der weicheren Regung des Gemüts, und ihre klugen, meiſtens unruhigen nnd ſcharfen Augen glänzten in einem milderen Feuer.

Der Freiherr kam vom Felde, er hatte ſich heiß und müde gelaufen. Frau Adelheid nahm ihm den Hut aus der Hand und zog ihn auf die Gartenveranda: „Setze dich in dieſe häusliche Kühle, mein Alter! Wir wollen ländlich gemütlich werden. Hilde braut uns derweil eine gute Taſſe Kaffe, und Agnes beſorgt den Tiſch.“

„Danke!“ ſagte der Freiherr angenehm überraſcht, und unwillkürlich ſuchte ſein Blick Hilde. Wer anders, als ſie, konnte das krauſe, unruhige Gemüt dieſer Frau derartig geglättet und beſänftigt haben? Es war ein unglücklicher Zufall, daß die Augen ſeiner Gemahlin dieſen Blick auffingen! Zu klug, ſich die Blöße der Eiferſucht zu geben, hatte ſie doch das Gefühl, daß jemand in ihre Rechte gegriffen hätte.

Im Speiſezimmer ſtreichelte Hilde ein gewiſſes dunkles Köpfchen, das ſich geſchäftig zwiſchen jenem und der Veranda hin und her bewegte. „Nicht wahr, Schneeglöckchen, man iſt glücklicher, wenn man mit etwas Vertrauen auf ſeine Menſchen blickt und ſo viel, wie irgend thunlich, von ihnen lieb hat?“

„Finden Sie, daß ich ein wenig beſſer geworden bin?“ fragte Agnes ſchüchtern.

„Mein liebes Kind, ich habe Sie immer für gut gehalten. Was Ihnen fehlte, das war die Freundlichkeit. Freundliche Menſchen allein teilen anderen mit von dem, was ſie Gutes ſind und haben.“

„Ich werde es lernen — mit der Heiterkeit,“ flüſterte Agnes, errötend über ihr tiefverborgenes ſchönes Geheimnis. „Ich lerne ja ſchon das A-B-C des Lachens.“

Dieſen Abend nahmen die engliſchen Vorleſungen, von Frau Adelheid ſelbſt ins Werk geſetzt, ihren Anfang. Auch der Freiherr und der Paſtor beteiligten ſich daran. Man kam bei dieſer Gelegenheit dahinter, daß Agnes ihre Sprachkenntniſſe bei weitem unterſchätzt hatte. Sie las das Engliſche korrekt und mit feinem Verſtändnis, aber ſie las nicht gut vor. Ihre eigene Stimme ſchüchterte ſie dermaßen ein, daß ſie gar nicht aus dem Zittern herauskam. Den Paſtor ſtrengte das Vorleſen an, er beſchränkte ſich auf das Zuhören. Der Freiherr hatte nie ſeine Brille zur Hand und konnte ohne ſie nicht leſen. Beim Zuhören ſchlief er am liebſten ein, beſonders wenn er angeſtrengt auf Hildes weichen, melodiſchen Tonfall achtete. Am beſten eignete ſich das volltönende Organ der Freifrau zum Vorleſen, ſie las ſehr gut, ſo lange ſie bei der Sache war.

Der Abend verlief völlig ungeſtört, nur beim Abſchiednehmen war die Hausherrin etwas erregt. Das viele Leſen habe ſie angeſtrengt, ſagte ſie.

Als der Freiherr aber eine halbe Stunde, nachdem die Gäſte gegangen, in das Schlafzimmer ſeiner Frau trat, erbebte er bei ihrem Anblick. Rot, verſtört, ein wildes Feuer in den Augen, die Zähne zuſammengebiſſen, ſtand ſie in dem großen Gemach, bei dem Schimmer einer unruhig flackernden Kerze. Sie hatte auf ihn gewartet — in Angſt und Grauſen.

„Du —“ ſtieß ſie hervor und faßte ſeinen Arm. „Es iſt entſetzlich! Du haſt es nicht glauben wollen. In dieſem Hauſe gehen übernatürliche Dinge vor — Geiſter — Geſpenſter — was weiß ich? Jede Nacht höre ich es. Durch die Gänge ſchleicht es, durch verſchloſſene Thüren. Ich fühle die entſetzliche Nähe von unbegreiflichen, form- und körperloſen Weſen. Hörſt du? Da kommt es wieder. O Gott im Himmel!“

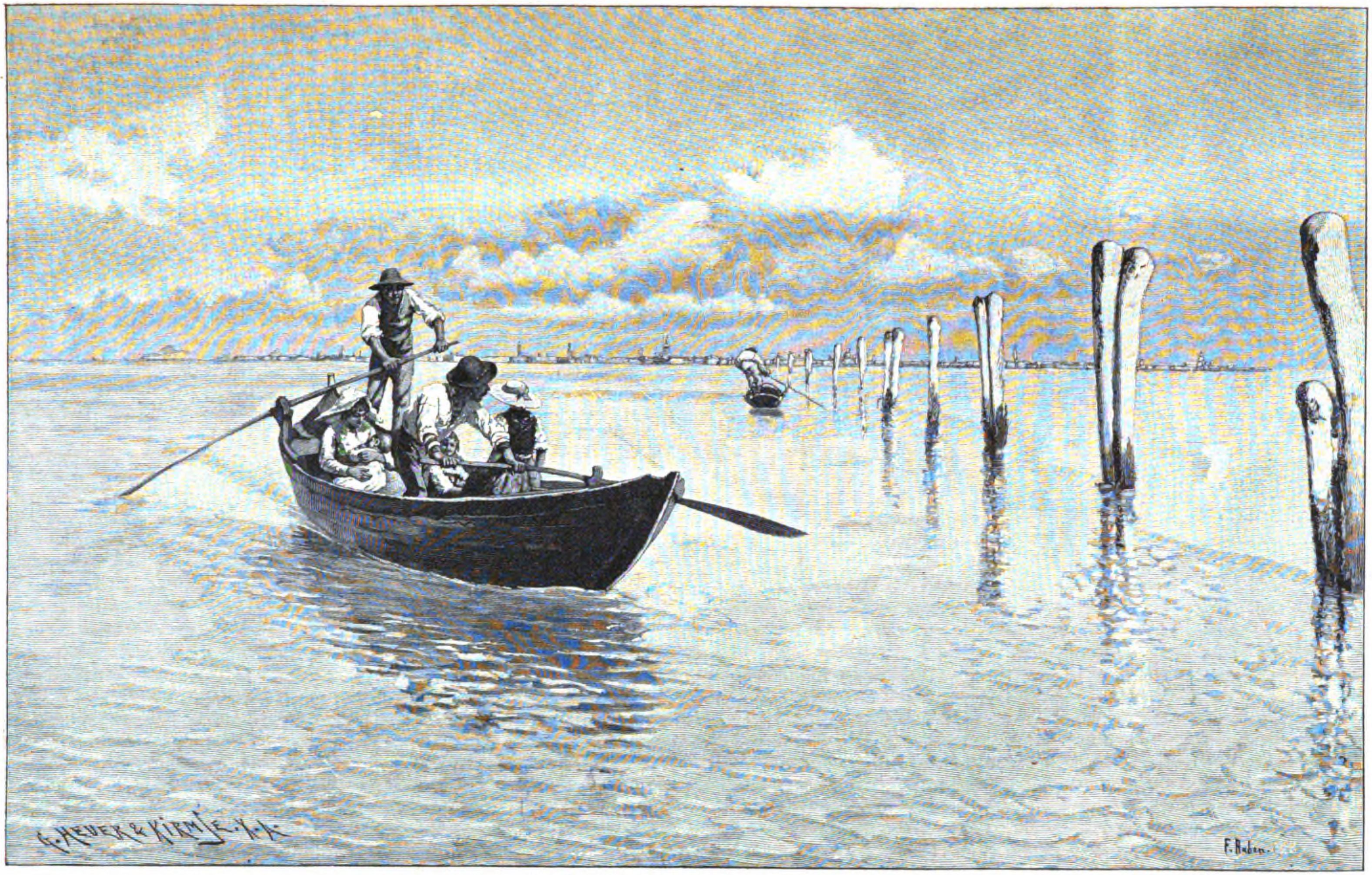
Sie ſtieß einen gellenden Schrei aus und fiel auf das Sofa. Dem Freiherrn ſtanden die Haare zu Berge. Hatte er etwas gehört? Er wußte es nicht, er fühlte eine unheimliche, fremdartige Atmoſphäre um ſich, die ihm die Bruſt zuſchnürte, und ſtand wie vor etwas Unfaßbarem. Was er aber ſah, das war gräßlicher als ein Geſpenſt: ein zuckender Frauenkörper, ein verzerrtes Antlitz und zwei glühende Raubtieraugen, die ihn unheimlich anfunkelten.

V.

Jetzt wußte es das ganze Dorf: im Herrenhauſe ſpukte es! Unten, in leeren Kellern, wurden Fäſſer gerollt; es huſchte im Dunkeln durch die Zimmer und ſchlurrte über die Gänge; an die Thüren wurde gepocht, unſichtbare Gegenſtände fielen mit dumpfem Krach, und in windſtillen Nächten klirrten die Fenſter, als ob ſie in tauſend Stücke zerbrächen. Die gnädige Frau, die Beherzteſte im ganzen Hauſe, glaubte daran, weil ſie es mit eigenen Ohren hörte. Der Herr leugnete es nicht, denn ihm paſſierten die unerklärlichſten Dinge. Die Mamſell konnte des Nachts nicht mehr ſchlafen vor all dem Lärm, und die beiden Wirtſchaftslehrlinge wollten fort, ſeitdem es bei ihnen in der dunklen Stube hin und her gerauſcht war, wie ein rieſengroßer Vogel.

„Können Sie das Daſein übernatürlicher Dinge in Abrede ſtellen, lieber Paſtor?“ fragte die Freifrau bei den nächſten Betrachtungen über den Spuk im engeren Kreiſe.

„Ich bin kein Forſcher, mein Beruf verweiſt mich auf den Glauben. Abgeſehen von den Zeichen und Wundern, von welchen die Bibel Zeugnis gibt, mag es aber nicht außer-



Vor Venedig. Nach dem Gemälde von F. Ruben.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl A.-G. München.)

halb des Bereiches unſerer Vernunft liegen, daß es zwiſchen Tod und Leben noch einen geheimnisvollen Zwiſchenraum gibt, der gleichſam den Übergang bildet von der phyſiſchen in die geiſtige Welt, vielleicht eine unerforſchte Welt für ſich, die ihre Erſcheinungen hat, ähnlich wie die unſrige, doch nur wahrzunehmen unter beſonderen Bedingungen, mit verfeinerten oder verſchärften Sinnen.“

„Vielleicht auch nur von gewiſſen Auserwählten!“ rief Frau Adelheid lebhaft.

„Zu denen gehörte dann unſer Schweineknecht!“ ſagte ihr Mann mit einem Anflug grober Ironie. Ihm war das Thema peinlich.

„Er ſoll ein frommer Burſch ſein,“ entgegnete die Freifrau ſcharf. „Er geht jeden Sonntag in die Kirche.“

„Des Vormittags! Des Nachmittags ſitzt er im Kruge. Neulich abends hätte ich ihn beinahe überfahren. Er lag ſinnlos betrunken auf der Straße. Dieſelbe Nacht will er auf der Treppe zu ſeiner Bodenkammer den Spuk ſitzen geſehen haben. Kein Wunder das!“

Die Freifrau bearbeitete den Teppich unter ihren Füßen. „Haſt du nicht ſelbſt Klopfen und Gehen gehört?“

„Es ſchien mir, aber ich will nichts behaupten. Man wird nervös von all dem Lärm und den ewigen Unruhen.“

(Fortſetzung folgt.)

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul v. Szczepański.

VI. Die Amerikaner im Jackſon-Park.

Daß der Geſamteindruck des Weltausſtellungsplatzes nicht gerade außergewöhnlich amerikaniſch iſt, hat der Leſer vielleicht ſchon aus meinen Schilderungen entnommen. Es wäre auch ſchwer geweſen, dieſen Eindruck hervorzubringen. Denn die charakteriſtiſcheſten Eigentümlichkeiten amerikaniſcher Kultur ſind die himmelhohen Geſchäftshäuſer Chicagos und die in baumloſen und ungepflaſterten Straßen von ſchrecklicher Öde aneinandergereihten hölzernen Arbeiterhäuschen der Induſtrieſtädte, charakteriſtiſch iſt das unbeſchreibliche Leben und Treiben in den Straßen der Geſchäftsviertel einer ſolchen Stadt, und charakteriſtiſch iſt die Todesruhe vollſtändiger Erſchöpfung, die über ganzen Länderſtrecken der Vereinigten Staaten lagert, welche der Menſch „kultiviert“, das heißt, bis aufs Weiße zu Ader gelaſſen hat. Das alles zu zeigen wäre in einer Weltausſtellung, bei der die Veranſtalter ſich vor allem beſtreben, von dem Zuſtande ihres Landes einen möglichſt vorteilhaften Eindruck zu geben, nicht angebracht, und ſelbſt in dem Rieſenrahmen der Chicagoer Ausſtellung würde es ſich nicht haben anſchaulich darſtellen laſſen. So gibt das Palaſtviertel der Ausſtellung, das man viel eher unter dem ewig blauen Himmel Italiens, als unter der faſt immer bedeckten Sonne Chicagos ſuchen würde, nur von einer ganz hervorragend amerikaniſchen Eigenſchaft einen Beweis, — von dem Anempfindungsvermögen des Amerikaners und von ſeiner Routine des Entlehnens. Dieſe Paläſte könnten ein Marmortraum ſein, von einigen Generationen römiſcher Cäſaren und bauluſtiger Päpſte verwirklicht; daran, daß man ſich auf amerikaniſchem Boden befindet, erinnern nur einige der zahlloſen Statuen, allenfalls das Transportation-Building, deſſen Erbauer altmexikaniſche Motive verwandt hat, und die Hütte, in welcher Lincoln geboren wurde und die man auf der Blumeninſel, verſteckt in einer Baumgruppe, aufgeſtellt hat. Einer der „deutſchländiſchen“ Bankettredner, der mir den Schmerz nicht erſpart hat, ihn mehrmals hören zu müſſen, nahm dieſe hiſtoriſche Blockhütte eines erſtens Anſiedlers im Urwalde gelegentlich einer ſeiner oratoriſchen Leiſtungen zum Ausgangspunkt, um die Deutſchamerikaner väterlich zu ermahnen, ſie möchten, in dem glänzenden Palaſt der Vereinigten Staaten wohnend, die beſcheidene Hütte Deutſchland nicht vergeſſen, in der ſie geboren worden. Man hört in Amerika bei feierlichen Anläſſen viel Unſinn reden und das mag als Milderungsgrund gelten für den alten Herrn, der in Jahren ungeſchwächter Geiſteskraft eine Stütze der nationalliberalen Partei geweſen iſt und jetzt ſeine morſchgewordenen Kräfte dem geborſtenen Deutſchfreiſinn widmet. Lincoln würde angeſichts dieſer winzigen Blockhütte, die noch heute einen guten Sturm vertragen kann, und der ſtolzen Paläſte, welche die Ausſteller nötigen, bei jedem Regenſchauer ihre Prachtſtücke durch waſſerdichte Leinewand zu ſchützen, wahrſcheinlich ſeinen Mitbürgern zugerufen haben, daß ein großer Bau ohne ein ſolides Fundament niemals lange beſtehen kann.

Aber neben dieſer Palaſtſtadt erhebt ſich noch eine zweite, wenn auch in beſcheidenen Dimenſionen ausgeführte, — ſie beſteht aus den Ausſtellungs- und Repräſentationsgebäuden der Einzelſtaaten. Wir ſprechen, ſchreiben und leſen viel von deutſchem Partikularismus, — von amerikaniſchem Partikularismus hat man bei uns noch niemals reden gehört. In unſerer Einbildung leben die Vereinigten Staaten als ein trotz der aus allen Nationen und Raſſen zuſammengemiſchten Bevölkerung, trotz der verſchiedenen Klimate und der dadurch hervorgerufenen verſchiedenen Lebensbedingungen und vielfach einander vollkommen feindlich gegenüberſtehenden wirtſchaftlichen Intereſſen ganz feſt zuſammengeſchweißter Einheitsſtaat, in dem es keinerlei Sonderbeſtrebungen, kaum „berechtigte Eigentümlichkeiten“ gibt. Und doch hat jeder dieſer Einzelſtaaten ſeine eigene Regierung, ſchafft ſich ſeine eigenen Geſetze, kontrahiert ſeine eigenen Staatsſchulden. Daß jeder, oder doch die meiſten von ihnen, auch auf der Chicagoer Weltausſtellung ſein eigenes Repräſentationsgebäude haben mußte, läßt ſich gar nicht anders erklären als durch die Annahme, daß ſie es für notwendig hielten, dem Staat Illinois, auf deſſen Gebiet die Weltausſtellung ſtattfindet, der Bundesregierung und auch dem Ausland gegenüber von ihrer ganz ſelbſtändigen Exiſtenz innerhalb eines ſehr lockeren Zuſammenſchluſſes Kunde zu geben. Denn aus keinem andern Geſichtspunkte heraus hat eines dieſer zum Teil mit großem Koſtenaufwande errichteten Gebäude eine praktiſche Berechtigung; die meiſten geben ſich auch gar nicht die Mühe, nur den Anſchein zu erwecken, als ob ſie für praktiſche Zwecke beſtimmt wären. Sie enthalten nichts wie eine Reihe elegant ausgeſtatteter Salons, in denen man, als der Mai von Illinois die Menſchen frieren machte, ſehr behaglich vor brennenden Kaminfeuern in Schaukelſtühlen und Fauteuils, ſolange es einem beliebte, über den Zweck dieſer komfortablen Räume nachſinnen konnte. Die praktiſche Amerikanerin, die von ſtillen Meditationen nicht viel hält und die in den damals noch unergründlichen Wegen der Ausſtellung ihre Gummiſchuhe nicht verlieren mochte, vergaß nicht, ihren Roman hierher mitzunehmen, und die ungezwungene Stellung, in der ſie ihn inmitten einer die Räume vergeblich nach Sehenswürdigkeiten durchſtreifenden Menge genoß, ließ keinen Zweifel daran, daß ſie ſich vollkommen zu Hauſe fühlte. Übrigens habe ich an anderer Stelle bei Erwähnung dieſer Einzelſtaatengebäude die ehrwürdige Einläuterin der ſich ſo ſonderbar auswachſenden amerikaniſchen Freiheit, die liberty bell, flüchtiger Weiſe in das Virginia-Staatsgebäude verlegt, während ſie natürlich im Repräſentationshaus von Penſylvania zu ſuchen iſt. Die hervorragendſte Merkwürdigkeit im erſteren bildet dagegen ein großes Ölgemälde einer hervorragenden Dilettantin Virginias, das zwei Tiere darſtellt, die aus behaarten Würſten und Schwartenmagen zu beſtehen ſcheinen. Nach der Erklärung, die mir die Künſtlerin ſelbſt gegeben, ſind es zwei Neufundländer, — zweifellos porträtähnlich, aber entartet, wie manches jenſeits des Ozeans. Andere Staaten haben es in ihren Paläſten mit einer vollkommenen Sonderausſtellung verſucht, in erſter Linie der Staat Illinois ſelbſt, der noch nicht zufrieden damit geweſen zu ſein ſcheint, daß er den Ruhm Chicagos und der Weltausſtellung in den Blättern ſeiner jungen Geſchichte buchen kann. Das Bemerkenswerteſte in dieſer Ausſtellung von Natur- und Induſtrieerzeugniſſen iſt ein großes Wandgemälde, eine Farm in Illinois während der Ernte darſtellend, ganz aus den verſchiedenſten Getreidekörnern und Ähren dargeſtellt. Ein Kunſtkritiker der Illinois-Staatszeitung erklärte, daß jemand, der dieſes Wandgemälde nicht für ein reifes Erzeugnis der Kunſt halte, überhaupt nichts von Kunſt verſtehe. Ganz ſo ſchroff möchte ich mich nicht ausdrücken, da ich der Meinung bin, daß Getreidekörner mehr ein Material für den Bäcker, als für den Maler ſeien. Als eine artige Spielerei aber wird jeder das Bild gelten laſſen müſſen, und wer das Bild nur als Bild und den Herſteller etwas hoch als Künſtler taxiert, wird es ihm auch nicht zum Vorwurf machen können, daß er ſtark idealiſiert oder zum mindeſten eine Fancy-Farm, die koſtſpielige Liebhaberei eines wohlhabenden Mannes, ſich zum Muſter genommen hat. Wer ſich aber durch das Bild verführen ließe, in Illinois vom Körnerbau leben zu wollen, würde wahrſcheinlich eine ſchwere Enttäuſchung erleiden. Denn Illinois gehört auch ſchon zu den Staaten der Union, in denen der Farmer nicht mehr wohlhabend wird, ſondern allmählich verarmt, wenn er wohlhabend war, weil der Boden unter dem Raubbau ſeine Kraft verloren hat. Man nennt das drüben, mit den Prärieſtaaten des Weſtens nicht mehr konkurrieren können, und ſchiebt vorläufig durch Viehzucht oder durch Anlage von Fabriken den Zeitpunkt, in dem man hungern oder mit einem rationellen Ackerbau beginnen muß, noch etwas hinaus. Auch Induſtrie und Kunſt ſind in dieſer Ausſtellung vertreten, — die letztere mit Malereien auf Leinwand, Marmor und Porzellan, die als Vielliebchen, wenn man dieſe in Amerika kennte, die gebührende Bewunderung finden würden, während die meiſten anderen Staaten, ſoweit ſie in ihren Staatsgebäuden überhaupt etwas ausgeſtellt haben, ſich damit begnügten, mit dem Reichtum ihrer Bodenerzeugniſſe zu prunken. Die Gebäude ſelbſt ſind vielfach eine Kopie architektoniſch hervorragender oder hiſtoriſch bemerkenswerter Bauwerke dieſer Staaten. So hat Illinois ſein Kapitol in Springfield nachgebildet, Florida das Fort Marion bei San Auguſtin, Kalifornien die alte ſpaniſche Miſſion San Gabriel. Vielfach hat man dieſen Gebäuden auch den natürlichen Rahmen ihrer heimiſchen Vegetation gegeben, und der Staat Waſhington hat ſeinen noch vorhandenen oder vorhanden geweſenen Reichtum an Bauhölzern damit zu illuſtrieren verſucht, daß er ſein ganzes Haus aus koloſſalen Baumſtämmen aufführte.

Aber dieſe auffallende Trennung der Staaten iſt auch in den eigentlichen Ausſtellungsgebäuden vielfach in auffallender Weiſe durchgeführt. So in der Hortikulturhalle, in der die Früchte nach den Einzelſtaaten geordnet auf ihren Tellern liegen; noch mehr im Mining-Building, wo jeder Staat, der überhaupt Bergwerkserzeugniſſe ausgeſtellt hat, ſich ſeinen Pavillon erbaute oder ſich wenigſtens mit einer ſpaniſchen Wand umgab. Da glitzert es von Gold- und Silbererzen, von Metallen, edlen und halbedlen Steinen, und der ſchwarze Diamant, die Kohle, iſt in rieſigen Blöcken ausgeſtellt. Für eine Schätzung des Reichtums dieſer Länder gibt dieſe Ausſtellung freilich gar keinen Maßſtab; denn das alles ſind natürlich Paradeſtücke, und faſt nirgends findet der Beſchauer Anhaltepunkte über die Produktionskoſten oder über die Ergiebigkeit einzelner Werke. Die ſilberne Statue der Gerechtigkeit, die der Staat Montana ausgeſtellt hatte und die auf einen Silberwert von 75 000 Dollar geſchätzt war, iſt durch den Silberkrach inzwiſchen um die Hälfte entwertet, und einem von einem andren Staat ausgeſtellten ſilbernen Kolumbus iſt es nicht beſſer ergangen. Der von amerikaniſchen Zeitungen aufgeſtellten Behauptung, daß die erſtere das größte exiſtierende oder jemals hergeſtellte Monumentalwerk in Silber ſei, möchte ich beſcheiden widerſprechen. Im Dom des Hradſchin zu Prag befindet ſich das ſilberne Grabmal eines Heiligen, das zum mindeſten viel impoſanter wirkt, als die die Gerechtigkeit Montanas verkörpernde Chanſonette Ada Rehan, und deſſen Kunſtwert denjenigen dieſes Bildwerkes noch um vieles mehr übertrifft, als ſeinen Silberwert. Aber der Amerikaner wendet den Ausdruck „noch nicht dageweſen“ grundſätzlich auf alles an, was ihm in ſeinem Lande zum erſtenmal begegnet; habe ich doch gehört, daß das Umſetzen erwachſener Bäume als eine amerikaniſche Erfindung bezeichnet wurde. Die Amerikaner würden dem Fürſten Pückler-Muskau ein ganz ſtattliches Vermögen ſchulden, wenn ſie ihm die Priorität dieſer Erfindung abkaufen und ihm nur das wiedergeben wollten, was er an dieſe Liebhaberei verſchwendet hat. Womit keineswegs geſagt ſein ſoll, daß Fürſt Pückler die Priorität beanſprucht habe oder zu beanſpruchen berechtigt geweſen ſei; wahrſcheinlich hat er das Kunſtſtück aus England bezogen, aber ſeitdem er es in ſeinen Parks in Muskau und Branitz vielfach ausgeübt, iſt es in Deutſchland niemals wieder verloren gegangen. Charakteriſtiſch-amerikaniſch ſind die die Kojenwände aller dieſer Bergwerksausſtellungen ſchmückenden Landſchaftsbilder, — romantiſch, idylliſch, waſſerreich, waldreich, dem Ackerbauer, dem Viehzüchter, dem Induſtriellen, dem Techniker gleich günſtige Chancen bietend. Für jeden Geſchmack etwas, nur darf man nicht vergeſſen, daß jeder dieſer Staaten durchſchnittlich ein Drittel von der Größe Deutſchlands einnimmt, und daß es nicht übermäßig ſchwer fallen kann, auf einem ſolchen Raume einige Dutzend Landſchaftsbilder zu finden, die lockend und verführeriſch genug ausſehen. Man thut dieſen Bildern auch kein Unrecht, wenn man ſie nur als ſehr geſchickte Einwanderungsreklamen auffaßt.

Daß auch die Bundesregierung ſelbſt das Bedürfnis gefühlt hat, auf der Weltausſtellung von ihrer Exiſtenz Kunde zu geben, iſt erklärlich. Ihr ſtolzer, neben der Induſtriehalle dem Michiganſee die Front zukehrender Palaſt enthält eine ſehr intereſſante Sammlung von poſtaliſchen Kurioſitäten, eine Überſicht über Uniformierung, Ausrüſtung und Bewaffnung der amerikaniſchen Armee in lebensgroßen Wachsfiguren, vom Höchſtkommandierenden bis zum indianiſchen Kundſchafter, und eine Sammlung der Fauna des Landes in ganz wundervoll ausgeſtopften Exemplaren. Wie denn auch für die amerikaniſchen Bildhauer, die auf der Ausſtellung ein reiches Arbeitsfeld gefunden haben, charakteriſtiſch iſt, daß ſie Tiere in Lebensgröße und Überlebensgröße in einer lebensvollen Bewegung außerordentlich packend wiederzugeben verſtehen. Eine ganze Anzahl ſolcher Einzelfiguren von Pferden und Rindern, Bären, Wapitihirſchen und anderen Vierfüßlern in Gips bildet den Schmuck der Brücken, welche über die vielen den Ausſtellungspark durchſchneidenden Waſſeradern führen. — Auch der Stamm eines kaliforniſchen Rieſenbaumes hat im Bundesregierungsgebäude ſeinen Platz gefunden; von der amerikaniſchen Idee, ihn zu einem aus einem Stück gearbeiteten Pullmannſalonwagen umzuformen, hat man glücklicherweiſe abgeſehen, aber leider hat man ihn nur in ſeinem ganzen Stammumfange, nicht in ſeiner vollen Höhe aufſtellen können. Eine Wendeltreppe führt in dem ausgehöhlten Stamm empor, und dieſer Stamm ſoll wirklich, wie Glaubwürdige verſichern, noch nicht der letzte der kaliforniſchen Rieſenbäume ſein.

Der große Salonwagen-Pullmann hat es ſich nicht nehmen laſſen, dennoch mit einem Unikum auf der Weltausſtellung zu erſcheinen, — mit einem Reliefplan ſeiner Stadt, einer Stadt von fünfzehn- oder zwanzigtauſend Einwohnern. Darin gehört ihm alles, — nicht nur die Fabriken und die Wohnhäuſer, ſondern auch Kirchen und Theater, Hotels und Reſtaurants, und es gibt keinen Geſchäftszweig innerhalb der Stadt, der nicht für Pullmannſche Rechnung im Betriebe wäre, kein Bedürfnis, daß man befriedigen könnte, ohne Herrn Pullmann daran verdienen zu laſſen. Die Stadt macht von außen einen ganz behaglichen und jedenfalls einen ſehr viel reinlicheren Eindruck, als die meiſten amerikaniſchen Städte. Möglich, daß ſich ein ſolches Reſultat innerhalb der amerikaniſchen Freiheit nur durch einen ſtarken Despotismus erreichen läßt: Herr Pullmann ſchließt nur Mietskontrakte ab, bei denen er ſich achttägige Kündigung vorbehält, und wer nicht Ordre pariert, muß raus. Er iſt im freien Amerika nicht der einzige Tyrann von Mottenburg. Man muß dort nur auf Millionen ſitzen, um den Despoten ſpielen zu können.

Bei dem großen Umfange des Ausſtellungsparkes macht ſich die Unzulänglichkeit und noch mehr die Teuerung der Beförderungsmittel innerhalb desſelben doppelt bemerkbar. Ein ſchlechter Fußgänger kann auf venetianiſchen Gondeln, elektriſchen Booten und in Rollſtühlen leicht ein paar Dollar verfahren, ein guter verbraucht ſeine Kräfte, die er ſchon in den Ausſtellungsgebäuden nötig genug hat, auf dem Wege von einem zum andern. Eine eigene echt amerikaniſche Bewandtnis hat es mit den Rollſtuhlſchiebern, lauter jungen, in eine ſehr geſchmackvolle, hellblau mit weiß paſpolierte Livree gekleideten Männern. Den Ausdruck „Livree“ hätte ich eigentlich nicht brauchen dürfen. Denn dieſe jungen Männer ſind Leute, die zwar gegenwärtig Dienſte gegen Bezahlung leiſten, zu denen ſie nur die Kraft ihrer Muskeln brauchen, aber in ihrer freien Jahreszeit ſind ſie Studenten amerikaniſcher Univerſitäten, — künftige Geiſtliche, Ärzte, Lehrer, Staatsmänner und Führer der Nation. Die Amerikaner behaupten, man habe ihnen dieſe Poſten übertragen, um ihnen das Bildungselement, das eine Weltausſtellung birgt, auf bequeme Weiſe zugänglich zu machen. Ländlich, ſittlich! Ich würde aber lügen, wenn ich erzählte, daß man dieſe Jünglinge in ihren Mußeſtunden bildungsgierig in den Ausſtellungsgebäuden ſieht. Sie flegeln ſich vielmehr in ihren Rollſtühlen oder treiben allerhand halbkindlichen Unfug. Und wenn auf dem von ihnen geſchobenen Karren eine Amerikanerin ſitzt, die nur halbwegs jung und hübſch iſt, flirten ſie mit einem Eifer, der ſich ſchlecht mit den übernommenen Pflichten verträgt. Wenn ich nicht ſchützend dazwiſchen getreten wäre und, um zwei Menſchenleben zu retten, mein Schienbein geopfert hätte, würde einer dieſer Herren in republikaniſcher Livree ſich und ſein Opfer in der Lagune wiedergefunden haben.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Was meint Ihr Herren,“ ſagte Herzog Albrecht, die Decke eines der Tiſche mit den Sporen herabziehend, „das Gewerbe hier ſcheint einträglich geweſen zu ſein.“

„Das einträglichſte, das man heutzutage in deutſchen Landen treiben kann,“ erwiderte Herr Peter Lußke verdrießlich. „Wo ſolche Herren ins Gewerbe eingreifen, da muß der Fleiß der Städte zu ſchanden werden.“

„Haben ihnen gut auf die Finger geklopft,“ ſagte Buſſe Duß, der Stadthauptmann von Magdeburg, kurz.

„Man kennt Euer Klopfen, Herr Buſſe. Es wächſt kein Gras danach!“ antwortete Dieter Sunnenberg.

„Glaub's wohl, daß die Braunſchweiger es kennen,“ gab der alte Kriegsmann zurück, übermütig mit den Hacken aufſtampfend.

„Ei, Herr Buſſe! Ich denke, es fehlt Euch auch nicht an Proben unſrerſeits,“ rief Peter gereizt.

„Gemach, gemach, Ihr Herren! Was Ihr auch wo anders ſein mögt, hier ſeid Ihr Freunde,“ beſchwichtigte Herzog Albrecht.

„Meinetwegen!“ ſagte Buſſe. „Ich richte mich ganz nach den Herren dort! Haben Eure fürſtliche Hoheit übrigens den Jürgen von der Duſſe kämpfen ſehen? Schade, daß wir derlei Kämpfer nicht mehr auf unſrer Seite hatten!“ Und er warf einen verächtlichen Blick auf die ſtädtiſchen Herren.

„Die Elle iſt kein Schwert, und das Schwert keine Elle!“ antwortete einer der lüneburgiſchen Ritter.

Herr Dieter verſchluckte mühſam ſeinen Ärger und flüſterte einem ſtädtiſchen Herrn zu: „Der Übermut dieſer Ritter iſt unerträglich. Der Räuber ſteckt in jedem von ihnen.“

„Ja,“ ſeufzte der andere. „Iſt es nicht ein Unding, daß in der Welt der Zerſtörer größerer Ehre wert geachtet wird, als der da aufbaut?“

„Wohl,“ antwortete jener. „Und doch, ſo lange es Mäuſe gibt, wird die Welt der Katzen nicht entraten können, ob ſie auch manchmal ſelbſt das Handwerk der Mäuſe ausrichten. Seid klug, Herr Tile!“

Währenddeſſen ſtand Herzog Friedrich im Geſpräch mit ſeinem Bruder und achtete der übrigen wenig. „Ein trübſeliger Anblick!“ ſagte der junge Fürſt, auf den Hof weiſend, wo die unglücklichen Gefangenen in Reih und Glied ſtanden. Die Sonne ſchien heiß, die Rüſtungen drückten ſchwer, die gefeſſelten Arme waren angelaufen, die Geſichter gerötet, hier und da blutunterlaufen, äußerſte Erſchöpfung neben dumpfer Verzweiflung zeigte ſich auf den ermatteten Zügen. „Wann werden Fürſten nicht mehr in der Notwendigkeit ſein, gegen die eigenen Unterthanen zu Felde ziehen zu müſſen?“

„Ich denke, der heutige Tag wird dazu das Seinige beitragen,“ erwiderte der junge Bernhard.

„Das iſt der Troſt bei ſolchem Anblick!“ ſeufzte der junge Fürſt. „Es iſt mir doch lieb, daß der tapfere Hauptmann nicht unter ihnen iſt. Er hat uns heut zu ſchaffen gemacht, und ich gönne ihm den ehrlichen Soldatentod anſtatt des Galgens. Wo liegt er? Haſt du dich nach ihm umgeſehen?“

„Die Leiche liegt in der Kapelle. Ich habe dafür geſorgt, daß ſie nicht beſchimpft wurde.“

„Gut! Laß ihn in der Stille begraben. Die Trümmer des geſchleiften Schloſſes mögen alsdann ſein Grabmal ſein!“

„Eure Hoheit iſt trübe gelaunt, wie es nach einem Siege nicht ſein ſollte!“

„Ein Sieg über die eigenen Unterthanen! Ein Schnitt ins eigene Fleiſch!“

„Wohl! Auch der Arzt ſchneidet ein, damit das Fleiſch geſunde.“

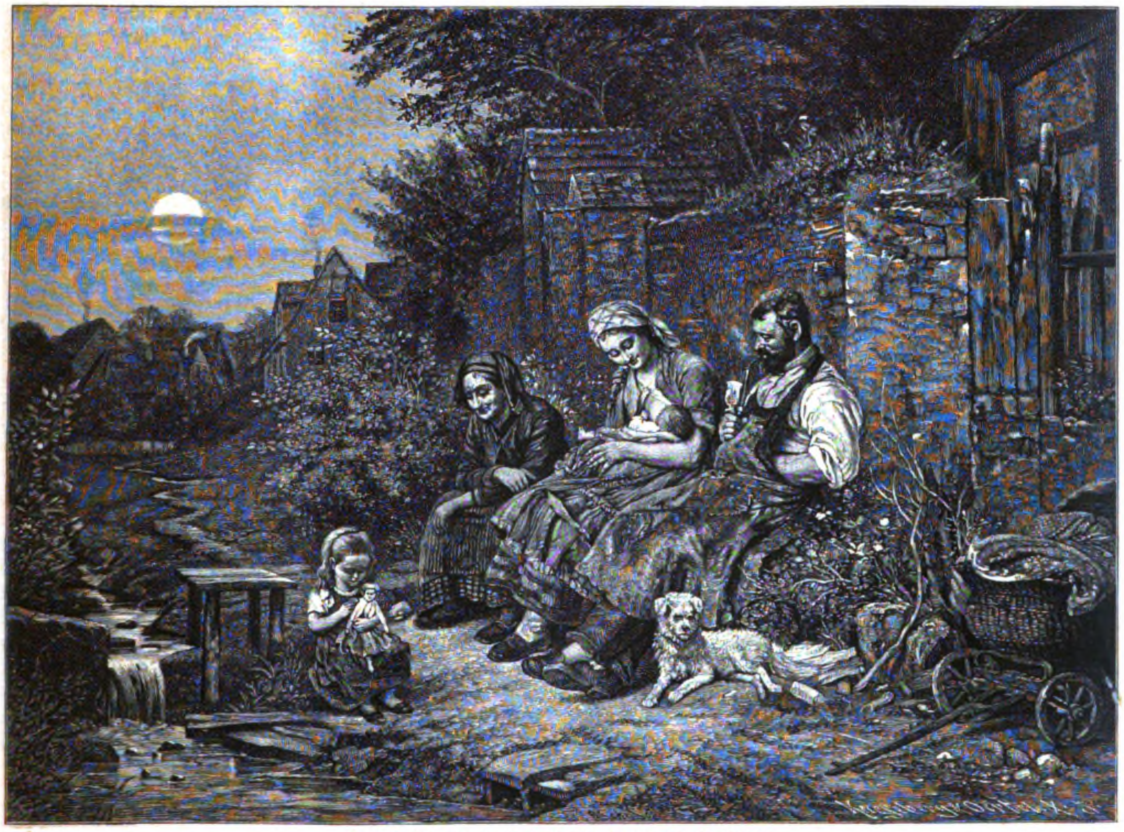
„Du meinſt es gut, Bruder. Ich danke dir.“

Jetzt ließen ſich von außen Tritte hören. „Was gibt's, Ihr Herren?“ frug Herzog Albrecht. „Hoffentlich die Nachricht, daß die Mahlzeit fertig iſt. Meiner Treu, Friedrich, ich bin hungrig. Hoffentlich lohnt der Wein in dieſem verwünſchten Schloſſe das Trinken.“

Die Thür öffnete ſich, und alle Augen richteten ſich ihr zu. Aber anſtatt des erwarteten Abgeſandten aus dem Küchenrevier war's Kurt vom Damme, der eintrat, gefolgt von Henning und Bruder Lorenz. An der Hand führte er ein ſchlankes Mädchen, züchtig mit dem Schleier verhüllt. Eine allgemeine Bewegung entſtand. Herzog Albrecht fuhr vom Seſſel in die Höhe, die Herren wichen von beiden Seiten zurück, und die hinteren drängten nach vorn, um den Gegenſtand des allgemeinen Staunens wahrzunehmen. Anna ſah nicht auf, ſie blickte feſt zur Erde, ſich ganz ihres Vaters Führung überlaſſend. Dieſer ging geradeswegs auf den jungen Herzog zu, der ihm überraſcht einige Schritte entgegentrat.

„Ich bringe Euer fürſtlichen Hoheit hier mein einziges Kind, die Jungfrau Anna vom Damme. Sie hat ſich dem Urteil, das über ihr ſchwebt, durch die Flucht entzogen und übergibt ſich heute Euch, als ihrem fürſtlichen Herrn, willig Gottes Gericht an ſich vollziehen zu laſſen, zu ihrer Rechtfertigung und Erledigung oder zur Buße ihres Vergehens, ſo ſie desſelben durch eine öffentliche Probe überwieſen iſt.“

Neue Bewegung ließ die Antwort nicht ſogleich erfolgen. Alles drängte ſich um Anna und ihren Vater. Es war ein unerhörtes Ding, ſich eine Erſcheinung, wie dieſe, mit einem Verbrechen im Zuſammenhang zu denken. Noch unerhörter war's, daß jemand ſich ohne Zwang einem ſolchen Urteil ſtellte. Herzog Friedrich war augenſcheinlich in Verlegenheit. „Was habt Ihr gethan?“ raunte er während der allgemeinen Unruhe Henning zu. „Sagte ich Euch nicht, ſie ohne Aufſehen zu entfernen?“ Dann fuhr er laut fort: „Euer Vater hat geſprochen, was ſagt Ihr ſelbſt, Jungfrau vom Damme?“ Anna blickte zum erſtenmal auf: „Mein Vater hat meines Herzens Meinung geſprochen, mein durchlauchtigſter Fürſt.“ — Friedrich ſeufzte. „Ich hätte Euch gern gerettet, Jungfrau,“ ſagte er halblaut, „Ihr ſelbſt habt meinen Rat zu ſchanden gemacht.“ Dann wandte er ſich laut an die Umſtehenden: „Da ſich dieſe Jungfrau uns übergeben hat, nehmen wir dieſelbe unter unſren Schutz bis zu dem Tage, wo Gottes Urteil nach ihrem Begehr öffentlich an ihr vollſtreckt werden wird. Iſt jemand in dieſem Schloſſe — irgend eine ehrliche Frau, die wir ihr bis dahin zur Begleitung geben können? Ihr, frommer Bruder, möget dafür ſorgen!“



Nach Feierabend. Nach dem Gemälde von O. A. Schulz.

Wie ſie gekommen, ſo verließ Anna den Saal an der Hand ihres Vaters. Staunen und Aufregung ließ ſie hinter ſich zurück. Die Herren aus Braunſchweig und Magdeburg diskutierten eifrig miteinander, ob es ein Eingriff in die Rechte der Stadt ſei, daß eine vom Rat verurteilte Gefangene dem Schutze des Herzogs übergeben werde, doch erhob niemand Einſpruch. Die Ritter beklagten des Mädchens Schönheit und ſchwuren, daß ein ſolches Geſicht keiner Schuldigen angehören könne. Herzog Bernhard flehte ſeinen Bruder an, das Mädchen trotz alledem zu retten und wurde von Friedrich mit ſeufzendem Kopfſchütteln zurecht gewieſen. Henning ſprach kein Wort; ſein Blick haftete ſtarr an der Thür, hinter der ſeines Herzens Liebe verſchwunden war. Nur Herzog Albrecht verlangte laut nach der aufgeſchobenen Mahlzeit und begrüßte die Ankündigung derſelben mit offener Befriedigung.

Bruder Lorenz aber ging, Margareth zu ſuchen. Er fand ſie im Hofe weinend und klagend, beſchäftigt die unglücklichen Gefangenen mit Speiſe und Trank, aus Küchenabfällen bereitet, zu erquicken. Als der gute Mönch ſich ſehen ließ, erhob ſich lautes Jammern und Bitten. Sie alle kannten ihn, ſie alle wußten, daß er ſtrenge war und barmherzig zugleich, ſie alle hatten das Vertrauen zu ihm, daß er ihnen helfen wolle und könne. Traurig ſchüttelte er den Kopf.

„Ich kann nichts für Euch thun, Ihr armen Verlorenen,“ ſagte er. „Nur eins weiß ich: gebt Gott die Ehre! Beichtet und bereut Eure Sünde, damit Ihr, wenn Euer Leib gebüßt, doch die unſterbliche Seele davon bringen möget. Hat doch unſer einiger heiliger Fürſprecher dem Schächer am Kreuze zu Gnaden geholfen — der möge ſich Euer erbarmen.“ Zu Margareth aber ſprach er, da ſie ihm auf Annas Turmzimmer folgte: „Ihr habt Euren Eid treulich gehalten, Tochter, ſo gedenke auch ich meines Verſprechens. Euer Gatte ſoll frei werden, aber ſorgt dafür, daß er ein neues Leben anfange.“ Das arme Weib fiel auf die Knie mitten auf den Stufen der Treppe und küßte ſchluchzend den Saum ſeines groben Mönchskleides.

So fiel die Tuifeling, das berüchtigtſte aller berüchtigten Raubneſter, die den Städten ein Dorn im Fleiſche waren. Großen Jubel rief ihr Fall in Braunſchweig hervor. Und weiter meldet uns die Chronik, daß die Burg „rein ausgebrandt“ wurde. Als aber dennoch Otto der Quade „ſich unterſtunde ſie wieder aufbauen zu laſſen, da zogen obgemeldte Städte (Braunſchweig und Magdeburg) alsbald dahin und zerbrachen Türme und Mawren, welche eben feſte geweſen, bis auf den Grund, und alſo des Orts ſo baldt keine Feſtung wieder gebawet werden kundte.“

XXIII.

Ein ungewöhnlich heißer Tag war über Braunſchweig angebrochen. Die älteſten Leute behaupteten, nie einen heißeren erlebt zu haben. Vom frühen Morgen an ſchien die Sonne mit unbarmherzig ſtechender Glut vom Himmel. Auf verſchiedenen Wegen hatten ſich die Menſchen vor ihrem erdrückenden Einfluß zu ſchützen geſucht. Hier waren alle Holzläden geſchloſſen, alle Fenſteröffnungen verhangen, um der Hitze den Eingang zu wehren. Dort waren Thür und Thor, Fenſter und Läden geöffnet, um durch reichlich ſtrömende Zugluft Kühlung herbeizuführen. Aber beides erwies ſich als vergeblich. Gegen Mittag überzog ſich der Himmel mit einer trüben Dunſtſchicht. Die Sonne ſtand dahinter wie eine gerötete Scheibe. Aber obwohl ihre Strahlen an Schärfe verloren, ſchien die Schwüle nur um ſo größer zu werden und drückte auf Menſchen und Vieh wie eine ſchwere Laſt, unter der man kaum zu atmen vermochte.

Eines der Häuſer, in dem man durch Abſchneiden jedes kleinſten Zugangs nach außen die glühende Luft abzuſperren verſucht hatte, war das des Bürgermeiſters Kurt vom Damme am Egidienmarkt. Wer vorüber ging, der mochte wohl meinen, es liege ein Toter darinnen, ſo düſter, ſo traurig, ſo abgeſchloſſen ſah es aus. Und wer einen Blick ins Innere hätte thun dürfen, würde es auch dort wie erſtorben gefunden haben. Leiſe ſchlich die Dienerſchaft auf Treppen und Gängen, kein lautes Wort ließ ſich hören, denn alle wußten, daß tiefe Trauer über dem Hauſe hing. Alle trauerten mit, denn dazumal verband mehr als heut gemeinſames Fühlen die Herren mit ihren Dienern. Hatte doch der Wieprecht die kleine Anna auf ſeinen Armen gewiegt, und ſtolz hatte ſein Herz geſchlagen, wenn er ſie ſpäter die ſchönſte Jungfrau Braunſchweigs rühmen hörte. Brigitte hätte willig für ſie den Arm der heißen Folter dargeboten, konnte doch die gute Seele ohnehin des Gefühls nicht quitt werden, als habe ſie durch ihr gezwungenes Zurückbleiben von der Flucht ſich einer großen Untreue ſchuldig gemacht. Peter hätte mit jedem Burſchen der Stadt Annas wegen den Ringkampf aufgenommen. Vor allem aber Barbara, der Anna teurer geweſen war, als ein eigenes liebes Kind! Sie ſaß den ganzen Tag bei ihrem alten Herrn und verſuchte, ſelbſt des Troſtes bedürftig, ihn zu tröſten. Und ſie hatte ſchwere Arbeit. Wenn Herrn Kurts düſtere Schwermut ſie ängſtigte, ſo beunruhigten ſie noch viel mehr Hennings Schmerzausbrüche und ſein maßloſer Zorn gegen die Stadt, den Rat, den Herzog, — gegen alle, die das Unerhörte geſchehen ließen, daß Anna, die Holde, Unſchuldige, der grauſamen Probe unterworfen wurde, die ja nimmer gut enden konnte! Die Liebe zu ihr, die er mit in die Ferne genommen hatte, damals das ſanfte Gefühl der herzlichen Zuneigung zu einem ſchönen Kinde, war durch die traurigen Schickſale des Mädchens wieder angefacht und durch ihre Weigerung, mit ihm zu fliehen, zur qualvollen Leidenſchaft erwachſen. Er meinte, er müſſe wahnſinnig werden, wenn er ſie verlöre. Er ſo wenig, wie Herr Kurt, hatten ſeit ihrer Rückkehr von der Tuifeling das Haus verlaſſen. Schien ihnen doch jeder Blick eines Vorübergehenden Mitleid oder Verachtung auszudrücken, beides gleich ſchwer zu ertragen für ſtolze Gemüter. Herr Kurt ſaß da in thatenloſem Jammer. Er konnte nichts denken, als ſein unglückliches Kind, nichts fühlen, als die Schande, die über ſie und ihn gekommen, und tauſendmal warf er ſich die Thorheit vor, durch die er den erſten Anlaß zu all dieſer Not gegeben hatte. Henning dagegen war von einer Unruhe und nervöſen Heftigkeit beſeſſen, die es für Barbara ſehr ſchwer machte, mit ihm fertig zu werden. Beiden verzieh ſie um ihres Grames willen. Und doch dachte ſie oft im ſtillen: „Wie gar anders iſt doch der Frauen Gemüt, als das der Männer! Wollte ich's treiben, wie dieſe zwei, was möchte doch aus ihnen werden! Wie ſollte ich ſelbſt dieſe Zeit der Qual ertragen, wenn ich nicht ſchaffen könnte! Wenn nicht all mein Thun darauf gerichtet wäre, ſie ihnen erträglich zu machen!“ — „Und wenn ich nicht beten könnte!“ hätte ſie noch hinzuſetzen mögen. Denn des Bruder Lorenz frommes Vertrauen, der täglich kam, die Bedrängten aufzuſuchen, zu tröſten, zu ermutigen, richtete auch ſie täglich auf zu neuem Hoffen und zu neuem Ausſchütten ihrer Herzensſorge vor dem, zu dem er ihr den Weg gezeigt hatte.

Anna hatte ſie nicht wiedergeſehen. Herzog Friedrich verpfändete nach ſeiner Heimkehr dem Rat ſein Wort, daß die Jungfrau an dem feſtgeſetzten Tage zur anberaumten Stunde ſich ſtellen werde. Daraufhin war ihm geſtattet worden, ſie, des Rats Gefangene, in ſeine Verwahrung zu nehmen. Sie bewohnte ein einſam gelegenes Zimmer im fürſtlichen Haushalt, wo man es ihr an nichts fehlen ließ. Niemand hatte Zutritt zu ihr als Margareth, die ſich nicht von ihr trennen wollte, bis ihr Geſchick entſchieden war. Anna hatte es ſelbſt ſo gewünſcht, denn es war ihr lieber, in dieſen Tagen jemand von härterem Schrot und Korn um ſich zu haben, als die troſtloſe Barbara oder gar die gute Schwätzerin Brigitte, die ſie durch ihren unbegrenzten Jammer nur weich machen konnten. Sie bedurfte all der Energie, die in ihrer Art lag, um dieſe Wochen auszuhalten, ohne wankend zu werden.

Die einzigen, die zu ihr gelaſſen wurden, waren der Dechant des Domkapitels und Bruder Lorenz, und ſie brachten ihr gar verſchiedenartigen Troſt. „Tochter,“ ſagte der Dechant, „iſt es nicht Thorheit, iſt es nicht Sünde und Gottverſuchen, ſich auf ein Wunder zu verlaſſen, wo andere Hilfe ſo nahe liegt? Glaubt mir, nur ein gottgeheiligtes Leben bringt Heilung für Wunden, wie die Eurigen. Warum ſucht Ihr ein ſchreckliches Ende? Meint Ihr, das könne Euch rein machen? Nur ein Leben in Anrufung der Heiligen, in Faſten und Abkehr von der Welt, büßt die Schuld. Verſprecht mir mit Eurem Handſchlag, hinfüro Euch der Kirche zuzuwenden, Euer reiches Gut in ihrem Dienſte zu gebrauchen zur Ehre Gottes und zur Erledigung Eurer Seele — und wahrhaftig, das Waſſer ſoll Euch nicht brennen! Eure zarte Haut ſoll keinen Flecken aufweiſen!“

Pater Lorenz aber ſprach: „Meint Ihr, Gott könne kein Wunder mehr thun, um ſeine Unſchuldigen zu erretten? Spricht er nicht ſelbſt: ‚Ich werde ſie erretten in einer Kürze?‘ und wiederum: ‚wenn ſie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden‘? Ich ſage Euch, ſein Wille kann wohl das heiße Waſſer anwehen, wie ein kühler Hauch, daß es Euch nicht anders berührt, als laue Luft. Er kann Eure Haut mehr ſtärken, als einſt das Blut des Drachen den frommen Ritter, wie uns die Sage meldet. Er kann Euch wohl erledigen und Eure Unſchuld erweiſen. So es aber ſein Wille nicht iſt, iſt es nicht beſſer, Ihr büßet in dieſem Leben, als in jenem? Iſt es nicht beſſer, Ihr gebet den Leib, als die Seele? Haltet aus, Jungfrau Anna! In meinem Herzen ſpricht eine Stimme, die mir ſagt, Ihr werdet noch Gott loben!“

Und als ihm Anna einmal mitteilte, was der Dechant ihr täglich anbot, antwortete er in großem Zorn: „Irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Wollt Ihr, Jungfrau Anna, aus freiem Willen, nachdem Eure Sache entſchieden iſt, Euch dem Kloſterleben weihen, wohl, ſo gebe Euch Gott darinnen den Frieden, den Ihr ſuchet. Aber mit heuchleriſchem Herzen — befreit nicht durch Gottes Hand, ſondern durch heuchleriſche Liſt — die heiligen Gelübde auf Euch zu nehmen, da möchte der große Richter Euch wohl Tag und Nacht in die Ohren gellen: ‚wie biſt du herein gekommen, und haſt doch kein hochzeitlich Kleid an?‘ Es iſt beſſer, daß eins Eurer Glieder verderbe, Tochter, denn daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“

Das war eine harte Rede, aber ſie fiel auf bereiteten Boden. Anna blieb ſtandhaft, und ſo kam — vier Wochen nach ihrer Rückkehr nach Braunſchweig — der Tag, der ſie der furchtbaren Probe unterwerfen ſollte.

Trotz der unerhörten Hitze waren vom frühen Morgen an die Straßen voll von Menſchen. Unſre Vorfahren waren ein ſchauluſtiges Geſchlecht, das nicht gern eine Gelegenheit verſäumte, etwas Außergewöhnliches zu ſehen. Und in dieſem Falle wirkten viele Umſtände zuſammen, ein ganz ungewöhnliches Intereſſe zu erregen. Anna gehörte zu den vornehmſten Jungfrauen der Stadt, zu der ſtolzeſten Familie der Geſchlechter, und die große Mehrheit des Volkes war allzeit froh, dieſen eine Demütigung bereitet zu ſehen. Das Verbrechen, deſſen ſie beſchuldigt war, war ein ungeheures, unnatürliches, verübt an einer nahen Verwandten, die überdies infolge ihrer Leichtlebigkeit und Freigebigkeit bei den niederen Volksklaſſen in ungewöhnlichem Grade beliebt geweſen war. Dazu kam ihr — Anna's — geheimnisvolles Verſchwinden, was klärlich einen Bund mit böſen Geiſtern bewies, und ihr noch unerklärlicheres Wiederauftauchen, da man gerade anfing, ſie zu vergeſſen. Denn niemand fiel es ein, an ihre freiwillige Rückkehr zu glauben. Man pries den Herzog, daß er ſie dem Rat nicht wieder ausgeliefert hatte, ſondern ſie in eigenem feſtem Gewahrſam hielt, indem man den Grund dieſer Maßnahmen ganz verkannte, und man lebte noch immer halb und halb in der Erwartung, daß ſie noch einmal verſchwinden werde. Abenteuerliche Gerüchte liefen um. Hier erzählte man, ſie werde verſchleiert erſcheinen, denn ihr Geſicht ſei auf ſchreckliche Weiſe gezeichnet, dort, es ſeien greuliche Geſtalten geſehen worden vor ihrem Fenſter, mit denen ſie Zwieſprache gehalten. Alle dieſe Wunderlichkeiten waren damals im ſtande, Einfluß auf die Volksmenge zu gewinnen. So drängte ſich denn, je näher die Mittagsſtunde rückte, das Volk auf den Gaſſen, um wo möglich Einlaß in die Kirche zu erhalten, in welcher das Urteil vollzogen werden ſollte, oder doch mindeſtens die Verbrecherin auf ihrem Wege dorthin zu ſehen. Lehrlinge und Geſellen, denen die Meiſter an ſolchem Tage den Urlaub nicht verweigern mochten, ſtanden mit Meiſtern und Meiſterinnen, mit Dirnen und Knechten, mit Mönchen und Beghinen gedrängt zuſammen und warteten ſtundenlang, um einen Blick der unglücklichen Verurteilten zu erhaſchen. Diejenigen, die durch ihr Amt bei der Stadt genötigt waren, der Vollziehung des Urteils beizuwohnen, drängten ſich mühſam hindurch, und die ſtolzen Frauen der Geſchlechter, die ihre langen Schleppen ſorgſam zuſammenfaßten, um das gemeine Volk nicht zu berühren, aber doch dem Schauſpiel nicht entſagen mochten, zu dem ihre Neugierde ſie trieb, ließen ſich von ihren begleitenden Knechten eine Gaſſe frei machen durch Schelten, Schieben und Stoßen. Der große Raum des Kirchenſchiffes war gefüllt ſtundenlang, ehe das aufregende Schauſpiel beginnen ſollte, und nur der Mittelgang ward von Beamten des Rats mit langen Stäben und in Amtstracht freigehalten.

Währenddeſſen war Barbara beſchäftigt, ihrem Herrn beim Anlegen des Sametrocks und der Bürgermeiſterkette behilflich zu ſein. Mit wankenden Knieen ließ ſich Herr Kurt ihre Hilfe gefallen. Aber als ſie, ſeine Schwäche wahrnehmend, ihm zuredete daheim zu bleiben, ſchüttelte er entſchloſſen das graue Haupt. „Nein,“ ſagte er. „Meines armen Kindes Augen werden mich an meinem Platze ſuchen, und wenn Anna mich dort nicht ſieht, wird ſie meinen, ich, ihr Vater, habe mich von ihr gewendet, und wird den Mut verlieren. Nein, Frau Barbara, ich werde gehen.“

„Wenn's nur anderes Wetter wäre!“ ſeufzte die gute Frau. „Aber die Schwüle ſaugt Euch die Kraft aus, die Gram und Not Euch gelaſſen. O welch ein Tag! — Herr Kurt, es mahnt mich an den Tag, wo der Blitz in St. Ulrici Kirche fuhr, und danach die halbe Stadt abbrannte! Das war auch ein ſchwerer Tag. Und doch iſt dieſer ſchwerer!“

„Schwerer? — Ja, Barbara. Seit meiner Frauen ſelig Tod iſt mir kein Tag ſchwer geweſen, wie der heutige!“

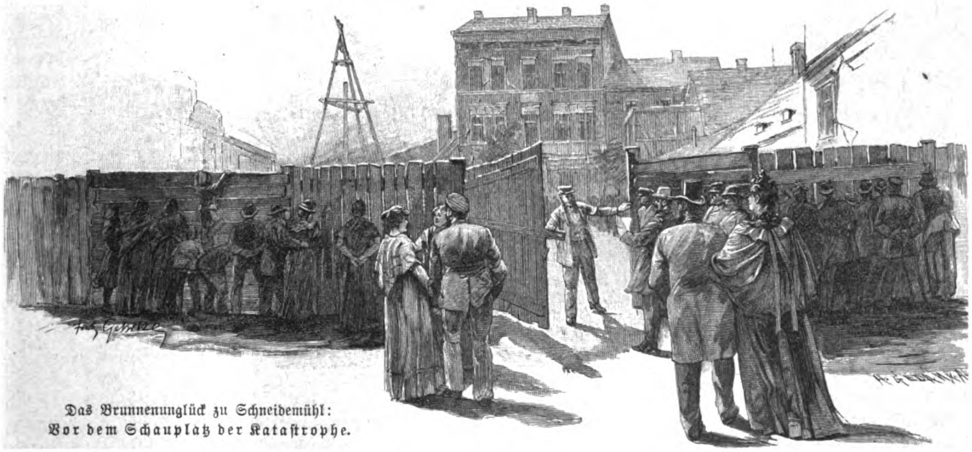
Nachdem Wieprecht ſeinen Herrn hinweggeführt, eilte auch Barbara, ſich fertig zu machen. Denn ob ihr auch das Herz brach, ſie mußte Anna ſehen. Sie mußte verſuchen ihr zu nahen, ihr ein Wort zuzuflüſtern, ein einzig Tröpflein Liebe in den bittern Wermutskelch ihres Leidens fließen zu laſſen. Da ſie ſich bereitet hatte, ſank ſie kraftlos auf den Stuhl, Aufregung und die ſchwüle Luft machten ſie faſt unfähig, ſich zu bewegen. Aber ſie mußte vorwärts und nach einigen Minuten ſtand ſie auf, zog die Bänder der ſteifen Beghinenhaube unter dem Kinn feſt und gelangte nach mühſamem Gange bis vor das Kirchportal. Hier ſtand ſie in der vorderſten Reihe, und ihre alten Augen ſchauten voll ängſtlicher Spannung die Straße hinauf, die von der augenblicklichen Reſidenz des Hofes herabführte. Henning war der einzige, der zu Hauſe blieb. Und er verbrachte ſeine Zeit in Qualen zu, die nur der ihm nachfühlen kann, der ähnliche Folter am eigenen Herzen durchgemacht hat.

„Kommt, Tochter,“ ſagte Pater Lorenz, der die letzten Stunden nicht von Anna gewichen war. „Die Zeit iſt da. Der Herr Himmels und der Erden und der erbarmungsreiche Heiland Jeſus Chriſtus mögen Euer Beiſtand ſein!“

(Schluß folgt.)

Das Brunnenunglück zu Schneidemühl.

Mit Illuſtrationen von Fritz Gehrke.



Das Brunnenunglück zu Schneidemühl:
Vor dem Schauplatz der Kataſtrophe.

Auf meiner ganzen Eiſenbahnfahrt von Berlin nach **Schneidemühl** bildete die ſeltſame Kataſtrophe, welche den **letztgenannten** Ort betroffen, das Geſpräch der Mitreiſenden. **Ein ſeltſames** Geſchick in der That: man will einen Brunnen bohren und gefährdet damit die ganze Stadt. Das in Nordamerika oder in Baku das Erbohren einer übermächtigen Erdölquelle ſchwere Gefahren für die nächſte Umgebung hervorgerufen, hatte man wohl ſchon dann und wann in Zeitungs-

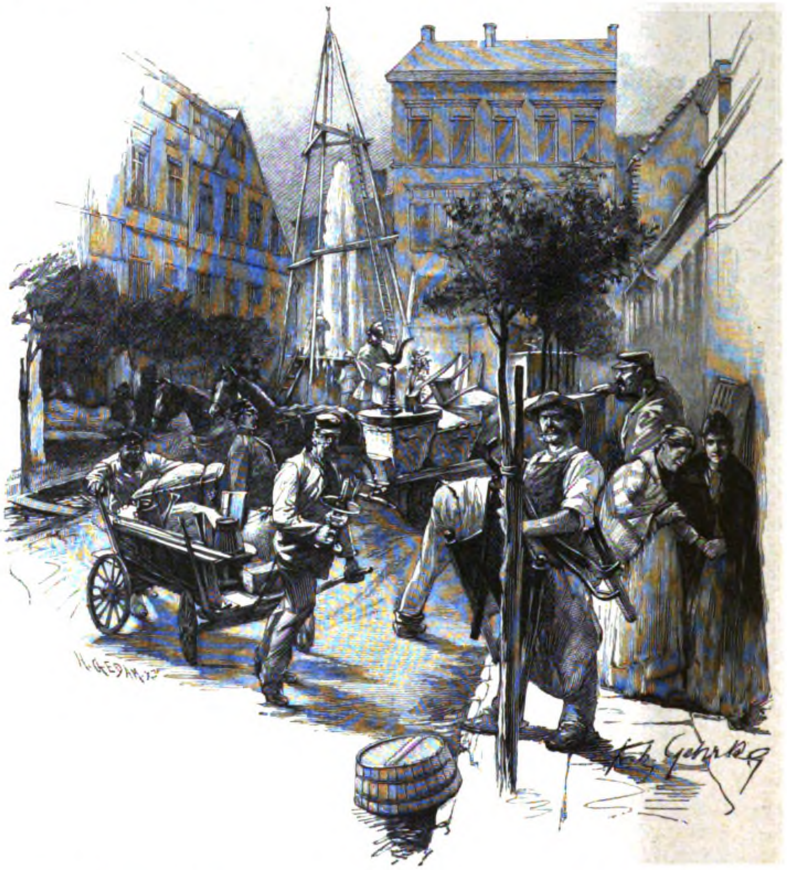
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

notizen geleſen; daß aber in unſrem norddeutſchen Flachland eine Brunnenbohrung zum Ausgangspunkt einer umfangreichen Kataſtrophe werden könne, hatte bisher niemand vermutet. Mit um ſo größerem Intereſſe verfolgte man die wechſelnden Nachrichten über das ungewöhnliche Naturereignis.

Ich ſelbſt hatte Schneidemühl ſeit länger als zehn Jahren nicht geſehen, und auch von meinem erſten Beſuch nur noch eine oberflächliche Erinnerung. Als ich von dem ſtattlichen Bahnhof aus in die Stadt einfuhr, war ich angenehm überraſcht. Der kleine Ort hat ſich, wohl hauptſächlich durch ſeine günſtige Lage als Knotenpunkt der Bahnen Berlin-Eydtkuhnen, Berlin-Bromberg-Thorn-Inſterburg und Poſen-Neuſtettin, vorteilhaft entwickelt. Überall hübſche, anſehnliche Neubauten; auf den gut gepflaſterten Straßen ein verhältnismäßig reges Leben — dabei das wohlthuende Gepräge eines behäbigen Wohlſtandes. Inmitten der Stadt der geräumige Marktplatz mit der von ſchattigen Bäumen umſtandenen alten evangeliſchen Kirche, einem neuen Rathaus und einem großen Poſtgebäude im Rohbau!

Unmittelbar daneben aber, kaum hundert Schritte von dem Marktplatz entfernt, dehnt ſich die Unglücksſtätte, ein Feld der Verwüſtung.

Ich geſtehe offen, ich hatte mir nach den, bis zu den Tagen meines Beſuchs vorliegenden Zeitungsnachrichten den Schauplatz der Kataſtrophe anders vorgeſtellt, als er ſich in Wirklichkeit zeigte. Ich hatte hauptſächlich an die verheerende Wirkung des Waſſers gedacht, die ich perſönlich während der bangen Tage des Verzweiflungskampfes der Segediner gegen die Hochflut der Theiß im Jahre 1879 und während der letzten gewaltigen Überſchwemmungen im Rhein- und Elbgebiet kennen gelernt habe. Hier in Schneidemühl aber wandelte man trockenen Fußes über die Unglücksſtätte, ſah und hörte nichts von dem angſtvollen Ringen der Bewohner um Leben und Exiſtenz. Dank der Umſicht der Behörde waren die gefährdeten Häuſer rechtzeitig geräumt worden, für das übermächtig ſprudelnde Waſſer hatten ſich Abflußvorrichtungen ſchaffen laſſen, und die ungeheuren, aus der Tiefe herausgeſchleuderten Sand- und Mergelmaſſen waren ſtetig abgefahren worden. Inmitten aller Zerſtörung herrſchte, möchte ich ſagen, eine faſt peinliche Ordnung, die dem oberflächlich Zuſchauenden den ganzen Umfang der Verheerung vielleicht geringer erſcheinen ließ, als ſie in Wirklichkeit war.



Das Brunnenunglück zu Schneidemühl: Räumung der Häuſer in der kleinen Kirchſtraße.

Aber wenn man näher hineinſchaute in die Unglücksſtätte, wie traurig ſah es dann aus!

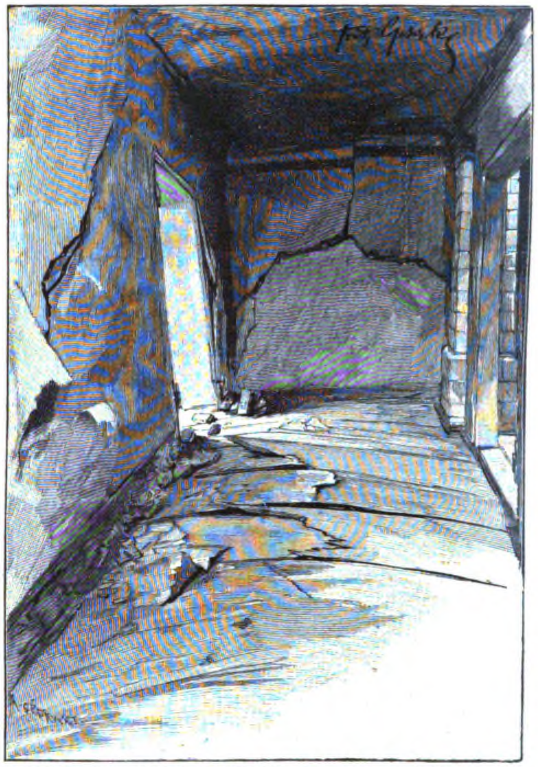
Es ſind zwei Straßen, welche betroffen wurden: die große und die kleine Kirchſtraße. Hier iſt jedes Haus eine Ruine. Kein Gebäude, das nicht bis in die Fundamente zerborſten wäre, deſſen Wände nicht gewaltige Riſſe zeigten! Hier ein maſſiger mehrſtöckiger Rohbau, durchaus maſſiv aufgeführt, auf allen Seiten durchquert und durchzogen von klaffenden Spalten; dort ein niedergeſtürzter Giebel, ein halb herabhängendes Dach; das eine Haus nur mühſam durch mächtige Stützen gehalten, das andere, deſſen Vorder- und Seitenwände bereits niedergebrochen ſind, mit ſeinem noch an der Hinterwand verankerten Dachgeſtühl einer unheimlichen offenen Bühne gleichend. Das Straßenpflaſter wie aus allen Fugen gerenkt, die Trottoirplatten dachförmig verſchoben, Balken und Bohlen, zerſplitterte Fenſterſcheiben überall umherliegend — und dazwiſchen unſre braven Pioniere mit den zur völligen Niederlegung der am meiſten beſchädigten Baulichkeiten erforderlichen Sprengungen und mit den Aufräumungsarbeiten beſchäftigt. An der Kreuzung beider Straßen aber der Unglücksbrunnen ſelbſt: heute höchſt harmlos ausſchauend, ein niedriges rundes Mauerwerk, darüber zwei kurze dicke Rohre, ein einfaches Gerüſt, loſer Schluffſand in der unmittelbaren Umgebung an Stelle des Pflaſters. Und damit auch der Kontraſt nicht fehlt, dicht neben all den Trümmern und all der Öde üppig grüne, hohe Bäume auf dem ſaftigen Wieſengrund, der ſich längs der Küddow, einem nicht unbedeutenden Nebenfluß der Netze, hinzieht, und in den Gärten eine Fülle duftender weißer Roſen!

Wie iſt das Unglück entſtanden, das in wenigen Wochen über zwanzig Häuſer, darunter teilweiſe mehrſtöckige Bauten, auf welche die kleine Stadt mit Recht beſonders ſtolz war, zu Fall brachte und gegen 400 Menſchen obdachlos und mindeſtens vorübergehend erwerbsunfähig machte?

Dort, wo heute der zu ſo trauriger Berühmtheit gelangte Brunnen ſteht, ſtand ſchon ſeit Jahrzehnten eine einfache gewöhnliche Straßenpumpe, die nicht gerade vortreffliches, aber doch immerhin brauchbares Waſſer geliefert haben ſoll. Als nun im vergangenen Jahr die Einſchleppung der Cholera drohte und die öffentlichen Brunnen der Stadt auf die Güte des Waſſers unterſucht wurden, mußte gerade dieſe Pumpe beanſtandet werden. Man beſchloß — keineswegs zunächſt in der Abſicht, einen arteſiſchen Brunnen zu ſchaffen, wie ihn die Stadt übrigens ſchon am Markt beſitzt — den beanſtandeten Brunnen tiefer zu bohren. Der Brunnenmacher Huth, der mit der Inſtandhaltung der Brunnen Schneidemühls kontraktlich betraut war, begann im Herbſt mit der Arbeit und erzielte in der Tiefe von zehn Meter klares Waſſer, das aber bei einer erneuten Unterſuchung auch als unbrauchbar befunden wurde. Er erhielt die Weiſung, noch tiefer zu bohren, und trieb in verſchiedenen Intervallen, unter bald ſchwächerem, bald ſtärkerem Waſſerzufluß, ſein Rohr bis auf etwa 74 Meter hinab. Zuletzt hörte — Mitte Mai — der Waſſerzufluß im Rohre ganz auf, dafür wurde aber das neben dem Rohre hervorſickernde Quellwaſſer immer ſtärker.

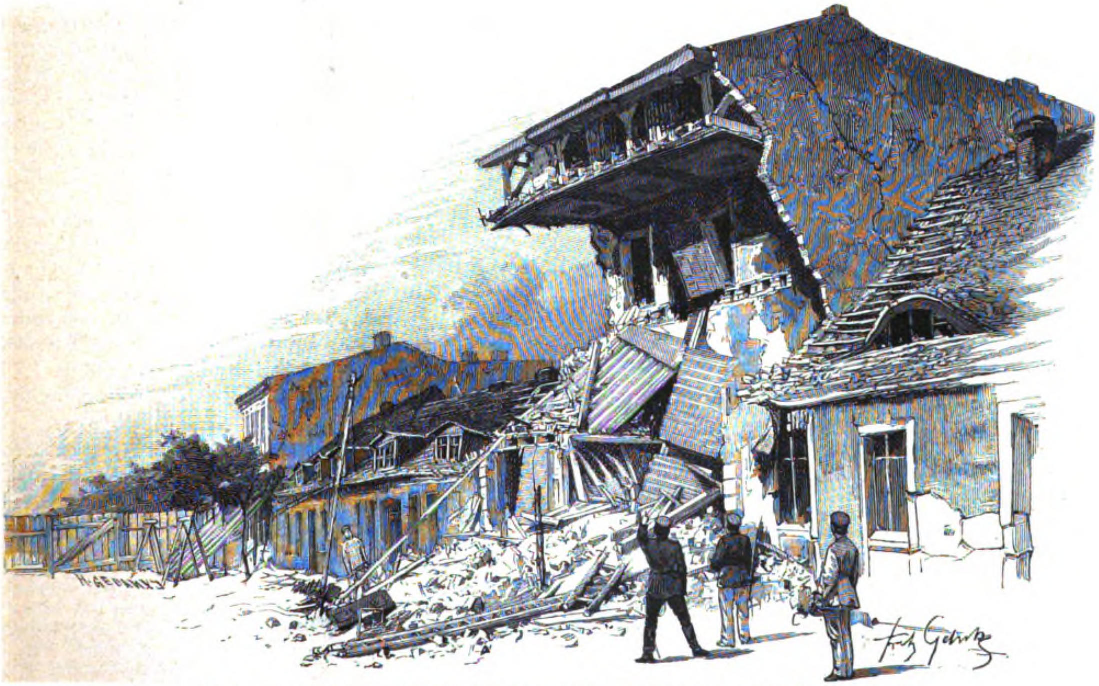
Niemand in Schneidemühl ſcheint bis zu dieſem Zeitpunkt an die Möglichkeit einer Gefahr gedacht zu haben. Man beſchäftigte ſich wohl mit der merkwürdigen Brunnenarbeit, die ſo gar nicht recht vorwärts und zum Abſchluß kommen wollte, aber man zog weder einen geologiſchen Sachverſtändigen hinzu, noch einen zweiten erfahrenen Brunnentechniker. Das Waſſer fand bequemen Abfluß nach der Küddow zu, und die gewaltigen Sandmengen, die es mit ſich führte, erſchienen zwar als eine ſehr läſtige Beigabe, denn ſie mußten durch Hunderte von Fuhren beiſeite geſchafft werden, aber man ſah in ihnen keine beſonders bedenkliche Erſcheinung.

Als das Rohr ſelbſt nur noch wenig Waſſer führte, nahm man an, es ſei verſtopft. Der Brunnenmacher zog es heraus — ungeheure Kiesmengen wurden in den Brunnen verſenkt, ſanken aber immer wieder in die Tiefe, aus der jetzt das Waſſer in einer Stärke von zwei Kubikmetern in der Minute, einen Sandgehalt von etwa ſieben Prozent mit ſich reißend, hervorſprudelte. Schon begannen auch ſich in den zunächſt liegenden Gebäuden Riſſe zu zeigen, es kniſterte und raſchelte unheimlich in den Mauern, auf der Straße verſchoben ſich die Trottoirplatten. Die Sache gewann plötzlich ein bedenkliches Anſehen: Hals über Kopf mußten einige Häuſer geräumt werden, die Stunden der Sorge brachen herein.



Das Brunnenunglück zu Schneidemühl: Inneres eines Zimmers in der kleinen Kirchſtraße 19.
(Die Wände ſtehen ſchräg, die Dielen ſind gebogen und dann in der Mitte gebrochen.)

Jetzt, Ende Mai, wurden von nah und fern Sachverſtändige herbeigerufen. Man machte den ratloſen Stadtvätern die verſchiedenſten Vorſchläge, endlich begann man einen gemauerten Senkbrunnen hinabzutreiben, um mit ihm die Quelle zu faſſen. Bei dem ſtarken Sandauswurf, dem ſich bisweilen auch ziemlich große Feldſteine beimiſchten, ſchritt die Arbeit aber nur ſehr langſam vorwärts, und die Gefahr wurde immer dringender. Das Gebiet der Bodenſenkung breitete ſich fortgeſetzt aus, immer mehr Häuſer mußten geräumt werden, die



Das Brunnenunglück zu Schneidemühl: Das Straubelſche Haus in der großen Kirchſtraße 20.

Unterbringung der Bewohner machte in dem kleinen Städtchen bereits große Schwierigkeiten, und ein Ende der Kalamität ſchien gar nicht abzuſehen, ja man mußte fürchten, daß die Senkungen, allmählich fortſchreitend, auch andere Stadtviertel ergriffen.

Da traf endlich der Brunnenmeiſter Beyer aus Berlin, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der arteſiſchen Bohrungen, ein. Er unterſuchte die Unglücksſtätte und ſchloß mit der Stadtverwaltung ein Abkommen, in dem er ſich verpflichtete, gegen ein Pauſchal von 7000 Mark den Waſſerzufluß zu bewältigen — wenn ihm die Arbeit gegen Erwarten nicht gelingen ſollte, wollte er auf jede Entſchädigung verzichten. Halb hoffend, halb zweifelnd, ſah man dem Beginn ſeiner Thätigkeit am 7. Juni entgegen.

Beyer bewährte ſich als ein ungemein umſichtiger, thatkräftiger und erfahrener Mann. Er trieb zunächſt ein neues Rohr in den Brunnen, während die Arbeiten an dem Senkbrunnen eingeſtellt wurden; neben dieſem Rohr wurde dann ein zweites angeſetzt, um ſo durch deren wechſelſeitigen Einfluß ein Verſchlämmen zu erzielen. Endlich ſuchte er den ungeheuren Druck des Waſſers, der dieſes zeitweiſe bis zu einer Höhe von 15 Metern über der Erdoberfläche hervorſprudeln ließ, dadurch zu brechen, daß er auf ſeinem erſten Rohr immer höhere Rohre aufſetzte, durch die er eine Waſſerſäule ſchuf, welche auf die zuſtrömende Waſſermaſſe wie ein Gegengewicht wirkte.

Während die Arbeiten Beyers ihren ſtetigen Fortgang nahmen, hatte ſich zuerſt die Stärke der Quelle aber nur vermehrt, die Gefährdung des ganzen Bezirks hatte zugenommen. Die Senkungen ſtiegen Mitte Juni in unmittelbarer Nähe des Unglücksbrunnens bis auf 781 Millimeter und erſtreckten ſich, allmählich abnehmend, in einem Oval noch auf 200 Meter Entfernung von der Stätte der Bohrungen. Am 15. Juni ſtürzte plötzlich die nächſte Umgebung der Quelle völlig in die Tiefe, der aufgemauerte Brunnenkranz verſank faſt ganz, nur einem glücklichen Ungefähr war es zu danken, daß in dieſen gefährlichen Augenblicken die Arbeiter nicht am Brunnen ſelbſt thätig waren — ſie waren gerade zur Veſper gegangen.

Eine tiefe Mutloſigkeit fing an, die Bevölkerung zu ergreifen, als ſo die Arbeiten Beyers ebenfalls erfolglos ſchienen. Der Meiſter ſelbſt zagte jedoch keinen Augenblick — er baute feſt auf die Richtigkeit ſeiner Methode und fuhr unbeirrt mit ſeinen Maßnahmen fort. Und wirklich: nachdem einer Schätzung nach ſeit Mitte Mai gegen 130 000 Kubikmeter Waſſer und 5000 Kubikmeter Sand von der Quelle herausgeſchleudert worden waren, hatte Beyer am 20. Juni den Waſſerzudrang völlig in ſeiner Gewalt und konnte zur Beruhigung ganz Schneidemühls ohne Gefährdung die obere Öffnung ſeiner Rohre ſchließen — die Gefahr war beſeitigt! Tauſende von dankbaren Herzen jubelten dem tüchtigen Manne, den man allgemein als den „Retter Schneidemühls“ bezeichnete, zu.

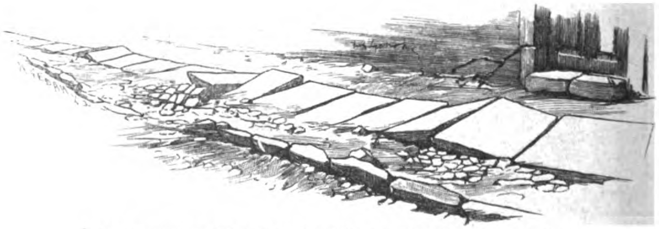
Indeſſen — daß der Tragödie auch das Poſſenſpiel nicht fehle — Herr Beyer hatte eine gefährliche Konkurrentin. Schon während der ganzen letzten Periode waren der Stadtverwaltung die merkwürdigſten Vorſchläge zur Beſeitigung der Gefahr zugegangen. Daß ein Mann aus der Fremde — ich vermute, es iſt ein Händler in Olivenöl geweſen — in einem langen Brief empfahl, zehn Tonnen Olivenöl in den Brunnen zu gießen, mag noch hingehen. Bedenklicher für den wohlmeinenden Schreiber klang ſchon ein zweiter Rat, nämlich der, ein ſchwarzes Füllen mit dem Kopf voran in den Brunnen zu werfen. Am Tage, ehe Beyer der Schluß der Quelle gelang, fand ſich aber von weither ein altes Mütterchen ein, welche das Waſſer beſprach — was wunder, wenn ſo manche abergläubiſche Seele den endlichen Erfolg nicht der rationellen Thätigkeit des Ingenieurs, ſondern dem Sprüchlein des Mütterchens zuſchreibt, das ſich im engeren Kreiſe jedenfalls einen beſonderen Ruf für das Brunnenverſprechen begründet hat.

Ruhig und friedlich, aber freilich entſetzlich öde liegt jetzt das ganze, für alle Unberufenen ſorgfältig abgeſperrte Stadtviertel da. Die Pioniere haben die Sprengungen der gefährdetſten Häuſer bereits vollendet, die übrigen Baulichkeiten ſollen abgetragen werden — auch nicht eins der in Mitleidenſchaft gezogenen Häuſer wird meiner Anſicht nach zu erhalten ſein! Und ob und wann überhaupt auf der Stätte neu gebaut werden kann, das wird ganz von den noch in Ausſicht ſtehenden Unterſuchungen über die Beſchaffenheit des Untergrundes abhängen.

Bisher iſt man ja noch nicht einmal völlig über die mittelbaren Urſachen der Kataſtrophe im Klaren. Die weitaus wahrſcheinlichſte Annahme iſt indeſſen die, daß man bei der Bohrarbeit eine ſtark waſſerführende Schicht erbohrt hat, die mit höher gelegenen Schichten kommuniziert, vielleicht auch mit einem hochliegenden See. Der ſtarke Druck in dieſem ſchwimmenden Geſchiebe — noch an der Ausflußöffnung ſoll derſelbe ſechs Atmoſphären betragen haben — riß dann Waſſer und Sand gewaltſam durch die Brunnenöffnung in die Höhe; der Boden rutſchte mehr und mehr nach, die ſich unten bildenden Hohlräume veranlaßten die Senkungen an der Oberfläche — ſobald dieſe aber eintraten, waren die ſchweren Folgen für die Baulichkeiten unabweisbar.

Der Schaden, der die kleine Stadt betroffen hat, iſt ein ganz gewaltiger. Wenn auch dank der Fürſorge der Behörden von einer augenblicklichen Not nicht die Rede ſein kann, ſo ſind doch die Beſitzer und die Bewohner der dem Untergang geweihten Häuſer — meiſt „kleine Leute“ — in ihrer ganzen wirtſchaftlichen Exiſtenz bedroht, die Beſitzer zumal, wenn nicht Hilfe eintritt, unrettbar ruiniert, die auf den Grundſtücken eingetragenen Kapitalien verloren. Die ſchon zweimal in dieſem Jahrhundert von elementaren Unfällen heimgeſuchte Stadt — 1834 brannte Schneidemühl faſt vollſtändig ab, 1888 riſſen die Hochfluten der Küddow 26 Häuſer nieder und zerſtörten weitere 60 teilweiſe — wird kaum in der Lage ſein, ihren unglücklichen Mitbürgern Erſatz zu gewähren, und wenn auch wohl der Staat in irgend einer Weiſe hilfreich eingreifen dürfte, ſo kann er der Natur der Sache nach das doch nur in gewiſſen Grenzen. Die unmittelbare, nächſte Hilfe fällt daher der privaten Wohlthätigkeit zu, und der Oberpräſident der Provinz hat ſich auch bereits an die Spitze eines Komitees geſtellt, um für die ſchwergeprüften Bewohner der Unglücksſtätte an die Herzen der deutſchen Landsleute nah und fern zu appellieren. Der erſte Bürgermeiſter von Schneidemühl, Herr Wolff, nimmt Beiträge, welche den Unterſtützungsbedürftigen zugedacht ſind, entgegen.

H. von Zobeltitz.



Das Brunnenanglück zu Schneidemühl: Partie des Bürgerſteiges in der großen Kirchſtraße.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Franz Ruben, der Maler unſeres erſten Vollbildes „Vor Venedig“, iſt in einem berühmten Atelier groß geworden. Sein Vater Chriſtian, ein Schüler von Peter Cornelius, galt vor vierzig Jahren als einer der bedeutendſten Künſtler ſeiner Zeit — ſeine Bilder von den bayriſchen Seen, ſeine Kartons für die Wandgemälde des Wiener Belvedere erregten allgemeine Bewunderung. In Wien, wo der Vater ſeit 1852 an der Spitze der Akademie der bildenden Künſte ſtand, wurde Franz Ruben 1854 geboren — ſeine Mutter war eine in Künſtlerkreiſen hochgefeierte Schönheit, die Tochter des Gaſtwirtes von der Fraueninſel am Chiemſee, die Chriſtian Ruben auf ſeinen Studienfahrten kennen gelernt und als ſein geliebtes Weib heimgeführt hatte. — Franz Ruben bildete ſich unter der Leitung ſeines Vaters aus, ſiedelte dann aber frühzeitig nach Italien, nach Venedig über, wo er die reichſten Motive für ſein großes Talent fand. Sein „Hofleben des Papſtes Leo X.“, ſeine „Granatäpfelverkäuferin“ und viele andere Gemälde errangen ihm eine hervorragende Stellung unter den Künſtlern der Gegenwart. Die Grenzen ſeines Könnens ſind ungemein weit gezogen: ausgezeichnet als Porträtmaler, wird er als Hiſtorienmaler geſchätzt, während intime Kenner wieder ſeinen Bildern aus dem italieniſchen Volksleben und ſeinen Landſchaften den Vorzug geben.

Stille Ruhe und beſchauliches Glück atmet O. A. Schulz' „Nach Feierabend.“ Vor dem Häuschen, am leiſe murmelnden Bach, ſitzt Meiſter Schmidt mit den Seinen und freut ſich bei einer Pfeif' Tabak, daß ihm nach des Tages Laſt und Hitze dieſe frohe Stunde beſchert iſt. Man ſieht ſie nur allzuſelten dieſe herzerfreuenden Bilder — zu ſelten in der Kunſt, zu ſelten leider auch im Leben.

Naturkunde.

Was iſt ein Hummeltrompeter? Der alte Joh. Gädart (1685) berichtet, daß in jedem Hummelneſt an jedem Morgen eins der Tierchen auf den Bau ſteige und durch Geſurr und Flügelſchwirren die Bewohner zur Arbeit wecke. Die Behauptung Gädarts war längſt zu den übrigen zahlreichen naturgeſchichtlichen Fabeln gelegt worden, bis neuerdings Hoffer in ſeinem Werk über die Hummeln Steiermarks — auch die letzte Ausgabe von Brehms Tierleben erwähnt der Sache — ſie neu beſtätigte. Er hat wiederholt beobachtet, wie am frühen Morgen der Hummeltrompeter, ein kleines Weibchen, auf dem Neſt erſchien und faſt eine Stunde lang, bis zur völligen Erſchöpfung ſeiner Kräfte, „weckte“. Es wäre intereſſant, zu erfahren, ob — was bisher beſtritten wird — jedes ſtärker bevölkerte Hummelneſt ſeinen Trompeter hat, oder ob die ganze Erſcheinung nur eine vereinzelte iſt. Vielleicht hat einer unſerer naturkundigen Freunde auch über den Hummeltrompeter Beobachtungen gemacht.

Forſchungsreiſen.

Fritjof Nanſen, der bekannte Grönlandfahrer, trat vor kurzem ſeine neue Nordlandsreiſe an. Wir berichteten bereits wiederholt über ſeine Ausrüſtung zu derſelben, die nach jahrelangen ſorgfältigen Studien getroffen wurde. Er hat für ſich und zwölf Begleiter auf fünf Jahre ausreichende Verproviantierung mitgenommen, obwohl er ſeine Expedition in der Hälfte der Zeit zu beenden denkt. Intereſſant iſt, daß er bei der Auswahl der Konſerven großen Wert darauf legte, beſonders pflanzliche Nährſtoffe in komprimierter Form mitzuführen, um in ihnen eine Ergänzung zu der in den arktiſchen Regionen vorwiegenden Fleiſchkoſt zur Hand zu haben. Unter andern gelangten der Dr. Lahmannſche Pflanzennährſalz-Extrakt, ein Auszug beſonders nährſalzreicher Gemüſepflanzen, die Lahmannſche Pflanzenmilch, der kondenſierte Saft nußartiger Früchte, und Nährſalz-Schokolade zur Mitnahme, weil ſich gerade von ihnen Nanſen eine leichtere Bekämpfung des Skorbut verſpricht.

Technik.

Die bisher höchſt unvollkommene Ausnutzung des Brennmaterials bei allen unſeren Heizanlagen führt zu immer neuen Methoden. Augenblicklich ſteht die ſogenannte Kohlenſtaubfeuerung für Keſſelanlagen im Vordergrund des Intereſſes. Die Ingenieure Wegner und Bunnert in Berlin ſind ſeit längerer Zeit mit Verſuchen beſchäftigt und glauben, wenn jene auch noch nicht abgeſchloſſen ſind, doch bereits greifbare Erfolge erzielt zu haben. Die Staubkohle — nicht etwa der Kohlenſtaub, der ſich bei jeder lagernden Kohle findet, ſondern ganz fein zermahlene Kohle — wird in einen Trichter geſchüttet, an deſſen Boden ein Schüttler angebracht iſt; dieſer ſchüttet die Kohle gleichmäßig in ein Rohr, durch welches ein ſtarker Luftzug ſtreicht, der die Kohle in die Feuerung bläſt. Der Raum für dieſe iſt mit Chamotte ausgekleidet, die glühend erhalten wird und die Staubkohle ſofort entzündet, ſo daß die Verbrennung ſehr raſch, vollſtändig und bei außerordentlich hoher Temperatur vor ſich geht. Der Heizmethode wird nachgerühmt, daß ſie rationeller arbeitet, als alle bisherigen, daß ſie aber auch den Betrieb leichter und weniger von der Zuverläſſigkeit des Heizers abhängig macht.

Die Sicherheit des Bahnverkehrs erfordert die unausgeſetzte Prüfung der Richtiglage der Geleiſe. Da erſcheint ein Apparat beachtenswert, der kürzlich von dem Ober-Ingenieur der bayriſchen Staatsbahnen, Herrn H. Mack in Nürnberg, erfunden worden iſt und, von einem Zuge mitgeführt, jeden Fehler am Oberbau ſelbſt anzeichnet. Die Vorrichtung beruht auf der Thatſache, daß jede ſchlecht gelagerte oder mangelhafte Stelle im Eiſenbahngeleiſe beim Durchfahren gewiſſe Stoßwirkungen verurſacht. Überſchreiten dieſe Stöße und Schwingungen ein beſtimmtes Maß, ſo wirken ſie auf einen Spritzapparat ein, welcher je nach der Heftigkeit des Stoßes durch Ausſpritzen einer roten oder blauen Flüſſigkeit auf dem Bahnplanum 30 bis 200 cm lange und 3 bis 6 cm breite Streifen markiert. Begeht dann der mit der Reviſion betraute Bahnmeiſter die Strecke, ſo erkennt er ſofort, wo Ausbeſſerungen erforderlich ſind.

Landwirtſchaft.

Bei der herrſchenden Futternot wird von ſachverſtändiger Seite als Erſatz für Heu und Stroh die Verwendung von Sägemehl empfohlen, wobei auf Futterverſuche zurückgegriffen wird, die Prof. O. Lehmann in den ſechziger Jahren anſtellte. Nach denſelben ſoll der Landwirt ohne Nachteil den dritten Teil der im Futter nötigen Holzfaſern (Stroh und Heu) durch Sägeſpäne erſetzen können. Auch Prof. Al. Müller in Berlin hat früher in Schweden gleiche umfaſſende Futterverſuche mit günſtigem Erfolg angeſtellt und erklärt geradezu geſiebtes Sägemehl von friſchem Holz, namentlich Nadelholz, für leichter verdaulich, als Häckſel von Roggen- und Weizenſtroh, zumal wenn es mit den Abfällen der Kartoffelſtärkefabriken, wohl auch der Zuckerfabriken, gemiſcht würde.

Jagd.

Die amtliche Überſicht der während des Etatjahres 1892/93 in den preußiſchen Staatsforſten erlegten Fiſchreiher, Kormorane, Fiſchottern und zerſtörten Reiherforſte zeigt durch ihre Zahlen, daß man beſtrebt iſt, die Bemühungen des Deutſchen Fiſchereivereins zur Vertilgung der Fiſchfeinde zu fördern. Insgeſamt wurden in dem bezeichneten Zeitraum nicht weniger als 4419 Fiſchreiher, 1 Kormoran und 171 Fiſchottern getötet und 187 Reiherforſte zerſtört. Da in den privaten Forſtgebieten die gegen die Vertilgung der Fiſchfeinde gerichteten Erfolge nicht zur amtlichen Anzeige gelangt ſind, ſo darf man noch einen ſtärkeren Abſchuß annehmen.

Vereinsweſen.

Die 6. Generalverſammlung des Evangeliſchen Bundes wird in dieſem Jahre in Speier vom 21. bis 25. Auguſt ſtattfinden. Mit dieſer Generalverſammlung wird ſich die Feier der Grundſteinlegung zur Gedächtniskirche der Proteſtation von 1529 verbinden. Aus der Tagesordnung heben wir hervor: 22. Auguſt, abends: Eröffnungsgottesdienſt in der Dreifaltigkeitskirche; Feſtpredigt: Hofprediger Faber-Berlin. 23. Auguſt: Eröffnungsanſprache: Graf v. Witzingerode-Bodenſtein; Vortrag: „Der Kampf unſerer Zeit, ein Kampf zwiſchen Glauben und Aberglauben“ (Prof. D. Witte-Schulpforta). 24. Auguſt: Vortrag: „Das Deutſche Reich und die kirchliche Frage“ (Konſiſtorialrat D. Leuſchner-Wanzleben). Anſchließend Feier der Grundſteinlegung. (Feſtreden: Hofprediger D. Rogge und Stadtpfarrer Traub-Stuttgart.) Geſuche um Wohnungen bis 15. Auguſt an Herrn Prof. Gümbel, Speier, Landauer Str. 5.

Preisausſchreiben.

Herr Generalkonſul, Major a. D. Neigebaur, ſtellte der philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Breslau 12—14 000 Mark zur Verfügung, welche in verſchiedenen Beträgen (Minimum 800 Mk.) der beſten Löſung nachſtehender Frage zuerkannt werden ſollen: „Welche Einwirkungen haben die in den letzten vierzig Jahren erzielten Fortſchritte der Kenntnis fremder Erdteile auf das ſtaatliche und wirtſchaftliche Leben des Deutſchen Reiches ausgeübt?“ Letzter Termin für Einreichung der Arbeiten: 1. Januar 1896.

Das Smithſonian-Inſtitut in Waſhington fordert zur Bewerbung um folgende Preisarbeiten auf: 1) Lieferung einer Arbeit, in der neue Entdeckungen über Natur und Eigenſchaften der atmoſphäriſchen Luft enthalten ſind, und zwar nicht nur mit Rückſicht auf die eigentliche Meteorologie, ſondern auch auf die Hygieine oder einen anderen Zweig der biologiſchen oder phyſikaliſchen Wiſſenſchaft. Einlieferungstermin: 31. Dezember 1894. Preis: 10 000 Dollar. 2) Bearbeitung eines Eſſays, welcher die bekannten Eigenſchaften der Atmoſphäre in ihren Beziehungen zu irgend einer anderen naturwiſſenſchaftlichen Disziplin klarſtellt, aber auch über die Wege Auskunft gibt, durch deren Betretung die noch beſtehende Unvollkommenheit unſeres Wiſſens von der Atmoſphäre ſelbſt und von den Beziehungen zwiſchen ihrer Erforſchung und anderen Wiſſenszweigen gehoben werden kann. Einlieferungstermin: 1. Juli 1894; Preis: 2000 Dollar. 3) Eine gemeinverſtändliche Abhandlung von höchſtens 20 000 Worten über die Atmoſphäre und ihre Beziehungen zu anderen Zweigen der Wiſſenſchaften. Preis: 1000 Dollar. Alle Arbeiten können deutſch abgefaßt ſein und ſind an Herrn S. P. Langley-Waſhington, den Sekretär des Smithſonian-Inſtituts, zu richten.

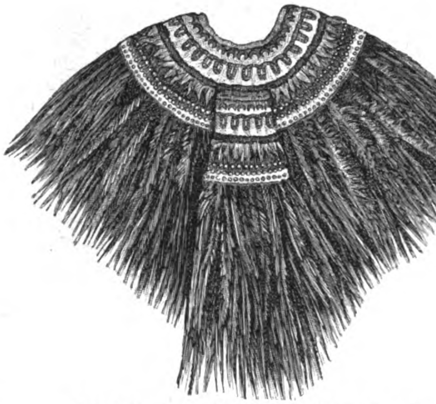
Geſundheitsrat.

E. B. Elberfeld. Wir können nur dringend raten, ſich nicht ohne zureichenden Grund des ſchönſten Schmuckes zu berauben, welchen die Natur der Frau verliehen hat. Die Theorie, daß ſtarkes und langes Haar „dem Körper zu viel Säfte entziehe und die Körperkraft beeinträchtige,“ iſt jedenfalls irrig, da das fertige Haar nur aus verhornten Zellen beſteht, welche überhaupt mit den Körperſäften nicht mehr in Verbindung ſtehen. Das Wachstum erfolgt lediglich von der Haarwurzel aus und hieran wird durch das Abſchneiden nichts geändert, zumal das einzelne Haar nach wiederholtem Kürzen an Dicke zuzuſetzen pflegt, was es an Länge verliert.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Das Feldzeichen des Königs Montezuma.

In dem Naturhiſtoriſchen Muſeum zu Wien prangt unter Glas und Rahmen eine altmexikaniſche Reliquie, die im Katalog als das Feldzeichen des Königs Montezuma bezeichnet wird. Der ſeltſame Federſchmuck iſt von fächerartiger Form, beſteht aus goldgrün ſchimmernden, blauen und roten Schwanzfedern des Queſal (Calurus paradiseus) und mißt 170 Centimeter in der größten Breite. Er bildete in der That das Feldzeichen des mexikaniſchen Heeres und das Palladium des Reiches; als Cortez am 7. Juli 1520 in der Schlacht von Otumba den mit der Standarte geſchmückten Feldherrn Cihuacatzin niederſtieß und das Feldzeichen an ſich riß, wandte das ganze mexikaniſche Heer ſich zur Flucht. Die Standarte machte dann merkwürdige Wanderungen durch. Cortez überſandte ſie Kaiſer Karl V., dieſer ſchenkte ſie Papſt Clemens VII., und von Rom kam ſie in den Beſitz des kunſtſinnigen Erzherzogs Ferdinand von Tirol, der ſie ſeinen Sammlungen einverleibte. Auf Schloß Ambras bei Innsbruck lag der Federſchmuck halbvergeſſen drei Jahrhunderte hindurch als ein „möriſcher Huet von langen, ſchweren, gleißenden grienlichten Federn," und erſt Baron F. v. Hochſtetter erkannte ſeinen Wert und wies nach, daß der wundervolle Schmuck wirklich die Reichsfahne des mexikaniſchen Reiches ſei. Das Feldzeichen hatte ſtark gelitten, von den im ganzen 300 Federn, aus denen es zuſammengeſetzt iſt, mußten 41 durch neue erſetzt werden. Die Wiederherſtellung gelang aber ſo vorzüglich, daß man dem alten Banner die langen Jahre der Vernachläſſigung nicht anſieht; es ſtrahlt jetzt wieder in voller Farbenfriſche und Schönheit.



Das Feldzeichen des Königs Montezuma im Naturhiſtoriſchen Muſeum zu Wien.

Kleine Zeitung.

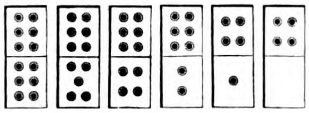
In England exiſtiert ſeit Jahren eine kleine Partei, die alles Ernſtes die Königin Viktoria für die unrechtmäßige Herrſcherin Großbritanniens hält. Man läßt die „Jakobiten", wie ſich die Anhänger der nach der allgemeinen Annahme längſt ausgeſtorbenen Stuarts nennen, ruhig gewähren, obwohl ſie eine eigene Zeitung, „The Jacobite Herald", herausgeben und neuerdings ſogar eine beſondere Briefmarke mit dem Porträt ihrer Prätendentin, die übrigens von den ſonderbaren Schwärmern auch nichts wiſſen will, edierten. Da der Generalpoſtmeiſter aber dies Poſtwertzeichen ſchwerlich anerkennen würde, ſo kleben die Jakobiten neben dasſelbe eine echte Marke, jedoch mit dem Kopf der Königin Viktoria nach unten! Die Jakobitenmarke iſt blau, trägt das Porträt der „Königin Maria" und die Inſchrift: „Maria IV. D. G. Brit. et Hiberniae Regina Fidei Defensor." Die Königin Maria ſoll aber niemand anders ſein, als die Prinzeſſin Ludwig von Bayern. Für die Genealogen unter unſeren Leſern dürfte es eine Preisfrage ſein, die Herleitung der Anſprüche, welche die Jakobiten unter Führung von Herbert Vreiian in leidenſchaftlicher Weiſe zu Gunſten ihrer Prätendentin erheben, zu erforſchen. Wir haben uns vergeblich bemüht, an der Hand unſeres Nachſchlagematerials der Sache auf den Grund zu kommen — es würde aber gewiß intereſſieren, wenn einer unſerer Leſer die angebliche Erbfolgeberechtigung klarſtellte.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſechs Steine auf. Vier Steine mit 29 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



C hat fünf Doppelſteine und einen anderen Stein. A ſetzt ſeinen Doppelſtein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde ſperrt. Er behält zwei Steine mit 9 Augen übrig. B behält fünf Steine mit 29 Augen, C vier Steine mit 11 Augen, D vier Steine mit 12 Augen übrig. Die Augenſumme auf den ſechs Steinen des B hatte 13 mehr als auf denen des C und 12 mehr als auf denen des D betragen.

Wie viel Augen hatten die ſechs Steine des B, wie viel die des C, wie viel die des D? Welche Steine lagen im Talon? Welchen Stein ſetzte B? Welche Steine ſetzte C, welche D?

1. Homonym.

Das Weibchen hat in dunkeln Zeiten
Von Anfang ſich, als Licht, bewährt.
Das Männchen ſchmackhaft zu bereiten,
Viel Speck und Butter dran gehört.

Um ſie vereint ſich abends traulich
Fleiß und Geſchicklichkeit zu Haus,
Wenn draußen — vor Gefahren graulich —
Der Mann vor jedem nimmt Reißaus.

P. R.

2. Rätſel.

Einſt hat um mich getobt der
Helden Streiten.
Aus alten Tagen ſagt's ein hoher
Sang —
Und kündet meinen Namen ſpäten Zeiten,
Ob ich auch längſt in Schutt und
Trümmer ſank.

Ich bin ein anmutreicher, deutſcher Sänger,
Fügſt einen Laut du an des
Wortes Fuß —
Dir, Leſer, denk' ich, oft ein Leidverdränger —
Denn oftmals bot ich dir ſchon
frohen Gruß!

Nun ändre einen Laut — und Lorbeerreiſer
Umziehn mein Haupt, das eine Krone trug —
Ich bin ein unvergeßner, röm'ſcher Kaiſer,
Dem warm das Herz für Not und Elend ſchlug!

W.

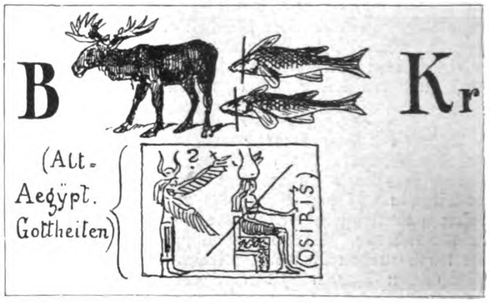
3. Arithmetiſche Aufgabe.

18	70	18	93	18	70
18	93	93	93	93	18
70	70	93	93	70	70
70	70	93	93	70	70
18	93	93	93	93	18
18	70	18	93	18	70

Von den 36 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats ſollen elf geſtrichen werden und zwar ſo, daß die Summe der übrig bleibenden 25 Zahlen 1893 beträgt.

Wie viel mal muß man die Zahl 18, wie viel mal die Zahl 70, wie viel mal die Zahl 93 ſtreichen?

Bilderrätſel.



4. Wechſelrätſel.

Mit a fehlt's dort an Sicherheit
Und nie an Grund und Luſt zum Streit.
Indes mit e es Halt verleiht,
Ein Bild der ruh'gen Feſtigkeit.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 42.

Bilderrätſel. Anarchiſtenverſammlung.

1. Zweiſilbige Scharade. Auflauf.

2. Kreisrätſel.

„Chopin."
Cavallo
Horatio
Octavio
Pylades
Jokaſte
Natalie

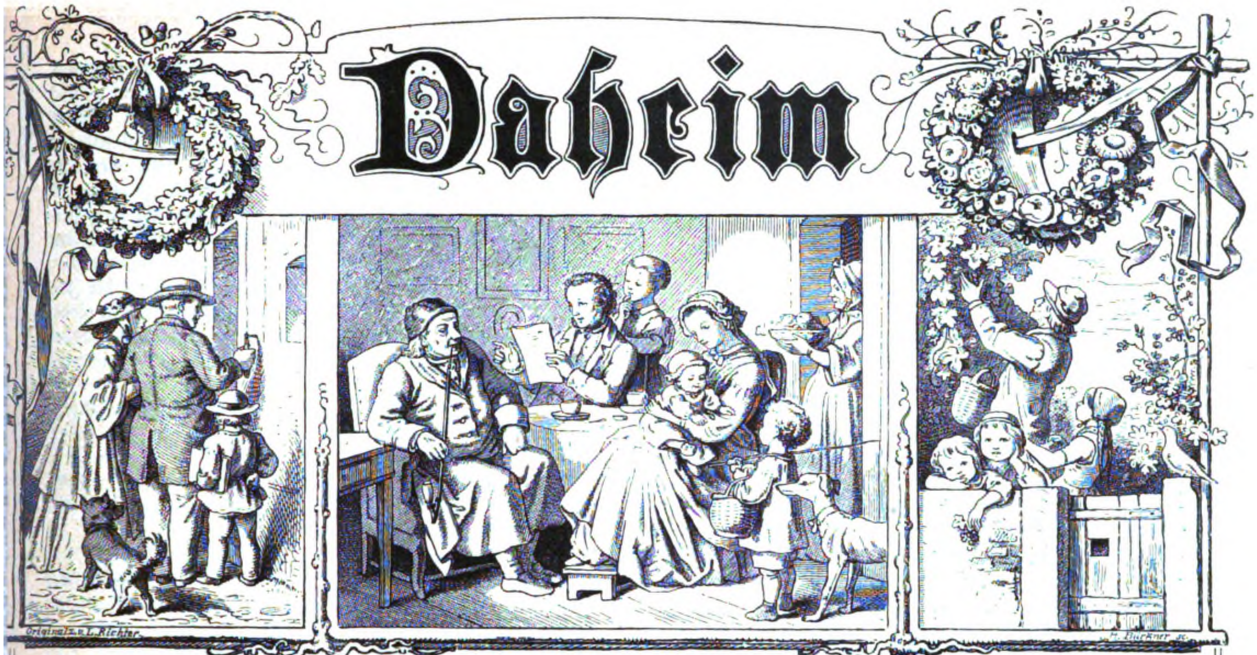
3. Arithmetiſche Aufgabe.

Der Tag der Reichstagswahl 15. 6. 1893.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. VI. Von Paul von Szczepański. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Fortſetzung.) — Das Brunnenunglück zu Schneidemühl. Von H. von Zobeltitz. Mit fünf Illuſtrationen von Fritz Gehrke. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Vor Venedig von F. Ruben: Nach Feierabend von O. A. Schulz. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Landwirtſchaft. — Jagd. — Vereinsweſen. — Preisausſchreiben. — Das Feldzeichen des Montezuma. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 5. Auguſt 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 44.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Adelheid lachte ſpöttiſch vor ſich hin. Sie war nahe daran, aus dem Zimmer zu laufen und die Thür mit dem üblichen Krach zwiſchen ſich und ihren Gatten zu legen. Indeſſen hielt ſie noch an ſich und wandte ſich an Hilde, die in ihrer ſchönen Ruhe ſaß und über den Spuk nachzudenken ſchien. „Wie denken Sie über dieſe Sachen?“

Hilde leugnete nicht, daß es übernatürliche Dinge geben könne, aber — ſie denke nicht ganz, wie ihr Bruder. Es gelüſtete ſie, zu forſchen, beſonders in dem vorliegenden Falle.

„Wie, Sie zweifeln?“ rief die Freifrau ungeſtüm.

„An dem Spuk in Ihrem Hauſe? Ja, liebe Frau Adelheid! Ich kann mir nicht helfen.“

Agnes, die ſtumm in der Kaminecke ſaß, ſah weiß aus, wie die Kacheln. Der Freiherr ſchaute verſtohlen auf ſie, ſeine Miene drückte Beſorgnis aus. Das arme Kind hatte dieſe Nacht Todesangſt ausgeſtanden. Sie war aus dem Schlafe erwacht mit einem Gefühl des Grauſens. Ob ſie unter dem Eindruck eines böſen Traumes ſtand? Es war, als ob jemand ſie unverwandt anſtarrte. Als es ihr gelang, die Augen aufzuthun, ſah ſie einen weißlichen Schatten, der ſich langſam von ihrem Bett nach der Thür bewegte und dort verſchwand.

Man kam darauf zu ſprechen. Agnes zitterte, als lebte ſie das gräßliche Geſicht noch einmal durch. Plötzlich, rein zufällig, begegnete ſie den funkelnden Augen der Stiefmutter. Sie ſtieß einen Schrei aus und verlor die Beſinnung. Man brachte ſie zu Bett und ſchickte nach dem Arzt, welcher nicht die geringſten Symptome irgend einer Krankheit an ihr entdeckte. Sie müßte ſich über etwas aufgeregt haben.

Der Spuk wurde ihm verſchwiegen. Er verſchrieb eine beruhigende Arznei und ließ ſich wieder nach Hauſe fahren. Der Freiherr wollte, daß die Zofe die Nacht bei ſeiner Tochter bleiben ſollte, aber Agnes lehnte ſich dagegen auf. Man ſollte ſie allein laſſen! Was es thäte, wenn ſie ſich ängſtigte? Sie könnte höchſtens ſterben, und das wäre vielleicht das Allerbeſte.

„Ich weiß 'was Vernünftigeres!“ ſagte Hilde freundlich, indem ſie das heiße Händchen des Kindes liebkoſte. „Ich quartiere mich bei Ihnen ein, Schneeglöckchen, und halte einen prächtigen Schlaf auf Ihrem Sofa.“ Agnes ſchien zu überlegen, aber die Freifrau ſprach eifrig dagegen. „Sie dürfen Ihren Bruder nicht allein laſſen! Warum ſollen Sie ſich aufopfern, wo ſo viel überflüſſige Kräfte zur Verfügung ſtehen, Hilde? Das hieße ſeine Freunde ausnützen.“

„Aber liebe Frau Adelheid!“ lächelte Hilde, „ſeit wann philoſophieren Sie über eine ſo einfache Sache?“

„Bleiben Sie bei mir!“ bat Agnes leiſe.

Sie that es gern, obgleich ſie herausfühlte, daß es die Hausfrau verſtimmte.

Agnes verhielt ſich den ganzen Abend ſehr ruhig. Hilde, die hinter einem Bettſchirm auf dem Sofa ſaß und las, wußte nicht, ob ſie wachte oder ſchlief. Sie war ein paarmal an ihr Lager getreten und hatte ſie mit geſchloſſenen Augen gefunden, regelmäßig atmend, wie in ſanftem Schlummer.

Etwas nach Mitternacht ging leis die Thür auf, und die Freifrau in einem hellbunten, abgetragenen Schlafrock kam herein. Sie brachte Hilde Wein und Gebäck zur Stärkung. „Hat das thörichte Kind jetzt endlich Ruhe?“ fragte ſie ſichtlich erregt. „In ſeinem Köpfchen ſpukt es mehr als im Hauſe. So ſehr ich ſonſt geneigt bin, an Geſpenſter zu glauben, bin ich gar nicht ſicher, ob die überreizte Einbildungskraft der armen Agnes die nächtliche Erſcheinung nicht erfunden hat. Es ſind ſchon ganz ähnliche Dinge vorgefallen.“

Frau Adelheid ſprudelte das heraus in einem heftigen Flüſterton. Sie befand ſich in einer glühenden Aufregung.

„Warum ſind Sie noch nicht zu Bette gegangen?“ fragte Hilde ablenkend.

Sie könne doch nicht ſchlafen. Vor zwei Uhr nachts käme ſie nie zur Ruhe. Heute beſonders läge ihr etwas in den Gliedern — eine Vorahnung — nein, das Vorgefühl eines unheimlichen Geſchehniſſes. Ob ſie nicht auch einen kleinen Schauer verſpürte?

„Nicht im Geringſten. Ich werde wahrſcheinlich bei den nächſten fünf Seiten einſchlafen, vorausgeſetzt, daß Agnes ſo ruhig fortſchlummert. Im übrigen bin ich entſchloſſen, bei dem erſten verdächtigen Geräuſch hinauszuleuchten und der Sache auf den Grund zu gehen.“

Die Freifrau ſchaute ſie mißtrauiſch von der Seite an. „Sie ſind zu beneiden um Ihre Kaltblütigkeit, ähnlich wie mein Mann, der in ſeinem Bette wie ein Murmeltier ſchnarcht.“

Sie blieb noch ein Weilchen, knabberte Kakes und trank ein gutes Teil von dem Wein, der Hilde ſtärken ſollte. Endlich ging ſie ebenſo geräuſchlos, wie ſie gekommen war, hinaus. Eine Sekunde herrſchte die tiefſte Stille, dann fuhr ein Krach und ein Klirren durch das Haus, daß die Mauern zu zittern ſchienen, und Agnes mit einem Schrei in die Höhe ſchnellte.

„Still!“ flüſterte Hilde, „ich ſehe nach. Seien Sie ganz ruhig! Das war keine Geiſterhand.“

Das Licht in der Hand trat ſie auf den Korridor. Was ſie hier aber ſah, das griff doch ſtark in ihre tapfere Unerſchrockenheit. Auf dem Boden lag die Freifrau in Krämpfen, eine flammende Röte über das ganze Geſicht, mit Augen, die aus dem Kopfe zu treten ſchienen, die Zähne feſt zuſammengebiſſen, ächzend, ſich windend und ohne Beſinnung.

Agnes war gleichfalls herausgekommen. In ihrem langen Nachtkleide, das arme Geſicht bleich wie dieſes, ſtand ſie zitternd an der Wand. Doch was ihre Seele bewegte, das war nicht Furcht!

„Schnell!“ rief Hilde halblaut. „Wecken Sie Ihren Vater!“

Auf dem Sofa in ihrem Schlafzimmer kam die Freifrau zu ſich. Es wäre ein Herzkrampf geweſen. Man ſollte ihr ein paar Tropfen Wein geben!

Damit gewann ſie ihre Kräfte wieder. Es wäre etwas Grauenhaftes geſchehen — gerade wie ſie es geahnt. In der Mitte auf dem Korridor wäre ein gräßliches altes Weib auf ſie zugeflogen und hätte mit ihrer großen Knochenhand nach ihr geſchlagen — daher das Krachen und Klirren!

Der Freiherr wollte zum Arzt ſchicken, aber ſie ſträubte ſich dagegen. Man könne dieſe unheimlichen Vorgänge doch nicht dem Geſchwätz der Leute preisgeben! Das würde ganz Lindenau in Verruf bringen. Lieber wolle ſie eine Zeitlang verreiſen — nach Berlin — um ſich zu zerſtreuen. Es wäre ja möglich, daß der Spuk nur ihrer Perſon anhafte und Ruhe gäbe, wenn ſie nicht da wäre.

„Das ſind Hirngeſpinſte, liebe Frau Adelheid!“ ſagte Hilde energiſch. „Warum ſollten Sie mit einem mal von böſen Mächten verfolgt werden, nachdem Sie ſo lange von ihnen verſchont geblieben ſind, wie jeder andere Chriſtenmenſch? Ihnen fehlt nichts als Schlaf und Ruhe. Morgen werden wir hoffentlich klarer in der Sache ſehen. . . . .“

Der Tag begann zu dämmern. Hilde trat leiſe bei Agnes ein, in dem guten Glauben, daß das Kind inzwiſchen die nächtliche Scene im Schlafe vergeſſen hätte. Zu ihrer Überraſchung ſaß es halb angekleidet am Tiſche mit der Briefmappe unter den Händen.

„Wie, Schneeglöckchen, Sie ſind munter? Deſto beſſer! Ich bin dem Spuk auf der Spur. Sie ſollen ſich überzeugen, daß er Ähnlichkeit hat mit dem begreiflichſten, echt irdiſchen Unfug. Kommen Sie mit! Aber vorſichtig, Ihre arme Mama iſt eben eingeſchlafen. Wir wollen ſie nicht mit unſerer Entdeckungsreiſe beunruhigen.“

Sie führte das junge Mädchen über den Korridor zu einem Raum zwiſchen einer Logierſtube und dem Ankleidekabinett der Freifrau, der urſprünglich ein Billardzimmer geweſen war, jetzt aber zum Wäſchetrockenen benutzt wurde. Die Thür zu demſelben ſtand angelehnt. Eine ſtarke Zugluft wehte den Eintretenden entgegen, denn eine Spiegelſcheibe in einem der zum Hofe führenden Fenſter lag zerſplittert am Boden, und durch das leere Loch blies der Morgenwind.

„Nun,“ flüſterte Hilde in einer Anwandlung von Heiterkeit, „was halten Sie von dem Spuk, der den Leuten Steine ins Fenſter wirft und Glasſcheiben zertrümmert?“

Agnes ſagte nichts, ſie ſuchte. Wenn ein Stein die Zerſtörung angerichtet hatte, ſo mußte er hier zu finden ſein! Das traf indes nicht zu. Zwiſchen den leeren Kiſten an der Wand und einem Korbe mit ſchmutziger Wäſche lagen ein paar Klammern, weiter nichts.

„Haben Sie Baldrianstropfen bei ſich?“ fragte Agnes leiſe, die Blicke immerfort ſuchend in der Runde.

„Nein, wozu?“

„Haben Sie heut' welche eingenommen, gleichviel wann?“

„Das fehlte mir noch! Unſere Hausapotheke iſt für meinen Bruder und ſeine Gemeinde.“

„Hier riecht es nach Baldrian,“ murmelte Agnes.

Wahrhaftig! Hilde wunderte ſich, daß es ihr nicht früher aufgefallen war. Im übrigen hätte ſie keine Wichtigkeit darauf gelegt, wenn Agnes ihr nicht ein Taſchentuch, mit dem Monogramm der Freifrau verſehen, gereicht hätte.

„Das iſt es!“

Sie hatte es neben einer Kiſte gefunden, die den Tag vorher mit Kolonialwaren angekommen und wahrſcheinlich hier geöffnet worden war, denn auf ihrem Boden, zwiſchen Packpapier und Bindfaden, lagen Hammer und Zange.

Einen Augenblick ſahen Hilde und Agnes einander groß an. Um das blaſſe Mündchen der letzteren zuckte es bedeutungsvoll. Plötzlich wandte ſie ſich um und hob den Hammer auf: „Da!“ ſagte ſie ſcheu, mit einer nicht mißzuverſtehenden Bewegung nach dem Fenſter.

„Um des Himmels willen, Kind! Sie wollen doch nicht ſagen — — —“

„Ich ſchweige!“ unterbrach Agnes ſie herb. „Aber glauben Sie nicht, daß ich mich vor Geſpenſtern gefürchtet hätte. Die thun mir nichts zuleide. Der Dämon, den Sie nicht kennen, iſt ſchlimmer, viel ſchlimmer — er iſt der Fluch unſerer Familie.“

Die verſtändige, geradſinnige Hilde fühlte ſich von einer unbehaglichen Betroffenheit befallen. Phantaſierte das arme, nervöſe Kind? Waren Bosheit oder Verrücktheit im Spiel? Jedenfalls durfte ſie den entſetzlichen Verdacht, den ſie in Agnes' Augen geleſen, nicht aufkommen laſſen. Sie that ihr Beſtes, ihn ihr auszureden. Es läge doch klar auf der Hand, daß das Taſchentuch aus einem Haufen getragener Wäſche, den die Zofe in den Korb geworfen, herausgefallen und liegen geblieben wäre. Ebenſo harmlos verhielt ſich der Umſtand mit dem Hammer. Die Mamſell hätte ihn zum Öffnen der Kiſte gebraucht und ihn hier vergeſſen. Es wäre widerſinnig, ihn mit der zerbrochenen Fenſterſcheibe in Verbindung zu bringen, die irgend ein Thunichtgut von draußen zerſchlagen hätte.

Agnes ſagte kein Wort. Sie legte ſich gehorſam in ihr Bett und machte die Augen zu, aber anſtatt zu ſchlafen, wie Hilde, die es ſich auf dem Sofa bequem gemacht, annahm, überlas ſie in Gedanken den vorhin geſchriebenen Brief.

„Lieber Freund!

Es iſt Herbſt geworden. Über die leeren Felder weht der Wind, und der Wald wird von Tag zu Tage älter, gelber und kahler. Die Sonne läßt ſich kaum noch blicken. Guckt ſie zufällig 'mal aus dem Himmelsgrau, ſo ſieht ſie gerade aus, wie mir zu Mute iſt: matt, ſiech, traurig!

Ich werde die ſchöne Sprache des Lachens wohl nie lernen, obgleich ich den Anfang ſchon begriffen hatte, damals, als ich Ihnen zuhörte. Es iſt eine neue große Not über mich gekommen, die all mein Lernen zunichte macht. Ich glaube, neulich nachts ſollte ich wieder vergiftet werden — jedenfalls ſtand mir 'was Gräßliches bevor, aber ich wachte darüber auf, und die Erſcheinung, nichts anderes als unſer

Dämon, verſchwand, ohne mich berührt zu haben. Bei uns im Hauſe glaubt man, daß Geſpenſter wandeln. Ich weiß es beſſer. Dieſe Nacht iſt Hilde bei mir geblieben, und als der Dämon kam, vertrieb ſie ihn. Nun brach der Spuk los. Es war ein entſetzliches Klirren und Krachen und ein Auftritt, der meinen armen Vater faſt krank machte. Ich blieb ganz ruhig, doch wenn ich hätte ſterben können, würde ich es gern gethan haben. Nachher unterſuchte Hilde den Spuk und zeigte mir die zerbrochene Scheibe in dem Billardraum, die ſo grauſig geklirrt und gekracht hatte. Die Wahrheit nimmt Hilde aber nicht von mir an. Ich ſah es ihren Augen an, daß ſie ſich gewaltſam dagegen ſträubte. Vielleicht — wenn ich ihr alles geradeheraus ſagen dürfte, würde ſie mir glauben, denn ſie liebt die Wahrheit. Ich muß aber um meines guten, armen Vaters willen ſchweigen und es über mich ergehen laſſen, daß man an meinem klaren Verſtande zweifelt. Es thut nichts — wenn nur Sie mein Freund bleiben! Sie wiſſen, daß ich nicht verrückt bin, ſondern nur ein einfaches Mädchen mit einem traurigen, gedrückten Geiſt. Ich denke, ich werde bald ſterben. Das wäre gut. Wenn ich nachher aber an Sie denke, dann thut es mir leid, und ich möchte noch ein Weilchen leben. Ich habe große Sehnſucht nach Pax. Ja, wenn der bei mir wäre! Aber es geht nicht. Sie können ihn nicht miſſen, und man würde ihn mir auch nicht laſſen. Mir wird alles genommen, was mir Freude macht. Glauben Sie, daß bald Schnee fallen wird? Ach, wenn Sie dann kämen! Schreiben dürfen Sie mir nicht. Man würde Ihre Briefe ſehen und mir Ihre Freundſchaft aus dem Herzen reißen. Daß Sie kommen, wage ich auch nicht zu hoffen. Es wäre viel zu ſchön. Aber das weiß ich, wenn ich Ihr Lachen hörte, dann würde ich weinen. Das thue ich immer, wenn ich mich ſehr freue. Warum kommt Herr von Büchnow nicht mehr zu uns? Ich mag ihn leiden, weil er Ihr Freund iſt. Etwas in ſeinem Weſen erinnert mich an Hilde. Auch unſeren Paſtor habe ich gern. Er lacht ſehr ſelten, aber in ſeinen Augen leuchtet ein ſanftes, großes Glück, als ob er den Himmel in ſeiner Seele trüge. Wenn er doch nicht krank wäre! Neulich Sonntags habe ich ihm einen Blumenſtrauß aus dem Treibhaus auf die Kanzel geſtellt. Das ſchien ihn zu erfreuen. Als er den Segen ſprach: „Der Herr ſegne dich und behüte dich“ — da ſtreckte er die Hand gerade über mich aus. Hilde merkte, daß ich es geweſen, die den Strauß gebracht hatte. Sie küßte mich nach der Kirche, und ihre ſchönen blauen Augen ſagten: danke! Ich hatte große Sorge, ſie würde mich verraten, dann wäre es vorbei geweſen mit den Blumen für die Kirche und den guten Paſtor. Sie hat aber geſchwiegen, und bis jetzt iſt mir dieſe Freude durch kein Verbot geſtört worden.

Wenn ich es doch einmal ſo gut hätte, daß ich wie ein freier Menſch reden und handeln könnte! Die ewigen Verbote machen mich feige und ſchlecht. Thue ich, was gut und recht iſt, ſo übertrete ich eins und bin ſtrafbar. Übertrete ich keins, ſo lüge und heuchle ich ſtumm in mich hinein und verſündige mich an Recht und Wahrheit. Das iſt ſehr ſchlimm, und ich ſehe kein Ende!

Ich habe ’mal geleſen, daß Leute, die lange im Gefängnis ſchmachteten, ſtarben, ſobald ſie frei gelaſſen wurden, weil ihr ganzer Organismus derartig geſchwächt worden, daß ſie die beiden Hauptfaktoren des Lebens, Licht und Luft, nicht mehr vertragen konnten. So wird es mir auch wohl ergehen, wenn ich je freigelaſſen werde aus dieſer entſetzlichen Gefangenſchaft der Lüge und Verſtellung.

Ich wüßte gern, was Sie thun. Sie lachen und tanzen wohl über den Winter und alles, was traurig iſt, hinweg? Das iſt ſehr ſchön! Aber, wenn Sie ’mal Zeit haben, bitte, denken Sie einen Augenblick an Ihre arme, traurige Freundin

Agnes von Lochnitz.“

Ende der Woche machte Herr von Büchnow einen Beſuch in Lindenau. Die Dogge ſeines Freundes begleitete ihn.

„Ich habe den guten Pax von Berlin mitgebracht, um ihn für den Winter in Penſion zu nehmen,“ meinte er beiläufig. „Nun fiel mir ein, daß Fräulein Agnes damals Gefallen an dem ſchönen Tier fand, und ich würde dem gnädigen Fräulein gern Pax auf einige Zeit abtreten.“

Agnes, bleicher als gewöhnlich, wagte nicht von ihrer Handarbeit aufzuſchauen. Sie zitterte vor Wonne und war nahe daran, in Thränen auszubrechen.

Der Freiherr ſtrich ihr flüchtig über das dunkle Köpfchen: „Möchteſt du ihn haben, Kind?“

„Warum nicht gar!“ warf ſeine Frau gereizt ein. „Auf dieſe Weiſe wird ihr Intereſſe nie über Puppen, Penſionserinnerungen und Hunde hinausgehen.“

Da ſchlug Agnes die Augen zu ihrem Vater auf. Eine Inbrunſt, ein Flehen ſprach daraus, die ſein Herz erſchütterten: „Bitte — ja!“

Herr von Büchnow hielt ſich nicht lange auf. Er wollte noch beim Paſtor vorſprechen. Der Freiherr zog ſeinen Überrock an, um ihn zu begleiten.

„Schicke mir Hilde!“ ſagte Frau Adelheid etwas unwirſch, indem ſie ihrem Gemahl in die Vorhalle folgte. Dieſen Augenblick nahm Pax wahr, ſich als gut geſchulter Hund zu beweiſen. Er legte ſich ſeiner zukünftigen jungen Herrin zu Füßen und kümmerte ſich um weiter nichts. Herr von Büchnow lächelte verſtändnisvoll und überreichte dem jungen Mädchen ein kleines, zuſammengefaltetes Papier. „Es wird wohl eine Legitimation ſein für den braven Hund oder ein Begleitſchein. Heinz hat vergeſſen, mich aufzuklären.“

Kaum waren die Herren gegangen, als die Freifrau in das Zimmer fuhr mit allen Anzeichen einer inneren Wut. „Da ſitzt man ewig allein!“ brach ſie los wie ein Gewitterſturm. „An ſich denkt er — wie er ſich amüſieren kann! Im Notfalle thut’s der ſchwindſüchtige Dorfpaſtor. O wer mir das früher geſagt hätte! Meine Jugend habe ich hingegeben, meine Freiheit geopfert — und was iſt mein Lohn? Undank — die kränkendſte Gleichgültigkeit. Ah! Er würde ſich freuen, wenn ich nicht mehr wäre, dann könnte er verſumpfen in ſeinen plumpen Gewohnheiten.“

„Sprichſt du von meinem Vater!“ fragte Agnes, die Zunge faſt gelähmt vor Grauſen über das, was ſie eben gehört.

„Ja, von ihm, armſelige Spionin! Sag’ es ihm wieder! Hetzt mich aus dem Hauſe — bringt mich um, dann iſt uns allen geholfen!“

„Ich bin keine Spionin. Ich ſehe und höre, was vorgeht, aber ich ſchweige. Doch wenn du gingeſt, würde ich ſagen: es iſt das beſte, was du uns je gethan haſt!“

„Sprichſt du im Namen deines Vaters?“ keuchte die Freifrau.

„Nein — aus mir heraus —“

„Dann nimm das für dich, boshafte Kreatur!“

In dem Augenblick, als ſie zuſchlagen wollte, ſprang der Hund empor und legte ſeine ungeheuren Tatzen an ſie, daß ſie beinahe umgefallen wäre. Mit einem kräftigen Ruck ſtieß ſie ihn von ſich und floh hinaus, während Pax hinterher knurrte, ohne ſich von der Stelle zu rühren. Es regte ihn auch noch nicht auf, als gleich darauf ein paar Knechte, mit Knüppeln bewaffnet, unter der Anführung des Dieners hereinſtürzten und Lärm machten: wo der tolle Hund wäre, der die Gnädige angefallen?

Pax ſah ſich verwundert die Leute an und legte ſich nieder. Ihn kam das Gähnen an.

Das verblüffte die Leute. Sie hatten eine Schlacht mit Geſchrei und Gekläff erwartet.

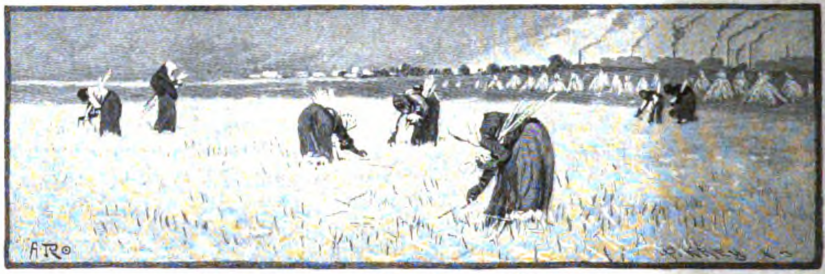
„Denn man los!“ ſagte endlich der Roheſte unter ihnen. Da ſtellte Agnes ſich vor den bedrohten Pax — mit einem Geſicht und ein paar Augen, die bange machten.

„Er iſt nicht toll!“ ſagte ſie leiſe und pathetiſch. „Er hat mich beſchützt. Wollt Ihr ihn dafür totſchlagen? Erſt mich, ſage ich Euch, ehe ich zugebe, daß Ihr eine Hand an ihn legt!“

Ne, wie das gnädige Frölen ſo was denken könnte! Ihr ’was zuleide thun? Ja nicht. Sie hätte im Leben noch keine Fliege ſchlecht behandelt. Es wäre man bloß, weil die Gnädige ſie heraufgeſchickt hätte. Das liebe Fräuleinche ſollte es nicht übel nehmen! Ihrem ſchmucken Hund, der wie ein Lamm daläge, ſollte keines 'was anhaben. Sie würden 'mal gleich zum Hofinſpektor gehen, der nämlich dabei wäre, die Flinte zu laden — allerdings 'n bißchen verroſtet! Die Gnädige hätte darauf beſtanden. Hoffentlich würde das Fräulein dem Herrn ſagen, daß ſie ſich nichts hätten zu ſchulden kommen laſſen. — Sie zogen ab. Erſt lachten ſie, dann bedauerten ſie das arme Fräulein, dem es eigentlich kein Menſch anmerke, daß ſie nicht richtig in ihrem Kopfe wäre. Freilich hätte ſie wie Schnee ausgeſehen und ſo blanke Augen gemacht, daß es einen gruſelte, aber ſprechen könnte ſie, daß es einem zu Herzen ginge .....

Agnes brachte ſich und Pax inzwiſchen in die Sicherheit ihres eigenen Zimmers. Er ſchnüffelte es gleich gründlich durch, und da er nichts Verdächtiges fand, ließ er ſich heimiſch auf ihrem Bettvorleger nieder. So gewann ſie Muße, ſeinen Begleitſchein zu leſen.

„Da ſchlage doch 'mal gleich ein Donnerwetter 'rein! Pardon, liebe kleine Sphinx! Ich muß wirklich wütend werden in Ermangelung eines Beſſeren, das ſich thun ließe. Hinterher lache ich Sie aber aus, mein Sphinxchen! Was ſpukt für Unſinn in Ihrem Köpfchen? In unſerem aufgeklärten Polizeiſtaat vergiftet doch kein gebildeter Menſch Kinder — beſonders nicht, wenn ſie ſo hold und unſchuldig ſind wie Sie. Das hat Ihnen in der That ein böſer Geiſt vorgegaukelt, denn ich will nicht hoffen, daß Sie Hintertreppen-Romane leſen und Kriminalgeſchichten aus Sonntagsbeilagen. Jedenfalls rate ich Ihnen, des Nachts Ihre Thür zu verriegeln und im übrigen von den lieben Engeln zu träumen, die alle guten Kinder beſchützen. Warten Sie nur! Wenn Sie auch ſchweigen, wie ein Buch mit ſieben Siegeln, ich komme doch dahinter, und dann geht es Ihrem Familiendämon ſchlecht.



Ährenleſerinnen. Originalzeichnung von Alb. Richter

Meine arme, kleine, gefangene Freundin — wegen des Sterbens mit Ihren knappen ſiebzehn Jährchen muß ich Sie auch noch auslachen. Ich ſpare mir das auf bis zur Schlittenfahrt. Schnee gibt es ganz gewiß dieſen Winter, wenn nicht in Lindenau, dann anderswo, und der Schnee bringt mich zu Ihnen — verlaſſen Sie ſich darauf! Inzwiſchen ſchmuggle ich Ihnen durch unſern guten Jesko den Pax zu. Er hat ſtrenge Ordre, meine kleine Sphinx zu bewachen, Tag und Nacht, und ihr alle Geſpenſter und Dämonen vom Leibe zu halten. Er iſt eigens darauf dreſſiert, dieſer brave Pax! Halten Sie meine Freundſchaft nur feſt, ſie iſt echt und wird nie roſten. Ihr Vertrauen liegt in meiner Kommode eingeſchloſſen — etwas welk. Friſchen Sie es nächſtens ein bißchen auf mit einem ſüßen, kleinen Brief, wie dieſen letzten. Ich habe es gar zu lieb und gebe es nicht heraus, ſelbſt wenn es zu weiter nichts mehr gut wäre, als in das Herbarium gelegt zu werden. Ich bitte, haben Sie den Pax lieb, aber nicht lieber als ſeinen Herrn, und grämen Sie ſich nicht über Stoppeln und kahle Bäume! Was der Winter der Natur fortnimmt, das bringt ihr der Frühling wieder — doppelt und ſchöner. Alſo die Sonne macht ſich rar, ſieht blaß aus und thut melancholiſch? Sollte ſie am Ende verliebt ſein? Die Symptome ſind danach. In wen, das iſt nicht ſchwer zu erraten. Beileibe nicht in den alten, mürriſchen, froſtigen Winter, ſondern in den jungen, ſchönen Frühling! Paſſen Sie 'mal auf, wie heiter und warm Sie der angucken wird!

Zu den blauen Augen unſerer Hilde ſollten Sie doch mehr Zutrauen faſſen. Sie ſehen klar, wenn ſie auch etwas lange prüfen. Grüßen Sie den armen Paſtor von mir. Ich kann mir denken, wie er ſich über Ihren Strauß gefreut hat, denn ich weiß, daß er wenig Blumen vom Leben abbekam.

Werfen Sie doch nicht die Flinte ins Korn, kleine Freundin — ich meine die Fibel mit dem A-B-C des Lachens. Sie müſſen es durchaus lernen. Ich will es! Pax kann Ihnen dabei helfen, er iſt ſehr geübt aufs Geſichterſchneiden. Die beſten ſoll er Ihnen vormachen.

Gruß und auf Wiederſehen, meine einſame, liebe Sphinx! Ich lache allerdings viel und tanze reichlich, aber an Sie zu denken, habe ich immer Zeit. Geben Sie mir ein Patſchhändchen! So — danke!

Ihr alter treuer Freund und Rechtsanwalt
Heinrich Rambert.“

Ein ſtiller Glanz hatte ſich über Agnes' Züge gebreitet, ihre Augen leuchteten in ſanfter Träumerei, und die Freude dieſer einen kurzen Minute verklärte das Bewußtſein ihres traurigen Daſeins. Da berührt etwas Warmes ihre Hand, Pax beſchnüffelt ſie, als ob er die Nähe ſeines Herrn an ihr verſpüre. Dann leckt er ihre Füßchen und ſchaut mit ſeinen großen, treuen Augen zu ihr empor. Sie gleitet nieder, ſchlingt die Arme um ſeinen dicken Kopf, drückt das Antlitz in ſein weiches Fell und weint ihren Schmerz, ihre Freude, ihr geheimes ſüßes Sehnen über ihn aus.

Und wie die Thränen ihr junges Gemüt läutern und erheben, ſo entlaſtet der Schlaf ein andres ſchwerbeladenes, das nirgends Frieden, nirgends Ruhe findet. Aber die Thränen rieſeln dort aus dem natürlichen, klaren Born des Gefühls, während hier der Schlaf eine künſtliche Betäubung der Sinne iſt, die anſtatt Stärkung zu bringen, den angegriffenen Organismus nur noch mehr ſchwächt und untergräbt.

VI.

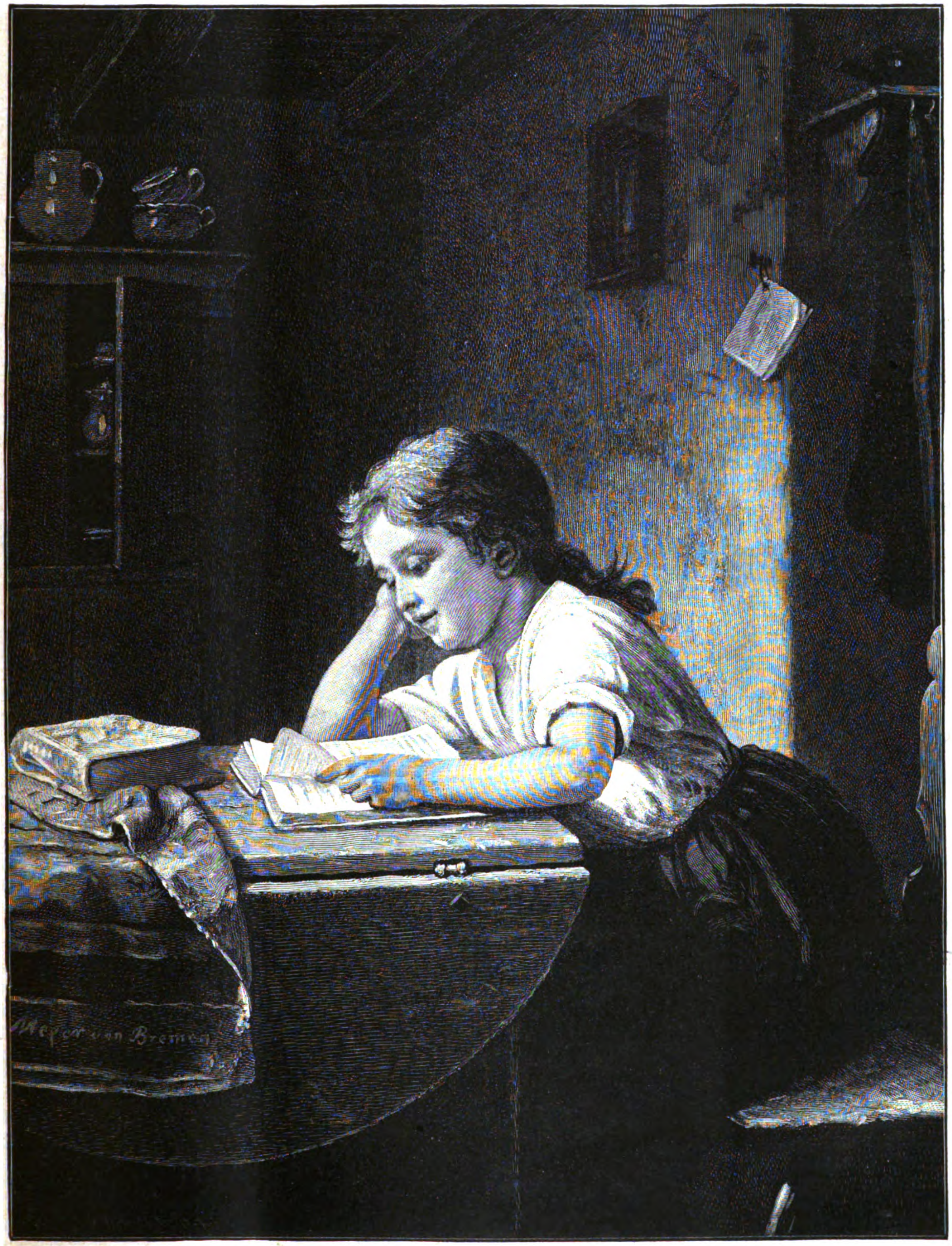
Am Zaun vor ihrer Thür ſchwatzte die rotbäckige Krügern mit der kränklichen Gärtnersfrau. Wenn nicht toll, lebensgefährlich wäre der Köter auf jeden Fall. Das ſagte auch ihr Mann, der wüßte es von dem Diener, dem hätte die Zofe es geſagt, die dabei geweſen, als das Tier die Gnädige angefallen.

„Warum haben ſie ihn dann nicht totgeſchlagen?“ wollte die Krügern wiſſen.

„Das is ja eben der Haken! Das gnädige Fräulein litt es nicht. Die Zofe ſagt, der leibhafte Gottſeibeiuns wäre in den Köter gefahren.“

Die Krügern ſchüttelte den Kopf: „I, glauben Sie das man nicht, Gärtnern! Der Vorknecht Willem“ — ſie ſchlug die Augen nieder und ſtrich ihre Schürze glatt — „der Willem kam neulich abends 'mal rin für'n Glas Bier, wiſſen Sie! Er ſagte ſo im Vertrauen, das wäre das reine Blech, ſo'n Quatſch von der Gnädigen, die den Hund nicht leiden könnte, man bloß weil der Bernsburger Herr ihn dem Fräulein gebracht hätte. Na, ich will nicht ſchlecht reden von der Herrſchaft, aber auf den ſoll die Gnädige früher mal 'n Aug' gehabt haben, ehe ſie unſren heiratete. Nun wurmt es ſie wohl 'n bißchen, daß der Bernsburger ſich verintreſſiert mit der Stieftochter. Ich ſag', 'n Glück ſollt' das ſein, wenn er ſie heiraten thät'. Viel gute Tage hat ſie nicht zu Haus! Das ſagt der Willem — und wiſſen Sie, der war dabei,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Meyer von Bremen

Intereſſante Lektüre. Nach dem Gemälde von J. G. Meyer von Bremen.

als ſie den Hund totſchlagen ſollten. Er hätt' das nicht fertig gekriegt, weil er 'n gutes Herz hat und das arme Fräulein ihn ſo jämmerlich und verängſtigt angeſchaut hat.“

„Sie ſoll aber nicht recht im Kopfe ſein —“

„Na, das wird auch wohl 'ne Niedertracht von jemand anders ſein!“ entgegnete die Krügern geheimnisvoll und ſah ſich um, ob es niemand hörte. „Willem ſagt, ſie hat ihren Verſtand ſo gut wie einer.“

Trotzdem hielt die Gärtnersfrau es für angemeſſen, zu zweifeln. Sie hatte vor kurzem eine ſchöne Schürze von der Gnädigen geſchenkt bekommen und mochte es nicht mit der hohen Gönnerſchaft verderben.

„Ja, Krügern, 'n bißchen haſtig iſt die Gnädige wohl. Das kommt von dem hitzigen Temperament, ſagt mein Alter, aber 'n gutes Herz hat ſie. Was macht ſie den Mädchen für ſchöne Geſchenke. Geſtern hat die Rieke, die man bloß 'n Hofgänger iſt, 'n wunderhübſches Kattunkleid gekriegt.“

„Na ja — wofür denken Sie wohl, Gärtnern?“

„Weil ſie das Hausvieh, die Hunde und Katzen, mit verſehen muß —“

Die Krügern kicherte ihre roten Backen noch röter.

„Auch ſchon! Ne große Arbeit, den Bieſtern das bißchen Freſſen zu geben. Ne, die Gnädige hat ihr neulich in der Wut die große Futterſchüſſel an den Kopf geſchmiſſen — dafür gab's nachher das ſchöne Kleid. Wenn ich die Rieke geweſen wär', ich hätt' proſt Mahlzeit zu der Gnädigen geſagt und wär' meine Wege gegangen. Wer mir erſt die Augen auskratzt, der braucht mich nachher nicht ſtreicheln!“

Die Rieke, obgleich nur eine arme Hofgängerin, war eine Philoſophin, ſie nahm die Dinge im Leben, wie ſie gerade kamen — Ohrfeigen und neue Kleider, und ſagte zu beiden danke ſchön. Anders Pax! Der war ein Gefühlsmenſch — pardon! — Hund und hielt auf Ehre und Treue. Das wurde ſein Verderben. Er liebte ſeine Herrin, bewachte ſie und mußte infolgedeſſen biſſig werden. Früher, wenn jemand ſeinen Rechtsanwalt, der eine tüchtige Fauſt für ſich hatte, ſchief anſah, knurrte er nur und meinte es nicht ſchlimm, jetzt, da er erfahren, was für ein zartes, ſchwaches Händchen es war, das ihn liebkoſte, hielt er es für notwendig zu ſchnappen, ſobald er etwas Feindliches witterte. So bekam er unverhofft viel zu ſchnappen und zu knurren. Sein Ruf als friedfertiges Haustier ging verloren, und ſein natürlich harmloſer Charakter geriet allmählich ins Schwanken. Dabei blieb es nicht allein. In Küche, Keller und Speiſekammer gingen Dinge vor, für die man beſſer einen Spitzbuben als einen anſtändigen Hund verantwortlich gemacht hätte — die aber alle auf ſeine Rechnung kamen.

Die jungen Hühner, weiß und fett aus den Händen der Mamſell hervorgegangen, gerupft und geputzt, fertig in die Bratpfanne gelegt zu werden, verſchwanden in einem unbewachten Augenblick vom Küchentiſch. Die Gnädige vermutete Pax. Und „Pax!“ ſchimpften alle aus Leibeskräften.

Die Brathechte in der Speiſekammer, welche der „Herr“ ſo gern kalt zum Frühſtück aß, wurden eine halbe Stunde vor ihrem Endzweck unſichtbar. „Pax!“ lächelte die Gnädige verſtändnisvoll, und „Pax!“ krakehlte das Wirtſchaftsperſonal.

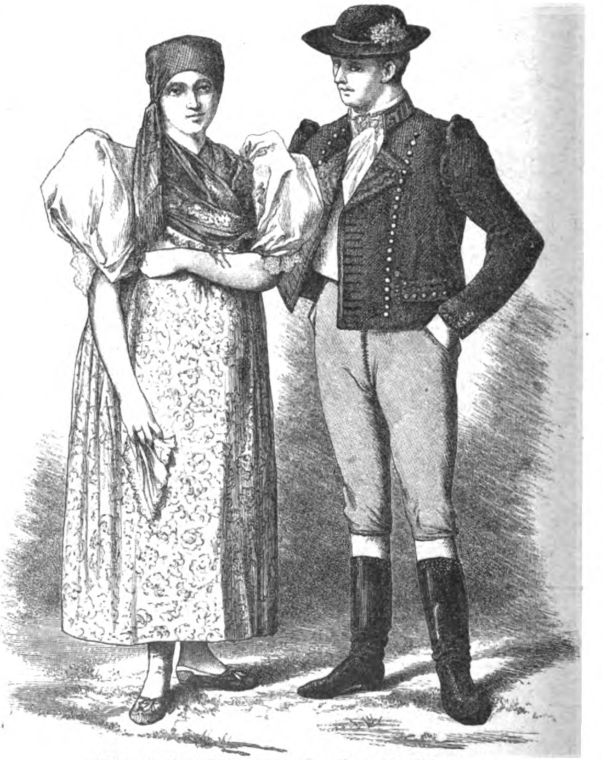
Selbſt der Freiherr kam einmal zu ſeiner Tochter herein und bat: „Kind, könnteſt du den Hund nicht um des lieben Friedens willen von dir geben?“ Sie ſah ihn traurig an mit den dunklen Kinderaugen, in denen ſich eine große Angſt zu regen begann: „Würdeſt du dann Frieden haben, Vater?“

Er ſeufzte, und ſie lehnte ihr Köpfchen an ſeine Bruſt.

„Wenn du es willſt, Vater,“ murmelte ſie atemlos, „dann thue ich es, aber — es bricht mir das Herz!“

(Fortſetzung folgt.)

Bilder aus dem Böhmerwald.

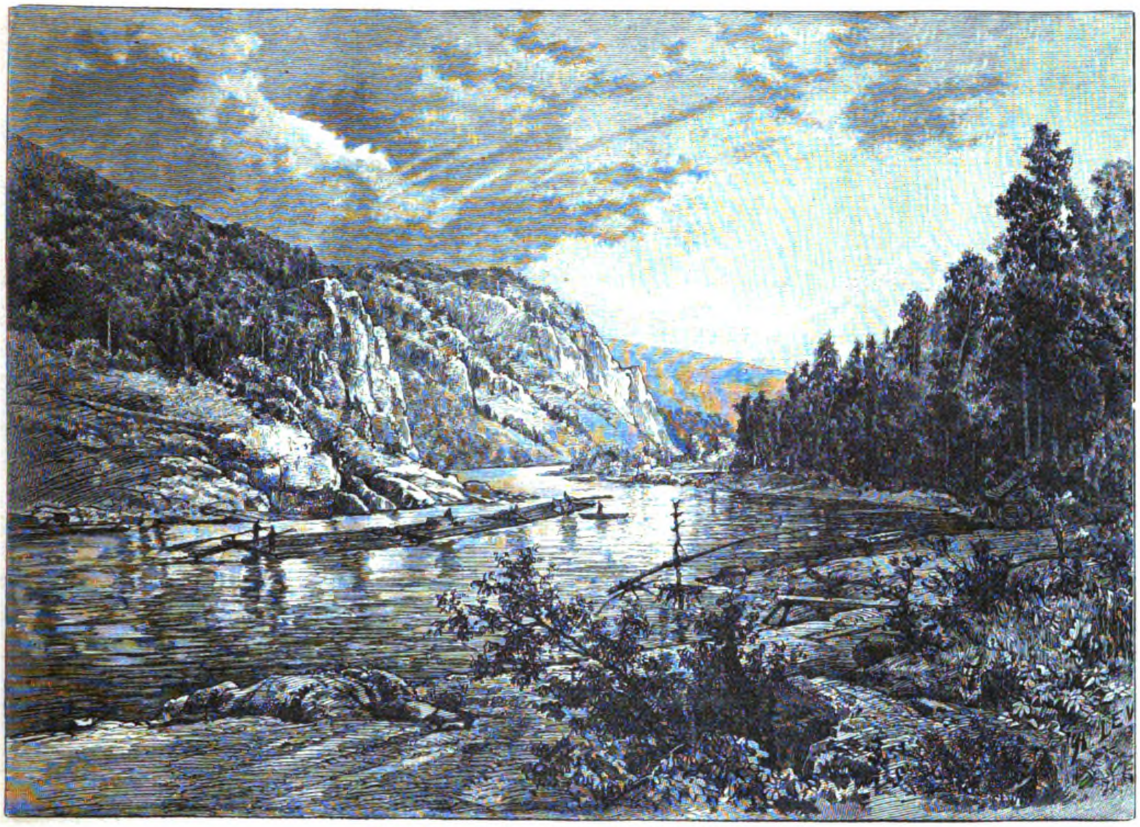


Bilder aus dem Böhmerwald: Trachten der Choden.

Auch in unſeren Tagen werden noch mitten im hochciviliſierten Europa, das das eilende Eiſenrad nach allen Richtungen der Windroſe durchkreuzt, neue Entdeckungen gemacht. Es erſcheint ganz wunderlich, und doch iſt es wahr: die Wanderluſt unſerer Generation, die, ſich aus dem ſtaubigen Dunſt der Großſtädte herausſehnend, gern auch einmal Pfade einſchlägt, welche von den Haupttouriſtenwegen abweichen, hat uns ſogar im Herzen unſeres Erdteils bisher unbekannte Gebiete von höchſter landſchaftlicher Schönheit kennen gelehrt. Vor mir liegt ein Bädeker aus dem Jahre 1870, den ich jüngſt aus meiner Bücherei herauskramte; er behandelt Oeſterreich und müßte folgerichtig alſo auch über den Böhmerwald orientieren, aber er fertigt den ganzen herrlichen Gebirgszug auf Seite 207 in ſechs Zeilen ab. Und er that ſeiner Zeit gewiß damit völlig Genüge. Wer kannte 1870 denn die ſchönſte Perle in dem reichen Kranz der Grenzgebirge Böhmens? Der Böhmiſche Wald hatte noch zu jener Zeit ein lediglich geographiſches Intereſſe, und ſelbſt die kleine Gemeinde der Verehrer Adalbert Stifters las wohl vielfach die prächtigen, anmutreichen Studien des öſterreichiſchen Dichters, ohne zu wiſſen, daß ſeine unvergleichlichen landſchaftlichen Schilderungen die düſter ſchwermütigen Eindrücke der Thäler und Berge des Böhmerwaldes wiederſpiegeln.

Ja, er iſt in der That neu entdeckt worden, der Böhmerwald mit ſeinen romantiſchen Stätten, ſeiner tiefen, oft melancholiſchen Einſamkeit, ſeinen gewaltigen tannenduftenden Forſten und ſeinen kernigen, einfachnatürlichen Bewohnern.

Längs der ganzen Weſtgrenze Böhmens, vom Paß von Unterwuldau bis zum Dillenberge bei Eger, zieht ſich der „Wald“, wie die deutſchen Anwohner kurzweg ſagen, in einer Länge von 220 Kilometern hin, eine mächtige Grenzſcheide, die nur einmal von einem flacheren Hügellande, dem ſogenannten Paſſe von Neugedein, unterbrochen wird, über welches von altersher



Bilder aus dem Böhmerwald: An der oberen Moldau.

die große Verkehrsſtraße von Weſten nach Böhmen hineinführte. Hier ſcharen ſich in fruchtbarem Hügellande die Dörfer der Choden, der Nachkommen jener halbmilitäriſch organiſierten Grenzwächter, die unter den ſlaviſchen Bauern des weſtlichen Böhmens im Mittelalter eine bevorzugte Stellung einnahmen und ein eigenes Fahnenzeichen, den Hundskopf, wohl als Symbol der Wachſamkeit, zu führen berechtigt waren. Hier ragt, im altertümlichen Städtchen Taus, noch heute der mächtige Wartturm jenes Chodenſchloſſes trotzig in die Höhe, das die ſelbſtbewußten Bauern nicht nur als Zufluchtsort in Kriegszeiten, ſondern auch als eine feſte Bürgſchaft für ihre Gerechtſame betrachteten, bis ihnen am Ausgang des XVII. Jahrhunderts dieſe nach hartem Widerſtande entriſſen wurden. Unter den heutigen Choden — friedfertigen Bauern — lebt das Gedächtnis an ihren ſtrengen Zwingherrn, den Jeſuitengünſtling Lamminger, noch lebhaft fort. Noch heute ſchmücken ſie zur Erinnerung an den mutigen Führer ihres verzweifelten Widerſtandes, an Johann Sladky, ihre Hüte mit ſchwarzen Binden und Bändern, und in den Spinnſtuben flüſtern ſie von der alten Überlieferung, wie der kühne Bauernheld unmittelbar vor ſeiner Hinrichtung den verhaßten Lamminger vor den Richterſtuhl Gottes forderte, daß am Jahrestag derſelben aber der neue Gewalthaber im frevlen Übermut ſeine Freunde zu ſich zu Gaſte geladen und beim funkelnden Weine die Prophezeihung des Gerichteten verhöhnt habe. Da ſeien im Chodenſchloſſe plötzlich alle Thüren und Fenſter aufgeſprungen, die Lichter im Feſtſaal erloſchen, und vor den zu Tode erſchrockenen Gäſten ſei die Geſtalt Sladkys vorübergeglitten. Den Freiherrn von Lamminger jedoch habe man gleich darauf, den vollen Becher noch an den Lippen, tot in ſeinem Lehnſtuhl gefunden.

Während die Oſthänge des Gebirges im weſentlichen von Slaven bevölkert ſind, iſt das eigentliche Hochgebirge von Deutſchen bewohnt, nur längs der ſich unregelmäßig hinziehenden Sprachgrenze leben beide Nationalitäten buntgemiſcht durcheinander. Der deutſche Hochgebirgler bildet einen derben, naturwüchſigen, im harten Kampf mit den Elementen erſtarkten Menſchenſchlag. Er erſcheint oft roh und ungeſchliffen, iſt aber treu, ehrlich und gaſtfrei; es iſt ein bitter hartes Brot, das er im Schweiße ſeines Angeſichts verdienen muß. Der Feldbau iſt in den höheren Gebirgsgegenden nur unbedeutend, die Induſtrie beſchränkt ſich auf eine Anzahl Glashütten, die Mehrzahl der Waldbewohner ſucht daher als Holz- oder Waldarbeiter eine oft recht kümmerliche Verſorgung, die, ſeit der Borkenkäfer ſeinen Einzug hielt, in einzelnen Gegenden auch ſchwierig geworden iſt.

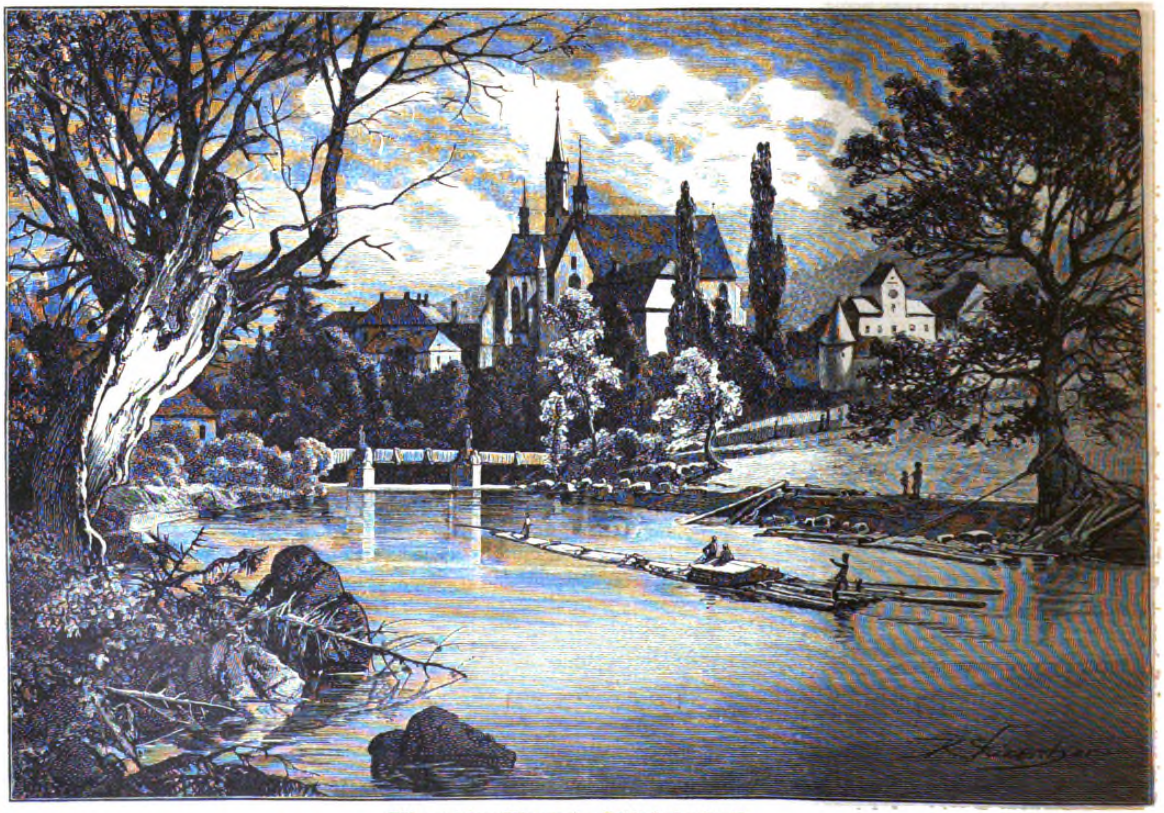
In drei parallelen, von Südoſt nach Nordweſt ſtreichenden Hochrücken ſenkt ſich der Böhmerwald nach dem Paß von Neugedein und Taus zu; der mittelſte dieſer Gebirgszüge wird das kuniſche Gebirge genannt und zeigt, von den beiden mächtigen Oſſergipfeln gekrönt, einen wildromantiſchen, vielfach höchſt pittoresken Charakter. Das wild zerklüftete kuniſche Gebirge enthält die vielleicht ſchönſten Partieen des ganzen Böhmerwaldes. Düſtere Hochmoore, die von rotbraunem Mooſe bedeckten Filze, wechſeln mit parkähnlichen Waldungen, romantiſche Felsmaſſen mit tiefen dunklen Seen. Es dürfte in deutſchen Bergen wenig Seen geben, die ſich an eigenartiger Schönheit mit dem von ſteilen, dichtbewaldeten Ufern umgürteten Teufelsſee oder mit dem ſchwarzen See meſſen können. In tiefſter Einſamkeit liegt der letztere zwiſchen ſchroffen, hohen Felsmauern, wie ein nordiſcher Fjord, ſchweigend und faſt unnahbar. Einzelne gewaltige, vom Sturm gefällte Stämme neigen ſich über den tiefdunklen, nur leiſe bewegten Waſſerſpiegel, hier und dort umſäumen das Geſtade ganze Reihen kahler, vom Wetter entrindeter Waldrieſen gleich weißen, ſonnengebleichten Gebeinen. Felstrümmer reichen bis weit in das Waſſer hinein, und auf den mooſigen Ufern bilden Hunderte von murmelnden Quellen ein ſilbernes Netz.

Ganz anders wieder das abwechſelungsreiche Moldauthal mit ſeinen lieblichen Wieſengründen, ſeinen ſcharf zuſammentretenden Engen und dem bald als wilder, toſender Bergſtrom, bald als behäbigeres friedfertiges Gewäſſer dahineilenden Fluß. Unfern der berühmten alten Ciſtercienſer-Abtei Hohenfurth dehnt ſich wohl anderthalb Stunden lang als die unvergleichlichſte Partie der Moldau die Teufelsſchlucht, ein gewaltiger Einſchnitt, in dem der erzürnte Strom einen verzweifelten Kampf mit ungeheuern, ſich ihm in den Weg legenden Geſteinsmaſſen ausringt. Aus der engen dämmrigen Schlucht, durch die nur ein ſtellenweis recht beſchwerlicher, oft in die Felsblöcke eingeſprengter Pfad führt, tritt man endlich in eine anmutige Gebirgslandſchaft hinaus. Der brauſende Lärm der aufgeregten Wogen verſtummt, das Flußthal weitet ſich — im hüglichen Uferlande erheben ſich weithinſchimmernd die mächtigen Steinhallen von Hohenfurth.

Wahrlich, die geiſtlichen Herren wußten ihre Bauplätze trefflich zu wählen. Und trefflich wußten ſie auch zu bauen — davon legen Hohenfurts Kloſtermauern mit allem Schönen, was ſie umſchließen, beredtes Zeugnis ab. Die prächtige Stiftskirche, ein in ſeiner Anlage bis auf das XIII. Jahrhundert zurückreichender Bau, der ernſt-düſtere Kreuzgang, die geräumige gotiſche Refektoriumhalle ſind ebenſo ſehenswert, wie die berühmte, durch einen reichen Beſitz alter Handſchriften und ſeltener Drucke ausgezeichnete Bücherei. Bekannt iſt unter deren Schätzen beſonders ein 1393 geſchriebener Pergamentkodex, Erläuterungen zur Offenbarung St. Johannis enthaltend, und ein Erſtdruck der Bibel mit Randbemerkungen von Melanchthons Hand.

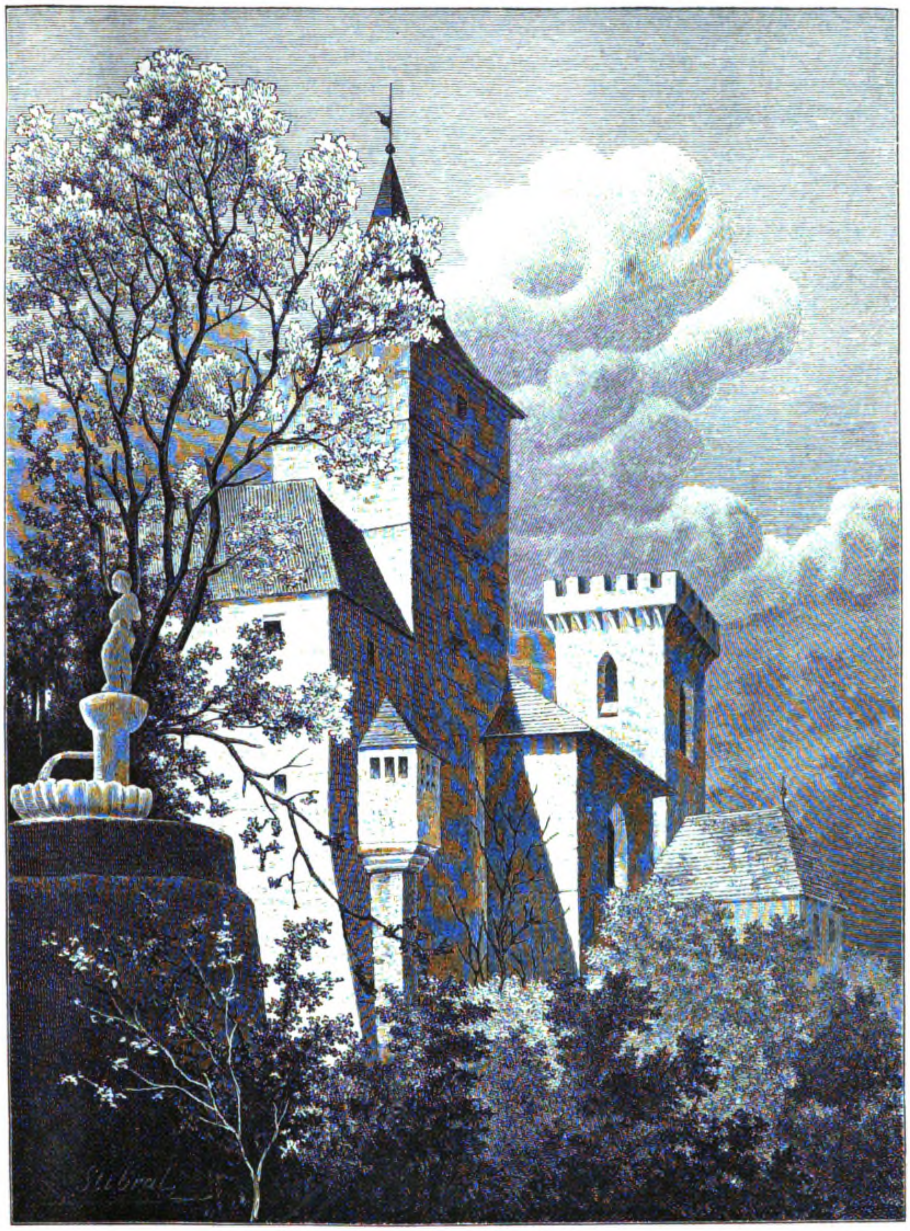
In den vermauerten unterirdiſchen Gewölben der Abtei befindet ſich die Gruft des ſtolzeſten Dynaſtengeſchlechts ganz Böhmens, die Gruft der Roſenberge. Der Überlieferung nach ſoll der letzte Sproß der mächtigen Familie, Petr Woks, beſtimmt haben, daß unmittelbar nach ſeiner Beiſetzung die Gruft für alle Zeiten geſchloſſen werde — keines Unberufenen Tritt ſollte die Todesruhe ſeines Hauſes ſtören, deſſen Glieder länger als drei Jahrhunderte die Schutzherren des Kloſters geweſen, bis im Jahre 1611 der letzte von ihnen in die Gruft der Väter einzog. Nicht in Särgen, ſo berichtet die Sage, ruhen die ritterlichen Roſenberge in den hochgewölbten Hallen; aufrecht, wie im Leben, ſollen ſie als Skelette in großen Kreiſen auf Stühlen ſitzen von jenem erſten Wok an, der ſich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts als Gefolgsmann König Ottokars hohen Kriegsruhm erwarb, bis zu dem anderen Wok, der die lange Reihe ſchließt, das zerbrochene Wappenſchild mit der fünfblättrigen roten Roſe und die vermoderten Reſte der ehrwürdigen Hausfahne zu Füßen.

Es iſt nicht weit von dem Grabe bis zur Wiege der mächtigen Roſenberge. Hochragend erhebt ſich ihr Stammſchloß, eine gewaltige feudale Zwingburg, an dem waldigen Moldauufer. Wenige Schlöſſer in Böhmen können ſich an herrlicher Lage, an altertümlichem Gepräge und an trefflicher Erhaltung mit der Roſenburg vergleichen, deren umfangreicher Bau heute noch alle die Kultureinflüſſe veranſchaulicht, die im Laufe von Jahrhunderten von Süden und Weſten her in das Land einzogen. So ſtellt ſich das gewaltige Schloß denn auch nicht als ein einheitlicher Bau, ſondern als ein Komplex von ſehr verſchiedenartigen Einzelbauten dar, mit hohen Warttürmen, mächtigen Ringmauern und weiten Höfen, mit zahlreichen Wirtſchaftsgebäuden und endlich einer langen Reihe ſtolzer Hallen und Wohngemächer, die der gegenwärtige Beſitzer, Graf Buquoi, mit außerordentlichem Geſchmack und ſeltener Pietät ausgeſtattet hat. Es fehlt in den Sälen nicht an unmittelbaren Erinnerungen an die einſtigen Schloßherren. Da iſt das Getäfel in dem großen Prunkſaal mit ſeinen Verzierungen von vergoldeten Roſen, da iſt das ſogenannte Roſenbergzimmer, deſſen Decke neben dem Wappen des Hauſes die Wappen der verſippten Geſchlechter zeigt, da ſind Porträts zahlreicher früherer Glieder der Familie. Neben den Erinnerungen an die Roſenberge aber finden ſich, von der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, kaum minder wertvolle Schätze aus dem Beſitz der jetzigen Herren — Bildniſſe



Bilder aus dem Böhmerwald: Stift Hohenfurth.

von großem hiſtoriſchen Intereſſe und hohem künſtleriſchen Wert, wundervolle Möbel, altertümliche Stoffe und prächtige Geräte. Es war ein wunderlicher Zufall, der die Burg Roſenberg in den Beſitz der Buquois brachte. Die Wirrſale des dreißigjährigen Krieges führten kaum acht Jahre nach dem Hinſcheiden des letzten Roſenbergs, nach deſſen Tode die Herrſchaft an einen Herrn von Schwanberg gefallen war, den kaiſerlichen General Bonaventura Graf Buquoi in die Stadt Budweis und auf einem Streifzug nach der Burg Roſenberg. Der herrliche Beſitz mag dem Heerführer derart in die Augen geſtochen haben, daß er ſich deſſen Überlaſſung vom Kaiſer Ferdinand II. an Stelle einer ihm zuſtehenden Schuld ausbat — ein Anliegen, das ihm der Kaiſer ſofort bewilligte, ohne auf die Anſprüche des rechtmäßigen Eigentümers, der zu ſeinen Gegnern zählte, die geringſte Rückſicht zu nehmen. So fiel die eine Perle unter allen böhmiſchen Herrſchaften als willkommene Kriegsbeute dem franzöſiſch-niederländiſchen Adelsgeſchlecht in den Schoß, während faſt gleichzeitig ein anderer, kaum minder wertvoller Beſitz des Hauſes Roſenberg — Krumau mit ſeinem prächtigen Schloß — in die Hände des Freiherrn von Eggenberg, des Vertrauten Ferdinands, als ein neu begründetes Herzogtum überging, um hundert Jahre ſpäter nach dem Erlöſchen auch dieſes Geſchlechts durch Erbſchaft an die Schwarzenbergs zu kommen, deren unermeßlichen Reichtum gerade dieſer Beſitz begründet hat. An die glänzenden Zeiten der Roſenbergs, an jene Tage, in denen die erſten Fürſtenhäuſer Deutſchlands es ſich zur Ehre anrechneten, mit den böhmiſchen Dynaſten verſchwägert zu ſein — ſelbſt eine Markgräfin von Brandenburg finden wir unter den Ehefrauen der Roſenbergs —, erinnert auch das altertümliche Böhmer Waldſtädtchen Prachatitz vielfach — ſtand doch auch das böhmiſche Nürnberg einſt unter dem Schutz der roten Roſe.



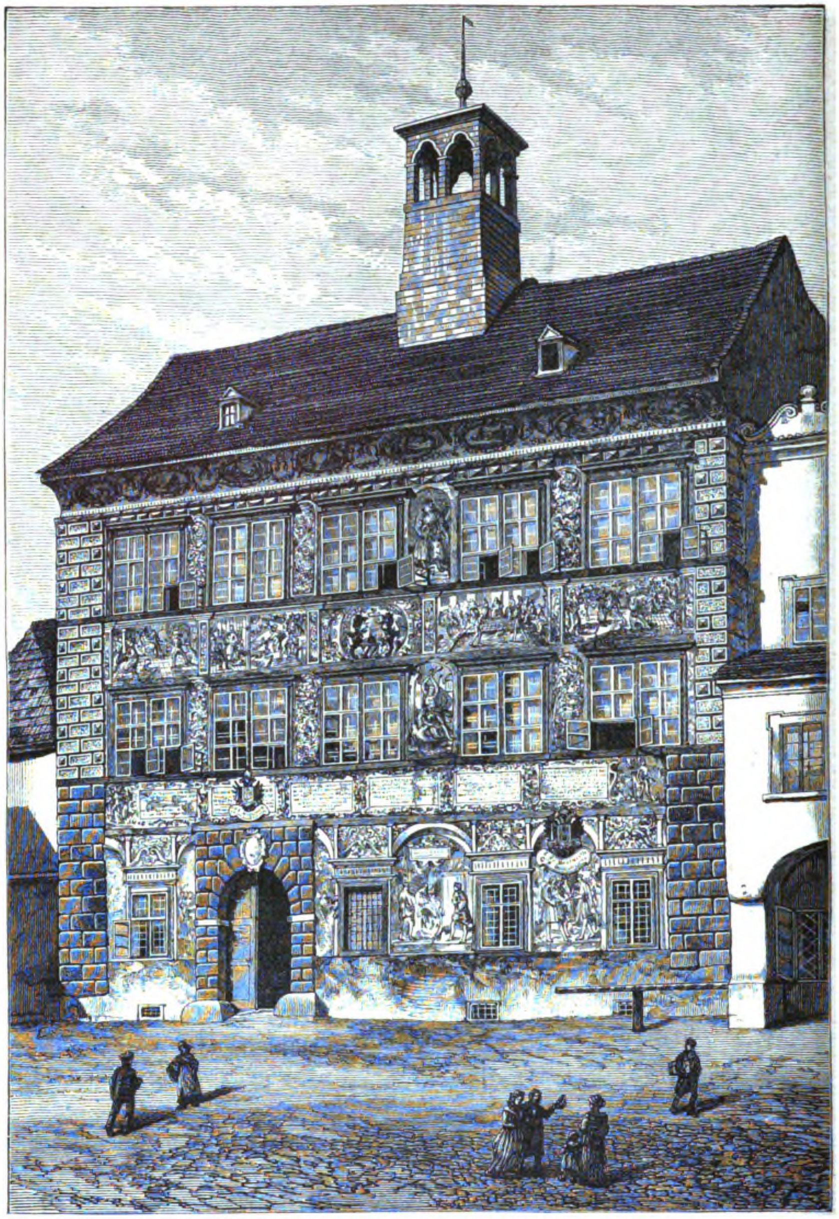
Bilder aus dem Böhmerwald: Partie aus Schloß Roſenberg.

Nicht mit Unrecht trägt Prachatitz den ehrenden Beinamen. Die Stadt war nicht nur im ausgehenden Mittelalter eine bedeutende Handelsempore, ſie war nicht nur gleich der Pegnitzſtadt weithin berühmt wegen ihrer trefflichen Schule und der künſtleriſchen Begabung einzelner ihrer Mitbürger — u. a. war der Erbauer des Wiener Stefansturmes, Hanns Buchsbaum, ein Prachatitzer Kind —, ſondern auch die Bauart beider Städte zeigte und zeigt trotz aller Zerſtörungen, welche über Prachatitz hereinbrachen, ein ähnliches Gepräge. Wie eine verſteinerte Epiſode aus längſtvergangener Zeit liegt das Städtchen da mit ſeinen altertümlichen Thoren, den ehrwürdigen Gotteshäuſern und den reichgeſchmückten Faſſaden ſo manchen Profanbaues. Die Abbildung des Rathauſes, welche wir gleich den übrigen dem reich illuſtrierten in Bild und Text gleich vortrefflichen Prachtwerk: Der Böhmerwald von Fr. Bernau, Verlag von J. Otto in Prag entnehmen, beweiſt, welcher Kunſtſinn und auch welcher Wohlſtand im XV. und XVI. Jahrhundert in dem heute ſo weltfernen Städtchen geherrſcht haben muß.

Und nun ſchließlich noch einen kurzen Blick in den Wald der Wälder, in den gewaltigen Kubaniforſt. Der mächtige Kubani, unter den Bergrieſen auf böhmiſcher Seite einer der höchſten, liegt etwa eine Wegſtunde von dem durch ſeine Glashütten berühmten Eleonorenhain entfernt, und birgt auf ſeinen Hängen eine Waldpartie, die im centralen Europa wahrſcheinlich nicht ihresgleichen hat — einen völlig unberührten Urwald nämlich, der nach den Beſtimmungen des Beſitzers, des Fürſten Schwarzenberg, im Umkreiſe von etwa 80 Hektaren ſtets in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten werden ſoll.

Der Urwald auf der Kubanigruppe iſt keineswegs ein undurchdringliches Dickicht, er iſt vielmehr oft lichter, als andere Stellen im Hochwald. Das, was ſeinen Charakter bedingt, iſt das Alter und die Schönheit ſeiner Baumrieſen, die einen Naturdom bilden, wie man ihn ſich prachtvoller und großartiger kaum vorſtellen kann — was ſeinen zauberhaften Reiz bedingt, iſt die Unberührtheit des Ganzen. Weg und Steg fehlen faſt völlig. Mühſam nur bahnt der Wanderer ſich einen Pfad durch die Wildnis, hinweg über den mit hohem Mooſe bedeckten, mit wundervollen Farren geſchmückten Boden, hinweg über vom Sturm gefällte Stämme, die, oft ſchon halb vermodert, von undurchdringlichen Schlingpflanzen umwuchert ſind. Laub- und Nadelholz wechſeln ab; neben Hunderten von bis 40 Meter hohen Buchen ſind Tannen und Fichten von 50 Meter Höhe und 2 Meter Stammſtärke keine Seltenheit, und Rieſen, vor denen man im Flachland ſchon reſpektvoll den Hut zieht, erſcheinen als verhältnismäßig junge Burſchen von mäßigem Wuchs gegen die halbtauſendjährigen Altväter des Forſtes von Kubani, des Urwalds im ſchönen Böhmerwald.

Chr. Steben.



Bilder aus dem Böhmerwald: Das Rathaus in Prachatitz.

Schwere Zeiten.

Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard).

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Anna hatte am Vormittag gebeichtet und das heilige Nachtmahl erhalten. Jetzt erhob ſie ſich von ihrem Sitz und ſchritt der Thüre zu, wo die vom Rat geſendeten Diener ſie erwarteten. Sie war ſehr bleich, und die zarten Linien ihres feinen Geſichts erſchienen ſchärfer geſchnitten, als ehemals. Aber was ihr ſchönes Antlitz an Rundung verloren, das hatten die Augen an Tiefe und Klarheit gewonnen. Wie große dunkle Sterne erſchienen ſie, voll Trauer und doch von einem Strahl unvergänglicher Hoffnung durchleuchtet. Sie war ganz weiß gekleidet, im Büßerhemde, wie es die Kirche vorſchrieb. Ihr Haar fiel in langen Wellen von der Schulter, ohne den Schleier, die Zierde der vornehmen Jungfrau, den man ihr abgenommen hatte. Die Ärmel waren lang und offen, ein wenig vom rechten Arm zurückgeſchlagen, um ihn deſto leichter entblößen zu können. Die Füße bloß, wie es einer Büßerin zukam, ſo trat ſie auf den Ratsſchreiber zu, der gekommen war, ſie von Rats wegen zu begleiten, und ihre demütige Hoheit entſetzte faſt den Mann, der, ob er auch einſt ihr Bewerber geweſen, doch bis heute nie an ihrer Schuld gezweifelt hatte. So traten ſie auf den Gang hinaus, der ins Freie führte. Das Haus war wie ausgeſtorben, denn auch der fürſtliche Haushalt hatte ſich zur Stätte begeben, wo das aufregende Schauſpiel ſtattfinden ſollte. Nicht allein von Neugier getrieben, denn ſowohl der junge Herzog, wie ſeine Mutter und jungen Brüder brachten dem jungen Mädchen aufrichtige Teilnahme entgegen.

Anna ſchritt ruhig vorwärts mit geſenktem Haupt durch die neugierig gaffende Menge auf dem in der Mitte der Gaſſe freigehaltenen Raume. Zu ihrer Rechten der Ratsſchreiber mit den Abzeichen ſeiner Würde, links der gute Pater, vorn und hinten etliche Knechte des Rats mit ihren Stäben, ſo ging ſie die wohlbekannte Straße entlang. Unwille und Gemurmel verſtummten, erſt hinter ihr machte die Stimmung ſich Luft. „Kann die eine Teufelsdirne ſein?“ frug ſich mancher. „Sie ſieht eher wie eine Heilige aus!“ flüſterten andere. „Und weißt du nicht, du Narr, daß ſich Satanas in einen Engel des Lichts zu verſtellen vermag?“ fragte mürriſch ein Dominikaner den neben ihm ſtehenden Bürgersmann. „Dann ſieht er Euch aber ähnlicher, als der da!“ antwortete ſchnell ein junger Geſelle, der der ungewöhnlichen Erſcheinung erſtaunt nachſah. „Schaut den Himmel an!“ rief wieder einer. „Zürnt er über die Teufelin — oder über uns, daß wir eine Heilige richten?“

Viele Augen blickten auf, da der Zug jetzt vorüber war. Kohlſchwarze Wolken hingen ſchwer hernieder, quer über dem Himmelsgewölbe einen Bogen herſtellend, wie ein großes ſchwarzes Thor. Drunter aber wälzten ſich graugelbe, unheimlich durchleuchtete Maſſen. Tiefer am weſtlichen Horizont, der durch die Häuſerlücke, die das letzte große Feuer von der Alten Wiek bis zum Petrithor geriſſen, deutlich ſichtbar war, zeigte ſich ein fahles, weißliches Licht. „Gott erbarme ſich unſer aller! Gottes Gericht ſteht am Himmel!“ meinten die Weiber. Aber auch manchem tapfern Mann ſchnürte der Anblick die Bruſt zuſammen. Eine unheimliche Stille beherrſchte die Natur und teilte jedem Herzen etwas von ihrem beängſtigenden Drucke mit.

Unterdeſſen war Anna vor dem Portal angelangt. Als ſie die Stufen erſtieg, streckte ſich eine Hand nach ihrem Kleide aus und bewirkte einen augenblicklichen Stillſtand. „Anna! Meine liebſte Jungfer Anna!“ rief Barbara, ſich im Übermaß ihrer Erregung auf die Kniee werfend und die Hände des Mädchens küſſend. „Gott ſchirme Euch!“ — Anna machte ſich ſanft los und küßte die alte Frau. „Leb’ wohl für Leben oder Sterben, du Getreue! Tröſte meinen Vater!“ flüſterte ſie ſchnell. Dann betrat ſie das Gotteshaus. Ihr Auge ſchweifte den Mittelgang entlang. Der Hochaltar war abgeſchloſſen, und auf demſelben hatte die vielköpfige Prieſterſchaft Platz genommen. Der Chor war faſt dunkel, denn das durch den ſchwarzen Himmel verfinſterte Tageslicht ward vollends gedämpft durch die dunkelfarbigen Fenſter. Drohend ſchienen die alten ſtrengen Geſtalten von Fürſten und Heiligen, die den hohen Chor umſtanden, herabzublicken auf das, was in argem Aberglauben zu ihren Füßen geſchah. Unheimlich durch die Dunkelheit flammte die rote Glut eines großen Kohlenbeckens, das diesſeits des Lettners aufgeſtellt war und einen Keſſel trug, von dem heiße Dampfwolken wie Weihrauchduft aufſtiegen. Ein leiſes Zittern kam Anna an, als ſie die Veranſtaltungen zu ihrer Probe ſah. Jetzt aber gab es kein Zurück. Mit einem Aufblick nach oben ſuchte ſie ſich neue Kraft zu erflehen, während Pater Lorenz flüſterte: „Ob ich ſchon wanderte im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück. Dein Stecken und Stab tröſten mich.“ Da gewann ihr Schritt wieder Feſtigkeit, und ſie ging vorwärts.

Anna ſah nicht die volle Kirche, ſie ſah nicht die fürſtlichen Perſonen, noch die Menge der Vornehmen der Stadt, nicht die tauſend Blicke, die an ihr hingen. Sie ſah nur ihren Vater, und wieder ſchlich ein Zittern durch ihre Glieder. Aber wieder faßte ſie ihr Herz zuſammen zu dem, was ihr als Gehorſam gegen Gottes Ordnung erſchien. Und jetzt ergriff der Ratsſchreiber ihre Hand und führte ſie auf den Platz, wo ein Prieſter ihrer wartend ſtand. Feierlich übergab der Mann als geordneter Sprecher und Geſandter des Rats von Braunſchweig ſeine Gefangene der Kirche zu Händen ihres Prieſters, „damit dieſelbe Jungfrau Anna vom Damme, bezüchtigt des Mordes, begangen an ihrer Gefreundeten, der ehr- und tugendſamen Frau Giſela Hußſtidde, ſich reinige von ſolch üblem Verdacht und Nachrede durch die Probe des heißen Waſſers, nach dem Recht der Stadt Braunſchweig und dem Brauch der heiligen Kirche als der Stellvertreterin Gottes.“ — Nach den üblichen Fragen und Gegenfragen im damaligen weitſchweifigen Styl zwiſchen dem Vertreter des weltlichen Gerichts und dem der Kirche, nahm der Prieſter Anna bei der Hand. Atemloſe Stille herrſchte in dem weiten Raum, jedes Auge war geſpannt auf das Mädchen gerichtet, jedes Ohr lauſchte angeſtrengt, jedes Herz ſchlug lauter. Da dröhnte plötzlich ein dumpfer Ton durch die Kirche, der erſte Donner, von Pfeiler zu Pfeiler rollend und vom Gewölbe dumpf zurückklingend. Erſchreckt blickte mancher um und zu den Fenſtern, die wie mit dunklen Vorhängen verdeckt erſchienen, durch welche ab und zu ein fahles Licht zuckte.

Der Prieſter führte jetzt das Mädchen vor den dampfenden Keſſel und ſprach: „Noch einmal frage ich Euch jetzt, Jungfrau Anna vom Damme, ob Ihr Euch des, das man Euch ſchuld gibt, ſchuldig bekennen wollt?“

Ehe Anna antworten konnte, erleuchtete ein heller Strahl den Altarraum und die ſtarren Geſichter der ſteinernen Wächter darum her, und ein lauter Donner ließ die Scheiben erklirren. Einen Augenblick ſchwieg ſie, als aber der Widerhall verklungen und eine unheimliche Stille auf das erſchütternde Krachen gefolgt war, ſprach ſie leiſe: „Gottes Gericht erwähle ich und befehle mich der Gnade unſeres hochgelobten Heilandes, ans Licht zu bringen, ob ich ſo ſchwerer Unthat ſchuldig bin. So helfe mir Gott, Amen!“

Noch tiefer ward die Stille, geſpannter das Lauſchen. Nur einzelne Windſtöße fuhren heulend um das Gebäude und ließen die Fenſter erklirren. Und ab und zu erhellte ein fahler Lichtſchein die herrſchende Finſternis.

„Habt Ihr noch einen Wunſch, bevor Ihr die Probe wagt, ſo ſteht Euch derſelbe zu nach Eurem Recht,“ ſprach wieder der Prieſter.

„Ich habe gebeichtet und unſres Herrn Abendmahl empfangen. Ich bitte nichts weiter, als daß Ihr mich raſch zulaſſet!“ ſagte Anna.

„Iſt eine ehrliche Frau vorhanden, die dieſe Jungfrau zurüſte?“ frug der Prieſter. Da trat Margareth vor, die ſich zu dieſem Dienſte bereit gehalten hatte, und ſtreifte den Ärmel zurück, daß der weiße Arm bleich durch die herrſchende Finſternis leuchtete.

Jetzt ſchritt der Prieſter zum Keſſel und hob die Arme zum Himmel auf. Er trat zum Feuer und beſprach es. Er trat vor das dampfende Waſſer und beſchwor es, daß der Teufel und alle böſen Geiſter aus ihm weichen ſollten, und daß es gehorche dem Befehl Gottes, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Darauf rief er mit vorgeſchriebenen Worten den gerechten Richter an, ſelbſt zu richten und nicht zuzugeben, daß das Recht Unrecht leide, oder daß das Unrecht ſtraflos ausgehe. Dann winkte er einem der Offizianten, das Waſſer zu prüfen, ob es den vorgeſchriebenen Grad von Hitze erreicht habe, und endlich trat er ſelbſt vor bis an des Keſſels Rand und warf einen goldenen Ring hinein. „Wenn Ihr, Jungfrau vom Damme, dieſen Ring aufheben könnt vom Keſſelsgrund, alſo daß kein Flecken Eurer Haut gebrannt iſt, noch ſonſt ein Zeichen auf Eurem Arm, ſo ſollt Ihr ledig ſein der Anklage, ſoll auch niemand hinfüro Euch etwas vorwerfen dürfen. So aber Euer Arm —“

Der Prieſter verſtummte plötzlich. Ein Flammenſtrahl erleuchtete den Raum, daß alle Augen geblendet ſich ſenkten. Dann erklirrten die Fenſter, das Gewölbe erkrachte, und die Grundmauern des Gebäudes ſchienen zu erbeben. Der Sturm fuhr heulend um das Haus und zerriß die dichte Finſternis, jedem das erblaßte Geſicht des Nachbars zeigend. Auf dem Raume vor dem Lettner lag umgeſunken eine weiße Geſtalt. Neben dem Keſſel aber hatte der Blitz die Erde aufgeriſſen. Umgeworfen lag er am Boden, und das Kohlenfeuer ziſchte verlöſchend im ausgegoſſenen Waſſer.

Einen Augenblick herrſchte Stille im weiten Raum, während der Himmel ſeine Schloßen praſſelnd gegen die Fenſter ſandte. Dann trat Pater Lorenz zu Anna und richtete ſie empor. Wie aus dem Traume ſchlug ſie ihre Augen auf. Er aber nahm ihre Hand. „Gott hat gerichtet!“ ſagte er. — Eine tiefe Stille folgte. Entſetzen hatte jedes Herz ergriffen und lähmte für den Augenblick jede Äußerung. Der Regen praſſelte gegen die Fenſter, und neue Donnerſchläge ließen das Gewölbe widerhallen, aber ſie klangen ferner, und die Gewalt des Sturmes ließ nach. Da ließ ſich die erſte Stimme vernehmen.

„Ein Wunder!“ rief es aus der Menge. „Ein Wunder! Ein Wunder!“ riefen andere nach. Alles drängte dem Altar zu. So ſchnell wie das Volk bereit geweſen war, Annas Schuld und ihren Verkehr mit böſen Mächten anzunehmen, ſo ſchnell und unvermittelt ging es über zu der Annahme der unmittelbaren Dazwiſchenkunft der göttlichen Allmacht zu ihren Gunſten. Man drängte ſich um ſie, man küßte ihr Kleid, man warf ſich ihr zu Füßen. Mit Mühe nur gelang es Pater Lorenz ſich Gehör zu verſchaffen. „Schaut, hier!“ rief er mit laut erhobener Stimme, „ſchaut hier, was zu der Jungfrau Füßen liegt.“ Und er bückte ſich, um etwas aufzuheben, und wandte ſich dann an Anna, es ihr zu überreichen. „Seht hier den Ring, den Gottes Arm für Euch dem heißen Waſſer entzog. Jungfrau Anna, übergebt ihn Euren Richtern.“

Da brach die Bewegung unaufhaltſam los. Man drängte Herrn Kurt zurück, der vergebens ſuchte, zu ſeiner Tochter zu gelangen, man hob Anna auf, und auf den Schultern trug die jauchzende Menge ſie den Weg zurück, den ſie vor nicht viel mehr als einer Stunde in ſo tiefer Schmach gegangen war. Im Portal ihres Hauſes ſetzte man ſie nieder, und hier drängte ſich alles um ſie, ihr noch einmal die Hand zu küſſen, ihr zuzujauchzen, ihr Glück zu wünſchen. Sobald es ihr möglich war, entzog ſie ſich dem lauten Jubel und eilte, zitternd und bebend vor tiefer innerer Bewegung, die Stiege hinauf, um ſich droben zu verbergen. Niemand von den Ihren hatte, von der Volksmenge zurückgedrängt, ihr zuvor zu kommen vermocht, ganz leer ſchien das Haus zu ſtehen. Und doch nicht ganz leer. Denn oben war einer — einer, der die furchtbaren Stunden in todesangſtähnlichem Schmerz zugebracht hatte. Und da er ihr auf der Schwelle entgegentrat, faſt ſinnlos vor Erſchütterung, keines Wortes mächtig, da ließ ſie ſich willenlos in ſeine Arme ziehen, und todesmüde ſenkte ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt. — — — — — — — —

Was uns noch weiter von den Perſonen unſrer Erzählung aufbewahrt iſt, das läßt ſich kurz zuſammenfaſſen.

Herzog Friedrich bewies ſich, wie die Chronik berichtet, als ein „ſtreitbarer und zugleich verſtändiger Fürſt,“ und die Braunſchweiger hatten es nie zu bereuen, daß ſie ihm zum Herzogsſtuhl geholfen. „Er war,“ ſo ſagt der Bericht, „ein außbündiger, gewünſchter und Gottesfürchtiger Herr, der mit vieler Mühe und Arbeit zum lieben Frieden und heilwerter Juſtiz geraten und beiderley befördert hat.“ Trotz ſeiner friedfertigen Geſinnung aber war ihm doch wenig Friede beſchieden. Zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung ſtarb ſein Stiefvater, Herzog Albrecht von Lüneburg, und da ſein rechtmäßiger Erbe, Bernhard, damals in der Gefangenſchaft des Junkers von Schwichelde lag, folgte ihm der Herzog Wenzel von Sachſen. Dieſer überfiel im Jahre 1388 mit verſchiedenen verbündeten Fürſten die Herzogin Katharina in Celle, wo ſie ihren Witwenſitz hatte. Herzog Friedrich zog ihr mit den Truppen der Stadt Braunſchweig zu Hilfe und ſchlug die Feinde zu Winſen an der Aller. „In dieſer Schlacht,“ ſo ſchreibt unſre Chronik, „hat ſich der Bürgermeiſter von Braunſchweig, Henning von Vechelde, ſehr wohl gehalten und iſt derwegen zum Ritter geſchlagen.“

Herzog Friedrich regierte bis 1400. Otto der Quade war bereits fünf Jahre früher geſtorben. Er wurde in Wibbrechtshauſen „an ungeweihtem Ort ohne Klang und Geſang“ zur Erde beſtattet. Seine fromme Gemahlin, Frau Margarethe aber ruhte nicht, bis ſie es „mit viel Bitte, Gifft und Gaben“ dahin gebracht, daß er nachträglich vom Banne losgeſprochen und ſein Grab geweiht wurde. Sie ſtarb erſt im Jahre 1442.

Anna ward eine glückliche Frau. In der erſten Zeit zwar war Braunſchweig für ſie ein peinlicher Aufenthalt. Denn ihrem geraden Weſen behagte die Verehrung und Bewunderung ihrer Landsleute, von der ſie fühlte, daß ſie auf ebenſo wenig ehrlichem Grunde aufgebaut war, als vorher ihr Haß, gar wenig, und ſie lag darum ihrem Mann an, mit ihr aus Braunſchweig fortzuziehen. Doch legte ſich nach und nach das Peinliche ihrer Lage. Da die Leute nichts Außerordentliches weiter an ihr wahrnahmen, hörten ſie auf, ſich mit ihr zu beſchäftigen, und da ſie ſah, wie ihr Mann an Anſehen und Bedeutung wuchs, wie der Herzog ſeiner kaum entbehren konnte, und er ſich wohl fühlte in einer Stellung, die ihm erlaubte, ſeine Gaben für das Wohl ſeiner Vaterſtadt anzuwenden, war auch ſie dankbar und froh, daß er ihr nicht gewillfahrt hatte. — Herr Kurt erreichte ein hohes Alter und freute ſich ſeines Eidams und ſeiner blühenden Enkelſchar.

Unter den mancherlei Gäſten, die das Haus am Egidienmarkt aufſuchten, waren Barbara und Bruder Lorenz die häufigſten und die geehrteſten. Beide blieben ihrer Art treu, ihr Leben gehörte ihren leidenden Mitmenſchen. Gegen die Sünde ſtrenge, milde gegen den Sünder, ſo iſt Bruder Lorenz des Hauſes beſter Freund und geiſtlicher Berater bis an das Ende ſeines geſegneten Lebens geblieben. Nur in einem Stücke ſchien er ſeiner alten Meinung nicht ſo ſicher zu ſein.

Wenn er und Barbara abends bei Herrn Kurt am Kaminfeuer ſaßen, indes Anna ab und zu ging, die Kinder zur Ruhe zu bringen und das Ingeſinde zu verſorgen, und wenn dann die Rede auf die alten Geſchichten kam und auch vom Gottesurteil gehandelt wurde, dann pflegte er wohl zu ſagen: „Laßt ab davon, Frau Barbara, denn meine Seele iſt in mir irre geworden. Hätte Gott allein unſere Jungfrau rechtfertigen wollen, ſo hätte er's gar wohl in einer ordentlichen Probe gekonnt. Mich däucht, er hat uns damit weiſen wollen, daß ſolche Probe und Urteil nicht nach ſeinem heiligen Willen geweſen, und daß die Obrigkeit nicht wohl thue, ſolche zu verhängen. Möge aller chriſtlichen Obrigkeit die rechte Erkenntnis aufgehen, allen unſchuldig Verklagten aber eine frohe Erledigung werden, wie unſerer lieben Hausfrau Anna, die Gott ſegne!“

Im dunkelſten Berlin.

V. Die Pennbrüder.

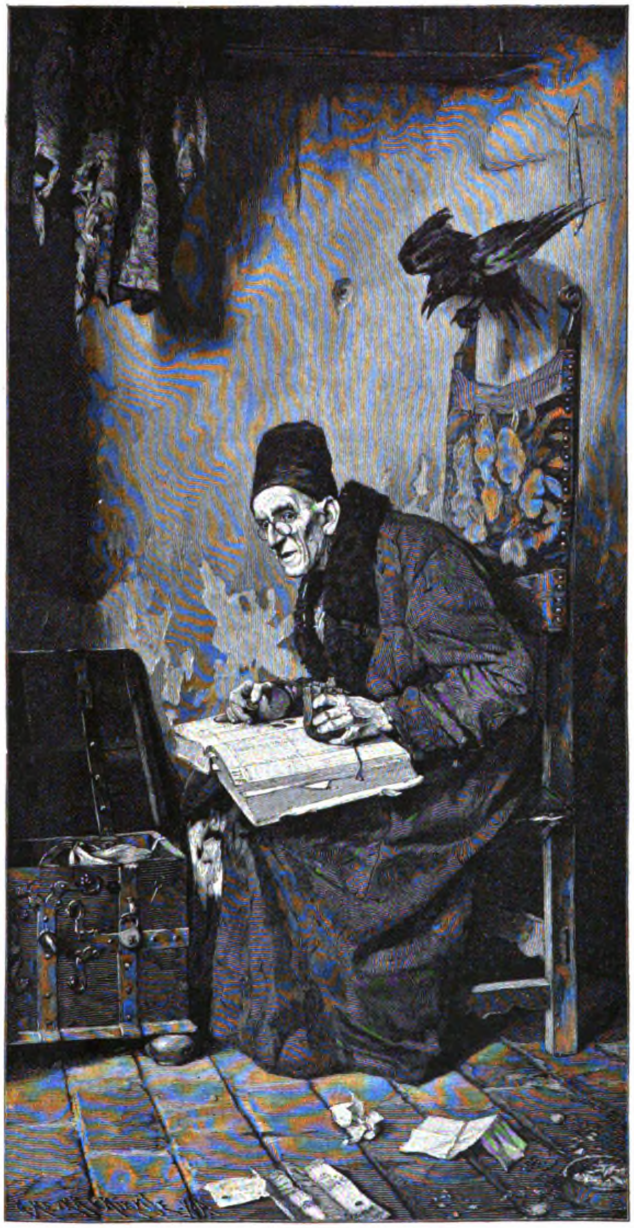
(Abdruck verboten.)

Ein kalter, nebeliger Herbſtmorgen . . . Es will gar nicht hell werden in dem Unterholz der Haſenheide. Wie ein feiner weißer Rauch dampft die Luft über dem dürren Sand, den dürren Fichten, den ausgefahrenen Wegen. Ein blutroter Schein in dem grauen Gewölk zeigt allein die Stelle, wo die Sonne vergebens mit den dicht wogenden Schwaden kämpft.

Wenn es nur wärmer würde! Halberfroren ſind die beiden Strolche aus dem verfallenen Ziegelofen herausgekrochen, in dem ſie, von Stroh umhüllt und in eine geſtohlene Pferdedecke gewickelt, die Nacht zugebracht haben. Es ſind zwei junge, bartloſe Burſchen mit ſchlaffen, bösartig ſtumpfſinnigen Geſichtern, in deren einem beſonders die Spuren vernarbter Meſſerſtiche bläulich ſich abheben. Der andere hat ein verglaſtes, erloſchen blickendes Auge, eine Erinnerung an jene wüſten Kämpfe, die in der Welt der Ballonmützen zur Tagesordnung gehören. Fadenſcheinig gekleidet, eine ſchmierige Kappe auf dem Kopf und einen bunten Fetzen um den Hals geſchlungen, klappern ſie beide vor Froſt. Die böſe Winterszeit iſt nahe und hat ſchon ſchlimm unter dem Gelichter aufgeräumt, das ſonſt mit ihnen zur Nacht hier unter den Bäumen kampierte. Manche haben ſich in die Stadt verzogen, viele ihrer Gefährten aber ſind der großen Razzia zum Opfer gefallen, dem Keſſeltreiben, das die Polizei in der verfloſſenen Nacht unternahm.

Was nun machen? Die Schnapsflaſche iſt leer, Geld gibt es keines mehr. Es iſt troſtlos. Selbſt die Dohle ſcheint ſie zu verhöhnen, die ſich mit aufgeblaſenem Gefieder krächzend auf dem nahen Aſte ſchaukelt.

Undeutlich dringt aus der Ferne das Brauſen der Weltſtadt. Die beiden Strolche ſehen ſich an und verſtehen ſich. Jetzt heißt es, „auf die Fahrt gehen“, wenn man nicht umkommen will, und Arbeit in Berlin ſuchen, nicht die Arbeit der großen, eigentlichen Verbrecher mit ihren weitausgreifenden Plänen und kunſtvollen Werkzeugen, ſondern die Thätigkeit, die ſich ihnen durch Zufall tagsüber im Straßentreiben bietet. Auch da läßt ſich manch guter Fang machen.



Der Geizige. Nach dem Gemälde von L. Zumbuſch.

Auf hoher See ſollen zuweilen die Haifiſche tagelang dem Kielwaſſer eines Schiffes folgen. Eine ähnliche Anziehungskraft übt auf die beiden, als ſie hungernd die Blücherſtraße entlang ſchleichen, der vollgepackte Laſtwagen aus, der, da und dort haltend, ſchwerfällig durch die Straßen des Oſtens raſſelt. Seit einer Stunde ſind ſie unauffällig hinter ihm her und muſtern mit verlangenden Blicken die Ladung. Viele von den kleinen Holzkiſten, die auf dem Verdeck aufgeſtapelt liegen, ſind ſchon unterwegs abgegeben worden, aber mehr wie zwei können ſie ja doch nicht ſtehlen, wahrſcheinlich ſogar nur eine . . . wenn man nur wüßte, was darin iſt!

Eben hält der Wagen wieder. Der Fahrer, ein kräftiger Mann, mit Lederſchurz und hohen Stiefeln ausgerüſtet, ſteckt die Peitſche auf und ſteigt zu Boden, um ein paar Kiſten in den Thorweg des nächſten Hauſes zu tragen. Schläfrig blinzelnd blickt ihm der „Rollmops“ nach, der kleine Junge, deſſen einziger Daſeinszweck darin beſteht, in der Abweſenheit des Kutſchers auf das Gefährt zu achten. Er hat ſich auf das Wagendeck gekauert, neben ihm ſitzt der ſchwarze Spitz, und beide ahnen nicht, welch dunkle Pläne die beiden Geſtalten dort an der Ecke ſchmieden.

In dem Gewühl der Straße entſteht eine plötzliche Bewegung. Die Kutſcher halten ihre Pferde an, Leute ſpringen dazu, lärmende Zurufe ertönen: ein Betrunkener torkelt quer über den Fahrdamm, ein einäugiger junger Menſch, der im nächſten Augenblick unter die Räder geraten muß . . . alle Augen wenden ſich dem aufregenden Schauſpiel zu. Auch der Junge auf dem Rollwagen iſt aufgeſprungen, und neben ihm kläfft und keift der Spitz in das Getümmel. Beide ſehen mit geſpanntem Intereſſe, wie der Betrunkene ſchließlich doch die andere Seite der Straße gewinnt, und, anſcheinend etwas ernüchtert, ſeinen Weg ziemlich raſch fortſetzt.

Geräuſchlos hebt inzwiſchen ſein Genoſſe eine der Kiſten vom Wagen. Donnerwetter ... iſt das Ding ſchwer ... einerlei . . . unter den Arm damit und weg! . . . Aber im ſelben Augenblick taucht aus dem Keller nebenan die Geſtalt eines Grünkramhändlers auf . . .

„Haltet den Johlegänger!“ ... Der Schrei pflanzt ſich durch die ganze Menſchenmenge fort. Ein Getümmel hinter ihm . . . der Fahrer, der Junge, der Spitz, der Händler, fremde Menſchen . . . mit einem Satz biegt der Strolch um die Straßenecke und ſchleudert gleichzeitig die Kiſte von ſich, daß ſie dem erſten der Verfolger krachend an das Schienbein fährt ... die Hetzjagd ſtockt einen Moment, und wahrhaftig ... vor ihm iſt ein Menſchenhaufen auf der Straße ... ein geſtürzter Gaul, ſo viel er ſieht, in der Mitte . . . das Getümmel nimmt ihn auf, er iſt geborgen. Die Verfolger geben die Sache auf, die Kiſte wird wieder auf den Wagen gebracht, ein paar klatſchende Ohrfeigen ertönen dort, gleich darauf das Quietſchen eines Hundes . . . und dann ſetzt ſich raſſelnd und klirrend das ungefüge Fahrzeug wieder in Bewegung.

„Det war niſcht, Willem!“ ſagt eine Viertelſtunde drauf der Einäugige zu ſeinem Freund, „ſo jeht's nich . . . wat en richtiger Johlegänger is, der muß ſeine Lederſchürze haben und ſeine hohen Stiebel, akkurat wie der Kutſcher, und ſich mit die Hausdiener in die Tuchläden verſtehen . . . ſonſt merken ſie den Rummel.“

„Ja, die Brüder ſind helle,“ meint der andere ärgerlich und muſtert dabei das vor ihnen liegende Haus, eine vierſtöckige Mietskaſerne mit endloſen Fenſterreihen und einem Gewirr von Hinterhöfen, in deren vorderſtem, durch den Thorbogen ſichtbar, das große Firmenſchild einer Steindruckerei glänzt. Eine Glocke ertönt dort. Arbeiter kommen heraus und zerſtreuen ſich da und dorthin in Hof und Straße. Sinnend ſchweigen die beiden eine Weile. Dann ſagt der mit den Meſſernarben: „Nu könnte jeder in dem Haus 'rumjehn… bis ruff uff'n Boden!“

„Wo die Wäſche hängt,“ meint der andere, „'s merkt's keener!“

„Denn man los!“ Mit einem raſchen Entſchluß ſchreitet der erſte durch den Thorweg. „Bleib' du hier … ich will's verſuchen.“

Es iſt etwas Scheußliches, ſolch eine Mietskaſerne im Norden oder Oſten der Stadt. Hunderte von Menſchen leben da zuſammengepfercht in dem rieſigen Häuſerblock mit ſeinen ſchmutzigen Treppen und Fenſtern, den lärmenden Fabriken in den Hinterhäuſern, den dumpfen, von zahlloſen Kindern belebten Höfen, in die ſelten einmal zur Sommerszeit ein Sonnenſtrahl fällt. Wohin man ſieht, die gemeine, öde Proſa des Daſeins. Geflickte Wäſche an den Fenſtern, zerzauſte Teppiche im Hof, Küchendunſt, Kohlengeruch, der Qualm des Waſchhauſes, der Staub des Müllkaſtens, Kindergeſchrei, Pantinengetrampel, Hundegekläff, Drehorgelſpiel, Fabrikgeraſſel, und durch das alles hindurch den ganzen Tag und die halbe Nacht das Keifen erboſter Weiber, die in ſtetem erbittertem Kleinkrieg mit ihren Flurnachbarinnen leben.

Der Eindringling achtet nicht auf das alles. Sicher und raſch — ſonſt würde er ja Verdacht erwecken — ſteigt er die Treppen hinauf, ein Stockwerk nach dem anderen, und wer ihm begegnet, hält ihn für einen etwas verwahrloſten Arbeiter, der droben ſeine Schlafſtelle hat. Und nun klimmt er vorſichtig auf knarrenden Stufen zu dem Trockenboden empor, dem großen, halbdunklen Raum mit ſeinen holzvergitterten Verſchlägen und den kreuz und quer geſpannten Seilen, an denen die feuchte Wäſche hängt. Ein paar Tragkörbe ſtehen leer in der Nähe… es ſcheint niemand da zu ſein. Wenn man jetzt…

„Wat wollen Sie denn hier oben?“ ſagt plötzlich eine tiefe, heiſere Stimme hinter dem Strolch. „Wer ſind Sie denn? Wohnen Sie hier im Haus?“…

Es iſt der Vizewirt, der, auf einen Stock geſtützt, ſeine gewohnte abendliche Runde durch die Mietskaſerne macht, ein dicker, etwas ſchwerfälliger Mann.

Dieſe Unbehilflichkeit iſt ein Glück für den Fremdling. Ohne ein Wort zu verlieren, gleitet er an dem Vizewirt vorbei und fliegt in großen Sprüngen die vier Treppen hinab. Hinter ihm verklingt das Fluchen ſeines Gegners.

„Jawohl… Flatterfahren,“ hallt es von oben. „Wäſche ſtehlen… det paßte dir wohl, du Bengel… ick komme dir!“

Aber der verunglückte Flatterfahrer iſt ſchon auf der Straße bei ſeinem Genoſſen, der ihn fragend anſchaut. „Is nich,“ ſagt er kurz. Der andere ſchüttelt bedenklich das Haupt. „Ick möchte man bloß wiſſen,“ meint er nach einer Weile, „wat vorhin in dem Kiſtchen jeweſen is.“

Aber was würde ihnen ſchließlich die Löſung dieſes Rätſels helfen? Die beiden Freunde ſehen ſich betrübt an. Es dämmert ſchon ſtark, die Kälte nimmt zu, und noch haben ſie den ganzen Tag hindurch nichts erreicht, auch nicht eine Kleinigkeit erbeutet, die ſich in irgend einem Keller beim Hehler in ein paar Groſchen umſetzen ließe.

Die Hände in den Taſchen bummeln ſie die menſchenleere Straße entlang. Vor ihnen zieht, unter dem gewöhnlichen, durchdringenden Pfeifen der Berliner Straßenjugend, ein Lehrjunge, am rechten Arm einen Korb, in der linken Hand das Kleingeld zum Einholen. Er denkt an nichts Böſes, da erhält er plötzlich von hinten eine mächtige Ohrfeige. Es wird ihm etwas aus der Hand geriſſen, zwei Geſtalten laufen davon, er fällt zu Boden. Als er ſeine paar Gedanken wieder ſammelt, ſitzt er allein auf dem Pflaſter, der Korb liegt neben ihm, das Geld iſt verſchwunden. Und heulend tritt er in der Vorahnung kommender Schläge ſeinen Rückweg an.

Vierzig Pfennige beträgt der ehrenvolle Gewinnſt der beiden Strolche. Sie verteilen ihn in der nächſten Deſtille unparteiiſch auf Schnaps und belegte Stullen und fühlen ſich durch den kleinen Erfolg doch etwas gehoben. Was nun weiter geſchehen ſoll, davon haben ſie freilich keine Ahnung.

„Du… ſieh mal den an,“ ſagt der Einäugige plötzlich und zeigt auf einen ſtark betrunkenen Handwerker, der ſich eben anſchickt, unſicheren Ganges das Lokal zu verlaſſen. Der andere nickt verſtändnisvoll. Im nächſten Moment ſtehen beide auf der Straße und folgen mit langſamen, ſchlürfenden Schritten dem Betrunkenen, weiter und weiter durch die wimmelnden Straßen… immer weiter bis zum Friedrichshain.

Hier iſt es finſter und ſtill. Einen Augenblick haben ſie den Handwerksmann aus dem Geſicht verloren… aber dort… auf einer der Bänke lehnt ja eine dunkle Geſtalt… regungslos… offenbar ſchlafend trotz des kalten Herbſtabends. Das muß der Betrunkene ſein. Die Augen der beiden leuchten auf. Vorſichtig ſchleichen ſie näher.

„Ne, Willem!“… ſagt der Einäugige plötzlich. „Dat is er nich… der ſieht anners aus…“

„Na, wenn ſchon,“ meint der Gefährte philoſophiſch, „gefleddert kann er trotzdem werden…“

Die beiden horchen. Nichts rührt ſich ringsum. Nur der Wind raunt in den kahlen Zweigen, und die Gaslaternen flackern in der Ferne. Vorſichtig umgeht der Narbige in einem weiten Kreiſe die Bank und überzeugt ſich, daß niemand in den nächſten Gebüſchen ſteckt. Der Einäugige ſteht unterdes vor dem Schläfer ſtill und prüft ſeine tiefen, ſchnarchenden Atemzüge. „Na… denn man los,“ flüſtert der andere, neben ihm auftauchend. „Paſſ' du man jut uff…“ Und leiſe berührt ſeine Hand den Trunkenen. Der bewegt ſich nicht. Er hat die Augen feſt geſchloſſen. Vorſichtig gleitet die Hand des Strolchs in ſeine Taſche. Sie ſucht nach der Uhr… der Börſe.

In dieſem Augenblick erhält der Leichenfledderer einen Fauſtſchlag unter das Kinn, daß ihm die Funken vor den Augen tanzen. Eine eiſerne Fauſt faßt ihn am Kragen. „Hat man Euch mal erwiſcht…“ klingt eine dröhnende Stimme. „Nu komm mal mit zur Wache, mein Junge…“

„Helf mir, Ede…“ ſchreit der Feſtgenomme verzweifelt. Aber der Einäugige hat bei der unerwarteten Lage der Dinge blitzſchnell die Flucht ergriffen. Hinter einen Baum gedrückt, ſieht er es trauernd mit an, wie der Kriminalſchutzmann den Freund am Rockkragen vor ſich her zum Polizeibüreau ſchiebt. Dann pilgert er ſeufzend weiter in das Gaſſengewirr.

Nach einiger Zeit bleibt er ſtehen und überlegt… Eigentlich hat es der Willem doch jetzt ganz gut. Im Gefängnis iſt es warm, man kriegt genug zu eſſen, und wenn das Frühjahr kommt und die Wuhlheide in friſchen Farben prangt, dann wird man doch wieder entlaſſen … hinaus in die freie Natur… zu Mutter Grün.

Und wie er ſo ſinnt, fällt ſein Auge auf einen Haufen Pflaſterſteine, die am Trottoir aufgeſchichtet liegen, um bei einer Straßen-Ausbeſſerung verwendet zu werden. Ein plötzlicher Entſchluß kommt über ihn. Er hebt einen der Steine auf, er ſchwenkt ihn in der Hand, ein raſcher Wurf… ein Klirren… entſetzt fährt der Kaufmann in dem Cigarrenladen vor ihm auf. Sein teures Schaufenſter iſt zertrümmert, die Waren ſtürzen übereinander, der Verdienſt einer arbeitsreichen Woche iſt durch die That des Strolchs dahin.

Der aber läßt ſich grinſend verhaften. Man bringt ihn zur Wache und dann ins Gefängnis. Und dort, weiß er, wird es ihm ſchon nicht ſo ſchlimm gehen. Man ſpeiſt ihn — die Wiſſenſchaft hat ja genau ausgerechnet, wie viele Gramm Kohlehydrate ein Kerkergaſt täglich zu ſeiner Exiſtenz benötigt — man badet ihn und führt ihn täglich eine Stunde ſpazieren, und wenn er auch bei Tage leider arbeiten muß, ſo liegt er doch des Nachts warm auf einem leidlich weichen Lager, während draußen in dem eiſigen Winterſturm die Wachtpoſten, die unbeſtraften Soldaten, vor Froſt zitternd nach den vergitterten Fenſtern hinaufſehen, hinter denen die Sträflinge ruhen.

Rudolph Stratz.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Meyer von Bremen, der zu früh Verſtorbene, gehört zu den Künſtlern, die zwar ihre Laufbahn mit großen Entwürfen — einem „Tod des Moſes“, einem „Abraham beim Untergang Sodoms“ — begannen, aber bald das Wahre in dem Dichterwort: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter“ erkannten. Außer den Gemälden, auf denen er in keuſcher Innigkeit das Aufkeimen der erſten Herzensneigung des Weibes ſchilderte, ſchuf er mit Vorliebe Kinderbilder, von denen auch das Daheim ſeit ſeinem VIII. Jahrgang eine ſtattliche Reihe reproduzieren durfte. Mit einer ans Peinliche grenzenden Sauberkeit und Glätte ausgeführt, ſind faſt alle dieſe Bilder, für welche vielleicht das in der Berliner Nationalgallerie befindliche „Hausmütterchen“ typiſch iſt, Perlen der modernen Genremalerei — auch die „intereſſante Lektüre“ ſteht völlig auf der Höhe des künſtleriſchen Könnens des liebenswürdigen Malers.

Alb. Richter, der bekannte Dresdener Zeichner, gab uns eins ſeiner ſtimmungsvollen Miniaturbilder, die recht eigentlich in die jetzige Jahreszeit paſſenden „Ährenleſerinnen.“

„Der Geizige“ von L. Zumbuſch endlich zeigt uns die fein durchgeführte Charaktergeſtalt eines echten Harpagon, der ſich in ſeinem Kämmerchen einſpinnt, um ſeine Goldſtücke wieder und wieder zu zählen. Er und der ewig hungrige Rabe, der über ſeinem Haupte krächzt, paſſen vortrefflich zuſammen.

Schule.

Eine bemerkenswerte Schuleinrichtung iſt in mehreren Kantonen der Schweiz getroffen: außer der Unentgeltlichkeit des Unterrichts an den öffentlichen Primärſchulen, welcher durch die Bundesverfaſſung für ſämtliche Kantone vorgeſchrieben iſt, gewähren neun Kantone den Primärſchulen auch unentgeltliche Lehrmittel, und zwar zum größeren Teil nicht nur das Schreibmaterial, ſondern auch die ſämtlichen Lehrbücher, Reißzeuge, Atlanten 2c. Drei andere Kantone haben die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel nicht obligatoriſch gemacht, leiſten aber den Gemeinden, welche ſich zur unentgeltlichen Lieferung bereit finden, einen Staatszuſchuß. Die übrigen Kantone liefern wenigſtens den Kindern armer Eltern die Lehrmittel. In einzelnen Kantonen iſt die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel auch auf die Bürger- und Realſchulen, in der Stadt Baſel noch darüber hinaus auf die Töchterſchulen und das untere Gymnaſium ausgedehnt; die hieraus dem letztgenannten Kanton erwachſenden Ausgaben belaufen ſich auf etwa 5 Proz. der geſamten Ausgaben für das Schulweſen. (Näheres hierüber bringt das bei Orell Füßli in Zürich erſchienene neueſte Jahrbuch des Unterrichtsweſens in der Schweiz.)

Pflanzenkunde.

Auf torfigen Weiden Norddeutſchlands findet man eine kleine, hübſche, lilienartige, gelbe Blume, welche auf ziemlich langen Stielen aus grasartigen Blättern hervorbricht, die auf einem kriechenden Wurzelſtock fußen. Es iſt dies der im Spätherbſt blühende Beinbrech, auch Knochenbrecher, Stürgras genannt (Narthecium ossifragum Huds). Der „Globus“ weiſt in einem kleinen Artikel darauf hin, daß der Volksglaube ſeit langer Zeit, wie ja auch der Name des hübſchen Pflänzchens beſagt, behauptet, das Vieh würde, wenn es die Pflanze frißt, knochenbrüchig, und bedauert, daß die Eigenſchaften des Beinbrechs in Bezug auf dieſe vermeintliche Wirkung noch nicht näher unterſucht ſeien; wahrſcheinlich handele es ſich nur um eine falſche Deutung inſofern, als die Knochenbrüchigkeit des Viehs thatſächlich auf ſauren Weiden häufig vorkomme. Der Beinbrech ſei vielleicht nur der Sündenbock für die Beſchaffenheit der letzteren. Hat vielleicht einer unſerer Leſer Beobachtungen über die Wirkung der Pflanze gemacht?

Forſchungsreiſen.

Der amerikaniſche Marineleutnant Peary hat ſeine neue Polarreiſe, deren Hauptziel Unterſuchungen an der Nordküſte Grönlands ſowie des bisher noch unbekannten Teils der öſtlichen Küſte bilden, am 2. Juli auf dem Barkſchiff „Falcon“ angetreten. Die aus zehn Perſonen beſtehende Expedition wird in der Inglefieldsbucht an der Weſtküſte Grönlands an Land geſetzt, wo Peary Winterquartier nehmen wird, um ſpäter mit einem Teil ſeiner Mannſchaft nach der von ihm entdeckten Independencebucht an der Nordküſte aufzubrechen; weiterhin iſt in Ausſicht genommen, gegen den Nordpol vorzudringen. Die anderen Teilnehmer gehen ſüdwärts zur Feſtſtellung der unbekannten Küſte bis zu dem auf etwa 77 Gr. n. Br. liegenden Kap Bismarck, von wo aus die Rückkehr zur Inglefieldbucht quer über Grönland erfolgen ſoll. Gleichzeitig wird Peary an der grönländiſchen Küſte Nachforſchungen über die ſchwediſche Björlingſche Grönlandexpedition, über die ſeit langer Zeit keine Nachrichten eingelaufen ſind, anſtellen.

Technik.

Durch die elektrotechniſchen Zeitſchriften läuft wieder einmal die Nachricht von einer neuen epochemachenden Erfindung Ediſons. Er will nichts geringeres erfunden haben, als die Entwickelung elektriſcher Ströme unmittelbar aus der Kohle. Bisher mußte die Kohle verbrannt und es konnte dann nur entweder durch Vermittelung einer Gaskraft- oder einer Dampfmaſchine elektriſcher Strom erzeugt werden, wobei enorm bedeutende Verluſte an der in der Kohle aufgeſpeicherten Kraft ſtattfanden, ja der größere Teil der letzteren verloren ging. Bewahrheitete ſich die Ediſonſche Erfindung, ſo wäre ſie allerdings von ganz unberechenbarer Wichtigkeit. Man iſt aber gegen den „Zauberer von Menloopark“ etwas mißtrauiſch geworden, denn von allen ſeinen Erfindungen, einſchließlich des Phonographen, hat eigentlich nur das Glühlicht ſich praktiſch bewährt — und die Priorität der Erfindung der Glühlampe wird ihm ſehr energiſch abgeſprochen.

Münzkunde.

Über die ſogenannten Ausbeutemünzen enthält ein Aufſatz von Prof. Nies in den Jahresheften des württembergiſchen Vereins für vaterländiſche Naturkunde intereſſante Mitteilungen. Unter Ausbeutemünzen verſteht man ſolche Münzen, welche aus dem Erz einer beſtimmten Grube gewonnen ſind, und die bekannteſten derſelben ſind wohl diejenigen mit der Umſchrift: „Segen des Mansfelder Bergbaus.“ Der Verfaſſer hatte von dieſen 21 verſchiedene Jahrgänge in ſeiner Sammlung zur Hand, von denen die älteſte aus dem Jahre 1811 ſtammte und auf der Vorderſeite die Inſchrift: Hieronymus Napoleon (König Jerome) trug. Von der Epoche der Fremdherrſchaft erzählen auch Münzen, die auf dem Revers unter dem gekreuzten Schlegel und Eiſen zwar den alten deutſchen Bergmannsgruß „Glück auf“, darüber aber die Umſchrift: „Des mines et usines du Harz protégées pendant la guerre“ und auf dem Avers die weitere Inſchrift tragen: „L'armée d'Hannovre à Napoléon, empereur des Français 1804.“ Württembergiſche Thaler aus dem Jahre 1728 haben die Inſchrift: „Von gewachſenem Silber aus der Fundgr. 3 K. Stern“, ſind alſo aus natürlichem gediegenem Metall gefertigt. Auf einer anderen Münze ſteht unter dem Spruch: „Befiehl dem Herrn deine Wege“ — „Wir ſchürfen heute den 25. Jan. 1747“ und entſprechend auf dem Revers als Fortſetzung: „Er wird's wohl machen“ — „Und ſchmelzen heute den 25. Jul. 1749.“ Herzoglich ſächſiſche Münzen von 1714 und 1720 tragen die Worte „A sole et sale“ zur Erinnerung an den Ertrag der Salinen. — Von hiſtoriſchem Intereſſe iſt der Nachweis, daß König Friedrich von Schweden 1720 nach dem Vorbild der Spartaner höhere Werte in Kupfer ausprägen ließ, um ſein Volk zur Mäßigkeit zu erziehen, ſo z. B. quadratiſche Halbdalerſtücke von 9,5 cm Seitenlänge und 385 g Gewicht.

Buchhandel.

Am 25. Juni feierte die Korporation der Berliner Buchhändler ein frohes Feſt — die Einweihung des mit einem Koſtenaufwande von mehr als ½ Million Mark erbauten Buchhändlerhauſes. Das neue eigene Heim iſt kein Repräſentationshaus mit Feſträumen, ſondern ein praktiſches Geſchäftshaus für die ausgedehnte Beſtellanſtalt des Berliner Buchhandels. Es liegt zwiſchen Mauer- und Wilhelmsſtraße in der Mitte der Stadt. Das Polizeipräſidium hat der Privatſtraße, in der das Haus gelegen, den Namen „Buchhändlerhof“ verliehen.

Kunſt.

Dem Münchener Maler Ernſt Berger iſt es kürzlich gelungen, nach genaueſter Befolgung der einſchlägigen Anweiſungen von Vitruv und Plinius, die Art des Verfahrens der pompejaniſchen Wandmalerei zu rekonſtruieren. Das ſogenannte puniſche Wachs ſpielt dabei eine Hauptrolle. Wird dasſelbe genau nach Plinius angefertigt, ſo erhält man eine in Waſſer lösliche Subſtanz, die ſich mit allen Farben auf das beſte verbindet und die Eigentümlichkeit hat, auf die vorher geglättete Wand aufgetragen, zu verhärten, ſo daß die Malerei durch Waſſer nicht abgewaſchen werden kann.

Vereine.

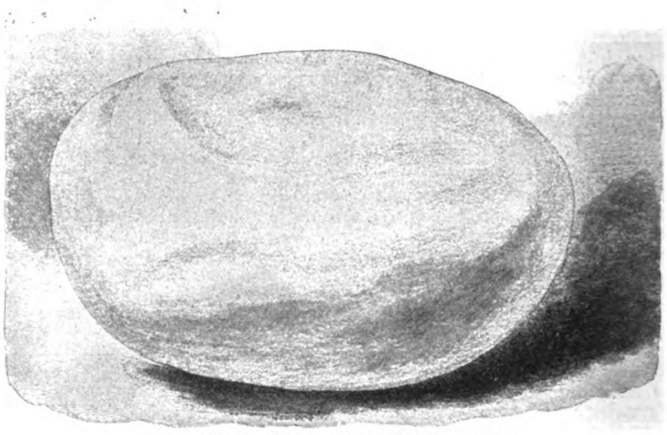
Die 7. allgemeine Lutheriſche Konferenz tagt vom 25.—27. September d. J. in Dresden; ebendaſelbſt findet am 28./29. September die Generalverſammlung des evangeliſchen Schulkongreſſes ſtatt.

Statiſtik.

Ein lehrreiches Stück Statiſtik bietet folgende Zuſammenſtellung. Bei den Wahlen zum deutſchen Reichstage wurden ſeit der Begründung des Deutſchen Reichs gewählt:

	1871	1874	1877	1878	1881	1884	1887	1890	1893
Konſervative	57	22	40	59	50	78	80	71	75
Reichspartei	37	33	38	57	28	28	41	21	23
Nationalliberal	125	155	128	99	46	50	99	41	53
Liberal	30	3	13	10	1	1	—	—	—
Liberale Vereinigung	—	—	—	—	47	—	—	—	14 (Freiſ. Verein)
Fortſchritt (Dtſch.Freiſ.)	46	49	35	26	59	67	32	69	24 (Freiſ.Volksp.)
Centrum	63	91	93	94	100	99	98	107	96
Polen	13	14	14	14	18	16	13	16	19
Sozial-Demokraten	2	9	12	9	12	24	11	35	44
Südd. Volkspartei	1	1	4	3	9	7	—	10	11
Welfen	5	4	4	10	10	11	4	11	7
Partikulariſten	2	—	5	4	—	—	—	—	—
Elſäſſer	—	15	10	11	15	15	15	10	10
Dänen	1	1	1	1	2	1	1	1	1
Bayr. Bauernbund	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Antiſemiten	—	—	—	—	—	—	—	4	17 (Reformpart.)
Wilde	—	—	—	—	—	—	3	1	—

Ei einer Pythonſchlange.

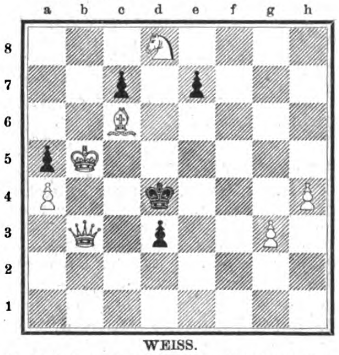


Ei einer Pythonſchlange in natürlicher Größe.
Gezeichnet von Fr. Schmidt-Kahring.

Während die Rieſenſchlangen Südamerikas, die Boas, lebende Junge zur Welt bringen, legen ihre Verwandten, die afrikaniſchen und ſüdaſiatiſchen Pythonſchlangen mit einer dicken Lederhaut überzogene, große Eier und brüten dieſelben aus. Das Brütgeſchäft der rieſigen Tiere iſt wiederholt, aber immerhin ſelten, in der Gefangenſchaft beobachtet worden, zuerſt 1841 von Duméril und Valenciennes im Pariſer Jardin des plantes. Die Rieſenſchlange, eine indiſche Tigerſchlange, legte 15 Eier und rollte ſich über denſelben derart zuſammen, daß die einzelnen Ringe ihres Leibes ein flaches Gewölbe bildeten, deſſen höchſte Stelle der Kopf einnahm. So lag die Schlange faſt zwei Monate, bis endlich die Jungen, etwa 50 cm lang, ausſchlüpften. In den Jahren 1862 und 1881 wurden dann im Zoologiſchen Garten von London brütende Schlangen beobachtet, aber ohne Bruterfolg, und vor kurzem erfreuten ſich die Leipziger im zoologiſchen Garten des Herrn Pinkert des ſeltenen Schauſpiels. Zwei Pythonſchlangen (Python molurus) brüteten hier zu gleicher Zeit. Die eine der zärtlichen Mütter verſagte zwar, bei der zweiten krochen aber gegen dreißig Junge, Tiere von Daumesdicke, 60—70 cm lang und von prachtvoller Zeichnung aus und züngelten luſtig durch die Ringel der Frau Mama dem Tageslicht entgegen. Anfänglich bildeten ſie, ſich eng zuſammenhaltend, ein wahres Meduſenhaupt, bald aber entfernten ſie ſich mehr und mehr von der gegen 20 Fuß langen Mutter und verkrochen ſich ſelbſtändig unter den ihnen zugeſchobenen wollenen Decken. Die alte Schlange hatte während des ganzen, gegen zwei Monate währenden Brütgeſchäfts keinerlei Nahrung zu ſich genommen und auch erſt, als die Jungen ausgekrochen waren, gierig eine große Schüſſel Waſſer ausgetrunken. Der ganze Brütprozeß, der bei früheren Verſuchen ſtets durch untergeſchobene Wärmflaſchen gefördert wurde oder überhaupt in einem Warmhaus ſtattfand, ging ohne jede künſtliche Temperaturerhöhung vor ſich; jedenfalls trug aber wohl die außergewöhnliche Hitze unſres heurigen Sommers zu ſeinem Gelingen weſentlich bei. Auch bei Hagenbeck in Hamburg brütete im Laufe des Sommers eine Pythonſchlange.

In unſerer Spielecke.

Schachaufgabe von A. Stabenow.



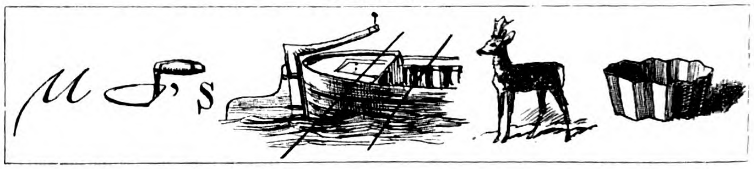
Weiß zieht und ſetzt mit dem dritten Zuge Matt.

1. Anagramm.

Willſt du zwei Städte mir nennen, welche im Laut zwar verſchieden,
Aber aus Zeichen geformt, bei einer jeden ſich gleich.
Während die größere liegt im Weſten des ruſſiſchen Reiches,
Wo dich der Heimat Idiom häufig vertraut noch begrüßt,
Mußt du im nördlichen Deutſchland ſuchen die klein're der beiden,
Der es an regem Verkehr in ihrem Hafen nicht fehlt.
Miſche die Lettern noch einmal, daß nun im tieriſchen Leben
Sich eine Stufe dir zeigt, gleich einem reizloſen Traum.
Wenn du ſie ſelber benutz'ſt, geſchieht's wohl in fröhlichen Stunden,
Doch deinem edleren Sein bleibe ſie immerdar fern.

M. Sch. (Kaſſel.)

Bilderrätſel.



2. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a) Von Mond über höchſtens acht Zwiſchenſtationen zu Sonne?

b) Von Tod über höchſtens neun Zwiſchenſtationen zu Leben?

3. Rätſeldiſtichon.

Jäger und Hunde ſuchen mich auf in dem Dickicht des Waldes;
Ohne den Kopf und den Fuß bin ich als Vogel bekannt.

4. Arithmogriph.

	9		10		5	
9	10	6	8	4	3	2
	6		7		7	
10	8	7	10	2	10	9
	4		2		1	
5	3	7	10	1	5	5
	2		9		5	

Die Zahlen ſind ſo durch Buchſtaben zu erſetzen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und bezeichnen: 1) ein Drama von Shakeſpeare, 2) einen altteſtamentlichen Namen, 3) einen hervorragenden Komponiſten.

5. Dreiſilbige Scharade.

Wünſchenswert in allen Fällen
Macht die Erſte jeden Stand,
Und des Meeres Silberwellen
Sind den Letzten wohlbekannt.

Trauriger das Ganze mir
Als der Tod ſogar erſcheint,
Dem ſich, glauben, hoffen wir,
Doch Verſöhnendes auch eint;

Aber fehlt dem tiefſten Schmerz
Jeder Ankergrund und Halt,
Senkt er auf das arme Herz
Sich mit doppelter Gewalt.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 43.

Bilderrätſel. Belgiſche Kriſis.

Dominoaufgabe.

Die ſechs Steine des B hatten 38, die des C 25, die des D 26 Augen. Im Talon lagen: 6—1, 6—bl., 5—4, 3—4. B ſetzte 6—3; C 3—3, 4—4; D 3—5, 4—2.

1. **Homonym.** Lampe.

2. **Rätſel.** Troja, Trojan, Trajan.

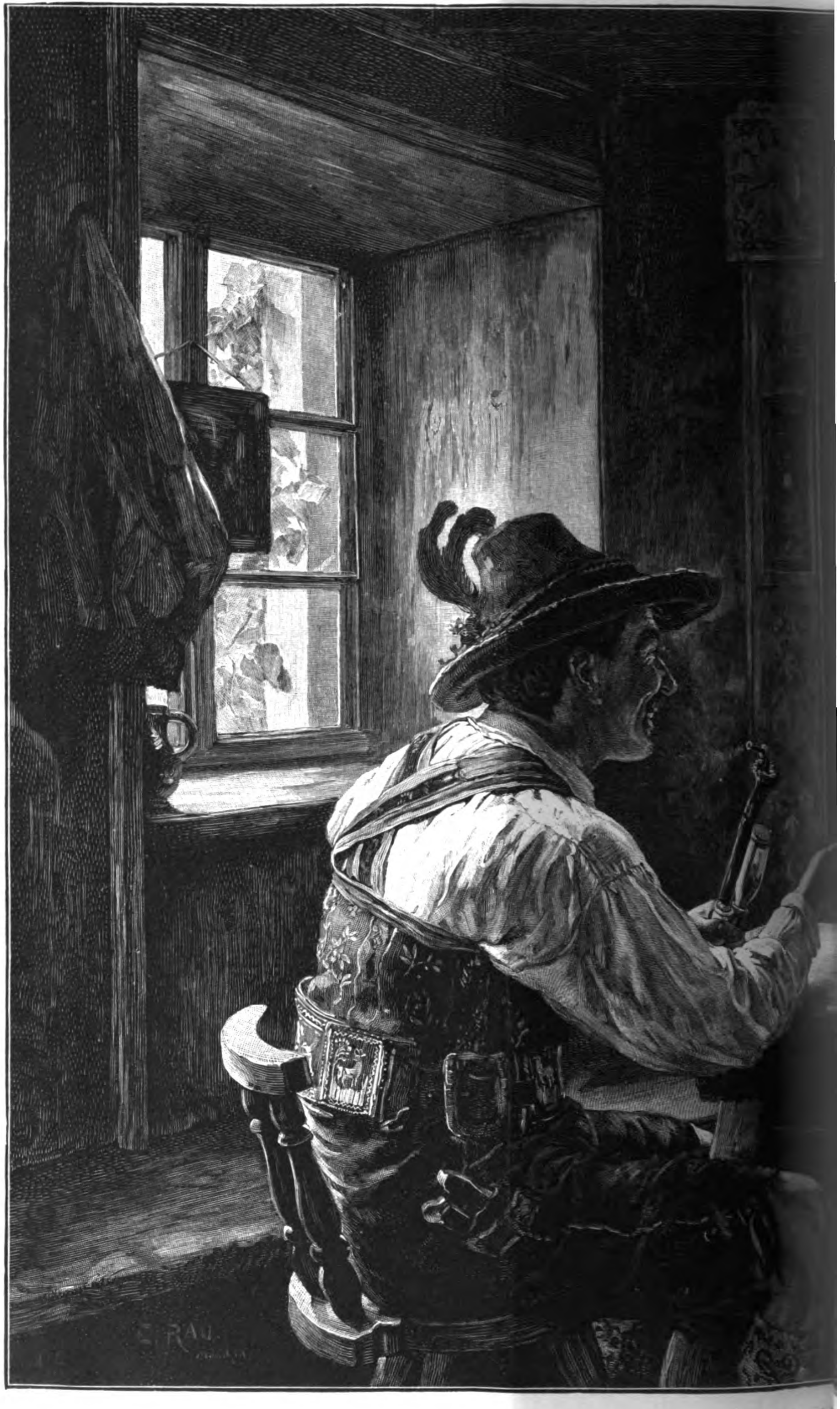
3. **Arithmetiſche Aufgabe.**

Man muß die Zahl 18 ſiebenmal, die Zahl 70 dreimal, die Zahl 93 einmal ſtreichen.

4. **Wechſelrätſel.** Balkan — Balken.

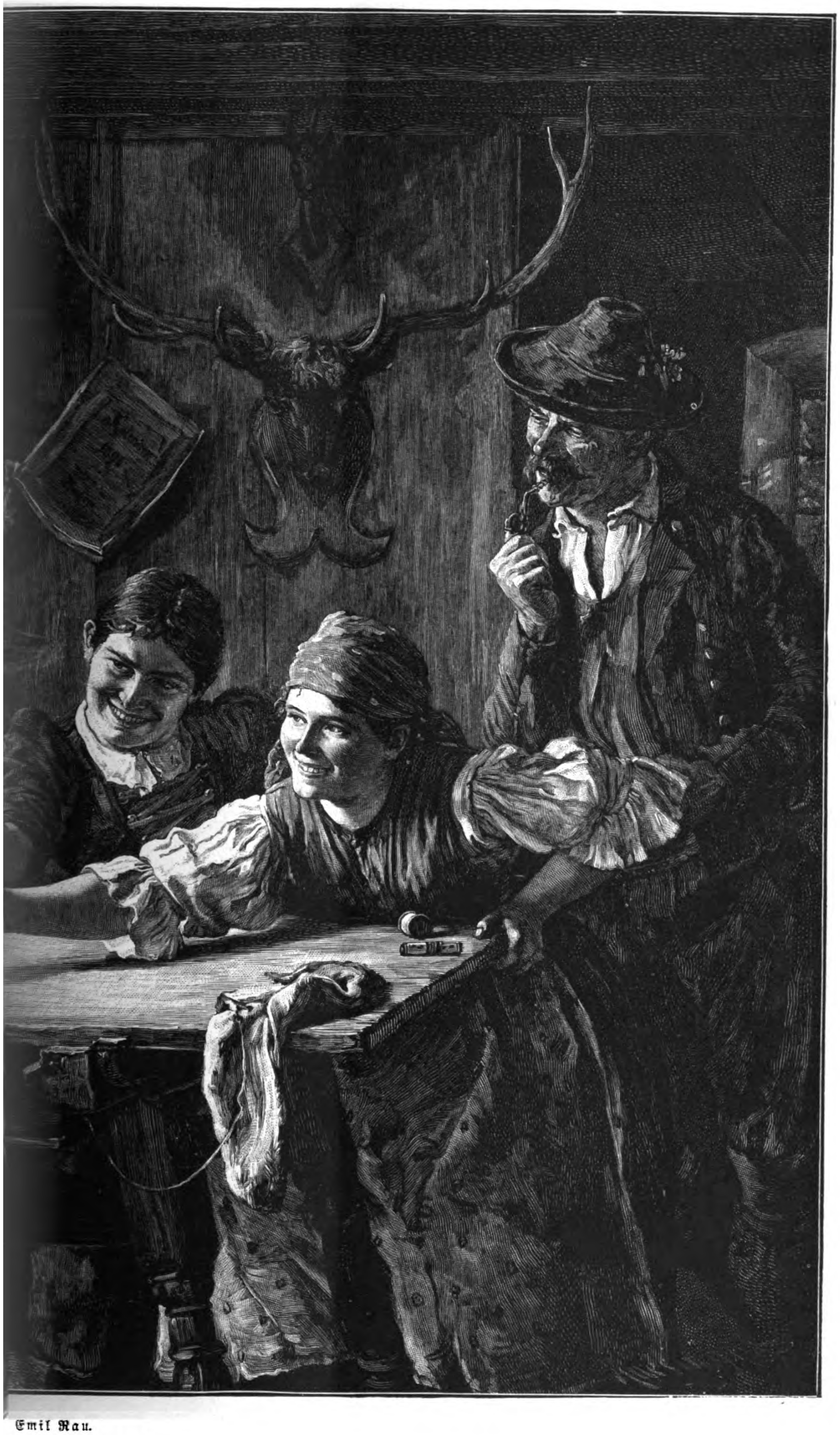
Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſ.) — Bilder aus dem Böhmerwald. Von Chr. Steben. Mit fünf Illuſtrationen. — Schwere Zeiten. Aus Braunſchweigs alten Tagen. Von L. Thiele (L. Bernhard). (Schluß.) — Im dunkelſten Berlin. V. Die Pennbrüder. Von Rudolph Stratz. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Intereſſante Lektüre von J. G. Meyer von Bremen; Ährenleſerinnen von Alb. Richter; Der Geizige von L. Zumbuſch. — Schule. — Pflanzenkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Münzkunde. — Buchhandel. — Kunſt. — Vereine. — Statiſtik. — Ei einer Pythonſchlange. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



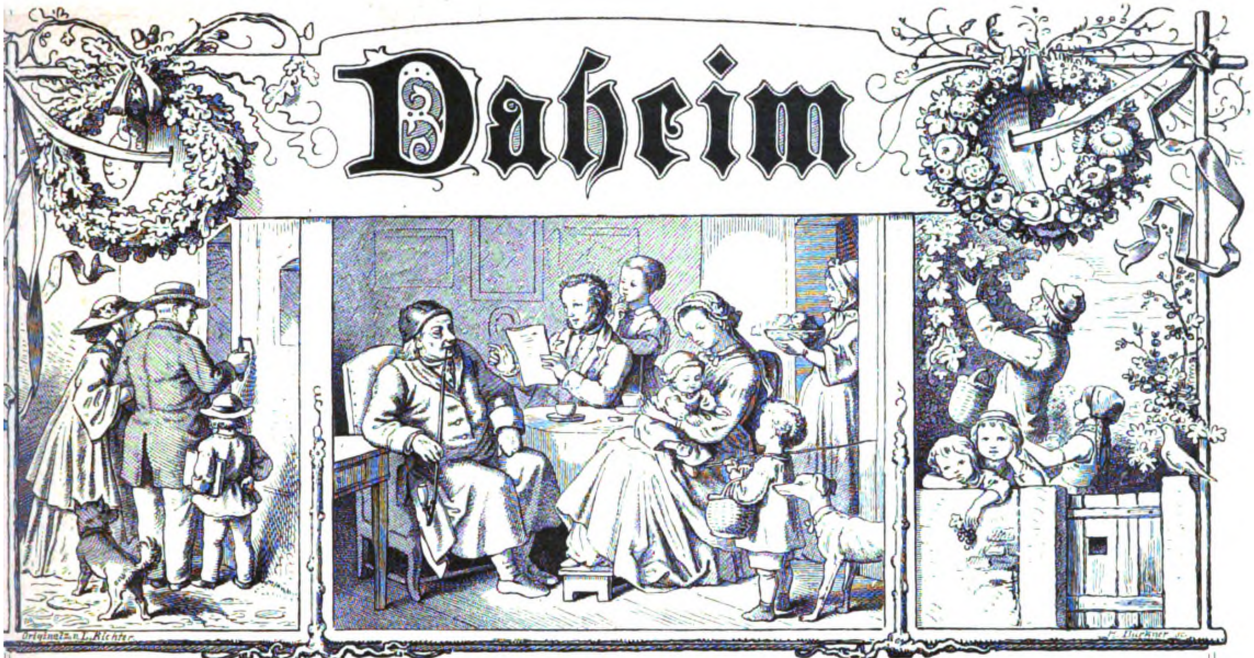
Fingerhakeln. Nac
(Photographieverlag von F. H

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 16.



Emil Rau.
lag, A. G., München.)

Daheim



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 12. Auguſt 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 45.

Der Daheim-Kalender für 1894 iſt da

und tritt auch dieſes Jahr, wieder bereichert und geſchmückt mit mancherlei Gaben in Bild und Wort und im ſtarken, ſtattlichen Band, zum alten Preiſe von 1½ **Mark** vor ſeine Leſer. Er bittet um freundliche Aufnahme, die er durch ſeinen reichen Inhalt und ſeine ſorgfältige Ausſtattung zu verdienen glaubt, und hofft, zu ſeinen alten Freunden zahlreiche neue zu gewinnen.

Die Redaktion des Daheim und Daheim-Kalenders.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

Mein Himmel, wie ſchwer nahm das ſeltſame Kind die armſelige Kleinigkeit! Agnes zitterte und bebte in des Vaters Arm, als ob Todesſchauer ſie geſtreift hätten.

„Nein, nein, du ſollſt Pax behalten!“ beteuerte der Freiherr eifrig. „Ich hatte ja keine Ahnung, daß das Tier dir ſo lieb iſt. Du haſt mir ſchon genug von deinen Freuden geopfert. Dieſe ſoll dir nicht genommen werden.“

Als er hinausging, froh, der Kleinen endlich einmal etwas zuliebe gethan zu haben, ſtand er plötzlich vor ſeiner Frau.

„Nun, mein Guter! Haſt du genügend mit ihr parlamentiert über die große Hundefrage? Ich kann mir den Vorgang denken: ſie leugnet die Bosheiten des teuren Pax — verdreht die Augen — und du gehſt gerührt von dannen.“

Es lag ein beleidigender Hohn in ihrer lächelnden Miene und in ihrem Ton. Der Freiherr machte eine zurückweiſende Gebärde und entgegnete kurz: „Sie darf den Hund unter allen Umſtänden behalten. Ich habe ihr mein Wort gegeben.“

Dieſe ſeltene Energie ihres Gemahls verurſachte der Gattin erſt ein ſchönes Erſtaunen, nachher aber die ſchlimmſte Migräne. Sie ſchloß ſich in ihr Zimmer ein und wollte keinen Menſchen ſehen. Als jedoch der Freiherr gegen Abend nachſah, fand er ihre Thür offen. Frau Adelheid lag angekleidet auf ihrem Bett. „Geh!“ rief ſie mit allen Zeichen des Abſcheus und zog ſich die Decke über das Geſicht. „Laß mich allein! Ich brauche niemand.“

Dem Freiherrn war es recht, er hatte ſich auf eine längere Scene gefaßt gemacht. Unten ſtieß er auf Hilde, die gerade gekommen war.

„Meine Frau hat Migräne,“ ſagte er, in dem Bedürfnis, ſein ſchweres Herz etwas zu erleichtern. „Nehmen Sie einen Augenblick bei mir Platz. Nachher gehen Sie wohl zu meiner armen Agnes.“

Er ſah dermaßen elend und kummervoll aus, daß Hilde einen Schreck bekam.

„Iſt Agnes ein Unglück zugeſtoßen, Herr von Lochnitz?“

„Gott ſei Dank, nein! Aber ein Unglück iſt mein Familienleben, und von einem Tag zum andren wird es ſchlimmer. Ich hoffte einſt auf Ihren freundlichen Einfluß,“ fuhr er bedrückt fort. „Leider ſehe ich ein, daß auch der vergebens ſein wird. Meine Frau ſpricht und thut Dinge, die jeder Vernunft, jedem Begriff von ſittlichem Bewußtſein im Menſchen zuwider ſind. Ich finde mich längſt nicht mehr zurecht mit den unaufhörlichen Widerſprüchen in ihrem Weſen. Auch Ihnen können dieſe nicht entgangen ſein. Vielleicht ſehen Sie als Frau klarer. Wohin ſoll das führen? Worin beſteht das Übel? Wie iſt ihm abzuhelfen?“

Dieſe Fragen hatte Hilde ſelbſt ſich oft genug vorgelegt, ohne eine befriedigende Antwort zu finden. An den unberechenbaren Launen der Freifrau, der Zerfahrenheit und Unbeſtändigkeit ihres Charakters waren Weisheit, guter Wille und Menſchenkenntnis regelmäßig geſcheitert.

Hilde ſprach indes nicht aus, was ſie dachte. Sie fühlte die Verbitterung des Mannes heraus und wollte ihn verſöhnlich ſtimmen. „Ihre arme Frau befindet ſich in keiner normalen Gemütsverfaſſung,“ ſagte ſie mitleidig. „Ihre Nerven ſind zerrüttet, und man muß das, was Sie als moraliſche Unzulänglichkeit zu bezeichnen geneigt ſcheinen, Herr von Lochnitz, auf phyſiſche Urſachen zurückführen. Warum haben Sie nicht längſt einen tüchtigen, zuverläſſigen Arzt zu Rate gezogen?“

Der arme Mann ſchüttelte den Kopf. „Ich glaube an kein körperliches Leiden. So lange ich Adelheid kenne, war ſie das Bild kräftiger, robuſter Geſundheit, aber auch nie anders, als unſtät, unzuverläſſig, reizbar, launenhaft und eiferſüchtig auf alles, was mit mir in Berührung kam. In erſter Reihe auf mein armes Kind! Ich habe es unter meinen Augen verkümmern laſſen. Jetzt ſchäme ich mich vor dem ſtummen Vorwurf in Agnes’ leidender Miene. Ich habe ihre offenen Klagen zurückgewieſen und immer nur von ihr gefordert, alles Unrecht ſtill zu dulden. Heut bereue ich das, denn ich ſehe ein, daß ich durch meine ſchwache Nachgiebigkeit nichts vermieden und nichts erreicht habe. Wie aber ſoll ich je gut machen, was ich an Agnes verſäumte?“

„Durch Liebe und Gerechtigkeit!“ entgegnete Hilde warm. „Wie ich Agnes kenne, hat ſie Ihre Beweggründe verſtanden, es iſt alſo nicht zu ſpät zum Beſſern und Gutmachen. Glauben Sie mir, Agnes iſt ein charaktervolles, kluges, edles Kind —“

„Wie?“ unterbrach der Freiherr ſie erſchüttert. „Klug — charaktervoll — das ſagen Sie!“ Er ergriff ihre Hand und ſchüttelte ſie, dem Weinen nahe. „Seien Sie tauſendmal dafür geſegnet! — O mein Kind, meine arme, geduldige Tochter! Und dir hat man den Verſtand abſprechen wollen, wie man dich um das Glück der Kindheit und die Freude deiner Jugend gebracht —“

Oben wurde plötzlich heftig geſchellt. Herr von Lochnitz ſchnellte empor und bedeckte ſeine Augen mit der Hand.

„Meine Frau!“ ſagte er, nach Faſſung ringend. „Ich bitte, gehen Sie zu ihr! Reden Sie ihr gut zu. Sie ſind die einzige, die ſie wenigſtens anhört.“

Auf der Treppe kamen die Zofe und zwei andere Mägde Hilde entgegen geſtürzt: die gnädige Frau läge wie tot in ihrem Bett!

Als Hilde aber eintrat, fuhr Adelheid ſie an: „Ich will niemand ſehen — auch Sie nicht!“

Ihr Antlitz zuckte und glühte, ihre Augen ſchoſſen Blitze. Das ſah nicht nach einer Toten aus, vielmehr nach einer Wütenden, und in der tragiſchen Bewegung ihres Armes lag etwas Schauſpielerhaftes.

Hilde ſtand einen Augenblick ſtill, den Blick feſt, voll innerer Ruhe in den flackernden Augen der Freifrau, dann ging ſie ſchweigend hinaus. Weit kam ſie indes nicht. Auf der letzten Treppenſtufe holte die Zofe ſie ein: Fräulein Welſing ſolle ſchnell zu der gnädigen Frau kommen!

Diesmal hatte ſie einen anderen Empfang. Die Freifrau zog ſie in ihre Arme, ſchluchzend wie eine Verzweifelte. „Hilde, meine Einzige, verlaſſen Sie mich nicht!“

Zwar blieben ihre Augen trocken, aber die tiefen Furchen um ihren Mund rührten mehr, als Thränen. „Ich bin krank!“ wimmerte ſie einmal um das andere. „Meine Nerven — Ah! dies entſetzliche Leben bringt mich um.“

Hilde ſetzte ſich auf den Rand des Bettes, die Hände der unglücklichen Frau liebreich in den ihren. Jetzt galt es zu tröſten, zu ſchlichten und, wenn möglich, zu überzeugen! Das erſtere fand ein williges Ohr, das zweite hatte ſeine Schwierigkeiten, das dritte ſcheiterte gründlich.

„Ich bin nicht blind in Ihrem Hauſe ein- und ausgegangen, Frau Adelheid!“ erwärmte Hilde ſich immer mehr für ihre gute Sache. „Ich habe beobachtet und ein Urteil gewonnen. Als Ihre Freundin kann und darf ich Sie nicht täuſchen. Es iſt größtenteils Ihre eigene Schuld, daß Sie ſo unglücklich ſind!“

Die Freifrau zuckte zuſammen, und wie ein eigenſinniges Kind wollte ſie ſich losreißen.

„Nein!“ hielt Hilde ſie energiſch feſt, „ſo gebe ich Sie nicht frei. Hören Sie mich an! Sie kranken geiſtig und körperlich an einem geheimen Übel. Ich fürchte, es iſt die Vergangenheit, von der Sie ſich nicht losreißen können. Habe ich recht?“

„Meinetwegen!“ ſagte Frau von Lochnitz mit einem eigenen ſchlauen Blinzeln ihrer unruhigen Augen.

„Wenn Sie nicht zu Grunde gehen wollen,“ fuhr Hilde eifrig fort, „müſſen Sie abſchließen mit dem, was hinter Ihnen liegt, und — wenn die Gegenwart nicht geben kann, was Sie verlangen, ſo reſignieren Sie!“

Das traf. Die Freifrau barg das Geſicht in den Händen. Reſignieren? Sie hatte das Gefühl einer häßlichen Raupe auf der Haut. „Nimmer! Ich bin zu jung dazu. Mein Blut iſt zu heiß!“ rief ſie heftig.

„Alſo nicht!“ erwiderte Hilde in ihrem gewohnten ruhigen Tonfall. „Nun — dann müſſen wir einen anderen Ausweg ſuchen. Lieben Sie Ihren Gatten?“

Die Tragik in der Miene der Freifrau wich einer ungeheuchelten Neugierde. Wo wollte das hinaus? „Hm!“ entgegnete ſie vorſichtig. „Früher — vielleicht. Jetzt — wer könnte es mir noch zumuten?“

„Ich, zum Beiſpiel, liebe Frau Adelheid, denn ſonſt würde ich mich verſucht fühlen, zu fragen: warum trennen Sie ſich nicht von ihm?“

Sie ſchaute Hilde mißtrauiſch von der Seite an. „Die Religion verbietet das!“

„Sehr gut. Aber daß Sie lieblos gegen Ihre Stieftochter ſind, daß Sie Ihrem Gemahl keine ruhige, ſtille Stunde gönnen — verträgt ſich das mit der Religion und dem Verſprechen, welches Sie mit Ihrem Ja in der Kirche ablegten? Doch — verzeihen Sie! Ich wollte Ihnen nichts zum Vorwurf, ſondern Sie aufmerkſam machen auf die Lage der Dinge, damit wir einen Ausweg finden. Ich wüßte wohl einen. Er iſt der einfachſte, doch nicht der leichteſte.“

„Laſſen Sie hören, da wir doch ’mal gerade dabei ſind.“

„Bändigen Sie Ihr leidenſchaftliches Temperament! Üben Sie Selbſtverleugnung, denken Sie nicht an das, was Ihnen fehlt zu Ihrer Zufriedenheit, ſondern würdigen Sie, was Sie beſitzen. Laſſen Sie in erſter Reihe Ihre eigenen Wünſche denen Ihres Gemahls nachſtehen und ſuchen Sie die Liebe Ihrer Stieftochter zu gewinnen!“

„Vortrefflich gepredigt!“ lächelte Adelheid ſpöttiſch. „Wie aber, wenn ich allein ebenſoviel wert wäre, wie die beiden zuſammengenommen? Ich ſähe in dieſem Falle wirklich nicht ein, daß ich mich opfern ſollte, damit die geringeren ſich breit machen und über mich hinſchreiten!“

Jetzt ließ Hilde die Hände der Freifrau freiwillig los. Sie ſah ſich vor einer Mauer, an der ſie ſich allenfalls den Kopf einrennen konnte, die aber nicht zu durchbrechen war.

„Nein, Frau Adelheid!“ ſagte ſie mit einem Seufzer. „Wir verſtehen uns nicht mehr. Ich kann Ihnen nicht helfen — niemand vielleicht, denn Sie ſind nicht zu überzeugen.“

Etwas wie die Angſt vor einem Sturz ins Dunkle regte ſich in der Bruſt der unglücklichen Kranken. Wenn es wahr wäre, daß ſie rettungslos für das Glück auf Erden verloren war? Wenn ſie ihr Leben lang ſo elend, ſo unbefriedigt, ſo ruhelos bleiben ſollte?

Sie umklammerte den Arm der Freundin: „Doch, Sie können mir helfen. Schaffen Sie mir das Kind aus den

Augen: es iſt der Abgrund zwiſchen mir und meinem Manne. Belehren Sie ihn, wie er meine Eigenart zu nehmen hat — und ich ſchwöre Ihnen, es wird beſſer werden!"

Ein hartes Wort drängte ſich über Hildes Lippen: „Ihre Eigenart? — Sehen Sie Ihre Schwächen und Fehler als ſolche an? Eine andere finde ich wenigſtens nicht an Ihnen, denn gerade heraus geſagt, arme Freundin, Sie ſind die moderne, nervöſe, hyſteriſche Salon-Durchſchnittsfrau."

„Was noch mehr?" rief die Freifrau heftig.

„Soll ich gehen?" fragte Hilde ruhig.

„Nein — aber — wie iſt das? Sie wollen meine Freundin ſein und nehmen nie Partei für mich."

„Doch — ſo oft es not thut und zu Ihrem Beſten dient!"

„Aber Sie geben mir nie recht —"

„Ich verſuche etwas Beſſeres zu thun!" entgegnete Hilde warm. „Nämlich Sie darauf hinzuführen, daß Ihre Zufriedenheit und Ihr Lebensglück in Ihren eigenen Händen ruhen."

Die Erörterungen, gut gemeint, wenigſtens ſeitens der braven Hildegard, zogen ſich erheblich in die Länge, ohne etwas anderes zu erreichen, als die Freifrau von ihrer Migräne abzulenken.

Dieſe Nacht wandelte nach einer längeren Pauſe wieder einmal der Spuk durch das Haus. Draußen ſchien der Mond, und der Hofhund heulte. Hinten im Park ſchrie eine Eule, und die Gänſe im Stall ſchnatterten ſo laut, daß die Mamſell und die Zofe es hörten. Der Diener vernahm ſogar das Knarren und Klappen von Thüren und das bekannte Schlurren und Klirren. Er wollte ſich ein Herz faſſen und in der Büffetſtube nachſehen, wo es fürchterlich unter dem Geſchirr rumorte, aber der Hund im Zimmer des gnädigen Fräuleins erhob ein Gekläff, daß der gute Menſch ſich die Bettdecke über die Ohren zog, er mochte nichts mehr hören oder ſehen. Er hatte genug an den Unheimlichkeiten!

Der Spuk hatte ſich die Thür der armen Agnes zur Zielſcheibe genommen. Drei dumpfe, entſetzliche Schläge erdröhnten, daß das erſchreckte Kind aus dem Schlafe fuhr, und Pax mit einem Satze gegen die Stubenthür ſprang, die dank dem guten Rate des Rechtsanwalts von innen verriegelt war. Pax konnte ſich lange nicht beruhigen, Agnes mußte Licht anzünden und hinausleuchten. Dann drängte er ſich durch die Thürſpalte und ſchnupperte den ganzen Korridor entlang bis zu dem Schlafzimmer der Freifrau. Hier war es, wo er kläffte und kratzte, daß dem Diener die Haare ſich ſträubten, und der Freiherr heraufkam — verſtört, die Kerze in der zitternden Hand.

„Um Gotteswillen, was geht hier vor, Agnes? Ich bitte dich, bringe den Hund zum Schweigen!"

Er führte das bleiche Kind in das Zimmer zurück. Pax kam von ſelbſt nach und wurde zahm, ſobald er wieder auf dem Bettvorleger lag.

Der Vater ſtreichelte die kalten Hände ſeiner Tochter. Ihre großen, angſtvollen Augen, ihre Bläſſe und ihr wortloſes Klagen erfüllten ihn mit Jammer.

„Mein liebes, kleines Mädchen, was hat dich ſo grauſam erſchreckt? Willſt du mir nicht endlich alles ſagen, was du leideſt? Nein, du ſollſt nicht mehr ſchweigen — reden ſollſt du — weinen — hier, am Herzen deines Vaters."

Da war es, als ob ein eiſerner Reif zerſprang, der die Bruſt des armen Kindes verſchloſſen gehalten hatte.

„Vater," flüſterte Agnes, „Vater, wir wollen zuſammen halten. Du ſollſt wiſſen, was mich krank und elend macht, aber nachher, wenn du mich getröſtet haſt, dann will ich ſtark ſein und dich aufrichten in deinem Kummer."

Sie flüſterte dem Vater die ganze Geſchichte ihrer Unterdrückung ins Ohr. Er kannte ſie, bis auf wenige Einzelheiten, aber ihm wurde zu Mut wie einem von ſeiner Schuld überführten Verbrecher. Einmal erbebte der Mann vor Entſetzen: „Gift? Sie wollte dir Gift einſpritzen? Kind, du biſt in einem furchtbaren Wahn befangen!"

Agnes ſchüttelte den Kopf.

„Als die Mama mich geritzt hatte mit dem kleinen Inſtrument, wurde mir unſäglich übel. Eine tötliche Erſtarrung voll gräßlicher Erſcheinungen kam über mich, und noch tagelang fühlte ich einen entſetzlichen Schwindel .... Ach, Vater!" ſtöhnte ſie, aufs äußerſte ergriffen von der Erinnerung, „die Spritze hat ſie noch. Sie trägt ſie immer bei ſich. Neulich — aus Verſehen — zog ſie das kleine Ding mit ihrem Taſchentuch heraus."

Der Freiherr brachte den Reſt der Nacht in einer unbeſchreiblichen Gemütsverfaſſung an dem Bette ſeiner Tochter zu. Es widerſtrebte ihm ebenſoſehr, an ein Verbrechen zu glauben, als an ein Hirngeſpinſt aus einem kranken, unzurechnungsfähigen Kinderkopf. Aber der Gedanke an die Möglichkeit des einen, wie des andren quälte ihn furchtbar und verfolgte ihn mit der Frage: welches von beiden wäre am ſchlimmſten, welches am wenigſten ſchwer zu ertragen? ...

Merkwürdigerweiſe hatte die Freifrau diesmal nichts weiter von dem Spuk gehört, als den Lärm, welchen Pax geſchlagen. Sie beklagte ſich darüber bei ihrem Gemahl. Es wäre unverantwortlich, daß man ſie durch das abſcheuliche Tier um ihr bißchen Schlaf bringen ließe!

Im übrigen begegnete ſie ihm mit ungewöhnlicher Sanftmut. „Warum haſt du geſtern Abend nicht noch 'mal nach mir geſehen?" fragte ſie faſt zärtlich.

„Du wünſchteſt ja allein zu bleiben."

„Nicht doch! Ich wollte dich nur nicht mit meinen Leiden beläſtigen. Hat Hilde dir nachher nicht geſagt, daß ich dich gern noch geſprochen hätte?"

„Nein."

„Ich bat ſie doch darum."

„Sie hat es wohl vergeſſen."

„Oder vergeſſen wollen!"

Der Freiherr wollte etwas einwenden.

„Laß nur!" ſchnitt ſie ihm das Wort ab. „Ich kenne meine Leute."

Im Laufe des Vormittags ſtellte ſich der Arzt aus der kleinen Stadt ein. Er fand die erwartete Patientin in einer eleganten Haustoilette, blühend friſch und von einer Liebenswürdigkeit, daß der Mann geblendet ſtand.

„Ich bin ein bißchen nervös, Doktor, und leide, wenn ich mich aufregen muß, an Schlafloſigkeit. Das iſt alles!"

Er wurde zum Frühſtück genötigt. Als er bei dieſer Gelegenheit Agnes ſah, zart, bleich, mit faſt übergroßen Augen, warf er der Freifrau einen fragenden Blick zu.

„Das arme Kind iſt etwas bleichſüchtig, Doktor, wie Sie ſehen! Und das Köpfchen nicht immer in Ordnung."

Er wollte ein paar berufsmäßige Fragen thun, aber Agnes ſagte, den Blick groß und frei auf ihn gerichtet: „Ich leide nie an Kopfſchmerz."

Als der Arzt von Lindenau fortfuhr, war er entzückt von der ſtattlichen, klugen Freifrau, der er Zerſtreuung nebſt einigen Tropfen einer beruhigenden Arznei anempfahl. Bei dieſem hausbackenen Ehemann und der verdrießlichen, einfältigen Stieftochter begriff er vollkommen die Nerven der intereſſanten, temperamentvollen Dame.

Sie blieb den ganzen Tag bei guter Laune und beſchenkte jeden, der ihr gerade in den Weg kam, ſogar Agnes, aber ſie verbot ihr, die Paſtorsleute zu beſuchen. Hilde hätte ſich geſtern Abend unverantwortlich gegen ſie benommen! Anſtatt ſie zu beruhigen, habe ſie ſie aufgehetzt gegen ihre eigene Familie. Sie hätte ihr denn auch ihren Standpunkt klar gemacht, und Fräulein Hildegard wäre mit langer Naſe abgezogen. Im übrigen nahm Frau Adelheid doch die Gelegenheit wahr, ein bißchen von der ihr geſtern gepredigten Selbſtverleugnung zu üben. Sie bückte ſich über Pax, um ihn zu ſtreicheln. Der verſtand das aber unrecht, knurrte und ging ihr aus dem Wege. Sie lachte über ſeine Albernheit und ſcherzte mit einer boshaften Betonung: „Apropos, Agnes, was hat der geliebte Pax ſeiner gnädigen Tante

Hildegard gethan, daß ſie ihn nicht ausſtehen kann und durchaus aus unſrem Hauſe haben will?“

Agnes’ glänzende Augenſterne erweiterten ſich vor Schreck, doch ein Blick in das Antlitz der Stiefmutter genügte, um ſie wieder zu beruhigen. Sie ſchüttelte den Kopf, und das, was ſie eben gehört, erſchien ihr ein ſchwarzer Punkt, den die Sonne hell beleuchtete, damit ſie genau ſähe, daß nichts an ihm war als ſeine häßliche Farbe.

Lange paßte der Groll gegen Hilde der Freifrau nicht, wenigſtens nicht für den nächſten Tag, als der Baron auf ſeinem Wege vom Felde in dem Pfarrhauſe vorſprach und ſich hier feſtplauderte. Sie ſchickte hin und ließ Hilde zum Abend herüber bitten. Dieſe ließ ſich indes entſchuldigen, Herr von Büchnow ſei im Pfarrhauſe.

Der Freiherr verſpätete ſich zum Abendeſſen, aber er war ſo aufgeräumt, daß er die Verſtimmung ſeiner Gemahlin gar nicht bemerkte. „Dieſer Büchnow iſt eigentlich ein prächtiger Menſch,“ ſagte er bei Tiſch, „und der gute Paſtor ein feingebildeter, angenehmer Geſellſchafter! Ob dem armen Manne nicht geholfen werden könnte, wenn man ihn nach Italien ſchickte?“

„Willſt du das etwa auf dich nehmen?“ rief Frau Adelheid ärgerlich. „Mich ſollte es nicht wundern, wenn Fräulein Hilde dich eines Tages um ein Stipendium für ſich und ihren Bruder anginge.“

Der Freiherr runzelte die Stirn und aß ſchnell weiter. Als man ſich erhob, ſagte er kurz: „Ich habe den Herrn verſprochen, noch ein wenig herüber zu kommen.“

Seine Gattin ſchleuderte ihm einen böſen Blick zu. Dann ſtürzte ſie hinaus und warf die Thür zu, daß die Wand zitterte. Gleich darauf polterte es über den Köpfen der beiden Zurückgebliebenen. Es wurden Stühle umgeſtoßen, Gläſer zerſchmettert und ein paar ſilberne Leuchter auf den Fußboden geworfen. Man merkte, daß jemand ſeinem Zorn Luft machte!

Der Freiherr ließ bei dem Paſtor abſagen und las in ſeinem Zimmer die Zeitung, während Agnes und Pax ihm als ſtumme Kameraden Geſellſchaft leiſteten. Gegen neun Uhr ſchickte er die beiden zur Ruhe, dann ging er ein paarmal auf und nieder, um einen Entſchluß zur Reiſe zu bringen. In dem ſtillen, indolenten Manne kochte ein gewaltiger Grimm, der jahrelang gebrodelt hatte und endlich zum Überlaufen fertig war. Seine Frau hatte es zu ſtande gebracht, aus dem Lamm einen Wolf zu machen. Er ging nach oben und trat ohne anzuklopfen bei ihr ein. Sie lag auf der Chaiſelongue in ihrem Schlafrock, ein Bild der Abſpannung.

„Warum biſt du nicht zu Bett gegangen?“

„Ich hatte keine Luſt!“

Er begann nervös an ſeiner Halsbinde zu zerren.

„Warum biſt du nicht zu Paſtors gegangen?“ fragte ſie ihrerſeits.

Er gab keine Antwort, aber ſeine Finger an der Halsbinde flogen.

Studie von Henriette Ronner.

„Die gute Hilde wird dich ſchmerzlich vermißt haben.“

Er hielt noch immer an ſich, aber es ſah aus, als ob er ſich mit ſeiner Halsbinde erdroſſeln wollte.

„Ihr hättet doch die italieniſche Reiſe zu einem Ragout nach Eurem Geſchmack zuſammenbrocken können.“

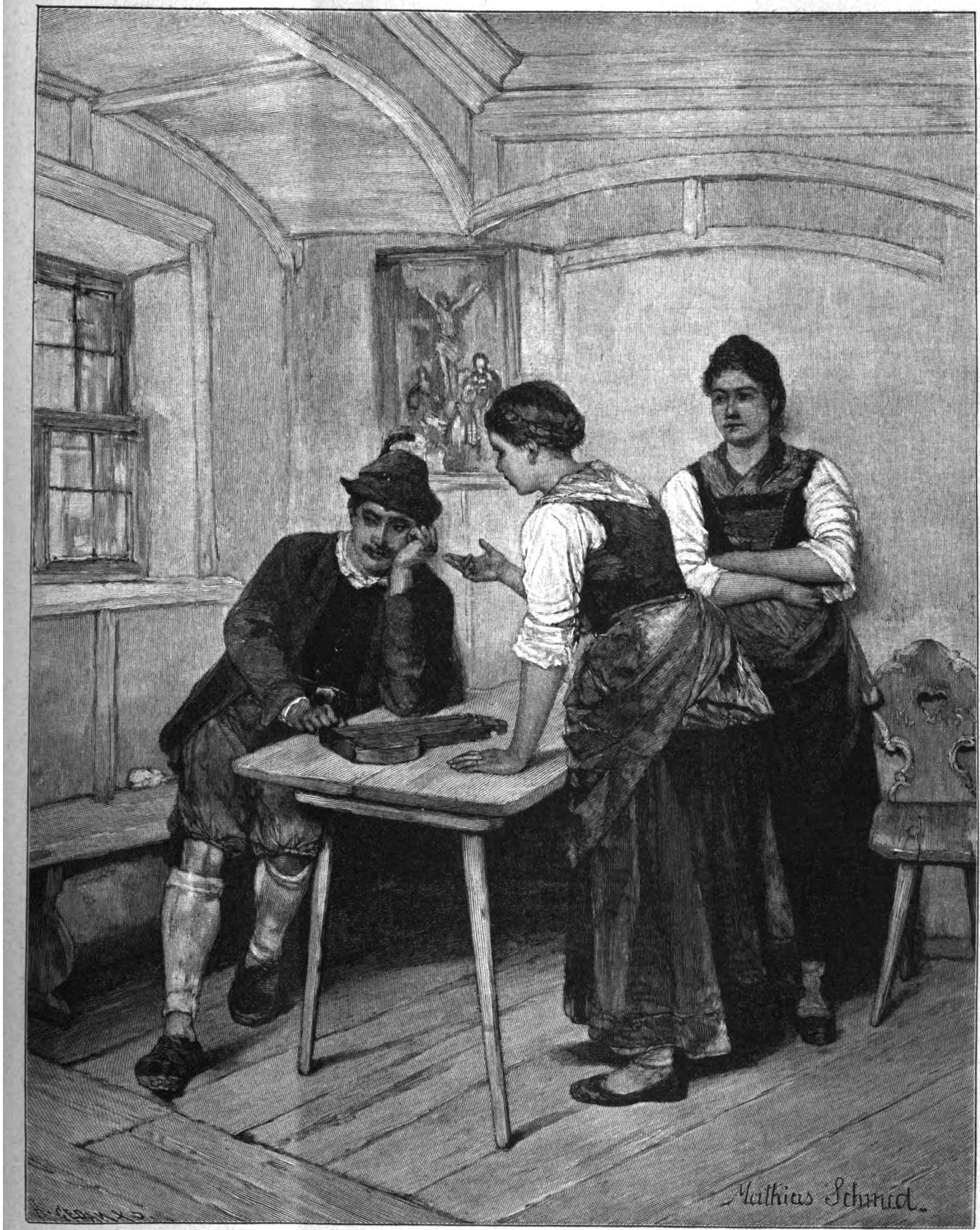
Jetzt ging die geladene Kanone mit einem Krach los: „Schweig!“

Die Freifrau ſprang auf, bereit ſich ins Feuer zu ſtürzen, aber etwas in ſeiner Miene warnte ſie, das Wort zu ergreifen.

„Es iſt genug, ein für allemal, ſage ich dir!“ rief er, und in der erſten Erregung überſtürzten, jagten und verwickelten ſich ſeine Gedanken. Nach und nach wurden ſie klarer, und ſeine Rede gewann an Feſtigkeit. „Ich habe es ſatt, deine Verrücktheiten über mich und mein Haus ergehen zu laſſen. Du machſt ja ein wahres Studium daraus, wie du mir das Leben verleideſt. Ich hoffte, daß die Schweſter der Mutter meines armen Kindes liebevoll Mutterſtelle an ihm vertreten würde, daß du mir erkenntlich ſein würdeſt, wenn ich dich aus deiner gedrückten Lage zu einer angeſehenen geſellſchaftlichen Stellung erhob. Meinſt du, ich hätte nicht gewußt, daß du im Munde der Leute warſt wegen deiner Exzentrizitäten? Aber deine Schweſter hatte ſterbend für dich geſprochen, und deine Mutter pries mir täglich die glückliche Umwandlung deines Charakters: ‚Sie hat ſich ausgetobt, ſie wird eine vernünftige, pflichttreue Frau werden!‘ Und ich Narr fiel darauf ’rein. Du pflichttreu? Du haſt nie in deinem Leben auch nur daran gedacht, daß du Pflichten hätteſt. Mein Geld haſt du mit beiden Händen fortgeworfen. Entfremdet haſt du mich Freunden, Verwandten — meinem eigenen Kinde, und alle Mittel angewandt, meine Perſönlichkeit auf Null zu reduzieren. Wer aber iſt in dem großen Exempel ſittlicher Begriffe die Null von uns beiden? Das biſt du, denn du haſt deinen Beruf als verheiratete Frau ganz und gar verfehlt. Du hältſt dich für eine geiſtige Größe — ich ſage dir, du haſt nicht mehr Verſtand als Tauſende von armen, überſehenen Mädchen, die ſich als Lehrerinnen oder Erzieherinnen ihr Brot verdienen. Ziehe einmal das Staatskleid deiner Selbſtverherrlichung aus, und ſieh, was an dir bleibt! Nicht ’mal ein Stückchen Herz, an dem man ſich erfreuen könnte, wenn du ſonſt nichts weiter zu geben haſt.

Du hätteſt der gute Engel meines Hauſes werden können und biſt unſer Dämon geworden. Denke nach, was du an Agnes verſchuldet haſt! Mir graut, deinem Verhältnis zu ihr auf den Grund zu gehen. Hätteſt du nur ein einziges Mal guten Willen und Vernunft gezeigt, es ſtände heute beſſer um uns alle! Machte ich einen Verſuch, dich darauf hin zu führen, dann hielteſt du mir deine Nerven vor. Zum Geier mit Euren Nerven! Nie halten ſie aus, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut. Aber von einem Vergnügen ins andre zu taumeln, die Nächte zu durchſchwärmen, Theaterſtücke zu verdauen, bei denen einen der Ekel ſchüttelt, Romane,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Mathias Schmid

„Er ſchmollt." Nach dem Gemälde von Mathias Schmid.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl, A. G., München.)

direkt aus der Dranktonne menſchlicher Leidenſchaften, zu verarbeiten — das können Eure Nerven, dazu ſind ſie ſtark genug — ein Pferd könnte keine beſſeren haben!“

„Ah!“ machte die Freifrau.

Er hörte es gar nicht, er räumte gründlich auf. „Mit meiner Rückſicht auf deine Nerven iſt es aus, willſt du aber ſelbſt etwas für ſie thun, ſo beſchäftige dich mit Ernſt in deinem Haushalt, laß die gräßliche Senſationslektüre fahren, hetze nicht alle Welt gegen einander auf, und, vor allen Dingen, gehe nachts nicht als Geiſt ſpazieren, ſondern ſchlafe wie jeder andre geſunde, vernünftige Menſch. Nachher wollen wir 'mal deine Nerven unter einem andren Geſichtspunkt betrachten …

So, das iſt ungefähr, was ich dir vor ſieben Jahren hätte ſagen ſollen, indes — beſſer ſpät als nie! Biſt du nicht gewillt, dich danach zu richten, ſo übergebe ich Lindenau einem tüchtigen Verwalter und reiſe mit meiner Tochter ins Ausland. Dann magſt du ſehen, wie du mit dir und der übrigen Welt fertig wirſt.“

Während der ganzen Rede ſtarrte die Freifrau auf ihren Gemahl, als ob er etwas Fremdes, Furchtbares wäre. Nicht ein einziges Mal regte ſie ſich, nur daß ihre Lippen zuweilen zuckten. Als er jetzt Atem ſchöpfte, ſeine Binde vom Halſe mit einem Ruck auf den Boden warf, drehte ſie ſich um und rannte in die Nacht hinaus — wie ſie ſtand und ging …

Herr von Büchnow konnte ſich gar nicht entſchließen aufzubrechen, nicht weil es draußen dunkel und kalt war, und er die kleine Landfahrt im offenen Wagen ſcheute, ſondern weil er ſo recht im Warmen und Hellen ſaß, und alles, was er ſah und hörte, äußerſt angenehm auf ihn wirkte. Er dachte, daß ein Haus, wo freundliche Frauenhände walteten, wie hier, doch ganz etwas andres wäre, als ſein ödes Junggeſellenheim, wo ſchließlich die Fliegen an den Wänden verdrießlich wurden vor Langeweile. Es war indes zehn Uhr geworden, und die Schicklichkeit erforderte, daß er zum Aufbruch rüſtete. Da hörte man jemand kommen. Der Freiherr trat ein, ohne Kopfbedeckung, das Haar von der feuchten Luft an die Schläfe geklebt, eine mühſam beherrſchte Angſt in den fahlen Zügen: „Iſt meine Frau hier?“

Dann erfolgte ein haſtiges Hin- und Herreden, und die drei Herren drängten unwillkürlich zugleich hinaus. Doch Hilde in ihrer ſtillen, verſtändigen Weiſe hielt ihren Bruder zurück: „Ich bitte dich, bleib' du nur hier! Wir ſind unſer genug.“ Die Herren pflichteten bei, und der Paſtor mußte ſich fügen. Nun war Hilde die erſte in dem dicht fallenden Nebel. Im Dorfe brannten noch ein paar Lichter, ſonſt unterbrach nichts die einförmige, graue Dunkelheit, ſo weit das Auge reichte. Wohin? Ein Gedanke blitzte dem tapferen Mädchen durch den Kopf, und, ohne ſich zu beſinnen, ſchlug ſie den kürzeſten Weg nach dem See ein, der mit ſeiner Nordſeite den herrſchaftlichen Park begrenzte. Laut rief ſie hier mehreremal den Namen der Freifrau, aber es erfolgte keine Antwort. Keine Spur von der Vermißten war zu finden.

Der See warf kurze, unruhige Wellen, die hohl gegen das Ufer ſchlugen. Von den Bäumen tropfte der Regen in das welke Laub am Boden, durch die kahlen Zweige ſeufzte der Wind, und zwiſchen Himmel und Erde lag die feuchte, undurchdringliche Dunkelheit.

„Adelheid!“ rief Hilde. „Frau Adelheid!“

Da — ein entferntes Raſcheln in dem Laube. Ein weißlicher Schatten flieht zwiſchen den dunklen Baumſtämmen gegen den See hin. Ein ſtoßartiges, heiſeres Auflachen ſtreift das Ohr der Lauſchenden. Das iſt genug! Hildes elaſtiſche Geſtalt bewegt ſich wie im Fluge — kaum eine Minute, und ſie hat den Steg erreicht, auf deſſen äußerſtem, ſchwankem Ende die Freifrau triumphierend ſteht.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe!“ ruft ſie mit der ſchrillen Stimme einer Tobſüchtigen.

„Ich bitte Sie, liebe Frau Adelheid,“ entgegnet Hilde gelaſſen, „rufen Sie nicht die Leute zuſammen! Man würde Sie mit Gewalt ins Haus bringen.“

Hinten im Gebüſch hielt Herr von Büchnow den Freiherrn zurück. „Sie werden noch alles verderben!“

„Aber ſehen Sie nicht, daß ſie ins Waſſer ſpringt?“

„Sie wird ſich hüten —“

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief Frau Adelheid, als Hilde den erſten Fuß auf den Steg ſetzte. Ihre Stimme klang bedeutend gedämpfter und natürlicher.

„Ich werde doch nicht zugeben, daß Sie ſich hier auf den Tod erkälten! Kommen Sie, ich bitte!“

„Reizen Sie mich nicht!“

„Gewiß nicht —“

Schritt um Schritt kam das tapfere Mädchen an ſie heran. Die Freifrau ſtreckte den Arm aus: „Wenn Sie nicht gehen, ſtürze ich mich in den See!“

„Ich ſpringe Ihnen nach. Ich kann ſchwimmen — übrigens iſt er hier nicht tief.“

„Wollen Sie mich verhöhnen?“

„Arme Frau!“ ſagte Hilde, ſo tief und weich aus ihrem mitleidigen Herzen heraus, daß die wilde Stimmung der Unglücklichen plötzlich ins Wehmütige umſchlug. Hilde legte den Arm um ſie und zog ſie ſo von dem Steg herunter. Frau von Lochnitz bebte vor Kälte und Aufregung, und alle Kraft verließ ſie mit einemmal. Sie brach faſt zuſammen unter dem freundlichen Zureden der Freundin.

„Ah!“ ſtöhnte und ſchluchzte ſie. „Er hat mich für verrückt erklärt. Er will mich ins Irrenhaus bringen — glauben Sie, daß ich das überlebe?“

„Es iſt nicht wahr!“ murmelte der Freiherr, ſchwer auf den Arm des jüngeren Mannes geſtützt.

Herr von Büchnow ſagte kein Wort. Er führte den armen Mann in das Haus, ſobald das Schluchzen und Klagen der unglücklichen Frau verſtummt war.

Hilde hatte ſie endlich beruhigt und in ihr Zimmer gebracht. „Ich danke Ihnen, Liebſte!“ ſagte ſie müde. „Sorgen Sie, daß Agnes von dem allen ſo wenig wie möglich erfährt, und kommen Sie morgen recht bald her. Ich bin zum Tode erſchöpft.“

Die Augen fielen ihr bereits zu. Sie atmete kurz und laut in einer dumpfen Unempfindlichkeit, und während Hilde ſie entkleidete, ſchlief ſie ihr unter den Händen ein …

In der Vorhalle ſagte Hilde zu dem Freiherrn, der hier mit Herrn von Büchnow auf ſie gewartet hatte: „Ihre Frau bedarf der größten Schonung. Ich bitte, haben Sie Geduld mit ihr! Irgend etwas in ihrem Organismus iſt nicht in Ordnung. Jedenfalls würde ein tüchtiger Arzt eher Rat wiſſen als wir. — Für heute indes gute Nacht, Herr von Lochnitz! Ich muß mich nach meinem Bruder umſehen.“

Wie ſie in der Erregung des Augenblicks von Hauſe fortgeeilt war, ohne irgend eine Umhüllung, ſo trat ſie auf die Freitreppe, die feucht und ſchlüpfrig war von dem feinen Regen. Herr von Büchnow legte ihr ſeinen Überrock um die Schultern. Sie ſprachen kein Wort miteinander — nur als ſie wieder in der freundlichen, warmen Stube ſtanden, wo der Paſtor in ſeinem Armſtuhl eingeſchlafen war, da ſah ſie Büchnow mit ihren blauen Augen ſo treuherzig an, daß ihm das Blut warm aus dem Herzen über das Geſicht jagte, und ſeinen Überrock mit beiden Händen unterſuchend, ſagte ſie lächelnd: „Das haben Sie davon! Er iſt ganz naß geworden. Nun müſſen Sie ſich mit einem Kleidungsſtück meines Bruders behelfen.“

Er überzeugte ſich, daß ſie allerdings nicht Unrecht habe, aber auf ſeinen Überzieher verzichtet hätte er in dieſem beſonderen Falle um keinen Preis. Das Futter, etwas alt und verbraucht, wie es im Laufe der Zeit geworden, war ihm nie ſo weich und mollig vorgekommen wie jetzt.

Ja, ein wahrer Zauber ſchien in das ehrwürdige Kleidungsſtück gefahren zu ſein! Das dachte wenigſtens der augenblickliche Inhaber, als er nach Hauſe fuhr, wie eingeſchmiegt in eine weiche, zärtliche Umarmung. Und nie mehr zog er den braven Uberrock an, ohne daß ihn ein leiſes Wonnegefühl durchrieſelte, und er ſich des treuherzigen Blickes von zwei ſchönen blauen Augen erinnerte.

VII.

Gewitter reinigen bekanntlich die Luft — nicht allein in der Natur, ſondern auch im Leben der Menſchen. Nach dem nächtlichen Ausbruch in der freiherrlichen Familie klärte ſich der Himmel.

Doch nicht gleich am erſten Tag ſchien die Sonne. Still war es zwar geworden, aber die Luft blieb noch eine Weile grau in grau gemalt, mit der Freifrau im Vordergrund — ein wahres Schmerzensbild in dem unmodernen ſchwarzen Kleide aus dem Wandſchrank, mit den paar vergeſſenen Überreſten ihrer Ausſteuer, jedes Schmuckes bar. Selbſt den Trauring hatte ſie abgeſtreift.

Das war keineswegs eine Komödie. Nicht einmal der Verdacht daran konnte rege werden bei dem Anblick der unglücklichen Frau. Ihre blühende Geſichtsfarbe war erloſchen, ihre Augen lagen eingeſunken in den Höhlen, um den Mund zogen ſich tiefe Furchen, wie geheime Zeugen eines langen, qualvollen Duldens. Ihre ſtattliche Geſtalt erſchien gebrochen, ihr Gang war der einer Lebensmüden. Sie ließ Agnes zu ſich kommen, um ihr den Schlüſſelkorb zu übergeben. „Ich bin nicht länger die Hausfrau deines Vaters,“ ſagte ſie.

Hilde zeigte ſie den beraubten Ringfinger. „Es iſt alles zu Ende.“

„Glauben Sie denn, daß mit dem kleinen goldenen Reifen die ganze Bedeutung des Eheſchwurs abgethan iſt?“ fragte Hilde vorwurfsvoll.

Frau Adelheid machte eine Bewegung der Ungeduld: „Vernünfteln Sie nicht mit mir! Ich brauche Troſt.“

Den verſuchte Hilde ihr denn auch reichlich zu ſpenden, und Frau Adelheid ließ es über ſich ergehen, ohne zu verraten, wie ihr dabei zu Mute war. Plötzlich aber brach ſie los: „Ich verlaſſe dies Haus. Werden Sie und Ihr Bruder mir Obdach gewähren, bis ich die notwendigen Vorkehrungen zur Abreiſe getroffen habe?“

Auf dieſes Ultimatum war Hilde nicht vorbereitet, ſie mußte ſich zuſammennehmen, nicht aus ihrer Gemütsruhe zu fallen. Doch hatte ſie oft genug im Leben erfahren, daß nie ſo heiß gegeſſen, wie gekocht wird. Sie ging daher getroſt auf die Idee der Abreiſe ein und ſtellte Frau Adelheid das ganze Pfarrhaus zur Verfügung — unter der Bedingung, daß ſie bis morgen mit dem ſchwerwiegenden Schritt warte.

Hildes Bereitwilligkeit erregte der Freifrau einen geheimen Unmut, ſie hätte gewünſcht, daß ihr großer Entſchluß ſie etwas erſchütterte. Es war doch kein Alltagsereignis!

„Es wird mich ja auch niemand vermiſſen!“ bemerkte ſie elegiſch. „Man wird froh ſein, mich los zu werden.“

Da faßte Hilde ihre Hände und ſchaute ihr mit ſoviel Wahrhaftigkeit in die Augen, daß ſie nahe daran war, ſich dieſer letzten Regung zu ſchämen.

„Sie haben mir zwar verboten, zu vernünfteln, liebe Frau Adelheid, aber bitte, eine Frage! Wie denken Sie ſich das Los und die geſellſchaftliche Stellung einer fortgelaufenen Frau, die weder über ein Vermögen für ſich zu verfügen hat, noch im ſtande wäre, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten? Glauben Sie, daß Sie als ſolche das Leben erträglicher finden würden, als gegenwärtig? Nein, antworten Sie jetzt nicht, überlegen Sie bis morgen!“

Ob Frau Adelheid überlegte! Sie kam nie mehr auf das Brechen ihrer Sklavenketten zurück, ſondern zog den nächſten Tag eine elegante Hausrobe an und zeigte ſich — wenn auch noch ohne Trauring — ſanft, duldſam, wie jemand, der verzeiht, daß ihm ein großes Unrecht widerfahren.

Zu Agnes ſprach ſie voll Wehmut über ihre zerrüttete Geſundheit. Den Freiherrn bat ſie des Abends, er möchte doch zu Paſtors gehen. Warum er ſich in ſeiner freudloſen Häuslichkeit langweilen wollte? Als er aber in der That ſeinen Hut aufſetzte und ging, weinte ſie in ihr Taſchentuch.

(Fortſetzung folgt.)

Der Blitzſchlag und die Bäume.

Daß gewiſſe Baumarten beſonders häufig vom Blitze getroffen werden, wußte man ſeit langer Zeit, ohne für das Wie und Warum unwiderſprechliche Beweiſe zu haben. Schon unſere Vorfahren hatten die Beobachtung gemacht, daß die Eiche vor allen das Ziel des Wolkenfeuers iſt, das ſie den Hammer Thors, des Donnerers, nannten. Ihm war die Eiche geweiht, nicht Wotan, dem Mächtigen.

Neuerdings haben nun die mehrere Jahre hindurch fortgeſetzten Aufzeichnungen der Lippeſchen Forſtverwaltung zahlenmäßig feſtſtellen laſſen, daß in der That der Blitz die Eiche bevorzugt. Das Beobachtungsgebiet hatte gemiſchte Beſtände, etwa unter 100 Stämmen 11 Eichen, 70 Buchen, 13 Fichten, 6 Kiefern. Somit waren dem Blitze viel mehr Buchen als Eichen dargeboten, und ſelbſt die Zahl der Nadelhölzer überſtieg die der Eichen faſt um das Doppelte. Trotzdem wurden in einem Zeitraum von ſieben Jahren 159 Eichen, 21 Buchen, 20 Fichten, 59 Kiefern und 21 verſchiedene andere Baumarten getroffen. Die Zahlenunterſchiede ſind ſo auffallend, daß ſie nicht dem Zufalle, ſondern einem geſetzmäßigen Zuſammenhange zugeſchrieben werden müſſen. Die Blitzgefahr erwies ſich für eine Fichte fünfmal, für eine Kiefer dreiunddreißigmal und für eine Eiche achtundvierzigmal größer, als für eine Buche. Auch blieb dieſes Verhältnis in den einzelnen Jahren ungefähr das gleiche.

Alles, was geſchieht, hat eine Urſache, und deshalb entſtand naturgemäß die Frage, woher kommt die Vorliebe des Blitzes für die Eiche? Man glaubte früher annehmen zu dürfen, daß der Standort und die Bodenbeſchaffenheit einen Einfluß auf die Blitzentladung in Bäume hätten, aber nach neueren Unterſuchungen ſcheint nur dann die Blitzgefahr vergrößert, wenn Grundwaſſer in der Nähe iſt; ſelbſt einzeln ſtehende Bäume ſind der vorhin mitgeteilten Zahlengeſetzmäßigkeit in Bezug auf den Blitzſchlag unterworfen. Es muß daher die Beſchaffenheit der Bäume in Betracht gezogen werden.

Die Naturerkenntnis hat die Anfertigung der Blitzableiter gelehrt. Als der Verſuche anſtellende Forſcher den Unterſchied zwiſchen Leitern und Nichtleitern der Elektrizität wahrnahm, kam ihm der Gedanke, der Gewitterwolke einen guten Leiter anzubieten, und wie der Erfolg beweiſt, zieht der Blitz die Goldſpitze dem unter ihren Schutz geſtellten, weniger gut leitenden Gebäude vor. Hiernach mußte, wenn die Beobachtungen in den Lippeſchen Forſten unanfechtbar waren, das Holz des einen Baumes ein beſſerer Leiter als das anderer ſein. Und ſo verhielt es ſich auch.

Als Herr Jonesco Dimitrie möglichſt gleiche Stücke lebenden Splintholzes von Buche und Eiche, und zwar in der Längsrichtung ihrer Faſern, der Wirkung einer Holtzſchen Elektriſiermaſchine ausſetzte, ergab ſich, daß das Eichenholz ſchon nach einer bis drei Umdrehungen der Maſchine vom Funken durchſchlagen wurde, wogegen das Buchenholz zwölf bis zwanzig Umdrehungen nötig machte. Um ſo viel größer war der Widerſtand der Buche gegen den elektriſchen Funken, als das ablehnende Verhalten der Eiche. Bei Schwarzpappel und Weide genügten fünf Umdrehungen. Dieſer Laboratoriumsverſuch beſtätigt das Verfahren mancher Landleute, die in der Nähe ihrer Gebäude Pappeln als natürliche Blitzableiter anpflanzen.

Wie das Splintholz verhielt ſich auch das Kernholz. Der Waſſergehalt der verſchiedenen lebenden Hölzer war ohne Einfluß auf ihren elektriſchen Widerſtand, dagegen erwies ſich ihr Fettgehalt von entſcheidender Bedeutung. Die fettarmen Bäume: Eiche, Pappel, Weide, Ahorn, Ulme, Eſche widerſetzten ſich dem Blitze der Elektriſiermaſchine viel ſchwächer als die Fettbäume: Buche, Walnuß, Linde, Birke. Die Kiefer iſt inſofern merkwürdig, als deren Holz im Winter anſehnliche Mengen Öl führt, das jedoch im Sommer ſchwindet. Im Hochſommer ſchlug der elektriſche Funke ebenſo leicht durch Kiefernholz, wie durch Eichenholz; im Winter verhielt jenes ſich ebenſo, wie Buchen- und Walnußholz. Wurde den fetthaltigen Hölzern das Fett durch Äther entzogen, dann verloren auch ſie ihren Widerſtand und wurden leicht durchſchlagen, wie die fettarmen.

Ferner wurde ermittelt, daß grünes Holz ſchlechter leitet, als trockenes, daß bei allen Bäumen die Rinde und die Belaubung ſchlechte Elektrizitätsleiter ſind und für die Verſchiedenheit der Bäume in Bezug auf Blitzgefahr keinen Ausſchlag geben.

Daher kommt es, daß der Blitz häufiger in abgeſtorbenes Holz fährt als in grünendes, daß der Stamm viel häufiger getroffen wird, als die Krone. Auch erfolgen, nach Hellmanns Beobachtungen, bei Wintergewittern äußerſt ſelten Blitzſchläge in Bäume. Da im Winter der Ölgehalt der Bäume ein größerer iſt, als im Sommer, geben Dimitries Unterſuchungen auch hierfür eine ungezwungene Erklärung.

Wollte man aus dieſen Arbeiten einen Nutzen ziehen, ſo würden ſie bei Baumpflanzungen in der Nähe von Gebäuden zu beachten ſein. Man würde z. B. in Dörfern keine Linden an den Wegen pflanzen, ſondern Ulmen oder Eichen, oder bei Scheunen und Wirtſchaftsgebäuden die raſchwachſende Schwarzpappel. Der Nußbaum wäre als Fettbaum von Gebäuden fern zu halten, zumal von ſolchen mit weicher Bedachung, denn naſſe Strohdächer werden z. B. vom Blitze häufiger getroffen als Ziegel- oder Aſphaltdächer.

Julius Stinde.

Emanuel Geibel in Griechenland.

Unter Benutzung bisher unveröffentlichter Briefe des Dichters.

Von Robert Koenig.

(Abdruck verboten.)

Unter griechiſchem Himmel iſt einer der beſten Männer unſeres Jahrhunderts zum deutſchen Dichter herangereift. Ich meine Emanuel Geibel, der zwei wichtige Jahre ſeines Lebens in Athen zugebracht hat.

Auf dem Gymnaſium der „hochgegiebelten Vaterſtadt“ war durch den Einfluß eines geiſtvollen Lehrers die Liebe zu der alt-klaſſiſchen Dichtung in dem Jüngling erwacht. Die von den Vätern ererbte Freundſchaft mit dem ihm geiſtesverwandten Ernſt Curtius trug dazu bei, dieſe Richtung zu fördern, über welcher die deutſche Poeſie jedoch nicht vergeſſen wurde. In Berlin, wo die Freunde als Studenten wieder zuſammentrafen, fand dieſer Trieb neue Nahrung und ein beſtimmtes Ziel, als Ernſt Curtius die Aufforderung erhielt, ſeinen Bonner Lehrer, Profeſſor Brandis, der dem jungen König Otto wiſſenſchaftliche Vorträge halten ſollte, nach Athen zu begleiten. „Alles war auf einmal von dem Gedanken an Athen elektriſiert,“ erzählt Curtius in ſeinen Erinnerungen an Geibel, „das wie aus fernem Märchenduft urplötzlich uns ſo nahe, ſo erreichbar entgegentrat, und ich wurde von den Freunden nur als ein Vorläufer angeſehen. Geibel ſchwärmte am meiſten für Griechenland, und als das Poſthorn klang und die ſchwerfällige Kutſche aus dem Poſthof der Königſtraße herausrollte, hörte ich durch die ſtille Nachtluft ſeine kräftige Stimme: ‚Ernſt, ich komme dir nach!‘“ Curtius’ begeiſterte Briefe aus Griechenland vermehrten Geibels Verlangen, dieſen Wunſch verwirklicht zu ſehen. Aber es ſchien unmöglich. Da eröffnete ſich ihm eine Ausſicht, als Hauslehrer des ruſſiſchen Geſandten v. Katakazi dem Freunde nachzuziehen. Als die Unterhandlungen ſich in die Länge zogen, gab er ſeiner Sehnſucht nach dem Lande der Hellenen einen ſtimmungsvollen Ausdruck in den Verſen:

„Ich weiß ein Land, wo aus ſonnigem Grün
Um verſunkene Tempel die Trauben glühn,
Wo die purpurne Woge das Ufer beſchäumt
Und von kommenden Sängern der Lorbeer träumt.
Fern lockt es und winkt dem verlangenden Sinn, —
Und ich kann nicht hin!“

Endlich kam die Entſcheidung, und der Dichter fuhr nach dem Lande ſeiner Sehnſucht. Im Mai 1838 holte Ernſt Curtius ſeinen Freund im Piräus ab. Den Hochſommer verlebten ſie zuſammen in dem hochgelegenen, quellen- und baumreichen Kephiſia, wo die ruſſiſche Geſandtſchaft ihre Villa hatte, und auch Profeſſor Brandis wohnte. „Emanuel hatte ein ſaures Tagewerk,“ erzählt Curtius, „er mußte den ganzen Tag auf dem Poſten ſein, und erſt ſpät abends, wenn ſich die beiden Jungen darum geprügelt hatten, wer zuerſt vor der Mutter Gottes ſein Abendgebet verrichten ſollte, hatte er freie Muße.“ Dann durchſtreiften die Freunde die Abhänge am penteliſchen Gebirge, oder ſie ſaßen in der ſchattigen Grotte Chelidonia, ihrem Lieblingsplatze, „vor Kephiſias Nymphengrotte, am umwölkten Waſſerfall,“ und tauſchten ihre Eindrücke und Erlebniſſe aus. Im Winter waren ſie wieder in Athen. Im täglichen Gedankenaustauſch mit dem Freunde ließ Geibel den Geſamteindruck des buntbewegten Lebens und des ſüdlich ſchönen Landes auf ſein Gemüt wirken. Dem beruhigenden Einfluſſe des ein Jahr älteren Freundes hatte er es auch zu danken, daß ſeine poetiſche Triebkraft unter den mit ſeiner Stellung verbundenen Verdrießlichkeiten nicht erlahmte. Manches Gedicht, das damals entſtand, läßt allerdings durchfühlen, daß ein Druck auf ihm laſtete. In dem „Lied der Spinnerin“ vernimmt man einen Nachklang ſeiner eigenen Empfindung in den ſchwermütigen Worten: „Gehſt du ſelig auf die Reiſe, kehrſt du weinend wohl zurück.“ Ähnliches findet ſich in vielen Liedern Geibels, die damals unter dem Himmel von Athen entſtanden. Oft ſchweiften, wie er in der „Rückerinnerung“ es ausſpricht, „die Gedanken Zugvögeln gleich mit irrem Schwanken ſehnſüchtig heim ins Vaterland.“ Derſelbe ſehnſuchtsvolle Ton geht auch durch das Lied: „Woran ich denke.“

„Nur manchmal, wenn der Feigenbaum
An meinem offnen Fenſter leiſe rauſchet,
Und ſtill durchs Laub des Mondes Sichel lauſchet,
Blickt ſie mich ſchmerzlich an im Traum!“

Um ſo lieber flüchtete er ſich aus der unerquicklichen Gegenwart zurück in die alte attiſche Poeſie, deren Wert ihm jetzt erſt ganz lebendig vor die Seele trat.

„Jetzt erſt erkenn’ ich euren Wert, ihr Alten,
Seit ich auf eurem heil’gen Boden ſchreite,
Lebendig wandelt ihr mir nun zur Seite,
Ein hoher Chor befreundeter Geſtalten.
Nun lehret mich der Götter ew’ges Walten
Der Greis von Chios in der Helden Streite,
Und mächtig trägt mich Pindars Lied ins Weite,
Dem wie im Sturm die Flügel ſich entfalten —“

rief er damals den „alten Poeten“ zu. Gemeinſam mit dem philologiſchen Freunde ſtudierte er auf Spaziergängen im ſchönen Olivenwalde der Akademie oder den felſigen Ufern des Ilyſſus entlang die griechiſchen Dichter, „beſtrebt, ihnen ihr Innerſtes abzulauſchen und dafür den deutſchen Ausdruck zu finden.“ „Abends ſchrieben wir die Zeilen nieder,“ erzählt Curtius, „und fanden in dieſer Arbeit liebevoller Nachdichtung einen unerſchöpflichen Reiz.“ Die ſo entſtandene Blütenleſe aus der Lyrik der Griechen ſollte bald zur Verwertung kommen. Profeſſor Brandis erhielt nämlich den Auftrag, der Königin Amalie Vorträge über die Geſchichte der griechiſchen Poeſie zu halten. Da waren ihm denn die philologiſch-poetiſchen Studien ſeiner jungen Freunde ſehr willkommen als Probeſtücke, welche er in ſeine Darſtellung einflocht. „Der Gedanke, in ſtiller Verborgenheit für die anmutige Königin thätig zu ſein, begeiſterte uns bei unſerer Arbeit.“

Nach einem Jahre löſten ſich die Verhältniſſe, welche die Freunde nach Griechenland geführt hatten. Profeſſor Brandis rüſtete ſich zur Heimkehr nach Bonn, wohin ihm Curtius nicht zu folgen wünſchte, und der ruſſiſche Geſandte erwartete eine Rückberufung nach Rußland, wohin ihm Geibel noch weniger folgen mochte. Nachdem der Dichter in Gegenwart des Herrn v. Katakazi und Curtius’ noch eine Prüfung mit ſeinen Zöglingen abgehalten, die zu voller Befriedigung des Vaters, wie auch des gelehrten Freundes ausfiel, trat er aus ſeiner Stellung zurück. Zunächſt aber wollten Curtius und er, nun ſie freie Männer geworden, eine lange geplante Studienfahrt zu Land und zu Waſſer unternehmen.

Die gemeinſame Inſelreiſe nach den Cykladen, welche ſie am 15. Auguſt 1839 auf dem kleinen griechiſchen Poſtdampfer „Maximilian“ antraten, bildete den Höhepunkt ihrer griechiſchen Erinnerungen. Auch manche dichteriſchen Früchte entſtammen dieſer Fahrt. Viele darunter gehören zu dem Schönſten, was Geibel gedichtet, und ſtehen in erfreulichem Gegenſatze zu der Weltſchmerzpoeſie, die damals in der deutſchen Lyrik vorherrſchte. Auf Naxos entſtand das Lied „Leichter Sinn“, das in ſeiner Formvollendung beſtätigt, was er in einem ſeiner „Diſtichen aus Griechenland“ von ſich ausgeſagt:

„Was ich bin und weiß, dem verſtändigen Norden verdank’ ich’s,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.“

Dem Inhalte nach zeugt es in berückender Weiſe von der alles löſenden Macht des poetiſchen Schaffens:

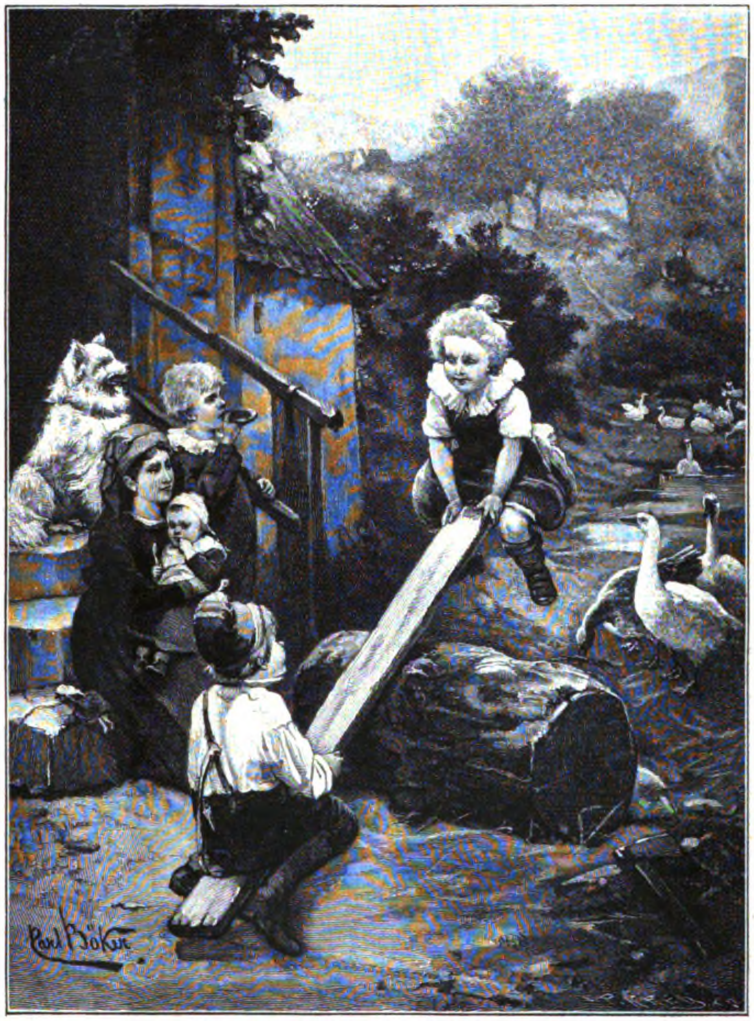
„Nur kein müßig Schmerzbehagen,
Nur kein weichlich Selbſtverzeihn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege ſie mit Liedern ein.
Froh und ernſt, doch immer heiter
Leite dich die Poeſie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es ſelbſt nicht wie.“

Die ſchönen Tage des Inſellebens klingen auch in ſeinen ſpäteren Liedern noch nach. Zwei Jahre nach ſeiner Heimkehr ruft er ſeinem Freunde in dem Gedicht „Auf dem Anſtand“ die Bilder Griechenlands in die Erinnerung zurück, wie ſie „durch des Inſelmeeres Fluten, zwei ſel’ge Schwärmer, abenteuernd auszogen,“ wie ſie an der „rebumkränzten Marmorſtadt“ landeten und dann nach Naxos fuhren:

„Denkſt du an Naxos noch? Ich ſeh’ ſie liegen,
Die Klöſter und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo ſich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in deſſen bucht’ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumtier leicht uns trug —
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten;
Fürwahr, es war ein neuer Bacchuszug!“

Dort auf der reizenden, erinnerungsreichen Inſel ſetzten ſie auch die in Athen begonnene Arbeit der Verdeutſchung griechiſcher Lieder fort. In den gaſtlichen Hallen des Kapuzinerkloſters überſetzten ſie gemeinſam bei gutem Trunke das alte Trinklied des Panyaſis von Samos. Darin hieß es:

„Denn kein Leben iſt das, ſo dünkt mir, oder das Leben
Eines Erbärmlichen bloß, voll Kümmernis, wenn ſich des Weines
Altklug einer enthält und mit anderem Trunke den Durſt löſcht.
Iſt doch der Wein, wie das Feuer, ein Schatz dem Geſchlechte der Menſchen,
Edel, der Not Abwehr, des Geſangs vieltreuer Begleiter.“



Auf der Schaukel. Nach dem Gemälde von C. Böker.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt kehrten ſie nach Athen zurück. Unweit des Lyſikrates-Denkmals fanden ſie eine gemeinſame Wohnung, welche dicht neben der „Ruppsburg“ lag. So wurde das Haus des Quartiermeiſters Rupp, eines Süddeutſchen, genannt, das ſchon vorher der Mittelpunkt der deutſchen Kolonie geweſen war und es nun erſt recht wurde. Die beiden Freunde gaben ſich dort ganz in Koſt, und an jedem Morgen kam ein bayriſcher Invalide auf ſeinem Stelzfuß an die Mauer und reichte über dieſelbe ihr Frühſtück hinüber. Vormittags lebte dann jeder ſeinen Studien, nachmittags wurden Ausflüge gemacht, und abends kam man in der Ruppsburg zuſammen. Zu ihnen geſellte ſich u. a. auch der Maler Hermann Kretzſchmer, der Architekt Hochſtetter, die reichbegabten jungen Kaufleute Hausmann und Heinrich Krauſeneck.

Da ſaßen ſie denn mit Rupp und ſeiner Frau zuſammen in der ſchönen Rebenlaube, von deren Decke an metallenen Ketten eine zierliche Erzlampe herabhing, und tranken unter fröhlichen Geſprächen gemiſchten Wein wie die Alten. Da wurde muſiziert, Eigengedichtetes vorgeleſen, was die Künſtler geſchafft, beſehen und geprüft. Geibel war der Archivar der poetiſchen und proſaiſchen Erzeugniſſe des Kreiſes, er war überhaupt die Seele des Ganzen. Bei allen feſtlichen Anläſſen glänzte er als Improviſator. „Am Neujahrsabende,“ erzählt Curtius, „dichtete er raſch eine Scene, in welcher er als Wanderer auftrat, Krauſeneck das Jahr darſtellte, das ſich aus einem lebensmüden Greiſe in einen blühenden Jüngling umwandelte. Dem verjüngten Jahr wurde ein begeiſterter Gruß geſpendet, der mit dem Trinkſpruch ſchloß: ‚Hinunter dieſen Becher ſtürz’ ich — es lebe 1840!‘“

Zuweilen verbrachten ſie auch die Abende in dem gaſtlichen Hauſe des niederländiſchen Generalkonſuls und Miniſterreſidenten Travers, deſſen liebenswürdige Frau eine Schweſter des Profeſſors Hengſtenberg war. Dort kam auch Geibels klangvoller Bariton recht zur Geltung. Er ſang deutſche Lieder ſo einfach und ſchön, daß es die Zuhörer auf innigſte ergriff. Am ſchönſten aber waren doch immer die Abende in der Ruppsburg, die Geibel deshalb auch beſonders in ſeinem prächtigen „Ghaſel“ beſungen hat („Wir aber bekränzen das Haupt ꝛc.“). Dort wurde auch Geibels Geburtstag zugleich mit dem Siegesfeſt der Leipziger Schlacht mit luſtigen, in die Nacht aufrauſchenden Raketen und einer deutſchen Bowle Punſch gefeiert. Und als Weihnachten herankam, ritten Geibel und ein paar Freunde nach dem Pentelikon, um eine zum Lichterbaum geeignete Fichte herbeizuholen.

In demſelben Winter vollendeten Geibel und Curtius ihre Überſetzungen und Nachbildungen altklaſſiſcher Poeſie und überreichten ſie im Manuſkript im Oktober 1839 mit einer Elegie als Widmung der Königin Amalie. Es war ein Gruß an das auferſtandene Hellas, in dem es u. a. hieß:

„Schweb auf rauſchendem Flügel, o Lied! Nun kehren die alten
Zeiten zurück, und geſühnt iſt der Unſterblichen Zorn.
Aus ſchwer laſtendem Traum iſt Hellas freudig erſtanden,

Über den Gräbern des Ruhms wandelt ein freies Geſchlecht.
Neu erglänzen die Zinnen Athens, und in des Piräus
Prächtigem Golf ziehen ſtolz ſchimmernde Segel heran.
Griechiſches Volk, Glück auf! Es entfloh die osmaniſche Willkür,
Freue dich, Salamis! Frei jauchzt um die Felſen das Meer.
Schlaft in Frieden, ihr Toten Thermopyläs. Nimmer verſehret
Frevelnden Muts der Barbar euren geheiligten Staub.“

„Das klaſſiſche Altertum,“ ſagt Curtius, „blieb Geibel auch weiterhin ein unerſchöpflicher Quell von Belehrung und Genuß, ein Gegenſtand liebevollſter Beſchäftigung, aber er ſammelte doch nur, um die inwohnende Kraft eignen Schaffens zu ſtärken und zu veredeln.“ Nachdem er Griechenland zur Genüge kennen gelernt hatte, zog ihn ſein Herz deshalb immer mächtiger in die Heimat zurück. Eine anfangs 1840 gegen den griechiſchen Königsthron gerichtete Verſchwörung, die glücklicherweiſe entdeckt und im Keime erſtickt wurde, lenkte ſeinen Blick noch beſonders dorthin, wo ähnliche Gefahren von außen und innen zu drohen ſchienen, und begeiſterten ihn zu dem ſchwungvollen „Türmerlied“ („Wachet auf! ruft euch die Stimme“), das im Stil des alten Chorals von Philipp Nikolai das deutſche Land zur Wachſamkeit, zur Einigkeit und Schlagfertigkeit aufforderte.

So war noch auf griechiſchem Boden ein Lied entſtanden, das bald in ganz Deutſchland geſungen, eine Reihe anderer mächtiger Zeitgedichte eröffnen, und in welchen ſich Geibel als der echte Nachfolger der Sänger der Freiheitskriege, als der deutſche Reichs- und Kaiſerherold, erweiſen ſollte.

In jenen griechiſchen Jahren iſt Geibels Dichtertalent gereift. „Als eine beſondere Gunſt ſeiner Lebensführung betrachte ich den griechiſchen Aufenthalt,“ urteilte am Schluß ſeiner Erinnerungen Curtius. „Er entzog ihn zu rechter Zeit den zerſtreuenden Eindrücken der litterariſchen Kreiſe in Berlin, er bewahrte ihn vor den Einflüſſen eines vielgeſchäftigen Litteratentums, denen er noch nicht mit gereiftem Selbſtbewußtſein gegenüber treten konnte. Er gab ihm einen Beruf, in dem er ſelbſtverleugnende Pflichttreue üben mußte; er öffnete ſeinen Blick für die Beobachtung fremder Länder und Völker und ſtärkte dadurch nur ſeine Liebe zum Vaterlande. Als einen Hauptgewinn aber betrachte ich den, daß er ſich anderthalb Jahre mit den griechiſchen Dichtern ſo ruhig, wie nie zuvor, beſchäftigte, mit ihnen und in ihnen lebte. Sie wurden ihm auf ihrem heimatlichen Boden lebendig vertraut, und da er auf der Univerſität bei ſeiner Eigenart keinem Lehrer ſich eigentlich hingegeben hatte, wurde er hier im vollen Sinne ein Schüler der Alten.“

Ende April wurde Heinrich Krauſeneck durch Familienangelegenheiten nach Wien gerufen. Geibel, der ſchon lange die Heimkehr geplant hatte, entſchloß ſich raſch, mit ihm zu reiſen, und wenige Tage darauf lag Athen weit hinter ihnen. Die Freunde hatten ſie bis zum Piräus geleitet, wo beim Klange der Gläſer Abſchied genommen wurde.

Einige Tage darauf erhielt Travers einen Brief aus Trieſt*), in dem es heißt:

„Lieber Generalkonſul und Freund!

So ſchreibe ich Ihnen denn endlich aus der civiliſierten Welt, und wenn ich auch noch nicht ſagen kann: aus Deutſchland, ſo wehen doch ſchon die heimatlichen Lüfte über die Berge zu mir herüber. Morgen aber geht es, ſo Gott will, fort von hier nach dem luſtigen Wien, und ich hoffe, der helle Sommerſonnenſchein, der draußen über den grünen Weingärten und den hübſch bewaldeten Bergen liegt, ſoll mich bis in die alte Kaiſerſtadt begleiten. Hier iſt es das herrlichſte Wetter; alle Gärten ſtehen voll Roſen, alle Bäume, ſelbſt ſchon die Eichen ſind dicht belaubt. Vom kälteren Klima des Nordens habe ich gar nichts bemerkt, und ich müßte lügen, wenn ich, wie andere Leute, den Tag hier dunkler und die Luft dicker finden wollte. Im Gegenteil, die Welt ſcheint mir bunter und farbiger geworden zu ſein, und wenn mein Auge ſich in dem tiefen Grün der Landſchaft verliert, entbehrt es willig die ſchönen Linien der griechiſchen Berge. Nur den Freunden und der ewig einzigen Akropolis gilt es, wenn mich dennoch manchmal eine leiſe Sehnſucht nach dem verlaſſenen Griechenland überſchleichen will.

Unſere Fahrt von Athen bis Trieſt ging glücklich von ſtatten, wiewohl wir mit mancherlei kleinen Fatalitäten zu kämpfen hatten. Den ziemlich ungünſtigen Wind nämlich abgerechnet, der uns mehr als einmal gewiſſe, im zweiten Canto von Byrons Don Juan ſehr treffend geſchilderte Gefühle verurſachte, war das Schiff, und namentlich der zweite Platz, auf dem ich mich mit Krauſeneck befand, ſo mit Paſſagieren überfüllt, daß man ſich überall einander im Wege ſtand. Chriſten und Juden, Griechen und Armenier drängten ſich durcheinander, und bei Tiſche, wo bald dies, bald jenes nicht recht koſcher war, gab es die ſeltſamſten Scenen. An Betten war bis Patras für uns nicht zu denken; Krauſeneck und ich ſchliefen in den Mänteln auf dem Verdeck; als aber am dritten Abend zwei griechiſche Weiber, die einzigen auf unſerem Platze, das Schiff verließen, bemächtigten wir uns des abgeſonderten, bis dahin unzugänglichen Frauengemachs, deſſen Lagerſtätten nach den zwei harten Nächten uns weich wie die Ottomanen des Sultans vorkamen. — Auf Corfu trieben wir uns ein paar ſelige Stunden herum; die ſtattlichen Gebäude und ſchön geordneten Gärten gaben uns die frohe Verheißung, daß wir nun bald uns mitten in der europäiſchen Welt befinden ſollten, und das vortreffliche Beefſteak, das man uns in der Reſtauration vorſetzte, ließ uns der Zeiten gedenken, da auf demſelben Eilande König Alcinous den Odyſſeus mit Beefſteak traktierte. Welches von beiden aber beſſer geweſen ſei, das von uns genoſſene oder das von Homer beſungene, mögen die Philologen entſcheiden.“

Ein ſpäterer Brief, an denſelben Freund gerichtet, aus Lübeck vom September 1840, beweiſt, wie ernſt der Dichter ſeinen Lebensberuf auffaßte, wie dankbar er an Griechenland zurückdachte, aber wie er ſich auch bewußt blieb, daß es nun erſt recht galt, weiter zu ſtreben. Darin heißt es:

„Verehrteſter Freund!

Glauben Sie nicht, daß ich Sie vergeſſen habe, weil ich ſo lange nichts von mir hören ließ. Mir ging es, wie ſo manchen, die mit den Gedanken ſchneller ſind, als mit der Feder, und eben in ſteter Erinnerung der fernen Freunde lebend und den dazwiſchen liegenden Raum vergeſſend, ſich am Ende plötzlich beſchämt verwundern, daß ſie ſo wenig, oder nichts dazu thaten, jenen die treue Dauer ihrer Geſinnung kund zu geben. Seien Sie darum nicht böſe auf mich, mein Herz hat an meiner Nachläſſigkeit keinen Teil; möchte mir die Gelegenheit nicht ausbleiben, Ihnen das durch die That beweiſen zu können.

Vor allem haben Sie herzlich Dank für Ihren freundlichen Brief, und alles das Gute und Liebe, was Sie gegen mich darin ausſprechen. Ich habe mich indes in Deutſchland recht wieder eingewohnt; es iſt mir unter den grünen Bäumen des Vaterlandes in unſerer alten ſchönen Stadt ſo heimatlich geworden; zwiſchen ernſterer Arbeit treibt mein fröhlicher Sinn wieder ſeine alten Blüten; ja wenn ich könnte, ich möchte wohl Hütten bauen, zumal da es hier ein paar ſchöne Augen gibt, die mir das Haus freundlich erleuchten könnten, freundlicher als der klare griechiſche Himmel, in den ich ſo gern hineinblickte, als ich noch bei Ihnen war. Aber leider! Solche Gedanken muß ich mir aus dem Kopfe ſchlagen, wie ſchwer es mir manchmal werden mag. Meine Lehr- und Wanderjahre ſind noch nicht zu Ende, und wenn ich auch einſtweilen dieſen Winter hier Raſt halte, ſo wird mich doch ſchon der kommende Frühling wieder in das Leben, vielleicht in die Ferne hinaustreiben, wer weiß, wohin? Doch will ich auch darüber nicht klagen; man muß viel durchmachen, ehe man ein rechter Mann wird, und das ſoll, ſo Gott will, noch einmal aus mir werden. Was helfen alle Kenntniſſe und Talente, wenn der echte treue Kern fehlt, der in dem Drängen der jetzigen Zeit nach Brot und augenblicklicher Ehre nur bei zu vielen verloren geht? Ich habe leider an manchen alten Bekannten, die ich wiedertraf, die bittere Erfahrung gemacht, daß ſie zwar viel gelernt hatten, aber innerlich nichts geworden waren. Mit ihrem glänzenden Wiſſen kamen ſie mir vor wie Mumien, die man in ihrem Sarge mit Gold und Edelſteinen ſchmückte. Wie kann auch der Baum, in welchem das Mark des Lebens verdorrte, erquickende Frucht tragen, und wenn die edelſten Reiſer darauf gepfropft ſind? . . . Ich glaube, es kommt eine Zeit, die nicht bloße Federfuchſer, ſondern Männer in voller Waffenrüſtung braucht. Wohl dem, der dann weiß, auf welche Seite er ſich zu ſtellen hat, und freudigen Mutes ſagen kann: Hier bin ich!“

---

*) Die Auszüge ſind den Originalbriefen entnommen, welche uns durch die Freundlichkeit der verwitweten Frau Miniſterreſidentin Travers zur Verfügung geſtellt wurden.

Neue Kirchenbauten in Berlin.

Von Hans Schliepmann.

I.

Berlin gilt für eine der ſchönſten Großſtädte. Unzweifelhaft iſt ſie die ſauberſte, aber ihr den Preis der Schönheit zu geben, dazu fehlt ihr eines: eine große Geſchichte, die noch aus den Steinen redet. Berlin beſitzt kaum ein Dutzend bauliche und ſonſtige Denkmäler, die über die Zeit des alten Fritz hinausragen, und all das moderne, für den Tag oder gar für die freche Mode Gebaute gibt der deutſchen Reichshauptſtadt etwas vom reichen Emporkömmling. Es ſcheint nicht alles echt, gefeſtet, ſelbſtſicher, im beſten Sinne adelig.

Und wer nicht nur als genußſuchender Fremder durch das ſcheinbar feſtliche Gewühl der Hauptſtraßen ſchlendert, wer nicht auf Gummirädern dahinfährt und verächtlich auf all das Schieben, Stoßen und Haſten achtet, der fühlt auch im inneren Pulsſchlag der Großſtadt etwas vom Emporkömmling, einen Mangel an Tiefe, an Echtem, eine Hetzjagd um Vergängliches, einen Stolz auf falſchen Schein, eine Friedloſigkeit und Genußgier unter raffinierten Freuden!

Wer ſchärfer zuſieht, findet das auch ſchon in der äußeren Phyſiognomie der Großſtadt. Die Kaufhäuſer ſind die prächtigſten Bauten, die Anſchlagsſäulen bringen unter einem Wuſt von „Spezialitäten“vergnügungen vielleicht zwei, drei Theater- und Konzertaufführungen, aus denen man etwas für Geiſt und Gemüt heimbringen kann — und die Kirchen ſind verhältnismäßig ſelten, klein, ſchmucklos.

Gerade letzteres war bis ganz vor kurzem für Berlin verwunderlich bezeichnend. Es mangelte deshalb auch der großen Stadt eine reizvolle Umrißlinie, mit der viel kleinere Städte dem Nahenden ſchon von weitem freundlich entgegenwinken, wie Fulda, Würzburg, Trier u. a. Wer den Blick vom Kreuzbergdenkmal über das Häuſermeer mit ſeiner dumpfen, ewigen Hülle von Fabrikdünſten ſchweifen ließ, der fühlte ſich trotz der Weite des Panoramas nicht befriedigt. Nur im Herzen der Stadt ragten Kuppeln und Türme in reichem Wechſel auf, doch nicht einmal hier ein beſonders glückliches Bild darbietend. Sonſt aber erhoben ſich über die grauen Steinquartiere nur hier und da ſpärliche Spitzen, in der Thomas- und Markuskirche allein zeigten ſich eindrucksvollere Gruppierungen, während die lebhaft gefärbte pickelhaubenartige Kuppel der neuen Otzenſchen Kirche „Zum heiligen Kreuz“ im Vordergrund nur zu ſagen ſchien, welch reicherer Ton für eine Großſtadt angeſchlagen werden müſſe.

Dieſer und jener mochte vielleicht glauben, daß in dieſem Mangel an bedeutenden Kirchenbauten ein Kennzeichen des Proteſtantismus zu ſuchen ſei. Iſt doch in der That das proteſtantiſche Gotteshaus nicht wohl zu der Größe einer Kathedrale zu ſteigern, ohne ſeiner Zweckbeſtimmung Gewalt anzuthun. Nur in kleineren Räumen vermag die Stimme des Predigers alle Hörer zu erreichen, nur kleinere Scharen von Andächtigen können ſich zu einer echten Gemeinde zuſammenſchließen. Die Rieſendome werden daher einzig für den katholiſchen Kultus brauchbar bleiben. Aber auch eine Kirche kann noch monumental zur Erſcheinung kommen, und daß dieſes Monumentale in der Hauptſtadt Deutſchlands nicht zur Geltung kommt, iſt ſicher nicht die Schuld des Proteſtantismus. Es war vielmehr der Ausdruck eines echt „weltſtädtiſchen“, echt „modernen“ Mangels an kirchlichem Sinn, an religiöſem Bedürfnis.

Es kann niemandem verborgen bleiben, daß die herben ſozialen Gegenſätze der Großſtadt, ihr nimmer zur Ruhe gelangendes Treiben und Jagen, Begehren und Plagen das ſeeliſche Leben mehr und mehr in den Hintergrund drängen und zerſtören. Wilde Triebe ſteigen aus gärendem Boden wie giftige Blaſen empor, bei reich und arm, und verpeſten die Luft, daß die Blüten der Schönheit, des Friedens, der Selbſteinkehr und Hingabe verdorren.

Noch ſcheint es, als ob dieſe düſtere Nachtſeite der Großſtadt untrennbar mit ihren Lichtſeiten verbunden wäre. Aber man begann doch, da die Nacht mehr und mehr vom Tage zu verſchlingen drohte, endlich einzuſehen, daß es gälte, für einen beſſeren Tag zu kämpfen. Unter all den trüben Erſcheinungen, an denen das Leben der Gegenwart nur allzureich iſt, iſt es das einzig Erhebende, Hoffnungſpendende, die vielen Keime geſunder Regungen mannigfach emporſproſſen zu ſehen.

Am ſichtbarſten ſind hier die Keime neuen religiöſen Lebens, denn von ihnen zeugen hochragende Gerüſte und bereits fertige Türme, die Wahrzeichen einer ganzen Anzahl neuer Kirchen, empordeutend aus der bedrückenden Eintönigkeit der Häuſermaſſen in den reineren Himmel.

Noch freilich läßt ſich nicht wahrnehmen, daß es ſich um eine Bewegung handelt, die bereits die großen Maſſen ergriffen hätte. Aber das läßt ſich auch bei den thatſächlichen Verhältniſſen des großſtädtiſchen Proletariats — und die Kreiſe desſelben gehen weiter, als man denkt, in die ſogenannten gebildeten Schichten hinein! — noch nicht erwarten. Vielmehr muß jeder Anſtoß dieſer dumpfen Maſſe von außen kommen. Ihre Kräfte werden allein ſchon im täglichen Daſeinskampfe vollſtändig zermürbt. Es galt vielmehr gerade, dieſen Anſtoß zu geben, den blöde gewordenen Blick von der maſchinenmäßigen Arbeit wieder auf Höheres zu lenken und zu retten, was noch zu retten iſt.

Den zahlreichen von äußeren Sorgen Verſchonten, die ſich ein Herz für die leibliche und geiſtige Not der unteren Schichten bewahrt hatten und die von einer erhöhten Pflege religiöſen und kirchlichen Lebens eine Hebung der ſittlichen Regungen jener Klaſſen erwarteten, konnte es nicht verborgen bleiben, daß die kirchlichen Zuſtände der Reichshauptſtadt nicht einmal rein äußerlich ein wirkliches chriſtliches Gemeindeleben ermöglichten, da durch Jahrzehnte hindurch dem ſchnellen Wachstum der Bevölkerungsmenge nicht Rechnung getragen worden war.

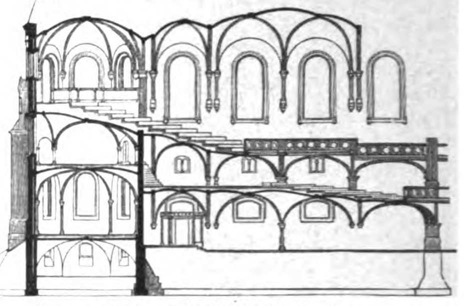
Es war in erſter Linie der fromme Sinn unſerer Kaiſerin, welcher der Einſicht, daß hier Wandel geſchafft werden müſſe, den nötigen Willen zur That eingab. Unter ihrem Protektorate und unter dem unermüdlichen, verſtändnisvollen Wirken ihres Oberhofmeiſters, des Freiherrn von Mirbach, wurde am 2. Mai 1890 der Evangeliſche Kirchenbauverein unter dem Vorſitze des Miniſters des Königlichen Hauſes, von Wedel, ins Leben gerufen, deſſen Mitglieder, alle politiſchen und kirchlichen Parteiunterſchiede freudig beiſeite laſſend, zum Teil unter großen perſönlichen Opfern einmütig dem Ziele zuſtrebten, die Kirchennot in Berlin zu beſeitigen.

Ich fühle mich nicht berufen genug, um an dieſer Stelle das überraſchend umfang- und erfolgreiche Wirken dieſes Vereins nach Gebühr erörtern zu können. Ich vermag höchſtens die baulichen Leiſtungen, welche durch ſeine Thätigkeit entſtanden ſind und noch entſtehen, zu würdigen.

Doch möge es mir trotz des beſchränkten Raumes wenigſtens geſtattet ſein, an einigen Zahlen klar zu legen, welch überwältigender Aufgabe der Evangeliſche Kirchenbauverein ſich mutig unterzogen und welche Erfolge er bereits aufzuweiſen hat. Bis vor vier Jahren beſaß Berlin im weiteren Umkreiſe 37 Gemeinden mit 37 Kirchen; einzelne dieſer Gemeinden umfaßten 80 000, 100 000 und ſogar über 130 000 Seelen, ſo daß 75 000 Seelen die Durchſchnittszahl bildeten, während die Zahl von 20 000 Seelen eigentlich die äußerſte für eine großſtädtiſche Gemeinde ſein ſollte, um eine ſeelſorgeriſche Leitung wenigſtens noch einigermaßen möglich zu machen. Bei dieſer Annahme aber, die man gewiß ſehr gern auf die Hälfte herabgemindert ſehen möchte, waren bereits 33 neue Kirchen erforderlich. Der jährliche Zuzug von etwa 50 000 Proteſtanten macht überdies die Erbauung von je drei neuen Kirchen in jedem Jahre erforderlich!

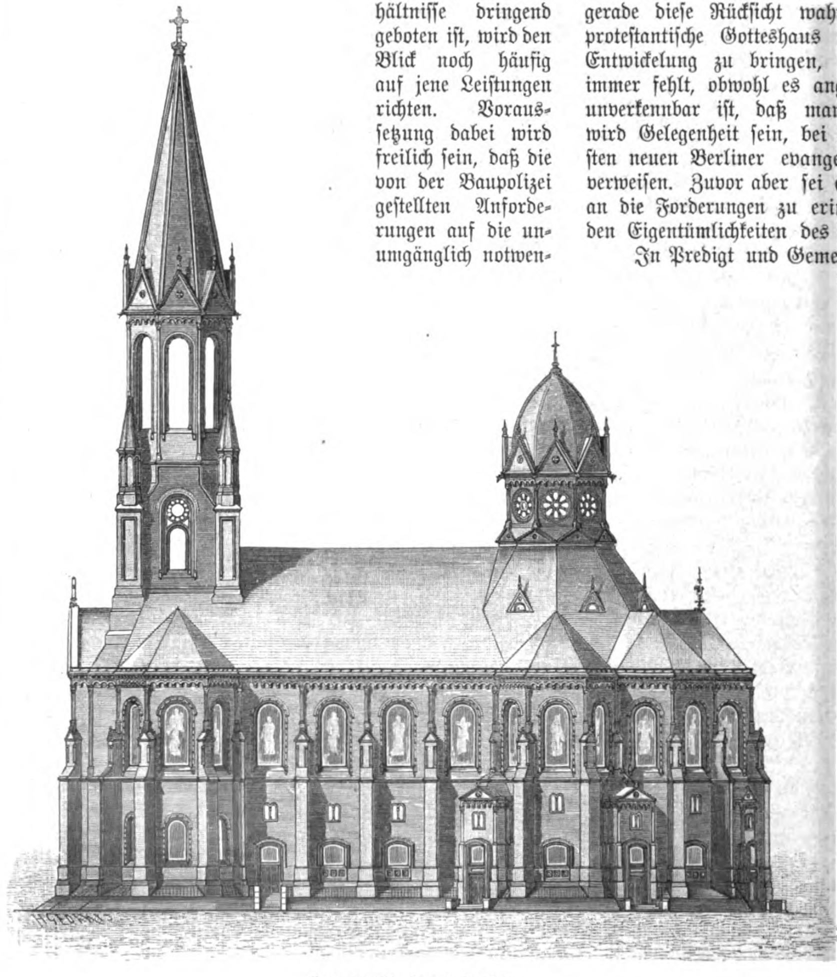
Erwägt man, daß bis vor etwa vier Jahren nur vier neue Kirchen im Zeitraum von dreißig Jahren erbaut worden ſind, ſo wird der erſchreckende Mangel an Gotteshäuſern verſtändlich, aber auch die Thätigkeit des Evangeliſchen Kirchenbauvereins nach ſeinem vollen Werte überſehbar, denn innerhalb der letzten vier Jahre iſt an nicht weniger als an 26 neue Kirchen in und um Berlin Hand angelegt worden!

Nicht alle dieſe Kirchen ſind Monumentalbauten höchſten Ranges. Aber das iſt auch keineswegs zu fordern geweſen. Es galt nicht äußere Pracht zu entfalten, ſondern Stätten zu innerer Sammlung zu ſchaffen, würdig, aber, dem proteſtantiſchen Geiſte entſprechend, ohne Prunk. Und es galt und gilt noch mehr! Der Verein iſt ſich darüber klar, daß ein wirkliches Gemeindeleben nicht allein durch den ſonntäglichen Gottesdienſt aufrecht zu erhalten iſt. Mindeſtens ſo wichtig, wie die Predigt erſchien ihm, und mit Recht, das Wirken in werkthätiger Nächſtenliebe durch engeren Zuſammenſchluß der Gemeindeglieder. Deshalb iſt es erforderlich, neben den Kirchen auch noch Gemeindehäuſer zu errichten, in denen auch werktags und aus Laienkreiſen heraus das religiöſe Leben nach ſeinen mannigfachen Richtungen Pflege findet. Die Aufgaben, welche damit dem Baukünſtler geſtellt worden, ſind nur für Deutſchland noch mehr oder weniger neue. Engliſche und amerikaniſche Kultbauten zeigen in ſehr großer Zahl eine Vereinigung von Kirche und Verſammlungsräumen verſchiedener Art, vielfach noch erweitert durch einen Wohnungsanbau für den Geiſtlichen. Die Rückſicht auf Sparſamkeit, die für die neuen Kirchenbauten von Berlin nach Lage der Verhältniſſe dringend geboten iſt, wird den Blick noch häufig auf jene Leiſtungen richten. Vorausſetzung dabei wird freilich ſein, daß die von der Baupolizei geſtellten Anforderungen auf die unumgänglich notwendigen beſchränkt werden. So hat man z. B. bei der Friedenskirche in der Ruppinerſtraße auf die Anlage eines ebenerdigen, unter dem Kirchenraume belegenen Verſammlungsſaales, wodurch ſich für die Außenfront eine recht intereſſante Treppenanlage ergeben hätte, verzichten müſſen, weil — allerdings neben einigen Kühnheiten der Wölbkonſtruktionen — die Weite der Treppen und Ausgänge für die Kirche als zu gering beanſtandet wurde.


Emmauskirche. Schnitt durch die Empore.

Im übrigen aber braucht die Rückſicht auf größte Sparſamkeit keineswegs einen ſchädlichen Einfluß auf die äſthetiſche Geſtalt der zukünftigen Berliner Kirchen auszuüben, zumal es ein, allgemein von den beteiligten Kreiſen anerkannter Grundſatz iſt, daß jeder Bau würdig und ſeiner Bedeutung entſprechend ausgeſtaltet werden müſſe. Im Gegenteil wird gerade dieſe Rückſicht wahrſcheinlich dazu führen, für das proteſtantiſche Gotteshaus einen eigenartigeren Typus zur Entwickelung zu bringen, an dem es leider bis jetzt noch immer fehlt, obwohl es angeſichts der neueren Kirchenbauten unverkennbar iſt, daß man ſich einem ſolchen nähert. Es wird Gelegenheit ſein, bei der Betrachtung der hervorragendſten neuen Berliner evangeliſchen Kultusgebäude hierauf zu verweiſen. Zuvor aber ſei es mir geſtattet, in kurzen Worten an die Forderungen zu erinnern, die für unſere Kirchen aus den Eigentümlichkeiten des evangeliſchen Kultus erwachſen.

In Predigt und Gemeindegeſang gipfelt der evangeliſche ſonntägliche Gottesdienſt. Das Meßopfer, welches den Mittelpunkt des katholiſchen Kult bildet, die Reliquien, welche dem Altare ſeine centrale Bedeutung gaben, das für die Geiſtlichkeit ausſchließlich beſtimmte hohe Chor ſind für uns nicht mehr vorhanden. Der Altar iſt der „Tiſch des Herrn,“ aber er iſt uns — mehr als im Proteſtantismus der früheren Jahrhunderte und im Calvinismus — immer noch ein Symbol des Allerheiligſten und muß deshalb ſeine Stellung im Angeſicht der ganzen Gemeinde und an bevorzugteſtem Platze behalten. Aber auch der Prediger muß ſeine Stellung im Antlitz der ganzen Gemeinde haben; und wären es nicht auch ideale, ſo ſpräche ſchon die rein praktiſche Forderung, jedem Hörer ſichtbar und verſtändlich zu werden — dafür, die Kanzel möglichſt in den Mittelpunkt des Gebäudes zu rücken, deſſen Größe und Höhe ſelbſt wieder praktiſch dadurch be-


Emmauskirche zu Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſchränkt wird, daß die Stimme des Geiſtlichen nur innerhalb verhältnismäßig enger Grenzen ohne ſtörenden Nachhall von allen vernommen werden kann.

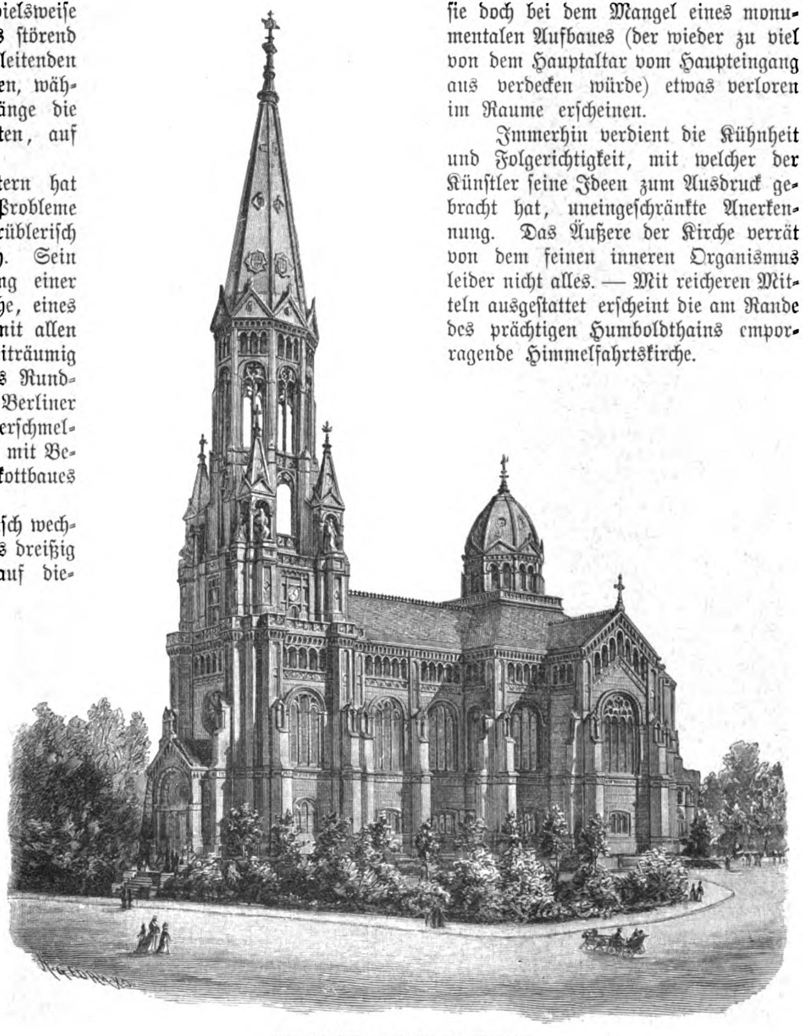
Sind die letzteren Forderungen leicht zu befriedigen, ja ermöglichen ſie gerade die Herſtellung kleinerer, wohlfeilerer Gotteshäuſer für allerhöchſtens etwa 2000 Beſucher, und damit vielfach von Kirchen ohne Gewölbe und die Ausſicht einengende Stützenſtellungen, ſo ergibt ſich für die Aufſtellung von Kanzel und Altar ein Zwieſpalt, inſofern der Kanzel aus rituellen Gründen ein Platz unterhalb des Altars, aus praktiſchen Gründen oberhalb desſelben zukäme. Letztere Anordnung, ſeit der Barockzeit vielfach und bis auf unſere Tage (z. B. in der Jeruſalemer Kirche zu Berlin) gepflegt, gibt zwar der Kirche ein ganz ſpezifiſch unkatholiſches Gepräge und wirkt, rein äſthetiſch betrachtet, ganz vorzüglich, wird aber immerhin bei allen denen Anſtand finden, die in der Erhöhung des Geiſtlichen über das Allerheiligſte, den Tiſch des Herrn, eine unziemliche Anordnung erblicken. Dennoch muß die Stellung beider wichtigſter Teile einer monumentalen Löſung entgegengeführt werden, die jedenfalls in der, jetzt meiſt beliebten ſeitlichen Aufſtellung der Kanzel nicht zu erblicken iſt. Die Aufgabe iſt um ſo ſchwieriger, als gerade auf kirchlichem Gebiete — wie natürlich — der Einfluß des Herkommens am mächtigſten, daher die Möglichkeit durchgreifender Neuerungen am geringſten iſt, Neuerungen, wie man ſie — am genialſten in der Frauenkirche zu Dresden — in früheren Jahrhunderten, als die Gegenſatzſtellung gegen den Katholizismus noch lebhafter gefühlt wurde, häufiger wagte. So wird es auch beiſpielsweiſe wohl nur weil herkömmlich nicht als ſtörend empfunden, daß die den Geſang begleitenden Orgeltöne hinter der Gemeinde erbrauſen, während doch ſinngemäßer auch die Klänge die Hörer nach der Stelle ziehen müßten, auf welche ſich die Andacht richtet.

Unter allen modernen Baumeiſtern hat vielleicht keiner die architektoniſchen Probleme des evangeliſchen Kirchenbaues ſo tief grübleriſch in ſich verarbeitet wie Auguſt Orth. Sein Ziel iſt klar erſichtlich: die Schaffung einer möglichſt vollkommenen Predigtkirche, eines im weſentlichen einſchiffigen Raumes, mit allen Mitteln moderner Technik kühn und weiträumig überwölbt, dabei in die Formen eines Rundbogenſtiles geprägt, wie ihn die ältere Berliner Schule etwa ſeit Stüler aus einer Verſchmelzung romaniſcher und antiker Motive mit Berückſichtigung des Backſtein- und Terrakottbaues herausgebildet hatte.

Unbekümmert um alle nur allzuraſch wechſelnden Modeſtile hat Orth ſeit mehr als dreißig Jahren in ſtrenger Folgerichtigkeit auf dieſem Wege ſein Ideal geſucht. Seine Stärke liegt hauptſächlich auf dem Gebiete der Raumſchöpfung; er iſt ein bahnbrechend kluger, überlegender und dabei kühner, wenn auch nicht aus reichſter Phantaſie in großen Zügen ſchaffender Künſtler. So kommt es, daß ſeine Werke ſtets ungemein geiſtreich, des eingehendſten Studiums wert und doch äſthetiſch nicht immer hinreißend ſind. Von den vier neuen Kirchen, die Berlin ſeiner Hand verdankt, iſt die kleine eingebaute, nur im Innern durch die Emporenanlage bemerkenswerte Friedenskirche bereits erwähnt. Nach der Anlage die eigenartigſte iſt die Emmauskirche auf dem Lauſitzerplatz, nach der äußeren Erſcheinung die wirkungsvollſte die Himmelfahrtskirche im Humboldthain, deren ganzer Aufbau ſehr nahe mit dem der Zionskirche, einem älteren Werke des Meiſters, zuſammenhängt.

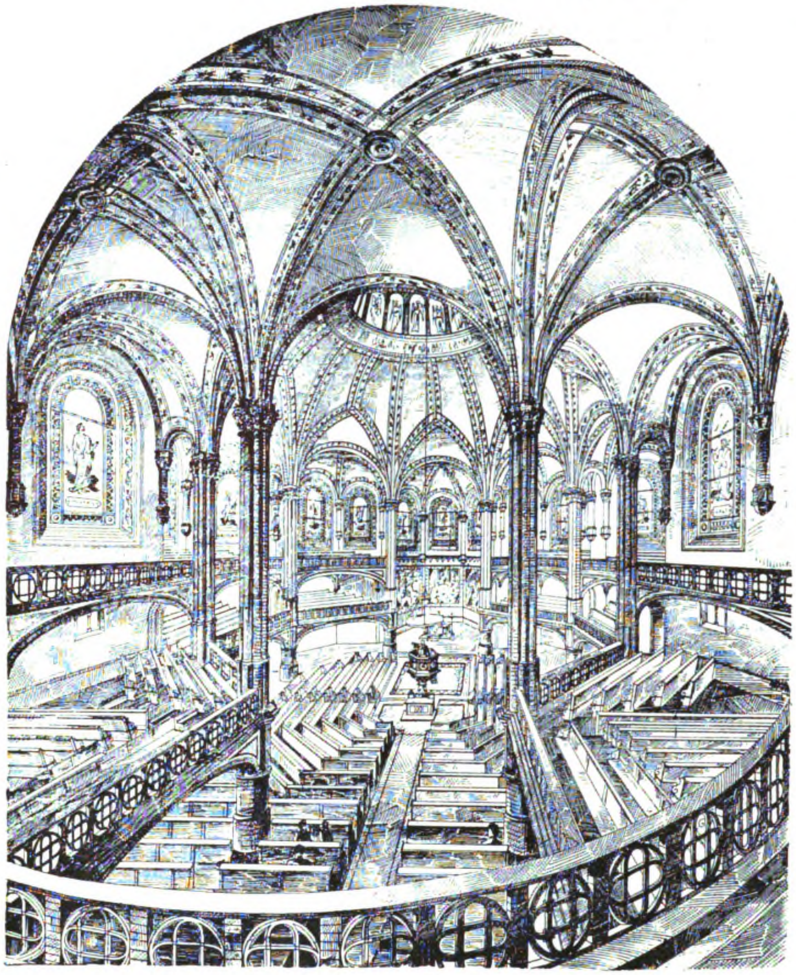
Bei der Emmauskirche, für eine ſehr zahlreiche Gemeinde beſtimmt, mußte der Künſtler auf eine ungewöhnlich umfangreiche Emporenanlage Bedacht nehmen, um alle Plätze in guter Hör- und Sehweite vom Prediger unterzubringen. Deshalb bauen ſich die Emporen auf ziemlich verwickelten, amphitheatraliſch anſteigenden Wölbungen in zwei Stockwerken übereinander auf und bedürfen gleichzeitig aus ſicherheitspolizeilichen Gründen mehrfacher Treppenanlagen. Der Grundriß iſt nun im weſentlichen ſo geſtaltet, daß ein Achteck, in deſſen Mitte die Kanzel mit einem, nur dem liturgiſchen Gottesdienſte dienenden Altare zu ihren Füßen, den Kern der Anlage bildet. Auf fünf Seiten iſt dies Achteck mit einem ſchmalen Umgang umgeben, an den ſich kapellenartige Anbauten von der Grundform eines halben Sechsecks anſchließen. Der mittelſte Anbau nimmt einen beſonderen, zur Abendmahlsfeier beſtimmten Altar auf, während die vier anderen Niſchen, ebenſo wie der größte Teil des, ſich nach vorn anſchließenden dreiſchiffigen, zweijochigen Langhausbaues mit Emporenanlagen verſehen ſind. Wie lebendig und eigenartig dieſe Grundrißanordnung für den Innenraum wirkt, geht aus der Abbildung hervor. Doch wird ſchwerlich zu leugnen ſein, daß die Stellung der Kanzel mit ihrem Altar bei aller praktiſchen Brauchbarkeit wenig glücklich wirkt. Zwar wird ſie als Mittelpunkt des Ganzen durch die Kuppel über dem Achteck bezeichnet; ihre Größe aber läßt ſie doch bei dem Mangel eines monumentalen Aufbaues (der wieder zu viel von dem Hauptaltar vom Haupteingang aus verdecken würde) etwas verloren im Raume erſcheinen.

Immerhin verdient die Kühnheit und Folgerichtigkeit, mit welcher der Künſtler ſeine Ideen zum Ausdruck gebracht hat, uneingeſchränkte Anerkennung. Das Äußere der Kirche verrät von dem feinen inneren Organismus leider nicht alles. — Mit reicheren Mitteln ausgeſtattet erſcheint die am Rande des prächtigen Humboldthains emporragende Himmelfahrtskirche.



Himmelfahrtskirche zu Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Emmauskirche. Innenanſicht.

Die Grundrißanlage geht ebenfalls von einem kuppelüberdeckten Achteck aus, deſſen ſchräge Seiten durch Anbauten nach außen zu einem Quadrat vervollſtändigt ſind, während ſich an die geraden Seiten nach Art eines lateiniſchen Kreuzes Lang- und Querſchiff nebſt dem halbrund geſchloſſenen Chore anſchließen. Das Langhaus, durch eine klare, freie und reiche Turmanlage nach Weſten abgeſchloſſen, hat nur zwei Joche und ſchmale, gangartige Seitenſchiffe. Das Innere iſt gewölbt und ebenfalls mit intereſſant unterwölbten Emporen verſehen; es wird durch große Rundbogenfenſter reichlich — bis zur erhofften Schenkung farbiger Fenſter vielleicht überreichlich — beleuchtet. Unſere Abbildung überhebt mich einer Beſchreibung des Äußeren, das in lederfarbenen Ziegeln und Terrakotten hergeſtellt iſt. Übrigens erſcheint die Kirche in Wirklichkeit verhältnismäßig klein, nicht nur infolge der freien Lage, die keinen feſten Maßſtab hergibt, ſondern auch, weil die Einzelformen ein wenig klein gegriffen, die an ſich ſehr wirkſame Zwerggallerie und die Rundbogenfrieſe allzuſehr wie Spielformen erſcheinen, ein Vergreifen im Maßſtabe, das bei mehreren Kirchen nicht zu verkennen iſt und das wohl mit der Abſicht zu erklären iſt, die wenig umfangreichen evangeliſchen Kirchen zur Wirkung katholiſcher Kathedralen zu ſteigern.

Ähnlich in der Anlage, nur mit dreiſchiffigem Langhaus und unter Verwendung einfacherer Formen iſt die Gethſemanekirche desſelben Meiſters geſtaltet. Auch für ſie iſt die Kanzel in der Mitte eines achteckigen Centralraumes gedacht, während ſie in der Himmelfahrtskirche in üblicher Weiſe ſeitlich vom Altar aufgeſtellt werden ſoll. Im übrigen bietet dieſe Kirche, der freilich ein etwas akademiſcher Charakter anhaftet, nichts beſonders Bemerkenswertes.

Im Mondlicht.

Alles ſchläft ſchon, nur ich allein
Bin im Hauſe noch wach.
Durch das Fenſter fällt Mondenſchein
Lockend in mein Gemach.

Leiſe zieht das ſilberne Licht
In die Fern' mich hinaus,
Und mich hemmen die Mauern nicht,
Hinter mir bleibt das Haus.

Über die Heide, ſo hell beglänzt,
Schweiſ' ich in ſel'ger Ruh;
Aus dem Weiher, den Schilf umkränzt,
Winkt es mir leuchtend zu.

Über den Wald und übers Feld
Blick' ich von Bergeshöh';
So durchwandl' ich die ſtille Welt
Bis an die ſchimmernde See.

Auf der ſchimmernden Fläche lang'
Ruht bezaubert mein Blick,
Endlich kehrt von dem ſtillen Gang
Meine Seele zurück.

Alles ſchläft ſchon, nur ich bin wach
In dem Hauſe allein.
Mir durchs Fenſter fällt ins Gemach
Silberner Mondenſchein.

J. Trojan.

Zu unſeren Bildern.

Mathias Schmid, dem wir unſer Vollbild „Er ſchmollt“ verdanken, iſt gleich Defregger und dem kürzlich verſtorbenen Alois Gabl ein Sohn der tiroler Berge, aus denen alle drei auch ſo ausſchließlich ihre Motive entnahmen, daß die Münchener Künſtler dann und wann wohl das Triumvirat unter dem Spitznamen der „Lederhoſen“ zuſammenfaßten. Schmid wurde 1835 als das Kind eines Bauern im Dorfe See im Paznäuerthal geboren, kam zu einem Bildſchnitzer in die Lehre und erhielt, als ſein Talent mächtig hervorbrach, von klerikaler Seite ein Stipendium zur Fortſetzung ſeiner Studien in München. Als er aber, da das karg bemeſſene Jahrgeld nicht reichte, Illuſtrationen für „lutheriſche Blätter“ anzufertigen begann, wurde das Stipendium ihm entzogen — er mußte ſich frühzeitig auf eigene Füße ſtellen. Und es gelang ihm faſt über Erwarten. Die Kraft ſeiner Bilder, ihre innere Wahrheit, ſeine ausgezeichnete koloriſtiſche Befähigung reihten ihn bald den erſten Künſtlern Münchens an. Anfangs lag eine gewiſſe Herbheit, wohl auch aus harten Lebenserfahrungen herauswachſend, in ſeinen Gemälden, die zum Teil ſcharfe Proteſte gegen die Unduldſamkeit des Katholizismus waren, wie z. B. ſein berühmter „Auszug der proteſtantiſchen Zillerthaler.“ Später wandte er ſich mehr den freundlicheren Seiten des Lebens zu und wußte die Geſtalten ſeiner Landsleute in immer neuen Bildern voll Friſche und naiver Anmut zu verkörpern. Der ſchmollende Zitherſpieler auf unſerem Vollbilde, dem die Vroni den Kopf zurechtſetzt, während Reſi vorläufig auch noch zürnt, iſt typiſch für ſein Schaffen.

„Auf der Schaukel“ von C. Böker iſt ein luſtiges Kinderbild — unſre Kleinen, die jetzt draußen auf dem Lande ſich der Ferienluſt erfreuen, werden das alte liebe Schaukelſpiel ſicher auch fleißig üben. — Die Niederländerin Henriette Ronner erwähnten wir neulich bereits als eine der berühmteſten der lebenden Katzenmalerinnen; heute bringen wir von ihr eine ausgezeichnete Studie, die beweiſt, daß die gefeierte Künſtlerin ſich nicht auf die Katzen beſchränkt, ſondern auch den Hund ſcharf zu beobachten und vortrefflich wiederzugeben weiß.

Himmelskunde.

Über den neuen, ſoeben erſt entdeckten Kometen liegen bereits Beobachtungen unſerer erſten Sternwarten vor. Er bewegt ſich ziemlich raſch vom kleinen Löwen durch den öſtlichen Teil des großen Löwen in der Richtung der Jungfrau. Der mit einem kleinen Schweiſe behaftete Komet wird am beſten bald nach der Abenddämmerung aufzuſuchen ſein. Ubrigens iſt die Helligkeit des Himmelskörpers, deſſen Sonnennähe etwa 13 Millionen Meilen beträgt, bereits im Abnehmen begriffen.

Altertumskunde.

Die Erforſchung des deutſch-römiſchen Grenzwalles, die Limes-Forſchung, macht ſtetige Fortſchritte. Die zahlreichen Fragen, welche ſie zu bearbeiten hatte, ſcheinen mehr und mehr der Löſung entgegen zu gehen. So zeigt ſich jetzt ſchon die lange verfochtene Theorie als hinfällig, daß der obergermaniſche Limes nur aus einem Grenzwall mit Graben beſtand; mehrfach iſt vielmehr bereits ein Steindamm ohne Graben an Stelle des Walles aufgedeckt worden. Im Taunusgebiet wurden mehrere kleine Schanzen und Türme gefunden, die, wohl als Signalſtationen, ſchon vor der Errichtung des Limes beſtanden zu haben ſcheinen und vielleicht für deſſen Tracierung maßgebend geweſen ſind. Auf der Humeburg bei Butzbach (Heſſen) wurde ein größeres Kaſtell aufgedeckt, ebenſo bei Lorch in der Nähe von Schwäbiſch-Gmünd und bei Murrhardt in Württemberg.

Aus Athen kommt die erfreuliche Mitteilung, daß Direktor Dörpfeld, der Leiter des deutſchen archäologiſchen Inſtituts in Athen, in Hiſſarlik, wo er die Ausgrabungen auf Koſten der Frau Schliemann fortſetzt, die Überreſte des eigentlichen Trojas Homers entdeckt zu haben glaubt. Er hat eine große Anzahl von Gegenſtänden, die dem mykenäiſchen Zeitalter zugeſchrieben werden, bloßgelegt, ſowie mehrere Gebäude und einen Teil der Mauern der Stadt. Die Gebäude ſind nicht wie die in Tiryns zuſammenhängend, ſondern von einander getrennt. Die großen Stadtmauern ſind nahezu ſechs Fuß dick. Die Forſchungen werden bis April auf Koſten der deutſchen Regierung fortgeſetzt.

Naturkunde.

In Frankreich wird ſeit einiger Zeit, angeregt von einem Mr. Tlynac, der Gedanke, die Bienen an Stelle der Brieftauben als Depeſchenträgerinnen zu benutzen, viel erörtert. Der Oberlehrer Dr. A. Koenig unterzieht in der „Natur“ den Plan einer eingehenden, ſachkundigen Würdigung. Er betont, wie viele Tiere ſich verfliegen, wie vielen Angriffen die Biene auf jedem Wege ausgeſetzt ſei, wie jeder plötzliche Regen, jeder Wärmerückgang ſie ſchwer und ſtarr macht, und vor allem, daß die Biene auf eine weitere Entfernung, als etwa 12 km. den Rückweg zu ihrem Standort nur ſchwer findet, zumal die Flughöhe und die Leiſtungsfähigkeit des Bienenzuges (gegenüber dem Vogelzuge) nur gering iſt. Die Einrichtung einer Bienenpoſt erſcheint dem Verfaſſer daher nicht empfehlenswert, zumal ihre Leiſtungen von der Taubenpoſt leicher, ſchneller und ſicherer ausgeführt werden.

Pflanzenkunde.

Über die Zahl der in Deutſchland urſprünglich heimiſchen Nährpflanzen gibt man ſich vielfach falſchen Vorſtellungen hin. Nach einem intereſſanten Aufſatz von Dr. Höck in der „Natur“ war von den wichtigſten aller Nährpflanzen, den Getreidegräſern, höchſtens der Hafer in Mitteleuropa heimiſch, der vielleicht nur eine durch die Kultur veränderte Form des Flughafers (Avena fatua) iſt. Die meiſten Getreidegräſer ſtammen, wie auch die Mehrzahl der Hülſenfrüchte — Erbſen, Saubohnen, Linſen — aus den Mittelmeerländern, die Gartenbohne, gleich dem Mais, aus Amerika. Auch von den Schalobſtarten iſt nur eine, die gemeine Haſelnuß, als unbedingt bei uns heimiſch zu betrachten, doch käme hier noch die Waſſernuß (Trapa natans), freilich bei uns kaum noch als Nährfrucht benutzt, und vielleicht die Wallnuß in Betracht. Von den anderen Obſtarten ſind in Moorfunden die Süßkirſche (Prunus avium), die Hagebutte (Rosa canina), die Himbeere (Rubus idaeus), eine unſerer roten Johannisbeere ähnliche Ribesart, der Holunder nachgewieſen worden; die ſchwarze Johannisbeere kann wohl bei uns auch als wild angeſehen werden, und zweifellos muß man die Erdbeere als heimiſch rechnen. Die Frage, ob dies auch auf Apfel- und Birnenbäume zutrifft, iſt zweifelhaft. Von den Gemüſearten ſind nur Spargel, Gartenmelde, Sauerampfer, Brunnenkreſſe, Schaumkraut, Kohl, Meerkohl, Rübenkohl, Sellerie, Paſtinak, Meerrettig und die Möhre heimiſch. Daß unſere Vorgänger auf norddeutſchem Boden mehr, als wir, auf Fleiſch- und Fiſchnahrung angewieſen waren, erſcheint unzweifelhaft.

Fiſcherei.

Die Oder war einſt ſehr reich an Lachſen. Der Fang nahm aber von Jahr zu Jahr ab und hörte 1845 ganz auf. Seit 1869 hat dann der Deutſche Fiſcherei-Verein verſucht, durch Ausſetzen von Brut die Oder wieder mit Lachſen zu beſiedeln — mehr als 1½ Millionen junger Lachſe wurden im Lauf der Jahre ausgeſetzt. Der Erfolg war ein verſchwindend geringer, und alle aufgewandten Mühen und Koſten ſchienen vergebens. Und doch ſchien es nur ſo: während nämlich in der oberen Oder die Lachſe nach wie vor ausblieben, traten ſie in einzelnen Nebenflüſſen: in der Warthe, der Netze und ihren Zuflüſſen, zumal der Drage und Küddow, immer zahlreicher auf. Hier iſt der Fang ſeit Jahren ein recht ergiebiger geweſen, und man iſt jetzt, nach einer Mitteilung des Centralbl. der Bauverwaltung, mit der Herſtellung beſonderer Lachswege in einzelnen dieſer Flüſſe beſchäftigt, um den Fiſchen die Laichplätze, zumal der Drage, beſſer zu erſchließen. Die Mitteilung iſt beſonders intereſſant, weil ſie beweiſt, daß eben nach dem alten Wort „der rechte Fiſch in das rechte Waſſer“ gehört; die Lachſe kamen in der oberen und mittleren Oder nicht fort und ſuchten ſich neue Wege. Hätte man die Brut gleich z. B. in die Netze gebracht, würde der Erfolg wahrſcheinlich ein noch weit erfreulicherer geweſen ſein.

Verkehr.

Auf der Oregabahn in Peru hat die Lokomotive kürzlich, nachdem der Bau der Bahn vor 22 Jahren begonnen, im Tunnel von Galera den höchſten Punkt erklommen, den die Bahnen der Erde bisher überhaupt erreichten. Der Tunnel, deſſen Abflußwäſſer auf der einen Seite dem Rimac und damit dem Stillen Ozean, auf der anderen Seite dem Quellfluſſe des Amazonenſtroms und damit dem Atlantiſchen Ozean zugeführt werden, liegt nämlich 4774 m über dem Meeresſpiegel, noch um 300 m höher, als der höchſte Punkt der Bahn Arequipa-Puno, der bisher als unerreicht galt. Der Scheitelpunkt des Haupttunnels der Gotthardbahn liegt, beiläufig bemerkt, 1155 m über dem Meere.

Geſundheitspflege.

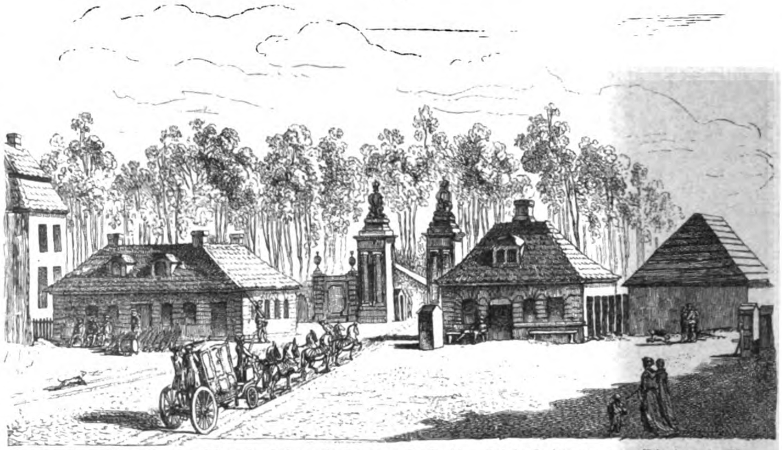
Bisher glaubte man, daß die Aghten-(Maul- und Klauen-)Seuche der Rinder nur durch den Genuß roher, ungekochter Milch auf den Menſchen übertragen werden könne; die Übertragbarkeit durch Butter und Käſe wurde geleugnet, und es iſt daher auch nur der Verbrauch der rohen Milch erkrankter Kühe geſetzlich unterſagt. Jetzt iſt indeſſen nach der Zeitſchrift für Fleiſch- und Milch-Hygieine das Gegenteil erwieſen, es iſt mindeſtens in einem Falle die Übertragung der Seuché durch Butter feſtgeſtellt worden. Es muß daher darauf hingewieſen werden, daß die Milch erkrankter Kühe in den Molkereien nur nach vorangegangener genügender Erhitzung verarbeitet werden ſollte.

Vereine.

Vom 2.—5. Oktober tagt der Kongreß für innere Miſſion in Dortmund. Aus der reichen Tagesordnung heben wir hervor: Die ſittliche Bedeutung der Arbeit im Licht des Evangeliums (Pfarrer Werner-Beckendorf); Konferenz über Rettungshausweſen, Kampf wider die Sittenloſigkeit, deutſche Seemannsmiſſion; die Frauenfrage (Prof. Dr. Sell-Bonn; Hofprediger Dr. Braun-Stuttgart; Geh. Oberregierungsrat Dr. Schneider-Berlin); Verwertung der Sonntagsruhe (P. Hickmann); Teilnahme der Gebildeten am kirchlichen Gemeindeleben (D. Frhr. v. Soden-Berlin); Konferenz über Wohnung, Familienleben, Koſtgängertum (P. Weber); Pflege der konfirmierten männlichen Jugend (Superint. Nelle; Fabrikbeſitzer Dr. Frowein-Elberfeld).

Vom 12.—17. Auguſt findet in Heidelberg die diesjährige Wanderverſammlung deutſcher und öſterreichiſch-ungariſcher Bienenwirte ſtatt. Großherzog Friedrich von Baden hat das Protektorat über die Verſammlung übernommen, mit der eine umfaſſende Imkerei-Ausſtellung und ein großer Honigmarkt verbunden ſein wird.

Das Brandenburger Thor zu Berlin.

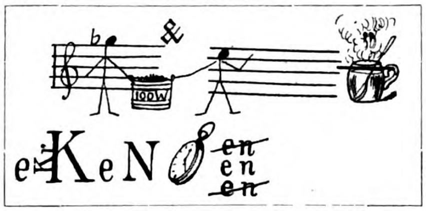


Das Brandenburger Thor in ſeiner früheren Geſtalt. Originalzeichnung von Chodowiecki.

In dieſem Jahre ſind hundert Jahre verfloſſen, daß das Brandenburger Thor in Berlin vollendet wurde. Das genauere Datum läßt ſich leider nicht mehr feſtſtellen, und der Magiſtrat von Berlin hat deshalb ſeine Abſicht, am 15. Juli das Thor feſtlich zu ſchmücken, aufgegeben. Der Erbauer des herrlichen Thores iſt bekanntlich Karl Gotthard Langhans, der es auf Befehl König Friedrich Wilhelms II. in den Jahren 1789—93 als eine Erinnerung an die Propyläen, die Eingangshalle der Akropolis, ausführte. Die Siegesgöttin mit ihrem von vier Roſſen gezogenen Wagen, welche das Thorgebäude krönt, das Werk Joh. Gottfried Schadows, wurde erſt 1795 ganz vollendet. Es dürfte vielfach in Vergeſſenheit geraten ſein, daß die Viktoria ehedem ſich nach dem Tiergarten hinaus wandte und erſt, nachdem ſie 1814 aus Paris, wohin ſie von Napoleons Willkür geführt worden war, ihre heutige Stellung — den Linden zugekehrt — und dazu das Kreuz auf dem Speer erhielt. Die kleineren Abſchluß-Anbauten rechts und links des Hauptthores wurden erſt in den ſiebziger Jahren ausgeführt. Wie das Brandenburger Thor vor dem Langhansſchen Bau ausſah, davon gibt uns Daniel Nikolaus Chodowiecki in einer ſeiner Zeichnungen ein intereſſantes Bild.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Kreuzrätſel.

		a		
		a		
b	c	?	e	e
		h		
		r		
		s		
		s		
		w		

Die Buchſtaben in den Feldern des Kreuzes ſind ſo zu ordnen, daß die ſenkrechte Reihe, von unten nach oben geleſen, einen Süddeutſchen, die wagerechte einen Griechengott nennt.

Wird dann das Fragezeichen durch den richtigen Buchſtaben erſetzt, ſo nennt die ſenkrechte Reihe einen Vogel, die wagerechte eine Stadt im ſüdlichen Frankreich.

2. Dechiffrieraufgabe.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 3 — 7. 3. 6. 3. 5. 8. 3. 9. — 3. 4. 10. 11 — 12. 13. 11. 14 — 6. 15. 3 — 9. 15. 3. 1. 3. 2. 3 — 8. 4. 3. 11. 5. 3. 2. 3 — 12. 16. 11. 2. 11. 3. 15. 9

14. 16. 4. 9 — 17. 4 — 18. 16. 19. 3. 5 — 18. 13. 19. 14. 3. 15. 10. 11 — 18. 9. 3. 14. 14. 9 — 20. 16. 5 — 18. 15. 3 — 3. 4. 10. 11 — 16. 4. 1 — 6. 3. 5 — 8. 13. 21. 1.

(18. 10. 11. 15. 14. 14. 3. 2.)

3. Rätſelfrage.

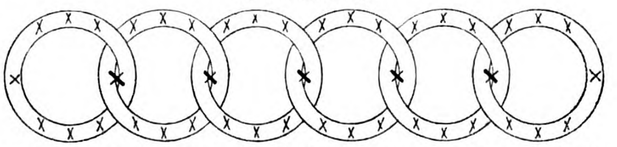
Wie kann man aus den ſechs Wörtern „Zar“, „Hanf“, „Kegel“, „dient“, „roh“, „durch“ ſechs andere Wörter erhalten, die den Anfang einer ſehr bekannten Opern-Arie bilden?

4. Dreiſilbige Scharade.

Die Erſte nimmt dem Witz den Reiz,
Der Zweiten opfert ſelbſt der Geiz;
Die Dritte ſchließt ſich um das Bein
Und muß an vielen Waffen ſein.
Wohl dem, der nicht das Ganze kennt
Und Elternliebe ſein noch nennt.

M. Sch. (Kaſſel.)

5. Kettenrätſel.



Die Kreuzchen der Figur ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen: 1. Ring: ein griechiſcher Feldherr; 2. Ring: eine der Hauptperſonen in einem Roman von Guſtav Freytag; 3. Ring: ein römiſcher Kaiſer; 4. Ring: eine Stadt in dem preußiſchen Regierungsbezirk Marienwerder; 5. Ring: eine Topfpflanze; 6. Ring: ein europäiſches Königreich.

Sind die richtigen ſechs Wörter gefunden, ſo ergeben die fünf Buchſtaben an den Verknotungspunkten der Ringe den Helden einer griechiſchen Sage, eine der Hauptperſonen in einem Drama von Grillparzer.

Zu verwenden ſind die folgenden 43 Buchſtaben (i = j): 4 a, 1 b, 1 c, 2 d, 6 e, 3 g, 1 h, 1 i, 3 l, 5 n, 3 o, 2 p, 3 r, 3 ſ, 1 t, 3 u, 1 w.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 44.

Bilderrätſel. Miquels Steuerreform.

Schachaufgabe.

	A.
1. Db3—d1 Kd4—e5	1. .... Kd4—c3
2. Dd1—h5 † ~	2. Dd1—c1 † ~
3. Dh5—g5, c5 ‡	3. Lc6—d5, Dc1—c5 ‡

B.	C.
1. .... e7—e6	1. .... e7—e5
2. Dd1—d2 ~	2. Dd1—c1 ~
3. Sd8—e6, Dd2—f4 ‡	3. Dc1—d2:, c5 ‡

D.	E.
1. .... Kd4—e3	1. .... d3—d2
2. Dd1—e1 † Ke3—d4	2. Dd1—d2 † Kd4—e5
3. Sd8—e6 ‡	3. Dd2—f4 ‡

1. Anagramm. Reval, Varel, Larve.

2. Metamorphoſen-Aufgaben.

a) Mond — Mord — Bord — Born — Bonn — Bann — Tann — Tanne — Tonne — Sonne.

b) Tod — Tot — Rot — Roſt — Raſt — Haſt — Haſe — Habe — Hebe — Heben Leben.

3. Rätſeldiſtichon. Keuler, Eule.

4. Arithmogriph.

	M		A		S	
M	a	c	b	e	t	h
	c		r		r	
A	b	r	a	h	a	m
	e		h		u	
S	t	r	a	u	s	s
	h		m		s	

5. Dreiſilbige Scharade. Verſchollen.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Der Blitzſchlag und die Bäume. Von Julius Stinde. — Emanuel Geibel in Griechenland. Von Robert Koenig. — Neue Kirchenbauten in Berlin. I. Von Hans Schliepmann. Mit vier Illuſtrationen. — Im Mondlicht. Gedicht von J. Trojan. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: „Er ſchmollt“ von Mathias Schmid; Auf der Schaukel von C. Böker: Studie von Henriette Ronner. — Himmelskunde. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Fiſcherei. — Verkehr. — Geſundheitspflege. — Vereine. — Das Brandenburger Thor zu Berlin. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Inſerate nur an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9 — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig. — Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Daheim

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Auguſt 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 46.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Den dritten Tag ſaß der Trauring wieder an Ort und Stelle, das friſche, jugendliche Rot erblühte auf Frau Adelheids Wangen. Sie trat wieder ſelbſtbewußt auf, ſtattlich und imponierend wie immer.

Jetzt war es klar am Himmel. Frau Adelheid hielt ihr Temperament mit beiden Händen feſt, daß es nicht mit ihr durchging. Sie vermied mit einer gewiſſen Oſtentation, ihrem Gemahl zu widerſprechen, Thüren zuzuſchmettern, Möbel umzuſtoßen. Agnes wurde endlich als Exiſtenz in ihren Geſichtskreis zugelaſſen, und Pax nicht länger für Luft gehalten. Mit einem Lächeln der Reſignation nahm ſie den Schlüſſelkorb zurück; ihn hatte ſie noch mehr, als alles übrige von ihrer abgedankten Hausfrauenwürde vermißt.

Zum geheimen Grauen der Leute ſtürzte ſie ſich in die Wirtſchaft. Es galt das äußerſte zu leiſten! Kleine dramatiſche Szenen waren dabei unvermeidlich, ſie ſpielten ſich indes in den unteren Schichten des Hausſtandes ab. Sogar der Spuk verhielt ſich ruhig, und Paxens ehrlicher Name wurde in keiner Küchenſpitzbubengeſchichte geſchändet.

In dieſem ſchönen Frieden fiel es auf, daß Hilde nicht mehr ins Haus kam. Da aber die Freifrau ganz gut ohne ſie fertig zu werden ſchien, wurde auch nicht darüber geſprochen. Nur Pax und Agnes bekamen Sehnſucht nach ihr, ſie kehrten täglich wenigſtens auf ein Weilchen im Pfarrhauſe ein.

Auf dieſe Weiſe hatten ſie mehr von der blauäugigen Hilde, als früher, und konnten obenein Freundſchaft ſchließen mit dem guten Paſtor, dem Agnes nun jeden Sonntag die Kanzel ſchmückte, wenn nicht immer mit Blumen, ſo doch mit grünen Tannenzweigen.

Der Rechtsanwalt hatte übrigens recht, als er behauptete, daß der arme Paſtor nicht viel in ſeinem Leben mit Blumen bedacht worden war. Einmal freilich blühte ein holdes Moosröschen in ſeinem ſtillen Hauſe. Da kam der Tod mitten im Frühling und brach es. Nun verpflanzte er eine Viola tricolor aus dem ſchottiſchen Hochland in ſeinen kleinen deutſchen Garten, wo es als freundliches Stiefmütterchen dem verwaiſten Manne blühte. Endlich kam das bleiche Schneeglöckchen, zart und lieblich in ſeiner Frühlingsunſchuld, und flehte: ich ſtehe ſo tief im Froſt des Lebens, daß ich weder aufblühen, noch mich entfalten kann. Nimm mich auf, du kranker, einſamer Mann! Ich will dir den Lenz in die Seele zaubern, bis du ſelber erſtarrſt im Winter des Todes . . .

Der erſte Schnee war gefallen. Niemand hätte ſich mehr darüber freuen können, als Agnes und Pax. Sie behielten es aber für ſich. Um dieſe Zeit bemerkte einſt die Freifrau: „Hat Herr von Büchnow auf der Welt nichts mehr zu thun, als daß er bei dem Paſtor Thee trinkt? Der arme Menſch muß ſich fürchterlich langweilen. Du könnteſt ihn 'mal eines Abends zu uns laden!“

Herr von Lochnitz zeigte ſich gern bereit dazu. Er wollte den Paſtor gleichfalls herüberbitten laſſen, aber ſeine Gemahlin wandte ein, daß man in dieſem Falle auch Hilde nicht übergehen dürfe und dann die Geſellſchaft zu groß würde für ihre angegriffene Geſundheit.

Herr von Büchnow kam allein.

Frau Adelheid kehrte ihre beſten Seiten heraus, doch verſpürte man eine für den Unbefangenen ungemütliche Unruhe an ihr. Während des Abendeſſens lief ſie mehrere Male vom Tiſche fort, um Dinge zu beſorgen, für die der Diener da war. So oft Herr von Büchnow das Wort an Agnes richtete, zuckte ihr Fuß unter dem Tiſch, als ob ſie irgend jemand einen Stoß geben wollte.

Agnes, die durchaus abgeſpannt ausſehen ſollte und ſich gerade ungewöhnlich munter fühlte, mußte ſich bald nachher zurückziehen. Vorher aber äußerte Herr von Büchnow zu dem Hausherrn, daß er gegen Neujahr ſeinen Freund Rambert bei ſich zu haben hoffe.

Wenn er gewußt hätte, wie gern die kleine Agnes und der große Pax mit einemmal zu Bette gingen, bloß um ſich über dieſe Neuigkeit ungeſtört zu freuen! Vielleicht hatte er eine Ahnung davon, er drückte nämlich das warme Händchen des Kindes, als wenn er ſagen wollte: meinen herzlichſten Glückwunſch!

Frau Adelheid blieb die ganze Zeit etwas unruhig. Sie ſtand beſtändig auf dem Sprunge, als ob ihr wer weiß was für Notwendigkeiten in der Wirtſchaft oblägen. Als ſie endlich drei Minuten auf einem Seſſel blieb, glitten ihre Augenlider herunter in einer unwiderſtehlichen Erſchlaffung, ihr Kopf ſank gegen die Lehne, und im Umſehen hatte ein dumpfer, bleierner Schlaf ſie in ſeiner Gewalt.

Herr von Büchnow erhob ſich, um ſich zu verabſchieden. Da riß die Freifrau erſchrocken die Augen auf, und ein gezwungenes, ödes Lächeln drängte ſich über ihre Züge.

„Sie wollen ſchon fort?"

„Es iſt Zeit, Gnädigſte! Außerdem möchte ich anfragen, wie es dem Paſtor geht."

„Steht es denn wirklich ſo ſchlimm mit dem armen Manne?"

„Er müßte ſich vor allen Dingen ſchonen," entgegnete Herr von Büchnow.

Sobald der Gaſt fort war, äußerte ſie ſich abfällig über ihn. „Er wird immer langweiliger, dieſer Büchnow! Wie verbauert er iſt. Seine Freundſchaft mit dem Paſtor iſt ja recht auffällig. Hoffentlich bildet Hilde, in ihren geſetzten Jahren, ſich nicht ein, daß er es auf ihre blauen Augen abgeſehen hat."

„Hm!" machte der Freiherr. „Sie iſt wohl einige Jahre jünger, als du. Ich nenne das kein Alter."

„Haſt du ihren Taufſchein nachgeſehen?"

„Nein, das habe ich nicht, aber — Luſt, ſchlafen zu gehen. Ereifere dich nicht über derartige Nebenſächlichkeiten!"

In ihren Augen zuckte ein verräteriſcher Blitz, aber er ſtreifte die Halsbinde ihres phlegmatiſchen Gemahls — die unter Umſtänden auf die Erde fliegen konnte, ehe man es ſich verſah. Sie murmelte haſtig eine „gute Nacht" und verließ das Zimmer, ohne die Thür zuzuſchmettern.

VIII.

Eines ſchönen Tages zwiſchen Weihnachten und Neujahr befand ſich das Küchenperſonal zu Bernsburg in einer gelinden Aufregung, denn in der Speiſekammer zeterte Frau Knob nach Herzensluſt. „Na ja — der, im Pelz, das war er! Ein anderer kommt mich doch nicht ſo ins Haus juchheit? Das ſag' ich Euch, wenn der mich hier bleibt, dann krieg' ich meinen armen gnädigen Herrn nicht heil und ganz durch den Winter. Der Keſſelſee iſt freilich zugefroren, aber nun bohrt er ihm ein paar Schlittſchuh an, daß er mich ein Bein bricht. Die Angſt geht wieder los."

„Knobben!" ſchrie der Diener Brümmer die Treppe herunter. „Sie möchten 'mal 'rauf zum Herrn kommen. Binden Sie man 'ne reine Schürze vor. Es iſt Beſuch da."

„Ach du liebe Güte! Nu geht mich das Knobben und Gerenne ſchon los. Wieſing, hol mich 'mal fixing Waſchwaſſer in die Stube und den braunkarrierten Rock aus dem Schrank. Ich muß mich 'n bißchen propper machen. Die Stadtleute halten es mit Rendlichkeit und Lebensart."

Friſch gewaſchen und ſauber erſchien die brave Knob vor ihrem Herrn und dem lachenden Übermut von Rechtsanwalt, der ihr die fleiſchige Backe kneipte und fragte, wie ſie es ſo lange hätte aushalten können ohne ihn? Na ja! da mußte ſie von einem Ohr zum andern ſchmunzeln. Und nachher die ſchöne Überraſchung! Auf dem Tiſche in einer großen, feinen Schachtel entfaltete ſich ein prächtiger Kleiderſtoff, den ſchob der Rechtsanwalt ihr hin. „Sehen Sie, liebe Knobben, das ſchickt Ihnen Berlin vom Weihnachtsmarkt. Es läßt Sie grüßen und bedankt ſich, daß Sie mich und meinen Pax ſo gut aufgenommen haben im Sommer und immer ſo nett und freundlich waren, wenn ich 'mal einen Streich machte, der Ihren gnädigen Herrn in Lebensgefahr brachte. Pax konnte ich leider nicht mitbringen, er iſt in Lindenau. Haben Sie ihn vielleicht 'mal beſucht?"

Der Schelm! Er machte ſich luſtig über ſie ehrbare Frau; aber böſe ſein konnte ſie ihm diesmal nicht — ſchon wegen des prächtigen Kleides. Eines von Tuch, ſo warm und fein und ſtark, wie ſie keins in ihrem Leben geſehen! War viel zu ſchön für ſie arme, einfache Frau, aber nehmen wollte ſie es doch, weil es vom Berliner Weihnachtsmarkt kam. Wenn ſie 'mal nach Berlin käme, dann zöge ſie es an. Die Stadt würde ſich doch nichts Böſes denken, daß ſie ſich von einem jungen Herrn ein Kleid hätte ſchenken laſſen?

„Bewahre! Berlin iſt in dieſer Beziehung gutartig," lachte Herr Heinz. „Wenn ich 'mal erſt eine nette, kleine Frau habe, dann ſollen Sie mich in Berlin beſuchen . . ."

Es ſchneite recht munter und großflockig in einem fort. Die Erde lag ſtill in ihrem Winterſchlaf, warm gebettet unter der weißen, weichen Decke, und der ſanfte Schneefall ſtörte nicht ihren Traum von dem wonnigen Erwachen im Frühling.

Am Fenſter ſaß Agnes und ſchaute über den weißen Hof hinweg auf die kahlen Pappeln, wo die Krähen ſaßen. Sie dachte, daß der Schnee vielleicht noch lange liegen könnte, ehe der Traum der Erde und — der ihre ſich erfüllten.

„Was, Pax?"

Sie klopfte ihm den Hals. Er war den ganzen Tag nicht er ſelbſt geweſen. Wo er ſtand und lag, ſchnüffelte er. Wenn die Thüren es ihm erlaubten, entſchlüpfte er und lief auf dem Hofe herum. Das Schlimmſte war, daß die Unruhe des Tieres ſich auch ſeiner jungen Herrin mitteilte. Was konnte das ſein? In der Luft lag es doch nicht; die wehte nicht einmal ſtark genug, um eine Schneeflocke in ihrem geraden Falle aus den Wolken zu entwegen.

Mit einemmal flogen die Krähen in den Pappeln mit wüſtem Geſchrei in die Höhe, und ein Schlitten bog von der Landſtraße auf das Gehöft.

Pax ſpitzte die Ohren, dann that er einen Freudenſprung nach der Thür, und Agnes' kleines Herz ſtockte.

„Pax — iſt es möglich? Sag' — iſt es möglich?"

„Warum nicht?" bellte Pax und ſetzte in die Vorhalle in dem Augenblick, als der Schlitten vorfuhr. Dann klang durch das muntere Stimmengeſchwirr ein Lachen, ein Ruf: „Pax, alter Knabe!" und das große Tier lag buchſtäblich in den Armen ſeines Herrn. „Haſt du ſo Beſcheidenheit gelernt? Man ſcheint dich hier ſchön zu verziehen — — Ah, mein gnädiges Fräulein!"

Er machte allerdings die erforderliche Verbeugung, doch in demſelben Atemzug hielt er das bebende Händchen ſeiner Freundin umfaßt und lachte ihr in das junge Geſicht, doppelt lieblich in dem ſcheuen, aber ſeligen Erröten.

Oben ſchnellte die Freifrau von ihrer Chaiſelongue empor. Sie hatte nicht geſchlafen. Eine dumpfe, leere Betäubung war es geweſen, in der ſie Ruhe und Vergeſſenheit gefunden. Als ob ihre Seele noch verſunken wäre in der Leerheit des Bewußtſeins, ſo ſtierte ſie aus dem Fenſter auf den Schlitten vor der Thür. Mit einemmal erkannte ſie ihn, und ihre Züge bekamen Leben. Sie machte eine kurze Wendung und ſtand vor dem Spiegel, der ihr ein Bild zeigte, vor dem ſie ſich entſetzte: ein Antlitz ohne Farbe, Augen ohne Glanz, eingeſunkene Schläfen und zwei häßliche Furchen um einen eingekniffenen, harten Mund. Ihre erſte Regung war, in den Spiegel zu ſchlagen, dann aber betrachtete ſie das Bild mit einer Art grauſamer Wolluſt. Das alſo war aus ihrer ſtolzen Schönheit geworden! Eine erbärmliche Ruine, die kaum noch verriet, was ſie einſt geweſen. Um dieſe Trümmerreſte verſunkener Pracht aufrecht zu erhalten, lohnte es ſich wahrlich nicht der Mühe, Schmerzen zu leiden und dem einen wirk-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lichen Genuß, der noch geblieben, zu entſagen. Würde das noch jemand bewundern? Und doch war es die größte Befriedigung ihrer maßloſen Eitelkeit, bewundert zu werden! Hatte ſie nicht das Glück, geliebt zu werden, ohne Bedenken dafür hingegeben? Warum ſollte ſie nicht mehr bewunderungswürdig erſcheinen? Gab es in der Umgegend eine Frau, die ſich mit der vornehmen, ſtattlichen Eleganz ihrer Geſtalt hätte meſſen können? War ſie nicht allen an Geiſt und geſellſchaftlicher Gewandtheit überlegen? Selbſt dieſe Hilde mit ihrer ſalbungsvollen Weisheit nahm ſich ſpießbürgerlich aus neben der eleganten Edelfrau. — —

Eine halbe Stunde ſpäter konnte ſie mit ihrem Spiegelbild zufrieden ſein. Ihre Wangen hatten Farbe, ihre Augen Feuer bekommen — dazu die helle Wintertoilette, die wie eigens erfunden paßte für eine Geſtalt, ſtattlich und vornehm, wie die ihre. Sie bewillkommnete die beiden Herren auf das herzlichſte, mit einer feinen, aber nicht mißzuverſtehenden Nüance der Bevorzugung für den luſtigen Rechtsanwalt, der ihr gerade recht kam, um dem andren ſeine häufigen Beſuche bei dem Dorfpfarrer fühlbar zu machen.

Agnes war bereits mit der Herſtellung des Kaffeetiſches beſchäftigt, und Pax lief zwiſchen dem Speiſeſaal und dem Beſuchszimmer hin und her, als ob er Queckſilber im Leibe hätte.

Im Laufe ſeines lebhaften Geſpräches mit der Hausfrau ließ der Rechtsanwalt fallen, daß er und ſein Freund für den Abend bei „Paſtors“ erwartet würden — ein Plan, den Frau Adelheid ohne weiteres umſtieß.

„Über dieſen Abend habe ich zu verfügen. Ich werde aber gleich die Herrſchaften aus dem Pfarrhauſe herüberbitten laſſen. Hilde hätte ſich ſchon längſt 'mal ſehen laſſen müſſen. Agnes kann hinübergehen.“

Das junge Mädchen ſtammelte etwas von der Eile des Kaffeemachens. Ihre dunklen Augen ſtrahlten, und in ihrem Antlitz ſchimmerte eine auffallende Lieblichkeit.

Die Freifrau ſtaunte ſie an, und der Neid ſtieg ihr zu Kopf. Sollte dieſes Gänſeblümchen ſich etwa neben ihr bemerkbar machen wollen?

Inzwiſchen lief Agnes ſchon über den Hof; Pax natürlich voraus.

„Pardon!“ rief Heinz, der zum Glück aus dem Fenſter ſah. „Ich bemerke dort das gnädige Fräulein mit der Botſchaft für meine Verwandtſchaft unter dem Arm. Das kann ich unmöglich von der warmen Stube aus mit anſehen.“

Er ſtülpte ſeine Pelzmütze auf und hatte ſie mit einigen ſeiner Seiltänzerſprünge eingeholt.

„Liebe, gute, kleine Sphinx, ſeien Sie tauſendmal gegrüßt! Herrlich, daß ich Ihnen hier im Schnee guten Tag ſagen kann! Erlauben Sie, daß ich Ihnen um den Hals falle?“

„Bitte — nicht!“ ſtammelte Agnes ängſtlich.

„Nun, ich meinte ja nur in Gedanken!“ beeilte er ſich, ſie zu beruhigen. „Das ſieht keiner, und anzumerken iſt es Ihnen nachher auch nicht. Kommen Sie ſchnell dieſen kleinen Umweg, Paſtors laufen uns nicht fort. Schade, daß es hell iſt! Ich würde Sie ſonſt ganz gewiß umarmen — nein, beſſer am Ende ſo! Ich könnte Sie dann nicht ſehen. Sie ſind nämlich koloſſal hübſch geworden, wiſſen Sie das?“

Er ließ das arme Kind gar nicht zu Atem kommen, ſo ſprudelte er über vor Freude und Vergnügen. Ob ſie ihm noch gut wäre? Ob Pax ihr Spaß machte? Wie hätte er ſich über ihren Brief gefreut! Für die beiden ſchönen Freudenthränen, die er jetzt in ihren Augen ſchimmern ſähe, danke er tauſendmal. Wenn er dieſe doch mit nach Hauſe nehmen könnte!

Sie hatten das Ende des Dorfes erreicht in der entgegengeſetzten Richtung vom Pfarrhauſe und wateten friſch vorwärts, bis über die Knöchel im Schnee. Es hatte aufgehört zu ſchneien, und durch die graue, allmählich zerfließende Luft ſchimmerte ſchon der blaue Himmel. Wonnevoll war es in dieſem endloſen Winterfrieden der Natur. Das fühlten ſie beide. Sie hätten ohne Aufhören ſo gehen mögen — Schulter an Schulter in der weiten Einſamkeit. Er hielt ihr Händchen gefaßt, und ſie ließ ſich blindlings führen.

„Nun laſſen Sie mich aber endlich ihr liebes Stimmchen hören.“

Das wurde ihr gewaltig ſchwer, ſo wenig ſie zu ſagen hatte. Sie fühlte jedes Wort tauſendfach.

„Danke für Pax! Ich habe ihn ſehr lieb.“

„Lieber als mich?“ Er lachte in ihre dunklen Kinderaugen, in denen ſich ein ſtilles, großes Leben regte.

„Nein,“ entgegnete ſie unſchuldig. „Ich bin nur vertrauter mit ihm geworden. Sie ſind ſelten hier —“

„Das thut nichts!“ fiel er lebhaft ein. „Sie müſſen an mich denken, wenn Sie mit Pax ſprechen, oder wenn Sie ihn ſtreicheln und liebkoſen. Sie thun es doch? — Nein, dieſer Pax! Ich werde nächſtens meinen eigenen Hund beneiden . . . Jetzt müſſen wir wohl Kehrt machen, was? Sonſt gibt es Schelte, und ich möchte doch, daß meine ſüße kleine Sphinx nie ein böſes Wort hörte.“

Als die Häuſer wieder begannen, entzog ſie ihm leiſe ihre Hand.

„Dumme Einrichtung das!“ murrte er, obgleich er die beiden reizenden roten Fleckchen, die der Froſt in ihr zartes Geſicht gemalt, vergnügt anlachte. „Ich ſehe nicht ein, warum die Leute nicht ſehen ſollen, wenn man ſich lieb hat.“

Im Pfarrhauſe gab es eine fröhliche Begrüßung. Heinz war ganz ausgelaſſen.

„Erlauben Sie, Hildegard, daß ich Sie umarme! Ich fühle ein unwiderſtehliches Bedürfnis, zärtlich zu ſein.“

So herzlich dann der Empfang und ſo gut der Kaffee war, der den Nachzüglern im Herrenhauſe bereitet wurde, Agnes bekam unter vier Augen einen Verweis über die ungebührliche Verzögerung. Wenn das paſtorale Geſchwiſterpaar Zeit brauchte, um ſich „hoffähig“ zu machen, und der tolle Rechtsanwalt die geliebte Tante durchaus führen wollte, dann hätte ſie — Agnes — ſoviel Verſtand haben müſſen, um allein zurück zu kommen!

Abgeſehen davon ließ ſich das Zuſammenſein recht freundlich an. Auch draußen hatte ſich inzwiſchen der Himmel völlig entwölkt. So weit das Auge reichte, glitzerte und flimmerte eine große, blendende Weiße, ſtill und fleckenlos —

In dem Zimmer des Freiherrn rauchten die Herren, während Frau Adelheid ſich mit Hilde und Agnes in ihren kleinen Salon zurückzog. Wer nachher fertig wäre mit ſeiner Cigarre, könne ihnen nachkommen! Dem Rechtsanwalt zuckte es in den Fingern, die ſeine gleich in den Aſchbecher zu werfen, aber ein Blick in die etwas erregte Miene der Hausfrau beſtimmte ihn weiter zu rauchen.

Niemand hatte indes weniger Neigung zum Stillſitzen und gemütlichen Plaudern als Frau Adelheid. Nachdem ſie eine Weile in den Mappen gekramt hatte, wurde ſie vertraulich gegen Hilde. Sie faßte ſie unter den Arm und zog ſie in ihr Schlafzimmer, wo ſie ihr eine neue Sendung Leibwäſche, eben von Herzog angekommen, zeigen wollte. Wahrſcheinlich hätte ſie es nicht gethan, wenn ihr jemand geſagt, daß ſie der armen, kleinen, überſehenen Agnes damit einen großen Gefallen erwies — und noch einem, der, als ſie kaum hinaus war, durch die Thürvorhänge lachte, wie vorhin die Sonne durch den Wolkenvorhang.

„Wie? Man hat Sie allein gelaſſen, kleine Sphinx? Beſſer hätte ich es nicht treffen können! Nun will ich aber auch recht artig bei Ihnen ſitzen, und Sie ſollen mir erzählen.“

„Ich möchte Sie gern etwas fragen.“ Sie guckte ſcheu von unten herauf, denn ſie fürchtete, daß er lachen möchte. Wenn er das gethan hätte, ſo wäre es ihr unmöglich geweſen, ihre Frage zu äußern. Merkwürdigerweiſe lag gerade ein ſanfter Ernſt auf ſeinem fröhlichen Antlitz, der ihr eine gewiſſe Beklommenheit verurſachte. Aber er gefiel ihr.

„Die Frage!“ drängte er, und ſchon zuckten ſeine Mundwinkel unter dem kecken, blonden Schnurrbart.

„Sie haben geſagt, daß Sie mich lieb hätten — ich glaube es. Aber — ich möchte wiſſen, wen Sie lieber haben, als mich?"

„Wetter! Sie ſind ja das reine kleine Schwurgericht. Hm — das bedarf der Überlegung."

„Vielleicht Herrn von Büchnow," verſuchte ſie ihm zu Hilfe zu kommen. Er lachte ſie indes aus. „Kleine Unſchuld, man zieht doch keinen Vergleich zwiſchen Freunden und Freundinnen."

„Haben Sie viele Freundinnen?"

„Danke, es geht!"

„Nun — welche von allen iſt Ihnen die liebſte?" beharrte ſie, einen kleinen, trotzigen Zug um das Mündchen.

„Müſſen Sie es durchaus wiſſen?"

„Ja."

„Dann, auf mein Wort, Sie!"

Ein freudiges Erſchrecken färbte ihr bleiches Antlitz roſig. „Ich dachte — Hilde," flüſterte ſie.

„O, Hilde iſt ja meine Tante. Verſtehen Sie den Unterſchied nicht?"

„Nein." Sie ſchaute ihn mit einem tiefen, kindlich unſchuldigen Blick an, und er verſenkte ſich darin, einen Augenblick zwar nur, aber es deuchte ihm, daß er nie in ſeinem Leben etwas Schöneres geſehen hätte.

„Wenn Sie erlauben, ſo frage ich jetzt einmal. Haben Sie Ihren Herrn Vater lieb?"

„Ja."

„Wen ſonſt noch?"

„Pax und Sie."

„Niemand mehr?"

„Nein."

„Armes Kind!" entfuhr es ihm mitleidig. „Dann komme ich nicht weit mit meinen Fragen. Nehmen wir an, Sie hätten alle drei gleich lieb. Wem würden Sie am meiſten opfern können?"

„Meinem Vater."

„Weſſen Verluſt würde Sie am meiſten ſchmerzen?"

Sie ſann einen Augenblick nach, während er dachte: wenn ſie jetzt Pax ſagt, dann gebe ich es auf. „Nun — ehrlich! Um wen würden Sie ſich grämen, daß Sie es Ihr Leben lang fühlten?" drängte er.

„Um Sie," ſagte das ſeltſame Kind, mit einer Ruhe, groß und erhaben, wie das Meer ſie in ſeiner unerforſchten, grundloſen Tiefe birgt.

Er faßte ihr Händchen und drückte es ſtumm an ſeine Lippen. Etwas Überwältigendes raubte ihm die Sprache, und ſein Herz hämmerte mächtig. Wenn er ſich jetzt nicht zuſammennahm, verlor er den Kopf. „Liebe Agnes!" murmelte er, „merken Sie es nicht an ſich ſelbſt, daß ich Sie ganz anders lieb habe, als Hilde und etwa den guten Jesko. Man kann vielen Leuten etwas von ſich geben, aber ſich ſelbſt nur einem. Verſtehen Sie, was ich meine?"

Mit geſenkten Augen ſann ſie ein Weilchen angeſtrengt nach, dann ſagte ſie: „Ich verſtehe!"

Und plötzlich ſchlug eine Glutwelle über ihr Geſicht, und ihr Händchen, das er nicht loslaſſen wollte, zitterte und brannte. Ihn faßte ein Verlangen, ſie in ſeine Arme zu nehmen und irgendwo zu verſtecken, daß er allein ſie nur ſehen könnte in ihrer unberührten Kindlichkeit. Doch in dieſen Sturm ſeines Gefühls miſchte ſich ein feierlicher Ernſt, vor dem die Leidenſchaft verſtummte. Er beugte ſich auf ihre Hand und drückte die Lippen darauf — freilich heiß und ungeſtüm genug, um das liebliche Mädchen zu beunruhigen. „Bitte, nicht!" flüſterte ſie, wie vorhin auf dem Hofe.

Wirſt du ſentimental, mein Junge, kicherte der Übermut ihm ins Ohr. Was hindert dich, ſie auf den Mund zu küſſen? Du pflegteſt doch ſonſt nicht blöde zu ſein.

Zum Geier mit dir Geſelle, dem nichts heilig iſt! rief Heinz in Gedanken voll tugendſamer Entrüſtung, indem er aufſprang und ſchnell ans Fenſter trat. Er war ſich nicht ſicher, wie weit ſeine Widerſtandsfähigkeit ſtand halten könnte.

Agnes, die keine Ahnung von dem Zwiegeſpräch mit ſeinem böſen Geiſt hatte, wurde ganz eingeſchüchtert durch ſein ſeltſames Gebaren. Sie hatte ihn doch nicht gekränkt? Gott ſei Dank, nein! Er wandte ſich ſchon wieder um und lächelte ſie herzlich und zutraulich an.

„Ich muß Ihnen noch in aller Eile etwas ſagen, denn wahrſcheinlich werden wir bald geſtört. Können Sie morgen gegen vier Uhr zu Paſtors kommen?

„Ja."

„Gut, dann komme ich auch herüber, und wir brauchen heut nicht Abſchied zu nehmen. Später aber — wenn etwas geſchieht, das Sie ängſtigt, für das Paxens Wachſamkeit und Treue nicht genügen, ſo müſſen Sie mir unverzüglich ſchreiben, kleine Sphinx!"

„Ja."

„Dem Familien-Dämon dürfen Sie auf keinen Fall trauen, obgleich er bei weitem weniger zu fürchten iſt, als Sie glauben. Exiſtiert wohl die kleine, verhängnisvolle Spritze noch, mit der Sie damals geritzt worden ſind?" examinierte er weiter.

„Ja," ſagte Agnes lebhaft, aber ſehr leiſe. „Sie trägt ſie in der Taſche. Ich habe es geſehen."

„Aha!" Der Rechtsanwalt drehte zufrieden ſeinen Schnurrbart. Es war die höchſte Zeit, daß er ihr Händchen fahren ließ. Man hörte in der Halle die merkbar erregte Stimme der Freifrau. Unangenehm überraſcht hielt Frau Adelheid auf der Schwelle ihres Salons inne, als ſie Agnes nicht mehr allein fand.

„Wie, ſchon fertig mit Ihrer Cigarre, Herr Rechtsanwalt?"

„Längſt, meine Gnädige!" entgegnete dieſer, ſchon wieder im Vollbeſitz ſeiner munteren Unbefangenheit, während Agnes das warme Rot auf ihren Wangen hinter ihrer Handarbeit zu verbergen ſuchte. „Wie Sie ſehen, die anderen Herren gleichfalls."

Die übrigen Herren traten in der That gerade herein, und die gefürchteten ſcharfen Augen wurden dadurch von der holden Befangenheit auf dem jungen Mädchenantlitz abgelenkt. Doch als Herr von Büchnow ſich über eine Mappe mit Photographien beugte, die Hilde zur Beſichtigung vorgenommen hatte, drängte die Freifrau ihre ſtattliche Geſtalt zwiſchen die beiden jungen Leute an der Fenſterecke und ſagte ſarkaſtiſch: „Sie werden ſich hoffentlich nicht gelangweilt haben, lieber Rechtsanwalt — ohne Cigarre, mit Backfiſchunterhaltung!"

„Kann mir nie paſſieren, gnädigſte Frau! Es geht mir nämlich wie Talleyrand: ‚Je ne m'ennuie jamais — on m'ennuie!'"

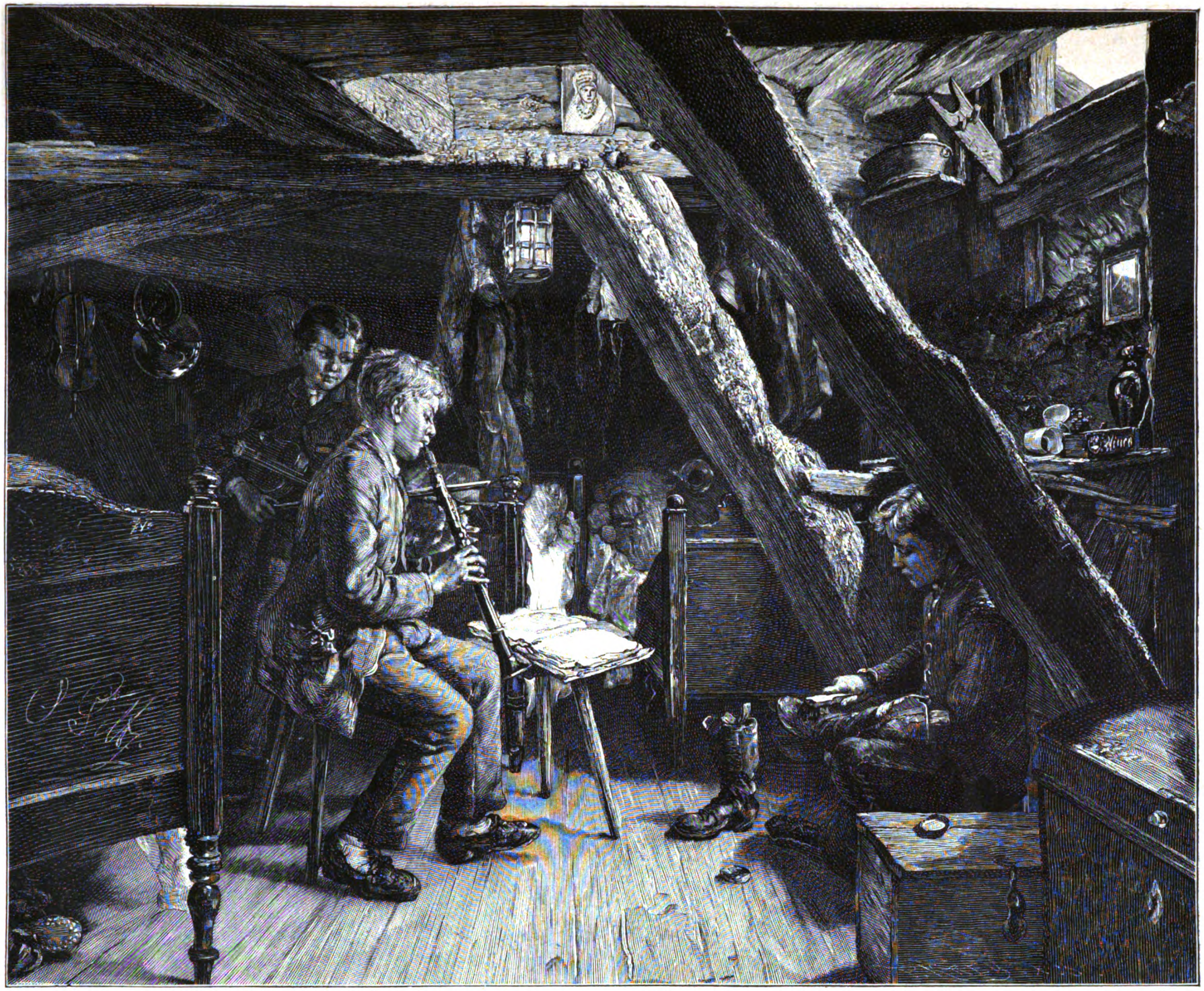
„Mache deinen Knix, Agnes, für das zweifelhafte Kompliment!" ſpöttelte Adelheid, aber der junge Mann lachte übermütig fröhlich. „Fräulein Agnes wird mir doch keine verſteckten Bosheiten zutrauen. Im übrigen weiß ich nicht, ob es mir gelungen iſt, mich angenehm zu machen. Mich beſchäftigt, offen geſtanden, wo ich geh' und ſtehe, ein intereſſanter Prozeß, in dem ich unlängſt Gelegenheit hatte, als ſchneidiger Juriſt zu glänzen."

Man wollte wiſſen, um was es ſich gehandelt hätte.

„Es muß 'was Ungewöhnliches ſein," ſagte Herr von Büchnow ſcherzend zu Hilde. „Sehen Sie nur — er ſetzt ſeine Amtsmiene auf."

„Spare deine Randbemerkungen, teurer Jesko!" zwinkerte Heinz herüber. „Sie wirken ſtörend auf die Aufmerkſamkeit des Publikums. Darf ich die gnädige Frau bitten, Platz zu nehmen? Nicht wegen der Länge des Vortrags, ſondern wegen des packenden Konfliktes meiner kleinen Geſchichte, den ich dramatiſch verwerten würde, wenn Shakeſpeare ſeine nachtwandelnde Lady Macbeth nicht ſchon geſchrieben hätte."

Über die Züge der Freifrau breitete ſich eine eigentümliche Spannung. Hilde ſchaute in tiefem Erſchrecken auf ſie. Sie erinnerte ſich des Abends, als ſie die unglückliche Frau von dem Steg gezogen hatte, und wollte vorbeugen: „Sie wollen uns doch wohl nicht etwas aus der ‚Mappe eines Kriminalbeamten' zum beſten geben, Vetter? Ich würde Sie in dieſem Falle bitten —"



Die Muſiklehrlinge. Nach dem Gemälde von O. Piltz.

Da drehte Adelheid ſich kurz um: „Laſſen Sie doch!“ Der helle Zorn zuckte in ihren Blicken, und ihr Ton war, als ob ſie geſagt hätte: „Halten Sie den Mund!“

Sämtliche Anweſende mußten es auch ſo verſtanden haben. Der Freiherr und der Paſtor ſahen ſich betroffen an. Herr von Büchnow wechſelte die Farbe, als ob ihm eine perſönliche Beleidigung widerfahren ſei, und Agnes zitterte — aber Hilde in ihrer edlen Seelenruhe lächelte unbefangen zu Heinz hinüber, deſſen Augen blitzten wie geſchliffener Stahl, als er keck den Hieb für ſie parierte: „Die anweſenden geehrten Nerven bedanken ſich für Ihren wohlgemeinten Eifer, ſie zu ſchonen, liebe Hilde! Beſagte Nerven bedürfen deſſen aber nicht: erſtens, weil ſie zur Unabhängigkeit erzogen wurden, und zweitens, weil die Nervoſität zum guten Ton gehört und die intereſſanteſte Rolle in der modernen Geſellſchaft ſpielt.“

Herr von Lochnitz lachte, froh, auf dieſe Weiſe über den unangenehmen Eindruck von vorhin fortzukommen. Herr von Büchnow ſuchte Hildes Augen mit einem ſo warmen, ſprechenden Blick, daß ſie ſtutzte und in einer Anwandlung von Befangenheit die Mappe ſchloß.

„Erzählen Sie!“ drängte die Freifrau.

„Mir wurde die intereſſante Aufgabe zu Teil, für eine Frau zu plaidieren, welche angeklagt war, einen Mordverſuch auf ihren Gatten gemacht zu haben.“

„Ah!“ rief Frau Adelheid, „das kann intereſſant ſein.“

„Was mich für den Fall erwärmte, das waren die ihn begleitenden Nebenumſtände,“ fuhr der Rechtsanwalt fort. „Meine Klientin iſt eine Dame der beſten Berliner Geſellſchaft, durchaus unbeſcholten und in ihren Kreiſen viel bewundert.“

„Intereſſant — in der That!“ murmelte die Freifrau.

„Es kommt noch beſſer!“ fuhr Heinz lächelnd fort. „Der Mordverſuch wurde des Nachts ausgeführt — mit einer Schere —“

Aller Blicke richteten ſich geſpannt auf den Erzähler, nur die Hausfrau ſtarrte ins Leere, ein ödes Lächeln auf den Lippen.

„Lebte ſie in unglücklicher Ehe?“ fragte Herr von Büchnow.

„Nicht unglücklicher, als manche andere Durchſchnittsehen ſind. An Mißſtimmungen ſoll es nicht gefehlt haben. Sie war fünfzehn Jahre jünger, als ihr Gemahl, und von einer außerordentlichen Leidenſchaftlichkeit der Empfindungen. Seit längerer Zeit ſoll ſie an nervöſen Zuſtänden gelitten und mit krankhaftem Eifer Zerſtreuungen geſucht haben. Bemerkenswert iſt endlich, daß ſie — intelligent und verſtändig, wie ſie im allgemeinen erſchien — gewiſſe Schrullen hatte, die nach und nach zu fixen Ideen wurden. Zum Beiſpiel flößte die Dunkelheit ihr ein unüberwindliches Grauen ein, und in ihrem Schlafzimmer brannte die ganze Nacht Licht. Sie ſchlief nie vor Sonnenaufgang ein und machte jedesmal — ob ſie den Abend aus geweſen war oder zu Hauſe — einen Gang durch ſämtliche Zimmer, um alle Scheren im Hauſe unter Schloß und Riegel zu bringen, weil ſie von der grauenhaften Ahnung verfolgt wurde, daß ſie einſt ihren Gemahl mittelſt einer Schere umbringen müßte —“

„Erlauben Sie!“ rief der Freiherr lebhaft, „die Unglückliche gehörte ins Irrenhaus, nicht vor das Tribunal.“

„Meinſt du?“ ſagte ſeine Frau langſam. „Sie war — vielleicht nur hochgradig — nervös —“

„Oh,“ fiel der Paſtor erregt ein, „das ſtreift ſchon mehr an Wahnſinn.“

„Nein, meine Herrſchaften,“ ſagte der Rechtsanwalt gelaſſen, „die Frau litt an einem ſchweren Modeübel — der Morphiomanie!“

Die Freifrau atmete ſo laut und ſchwer, wie jemand, dem die Kehle zugeſchnürt wird, doch ihr Blick ruhte immerfort ſtarr und tot in dem des jungen Mannes.

„Wird — ſie — verurteilt werden?“

„Bewahre!“ rief dieſer plötzlich ganz munter, daß den Anweſenden zu Mute wurde, als ob ein Alp wiche. „Man hat ſie zunächſt in eine Kaltwaſſerheilanſtalt gebracht.“ Er wandte ſich um, wo Agnes ſaß, ſtill und bleich, die Hände in ihrem Schoß verſchlungen — den Blick in eine Erinnerung vertieft: ſie ſah ein zwölfjähriges Kind in ſeinem Bette Schmerzen leiden und eine Frau mit unſtätem Blick, die ihm den Arm ritzte mit einem kleinen Inſtrument. Ah! — Sie begriff. Es war auf keine Vergiftung abgeſehen geweſen, aber Gift war es doch, das man ihr unter die Haut geſpritzt hatte.

„Pardon, mein gnädiges Fräulein!“ ſagte Heinz. „Meine Geſchichte iſt Ihnen nahe gegangen. Hilde hatte recht, um Berückſichtigung der Nerven einzukommen. Ich packe meine ‚Mappe‘ reumütig zuſammen und bitte die anweſenden Damen um Verzeihung!“

„Im Gegenteil!“ rief die Freifrau. „Sie haben uns recht angenehm unterhalten. Ihre kleine Geſchichte war äußerſt ſpannend.“

Ob ſie dachte, was ſie ſagte? Jedenfalls ſchien ſie angeregt worden zu ſein — etwa wie durch eine Taſſe ſtarken Kaffee. Während des Abendeſſens brach eine Art von ausgelaſſener Heiterkeit bei ihr durch. Sie ſprach unausgeſetzt, ſich ſelbſt zum Mittelpunkt der Unterhaltung machend, trank viel Wein und ſchlug vor, daß man nachher muſiziere. Herr von Büchnow hätte ehemals einen hübſchen Bariton geſungen, den ſie gern wieder einmal hören würde.

Es wurde ungemütlich ſchnell gegeſſen, denn man merkte, daß die Hausfrau die Tafel je eher deſto lieber aufzuheben wünſchte.

Eine entſetzliche Unruhe kam über ſie — ein Gefühl, daß ſie toll würde, wenn ſie noch fünf Minuten ſitzen bliebe. Endlich kam der Augenblick ihrer Befreiung. Sie rannte wie gejagt die Treppe hinauf und warf ſich in ihrem Zimmer lang auf den Teppich. Sie hätte etwas beißen — zermalmen mögen! Ihre Pulſe pochten zum Berſten, es ſauſte ihr vor den Ohren, jeder Nerv war in Aufruhr. Plötzlich ſprang ſie empor und riß ein kleines Schubfach in ihrem Toilettentiſchchen auf — —

Eine Viertelſtunde ſpäter befand ſie ſich wieder unter ihren Gäſten, heiter, friſch belebt, ein jugendliches Rot auf den Wangen.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Kirchenbauten in Berlin.

Von Hans Schliepmann.

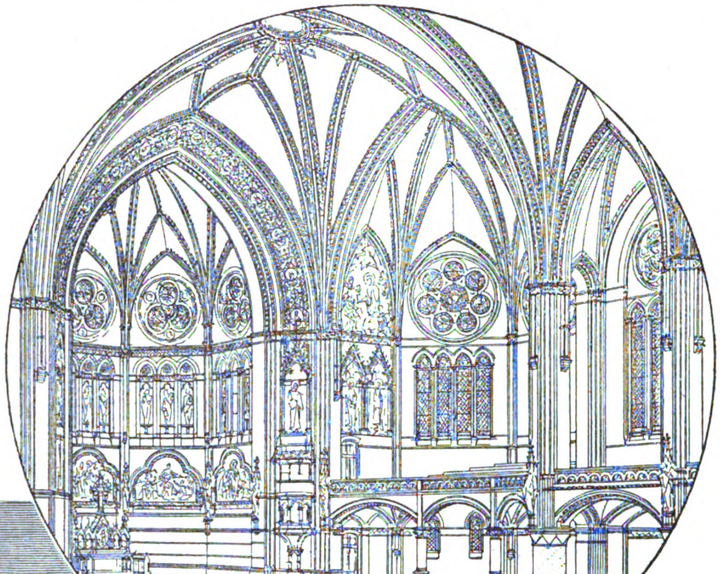
II.

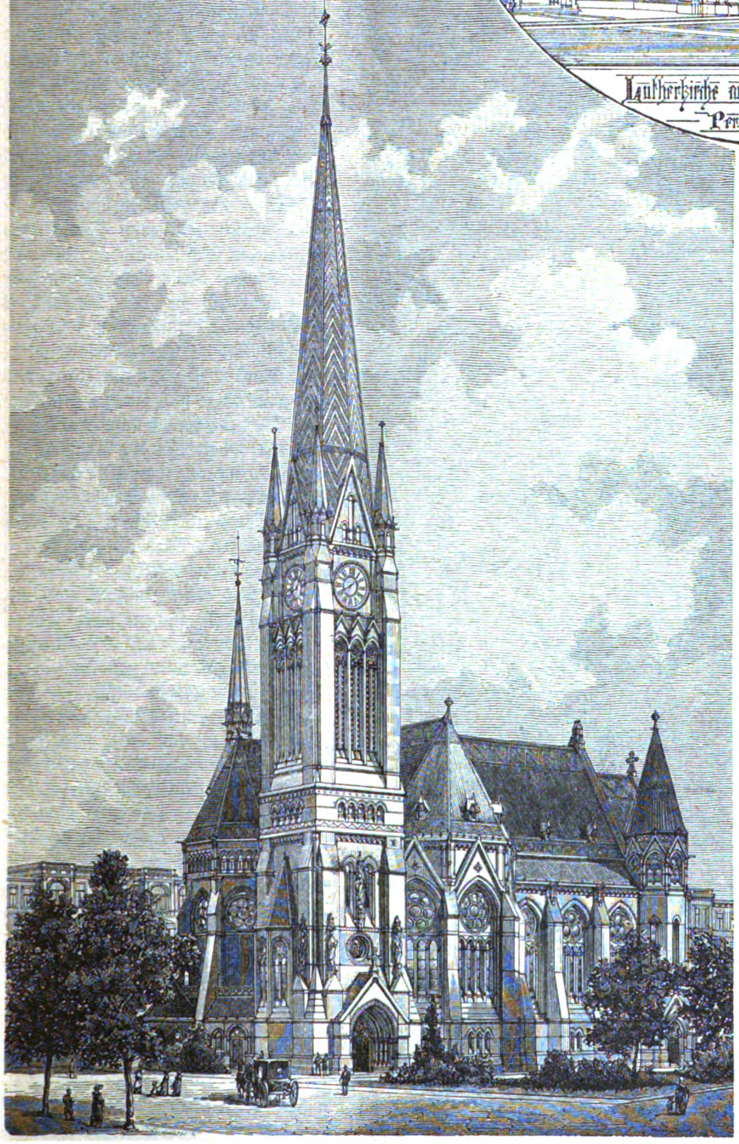
In weſentlich eigenartigerem Gewande, als die in unſerem erſten Artikel erwähnten Gotteshäuſer, zeigt ſich die Lutherkirche auf dem Dennewitzplatze von Johannes Otzen. Otzen hat vielleicht die meiſten Kirchen von allen Baumeiſtern Deutſchlands gebaut, — werden doch jetzt gleichzeitig zehn neue Entwürfe, darunter der für den Neubau der Berliner Georgenkirche mit einem auffallend hohen Turm, in ſeinem Atelier bearbeitet! Allen hat er ein ganz perſönliches Gepräge gegeben, ſo daß des Meiſters Hand auch von Bauten der Schule, aus der er hervorgegangen (der hannoverſchen Backſteingotik) bei jedem ſeiner Werke klar unterſchieden wird. Dadurch haben dieſe alle etwas ungemein Friſches, in ſich Fertiges. An künſtleriſcher Kraft, Formenreichtum und Originalität des Aufbaues iſt Otzen Orth entſchieden weit überlegen, wenn er ihm auch an grübleriſchem Sinne vielleicht nachſteht. Aber auch Otzens Grundriſſe offenbaren ſtets das zielbewußte Vorgehen, den ſpezifiſchen Bedürfniſſen des evangeliſchen Gottesdienſtes zu genügen und zugleich den gegebenen Bauplatz in zweckmäßigſter Weiſe auszunutzen. Es mag hier auf die künſtleriſch meiſterhafte Löſung verwieſen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſein, die er für die Stellung von Orgel, Kanzel und Altar der Reformationskirche in Wiesbaden gefunden hat. Alle drei Teile ſind hier zu einem außerordentlich reichen und wirkungsvollen Aufbau im Chore vereinigt, was zwar nicht der Tradition, hinſichtlich der Orgelſtellung aber ſicher einem ſehr richtigen Gefühl entſprechen dürfte.

Mit demſelben ſicheren Gefühl hat Otzen auch für unſere Lutherkirche dem Turme die ungewöhnliche Stellung zwiſchen Chor und Querſchiff angewieſen, um dem Kirchenraume das beſte Licht zu geben und gleichzeitig den Turm für die Hauptſtraßenrichtung und von der ſchönen Potsdamerſtraße aus ſichtbar zu machen. Im übrigen iſt der Grundriß als dreijochiges Langhaus mit breitem Mittelſchiff und gangartigen Seitenſchiffen, kurzem, nach dem halben Achteck geſchloſſenem Querſchiff und einfacher achteckiger Choranlage geſtaltet. Nach der Haupteingangsſeite iſt eine, von kleinen runden Treppentürmen flankierte Vorhalle, über der ſich die Orgelempore befindet und in welcher Statuen und Gemälde das Andenken an Luther und die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg wachrufen ſollen, angelegt.


Lutherkirche auf dem Dennewitzplatze Berlin.
Perspective nach dem Chor.
Skizze.


Die Lutherkirche zu Berlin.

Was den Otzenſchen Kirchen ihren beſonderen Reiz verleiht, iſt ſtets ihre eigenartige Farbenſtimmung. Deshalb gibt unſere Abbildung auch nur unvollkommen den Eindruck des Äußeren wieder, das erſt durch den warmen roten Ton der Ziegel, die farbigen Schichten, die Muſterungen der Fenſter mit ihrem einfachen, doch ganz vorzüglich geſtalteten Maßwerk, die farbig gemuſterten Dächer voll zur Wirkung kommt, — zu einer Wirkung, die faſt vergeſſen läßt, daß auch hier zuweilen allzu kleinliche Detailformen den Charakter einzelner Teile ins Unruhige oder Spielende ziehen. Rückhaltlos aber wird man die Harmonie des Innenraumes mit ſeinen reichen Sterngewölben bewundern können; namentlich wird der Chor, der ſein Licht faſt nur von vorn empfangen ſoll, aus dem daher die reiche Bemalung faſt myſtiſch hervorleuchten wird, und in dem ein von unſerem Kaiſer geſtifteter Altar von beſonderer Größe und Schönheit zur Aufſtellung kommt, von bezaubernder Wirkung ſein. Die Kanzel hat ihren Platz an der abgeſchrägten Ecke des großen Vierungspfeilers, links vom Altar, erhalten und iſt mit jenem in vortreffliche architektoniſche Verbindung geſetzt.

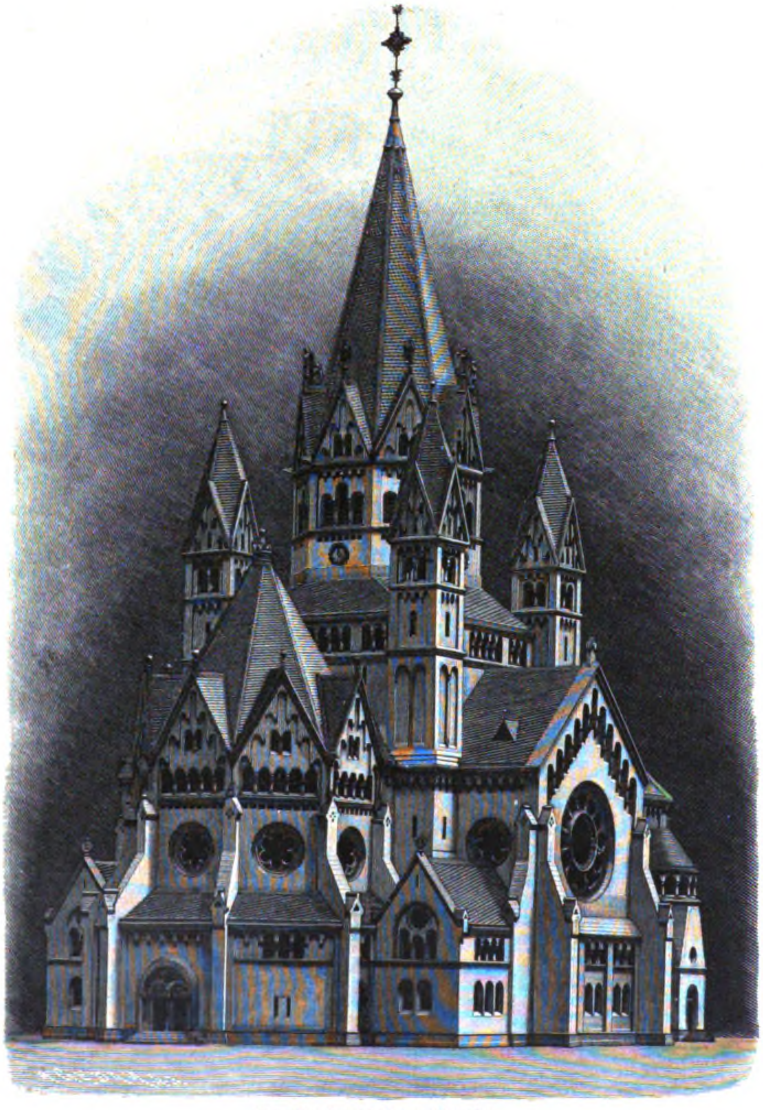
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Während die bisher betrachteten Kirchen das für Norddeutſchland bezeichnende Ziegelmaterial verwendet zeigen, ſind die beiden Monumentalwerke, welchen ich mich jetzt noch zuwenden möchte, aus Sandſtein erbaut. Aber nicht im Material allein liegt ihre Beſonderheit. Auch die neue katholiſche Sebaſtiankirche auf dem Gartenplatze, in nicht überall glücklich verwendeten frühgotiſchen Formen erbaut, doch von vortrefflicher großräumiger Innenwirkung und durch den Steinhelm des ſchlanken Turmes bemerkenswert, zeigt das helle Sandſteinmaterial. Bei der Gnaden- oder Kaiſerin Auguſta-Kirche im Invalidenpark und bei der Kaiſer Wilhelm-Gedächtniskirche auf dem Auguſte-Viktoriaplatz aber iſt das Material zum guten Teile deshalb gewählt, weil nur in Sandſtein die Formen des rheiniſchen hochromaniſchen Stils voll zur Geltung kommen können. Es iſt mehr als bloße Mode, daß man zu dieſer Formenwelt zurückgriff, möchte ich behaupten. Beide Kirchen ſind mit den teuren Namen verknüpft, die in alle Zukunft bei Erwähnung von Deutſchlands neuer Größe begeiſtert werden genannt werden: mit denen des erſten Kaiſerpaares des neuen Reiches. Es iſt daher ein trefflicher Gedanke, durch die Bauart gleichzeitig an die Größe des alten Reiches unter den Hohenſtaufen anzuklingen. Dieſer Gedanke mag es denn auch zum guten Teile geweſen ſein, der den beiden Entwürfen zu durchſchlagendem Erfolge verholfen hat. Für dieſe Kirchen nämlich, deren Bedeutung über die gewöhnlicher Predigthäuſer hinausgehen ſollte, hatte der evangeliſche Kirchenbau-Verein nicht einen beſtimmten Meiſter herangezogen, ſondern, der Größe der Aufgabe entſprechend, beſchränkte Wettbewerbe unter einigen der bekannteren Architekten ausgeſchrieben. Trotzdem als einziger Lohn dem Sieger nur die Ausführung winkte, wurden ganz vorzügliche Entwürfe zur Verfügung geſtellt. Bei der Entſcheidung hat das Urteil der Majeſtäten den Ausſchlag gegeben und beide Male Entwürfe romaniſcher Stilfaſſung ausgezeichnet.

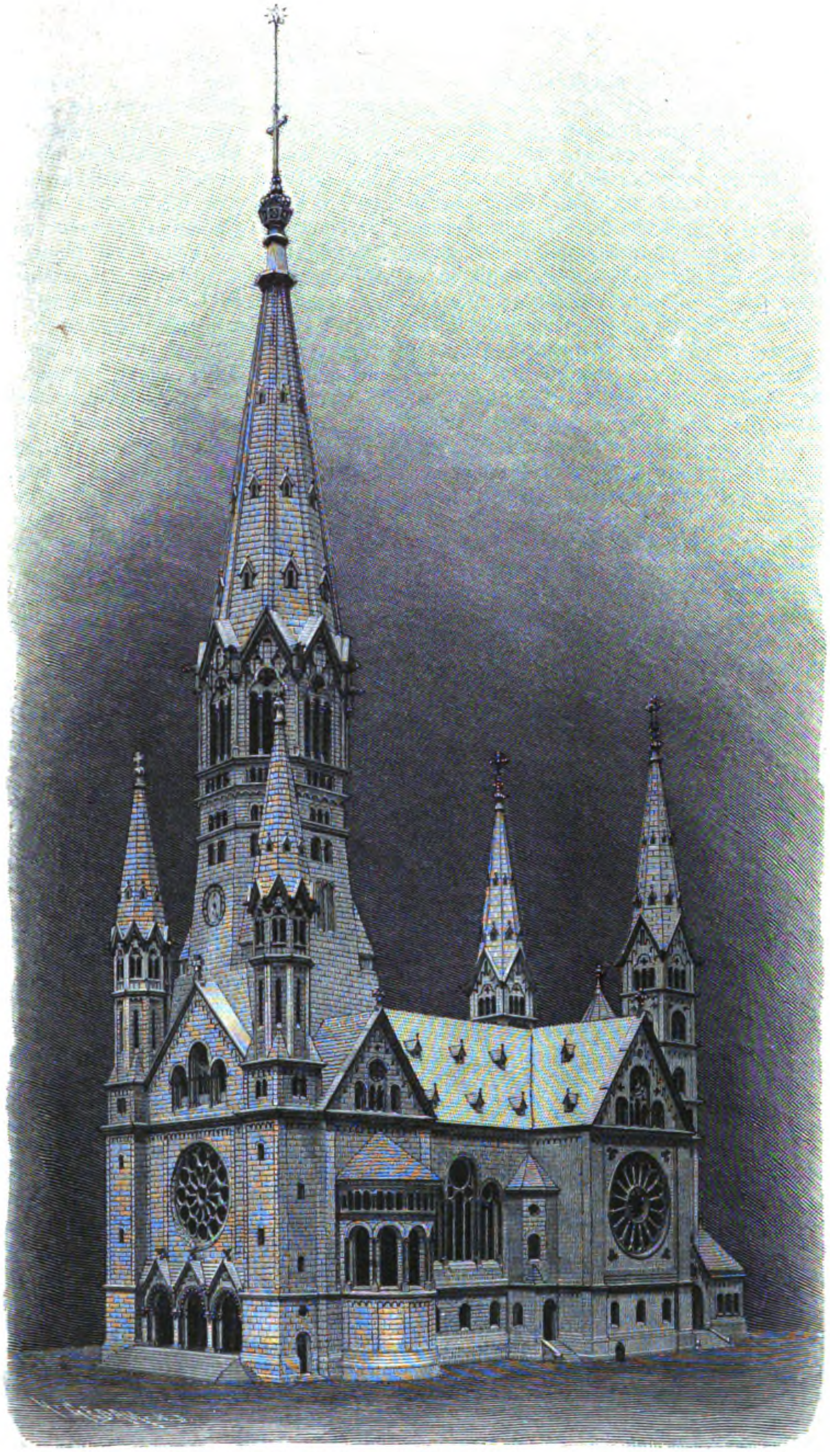
Und in der That, ſo ſehr man ſich gewöhnt hat, die Gotik als den gegebenen Stil für deutſche Gotteshäuſer anzuſehen: urdeutſcher iſt noch der romaniſche Stil, weil hier in Deutſchland, in den unſchätzbaren Kleinoden der Dome von Mainz, Worms, Speier, der Kirchen zu Laach, Heiſterbach, Offenburg, Gelnhauſen u. a., die glänzendſte Entfaltung dieſer kraftvollen, ausdrucksfähigen, maleriſchen, man möchte geradezu ſagen gemütstiefen und noch immer nicht erſchöpften Stilrichtung liegt.

Das kleinere der beiden Bauwerke, die von Baurat Spitta entworfene Gnadenkirche, iſt, wie unſere Abbildung zeigt, verhältnismäßig die reicher gegliederte. Über einem einfachen klaren Grundriß, im weſentlichen von der Form eines lateiniſchen Kreuzes, bauen ſich die einzelnen Bauteile klar voneinander geſondert auf und geben trotz der abſichtlichen Anlehnung an geſchichtliche Vorbilder doch ein ebenſo harmoniſch geſtimmtes, wie eigenartiges und reiches Geſamtbild, an dem nur zu bedauern bleibt, daß auch hier der Eindruck in der Wirklichkeit unter dem verhältnismäßig ſehr kleinen Maßſtab des Ganzen leiden wird.

Nach dieſer Richtung wird das liebenswürdige und gleich einem Juwel bis ins einzelne durchgearbeitete Kunſtwerk von der Kaiſer Wilhelms-Gedächtniskirche, entworfen von Franz Schwechten, übertroffen werden, die ja überhaupt unter den Berliner Gotteshäuſern eine eigenartige Stellung einnimmt. Iſt ſie doch als ein eigentliches Nationaldenkmal für unſeren erſten Kaiſer erdacht, zu deſſen prächtiger Ausgeſtaltung von nah und fern Gaben eingegangen ſind — und noch ferner erhofft werden, denn nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Millionen wird die urſprünglich auf 650 000 Mark veranſchlagte Herſtellung erfordern — freilich immer noch eine geringe Summe gegen die Koſten etwa der Sühnekirche in Wien oder gar der sacré-cœur-Kirche in Paris. Der während der Ausführung mehrfach veränderte Grundriß, bei dem namentlich auf große Emporen für Kirchenmuſik-Aufführungen Rückſicht genommen wurde, nähert ſich in ſeiner Hauptform mehr als alle bisher beſprochenen Kirchen einer Langhausanlage von großen Abmeſſungen, ſo daß die Benutzung zur Predigtkirche deutlich als minder wichtig ausgeſprochen er-



Die Gnadenkirche zu Berlin.



Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin.

ſcheint. Der Raumeindruck verſpricht indes ein ſehr einheitlicher zu werden. Er gipfelt in einem, von kuppelartigem Sterngewölbe überdeckten Vierungsraum von quadratiſcher, an den Ecken abgeſtumpfter Grundform. Nach vorn legt ſich ein vierjochiges Hauptſchiff mit gangartigen Seitenſchiffen vor, nach beiden Seiten gliedern ſich ganz kurze Kreuzarme an; der große polygonale Chor iſt als Taufkapelle hinter dem Hauptaltare gedacht. Den Chor umgeben zunächſt zwei Treppentürme und weiter, als breiter, niedriger Umgang mit zwei halbkreisförmig herausgebauten Apſiden geſtaltet, die Sakriſteien, der Konfirmandenſaal und ein Gemeinderats-Sitzungsſaal, alle durch einen Eingang in der Mitte des Umganges gleich dem Chore von außen zugänglich gemacht. Die Kanzel befindet ſich rechts vom Altare an dem Pfeiler zwiſchen Vierung und Chor. Links vom Altare iſt in die kurze Achteckſeite der Vierung eine Loge für den Hof eingefügt. Zwiſchen die Vorhalle mit ihren drei Eingängen und das Hauptſchiff iſt als bezeichnendſter Teil der ganzen Anlage eine beſondere Gedenkhalle eingefügt, die an beiden Seiten durch die ſehr monumental geſtalteten, halbkreisförmigen Treppenanlagen zu der großen Orgelempore abgeſchloſſen wird. Wenn auch durch dieſe Empore über der Gedenkhalle die Höhenentwickelung der letzteren etwas beeinträchtigt erſcheint, ſo iſt doch zu erwarten, daß durch Moſaiken, Statuen und farbiges Licht durch die bemalten Fenſter der apſidenartigen Treppenanbauten ein höchſt eigenartiger und feierlicher Eindruck erzielt werden wird, der das Andenken an den großen Kaiſer in würdigſter Weiſe wachruft.

Die ganze Anlage ſpricht ſich nach ihrer inneren Gliederung klar im Äußeren aus; zu vermiſſen bleibt höchſtens, daß der über der vorderen Vor- und Gedächtnishalle errichtete Turm nicht von unten herauf klar entwickelt iſt. (Vgl. die Abbildung.) Dafür aber iſt die Chorpartie von ganz beſonderer Schönheit, wie denn auch der Turm an ſich, deſſen Höhe auf ausdrücklichen Wunſch unſres Kaiſers noch geſteigert werden ſoll, als ein prächtiges Wahrzeichen weithin ſichtbar über das Häuſermeer emporragen wird.

Möge es dieſem mit Recht zum Lieblingskinde des Evangeliſchen Kirchenbauvereins gewordenen Bau nicht an gebefrohen Förderern fehlen, damit das echt monumentale Bauwerk auch bis ins Kleinſte nach dem Sinne ſeines trefflichen Meiſters geſtaltet werden kann.

Möge aber das Große, was durch einmütiges Zuſammenwirken überzeugungstreuer und thatkräftiger Männer in ſo kurzer Zeit entſtanden iſt, immer weiter wirken, nicht nur künſtleriſch erfreulich, ſondern auch ſeeliſch erhebend!

Die alte Gouvernante.

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Ich kenne eine alte Dame, die mir manchmal kleine hübſche Geſchichten erzählt. Sie hat nicht viel Sonnenſchein genoſſen, ihr Leben iſt aufgegangen in ſteter Sorge und Angſt um andere, die ihr niemals Zeit ließen, an ſich ſelbſt und den eigenen kränklichen Körper zu denken, und doch hat ſie niemals den Humor verloren. Sie gehört eben zu den unverwüſtlichen Naturen, die ſich vom Schickſal nicht unterkriegen laſſen, und beſitzt in hohem Maße jene wunderbare Zähigkeit des Weibes, die es in den Stand ſetzt, bei gebrechlichem Körper und zarter Geſundheit Leiden zu ertragen, die drei ſtarke Männer zu Boden werfen würden.

Die alte Dame, die ſchon ſeit Jahren Großmutter iſt, hat eine noch ältere Freundin, die ſie ſtets nur „meine alte Gouvernante“ nennt, denn vor langer Zeit iſt dieſe einmal ihre Erzieherin geweſen und ſeitdem ſind ſie durch ein Band gegenſeitiger Anhänglichkeit miteinander verknüpft. Ich glaube, die alte Gouvernante ſteht mit ihrem einſtmaligen Zögling noch immer in demſelben Verhältnis wie damals vor langen Jahren, läßt ihm noch immer Belehrung zu teil werden und verweiſt ihm noch heute in liebevoller Weiſe allerlei jugendliche Thorheit. Von dieſer alten Gouvernante nun erzählte meine bejahrte Freundin mir kürzlich eine kleine Geſchichte, die mir ſo ſeltſam rührend erſchien, daß ich ſie hier wiedergeben möchte und zwar ungefähr mit den Worten, wie ich ſie gehört habe.

* * *

Ich beſuchte vor einiger Zeit, ſo erzählte ſie, meine alte Gouvernante, denn ich wollte ſie noch einmal ſehen, bevor ſie ſich in das Krankenhaus Bethanien begab, wo ihr eine ſehr ſchwere chirurgiſche Operation auf Tod und Leben bevorſtand. Ich traf ſie ganz gefaßt und heiter wie immer. Ich glaube, wenn mich in meinem Leben auch in ſchweren Zeiten die gute Laune nie ganz verlaſſen hat, ſo iſt das etwas, das ich von meiner guten alten Erzieherin gelernt habe. Sie deckte, gleich als ich kam, zierlich den Tiſch, ſetzte das ſchöngeblümte feine Meißner Porzellan auf, das ſie nur an hohen Feſttagen oder bei beſonders feierlichen Gelegenheiten in Gebrauch nimmt, und kochte einen guten Kaffee. Dazu holte ſie einen Teller herbei mit einer angenehmen Sorte von Dauerkuchen, die ſie eigenhändig nach einem alten geheimnisvollen Rezept in ihrem Ofen zu backen pflegt. Sie wußte, daß ich dafür eine Schwärmerei hatte von meiner Kindheit an. „So, Annchen,“ ſagte ſie, „nun wollen wir noch einmal recht vergnügt ſein.“

Ich muß dazu wohl ein wenig geſeufzt haben, denn ſie ſah mich mit den guten freundlichen Augen eine Weile an und ſagte: „Ich bin ganz ruhig und heiter, Kindchen, denn alles iſt fertig, und das übrige ſteht in Gottes Hand. Sollte es, wie mir meine Ahnung ſagt, nicht glücklich ablaufen, ſo habe ich in den letzten acht Tagen ſo nach und nach, denn viel kann ich ja nicht leiſten, wie du weißt, alles vorbereitet, daß niemand eine Laſt daran hat, und alles wie am Schnürchen gehen wird. Und als ich geſtern damit fertig war, bin ich hinausgefahren zum Mathäikirchhof und habe mir das hübſche Plätzchen angeſehen, das ich mir ſchon vor Jahren gekauft habe. Es war ein herrlicher Tag, die Sonne ſchien, die Vögel ſangen, und rings auf dem Kirchhofe blühten die Roſen. Es war ſtill und friedlich dort, und das Stadtgeräuſch tönte nur ganz von ferne herüber. Zu beiden Seiten an meinem Plätzchen haben ſie in den letzten Jahren ſchon welche begraben, es wartet recht auf mich. Rechts von mir liegt ein Profeſſor, links eine Geheimrätin, da werde ich in der beſten Geſellſchaft ſein, viel zu vornehm für mich, wie ich meine. Und, denke dir nur, auf dem einzigen Fleck Erde, der mir gehört, ſtanden die herrlichſten Blumen und reizendes Zittergras. Da habe ich mir denn, obwohl mir das Bücken recht ſchwer fällt, ein Sträußchen gebunden — ſiehſt du, dort in der Vaſe ſteht es — das nehme ich mit nach Bethanien; es ſoll neben meinem Bette ſtehen. Als ich dies Sträußchen pflückte, da ſang in der Nähe in einem wilden Roſenbuſch ein kleiner Vogel ſo ſchön, als wollte er immer ſagen: ‚Wie ſchön iſt doch die Welt, wie herrlich iſt das Leben!‘ Und mitten in ſeinem Liede flog er ſingend in die Luft, als könne er anders ſeine Freude nicht bändigen. Wie ſchade, daß ich davon nichts verſtehe, ich hätte gern gewußt, wie dieſer kleine Vogel genannt wird, der zwiſchen Gräbern, Cypreſſen und Totenkreuzen ſo vergnügt iſt. Wenn er nächſtens dort wieder ſingt, werde ich es wohl nicht hören, obwohl ich zugegen bin.“

Ich griff nach ihrer Hand und ſtreichelte ſanft die zarten welken Finger. Sprechen konnte ich nicht.

Sie aber ſtand auf, ging geſchäftig an ihre alte gebauchte Erbkommode mit den blitzenden Meſſingbeſchlägen und zog mühſam die oberſte Schublade auf. Dort lag ein ganzer Anzug, alles ſauber und glatt bei einander. Sie hob die Teile einzeln auf, zeigte ſie mir, ſtrich ſie mit zarter Hand wieder glatt und bettete ſie liebevoll wieder an ihren Ort. Alle dieſe Kleidungsſtücke waren weiß und zierlich geſtickt, die Wäſche jedoch ohne Namenszeichen, wie das ein alter Gebrauch iſt. Gedanken, die man gar nicht haben möchte, tauchen oft ſo ſchnell auf, daß man nicht Zeit hat, ſie zu unterdrücken, und ſo ſchoß es auch mir durch den Sinn: darin muß ſie reizend ausſehen mit dem alten feinen Geſicht.

„Vorgeſtern,“ ſagte ſie dann, „habe ich mir meinen Sarg ausgeſucht; ein ſehr freundlicher Herr mit ſympathiſchem Geſicht führte mich in dem Magazin herum und zeigte mir alles. O da gibt es Auswahl, daß es ſchwer wird, ſich zu entſcheiden. Da waren ganz prachtvolle Särge von Metall, die glänzten von Gold und Silber, ſo für Grafen und Kommerzienräte. Die reizten mich aber nicht, denn ich dachte, darin würde ich mich gar nicht wohl fühlen. Der freundliche Herr aber ſagte: ‚O gnädige Frau‘ — denn ſo nannte er mich — ‚wir werden ſchon etwas finden, wir ſind auf jeden Geſchmack eingerichtet.‘ Und dann zeigte er mir einen ſehr ſchönen ſchwarzen, der glänzte fein und vornehm, als ob er von Ebenholz wäre. ‚Sehr hübſch,‘ ſagte ich, ‚wenn er nur nicht ſchwarz wäre, das ſieht ſo traurig aus.‘

‚So würde ich zu hellgelb raten,‘ antwortete er, ‚wir haben dieſelbe Qualität auch in hellgelb. Sehen Sie hier!‘

‚Der gefällt mir,‘ ſagte ich, ‚nur daß er mit ſchwarzem Krepp garniert iſt, das ſieht wieder ſo traurig aus.‘

‚Dieſe Garnitur iſt ſonſt ſehr beliebt, gnädige Frau,‘ meinte er nun wieder, ‚aber ganz wie Sie befehlen. Dürfte ich mir einen Vorſchlag erlauben, ſo möchte ich Ihnen etwas raten, was wir ſchon öfter gemacht haben. Denken Sie ſich hier, und hier, und hier, und ſo weiter — Sträußchen von zwei oder drei ſchönen Roſen und dazwiſchen immer eine hängende Guirlande von kleinen ſchottiſchen Röschen — das macht ſich entzückend und ſieht ſehr freundlich aus.‘

Mir gefiel das auch ſehr, wir machten es ſo ab und beredeten den Preis. Dabei ſagte er: ‚Haben gnädige Frau vielleicht das Maß ſchon genommen, oder darf ich jemanden hinſchicken, daß er es thut?‘

Ich antwortete: ‚Das können Sie gleich hier nehmen, der Sarg iſt für mich.‘

Nun ſah er aber etwas verblüfft aus und ſchnappte ein paarmal nach Luft, bis ich ihn aufklärte und ihm ſagte, wenn das Geſchäft auch nicht ganz ſicher wäre, ſo ſolle ihm der Auftrag doch nicht entgehen, dafür würde ich ſchon ſorgen.

Er fand denn auch bald ſeine alte liebenswürdige Freundlichkeit wieder, ſchrieb ſich alles auf, und als wir uns trennten, äußerte er unter vielen Dienern die herzlichſten Wünſche für mein Wohlergehen und wünſchte mir viel Glück. Kein Diplomat hätte ſich feiner benehmen können.

Dann ging ich zu Schleicher, um mir einen Grabſtein auszuſuchen. Dort war ich noch nie und war ganz erſtaunt, was man dort alles vorrätig findet: marmorne Engel mit Flügeln und Palmzweigen, reizende kleine Geniuſſe mit umgekehrten Fackeln, abgebrochene Säulen, ſchwere Granitmonumente und Kreuze und Denkſteine natürlich von allen Arten. Einen ganzen großen Kirchhof könnte man damit ausſtatten. Die beſcheidene Steinplatte, die für mich paſſend war, fand ich bald, denn ich hatte mich ſchon vorher entſchieden, und da dies das letzte war, was ich zu beſorgen hatte, ſo ging ich ſtillvergnügt nach Hauſe. Ich habe dann alles aufgeſchrieben und dies mit dem nötigen Gelde in einen verſiegelten Umſchlag gethan, ſo daß alles bereit liegt.

Ich könnte ja nun, liebes Annchen, beruhigt in die Zukunft ſehen, wenn ich nicht eine Furcht hätte, die mich ſehr peinigt. Nicht vor der Operation, denn die wird ein Meiſter ausführen; was menſchliche Kunſt vermag, das wird geſchehen, und für das übrige laſſe ich den lieben Gott ſorgen. Nein, ich ängſtige mich vor etwas ganz Abſcheulichem, das zu verhindern nicht in meiner Macht ſteht. Du weißt doch, man wird dabei betäubt und in der Narkoſe, wo man ſeiner Sinne nicht mächtig iſt, da ſagt man oft ganz häßliche Dinge. Denke nur, Annchen, ich habe es erlebt an einer Freundin, die eine ſo ſanfte gute Seele war, von der ich ſonſt nie ein böſes oder unſchönes Wort gehört habe. Ich war auf ihren Wunſch während der Operation im Nebenzimmer, und da zufällig die Thür aufgeſprungen war, hörte ich, was ſie redete, als ſie in der Betäubung lag. Schrecklich hat ſie geſcholten und ganz abſcheuliche Wörter gebraucht; ich hätte gar nicht geglaubt, daß ſie ſolche Wörter überhaupt kennte. Siehſt du, das iſt es, wovor ich mich ängſtige. Ich würde mich tot ſchämen, wenn ich nachher erführe, daß ich auch ſo etwas Häßliches geſagt hätte.“

Ich verſuchte natürlich, ihr das auszureden, es gelang mir aber nicht, und mit dieſer ſonderbaren Furcht iſt ſie denn nach Bethanien gegangen. Am Tage nach der Operation fuhr ich dorthin und hörte, daß alles gut gegangen, und die beſte Hoffnung auf Geneſung vorhanden ſei, durfte ſie aber nicht ſehen, da ſie ſehr ſchwach und angegriffen war. Ich ſprach die Schweſter, die ihre Pflege übernommen hatte, und dieſe erzählte mir Folgendes: „Das erſte, das Ihre Freundin that, als ſie aus der Narkoſe erwachte, war, daß ſie meine Hand ergriff, mir flehend in die Augen ſah und mich fragte: ‚Was habe ich geſagt? Sagen Sie mir ganz ehrlich, liebe Schweſter, was habe ich geſagt?‘

Da konnte ich ihr der Wahrheit gemäß nur mitteilen: ‚Zuerſt haben Sie mit deutlicher klarer Stimme das Vaterunſer gebetet und nach einer Weile haben Sie hinzugefügt: ‚O, was mußte unſer Herr leiden!‘ Das war alles.‘

Sie hätten ſehen ſollen, welch ein Freudenſchein über ihr Geſicht ging, als ſie das hörte.

‚O, liebe Schweſter,‘ rief ſie, ‚wie danke ich Ihnen, wie danke ich Ihnen, wie macht mich das glücklich!‘ Und ſie richtete ſich trotz ihrer Schwäche auf und hätte mir die Hand geküßt, wenn ich es gelitten hätte.“

Jetzt iſt meine Freundin ſchon ſeit einiger Zeit wieder in ihrer Wohnung und verhältnismäßig ganz munter und mobil. Wir haben kürzlich ſehr vergnügt ihre Geneſung gefeiert, haben aus den ſchönen Meißener Taſſen Kaffee getrunken und die köſtlichen kleinen Kuchen dazu gegeſſen. Dabei erzählte ſie mir: „Mein erſter Gang war natürlich zu dem freundlichen Sargfabrikanten. Er erkannte mich gleich wieder, begrüßte mich ſehr höflich und ſagte, er freue ſich außerordentlich, mich ſo wohl zu ſehen. Das kam ſo aufrichtig und ehrlich heraus, daß er mein ganzes Herz gewann, um ſo mehr, da ich doch dieſen Mann in ſeinen geſchäftlichen Hoffnungen eigentlich etwas getäuſcht hatte. Ich kam ja auch, um mich darüber mit ihm auszuſprechen.

‚Aus unſerer Verabredung kann einſtweilen nichts werden,‘ ſagte ich, ‚aber ſie bleibt beſtehen, ganz feſt, dafür habe ich ſchriftlich Sorge getragen. Sie wiſſen ja noch, hellgelb mit den Roſenguirlanden. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.‘

‚Jawohl, ich weiß,‘ ſagte er und verbeugte ſich wieder, indem er ſanft die Hände umeinander rieb, ‚und es ſoll mir eine ganz beſondere Freude ſein, auf die Ausführung Ihres geſchätzten Auftrages noch recht lange warten zu dürfen.‘

Nicht wahr, Annchen, das war doch recht nett gedacht und geſagt, noch dazu von ſeinem Standpunkt aus, wo er doch davon lebt. Die Leute ſchreien immer ſo viel jetzt, die Welt wäre ſo ſchlecht, das kann ich gar nicht finden. Wenn man nur ſelbſt immer recht gut zu den Menſchen iſt, da findet man auch welche, die es wieder ſind. Das iſt meine Anſicht von der Sache, was denkſt du, Annchen?“

* * *

So erfreut ſich nun die alte Gouvernante des neu geſchenkten Lebens und ſieht heiter und ruhig in die Zukunft, denn der Gedanke an das ſchöne friedliche Plätzchen auf dem Kirchhofe und an den hübſchen gelben Sarg mit den Roſenguirlanden hat keine Schrecken für ſie.

Von Geheimwiſſenſchaften.

Von Dr. Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Es gibt gar vieles, deſſen Thatſächlichkeit der Gebildete von heute nicht zugeben darf, wenn er nicht in die Acht der Unaufgeklärtheit gethan und als Leichtgläubiger oder geiſtig Beſchränkter verlacht werden will. Und doch ſcheint das Verlachen und Verleugnen dem Ringen nach Erkenntnis auf jenem Gebiete nicht länger Einhalt thun zu können, das ſeit alters her als das Gebiet des Übernatürlichen bezeichnet wurde.

Es gibt Vorgänge, Erſcheinungen des Natur- und Seelenlebens, die von der offiziellen Wiſſenſchaft nicht anerkannt werden, deren Unterſuchung als unſtatthaft gilt, weil ihre Urſachen den Sinnen verborgen ſind und ſich der üblichen Meſſung und Wägung entziehen. Die Erforſchung dieſer geheimen, verborgenen Urſachen iſt die Aufgabe der Geheimwiſſenſchaft, die daher ihren Namen hat, neuerdings auch kurzweg Okkultismus genannt wird. Zu den Erſcheinungen des Natur- und Seelenlebens genannter Art gehören die wiſſenſchaftlich verrufenſten Dinge wie: der böſe Blick, das zweite Geſicht, die Wünſchelrute, Wahr- und Warnträume, Doppelſehen, Fernwirkung Sterbender, Somnambulismus, magiſche Heilungen, Gedankenübertragung, Tiſchrücken, Klopftöne, Geiſter- und Spukerſcheinungen, Medien, Spiritismus.

Von dieſer Liſte wendet ſich der moderne Aufgeklärte ſchaudernd ab und preiſt die heutige helle Zeit, in der ſolche Erzeugniſſe des finſterſten Aberglaubens ſchon von einem Schulknaben als vernunftwidrig verworfen werden. Trotzdem aber ſprechen ſich vernünftige Männer, ſogar hervorragende Gelehrte der exakten Wiſſenſchaften dahin aus, daß es geboten ſei, jenen ſog. überſinnlichen Erſcheinungen nachzuforſchen, um den Aberglauben, der ſich an ſie knüpft, zu zerſtören und durch ihre Erforſchung die Erkenntnis des Menſchen zu fördern. Viele glaubwürdige Männer ſind Zeugen überſinnlicher Erſcheinungen geweſen, und zwar auch in der jüngſten Zeit; nachdem ſie auf das peinlichſte feſtſtellten, daß weder Selbſttäuſchung noch Betrug vorlag, wurden ſie zu Jüngern der Geheimwiſſenſchaft. Von den vielen ſei hier beſonders Alfred Ruſſel Wallace, der engliſche Zoologe genannt, der von ſich ſelbſt ſagte, daß Spencer, Daniel Strauß und Karl Vogt ſeine Propheten waren, und er keinen Platz in ſeinem Kopfe für die Vorſtellung einer geiſtigen Exiſtenz hatte oder für andere Wirkungskräfte im Univerſum, als für Kraft und Stoff finden konnte, bis ſog. überſinnliche Thatſachen ihn zu einem eifrigen Anhänger der Geheimwiſſenſchaften machten. Ähnlich erging es dem Profeſſor der Phyſik Crookes, dem Entdecker des Thalliums und der ſtrahlenden Materie, dem Profeſſor der Chemie Buttlerow in St. Petersburg, Lombroſo, dem italieniſchen Gelehrten, der zugleich mit dem berühmten Aſtronomen Schiaparelli zu dem Schluß kam, daß die von ihnen beobachteten unerklärlichen Erſcheinungen nicht auf künſtliche Weiſe hervorgebracht, und daß ſolche Phänomene einer wiſſenſchaftlichen Beachtung würdig ſeien. Prof. Zöllner wurde bekanntlich, als er den überſinnlichen Erſcheinungen mit mathematiſchen Erklärungen nahe trat, für geiſteskrank erklärt; dem engliſchen Aſtronomen Huggins, dem Mathematiker Morgan, dem Elektriker und Begründer des Kabeltelegraphen Varley geſchah dergleichen nicht, als ſie für die Wirklichkeit des verſchrieenen Übernatürlichen wiſſenſchaftlich eintraten, weil in England die Forſchung etwas freier iſt, als anderwärts. Es iſt nichts bequemer, als den Männern, deren Namen den beſten Klang haben, nachzuſagen, ſie ſeien in Täuſchung befangen und von einer Modekrankheit angeſteckt, von einer geiſtigen Seuche, die man Spiritismus nennt. Das Nichtſehen und Nichthörenwollen ſchafft aber Thatſachen nicht aus der Welt.

An der Küſte der Normandie. Nach dem Gemälde von Marie Diéterle.

So alt geſchichtliche Aufzeichnungen ſind, ebenſo alt ſind die Nachrichten von überſinnlichen Erſcheinungen. Die Keilinſchriften der Akkader berichten von unerklärlichen Klopftönen, das Alte Teſtament bringt zahlreiche Zeugniſſe von Wahr- und Warnträumen, von Magie und Zauberei, die griechiſche und römiſche Litteratur nicht minder, und jetzt, da die Hieroglyphenſchrift nur noch wenig Rätſel birgt, ſtellt ſich heraus, daß in Alt-Ägypten die Hypnoſe ebenſo zu Heilzwecken benutzt wurde, wie heute. Was Unkundige auf dieſem Gebiete für neuzeitlich halten, iſt immer geweſen und merkwürdigerweiſe überall. Wißmann fand bei den Mawembas ein dem Gottesurteil entſprechendes Verfahren, Diebe und geſtohlenes Gut zu entdecken, das nichts als eine abgeänderte Art des Gedankenleſens iſt, und die Medizinmänner der Bella Coola-Indianer aus dem hohen Norden, die vor einigen Jahren in Europa gezeigt wurden, verſtehen ſich auf ſpiritiſtiſche Betrügereien, wovon ich mich ſelbſt überzeugte, ſo gut, daß anzunehmen iſt, ihnen ſind von jeher überſinnliche Erſcheinungen bekannt, die ſie zur Wahrung ihres Anſehens künſtlich nachahmen, wenn ſie ſich nicht einſtellen, geradeſo, wie ertappte Berufsmedien es häufig genug machen. Daß der Aſiate dieſelben unerklärlichen Erſcheinungen kennt, wie der Afrikaner und der Nordamerikaner, daß der Wilde ohne geſchriebene Überlieferung Dinge weiß, wie ſie ähnlich ſeit Jahrtauſenden unlesbar in Hieroglyphen aufbewahrt wurden, muß jedem auffallen, der ſich noch wundern kann. Nach Tyndall aber iſt es gerade eine weſentliche Eigenſchaft des Forſchers, ſich an der richtigen Stelle wundern zu können, denn die Verwunderung ſoll der Ausgangspunkt neuer Unterſuchungen ſein, aber nicht die Forſchung mit dem Ausdrucke ſchließen, daß wir vor Unerforſchlichem ſtehen.

Man könnte die Frage alſo ſtellen: „Was iſt es um den Aberglauben?“ Was iſt Wahres daran, was Thatſächliches, was Selbſttäuſchung, was Betrug? Welcher Art ſind die Kräfte, die ſcheinbar den uns bekannten Naturgeſetzen nicht gehorchen?“ So alt wie die Erſcheinungen ſind auch dieſe Fragen und die Verſuche ihrer Beantwortung.

Hat es einen Zweck, ſich mit dem zu beſchäftigen, was als Aberglauben ſein eigenes Urteil zu ſprechen ſcheint? Gewiß: um das Wahre darin vom Falſchen zu trennen, die Urſachen zu ermitteln, die zum Aberglauben führten, der Wiſſenſchaft zu geben, was ihr gehört, dem Glauben, was des Glaubens iſt, der dadurch freier, reiner, erhabener wird.

Zur wiſſenſchaftlichen Bearbeitung eines Gebietes gehört vor allem ſeine Feſtlegung, die in dieſem Falle mit der geſchichtlichen Behandlung beginnt. Den erſten Schritt hierzu hat K. Kieſewetter in ſeiner „Geſchichte des neueren Okkultismus“ (Leipzig. W. Friedrich) gethan, indem er die geheimwiſſenſchaftlichen Syſteme von Agrippa von Nettesheim bis zu Karl du Prel, vom Jahre 1530 bis auf unſere Zeit, ſo überſichtlich der vergleichenden Betrachtung unterzog, daß auch der, der nur aus Zeitungsberichten vom Okkultismus vernahm, ſich über die geiſtige Bewegung der Geheimwiſſenſchaft ſeit 400 Jahren trefflich unterrichten kann.

Wir erfahren, wie die beſten Geiſter ihrer Zeit nach dem jeweiligen Standpunkte ihres Wiſſens die Urſachen überſinnlicher Thatſachen zu erforſchen und zu erklären ſuchten und Erſcheinungen kannten, die in unſerer Zeit erſt wieder

Der Vorläufer. Nach dem Gemälde von Wilhelm Marc.

neu entdeckt werden mußten, wie z. B. die des Hypnotismus, die den Schlüſſel zu vielen vermeintlichen Fabeln des Mittelalters geben. Jemand, der damals Hypnoſe hervorrufen konnte, im ſtande war, Suggeſtionsheilungen zu bewirken, wie jetzt Profeſſor Forel in Zürich, Profeſſor Bernheim in Nancy, Dr. von Schrenck-Notzing in München, Dr. Großmann, Dr. Moll in Berlin, Dr. Wetterſtrand in Stockholm — um nur einige wenige der Hervorragendſten zu nennen — galt der Zauberei verdächtig. Und doch war kein Teufelstrug dabei, wie aus folgender Stelle eines Briefes hervorgeht, den Agrippa von Nettesheim an einen Mitſtrebenden ſchrieb:

„Dies iſt jene höchſte, wahre und geheimſte Philoſophie von den Wunderwerken der Natur. Der Schlüſſel dazu iſt das Verſtändnis, denn je höher ſich unſer Verſtändnis entwickelt, deſto größere Kräfte erlangen wir, um ſo leichter und mächtiger vollbringen wir die ſchwerſten Dinge. Wenn aber unſer in das vergängliche Fleiſch eingeſchloſſener Intellekt nicht das Fleiſch überwindet und ſeiner angeborenen Natur ſich entäußert, ſo kann er nicht mit jenen göttlichen Kräften ausgerüſtet werden und iſt gänzlich unfähig, die verborgenſten Geheimniſſe Gottes und der Natur zu durchſchauen. — Du ſollſt wiſſen, daß wir die Urſachen ſo großer Wirkungen nicht außer uns ſuchen ſollen; in uns iſt ein wirkendes Weſen, welches alles, ohne Beleidigung Gottes und der Religion, erkennt und vollbringt, was die Aſtrologen, Magier, Alchymiſten und Nekromanten verſprechen. Ich ſage, in uns iſt der Urheber jener Wunderdinge.“

Und das iſt es, was die Geheimwiſſenſchaft von der ſog. exakten Wiſſenſchaft unterſcheidet: die Erſcheinungen, welche ſie zu erforſchen trachtet, hängen mit der geiſtigen Beſchaffenheit des Menſchen zuſammen.

Sanitätsrat Dr. Bruno Schindler ſagt: „Der Hauptfaktor alles Zauberglaubens iſt die im moraliſchen Geiſte liegende Kraft auf die Außenwelt zu wirken. Es iſt dies eine vom Anbeginn der Geſchichte unbewußt und ungekannt im Menſchen thätige Kraft, welche ihrer rätſelhaften Natur zufolge ſtets verſchieden ausgelegt wurde, wenn ſie ſich auffällig äußerte: ſie führte auf den Scheiterhaufen oder zur Heiligſprechung.“ Schindler erklärt: „es iſt Wahrheit, daß der Menſch das Vermögen hat, auf die Außenwelt zu wirken, was er bald mit der ganzen Kraft ſeines Willens und Glaubens, bald unbewußt ausübt.“

Allmählich entwickelte ſich die Lehre von der magiſchen Kraft der Seele weiter und zwar zunächſt durch die Experimente des engliſchen Forſchers Prof. William Crookes. Er ſelbſt war nicht in dem Beſitze jener Kräfte, von denen Agrippa von Nettesheim ſagt, daß ſie der Schlüſſel ſind, ſondern experimentierte mit dem Medium Mr. Home. Unter einem Medium iſt ein Menſch zu verſtehen, in deſſen Gegenwart überſinnliche Thatſachen zur Erſcheinung gelangen, von unerklärlichen Klopftönen, Bewegungen unberührter Gegenſtände bis zum Sichtbarwerden von Körperteilen und Körpern, zur Materialiſation, d. h. Verkörperlichung geiſterhafter Weſen.

Über die Medien herrſchen große Meinungsverſchiedenheiten. Einige verwerfen ſie als Betrüger, andere ſehen in ihnen die eigentümlich veranlagten Mittelsperſonen zur Erzielung geheimwiſſenſchaftlicher Thatſachen und zur Verbindung mit den außer unſerer gewohnten Erſcheinungswelt ſtehenden geiſtigen Weſenheiten, den Intelligenzen der Spiritiſten.

Manche Medien verbinden, des Gelderwerbes wegen, die ihnen eigentümliche Kraft mit taſchenſpieleriſchen Nachhilfen, zumal wenn ihre magiſchen Kräfte ſich verlieren. Die echten Medien ſind über ihre Fähigkeiten meiſt nicht derart Herr, daß ſie die Erſcheinungen beliebig hervorrufen können, ſondern Diener der Kraft ſind. Daher kommt es, daß die Mehrzahl der Naturforſcher die Geheimwiſſenſchaft verwirft und ſich garnicht erſt mit Dingen einläßt, die ſich der Botmäßigkeit der bisher erkannten Naturgeſetze nicht zu fügen ſcheinen.

Über die Bedingungen, die erforderlich ſind, daß ein Menſch ein Medium wird, wußte man wenig, wenn auch bekannt war, daß Beſchaulichkeit, das Überwinden des Fleiſches durch den Intellekt jene Medien hervorbringt, die in Indien als Fakire, als Aſſiouas in Nordafrika Unerklärlichkeiten ausführen, die in alter Zeit auch ſchon den indiſchen Weiſen, wie den äthiopiſchen Gymnoſophiſten möglich waren. Es hatte niemand im Abendlande den Verſuch gemacht, ſeine Kraft zu entwickeln. Von höchſtem Intereſſe iſt daher die Abhandlung des Herrn Dr. A. Lampa, Aſſiſtenten für Phyſik an der Univerſität Wien, in dem Juniheft der von Hübbe-Schleiden herausgegebenen Monatsſchrift „Sphinx“ (Braunſchweig, Schwetſchke), worin zum erſtenmale mitgeteilt wird, wie durch ernſtes Bemühen, durch Experimentieren, ſich jene Kraft entwickelt, die den Menſchen zum Medium macht. Dr. Lampa ſelbſt war es, der an ſich erfuhr, wie der anfangs geringe Grad von Mediumſchaft ſich derart ſteigerte, daß er gezwungen war, die Verſuche einzuſtellen. Es kam dahin, daß ſeine Nachtruhe durch Klopflaute geſtört wurde, daß er im wachen Zuſtande Geiſteserſcheinungen hatte, die ihn furchtbar erſchütterten — möglicherweiſe bloß Halluzinationen, wie er ſelbſt ſagt — aber dieſe Phänomene waren ſo quälender Natur, daß er ſie wieder beſeitigen mußte und zwar durch energiſchen Willen und Beſchäftigung mit Mathematik und Phyſik.

Nach ſeinen Erfahrungen hält Dr. Lampa es für ein Verbrechen, jemand zum Medium zu entwickeln, wie auch die Geiſter gewarnt hatten, nie Alleinſitzungen vorzunehmen. Die Fähigkeit, Medium zu werden, beſitzt nach Lampa jeder Menſch in größerem oder geringerem Grade, und es iſt daher im allgemeinen Intereſſe der Spiritismus als Maſſenſport auf das entſchiedenſte zu verdammen. Der Forſcher muß ſich darauf beſchränken, mit jenen Naturen zu experimentieren, die mit hochgradiger Mediumkraft geboren wurden.

Prof. Crookes arbeitete mit dem Medium Home unter allen Vorſichtsmaßregeln gegen Betrug. Das Reſultat war, daß Crookes zu demſelben Ergebnis kam, wenn auch auf anderem Wege, wie Agrippa von Nettesheim: auf die Kraft im Menſchen, der er den Namen „pſychiſche Kraft“ gab. „Die Theorie der pſychiſchen Kraft iſt an ſich ſelbſt nur die Anerkennung“ ſchreibt Crookes, „daß unter gewiſſen Bedingungen, die bis jetzt vollkommen unermittelt ſind, und innerhalb einer begrenzten, aber bisher noch unbeſtimmten Entfernung aus den Körpern gewiſſer Perſonen, welche eine beſondere Nervenorganiſation haben, eine Kraft hervorwirkt, durch die, ohne Muskelberührung oder Verknüpfung, eine Wirkung in die Ferne verurſacht wird und hörbare Töne in feſten Subſtanzen (Tiſchen, Möbeln u. ſ. w.) hervorgebracht werden. Da die Gegenwart einer ſolchen Organiſation der Erſcheinung notwendig iſt, ſo wird daraus vernunftgemäß geſchloſſen, daß die Kraft auf irgend eine bis jetzt noch unbekannte Weiſe aus dieſer Organiſation hervorgeht.“ — „Aber“, heißt es weiter, „ich und alle, welche die Theorie von der pſychiſchen Kraft als Agens annehmen, durch welches die Erſcheinungen hervorgebracht werden, behaupten damit nicht, daß dieſe pſychiſche Kraft nicht zuweilen von einer anderen Intelligenz, als dem Geiſte des beſonders organiſierten Menſchen, ergriffen und gelenkt werden kann.“

Dieſe „andern Intelligenzen“ ſind nun die ſog. Spirits die Geiſter der Spiritiſten, welche behaupten, es ſeien die Geiſter Verſtorbener, die ſich offenbaren. Hierüber äußert ſich Prof. Crookes: „Die Identität einer verſtorbenen Perſon feſtzuſtellen, iſt der Hauptzweck geweſen, den ich in den letzten drei, vier Jahren vor Augen gehabt habe, und ich habe keine Gelegenheit verſäumt, mich über dieſen Punkt aufzuklären. Ich habe faſt unumſchränkte Gelegenheit zu dieſer Unterſuchung gehabt, mehr vielleicht, als ein anderer Mann in Europa. Während dieſer ganzen Zeit habe ich den Beweis gewünſcht, daß die Toten wiederkehren; ich habe aber noch kein einziges Mal den befriedigenden Beweis erhalten, daß dies der Fall iſt. Alles, wovon ich überzeugt bin, iſt, daß unſichtbare, intelligente Weſen exiſtieren, welche die Geiſter abgeſchiedener Perſonen zu ſein vorgaben.“ Anders urteilt Wallace, der berühmte Zoologe, er ſieht nicht ein, warum die Geiſter Verſtorbener nicht wieder erſcheinen ſollen.

Nach Carl du Prel ſind wir Menſchen im tiefſten Grunde unſeres Weſens ſchon jetzt Geiſter, und das Wirken in unſerer materiellen Welt als geiſtiges iſt ein ſehr eingeſchränktes. Nur in Ausnahmefällen und in beſchränktem Maße können wir transſcendentale Phyſik und Pſychologie — Geheimwiſſenſchaft — treiben. Ebenſo ſchwer mag es den Geiſtern werden, aus ihrer Welt in unſere Sinnenwelt einzugreifen. Die Geiſter ſind ihrer Welt angepaßt, ſo gut wie wir der unſrigen. — „Wir nehmen nach dem Tode unſere ſeeliſche Grundrichtung mit hinüber, und das beſtimmt unſern Zuſtand nach dem Tode und unſer Verhalten im Jenſeits. Die Wünſche des Sterbenden ſind auch die Wünſche des Geſtorbenen, und was wir im Leben unvollendet gelaſſen, wenn uns der Tod überraſcht, werden wir nachzuholen wünſchen, falls uns ein heftiger Drang dazu beſeelt. Das mag ſich oft auf Kleinlichkeiten erſtrecken, die eines Geiſtes unwürdig erſcheinen könnten, aber unnatürlich wäre es vielmehr, wenn der Tod Gedanken, die feſt in unſerer Seele wurzeln, auslöſchen würde.“

Gehen wir in ein Jenſeits, ſo waren wir in einem Jenſeits, und unſer Erdenleben iſt nur eine Teilerſcheinung unſerer ewigen Exiſtenz. Nach den Materialiſten ſind wir Eiweißgeſchöpfe, und unſer Geiſt iſt ein Produkt des Eiweißſtoffwechſels. Die Geheimlehre führt zu dem Schluſſe, daß unſer Geiſt war — den irdiſchen Eiweis- (Protoplasma) Leib nach ſeiner Beſchaffenheit bildete — und wieder ſein wird mit einem anderen Leibe, dem der Geiſterwelt.

Seit Jahrzehnten verfolgt, wie du Prel klagt, die Tagespreſſe mit wenig Ausnahmen die Tendenz, den Materialismus, in kleine Münze umgeſetzt, unter das Volk zu bringen. Die Geſchichte hat oft gezeigt, welche Verwüſtungen der Materialismus anzurichten vermag. Schopenhauer prophezeite, daß der theoretiſche Materialismus zum praktiſchen Beſtialismus — zum Anarchismus — führen werde. Keine Weltanſchauung vermag Theorie zu bleiben, ſie drängt ſich ins Leben. Aus dem Materialismus geht die Herrſchaft des Egoismus hervor, des Genuſſes und der Rückſichtsloſigkeit.

Gar vielen ward vor ihrer Affenähnlichkeit bange, die ihnen tagtäglich in den Zeitungen gepredigt wurde, und da die Aufklärung ihnen die Religion genommen, wandten ſie ſich dem Übernatürlichen zu, wie es ein Zweig der Geheimwiſſenſchaft, wenn auch ein ſehr entarteter, ihnen entgegenbrachte, dem Spiritismus. Der Spiritismus iſt amerikaniſchen Urſprungs, d. h. in der landläufigen Form. In Wirklichkeit ſind ſeine Erſcheinungen alt, wie die geheimwiſſenſchaftlichen Beobachtungen, deren Deutung von Juſt. Kerner reiner und klarer iſt, als alle anglo-amerikaniſchen und franzöſiſchen Verſchrobenheiten. Nach dem Rechenſchaftsbericht des Pariſer internationalen Spiritiſtenkongreſſes gab es 1889 etwa 15 Millionen Spiritiſten in Amerika; darunter Longfellow, Ediſon, Profeſſoren, Schriftſteller, Beamte und Geiſtliche.

Der Spiritismus — in ſeiner Eigenſchaft als Pfuſchreligion — iſt durchaus zu verwerfen. Die ſpiritiſtiſchen Epidemien im Mülſethal und Nordböhmen haben zur Evidenz erwieſen, daß die Beſchäftigung mit den dem Spiritismus zu Grunde liegenden Thatſachen Gift für ungebildete, den Einflüſſen gewiſſenloſer Agitatoren ausgeſetzte Volksſchichten ſind.

Durch die unwiſſenſchaftliche Behandlung der überſinnlichen Thatſachen wird der Aberglaube — nicht der Trieb zur Erkenntnis — genährt. Die Religion aber, durch die der Menſch ſich zu Gott erhebt, wird vernachläſſigt, da er ſich am Spuk und am Geſpenſte genügen läßt.

Darum iſt es gut, ſich mit dem Aberglauben zu beſchäftigen, um zu ſichten, zu trennen und zu wiſſen. Denn nur der Wiſſende kann Irrende auf rechte Bahn leiten. Das treffliche Buch Kieſewetters, die „Geſchichte des Okkultismus“, ſei allen denen empfohlen, die ſich den Zeitſtrömungen nicht entziehen, ſondern in der Zeit zu ſtehen für ihres Amtes halten. Von Agrippa, Paracelſus, Cardanus, Bruno, Helmont, Swedenborg bis zu Böhme, Jung-Stilling, Kerner, Ennemoſer, Jackſon Davis, Allan Kardec, Crookes, von Hartmann, Zöllner, Hellenbach, du Prel u. a. iſt allerdings ein weiter Weg, aber er führt zu der Erkenntnis, daß nicht nur „Kraft und Stoff“ Gegenſtand der Forſchung iſt, ſondern auch der geiſtige Theil des Menſchen mit ſeinen Rätſeln und Geheimniſſen.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Von dem Leben der „Muſiklehrlinge“, aus dem O. Piltz mit Vorliebe die Stoffe für ſeine Bilder wählt, gibt unſer heutiges Vollbild eine charakteriſtiſche Skizze. Sie haben es oft recht ſchwer, die armen Geſellen der ſchönen Kunſt. Des Morgens Probe, des Mittags Blaſen vom Rathaus, nachmittags Konzert in irgend einem Garten und abends, nur allzu oft bis ſpät in die Nacht hinein, Tanzmuſik: das iſt der regelmäßige Verlauf ihrer Lehrlingstage, und ein Glück iſt's, wenn die Frau Kapellmeiſterin wenigſtens gut für die leibliche Nahrung der in der Dachkammer untergebrachten blutjungen Burſchen ſorgt, und wenn es ihnen, die ſo mancher Verführung ausgeſetzt ſind, auch an guter geiſtiger Nahrung nicht mangelt.

Ein hübſches Bild von der Alm iſt „der Vorläufer“ des Münchener Wilh. Marc. Der Vorläufer, den die ſchmucke Sennerin begrüßt — wunderlich, daß die ſchmucken Sennerinnen in Wirklichkeit ſo ſelten ſind! — iſt augenſcheinlich der Teckel des Forſtgehilfen, den wohl heute, wie alle Tage, „ganz zufällig“ ſein Beruf gerad an dieſer Sennhütte vorbeiführen wird.

„An dem Ufer der Normandie“ iſt ein vortreffliches Tierbild, das auf dem diesjährigen Pariſer Salon Aufſehen gemacht hat. Die Künſtlerin, Madame Diéterle, welche mit Erfolg in die Fußſtapfen Roſa Bonheurs zu treten ſcheint, ſchreibt ſich zwar mit einem Accent auf dem erſten e, man wird aber wohl nicht fehl gehen, wenn man in ihr eine Elſäſſerin ohne Accent vermutet.

Altertumskunde.

Uber einen merkwürdigen Fund in der uralten St. Fideskirche in Schlettſtadt berichtet das letzte „Jahrbuch der Geſellſchaft für Erhaltung hiſtoriſcher Denkmäler des Elſaß“. Man fand bei Reſtaurationsarbeiten in der Kirche die alte Krypta wieder und ein großes Grab aus dem 11. Jahrhundert, welches mit Mörtelſtücken gefüllt war, die, wie ſich bei näherer Unterſuchung herausſtellte, Abdrücke einer Frauenleiche enthielten, welche beſonders den Kopf derſelben deutlich erkennbar wiedergaben — wahrſcheinlich iſt die Leiche zur Zeit einer Peſtepidemie in dieſer Weiſe beſtattet worden. Man vermutet nun nach Fundort und Art der teilweiſe noch ſehr gut erkennbaren Bekleidung, daß die Verſtorbene die Tochter der Gründerin der Fideskirche war, jener Hildegardis, welche die Gattin des ſchwäbiſchen Grafen Friedrich von Buren und die Urgroßmutter von Kaiſer Friedrich Barbaroſſa war.

Bei Baggerungsarbeiten im Großen Kanal zu Venedig wurde eine Säule aufgefunden, gleich jener, die auf der Piazetta ſteht und den Markuslöwen trägt. Man vermutet, daß es die Säule iſt, die der byzantiniſche Kaiſer Alexios Komnenos (1081–1118) zum Dank für die ihm geleiſtete Unterſtützung der venetianiſchen Republik ſandte. Die Säule fiel bei ihrer Ankunft in Venedig ins Meer und verſank ſo raſch im Schlamm, daß ihre Bergung nicht möglich war.

Naturkunde.

Eine große, wunderſchöne Tropfſteinhöhle iſt im Frühjahr d. J. bei Hürben in der ſchwäbiſchen Alp entdeckt worden. Die bisher gemeſſene Länge beträgt über 550 m und iſt bereits zum größten Teil zugänglich. Die „Charlottenhöhle“ enthält eine Fülle ſchöngeformter, glänzend weißer Stalaktiten, förmliche von der Decke herabhängende Teppiche mit Spitzen, mächtige Säulen und Portale aus durchſcheinendem, gelb angehauchtem Kalkſpat und zierliche glashelle Röhren. Wahrſcheinlich iſt die Ausdehnung der Höhle noch eine weit größere, als bisher gemeſſen, und wird erſt nach Forträumung der ungeheuren Schuttmaſſen, zwiſchen denen ſich auch viele Tierknochen befinden, ganz zu ermeſſen ſein.

Völkerkunde.

Es dürfte wenig bekannt ſein, daß die Magyaren einſt eine eigene Schrift beſeſſen haben, obwohl bereits mittelalterliche Chroniſten dieſelbe erwähnen. Jetzt hat Prof. Kiraly de Dada in Budapeſt eingehende Unterſuchungen, beſonders an der Hand eines 1866 in einer Kirche Siebenbürgens gemachten Fundes, angeſtellt und dieſe unter dem Titel „Hunno-ſkythiſche Unterſuchungen“ veröffentlicht. Er konnte 30 Buchſtaben und Laute zuſammenſtellen, fand, daß man von rechts nach links geſchrieben habe, und daß die Form der Buchſtaben in der That darauf hinweiſt, daß man einſt mit einem Meſſer um einen runden Stock, alſo durch Einkerben, ſchrieb, wie dies ſchon die alten Chroniſten meldeten. Der Forſcher glaubt gewiſſe Ähnlichkeiten mit am Jeniſſei gefundenen Inſchriften nachweiſen zu können.

Volkswirtſchaft.

Der evangeliſch-ſoziale Kongreß beabſichtigt, im Herbſt dieſes Jahres einen nationalökonomiſchen Kurſus zu veranſtalten. Derſelbe ſoll zehn Tage dauern und vom 10. bis 20. Oktober in Berlin und zwar unentgeltlich abgehalten werden. Neben den Vorleſungen ſollen Exkurſionen in intereſſante wirtſchaftliche Etabliſſements aller Art veranſtaltet werden. Der Kurſus iſt zunächſt für die Freunde und Geſinnungsgenoſſen des evangeliſch-ſozialen Kongreſſes und ſeiner Beſtrebungen, alſo in erſter Linie für Geiſtliche, ſowie Leiter und Mitglieder der evangeliſchen Arbeitervereine beſtimmt. Außerdem werden alle evangeliſchen Männer oder Frauen, die das Bedürfnis einer volkswirtſchaftlichen Bildung haben und dieſe durch den Kurſus zu finden hoffen, zur Teilnahme zugelaſſen. Meldungen ſind bis 1. September an Herrn P. Göhre, Generalſekretär des Kongreſſes, Berlin W., Bülowſtr. 84, zu richten. Das Aktionskomitee beſteht u. a. aus den Herren: Prediger Dr. Arndt, Berlin; Geh. Regierungsrat Profeſſor Dr. Gierke, Berlin; Prof. Dr. Kaftan, Berlin; Landes-Ökonomierat Nobbe, Berlin, Vorſitzender; Diviſionspfarrer Rogge, Berlin; Prediger Dr. Frhr. v. Soden, Berlin; Hofprediger a. D. Stöcker, Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wagner, Berlin.

Geſundheitslehre.

In vielen Haushaltungen wird das Eiweiß von Eiern, deren Eigelb allein gebraucht wurde, geſammelt und oft längere Zeit bis zur gelegentlichen Benutzung aufbewahrt. Daß dies nicht ungefährlich iſt, geht aus einer Mitteilung der Berliner kliniſchen Wochenſchrift hervor, in welcher ein ſehr ernſter Vergiftungsfall beſchrieben wird, hervorgerufen durch den Genuß einer Sauce, zu der acht Tage aufbewahrtes Eiweiß verwendet wurde; die Erſcheinungen waren ganz ähnlich denen, welche bei Wurſt-, Fleiſch- und Fiſchvergiftungen auftreten. Jedenfalls iſt es nötig, ſich vor dem Gebrauch des Eiweiß ſtets davon zu überzeugen, ob es nicht trübe geworden iſt und nicht fade riecht.

Der Opiumgenuß galt bisher wohl ziemlich allgemein als überaus geſundheitsſchädlich, als noch ungleich gefährlicher, denn der übermäßige Alkoholgenuß. Jetzt ſcheint ſich ein gewiſſer Umſchwung in dieſer Beurteilung anzubahnen. Nachdem bereits mehrere namhafte engliſche Ärzte darauf hingewieſen, daß das Opium unter der Bevölkerung ſolcher Länder, in denen zumal das Opiumrauchen ſeit langer Zeit eingebürgert iſt, nicht ſolche Verheerungen anrichte, wie früher behauptet wurde, bringt jetzt der Generalarzt der britiſch-oſtindiſchen Armee, Dr. G. White, nach einer anderen Richtung reiches ſtatiſtiſches Material zur Beurteilung der Frage bei. Nach ſeinen Ermittelungen fröhnen in jener Armee etwa 71 000 Europäer dem Alkohol, 150 000 Sipoys dem Opium, und während faſt alle Verbrechen, die von erſteren begangen, auf den Branntweingenuß zurückzuführen ſind, iſt kein Fall von Verbrechen bei den letzteren auf das Opium zurückzuleiten. Auch die Urteile der Vorſteher der Irrenanſtalten lauten ähnlich: im Irrenhaus zu Bombay war z. B. der Irrſinn von 44 Individuen nachweislich Folge des Hanfrauchens, von 21 Perſonen Folge des Alkoholgenuſſes, kein Fall aber auf Opiumgenuß zu begründen. Das klingt ja alles recht ſchön; die Thatſache bleibt aber beſtehen, daß, wo Alkohol- und Opiumgenuß ſich vereint, ſchnell die fürchterlichſte Nervenzerrüttung eintritt. Außerdem darf man bei allen engliſch-indiſchen Berichten nicht vergeſſen, daß Oſtindiens Reichtum zum nicht kleinſten Teil in dem Ertrag des Opiumhandels beruht.

Forſtwirtſchaft.

Seit einigen Jahren werden auf Anordnung des preußiſchen Miniſteriums für Landwirtſchaft auf den Oberförſtereien, die verſchiedenartige klimatiſche Verhältniſſe beſitzen, forſtlich-botaniſche Beobachtungen angeſtellt. Der Zweck iſt, den Gang der örtlichen Entwickelung des Pflanzenlebens, ſowie gewiſſe periodiſche Erſcheinungen im Tierleben zur Erlangung einer tieferen Einſicht in die biologiſchen Verhältniſſe zu beobachten und hierdurch zugleich einen Schluß auf das Klima der betreffenden Gegend, ſowie einen Vergleich mit den analogen Verhältniſſen anderer Gegenden zu ermöglichen. Zu dieſem Behuf iſt es erforderlich, den Tag des Eintritts verſchiedener Entwickelungsphaſen an einer Reihe dazu geeigneter und wichtiger Pflanzen und Tiere aufzuzeichnen.

Turnweſen.

Zur deutſchen Turnerſchaft gehören zur Zeit 4722 Turnvereine (gegen 1892 mehr 203) in 3992 Orten und mit 469 658 Vereinsmitgliedern über 14 Jahren. Von genannten Vereinen beſitzen 666 vereinseigene Turnplätze und 340 Vereine eigene Turnhallen, während Schulturnhallen, die dem Staat oder den Gemeinden gehören, von 1011 Turnvereinen benutzt werden. Außerhalb der „deutſchen Turnerſchaft“ ſollen noch 666 Vereine in Deutſchland beſtehen.

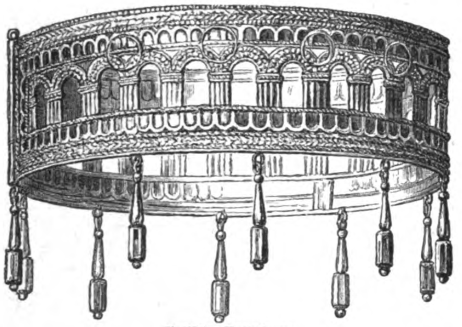
Vereine.

Die am 5. bis 7. September in Bremen ſtattfindende 46. Hauptverſammlung der Guſtav-Adolf-Stiftung wird am 5. durch einen Feſtgottesdienſt im Dom eröffnet, dem ſich eine nicht öffentliche geſchäftliche Sitzung im Konventſaal des Künſtlerhauſes anſchließt; am 6. verſammeln ſich die Feſtgenoſſen früh 8½ Uhr auf der Börſe zum Feſtzug nach der St. Petri-Domkirche, wo Hofprediger D. Rogge-Potsdam predigt und um elf Uhr die erſte öffentliche Verſammlung ſtattfindet; nachmittags drei Uhr gemeinſames Feſtmahl im Parkhauſe, abends acht Uhr Verſammlung im Kaſino. Am 7. früh acht Uhr Verſammlung in der Domkirche; nachmittags Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten Bremens, abends 7 Uhr Kommers des U. L. Frauen-Kirchenchors. Am 8. gemeinſame Fahrt nach Bremerhaven und in See. Feſtteilnehmer, welche freie Wohnung oder Wohnung gegen Entgelt in einem Gaſt- oder Bürgerhauſe wünſchen, wollen ſich bis 1. September an Herrn Freeſe, Breedenſtr. 15, wenden.

Sport.

Wir berichteten bereits über die Beſtrebungen des Tiermalers J. Bungartz zur Bereitſtellung einer größeren Anzahl von Sanitätshunden, die im Kriege zur Aufſuchung der Verwundeten ꝛc. dienen ſollen. Der genannte Herr erläßt jetzt einen Aufruf zur Begründung eines Vereins für Sanitätshunde, für welche ſich Schäferhunde der deutſchen und ſchottiſchen Raſſe am beſten eignen. Die aktiven Mitglieder ſollen ſtets einen gut dreſſierten Hund bereit halten. Etwaige Anfragen an Herrn Bungartz in Lechenich.

Gotiſche Votivkrone.

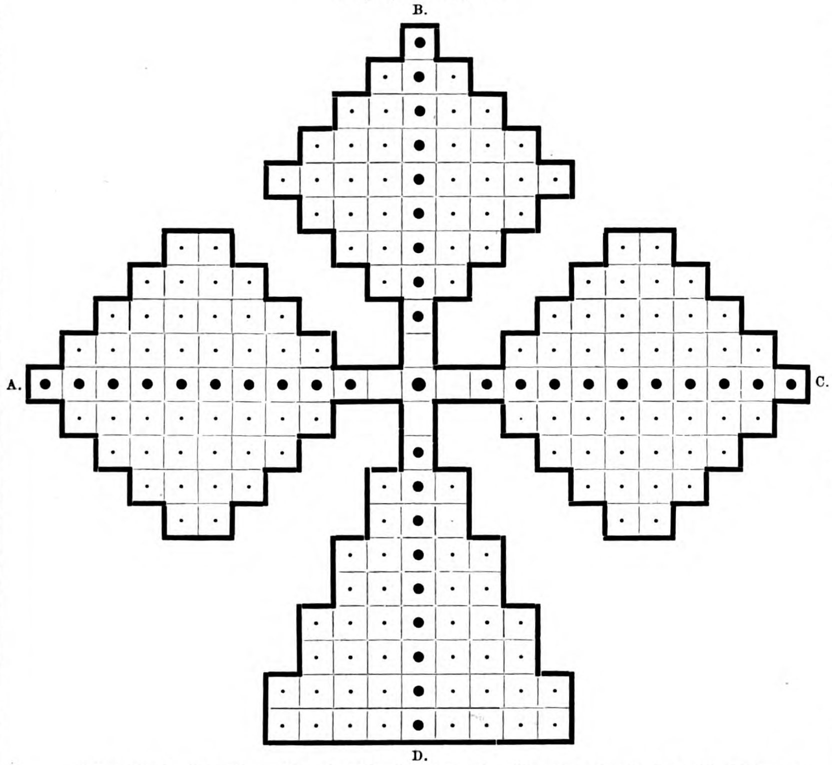


Gotiſche Votivkrone.

Das Musée Cluny in Paris beſitzt unter ſeinen Schätzen merkwürdige Kronen von unzweifelhaft weſtgotiſcher Arbeit, von denen wir nebenſtehend eine der ſchönſten abbilden. Die Krone gehörte zu dem reichen Funde, welcher 1858 zu Fuente de Guarrazar in der Nähe von Toledo ausgegraben wurde und eine ganze Anzahl köſtlicher, teilweiſe reich mit Edelſteinen beſetzter Stücke, meiſt Votivkronen, enthielt, die zu den älteſten überhaupt bekannten Goldſchmiedearbeiten germaniſchen Urſprungs zählen. Eine der Kronen trägt ſogar in goldumfaßten Glasbuchſtaben die Inſchrift: „Reccesvinthus rex offeret“ und iſt damit als eine Opfergabe des weſtgotiſchen Königs Reccesuinth gekennzeichnet, der von 649—72 herrſchte. Der Fund iſt in ſeiner Geſamtheit, wie in allen Einzelheiten ein Beweis von der hochentwickelten Kunſtfertigkeit der alten germaniſchen Edelſchmiedekunſt, die gerade in jener Zeit, in der ſich die einzelnen Stämme bereits zu Völkern zuſammengeballt hatten und die mächtiger und reicher gewordenen Fürſten darauf bedacht waren, ſich einen großen „Hort“, einen Schatz von Goldſchmuck und Juwelen, zu ſchaffen oder der Kirche reiche Spenden darzubringen, ſich kräftiger entwickelte. Man begnügte ſich nicht mehr mit der bloßen, den Geldwert in die erſte Linie ſtellenden Maſſe und mit den einfachen altertümlichen Band- und Tierverſchlingungen als Zierrat, man hatte bereits gelernt, die Wirkung des Goldſchmucks durch Farbenreiz, durch Einlaſſen farbiger Glasflüſſe, durch reiche Verwendung von Edelſteinen und Halbedelſteinen, zu erhöhen und nahm, hier mit mehr, dort mit geringerem Geſchmack, zu den ſchon bekannten Ornamenten aus dem Schatz der reichen antiken Kunſt der Mittelmeerländer neue Formen hinzu. So zeigt auch die von uns abgebildete Krone in eigenartiger Weiſe in der Formengebung eine zuſammenhängende Bogenreihe, die augenſcheinlich einem römiſchen Bauwerk, etwa einer Arena, nachgebildet iſt.

In unſerer Spielecke.

Ergänzungsaufgabe.



Jeder Punkt der Figur iſt mit Hilfe der folgenden Angaben durch einen Buchſtaben zu erſetzen. Der gemeinſame Buchſtabe der beiden Mittelreihen iſt n. Die wagerechte Mittelreihe nennt den Titel eines Dramas von Shakeſpeare, die ſenkrechte den Titel einer Dichtung von Schiller. — In A und C ſind die einzelnen Reihen von oben nach unten, in B und D von links nach rechts zu leſen. Die Reihen bezeichnen:

In A.: 1) eine Kopfbedeckung, 2) einen engliſchen Dichter, 3) einen deutſchen Dichter, 4) eine berühmte Kaiſerin, 5) einen hervorragenden Komponiſten, 6) eine franzöſiſche Feſtung, 7) einen Namen in dem Titel eines Dramas von Shakeſpeare, 8) einen altteſtamentlichen männlichen Namen. — In C.: 1) einen altteſtamentlichen männlichen Namen, 2) einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 3) den Titel eines Dramas von Goethe, 4) einen der Helden des trojaniſchen Krieges, 5) den Titel eines Dramas von Guſtav Freytag, 6) eine Göttin der Römer, 7) ein deutſches Großherzogtum, 8) einen engliſchen Titel. — In B.: 1) einen Herrſchertitel, 2) einen Vogel, 3) eine der Hauptrollen in der Oper „Don Juan“, 4) eine der Hauptrollen in Schillers Drama „Kabale und Liebe“, 5) eine klaſſiſche Oper, 6) eine Stadt in Oberitalien, 7) einen altteſtamentlichen weiblichen Namen. — In D.: 1) eine Wurfwaffe, 2) einen Schweizer Kanton, 3) einen altteſtamentlichen weiblichen Namen, 4) einen berühmten Athener, 5) einen König in Judäa, 6) die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs, 7) die Hauptſtadt eines europäiſchen Königreichs, 8) eine der Hauptrollen in Shakeſpeares Drama „Othello.“

(Auflöſung erfolgt in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 45.

Bilderrätſel.

Geſunde haben hundert Wünſche, Kranke nur einen.

1. Kreuzrätſel.

		e		
		b		
A	r	l	e	s
		a		
		w		
		h		
		c		
		S		

2. Dechiffrieraufgabe.

Freunde, bedenket Euch wohl,
die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt
man ſie Euch auf den Kopf.
(Schiller.)

3. Rätſelfrage.

Durch richtige Zuſammenſtellung der drei großen und der 22 kleinen Buchſtaben, aus denen die gegebenen Wörter beſtehen, erhält man: „Horch auf den Klang der Zither“ (Don Juan).

4. Dreiſilbige Scharade.

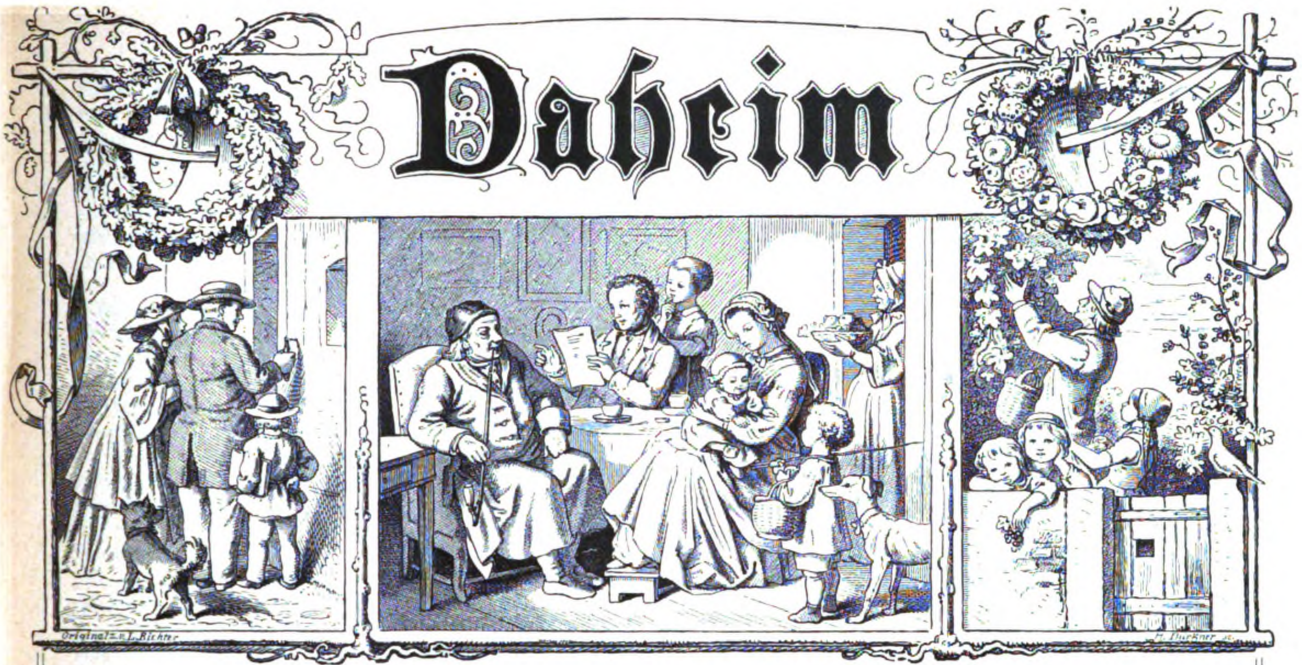
Vormundſchaft.

5. Kettenrätſel.

„Jaſon.“
Leonidas
Ingraban
Auguſtus
Schloppe
Oleander
Norwegen.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Neue Kirchenbauten in Berlin. II. Von Hans Schliepmann. Mit vier Illuſtrationen. — Die alte Gouvernante. Von Heinrich Seidel. — Von Geheimwiſſenſchaften. Von Dr. Julius Stinde. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Muſiklehrlinge von O. Piltz; Der Vorläufer von Wilhelm Marc; An der Küſte der Normandie von Marie Diſterle. — Altertumskunde. — Naturkunde. — Völkerkunde. — Volkswirtſchaft. — Geſundheitslehre. — Forſtwirtſchaft. — Turnweſen. — Vereine. — Sport. — Gotiſche Votivkrone. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 26. Auguſt 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 47.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Muſik! Ich lechze nach ein paar Tönen, Herr von Büchnow!“ Er ſtutzte, getroffen von dem heißen, flimmernden Blick ihrer Augen. „Kommen Sie! Kommen Sie!“ wiederholte ſie. „Wir wollen uns ſelbſt die Kerzen im Saal anzünden.“

Er folgte ihr, im Zweifel, was ihr ſeltſames Manövrieren zu bedeuten habe. Im Saale ſchaute die Freifrau ihm mit einemmal dicht in die Augen.

„Ja, lieber Freund, wer hätte je gedacht, daß wir beide uns einſt ſo ruhig in das Geſicht blicken würden?“

„O warum nicht, gnädige Frau? Es iſt das Vorrecht rechtſchaffener Menſchen.“

„Natürlich — man bleibt ja rechtſchaffen — ſchon aus guter Erziehung. Aber manchmal — manchmal kommt es einem hart an. Was, Jesko?“ Ihre Augen glühten in den ſeinen. Sie zuckte und bebte in jedem Nerv.

„Es läßt ſich alles überwinden, gnädige Frau.“

„Nicht alles, Jesko! Man denkt es, aber in Wahrheit nagt der Wurm weiter, bis ein großes Loch in unſerem Leben iſt. Wiſſen Sie Rat, wie man das ausfüllen könnte?“

„Durch Pflichterfüllung!“ entgegnete er ernſt. Er ſtrich ein Streichholz nach dem anderen an und entzündete mechaniſch die Kerzen des Kronleuchters. Sie ſchaute ihm zu — ein zerſtreutes Lächeln auf den Lippen, die Augen in einem feuchten Schimmer. Als die letzte Kerze aufflackerte, ſagte ſie leiſe: „Haben Sie Vergeſſenheit gefunden in dieſer farbloſen, froſtigen Pflichterfüllung?“

„Ja —“

„Ich war nicht ſo glücklich, Jesko! Man merkt es — ich habe anders geliebt, wie Sie.“

„Möglich —“ gab er zurück. „Beſſer ſchwerlich. Sie haben ſich drei Monate ſpäter vermählt. Ich bin noch heute ein lediger Mann.“

„Sie haben aber nicht gelitten, wie ich,“ murmelte ſie. „Ihr Herz iſt kühl geworden. Sie haben gelernt, ohne Liebe im Leben fertig zu werden. Iſt es nicht ſo?“

„Nein, Adelheid,“ ſagte er ruhig und feſt, aber doch mit einem Ton weichen Mitleids. „Ich habe Sie damals ſehr geliebt, heute ſtelle ich mir das Weib, welches mich beglücken könnte, anders vor: mehr als ich es bewundere, müßte ich ihm vertrauen können — wie ich es liebe, ſo will ich es verehren. Ein Rauſch würde mir nicht mehr genügen. Ich ſuche ein feſtes, ſtandhaftes, ruhiges Glück — das hätten Sie mir nie gegeben. Es war gut, daß unſere Lebenswege nicht zuſammenliefen.“

Es war, als ob ein eiſiger Windſtoß über die heiße Erregung ihres Weſens fuhr. Ein kalter, ſcharfer Schmerz legte ſich auf ihre fieberkranke Seele. Was es je Edleres in ihrer Natur gegeben, das erhob ſich in dieſem Augenblick mit einem ſtummen, verzweifelten Weheruf.

Dieſer Mann war ein geſunder, guter, ehrlicher Menſch. Er hatte ſie geliebt — ihr das Schönſte gegeben von ſeiner Jugend und ſeinem friſchen Herzen! Und ſie — ſie hatte ihn, ohne zu zögern, ihrer Eitelkeit geopfert. Jetzt traf ſie die verdiente Strafe. Sie hätte ſich niederwerfen mögen, damit er ſeinen Fuß auf ſie ſetze. Ja, es gab noch Männer, die auf Wahrheit und Ehrlichkeit hielten — die zwar irren konnten, aber nicht ſündigen wollten. Mochte man ſie einfältig, langweilig, altmodiſch nennen — ſie flößten Reſpekt ein.

„Jesko!“ hauchte ſie nach Luft ringend. „Vergeben Sie — alles —“

Da wurden in der Halle die Schritte und Stimmen der anderen laut — deutlich war das weiche, ruhige Organ Hildegards zu unterſcheiden. Über Büchnows Züge ſchien ein Sonnenſtrahl zu zucken. Sein Herz that ſich weit auf, ein wonniges Bewußtſein ſchwellte es. Zu gleicher Zeit erfaßte ihn ein großes, reines Mitleid mit der armen Frau, die wie verſteint hinauslauſchte, als ob die ruhige, bekannte Stimme ſie entzauberte.

„Liebe Frau Adelheid,“ ſagte er gütig, „wollen Sie nicht bei der großen Pflichterfüllung Ihres Lebens Ihren Gemahl zu Hilfe nehmen?“

Sie hörte nicht, was er ſagte. Sie ſah nur das Leuchten ſeiner Augen, das nicht ihr galt. Ein böſer Gedanke rüttelte ſie auf aus ihrer Betäubung. Sieh, was ſeine Tugend iſt! Die Liebe zu einer anderen. Er verſchmäht dich, weil eine andere ihm beſſer gefällt.

Sie reckte ſich in die Höhe, ein unheimliches Lächeln, wie ein Blitz in der Gewitternacht, zuckte auf und erloſch in ihrem Antlitz. „Ah!“ machte ſie. „Ah!“ — dann rollten ihr die Worte von den Lippen, dumpf und ſchwer wie Donnergrollen. „Wenn ſie es iſt, für die Sie Ihr Herz jung erhalten haben — wenn ſie das Ideal Ihrer Träume iſt, dann wünſche ich Ihnen ‚Glück,‘ wie man ſagt, wenn man Verderben meint. Eine Intrigantin iſt ſie mit der Klugheit der Schlange aus der Bibel. Was meinen Sie, was ihre Ziele ſind? Mich moraliſch tot zu machen und meinen Dummkopf von Mann zu ködern.“

„Bumm, klirr, tamm, klirrr!“ ſchrie das gemißhandelte Inſtrument den Eintretenden entgegen.

„Aber Adelheid!“ ſagte der Freiherr gutmütig. „Das hält der arme Flügel keine zehn Minuten aus.“

„Er muß, mein Lieber — er muß!“ lachte ſie wild, das glühende Geſicht verzerrt und entſtellt.

„Famoſe Muſik!“ flüſterte der Rechtsanwalt Agnes zu. „Man kann doch dabei ein vertrauliches Wort ſprechen. Alſo, ſüße, kleine Sphinx, Sie müſſen auf jeden Fall das Lachen lernen, bis ich wiederkomme. Oder möchten Sie, daß ich Ihr Lebenlang für Sie mit lachte?“

„Ach ja.“

Da ſchlug die Freifrau mit beiden Händen auf die Taſten, als ob ſie dieſe mit einem Hieb zerſchmettern wollte. „Brrr! Es iſt genug. Jetzt kommen Sie an die Reihe, Herr von Büchnow. Wie wäre es, wenn Sie ſich von den ‚Thränen des unglücklichen Weibes‘ ſchlankweg vergiften ließen?“

Er ſchaute ihr frei in die funkelnden Augen. „Ich kann nicht ſingen, gnädige Frau! Dieſes Lied am wenigſten — ich habe es vergeſſen.“

Heinz legte ſich lachend ins Mittel. „Wenn es weiter nichts gilt, als ein bißchen zu klimpern, dann will ich gern den Herrſchaften mit ein paar Takten aus ‚Excelſior‘ unter die Arme greifen.“

Und während er die famoſe Depeſchen-Mazurka ſpielte, ſtützte Frau Adelheid ſich ſchwer auf Hildes Schulter. „Im Vertrauen, Liebe!“ flüſterte ſie. „Ich habe dem guten Büchnow den Stuhl vor die Thür ſetzen müſſen. Er wurde recht zudringlich — —“ Plötzlich ging ſie in ein hyſteriſches Weinen über und brach unter Zuckungen zuſammen.

So endete Frau Adelheids „gemütlicher Abend.“ In der Verwirrung und Aufregung fand der Rechtsanwalt nicht einmal Gelegenheit, ſeiner kleinen Freundin die Hand zu drücken. Er hielt es alſo für das Zweckmäßigſte, mit Büchnow nach Bernsburg zu fahren und ſein gutes Glück auf den nächſten Tag und das Pfarrhaus zu ſetzen.

Die Herren waren indes längſt zu Hauſe, als Hilde ſich auf den Heimweg begab, allein, müde, niedergeſchlagen, wie nach harter Arbeit. Das Dorf lag ſtill in ſeinem traumloſen Schlummer. Über ihrem Haupte dehnte ſich die Nacht, wie eine große, undurchdringliche Traurigkeit. Sie hüllte die ganze Erde ein und die Seele des einſamen Mädchens, das am Himmel ſeines Lebens einen Stern verſinken ſah. Geſtern war er noch der hellſte geweſen, heute erloſch ſein Glanz — weil eine gottloſe Hand darüber hingefahren.

IX.

Herr Heinz mußte durchaus nach Lindenau, ehe er mit dem Abendzuge nach Berlin abdampfte. Sein Freund hätte ihn gern die paar Stunden für ſich behalten, um ſo lieber, da er nicht mitfahren konnte, wie er behauptete. Stichhaltige Gründe lagen nicht vor, aber wenn man eben nicht kann, dann thut man es nicht. Heinz pfiff ſich eins zu dieſem Argument: „wenn du etwa einen Kater von der muſikaliſch-hyſteriſchen Soiree der Freifrau mitgebracht haſt, ſo würdeſt du ihn ſicher am beſten bei Paſtors los.“

In jeder anderen, einigermaßen normalen Gemütsverfaſſung würde Herr von Büchnow mit ihm einverſtanden geweſen ſein, aber — er hatte ſich erkältet an dem eiſigen Blick, mit welchem Hilde ihn zurückgewieſen, als er hinzugeſprungen war, um ihr etwas von der Laſt der Freifrau, die ihr wie ein Stein in den Armen lag, abzunehmen. Außerdem verbiß er ſich in die abſcheuliche Verleumdung, die er ſeiner geſunden Vernunft zum Trotz nicht vergeſſen konnte, weil ſie das ſchöne Himmelblau zweier gewiſſer Augen ſchwarz färben wollte.

Herr von Büchnow blieb alſo zu Hauſe und ſchmollte ſich in einen düſtren Peſſimismus hinein. Heinz, der die Welt und ſeinen Freund kannte, dachte: wenn es genug iſt, dann hört er von ſelbſt auf — und fuhr vergnügt durch die weißen Schneefelder, über welchen die helle Winterſonne lag.

Im Pfarrhauſe freilich ſah es nicht allzu freundlich aus. Der arme Paſtor lag unter einer wollenen Decke auf dem Sofa, erſchöpft von einem fortwährenden Huſten, und diktierte ſeiner Schweſter die Predigt für den nächſten Sonntag. Hilde ſelbſt ſah blaß und durchwacht aus. Sie hatte nicht geſchlafen und mühte ſich nun vergebens ab, etwas Heiterkeit in ihre blauen Augen zu bringen, die durchaus traurig ſein wollten. Bei dem Anblick des jungen Mannes wurden ſie allerdings heller, obgleich ihr Herz vor Enttäuſchung zuckte, als die Thür ſich unmittelbar hinter ihm ſchloß.

Der Rechtsanwalt legte indes ſeiner guten Laune keinen Zwang auf. „Ich möchte mich nach dem geſtrigen Abend gern ein Stündchen bei Ihnen wohlfühlen,“ meinte er. „Hat Tante Hilde in irgend einem Töpfchen einen Schluck Familienkaffee und der gute Onkel einen Tropfen Kognak übrig?“

Er zündete die Spirituslampe an, als Hilde die Kaffeemaſchine hereinbrachte, und ſog mit Behagen das Aroma des friſchgebrauten Mokkatrankes ein.

„Das war ein guter Einfall von dir, lieber Junge!“ ſagte der Paſtor. „Uns that gerade eine kleine freundliche Ablenkung von unſeren offenen und geheimen Sorgen not. Warum haſt du deinen Freund nicht mitgebracht?“

Heinz liebäugelte mit der ſchlanken Hand, die ihm eine Taſſe Kaffee reichte: „Ja — dieſer Jesko! Dem muß die etwas dramatiſche Abendunterhaltung geſtern ſchlecht bekommen ſein . . . Apropos! Wie befindet ſich unſere gnädige Frau von Lochnitz nach dem geſtrigen Nervenanfall? Haben Sie ihr heut Ihre Dienſte angeboten oder wenigſtens die Notwendigkeit eines ärztlichen Beiſtandes klar gemacht?“

Hilde bemerkte wohl den kleinen Spott in dem Zwinkern ſeiner Augen, aber ſie ignorierte ihn. „Frau Adelheid denkt an keinen Arzt. Ich habe ſie an frühem Vormittag in der Wirtſchaft getroffen, friſch, unruhig, thatkräftig, wie gewöhnlich.“

„Und die kleine Sphinx?“ platzte Heinz heraus. „War ſie hier? Sie hat mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit gebeichtet, daß ſie bei Euch engliſch lieſt und dieſe Stunde den Glanzpunkt ihrer Tage bildet.“

„Das arme Kind!“ ſagte der Paſtor gedankenvoll. „Es iſt von allen am meiſten zu beklagen.“

„Doch nicht!“ entgegnete der Rechtsanwalt lebhaft, einen ſeltenen Ernſt in ſeinen grauen Augen. „Sphinx iſt jung und wird den Schmerz ausheilen. Aber die Frau — was meint Ihr wohl, wie es um ſie ſteht?“

„Sie iſt unglücklich,“ ſagte Hilde, „zum Teil durch eigene Schuld.“

„Ganz und gar, ich verſichere Euch!“ rief Heinz in

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſeiner alten, leichten Laune. „Wenn nicht etwa die Quinteſſenz dem Manne zufällt, der dieſe Frau hätte erziehen müſſen — nach ruſſiſcher Methode.“

„Barbar!“ rief Hilde entſetzt.

„Ja, holde Baſe, man muß im Notfalle den Leuten die Wahrheit ſagen. Machen Sie ſich Ihrerſeits gleichfalls auf Schlimmes gefaßt. Ich fühlte längſt die Verpflichtung, Sie etwas herunter zu machen.“

Hilde wurde kleinlaut. „Was habe ich denn verbrochen?“

„Nr. 1: Sie, die im Geruch einer kleinen Weltweiſen ſtehen, laſſen ſich gründlich hinters Licht führen von den Nerven unſerer gnädigen Frau. Nr. 2: Sie machen ſich lächerlich vor der geſunden Vernunft, denn Sie laſſen ſich bei vollſtändiger Einſicht täuſchen, verleumden, haſſen. Nr. 3, 4, 5 — Na, um kurz zu ſein, teure Hildegard, Sie laufen ſich die Schuhe ab nach Frau Adelheid, Sie werfen ſich zu ihrem Sachwalter auf, Sie opfern ihr den Schlaf ihrer Nächte und arbeiten mit Liebe und Mühe an einer Frau, die Sie als in eine Anſtalt für Gemütskranke gehörig betrachten müßten. Zum Überfluß laſſen Sie ſich ſchlecht behandeln und grämen ſich über den Verfall einer Intelligenz, die durchaus ungewöhnlich ſein ſoll, aber in Wahrheit nie das Maß des Allergewöhnlichſten überſchritten hat. Wozu das alles — bitte?“

„Aus Chriſtenpflicht und Nächſtenliebe!“ ſagte der Paſtor ernſt, ehe ſeine Schweſter eine Antwort fand.

„Ich verſichere Euch, ein Mohr ließe ſich eher zum Schneemann machen, als daß einer Frau, die zehn Jahre Morphium ſpritzt, im eigenen Hauſe zu helfen wäre!“

Wenn der Rechtsanwalt es auf einen Knalleffekt abgeſehen hatte, ſo konnte er mit der Wirkung zufrieden ſein. Hilde und ihr Bruder erſchienen unfähig, dieſe Ungeheuerlichkeit zu faſſen.

„Es liegt ja klar auf der Hand,“ fuhr er eifrig fort, „daß Frau von Lochnitz ſich im letzten Stadium der Morphiumſucht befindet! Ich begreife nur nicht, daß niemand von dieſen klugen, guten Leuten in Lindenau und Bernsburg dahinter gekommen iſt. Ich für meinen Teil habe ſchon Verdacht geſchöpft ſeit dem erſten Walzer, welchen er die Ehre hatte, mit ihr zu tanzen: dies ewig erregte Rot ihres Geſichtes, die flimmernden unreinen Augen, die zweckloſe Raſtloſigkeit, der überraſchende Moments-Scharfſinn, die Sucht, zu intriguieren und Aufregungen zu ſchaffen, die Unfähigkeit, fünf Minuten einem zuſammenhängenden Ideengang zu folgen, vor allem die Begriffsverwirrungen von Impulſen, Grundſätzen und ſittlichem Bewußtſein — das ſind ja die ſicherſten Wahrzeichen des dem Modedämon verfallenen Opfers. Wißt Ihr übrigens, wer mir weſentlich bei meinen Forſchungen geholfen hat? Die kleine Sphinx. Sie hatte von Anfang an ein viel richtigeres Gefühl, als Ihr alle zuſammen. Sie führte mindeſtens ganz richtig die allerverblüffendſten Vorgänge im Herrenhauſe, den Spuk eingeſchloſſen, auf denſelben Ausgangspunkt zurück und erfaßte die Sachlage viel gründlicher und geſcheiter, als der Freiherr, dieſer unverzeihlich harmloſe Menſch. Sie wußte ſogar um das Vorhandenſein einer gewiſſen kleinen Spritze, denn Frau Adelheid hat ſie einſt an ihr probiert, wahrſcheinlich in der Abſicht, dem kranken Kinde Beruhigung zu verſchaffen.“

Ein Kratzen und Scharren an der Hausthür veranlaßte den Rechtsanwalt, ſeinen Vortrag abzubrechen. „Wenn das nicht Pax iſt, will ich ihn nie gekannt haben!“

Er war es in der That, keuchend, die Zunge lang aus dem Halſe hängend, aber er ſprang vergnügt an ſeinem Herrn in die Höhe, als ob er ſagen wollte: „Da iſt ſie. Ich habe ſie gebracht.“

Sie kam quer über die Straße durch den Schnee gelaufen, die kleine Agnes, das dunkle Köpfchen der kalten Luft preisgegeben, die Hände rot und halb erſtarrt vor Kälte. Die Fingerchen nahm Heinz aber ſchleunig in ſeine warmen Hände und rieb und drückte ſie, bis ihnen beſſer wurde.

„Sie liebe, kleine Freundin! Warum haben Sie nicht 'was umgenommen? Mein Himmel — iſt denn ſchon wieder der Geier los? Schnell, erzählen Sie und zittern Sie nicht ſo arg. Es macht mich wehmütig.“

„Ich — bin eingeſchloſſen worden!“ hauchte Agnes.

„Das iſt ſtark — und nun ſind Sie durchs Fenſter geſprungen?“

„Ich nicht, aber Pax.“

„Braver Pax! Arme, kleine Sphinx! Aber da ſteht Hilde ſchon wartend auf der Schwelle. Kommen Sie ſchnell herein! Sie ſollen ſich wärmen und Ihr Herzchen erleichtern.“

Das erſtere war nicht ſchwer, denn der Ofen und eine warme Taſſe Kaffee thaten das ihre, aber das Herzerleichtern wollte nicht recht von ſtatten gehen. Die arme Agnes war zu wenig geübt darin. So kam der Rechtsanwalt ihr denn zu Hilfe und fragte alles, was er wiſſen wollte, aus ihr heraus.

Sie hatte ſich in ihrem Zimmer auf die engliſche Leſeſtunde mit dem Paſtor vorbereitet, als ſie ein unbedeutendes Geräuſch an der Thür vernahm, das Pax beunruhigte. Eilig unterſtrich ſie die letzten Stellen, welche ſie in Richard III. beſonders erklärt haben wollte, und machte ſich zum Ausgehen fertig. Zu ihrem Schrecken war die Stubenthür von außen zugeſchloſſen. Sie pochte, aber niemand hörte. Sie lauſchte, ob nicht jemand von dem Dienſtperſonal vorbeigehen möchte, aber es blieb alles ſtill. Wahrſcheinlich ſollte dieſe Haft ſie verhindern, zu ihrer Leſeſtunde zu gehen. Es vergingen zwei volle Stunden, und niemand kümmerte ſich um ſie. Natürlich nahm ſie ihre Zuflucht zu Pax, der allerdings nicht klarer in der Sache ſah als ſie, aber doch Rat wußte. Hinten über den Hof kam ihr Vater gegangen. Pax wartete nicht ab, ob er ins Haus oder vorbeigehen wollte, ſondern ſetzte direkt durch das Fenſter, daß die große Spiegelſcheibe zerſplitterte und er — platſch! — in dem weichen Schnee lag. Der Freiherr bekam keinen kleinen Schreck und rief laut nach ſeiner Tochter, in dem Vorgefühl, daß ihr etwas zugeſtoßen ſei. Sie guckte dann auch durch das zertrümmerte Fenſter, zitternd vor Angſt um ihren Pax. „Thue ihm nichts, Vater, bitte, bitte! Er hat mir helfen wollen. Ich bin eingeſchloſſen. Bitte, laß mich heraus!“

Das war nicht einfach, denn man fand keinen Schlüſſel. Der Schmied mußte die Thür aufbrechen.

Wer hatte zugeſchloſſen? Niemand. Alle leugneten, etwas gewußt zu haben. Da pochte der Freiherr bei ſeiner Gemahlin an, die eine ungewöhnlich lange Sieſta hielt. Sie ſchien feſt zu ſchlafen, denn ſie öffnete erſt nach wiederholtem Klopfen. Was nun geſchah in ihrem Zimmer, davon wußte Agnes zum Glück nichts. Sie war mit ihrem Pax zu Paſtors entflohen ....

Der Paſtor legte ſeine Hand auf das Haupt des Kindes. Er flüſterte etwas, das ihr unſchuldiges Herz ſo tröſtend berührte, als ob der liebe Gott ſelbſt geſagt hätte: „Fürchte dich nicht! Ich ſchütze dich!“

Der weltlicher geſinnte Heinz klopfte Pax den dicken Kopf: „Brav, Alter — brav!“ Dann beugte er ſich vor und ſchaute dem jungen Mädchen lächelnd in die Augen: „Im übrigen ſind wir auch noch da, wenn Sie ſich fürchten ſollten. Sie wiſſen, es iſt Pax nicht allein, der für Sie ſeinen Hals riskieren würde. Nicht wahr, Sie haben doch Vertrauen zu Ihren Freunden?“

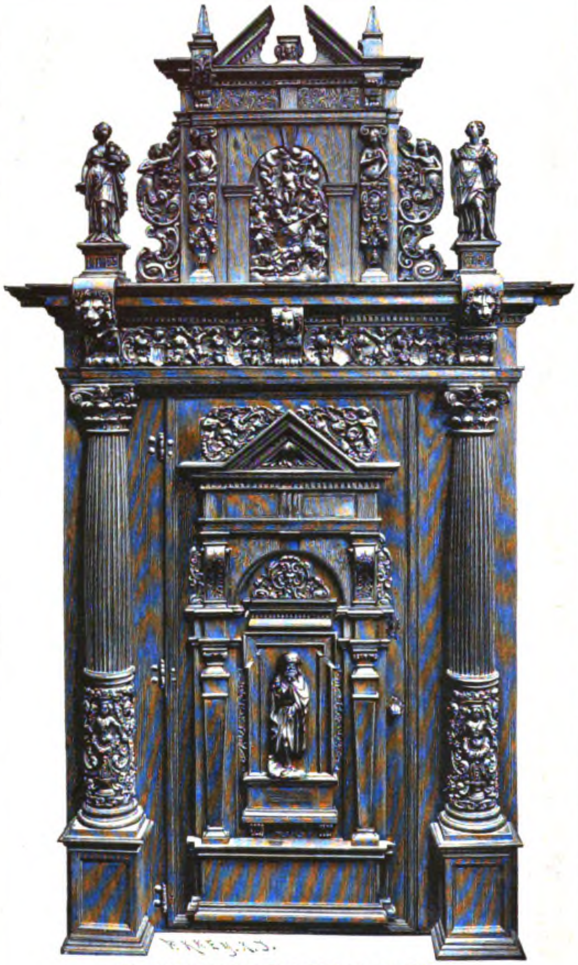
„Ja,“ ſagte ſie, einen ſtillen, zufriedenen Ausdruck in den Zügen, und etwas ſchüchtern, aber in voller Zuverſicht legte ſie ihr Händchen auf das ſeine. Hilde hatte ſich die Augen beſchattet. Es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie nervös gemacht worden von dem dummen Salzwaſſer, das ihren Blick verdunkelte, ſo daß ſie nicht mehr ſah, was vorging. Aber der Paſtor ſah es — unter andrem, daß der Rechtsanwalt das Händchen an ſeine Lippen führte — ganz langſam, ganz andächtig.

Plötzlich ſprang Rambert auf und zog Hilde die Hände von den Augen. „Dacht' ich es doch! Sie wird mir nervös. Ich bitte dich — pardon! Ich muß Sie duzen oder ſonſt 'was ungewöhnlich Hübſches thun. Wo iſt dein Mut geblieben, tapfere Hildegard? Nächſtens wirſt du dir für

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

fünf Pfennig Kourage bei unſerer lieben kleinen Sphinx kaufen können. Ich möchte wiſſen, was du zu weinen haſt! Biſt du eingeſperrt worden? Hängt man dir auf Schritt und Tritt Bosheiten an? Spukt es bei dir des Nachts? Bleibſt du vor allen Dingen einſam zurück, wenn dein ergebener Vetter Heinz um zehn Uhr nach Berlin dampft? Schäme dich, gute Hilde, daß du ſo zur unrechten Zeit ſentimental wirſt!“

Ja, ſie ſchämte ſich. Sie wurde ganz rot. Dann lachte ſie und nahm Agnes in ihre Arme. „Er hat recht. Ich bin ein Feigling, und Sie ſind eine kleine Heldin, Agnes! Das ſoll aber anders werden. Von heut' an will ich Ihnen offen als Verbündete zur Seite ſtehen.“



Chorthür in der Jakobikirche zu Lübeck.
Zu dem Artikel „Lübeck“ von Th. H. Pantenius.

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte — —!“ ſang Heinz und ging in ſeinem Uebermut mit ausgebreiteten Armen auf beide los.

„Halt, halt, Vetter!“ wehrte Hilde ab. „Wir ſpielen ja nicht Komödie. Ein Glück, daß wir jetzt Du zu einander ſagen. Nun werde ich dich doch ungeniert in Ordnung halten können.“

In der plötzlich ausgebrochenen Fröhlichkeit merkten ſie kaum, daß es dunkel wurde, und überhörten, daß jemand die Hausthür öffnete. Nur dem Paſtor war es nicht entgangen. Er faßte Agnes bei der Hand und ging mit ihr in ſein Arbeitszimmer, wo die Lampe brannte.

„Wir wollen engliſch leſen,“ ſagte er. „Es iſt Ihnen doch recht?“

„Ja.“

Agnes ſchlug ihr Buch auf und begann mit einer Aufmerkſamkeit zu leſen, als ob ſie keine Ahnung hätte, daß es die Stimme der Freifrau war, die aufgeregt in dem Nebenzimmer laut wurde.

Sie ſtand im Scheine der beiden Kerzen, die Hilde in der Eile angezündet hatte, ſtattlich, ungemein vorteilhaft in dem dunklen Tuchkleide, einen Spitzenſhawl um ihren blonden Kopf. Aber ihr flammendes Geſicht und ihre wilden Augen ließen auf ein gewaltiges inneres Toben ſchließen. Den Rechtsanwalt am Kamin bemerkte ſie nicht einmal, ſondern fragte kurz: „Iſt Agnes hier?“

„Ja. Ich glaube, ſie lieſt mit meinem Bruder engliſch,“ erwiderte Hilde möglichſt gelaſſen.

Da brach ſie los. „Es iſt empörend — Ah! Herr Rechtsanwalt —“ Sie verſchluckte ſich beinahe an dem Wort.

„Pardon, meine Gnädigſte! Es war gerade die dritte Verbeugung, welche ich die Ehre hatte, an Ihre Adreſſe zu richten. Wenn Sie geſtatten, trete ich aus meiner Ecke hervor und lege Ihnen meine Huldigung zu Füßen.“

Sie lachte, aber es klang ſchrill und hohnvoll. „Ich glaubte ſie längſt bei den Akten Ihres intereſſanten Prozeſſes.“

„Die laufen nicht fort, und meine Klientin auch nicht, wenigſtens nicht, ſo lange die Arme in der Anſtalt ſitzt. Aber ich ſehe Sie ein wenig alteriert, gnädigſte Frau.“

Adelheid ließ ſich in einer gewiſſen Entfernung von dem jungen Manne in einen Lehnſtuhl ſinken. Sie war im Zweifel, ob er nur witzeln wollte oder einen tieferen Sinn hinter ſeinen dreiſten Redensarten verberge.

„Ich merke, Agnes hat ihr Klagelied bereits geſungen.“

„Die kleine Schweigſamkeit?“ verſetzte der Rechtsanwalt lachend. „Was denken Sie wohl, gnädigſte Baronin? Wenn unſereins ſich nicht ein bißchen auf das Verhören verſtünde, hätten wir kein Wort heraus bekommen. So wenigſtens ſchwant es uns, daß es bei Ihnen nicht mit rechten Dingen zugeht. Bitte, erzählen Sie uns doch den merkwürdigen Fall!“

„Bah! Eine Unvorſichtigkeit wahrſcheinlich — nicht der Mühe wert, ſoviel Aufhebens davon zu machen. Entweder iſt das Hausmädchen oder Agnes ſelbſt daran ſchuld. Geleugnet wird in ſolchen Fällen immer.“

„Gewiß!“ ſtimmte der Rechtsanwalt galant bei. Es intereſſierte ihn zu erfahren, wie weit die Schlauheit in dieſem Falle Stich hielt. Mit Hilde hingegen ging das ſchlichte Rechtsgefühl durch.

„Agnes kann unmöglich verdächtigt werden,“ ſagte ſie warm. „Das Zimmer hat ja von dem Schmied geöffnet werden müſſen, weil es von außen verſchloſſen war.“

„Aber, gute Hilde, biſt du ſicher, daß die kleine Sphinx ſich nicht erſt von außen verrammelt hat und nachher durch das Fenſter in ihre Schanze, einen Stock hoch, geklettert iſt?“ ſpottete Heinz ſo unumwunden, daß die Freifrau ihn am liebſten mit einem Blicke vernichtet hätte.

„Laſſen Sie das Scherzen! Meinetwegen kann es auch die Zofe gethan haben, oder der Diener —“

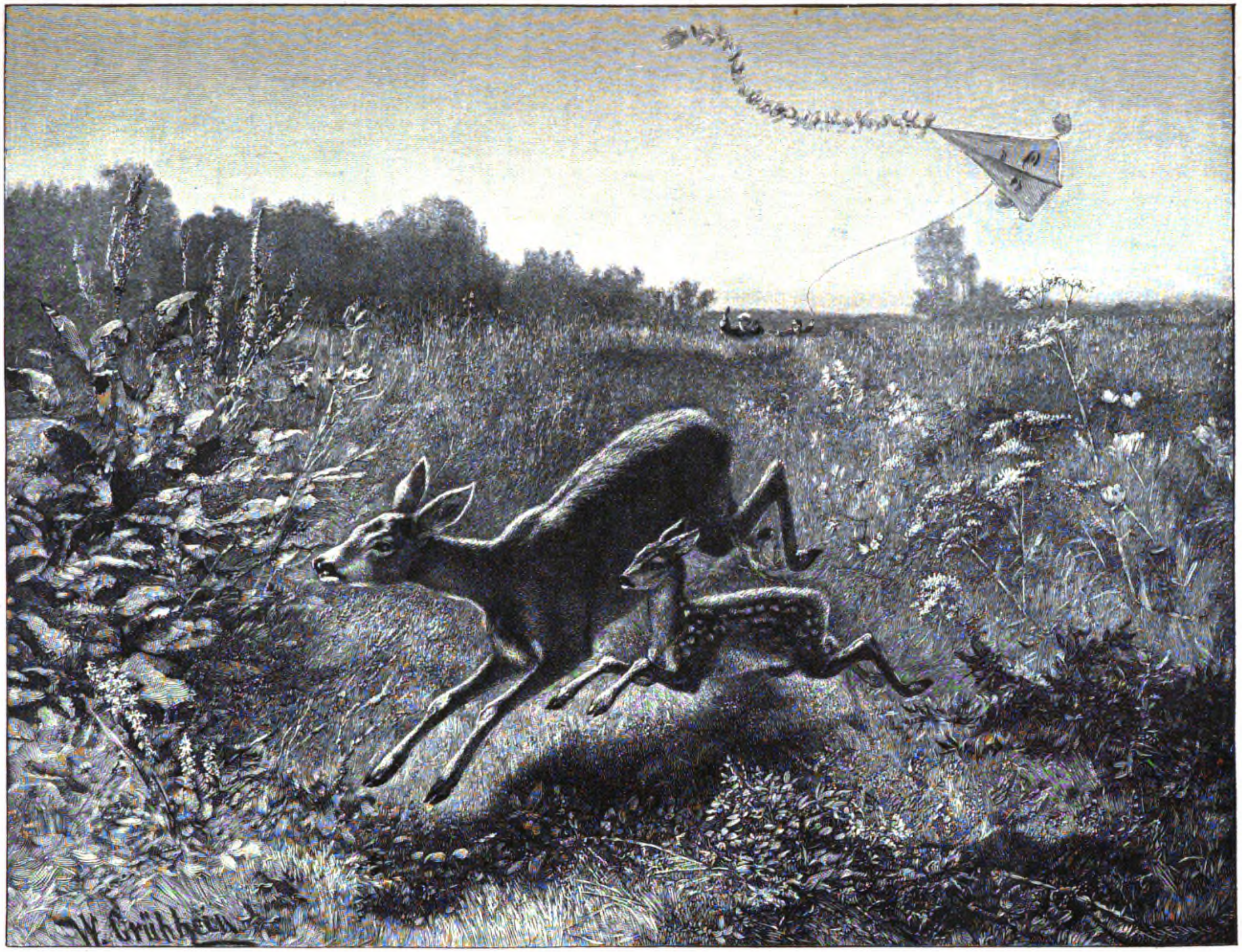
„Oder das Waſchmädchen, der Küchenjunge, der Schweineknecht!“ war Heinz unhöflich genug, ihr in die Rede zu fallen. „Irgend jemand hat das arme, kleine Fräulein von Lochnitz hinterliſtigerweiſe eingeſperrt, das bleibt Thatſache.“

„Aus Verſehen!“ rief die Freifrau ärgerlich.

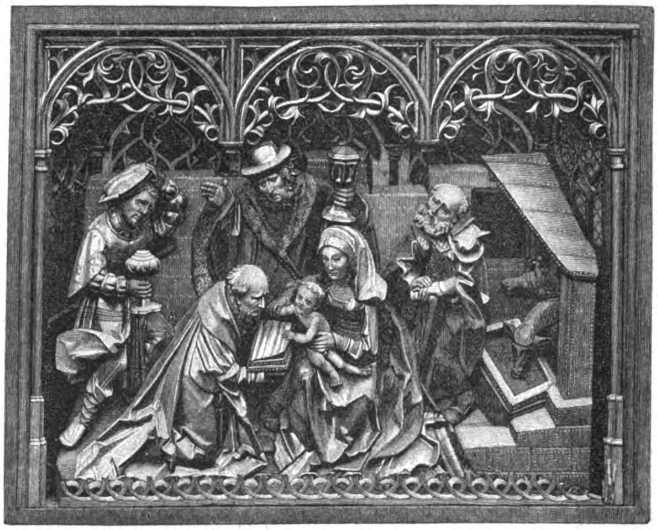
„Ganz wie Sie befehlen, meine Gnädigſte!“

„Widerſinnig iſt es aber,“ fuhr ſie immer haſtiger, immer gereizter fort, „daß mein Mann mich zur Rede geſtellt hat, als ob ich mir ein Privatvergnügen daraus gemacht hätte, dem einfältigen Ding Stubenarreſt zu geben.“

Hildes Blick ſagte: haſt du es etwa nicht gethan? Aber der Rechtsanwalt ſchüttelte ſich vor Lachen. „Das muß ich ſagen, Gnädigſte! Ihr Gemahl iſt wirklich ungalant. In unſerer gebildeten Geſellſchaft iſt es höchſtens vor dem Tri-



Aufgeſchreckt. Nach dem Gemälde von W. Gräbhein.



Anbetung der h. drei Könige.
Schnitzwerk an einem Altar vom Ende des XV. Jahrh. zu Lübeck.
Zu dem Artikel „Lübeck“ von Th. H. Pantenius.

bunal geſtattet, daß ein aufgeklärter Mann einer ſchönen Frau ins Geſicht ſagt: das haſt du verbrochen!“

Die Freifrau ſprang auf. Der beißende Spott des lachenden jungen Mannes war nicht mehr auszuhalten. Nervös zog ſie die Enden ihres Spitzenſhawls zuſammen, ſie wollte fort.

Mit einem Ruck riß ſie die Thür zum Arbeitszimmer des Paſtors auf — da wehte ihr ein Friede, eine geiſtige Ruhe entgegen, daß ſie wie gebannt auf der Schwelle ſtehen blieb. Agnes ſchaute nicht von ihrem Buche auf und las den angefangenen Satz ſtill zu Ende. Der Paſtor wandte das bleiche, wie verklärte Antlitz der Frau im Thürrahmen zu. Aus ſeinen milden Augen traf ſie ein ergreifender Vorwurf. „Genug, liebe Agnes!“ ſagte er und nahm dem jungen Mädchen das Buch aus der Hand. Dann ging er Frau Adelheid entgegen.

Dieſen unbewachten Augenblick faßte Heinz beim Schopfe, um ſeiner kleinen Freundin zuzuflüſtern: „Es bleibt beim alten! Sie ſchreiben mir, wenn etwas vorfällt. Im übrigen halten Sie ſich an das Pfarrhaus und — an meine Liebe.“

Agnes ſchaute ihn an — überraſcht, betroffen. Ihre dunklen Augen verwirrten ſich in ſeinem glänzenden Blick. Das Leſezeichen, welches ſie vergeſſen hatte in ihr Buch zu legen, fiel ihr aus der Hand. Er bückte ſich hinter dem Tiſche, um es aufzuheben, da durchrieſelte ſie ein wonniger Schauer, ſie atmete nicht mehr, alles Leben in ihr konzentrierte ſich in dem gewaltigen Pochen ihres jungen Herzens. Sie hatte ſeine Lippen an dem Saume ihres Kleides gefühlt!

Wie in einem ſel’gen Traum ging ſie die beſchneite Dorfſtraße entlang, vor ihr die Freifrau am Arme des Rechtsanwalts. Er ſchwatzte und lachte in einem fort, aber in ſeiner Stimme zitterte etwas, das zu ihr allein ſprach.

Einen Augenblick lag dann noch ihr Händchen in dem Druck ſeiner treuen Rechten. Pax ſprang an ihm herauf. „Sei wachſam, alter Freund!“ ſagte er. Das war das Ende. Der letzte Tagesſchimmer erloſch in der Luft. Agnes’ armes Herz wollte ſpringen, ſo voll war es von Glück und Traurigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Uber Schwerhörigkeit und ihre Behandlung.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Schon oft iſt die Frage aufgeworfen worden, welches Leid das geringere ſei: Taubheit oder Blindheit?

Der Dichter Pfeffel, der ſelbſt um ſein Augenlicht gekommen war, hat die Frage zu gunſten der Blindheit beantwortet. In ſeiner glücklichen Reſignation hielt er ſich durch die Freude am Geſpräch, an der Muſik und dem Geſang der Vögel für den Verluſt des Auges völlig entſchädigt. Nicht viele möchten ihm beiſtimmen. Dem Blinden iſt die Welt ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch. Er weiß nicht, was um ihn vorgeht, kennt nicht die Züge der Seinen; das Lächeln ſeines Kindes, die Pracht des Frühlings erquickt ihn nicht. Tier und Pflanze, Berg und Thal, alle die Millionen Weſen und Geſtalten der Schöpfung, ihre Größe, ihre Eigenſchaften und Beſonderheiten ſind für ihn nicht vorhanden. Schönheit iſt ihm ein toter Begriff, ihn umgibt ewige Nacht. Immerdar auf ſein enges Heim beſchränkt, unfähig, über ein geringes Maß hinaus ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten anzueignen, bleibt er ein Fremdling in der Welt, ein Stümper, auf Schutz und Beiſtand anderer angewieſen. Nichts kann er unternehmen, in Abhängigkeit verharrt er ſein Leben lang. Zagend ſetzt er ſeinen Schritt auf die Straße, nur der führenden Hand dankt er es, wenn er an der friſchen Luft ſich erquickt. Das Ohr hauptſächlich bildet die Brücke, die ihn mit der Welt verbindet und ihm auch geiſtige Genüſſe vermittelt.

Freilich, auch höhere Grade von Schwerhörigkeit werden als bittere Pein empfunden. Der Taube iſt zwar nicht zu der Zurückgezogenheit verurteilt, wie der Blinde, muß aber doch auch lebhaftes Straßengetümmel ſorglich meiden. Einſam fühlt er ſich in der zahlreichſten Geſellſchaft; weiß er doch nicht, was und wovon die Leute ſprechen, was die Gemüter zur Heiterkeit oder Betrübnis bewegt. Rings um ihn herrſcht ewiges Schweigen oder fremdartiges Läuten und Summen, umſonſt für ihn ſchmettert die Nachtigall ihr Lied, rauſchen die Saiten von Beethovens geweihten Klängen — ſtumm und erſtorben iſt ihm die Welt der Töne. Die Unterhaltung mit ihm iſt für beide Teile eine Marter: der eine muß ſich heiſer ſchreien, der andere, trotzdem er ſich die erdenklichſte Mühe gibt, verſteht entweder gar nichts, oder nur halb oder ganz verkehrt. Kein Wunder, daß dann die ſeltſamſten Mißverſtändniſſe und in ihrem Gefolge Ärger und Verdrießlichkeiten zum Vorſchein kommen! Denn der Schwerhörige wird gar leicht mißtrauiſch, empfindlich, ſchnell beleidigt und wittert bei jeder Gelegenheit, daß man über ihn ſpöttelt. Dabei wollen die Schwerhörigen immer nur gar zu gern wiſſen, wovon denn eigentlich die Rede iſt, ſelbſt bei den gleichgültigſten Dingen, die zu wiederholen gar nicht der Mühe lohnt. Und wie ſie gern hören, ſo redſelig ſind ſie auch.

Der Schwerhörige fühlt ſich bei ſeinem Leiden recht unglücklich, bisweilen niedergeſchlagener als der Blinde, der, wie die Erfahrnug lehrt, ſich oftmals mit der Zeit in ſein Schickſal findet und ſein Los nicht nur mit Entſagung, ſondern mit einer Seelenheiterkeit erträgt, welche ihm ein einnehmendes, liebenswürdiges Weſen verleiht.

Gewiß, der ſchwer Hörende, der Taube entbehrt ſehr viel, ihm fehlt mehr oder weniger vollſtändig ein Sinn, der nicht nur für den geſelligen Verkehr und für den geiſtigen Genuß, ſondern auch im Kampf ums Daſein wichtig und unerläßlich iſt. Der Lehrer und der Prediger, Offizier und Richter, der Arzt, der Bahnbeamte, der Muſiker vor allen, bedürfen zur Ausübung ihres Berufs eines untadelhaften Gehörs; ſie würden bei Mängeln desſelben gar bald ihre ganze Stellung gefährdet ſehen. Aber der Verluſt desſelben ſchließt für den Betroffenen nicht die Möglichkeit aus, ſein Fortkommen auf andere Weſe zu ſuchen, während der Erblindete für jeden Berufszweig ſo gut wie untauglich iſt. Der Taube kann noch arbeiten, ausgehen, reiſen, kann leſen und ſtudieren, für ſich und ſeine Familie wirken. Nach unſerm Ermeſſen hat ſelbſt der hochgradig Schwerhörige vor dem Blinden unendlich viel voraus und keine Urſache, mit demſelben zu tauſchen. —

Eine wirkliche Taubheit, d. h. Unfähigkeit, Töne oder Geräuſche irgend einer Art wahrzunehmen, iſt äußerſt ſelten. Selbſt bei höheren Graden ſogenannter Taubheit iſt immer noch eine gewiſſe Empfänglichkeit für Schalleindrücke vorhanden. Der Sprachgebrauch pflegt zwiſchen Taubheit und hochgeſteigerter Schwerhörigkeit keinen Unterſchied zu machen, und wir werden ihm, der Kürze halber, in unſrer Darſtellung folgen. —

Taubheit iſt entweder angeboren oder erſt ſpäter eingetreten. Vor Erlernung der Sprache, ja ſelbſt noch bis zum 7. oder 8. Jahre (z. B. durch Scharlach, Diphtheritis, Pocken, Genickſtarre) erworben, hat ſie Taubſtummheit zur Folge, denn einzig durch den Mangel des Gehörs geht die Sprache verloren.

Unter den wichtigſten Urſachen des Gebrechens nennen wir: Verluſt des Trommelfells und der Gehörknöchelchen, akute und chroniſche Katarrhe und eiterige Entzündung des Mittelohrs, Knochenfraß und

Ausſchwitzungen in den ſchallleitenden Teilen und den Wandungen der Gehörwerkzeuge, Fortpflanzung des Scharlach- und Diphtheritisprozeſſes auf die Trommelhöhle. Oft entſteht Schwerhörigkeit durch vernachläſſigten Schnupfen, wobei die Euſtachiſche Röhre (ein aus der Naſe zur Trommelhöhle führender Gang) anſchwillt, ſich verengt und verſtopft. Häufig entwickelt ſie ſich auch durch ſchleichende, trockene Entzündung der Schleimhäute und Verknöcherungen der ſchallleitenden Apparate. In vielen Fällen iſt ſie, beſonders im Greiſenalter, rein nervöſer Natur, in anderen wird ſie durch vorgelagerte Fremdkörper und Ohrenſchmalzpfröpfe bewirkt, welche nicht nur Abnahme des Gehörs, ſondern auch Schmerzen, Schwindel und unerträgliches Sauſen und Brauſen hervorbringen. Endlich haben wir als häufige Urſachen der Taubheit noch Erſchütterungen durch ſtarke Schalleindrücke, ſo z. B. bei Schmieden und Artilleriſten, anzuführen.

Sehr häufig treffen wir Schwerhörigkeit als Familienübel an, ein leidiges Erbe, mit welchem gewöhnlich ein Teil der Eltern oder Großeltern oder ſonſtige Glieder der Verwandtſchaft behaftet ſind. Den erſten Anfängen begegnen wir oft ſchon in früher Jugend. Das arme Kind gilt als unaufmerkſam, ſchlecht begabt, ſchwer von Begriffen, während nur eine Schwäche des Gehörs zu Grunde liegt. Mit den Jahren ſteigert ſich das Leiden, es artet in mehr oder weniger vollſtändige Taubheit auf einem oder beiden Ohren aus.

Die Sprache der Schwerhörigen iſt für ihre Umgebungen nicht immer eine leicht verſtändliche. Da ihr Gehörſinn abgeſtumpft iſt, wiſſen ſie bei der Unterhaltung auch nicht das erforderliche Maß ihrer Stimmenſtärke abzuſchätzen und ſprechen entweder zu leiſe oder umgekehrt, weil die meiſten ihnen beim Sprechen ins Ohr ſchreien, viel zu laut. Auch wird mit der Zeit ihre Sprache nicht nur eintönig, ſondern auch an ſich ſchwerer verſtändlich, wenigſtens bei früh Ertaubten, und zwar um ſo ſchwerer, je lauter ſie ſprechen, weil beim Verſtärken der Stimme die Vokale auf Koſten der Mitlauter gewinnen und die letzteren übertönen.

Wunderlich und noch nicht genügend aufgeklärt iſt, daß die Ertaubten bei Einwirkung ſtarken Schalles ſelbſt leiſe geſprochene Worte ganz deutlich vernehmen. Bei Wagengeraſſel, Straßenlärm, Trommelſchlagen, wo der Normalhörige keine Silbe hört, verſteht der Taube ohne Anſtrengung, was mit gewöhnlicher Stimme geſprochen wird. Der berühmte Arzt Willis erzählt einen Fall, wo ein tauber Mann mit ſeiner Frau ſich nur dann unterhalten konnte, wenn gleichzeitig eine Trommel bearbeitet wurde! —

Um die Heilung der Schwerhörigkeit ſteht es bekanntermaßen nicht zum erfreulichſten. Im Gegenſatz zur Augenheilkunde hat Gott Äskulap die des kranken Ohrs recht ſtiefväterlich bedacht. Freilich liegt an ihm nicht die Schuld. Warum hat Mutter Natur das menſchliche Hörorgan ſo tief verſteckt, ſo unzugänglich in einem knöchernen Gebirge vergraben, daß nur da, wo eine Schädigung der Außenwälle das Hörleiden verurſacht, ein ärztlicher Eingriff möglich, die Feſtung ſelbſt aber gegen jeden Anſturm geſichert iſt!

Deswegen allein bietet das Ohr einen Tummelplatz für das Treiben der Quackſalberei, geeignet dazu, wie wenige. Da werden in den Zeitungen „Gehöröle“ und „Gehörbalſame“, Hörmuſcheln, Mikro- Dento- und Audiphone als unfehlbar angeprieſen. Welcher Taube möchte nicht gerne geheilt ſein? Und wird nicht die Heilung durch die vielen beigedruckten Dankſagungen ſicher verbürgt? Da opfert man voll froher Hoffnung 6, 10, 45 Mark und darüber, redet ſich anfangs beim Gebrauch des Wundermittels wohl ein, erhebliche Beſſerung zu ſpüren, überzeugt ſich aber ſchließlich, daß die ganze Kur — nur im Schröpfen beſtanden hat!

Dem Kurz- oder Weitſichtigen gibt man, um den Lichtſtrahlen einen beſſeren Zutritt zum Sehnerven zu verſchaffen, eine Brille; der Schwerhörige verſucht es gegen ſeine Not mit dem Hörrohr. Man verfertigt dieſe Inſtrumente bald aus Holz, bald aus Elfenbein, Gummi, Pappe oder Metall und beabſichtigt mit ihnen, teils die Schallwellen zu verſtärken, teils ſie beſſer in den Gehörgang zu leiten und dadurch vernehmbar zu machen. Leider wird von der Mehrzahl der zu dieſem Zweck hergeſtellten Inſtrumente, mögen ſie nun becher-, ſtock-, trompeten-, fächer- oder ſchlauchartige Form beſitzen, mehr die eine Aufgabe, die Verſtärkung der Schallwellen, als die andere, ebenſo wichtige, die Verſtändlichung der Schalleindrücke, gelöſt. Die Hörmaſchine vermittelt den Schall wohl lauter, aber oftmals nicht deutlicher. Ja, vielen Schwerhörigen werden die beim Gebrauch des Hörrohrs im Ohr entſtehenden ſauſenden Geräuſche und Nebenklänge ſo läſtig, daß ſie auf das Hilfsmittel lieber ganz und gar verzichten, wenn ſie auch damit etwas beſſer hören. Beſonders ſtörend erweiſen ſich wegen der durch ſie erzeugten Reſonanz die metallenen Hörrohre. Am praktiſchſten ſind noch die langen, ſchlauchförmigen, aus Kautſchuk oder Leder beſtehenden, mit einem weiteren Mundſtück und einem ſchmäleren in den Gehörgang des Angeredeten einzuführenden Ende. Für hochgradig Schwerhörige eignet ſich am meiſten der ſogen. engliſche Hörſchlauch, allerdings nur für den Dialog. — Um Schwerhörige im Zimmer andauernd mit der Tonwelt in Verbindung zu ſetzen und die Hörnerven vor der ihnen ſo ſchädlichen Unthätigkeit zu ſchützen, hat Mc. Keown einen Schallfänger erfunden, welcher hauptſächlich aus zwei großen und weiten Röhren beſteht, deren Endſtücke in je ein Ohr geſteckt und darin während der Beſchäftigung getragen werden. Auch gibt es auf den Tiſch zu ſtellende Vorrichtungen, die den Schall aufnehmen und durch einen Schlauch ins Ohr führen.

Für diejenigen Ertaubten, die ihr Gebrechen nicht gern zur Schau tragen, hat man Ohrtrichterchen aus Gold, Silber oder Hartgummi konſtruiert, die ſich in der Ohrmuſchel leicht verſtecken laſſen, aber doch das Hören noch viel weniger befördern, als die größeren Hörrohre.

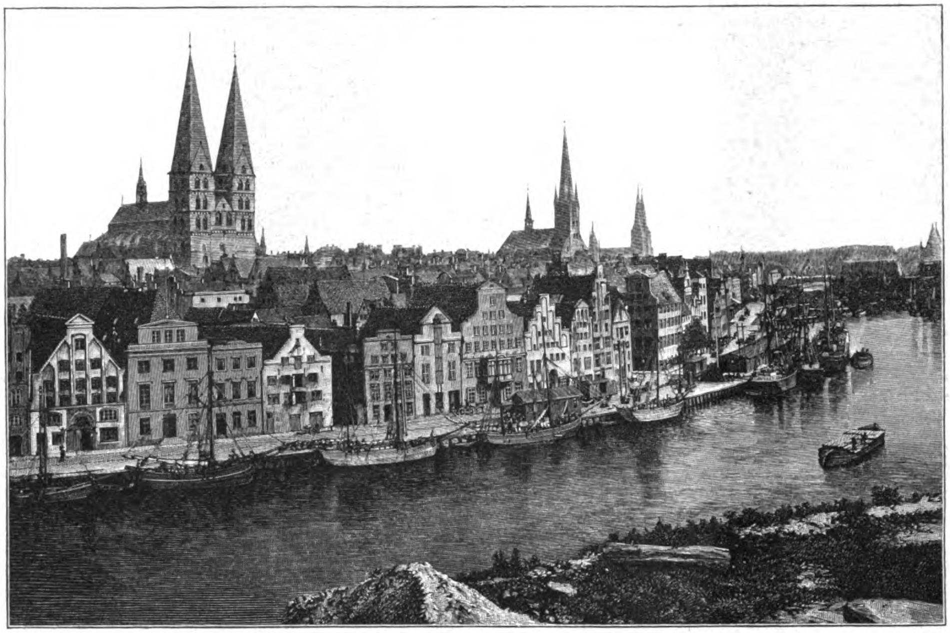
Ende der Siebziger drang zu den Ohren des tauben Publikums eine Kunde aus Amerika, welche es mit frohen Hoffnungen erfüllte:

„Ein neues Inſtrument, Dentaphon genannt, iſt von großem Wert, deſſen ſich Schwerhörige, ja ſogar Stocktaube mit Leichtigkeit und den überraſchendſten Erfolgen bedienen können. Wir empfehlen dieſe neue Erfindung als eine von den bedeutendſten Autoritäten anerkannte Wohlthat für die am Gehör leidende Menſchheit und geben uns der Hoffnung hin, die damit gewünſchte Linderung in ihrer vollſten Bedeutung herbeigeführt zu haben. Das Dentaphon kann auf kleinere und größere Entfernungen angewendet werden; aus dieſen Gründen iſt es den bisher in Anwendung gebrachten Hörrohren vorzuziehen. (Amerikaniſche Dentaphon-Company in Berlin.) Gebrauchsanweiſung: das Stückchen Cedernholz iſt von dem Schwerhörigen in den Mund leicht zwiſchen die Zähne zu nehmen, die Schnur abzuwickeln und ſo ſtramm als möglich anzuziehen, das Mundſtück iſt für den Sprechenden beſtimmt, der ſich durch dasſelbe bequem ohne Anſtrengung der Stimme dem Schwerhörigen aufs deutlichſte verſtändlich machen kann.“

Das Dentaphon beruht auf dem Prinzip der Knochenleitung; der durch die Reſonanz der Zähne verſtärkte Schall geht durch die Euſtachiſche Röhre zu den Hörnerven. Allein die auf dieſe Weiſe bewirkte Tonempfindung iſt nur eine ganz dumpfe und geſtaltet ſich, wie vielfache im Königl. Taubſtummen-Inſtitut zu Berlin durch Treibel und Riemann an Taubſtummen und Schwerhörigen vorgenommenen Verſuche dargethan haben, niemals zur Lautwahrnehmung. Daher gehört dies Inſtrument ebenſo wie das Audiphon und Mikrophon in das Reich des Humbugs, und wer darauf hineinfällt, iſt gründlich geleimt. —

Bietet ſich dem Gehörleidenden im Hörrohr ein nicht zu unterſchätzendes Hilfsmittel zum Verſtehen des Geſprochenen, ſo beſitzt er ein anderes und recht vorteilhaftes in ſeinem Auge. Viele Schwerhörige heften unbewußt ihren Blick an den Mund des Sprechenden, um ihm die Worte abzuleſen; aus den Veränderungen der Mundſtellung ſuchen ſie den Sinn der Rede zu erraten, und derſelbe wird ihnen daher bei Licht klarer, als im Dunkeln. Manche bringen es im Abſehen durch Übung und Aufmerkſamkeit zu einer großen Fertigkeit. Leider wird jedoch auf dieſe Zuflucht noch viel zu wenig Wert gelegt. Zeigt nicht ſchon das Beiſpiel des Taubſtummen, wie viel zum Erlernen der Sprache und zum Verſtändnis des Geſprochenen das ſorgfältige Abſehen beiträgt! Das taubſtumme Kind lernt vom Lehrer, auf das Öffnen und Schließen der Lippen, das Heben und Senken des Kehlkopfes, das Anlegen der Zunge an den Gaumen und die hierdurch verurſachten Laute zu merken und dieſelben nachzuahmen. Es erlangt ſo die Fähigkeit der Sprache und der Unterhaltung. Sollte es dem Erwachſenen, der an geiſtiger Reife und Sprachgewandtheit dem Kinde ſo weit voraus iſt, nicht noch leichter gelingen, die Bewegungen der Sprachwerkzeuge zu deuten, das mangelnde Ohr durch das Auge zu erſetzen? — Mögen daher Ertaubte, zumal ſolche von noch nicht allzu vorgerücktem Alter, bei einem Taubſtummenlehrer in den Unterricht gehen und bei ihm lernen, wie man Laute bildet, Konſonanten wahrnimmt, artikuliert und ſpricht! Sprechen ſehen wird dann für ſie faſt ſoviel ſein, wie hören.

Schwer iſt das Schickſal des Tauben: er geht bisweilen als halber Einſiedler durch das Leben. Erleichtern wir ihm das Los durch Freundlichkeit, Nachſicht und Geduld. Scheuen wir die kleine Mühe nicht, ſeine Neugier zu befriedigen, ſchon Erzähltes zu wiederholen. Oft haben wir hierbei gar nicht einmal nötig, unſre Lungen ſehr anzuſtrengen. Stellen wir uns in angemeſſene Nähe zu ſeinem Ohr, ſprechen nicht ſchreiend, ſondern nur laut und vor allem recht langſam und deutlich, Wort für Wort, ſo wird unſer Freund uns ſchon verſtehen. Möge letzterer aber unſer Entgegenkommen auch erwidern, ſeine Wißbegier zähmen, nicht zu viel fragen, nicht über mangelnde Rückſicht klagen, nicht gereizt ſein. Führt doch ſein Mißgeſchick auch manches Gute im Gefolge, was wir Leichthörigen entbehren müſſen. Seinen Nachtſchlaf ſtört nicht das jämmerliche Konzert der Kater, das Wettgeheul der Köter in der geſamten Nachbarſchaft, die Klavierpaukerei neben oder über unſerm Zimmer! Auch iſt beobachtet worden, daß Schwerhörige es meiſt zu hohem Alter bringen.

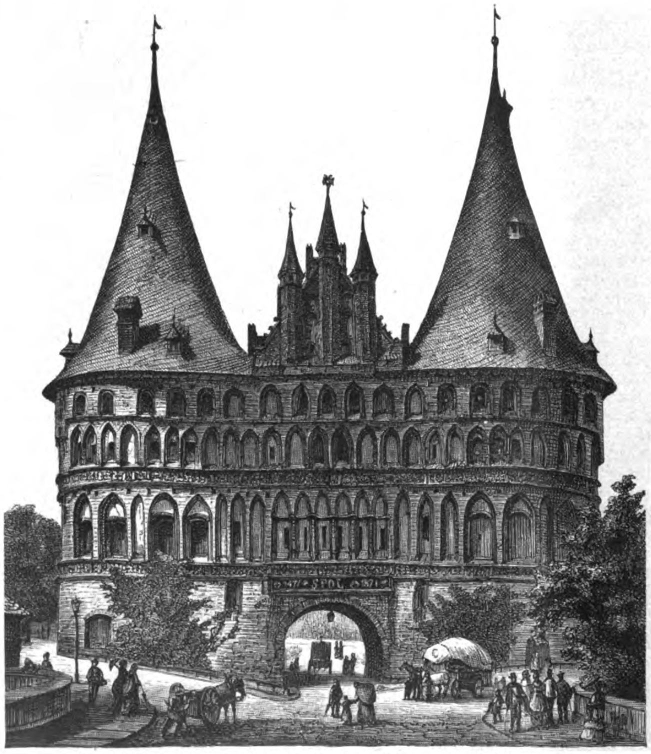


Lübeck vom Hafen aus geſehen.

Lübeck.

Lübecke aller Steden schone
Van riken Eren dragestu de Krone.
Alter Spruch.

Das alte Lübeck hat in dieſem Jahr ein ſchönes Jubiläum: drei Viertel eines Jahrtauſends ſind vorübergegangen, ſeit der Grund zu der Stadt gelegt wurde, deren Namen einen ſo ſchönen, ſtolzen Klang hat. Als das deutſche Reich ſeine politiſche Macht verlor, da entſtand hier ein Mittelpunkt niederdeutſcher Kraft und Zähigkeit und trug deutſche Art weit hinein in die Länder des Oſtens und Nordens. Wo immer an der Oſtſee eine wendiſche Siedelung zu einer Stadt wurde, galt das lübiſche Recht; wo immer an den nordiſchen Meeren der „gemeine deutſche Kaufmann“ ſeinen Hof errichtete, da ſtanden die Lübecker an der Spitze.



Das Holſtenthor in Lübeck. Originalzeichnung von B. Mannfeld.

Der wendiſche Ort, der Lübeck ſeinen Namen gab und ſpäter Alt-Lübeck hieß, lag an der Schwartau. Der Hügel Buku zwiſchen Trave und Wakenitz, auf dem ſich das hiſtoriſche Lübeck ausbreitet, trug eine Burg wendiſcher Häuptlinge, bis Graf Adolf II. von Schauenburg dieſe zerſtörte und an ihrer Stelle eine Stadt Lübeck gründete. Wohl wurde das neue Lübeck ſchon nach zwei Jahren von den Wenden zerſtört, aber da dieſe die Burg nicht einnehmen konnten, ſammelten ſich bald neue Bewohner und erhielten, zumal aus Weſtfalen, zahlreichen Zuzug. Die Lage der Stadt entſprach in der That allen Anforderungen jener Tage. Rings von Waſſer umgeben, war ſie leicht zu verteidigen. Durch die ſchiffbare Trave mit dem Meer verbunden, lag ſie doch weit genug von der Küſte entfernt, um der Ueberraſchung durch eine feindliche Flotte nicht ausgeſetzt zu ſein. Die Geſtade der Oſtſee waren, kaufmänniſch angeſehen, fruchtbares Neuland, das nur des Pfluges harrte. Wohl gab es ein paar viel beſuchte Handelsplätze: Schleswig, Jumne, Wisby, aber die Städte, die heute von Roſtock bis Reval an der Küſte entlang liegen, entſtanden erſt ſpäter und meiſt unter lübiſchem Einfluß. Der Thatkraft der Lübecker Bürger ſtand eine Welt offen. Dazu kam, daß der oberſte Landesherr, der für die Lübecker thatſächlich in Frage kam, der Herzog Heinrich der Löwe, für

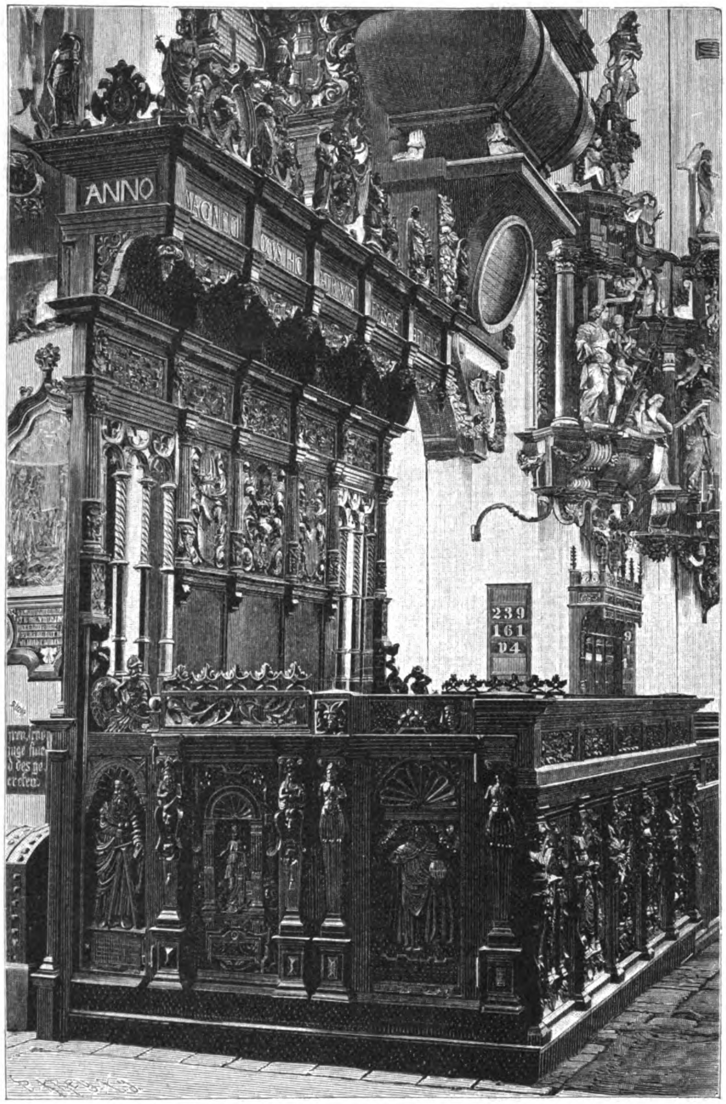
Handel und Verkehr ein offenes Auge hatte. Während der vielgefeierte Kaiſer Rotbart an der Spitze der oberdeutſchen Ritterſchaft ſeinen phantaſtiſchen Plänen nachjagte, regierte ſein ungleich größerer Gegner voll Kraft und Geſchick in Niederſachſen, und ſeine eiſerne Hand bändigte die zuchtloſen Wenden, ſo daß in den wüſten Grenzmarken überall neues Leben entſtand. Nachdem er ſich 1158 Lübeck hatte abtreten laſſen, verlieh er der Stadt zahlreiche Privilegien. Im Jahre 1173 legte er ſelbſt den Grundſtein zu dem Dom.

Nach dem Sturze des großen Herzogs gelang es den Lübeckern, auch die Gunſt des Kaiſers zu gewinnen, der 1181 in die Stadt einzog und ſie zu einer kaiſerlichen machte. Im Jahre 1226 wurde aus dieſer dann eine freie Reichsſtadt.

Nun ging es, obgleich die Stadt zweimal von furchtbaren Feuersbrünſten heimgeſucht wurde (1251 und 1276), ſchnell vorwärts. Aus den einzelnen Städtebündniſſen entſteht allmählich jener Hanſabund, der trotz ſeines ſchwerfälligen Apparates eine ſo gewaltige Macht entfaltet, und Lübeck ſteht an ſeiner Spitze. Die Geſchicke der ſkandinaviſchen Reiche werden an der Trave entſchieden.

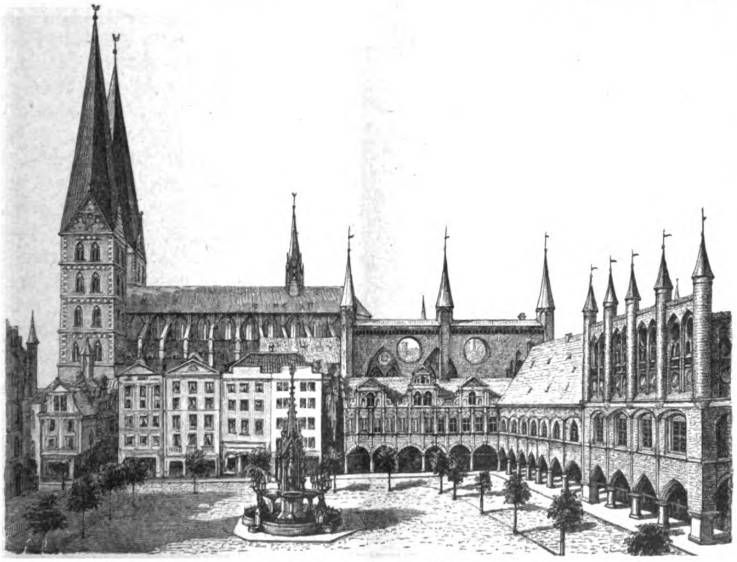
Um 1300 nahm die Stadt bereits denſelben Umfang ein wie heute, und auch die Namen der Straßen waren dieſelben. Eine Mauer aus Backſteinen mit zahlreichen Türmen umſchloß die Stadt, zu der nur wenige, ſtark befeſtigte Thore führten. Wohl ragten die ſchlanken Türme des Domes, der Marien-, der Jakobi-, der Petri- und der Katharinenkirche noch nicht über die Mauern, aber die Kirchen ſelbſt beſtanden ſchon, und man war allerſeits darauf aus, ſie auszubauen und zu ſchmücken.

Die Einwohnerzahl war freilich wahrſcheinlich nicht annähernd ſo groß, wie man gewöhnlich annimmt. Lübeck hatte zur Zeit ſeiner höchſten Blüte ſchwerlich mehr Einwohner, als etwa 50000. Im Mittelalter verlieh eine organiſierte Bürgerſchaft von dieſer Größe ſchon eine gewaltige politiſche Macht.

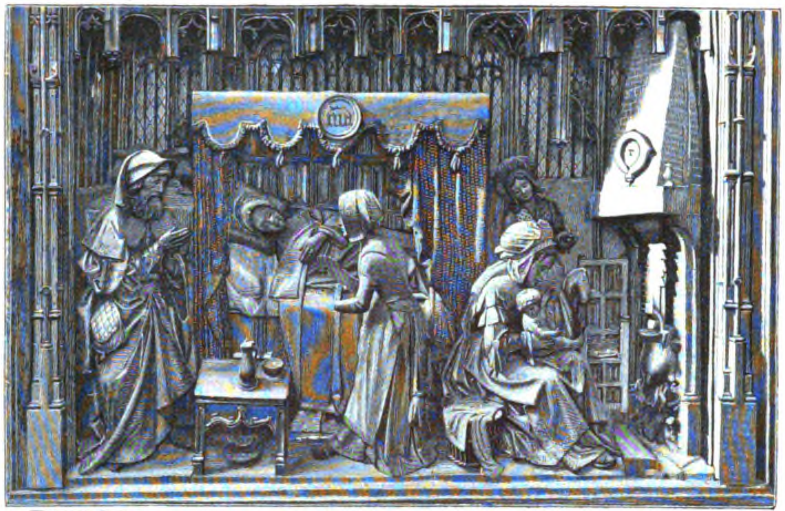


Der Bürgermeiſterſtuhl in der Marienkirche zu Lübeck (1575).

Die Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien und die Anſegelung von Amerika verlegten den Schwerpunkt des Welthandels aus dem Mittelmeer und der Oſtſee in den Ozean. Damit war auch Lübecks Größe gebrochen. Was heute noch von der alten Herrlichkeit zeugt, iſt meiſt zwiſchen 1300 und 1500 geſchaffen. Langſam ging es mit Lübeck bergab, wie es bergab ging mit Augsburg und Nürnberg und dem ganzen deutſchen Städteleben. Erſt der Zollverein, der Norddeutſche Bund, das Deutſche Reich brachten auch Lübeck neues Leben. Jetzt hat die Stadt wieder einen nicht unbedeutenden Verkehr mit dem Norden und Oſten. Es laufen in ſeinem Hafen immerhin alljährlich etwa 2500 Schiffe aus und ein. Namentlich das Speditionsgeſchäft iſt noch recht bedeutend. Die meiſten Fremden führt aber nicht



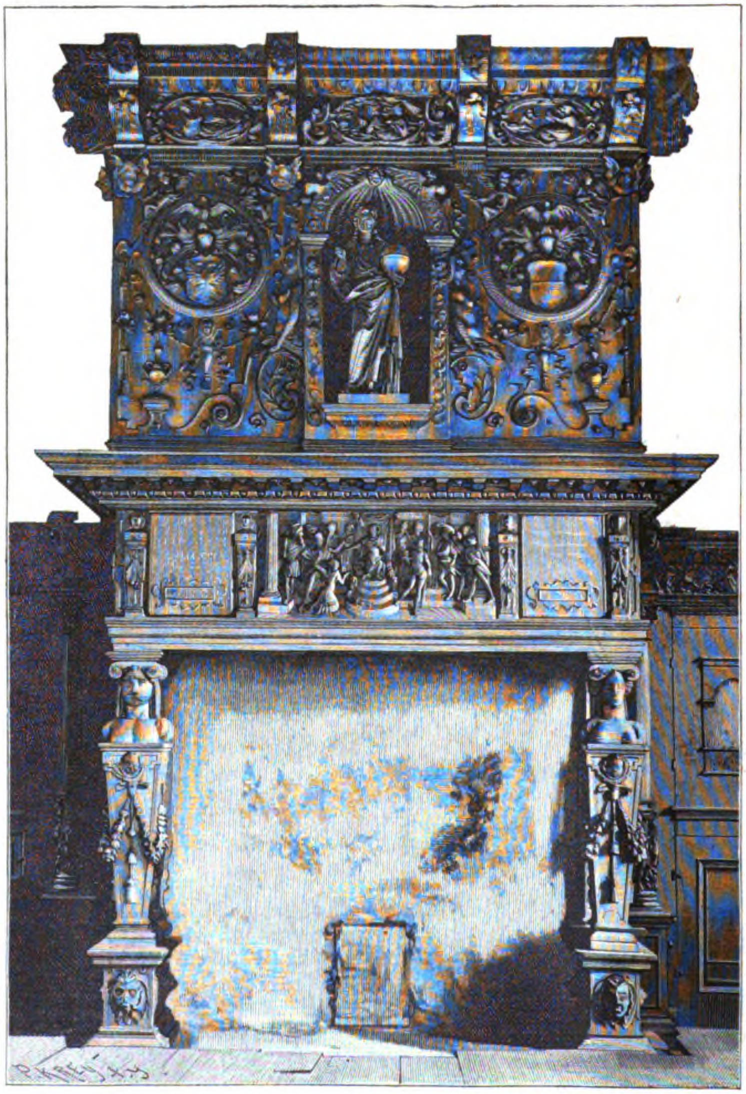
Der Markt zu Lübeck mit Marienkirche und Rathaus.



Die Geburt Marias.
Holzſchnitzwerk vom Marienſchrein in der Bergenfahrer-Kapelle der Marienkirche zu Lübeck vom Jahre 1518.

mehr der Handel nach Lübeck, ſondern die Wißbegier, und dieſe findet in der That reichliche Befriedigung, denn wer eine Anſchauung davon gewinnen will, wie eine alte Hanſeſtadt einſt ausſah, der braucht nur nach Lübeck zu gehen.

Wer aus dem Bahnhof kommt, ſteht faſt unmittelbar vor dem Holſtenthor. Der gewaltige Bau, von dem unſere Abbildung eine gute Vorſtellung gibt, entſtand 1477 und bildete das innere Thor, dem noch ein äußeres vorgelagert war. Zur Linken erblickt man hinter der Trave eine ſehr charakteriſtiſche Uferſtraße mit hohen, ſchmalen Häuſern, die ihre Giebel der Straße zukehren. Umgeht man das Holſtenthor und ſchreitet geradezu, ſo gelangt man durch die Holſtenſtraße auf den höchſt maleriſchen Markt. Von zwei Seiten umgibt ihn das Rathaus, von der dritten die gewaltige Marienkirche.



Marmorkamin von 1595. In der Kriegsſtube des Rathauſes zu Lübeck.

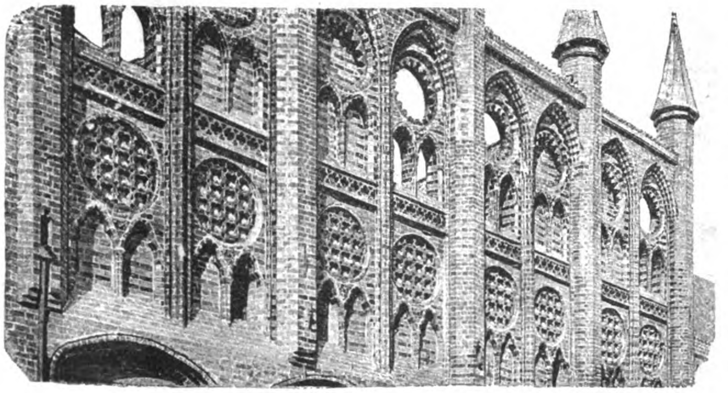
Der ehemalige Pranger, der „Kaak“, ſteht noch wohlerhalten und mahnt an glücklich überwundene Zeiten einer barbariſchen Rechtspflege. Rings um ihn ſieht man an Markttagen die Lübecker Landfrauen ſitzen, mit nicht ſchönen, aber ſehr eigenartigen Strohhüten auf den Köpfen.

Nördlich vom Markt erhebt ſich die ſchönſte Kirche Lübecks, die Marienkirche. Der Grundſtein zu ihr iſt wohl ziemlich gleichzeitig mit dem zum Dom gelegt worden, denn ſie war von vornherein die Kirche des Rates und des ſich bildenden Patriziats. Es iſt ein gewaltiger Bau mit zwei 124 Meter hohen Türmen. Freilich mit den Hauſteinbauten Süd- und Weſtdeutſchlands darf man die Marienkirche nicht vergleichen. Wer von Ulm, von Straßburg oder Köln kommt, wird es ſchwer haben zu verſtehen, daß man von dieſer Kirche ſo viel Weſen macht. Von außen ſieht ſie plump aus, und auch die Türme machen einen derben, wenn man will, rohen Eindruck. Der Backſtein läßt ſich eben auf keine Weiſe ins Zierliche zwingen, und was aus ihm geſchaffen wurde, kann nie leicht erſcheinen. Das hat auch die Giebelarchitektur der niederdeutſchen Profanbauten nicht zuwege gebracht. Der Wald von Spitzen und Spitzchen und Statuen fehlt einer Kirche, wie der Marienkirche ganz. Auf ein niederdeutſches Auge aber wirken die gewaltigen Flächen immerhin imponierend, und die mächtigen ſchlichten Türme erſcheinen ihm als der Ausdruck heimiſcher Art. Im Innern iſt dann durch die Höhe der Schiffe in der That eine Wirkung erzielt, die auch der Oberdeutſche empfinden muß. Dieſe Räume, deren Höhe die menſchlicher Wohnſtätten ſo weit überragt, ſind eines Gotteshauſes würdig.

Wie alle urſprünglich für den katholiſchen Gottesdienſt beſtimmten

Kirchen hat auch die Marienkirche zahlreiche Kapellen, die einſt bürgerlichen Genoſſenſchaften oder einzelnen Familien gehörten. Naturgemäß bergen gerade ſie viel Hiſtoriſches, wie z. B. die ſogenannte Briefkapelle oder die Totenkapelle. Die letztere enthält den berühmten Totentanz aus dem XIV. Jahrhundert, der jetzt allerdings leider nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Form erhalten iſt. Unter den einzelnen Gruppen, auf denen der Tod den verſchiedenen Ständen und Altern die Flöte ſpielend vorangeht, befanden ſich plattdeutſche Verſe, aus denen der uns ſo naiv erſcheinende Sinn unſerer Vorfahren anheimelnd zu den Enkeln ſpricht. So war dem kleinen Kinde der folgende Vers in den Mund gelegt:

O dot, wo schall ick dat vorstan?
Ick schall danssen, unde kann nich ghan.


Ein Teil von einer Giebelmauer des Lübecker Rathauſes.

Den Hintergrund bildet die Stadt nebſt der Olavsburg, der Gildenſtube der Zirkelgeſellſchaft, die das Patriziat umfaßte.

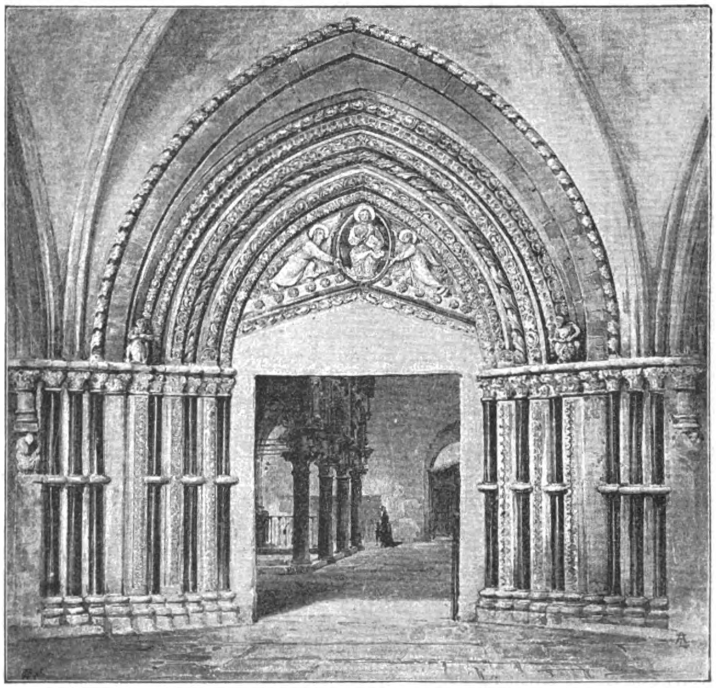
Das Lübecker **Rathaus** läßt ſich nur ſchwer ſchildern. So lange die Stadt ſteht, hat man an ihm gebaut, niedergeriſſen und wieder gebaut. So hat denn jedes Jahrhundert ein Stück von ſeinem Geſchmack hier zurückgelaſſen, und das Haus berichtet auch dem Laien in ſprechendſter Weiſe von der Geſchichte der Stadt und ihren Wandlungen. Mittelalter, Barok, Rokoko, modernſte Gegenwart gehen hier in der ſeltſamſten Weiſe ineinander über. Ein wahrhaft entzückender Raum iſt die ſogenannte **Kriegsſtube**, deren Holzſchnitzereien eine unglaubliche Fülle von immer neuen Motiven bieten, und deren Geſamteindruck ein wahrhaft überwältigender iſt. Hier dürfte man eigentlich nur im Wams verkehren, während der Audienzſaal wiederum von den Herren Senatoren eine Allongenperrücke verlangt. Ganz modern iſt dagegen der mit dem ganzen Altertumsapparat einer heutigen Kneipe großen Stils ausgeſtattete Ratskeller, in dem trotz aller Wappen an den Wänden kein Atom hiſtoriſcher Luft enthalten iſt. Doch daß ich nicht übertreibe; ein Raum iſt hier wirklich intereſſant. Es iſt das die beſcheidene Stube, in der einſt die Lübecker Patrizier ihre „Brautköſte“ feierten, das Brautgemach. Den Kamin in ihm ziert der folgende Spruch, an den ich bei ſo mancher Hochzeit habe denken müſſen:

Mannich Man lude synghet,
Wen man em de Brudt bringet;
Wiste he wat man em brochte,
Dat he veel lever weenen mochte.

Der **Dom** iſt, wie ſchon erwähnt, von Heinrich dem Löwen in eigener Perſon gegründet, und das Mittel-, das Kreuzſchiff und der Chor ſtammen noch aus der erſten Zeit. Die Seitenſchiffe ſind erſt nach dem Brande von 1276 angebaut. Auch dieſer romaniſche Bau iſt ſehenswert, wenn er auch nicht ſo ſchön wirkt, wie die Marienkirche. Einer ſeiner größten Schätze iſt der Altarſchrank von Hans Memling, deſſen Gemälde ſich wunderbar friſch erhalten haben und eine große Wirkung üben. Sie ſtammen aus dem Jahre 1492. — Die Stadt Lübeck bedeckt einen länglichen Hügelrücken und deſſen Abhänge. Auf dem erſteren laufen der Länge nach die Breite Straße, die Hauptſtraße, die an der Königsſtraße eine Parallelſtraße hat. Von dieſen beiden Straßen aus laufen dann Querſtraßen an den Abhängen herab zur Trave einerſeits, zur Wakenitz anderſeits. Die erſteren heißen vielfach „Gruben“, wie z. B. die Beckergrube, an der das Theater liegt.

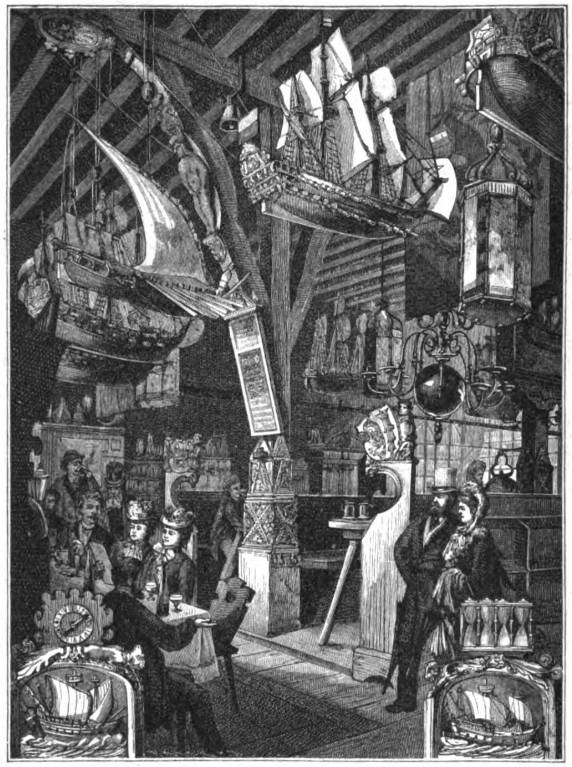
An der Breiten Straße liegt das Haus der Kaufleute-Kompanie mit dem berühmten **Fredenhagenſchen Zimmer**. Es iſt das ein Gemach, das ein Fredenhagen — aus einer um Lübeck ſehr verdienten Familie — 1585 von einem uns unbekannten Künſtler mit ungezählten Schnitzereien aus Alabaſter und Birnbaumholz ſchmücken ließ. Dieſe Schnitzereien hängen ihrem Stoff nach in keiner Weiſe miteinander zuſammen und ſind auch ohne jede Rückſicht auf eine Geſamtwirkung gearbeitet. Mit der herrlichen Kriegsſtube läßt ſich deshalb das Fredenhagenſche Zimmer in keiner Weiſe vergleichen. Die einzelnen Fächer der Wandtafeln ſind aber artig genug, und man betrachtet die mit eiſernem Fleiß und nicht ohne Können angefertigten kleinen Kunſtwerke mit Vergnügen. Wiedergegeben ſind bald Städteanſichten, bald Darſtellungen aus der Heilsgeſchichte oder der Geſchichte Joſephs. Dazu kommen Porträtmedaillons großer Männer u. ſ. w.

In nächſter Nähe erhebt ſich das 1535 erbaute Haus der **Schiffergeſellſchaft**. Der Beſucher wird gut thun, daſſelbe mit nicht allzu großen Erwartungen zu betreten, denn was ihn hier erwartet, pflegt in Lübeck gewidmeten


Das Nordportal des Doms zu Lübeck.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aufſätzen in der wunderlichſten Weiſe aufgebauſcht zu werden. Früher war dieſer Raum ein Klub der Kapitäne, die je nach dem Ziel ihrer Fahrten an beſtimmten Tiſchen beiſammen ſaßen. Dementſprechend waren die Lehnen der Bänke mit den geſchnitzten Wappen der betreffenden Städte geſchmückt. Jetzt enthält das Zimmer aber ſeit lange eine gewöhnliche Bierkneipe, die ſich eben nur durch obige Bänke und eine Anzahl an die Decke gehängter Schiffsmodelle von anderen ihrer Art unterſcheidet.


Im Schifferhaus zu Lübeck.

Sehr anſprechend wirkt der Geibelplatz, in den die Breite Straße gleich nach dem Hauſe der Schiffergeſellſchaft ausläuft. Ein ſchönes Denkmal des Dichters von Volz in Karlsruhe nimmt den Mittelpunkt ein, und an der Oſtſeite erhebt ſich das Heilige Geiſt-Hoſpital mit einem ſehr eigenartigen, reizvollen Portal. Hier finden ſchuldlos verarmte alte Leute einen ſorgenloſen Lebensabend. An warmen Tagen ſieht man ſie vor der Anſtalt ſitzen und hat ſeine Freude an den ehrlichen, niederdeutſchen Geſichtern der Alten.

Die Stadt findet hier in dem 1444 erbauten Burgthor — auch dieſes war das innere Thor — ein Ende. Dieſes Thor nebſt Umgebung wirkt ganz beſonders maleriſch, und es iſt im höchſten Grade zu beklagen, daß von außen ein ganz modernes Haus unmittelbar an das Thor gelehnt werden konnte.

Vor dem Burgthor und dann wieder auf der entgegengeſetzten Seite vor dem Mühlenthor breiten ſich die dem modernen Bedürfnis entſprechenden Villenvorſtädte aus. Vor dem Mühlenthor wohnen zahlreiche kleine Rentiers auch aus den anderen Hanſeſtädten, denn die Steuern ſind in Lübeck nicht hoch, und die Bevölkerung iſt dem Bremer und Hamburger lieb und vertraut.

In Lübeck iſt das Familienleben noch ganz erhalten und birgt eine unerſchöpfliche Fülle deutſchen Gemüts und niederdeutſchen Humors. Die Männer ſuchen und finden ihr Glück am häuslichen Herde. Damit iſt natürlich eine gewiſſe Ablehnung alles Fremden von ſelbſt gegeben, und wer ohne Anhalt nach Lübeck kommt, wird die Stadt geſellſchaftlich verzweifelt langweilig finden. Auch das Straßenleben macht, wohl infolge der weitläufigen Vorſtädte, einen ungleich kleinſtädtiſcheren Eindruck, als man erwarten ſollte. In den Kontoren aber arbeitet ein ungemein thatkräftiges Geſchlecht daran, die große Ungunſt der äußeren Verhältniſſe wett zu machen. Der Kaufmann hat meiſt, ehe er ſich ſeßhaft machte, ein gut Stück Welt geſehen, iſt in London, Stockholm, Helſingfors oder Riga geweſen und ſchafft dann fleißig, um der alten lieben Vaterſtadt ihre Stellung zu erhalten. Wärmere Lokalpatrioten aber, als die Lübecker akademiſch gebildeten Männer kann es in der Welt nicht geben.

So kann man denn nur wünſchen, daß für Lübeck die Eröffnung des Nordoſtſeekanals nicht die gefürchteten, der Bau des neuen Elb-Travekanals dagegen wohl die erhofften Folgen haben möge, zum Heil der alten, ehrenreichen Trave-Stadt.

Th. H. Pantenius.

Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul v. Szczepański.

VII. Die Midway Plaiſance.

Wie bisher jede Weltausſtellung, ſo hat auch die Chicagoer der Belehrung und dem Vergnügen gleichmäßig Rechnung zu tragen verſucht, und zweifellos war es ein ſehr ordentlicher Gedanke der Leiter der Ausſtellung, daß ſie beides nicht durcheinander würfeln mochten, ſondern die der Schauſtellung von Kunſt-, Kunſtgewerbe-, Induſtrie- und anderen Erzeugniſſen gewidmeten Paläſte von jenen Bauten abſonderten, die mehr oder weniger unter den Begriff von Schaubuden und Vergnügungslokalen fallen. Freilich hätte man Vergnügungs- und Erfriſchungsbedürfnis der Ausſtellungsbeſucher nicht miteinander verwechſeln ſollen. Für das letztere hätte, bei der ungeheuren Ausdehnung ſowohl des Ausſtellungsparkes wie der Ausſtellungspaläſte, immerhin etwas ausreichender geſorgt ſein können. In jedem dieſer Paläſte wäre gewiß ein kaltes Büffett am Platz geweſen, während man nichts weiter in ihnen haben konnte wie Sodawaſſer mit Eis oder einen anderen eiskalten, nur einem amerikaniſchen Magen bekömmlichen Trunk. Von den drei Reſtaurants mit warmer Küche, die auf dem Ausſtellungsplatz ſelbſt eröffnet ſind, befinden ſich zwei, ein deutſches und ein franzöſiſches, unbegreiflicher Weiſe innerhalb der Induſtriehalle ſelbſt, die ebenſo leicht und feuergefährlich erbaut iſt, wie alle Ausſtellungspaläſte, und in der man nicht einmal ein Streichholz anzünden, viel weniger ein Küchenfeuer unterhalten ſollte. Das dritte, das in großem Maßſtabe an der Hafeneinfahrt erbaute Kaſino, hat inzwiſchen ſeine Pforten wieder ſchließen müſſen, — ein Krach von den vielen, welche die Weltausſtellung in ihrem Gefolge gehabt hat und noch haben wird.

Die Midway Plaiſance, die amerikaniſche Vogelwieſe, nach welcher die Ausſtellungsbeſucher ſtrömen, ſobald ihr ernſteres Schaubedürfnis befriedigt iſt, zweigt ſich vom Jackſon-Park als eine lange, ſchnurgerade und ſehr breite Straße ab, die von beiden Seiten von Vergnügungsetabliſſements eingefaßt wird. Spezifiſch-Amerikaniſches findet man auch hier wenig, zum wenigſten nichts, das als ſolches zur Bewunderung herausforderte. Amerikaniſch iſt die Nüchternheit der ganzen Anlage, bei der man von vornherein auf jeden Verſuch verzichtet hat, eine Schönheitswirkung zu erzielen. Ganz amerikaniſch iſt auch die öde, breite Straßenanlage mit ihrem ſchlechtgeſtampften Kiesgrunde, den der Regen aufweicht, ſo daß er ſchwer paſſierbar wird; vollkommen ſchattenlos, bietet

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dieſe Straße indeſſen auch bei ſchönem Wetter keinen einladenden Promenadenweg. Amerikaniſch ſind auch die Straßen- und Eiſenbahnbrücken, welche die Midway Plaiſance überqueren, — auf vielen ſtarken, faſt unbehauenen Baumſtämmen ruhende Trajekte, die vielleicht ſehr praktiſch hergeſtellt ſind, aber auch ſehr unſchön ausſehen. Amerikaniſch war auch der gänzliche Mangel an Beleuchtung, der die Unternehmer bis in den Juni hinein zwang, ihre Etabliſſements mit Eintritt der Dunkelheit zu ſchließen, trotzdem ſie für Lieferung elektriſchen Lichts ſchon im voraus bezahlt hatten. Amerikaniſch, wenigſtens in ihren Dimenſionen, iſt die ruſſiſche Rieſenſchaukel, welche die letzte der Sehenswürdigkeiten der Midway Plaiſance bildet, wenn man ſie, vom Jackſon-Park kommend, durchwandert, — ein Rad von zweihundertundfünfzig Fuß Durchmeſſer, das vierundzwanzig Schlittenkäſten durch die Luft wirbelt. Ob es ein beſonderes Vergnügen iſt, in einem dieſer Schlittenkäſten zu ſitzen und die Fahrt mitzumachen, kann ich dem Leſer nicht verraten. Denn anfangs Juni, als ich Chicago nach ſechswöchentlichem Warten auf das Fertigwerden der Ausſtellung endlich verlaſſen durfte, war das Rad erſt zu zwei Drittel der projektierten Höhe fertig geſtellt, und die Arbeiten daran waren ſiſtiert, — der Aktiengeſellſchaft zur Erbauung der ruſſiſchen Rieſenſchaukel war der Atem ausgegangen. Ob die Arbeiten ſpäter wieder aufgenommen ſind, ob die Schaukel jemals in Betrieb geſetzt worden iſt, kann ich nicht verraten. Denn ich habe ſeither zwar ein Bild dieſer höchſten Merkwürdigkeit der Midway Plaiſance in einer deutſchen illuſtrierten Zeitſchrift geſehen, aber da dieſes Bild nicht dem liebenswürdigen Spezialzeichner jenes Blattes entſtammte, ſondern amerikaniſchen Urſprungs war, ſo iſt es mir kein abſoluter Beweis dafür, daß die Schaukel wirklich fertig geworden iſt. Wer etwas ſpezifiſch Amerikaniſches bewundern wollte, mußte ſchon zu Buffalo Bill gehen, der ſich mit ſeiner großen Wildweſtſchau allerdings außerhalb der Ausſtellungsumzäunung etabliert hatte. Seitdem dieſer augenblicklich Größeſte aller Barnums mit ſeiner Schau Europa durchzogen, hat er ſie um ein ſtattliches Kontingent preußiſcher Gardeulanen vermehrt, ausgeſuchte Leute, ehemalige Gardekavalleriſten, die da drüben durch ihre „Propreté“, wie durch ihr ſchneidiges Reiten der preußiſchen Uniform alle Ehre machen. Über das Erſtaunen, ſie plötzlich inmitten von Cowboys und Indianern erſcheinen zu ſehen, kommt man ſchnell hinweg, und der Amerikaner, den nur ein Schaubedürfnis leitet, wirft ſich ſicher nicht die Frage vor, was eigentlich dieſe preußiſchen Reiter inmitten eines Bildes zu ſuchen haben, das aus wildweſtlich-amerikaniſchen Motiven zuſammengeſtellt iſt. In dieſer Beziehung habe ich noch größere Wunder erlebt; da wurde zum Beiſpiel in einem Chicagoer Theater ein eigens für die Ausſtellung gedichtetes Tanzpoem „Amerika“ gegeben. Gegen Schluß kündigte der Zettel die Apotheoſe der Columbian Worlds Fair an. Natürlich war ich auf ein dekoratives Rieſenbild gefaßt. Statt deſſen ging ein Zwiſchenvorhang nieder, auf dem mit beſcheidener Kunſt eine Anſicht des Ausſtellungsparkes gemalt war. Dann aber löſte ſich ein Doppeltrapez von der Decke, zwei als Niggerclowns koſtümierte Trapezkünſtler erſchienen auf der Scene und verrichteten ihre Arbeit. Vorzügliche Arbeit, wie ich hinzufügen muß, aber das Ungeheuerliche, eine Akrobatenleiſtung als Krone eines dem Ruhm Amerikas gewidmeten Ausſtattungsſtückes zu ſehen, wurde dadurch nicht gemindert. Indeſſen hatte ſich der Dichter oder der Regiſſeur, der dieſen Meiſtertruc erdacht, keineswegs in der Wirkung verrechnet, den er auf das amerikaniſche Publikum ausübte. Das heulte und pfiff — das amerikaniſche Publikum heult und pfeift nämlich, wenn es begeiſtert iſt — nach Noten. Aber trotz des gänzlich unmotivierten Erſcheinens der Gardeulanen iſt Buffalo Bill noch heute der Meiſter der mise en scène, als den wir ihn bei ſeinem Umzug durch Deutſchland kennen gelernt haben, und ſeine Schwadronen von Indianern und Cowboys arbeiten mit derſelben Präziſion und Sicherheit. Die Amerikaner haben Recht, ihm dankbar zu ſein, denn er zaubert das letzte Stückchen Romantik in dieſes Land, deſſen

Vor der Kaſerne. Von C. Koch.

gegenwärtige abſolute Nüchternheit allen Erdenjammer doppelt fühlbar werden läßt. In civiliſierteren Gegenden würde Buffalo Bills Popularität freilich nicht über die eines beliebten Cirkusdirektors hinauswachſen können. In den Vereinigten Staaten fehlt es aber augenblicklich ſo ganz an hervorragenden Männern, wenn man von denen abſieht, die nur Geld zu machen verſtehen, daß Buffalo Bill einer Ovation ſicher iſt, auch wenn er ohne ſein hinterwäldleriſches Gefolge auftritt. Als er bei der Eröffnung der Weltausſtellung im Jackſon-Park erſchien, wurde er mit Applaus empfangen, — er, der Präſident Cleveland und der Herzog von Veragua. Nicht einmal der Mayor von Chicago, Carter Harriſon, konnte ſich einer gleichen Ehre rühmen, trotzdem ſein Talent, als Volksredner die Maſſen zu haranguieren und ſein guter Wille, die Maſſen frei ſchalten zu laſſen, von den Bürgern Chicagos anerkannt werden.

Doch zurück zu den Sehenswürdigkeiten der Midway Plaiſance, bei denen ebenſo wie in der Ausſtellung ſelbſt dem Auslande die Hauptkoſten der Unterhaltung zugefallen ſind. Denn von den beiden Eiffeltürmen, mit welchen die Amerikaner den einen Pariſer übertrumpfen wollten, iſt keiner in Angriff genommen worden. Auch der „mechaniſche Menſch“, der, in Rieſengröße, aus Blech konſtruiert, umherwandeln und ſchon für ein ihm in den Mund geſtecktes Fünfcentſtück mit vernehmlicher Stimme den Ruhm Amerikas verkünden ſollte, iſt nicht erſchienen. Ediſon, der „Zauberer von Menloo-Park“, hat ihn nicht erfinden können, trotzdem ſeine Amerikaner kategoriſch die Kleinigkeit von ihm verlangt hatten. Leichter war es, die beauty show zu inſcenieren, die in einer Rieſenbaracke gleich am Eingang zur Midway Plaiſance tagt, und die ſich, damit auch Puritaner nicht zögern, ihren Quarter loszuwerden, für eine Koſtümausſtellung ausgiebt. Vor dem Eingang ſteht, ſeine endloſe und eintönige Melodie ewig wiederholend, ein ſchottiſcher Dudelſackpfeifer, deſſen ſchottiſch karriertes Koſtüm eine unwiderſtehliche Anziehungskraft auf weibliche Beſucher der Vogelwieſe ausübt; wenigſtens iſt er immer, trotzdem die Töne des Dudelſacks eher abſchreckend als anziehend wirken, von einer Schar lauſchender Amerikanerinnen umlagert. An ihm vorbei tritt man in die ſcheunenartige Halle, um die ſich rings ein in Einzelkäfige geteiltes Podium zieht. In jedem Einzelkäfig ſitzt ein weibliches Weſen, in einer Maskengarderobe, die eine Nationaltracht vorſtellen ſoll, und nach Behauptung des Managers eine charakteriſtiſche Schönheit ihres Landes. In einem etwas größeren Käfig, in dem ein paar Seidenpolſter aſiatiſche Pracht andeuten, ſind drei ſehr orientaliſche Schönheiten vereint, deren mittlere mit Theaterſchmuck billigſter Sorte überladen iſt und, charakteriſtiſch für die zunehmende Bildung unter den Haremsdamen, ſtändig in einem Kolportageroman lieſt. In dieſem ganzen Blumenſtrauß von Frauen können nur eine Chineſin, eine Japanerin und vielleicht eine Quadrone Anſpruch auf Echtheit erheben. Das Ganze alſo iſt, um mich auf gut Berliniſch auszudrücken, „Mumpitz“, ganz wie ich ihn vor dem Eintritt zu finden erwartet hatte. Es fällt mir auch gar nicht ein, mich darüber entrüſten zu wollen, daß es ſo iſt, denn eine Vogelwieſe ohne „Mumpitz“ wäre eben keine Vogelwieſe mehr. Nun aber muß man das Verhalten des Amerikaners und der Amerikanerin dieſem Mumpitz gegenüber ſehen. Mit einem Totenernſt ſtehen ſie vor den Käfigen, ſtarren jeder dieſer holden Weiblichkeiten fünf Minuten ins Geſicht, veranlaſſen ſie, von ihrem Moquierſtühlchen aufzuſtehen und die Kehrſeite ihres Koſtüms zu zeigen, und verlaſſen endlich das Lokal mit lebhafter Befriedigung darüber, ihre ethnographiſchen Kenntniſſe gründlich bereichert zu haben. — Intereſſanter ſind die beiden in vollem Betriebe befindlichen Glasöfen, in denen vor den Augen des Publikums gearbeitet wird. Gegenüber hat der Hamburger Hagenbeck einen großen Tiercirkus aufgeſchlagen, in dem man Wunder der Tierdreſſur ſehen kann. Wiener Geſchäftsleute ſuchen aus einem Schwimmbade Kapital zu ſchlagen, was ihnen ſchwerlich gelingen dürfte, da die Chicagoer Badeeinrichtungen über alles Lob erhaben ſind. Daß viele dieſer Bäder Tag und Nacht geöffnet ſind, iſt eine Eigentümlichkeit Chicagos, die ich ſonſt nirgends gefunden habe. Allerdings thut man gut, in die meiſten keine Wertſachen mitzunehmen.

Das eigentliche Leben der Midway Plaiſance konzentriert ſich in den Dörfern, deren ſie eine ganze Anzahl aufweiſt, — zwei iriſche, ein deutſches, ein türkiſches, ein javaniſches, auch die der Pariſer Weltausſtellung nachgebildete Straße in Kairo und der von der Wiener Muſikausſtellung herübergenommene Marktplatz von Alt-Wien ſind hierher zu rechnen. Der Irländer ſpielt gegenwärtig politiſch, gewiß nicht zum Vorteil einer geſunden Entwickelung, die erſte Geige im Lande. Er ſoll ein geborener Volksredner ſein und, wo ihm Gründe oder die Kraft zu überzeugen fehlen, mit einem guten Witz der Maſſe zu imponieren verſtehen. Die beiden iriſchen Dörfer ſind Nachbildungen von Dörfern Irlands, in denen ſich eine trotzige Vergangenheit mit einer elenden Gegenwart vereint. Ärmliche Hütten lehnen ſich an einen viereckigen Turm, der einen Burghof überragt. Ob die Unternehmer bei dem Verkauf von iriſchen Spitzen, derben Knotenſtöcken und allerhand anderem heimatlichem Krimskrams auf ihre Rechnung kommen werden, ſcheint mir zweifelhaft. In größerem Maßſtabe betreibt der Erbauer des türkiſchen Dorfes, Herr Lewy aus Konſtantinopel, den Handel. Wie ſchon ſein Name beſagt, ein echter Türke, geben ihm die fünf oder ſechs Dutzend Türken und Türkinnen, die im „Bazar“ Cigaretten, Konfitüren, Waffen und Pantoffel verkaufen, an Echtheit nichts nach. Herr Lewy ſelbſt hat eine große Auswahl moderner türkiſcher Teppiche mitgebracht, die dadurch an ihrer Schönheit nichts einbüßen, daß ſie vielleicht in Wurzen gefertigt ſind. Auch das ſilberne Bett eines Sultans und das Kriegszelt eines Perſerſchahs zeigt Herr Lewy — sic transit gloria mundi — für fünfundzwanzig Cents Entree. Daß er auch eine Moſchee erbauen ließ, in denen ein auch ganz echter Muezzin den Dienſt verrichtet, war vielleicht überflüſſig. Auch ein Derwiſch hat ſein Zelt in dieſem türkiſchen Dorf aufgeſchlagen, wahrſagt den Amerikanerinnen, gibt den amerikaniſchen Babys Geſundheitstränke und verkauft Amulets. Einer meiner Freunde, der lange in Konſtantinopel gelebt hat, und mit dem ich zwiſchen einem ſchmutzigen Türkenknaben und einem ruppigen zahmen Schakal hindurch in das Zelt des türkiſchen Weiſen trat, ſtutzte bei dem Anblick des Ehrwürdigen und ſtürzte dann, ſeinen über den Dingen ſtehenden Gleichmut verlierend, mit dem Ausruf auf ihn zu: „Halloh“ — in Amerika begrüßt und erſtaunt man ſich mit dieſem Telephonanruf — „halloh, Roſenſtiel, wie kommen Sie denn hierher?!“ Er glaubte einen Dr. Roſenſtiel aus Wien wiedererkannt zu haben, der, Renegat geworden, ihm in Konſtantinopel türkiſchen Unterricht gegeben hatte. Aber Dr. Roſenſtiel oder ſein Doppelgänger erwiderte auf türkiſch: „Allah ſegne dich, Herr, ich kenne dich nicht,“ und wir haben nicht ergründen können, ob der türkiſche Derwiſch wirklich ein geborener Wiener war. Ein bischen unecht iſt ja vieles drüben; warum ſollte der Derwiſch in Herrn Lewys türkiſchem Dorf es nicht ſein, während gegenüber im deutſchen Dorf die Kapellen des Regiments Gardes du Korps und der Garde-Füſiliere ſpielen, die doch bekanntlich Potsdam und Berlin nicht verlaſſen haben. Sie ſpielen gut, und wenn ihre Knöpfe auch manchmal etwas blanker geputzt ſein könnten, ſo imponieren ſie doch den Amerikanern gewaltig. Und den Deutſchamerikanern zaubern ſie ein Stückchen verlorene Heimat und ſogar ein Stück Lebensfreude zurück; in dem ganz deutſch anheimelnden Biergarten, der ſich an das deutſche Dorf anſchließt, und auf dem Marktplatz von Alt-Wien, in deſſen Mitte gleichfalls eine Kapelle ſpielt, geht es harmlos luſtig zu, und man ſieht fröhliche Menſchen, die nicht von der Dollarjagd bis zum Stumpfſinn erſchöpft ſind oder über business brüten. Fröhliche Menſchen aber ſind ſelten in dem reichen Lande Amerika, in dem auch der ärmſte Menſch dreimal täglich Fleiſch ißt, wie man es ſich immer wieder ſagen laſſen muß. Wenn die Renommiſten recht haben, ſo kann uns armen Deutſchen das reiche Land die Lehre geben, daß Reichtum nicht glücklich macht.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Den künſtleriſchen Hauptſchmuck unſerer Nummer geben die wundervollen Reproduktionen von Kunſtwerken der alten Hanſeſtadt Lübeck, bei deren Anblick man ſtolz ſein möchte auf das Können der alten Meiſter, die, gleich groß an Verſtändnis, Auffaſſung, Entwurf und Ausführung, in nimmer müdem Fleiß ihrer Zeit und ſich ſelbſt derartige herrliche Denkmäler ſetzen konnten.

Unſer Vollbild „Aufgeſchreckt“ wird gerade in den Wochen erſcheinen, in denen unſere Buben die erſten Drachen rüſten. Das Bild ſelbſt iſt gleich vorzüglich in der ſtimmungsvollen Landſchaft, wie in der bewegten Staffage — ganz beſonders aufmerkſam möchten wir unſere Leſer auch auf die Feinheiten des Holzſchnittes machen, die zumal in der intimen Wiedergabe der Vegetation hervortreten.

C. Koch gab uns wieder einmal ein heiteres Bild aus dem Soldatenleben. Jungfer Rieke macht mit des Herrn Hauptmanns Jüngſter einen Nachmittagsſpaziergang bei der Kaſerne vorüber, wird aus allen Fenſtern genügend bewundert und iſt daher roſigſter Stimmung — das Baby aber iſt, trotzdem es ein Soldatenkind iſt, deſto ungnädiger. Nun das gibt ſich wohl noch mit der Zeit, es wird ſich mit zweierlei Tuch ſchon noch verſöhnen.

Erdkunde.

Zwei franzöſiſche Vermeſſungsbeamte, Lallemand und Hugo, haben die eigentümliche Erſcheinung feſtgeſtellt, daß der Süden Frankreichs ſich fortgeſetzt hebt, der ganze Norden aber ſenkt. In Paris ſoll die jährliche Senkung jetzt 9 mm betragen.

Naturkunde.

Vor einem halben Jahrhundert ſchätzte Alexander v. Humboldt die Zahl der Arten aller bekannten Inſekten auf 150 bis 170000 — heute gibt ſie P. L. Simmonds auf 750000, die paraſitiſch lebenden ungerechnet, an. Ein bemerkenswerter Beweis für die Fortſchritte der Entomologie.

Im Jahre 1821 wurde der elektriſche Lichtbogen, wie wir ihn bei jeder Bogenlichtlampe ſich zwiſchen den Enden zweier vom elektriſchen Strom durchfloſſener Kohlenſpitzen ſchwingen ſehen, von Davy entdeckt. Seit längerer Zeit weiß man, daß dieſer Bogen ſelbſt nur eine Fortſetzung des Stromes und die Bogenform nur eine Folge der aufſteigenden warmen Luft iſt. Erſt Prof. Violle in Paris hat aber kürzlich ermittelt, daß in dem elektriſchen Flammenbogen der Kohlenſtoff zum Sieden kommt und dabei luftförmig wird; es gelang dem franzöſiſchen Gelehrten, zugleich die entwickelte Temperatur zu meſſen, die er an der hellſtleuchtenden Stelle der einen poſitiven Kohle auf 3500 Grad Celſius, zugleich dem Siedepunkt der Kohle, feſtſtellte. Ob die durch die Kohlenenden geleiteten Ströme ſchwach oder ſtark ſind, iſt dabei gleichgültig — die Temperatur bleibt ſtets gleich, ebenſo wie die Siedetemperatur des Waſſers ſtets auf 100 Grad bleibt, gleichviel ob man jenes durch ſtärkere oder ſchwächere Wärmezufuhr zum Sieden bringt.

Ein eigentümlicher Vorfall wird aus Tirol gemeldet. In der Imdaſchlucht bei Seis ſchlug nämlich der Blitz in aufgeſtapeltes Holz und entzündete dasſelbe. Als der Brand erloſch, fand man, daß an der Stelle, wo der Blitz eingeſchlagen war, eine neue Quelle zu rieſeln begonnen hatte, die einen ſtarken Gehalt an Eiſenoxyd und Magneſiumoxyd zeigt. Die Quelle ſcheint thatſächlich durch den Blitz erſchloſſen worden zu ſein.

Volkswirtſchaft.

Bei der Wichtigkeit, welche die leider immer weiter fortſchreitende Entwertung des Silbers für alle wirtſchaftlichen Verhältniſſe beſitzt, iſt ein Überblick über die Produktion Nordamerikas, als des maßgebendſten Faktors für die Geſtaltung der Werte von Gold und Silber, nicht unintereſſant. Nach den offiziellen ‚Mineral resources of the U. St.“ wurden 1890 beide Metalle in 21 Staaten gewonnen, und dieſelben lieferten in 6004 Minen 32845000 Dollar Gold und 70485714 Dollar Silber, von 1834—90 im ganzen 997776714 Dollar Silber und 1871776714 Dollar Gold. Gold wurde hauptſächlich in Kalifornien, Kolorado, Nevada, Süd-Dakota und Montana gewonnen, Silber in Arizona, Kolorado, Idaho, Nevada, Neu-Mexiko, Kalifornien. Die Zeitſchrift „Natur“ vergleicht die obigen Zahlen mit der Edelmetallausbeute der ganzen Welt. Nach ihren Angaben hielt ſich von 1850—57 die jährliche Goldproduktion nahezu konſtant auf 134 Millionen Dollar, fiel bis 1883 auf 97 Millionen und wuchs dann unregelmäßig wieder bis 120 Millionen. Die Silberproduktion blieb bis 1860 ebenfalls konſtant auf etwa 40 Millionen Dollar, ſtieg dann 1866 auf 52 Millionen, 1888 auf 159 Millionen, 1890 auf 171 Millionen Dollar.

Geſundheitspflege.

Man erſtaunt ordentlich, wenn man einmal etwas Gutes von den böſen Bakterien hört, ab und zu kommt es aber dennoch vor. Vor längerer Zeit hatte Prof. Pettenkofer-München behauptet, daß die Algen bei der ſogenannten Selbſtreinigung der Flüſſe die größte Rolle ſpielen. Jetzt unterſuchte nun Dr. Schenk im Auftrag der Stadt Köln erneut die Frage, inwieweit die niedere Vegetation eines Fluſſes im ſtande ſei, Verunreinigungen desſelben unterhalb größerer Städte zu beſeitigen. Die Verſuchsſtrecke war der Rhein zwiſchen Bonn und Köln, und es wurde feſtgeſtellt, daß die Rolle der Algen eine ſehr unbedeutende ſei, zumal dieſe nicht auftreten, wo Abwäſſer und Kanäle mit verdorbenem Waſſer in den Rhein fließen. Dagegen finden ſich gerade an ſolchen Stellen ungeheure Maſſen von Bakterien, die oft viele Fuß tief das Schmutzwaſſer völlig erfüllen. Dr. Schenck folgert, daß die Algen für die Selbſtreinigung eines Fluſſes (wenigſtens des Rheins) nur von geringer Bedeutung ſind, daß aber für ſie ſicherlich in erſter Linie Bakterien in Frage kommen, die auf dieſe Weiſe wieder gut machen, was andere Arten von ihnen durch Fauligmachen des Waſſers Schlimmes verurſacht haben.

Verkehr.

Der Kanal von Korinth iſt am 6. Aug. unter den üblichen Feierlichkeiten eröffnet worden. Es wurde damit ein Werk vollendet, deſſen Ausführung ſeit 22 Jahrhunderten immer wieder geplant worden iſt. Schon Periander, der Tyrann von Korinth (600 v. Chr.), wollte die ſchmale Landenge, welche das eigentliche Feſtland von Griechenland mit dem Peloponnes verbindet, durchſtechen; Demetrius Poliorketes (um 350 v. Chr.) beſchäftigte ſich wieder mit dem Projekt, aber erſt Kaiſer Nero begann den Durchſtich, der von 30000 Arbeitern gleichzeitig in Angriff genommen, indeſſen bald wieder aufgegeben wurde. Sechzehn Jahrhunderte ſcheint das Projekt ganz geruht zu haben. Dann nahmen es im vorigen Jahrhundert die Venezianer vorübergehend auf; 1826 plante Kapodiſtria, der damalige Regent Griechenlands, die Ausführung des Kanals; erſt ſeit Leſſeps das ungleich gewaltigere Werk der Durchſtechung des Iſthmus von Suez ausgeführt, gewannen aber die Pläne greifbare Geſtalt. Im Frühjahr 1882 begann die „Internationale Geſellſchaft des Schiffahrtskanals von Korinth“, begründet von dem ungariſchen General Türr, die Arbeiten, die jetzt nach Überwindung ſchwerer finanzieller Schwierigkeiten glücklich zu Ende geführt wurden. Der Kanal, deſſen Trace faſt genau den noch erkennbaren Spuren der Neroniſchen Arbeit folgt, durchſchneidet den Iſthmus an der ſchmalſten Stelle in einer Länge von 6,3 Kilometer; ſeine Breite beträgt 22,6 m, ſeine Tiefe 6,3 m; faſt auf der ganzen Länge haben des unſicheren Erdreichs halber die Böſchungen gemauert werden müſſen.

Über ein eigentümliches Verfahren, die Pferde beim Straßenbahnbetrieb zu ſchonen, berichtet der Prometheus. In einzelnen amerikaniſchen Städten, in denen dieſe Bahnen längere Strecken mit ſtarker Steigung haben, fahren die Wagen thalabwärts ohne Anwendung von Zugkraft durch die eigene Schwere. Hierbei laufen die Pferde aber nicht, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, vor dem Wagen her, ohne eine Zugkraft ausüben zu müſſen, ſtehen vielmehr auf einem auf Rädern ruhenden niedrigen Geſtell, das bei der Bergfahrt mit ſeinem vorderen Teil unter den Straßenbahnwagen geſchoben, während es bei der Thalfahrt dieſem angehängt wird. Durch dieſen zweckmäßigen Betrieb werden die Pferde ſehr geſchont, ſo daß dieſelben, da ſie ſich während der Fahrt bergab erholen können, viel längere Zeit als bei dem gewöhnlichen Betrieb in Thätigkeit bleiben können. Ein derartiger Betrieb iſt natürlich nur dann zweckmäßig, wo es ſich um kilómeterlange in der Steigung liegende Strecken handelt, weil ſonſt ein zu häufiges Ausſpannen und Aufladen der Pferde eintreten müßte.

Bergbau.

In Lothringen ziehen ſich auf dem linken Moſelufer von der franzöſiſchen Grenze bei Ars bis zur Luxemburgiſchen Grenze gewaltige Eiſenerzlager in einer Mächtigkeit von 1,6 bis 4 Meter hin. Der abbauwürdige Erzvorrat wird auf 2000 Millionen Tonnen geſchätzt. Eine entſprechende Ausbeutung dieſer gewaltigen Mineralſchätze iſt erſt dann möglich, wenn durch Herſtellung einer Waſſerſtraße nach dem Ruhrgebiet der Abſatz geſichert iſt, der ſich bis jetzt wegen der hohen Eiſenbahnfrachten nicht genügend entwickeln konnte. In den beteiligten Kreiſen Lothringens glaubt man ſich zu der Annahme berechtigt, das Kanalprojekt werde bald in Form einer Regierungsvorlage die betreffenden geſetzgebenden Körperſchaften beſchäftigen.

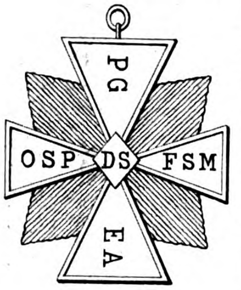
Rettungsweſen.

Um Strandungen an Küſten während des Nebels zu vermeiden, hat ein Hamburger, Herr E. Textor, eine Vorrichtung erfunden, die wegen ihrer Einfachheit und geringen Koſtſpieligkeit des Betriebes Beachtung verdient. Abgeſehen von Nebenvorkehrungen beſteht das Warnzeichen der Hauptſache nach aus einem Windrade, das ſchon bei leichtem Wind abgetönte Glocken zum Tönen bringt, die ſo gewählt ſind, daß ſie ſich von dem Geläute der üblichen Schiffglocken genugſam unterſcheiden. Namentlich eignen ſich die ſelbſtthätigen Glockenmühlen zur Aufſtellung an ſchwer zugänglichen Orten, Klippen, Sandbänken u. dgl. Die Hamburger Behörde hat dem Erfinder die Erlaubnis erteilt, einen ſeiner Apparate auf dem Nordoſtende von Neuwerk aufzuſtellen, um die Hörweite zu ermitteln und den Wert der neuen Erfindung ſchätzen zu können. Ein ſolcher ſelbſtthätiger Läuteapparat koſtet etwa 5000 Mark.

Vereine.

Seit etwa einem Jahrzehnt haben die ehemaligen Kameraden der kaiſerlichen Marine, gleich dem Kriegerbunde, Lokalvereine gebildet, die dann zu einem gemeinſamen Marinebund zuſammenſchloſſen, deſſen 3. Abgeordnetentag am 22. Juli in Dresden tagte. Der Bund führt den Namen: „Vereinigung deutſcher Marinevereine“ (Sitz in Kiel) und gibt als Verbandsorgan eine Zeitſchrift „Deutſcher Marinebund“ heraus.

Kleine Zeitung.



Von einem Freunde des Daheim wird uns das nebenstehend abgebildete Ordenszeichen überſandt. Dasſelbe vererbt ſich ſeit langer Zeit in der Familie des zu Frankfurt a. M. anſäſſigen Abonnenten, ohne daß ſeine Herkunft oder Bedeutung feſtzuſtellen wäre. Es iſt aus Silber gefertigt, nur die Flügel zwiſchen den Balken des Kreuzes ſind vergoldet; die Rückſeite iſt ganz glatt. Auch uns gelang es nicht, näheres über das Ordenszeichen, welches wir aber faſt für einen „Amiciſtenorden“ zu halten geneigt ſind (ſ. Daheim, Jahrgang XXVIII, S. 779), zu ermitteln. Vielleicht kann einer unſerer Leſer Auskunft geben?

In welch aufmerkſamer Weiſe unſere treuen Abonnenten das Daheim leſen und ſich auf jede Frage Auskunft zu erteilen bemühen, beweiſen wieder einmal die auf unſere Anfrage in Nr. 43, die englischen Jakobiten betreffend, eingegangenen Auskünfte. Wir greifen aus denſelben diejenige des Herrn v. M.-P. heraus, weil dieſelbe uns am klarſten und erſchöpfendſten ſcheint. Die Nachkommenſchaft König Karls I. von Großbritannien iſt in ihren legitimen Zweigen im Jahre 1807 völlig ausgeſtorben. Der letzte Angehörige des echten Mannsſtammes der Stuarts gehörte dem geiſtlichen Stand an; es war der ‚Kardinal von York‘, Heinrich Benedikt Stuart, der nach dem Tode ſeines älteren Bruders, des Prätendenten Karl Eduard, von den Jakobiten unter dem Namen Heinrich IX. als ihr Haupt angeſehen wurde. Bei dem Mangel an irgend welchen nahen Blutsverwandten glaubte ſich Heinrich Stuart nach der eigentümlichen legitimiſtiſchen Auffaſſung jener Zeit berechtigt, mit der Verfügung über ſeinen Privatnachlaß auch gleichzeitig über ſeine Thronanſprüche teſtamentariſch zu verfügen. Da die noch lebenden Verwandten ſeiner Mutter Klementine Sobieska, Enkelin des berühmten Polenkönigs, nicht fürſtlichen Ranges waren, ſeine Großmutter aber eine Prinzeſſin von Modena geweſen war und die mehrfach verſchwägerten Familien Savoyen und Eſte hauptſächlich die Anſprüche der ſtuartiſchen Prätendenten unterſtützt hatten, ſo bedachte Heinrich Stuart in ſeinem Teſtament das ihm am nächſten befreundete Haus Savoyen und übertrug ſeine Anſprüche 1802 auf den König Viktor Emanuel I. von Sardinien. Dieſer hatte keine Söhne, ſeine älteſte Tochter aber war die Gemahlin Franz IV. von Modena und Mutter von vier Kindern, nämlich der Gräfin Chambord, des 1875 kinderlos verſtorbenen Herzogs Franz V., des 1849 verſtorbenen Erzherzogs Ferdinand von Öſterreich-Eſte und der Erzherzogin Marie Beatrix, Gemahlin eines ſpaniſchen Infanten. Erzherzog Ferdinand hat nun eine Tochter hinterlaſſen, Maria Thereſia, Gemahlin des Prinzen Ludwig von Bayern. — Wer nun alſo erſtens annimmt, daß der Mannesſtamm Jakobs II. zu Unrecht vom Thron ausgeſchloſſen wurde, und zweitens die Berechtigung des ſtuartiſchen Teſtaments von 1802 anerkennt, der muß in der That in der Prinzeß Ludwig von Bayern die rechtmäßige Beherrſcherin des britiſchen Reiches ſehen, denn ſie iſt nach dem Recht der Erſtgeburt, da in England die weibliche Linie nicht ausgeſchloſſen iſt, die Erbin ihres Urgroßvaters Viktor Emanuel von Sardinien, des Erben der Stuarts.

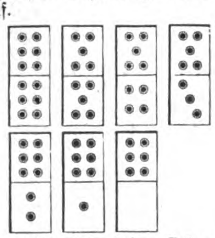
Wir gaben bereits früher einmal eine Berechnung der verhältnismäßig ſtaunenswerten Leiſtungen einer Taſchenuhr. Der Zeitſchrift „Gaea“ möchten wir noch folgende Angabe entnehmen. Der Durchmeſſer der Unruhe einer Herren-Ankeruhr beträgt durchſchnittlich 18 mm, der Umfang alſo 36,5 mm. Rechnet man nun für jede Schwingung nur eine Umdrehung der Unruhe und denkt man ſich dieſe Schwingungen anſtatt hin und herſchwingend ſtets in einer Richtung fortrollend, ſo würde die Unruhe einer Taſchenuhr in der Sekunde 28,25 cm, in der Minute 16,95 m, in der Stunde 1,17 km, im Jahre 8908,92 km durchlaufen — in nicht ganz 4 $^{1}/_{2}$ Jahren alſo eine Reiſe um die Welt zurücklegen. Bedenkt man, daß die Achſen der Unruhe nur $^{1}/_{10}$ mm dick ſind, und daß eine Uhr Tag für Tag, Jahr für Jahr im Gang bleiben ſoll, ſo kann man ſich eine gute Vorſtellung von den ungeheuren Anforderungen machen, die an dieſe kleinſten Maſchinen geſtellt werden. Iſt es da nicht ein Akt der Unbarmherzigkeit, wenn man dieſem unentbehrlichen Freunde nicht auch die nötige Pflege durch rechtzeitiges Reinigen und Ölen angedeihen läßt? Nur wer ſeinem unermüdlichen Zeitmeſſer ſchuldigen Dank zollt, den wird er auf die Dauer auch durch die verlangte Genauigkeit erfreuen können.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C, D nehmen je ſieben Steine auf.

A hat:



Die Augenſumme auf den ſieben Steinen des C iſt um 8 größer, als die auf den ſieben Steinen des D und um 17 kleiner, als die auf den ſieben Steinen des B.

A gewinnt dadurch, daß er ſeine Steine zuerſt los wird.

B behält einen Stein übrig. C und D haben immer gepaßt. C hat fünf Doppelſteine und zwei andere Steine.

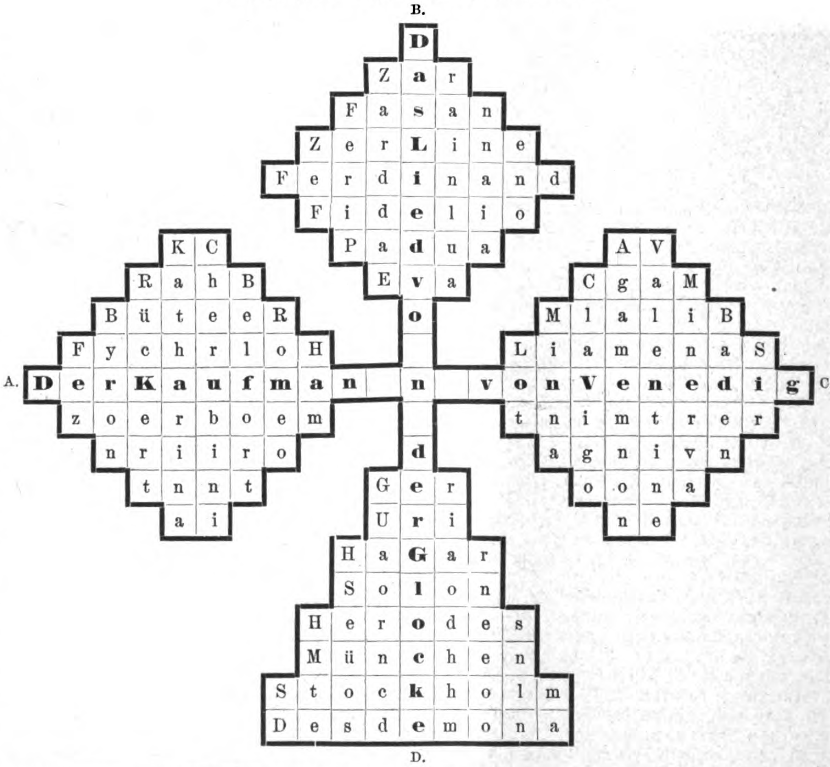
Wieviel betrug die Augenſumme auf den ſieben Steinen des B, wieviel auf denen des C, wieviel auf denen des D? Welchen Stein behielt B übrig? Welche Steine hatte C außer den Doppelſteinen?

Arithmetiſche Aufgabe.

Welche poſitive Zahl iſt um ebenſoviel kleiner als 527, als der neunte Teil ihres Quadrats größer als 527 iſt?

(Auflöſungen erfolgen in nächſter Nummer.)

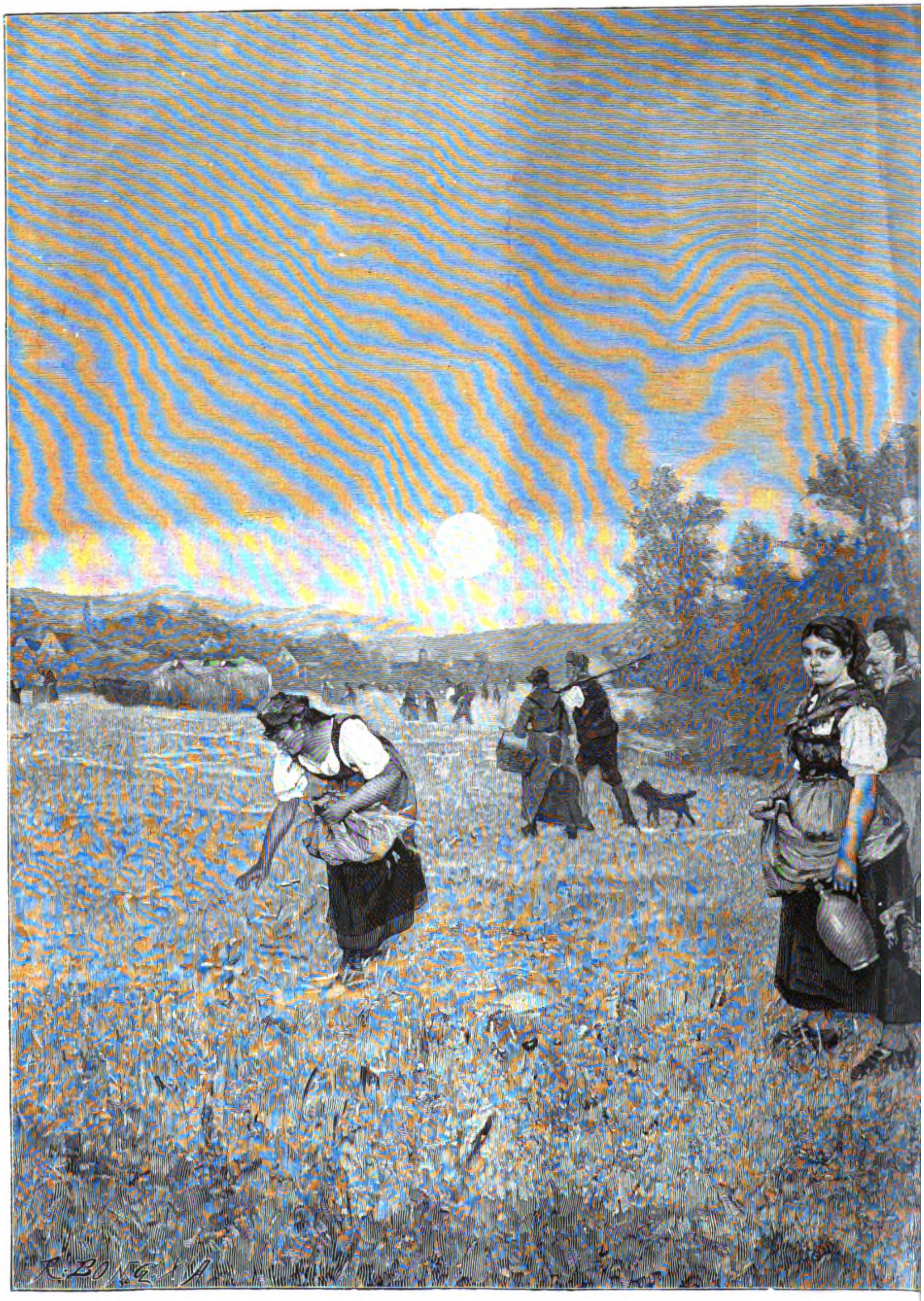
Auflöſung der Ergänzungsaufgabe in Nr. 46.


B.
D
Z a r
F a s a n
Z e r L i n e
F e r d i n a n d
F i d e l i o
P a d u a
K C — E v a — A V
R a h B — C g a M
B ü t e e R — o — M l a l i B
F y c h r l o H — L i a m e n a S
A. D e r K a u f m a n n v o n V e n e d i g C.
z o e r b o e m — t n i m t r e r
n r i i r o — d — a g n i v n
t n n t — G e r — o o n a
a i — U r i — n e
H a G a r
S o l o n
H e r o d e s
M ü n c h e n
S t o c k h o l m
D e s d e m o n a
D.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Die Schwerhörigkeit und ihre Behandlung. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Lübeck. Von Th. H. Pantenius. Mit elf Illuſtrationen. — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. VII. Von Paul v. Szczepanski. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Aufgeſchreckt von W. Gräbhein; Vor der Kaſerne von C. Koch. — Erdkunde. — Naturkunde. — Volkswirtſchaft. — Geſundheitspflege. — Verkehr. — Bergbau. — Rettungsweſen. — Vereine. — Kleine Zeitung. Mit einer Illuſtration. — In unſerer Spielecke

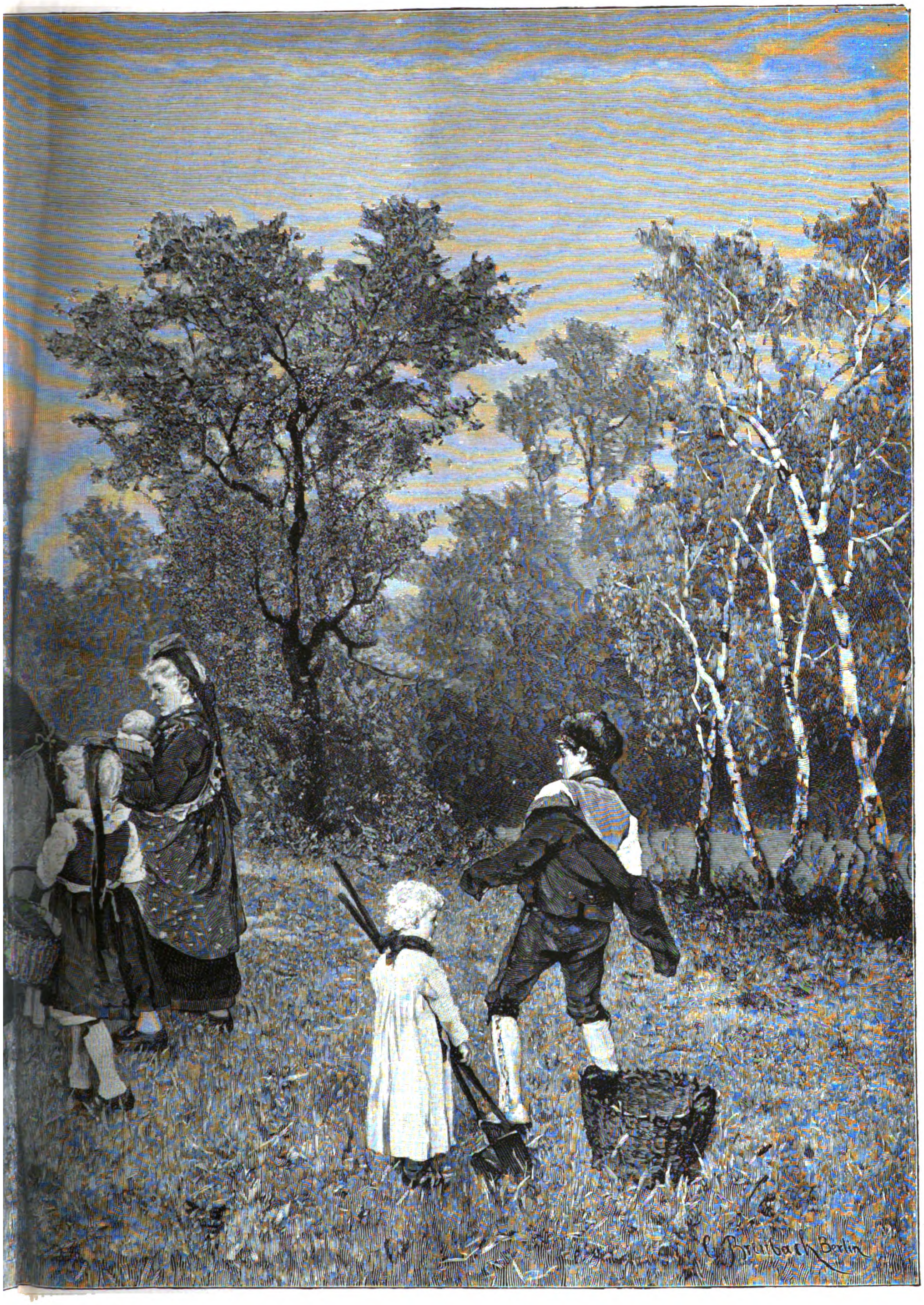
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Feierabend. Nach dem

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX. Heft 17.


C. Breitbach Berlin

em Gemälde von Karl Breitbach.

Daheim
Originalz. v. L. Richter
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 2. September 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 48.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

X

Frau Knob ſollte es endlich 'mal erleben, daß ihr Herr ihr Grund zur Sorge gab. Er war zwar nie einer von den Beleibten und Rotbäckigen geweſen, aber eine Magerkeit, Bläſſe und Appetitloſigkeit, wie er ſie in der letzten Zeit ſich zu ſchulden kommen ließ, war ihr während ihres langjährigen Dienſtes noch nicht vorgekommen. Natürlich ſchöpfte ſie ſofort den Verdacht, daß der ausgelaſſene Berliner dahinter ſteckte. Vielleicht hatte er ihn zu einem Wetthungern verführt. Wäre er dann doch wenigſtens auch hier unter ihrer Kontrolle geblieben! Wer konnte dem Windhund nun beweiſen, daß auch er ſeine Zeit gewiſſenhaft abhungerte, wie ihr gewiſſenhafter Gebieter.

Eines Mittags, als Brümmer den Putenbraten ebenſo heil und ganz herunterſchleppte, wie ſie ihn hinauf geſchickt hatte, ertrug ſie es nicht länger. Sie arbeitete ſich in eine hübſche, ſchmerzvolle Entrüſtung hinein und wankte zu einer Audienz bei ihrem Gnädigen.

Der lag auf ſeiner Chaiſelongue und ſtarrte über die Kreuzzeitung ins Leere, als ob ihm das Leſen nicht mehr Spaß machte, als das Eſſen.

„Nun, Frau Knob?“ fragte er mit der Miene eines Menſchen, der im Traume ſpricht.

Sie knixte und begann zu zetern. „Wenn der gnädige Herr es nicht übel nimmt, möchte ich mich gehorſamſt erkundigt haben, ob der gnädige Herr eine gebildete Wirtſchafterin, die ſich ‚Fräulein‘ betiteln läßt, in das Haus zu nehmen wünſcht?“

„Ich denke nicht daran.“

„Aber der gnädige Herr iſt doch nicht mehr zufrieden mit ſeiner alten, treuen Knobben!“

„Ich erinnere mich nicht, etwas derartiges geäußert zu haben.“

„Nicht? Was ſollte denn die mich ganz unberührte Pute ſagen? Etwa nicht: Knobben, du biſt eine einfältige Perſon! Du kannſt deinem lieben Gnädigen nicht 'mal das bißchen Leben angenehm und appetitlich machen. Vermückern wird der arme Herr dir unter den Händen, und du haſt das Nachſehen, das Grämen und die Verantwortlichkeit.“

Herr von Büchnow machte eine ungeduldige Handbewegung. „Beunruhigen Sie ſich nicht, liebe Knob! Ich bin weder krank, noch fehlt mir etwas, für das Sie verantwortlich ſein könnten.“

„Iſt das denn die Sehnſucht, gnädiger Herr?“ ſeufzte die brave Frau gedrückt in ihre Schürze und bekam hinterher einen großen Schreck, denn ein dunkles Rot, als wenn ihm der Zorn zu Kopfe ſtiege, erſchien auf dem Geſicht ihres Herrn.

„Ach, nehmen der gnädige Herr mich das man nicht übel!“ wimmerte ſie. „Ich meinte man wegen ſeiner Luſtigkeit. Er iſt mich doch ein ſchmuckes Herrchen, und mich kommt das vor, als wenn das ganze Haus marode iſt, ſeitdem er neulich abreiſte.“

Aber der Gnädige brach in ein Lachen aus, als ob er einen Krampf hätte.

„Nein, gute Knob!“ ſagte er endlich. „Mein luſtiger Freund iſt mir zwar ſehr teuer, aber ſchuld iſt er nicht an meiner Verdrießlichkeit und Appetitloſigkeit.“

„Mir fällt, ſozuſagen, ein Stein vom Herzen. Sonſten würde ich mich erlaubt haben, dem gnädigen Herrn den Vorſchlag zu machen, den jungen Herrn mit ſeiner ganzen Rechtsanwalterei in Bernsburg einzuquartieren, denn das weiß ich alte Frau auch, mit einer Sehnſucht, die einem das Eſſen verleidet, iſt es nichts auf der Welt.“

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Herr von Büchnow klopfte ihr auf die Schulter. „Sie haben ganz recht, liebe Knob! So eine zweckloſe Sehnſucht taugt nichts. Zum Sommer laſſen wir uns den luſtigen Rechtsanwalt wiederkommen, und zu nächſtem Winter — wer weiß wen? Gehen Sie inzwiſchen getroſt in Ihre Küche. Ich werde mich bemühen, Ihrer guten Koſt Ehre zu machen.“

Bald darauf ließ Herr von Büchnow anſpannen und fuhr nach Lindenau. Vor dem Kruge ſtand die rotbäckige Witwe mit ihrer Buſenfreundin, der Gärtnerfrau. „Kiek,“ ſagte ſie, „da fährt der Bernsburger! Der Willem meint, daß es niſcht wär' mit dem gnädigen Frölen, aber die Mannsleute verſtehen ſich ſchlecht auf die Liebe .... Er ſteigt bei Paſtors ab. Dem armen Pred'ger geht das man ſchlecht. Die Köppen hat da neulich beim großen Reinemachen helfen müſſen. Sie ſagt, er hätt' Blut geſpuckt —— Nu paſſen Sie 'mal auf, Gärtnern! Wenn der Bernsburger nicht 'rum fährt nach unſerer Herrſchaft, denn kommt das gnädige Frölen zu Paſtors. Das nennen die Vornehmen, ſich 'nen Randefus geben ...“

Nein, Herr von Büchnow blieb, wo er abgeſtiegen war, obgleich es ihm wie eine Schuld auf die Seele fiel, als er in ein paar blaue Augen ſchaute, auf denen der Schatten eines ſtillen, nagenden Kummers lag. Ihm fehlte beinahe der Mut, die übliche, banale Frage nach dem allgemeinen Befinden zu thun.

„Mein Bruder macht mir Sorge. Wir haben Tage, an denen keine meiner ſchönen Hoffnungen mehr ſtandhalten will. Wenn nur erſt der Winter zu Ende wäre!“ gab Hilde zur Antwort.

Es gelang ihr nicht, ihre ſchmerzliche Bewegung hinter dem unbefangenen Ton zu verbergen.

Gern hätte er ihr etwas Tröſtliches geſagt, aber es fiel ihm nichts ein, das zutraf. „Ich wäre ſchon längſt einmal herüber gekommen,“ murmelte er, während er zerſtreut ein Buch auf dem Tiſche auf- und zuklappte, „aber —“

„Sie hatten nicht Zeit,“ fiel Hilde freundlich ein, als er ſtockte. „Wir dachten es uns.“

Er ſchob das Buch beiſeite. „Das war es nicht, Fräulein Hildegard! Ich fürchtete einen zweiten abweiſenden Blick von Ihnen, wie an jenem Abend bei Frau von Lochnitz. — Bitte, was hatten Sie gegen mich?“

Sie errötete ein wenig, aber ſie ſagte aufrichtig: „Eine Verleumdung, auf die geachtet zu haben ich mich jetzt ſchäme ... Es iſt ein rechtes Unglück! Was wir Gutes von einem unſerer Mitmenſchen hören, das fällt in unſere Meinung von ihm wie ein Tautropfen, der, wenn er zerronnen, nicht mehr zu merken iſt. Aber das Böſe iſt wie eine Handvoll Schmutz, der einen großen Fleck hinterläßt. Man muß ihn tüchtig waſchen, wenn man ihn heraus haben will.“

„Iſt Ihre gute Meinung von mir wieder rein geworden?“ fragte er lebhaft.

„Freilich!“ ſcherzte ſie. „Sie haben mir ja Zeit gelaſſen, eine tüchtige, große Wäſche anzuſtellen. — Wollen wir nun hineingehen zu meinem Bruder?“

„Sofort, Fräulein Hildegard! Aber erſt müſſen Sie mir erlauben, daß auch ich eine kleine Beichte ablege. Ich kann mir denken, woher die Verleumdung gekommen iſt, da gegen Sie gleichfalls eine losgelaſſen wurde. Und — gerade heraus — es quälte mich, daß Sie überhaupt noch den Fuß über die Schwelle der Frau von Lochnitz ſetzen!“

„Ich gehe jetzt nur ſelten hin,“ entgegnete Hilde. „Die Freifrau kommt mehr zu uns.“

„Das beſſert nichts, ich ſage es Ihnen ehrlich, Fräulein Hilde! Sie thäten gut, Ihre Beziehungen zum Schloß abzubrechen. Im beſten Falle iſt Ihre Freundſchaft Frau von Lochnitz ein Zeitvertreib.“

„Sie beurteilen die arme Frau hart, Herr von Büchnow. So viel ich weiß, iſt ſie Ihnen einſt ſehr wert geweſen.“

Er wechſelte die Farbe, doch mit gutem Gewiſſen konnte er ſagen: „Es war eine Leidenſchaft, die ſchon nach der erſten Unwahrheit aus jenem Munde erkaltete. Wenn es anders wäre, glauben Sie, daß ich dann zu Ihnen über dieſe Dinge ſprechen könnte?“

Büchnow las in ihren Augen, daß ſie nicht daran zweifelte, als er aber auf ihre Beziehungen zu dem Lochnitzſchen Hauſe zurückkam, fragte ſie kurz: „Wiſſen Sie denn nicht, daß die arme Frau krank iſt?“

„Heinz hat mir allerdings eine entſetzliche Offenbarung gemacht. Damit wäre ja manches in dem Charakter der Frau erklärt und entſchuldigt — nur nicht der Mangel an Wahrheitsliebe und ihre grenzenloſe Eitelkeit. Wenn Heinz alſo wirklich recht hätte, ſo iſt das ein Grund mehr, den Umgang mit Frau von Lochnitz auf das äußerſte zu beſchränken.“

„Und die arme Agnes? Was ſoll daraus werden, wenn ſie nicht mehr zu uns kommen darf?“ verſetzte Hilde eifrig. „Der Freifrau kann ich nichts mehr nützen, wohl aber dem Kinde.“

„Ja,“ ſagte er lächelnd, „das bedachte ich nicht. Sie haben recht.“

Er ſchaute in ihr liebes, herziges Antlitz, ſo träumeriſch wehmütig und doch mit einem eigenen Feuer, daß Hilde ein wenig verlegen wurde. Sie dachte indes, daß die Erinnerung an ſeine Jugendleidenſchaft wach geworden wäre, und er that ihr leid.

Der Paſtor war hoch erfreut über den lang vermißten Gaſt, und in der angenehmen Erregung erſchien er bei weitem weniger hinfällig, als Herr von Büchnow ſich gedacht hatte.

Er behauptete, daß es ihm ausgezeichnet ginge. Das bißchen Huſten und der kleine Katarrh hätten nichts zu bedeuten. Hilde freilich wollte ihn in Watte packen. Im übrigen ließe ſie den Kopf hängen, wie jemand, der kein Körnchen Gottvertrauen hätte.

Hilde fing einen Blick des Gaſtes auf, der zu ſagen ſchien: ich ſehe noch keinen Grund zum Verzagen! Das that ihr wohl, doch die Sorge ſchwand nicht aus ihrem Herzen. Sie wußte am beſten, was das „bißchen Huſten“ und der „kleine Katarrh“ zu bedeuten hatten.

Dann verteidigte ſie ſich gegen die Anklage des Bruders. Er thäte gerade, als ob ſie ihn verweichlichen und verhätſcheln wollte. Bei ihm käme man ſchön damit an. Sie hätte ja ihre Mühe und Not, ihn in den Pelz zu lotſen, wenn er bei fünfzehn Grad Kälte über Land führe. Unbedingt müſſe er ſich mehr ſchonen.

„Ich meine, Ihre Schweſter hat nicht unrecht, lieber Paſtor!“ ſagte Herr von Büchnow. „Wenn Sie ſich dieſen kürzeren Teil des Winters Ruhe gönnen, würden Sie neue Kräfte ſammeln für den Sommer.“

Der Paſtor ſchüttelte den Kopf. „Und hernach?“ fragte er mit einem nach innen gerichteten Lächeln, das ſeiner Schweſter ins Herz ſchnitt. „Ihr denkt doch wohl nicht, daß ich mich wie ein richtiger Sozialdemokrat gegen den lieben Gott betragen und mitten in der beſten Arbeit ſtreiken ſoll? Laßt mich nur ruhig auf meinem Poſten! Wenn ich es unſerm Herrgott nicht mehr zu Dank machen kann, dann ſagt er: Halt! und ſchickt mich fort — wohin ich gehöre.“

Hilde ſenkte den Kopf auf ihre Häkelarbeit. Sie hatte eine Maſche fallen laſſen und eine heimliche Thräne dazu. Als ſie aber aufſchaute, blickte ſie ihren Bruder ſtrahlend an. „Du haſt recht, Lieber!“ ſagte ſie innig. „Du biſt nicht auf der Welt für deine thörichte Schweſter, die jeden Tag dem lieben Gott von neuem danken ſollte, daß ſie für dich da ſein darf.“

Herr von Büchnow hatte ſeine Träumeraugen auf das Fenſter gerichtet, von dem aus ein roſiger Schein der untergehenden Sonne durch die Scheiben drang und ſich auf das Haupt des jungen Weibes ſenkte, das ſich über den kranken Mann auf dem Sofa neigte, wie jemand, der niederkniet, um geſegnet zu werden.

XI.

Der Winter war ungewöhnlich ſtreng, und viel zu lange lag er der Erde zur Laſt: ſie ſehnte ſich nach dem Frühling und konnte ſich doch nicht regen in ſeiner eiſigen, feſten Umarmung. Selbſt wenn der Himmel ſein reinſtes Blau über den flimmernden Schnee ergoß, war es wie ein kaltes, hartes Lächeln, vor dem die Sehnſucht der Erde verſtummte ...

Eines Tages überraſchte die Freifrau Hilde bei ihrer Morgenbeſchäftigung in Haus und Küche. Sie ſprach haſtig und abſpringend, aber ſie ſah friſch und freundlich aus, denn die Luft hatte ihren Wangen eine natürliche Farbe gegeben und ihre Nerven erquickt.

Hilde führte ſie in das vordere Zimmer. Ihr Bruder war bei der Arbeit und durfte nur in dringenden Fällen geſtört werden.

In Verlauf von wenigen Minuten wirkte die Ofenwärme wie ein Niederſchlag auf die helle Gemütsverfaſſung Adelheids. Sie fiel ſichtbar zuſammen, wurde verdrießlich und riß ſchließlich mit der ihr eigenen Rückſichtsloſigkeit beide Fenſterflügel auf. „Wie man das nur aushalten kann! Es iſt erſtickend heiß.“

Hilde ſah nach dem Thermometer. „Noch nicht vierzehn Grad!“

Frau Adelheid ſchien dieſer Widerſpruch des unparteiiſchen Wärmemeſſers zu reizen. Sie begann eine heftige Wanderung durch das Zimmer. Augenſcheinlich hatte ſie etwas auf dem Herzen, mit dem ſie nicht geradeheraus rücken mochte.

„Ihr Bruder muß ſich beſſer pflegen, Hilde. Sein Huſten iſt ſchlimmer geworden. Ich werde ihm nachher ein paar Flaſchen Madeira herüber ſchicken.“

Hilde dankte, lehnte aber das Anerbieten mit Entſchiedenheit ab.

Die Freifrau hörte kaum danach hin. Sie war in Gedanken mit ganz anderem beſchäftigt und platzte ſchließlich heraus: „Herr von Büchnow iſt geſtern hier geweſen?“

„Jawohl.“

„Wahrſcheinlich voll Teilnahme für den armen Paſtor. Ich kenne ihn von dieſer Seite, es iſt ſeine Art, ſich überall beliebt zu machen. Mein Mann hat übrigens neulich ſein Befremden geäußert, daß er ſo lange nicht bei uns war. Den eigentlichen Grund kann ich ihm ja nicht verraten.“

Hilde nahm eine Stickerei aus ihrem Arbeitskörbchen, und im Gegenſatz zu der nervöſen Unruhe der Baronin plauderte ſie völlig unbefangen.

„Wenn das vermeintliche Vergehen Büchnows nur nicht auf einem Mißverſtändnis beruht. Er iſt nach meinem Gefühl der letzte Mann, dem ich eine Leichtfertigkeit zutrauen würde.“

„Ich dachte mir, daß Sie ihn in Schutz nehmen würden!“ lachte Adelheid höhniſch. „Teils weil ich es bin, die ihn angreift, teils weil Sie ſich etwas warm für ihn intereſſieren.“

„Viel einfacher!“ entgegnete Hilde ohne eine Spur von Empfindlichkeit. „Weil ich Urſache habe, ihn für einen echten Edel- und Ehrenmann zu halten.“

In den Augen der Freifrau flimmerte die ohnmächtige Wut des verwundeten Raubtiers. Sie knirſchte mit den Zähnen — plötzlich ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht und ſank ächzend auf einen Stuhl. „O mein Gott! Ich ſterbe nach Liebe — nach einem Menſchen, der die heiße Sehnſucht meines Herzens ſtillt, der mit mir fühlt und empfindet. Aber ich bin einſam — immer einſam! O dieſer entſetzliche Fluch der Einſamkeit!“

Hilde fühlte, daß das alte, große Mitleid für die unglückliche Frau nicht tot war in ihrem Herzen.

„Wenn Sie nur wollten, Frau Adelheid — man würde Sie lieben!“ meinte ſie, indem ſie ſich von ihrer Gutmütigkeit verleiten ließ, auf die Stimmung der Freifrau einzugehen.

„Wer? Zum Beiſpiel — Pax — Agnes — Sie — Ah, liebſte Hilde! Ich bin noch zu jung, mein Herz iſt zu heiß, als daß ich an der Gefühlsſchwärmerei eines Schulmädchens oder dem homöopathiſchen Freundſchaftspillchen eines braven, guten Weſens, wie Sie ſind, genug haben könnte.“

Hilde legte ihre Arbeit in den Korb. Aus ihren blauen Augen ſprühte der Unmut.

„Erlauben Sie, Frau Adelheid! Mein Geſichtskreis iſt nicht ganz ſo eng und neblig, wie Sie anzunehmen ſcheinen. Ich bilde mir ſogar ein, beſtimmte, klare Begriffe zu haben von meinem und dem Lebenszweck anderer Leute und vor allen Dingen von der Verpflichtung, mir ſelbſt in erſter Reihe Rechenſchaft zu geben von dem, was ich denke, thue und will. Sie — auf dem hohen Roſſe des Schwunges und der Leidenſchaft — machen ſich die Sache allerdings etwas leichter. Sie hadern mit dem Schickſal und machen andere Leute verantwortlich für Ihr Unglück und Ihre Fehler. Sie ſtellen große Anſprüche an das Leben, an ſich ſelbſt die kleinſten. Sie wollen um jeden Preis geliebt werden — gut! Wen, was lieben Sie? Nichts und niemand. Sie haben ein ſchönes Stück Leben, von vielen Vorrechten begünſtigt, vom Schickſal bekommen. Was fangen Sie damit an? Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Sie milde zu beurteilen, Sie zu verſtehen, Ihnen zu helfen — es iſt alles vergebens geweſen. Ich habe Ihnen auch nichts mehr zu ſagen, als fangen Sie Ihr Leben von vorn an, wenn es beſſer ſein ſoll und Sie glücklicher werden wollen. Ehe Sie nicht ſelbſt eingreifen, kann niemand Ihnen helfen.“

Ein wimmernder Laut rang ſich über die Lippen der Freifrau. Sie erſtickte beinahe an ihrer eigenen Wut. Ihre erſte blinde Regung war, ſich auf das kühne Mädchen zu ſtürzen, dann aber erhob ſich eine entſetzliche Stimme in ihr: Sie hat recht. Alle Menſchen werden dich verurteilen wie ſie. Es iſt wahr — es iſt wahr! Ich ſelbſt habe mein Leben zerſtört, und es iſt nimmer aufzurichten.

Sie wankte nach der Thür wie jemand, der den Boden unter den Füßen verliert. Hilde folgte ihr — Schritt vor Schritt — und in dem Augenblick, als ſie, von einem Schwindel erfaßt, taumelte, fing ſie die unglückliche Frau in ihren Armen auf.

Aufgelöſt, unter ſtrömenden Thränen, umſchlang die Freifrau Hildes Nacken. „Nein, nein! Ich bin nicht ſo ſchlecht, als Sie glauben, nur tauſendmal elender. Hilde, ich bin krank. Geben Sie mich noch nicht auf — hören Sie? Ich halte mich ja nur noch aufrecht durch den Genuß von — Morphium.“

Sie hörte plötzlich auf zu ſchluchzen und bohrte ihre wilden Augen in die Züge der anderen. Sonderbar! Daß dieſe ſo ruhig blieben — es verletzte ſie faſt.

„Ich wußte es,“ ſagte Hilde leiſe. „Ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, aber ich bitte Sie, jetzt, da Sie mir das Recht eingeräumt, davon zu ſprechen, thun Sie das Äußerſte, um geheilt zu werden!“

„Ja, das will ich. Mir graut ſelbſt, ſo ſchmählich zu Grunde gehn zu müſſen,“ ſtieß Adelheid hervor. „Mein Mann hat ſelbſtverſtändlich keine Ahnung von meinem Leiden. Ihm iſt es ja auch gleichgültig, aber ich will ihm alles offen geſtehen und zum Frühling in eine Berliner Heilanſtalt gehen. Auf eigene Hand dem gefährlichen Mittel zu entſagen, iſt kein Menſch im ſtande.“

Die Baronin ſprach noch eine Weile weiter, immer in demſelben haſtigen, aber leidenden Ton, damit man ſie bemitleiden und tröſten könnte. Natürlich war ſie von ihrem Verhängnis dazu getrieben worden! Sie hätte Büchnow aufrichtig geliebt, und gerade mit ihm mußte ſie brechen! Dann das Unglück in ihrer Ehe — was konnte ſie anders thun, als ſich betäuben?

Dann ging ſie ſichtbar erleichtert fort, doch unterwegs erfolgte die Reaktion. Sie fühlte ſich matt zum Umſinken, aber auch das hörte bald auf, und ein fürchterlicher Heißhunger nach Morphium erfaßte ſie, ein wahnſinniges Verlangen nach einem Rauſch, der ihre brennende Unruhe in den Schlaf lullte. Sie ging nicht mehr, ſie lief, daß ihre Bruſt keuchte, und kalter Schweiß ihre Stirn bedeckte.

Das unfehlbare Mittel that ſeine Schuldigkeit. Frau Adelheid lag in Frieden auf ihrer Chaiſelongue. Sie ließ zum Mittageſſen abſagen, ihr wäre nicht wohl.

Nachmittags fühlte ſie ſich neu belebt und arbeitete den

Studie von Robert Raudner.

Auftritt im Kopfe durch, welchen ſie ihrem Gemahl zugedacht hatte. Hoffentlich würde er etwas mehr Erſchütterung zeigen, als dieſe Hilde, die ihr das intereſſante Geſtändnis eigentlich abgeſchwindelt hatte. Jetzt ärgerte ſie ſich darüber. Sie hätte ja der langweiligen Moraliſtin keine beſſere Waffe in die Hand geben können. Gegen irgend jemand mußte ſie ihren Haß, der vorläufig nicht gut Hilde treffen konnte, auslaſſen. Vielleicht ließ Agnes ſich dazu gebrauchen.

Sie machte friſch Toilette und ging ins Wohnzimmer hinunter, in dem Agnes um dieſe Zeit zu handarbeiten pflegte. Pax war ſelbſtverſtändlich auch dort. Er ſchnitt ein mißtrauiſches Geſicht, als ſie herein kam und ihm zum Überfluß den Kopf tätſchelte.

Studie von Robert Raudner.

Frau Adelheid warf ſich in ein Fauteuil und nahm den erſten beſten Schmöker in die Hand. Sie betrachtete verſtohlen über das Buch hinweg Agnes, die am Fenſter ſaß, das Köpfchen über ihre Stickerei geneigt.

Die Freifrau dachte, daß ſie ausſähe wie ein Marmorbild, ſo weiß und ſtill. Nicht häßlich, ja vielleicht gab es Männer, die es reizen würde, das junge Steinbild zu beleben, aber gerade auf ſie wirkte es unſäglich abſtoßend. Ein Blitz zuckte durch ihren Ideengang. Sie möchte dieſe Statue 'mal anders ſehen! Verzweifelt, in Zorn, gleichviel, nur unter dem elementaren Ausbruch eines ſtarken, natürlichen Triebes.

Vor ihr ausgeſtreckt, daß ſie ihn beinahe mit der Fußſpitze berührte, lag Pax. Ob das abſcheuliche Tier an ſich ihr Freude machte oder nur, weil Büchnow es ihr gebracht hatte? Oder ſteckte gar der junge Geck, der Rechtsanwalt, dahinter? Wenn das wäre — dann hätte ſie einen Hammer, das Steinbild zu bearbeiten, bis es Funken ſprühte oder in Stücke zerbrach.

Sie ſchleuderte ihr Buch auf den Tiſch und trat an das junge Mädchen heran.

„Agnes, ich wollte dir ſchon längſt ernſthaft ſagen, daß du die albernen Leſeſtunden bei Paſtors fallen laſſen ſollteſt."

„Vater hat es mir erlaubt."

„Aber mir iſt es unangenehm!" rief ſie nervös, „denn ich will nicht, daß du mit dieſer Hilde zu thun haſt. Sie iſt eine ganz gefährliche Perſon mit ihrer ernſten Miene und den Katzenkrallen. Bilde dir nicht ein, daß ſie dich verſchont. Sie will dich fort haben."

„Wohin?" fragte Agnes ruhig, ohne aufzuſchauen.

„Was weiß ich? Wahrſcheinlich in irgend eine Penſion. Ihr Bruder ſtimmt gleichfalls dafür."

„Ich füge mich in alles, was der Herr Paſtor gut für mich hält."

Adelheid lachte verächtlich. „Du Einfalt! Dir haben ſie gründlich Sand in die Augen geſtreut. Was meinſt du wohl, wonach Dame Hilde angelt? Nach einem gewiſſen adeligen Gutsbeſitzer. Du biſt ihr dabei im Wege! Es könnte ja ſein, daß er an dir Gefallen fände, wie du etwa an dem geliebten Pax, den er dir höchſt galant abgetreten hat."

Agnes zog ſchweigend einen neuen Faden in ihre Nadel. Aber ihre ſanfte Gelaſſenheit war es gerade, welche die Freifrau zum Äußerſten trieb.

„Mein Himmel, Mädchen, komme doch endlich aus deiner Schneckennatur heraus! Du läßt dich ja von aller Welt zum Narren machen."

„Das thut niemand —"

„So? Vielleicht auch nicht der leichtſinnige Rechtsanwalt?"

„Der am allerwenigſten —"

„Du biſt wirklich dümmer, als ich glaubte! Er iſt verliebt in die kokette Hilde und amüſiert ſich nebenbei, dir den Kopf zu verdrehen. Hoffentlich haſt du Verſtand genug, daß du ſein Geſchwätz nicht für bare Münze nimmſt!"

Agnes ſchlug ihre dunklen Augen auf. Sie glänzten in einem tiefen, ſtillen Vertrauen. „Jedes Wort aus ſeinem Munde iſt mir lieb und teuer!" ſagte ſie langſam und feierlich.

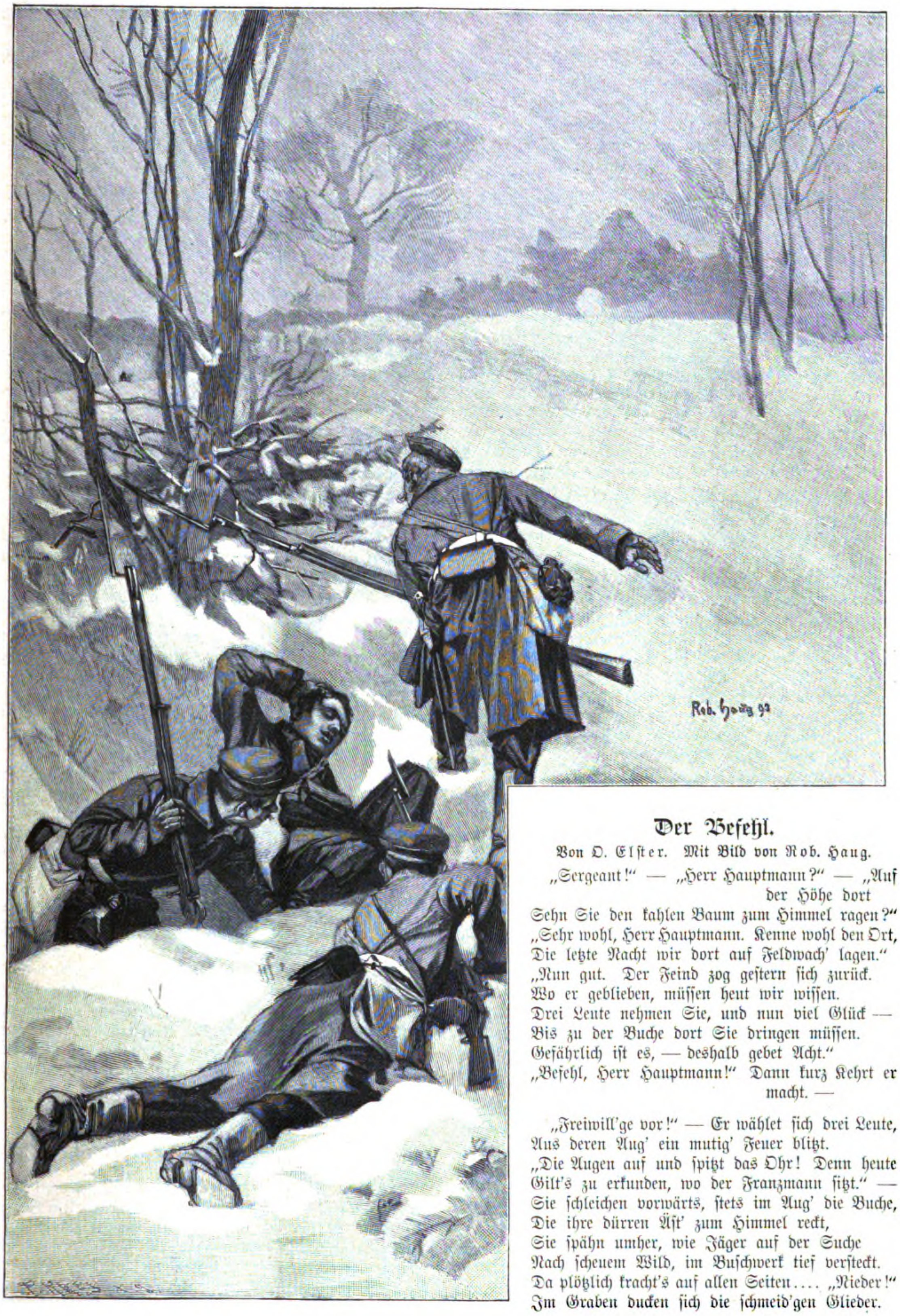
„Was — wer — von wem ſprichſt du?"

„Von Herrn Rambert."

„So weit iſt es ſchon gekommen? Der Laffe macht ſich über dich luſtig."

„Nein — denn er iſt mein beſter Freund!"

(Fortſetzung folgt.)



Der Befehl.

Von O. Elſter. Mit Bild von Rob. Haug.

„Sergeant!“ — „Herr Hauptmann?“ — „Auf der Höhe dort
Sehn Sie den kahlen Baum zum Himmel ragen?“
„Sehr wohl, Herr Hauptmann. Kenne wohl den Ort,
Die letzte Nacht wir dort auf Feldwach' lagen.“
„Nun gut. Der Feind zog geſtern ſich zurück.
Wo er geblieben, müſſen heut wir wiſſen.
Drei Leute nehmen Sie, und nun viel Glück —
Bis zu der Buche dort Sie dringen müſſen.
Gefährlich iſt es, — deshalb gebet Acht.“
„Befehl, Herr Hauptmann!“ Dann kurz Kehrt er macht. —

„Freiwill'ge vor!“ — Er wählet ſich drei Leute,
Aus deren Aug' ein mutig' Feuer blitzt.
„Die Augen auf und ſpitzt das Ohr! Denn heute
Gilt's zu erkunden, wo der Franzmann ſitzt.“ —
Sie ſchleichen vorwärts, ſtets im Aug' die Buche,
Die ihre dürren Äſt' zum Himmel reckt,
Sie ſpähn umher, wie Jäger auf der Suche
Nach ſcheuem Wild, im Buſchwerk tief verſteckt.
Da plötzlich kracht's auf allen Seiten.... „Nieder!“
Im Graben ducken ſich die ſchmeid'gen Glieder.

„Hier kommen wir nicht weiter, Herr Sergeant,“
So flüſtert einer von den Musketieren.
Es kracht und blitzt aufs neu' vom Waldesrand ....
„Still, Leute! der Befehl iſt auszuführen.
Hier in dem Graben ſchleichen wir entlang —
Dann durch das Buſchwerk ſachte ſich geſtohlen —
Vorwärts!“ — Ein leiſer Schmerzensſchrei erklang! —
Ein Mann gefallen — „Bruder, Gott befohlen!“ —
Im Graben, Buſch und Dorn ſie weiterſchleichen,
Durchs winterliche Feld die Raben ſtreichen..

„Es geht nicht, Herr Sergeant!“ Da — großer Gott!
Schon wieder einer! — „Laßt uns rückwärts gehen!“ —
„So bleib' zurück!“ — „Sergeant“ — o grauſe Noth,
Drei junge Leben ſo vernichtet ſehen!
Er ſteht allein in weißverſchneitem Felde,
Dort oben iſt der Baum — hinan — hinan!
Denk' des Befehls! — Zurück dann raſch und melde,
Was du geſehen — ein Krieger und ein Mann!
Er ſchreitet weiter, ob die Kugeln ſtreichen,
Er muß ſein Ziel, den dürren Baum, erreichen.

Jetzt ſteht er keuchend hinter ſeinem Stamm —
Sind das dort nicht der Feinde Poſtenketten?
Ja, dort der Feind — bis zu der Berge Kamm —
Ah, dieſe Meldung wird die Truppe retten!
Zurück! Schon hat der Poſten ihn erblickt,
Die Kugeln praſſeln in den trocknen Zweigen.
Er ſpringt und läuft, er kriecht und ſchleicht und drückt
Sich durch die Dornen, — da — ſich Poſten zeigen!
Es ſind die Freunde! — „Wo der Hauptmann? — Schnell! —
Herr Hauptmann, melde wieder mich zur Stell'.“

„Endlich, Sergeant. — Bei Gott, Sie bluten, Mann!“ —
„'s iſt nichts, Herr Hauptmann. Doch der Feind iſt nah!
Er rückt verſtärkt, mit neuen Kräften an.“ —
„Ah, raſch zum Hauptquartier!“ — „Nichts mehr ich ſah...“
„Genug! — Das ſoll Euch nicht vergeſſen ſein.
Doch wie — wie ſteht's mit Euren Musketieren?“ —
„Ich weiß nicht — tot.“ — „Und Ihr?“ — „Ich ging allein,
Den Baum nicht aus dem Auge zu verlieren.
Befehl erfüllt, Herr Hauptmann ....“ Durch die Glieder
Fliegt ihm ein Schauer — ſterbend ſinkt er nieder. — —

Mein erſtes Feld.

Eine Jugenderinnerung von Anton Freiherr v. Perfall.

(Abdruck verboten.)

Ich ſehe ihn noch, den alten Förſter Streidl, meinen erſten Lehrer in der edlen Weidmannskunſt. Hager, groß, mit einem Raubvogelgeſicht, aus welchem in ſonderbarem Kontraſt die gutmütigſten Augen der Welt blickten, den umfangreichen Lederranzen vorn am Bauch — er trug ihn nicht umſonſt ſo, wie ein mir unvergeßlicher heller Fleck, in der Größe eines Thalers, in dem altersgeſchwärzten Deckel bewies — die verwaſchene Joppe mit den unvertilgbaren Schweißſpuren, um die ich ihn ſo beneidete, auf der Seite und dem Rücken, die kleine grüne Mütze auf dem ſchneeweißen Haar, und der von ihm unzertrennliche grau und ſchwarz gefleckte „Waldl“ mit den ſchelmiſchen Birkaugen. — So kam er täglich zum Rapport, zum „Gnaden, Herrn Baron“, meinem guten Vater.

„Was gibt's Neues, Streidl?“

„Ja ſchon, Euer Gnaden! An guaten Bock hätt' i g'ſehen auf dem Winteranger — ſchon ſakriſch guat! Bin aber nimma z'ſchiaßen kemma. Mit di Hehna wär' i ganz z'frieden, Haſen ſieht ma a hübſch. Grad d' Füchſ' di Luader, ſan rein net z'zwinga — no auf der Treibjagd ſan's nachher a recht.“ Der Alte war unverwüſtlicher Optimiſt.

„Und der Wald — der Wald — der kommt bei dir zuletzt. Soll aber die Hauptſache ſein,“ ſagte der Vater.

„A mei, Euer Gnaden, der Wald! Der braucht den Streidl net zum Wachſen, und was das andere betrifft, nimm i's mit jedem Jungen auf.“

Dann kam das mir verhaßte grüne Buch heraus, und aus war es mit der Erzählung von Bock und Fuchs und Haſ', der ich gierig lauſchte. Langweilige ſteife Kubikzolle, protzige Sägprügel und verächtliches Brennholz kamen an die Reihe, während ich an dem duftigen Ruckſack ſchnupperte und die Hühnerhängſel zählte.

Aber einmal war ein großer Tag! Ich hatte gute Noten heimgebracht in die Ferien, war zum Gymnaſiaſten avanciert, und wieder lauſchte ich am erſten Tage, an dem uns alles doppelt teuer iſt im Elternhauſe, dem lang entbehrten Rapport. Der Bock wurde abgewandelt, die „Hehna“, der Haſ', alles in alter, treuer Ordnung. Jetzt kam der Fuchs, der Räuber, und dann das ominöſe grüne Buch.

Richtig, ſchon griff der Alte darnach. Der ſchwarze Deckel der Taſche — der helle Fleck fehlte damals noch — hob ſich. Verführeriſch blitzten der Schrotbeutel heraus und das mächtige Pulverhorn. „Laß für heut.“

Wie Muſik klang das Wort des Vaters, dann nahm er mich lachend bei der Hand. „Streidl, heute probierſt du es einmal mit dem Toni auf die Hühner.“

O unvergeßliche freudige Schauer, die mich durchrieſelten! Es brauſte und knallte in meinen Ohren.

„Aber Obacht geben auf den Burſchen. Die Jagd iſt eigentlich ein Vergnügen für Männer, nicht für Gymnaſiaſten. Alſo rechtfertige mein Vertrauen,“ fuhr er, gegen mich gewandt, in ernſtem Tone fort. „Benimm dich auch männlich, das heißt, bezähme deine Leidenſchaft, ſei vorſichtig und bedenke, daß die Jagd doch nur ein Spiel iſt, welches zur Erholung und Abhärtung dienen, aber nie zum Lebensinhalte werden ſoll. Ich weiß, warum ich dir das ſage.“

So feierlich war mir zu Mute, als ob ich zum Ritter geſchlagen würde, und da holte auch ſchon der Vater eine einläufige Flinte aus dem Gewehrſchranke, die ich ſchon oft mit geheimer Hoffnung betrachtet, und reichte ſie mir.

Ich umſpannte den Lauf wie einen Schwertknauf, und als der Streidl mir noch die Hand reichte — „Euer Gnaden, da wird gar nix fehl'n, der Toni — der Baron Toni,“ verbeſſerte er ſich zum erſtenmal, „wird ſchon recht,“ da kollerte zu meiner höchſten Verzweiflung eine große dicke Thräne über meine Backe herab. Über die Backe eines Weidmannes! Welche Schande!

Ich ſah dem Streidl feſt in das Auge, ohne die tückiſche, kitzelnde Verräterin abzuwiſchen, und that in meinem Innern einen feierlichen Schwur, als gälte es gegen die Ungläubigen zu ziehen. Die Ausrüſtung begann! Die Geheimniſſe des ſtreng verſchloſſenen, in die Wand eingelaſſenen Gewehrſchrankes enthüllten ſich vor mir. Alte Feuerſteinbüchſen, meſſingbeſchlagene, mit zackigen Mündungen, Reiterpiſtolen, das neueſte Wunder, ein Lefaucheux! Allerhand krauſes, mir unverſtändliches Werkzeug, Pulverhörner, Hirſchfänger, Patrontaſchen, altes beſtaubtes Geraffel.

Bis jetzt mußte ich wochenlang geduldig harren, ehe mir ein flüchtiger Blick in dieſe Märchenwelt hinter der Tapetenthüre gelang. Jetzt lag ſie offen vor mir, und ich durfte hineingreifen und auswählen.

Streidl riet zu einer umfangreichen Taſche mit altmodiſchem Geſtrick. „Wegen de Haſ'n!“ Ich ſah ſein Schmunzeln nicht, es lief mir nur kalt den Rücken hinab, als ich die Taſche umhängte. Ein verwetterter grüner Hut mit einer Spielhahnfeder hing verführeriſch vor mir, da drückte ihn der Vater mir ſchon auf das Haupt, und der Förſter meinte, ob er mich nicht gleich mitnehmen dürft', mit dem Eſſen würde es doch nicht viel bedeuten, und das bißl könnte ich ja bei ihm beſorgen.

Wenn ein Engel herniedergeſtiegen wäre und mir einen geſchoſſenen Haſen gleich in das Netz meiner Taſche geſteckt, ich hätte mich nicht gewundert.

Heute war einmal ſo ein Tag, ſo ein ſeltener im Leben!

Der Vater hatte nichts dagegen, er war in ſeiner Gebelaune.

Das Gewehr war ein bißchen lang und parierte nicht recht auf meiner ſchmalen Achſel. — Das war mein Ring des Polykrates, ich ertrug geduldig die Bosheit des Riemens.

Der Familie mußte ich mich doch zeigen. Der Mutter traten die Thränen in die Augen, weniger aus Angſt, als in dem unwillkürlichen Gefühl, daß ich ihrer Führung entwachſen. Die Schweſtern kicherten zuſammen. Ich war erhaben darüber. Der kleine Ernſt ſah mit reſpektvollem Staunen an mir hinauf, und ich tippte ihm dafür herablaſſend auf den Blondkopf. Im Förſterhauſe genoß ich erſt volle Anerkennung. Frau Streidl, welche eben einen Topf duftender Knödl auf den Tiſch ſetzte, ſchlug die Hände vor Freude zuſammen über den jungen Herrn!

Die blondgezöpfte dralle Liſi, an die ich meine erſten Verſe gerichtet, lächelte mir ſchelmiſch zu. Ich wurde nicht einmal rot, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, ſo fühlte ich mich Mann.

In dieſem Raume, in dem es ſo herrlich nach Tabak roch, wo hinter dem Ofen die Fuchsbälge trockneten, hatte ich ſie eingeſogen, die unheilbare Leidenſchaft, auf dem ledernen Kanapee, unter dem fliegenbeſchmutzten, ſchwarz angerauchten Hirſchgeweih, deſſen Geſchichte mir unzähligemal das Blut in die Wangen trieb.

Streidl begann einen kleinen Vorunterricht: „Zeit laſſ'n! Und auf den Hund aufpaſſ'n!“

„Und auf den Vater auch a biß'l,“ ergänzte die Förſterin.

Dann machte er dem Feldmann nach, wenn er die Hühner ſteht, in ſeiner ganzen epileptiſchen Starrheit, indem er mit dem einen Arme die gehobene Vorderpfote, mit dem anderen nach rückwärts die ſteife, in Erregung zitternde Rute markierte und die weit hervortretenden Augen in die Suppenſchüſſel bohrte, als läge darin anſtatt der Knödl eine Kette Hühner. Die Kehle war mir zugeſchnürt, ich konnte keinen Biſſen eſſen. Dabei gab ich mir alle Mühe, gefaßt zu erſcheinen, ſetzte den Hut ſchief auf, als der Förſter ſich endlich rüſtete, und nahm eine mir völlig ungewohnte martialiſche Haltung an. Feldmann, mein alter Freund, heulte und tobte im Zwinger. Zuerſt ſah er mich verwundert an, dann grüßte er mich ſo ſtürmiſch als neuen Kollegen, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Der Förſter riet zu einem Probeſchuß. Ein Stück Papier wurde an das Scheunenthor genagelt. „Halten's nur mitten 'nein!“

Er hatte leicht reden, das Herz ſchlug mir bis in den Mund. Es war der erſte Feuerſchuß! Die Zähne aufeinander gebiſſen, die Stirne drohend gefaltet — ich ſah noch Liſi ſeitwärts ſtehen — dann fiel der Schuß. Das Papier flatterte durchlöchert zu Boden.

Der Förſter ſchrie „Juchei!“, Liſi klatſchte in die Hände. Ich ſchob den Hut in das Genick und wünſchte mir irgend ein Untier vor die Flinte im Übermaß meines Kraftgefühls!

Ich kannte unſer Operationsfeld von unzähligen Spaziergängen her mit dem Herrn Inſtruktor. Ich kannte die ſanft anſchwellenden Hügel, in die verſchiedenen Farben der Feldfrucht gekleidet, deren geometriſche Regelmäßigkeit mich ſtets verdroß, obwohl der Herr Inſtruktor mir wiederholt erklärte, daß ſie das Sinnbild der Ordnung, der Kultur ſei. Das verdroß mich ja gerade. Ich kannte auch die feuchten, duftigen Wieſenthäler, den Forellenbach, von Weiden und Erlen eingefaßt, der ſich kreuz und quer windet, den kleinen Weiher mit dem flüſternden Schilf und den lärmenden Staren im Herbſt und im Hintergrund den ſchwarzen ernſten Wald!

Aber nie ſah ich das alles mit dem Auge wie jetzt! Jetzt barg jeder Buſch, jede Wieſe, jedes Kleefeld ein Geheimnis, das ſich bei jedem Schritt offenbaren konnte. Ein zweites, bis jetzt fremdes Leben pochte mir entgegen aus den Furchen der Kartoffel, dem üppigen Grummet.

Feldmann ſchnappte nach tanzenden Mücken und wälzte ſich auf dem Raſen.

Mich verdroß die leichtfertige Auffaſſung ſeines Berufes.

Wir hatten uns dem Krautacker des Dorfes genähert, einem langen violetten Streifen — der Förſter nahm das Gewehr ab und machte mir ein Zeichen, das Gleiche zu thun. Das Schlachtenfieber ſchüttelte mich — ein Pfiff, und Feldmann begriff den Ernſt der Lage. Er verſchwand im Kraut. Die hochgetragene Rute flog vor uns her wie eine Standarte. Dann und wann richtete er ſich auf den Hinterfüßen auf, nach ſeinem Herrn blickend.

Ich ſchlich dahin wie der letzte Mohikaner auf dem Kriegspfade, unwillkürlich den Rücken gekrümmt, den Blick ſtarr auf Feldmanns Rute gerichtet. Nur hie und da ſchweifte er ängſtlich auf den Gewehrhahn herab, und hinüber zum Förſter, deſſen Gemütsruhe ich anſtaunte. Ein Emmerling, der ſich vor meinen Füßen erhob, brachte mir den Vorgeſchmack eines Herzſchlages bei, und gerade noch zur rechten Zeit gebot ich dem convulſiviſch ſich biegenden Finger.

Wo iſt Feldmann? Das Raſſeln der Kohlköpfe unter ſeinen Sprüngen war verſtummt, und der Förſter, das Gewehr ſchußbereit, deutete vor mich hin.

Dort ſteht die Rute regungslos über dem Kohl. Ich wage mich nicht mehr vor, jetzt erblicke ich auch den Kopf Feldmanns, krampfhaft ſeitwärts gebogen, wie aus Erz gegoſſen. — An was ich dachte? Unglaublich viel! — Ob es fliegt oder läuft, wie ich mich in dem einen oder anderen Falle zu verhalten habe. — An die Eltern — an Liſi. — Ob die Flinte wohl losgeht! Ob nicht zu früh. „Rechtfertige mein Vertrauen,“ hatte der Vater geſagt.

Es war eine endloſe Minute, eine Spannung, die zur Pein wurde. — Und Feldmann bewegte nur konvulſiviſch die Lefzen, ohne ſich zu rühren.

„Obacht!“ flüſterte der Förſter.

Ich dachte ein Stoßgebet — ich weiß nicht an wen. „Avance!“ Ein Sprung kreuz und quer. — Raſcheln. — Ein gelbes Etwas! Streidls Stimme: „Schiaßen's do!“ Knall, Rauch, dann war's vorbei.

„Macht nix, an andersmal!“ ſagte lachend der Förſter, dann deutete er, meine Ratloſigkeit bemerkend, hinaus auf das Feld. „Sehen's ihn!“

Ein Haſe jagte über die Stoppeln und machte in reſpektvoller Entfernung ein Männchen.

Ich griff an die Stirne, ich muß ſehr bleich geweſen ſein. So hatte ich mir's doch nicht gedacht.

„Zeit laſſen! Nur Zeit laſſen!“ mahnte der Förſter, mein Gewehr von neuem ladend. Als ob ich überhaupt ein Maß der Zeit gehabt hätte!

Wenn das immer ſo geht, werde ich es nie lernen, und das lief noch — jetzt erſt das Fliegen!

Feldmann revierte ſchon wieder in einem Kartoffelacker.

„In dem Klee da oben werden's liegen!“ erklärte Streidl, auf einen den Hügel hinaufziehenden, violett prangenden Streifen deutend. „Laſſen Sie's grad 'naus ſtreichen und nacha eins auf d' Muken nehma, net mitten 'nei ſpritzen in d' Schar, das nützt alles nix.“

So nahm der Grauſame mir ſchon wieder die eben genährte Hoffnung auf die Maſſe. 20 Hühner und mitten drein 100 Schrot, da muß doch eines fallen! Das ſagte er gewiß nur aus Erziehungsprinzip.

Feldmann betrat das verheißungsvolle Kleefeld nicht einmal. Mit hocherhobenem Kopf trabte er ſinnlos, den endloſen Rand hinauf, im Stoppelfeld nebenan.

„Feldmann!“ ſchrie ich verzweifelt.

„Aber laſſen's ihn doch, er ſucht ja den Wind,“ brummte Streidl.

Es ging aber kein Wind, kaum ein Lüftchen, und er ſoll doch die Hühner ſuchen und nicht den Wind. Was man ſich alles gefallen laſſen muß von ſo einem Alten! Ich warf ihm einen zornigen Blick zu.

Endlich fühlte Feldmann ſich bewogen den Klee zu betreten und uns entgegen zu ſuchen. Ich fürchtete mich förmlich, jeden Augenblick wieder ſo einen gelben Teufel aufrumpeln zu ſehen.

„Obacht! Kuſch!“ rief Streidl.

Feldmann glich einem, ſein Opfer beſchleichenden Tiger, mit dem eingebogenen Kreuz, dem lauernden Blick. Er kroch nur jetzt vorwärts.

„D' Hehna!“ flüſterte Streidl.

Ich holte tief Atem und faßte einen guten Vorſatz. Jetzt ſtand Feldmann wie eine Mauer und doch ganz anders wie vorhin, er ſchien förmlich in die Länge gezogen. Ich trat dicht hinter ihn und verfolgte ſeinen Blick. Der Klee ſtand dünn, ich mußte die Hühner ſehen. Nichts — gar nichts! Das Herzklopfen war unerträglich, und im Zeigefinger pochte es wie Zahnweh.

„Avance!“ rief der Alte.

Feldmann rührte ſich nicht. — Brrr! — Brrr! — brauſte es auf, eine dichte braune Wolke. Es war mir, als habe ſich mein Gewehr von ſelbſt entladen, ſo wenig Erinnerung blieb mir, ob und auf was ich gezielt. Neben mir knallte es zweimal, als ich ſchon mit rauchender Flinte hilflos daſtand. Auf dem Felde neben mir purzelt und flattert es, Feldmann apportierte zwei Hühner — reiner Zauber für mich.

„Zeit laſſen! Zeit laſſen!“ tönte wieder die entſetzliche Warnung.

Mit zitternden Händen und ſchlotternden Knieen lud ich meine Flinte, einen förmlichen Schrotregen in den Klee laſſend.

Die Hühner waren „zerſprengt“, das heißt einzeln eingefallen. Streidl erklärte das für ſehr günſtig.

„Halten's beſſer einſchichtig!“

Mir ſchwand die letzte Hoffnung. Ich ſchrieb es einem unerhörten Pech zu, daß ich aus dem Schwarm keines herabgebracht, aber „einſchichtig“ war erſt recht nicht mein Fall. Bei den Stauden links waren drei Stück eingefallen.

„Paſſen's grad auf die Alte auf!“ warnte Streidl, auf ein gebücktes Mütterchen deutend, welches daneben Kartoffel herausnahm.

Auch das noch! Jetzt war es ganz aus mit der Sicherheit. „Daß doch das Volk einem überall in dem Weg ſein muß!“ Ich erinnere mich noch genau dieſes junkerhaften Gedankens, der ſonſt nicht in meiner Art lag. Feldmann zog ſchon von weitem an. Streidl ging links, ich rechts von der Staude.

„Jetzt ſteht er!“ rief er mir zu. „Nur 'naus laſſen!“

Wenn es mir nur gelungen wäre, das fürchterliche Tier zu erblicken, um einen vernünftigen Schuß anzubringen. Ich ſpähte wie ein Falke in den Buſch — da erſchien ein braunes, bewegliches Köpfchen, ein Auge wie eine ſchwarze Glasperle. „Hypnoſe“ würde man jetzt meinen Zuſtand nennen.

Herrgott, wenn ich jetzt das Gewehr am Backen hätte! Aber ich wagte es nicht, konnte nicht — da lief es heraus auf den Wiesgrund, das Köpfchen vorſichtig nach allen Seiten wendend, ängſtlich pocht die braune Bruſt. Woher ich die Berſerkerwut nahm, gegen das reizende Geſchöpf? Diesmal zielte ich wie auf das Scheunenthor — „Bäng!“

Das Hühnchen hüpfte auf und flatterte geflügelt auf den Boden hin. Ich ihm nach im Laufſchritt, nach Feldmann brüllend, nach Streidl, nach dem alten Mütterchen, auf welches das flügellahme Hühnchen zulief. Endlich kam Feldmann angeſauſt, aufgeſchnappt und davon zu ſeinem Herrn, trotz meines wahnſinnigen „Herrein“!

Noch um die Frucht betrogen meiner Kriegsliſt, um das erſte Aufheben. —

„Gratulir', hab's gar net aufſtehn hören,“ ſagte Streidl, während er mir das Huhn an meine Jagdtaſche knüpfte.

„Ah, iſt das möglich!“ ſagte ich heuchleriſch, „bei Ihrem guten Gehör?“

Der Bann war gebrochen, bei jedem Schritt ſchlug mir das Huhn an die Beine, das war ein köſtliches Gefühl. Ich empfand jetzt keinen Neid mehr auf Streidl, welcher die Staude entlang eines der Verſprengten nach den andren herunterholte, im Gegenteil, ich war froh, eine Viertelſtunde lang meinen Erfolg durch keinen neuen Mißerfolg getrübt zu ſehen. Nie mehr ergab ſich eine ſo günſtige Konſtellation, eine Staude zwiſchen mir und meinem Meiſter, und ein ſo braves Huhn.

Das praſſelte und ſchwirrte immer ſinnverwirrender. Mein Gockel blieb einſam, während Streidls Taſche unter der Laſt der Beute ganz ſchief hing.

Die Haſen trieben es noch toller!

Der eine lief, bis an die Löffelſpitzen verdeckt, in eine endloſe Kartoffelfurche, der andere purzelte quer über die Furche bergauf, bergab. Einer ſtand mit einem Rumpler, der mir durch alle Nerven ging, dicht unter dem Fuße auf, der andere drückte ſich ſchon außer dem Schußbereich.

Streidl ſchoß auf keinen, „weil noch nicht Zeit iſt,“ ſagte er. Weil er auch die Unmöglichkeit einſah, einen zu treffen, ſagte ich mir.

Wir hatten noch ein kleines rotes Moos durchzunehmen, dann ſollte Raſt ſein. Feldmann zog nicht mehr recht, die Zunge hing ihm ſprüngig heraus, und Streidl ging es wohl auch nicht beſſer.

„Da werden a Paar auffaſpritzen. Vorhalten, grad aus — zwiſchen d' Löffel nei, nacha fehlt nix!“

Leicht geſagt! Noch einen Haſen, einen Haſen in ſeiner ganzen Pracht! Das wäre ein Erfolg! — Das war ein aufregendes Schleichen! Da ſtand ſchon der Feldmann — haſenmäßig! Und — wie Ameiſen kribbelt es in allen Gliedern. Dicht vor ihm erblicke ich einen gelben Klumpen — zwei Baſiliskenaugen darin, ſo ſtarr, ſo gläſern. —

Ich hebe die Flinte. — „Schama's Ihna, in der Saß!“ Streidl rief es mir laut zu. Ich verfluchte in meinem Innern dieſen thörichten Waidmannsſtolz und dachte an mein Huhn, an die mitleidige Staude.

Ein Sprung Feldmanns. Da ſauſt er ſchon dahin — ſeitwärts — „Vorhalten!“ tönte eine innere Stimme. Ich folgte ihr — bang! Ein Purzelbaum — noch einer — getroffen! — Als ich abdrückte, war es rot vor meiner Mücke, ob vorn oder hinten der Haſe, wußte ich nicht. Ängſtlich ſah ich nach Streidl. Er trug die Flinte auf der Schulter. „Haben Sie geſchoſſen?“

„Ah, wie werd' i denn?“ Er lachte.

„Weil's gar ſo gekracht hat,“ meinte ich. Doch da kam Feldmann ſchon ſtolz herangeſchritten, den Haſen kunſtgerecht im Maule. Vor dieſem Anblick ſchwand jedes Bedenken.

Ich ſchüttelte und drückte den Heißerſehnten, daß der Schweiß weit umherſpritzte.

Ein elektriſcher Strom durchzitterte meine Finger beim Berühren des weichen, warmen Felles. Ich drückte ſtumm Streidls Hand, ich hätte ihn am liebſten geküßt.

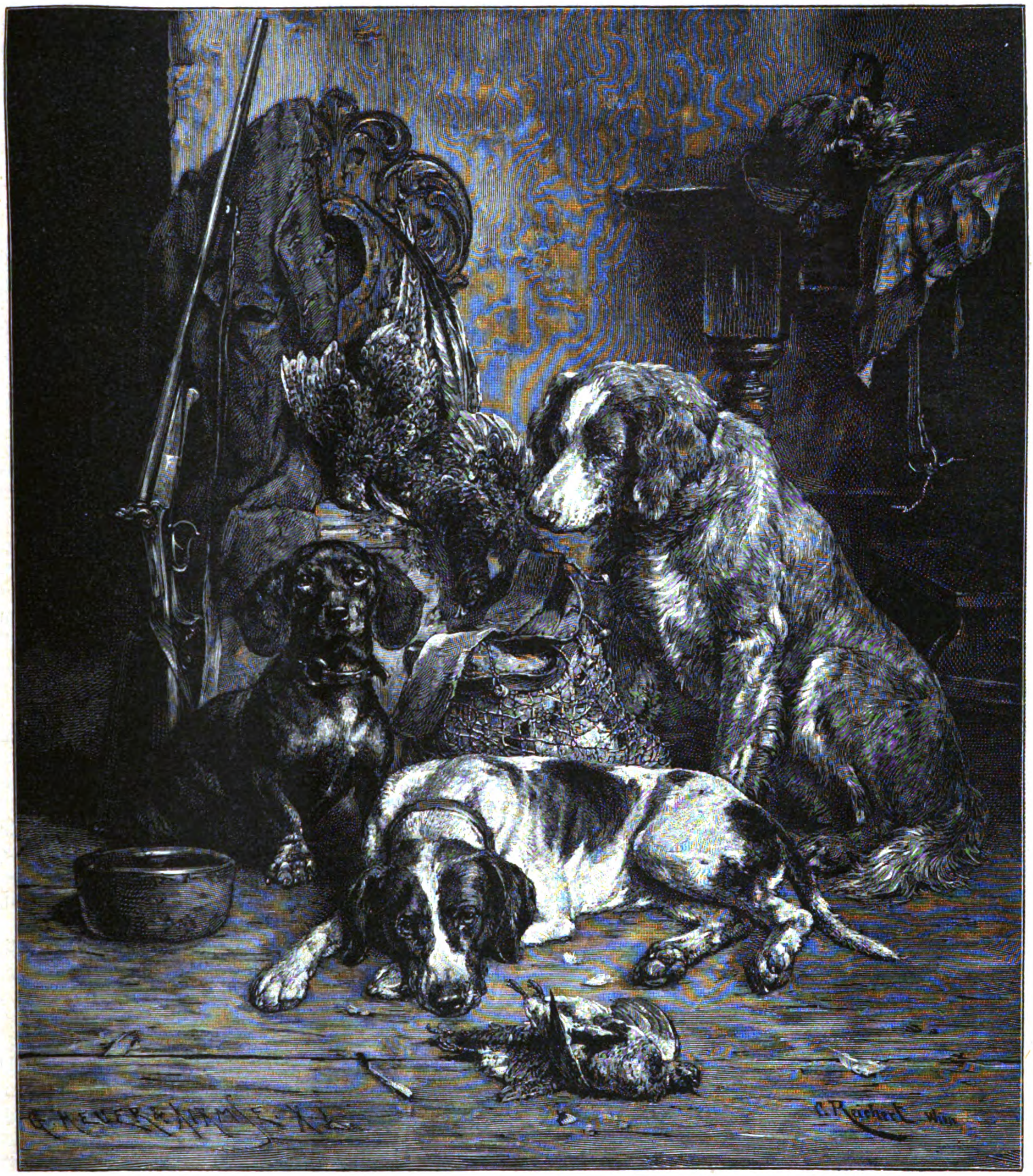
Das war ein würdiger Schluß!

Heimwärts gings auf der ſtaubigen Straße. Als ich einen Augenblick hinter meinen Meiſter ging, fiel mein Blick auf die Gewehrhähne, es blitzte nur eine Kapſel mir entgegen, nebenan war es entſetzlich dunkel, der Hahn war zu. — Eine Frage ſchwebte mir auf den Lippen, ich unterdrückte ſie. — Wo Glaube — da Friede! —

Wir wurden ſchon erwartet zu Hauſe. Der Triumph war groß. Der Haſe machte die Runde in der ganzen Familie. Man fand ihn ſtärker und ſchöner, wie je einer in das Schloß kam. Zum Abendtiſch kam er ſchon gebraten mit Zitronenſcheiben garniert. — Ich fühlte mich ſo gewiſſermaßen als Ernährer der Familie.

Das Unglück wollte, daß ich auf ein Schrot biß, ich betrachtete es ſorgfältig und erkannte es als untrüglich aus meinem Schrotbeutel ſtammend. — So verduftete das letzte Wölkchen an meinem Jagdhimmel!

Ich ſtehe jetzt im 24. Feld, unzählige friſche frohe Weidmannsſtunden ſind jenen erſten gefolgt, manch treuer lieber Gefährte dem alten Förſter, aber in ewig froher Erinnerung bleibt das erſte Huhn im Buſch, der erſte Has im roten Moos — bleibt der gute alte Streidl. — —



Nach der Jagd. Nach dem Gemälde von C. Reichert.
(Photographie-Verlag von J. Löwy, K. K. Hofphotograph, Wien.)

Dat Undeert.

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

„Hurra! hurra! hurra! das' recht, Mietje, ſchrei du man orrendlich mit! Un nu 'mal op engelſch: hep! hep! hep! hurrah!“

„Nee, Hinrich, auf engelſch kann ich das nich,“ riefen ein paar Kleinkinderſtimmen aus dem dicht am Gartenzaun zuſammengedrängten fröhlichen Haufen.

Der größte Junge beugte ſich zu den kleineren Geſchwiſtern: „Kannſt es nich, Mietje? kannſt es nich, Jasper? Na, denn man wieder auf deutſch: ein, zwei, drei, hurra! Mußt auch orrendlich deinen Hut ſchwenken, Jasper! Süh, ſo gehört ſich das! Und noch einmal: ein, zwei, drei, hurra!“

Sechs weiße Strohhüte mit flatternden ſchwarzen Bandendchen wurden von ſechs hellen, rundlichen Flachsköpfen geriſſen und im Kreiſe geſchwenkt und gedreht. Die drei Mädchen unter ihren ſechs Brüdern ſtreckten die Puppen in die Höhe und ſalutierten damit hinaus auf die in hohlen Wellen gehende blauſchwarze Elbe, über die wie weiße Silberpunkte die Möwen hin- und herſchoſſen. Ein ſtarker Sturm aus Süd fegte über den Blankeneſer Strand, und unter dem grollenden grauen Gewitterhimmel ſtanden unbekümmert die hurraſchreienden Kinder auf ihrem kleinen, feſt untermauerten Bollwerk über dem Fußweg.

„Und noch einmal! und noch einmal!“

Die neun jungen Kehlen, zwiſchen zwölf und zwei Jahren, klangen ſchon etwas rauh von Wind und Wetter und dem angeſtrengten Rufen. Es galt, den lauten Zuſammenhall von ſchlagenden Wellen und rauſchenden Bäumen und flirrendem Sand zu überſchreien. Ein wuchtiges Klatſchen und Flügel-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſchlagen klang über ihren Köpfen: das war die aufgezogene Flagge vor dem Hauſe. Wer unten an dem Bollwerk vorüberging, ſah nur einen Augenblick verwundert auf die geputzte jubelnde Gruppe; dann, mit einem verſtändnisvollen Lächeln ſchritt er weiter. Eben ſchob ſich der dicke Polizeidiener heran; die Hände auf dem Rücken gefaltet, das behagliche Bäuchlein voraus, und vorn, im geöffneten Rocke, allerlei bedeutungsvolle weiße Papiere, auf denen der unſtät zuckende Sonnenſchein glänzte. Er blieb ſtehen, blickte lachend hinauf und ſagte: „Na, Vadder ſchall woll hüt opkamen, un Ji wölt em herſchreen, wat?“

„Ja!“ erwiderte der hellſtimmige Chor, und Hinrich, der Sprecher und Älteſte, ſetzte hinzu: „Wir üben uns da nu 'n büſchen auf ein; die Kleinen können das je ſonſt nich.“

„Ja, Mietje hat woll vorig Jahr noch nich mitgerufen.“

„Nee! da war ſie je man fünfviertel!“

„Na, Gören, denn gröhlt man nich too dull, — ſünſt ſünd Ji an' Enn' heeſch*), wenn't an't Klappen kummt! Wanneer**) ſchall Vadder denn opkamen?“

„Hüt Nahmiddag oder morgen fröh, mit de Tide.“***)

„Nee, nee, heut Nachmittag ſoll er kommen,“ riefen die älteren Mädchen und drängten ſich heran, und Mietje ſchüttelte den großen weißlichen Lockenkopf und wiegte mütterlich ihre unförmliche Plünnenpuppe†) in den dicken rotmarmorierten Ärmchen.

„Morgen früh ſläft ſie noch, denn tann ſie ihn nich dut'n Tag ſagen.“

„Giev mi 'mal ſo'n lüttje Mettwuſt her,“ ſcherzte Peterſen und griff nach dem Arm der Kleinen.

„Nee! Sie is mich andewachſen! Laß ſie man gern los, ſie tönnt man leicht 'mal abreißen,“ ſagte Mietje ängſtlich und verſteckte ſich hinter dem Älteſten. Der ſchlug ihr ſeinen Jackenflügel übern Kopf und drückte ſie zärtlich an ſich. „Dumme Mietje!“ Und dann kommandierte er ungeduldig von neuem: „Ein, zwei, drei —“

„Na denn man los, Gören! Aber die Flagge habt Ihr 'n büſchen zu früh aufgezogen, die reißt noch entzwei bei dem Wind!“

All die neun Augenpaare flogen zu dem ſchlanken Fahnenſchaft, der ſich palmengleich elaſtiſch hin- und herbog.

„Die deutſche Flagge reißt nich!“ Hinrich ſteckte beide Hände in die Hoſentaſchen und ſtellte ſich breitbeinig auf. „Und wenn Sie die Stange meinen, das'n echten Bambus, den hat mein Onkel Hartig ſelbſt mitgebracht.“

Eins der Mädchen ſtreckte den Fuß halb durch den Zaun: „Herr Peterſen, wir haben alle neue Stiefel an.“

„Und neue Hüte auf!“ rief die Schweſter.

Hinrich ſchob ſie auf die Seite: „Ach was, die Deerns klöhnen immer ſo'n Unſinn, — nee, Herr Peterſen, ich krieg' 'n kleinen wilden Hund von Feuerland, wo die Lehmänner††) wohnen!“

„Mama ſteckt reine Gardinen auf.“

„Ach, Anna immer mit ihrem Kram! Nee, Peterſen, hören Sie 'mal, der hat denn gar keine Haare.“ Aber Anna ließ ſich nicht abweiſen. „Wir eſſen denn Rochen mit Speckſauce, das mag Papa ſo gern.“

„Dat glöw ick woll, Ji könt woll lachen. Wie heißt denn dein Papa ſein Schiff, lütt Jung?“

„Maria da Gloria,“ ſchrie blitzſchnell der neunſtimmige Chor, ſogar Mietje hatte keinen Augenblick gezögert, wenngleich der Name etwas undeutlich herauskam.

Gewichtigen Schritts ſpazierte Peterſen weiter, während die Kinder nun zur Abwechſelung ein Lied intonierten: „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand!“

„O, da kommt Fräulein Dehn, Hinrich, laß doch, i gitt,†††) ſei doch 'mal ſtill, wir wollen doch Tante Manga guten Tag ſagen!“

Es war ein ſchlankes junges Mädchen, das in einem hellblumigen Muſſelinkleid und kleinem weißen Strohhut herangeflattert kam. Die Kinder, voran Anna, die elfjährige, ſtürzten ihr ſo ſtürmiſch entgegen, daß ſie ſie faſt umrannten. „Kommen Sie zu uns?“

„Tante Manga, kommſt du zu uns?“

„Nein, ich will den Schirm tragen.“

„Und ich trag' die Taſche, nich?“

„Fräulein, Tante, Papa kommt heute auf!“

„Papa und Onkel Hartig!“

„Heute Nachmittag oder morgen früh!“

„Komm mit 'rein! Komm mit 'rein.“

„Nein, pfui, nich ſtehn bleiben, Tante Manga! Warum willſt du denn nich 'rein kommen?“ ſo rief und ſchwirrte es durcheinander.

Das junge Mädchen war ſtehen geblieben, eine plötzliche Unentſchloſſenheit lag auf ihrem lieblichen, weichen Geſichtchen, das ganz rot übergoſſen ausſah.

„Nein, pfui, ich ruf' Mama, wenn du nich 'rein kommen willſt!“ Mit eigenſinnigem Kopfnicken lief Anna durch den Garten und ins Haus, während ſich die Gruppe der Kinder mit Manga Dehn in der Mitte langſam der Gartentreppe zuſchob.

Eine junge Frau in einem blauen Morgenkleide, dem man es anſah, daß es für feſtliche Zeiten geſpart ward, kam mit einem Hammer in der Hand hinten ums Haus herum und blickte ſuchend und etwas ängſtlich über den Garten.

„Da ſteht ſie, Mama, da unten, und nu will ſie nich herein,“ rief Anna in angeberiſchem Ton. Die geſunden roten Backen der jungen Frau erbleichten: „Fräulein Dehn, Sie bringen doch keine ſchlechten Nachrichten?“ Und haſtig eilte ſie auf die Plattform und blickte hinunter.

„Ach Gott nein, wieſo denn?“

Manga Dehn kam ihr nun ſchnell entgegen und ſchüttelte ihre Hand. „Ich wollte nur 'mal mein Verſprechen wahr machen und auf ein paar Tage heraus kommen, aber jetzt — und nun haben Sie gedacht — o wie dumm von mir!“

Frau Tönnies lachte ſchon wieder. „Wiſſen Sie, wenn ich jemand von der Dampfergeſellſchaft ſeh', krieg' ich's immer mit der Angſt, und weil Ihr Vater doch nu der Inſpektor is — das geht uns Seemannsfrauen allen ſo, 'n büſchen bange is man doch immer.“

Das junge Mädchen entſchuldigte ſich mit herzlichen Worten. Auf der Schwelle wollte ſie nicht weiter.

„Die Kinder ſagen, Ihr Mann kommt — ſehn Sie, Frau Tönnies, darum wollt' ich gleich wieder umkehren. Ich komm' 'n andermal.“ Sie ſtreckte ihr die Hand hin. Die Kapitänsfrau errötete leicht, ſie hatte ehrliche dunkelblaue Augen, und die wurden ein bißchen unſicher.

„Ja, mein Mann kommt heute.“

„Denn will ich Sie auch gar nicht aufhalten.“

„Ach was, nu kommen Sie man 'rein, Sie kommen ja ganz von Altona, nich?“ Sie zog die ſchwach Widerſtrebende hinter ſich drein ins Haus und gleich in die Stube, in der ſie ohne viel Umſtände flugs wieder die Leiter beſtieg.

„Setzen Sie ſich man in die Ecke beim Ofen, da is es am kühlſten, ich muß man noch oben die Falbe an den beiden Fenſtern aufſtecken. Ja, was glauben Sie woll, wie lange wir hier nu ſchon rein machen? Vierzehn Tage ſag' ich Ihnen! Aber nu is es auch pükfein. Alles abgeſeift, bis auf'n Boden! Nee, ſo'n Seemann is eigen, wiſſen Sie, und Mietje hat noch miteins dazwiſchen die Waſſerpocken gehabt — na überhaupt, ſo neun, das is 'ne kleine Horde!“

Plötzlich muſterte ſie von dem hohen Ausſichtspunkt herunter den gelben Fußboden, und Erſchrecken flog über ihre Züge: „Herrjes, ſind die Görn das geweſen? Ich mein', die Tappſen*) da bei der Thür und beim Sofa; können Sie ſie ſehn, Fräulein Dehn? Wenn man eben meint, man hat nu alles rein —“

„Kann ich das nicht aufwiſchen?“ Dienſtfertig ſtand das junge Mädchen auf.

---

*) heiſer. **) wann. ***) Flut. †) Lumpenpuppe. ††) Seemannsſcherz, wegen der lehmgrauen Farbe. †††) Scherzausdruck des Ekels oder der Abwehr.

*) Fußſpuren.

Die Frau lachte: „Je, Sie, mit Ihren feinen Händen, und denn zu Beſuch gehn und Stuben fäulen!“*)

„Ich thu' es furchtbar gern!“ beteuerte errötend die Kleine, und ehe eine Antwort kam, war ſie ſchon draußen und kehrte mit Leuwagen**) und Fäuel***) zurück.

Wohlgefällig blickte Frau Tönnies auf die nette zierliche Figur, die entſchloſſen ihr Kleid aufſchürzte und das feuchte Geſchäft gewandt beendete.

„Is mir aber wirklich unangenehm, und ich hätt' es auch nicht gelitten — bloß, weil mein Mann kommt —“

„Wie Sie ſich wohl freuen!“ rief das junge Mädchen mit leuchtenden Augen. Frau Tönnies kam von der Leiter herunter und atmete tief auf.

„Oha!“ ſagte ſie, „je, das is wahr, das Kommen is immer ſchön, wenn man das alte Weggehn nich wär! Nu noch das andere Fenſter.“

Plötzlich klopfte ſie aufgeregt an die Scheibe. „Es regnet! Große Tropfen. Hereinkommen!“ Sie winkte den Kindern zu, die ſämtlich ihre rotkarrierten Taſchentücher gezogen und ſie ſich über die Hüte gebunden hatten. „Herrjes, und ſie haben alle neues Zeug an!“ rief anteilsvoll das junge Mädchen, „ich hol' ſie!“

„Aber man ja nich in die Stuben! Sie können in die Küche gehn, da wird zuletzt aufgeſcheuert,“ ſchrie die geſchäftige Hausfrau hinter ihr her.

Kathrin, die in der Küche an einem großen Grapen†) klärte, war nicht ſehr erbaut über das Getrappel, das da auf einmal zur Thür herein kam. „Ick kann ſe hier nich bruken! Se fat allens an! Kiek, Jaſper hett all de Hann' an de Wichsſchachtel ſwatt makt, un Mietje geiht an de Watertünn! Wat ſchall ick denn egentlich? Schall ick hier klären oder ſchall ick Gören möten?“††) fragte ſie mürriſch.

„Und in die Stuben tragen ſie zu viel Sand hinein!“ ſagte Manga gedankenvoll und blickte auf die roten Klinker des Küchenbodens. Dann auf einmal lachte ſie und rief: „Zieht 'mal alle Eure Stiefel aus!“

„Was ſollen wir?“ Nur die älteren begriffen ſofort den Grund dieſer Verordnung. Aber Friedje, Phitje, Jaſper und Mietje wollten die neuen Stiefel durchaus nicht hergeben und ſchrieen und ſtrampelten, als Kathrin Gewalt anwendete.

„So, und jetzt 'mal alle ganz leiſe auf Strumpfſocken hinter mir her, wir wollen Mama überraſchen,“ befahl Fräulein Dehn. Das ſah ſchon ſpaßhafter aus, und die Überraſchung gelang faſt zu gut, denn Frau Tönnies wäre beim Anblick der geiſterhaft leiſe heranſchleichenden Kinderſchar faſt von der Leiter gefallen. Aber Manga beruhigte ſie und verſprach, auch die Kinder ruhig zu halten, indem ſie ihnen Geſchichten erzähle. Die Frau war mit den Gardinen fertig geworden; ſie kam heran und drückte die Hand der Helferin. „Nu ſehn Sie 'mal, wie ſich das alles ſo macht!“ ſagte ſie. „Was hätt' ich bloß anfangen ſollen, wenn Sie nicht gekommen wären! Wußten Sie denn gar nicht, daß die Maria da Gloria heute aufkommt? Ihr Vater hat doch gewiß auch 'ne Karte aus Antwerpen gekriegt?“

Manga Dehn blickte zu Boden. „Ach, meinen Sie, daß Papa mir alle Karten zeigt, die er kriegt? Aber nun muß ich weg, — es wäre rückſichtslos — wo Sie ſich ſo lange nicht geſehen haben —“

„Nein, Tante Manga ſoll hier bleiben!“ riefen die Kinder.

Die Kapitänsfrau nickte ihr zu: „Na, Sie können ſich woll denken, daß ich doch nich viel von meinem Mann hab'. Die vierzehn Tage, drei Wochen ſind immer gleich um, und die neun Gören laſſen mich gar nicht an ihn 'ran.“ Sie breitete ihre Arme aus, ſo weit ſie reichten, die drei Jüngſten und der Älteſte gingen gerade hinein: „Wer ſitzt woll auf Papa ſein' Schoß?“

Hinrich rief: „Mietje!“ Anna ſchrie: „Jaſper!“ Die übrigen ſieben riefen einfach: „Ich!“

Phitje gab Thedje einen Schubs: „Ich ſitz' denn auf das eine Bein!“

Guſchen ſtieß Klaus auf die Seite: „Und ich ſitz' auf das andere Bein!“

Friedje drängte Jürgen zurück: „Und ich ſitz' denn auf das — noch andere!“

„He! he!“ lachte Jürgen, „drei Beine hat Papa gar nich!“

Alle ſtimmten in das Gelächter ein, nur Friedje ließ die Lippe hängen. Er wandte ſich an ſeine Mutter: „Auf was für'n Bein ſoll ich denn ſitzen?“

Frau Tönnies ſtreichelte ſeinen Kopf: „Friedje ſitzt denn auf Onkel Hartig ſein', der hat ja gottlob auch noch zwei Beine.“

Klaus meldete ſich ſchleunig für das vakante zweite, und nun hieß es: „Mit mein' Onkel Hartig kann man überhaupt viel beſſer ſpielen, mit dem kann man 'n büſchen albern!“

„Kennſt du Onkel Hartig auch, Tante Manga?“ fragte Anna, ſich an die Beſucherin ſchmiegend, die etwas verwirrt auf den hellen Scheitel des Kindes niederſah, aber keine Antwort gab.

„Ja, Sie kennen ihn doch, meinen Bruder Hartig, nich Fräulein Dehn? er iſt ja erſter Offizier auf der Maria da Gloria.“

„Ich weiß wohl — und der iſt ſo vergnügt? Das hab' ich noch gar nicht gewußt — wenn ich ihn 'mal geſehen habe — er kam ja öfter zu Papa, — denn hat er immer ſo ernſt ausgeſehen —“

„So ehrbar gethan, nich?“ lachte Frau Tönnies, „ja wiſſen Sie, Ihr Papa, das is je auch gewiſſermaßen ſein Vorgeſetzter, und da in is mein Bruder nu komiſch — ſich anögeln*), oder gute Worte geben, das kann er nich, das kann ich auch nich.“

„Und ich möcht' es nicht leiden!“ rief das Mädchen mit Überzeugung.

„Er ſteht ſich da vielleicht ſelbſt in Lichten mit,“ ſagte Frau Tönnies eifrig, „aber ſo is er nu 'mal, — er könnt' all lang drei Reifen haben**), wenn er da 'n büſchen auf zu laufen wüßte, aber er ſagt immer gleich: meinſt', ich will Einem da um zu Füßen fallen? ich werd' noch früh genug Kap'tän, — beſorg' du mir man 'n kleine nette Frau, denn da kann ich mich nich mit abgeben.“

Manga Dehn hatte ganz vertieft zugehört und war mechaniſch immer hinter der Frau hergegangen, die mit einem Wiſchlappen noch einmal wieder über die ſpiegelblanke Mahagonikommode fuhr und nun das ſauber gearbeitete Schiffsmodell, das darauf ſtand, einer vorſichtigen Reinigung unterzog.

„Das hat Hartig gemacht, das is der ‚James Watt‘, wo er als Schiffsjunge gedient hat.“

„O bitte, laſſen Sie mich das abwiſchen,“ ſagte Fräulein Dehn ſchnell, — „die Kinder können wohl wieder hinaus, es regnet nicht mehr.“

„Ach ja, Mama, und denn ziehn wir die alten Stiefels an, und die neuen Hüte ſetzen wir auch erſt auf, wenn die Tide kommt, eher thut es ja gar nich nötig!“ Überglücklich liefen ſie hinaus, als Kinder der freien Luft, die ſie waren. Ihr Jauchzen und Hurrahſchreien begann von neuem.

Bald war es Zeit zum Mittageſſen, es hatte ſchon zwölf geſchlagen, freilich — gekocht war nicht viel, nur ein großer Topf voll Buchweizengrütze in Buttermilch, mit Syrup geſüßt, — die Hauptmahlzeit kommt erſt, wenn Papa da iſt!

Frau Tönnies genierte ſich ſehr, das junge Mädchen zu dieſem frugalen Mittagbrot einzuladen, aber gerade, als Fräulein Dehn den Küchenzettel erfahren hatte, bat ſie darum, einen Teller voll miteſſen zu dürfen. Der Geſchmack iſt ja ſo verſchieden, und übrigens — die Schleswig-Holſteiner eſſen alle gern Buchweizengrütze. Frau Tönnies faßte das hübſche bereitwillige Mädchen ſcharf ins Auge — ſie konnte ſich gar nicht recht erinnern, ſie zum Bleiben eingeladen zu haben, und Manga Dehn hatte doch nur einen Augenblick ins Haus treten wollen. Sonderbar!

(Fortſetzung folgt.)

---

*) naßwiſchen. **) Bürſte. ***) Lumpen. †) Keſſel. ††) ſteuern.

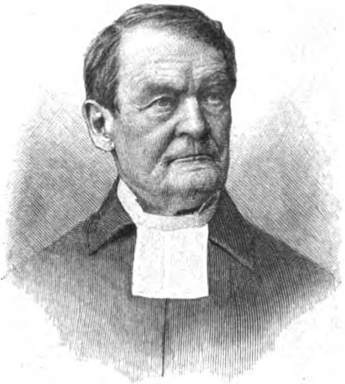
*) anſchmeicheln. **) Kapitän ſein.

Julius Müllenſiefen †.

Von Georg Rietſchel.

(Abdruck verboten.)

Am 29. April dieſes Jahres entſchlief zu Wernigerode der emeritierte Prediger an der Marienkirche zu Berlin D. Julius Müllenſiefen. Durch ſeine „Täglichen Andachten zur häuslichen Erbauung“ und ſeine zahlreichen Predigtſammlungen iſt er in vielen deutſchen evangeliſchen Familien ein wahrer Hausfreund geworden. Wer aber das Glück gehabt hat, ihn als Seelſorger perſönlich kennen zu lernen, wer, wie es dem Schreiber als Schwiegerſohn beſchieden war, ihm beſonders nahe geſtanden hat, der wird erfahren haben, welch reiches Leben ſeinen Abſchluß gefunden hat, an dem ſich das Wort über Abraham erfüllte: „Ich will dich ſegnen und du ſollſt ein Segen ſein.“


Paſtor Julius Müllenſiefen †.

Julius Müllenſiefen war ein Sohn der roten Erde. Die damals kleine Stadt Iſerlohn in der Grafſchaft Mark in Weſtfalen iſt ſein Geburtsort. Der Vater Peter Eberhard Müllenſiefen gehörte trotz ſeiner beſcheidenen Vermögenslage zu den angeſehenſten Leuten der Stadt. Obgleich er keine höhere Schule beſucht hatte, wurde er doch ſpäter ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe und ſeiner Begabung wegen zum Landrat erwählt. „Lebendig, beweglich, von feiner Sitte, mit einem Zuge von Ritterlichkeit, ein origineller, charaktervoller Mann, in deſſen Munde nie ein unwahres, ungeſchicktes Wort erfunden ward, voll Herzensgüte bei einem leicht erregbaren Temperament,“ ſo ſchildert ihn der Sohn ſelbſt in den „Lebenserinnerungen,“ die er der Familie hinterlaſſen hat.

Es war eine ſchwere Zeit für unſer Vaterland, als unſer Julius als der letzte von ſieben Geſchwiſtern am 28. April 1811 am Sonntag Misericordias Domini ſeinen Eltern geſchenkt wurde. Er ſelbſt hat dieſen ſeinen Geburtstags-Sonntag mit ſeinem Evangelium vom guten Hirten als „das bedeutſame Titelblatt ſeines Lebens und ſeines künftigen Berufes“ angeſehen.

Aber das Sonntagskind ſchien in ſeiner Jugend nicht ein Glückskind zu ſein. Nach ſeinem zweiten Jahre verlor er die treffliche Mutter, eine edle, ſtille Frau, ein Bild echter Weiblichkeit, ein poetiſches, ſinniges Gemüt, wohltätig und aufopfernd für andere. Sie iſt eine der erſten geweſen, die ihren Schmuck, ſelbſt ihren Trauring für das Vaterland hingab. Die älteren Schweſtern pflegten den ſchwächlichen, über alles geliebten Bruder mit hingebender Liebe.

Es waren eng begrenzte Verhältniſſe, in denen ſich das Leben des Knaben in der kleinen Stadt abſpielte, aber gerade das war der Boden, auf dem er ſich eigenartig entwickeln konnte. Seine Natur neigte von früh an ſchon zu einem gewiſſen Innenleben. Er dachte viel nach über Dinge, die außer dem Bereich menſchlicher Erkenntnis lagen, über den Himmel, der ſich über ihm wölbte, wie es dort ausſehen möge; aber die Außenwelt gab ihm keine Anregung, die das träumeriſche Weſen zu lichterer Erkenntnis hätte verklären können. Weder die Schule noch die Kirche haben ihm in der damaligen Zeit bis weit über die Konfirmation hinaus etwas für ſein inneres Leben gegeben. Das Beſte, ſo bekennt er ſelbſt, ja das Einzige gab ihm das Vaterhaus: „Die Liebe zur Tugend, wie man damals alle Frömmigkeit zu bezeichnen pflegte, wurde mir mit Ernſt und Liebe ins Herz gepflanzt und blieb dort auch haften. Dieſe Keime wuchſen ſich aus für das ganze Leben. Ein ſtrenger Ernſt gegen die Sünde kennzeichnete dieſe ganze Tugendlehre. Hier kam auch der lebendige Gott zu ſeinem Rechte. Er iſt heilig und haßt die Sünde, er iſt allwiſſend und ſieht und hört alles Böſe, ſelbſt der arge Gedanke bleibt dem Flammenblick ſeines Auges nicht verborgen. Tief bewegte mich auch der Gedanke: das Böſe iſt häßlich, die Sünde iſt etwas Gemeines. Halte dich zu gut, um böſe zu ſein! Wie oft ſind dieſe Ausſprüche meines Vaters mir gute Engel geweſen, die mich in Stunden der Verſuchung vor dem Falle bewahrt haben.“

In dem Gemütsleben des Knaben ſpielt eine große Rolle von früh an das Heimweh. Zuerſt war es das Vaterhaus, nach dem er ſehnend ausſchaute, als er in Hamm auf dem Gymnaſium war, wo er ſich in der Penſion des trefflichen Rektors Lohmann recht glücklich fühlte, deſſen Frau ihm eine zweite Mutter geworden war. Er ſchreibt ſelbſt: „Ich empfand dies Weh als eine tiefe Sehnſucht, die zunächſt auf das Elternhaus und die Vaterſtadt gerichtet war, aber im Grunde weit über das Ziel hinausragte. Es war ein Stück unbewußten Pilgrimsgefühls, eine heimliche Sehnſucht, die den Fremdling über die Grenzen dieſer armen Welt hinausführte, hinauf in das himmliſche Vaterhaus.“ Dieſes Pilgrimsgefühl iſt ein Grundzug ſeines Weſens geblieben, trotzdem er das Leben ſtets ſo freudig und dankbar genoſſen hat. Das ließ ihn auch zum Wahlſpruch ſeines Lebens den Spruch wählen: „Der Weg des Lebens gehet überwärts,“ (Spr. Salom. 15, 24), ein Wort, das er ſich auch für ſeinen Grabſtein beſtimmt hat.

Von frühſter Jugend an war ihm übrigens ſein künftiger Beruf gewiß geworden, ſchon als Kind hielt er ſeinen Schweſtern vom Stuhl aus Predigten. Eine Zeitlang wollte er Miſſionar werden. Aber da es mehr die Sehnſucht nach Abenteuern und die Reiſeluſt war, die ihn dazu begeiſterte, verflog der Rauſch bald. Die Luſt zum Pfarramt blieb. Als blutjunger Student von 17 Jahren bezog Müllenſiefen die Univerſität Halle. Das Bedürfnis, ſich an Genoſſen anzuſchließen, führte ihn bald zu der Burſchenſchaft. Voll Begeiſterung ſchloß er ſich dieſer Gemeinſchaft an, und noch in ſpäteren Jahren leuchtete ſein Auge, wenn er von dieſer herrlichen Zeit ſprach. In ſeinen Erinnerungen ſchildert er mit Wärme das Leben in dieſer Verbindung, in der Vaterlandsliebe, Wahrhaftigkeit, geſunde Frömmigkeit waltete, und wo ernſtes Streben Hand in Hand ging mit jugendlichem Frohſinn. Allerdings hatte dieſe ſchöne Zeit in ſpäteren Jahren für ihn noch ein Nachſpiel. Als Kandidat wurde Müllenſiefen in dem Hauſe des General von Dieſt, dem er als Hauslehrer angehörte, verhaftet. Aber da er der inneren Verbindung wegen ſeiner Jugend nicht angehört hatte, da der General von Dieſt ſelbſt für ihn bürgte, wurde er ſofort entlaſſen und die Unterſuchung niedergeſchlagen. Bis zuletzt bewahrte er als Erinnerung an jene Zeit den Deckel des Aktenſtückes: „Unterſuchung gegen den Kandidaten Müllenſiefen,“ der ihm geſchenkt worden, als die Akten ſelbſt nach fünfzig Jahren vorſchriftsmäßig vernichtet worden waren.

In Halle wurde ihm, wie unzähligen anderen, vom zweiten Jahre ſeines Studiums an Tholuck ein geiſtlicher Vater, beſonders als er ihm auch im Hauſe näher treten durfte; und in Berlin, wo er ſeine Studien vollendete, vertieften ſich die in Halle empfangenen Anregungen, um in Lebenskräfte ſich umzuſetzen.

Mit zwanzig Jahren hatte er bereits ſeine Studien vollendet und nahm eine Stelle an als Lehrer der Söhne im Hauſe des Generals von Dieſt, Chef des Generalſtabs, zuerſt in Poſen, dann in Berlin. Der knapp zugemeſſene Raum verbietet es, auf dieſe für Müllenſiefen ſo überaus reiche Zeit näher einzugehen, die in guten und ſchweren

Tagen zwiſchen ihm und den Gliedern des Hauſes das innigſte Band knüpfte. Zu dem trefflichen Hausherrn blickte er mit ehrfürchtiger Bewunderung empor, von der edlen Frau des Hauſes, die nur zu bald durch den Tod abgerufen wurde, genoß er mütterliche Zuneigung und Fürſorge. Mit ſeinem Lieblingsſchüler, dem jetzt noch lebenden Regierungspräſidenten Guſtav von Dieſt, verband ihn bis zum Tode die innigſte Freundſchaft. Seine hervorragende pädagogiſche Begabung verband ſich mit der jugendlichen Friſche, wodurch der Lehrer zugleich der Freund der Schüler wurde, die mit großer Liebe an ihm hingen. In jener Zeit beſtand er auch ſein erſtes theologiſches Examen mit der erſten Cenſur. Reiche Förderung empfing er durch den Verkehr mit bedeutenden Männern, mit denen er im Dieſtſchen Hauſe und im Hauſe des Oberhofprediger Strauß in Verbindung trat. Geiſtliche, wie Arndt, Theremin und Couard, beſonders Vater Goßner, haben auf ſein inneres Leben einen großen Einfluß geübt. Den Abſchluß des fünfjährigen Hauslehrerlebens bildete eine Reiſe nach Schweden, die acht Monate dauerte, und die ihm eine herrliche Natur und weitere Geſichtskreiſe erſchloß.

Schweſterliche Liebe. Nach dem Gemälde von G. Laeverenz.

Im Jahre 1836 berief ihn der Major v. Jena als Patron in die Pfarrſtelle zu Cöthen bei Falkenberg in der Mark. Nur nach ſchwerem Kampf und mit Zögern folgte er dem Rufe, denn ſein Herz hing mit allen Faſern an ſeinem Heimatlande Weſtfalen. Es war eine ſechzehnjährige, reiche Wirkſamkeit, die er dort entfaltete. Im Oktober 1838 gründete er dort ſeinen Hausſtand mit Julie Huyſſen, die ebenfalls ein Iſerlohner Kind war.

Es iſt hier nicht der Ort, das geſegnete eheliche Leben zu beſchreiben, das er faſt fünfundvierzig Jahre an der Seite der geliebten Gattin geführt hat. Er fand in ſeinem Weibe die Gehilfin im höchſten Sinne des Wortes für ſein perſönliches, häusliches und amtliches Leben. Wer je das Müllenſiefenſche Haus betreten hat, wird unmittelbar den Eindruck einer reichgeſegneten Herzensgemeinſchaft empfangen haben. Neun Kinder ſind in dieſer Ehe geboren worden, von denen drei Söhne und drei Töchter den Vater überleben.

Aber Cöthen war doch nur die Vorſtufe für ſeinen eigentlichen Wirkungskreis Berlin. Der treffliche Biſchof Roß hatte Müllenſiefen als den geeigneten Mann für dieſe Stadt erkannt. Im Jahre 1852 wurde er als erſter Prediger mit dem Titel Archidiakonus an die Marienkirche berufen, welche Kirche, von altersher mit der Nikolaikirche verbunden, ihr Oberhaupt in dem Probſt von Berlin hatte. Dieſe Stelle hat er bis zuletzt innegehabt und andere Anerbietungen abgelehnt, denn er erkannte zu ſehr, daß in der eigentlichen paſtoralen Thätigkeit das beſondere Gebiet für ſeine Gaben lag.

Es waren nicht leichte Verhältniſſe, in die er eintrat. Die Gemeinde hatte auf einen anderen ihr Augenmerk gerichtet, aber es bedurfte keiner langen Zeit, um Boden zu gewinnen. Insbeſondere war es die Organiſation der kirchlichen Armen- und Krankenpflege, die er in der Mariengemeinde einführte und zu der er die Kräfte der einzelnen heranzog, die ihm die Herzen derſelben zuführte. Bedeutendes iſt darin geleiſtet worden, ſo wenig es auch an die Öffentlichkeit trat. Später gründete er eine Kinderbewahranſtalt, der der Ertrag ſeiner ſämtlichen Schriften zufiel und auch noch nach ſeinem Tode zufällt.

Wenn wir die geſamte Wirkſamkeit Müllenſiefens in Berlin überblicken und uns fragen, worin der eigentliche Schwerpunkt derſelben lag, ſo iſt es zweifellos der Seelſorger, der uns entgegentritt. Die wunderbare Fähigkeit, das Menſchenherz zu erkennen und das Wort Gottes für die tauſendgeſtaltigen Einzelverhältniſſe anzuwenden, das war ſeine hervorragende Begabung. Sie lag begründet in der ganz eigenartigen Macht ſeiner Perſönlichkeit. Der alte Blumhardt hat einmal geſagt: „Zwei Wandlungen müſſe jeder Chriſt durchmachen. Zuerſt müſſe er aus einem natürlichen Menſchen ein geiſtlicher werden, und ſodann müſſe der geiſtliche Menſch wieder ein natürlicher werden.“ Dies Wort hat in Müllenſiefen Geſtalt und Weſen gewonnen. Sein Chriſtentum war das allernatürlichſte, nichts war äußerlich angenommen oder anempfunden. Er war derſelbe auf der Kanzel wie im alltäglichen Leben. Die Macht ſeiner Rede lag nicht etwa in der zündenden, die Maſſen mit ſich fortreißenden Beredſamkeit, die wie ein Bergſtrom dahinflutet; vielmehr glich ſeine Rede einem erquickenden Regen, der die durſtenden Fluren allmählich, aber tief und nachhaltig durchtränkt. Seine Predigten waren wirkliche „Zeugniſſe von Chriſto“, welchen Titel er auch ſeiner erſten Predigtſammlung gab, aus der Tiefe des Evangeliums geſchöpft und zugleich von der perſönlichen Gewißheit und Erfahrung getragen. Er gab nicht nur, was er ſich erworben, er gab in ſeiner Rede, was er ſelbſt war, ſeine eigene Perſönlichkeit. Ein Feind aller künſtlichen blendenden Mittel der Rhetorik, verſtand er doch mit Meiſterſchaft die deutſche Sprache zu handhaben. Es iſt ein hoher Wohllaut, der in ſeinem klaſſiſchen Stil die Hörer und Leſer feſſelt, und doch tritt die Form ganz beſcheiden in den alleinigen Dienſt des Inhalts, auf den ſein Wort weiſt. Er gedenkt in ſeinen „Erinnerungen“ eines Erlebniſſes ſeiner Schülerzeit, als ihm zu ſeinem großen Schmerz der von ihm hochverehrte Lehrer ſeinen deutſchen Aufſatz mit den Worten zurückgab: „Dir fehlt doch alle Phantaſie, und du wirſt dir die Luſt zum

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Studieren vergehen laſſen müſſen, beſonders die Theologie iſt nichts für dich, denn wie würden deine Predigten ausfallen?“ Damals ließ er ſich dieſe Demütigung dazu dienen, mit Eifer und ernſtem Fleiß ſeine Ausdrucksweiſe zu verbeſſern. Nach dem Beiſpiele Franklins las und recitierte er oft gutgeſchriebene Abhandlungen und Geſchichten, um die Sprache beherrſchen und den harmoniſchen Wohlklang gewinnen zu lernen. Wer erkennte nicht in ſeinen Predigten und Andachten die Frucht jener Arbeit?

Ein beſonders geſegneter Teil ſeiner Amtsthätigkeit war ſein Konfirmandenunterricht. Hier verband ſich ſeine hervorragende Lehrgabe mit der ſeelſorgerlichen Perſönlichkeit in beſondersartiger Weiſe. Von hier aus bildete ſich auch ſeine Gemeinde, die unauflöslich mit ihm verbunden blieb. Die Kinder der höchſten Kreiſe wie der unterſten Stände wußte er in gleicher Weiſe innerlich zu erfaſſen und feſtzuhalten. Nie hat er bei der ſchwierigen Berliner Bevölkerung mit der Handhabung der Disziplin irgendwelche Not gehabt. Die Macht ſeiner Perſönlichkeit weckte die Ehrfurcht auch bei den Unerzogenen. Er hat ſowohl Sommer als Winter wöchentlich ſechzehn Stunden Konfirmandenunterricht gegeben (in ſpäteren Jahren zwölf), und niemals ward es ihm zu viel. Es war erſtaunlich, die Friſche zu beobachten, wenn er nach vierſtündigem Unterricht am Mittagstiſch erſchien; und er pflegte wohl ſcherzend zu ſagen, er hoffe, der liebe Gott werde auch im Himmel für ihn als Schulmeiſter noch Verwendung finden.

In ſeiner ſpeziellen Seelſorge war er kein ſchwächlicher Tröſter. Mit klarem, ſcharfem Blick erkannte er ſofort den wunden Punkt, und drang mit hohem ſittlichem Ernſt darauf, in der eigenen Untreue, und nicht in fremder Schuld oder den Verhältniſſen den Grund des Übels zu ſuchen. Aber den Mühſeligen und Beladenen ſpendete er den Troſt des Evangeliums mit väterlicher Milde. Die ſchwierigſten Verwicklungen verſtand er oft mit praktiſchem Blick und wunderbarem Geſchick zu löſen.

Seine umfaſſende Korreſpondenz beſtand meiſt in Beantwortung ſeelſorgerlicher Fragen, denn ſeine Gemeinde hatte ſich, auch durch ſeine Schriften, weit über Berlin durch ganz Deutſchland und drüber hinaus erweitert. Die frühen Morgenſtunden waren für dieſe Arbeit beſtimmt. Er war ein Meiſter im Auskaufen der Zeit, keine Viertelſtunde ging unbenützt verloren.

Aber bei dieſer ausgedehnten, die Kraft eines Mannes oft überſteigenden Thätigkeit hat er doch die Pflichten gegen die Seinen niemals vergeſſen. Immer fand er Zeit, ſeiner Familie zu leben, vom Abendbrot an gehörte er derſelben ausſchließlich. Eine ſtreng durchgeführte häusliche Ordnung ohne jede Pedanterie, von dem Geiſte echt deutſcher Gemütlichkeit und wohlthuender Behaglichkeit durchwaltet, herrſchte in dem Müllenſiefenſchen Hauſe. Von dem eigentlichen geſellſchaftlichen Leben hielt er ſich durchaus fern, aber ſein Haus ſtand gaſtfrei offen den Freunden des Hauſes, den Fremden, die nach Berlin kamen, den Studenten, die an ihn empfohlen waren, beſonders an den Sonntagabenden. Wer das Glück gehabt hat, in den beſcheidenen Räumen der Amtswohnung auf der Biſchofſtraße, wo jetzt das ſtattliche Predigerhaus ſteht, einzukehren, der wird unvergeßliche Eindrücke von dem echt evangeliſchen Pfarrhauſe empfangen haben. Wie konnte Müllenſiefen mit den Fröhlichen fröhlich ſein, und der liebenswürdigſte Humor, der ihn bis in ſein Alter nicht verließ, paarte ſich harmoniſch mit der ernſten Lebensanſchauung. Salzloſes, oberflächliches Geſchwätz, liebloſes Richten und gehäſſiges Urteilen konnte er nicht ertragen. Es lag in ſeiner Perſönlichkeit eine geheimnißvolle Macht, die jede gemeine Geſinnung aus ſeiner Nähe fern hielt. Nie ſchied man aus dem Kreiſe, ohne innerlich erhoben und erfriſcht zu ſein.

War doch ſchon ſeine äußere Erſcheinung ein herzerquickendes Bild für Jeden. Die männlichen, charaktervollen Züge verbanden ſich mit einer wunderbaren Milde, und die ſo treu blickenden Augen gewannen Jedem das Herz. Die vollen dichten Haare, die er bis an ſein Lebensende behielt, wurden erſt im ſpäten Alter mit Silberfäden durchzogen.

In das öffentliche kirchliche Leben handelnd einzugreifen, lag ſeiner Natur durchaus fern. Das kirchliche Parteiweſen war für ihn kein begehrenswerter Boden, er erfuhr es mit Schmerz, daß es oft, wenigſtens auf Zeit, die Herzen ſcheidet, die doch innerlich auf demſelben Grunde ſtehen. Dennoch trat er in den Synoden, denen er angehörte, ſtets mit Freimut für ſeine Überzeugung ein. Man hat ihn oft als einen Mann der Mitte bezeichnet. Gewiß war ſeine ganze Natur allen Extremen und Einſeitigkeiten fern, aber wer ihn als einen Mann beurteilen wollte, der nur immer als den ſicherſten Weg „die goldene Mittelſtraße“ wählte, der, um nur nicht nach rechts und links anzuſtoßen, jede klare entſchiedene Stellungnahme geſcheut hätte, der hat ihn nie gekannt. Mit dem engen, im Evangelium gebundenen Gewiſſen verband ſich das weite Herz, das das Beſte im Andern zu ſuchen und zu finden wußte. So wirkte er in dem engen Kreiſe ſeiner Gemeinde und drüber hinaus reichen Segen, ſelbſt feſt ſtehend in dem Parteigetriebe des kirchlichen Lebens, und er wußte auch die widerſtrebenden Kräfte für den Dienſt der Kirche zu gewinnen. Nie iſt das ſchöne Verhältnis, das ihn mit den Vertretern der Mariengemeinde verband, getrübt worden. Sein fünfundzwanzigſtes Amtsjubiläum legte davon Zeugniß ab.

Im Jahre 1885 legte er als Vierundſiebzigjähriger ſein Amt nieder. Wohl erſchien es Manchem zu früh, aber mit der ihm eigenen Klarheit war er ſeines Entſchluſſes gewiß geworden. Er fühlte, er könne nicht mehr das leiſten, was er von ſich ſelber verlange, und er ſehnte ſich nach Stille, um, wie er ſagte, ſich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Auch hatte der Tod ſeiner geliebten Gattin, die nach langem Leiden am Charfreitag 1883 von ihm genommen war, tief in ſein Leben eingegriffen. Noch predigte er häufig, ja faſt ſonntäglich in dem Siechenhaus in Lichterfelde, und einige Konfirmandenſtunden in der Luiſenſtiftung behielt er noch bei; auch die Seelſorge blieb an den Nahen und Fernen; ja, der Arbeit ward ſo viel, daß er das Bedürfniß fühlte, ſich nach vier Jahren in noch größere Stille zurückzuziehen, die er in der Hauptſtadt nicht finden konnte.

Er zog nach Wernigerode mit der geliebten älteſten Tochter, die ihn ſeit dem Tode der Mutter bis zuletzt mit treuer hingebender Liebe pflegte. Drei Jahre hat er hier noch geweilt, Jahre innerlicher Bereitung auf den Heimgang, aber auch Jahre ſchwerer Leiden. Das Alter machte ſein Recht geltend, aber wenn auch der müde Leib oft ſeufzte unter ſchweren aſthmatiſchen Beklemmungen, die vom Herzen ausgingen, der Geiſt blieb friſch und rege bis zur letzten Stunde und ſchaute ſehnſüchtig aus nach der Vollendung.

Noch oft ſah er liebe Freunde um ſich, noch oft verſammelte ſich die Schar der Kinder und Enkel um das geliebte Familienhaupt; aber ſo dankbar er für dies alles war, das Heimweh wuchs mehr und mehr. An ſeinem Schreibtiſch ſaß er bis in die letzten Tage, immer noch bemüht, als Seelſorger zu wirken und den Seinen Worte der Liebe zu ſenden. Trug er ſie doch alle auf betendem Herzen. Als ihm an ſeinem 83. Geburtstage der Arzt verkündete, es gehe zu Ende, da jubelte ſeine Seele, daß er nun heimfahren dürfe. Der Tag ging hin in großer Schwäche, aber jedes Wort, das er noch ſprach, war ein Wort des Segens und des Gebets. Am Abend ſeines Geburtstages durfte er unter den Gebeten ſeiner Tochter einſchlafen wie ein müdes Kind, und ohne zu erwachen, ohne Todeskampf ging in den Morgenſtunden des folgenden Tages ſeine Seele hinüber in die ewige Heimat.

In einem Abſchiedswort, das er ſeinen Kindern hinterlaſſen hat, ſagt er zuletzt: „Meines Glaubens bin ich mit den Jahren immer völliger gewiß geworden und ziehe getroſt heimwärts in der Zuverſicht, daß ich in Chriſto, meinem vielgeliebten Heiland und Erlöſer, Gnade gefunden habe vor Gottes Angeſicht!“

Am Familientiſch.

Zu unſern Bildern.

Den Weidmännern unter unſern Leſern wird zur Eröffnung der Jagd das Gemälde von C. Reichert Freude machen, das ein köſtliches Trifolium von Vierfüßlern wiedergiebt. Weidmannsheil!

Ein anmutiges Genrebild iſt „Schweſterliche Liebe“ von G. Laeverenz. Wie oft ſpielt ſich nicht im Leben die gleiche Szene ab. Wie oft ſchminkt nicht die ältere Schweſter dem kleinen Neſthäkchen die Puppe und hat dabei ſelbſt — es muß natürlich ganz im Verborgenen ſein, ſodaß es von den übrigen „Großen“ niemand merkt, ſelbſt noch ihre Freude an dem kindlichen Spiel.

In Raudner lernen unſere Leſer einen Künſtler, der mit friſcher, flotter Technik eine ungewöhnliche Gabe der Charakteriſtik verbindet, kennen. Die beiden Studienblätter, welche unſere heutige Nummer ſchmücken, legen nach beiden Richtungen hin für das Können des jungen Malers, eines Schülers von Profeſſor Raab, vollgültiges Zeugnis ab.

Erdkunde.

Seit Jahrzehnten weiß man, daß die magnetiſche Achſe der Erde nicht mit der Erdachſe zuſammenfällt; eine in ihrem Schwerpunkt aufgehängte, um ihre horizontale Achſe drehbare Magnetnadel bildet mit der Horizontalen einen Winkel, den man Inklination nennt und der mit der Annäherung an die Pole zunimmt. Schon der jüngere Roſt hatte 1831 den ſogenannten magnetiſchen Nordpol am Cap Adelaide, unter 70° 5′17″ nördlicher Breite und 96° 46′ 45″ weſtlicher Länge feſtgelegt. Es war aber bekannt, daß dieſe Lager-Feſtlegung nach dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft nicht mehr genau zutrifft, und es wird daher mit Genugthuung begrüßt, daß die nordamerikaniſche Regierung auf Veranlaſſung des Prof. Langley vom Smithſonian-Inſtitut eine Expedition ausrüſtet, um den magnetiſchen Nordpol zu beſtimmen. Die Expedition wird von St. Johns auf Neufundland aus nach der Repulſebay gehen, die ſtets leicht zugänglich iſt, dort eine Station anlegen und von ihr aus längere regelrechte Beobachtungen ausführen, um die geographiſche Lage des magnetiſchen Nordpols mit Hilfe der verfeinerten heutigen Inſtrumente und Beobachtungsmethoden genau feſtzulegen.

Naturkunde.

Der Präparator am naturhiſtoriſchen Muſeum in Hamburg, Herr Wieſe, hat eine neue Konſervierungsflüſſigkeit für zoologiſche Präparate gefunden, die an Leiſtungsfähigkeit alle bisherigen weit übertrifft. Während alle früheren Flüſſigkeiten den Objekten die Farbe raubten, ſodaß man beim Beſuch zoologiſcher Sammlungen meiſt einen ganz falſchen Eindruck von der Tierwelt gewann, erhält die Wieſe'ſche Flüſſigkeit die Farbe und die Biegſamkeit der konſervierten Tiere, ſelbſt der allerempfindlichſten, in vollkommenſter Weiſe.

Über den eigentümlichen Einfluß der Höhlenluft auf die Genußnerven berichtet die Zeitſchrift „Natur“ nach Unterſuchungen des Amerikaners Ling Taylor. Danach ſteigern ſich nach einem längeren Beſuch unterirdiſcher Höhlen — es wird ganz beſonders auf die berühmte große Mammuthöhle Bezug genommen — die Genußnerven in ungewöhnlichem Maße; alle Gegenſtände ſcheinen zu duften und zwar entwickeln ſie einen ſtarken, meiſt unangenehmen Geruch, der erſt etwa eine halbe Stunde nach dem Austritt aus der Höhle verſchwindet. Wahrſcheinlich beruht die Erſcheinung darauf, daß während des unterirdiſchen Aufenthalts die Reizung der Genußnerven ſehr gering iſt, ſodaß dieſe dann ſpäter jeden Geruch um ſo ſchärfer wahrnehmen. Ob bei dem Beſuch unſerer großen deutſchen Höhlen ähnliche Beobachtungen gemacht worden ſind?

Länderkunde.

Im Oſten von Transvaal, weſtlich vom britiſchen Tongalande, liegt das ſogenannte Swaziland, das bald zu den engliſchen Beſitzungen in Südafrika, bald zu Transvaal gerechnet wurde. Obwohl bereits britiſche Poſtwertzeichen mit dem Aufdruck Swaziland kurſierten, haben die ſich durch Jahre hinziehenden Verhandlungen ſchließlich doch zu dem Reſultat geführt, daß das Gebiet, das etwa 16000 Geviertkilometer mit 60000 Einwohnern (darunter 1000 Weißen) umfaßt, endgültig unter das Protektorat Transvaals geſtellt worden iſt. Das letztere Land, die „ſüdafrikaniſche Republik“, wie der Staat ſeit 1881 officiell genannt wird, hat dadurch einen beſonders durch ſeinen Goldreichtum wichtigen Zuwachs erhalten.

Forſchungsreiſen.

Der Afrikareiſende Oskar Neumann, welcher beſonders der zoologiſchen Erforſchung unſerer Deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebiete obliegt, iſt vor kurzem mit einer größeren Karawane in Mkaramo am oberen Pangani eingetroffen. Er unternimmt ſeine Forſchungsreiſen aus eigenen Mitteln im großen Stil. Seine Karawane begleiten 10 tüchtige Präparatoren und bewährte Schützen. Auf Sanſibar fand er in wenigen Wochen zwei, bisher unbekannte Säugetiere, einen auf Bäumen lebenden Klippſchlieſer und einen kleinen Halbaffen. Von beiden Arten findet ſich in der geſamten zoologiſchen Litteratur auch nicht eine Andeutung. Außerdem iſt es Herrn Neumann gelungen, eine ganze Serie der ſeltenen Seidenaffen zuſammenzubringen, die das Tier in ſeinen verſchiedenen Kleidern von der früheſten Jugend an zeigen. Von Sanſibar nach Tanga übergeſiedelt, gelang es ihm, für die nördlichſte Grenze verſchiedene ſüdafrikaniſche Arten nachzuweiſen; ſo fand er die rote Natal-Schopfantilope und den Zambeſe-Waſſerbock bei Tanga auf. Außer der zoologiſchen Sammlung des königl. Muſeums für Naturkunde in Berlin, das bereits um eine große Anzahl wertvoller Objekte durch Herrn Neumann vermehrt worden iſt, hat auch der Berliner zoologiſche Garten und das Aquarium weſentliche Zuwendungen erhalten. Herr Neumann beabſichtigt jetzt die jungfräulichen Jagdgründe der Maſſai-Steppe aufzuſuchen, möglichſt den von keinem Europäer je beſuchten Kiniarok-See zu erreichen und alsdann in das Salzſeengebiet vorzudringen.

Technik.

Ein amerikaniſcher Maler hat zufällig, als er ſich damit beſchäftigte, aus Baumwollenſamenöl Firnis für Ölgemälde herzuſtellen, ein Gemenge erhalten, das nicht nur als ein Erſatzmittel für Gummi, ſondern als wirklicher Gummi betrachtet werden kann. Die Umwandlung iſt ſo einfach, daß der Erfinder es vorzog, kein Patent zu nehmen, ſondern die Sache als Geheimnis zu betrachten und die Fabrikation des neuen Gummis, das ſelbſt von Fachleuten in keiner Weiſe vom Naturgummi unterſchieden werden konnte, ſelbſt vorzunehmen. Aus einer Tonne Baumwollſamenöl, die 135 Dollars koſtet, läßt ſich Gummi im Werte von 2000 Dollars herſtellen. Bewährt ſich die Erfindung, ſo wäre die Unabhängigkeit der Gummiinduſtrie von dem immer ſeltener und teurer werdenden Roh-Kautſchuk geſchaffen.

Verkehr.

Rußland macht gewaltige Anſtrengungen zur Erſchließung Sibiriens. Neben dem Projekt der teilweiſe bereits in Bau begriffenen großen ſibiriſchen Eiſenbahn gehen Beſtrebungen her, welche auf die Nutzbarmachung des ſogen. nördlichen Seewegs nach Sibirien hinzielen. In einem intereſſanten Vortrag, den M. Schokalskij in der geographiſchen Geſellſchaft zu Petersburg hielt, würden ſich einem Schiffsverkehr vom Weißen Meere nach den Mündungen des Ob und Jeniſſei keine unüberwindlichen Hinderniſſe entgegenſtellen, wie die 1874 begonnenen Verſuche beweiſen. Das angebliche Haupthindernis, die Eismaſſen, welche den Zugang zum Kariſchen Meere verſperren ſollten, beſteht in der That gar nicht, denn erfahrungsmäßig ſei ſtets ein eisfreier Kanal offen. Erforderlich wäre nur eine beſſere Kenntnis der örtlichen Verhältniſſe, eine zweckmäßige Bauart und Ausrüſtung der Schiffe und — für den Notfall — die Anlage von Vorratniederlagen an geeigneten Punkten, damit die Beſatzung geſcheiterter Schiffe die zur Überwinterung notwendigen Hilfsmittel vorfindet.

Militäriſches.

Auf dem Gebiet der Handfeuerwaffentechnik, deren Fortſchritte ſchon ſeit einigen Jahren auf eine noch bedeutendere Verringerung des Kalibers (bis auf 5 mm) hinzudrängen ſcheinen, macht augenblicklich eine Erfindung der bekannten Ingenieure Kruke und Hebel Aufſehen. Dieſelben haben ein ogivales, der Länge nach durchbohrtes Geſchoß konſtruiert, wodurch der Widerſtand der Luft weſentlich vermindert werden ſoll. Nach ihren Angaben würde ſich die Leiſtungsfähigkeit jedes Gewehrs bei Anwendung ihres Geſchoſſes um das Fünffache — bei gleichzeitigem Übergang zum 5 mm-Kaliber um das Zwölffache ſteigern.

Stenographie.

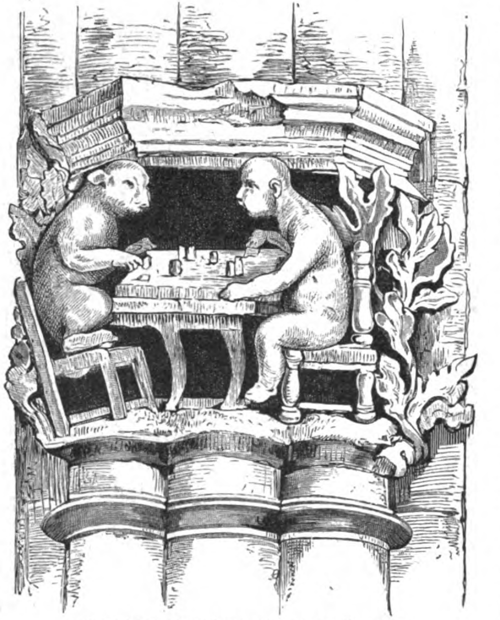
Für jedes Schnellſchreibeſyſtem iſt der Erſatz der am häufigſten vorkommenden Worte, Silben und Buchſtaben durch geeignete Abkürzungen von der höchſten Bedeutung und daher vor allem die Ermittelung der erſteren in der Sprache von großem Wert. Trotzdem ſind derartige „Häufigkeitsunterſuchungen“ bisher nicht in genügender Ausdehnung ausgeführt worden, ſie können aber nur von wirklichem Nutzen ſein, wenn ſie im großen Maßſtabe, unter Mitwirkung zahlreicher Kräfte und Berückſichtigung aller Wiſſensgebiete ſtattfinden. Eine derartige Arbeit würde aber nicht nur der Stenographie, ſondern auch der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft zu gute kommen. Augenblicklich iſt nun von dem Vorſtand des Verbandes Stolzeſcher Stenographenvereine eine umfaſſende Häufigkeitsunterſuchung in Angriff genommen, an der z. B. über 800 Perſonen thätig ſind, die 25 Millionen Silben behandeln ſoll. Zu ihrer Erledigung müſſen nach einer vorläufigen Schätzung 14½ Millionen Wörter oder ungefähr 2850 Druckbogen als Zählſtoff herangezogen werden, die ſowohl theologiſchen, wie juridiſchen, militäriſchen geſchichtlichen, mediziniſchen Werken, ferner Parlamentsverhandlungen u. ſ. w. entnommen ſind. Wer ſich für die ungeheure Arbeit intereſſiert und dieſelbe durch perſönliche Beihülfe unterſtützen will, wird gebeten, ſich an den Schatzmeiſter des Arbeitsausſchuſſes für die Häufigkeitsunterſuchungen der Wörter u. ſ. w. der deutſchen Sprache, Herrn Schreiber, Berlin N., Lothringerſtr. 14, zu wenden.

Ausſtellungsweſen.

Es iſt gute Ausſicht vorhanden, daß die von unſerer Reichsregierung mit ſo viel Sorgfalt, Umſicht und ganz beſonderer Liebe in Chicago veranſtaltete deutſche Unterrichtsausſtellung, welche ein vortreffliches Bild unſeres geſamten Unterrichtsweſens darbietet, nach Schluß der dortigen Ausſtellung für die Begründung eines Deutſchen Schulmuſeums in Berlin erhalten bleiben wird. Die Anregung hat in maßgebenden Kreiſen großen Anklang gefunden, und es iſt zu hoffen, daß die dabei beteiligten deutſchen Unterrichtsverwaltungen dem Werke, deſſen Bedeutung eine nicht zu unterſchätzende iſt, ihre Gunſt zuwenden werden.

Schachſpielende Meerkatzen im Dom zu Naumburg.

Im hohen Chor des Naumburger Domes bildet die nebenſtehend wiedergegebene originelle Skulptur das vergoldete Kapitäl einer etwa ſechs Fuß hohen Sandſteinſäule. An die wunderliche Darſtellung knüpft ſich eine ebenſo merkwürdige Legende. Während der Reformation lebte in Naumburg Herr Julius von Pflug, der, als die „neue Lehre“ auftauchte, ſehr entſchieden gegen ſie Partei nahm und eines Abends, als er aus luſtiger Geſellſchaft heimkehrte, zu ſeinen Freunden äußerte: „ehe denn Luthers Lehre in Naumburg einzöge, würden ſeine Meerkatzen Schach ſpielen.“ Als er aber nach Hauſe gekommen, habe er ſeine beiden Affen in der That über dem Schachſpiel betroffen. — Julius von Pflug iſt eine durchaus hiſtoriſche Figur. Er war der letzte katholiſche Biſchof zu Naumburg und übrigens ein Mann von milder, verſöhnlicher Geſinnung, der ſeinen Landesherren, den ſächſiſchen Herzögen, wie auch dem Kaiſer, gerade deswegen beſonders geeignet erſchien, bei den Verſöhnungsverſuchen zwiſchen Evangeliſchen und Katholiken mitzuwirken — hier und dort ward ſeine Richtung ſogar als „Kryptolutheranismus“ bezeichnet. Sowohl im Regensburger Religionsgeſpräch (1541), wie an dem Entwurf des Augsburger Interim (1548) und an der Einführung des letzteren im Kurfürſtentum Sachſen hatte er hervorragenden Anteil. Als Biſchof von Naumburg wurde Pflug, kaum zwei Jahre, nachdem er den biſchöflichen Stuhl beſtiegen hatte, von dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, der Nikolaus von Amsdorf als evangeliſchen Biſchof einſetzte, ſeines Amtes enthoben. Erſt nach der Schlacht von Mühlberg (1547) gelangte er unter dem Einfluß des kaiſerlichen Sieges in den dauernden Beſitz ſeiner Würde, die er bis zu ſeinem Tode — er ſtarb 1564 — wenigſtens äußerlich behauptete. Der That nach war damals bereits ſeit Jahren in Zeitz, der biſchöflichen Reſidenz, ein evangeliſches Konſiſtorium eingeſetzt und ſowohl im Dom zu Naumburg, wie in der biſchöflichen Kathedralkirche dem evangeliſchen Gottesdienſt eine Stätte bereitet worden.



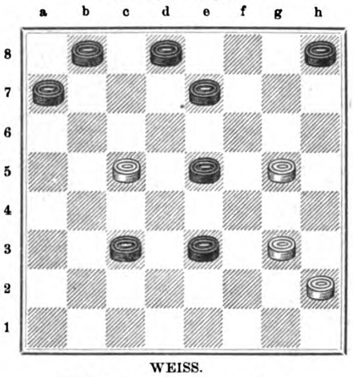
Schachſpielende Meerkatzen im Dom zu Naumburg.

Kleine Zeitung.

Häufiger bereits iſt feſtgeſtellt worden, daß in einzelnen Familien ein hohes Lebensalter geradezu erblich zu ſein ſcheint. Über einen merkwürdigen Fall berichtet die engliſche Zeitſchrift Nature. In London lebt als Schatzmeiſter der Kly-Geſellſchaft für Meteorologie ein Mr. H. Périgol, der mit ſeinen 92 Jahren der älteſte von ſechs Geſchwiſtern iſt, von denen eines über 85 Jahre alt geworden iſt und deren jüngſtes 82 Jahre alt iſt. Der Vater des Herrn Périgol ſtarb nach vollendetem 99. Lebensjahr und hatte zwölf Brüder, von denen ſieben ein mittleres Alter von 93 Jahren erreichten, während auch die übrigen fünf 64, 67, 80 und 82 Jahre alt wurden.

In unſerer Spielecke.

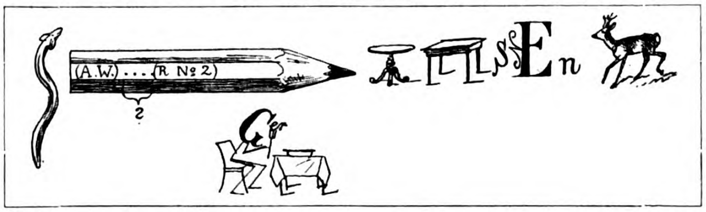
Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt.

Bilderrätſel.



1. Ergänzungsaufgabe.

Adel Otto Tand Eid Ham Reſt Uhr

Aus jedem der obigen ſieben Wörter iſt durch Vorſetzen eines Buchſtaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, ſo ergeben die Anfangsbuchſtaben der ſieben gegebenen und die Anfangsbuchſtaben der ſieben gefundenen Wörter — aber in anderer Reihenfolge — den Namen eines hervorragenden deutſchen Komponiſten.

2. Rätſeldiſtichon.

Tier iſt mein Wort ohne Kopf; auch gehört
es mit Kopf zu den Tieren.
Ohne Kopf, aber mit Herz, wiederum iſt es
ein Tier.

3. Homonym.

Wer folgſam, thut's bei dem Befehle gleich,
Wer angegriffen, bei des Gegners Streich.

M. Sch. (Kaſſel.)

4. Füllrätſel.

S					n
	l			e	
	m			n	
K					d

Die 28 leeren Felder des Quadrats ſind mit je einem Buchſtaben ſo auszufüllen, daß die dritte und vierte wagerechte Reihe gleich den entſprechenden ſenkrechten lauten und den Namen eines hochberühmten Mannes ergeben.

Die übrigen vier wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1) Eine Stadt im Königreich Sachſen, 2) einen Namen, den mehrere deutſche Kaiſer geführt haben, 3) eine Stadt in Öſterreich-Ungarn, 4) eine Stadt im nördlichen Frankreich.

5. Dreiſilbige Scharade.

Im Erſten hab' ich oft gelegen,
Entflohen aus der Letzten Bann,
Wenn rings in blühenden Gehegen
Die Sonne goldne Fäden ſpann.
Ich mied des Lebens laute Kreiſe
Und freute mich der ſüßen Ruh' —
Von fernher trug mir eine leiſe
Konzertmuſik der Windhauch zu. —
Ich träumte wohl von alten Tagen
Und von des Ganzen Wanderfahrt —
Denn jetzt von Lüften zugetragen
Ward mir ein Klang von mächt'ger Art,
Mit welchem aus dem Reich der Geiſter
Das Ganze rief der Töne Meiſter. W.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Aufgaben in Nr. 47.

Dominoaufgabe.

Die Augenſumme auf den ſieben Steinen des B betrug 50, auf denen des C 33, auf denen des D 25. B behielt 2—bl. C hatte außer den Doppelſteinen 4—3, 4—2.

Arithmetiſche Aufgabe.

Die Zahl 93.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Zu Befehl. Gedicht von O. Elſter. Mit einer Illuſtration von Rob. Haug. — Mein erſtes Feld. Eine Jugenderinnerung von Anton Freiherr v. Perfall. — Dat Undeert. Novelle von Ilſe Frapan. — Julius Müllenſiefen. Von Georg Rietſchel. Mit Bildnis. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Nach der Jagd von C. Reichert; Schweſterliche Liebe von G. Laeverenz; Zwei Studienblätter von Robert Raudner. — Erdkunde. — Naturkunde. — Länderkunde. — Forſchungsreiſen. — Technik. — Verkehr. — Militäriſches. — Stenographie. — Ausſtellungsweſen. — Schachſpielende Meerkatzen im Dom zu Naumburg. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim
Original z. v. L. Richter
H. Flückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 9. September 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 49.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Jetzt lachte die Freifrau ſo gehäſſig, daß es dem armen Kinde durch Mark und Bein ging. „Haben wir dann vielleicht deinem Rechtsanwalt dies ſchöne Geſchenk hier zu verdanken?“ Sie ſtieß mit dem Fuße nach Pax, der ihr grimmige Augen machte und ſich unter den Stuhl ſeiner Herrin zurückzog.

„Ja,“ ſagte Agnes ganz leiſe und von einem geheimen Weh durchbebt. Nun war das ſchöne Geheimnis ihrer Freundſchaft preisgegeben — ſie hatte es nicht für ſich behalten dürfen! Einen Augenblick empfand ſie ein tödliches Erſtarren in ihrer Seele, dann begann ein neues, volleres, wärmeres Leben ſich in ihrer Bruſt zu regen, und das kleine Herz, noch eben zum Stillſtehen erſchrocken, flüſterte zärtlich: Das Beſte behältſt du ja, hier in meinem Schrein, wohin kein unberufenes Auge dringen kann. Er hat es hineingelegt. Erinnerſt du dich! es iſt ſeine Liebe. — Sie ſprach kein Wort. Die Schmähungen der zornigen Frau prallten an ihrer inneren Ruhe ab, wie eine Handvoll Kieſelſteine gegen einen ſtählernen Panzer geworfen.

„Verſtockte, ſcheinheilige Kreatur!“ rief Frau Adelheid und ſchlug zu mit der geballten Fauſt. Sie hatte Pax vergeſſen. Mit einem mächtigen Satz ſtand er auf den Hinterbeinen und fletſchte die Zähne, daß die Freifrau einen gellenden Schrei ausſtieß und rückwärts taumelte.

Der Freiherr, in ſeinem Zimmer mit ſchriftlichen Arbeiten beſchäftigt, hörte den Lärm und kam gerade recht, um ſeine Frau aufzufangen, die in nervöſen Zuckungen zuſammenbrach.

Agnes ſtand bleich und ſtill, das bebende Händchen auf Pax' zürnendem Haupt.

„Vater,“ flüſterte ſie, „ſie hat mich ſchlagen wollen. Pax litt es nicht. Ich bitte dich, ſchicke mich zurück in die Penſion.“

„Du wirſt ſie gereizt haben!“ murmelte der arme Mann, dem unter dem Gewicht der großen, ſtarken Frau, die wie tot in ſeinen Armen lag, heiß wurde.

„Ich habe nur geſagt, was wahr iſt. Hätte ſie mich nicht gefragt, ſo würde ich geſchwiegen haben.“

Da ſchnellte die Freifrau wie eine Furie in die Höhe. „Die Paſtors haben das dumme Geſchöpf gegen mich aufgehetzt. Und — weißt du? — es gehen ſchöne Dinge hinter deinem Rücken vor! Der junge Laffe von Rechtsanwalt iſt auf dem beſten Wege, deine Tochter zu kompromittieren.“

„Das iſt nicht wahr!“ entgegnete Agnes unerſchrocken, die dunklen Augen voll rührender Unſchuld in die verzerrten Züge der Stiefmutter gerichtet.

„Geh mir aus den Augen!“ kreiſchte Adelheid, „oder ich vergreife mich an dir —“

„Mäßige dich, Frau! Du ſchreiſt ja das ganze Haus zuſammen,“ mahnte der Freiherr, dem nichts peinlicher war, als wenn er zwiſchen Frau und Tochter ſchlichten ſollte. „Agnes, du gehſt am beſten auf dein Zimmer!“

Es war ein Befehl, doch klang ein ſo tiefer Schmerz hindurch, daß dem jungen Mädchen die Augen feucht wurden, als es ſchweigend gehorchte.

Mit ſeiner Frau allein konnte Lochnitz einen feſteren Ton anſchlagen, beſonders als ſie ihm Vorwürfe machte: „Du haſt mir nie in deinem Hauſe die Stellung gegeben, welche ich als deine Gattin einnehmen ſollte. Kein Wunder, daß deine Tochter mich mit Füßen tritt!“

„Du fällſt aus der Rolle! Wenn hier jemand mit Füßen getreten worden iſt, ſo waren wir es, ich und Agnes… Denke indes daran, was ich dir neulich ſagte. Wenn du nicht Vernunft annimmſt, reiſe ich! — Jetzt werde ich deiner Zofe klingeln.“

Da lachte die Frau auf wie eine Sinnloſe. Dem armen Manne ſchoß es durch den Kopf: Wenn ſie wahnſinnig wäre — unzurechnungsfähig? Dann klärte ſich ja alles fürchterlich auf — —

„Adelheid!“ lenkte er milder ein, „treibe es nicht auf die Spitze. Wenn es nicht anders ſein kann, gebe ich Agnes eine Zeitlang zu meinen Verwandten. Ich will kein Mittel unverſucht laſſen, dieſem Höllenleben ein Ende zu machen.“

Ihr Lachen verſtummte. Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht und warf ſich auf die Knie, daß ſie mit dem Oberkörper auf einem Fauteuil lag.

Jetzt war der Augenblick da, ihm die erſchütternde Enthüllung zu machen, günſtiger konnte ſie es nicht treffen! Aber es fiel ihr ein, daß es eigentlich nicht klug wäre, ſich vor dieſem Manne zu demütigen. Es gäbe ihm am Ende ein geiſtiges Übergewicht, das er im Verein mit ſeiner Tochter ſie bei jeder Gelegenheit fühlen laſſen würde. Lieber wollte ſie doch auf den Triumph verzichten, ihn einmal gründlich aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben.

Sie ſtieß die Thüre auf und rannte in den Park hinaus.

Es hielt ſie niemand zurück. Die kalte Luft that ihr wohl, ſie kühlte ihr die heißen Gedanken und das kochende Blut.

Wer kam ihr dort entgegen geſchlichen? Der Kerl ſah aus wie ein Bandit.

„’N Abend, gnädige Frau!“

Ach ſo! Sie wollte lächeln über ihren Einfall, aber ihre Geſichtsmuskeln verſagten ihr den Dienſt. „Sie ſind es, Förſter! Was machen Sie da?“

„Ich lege Fuchseiſen, gnädige Frau! Das Viehzeug nimmt überhand. Drüben im Park bin ich auf einen ſtrammen Bau geſtoßen.“

„Was haben Sie da in dem Büchschen?“

„Strychnin, gnädige Frau! Der Herr hat es neulich mitgebracht. In Amerika gehen ſie ja den meiſten Pelztieren damit zu Leibe. Wir wollen’s ’mal verſuchen.“

„Ja ſo! — Sie könnten mir übrigens etwas davon abgeben, Förſter! Auf meinem Vorratsboden wüten die Ratten. Man braucht ja wohl nicht viel zu legen?“

„Ne — ſo’n bißchen mit der Meſſerſpitze auf drei, vier Stellen. Gnädige Frau könnte ja lieber die ganze Büchſe an ſich nehmen und mir nachher wiederſchicken.“

Die Freifrau ließ ſich die Büchſe in Papier wickeln und richtete ihre Schritte durch den Garten zurück nach dem Herrenhauſe. Sie war ganz ruhig geworden, doch beim Gehen kam ihr etwas Unangenehmes in den Sinn, die dumme Geſchichte von der morphiumſüchtigen Frau mit der Schere.

Morden — entſetzlich! Dennoch — warum ſollte man nicht morden können — aus Haß oder aus Liebe? O ſie nicht! Nimmer! Sie würde ſich hüten, der Welt das Schauſpiel einer Edelfrau auf der Anklagebank zu geben. Grauenhaft! Was wollte ſie eigentlich mit der Büchſe? Es war ja Gift darin. Ja — ſo — ein kleines Experiment! Es würde ihr Spaß machen, etwas Leben und Bewegung in das Marmorbild zu bringen, das ihr unangenehmer war, als Ratten und Füchſe.

Kurz vor dem Abendeſſen klingelte Frau Adelheid ihrer Zofe. Die Herrſchaften möchten ohne ſie ſpeiſen, ſie hätte Migräne.

Sie lag auf dem Sofa in ihrem Schlafrock, die Augen geſchloſſen, ein ſtarres Lächeln in den heruntergezogenen Mundwinkeln.

Es war recht mollig, ſo das Bewußtſein einſchlafen zu fühlen, den Körper immer leichter werden, die abgehetzten Gedanken langſam ſinken zu wiſſen — immer tiefer — in das Nichts!

Ehe ſie ſelbſt zu Tiſche ging, begleitete Agnes ihren Pax in die Küche, wo gewöhnlich ſein Abendbrot ſchon auf ihn wartete. Die „Hunderieke“ brachte ihm gerade ſeine große Schüſſel voll abgekühlter Suppe.

„Gu’n Abend, gnäd’g Frölen!“ ſagte ſie nicht gerade freundlich und ging gleich fort.

Pax richtete ſeine klugen Augen auf die junge Herrin. Er ließ ſich immer erſt nötigen. Dann wedelte er mit dem Schwanz: Kann’s nun losgehen?

Die Suppe ſchien heut’ etwas heiß geraten zu ſein. Pax beſchnüffelte ſie, zog die Schnauze zurück und guckte Agnes an, als ob er ſagen wollte: Soll ich, oder ſoll ich nicht?

Sie klopfte ihm den Rücken. „Friß, mein Tier, friß!“

Er machte ſich wohlgemut über die Schüſſel her. Eins, zwei, drei — leer war ſie!

Die Rieke brachte die Überreſte von der Mahlzeit der Knechte für zwei andere Hunde.

„Du mußt ab und zu die Schüſſel reinigen, Rieke!“ ſagte Agnes freundlich. „Sie riecht ſchlecht.“

Plötzlich ſtieß Pax ein klägliches Geheul aus und drehte ſich mehrere Mal, wie von einer Tarantel geſtochen, um ſich ſelbſt. Dann flüchtete er ſich zu ſeiner jungen Herrin und ſuchte ſich in den Falten ihres Kleides zu verſtecken. Sie kauerte nieder und legte die Arme um ihn. „Was fehlt dir, alter Freund? Was haſt du?“

Ach, wenn Pax hätte antworten können! Er lief ſtatt deſſen von neuem hin und her, winſelte, geberdete ſich wild und drückte ſchließlich den Kopf in ihren Schoß. Dabei zitterte und zuckte er, als ob er Todesqualen ausſtände. Der Schaum trat ihm vor das Maul, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen.

„Pax! O mein Gott, was ſoll das heißen? Rieke, rufen Sie ſchnell meinen Vater! — Pax, lieber, guter, treuer — ſtirb nur nicht!“

Nein, er wollte auch nicht ſterben, aber es ging nicht anders. Er konnte nicht mehr den Kopf heben, um es ihr mit den Augen zu ſagen. Nur mit dem Schwanz wedelte er, ſo ſchwach, ſo traurig, daß es hieß: „Lebewohl, liebe kleine Herrin — lebe wohl auf ewig!“

Dann fiel er um und lag wie ein Stein zu den Füßen des jungen Mädchens. Sie faßte in Verzweiflung ſeinen dicken Kopf und hauchte ihm auf die Augen, ſie ſtreichelte und küßte ihn. Das ſterbende Tier mußte es noch fühlen. Ein Ächzen, wie aus einer Menſchenbruſt, erſchütterte ſeinen Körper. Auch das hörte auf, und als Agnes das Köpfchen auf ihn ſinken ließ, war er tot.

Der Vater kam heruntergeeilt. „Agnes, mein Kind, was iſt geſchehen?“

Sie ſchaute ihn ſtumm an. In ihren Augen brannte ein herzzerreißender Schmerz.

Er hätte verſtanden, auch wenn das Tier nicht ſo ſteif und ſtill dagelegen hätte. Er zog ſie in die Höhe und hielt ſie in ſeinem Arm. Sie gab keinen Laut von ſich, als die Knechte kamen, die den Hund fortſchaffen ſollten, aber der ſtumme, entſetzliche Schmerz ſtand wie verſteinert in ihren großen, dunklen Augen. Da hob einer der Leute das Tier in die Höhe, und die ſtarren, verglaſten Augen ſchienen aufzublicken zu der Trauernden.

„Pax, mein Pax,“ murmelte ſie, „nun iſt es zu Ende!“ Und plötzlich löſte ſich der ſtumme Schmerz in Thränen auf, die ſtill und ſchwer über ihr weißes Antlitz rollten.

Dem Freiherrn verſagte vor Rührung die Stimme. Er führte ſie aus der Küche, um ſie in ſein Zimmer zu bringen. In der Vorhalle hob ſie ſich wie neu belebt aus ſeinen Armen und faßte ſeine Hand. „Vater, bringe mich fort. Gleich, bitte! Zu Paſtors. Oder willſt du mich ſterben laſſen, wie den armen Pax! Bitte, lieber Vater — gleich!“

„Iſt es ſo weit gekommen?“ murmelte der erſchütterte Mann. Dann nahm er ſeinen Mantel von dem Kleiderſtänder in der Halle, hüllte ſeine Tochter hinein und verließ mit ihr das Haus.

Sie fanden eine herzliche, wenn auch ſtille Aufnahme. Der Freiherr erzählte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, was geſchehen war. Die Sprache ließ ihn mehrere Mal im Stich. Als er ſo weit kam, daß er Agnes’ eigene Worte wiederholen wollte: „Bringe mich fort, Vater!“ da ſank er auf einen Stuhl und ſchluchzte in ſeine Hände.

Die arme kleine Agnes wollte tapfer ſein, aber ſie ſah aus wie ein Geiſt, ſo weiß, ſo überirdiſch. Hilde wandte keinen Blick von ihr. Leiſe ſchob ſie ihr einen Stuhl an die Seite des Freiherrn. Da ſchaute Agnes ſie an und flüſterte: „Bitte, liebe Hilde! Ich muß einen Brief ſchreiben. Kann ich mich an Ihren Schreibtiſch ſetzen?“

Sie nahm auch wirklich die Feder und malte mit matter, bebender Hand auf den Briefbogen, welchen Hilde vor ſie hingelegt: „Lieber Freund! Pax iſt tot —“ dann that ſie einen tiefen Seufzer und fiel ohnmächtig zurück.

Der gewaltſame Tod des armen Pax hatte im Herrenhauſe eine große Aufregung hervorgerufen. Niemand begriff ihn recht, aber jedermann gab ſeine Vermutungen zum beſten. Das Hundemädchen weinte in einem fort. Ihrem Schatz, dem Schäferknecht, geſtand ſie im Vertrauen: als ſie heut Abend das Freſſen für den Hund des Fräuleins einrührte, wäre die gnädige Frau gekommen und hätte ſie nach dem Hühnerſtall geſchickt, um nachzuſehen, ob er gut zugemacht wäre. Als ſie zurück kam, war die Gnädige nicht mehr in der Küche und Paxens Suppe ſchon in der Schüſſel. Sie hätte ſich dabei doch nichts Böſes denken können. Jetzt freilich, da das arme Tier ſo jämmerlich umgekommen, müßte ſie immer denken, die Gnädige hätte Beſcheid gewußt.

Mitten in die herrſchende Verwirrung fuhr die elektriſche Klingel der Gnädigen. Sie lag ſchon zu Bett und ließ ſich alles haarklein von der Zofe berichten. Natürlich fiel es ihr auf die Nerven. Sie wollte gleich aufſtehen, um das arme Fräulein zu beruhigen. Als ſie aber hörte, daß der Herr mit ihr zu Paſtors gegangen wäre, blieb ſie liegen und wollte nichts weiter wiſſen. Gegen zehn Uhr kam der Freiherr heim — ohne ſeine Tochter. Er ſah ganz verſtört aus, ging aber geradenwegs zu ſeiner Frau hinauf. Was er ihr ſagte, das bekam niemand ſo recht heraus, obgleich die Zofe gut geübt auf das Horchen war. Schreckliches ſollte es jedenfalls geweſen ſein! Der wortkarge Herr hätte geſprochen wie ein Advokat, von gräßlichen Dingen — von Gift und Mord — und die Gnädige hätte gejammert und geſtöhnt, daß es einen Stein erbarmen konnte. Sie wäre krank, ſie wollte in eine Heilanſtalt. Zu Hauſe könnte ſie nicht beſſer werden, da mache man ſie verrückt.

Der Herr hätte ſich aber gründlich ausgetobt und dann wäre er 'rausgegangen. Der Diener erzählte nachher, bleich habe er nicht mehr ausgeſehen, aber ſo ruhig, daß man ordentlich Reſpekt vor ihm bekommen . . .

Dieſe Nacht kam kein Schlaf weder in die Augen des Freiherrn, noch in die des von Schmerz und Scham gequälten Weibes, das ſich auf dem Lager wälzte wie in Krämpfen und die ſchreckliche Scene mit dem Gatten immer von vorn durchlebte. Sie hatte vor ihm auf den Knieen gelegen, als ſie ihm das Geheimnis ihrer Leiden geſtanden, aber ihn zugleich angeklagt, daß er ihr das abſcheuliche Reiz- und Linderungsmittel gleichſam in die Hand gezwungen habe durch ſeine Gleichgültigkeit. Und er — anſtatt ſich ſchuldig zu fühlen — hatte in ſtummer Verachtung auf ſie niedergeſchaut und ſich abgewandt für immer. Sie fühlte es, für ihn und ſie gab es keine Ausſöhnung mehr.

XII.

Die gnädige Frau war krank, und das gnädige Fräulein ſollte es auch ſein — ſo erzählte die heiratsluſtige Krügerwitwe der Gärtnerfrau, ihrer Buſenfreundin. In das Herrenhaus kam der Doktor jeden Morgen, im Pfarrhauſe war er nur einmal geweſen, das wußte die „Krügern“ ganz genau. Sie hatte ja weiter nichts zu thun, als aufzupaſſen. Einen Tag ſpäter ſollte aber einer von dem Telegraphenamt aus der Stadt dageweſen ſein. Darüber hinaus ließ ſich nichts Beſtimmtes behaupten — zum Glück für die arme kleine Agnes, von der kein Arzt und keine Pflege ein Nervenfieber abgewendet hätten, wenn nicht das Zettelchen mit dem blauen Depeſchenſtempel angekommen wäre: „Nicht grämen! Erſatz im Anzuge! Eine Thräne dem toten Hunde — ein Lächeln dem lebendigen Freunde! Heinz.“

Das war alles und auch genug, denn mehr hätte das kleine Herz, ſo groß es im Grunde war, gar nicht faſſen können.

Von dieſem Tage an ſaß Agnes häufig am Fenſter der vorderen Stube, wo Hilde ihr ein reizendes Plätzchen hinter dem großen Blumentiſch hergerichtet hatte, zum Leſen, Arbeiten und — Ausſchauen. Aber den rechten Augenblick verpaßte ſie doch! Hilde war im Herrenhauſe, denn die Freifrau klammerte ſich von neuem an ſie, um ſo feſter, da ihr die Einſamkeit unerträglich und die Zofe gleichbedeutend mit einer Gefangenwärterin erſchien.

So kam es, daß Agnes im Wohnzimmer dem Paſtor die neueſte Daheimnummer vorlas, am Sonnabend Nachmittag, als vor dem Pfarrhauſe ein Wagen hielt, aus dem eine ſchöne, ſchneeweiße Dogge ſprang und der luſtige Rechtsanwalt.

„Ich glaube, es klopfte vorn,“ ſagte Agnes. „Ich werde nachſehen. Bleiben Sie ruhig liegen, lieber Herr Paſtor!“

Die draußen ſtanden, fanden indes allein den Weg in die Stube. Agnes hatte kaum die Zwiſchenthür geöffnet, als der fremde weiße Hund hereinſchritt — vornehm und bedächtig, doch mit merkwürdig feinem Spürſinn. Er beſchnüffelte nämlich nur oberflächlich den Saum ihres Kleides, dann legte er ſich auf ihren Platz hinter dem Blumentiſch.

„Brav, Tyras!“ lachte auf der Schwelle vom Flur eine bekannte, fröhliche Stimme. „Du führſt nicht umſonſt den Namen des hohen Reichshundes. Ein Reich zu bewachen, gebe ich dir gleichfalls — das, meiner ſüßen, kleinen Herzenskönigin —“

Hier brach das Lachen jäh ab, denn Agnes ging dem jungen Manne langſam entgegen, bleich und zart, zitternd vor Bewegung, und ihr Händchen ſtreckte ſich nach ihm aus, als ob ſie riefe: Halte mich!

Er umfaßte die Hand und drückte ſie an ſein Herz.

„Agnes, arme kleine Märtyrerin! Wie kann man ſich nur ſo fürchterlich grämen?“

Sie hob das Köpfchen, und was er dann ſah auf dieſem weißen lieben Antlitz, das erſchütterte ihn bis auf den Grund. Ein Lächeln war es, wie der zitternde Strahl des aufgehenden Abendſterns. „Pax iſt tot!“ hauchte ſie, und in dieſem Augenblick folgte ſie ohne Scheu dem mächtigen Triebe des Herzens, der ſie an die Bruſt des Freundes zog.

Er legte den Arm um ihren Nacken und ſtammelte auf ſie nieder: „So — ſo — mein armes, liebes Kind! Das iſt dein Platz — und bitte, ſchau' mich an, damit du die Thränen ſiehſt, die ich dir für dein teures Lächeln widme. Es ſind nicht viele, aber wohl ſo ziemlich die erſten, welche meiner Mutter toller Sohn in ſeinem Leben weint. Sie fließen dir zu Ehren. Nimm vorlieb! Es iſt ungefähr das Beſte, was ich dir geben kann.“

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf. Das ſanfte, reine Lächeln, ſchon erloſchen auf ihren Lippen, leuchtete ſtill in ihnen weiter und verlor ſich in ſeinem ernſten, feucht ſchimmernden Blick . . . .

Sie vergaßen, daß im Nebenzimmer jemand auf dem Sofa ruhte, der aufſtehen und ſich über ſie wundern könnte — was der arme, gute Paſtor auch wirklich that. Der Überraſchung folgte eine große Beſtürzung, die ſeine Stimme ganz ſchwach machte, als er ſagte: „Heinrich Rambert — du vergißt, daß Fräulein von Lochnitz meine Schutzbefohlene iſt!“

Da blinzelte der Übermut ſchon wieder in den Mundwinkeln unter dem kecken blonden Schnurrbart. „Guten Tag, lieber Onkel! Bleib' da noch ein Weilchen ſtehen! Wir brauchen dich nämlich zum Zeugen: Fräulein Agnes von Lochnitz, ſüße kleine Sphinx von Lindenau, wollen Sie ſich hier zur Stelle verloben mit ihrem Freunde, dem ehrlichen Jungen, der das Glück hat, Sie an ſeinem Herzen zu halten, ſo heben Sie gütigſt Ihr Köpfchen und ſagen Sie möglichſt deutlich: ‚Ja!‘“

„Ja!“

Sie ſtand jetzt vor ihm, ihre Hände in den ſeinen, einen roſigen Hauch auf den Wangen, ein Leuchten und Glänzen in dem ganzen Antlitz, daß der Paſtor in dieſem lieblichen, jungfräulichen Mädchenbilde das ſcheue, bleiche Kind nicht wiedererkannte.

„Du hörſt es, Onkel! Wollen Sie ferner ſo bald wie möglich mein liebes Weib werden und zu mir halten in Leid und Freud fürs ganze Leben?“

„Ja!“

„Dann genehmigen Sie den üblichen Verlobungskuß auf die Stirn, in Ermangelung —“

„Halt!“ rief der Paſtor energiſch dazwiſchen und trennte die Hände der beiden jungen Leute. „Sie vergeſſen, Fräulein von Lochnitz, daß das Wort, welches Sie hier geben, noch nicht von Ihrem Vater gebilligt worden iſt.“

„Das werden wir ſchon machen,“ rief Heinz. „Gib uns inzwiſchen deinen Segen, Onkel!“

Aber der Paſtor ſah ſtreng aus. „Dieſer Augenblick iſt nicht zum Scherzen geeignet, Heinrich! Du greifſt hier dreiſt in das Leben eines jungen Mädchens, ohne zu erwägen, daß es große Folgen haben kann —“

„Natürlich, lieber Onkel!“ unterbrach ihn der junge Mann kaltblütig. „Die Folgen ſind eine glückliche, luſtige Ehe. Warum ereiferſt du dich? Du predigſt einem Verliebten. Man weiß, was das ſagen will. Ich gehe ſofort zu meinem zukünftigen Schwiegervater und plaidiere — wie noch nie in meinem Leben. Addio, ſüße Agnes! Na — nicht 'mal die Hand darf man ſeiner Braut geben! Du biſt ja der wahre Cerberus, Onkel! Liebe Agnes, ich küſſe dir die Hände — in Gedanken, leider nur, denn dieſer Onkel —“

Der ſchob ihn einfach zur Thür hinaus und machte ihn auf ſeinen Pelz, der am Nagel hing, aufmerkſam. „Nimm nur gleich alles mit, mein Sohn, denn ich glaube nicht, daß Herr von Lochnitz dir erlauben wird, uns zu beſuchen, ſo lange ſeine Tochter unſer Gaſt iſt.“

„Onkel!“ wehrte Heinz ſich halb lachend, halb ärgerlich. „Wie kannſt du ſo ſprechen!“

„Ich ſchärfe dir jungem Brauſekopf nur das Geſetz der Ehre ein.“

Trotzdem ließ Heinz ſeinen Pelz hängen und ſtülpte nur ſeine Mütze auf. Als er durch das Dorf ging, fiel ihm ein, daß ſeine Toilette der feierlichen Gelegenheit wenig entſpräche. Er zupfte ſchnell ſeine ſauberen, weißen Manſchetten hervor und zog den Knoten ſeines ſchwarzen Schlipſes feſter. So — mehr war nicht zu machen .....

Der Empfang, welcher dem proviſoriſchen Bräutigam im Herrenhauſe zu Teil wurde, hätte wärmer ſein können. Heinz Rambert war indes nicht der Mann, auf Nebenſächlichkeiten Gewicht zu legen.

(Fortſetzung folgt.)

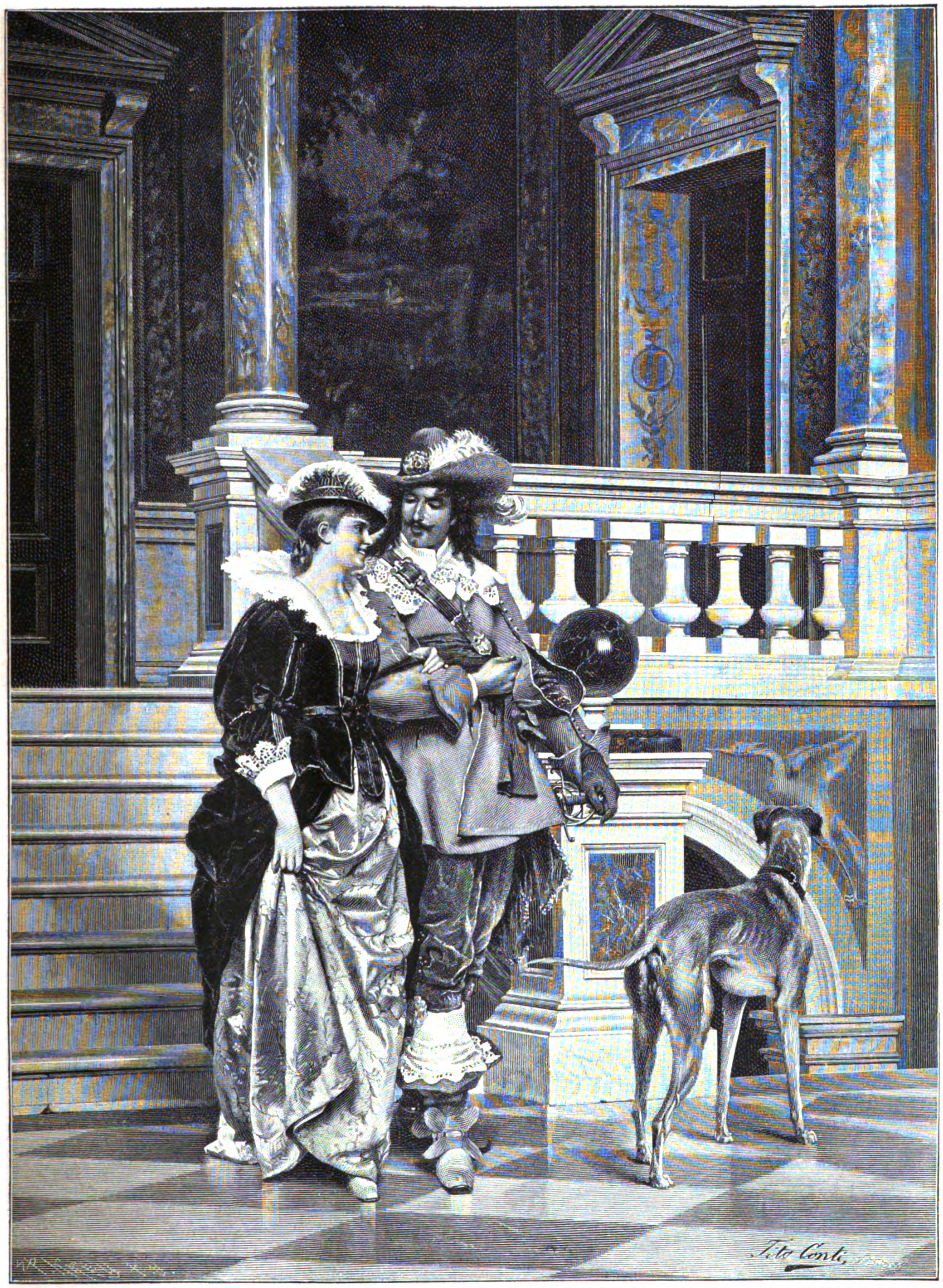
Chicagoer Weltausſtellungsbriefe.

Von Paul von Szczepański.

VIII. **Rückblicke.**

(Abdruck verboten.)

Je länger der Europäer in Chicago verweilt, um ſo unbegreiflicher wird es ihm, was die Amerikaner veranlaſſen konnte, von New York abzuſehen, als es ſich darum handelte, den Weltausſtellungsort zu wählen; denn die Haltloſigkeit des Grundes, welche der Kongreß für die Wahl Chicagos angegeben hat, iſt ſo offenbar, daß jedermann in dieſer Begründung nur einen Vorwand ſehen kann. Offiziell ſoll nämlich die Lage Chicagos im Mittelpunkt der Union maßgebend für die Mitglieder des Kongreſſes geweſen ſein. Aber erſtens liegt Chicago nicht im Mittelpunkt der Union, ſondern höchſtens an der Grenze des Weſtens, in zwanzig Stunden mit dem „Expoſition-Flyer“ von New York erreichbar und noch fünf Tage von San Franzisko entfernt; zweitens verdünnt ſich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, je mehr man nach dem Weſten kommt, und drittens konzentriert ſich in den Städten des Oſtens jener Teil der Bevölkerung, der für eine Weltausſtellung das lebhafteſte Intereſſe und von derſelben einen wirklichen Nutzen hätte haben können. Dennoch iſt das Wunder leicht erklärlich, und die Geſchichte, wie Chicago zu ſeiner Weltausſtellung kam, iſt nicht nur mindeſtens ebenſo intereſſant wie diejenige, wie man Präſident wird, trotzdem die erſtere in dem Lande der ,,liberty“, die andere in einem des Despotismus ſpielt, ſondern auch charakteriſtiſch für amerikaniſche Verhältniſſe. Sie wirft auf die Energie, den Wagemut und die Rührigkeit der Einwohner Chicagos ein ebenſo grelles Blitzlicht wie auf die Korruption amerikaniſcher Politiker, und da ſie die erſteren guten Eigenſchaften ſpekulierend auf die letztere ſehr ſchlechte zeigt, können die Chicagoer ſich über den finanziellen Mißerfolg ihrer Ausſtellung, an dem ſie lange zu tragen haben werden, nicht beklagen. Denn Geſchichten ſollen immer moraliſche Geſchichten ſein und Lohn und Strafe nach Gebühr verteilen; und die Chicagoer haben beides, Lohn und Strafe, empfangen, — den Lohn für ihre Rührigkeit, indem ſie zum Ärger der New Yorker die Weltausſtellung erhielten, und die Strafe für ihre Spekulation auf die ſchlechten Seiten der menſchlichen Natur, indem die Weltausſtellung ihnen ſtatt des erhofften Gewinns nur große Verluſte gebracht hat. Die Geſchichte aber, wie Chicago zu ſeiner Weltausſtellung kam, iſt folgende: Als im Kongreß der Gedanke auftauchte, das Kolumbus-Jubiläum durch eine Weltausſtellung zu feiern, wurden die Städte New York, Waſhington, Boſton und Chicago zur Wahl geſtellt. New York als die ſchönſte Stadt der Vereinigten Staaten und als Hauptverkehrsplatz mit Europa, auf deſſen Beteiligung man angewieſen war, wenn man an eine Verwirklichung des Planes nur denken wollte; Waſhington als Sitz der Bundesregierung; Boſton als die Stadt, deren Einwohner ſich — mit Recht oder Unrecht — rühmen, der Hort amerikaniſcher Bildung und feiner Sitte zu ſein und noch für andere Dinge, als nur für „business“ — fürs Geſchäft — Sinn zu haben; Chicago endlich als der babyloniſche Turm der Vereinigten Staaten, der ſchon heute ſo weit emporgewachſen iſt, daß er ſeine Schatten über das ganze Land wirft, und daß man ſeine Exiſtenz nicht gut ignorieren kann. New York mochte meinen, man habe die Namen Boſton, Waſhington und Chicago nur aus Höflichkeit genannt, wie man bei einer Wahl Kandidaten nominiert, um ihnen Reſpekt zu bezeugen, wenn man auch ſicher iſt, daß ſie die Wahl entweder nicht annehmen werden, oder daß die Wahl nicht auf ſie fallen wird. Aber die New Yorker hatten weder mit dem leichten Gewiſſen der Kongreßmitglieder, noch mit dem Ehrgeiz Chicagos gerechnet. Denn kaum war der Weltausſtellungsgedanke ans Licht getreten, ſo traten auch die „prominenten“ Bürger Chicagos zuſammen und zeichneten die Summe von fünf Millionen Dollars als erſten Garantiefond für die Ausſtellung, während die New Yorker meinten, es ſei noch Zeit, das nötige Geld aufzubringen, nachdem ihnen, wie ſie für ſelbſtverſtändlich annahmen, die Ausſtellung zugeſprochen war. Und nicht zufrieden mit dieſem erſten Schritt zur Verwirklichung ihrer ebenſo ehrgeizigen wie ſpekulativen Träume, veranlaßten die „prominenten“ Chicagoer die „prominenteſten“ ihrer Mitbürger, die Herren Armour, Pullmann, Marſhall Field und andere, die zuſammen eine halbe Milliarde oder mehr in Mark repräſentieren mögen, den lumpigen fünf Millionen Dollars die Form eines Checs zu geben, der ſo gut wie bares Geld war, nachdem er die Unterſchrift dieſer „Prominenteſten“ empfangen hatte. Dieſen Chec vertrauten ſie dann einer Deputation an, die ſie nach Waſhington entſandten mit dem Auftrag, koſte es was es wolle, die Weltausſtellung für Chicago zu erwerben. Die Deputation hat dem Vertrauen ihrer Mit-



Ausgang. Nach dem Gemälde von Tito Conti.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

bürger durchaus entſprochen; es gelang ihr, die Majorität der Kongreßmitglieder davon zu überzeugen, daß Chicago im Mittelpunkt der Union liegt, von jedem Bürger der Vereinigten Staaten leicht erreichbar. Daß der Garantiefond von fünf Millionen Dollars ſtark angegriffen war, noch ehe der Kongreß zum letztenmal über die Ortsfrage abgeſtimmt hatte, iſt ein offenes Geheimnis. Kein Amerikaner entrüſtet ſich darüber, denn es erſcheint ihm ſelbſtverſtändlich, daß jedes gewählte Mitglied der Regierung, das ſich ſeine Wahl hat Geld koſten laſſen, auch jede Gelegenheit ergreift, die ſich ihm bietet, ſeine Kapitalsanlage und noch etwas darüber wieder einzubringen. Politik iſt kein Vergnügen, denkt der Amerikaner ganz richtig; aber dafür, daß Politik nicht lediglich ein Privatgeſchäft ſein ſollte, iſt ihm noch kein Verſtändnis aufgegangen.

Selbſtverſtändlich ſahen nun auch die Chicagoer in der Weltausſtellung eine Kapitalanlage, die ihre Zinſen tragen ſollte. Als ich in der Weltausſtellungsſtadt war, tönte aus dem ſtillen Friedrichsruh ein Wort des Fürſten Bismarck hinüber, daß die Worlds Feier nur die Spekulation einiger Chicagoer Hoteliers ſei, und ich möchte keine der Invektiven wiedergeben, die deshalb in der amerikaniſchen Preſſe auf den Fürſten niederregneten, trotzdem er dieſe Anſicht aus den Mitteilungen eines amerikaniſchen Freundes geſchöpft hatte. In der That hat der Fürſt die Grenze der Spekulanten zu eng gezogen. Ein Spekulationsfieber hatte alle Welt in Chicago ergriffen, und dieſes Fieber vergrößerte ſich in demſelben Maße, in dem die ohne alle Rückſicht auf die verfügbaren Mittel hergeſtellten Rieſengebäude im Ausſtellungspark ſich ihrer Vollendung näherten. Die finanziellen Schwierigkeiten wuchſen, je mehr der Eröffnungstermin heranrückte, aber mit jedem Tage wuchs auch die Siegesgewißheit der Einwohner Chicagos und ihr guter Wille, die Gelegenheit nach Kräften wahrzunehmen. Nur die Negerminſtrels ſangen ſchon, während die um den Ausſtellungspark emporgeſchoſſene, auf hunderttauſend Fremde berechnete Hotelſtadt noch im Rohbau ſtand, ein Lied: „After the Fair“, in dem das aus dem ſchönen Traum bevorſtehende Erwachen anſchaulich geſchildert wurde. Die letzten Tage vor der Eröffnung ſchienen noch die vorausſchauende Klugheit der ſchwarzen Sänger Lügen zu ſtrafen. Die Arbeiter in der Ausſtellung erhielten Tagelöhne von ſchwindelnder Höhe, — gewöhnliche Arbeiter fünf Dollar, Leute, die 'mal in ihrem Leben ein paar Gardinen angeſteckt hatten und deshalb in Amerika für Tapezierer gelten konnten, bis zu zehn Dollars. Dabei ſtieß der Amerikafremde wieder auf ein Rätſel: während in der Ausſtellung Not an Arbeitern war, ſah er vor den Thoren des Bretterzaunes, der den Ausſtellungsplatz umfriedigt, Tauſende von kräftigen Menſchen, welche Arbeit ſuchten und keine erlangen konnten. Das ſcheinbar Unerklärliche war eine höchſt lehrreiche Illuſtration zu dem unerbittlichen Kampfe aller gegen alle, den man in den Vereinigten Staaten wirtſchaftliches Leben nennt. Den draußen ſtehenden Arbeitsloſen durfte in der Ausſtellung keine Arbeit gegeben werden, da ſie keiner der Arbeiterunion angehörten, mit denen die Bauherren innen Verträge abgeſchloſſen hatten; andrenfalls würden ſämtliche Unionmitglieder ſofort die Arbeit niedergelegt haben. Ich glaube gern, daß die Arbeiter in den Vereinigten Staaten dem Großkapital gegenüber zu feſtem Zuſammenſchluß gezwungen ſind, denn es gibt weder eine Macht, noch ein Geſetz, noch eine Tradition, die ſie vor der rückſichtsloſen Ausbeutung durch dasſelbe ſchützen könnte. Anderſeits iſt es ſchwer, dem Arbeiter die Sympathieen zu bewahren, der ſelbſt dem Arbeiter das verkümmert, was man das ideale Recht des Menſchen nennen könnte, wenn es ſich in der Praxis vielleicht auch nicht immer verwirklichen läßt, — das Recht auf Arbeit. In der Stadt aber rüſtete man ſich, die Gäſte zu empfangen. Nicht indem man die Straßen reinigte, die verrußten Häuſer abputzte oder gar Flaggen herausſteckte: das „Welcom all nations,“ das man in einigen Schaufenſtern las, iſt niemals eine größere Phraſe geweſen als in Chicago. Die Hausbeſitzer ſteigerten ihre Mieter oder ſtellten ihnen anheim, auszuziehen und den zu erwartenden Ausſtellungsbeſuchern Platz zu machen, die wenigen Dienſtmädchen in Chicago forderten vom 1. Mai ab fünfundzwanzig ſtatt fünfzehn Dollars monatlich, die weißen Kellner erklärten nur noch für achtzehn Dollars und vom 1. Juni ab nur noch für fünfundzwanzig die Woche zu arbeiten, die ſchwarzen Hotelkellner wollten ſchon mit ſechzig Dollars den Monat zufrieden ſein, und alle Lebensmittel erfuhren eine Preisſteigerung. Für ein Zimmer in der Nähe der Ausſtellung ohne beſonderen Komfort, ohne jede Bedienung und ohne alle Verpflegung wurden einem meiner Reiſebekannten kurz vor dem 1. Mai kalt lächelnd hundertundfünfzig Dollar — ſiebenhundert Mark — pro Monat abverlangt, und einer meiner Freunde mußte für zwei Zimmer in der zehnten Etage des Great Northern Hotel um dieſelbe Zeit — european plan, alſo ohne Verpflegung — achtzehn Dollars, zweiundſiebzig Mark, täglich bezahlen. Sämtliche Hotels kündigten ihren Gäſten an, daß ſie — glatte Rechnung — vom 1. Mai ab ihre Rechnung verdoppelt finden würden, und ſchon vor dem 1. Mai wäre in keiner Fremdenherberge der inneren Stadt, die noch auf die Bezeichnung Hotel Anſpruch machen kann, eine Manſarde unter zwei Dollar pro Tag zu haben geweſen. Nur das Palmer-Houſe, eines der größten Hotels Chicagos, erklärte mit Emphaſe, daß es ſeine Preiſe nicht erhöhen würde. Dieſe Erklärung war mit Rückſicht auf das Stammpublikum des Hotels abgegeben und mit Rückſicht auf die Tage nach der Ausſtellung, die doch auch kommen mußten und mit denen der geſchäftskundige Manager des Palmer-Houſe in kluger Weiſe rechnete. Aber ſie erwies ſich als ein Truc, der zwar nach etwas ausſah, aber keine beſondere Kraftanſtrengung koſtete. Denn das Palmer-Houſe zog ſich aus der Affaire, indem es ſtatt eines Fremden zwei und drei — ob ſie ſich kannten oder nicht kannten — in ein Zimmer legte und jedem den Preis abnahm, den vordem der Raum einem einzelnen Gaſt gekoſtet hatte. Ich ſelber habe bei Begleichung meiner Schlußrechnung noch eine Attake abzuwehren gehabt, die beweiſt, daß das Palmer-Houſe ſogar mit der Theorie, die Preiſe nicht zu erhöhen, gebrochen hatte. Denn der Clerk, bei dem ich die Rechnung bezahlte, meinte ſehr naiv, ſeitdem ich das Zimmer allein bewohnt hätte, müſſe ich den doppelten Preis zahlen. Zum Glück konnte ich ihm erwidern, daß mein Zimmer niemals Raum genug für zwei Betten gehabt habe.

Daß ſich von all dieſen Spekulationen wenig verwirklicht hat, das iſt nur inſofern eine Schuld der Chicagoer, als ſie ihre Berechnungen auf den rein aus der Luft gegriffenen Vorausſetzungen des gewinntollen Spekulanten, nicht auf den Wahrſcheinlichkeitsziffern des klugen und überlegenden Geſchäftsmannes gemacht hatten. Der gute Wille, in unerhörter Weiſe Geld zu ſchneiden, hat ihnen niemals gefehlt, ſo eifrig ſie ſich auch ſpäter, als ſie die Unmöglichkeit einſahen, dagegen verwahrt haben, daß es jemals ihre Abſicht geweſen ſei, mit ihren Gäſten zu verfahren, wie der Fuchs mit den Hühnern, die er zur Tafel geladen hatte. Die Gäſte kamen eben nicht, und es war daher nicht möglich, ihnen die Hälſe umzudrehen. Es kamen wenigſtens nicht die fünfmalhunderttauſend täglichen Ausſtellungsbeſucher, auf die man in Chicago gerechnet hatte, — „es können auch ſechsmalhunderttauſend werden,“ ſagte mir beſchwichtigend ein Chicagoer Baumeiſter, als ich vor der Eröffnung vor dieſer Ziffer mit einigem Mißtrauen ſtutzte. Die zehn- oder zwanzig- oder dreißigtauſend aber, welche kamen — an die hundert- oder hundertundzwanzigtauſend, die jetzt von drüben herübertelegraphiert werden, wird niemand glauben, der gleich mir ſechs Wochen in Chicago geweſen iſt und die erſten heißen Sommertage mitgenoſſen hat — haben immer noch daran glauben müſſen; denn ſie füllten höchſtens die Hotels der inneren Stadt, und ſo lange jemand noch dort oder in den zahlreich und immer billiger ausgebotenen Privatquartieren Platz gefunden hat, hat er ſicher in dieſen Hotels lieber den doppelten Preis gezahlt, als daß er in die Hotelſtadt in der Umgebung der Ausſtellung hinauszog, die trotz allen Faſſadenabputzes doch nur den Charakter eines Barackenlagers hat.

Statt der erwarteten Fremden kam etwas anderes — ein unheimliches Kniſtern und Krachen. Es kniſterte hier und kniſterte dort, — es brach hier eine Bank und dort eine Bank zuſammen, lauter kleine Banken in kleineren Städten als Chicago, Sparbanken, in denen der Pfennig des Arbeiters lag. Es krachten dann ein paar größere Banken in Chicago ſelbſt, und der kleine Mann ſtürzte zu Tauſenden an die Schalter der Banken und ſuchte zu retten, was noch zu retten war.

Der Chorus der amerikaniſchen Preſſe aber tönte, wie von einem einzigen, unſichtbaren Geiſte inſpiriert: „Nur ruhig, Leutchen, es iſt nichts wie eine vorübergehende Geldklemme. Durch Euer Drängen drückt Ihr ja erſt recht unſere Bankhäuſer ein, auch die, die leidlich feſt gemauert ſind.“ Ich habe an die vorübergehende Geldklemme nicht geglaubt, denn während der kleine Mann ſo beruhigt wurde, legte die große, die unermeßlich reiche Stadt Chicago eine Anleihe von fünfmalhunderttauſend Dollar auf — ich war zu jener Zeit noch drüben — und von all ihren hundert Millionären fand ſich keiner, der den Bettel übernahm. Denn die Millionäre haben einen feinen Inſtinkt in Geldſachen. Und kaum war ich wieder in Europa, mit der Überzeugung, kein unermeßlich reiches, im Aufblühen begriffenes, wohlfundiertes Land in den Vereinigten Staaten gefunden zu haben, ſondern ein ſchlechtverwaltetes, ausgeraubtes, dem Ruin entgegengehendes, da kam die Nachricht, daß das Silber plötzlich um die Hälfte entwertet ſei. Und dieſe Nachricht, die gleichbedeutend für die Vereinigten Staaten mit einer Finanzkriſis von ungeheurer Tragweite iſt, wurde in Europa mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die unerklärlich wäre, wenn ſie nicht inſpiriert wäre von demſelben unſichtbaren Geiſt, der alle finanziellen Beklemmungen des kleinen Kapitaliſten im Keim zu erſticken ſucht: Die europäiſchen Großfinanciers ſtehen über dem großen amerikaniſchen Krach wie die Chicagoer Großfinanciers über dem kleinen Chicagoer Krach ſtanden und warten mit Gelaſſenheit auf die unausbleiblich kommende amerikaniſche Anleihe, die ihnen Wucherzinſen bringen wird, welche ſie dem kleinen Kapitaliſten in Rechnung ſtellen werden.

Da ich weder Großfinancier noch Kleinkapitaliſt bin, ſo ſchließe ich hiermit ein- für allemal meine Reiſeausflüge in das volkswirtſchaftliche und politiſche Gebiet. Um ſo lieber, da ich eingeſehen habe, daß das Märchen von dem unerſchöpflichen Reichtum der Vereinigten Staaten nur auf Grund herber Erfahrungen ſich allmählich in blauen Dunſt auflöſen wird. Was ich noch zu erzählen habe, werden harmloſe Skizzen aus meinen amerikaniſchen Reiſewochen ſein. Dieſe Exkurſion in ein mir nicht nahe liegendes Gebiet, die ich ſo viel wie möglich mit charakteriſtiſchen Details zu belegen ſuchte, mag den Leſer überzeugen oder ſeinen Widerſpruch hervorrufen — dixi et salvavi animam meam.

Die Zwergpapageien.

Von Christian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

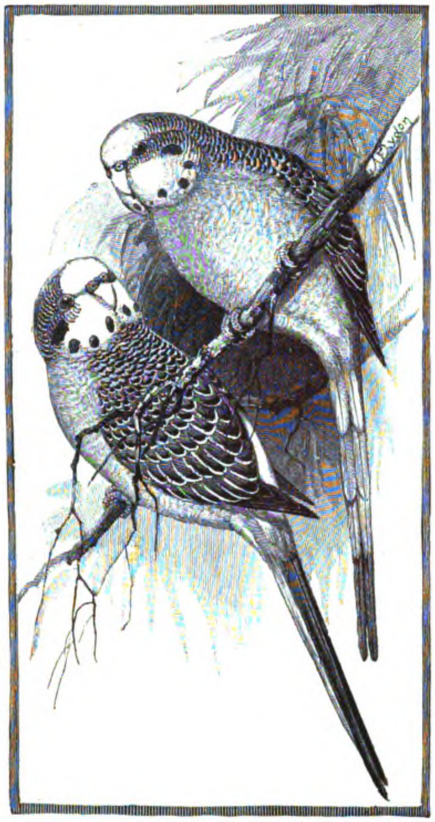
Unter Zwergpapageien verſtehen die Vogelkundigen ein beſtimmtes Geſchlecht, das in einer Anzahl Arten in Afrika, Aſien, Amerika und Auſtralien vorkommt und von dem vier Arten oft ihren Weg in die Käfige unſerer Vogelfreunde finden. Ich will aber hier nicht nur von den eigentlichen Zwergpapageien, ſondern auch von den anderen buntfarbigen gefiederten Zwerglein aus der Familie der Papageien erzählen, welche die Naturfreunde oder einſame Menſchen, die auf die Geſellſchaft ſolcher Zimmergenoſſen angewieſen ſind, durch ihr farbenprächtiges Gefieder und ihr munteres, zutrauliches Weſen erfreuen.

In erſter Reihe iſt hier heute der **Wellenſittich** zu nennen, einer der zierlichſten und anmutigſten Vögel, die es gibt. Er heißt ſo, weil ſein Gefieder, wo es nicht grün oder gelb iſt, alſo am Oberkopf, an den Wangen, dem Nacken, den Schultern und den Flügeldecken, auf grünlichgelbem Untergrunde ſchwarz gewellt iſt. Das ganze überaus ſchlank gebaute Vögelchen erſcheint grasgrün mit gelbem Kopf, und im langen Schwanz iſt auch Blau vertreten. Auch im Geſicht hat es ein paar blaue Tupfen.

Zierlich wie die Geſtalt iſt auch jede Bewegung des Wellenſittichs, gleichviel ob er auf ſeiner Stange umherhüpft, fliegt oder auf dem Boden trippelt. Man wird nicht müde, dem munteren Treiben eines Pärchens zuzuſehen und ſeinem anmutigen Geplauder zu lauſchen. Niſten die Wellenſittiche gar, ſo entfaltet ſich vor dem Auge des Beſchauers das traulichſte Familienleben, das ſich allerdings zum Teil in einem Brutkaſten abſpielt, denn der Wellenſittich iſt ein Höhlenbrüter. Mit dem Niſten im engen Käfig geht es freilich nicht ſo regelmäßig zu, wie man nach den Handbüchern für Vogelfreunde annehmen ſollte. Nur zu oft wartet der Beſitzer eines Pärchens vergeblich Jahr um Jahr, obgleich er den Vögelchen den ſchönſten Niſtkaſten hinhing und ſie nach allen Regeln der Kunſt fütterte. Es haben eben auch die Vögel ihre Zu- und Abneigungen, die oft in ſehr verſchiedenem Alter, mitunter aber auch in anderen uns unbekannten Urſachen begründet ſind, und die Zwangsehe wird, wenn nicht unglücklich, ſo doch auch nicht glücklich. In ſolchem Fall thut man gut, „ihn“ oder „ſie“ gegen einen oder eine andere auszutauſchen, bis das Paar ſich gefunden hat und eine überaus zahlreiche Nachkommenſchaft von dem neuen Liebesglück Zeugnis ablegt. In der Vogelſtube, wo die Pärchen ſich nach Gefallen zuſammenthun können, hecken die Wellenſittiche ſo regelmäßig wie Kanarienvögel, und man hat ſeine liebe Not, zu verhindern, daß ſie ſich nicht über den Freuden des Familienlebens aufreiben. Kaum iſt eine der elterlichen Pflege noch ſehr bedürftige Brut aus dem Kaſten, ſo werden ſchon wieder Eier gelegt.

Im allgemeinen leben die Wellenſittiche in muſterhafter Ehe, doch muß leider konſtatiert werden, daß Ausnahmen vorkommen. Es gibt männliche Wellenſittiche, die, wie der Graf von Gleichen, mit zwei Weibchen leben wie die anderen mit einem; es gibt ferner männliche Wellenſittiche, die ſich einem zügelloſen Lebenswandel ergeben. Aber das ſind, wie geſagt, Ausnahmen. In der Regel lebt der Gatte nur der Gattin und umgekehrt. Der Gatte begleitet die Gattin auf Schritt und Tritt, er verteidigt ſie, ſucht ſie während des Brütens zu unterhalten und füttert ſie. Er hilft ihr auch beim Füttern der Jungen und wird nur einmal ungemütlich, falls er findet, daß dieſe die Mutter gar zu lange von ihm abziehen. Die Gattin verhält ſich ihm gegenüber auch tadellos, doch iſt ſie immerhin eiferſüchtigen Anwandelungen nicht ganz unzugänglich. Nur der ledige weibliche Wellenſittich kann zu einem höchſt unerfreulichen Geſchöpf werden. Man hat in dieſer Beziehung ſehr Trauriges erlebt. Man beobachtete, daß dieſe Überzähligen zu wahren Furien wurden, welche ihren glücklich vermählten Schweſtern die Beine zerbiſſen, die Herren in der Geſellſchaft zerzauſten und die Jugend in der greulichſten Weiſe mißhandelten. Der weibliche Wellenſittich iſt offenbar ganz für das Familienleben beſtimmt und verändert ſeine innerſte Natur, wenn es ihm verſagt bleibt, Gattin und Mutter zu werden.

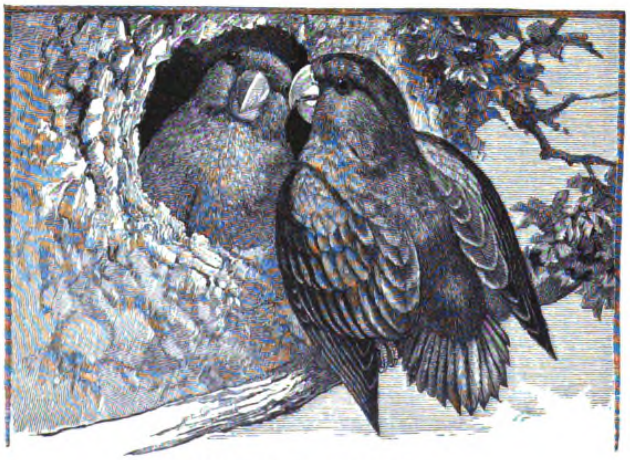
Die Wellenſittiche ſind Bewohner Auſtraliens und führen dort das Wanderleben, zu dem die klimatiſchen Verhältniſſe jenes Weltteils einen großen Teil der dortigen Tierwelt verurteilen. Hat es dort irgendwo reichlich geregnet, ſo bedeckt ſich auch die Sandwüſte in wenigen Wochen mit hohem Gras, das bald in Ähren ſchießt. Dann kommen unſere Sittiche in ungeheuren Scharen an und niſten in den zahlreiche Höhlungen bietenden Eukalypten. Tritt die Dürre wieder in ihr Recht, ſo verſchwinden die Sittiche und ſuchen neue Weide- und Brutplätze auf.



Wellenſittiche.

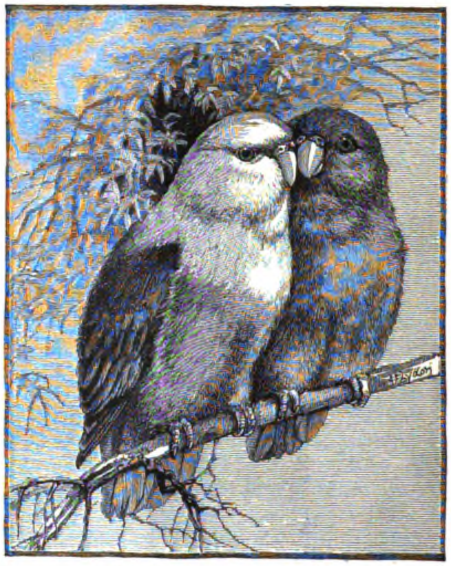
Daraus erklärt es ſich, daß wir die Wellenſittiche ſo unregelmäßig erhalten. Kommen ſie in die Küſtengegenden von Südauſtralien, ſo werden ſie an den Tränken in ungeheuren Maſſen gefangen und zu vielen Tauſenden nach Europa geſchickt, während ſie in anderen Jahren in verhältnismäßig kleiner Zahl eingeführt werden. Die meiſten, die man bei den Händlern kauft, ſind übrigens in Europa gezüchtet. Es gibt in erſter Reihe in Belgien, in zweiter in Frankreich große Zuchtanſtalten, aus denen Tauſende von Wellenſittichen hervorgehen. Auch in Deutſchland werden viele gezüchtet.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie ſchnell ſich die Liebhaberei für Wellenſittiche verbreitet hat. Das erſte lebende Pärchen wurde im Jahre 1840 von dem berühmten Erforſcher der auſtraliſchen Vogelwelt Gould nach England gebracht. In den fünfziger Jahren ſollen ſie in Berlin noch mit 6 Friedrichsdor bezahlt worden ſein, in der Mitte der ſiebziger Jahre aber waren ſie ſchon ſo häufig, daß man das eingeführte Pärchen beim Großhändler für zehn Mark erſtehen konnte. Intereſſant iſt es, daß dieſer Papagei, der nicht größer iſt als ein Sperling, mehrfach ſprechen gelernt hat. In der „Gefiederten Welt“ iſt von den betreffenden Beſitzern darüber berichtet worden.



Sperlings-Zwergpapageien.

Seit viel längerer Zeit als den Wellenſittich kennen wir die eigentlichen Zwergpapageien. Unter dieſen iſt wohl der bekannteſte der Sperlingspapagei, ein grasgrüner etwa wie ein Sperling großer Vogel. Das Männchen hat blaue Unterflügel und einen blauen Bürzel. Der Sperlingspapagei iſt ebenſo wie die anderen eigentlichen Zwergpapageien ungleich derber gebaut als der Wellenſittich, und iſt auch in ſeinem Gebaren lange nicht ſo anmutig. Er iſt aber auch ein liebliches Vögelchen, an dem man ſich, wenn man es gut trifft, wohl erfreuen kann, — wenn man es gut trifft, d. h. wenn das Pärchen, das wir erwarben, nicht ſchon zu alt iſt, um ſich noch an die Menſchen zu gewöhnen. Iſt das der Fall, ſo wird man an ſeinen Pfleglingen wenig Freude erleben. Sie ſind dann überaus wild und ſtörriſch. Wurden ſie aber in einem Alter gefangen, wo der Vogel noch Vernunft annimmt, ſo legen ſie nach und nach ihre Scheu ab und werden ſehr niedliche Zimmergenoſſen. In Vogelſtuben haben ſie mehrfach geniſtet. Sie ſind dort aber immerhin nicht ganz ungefährliche Gäſte, denn ſie ſind nicht nur ihren Verwandten gegenüber durchaus unverträglich, ſondern wenden ſich auch gegen andere Vögel, die ſchwächer ſind als ſie. — Die Heimat der Sperlingspapageien iſt Mittelamerika, und ſie ſind dort überall ſehr häufig.



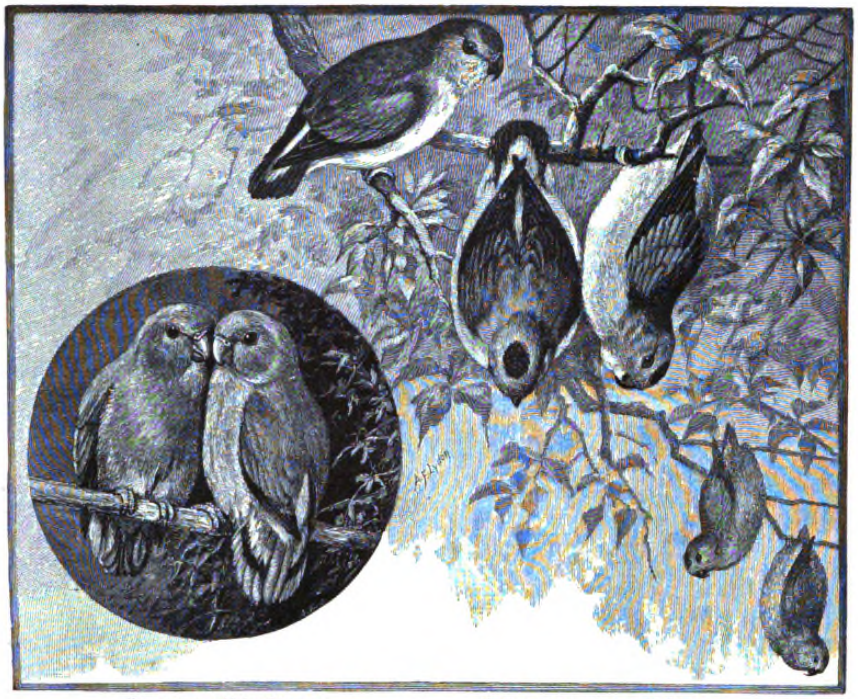
Graukopf-Zwergpapageien.

Den Sperlingspapageien nahe verwandt ſind die grauköpfigen Zwergpapageien, die aus Madagaskar zu uns kommen. Das Männchen iſt oben dunkelgrün, unten hellgrün, Kopf, Hals und Oberbruſt ſind grau. Von ihnen gilt im übrigen ſo ziemlich alles, was von den Sperlingspapageien geſagt wurde, nur werden ſie noch ſchwerer zutraulich als dieſe.

Unter dem Namen Inſeparables war früher ein kleiner Zwergpapagei ſehr verbreitet, der auch heute noch der Unzertrennliche heißt. Auch er iſt grün mit rotem Vorderkopf und roter Kehle. Der Unterrücken iſt blau, der Schwanz rot mit einer ſchwarzen Querbinde. Es iſt ein hübſches aus Weſtafrika ſtammendes Vögelchen, das dadurch ein romantiſches Intereſſe erregte, daß bei einem Pärchen das eine angeblich den Untergang des anderen nicht überdauerte. Die Sache erklärt ſich wohl daraus, daß dieſe Vögel früher meiſtens mit dem Todeskeim in der Bruſt in Europa eintrafen und in der That nur zu oft ſchnell nach einander ſtarben. Man kann dieſe betrübende Thatſache noch heute an den aus

Weſtafrika eintreffenden Vögeln jeder Art beobachten, und ſie erklärt ſich wohl aus dem ſchnellen Wechſel des Klimas. Jedenfalls hängen die Unzertrennlichen nicht mehr aneinander als andere Vogelpaare auch. Im allgemeinen ſind es herzlich langweilige Vögelchen, die ſich allerdings beſtändig liebkoſen. Ein Pärchen europäiſcher Bartmeiſen gewährt aber ein unvergleichlich anmutigeres Ebenbild eines menſchlichen glücklichen Ehelebens als dieſe trägen Afrikaner.

Gezüchtet ſind die Unzertrennlichen, ſoviel ich weiß, noch nicht, obgleich ſie es in den Vogelſtuben mehrfach bis zum Eierlegen gebracht und bei dieſer Gelegenheit auch eine gewiſſe Lebensfreudigkeit entfaltet haben ſollen.



Unzertrennliche Zwergpapageien.

Hängepapageien mit blauem Scheitel.

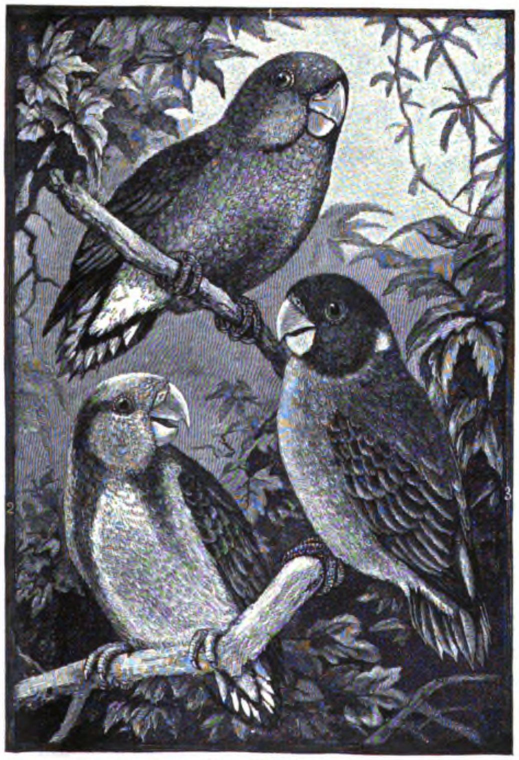
Reizende kleine Geſellen ſind die ſogenannten Hängepapageien, die man auch „Papageichen“ nennt und von denen unſere Abbildung das Papageichen mit dem blauen Scheitel wiedergibt. Sie haben ihren Namen von der Gewohnheit, ſich mit den Beinen aufzuhängen, wie unſere Fledermäuſe, und in dieſer Lage die Nacht zu verbringen. Man findet dieſe entzückend gefärbten Vögel von Indien und Ceylon oſtwärts auf den großen und kleinen Sundainſeln und den angrenzenden Archipelen bis Neu-Guinea. Faſt jede größere Inſel oder Inſelgruppe hat ihre eigene Art aufzuweiſen, von denen man mehr als zwanzig kennt. Sie leben in den Wäldern ihrer Heimat von Blüten, Knoſpen und mancherlei Früchten, verzehren aber auch wohl Sämereien und gelegentlich kleine Inſekten.

Die Papageichen, die jetzt oft nach Europa gebracht werden, ſind viel zutraulicher als die Zwergpapageien, leider aber auch viel ſchwerer zu erhalten, denn wir können ihnen eben die feuchte Wärme ihrer Heimat nicht ſchaffen. Dazu kommt, daß die Früchte, die ihnen neben dem Samenfutter gereicht werden müſſen, ſich ſchwerer auf ihre Beſchaffenheit unterſuchen laſſen als dieſes. So gehen denn dieſe reizenden kleinen Vögel nur zu leicht ein, und es gilt als ein großer Erfolg, wenn man ſie ein paar Jahre am Leben erhält.

Das Papageichen mit dem blauen Scheitel iſt am Körper grasgrün. Auf dem Oberkopf hat es einen dunkelblauen, runden Fleck. Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdecken ſind ſcharlachrot, ebenſo Kehle und Oberbruſt. Der Oberrücken iſt orangefarben bis gelb.

Der überaus farbenprächtige Vogel iſt nur etwa ſo groß wie ein Hänfling. In Borneo iſt er überaus häufig und wird dort auch oft gefangen gehalten.

Den Übergang von den Zwergpapageien zu den Kakadu bilden die Zwergkakadu, die trotz der Verwandtſchaft mit dieſen Vettern nicht größer ſind als die Hängepapageien. Dieſe Vögel bedienen ſich ihrer kurzen Schwänze, um ſich nach Art der Spechte wider die Baumſtämme zu ſtützen. Ihre Heimat iſt Neu-Guinea.



Zwergkakadu.
Nasiterna Pygmaea.
Nasiterna Barigni. Nasiterna Misorensis.

Von den von uns abgebildeten iſt **Nasiterna pygmaea**, der eigentliche Zwergkakadu, oben grün mit durchſchimmerndem Blau. Ebenſo unten, doch iſt er hier in der Mitte hellrot. Die Farben laſſen ſich hier ebenſo wie bei den anderen Arten nur ſchlecht mit Worten beſchreiben, denn ſie gehen vielfach ineinander über. Die Grundfarbe iſt grün.

Die Zwergkakadu haben im Gegenſatz zu ihren größeren Verwandten keine Haube und unterſcheiden ſich auch durch die Beſchaffenheit ihrer Schwanzfedern und ihrer Füße von dieſen.

Nach Europa ſind dieſe in ihrer Art reizenden Zwerge bisher lebend noch nicht gebracht, doch dürfte das früher oder ſpäter wohl geſchehen, und ſie werden ſich dann vorausſichtlich ebenſo gut oder ſchlecht erhalten laſſen wie die Hängepapageien.

Dat Undeert.

Novelle von Ilſe Frapan. (Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Nu wird auch woll bald mein alter Onkel kommen," ſagte die Kapitänsfrau, „dreimal hat er ſchon gefragt, ob Tönnies noch nich da is. Gleich den erſten Abend ſtellt der Alte ſich ein, und denn kommt er jeden Tag, ſo lange mein Mann hier is. Mein Bruder hat ihm das ſchon 'mal geſagt: ‚Onkel, ſie müſſen ſich auch 'mal allein haben,‘ aber wiſſen Sie, was der Alte denn antwortet: ‚Ach, dat is ehr*) je nu all wat Oles, dat hebbt ſe nu nich mehr nödig.‘" Verdrießlich kellte die Frau ihrem Älteſten noch einen Löffel voll auf. „Mir auch noch 'n orrendlichen Klacks,"**) riefen die anderen. Klatſch, klatſch, klatſch, einen Löffel Grütze auf jeden Teller, bis die große Terrine leer war.

„Nu muß ich aber wirklich weg," ſagte Manga Dehn, der es bei der Erzählung ſehr ungemütlich geworden war, „ſein Sie mir nur nicht böſe, daß ich ſo lange geblieben bin."

„Im Gegenteil, war mir ſehr angenehm; 'n Taſſe Kaffee ſollten Sie man noch mittrinken, Fräulein, Sie haben mir ja ſo wunderſchön geholfen,"

Fräulein Dehn ſteckte mit niedergeſchlagenen Augen ihre langen Filethandſchuhe wieder in die Taſche.

„Ja, wenn ich Ihnen noch 'was helfen kann, Frau Tönnies, denn kann ich am Ende noch 'n Augenblick bleiben. Wann läuft das Waſſer auf?"

Frau Tönnies blickte unwillkürlich durchs Fenſter; die Weiden mit ihrem grauen, dünnen, kritzlichen Aſtwerk wurden wild hin und her geſchleudert, es donnerte faſt ununterbrochen in der Ferne.

„Um drei," ſagte ſie nachdenklich, „vor fünf kann die Maria da Gloria nich hier ſein, — das heißt, wenn ſie hier vorbeikommt, denn is ſie je noch lang nich hier, denn muß ſie je noch nach Hamburg rauf, und bis mein Mann denn hier is und mein Bruder, kann das ſieben, nee, acht, neun werden."

„Ach, die armen Kinder!" murmelte das Mädchen, „die freu'n ſich ja ganz ab."

„Das thut ihnen nichts, das müſſen ſie von früh auf gewohnt werden, — ja, ich hab doch die letzte Nacht nich ſo recht geſchlafen. Können Sie ſich das denken?"

Die hübſchen braunen Augen des jungen Mädchens bekamen einen warmen Schein; ſie nickte eifrig.

„Wenn er man bloß heut Abend noch kommt, ſonſt geh ich heut Nacht gar nich zu Bett. Nee, denn zieh ich mich nich aus. Denn bin ich doch zu hiddelig***), was ſoll ich denn im Bett thun."

„Es muß ſchrecklich ängſtlich ſein!" Manga ſeufzte, und ſo natürlich, als ob ſie dieſe Angſt ſchon vollkommen teile. Frau Tönnies ſah ſie wieder prüfend an.

„Heiraten Sie man keinen Seemann, Fräulein Dehn."

Ein ſchuldbewußtes Rot ſtieg dem Mädchen in die Wangen. „Warum meinen Sie? — Bitte, Frau Tönnies, kann ich nich heute aufwaſchen?" bat ſie dann mit Innigkeit, „Kathrin braucht auf die Art nicht vom Klären wegzugehn."

Was will ſie? dachte die Frau. Laut ſagte ſie: „Mit dem Kleid? Na, freuen Sie ſich, daß Sie keine Mama zu Hauſe haben, die Sie ausſchelten kann."

„Sie leihen mir eine Küchenſchürze! O ich wollte, ich hätte meine Mama noch, Sie können ſich gar nicht denken, wie ſtill es bei uns zugeht! Papa iſt nicht für Geſelligkeit, manchmal kommt die ganze Woche kein Menſch, und meine zwei Schweſtern ſind noch ſo dumm."

„Na, Sie werden doch nicht weinen?"

Frau Tönnies faßte das Mädchen freundlich in den Arm: „So'n kleine reſolvierte fixe Deern! Nee, es is wirklich ſchön, daß Sie hier ſind, der Tag war nich ſo lang, und man ſpricht ſich die Aufregung 'n büſchen vom Herzen 'runter." Manga blickte ſie dankbar an.

„Nu ſollten Sie 'n kleine Idee ſchlafen, Frau Tönnies. Wenn die Ewer ſich drehn*), ſag ich Ihnen Beſcheid. Ich will unter der Zeit Kaffee machen."

Die Frau legte ſich wirklich aufs Sofa, doch ſprang ſie bald wieder auf und ging zu dem jungen Mädchen in die Küche. „Ich hab doch keine Ruhe. Wenn ſie man nich Nebel gehabt haben heut Nacht. Ende Auguſt geht das ſchon los! Na, Sie werden ja auch ganz blaß, — iſt da woll am Ende 'n Paſſagier mit, der — —

Fräulein Dehn ſchüttelte den Kopf: „Ich glaube auch, man muß immer was um die Ohren haben, dann vergeht die Zeit am beſten. Wenn er nur erſt da wäre, nicht?"

Frau Tönnies rief die Kinder zum Kaffee, Jürgen legte eine rotbraune Krebsſchale vor das Fräulein hin.

„Kiek, du, das 'n Taſch**), die ſchenk' ich Onkel Hartig. Was ſchenkſt du ihm, Tante Manga?"

„Ich hab nichts," Fräulein Dehn zeigte ihre leeren Hände, die der Kleine aufmerkſam betrachtete.

„Aber du heſt Geld in de Taſch!" platzte lachend Hinrich heraus, „das' noch beſſer."

„Hinrich!" rief die Mutter verweiſend, „ſei doch nich ſo vorlaut!"

Der Junge war in einer Laune des Übermuts. „Je, nu rufſt Du Hinrich, und dabei haſt du es ſelbſt geſagt, Mutter."

Frau Tönnies wurde blutrot.

„Zu wem ſollt ich das woll geſagt haben?"

„Zu Onkel Hartig! das letztemal, als er hier war, ich weiß es ganz gut, hab' es ſelbſt gehört." Der Junge war nun auch rot geworden, ſeine weiße Stirn bis unter die Haare; trotzig hielt er den zürnenden Blick der Mutter aus. Als ſie ihn über den Tiſch hinüber ſchlagen wollte, faßte Fräulein Dehn ihre Hand. „Ach, Frau Tönnies, es thut ja nichts, — laſſen Sie ihn doch, er iſt ja gar nicht unartig geweſen."

Hinrich ſprang mit Thränen in den Augen von ſeiner halbgeleerten Taſſe auf und ſtellte ſich in die Ecke.

„Das is recht, da gehörſt' auch hin!" rief die Frau. Nun lief der Gekränkte zur Thür hinaus. Mietje ſchrie: „Hinrich," und wollte ihm nach, aber die Mutter führte das Kind an der Hand zurück.

„Er is 'n büſchen verzogen, weil er der älteſte is," Frau Tönnies blickte verſtimmt nach der Thür, „er is je auch ſonſt ganz vernünftig ſoweit, aber — wenn man kein Wort ſprechen kann — ohne daß die Gören —"

„Ich will ihn hereinholen, heute iſt doch ſolch'n Feſttag!" bat Manga, und eh' die Mutter es hindern konnte, war ſie ihm nach. Er ſtand am Gitter des Hühnerſtalles, die Hände in den Hoſentaſchen geballt, Thränenſpuren im Geſicht. Das junge Mädchen wollte ihm den Arm um den Hals legen, er ſchob ſie weg, ohne ſich umzuſehen. „Ich meinte all, es wär' Mama," murmelte er, „ſie hat es doch geſagt."

„Komm Hinrich, ſei artig! Du — wenn du es doch ſo gut gehört haſt — was hat denn Onkel Hartig geantwortet?" Sie zog ihn an der Hand zu ſich heran.

„Onkel hat bloß geſagt, das wär' ihm Pudding." Der Junge lachte unwillkürlich, that aber gleich wieder ernſt.

Manga Dehn ſah ihn mit einem befriedigten Lächeln an; plötzlich nahm ſie ſeinen runden Kopf in beide Hände und küßte ihn herzhaft auf die glatte Stirn zwiſchen den Augen.

„Sag du nur immer die Wahrheit, mein Jung! Mama is gar nicht mehr böſe."

---

*) ihnen. **) Haufen, aber nur von halbflüſſigen Stoffen. ***) unruhig.

*) Zeichen, daß die Flut eintritt. **) Taſchenkrebs.

Hinrich ſah ſie halb lachend, halb verſchmitzt an: „Na, wat is nu los?“ brummte er, ſich über die Stirn wiſchend.

„Sieh mal zu, Hinrich, ich glaube, nu kommt die Flut! Lauf mal voraus an 'n Strand, wir kommen alle nach.“

Der Junge entſprang ihr in großen Sätzen, obgleich es noch zu früh war; im Hineingehen kamen ihr auch ſchon die übrigen Kinder entgegen. Fräulein Dehn ging gerade auf Frau Tönnies zu, die mit krauſer Stirn die Taſſen in einander ſtellte.

„Und nun machen Sie kein böſes Geſicht, kommen Sie auf den Balkon; haben Sie nicht eine Arbeit für mich?“

„Ach, Sie ſind ſehr freundlich; herrjes ja, ich hab 'n Dutzend feine Taſchentücher für meinen Mann, aber Sie wiſſen woll, ich hab ſie auf der Maſchine geſäumt, und nu hängen noch all die alten Fäden beizu; die muß ich befeſtigen.“

Auf dem Balkon über den Kronen der Eſpen, die keinen Augenblick Ruhe gaben, war es windig, aber doch nicht ſchwül, wie im Zimmer. Und die Luft war ſo ſchmeckbar friſch und ſo voll von Gerüchen. Theer, Laub, Tang, naſſer Sand, Heu, Fiſche, Reſeda, Levkoyen und Tauwerk, — alles duftete durcheinander, ſo ſtark es konnte.

„Hier iſt es ſchön!“ Manga blickte entzückt über die weite, grün umrahmte Waſſerfläche, die dunkel und drohend genug ausſah. „Ich möchte immer in Blankeneſe bleiben.“ Sie guckte ſchnell beiſeite, als das heraus war.

„Ja, Fräulein Dehn, heiraten Sie 'n Blankneſer, das is die beſte Richtigkeit.“ Frau Tönnies war auch befangen; — nach einer Weile ſagte ſie, die Augen feſt auf ihrer Arbeit: „Nee, ich muß Ihnen noch ſagen, wie das zuſammenhängt! Das ſcheniert mich, daß Sie nu am Ende denken — — und ſehn Sie mal, mein Bruder Hartig is je ſo'n komiſcher Menſch! Wenn nu mein Mann ankommt, und ich lauf' ihm denn entgegen, — drinnen auf 'n Vorplatz, denn 'rauskommen darf ich nich, nee — das mag er nich, — denn ſpitzt mein Bruder immer von junges Brautpar und ſo, und es is ja auch wahr, bei uns Seemannsfrauen bleibt es immer neu, weil wir man immer ſo'n kurze Zeit zuſammen ſind, und denn in 'n Ruff*) wieder weg. „Nimm Dir auch eine,“ ſag' ich denn immer, und er ſagt denn: ‚Da hew ick keen Tied to.‘“

Manga Dehn hatte ganz das Aufziehen des Fadens vergeſſen, und ihre kleine feſte Hand zitterte.

„Hat er denn ſo ſchrecklich viel zu thun?“ fragte ſie halblaut.

„Ach, keine Idee! Er is 'n Bangbüx! Er is man bloß ängſtlich, daß er ſich 'n Korb holen könnte; 'n büſchen großſchnutig is er immer geweſen, aber ſo ganz in aller Heimlichkeit.“ Frau Tönnies griff verſtohlen nach Mangas Arm: „Na, Sie wiſſen woll, man macht mal Spaß, und ſo ſagte ich denn: Wenn du die kleine Dehn, den Inſpektor ſeine Tochter, kriegen könnteſt, das wär' 'mal nett.“

„Ach, Frau Tönnies, er mag mich ja nich leiden,“ flüſterte das junge Mädchen, und große Thränen traten ihr in die Augen; ſie wendete ſich ab.

Die Frau hatte gar nicht den Kopf erhoben, hatte nichts geſehn.

„Ich kann nich klug aus dem Jung werden, — ich glaube, es is bloß, weil Sie nu die Tochter von dem Inſpektor ſind! ‚Meinſt, ich will mich da anſchmeicheln?‘ ſagt er, ‚daß es nachher heißt: Hartig Holert, der is bloß ſo flink Kaptän geworden, weil er dem Inſpektor ſein Schwiegerſohn is? fallt mi nich in,‘ ſagt er, ‚komm mir nich mit ſo'n Kram. Lieber bleib' ich Junggeſell, als daß ich mir nachſagen laß, ich bin einem darum zu Füßen gefallen.‘“

Das junge Mädchen klappte die Schere auf und zu, ſie ſah ſehr traurig aus.

„Na, Frau Tönnies, nu will ich nach Hauſe gehn. Ich glaube, die Ewer drehn ſich ſchon.“ Sie ſtand auf und zog ihre ſchwarzen Filethandſchuhe aus der Taſche.

Die Kapitänsfrau erhob ſich gleichfalls. „Herrjes, is' wahr? Kommen Sie, wir holen mal flink das Fernrohr, — ach, bleiben Sie man, bis das Schiff vorbeikommt! was wollen Sie nu miteins weglaufen!“

Die Kinder riefen und winkten vom Strand herauf. Frau Tönnies zog das Mädchen eilig an der Hand nach: „Wir ſetzen uns in'n Sand, zwiſchen die Weiden, kommen Sie. Ein paar ſeegrasgefüllte Bankkiſſen wurden auf den feuchten Strand gelegt, das niedrige Weidengeſträuch, an dem ſchon viele gelbe Blätter hingen, deckte den Rücken. Der Wind war hoch. Abgeriſſene Kirſchbaumzweige und Grasbüſchel wurden in Menge angetrieben. „Die kommen von der Lühe, gegenüber, ja das heißt mit Recht: Kirſchenland.“

Die Kinder umringten ſie, wollten alle zugleich durchs Fernrohr ſehn. Zwiſchen der Mutter und Hinrich hatte eine ſtumme Ausſöhnung ſtattgefunden, der Junge ließ ſich jetzt dienſtfertig als Tiſch und Stützpunkt für das Teleſkop gebrauchen.

„Fräulein, Sie müſſen aber orrendlich mit Hurra ſchreien!“

„Und tüchtig wedeln!“

„Ob Papa woll 'n blue-light abbrennt, wenn er vorbei kommt?“

„Ach, Schnack, das thut er ja bloß Nachts.“

„Mama, ich möcht gern 'n paar Steine in die Elbe ſmeißen, aber denn geht es nich, denn wird ſie zu voll!“

„Läuft die ganze Elbe über,“ meinte der kleine Jasper.

„Paßt auf, jetzt kommt 'n großer Kaſten! Ach ſo, es is bloß die „Cobra“! Hui, wie voll: das krimmelt und wimmelt orrendlich! Wahrt Jug, die macht Wellen! Dat gievt natte Fäut!“

Alles flüchtete zwiſchen die Weiden hinein, der älteſte Junge aber ſprang plötzlich in ein kleines Fiſcherboot auf dem Strande, das mit zwei Knaben beſetzt war und trieb es mit ein paar kräftigen Stößen weiter ins Fahrwaſſer hinaus.

„Hinrich! Hinrich! was machſt Du?“ rief Manga Dehn. Frau Tönnies lächelte wohlgefällig.

„Laſſen Sie ihn man; wenn die Wellen ſo hohl gehn, denn hätt' das Boot leicht umſchlagen können hier im flachen Waſſer. So was muß er all wiſſen, dafür is er 'n Seemannsſohn.“

Als die Brandung vorüber war, die hoch hinauf ein ſchäumendes lehmfarbenes Waſſer trieb, kehrte der Junge mit dem Boot zurück.

„Kiek, Mutter, wieviel Land uns das abreißt! Unſer Stack*) liegt ſchon ganz draußen. Onkel Hartig ſagt es auch immer. Du, wenn Vater jetzt grade gekommen wär, ich wär dreiſt 'n büſchen nach ihm 'ran gerudert.“ Schiffe auf Schiffe kamen, atemlos puſtende Schlepper, hinter denen herrliche Vollſchiffe entlang glitten. Lange, langweilig aneinandergekoppelte Schuten voll Sand, — Schlick, der weiter drunten im Strombett ausgebaggert worden, kaum mit dem Bord übers Waſſer ragend, eine eintönige graue Linie. Der kleine weiße Stader Dampfer, als richtiger Elbomnibus voll von Paſſagieren kam zweimal, abwärts und aufwärts vorüber; die Finkenwärder Fiſcherewer mit ihren roten, die Blankeneſer mit ihren weißen Segeln huſchten mit ſchnellem Flügelſchlag hin und her.

„Das iſt 'n Woermannſcher, 'n Afrikaner, der große graue Dampfer, der da kommt! Wenn nu man endlich auch die „Maria da Gloria“ käme!“ Die Kinder traten von einem Fuß auf den andern, um ihre Ungeduld irgendwie auszulaſſen, nur die kleinſten wühlten friedlich im Sande, und die Mutter blickte faſt ununterbrochen durchs Fernrohr. Das junge Mädchen hatte ſich unbemerkt in den Hintergrund zurückgezogen und ſah in ſehnſüchtiger Erwartung nach Weſten, da wo der Himmel mit dem Waſſer zuſammenrann. Ein lichtes, gelblichgraues Gewölk ſchwebte dort umher, durch das von Zeit zu Zeit die Sonne heiß leuchtend hervorbrach.

---

*) Übereile.

*) kleiner Damm.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Schräg fielen ihre Strahlen über die Wolken, es ſah aus, als regne es in der Ferne. Wo der Schein durch die Lücken der Dunſtmaſſen das Waſſer traf, bildete er glänzende Lichtinſeln, ſo ſcharf umgrenzt, ſo blendend, daß die Augen thränten, wenn ſie darauf trafen. Endlich verſchwammen alle dieſe Lichtflecke ineinander, und die ganze ferne Elbe erſchien wie ein geſchliffener Schild von Stahl. Ein leichtes ſchwarzes Rauchfähnchen kräuſelte empor, als ob dort hinten der alte Stromgott ſich eine Nachmittagszigarre angezündet habe, — der Himmel war klar geworden.

„Papa kommt! Papa kommt! das is die „Maria da Gloria“! Gewiß, Mutter, das ſind die zwei Schornſteine, ſiehſt du's denn nicht? Die zwei ſchwarzen Schornſteine! Anna hol unſre neuen Hüte, aber ſchnell! Die „Maria“ hat Fahrt! Der Wind hilft auch mit, der is ganz weſtlich geworden. Sollen wir auf das Bollwerk laufen oder hier ſtehn bleiben, Mutter? Da, jetzt grüßt ſie ſchon! Junge, wie fein ſie ſich gemacht hat! Mietje kuck, da kommt Papa! Lauter Wimpel und Flaggen! Kriegt Eure Taſchentücher raus! So nu man los: Hurra! hurra! hurra! Und noch einmal — — und noch einmal! Siehſt Du Papa? Mutter, ich kann ſehn, wie er den Mund aufmacht, wenn er hurra ſchreit! Da, auf 'm Achterdeck! Und Onkel Hartig ſchwenkt ſeinen Panama, ſiehſt es woll, Jürgen? Hurra! hurra! hurra!“

Es war ein herzerquickender Anblick, das ſauber gemalte, ſchwarz und rot leuchtende Dampfſchiff, tief im Waſſer, denn es kam voller Fracht, alle Raaen behangen mit Wimpeln und Fähnchen, die in der Abendſonne ſtrahlten. Es war ein herzerquickender Lärm, das Heulen der Dampfpfeife und das Hurraſchreien hüben und drüben, dort aus den kräftigen Männerkehlen, die jubelnd den grünen Heimatſtrand begrüßten, hier die hellen Kinderſtimmen, in die ſich die der Mutter zaghaft nur miſchte, denn Frau Tönnies weinte dabei und hielt Mietje empor, hoch auf dem Arm, und das waren zwei gewichtige Hinderniſſe zum vollen Ausſchreien, die Rührung und das unruhig ſich hin- und herwerfende Kind.

Ganz langſam, unter fortwährendem Hurrarufen zog das Schiff heran; nun war es gerade der Gruppe am Strand gegenüber, nun ſchon ein bißchen weiter links, nun immer mehr links, nun war nur noch der hintere Schornſtein unverkürzt zu ſehen, nun glühte die Sonne auf der Rhederflagge am Topmaſt, nun auf der Hamburger am Hinterſteven, daß die drei Türme auf dem blutroten Grunde wie Silber glänzten, nun verhallte allmählich das Pfeifen der Sirene, nun kamen langſam die erſten Wellen vom Schlag der Schraube herübergerollt, und nun war bald alles verſunken in dem goldgrauen Nebel, hinter dem Hamburg liegt, und nur ein dünnes ſchwärzliches Rauchwölkchen ſtand jetzt noch eine Weile im Oſten, wie es vorher im Weſten geſtanden.

„Na, gottlob, gottlob!“ ſeufzte Frau Tönnies und drückte Mietje noch einmal an ſich, ehe ſie das Kind auf den Boden ſetzte. „Nu man flink, Kinder, daß ihr die neuen Stiefel ankriegt, und ich muß den Rochen aufſetzen — in zwei Stunden kann Papa und Onkel Hartig hier ſein.“ Plötzlich ſchien ihr etwas einzufallen. Sie kehrte auf halbem Wege um. „Hinrich, mein guten Jung, wo is denn Fräulein Dehn geblieben?“

Als ob ſie die Frage gehört, tauchte Manga Dehn aus dem Weidengeſtrüpp weiter oben auf. Ihre Backen waren glühend rot, und die Sonne machte ihre braunen Augen ganz durchſcheinend; Hinrich ſtarrte ſie bewundernd an.

„Frau Tönnies, ich bin auch ſo — ſo recht glücklich. Sie haben ſolchen guten Mann, Frau Tönnies.“

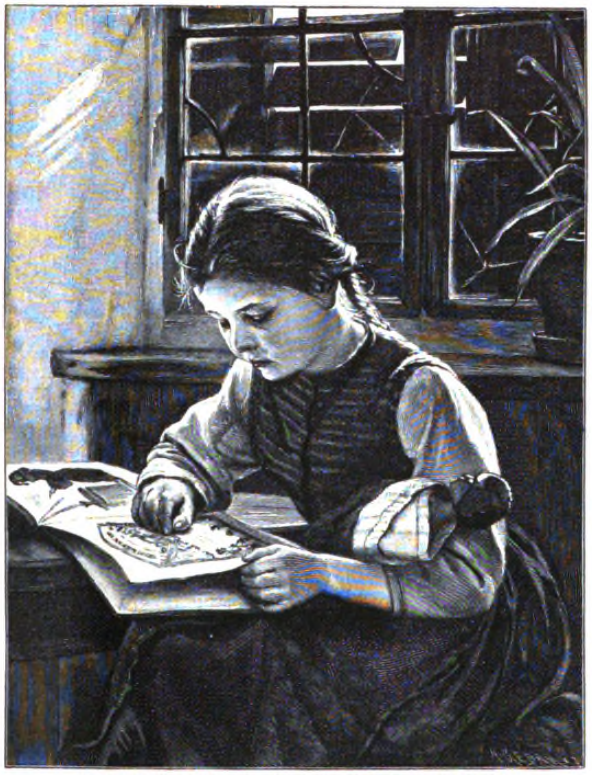
(Fortſetzung folgt.)

Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur.

Emma Gräfin Keyſerling-C..., Johanna Wolter. — Ludwig Spitta, Meiſter Harmen. — Johannes Kober, Karl Mez. — Johanna Spyri, Schloß Wildenſtein. — Julius Sturm, Fromme Lieder. III. — Theodor Zahn, Bibelwort im Volksmund. — Reiſehandbuch für die chriſtliche Familie.

Auf dem Boden der chriſtlichen Belletriſtik herrſcht das weibliche Geſchlecht vor. Unter zehn dahin gehörigen Büchern ſtammen gewiß ſechs, wenn nicht mehr, aus Frauenfedern. Nicht immer gleich erſichtlich, denn vielen Damen, die ſich ſonſt recht ſelbſtändig dünken und geberden, ſcheint die männliche Maske unentbehrlich. Ohne eine ſolche hat die Gräfin Emma Keyſerling ihre „Johanna Wolter“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes) erſcheinen laſſen. Sie nennt ihr Buch einen „Roman aus dem Leben“ — genauer müßte es heißen: „ein Lebensbild im Rahmen einer Familiengeſchichte“, denn der Roman darin iſt nur eine kurze und nicht gerade die anſprechendſte Epiſode des Ganzen. Durch einen unglücklichen Fall in der Kindheit mit einem ſo abſchreckend entſtellten Geſicht behaftet, daß die abergläubiſche Landbevölkerung ſie als eine Hexe verſchreit, flößt Johanna einem Paſtor, deſſen erſte Frau ſie bis zum Tode gepflegt, eine leidenſchaftliche Liebe ein, die ſie erwidert, aber feſten Herzens überwindet. Wie die Verfaſſerin im Vorwort ausdrücklich verſichert, iſt dieſe unglaubliche und unnatürliche Liebe, wie alle Hauptzüge in Johannas Leben, durchaus der Wahrheit entſprechend dargeſtellt, während „alles andere auf Erfindung beruht.“ Es wäre beſſer geweſen, die Verfaſſerin hätte ſich auf die Darſtellung des Lebens ihrer Freundin beſchränkt, denn dasſelbe iſt ſo ſchön und inhaltreich, daß es des breit und umſtändlich angelegten und oft geradezu ſtörenden Beiwerks nicht bedurft hätte, um den Leſer von Anfang bis zu Ende zu feſſeln. Mit weiblichem Feingefühl iſt das Gebrechen Johannas behandelt, das ſie um ſo ſchwerer drückt, als alle Verſuche, es in der Öffentlichkeit zu verhüllen, an ihrer Undurchführbarkeit ſcheitern. Die Entwickelung des Innenlebens, auf das ſie dadurch ganz ausſchließlich gewieſen wird, iſt der Nerv des Buches. Darin bewährt die Erzählerin ihre Meiſterſchaft. Weder durch die Welt des klaſſiſchen Altertums, noch durch die exakten Wiſſenſchaften, in welche der Vater die hochbegabte Tochter eingeführt, befriedigt, findet ſie erſt unter den „Stillen im Lande“ Geneſung für ihre unruhige und ſchmerzbewegte Seele. Allmählich lernt ſie ſich demütig in das fügen, was der Aberglaube ein Gericht Gottes nennt und was ſie ſelbſt lange an der Liebe Gottes zweifeln läßt, ja ſie lernt danken für die ſchwere Heimſuchung, welche einer der „Stillen“ ein „Ehrengeſchenk“ nennt, „mit dem ſie ausgezeichnet worden ſei.“ Und als ihr inzwiſchen auch innerlich ausgereifter Vater auf dem Sterbebette liegt, tröſtet er ſie mit den Worten: „Johanna, dein Geſicht iſt für mich und dich ein großer Segen geweſen; wir hielten es für ein Unglück, und ſiehe, es war lauter Gnade.“ Und ſie findet darin einen bis ans Ende ihres Lebens nie verſiegenden Quell inneren Glückes. Auch das haltloſe Gebaren des ſtrenggläubigen Paſtors nach ihrer Zurückweiſung ſeines unüberlegten Antrages macht ſie nicht irre an dem, was ſie einſt ſeiner Lehre verdankt hat. Seinen Kindern, wie denen ihrer Geſchwiſter iſt ſie eine treue mütterliche Freundin, und, in das nach dem Tode der Eltern langverödete alte Vaterhaus als Beſitzerin zurückgekehrt, wird ſie immer mehr der Mittelpunkt des weitverzweigten Familienlebens, das an feſtlichen Tagen alle Glieder von nah und fern in ſich vereint. Daneben hat ſie einen befriedigenden Wirkungskreis in der Fürſorge für die Blinden gefunden, die ſie ſchwärmeriſch lieben. Ihr Geſicht hatte für die Sehenden freilich immer etwas Schreckenerregendes, aber „doch ſchwebte ein wunderbarer Hauch der Seele über demſelben, der den, der dies zu erkennen vermochte, alles andere vergeſſen ließ.“

Aus männlicher Feder ſtammt eine kulturhiſtoriſche Novelle: „Meiſter Harmen“ von Ludwig Spitta (Gotha, F. A. Perthes). Es iſt aber viel mehr ein kulturhiſtoriſches Lebens- und Zeitbild als eine Novelle. Der Verfaſſer hat erſichtlich zu ſeiner Erzählung ſehr gründliche Studien gemacht, aber es iſt ihm nicht gelungen, das Erforſchte in Dichtung umzuwandeln. In großer Breite und mit chronikartiger Genauigkeit werden die Erlebniſſe des in ſeinen Werken noch heute fortlebenden Erzgießers Harmen Koſter von Hildesheim dem Leſer vorgeführt, der dabei ein intereſſantes Stück alten Stadt- und Bürgerlebens aus der Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts gründlich kennen lernt. Aber ſo lehrreich das alles iſt, — recht gepackt und gefeſſelt wird man nirgends. Die Liebe des ebenſo ſtreit- wie kunſtfertigen Meiſters Harmen zu Berteke Roſenmond, die durch ein ziemlich thörichtes Mißverſtändnis im Keime erſtickt wird, erwärmt und begeiſtert nicht, obgleich ihr ein ganzes Kapitel poetiſcher Herzensergüſſe in Liedern à la Trompeter von Säckingen u. a. (I. Harmens Sinnen und Minnen. II. Bertekes träumende Liebe) gewidmet iſt. Die nach berühmten Vorbildern oft geſucht altertümelnde Ausdrucksweiſe und Satzbildung (z. B. „ein Blick auf das ſcharfe Gewaffen, das dem Bärtigen ſichtlich händete ꝛc.“ S. 52) trägt nicht dazu bei, die Erzählung anſprechender zu machen. Ich überſehe nicht die „ſeeliſche Vertiefung“, mit welcher der Verfaſſer ſein Lebensbild „nachgezeichnet“ hat. Sie iſt meiſterhaft durchgeführt und ſpiegelt die Seelenſtimmung der Chriſtenheit an der Wende des Mittelalters treu wieder, aber ſie wirkt doch zuweilen etwas ermüdend, und das erlöſende Wort, das von Wittenberg her erklingt und auf den ergrauten Meiſter mit befreiender Macht wirkt, kommt erſt ganz zum Schluß. Dieſer Schluß wirkt auch auf den Leſer ſeeliſch befreiend und poetiſch verſöhnend. Es ſind von Meiſter Harmen ſelbſtgeformte Glocken, deren Klang er in der Sylveſternacht von 1517/18 zuletzt vernimmt, als das Geläut des ganzen Glockenchores verhallt iſt. „Nun gehen Berteke und Harmen doch noch einmal Hand in Hand, wie einſt,“ ſprach er bei ſich im Herzen, als er ſie hörte, und fügte dann noch ein anderes Wort hinzu, das er oft, wie einen frommen Betruf, ſeinen Glocken aufgegoſſen hatte: „O rex gloriae, Christe, veni cum pace!“ — „Chriſte, Ehrenkönig, komm, o komm mit Frieden!“


Struwwelpeterſtudie. Nach dem Gemälde von G. Igler.

Ganz ohne dichteriſchen Rahmen tritt ein anderes Lebensbild auf, das in unſerer von ſozialen Kämpfen durchwühlten Zeit die größte Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt die Biographie des großen Freiburger Seidenfabrikanten Karl Mez, nach den beſten Quellen dargeſtellt von Johannes Kober (Baſel, C. F. Spittler). Karl Mez war ein Mann außerhalb aller und jeder Schablone. In ſeiner Jugend ein Demokrat, der ſeit 1844 in der zweiten badiſchen Kammer und 1848 in der Nationalverſammlung neben ſeinen Freunden Struve, Hecker, Itzſtein u. a. auf der Linken ſaß, hatte er doch den Mut, in Karlsruhe gegen die Abſchaffung der Todesſtrafe zu ſtimmen und in Frankfurt unter dem Hohngelächter der Majorität für die Eröffnung der Verhandlungen mit Gebet einzutreten. Ebenſo hatte er den Mut, ſich von ſeinen Freunden zu trennen, als dieſe das Banner der Revolution entfalteten, und im Frühjahr 1849 die Berufung ins Finanzminiſterium durch den Diktator Brentano abzulehnen, weil er einer Regierung nicht dienen könne, welche „ſich auf dem Wege des Umſturzes konſtituiere, die Religion verachte und bibelgläubige Geiſtliche in ſchmählichſter Weiſe verfolge.“ Sein Leben lang hat er ſich politiſch und kirchlich eine entſchiedene Selbſtändigkeit gewahrt, ſo daß einer ſeiner Söhne von ihm ſagen konnte, als ſein Ende herankam: „Er ſtirbt als ein tapferer General auf dem Schlachtfelde, das er ſich weder nach rechts noch nach links ſtreitig machen ließ.“

Die herrlichſten Siege aber hat Mez auf dem Gebiet der Arbeiterfrage davongetragen. Was er zu ihrer Löſung gethan, iſt muſtergültig und nachahmenswert für alle Zeiten. Ein Induſtrieller und Geſchäftsmann erſten Ranges hat er zu der gegenwärtig ſo bedeutenden Seideninduſtrie Freiburgs durch die Errichtung ſeiner Seidenzwirnerei den Grund gelegt. Aus ganz geringen Anfängen hat er ſein Geſchäft bis nach Kleinaſien ausgedehnt. In der Türkenſtadt Amaſia blüht noch heute eine Seidenſpinnerei, die er 1858 ins Leben gerufen. Und wie er dort für das geiſtliche Wohl der Arbeiter durch Erbauung einer proteſtantiſch-armeniſchen Kirche und Schule, wie durch Bezahlung eines Predigers und Lehrers bis heute geſorgt, ſo hat er ſich in ſeinen verſchiedenen heimatlichen Fabriken das geiſtige und leibliche Wohl ſeiner zahlreichen Arbeiter und Arbeiterinnen in ſelbſtloſeſter Weiſe ſtets angelegen ſein laſſen.

In einem Notizbuch, welches Mez viele Jahre lang bei ſich trug, finden ſich zwei Sätze, die für ſein Streben und Wirken charakteriſtiſch ſind: 1. „Mein Zweck iſt Glück und Wohlſein der Menſchen, die Induſtrie iſt mir nur Mittel zu dieſem Zweck.“ — 2. „Eine Vermehrung des Wohlſtandes ohne Verbeſſerung der ſittlichen Zuſtände führt allerlei Gefahr mit ſich.“ — Dementſprechend dachte er bei allen ſeinen Unternehmungen nicht zuerſt oder allein an ſeinen eigenen Vorteil; ihm ſollte vielmehr jede neue Fabrik, die er gründete, eine Erziehungsanſtalt der Armen werden. Zur Erreichung dieſes Zieles ſetzte er ſeine ganze Perſönlichkeit ein. Was ſeine Fabriken in Freiburg und ihre Zweiganſtalten hin und her im badiſchen Lande zu Muſteranſtalten gemacht, ſind nicht in erſter Linie die verſchiedenen Einrichtungen (u. a. Morgen- und Abendandachten, Turnſäle, Badeanſtalten ꝛc.) zum Wohle ſeines Arbeiterperſonals, auch nicht einmal die erzieheriſche und ſeelſorgeriſche Fürſorge, ſondern vor allem ſeine und ſeiner Familie ſelbſtverleugnende perſönliche Anteilnahme und Mitwirkung.

Mez nannte ſich gern ſelbſt einen Arbeiter, und er war

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

es in der That. Von $5^{1}/_{2}$ Uhr morgens bis $7^{1}/_{2}$ Uhr abends war er auf ſeinem Poſten und ſchaffte raſtlos allen voran. Sein Arbeiterperſonal betrachtete er als einen erweiterten Familienkreis. Zwiſchen ſeinem Hauſe und den Arbeiterwohnhäuſern herrſchte ein lebhafter, unausgeſetzter Verkehr. Kein Feſt wurde in ſeinem Hauſe gefeiert, an dem nicht auch der Arbeiter gedacht worden wäre. Sein und ſeiner Familie Leben war ſo ſchlicht und einfach, daß es vorbildlich wirkte und niemals ein Gefühl des Neides und der Bitterkeit aufkommen ließ. Alle hatten fortwährend den Eindruck einer liebevollen Teilnahme. Wurden ſie alt und krank, ſo öffnete ſich ihnen nicht nur das von Mez gegründete Aſyl, ſondern er beſuchte ſie häufig und erquickte ſie durch leibliche und geiſtige Gaben. Nie gab es Streit zwiſchen ihm und ſeinen Leuten. Wie zwei ſeiner Hausmägde vierzig Jahre in ſeiner Familie gedient hatten, waren zahlreiche ſeiner Arbeiter und Arbeiterinnen über fünfunddreißig Jahre in ſeiner Fabrik thätig geweſen, als er ſtarb. So konnte er denn wohl ein Vater der Arbeiter heißen, und es iſt gewiß, daß — wenn alle Fabriken in ſeinem Geiſt und Sinn geleiten würden, den ſozialdemokratiſchen Beſtrebungen der Nerv benommen und die Wurzel ertötet wäre. Alle, die ſich für die Löſung der Arbeiterfrage intereſſieren, ſollten dieſe Biographie leſen. Leider hat ſich der Verfaſſer durch das Beiſpiel des klugen Buchbinders in Immermanns „Münchhauſen“ verleiten laſſen, drei Kapitel, die in die Mitte gehören, um der größeren Spannung willen an den Anfang zu ſtellen. Es kann ja aber jeder mit Kapitel IV. anfangen und ſo die rechte Ordnung herſtellen. Abgeſehen von dieſer wohlgemeinten Beſonderheit iſt das Lebensbild friſch und anregend geſchrieben.

Sehr anſpruchslos, aber darum nicht minder anſprechend iſt die Geſchichte, womit Johanna Spyri nach längerem Schweigen ihre jungen Lieblinge erfreut. Mit Recht widmet ſie auch „Schloß Wildenſtein“ (Gotha, F. A. Perthes) nicht nur den Kindern, ſondern auch „ſolchen, welche die Kinder lieb haben.“ Allerdings kommt erſt im Kreiſe der Kinder ihr Erzählertalent ganz zur Geltung, doch wirkt es auch erfriſchend und erquickend durch ſeinen gemütlichen humorvollen und ſchlicht frommen Ton auf jeden Kinderfreund, der es für ſich lieſt. Mir iſt es wenigſtens ſo ergangen. Ohne abzuſetzen, habe ich die gut geſchürzte und in ihrer Art ſpannende Geſchichte in einem Zuge durchgeleſen.

Den Freunden des greiſen Daheimſängers Julius Sturm wird es lieb ſein zu hören, daß ſoeben ein neues Bändchen (III. Teil) ſeiner „Frommen Lieder“ (Leipzig, Brockhaus) herausgekommen iſt. Alle Vorzüge ſeiner Muſe: die ſchlichte, ungekünſtelte Frömmigkeit, die Wahrheit und Innigkeit ſeiner Empfindung, die gewandte melodiöſe Form ſeiner Verſe, die den verehrten Mann zum Meiſter auf dem Gebiet der ſubjektiven geiſtlichen Lyrik und zum Freunde des deutſchen Hauſes allerorten gemacht, offenbaren ſich auch in dieſer Sammlung. Aus der Fülle verſchiedener Klänge hebe ich ein Lied hervor, das zu ſeinen ſchönſten gehört:

Der Weihnachtsabend des Vereinſamten.

Allein, allein in dieſer heil’gen Nacht,
Wo hohe Freude überall erwacht,
Von hellen Lichtern glänzt der kleinſte Raum
Und Kinder jubeln um den Tannenbaum!

Mir iſt, als grüßten mich aus fernem Land
Die Bilder meiner Lieben an der Wand,
Als ſprächen ſie: „Wohl biſt du jetzt allein,
Doch ſei getroſt, bald wirſt du bei uns ſein!

Wir haben unſre Liebe treu gewahrt
Und harren dein, um Gottes Thron geſchart;
Bald ſingſt auch du mit uns im Engelheer:
‚Gott in der Höh’ ſei ewig Lob und Ehr’!‘“

Ich blick’ hellträumend in die Winternacht,
Der Mond zieht mit den Sternen auf die Wacht;
Gott zündet freundlich an mir Licht um Licht,
Wohl einſam bin ich, doch verlaſſen nicht.

Mein Herr und Heiland, nichts trennt mich von dir
Geboren wurdeſt du zum Heil auch mir,
Und endet hier ſich meines Lebens Lauf,
Thuſt du auch mir des Himmels Pforten auf.

Während Sturms „fromme Lieder“ das Bibelwort in Verſen darbieten, beleuchtet Theodor Zahn in Erlangen das „Bibelwort im Volksmund“ (Nürnberg, G. Löhes Buchhandlung) in intereſſanter Weiſe. Aus Büchmanns klaſſiſchem Citatenſchatz iſt es bekannt, wie zahlreich die der Bibel entſtammenden „geflügelten Worte“ ſind. Was der fleißige Sammler dort nur aufgezählt, ſtellt der geiſtreiche Profeſſor unter höhere Geſichtspunkte und weiß allerhand Lehrreiches in leichter, mehrfach mit Humor gewürzter Rede daraus herzuleiten. Dazu bietet er manches neue, charakteriſtiſche Beiſpiel zum Beweiſe des großen Einfluſſes, den die Bibel auf Denken und Sprechen der Gebildeten geübt hat und noch übt. Eine Stelle aus ſeinem inhaltsreichen Büchlein wird am beſten zeigen, wie er ſein Thema behandelt.

> „Es klingt verwunderlich,“ ſagt er, „daß der Zuruf ‚Bravo‘ aus der Bibel ſtammen ſoll, und doch wage ich es, das zu behaupten. Jedermann weiß, daß bravo ein italieniſches Wort iſt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es identiſch iſt mit dem franzöſiſchen brave, welches ſeit Anfang des XVII. Jahrhunderts zuerſt unter den deutſchen Soldaten, dann in unſerm ganzen Volk ſich eingebürgert hat, ſo daß niemand mehr das Gefühl hat, ein Fremdwort zu brauchen, wenn er von einem braven Manne oder gar von kreuzbraven Leuten ſpricht. Aber woher ſtammt das franzöſiſche und italieniſche, überhaupt romaniſche Wort? Wo Paulus nach Luthers Überſetzung ſagt: ‚Die, ſo in den Schranken laufen, laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod,‘ und an der andern Stelle, wo es heißt: ‚Ich jage nach dem vorgeſteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmliſche Berufung,‘ bezeichnet ‚Kleinod‘ den Siegespreis in den Wettſpielen der Griechen. In der lateiniſchen Bibel iſt an beiden Stellen das griechiſche Wort dafür von älteſten Zeiten an beibehalten worden. Es lautet dort ‚bravium‘. Je ſeltener das urſprünglich griechiſche Wort in der weltlichen Litteratur der Lateiner vorkommt, um ſo ſicherer iſt es, daß ſeine heutige Anwendung in der chriſtlichen Litteratur auf jene Bibelſtellen zurückgeht. Wir können die Entwickelung des lebendigen Sprachgebrauchs nicht im einzelnen verfolgen, aber ich bezweifle nicht, daß bravium, der Name des Siegespreiſes in den Wettkämpfen aller Art, auf den Sieger übertragen worden iſt, welcher in irgend einem Wettſtreit den Preis davonträgt und überhaupt auf den, welcher vor andern, die mit ihm wetteifern, ſich hervorthut. Wer aber denkt, wenn er ‚Bravo‘ ruft, an das Kleinod der himmliſchen Berufung, von welchem Paulus geredet hat?“

Zum Schluß ſei heute noch ein ganz nützliches und in gewiſſem Sinne auch unterhaltendes Büchlein erwähnt, das nicht nur für die Sommerzeit, ſondern für das ganze Jahr brauchbar iſt. Das „Reiſehandbuch für die chriſtliche Familie (Berlin, Verlag der Stadtmiſſion) bietet in ſeinem erſten Teile einen Wegweiſer durch die Hoſpize, Penſionate, Erholungshäuſer ꝛc. ſoweit dieſelben aus chriſtlichem Geiſte geboren ſind und in ſolchem geleitet werden. Es ſind 81 deutſche Städte (unter denen nur ſieben ſüddeutſche), in welchen jetzt ſolche chriſtliche Gaſthäuſer beſtehen. Dazu kommen ſechs in der Schweiz und eins in London. Es iſt dabei zu beachten, daß viele darunter, namentlich die Berliner in äußerem Komfort, in Beköſtigung und Bedienung (die aber keine Trinkgelder annimmt) mit den beſten Hotels konkurrieren können und daß die Teilnahme an den morgens und abends gehaltenen Andachten eine durchaus freiwillige iſt. Dasſelbe gilt von den Erholungsſtätten in Wernigerode, Krummhübel i./R., Hagenthal, Heinrichsbad u. a., den Seehoſpizen auf Amrum, Langeoog ꝛc. Ein alphabetiſches Verzeichnis von Bädern und Luftkurorten ſchließt dieſen erſten Teil. Der zweite enthält allerhand Lehrreiches und Erbauliches. Zunächſt ganz vorzügliche Reiſewinke (die ich im Intereſſe augenſchwacher Leidensgenoſſen in einer größeren Schrift geſetzt wünſchte), für die Eiſenbahnfahrt, über Beförderung von Perſonen und Gepäck, für die Benutzung der Poſt und Telegraphie, für das Verhalten bei Unglücksfällen ꝛc. Dazu kommen Bemerkungen über Reiſelektüre und über den Umgang mit Menſchen, zu denen mancher Leſer wohl hier und da ein Fragezeichen machen wird. Endlich eine kleine Auswahl kurzer Reiſegebete, Wanderlieder, und zum Einſchreiben in das „Herbergsbuch“ geeigneter Sprüche und Verſe.

Robert Koenig.

Zu unſeren Bildern.

Jung, vornehm, reich, und, wie es ſcheint, auch glücklich iſt das Ehepaar, das Tito Conti malte, die Treppenhalle des Schloſſes herniederſteigend, um einen Spaziergang zu machen. Die ſchöne mittelalterliche Tracht ſteht beiden gut, und die Pracht, die ſie umgibt, ſcheint zu ihnen zu gehören, — zwei vom Schickſal bevorzugte Menſchenkinder, auf deren Geſichtern man zu leſen meint, daß ſie ſich ihres Glückes würdig zeigen werden. Daß der Menſch aber des äußeren Prunkes nicht bedarf, um glücklich zu ſein, beweiſt die von G. Igler gemalte Kleine, die in das Studium des klaſſiſchen Struwwelpeter vertieft, alles um ſich her vergeſſen hat.

Altertumskunde.

Heinrich Brugſch veröffentlichte kürzlich in der „Deutſchen Warte“ intereſſante Mitteilungen, nach denen der Blitzableiter nicht von Benjamin Franklin, ſondern von den alten Ägyptern erfunden wurde. Bereits im XV. Jahrhundert vor Chriſti Geburt legten ſie in den mächtigen Türmen, von denen die Pylone, die Thore ihrer Tempelbauten flankiert waren, ſenkrechte Rinnen an, die zur Aufnahme hoher Maſtbäume beſtimmt waren. Mehrfach bezeugen Inſchriften, daß dieſe Maſten keineswegs nur zur Zierrat, daß ſie vielmehr hauptſächlich zur Ableitung des Blitzes dienten, weshalb ſie auch häufig mit Kupfer beſchlagen wurden. Dem gleichen Zwecke ſollten aber auch die Obelisken dienen, die ebenfalls an der kleinen, ſie krönenden pyramidenartigen Kappe mit Metall bekleidet geweſen ſind, „um,“ wie ſich eine Inſchrift am Tempel von Edfu ausdrückt, „das Ungewitter in der Himmelshöhe zu ſchneiden.“ Der Name des berühmten Ägyptologen bürgt dafür, daß man dieſe Mitteilungen nicht als Phantaſiegebilde anſehen darf.

Von der Inſel Kalymnos, einer der Sporaden an der kleinaſiatiſchen Küſte, wird berichtet, daß dort unlängſt eine vorhomeriſche, Kaſtri benannte Stadt entdeckt worden iſt; ſie liegt im nordweſtlichen Teile der Inſel in 220 m Höhe über dem Meere. Ihre verhältnismäßig recht wohlerhaltene Burg iſt in eine rieſige Felſenſpalte hineingebaut und ihr an Farbe ſo ähnlich, daß das Auge Mühe hat, ſie von der Niederung aus zu entdecken.

Erdkunde.

Eine eingehende Unterſuchung des Piks von Orizaba am öſtlichen Rande der mexikaniſchen Hochebene iſt von einer amerikaniſchen Expedition ausgeführt worden. Die Höhe des Berges beträgt nach den vorgenommenen Meſſungen 5582 m; er iſt alſo der höchſte Berg des nördlichen Amerika. Sein eiförmiger Krater iſt 250 m lang und 180 m breit, und noch auf einer Höhe von 4000 m iſt der Pik von Wacholder beſtanden. Die Beſteigung iſt weder beſchwerlich, noch gefährlich.

Koloniales.

Gemäß dem zwiſchen Deutſchland und England getroffenen Abkommen vom 1. Juli 1890 iſt nunmehr die Grenzlinie der beiderſeitigen Intereſſenſphären in Oſtafrika vom Indiſchen Ozean bis zur Nordſeite des Kilimandſcharo in Berlin vereinbart worden. Danach beginnt die Grenzlinie am Hochwaſſerſtand des Ras Jimbo und geht von da geradeaus mit geringen Abweichungen von der früheren Grenze bis zu dem Punkte, wo 3° 40′ 40″ ſüdl. Br. das Oſtufer des Jipeſees ſchneidet. Sodann folgt ſie dem Oſtufer des Jipeſees bis um das Nordufer herum, überſchreitet den Lumifluß, teilt den Dſchalaſee in zwei gleiche Teile, läuft bis zur geographiſchen Breite des ſogenannten Uſeri-Lagers und hört bei dem Punkte auf, wo ſie den Ngare-Longei durchſchneidet.

Der Wißmann-Dampfer iſt, wie ein bei der Ausführungskommiſſion des deutſchen Antiſklavereikomitees eingegangenes Telegramm beſagt, am 12. Juni in Mpimbi glücklich vom Stapel gelaufen und am 16. Juni in Port-Johnſton am Südende des Nyaſſaſees angekommen, wo Keſſel und Maſchine eingeſetzt werden ſollten. Major Wißmann ſoll nach dem Tanganjikaſee weiter marſchiert ſein. Nach einem Privatbriefe von ihm befindet er ſich körperlich wohl, doch war ſeine Stimmung recht trübe, da beinahe alle Mitglieder der Expedition und namentlich ſein langjähriger Adjutant Dr. Bumiller ſtark am Fieber litten. Er beabſichtigte, nach Erledigung der Dampferangelegenheit mit Dr. Bumiller nach Europa zurückzukehren.

Geſundheitslehre.

Schon ſeit längerer Zeit wird die unmittelbare Wirkſamkeit der Eiſenpräparate im menſchlichen Körper gegen Chloroſe — Bleichſucht — angezweifelt. Während nämlich durch Verſuche leicht nachgewieſen werden kann, daß die Pflanzen im ſtande ſind, das Eiſen aus anorganiſchen Verbindungen direkt zu aſſimilieren, ſo daß z. B. eine in eiſenfreier Nährlöſung gezogene und dadurch bleichſüchtig gewordene Pflanze in wenigen Tagen normal grün wird, ſobald man ihr die zur Bildung des Chlorophylls unbedingt erforderlichen Eiſenſalze zuführt, zeigten am tieriſchen Körper vorgenommene Verſuche. daß dieſer die Eiſenſalze gar nicht oder doch nur in minimalen Mengen reſorbiert. Nur in der Form ſehr komplizierter organiſcher Verbindungen, wie ſie allein durch den Lebensprozeß der Pflanze erzeugt werden, können wir das Eiſen unſrem Körper einverleiben, wir bedürfen alſo der Pflanzen, um das von ihnen bereits organiſch gebundene Eiſen, das unſrem Körper unentbehrlich iſt, dieſem zuzuführen. Trotzdem iſt unter Umſtänden, wie neuere Verſuche von Mörner zeigten, über welche die „Naturwiſſenſchaftliche Wochenſchrift“ berichtet, eine Zufuhr von Eiſenpräparaten als Heilmittel bei der Bleichſucht wohlbegründet; ſie ſind nämlich inſofern günſtig, als ſie antiſeptiſch wirken und die organiſchen, von dem Körper aufgenommenen Eiſenverbindungen vor Zerſetzung ſchützen.

Landwirtſchaft.

Der heurigen Futternot gegenüber tauchen immer neue Vorſchläge auf, die auf die Verwendung von bisher nur ausnahmsweiſe benutzten Futterſtoffen hinzielen. Für unſre weinbauenden Gegenden mag auch ein Vorſchlag beachtenswert ſein, der kürzlich von Muntz der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris unterbreitet wurde: er empfiehlt nämlich die Verwendung des Weinlaubs als Rindviehfutter und behauptet, daß dasſelbe nicht nur von den Tieren gern gefreſſen werde, ſondern auch in friſchem, wie in getrocknetem Zuſtand gleich nährkräftig ſei. Bei gehöriger Vorſicht könne man den Reben hinreichend Blätter abnehmen, ohne ihnen zu ſchaden. Frankreich wäre im ſtande, ſo behauptet Muntz weiter, jährlich gegen 40 Millionen Doppelcentner Heu aus ſeinen Weinbergen zu gewinnen.

In den letzten Monaten ſind ungeheure Mengen amerikaniſchen Heus in Deutſchland eingeführt worden und weitere Zufuhren ſtehen bevor. Es iſt nicht unweſentlich und verdient ſicher im Intereſſe unſrer einheimiſchen Landwirtſchaft bekannt zu werden, daß das amerikaniſche Heu nach den Unterſuchungen von Dr. Vogel keineswegs dem unſren an Nährkraft gleichkommt, vielmehr bedeutend ärmer an Eiweißgehalt und daher trotz ſeines anſcheinend billigen Preiſes durchaus nicht beſonders vorteilhaft in der Verwendung iſt. Auch iſt die Gefahr einer Einſchleppung neuer Schädlinge aus der Inſekten- und Pilzwelt, der wir durch den Import ausgeſetzt ſind, nicht zu unterſchätzen.

Verkehr.

Die ungeheuere Summe von einer halben Million Pfund wurde, wie aus England gemeldet wird, den Herren Preece und Siemens ſeitens des britiſchen Schatzamtes zur Verfügung geſtellt, um mit ihrer Hilfe umfaſſende Verſuche über die Verwendbarkeit der Telephonie für ſehr weite Entfernungen auszuführen. Es ſcheint, daß die beiden Elektrotechniker beſondere vielverſprechende Vorexperimente gemacht haben, die Ausſicht auf eine Ausdehnung des Fernſprechweſens auf unterſeeiſche Telegraphenlinien gewähren.

Technik.

Nach der „Zeitſchrift für Elektrotechnik“ iſt ein Beleuchtungsapparat erfunden worden, deſſen Flamme 4000 Kerzen Leuchtkraft beſitzt. Der Apparat hat zwei Meter Höhe und einen Meter Durchmeſſer. Er enthält in ſeinem Innern ein kleines Gebläſe, das Benzin dadurch in Gasform überführt, daß es durch ſtark mit dieſer Flüſſigkeit getränkten Bimsſtein Luft hindurch treibt. Das Benzingas wird dann durch feines Magneſiumpulver geleitet und gelangt, von dieſem durchdrungen, in ein Rohr, in dem es nach oben ſtrömt und an der Spitze desſelben in einer kleinen Flamme verbrennt. Gegen Witterungseinflüſſe iſt die Flamme durch eine Glashülle geſchützt. Im übrigen erfolgt die Vergaſung und Verbrennung unter Kontrolle eines Läutewerks. Der Verbrauch von Magneſiumpulver iſt gering und beträgt je nach der erforderlichen Leuchtkraft 14,4 bis 36 g pro Stunde. Selbſtverſtändlich wird durch Anwendung von Linſen die Leuchtkraft des Apparates noch weſentlich erhöht. Als erſte Station der praktiſchen Verwendung des neuen Leuchtapparates iſt die Küſte von Folkeſtone in Ausſicht genommen.

Preisausſchreiben.

Im Auftrage des preußiſchen Miniſters für Landwirtſchaft, Domänen und Forſten ſchreibt die techniſche Deputation für das Veterinärweſen folgende Preisaufgabe aus: Der Stoff, durch welchen die Anſteckung bei der Maul- und Klauenſeuche vermittelt wird, iſt bis jetzt unbekannt. Es wird nunmehr ein Preis von 3000 Mark für die Entdeckung desſelben ausgeſetzt. Der Bewerber hat die Aufgabe, nicht nur den geſuchten Stoff unter Anwendung der für derartige Unterſuchungen gebräuchlichen, eventuell neuer Methoden zu ermitteln und ihn womöglich zu iſolieren, ſondern auch die Wirkſamkeit desſelben durch entſcheidende Tierverſuche zu erweiſen. Der ſchriftlichen Darlegung ſind die nötigen Beläge, wie mikroſkopiſche Präparate, Kulturen, Verſuchsprotokolle ꝛc. beizufügen. Die Bewerbungsſchriften ſind bis zum 30. Juni 1894 an die königliche techniſche Deputation für das Veterinärweſen im Miniſterium für Landwirtſchaft, Domänen und Forſten zu Berlin einzureichen.

Buchhandel.

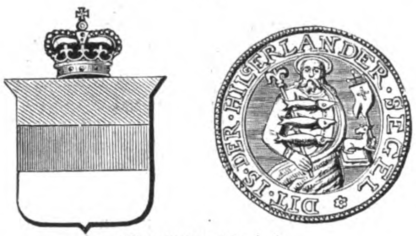
Im Verlage von W. Werther in Roſtock erſchien ſoeben ein kleines, hübſch ausgeſtattetes Buch, „Pförtner Jubeltage von Hans Witte“ betitelt, das eine ausführliche, friſch geſchriebene Schilderung des Jubelfeſtes enthält, welches die Landesſchule in Pforta im Mai dieſes Jahres zur Erinnerung an ihre Begründung vor 350 Jahren (vergl. Daheim Nr. 32: „Schulpforta vor 50 Jahren von Bernhard Rogge“) feiern durfte. In einem Anhang ſind die Feſtdichtungen enthalten, darunter lateiniſche Feſtoden des ſoeben im hundertſten Lebensjahre verſtorbenen Pförtners, Oberkonſiſtorialrats D. Schmieder in Wittenberg. Ein Verzeichnis der Ehrengäſte und Deputierten, der zahlreich zum Feſte erſchienenen alten Pförtner, ſowie des jetzigen Lehrerkollegiums und der jetzigen Schüler ꝛc. macht den Beſchluß der Schrift, die ſicher für jeden Teilnehmer an der denkwürdigen Jubelfeier eine willkommene Gabe ſein wird.

Wappen von Helgoland.

Die Gemeinde von Helgoland führte vor 1808, vor der Beſitzergreifung durch die Engländer, das nebenſtehend rechts abgebildete Siegel. Dasſelbe ſtellt Johannes den Täufer dar mit umgehängtem Fell, in der Linken auf der Bibel das Lamm Gottes mit der Kreuzesfahne, in der Rechten einen Lilienſtab. Quer über der Bruſt ruhen — eine etwas wunderliche Verbindung des Schutzheiligen der Gemeinde mit dem früheren Haupterwerbszweig der Inſulaner — die Heringe. Die Umſchrift lautet: „DIT . IS . DER . HILGERLANDER . SEGEL.“ Allmählich hat ſich — etwa ſeit dem erſten Drittel unſeres Jahrhunderts — ein anderes Wappen eingeführt, das in einfacher Ausführung drei Farbenſtreifen zeigt:

„Grün iſt das Land,
Rot iſt die Kant’,
Weiß iſt der Sand —
Das ſind die Farben von Helgoland.“

Dieſes Wappen iſt auch in die Poſtwertzeichen, welche die engliſche Verwaltung für die Inſel ausgab, die aber in der Reichsdruckerei zu Berlin hergeſtellt wurden, übergegangen. Ob Helgoland ſeitens des preußiſchen Heroldsamtes ein neues Wappen verliehen werden wird, iſt unſeres Wiſſens noch nicht entſchieden.


DIT · IS · DER · HILGERLANDER · SEGEL

Wappen von Helgoland.

Kleine Zeitung.

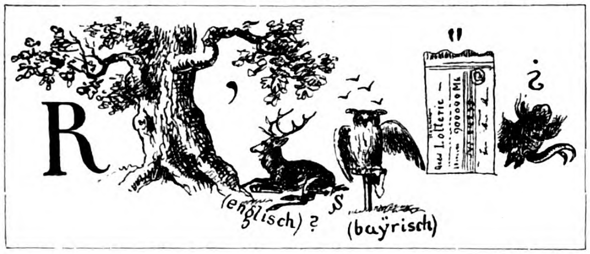
Eine überaus koſtbare Perlenſammlung wurde vor einigen Monaten nicht etwa dem Meeresſchoß abgewonnen, ſondern ihm aufs neue anvertraut. Es handelte ſich nämlich um die wundervollen Schmuckperlen der öſterreichiſchen Erzherzogin Rainer, die, lange Zeit nicht getragen, allmählich ihren Glanz verloren — krank wurden, wie die Juweliere ſich ausdrücken. Die Sachverſtändigen verordneten ihnen daher eine Seebadekur, d. h. ſie gaben als das einzige Mittel, ihnen den ehemaligen Schimmer wieder zu verleihen, an, die Perlen auf längere Zeit in das Meer zu verſenken. Es wurde zu dieſem Zweck unmittelbar unter den Fenſtern des Schloſſes Miramare von Tauchern eine Höhlung in das Felsgeſtein des Adriaufers gebohrt und die Perlen wurden in dieſe unter den nötigen Vorſichtsmaßregeln eingelaſſen. Die Kur iſt etwas langwierig, ſie ſoll Jahre in Anſpruch nehmen. Immerhin will man bereits bei der letzten Beſichtigung einen Erfolg feſtgeſtellt haben.

Die Länge des Tages und der Nacht kann man, nach einer Notiz des Patent-Bureau von Richard Lüders, Görlitz, auf ſehr einfache Weiſe ſofort beſtimmen, wenn man nur die Zeit des Sonnenaufganges weiß. Nimmt man dieſe Stundenzahl nämlich doppelt, ſo gibt ſie die Länge der Nacht an; daraus kann man ſich alſo auch direkt die Zeit des Sonnenunterganges berechnen. Iſt dieſer auch bekannt, ſo ergibt ebenfalls eine Verdoppelung der betreffenden Stundenzahl die Länge des Tages. Geht alſo die Sonne z. B. um fünf Uhr auf, ſo gibt 5. 2 = 10 die Länge der Nacht an, während der Tag demnach 14 Stunden dauern müßte; dies ſtimmt auch genau mit der zweiten Behauptung, denn die Untergangszeit der Sonne iſt für das gewählte Beiſpiel wirklich um ſieben Uhr abends.

Unſer Grauchen im Auslande. Gegen 30 000 Eſel, vierbeinige, verdienen ſich in London ihren Lebensunterhalt; ſie werden, wenn zwei Jahre alt, eingeſtellt und arbeiten zwölf Jahre. Dann verſchwinden ſie in der Provinz. Ein Eſel frißt einmal des Tages und iſt, entgegen der allgemeinen Annahme, ſehr wähleriſch in ſeiner Nahrung. Futter, das irgend einem anderen Tiere vorgelegen hat, rührt er nicht an, und er würde lieber verſchmachten, als unreines Waſſer trinken. Der Hauptzuchtort für Eſel iſt Irland, das 200 000 Stück in der Landwirtſchaft verwendet, und Wales; die aus Wales ſind die beſten und erzielen bisweilen einen Preis von 600 Mk. In London, wo alle Freitag ein Eſelmarkt abgehalten wird, ſtellt ſich der Preis eines Eſels auf 50 Mk., ein toter Eſel gilt nicht mehr als 5 Mk., da ſein Fleiſch nicht genießbar iſt.

In unſerer Spielecke.

Bilderrätſel.



1. Homonym.

Als Rheinpreuße, wie Ihr wißt,
Zu der Silberwährung neig’ ich,
Wenn das Reden Silber iſt;
Denn für alles Gold nicht ſchweig’ ich! —

Als des Bayerlandes Sohn
Hab’ ich viel der Welt geboten,
Aber ach! wie lange ſchon
Zähl’ ich zu den großen Toten!

Doch Humor und Phantaſie
Werden immer Freunde finden,
Wenn Gemüt und Ironie
Sich ſo wirkungsvoll verbinden. —

Sachſe und Berliner Kind,
Künſtler in dem Reich der Farben,
So verſchieden ſie auch ſind,
Beide hohen Ruhm erwarben. —

Jedem Land gehör’ ich an,
Nord und Süd, wie Weſt und Oſten;
Wenn nur ſtets dem rechten Mann
Anvertraut der wicht’ge Poſten!

M. Sch. (Kaſſel.)

2. Arithmetiſche Aufgabe.

Ein denkwürdiger Tag der neueren Geſchichte läßt ſich mit Hilfe der folgenden Angaben beſtimmen:

Die um 11 verminderte Summe der Jahreszahl und der Monatszahl iſt gleich der 61fachen Datumszahl. Die Summe der 48fachen Datumszahl und der 55fachen Monatszahl iſt gleich der Jahreszahl.

P.

3. Akroſtichon.

a a am ca di e ee ed ech es erd iad lt l la
mal mi mi ng o oc r rm ro tt ub u.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtaben-Zuſammenſtellungen ſind mit Hilfe der folgenden Angaben acht Wörter zu bilden:

1) Ich rettete vor Feindes Wut Athen.
2) Für Thron und Reich muß in den Tod ich gehn.
3) Das Reich der Niederlande ſchließt mich ein.
4) Auf Deutſchlands Karte ſuche mich am Rhein.
5) Im Orient hörſt du meines Wortes Klang.
6) Bei mir der Korſe einen Sieg errang.
7) Ich bin in Frankreich als Kanal bekannt.
8) Im alten Teſtament werd’ ich genannt.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, ſo ergeben ihre Anfangs- und ihre Endbuchſtaben den Namen einer berühmten Künſtlerin.

4. Rätſel.

Der Feldherr, dem es einſt im blut’gen Ringen
Gelang, die ſtolze Roma zu bezwingen,
Als mächt’ger Griechengott erſteht er wieder,
Raubſt du am rechten Ort zwei ſeiner Glieder.

M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 48.

Bilderrätſel. Alphabetiſches Namenregiſter.

Dameſpielaufgabe.

1.	c 5 — b 6	a 7 — c 5 †
2.	g 3 — f 4	e 5 — g 3 †
3.	h 2 — f 8 † † † † † wird Dame und gewinnt.	

1. Ergänzungsaufgabe. „Robert Schumann.“

Nadel Motto Stand Neid
Cham Breſt Ruhr

2. Rätſeldiſtichon. Tier, Stier, Tiger.

3. Homonym. Parieren.

4. Füllrätſel.

S	e	**M**	**L**	i	n
P	l	**a**	**u**	e	n
M	**a**	**r**	**t**	**i**	**n**
L	**u**	**t**	**h**	**e**	**r**
A	m	**i**	**e**	n	s
K	o	**n**	**r**	a	d

5. Dreiſilbige Scharade. Tannhäuſer.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Chicagoer Weltausſtellungsbriefe. VIII. Von Paul v. Szczepanſki. — Die Zwergpapageien. Von Chriſtian Schwarzkopf. Mit fünf Illuſtrationen. — Dat Undeert. Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Umſchau in der chriſtlichen Unterhaltungslitteratur. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Ausgang von Tito Conti; Struwwelpeterſtudien von G. Igler. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Koloniales. — Geſundheitslehre. — Landwirtſchaft. — Verkehr. — Technik. — Preisausſchreiben — Buchhandel. — Wappen von Helgoland. Mit zwei Illuſtrationen. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.

— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
Originalz. v. L. Richter
Lückner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 16. September 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 50.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

Was verſchafft mir die Ehre Ihres unerwarteten Beſuches, Herr Rechtsanwalt?“ fragte der Freiherr den eintretenden Heinz, indem er eine weitläufige Handbewegung machte, die ebenſogut: machen Sie, daß Sie fortkommen, hätte ſagen können, wie: nehmen Sie Platz!

Der Rechtsanwalt nahm das letztere an und begann ohne Umſchweiſe: „Ich komme, Herr von Lochnitz, um Sie auf Grund meiner freundſchaftlichen Beziehung zu Ihrem Hauſe um ein offenes Wort zu bitten.“

Der Freiherr nickte etwas herablaſſend, aber ſeine Miene ſpannte ſich merklich.

„Ich war ſo glücklich, die Freundſchaft und das Vertrauen Ihrer Fräulein Tochter zu gewinnen —“

„Auf welche Art, mein Herr?“

„Auf dem einfachen Wege gegenſeitiger Sympathie!“

„Meine Tochter iſt ein Kind! Ich will nicht hoffen, daß Sie ſich ihre Unerfahrenheit zu nutze machten, Herr Rechtsanwalt.“

„Sie vergeſſen, Herr von Lochnitz,“ entgegnete der junge Mann energiſch, „daß Fräulein von Lochnitz allerdings an Unſchuld und Seelenreinheit ein Kind, ſonſt aber ein in der Schule des Leides früh gereiftes und geſtähltes junges Mädchen iſt. Ferner erlaube ich mir, zu bemerken, daß ich, für meine Perſon, weder in meiner Berufsthätigkeit noch in meinem Privatleben je Veranlaſſung zu Zweifeln an meiner Gewiſſenhaftigkeit und meinem Ehrgefühl gegeben habe. Die letzteren ſind es gerade, die mich bewegen, Sie heute aufzuklären über die Beziehungen, welche ſich in aller Stille und ohne viel Zuthun von einer oder der anderen Seite zwiſchen mir und Ihrer Fräulein Tochter entwickelt haben.“

Heinz öffnete ſeine Brieftaſche und nahm ein paar ſorgfältig aufbewahrte Zettelchen heraus. „Wollen Sie gütigſt einen Blick in die vorliegenden Dokumente der reinſten Freundſchaft werfen?“

Der Freiherr wechſelte die Farbe. „Wie — meine Tochter hat hinter meinem Rücken einen Briefwechſel mit Ihnen unterhalten? Das iſt ſtark!“

„Doch leicht erklärlich bei der Verlaſſenheit, in welcher Ihre Tochter gelebt hat.“

„Soll das etwa ein Vorwurf ſein, mein Herr?“ fuhr der Freiherr getroffen auf, aber die Schriftzüge ſeines armen Kindes ſtimmten ihn weich. Aufmerkſam, mit feuchten Augen las er jedes Zettelchen, jedes Wort, bis zu dem letzten Schmerzensſchrei: „Pax iſt tot!“ „Ich ſehe, mein Herr, daß Sie völlig unterrichtet ſind über die beklagenswerten Zerwürfniſſe in meiner Familie,“ ſagte er dann. „Aber ich halte es für eine Verirrung ſeitens meiner Tochter, einen fremden jungen Mann zum Vertrauten ihres Kummers zu machen, anſtatt ſich an das Herz ihres Vaters zu wenden.“

„Verzeihen Sie, Herr von Lochnitz! Sollte ſie nicht dort ein oder das andere Mal vergebens angeklopft haben?“

„Doch Sie —“ fiel der Freiherr bitter ein, „Sie ſind ihr um ſo galanter entgegen gekommen, da doch heutzutage jeder ſtrebſame junge Mann im Hintergrunde ſeiner Bekanntſchaft mit einem nicht unbemittelten jungen Mädchen eine Partie für ſich erblickt.“

„Nein, Herr von Lochnitz! Ich gehöre nicht zu der Kategorie junger Streber. Was mich von Anfang an zu Ihrer Tochter hinzog, war ein aufrichtiges, intereſſeloſes Mitleid. Später freilich, als ich erkannte, welch ein Schatz von Gemüt und Verſtand in dieſem unterdrückten, überſehenen Mädchenweſen verborgen lag, erwachte ein wärmeres Intereſſe. Sie werden meinen Worten glauben, wenn Sie einſt einen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Einblick erhalten in meine an Ihre Tochter gerichteten Briefe — an Zahl und Inhalt nicht reicher als die vorliegenden. Heute indes — hat ſich im Pfarrhaus eine kleine Scene zwiſchen uns abgeſpielt, die meinen Onkel veranlaßte, mir die Thür zu weiſen, und mich, Sie in aller Form um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

„Herr Rechtsanwalt!“ ſagte der Freiherr, ſich ſtramm in die Höhe richtend, obgleich ihm die Schroffheit gar nicht recht von Herzen kam. „Ich werde mich genötigt ſehen, dem Beiſpiel Ihres Onkels zu folgen —“

Der junge Mann erhob ſich; ein paar rote Flecke brannten auf ſeinen Wangen. „Bemühen Sie ſich nicht,“ fiel er trocken ein. „Ich bin bereit, mich zu verabſchieden, denn ich habe in dieſem Falle nichts weiter zu ſagen, als daß ich vor einer halben Stunde das bindende Wort Ihrer Tochter entgegen genommen und ihr das meine verpfändet habe.“

„Herr — ich betonte ſchon einmal, daß meine Tochter ein Kind iſt!“

„Ich kann Sie indes verſichern, daß meine Braut ein charaktervolles Mädchen iſt, in das ein Mann ſein ganzes Vertrauen ſetzen darf. Lernen Sie ſie gefälligſt kennen.“ Er griff nach der Pelzmütze.

„Bleiben Sie!“ rief der Freiherr, ihm ärgerlich, aber ſchon mit hervorbrechender Gutmütigkeit, den Weg vertretend. Die offene, energiſche Weiſe des jungen Mannes, der ihm immer ſympathiſch geweſen, gefiel ihm doch. „Sie werden mir wohl noch die Frage geſtatten, wie Sie ſich in Zukunft gegen meine Tochter zu verhalten beabſichtigen?“

„Ganz einfach! Ich werde ihr das Reſultat meiner Unterredung mit Ihnen mitteilen und darauf hinweiſen, daß es an unſerem Verlöbnis nichts ändert. Sobald Sie in der Stimmung ſind, Herr von Lochnitz, mir ohne die bedrohliche Ausſicht auf die Thür weiter Gehör zu ſchenken, gedenke ich meine Werbung um Ihre Tochter zu wiederholen. Bis dahin —“

„Sie haben es ja gewaltig eilig! — Und den Briefwechſel werden Sie fortſetzen?“

„Sicherlich!“

„Ich werde es verbieten!“

„Thun Sie, was Sie verantworten können,“ meinte Heinz achſelzuckend. „Sie haben manches an Ihrer Tochter gut zu machen. Ich komme erſt in zweiter Reihe dabei in Betracht. Aber das bitte ich Sie als geſprochen anzunehmen: Wenn Agnes am Leben bleibt, ſo wird ſie meine Frau, gleichviel — ob mit oder ohne Mitgift und väterlichen Segen.“

„Wollen Sie mir drohen, junger Mann?“

„Gott ſoll mich bewahren!“ rief der Rechtsanwalt eifrig und lachte über das ganze Geſicht, während er die Hand des Freiherrn ergriff und ſchüttelte. „Ich wollte Ihnen nur veranſchaulichen, daß Ihre kleine, tapfere Tochter und Ihr ergebenſter Diener ſich in vollem Ernſte lieben, daß aber ferner das arme Kind gerade jetzt am wenigſten betrübt und hart von dem geſtrengen, herzensguten Herrn Papa behandelt werden ſollte.“

Der Freiherr mußte lächeln, aber die Augen wurden ihm dabei feucht. Aha, dachte er, ſo will der Fuchs den Wolf überrumpeln, um das Lämmchen zu erwiſchen! Er hüſtelte und arbeitete mit ſeinem Taſchentuch in ſeinem Geſicht herum. Er ſah in der That nicht ein, warum dieſer junge Mann in ſeiner unwiderſtehlichen Fröhlichkeit nicht einſt ein guter Schwiegerſohn werden ſollte? Der armen kleinen Agnes war es ja auch zu gönnen, daß es endlich einmal nach ihrem eigenen Köpfchen ging — um ſo mehr, da ihre Wahl auf einen Mann gefallen, der allem Anſchein nach dafür ſorgte, daß wenigſtens einer in der Familie lachte und fröhlich war.

So wurde dem Rechtsanwalt alſo geſtattet, nach Jahresfriſt auf ſein heutiges Anliegen zurückzukommen. Doch ſtellte der Freiherr die Bedingung, daß der unvermeidliche Briefwechſel zwiſchen den beiden jungen Leuten in den Grenzen der Freundſchaft gehalten würde und der Rechtsanwalt gewiſſenhaft die Sprache des Liebhabers vermeide.

„Ich werde meine Tochter keinenfalls gegen Sie beeinfluſſen, Herr Rambert!“ ſchloß er, „aber ich werde ihr Gelegenheit geben, andere junge Männer kennen zu lernen und ihr Herz einer reiferen Prüfung zu unterziehen.“

Heinz war nahe daran, den Freiherrn zu umarmen. „Ein Jahr iſt zwar etwas lang für zwei junge Herzen, die jedes Examen in der Liebe auch ohne Prüfung beſtehen würden,“ lachte er. „Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, Herr von Lochnitz, daß Agnes den neuen Tyras zum Wächter behält und — nicht wahr — ich darf meinen Abſchied von beiden nehmen. Ich habe überdies noch meinen Pelz im Pfarrhauſe.“

Der Freiherr zwinkerte etwas boshaft mit den Augen und hielt es für zweckmäßig, die rührende Angelegenheit ſchriftlich zu erledigen. Er machte ſich ein Vergnügen daraus, dem jungen Herrn ſeinen Schreibtiſch nebſt Zubehör zur Verfügung zu ſtellen.

Heinz merkte, daß der Wolf den Fuchs überliſten wollte. Er lachte aber auch jetzt vergnügt dazu und meinte: „Was dem einen recht, iſt dem andern billig! Ich ſchreibe hier unter Ihren Augen! Sie aber, verehrter Baron, übergeben dann eigenhändig Ihrer Fräulein Tochter den Brief.“

„Nicht übel! Der eigene Vater als Postillon d'amour ſeiner Tochter —“

„Bitte — ſeines zukünftigen Schwiegerſohnes, in dieſem Falle,“ lachte Heinz immer übermütiger.

Es blieb dabei. Der Freiherr ließ Kaffee und Cigarren bringen. Man begann auf das unbefangenſte zu plaudern.

„Weiß Herr von Büchnow von Ihrem Beſuche in Lindenau?“ fragte der Freiherr gelegentlich.

„Er hat ſogar meinen Koffer,“ gab Heinz zur Auskunft. „Ich werde mich überdies gleich auf den Weg nach Bernsburg machen.“

Herr von Lochnitz bot ihm indes ſeinen Wagen. Er wäre am liebſten mitgefahren, um auf ein paar Stunden der freudloſen Einſamkeit in ſeinem eigenen Hauſe zu entgehen.

Hilde kam darüber hinzu, nicht wenig überraſcht, den Wildfang Heinz in der heiterſten Laune hier Kaffee trinken zu ſehen. Er umfaßte in der Begeiſterung des Augenblicks ſeine Tante-Baſe und küßte ſie auf beide Wangen, was den Freiherrn veranlaßte, ihm mit dem Finger zu drohen.

„Keine Bange, Schwieger — pardon! lieber Baron —! Man kennt meine Art, mich zu freuen.“

Hilde ſah ſorgenvoll und abgeſpannt aus. Sie hatte Koffer gepackt und war nebenbei von den aufregendſten Scenen, welche die Freifrau bei jeder Gelegenheit in ihrem Zimmer aufführte, in Gemütsbewegung erhalten worden.

„Ihre Gemahlin hofft, in dieſen Tagen zu reiſen,“ ſagte ſie zu dem Freiherrn.

Der runzelte die Stirn. Er kannte das. Die Koffer, heute gepackt, wurden morgen ausgepackt. Wenn niemand vorbereitet war, wollte ſie reiſen. Kam man aber ernſtlich darauf zu ſprechen, ſo dachte ſie nicht daran.

Sie mußte oben bemerkt haben, daß jemand gekommen war, den der Freiherr nicht ungern ſah, denn ſie ſchickte Hilde hinunter, um ihrem „armen Manne“ ſein Täßchen Nachmittagskaffee zu brauen. Inzwiſchen konnte ſie die Zofe ausfragen.

Der Freiherr drückte mit vorſichtig gedämpfter Stimme ſeine Zweifel betreffs der Vorbereitungen zur Reiſe aus — plötzlich brach er ab und öffnete mit einem Ruck die Thür zu dem Nebenraum. Er hatte recht gehört, denn er ſtand ſeiner Frau gegenüber.

Der Freiherr machte die Thür hinter ſich zu und faßte das unglückliche Weib beim Arm. „Iſt dir die Luſt zum Horchen noch nicht vergangen?“

„Im Gegenteil! Ich muß doch endlich dahinter kommen, wie weit du eigentlich biſt mit deiner weiſen Freundin —“

„Schämſt du dich nicht?“ flüſterte der Mann, bleich vor Empörung, und in ſeinem Blick lag eine ſo offene Drohung, daß ſie ſich losreißen und fliehen wollte. „Komm!“ ſagte er und ſchleppte ſie, mehr als ſie ging, die kleine hintere Treppe hinauf, die ſie herunter geſchlichen war.

In ihrem Zimmer fiel Frau Adelheid wie leblos auf den Teppich hin; als ſie aber wahrnahm, daß man ſie ruhig liegen ließ, erholte ſie ſich ſchnell ſo weit, daß ſie nach ihrer Chaiſelongue wanken konnte.

„Wann reiſeſt du?“ fragte der Freiherr kurz.

„Gar nicht!“ ſchrie ſie auf. „Ehe ich dieſer Hilde das Feld räume, will ich hier vor deinen Augen ſterben.“

Sie riß das Fenſter auf.

„Mache dich nicht lächerlich vor den Leuten. Man ſpricht bereits genug von deiner Selbſtmordmanie, aber niemand glaubt daran. Ich wünſche, daß deine Koffer endlich 'mal gepackt bleiben —“

„Du irrſt dich gewaltig!“ Ehe er es ſich verſah, war ſie hinzu geſprungen und wühlte und warf alles durcheinander. Dann keuchte ſie: „Geh! Laß mich allein! Du biſt ja ſchon über Jahr und Tag meiner überdrüſſig geweſen. Was kümmert es dich, ob ich geneſe. Du willſt mich ja nur aus der Welt haben, damit du dich ungeniert von unſerer gemeinſamen Freundin Hilde pflegen laſſen kannſt.“

„Schweig'!“ rief der Freiherr. „Du willſt es wagen, dies großmütige, edle Frauenherz zu ſchmähen und mich mit Eiferſucht zu verfolgen, — du — die nie im Leben ein Fünkchen wirklicher, uneigennütziger Liebe für mich gehabt? Ich werde Fräulein Welſing beſtimmen, mein Haus nicht mehr zu betreten, ſo lange du da biſt und Agnes unter ihrem Schutze ſteht. Was dich aber betrifft — ſo telegraphiere ich ſofort nach Berlin um eine Diakoniſſin, die bei dir bleibt, bis du dich reiſefertig gemacht haſt.“

Man ſah ihm die innere Erregung noch an, als er in ſein Zimmer trat und anſcheinend gelaſſen auseinanderſetzte, was ſeine Pläne bis zu der Abreiſe ſeiner Frau wären. Zu Hilde ſagte er: „Ich kann als Mann von Ehre nicht zugeben, Fräulein Welſing, daß man Sie in meinem Hauſe für alle uns erwieſenen Wohlthaten beleidigt. Meine Frau wird Sie wahrſcheinlich um Hilfe gegen meine Tyrannei angehen, ſobald der Paroxismus vorüber iſt. Ich bitte Sie indes um Ihrer ſelbſt willen, ſich nicht erweichen zu laſſen. Sie haben das Äußerſte für ſie gethan, aber helfen können auch Sie nicht.“

Er reichte ihr tief ergriffen die Hand. Sie wollte ſprechen, aber ein gewaltiger Schmerz ſchüttelte ſie, und ſtumm wandte ſie ſich ab, das Haus zu verlaſſen.

Da legte Heinz die Hände auf ihre Schultern und lächelte ſie ſo knabenhaft treuherzig an, daß die ganze Tragik des Augenblickes zuſammenſchrumpfte zu nichts als einer unangenehmen Enttäuſchung, wie man ſie täglich im Leben haben kann, und die zu überwinden, keine Heldenthat iſt.

„Ja, blauäugige Hildegard, du biſt an die Klippe geraten, vor der dein ergebener Vetter dich warnte. Nur ſchnell und unverzagt darüber hinweg, liebe Idealiſtin! Zu Hauſe wartet ein Bruder auf dich und ein kleiner Engel, der Agnes heißt. Die beiden werden dich reichlich entſchädigen für den kleinen 'Reinfall in der Freundſchaft hier am Platze. Du haſt nicht viel verloren, Liebſte! Ein bißchen Zeit und guten Willen, das iſt alles! Nun komm! Ich bringe dich wenigſtens bis an die Schwelle deines häuslichen Friedens.“

„Das werden Sie mir wohl überlaſſen müſſen, lieber Rechtsanwalt!“ fiel der Freiherr ein. „Der Wagen iſt vorgefahren, und dort bringt der Diener Ihren Pelz. Grüßen Sie Büchnow. Ich komme morgen vielleicht mit hinüber zur Kirche. Zwiſchen uns bleibt es, wie verabredet.“

Heinz fuhr wie ein artiger Junge, der er im Grunde war, in ſeinen Pelz und ſchüttelte den beiden anderen die Hände. „Auf Wiederſehen, liebſte Hilde! Dein Bruder, dieſer Paſtor, hat mich ausgewieſen. Leben Sie wohl, Herr von Lochnitz! Sie waren nahe daran — indes — Apropos, muß ich die Augen zumachen, wenn ich vorbeifahre?“

Der Freiherr ſchien die Frage zu überhören, und Heinz dachte: Gut! wo kein Verbot, da iſt keine Übertretung.

Der Wagen raſſelte mit ihm davon. Oben, aus dem Fenſter ſtierten zwei Augen ihm nach, die aber weder ihn, noch den Wagen erkannten. Das Geſicht an die Scheiben gedrückt, deren Feuchtigkeit es kühlte, kauerte die unglückliche Kranke auf einem Stuhl und ſtarrte ins Leere. Plötzlich prallte ſie zurück: über den Hof ging Hilde und ihr zur Seite der Freiherr. „Ah! ah!“ ſtieß ſie hervor. Der Zorn ſchnürte ihr faſt die Kehle zu. Sie fühlte ſich betrogen und verraten; ihre Eitelkeit ſchrie nach Rache. Sie ballte die Fäuſte und murmelte Verwünſchungen, dazwiſchen klagte ſie das Schickſal an, daß ihr ſo großes Unrecht geſchehe und ſie vor allen Menſchen auf der Welt unglücklich wäre.

In dieſem ſinnloſen Ausbruch des Haſſes und der Verzweiflung fiel ihr Blick in den Spiegel. Sie blieb wie verſteinert ſtehen, die Augen voll Grauſen auf das Bild in dem Glaſe. „Meduſa!“ murmelte ſie. „Geſpenſt — hinweg!“

Sie ſchlug in den Spiegel, daß die Splitter flogen. Dann betrachtete ſie verwundert ihre Hand, aus der das Blut quoll. Das entſetzliche Furienantlitz war fort; doch das an ihrer Hand — konnte es Blut ſein? Hatte ſie vielleicht einen Mord begangen? Dann ſchleppte man ſie nun wohl vor das Tribunal, und der Pöbel auf der Straße ſchrie: Ins Irrenhaus mit ihr! Sie iſt ja wahnſinnig — morphiumſüchtig iſt ſie ....

Die unglückliche Frau taſtete an ihrem Kopf herum, als ob ſie dort etwas ſuchte. Endlich beſann ſie ſich, daß ſie nur den Spiegel zerſchlagen — in der Wut allerdings! Das war ja kein Verbrechen; wütend konnte der geſündeſte Menſch werden. Was für Schreckbilder ſie doch quälten! Dem mußte abgeholfen werden. Wozu war denn die kleine Spritze und das Fläſchchen mit der Morphiumlöſung da! Und ſehnſüchtig — und ſchaudernd zugleich vor der eigenen unwiderſtehlichen Leidenſchaft taſtete ſie ſich an ihren Wandſchrank.

XIII.

Nein, es war nicht nur ein Traum geweſen, daß geſtern, nachdem der Wagen vorbeigefahren, aus welchem das lachende Antlitz ihres Freundes ſie gegrüßt, ihr Vater einen Brief in ihre Hand gelegt — denſelben, welchen ſie beim Erwachen unter ihrem Kopfkiſſen fand und nun in der Sonntagsfrühe wieder leſen konnte:

„Meine liebe, ſüße Freundin! Ich muß halsüberkopf fort, aus Gründen, die am beſten bei Ihrem Vater zu erfragen ſind! Nicht einmal Ihnen die Hand zu drücken, iſt mir vergönnt worden, und mit dem Verlobungskuß auf die Stirn, um den der Paſtor mich grauſam gebracht, iſt es erſt recht nichts — das heißt: vorläufig.

Ihr Vater, — dieſer brave Herr und echte Edelmann, meiner Treu! — hat mich ähnlich an die Luft geſetzt, wie unſer guter Paſtor. Es iſt indes nicht ſo bös gemeint, denn er erlaubt mir, meine Abſchiedsſymphonie mit ſeinem eigenen Gänſekiel zu komponieren, der allerdings zu dick iſt für die zarten Noten meines Herzens. Wir müſſen uns alſo fürs erſte begnügen, an einander denken zu dürfen, — Gott ſei Dank, ſo viel wir wollen, Schreiben dürfen wir uns auch, doch nur in wichtigen Fällen, wie z. B. wenn eines recht Sehnſucht nach dem andern hat, oder ſich über irgend etwas betrübt oder freut. Vor allen Dingen haben Sie mein Wort und ich das Ihre, dies brauchen wir uns von niemand nehmen zu laſſen ... Da habe ich ja ſchon einen ganzen Schrein voll köſtlicher Reliquien von meiner kleinen Heiligen! Ihr Vertrauen — Ihre Freundſchaft — Ihr Lächeln und Ihr großes, geſegnetes Ja. Mir fehlt nichts mehr als Ihr geliebtes Selbſt. Das bekomme ich zuletzt auch, und hoffentlich aus der Hand Ihres Vaters....

Ich habe mir zur Feier dieſes ereignisvollen Tages Paxens Ruheſtätte angeſehen. Sie iſt noch etwas öde. Ich werde Ihrem Gärtner eine junge Gebirgstanne ſchicken, die ſoll er darauf pflanzen. Im Frühling werden die Vögel Neſter in ihren Zweigen bauen und dem Schläfer in der Erde Lieder ſingen. Das wird ihn erfreuen, was? Gehen Sie dann aber nicht zu oft hin, ſonſt könnte Tyras eiferſüchtig werden, und jemand anderes auch!

Ach — Hilde und der Paſtor haben es 'mal gut! Ich wollt', ich wäre dabei. Pardon! Ich darf beileibe nicht gefühlvoll werden. Leben Sie heiter und in Frieden, ſüße Freundin, und haben Sie nebenbei lieb

Ihren ewig getreuen Heinz Rambert,
der gar nicht über den ſchwebenden Verlobungskuß
hinweg kann."

Der Sonntagmorgen brachte Frühlingswehen. Die Erde erzitterte in ihrem langſamen, wonnigen Erwachen, unter der ſchüchternen Berührung der erſten, warmen Sonnenſtrahlen, und — in Bernsburg läuteten die Glocken.

Eben war der Paſtor eingetroffen. Er hatte den Freiherrn von Lochnitz mitgebracht, der dem Gottesdienſt beiwohnen und außerdem ſeinen Nachbarn beſuchen wollte.

Der Rechtsanwalt ſtand mit ſeinem Freunde auf dem Hofe im Sonnenſchein und lachte über das ganze Geſicht, als er des Wagens anſichtig wurde. In ſeiner Herzensfreude umarmte er den Paſtor ſo ſtürmiſch, daß dieſer zu huſten begann. „Onkel — liebſter, beſter! ſollſt du mich nicht grüßen?"

„Wenn deine Zärtlichkeit es dazu kommen läßt — allerdings," erwiderte der Oheim, ein humoriſtiſches Lächeln auf den freundlichen, bleichen Lippen.

„Von —?"

„Tyras und Hilde, lieber Neffe!"

„Danke!" lachte Heinz. „Befinden ſich doch wohl?"

Dann bettelte er den Freiherrn an mit ſeinen lachenden Augen. Der beachtete es aber nicht eher als nach dem Gottesdienſt. Da fiel ihm beiläufig ein, daß er ein Briefchen in ſein Portefeuille geſteckt hatte, welches nicht beſtimmt war, darin vergeſſen zu werden. Er glaubte, es trüge die Aufſchrift des Herrn Rechtsanwalts! Zu gleicher Zeit legte er dem jungen Manne die Hand auf die Schulter und ſagte mit kaum verhohlener Rührung: „Können Sie Wunder thun, junger Freund? Sie haben ja mein Kind lächeln gelehrt!"

Es war ein Glück, daß Frau Knob mit ihrem Geſangbuch in den gefalteten Händen gerade vorbeiſchritt und den Herren einen tiefen Knix machte, wobei ſie den luſtigen Berliner beſonders ins Auge faßte — ſonſt wäre der Freiherr nicht ohne Umarmung davon gekommen. So mußte der Rechtsanwalt in der Eile ihr Kompliment erwidern, ehe er ſich auf die Lektüre ſtürzte. Das geſchah der Vorſicht halber im Garten, wo die Knoſpen im Frühlingsſonnenſchein den erſten Anſatz zum Treiben nahmen.

„Lieber Freund!" las er. „Haben Sie eine neue Welt geſchaffen, oder träume ich nur? Ich ſehe nichts als Licht und Liebe und Hoffnung ringsumher, und über dem allen ſtehen Sie, ſo groß, daß ich mich fürchten würde, wenn Ihre Größe nicht ſo freundlich und ſonnig wäre — wie der Frühlingshimmel, dem die ganze Erde zu Füßen liegt, und der doch dem kleinſten Geſchöpf lächelt.

Wenn ich daran denke, daß Sie mich, die bisher niemand anſah, niemand beachtete, zur Frau haben wollen, daß ich einſt immer bei Ihnen ſein und in Ihrem Lachen froh werden darf, dann erzittere ich wie eine Bettlerin, die auf den Stufen eines Thrones kniet und von der Hand des Königs emporgezogen wird zu ſeiner Herrlichkeit. Aber bei aller Demut klopft mein Herz ſtolz und mächtig, weil es Sie lieben darf und weil es lieben kann, grenzenlos und unerſchütterlich.

Ich werde nie mehr traurig ſein; ich denke an Sie und meine Zukunft: der ganze Inhalt meines Lebens liegt geborgen in Ihrem Wort. Durch Sie habe ich gelernt, auch meinen Vater zu lieben, wie ein Kind lieben ſoll. Ich werde ihm freudig ſein Leid tragen helfen, ihn tröſten und aufrichten — denn endlich verſtehe ich alles: nicht die arme, unglückliche Frau war der Dämon unſeres Hauſes, ſondern das entſetzliche Gift, das ihre Seele und ihren Leib untergraben hat. Wenn ſie doch geheilt würde! Ich wollte thun, was in meinen Kräften ſteht, daß ſie und der Vater die ſchlimme Zeit vergeſſen und an die gute, neue glauben, in der kein Dämon mehr zu fürchten iſt.

Nicht wahr? — wenn ich in allen Dingen ſo meine Pflicht erfülle und meine Schuldigkeit thue, dann werde ich einſt feſt und frei an Ihrer Seite ſtehen können — Ihre Freundin und Ihr Weib, und meine Kleinheit wird in Ihrer Größe zerfließen, als ob beide eins wären.

Ich habe Vater Ihre Briefe leſen laſſen, denn ich erkenne jetzt, daß ein Vater ein Recht hat auf das Vertrauen ſeines Kindes. Jetzt weiß er, welch ein treuer Freund Sie mir waren. Er wollte auch hören, wie ich das Lachen gelernt. Das kam eigentlich geſtern — mit einemmal. Als ich Sie nämlich eintreten ſah, erfaßte mich ein Schwindel, ſo wie es ſein mag, wenn eines ſanft dahinſtirbt. Aber meine Gedanken klammerten ſich an Sie. Kannſt du nicht 'was Großes — Ungeheueres für ihn thun? ſprachen ſie. Gib ihm dein Herz — dein Blut — dein Leben! Das iſt alles noch nicht genug; wer weiß, ob es ihn erfreuen würde? Lächeln! —

Da kam das Lächeln, aus der Tiefe meines Lebens, und jetzt weicht es nicht mehr; meine Seele lächelt in einem fort. Wiſſen Sie, warum? Weil Sie mir eine Thräne dafür gegeben, die allein genug war, um mich zu überzeugen, daß Sie mich lieb haben. Wenn es heut noch wäre, wie in dem Märchen, daß die gute Fee käme: ‚Du haſt drei Wünſche frei, die will ich dir erfüllen.' Dann ſagte ich: ‚bitte, nur einen, der iſt ſo groß wie drei zuſammen genommen. Ich möchte für ein Menſchenleben die Sonne ſein und mich täglich von neuem mit all meinem Glanz auf *ein* geliebtes Haupt ergießen; wenn das ſich neigt im Tode, dann müßte auch ich untergehen für immer' . . . .

Ich bin Tyras ſehr gut, aber Pax werde ich nie vergeſſen, auch nicht, wenn ich ſeinen Verluſt nicht mehr empfinde. Jetzt, da ſein Grab noch öde liegt, gehe ich jeden Tag hin, aber nachher, wenn die Vögel in der Gebirgstanne über ihm Neſter bauen und Lieder ſingen, dann kann ich ihn ſchon allein laſſen und weder Tyras noch ‚ſonſt jemand' wird Grund zur Eiferſucht haben.

Der liebe Gott behüte Sie, teurer Freund, und denken Sie gern an die glückliche Agnes,
Ihre treue Freundin und Verlobte."

Heinz, alter Sauſewind, du biſt gründlich 'reingefallen! Du küſſeſt Briefe, vertiefſt dich in Namensunterſchriften, verdrehſt die Augen, phantaſierſt in den Wind und biſt auf dem beſten Wege, Verſe zu machen. Kann man verliebter ſein? —

„Wer ſagt das?" fragte der Schuldbewußte, ſich noch ein wenig pro forma ſträubend.

„Was?" fragte Herr von Büchnow, der ſchon den halben Garten nach ſeinem verlorenen Freunde abgeſucht hatte.

„Ach ſo — du, Jesko! Ich dachte, mein Verhängnis hätte geſprochen. Na, richtig iſt die Sache nicht! Bin ich noch der freie, luſtige, wiſſenſchaftlich gebildete Gamin von ehemals oder ein melancholiſcher, verliebter Narr? Ich bitte um deine Meinung, Jesko!"

„Das letztere — leider, mein armer Junge! Ich würde dich beweinen, wie es einem Freunde ziemt, wenn ich nicht — von Herzensgrund dich beneidete."

„J, ſo ein falſcher Pylades!" ſchmunzelte der Rechtsanwalt. „Ja, du — dann weiß ich keinen Rat, als daß du dich mit Dampfkraft ſchleunigſt in irgend 'was oder wen verliebſt."

„Ich fürchte, es iſt geſchehen —"

„Hurra, Jesko, Leidensgenoſſe, komm in meine Arme! . . . Hat ſie auch die vollzähligen Ahnen? Eine zweite Meſalliance möchte im Umkreis von Lindenau und Bernsburg Aufſehen erregen."

In den Träumeraugen des Herrn von Büchnow leuchtete es auf. „Ahnen? Jawohl — ich glaube, ſie laſſen ſich auf Adam und Eva zurückführen. Mit Beſtimmtheit weiß ich indes, daß ſie ein goldenes Herz hat und ein paar wunderſchöne blaue Augen."

Heinz ſperrte die ſeinen in voller Verblüfftheit auf. Dann brach er los mit Lachen und Händeſchütteln. „Was, Jesko? — Ja — du — *Die* gönne ich dir, wie keinem anderen auf der Welt."

(Schluß folgt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die Liebhaberphotographie.

Von Dr. A. Miethe.

(Abdruck verboten.)

„Jedermann kann ohne alle Vorkenntniſſe mit unſeren Apparaten photographieren“ iſt ein Satz, den man häufig in photographiſchen Anzeigen antrifft; diejenigen, welche dieſem Satze Glauben ſchenken, werden ſich faſt immer in ihren Erwartungen bitter enttäuſcht ſehen. Allerdings kommt es darauf an, was man unter photographieren verſteht. Wenn man ſich begnügt, ein mißfarbiges, unvollkommenes, verzeichnetes, ja unter Umſtänden geradezu karrikiertes Etwas auf mechaniſchem Wege zu erzeugen und das — photographieren nennen will, ſo mögen jene Anzeigen recht behalten. Zu dieſer Vollkommenheit bringt es ein jeder in der Photographie ohne Mühe. Aber etwas andere Anforderungen an die Fähigkeit des Photographen muß man dann ſtellen, wenn ſeine Leiſtungen wirklich das ſein ſollen, was wir heutzutage auch in anſpruchsloſeſtem Sinne photographiſche Bilder nennen. Das Herſtellen eines photographiſchen Bildes bedingt die geſchickte Ausführung einer großen Anzahl von Einzelarbeiten, und das Reſultat hängt davon ab, ob alle dieſe Einzelarbeiten vollkommen gelungen ſind. Wie bekannt, zerfallen die photographiſchen Operationen in die Aufnahme, die Fertigſtellung des Negatives und die Herſtellung des Poſitives oder das ſogenannte Kopieren. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche von dieſen drei Arbeiten die ſchwierigſte iſt, jedenfalls iſt die richtige Ausführung der Aufnahme die Hauptſache zum Gelingen des ſpäteren Bildes.

Blumenverkäuferin in Venedig. Nach dem Gemälde von F. Ruben.

Um eine gute photographiſche Aufnahme zu machen, dazu genügt es nicht etwa, einen guten photographiſchen Apparat an irgend einem Orte dem gewünſchten Gegenſtande gegenüber aufzuſtellen und das Objektiv ſo und ſo viele Sekunden lang zu öffnen, ſondern dazu gehört mehr. Es gehört dazu ein Urteil über die augenblickliche Stärke des Lichtes, über die Wirkung, die das Objekt ſpäter im Bilde hervorbringen wird, und eine gewiſſe Gewandtheit in der Aufſuchung des geeigneten Standpunktes. Dieſe drei Fähigkeiten können aber nur durch längere Übung gewonnen werden, und kein Apparat der Welt, kein noch ſo feines Verfahren vermag hier aus einem Laien ſofort einen tüchtigen Liebhaber zu machen. Es iſt ja wahr, daß die photographiſche Linſe in gewiſſem Sinne die Wirklichkeit einfach abſchreibt, aber es iſt doch wiederum nur beſchränkt wahr. Die Farbe fehlt der photographiſchen Aufnahme, und es bedarf einer gewiſſen Übung, um ſich den Eindruck klar machen zu können, den irgend ein Motiv machen wird, wenn es der Farbe vollkommen beraubt iſt. Anfänger pflegen daher häufig Gegenſtände und Scenen aufzunehmen, die ſpäter abſolut nicht wiedererkennen laſſen, weshalb ſie von dem glücklichen Autor photographiert wurden. Schließlich iſt es auch für das Reſultat der Arbeit von allergrößter Wichtigkeit, daß der Standpunkt ein richtiger ſei. Hier gibt abermals die Übung wichtige Fingerzeige. Man muß ſelbſt viel photographiert haben, um jedem Dinge die richtigſte Seite, jeder Sache die möglichſte maleriſche Vollendung abzugewinnen. Die meiſten Liebhaber bringen es nicht dazu, in dieſem Punkte ſtets glücklich zu ſein, und ihre Aufnahmen bleiben deswegen, wie auch die meiſten käuflichen Aufnahmen der Fachphotographie, langweilig und eintönig. Nicht vergeſſen darf ferner die außerordentliche Schwierigkeit werden, die es bietet, die Lichtverhältniſſe in jedem Moment richtig zu ſchätzen; die Belichtungszeit muß

Am Strande. Augenblicksphotographie, aufgenommen von Dr. A. Miethe mit der Krügenerſchen Normal Simplex-Kamera.

ziemlich genau getroffen werden, wenn das entſtehende Bild ſpäter wirklich gut ſein ſoll. Allerdings hat der Geübte in der chemiſchen Behandlung des Negativs, welche auf die Aufnahme folgt — der ſogenannten Entwickelung — ein außerordentlich wirkſames Mittel, Fehler in der Belichtungszeit zu korrigieren, aber dieſes Mittel iſt auch nur in der Hand des Geübten wirkſam. Der Ungeübte wird eine Aufnahme nur dann mit einiger Ausſicht auf Erfolg entwickeln können, wenn ſie genau richtig belichtet war. Genug, der Schwierigkeiten liegen hier eine große Anzahl vor, und jeder, der ſich der ſchönen Kunſt der Photographie widmen will, möge ſie von vornherein nicht zu gering ſchätzen. Anderſeits aber beweiſt die große Zahl derer, welche, ohne berufsmäßig Photographen zu ſein, Hervorragendes auf dieſem Gebiete zu leiſten im ſtande ſind, daß die entgegenſtehenden Schwierigkeiten bei einiger Ausdauer und allerdings auch mit Aufwand nicht ganz geringer Koſten wohl zu bewältigen ſind.

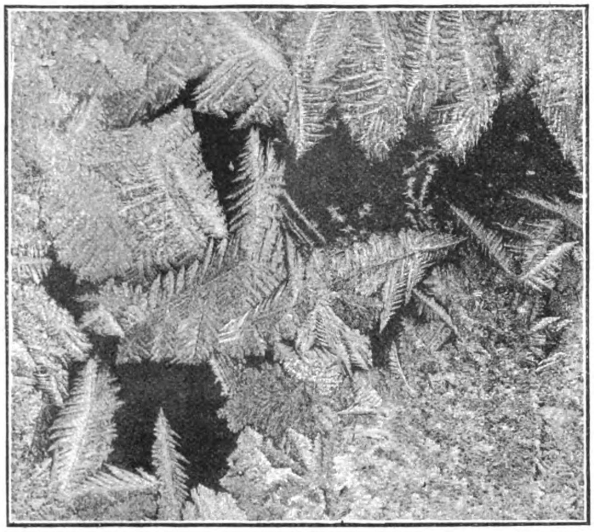
Die Frage, welche ſich jeder zuerſt vorlegt, wenn er das Photographieren anfangen will, iſt immer die: welchen Apparat ſoll ich mir kaufen? und dieſe Frage, ſo ſchwer ſie an ſich iſt, wird noch außerordentlich viel ſchwerer gemacht durch die unzähligen Angebote, welche unter den beſtechendſten Verſicherungen von allen Seiten auf den Ratloſen einſtrömen. Jeder hat im Anfange ein gewiſſes Ideal, welches er zu erreichen ſucht, und dieſes Ideal iſt bei den meiſten Liebhabern das, mit Hilfe eines Handapparates ohne irgend welche Vorbereitung in jedem Augenblick ſchußbereit zu ſein, nur auf einen Knopf zu drücken und die fertige Aufnahme mit nach Hauſe zu nehmen. So ſchön allerdings dieſes Ideal iſt, ſo wenig dürfte es in den meiſten Fällen das Nächſtliegende ſein, deſſen ſich der Anfänger zu befleißigen hat. Man kann nämlich wohl ſagen, daß das Arbeiten mit einem Handapparat außerordentlich viel ſchwerer iſt, als mit einem gewöhnlichen ſogenannten Reiſeapparat unter Benutzung eines Statives. Wer daher nicht bloß zum ſeichten Vergnügen 'mal ein Dutzend Aufnahmen machen will und zufrieden iſt, wenn darunter eine leidlich gelungene ſich findet, der möge als goldene Regel ſich vor allen Dingen die einprägen: benutze im Anfange deiner Studien ſtets nur einen Stativapparat und vermeide thunlichſt Augenblicksaufnahmen. Ein ſolcher Stativapparat, der dem Bedürfnis des Anfängers vollkommen genügt, iſt verhältnismäßig außerordentlich billig und in genügender Güte überall erhältlich. Als Objektiv genügt meiſt eine einfache Landſchaftslinſe. Mit einem ſolchen Apparat, der ſchon für 40—50 Mk. zu haben iſt, mag der Anfänger ſeine erſten Studien ausführen. Er verſäume auch nicht, ſich ein gutes Taſchenbuch der Liebhaberphotographie zuzulegen, denn dieſe kleine Ausgabe wird ſich hundertfältig bezahlt machen.

Der weitere Verlauf der „photographiſchen Krankheit“ wird nun meiſt folgender ſein: entweder erkennt der Anfänger, daß das Photographieren ihm zu mühſam, zu zeitraubend und zu wenig lohnend iſt, daß die Mühe, die er auf die Erlernung dieſer Kunſt zu verwenden gedachte, nicht ausreicht, um es zu befriedigenden Leiſtungen zu bringen; oder aber, er wird bald die nötigen Kniffe und Kunſtregeln kennen lernen und es nach Verlauf einer kurzen Zeit zu einer gewiſſen Sicherheit in der photographiſchen Technik bringen. Im erſten Falle wird der billig erworbene Apparat einfach beiſeite gelegt werden oder ſich auch leicht veräußern laſſen. Im zweiten Falle iſt das für denſelben erlegte Geld auch nicht fortgeworfen, denn dieſer erſte billige Apparat wird im ſpäteren Haushalt des Liebhabers noch allerlei Verwendung finden können; er wird dazu dienen, um Verkleinerungen und Vergrößerungen herzuſtellen, und auch hin und wieder zu Landſchaftsaufnahmen benutzt werden.

Wer einmal die Süßigkeit des Photographierens kennen gelernt hat, wird nur in ſeltenen Fällen von den Leiſtungen ſeines billigen Apparates befriedigt werden, und jetzt eröffnen ſich dem ſchon Fortgeſchrittenen zwei Wege, welche er je nach ſeinen Abſichten mit gleichem Vorteil beſchreiten kann. Hat er mehr die Abſicht, ſeine Photographieen als Studienmaterial zu benutzen, wie es meiſtenteils ſeitens der Künſtler geſchieht, ſo wird er zunächſt dazu übergehen, ſich eine wirklich gute Handkamera anzuſchaffen, die ihn in den Stand ſetzt, ſeine am Stativapparat gewonnenen Erfahrungen jetzt gewiſſermaßen auf der Jagd zu verwerten. Denn während man die Arbeiten mit einem Stativapparat dem Scheibenſchießen vergleichen kann, bei dem ſelbſt ein minder guter Schütze, wenn er nur peinlich ſorgfältig zu Werke geht, ein gutes Durchſchnittsreſultat zuwege bringt, gleicht die Handkamera einem Jagdgewehr, das nur in der Hand des geübten Jägers ſeine volle Kraft entwickeln kann und, ſtets ſchußbereit, den günſtigſten Augenblick feſtzuhalten erlaubt.

Andere Liebhaber, denen die Photographie mehr Selbſtzweck iſt, und welche ihre photographierten Bilder weiter nicht verwerten wollen, ſondern denen es nur darauf ankommt, möglichſt vollendete Bilder zu erzeugen, werden in vielen Fällen des Handapparats entraten können und ſich vielmehr einen guten, größeren Stativapparat anſchaffen. Ein derartiger Apparat iſt immerhin ein ziemlich koſtſpieliges Ding, und ſeine exakte Handhabung verlangt ziemliche Übung. Vor allen Dingen iſt Wert auf ein gutes Objektiv zu legen, das allerdings nicht nach dem Preis taxiert werden darf, ſondern nach ſeinen Leiſtungen. Viele Liebhaber glauben, das Ihrige gethan zu haben, wenn ſie ſich ein möglichſt teures Objektiv kauften. Damit aber befinden ſie ſich außerordentlich im Unrecht. Neben der Sorgfalt in der Ausführung einer photographiſchen Linſe kommt auch ihr ſpezieller Charakter für den jeweiligen Zweck ſtark in Frage. Hier wird der Anfänger zweifelsohne gut thun, wenn er ſich nach einem tüchtigen Beirat umſieht, den er in Geſtalt eines größeren Lehrbuches der Photographie oder eines Lehrbuches der photographiſchen Optik leicht finden kann. Man ſollte nie auf den Rat von guten Freunden in dieſer Richtung vertrauen, denn eines ſchickt ſich nicht für alle, und eine Linſe, mit der dieſer vorzügliche Reſultate zu erzielen weiß, bleibt in der Hand eines anderen ein mittelmäßiges Inſtrument.

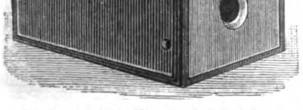
Zur Verwendung mit guten Stativapparaten empfehlen ſich vor allen Dingen die ſog. Aplanate, Objektive, welche von vielen Firmen in ausgezeichneter Güte hergeſtellt werden, und deren Lichtſtärke ſo bedeutend iſt, daß ſie die Aufnahme von Augenblicksbildern erlauben. Wer mehr anlegen will, mag ſich eines der neuen photographiſchen Inſtrumente, der ſogenannten Anaſtigmate bedienen, welche den Vorteil haben, bei gleicher Lichtſtärke eine größere Schärfe nach dem Rande hin zu gewähren. Aber meiſtens werden die Aplanate berechtigten Anforderungen vollſtändig genügen.



Eiskryſtalle zwiſchen zwei Objektträgern in polariſiertem Licht.

Der Leſer wird jetzt mit Recht die Frage ſtellen, welche unter den Tauſenden von Handkameras, die angeprieſen werden, denn die geeignetſte iſt. Dieſe Frage zu beantworten, dürfte ſchwer ſein. Denn einmal ſind dieſe Kameras in ihren Preislagen außerordentlich verſchieden, und zweitens laſſen ſich ihre Leiſtungen untereinander ſchwerlich abwiegen. Die Hauptbedingung jedoch, welche man an eine gute Handkamera ſtellen muß, iſt die, daß ſie mit abſoluter Sicherheit funktioniert. Allen Handkameras iſt ja die Einrichtung gemeinſam, daß ſie eine große Anzahl von Aufnahmen hintereinander zu machen geſtatten, und hierzu iſt eine Vorrichtung nötig, welche man als Wechſelvorrichtung bezeichnet, d. h. ein Mechanismus, der draußen im Freien die belichtete Platte mit einer unbelichteten auszuwechſeln geſtattet. Der Wechſelmechanismus, gewiſſermaßen die Seele der Handkamera, iſt zu gleicher Zeit der wunde Punkt bei den meiſten derſelben. Es gibt wenige Handkameras, bei denen er unter der rauhen Behandlung, welcher dieſe Apparate ſo leicht ausgeſetzt ſind, nicht gelegentlich Störungen erleidet, die um ſo unwillkommener ſind, als ſie ſich gewöhnlich dann ereignen, wenn man eine beſonders intereſſante Scene feſthalten will.

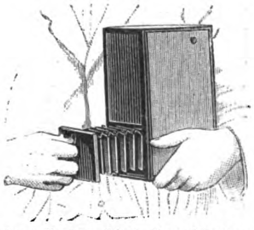
Verfaſſer hat eine große Zahl Handkameras mit der Zeit ausgeprobt und unter ihnen einige außerordentlich zuverläſſige gefunden. Er iſt aber überzeugt, daß kein einziger dieſer Apparate ſo viele Vorteile in ſich vereinigt, wie die unten abgebildete Normal-Simplex-Kamera von Dr. Krügener in Bockenheim-Frankfurt a. M. Mit derſelben laſſen ſich ohne irgend eine Reparatur oder ein Verſagen Tauſende von Aufnahmen mit abſoluter Sicherheit herſtellen, und die Reſultate werden, falls ſonſt der Liebhaber Tüchtiges zu leiſten verſteht, gewiß auch den Verwöhnteſten zufrieden ſtellen. Der Wechſelmechanismus dieſer Kamera iſt von einer ganz außerordentlichen Einfachheit und zeichnet ſich vor anderen ähnlichen Einrichtungen dadurch aus, daß an ihm alle ſubtilen Teile, welche ſonſt ſo leicht im Eifer des Gefechtes verletzt werden, vermieden ſind. Außerdem beſitzt die Kamera einen außerordentlichen Vorteil, den jeder, der beim Photographieren leicht etwas heißblütig wird, ſchätzen muß, nämlich den, daß der Apparat es unmöglich macht, auf die Platte zwei Aufnahmen zu bekommen.



Krügenerſche Normal Simplex-Kamera. Anſicht von außen.

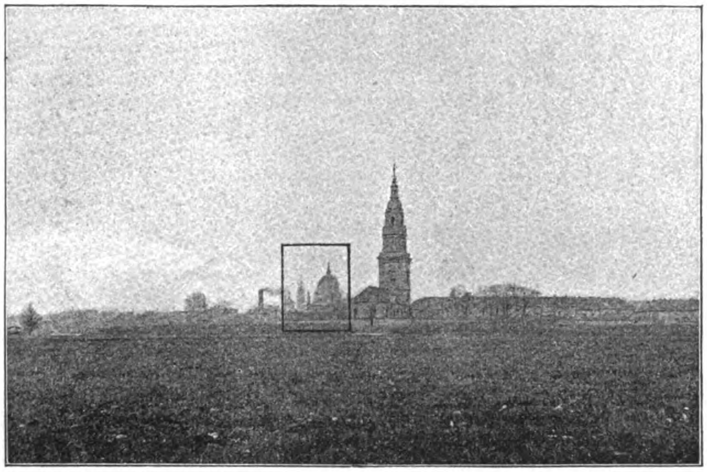
Selbſtverſtändlich iſt dieſe Anſicht des Verfaſſers als eine ſubjektive zu betrachten, und es ſoll damit nicht geſagt ſein, daß die genannte Kamera wirklich das Ideal darſtellt oder daß ſich mit anderen Kameras nicht gleich Gutes und mit gleicher Sicherheit herſtellen ließe. Aber immerhin wird es von Wert ſein, ein unparteiiſches Urteil über einen Apparat, der ſich wirklich bewährt hat, zu hören. Unſer auf Seite 790 ſtehendes photographiſches Bildchen zeigt eine Studie mit einer derartigen Normal-Simplex-Kamera. Die Art der Holzſchnittreproduktion läßt nicht die außerordentliche Schärfe und Feinheit des Originals wiedererkennen, aber immerhin wird der Leſer aus dem Bilde ſehen, daß es möglich iſt, mit ſolchem Handwerkszeug auch die ſchnellſten Bewegungen in aller Vollkommenheit und Naturtreue wiederzugeben.

Ehe wir unſre Leſer auf einige hübſche neue Anwendungen der Photographie aufmerkſam machen, wollen wir nicht verſäumen, noch unmaßgeblich einige Ratſchläge zu erteilen. Ein wichtiger Ratſchlag, der leider nur zu oft nicht befolgt wird, iſt der: der Amateur mache keine Porträts. Hierunter ſind nicht etwa Gruppenaufnahmen zu verſtehen, denn dieſe wird der Amateur bei einigem Geſchick mindeſtens ebenſo gut machen können, wie ein Fachphotograph, ſondern Einzelporträts. Die Herſtellung eines guten Einzelporträts verlangt nicht nur ganz beſonders große und lichtſtarke Objektive, wie ſie meiſt dem Liebhaber nicht zur Verfügung ſtehen, ſondern auch beſondere Beleuchtung, die ſich ſonſt nur in Glashäuſern herſtellen läßt. Schließlich muß auch ein Bild, ſoll es mit den Leiſtungen der Fachphotographen konkurrieren können, von einer geübten Hand retouchiert werden. Das, was der Durchſchnittsliebhaber auf dem Gebiete des Porträtierens zuwege bringt, iſt meiſt überaus dürftig und wird nur dem freundlichen Urteil ſeiner Bekannten, niemals aber den Anſprüchen ſeines Modelles ſelbſt genügen. Die photographiſche Linſe hat die Eigentümlichkeit, bei nicht ſehr geſchickter Handhabung von menſchlichen Köpfen häßliche, karikierte Bilder zu geben. Der Liebhaber verleidet ſich und anderen die Luſt an der Photographie, er ſetzt ſeine photographiſchen Leiſtungen in der Achtung ſeiner Mitmenſchen herab, wenn er porträtiert, und zudem: er arbeitet auf einem Gebiet, welches er als einzige Domäne dem Berufsphotograph überlaſſen ſollte. Leider gibt es Liebhaber, welche die Photographie nebenbei zu einem kleinen Gewerbe ausnutzen wollen, und welche es vielfach darauf abſehen, bei ihren Aufnahmen wenigſtens die Unkoſten wieder herauszuſchlagen. Dieſe Herren ſollten ſich bewußt werden, daß ſie mit Unrecht ſo handeln, und daß ſie ſich ſelbſt dabei am meiſten herabwürdigen. Es iſt ja nur zu bekannt, daß beſonders augenblicklich zwiſchen Liebhaber- und Fachphotographen ein geſpanntes Verhältnis beſteht; und wenn dies auch vielfach auf Kurzſichtigkeit ſeitens der Fachmänner zurückzuführen iſt, ſo kann doch nicht verkannt werden, daß dieſe einen gewiſſen Grund zur Eiferſucht haben. Der Liebhaber, beſonders der Anfänger, aber kann vom Fachphotographen außerordentlich viel lernen und ſollte ſich dieſen zum Freunde halten, indem er ihm ad oculos demonſtriert, daß ſein Vergnügen und deſſen Brot-



Das Auswechſeln der Platten beim Krügenerſchen Apparat.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

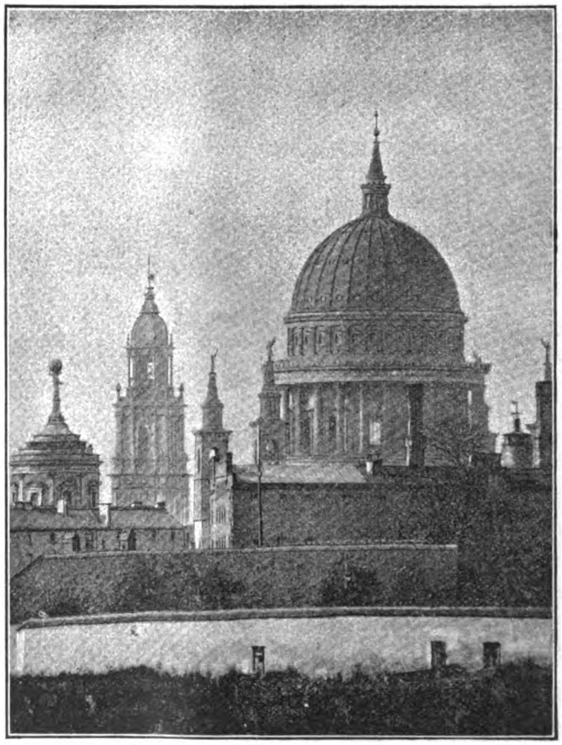


Anſicht von Potsdam, aufgenommen mit einem gewöhnlichen Objektiv aus ca. 2500 m Entfernung. Wiedergabe in Originalgröße.

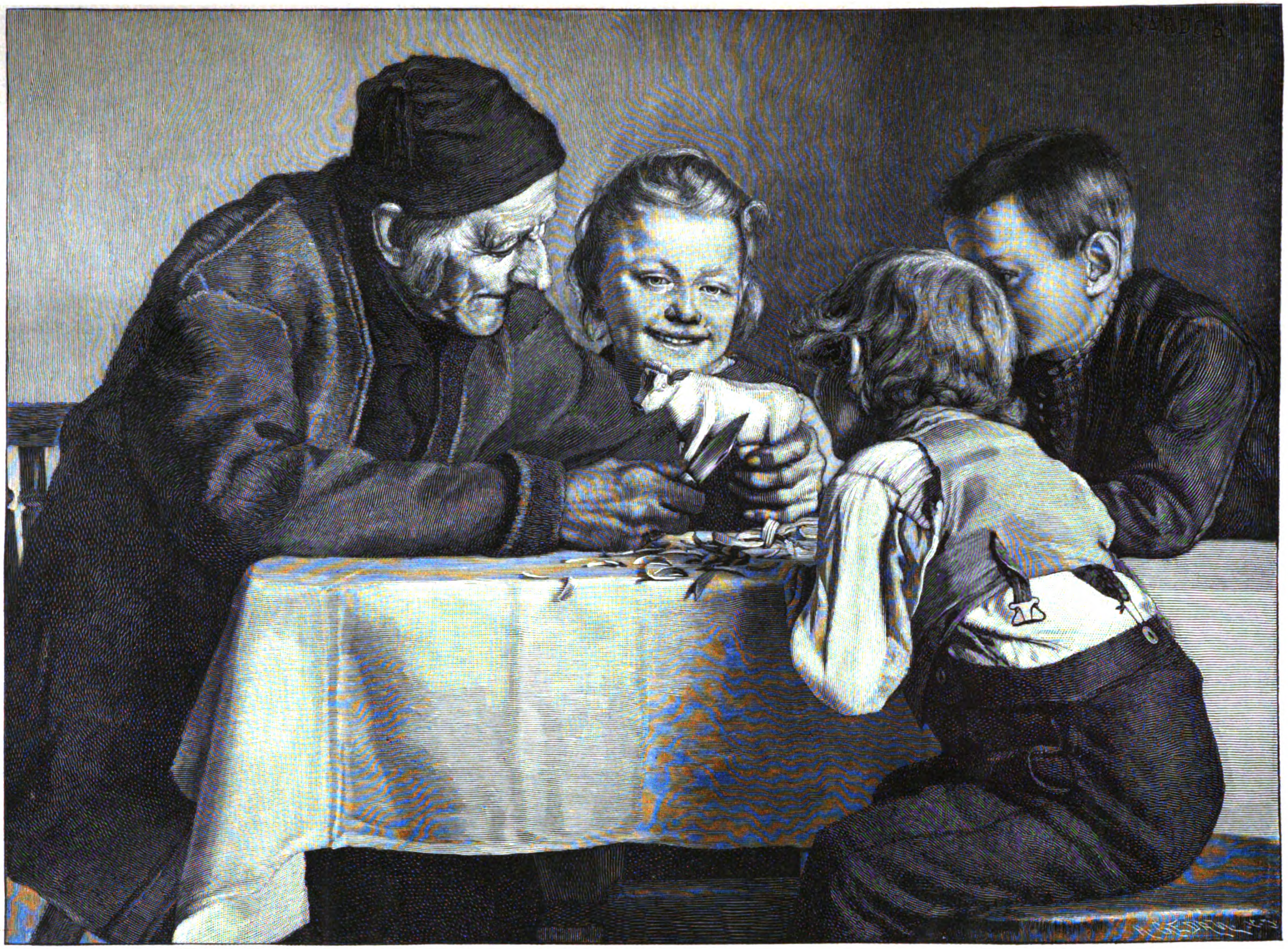
erwerb nicht miteinander kollidieren. — Ein weiterer Rat, den wir nicht zurückhalten möchten, iſt folgender: der Liebhaber möge ſeine photographiſchen Leiſtungen und ſeinen Fleiß nicht darnach beurteilen, wieviel Platten er an irgend einem Tage verarbeitet hat, ſondern, was er auf ſeine Platten gebracht hat. Nichts iſt einer guten Leiſtung ſo feindlich, wie Maſſenarbeit. Es gibt einzelne Liebhaber, welche täglich auf einer Reiſe ein ja zwei Dutzend Platten zu verbrauchen wiſſen. Aber das Reſultat dieſes Aufwandes wird meiſt nicht im Verhältnis zur aufgewandten Zeit ſtehen. Ein einziges gutes Negativ, bei welchem Objekt und Standpunkt, Beleuchtung und Stimmung gut gewählt ſind, und welches bis in das feinſte Detail ausgearbeitet iſt, gewährt mehr Befriedigung, als ein ganzer Kaſten voll gleichgültiger mittelmäßiger Aufnahmen.

Wenn wir den Liebhabern den Rat geben müſſen, ſich der Porträtaufnahme möglichſt zu enthalten, ſo wollen wir ſie damit durchaus nicht auf Landſchaftsaufnahmen beſchränken. Der photographiſchen Linſe ſind noch außerdem viele andere Gebiete offen, die noch viel zu wenig kultiviert werden. Dahin gehören Aufnahmen von Stillleben und ſpeziell von Naturkörpern; ſchöne Vegetationsbilder, Aufnahmen von Blumen, Früchten, kunſtgewerblichen Gegenſtänden ſind von außerordentlichem Werte und gewähren dem Beſitzer viele Freude. Allerdings erfordern derartige Aufnahmen auch große Uebung und viel Geſchick, aber hier kann gerade der Liebhaber, auch der, welcher nicht beſonders künſtleriſch veranlagt iſt, Außerordentliches und wirklich Schönes leiſten. Ein weiteres Gebiet für die Liebhaberphotographie hat ſich ſeit der Einführung des Magneſiumblitzlichtes eröffnet. Das Magneſiumblitzlicht geſtattet ja bekanntlich auch in der Nacht, Augenblicksbilder herzuſtellen, und daſſelbe wird noch viel zu wenig vom Liebhaber ausgenutzt. Auch hier wieder kann er viel Tüchtigeres leiſten als der Fachphotograph. Als Beiſpiel eines Spezialfeldes, das ein Liebhaber kultivieren kann, führen wir hier eine Abbildung vor, welche die wunderbaren Formen zeigt, unter denen ſich die Eiskriſtalle unter gewiſſen Umſtänden bilden. Es iſt die photographiſche Abbildung einer gefrorenen Fenſterſcheibe, und die Aufnahme bietet durchaus keine Schwierigkeit für den, der mit der Handhabung der Kamera vertraut iſt. Genug, es gibt unzählige Aufgaben, die der Liebhaberphotograph löſen kann, ohne dem Fachphotographen zu nahe zu treten; und dieſen Aufgaben gerecht zu werden, ſollte ſein wichtigſtes Beſtreben ſein. Schließlich wollen wir unſeren Leſern noch eine der neueſten Errungenſchaften der Photographie im Bilde vorführen, nämlich die ſogenannte Fernphotographie. Unſere beiden Abbildungen auf dieſer Seite zeigen zwei Aufnahmen, die von gleichem Standpunkte aus aufgenommen ſind, die eine mit dem gewöhnlichen photographiſchen Objektiv, und die andere mit dem ſogenannten Teleobjektiv. Dieſe neue Linſenkombination ermöglicht, alles das zu photographieren, was dem Beobachter durch ein gutes Handfernrohr ſichtbar wird. Dies wird alſo für viele Touriſten von großem Vorteil ſein, wenn es ſich darum handelt, ſehr entfernte Details, die entweder unzugänglich ſind, oder in deren Nähe ſich kein paſſender Standpunkt finden läßt, im Bilde feſtzuhalten.

Der vorſtehende kurze Aufſatz macht, wie an vielen Stellen hervorgehoben, durchaus keinen Anſpruch, eine Anleitung zur Liebhaberphotographie zu ſein, ſondern er ſoll nur gewiſſe Fingerzeige darbieten, welche ſonſt aus Büchern nicht ſo leicht zu erhalten ſind, und welche oft überſehen werden. Die meiſten Liebhaber ſind im Anfange außerordentlich ſchlecht beraten. Gewöhnlich ſuchen ſie ſich Rats in irgend einer photographiſchen Handlung, und dort wird der Rat in den meiſten Fällen, gelinde geſagt, ein wenig gefärbt ausfallen und nicht immer auf das Rückſicht nehmen, was dem Anfänger am meiſten not thut; die Folge davon wird meiſt die ſein, daß viele Anfänger ſofort entmutigt werden und die Photographie wieder aufgeben, nachdem ſie eine ziemlich beträchtliche Ausgabe unnütz für eine verlorene Sache gemacht haben. Dieſer Nachteil trifft nicht allein den Geſchädigten ſelbſt, ſondern er trifft auch die Photographie als ſolche, denn der Fortſchritt der photographiſchen Wiſſenſchaft und Technik geht Hand in Hand mit ihrer immer größeren Ausarbeitung. Die Liebhaber dürfen ſich rühmen, daß ihnen die Photographie die wichtigſten Entdeckungen verdankt, und es iſt eine Thatſache, die nur ein Kurzſichtiger verkennen kann, daß die Möglichkeit, die photographiſchen Utenſilien zu ſo geringem Preiſe und in ſolcher Vorzüglichkeit herzuſtellen, allein durch die große Anzahl der Liebhaber gegeben iſt.



Detailaufnahme des ſchwarz umzogenen Teils aus obiger Abbildung mit dem neuen Mietheſchen Teleobjektiv aus ca. 2500 m Entfernung. Wiedergabe in Originalgröße.



Großvaters Mußeſtunden. Nach dem Gemälde von A. Kardos.
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Dat Undeert.

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Fortſetzung.)

„Ach ja, einen guten Mann habe ich," ſagte die Kapitänsfrau und lächelte thränenſelig, „und ſehen Sie, man kann doch jedesmal von Glück ſagen, wenn einer wohl und munter wiederkommt von das alte Central."*) Sie mußte ihre Thränen abwiſchen. „Und Sie ſind auch ſo'n liebevolles Fräulein, und wenn das nach mir ginge — haben Sie meinen Bruder geſehen? Er hatte 'n weißen Hut auf."

„Ich hab' alles geſehen! Das ganze Schiff! Adieu, Frau Tönnies, nu wünſch ich viel Vergnügen, und grüßen Sie Ihren guten Kapitän, und wenn Sie wieder allein ſind" — Manga blickte blinzelnd zu Boden — „denn komm' ich 'mal wieder." Sie drückte ihr die Hand, küßte Mietje und ſtreichelte die andren. „Halt' dich gut, Hinrich, 'djüs Anna! Nein, nicht mitgehn, ſeht lieber zu, daß Ihr Mama was helfen könnt, die hat noch viel zu thun! Meinen Sonnenſchirm? Ach laßt nur, den kann ich mir 'n andermal holen."

Einen Augenblick ſtutzte ſie bei ihren eigenen Worten, ein ſchelmiſcher Blick flog aus ihren hübſchen klugen Augen in das argloſe geſunde Frauengeſicht vor ihr, das zu allem „ja" nickte. Dann flatterte das ſommerliche Kleidchen wieder den Strandweg entlang, leuchtete noch einmal als weißroſige Blüte zwiſchen den ſchwarzen Männerröcken auf der Dampfſchiffbrücke, und dann nahm der kleine Stader Dampfer ſie auf, der ſich eben mit einem klagenden Abſchiedswinſeln in Bewegung ſetzte.

„Schade, Hartig is man dumm, ſonſt ſo'n kleine nette Deern," ſagte Frau Tönnies vor ſich hin, während ſie den ungeſtalten eckigen Fiſch in Stücke zerhieb und große Hände voll Salz in den bereitſtehenden Grapen mit ſiedendem Waſſer warf. „Wenn der Rochen nu man nich zäh is! Wenn ſie nu man nich eher kommen, als bis er gar is!"

Nein, Frau Tönnies hatte alles gut berechnet — der Fiſch war butterweich, und das erſte Lob des Kapitäns bei ſeiner Heimkehr galt der Kochkunſt ſeiner Blankeneſerin, die doch einzig in der Welt ſolche Fiſche zu kochen verſtehe! Es war ein beglücktes Wiederſehn und ein prächtiges gemeinſames Mahl; alle Kinder mit um den Tiſch und Mietje auf ihres Vaters Schoß; das wollte der Kapitän nicht anders, denn die „kleine dumme Deern" hatte ſich vor ſeinem großen Bart gefürchtet und durchaus Onkel Hartig Papa nennen wollen. Onkel Hartig hatte zwar auch einen großen blonden Bart, aber ſeine luſtigen blauen Augen hatten nicht den durchdringenden Blick des Kapitäns Tönnies, und ſeine Stimme war weich und leiſe, während der Schwager auch zu Hauſe und mit den Kindern das Kommandieren nicht laſſen konnte. Neben dem kurzbeinigen, braunen Tönnies ſah der lange und breitſchulterige Hartig Holert wie ein großer Junge aus, obgleich ſein Kopf mit dem krauſen blonden Haar etwas Löwenartiges hatte. Nur in der Haltung, hintenüber gebeugt, die Hände in den Taſchen, lag ein eigenſinniges Selbſtbewußtſein, das ſeinem Fortkommen von Jugend auf hinderlich geweſen. Die Furcht, daß er irgend jemand „zu Füßen fallen ſolle," wie er es ausdrückte, um eines Vorteils willen, hatte zur Folge, daß er auch die kleinſte Verbindlichkeit des Benehmens ſcheute und wortkarg und trotzig vor allen denen begegnete, die ſeine Vorgeſetzten waren und ihn hätten fördern können. So war es denn auch gekommen, daß er nun unter dem Schwager als erſter Steuermann diente. Hier war wenigſtens keine Gelegenheit, „ſich anzuſchmeicheln."

„Smart is er nich, dein Bruder Hartig," ſagte Tönnies oft zu ſeiner Frau, „wenn er nich ſo'n fixer Kerl wär', mit ‚Smartness' hätt' er ſich nich bis zum erſten Offizier gebracht; aber da wird er nu woll auch ſtehn bleiben." Aber wenn ſeine Frau dann bekümmert ausſehen wollte, ſtrich er ihr übers Geſicht: „Sei man ſtill, das' all man halb ſo ſchlimm, du biſt je auch nich ſmart und haſt mich doch zum Mann gekriegt." Und dann lachten ſie zuſammen und erzählten ſich zum wievielten Male die Geſchichte ihrer Liebe am Bord des „Fotheringay", wo er noch zweiter Steuermann war und ſie nach Plymouth fuhr, um ihre Verwandten zu beſuchen.

„Wenn du denn morgens ſo früh ſchon auf Deck warſt und immer ſo patent angezogen und mit 'n Arbeit in der Hand, — Junge, ſag' ich zu mir, das' 'n kleine ſüße, ſtille Deern, das gibt 'n ſaubere, fleißige Frau. Kein büſchen ſeekrank, keine Anſtellerei, wie die meiſten Paſſagierinnen das machen, die immerlos ſtöhnen oder kreiſchen oder lachen wie die richtigen Grienaapen*), — du, ſolche hätt' ich nich genommen, und wenn ſie 'n Sack voll Geld gehabt hätt'! Morgens Klock zehn noch in der Kabine auf der faulen Haut, und um Mittag kaum die Naſe 'rausgeſtreckt, mit ungemachtem Haar und Morgenrock und Schlarren**) auf'n Deck 'rumzufaulenzen, wie wir diesmal 'n paar wieder gehabt haben! ‚Kapitän, hier zieht es! und hier rollt das Schiff zu ſehr, und hier ſtößt die Maſchine,' weet Gott wat all! — Bloß 'n büſchen freundlicher hätt'ſt mit mir ſein können, ich wußt' ja gar nich, wie ich da eigentlich an war. Ich hab' immer an meinen Knöpfen abgezählt: mag ſie dich leiden oder mag ſie dich nich. Aber zuletzt im Kartenzimmer —"

„Wie du die Sonne genommen hatteſt,"***) fiel Frau Tönnies glücklich ein.

„Ja, daß du da immer 'reinkamſt — wo du nichts verloren hatteſt und denn gleich weggeguckt, wenn ich die Thür aufmachte — ſchwubb den Kopf umgedreht! Aber daß du rot geworden warſt, hatt' ich doch geſehen."

Viel Zeit freilich zu dieſen vergnüglichen Rückblicken und vertrautem Beiſammenſein hatte das Ehepaar nicht. Die erſten vierzehn Tage vergingen wie im Fluge und waren reich durch Bewegung und Arbeit ausgefüllt. Tönnies und Holert hatten mit dem Löſchen der Fracht vollauf zu thun, mußten täglich an der Hamburger Börſe erſcheinen und wegen neuer Ladung mit den Rhedern verhandeln, es gab neue Anmuſterungen zu beſorgen, — endlich mußte das Schiff ins Dock gebracht werden, weil es gar zu ſtark „angewachſen" war.

„Ganze Buſchen ſitzen an'n Boden, daß man das Schiff gar nich mehr durchs Waſſer ſchleppen kann," erzählte Hartig ſeinem älteſten Neffen, der immer um ihn herum war. „Weißt nich, was das is? Na, Ihr könnt uns 'mal morgen an Bord beſuchen, mit alle Mann hoch. Wat ſeggſt du, Kaptein?" Er ſchlug ſeinem Schwager kräftig auf die Schulter. Ein weniger gedrungener Mann als Tönnies wäre wohl unter der Liebkoſung zuſammengeknickt. Der aber wandte ſein braunes Geſicht lächelnd herum, „all right, wenn Onkel Holert Euch da traktieren will?"

„Ho, das wollen wir woll kriegen! Was Hinrich?"

Hartig war den Kindern gegenüber von unerſchütterlicher Munterkeit. Sie waren ſeine Lieblinge, denn zu ihnen durfte man freundlich ſein, ohne daß es ausſehen konnte, als „würfe man mit der Wurſt nach dem Schinken." Sie vergaßen zu danken, wenn er ihnen etwas ſchenkte, aber ſie ſprangen vor Freude, wenn er ſie mitnahm oder ſich ſonſt mit ihnen beſchäftigte. Dagegen war der Rieſe machtlos. Auch heute war großer Jubel. Frau Tönnies ſtrahlte mit ihren Kindern um die Wette. Ein Beſuch an Bord der „Maria da Gloria" gehörte zu den ſeltenen Genüſſen ihres einfachen Lebens, aber unerbeten, ganz von ſelbſt mußte es kommen. Darin war ſie wie ihr Bruder. „Wenn ich das Papa ſag', und nachher is ihm das nich recht, und er ſagt am Ende doch ja, weil er uns das nich abſchlagen mag, denn is mir das furchtbar unangenehm; ich thu das ja tauſend gern, und die Kinder ſind da ja ganz auf verſteuert, daß ſie ihrem Papa ſein Schiff beſehn wollen, aber den Mund mag ich mir da nich um verbrennen.“ Frau Tönnies graute vor der Möglichkeit des „Mundverbrennens“ ebenſo ſehr, wie ihrem Bruder vor dem Fußfall; man ſah es auch ihren Lippen an, ſie waren immer ein bißchen ſchmal zuſammengedrückt, was ihrem ſonſt ſo offenem Geſicht einen ängſtlich-vorſichtigen Ausdruck gab. Nun aber legte ſie mit großer Genugthuung die Ausgehkleider der Kinder zurecht und prüfte ihr eigenes neues Schwarzſeidenes, das, wie ſie lobend hervorhob, ſo „dick und hart wie'n Brett ſei, was den Stoff anbetreffe.“

---

*) Mittelamerika.

*) Affen. **) Pantoffeln. ***) d. h. die Sonnenhöhe gemeſſen hatteſt.

Hartig Holert guckte gedankenlos mit in den Kleiderſchrank; auf einmal aber bekamen ſeine Augen Leben. Er faßte mit der breiten Hand vorſichtig in die Ecke des Schrankes und brachte zwiſchen Daumen und Zeigefinger ein zierliches, ſpitzenbeſetztes Sonnenſchirmchen mit einem weißen Griff heraus, auf dem ein goldenes M. D. glänzte.

„Halloh!“ ſagte er, und eine Art von Rührung, von Wiederſehensfreude lag in dem Ausruf.

Frau Tönnies nahm ihm das kleine Ding mit ängſtlicher Eile ab. „Herrjes, Hartig, brich man bloß den Schirm nich kaput. Der hört Fräulein Dehn zu.“

Hartig fuhr von dem Schrank zurück und ſchüttelte erſchrocken ſeine Hand. Ob im Ernſt oder Scherz, das war ſeinem Geſichte nicht anzuſehen.

„So is dat! Na, kannſt es je man gleich ſagen, Stine.“ Und mit großen Schritten machte er ſich aus dem Staube. Die Treppe knarrte unter ſeinem Gewicht. Plötzlich ſchien ſeiner Schweſter ein Einfall zu kommen.

„Hartig, hör' doch 'mal!“ Obgleich er ſchon auf der vierten Treppenſtufe hielt, reichte ſein großer heller Kopf doch noch bis in den dämmrigen Vorplatz, als er ſich umwandte

„Na, Stine, min Deern?“

„Du, ich denk' eben, ſie hat ihn hier vergeſſen, aber nu braucht ſie ihn am Ende — du biſt ja bei Inſpektor Dehn bekannt.“

Hartig ſah ſehr einfältig drein. „Ja, denn laß ſie ihn man holen. Wat geiht mi dat an?“

„Kannſt ihn nich mit hin nehmen, Jung?“

Holert kam eine Stufe näher. „Ja, das wär' nüdlich, Stine, ich nu ſo mit'n ſeidenen Sonnenſegel überm Kopf! Haben Sie ſonſt noch Smerzen, Madam?“ Er lachte, daß die Bruthenne, die im oberen Bodenraum auf ihren Eiern ſaß, vor Schrecken vom Neſt flog und laut gackerte. Frau Tönnies lachte auch, wollte ſich's aber nicht merken laſſen.

„Achhott Jung, wenn ich ihn dir nu fein in Seidenpapier einwickel', und du gibſt ihn bloß ab?“

Holert wurde ernſt. „Stine, du büſt je woll 'n beten dull! Wat hew ick mit ſo'n Kram to kriegen? Mit den Inſpektor dor heet dat: goden Dag und goden Weg.“ Er zog mit der Hand eine ſchnurgerade ſymboliſche Linie zwiſchen ſich und dem Inſpektor durch die Luft. „Adjüs, Stine!“

Er ging aber nicht, ſondern wiegte ſich, die Hände in den Taſchen, auf den Zehenſpitzen auf und ab.

Seine Schweſter ſtellte ſich ganz mit dem Geſicht in den Schrank hinein und ſtrich an ihrem ſeidenen Kleide herum.

„'n kleine nüdliche Deern is das ſo weit, Hartig.“

Der Seemann legte die Hand ans Ohr und kniff ein Auge zu. „Wokein,*) Stine?“

„Herrjes, Jung, Inſpektor Dehn ſeine Tochter.“

„Er hat ja drei Stück, Deern.“

„Ach, Hartig, die zwei andren gehn ja noch in Schule.“ Frau Tönnies ſprach beharrlich in den Kleiderſchrank, ſo daß ihre Stimme einen dumpfen fernen Klang bekam.

Hartig Holert rüttelte am Treppengeländer und pfiff gedankenvoll vor ſich hin.

„Du, Jung, ich glaub, ſie mag dich leiden.“ Der Steuermann brach in ein heftiges gezwungenes Lachen aus.

„Wat du klok**) büſt.“

„Ich glaub' das ganz gewiß.“ Stine hätte ihre Mitteilung unterſtützen können, wenn ſie zu Hartig hingegangen wäre und den Arm um ſeinen Hals gelegt hätte, — aber ſich mit ſeinem Bruder handgemein machen, das war in ihrer Familie keine Mode. Er ſchien auch ſchon übergenug von der Vertraulichkeit zu haben, denn er machte ein paar Schritte treppabwärts. Doch kehrte er noch einmal um und ſagte obenhin: „Na, heb den Schirm man gut auf — wenn die Gören bei den Schrank gehen —“

Frau Tönnies warf ſich in die Bruſt: „Meine Gören ſollten bei meinen Kleiderſchrank gehn? Der is ja immer zugeſchloſſen.“

Der große Menſch ſah vor ſich nieder. „Sonſt, wenn er da am Ende nich ſicher ſteht — —“

„Herrjes, ſetz' du ihn weg!“ rief die Schweſter erfreut, und eilig wollte ſie ihn ihm in die Hand drücken. Aber, ſei es, daß er aus Verlegenheit nicht recht zugreifen mochte, oder daß ihm das Ding zu zerbrechlich ausſah, — das Schirmchen fiel zu Boden, und der hübſche weiße Griff mit den goldenen Anfangsbuchſtaben ſprang entzwei. Frau Tönnies ſchlug die Hände zuſammen, Hartig wurde blaß und blickte hilflos auf das Unheil. Dann ſah er ſeine Schweſter an, und eine rote Wolke zog über ſeine ungebräunte Stirn.

„Bün ick dat weſt?“ murmelte er ſehr erſchrocken. „Is dat lüttje nüdliche Dings ganz entzwei?“

Er getraute ſich nicht, die Stücke aufzuſammeln, Frau Tönnies that es und ſtieß dabei bedauernde Seufzer aus. „Er ſtand da nu ſo gut! hätt' ich ihn doch ſtehn laſſen!“ Dann, als ſie ihres Bruders reuevolle Miene ſah, der den Kopf hängen ließ, als ſei ihm ein Unglück widerfahren, richtete ſie ſich ſtramm auf: „Dat kann woll wedder makt warr'n. Komm, mein Jung, bring ihn man miteins hin! Bei Klintwort im Laden, oben in der Hauptſtraße.“ Sie ſuchte haſtig ein Papier hervor.

Der Seemann ſtand noch eine Weile bedenklich und kopfſchüttelnd. „Ick wull dat nu recht good maken, und nu mutt mi dütt paſſieren.“ Die Schweſter ſchob ihn das Päckchen untern Arm. „Je, denn mutt ick da je nu doch woll mit los.“ Seufzend und mit ſpitzen Fingern trug er das verhängnisvolle Packet in ſeine Kammer.

„Tönnies,“ ſagte abends die Kapitänsfrau, als ſie mit ihrem Mann allein war, „is es dir recht, wenn ich morgen die kleine Dehn mitnehmen thu'? Sie hat mich da all immer um gebeten.“

Der Kapitän nickte bereitwillig. „Ein Frauenzimmer mehr oder weniger, da kommt es denn auch nich auf an. Und Dehn ſeine is 'n kleine hübſche Deern, das bringt Glück an Bord.“

Frau Stine räuſperte ſich: „Wenn das ſo meinem Bruder ſeine Frau werden thäte, Tönnies?“

Der Mann lachte. „Aha, nu ſoll der auch dran glauben. Je, hör' 'mal, Stine, er ſagte neulich, er hätte ſchon 'ne Braut.“

„Wo kann's angehn!“ Die Frau wurde rot vor ärgerlicher Überraſchung. Sie wollte es durchaus nicht zugeben. „Er hat da woll man ſeine Putzen*) mit betrieben; er kann das ſo natürlich machen, als wenn das ſein Ernſt is, und denn nachher is' doch man all 'n Jux geweſen.“

Das nahm nun der Kapitän beinah krumm, daß Hartig Holert, der ſo gar nicht ſmart war, ihn hätte zum Narren haben können! „Stine, was ich dir ſag', er hatte da 'ne Photographie in ſeinem Taſchenbuch und beguckte ſie gerade ſehr genau, als ich in ſeine Kammer kam.“

„Haſt du ſie denn geſehn? Wie ſah ſie denn aus, Tönnies?“ Stine rückte unruhig näher.

„Je, zeigen wollt' er ſie nich, er is ja ſo'n ollen Dwarsdriever**), de ümmer na ſin eegen Kopp gahn mutt. Als ich da mehr von wiſſen wollte, ſagte er, die Sache wär' nämlich, die Braut wüßte da noch gar nichts von ab, aber mit ihm wär' allens in Richtigkeit.“ Die Gatten lachten um die Wette.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Wer. **) klug.

*) Scherz. **) der quer durch den Strom ſchifft.

Geſelliges aus Sumatra.

Von Gertrud Danne.

(Vergl. Daheim Nr. 27.)

In einem Lande wie die Oſtküſte Sumatras finden ſich natürlich die verſchiedenartigſten Menſchen zuſammen, Abenteurer, verkommene Genies, verkrachte Kaufleute, verunglückte Offiziere, jedoch auch viele ehrliche, ſtrebſame Männer. Sie alle aber haben den einen Zweck, Geld zu verdienen, wofür ihnen der blühende Tabakbau, der an der ganzen Oſtküſte oft mit unglaublichem Erfolg betrieben wird, eine Garantie zu bieten ſcheint. Alle Nationalitäten ſind hier vertreten, faſt alle Klaſſen unſerer modernen Geſellſchaft, und ſie alle, die in ihrem fernen Heimatland durch Abgründe geſchieden waren, reichen ſich hier in Brüderlichkeit die Hand; denn ſie ſind hier alleſamt Herren und durch keinen Standesunterſchied getrennt. Aber der Durchſchnitt ergibt doch eine wunderliche Welt, die mit unverwüſtlichem Ernſt und Selbſtbewußtſein den ganzen ceremoniellen Apparat einer kleinſtädtiſchen, ſpießbürgerlichen Geſellſchaft bis in den Urwald hineinträgt, nicht ahnend, wie jämmerlich ſich ihre Komödie, die ſie unter dem Titel „Geſelligkeit“ herausgibt, in dem ſchlichten Rahmen der Natur ausnimmt. Als regelrechte Pflanzersfrau, die ihren Stand repräſentieren will, heißt es mitthun. Machen wir wenigſtens den Verſuch. Im Hauptplatz findet heute Abend „Geſellige Vereinigung“ ſtatt. Das Wort „geſellig“ mutet uns an, und trotz der Unbequemlichkeiten einer nächtlichen Fahrt von unſerer Plantage hinab zum Hauptplatz, machen wir uns auf den Weg. Im Klub wird ſich eine bunte Geſellſchaft zuſammenfinden; da ſind die holländiſchen Beamten, die großen und die kleinen, einige holländiſche Offiziere, die im Hauptplatz ſtationiert ſind, die Tokohalter, die Inhaber der großen europäiſchen Läden und Geſchäftshäuſer, und, last not least, eine Schar reicher und armer Pflanzer. Das Klubgebäude iſt feſtlich erleuchtet; ein dunkelfarbiger Herr empfängt uns an der Treppe. Eine unheimliche Stille entſteht beim Eintritt der ſechſten und letzten Dame, und du wirſt nach der rechten Seite der Veranda bugſiert, wo in einer Reihe, wie Soldaten, ſechs große Schaukelſtühle nebſt dazu gehörigen Fußbänkchen und kleinen Tiſchchen paradieren. Fünf derſelben ſind bereits von Damen beſetzt, die gerade und wie artige Kinder lächelnd, in einer Reihe ſitzen und ihren Kaffee umrühren.

Die Frau Kontrolleurin, Frau Poſtmeiſter, Frau Zolleinnehmerin u. ſ. w. erheben ſich ängſtlich von den Schaukelſtühlen, damit dieſelben nur ja keinen Zoll breit aus der Reihe gerückt werden; du wirſt als ſechſte im Bunde von den Armen des ſechſten Stuhles aufgenommen, und wenn du hübſch folgſam ſitzen bleibſt, erhältſt du auch ein Schälchen Kaffee. Während du in weiter Perſpektive eine Schar weißgekleideter Herren ſich um Whisky und Bitterchen drängen ſiehſt, wunderſt du dich, daß man dir und deinen Kolleginnen keinen Beißkorb angelegt hat, denn die Angſt, mit welcher das männliche Geſchlecht die Schaukelſtühle meidet, berechtigt zu der Annahme, daß es ſich hier um eine abſichtliche Fernhaltung gefährlicher Individuen handelt. Aber du irrſt, es iſt nur die Form der Geſelligkeit, die dich ſtutzig macht. Nur darfſt du nicht wagen, aus deinem Zellengefängnis auszubrechen, dann wird alles gut ablaufen. Aber du wagſt es im vermeſſenen Leichtſinn, und ſiehe da, eine Revolution bricht unter den fünf Dämchen los, und du haſt dich nur um deinen Kaffee gebracht, der auf dem verlaſſenen Tiſchchen erkaltet. So erging’s mir, und ich habe mich nicht wieder hinausgewagt in den Strom der geſelligen Vergnügungen.

Ich will’s mit der Exkluſivität verſuchen, dachte ich, und die Geſelligkeit unſerer Pflanzerklique kultivieren. Auf der Plantage iſt heute „hari besaar“, der große Tag, der Feiertag, der zweimal im Monat ſtattfindet, und an dem die Kulis ausbezahlt werden. Der Chef der Unternehmung, der „tuan besaar“, der große Herr, empfängt heute und zwar mittags zwölf Uhr. Die paar Minuten an der Bambushecke entlang, nun noch raſch über den glühenden Weg, und wir ſind an Ort und Stelle! Das große, palmenumſtandene Haus iſt noch umgeben von javaniſchen Kulis, die ihren Monatslohn in Empfang nehmen. Auf der Treppe begegnet dir der freundliche Hausherr mit zuvorkommender Höflichkeit und geleitet dich hinauf in die ſchattende Kühle der Veranda. Deine Illuſionen ſchwinden beim Anblick der inneren Einrichtung, die an Symmetrie nichts zu wünſchen übrig läßt. Hier ein Tiſch, dort ein Tiſch, hier ein Stuhl, dort ein Stuhl, hier ein Bild und dort ein Bild u. ſ. f. bis ins Unendliche, wie ein großer Mund, der ſich zum Gähnen öffnet und rechts und links gleichmäßige Reihen Zähne zeigt. Nur die bequemen Schaukelſtühle und die Schwalbenneſter an der Wand erinnern dich, daß du im Lande der Märchen weilſt. Die jungen Tabakspflanzer, die an dem Empfang teilnehmen, ſehen ſo kindlich ſonntäglich aus in ihren friſchgewaſchenen weißen Anzügen, die entweder zu viel oder zu wenig geſtärkt, zu ſtark geblaut oder zu gelb ſind, ſie ſitzen ſo ſteif auf ihren Stühlen und trinken das beliebte Bitterchen mit ſo feierlichem Ernſt, daß du alles aufbieteſt, ſie zu unterhalten. Aber ſie erröten mit einer merkwürdigen Konſequenz, daß du ſchließlich nicht weißt, ob ſie’s vor Hitze thun oder vor Verlegenheit, oder vom Bitterchentrinken oder weil ſie vergeſſen haben, ihre Strümpfe anzuziehen, und in unausgeſetzter Todesangſt ihre Füße verſtecken. Endlich meldet der javaniſche Bediente, daß das Eſſen ſerviert ſei. Man atmet auf; denn erſtens ſind die Füße unter dem Eßtiſch ſicher, und dann gibt eine indiſche Reistafel vollauf zu thun. Meine jungen Tabakspflanzer, die von ihrem chineſiſchen Koch täglich ausgekochtes Huhn und grasartiges Gemüſe vorgeſetzt bekommen, delektieren ſich an der reichhaltigen Tafel. Nach Tiſch werden ſie um ſo ſchläfriger, ſie möchten ihren freien Nachmittag lieber zu Hauſe im langen Stuhl zubringen, und ſo löſt ſich dieſe Feiertags-Geſellſchaft in Wohlgefallen auf.

Im eigenen Haus geht’s um ſo luſtiger her. Die Gaſtlichkeit hier iſt grenzenlos; die Leute kommen und gehen, eſſen, trinken und ſchlafen im Haus, gleichviel ob Freunde, Bekannte oder Vorüberreiſende. Des Abends, wenn der Stundenvogel ſeine ſchwermütige Melodie anhebt, die Grillen wie beſeſſen zirpen und aus dem nahen Urwald dann und wann der Schrei eines Nachtvogels ſchallt, wird es auf meiner Veranda lebendig. Halloh! wer kommt da auf dem tänzelnden Schimmel geritten? — „Doch die höchſte Eleganz entwickelt er im Solotanz,“ ruft eine luſtige Stimme. — „Oppas,*) nimm dem Herrn das Pferd ab!“ — und herauf ſchreitet die drollige, hagere Geſtalt eines guten Freundes, ein echtes Bummelgenie mit einem Berg Schulden. „Fliegenklappe“ habe ich ihn genannt, weil er ein lockeres Mundwerk hat, und eine moraliſche Fliegenklappe oft recht angebracht erſcheint. Vor ſich her trägt er eine Bratpfanne. „Hier bringe ich der gnädigen Frau den verſprochenen Argusfaſan; er iſt aber ſchon gebraten. He, Kretjie,“ flüſtert er dem Bedienten zu, „raſch, eine Flaſche Bier!“ und zu mir gewendet: „Aber nicht zuſehen, ich habe ſchon wieder den Datterich. Daß Sie mir heute Abend nur nicht die verd — pardon, die verhängnisvollen Datrometer vorſetzen!“ Damit meinte er meine kleinen Mokkatäßchen, die allerdings auf zarten Füßchen nicht ſehr feſt ſtehen. — Da kommt mit wunderlichem Geratter ein Gefährt näher. „Herr Gott, die Kaffeemühle,“ das iſt S. „Oppas, nimm den Geldſack ab!“ — und herauf kommt eine zweite Geſtalt, ein hübſcher blonder Mann, die „geknickte Lilie“ nenne ich ihn; er geht etwas gebeugt, iſt ſchwächlich und hat oft das Fieber. Er hat Geld im Hauptplatz geholt, einen ganzen Sack Silberdollars zur Auszahlung ſeiner Kulis, und will im Vorüberfahren einen Erfriſchungstrunk bei uns nehmen. „Kaczimlo, Auguſt, kommt

---

*) Der Wächter, der unter dem Haus zu ſitzen pflegt.

Nach der Reiſe. Nach dem Gemälde von M. Lebling.

auf ſeinem Rappen wie die wilde Jagd hinter mir her,“ ſagt die „geknickte Lilie“, „er muß gleich hier ſein.“ Wildes Hufgeklapper ertönt, der verrückte Pole kommt angeſauſt wie der Leibhaftige ſelbſt. „Oppas,“ ſchreit eine mächtige Stimme, „babi utan, du Waldſchwein, binde Gaul feſt unters Haus, Teufel iſt wieder gefahren hinein!“ — „Alle guten Geiſter,“ ruft die humoriſtiſche Fliegenklappe, „Aujuſt auf'm Trapez!“ — Es iſt allerdings eine wunderliche Erſcheinung, die jetzt mit Grandezza die Treppe herauf ſchreitet: ein Räuberhauptmann in Toilette geworfen! Ein verwildertes Geſicht, von ſchwarzem, unordentlichem Haar umgeben, intelligente, ſtechend ſchwarze Augen, ein langer dunkler Bart — und die Räuberphyſiognomie iſt fertig. Dabei ſteckt die mächtige, aber ſchlottrig gehaltene Figur in einem abgeſchabten, glänzenden Bratenrock mit viel zu kurzen Ärmeln, die gewaltigen Hände ſind mit alten, weißen Glacéhandſchuhen, an denen die Knöpfe fehlen, bekleidet, und um den nervigen Hals ſchlingt ſich ein verknüllter, ausgefranzter Stehkragen. — „Heiße Kaczimlo, Auguſt, bin Pole, komme, zu machen der gnädigen Frau Viſite, offiziell, ganz offiziell,“ und mit Handkuß ſetzt er ſich nieder. Der alte Pole hat eine ſeltſame Vergangenheit hinter ſich und iſt ſo ziemlich durch ganz Europa gehetzt worden, ehe er hier draußen zur Ruhe kam. Er iſt Hauptadminiſtrator auf einer Nachbarplantage, die er wohl nach und nach zu Grunde wirtſchaften wird. Der gute Räuberhauptmann kann nicht viel geiſtige Getränke vertragen; nach einem Bitterchen wird er elegiſch, tritt ans Klavier und ſingt mit dröhnender Stimme: „Denkſt du daran, mein tapfrer Lagienka“ — daß ihm vor Rührung der Schweiß in Strömen herunterläuft. Nach und nach aber wird er aufgeregt, erzählt Mordgeſchichten, flucht und donnert mit der ſchmutzigen Fauſt auf den Tiſch, auf deſſen weißer Decke er zu meinem nicht geringen Entſetzen bereits in der Erregung mit einem dicken Bleiſtift, den er aus der Taſche zog, große Entwürfe gezeichnet hat, um ſeine halb gelehrten, halb verrückten Vorträge zu illuſtrieren. Unter dem Hauſe tobt der wilde Hengſt und zerrt voll Ungeduld am Halfter, daß der Balken, an dem er feſtgelegt, und mit ihm unſer ganzes Häuschen wackelt. Da ruft der alte Pole: „Haramniada! da unten iſt Teufel los, muß ich fort.“ Und mit einem Satz iſt er die Treppe hinunter, ſchwingt ſich auf ſeinen Rappen, der ſich wild durch das Labyrinth der Pfeiler, die das Haus tragen, ſeinen Weg bahnt, mit Gepolter über die kleine Brücke galoppiert und wie ein Spuk mit ſeinem Reiter im Dunkel der Nacht verſchwindet. Ich atme auf. Da ſchallt auch ſchon fröhliches Gelächter von weiblichen Stimmen; ein kleines, wunderliches Wägelchen, zierlich aus Holz gebaut, die ſogenannte „kareta sewa“, der inländiſche Mietswagen, kommt herangerollt. Ein buntes Gewirr von Frauenkleidern entwickelt ſich aus dem engen Käſtchen. Eine nach der andern ſteigt — eine kriecht heraus; denn einen Wagenſchlag, ein Trittbrett und dergl. gibt es nicht. Die jungen Dämchen ſind faſt alle mehr oder weniger dunkelfarbige half-cast. Bald klingt meine Veranda wieder von luſtigem Geplauder, Lachen, Singen und Muſizieren, daß der Urwald draußen verwundert auf die fremdartigen Töne lauſcht.

Welch ein ſeltſamer Kontraſt! Hier drinnen im Haus Lichterglanz, lachendes, luſtiges Leben, Operettenmelodien, moderne Pariſer Toiletten — draußen der ernſte, ſchweigende Urwald. Wie muß es zur ſelben Zeit in ſeiner ſchauerlichen Tiefe ausſehen? Auch dahin kann ich Euch führen; ich habe ihn geſehen in ſeiner ganzen nächtlichen Pracht. — Ein Picknick im Urwald! auch das iſt möglich, und zwar in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Zu einem rechten Picknick gehört erſtens Eſſen und Trinken, zweitens zum wenigſten ein weibliches Weſen, das ſich der Herbeiſchaffung dieſer wichtigen Dinge annimmt. In dieſem Falle war ich das einzige weibliche Weſen; infolgedeſſen kochte, backte, briet und rührte ich den halben Tag, bis ich mit Hilfe meines chineſiſchen Kochs ein exquiſites Mahl hergerichtet hatte, das aus einem gebratenen Spanferkel, verſchiedenen Paſteten, Salaten, Majonnaiſen, Flammries und Crêmes beſtehend, ſchließlich mit allen Schikanen, die Getränke auf Eis! nicht zu vergeſſen, auf eine Ochſenkarre gepackt und eine Stunde weit ſpazieren gefahren wurde, bis es dort, wo jeglicher Weg aufhört, von chineſiſchen Kulis in Empfang genommen und in großen Körben auf einem ſogenannten Elefantenpfad in das Innere des Urwalds transportiert wurde, wo die Picknickgeſellſchaft es in Empfang nahm. Auf einer Anhöhe am Ufer des Bergſtromes war, um uns vor dem nächtlichen Tau zu ſchützen, ein kleines Dach aufgeſchlagen, darunter Bänke und Tiſche von rohen Planken, auf denen jetzt meine üppigen Gerichte prangten. Wir hatten die Abendkühle abgewartet, und es dunkelte bereits, als die Reſte des Mahles in die Hände der mitgebrachten Dienſtboten wanderten. Wir Europäer ließen bei Champagner, Wein und Bier den ganzen unheimlichen Zauber des zur Nachtzeit erwachenden Urwaldes mehr oder weniger auf uns wirken. Die Ruhe des heißen Tages ging in ein geheimnisvolles Flüſtern über, bis endlich der ganze Luftkreis zu zittern ſchien von dem Zirpen der Millionen Grillen. Ganze Scharen Kalongs, fliegende Füchſe, zogen waldeinwärts; ſie kamen von der Küſte her und flogen den Bergen zu, wo jetzt die Zeit der Durienblüte war. Schweren, langſamen Fluges ſegelten die ungeheuerlichen Fledermäuſe durch die Luft. Im Dickicht des Waldes knackte und krachte es; die Elefanten bahnten ſich einen Weg hinab zum Fluß.

Plötzlich rauſchte es über unſren Häuptern; zwei mächtige Rhinozerosvögel mit abenteuerlich geformten roten Schnäbeln ſetzten ſich in unſerer Nähe auf einen hohen Baum nieder; ihre unheimlichen Stimmen, die wie lautes Gelächter klangen, ſchallten ſchauerlich durch den nächtlichen Wald. Bald war es ganz dunkel, und ich konnte nur noch die ungeheuren Formen der Rieſenbäume unterſcheiden, zwiſchen denen die letzte Sichel des Mondes hing, wie ein zerbrochener Ring. Um die kleine Hängelampe, die unter unſerem Zelt aufgehängt war, tanzten rieſige Inſekten, der zarte Duft der Orchideen, die in großen Büſcheln von den Bäumen herniederhingen, umwehte uns ſchmeichelnd. Märchenhaft ſchimmerten im fahlen Mondſchein die wunderbar geformten Blüten, die wie Schmetterlinge auf ſchwebenden Ranken ſitzen, und der rieſelnde Tau tropfte tickend auf die Blätter. Am Fuß des Hügels war ein Stück Wald niedergeſchlagen, der erſte Beginn zur Urbarmachung des Bodens. Das Holz war in Haufen übereinander getürmt und in Brand geſteckt. Nur ſchwer arbeitete ſich die Flamme durch das feuchte Geſtrüpp, wie glühende Säulen ragten abgeſchlagene Baumſtrünke dazwiſchen empor, und dann und wann ſchlug eine Flamme zum Nachthimmel auf. Der Bergſtrom zu unſeren Füßen rauſchte ſein Lied, aus der Tiefe des Urwaldes aber hub eine ſeltſame Muſik zu klingen an, wie Äolsharfen; es war der Nachtwind, der durch die Lianen ſtrich und den mächtigen Saiten, die keine Menſchenhand geſpannt, ſchwermütige Töne entlockte.

Bei Fackelſchein zogen wir durch den dunklen Wald heimwärts. Der ſchmale Elefantenpfad erlaubte uns nur einen Gänſemarſch, und auch den mit großer Vorſicht; denn in die Rieſenfußſtapfen der Elefanten konnten wir ſchwerlich treten, wir mußten die tiefen Löcher kühn überſpringen.

Das ganze Leben hier im Wald zwiſchen den Eingeborenen hat etwas Sonniges, Heiteres: man ſieht nirgends Elend, nirgends Not. Nur wo der Europäer hinkommt mit ſeinen tauſend Anſprüchen und Bedürfniſſen, ſieht man die graue Frau wieder auftauchen. Sie kam zu uns in Geſtalt eines ſeltſamen Paares. Ein Deutſcher mit ſeiner Frau ſuchte uns auf, Stellung ſuchend. Beide ſchienen ihrer Sprache nach aus einer Gegend an der polniſchen Grenze oder aus dem Slovakenlande zu ſtammen, und ich hätte wetten mögen, die Frau ſchon einmal auf dem Jahrmarkt als Ausſchreierin vor einer Rieſendamen-Bude geſehen zu haben.

Der Mann hatte wegen eines zweifelhaften Bankerotts ſeine Heimat verlaſſen müſſen. Wie er nach Sumatra gekommen, wußte er ſelbſt nicht; denn er hatte keine Ahnung, ob dieſe „Provinz“ in Afrika, Amerika oder Aſien läge. Nur das eine war ihm klar, daß hier das Geld buchſtäblich auf der Straße liegen müſſe. Enttäuſcht trieb er ſich, von allen Mitteln entblößt, mit ſeiner Frau im Lande umher. Es war, als ob ein grauer Schatten meine freundliche Veranda verdunkelte, als die unglückliche Frau ſie betrat, ein Bild des Jammers, in europäiſchen wollenen Kleidern, trotz der Tropenhitze mit einem dicken Regenmantel bekleidet, um die Lumpen darunter zu verhüllen. Auf dem Kopf trug ſie einen aufgetakelten Hut mit zerfetzten Blumen und Federn; an einem Band führte ſie ein Hündchen mit ſich. Ein tragikomiſcher Anblick! Jetzt bewohnt die Familie ein Häuschen auf unſerer Plantage, das bereits wie eine Jahrmarktsbude ausgeſtattet iſt; die Eingangsthür der äußerſt primitiven Bretterhütte mit grasgrünen, goldbeſetzten Vorhängen drapiert! Die Dame des Hauſes hält ihren chineſiſchen Diener beim Zopf, ihn mit dem Pantoffel bearbeitend. „Nur herein, meine Herrſchaften, immer herein!“ Und zu dieſer Komödie ſchaut der ewige Urwald ernſthaft darein, und der Inländer hat ſeine eignen Gedanken über die wunderlichen weißen Menſchen. Ich aber ſchämte mich angeſichts der großartigen Gottesnatur und der naiven Naturmenſchen unſerer vielgeprieſenen Civiliſation. Habe ich doch gerade dieſe Inländer im beſten Lichte kennen gelernt, die feinen Sitten der Malayen bewundert und mich an ihrem angeborenen Takt erfreut.

Beſonders der Malaye gebildeter Stände iſt ein äußerſt wohlerzogener Menſch, und die kleinen Fürſten, die unter dem Sultan an der Spitze eines Rampongs als „penghulu“ ſtehen, zeigen geradezu diſtinguierte Manieren. Der penghulu unſrer Nachbarſchaft machte uns regelrechte Viſite, begleitet von zwei Dienern, die mir, der Frau des Hauſes, ein Säckchen friſchen Reis, die Erſtlinge der Ernte, und auf einer mit ſchön geſticktem Seidentuche bedeckten Schüſſel ein Stück Büffelfleiſch zum Geſchenk überreichen mußten. Der malayiſche penghulu ſelbſt bewegt ſich in ſeinem sarong mit einer Ungeniertheit und gefälligen Grazie und weiß die Unterhaltung ſo anmutig zu führen, ja ſelbſt auf Scherze und Witze einzugehen, daß ich ſtaunte und mir ſogar die naive Frage gefallen ließ, wieviel ich meinem Manne gekoſtet hätte. Die in ſcherzhafter Weiſe gegebene Antwort entlockte ihm ein bewunderndes: „Mahal, banjak mahal“ — teuer, ſehr teuer —, und er betrachtete mich mit beſonderer Ehrfurcht; denn ſolch ein Preis für eine Frau war ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Auch die inländiſchen Feſte und Vergnügungen haben einen feinen Charakter. So werden in dramatiſchen Geſängen auf wandernden Bühnen arabiſche Märchen und Sagen aufgeführt. Ich hörte ſelbſt eine dieſer malayiſchen Opern; die Bühne war in einer Art Schuppen aufgeſchlagen und die Koſtüme nicht eben glänzend. Aber die Sänger ſelbſt üben einen ſeltſamen Zauber aus; ihr Geſang wirkt ſo hinreißend, daß die inländiſchen Frauen, wie von Sinnen geraten, ihre Männer verlaſſen und den Sängern nachlaufen, als wären ſie von einem Zauber gebannt. Auch mich rührten dieſe eigentümlich ſüßen, ſanften Stimmen, die kindlich lieblichen Melodien, die von eigener dramatiſcher Wirkung waren. Die Sängerinnen trugen ein Band mit ſilbernen Glöckchen um das Fußgelenk und begleiteten ihren Geſang mit leiſem Klingeln, indem ſie wie tanzend den Fuß hoben und ſenkten. Der Inhalt des Stücks war eine alte Sage, wie eine Göttin einen Irdiſchen liebt, ihn heimlich mit in den Himmel nimmt und ſchließlich beider Liebe entdeckt wird. Das anmutige Spiel des jungen Erdenſohnes und die Scene, wie er ſich vor dem Himmelskönig auf die Knie wirft und ſingt: „Ampun tuan-ku“ (Verzeihung, o Herr!), war von hinreißender Wirkung, und manch einer unſerer Schauſpieler würde den jungen Malayen beneidet haben um die herzbewegende Macht ſeines Spiels.

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

Der Italiener iſt nicht gerade ein Freund der Natur zu nennen. Er liebt das geräuſchvolle Leben der Stadt, er mordet jeden Singvogel, der ihm erreichbar iſt, und die Schönheit ſeines Landes wirkt intenſiver auf das Auge des Nordländers, als auf das des Italieners. Aber er iſt ein großer Freund der Blumen, die der Boden Italiens faſt ungepflegt in unerſchöpflicher Fülle trägt, oder er liebt es wenigſtens, ſein Zimmer und ſich ſelbſt mit Blumen zu ſchmücken. Die Blumenverkäuferin von Franz Ruben, die in dem Thorweg eines venetianiſchen Palaſtes lehnt, hat es daher nicht nötig, ihre duftende Ware anzupreiſen; die Käufer werden von ſelbſt kommen, und ihr Korb wird bald leer ſein. — Gyula Kardos, der Maler unſeres Bildes „Großvaters Mußeſtunden,“ weiß, wozu ſich alte Hände noch geſchickt zeigen können, wenn die Liebe ſie führt. Der Greis hat vielleicht niemals vorher in ſeinem Leben mit dem Schnitzmeſſer gearbeitet. Nun aber ſitzen die Enkelkinder um ihn her und verlangen ein Spielzeug; und ſpielend zaubert er ihnen ein Ding, das vier Beine, Kopf und Schwanz hat und in dem der Kinder leuchtende Augen eine frappante Ähnlichkeit mit der ſchönſten Kuh des Stalles erkennen. — Max Leblings junge Teckel haben ihre erſte Reiſe in die Welt glücklich überſtanden. Nun ſchauen ſie neugierig ſich die neue Heimat an, in der ſie — gute Koſt und anſtändige Behandlung vorausgeſetzt — ſich bald heimiſch fühlen werden.

Univerſitätsweſen.

Ein Rückblick auf die Entwickelung der Lehrkörper der deutſchen Univerſitäten in den letzten 50 Jahren iſt in mehr als einer Hinſicht intereſſant. Die Dozentenzahl, die augenblicklich außer Sprachlehrern, Lektoren für Baukunde, Zahnheilkunde ꝛc., die hier nicht in Betracht kommen, 2270 Perſonen umfaßt, hat ſich ſeit 1840 faſt verdoppelt, beſonders freilich die Extraordinarien und Privatdozenten. Mehr als die Hälfte aller Dozenten — nämlich 1197 — entfällt auf die philoſophiſche Fakultät; am geringſten war die Zunahme in den evangeliſch-theologiſchen Fakultäten, die 1840: 146, jetzt 155 Dozenten umfaßten; jedoch iſt hier in den letzten drei Jahrzehnten bereits eine Beſſerung eingetreten, denn vor 30 Jahren war die Zahl der Dozenten auf 114 geſunken. Die juriſtiſchen Fakultäten und die mediziniſchen ſind in ſtarker Zunahme begriffen. Auf einen Dozenten kamen vor 40 Jahren 9,5, jetzt entfallen auf ihn 12,2 Studierende; die Zahl der Studenten iſt alſo noch ſtärker geſtiegen, als die der Lehrer.

Gerichtsweſen.

Die Zahl der Richter bei den deutſchen Gerichten betrug am 1. Januar d. J. 7397, wovon 81 auf das Reichsgericht und 18 auf das bayriſche Oberſte Landesgericht kommen, während 7298 den Oberlandesgerichten, Landgerichten und Amtsgerichten angehören. Rechtsanwälte waren am 1. Januar 1893 in Deutſchland 5565 vorhanden. Die meiſten Anwälte zählt der Kammergerichtsbezirk Berlin, nämlich 760.

Erdkunde.

In Florida iſt kürzlich eine intereſſante Entdeckung gemacht worden. In den an die bekannten Phosphatgebiete grenzenden unzugänglichen, waldigen Sumpfgebieten hat man lange Zeit einen thätigen Vulkan, Wakulla genannt, vermutet, der ſich jetzt aber als eine Strecke fortwährend brennender Erde herausſtellt. Dieſe Sumpfgegend liegt am mexikaniſchen Golf, iſt viele Quadratmeilen groß und nimmt einen Teil Jefferſon Counties ein. Gelehrte und Abenteurer haben vergeblich verſucht, in dieſe unzugängliche Sumpfgegend einzudringen, ja, eine New Yorker Zeitung ſetzte eine Prämie von 1000 Dollar für denjenigen aus, der in den Sumpf vordringen und eine Beſchreibung davon in dem Blatte geben würde. Alle Erzählungen ſtimmten darin überein, daß außer dem Rauch, der dort aufging, zu gewiſſen Zeiten aus einem Krater Feuerſäulen emporſtiegen. Erſt kürzlich iſt es einem Manne, namens Martin, gelungen, das Rätſel zu löſen. Er iſt in der Florida Phosphate Company bedienſtet und fand, nachdem er in den Sumpf eingedrungen war, daß dieſer voller Löcher und Vertiefungen war, die durch das Feuer gebildet waren. Sie erſtreckten ſich meilenweit und ließen erkennen, daß ſie viele Jahre hindurch gebrannt hatten. Die langen Spalten waren etwa fünf Fuß tief, und im Grunde derſelben befand ſich Seewaſſer. Als Martin ſich der Stelle näherte, wo das Feuer brannte, war die Luft von Rauch erfüllt und der Geruch verfaulter Fiſche kaum zu ertragen. Der Erdboden, der aus Wurzeln und groben Pflanzenfaſern beſteht und von einer waſſerdichten Schicht von Moos, einer Torfmauer gleich, bedeckt iſt, bietet dem Feuer dauernde Nahrung. In der Regenzeit glimmen die Flammen, kommt jedoch die Sonne wieder und trocknet alles, dann bekommen ſie neue Nahrung und züngeln hoch empor. Dieſe Flammen ſind es ſeit Menſchengedenken geweſen, von denen die Umwohner glaubten, ſie kämen aus dem Innern der Erde.

Naturkunde.

Über verſchiedene Bernſteinſorten berichtet der Danziger Stadtrat und bekannte Bernſteinforſcher O. Helm. Ihm zufolge kommt aus der Oſtſee zunächſt ein gewachſener, dann aber auch ein künſtlicher Bernſtein in den Handel, der durch Zuſammenſchmelzen kleinerer, ſonſt nicht verarbeitbarer Stücke gewonnen wird. Dieſer künſtliche Bernſtein, deſſen Anfertigung unter einem Druck von 1000 Atmoſphären und bei einer Temperatur von 160—200 Grad C. erfolgt, wird von dem Laien ſchwer, von dem Kenner z. B. unter dem Mikroſkop leicht als eine Imitation erkannt. Neben ihm kommt im Handel der Kopal, ein foſſiles hellgelbes oſtafrikaniſches Harz, als Bernſtein vor, das aber Löſungsmitteln nicht ſtand hält und beim Gebrauch klebrig wird. Auch die Oſtſee liefert ein foſſiles Harz, das Gedanit, das jedoch weder die Härte, noch die kennzeichnende Bernſteinſäure des echten Steins beſitzt. Echten Bernſtein findet man außer in den Oſtſeeländern zunächſt noch in Sizilien, und zwar in ſo vorzüglicher Schönheit und wechſelnder Farbenpracht, daß größere Stücke ungemein hoch bezahlt werden; der ſizilianiſche Bernſtein enthält aber gar keine Bernſtein-, dagegen etwas Ameiſenſäure. Dann beſitzt Rumänien einen vorzüglichen, gelblichbraunen Bernſtein, den Rumainit. In Amerika wird Bernſtein in Mexiko gefunden, in Aſien in Japan an den Küſten von Nipon und Kiuſchiu, ſowie endlich im indiſchen Ober-Birma, wo ſich ungeheure Lager in faſt noch unerforſchten Regionen befinden. Da in Birma der Verbrauch an Bernſtein ſehr groß iſt, ſo konkurriert dort trotz der einheimiſchen Produktion der baltiſche Bernſtein erfolgreich mit dem des eigenen Landes und erzielt glänzende Preiſe, ſobald er für jenen ausgegeben wird.

Koloniales.

Wie eine bekannte Dresdener Schokoladenfabrik der Handelskammer daſelbſt mitteilt, hat ſich die Erwartung, die Erzeugung von Kakao werde ſich in Kamerun ausdehnen, beſtätigt. In Hamburg ſind im Vorjahre etwa 1000 Centner Kakao von den deutſchen Pflanzungen eingetroffen. Die Ware erfreute ſich ſolcher Beliebtheit, daß ſie einen weſentlich höheren Preis als der Kakao aus anderen Ländern erzielte.

Hygieine.

Der preußiſche Kultusminiſter hat genehmigt, daß an den hygieiniſchen Inſtituten der Univerſitäten Breslau, Königsberg, Kiel, Berlin und Marburg hygieiniſche Kurſe für Verwaltungsbeamte eingerichtet werden. Dieſe Kurſe, die auf vierzehn Tage berechnet ſind, ſollen von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Als Ziel wird erſtrebt, den Teilnehmern durch Vorträge und Vorführungen einen Einblick in die ihren Wirkungskreis berührenden Teile der Hygieine zu verſchaffen.

Landwirtſchaft.

Als das beſte Aufbewahrungsmittel für Kartoffeln, Obſt und Trauben macht Dr. Monclar-Trier auf den Kalk aufmerkſam. Es ſoll hinreichen, die Früchte mit Kalk zu beſtreuen, um ſie viele Monate hindurch völlig friſch zu erhalten, und es ſollen z. B. ſchon 200 Pfund Kalk auf etwa 1000 Liter Kartoffeln für dieſen Prozeß genügen. Feines Obſt iſt vor dem Einlegen in Seidenpapier einzuwickeln. Braucht man die Früchte, ſo ſind ſie mit einem feuchten Lappen zu reinigen oder abzuwaſchen. Im September eingelegte Trauben waren nach den Angaben des Dr. Monclair im Februar tadellos erhalten.

Forſtwirtſchaft.

In den Nadelholzwaldungen der Neumark iſt vor einigen Jahren eine verheerende Krankheit, die „Schütte“ benannt, aufgetreten. Die Nadeln der befallenen Bäume vertrocknen, fallen ab und je nach der Heftigkeit der Krankheit gehen die Bäume ein. Jetzt endlich hat man nach jahrelangen Unterſuchungen die Urſache der Krankheit entdeckt. Es iſt eine kleine Made, die in Millionen von Exemplaren die Nadeln durch Anfreſſen zerſtört und die Bäume zum Eingehen bringt.

Handel und Verkehr.

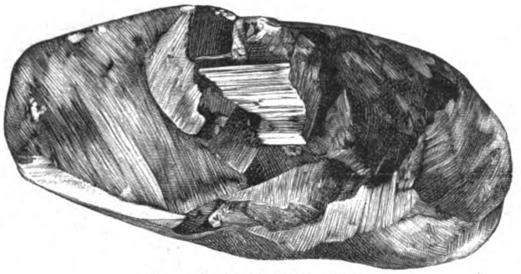
Der engliſche Dampfer „Scot“ von der Unionlinie hat dieſer Tage die bisher ſchnellſte Fahrt von Kapſtadt nach Europa (Southampton) gemacht; er war nur vierzehn Tage und eine Stunde unterwegs. Noch vor zehn Jahren galt die Zeit von 24 Tagen als eine gute Fahrt auf dieſer Strecke. Die Entwickelung des Dampferverkehrs von Kapſtadt aus wirkt indeſſen leider auf die deutſche Oſtafrikalinie in ungünſtiger Weiſe ein. Die Südafrikaner, die nach Europa reiſen, ziehen die Kapdampfer in ſolcher Weiſe vor, daß ſie von der Oſtküſte aus, wo die deutſchen Dampfer mehrere Häfen anlaufen, lieber erſt nach Kapſtadt reiſen.

In dem erſten Jahre ſeit der Gründung des Deutſchen Reiches betrug die geſamte Vieh-Ausfuhr Deutſchlands nach der amtlichen Handelsſtatiſtik 190,8 Mill. Mark. Sie erreichte ihren Höhepunkt 1876, wo ihr Wert bis auf 259,4 Mill. geſtiegen war. Während der Jahre 1877/88 bewegten ſich die Ausfuhrgrößen zwiſchen 88,9 Mill. bis 222,9 Mill. Mark, als im Jahre 1889 plötzlich die geſamte deutſche Vieh-Ausfuhr auf 30,4 Mill. herabſank und 1892 noch ein weiterer Rückgang um 4 Mill. Mark eintrat.

Preisausſchreiben.

Die „Naturforſchende Geſellſchaft“ zu Danzig ſetzt einen Preis von 1000 Mark aus für die beſte Arbeit, die durch „Erforſchung der Entſtehung und Verbreitung von Pilzepidemieen unter waldverheerenden in Weſtpreußen einheimiſchen Inſekten zuverläſſige und durch den nachzuweiſenden Erfolg im Freien bewährte Mittel zur durchgreifenden Vernichtung ſolcher Inſekten bietet.“ Die Arbeiten müſſen in deutſcher oder franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſein und ſind an die „Naturforſchende Geſellſchaft“ in Danzig bis zum letzten Dezember 1898 einzuſenden.

Der größte Diamant der Welt.



Der größte Diamant der Welt.

Am 20. Juni wurde in der Jagersfontein-Mine im Oranje-Freiſtaat von einem Kaffern ein Diamant gefunden, der den größten in Europa befindlichen (geſchliffenen) Diamanten, den „Orlow“ im Scepter des Kaiſers von Rußland, an Größe noch um ein beträchtliches übertrifft. Auch der „Kohinor“, bekanntlich im Beſitz des engliſchen Kronſchatzes, hatte urſprünglich nicht die Größe wie der neugefundene Diamant. Jener wog vor dem Schleifen 793 Karat, während dieſer ein Gewicht von 971 Karat hat. Der neue große Diamant, der den Namen Jagersfontein-Excelſior führt, hat die Form einer ſogenannten Mauskartoffel, iſt auf einer Seite abgerundet, auf der anderen flach und hat der Länge nach eine ſchmale Rinne. Er zeigt die am höchſten geſchätzte bläulich weiße Farbe, während die Kimberley-Diamanten faſt alle einen gelblichen Schein haben; auch der Kohinor ſchimmert in gelblichem Glanze. In der Schätzung des Diamanten geht man natürlich ſehr weit, da ſchon Diamanten von 100—150 Karat mit mehreren Millionen Mark bezahlt worden ſind. In London, wo er jetzt von Kennern geprüft worden iſt, ſchätzt man ihn auf 10 Millionen Mark. Da ſich indeſſen für ſolche Steine ſelten Käufer finden, ſo wird in dieſem Falle der Preis wohl weſentlich heruntergehen. Der „glückliche Finder,“ der ihn an den Verwalter der Mine ablieferte, erhielt 150 Lſtr. bar und ein Pferd mit Sattel.

Kleine Zeitung.

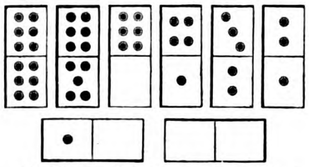
In Italien und Frankreich wird ſeit einiger Zeit außerordentlich viel von einem gewiſſen Jacques Inaudi geſprochen, der ein ganz merkwürdiges *mathematiſches Gedächtnis* entwickeln ſoll. Der Sohn piemonteſiſcher Bauern, lernte er erſt vor fünf Jahren im Alter von ſchon 20 Jahren Leſen und Schreiben und erſann ſich gleichzeitig ganz eigenartige merkwürdige Rechenmethoden; er ſoll z. B. nicht von rechts nach links addieren oder ſubtrahieren, ſondern auf der linken Seite der Zahlen anfangen. Am eigentümlichſten iſt aber, daß Inaudi abweichend von allen bekannten anderen Zahlenkünſtlern ſich nur auf das Gehör, nicht aber auf das Auge verläßt, daß er mit aufgeſchriebenen Zahlen weniger gut rechnet, als mit lediglich gehörten. Sein ſonſt z. B. für Worte ſehr ſchwach entwickeltes Gedächtnis grenzt, ſobald Zahlen in Frage kommen, ans Wunderbare. Er konnte unter andrem eine Summe von 20 Zahlen, die ihm vor einer Woche genannt worden waren, ohne Stocken herſagen, obwohl er nicht wußte, daß er dazu aufgefordert werden würde. Additions- und Subtraktionsexempel löſt er mit ſtaunenswerter Schnelligkeit, zählt in wenigen Sekunden zehn mehrziffrige Zahlen und zieht zwei zwanzigziffrige voneinander ab, findet ebenſo ſchnell die Quadrat- und Kubikwurzeln großer Summen und löſt gewöhnliche Multiplikationsexempel in derſelben Zeit, die man zur Verkündigung des Reſultats braucht. Am Schluß einer Vorſtellung vor hervorragenden Gelehrten konnte er alle Zahlen, die überhaupt genannt worden waren, gegen 400, der Reihe nach wiederholen.

In unſerer Spielecke.

Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



Die acht Steine des B haben 5 Augen weniger als die des C, aber doppelt ſo viel Augen als die vier Steine im Talon.

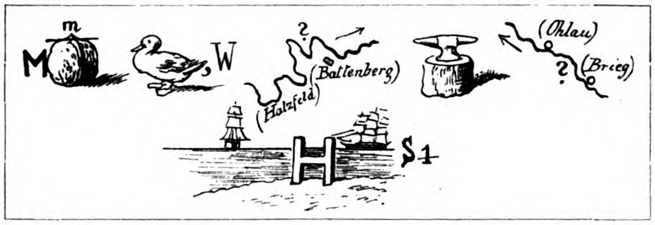
A ſetzt einen Doppelſtein aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie in der vierten Runde ſperrt. Er behält vier Steine mit 12 Augen übrig. B behält fünf Steine mit 28 Augen, C fünf Steine mit 36 Augen übrig. B hat in der zweiten Runde, C in der dritten Runde einen Doppelſtein geſetzt. Der erſte Stein, den B ſetzte, hatte 2 Augen mehr als der dritte.

Welche Steine lagen im Talon? Welchen Stein ſetzte A in der zweiten Runde? Mit welchem Stein ſperrte A die Partie? Wie viel betrug die Augenſumme auf den acht Steinen des B? Wie viel auf denen des C? Welche Steine ſetzte C?

1. Ergänzungsrätſel.

D.e W..r..it ſ.c.e.d i..t i.h d.r.hs G.ſ..d
D..h ſ.e e.t.c.w..d m.r ſ.e.s e.n N. b.l.i.d
D.a.f ſ.c.t i.. S.h.n.e.t u.d .ch f..d ſ.. b..d
J. h.h.c. K.n.t i. B..g u.. T..l .n. W.l.
U.. ſ..h d. h.b i. B.u.e. h..b v.r. t.ck.
Z.g.e.ch i.. a..h d.. W..r.e.t m.t.n td...t

Bilderrätſel.



2. Metamorphoſen-Aufgaben.

Wie gelangt man durch Metamorphoſen:

a) Von *Schuld* über höchſtens zehn Zwiſchenſtationen (darunter Bonn) zu *Sühne*?

b) Von *Haß* über höchſtens dreizehn Zwiſchenſtationen (darunter Maus und Wald) zu *Liebe*?

3. Arithmogriph.

7	14	**13**	1	1
8	**12**	1	**10**	6
3	7	11	5	**12**
9	**12**	1	**1**	4
9	3	**10**	3	4

Die 25 Zahlen in den Feldern des Quadrats ſind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Die wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, ſollen ergeben: 1. eine der Hauptrollen in einem Drama von Schiller, 2. eine der Hauptrollen in einem Drama von Grillparzer, 3. eine Stadt in Öſterreich-Ungarn, 4. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Leſſing, 5. den Bewohner großer Länderſtrecken in Aſien.

Sind die richtigen fünf Wörter gefunden, ſo ergeben die acht Buchſtaben an den durch ſtärkeren Druck hervorgehobenen Stellen den Titel einer beliebten Oper. (i = j.)

4. Wechſelrätſel.

Mit or bin ich als großes Land,
Mit im als alte Stadt bekannt.

5. Rätſel.

In Öſt'reich-Ungarns Gauen
Bin ich als Fluß zu ſchauen.
Hätt' ich zwei Zeichen nicht zu wenig,
So wäre ich ſogar ein König.

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 49.

Bilderrätſel. Reichstagsauflöſung.

1. *Homonym.* Richter.

2. *Arithmetiſche Aufgabe.*

25. 6. 1530, Tag der Übergabe der Augsburger Konfeſſion an Karl V.

3. *Akroſtichon.*

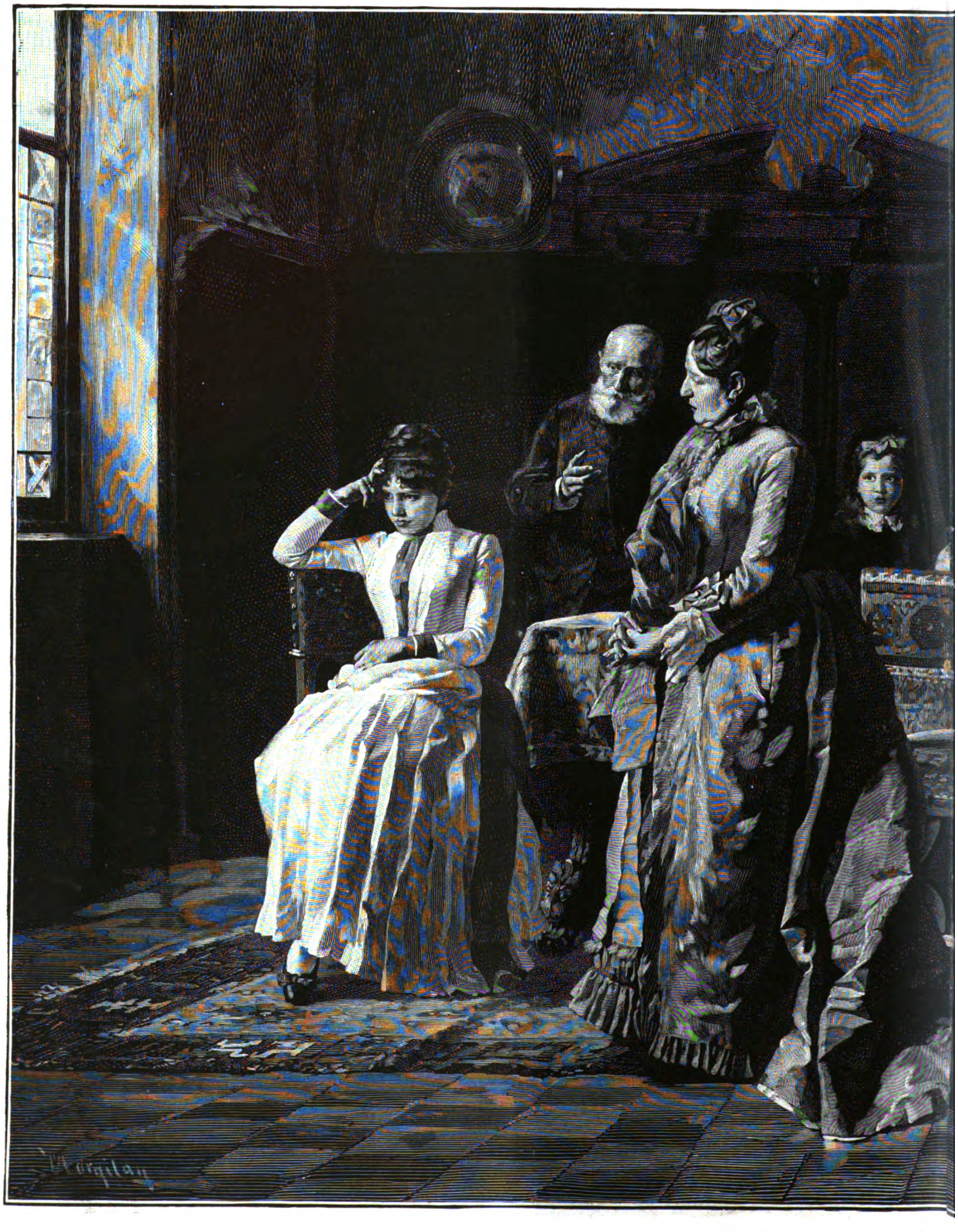
„Marcella Sembrich.“

Miltiade**S**
Arme**E**
Rotterda**M**
Cau**B**
Emi**R**
Lod**J**
Languedo**C**
Amalec**H**

4. *Rätſel.* Narſes, Ares.

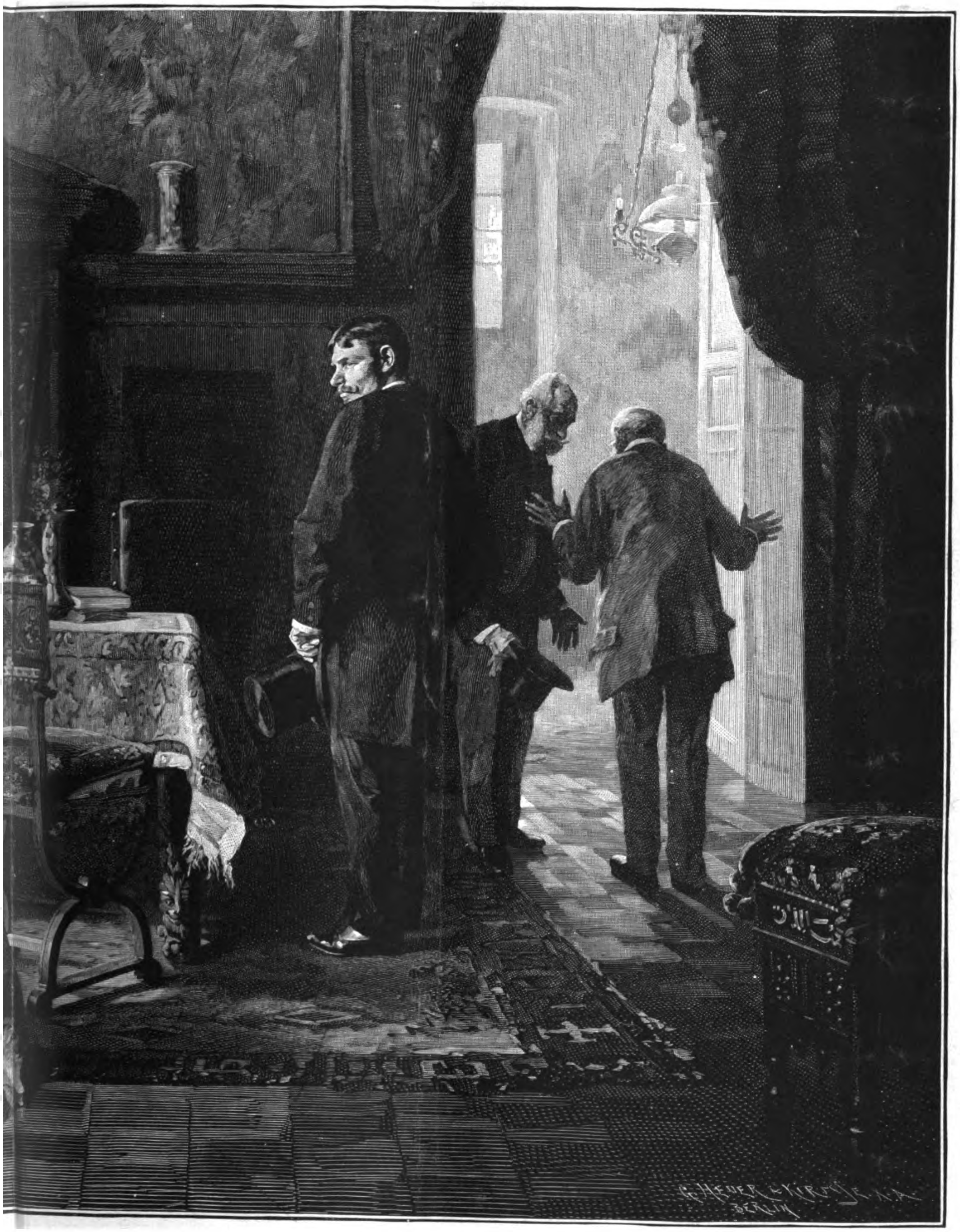
Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Fortſetzung.) — Die Liebhaberphotographie. Von Dr. A. Miethe. Mit ſechs Illuſtrationen. — Dat Undeert Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Geſelliges aus Sumatra. Von Gertrud Danne. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: Blumenverkäuferin in Venedig von F. Ruben; Großvaters Mußeſtunden von A. Kardos; Nach der Reiſe von M. Lebling. — Univerſitätsweſen. — Gerichtsweſen. — Erdkunde. — Naturkunde. — Koloniales. — Hygieine. — Landwirtſchaft. — Forſtwirtſchaft. — Handel und Verkehr. — Preisausſchreiben. — Der größte Diamant der Welt. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Der abgewieſene Freier. Nach

Kunſtbeilage zu Daheim XXIX Heft 18.


G. HEUER & KIRMSE X.A.
BERLIN

ch dem Gemälde von J. Margitay.

Daheim

Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 23. September 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. №. 51.

Ein moderner Dämon.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

XIV.

An einem trüben Morgen Ende April war es, als die Kutſche mit dem Freiherrn und ſeiner Gemahlin durch das Dorf nach dem Bahnhof fuhr.

Am Abend vorher war Frau Adelheid, durch die Dunkelheit vor dem Gaffen der Dorfleute geſchützt, am Arm ihres Gemahls über die Schwelle des Paſtorhauſes getreten, ſtattlich, elegant in ihrem neuen Frühjahrsanzug, der merkwürdigerweiſe den Eindruck der Halbtrauer machte. Die Luft und der Gang, nebſt einer verſtärkten Doſis Morphium, hatten ihr verfallenes Antlitz gerötet und ihren Augen ein dunkles, unſtätes Feuer verliehen. Sie war ſorgfältig friſiert und trug im Gürtel einen Strauß Treibhausroſen — arme, blaſſe Winterkinder, die, kaum vom Stamme gebrochen, die Köpfe welk hängen ließen.

Zerſtreut und wie eines, das ſchnell über etwas hinwegkommen will, reichte die Freifrau dem Paſtor und ſeiner Schweſter die Hand, dann ließ ſie ſich auf das Sofa nieder und begann, Agnes aufmerkſam zu betrachten. Sie ſprach dabei von ihrer Abreiſe und der Heilanſtalt — etwas verworren und ohne Zuſammenhang. Sie befände ſich eigentlich ſo wohl, daß ſie die Notwendigkeit der ebenſo langweiligen wie koſtſpieligen Kur nicht einſähe. Nun, ſie thäte es ihrem Manne zu Gefallen! Agnes könnte ſich inzwiſchen um die Wirtſchaft kümmern — ſo vermißte ſie dann wohl niemand. Warum Hilde ſich nicht 'mal hätte ſehen laſſen? Sie hätten in der letzten Zeit wenig von einander gehabt, weil die ſchreckliche Diakoniſſin ſie fortwährend in Anſpruch genommen habe — eine unausſtehliche Perſon!... Der liebe Paſtor huſtete wohl nicht mehr ſo häufig? Er ſähe vortrefflich aus, etwas mager freilich und bläßlich. Agnes hingegen —

Sie verlor plötzlich den Faden, ſprang auf und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ihr wäre unwohl geworden. Ob Hilde ihr ein Glas Madeira geben könnte? Rotwein —? der thäte es im Notfalle auch.

„Bemühen Sie ſich nicht!“ gebot der Freiherr, Hilde zurückhaltend. „Wir gehen gleich nach Hauſe. — Komm, Adelheid! Du mußt morgen früh aufſtehen —“

„Warum?“ unterbrach ſie ihn ſtörriſch.

„Wir müſſen um neun Uhr auf dem Bahnhof ſein.“

„Ach ſo! Du kannſt die Zeit nicht mehr erwarten, um mich loszuwerden.“

„Agnes, ſage der Mama adieu!“ rief der Freiherr dazwiſchen.

Das junge Mädchen küßte der Stiefmutter die Hand. „Glückliche Reiſe, liebe Mama, und gute Beſſerung!“

Die Freifrau ſtarrte ſie an, als ob ſie ſie nicht kenne. „Ja ſo — die Agnes!“ murmelte ſie verdrießlich. „Sag', du ſchminkſt dich wohl, daß du ſo hübſch ausſiehſt? Nicht? — Vielleicht iſt es das Lampenlicht und — man weiß ja, bei Nacht ſind alle Katzen grau! Adieu, Kind! Laß mir nicht den abſcheulichen Köter in mein Boudoir! Ich kann den Hundegeruch nicht ausſtehen.“

Sie küßte das junge Mädchen auf beide Wangen, dann umarmte ſie Hilde. „Denken Sie nur, dieſe Klatſcherei, Liebſte!“ flüſterte ſie ihr ins Ohr. „Pax ſoll durchaus vergiftet ſein! Da liegt er — dick und fett und gräßlich wie immer —“

„Es iſt Tyras, liebe Frau Adelheid!“ fiel Hilde freundlich ein, und ſenkte die Augen vor dem jammervollen Anblick der Unglücklichen.

„Gleichviel — apropos, Hilde! was ich Ihnen ſagen wollte — ja! Ich habe es immer gut mit Ihnen gemeint, obgleich ich von allen Seiten gegen Sie aufgehetzt wurde...

Kommt Büchnow noch manchmal her? Nehmen Sie ſich in acht, daß er Sie nicht ins Gerede bringt. Sie ſind ſchließlich ein hübſches Mädchen — trotz Ihrer Jahre!"

„Leben Sie wohl, liebe Frau Adelheid! So Gott will, ſehen wir uns bald wieder."

„O ſicher, liebe Hilde! Wo iſt Ihr Bruder? — Ja, lieber Herr Paſtor, wir beide müſſen geſund werden. So geht das nicht länger. Alſo auf Wiederſehen — recht bald! Der liebe Gott wird uns beiden helfen." —

Das that er, in ſeiner Güte und Weisheit! Es dauerte gar nicht lange, dann kamen der Paſtor und die Freifrau wieder zuſammen, im Schatten der großen Linde auf dem Dorfkirchhof — geheilt von allem Leid der Erde. . . . .

Drei Tage ſpäter kehrte der Freiherr von Lochnitz heim, ſorgenvoll und niedergeſchlagen: der Direktor der Heilanſtalt hatte nach der erſten Unterſuchung die Aufnahme der Freifrau verweigert, weil er fürchtete, der Zuſtand der Patientin würde binnen kurzem in Tobſucht ausarten. Trotzdem ließ er ſich zu einem Verſuch bewegen mit dem Vorbehalt, die Kranke in dem eintretenden Falle ſofort in eine Irrenanſtalt überführen zu laſſen.

Unverhoffterweiſe erwieſen ſich die einlaufenden Nachrichten während der erſten acht Tage günſtig. Die Freifrau ſelbſt ſchrieb häufig an ihren Gemahl, an Agnes, Hilde — ſelbſt der Paſtor bekam einen Brief ab. Sie hatte eine Schreibmanie, die ſo lange vorhielt, bis die Ärzte ſich ins Mittel legten. Sie ſchien ſich das gefallen zu laſſen, denn die nun ſpärlicheren Briefe waren voll des Lobes über die Anſtalt, die Ärzte, die gute Pflege und vor allem über die ihr zu Teil werdende aufmerkſame Behandlung. Zuweilen machte ſich eine große Unklarheit und Verworrenheit in ihren Berichten bemerkbar. Sie wurde weitſchweifig, ſprach von allen möglichen Dingen, nur nicht von dem, was man wiſſen wollte. Plötzlich ein Umſchwung! Sie könnte es nicht mehr aushalten in der Anſtalt. Es wäre zum Tollwerden. Man behandelte ſie rückſichtslos, brutal. Sie wollte fort, nach Hauſe. Sie thäte ſich ſonſt ein Leid an.

Der Freiherr that ſein Beſtes, ihr Vorſtellungen zu machen und ſie zur Ausdauer und Geduld zu ermahnen. Dann trat ein Schweigen von mehr als einer Woche ein. Der Freiherr fragte telegraphiſch in der Klinik an und bekam die beruhigende Antwort von dem Arzte: „Normaler Verlauf. Noch nicht hoffnungslos. Kriſis binnen drei Wochen."

Während dieſer Pauſe ſchwebte die drohende Wolke des Unheils unverrückt in der Luft, ohne ſich zu entladen oder zu zerſtreuen. Sie warf einen breiten Schatten auf das Leben im Herrenhauſe, wo indes Friede und Eintracht walteten, ſeitdem Agnes das Hausregiment in ihren ſanften, zarten Händen hielt. Im Pfarrhauſe vermißte man ſie ſchmerzlich. Sie war der Sonnenſtrahl geweſen in der ſtillen, ahnungsvollen Traurigkeit, welche hier die Gemüter bedrückte. Der arme Paſtor hatte ſein Sterbelager eingenommen; am letzten Sonntag nach dem Schluß der Predigt, als er das Amen geſprochen, gab er im Dienſte des Herrn ſein letztes bischen Lebenskraft in einem Blutſturz hin: man trug ihn für tot von der Kanzel. Jetzt behauptete er zwar, ſich vollſtändig erholt zu haben; aber es war ein Scherz, den der Tod dem Sterbenden nicht übel nahm, weil eine verzagte, traurige Seele Troſt und Hoffnung daraus ſchöpfte.

Eines Nachmittags, als Agnes, die täglich herüber kam, ein Weilchen mit dem Paſtor allein geblieben, ſagte er: „Sie werden meine arme Schweſter aufrichten, liebe Agnes! Ich finde ihr gegenüber keine Worte, aber ich ſehe, wie verzagt ſie weint hinter ihrem ergebenen Lächeln. Sagen Sie ihr — wenn ich heimgegangen bin — ſie ſoll nicht um mich trauern. Sie ſoll an mich denken in Liebe und Frieden — ſo ehrt man am beſten einen geliebten Toten!"

Er lag auf dem Sofa und ſchaute durch das Fenſter auf die jungen Blumenbeete vor dem Hauſe. Die Primeln blühten, die Veilchen dufteten, und die Hyacinthen trugen dicke Knoſpen. Auf dem Tiſchchen neben ihm ſtand ein Veilchenſtrauß. Agnes hatte ihn gebracht. Sie und der Frühling ſorgten dafür, daß es dem armen Manne nicht an Blumen fehlte — jetzt, da ſein Leben zu Ende ging.

Gegen Abend kam Herr von Büchnow. Der Paſtor erſchien hocherfreut. Er hörte gern, wenn die anderen ſprachen, beſonders war es die Stimme ſeiner Schweſter, von der er ſich keinen Laut entgehen laſſen mochte. Länger als ſonſt blieb er auf ſeinem Sofa an dem offenen Fenſter: er wollte den Frühling genießen. Keiner je zuvor däuchte ihm ſchön, wie dieſer — letzte. Als Hilde das Fenſter ſchloß, freute er ſich über den kleinen, zitternden Mondſtrahl, der nach und nach über den Blumenbeeten aufging und durch die Scheiben guckte.

„Keine Lampe, Hilde," bat er leiſe. „Dieſes milde, freundliche Himmelslicht iſt ja tauſendmal ſchöner. Das Bewußtſein der Erde geht bei mir zur Ruhe, und die Seele träumt von dem Himmel mit ſeinem ewigen Glück."

Allmählich traten lange Pauſen in der Unterhaltung ein, die Herr von Büchnow ſich ſcheute, zu unterbrechen. Hildes Stimme wurde immer leiſer, immer unſicherer; ihre Augen ruhten voll Schmerz und Liebe auf dem weißen Dulderantlitz in dem ſtillen Mondlicht.

Da machte der Kranke eine Bewegung.

„Warum ſind Sie ſo ſchweigſam, Herr von Büchnow? Und du, Hilde? Nur nicht traurig! Ihr wißt nicht, wie ſchön es ſein kann, das Scheiden aus dem engen Weltraum in die Unendlichkeit Gottes. Gönnſt du es mir nicht, Schweſter?"

Sie beugte ſich auf ſeine bleiche Hand und drängte den Schmerzensſchrei ihres Herzens zurück.

„Doch, Bruder, doch!" flüſterte ſie. „Wenn es auch anfangs weh thut, daß man ſein Liebſtes hingeben muß. Sei ruhig! Ich harre aus auf meinem Platz im Leben nach deinem edlen Beiſpiel."

Herr von Büchnow verließ leiſe das Zimmer. Er wollte anſpannen laſſen. Aber vor der Thür ſtand er und ſchaute mit feuchten Augen auf die Blumenbeete. Er vergaß ſeinen Wagen, er vergaß ſogar den armen Paſtor, der ſo glücklich dahin ſtarb — ſo intenſiv waren ſeine Gedanken auf einen Punkt gerichtet. Da trat Hilde heraus. Sie ſah ihn ſtehen und wollte etwas ſagen, aber ſie preßte die Lippen zuſammen, ſonſt hätte ſie laut ſchluchzen müſſen. Er that, als ob die Blumen ihn beſchäftigten, er wollte ihr Zeit laſſen, ſich ein wenig zu faſſen. Endlich beugte er ſich über die Veilchen und ſagte: „Unter den vielen dunklen ein einziges weißes. Sehen Sie doch her, bitte!"

Sie trat heran. Mechaniſch folgte ſie ſeiner Hand, die das Blümchen bezeichnete. „Darf man es pflücken?" fragte er, dicht an ihrer Seite. Sie nickte, und da er keine Anſtalten traf, es zu thun, kauerte ſie nieder. In den grünen Blättern der Veilchenſtaude trafen ihre Hände zuſammen, und ſie fühlte die ihre gefaßt und feſtgehalten: „Liebe Hilde!"

Sie hatte kaum die Kraft, ſich aufzurichten, das zurückgedrängte Schluchzen wollte mit Gewalt hervorbrechen. „Er wird ſterben!" murmelte ſie.

Aber der Mann, voll von einem heißen, mächtigen Leben, hatte in dieſem Augenblick kein Verſtändnis für den Tod; er legte den Arm um den Nacken des jungen Weibes und hob ihr Antlitz empor zu dem ſeinen.

„Wir aber leben, Hilde, und ich liebe dich grenzenlos. Du für mich, ich für dich — ſprich, ſoll es ſo ſein?"

Wo hätte ſie Worte gefunden in dieſer großen Erſchütterung ihrer Seele? Sie hörte ſein Herz klopfen, ſtark und leidenſchaftlich, und zu gleicher Zeit das müde, zitternde Zucken in der kranken Bruſt des Bruders. Glück und Schmerz drangen wie ein Sturm auf ſie ein. Überwältigt, ihrer Sinne kaum noch mächtig, lehnte ſie in ſeinem Arm, und ihre heiße Rechte ſchloß ſich krampfhaft um das weiße Veilchen, welches er ihr gelaſſen, während er ihre Hand und — ſie ganz und gar genommen hatte.

„Hilde," murmelte er, den Blick trunken in ihren geliebten Zügen. „Wir lieben uns, lange ſchon, und unbewußt ſtrebten wir demſelben Ziele zu, Mann und Weib zu werden. Es iſt eine traurige Stunde, die unſerer Liebe, aber ſie wird lang und ſchön werden, wenn ich dich als Vermächtnis deines ſterbenden Bruders in mein einſames Heim trage.“

Er öffnete ihre Rechte und küßte das zerdrückte, kleine Veilchen darin. „Gieb es mir!“

Sie legte es mit ihrer Hand in die ſeine. Sie wollte ſprechen, aber die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Da drückte er ſie an ſich und küßte ſie auf den Mund — lang und heiß. . . .

Hand in Hand traten ſie in die Stube zurück, wo der Paſtor im Mondſchein lag und von einem Wiederſehen im Jenſeits träumte mit allen, die er auf Erden geliebt.

„Bruder,“ ſagte Herr von Büchnow, „gieb mir deine Schweſter zum Weibe.“

Er ſchaute die beiden an, lächelnd, verſtändnisvoll.

„Ja.“ Die Rechte in der des jungen Mannes, ſuchte ſeine Linke den Scheitel ſeiner Schweſter. „Ja,“ wiederholte er leiſe, „Ihr werdet glücklich ſein, und ich kann ohne Kummer ſcheiden von dir, du Treue, Liebe!“ . . .

Am erſten Sonntag im Juni verkündete in der Dorfkirche zu Lindenau der ſtellvertretende Kandidat zum erſten, zweiten und dritten Mal ein Aufgebot, das in der ganzen Umgegend Erſtaunen erregte: Der Rittergutsbeſitzer Jesko von Büchnow mit Hildegard, der Schweſter des Paſtors Welſing. —

Frau Knob, die von ihrem „Gnädigen“ gerade dieſen Sonntag nach Lindenau in die Kirche geſchickt worden war, dachte, daß der Schlag ſie auf der Stelle rühren ſollte; er that es aber nicht.

Draußen, an der Kirchhofsmauer, verſammelten ſich die hervorragendſten Klatſchbaſen von Lindenau und Bernsburg unter dem Vorſtand der Frau Knob und der rotbäckigen Krügerswittwe.

Die erſtere gab den Ton an:

„Ne, ſo was! Sie arme, betrogene Frau wußte nicht 'mal, was in ihrem eigenen Hauſe vorging. Sie würde dem „Herrn“ ſofort kündigen; ſolche Hinterliſt könnte man ſich nicht gefallen laſſen. Wenn er ihr wenigſtens ein paar Andeutungen gemacht hätte, dieſer Gnädige! aber gar nichts. Freilich, die Appetitloſigkeit, die Wunderlichkeit und das ewige Karjolen nach Lindenau! — Dann hieße es aber immer, der Herr Paſtor wäre krank. Nun ſähe man, was dabei herausgekommen! Ob wenigſtens die Krügern oder die Gärtnern Wind bekommen hätten?“

Die rotbäckige Witwe ergriff das Wort, indem ſie verſchämt die Augen ſenkte:

„Der Willem — wir werden nächſten Sonntag von der Kanzel kommen — hat oft genug geſagt, mit dem gnäd'gen Frölen und dem Bernsburger iſt das nichts nich, ehr mit dem guten Paſtorfrölen, die ja auch mit den Jahren beſſer für ihn paßt. Der Willem hat Recht gehabt, das ſoll ihm kein Menſch über den Kopf nehmen.“

Frau Knob wankte ungetröſtet zu ihrem Wirtſchaftswagen und fuhr nach Hauſe. Unterwegs nahm ſie ſich vor, ihrem Herrn gründlich 'was vorzujammern und mit der Kündigung wenigſtens zu drohen. An dieſem denkwürdigen Tage ſollte ihr indes alles in die Quere kommen — ſogar der lange Brümmer, der in der Hinterthür ſtand und ſie angrinſte: „Was ſagen Sie nun, Knobben?“

„Ach Herjes, Brümming, mich wird ſchwach! Ich glaube, das iſt mich eine Ohnmacht.“

„Man zu, Knobben! Ich halte Ihnen,“ ſagte der Lange, die kleine rundliche Frau zärtlich umfaſſend.

Patſch! hatte er eine Ohrfeige fort.

„Na, Knobben!“ rief er verblüfft. „Die Ohnmacht iſt man ſchwach, bei ſo 'ne Backpfeife.“

Sie weinte in ihr Umſchlagetuch, vor Reue und Schmerz. „Nehmen Sie mich das nicht übel. Ich meinte es nicht ſchlimm. Wenn man ſo aus dem Häuschen iſt! Das hätt' der Gnädige mich nicht anthun ſollen. Ich will 'mal gleich zu ihm.“

„Er is ja nicht da,“ grinſte Brümmer ſchadenfroh.

„Nanu — wo denn?“

„Nach dem Bahnhof is er gefahren, um den Berliner abzuholen. Sie möchten für einen frühen Mittagstiſch, ſpäteſtens zwölf Uhr, ſorgen.“

So kam ſie gar nicht zur Beſinnung. Als ſie nachher die beiden Herren vorfahren ſah, ſchlug ſie vor Schreck über den bleichen, düſtern Anblick ihres Gnädigen die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ihr Groll ſchwand in Sorge um ſeinen Appetit und ſeine, ihr über alles teure Geſundheit.

„Lieber Himmel, ein glücklich aufgebotener Bräutigam könnte vergnügter ausſehen!“

Der Berliner freilich, der nahm die ganze Welt und alles, was darin paſſierte, zum Spaß. Er kniff ihr bei nächſter Gelegenheit in den Arm und brummte:

„Schreckliche Zeiten, Knobchen!“

Dann fuhren die beiden Herren wieder fort, feierlich in ſchwarzen Röcken — gegeſſen hatte keines, was der Rede wert geweſen, aber der Berliner hatte wenigſtens die Äpfelſpeiſe gelobt und ein paar Glas Wein dazu getrunken. Wie hätte die gute Knob erſt gejammert, wenn ſie geſehen hätte, was im Pfarrhauſe zu Lindenau vorging!

Dort ſtand in dem vorderen Zimmer ein Tiſch mit weißen Decken zum Altar hergerichtet; eine Bibel lag darauf, und auf jedem Ende ſtand einer der ſchweren Leuchter aus der Kirche mit einer dicken, neuen Kerze. Die Blumen blühten dazu im Garten und vor der Thür, aber es pflückte ſie niemand. Agnes, die das ſonſt gethan hätte und auch wohl der Freundin den Brautkranz geflochten, war nicht da, eine Depeſche des Arztes hatte ſie und den Vater nach der Anſtalt gerufen. Es ſtand ſchlecht um Frau von Lochnitz.

Die Braut? — Nun, die konnte ſich doch nicht ihre eigenen Blumen ſtreuen! Außerdem hatte ſie die ganze Nacht am Bette des Bruders zugebracht und war jetzt dabei, ihn zu ſeiner letzten Amtsverrichtung anzukleiden. Da hatte ſie keine Zeit, an ihren eigenen Brautkranz zu denken und an ein prunkvolles Hochzeitskleid. Ein ſchwarzes Hauskleid und ein kleiner Myrtenkranz im Haar mußten es thun. Was ſonſt noch zu einer Hochzeitsfeierlichkeit fehlte, das beſorgte die goldene Frühlingsſonne und der Himmel in ſeiner blauen Pracht.

Der Bräutigam warf nur einen flüchtigen Blick auf die ſchmuckloſen Vorbereitungen zur Trauung, dann ging er in den Garten und pflückte einen Veilchenſtrauß. Als er zurückkam, führten ſeine Braut und ſein Freund gerade den Paſtor im kirchlichen Ornat herein. Schweigend reichte er ihr den Strauß und ſeine Hand ſuchte die ihre. Und ſie, in ihrer großen Trauer und Liebe, lächelte ihn an mit Augen, ſo blau und warm und ſtrahlend wie der Frühlingshimmel.

„Komm!“ flüſterte er und trat mit ihr vor den Altar, wo der Paſtor ihrer harrte, die Bibel mit dem vergoldeten Kreuz in den entkräfteten Händen.

Die Kerzen brannten und flackerten, ſonſt regte ſich nichts in der andächtigen Stille — bis die milde, ſchwache Stimme des Geiſtlichen ſich erhob, um das Paar einzuſegnen. Die Hände auf den geliebten Häuptern, ſprach er das letzte Amen, dann fiel er rückwärts gegen den Altar, der ihm zur Stütze diente; eine Kerze ſchlug um und erloſch am Boden — er ſelbſt wurde von dem Rechtsanwalt und dem anweſenden Kandidaten aufgefangen und auf ſein Lager getragen . . . .

In Bernsburg wartete das ganze Hofgeſinde unter Leitung des zweiten Inſpektors und der Frau Knob auf die Heimkehr des Herrn. Irgend wer hatte munkeln hören, daß mit ihm eine junge Frau ihren Einzug halten würde. Vor der großen Eingangsthür prangte eine Guirlande über einer Ehrenpforte von ſchönen, grünen Birkenäſten, und das geſamte weibliche Haus- und Küchenperſonal hatte ſich mit Blumenſträußen verſehen.

Aber die Enttäuſchung, als faſt gegen Mitternacht erſt der Wagen auf den Hof raſſelte, in dem niemand ſaß, als den beiden Herren, die heut Mittag fortgefahren waren.

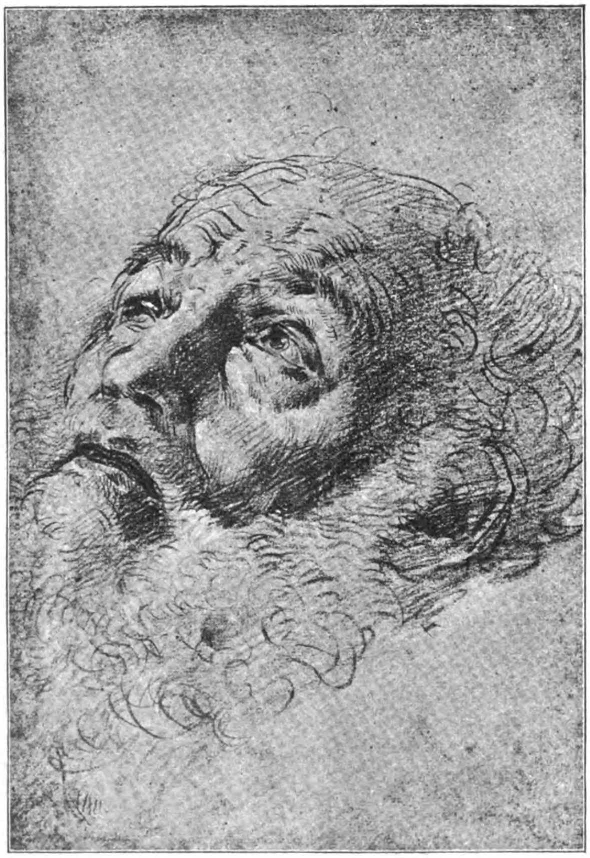
Keines wagte mit ſeinem Strauß herauszurücken, denn ſelbſt der Berliner machte eine trübſelige Miene, und der Herr ſah eher aus, als ob er von einem Begräbnis, anſtatt von ſeiner eigenen Hochzeit käme. Er nickte indes den Leuten zu, und ließ ſie alle herantreten. „Ich ſoll Euch grüßen von der gnädigen Frau, meiner Gemahlin!“ ſagte er bewegt. „Sie rechnet auf Eure Treue und Liebe. Ihren Einzug konnte ſie noch nicht halten, weil ſie am Sterbelager ihres Bruders, unſeres guten Paſtors, bleiben mußte.“

Die Leute wollten Hoch! rufen, aber es blieb ihnen in der Kehle ſtecken. Frau Knob, die an keine Kündigung mehr dachte, und ihre Küchenmägde weinten in ihre Schürzen — natürlich bloß vor Rührung.

Der Rechtsanwalt that ſein Beſtes, ſie zu tröſten. Er zog die Wirtſchafterin beiſeite. „Eine ſehr mäßige Hochzeit, Knobchen, die ich Ihnen nicht zur Nachahmung empfehlen möchte. Nicht einmal eine junge Frau iſt dabei herausgekommen. Na, grämen Sie ſich nicht! Ich mache es beſſer. Auf meiner Hochzeit ſollen Sie tanzen ....“

Der erſte Morgenſchein lichtete den Horizont, und die Nachtlampe warf ihren matten Schimmer auf das junge Weib, in ihrem Trauer-Brautkleide, am Bette des Schlummernden. Das kleine Flämmchen hatte ſich faſt ausgebrannt während der langen Nacht; aber auch ſein letzter, trüber Schein genügte der Schweſter, um die ſchwachen, dahinſchwindenden Schläge des Bruderherzens zu bewachen, und die Seele, die hier einging in die Ewigkeit, fand ihren Weg im Dunkel der Erde, verklärt von himmliſchem Leuchten.

Es war ſo feierlich ſtill in dem langſamen Weichen der Nacht. Der Morgen regte ſich lautlos im erſten Erwachen, und der Engel des Todes ſchwebte hernieder, leiſe, daß es niemand merkte. Sanft legte er die Hand auf das ringende Herz: Erſchrick nicht! Ich bin es, der die Menſchen liebt, den du lange herbeigeſehnt. Da ſtand das Herz ſtill — die Hand in der treuen Rechten der Schweſter erkaltete; ſtill und fromm, wie er gelebt, war der gute Paſtor verſchieden.



Kopf eines Greiſes.
Nach der Originalzeichnung Guido Renis in der Gallerie der Uffizien zu Florenz.
(Photographieverlag von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.)

Draußen im Garten ſchlug eine Nachtigall; der Morgen ſäuſelte über Blätter und Blüten, vom Tau erfriſcht, und die Sonne grüßte die Erde — ſo hell, ſo freundlich .....

Das Pfarrhaus ſteht in Trauer, aber es iſt eine ſanfte, heilige, in der die Seele ausruhen und ſich erheben kann.

Auch im Herrenhaus herrſcht Trauer. Die Leute tragen ſchwarze Tücher und Binden.

Da wird endlich in der Pappelallee der Wagen ſichtbar, auf dem die Freifrau von Lochnitz heimkehrt in ihrem engen Bett, wo ſie in Frieden ſchlafen und den ganzen böſen Traum ihres Lebens vergeſſen kann. Auf dem Grabe des Paſtors waren die Kränze noch nicht verwelkt, als der Sarg der Freifrau in die Gruft geſenkt wurde, nur durch ein paar Fuß grünen Raſens und ein eiſernes Gitter von ihm getrennt: ſo ſahen ſie ſich wieder in der langen, ſchönen Ruhe des Todes! Und an dem Grabe der Unglücklichen ſtand nicht mehr Haß und Furcht, ſondern der Engel des Mitleids breitete ſeine Fittige über den grünen Hügel.

— — — — — — — — — — — — —

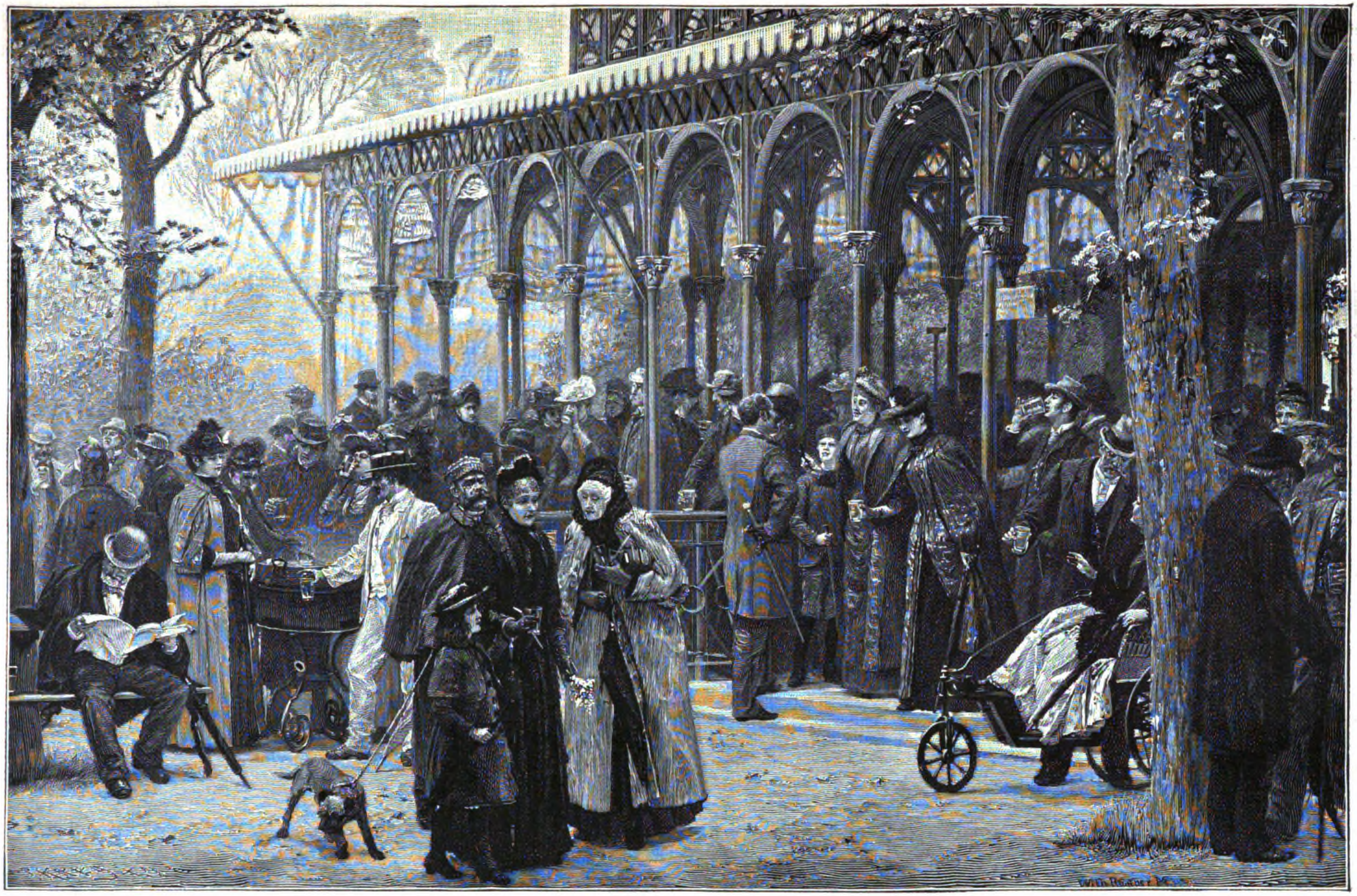
Heinrich Rambert, Dr. jur., an Fräulein Agnes von Lochnitz, z. Z. Lauſanne, Hôtel de ville.

„Gnädiges Fräulein und vielgeliebte, kleine Braut! Unſeren Roggen haben wir glücklich in der Scheune. Nächſtens werden wir Kartoffeln buddeln und zuguterletzt auch mit den Zuckerrüben aufräumen. Ich trage Waſſerſtiefel, laufe die Stoppeln ab und verherrliche hier und da mit meiner Gegenwart das Dungſtreuen. In Anbetracht dieſer und anderer landwirtſchaftlichen Tugenden, hat mein Chef, der Rittergutsbeſitzer Freiherr von Lochnitz, mir erlaubt, Brüderſchaft mit Ihnen zu machen. Alſo auf Du und Du fürs Leben, ſüße, kleine, tauſendmal geliebte und geherzte Agnes! — Zum Henker mit dieſer durchaus ideellen Prozedur! Ob dieſer Schwiegerpapa einen Begriff hat von der Nüchternheit und Flauheit der in Gedanken gegebenen paar Küſſe? Na warte! ich nehme meine Rache an ihm, wenn ich Dich erſt hier habe, in meinen Armen. Dann will ich Dich ‚kaltblütig‘ (hm — unterſtreichen wollen wir das Wort lieber nicht!) mit Verlobungsküſſen verſchlingen und kein Menſch ſoll es mir ausreden, wie damals der gute Paſtor — Requiescat in pace!

Du — reizend iſt es, dies ſüße, kleine Du! — alſo Du, mache Dich gefaßt, daß der Verlobung die Hochzeit auf dem Fuße folgt, zur Belohnung für meine Vortrefflichkeit als Ökonom und platoniſch Verliebter! Schwiegervater hat dickes Vertrauen gefaßt zu meiner Leiſtungsfähigkeit in der Liebe und Landwirtſchaft. Er will in aller Eile ſeine Tochter und ſein Rittergut an mich verlieren. Nun leugne 'mal einer, daß es Ahnungen gibt! Mir ſchwante ſchon in der Wiege, daß ich irgend wo im Leben eines finden würde. Freilich — daß auch ein ſüßes, kleines Weib dabei ſein könnte, das dämmerte mir erſt, als mir ein gewiſſes dunkeläugiges Kind, in einem rotpunktierten Penſionärinkleide, in den Weg gejagt wurde, durch den ſeligen Pax.

Weißt Du, Liebſtes, das Glück hat ſeine Günſtlinge wie jeder andere irdiſche Souverän: an mir hat es unbegreiflicherweiſe ſeinen Narren gefreſſen! Schön, mir kann es recht ſein, daß ſeine Wahl auf keinen Würdigeren gefallen iſt; ich halte ſtill, ſoweit das bei meinem Zappelweſen möglich iſt, und laſſe ſein Füllhorn ſich über mich ergießen — um ſo freudiger, da ich nächſtens eine kleine Frau haben werde, die mir die Renten meines irdiſchen Glückes hübſch verzehren helfen wird, nicht wahr?

Höre, Du! Deine Hochzeitsreiſe mit Büchnows will mir gar nicht länger gefallen. Erſtens, weil ich nicht dabei bin, und zweitens, weil ſie kein Ende nimmt. Das einzige Gute daran wäre allenfalls, daß wir ſie nachher nicht mehr zu machen brauchen, ſondern gemütlich zu Hauſe bleiben können



An der Trinkhalle zu Kiſſingen. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

auf unſerer Scholle, bei dem guten Papa, der ohne ſeinen Hofnarren nicht mehr fertig zu werden behauptet.

Sage doch der blauäugigen gnädigen Frau von Bernsburg, daß Knobchen und der Gärtner von Lindenau ſich wöchentlich einmal in den Haaren liegen wegen des Ausſchmückungsrechtes eines gewiſſen Erdhügels unter der Linde, den meine Agnes damals derartig mit Blumen verwöhnt hat, daß er triſte ausſieht, wenn er nicht täglich friſche bekommt. Der gute Paſtor! Na, ſo lange wir leben — Ich und Du, Kleines (großgeſchrieben!) — ſoll es ihm nicht an Blumen fehlen. In ſeiner Nachbarſchaft, hinter dem eiſernen Gitter, hat der Gärtner eine Art von Orangerie hergeſtellt, die den ſchlichten Dorfkirchhof durch ihre Kunſt und Vornehmheit beinahe in Verlegenheit ſetzt, aber dabei den ganzen Raum innerhalb des Gitters ausfüllt, ſo daß nicht die kleinſte böſe Erinnerung Platz darin findet.

Vater läßt Dich natürlich mit väterlicher Freigebigkeit grüßen, holdes Kind! Neulich ſagte er: ‚Meinetwegen kann die Kleine immer noch ein paar Wochen fortbleiben.‘ Aber er ſchnitt dabei ein Geſicht wie: Ach, wenn ſie doch endlich da wäre! Ich ſekundierte ihm mit einem elegiſchen Seufzer und dachte ſehnſüchtig an die briefliche Brüderſchaft, den ſchwebenden Verlobungskuß, die geliebten Sommernachtaugen meiner kleinen Sphinx, die kleine Narbe auf ihrem ſüßen Ärmchen und viele andere ſchöne Dinge.

Ich begreife nicht, wie dieſe hausmütterliche Hildegard ſo wenig Eile haben kann, ihre neue Gutsfrauenwürde anzuziehen und mit Mamſell Knob in nähere Beziehungen zu treten! Wie kann man nur eine einfache Hochzeitsreiſe ſo in die Länge ziehen? Und dieſer Jesko! Ich verſpüre Luſt, Bernsburg in bengaliſchen Flammen aufgehen zu laſſen, die bis über die Alpen leuchten. Wenn er dann nicht eilt, um zu retten — ſeine Frau und ſeine Schutzbefohlene im Schlepptau, ſo iſt er für Bernsburg und Bernsburg für ihn verloren. Ich glaube, der Menſch wäre im ſtande, die ganze Brandſtifterei für ein poetiſches Alpenglühen zu halten!

Kling, kling, kling! Meine Sieſta iſt aus. Es läutet zum Dienſt, und der erſte Inſpektor von Lindenau muß auf ſeinem Poſten ſein. Auf Wiederſehn, aber ſchnell, hörſt Du, meine ſüße Agnes! Ich brenne darauf, verheiratet zu ſein und einen geſetzten Lebenswandel anzufangen. Meinen Kohl zu pflanzen, habe ich bereits ’rausbekommen, jetzt bleibt mir nur noch zu lernen, meine Familie glücklich zu machen.

Tyras küßt Dir die Füße, und die Manen des treuen Pax umſchweben Dich ſchützend. Die Edeltanne rauſcht im Winde; ein Vogel hat darin ſein Neſt gebaut, und die wohlgeratenen Jungen zwitſchern und freuen ſich, daß die Welt ſo ſchön iſt, und — daß ich meine Agnes, mein geliebtes, holdes, erſehntes Kind bald in meinen Armen halten und küſſen werde — und küſſen und lieben ohne Ende.

Dein getreuer, bis über die Ohren verliebter, die Platonik verwünſchender

Heinrich Rambert,
Wirtſchaftseleve und Schwiegerſohn von Lindenau.“

Fräulein Agnes von Lochnitz an Herrn Heinrich Rambert, Dr. jr. Lindenau.

„Heinz, mein lieber Freund,

ich habe eine halbe Stunde lang immer nur Du unter Deinen Namen geſchrieben, bis es mir ſo geläufig geworden iſt, als ob ich Dich nie anders als ‚Du‘ genannt hätte. Danke Du in meinem Namen unſrem guten Vater tauſendmal für dies liebe Duſagen, und daß er mich Dir zur Frau geben will vor der langen, gefürchteten Jahresfriſt! Wir wollen ihn dafür doppelt lieb haben. Froh und jung und glücklich ſoll er in unſerer Liebe werden.

Ach, Du Lieber! Ich freue mich wohl auf den Verlobungskuß, aber mir iſt auch vor ihm bange. Bitte, gib ihn mir nicht eher, als bis ich Vater umarmt habe; er ſoll immer zuerſt kommen in unſrem gemeinſamen Leben. Du, mein Glück, mußt Dich gedulden, wenn ich erſt dankbar und dann glücklich bin! Außerdem hatte ich ſchon als Kind die Angewohnheit, den guten Biſſen ſtets bis zuletzt zu laſſen.

Nun das Beſte: wir kommen heim! Es wird ſeit heute früh zur Abreiſe gerüſtet. Hilde packt mit Begeiſterung Koffer, und Jesko Büchnow ſieht ſo aus, wie ich möchte, daß Du ausſäheſt, wenn ich Deine Frau bin. Ich will aber auch eine Frau werden wie Hilde, ſo liebevoll, ſo freundlich, ſo gut und glücklich! Wenn ſie mit ihrer ſanften, weichen Stimme ſpricht, dann lächelt ihr Mann ganz eigen, und wenn ſie ihn anſchaut mit den ſchönen Blauaugen, dann küßt er ſie. Sie wird jedesmal rot dabei, und ich auch, denn ich denke an Dich, und wie ſchön es iſt, wenn zwei ſich lieb haben und für alle Zeit mit einander und für einander leben können. Neulich iſt Hildes eigentliches Brautkleid angefertigt worden, was Schöneres in ſchlichtem Weiß läßt ſich nicht denken! Sie wird es auf unſerer Hochzeit tragen, und ihr Mann ſagt, es gehörten Veilchen dazu. Hilde lächelte ganz glückſelig, aber die Thränen traten in ihre Augen. Nachher hat ſie mir erzählt: als ſie getraut wurde, dachte niemand in dem großen, traurigen Augenblick an Blumen für die arme Braut an der Seite des ſterbenden Bruders; da hat Jesko ihr mit eigener Hand einen Veilchenſtrauß gepflückt, der ihr Brautſchmuck war . . .

Aber Du — wenn ich erſt Deine Frau bin, will ich nicht länger ein Kind ſein. Dein Kind, ja! weil man Kindern die meiſte Zärtlichkeit gibt — doch ſonſt Dein verſtändiges, treues, hingebendes Weib, auf das Du Dich zu jeder Zeit verlaſſen kannſt, wie auf Deinen beſten Freund.

Ich bewundere Dich, Herr Rechtsanwalt, daß Du ſo vergnügt die Laſt eines Rittergutes auf Deine Schultern genommen und Dich ſo leicht in langen Stiefeln bewegſt. Wenn ich armes Mädchen das Plaidieren verſtände, wie ein gewiſſer ‚ſchneidiger Rechtsanwalt‘, ich wäre nicht Landwirt geworden, höchſtens die Frau eines ſolchen, vorausgeſetzt, daß es mein lieber Freund und Verlobter Heinz Rambert iſt. Erlaubſt Du, lieber Herr, daß es mir ein bißchen leid thut um meinen Rechtsanwalt? Ich hatte ihn ſehr lieb und werde ihn nie vergeſſen: er und das ‚Punktierte‘ gehören zu meinen ſchönſten Herzenserinnerungen.

Siehſt Du — ich habe ſchon gelernt zu ſcherzen und fröhlich zu ſein! Alles von Dir, mein Liebſter und Beſter. Ja, gewiß! Wir wollen einen Blumengarten aus dem Grabe und dem Andenken unſeres guten Onkel-Paſtors machen, und in der Orangerie innerhalb des eiſernen Gitters wollen wir ein ſtilles Vaterunſer beten . . .

Da iſt Hilde — es müſſen Koffer gepackt werden.

Auf Wiederſehn, mein Herzensfreund! Grüße unſeren lieben Vater; ich küßte ihm ſo gern die Hände! Grüße auch Tyras und die jungen Vöglein in der Edeltanne; ſie ſollen meinem Pax das ſüßeſte Schlummerlied ſingen.

Hier, Du Lieber! Drücke meine Hände — ich reiche ſie Dir, meine ganze Seele, mein ganzes Ich darin.

Deine treue Braut
Agnes.“

Telegraphiſche Depeſche:

„Dominium Bernsburg. Kommen morgen mittag. Wagen nach Lindenau elf Uhr. Feiertag machen.

von Büchnow und Frau.“

Telegraphiſche Depeſche:

„von Büchnow, Kaiſerhof, Berlin.
Hurrah!
Heinz und Dominium Lindenau in Gala.“

* * *

Die Berliner Arbeiter-Kolonie.

Von Paul Lindenberg.

(Abdruck verboten.)

Kaum nach einer anderen Richtung ſtreckt die Weltſtadt an der Spree ſo weit ihre ſteinernen Fangarme aus, als nach der nördlichen. Wo noch vor wenigen Dezennien ſich dürres Ackerland befand, wo die ſtädtiſche Grenze am Oranienburger Thor lag und ſich Borſigs feuerſprühendes, von dem Stampfen der Maſchinen und dem Schlag der Dampfhämmer unaufhörlich erfülltes rußiges Heim jenſeits der niedrigen Stadtmauer erhob, da breiten ſich jetzt weite Straßengebiete aus, lange Reihen hoher, meiſt einförmig gebauter Häuſer mit mächtigen Quer- und Hintergebäuden, in denen eine nach vielen Tauſenden zählende, dichtgedrängte Bevölkerung wohnt.

Dort wo dieſer Stadtteil in das Land übergeht, bemerkt man zur Seite der Reinickendorfer Straße, die in ihrem auslaufenden Teile mit ihren angefangenen Neubauten einer-, mit ihren dickbuſchigen Weidenbäumen und ihren niedrigen, halb zerfallenen Gärtnerhäuschen anderſeits einen halb ſtädtiſchen, halb ländlichen Charakter zeigt, ein etwas zurückliegendes, einſtöckiges Gebäude, das einen liebenswürdig-anheimelnden Eindruck macht und in ſeiner ſchlichten Sauberkeit, ſeiner durch einen hübſchen Vorgarten verſtärkten anmutenden Freundlichkeit ſelbſt dem achtloſen Wanderer auffällt. Weit mehr freilich jenen, die es ſich zum eigentlichen Ziel genommen, die hier eine Unterkunft ſuchen wollen vor den Stürmen des Lebens, denen ſie nicht widerſtehen konnten, die hier den Ruhehafen finden möchten, um ihr wrack gewordenes Lebensſchifflein auszubeſſern, welches ſich dann mit größerer Widerſtandskraft von neuem hinauswagen kann, diesmal mit mehr Hoffnung auf glückliche Fahrt und gute Landung!

Jenes Haus und das ſich daran anſchließende umfangreiche Grundſtück birgt die Berliner Arbeiter-Kolonie, die, obgleich in weiteren Kreiſen nur wenig bekannt, doch eins der ſtärkſten und weſentlichſten Bindeglieder in der langen Kette der privaten ſozialen Einrichtungen iſt, die dazu beitragen wollen, die ſoziale Frage in friedlicher Weiſe ihrer Löſung näher zu bringen. Nirgends ſteht ja dieſes ſoziale Thema ſo im Vordergrund, wie in Deutſchland, nirgends aber auch werden von privater und ſtaatlicher Seite ſo viele Anſtrengungen gemacht, die berechtigten Klagen und Leiden der Angehörigen des „vierten Standes“ zu erhören, reſpektive zu beſeitigen, wie bei uns. Wenn aber auch bereits vieles in dieſer Hinſicht geſchehen iſt, ſo bleibt noch weit mehr zu thun übrig, und es gilt die Anſpannung gerade aller privaten Kräfte, um, wo nicht ſtaatliche Mittel vorhanden oder anwendbar ſind, helfend und ergänzend einzutreten, — ein weites Feld, aber auch ein ſegensreiches, ein danklohnendes!

Auf dieſem weiten Felde, für die Weltſtadt beſonders umfangreich und deshalb beſonders ſchwierig zu behandeln, füllt die Berliner Arbeiter-Kolonie eine wichtige Lücke aus. Ehe wir uns eingehender mit ihr an ſich beſchäftigen, iſt zunächſt die Frage zu beantworten: weshalb wurden dieſe Kolonieen begründet, was bezwecken, was vollbringen ſie? — Im Laufe der ſiebziger und achtziger Jahre war die Wanderbettelei an vielen Stellen Deutſchlands zu einer wahren Plage geworden, die bei ihrer fortwährenden Zunahme eine dringende, ebenſo ſchleunige wie dauernde Abhilfe erheiſchte. Man war allmählich zu der Einſicht gekommen, daß die von einzelner Seite wie von ſogenannten Sammelſtellen gewährten Geldſpenden das Übel nur verſchlimmerten und das profeſſionsmäßige Bettler- und Landſtreichertum groß zogen, und man ſann auf einen anderen Ausweg, den man in der Errichtung von Naturalverpflegungsſtationen gefunden zu haben glaubte, welche an die Stelle von Geldſpenden die Gewährung von Nahrungsmitteln und Obdach treten ließen. Hierdurch wurde jedoch nur in geringem Maße das Übel bekämpft, und man verband deshalb dieſe Naturalverpflegungsſtationen vielfach mit einem Arbeitsnachweis, um jenen, die den aufrichtigen Wunſch hegten, ſich wieder durch eigene Arbeit emporzuringen, hierzu Gelegenheit zu bieten. Man machte ferner an anderen Stellen, um die verlotterten und arbeitsſcheuen Individuen abzuhalten, von der Verpflegung eine ernſtere Arbeitsleiſtung abhängig. Das war unbewußt der erſte Anfang der Arbeiter-Kolonieen.

Paſtor von Bodelſchwingh, dieſer hochverdiente, uneigennützige Mann, ging mutig und zielbewußt von dieſem erſten Anfang weiter bis zur Gründung einer ſelbſtändigen Arbeiter-Kolonie, dem Muſter für alle ferneren derartigen Einrichtungen. In ſeinen Anſtalten für Epileptiſche bei Bielefeld war es Regel geweſen, den anklopfenden „armen Reiſenden“ eine Mahlzeit zu geben; war dies von vielen ſchnöde mißbraucht worden, ſo hatten andere wiederum flehentlich um Beſchäftigung gebeten, damit ſie nicht tiefer ſänken und auf der Landſtraße umkämen. Man hatte wiederholt dieſen Bitten gewillfahrtet, aber eingeſehen, daß eine vorübergehende, ſtundenweiſe Arbeit nur wenig Nutzen den darum Bittenden brächte, daß man aber anderſeits von einer längeren Beſchäftigung, mit der eine Unterkunft der Arbeitsluſtigen verbunden wäre, aus Gründen der Reinlichkeit und Geſundheitspflege abſehen müſſe, wenn man nicht die hierzu erforderlichen Einrichtungen treffen wollte. Hierzu entſchloß ſich Paſtor von Bodelſchwingh, indem er nach den gemachten praktiſchen Erfahrungen einen umfaſſenden Plan zur Anlegung einer eigenen Arbeiter-Kolonie entwarf und ihn mit privater Hilfe wie mit jener der weſtfäliſchen Stände im Sommer 1882 in die Wirklichkeit überſetzte. Am 17. Auguſt jenes Jahres wurde, nahe Bielefeld, die Arbeiter-Kolonie Wilhelmsdorf (ſ. Daheim XIX. Jahrg. Nr. 33) eröffnet, die ſich raſch eines ſolchen Zuſpruchs erfreute, daß die auf höchſtens zweihundert bemeſſene Zahl der Koloniſten bald auf dreihundertſechzig vermehrt werden mußte. Einen doppelten Zweck verfolgte und verfolgt dieſe, wie jede andere nach dieſem Muſter eingerichtete, Kolonie, und zwar erſtens: arbeitsluſtige und arbeitsloſe Männer jeder Konfeſſion und jedes Standes, ſoweit ſie wirklich noch arbeitsfähig ſind, ſo lange in ländlichen und anderen Arbeiten zu beſchäftigen, bis es möglich geworden iſt, ihnen anderweit lohnende Arbeiten zu ſchaffen und ihnen ſo die Hand zu bieten, vom Vagabundenleben loszukommen; zweitens: arbeitsſcheuen Vagabunden jede Entſchuldigung abzuſchneiden, daß ſie keine Arbeit hätten.

Der unerwartet ſchnelle und große Erfolg jener Kolonie ſpornte zur Nachahmung an; auch andere Provinzen wünſchten derartige Arbeiter-Kolonieen zu errichten, und um die Bewegung einheitlicher zu geſtalten, wurde als Mittelpunkt derſelben am 16. Oktober 1883 in Hannover ein „Central-Vorſtand deutſcher Arbeiter-Kolonieen“ gebildet, der alljährlich zu eingehenden Beratungen und Beſchlußfaſſungen zuſammentritt. Heute iſt über ganz Deutſchland ein Netz von fünfundzwanzig Arbeiter-Kolonieen geſponnen, ſo daß ſich in jeder Provinz und in den meiſten Fürſtentümern eine derſelben befindet; ſie alle weiſen gute Reſultate auf und berechtigen zu der Hoffnung, daß ihre Einrichtung an vielen Stellen dem Vagabundenweſen geſteuert und ihm vor allem die beſſeren, noch zu rettenden Elemente entzogen hat.

Hatten die Arbeiter-Kolonieen ſehr raſch ihre Berechtigung auf dem Lande nachgewieſen, ſo war es eine andere Frage, ob ſie ſich auch in großen Städten, namentlich in Berlin, bewähren würden, und die Meinungen in den beteiligten Kreiſen waren darüber ſehr geteilt, zur größeren Hälfte ſogar in verneinendem Sinne. Trotzdem konnte nach mancherlei Vorarbeiten die Berliner Arbeiter-Kolonie am 1. Mai 1883 eröffnet werden, und wenn auch zuerſt ihr Beſuch noch recht gering war und zunächſt die Praxis mancherlei Enttäuſchungen brachte, ſo entwickelte ſich das Inſtitut doch allmählich immer beſſer und vielverſprechender aus ſich ſelbſt heraus und durfte ſchon nach den erſten beiden Jahren, in denen an ſechshundert Koloniſten die Anſtalt beſuchten, auf die erfreulichſten Fortſchritte zurückſehen.

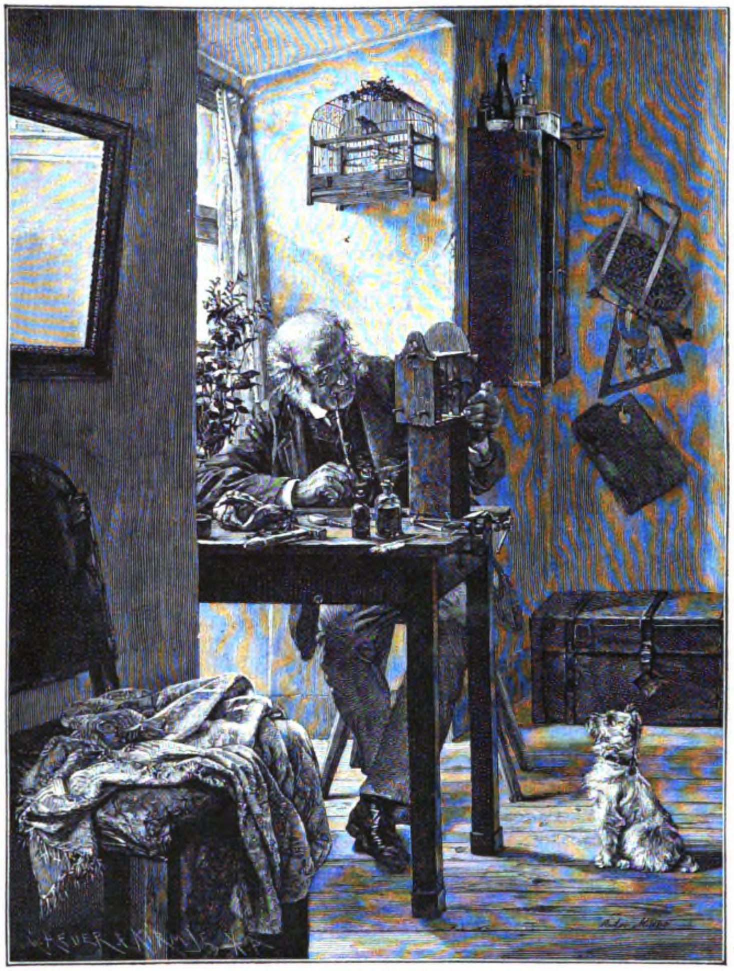
Die größte Schwierigkeit war, eine paſſende Arbeit zu finden, denn Gartenbau und Ackerwirtſchaft, die bei den ländlichen Kolonieen die Hauptſache bilden, blieben hier ſo gut wie ausgeſchloſſen. Man mußte das Hauptaugenmerk daher auf die Induſtrie richten, aber auch hier konnte und kann man nur ganz beſtimmte Zweige wählen. Erſtens muß es eine Arbeit ſein, zu der jeder verwendet werden kann, ohne erſt eine wochenlange Lehrzeit durchmachen zu müſſen; dann muß die Arbeit wenigſtens ſo lohnend ſein, daß jeder nach einigen Tagen in Akkordarbeit, die dem Tagelohn vorzuziehen iſt, ſeine Koſt zu verdienen vermag; ferner muß ſtreng darauf geſehen werden, daß Konkurrenzartikel, deren Anfertigung unvermeidlich iſt, nicht unter dem üblichen Marktpreiſe verkauft werden, um das ortsheimiſche Handwerk nicht zu ſchädigen; ſchließlich muß man danach ſtreben, möglichſt viele verſchiedene Arbeiten zu betreiben, damit jeder Notleidende eine ſeinen Kräften und Fähigkeiten entſprechende Arbeit erhält.

Jeder Koloniſt muß ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt verdienen — das iſt die erſte Bedingung bei der Aufnahme, wodurch am beſten arbeitsſcheue und verkommene Individuen abgehalten werden. Die Koſten des täglichen Unterhaltes und Obdachs ſind auf 55 Pfennig angeſetzt. Die Überſchüſſe werden den Koloniſten ſelbſtverſtändlich gut geſchrieben, und manche von ihnen verdienen ſich in der Woche zehn, ja bis fünfzehn Mark, welche Erſparniſſe ihnen bei ihrem Austritt, der jederzeit erfolgen kann, eingehändigt werden. Die Hausordnung iſt eine ſtrenge, ſorgſam geregelte: kurz nach fünf Uhr morgens wird auf ein lautes Glockenſignal aufgeſtanden; die Koloniſten waſchen ſich und ziehen ſich an, um ſich dann ſogleich in die Werkſtätten zu begeben, in denen nach wenigen Minuten die Arbeit angefangen wird; um ſechs Uhr wird in den Speiſeſälen das erſte Frühſtück, aus einer Mehlſuppe und Brot beſtehend, eingenommen, an welches ſich eine kurze Andacht ſeitens des Inſpektors ſchließt, eingeleitet und beendet durch gemeinſamen Geſang; dann geht es wieder an die Arbeit, die um halb zehn Uhr durch das in den Werkſtätten verabfolgte zweite Frühſtück unterbrochen wird, dem ſich um zwölf ein kräftiges Mittagsmahl anſchließt. Eine halbe Stunde iſt dann der Erholung gewidmet. Die Koloniſten ſitzen plaudernd und rauchend beiſammen. Dieſe haben ſich aus der Bibliothek Bücher geholt und leſen darin, andere gehen auf den Höfen ſpazieren, bis um ein Uhr die Glocke von neuem zur Arbeit ruft, die mit der kurzen Unterbrechung der Kaffeepauſe bis kurz vor ſieben Uhr währt, worauf die Leute auf ein beſtimmtes Signal die Arbeit einſtellen, die Materialien und Geräte ſäubern und zuſammenpacken und ſich alsdann in die Speiſeſäle begeben, wo das Abendeſſen ihrer wartet. Nach demſelben iſt bis neun Uhr Feierabend, und die Koloniſten können ſich nach Belieben beſchäftigen und erholen, bis nach der wiederum vom Inſpektor abgehaltenen Abendandacht das Signal zum Schlafengehen ertönt und alsbald tiefe Ruhe die Kolonie umfängt. So geht es Tag für Tag in geordneter Regelmäßigkeit und ohne jedwelche Störung. Wer ſich nicht fügen und wer nicht den ſtillen, geſitteten Lebenswandel der Übrigen annehmen kann, wird ſofort entlaſſen, desgleichen jeder, der verſucht, Spirituoſen, welche gänzlich aus der Kolonie verbannt ſind, in dieſelbe einzuſchmuggeln, oder einen unpaſſenden Ton gegen ſeine Kameraden anſchlägt. Das „Du“-ſagen iſt verboten, ebenſo die Mitteilung der früheren ſchlimmen Schickſale. Nur der Sonnabend und der Sonntag weichen von dem Wochenbilde ab; an erſterem wird die Arbeit ſchon am Nachmittage geſchloſſen, und die Koloniſten können in dem im Leſeſaal ſtattfindenden Warenverkauf ſich die nötigen Vorräte an Wäſche, Kleidungsſtücken, Tabak, Briefpapier ꝛc. beſorgen, ſowie ihre in der Kleiderkammer befindlichen Sachen und Stiefel ausbeſſern, um ſie am folgenden Sonntag anzuziehen. Am Sonntag, wie an allen anderen Feſttagen, wird natürlich nicht gearbeitet; die Koloniſten, welche ſich einer einigermaßen ſauberen Kleidung erfreuen, beſuchen die Gotteshäuſer der Stadt, die anderen wohnen dem Gottesdienſte in der kleinen anheimelnden Kirche der Kolonie bei. Der Nachmittag verſammelt ſämtliche Koloniſten wiederum in der Kapelle zur Katecheſe, während der Abend, der ſogenannte „Theeabend“, an welchem es in reicher Fülle Thee und Gebäck gibt, in behaglicher Weiſe in den Speiſeſälen verbracht wird. Der Inſpektor mit ſeinen Familienangehörigen, der Kolonie-Geiſtliche, Freunde wie einſtige Mitglieder der Kolonie ſitzen in anregender Unterhaltung mit den gegenwärtigen Koloniſten zuſammen, und oft trägt der Geſangverein der Kolonie religiöſe und patriotiſche Weiſen vor, oder es wechſeln Deklamationen und Vorleſungen ab.

Ein auch dem unbeteiligten Beſucher ſofort ſehr erfreulich auffallender Geiſt der Zufriedenheit, der Genügſamkeit und des Wohlbefindens durchweht die geſamte Kolonie, die man, wie bereits anfangs erwähnt, von der Reinickendorfer Straße aus betritt und die erſt im letzten Jahre wiederum weſentliche Umgeſtaltungen und Verbeſſerungen erfuhr, ſo daß ſie heute an nahe zweihundertfünfzig Koloniſten Unterkunft gewähren kann. Das Vorderhaus iſt der Bibliothek, Komptoirzwecken und den Wohnungen der Beamten eingeräumt. Betreten wir den langgedehnten, von ſchattigen Bäumen beſtandenen Hof, ſo erblicken wir gleich rechts die Kapelle, die ihren farbigen Wand- und Altarſchmuck von den geſchickten Händen mehrerer Koloniſten empfangen hat, ebenſo wie der Altar und ſelbſt die Orgel in der Kolonie gefertigt wurden. Hinter der Kapelle erhebt ſich in leuchtendem Rohbau der ſtattliche dreiſtöckige Neubau des Koloniſten-Wohnhauſes. Im Souterrain finden wir die geräumige Küche, in welcher mehrere weißbeſchürzte Koloniſten als Köche hantieren, dann die Vorratskammern, die Waſch- und Desinfektionsräume und die Badeanſtalt, in der jeder neueintretende Koloniſt, bevor er eingekleidet wird, ſich baden muß, während er dann in jeder ferneren Woche ſein Bad erhält. Im Erdgeſchoß liegen zwei Speiſeſäle und ein Leſeſaal, letzterer mit einem Harmonium und zwanglos gruppierten kleineren Tiſchen und Stühlen, während die erſteren nur lange, regelmäßig aufgeſtellte Tiſche und Bänke enthalten. Das erſte und zweite Stockwerk birgt je drei Schlafſäle, die ſich durch hinlänglichen Platz und gute Luft auszeichnen; die eiſernen Bettſtellen ſind nummeriert, und an jeder von ihnen iſt ein ſchwarzes Täfelchen befeſtigt mit dem Namen des Inhabers und der Bezeichnung des von ihm in der Kolonie ausgeübten Handwerkes. Überall in dieſen Sälen fällt uns die größte Sauberkeit auf, die auch in den im dritten Stockwerk gelegenen Garderobe- und Waſchräumen, wie in den Werkſtätten herrſcht.

Dieſe ziehen ſich in einſtöckigen Gebäuden gegenüber dem Wohnhauſe entlang und ſind, je nach den Beſchäftigungsarten, in die verſchiedenſten Abteilungen zerlegt, die kleineren oder größeren Trupps von Koloniſten zum Arbeitsaufenthalt dienen. Dieſe ſchaffen hier ſelbſtändig oder werden von Werkmeiſtern unterrichtet, die den Neueingetretenen die erſten Griffe — die Lehrzeit dauert gewöhnlich zwei Wochen — beibringen. Überall ertönt der rege Lärm fleißiger Arbeit, und man merkt es den meiſten Leuten an, daß ſie mit voller Luſt bei ihrer Beſchäftigung ſind, ſei es in der Bürſten- und Beſenfabrikation, in der Anfertigung von Strohhülſen für Bier- und Weinflaſchen oder von Strohflechten für Omnibuſſe und Pferdebahnen, ſei es in der Tiſchlerei, wo Kiſten, Küchengeräte, Stühle, Tiſche, Bettſtellen ꝛc. gefertigt werden, oder in der Verarbeitung von Stuhlrohrabfall, Kokosfaſern und Strohflechten zu Treppenhäuſern und Matten (u. a. für das Krankenhaus der deutſch-evangeliſchen Miſſion zu Dar-es-Salam in Oſtafrika), ſei es in den Werkſtätten der Schuhmacher, Schneider, Buchbinder ꝛc., welch' letztere größtenteils für die Kolonie ſelbſt beſchäftigt werden. Die Arbeiten der erſtgenannten Zweige fanden ſtets Abſatz, ſo daß dafür im letzten Jahre über achtzigtauſend Mark vereinnahmt wurden, eine ſehr ſtattliche Summe, die aber noch einer beträchtlichen Steigerung fähig iſt und dieſelbe hoffentlich von Jahr zu Jahr erfährt, je mehr ſich die Kolonie ausbreitet.

Dieſe Ausbreitung iſt durchaus wünſchenswert, denn von über zweitauſend Unterkunft begehrenden Paſſanten des letzten Jahres konnte nur die Hälfte kürzere oder längere Aufnahme



Der Baſtler. Nach dem Gemälde von Anton Müller.

finden, während die anderen ſchweren Herzens abgwieſen werden mußten. Unter den Aufgenommenen waren ziemlich alle Stände vertreten. Neben den Handwerkern und Fabrikarbeitern fanden ſich vornehmlich viele Kaufleute, Kellner und Schreiber ein, ferner Buchhändler, Lehrer, Lithographen, Maler, Muſiker, Ökonomen, Pharmaceuten, Photographen, Präparanden, Rechtskandidaten und Telegraphiſten. Wie viele von ihnen ſahen auf ein verfehltes Leben zurück, wie viele mögen die trübſten, entbehrungsvollſten Tage durchgemacht haben, ehe ſie bangen Herzens in die Kolonie eintraten, wie viele betrachteten dieſelbe nur als einen vorübergehenden Aufenthalt, um ſich aus augenblicklicher Not zu helfen, für wie viele war es aber auch der letzte Zufluchtsort, ohne den ſie rettungslos im Strudel des weltſtädtiſchen Lebens verſunken wären! So aber wurden ſie der menſchlichen Geſellſchaft erhalten, wurden vor Verbrechen und Selbſtmord bewahrt. Sie lernten allmählich wieder die Luſt an der Arbeit kennen, und damit kehrte auch bei ihnen die Selbſtachtung, die Freude am Leben, die Teilnahme an den Schickſalen ihrer Mitmenſchen zurück. Ihre zuerſt verſtockten und verſchloſſenen Herzen öffneten ſich bei der liebevollen Behandlung und den troſtreichen Worten der Koloniebeamten ſowie dem kameradſchaftlichen Benehmen der älteren Koloniſten, von denen verſchiedene ſeit Jahr und Tag bereits hier verweilen. Manche heiße Thräne der Reue mag hier geweint, manch' heiliges Gelübde der Beſſerung gelobt, manch' feſter Vorſatz, gut zu machen, was noch gut zu machen war, hier vorgenommen und ſpäter auch ausgeführt worden ſein.

Denn mit einem vollen „ja!" darf man die Frage beantworten, ob die Berliner Arbeiter-Kolonie auch in erziehlichem und ſittlichem Sinne wirkt. Die Verwaltung hat nicht nur zahlreiche rührende Beweiſe der Anhänglichkeit und Dankbarkeit von früheren Koloniſten erhalten, ſie hat auch bei vielen von dieſen, die einſt in erbarmungsvoller Geſtalt an ihre Thür geklopft, die erfreuliche Beobachtung gemacht, daß ſie ſich auf ihren ferneren Lebenswegen brav und trefflich hielten, und ſie hat ferner manchen ſchon verloren geglaubten Sohn dem Vaterhauſe zurückgegeben! Ehre und Dank ihr dafür, und der herzliche Wunſch, daß ſie auch ferner blühen und gedeihen, daß die Zahl ihrer Freunde, deren materielle Unterſtützung ihr ſo notwendig iſt, wachſen möge und ſich ihr neue Hilfsquellen und Abſatzwege erſchließen möchten! In unſerer heutigen leidenſchaftserregten Zeit iſt dieſe Arbeiter-Kolonie eine wichtige Stätte, Frieden und Verſöhnung zu ſtiften; inmitten des brandenden, weltſtädtiſchen Lebens und Treibens, des raſtloſen Kampfes um das Daſein, des nimmermüden Hin und Her von Leidenſchaften aller Art bildet ſie eine Ruhe-Inſel für ſchiffbrüchige, nicht mehr widerſtandsfähige, halb verlorene Exiſtenzen und erfüllt in edelſter Weiſe das Wort des Heilandes: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken!"

Dat Undeert.

Novelle von Ilſe Frapan.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wenn du auf der Maria da Gloria 'n Heiratskontor einrichten willſt, denn ſuch' dir man 'n ander Paar aus — din Broder hett all ſin Bekummſt*)," meinte Tönnies.

„Ehe er die drei Reifen nich hat, eher heirat' er nich," ſagte Stine zuverſichtlich, „dafür kenn' ich ihn."

„Denn ward he woll ſitten blieben, — he hett dulle Küren**)." Mit einem bedeutſamen Gähnen brach der Kapitän die Unterhaltung ab. — —

Am andern Morgen wanderte ein langer Zug, Frau Tönnies mit allen Neunen, nach dem Pinnasberge am Hamburger Hafen, um Fräulein Dehn abzuholen. Der Kapitän und der Steuermann, die ſchon um ſieben Uhr früh nach Hamburg gefahren waren, wollten ſie auf den Vorſetzen an der Landungsbrücke treffen, wie die Kinder dem jungen Mädchen jubelnd entgegenſchrieen.

„Erſt ſind wir mit 'n Stader Dampfer von Blankneſe 'raufgefahren, und nu fahren wir mit der Ringbahn nach'm Steinhöft, und denn fahren wir mit 'n Fährdampfer nach'n Dock auf'n Reiherſtieg 'rüber! Mit drei Dinger fahren wir heute, Tante Manga!"

---

*) Teil. **) Launen.

„Junge, das is fein!“ rief Klaus und ſchnalzte mit der Zunge.

„Ja, ich freu’ mir da auch recht zu,“ ſagte der kleine ſtämmige Jasper mit bedächtigem Händefalten.

„Jasper Dickwuſt*)!“ lachten und ſpotteten die Kinder und tanzten um den drolligen Kleinen herum.

Manga Dehn war faſt ebenſo wirbelig wie die Kinder. Sie ſagte nicht viel, aber in ihren braunen Augen ſprühten helle Goldpünktchen, und ein lebhaftes Roſenrot färbte die runden Wangen. Im Nu hatte ſie ihr graues Hauskleidchen abgeſtreift und das blumige, helle übergeworfen. Ein weißer Strohhut mit einer ſchönen Straußenfeder, die einmal ein ſeefahrender Onkel direkt aus Afrika mitgebracht, deckte den glänzenden Flechtenknoten; die weiße Stirn mit den krauſen braunen Löckchen war frei.

„Wie ſüß von Ihnen, daß Sie mich mitnehmen wollen!“ Manga umarmte Frau Tönnies, aber die Sache gelang nur zur Hälfte; die Gegenbewegung fehlte, Stine war nicht impulſiv.

„Na, fragen brauchen Sie gar nich, ob Sie mit dürfen, nich?“ ſagte ſie etwas abwehrend. „Ihr Papa is im Kontor und Ihre Schweſtern in Schule, und das Mädchen kocht das Mittageſſen! Süh ſo, Fräulein Dehn kann woll lachen.“

Manga entſchuldigte ſich ſehr wegen ihrer bequemen Verhältniſſe. „Schön ſoll es ſein? Furchtbar langweilig iſt es, Frau Tönnies! Aber ohne Mädchen, das will Papa nicht, dann wär’ ich ja ganz allein.“

Das halbdunkle, ſteifmöblierte Zimmer war kein richtiger Hintergrund für die helle mädchenhafte Geſtalt; das fiel wohl auch Frau Tönnies auf. Sie muſterte bedenklich das ſommerliche Kleid.

„Herrjes, ſo hell ſind Sie? nee, ich bin man ganz dunkel, ich bin immer für das Praktiſche. Ziehn Sie man lieber ’n Regenmantel über, auf den alten Fährdampfern is das immer furchtbar ſchmutzig, nichts wie Sott**)!“

Das junge Mädchen ließ die Lippe hängen; ſchönes Wetter, eine liebe Begegnung in Ausſicht, und dazu — einen Regenmantel! „Ich nehm’ ihn übern Arm,“ ſagte ſie mit abbittendem Lächeln, — „und nun noch meinen Sonnenſchirm!“

Frau Tönnies wurde verlegen. „Je, mitgebracht hab’ ich ihn nich,“ platzte ſie heraus, „weil —“

Aber natürlich nicht! Wer konnte Frau Tönnies ſo etwas zumuten! Fräulein Dehn war ganz entſetzt bei dem bloßen Gedanken daran und ſah durchaus keine Notwendigkeit ein, den Sonnenſchirm fürs erſte wieder zu bekommen.

„Nehmen ſie meinen ſo lange,“ bemerkte die Frau, die von der Vorſtellung des zerbrochenen Schirms gepeinigt wurde, und durch dies Anerbieten, das natürlich nicht angenommen ward, einen wahren Dankeswirbel in der bewegten Seele des jungen Mädchens verurſachte.

Mietje zwiſchen den zwei Erwachſenen, Jasper zwiſchen den älteſten Kindern, die fünf anderen im Gänſemarſch hinterdrein, ſo langten ſie endlich bei den Männern an, die mit etwas genierten Geſichtern den Hut zogen.

„Mama, Onkel hat zwei große weiße Tüten, da ſind gewiß Kuchen in,“ flüſterte Anna.

„Rohmtorten,“***) ſagte Jürgen in Phitjes Ohr. Ein erwartungsvolles Lächeln ſprang von einem Kindergeſicht aufs andere über. „Jasper, Dickwuſt, zieh die Beine ’n büſchen nach, Onkel hat Rohmtorten.“

Kapitän Tönnies begrüßte Fräulein Dehn mit viel Galanterie, trat ſofort an ihre Seite und nahm ſie, lebhaft ſprechend und lachend ganz in Beſchlag. Nach den Kindern ſah er nicht viel hin — auf der Straße und vor Fremden fand er oft, daß neun Kinder zu haben doch ein bißchen unſchicklich ſei. Hartig war halb durch Tönnies’, halb durch eigene Schuld weit hinten geblieben und ſteckte mit befangener Miene ſeiner Schweſter die Kuchentüten zu: „Nu trag’ du ſie man, nu mag ich das nich mehr.“ Und dann flüſterte er, ganz beklommen: „Du, ſag’ ihr man nich, daß ich ihren Schirm kaput gemacht hab’, ſonſt geh ich direkt nach Hauſe.“

Beim Einſteigen ins Fährboot waren Tönnies und Manga Dehn die erſten; ſie ſaßen ſchon auf den niedrigen Holzbänken, über deren Unſauberkeit der Kapitän eine laute Rede hielt, als die übrigen dazu kamen. Hartig mit Mietje auf dem Arm warf einen kurzen unmutigen Blick auf Tönnies’ glänzendes Antlitz, dann ſtellte er ſich am entgegengeſetzten Ende des kleinen Dampfers mit dem Rücken gegen die Maſchine und ſah ſtarr in das gelbgraue Waſſer, das hier und da von ſchwimmendem Petroleum mit einer iriſierenden Schicht überzogen war. Hinrich ſtand neben ihm, aber heute bekam er nur kurze Antworten. Er folgte mit den Augen einem winzigen Fahrzeuge, das ſchnell wie ein ſummender Käfer mit rotſtreifigen Flügeldecken zwiſchen den maſſigen ſchweren dunklen Schiffskörpern dahin ſchoß.

„Guck ’mal, Onkel, ſo’n kleine Petroleumbarkaß’,*) die möcht’ ich woll haben, koſt’ man 12 bis 15 000 Mark, ſagt Papa.“ Und als der ſonſt ſo freundliche Hartig ſtumm blieb, verſtummte auch der Knabe, bis das Boot am Werftplatz landete. Immer noch war der Kapitän mit dem Fräulein voran — Manga aber verlangſamte zuweilen ihren Schritt und ſchien nur mit halbem Ohr zu hören. Sie blickte nicht mehr ſo munter wie vorhin; oft wandte ſie den Kopf. „Ihre Frau iſt ſo weit zurückgeblieben, wir müſſen wohl ’n bißchen warten.“

„Ach, Stine läuft mir nicht weg,“ lachte Tönnies, „die Frauenzimmer ſind anhängliche Geſchöpfe, kommen Sie man.“

„Die kleinen Kinder —“ begann das Fräulein und ſah ſich abermals um.

„Die ſind auch an Brot gewöhnt, die wollen woll zulaufen, go ahead, go ahead!“ Er machte eine ſeiner kurzen energiſchen Kopfbewegungen, die ſowohl ihr wie den Kindern galt. Das Mädchen gehorchte mechaniſch, mußte auch, um Tönnies Worte zu verſtehen, dicht neben ihm bleiben. Denn der ohrenbetäubende Lärm, der von den vielen Amboſſen, beſonders aber vom Maſchinenhauſe hertönte, zerriß die Unterhaltung, wenn man ſich nur ein wenig voneinander entfernte. Dazu zwangen die Schienengeleiſe, die quer über die Arbeitsſtätte liefen, die aufgeſtellten Maſchinen in vollem Betriebe, die Eiſenplatten und Schraubenſchäfte, die den naſſen Boden bedeckten, fortwährend zum Ausbiegen, Sichbücken, Zurſeiteſpringen. „Wir machen das ſo,“ ſagte der Kapitän zuletzt und zog Manga Dehns Arm, den er ſchon längere Zeit feſtgehalten, durch den ſeinigen, ohne die allerliebſte Schmollmiene der Kleinen zu beachten. „So können Sie nich fallen und mir nich auskratzen, was Sie, glaub’ ich, furchtbar gern möchten. Nu, Augen geradeaus, da haben wir die „Maria da Gloria“, da ſteht ſie, frei auf den eiſernen Schlagbetten, — en anſtändiger Kaſten, was?“

Beim Anblick des rieſigen, in friſchem rotem und ſchwarzem Anſtrich leuchtenden Dampfers, der ſich wie ein hohes Haus vor ihren Augen aufbaute, brachen die Kinder in ein verwundertes Jubeln aus. Nun blieb auch der Kapitän ſtehn und lachte den Nachkommenden entgegen: „Na, wie gefällt Euch das junge Brautpaar?“ ſagte er mit einem ſchadenfrohen Blinzeln zu Hartig hinüber, indem er Mangas widerſtrebenden Arm mit Herausforderung feſter unter den ſeinen ſchob.

Frau Tönnies nickte ſüßſäuerlich. „Süh, das is ja nett, denn bin ich woll ganz ausgethan?“ Es ſollte ein Scherz ſein, aber er wäre ihr beſſer gelungen, wenn das junge Mädchen nicht das helle Kleid angehabt hätte, — ſie ſah ein bißchen zu niedlich aus. Hartig Holert aber, mit vor Unmut wetterleuchtender Stirn, wandte die Augen ab, als ob ihm der Anblick weh thue.

„Komm, Hinrich, du wollteſt ja ſehen, was an ſo’n Schiff anwächſt, guck, hier liegt es noch, all die rötlichen Dinger, Seepocken heißen ſie.“

Er nahm den Jungen an der Hand, und der ganze Zug

---

*) Dicker. **) Ruß. ***) Rahmtorten.

*) mit Petroleummotor.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

marſchierte rund um den Kiel, zuletzt drunter durch, um die Kalkgehäuſe aufzuſammeln, die muſchelartigen feingerippten Zapfen, die den Kupferboden des Schiffes bedeckt hatten und nun abgekratzt worden. Mit einem plötzlichen Entſchluſſe, der ihr alles Blut ins Geſicht trieb, zog Manga Dehn ihren Arm aus dem des Kapitäns und trat zu den Kindern.

„Zeigt mir das auch 'mal, bitte, Hinrich."

Tönnies that, als wolle er ſie wieder einfangen: „Fräulein Dehn, wahren Sie ſich bloß vor meinem Steuermann," warnte er laut.

„Warum?" rief das junge Mädchen, den Kopf aufwerfend, daß all die Löckchen um ihre Stirn bebten.

„O, das is'n böſer Menſch, der is ſo furchtbar hinter den nüdlichen Mädchen her. Is' nich wahr, Hartig?"

„Gott ſei Dank, nee!" brummte Holert mit grober Stimme, indem er die Handvoll Balanusſchalen zurückzog, die er gerade dem Fräulein hatte zeigen wollen. In etwas geſunkener Stimmung gingen ſie den Weg zurück, bis zu der Treppe, die über eine hohe, lange, frei in der Luft ſchwebende Brücke auf das Schiff führte. Stine trug Mietje, Hartig hob Jasper auf ſeinen Arm, der Kapitän, die Hände auf dem Rücken, marſchierte voran, Manga Dehn führte Phitje und Jürgen und klammerte ſich mehr an die Kinder, als daß es umgekehrt geweſen wäre. Als ſie das Deck betraten, kam ihnen bellend und freudewinſelnd der kleine graubraune fuchsköpfige Hund entgegen, den ſie aus Südamerika mitgebracht hatten.

„Die Feuerländer Hunde bellen auch? Wie merkwürdig! Alle Hunde ſprechen eine Sprache! Denk' 'mal, Mama."

„Nu trinken wir 'mal erſt Kaffee," ſagte der Kapitän, der mit dem Betreten ſeines ſchwimmenden Hauſes auch die Vaterrolle wieder aufnahm, „nu man alle in den Speiſeſaal; Stine, gib den Kuchen her, der Steward kann ihn auf'n Teller legen."

Hartig ſchmiß eine Tüte klatſchend auf den Tiſch, Tönnies lachte ſpöttiſch und mißbilligend. „Was ſpielſt du denn heute für 'n Zwickel*)?" ſagte er halblaut zu ihm.

Ein breites: „Lat mi in Ruh'" war die Antwort. Verſtohlen blickte er dabei nach dem Mädchen, das die Schlingpflanzen auf dem Marmortiſchchen bewunderte und ſich gleichzeitig vor dem Spiegel, den die grünen Blätter einrahmten, den Hut abnahm und das Haar glättete.

Plötzlich hörte er ihre Stimme in ganz ergriffenem Tone ſagen: „Bitte, was ſind denn das für Gewächſe, Herr — Herr Holert?"

Er blinzelte heftig vor Überraſchung, ſein Geſicht erhellte ſich. „Sweet potatoes**), Fräulein Dehn," ſagte er, unbehilflich über die Schulter weg.

Manga ſteckte einen losgegangenen Zopf feſt. „Sehn Sie 'mal, kommen ſie aus dieſen Knollen?"

Nun mußte er doch an ihre Seite treten. „Ja, da wachſen ſie 'raus, und denn ſo hoch." Beide erhoben die Augen und erblickten ſich nebeneinander im Spiegel, beide mit errötenden, frohbeklommenen Geſichtern. Einen kurzen, verräteriſchen Augenblick ſahen ſie ſich in die Augen, prüfend, vorſichtig.

Da ſchlug Kapitän Tönnies ſeinem Schwager von hinten auf den Rücken. „Junge, verguck' dich nich! Fräulein Dehn, laſſen Sie ſich nichts weismachen, he lüggt***)."

Der Steuermann ſah Tönnies ins Geſicht, als könnt' er ihn erwürgen. Sein Humor war ihm gänzlich abhanden gekommen. Es war gerade keine Liebkoſung, was er murmelte, wie er beiſeite trat.

„Pfui, Kapitän Tönnies," ſagte Manga leiſe, „das iſt gar nicht nett von Ihnen. Herr Holert hat es übel genommen."

Dieſe Vorſtellung amüſierte den kleinen braunen Mann außerordentlich. „Nu ward' good! nu krieg' ich noch Ausſchelte zu! Was ich Ihnen ſag', Fräulein, der Mann is gefährlich! Wenn er ſo ſteht und die Zunge im Mund hält, — denn is das viel ärger, als wenn ein anderer Ihnen den Syrop fingerdick aufſtreicht, glauben Sie mir."

Der Kaffee erſchien, hereingetragen von einem freundlich grinſenden jungen Mulatten, über deſſen Anblick die Kinder faſt die Rahmtorten vergaßen. Fräulein Dehn ſetzte ſich dicht neben Frau Tönnies mit dem unerſchütterlichen Vorſatz, ihr nicht wieder von der Seite zu weichen, ein Vorſatz, der in Geſtalt eines kleinen trotzigen und kampfmutigen Lächelns gegen den braunen Kapitän beſtändig um ihre roten Lippen ſchwebte und ſie für Hartig zu einem reizenderen Anblick machte als je.

Tönnies war ſehr liebenswürdig nach rechts und links. „Stine, dein Kaffee ſchmeckt beſſer, alles was recht is," bemerkte er zu ſeiner Frau. „Junge, bedien' dich, du weißt ja ſelbſt, daß es bezahlt is," damit ſchob er ſeinem Schwager den Kuchenteller zu. —

„Das haben wir wieder 'mal gehabt," ſeufzte Stine, als ſie ſich erhoben. Mit aufmerkſamen Blicken, wie um ſich alles recht einzuprägen, ging ſie umher. Der Kapitän hatte ſich allmählich zu ihr gefunden. „Ich muß auch 'mal in deine Kammer, Tönnies," ſagte ſie ſanft.

„Ja, das thu' du man, da find'ſt du 'n ganze bekannte Geſellſchaft." Er öffnete die ſpiegelblanke Thür und zog ſie mit ſich hinein. Manga ſah das Ehepaar vor dem bankartigen Sofa ſtehen; die Wand darüber war ganz mit Photographien bepflaſtert.

„So ſahſt du damals aus, Stine."

„So ſah ich damals aus."

„Und das kriegte ich mit auf meine Hochzeitsreiſe, die ich man leider allein machen mußte."

„Und da biſt du als Bräutigam."

Leiſe ſchlich das junge Mädchen von der Thür weg und zog ein paar der Kinder mit ſich, die hinein gewollt hatten.

„Seht, Papa und Mama, haben 'was zu ſprechen."

Bald aber wurde ſie gerufen: „Fräulein Dehn, gucken Sie 'mal, da war Hinrich zwei Jahr, ſieht er nich ganz aus, wie Mietje jetzt?" Und der Kapitän hielt ſein jüngſtes Kind auf den Armen und wiegte es auf und ab, und Stine verglich es mit der Photographie.

Inzwiſchen ſchlenderte der Steuermann auf dem Deck umher und witſchte alle Augenblicke in ſeine Kajüte. Dort auf dem feſtgeſchrobenen Tiſchchen lag ein Paket, ein Gegenſtand in roſa Seidenpapier gewickelt, länglich ſchmal. Den mußte er immer betrachten, betaſten, — zweimal hatte er ihn ſchon draußen gehabt, ihn aber immer wieder zurückgetragen. Als er das geheimnisvolle Etwas wieder einmal mit zärtlichen und doch ſcheuen Blicken liebkoſte, ſtolperte Anna herein und wollte durchaus wiſſen, ob das etwas Mitgebrachtes für ſie ſei. Mit deſperater Miene drängte er das Kind hinaus und verſchloß die Kammer hinter ſich, — den Schlüſſel verſenkte er tief in die Taſche. Anna betrachtete ihn aufmerkſam: „Onkel, du haſt heute immer 'n roten Kopf, und Tante Manga hat auch 'n roten Kopf, — ich weiß aber woll warum!" ſetzte ſie mit ſchlauem Geſicht hinzu.

Ungnädig ſchob der Mann die Kleine beiſeite: „Klookſnut."*)

„Ich weiß es doch! Ich weiß es doch! Von Tante Manga weiß ich es doch! Etſch, etſch, Tante Manga!" Sie umſprang das Fräulein, das zufällig herangekommen war und eine Belehrung über den Schraubenſchaft haben wollte, deſſen Tunnel drunten im Schiffsraum aufgedeckt lag, weil daran gearbeitet wurde.

„Ich weiß, warum du ſo'n roten Kopf haſt!" ſchrie ihr das Kind entgegen, „ſoll ich es 'mal ſagen?"

„Komm, du biſt unartig!" Aber es war vergebens, daß ihr der Mund zugehalten ward. „Weil du all den Rohm**) in deine Taſſe gegoſſen haſt, und weil Onkel gar nichts gekriegt hat, kein büſchen Haut," rief Anna mit vor Bosheit funkelnden Augen. Aber nun ſetzte es einen Klapps. Wenn Hartig einmal zuſchlug, geſchah es nicht allzu ſanft, — weinend zog ſich der Naſeweis hinter einen der Ventilatoren zurück, die wie Rieſentrompeten aus dem Deck aufragten.

(Schluß folgt.)

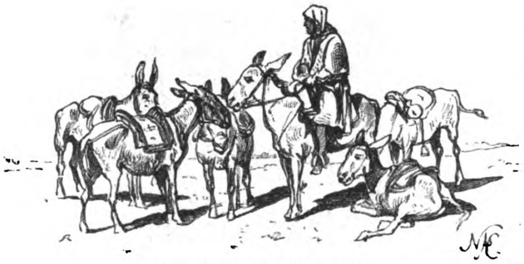
---

*) Wie ſiehſt du aus. **) Bataten. ***) lügt.

*) Naſeweis. **) Rahm.

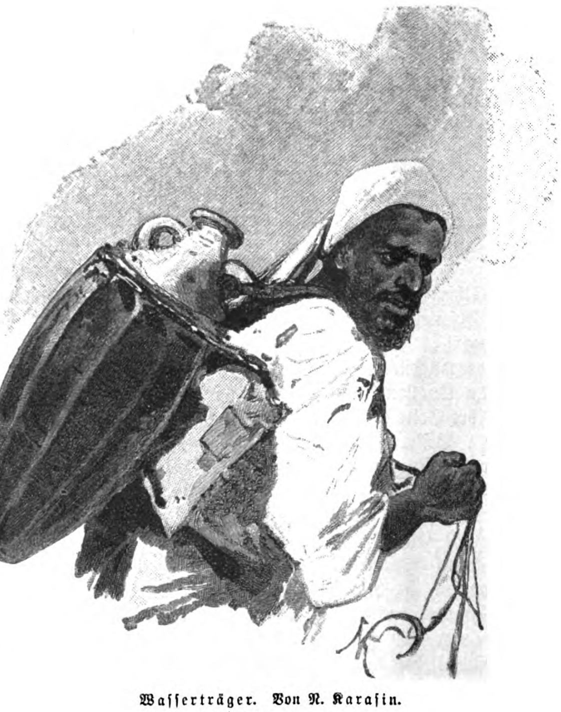
Die Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers.

Am 4. November 1890 nahm der ruſſiſche Thronfolger auf dem Bahnhof in Gatſchina Abſchied von ſeinen Eltern, um eine mehrjährige Weltreiſe anzutreten. Bei dem halbaſiatiſchen Charakter des ruſſiſchen Reiches iſt der in einem ſolchen Fall einzuſchlagende Weg durch die Natur der Dinge vorgeſchrieben. Ein ruſſiſcher Großfürſt wird ſich, wenn er den Suezkanal paſſiert hat, oſtwärts wenden, Indien, China und Japan beſuchen und dann durch das heimiſche Sibirien den Rückweg nehmen. An dieſen Ländern hat ein ruſſiſcher Reiſender nicht nur ein ethnographiſches oder hiſtoriſches Intereſſe, es ſind vielmehr Nachbarſtaaten ſeines Vaterlandes und mit dieſem durch vielfache Beziehungen verbunden.



Eſeltreiber. Von N. Karaſin.

So nahm denn auch der ruſſiſche Thronfolger dieſen Weg. Er begab ſich, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, über Wien nach Trieſt und ſchiffte ſich dort auf dem ruſſiſchen Kriegsſchiff „Pamjat Aſowa“ ein, das mit den Fregatten „Wladimir Monomach“ und „Admiral Kornilow“ ein Geſchwader bildete. Sein jüngerer Bruder, der Großfürſt Georg, leiſtete auf dem „Pamjat Aſowa“ Dienſt als aktiver Marineoffizier. Man beſuchte zunächſt die Trümmerſtätte von Olympia und begab ſich dann nach Athen, wo ſich der Prinz Georg von Griechenland dem ihm nahe verwandten Großfürſtenpaar anſchloß und es bis Japan begleitete. Dann ging es weiter nach Ägypten, Vorder- und Hinterindien, Japan. Hier wäre der Thronfolger bekanntlich um ein Haar das Opfer eines Attentates geworden, das ein geiſteskranker Träger auf ihn machte. Die Rückreiſe wurde dann durch Sibirien angetreten. Das Gefolge beſtand aus einer Anzahl vornehmer junger Herren, die dem Fürſten Wladimir Barjatinski unterſtellt waren. Reiſeſekretär und offizieller „Hiſtoriograph“ der Expedition war der Fürſt Uchtomski. Der Aquarellmaler N. N. Gritzenko ſollte an ſeinem Teil die Reiſe durch den Pinſel feſthalten.



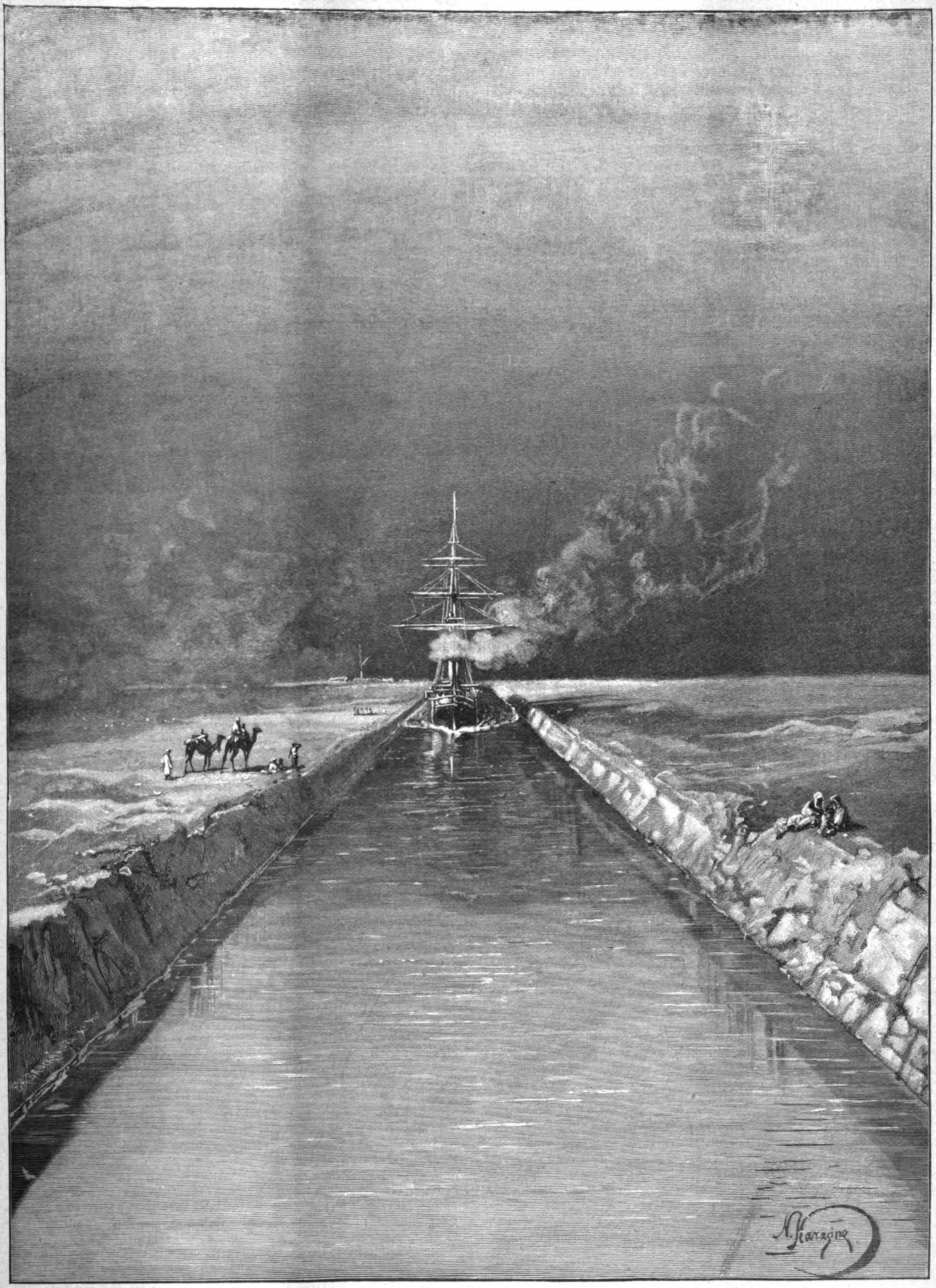
Waſſerträger. Von N. Karaſin.

Nach der Rückkehr nach Petersburg wurde der Fürſt Uchtomski mit der Herausgabe eines Prachtwerkes betraut, das der bekannte ruſſiſche Illuſtrator N. Karaſin auf Grund der Gritzenkoſchen Aquarellen reich illuſtrierte, und von dem jetzt im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig auch eine deutſche Ausgabe erſcheint. — Fürſt Uchtomski ſchreibt mitunter ein wenig ſchwülſtig, was ſich wohl aus dem höfiſchen Charakter des Werkes erklärt. Im übrigen hat er viel Intereſſantes zu erzählen. Da die ruſſiſchen Großfürſten als ſolche reiſten, wurden ſie überall ihrem Range gemäß aufgenommen, ihre Begleiter waren daher in der Lage, vieles zu ſehen, was dem gewöhnlichen Reiſenden verſchloſſen bleibt. Einen Ruſſen berührt überdies in Aſien vieles als vertraut und verſtändlich, das dem weſteuropäiſchen Reiſenden ganz fremd und unſympathiſch vorkommen muß. So wollen wir es als erklärlich hinnehmen, daß der Herr Verfaſſer den nach unſeren Begriffen ſittlich ſo verwahrloſten Oſten als „noch kerngeſund“ hinſtellt.

Die Illuſtrationen von N. Karaſin ſind ſo friſch und keck, wie man es von ihm gewohnt iſt. Die Überſetzung von Dr. Hermann Brunhofer ſcheint, nach Stichproben zu ſchließen, tadellos zu ſein.

Geben wir dem Hauptbilde, das wir dem Prachtwerk entnehmen, den Text des Fürſten auszugsweiſe zum Geleit: „Welch merkwürdigen Anblick,“ ſchreibt er über die Einfahrt in den Kanal von Suez, „bietet unſer Eintritt in das Innere eines fremden Feſtlandes. Dorthin zieht ſich, ſcheinbar bis in die Unendlichkeit, ein ſchmaler, ſchnurgerader Streifen, der Schiffen zugänglich iſt. Man muß ſich dieſem, mit gelbem Lehm gepflaſterten, in ſeiner Art in der Welt einzigen Wege anvertrauen. Sobald das rieſige Panzerſchiff in ihn eingefahren iſt, fühlt es ſich wie in Banden. Aus der blauen Unermeßlichkeit iſt es in ein Bächlein geraten. Jetzt bewegt es ſich direkt nach Süden. Zuweilen trifft man auf unanſehnliche Stationen mit kümmerlicher Vegetation. Es zieht ſich eine Telegraphenlinie durch die trübſelige Einöde. Die Sonne beginnt erbarmungslos zu brennen. Wie konnten die Tauſende von Eingeborenen, faſt bis zu den Schultern in dem ſchlammigen, bitteren Waſſer ſtehend, die Arbeit in dieſer Gegend aushalten! Wie hielten es hier auf dieſer toten Landenge die angeworbenen Deutſchen, Italiener, Montenegriner und andere aus, einer unerträglichen Hitze, der Gefahr epidemiſcher Krankheiten und der ſteten Beſorgnis ausgeſetzt, brotlos zu werden, falls den Erbauern die Mittel ausgingen!

Es beſchleicht uns ein eigenes Gefühl während der Fahrt durch den Suezkanal. Das Rieſenſchiff gleitet über die enge Waſſerfläche dahin, mitten durch die eigenartigſten Landſchaften, die man ſich vorſtellen kann: auf der einen Seite blendender, grellfarbiger Sand, das Schweigen der glühenden Wüſte, nur hier und da einmal ein Zug Kamele und ein Trupp Araber, und hinter alle dem eine hohe, dunkle, aus aufgewirbeltem Sand beſtehende Wand; auf der anderen Seite die endloſe Fläche eines traurig blickenden Sees, des Mengalehſees, auf deſſen Inſelchen und Untiefen zahlloſe Sumpfvögel, die für dieſen Teil Ägyptens eine beſondere Vorliebe hegen, in

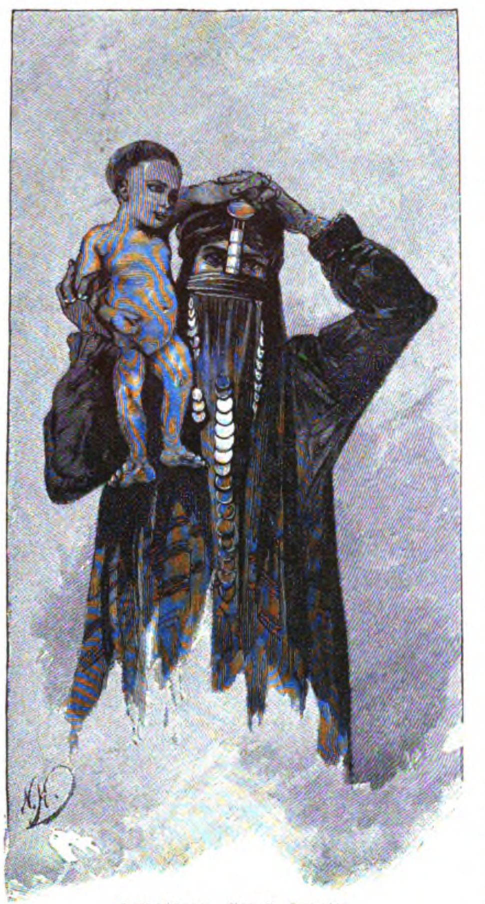


Im Suezkanal. Von N. Karaſin.

langen, roſenrot und weiß ſchimmernden Reihen erglänzen. Auf der weiten, von regungsloſen Vögeln überſäten Fläche breiteten ſich einſt ſaftige Grasflächen aus, wohin halb nomadiſche Semitenſtämme zogen. Die hier liegenden Handelsſtädte waren durch ihren Gewerbefleiß und ihren Luxus berühmt. Die Nilarme mündeten hier im Oſten. Durch die Nachläſſigkeit der Menſchen verſchwand jedoch die frühere Kultur wieder, und Pelikane und Flamingos wählten die Einöde, die ſich hier gebildet hatte, zu ihrer Wohnſtätte. Am ſchlammigen Gewäſſer entlang ſchwankt leiſe das graue Röhricht, ſanft ſäuſelt der Wind über die uferloſen Sümpfe dahin und nur die Phantaſie der Archäologen ſucht noch das Andenken an längſt Verſchollenes wieder wachzurufen.

Der Kanal, in deſſen Gefangenſchaft wir geraten ſind, dringt nach und nach tief in das Binnenland ein. Rechts und links iſt nichts ſichtbar, als eine abſchreckende Wüſte. Die Öde der Umgegend wird zuſehends größer, das Ufer erhebt ſich höher und höher. Welch eine Stille ringsum! Nicht das geringſte Lebenszeichen iſt vernehmbar! Die untergehende Sonne färbt den Sand blutrot. Sonderbare Farbenſpiele glänzen und zerfließen am Himmel. Die Metallfarbe des Waſſers verſchwimmt gänzlich in der Dunkelheit. Wir bewegen uns zwiſchen hohen, nahe aneinander rückenden Sandhügeln. Nur ein ſchwaches Gurgeln hinter dem Schiff bezeugt, daß in der Natur noch nicht alles ausgeſtorben iſt. In der Seele erwacht das Gefühl von Unbekanntem, Geheimnisvollem.

Wir gelangen in den Timſahſee, wo wir halten. Im Scheine der elektriſchen Lichtgarben, die von der Fregatte in die uns von beiden Seiten umgebende entſetzliche Einöde geworfen werden, ſchwimmt die Wüſte vor unſeren Blicken in ihrer lebloſen Nacktheit, von einem eigenartigen, übernatürlichen, hellblauen Widerſchein beleuchtet."


Fellahfrau. Von N. Karaſin.

Der Eſel iſt in Ägypten das eigentliche Reittier, und er iſt, obgleich er in Ägypten meiſt klein iſt, doch ein ganz anderes Tier als unſere Grauchen. Es gibt unter den Eſeln Ägyptens auch noch eine edle größere Raſſe und Angehörige derſelben erzielen hohe Preiſe. Es gibt ſolche, die mit 2000 M. und mehr bezahlt werden. Der Europäer aber muß erſt lernen, auf ihnen zu reiten. Er drückt nämlich nach ſeiner Gewohnheit mit dem ganzen Körper nach vorn, während die Araber und Fellahs mehr auf der Croupe ſitzen. Infolgedeſſen treten die Eſel oft fehl und ſtürzen, wobei dann der Reiter meiſt kopfüber fällt. Unter ihren gewohnten Reitern gehen die ägyptiſchen Eſel erſtaunlich ſicher und ſind nicht nur ſehr ausdauernd, ſondern auch überraſchend ſchnell. Sie werden geſchoren und tragen als beſonderen Schmuck ſymmetriſche Streifen auf den Hinterbeinen.

Von den ägyptiſchen Waſſerträgern gibt unſere Abbildung eine gute Vorſtellung. Das in dem heißen, trockenen Klima Ägyptens ſo koſtbare Naß erhält ſich in den Thonkrügen, deren Hals eine eigenartige Konſtruktion hat, wunderbar kühl.

Die Frauen der Fellahs pflegen ihr Antlitz zu verſchleiern, während die jungen Mädchen auch auf der Straße unverſchleiert ſind. Unter dieſen findet man überaus zierliche Geſtalten mit höchſt anmutigem Gange. Sie tragen lange, dunkelblaue Hemden und gehen immer barfuß. Ganz beſonders graziös iſt die Bewegung des Arms, wenn ſie mit der Hand eine auf dem Kopf getragene Laſt z. B. einen Thonkrug ſtützen.

Zumal in Ober-Agypten erinnern die Fellahs noch vielfach an die auf den ägyptiſchen Denkmälern abgebildeten Geſtalten. Es hat ſich ja auch ihre Lebensweiſe ſeit vorgeſchichtlichen Zeiten kaum geändert.

Th. H. P.

Eine göttliche Lebensfrage.

Inmitten der zahllos auftauchenden und wieder verſchwindenden „Fragen", welche unſre Zeit bewegen, erhält ſich eine unverrückbar, welche ſo alt iſt wie das Chriſtentum. Es iſt die Frage: „Was dünket euch von Chriſtus? Wes Sohn iſt er?" Einſt von dem Heilande an ſeine Zeitgenoſſen gerichtet, iſt ſie zur Lebensfrage für die ganze Menſchheit geworden, eine Frage, von deren Antwort ihr Heil in Zeit und Ewigkeit abhängt. Von den Juden auf das verſchiedenartigſte behandelt, wurde ſie von Petrus kurz und bündig dahin beantwortet: „Du biſt Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn." Trotz dieſer von Jeſus gebilligten Antwort hat ſeitdem die Chriſtenheit Jahrhundert um Jahrhundert daran herumgedeutet und immer neue dogmatiſche Antworten formuliert, und noch heute fährt die theologiſche Wiſſenſchaft in dieſer Arbeit fort. Die Hauptſache iſt und bleibt aber doch immer, wie ein jeder einzelne ſie beantwortet. Hier, wenn irgendwo, gilt es, daß ein jeder ſelbſt ſeinen Mann ſteht. Aber helfen laſſen darf man ſich wohl dabei. Dazu bietet ſich das neueſte der durch Henry Drummond angeregten grünen Büchlein*) aus Bielefeld ernſt ſuchenden Seelen an. Der Verfaſſer, F. Vetter, aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig, iſt nicht Theologe von Fach, ſondern ein Sprachlehrer in Stuttgart, wo er allwinterlich vielbeſuchte Vorträge hält. So iſt es auch keine kirchliche Streitſchrift, die uns aus ſeiner Feder vorliegt, ſondern eine ſchlichte Aufforderung an alle Chriſten, ſich nicht mit dem toten Bekenntnis an den hiſtoriſchen Chriſtus genügen zu laſſen, ſondern die ſchwerwiegende Frage perſönlich noch einmal durchzuprüfen und auf Grund eignen Glaubens zu beantworten. Auch wer bereits in ſeiner Überzeugung feſtſteht, wird ſich durch die kleine Schrift nachhaltig angezogen und zum wiederholten Leſen angeregt fühlen. Er wird darin oft ganz neue Geſichtspunkte zur Beleuchtung der alten Wahrheit, ganz neue Waffen zur Widerlegung der alten Zweifel finden. So ſagt er über die Demut des Gottmenſchen, die vielen zum Anſtoß dient: „Ja demütig! Die Demut iſt göttlich. Wohl hat ein Weiſer dieſer Welt es verächtlich ausgeſprochen: „Demut! Das iſt der Mut zu dienen!" Aber unbewußt ſprach er die Wahrheit; das iſt der höchſte Mut, der einzige! Daran, daß es uns ſo viel Mühe koſtet, ein wenig davon zu haben, daran, daß wir trotz allen Strebens es nicht dahin bringen, demütig zu ſein, können wir merken, daß es ein Großes iſt. Gott iſt demütig! Er läßt ſeine Sonne täglich ſcheinen über die Böſen, die ihn verfluchen und verlachen, ſorgt für ſie, gibt ihnen zu eſſen und zu trinken, wartet geduldig, ob ſie ſich bekehren, dient Tag und Nacht der Menſchheit, die ihn verachtet."

Robert Koenig.

---

*) „Was dünkt dich von Chriſto?" von F. Vetter. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klaſing. (Pr. kart. M. 1). Vgl. Nr. 11.

Zu unſren Bildern.

Die ſommerliche Badereiſe macht dem Familienvater manches Kopfzerbrechen. Nicht daß ihm die Auswahl unter den vielen Bädern ſchwer würde, — iſt die Badereiſe eine Notwendigkeit, ſo befiehlt der Hausarzt, und iſt ſie nur ein Luxus, ſo gibt er wenigſtens gern den erbetenen Wink. Aber die Koſten des Badeaufenthalts, mag er ein notwendiger oder ein freiwilliger ſein, zerſtören nicht ſelten das ſorgfältigſt aufgeſtellte Jahresbudget. Denn in den meiſten Bädern, in den Modebädern ſowohl wie in den renommierteren Krankenbädern, wird ein geſteigerter Luxus getrieben, der die Koſten des Badeaufenthalts nicht unerheblich ſteigert. Auch an der Trinkhalle in Kiſſingen, die das Gemälde W. Räubers uns ſo anſchaulich darſtellt, ſieht man vielfach das Beſtreben, möglichſt „modern“ zu ſein, als ob es ſich für Kranke nicht in erſter Linie darum handelte, ſich aus den trefflichen Heilquellen wieder Geſundheit zu trinken. Badeluxus iſt eine anſteckende Krankheit, die in den Badeorten leider nicht geheilt, ſondern eher verſchlimmert wird.

Sprechenden Ausdruck zeigt der Kopf eines Greiſes nach einer Handzeichnung von Guido Reni; eine Studie nach der Natur, die der Meiſter mehr ausgeführt und charakteriſiert als Apoſtelkopf verwendet hat.

Des Baſtlers größte Freude iſt es, wenn er ſeine Kunſt an einem Reparaturwerk verſuchen kann, das Fachkünſtler ſchon als hoffnungslos aufgegeben haben. Auf dem Bilde Anton Müllers beſchäftigt er ſich damit, eine alte Wanduhr wieder in Gang zu bringen. Mit der ihm eigenen Geduld wird er ſchon herausfinden, wo der Haken ſitzt und der alten Uhr noch einmal aufhelfen.

Altertumskunde.

Das Britiſche Muſeum hat einen höchſt intereſſanten Papyrus erworben, der ſich bei ſeiner Entzifferung als das verloren gegangene Werk des Menon über die alte griechiſche Heilkunde herausſtellte. Menon war ein Schüler des Ariſtoteles und ſetzte gleich Theophraſt und Eudemos die Beſtrebungen des Meiſters auf die Zuſammenſtellung einer Encyklopädie des geſamten damaligen Wiſſens fort, von der jene Geſchichte der Medizin einen Teil bildet. Sie ſoll beſonders manche wichtigen Fragen über die Thätigkeit des Hippokrates, des Vaters der geſamten Hygieine, zur Löſung bringen.

Am Rande der Coloradowüſte haben Minenſucher die Reſte einer vorhiſtoriſchen Stadt gefunden. Der Wind hat die Ruinen ſteinerner Häuſer bloßgelegt. Aus dem Sande ragen rieſenhafte Pfeiler hervor, die koloſſale Granitblöcke tragen und deren Oberfläche ſchwach eingehauene Figuren von Drachen und Klapperſchlangen aufweiſen. Auch der Fries zeigt Bilder und Verzierungen, die der Beſchreibung nach an ägyptiſche Hieroglyphen erinnern und eine bedeutende Geſchicklichkeit bekunden. Fragmente von Töpferarbeiten wurden auch unter dem Schutt gefunden. Die Stadt iſt zweifellos eine Anſiedelung jener Urbewohner Mexikos, die, vom Norden kommend, ihre Wanderungen in gewiſſen Zeiträumen nach dem Süden nahmen und durch nachdrängende Züge oder auch, was wahrſcheinlicher iſt, infolge plötzlicher Naturereigniſſe, Verſandung, Erdbeben u. dergl., zum Verlaſſen ihrer Scholle gezwungen wurden.

Erdkunde.

Im Katzbachthal in Schleſien iſt kürzlich bei Steinbrucharbeiten eine ziemlich große Tropfſteinhöhle entdeckt worden. Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung derſelben ergab, daß die 31 m lange Höhle aus mehreren Gewölben und domartigen Weitungen beſteht und an der Decke und den Wänden mit Tropfſteinbildungen und auf dem Boden mit ähnlichen aufragenden Kalkausſcheidungen verziert iſt, die in vielfachen Stadien ihrer Neubildung beobachtet werden konnten.

Naturkunde.

Merkwürdige Obſidianbomben wurden in der letzten Verſammlung der Deutſchen geologiſchen Geſellſchaft durch den Bergrat Stolauer vorgelegt. Während einige der aus vier verſchiedenen Landſtrichen Auſtraliens ſtammenden, hühnereigroßen Bomben maſſiv ſind, zeigen andere einen mit dünner, durchſichtiger Obſidiankruſte überzogenen Hohlraum, der ſie zum Schwimmen befähigt. Intereſſant iſt die Hypotheſe über die Entſtehung der eigentümlichen Stücke. Man nimmt nämlich an, daß ſie vulkaniſchen Urſprungs ſind; glutflüſſige Lavatropfen, die mit großer Heftigkeit in die Höhe geſchleudert wurden, ballten ſich zu einer Kugel zuſammen, die mit großer Geſchwindigkeit durch die Luft ſchoß, ſich durch den Widerſtand derſelben an der Vorderſeite abplattete und ſchließlich eine faſt pilzförmige Geſtalt annahm. Analog, jedoch ohne Höhlung, formt ſich z. B. die in Sand einſchlagende Kugel des Mauſergewehrs. Die Obſidianbomben müſſen ſehr weit verſchlagen worden ſein, denn in dem Gebiet, in dem ſie gefunden wurden, fehlt jede bekannte vulkaniſche Thätigkeit.

Der Pariſer Privatdozent Louis Bouton hat Photographieen vom Meeresboden vermittelſt eines ſinnreichen Verfahrens hergeſtellt. Der Forſcher ſtieg in einem Taucheranzug bei Banyuls-ſur Mer auf den Seeboden hinab und begann bei natürlichem Licht eine Aufnahme, erkannte jedoch bald, daß nur die Augenblicksaufnahme zuverläſſige und günſtige Ergebniſſe liefern könne. So wurde denn ein neuer Apparat erſonnen, der ſein Licht durch eine auf einer Flaſche mit Oxygen ruhende, mittelſt einer Glasglocke geſchützte Spiritusflamme erhält, in die durch Druck auf eine Kautſchukbirne Magneſiumpulver eingeſpritzt wird. Bei jedem der hierdurch erzeugten Lichtblitze wird eine Platte gewonnen. Die bisherigen Verſuche wurden nur in verhältnismäßig geringer Entfernung in einer geſchützten Bucht von der Küſte gemacht. Man plant indeſſen eine Erweiterung der erzielten Fortſchritte und denkt bereits an die Herſtellung automatiſcher Apparate, die man in unendliche Tiefen hinabſenken will.

Pflanzenkunde.

Es dürfte wenig bekannt ſein, daß aus dem Samen der Linde, gleichwie aus dem der Buche, ein brauchbares Öl gewonnen werden kann, jedenfalls wurde noch nie verſucht, das Lindenöl in größerer Menge für den menſchlichen Gebrauch zu gewinnen. Wie nun vor kurzem von Dr. C. Müller (in den „Berichten der Deutſchen botaniſchen Geſellſchaft VIII“) nachgewieſen worden iſt, beſitzt das aus den Samen unſerer Lindenarten gewonnene Öl eine Anzahl ausgezeichneter Eigenſchaften, die es zweifellos erſcheinen laſſen, daß es zu den wichtigſten Oelſorten gehört. Die Linden blühen jedes Jahr und ſetzen reichlichen Samen an, ſodaß im Herbſt ganze Wagenladungen Früchtchen von Lindenalleen weggeführt werden könnten. Die Lindenſamen beſitzen nun einen außerordentlich hohen Ölgehalt (58 Proz. der Rohſubſtanz) und werden nur von wenigen anderen Samen in dieſer Hinſicht übertroffen. Das Lindenöl beſitzt ferner den feinen Geſchmack und auch das Ausſehen des echten Olivenöls und iſt frei von jedem bitteren oder aromatiſchen Beigeſchmack. Es gehört weiter zu den nicht trocknenden Ölen und läßt ſich beliebig lange in offenen Schälchen halten, ohne ſich im Geſchmack oder der Konſiſtenz zu ändern. Endlich beſitzt das Lindenöl die ausgezeichnete Eigenſchaft, daß es auch bei großen Kältegraden nicht gefriert. Dr. C. Müller ſetzte es es einer Kälte von 21 Gr. C. aus, ohne daß irgend welche Änderungen eingetreten wären.

Technik.

Ein neues ſeltſames Papier wird gegenwärtig von der Berliner Firma Ney & Endruweit hergeſtellt, ein „Metallpapier“ nämlich, das bis zu einem gewiſſen Grade die Eigenſchaften des gewöhnlichen Papiers und des Metalls vereinigt, indem nach einem beſonderen Verfahren ein dünnes, aber feſtes, galvanoplaſtiſch niedergeſchlagenes Plättchen von Zink, Nickel oder Aluminium mit einem Bogen Papier vereinigt wird. Das ſo gewonnene Material iſt weich und ſchmiegſam, nimmt alle Muſterungen an, kann bedruckt und emailliert werden und iſt lötfähig. Es ſoll ſowohl zu Tapeten, Plafondbekleidungen, wie auch beſonders zu Kartonnagen und Bucheinbänden Verwendung finden.

Dem bekannten Konkurrenten des Zuckers, dem Saccharin, iſt in einem neuen chemiſchen Präparat, dem Dulcin, ein Wettbewerber entſtanden. Das Dulcin iſt, in die Sprache der Chemiker überſetzt, ein Phenetolcarbamid und ſoll eine um das 200—250fache größere Süßigkeit, als der Zucker beſitzen, aber dabei angenehmer im Geſchmack, als das Saccharin, und für den tieriſchen Körper unſchädlich ſein.

Landwirtſchaft.

Die im vergangenen Jahre vielfach erörterte, auch von uns erwähnte Entdeckung des ſogenannten Mäuſe-Bacillus durch Prof. Löffler ſcheint ſich doch nicht in dem gehofften Umfang bewährt zu haben. In einzelnen Teilen Theſſaliens ſollen die Mäuſe im Frühjahr 1893 ebenſo häufig geweſen ſein, als früher, trotzdem ſie angeblich durch den Löfflerſchen Bacill ſo gut wie ganz ausgerottet waren, und eine Kommiſſion, welche zum Zweck der Beſeitigung der neuerdings in Schottland aufgetretenen Mäuſeplage zuſammengetreten war, hat durch die Löfflerſche Methode ebenfalls kein günſtiges Reſultat erzielt. Ihr Bericht bezeichnet die Löfflerſche Flüſſigkeit zwar als ein wirkſames Gift für Mäuſe, betrachtet es aber für die praktiſche Verwendung als zu teuer, behauptet, daß nur Tiere, welche von dem Gift ſelbſt gefreſſen, ſterben, daß es aber nicht von dieſen auf andere übertragen, und daß die Flüſſigkeit endlich 8—10 Tage nach der Herſtellung unbrauchbar wird. Es wird abzuwarten ſein, welche Stellung der deutſche Gelehrte zu dieſem Berichte einnimmt.

Hygieine.

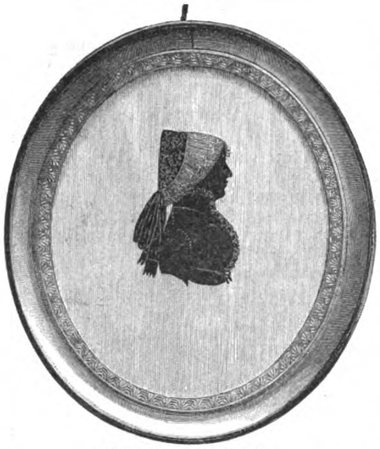
In Hamburg iſt ein hygieiniſches Inſtitut begründet worden, deſſen Leitung Dr. med. Dunbar übernommen hat. Die Anſtalt ſteckt ſich ziemlich weite Ziele. Zunächſt ſollen darin alle in das Gebiet der Hygieine fallenden Unterſuchungen, einſchließlich der Marktkontrolle der Nahrungsmittel, ausgeführt werden. An erſter Stelle hat die Anſtalt hierbei Arbeiten für hamburgiſche Behörden zu bewältigen. Es dürfen aber auch auf Antrag von Privaten Unterſuchungen vorgenommen werden.

Verkehr.

Die längs der Seeküſte in Deutſch-Oſtafrika gelegenen Ortſchaften Bagamoyo-Saadani-Pangani-Tanga ſind ſeit dem 8. Oktober v. J. durch telegraphiſche Leitung miteinander verbunden, und die weißen und ſchwarzen Bewohner unſerer Kolonie benutzen fleißig den Fernſprecher, wie aus einem Bericht des kaiſerlichen Poſtamtes in Dar-es-Salaam hervorgeht. Danach iſt die Verſtändigung der einzelnen Ämter untereinander eine gute, die Benutzung ſeitens des Publikums eine ſehr rege. Die Zahl der monatlichen Geſpräche hat ſtetig zugenommen. Die Urſache der lebhafteren Benutzung zum Sprechverkehr iſt nur teilweiſe in der Bequemlichkeit zu ſuchen, welche die Einrichtung der einheimiſchen farbigen Bevölkerung bietet. Den meiſten der indiſchen Kaufleute und Araber fehlt die Kenntnis der zur Abfaſſung von Telegrammen erforderlichen lateiniſchen Schriftzeichen.

Guſtel von Blaſewitz.

Die flotte Marketenderin, die in „Wallenſteins Lager“ unter dem Jäger- und Soldatenvolk ſo friſch und kräftig ihr Weſen treibt, iſt bekanntlich keine von Schiller erfundene, ſondern eine dem wirklichen Leben entnommene Geſtalt. Im Körner-Muſeum in Dresden befindet ſich heute noch die Silhouette der wirklichen Guſtel von Blaſewitz, der 1763 in Dresden geborenen Wirtstochter im Schänkgute des lieblichen Elbortes Blaſewitz, wo der junge Schiller auf dem Wege zu Körners in der Altſtadt manches Mal von Loſchwitz aus eingekehrt ſein und bei Milch oder einfachem Bier, die die muntere Guſtel ihm kredenzt, ein Stündchen verweilt haben mag. Der Vater Guſtels — ſie hieß Johanna Juſtine Segedin — war kurfürſtlicher Leibkutſcher und ein Türke von Geburt. Erſt nach ſeinem Tode übernahm die Witwe mit ihrem zweiten Mann das Schänkgütchen. Guſtel war übrigens dem Dichter nicht etwa dankbar und gewogen dafür, daß er ihren Namen weltberühmt machte; ſie hat ihm vielmehr die Sache ernſtlich übel genommen. Freilich war aus der Wirtstochter zur Zeit, als der „Wallenſtein“ ſeinen Siegeslauf begann, auch ſchon eine angeſehene Bürgersfrau, die Gattin des Senators Friedrich Renner, geworden. Noch bis zum Februar 1856 war Guſtel am Leben. Hoffentlich hat ſie dem guten Schiller in dieſer langen Lebenszeit ſeine Übelthat doch noch verziehen.



Guſtel von Blaſewitz.
Genaue Nachbildung des im Körner-Muſeum zu Dresden befindlichen Originals.
(Das Deckglas iſt geſprungen, und vermutlich deswegen befindet ſich auf der Rückſeite des Bildes die handſchriftliche Notiz: „Dieſes Blatt darf nicht losgeriſſen werden. Frau Juſtine Renner, geb. Segedin.“

Kleine Zeitung.

Im laufenden Jahre ſind ſechs Dezennien verfloſſen, ſeit die Streichhölzer erfunden wurden. Der Erfinder derſelben war ein deutſcher Studioſus, J. F. Kammerer, der 1833 auf der Feſtung Hohenaſperg eine mehrmonatliche Haft wegen eines politiſchen Vergehens verbüßte und in der Einſamkeit der Feſtung auf den glücklichen Gedanken kam, die umſtändlichen damaligen Feuerzeuge durch das Streichholz zu erſetzen. Die anſcheinend unbedeutende, in Wirklichkeit aber ſehr folgenreiche Erfindung hat übrigens ihrem geiſtigen Vater keinen Segen gebracht. Durch keine Patente geſchützt, wurde ſie bald von einer übermächtigen Konkurrenz ausgebeutet, und Kammerer ſelbſt ſtarb völlig mittellos ſchon 1837 im Irrenhauſe.

Schon vor 15 Jahren hat Prof. Fritz in Zürich nachgewieſen, daß gute Weinjahre in einer Periode von nahezu 11 Jahren wiederzukehren pflegen, und zwar fallen in den meiſten Fällen reiche Weinerträge mit jenen Zeiten zuſammen oder gehen ihnen etwas voraus, in welchen die Flecken auf der Sonne am häufigſten ſind. Dieſe Regel beſtätigt ſich auch im gegenwärtigen Jahre, denn die Fleckenhäufigkeit auf der Sonne iſt wiederum ihrem Maximum nahe, und der Stand der Reben läßt ſicher erwarten, daß dieſes wohl ein vorzügliches Weinjahr ſein wird. Profeſſor Fritz hat neuerdings ſeine Unterſuchungen auch auf die früheren Jahrhunderte ausgedehnt, und möglichſt alle Berichte über Jahre, welche ſich durch hohe und gute Weinerträge auszeichneten, geſammelt. Aus den älteren Zeiten ſind natürlich die Überlieferungen nur ſpärlich, vom 17. Jahrhundert ab werden ſie aber zahlreicher und der Parallelismus mit der Häufigkeit der Sonnenflecke läßt ſich klarer erkennen. Natürlich iſt der Parallelismus zwiſchen Weinerträgniſſen und Sonnenflecken nur ſo zu deuten, daß in den Jahren mit vielen Sonnenflecken die meteorologiſchen Verhältniſſe ſich ſo geſtalten, daß das Gedeihen der Reben vorzugsweiſe begünſtigt wird.

In unſerer Spielecke.

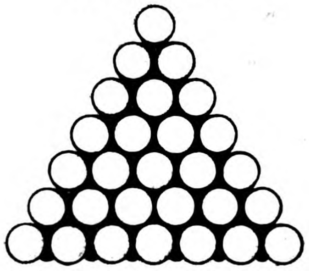
1. Rätſeldiſtichon.

Mit der Tiara geſchmückt, herrſcht’ ich in der ewigen Roma;
Ändert ihr Kopf mir und Fuß, bin ich ein Glied der Union.

2. Wechſelrätſel.

Einſt hat zur Strafe der Herr eine Frau in mein Wort verwandelt;
Setzt ihr ein r für ein l, wird es ein Medikament. M. G.

3. Kugelpyramide.

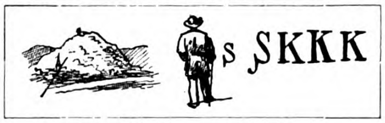


Die Kugeln ſind durch je einen Buchſtaben zu erſetzen. Beginnt man mit der unterſten Reihe, ſo entſteht jede folgende aus der vorhergehenden durch Weglaſſen eines Buchſtaben. Umſtellen der Buchſtaben iſt geſtattet.

Die einzelnen Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen: 1. einen bekannten Parlamentarier (Sozialdemokraten), 2. einen Keim neuen Lebens, 3. einen Nebenfluß der Elbe, 4. eine Note, 5. eine Pflanze, 6. eine Speiſe, 7. einen Alten.

Zu verwenden ſind die folgenden 28 Buchſtaben: 7 e, 3 g, 6 i, 2 n, 4 r, 5 ſ, 1 t.

Bilderrätſel.



4. Rätſel.

Dort wo ſchöne Augen ſtrahlen
Um die Wette mit den Kerzen,
Und in ihrem Spiegel malen
Sich die Eindrücke der Herzen, —

Wo bei buntem Feſtesglanze
Frohe Laune üppig waltet,
Sich im leicht beſchwingten Tanze
Meine Farbenpracht entfaltet.

Und wo Kummer herrſcht und Trauer,
Weil vernichtet Glück und Frieden
Durch des Todes bange Schauer,
Bin ich auch, doch wie verſchieden!

Soll ich innig mich verbinden
Einem edlen Frauennamen,
Wir verſchmelzend, uns befinden
Nun in einem weiten Rahmen:

Halb gehörend nur dem Lande,
Meereswogen rings uns grüßen,
Und im heißen Sonnenbrande
Tropenreize ſich erſchließen.
M. Sch. (Kaſſel.)

(Die Auflöſungen erfolgen in der nächſten Nummer.)

Dominoaufgabe.

Im Talon lagen 6—4, 5—1, 4—2, bl.—2. A ſetzte in der zweiten Runde 2—3 an 3. A ſperrte die Partie mit 1—2 an 1. Die Augenſumme auf den acht Steinen des B betrug 48; auf denen des C 53. C ſetzte: 6—2, 2—5, 1—1.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 50.

Bilderrätſel.

Man muß entweder Amboß oder Hammer ſein.

1. Ergänzungsrätſel.

Die Wahrheit ſuchend, irrt’ ich durchs Gefild,
Doch ſie entſchwand mir ſtets, ein Nebelbild.
Drauf ſucht’ ich Schönheit, und ich fand ſie bald
In hehrer Kunſt, in Berg und Thal und Wald;
Und ſieh! da hab’, in Blumen halb verſteckt,
Zugleich ich auch die Wahrheit mitentdeckt.
(Karl Woermann.)

2. Metamorphoſen-Aufgaben.

a) Schuld — Schild — Wild — Wind — Wand — Band — Bann — Bonn — Bonne — Bohne — Bühne — Sühne.
b) Haß — Haſt — Haut — Haus — Maus — Maul — Mal — Wal — Wald — Wand — Land — Lind — Lied — Lieb — Liebe.

3. Arithmogriph.

B	r	**ü**	n	n
H	**i**	n	**d**	u
E	b	o	l	**i**
M	**i**	n	**n**	a
M	e	**d**	e	a

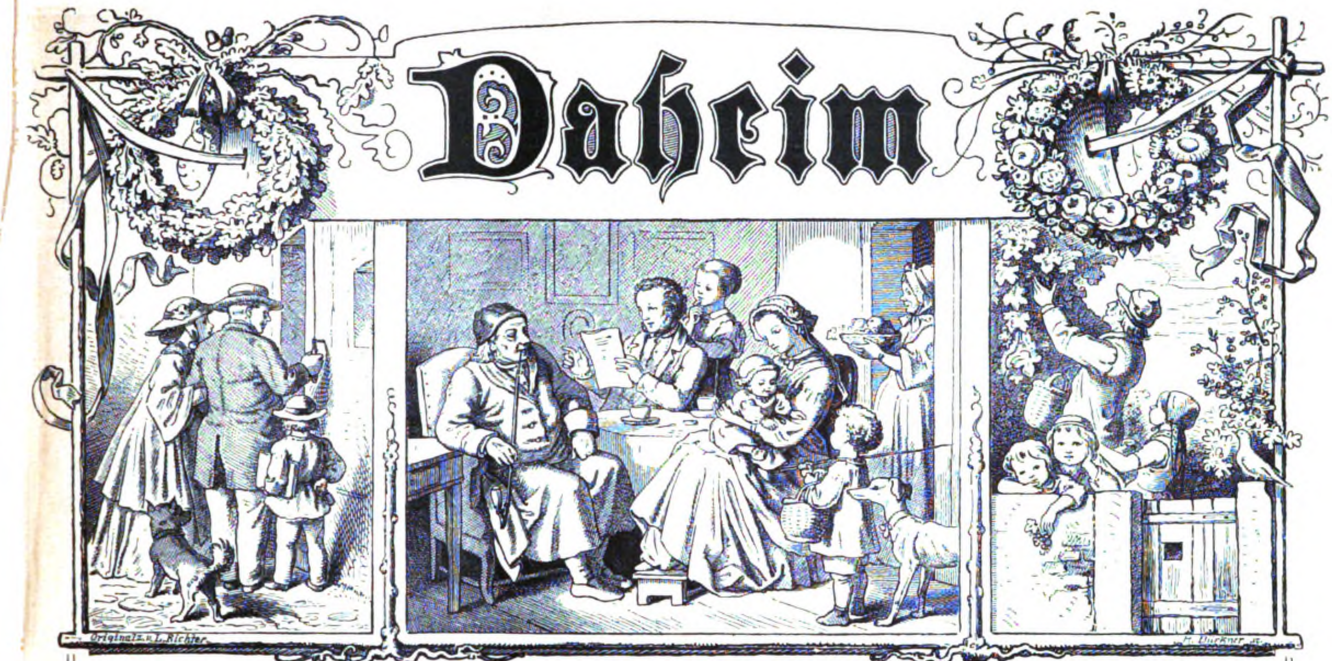
4. Wechſelrätſel. Norwegen, Nimwegen.

5. Rätſel. Mur — Murat.

Inhalt: Ein moderner Dämon. Erzählung von Ant. Andrea. (Schluß.) — Die Berliner Arbeiter-Kolonie. Von Paul Lindenberg. — Dat Unbeert. Novelle von Ilſe Frapan. (Fortſetzung.) — Die Orientreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers. Von Th. H. P. Mit vier Illuſtrationen von N. Karaſin. — Eine göttliche Lebensfrage. Von Robert Koenig. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: An der Trinkhalle zu Kiſſingen von W. Räuber; Kopf eines Greiſes, Studie von Guido Reni; Der Baſtler von Anton Müller. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Naturkunde. — Pflanzenkunde. — Technik. — Hygieine. — Verkehr. — Guſtel von Blaſewitz. Mit einer Silhouette. — Kleine Zeitung. — In unſerer Spielecke.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN


Daheim
Originalz. v. L. Richter.
H. Bürkner sc.

Ein deutſches Familienblatt mit Illuſtrationen.

Erſcheint wöchentlich und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XXIX. Jahrgang. Ausgegeben am 30. September 1893. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1892 bis dahin 1893. 1893. No. 52.

Dat Undeert.

Novelle von Ilſe Frapan.

(Abdruck verboten.)

(Schluß.)

Hab' ich Ihnen wirklich alles weggenommen?“ fragte Manga und machte ein ganz verlegenes Geſicht. Aber der Steuermann ging gar nicht auf den Unſinn ein.

„Nee, Fräulein, das kriegen wir woll, fallen Sie bloß nicht über den Kohlenbunker! Je, was ich ſagen wollte, möchten Sie nich mal mitfahren?“ Der bewegte Ton ſagte viel mehr, als die Worte.

„O, Herr Holert —“ ſie legte die Hände zuſammen.

„Wollen Sie 'mal das Navigationszimmer ſehen? Ach — aber das kennen Sie ja alles! Na, ſchad't nix — ſehn Sie, hier ſitzt man oft eingeſperrt, fünf, ſechs Tage, Tag und Nacht, wenn wir Nebel haben auf der Nordſee oder im Kanal, oder wenn ſonſt ſchlechtes Wetter is. Und ſchlecht Wetter is ja Gott ſei Dank oft, ſonſt wär' es auch zu langweilig.“ Er lächelte ſanft, während er ſeine große Geſtalt kampfbereit reckte. Dann ſchlug er die Augen nieder. „Die Sache is man, ſo lange einer nich als Oberſter auf der Kommandobrücke ſteht, ſo lange darf er ja nich ſeinen Mund aufmachen.“

„O darum —“ fiel Manga ein. Ein dankbarer Blick traf ſie, warm und verwirrend.

„Und ſehn Sie, Fräulein, das kommt ja vor, daß einer kein Glück hat und bleibt ſein Lebelang auf denſelbigen Stand beſtehn —“

„Harrijees!“ erſcholl plötzlich die joviale Stimme des Kapitäns, „der is all wieder bei dem jungen Mädchen! Nu guck einer den Steuermann an, der hat's hinter'n Ohren, dat ſegg ick ja.“ Stine wollte ihren Mann zurückzupfen, aber er ließ ſich nicht halten. „Nee, laß mich doch, jetzt muß der Fuchs aus'm Loch heraus! Fräulein Manga, ſoll ich Ihnen 'was ſagen? Ihnen geht er mit Rohmtorten unter die Augen und ſpielt hier Muſche Nüdlich, ſowie man den Rücken dreht, und in ſeinem Taſchenbuch auf dem wärmſten Platz hat er ein Bild von —“

„Halt deinen Mund, Kaptein!“ rief Hartig drohend und fäuſteballend.

Tönnies rümpfte die Lippe: „Hier bin ich Herr, min goode Jung! Kannſt keinen Spaß verſtehn, Stüermann? Ja woll, Fräulein, er hat 'ne Braut, thun Sie man nich, als wenn Sie mir dafür den Kopf abreißen wollten.“

„Du lügſt ja,“ ſagte Holert mit weißen Lippen.

„Hartig, mußt nich!“ bat ihn ſeine Schweſter.

„Wenn es nich wahr is, denn zeig' doch 'mal das Bild in deinem Taſchenbuch!“ reizte der Kapitän.

Hartig unterdrückte einen Fluch. „Es is ja man Spaß geweſen.“ Er verſuchte, zu lachen.

„Dat ſegg ick ja, Tönnies,“ fiel ängſtlich die Frau ein.

„Spaß? Na, denn zeig' doch das Bild!“ Hartig warf einen flehenden Blick nach dem jungen Mädchen, aber Manga guckte über den Schiffsbord nach dem Werftplatz, als gehe ſie nicht im geringſten an, was hier geſprochen wurde.

„Dat muchſt du woll, — ward aber nix ut!“

„Denn zeig' es Fräulein Dehn 'mal!“ höhnte der Kapitän. Das Mädchen wendete ſich halb gegen ſie.

„O meinetwegen ſollen Sie ſich nicht bemühen.“ Eine haſtige kleine Handbewegung nach der Uhr: „Ich muß auch wohl nach Hauſe, ſonſt kommt Papa früher als ich zu Tiſch.“

„Ja, ſo bei kleinem müſſen wir auch woll —“ begann Stine niedergeſchlagen. Die großen ſtarren Augen der Kinder, die wohl auch fühlten, daß hier aus dem Scherz Ernſt geworden war, trieben ſie zum Aufbruch.

Manga Dehn ging eiligen Schrittes hinunter in den Speiſeſaal, wo noch ihr Hut lag. Auf der Treppe ſah ſie ſich ein ganz klein wenig um, ob ihr niemand folge, doch war keiner zu ſehen. Sie ſchluchzte ein-, zweimal, rieb heftig ihre Augen, drückte ſich den Hut auf den Kopf und ſtieg wieder aufs Verdeck, geblendet von der Sonne, wie es ſchien, denn ſie hatte nun die Krämpe tief in die Stirn geſchoben. Diesmal hatte ſie nicht in den Spiegel geſehen. Der Kapitän und ſeine Frau ſchienen inzwiſchen auch eine kleine Auseinanderſetzung gehabt zu haben, Tönnies ſah nicht ganz ſo ſelbſtgewiß aus wie gewöhnlich, und auf Stines Backen brannten zwei hochrote Flecken.

„Danke vielmal! Danke für alles,“ ſagte Manga herantretend. Ihre forſchenden Augen hatten ſchon bemerkt, daß die Hauptperſon verſchwunden war. „Nun will ich den Regenmantel überziehen. Danke, Herr Tönnies, Sie brauchen mir nicht zu helfen, ich kann ganz allein.“ Auch die Rückbegleitung über den Werftplatz verbat ſie ſich. Sie finde ſchon allein zurück und wolle Frau Stine nicht hetzen. Sowie ſie freie Bahn vor ſich ſah, brachen die Thränen hervor, aber zwiſchen den ſchwarzen, ſie neugierig anſtarrenden Schiffsbauleuten ſchluckte ſie tapfer hinunter, was ihnen hätte auffallen können. Auch auf dem Fährboot galt es, ſich zuſammennehmen, und nun gar zu Hauſe, wo der Vater gerade mit ihr zuſammen eintraf. Und dann waren die Schweſtern da, und ſie mußte ihnen bei den Schularbeiten helfen und mit ihnen Puppenzeug nähen. Erſt als alles in der Wohnung ſchlief, hätte ſie Zeit zum Weinen gehabt, aber da war der erſte Kummer vorbei, und ganz andere Gedanken kamen ihr, die gar nicht traurig waren. Sie wollte den Mann, den ſie nun einmal lieb hatte, lieb behalten, das ſchwor ſie ſich zu mit gefalteten Händen. Er würde doch nicht ſchlechter darum, weil er eine andere liebte? Und am Ende iſt es nicht einmal wahr, dachte ſie zuletzt in neu erwachender oder nie ganz erſtorbener Hoffnung. „Wenn einer von den beiden gelogen hat, warum ſoll es gerade Hartig geweſen ſein, der ſo offene Augen hat, wie ein Knabe, und der überhaupt der allerbeſte Menſch iſt, den ich kenne! Kapitän Tönnies dagegen iſt durchaus nicht ſo nett, wie ich immer gedacht habe, und wenn er doch 'mal mein Schwager werden ſollte“ — hier mußte Manga Dehn über ſich ſelbſt lachen, und ſo kam es, daß auch die letzte Spur der Thränen von ihren Wimpern verſchwand, und daß der Morgen ein heiteres Geſichtchen vorfand, dem die warme Innigkeit einen vertieften Reiz verlieh.

Die Frauen wiſſen ſich eben am beſten mit der Liebe abzufinden. Lieben ſie nicht für einen andren, ſo lieben ſie für ſich und ſind glücklich dabei, wenigſtens in der Jugend. Die Männer dagegen —

„Wo iſt Onkel?“ riefen die Kinder, als ſie zögernd und unwillig von dem ſchönen Schiffe Abſchied nehmen ſollten. „Wo iſt Onkel Hartig geblieben?“ Und ſie guckten in den Maſchinenraum, den der Schornſtein, bis auf einen Gang rund herum, mit ſeinem großen roten Schmerbauch ausfüllte, in das Rauchzimmer mit den bequemen Lederſofas, ja ſogar in die luftige, aus Sparren zuſammengeſchlagene Fruchtkammer auf dem Halbdeck und in die ſchwarzen Kohlenbunker. Plötzlich lief Anna mit der Miene eines horchenden Kobolds an ſeine Kammer und legte ihr Ohr ans Schlüſſelloch, dann auch das Auge.

„Onkel hat ſich eingeſchloſſen, er macht gar nich auf! Der Schlüſſel ſteckt inwendig, ich hab' es ganz deutlich geſehen,“ berichtete ſie, glücklich über ihre Schlauheit.

„Er hat woll 'was zu thun,“ ſagte die Mutter und trieb die Kinder vorwärts. Daß ſie nicht ſehen konnten, was Hartig Holert zu thun hatte, war freilich gut. Längelang ausgeſtreckt lag er auf ſeinem niedren Bette und weinte wie ein kranker Säugling. Freilich beſaß er mächtige Glieder und ein unerſchrockenes Herz. Mehr als einmal war er in Lebensgefahr geweſen, — mit kaltblütiger Entſchloſſenheit hatte er ſchnell das Zweckmäßige erkannt und ausgeführt. Mit Gefühlen zu kämpfen, ſtatt mit widrigem Winde, blindmachendem Nebel und brüllender See, das war er nicht gewohnt. Hier war er wehrlos.

„Wo is Onkel Hartig?“ fragten die Kinder, als daheim, beim Abendbrot, ſein Platz am Tiſche leer blieb und Stine ſchweigend ſeinen Teller beiſeite ſtellte. Es war nicht ſo heiter wie ſonſt; die Mutter ſaß ſtill, und der Vater machte viele laute Witze, über die er nachher ganz allein lachen mußte, denn die Kinder verſtanden ſie nicht. Tönnies zog ſeiner Frau, da ſie nicht hinhörte, alle Nadeln aus dem wollenen Geſtrick und ſchlug Anna mit der halbfertigen Unterjacke um die Ohren, aber es half alles nicht, ſie wurden nicht luſtiger davon. „Wo iſt denn eigentlich Onkel Hartig?“ fragten den nächſten Tag und immer eindringlicher die Kinder, und ſchließlich kam es heraus, daß er ſich in St. Pauli ein Zimmer für vierzehn Tage gemietet habe, — dann ging die Maria da Gloria wieder auf ihre weite Fahrt. Über den Grund zu einer ſo außerordentlichen Maßregel ſprachen die Gatten nicht, aber der Kapitän wurde „quirrig“*), und Stine hatte oftmals rote Augen. Holert beſaß ja ein eigenes Haus in Blankeneſe, — warum konnte er nicht dort wohnen, wenn er ſeinem Schwager aus dem Wege gehen wollte? Vielleicht, weil das Haus nur einige Treppen höher lag, als Tönnies', weil die Gärten beinahe aneinander ſtießen? Es war nur gut, daß Stine ſo wenig Zeit zum Grübeln hatte, — die bevorſtehende Abreiſe hielt ſie in Atem. Da gab es zu beſſern, zu flicken, Strümpfe zu ſtopfen, vor allen Dingen zu waſchen. Was ſich in acht Monaten in der Wäſchekammer des Kapitäns angeſammelt hatte, es war unglaublich — zumal, da die Tropen täglich doppelt das friſche Weißzeug verlangen. Das tanzte und blähte ſich im Winde auf den Leinen an der Strandbleiche, das ſchimmerte in augenblendendem Weiß von dem kurzen Graſe, das quoll immer von neuem aus der Waſchbalje**) der zwei eifrigen Helferinnen hervor, das füllte die Umgebung des Hauſes mit Seifengeruch und feuchtem Qualm und brenzlichem Plättdunſt, und immer war noch der Boden der Kiſten nicht zu ſehen, — der Kiſten, denn der guten Schweſter erſchien es ſelbſtverſtändlich, daß ſie auch den Bruder verſorgte, bis einmal eine junge Frau die Laſt auf ihre Schultern nähme. Und immer wieder, wenn ſie an dieſe Zukünftige dachte, kehrte ihr Wunſch zu Manga Dehn zurück. An die Braut im Taſchenbuch hatte ſie keinen Glauben, und daß Hartig das beſprochene Bild trotzdem nicht zeigen wollte, konnte ſie ihm völlig nachfühlen. Freilich hätte er ſich damit von all den halb ſcherzenden Anſchuldigungen ſeines Schwagers ſogleich reinigen können, aber — und darin teilte ſie ihres Bruders Empfindung — wenn man einem Menſchen gut iſt, fordert man von ihm keinen Beweis der Ehrlichkeit. Das hatte Fräulein Dehn auch nicht gethan, Fräulein Dehn war überhaupt eine kleine fixe Deern, die ſo leicht nicht irre zu machen war — Fräulein Dehn — und mitten in dieſen Gedankenſprüngen, denen ſich Stine überließ, während ſie die blauen Tuchröcke und Weſten ihres Mannes von der Zeugleine nahm — ſtand plötzlich Manga Dehn vor ihr auf der Bleiche und ſah ſie mit ihren klugen braunen Augen ſchelmiſch und freundlich an.

„Herrjes, wo kommen Sie her!“ rief Frau Tönnies in angenehmer Überraſchung, „nee, mich müſſen Sie nich angucken, ich ſeh' ſo aus!“

Das junge Mädchen begann trotz der Handſchuhe beim Wäſcheabnehmen zu helfen.

„Sind Ihre Herren ſchon wieder weg, Frau Tönnies?“

Sie hielt zwar den Beweis in Händen, daß dem nicht ſo war, aber ein ganz klein wenig Heuchelei iſt doch am Ende keine Sünde. Ihre Überraſchung war auch nur mäßig, als Frau Stine die Frage verneinte. „Mich wundert bloß, daß Sie über die Ankunfts- und Abgangszeiten der Dampfer von Ihrer Linie ſo wenig unterrichtet ſind.“

Ja, wie ſollte Manga Dehn das wiſſen? „Iſt das der Beutel für die Kneifen,***) Frau Tönnies?“ fragte ſie eifrig. „Mein Gott, was iſt denn das für'n Rieſenrock, der hier hängt? Das is ja 'n wahres Gebäude.“

Die Kapitänsfrau ſeufzte, während ſie das unendlich

---

*) verdießlich. **) Trog. ***) Zeugklammern.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lange und ſchwere Kleidungsſtück aus blauem Tuch, mit Flanell gefüttert, ſorgfältig befühlte.

„Gottlob, endlich is er trocken! Der hat 'n Gewicht! Na, wiſſen Sie nich, was das is, Fräulein Dehn? Das is meinem Mann ſein Südweſter. Wenn das Wetter ſo recht furchtbar ſchlecht is, auf der Nordſee und in der Magelhanſtraße, dann wird der angezogen! Wenn mein Mann ſo'n ganzen Tag auf der Kommandobrücke ſteht und die Seen man immer ſo auf Deck ſpritzen! Der is immer ganz ſteif von Sott und Seewaſſer, wenn er ihn mitbringt. Wiſſen Sie, wie meine Waſchfrauen ihn nennen? Die ſagen da bloß ‚dat Undeert‘ zu, weil ſie ihn ſo ſchlecht regieren können, da waſchen ſie immer mit zwei Mann an, 'n halben Tag. Und nu hab' ich noch ſo'n Ärger —“

Frau Tönnies brach plötzlich ab, das junge Mädchen von der Seite muſternd, das ſpielend die Hand in den dicken weiten Ärmel geſteckt hatte.

„Hat Ihr Bruder keinen ſolchen Rock? Haben den nur die Kapitäne?“

„Na, wenn Sie ſelbſt von ihm anfangen, Fräulein Dehn, denn is das gut — ich dachte, das wär' Ihnen vielleicht unangenehm.“

„O, warum meinen Sie das, Frau Tönnies?“

„Ja, ich mein' man! Mein Bruder is ganz komiſch ſeit dem Tag auf dem Schiff! Wir haben immer ſoviel von 'nander gehalten, aber nu — nich mit Augen kriegt man ihn zu ſehen, und wenn er 'mal kommt, denn guckt er die ganze Zeit nach der Uhr oder nach der Thür, immer als wenn da 'was 'reinkommen ſoll, und ſprechen thut er nich ſo viel.“ Die Frau that einen tiefen Seufzer. „Wenn ſie man erſt in Gutem wieder weg wären, man hat bloß ſein Unangenehmes von den Mannsleuten.“ Sie wiſchte ſich die Augen.

„O, Frau Tönnies, Sie hatten ſich doch ſo gefreut!“ rief Manga mit ſanftem Vorwurf.

Die Frau ſetzte die Arme in die Hüften. „Mein liebes Fräulein, Sie haben gut ſprechen, Sie ſitzen da nich ſo zwiſchen wie ich. Ich ſoll das doch man all bereißen, und ich thu das ja auch von Herzen gern, all die Jahre, was ſag' ich, all die Jahren hab' ich das für meinen Bruder mit gethan.“

„Was iſt denn paſſiert, liebe Frau Tönnies?“ Das junge Mädchen legte ihr freundlich den Arm um die Schultern. Die Frau ſah weinerlich zu ihr auf: „Geſtern Abend — in vier Tagen wollen ſie weg — kommt mein lieber Hartig angewackelt: ‚ja, Stine, ſo und ſo, und eine Kiſte Wäſche, die hab' ich rein vergeſſen, aber nu mach' man zu, daß du ſie noch gewaſchen kriegſt.‘ Rehrſch ſtand dabei: ‚ick kunn mi rein dodargern,‘ ſagt ſie, ‚nu kummt de ook noch an mit ſin ol Undeert, un ick kann nich, ick mutt op'n Süllbarg ut Waſchen gahn.‘“

„Aber er muß den Rock doch haben,“ fiel das Mädchen voll Eifer ein. Frau Tönnies ſchnäuzte ſich bekümmert.

„Is all recht gut, aber das geht man nich. Erſt ſtolpert er 'rum wie ſo'n Drömklas, und nu kommt er damit zu Gange. Die zwei Waſchfrauen ſind die ganze Woche verſagt, und ich mit Kathrin haben noch reichlich zu plätten —“

„Aber was ſoll er denn in dem ſchlechten Wetter ohne den Südweſter anfangen?“ Mitleid und Unruhe ſpiegelten ſich in Mangas zärtlichen Augen. „Er hat es doch nu 'mal vergeſſen —“ ſie errötete und ſpielte mit einer Windenranke, die an der Dornhecke aufgeklommen war. „Frau Tönnies, bitte, laſſen Sie mich das Untier waſchen.“

„Achhott, Fräulein Dehn,“ rief die Kapitänsfrau und gab ihr einen kleinen Stoß, „ſchnacken Sie doch nich.“ Aber das Mädchen ſah ſie voll liebreicher Entſchloſſenheit an. „Es iſt mein Ernſt, und Sie ſollen ſehen, daß ich es ganz gut machen werde. Wenn ich will, kann ich den ganzen Tag hier bleiben, Papa kommt nicht zu Tiſch, und Bertha und Minna ſind heute bei Großmutter eingeladen. Geben Sie mir nur ein altes Kleid und eine große Schürze — iſt ſchon Feuer im Waſchhaus?“ Und mit eiliger Miene riß ſie den Hut herunter. Frau Tönnies ſträubte ſich ſehr. „Wenn Sie doch helfen wollen, denn plätten Sie mit, denn waſch' ich den Rock,“ ſagte ſie endlich.

Aber Manga Dehn ſchüttelte eigenſinnig das Köpfchen. Nein, das Plätten verſtand ſie weniger, dagegen würde ihr's gar keine Mühe ſein, den Südweſter rein zu bekommen. „Mit dem größten Vergnügen,“ wiederholte ſie fröhlich, „o ich habe Kräfte, das wiſſen Sie nur nicht.“

Die Kapitänsfrau ließ ſie endlich gewähren. „Ich denk' auch ſo,“ ſagte ſie, „wenn Sie nu 'n Seemann geheiratet hätten, — Gott, es hätt' ja doch angehen können — und da wär' gerade keine Hilfe zu kriegen geweſen, dann hätten Sie das am Ende auch 'mal ſelbſt gethan.“

Manga nickte aus Leibeskräften. Eh' eine Viertelſtunde verging, ſtand ſie, in ein Aſchenbrödel verwandelt, im luftigen Waſchhauſe und bürſtete und ſeifte an dem ungeberdigen Kleidungsſtück mit ſprühenden Augen und dunkelroten Backen. Sie hatte durch eine ſinnreiche Vorrichtung die dicken Falten ausgebreitet vor ſich, und wenn Frau Tönnies zuweilen nach ihr ſah, freute ſie ſich, wie die „kleine fixe Deern“ ſo gut allein fertig wurde. „Na, wenn das Hartig ſähe,“ ſagte ſie.

Die niedliche Wäſcherin hielt ein. „Bitte, das verſprechen Sie mir, Ihr Bruder ſoll es nicht wiſſen! — Iſt er ſchon öffentlich verlobt, Frau Tönnies?“

„Ach, glauben Sie doch den dummen Kram nich, Fräulein Dehn,“ war die ärgerliche Antwort. „Hartig hat 'mal wieder Jux gemacht! Er is 'n großen Slöpendriwer.“*)

Ein befreites heiteres Lachen ſcholl hinter der Waſchbalje vor.

„Was er nicht ſagen will, das kriegt man, glaub' ich, nicht aus ihm 'raus.“

„Hat er Ihnen ſchon den Sonnenſchirm wiedergebracht?“ ſagte die Frau.

„Den Sonnenſchirm? Nein!“ verſetzte hocherſtaunt das Mädchen. „Ich bin eigentlich deswegen hergekommen. Und den hat Herr Holert?“

Frau Tönnies fühlte nach ihren Lippen, ſie hatte das Gefühl, ſie ſich verbrannt zu haben. „Na ſo,“ ſagte ſie, ſchnell weggehend, und ließ die Kleine mit ihrer Arbeit und ihrem Grübeln zurück. Es war am Ende gar kein Grübeln zu nennen, ſo wenig wie ihr die ſchwere, anſtrengende, langwierige Wäſcherei eine Mühe deuchte. „Er hat meinen Sonnenſchirm, und ich waſche ſeinen Rock,“ weiter war es nichts, und dieſe zwei nüchternen Sätze bedeuteten ihr gleichwohl einen wahren Abgrund von Seligkeit, und ſie ward nicht müde, ſie ſich immer wieder vorzuſagen.

Kaum gönnte ſie ſich Zeit zum Eſſen, als Frau Tönnies ſie zu Mittag rief. Der Kapitän war zum Glück nicht da, ſo kurz vor der Abfahrt hatte er bis gegen Abend in Hamburg zu thun. Die Sonnenſtunden waren heiß. Gerade aufs Waſchhaus fielen die ſenkrechten Strahlen, und in den Blättern des Epheus, der das kleine weiße Bauwerk umrankte, rührte ſich kein Lüftchen. Die Thür ſtand weit offen, über den Waſchtrog hinweg ſah man bei jedem Aufblick den glanzumfloſſenen bläulichen Strom, der hinauszieht, hinaus ins Meer, mit ſeinen großen breiten Wellen. Bald wird er auch die Maria da Gloria wieder dort hinuntertragen, und Kapitän und Steuermann werden an der rechten Stelle ſein. Vor Blankeneſe wird die Dampfpfeife grüßen, die Mannſchaft wird Hurrah ſchreien, — aber die Nachgebliebenen am Strande, die werden weinen. Das Mädchen fühlte ihre Augen übergehen. Sie mußte ſie abwenden von der glitzernden Fläche, die ſo viel Frohſinn und Kraft gleichgültig weggleiten ließ in das rauhe, verräteriſche Meer.

Ein Schritt auf der Gartentreppe erſchreckte ſie, — das waren keine Kindertritte, die dort den ganzen Vormittag herauf- und hinabgelaufen waren. Mit der naſſen Hand zog ſie die Thür zu und ſpähte durch die Ritze. Ach ſo, der Briefträger war's, — ſie hörte ihn ans Fenſter der Wohnſtube klopfen und Frau Tönnies rufen. Bald darauf erſchien die Kapitänsfrau bei der Waſchbalje, eine Karte ſchwenkend.

---

*) Spaßmacher.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

„Fräulein Dehn, nu denken Sie 'mal, nu ſoll ich mit meinem Mann nach der Elbſchloßbrauerei. Er ſchreibt mir eben, wir wollen uns da treffen! Wenn Sie fertig wären, könnten Sie 'n büſchen mitgehn, denn nehm' ich Hinrich und Anna auch mit; ſonſt laß ich die Gören zu Haus.“

„Nein, ich bin nicht fertig, Frau Tönnies, ich hab' noch 'n paar Stunden hier an den Ärmeln zu thun.“

„Na, und ich ſoll nu ſo vom Plätten weglaufen!“ Die Frau lachte aufgeregt. „Wiſſen Sie, ich würd' es gar nich thun, aber denn denk' ich wieder ſo: wie ſelten kannſt 'mal mit deinem Mann ausgehn und nu ſollſt ihm das abſchlagen? Und denn kann ich das nich und kann das nich!“ Sie lachte wieder. „Ach Gott, und wenn ich das nu geradeaus ſagen ſoll, — ja, ich geh' gern 'mal mit meinem Mann los! Beſonders, wenn die Gören nicht mit ſind! Das is denn, als wenn wir wieder jung verheiratet wären. Tönnies ſagt das auch immer.“

Manga blickte ſie freundlich und verwundert an. So vergnügt hatte ſie die gute Frau noch gar nicht geſehen.

„Wie freut mich das für Sie!“ rief ſie warm.

„Aber Ihretwegen, Fräulein, is mir das furchtbar unangenehm, — es is ja die verkehrte Welt, — die Hausfrau geht Ausſchwieren*), und der Beſuch muß die Arbeit thun! Nee, es geht nich.“

Natürlich überzeugte das Mädchen ſie, daß es ausgezeichnet gehe. „Nach dem Abendbrot, — ich eſſe mit den Kindern, und Kathrin iſt ja ſo zuverläſſig, fahr' ich nach Hauſe und werde wohl wie ein Dachs ſchlafen nach der Arbeit,“ lachte ſie.

„Und ich plätt' gern 'mal die Nacht durch, da kommt es mir denn auch nich auf an!“ Leichtfüßig wie ein ganz junges Mädchen hüpfte Frau Tönnies davon, um ſich anzukleiden.

Manga Dehn hörte ſie zum Abſchied die Kinder ermahnen, Kathrin Verhaltungsregeln geben und ſah noch einmal ihre geputzte Geſtalt zu ſich hereingucken.

„Heute bin ich auch in Hell, nich einmal den ganzen Sommer hab' ich dies lila Kleid angehabt! Schade, daß Sie nich mitgehn. Laſſen Sie ſich man nich die Zeit lang werden, — mein Bruder is das gar nich wert, daß —“

„Ich thu' es gern! Viel Vergnügen!“ Dann blieb die kleine Wäſcherin wieder allein.

Herrlich wurde der Himmel, wie die Sonne ſich ſenkte. Gradeaus, nach Süden, ſtand er voll roter Wolken, klar und hochgelb war er im Weſten. Wie ein ungeheurer, in ſchönen Falten wogender, ſeidener Mantel war die Elbe; hier blau mit kupferroten Punkten, dort ſeegrün mit Goldſtaub beſtreut. An der Brüſtung des Gartens verſuchten die Wellen eine kleine Brandung zu ſchlagen und plätſcherten und ſpritzten hoch hinauf. Die Stimmen der Kinder verklangen in der Ferne, in den hohen Birnbäumen hinter dem Waſchhaus zwitſcherten die Spatzen, eine Walzermelodie vom Süllberg tänzelte durch die Stille wie ein ausgelaſſener Schmetterling; die ſchrillen Töne einer Handharmonika fuhren manchmal dazwiſchen aus einem der verankerten Fiſcherewer, an denen die bleichen Lichtlein wie zitternde Sterne entglommen. Manga Dehn horchte, wuſch und träumte dabei. — —

„Na, Fräulein, was machen Sie denn da?“ fragte es plötzlich zum kleinen oberen Fenſter herein. Hartig Holert war über den Berg gekommen und ſtand auf den letzten Stufen der Treppe, die am Waſchhaus vorüber führte. Ein zufälliger Blick hatte ihm den von Abendlicht übergoſſenen Kopf da drinnen gezeigt.

Das Mädchen ſtand ſprachlos, — das blaue Tuchgebäude war ihren Händen entglitten, Thränen der Scham und des jähen Erſchreckens traten ihr in die Augen. Ihr Herz war ſchwer, als ſei ſie über einem Verbrechen betroffen worden.

„Das is doch keine Arbeit für Sie!“ ſagte der Steuermann, nun am Thüreingang. „Was haben Sie da vor?“ Er ſprach leiſe, ungläubig, mit belegter Stimme.

Manga erhob zaghaft den Blick. „Ich wollte Ihrer Schweſter helfen,“ ſtotterte ſie.

„Und Stine leidet das?“ Er verſuchte die Stirn zu runzeln, aber ein unwillkürliches Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Es war die Freude, die hervorbrach.

„Stine iſt aus.“

„Auch noch! Süh, das is ja nett! Und Sie können hier waſchen!“

„Sie müſſen das Un-, — den Südweſter ja doch haben —“

„Was?“ rief der Steuermann und trat einen Schritt näher, nun auch rot und beſtürzt, „Sie ſind bei meinem Rock zu Gange?“

Eine lange Pauſe folgte. Das Mädchen blickte zu Boden, und der Steuermann ſah ſtramm und unentwegt in die Waſchbalje, als ob nun er der Ertappte ſei. „Sehn Sie 'mal! Das hatt' ich ja gar nich gedacht, daß Sie auch waſchen können,“ murmelte er vor ſich hin.

„Die Ärmel ſind noch nicht ganz rein,“ war die ebenſo gemurmelte Antwort.

„Achhott, das kann ich ja gar nich verlangen!“ Die ungeſchickten Worte waren von einem ſo warmen Aufblick begleitet, daß ſie dem Mädchen ſehr ſchön vorkamen. Sie lächelte. Hartig legte die Hände auf den Rand der Waſchbalje, hinter der ſie ſtand.

„Darum ſind Sie nich zu Hauſe geweſen heute!“

„Ach, Sie waren bei uns?“

„Ich mußte Ihnen doch endlich 'mal — allmählich 'mal — Ihren Sonnenſchirm wiederbringen — ſechsmal bin ich all auf Ihrer Treppe geweſen,“ — er errötete wie ein Knabe — „ich mocht' immer nich 'reinkommen.“

„Ach, Herr Holert!“ rief Manga froh überraſcht.

Er guckte angelegentlich in die Seifenlauge.

„Ich weiß nämlich nich, ob Sie Ihren Sonnenſchirm nu ſo leiden mögen,“ platzte er endlich heraus, „am Ende mögen Sie das nich!“ Und als das Mädchen ihn fragend anſah, erhob er beſchwichtigend die Hand: „Denn müſſen Sie das nich für ungut nehmen, denn kann das leicht geändert werden, — das is all zum Abſchrauben.“

„Wie?“ liſpelte das Mädchen. Er fuhr aus der Thür, kam mit einem ſchmalen, langen Paket zurück, drückte es Manga in die Hände und ſtürmte mit einem Seufzer davon.

Lächelnd und zitternd riß die Kleine die Hülle herunter, — richtig, da war ihr Schirm, ihr Schirm mit dem weißen Griff und dem Monogramm. Aber was für Buchſtaben waren denn das? Ein goldenes verſchlungenes M und H? Überraſcht wiederholte ſie laut: „M. H.? M. H.?“

Zum Fenſter herein kam eine Hand, ein Päckchen darin — die andere Krücke.

„Hier iſt das andere — wie Sie das nu wollen,“ ſagte eine erſtickte Stimme. Sie nahm es — aber ſie öffnete kaum, an ihrem erglühten Geſichtchen erkannte er, daß ſie begriffen hatte. Nun hob ſie mit einem Schelmenblick die weiße Krücke mit dem blanken nagelneuen M. H. zu dem Fenſter empor und machte eine kleine winkende Bewegung. Augenblicklich war er drinnen, ihre Augen ſuchten ſich, ihre Arme ſtreckten ſich einander entgegen, mit einem Laut zwiſchen Weh und Entzücken fielen ſie ſich hinter der Waſchbalje um den Hals. Sie hatten ſich zu lange nacheinander geſehnt, um nun nicht die Gewißheit ſtürmiſch feſtzuhalten. Das Mädchen richtete ſich zuerſt auf. „Nun muß ich aber den Rock fertig waſchen.“ Hartig hielt ſie feſt.

„Das Beſte weißt du noch nich.“

„Doch, das Beſte weiß ich!“ Und ſie ſchmiegte ſich wieder an ihn.

„Ich fahr' nich mit der ‚Maria.‘ Der Rock hat noch drei Tage länger Zeit.“

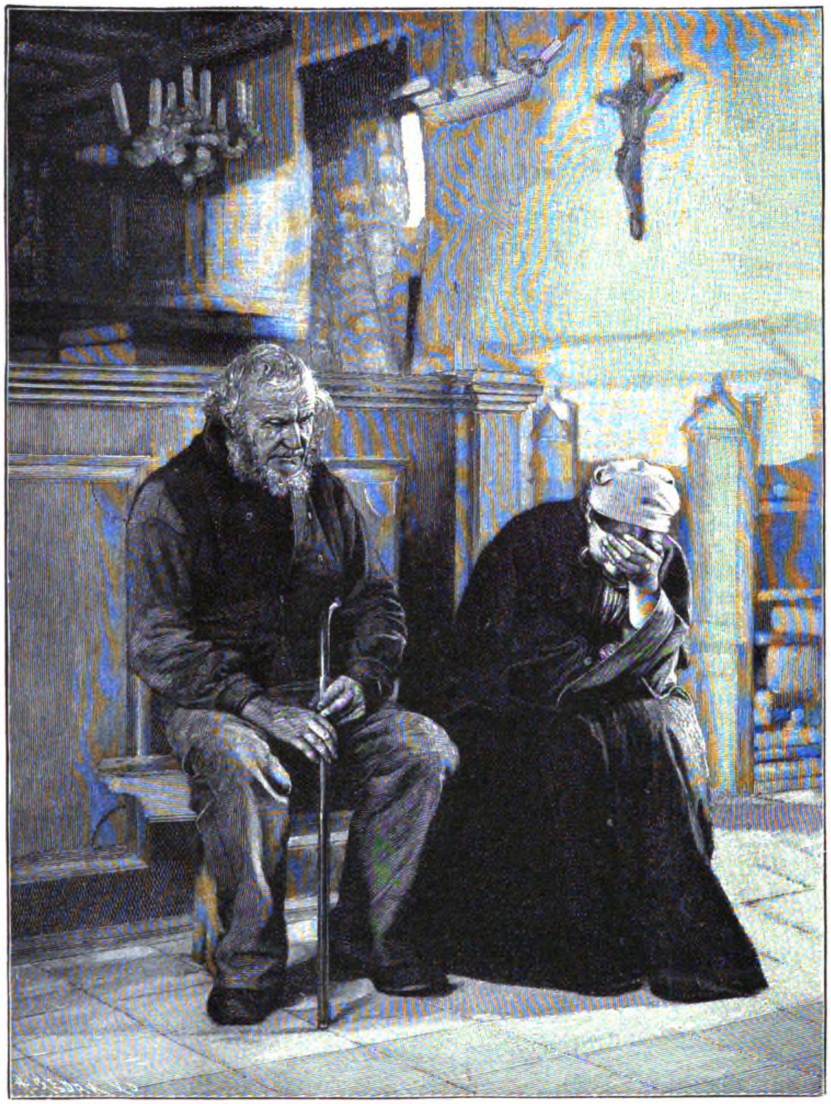
„Ach, das Weggehn!“ ſeufzte das Mädchen verwirrt.

„Ich komm' wieder, Manga! Du, Kaptän Sundblad is krank, alt is er ja auch, ich fahr' probeweiſe als Kapitän der ‚Holſatia‘, und man kann ja nicht wiſſen — das kann ja ſein — vielleicht hab' ich Glück, daß ſie mich ganz be-

---

*) ſchwärmen, herumlaufen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



In tiefer Trauer. Momentaufnahme von Dr. A. Vianna da Lima.
(Verlag der Artiſtiſchen Union in Berlin.)

halten!“ Enttäuſcht blickte er ſie an: „Und nun freut ſie ſich nich mal, daß ihr Mann Kaptän is! Meinſt, ich wär' ſonſt mit dem Monogramm angekommen?“ Er rüttelte ſie ein bißchen am Arm. „Wenn ich mit dir könnte!“ ſagte ſie mit fließenden Thränen. Dann, als auch ihm die Augen naß wurden, ermannte ſie ſich.

„Ich muß wohl ins Haus jetzt —“ ſie blickte an ſich nieder — „ich will mich ſchnell umziehen.“

„Kommſt du gleich wieder? Ich zeig' dir noch 'was.“

Und als ſie in ihren eigenen zierlichen Sommerkleidern zum Vorſchein kam, wies er die Stufen hinter dem Waſchhauſe hinauf: „Da oben.“ Nebeneinander erklommen ſie die ſchiefen holprigen Steinſtufen, bis ſie zu einem großen grünen verwilderten Garten gelangten, ohne andere Blumen, als ein paar wilde Mohnkelche, die ſich im Abendwind wiegten. Aber an der Hecke ſtanden große Obſtbäume und in der Mitte, unter Obſtbäumen ein niederes weißgraues Häuschen mit einer grünen Thür und grünen Fenſterladen. Lebhafter aber, als der tote Anſtrich ſchimmerte das mooſige Schindeldach, gelbgrün und bräunlich, und gerade auf dem Firſt blühten zwei Kornblumen, und Hartig faßte nach der kleinen rotgewaſchenen Hand: „Guck, Manga, das is dein Haus. Klein und einfach, aber ſolide. Alles im Tagelohn gebaut, hat mein Vater geſagt.“

Ein unvergleichlicher Rundblick that ſich auf. Rechts am Strande die grünen und roten Dächer des Dorfes, in Terraſſen aufſteigend. Nach links, halbverſteckt von den Baumkronen des Bauerſchen Parks, das Dörfchen Mühlenberg. Vorn aber der große, ſtill flutende, verkehrsreiche Strom, dunkelblau jetzt, nach Sonnenuntergang, mit den ziehenden Schiffen und den ſternengleich leuchtenden verſtreuten Lichtern an den vor Anker liegenden Fiſcherewern. In ſtiller Feierlichkeit, mit verſchlungenen Armen ſtand das junge Paar und ſtaunte hinunter und drückte ſich feſter die Hände.

„Anderswo is all nich Blankeneſe,“ ſagte Hartig kopfnickend, nachdenklich — „das is es, darum kommen wir auch immer wieder.“ — — — —

Der Vater des Mädchens gab unverhofft ſchnell ſeine Einwilligung, Stine war ſo glücklich, als habe ſie ſtatt des Bruders einen Sohn verlobt, die Kinder bejubelten die neue Tante — nur Kapitän Tönnies zeigte ſich äußerſt verdutzt und infolgedeſſen bedenklich. „Der Menſch hat ja ſchon eine Braut,“ rief er endlich erboſt, „viſitieren Sie doch ſein Taſchenbuch, das iſt ja woll das Wenigſte, was Sie verlangen können.“

Aber Hartig ließ ſich nicht wieder aus der Faſſung bringen. Er ſteckte beide Hände in die Taſchen, machte eine Schelmenmiene und ſagte: „Wokein? Ick? As ick? Ach, Tönnies, dat bün ick je gor nich weſt.“

Auch Manga Dehn hatte lächelnd und zuverſichtlich abgewehrt. Ein bißchen ernſter wurde ihr Geſicht, als ſie mit ihrem Verlobten allein war.

„Was hat er eigentlich damals und heute wieder mit dem Bilde gemeint?“ fragte ſie befangen.

„O gor nix! Mußt nich ſo neugierig ſein, Manga. Soll ich denn gar nichts für mich behalten?“ Seine blauen Augen flimmerten. Da zog ſich das Mädchen in eine Ecke zurück und brach in Thränen aus. Eine Weile ging er mit großen Schritten hin und her und ließ ſie weinen. Plötzlich riß er ſeine Brieftaſche heraus, gab ſie Manga und wollte die Stube verlaſſen. Aber Manga litt es nicht. Ohne das Taſchenbuch weiter anzuſehen, drängte ſie es ihm wieder auf: „Bitte, ſei mir nicht böſe, ich will es ja gar nicht.“ Mit freudiger Genugthuung nahm er ſein Eigentum zurück.

„Zu unſerer ſilbernen Hochzeit ſollſt es haben! Das' früh genug. Was Unrechtes is es nich.“

Und dabei hat ſich Manga Dehn beruhigt und weiß noch heute nicht, wer es iſt, deſſen Bild ihr hartnäckiger Mann auf dem Herzen trägt. Es könnte ſie nur glücklich machen, wenn ſie's ſähe, dies freundliche Mädchenbild mit den hängenden Zöpfen, das Hartig Holert in heimlichem Übermut ſeiner Schweſter einſt aus dem Album genommen — aber der Kapitän zeigt's nicht — er iſt eben noch nie jemandem, auch ſeiner lieben Frau nicht, zu Füßen gefallen.

Prinz Heinrich von Preußen und Rheinsberg.

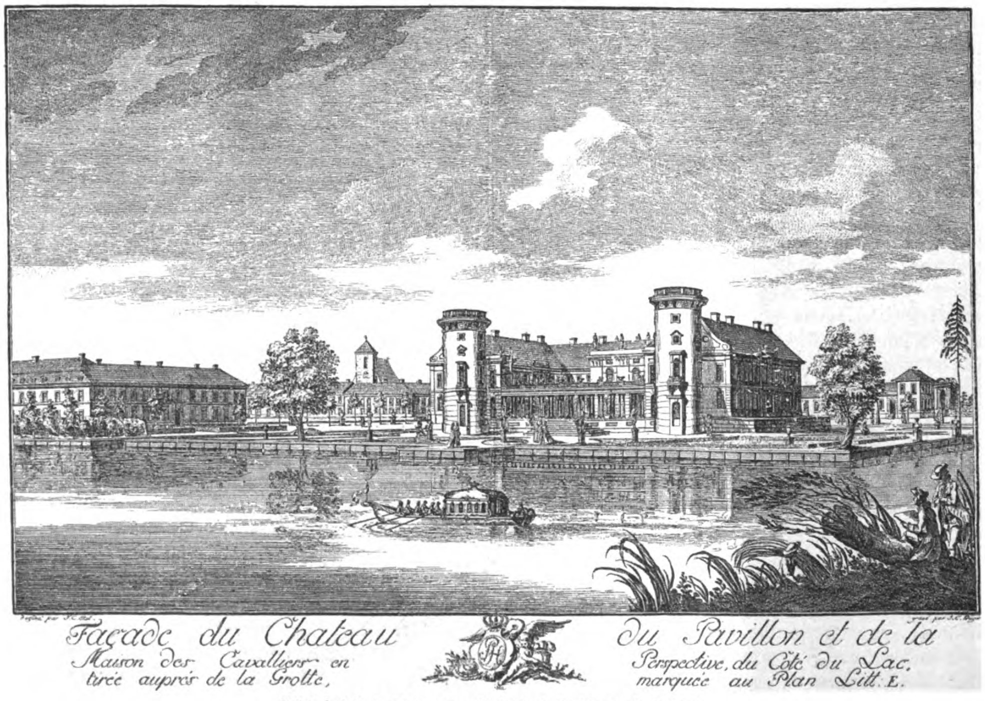
Die goldenen Tage von Rheinsberg, der kleinen märkiſchen Stadt, zerfallen in zwei verſchiedene, aber eng aufeinanderfolgende Perioden. Die erſte, die bekanntere, umfaßt die Zeit, in der Kronprinz Friedrich ſeinen Hof der Muſen und der Grazien — la république de Platon — in Rheinsberg aufgeſchlagen hatte. Das Daheim hat dieſe Epoche ſchon im XVII. Jahrgang geſchildert.

Prinz Heinrich, der zweite Bruder des Königs, erhielt Rheinsberg im Jahre 1744 vom König zum Geſchenk, wohnte aber in den nächſten Jahren, während er als Oberſt ſeines in Spandau garniſonierenden Regiments von den dienſtlichen Pflichten ganz in Anſpruch genommen war, nur ſelten auf ſeinem Landſitz. Erſt nach ſeiner Vermählung — er heiratete 1752 eine Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel — zog er nach Rheinsberg, und es begann damit für Stadt und Schloß eine neue Glanzzeit. Der geiſtvolle Prinz, deſſen Verhältnis zu dem Königlichen Bruder damals noch völlig ungetrübt war, entfaltete eine fürſtliche Gaſtfreundſchaft und ließ es ſich angelegen ſein, die ſchönen Anlagen, mit denen Friedrich Rheinsberg geſchmückt hatte, nach allen Richtungen hin auszubauen. Dabei kam ſein vielfach zum Bizarren neigender Charakter, deſſen ſeltſame Eigentümlichkeiten ſich in ſpäteren Jahren oft zu wirklichen Marotten ſteigerten, häufig zum Durchbruch. Der ſchöne Park von Rheinsberg füllte ſich mit allerlei wunderlichen Bauten.

Friedrich hatte ſcherzweiſe ſein geliebtes Rheinsberg gern Remusberg genannt und, im loſen Anſchluß an eine alte Mythe, eine artige Sage erſonnen, nach der Remus, von ſeinem Bruder Romulus nach Germanien verbannt, in Rheinsberg den Reſt ſeiner Tage verlebt habe. Prinz Heinrich ließ ſeiner Phantaſie noch weiteren Spielraum. Er erfand das Grabmal des Remus —! War's in Wirklichkeit auch nur ein ſehr praktiſchen Zwecken dienender Erdaufwurf, der Eiskeller nämlich, ſo erhielt er doch den Anſchein einer in Trümmer gefallenen Säulenhalle, der weder die zerborſtenen Kapitäle, noch der ernſte Mittelbau mit der Graburne, noch endlich die dunklen Cypreſſen ringsumher fehlten, um das Ganze zu einem angeblich ſtilgerechten tuskiſchen Bauwerk zu machen. Weiterhin im Park aber erhoben ſich zehn ländliche Holzhäuſer, außen mit Rinde und Muſcheln gedeckt, innen ſchlicht eingerichtet, in denen der Prinz mit ſeinem Hofſtaat zeitweilig wohnte. Dann folgte, ganz im Geiſt der Zeit, ein chineſiſches Häuschen, dann eine Muſchelgrotte, alles kapriziös, wie es auch die Feſte waren, die der Prinz zu feiern liebte, und unter denen 1753 der Empfang eines, natürlich imitierten, ſiameſiſchen Geſandten obenan ſtand.

Der ſiebenjährige Krieg unterbrach den Aufenthalt in Rheinsberg. Als ein unbekannter jüngerer Prinz zog Heinrich ins Feld, als gefeierter Führer kehrte er zurück — zeichnete ihn der königliche Bruder doch ſelbſt durch den Lobſpruch aus, „er ſei der einzige General, der im ganzen Feldzug keinen Fehler gemacht habe!“

Der Prinz hatte ohne Zweifel hervorragende militäriſche Anlagen und dieſe auch im Lauf des Krieges, wenn auch keineswegs immer im friedericianiſchen Sinne, bethätigt. Wenn er dem König den Vorwurf machte, Friedrich wolle ſtets bataillieren, ſo kenn-


Façade du Chateau du Pavillon et de la
Maison des Cavalliers en Perspective, du Côté du Lac,
tirée auprés de la Grotte, marquée au Plan Litt. E.

Schloß Rheinsberg zur Zeit des Prinzen Heinrich.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zeichnete er damit ſelbſt am treffendſten die Stärke und die Schwäche ſeiner eigenen Begabung, die mehr im geſchickten Manöverieren, als in entſcheidenden Schlägen gipfelte. Wenn Friedrichs Lobſpruch auch ohne Zweifel ernſt gemeint war, ſo können wir uns heute doch nicht verhehlen, daß er eine wohl nicht beabſichtigte Ironie in ſich ſchloß — Fehler waren bei der Art der Kriegführung, wie Prinz Heinrich ſie liebte, wohl leichter zu meiden, als bei der entſcheidungſuchenden friedericianiſchen, aber gewaltige Erfolge, wie dieſe ſie verzeichnen konnte, ließen ſich mit ihr auch nicht gewinnen.

Aus dem grundſätzlichen Gegenſatz in der ſtrategiſchen Auffaſſung der beiden Brüder, aus dem Widerſtand, den der König dem Streben Heinrichs nach dem polniſchen Thron entgegenſetzte, aus mancherlei privaten Meinungsverſchiedenheiten entwickelte ſich allmählich zwiſchen den Brüdern ein äußerſt geſpanntes Verhältnis. Während ſich aber Friedrich auch darin als der große König zeigte, daß er ſeine Mißſtimmung zu bemeiſtern wußte, ſolange es möglich war, ſammelte Prinz Heinrich an ſeinem kleinen Rheinsberger Hofe mehr und mehr alle Elemente der Oppoſition um ſich, und das gerade iſt es, was dieſem Hofe einen um ſo eigenartigeren Charakter gibt, als der Prinz ſeiner tiefgehenden Abneigung gegen ſeinen Bruder in höchſt ſeltſamer Weiſe Ausdruck zu leihen ſuchte.

Das charakteriſtiſchſte, noch heute eine beredte Sprache ſprechende Zeichen hierfür iſt das merkwürdige Denkmal, welches Heinrich kurz nach dem Tode des großen Königs ſeinem älteren Bruder Wilhelm und allen Helden des ſiebenjährigen Krieges ſetzen ließ — ein Obelisk, auf dem der Name des gewaltigſten dieſer Helden, des Königs ſelbſt, fehlte! Das war ein öffentlicher Proteſt, der, von einem Feldherrn wie dem Prinzen Heinrich ausgehend, nicht ungehört verhallen konnte und in der That auch die kleinlichen Nörgler ermutigte, die den Maßſtab ihres Geiſtes an die Thaten Friedrichs anlegen wollten, gelehrter Herren, die es zum großen Teil noch erlebten, daß ein wirklicher Feldherr, Napoleon, das Abſtruſe ihrer Lehren auf blutigen Schlachtfeldern zum Unheil Preußens bewies.

Es war ein ſeltſamer Hof, der Hof des Prinzen Heinrich, und je länger ſeine Abgeſchiedenheit währte, deſto ſeltſamer wurde er. Deutſche und franzöſiſche Abenteurer drängten ſich an ihn heran, und neben manchem geiſtvollen Manne ſpielten die Schauſpieler der franzöſiſchen Komödie, die ſich der Prinz hielt, eine bedeutende Rolle. Je älter der Prinz wurde, deſto mehr ſteigerte ſich ſeine Vorliebe für alles franzöſiſche Weſen, dachte er doch einmal, als er Paris beſuchte, alles Ernſtes daran, ganz nach der franzöſiſchen Hauptſtadt überzuſiedeln, eine Abſicht, die nur der Ausbruch der Revolution zunichte machte. Der deutſchen Litteratur, deren Blütezeit er noch erlebte, ſtand er kühl gegenüber, von deutſchen Komponiſten ſcheint ſich nur Gluck, deſſen Iphigenie ſchon 1783 in Rheinsberg aufgeführt wurde, ſeiner Gunſt erfreut zu haben; Mozart nannte er „abominable.“

Graf Henkel von Donnersmark gibt in ſeinen Erinnerungen ein Bild des Prinzen und des Lebens in Rheinsberg aus den neunziger Jahren. „Der Prinz affektierte, nicht recht deutſch zu können, und ſo wurde faſt ſtets franzöſiſch geſprochen,“ ſchreibt er. „Sein Anzug war franzöſiſch von den achtziger Jahren her, im Sommer in Seide und Atlas, im Winter in geſticktem oder mit Borden beſetztem Tuch, ſtets in ſeidenen Hoſen und Strümpfen und in Schuhen mit großen Schnallen. Ein Paar ungeheure Uhrketten hingen vorn herunter, dazu eine geblümte ſeidene Weſte, ein Stock mit goldenem Knopf und einem langen Bande, eine gepuderte Perücke mit Locken und einem kleinen Zopf. Des Morgens machte er ſeine Korreſpondenz ab, ließ er ſich vorleſen und malte dabei chineſiſche Tapeten. Dann ging er ſpazieren, auch in der Stadt umher, doch ſtets ganz allein, und ſah es gern, wenn man ihn nicht bemerkte. Der Herr hatte dabei eine beſondere Paſſion, Leichen anzuſehen: wenn jemand in der Stadt geſtorben war, ſo richtete er dahin allemal ſeine Schritte. Da er aber blaſſe Leichen nicht leiden mochte, ſo mußen ſie erſt geſchminkt werden. Später ging er in die Proben des Schauſpiels. Er ſetzte das Repertoir, das geſpielt werden ſollte, für das ganze Jahr ſelbſt auf, und verfehlte dabei nicht, zu notieren: Mir zur Überraſchung wegen meines Geburtstages. Um dreiviertel zwei verſammelte man ſich zum Diner. Der Prinz ſetzte ſich gewöhnlich in eine Ecke und ſagte, wer neben ihm und wer ihm gerade gegenüber ſitzen ſollte. Die ganze Dienerſchaft mußte hinausgehen; wer etwas haben wollte, klopfte mit dem Meſſer ans Glas. Übrigens waren Servanten an allen vier Ecken des Tiſches placiert. Es wurde alles in zwei Gängen auf den Tiſch geſetzt, dann folgte das Deſſert. Gleich nach dem Aufſtehen wurde Kaffee herumgereicht, dann machte der Prinz eine Verbeugung und zog ſich zurück.“

„Auf Befehl des Prinzen habe ich in Rheinsberg ſonderbarerweiſe meine Schweſter geheiratet,“ erzählt Graf Henkel an einer anderen Stelle ſeiner Erinnerungen. „Dieſelbe hatte ſich in Königsberg mit einem Hauptmann von Pogwiſch verlobt, der in Preußen geblieben war, aber an einem beſtimmten Tage in Rheinsberg zur Hochzeit eintreffen wollte. Der Prinz, der jede Gelegenheit zu Feſten benutzte, wollte dieſe Hochzeit ſolenn feiern und hatte drei Tage zu den ſich folgenden Feſten beſtimmt. Auf einmal kam ein Brief von Pogwiſch, in dem derſelbe anzeigte, daß er erſt einige Tage ſpäter kommen könne. Prinz Heinrich, ärgerlich, daß ſeine Feſtlichkeiten, zu denen alle Vorbereitungen ſchon getroffen, verſchoben werden ſollten, ſchickte mir einen Leibhuſaren, befahl mir, die Paradeuniform mitzubringen und mich an einem gewiſſen Tage bei ihm zu melden. Ich traf ein, und er verlangte von mir, daß ich am folgenden Abend par procuration mir meine Schweſter ſolle antrauen laſſen. Als ich mir die Freiheit nahm, zu erwidern, daß dies nur bei großen Herren vorkäme, ſagte der Prinz: ‚Das geht ihn nichts an, das iſt meine Sache!‘

„Gegen fünf Uhr verſammelte ſich dann alles in einem der Säle. Die Trauung ging vor ſich. Der Prinz beglückwünſchte uns. Nun ging es in ein großes Konzert, dann zum Souper, ſchließlich wurde das Strumpfband ausgeteilt. Im Herausgehen ſagte mir der Prinz: ‚Morgen iſt bei Ihm Dejeuner!‘ Mein Schreck war groß, denn ich hatte kaum zwei Thaler in der Taſche. Ich ſtürzte ihm alſo nach mit der Verſicherung, ich ſei darauf gar nicht eingerichtet. ‚Verſteht ſich von ſelbſt, daß ich alles bezahle!‘ erwiderte er, und ſo war ich wieder beruhigt. Den zweiten Tag alſo Dejeuner bei mir, Grand-Diner beim Prinzen, große Oper und Souper. Ich mußte ſtets die Honneurs als Bräutigam machen. Den dritten Tag war Ball. Die Bälle waren immer ſehr ſonderbar; denn da das Perſonal in Rheinsberg ſehr klein war, ſo wurden alle Kammerjungfern, die Familien der Schauſpieler, Muſici und Bürger der Stadt befohlen. Während des Balles wurde ich hinausgerufen. Mein Schwager war angekommen und wütend. Der Prinz aber wollte keine Notiz von ihm nehmen. Er mußte im Wirtshauſe übernachten und wurde am Morgen mit meiner Schweſter getraut, wobei aber keiner in Gala erſcheinen durfte, und der Prinz ſelbſt ſeine Perücke in Papilloten hatte ſetzen laſſen, um ſeine Geringſchätzung auszudrücken.“

Die Abende wurden am Hofe des Prinzen faſt regelmäßig durch Muſik- oder Theatervorſtellung ausgefüllt. Vorher verſammelte man ſich um ſechs Uhr zum Thee; um dieſe Stunde kam häufig der älteſte Sohn ſeines Bruders Ferdinand, der ritterlich ſchöne Prinz Louis Ferdinand, von Berlin herübergeritten. In den Augen des greiſen Herrn blitzte es jedesmal freudig auf, wenn die ſchlanke Jünglingsgeſtalt ſeines Lieblings auf der Terraſſe oder im Salon erſchien, wenn er ſich von ihm, der ſeit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. faſt das einzige Bindeglied zwiſchen dem in Rheinsberg mehr und mehr Vereinſamten und der Berliner Geſellſchaft bildete, von der Hauptſtadt und dem Hofe erzählen ließ, oder wenn er ihn, ſeinen Erben, in den Anlagen des immer neue Veränderungen erfahrenden Parkes herumführen konnte.

Es war wohl kaum ein Jahr vergangen, ohne daß der Prinz ſeinen Lieblingsſitz in irgend einer Weiſe zu verſchönern, nach ſeinem Sinne zu ſchmücken verſucht hatte. Da war ein Theater im Freien, deſſen Kuliſſen grüne Hecken bildeten; ein chineſicher Garten voller Pagoden, Affen und bunter Vögel; am See ſtand ein Leuchtturm neben dem Boothafen. Zerfallene künſtliche Ruinen, römiſche Tempel, griechiſche Portiken, ägyptiſche Sphinxe, ein Grab des Virgil, das im Innern Schaukeln und Karuſſels enthielt, ein Labyrinth, Sonnendächer und Springbrunnen hatten ſich in dem weitausgedehnten Park allmählich aneinandergefügt und Rheinsberg zu einer Art gärtneriſchen Muſeums umgeſchaffen.

Im Jahre 1801 ſollte ſich den Merkwürdigkeiten Rheinsbergs eine neue anreihen, die Pyramide, die ſich Prinz Heinrich ſelbſt als Grabmal erbauen ließ. Nur kurze Zeit überlebte er die Vollendung des Bauwerks: am 3. August 1802 hauchte er ſeine Seele aus.

Ein Beſuch bei Theodor Storm.

Von Carl Hunnius.

(Abdruck verboten.)

Wir können auch die Trompete blaſen
Und ſchmettern weithin durch das Land;
Doch ſchreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Droſſeln ſchlagen,
Still ſinnend an des Baches Rand.

Es war in der Quarta des N.er Gymnaſiums, als mir der Name Storm zuerſt ans Ohr klang, und die Nacherzählung ſeiner Humoreske „Wenn die Äpfel reif ſind“ aus dem Munde eines Mitſchülers in der deutſchen Vortragsſtunde mein Intereſſe auf eine feinſinnige Dichternatur lenkte, der ich nachher im Leben reiche Anregung verdankte. Natürlich kam, nachdem ich in einer Leihbibliothek die Geſamtausgabe der Werke des Lyrikers und Novelliſten entdeckt hatte, nun auch ſofort „Immenſee“ an die Reihe, der einen ſo ſtarken Eindruck auf die jugendliche Phantaſie ausübte, daß die Feder des Gymnaſiaſten ſofort im Stile des Immenſee „Novelletten“ zu ſchreiben begann. Auf der Univerſität knüpften ſich die erſten Bande eines brieflichen Verkehrs mit dem damals auf der

Höhe ſeiner Produktionskraft ſtehenden Dichter. Dieſe Beziehungen ſind nie wieder ganz abgeriſſen, und erſt der Tod machte dem Briefwechſel ein Ende, der, wie es in der Sache lag, zuletzt ſich auf einen jährlichen Gedankenaustauſch zum Geburtstage in Hademarſchen beſchränkte. Ungefähr 30 Kompoſitionen ſeiner Lieder, die nach und nach unter meinen Händen entſtanden waren, wanderten noch einmal als tönender Geburtstagsgruß in den letzten Jahren ſeines Lebens in die Hände des Verfaſſers der Novelle „Eine Halligfahrt“ und manches gemütvollen Liedes, aus dem die tiefe muſikaliſche Natur des Sängers dem verſtändnisvollen Ohre entgegenklingt. Aus ſeinen Verſen mußte auch ihm in dieſem muſikaliſchen Gewande ein Laut verſtändnisvoller Verehrung begegnen, den eine ſo liebenswürdige und für die Liebe empfängliche, fein empfindende Natur nicht zurückweiſen konnte. Wußte er's ja bereits aus langjähriger Erfahrung, daß das Herz der Jugend dem Greiſe in beſonderer Zuneigung entgegenſchlug, — aber auch er hatte ſich, trotz vielen Leids, das ihm gerade in den letzten Jahren nicht erſpart blieb, doch die innere Jugend, die Friſche und Spannkraft des Herzens bewahrt, die es ihm möglich machte, die Empfänglichkeit liebenden Verſtändniſſes einem jeden entgegenzubringen, der ſich vertrauensvoll ihm anſchloß. Dieſe Fähigkeit, zu lieben und andere junge Herzen auch im Alter noch zu verſtehen, bleibt immer der beſte Beweis dafür, daß man ſelbſt jung geblieben iſt.

Es war im Junimonate, als ich zuerſt den Boden Deutſchlands betrat, — die Zeit der Roſen, die gerade in jenem Sommer ſo üppig blühten. Einer Einladung, die bereits vor Jahren erfolgt war, konnte ich erſt jetzt nachkommen. Wie freudig klopfte mein Herz, das bisher im engen Bezirk der baltiſchen Heimat wenig geſchaut und erlebt hatte, als ich auf meine Anfrage ſehr bald aus Hademarſchen das Antworttelegramm erhielt, daß gerade augenblicklich das gaſtfreie Häuschen des Dichters Platz für Gäſte habe.

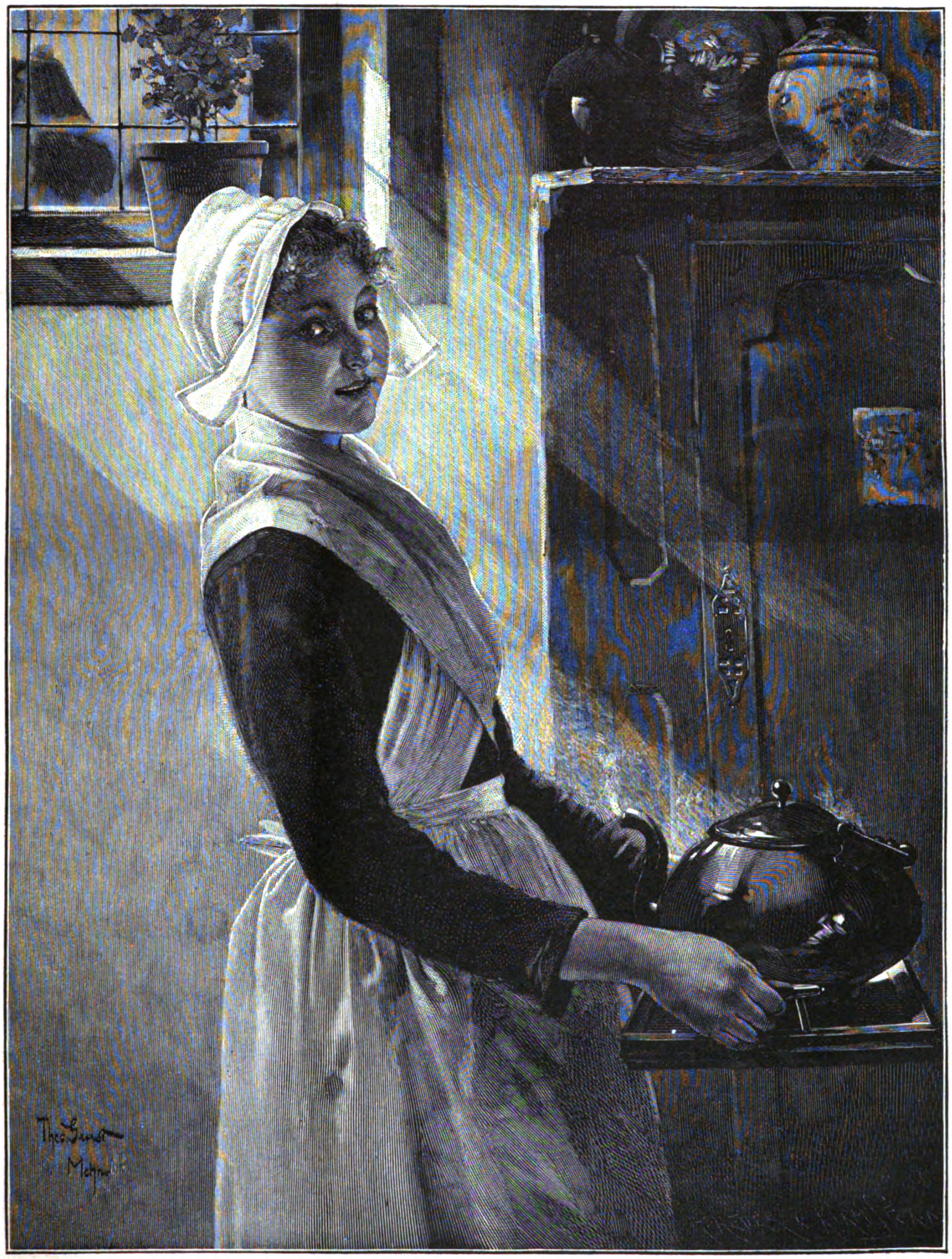
In wenigen Stunden trägt mich die Eiſenbahn durch die liebliche Holſteiner Landſchaft bis zum erſehnten Ziele. Ich frage mich bis zur Wohnung des Herrn Rats durch. Ein hübſches, mit Schiefer gedecktes, ſauberes und ſolides Haus grüßt dem in den Garten Eintretenden aus dem dichten Geranke des Weins freundlich entgegen. Der feine Duft der Weinblüte erfüllt die ganze zur Straße gekehrte Vorderſeite, auf der gerade die Nachmittagsſonne ihre Strahlen ſo traulich wärmend ruhen läßt. Links blitzen die harten, blanken Blätter eines Spalierbirnbaums im Sonnenſchein — rechts zieht ſich ein Roſenparterre mit reizenden Strauch- und Baumanlagen bis hinter das Haus. Vor der halbgeöffneten Pforte ſteht ein alter Gärtner und kappt bedächtig die Crategushecke. Wie ich von ihm erfahre, bin ich vor der richtigen Thüre. Aber alles ſcheint wie ausgeſtorben. Ich biege um die rechte Seite des Hauſes — eine hübſche Veranda wird ſichtbar, durch die blanken Scheiben einer Glasthür blickt man ins Innere der Wohnung. Alles iſt verſchloſſen — und die Bewohner ſind ausgeflogen. Vom Gärtner höre ich, daß die Familie zum Bahnhofe gegangen ſei. Ich wähle ſofort den nächſten Weg dorthin durch die Buchenhecken am Feldrain. Auf dem Bahnhofe erfahre ich, daß der Herr Amtsgerichtsrat allerdings dageweſen und nach einem Ankömmling geforſcht habe, dann aber wieder gegangen ſei. Es iſt, als ſetzten ſich feindliche Mächte uns entgegen, die eine Begegnung hartnäckig hintertreiben wollten. Ich wähle dieſes Mal einen anderen Rückweg, den durch die ganze Ausdehnung der Ortſchaft, um mich zugleich möglichſt raſch über den anmutigen Dichterſitz zu orientieren. Eine Reihe kleiner, aus roten Backſteinen erbauter Häuſer mit hübſchen Fenſtereinfaſſungen, wein- oder roſenumrankt, geben dem ganzen Ort ein architektoniſch einförmiges, aber ſauberes Ausſehen. Alles deutet auf Wohlſtand und eine geſicherte Lebensſtellung. Für einen Freund der Stormſchen Muſe iſt ein jeder Blick auf Land und Leute zugleich ein erklärender Kommentar zu ſeinen Bildern und Geſtalten. Unterwegs begegnen mir zwei kleine Mädchen, die mir vertraulich die Hand reichen und auf meine Fragen Rede und Antwort ſtehen. Wir wandern eine geraume Zeit Hand in Hand miteinander plaudernd weiter. Ein in blaues Kartonpapier eingeſchlagenes Büchlein, das ich der einen aus der Hand nehme, erweiſt ſich als illuſtrierter lutheriſcher Katechismus für die Elementarſtufe. Natürlich iſt ſofort ein Geſpräch über die zehn Gebote im Gange. An der Gartenhecke der Dichtervilla trenne ich mich von meinen kleinen Begleiterinnen, die in ihrer ſchlichten Natürlichkeit und vertraulichen Kindlichkeit mich in einem Orte ſofort heimiſch werden ließen, der mir ſchon, bevor ich ihn kannte, lieb und wert war. Dieſes Mal treffe ich die Freunde zu Hauſe. Ein freundliches, mildes Geſicht, das den Siebenziger verrät und doch vom Reize edlen Wohlwollens jugendlich verſchönt iſt, tritt aus dem dunklen Hintergrunde der Stube mir grüßend entgegen, — es iſt der Dichter des „Immenſee.“ Ein Wort aus einem ſeiner Briefe, der bereits ſechs Jahre zurück lag, kam mir in den Sinn: „Möge, wenn ein paar Dezennien dahingegangen, nur ein beſcheiden Teil der Liebe und Freude, die meine Dichtung jetzt bei Ihnen findet, zurückbleiben, dann können wir beide zufrieden ſein.“ Ich kann dieſe Worte auch heute unterſchreiben. Das iſt der Prüfſtein des Echten und Wahren — es gewinnt mit den Jahren an Wert, und die Worte des prächtigen „Oktoberlieds“ bewähren ſich noch immer auf dieſer vergeßlichen und kalten Erde: „Wir wiſſens doch, ein rechtes Herz iſt gar nicht umzubringen.“ Er führt mich hinauf, ein reizend gemüthlich und lauſchig eingerichtetes Zimmer thut ſich auf, aus deſſen hellen Fenſtern der freie, ungehemmte Blick in die holſteinſchen Berge und Wälder ſchweift. Es iſt ſeine Studierkammer, ein rechtes Dichterſtübchen, ſchlicht, einfach, ohne jenen Luxus der Ausſtattung, wie er uns oft ſo unangenehm bei großen Herren auf dem Gebiete des Geiſtes berührt.

Ich trete an den Schreibtiſch, mein erſter Blick fällt in den wohlgepflegten Garten da drunten, den er mit eigner Hand gepflanzt und gepflegt hat. Es iſt ein junger Tannenpark, der ſeine lichtgrünen, ſommerlichen Spitzen wie grüßend in die Höhe ſtreckt. Unwillkürlich kommen mir Situationen aus ſeinen Novellen ins Gedächtnis. „Das iſt der Garten der Jugend? — Dies ſind die Koniferen aus ,,viola tricolor?“ Er lächelt. Oft hat er noch im Verlaufe unſerer gemeinſamen Geſpräche ſo milde und fein gelächelt. Dieſes liebenswürdige Lächeln gab ſeinen Worten einen eigentümlichen Reiz.

An den Wänden türmte ſich in Regalen und ſchönen Glasſchränken ſeine reiche Bibliothek, Geſamtausgaben bedeutender Dichter, eine faſt vollſtändige Sammlung beſter Lyrik der Neuzeit, geſchichtliche Werke, Märchenſammlungen, — man bedurfte ſchon einiger Stunden, um ſich auch nur oberflächlich in dieſem Reichtum zu orientieren.

Innerhalb dieſer vier Wände habe ich des Nachmittags, wenn die Familie ſich zur Sieſta zurückgezogen hatte, manche ſtille Stunde zwiſchen Büchern und Bildern, leſend, oder im Hin- und Hergehen nachſinnend verbracht. Es regte den mit den Werken des Dichters Vertrauten grade hier ſo Vieles an, wo man mitten in der Werkſtatt ſeiner Gedanken wandelte. Die großartige, vertrauensvolle Weitherzigkeit des Beſitzers, die mich in dieſe, für mich ſelbſtverſtändlich durch Pietät und Liebe geheiligten Räume blicken ließ, war mir doppelt wohlthuend, weil ſo ſelten in der Welt.

An den Wänden hingen ſchöne, mit feinſtem Geſchmack gewählte Bilder, Darſtellungen aus ſeinen Novellen, Waldlandſchaften, von idylliſchem Zauber der Poeſie, Märchenilluſtrationen — oder jene bekannten pſychologiſch ſo feſſelnden Meiſterwerke: „Der erblindete Milton diktiert ſeinen Töchtern das verlorene Paradies“ und „Jean Calas nimmt Abſchied von ſeiner Familie“. Bilder reden auch ihre Sprache, und wer es verſteht, lieſt von den Wänden ein Stück Lebens- und Herzensgeſchichte deſſen heraus, der hier täglich ſinnt und arbeitet und jene lebenswahren Geſtalten ſeiner dichteriſchen Phantaſie formt, die, wer ſie kennen lernt, liebgewinnen muß. Das Schönſte bleibt die Fernſicht über die Hügel- und Waldlandſchaft, die den Horizont ab-


Theo Ernst
Mchn

Guten Morgen! Nach dem Gemälde von Th. Gruſt.
(Photographieverlag von Franz Hanfſtängl A.-G. München.)

grenzt und dem Auge im wechſelnden Farbenſpiel des Tages manches unvergeßliche Bild zuführt. Es iſt ja die Heimat des Komponiſten des „Freiſchütz“. Wer die üppig grünen Eutiner Buchenwälder durchwanderte mit ihren klaren Seeen und freien Ausblicken, der wird die Muſik des deutſcheſten Tondichters verſtehen, — Freiſchütz und Euryanthe ſogen ihren waldfriſchen Duft aus dem Boden Holſteins — und auch die Lyrik Storms konnte die heimatliche Haide und den Wald nicht entbehren. Täglich ſchöpfte der ſchaffende Geiſt des Dichters aus der ihn in freier Schönheit umgebenden ſtillen Natur der Heimat ſeine geheimnisvolle Kraft.

An den Vormittagen ſaßen wir meiſt beide in zwangloſem Gedankenaustauſch über die deutſche Litteratur, aus deren Schätzen ich manches ſchöne und mir unbekannte Lied hören konnte, welches der Dichter trefflich vorzutragen wußte.

Viele Anregungen entnahm ich ſeinen feinen Beurteilungen litterariſcher Produktionen und bekannter Meiſter, mit denen er vielfach in brieflichen oder perſönlichen Beziehungen ſtand. Oft ſaß er in einer der lauſchigen Ecken ſeines teppichbelegten Zimmers im Schatten der dunklen, die Gemütlichkeit beſonders erhöhenden Portièren, — während er mich ohne Weiteres an ſeinen Schreibtiſch geſchoben hatte, um notwendige Briefe abzuſenden, — er korrigirte an den Druckbogen einer ſeiner neuen Novellen („Zur Chronik von Grieshuus“) die ihm auf den Knieen lag, — dann flog ein und das andere Wort herüber und hinüber. Wir kamen ſelten vorwärts mit unſeren Arbeiten. Dazu war mir die Geſellſchaft zu verführeriſch und die Zeit unſeres Zuſammenſeins zu kurz bemeſſen. Es gab ſo viel für mich zu lernen und zu fragen. Da ſtand Storm wohl auf — wenn uns wieder deutlich geworden, daß ein ungeſtörtes Arbeiten bei einander nicht gut durchführbar ſei — legte die Korrektur bei Seite und griff nach den Reliquienmappen, den reichen Erinnerungsſchätzen, den Bildern ſeiner Lieben. Es iſt bei ihm, dem Dichter der Erinnerung und des rückwärtsgewandten Seherblicks, begreiflich, daß eine Fülle intereſſanten Materials zu Tage kam.

Ter Dichter lebt tiefer und erlebt darum mehr als andere Sterbliche. Manche Blume, welche ein poeſieloſer Fuß achtlos zertritt, weil ſie ihm als „Unkraut“ wertlos erſcheint, entzückt das Auge des Botanikers, der ſie ſorgſam aufbewahrt. Ein derartiges Herbarienbuch der Erinnerung wurde vor mir geöffnet. Manche mir wohlbekannte Situation aus ſeinen Dichtungen wurde mir durch ſtimmungsvolle Bilder Menzels, Speckters, Konewkas u. a. lebendig. Namentlich die Silhouetten des Letzteren waren höchſt lebenswahr. Dazwiſchen lagen Verſe von der Hand berühmter Dichter, Blumen, Initialen — alles loſe aneinandergereiht, wie ſie dem Sammler das Leben gerade geſchenkt. Die Nachmittage wurden auf Spaziergängen in der Umgegend verbracht, wo meiſt ein gutes Buch mitgenommen wurde, aus dem wir abwechſelnd laſen. Bald war es der Wald, der uns mit der Familie des immer zu Spaziergängen bereiten und trotz ſeiner faſt ſiebenzig Jahre bewunderungswürdig rüſtigen Greiſes aufnahm. Da lagen wir leſend im Graſe oder ſaßen auf einem mooſigen Baumſtamm, und unter dem Zauber ſeiner heimatlichen Natur gewannen die Verſe im Munde des Vorleſenden einen doppelten ſeeliſchen Wohllaut und Reiz. Ebenſo lieb waren mir unſere gemeinſamen Wanderungen zu Zweien durch die Straßen Hademarſchens oder die liebliche Umgebung ſeines Heims. Hier hatte ich oft Gelegenheit, die Beobachtungsgabe eines Dichters kontrollieren zu dürfen. Wo ein anderer Sterblicher nichts oder nur ſehr Unweſentliches ſieht, bemerkt der Dichter Hunderterlei, was eben nur ein Sonntagskind zu ſchauen vermag, einer der Auserwählten, die zur Familie „Hinzelmeyer“ gehören.

An den Abenden, die meiſt der Geſelligkeit gewidmet waren, würzten anregendes Geſpräch und Muſik das trauliche Zuſammenſein. Der Dichter vermochte ſehr anſchaulich und ſchön zu erzählen, was für den, der ſeine ſeltene Kunſt der Darſtellung in der Novelle kennt, von vornherein verſtändlich iſt. Das unſcheinbarſte Ereignis gewann ja unter ſeiner Feder den größten Zauber. Die Erzählung gleitet meiſt ſchlicht und anſpruchslos dahin, — aber hinter dieſer Müheloſigkeit verbirgt ſich der Meiſter.

Storm war ſehr muſikaliſch. Viele Stellen ſeiner Dichtungen beweiſen es, daß er auch in den Geiſt der Muſik eingedrungen war. Sein Geſangverein in Huſum, den er Jahrzehnte hindurch leitete, und der nach ſeinem Tode den Namen des verehrten Dirigenten annahm, bleibt auch in dieſer Richtung ein Denkmal ſeines unermüdlichen idealen Strebens und Schaffens. Wir verbanden uns an jenen Familienabenden zum gemeinſamen melodramatiſchen Vortrage einzelner ſeiner Gedichte, wozu ich die Begleitung am Klaviere improviſierte. Ich freute mich, wie warm er im Verlaufe der Deklamation wurde und ſich durch die Muſik mit fortreißen ließ. Wir hatten leider, als wir einmal in einem fremden Hauſe waren, nur ein Exemplar der Gedichte zur Verfügung, das vor mir auf dem Klavierpulte lag. Der Rezitator mußte, um ſehen zu können, ſich oft in ſehr unbequemer Stellung vorbeugen. Da — es iſt mir noch lebhaft erinnerlich — war es mir rührend, zu ſehen, wie der greiſe Dichter ganz Feuer und Flamme, um dem Gedichte beſſer gerecht zu werden, ſich vor dem Klavier auf die Kniee niederließ, um ſo beſſer ableſen zu können. Dieſe ideale Hingebung an ſeine Aufgabe machte dem Alternden Ehre und bewies, welch tiefer Begeiſterungsfähigkeit ſein Herz noch fähig war.

Beſonders ſchön waren die Morgenſtunden, wo wir bei der Taſſe Kaffee auf der geſchloſſenen Veranda plauderten, während die Morgenſonne ihre Strahlen durch die grüne Lindenwand, welche an der Oſtſeite ſpalierartig ihr ſchützendes Laubdach ausbreitete, milde gedämpft hindurchfließen ließ.

Endlich kam der letzte Mittag — wir ſchieden unter Gläſerklang. Wer ahnte damals, daß dieſer fröhliche Ton durch den Ernſt des Lebens ſehr bald zum Schweigen gebracht werden würde. Es war das letzte Mal, daß wir uns ſahen.

Als ich auf meinem Zimmer wehmütig mich zum Abſchiede rüſtete und mein Bündel ſchnürte, that Storm wie in Gedanken die Frage, die man einem Scheidenden oft nachruft: „Sehen wir uns noch einſt im Leben?“ Mir fiel ein Wort Jung-Stillings ein, ich nannte es ihm: „Chriſten ſehen ſich nie zum letzten Mal!“ Er fand es ſchön. Als ich endlich gegangen und die duftenden Roſen an meiner Bruſt, die mir noch zum Abſchiede in die Hand gedrückt waren, mir die Erinnerung an den gaſtfreien Dichterſitz im Herzen immer wieder aufleben ließen, faßte ſich die liebliche Vergangenheit in ein abgerundetes Bild zuſammen, das ich nicht vergeſſen werde. Manche Eindrücke brachte mir ſpäter das wechſelreiche Leben, die prächtiger, großartiger und lärmender ſein mochten, die aber nicht den heimlichen Zauber jener Stunden verwiſchen konnten, wo ich im Verkehre mit einer liebenswürdigen Perſönlichkeit die Luft einer gaſtlichen Häuslichkeit atmete, welcher der vornehme geiſtige Reiz einer der feinſinnigſten und gemütvollſten deutſchen Dichternaturen aufgeprägt war.

Bald erfuhr ich, daß eine tückiſche Krankheit ihn aufs Schmerzenslager geworfen. Als ich einige Jahre darauf wieder in Deutſchland weilte, brachte mir ein Brief die Nachricht von ſeinem Tode.

Unter den mächtigen Linden des Friedhofs von St. Jürgen in ſeiner Vaterſtadt Huſum habe ich an ſeinem Grabe geſtanden. Es war gerade der Monat ſeiner Geburt, der wehmütige, herbſtklare September. Eine pietätvolle Hand hatte Kränze von Roſen und wilder Erika auf die bemooſten Flieſen gelegt. Kein Vogel unterbrach die Stille des heiteren, ſonnigen Herbſttages! Nur durch die blätterreichen Linden ging ein leiſes Rauſchen und erinnerte mich an die Stunden, in denen wir einſt gemeinſam durch den Wald ſchritten, für deſſen ſtille Schönheit er ein ſo ſcharfes Auge und Ohr beſaß — und deſſen Leben er uns ſo unnachahmlich geſchildert hat.

Die größte Orgel Deutſchlands.

Von M. Allihn.

(Abdruck verboten.)

Von dem Erinnerungstage des vergangenen Jahres her iſt der große Brand zu Hamburg im Jahre 1842 noch in friſchem Gedächtniſſe. Man erinnert ſich, daß damals ſchon am erſten Tage die Nikolaikirche niederbrannte. Sie wurde ſpäter nach den Plänen des Engländers W. Scott wieder aufgebaut und bildet jetzt mit ihrer himmelhohen Turmpyramide und ihren edlen gotiſchen Formen eine Zierde Hamburgs. Das umſtehende Bild gibt eine Anſchauung von dem Innern der Kirche. Der Bau wurde im Jahre 1863 vollendet, nur eine der Größe der Kirche angemeſſene Orgel fehlte noch. Der Baumeiſter hatte beabſichtigt, die Orgel in den Turm zu ſtellen, und einſtweilen die nach dem Turm hinausführende Öffnung mit einer Mauer verſchloſſen. Die Interims-Orgel, ein ſchönes, von Furtwängler in Elze gebautes Werk von dreißig Stimmen ſteht an der nordweſtlichen Ecke des Chors, da, wo auf unſerem Bilde das eiſerne Gitter zu ſehen iſt. Hier befindet ſich der Sitzungsſaal, deſſen eine Hälfte jetzt von der eben erwähnten Orgel eingenommen wird, deſſen andere Hälfte aber für die kirchliche Vertretung nicht geräumig genug iſt. Dies und andere Unbequemlichkeiten, ſowie der Wunſch, eine der Kirche würdige große Orgel zu haben, führte zu dem Entſchluſſe, eine neue Orgel zu bauen.

Aber die Nikolaikirche, die ſchönſte Hamburgs, iſt keineswegs die reichſte. Man veranſtaltete einen Bazar und gewann ſo die Mittel, ein wahres Prachtwerk ausführen zu können.

Inzwiſchen war die Überzeugung durchgedrungen, daß man die Orgel nicht in den Turm ſtellen dürfe. Es wäre auch ein großer Fehler geweſen. Ein Inſtrument, das klingen ſoll, darf man nicht gleichſam ins Vorzimmer bringen, es muß vor einer geſchloſſenen Wand frei im Raume ſtehen. Und ſo entſtand die Notwendigkeit, eine Orgelempore zu bauen. Dieſer Bau iſt in ſehr geſchickter Weiſe von Fr. Bähre in Linden, einem Schüler Scotts, ausgeführt worden.

Der Orgelbau wurde nach längeren eingehenden Verhandlungen Herrn E. Röver in Hausneindorf bei Quedlinburg übertragen. Mit dieſer Wahl können beide Teile wohl zufrieden ſein. Die Gemeinde hat ein Orgelwerk erhalten, das ſeinesgleichen ſucht und das auf der Höhe des — im beſten Sinne des Wortes — modernen Orgelbaues ſteht, und der Orgelbauer hat Gelegenheit gehabt, ſeine Kunſt an einer großen Aufgabe zu erproben. Es iſt ihm dabei vergönnt geweſen, aus dem Vollen heraus zu ſchaffen und weder an Geld, noch Material, noch Arbeit zu ſparen. Er hatte die Aufgabe, das beſte, was er konnte, zu leiſten, und er hat ein Werk gebaut, das ſeinem Namen Ehre macht, und das ihn ebenbürtig in die Reihe unſerer großen Orgelbaumeiſter ſtellt.

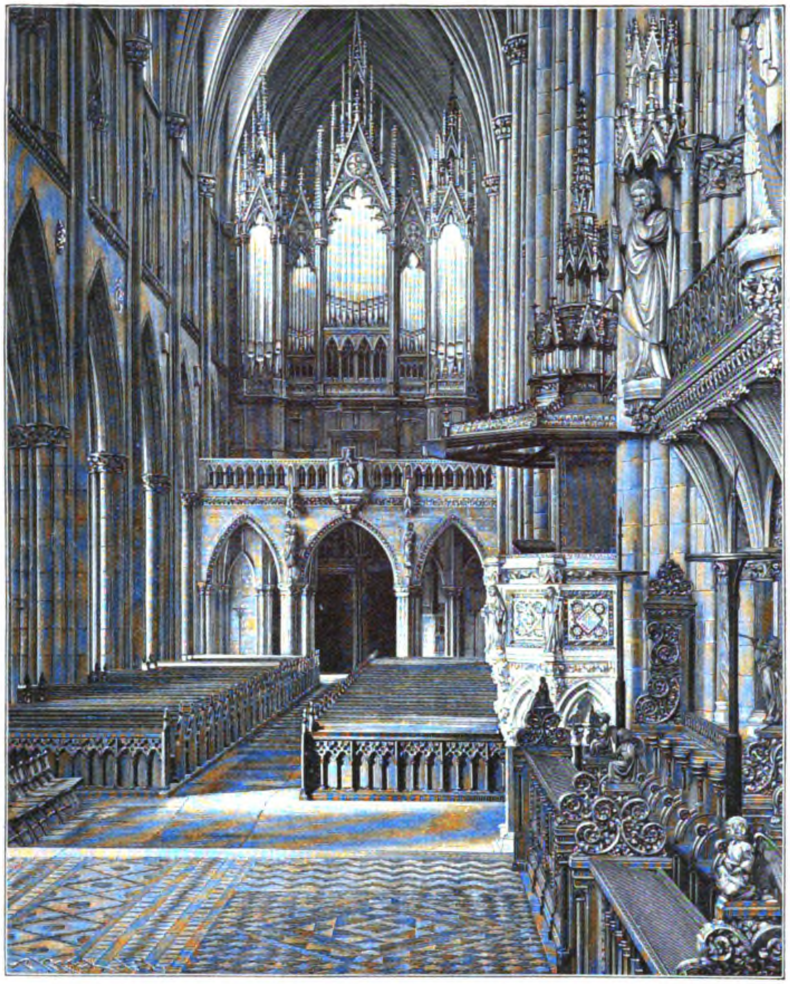
Die Orgel imponiert ſchon durch ihre Größe. Sie hat 101 klingende Stimmen und 5808 Pfeifen. Auf unſerem Bilde fällt die Größe der Orgel nicht ſo in die Augen. Bei den einfachen großen Verhältniſſen des Proſpektes unterſchätzt man die Dimenſionen. Die größte Zinnpfeife ſteht in der Mitte des rechts befindlichen Turmes. Sie hat den Ton F und eine Länge von 8,25 Meter. Die größte Pfeife ſteht im Innern der Orgel, ſie iſt von Holz und hat den Ton C der zweiunddreißigfüßigen Oktave — das iſt eine Oktave tiefer als das tiefſte C des Klaviers — eine Länge von mehr als 10 Meter und eine Weite, daß ein Schornſteinfeger-Jüngling darin auf- und abklettern könnte. Das Holz zu dieſen Rieſenpfeifen ſtammt von uralten Tannen, die auf dem Brocken gewachſen ſind.

Der Bau einer ſo großen Orgel, wie die der Hamburger Nikolaikirche, iſt ein Ereignis, welches das allgemeine Intereſſe erwecken muß. Es kommt nicht oft vor, daß 70 000 Mark für eine Orgel ausgegeben werden. Ein ſo großes, ſchönes und in ſeiner Anlage neues und originelles Werk bedeutet eine Blüte der Orgelbaukunſt, die nicht allein dem Erbauer, ſondern der geſamten zeitgenöſſiſchen Kunſt zum Ruhme gereicht. Ein ſolches Werk macht auch Schule, es gibt Anlaß, daß viele kleinere Werke nach ſeiner Art gebaut werden, und ſo werden die Leſer dieſes Blattes gern über dieſe „moderne“ Hamburger Orgel und ihr Syſtem etwas Näheres hören wollen.

Sehen wir uns alſo die Orgel ein wenig genauer an. Wir beginnen unſere Beſichtigung mit der des Windapparates. Große Orgeln pflegen gegenwärtig Maſchinen zu haben, durch welche die Bälge in Bewegung geſetzt werden. Auch die Nicolai-Orgel iſt mit einem Motor ausgerüſtet. Am Fuße des Turmes, in ein paar Strebepfeiler hineingebaut, ſteht ein Häuschen, in dem ſich dieſe Maſchine befindet. Sie ſieht aus wie eine zweicylindrige Dampfmaſchine, die Kraft wird jedoch nicht durch Dampf, ſondern durch den Druck des Waſſerleitungswaſſers ausgeübt. Die Cylinder bewegen eine Kurbelwelle, und dieſe überträgt ihre Drehung durch Kammräder auf lange Wellen, die am Turme empor und in die Balgkammer hineinführen. Hier werden ſechs Schöpfbälge — Bälge von der Art, wie man ſie im Harmonium hat — in Bewegung geſetzt. Die Bälge füllen zwei große Magazinbälge, und dieſe wieder geben ihren Wind an die Orgel ab. Läßt man Waſſer in den Motor ſtrömen, ſo arbeitet die Maſchine, bis die Magazine gefüllt ſind und bleibt dann ſtehen. Das gefüllte Magazin zieht nämlich an einem Drahtſeile, und dieſes, indem es in das Motorenhäuschen zurückführt, zieht an dem Hebel einer in der Waſſerleitung befindlichen Droſſelklappe und ſchließt die Klappe. Greift oben der Organiſt mit vollen Händen in die Klaviatur, ſo ſtürzen die Magazinbälge in ſich zuſammen, die Droſſelklappe wird frei, und die Cylinder fangen an, mit Emſigkeit zu kurbeln, bis ſie den Abgang erſetzt haben. Sie ſind nie unaufmerkſam, ſie werden nie müde. Es iſt leicht einzuſehen, wie angenehm es iſt, ein ſolches Orgelwerk, das ſonſt ein halbes Dutzend Männer zur Bedienung brauchen würde, ſtets ſpielbereit zur Hand zu haben.

Die Balgkammer befindet ſich im Turme. Jenſeits der bereits erwähnten Wand, alſo im Innern der Kirche, ſteht die Orgel.

Ich bezeichnete ſie als ein in gutem Sinne modernes Werk. Das bedeutet trotz Silbermann und anderen alten Meiſtern einen großen Vorzug. Die Orgel iſt ein uraltes Inſtrument, ſie hat bis zum heutigen Tage gewiſſe Altertümlichkeiten nicht ablegen können. Hierher gehört ihre Vieltönigkeit, die Verſtärkung des Grundtons durch Quinten, Terzen, Mixturen und dergleichen. Dies iſt ein mittelalterlicher Reſt und eine muſikaliſche Barbarei, ſobald dieſe Nebentöne, ſtatt nur den Klang zu färben, ſelbſtändig hervortreten. Der moderne Orgelbau ſucht dieſen mittelalterlichen Reſt abzuſtreifen und dem Grundtone zu ſeinem Rechte zu verhelfen. Auf dieſem Standpunkte ſteht auch Röver. Er hat der Nikolaiorgel ſchöne kräftige Grundtöne, diskrete Nebenſtimme und wenig Schreier gegeben. Die Orgel muß eine edele würdige Sprache reden. Und eine ſo große Orgel, wie die in Rede ſtehende, muß unter den vielen Stimmen Chorführer haben, die aus voller Bruſt ſingen können, denn viele kleine Stimmen geben zuſammen noch keine große. Aber auch die Mannigfaltigkeit fehlt nicht. Es iſt erſtaunlich, welchen Reichtum an Klangfarben bei den eigentlich ſpärlichen techniſchen Mitteln, über die der Orgelbau verfügt, herzuſtellen iſt. Neben den eigentlichen Orgelſtimmen täuſchende Nachahmungen von Orcheſterinſtrumenten, von Violinen, Klarinetten, Flöten, Oboen, neben den Begleitinſtrumenten ſozuſagen Soloſänger, neben den zarteſten Stimmen, die ihren Klang nur hinhauchen, einen Tuba mirabilis, die einen Ton hervorſchmettert, um Tote aufzuwecken. In der That, wenn man im Inneren der Orgel neben dem Kaſten ſteht, in dem ſich dieſe Trompeten befinden,



Inneres der Nikolaikirche in Hamburg mit der Orgel.

ſo gerät der eigene Bruſtkaſten in zitternde Reſonanz. Und dazu des Baſſes Grundgewalt, der die Fenſter des weiten Kirchenraumes erbeben läßt.

Alle dieſe Elementarkräfte werden vom Organiſten mit ſpielender Leichtigkeit beherrſcht. Das iſt ein ganz beſonderer Vorzug des Syſtems, nach dem die Nikolaiorgel gebaut iſt. Die Orgel wird von einem Spieltiſche aus geſpielt. Dieſer hat die Größe und Geſtalt eines großen Harmonium. Auch der Anſchlag der Taſten iſt genau ſo weich und leicht wie der eines Harmonium. Das iſt dadurch möglich geworden, daß ſich die Orgel im wahren Sinne des Wortes ſelbſt ſpielt.

Die Zeiten liegen weit zurück, wo die Orgeltaſten Handbreite hatten und mit den Fäuſten bearbeitet wurden, aber es iſt nicht ſehr lange her, daß Orgelſpielen eine fingerbrechende Arbeit war. Einen abſcheulichen Anſchlag findet man noch jetzt bei vielen älteren Werken. Dies hängt folgendermaßen zuſammen. Jede größere Orgel beſteht aus mehreren kleineren Werken. Jedes dieſer einzelnen Werke beſteht aus Windladen, flachen Käſten, auf denen die Pfeifenreihen aufgeſtellt ſind. Im Inneren der Windlade befinden ſich Ventile, die beim Taſtendrucke durch einen Zugdraht geöffnet werden. Hierbei hat der Fingerdruck nicht allein den Druck der Gegenfeder, oder des Gewichtes, ſondern auch den Druck des Windes zu überwinden, der auf dem Ventil liegt und der bei einem Ventil mittlerer Größe ein halbes Pfund beträgt. Hat nun eine Lade, die mit viel Stimmen beſetzt iſt, große Ventile, und werden mehrere Werke aneinander gekoppelt, ſo wird bald die Grenze der Spielbarkeit erreicht. Schon ſeit Mitte des Jahrhunderts hat man pneumatiſche Hilfsmaſchinen in die Orgeln geſtellt, die dem Spieler die Arbeit erleichtern, ſeit Einführung der „Röhrenpneumatik“ iſt die Not, daß größere Orgeln kaum zu ſpielen ſind, vor welcher der alte Orgelbauer ratlos ſtand, gänzlich beſeitigt.

Aber auch einen zweiten ebenſo ſtörenden Übelſtand hat die Röhrenpneumatik überwunden. In der älteren Orgel wird die Taſte mit dem Ventil durch ſogenannte Abſtrakten, das heißt: feine Holzbänder, verbunden. Alle dieſe mechaniſchen Verbindungen ſtehen unter dem Einfluſſe der Feuchtigkeit und des Temperaturwechſels, und ſo kommt es, daß die Orgel unberechenbare Launen hat. Gerade bei beſonderen Gelegenheiten pflegen Töne hängen zu bleiben. Dann gerät der Organiſt in Verzweiflung und beginnt zu rumoren, bis die Orgel einigermaßen wieder geht. Daß dies zur Mehrung der Andacht beitrage, kann nicht behauptet werden. Bei einer mit Röhrenpneumatik gebauten Orgel, alſo auch bei der Nikolai-Orgel, iſt dieſe Unzuverläſſigkeit gänzlich beſeitigt, denn es befindet ſich zwiſchen Taſte und Ventil überhaupt keine Abſtrakte, ſondern eine ſolide meſſingene Röhre.

Ich will verſuchen, den Vorgang, ſoweit es möglich iſt, ohne auf techniſche Einzelheiten einzugehen, klar zu machen und dabei die von Röver erfundene und eingeführte Art erklären. Wir faſſen nur eine einzige Taſte und eine einzige Pfeife ins Auge. Man denke ſich einen Holzkaſten, in den Wind eingeblaſen wird. Über einem im Deckel befindlichen Loche ſteht eine Pfeife; im Kaſten und unter dieſem Pfeifenloche befindet ſich ein kleiner Blasbalg, auf deſſen beweglichem oberem Deckel ein Pfropfen ſitzt, der das Pfeifenloch ſchließt, wenn der Deckel hoch ſteht. Der Deckel wird durch eine Feder hochgehalten, das Loch iſt alſo in der Ruhe geſchloſſen. Aus dem Innern des Balges führt ein Rohr bis zur Taſte. Das Rohr iſt gleichfalls mit Wind gefüllt und durch einen Pfropfen verſchloſſen, der durch die Taſte gehoben werden kann. Es befindet ſich alſo außerhalb und innerhalb des Balges gepreßte Luft; das ſind zwei gegen einander wirkende Kräfte, die ſich das Gleichgewicht halten. Sobald nun durch die Taſte der Verſchluß des Rohres gehoben wird, entweicht die gepreßte Luft des Balginnern, der Balg klappt unter dem Drucke der ihn umgebenden Luft nieder, das Pfeifenloch wird frei, und die Pfeife erklingt. Wird der Verſchluß wieder auf das Rohrende aufgelegt und zugleich Luft eingeblaſen, ſo ſchnellt der Balg, von der Feder gehoben, empor und verſchließt das Pfeifenloch. Dies Spiel des Balges vollzieht ſich mit äußerſter Schnelligkeit und Sicherheit.

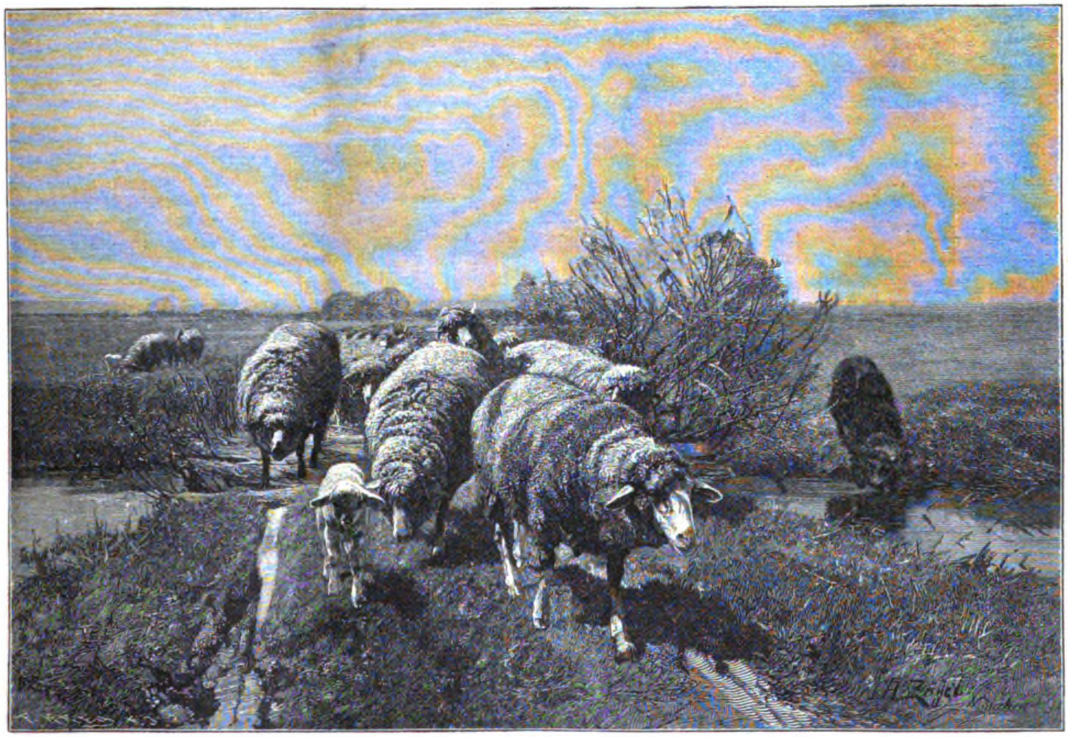
Nun aber bedarf jede Pfeife in jeder Orgel eines doppelten Verſchluſſes, eines, der durch die Taſte, und eines zweiten, der durch den Regiſterknopf beſeitigt wird, ſonſt würden ja alle Pfeifen desſelben Tones ſtets erklingen. Es iſt alſo an der beweglichen Balgplatte ein Vorſprung angebracht und unter demſelben eine Sperrleiſte, die das Niederſinken des Balges hindert. Die Sperrleiſte kann beiſeite gelegt werden, welche Arbeit wiederum durch einen Balg verrichtet wird, der, wie der Spielbalg mit der Taſte, mit dem Regiſterknopfe durch eine Rohrleitung in Verbindung ſteht. Alſo hat es der Spieler ſowohl beim Spielen, als auch beim Regiſtrieren nur mit den leichten Rohrverſchlüſſen zu thun. Hieraus ergibt ſich die außerordentliche Leichtigkeit der Behandlung.

Der moderne Orgelbau iſt beſtrebt, dem Spieler das Klangmaterial der Orgel zu möglichſt freier und leichter Benutzung zu übergeben. Die Zeiten ſind Gott ſei Dank vorüber, wo man auf der Orgelbank herumrutſchen und die Regiſterknöpfe mit Mühe herauszerren mußte, ſo daß man während des Spieles nur auf den Wechſel der Manuale angewieſen war. Aber man hat in neuerer Zeit des Guten zu viel gethan, man hat dem Organiſten eine Menge von Hilfszügen, Hilfspedalen, Druckknöpfen und dergleichen dargeboten, durch die er Gruppen von Regiſtern rufen und abſtellen kann. Gerade dieſe Menge und Mannigfaltigkeit war vom Übel. Schließlich hat jedes, auch des gewandteſten Organiſten Aufmerkſamkeit ihre Grenzen. Die Folge war, daß die vom Orgelbauer ausgeſonnenen Hilfsmittel vom Organiſten beiſeite gelaſſen wurden. Die Röverſche Orgel zeichnet ſich durch eine überraſchende Einfachheit und Überſichtlichkeit des Spieltiſches aus. Sie hat nur drei Manuale. Das iſt ſehr angenehm. Ein viertes Manual iſt unbequem, ein fünftes faſt unbrauchbar. Eine Beſchränkung auf ſo wenige Manuale würde mit den alten Orgelbaumitteln unmöglich geweſen ſein. Rechts und links von den Manualen befinden ſich in gedrängten Reihen kleine Regiſterknöpfe, 104 an der Zahl. Dieſe Knöpfe werden nicht gezogen, ſondern mit einem leichten Fingerdrucke wie eine Taſte niedergedrückt. Die elf Koppeln werden mit Hilfe von Windkraft durch Druckknöpfe, die ſich an der Stirnleiſte zwiſchen den oberen Manualen befinden, in Bewegung geſetzt. Die Hauptſache aber ſind acht Druckknöpfe unter dem Hauptmanuale. Durch dieſe Knöpfe werden ganze Gruppen von Regiſtern auf einmal gerufen oder beſeitigt. Dieſe Regiſter ſind nicht ein für allemal feſtgelegt; der Organiſt kann ſich die Gruppen nach eigenem Geſchmack zuſammenſtellen. Der Organiſt kann unter Benutzung eines oder mehrerer dieſer Knöpfe prompt und taktrichtig von einer Klangfarbe zur anderen, vom Pianiſſimo zum Fortiſſimo übergehen, ohne auch nur die Finger von den Taſten zu nehmen. Wenn man es wollte, könnte man mit den Spielhilfen, welche die Orgel gibt, und den Klangmitteln, die ſie enthält, die ſchönſte Symphonie ſpielen. Mehr iſt nicht zu verlangen. Daß man mit einer ſolchen Orgel in einem ſolchen Raume beim gottesdienſtlichen Gebrauche jeder Empfindung folgen und ihr Ausdruck geben, das Gewaltigſte und das Zarteſte ſagen kann, iſt leicht einzuſehen.

Natürlich enthält der Spieltiſch auch die anderen Spielhilfen, mit denen große Werke ausgerüſtet zu ſein pflegen, wie Rollſchweller, Echowerk und Prolongement.

Der geſamte Spielapparat befindet ſich in geſchloſſenen Räumen, im Spieltiſche und in den Windladen. Die Verbindung zwiſchen Spieltiſch und Windladen bilden feſte, überall hinführende Meſſingrohre. Hier kann weder der Sommer noch der Winter, noch die Feuchtigkeit, noch menſchliches Ungeſchick Schaden anrichten.

Wir gratulieren der Nikolai-Gemeinde in Hamburg zu ihrem Orgelwerk, das nicht allein das größte Werk Deutſchlands, ſondern auch an ſich ein Meiſterwerk der modernen Orgelbaukunſt iſt.



Heimkehr. Nach dem Gemälde von **Heinrich Zügel.**
(Photographieverlag der Photographiſchen Union in München.)

Der Kampf gegen die Cholera.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

(Abdruck verboten.)

Angeſichts der wieder auflebenden Cholera wird ein Rückblick auf die Geſchichte dieſer Krankheit den Leſern des Daheim willkommen ſein.

Die grimmige Völkergeißel, die vor nun bald zwei Menſchenaltern zum erſtenmal europäiſchen Boden betreten hat, erſtand im Mai 1817 in Bengalen in der Nähe von Calcutta und breitete ſich in den folgenden Jahren über beide Indien und die Inſeln des indiſch-chineſiſchen Archipels aus. 1820 drang ſie nach China, erſchien 1821 an den Küſten des perſiſchen Meerbuſens und überzog Perſien und Arabien.

Während die Krankheit nun in den genannten Ländern ſich häuslich niederließ, ſchritt ſie zugleich gegen Nordweſten vor und erſchien 1823 am Kaukaſus, 1826 an der Küſte des Kaſpiſchen Meeres, 1829 in Orenburg, im Juli 1830 zu Aſtrachan, eilte die Wolga herauf und hielt am 26. September ihren Einzug in Moskau. Hinter dem Banner der ruſſiſch-polniſchen Kriegsfurie drang ſie im nächſten Jahr nach Warſchau, wütete bereits im Mai in Danzig, im Auguſt in Berlin, im September in Wien und überſchwemmte bis 1837 faſt alle Länder der civiliſierten Welt.

Nun gönnt ſie uns eine etwa zehnjährige Pauſe. Doch nachdem ſie in den verrotteten Brutſtätten des Islam neue Kräfte gewonnen, ſehen wir ſie im Juni 1848 in Rußland und bald auch wieder in Deutſchland. Abermals hielt ſie ihren Siegeszug über den Erdkreis. Das Königreich Preußen verſchonte ſie bis 1859 auch nicht *ein* Jahr mit ihren Einfällen. Der Beginn der Epidemieen fällt überwiegend in die Sommermonate Juli und Auguſt, das Ende in die Wintermonate Januar und Februar, ſo daß ihre mittlere Dauer bei uns ſieben bis acht Monate betrug. Die meiſten Erkrankungsfälle kamen im September vor. Die Sterblichkeit ſchwankte von 35 bis 80, im Durchſchnitt 53,54 vom Hundert. In der Zeit von 1831 bis einſchließlich 1859 erkrankten an der Cholera nach amtlichen Zuſammenſtellungen in Preußen 416499 und ſtarben 223012 Perſonen. Im Jahre 1866 war der Verluſt der Armeen durch die Seuche größer als durch die feindlichen Kugeln.

Eine länger dauernde Ruhe genoſſen wir erſt ſeit dem Jahre 1875. Von einem völligen Erlöſchen der Cholera auf dem Erdboden aber war keine Rede. Vielmehr hörten wir Jahr für Jahr von mörderiſchen Seuchen im mohammedaniſchen Orient, gezüchtet durch die Pilgerfahrten nach Mekka. Die Ausdünſtungen vieler Tauſend im engſten Raum zuſammengepferchter, vor Schmutz ſtarrender Menſchen, die heiße Luft, die unregelmäßige Lebensweiſe, das unreine Trinkwaſſer — alle dieſe Umſtände gewähren dem Cholerakeim die glänzendſten Bedingungen für ſein Gedeihen. Kehren nun dieſe Pilger in ihre Heimat zurück, ſo folgt überall Tod und Verderben ihrer Spur. Damiette und Alexandrien entwickelten ſich zu rieſigen Seuchenherden, und von ihnen aus gelangte im Sommer 1883 und in den folgenden Jahren die Cholera auf dem Seewege nach Toulon und anderen Städten des ſüdlichen Frankreichs, nach Paris, nach Spanien und Italien. Warum der Bacillus, trotz der großen Verheerungen, die er dort allenthalben anrichtete, und trotz des lebhaften Handels- und Reiſeverkehrs dieſer Länder mit Deutſchland und dem Norden Europas ſich dennoch untüchtig erwies, daſelbſt eine Epidemie zu entflammen — das gehört zu den vielen Geheimniſſen, die der Cholera noch anhaften.

Von dem Moment an, wo im Jahre 1830 der gefräßige Würgengel in Rußland auftrat, hielt er die ganze Welt in Angſt und Schrecken gebannt. Von ſeinem eigentlichen Weſen wußte man gar nichts, man hörte nur, daß er Tauſende von Opfern verſchlang und dem Weſten unaufhaltſam näher rückte, daß die Seuche ſich nicht nur von Menſch zu Menſch, ſondern auch durch alle Gegenſtände, mit denen der Kranke in Berührung gekommen war, verbreitete.

Beruht aber eine große Völkerſeuche auf einem kontagiöſen Stoff, ſo hat jeder Staat die Pflicht, denſelben mit allen Kräften von ſeinem Gebiet abzuwehren. Von dieſem Grundſatz ausgehend, erließ die von der preußiſchen Regierung eingeſetzte „Immediat-Kommiſſion“ bei der im Jahre 1831 herannahenden Choleragefahr eine Reihe von Beſtimmungen, welche den Verkehr nicht nur nach Rußland hin, ſondern auch innerhalb des eigenen Landes aufs Empfindlichſte ſtörten und heutzutage zum Teil ſonderbar erſcheinen müſſen. Aber das „Heute rot, morgen tot“ machte alle Welt beſtürzt. Ging doch angeſichts der Cholera in Gumbinnen das ganze Regierungskollegium auseinander und mußte erſt durch eine Rüge Friedrich Wilhelms III zur Pflicht zurückgerufen werden.

Am liebſten hätte man gegen das Nachbarland eine chineſiſche Mauer errichtet. Da das aber nicht anging, verſuchte man es mit einer lebendigen Mauer, indem man an der ganzen 200 Meilen langen ruſſiſch-preußiſchen Grenze eine dreifache militäriſche Poſtenkette aufſtellte, die nichts Lebendes durchlaſſen ſollte. Als trotzdem die Seuche die Grenze überſchritt, wurde das Abſperrungsſyſtem im Lande ſelbſt eingeführt, Stadt wehrte ſich gegen Stadt; bewaffnete Thorwachen wieſen alle Reiſenden zurück, welche nicht mit einer polizeilichen Geſundheits-Legitimation verſehen waren. Die kleine hinterpommerſche Stadt Bütow mußte, um das Einſchleppen der Cholera von dem arg heimgeſuchten Danzig zu verhüten, alle drei Tage 25 Mann ſtellen. Verdächtige hatten in beſonderen Kontumazanſtalten, die längs der Verkehrsſtraßen eingerichtet wurden, zehn bis zwanzig Tage Aufenthalt zu nehmen. Der Magiſtrat von Bütow machte unterm 12. Oktober 1831 bekannt: „Der Eingang in die Stadt iſt ferner nur durch die großen, nach dem Danziger, Schloß- und Stolper Thor führenden Wege geſtattet und wieder zurück. Auswärtige und Reiſende aus hieſigem Orte, welche ſich auf einem Neben- oder Schleichwege betreten laſſen, ſollen ſofort arretiert und den Gerichten zur Beſtrafung nach dem Geſetz vom 15. Juni d. J. ausgeliefert werden, welches auf jedes Einſchleichen eine mehrjährige Zuchthausſtrafe, die bis zur 10jährigen Einſperrung, ſelbſt bis zur Todesſtrafe (!) geſchärft werden kann, verordnet hat.“

Schier unerträglichen Beſchränkungen unterlag der Poſt-, Brief-, Paket- und Geldverſendungsverkehr. Briefe aus choleraverdächtigen Gegenden mußten bei Abgang und Ankunft durchſtochen und durchräuchert, Pakete geöffnet, desinfiziert, wieder geſchloſſen und ein Protokoll darüber aufgenommen, Geldfäſſer und Geldpakete durch Abwaſchen mit Chlorkalk- oder ſchwarzer Seifenlöſung — Carbol kannte man damals noch nicht — geſäubert, und auf die Adreſſe die Inſchrift: „Äußerlich gereinigt“ und ein Dienſtſiegel angebracht, das Verfahren aber auf jeder der nächſten Poſtſtationen wiederholt werden. Selbſt auf die Leihbibliotheken erſtreckte ſich die Fürſorge der Obrigkeit; auch der harmloſeſte Roman mußte ſich bei der Ankunft, ſowohl wie bei der Ausgabe mit Chlordämpfen durchräuchern laſſen. Bei den Poſtämtern herrſchte häufig der Brauch, Briefe nur mit Zangen entgegenzunehmen. Die Ärzte beſuchten ihre Kranken, in Panzern von Wachsleinen vermummt.

Viele Beſtimmungen der Behörden erinnerten an die damaligen Ukaſe der Petersburger Polizei: „Es wird verboten, unreines Waſſer zu trinken“ — „es wird verboten, ſich nach dem Schlaf in friſche Luft zu begeben“ — „es wird verboten, in unreinen, engen Kammern zu wohnen.“ Andere Verordnungen dagegen müſſen noch heute als zweckmäßig anerkannt werden, ſo das Verbot von Maſſenanſammlungen (Jahrmärkten, Kirmeſſen und Abläſſen), die Warnung vor unreinlichem Verhalten, vor Diätfehlern, insbeſondere vor dem Genuß von allen leicht in Gärung übergehenden, ſäuerlichen, den Magen und Unterleib erkältenden Speiſen, z. B. rohen, zumal unreifen Früchten, Weintrauben, Melonen, Gurken, Kohl, ſowie auch ſchwer verdaulichen und ſehr fetten Speiſen, von nicht gehörig ausgegorenem Bier und ſaurer Milch, der Rat, ſich der Jahreszeit angemeſſen zu kleiden, öfters ein Bad zu nehmen, Exceſſe aller Art zu vermeiden, auf friſche Luft zu achten, ſich der Furcht vor der Anſteckung zu entſchlagen. Anderes klingt wieder recht naiv.

Ärzten und Krankenpflegern wird empfohlen: „Man begebe ſich zu den Kranken niemals, wenn man noch nüchtern iſt, ſondern genieße, wenn der vom Beruf geforderte Beſuch frühmorgens oder des Nachts geſchehen muß, zuvor etwas Kaffee, Thee oder ſonſtiges Frühſtück, und wenn man es gewohnt iſt, auch etwas gewürzhaft Spirituöſes, etwas Wein, Likör oder eine gewürzhafte Tinktur mit Branntwein verdünnt, wie z. B. Pomeranzen- oder Kalmustinktur, Magenelixir u. ſ. w.“ Endlich wird geraten, unmittelbar, nachdem man den Kranken verlaſſen, ſich die Hände mit einer ſchwachen Auflöſung von Chlorkalk (1 Teil auf 100 Teile Waſſer) und das Geſicht mit kaltem Waſſer zu waſchen, ſich den Mund auszuſpülen, die Naſe auszuſchnauben und die Haare auszukämmen. Während des Krankenbeſuchs ſoll man öfters an Chlorkalklöſungen oder ſcharfen aromatiſchen Eſſenzen riechen, Tabak rauchen und dabei öfters ausſpeien, wogegen vom Schnupftabak abgeraten wird.

Was hat nun die Unzahl von Reſkripten und Reglements, der mühſelige Apparat von Sperrmaßregeln gefruchtet? Im ganzen herzlich wenig. Die Cholera ſpottete aller Chlorräucherungen und Grenzkordons und forderte bei allen Völkern, mochten ſie ſich auch noch ſo ſehr voneinander abſchließen, gleichmäßig ihren unbarmherzigen Tribut. In Berlin ſind in den fünfzehn Epidemieen von 1831—73 nach amtlichen — hinter der Wirklichkeit gewiß noch weit zurückgebliebenen — Anmeldungen 28758 Perſonen erkrankt und 18917 Perſonen, alſo gegen zwei Drittel der Erkrankten, geſtorben.

Mit Recht nimmt man jetzt von ſo eingreifenden Verkehrsbeſchränkungen, wie ſie früher gehandhabt worden, Abſtand. Die ſicherſten Vorkehrungen ſind in den cholerafreien Zeiten durch Verſorgung der Städte mit geſundem Trinkwaſſer und ſtrenge Beaufſichtigung der Aborte zu treffen. Was in Cholerazeiten ſelbſt not iſt, haben wir in unſerem früheren Artikel (XXVIII. Jahrg. Nr. 46) dargelegt: Mäßigkeit im Eſſen und Trinken und in der ganzen Lebensführung, ſorgfältige Marktpolizei, Reinhaltung des Hauſes, Desinfektion alles Schmutzigen, ſofortige Entfernung der Erkrankten nach dem Choleralazarett, möglichſte Vernichtung der mit den Entleerungen behafteten Gegenſtände, Errichtung von Leichenhallen. Dem heimgeſuchten Orte wende man nicht den Rücken; durch die Strapazen der Reiſe verſchlimmert der bereits Angeſteckte die Krankheit und bringt andere in Gefahr.

Wir werden den Kampf gegen den Feind beſſer beſtehen, als unſere Vorfahren; *ſie* ahnten nicht, *wir wiſſen*, wo er zu finden und zu vernichten iſt: im unreinen Erdboden, im verunreinigten Trinkwaſſer, in allem, was mit den Abgängen des Kranken in Berührung kam!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Am Familientiſch.

Zu unſeren Bildern.

„In tiefer Trauer“ — ein ergreifendes Bild. Vielleicht war es des alten Mannes einziger Sohn, der ſeinen Tod in den Wellen gefunden hat. Denn die Kirche eines Stranddorfes müſſen wir uns als Schauplatz der Szene denken. Das ſehen wir nicht nur an dem Schiffsmodell, das von der Decke herniederhängt, ſondern auch an dem Kopf des Alten ſelbſt, der ganz den charakteriſtiſchen Typus des Fiſchers in unſeren Stranddörfern zeigt.

Dem ernſten Bilde reiht ſich ein heiteres an, das Bild eines jungen hübſchen Mädchens mit frohblickenden Augen. Th. Gruſt hat in ſeinem allerliebſten „Guten Morgen!“ ein ſchmuckes Seitenſtück zu Liotards weltbekannter „Chokoladiere“ geſchaffen, das dem Vorbild an ſchlichter Anmut mindeſtens in der Zeichnung überlegen iſt.

Der berühmte Tiermaler Prof. Heinrich Zügel gab uns eines ſeiner vortrefflichen Schafbilder: „Heimkehr.“ Heinrich Zügel, ein Zögling der Stuttgarter Kunſtſchule, ſeit langen Jahren indeſſen in München thätig, teilt ſich mit Otto Gebler in den Ruhm, unter den ſcheinbar ſo einförmigen Phyſiognomien der Schafe eine Fülle von Individualitäten entdeckt und, man kann faſt ſagen, porträtmäßig wiedergegeben zu haben. Faſt jede der großen Ausſtellungen des letzten Jahrzehnts brachte ein neues Meiſterwerk des hervorragenden Malers, der zu den leitenden Perſönlichkeiten der Münchener Künſtlerwelt gehört.

Altertumskunde.

Die Limeskommiſſion hat bei ihren Unterſuchungen des Pfahlgrabens im Taunus eine wichtige Entdeckung gemacht: es iſt nämlich gelungen, die alte ausgeſteckte Grenze des römiſchen Reiches, den eigentlichen limes, aufzufinden. Die von den römiſchen Feldmeſſern eingeſetzten Grenzſteine ſind noch vorhanden, der Streckenkommiſſar Baurat Jacobi hat ſie auf größere Strecken freilegen laſſen. Außerdem ſind an dieſen Stellen noch Turmreſte, Wallmauern ꝛc. aufgegraben worden.

Auch von der württembergiſchen Strecke der Limes-Forſchungsarbeiten kommen gute Nachrichten. Major Steinle hat im Oberamt Welzheim am germaniſchen Limes auf der Strecke zwiſchen Brech und Haaghof vier römiſche Wachttürme teilweiſe freigelegt. Es ſind jetzt dort mit den ſchon früher ausgegrabenen acht ſolcher Türme nachgewieſen.

Auf Helgoland iſt in der Nähe des alten Leuchtturmes ein Hünengrab ausgegraben worden. Nach der ſorgfältigen Abhebung der oberen Steinplatte fand man das vollſtändige, auf der rechten Seite mit gekrümmten Beinen liegende Skelett eines Menſchen. Nach der vorgeſchrittenen Zerſtörung und Verwitterung der vorgefundenen Bronzeteile zu urteilen, ſcheint das Grab an 2000 Jahre alt zu ſein.

Erdkunde.

Im Thale Kaliſtoga (Kalifornien) iſt jüngſt ein verſteinerter Wald entdeckt worden, der ein Gebiet von 4 engl. Meilen in der Länge und 1 Meile in der Breite umfaßt; auf dieſem Terrain ſtehen viele verſteinerte Baumſtämme und Stümpfe von rieſigen Dimenſionen, die von amerikaniſchen Geologen als Rotbuchen bezeichnet wurden. Das Phänomen ſelbſt ſucht man durch folgende Hypotheſen zu erklären. Man glaubt, daß eine große vulkaniſche Eruption von Sand und Waſſer vor Tauſenden von Jahren den ehemaligen Wald bis zu einer Höhe von ungefähr 50 Fuß begraben habe; daß der vulkaniſche Sand verhärtet und zu Stein geworden, und der Teil der Bäume, der aus dieſem Felsgeſtein hervorragte, abgeſtorben ſei. Der begrabene Teil der Stämme verſteinerte ſich infolge des Eindringens von Waſſer, das mit Kieſelſtoffen geſättigt war, und wurde härter, als das Felsgeſtein, in welchem er ſtand, und daß endlich im Laufe der Jahrhunderte die Steinmaſſe, welche dieſe Stämme umgab, infolge von neuen vulkaniſchen Ausbrüchen nach und nach verſchwunden ſei, ohne jedoch die verſteinerten Baumſtämme anzugreifen und zu vernichten.

Völkerkunde.

In Tunis gibt es heutzutage noch Töpferwerkſtätten nach altrömiſchem Muſter, die zwei Jahrtauſende lang in voller Thätigkeit geblieben ſind. Etwa einen Kilometer von den Ufern des Golfes Hammamet befindet ſich das Töpferdorf Nabeul. Es iſt nichts anderes, als die Fortſetzung der römiſchen Hafenſtadt Neapolis, die vom Mittelmeer verſchlungen wurde. Ihre Trümmer ſind noch im Waſſer zu ſehen. Die Einwohner der untergegangenen Stadt ſiedelten ſich einen Kilometer vom Ufer an. Sie ſetzten auch die Anfertigung von Töpfereien fort, die den Wohlſtand der zerſtörten Stadt begründet hatte und durch die benachbarten Thonlager begünſtigt wird. Seither arbeiten die Töpfer in Nabeul ganz wie die alten Römer weiter fort. Sie haben noch den antiken Ofen, brennen ohne Muffeln, bearbeiten den Thon mit den Füßen und geben ihren Gefäßen genau die allbekannten klaſſiſchen Umriſſe, an denen nur einige unbedeutende arabiſche Zuthaten ſich entdecken laſſen.

Naturkunde.

Daß in Deutſchland der Anbau von Arzneipflanzen in ziemlich bedeutendem Umfang betrieben wird, geht aus dem Bericht hervor, welchen Prof. Wittmack im amtlichen Auftrag über den Gartenbau des deutſchen Reichs für die Weltausſtellung in Chicago ſchrieb. Die Kulturen befinden ſich hauptſächlich in Thüringen, wo ſich Erfurt, Jena, Kölleda mit dem Anbau von Pfefferminze, Krauſeminze, Baldrian, Liebſtöckel ꝛc. beſchäftigen, und in Schneeberg im Erzgebirge, ſowie bei Nürnberg, Bamberg und Schweinfurt, welche letzteren Orte beſonders viel Eibiſchkraut liefern. Ob dieſe Kulturen nicht auch in mancher anderen Gegend des Reichs lohnend ſein würden?

Kunſt.

Bildhauer Profeſſor Brütt hat in einem Altarbildwerk für die Johanneskirche in Gießen eine alte Technik, die ſchon im 16. und 17. Jahrhundert bei Altartafeln zur Anwendung kam, aufs neue belebt. Das Verfahren beſteht in der direkten Modellierung figürlicher Darſtellungen in Stuck, wodurch eine unmittelbare Wiedergabe erzielt wird. Das über dem Altar auf einer ſtarken Cementplatte aufgetragene Bild iſt bei der Länge von nahezu vier Metern verhältnismäßig raſch entſtanden, da auf Grund eines kleinen Modells alles in feuchtem Zuſtande ausgearbeitet werden muß. Das Werk, welches das heilige Abendmahl darſtellt und durch charakteriſtiſche Formung und Gruppierung der Perſonen ſich auszeichnet, würde bei der Wiedergabe in Sandſtein durch weniger geübte Kräfte in ſeinem künſtleriſchen Werte leicht eine Beeinträchtigung erleiden, während die ganze Arbeit jetzt bleibt, wie ſie aus der Hand des Bildners hervorgegangen iſt.

Technik.

Auf dem Feuerturm von Kap la Hève in Nordfrankreich iſt kürzlich ein elektriſches Blitzfeuer in Betrieb geſetzt worden, deſſen Lichtwirkung unter den zur Beleuchtung der Küſten dienenden Schiffahrtsfeuern eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Stichweite dieſes hellen Lichtes beträgt bei klarer Luft in dunkler Nacht 28 Seemeilen oder ſieben geographiſche Meilen, während die an den Wolken ſich abſpiegelnden Lichtſtrahlen unter günſtigen Bedingungen bis auf 85 Seemeilen Entfernung wahrnehmbar ſein ſollen. Beachtenswert an dem neuen Feuer iſt die Einrichtung, daß die Lichtſtärke desſelben je nach den Umſtänden abgemindert und erhöht wird. Bei klarer Luft, d. h. wenn das in 25,4 Seemeilen Entfernung von La Hève liegende Feuer von Ver noch geſehen werden kann, kommt eine einfacher Strom zur Anwendung. Verſchwindet dieſes letztere Feuer, bleibt aber das 22,5 Seemeilen entfernte Feuer von Fatonville noch in Sicht, ſo wird der Strom verdoppelt. Vermag endlich das Auge des Beobachters auf dem Turm auch das Feuer von Fatonville nicht mehr zu unterſcheiden, ſo kommt der kräftigſte Strom von der vierfachen Stärke des einfachen Stromes zur Anwendung.

Statiſtiſches.

Der Bund für die Frauenrechte in Brüſſel veröffentlicht eine ſtatiſtiſche Überſicht über die geographiſche Verteilung der Geſchlechter. Es ergibt ſich daraus, daß gegenwärtig Europa 170818561 Männer und 174914119 Frauen hat, das weibliche Geſchlecht alſo ein Mehr von 4095558 aufweiſt. Bei 16 Völkern Europas überwiegt das weibliche Geſchlecht; am ſtärkſten iſt es in Portugal und Norwegen vertreten, in welchen Ländern man auf 1000 Männer 1091 Frauen findet; am ſchwächſten iſt das Übergewicht in Belgien und Frankreich, wo der Überſchuß nur 7 Frauen auf 1000 Männer beträgt. In ſechs Ländern Europas, in Italien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland und Bosnien, iſt das männliche Geſchlecht im Übergewicht. In Italien kommen 995 Frauen auf 1000 Männer. Bosnien iſt das an Frauen ärmſte Land; es beſitzt nur 895 weibliche Perſonen auf 1000 Männer.

Bauweſen.

Die Bauthätigkeit des preußiſchen Staates im Gebiete des Hochbaues hat ſich im Jahre 1892 auf der gleichen Höhe gehalten wie 1891. Nach dem Bericht des „Centralblattes der Bauverwaltung“ ergeben ſich für das Jahr 1892 im ganzen 608 Bauten. Nach Gattung und Beſtimmung ſind in der oben angegebenen Zahl u. a. enthalten: 53 Kirchen und Kirchtürme, 43 Pfarrhäuſer, 152 Schulhäuſer, 7 höhere Schulen, 6 Bauten für Seminare, 17 Hörſaal- und Inſtitutsgebäude für Univerſitäten und andere Hochſchulen, 3 Gebäude für geodätiſche und meteorologiſche Zwecke, 3 Bibliotheken und Archive, 2 Bauausführungen an Schlöſſern, das Geſchäftshaus für das Haus der Abgeordneten, 11 Miniſterial-, Regierungsgebäude ꝛc., ferner ein Leuchtturm, 26 Geſchäftshäuſer für Gerichte, 13 Gefängnis- und Strafanſtaltsgebäude, 75 Wohnhäuſer und Gehöfte für Oberförſter und Förſter.

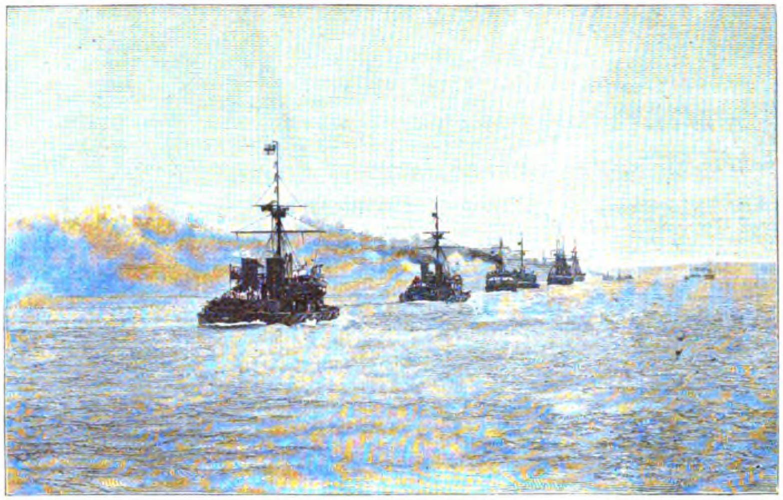
Bibliothekweſen.

Im Auftrage des preußiſchen Kultusminiſters wird ein Katalog der Handſchriften der Göttinger Univerſitätsbibliothek, deren erſter Band ſoeben erſchienen iſt, ausgearbeitet. Er enthält die Handſchriften aus den Gebieten der Philoſophie und Philologie, Jurisprudenz und Litteraturgeſchichte und erleichtert die Benutzung der Göttinger Handſchriften in hervorragender Weiſe. Der Band bildet einen Teil des geplanten Geſamtkataloges der in der preußiſchen Monarchie aufbewahrten Handſchriften und den Anfang desſelben für die Provinz Hannover.

Zeitungsweſen.

Dem ſoeben im 34. Jahrgang erſchienenen Sperlingſchen Adreßbuch der deutſchen Zeitſchriften und der politiſchen Tagesblätter für 1893 iſt zu entnehmen, daß die Zahl der gegenwärtig erſcheinenden deutſchen Zeitſchriften (Wochen-, Monats- u. ſ. w. Blätter jeder Art) auf 3644 ſich beziffert, gegen 3538 im Jahre 1892, 3443 im Jahre 1891, 3204 im Jahre 1890, 2982 im Jahre 1889 und 2729 im Jahre 1888. Die Zahl hat im letzten Jahre alſo eine Zunahme von 106 und ſeit 1888 eine Vermehrung von 915 erfahren.

Die deutſche Manöverflotte.



Von der deutſchen Manöverflotte.

Unſere Reichsmarine iſt in ſteter erfreulicher Entwicklung begriffen. Sie wächſt beſtändig an Schiffszahl, und ihre Leiſtungs- und Manövrierfähigkeit wird durch Flottenübungen in Oſt- und Nordſee jährlich erprobt. In dieſem Jahre ſind nicht weniger als einige fünfzig Schiffe dabei beteiligt. — Im vorigen Jahre beſtand die Manöverflotte aus 47 Fahrzeugen, die in vier Schiffs- und vier Torpedodiviſionen eingeteilt waren. Die beiden erſten Diviſionen bildeten das erſte und die beiden folgenden das zweite Geſchwader. Das erſte, welches unſer Bild zeigt, beſtand nur aus Panzerſchiffen. Im Vordergrunde erſcheint das Flaggſchiff der erſten Diviſion, die Ausfallkorvette „Baden", gefolgt von dem Schweſterſchiffe „Bayern". Danach kommt das Panzerfahrzeug „Beowulf", und den Schluß bildet die Ausfallkorvette „Württemberg." Das Flaggſchiff der zweiten Diviſion iſt der „Friedrich Karl", gefolgt von „Kronprinz", „Deutſchland" und „Friedrich der Große", während man im Hintergrunde den Aviſo „Blitz" ſieht. „Friedrich Karl" und „Kronprinz", unſere älteſten, aber auch veralteten Panzerfregatten, ſind ſeitdem aus der Marineliſte geſtrichen. An ihre Stelle treten die Panzer „Wörth" und „Weißenburg".

Kleine Zeitung.

Eine merkwürdige Neuerung für den Gefängnisbau ſchlägt ein Herr Gläſcke vor. Um den Gefangenen das Ausbrechen unmöglich zu machen, ſollen die Wände der Zellen von mit Flüſſigkeit gefüllten Rohren durchzogen werden und auch alle Schlöſſer und Riegel unter Waſſerdruck ſtehen. Verſucht ein Sträfling die Wand oder ein Schloß anzubohren, ſo entſteht ein Leck, die Flüſſigkeit fließt aus, und durch die Druckverminderung wird eine Alarmglocke in Thätigkeit geſetzt. Die Idee dürfte auch für Werttreſors mit Vorteil anwendbar ſein.

Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

1. Rätſeldiſtichon.

Gregor, Oregon.

2. Wechſelrätſel.

Salzſäule, Salzſäure.

3. Kugelpyramide.

E
Ei
Eis
Iſer
Greis
Singer
Ginſter

Bilderrätſel.

Bergmannsſtrike.

4. Rätſel.

Florida.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächſten Nummer beginnt der XXX. Jahrgang des Daheim. Wir erſuchen unſere Leſer, das Abonnement, insbeſondere das bei der Poſt, rechtzeitig zu erneuern, damit keine Unterbrechung in der Zuſendung entſtehen kann.

Es wird unſere Leſer freuen, zu erfahren, daß wir den neuen Jahrgang wieder mit einem Roman von **Ernſt Remin** eröffnen. Sein Roman: „Neue Bahnen" hat gewiß allerſeits den verdienten Beifall gefunden. Der neue Roman: **„Die Wunde der Zeit"** ſpielt in der Gegenwart und führt den Leſer in jene Seelenkämpfe ein, die in unſeren Tagen keinem bedeutenden Manne erſpart bleiben. Gilt doch heute mehr denn je vorher der Spruch: durch Kampf zum Sieg.

Wir bringen ferner einen hiſtoriſchen Roman von **H. von Schreibershofen: „Aus Antwerpens Inquiſitionszeit."** Die durch die Reformation hervorgerufenen Kämpfe finden hier eine überaus anſchauliche, feſſelnde Schilderung.

Ein dritter Roman von **O. Elſter: „Werden und Vergehen"**, hat ſeinen Vorwurf aus der Zeit genommen, in der ſich im Kriege Deutſcher gegen Deutſche die politiſche Einigung Deutſchlands vollzog. Wie wir heute alle ohne Groll an jene furchtbaren Tage zurückdenken und uns nur ihres köſtlichen Ertrages freuen, ſo klingt auch unſer Roman verſöhnend und erhebend aus.

Eine brennende Frage der Gegenwart behandelt in ſeinem Roman: **„Die Alten und die Jungen" Moritz von Reichenbach.** Man wird die mit voller Sachkenntnis geſchriebene Erzählung nicht ohne Nutzen leſen.

Kürzere Erzählungen bringen wir von **Anton von Perfall: „Jack"; H. von Krauſe** (C. von Hellen): **„Das Weihnachtslicht"; Heinrich Seidel: „Penelope"; Hans Warring: „Neues Leben"** und anderen.

Eine große Anzahl illuſtrierter wie nichtilluſtrierter **Artikel** liegt in unſeren Mappen für den neuen Jahrgang bereit.

Zu dem **Frauen-Daheim** und der **Hausmuſik** hat ſich im Laufe dieſes Jahrganges **„Der Hausgarten"** geſellt. Dieſe beſonderen Intereſſen dienenden und von Fachredakteuren geleiteten Beilagen werden auch im neuen Jahrgang fortgeſetzt werden und unſeren Leſern eine erwünſchte Gelegenheit bieten, die eigenen Erfahrungen mit denen ihrer Mitleſer auszutauſchen oder den Rat Kundiger einzuholen. Die **Spielecke** bleibt in den Händen ihres altbewährten Leiters. Wo es wünſchenswert erſcheint, werden in den Beilagen auch künftig Abbildungen das Wort ergänzend begleiten.

Für das Hauptblatt liegen uns zahlreiche **Holzſchnitte nach ſchönen Bildern** vor. Wird doch trotz der Verirrungen vieler unſerer bildenden Künſtler noch viel Erfreuliches und Wertvolles geſchaffen und uns freundlich zur Verfügung geſtellt.

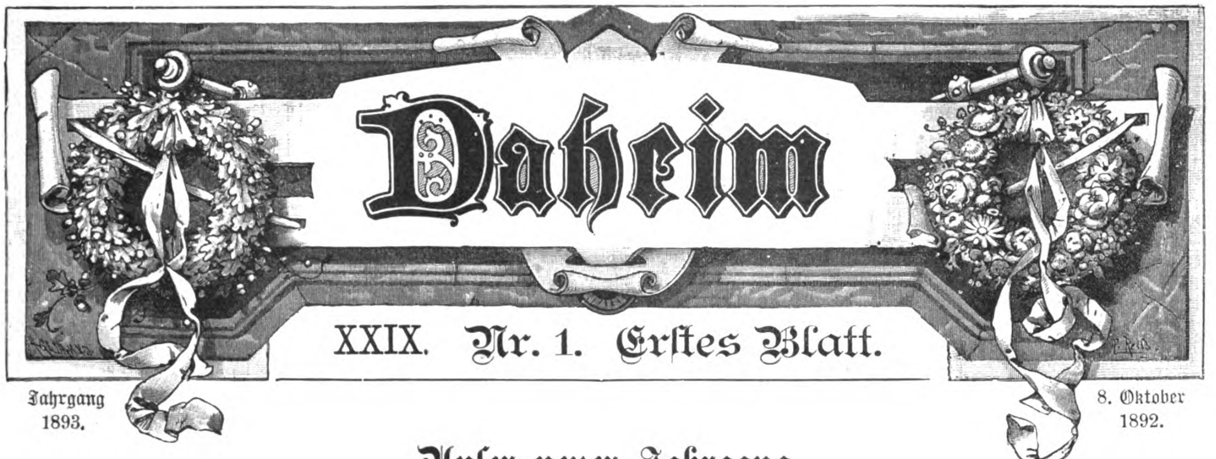
Wir glauben ſagen zu dürfen, daß wir unſeren Leſern alles bieten, was man billigerweiſe von einem Familienblatt erwarten kann. Wir wiſſen aber auch, daß wir trotzdem hinter dem Ideal, das wir uns ſelbſt für das Daheim geſteckt haben, um ein gut Teil zurückbleiben werden. Da hat denn jene Nachſicht einzutreten, die uns unſere Leſer ſeit nun bald dreißig Jahren beſtändig erwieſen haben. Heute, wo abermals ein Jahrgang mit aller Arbeit, die er erforderte, abgeſchloſſen hinter uns liegt, ſei ihnen wieder einmal herzlich dafür gedankt.

Schließlich machen wir auf die veränderte Paginierung aufmerkſam, zu der wir uns, vielfachen Wünſchen nachkommend, entſchloſſen haben. Der zweite Bogen jeder Nummer iſt von Nr. 1 des nächſten Jahrgangs an in den erſten unmittelbar eingefügt.

Die Daheim-Expedition. Leipzig, Poſtſtr. 9. **Die Redaktion des Daheim. Berlin W.,** Steglitzerſtr. 53.

Inhalt: Dat Unbeert. Novelle von Iſe Frapan. (Schluß.) — Prinz Heinrich von Preußen und Rheinsberg. Mit einer Illuſtration. — Ein Beſuch bei Theodor Storm. Von Carl Hunnius. — Die größte Orgel Deutſchlands. Von W. Allihn. Mit einer Illuſtration. — Der Kampf gegen die Cholera. Von Dr. M. Dyrenfurth. — Am Familientiſch. Zu unſeren Bildern: In tiefer Trauer von Dr. A. Vianna da Lima; Guten Morgen! von Th. Gruſt; Heimkehr von Heinrich Zügel. — Altertumskunde. — Erdkunde. — Völkerkunde. — Naturkunde. — Kunſt. — Technik. — Statiſtiſches. — Bauweſen. — Bibliothekweſen. — Zeitungsweſen. — Die deutſche Manöverflotte von 1892. Mit einer Illuſtration. — Kleine Zeitung. — Auflöſungen der Rätſel und Aufgaben in Nr. 51.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. — Überſetzungsrecht vorbehalten.
— Für die Rückſendung **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Inſerate nur** an Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) Leipzig, Poſtſtraße 9. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**



Daheim

XXIX. Nr. 1. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1893.

8. Oktober 1892.

Unſer neuer Jahrgang.

Der vaterländiſche Roman iſt im Daheim ſtets mit beſonderer Liebe gepflegt worden. Wir brauchen in dieſer Beziehung nur an die ſ. Z. mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Romane Hiltls aus der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte und an Th. Fontanes meiſterhafte Erzählung „Vor dem Sturm“ zu erinnern. Seit mehreren Jahren fehlte eine derartige erzählende Dichtung in den Spalten des Daheim, wir freuen uns daher doppelt, unſeren Leſern mitteilen zu können, daß der Roman aus der Zeit des großen Kurfürſten

„Neue Bahnen“ von **Ernſt Remin,**

mit dem wir den neuen Jahrgang eröffnen, ſich unſeres Erachtens dem Beſten anreiht, was auf dieſem Gebiet geſchaffen wurde. Die Erzählung fußt auf gründlichen hiſtoriſchen Studien, und der geiſtvolle Verfaſſer hat es verſtanden, dieſelben mit dichteriſcher Kraft zur Grundlage einer reichen und feſſelnden Handlung zu benutzen, aus der ſich die mächtige Heldengeſtalt des jugendlichen Hohenzollernfürſten kraftvoll abhebt.

Gleichzeitig bieten wir unſern Leſern eine nicht minder bedeutende Gabe in

„Pawils Lauronat“ von **Ernſt Wichert,**

einer jener ergreifenden Erzählungen aus dem littauiſchen Volksleben, mit denen der gefeierte Dichter ſeinen Ruf begründete. Alle Verehrer Ernſt Wicherts wiſſen, daß gerade diejenigen Novellen, zu denen er den Stoff aus dem Boden ſeiner Heimat entlehnte, ſtets den ſchönſten und vollſten Beweis ſeiner hohen poetiſchen Begabung lieferten.

Für den neuen Jahrgang liegen uns ferner vor: Joachim v. Dürow, „*Die Herrin von Rotenburg*,“ ein Roman, der die Lebensſchickſale einer preußiſchen Landedelfrau aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts in einer Reihe überaus ſympathiſcher Bilder vorführt, in denen ſich tiefer Ernſt und friſcher Humor in glücklichſter Weiſe miſchen. *Ilſe Frapan*, „*Das Undeert*,“ eine Geſchichte aus Hamburg, deſſen Bevölkerung niemand mit gleicher Friſche und Anſchaulichkeit zu ſchildern verſteht, wie die Verfaſſerin. *H. v. Schreibershofen*, „*Aus Antwerpens Inquiſitionszeit*,“ ein großer, durch reiche Handlung ausgezeichneter Roman, der in den Tagen der Herzogin Margarethe v. Parma auf niederländiſchem Boden ſpielt. *Anton v. Perfall*, „*Jack*,“ eine farbenfriſche Erzählung aus den kaliforniſchen Bergen. *B. v. d. Lanken*, „*Schloß Seligkeit*,“ eine von anmutigem Humor getragene Hofgeſchichte. *Friedrich Jacobſen*, „*Dürhuus*,“ eine größere ernſte Erzählung aus den holſteinſchen Marſchen. *A. Andrea*, „*Ein moderner Dämon*,“ ein durch ſcharfe Kenntnis des Landlebens ausgezeichneter Roman, der in ſchlichter Handlung ein wahrhaft ergreifendes Charaktergemälde gibt. Novellen von *H. Villinger*, *H. Seidel*, *Fritz Meiſter*, *Bernhardine Schulze-Smidt* werden, zwiſchen den größeren Erzählungen eingefügt, diejenigen unſerer Leſer erfreuen, welche für knapp geſchürzte, in einer Nummer abgeſchloſſene Dichtungen beſondere Vorliebe hegen.

Eine große Zahl *belehrender und unterhaltender Aufſätze* von Hofprediger E. Frommel, Hof- und Garniſonpfarrer B. Rogge, Konſiſtorialrat H. Dalton, Profeſſor Klein, Ed. Große, Kontreadmiral Werner, P. Lindenberg, P. v. Szczepański, Oberſchulrat Dr. v. Sallwürk, Dr. H. Meyer, Dr. R. Koenig, Dr. Dyrenfurth, Baumeiſter H. Schliepmann, H. Seidel, Chr. Schwarzkopf, J. Stinde, H. v. Zobeltitz u. a. füllt unſere Mappen. Ganz beſondere Aufmerkſamkeit werden wir den *Werken der inneren Miſſion* zuwenden, über deren vielſeitige ſegensreiche Thätigkeit eine Reihe intereſſanter Artikel in Vorbereitung iſt. Dasſelbe gilt von den *kolonialen Beſtrebungen* in Afrika. Herr Superintendent Merensky hat uns eine Anzahl Aufſätze aus dem Innerſten des ſchwarzen Weltteils in Ausſicht geſtellt. Neue bedeutende Erſcheinungen der Litteratur werden in zuſammenfaſſenden Abhandlungen beſprochen werden.

Ferner geht unſer Redaktionsmitglied, Herr Paul v. Szczepański, im nächſten Frühling für uns zur Weltausſtellung nach Chicago, ſo daß wir unſeren Leſern über das gewaltige Unternehmen Briefe aus erſter Hand verſprechen können.

Poetiſche Beiträge liegen u. a. von Joh. Trojan, H. Seidel, Frida Schanz, E. Lenbach, D. Th. Förſter, Hans Hoffmann vor.

Die **Beilagen des Daheim** werden ſich wie bisher durch Eigenart und Vielſeitigkeit auszeichnen: **„Aus der Zeit — für die Zeit“** ſchildert in Wort und Bild wichtige Ereigniſſe aus der Gegenwart. Das allbeliebte **„Frauendaheim“** gibt unter bewährter weiblicher Leitung wöchentlich eine Fülle von Anregungen für das häusliche Leben, für die ſtillen Werkſtätten der Frauenthätigkeit und pflegt ganz beſonders den Meinungsaustauſch zwiſchen unſeren Leſerinnen. Die **„Hausmuſik“** iſt der Pflege der edlen Tonkunſt im eigenen Heim gewidmet und trägt den praktiſchen Bedürfniſſen der zahlreichen Freunde der Muſik nach ſchneller Orientierung Rechnung.

Am **„Familientiſch“** werden wir fortfahren, in zahlreichen kurzen Notizen das Wiſſenswerteſte aus allen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens, der Wiſſenſchaft und Kunſt zuſammenzutragen. Ein ſachkundiger **„Rechts- und Geſundheitsrat“** ſteht unſerem Leſerkreiſe jederzeit zur Verfügung. Die **„Spielecke“** bringt nach wie vor in jeder Nummer Rätſel, Charaden, Bilderrebus, Schach- und Domino-Aufgaben.

Die *Ausſtattung* des Daheim bleibt die bewährte alte. Für den illuſtrativen Schmuck ſtehen uns zahlreiche Bilder der erſten Meiſter zur Verfügung, für deren Wiedergabe in tadelloſen Reproduktionen Sorge getragen iſt. Dem edlen Holzſchnitt ſoll eine beſondere Pflege zu teil werden.

Die Daheimredaktion: Berlin W., Steglitzerſtr. 53.

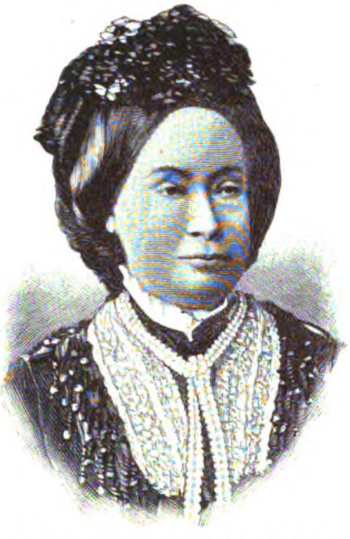
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aus der Zeit — für die Zeit.

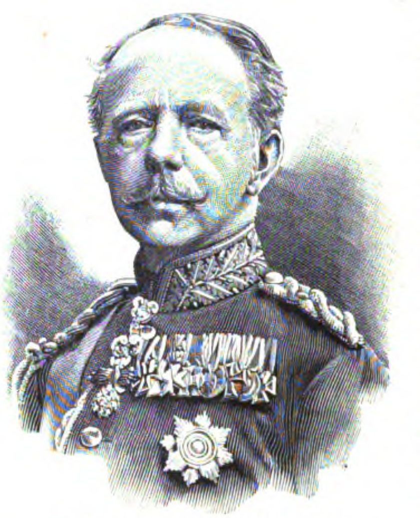
Die goldene Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin von Sachſen-Weimar.

Am 8. Oktober begeht Sachſen-Weimar ein ſeltenes, frohes Feſt, an welchem ganz Deutſchland herzlichen Anteil nehmen wird. Das großherzogliche Paar feiert den Tag ſeiner goldenen Hochzeit. Fünfzig Jahre ſind vergangen ſeit jenem 8. Oktober, an dem der Erbgroßherzog Karl Alexander die jugendliche Tochter des Königs der Niederlande, Sophie Luiſe, aus dem Haag nach Weimar heimführte, ein halbes Jahrhundert reinen und reichen Glücks liegt hinter dem erlauchten Jubelpaar.

Die Feier der goldenen Hochzeit iſt eine ſo ſeltene, daß ſie überall, bei arm und reich, bei hoch und niedrig, der innigſten Anteilnahme ſicher iſt — wem der Herr über Leben und Tod fünfzig Jahre gemeinſamen Ehelebens ſchenkte, erweiſt er in Wahrheit eine große Gnade. Anders aber geſtaltet ſich ſolch ein halbes Jahrhundert doch in der ſtillen Einſamkeit des Privatmannes, und im fürſtlichen Schloſſe. Dort lebt es ſich im engſten Kreiſe aus, hier verbindet es ſich eng mit dem Geſchick von Hunderttauſenden. Und Tauſende und aber Tauſende werden an dieſem 8. Oktober ihr Dankgebet mit dem des großherzoglichen Jubelpaares vereinen.



Großherzogin von Sachſen-Weimar.
Nach einer photogr. Aufnahme von Fr. Hertel in Weimar.



Großherzog von Sachſen-Weimar.
Nach einer photogr. Aufnahme von Louis Held in Weimar.

Großherzog Karl Alexander hat ſeine ganze Kraft in ehrlichem, eifrigem Streben und ernſter Pflichterfüllung dem Wohl ſeines Landes geweiht. er iſt über deſſen engere Grenzen hinaus ſtets ein warmer und aufrichtiger Förderer aller nationalen Beſtrebungen geweſen. Darauf näher einzugehen, iſt heute nicht der rechte Tag. Wohl aber müſſen wir auf das Wirken des edlen Fürſtenpaares hinweiſen, das der Pflege der idealen Traditionen des weimariſchen Hofes galt. Wiſſenſchaft und Kunſt fanden in ihnen großgeiſtige, warmherzige Gönner. Die Univerſität Jena blühte neu auf, die Wartburg erſtand zu neuem Glanze; in Weimar ſelbſt erſchloß die Frau Großherzogin mit weitherzigem Sinne dem deutſchen Volke die dem Altmeiſter Goethe gewidmeten Erinnerungsſtätten und ſchuf im Sophienhaus eine muſtergültige Pflegerinnenanſtalt, während ihr Gemahl die Malerſchule ſeiner Reſidenz voll feinen Empfindens für jede künſtleriſche Individualität hob und förderte. Was beide, jeder auf ſeinem Felde, im ſtillen Gutes thaten, das entzieht ſich der öffentlichen Beſprechung.

Sie haben Liebe geſäet, und Liebe iſt ihre Ernte.

Der Prinzregent von Bayern und die Münchener Kunſtausſtellung.

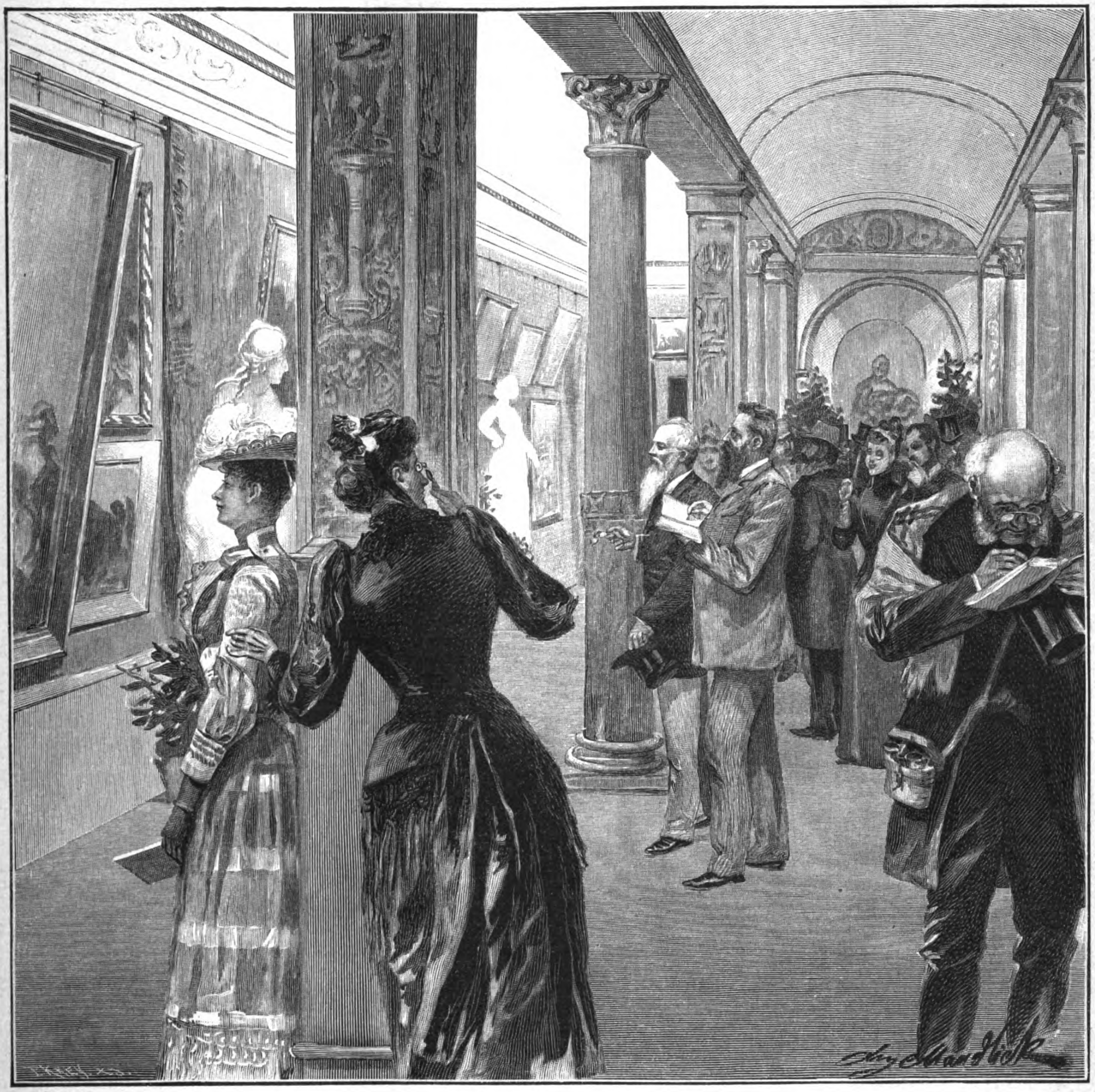
München iſt noch immer die erſte deutſche Kunſtſtadt. Ich will mit dieſem Satz weder Berlin verletzen, in dem ſich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Kunſtpflege und das künſtleriſche Schaffen höher entwickelten, und das auf einem Zweige der ſchaffenden Kunſt, in der Plaſtik, die Iſarſtadt ohne Zweifel überflügelt hat, noch will ich den großen Verdienſten anderer deutſcher Kunſtemporen, Dresdens, Düſſeldorfs, Karlsruhes, Weimars, zu nahe treten, die nach beſtimmten Richtungen hin ſtets Hervorragendes geleiſtet haben und auch heute noch leiſten. Aber ſowohl der Geſamtzahl der ausübenden Künſtler, wie der ſchöpferiſchen Bedeutung einzelner und der Vielſeitigkeit der Richtungen nach gebührt München der erſte Platz — man braucht nur faſt aufs geratewohl Namen wie Lenbach, Defregger, Piglhein, Löfftz, Kaulbach, Kühl, Uhde, Brandt, Wenglein, Peter P. Müller, Zügel herauszugreifen, um dies zu beweiſen. Damit ſteht auch in engem Zuſammenhang, daß München immer noch der erſte Kunſtmarkt Deutſchlands iſt. Nicht nur die deutſchen Kunſtliebhaber und Kunſthändler trifft man in den Münchener Ateliers, ſondern auch die Ausländer, Engländer und Amerikaner vor allen, ſind fleißige Beſucher derſelben. Daß in einer Mittelſtadt, in Düſſeldorf oder Weimar etwa, die Kunſt dem ganzen Gemeinweſen einen unverkennbaren Stempel aufprägt, iſt leicht verſtändlich — daß dies aber auch in einer Großſtadt, wie München, der Fall iſt, erſcheint ſehr bemerkenswert. Thatſächlich iſt das ganze öffentliche Leben an der Iſar von künſtleriſchem Geiſte und künſtleriſchen Neigungen durchtränkt, die aus den engeren Künſtlerkreiſen immer neue Anregungen ſchöpfen. Man braucht nur eine Nummer der beſſeren Münchener Lokalzeitungen — es gibt nämlich dort auch ſehr ſchlechte — aufmerkſam zu leſen, um dies beſtätigt zu finden. Im Hauptblatt ein langer Bericht über irgend eine Ausſtellung, ausführliche Notizen aus den Ateliers, mannigfache Mitteilungen über die Kunſt des Auslandes, im Annoncenteil ſpaltenlange Anzeigen der Kunſthändler, Atelierangebote, Verſteigerungen von Sammlungen u. ſ. w. Jedes Ereignis der Künſtlerſchaft — heuer gab's z. B. einen großen Zwieſpalt, der zum Austritt eines Teils der bedeutenderen Maler aus der Künſtlergenoſſenſchaft führte — wird als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt und nicht nur von den Zeitungen, ſondern auch in der ganzen gebildeten Bevölkerung lebhaft erörtert. Und wer nur einen gutbeſuchten Abend in der Allotria, der allbekannten Künſtlerkneipe, verlebte, empfindet aus der Zuſammenſetzung der luſtigen Geſellſchaft, wie eng und feſt die Beziehungen der Künſtlerſchaft zu allen anderen Kreiſen geknüpft ſind.

Seine Königliche Hoheit der Prinzregent hegt und pflegt die alten Traditionen des Wittelsbacher Hauſes auch der Kunſt gegenüber in wärmſter Weiſe. Er protegiert nicht nur einzelne hervorragende Kunſtgrößen, er zeigt, wo ſich immer die Gelegenheit bietet, auch für die Geſamtheit der Münchener Künſtler das lebhafteſte Intereſſe und ein feines Mitempfinden für jede ernſte Arbeit. Wenn er in der Hauptſtadt reſidiert, werden allwöchentlich mehrere Künſtler zur Mittagstafel befohlen, an der übrigens altem bajuvariſchen Brauch nach auch der edle Gerſtenſaft nie fehlt, und faſt in jeder Woche beſucht der hohe Herr einige Ateliers. Es ſind keineswegs immer die genannteſten und bekannteſten Maler, die prunkvoll ausgeſtatteten Werkſtätten der erſten Meiſter, die er mit ſeinem Beſuch beehrt. Er klimmt, nur von einem Adjutanten begleitet, im Gegenteil mit Vorliebe die ſteilen und engen Treppen zu den Ateliers der jungen Künſtler hinan, deren Entwickelungsgang ihn irgendwie gefeſſelt. Unangemeldet klopft er an ihre Thür und freut ſich, wenn er ſie mitten im Schaffen, im Arbeitsrock, die Palette in der Hand, überraſcht. Und oft ſpinnt ſich ſein herzliches Intereſſe aus dem Atelierraum nach dem Wohnzimmer des Künſtlers hinüber. „Ob denn der Storch ſich immer noch nicht angemeldet habe?“ fragte er einen meiner jungverheirateten Freunde wiederholt, und als Herr Adebar dann endlich glücklich pflichtſchuldigſt eingekehrt war, ließ der Prinzregent dem zur Tafel befohlenen Maler einige Süßigkeiten für die Mutter und das Baby einpacken. —

An der großen Heerſtraße der Touriſten gelegen, ladet München nicht zuletzt durch ſeine eigenartige Stellung als Kunſtſtadt die Reiſenden zum Haltmachen ein. Die Schätze der beiden Pinakotheken und der Glyptothek, an der Iſar unweigerlich kurzweg die „Theken“ genannt, die herrliche Galerie des Grafen Schack, die permanente, ſtets reich beſchickte Ausſtellung der Künſtlergenoſſenſchaft, das ſind nur einige von den vielen Anziehungspunkten, welche München auf künſtleriſchem Gebiet den Fremden regelmäßig bietet. Beſondere Bedeutung aber gewinnt allſommerlich die große Ausſtellung im Glaspalaſt, welche zugleich für die geſamte Künſtlerſchaft ſelbſt den Mittel- und Zielpunkt der künſtleriſchen Jahresarbeit, die Probe gleichſam aufs Exempel, bildet. Obwohl beſonders Berlin in den letzten Jahrzehnten wiederholt als ein ſehr ernſt zu nehmender Konkurrent aufgetreten iſt, haben die Münchener Ausſtellungen ihren alten Ruf und ihr Anſehen voll zu behaupten gewußt. Die Beziehungen der Münchener Künſtler zum Ausland wußten faſt immer die erſten Kräfte desſelben zur Beteiligung

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

zu gewinnen, und die eigenen Ateliers ſenden nach ſorgſamer Prüfung das beſte des Geſchaffenen in die ſchönen lichten Ausſtellungsräume. Auch die diesjährige Ausſtellung, die ſich mit Fug und Recht als eine internationale bezeichnen konnte, war glanzvoll nach jeder Richtung hin, ausgezeichnet mindeſtens nach einigen. Auf Meiſter Lenbachs Initiative hatte das Innere des Glaspalaſtes eine durchgreifende Umgeſtaltung erfahren, welche die mächtigen Säle mit allem Reiz künſtleriſch wirkſamer Architektur umkleidete. Zwiſchen den Räumen mit modernen Gemälden waren, ebenfalls auf Lenbachs Veranlaſſung, einige intimer eingerichtete Gemächer, den alten Meiſtern gewidmet, eingeſchaltet, die nicht nur dem ermüdeten Auge eine Ruhepauſe gewährten, ſondern auch zum unwillkürlichen Vergleich zwiſchen heute und ehedem herausforderten. Auf das glücklichſte war dadurch der öde Eindruck des Gemäldemarktes vermieden, der nur zu vielen Ausſtellungen anhaftet.



Der Prinzregent Luitpold von Bayern beſichtigt die Münchener Kunſtausſtellung.

Es kann nicht unſere Aufgabe ſein, die reiche, faſt überreiche Münchener Ausſtellung künſtleriſch zu würdigen oder auf Einzelheiten einzugehen. Es kamen auf ihr alle Richtungen der Kunſt zu ihrem Recht, und das iſt vielleicht einer ihrer Erfolge, daß die Anſicht von der Nebeneinanderberechtigung derſelben, von der ſcharf betonten Nacheiferung der alten Meiſter bis zur jüngſten Freiluftmalerei, breiteren Boden gewann. Dazu trägt ohne Zweifel auch die erfreuliche Thatſache bei, daß ſich unter den „Modernen“ eine Klärung der Anſchauungen Bahn zu brechen beginnt, daß ſich unter ihnen ausgeſprochenere Charaktere hindurchgerungen haben, welche die allzu ungeberdigen Stürmer und Dränger ſtark in den Hintergrund drücken. Das Maßhalten gewinnt wieder ſein gutes Recht, langſam wohl, aber ſicher. Wenn übrigens auf der Ausſtellung ausgeſprochene „Schlager“ fehlten, Gemälde allererſten Ranges, auf welche ſich von vornherein die Bewunderung der Kenner und der breiteren Maſſen vereinigt, ſo war dafür der Geſamteindruck des Geſchaffenen ein um ſo befriedigenderer. Einen Hauptanteil des allgemeinen Intereſſes nahmen auch diesmal die Ausländer, und unter dieſen beſonders die Skandinavier, die Holländer und Amerikaner, für ſich in Anſpruch.

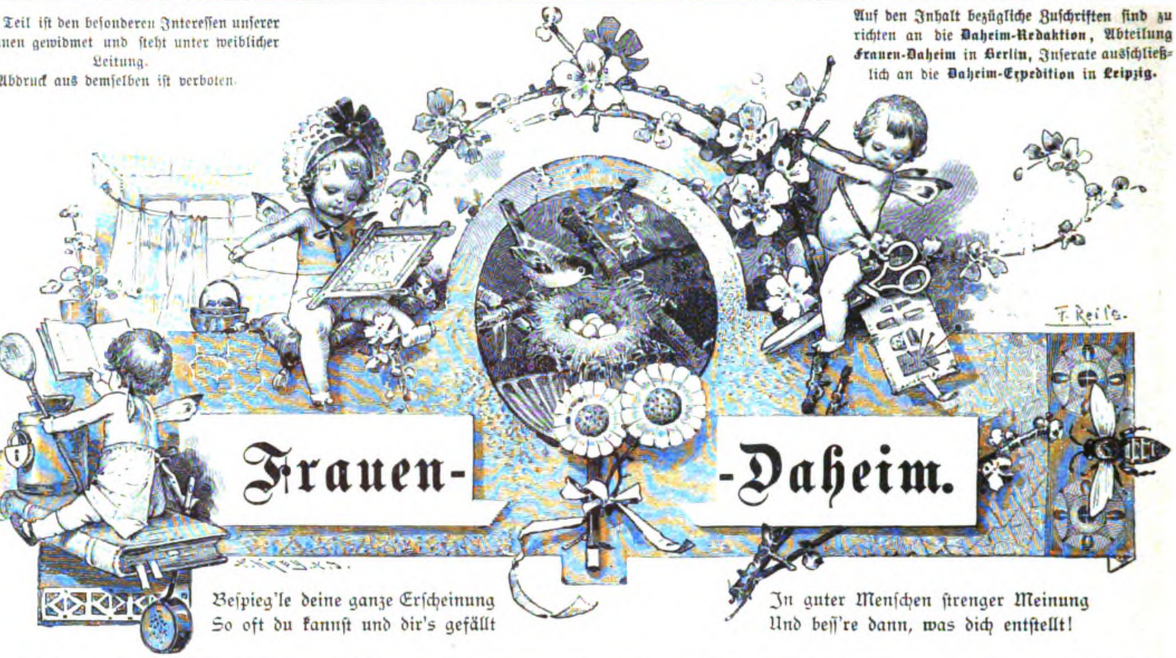
Anderswo iſt eine Ausſtellung eins von vielen Tagesereigniſſen, in München iſt ſie das Ereignis. Mit Glockengeläut von den Türmen wird der Tag ihrer Eröffnung begrüßt, und von dieſer an wallfahrtet ein ununterbrochener Strom Fremder und Einheimiſcher nach dem Glaspalaſt, bis ſich deſſen Pforten wieder geſchloſſen. Selbſtverſtändlich zählt auch der Prinzregent zu den eifrigſten Beſuchern. Schon am erſten Tage nach der Eröffnung las ich den Namen des hohen Herrn unter einem Bilde, deſſen Ankauf er perſönlich befohlen, und wiederholt ſah ich ihn, wie unſer Künſtler ihn dargeſtellt hat, begleitet von Prof. Stieler, dem Vorſitzenden der Künſtlergenoſſenſchaft, die Säle durchwandern — nicht nur als der Landesherr, der offiziell eine Pflicht erfüllt, ſondern mit dem warmen Intereſſe des Kunſtfreundes und Kenners, mit der innigen Freude an all dem Guten und Schönen, das die Kunſt, und das zumal ſeine Münchener Künſtler, hier zuſammengetragen.

Hanns v. Spielberg.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, **Abteilung Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



Frauen-Daheim.

Beſpieg'le deine ganze Erſcheinung
So oft du kannſt und dir's gefällt

In guter Menſchen ſtrenger Meinung
Und beſſ're dann, was dich entſtellt!

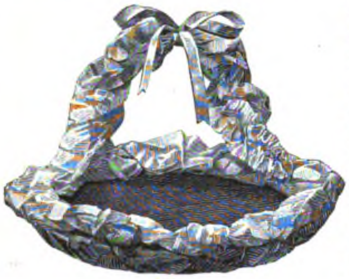


Abb. 1.

Die Kunſt zu ſchenken.

Ein Nachtrag.

Der Daheim-Kalender für das Jahr 1893 enthält eine kleine Abhandlung über „die Kunſt zu ſchenken;" es wird gezeigt, wie wenig Mittel erforderlich ſind, um einem Geſchenk durch äußere Verpackung eine ſinnige oder graziöſe Form zu geben; vielleicht werden nun manche unſerer Leſerinnen, welche ſich für die Sache intereſſieren, gern nachträglich noch einige beſonders hübſche Arten der äußeren Verpackung von Geſchenken kennen lernen.

Eine reizende und dabei höchſt einfache Verpackung iſt der Blumenkorb, Abb. 1. Es iſt eine freundliche Sitte, dem Geburtstagsgeſchenk meiſt noch ein paarduftende Blumen beizufügen; letztere nun mit dem Geſchenk als einheitliche Gabe zu überreichen, iſt gewiß allerliebſt. Ob das Geſchenk zu obiger Verpackung rund oder eckig iſt, iſt gleichgültig, nur muß es mehr flach als hoch ſein. Zuerſt packt man es in einen dunkelgrünen Bogen Seidenpapier und befeſtigt einen ſtärkeren Draht derartig daran, daß oben ein ziemlich großer Henkel entſteht, dann ſetzt man es in die Mitte eines roſa Bogens, ſchlägt dieſen nach oben und zieht ihn ſtraff, aber ja nicht zu weit nach innen, mit einem Faden zuſammen. Hierauf werden die vier Ecken abgerundet, ſo daß ungefähr oberhalb des Fadens das Papier ringsherum 10—12 cm breit iſt, dieſes wird mit einem ſeidenen Faden dicht am Rande eingereiht und, nach außen umgeſchlagen, ebenfalls zuſammengezogen; dadurch entſteht ein förmlich garnierter Rand, in welchen man dann, oberhalb des Geſchenkes, die Blumen hineinlegt. Den Henkel umwindet man vorher zart und loſe mit einem 10 cm breiten Streifen gekräuſelten (mehrfach der Länge nach über die Stricknadel dicht zuſammengeſchobenen) roſaen Seidenpapiers und bindet in der Mitte oben ein graziöſes Schleifchen.

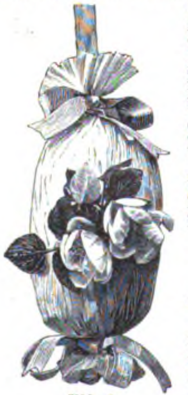


Abb. 2.

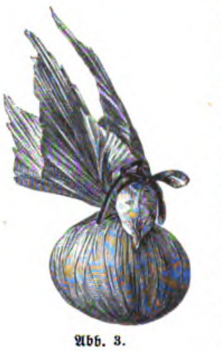


Abb. 3.

Nicht allein zu Oſtern ſpielt das „Ei," ſei es bunt, ſüß oder blumenduftend, eine bevorzugte Rolle, jederzeit wird ein Geſchenk in Ei-Form ganz beſonders anheimeln. Man rollt das Geſchenk, dem vorher vermittelſt Watte möglichſt annähernd die Form von einem Ei gegeben worden, der Länge nach in einen, der Größe des Geſchenks entſprechenden Bogen weißen, fein gekreppten (durch die Hände gezogenen, fein gefädelten und gereihten) Seidenpapiers, zieht dasſelbe mit ſtarken Faden an beiden Enden ſtraff zuſammen, dabei aber mit Vorſicht immer die Form beachtend, bindet darüber roſa oder beliebig zartfarbiges ſchmales Seidenbändchen in hübſchen Schleifchen, an dem oberen Ende die übliche Bandſchlinge zum Aufhängen reſp. Überreichen und formt nun das 3—5 cm vorſtehende, gekreppte Seidenpapier an beiden Enden zu vollen Roſetten. Ein Sträußchen duftender Blumen, in der Mitte befeſtigt, bildet die hübſcheſte Verzierung eines ſolchen Eies — ſiehe Abb. 2.

Eine zweite Art ſolcher Ei-Verpackung, die ſich auch für ein Oſterei ſelbſt als Hülle beſonders eignet, iſt folgende: Abb. 3. Ein viertel Bogen citronengelben Seidenpapiers wird quadratiſch geſchnitten und von der Mitte aus fein gekreppt, dann das Ei flach hineingelegt und mit einem gelben Faden oben in der Mitte zuſammengezogen. Nun hat man oben vier pfeilerartige Spitzen, aus denen man mit Leichtigkeit ein kleines Vögelchen konſtruieren kann. Zwei dieſer Spitzen werden ein wenig zurückgebogen, ſomit den Schwanz bildend, zwiſchen die beiden anderen Spitzen — die Flügel — ſteckt man zuerſt ein kleines, rundes Flöckchen weißer Watte, zieht das Papier reichlich darüber, da man vorn noch den kleinen Schnabel daraus formt, und bindet nun um dieſes, mit einem paar ſchwarzen Glasperlen — Augen — vervollſtändigte Köpfchen ein ſchmales Seiden-Halsbändchen, zugleich den Flügeln die rechte Form und Grazie gebend.

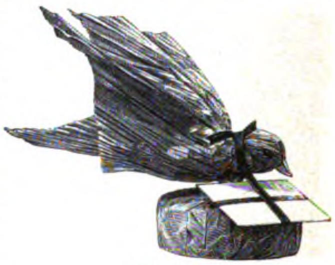


Abb. 4.

Abb. 4 iſt ein ſolches, nur etwas größeres (ein halber Bogen im □) über ein beliebig kleineres Geſchenk gezogenes, im übrigen ganz wie vorher beſchriebenes Kanarienvögelchen, das zum Unterſchiede nur noch mit einem Briefchen verſehen und durch ſchmales, gelbes Seidenbändchen markierte Beine hat. Es iſt wirklich überraſchend, wie geſtaltungsfähig überhaupt ein Bogen gekreppten Seidenpapiers, welches das Gefiederte ſo gut veranſchaulicht, für die Form des Vogels iſt, und zwar gerade für diejenigen Vögel, die für uns einen poetiſch ſinnigen Begriff verbinden.

Die Schwalbe, ſowohl in Farbe als auch in Form anmutig, iſt für uns ein Bote des Frühlings, des Frohen und Schönen — wem ſollte ſie nicht willkommen ſein?

Das Geſchenk in Watte, oben rund, unten ſpitz zulaufend, eingepackt, wird erſt in cremefarbiges, gekrepptes Seidenpapier eingeſchlagen, dann nochmals in einen von der Mitte aus gekreppten, dunkelblauen, quadratiſchen Bogen in die Mitte geſchoben, welcher unten bis zum Köpfchen aufgeſchnitten wird, ſomit die helle Bruſt der Schwalbe freilaſſend. Der Schwanz, in zwei ſpitzen Teilen, wird, wie Abb. 5 zeigt, nach unten zuſammengenommen und vernäht; die Flügel, bis zur Mitte oben auch aufgeſchnitten, werden ſo angenäht, daß ſie ein wenig gewölbt, weit nach außen flattern. Den Schnabel

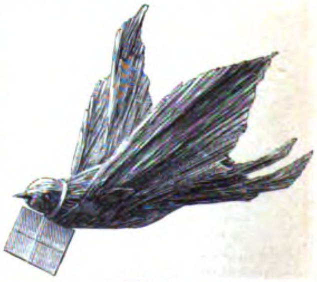


Abb. 5.

(Fortſetzung im Dritten Blatt).

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

ſtellt man her, indem man ein winzig kleines, quadratiſches Stückchen dunkelbraunes Seidenpapiers von der Mitte aus fein kreppt und dann in richtiger Schnabelform am Kopfe anklebt. Nachdem man die Perlen-Augen befeſtigt hat, wird dem Tierchen ein Brieſchen an zartem Bande um den Hals gebunden.

Die ſchönſte, effektvollſte Verpackung dieſer Art aber iſt diejenige als Schwan. Abb. 6 zeigt wie täuſchend ähnlich er nachzugeſtalten iſt; daß die blendende Weiße des Gefieders, der ſchwarze Schnabel und die glänzend ſchwarzen Augen den Eindruck des Naturwahren erſt noch vervollſtändigen, iſt ſelbſtverſtändlich.

Ein Hauptbeſtandteil des Geſchenks muß hierzu ein ſchiffchenartiges japaniſches oder geflochtenes Brotkörbchen ſein, welches dem Schwanenkörper die Grundform gibt. Nachdem man drei Bogen weißen Seidenpapiers, beſter Qualität, fein von der Mitte aus gekreppt hat, ſchiebt man in einen derſelben das Schiffchen ganz hinein, die vier ſpitzen Enden unten mit ein paar nachhelfenden Kunſtgriffen und vermittelſt Nähnadel und Zwirn den Schwanz bilden laſſend. Den zweiten Bogen zieht man über den erſten derart, daß die Flügel an beiden Seiten recht voll und majeſtätiſch ſich ausbreiten. Kopf und Hals wird durch einen mit Watte umwickelten, möglichſt graziös geſchwungenen, ſtarken Draht gebildet, dann in den, dieſer Form ſich ausgezeichnet anſchmiegenden, dritten gekreppten Seidenbogen hineingeſchoben und vorn am Körper befeſtigt. Aus ſchwarzem, feingekrepptem Seidenpapier werden der Schnabel und ebenfalls die Schwimmfüße hergeſtellt und mit Gummi angeklebt. Größere ſchwarze Glasperlen als Augen und ein weißes Brieſchen, mit rotem Seidenbändchen umſchlungen, um den Hals unten gebunden, vervollſtändigen das Ganze.

Dieſer Schwan, innerhalb der aufrechtſtehenden Flügel, ganz wie eine Schale, mit Blumen gefüllt, iſt an ſich ein entzückendes Geſchenk.

Will man zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, d. h. will man eine junge Mutter doppelt erfreuen, für ſich und ihren Liebling, ſo iſt die Puppe (Abb. 7) das rechte Geſchenk.

Ein neues hübſches Köpfchen und ein paar friſche Arme an den alten, durch Liebkoſungen gemißhandelten Puppenkörper zu nähen, wird ihr ſicher Vergnügen machen, und zu eigenem Gebrauch eine Flaſche Eau de Cologne, oder auch Wein oder Sekt unter Umſtänden nicht minder; eins mit dem andern als Puppe zu einem Geſchenk zu vereinen, iſt ſehr einfach. Man ſetzt den Puppenkopf oben auf die in roſa Seidenpapier gehüllte Flaſche, wickelt ſoviel Watte darum, daß der Oberkörper in die richtige Proportion zu Kopfgröße und Flaſchenhöhe gebracht wird, und befeſtige hieran die Arme. Nun fertigt man, wie Abb. 7 veranſchaulicht, ein möglichſt modernes, hübſches Kleidchen aus roſa Seidenpapier.

Deſſen nähere Ausführung den mit der Anfertigung von Kinder- und Puppentoilette ſo wol bewanderten Leſerinnen ausführlich zu beſchreiben, halten wir für überflüſſig.

B. W.

Zum ſiebzigſten Geburtstag.

Um den Abend wird es Licht ſein.

Sach. 14, 7.

Um den Abend wird es helle,
Seele, ſchwinge dich empor,
Laß durch gold'ner Wolken Welle
Tragen dich zum Himmelsthor.

Wolken ſteigen auf und nieder
In der heißen Tageszeit,
Abends kehrt der Friede wieder,
Und es ruhen Leid und Streit.

Wirf hinweg des Lebens Sorgen,
Schau, der gold'ne Abendſtrahl
Geht voran dem lichten Morgen
In dem ſchönen Himmelsſaal.

Waren heiß des Tages Mühen,
Wankte oft dein müder Fuß, —
Freude wird dich nun umblühen.
O, vernimm den Friedensgruß.

Engel trugen ihn hernieder,
Himmelsglanz im Angeſicht,
Freue dich, du Erdenmüder:
„Um den Abend wird es Licht!“

Marie Henske.

Singen und Deklamieren.

In unſern häuslichen und geſelligen Kreiſen iſt der Geſang in hohem Grade heimiſch, die Kunſt der Recitation aber beinahe ganz unbekannt. Unter zehn Gebildeten dort und hier werden ſich gewiß immer ſieben finden, die Mut und Übung genug beſitzen, ein Lied zu ſingen, aber nur ſelten wird einer wagen und imſtande ſein, ein Gedicht künſtleriſch vollendet zu ſprechen. Und doch iſt die Sprache ſo zu ſagen: die Wochentagsverrichtung unſeres Geiſtes und der Geſang nur eine Sonntagsbeſchäftigung, welche allerdings jetzt ſo alltäglich und überſchwenglich geworden, daß ſelbſt eine muſiklehrende und muſikliebende Frau wie die verſtorbene Clairiſſe Durège-Paris ſich veranlaßt fand: die Deklamation und den recitierenden Vortrag als ein für wirkſam anzuſehendes Mittel gegen die geiſtige Verflachung der Geſellſchaft durch die Muſik in ihrer alltäglichen und trivialen Ausübung in Anſchlag zu bringen. Die Eltern könnten ſich dieſen Wink wohl zu nutze machen und Sorge tragen, daß ihre erwachſenen Söhne und Töchter nicht nur ſingen und Klavier ſpielen, ſondern auch ein Gedicht mit Verſtändnis und Anmut vorzutragen imſtande wären. Es würde dies viel dazu beitragen, nicht nur die häuslichen und geſelligen Abende mannigfaltiger und anregender, als bisher zu beleben, ſondern entſchieden auch den Sinn für das Schöne und Edle in dem nachwachſenden Geſchlechte zu wecken. **Prof. H.** in **D.**

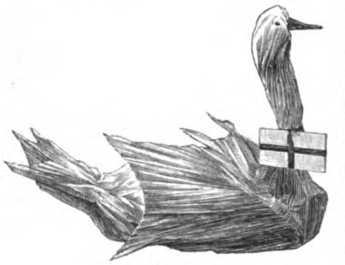


Abb. 6.

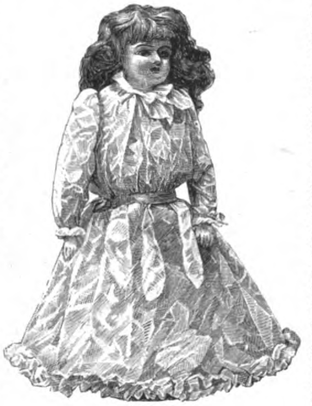


Abb. 7.

Taufgeſchenk.

Ein hübſches, ſinniges Taufgeſchenk iſt ein Beutelchen, das man von hellblauer oder roſa Seide, mit Silberperlen häkelt. In den Boden desſelben arbeitet man von Perlen einen Stern, häkelt dann mit Luftmaſchen und Stäbchen, in die man einzelne Perlen gibt, die Höhe des Beutelchens und zieht es durch einen gegenſeitigen Zug, mit hübſchen Seidenſchnürchen zu. In das fertige Beutelchen aber legt man drei Goldmünzen vom Jahre 1888, welche die Bildniſſe der drei Kaiſer, Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II. tragen. Es iſt ein hübſches Geſchenk, das immer wertvoller wird. **A. H.**

Handarbeit.

Billige Bettdecke. Eine wohlfeile und praktiſche Bettdecke erhält man aus rotem ſchweizer Kattun mit Streifenbeſatz aus dunkelblauem Kattun oder Satin. Es werden 3 Breiten roter Kattun gebraucht, jede 2 m lang. Dieſe drei Stoffſtücke werden an den langen Seiten zuſammengenäht und die Nähte auseinandergeplättet. Der Anſatz wird durch 15—20 cm breite blaue Streifen gedeckt, welche aber vor dem Aufſetzen auf die Decke mit einer leichten Kreuzſtichſtickerei mit goldgelbem Garn Nr. 16 auf grobem Kanevas, welcher ſpäter ausgezupft wird, verſehen ſind. Rings um die vier Außenränder der Decke werden ebenfalls blaue Streifen, auf gleiche Weiſe verziert, aufgeſetzt. Durch die blauen Streifen zerfällt die Decke in drei Felder, welche durch Eckſtücke und Mittelſtücke in Kreuzſtichſtickerei mit blauem Garn Nr. 16 geſchmückt werden. **E. Grethe.**

Hausmittel.

Durch Zufall kam ich in Beſitz eines Hausmittels gegen Hühneraugen, welches die Probe glänzend beſtanden hat. Man weiche abends vor dem Schlafengehen etwas weiches Weißbrot in ungemiſchtem Eſſig, bis es hinlänglich durchzogen iſt, und bindet davon des Nachts vor dem Niederlegen etwas als Umſchlag auf Hühnerauge reſp. Froſtballen. Die Semmel trocknet von außen nach innen ganz hart ein, ſo eine luftdichte Kruſte bildend, unter welcher der Eſſig, die Haut allmählich erweichend, in dieſelbe eindringt und die Entzündung aufhebt. Am andern Morgen wird der Schmerz ganz vorüber ſein, und man wird in den meiſten Fällen das Hühnerauge ſogar herausſchälen können, wo nicht, muß das Verfahren 2—3mal wiederholt, dann aber ein paar Tage ausgeſetzt werden. **B. W.**

Praktiſches fürs Haus.

Silberne Löffel erhalten nach dem Gebrauch von Salmiakmixtur, der bekannten ſchwarzen Huſtenmedizin, in welcher Lakritzenſaft gelöſt iſt, häufig einen ſchwärzlichen Überzug, welcher leicht mit Salmiakgeiſt entfernt werden kann. **H. M.**

Zum Feſthalten der Kerzen im Leuchter bediene ich mich ſeit Jahren ſchon des Staniols, wie man ſolches als Warenumhüllung (Thee, Schokolade, Kerzen u. ſ. w.) ſo häufig erhält und welches ich für gedachten Zweck ſtets ſammle. Es umſchließt die Kerze weich und feſt, man kann dieſelbe ganz ausbrennen laſſen, ohne jenes jähe Aufflammen befürchten zu müſſen, welches erfolgt, ſobald die Flamme das die Kerze haltende Papier erfaßt. **A. R.**

Für die Küche.

Feine Mayonnaiſe. Das durch ein Sieb gerührte Gelbe von zwei hart gekochten Eiern, ſowie das Gelbe von einem rohen Ei wird in einem nicht zu großen Porzellangefäß auf Eis geſtellt und mit etwas Salz abgerührt; unter beſtändigem Rühren giebt man nach und nach das Gelbe von drei rohen Eiern dazu und verrührt damit 225 gr feines Öl, zuletzt giebt man vier Eßlöffel zerſtoßenes Aspik, den Saft einer halben Citrone und nach Belieben Kräutereſſig dazu, aber alles nur tropfenweiſe. Die Filetſtücke junger Hühner werden zierlich angerichtet, die Mayonnaiſe wird darüber gegoſſen und mit Krebsſchwänzen und Spargelköpfen garniert. Dieſe Mayonnaiſe kann auch zu Hummern oder Fiſchen gegeben werden.

Weintraubencreme. Man ſtößt gute reife Weintrauben, bis man 1 Liter Maſſe erhält, worauf man das Geſtoßene durchſchlägt und den Saft bis zur Hälfte einkochen läßt, dann quirlt man das Gelbe von 8 Eiern mit einer Taſſe Wein ab, giebt den Traubenſaft und ſo viel Zucker, als genügt, den Geſchmack angenehm zu machen, darunter und rührt es fortwährend an der Glut, bis es anfängt, dick zu werden. Man belegt dann die Schüſſel mit friſchen Weinbeeren, gießt den Creme darüber und ſerviert ihn erkaltet. **Lisbet.**

Auskunft.

N. P. in **D.** Das unter dem Protektorate Ihrer Hoheit der Frau Prinzeſſin Reuß VII., Gemahlin des Herrn Kaiſerlich Deutſchen Botſchafters am Wiener Hofe, ſtehende Deutſche Erzieherinnen-Heim in Wien I, Kloſtergaſſe 3, bietet ſtellenloſen reichsdeutſchen Erzieherinnen, ohne Unterſchied der Konfeſſion, gute Wohnung und Verpflegung für 1 Gulden ö. W. täglich, ſowie koſtenfreie Stellenvermittelung. Nähere Auskunft daſelbſt.

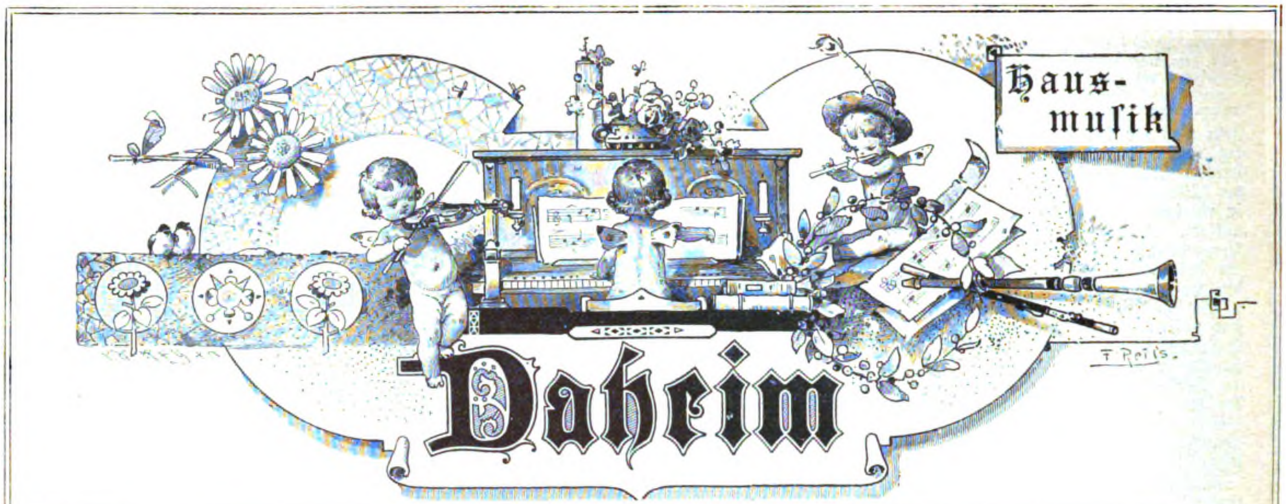
L. und **D. M.** Die Meidingerſche Maſchine liefert, glaube ich, jedes beſſere Haushaltungsgeſchäft. Meine erſte bezog ich von Wollweber, Wiesbaden, Langgaſſe; meine zweite von Rudolf Schommer, Altona, beides Haushaltungsgeſchäfte. **v. H.**

Fr. 169. In franzöſiſchen Blättern zu inſerieren hält man in Paris für ſehr unpaſſend, und es nützt deshalb nichts. Höchſtens könnte man es mit **„Gagliani's Messenger“**, **„The New York Herald“**, beide in Paris herausgegeben, oder mit **„The Times“** und **„The Daily Telegraph“** verſuchen, da dieſe vier Blätter von den Gebildeten viel geleſen werden, doch iſt auch da ein Erfolg kaum anzunehmen. Zu weiterer Auskunft iſt gern bereit **Frau Magdalene Heick, Paris,** 48 Rue St. Sauveur.

Fragen.

1) Kann mir eine meiner geehrten Mitleſerinnen einen Rat erteilen, wie ich aus dunklen Tuchreſten einen geſchmackvollen, möglichſt originellen Tintenwiſcher für einen Herrn herſtelle? **Frau Clara.**

2) Könnte mir einer der geehrten Mitleſer eine Anſtalt in Sachſen oder in Schleſien nennen, in welcher Stotternde im Kindesalter dauernde Heilung finden? **Eine ratloſe Mutter.**



Adolf Brodsky.

Adolf Brodsky zählt zu den vornehmſten Geigern der Gegenwart: er iſt, was beſonders merkwürdig erſcheint, gleich hervorragend als Soliſt wie als Quartettgeiger. Da es aber viele glänzende Soliſten gibt, die als Quartettgeiger bei weitem nicht die Summe von Vorzügen für ſich geltend machen können, wie ſie die idealſte, innerlichſte und konzentrierteſte Gattung der Kammermuſik, das Streichquartett, bei dem Führer des Quartettes vorausſetzt, ſo muß die außergewöhnliche Künſtlerſchaft Brodskys als Quartettgeiger bei der Beurteilung ſeiner künſtleriſchen Eigenart ganz beſonders ins Gewicht fallen. Das Brodskyquartett erfreute ſich wie das Joachim-Quartett eines europäiſchen Ruhmes; wo immer es ſpielte, ob in Rußland, ob in den engliſchen, belgiſchen, italieniſchen oder in den deutſchen Konzertſälen, überall lauſchten die Muſikfreunde mit Staunen und Bewunderung dieſen Leiſtungen, die durch höchſte künſtleriſche Weihe ſich auszeichneten und ſowohl in ihrer bis auf die feinſten Einzelheiten und bis auf das zierlichſte Tonfiligran ſich erſtreckenden techniſchen Meiſterſchaft, wie auch in der Größe der Auffaſſung, in welcher das Kunſtwerk in die Erſcheinung trat, eine ſeltene Vollendung erreicht hatten. Brodsky war die Seele dieſer Aufführungen, ſein Wille war der Wille der Seinen: ſo erreichte er die denkbar größte Einheitlichkeit der Auffaſſung; ſein feuriges Temperament und ſein feinfühliges Empfinden regulierte den Pulsſchlag der Wiedergabe; die Sonnenklarheit ſeiner Phraſierung, die Wärme und Größe ſeines Tons und ſein Sinn für ſtraffe Rhythmik verliehen dem ganzen Quartett einen eigenartigen Zauber. Wer von dem Brodskyquartett einmal die letzten Quartettkompoſitionen Beethovens, etwa das Cismollquartett, gehört hat, dem werden die mit jenen Kunſtwerken erfüllten Stunden unvergeßlich bleiben; ſie waren köſtlich. Und wer es erlebte, wie bei der Ausführung eines oder des anderen dieſer Kunſtwerke Hunderte von Zuhörern wie in Bezauberung daſaßen, ſo daß man in der durch kein Räuſpern, durch kein Papierkniſtern und durch kein Kleiderrauſchen unterbrochenen Andachtsſtille das geheimſte und zarteſte Pianiſſimo auskoſten und ganz genießen durfte, wer es erlebte, daß alten würdigen Herren die Thränen über die Wangen tropften, daß nach beendetem Spiele die Menſchen eine ganze Weile noch regungslos daſaßen, ehe ihr Enthuſiasmus mit zündendem Ungeſtüm und jubelndem Überſchwang losbrach, der wird den Künſtler, der ſolches vermag, auf alle Zeiten in dankbarſter Erinnerung behalten. Auch als Sologeiger zählt Brodsky zu den Auserleſenen. Pikante Effektſpielereien verſchmäht er. Er iſt ein Geiger großen Stils, und als ſolcher ſetzt er ſein Können und ſeine Kraft nur an Werke von bedeutendem geiſtigen Gehalt: die Violinkonzerte der drei großen „B“: Bach, Beethoven und Brahms — für den letztgenannten, den gedankenvollen Brahms hat Brodsky eine ganz beſondere Vorliebe — ſind wohl diejenigen Stücke ſeines reichen Repertoirs, an denen ſich ſeine ſubjektive Art und ſeine künſtleriſche Individualität zur vollen Plaſtik ausprägen. Brodskys Soloſpiel iſt groß und leidenſchaftlich; weniger bei untergeordneten Einzelheiten ſich aufhaltend, gibt uns Brodsky vielmehr den geſchloſſenen geiſtigen Inhalt des Kunſtwerkes; ſein Spiel iſt männlich, ernſt und kühn und ſteigert ſich namentlich in Allegroſätzen mit Appaſſionatocharakter zu fortreißenden Wirkungen. — Das Leben Brodskys iſt das eines modernen Künſtlers: heute hier, morgen dort. Brodsky entſtammte einer ruſſiſchen Familie: er wurde geboren am 21. März 1851 zu Taganrog in Rußland und zeigte ſchon als Kind ganz überraſchende muſikaliſche Fähigkeiten; mit neun Jahren trat er bereits in Konzerten in Odeſſa mit außerordentlichem Beifall auf. Das Wohlwollen eines reichen Mannes erſchloß dem Kleinen die Möglichkeit einer geordneten und planvollen muſikaliſchen Ausbildung. Dank der Freigebigkeit ſeines Gönners konnte er in Wien — wohin er ſich begeben — den Unterricht des vortrefflichen J. Hellmesberger genießen. Einige Zeit war er auch Schüler des Wiener Konſervatoriums. Dann, nach beendeten Lehrjahren, trat er als Geiger in das hochangeſehene Quartett ſeines Lehrers ein und wirkte 1868—70 als Soliſt im Orcheſter der Hofoper. 1870 begann Brodsky zu reiſen: wir finden ihn hauptſächlich in ruſſiſchen Städten. So wirkte er längere Zeit in Moskau, dann dirigirte er Symphoniekonzerte in Kiew; aber der Trieb in die Ferne erfaßte ihn von neuem, er ſpielte in Paris, in Wien, in London mit außerordentlichem Erfolge und kam 1882 nach Leipzig, wo man ihn mit Begeiſterung aufnahm. Hier begründete er das ſchnell zur Berühmtheit gelangende Brodsky-Quartett (Brodsky, Becker, Sitt, Klengel). Nachdem er bis 1890 am Konſervatorium eine überaus ſegenbringende Lehrthätigkeit entfaltete, folgte er 1891 einem Rufe nach New-York in eine glänzende Stellung. Brodsky iſt nicht nur als Künſtler, ſondern auch als Menſch ein ganzer Mann: ſeinen liebenswürdigen Charakter verſchönt edle Menſchlichkeit und unerſchöpfliche Herzensgüte.

Adolf Brodsky.
Nach einer Aufnahme von Georg Brokeſch in Leipzig.

Privatunterricht oder Konſervatorium?

Allen denjenigen, welche ſich ganz der Muſik widmen und ſie zu ihrem Lebensberuf machen wollen, iſt der Beſuch eines Konſervatoriums nicht dringend genug zu empfehlen. Das Studium dort ſchützt vor Einſeitigkeit, gewährt Anregung und zeitigt eine nach allen Richtungen hin gründliche muſikaliſche Bildung. Je früher der Eintritt erfolgt, deſto beſſer für den Schüler.

Unbegreiflich iſt es aber, wie Kinder, die Klavier, Violine oder irgend ein anderes Inſtrument nur zu ihrem Vergnügen, für den Hausgebrauch erlernen ſollen, ſchon in früheſter Jugend, mit dem 8. oder 9. Jahre, ins Konſervatorium geſchickt werden. Leider nimmt dieſe Sitte in den größeren Städten immer mehr überhand. Die meiſten Eltern, beſonders diejenigen, welche ſelbſt keine muſikaliſche Bildung genoſſen haben, glauben ganz ſicher zu gehen, wenn ſie ihre Kinder einem Konſervatorium anvertrauen, an dem nur tüchtige, bewährte Lehrkräfte thätig ſind. Sind die Kinder muſikaliſch ſehr beanlagt, ſo iſt der frühe Eintritt in eine höhere Lehranſtalt der Muſik durchaus kein Fehler, vorausgeſetzt, daß Geſundheit und Schulaufgaben ein tägliches, längeres, mindeſtens zweiſtündiges Üben geſtatten. Mittelmäßig begabten Kindern jedoch wäre weit mehr mit gutem Privatunterricht gedient. In den Konſervatorien, auch in den

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Hausmuſik.

Elementarklaſſen, müſſen 3 Kinder ſich in eine Unterrichtsſtunde teilen; die Lehrerin kann ſich jedem einzelnen alſo nur 20 Minuten widmen. Wer aber weiß, welche Opfer an Zeit und Mühe grade die Anfangsgründe in der Muſik von ſeiten des Lehrers erfordern, wird einſehen, daß auf dieſe Weiſe bei den mäßig Beanlagten keine Fortſchritte zu erzielen ſind. Die Kinder werden bald mutlos und verlieren die Freude an der Muſik, zumal ſie ſtets mit dem beſchämenden Bewußtſein zur Stunde kommen, den Lehrer oder die Lehrerin nicht befriedigen zu können.

Dann ein zweiter Punkt: Die Konſervatorien haben ſich ſehr hohe Ziele geſteckt, von denen, einem einzelnen zuliebe, nicht abgewichen werden darf. Allerdings ſind Gehör und muſikaliſches Verſtändnis bis zu einem gewiſſen Grade bildungsfähig, aber es werden nur ausgeſprochen muſikaliſche, talentvolle Kinder mit Intereſſe dem Unterricht im Konſervatorium folgen und ihre Aufgaben mit Fleiß und Luſt ſtudieren; für alle übrigen, weniger Begabten iſt das Penſum zu ſchwer, ſowohl was das techniſche Können, als auch was das geiſtige Verſtehen betrifft. Ein guter, gewiſſenhafter Privatlehrer dagegen, der dem Kinde wöchentlich nur zwei ganze Unterrichtsſtunden widmet, wird die vorhandenen Anlagen nach Kräften pflegen und erweitern. Er kann ſich bei dem Einzelunterricht beſſer nach der Individualität ſeiner Schüler richten und ſich bei der Wahl der zu ſtudierenden Sachen auch wohl zuweilen deren perſönlichen Neigungen anpaſſen, ſoweit das überhaupt angeht. Mit Geduld und Mühe wird es ihm ſchließlich nicht ſchwer fallen, einen fleißigen Schüler jenes Ziel erreichen zu laſſen, welches auch die Eltern bei Beginn des Unterrichts vor Augen hatten, nämlich: einen guten Spieler fürs Haus zu bilden.

A. T.

Bücherſchau.

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. Zwei Bände, Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. Preis ℳ 10. Dieſes Werk zählt zu den beſten und leſenswerteſten Schriften muſikaliſchen Inhaltes, die in den letzten Jahren erſchienen ſind. Der Verfaſſer, wohlbekannt durch ſeine ausgezeichnete „Dramaturgie der Klaſſiker“, ſtellt ſich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe, die künſtleriſchen Geſetze über das Weſen der Oper auf induktivem Wege zu ergründen. Er geht dabei von der ganz richtigen Vorausſetzung aus, daß nur das lebendige Beiſpiel klar und überzeugend wirkt, und daß bloße Begriffe, losgelöſt von der Welt der Erſcheinungen, ihre Beweiskraft verlieren. Daher gibt uns der Verfaſſer von den zur Beſprechung gelangenden Opern einen Grundriß ihres techniſchen (dramaturgiſchen) Aufbaues, er zeichnet uns ein Bild ihres Organismus, er zeigt uns Urſache und Wirkung und betrachtet das Kunſtwerk ſowohl vom muſikaliſchen wie vom Standpunkt des zur Darſtellung gelangenden Dramas aus. Die Opern, die der Verfaſſer in den Kreis ſeiner überaus intereſſanten Beſprechung einbezieht, gehören der deutſchen Muſikgeſchichte an: die Werke eines Gluck, Mozart, Beethoven und R. Wagner gelangen zur Beſprechung. Dem modernen Erneuerer des muſikaliſchen Drama hat Bulthaupt ſogar, bis auf einen Meyerbeer charakteriſierenden Abſchnitt, den ganzen 2. Band gewidmet. Das Buch lieſt ſich ausgezeichnet: die klare geiſtvolle Darſtellung, die Wärme des Stils wirken ebenſo wohlthuend, wie die kritiſchen Auseinanderſetzungen und die ſtellenweiſe gegebenen hiſtoriſchen Schilderungen mit ihren Rückblicken und biographiſchen Anklängen lebhafteſtes Intereſſe erregen, dem Leſer eine Fülle von Anregungen gewähren und ihn zu eigenem Nachdenken über das Kunſtwerk erziehen. Seinen Zweck, alle jene, die ſich „dem Genuß eines muſikaliſch-dramatiſchen Kunſtwerkes mit offener Seele und erſchloſſenen Sinnen hingeben, an den Quell ihrer Freuden zu führen und durch die künſtleriſche Betrachtung die Luſt ihres künſtleriſchen Empfangens zu erhöhen,“ erreicht der Verfaſſer in ſeinem Werke vollſtändig. Wer die Kapitel über Mozart und Wagner geleſen hat und ihren Inhalt auf ſich einwirken ließ, der wird den Verfaſſer geradezu lieb gewinnen. Jedenfalls gehört die „Dramaturgie der Oper“ zu jenen Büchern, aus denen man um ſo größere geiſtige Vorteile zieht, je mehr und je eingehender man ſich mit ihnen befaßt. Das vorliegende Werk ſollte in dem Bücherſchrank keines gebildeten Opernfreundes fehlen!

Ein kleines, ſehr praktiſches Schriftchen hat Joſef Pembaur unter dem Titel „Über das Dirigieren“ veröffentlicht. (Leipzig, Verlag von F. E. C. Leuckart.) Es iſt in der Hauptſache für die angehenden Dirigenten von kleinen Orcheſtern und Vereinen beſtimmt, die in ihrer Lebensſtellung (etwa als Lehrer) Erfahrung im Dirigieren ſich nicht erwerben konnten und nun plötzlich in die Lage ſich verſetzt ſehen, als Dirigenten thätig zu ſein. Ihnen wird das klar und faßlich geſchriebene, inhaltreiche, mit zahlreichen Notenbeiſpielen verſehene Schriftchen von großem Nutzen ſein.

Mozarts Wiegenlied.

Mozarts Wiegenlied? Davon kann jetzt nicht mehr die Rede ſein, nachdem es einem Forſcher gelungen iſt, feſtzuſtellen, daß jenes ſüße entzückende kleine Liedchen, deſſen wunderbare innige Schönheit Tauſende und aber Tauſende beglückt hat, gar nicht von Mozart herſtammt. Dadurch verliert es ja allerdings nichts von ſeinem muſikaliſchen Zauber, aber dem deutſchen Volke wird durch dieſe Entdeckung ein Wahn zerſtört, der um ſo lieblicher geweſen, als es gewohnt iſt, Mozart ausſchließlich als jenen Tonkünſtler zu empfinden, der allein ein ſolches Lied zu ſchreiben vermochte. Ein kleiner Diamantſplitter iſt aus Mozarts Krone gebrochen. Wer merkt es der Krone an? Niemand. — Und jetzt liegt dieſer kleine Splitter ſeiner köſtlichen Einfaſſung beraubt vor uns. Wem mag er angehören? Die Frage ſucht M. Friedländer („Vierteljahrsſchrift für Muſikwiſſenſchaft,“ Leipzig, Breitkopf & Härtel) zu beantworten. Der Text des Liedes wurde bisher bald Claudius, bald Gleim, bald Weiße zugeſchrieben. — Aber keiner von dieſen Männern iſt ſein Urheber, ſondern er ſtammt von Gotter her, in deſſen Schauſpiel „Eſther“ er ſich findet. Dieſes Stück iſt eine Dichtung im Stile Wielands: voll Grazie, Laune und Satire, voll toller Anachronismen. Im 5. Akt des Stückes liegt Ahasver unruhig auf einem Sofa und kann keinen Schlaf finden. Eben hat er ſeinem Aſtrologen Belſatzar ein Traumgeſicht erzählt und deſſen Deutung gefordert, und nun erſcheint ſein Leibarzt Hippokrates, von dem Belſatzar verlangt, er möge ihm Schlaf verſchaffen. Da Hippokrates ſeine Unfähigkeit geſteht, läßt Ahasver ſeine ſchöne Sklavin Fatme rufen, damit ſie ihm ein Lied ſinge: „ein Lied, wobei man ſchlafen kann, gleichviel, ein Wiegenlied!“ Als ſie ſich noch einen Augenblick ziert, fügt er drängend hinzu: „Das Wiegenlied, das ich vor kurzem Eſthern gab! Du weißts! Beſinne dich!“ Und nun ſingt Fatme zur Guitarre:

„Schlafe mein Prinzchen! es ruhn
Schäfchen und Vögelchen nun!
Garten und Wieſe verſtummt
Auch nicht ein Bienchen mehr ſummt.“

Mozart ſtarb 1791, Gotters „Eſther“ wurde erſt 1795 veröffentlicht. Die Möglichkeit alſo, daß Mozart der Komponiſt des Liedes ſei, würde nur dann vorliegen, wenn man annehmen dürfte, entweder daß Gotter ſeine Eſther ſchon vor 1791 gedichtet und das Wiegenlied Mozart zur Kompoſition geſchickt habe, oder daß das Liedchen allein, vielleicht ſchon vor 1791, von Gotter irgendwo veröffentlicht. oder daß es vielleicht gar nicht von Gotter ſelbſt gedichtet, ſondern nur als Einlage von ihm benutzt oder endlich, daß es von Gotter einer ſchon vorhandenen Mozartſchen Melodie untergelegt worden ſei. Allein, alle dieſe Annahmen ſind ausgeſchloſſen bis auf eine: es ſteht nämlich in der That feſt, daß die Eſther ſchon 1789 gedichtet war. Die Echtheit des Liedes wird aber auch aus andern Gründen zweifelhaft. Bis 1828 hat niemand etwas von dem Liede gewußt. Erſt da — alſo 37 Jahre nach Mozarts Tode! — wurde es zum erſtenmale gedruckt als muſikaliſche Beilage zu der Biographie Mozarts von Niſſen. Dieſen Niſſen heirathete Mozarts Witwe Konſtanze; ſein Buch wurde erſt nach ſeinem Tode von der Witwe herausgegeben. Jener erſte Abdruck zeigt jedoch ein paar auffällige Fehler, namentlich einen groben Verſtoß gegen die Deklamation, der Mozart ſchlechterdings nicht zuzutrauen iſt. Nachweislich hat jedoch weder Niſſen noch ſeiner Frau das Lied nicht in Mozarts Handſchrift, ſondern nur in einer Abſchrift vorgelegen; beide wußten es nicht, ſondern ſie glaubten es nur, daß das Lied von Mozart ſei. Friedländer meint, daß das Liedchen zu den Kukukseiern gehöre, die in Mozarts Neſt gelegt worden ſind.

Neue Lieder.

Peter Cornelius, dem Neffen des berühmten Malers, war das Schickſal beſchieden, zu Lebzeiten nur von einem kleinen Kreiſe feinfühliger Freunde in ſeiner künſtleriſchen Bedeutung gewürdigt zu werden, während ſich die größere Allgemeinheit ſeinen eigenartigen edlen und bedeutungsvollen Schöpfungen gegenüber teils ablehnend, teils feindſelig verhielt. Nach dem Tode des genialen Muſikers ſollte ſich die Situation ändern. Man wurde aufmerkſam auf ſeine in Stil und Inhalt gänzlich neuen Kompoſitionen für Männerchor, man würdigte ſeine Lieder, man erinnerte ſich vor allem daran, daß uns Cornelius mit ſeinem „Barbier von Bagdad“ ein muſikaliſch-dramatiſches Kleinod hinterlaſſen. Einige Bühnen führten dieſe Oper auf, und ſiehe da, das Werk, dem einſt eine Neiderſchaar gelegentlich ſeiner Erſtaufführung in Weimar ein ſchmähliches Fiasko bereitet hatte, entzückte in ſeinem wundervollen muſikaliſchen Filigran alle Kunſtfreunde in hohem Maße. Im Nachlaſſe des leider allzufrüh verblichenen Meiſters fanden ſich noch einige Liederhefte, die der opfermutige und von künſtleriſchem Idealismus erfüllte Verleger des ſonſt überall zurückgewieſenen Komponiſten, Herr E. W. Fritzſch in Leipzig, veröffentlichte. Von dieſen nachgelaſſenen Werken liegen uns vor: „Drei Sonette“ (von Bürger) für eine (hohe) Singſtimme mit Pianofortebegleitung komponiert und das kleine, von heiterem Kapriccio-geiſte erfüllte: „Precioſens Sprüchlein gegen Kopfweh“ („Cabezita, Cabezita“ von P. Heyſe) für eine (mittlere) Singſtimme und Pianoforte komponiert, ein feines reizendes Ding. Die Sonette überſtrömen von lyriſchem Pathos, ſie ſind ganz aus der Empfindung geboren und wenden ſich ausſchließlich und allein wieder an die Empfindung; herrliche Geſänge, das eigenartige Gepräge der Corneliusſchen Lyrik an ſich tragend, vornehm und ſtolz im ſtiliſtiſchen Ausdruck, in mächtig ergreifenden Steigerungen ſich emporgipfelnd, ſetzen dieſe Sonette eine bedeutende Stimmkraft und eine nicht gewöhnliche Geſtaltungsgabe voraus. Dann aber werden ſie von großartiger Wirkung ſein. Das Heft koſtet 2,50 Mk., „Precioſens Sprüchlein“ 80 Pf.

Vermiſchtes.

Napoleon I. als Muſiker. Es war Konzert in den Tuillerien. Die Künſtler der Hofkapelle und auserleſene Soliſten bemühten ſich vergeblich, das Intereſſe Napoleons ihren Vorträgen zuzuwenden. Der Gewaltige ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, gähnte, drehte ſich mißvergnügt nach rechts und links, runzelte die Stirne und aß dazwiſchen Eis. Die Künſtler, welche die Launen Napoleons kannten, befürchteten jeden Augenblick einen Ausbruch des kaiſerlichen Zornes. Der berühmte Violiniſt Kreutzer ſpielte eben ein breites, geſangvolles Adagio, als der Hofmarſchall auf ihn zutrat und ihm ins Ohr raunte: „Sie langweilen Se. Majeſtät! Dieſelben laſſen Sie bitten, nicht weiter zu ſpielen.“ Der alſo Gemaßregelte erblaßte ob der Demütigung, und zitternd ſtanden alle anderen da; jeder von ihnen fürchtete das Schickſal des Geigers teilen zu müſſen. Aber nein, das Konzert war für heute zu Ende. Man atmete auf und begann wieder Lebensmut zu ſchöpfen. Napoleon erhob ſich und rüſtete ſich zum Weggehen . . . noch zögert er einen Augenblick, dann wendet er ſich wieder zu den Künſtlern und nähert ſich der Sängerin Madame Branchée. Sie verneigt ſich tief, bis auf den Boden. Napoleon ſagt zu ihr: „Laſſen Sie ſich Ihre Gurgel abhobeln.“ Gleichgültig dreht der Halbohnmächtigen der Kaiſer den Rücken und verläßt den Salon. Es war Sitte, daß die Sänger nach beendetem Konzert noch eine Weile im Muſikzimmer verweilten, wo ſie der Unterhaltung ſich um ſo feuriger hinzugeben pflegten, als der Kaiſer niemals wieder zurückkehrte. Heute aber war es anders. Die Sänger hatten ſich kaum von ihrem Schrecken erholt, als ſich die Thüre von neuem öffnete und Napoleon abermals im Salon erſchien. „Ich will, daß Sie mir den Chor aus der „Nina“ ſingen!“ Man blickt ſich erſtaunt an. Den Chor aus „Nina?“ Langes Schweigen. Endlich faßte der Kühnſte aus der Geſellſchaft den Entſchluß, dem Kaiſer zu entgegnen: „Verzeihung, Sire, wir können ihn nicht ſingen.“ „Sie müſſen es können; jedermann ſingt dieſen Chor.“ „Die Choriſten ſingen ihn im Theater, wir aber ſind erſte Mitglieder.“ „Sie werden mir den Chor aus der „Nina“ ſingen, ich will ihn hören.“ „Wir haben keine Noten.“ „So werden Sie ihn auswendig ſingen.“ „Das Orcheſter iſt ſchon weggegangen, die Inſtrumente ſind nicht mehr hier.“ „Es iſt ein Klavier da.“ „Niemand kann die Begleitung.“ „Nun, ſo werde ich ſelbſt begleiten.“ Wer beſchreibt das Erſtaunen der Sänger, als ſich Napoleon an den Flügel ſetzte und ſeine Finger aufs Geradewohl in den Taſten herumwühlen ließ. Sire fühlte eben das Bedürfnis, einmal muſikaliſch zu ſein. Aus dem Inſtrumente ſtöhnte es in Accorden heraus, die das Herz eines Kongonegers vielleicht erfreut haben würden, für ein europäiſches Ohr bedeuteten ſie Höllenqualen. „Nun, werden Sie anfangen? Friſch, Takt gehalten!“ Und das Konzert begann: Napoleon bearbeitete das Klavier, daß es ächzte und Jammertöne von ſich gab; die Soliſten erhoben ihre Stimmen, und da nun einmal geſungen ſein mußte, ſo ſang jeder, wie ihm der Schnabel gewachſen war: jedenfalls hat keiner von ihnen auch nur eine Note richtig geſungen. Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. Der Chor aus „Nina“ verwandelte ſich in ein Tohuwabohu ſeltſamſter Art. Endlich iſt man fertig. Napoleon erhebt ſich und ſagt zu den Künſtlern: „Ich bin zufrieden. Sie ſehen, daß man alles kann, was man will!“ Sprachs und ging ſtolz von dannen.

Redaktionspoſt.

Ein Dilettant. Auf Ihre Anfragen entgegnen wir Ihnen folgendes: 1. Das jetzt übliche Normal-a macht in der Sekunde 870 Schwingungen. 2. Jede Geige muß durchaus in der Stimmhöhe gehalten werden, in welcher ſie abgeſtimmt iſt. Ein Herunterſchrauben der Saiten bei Außergebrauchſetzen des Inſtrumentes iſt ganz und gar zu verwerfen. 3. Von allen Saitenarten (Hanf, Metall, Darm) verdienen die Darmſaiten den Vorzug. 4. Wirklich gute Saiten erhalten Sie in jeder beſſeren Inſtrumentenhandlung. — Wollen Sie ganz ſicher gehen, ſo ſei Ihnen als Bezugsquelle Herr Hammig, Leipzig, Münzgaſſe 1, empfohlen. 5. Es gibt eine ganze Anzahl von leichten Kompoſitionen für Flöte und Violine. Laſſen Sie ſich von der Muſikalienhandlung C. A. Klemm in Leipzig, Neumarkt, eine Anſichtsſendung kommen und wählen Sie das Ihrem Geſchmack Zuſagende aus. 6. Der „Dämpfer“ (sordino) gibt der Geige eine eigenartige verſchleierte Klangfarbe, einen ſüßen Ton. Er wird ſowohl in Orcheſterwerken, wie in Stücken der Kammermuſiklitteratur von den vornehmſten Komponiſten mit ausgezeichnetem Erfolge angewandt.

Mehreren Frageſtellern zur Nachricht, daß wir nur privatim den Namen des Verfaſſers der Artikel über Geſangs- und Tonbildung mitzuteilen vermögen.

H. He., Berlin. Für den uns angebotenen Artikel freundlichen Dank. Über ſein weiteres Schickſal erhalten Sie brieflich näheren Beſcheid.

Selbſtunterricht. Klavierſchule von Damm

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

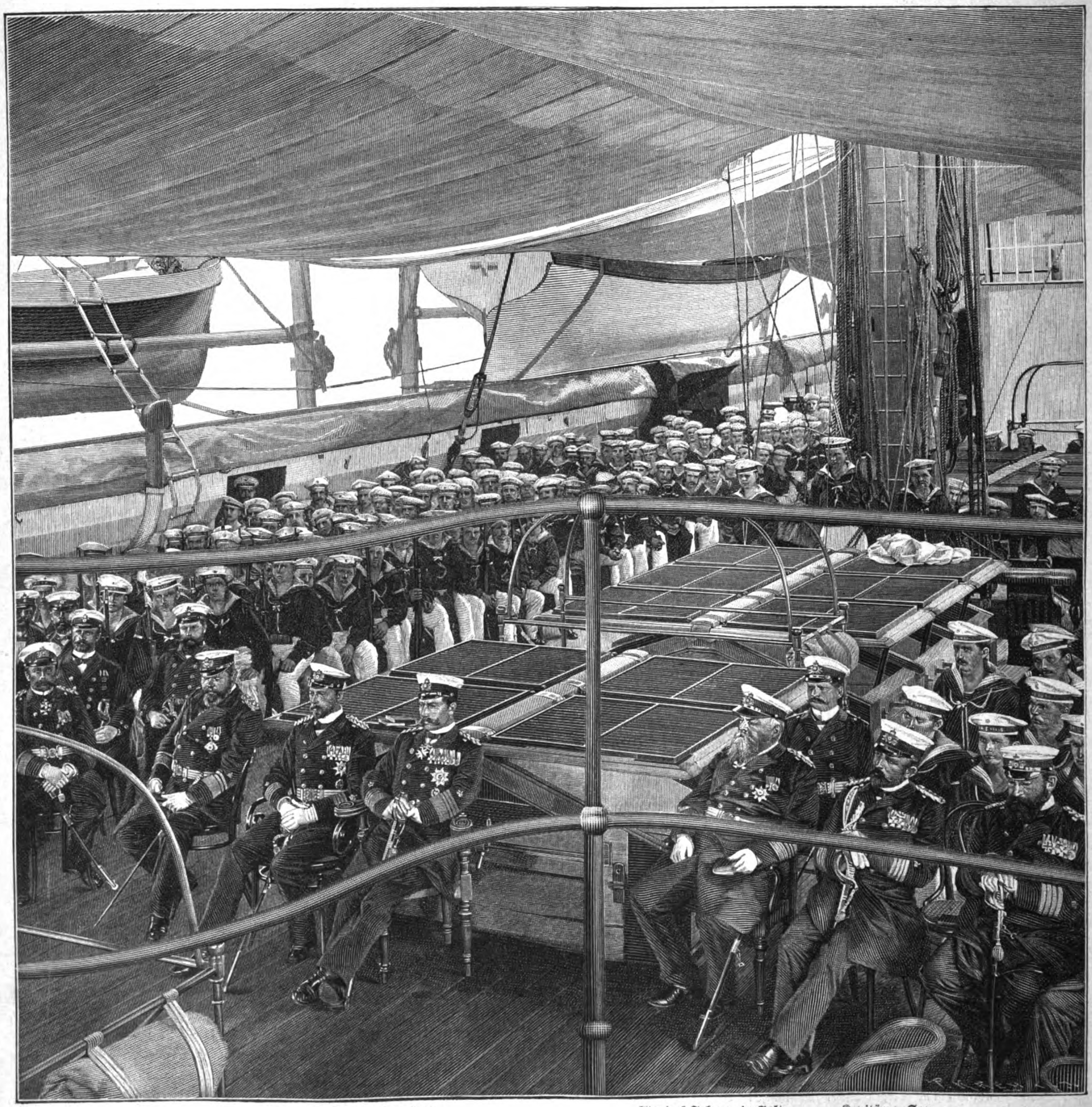
Daheim

XXIX. Nr. 2. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1892.

15. Oktober
1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Prinz Heinrich. Der Kaiſer. Admiral Frhr. v. d. Goltz. Kapitän z. See Frhr. v. Senden-Bibran.

Gottesdienſt an Bord S. M. Sch. „Mars“.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin** W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wer ſieht die Dinge nicht parteiiſch an?
Nicht immer wird das Herz getrieben,
Zu lieben, wo es loben kann!
Die Meiſten loben, wo ſie lieben.

Nach dem Umzug.

Das Winterhalbjahr hat begonnen. Wie viele unter uns mußten da nicht ihre Zelte abbrechen und ſich eine neue Wohnſtätte einrichten! Vergnügen machte wohl keinem von ihnen das Umziehen, aber wie bei ſo vielem im Menſchenleben drängt auch hier das „Muß“ das „Möchte“ einfach beiſeite. — Und haben wir den Umzug mit all ſeinen Schwierigkeiten glücklich überſtanden und kommen an das gemütliche Einrichten, an das „Wohnlichmachen“ der Zimmer, oh weh, da ſtecken wir in neuen Nöten, hier paßt dies nicht, dort langt jenes nicht! Die Gardine, die in der letzten Wohnung in ſo ſtolzem Fall weit auf dem Parquet lag, hier berührt ſie nicht einmal den Boden! Da gilt es nun erfinderiſch zu ſein, das Vorhandene den jetzigen Verhältniſſen anzupaſſen, denn den Geldbeutel zu ziehen und Neuanſchaffungen zu machen, das kann dem Hausvater nach dem teuren Umzug nicht mehr zugemutet werden.

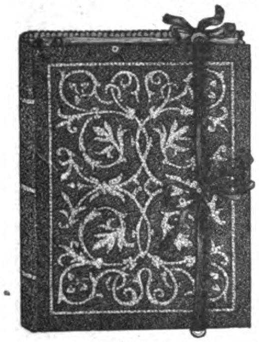


Abb. 1.

Als alter Praktikus im Umziehen möchte ich in folgendem meinen verehrten Mitleſerinnen einige ſelbſterprobte Winke geben. — Das Fenſter macht uns, wie ſchon angedeutet, die meiſten Schwierigkeiten. Jede Braut ſollte bei ihrer Ausſtattung daran denken und die Stoffgardinen reichlich lang einkaufen; ein Umſchlag iſt leicht gemacht, aber wie, wenn in einer neuen Wohnung ein viertel Meter an der Länge fehlt? — Nun, wir helfen uns mit dem Stoffreſt, den wir uns bei unſerer Ausſtattung für den Notfall haben mitgeben laſſen. Aber wie, auch das haben wir verſäumt? Nun, dann muß irgend ein Stoff, möglichſt gleichfarbig, helfen. Die gewünſchte Länge (den Anſatzteil wird eine Draperie geſchickt verdecken!) haben wir nun, aber da erweiſt ſich die Vorhangsgalerie als zu ſchmal für unſer Fenſter! Ein Verbreitern in gleicher Holzart oder, wenn ſie z. B. mit Plüſch bezogen, iſt teuer und für das Auge vielleicht ſichtbar, da ſich ſelten an fremdem Ort gleich zu gleich findet. Was nun beginnen? Ich ließ die Galerie einfach an 2 Punkten, wenn ſie ein Mittelſtück hatte, ſonſt an einer Stelle, durchſägen. Die beiden Teile werden nun durch kräftige Holzleiſten von derjenigen Länge verbunden, welche benötigt wird, um die Breite der Galerie zu erlangen. Die überhängende Draperie, ein, reſp. zwei Bogen oder Zipfel, wird nun derart arrangiert, daß die eingeſetzten Teile völlig verſteckt ſind. Zwar koſtete mich das Durchſägen meiner ſchönen in zwei Farben Plüſch bezogenen Galerie einen kleinen Kampf, aber nach öfterem Umzug merkte ich, wie praktiſch das Verfahren geweſen, denn mit einigen Nägeln regulierte ich jetzt die Länge der Stange. Wird der Durchſchnitt ſorgfältig ausgeführt, ſo laſſen ſich die Teile ſpäter wieder ſo zuſammen fügen, daß der Anſatz in der Höhe nicht bemerkbar wird oder doch durch eine im Bogen herabhängende Zierſchnur verdeckt wird. Im Handel taucht jetzt eine verſtellbare Gardinenſtange auf; ſollte eine verehrte Mitleſerin dieſelbe erprobt haben, ſo wäre eine Mitteilung gewiß vielen Leidensſchweſtern erwünſcht.

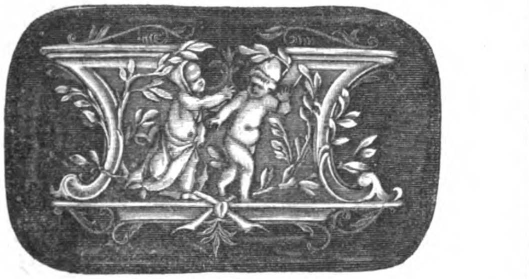


Abb. 3.

Ein zweiter wunder Punkt ſind die Kronen und Hängelampen. Hier iſt es geraten, beim Einkauf keine allzulangen Muſter zu wählen. Verlängern, d. h. tiefer hängen, laſſen ſich Kronen und Lampen leicht durch Meſſingketten, leichtere Ampeln durch Drahtſtangen, welche mit einem Stoffteil umkleidet werden, aber verkürzen ſehr ſelten, und einen nicht allein unharmoniſchen, nein, manchmal ans Lächerliche ſtreifenden Eindruck machen Lampen, die ſo tief hängen, daß die Menſchen z. B. bei Geſellſchaften ängſtlich um dieſen Leuchtturm manövrieren und trotzdem zu Schaden kommen.

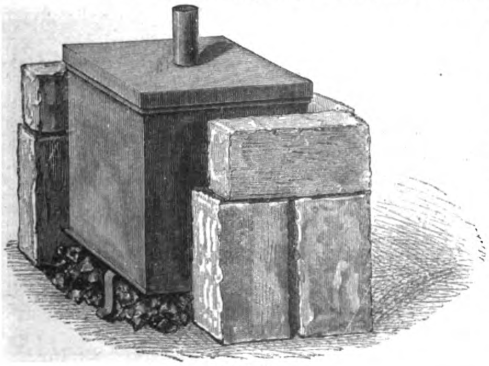


Abb. 2.

Da greift man bei niedrigen Zimmern doch lieber zurück zu den Wandarmen mit Kerzen oder Wandlampen.

Kritiſch wird der Beleuchtungspunkt aber, wenn wir das Mißgeſchick haben, mit Gaslüſtres in eine Wohnung ohne Gasleitung zu kommen. Doch auch hier weiß ich jüngſt erprobten Rat. Die Umarbeitung der Gaskronen in ſolche für Petroleum iſt teuer, ſie beträgt mit einfachen Lampen für eine dreiflammige Krone circa 30 Mark. Auch müſſen die hohlen Arme, durch welche der Gasſtrom fließt, ausgegoſſen werden, um die nötige Tragkraft für die Lampen zu erhalten. Da dachte ich mir folgende Abhilfe aus: Der Reif, welcher die Glasglocke beim Gasluſtre trägt, wird abgeſchraubt (die kleinen Schrauben werden ſorgfältig für ſpäter verwahrt!) und der Spengler lötet mir in ſymmetriſchem Abſtand drei Hülſen zum Einſtecken von Kerzen darauf, meſſingene, wenn der Luſtre golden iſt, kupferne, wenn derſelbe die moderne Verbindung von Kupfer und Schmiedeeiſen zeigt. Jetzt ſchraube ich den Reif wieder auf. Die Koſten betragen pro Hülſe 1 Mark, mein dreiflammiger Gasluſtre trägt jetzt 9 Kerzen, die Umarbeitung betrug 9 Mark. Dabei habe ich den Vorteil, daß die Wiederumarbeitung faſt koſtenlos und leicht zu bewerkſtelligen iſt.

Doch genug für diesmal! Gern will ich auf einige weitere Kleinigkeiten ein andermal aufmerkſam machen; vielleicht geben meine Zeilen auch anderen Veranlaſſung zu Ratſchlägen. Der Austauſch von Erfahrungen bringt jedem Nutzen, erleichtert auch in etwas des Lebens Müh! —

L. v. K.

Vorlagenwerke.

Unerreicht von ähnlichen Werken ſtehen noch immer die Hefte der „Häuslichen Kunſt“ von Frieda Lipperheide (Verlag von Franz Lipperheide, Berlin) da. Wir haben über 5 neue Lieferungen des ſchönen Werkes zu berichten und thun dies, indem wir zugleich wieder einige Proben abbilden. — Heft 3 bringt Anleitungen u. Vorlagen zur Prismatin-Bronzemalerei, Kenſingtonmalerei, Porzellanmalerei, Rauchmalerei und Majolikamalerei.

Wir machen auf ein kleines Artikelchen aufmerkſam: Porzellan zu brennen. Das unten abgebildete Öfchen, Abb. 2, wird mancher Malerin, die das Hin- und Herſchicken ihrer Porzellanarbeiten gründlich ſatt hat, eine willkommene Abhilfe bieten. Preis: von 8 Mark an. Bezugsquelle: Schloſſermeiſter Mahler, Barmſtedt in Holſtein, Kuhberg. — Lieferung 4 der häuslichen Kunſt bringt: Emaillemalerei (Abb. 3 zeigt eine kleine in dieſer Manier gemalte Deckelplatte zu einem Schmuckkäſtchen), ferner die verſchiedenen Arten der Glasmalerei und Siegellackmalerei. — Lieferung 5: Wappenmalerei; Malerei mit den neuen ſog. Emaillefarben. (Das reizende Notiztäfelchen, Abb. 5, iſt dieſem Artikel entnommen.) — Dekorationsmalerei, in Verbindung mit Stickerei. — Lieferung 6 ſetzt dieſe Anleitung fort und bringt weiter: Wismutmalerei und Lederſchnittarbeit. (Siehe den Würfelbecher. Abb. 4.) Lieferung 7: Ritzarbeit auf Leder (ſiehe die Sammelmappe, Abb. 1). Italieniſche Stiftvergoldung; Ätzarbeiten.

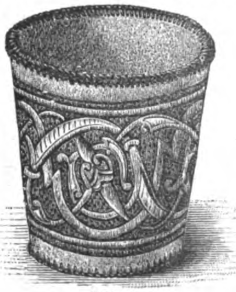


Abb. 4.

Beim Einkaufen.

Langjährige geſchäftliche Erfahrungen veranlaſſen mich, die ſparſamen Hausfrauen auf einen Übelſtand aufmerkſam zu machen, der

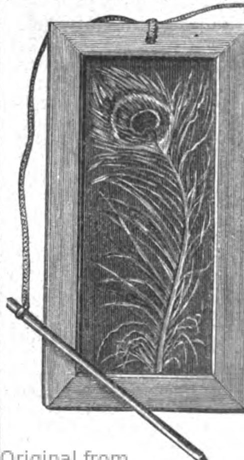


Abb. 5.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

den meiſten entgeht, oder den ſie noch fördern in der Meinung, in kluger Weiſe Sparſamkeit zu üben. Die Einkäufe der Frau beſtehen zum größten Teil aus Kleinigkeiten; deshalb rechnet ſie mit geringen Summen und ſucht, auch den kleinſten Vorteil ihrer Kaſſe zu gute kommen zu laſſen; ſie ſcheut nicht den weiteren Weg, um einen Stoff oder Wolle, Garn u.ſ.w. um einige Pfennige billiger zu erſtehen. Wie ſehr ſie aber durch die billigen Anpreiſungen irregeleitet wird und ſich ſelbſt betrügt, ahnt ſie in den ſeltenſten Fällen, weil die Schlauheit der Kaufleute, die ſich in den Ruf der Billigkeit ſetzen wollen, kein Mittel ſcheut, um ihrer geringeren Ware das Anſehen der beſſeren zu geben, und der Unterſchied für den Laien kaum bemerkbar iſt. Da läßt ſich z. B. der betreffende Händler einen Kleiderſtoff etwas ſchmaler als die ihm vom Fabrikanten vorgelegte Probe arbeiten, die Fadenzahl des Aufzuges vermindern, unmerklich Baumwolle ſtatt Wolle, einen glänzenden, minderwertigen Faden ſtatt Seide verwenden u. ſ. w.; durch alle ſolche kleinen Änderungen wird das Muſter nicht beeinträchtigt, der Preis aber herabgedrückt. Doch iſt bei Stoffen der Unterſchied vielleicht noch auffälliger, als gerade bei den kleinſten Kleinigkeiten für den täglichen Bedarf. Ob eine Rolle Maſchinengarn 200 Yards oder 200 Ellen (d. i. das Verhältnis von 11:8) enthält oder wohl ganz ohne Angabe des Maßes verkauft wird, ob ein Knäuel Häkelgarn etwas loſer als das aus renommierten Fabriken gewickelt iſt und der Vermerk des Gewichtes fehlt, danach fragen die wenigſten; es genügt ihnen, daß es in dem einen Geſchäft um einige Pfennige billiger als in dem andern zu kaufen iſt. Sie ſind in dem Glauben, daß der eine Kaufmann mehr als der andere verdient, während es doch in der That ſo liegt, daß ein reelles Geſchäft ſich viel mühſamer emporarbeitet, als ein ſolches, deſſen Inhaber ein weites Gewiſſen hat, und der ſich ſelbſt nicht ſcheut, ſeinen reellen Konkurrenten als zu teuer zu verdächtigen. Am meiſten aber wird die Vertrauensſeligkeit des Publikums bei dem Verkauf der Strick- und Zephyrwollen ausgebeutet. Statt, wie naturgemäß durch die Zehnteilung bedingt, die Strickwolle in Tecken à 100 Gramm packen zu laſſen, alſo 1 Pfd. in 5 Teile, werden 6, 7, ja 8 Teile daraus gemacht; um dieſen das ſtarke Anſehen des richtigen Gewichtes zu geben, wird der Haſpel etwas gekürzt, ſo daß die kleinen Fitzen dieſelbe Fadenzahl wie die $^1/_5$ Pfd.-Tecken haben können. Bei Zephyrwollen, die in kleine Lagen gelegt ſind, iſt der Unterſchied noch weniger bemerkbar. Ein reelles Geſchäft läßt das Pfund in 25 Lagen à 20 Gramm packen, und ich kann den rechnenden Hausfrauen nur empfehlen, bei Wolleinkäufen ſtets nach dem Gewicht zu fragen; dieſes allein iſt entſcheidend, wenn nicht auf Koſten der Qualität, die zu beurteilen allerdings jeder Dame überlaſſen bleiben muß, billigere Preiſe gemacht werden können. Bei Seide und Seidenſtoffen wird viel Farbſtoff und Fettbeimiſchung, die Glanz und Weichheit erhöhen, bezahlt, und der Betrug tritt erſt beim Tragen zu Tage; hier liegt der Schaden ſo tief, daß oft ein Sachverſtändiger in ſchwieriger Lage bei Wertangabe der Ware iſt. So iſt es auf jedem Gebiete möglich, ſcheinbar gute Ware für einen billigen Preis anzubieten. Obgleich ich ſelbſt dem Geſchäftsleben jetzt fernſtehe, ſo habe ich doch alle Tage Gelegenheit, zu beobachten, wie dieſelbe irrtümliche Sparſamkeit ihr Recht behauptet, und hoffe, durch dieſe Zeilen manche Hausfrau zu veranlaſſen, ihre Einkäufe fortan in beſſeren Geſchäften zu machen und gerade die als teuer verrufenen Läden zu bevorzugen; ich bin überzeugt, daß im Laufe kurzer Zeit die Einſicht ſich aufdrängen muß, daß man allein auf dieſem Wege wirklich ſpart. **K.**

Zum Polterabend

(Bei Überreichung eines zur Aufbewahrung des Myrtenkranzes dienenden Glaskaſtens, bemalt mit einer kleinen Rokoko-Dame, welche ein Blümchen zerpflückt, umgeben von einer Maßliebchenranke und halbzerpflückten einzelnen Blumen und loſen Blättchen. Überbringerin kommt als Maßliebchen in einfacher weißer oder hellgrüner Toilette mit Maßliebchen im Haar und am Kleide. Eine größer ausgeführte Blume zerpflückt ſie während des Vortrages.)

Liebliche Braut!
Ich hab's nicht geſchaut,
Doch die Blümchen traut,
Die du gefragt,
Haben's geklagt,
Wie du dich bückteſt
Und ſie zerpflückteſt
Mit hartem Herzen,
Nicht achtend der Schmerzen.

Denkt er mein?
Werd' ich frei'n?
Sollt' es ſein?
Liebt er mich
Inniglich?
Wonniglich?
Liebt er mit Sorgen?
Liebt er verborgen?
Schickt er mir Roſen?
Möcht' mit mir koſen?
In weiter Fern'
Bin ich ſein Stern?
Liebt mich mit Maßen?
Kann mich nicht laſſen?

Und mit dem letzten Atemzug
Sprach's Blümelein: „Jetzt iſts genug,
Dein einzig iſt er und allein
Und will's fürs ganze Leben ſein.“
Brauchſt nicht mehr zupfen
Und Blümelein rupfen.
Den Kranz aus den Haaren
Mußt hier du bewahren,
Die Blüten
Behüten,
Kein Blättchen verſtreuen,
Dich ſtets drau erfreuen,
Von Glas ſind die Wände
Der kleinen Spende.
Nichts hindert den Blick,
Verwahr drin dein Glück.

A. F. in P.

Die Haarpflege.

An M. S. in Potsdam. Reiches langes Haar iſt für Mädchen und Frauen ein herrlicher Schmuck. Um dasſelbe zu erlangen oder vor dem Verluſt desſelben ſich ſo viel wie möglich zu ſchützen, bedarf ſelbſt das geſunde Haar außer der täglichen Reinigung mittels des Kammes von Zeit zu Zeit einer gründlichen Pflege. Je nachdem die Kopfhaut mehr oder weniger dem Staub ausgeſetzt iſt oder zum Abſchilfern neigt, muß die Reinigung in kleineren oder größeren Zwiſchenräumen erfolgen. Das einfachſte Mittel, geſunde Haare zu waſchen, iſt eine ſchwache Seifenlöſung. Man taucht ein Stück Seife in lauwarmes Waſſer und bewegt es ein wenig, daß es leicht ſchäumt, nun gießt man etwas Seifenſpiritus dazu, löſt das Haar vollſtändig auf und wäſcht mit einem weichen Schwamm den Haarboden. Iſt derſelbe gut gereinigt, trocknet man ihn gehörig ab und kämmt und bürſtet dann das Haar. Der feuchte Haarboden muß, beſonders bei kalter Witterung, vor Zugluft geſchützt werden, und es iſt daher am beſten, das Waſchen am Abend vor dem Schlafengehn vorzunehmen. Ein anderes beliebtes Reinigungsmittel iſt das Waſchen mit Eigelb. Man quirlt das Eidotter mit etwas Waſſer zuſammen und trägt es mit einem Flanellläppchen auf Haar und Kopfhaut, darauf wäſcht man mit lauem Waſſer nach. Man kann zum Waſchen auch zerkleinerte Quillayarinde nehmen, die durch ihren ſeifenhaltigen Stoff ſehr geeignet iſt, Fett und Schmutz aufzulöſen. Die Rinde wird in heißem Waſſer eine Nacht lang eingeweicht, dann filtriert und die Löſung mit etwas Spiritus oder Eau de Cologne verſetzt. Dieſe Eſſenz hat den ubelſtand, daß ſie ein wenig dunkel erſcheint, dem iſt abzuhelfen, wenn man friſch geglühte Kohle hineinwirft. Wenn man nach dem Waſchen mit dieſem Quillayaauszug die Haut tüchtig mit einem leinenen Tuche trocken reibt, hat man nicht nötig, dieſelbe mit Waſſer nachzuwaſchen wie bei dem Eigelb. Eine ſolche Waſchung ſollte wöchentlich wenigſtens einmal vorgenommen werden, im heißen Sommer oder bei ſolchen, die an ſchwitzender Kopfhaut leiden, noch öfter. Ungehinderte Ausdünſtung, Luft und Licht ſind Dinge, die zu einem guten Haarwuchs unbedingt nötig ſind. Eine ſehr ſchlechte Angewohnheit iſt es, das Haar durch feſtes Binden und Wickeln im Wachstum zu hindern, man ſollte es ſtets am Abend ordentlich glatt kämmen und leicht einflechten und, wenn man will, ein lockeres gehäkeltes Baumwollennetz darüber ziehen. Selbſt der ſchönſte Haarwuchs muß unter nachläſſiger Behandlung leiden. Sehr zuträglich für die Kopfhaut iſt eine Auflöſung von 1 Teil reinem Ricinusöl und 3 Teilen ſtarkem Spiritus, etwas parfümiert mit Perubalſam oder dergl. Das Ricinusöl verurſacht jedoch ein Zuſammenkleben der Haare; man muß deshalb das Haar möglichſt wenig damit in Berührung bringen und öfter mit milder Seife waſchen. **L. H.**

Kunſt im Hauſe.

Ein reizendes, billiges Geſchenk für den Damenſchreibtiſch iſt eine gemalte Mappe aus farbigem, engliſchem Löſchpapier, die auch den Zweck eines Löſchers erfüllt. Man kauft einige Bogen beſtes, dickes, engliſches Löſchpapier, das in allen Farben zu haben iſt, kniſſt dasſelbe, heftet ungefähr 4 oder 5 Bogen mit einem goldenen Fädchen zuſammen und ſchneidet die abgerundeten Bogen ſo, daß ſie die Größe einer Damenſchreibmappe haben. Alsdann macht man mittelſt eines Bindlochſtechers zwei Löcher an die Seite, an welcher das Papier geheftet iſt; dieſelben müſſen ungefähr 13 cm voneinander entfernt ſtehen und ſo groß ſein, daß ein nicht zu breites farbiges Atlasband durchgezogen werden kann. Am hübſcheſten iſt es, wenn dasſelbe die Farbe des Papiers hat und mit kleinen, flotten Schleifchen zuſammengebunden iſt. Nachdem die Mappe auf dieſe Weiſe angefertigt und deren Schnittfläche vergoldet iſt, malt man in Aquarellfarben einen Strauß, möglichſt leuchtend in den Farben, auf die erſte Seite. Reizend ſehen zartfarbige Veilchen auf chamois Grund aus, auch lila Clematis auf bräunlichem Papier, große Margariten auf bläulichem u. ſ. w. ſehen gut aus. Vorteilhaft iſt es, recht viel Deckweiß zu den Farben hinzuzuſetzen und ſehr vorſichtig mit dem Waſſer umzugehen, da dasſelbe leicht in das Löſchpapier einzieht und häßliche Flecke verurſacht. **K. S.**

Münzen.

Infolge einer dankenswerten Mitteilung im Frauen-Daheim habe ich eine Anzahl alter ſeltener Münzen aus dem Klingelbeutel an Herrn Stadtſyndikus Quenſell in Goslar geſandt und dafür einen nennenswerten Betrag erhalten. Die Herren Amtsbrüder, welche für ähnliche Münzen einen Abnehmer ſuchen, ſejen deshalb nochmals auf dieſe Adreſſe aufmerkſam gemacht. Es dürfte ſich übrigens auch für Anſtalten der Inneren Miſſion empfehlen, neben Briefmarkenſammlungen u. dgl. auch auf die Sammlung von unbenutzten Münzen Wert zu legen, wodurch nicht nur eine ergiebige Einnahmequelle geſchaffen, ſondern auch den Münzſammlern ein Dienſt erwieſen werden könnte. **Paſtor A. H.** in **A.**

Für die Küche.

Zwetſchgenkuchen (einfach). — Ein Kuchenblech wird mit einem Butter-, Hefen- oder ſüßen Teig ausgelegt, die Zwetſchgen ausgeſteint, in hübſchen Reihen nebeneinander auf das Blech gelegt. Dann werden einige Hände voll geriebenes Schwarzbrot oder Milchbrot mit einer Hand voll geſchnittener Mandeln, reichlich Zucker und etwas Zimmet miteinander vermengt, über die Zwetſchgen geſtreut und einige Butterſcheiben darauf gelegt und der Kuchen in guter Hitze gebacken **F. R.**

Zwetſchgenkuchen mit Guß. Ein mit einem feinen Butterteig belegtes Kuchenblech wird mit ausgeſteinten, halben Zwetſchgen reihenweiſe ausgelegt und mit folgender Fülle übergoſſen: 185 g Butter wird ſchaumig gerührt, 185 g abgezogene, mit zwei Eiern feingeſtoßene Mandeln, die feingewiegte Schale einer Citrone, nach und nach 6 Eier, Zucker bis es ſüß iſt und etwas Zimmet damit vermengt. **F. R.**

Fragen.

3) Weiß eine geehrte Leſerin ein erprobtes Mittel, um Wein- und Kaffeeflecken aus einem weißſeidenen Kleide ohne Schaden für den Stoff zu entfernen? Im voraus dankt herzlich **Eine junge Frau.**

4) Ich habe gehört, daß man Herbſtblättern ihre natürliche Farbe und Ausſehen durch einen Lacküberzug bewahren kann. — Nun möchte ich ſehr um Auskunft bitten, welchen Lack man dazu nimmt und wie man verfährt. **Eine junge Abonnentin in Hannover.**

Auskunft.

Fr. 118. Auf dem elterlichen Gute haben die Ameiſen uns jahrelang den Kummer gemacht, die ganze herrliche Glyciniablüte zu vernichten. Bis unters Dach hinauf fraßen ſie erbarmungslos alles ab, nur die kahlen Stengel zurücklaſſend. Kein Schwefel, Petroleum, Terpentin, kochendes Waſſer konnte ſie vertreiben. Da gab in dieſem Frühling mein aus Chile zurückgekehrter Bruder ein Mittel an, das dort gebräuchlich und ſich auch hier vollſtändig bewährt hat. Man muß in der Nähe des bedrohten Spaliers eine Rindermilz vergraben und die Plagegeiſter ziehen ſich dahin. Natürlich iſt dies alljährlich zu wiederholen.

Frau Staatsanwalt C. in A.

M. 100 in Thal. Einen beſtimmten Verleger für Kindergeſchichten können wir Ihnen nicht nennen.

Evely Br. Wenden Sie ſich um Auskunft an den Letteverein in Berlin.

Betti. — Inſerat!

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

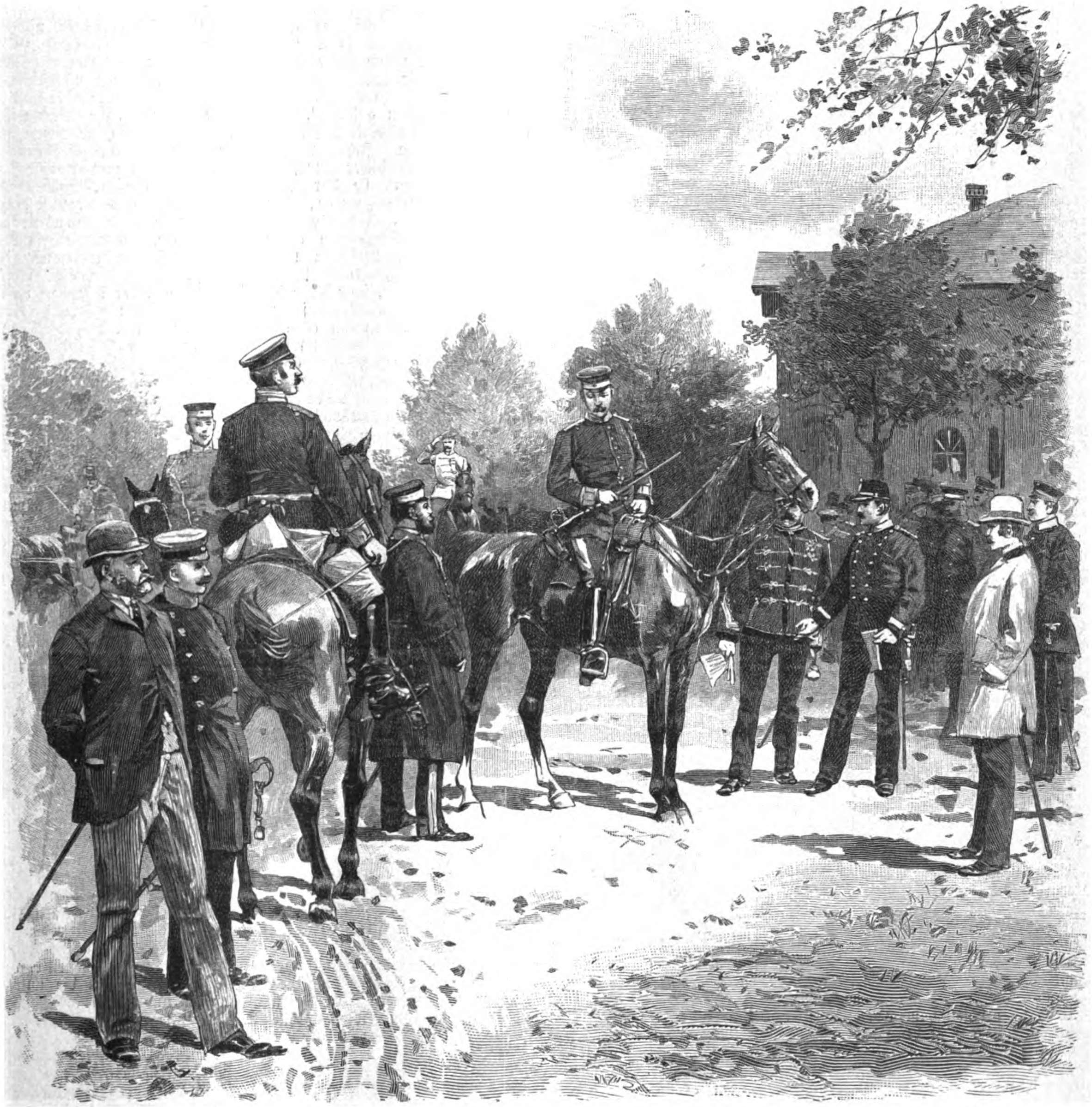
Daheim

XXIX. Nr. 3. Erſtes Blatt.

Jahrgang 1892.

22. Oktober 1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Diſtanzritt Berlin—Wien: Abritt deutſcher Offiziere vom Steuerhäuschen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin am 3. Oktober.
Nach einer Originalzeichnung von G. Koch.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Warum mit Eifer und Emſigkeit
And'rer Ehre und Ruf zerpflücken?
Niemals geben die Fetzen und Stücken
Für dich ſelber ein Ehrenkleid.

Zur rechten Zeit.

Neulich war ich mit meinem Manne in eine kleine Meinungsverſchiedenheit geraten. Ich machte ihm Vorwürfe und redete recht gereizt; endlich hörte auch er auf, gelaſſen zu bleiben und erwiderte ein wenig ſcharf, ſo daß ich empört in mein Stübchen eilte, mich auf den Divan warf und regelrecht ſchmollte. Nachdem ich eine gute halbe Stunde darauf gewartet hatte, daß mein guter Mann eintreten und Abbitte leiſten würde, ergriff ich das erſte, beſte Buch, das auf dem Leſetiſchchen neben mir lag, und ſchlug es auf. Es war der Band der Goetheſchen Werke, der Werthers Leiden enthielt. Werthers Leiden! Das konnte ich jetzt gerade brauchen! Ich wollte das Buch wieder zuklappen, da blieb mein Auge wie gebannt an einer Stelle hängen: „Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das Unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen." „Mit Fratzen verderben!" Wie kurz und treffend war das ausgedrückt! Man ſah förmlich die mißmutigen muffigen Zankgeſichter vor ſich, mit höhniſch verzogenem Munde. Ich errötete ordentlich bei dem Gedanken, daß ich auch ſolch ein Geſicht gemacht haben könnte, nein, daß ich es gemacht hatte! Ich ſtellte mir meinen Mann vor, den guten, treuen, immer thätigen Familienvater, dem ich gewiß die zwei Stündchen wohlverdienter Mittagsruhe verdorben hatte mit meiner eigentlich ganz grundloſen Empfindlichkeit, und der nun, mit Schatten des Unmuts auf der Stirn, in ſeinem Zimmer ſaß und gewiß über die Zeitung fort guckte in unangenehme, nur dem geiſtigen Auge ſichtbare Perſpektiven. Plötzlich wurde ich ſehr verdrießlich über mich ſelbſt. Ich allein war eigentlich an dem ganzen, dummen, kleinlichen Zwiſchenfall ſchuld, jetzt ſah ich's ein. Guter Goethe! wie ſehr haſt du Recht! Dank dir, daß du mich aus der kleinlichen, beſchränkten Denkungsart beizeiten aufgerüttelt haſt! Ich ſprang empor. Nun aber ſchnell das erlöſende Wort geſprochen! Wie leicht wurde mir jetzt zu Mut! Goethe hatte meinen kurzſichtigen Geiſt durch ein ſcharfes Fernrohr blicken laſſen in die ferne Zukunft hinein. Möge ſie nun bringen, was ſie wolle, den einen Vorwurf ſoll ſie nicht für mich haben, daß ich jemandem — und noch gar dem geliebteſten Menſchen — ſeine paar guten Tage mit „Fratzen" verdorben habe. Nein, freundlich, nachgibig und gelaſſen zu ſein und zu bleiben, gelobte ich mir, während ich geſchwind, meinen aufgeſchlagenen Dichter in den Händen, durch die Zimmer lief, die mich von meines Mannes Arbeitsſtube trennten. Richtig, da ſaß er, wie ich's mir vorgeſtellt hatte. Ich nahm ihm die Zeitung fort, hielt ihm Werthers Leiden hin und wartete, bis er die bezeichnete Stelle geleſen hatte. „Iſt es nun wieder gut?" fragte ich dann. Wie gern ließ er alles gut ſein! Nachher ſchrieb ich den Goetheſchen Ausſpruch in unſere Hauschronik.

F. Branitz.

Die Waſſerflaſche.

Gibt es ein unpraktiſcheres Gefäß als eine Waſſerflaſche? Sie kann nicht richtig ausgewaſchen, nicht klar ausgerieben werden, darf nicht mit heißem Waſſer in Berührung kommen, ſondern wird nur kalt geſpült, gerüttelt und geſchüttelt mit Sand, mit Kartoffelſchalen, mit Bleikörnern, mit Soda, mit Schwefeldampf und mit ſonſtigen unappetitlichen Dingen. Und welche langweilige Arbeit iſt das! So langwierig, daß die dienenden Geiſter ſie gern umgehen, ſchon weil die dummen Flaſchen bei den notwendigen Kraftanſtrengungen ſo leicht zerbrechen. Was für Waſſerflaſchen bekommt man nicht zu ſehen, cremefarbene, lehmfarbene, opaliſierende, an den Verzierungen mit Moosgrün abgeſetzte, die ohne Zweifel manches intereſſante Stillleben für das Mikroſkop enthalten Ein Pereat den Waſſerflaſchen! Warum brauchen wir nicht lieber die ſo viel ſchöneren Glaskannen, die ihrer weiter Halsöffnung wegen ſo mühelos mit heißem Waſſer auszuwaſchen, mit einem weichen Tuche auszutrocknen ſind? Allmorgentlich mit den Frühſtückstaſſen ausgewaſchen, können ſie immer reines und geſundes Waſſer enthalten, denn ein Bodenſatz iſt hier nicht möglich. Ebenſo gut ſind weite Steinkrüge, in denen das Waſſer länger kühl bleibt, oder auch poröſe Thongefäße. Gegen Staub und hereinfallende kleine Tiere ſind ſie mit kleinen loſen Deckeln oder auch mit Metallklappen zu verſehen. Letztere dürfen jedoch nicht kupferhaltig ſein. Ein Glas- oder Thondeckel dürfte vorzuziehen ſein.

P. Donsberck.

Zur Silberhochzeit.

(In Bergmannskleidung vorzutragen.)

„Glückauf!" So tönt des Bergmanns Segensgruß!
Er ſteigt mit friſchem Mut in dunkle Tiefen;
Auf leichte Sproſſen ſetzt er kühn den Fuß. —
Wär's möglich auch, daß böſe Wetter ſchliefen
Im Bergesſchoß,— daß ſonſt ein Unheil droht':
Nicht bangend denkt er kommender Gefahren;
Traut Gott und ſeinem Schutz, ihn zu bewahren.

So friſchen Mut's, voll Hoffnung und Vertraun:
Des Lebens Schätze ſeien leicht zu finden;
Es ſei nicht ſchwer, den ſichern Schacht zu bau'n, —
So war't ihr einſt bereit, ein Heim zu gründen
Und reichtet euch die Hand zu ernſtem Bund.
Und manch' „Glückauf" ertönte laut und leiſe,
Als ihr vereint begannt die Lebensreiſe.

Der Jahre fünf und zwanzig ſchwanden hin
In Luſt und Leid, in Freud' und ernſten Mühen!
Was euch zu teil geworden als Gewinn:
In euren Kindern ſeht ihr es erblühen,
In Freundesherzen, ernſt erſtarktem Sinn.
Ein Ruhepunkt im Leben iſt gewonnen;
„Glückauf!" Und dann aufs neu' die Fahrt begonnen!

Wo ſilbern iſt geädert das Geſtein,
Iſt leichter ſchon das Tagwerk zu vollbringen.
Noch manches Glück wird euch beſchieden ſein!
Noch manches gute Werk kann euch gelingen!
Und dazu möge Gott den Segen geben! —
„Glückauf" zur neuen Einfahrt in das Leben!

H. St.

Eine Bitte an die deutſchen Hausfrauen.

In der guten alten Zeit ſtand in den irdenen Schüſſeln der Fürſtenſchule Grimma der Spruch geſchrieben:

Linſen, Erbſen, Graupen, Bohnen
Sollen den Fleiß der Schüler belohnen.

Heute ſind unſere jungen Herrchen ſchwerlich ſehr begeiſtert, wenn ſie als Belohnung für eine gute Cenſur Linſen, Erbſen, Graupen, Bohnen vorfinden — und die jungen Damen dürften dieſen ſoliden Gerichten noch kritiſcher begegnen, als der heißhungrige Normalgymnaſiaſt. Und doch thut man den Linſen, Erbſen, Bohnen Unrecht, wenn man ſie durch neumodiſche Errungenſchaften der Kochkunſt in Schatten ſtellen läßt. Sie ſind für eine geſunde und zugleich ſparſame Ernährung einfach unentbehrlich. Die Hausfrauen pflegen auf alles, was Wiſſenſchaft und Chemie heißt, ſehr ſtolz herabzuſehen. Ich habe gefunden, daß ſich dieſer Stolz in etwas legte, wenn ſie durch die Wiſſenſchaft belehrt waren, daß manches Gericht nach den Grundſätzen der Wiſſenſchaft ſich beſſer und bekömmlicher herſtellen läßt, als ohne ſie. Ich darf nicht aus der Schule plaudern, ſonſt hätte ich mitgeteilt, daß Gurkenſalat jedem Menſchen bekommt, wenn er erſt kurz vor dem Genuß bereitet wird, daß Rotkohl niemand Magendrücken verurſacht, wenn man während des Kochens eine Hand voll rohen Reis hinein wirft, der Anwendung von Natron bicarbonicum und von übermangenſaurem Kali in der Kochkunſt gar nicht zu gedenken. Nun vielleicht ſchenken mir einige Hausfrauen ein freundliches Gehör für Linſen, Bohnen, Erbſen — obwohl etwas von Chemie und ſogar etwas von Nationalökonomie dabei vorkommt. Es iſt nämlich eine Erſparnis, dieſe Gerichte zu kochen, weil ſie den Fleiſchgenuß zum Teil entbehrlich machen. Beweis: die tägliche Erfahrung und die Chemie.

Man wendet mir auch hier die Beſchwerden ein, die ein ſchwacher Magen gegen dieſe Gerichte erhebt. Nun da iſt Natron bicarbonicum ein gutes Hilfsmittel, um dieſe Gemüſe weich zu kochen, und bekanntlich ein gutes weiches Waſſer auch. Beweis: die Erfahrung und die Chemie.

Aber der Genuß der Erbſen, Linſen, Bohnen hat noch eine viel weitgehendere Bedeutung, die mit den letzten Wirren in Chile zuſammenhängt.

Einer der wichtigſten Stoffe für den Ackerbau iſt nämlich der Stickſtoff, und das ganze Beſtreben der neueren Agrikultur geht darauf aus, die Gewinnung und Erhaltung des Stickſtoffes immer beſſer zu lernen und zu lehren. Da hat uns Chile in den letzten Jahren mit einer neuen Errungenſchaft beglückt, dem Chiliſalpeter. Wenn eine der geſchätzten Damen auf ihren Kohlbeeten nur eine kleine Probe damit machen würde, ſie müßte der Wiſſenſchaft recht geben — die Wirkung des Chiliſalpeters iſt glänzend. Derſelbe hat nur zwei ſchwerwiegende Mängel: erſtens iſt er zu teuer und zweitens ſtammt er aus dem Auslande. Der erſtere Mangel verbietet ſeine Anwendung gerade den Landwirten, die ihn am meiſten gebrauchen würden, der zweite Mangel iſt ein Schaden für unſern Nationalwohlſtand. Denn für das Korn, was bei uns in Pommern und Mecklenburg gewachſen iſt, geht auf dieſe Weiſe eine ungeheure Steuer nach Chile. Was iſt da zu machen? — Antwort: Erbſen, Linſen, Bohnen.

Wir haben nämlich in Deutſchland ungeheure Mengen an Stickſtoff, die ganz umſonſt zu haben ſind, freilich nicht in Salpeterlagern, wie ſie in Chile ſich vorfinden, und wie ſie ja auf dem Kilimandſcharo zu finden ſein ſollen (— letzteres iſt übrigens nur mit Vorſicht zu glauben —) ſondern der deutſche Stickſtoff iſt viel leichter zugänglich. Man kann ihn überall haben, wo man will — er iſt in ungeheurer Menge in der atmoſphäriſchen Luft enthalten. Und Linſen, Erbſen, Bohnen verſtehen es, ihn aus der Luft einzuſaugen. Wie ſie das machen, das iſt ihre Sache. Genug: die Erfahrung und die Wiſſenſchaft lehren uns, daß es ſo iſt. Wer alſo Linſen, Erbſen, Bohnen pflegt, der bereichert unſern deutſchen Boden um ſo und ſo viel Stickſtoff, und wer dieſe Nahrungsmittel in ſeiner Familie reichlich zur Anwendung bringt, erhöht ſeinen eignen Wohlſtand und den Wohlſtand der Nation. Es iſt mithin ein patriotiſches Werk, Linſen, Erbſen, Bohnen zu eſſen!

Aber ſie ſchmecken nicht, jammern viele Verwöhnte — und es iſt ſo eintönig, ſich davon zu nähren. Darum bitte ich die deutſchen Hausfrauen: Erfindet neue und gute Zubereitungsarten für dieſe drei Gerichte. Man ſagt mir, es ſoll niemand über den Geſchmack von Gerichten urteilen, ehe er ſie gekoſtet hat. Ich habe Leiſtungen in dieſer Beziehung gekoſtet, die auch den Verwöhnteſten befriedigen müſſen: Linſen, Erbſen, Bohnen! Probatum est!

C. M.

Verwendung leerer Garnrollen.

(Fr. 175.)

In vielen Geſchäften und größeren Haushalten ſammeln ſich leere Garnrollen an, mit denen man nichts anzufangen weiß. Durch Aufziehen auf Draht kann man allerhand nette Gegenſtände daraus herſtellen, wie ſolche ähnlich aus Bambusſtäben gefertigt werden. Die Anwendung alter Garnrollen iſt originell, und ſelbſtgemachte Sachen machen doppelte Freude. Z. B. Rauch- oder Nipptiſch: An drei Drahtlängen von ca. 90—95 cm biegt man die unteren Enden um und hat ſo die Tiſchfüße. In der Mitte bindet man ſie, nachdem man bis dahin Rollen gleicher Größe aufgeſteckt hat, feſt zuſammen und verhüllt hernach dieſen Knotenpunkt mit paſſender farbiger Schleife. Dann reiht man weitere Rollen auf bis zur gewünſchten Tiſchhöhe. Auf die 6—10 cm überſtehenden Drahtenden wird eine runde Papptafel

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

geſteckt, nachdem für die Drähte vorher 3 Löcher eingeſtochen ſind, die durchguckenden Drahtenden werden wagerecht umgebogen, und die Papptafel iſt befeſtigt und hält gleicherzeit die 3 Tiſchbeine in der gewünſchten geſpreizten Stellung feſt. Hierauf wird die eigentliche Tiſchplatte aufgeleimt oder am Rande mit groben Stichen befeſtigt. Man nimmt dazu eine mit Tuch oder Plüſch vorher überzogene Pappplatte, oder Holz mit Spritzarbeit oder Malerei. Noch origineller und netter iſt der Boden oder Deckel eines runden ganz rohen, ungeſchälten Weidenkorbes, wie ſolcher bei Sendungen von Obſt, Kuchen oder Weinflaſchen verwandt wird. Streicht man den Deckel mit Goldbronze, die Rollen mit ſchwarzem Lack, oder umgekehrt, ſo iſt der reizendſte Zimmerſchmuck fertig. Ein dreieckiger Tiſch wird genau ſo hergeſtellt. Auch viereckig mit verſchiedenen Fächern für Noten (hierzu iſt ſtarker Draht nötig). Wäſche- oder Papierkorb. In einen runden Holz- oder Pappboden werden am Rande im Abſtand der Rollendurchmeſſer von einander Drähte, die unten umgebogen, durchgeſteckt, mit Rollen bezogen und, wie oben, zwiſchen zwei aus Pappe ausgeſchnittenen Ringen befeſtigt. In halber Höhe verbindet man einen Drahtring mit den einzelnen ſenkrechten Drähten. Wer nicht ſelbſt gern den Draht umbiegt, läßt ſich vom Nadler ein Geſtell mit 4 feſten ſenkrechten Drähten machen und ſpannt die Rollen auf Band oder dergl. dazwiſchen. Die Rollen werden entweder wieder bronziert oder ſchwarz geſtrichen, und dann wird korbgeflechtartig paſſendes Band dazwiſchen geflochten, 1—3 Bänder pro Rollenhöhe. Entweder wird nun ein beſonderer Deckel gefertigt oder das Ganze rot ausgefüttert und oben mit bunter Schnur zuſammengezogen. Draht von 2½—3 mm Stärke koſtet für ein Tiſchchen höchſtens 15—20 Pfg. Weitere 10 Pf. für ſchwarzen Lack und 25 Pf. für Goldbronze bilden ſämtliche Auslagen. In ganz ähnlicher Ausführung laſſen ſich Papierkörbe (in Form der Straßenlaternen), Wandbördchen und dergleichen anfertigen.

Handarbeit.

Die Vollkommenheit der beſſeren Pianinos ſowie ihre wenig Platz raubende Form haben ihnen immer mehr Eingang in die Familien verſchafft. Neuerdings ſtellt man ſie nicht mehr an die Wand, ſondern frei in das Zimmer und erreicht dadurch einerſeits, daß ſie ſich nicht ſo leicht verſtimmen, andrerſeits, daß beim Geſang der Ton in das Zimmer dringt, ſtatt an die Wand zu ſchlagen. Bei dem Freiſtellen der Pianinos iſt es notwendig, die Hinterwand zu garnieren; es geſchieht dies durch einfachere oder reichere Decken, die mittels Ringen und Haken an der Hinterwand befeſtigt werden und die man durch Stickerei bezw. Kenſington- oder Bronzemalerei ziert. Hübſche Anordnungen dieſer Art ſahen wir in dem Katalog des Handarbeiten-Verſandts der Firma Franz Ebhardt & Co., Berlin W. 62, den man auf Verlangen poſtfrei zugeſandt erhält.

Praktiſches fürs Haus.

Eine gute Kaffeemaſchine, behaupte ich, gehört zum Familienglück. Mit dem Genuß des beliebten Familiengetränks fängt der ſorgenvolle Tag an, und die Verſtimmung des Hausherrn, dem dasſelbe flau geſchmeckt, überträgt ſich leicht auf die gute Frau und das ganze Haus. Einen intereſſanten Beitrag zur Kulturgeſchichte könnte man leiſten, wenn man eine Ausſtellung zuſammenbrächte über die gebräuchlichen Methoden, in verſchiedenen Ländern den Kaffee zu kochen und von den Hilfsmaſchinen, die man zu dieſem Zwecke bereits angewendet hat und noch anwendet. Der wunde Punkt der meiſten Maſchinen iſt ihre nach kurzer Zeit erforderliche Reparaturbedürftigkeit. Dieſer Mangel hat die ſog. Wiener Maſchinen ganz verdrängt und ſchadet auch den ſonſt guten und ſinnreich konſtruierten Encke'ſchen Maſchinen. Dieſe letzteren ſind aber auch durch ihren zu hohen Preis für die allgemeine Benutzung ausgeſchloſſen. Die alten billigen Studentenmaſchinen, die ſog. Umſturzmaſchinen, ſind nach der Meinung vieler immer noch die beſten. Aber eine Umänderung that dieſer alten Studentenmaſchine doch auch not, wenn ſie den erhöhten Anforderungen unſerer heutigen Zeit Rechnung tragen ſoll. Dieſe veränderte Maſchine nun will ich den Leſern vorführen. Die wichtigſte Neuerung iſt die, daß die Spirituslampe von dem Kochgefäß getrennt und in dem Sockelſtück der Maſchine untergebracht iſt, ferner daß die eigentliche Maſchine in einem Bügel hängt, der mit dem Sockel feſt verbunden iſt. Die Anwendung im Gebrauch iſt für eine praktiſche Hausfrau leicht verſtändlich. Die beiden Hauptteile der Maſchine, deren einer das Kaffeefilter enthält, deren anderer, welcher zur Aufnahme des fertigen Kaffees dient, die Auslauftülle trägt, werden aufeinander gepaßt und durch den Griff zuſammen verſchraubt. Die Maſchine wird nun in den Bügel gehängt, natürlich ſo, daß das, das heiße Waſſer mit dem Kaffeefilter enthaltende Halbteil nach unten kommt und die Spirituslampe entzündet. Damit die Flamme ſich beſſer konzentriert, wird über die Lampe noch ein mit ſeitlichen Löchern verſehenes Zwiſchenteil aufgeſetzt. Sobald das Waſſer heiß genug iſt, ſteigt aus der verkehrt ſtehenden Tülle Dampf auf. Nun wird das Zwiſchenteil von der Spirituslampe entfernt und dieſelbe durch den Deckel gelöſcht. Man hebt jetzt den Griff, der in einen Drahthaken eingelagert iſt, etwas an und dreht die Maſchine um, indem man die mit einem Tuch bewaffnete linke Hand zur Hilfe nimmt, ſteckt den Griff wieder in den Haken und läßt den Kaffee durchfiltrieren. Dieſe Maſchine wird in Sackur's galvan. Inſtitut, Berlin, Neanderſtr. 36, hergeſtellt. —**i.**

Zimmerſchmuck.

Eine ſparſame Hausfrau ſammelt wohl die Kiſten, die ſie im Laufe der Jahre bekommt. Wer weiß, wozu ſie noch einmal zu gebrauchen ſind! Beſonders ſolche von ungewöhnlicher Form ſollte man ja nicht verbrennen, denn gerade ihre ſeltſame Form regt manchmal zu ganz ſeltſamen Verwendungen an.

So fand ich einmal eine ſolche von 65 cm Höhe und 35 cm im Durchmeſſer und verwandelte dieſelbe in ein allerliebſtes Tiſchchen, das jedem Boudoir oder Salon nur zur Zierde gereichen kann. Ich ſtellte ſie ſo, daß die hohle Seite nach unten zu ſtehen kam, ließ mir vom Tiſchler die vier Ränder, die auf der Erde ſtanden, hübſch rund ausſchweifen bis auf 3 cm an jeder Seite, die dann die Füße ergaben, und mir ſodann ebenfalls vom Tiſchler ein Brett von 45 cm im Quadrat als Tiſchplatte anfertigen. Nun überzog ich die Kiſte mit dunkelrotem Möbelfries, nagelte das Brett übereck oben auf die Kiſte und überzog nun auch dieſes mit Fries. Damit es ein etwas lebhafteres Ausſehen erhielt, nagelte ich blanke meſſingene Schmucknägelchen mittlerer Größe längs der ganzen Höhe an allen vier Seiten nahe den Kanten, ſo daß es im ganzen acht Reihen waren, und auch den Rand der 2 cm ſtarken Tiſchplatte zierte ich mit ſolchen Nägeln. So hergerichtet ergibt das Kiſtchen ein Tiſchchen, das zu allen möglichen Zwecken und für jeden Platz zu gebrauchen iſt. Ich ſtellte eine hohe und breite Palme darauf, welche in einem ſchönen Majolikagefäß auf einem Majolikateller ſtand, und gab dem Ganzen einen Platz nicht weit vom Fenſter, wo es auf dieſe Weiſe zur beſten Geltung kam. **M. L.**

Kunſt im Hauſe.

Auf der diesjährigen Möbelausſtellung in Berlin haben wir hübſche neue Wanddekorationsſtücke geſehen, auf welche wir unſere malenden Leſerinnen aufmerkſam zu machen nicht unterlaſſen. Über das Malen auf Papier, Holz oder Majolika kommen unſere kunſtfreudigen Damen meiſtens nicht hinaus. Das Malen auf Leinwand erfordert ſchon höhere Kunſtleiſtungen, und durch die Einfaſſung einer ſolchen Leinwand mit prunkvollen Rahmen werden Anſprüche des ſchauenden Publikums geweckt, denen die größte Anzahl der Kunſtjüngerinnen zu beſcheiden ſein dürfte, ſich gewachſen zu fühlen. Die Wanddekorationen, welche ich der Behandlung mit Farbe und Pinſel empfehlen will, ſind aus Metall, zum Teil in den phantaſievollſten Formen hergeſtellt. Es ſind dies einfache runde oder ovale ſcheibenförmige Schilder mit vertiefter Malfläche in verſchiedenen Größen; ferner Roſetten mit wulſtförmigen Rändern und vertiefter Malfläche, Schilder mit abfallendem Rande oder eckige mit 4—5-, auch ſechseckigem geraden Rande, aber immer mit kugelförmiger Hohlfläche in der Mitte zum Bemalen eingerichtet, ſelbſt Halbmonde, Sterne, Muſcheln warten der kunſtfertigen Hand. Eckige Malflächen mit phantaſtiſch umgekrämptem zerriſſenem Rand, abwechſelnd mit dütenförmig gedrehten Seitenteilen ſind zur Auswahl geſtellt. Die Stücke ſind immer aus Metall hergeſtellt, ſie werden mit einer meiſt ſilbergrauen Grundfarbe überzogen und darauf direkt die Ölfarbe aufgeſetzt, man hat aber die Sachen auch kupferfarbig oder ſtahlfarbig galvaniſiert. Die Galvaniſierung wird an den Rändern ganz oder zum Teil bei der Bemalung frei gelaſſen; auf der zum Bemalen beſtimmten Innenfläche bleibt die Kupferfarbe auch fleckweiſe ſichtbar. Den phantaſtiſchen Formen angemeſſen ſind auch die von Herrn Fröhlich, Berlin (Alexandrinenſtraße) ausgeſtellten ſchon gemalten Stücke. Es ſind dies Sportſtücke, Landſchaften aus heimiſchen Fluren, aber auch purpurblaue Seebilder mit Palmenhainen, orientaliſche Genrebilder u. ſ. w. Der Phantaſie iſt ein weiter Spielraum gelaſſen; für alle möglichen maleriſchen Erfindungen finden ſich die geeigneten Formen, welche in künſtleriſcher Darſtellung einen ſchönen Zimmerſchmuck abgeben. **Käthe.**

Für die Küche.

Rheiniſcher Obſtkuchen. ¼ Pfund Butter wird zu Sahne gerührt oder beſſer auf dem Herde geſchmolzen, dann kommt ein ganzes Ei, etwas Salz und ein Theelöffel Zucker, 3—4 Löffel ſaure Sahne und ein kleiner Taſſenkopf Waſſer hinzu. Mehl ſo viel, daß ſich der Teig rollen läßt. Er wird auf dem Tiſch ausgearbeitet und dabei wie Blätterteig behandelt. — Die Form dazu muß rund, wie zu einer großen Torte, von Schwarzblech und mit einem hochſtehenden, vielleicht 3 cm breiten, gewellten Rande verſehen ſein. — Nachdem dieſelbe ſehr eingefettet iſt, thut man den ausgerollten Teig hinein. Was über den Rand ſteht, wird abgenommen, um dünne Stellen damit zu flicken. Auf den Teig ſtreut man Stoßbrot, das den Saft der Früchte aufnimmt, und viel Zucker. Dann werden die vorbereiteten Früchte draufgelegt, die nochmals mit Zucker überſtreut werden. Der Kuchen muß eine Stunde bei mäßiger Hitze backen. Er wird noch etwas warm gegeſſen, gewöhnlich als Deſſert. Am Rhein fehlt er ſelten in der Obſtzeit auf der Mittagstafel. Er wird auf einer Tortenſchüſſel ſerviert.

Auskunft.

Fr. 183. 1) In Groß-Lichterfelde bei Berlin, Bismarckſtraße 4, beſteht ein Frauenheim. Preiſe der einzelnen Zimmer 60—200 Mark pro Jahr. Benutzung des Speiſeſaales, Leſeſaal, Badezimmer, Garten. Näheres durch den Vorſitzenden, Herrn Kommerzienrat Fritz Kühnemann, Berlin N., Gartenſtraße 21, Sprechſtunde von ½9—9 Uhr.

2) Auch in Magdeburg beſteht ein Heim für alleinſtehende Damen. Proſpekt erhält man: Magdeburg, Breiteweg Nr. 82, Auskunftszimmer des Lehrerinnen- und Damenheims.

3) In einem evangeliſchen Feierabendhauſe finden ältere Frauen und Töchter gebildeter Stände, die ſich in einem Berufe abgearbeitet haben, bei beſcheidenen Anſprüchen liebevolle Aufnahme und Pflege. Volle Penſion nebſt freier Wäſche, Licht, Feuerung u. ſ. w. 350, 400 und 450 Mark. Gefällige Offerten unter J. 267 an die Expedition des „Reichsboten“ in Berlin.

Eine Daheimleſerin, die aus verſchiedenen Zeitungen obige Inſerate entnahm.

An treue Abonnentin in Danzig. Ein Gedicht zur goldenen Hochzeit ſteht im Daheim-Kalender, Jahrgang 1893.

Herrn Rentmeiſter S. Wir empfehlen Ihnen die „Dekorativen Vorbilder.“ Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

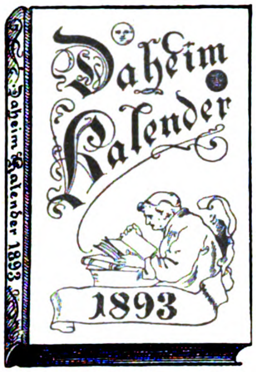
Frau R. Antwerpen. Neroli pétales iſt das echte Pomeranzenblütenöl oder Neroliöl im Gegenſatz zu Neroli Bigarade fleurs, ſuperfin u. ſ. w., bei deren Anwendung ein weniger vorzügliches Kölniſches Waſſer erhalten wird.

Fragen.

5) Kann mir eine gütige Mitleſerin eine Wäſcherolle empfehlen, die in einen mittleren Haushalt paßt? **Eine alte Abonnentin.**

6) Mit welchen Mitteln iſt die Luft in unſerm feuchten Pfarrhauſe zu verbeſſern? Wir leiden faßt unausgeſetzt infolge derſelben an Bronchialkatarrhen. Gelüftet wird in ausgibigſter Weiſe den ganzen Tag durch Zugluft. Soll man jetzt ſchon dauernd heizen, namentlich im Schlafzimmer und was wäre inſonderheit hier zu thun, um die Luft für die Nacht weniger ſchädlich zu machen? Bitte um gütige baldige Auskunft. **Langjährige Abonnentin in Pommern.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



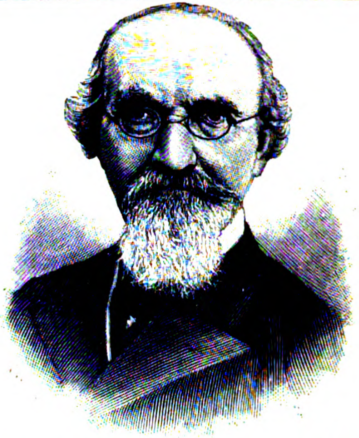
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Preis 1½ Mark.

Elegant und dauerhaft
in rote Leinwand eingebunden.

* * *

Seine alten Freunde zu begrüßen und neue zu gewinnen, wünſcht der

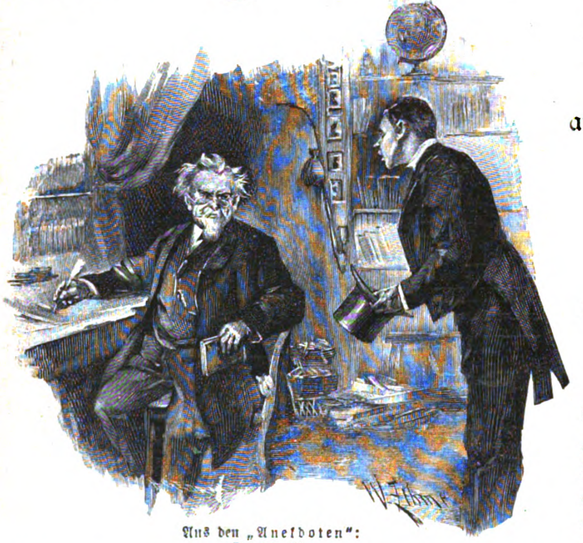


Aus der „Totenſchau“: Friedrich von Bodenſtedt.

Daheim-Kalender
für das Deutſche Reich
auf das Gemeinjahr 1893

Herausgegeben

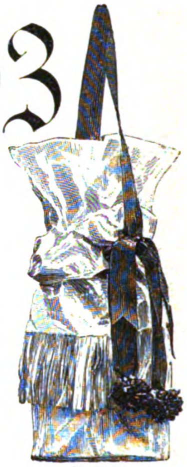
von der Redaktion des Daheim.



Aus den „Anekdoten“:
Unbedacht.
Profeſſor zum Kandidaten, der ſeine Aufwartung macht: „Wie können Sie mich zu einer ſo unpaſſenden Zeit ſtören!?“ — Kandidat (verlegen): „Entſchuldigen Sie, Herr Profeſſor . . . . . ich glaubte . . . . . Sie wären jetzt nicht zu Hauſe!“

Über 300 Druckſeiten mit vielen vortrefflichen Holzſchnitten, einem **farbigen Kunſtblatt** als Titelbild: „Eine neue Landsmännin aus Helgoland“, Paſtellgemälde von Rob. Völcker, und 6 **Einſchalt-Vollbildern** namhafter Künſtler.

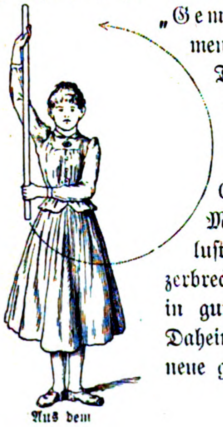
* * *



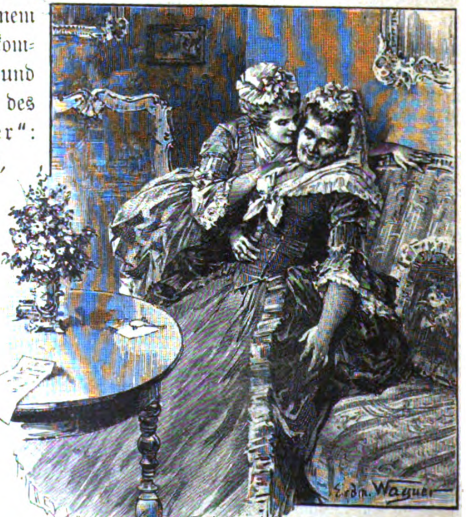
Aus dem „Frauenkalender“:
Pompadour.
(Die Kunſt zu ſchenken.)

Der Daheim-Kalender iſt ein **echtes und rechtes Hausbuch** ſeit lange her: unterhaltend und praktiſch zugleich. Er bringt gute, gehaltvolle Novellen, ſinnige Erzählungen und Gedichte mit anmutigen Bildern, ſowie zeitgeſchichtliche Rückblicke mit trefflichen Porträts; daneben in ſeinem „Gemeinnützigen“ praktiſche Antworten auf täglich vorkommende Fragen (über Maße und Gewichte, Geld-, Poſt- und Telegraphenweſen ꝛc.). Den Frauen und Mädchen des Hauſes widmet er einen beſonderen „Frauenkalender“: Handarbeiten (Durchbrucharbeit, Die Kunſt zu ſchenken), Praktiſches für den Haushalt (Welches ſind die beſten Gemüſearten, Zeitgemäße Kochrezepte), Hauspoeſie, Mädchenturnen im Hauſe ꝛc. Dazwiſchen finden ſich luſtige Anekdoten und allerlei Rätſel zum Kopfzerbrechen: — alles aber auf ſorgfältigſte redigiert und in guter, feiner Ausſtattung. — So wird abermals der Daheim-Kalender ſeine alten Freunde überraſchen und neue gewinnen.

* * *



Aus dem „Frauenkalender“: Mädchenturnen im Hauſe.



Aus der Erzählung „Zöllner und Sünder“ von Jaſſy Torrund.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss

XXIX. Nr. 4. Erſtes Blatt.

Fanny Moran-Olden.

Wenn man Umſchau hält unter den Bühnenſängerinnen der Gegenwart, die auch im Konzertſaal, fern vom Zauber der Scene und ihrem berückenden poetiſchen Schimmer, die Macht einer imponierenden künſtleriſchen Perſönlichkeit zur vollen Entfaltung bringen, dann muß Fanny Moran-Olden als der erſten eine von dieſen auserleſenen Künſtlerinnen genannt werden. Der außerordentliche Aufſchwung, den die öffentliche Muſikpflege und unſer geſamtes Konzertweſen genommen, war auch bedeutungsvoll für die Künſtler ſelbſt. Die Zahl der Konzertſängerinnen von Beruf iſt ins Ungemeſſene gewachſen. Es bleibt eine merkwürdige Thatſache, daß die Begabteren unter ihnen faſt insgeſamt früher oder ſpäter der Bühne ſich zuzuwenden die Neigung fühlen. Die Bühne gewährt eben einem Geſangstalente ganz andere Möglichkeiten, um ein großes Wollen, ein großes Können in künſtleriſche Thaten umzuſetzen. Sie allein reizt den Genius zu hohem Fluge; ihre Probleme ſind ebenſo mannigfaltig, wie jene des Konzertgeſanges in engen Grenzen ſich bewegen. Während dieſe über die geſangstechniſchen Aufgaben und deren glatte Löſung kaum hinauskommen, fordert die Bühne neben der vollen Beherrſchung der techniſchen Seite der Geſangskunſt die Fähigkeit zu geſtalten, zu verkörpern in vollſtem Umfange; ſie erheiſcht außerdem Gemüt, Seele, Leidenſchaft und Phantaſie. Daß man auch im Konzertſaal dieſer Himmelsgaben nicht entraten kann, liegt auf der Hand. Der Konzertſaal iſt aber bei weitem genügſamer als die Bühne. Dort beſchäftigt der Künſtler bloß einen Sinn, das Ohr, hier aber den ganzen Menſchen. Auch Fanny Moran-Olden pflückte ihre erſten Lorbeeren im Konzertſaal. Als Tochter des Obermedizinalrates Dr. Tappenhorn in Oldenburg am 28. September 1855 geboren, bildete ſich Fanny Olden — wie ſich das temperamentvolle, überaus energiſche junge Mädchen nannte — nachdem der Widerſtand der Eltern gegen die muſikaliſche Laufbahn endlich beſiegt war, bei der berühmten Geſangsmeiſterin Auguſte Götze in Dresden zur Sängerin aus. 1877 trat ſie in einem Gewandhauskonzert zu Leipzig mit unerhörtem Erfolge auf. Die leidenſchaftliche Glut einer wahrhaft dramatiſchen Vortragsweiſe und ein Organ, wie man es in dieſer Größe, in dieſer ſonoren Pracht und dieſem erſtaunlichen Umfange nicht ſo ſchnell wieder hören wird, drängten von ſelbſt zur Bühne. Fräulein Olden betrat denn auch einige Monate ſpäter die Bretter, welche die Welt bedeuten, als Norma; die Hofbühne in Dresden ſah den erſten Flug des jungen Talentes. Daß ſich die hervorragendſten Operninſtitute beeilten, dieſes reiche Talent für ſich zu gewinnen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. So finden wir denn Fanny Olden 1878 als gefeiertes Mitglied der Frankfurter Bühne, dann von 1884 angefangen, nachdem ſie ſich mit dem Tenoriſten M. Moran vermählt hatte, als Primadonna der Leipziger Oper. Von Leipzig aus unternahm die enthuſiaſtiſch bewunderte Künſtlerin zahlreiche Kunſtreiſen, an Ehren und an Siegen reich. Die hervorragendſten amerikaniſchen und europäiſchen Pflegeſtätten der Kunſt lernten die Künſtlerin kennen. Seit 1890 lebt Frau Moran-Olden in ihrer Vaterſtadt, ohne die Feſſeln eines Kontraktes, frei der Kunſt: ſie erſcheint in häufigen Gaſtſpielen auf den erſten Bühnen Deutſchlands; auch dem Konzertſaal hat die Künſtlerin neuerdings wieder ihre Sympathieen zugewendet, und Oratorien und epiſche Chorkompoſitionen haben ſich der ſoliſtiſchen Mitwirkung der ausgezeichneten Sängerin oft genug zu erfreuen gehabt. Die Stimme unſerer Künſtlerin iſt ein dramatiſcher Mezzoſopran von phämomenalem Umfang; dank dieſem Umſtande darf Frau Moran-Olden es ſich geſtatten, die tiefſten Altpartieen wie auch die hohen Sopranrollen ihrem Repertoire einzuverleiben. Das Organ iſt in der Höhe, wie in der Tiefe gleich volltönend, der ſtärkſten Kraftäußerungen und der zarteſten Accente fähig. Die Glanzleiſtungen der Künſtlerin ſind, ganz abgeſehen von ihren großartigen Darſtellungen der Heroinen in den Wagnerſchen Tondramen, ihr Fidelio, ihre Widerſpänſtige (in Goetz' köſtlicher Oper „Der Widerſpenſtigen Zähmung“), ihre Eglantine (in Webers „Euryanthe.“ Zumal als Eglantine wächſt die Darſtellerin zu einer wahrhaft dämoniſchen Größe empor. Das iſt eine Leiſtung von klaſſiſcher Vollendung, die gegenwärtig unerreicht daſteht. Und was ſoll man zu dem Fidelio der Künſtlerin ſagen, jener hinreißenden Darſtellung, die mit ihren ſo ſchlichten und warmen und dann ſo erſchütternden Abſchnitten den Hörer in einen Zuſtand der Erdenentrücktheit verſetzt? Und wie möchte man ihre Widerſpenſtige, die ganz voll iſt von Shakeſpearſchem Geiſt, zu bewundern aufhören? Das ſind Leiſtungen höchſter Art, Thaten eines Geiſtes, der dem ſchöpferiſchen Genius auf das innigſte verwandt iſt.

Fanny Moran-Olden.
Nach einer Aufnahme von Carl Bellach in Leipzig.

Johannes der Täufer.

Oratorium von Karl Mengewein.

Einem Komponiſten, welcher den Mut hat, mit einem großen Oratorium in die Öffentlichkeit zu treten, wird man von vornherein großes Intereſſe entgegenbringen. Man ſagt ſich unwillkürlich, daß ein Künſtler, der ſich eine ſo große Aufgabe geſtellt, über ein außergewöhnliches Können verfügen müſſe, denn es gehört ſehr viel dazu, um ein Werk zu ſchaffen, das durch mehrere Stunden hindurch die Aufmerkſamkeit der Zuhörer feſſeln ſoll. Gerade auf dem Gebiete der Kirchenmuſik — denn dazu rechnen wir ein Oratorium, deſſen Text nach Worten der heiligen Schrift zuſammengeſtellt iſt — iſt von neuen Meiſtern, wie Johannes Brahms, Albert Becker, Friedrich Kiel u. a. ſehr Bedeutendes geleiſtet worden, und es muß ein neues Oratorium ſtets den Vergleich mit dieſen Meiſterwerken aushalten können. Wenn wir daher berichten können, daß das Oratorium „Johannes der Täufer“ von Karl Mengewein bei ſeiner erſten Aufführung am 10. Oktober in der Hof- und Garniſonkirche in Berlin einen guten Eindruck auf die zahlreich erſchienenen Zuhörer gemacht hat, ſo wird ſchon dieſer Umſtand allein für den Komponiſten als großes Lob gelten müſſen. Mengewein hat den Text zu ſeinem großangelegten Werke in der Hauptſache wörtlich dem Evangelium entnommen; für

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

Hausmuſik.

die Partieen allgemeineren Charakters ſind mit vielem Geſchicke Stellen aus Pſalmen benutzt worden, Choräle enthält dies Werk nur vier. Das Ganze behandelt in drei Abteilungen die Geſchichte Johannes des Täufers; auch hierin iſt Mengewein der Bibel gefolgt, welche die wunderbare Geburt, die Bußpredigt, die Gefangennahme und Enthauptung Johannis getrennt ſchildert.

In der muſikaliſchen Kompoſition ſchließt ſich Mengewein eng an unſere Klaſſiker an, nur an einzelnen Stellen tauchen moderne Wendungen auf und machen in ihrer ſonſt ſo treu an Überlieferungen feſthaltenden Umgebung bisweilen einen geradezu fremdartigen Eindruck. Im ganzen ſind kühne modulatoriſche Übergänge nicht Mengeweins Sache. Er iſt ein vortrefflicher Kontrapunktiker und weiß als ſolcher eine Chorfuge impoſant aufzubauen. Beſonders intereſſant und dabei von großer Wirkung iſt die Schlußfuge des erſten Teiles. Die erſte Durchführung des ziemlich bewegten Themas wird von den vier Soliſten vorgetragen, während der Chor erſt mit der zweiten Durchführung einfällt. Durch dieſe Anordnung hat der Komponiſt eine ganz herrliche Steigerung hervorzubringen gewußt. Nächſt dieſem Chore iſt die Choralfuge am Ende des zweiten Teiles als beſonders gelungen hervorzuheben, bei welcher eine ähnliche Steigerung dadurch bewirkt worden iſt, daß der Choral, der zuerſt nur den Poſaunen zugeteilt iſt, am Ende der Fuge vom Chore aufgenommen wird. Gerade im richtigen Momente löſt hier die Homophonie die Polyphonie ab und bringt ſo das Ganze zu ſchönſtem, beruhigendem Abſchluß. Nicht auf gleicher Höhe ſteht der Schlußchor, mit welchem das Oratorium endigt. Der Komponiſt hatte ſich bereits ausgegeben und ſchrieb die letzte Chorfuge mit dem Verſtande, die Phantaſie ging dabei leer aus. Das iſt lebhaft zu bedauern, da der Geſamteindruck des Werkes dadurch erheblich abgeſchwächt wird. Von den übrigen Chören verdienen noch zwei beſonderes Lob, beide in der freundlichen A-dur-Tonart komponiert und ſich durch glücklichen melodiſchen Fluß auszeichnend. Der erſtere ſteht im erſten Teile und hat als Text die Worte: „Der Herr ſchauet vom Himmel und ſiehet alle Menſchenkinder ꝛc. ꝛc.“ Hat man hier Gelegenheit, die Leichtigkeit und Anmut des Komponiſten in der polyphonen Geſtaltung zu bewundern, ſo verdankt der andere — es iſt der Frauenchor im zweiten Teil auf die Worte „Laſſet die Kindlein zu mir kommen ꝛc.“ — ſeine ſchöne Wirkung gerade der ſchlichteſten Homophonie. Unter den Arien nehmen die zwei Altarien die erſte Stelle ein. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welcher von beiden man den Vorzug geben ſoll; der zweiten hat der Komponiſt ein ſchönes Violinſolo beigegeben, das in höchſt anmutigen Bewegungen die Singſtimmen umſpielt. Von den Sopranarien gebührt unbedingt der zweiten mit obligaten Cello (im dritten Teile) der Preis. Weniger gelungen ſind die Arien für Baß, wie überhaupt die Partie des Johannes nicht charakteriſtiſch genug in den Vordergrund tritt. Es zeigt ſich hier deutlich, daß ſich die Geſtalt Johannis des Täufers doch nicht recht für die epiſch-muſikaliſche Schilderung eignet. Daß dieſer Mangel auf die Kompoſition zurückwirken mußte, iſt natürlich. Für den Sänger dankbar iſt die, freilich ganz im Händelſchen Stile gehaltene Arie: „Er wird ſeine Tenne fegen ꝛc.,“ deren Inſtrumentierung auch manche charakteriſtiſche Züge aufweiſt. Der Solotenor iſt in dieſem Werke etwas kurz weggekommen, ihm ſind lediglich Recitative zugeteilt, die allerdings faſt durchgängig arios gehalten ſind. Trotzdem ſcheint die Behandlung des Recitativs die ſchwächſte Seite des Komponiſten zu ſein, gerade hierin könnte er vom alten Bach noch viel lernen. Die Inſtrumentation des Werkes iſt durchgängig lobenswert, grelle Effekte hat der Komponiſt überall vermieden, ohne deswegen in den entgegengeſetzten Fehler der Farbloſigkeit zu verfallen. Schade, daß er auf die Mitwirkung der Orgel gänzlich verzichtet hat. Wie würde die große Choralfuge des zweiten Teiles noch gewinnen, wenn am Ende die Orgel mit vollem Werke hinzukäme!

Alles in allem haben wir es mit einem Werke eines tüchtigen, ernſten Zielen nachſtrebenden Muſikers zu thun, der auf dem betretenen Wege noch manches Schöne erreichen wird. Über die Aufführung, welche der Komponiſt ſelbſt leitete, iſt nur Gutes zu berichten, Chor und Orcheſter thaten in vollſtem Maße ihre Schuldigkeit; ebenſo wurden die Solopartieen in vorzüglicher Weiſe zu Gehör gebracht. **Dr. J. M.**

Bücherſchau.

Illuſtrierte Muſikgeſchichte von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. I. Band. Stuttgart. Verlag von C. Grüninger.

Wir haben an Darſtellungen der Muſikgeſchichte keinen Mangel: die klaſſiſchen Arbeiten eines Ambros und Fétis, die älteren Werke von Forkel u. a. ſind dem Muſikhiſtoriker unentbehrliche Hilfsmittel für die Kenntnis des Werde- und Entwickelungsganges unſerer Kunſt. Aber an volkstümlichen Darſtellungen dieſes über mehrere Jahrtauſende ſich erſtreckenden muſikaliſchen Werdens — volkstümlich in des Wortes guter Bedeutung, alſo ebenſoweit entfernt von ſcholaſtiſcher Gelehrſamkeit wie von ſeichter Tändelei — haben wir bisher keinen Überfluß gehabt. Dommer und Köſtlin haben vortreffliche Nachſchlagebücher geſchrieben. Svobodas Muſikgeſchichte ſcheint, dem Inhalte des 1. Bandes nach zu ſchließen, welcher ſich in der Darſtellung der Muſik bei den Kulturvölkern des Altertums erſchöpft, als ein Werk von größerem Umfange geplant zu ſein. In gemeinfaßlicher Form, in lichtvollen, klaren und auf modernen Forſchungen aufgebauten Ausführungen behandelt der geſchätzte Verfaſſer zuerſt die Muſik der Naturvölker; er beſpricht darauf in feſſelnder und geiſtvoller Sprache die muſikaliſchen Zuſtände in China, Japan und Indien, er wägt die Bedeutung der Muſik als Kulturmacht im alten Ägypten ab, ein Abſchnitt, der ebenſo wie jener über die arabiſche und altjüdiſche Muſik beſonders anziehend wirkt. Daß auch der griechiſchen Muſik ein den Leſer ſchnell aufklärendes und belehrendes längeres Kapitel gewidmet iſt, verſteht ſich bei dem Intereſſe, das wir gerade den Griechen, als dem geiſtreichſten Künſtlervolke der antiken Welt darbringen, wohl von ſelbſt. Sehr dankenswert ſind die Aufſchlüſſe, die Svoboda dem Leſer über die Tonſyſteme der Griechen und ihre eigenartige Philoſophie der Muſik gibt. Die zahlreichen Notenbeiſpiele und die vielen Abbildungen muſikaliſcher Inſtrumente und muſizierender Gruppen werden auf dem Wege der Anſchauung dem Vorſtellungsvermögen des wißbegierigen Muſikfreundes ſehr zu ſtatten kommen. Das Buch, daß ſich in würdiger Form präſentiert, darf unſeren Leſern auf das wärmſte empfohlen werden.

Neue Klavierſtücke.

Mit einem feinſinnigen und prächtigen Geſchenkwerk hat der berühmte Tonkünſtler Karl Reinecke die klavierſpielende Welt überraſcht: in dem hochangeſehenen Verlage von Fr. Kiſtner in Leipzig erſchien in zwei koſtbar ausgeſtatteten Bänden ein Album von „Tranſkriptionen.“ Das Bedürfnis, die unvergänglichen Meiſterwerke auf dem reich bebauten Gebiete der muſikaliſchen Lyrik, namentlich des Liedes, in künſtleriſcher Form als reine Inſtrumentalmuſik zu genießen, iſt ein ebenſo allgemeines, wie die Freude an der Geſangspflege ſelbſt eine faſt in allen Familien heimiſche iſt. Aber man hat nicht immer und nicht überall eine gebildete Singſtimme zur Verfügung. Und die Lieder ſo abzuſpielen, wie ſie unſre Meiſter uns gegeben, dürfte in den meiſten Fällen als ein Verfahren ſich darſtellen, bei dem gewöhnlich die melodiſch geführte Singſtimme auf Koſten der Begleitung in den Vordergrund tritt und dieſe ſelbſt des Reizes der Charakteriſtik entkleidet wird. Es gehört ein vollendeter Künſtler dazu, ein Lied in ein Klavierſtück umzugießen, ohne die Eigenart und den Zauber ſeiner Lyrik zu verwiſchen. Karl Reinecke iſt der Künſtler, der eine ganze Anzahl herrlicher Lieder in Klavierſtücke umgezaubert hat, in denen die Poeſie des Originals, die Reinheit und Tiefe ihrer Empfindung ungeſtört und unverletzt fortleben. Das Charakteriſtiſche der Begleitung iſt überall auf das treueſte bewahrt, und die ungemein zart empfundenen thematiſch ausgeſtalteten Vor- und Zwiſchenſpiele, duftiges Paſſagenwerk und intereſſante harmoniſche Umdeutungen erhöhen den Reiz dieſer Klavierpoeſieen, die ſich wie Originalkompoſitionen für das Pianoforte ſpielen und obendrein als dankbare Vortragsſtücke ſich geben. Die beiden Bände enthalten Lieder von R. Franz, Mendelsſohn-Bartholdy, Schumann, Rubinſtein, Stradella und außerdem einige Sachen von Reinecke ſelbſt. (Aus der Serenade op. 126.) Der Preis des Bandes ſtellt ſich auf Mark 2.40.

Vermiſchtes.

Wer kennt es nicht, das alte, ſchöne Lied? Wer hat nicht ſelbſt ſchon einmal in fröhlicher Tafelrunde ſeine Stimme in den allgemeinen Chor hineinſchallen laſſen, wenn das Gaudeamus angeſtimmt wurde? Man würde glauben, daß ein Lied von dieſer den ganzen Erdball umſpannenden Volkstümlichkeit leicht auf ſeinen Urſprung hin zu unterſuchen ſein müßte. Dem iſt aber nicht ſo. Das Gedicht iſt keineswegs fix und fertig dem Geiſte eines Dichters entſprungen, ſondern es geht auf verſchiedene uralte, volkstümliche Geſänge zurück und hat viele Wandlungen durchgemacht. Die zweite und dritte Strophe, die von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen reden, ſind einem mittelalterlichen, lateiniſchen Bußgeſang entnommen, der ſich zuerſt 1267 handſchriftlich findet. Die vierzeilige Strophe lautet dort: „Vita brevis, Brevitas in brevi finietur, Mors venit velociter et neminem veretur. Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuere? Venies ad tumulos, si eos vis videre.“ In einer Variante erſcheint dieſer Text in einem 1582 gedruckten, in Schweden und Dänemark gebräuchlichen Liede. Da heißt es: „venit mors velociter“ und „si vis eos videre.“ In einer um die Mitte des 18. Jahrhunderts entſtandenen Altdorfer Aufzeichnung aus dem Studentenliederbuche des Freiherrn von Crailsheim (1728—1798) findet ſich dann mit zuletzt verändertem Rhythmus: „abeas ad tumulos, si vis hos videre“ und 1776 in einer Jenenſer Aufzeichnung: „hos si vis videre.“ Dieſer ſinnvolle Abſchluß iſt in der modernen Form ganz verſchwunden. Auch die Aufforderung zum Lebensgenuß, mit der das Gedicht beginnt, „Gaudeamus igitur,“ geht auf ein mittelalterliches Gedicht zurück, wahrſcheinlich auf ein lateiniſches Frühlingslied. Die älteſte Faſſung des Gaudeamus in der Altdorfer Handſchrift beſteht aus drei Strophen. Jede Strophe iſt vierzeilig, indem der dritte Vers wiederholt wird. Eine Jenenſer Aufzeichnung (1776) hat fünf Strophen und zeigt hie und da einen rohen gemeinen Ton. Das pereat gilt dem trifolium philistri, lictor atque famuli, ſtatt der tristitia und den osores dem diabolus und antiburschius. In der heute üblichen, veredelten Form danken wir das Lied im weſentlichen Ch. W. Kindleben, der ſich, als er es in ſeine 1781 veröffentlichten Studentenlieder aufnahm, genötigt ſah, es umzuarbeiten, „weil die Poeſie, wie in den meiſten Liedern dieſer Art, ſehr ſchlecht war“ und durch Einzelnheiten der Wohlanſtand beleidigt wurde. Kleine Abweichungen von dem jetzt üblichen Text ſind jedoch auch bei ihm noch vorhanden.

Frage.

Ich beſitze ſeit faſt 20 Jahren ein Harmonium von Schiedmeyer, Stuttgart, älterer Konſtruktion, aber von vorzüglichem Ton, und der eine Mittelzug (es hat außer dem nur zwei Fortezüge), mit der Bezeichnung „Expreſſion“ genügt mir zu den verſchiedenſten Tonmodulationen, piano, tremolo. Ich ſpiele niemals ohne die „Expreſſion,“ und es hat uns das kleine beſcheidene Inſtrument ſchon viel Freude gemacht; beſonders mit Flügelbegleitung wirkt ſein voller und doch ſanfter Ton faſt konzertartig. Nun hat ſich ſeit Jahr und Tag ſchon der Übelſtand bei meinem Harmonium eingeſtellt, daß die Tritte — erſt leiſe, dann immer ſtärker — quietſchen! Und niemand — wenigſtens hier in der kleinen Stadt — kann uns darüber Auskunft geben, wie das zu beſeitigen iſt, ja nicht einmal, woran es eigentlich liegt. Laien behaupten meiſt, die Hebelverbindungen müßten in ihren Achſen geſchmiert werden. Inſtrumentenverkäufer meinen wieder, „Harmoniums“ würden nie geſchmiert; die meiſten wiſſen überhaupt nichts darüber. Was haben wir nicht ſchon alles angeſtellt! Geſchmiert und wieder gereinigt, dem Orgelbauer übergeben zur gründlichen Durchſicht und Reparatur. Nach 14 Tagen bekamen wir es wieder, neu beledert, d. h. die kleinen Filzſtückchen, die mottig waren, durch friſche erſetzt. Der Ton war vielleicht beſſer geworden, das Quietſchen aber nicht gewichen. — Sämtliche Achſenſchrauben oder Stifte waren mit einer dicken, ſchwarzen Maſſe eingeſchmiert — es quietſchte! — Ein Breslauer Klavierſtimmer entfernte entſetzt die ſchwarze Maſſe, reinigte die Stifte vom Roſt; — es ſchien alles gut — für 3 Tage! dann quietſchte es wieder; am Roſt allein kann es alſo nicht liegen, das Inſtrument ſteht nicht etwa an einer „Außenwand,“ — es iſt überhaupt gar nicht genau feſtzuſtellen, woher der pfeifende Ton eigentlich kommt. — Ein Sachverſtändiger ſchraubte einmal die Klaviatur ab, d. h. ſtürzte ſie um, befeſtigte ein paar Schrauben, und das „Pfeifen“ war verſchwunden, — andren Tags, nach einſtündigem Spiel ſtellte es ſich aber wieder ein. Vielleicht kann ein ſachverſtändiger Daheimleſer mir ſagen, wenn nicht wie, ſo doch wo dieſer Schaden gut und dauernd repariert werden kann. Ein neues Inſtrument hat für mich wenig Reiz. Der Klang der Eſtey-Orgeln gefällt mir nicht halb ſo gut. Und auf dieſe neumodiſchen Knieſchweller mich erſt einzuüben, habe ich wenig Luſt. — Allerdings können Fremde faſt nie auf meinem Harmonium ſpielen, weil ſich keiner auf die „Expreſſion“ verſteht und ohne dieſelbe wird ja das Spiel bald langweilig und leierkaſtenartig. **Eine getreue Daheimleſerin.**

Redaktionspoſt.

Pianiſſimo. — Unſere damalige Antwort, Verehrteſter, bezog ſich ganz und gar nicht auf den vortrefflichen M—i. Wir ſchätzten ihn längſt; aber die „Welt“ kannte ihn nicht; daher wollten wir auch erſt „Thaten ſehen!“ Daß unſere damalige Bemerkung, die lediglich allgemein verſtanden ſein wollte, eine völlig zutreffende war, werden Sie doch nicht in Abrede ſtellen! Oder glauben Sie, es würde die Mehrzahl unſerer Leſer etwa intereſſieren, über einen „großen“ Mann in dem Dorfe Itüpſl ſich belehren zu laſſen? Nein, von Itüpſlern werden auch Sie nichts wiſſen wollen.

Verwunderter. — Für unſere Bücher- und Muſikalienſchau berückſichtigen wir natürlich nur die uns zur Beſprechung eingeſandten Bücher und Muſikalien. Da es vor allem die großen Verlagsfirmen ſind, die uns ihre gewöhnlich auch wertvollen neuen Verlagswerke zuſenden, ſo darf es Sie nicht wunder nehmen, wenn Sie einem und demſelben Namen öfters begegnen. Im übrigen wählen wir nur das Zweckentſprechende aus.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Des heut'gen Tages ſtiller Gram — bedenkt,
Iſt er's auch wert, daß wir uns drein verſenken?
Was dich in einem Jahre nicht mehr kränkt,
Braucht dich auch heute nicht zu kränken.

Zu einem Skizzenbuch.

Es rinnt die Zeit, o halt ſie feſt,
Und kaufe treu ſie aus,
Und ziehe für des Lebens Reſt
Gewinn und Glück daraus.
Gewinn: daß dir kein Tag vergeht
Ohn' Schaffenslohn und Gunſt,
Und Glück, weil dir's im Herzen ſteht:
„Mein Segen iſt die Kunſt!" **B. H.-H.**

Zu einem Salzgefäße.

(An ein junges Ehepaar gerichtet.)

Habt wohl des alten Sprüchleins acht:
Wer Salz verſchüttet, Streit entfacht!
Ein jedes hüte Zung' und Hand,
Eh' flugs der Zwietracht Saat entſandt.
Doch ſtreut die Welt euch Haderkörnlein,
So kehrt ſie flink und ſorglos aus:
Wer fand nicht hie und da ein Dörnlein,
In ſeines Glückes Roſenſtrauß!

Anna Klie.

Kindermund.

„Gertrud, wenn du ſo unartig biſt, bekommſt du heut kein Ei!" — „Das iſt mir einerlei, ich leg mir ſelber eins!"

„Danke, ſie ſind gottlob geſund," antwortet die Mama, wenn ſie nach dem Befinden ihrer Kinder gefragt wird. Clärchen hat nun eine ſehr angenehme Erinnerung an die vielen guten Sachen, die ihr die Tanten gebracht hatten, als ſie krank war, deßhalb antwortete ſie, als ſie von einer Puppenmama gefragt wurde, wie es ihren Kindern gehe: „Danke, ſie ſind „gottlob" alle krank!"

Für den Schreibtiſch.

Nr. 48 brachte zwei hübſche Verwendungen von Cigarrenkiſtchen, denen ich eine dritte anfügen möchte. Man wähle eine von den hohen, langen Kiſtchen, nagele den Deckel wieder feſt darauf und laſſe ſie ſich vom Tiſchler in derartig ſchräger Linie durchſägen, daß oben und unten an den entgegengeſetzten ſchmalen Seiten ein reichlicher cm. ſtehen bleibt. Man gewinnt auf dieſe Weiſe die Geſtelle für zwei Blocks. Auf die Öffnungen ſchneide man gut paſſende Pappdeckel und nagle ſie mit den feinſten Stiftchen, die es gibt, an. Die drei Seiten werden mit hübſchem rotem Plüſch überzogen, und oben und unten wird etwas ſtarkes, braunes oder ſchwarzes Papier, gut paſſend, aufgeklebt, um die herübergezogenen Enden des ſtraff ſitzenden Plüſches zu verdecken. Bei einem Buchbinder hat man ſich inzwiſchen nach paſſender Größe das in beliebiger Menge ſelbſtgelieferte Papier ſchneiden und zum Abreißen perforieren laſſen. Es wird auf folgende Weiſe befeſtigt. Man nähe einen Streifen Plüſch, der je nach der Menge des Papiers, das man dazu verwendet, paſſend breit ſein muß, verſtürzt auf die hohe breite Seite des Kiſtchens an und klebe ihn, 1 Centimeter umgeſchlagen, auf das weiße Papier bis zur Perforierung, ziehe den Streifen ſtraff an beide Seiten herunter und befeſtige ihn dort. Um dieſe Befeſtigung zu verdecken, die nicht ſchön ausfallen kann, ſetzt man Pompons oder Schleifchen je nach Geſchmack darauf. **M. L.**

Mus aus Rüben oder Backobſt.

Bei dem faſt allgemein dürftigen Ausfall der diesjährigen Obſternte ſei den verehrten Leſerinnen nachſtehendes Rezept zur Verwertung vorhandener Backobſtvorräte aus guten Jahren empfohlen. Dasſelbe rührt von einer erfahrenen Landwirtin her, und man erhält bei dieſer Bereitungsweiſe ein vortreffliches, für die ganze kühle Jahreszeit haltbares Mus, viel ſüßer als Pflaumenmus. Ingredienzien nebſt Preisangabe vom vorvorigen Jahre wie folgt.

2 Berl. Scheffel Möhren (1 Mk.), 2 Berl. Scheffel Runkelrüben (1 Mk.), für 50 Pf. Musgewürz (Anis, Sternanis, Zimt, Nelken, Muskatblüte je 10 Pf.), einige Körner Neugewürz, einige Lorbeerblätter. Dies die Einkäufe, denen zuzurechnen ſind: 10—12 Berl. Metzen gebackenes Obſt, meiſt ungeſchälte gute Birnen, einige Kürbiſſe, ein Einmachegläschen voll Apfelſinenſchale, in Zucker aufbewahrt, und 1 Flaſche Fliederſaft, der dunkeln Farbe wegen. Vormittags wurden $1^1/_2$ Keſſel (à 10 Eimer) ſauber abgeputzte, geſchnittene Runkeln, nachmittags 1 Keſſel Möhren gekocht, auf die Runkeln iſt nur 1 Eimer Waſſer zu rechnen, da ſie viel Saft geben. In einigen Eimern des abgepreßten Rübenſaftes werden die Möhren weich gekocht, mit dem übrigen noch heißen Saft übergießt man das Backobſt, um es anzuquellen. Das Preſſen der Rüben geſchah in einer großen Preſſe durch ein Seihtuch. Abends kann der Keſſel mit dem Backobſt und allmählich zugeſchütteten Möhren ($^3/_4$ Scheffel) gefüllt, ſehr langſam gekocht und über Nacht am Kochen gehalten werden, damit bei Erkalten kein Grünſpan ſich bildet. Nachtwache iſt nicht erforderlich, nur ſpätes Nachlegen von Kohle, Holzkloben oder dergl. und frühes Aufſtehen einer Perſon. Übrig gebliebenen Saft kann man mit dem Kürbis auf den Herd einkochen und zum ſpäteren Nachgießen durchrühren.

Der Inhalt des Keſſels wird morgens durch ein großes Sieb getrieben, am bequemſten mit einer neuen, ſcharfen Bürſte und der Hand, über einer Wanne oder einem zweiten Keſſel. Unter fleißigem Rühren kocht man das Mus mit den geſtoßenen Gewürzzuthaten dick ein, was durch beſonderes Eindicken etwa übrigen Saftes raſcher erreicht wird. Nach dieſen Angaben bereitetes Rübenmus war nachmittags 4 Uhr fertig, die Ausbeute betrug 55 Liter; — ein billiges, von Kindern ſehr gern gegeſſenes Zubrot.

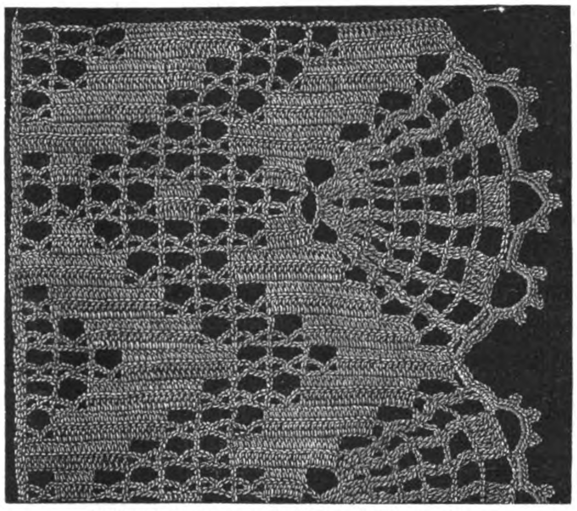
Sparſame Hausfrau.

Nochmals: die Kunſt, zu ſchenken.

Runde japaniſche Körbchen, die man auch als Knäuelkörbchen gebraucht, laſſen ſich vermittelſt Seidenpapiers mit Leichtigkeit zu Radieschen umgeſtalten, die ſehr natürlich und hübſch ausſehen und ſich als originelle Verpackung kleiner Geſchenke beſonders empfehlen.

Ich kaufte ſolche Körbchen, a Stück 15 Pf., ſtellte den Korb in einen Viertelbogen radiesfarbigen Seidenpapiers, nahm die Ecken und Seiten nach oben in Falten zuſammen und ſchob das Papier in die Öffnung des Körbchens, ſodaß dasſelbe nun wie die Knolle eines Radieschens ausſah. Das Kraut bildete ich aus grünem Papier, indem ich es nach Art der Blumentopfbekleidungen zuſammenlegte, kniffelte und es in das Körbchen ſteckte, daß der obere Teil mit den Ecken wie das Kraut hervorragte. Das kleine Geſchenk, welches ich hineinlegte, machte durch die Art der Verpackung beſondere Freude.

—n.


Muſter in Häkelarbeit zu Vorhängen, Bettdecken u. dergl.

Handarbeit.

Fächerhülle. Bei Beginn der Theater- und Konzertſaiſon tritt auch der Fächer wieder in ſeine vollen Rechte, ja von Jahr zu Jahr wächſt das Intereſſe der Künſtler für dieſe ſo beliebten, eleganten Geſellſchaftsrequiſiten der Damen; immer künſtleriſcher, koſtbarer werden dieſelben hergeſtellt, auf Gaze und Schwanenhaut die entzückendſten Rokokobildchen hingezaubert, und das Geſtell wird mit Metallen, ja ſelbſt Edelſteinen eingelegt und verziert. Gehütet und ſorgſam umhüllt, verwahren wir dieſe zarten Koſtbarkeiten zu Hauſe vor Staub und unnötigem Betaſten, um ſie in und vor den Garderoben noch ganz anderen Gefahren auszuſetzen. In Papier eingeſchlagen einen Fächer ins Theater oder ins Konzert mitzunehmen iſt nicht „chic," und die ſo langen, wenn auch aus eleganten Stoffen, wie Plüſch und Atlas gefertigten Hüllen ſehen doch gar zu ſchwerfällig aus, ſind uns auch ſpäter, wenn ſie unbenutzt uns auf dem Schoße liegen müſſen, wenigſtens im Parket oder in den Stuhlreihen, wo man oft genötigt iſt, aufzuſtehen, um das Publikum ziemlich gedrängt an uns vorübergehen zu laſſen, recht unbequem. Die Fächerhülle, wie ſie nachſtehend beſchrieben wird, iſt eine amerikaniſche, von der beſten Geſellſchaft aufgenommene Neuheit und verbindet, wie man von einer ſolchen nicht anders erwarten kann, das Elegante mit dem Praktiſchen.

Vier gleichmäßig große, vom Umfang des zuſammengefalteten Fächers abhängige, ſtärkere Metallringe überhäkelt man dicht mit ſtarker, kordinierter, altgoldfarbiger Seide und verbindet dieſelben dann in gleichmäßigen Entfernungen, je nach der Länge des Fächers, durch hohe, durchſichtig gehäckelte Stäbchen miteinander, wie durch ein Goldnetz. Unten, wo der Fächer innen ſpäter aufrecht ſteht, macht man direkt in den Ring ein kleines, weiches, d. h. wattiertes, flaches Beutelchen aus altgoldfarbigem Atlas; zu oberſt aber darf kein Ring kommen, ſondern die Stäbchenhäkelei, in deren oberſte Reihe man ein Seidenbändchen oder Schnürchen einzieht, woran man auch die Hülle zuſammengezogen am Arme tragen kann.

Dieſe Fächerhülle hat den großen Vorzug, elegant, praktiſch — der Fächer innen iſt durch das Netz vor unliebſamer Berührung, und durch die Ringe vor Druck geſchützt — und leicht zu ſein; unbenutzt legt ſie ſich mit den vier einzelnen Ringen dicht und flach zuſammen, und man kann ſie daher bequem in der Taſche oder in dem Opernglasetui unterbringen. **B. W.**

Kunſt im Hauſe.

Eine gewiß allgemein willkommene Neuheit auf dem Gebiet der Dilettantenkünſte ſind Thonteller mit eingepreßten Landſchaftsreliefs. Thongefäße mit eingepreßten Linienornamenten werden ſeit Jahren mit Vorliebe bemalt. Dieſelbe Tendenz, bequeme Arbeit und überraſchende Wirkung, haben die erwähnten Landſchaftsteller. Mit geringer Kunſtfertigkeit laſſen ſich durch Übermalen der vorgepreßten Bilder mit Emailfarben reizende Prunkſtücke ſchaffen. Die ſchönen Modelle, die mir zur Anſicht vorlagen, zeigten romantiſche Harzlandſchaften. Sie ſind durch Herrn W. Lüders in Wernigerode zu beziehen. In einem kunſtſinnigen Berliner Hauſe ſah ich ſolche Teller ſchön bemalt als Wandſchmuck wieder und fand die Wirkung außerordentlich hübſch. **Harzfreundin.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXIX. Nr. 5. Erſtes Blatt.

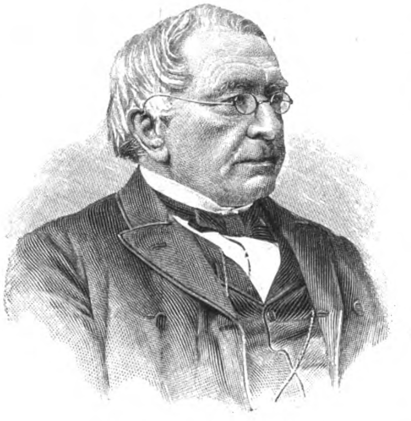
Jahrgang 1893.

5. November 1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Rudolf von Jhering.

Der am 17. September erfolgte Tod des Göttinger Rechtslehrers Rudolf von Jhering iſt von der geſamten gebildeten Welt mit Teilnahme vernommen worden; hatte doch der Verſtorbene es verſtanden, weit über den Kreis ſeiner Schüler hinaus anregend und befruchtend zu wirken, indem er das alte Vorurteil gegen die Trockenheit der Rechtswiſſenſchaft durch ſeine ebenſo populäre wie geiſtvolle Behandlung juriſtiſcher Fragen glänzend widerlegte. Der Verſtorbene war am 22. Auguſt 1818 zu Aurich in Friesland geboren. Nachdem er auf den Univerſitäten Heidelberg, München und Göttingen die Rechte ſtudiert, verſuchte er im hannoverſchen Staatsdienſt eine Anſtellung zu finden. Erſt nachdem ſeine Bemühungen in dieſer Richtung fehlgeſchlagen waren, ſah er ſich auf die Univerſitätskarriere hingewieſen und begab ſich nach Berlin, um ſich dort auf dieſelbe vorzubereiten. Er hörte Savigny und Stahl und ließ ſich im Jahre 1843 als Privatdozent in Berlin nieder, nachdem er im Jahre vorher zum Doktor beider Rechte promoviert hatte. Seine erſte litterariſche Arbeit „Abhandlungen über das römiſche Recht,“ 1844 erſchienen, verſchaffte ihm einen Ruf nach Baſel. Aber ſchon nach einem Jahr vertauſchte er dieſe Stellung mit einer ordentlichen Profeſſur an der Univerſität Roſtock, 1849 ſiedelte er von dort nach Kiel über, 1852 nach Gießen und 1868 nach Wien. Vom Kaiſer von Öſterreich in Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaft in den erblichen Adelſtand erhoben, folgte Profeſſor von Jhering 1872 einem Ruf der preußiſchen Regierung nach Göttingen, wo er noch vor wenigen Monaten ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum in körperlicher und geiſtiger Friſche feierte, bei welcher Gelegenheit ſich eine große Anzahl jetziger und ehemaliger Schüler um den Jubilar vereinigte. Jherings bedeutendſtes Werk, „Geiſt des römiſchen Rechts,“ in den Jahren 1852 bis 65 entſtanden, iſt ins Franzöſiſche, Italieniſche und Ruſſiſche überſetzt worden, ein anderes großes Werk, „Der Zweck im Recht,“ von dem bisher zwei Bände erſchienen ſind, beſchäftigte ihn bis zu ſeinem Tode. Sind dieſe Werke jedem Juriſten unentbehrlich geworden, ſo haben Rudolf von Jherings populärwiſſenſchaftliche Werke, darunter vor allem „Der Kampf ums Recht,“ „Die Trinkgelderfrage“ und „Scherz und Ernſt in der Jurisprudenz“ in allen gebildeten Kreiſen eine außerordentliche Verbreitung gefunden; das erſtere Buch iſt in nicht weniger als neunzehn Sprachen überſetzt worden. Außer der gewiſſenhaften Erfüllung ſeines Lehrberufes und ſeinen umfangreicheren wiſſenſchaftlichen Arbeiten iſt Jhering als Herausgeber und Mitarbeiter wiſſenſchaftlicher und populärer Zeitſchriften unermüdlich thätig geweſen, — ein reiches und erfolggekröntes Leben hat ſeinen Abſchluß gefunden.



Rudolf von Jhering.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Dr. Lange und Hoffmann in Göttingen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſcheint: **Neubearbeitete, dreiundzwanzigſte ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage 1892:**

Deutſche Litteraturgeſchichte

von

Robert Koenig.

Mit 93 zum Teil farbigen Beilagen und 339 Abbildungen im Text.

Zwei Bände, in feinſten, reichvergoldeten Einbänden, Preis 20 Mark.

Das beliebte Buch hat mit der vorliegenden Auflage eine durchgreifende Neubearbeitung, ſowohl des Textes wie der Illuſtrierung, und damit eine Verjüngung und Bereicherung erfahren, die ihm die Anerkennung und Gunſt aller Litteraturfreunde dauernd ſichern wird.

Am meiſten wird bei der neuen Auflage die bildliche Bereicherung und Erneuerung in die Augen fallen. Wie mit dieſem Buche ſeiner Zeit zum erſtenmale das Prinzip ſtreng ſachlich hiſtoriſcher Illuſtrierung an Stelle der bis dahin üblichen dekorativen erfundenen Illuſtrationsweiſe durchgeführt wurde, das von da ab zur allgemeinen Herrſchaft gelangte, ſo iſt auch die vorliegende Neubearbeitung nach demſelben bewährten Prinzip weiter ausgebaut und auf die Höhe der Zeit gebracht worden.

Die farbigen Beilagen ſind durch vollendete Nachbildungen einer Reihe der ſchönſten und wichtigſten Handſchriften deutſcher und ausländiſcher Bibliotheken ergänzt worden, darunter vier Blätter aus der für Deutſchland neu erworbenen Heidelberger Liederhandſchrift, eine Seite der älteſten Eddahandſchrift in Kopenhagen, die Anfangsſeite des Alexanderliedes aus dem Stifte Vorau, eine Seite der Berliner Nibelungenhandſchrift ꝛc., welche die Bewunderung aller Liebhaber erregen werden.

Die Bildniſſe ſind nach den beſten authentiſchen Kupferſtichen und Originalporträts faſt um das Doppelte vermehrt und durch die Namensunterſchriften der hervorragenden Dichter bereichert worden. Auch die ſonſtigen Textillustrationen, Autographen und Beilagen ſind nach den zuverläſſigſten Quellen bedeutend erweitert und vervollſtändigt, ſo daß der Litteraturfreund jetzt kaum noch etwas Wichtiges in dem Buche vermiſſen wird, was ſeines Intereſſes würdig wäre.

Durch feinſte Ausſtattung in Papier, Druck und Einbänden iſt auch äußerlich dem Werte des Werkes gebührend Ausdruck gegeben worden, und dasſelbe kann mit Recht als eines der ſchönſten und gediegenſten Feſtgeſchenke in jeder deutſchen Familie aufs wärmſte empfohlen werden.

Dieſe neue Auflage iſt auch in 15 Lieferungen zu 1 Mark zu beziehen und wird, ſowohl in zwei Bänden gebunden, wie in Lieferungen, vor Weihnachten d. J. vollſtändig vorliegen.

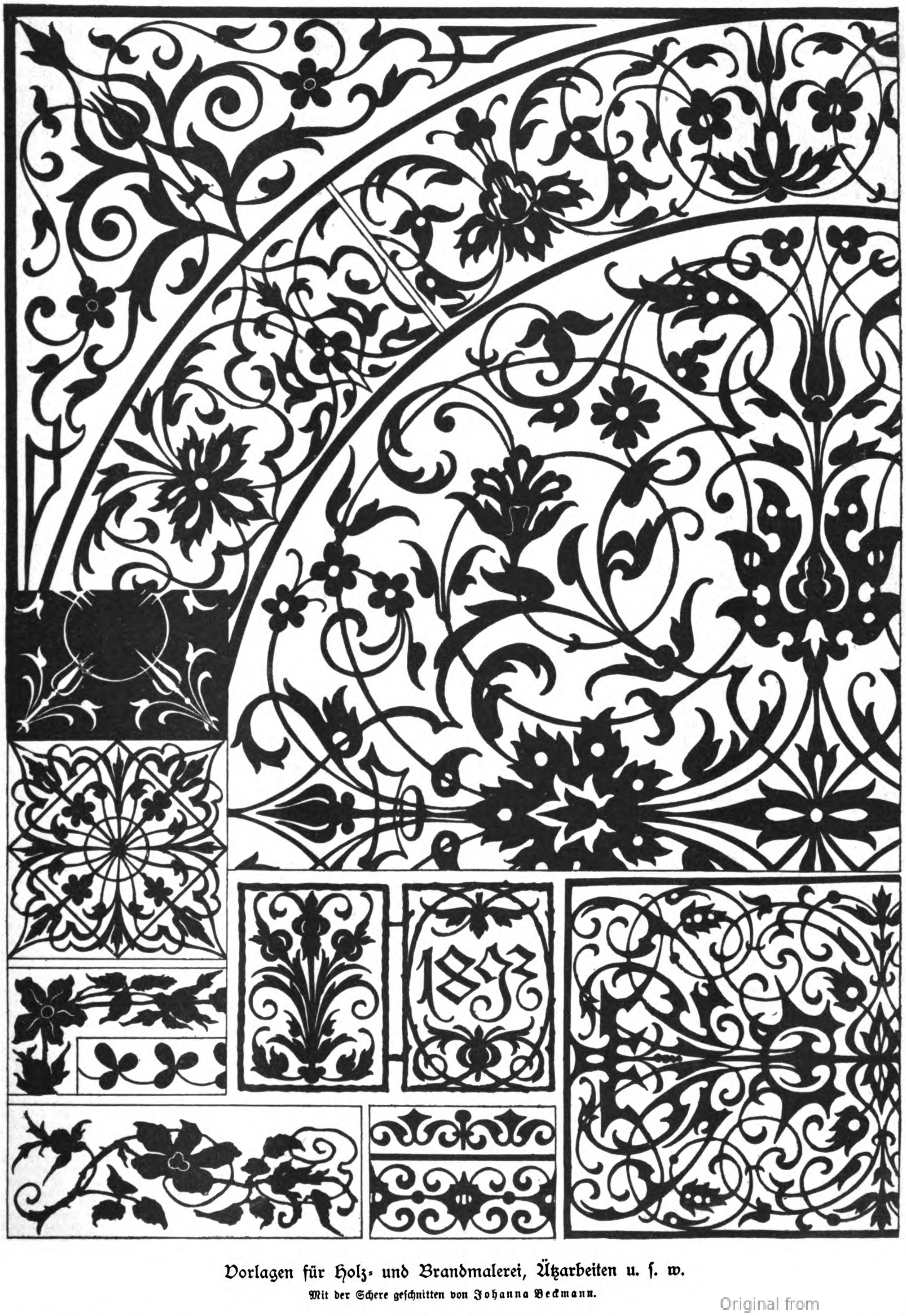
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.



Vorlagen für Holz- und Brandmalerei, Ätzarbeiten u. ſ. w.

Mit der Schere geſchnitten von Johanna Beckmann.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Gar mancher muß ſo ſchwere Laſten tragen,
Daß er zeitlebens an der Krücke ſchleicht.
Da kommen dann die Freunde noch und ſagen:
Nimm's leicht! Nimm's leicht!

Unſer Vorlagenblatt.

Wir möchten durch umſtehendes Blatt unſeren Leſerinnen das Nachdenken über die Frage erleichtern: Was für Weihnachtsarbeiten wählen wir dieſes Jahr, und wie führen wir ſie am beſten aus? indem wir eine Anzahl von Motiven für Chriſtgeſchenke aus dem beliebten Bereich der Dilettantenkünſte vorſchlagen. Das große obere Ornament iſt in erſter Linie als Vorlage für Ausſtattung eines Schachbrettdeckels anzuſehen, zu deſſen etwaiger Vergrößerung eine der kleinen Borten dienen mag. Ecke, Rand und Mitte ſind unabhängig voneinander, d. h. man könnte den Rand oder die Ecke ohne die Mitte und umgekehrt für das Schachbrett verwenden; ebenſowohl ſind ſie zuſammen denkbar, wenn man durch entſprechende Farbengebung genügenden Kontraſt herſtellt. — Man könnte z. B. das Randornament leicht getönt (Hellockerton) auf dunklem (tiefblauem) Grunde, die Ecke nicht zu ſchwer (graugrün) auf leicht übermaltem (grauen) Fond und die Mitte recht dunkel (perſiſchrot) auf ganz lichtem Grunde (Holzton) halten. Die glatten Bänderſtreifen würden in Gold aufzuſetzen ſein. Die Abtönung kann auch mit einer in verſchiedener Tiefe aufgetragenen Farbe z. B. Sepia, Vandykbraun oder ſchwarz vorgenommen werden. — Das runde Ornament wäre mit Hinzuſetzung eines vergrößernden einfachen Randes oder nur eines außen herumgeſtrichenen Farbentones auch für ein Tiſchchen verwendbar. Jedes der Ornamente in ſich kann einem anderen Zweck dienen, das Mittelſtück iſt für einen auch in Ätz-, Radier- oder Brandarbeit auszuführenden Teller oder als Etagere zu benutzen, die Ränder können beiſpielsweiſe für ein rundes Brotbrett oder einen Lampenteller gebraucht werden. Das Eckſtück allein iſt zu größeren Mappen, deren Mitten durch Schrift oder Embleme verziert werden, ſowie zur Belebung jeder quadratiſchen Fläche denkbar. — Es folgen links auf unſerer Seite die ergänzenden Schachbrettfelder, die man ähnlich den orientaliſchen nicht nur ſchwarz-weiß, ſondern auch farbig, wie grün-rot oder blau-rot halten kann. Auch zur Bemalung kleinerer Gegenſtände wie Tintenfäſſer u. dgl. ſind die quadratiſchen Ornamente geeignet. Weiter folgt die Umrahmung für irgend ein Büchlein, die rechts begonnene Blüte ſoll der Eckroſe entſprechen, deren Mitte ergibt die Mitte der Fläche. Über die ſonſt meiſt durch Schrift gefüllte Stelle kann man den Roſenzweig (ſiehe unten) legen. Man wird gut thun, die Formen dunkel zu umranden und die Blüten mit Gold-, die Blätter mit Silberfarbe oder beides in leicht bräunlichem Ton zu malen. Die Roſenkante kann durch häufigere Wiederholung der Formen auch eine größere Fläche umgeben, der Roſenzweig iſt außer für den genannten Zweck für Taſchenbürſtchen, Streichholzbehälter, Notizbuch oder als Kopfleiſte eines Briefbogens denkbar. Darüber, rechts, ſteht das Ornament für einen kleinen Kalender, deſſen Flächen auch anderweitig verwendbar ſind, wenn man etwa ſtatt der Jahreszahl ein Monogramm wählen würde. Links unten folgen Oberfläche und Seitenwände eines Käſtchens. Die Borte kann auch zu einem Lineal, oder, an beiden Seiten durch das ſchmälere Streifchen ergänzt, zu einem Serviettenring benutzt werden; außerdem können wir ſie außen um die Deckeldekoration des Käſtchens herumführen, dadurch ſtellen wir eine etwas größere Truhe her. **J. B.**

Prolog,

geſprochen vor der Aufführung eines Muſikwerkes von Schulkindern, zum Beſten der Hamburger Waiſenkinder.

Still liegt die Welt im Juliſonnenflimmer,
Sorglos und friedlich atmet die Natur,
Das kleinſte Gärtchen ziert ein Roſenſchimmer,
Ein Saum von Blumen ſchmückt die ärmſte Flur.
Da ſteigt empor, des Äthers Blau verdunkelnd,
Ein Wetter fern am lichten Himmelsrand,
Es ſinkt in Nacht, was jüngſt ſo ſonnenfunkelnd,
In Wald und Flur ſo hold in Blüte ſtand;
Und vor des Wetterſturmes Rutenſtreichen
Erbebt der Halm, es beugen ſich die Eichen.

So nahte dräuend unſerm Vaterlande
Mit Windeseile, Wetterſturmsgewalt,
Auf ſchwarzem Fittich von des Nordens Strande
Jüngſt ſchweren Unheils düſtre Schreckgeſtalt.
Da hielt wohl mancher bang im Tagwerk inne:
Wird glücklich enden, was voll Mut begann?
Wem ward Gewähr, daß er dem Los entrinne?
Und tauſend Lippen ſandten himmelan
Das gleiche Fleh'n aus Hütten und von Thronen,
Den eignen Herd, die Heimat zu verſchonen.

Indeſſen wir auf dunkler Zeiten Grunde
Verſchont, beſchirmt durch treue Sorge ſtehn, —
Wie trifft uns ſchreckensbang ins Herz die Kunde
Von all den Kindern, die um Hilfe flehn!
Da wir hier fröhlich Märchenlieder ſingen,
Schwebt eine Spanne fern von uns der Tod,
Im Schatten ſeiner nachtumſäumten Schwingen
Viel Kinderherzen, ach, in tiefſter Not;
Die jüngſt ein Heim und Glück wie wir beſaßen,
Verwaiſt und hilflos nun in öden Straßen.

So laßt denn heut' ſchweſterlich uns einen
Vor ihm, des Gnade Preis und Dank gebührt;
Der einſt im Märchen die verirrten Kleinen
Aus tiefem Walde ſicher heimgeführt:
Er ſendet uns ins Herz den Wunſch zu tröſten
Die Kleinen dort, vom Sturm der Not umdräut,
In ſeinem Himmelreich ſind ſie die Größten, —
In ſeinem Namen ſtehn wir bittend heut.
Dank jeder Hand, die freundlich hilft uns Kindern,
Der fremden Kinder bittres Leid zu lindern.

Anna Klie.

Handarbeit.

An Frau Klara. Origineller Tintenwiſcher (Schornſteinfeger). Material: Drei runde, ausgezackte, ſchwarze, in Abſtufungen übereinandergenähte Double- oder Tuchflicken, der größte 10—11 cm im Durchmeſſer. — Zwei Badepuppen, wovon die große 9 cm, die kleine halb ſo groß ſein kann, werden mit ſchwarzer Wolle in Stäbchentour einfach behäckelt, die Schornſteinfegerkappen in dichter Tour. — Die Leitern bilden für jeden eine mit ſchwarzer Wolle ſproſſenartig umwickelte Haarnadel, den Beſen ein Streichholz mit einer ſchwarzen Wollquaſte, die Kugel eine gehäkelte Schnur, am Ende eine ſchwarze Perle. Nun werden die Schornſteinfeger mit Leiter, Beſen und Kugel, wie in Natur, ausgeſtattet, der große in der Mitte der ſchon fertigen Tintenwiſcherſcheibe, der kleine daneben feſtgenäht. — Damit der Tintenwiſcher nicht umfällt, wird eine Scheibe dicker Pappe ganz zu unterſt mit feſtgenäht.

Freundlichen Gruß!
Neue Abonnentin J. E. A.

Schmuck für Geſellſchaftsſchuhe.

Ein einfacher ſchwarzer ausgeſchnittener Schuh gewinnt ſehr durch folgende Ausſtattung. Man verſchaffe ſich kleine Metallringe, möglichſt flach, und behäkele ſie mit ſchwarzer Seide, gleichzeitig die Ringe aneinander fügend. Alle Ringe zuſammen müſſen ein Dreieck bilden, beſtehend aus verſchiedenen Reihen übereinander, von denen jede einen Ring weniger zählt als die vorhergehende. Das Maß zu dem Dreieck nehme man genau nach dem betreffenden Schuh. Iſt das Dreieck groß genug (es muß mit einem Ring an der Spitze unten abſchließen) ſo wird jeder Ring mit einer Spinne aus Goldfaden verſehen, und dann das Dreieck mit unſichtbaren Stichen auf dem Schuh befeſtigt, die Spitze nach unten. Man kann auch die Ringe mit Goldfaden behäkeln und mit goldnen oder ſchwarzen Spinnen verſehen.

E. Grethe.

Kunſt im Hauſe.

Radierarbeit. Gleich der Punzarbeit und Brandmalerei hat ſich die reizende und wirkſame Radierarbeit im letzten Jahr unter den häuslichen Künſten feſt eingebürgert. Ein Metallplättchen und ein Federmeſſer, — das iſt alles, was man an Material braucht, um die ſchönſten Dinge herzuſtellen. Es iſt ein wahres Vergnügen, die blitzende Zeichnung aus der matten geſchwärzten Metalloberfläche herauszuarbeiten. Und wie vornehm ſind die Albumdeckel, die Etageren, Bilderrahmen u. ſ. w. mit den einradierten Phantaſie- und Ornamentzeichnungen! Neu iſt die Verwendung ſolcher radierter Metallplättchen als Buchdeckel, namentlich für Geſangbücher, die wohl kaum einen haltbareren und würdigeren Einband erhalten können. Ein entzückender kleiner Gegenſtand iſt auch eine der bekannten Spruch- oder Ziehbibeln mit radiertem Metalleinband. Alle dieſe Gegenſtände ſind durch die bekannte Adreſſe, W. Wolfſchmidt, Berlin, Friedrichſtraße 200, vorgezeichnet, zu beziehen. **Elſe.**

Praktiſches fürs Haus.

Wie viel mehr oder minder gute Rezepte gegen Flecken in Papier, Wäſche, Dielen u. ſ. w. ſind dem lieben Frauen-Daheim während ſeines Beſtehens von den fleißigen Mitarbeiterinnen ſchon zur Veröffentlichung gegeben worden! Die Hausfrau lieſt dieſe Dinge immer mit dem höchſten Intereſſe und dem feſten Vorſatz: Das will ich mir ſicher merken! Bei Gelegenheit des nächſten Fleckmalheurs aber dieſelbe Ratloſigkeit! Wo ſtand das Mittel doch gleich? Man ſucht, man beſinnt ſich, — im rechten Augenblick aber fehlt doch immer das Rechte. Und iſt das Rezept zur Hand, ſo fehlt die betreffende Eſſenz, und Fett-, Säure-, Tintenflecke haben Zeit, ſich einzufreſſen auf Nimmerwiedergehn. Alle Fleckrezepte nebſt allen erforderlichen Mitteln auf einmal bei der Hand zu haben, das wäre eine hübſche Sache! hat wohl manche Hausfrau ſchon gedacht — ich ſelbſt auch. Zu meiner Freude hat ein Fabrikant denſelben Gedanken gehabt. „Fleck-Apotheke“ iſt ein Zauberkäſtchen betitelt, das ich neulich zum Geſchenk erhielt. Es iſt, glaube ich, das neueſte Reichspatent, koſtet eine Mark und enthält in elegantem Karton alle zum Entfernen von Flecken nötigen Mittel nebſt genauen Rezepten. Das Dingchen wird vorausſichtlich bald in allen Droguenhandlungen vorrätig ſein. Direkt zu beziehen iſt es durch das Pharmazeutiſche Depot, Dresden-A., Schnorrſtraße 56; franko 1,20 ℳ. Es iſt übrigens ein reizendes Geſchenk für jede Hausfrau.

Agnes v. W. Dresden-Blaſewitz.

Für die Küche.

Haſenpaſtete. Ein junger, ſehr friſcher Haſe wird ausgewaidet, abgezogen und gänzlich von Häutchen und Knochen befreit, ohne ihn zu waſchen. Die beſten Rückenſtücke, ſowie die runden, entſehnten Keulenmuskeln werden mit Pfeffer und Salz beſtreut und in Kognak gelegt. Die Knochen, zerſtampft, ſowie Sehnen und Häute, auch Lunge und Nieren, werden mit viel Gewürz und Zwiebeln aus- und eingekocht, daß es nur wenig Brühe gibt. Die Leber des Haſen und $1/2$ Pfund zarte Kalbsleber wird in Stücke geſchnitten, mit etwas Speck leicht angebraten und mit $3/4$ Pfd. durchwachſenem, friſchen Schweinefleiſch und dem noch vorhandenen Haſenfleiſch mehrere Male durch die Fleiſchhackmaſchine getrieben, wobei noch vorhandene Sehnenfäſerchen entfernt werden. Sodann wird die aus den Knochen gewonnene Brühe nebſt Trüffelſtückchen mit dem Gehackten vermiſcht und etwas geſalzen. Nachdem die Paſtetenformen dünn mit Speck ausgelegt ſind, werden dieſelben recht mit Farce, dann mit den in Speck gewickelten, vom Kognak durchzogenen Fleiſchſtücken gefüllt. Obenauf kommt Farce und ein rund geſchnittenes Stück Speck, auch der Deckel der Form. Letzterer wird mit Waſſerteig gut verklebt, dann werden die Paſteten, je nach Größe der Formen, $1\frac{1}{2}$—2 Stunden im Waſſerbade gekocht. Nach dem Herausnehmen wird der Teig vom Deckel entfernt. Derſelbe wird abgehoben, ein paſſendes Holztellerchen, ſowie ein Stein zum Beſchweren auf die Paſtete gelegt, bis ſie erkaltet iſt. **J. H.**, Kochlehrerin.

Auskunft.

Frage 156. In dem Diakoniſſenhauſe Sarepta zu Bielefeld werden ſogen. freie Hilfsſchweſtern in 6monatl. Kurſus koſtenfrei ausgebildet. Nach beendigtem Kurſus wird von denſelben erwartet, daß ſie in Notfällen dem Mutterhauſe ihre Hilfe nicht verſagen, wenn die Verhältniſſe es irgend geſtatten. Um nähere Bedingungen wende man ſich direkt an das Diakoniſſenhaus Sarepta.

Eine freie Hilfsſchweſter.

Fragen.

7) Ein Balkonzimmer, mit Balkondoppelthür, deren unterer Teil aus Holz beſteht, muß leider als Wohnzimmer benutzt werden. — Wie verwahrt man dieſe Thüre am zweckmäßigſten gegen die Winterkälte, damit der Fußboden nicht ſo kalt wird? — Etwa durch eine einfache kleine Ziegelmauer in der Höhe des Holzwerkes von außen oder innen errichtet, oder iſt es beſſer, von innen die Holzhöhe der Thüre mit Heu zu überdecken und dieſe Polſterung mit Wachsleinwand zu überſpannen. Herzlichen Dank für jede praktiſche Auskunft!

Eine Rheumatiſche in Breslau.

8) Kann mir eine geehrte Leſerin des Daheim einen paſſenden Spruch für einen Geſchirrſchrank ſagen? Im voraus beſten Dank. **Eine langjährige Abonnentin des Daheim in Bremen.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

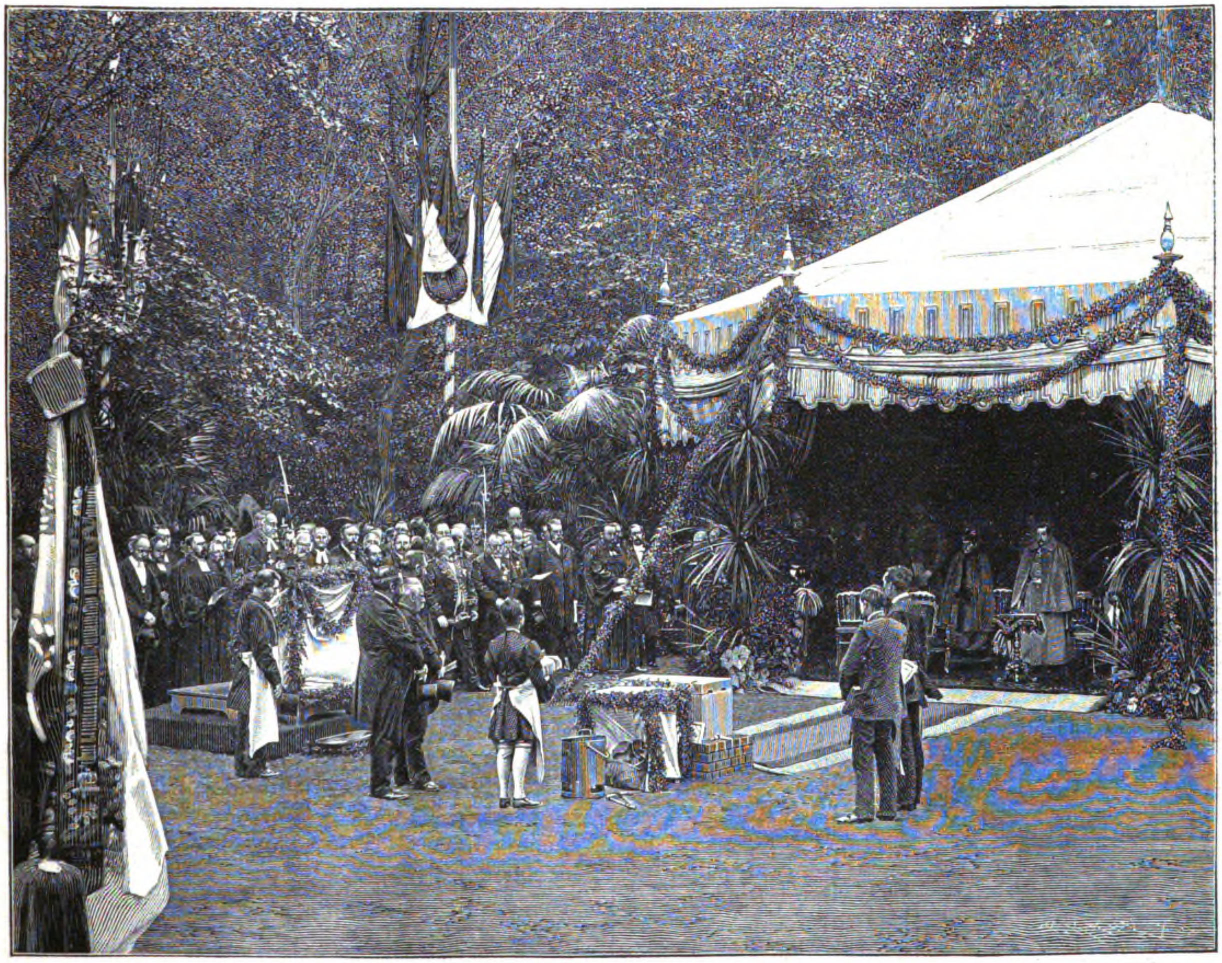
XXIX. Nr. 6. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1893.

12. November
1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Grundſteinlegung der Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche.



Grundſteinlegung der Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche zu Berlin am 18. Oktober.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Am 18. Oktober, dem Geburtstage Kaiſer Friedrichs, fand in Berlin die Feier der Grundſteinlegung einer neuen Kirche ſtatt, die zum Andenken an ihn den Namen Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche tragen ſoll. Der Kirchbau, für welchen die Dorotheengemeinde aus ihrem Kirchenvermögen einen Baufonds von 300000 Mk. bewilligt hat, ſteht unter dem Protektorat der regierenden Kaiſerin, die an der Feier ſelbſt allerdings nicht teilnehmen konnte. In ihrer Vertretung war an der Seiten des Kaiſers die Schweſter der Kaiſerin, die Frau Prinzeſſin Friedrich Leopold, erſchienen. Nachdem die Gemeinde den Choral „Lobe den Herrn! den mächtigen König der Ehren“ geſungen hatte, hielt Prediger Stechow die Feſtanſprache. Er hatte derſelben den Pſalmtext: „Dies iſt der Tag, den der Herr macht; hilf, o Herr, hilf und laß wohlgelingen“ zu Grunde gelegt. Darauf verlas der Präſident der Miniſterial-Baukommiſſion, Geh. Ober-Regierungsrat Kayſer, die Stiftungsurkunde. Nachdem dann der Kaiſer und ihm folgend die anweſenden Fürſtlichkeiten und die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden die Hammerſchläge auf den Grundſtein gethan, endete die ſchöne Feier mit Gebet und Segen durch General-Superintendent Dr. Braun und dem Geſang des Chorals: „Nun danket Alle Gott.“ Die Kaiſer Friedrich-Gedächtniskirche wird ſich auf einem der ſchönſten Plätze Berlins erheben, auf der Tiergartenwieſe gegenüber der Leſſingſtraße, umgeben von den herrlichen alten Bäumen des Parkes. Der Architekt des Kirchenbaues iſt Profeſſor Vollmer, und nach dem von ihm entworfenen Plan verſpricht die neue Kirche eine Zierde der Hauptſtadt zu werden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Heiliges Alter! Du legſt die Hand
Über Irrtum und Groll und Weh. —
Das verwildertſte Gartenland,
Iſt es nicht rührend im weißen Schnee?

Zur goldenen Hochzeit im Herbſt.

Beginnt das Jahr ſich abzuſtreifen
Das Laub auf ſeiner Wanderfahrt,
Dann erſt gedeihen recht und reifen
Die goldnen Früchte edler Art.

Auch Euer Lebenspfad entfernte
Vom Lenze ſich und Sommer ſchon;
Heut bringt des Herbſtes reiche Ernte
Euch Eurer Treue goldnen Lohn.

Wie lächelt Euren Feierſtunden
Noch licht der Abendſonne Glanz,
Da Ihr — in Liebe eins befunden —
Empfangt als Preis den goldnen Kranz.

Drum dürft Ihr nimmer ängſtlich ſorgen,
Bricht Euer Wintertag herein:
Er wird für Euch ein goldner Morgen
Der ſegensvollſten Hoffnung ſein.

So grüß' Dich Gott zum Hochzeitsfeſte,
Verehrtes goldnes Jubelpaar,
Und ſchenke Dir der Gaben beſte:
Daß es ſo bleibe, wie es war!

Eliſabeth Kolbe.

Hausgeſetze.

In jedem Hausſtand exiſtieren gewiſſe Hausregeln, auch wenn dieſelben weder durch Schrift noch durch Druck bisher feſtgehalten wurden. Da aber mündliche Beſtimmungen leicht vergeſſen und noch leichter umgangen werden können, ſo kam ich neuerdings auf den Gedanken, die in unſrem Haushalt geltenden Regeln für die Dienſtboten aufzuzeichnen und ihnen einen ſichtbaren Platz in der Vorhalle einzuräumen. — Ich nahm einen kräftigen, gelblich-weißen, nicht zu kleinen Karton und zeichnete mit gotiſchen Buchſtaben in genauem Abſtand alle jene Sätze auf, deren Nichtachtung und Übertretung mich ſchon lange geärgert hatte, z. B.: „Um 11 Uhr ſind alle Lichter gelöſcht,“ „Falls ein Dienſtbote länger als bis 11 Uhr an ſeinem freien Sonntag auszugehen wünſcht, iſt um Erlaubnis zu fragen,“ „Von den Nachbarn iſt ohne Genehmigung der Herrſchaft nichts zu leihen, keinerlei Gegenſtände zu borgen,“ „Wer etwas zerbricht, hat dies ſofort mit der Bitte um Entſchuldigung anzuzeigen“ ꝛc. ꝛc.

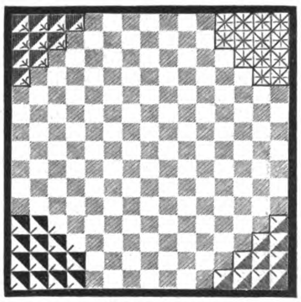
Jeder neue Satz bildet einen neuen Abſatz. Die großen, reſp. Anfangsbuchſtaben ſind mit Silber- und Goldbronze ausgemalt, während die übrige Schrift in Waſſerfarben und zwar mit Indigo und Zinnoberrot ausgeführt iſt und nur hier und dort eine aufblitzende Goldkontur aufweiſt. Die fertige Kartonplatte kam unter Glas und Rahmen; letzterer, aus Tannenholz, wurde zu der Farbe der Flurmöbel paſſend gebeizt. Ein geſchnitzter Rahmen mit Wappenſchild und Wappen oder Initialen als mittlere Krönung müßte ſich noch beſſer ausnehmen.

Vielleicht ahmt die eine oder andere vielgeplagte Hausfrau meine „Geſetztafel“ nach und ſpart ſo manchen Ärger, denn die den Dienſtboten ſchwarz auf weiß, nein, ich wollte ſagen blau und rot auf crême vor Augen hängenden Hausregeln können nicht mehr geleugnet werden, und unſer Ohr hört nicht mehr die beliebte Entſchuldigung: „Das wußte ich nicht!“ —

Frau Marie.

Halma.

Ein ſehr beliebtes, oft ſogar leidenſchaftlich gerne geſpieltes Brettſpiel iſt das „Halma“; weil es ebenſo intereſſant wie harmlos iſt, eignet es ſich beſonders zum Familienſpiel. Es können ebenſowohl zwei als vier Perſonen daran teilnehmen. Man kauft das Spiel in jeder Spielhandlung, aber ſehr hübſch iſt es, wenn man es ſich ſelbſt anfertigt. Man beſtellt beim Tiſchler ein Ahornbrett, 38 bis 40 Centimeter im Quadrat. Nachdem man rund herum einen Rand von $3^1/_2$ Centimeter Breite hat ſtehen laſſen, teilt man den Innenraum in Quadrate, jedes 2 Centimeter groß, und malt dieſe in der Mitte, je eins ums andere, mit Vandyk-Braun, wie beim Schachbrett, aus. Die Eckquadrate verziert man, wie auf der Zeichnung angegeben iſt, und malt mit Emaille- oder Waſſerfarben eine Ecke dunkelblau, die zweite ponceau, die dritte gelb, die vierte blau. Rundumher malt, zeichnet oder brennt man eine hübſche Kante und bringt ein Verschen an oder den Namen des Beſitzers und Jahreszahl. Die Figuren zum Spielen macht man aus hölzernen Knopfformen (knapp $1^1/_2$ Cent. im Durchmeſſer), in die man ein zugeſpitztes Hölzchen zwängt. Je dreizehn davon werden mit den vorhergenannten Farben bemalt. Die Spielregeln ſind: Man ſpielt abwechſelnd, immer links herum. Jede Farbe muß ſuchen, die Felder der gegenüberliegenden Farbe zu beſetzen. Man ſpringt in allen Richtungen (wie beim Dameſpiel) über eine Figur fort, aber ohne die geſchlagene fortzunehmen. Nur wenn man nicht anders kann, thut man einen einfachen Zug. Man ſpringt immer von braun auf braun, von weiß auf weiß, darf aber ſchräg, vorwärts und rückwärts, kurz überall hin ſpringen, ſo weit man kann. Sehr günſtig iſt es, eine ſogenannte „Katzentreppe“ zu bilden, d. h. viele Figuren ſchräg hintereinander zu bauen. Wer zuerſt das Lager des Feindes beſetzt hat, hat gewonnen. Wie gerne ſammelt ſich alt und jung um das Halmabrett! Beſonders an den Winterabenden, wenn man müde vom Arbeiten, Leſen und Schreiben iſt, bringt dies Spiel heitere Abwechslung. Und wird das Ganze zierlich gearbeitet, ſo iſt es ein hübſches Geſchenk, das viel Freude bereitet.


Halmabrett.

Geſelliges.

Nachſtehende Zeilen bringen einen fröhlichen geſelligen Scherz, der gewiß wenigen bekannt, ſicher aber vielen Überraſchung und Vergnügen bringen wird. Es gehören zu dieſem, wie bei vielen derartigen harmlos hübſchen Geſellſchaftsſcherzen, zwei Perſonen, eine ausführende, ſagen wir a, und ein ſtiller Helfershelfer, b. Sind beide gewandt, ſo können ſie einen überraſchenden Erfolg, verbunden mit einem ganz geheimnisvollen Reiz, hervorbringen. In der Mitte des Tiſches ſteht ein Weinglas, — a hat verſichert, daß es mit den Fingerſpitzen fühlen kann, wer dieſes Glas oben am Rande mit dem Finger berührt hat, und ſo befindet ſich a denn im Nebenzimmer „hinter Schloß und Riegel,“ um die Probe zu beſtehen. Ein Mitglied der heiteren Tafelrunde, Onkelchen Fritz, fährt nun wirklich vorſichtig mit dem Finger über den Rand des Glaſes, und ein geſpanntes Herein! aus drei, vier Kehlen läßt a eintreten. Schlummerſtill iſt's im Kreiſe, und feierlich bedächtig ſchreitet a nach dem Tiſche, fährt taſtend mit den Fingerſpitzen über den Rand des Glaſes, den Blick dabei ruhig von einem zum andern wandern und unmerklich eine Sekunde auf b haften laſſend, um dann, mit nicht minder geheimnisvoller Ruhe, auf Onkelchen Fritz zuzuſchreiten und ihm das Glas zu überreichen.

Der Witz liegt darin, daß b genau die Stellung, ſei es Hand-, Kopf- oder überhaupt Körperbewegung Desjenigen nachmacht, welcher das Glas angerührt hat; es kommt nie vor, daß zwei Perſonen genau dieſelbe Stellung oder Thätigkeit haben, und da außerdem kein Uneingeweihter auf den Gedanken kommt, iſt der Erfolg für den Erratenden ganz geſichert. Will man dieſen aber einmal irre führen, indem das Glas von niemandem angerührt wird, oder trifft einmal die Wahl dazu b ſelbſt, ſo gibt es auch hierfür Zeichen, in erſterem Falle nimmt b das Taſchentuch und ſteckt es langſam in die Taſche, in letzterem rückt b beim Eintreten von a merklich mit dem Stuhle zurück. Die Hauptſache iſt natürlich, geheimnisvoll, gewandt aufzutreten und den Verdacht auf einen Helfer gar nicht aufkommen zu laſſen.

P. W.

Der Schreibtiſch.

Was in einer der letzten Nummern vom Aufſtellen der Pianinos in unſeren Zimmern geſagt wurde, gilt ebenſo vom Schreibtiſch. Ich erinnere mich noch deutlich und mit einem gewiſſen Schauder der Einrichtung in meinem großelterlichen Hauſe, wo die graden Mahagonimöbel, damals eine ebenſo begehrte und beliebte Mode wie heutzutage die zierlichen geſchnitzten Rokokomöbel, in ewig unverrückter Stellung die Wände ſchmückten. Ich glaube, es wäre mir als Profanation angerechnet worden, wenn ich den Schreibtiſch mitten ins Zimmer gerückt hätte. Zum Glück geſtattet uns der heute gebietende Geſchmack, denſelben quer ins Zimmer ſo bequem ans Tageslicht wie möglich zu ſtellen, und unſren Augen werden nicht mehr die Strapatzen zugemutet wie dazumal, wo der Schreibtiſch eben dort ſeinen Platz erhielt, wo ſich eine paſſende Wand vorfand. Die modernen Schreibtiſche, deren Form ſich in verſchiedenen Varianten an den ſog. Diplomatentiſch anlehnt, laſſen ſich auch von allen Seiten präſentieren, zögernd ſtellen wir aber unſere älteren, mit Aufſätzen verſehenen Tiſche frei ins Zimmer, iſt ihre Rückſeite doch in den wenigſten Fällen ſalonfähig. — Da tritt nun die ausſchmückende Hand in ihr Recht, und in folgendem werden die verehrten Mitleſerinnen einige ſelbſterprobte Winke finden, um altmodiſche Schreibtiſche den neuen an geſchmackvoller Ausſtattung gleichzuſtellen. Am meiſten bekannt und auch am raſcheſten herſtellbar iſt die Anbringung einer Stoffdraperie, von der echten türkiſchen Decke bis zu dem durch Seide- und Goldſtickerei wertvoll geſtalteten Kongreßſtoffbehang. — Eine hübſche Abwechſelung beſteht darin, daß man in der Draperie Falten anbringt, in welchen Photographien, kleine Landſchaftsſkizzen Aufnahme finden. Findet eine Chaiſelongue oder ein kleines Sofa ſeinen Platz an der Rückwand des Schreibtiſches, ſo nimmt ſich, wenn derſelbe von einiger Höhe iſt, ein Blatt der Fächerpalme auf einfarbigem Hintergrund, über der Lehne des Sofas aufſteigend, gut aus. Zu einem dauernd ſchönen Möbel kann man den Tiſch aber mit fleißiger Hand umarbeiten, wenn man die Rückwand mit Intarſien ſchmückt. Der Tiſchler ſtellt uns eine Ahornplatte her, genau von Form und Größe der Rückwand, auf welche ſie beſtimmt iſt geleimt oder geſchraubt zu werden. Auf dieſe wird nun die Zeichnung übertragen und in bekannter Weiſe mit ſpitzer Zeichenfeder und Lampenſchwarz ausgezeichnet. Für den Fall, daß ſich keine einheitliche Vorlage finden ſollte, empfiehlt es ſich, die Platte in verſchiedene, z. B. drei Felder einzuteilen, eventuell ringsherumlaufend eine Bordüre, Kante uſw. anzubringen. Iſt der betreffende Schreibtiſch aus ſchwarzem polierten Holz, ſo erhält die Malerei einen ſchwarzen Grund und wird poliert. (Dies letztere empfiehlt ſich bei allen Intarſien, eventuell kann man ſie auch bloß wie Eichenholz wachſen.) Die Arabesken bleiben hierbei holzfarben, was einer Imitation der Elfenbeineinlegearbeit gleichkommt. Bei Mahagonimöbeln nimmt man eine Miſchung von Terra di Sienna mit Sepia, jedoch wird der Grund hierbei leichter fleckig, was größere Vorſicht und mehrmaliges Übermalen bedingt. Von vorzüglicher Wirkung werden bei allen Tiſchen, welche Empire- und Rokokoſtil zeigen, bunte Intarſien ſein, da dieſe zu jener Stilepoche angewandt wurden, ſomit für jene Möbel ſtilgerecht ſind. Das Muſter, meiſt ſtiliſierte, öfters auch natürliche Blumenzeichnungen, wird in bunten Waſſerfarben, von denen wir als erfolgreich die Lackfarben, ſo roſa und rote Krapps, gelber und hellgrüner Lack, preußiſch Blau, Stil

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Haus-
muſik
F. Reiss.
Daheim

XXIX. Nr. 7. Erſtes Blatt.

Mary Krebs.

Wunderkinder ſind wie die Bäume, die im Winter blühen: ſie erregen Staunen und Bewunderung, aber ſie tragen keine Früchte. Und wenn das Seltene geſchieht, daß ſolch ein frühzeitig blühender Baum reife und ſüße Früchte ſpendet, dann iſt dieſes Ereignis ein Wunder, größer und ſtaunenswerter als die ſchnell welkende Blütenpracht in Eis und Schnee. Die Pianiſtin Mary Krebs zählt zu den Seltenen, die aus der ruhmbedeckten Epoche eines Wunderkindes heil und unverwelkt hervorgingen. Sie blieb, zur Künſtlerin heranreifend, von dem traurigen Schickſal, in frühzeitiger geiſtiger Erſchöpfung dahin zu altern und in der breiten Maſſe der Mittelmäßigkeit ſpurlos zu verſinken, verſchont. Mary Krebs wurde geboren am 5. Dezember 1853 zu Dresden als Tochter einer ſehr muſikaliſchen Familie: ihr Vater war Königlicher Hofkapellmeiſter, und ihre Mutter, Frau Krebs-Michaleſi, genoß den Ruf einer vortrefflichen Geſangsmeiſterin. In der muſikaliſchen Atmoſphäre des Vaterhauſes aufwachſend, regte ſich in dem zarten Kinde bald ein ungewöhnlich reicher und lebhafter Muſikſinn, und die kleinen Fingerchen rutſchten mit ſolcher Vorliebe auf den Taſten des Familienklaviers auf und ab, daß Vater und Mutter ernſtliche Sorge trugen, das Talent des Kindes zu hegen und zu pflegen. Als Mary ſechs Jahre alt war, ſpielte ſie bereits ein vom Vater für ſie komponiertes kleines Klavierſtückchen, dem ſich bald die bedeutenderen für die Entwickelung jedes Klavierſpielers ſo überaus wichtigen Etuden anſchloſſen. Eine ſorgfältige Schulbildung ging mit der muſikaliſchen Erziehung Hand in Hand und ließ die geiſtigen Fähigkeiten des hochtalentierten Mädchens erſtarken. 1863 gab Mary ihr erſtes eigenes Konzert: ſie ſpielte das Cis-moll-konzert von Ries, die A-moll-Fuge von Bach, Webers Perpetuum mobile mit überaus glänzendem Erfolge, der ihr auch den Weg nach Leipzig, damals der vornehmſten Muſikſtadt von ganz Deutſchland, ebnete. Die Kleine wurde hier von den Muſikenthuſiaſten auf Händen getragen. Mit dem Leipziger Siege war die Laufbahn Marys als Pianiſtin geſichert. In Hamburg und England ſpielte Mary in ſo zahlreichen Konzerten, daß man die körperliche Ausdauer und die phyſiſche Kraft der Elfjährigen beinahe mehr bewundern mochte, als ihr techniſches Können. In nicht weniger als 170 Konzerten wirkte Mary in London mit. Die Engländer waren entzückt von dem feinen, überaus muſikaliſchen Klavierſpiele des blonden deutſchen Mädchens und haben der Künſtlerin eine bis auf den heutigen Tag dauernde Verehrung bewahrt. Nach Deutſchland zurückgekehrt, reihte ſich Konzert an Konzert, Sieg an Sieg, von denen der rieſige Erfolg eines Hofkonzertes in Dresden dem 13jährigen Mädchen den Titel einer Kgl. Kammervirtuoſin einbrachte. Die nächſten Jahre füllten Reiſen in Südfrankreich und Italien (mit der damals in hinreißender Künſtlerſchaft prangenden Patti), in Holland, Oeſterreich. 1870 ging Mary Krebs nach Amerika, wo ſie — in Chicago — nur mit knapper Not dem Wüten jenes furchtbaren Brandes entging, der 1871 dieſe Stadt verheerte; der Flügel, der ihrer auf der Bühne des Theaters harrte, fiel den Flammen zur Beute. Die Strapazen des amerikaniſchen Reiſelebens waren die Urſache, daß die prachtvolle Stimme der genialen Pianiſtin der Kunſt verloren ging. 1872 vertauſchte Mary Krebs das Land der Dollars wieder mit dem ſächſiſchen Vaterlande; neue Konzertreiſen führten ſie in alle hervorragenden deutſchen und engliſchen Konzertſäle; auch dem heiligen Rußland ſtattete die Künſtlerin einen durch mancherlei Fährlichkeiten denkwürdigen Beſuch ab. Ein Konzertausflug nach Polen (mit der Sembrich) mußte unterbrochen werden, weil die Pianiſtin ſich ein ſchmerzliches Fingerleiden zugezogen hatte. Seit vielen Jahren lebt Mary Krebs in Dresden, wo ſie die Zeit, die ihre Konzertreiſen in aller Herren Länder nicht in Anſpruch nehmen, mit ſegensreicher pädagogiſcher Thätigkeit auf das nutzbringendſte ausfüllt. Am 22. Oktober 1882 feierte die Künſtlerin das Feſt ihres tauſendſten Konzertes; Ehren und Auszeichnungen aller Art fielen ihr in Hülle und Fülle zu. 1885 trat Mary Krebs mit Moltke in freundſchaftlichen Verkehr; von dieſem großen Manne beſitzt und hütet ſie als köſtliches Andenken einen Brief, den ihr der Schlachtenheld geſchrieben, nachdem ein von Mary gebackener Kuchen ſeinen vollen Beifall gefunden. Der Brief lautet: „Verehrtes Fräulein, herzlichen Dank für den vortrefflichen Kuchen, und das freundliche, denſelben begleitende Schreiben. — Alſo nicht bloß große Künſtlerin und elegante Reiterin, ſind Sie auch erfolgreiche Dilettantin in der höheren ausübenden Kochkunſt. Sie haben, wie mir ſcheint, Talent für alles. Mit angelegentlichen Empfehlungen auch an Ihre Frau Mutter bittet um ferneres gütiges Wohlwollen Ihr dankbarer Verehrer Gr. Moltke.“ Im Jahre 1887 vermählte ſich Mary Krebs mit dem geachteten Geſchäftsmann Theodor Brenning. Frau Krebs-Brenning iſt eine der berufenſten Vertreterinnen des klaſſiſchen Klavierſpiels. Ihr Spiel iſt ein völlig objektives: dem Kunſtwerk in höchſter techniſcher Vollendung und in durchſichtigſter Klarheit der Formengebung Leben zu verleihen, iſt der oberſte Grundſatz unſerer Künſtlerin. Frau Krebs iſt eine der vorzüglichſten Beethovenſpielerinnen: charakterfeſt, ſchlicht und einfach, friſch wie das Waſſer eines Bergquells, ungekünſtelt und naturwahr gibt ſich das Spiel der Pianiſtin, ihr einen der erſten Plätze unter den Klavierkünſtlerinnen der Gegenwart ſichernd.

Mary Krebs-Brenning.

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

Das alte deutſche Reich, das ſeit vielen Jahrhunderten beſtanden, war im Anfange des unſrigen in Stücke gegangen, zerriſſen, in zahlloſe kleine Fürſtentümer zerſplittert. Unfrieden und Zwietracht herrſchten unter den Landesſtämmen. Deutſchland war ohnmächtig gegenüber dem Hohne und Spotte, gegenüber den Kränkungen, die ihm im Auslande widerfuhren.

Wohl bäumte ſich im Herzen edeldenkender deutſcher Männer der Mannesſtolz auf, und die Fäuſte ballten ſich im Ingrimm über der Schmach, doch es fehlte die Macht, das Unrecht zu rächen; aber Dichtermund verkündete das Sehnen des Volkes nach einem einigen Deutſchland, und ſein Sang entflammte die Herzen. Der alte „Vater Arndt,“ er war es, der mit prophetiſchem Blick ein wieder geeintes Deutſchland vorausſah, in ſeinen Liedern ſchallt es wie freudige Zuverſicht; und jubelnde Begeiſterung erfaßt uns, nachdem das Wort zur That geworden, wenn wir mit ihm fragen:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

Arndt iſt eine deutſche Mannesnatur, bieder, entſchloſſen und von unerſchütterlicher Beharrlichkeit. Er iſt ein echter Sohn jener Felſeninſel Rügen, auf der er 1769 das Licht der Welt erblickte. Ein Franzoſe, der gelehrte und feinſinnige Edouard Schuré, ſagt treffend: „Dieſe wildromantiſche Inſel mit ihren Hünengräbern, dem dunklen Herthaſee, der in einem uralten Eichenwalde ſchlummert, den kühn in das Meer ſpringenden Vorgebirgen, den ſtillen Buchten, auf deren Dünen dunkle Tannenwälder ſich erheben, — dieſe Inſel mit ihrem ernſten und düſteren Charakter verſetzt uns wie durch Zauber in das alte heidniſche Deutſchland. Die mächtigen Kreidefelſen von Stubbenkammer, die, mit herrlichen Buchenwäldern bekränzt, ſenkrecht aus dem Meer aufſteigen, und von denen aus man die weite Fläche der Oſtſee erblickt, ſcheinen ſchon der großartigen ſkandinaviſchen Natur anzugehören. Von dieſer Inſel ſollen die erſten Beſieger Roms ausgezogen ſein. Und Arndt iſt einer jener alten Deutſchen, in modernem Kleid, in ſeinem männlichen Zorn und ſeiner unerſchütterlichen Beharrlichkeit. Als Gefährte Odoakers würde er mit Keulenſchlägen über die römiſchen Legionen hergefallen ſein, unter Napoleon empörte er ſich entrüſtet gegen die Schmach der Fremdherrſchaft.“ — Dem Gewalthaber Napoleon trotzte ſein deutſcher Geiſt. In Dienſten des großen Patrioten, Freiherrn vom Stein, war Arndt unermüdlich, die große revolutionäre Bewegung vorzubereiten, der Deutſchland endlich ſeine Erlöſung verdankte. In ſeinen Liedern forderte Arndt, der vor dem Zorne des welſchen Tyrannen flüchten mußte, offen auf, das fremde Joch abzuſchütteln. Solche Geſänge waren auch: das herrliche „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ und das mutige Lied Blüchers „Was blaſen die Trompeten.“ Als endlich der Fremdling vertrieben, da ſehnte Arndt mit ſo vielen andern das geeinte Deutſchland herbei, damit das Vaterland fürderhin vor jedem Eroberer ſicher ſei. Sein Sang galt nunmehr der Wiedervereinigung der deutſchen Lande, und er erſtrebte dies auch, indem er frägt:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?“

(Fortſetzung im Zweiten Blatt.)

Hausmuſik.

Im Druck erſchien das Gedicht von Ernſt Moritz Arndt zuerſt im Frühling des Befreiungsjahres 1813 in den von Friedrich Ludwig Jahn herausgegebenen „Deutſchen Wehrliedern für das königliche preußiſche Freikorps.“ Dem Arndtſchen Gedicht war auch eine Singweiſe beigefügt, deren Schöpfer aber nicht namhaft gemacht war. Die Melodie war jedoch nicht beſonders glücklich, was auch Arndt einſah; er veranlaßte daher Zelter, den Freund Goethes, ebenfalls einen wahren deutſchen Mann von echtem Schrot und Korn, hinter deſſen grober Offenheit ſich ein ſchlichtes ehrliches Herz verbarg, eine neue Weiſe zu ſchreiben. Zelter that dies, aber auch dieſe Melodie war nicht allzu glücklich. Mehr Erfolg hatte die Kompoſition eines Studentleins der Gottesgelahrtheit, des ſpäteren Pfarrers Johann Cotta zu Willerſtedt in Sachſen-Weimar, der 1815 das Gedicht in Muſik ſetzte. Die Melodie wurde 1817 in die „Deutſchen Burſchenlieder“ und aus dieſen in die Kommersbücher aufgenommen. Faſt zehn Jahre ſpäter, am 3. Auguſt 1825, ſchrieb aber Guſtav Reichardt die weltbekannte Weiſe zu den Arndtſchen Verſen. Reichardt weilte damals auf der Spitze des Rieſengebirges, auf der Schneekoppe. Dort, wo ſich das deutſche Land mit der öſterreichiſchen Monarchie berührt, ſchrieb Reichardt ſeine feurige Melodie, und das Lied wurde alsbald von vier mit ihm auf dem hohen Bergesgipfel weilenden Freunden geſungen. Ihr Sang tönte hinaus in das weite Schleſierland, hinüber in die böhmiſchen Gauen, und jenes Lied verbreitete ſich überallhin, wo Deutſche lebten und wirkten. Es umfaßte die Deutſchen aller Stämme, denn es hauchte die heiße Sehnſucht aus nach einem wieder geeinten, zur Macht erblühten Vaterlande.

Kaum fünfzig Jahre ſpäter wurden die Worte zur Wahrheit. Im glorreichen Jahre 1870 erſtand das neue deutſche Reich. Und als jene Reichardtſche Melodie ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, da gedachte ein Freund des Liedes auch des greiſen Meiſters und überſandte Reichardt die Bildniſſe Kaiſer Wilhelms I., des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Bismarcks und Moltkes und — Guſtav Reichardts. Die originelle Inſchrift aber lautete: „Die Komponiſten des deutſchen Vaterlandes.“

Es erübrigt noch, einige Worte über die Lebensſchickſale Guſtav Reichardts hinzuzufügen. — Sein Leben war ſchlicht und einfach; von keinem abenteuerlichen oder bewegten Ereigniſſe, wie ſie in Künſtlers Erdenwallen nicht ſelten, iſt zu berichten. Guſtav Reichardt iſt den 13. November 1797 zu Schmarſow bei Demmin (Pommern) geboren. Sein Talent offenbarte ſich frühzeitig, und im neunten Lebensjahre konnte ſich Jung-Reichardt ſchon als Virtuos hören laſſen. Reichardt war urſprünglich zum Studium der Theologie beſtimmt, aber das ſchien ihm nicht zu behagen. Er wandte ſich der Muſik zu, vollendete ſeine muſiktheoretiſchen Studien bei Bernhard Klein und ließ ſich alsdann dauernd in Berlin als Geſanglehrer und Oratorienſänger nieder. Daſelbſt iſt er am 19. Oktober 1884 geſtorben. Aber ſein und des Dichters Name bleiben unvergeßlich im Gedächtnis des deutſchen Volkes. **H. M. M.**

Klaviermuſik.

Album klaſſiſcher und moderner Stücke für Pianoforte (3 Bände, Preis je 1,50 Mk. Leipzig, Gebrüder Hug). Von dieſen drei Bänden können wir nur den erſten und den dritten der Aufmerkſamkeit unſerer Muſikfreunde wärmſtens empfehlen; dieſe beiden Bände zeichnen ſich durch die Reichhaltigkeit und die glückliche Auswahl ihres Inhaltes aus, während Band II Kompoſitionen enthält, die zum großen Teil ſeicht und wenig vornehm in der Erfindung ſind. Aus dem Inhalt des I. Bandes heben wir hervor die prächtige H-moll-Gavotte von Bach, den türkiſchen Marſch von Beethoven (aus den „Ruinen von Athen“), das reizende, in koſender Grazie dahinſcherzende Menuett (A-dur) von Boccherini, eine träumeriſche Nocturne von Field, die wundervolle, weiche Melodik atmende Serenade von J. Haydn, eine kraftvoll accentuierte Gavotte von Padre Martini, einen feurigen, brillanten Tanz (Tempo di Balle) von Domenico Scarlatti, das köſtliche H-moll-menuett von Schubert mit dem bezaubernden, in wonniger Empfindung ſchwelgendem Trio in H-dur, dann desſelben Meiſters kapriziöſen Moment musical in F-moll. Dieſen Stücken folgen mehrere poeſiedurchtränkte Kompoſitionen Schumanns (Träumerei, Schlummerlied, Novelette H-moll) und ſchließlich Tſchaikowskis berühmtes „Lied ohne Worte.“ Band III berückſichtigt in der Hauptſache Kompoſitionen von H. Huber (die hübſchen „Skizzen“), Hummel (Rondo), Kreutzer (Menuett), Kalkbrenner (La femme de Marin) Moniuszko (eine brillante Valſe), Rubinſtein (die ſchöne Melodie aus op. 3), Schumann (das wunderholde „Warum“ und „des Abends“) und noch einige andere weniger klangvolle Namen. Die Ausſtattung iſt eine vorzügliche. Das Titelblatt zieren die Köpfe einiger berühmter Meiſter der Klavierkompoſition.

Vom Volkslied.

> Höre fleißig auf alle Volkslieder; ſie ſind eine Fundgrube der ſchönſten Melodieen und öffnen dir einen Blick in den Charakter der Nationen.
>
> (Schumann.)

In den Volksliedern lebt und webt die Geſchichte der Menſchheit. Sie ſind ewig werdende Gebilde, deren Urform bis in die älteſten Phaſen unſrer Zeitrechnung zurückreichen mag.

Auch unſere Altvordern waren ſchon in den älteſten Zeiten ein ſangesluſtiges und liederreiches Volk. Leider hat jedoch die Völkerwanderung wohl die meiſten dieſer alten Weiſen, deren Stoffe aus den Götter- und Heldenſagen entnommen waren, verſchlungen, und nur ein Bruchſtück, „das Hildebrandlied“, iſt uns aus dieſem Zeitraum erhalten.

Wie unſere heutige Muſik ganz und gar im Boden des Chriſtentums wurzelt, ſo konnte auch das deutſche Volkslied erſt emporblühen, als der Menſch durch das Chriſtentum zum Bewußtſein der Schätze gelangte, welche in den innerſten Tiefen ſeiner Bruſt ſchlummern. Die einfältigen, herzinnigen Weiſen, mit denen die erſten chriſtlichen Gemeinden in ihren weltfernen Höhlen und Hütten ihrem Heiland dienten, ſie waren das Samenkorn, aus dem ſich das deutſche Volkslied ſowohl wie das Kunſtlied — denn dieſes iſt nichts als ein veredeltes und darum reicheres Volkslied — entwickeln ſollte. Das deutſche Volkslied läßt ſich bis in die Zeit der Minneſänger zurückverfolgen. Die von dieſen mit Begeiſterung gepflegte Frauenverehrung, der wir die „Tag-“ und „Wächterlieder“, die „Botenlieder“ und „Wechſelgeſänge“ verdanken, ward beim Volke zum Marienkultus und erzeugte eine Reihe der reizendſten „Marienlieder“. Eine reiche Quelle für die Kenntnis der Volksweiſen aus jener Zeit bietet uns das Werk von Georg Forſter „Ein Außbund guter alter und neuer teutſcher Liedlein“, ſowie die Sammlung von Johann Ott: „Hundert und funfftzehn guter neuer Liedlein“ (Nürnberg 1544). Auch die Limburger Chronik aus dem 14. Jahrhundert enthält eine ganze Reihe von Volksliedern, die in allen Gauen Deutſchlands verbreitet waren, unter ihnen: „Ach Gott, daß ich ſie meiden muß, die ich mir zu der Frawen auserkoren“; ferner: „Aber ſcheiden, ſcheiden, das thut wahrlich weh“; „May, May, du wunigliche Zeit“.

Auch geiſtliche Schlachtenlieder entſtanden, unter dieſen das 1278 in der Schlacht zwiſchen König Rudolf und Ottokar von Böhmen vom deutſchen Heere geſungene Lied: „San Maria, Muoter und Maid, All unſere Not ſey dir geclait“. Das allbekannte Volkslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ ſtammt bereits aus dem Jahre 1717. Im allgemeinen verraten die Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts leider nur die zügellos heitere Laune der Landsknechte; ſie ſind nichts weniger als zarter Natur.

Aus dieſem Grunde bildeten ſich dann auch wohl gegen Ende des 16. Jahrhunderts „Geſellſchaften“, welche nach künſtlichen, von Italien und Holland nach Deutſchland herübergekommenen Melodieen Lieder ſangen, die ſogenannten „Geſellſchaftslieder“, die ſich immer weiter von den eigentlichen Volksweiſen entfernten und zur Verdrängung des Volksliedes in den gebildeteren Familien weſentlich beitrugen. Erſt Gottfried Johann v. Herder weckte durch ſeine „Volkslieder“ (1778—1779) wieder Geſchmack und Verſtändnis für die Schönheiten des Volksgeſanges, dem ſich dann Hoffmann von Fallersleben (Schleſiſche Volkslieder), Roſegger (Volkslieder aus Steyermark) und verſchiedene andere anſchloſſen. Die ſchönſte Charakteriſtik des deutſchen Volksliedes gibt uns Uhland im dritten Bande ſeiner „Schriften zur Geſchichte und Sage.“ **Oe.**

Bücherſchau.

Friedrich Chopin als Menſch und Muſiker, von Friedrich Niecks. Vom Verfaſſer vermehrt und aus dem Engliſchen übertragen von Dr. W. Langhans. Leipzig, Verlag von F. E. C. Leuckart. Zwei Bände, mit Porträts und fakſimilierten Autographen. In Originalleinwandband Mk. 18. — Chopin zählt zu den intereſſanteſten und originellſten Muſikern, deſſen zwar feſſelnde, aber einer oft krankhaften Sentimentalität rückhaltslos ſich hingebende Eigenart ſchon manche Feder in Bewegung geſetzt hat. Die Chopinlitteratur iſt zwar reich, darf aber kaum Anſpruch darauf erheben, die kunſtgeſchichtliche Stellung Chopins genügend gekennzeichnet zu haben. Die Arbeiten einer George Sand, Liſzts und anderer ſind entweder parteiiſch oder ſchwärmeriſche Apotheoſen, deren kritikloſer Enthuſiasmus irreführend wirkt In der That iſt die neue Chopinbiographie das erſte erſchöpfende, mit kritiſchem Geiſte und emſigem Bienenfleiß abgefaßte Werk über den romantiſchen Muſiker, das ſich den deutſchen Arbeiten eines Jahn (über Mozart), eines Spitta (über Bach) u. a. würdig an die Seite ſtellt. Niecks betrachtet Chopin mit den Augen des Künſtlers und des kritiſch ſichtenden Hiſtorikers. Seine Darſtellung zeichnet ſich aus durch Unparteilichkeit, Wahrheitsliebe und durch einen weiten Blick für die politiſchen, ſocialen und künſtleriſchen Zuſtände der räumlichen und zeitlichen Umgebung Chopins. Niecks ſchildert uns Chopin zuerſt als Muſiker, und was vielleicht noch ſchwieriger iſt, er entrollt auch ein kraftvolles Bild des Menſchen Chopin, aus welchem man den warmen Pulsſchlag des Lebens herauszufühlen glaubt. Die Kapitel, welche der Verfaſſer den romanhaften Beziehungen Chopins zu George Sand widmet, gehören nicht nur zu den pſychologiſch feinſten des Buches ſelbſt, ſie ſind glänzende ſchriftſtelleriſche Leiſtungen, wie man ſie in Monographieen nicht allzu häufig wieder finden wird. Einen beſonderen Reiz des Buches bilden die Briefe des gefeierten Tonkünſtlers an Liſzt, Fontana, Franchomme und Ferdinand Hiller. Chopin ſchrieb nicht gern Briefe; mit Rückſicht auf die Abneigung des Meiſters gegen das Briefſchreiben darf man die von ihm vorhandenen Briefe zahlreiche nennen. Ferdinand Hiller, deſſen in ihrer Art einzige Sammlung von Briefen ſeiner zahlreichen Freunde in der Kunſt- und Litteraturwelt gegenwärtig in den ſtädtiſchen Archiven zu Köln hinter Schloß und Riegel iſt, kopierte zwei ſeiner Briefe von Chopin. Zahlreiche andere Urkunden und Mitteilungen von den Perſonen, die ſich rühmen durften, mit Chopin in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden zu haben, erhöhen den Quellenwert des Buches. Die Würdigung der Werke Chopins, die Thätigkeit des Meiſters als Lehrer und die Eigenart ſeines zauberiſchen Spieles werden in dem Buche mit Wärme und Klarheit geſchildert. Die Überſetzung iſt vorzüglich; ſie iſt aus einem Guß Die Darſtellung erweiſt ſich würdig dem bedeutungsvollen Inhalte.

Gedenktafel.

Robert Franz, der berühmte Liederſänger, iſt in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober in Halle a. S. nach kurzem Krankenlager einer Lungenentzündung erlegen. Der Tod Robert Franz's bedeutet einen ſchweren Verluſt für die moderne Lyrik: Franz iſt eine jener ariſtokratiſchen Naturen geweſen, die fern von der Trivialität der gemeinen Heerſtraße, unbekümmert um die Forderungen des Modegeſchmacks ausſchließlich ihren künſtleriſchen Idealen lebten. Durch eine hochherzige Stiftung (der Thatkraft eines Liſzt entſprungen) in den Stand geſetzt, ein ſorgenfreies, unabhängiges Leben zu führen, wohnte Franz ſeit vielen Jahrzehnten in der freundlichen, raſch emporgeblühten Saaleſtadt; allerdings ziemlich vereinſamt, denn ſeine vollſtändige Taubheit machte es ihm zur Unmöglichkeit, der Geſelligkeit Opfer zu bringen. Franz hat in ſeinen Liedern eigentümliche Akkorde angeſchlagen, die vor jenen des ſtimmungs- und geſinnungsverwandten Schumann durch einen größeren Hang zur Schwermut, ſonſt durch eine eigenartig reiche Harmonik, ſowie durch einen kunſtvollen und ſorgfältig charakteriſierenden Tonſatz und durch den Feinſinn der poetiſch-muſikaliſchen Auffaſſung ſich auszeichnen. In einzelnen ſeiner Lieder hat Franz wahrhaft großartige Wirkungen erzielt, intereſſant, fein und charaktervoll iſt er überall. Franz war eine ſelbſtbewußte, ſtolze Natur, aufrichtig und ehrlich und in ſeiner Ausdrucksweiſe Wendungen voll jugendlichen Übermutes und burſchikoſer Kühnheit ſich bedienend. Der lange, hagere Greis mit dem Hallorengeſicht wird jedem unvergeßlich bleiben, der ſich ſeiner genußreichen und leidenſchaftlich geführten Unterhaltung je erfreuen durfte.

Aus dem Tonleben.

Der Landgraf **Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt** (im 17. Jahrhundert lebend) war ein überaus eifriger Muſikfreund. Auf ſeinen Befehl errichtete ſein Hoforganiſt eine Muſikſchule, vorläufig mit 16 Knaben. Die Eleven trugen Mäntel von grauwollenem Müllertuch und wurden unterrichtet in der Muſikwiſſenſchaft, im Choral- und Figuralgeſange, ſowie in dem Gebrauch der Orcheſterinſtrumente. Die Statuten lauteten: 1) Sollen die Diſcipuli morgens zwiſchen 4 und 5 ihre Bettſtatt verlaſſen, ſich reinigen, anziehen und ihr Loſement ſäubern. 2) Um 5 Uhr ſollen ſie den Morgenſegen klar vor- und nachſprechen, weiter ſollen ſie ein Kapitel aus dem heiligen Bibelbuche und ein Hauptſtück aus dem Katechismus von Dr. Mart. Lutheri leſen. 3) Um 6 Uhr ſollen ſie ſich zur Übung an die Inſtrumente verfügen und ihre Aufgaben, die ihnen der Kapellmeiſter geſtellet, erfüllen, bis um 7 Uhr. 4) Um 8 Uhr ſollen ſie ſich zum Generalexercitio einſtellen, wenn ſie nicht Straf erleiden ſollen. 5) Nun ſoll der, welcher die Tafel zu decken und aufzuwarten hat, dies vollbringen; die andern ſollen ſich auf ihr Stüblein verfügen bis um 10 Uhr. 6) Nach der Mahlzeit ſoll ſich jeder auf einem blaſenden Inſtrument üben oder ſich der edlen Schreibkunſt befliſſen halten. 7) Von 12—1 Uhr ſollen ſie ſich auf der Trumpeten exercieren. 8) Von 2—3 ſollen ſie ſich beim Generalexercitio unverweilt einſtellen. 9) Von 4—5 ſoll der Tafeldeckende ſeines Amtes warten, während die übrigen in ihren Loſamenten bleiben. 10) Von 6—7 ſollen ſie ſich nach der Abendmahlzeit wiederum auf den Blasinſtrumenten üben. 11) Um 8 Uhr ſoll einer den Abendſegen recitieren, ein Kapitel aus der heil. Schrift und ein Katechismusſtück vorleſen und dann möge ſich jeder in ſeine Bettlade verfügen.

Vermiſchtes.

Giacomo Meyerbeer war ein liebenswürdiger und wohlthätiger Menſch. Einen durch Krankheit und Unglücksfälle herabgekommenen deutſchen Tenoriſten empfahl er an den Pariſer Rothſchild mit ſehr warmen Worten: Dieſer ſchrieb dem Komponiſten u. a.: „Sie ſind 18 mal und noch etwas darüber reicher als ich!“ Dieſe Bemerkung verdroß Meyerbeer, der unmutig ausrief: „Welcher Egoismus! So ſind die Finanzmänner! Aber ich will Sie darum doch nicht verlaſſen!“ — und er veranſtaltete für dieſen ein glanzvolles und ergiebiges Konzert.

Ehe Meyerbeer berühmt geworden, herrſchte zwiſchen ihm und Roſſini das beſte Einvernehmen. Im Jahre 1825, als die erſte Vorſtellung des „Crociato“, einer italieniſchen Oper Meyerbeers, vor ſich gehen ſollte, fand folgende Wette zwiſchen den beiden Meiſtern ſtatt. Meyerbeer war beſorgt; der Erfolg ſeiner Oper lag ihm am Herzen. Bei einer der letzten Proben ſagte Roſſini zu ihm: „Nun, Sie bereiten ſich einen ſchönen Triumph vor.“ — „Unter uns, amico caro“, verſetzte Meyerbeer, „ich fürchte, daß ich durchfalle; ich möchte wohl wetten.“ — „Ei was, Sie wollen ſcherzen! Ich wette das Gegenteil.“ — „Sie?“ — „Mein Ehrenwort!“ — „Wollen Sie 100 Louisdors?“ — „Es gilt!“ — „Auf morgen Abend alſo!“ — „Auf morgen Abend!“ — Am Tage der Vorſtellung hatte Roſſini einen Sperrſitz auf dem Balkon der großen Oper. Er war gegen ſeine Gewohnheit elegant gekleidet, friſiert, in Jabot und gelben Handſchuhen; man hatte ihn noch nie in einem ſo reichen Anzuge erblickt. Bei jeder Scene applaudierte er, und das Publikum machte es ihm nach. „Crociato“ hatte einen großen Sieg errungen. Den anderen Tag ſandte ihm Meyerbeer die 100 Louisdors nebſt einem Dankſagungsſchreiben.

Frage.

Wo werden die Metallplatten zu den ſogen. Fisharmonikas oder Metallophons in zwei verſchiedenen Farben hergeſtellt?

H. L. W.

Redaktionspoſt.

Allegro. — O ja, in Nr. 40 des letzten Jahrgangs.

F. R—s. Die entzückenden Duettinen (für Sopran, Alt und Pianoforte) von Ernſt Frank, die wir in unſerer Hausmuſik ſchon beſprochen haben, ſind im Verlage von Fr. Kiſtner (Leipzig) erſchienen. — Preis: 3 ℳ. Sie zählen zu dem Köſtlichſten auf dem Gebiete der naiven Lyrik. Unter ihnen finden ſich Perlen der Melodiebildung.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wo keine Saat, da iſt auch keine Ernte.
O ſäe, ſäe, milde Elternhand!

Wer ſeinen Vater treulich lieben lernte,
Der hängt auch treu an ſeinem Vaterland.

Zu einer Lampe.

Das Leben iſt nicht dunkel,
Wenn nur in ſeinen Kern
Ein einziger, kleiner Stern
Wirft freundliches Gefunkel.

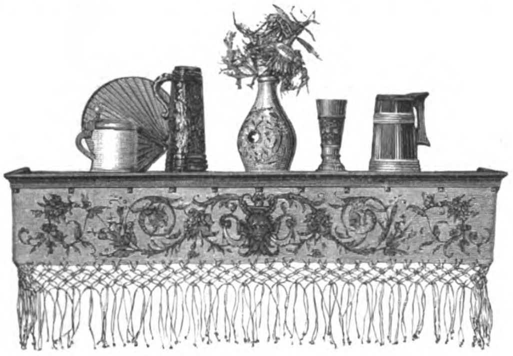
So lang noch Lieb' entglommen,
Nennt wohl kein Herz ſich arm,
Dem noch ein Lichtchen warm
Entgegenſtrahlt: „Willkommen!“

Frau B. S.—S.

Bortbrett mit Gobelin-Malerei.

Ein reicher und ſchöner Schmuck fürs Eßzimmer iſt das hier abgebildete, mit Gobelinbehang verſehene Panneel. Ein einfaches ſtarkes Fichtenbrett gibt den Bort. Um das Muſter auf den, auf der linken Seite mit einer dünngekochten Leimlöſung beſtrichenen Stoff aufzutragen, bedient man ſich des Blaupapiers. Man legt es mit der öligen Seite auf den ſtarkfadigen Gobelinſtoff unter das, auf nicht zu dickem Zeichenpapier aufgetragene Muſter, um dies nun mit einem nicht zu ſpitzen und nicht zu harten Bleiſtift nachzuzeichnen. — Iſt das Muſter auf den Stoff übertragen (man nimmt denſelben ſo, daß die Fäden wagerecht liegen), ſo zeichnet man es mit Tuſche und Feder leicht nach, da ſich der blaue Strich leicht verwiſcht. Das Material zum Malen beſteht in pulveriſierten Farben („Tüncherfarben“), welche man aus jeder Droguenhandlung beziehen kann; vor dem Gebrauch verreibt man dieſelben gut mit einem Glasreiber auf der Glasplatte mit deſtilliertem Waſſer und füllt dann die nicht zu feuchten Farben in Glasfläſchchen. Damit die Farben beim Nichtgebrauch nicht zu ſehr antrocknen, feuchtet man ſie von Zeit zu Zeit wieder mit deſtilliertem Waſſer an. Das Bindemittel für die Farben, die ſogenannte „Tempera“, bereitet man ſich ſelbſt; man kann dieſelbe auch in wohlverkorkter Flaſche aufbewahren. (Herſtellung der Tempera: In einem Viertelliter Biereſſig wird das Weiße von einem Ei gut verrührt, und man thut dann drei Löffel Leinöl dazu.) Man ſetzt beim Malen die Farben in die mit Näpfchen verſehene Blechpalette, thut ein wenig Tempera in ein Näpfchen und miſcht nun Tempera und Farben. Zum Malen benutze man Borſtenpinſel. Man malt die dunkelſten Töne zuerſt, dann die helleren, ſetzt die Lichter auf und konturiert ſcharf in ſenkrechten und wagerechten Strichen, damit die Malerei die Gobelinſtickerei mit ihren ſcharfen Konturen imitiert; den Grund ſchraffiert man mit Goldbronze mit einem feinen Pinſel. Die Franze, die den Behang ſchmückt, iſt Knüpfarbeit aus dünnem Bindfaden; die Knoten werden mit Bronzetinktur vergoldet. Die Bortbretter ſelbſt werden dunkel gebeizt und müſſen an drei Seiten mit einer über das Brett reichenden Leiſte verſehen ſein. Sie ruhen auf zwei Holzkonſölchen, die am Brett befeſtigt ſind. Den bemalten Gobelinſtreifen befeſtigt man mit altdeutſchen Meſſingnägeln.

Anna Sutor.



Bortbrett mit Gobelinmalerei.

Lampenſchirm.

Die Mode, dieſe launiſche Tyrannin, iſt nicht immer ſo flatterhaft, wie ſie geſcholten wird, dann wenigſtens nicht, wenn ſie mit Anmut und vernünftig auftritt. So haben ſich die Lampenſchirme ſeit längerer Zeit unſere Gunſt erhalten, weil ſie unſere Augen durch Formen und Farben erfreuen und denſelben zugleich geſundheitlich wohl thun. Im Grunde alſo iſt hierin die Mode ſich treu geblieben; da ſie aber ihre kleinen Capricen und Einfälle nicht laſſen kann, ſo ſind alljährlich die Lampenſchirme in allen möglichen, oft auch unmöglichen Geſtalten entſtanden und ſind, wie nachſtehende Zeilen zeigen werden, noch immer in neugeſtaltiger Entwickelung begriffen.

Eine reizende Neuheit für dieſe Winterſaiſon iſt ein Perlen-Lampenſchirm, der ſehr elegant iſt und dabei angenehm und leicht herzuſtellen. Ein Geſtell beliebiger Größe, oben mit einem breiten, nach außen etwas ausgeſchweiften Drahtrand, überzieht man glatt mit gelber Marcellineſeide und verziert es oben mit einer Doppel-Roſen-Rüſche, d. h. einer breiten gelben und einer ſchmäleren, dunkelbraunen in der Mitte der erſteren. An den äußeren Rand des Schirmes näht man ein ſchmales, ſeidenes Poſamentenbördchen an, in welches vorher mit gelben kleinen Glas- oder Stangen-Perlen, die man mit größeren kugelförmigen, dunkelbraunen Glasperlen vermiſcht, ein dichtes, aus einzelnen herabhängenden Perlenreihen beſtehendes Zacken-Muſter angereiht worden iſt; dieſes, ſowie die Erfindung anderer Farbenzuſammenſtellungen hängt von individueller Geſchicklichkeit und gutem Geſchmacke ab, jedenfalls hat dieſer bei der hier gegebenen Idee einen weiten Spielraum. So kann man z. B. ſogar einzelnen Perlenreihen, welche immer ein Muſter im Zuſammenhang ergeben müſſen, und darum immerhin etwas mühſam ſind, durch ſchmale, ſeidene, unten zackenartig vernähte Bändchen, an welche noch, wie ein Glöckchen, immer eine Perle angenäht wird, erſetzen; ein ſolcher Schirm, z. B. in roſa und zartgrün gehalten, dabei die Bändchen in den Farben immer abwechſelnd, ſieht reizend aus.

B. W.

Fürs Haus.

Um Backwerk recht locker und porös zu machen, wenden Bäcker und Konditoren jetzt meiſt Hirſchhornſalz (kohlenſaures Ammon.) an. Aber nur harte, kryſtalliniſche Stücke ſind zu verwenden, nicht zerfallenes Salz. Unſere lieben Frauen haben häufig einen Widerwillen, das Hirſchhornſalz beim Backen zu gebrauchen, weil gutes Salz ſtark nach dem bekannten Salmiakgeiſt riecht, ſie fürchten demnach Backwerk zu verderben. Es ſei deshalb erwähnt, daß das Salz bei der Backofenwärme vollſtändig verflüchtigt.

H. Moll.

Toilette.

Beſonders von der Mode begünſtigt werden in dieſem Winter die ſogenannten ſpaniſchen Jäckchen, dieſe überaus kleidſame Ausſchmückung der Taille, welches namentlich ſchlanke Figuren ſo vorzüglich kleidet. Man fertigt dieſe Jäckchen für die Straßentoilette aus einfachem Stoff, zum Anzug paſſend, oder von Samt, der als Ausputz dieſen Winter ſehr beliebt ſein wird. Für die Geſellſchaftstoilette werden ſie aus den verſchiedenſten Geweben, aus Spitzen, Stickereien angefertigt, und manche geſchickte Frauenhand wird ſich ſelbſt aparte reizvolle Jäckchen herzuſtellen wiſſen und dadurch z. B. einem weißen Voilekleid zu abwechslungsreichem Ausſehen verhelfen. Spachtelſtickereien, mit bunter Seide ausgenäht, Tuchteile mit Stickerei und Metallgeſpinſt ausgeſtattet, Samt mit Gold- reſp. Silberſtickerei, aus Cordonetſeide gehäkelte Teile, mit Perlen benäht — ein buntes Feld, für jeden Geſchmack etwas! Über Spitzenkleider wird ſolch ein Jäckchen ebenfalls gut ausſehen; vor allem aber auch über einer jener hellen Bluſen, die uns im Sommer ſo lieb geworden ſind, und die wir, in Wollſtoffen natürlich, auch in unſer Wintertoilettenrepertoire übernehmen möchten. Eine höchſt moderne Bluſe iſt die ſogen. ruſſiſche Bluſe, hergeſtellt z. B. aus crême Wollſtoff mit reich beſticktem Kragen, Paſſe, Unterärmel in buntfarbiger Kreuzſtichſtickerei.

Anna.

Für den Glasſchrank.

Im gaſtlichen Hauſe einer lieben Freundin, wurde uns neulich ein Likör in reizenden Gläschen gereicht. Letztere erregten allgemeinen Beifall; es waren nämlich lauter verſchiedene Gläschen und zwar ſolche, wie man ſie ſich oft auf der Reiſe zum Andenken an einen Berg, ein Bad, an eine Stadt kauft oder wohl auch zum Geſchenk erhält. Sie werden meiſt nicht lange beachtet und verlieren ſich mit der Zeit in dieſe oder jene Ecke; aber die lieben Leſerinnen mögen ſich einmal eine Sammlung von dieſen Gläschen anlegen, und ich denke, dieſelben werden ſich bald einen Platz in dem Glasſchrank und bei Geſellſchaften zu verſchaffen wiſſen.

Mignon.

Für den Garten.

Obſtbäume von Moos und Flechten zu befreien. Der Vorwinter iſt die geeignetſte Zeit, um die Fruchthölzer von ihren Schmarotzern zu reinigen. Zu dieſem Zwecke wirft man 1 Teil gewöhnliche Aſche und 1 Teil Ätzkalk in eine Tonne und übergießt dieſe Maſſe mit 8 Teilen Waſſer. Die Miſchung bleibt ſechs Tage ſtehen, indem man dieſelbe täglich ein oder zweimal umrührt. Die über dem Bodenſatz ſtehende Flüſſigkeit iſt faſt ohne Farbe, enthält Kohlenſäure, Kalk und etwas Kali gelöſt und wirkt ätzend. Mittels kräftigen Pinſels trägt man dieſelbe auf die Stämme auf und bewirkt, daß die ſchmarotzenden Flechten ſich rötlich färben. An dieſer mehr oder weniger roten Färbung ſieht man, ob die Löſung zu ſchwach geraten war, oder ob ſie noch verdünnt werden muß. Sobald der Stamm trocken iſt, fallen Moos und Flechten in Kruſten ab. Gehölze, welche ſehr ſtark mit Schmarotzern bedeckt ſind, reinigt man erſt kräftig mit einem Schabemeſſer (verletze aber dabei die Rinde nicht) und dann erſt bringt man die Flüſſigkeit darauf. Gegenwärtig beſtreicht man die Obſtbäume gewöhnlich mit einer Kalklöſung, dadurch erhalten ſie aber ein unſchönes und unnatürlich weißes Ausſehen.

Für die Küche.

Feine Brottorte: Man ſchneide Brot in Würfel und laſſe ſie auf dem Ofen dürr werden, dann ſtoße und ſiebe man es. Nun rührt man ½ Kg. Zucker mit 16 Eidotter ſchaumig, gibt 375 gr. ungeſchälte, feingeſtoßene Mandeln, ⅛ von dem Brot, 16 gr. Zimmt, 16 gr. Nelken, feingeſchnittenes Citronat und gewiegte Citronenſchale hinzu. Ehe man die Maſſe in die Form gibt, thue man noch 4 ganze Eier und Schnee von ſechs Eiweiß dazu. Nun laſſe man die Torte 1 Stunde bei mäßigem Feuer backen.

Mignon.

Auskunft.

Auf die Frage 183 in Ihrem geſchätzten Blatte, unterzeichnet G. v. J., kann das evangeliſche Damenſtift in Bonn, Lennéſtraße 16, Vorſteherin Fräulein H. Prieſach, ſehr empfohlen werden. Jährlicher Penſionspreis beträgt 550—600 Mark. **—nn.**

Fr. 183. Das evangeliſche Pfauſche Stift in Bernburg nimmt Damen beſſerer Stände auf; die Penſion für alles beträgt 400 Mark pro Jahr. Nähere Auskunft erteilt gern eine im Stift Wohnende unter der Adreſſe:

Frau Oberförſter L.

Redaktionspoſt.

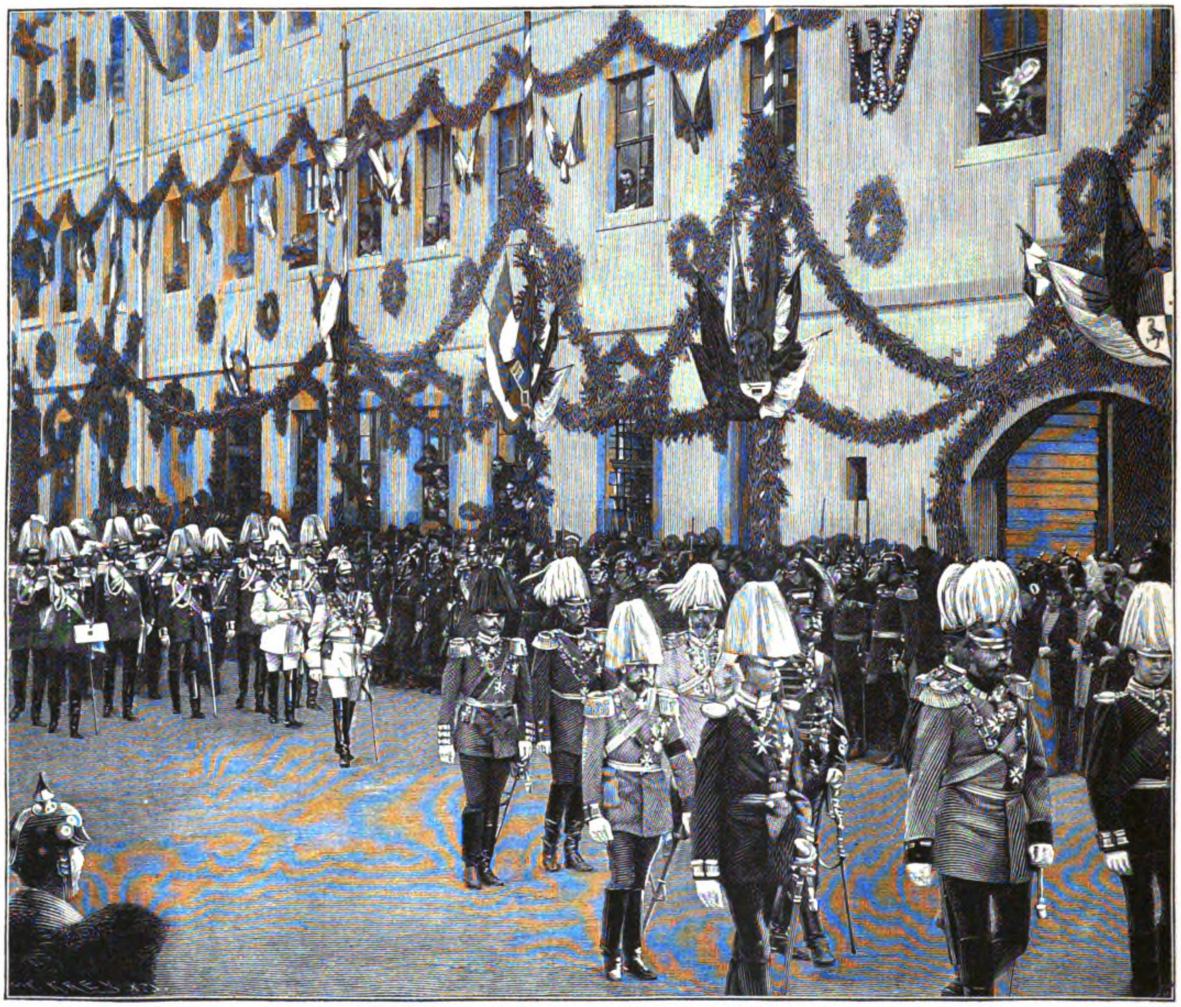
Primaner J. A. Sch. in **R.** Leider unverwendbar!

Erika aus **Weſtfalen.** Wenden Sie ſich an Frl. Helene Lange, Berlin SW., Schöneberger Ufer Nr. 35.

Auguſte J. in **Bremen.** Von der Angelegenheit wiſſen wir leider nichts und bedauern, Ihnen keine Auskunft geben zu können.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Einweihung der erneuerten Schloßkirche in Wittenberg.



Der Kirchgang des Kaiſers und der geladenen Fürſtlichkeiten.

Wohl noch niemals hat Wittenberg ſo feſtlich bewegte Tage und in ſeinen Mauern eine ſo glänzende Verſammlung erlauchter Fürſten und hoher Würdenträger in Staat und Kirche geſehen, wie bei der am 31. Oktober d. J. vollzogenen Einweihung der erneuerten Schloßkirche, einer Feier, die ſich nach dem ausdrücklichen Wunſch des Kaiſers zu einer großartigen Kundgebung des evangeliſchen Deutſchlands und des geſamten Proteſtantismus geſtalten ſollte. Ein ähnliches Treiben, Drängen und Wogen von auf- und abſtrömenden Menſchenmaſſen, wie es in Wittenberg in den letzten Oktobertagen die Straßen und Plätze der Stadt erfüllte, mag etwa in einer mittelalterlichen Stadt geherrſcht haben, in die der Kaiſer einen Reichstag ausgeſchrieben hatte. Ein ſeit Wochen thätiges Feſtkomitee hatte mit dankenswerter Vorſorge und Umſicht bis ins kleinſte die Vorbereitungen für den feſtlichen Tag getroffen. In glänzendem Feſtſchmuck erwartete Wittenberg die Ankunft des Kaiſers und ſeiner fürſtlichen Gäſte, und der hellſte Sonnenſchein begünſtigte die Feier, die nach dem Eintreffen des Kaiſers auf dem beſonders reich geſchmückten Marktplatze vor dem Rathauſe, und nachdem der Kaiſer hier den Willkommengruß des Bürgermeiſters Dr. Schild entgegengenommen hatte, mit dem feierlichen Kirchgang zur Schloßkirche eröffnet wurde. Ein erhebendes Bild! Der deutſche proteſtantiſche Kaiſer ſchreitet unter Vorantritt der höchſten Würdenträger des Reiches, des Staates und der Kirche, und der Vertreter ſämtlicher außerdeutſchen evangeliſchen Kirchenregierungen, umgeben von faſt ſämtlichen evangeliſchen Fürſten Deutſchlands, zu der Stätte, an der einſt die Erneuerung der Kirche ihren Anfang genommen hatte. In das mächtige Geläut der Glocken, das, von den Türmen der Stadtkirche und der erneuerten Schloßkirche angeſtimmt, durch das ganze Land ſich fortpflanzte, miſchten ſich die Klänge des alten proteſtantiſchen Kampfliedes: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott," die beim Herannahen des Kaiſers von den Zinnen des neuerbauten Turmes in mächtigem Poſaunenchor herniederſchallten; und unaufgefordert ſtimmte die an der Schloßkirche zu Tauſenden verſammelte Menge den Geſang des Lutherliedes an. Vor der Thür, an welche vor nunmehr 375 Jahren Luther mit entſchloſſener Hand ſeine Theſen wider den Ablaß heftete, fand die Übergabe der Schlüſſel des neuerbauten Gotteshauſes an den Kaiſer ſtatt. Der Kultusminiſter Boſſe trat vor den Kaiſer mit der Bitte, aus den Händen des Geh. Oberbaurat Adler, deſſen bewährter Leitung das Werk der baulichen Erneuerung anvertraut war, die Schlüſſel entgegen zu nehmen. Der Kaiſer überreichte ſie dem Präſidenten des Evangeliſchen Oberkirchenrats D. Barckhauſen, der ſie nach einer kurzen Anſprache an den Kaiſer dem Superintenden und Stadtpfarrer Quandt überreichte, um die Thür zu öffnen. Es wird allen, die dieſen Augenblick mit erleben durften, zeitlebens unvergeßlich bleiben, wie nun das Thor des aus Verfall und Entſtellung herrlich erſtandenen Gotteshauſes ſich aufthat, und unter Vorantritt der übrigen Zeugen der Schlüſſelübergabe die Fürſtlichkeiten, die Vertreter der freien und Hanſaſtädte und nach dieſen der Kaiſer ſelbſt in die ehrwürdigen Hallen ſchritten, in deren neuer Geſtaltung faſt jeder Stein und jeder Zierrat eine laute Verkündung der großen reformatoriſchen Erinnerungen iſt. — Unter den Klängen einer von dem Koßleck'ſchen Bläſerchor von der Orgelempore geblaſenen Hymne, die mächtig durch die Hallen des herrlichen Baues ſchallten, nahmen der Kaiſer und die Fürſten ihre Plätze ein, jener auf dem ſeitwärts des Altars etwas erhöht ſtehenden Kaiſerſtuhl, dieſe auf dem von deutſchen evangeliſchen Fürſten und freien Städten geſtifteten „Fürſtengeſtühl".

Die Kaiſerin, die ſich vor dem Eintritt des Feſtzuges in die Schloßkirche begeben hatte, wohnte der Einweihungsfeier auf der dem Kaiſerſtuhl gegenüber liegenden Empore bei. Unter Begleitung der mit

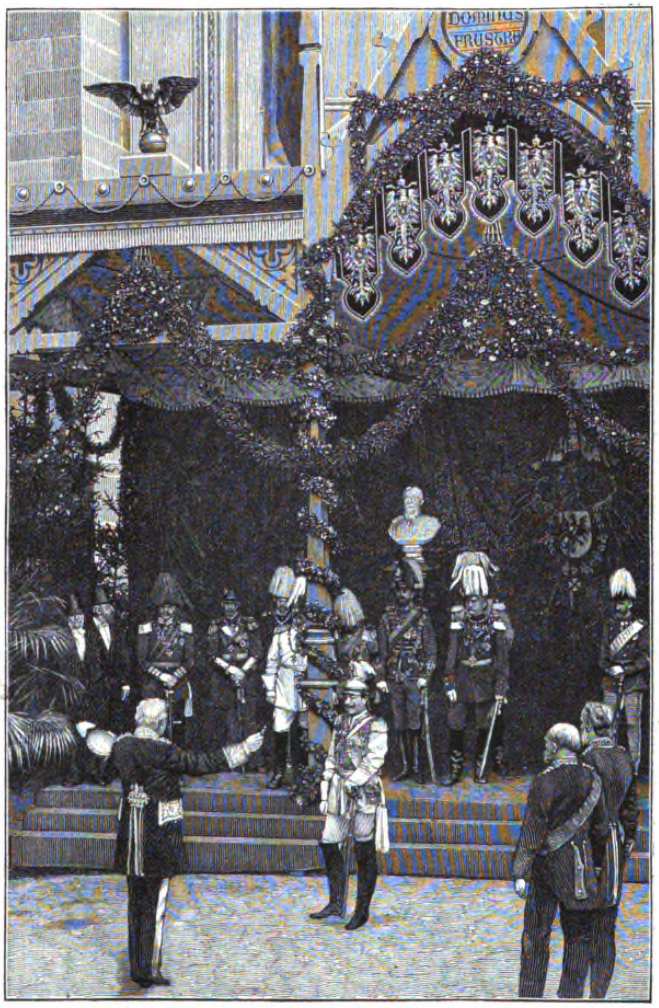
(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

vollen Regiſtern geſpielten Orgel ſtimmte die Verſammlung den altkirchlichen Weihechoral an: „Komm heil'ger Geiſt, erfülle die Herzen deiner Gläubigen.“ Generalſuperintendent D. Schulze aus Magdeburg, neben dem die Generalſuperintendenten D. Erdmann aus Breslau und Braun aus Berlin als Aſſiſtenten den Altar betraten, legte ſeiner Weiherede das Wort aus dem Römerbriefe Kap. 3, 24 zu Grunde: „Wir werden ohne Verdienſt gerecht aus ſeiner Gnade, die durch Jeſum Chriſtum geſchehen iſt.“ Die Weiherede pries das Evangelium von der freien Gnade Gottes als den unveräußerlichen Schatz der evangeliſchen Kirche, in welchem auch die Kraft liege für die Kämpfe unſerer Zeit. „Von dem Artikel, ſo bekennen wir mit Luther, können wir nicht weichen; wir halten unverbrüchlich feſt an dem Credo des Apoſtels, das uns mit den katholiſchen Mitchriſten verbindet, und ebenſo an dem Bekenntnis der Väter, das uns von jenen trennt.“ Die Predigt ſchloß mit der Mahnung zu dem Gelübde: „Dein ſind wir, Du Gott unſerer Väter, Dein bleiben wir. Amen!“ Es war der Höhepunkt der Feier, als während des Weihegebetes, das auf die Predigt folgte, mit dem Kaiſer die ganze Verſammlung niederkniete, während der Domchor, hinter der Orgel verborgen, mit gedämpften Stimmen das Weihegebet ſang: „Du Hirte Iſraels, der du Joſephs hüteſt, wie der Schafe; erſcheine, der du ſitzeſt über Cherubim.“ Bei dem nun folgenden Feſtgottesdienſt hielt Hofprediger Vieregge die erſte Predigt auf der Kanzel der erneuerten Kirche im Anſchluß an das Wort II. Moſe, Kap. 3, 4 und 5: „Da aber der Herr ſahe, daß er hinging zu ſehen, rief ihn Gott aus dem Buſch und ſprach: Moſe! Moſe! Er antwortete: Hier bin ich. Er ſprach: Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du aufſteheſt, iſt ein heiliges Land.“ Als nach dem von Generalſuperintendent Schulze gehaltenen Schlußgebet der Segen erteilt wurde, begannen die Glocken wieder zu läuten, und Kanonendonner aus den ehernen Schlünden einer hinter der Kirche aufgeſtellten Batterie verkündete den Schluß der Feier. Unter hellſchmetternden Fanfaren erhob ſich der Kaiſer, um begleitet von der Kaiſerin an der Spitze des Fürſtenzuges das neueingeweihte Gotteshaus zu verlaſſen.

Unmittelbar nach dem Gottesdienſt erfolgte in der Lutherſtube auf dem alten ſchlichten Familientiſche Luthers die Unterzeichnung der zum bleibenden Gedächtnis der Einweihung der Kirche ausgefertigten Urkunde, die vom Kaiſer verleſen, und demnächſt von ihm und allen anweſenden Fürſtlichkeiten unterſchrieben ward. Dieſe Urkunde, in welcher ſich der Kaiſer und die mit ihm verbündeten evangeliſchen Fürſten „zu dem menſchgewordenen Gottesſohn, zu dem Gekreuzigten und Auferſtandenen und zu dem durch die Reformation wiedergewonnenen reinen Chriſtenglauben“ feierlich bekennen, ſoll fortan in der Lutherhalle eine bleibende Stätte finden.

In einer vor dem Lutherhauſe errichteten feſtlich geſchmückten Halle ließen hierauf der Kaiſer und die Kaiſerin, von ihren fürſtlichen und ſonſtigen Gäſten umgeben, den von Bewohnern Wittenbergs und der Umgegend veranſtalteten hiſtoriſchen Feſtzug an ſich vorüberziehen, welcher die Geſchichte Wittenbergs von der Koloniſierung der Landſchaft Wittenberg durch Albrecht den Bären an bis auf die Jetztzeit in zwanzig Gruppen von farbenprächtigen Bildern zur Darſtellung brachte. Berliner Künſtler hatten die Koſtümzeichnungen entworfen und das Arrangement der Einzelgruppen geleitet. Von beſonderer Wirkung war der Aufzug des Kurfürſten von Sachſen mit adligem Gefolge, dargeſtellt von Mitgliedern ſächſiſcher Adelsfamilien, deren Namen ſchon zur Zeit der Reformation genannt wurden. Prunkwagen brachten die Gründung der Univerſität Wittenberg, die Reformationszeit mit ihren wieder lebendig gewordenen Vorkämpfern, die Buchdruckerkunſt und den Bau der Schloßkirche zu allegoriſcher Darſtellung. — Auch Wilhelm von Oranien, Chriſtian IV. von Dänemark und Guſtav Adolf erſchienen im Zuge, umgeben von glänzendem Gefolge und von Truppen zu Fuß und zu Pferde. Als vorletzte Truppe marſchierten die „Torgauer Geharniſchten“ in ihren alten, im Jahre 1542 den Wurzenern abgenommenen Rüſtungen auf und den Schluß des Zuges bildeten die an der Erneuerung der Schloßkirche beteiligten Handwerker und Meiſter. Auf eine Feſttafel, die demnächſt in den Räumen des Lutherhauſes ſtattfand, und bei welcher der Kaiſer die den Leſern des Daheims bekannte bedeutungsvolle Tiſchrede hielt, folgte dann zum Schluß der erhebenden Feier des Tages die Aufführung des Herrig'ſchen Lutherſpieles durch Bewohner Wittenbergs. Mit ſichtlichem Intereſſe folgte der Kaiſer der gelungenen Aufführung, bei welcher es einen beſonders weihevollen Eindruck machte, als die Anweſenden ſich von ihren Sitzen erhoben und bei der Reichstagsſcene von Worms das Lutherlied mitſangen. So klang auch hier die Feier in das Bekenntnis aus, das von Anfang bis zu Ende den Grundton derſelben bildete:

„Ein feſte Burg iſt unſer
Gott!“


Übergabe der Kirchenſchlüſſel an den Kaiſer durch den Kultusminiſter Boſſe.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Rätſel des Daſeins und ſeine Löſung im Chriſtentum von **Hugo Lubenow,** Oberpfarrer in Kloſterfelde, N.-M. Preis kartoniert 1 M. 20 Pf.

Das obige Schriftchen behandelt alle die Fragen, welche dermalen alle religiöſen Gemüter bewegen und erregen: **Glaube** und **Wiſſen, Offenbarung, Gott, Wunder, Sünde, Bibel** und **Dogma** und wie die Überſchriften der 16 Kapitel weiter heißen. In knapper, aber klarer, dabei geſchmackvoller Faſſung behandelt der Verfaſſer ſeine Gegenſtände, jene **„Rätſel des Daſeins“**, an denen kein ernſter und denkender Menſch vorübergehen kann, ohne Stellung zu ihnen zu nehmen.

Wir glauben, daß der Leſer das Schriftchen mit Befriedigung und Dank aus der Hand legen und auch wohl mal zu ihm zurückkehren wird.

Vierblätter.

Zweihundert Spruchſtrophen von **Frida Schanz.**

Preis in eleg. Kartonband 1 Mark 20 Pf.

Frida Schanz ſtellt in dieſem reizenden Werkchen zweihundert Sinnſprüche zuſammen, die in Form und Inhalt gleich vollendet erſcheinen. Jeder der kurzen gereimten Vierzeiler birgt in anmutsvoller Sprache einen überraſchend guten Gedanken; es ſind nicht die billigen, trivalen, ſogenannten Wahrheiten der üblichen Aphorismen, ſondern wirklich geiſtreiche und dabei hinreißend liebenswürdige Ausſprüche. Bei der Ausſtattung der „Vierblätter“ ſind wir darauf bedacht geweſen, dem edlen Inhalte die würdige äußere Geſtalt zu geben. Wer das Büchlein in die Hand nimmt, wird ſeine Freude daran haben. Frida Schanz' „Vierblätter“ ſollten unter keinem Chriſtbaum fehlen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Mag mancher Wunſch nicht zum Ziele führen, —
Was kommt der Wonne des Wunſches gleich?

Einem fröhlichen Haus mit offenen Thüren
Gleicht ein Herz, das an Wünſchen reich.

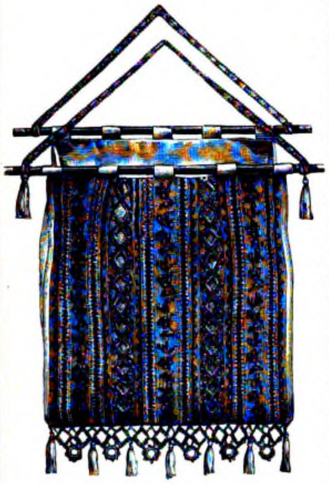


Abb. 1.

Neue Handarbeiten.

Die Schaufenſter der großen Tapiſſeriehandlungen zeigen wieder allerliebſte Neuheiten. Wohl noch nie haben ſie ſo leuchtend und farbenprangend ausgeſehen, wie dieſes Jahr. Grellbunte Farben haben den Vorzug; große gelbe, weiße, rote Kreuzſtichmuſter auf grellblauem, grellrotem, bronzefarbigem Grund fallen uns als hervorſtechendſte Neuheit ins Auge; daneben ſehen wir überall die ſchönen großen Formen der über Pappformen gearbeiteten ſtarken goldverzierten Häkelbordüren, die wir unſeren Leſerinnen ſchon im Sommer einmal vorgeſtellt haben. Wir bringen heute einige beſonders zu Weihnachtsgeſchenken geeignete Neuheiten. — Abb. 1 zeigt einen in ein recht zierliches Schlafzimmer paſſenden Wäſchebeutel, cremefarben mit hellblauer Stickerei und ebenſolchem Atlasfutter. Drei Stück 9 cm breite, 42 cm lange Streifen von durchbrochenem, ſtarkfädigem Kongreßſtoff ſind mit einer zierlichen Blumenkante in hellblauer und mattgelber Waſchſeide beſtickt. Dazwiſchen liegen Einſätze aus überhäkelten, mit Pikots verzierten viereckigen Pappformen (Häkelgarn Nr. 20.) Ebenſolche Vierecke und Ringe bilden die Abſchlußſpitze. Glatter Kongreßſtoff gibt die Hinterwand des Beutels, den man, nachdem die Schauſeite hellblau unterlegt, mit creme Satin füttert und oben mit Bandöſen verſieht, durch die zwei ſtarke eichene Bannerſtäbe (Paar 50 Pf.) geſchoben werden. Feſtgehäkelte Borden, durch die man hellblaue Seidenſchnur leitet, dienen zum Aufhängen. — Abb. 2 zeigt ein Stück eines Tiſchläufers in dem modernen, ſtarkfädigen, grellbunten Material, das ſo äußerſt dekorativ wirkt. Ein ſehr kräftiger, eigenartiger Leinencanevas, Cubaſtoff benannt, gibt den Grund. Derſelbe iſt in echtrot, marine und bronze zu haben. Unſer Modell zeigt rote, weiße und gelbe Kreuzſtiche (ſtärkſte Baumwolle) auf marine Grund. Rot überhäkelte Pappformen bilden Beſatz und Abſchlußborten. Cubaſtoff iſt in allen Breiten, zu großen und kleinen Decken, zu haben. Meter à 2, 4 und 5 Mark. (40, 110, 140 cm breit). Allerliebſt ſind Lampenunterſetzer aus Tuch mit überhäkelten Ringen beſetzt. — (Abb. 3.) Unſer Modell iſt in erdbeerfarbenen Tönen gehalten. Goldſpinnen füllen das innere der Figuren; die auf unſerer Abbildung hell markierte Tour jeder Kreisform ſowie der Eckformen iſt ebenfalls in Goldfäden ausgeführt. Auch ein Modell der beliebten waſchbaren Badeteppiche laſſen wir folgen. — (Abbild. 4.) Sehr ſtarker weißer Baumwollencanevas (Badeteppichſtoff, 67 cm breit, 3 Mark pro Meter), wird in fließenartigen Muſtern mit roter, ſechsfadiger Rockbaumwolle beſtickt. — Sehr zart und elegant wirkt die in Abb. 5 dargeſtellte Kinderwagendecke. Einſätze und Spitze aus blaßblauer Zephirwolle wechſeln mit cremefarbener wollener Javaborde, die eine in roſa und oliv geſtickte Blumenkante aus weichem, doppeltem Fungarn und echter Filoſelle ziert. — Nun ein allerliebſtes Geſchenk für Herren, —: ein Cravattenbehälter (Abb. 6). Der Briefkouvert-ähnlich zugeſchnittene, blau gefütterte Umſchlag aus écru Peruſtoff erhält auf der Oberſeite die Aufſchrift „Cravatten“ in blauer Kreuzſtichſtickerei. Rot und blau überhäkelte Formen bilden die wirkſame Randverzierung. So vielſeitig die Verwendung dieſer Pappformen iſt, — die hübſcheſte bleibt aber doch unſer zuletzt abgebildeter eleganter Gardinenhalter (Abb. 7). Dieſes Modell iſt von reizender Wirkung. Erdbeerrotes und hellgrünes Glanzgarn wird abwechſelnd zum Behäkeln der Ringe verwandt, eine breite Goldlitze hält dieſelben zuſammen. Den Abſchluß bilden große über Papierknäule gehäkelte Troddeln in Erdbeerform und -Farbe. Die weitere Ausführung veranſchaulicht unſer Bild. — Als Bezugsquelle aller Materialien zu den genannten Arbeiten führen wir zur Bequemlichkeit auswärtiger Leſerinnen die Firma Kühl & Röſicke, Berlin, Leipzigerſtr. 57, an.

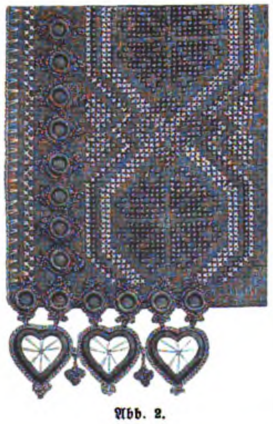


Abb. 2.

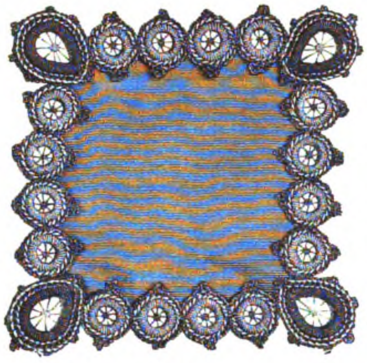


Abb. 3.

Kunſt im Hauſe.

Große bunt bemalte Glasvaſen nehmen unter dem bunten Schmuck unſerer Zimmer neuerdings eine hervorragende Stelle ein. München, der Stadt der Kunſt und des Kunſtgewerbes, verdanken wir dieſes Gerät. Im Gegenſatz zu manchem anderen Zimmerſchmuck, der leider nur zu oft weniger ein wirklicher Schmuck als eine dilettantiſch ausgeführte Nichtigkeit iſt, beſtechen dieſe Vaſen, wenn ſie ſonſt geſchickt und geſchmackvoll ausgeführt ſind, durch ihre Gediegenheit und ihren vornehmen Charakter. Ihre Ausführung iſt für des Malens kundige Damen nicht ſchwer, und ſie iſt zugleich anregend, da ſie ein vollſtändig freies künſtleriſches Schaffen erfordert. Die Vaſe ſelbſt iſt ein farbloſes Glasgebläſe, entweder in der offenen, leicht geſchwungenen, nach unten ausgebauchten Form, oder in der als „Patchoulievaſe“ bekannten, mit Deckel geſchloſſenen. Immer aber muß ſie mit ſo weitem Halſe verſehen ſein, daß die Hand der Malerei mit einem kurzſtieligen Pinſel bewaffnet, hindurchgleiten kann.

Man kann die Ausſchmückung der Vaſe in zweierlei Art ausführen, entweder indem man die ganze Malerei, den Grund und die Dekoration, für die man am beſten einen lichten Blumenzweig verwendet, innen anbringt, oder indem man die Blumen auf die äußere Fläche verlegt. Letztere Manier iſt ſelbſtverſtändlich die bei weitem leichtere und dürfte ſich für alle diejenigen empfehlen, welche in der Handhabung des Pinſels noch Unſicherheit fühlen, überhaupt für die Dilettantin, während die innere Bemalung ein befriedigendes Reſultat erſt nach großer Übung ergibt und eigentlich nur durch die berufsmäßige Malerin auszuführen iſt.

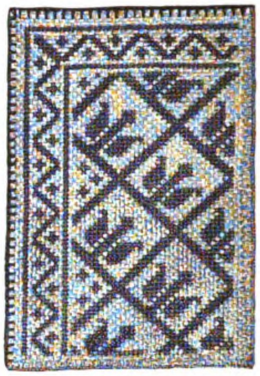


Abb. 4.

Wenden wir uns zu der leichteren Manier. Zuerſt gilt es, die Vaſe undurchſichtig und farbig zu machen, und dies muß auf jeden Fall von innen geſchehen. Wünſcht man etwas Gold zu verwenden, was die Wirkung bedeutend erhöht, ſo iſt damit zu beginnen, daß man in Bronzetinktur gelöſte Goldbronze mit einem harten Borſtenpinſel leicht in die Vaſe tupft, dort vielleicht, wo der niedrige Fuß ſich markiert, einen Strich ringsum zieht, den oberen Rand vergoldet und von dort aus die Bronze einige Centimeter tief in die Vaſe auslaufen läßt. Erſt nachdem das Gold ganz getrocknet, was jedoch in ein paar Stunden der Fall iſt, kann man an die eigentliche Ausmalung gehen. Es iſt gut, ſich gleich über den Platz, den die Vaſe inmitten der Zimmereinrichtung einnehmen ſoll, klar zu ſein, und danach den Ton zu wählen. Abzuraten iſt von allen allzuleuchtenden und allen allzuweichlichen Farben (z. B. Rot, Roſa und Violett), ein getöntes Braun wird ſich den meiſten Einrichtungen gut einfügen, am vorteilhafteſten iſt meiſtens ein zartes Graugrün in der Farbe von alter Patina, oder ein gedämpftes, ins Grünliche ſpielendes Graublau. In reichlicher Menge und indem man etwas Siccativ zuſetzt, miſcht man die Ölfarbe mit dem Spachtel, jedoch nicht bis zu einem einheitlichen Ton, ſondern ſo, daß ſie leicht ſtreifig bleibt, was auf der Vaſe eine intereſſante, marmorfarbige Wirkung erzeugt. Man beginnt bei der Bemalung, zu der man breite feſte Borſtenpinſel oder einen gebogenen, ſehr biegſamen Metallſpachtel be-

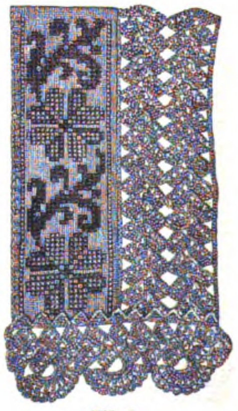


Abb. 5.

(Fortſetzung im Sechſten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

nutzt, mit dem Boden und der unteren Partie, nimmt hier den Ton farbiger, dunkler und heller, und hellt ihn, je mehr man mit der Malerei nach oben kommt, mit Weiß auf, bis er auf dem Halſe ganz zartfarbig endet. Hierzu gehört eine ſichere Hand, die Farbe wirkt am friſcheſten, wenn ſie nicht zuviel mit dem Pinſel geknetet und nicht allzuängſtlich ineinander verarbeitet worden iſt. Bei der Wahl der äußeren Dekoration kann man als Geſetz aufſtellen: je farbiger die Vaſe, um ſo farbloſer die Blumen, je zarter die Vaſe, um ſo kräftiger ihr Schmuck. Doch muß natürlich der Geſchmack und das Ausprobieren, indem man die Vorlage gegen die Vaſe hält, entſcheiden. Auf einer ſtark ins Blaue getönten Vaſe werden z. B. Apfelblüten oder gelbe Roſen immer einen ſchönen Effekt ergeben, auf einer graugrünen verſchiedene bunte Roſen, u. ſ. w. Dieſe äußere Malerei wird keine Schwierigkeiten bieten, es iſt nur zu beachten, daß der letzte, die Ölfarbe ſchützende Firnißüberzug nicht über die Kontur der Blumen hinausgehen darf.

Viel ſchwieriger, wie ſchon oben bemerkt, geſtaltet ſich die Bemalung der Vaſe von innen, doch hat ſie den Vorzug, daß ſie durch das Glas geſchützt und dadurch beinahe unverwüſtlich iſt, und daß der durch das Glas darüberſpielende Glanz ihr einen hohen Reiz verleiht. Hier heißt es in umgekehrter Reihenfolge beginnen und zwar mit dem Blumenſtrauß. Man hat natürlich genau darauf zu merken, daß die Farben, die obenauf liegen ſollen, zuerſt gemalt werden müſſen, und hierin liegt die größte Schwierigkeit. So müſſen Farben, die man ſonſt durch Laſuren erreicht, fertig in Deckfarbe gemiſcht und zuerſt gemalt werden. Es gehört eine große Gewandtheit dazu, die Farbe ſicher hinzuſetzen und zugleich ihre Wirkung zu dem Hintergrunde, der erſt ſpäter gemalt werden kann, zu berechnen. Wünſcht man auch hier eine Vergoldung, ſo iſt die Reihenfolge der Arbeit dieſe: Blumenſtrauß, Vergoldung, Grund.

Für die farbloſen Vaſen iſt mir bis jetzt nur eine, aber empfehlenswerte Bezugsquelle bekannt: Aloys Fiſcher, München, Dachauerſtraße. Nach Angabe einer Umrißſkizze und der Größenmaße erhält man die Vaſen in kürzeſter Friſt und für einen mäßigen Preis zugeſandt.

E. Eyſell.

Frühlingsgruß im Winter.

Selbſt in der Zeit, wo alles um uns her blüht und duftet, erfreut uns nichts ſo ſehr, wie ein blühender Zweig, wie gern nimmt man zur Zeit der Baumblut einen ſolchen als Geſchenk an; wie viel ſchöner, wenn in tiefem Winter ein ſolch zarter Gruß des jungen Lebens vor uns am Fenſter ſteht. Gar Viele wiſſen, wie man ſich dieſe Freude verſchaffen kann, den wenigen unſerer Leſerinnen aber, die es noch nicht wiſſen, ſei in Nachfolgendem ein kleiner Wink für das „Wann“ und „Wie“ gegeben. In den letzten Tagen des November ſchneide man ſich bis zu zwei Fuß lange Zweige, welche möglichſt viele und große Knospen haben, von folgenden, geeigneten Bäumen und Büſchen ab: Blauer und weißer Flieder, Schneeballen, Kirſchen, Pflaumen, Äpfel, Birnen, Schlehen, Mandeln, Seidelbaſt, Spiräen, wilde Roſen, Stachelbeeren, Birken, Buchen. Nun mache man an deren Ende einen ziemlich langen, ſchrägen Schnitt, daß ſie, ins Waſſer geſtellt, viel davon einſaugen können. Das Waſſer darf nicht zu friſch ſein und muß zweimal wöchentlich erneuert werden. In geheizte Zimmer, an geſchloſſen gehaltene Fenſter geſtellt, erblühen ſolche Zweige meiſt ſchon zur Weihnachtszeit, uns, und wenn als Geſchenk verwendet, Anderen zur großen Freude.

W. W.

Kerbſchnitzerei.

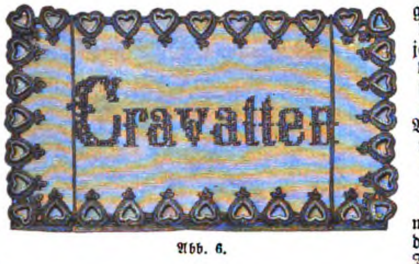


Abb. 6.

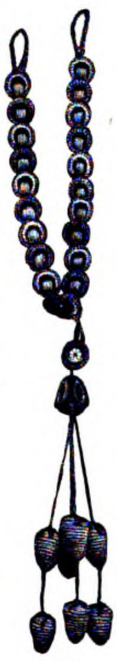


Abb. 7.

Seitdem wir in unſerem Blatte vor drei Jahren zum erſtenmal über Kerbſchnitzerei berichteten, hat ſich dieſe hübſche Handarbeit unzählige Freunde erworben, und es dürfte für dieſe wohl von Intereſſe ſein, wenn wir ihnen beim Nahen der langen Winterabende neue Anregung auf dieſem Gebiete bringen. Auf der Fach- und Schulausſtellung, welche der Magiſtrat von Berlin jüngſt veranſtaltet hatte, war auch die Kerbſchnitzerei reich vertreten und zwar durch die Schnitzſchule der Frau Clara Rot (Berlin, Lützowſtraße 84 c). An dem Ausſtellungstiſch derſelben erregte vor allem ein Spinnrad die Aufmerkſamkeit der Beſucher. Wie viele wollten dies niedliche Ding ſchleunigſt nachahmen! — Das Spinnrad, ein ſogenanntes Glutrad, wie es in der Mark Brandenburg auf den Dörfern noch heute zu finden, war in ſeine 30 Teile zerlegt und dann braun gebeizt und mit Politur beſtrichen worden. Dann wurden die einzelnen Teile mit dem Zierbohr vorgearbeitet, indem Doppellinien gezogen wurden, zwiſchen welche Zierbohr und Balleiſen die verſchiedenſten Muſter hervorgerufen hatten. Es galt dabei, vorſichtig zu Werke zu gehen, da man keinen Millimeter zu weit ſchneiden darf, weil ſich jeder Schnitt hell auf dem dunklen Grunde markiert. So ſah das Rädchen, zu welchem ein allerliebſter Schemel — gleichfalls gelb in braun gearbeitet — gehörte, wie eingelegt aus und konnte eine Zierde jeglichen Zimmers ſein. Außer den einfarbig gebeizten Sachen fielen dem Beſchauer Schalen und Truhen, die nach dem Schneiden bunt ausgemalt waren, ins Auge. Es können hierzu Email-Bronze, Deck- und Ölfarben in aparten Zuſammenſtellungen in Anwendung gebracht werden. Die Kerbſchnitzerei bewegt ſich, wie bekannt, nur in ſtreng geometriſchen Formen, doch laſſen ſich mit den dieſer Kunſt dienenden Inſtrumenten auch andere Effekte erzielen. Man beizt z. B. Erlenholz braun oder Ahorn ſchwarz und zeichnet ein Bouquet, chineſiſches Motiv oder Ornament darauf, welches man mit dem Zierbohr oder Geisfuß aushebt, d. h mit dieſen Inſtrumenten aus dem Grund herausgraviert. Ganz neu aber dürfte unſern Leſern wohl die Technik der Ausgrundung ſein. Hier handelt es ſich im Gegenſatz zum Kerbſchnitt darum, das Muſter ſtehen zu laſſen, den Grund dagegen fortzunehmen, der dann gepunzt wird, um etwaige Unebenheiten zu verdecken. Motive hierfür bieten die einfachen und verſchlungenen Grecbordüren, jedes Arabeskenmuſter, Blumen und Blätter und vor allem die nordiſchen Drachenmuſter — denen dieſe Technik in Laienkreiſen den falſchen Namen Drachenſchnitt verdankt. — Doch iſt dieſe Art der Ausgrundung ſchon ſeit vielen Jahrhunderten bekannt und tritt uns auf den Altarſchreinen in jeder mittelalterlichen Kirche entgegen. Es ſind hier Heiligen-Figuren auf dem ausgehobenen, gepunzten und meiſt vergoldeten Grund ſtehen geblieben, die dann durch den Pinſel oder Gravierſtift Ausdruck erhalten haben. Zu dieſer Arbeit braucht man aber ganz andere Eiſen, als zum Kerbſchnitt. Es ſind dies 2—3 gerade Balleiſen, verſchiedene Hohl- und Flacheiſen und 2—3 gekröpfte, das heißt ſchippenförmige Eiſen, um den Grund auszunehmen, nachdem die übrigen Eiſen, jedesmal der Kontur folgend, erſt die ſtehen zu bleibende Figur eingeſtemmt hatten. Bei Verſchlingungen ſtößt man vorſichtig die obere Kante derjenigen Figuren ab, die dann wie untergeſchoben ausſehen ſollen. Ein von Frau Rot ausgeſtellter Stuhl, deſſen Lehne zwei verſchlungene Drachen zeigt, war einem Muſter des nordiſchen Muſeums in Schweden entlehnt und viele kleine Käſtchen, meiſt in Birnen- und Nußbaumholz, zeigten Drachenmuſter der verſchiedenſten Verſchlingung, die ſelbſt zu entwerfen nach einigen Bemühungen bald gelingen wird. Frau Rot iſt zu jeder näheren Auskunft, ſowie zur Beſorgung von Werkzeug und Material gern bereit. Die Unterweiſungskurſe dauern fort.

Für unſere Knaben.

Die kleine Dampfmaſchine iſt gewiß ein hübſches und ſehr inſtruktives Spielzeug — man iſt nur immer in Anbetracht ihrer meiſt ſehr leichten Konſtruktion etwas in Sorge, daß den Knaben ein Unfall mit ihr zuſtößt, wie ich dies ſogar im eigenen Hauſe erlebte. Außerdem arbeiten die ganz kleinen Dingerchen faſt ſtets mit ſogenannten oscillierenden, beweglichen Cylindern und daher an ſich nicht recht ſicher, wie auch die erforderlichen Ventilvorrichtungen ſelten dauernd gut funktionieren. Ich kann demgegenüber die ſog. Excellenzmaſchinen der deutſchen Lehrmittelanſtalt (Fr. H. Klodt in Frankfurt a. M.) aus eigener Anſchauung für den Weihnachtstiſch unſerer Knaben empfehlen. Dieſelben ſind mit einem feſtſtehenden Cylinder und doppelten Sicherheitsventilen verſehen, ſehr dauerhaft und ganz aus Meſſing gearbeitet und laufen ruhig und ohne übermäßiges Geräuſch.

Begleitverſe zu Briefpapier, mit vierblättrigem Klee verziert.

Vier Blättchen hat der Klee getragen,
Die ſollen meinen Gruß dir ſagen.
Das erſte ſpricht: Von Herzen dein!
Das zweite mahnt: Gedenke mein!
Das dritte bittet: Schreib mir oft,
Recht lieb und lang und unverhofft!
Das vierte kann ich nicht ergründen:
Das will ſich nur dir ſelbſt verkünden.

Anna Klie.

Für die Küche.

Feinſchmeckendes Nierenfett. Das Fett wird in Stücke geſchnitten und 24 Stunden, reichlich mit friſchem Waſſer bedeckt, an einem kühlen Ort geſtellt, wo man das Waſſer öfters erneuert. Dann hacke man das Fett ſehr fein, füge zu einem Pfund Fett eine halbe Obertaſſe friſche Milch und einen halben Theelöffel Salz, ſtelle es auf gelindes Feuer und laſſe es kochen, bis es ganz klar erſcheint. Gelblich darf es nicht werden, ſonſt verliert es den feinen Geſchmack.

Erika.

Auskunft.

Fr. 5. Der Stellmacher Schmidt in Papendorf bei Paſewalk ſtellt eine derartige Wäſcherolle — dauerhafte Drehrolle von 2 Leuten zu bedienen — zum Preiſe von 40 Mark ohne die Verſandtkoſten her

Kalmus, Paſtor in Papendorf.

Fr. 102. Jahrg. 1891, Nr. 28 Wer ein gutes Spinnrad zu beſitzen wünſcht, laſſe doch dem alten braven Spinnradverfertiger Guſtav Koppe, Brandenburg, Paulikloſter, die Beſtellung zukommen! **B. A.**

Frau **Alice.** Das durch Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin Luiſe von Baden gegründete Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus zu Baden Baden gewährt auch für den Winter alleinſtehenden Damen unter den günſtigſten Bedingungen ein freundliches, komfortables Heim. Anmeldungen nimmt die Oberin des Hauſes, Freiin von Gruben, entgegen. **A.**

Fr. 151. Ein ganz vorzügliches Mittel, um die ſchädliche Blutlaus zu vernichten, iſt das „Blutlaus Gift“ von Ernſt Bähne in Barmen. Dasſelbe koſtet per Flaſche, welcher Inhalt mit 5 Liter Waſſer zu verdünnen iſt, ℳ 3.50, franko gegen Nachnahme. Genaue Gebrauchsanweiſung liegt dem Mittel bei. **d.**

Redaktionspoſt.

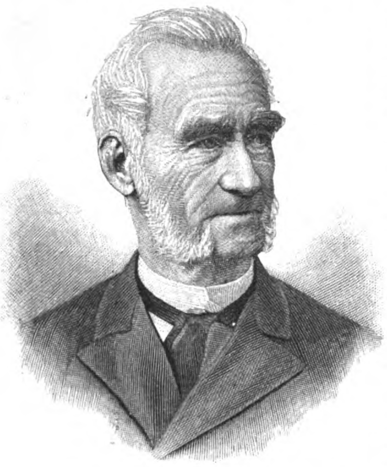
Minna. Teilen Sie uns Ihre Adreſſe mit; wir werden Ihnen vielleicht einen Käufer der alten Briefmarken namhaft machen können. Ihre zweite Frage können wir leider nicht beantworten.

An mehrere Leſerinnen. Eine billige Bezugsquelle guter Brennapparate iſt die Fabrik von Heinr. Evers in Köln-Neuſtadt.

Aus der Zeit — für die Zeit.

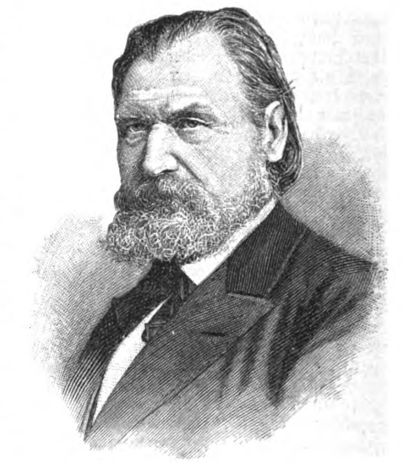
Drei berühmte Verſtorbene.

Die Rechtswiſſenſchaft, die erſt vor kurzem in Rudolf von Jhering einen ihrer berufenſten Vertreter verlor, hat einen neuen unerſetzlichen Verluſt erlitten: am 26. Oktober verſtarb in Leipzig der Profeſſor Bernhard Windſcheid in dem hohen Alter von fünfundſiebenzig Jahren. Am 26. Juni 1817 in Düſſeldorf geboren, beſuchte Windſcheid die Schule in Emmerich, ſpäter die Gymnaſien zu Recklinghauſen und Düſſeldorf. 1834 ging er auf die Univerſität nach Bonn, die er im folgenden Jahr mit der Berliner Hochſchule vertauſchte. 1838 promovierte Windſcheid in Bonn, arbeitete zwei Jahr hindurch am Gericht ſeiner Vaterſtadt und ließ ſich dann in Bonn als Privatdozent nieder. Im Jahr 1847 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor ernannt und noch im Herbſt desſelben Jahres als ordentlicher Profeſſor des römiſchen Rechts nach Baſel berufen. 1852 folgte er einem Ruf nach Greifswald, wo er fünf Jahre lang thätig war, dann überſiedelte er an die Univerſität München. In den vierzehn Jahren ſeines Münchener Aufenthalts entſtand Windſcheids Hauptwerk, das berühmte Lehrbuch des Pandektenrechts. Nach dem im Jahre 1870 erfolgten Tode Vangerows wurde ihm ein Lehrſtuhl an der Heidelberger Hochſchule angeboten. Windſcheid nahm an, doch ſchon vier Jahre ſpäter übernahm er die ihm angetragene Profeſſur des Römiſchen Rechts an der Leipziger Univerſität, an der er bis an ſein Lebensende gewirkt hat. 1874 zum Mitglied der vom Bundesrat eingeſetzten Kommiſſion zur Ausarbeitung des Entwurfs eines bürgerlichen Geſetzbuches berufen, gab Windſcheid 1883 ſeine Mitarbeit an dieſem Werke auf, um ſich mit ganzer Kraft der akademiſchen Lehrthätigkeit widmen zu können. Das offizielle Dresdner Journal ſagte in einem Nachrufe über den Verſtorbenen: Der Verluſt, den die juriſtiſche Wiſſenſchaft in dem Heimgegangenen erleidet, wird allgemein empfunden werden; ſein Lehrbuch des Pandektenrechts, das in den Ländern des gemeinen Rechts beinahe Geſetzeskraft erlangt hat, iſt indeſſen ein bleibendes Denkmal, das den Namen „Windſcheid“, ſo lange Römiſches Recht gilt, unvergeſſen gemacht hat, und das den Geiſt des Verſtorbenen in der Wiſſenſchaft fortleben läßt. Unzählige Schüler trauern an Windſcheids Bahre! Sie alle gedenken der fein durchdachten und gegliederten Lehren und Ausführungen, die er ihnen vortrug und deren Scharfſinnigkeit ihm eigentümlich war. Meiſterhaft waren ſeine Begriffsbeſtimmungen, in denen er der deutſchen Sprache, entgegen allen Gepflogenheiten, zu ihrer heutigen Geltung in der Rechtswiſſenſchaft verhalf, die heute zu den allgemein von der Wiſſenſchaft angenommenen geworden ſind und die zum guten Teil in den Entwurf eines Bürgerlichen Geſetzbuchs für das Deutſche Reich Aufnahme gefunden haben, das überhaupt in vielen Stücken Windſcheids Geiſt atmet.



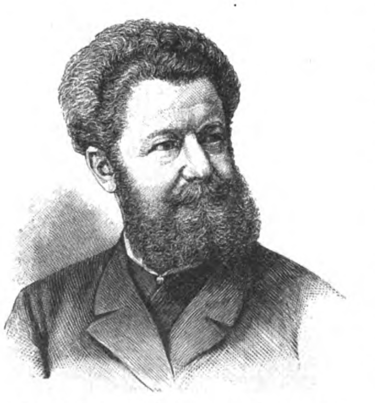
Profeſſor Bernhard Windſcheid. †.

Am 13. Oktober ſtarb in Nürnberg der berühmte Architekt und Kunſthiſtoriker Auguſt von Eſſenwein, der Mann, deſſen unermüdlicher Thätigkeit das Germaniſche Muſeum in Nürnberg ſeine jetzige Geſtalt verdankt. Am 2. November 1831 in Karlsruhe in Baden geboren, beſuchte Eſſenwein zuerſt das Lyceum, ſpäter das Polytechnikum ſeiner Vaterſtadt. Nach Beendigung ſeiner Studien brachte er mehrere Jahre auf Reiſen zu und nahm längeren Aufenthalt in Berlin, Wien und Paris, teils in den Muſeen ſeine Studien fortſetzend, teils in den Künſtlerateliers arbeitend. 1856 machte er ſich in Wien heimiſch und nahm eine Stellung bei der Staatseiſenbahngeſellſchaft an, die ihm Muße genug ließ, ſich ſchriftſtelleriſch zu beſchäftigen und vielfach im Dienſte der Kunſtinduſtrie zu arbeiten. Auch eine ganze Anzahl von Entwürfen für Neubauten und Reſtaurationen entſtammen dieſer Zeit. 1864 wurde Eſſenwein als ſtädtiſcher Baurat nach Graz berufen, begründete hier den ſteiermärkiſchen Verein für Kunſtinduſtrie und wurde 1865 Profeſſor des Hochbaues an der techniſchen Hochſchule. Ein Jahr darauf wurde er als erſter Vorſtand an das Germaniſche Muſeum nach Nürnberg berufen. Wie viel ihm die im Jahre 1852 von dem Freiherrn v. Aufſeß begründete Sammlung verdankt, iſt bekannt. Unermüdlich war er daran thätig, ſie nach allen Richtungen zu vervollſtändigen, das Intereſſe an dieſer Schatzkammer Nürnbergs in ganz Deutſchland zu wecken und Mittel für den Ausbau und Fortbeſtand derſelben flüſſig zu machen. In ſeinen eigenen künſtleriſchen Arbeiten war Eſſenwein vorzugsweiſe auf dem Gebiet der Reſtauration fruchtbar. Der Ausbau der Kartauſe in Nürnberg, die Reſtauration der dortigen Liebfrauenkirche, die innere Ausſtattung der Kirche St. Maria im Kapitol in Köln und die Ausmalung des Braunſchweiger Doms ſind ſeine Hauptwerke. Außer ſeinen Berufsarbeiten war Eſſenwein vielfach litterariſch thätig. Neben zahlreichen in Zeitſchriften veröffentlichten Aufſätzen iſt er Verfaſſer der Werke „Norddeutſchlands Backſteinbau im Mittelalter“, worin er dieſe bis dahin wenig beachtete Bauperiode eingehend beleuchtete, des Prachtwerks „Die mittelalterlichen Kunſtdenkmale der Stadt Krakau“, und „Die innere Ausſchmückung der Kirche Groß-St. Martin in Köln“. In den letzten Jahren ſchon kränkelnd, wurde Eſſenwein vom Tode ereilt, als er aus ſeinem Erholungsort nach Nürnberg zurückgekommen war, um die finanzielle Sicherſtellung ſeines Inſtitutes auch für die Zukunft zu begründen. Die Stadt Nürnberg, die ihm ſo viel verdankt, hat den Toten dadurch geehrt, daß ſie ihm auf dem alten Johanniskirchhofe, auf dem die beſten Söhne Nürnbergs ruhen, ein Grab gab.



Auguſt von Eſſenwein. †.

Der am 26. Oktober in Düſſeldorf verſtorbene Hiſtorienmaler Philipp Grotjohann iſt den Daheimleſern durch eine große Anzahl von Illuſtrationen, die das Daheim im Lauf der Jahre von ihm veröffentlicht hat, bekannt geworden. „Ein tüchtiger Kenner der Gotik und Renaiſſance, ein geſchickter Aquarelliſt und Radierer und einer der wenigen Maler, welche noch die Kunſt des ſtrengen Zeichnens verſtehen, weshalb er auch einer unſerer beſten und geſuchteſten Illuſtratoren iſt,“ konnte ein biographiſcher Artikel, den das Daheim in ſeinem XX. Jahrgang veröffentlichte, von dem Verſtorbenen rühmen. Grotjohann iſt in Stettin am 27. Juni 1841 geboren und widmete ſich anfangs dem Maſchinenbau. Er arbeitete als Schloſſerlehrling und Geſelle in der Fabrik „Vulkan“. 1861 ging er nach Hannover, um das Polytechnikum zu beſuchen, ſetzte es aber bald mit Hilfe von Cornelius durch, daß er dieſe Hochſchule und ſeinen anfänglichen Beruf mit der Düſſeldorfer Malerakademie und der Kunſt vertauſchen konnte. Der Hiſtorienmaler Karl Ferdinand Sohn und nach deſſen Tode der Porträt- und Genremaler Joh. Karl Laſch wurden ſeine Lehrer. Von einer längeren Studienreiſe nach Antwerpen im Jahr 1867 abgeſehen, wurde Düſſeldorf ihm dauernder Aufenthaltsort, und in dem Kreiſe der Düſſeldorfer Künſtler war Grotjohann eine der beliebteſten Perſönlichkeiten. Voller Enthuſiasmus, wenn es galt an einem der berühmten Düſſeldorfer Künſtlerfeſte mitzuwirken, war er ein belebendes Element in dem Kreiſe der Kunſtgenoſſen. Sein Name iſt mit dem Illuſtrationsweſen der letzten fünfundzwanzig Jahre auf das engſte verknüpft. Die Prachtausgaben der Werke Schillers, Goethes, Leſſings und anderer Dichter, die von der Groteſchen Verlagshandlung ausgegeben wurden, enthalten zahlreiche Bilder von ſeiner Hand, die ebenſoviel liebevolle Sorgfalt der Ausführung wie eingehendes Verſtändnis und treffende Charakteriſtik verraten. Auch an der Hallbergerſchen Schiller- und Goetheausgabe war Grotjohann mit vielen Beiträgen beteiligt, und für die bekannte treffliche Überſetzung der beſten Romane Walter Scotts von Dr. Robert Koenig, im Verlage von Velhagen & Klaſing in Bielefeld u. Leipzig, ſchuf er eine Anzahl von Illuſtrationen, für die er nicht geſcheut hatte, hiſtoriſche Spezialſtudien zu machen.



Hiſtorienmaler Philipp Grotjohann †.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Haus-
musik
F. Reiſs.

XXIX. Nr. 10.
Daheim
Erſtes Blatt.

Karl Scheidemantel.

Zu den Künſtlern, deren Namen durch die Bayreuther Feſtſpiele in alle Welt hinausgetragen wurden, gehört auch Karl Scheidemantel. Durch ſeine Mitwirkung in den im Feſtſpielhauſe zur Darſtellung gelangenden Dramen, in denen er ſeine Kunſt vor einer kosmopolitiſchen Zuhörerſchaft in den gewaltigen Partieen des Amfortas, des Klingsor und des Hans Sachs entfaltete, erwarb ſich der Sänger den Ruhm, nicht nur einer der beſten Wagnerſänger der Gegenwart, ſondern auch einer der vorzüglichſten Geſangskünſtler überhaupt zu ſein. Wie bei allen namhaften Sängern, ſo durchdringt ſich auch in der Kunſt Scheidemantels ſtarke urſprüngliche Begabung mit tüchtigem Können. Scheidemantel gehört nicht zu jenen Sängern, die etwa durch eine plötzliche Wendung ihres Schickſals der Kunſt in die Arme getrieben, erſt einen Beruf verfehlen mußten, um einen andern zu entdecken. — Nein! Von Jugend auf war ihm ſeine künftige Laufbahn, ſein Lebensberuf deutlich und beſtimmt vorgezeichnet. Er wurde geboren am 29. Januar 1859 zu Weimar. Die ſchöne Geſangsſtimme des Knaben veranlaßte ſeine Eltern, ihn frühzeitig im Geſange unterrichten zu laſſen. B. Borchers war ſein erſter Lehrer, der nach der alterprobten italieniſchen Meiſtermethode ſeinen Schüler zu fördern ſuchte. An einem der muſikaliſchen Abende, wie ſie ſein Lehrer regelmäßig mit den Geſangsſchülern zu veranſtalten pflegte, ſang auch Scheidemantel mit ſo glücklichem Erfolge, daß der anweſende Intendant den blutjungen Burſchen ſofort an die Weimarſche Hofbühne feſſelte. Scheidemantel zeigte ſich kraft ſeines trefflichen muſikaliſchen Talentes als ein überaus verwendbarer, ſchlagfertiger Sänger, der dort, wo der Spielplan an unvorhergeſehenen Unfällen, etwa an der plötzlichen Erkrankung irgend eines Sängers zu ſcheitern drohte, oft genug hilfebereit einſprang. Eine Unterbrechung erlitt die Bühnenlaufbahn Scheidemantels, von dieſem Zeitpunkte ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit angefangen, kaum mehr, nicht einmal durch ſeine Soldatenjahre. Daß der friſche junge Soldat Gewehr bei Fuß oder vor den großherzoglichen Hoheiten präſentierend, gelegentlich auf Wache vor dem Schloſſe ſtand und abends im Hofkonzert vor den Hoheiten ſang, der Fall kam öfter vor. —

Karl Scheidemantel.
Nach einer Photogr. von Hanns Hanfſtängl (C. A. Teich), Dresden.

Im Sommer 1881 genoß Scheidemantel den Unterricht von Julius Stockhauſen in Frankfurt am Main; dieſem vorzüglichen Geſangsmeiſter hat der Sänger, der bei ſeiner anſtrengenden und überaus zeitig begonnenen praktiſchen Thätigkeit als Bühnenſänger Gefahr lief, der noch nicht ganz abgeſtreiften Naturſängerei zum Opfer zu fallen und ſein Geſangsorgan ſelbſt zu ſchädigen, ſehr vieles zu danken. Scheidemantel, durch die Leichtigkeit ſeines Anſatzes und die Kräftigung ſeines Geſangsorganes überzeugt von der vortrefflichen Methode Stockhauſens, brachte noch einen zweiten Sommer bei Stockhauſen zu. Im Jahre 1884 erhielt der Sänger, der unterdeſſen ungeahnte Fortſchritte gemacht, einen ehrenvollen Ruf an die Deutſche Oper in London; nachdem er in den weiten Verhältniſſen der rieſenhaften Weltſtadt ſeine Kraft erprobt, ging er wieder nach Deutſchland zurück. 1885 gaſtierte er mit ſo durchſchlagendem Erfolge in Dresden, daß er ſofort an dieſem vornehmen Hoftheater angeſtellt wurde. Hier wuchs er mit jeder neuen Rolle und ſtand bald ſeinem Kollegen im Baritonfach, dem bekannten Bulß, völlig ebenbürtig zur Seite. Raſch gewann ſich Scheidemantel die Sympathieen der vornehmſten Kreiſe ſowohl wie auch der breiteren Schichten der Kunſtfreunde, und wo er ſang, überall erweckte ſeine Kunſt und ſeine herrliche Stimme hellſtes Entzücken. Im Konzertſaal, ſei es als Liederinterpret, ſei es als Oratorienſänger, leiſtet Scheidemantel ebenſo Hervorragendes wie auf der Bühne. Sein Organ iſt ein Bariton, der einen Umfang von zwei Oktaven (vom tiefen bis zum hohen g, ſelbſt bis a) umſpannt, von außerordentlicher Fülle und jener geſchmeidigen Tongebung, die ſelbſt dem kraftvollſten forte noch den Charakter der Weichheit aufprägt. Das hohe Regiſter dieſes großen Organs ſtrahlt Leuchtkraft und Wärme aus, wie denn überhaupt alles, was Scheidemantel bietet, den Zauber echter Empfindung und quellenden Gefühls atmet. — Es iſt nicht die Empfindelei, ſondern die geſunde Empfindung, die in ſeinen Leiſtungen lebt. Sentimentalität, jenes ſchmachtende Zerfließen in Rührſeligkeit, mit der ſo viele andere Sänger ihre Zuhörer ködern, iſt ſeiner Natur fremd. Scheidemantel iſt bis heute, trotz mehrerer Lockungen amerikaniſcher Unternehmer, der Dresdener Hofoper treu geblieben. Dort, in der kunſtfreundlichen und kunſtſinnigen ſächſiſchen Reſidenz, weiß man ſeine Vorzüge zu ſchätzen, dort bringt man ſeinen dramatiſchen Darſtellungen, die eine ganze Gallerie von hervorragenden und meiſterhaften Geſtalten der klaſſiſchen und der modernen Oper umfaſſen, höchſtes Intereſſe entgegen. Das ſchönſte Lob Scheidemantels enthält eine Anekdote: der Künſtler war für ein Konzert in einem Badeort gewonnen worden, in welchem Kaiſer Wilhelm weilte. Der Zufall will es, daß der Kaiſer gerade in dem Augenblicke durch den Nachbarraum des Konzertſaales ſchreitet, als Scheidemantel eben die prachtvolle Heilingarie ſingt. Der Kaiſer lauſcht den Tönen, die aus der halbgeöffneten Thüre dringen, und fragt endlich: „Wer iſt denn der Sänger?“ — Der Adjutant antwortet dienſtfertig: „Der Tenoriſt Scheidemantel aus Dresden, Majeſtät.“ — Aber der Kaiſer meinte lächelnd: „Nein, nein, das iſt ja ein Bariton! Und was für einer!“ —

Hausmuſik.

Bücherſchau.

Die Aufgabe der Orgel im Gottesdienſte bis in das 18. Jahrhundert. Geſchichtlich dargelegt von Georg Rietſchel, ordentlichem Profeſſor der Theologie und erſtem Univerſitätsprediger in Leipzig. Verlag der Dürr'ſchen Buchhandlung in Leipzig. Preis gebunden 3 Mark. -- Die Orgel hat im heutigen Gottesdienſte die Aufgabe, vornehmlich den Gemeindegeſang zu begleiten und zu unterſtützen. Dieſes Verhältnis zwiſchen Orgelſpiel und Gemeindegeſang iſt aber erſt eine Errungenſchaft der neueren Zeit; erſt im 17. Jahrhundert begann man damit, die Orgel als Begleitinſtrument dem Gemeindegeſang dienſtbar zu machen. Schon Winterfeld hat in ſeinem ausgezeichneten Buche „Der evangeliſche Kirchengeſang und ſein Verhältnis zur Kunſt des Tonſatzes,“ den Schluß gezogen, daß die Orgel noch bis in die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts allein zur Begleitung des Kunſtgeſanges und für ſelbſtändige Leiſtungen des Organiſten gedient habe. Dieſer Meinung hat ſich denn auch die Mehrzahl der Forſcher angeſchloſſen. Prof. G. Rietſchel gibt nun in der vorliegenden hochintereſſanten und in ihrem wiſſenſchaftlichen Gehalte wertvollen Monographie eine klare Darſtellung von der Aufgabe, welche der Orgel im evangeliſchen Gottesdienſt im 16. Jahrhundert zugeteilt war, und belehrt uns ferner, wie ſich der Umſchwung vollzogen hat, als deſſen Reſultat die Zuſammengehörigkeit von Gemeindegeſang und Orgelbegleitung erſcheint. Seinen Ausführungen ſchickt der gelehrte Verfaſſer eine Unterſuchung voraus über die Stellung der Orgel im Gottesdienſt der römiſchen Kirche bis zum 16. Jahrhundert. Ihr Ergebnis iſt die Erkenntnis, daß Chor und Orgel alternierten, nachdem die Orgel zuerſt keinen anderen Zweck hatte, als dem Prieſter ſowohl wie auch dem Chore den Ton anzugeben und die Intonation zu erleichtern. Und im 16. Jahrhundert war es auch in der evangeliſchen Kirche kaum anders: „Das 16. Jahrhundert und die erſten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts zeigen uns alle die Formen, die wir betreffs der Anwendung der Orgel in dem Gottesdienſte der römiſchen Kirche fanden. In ſteigendem Maße wird der Figuralgeſang mit Beifügung der Orgel gepflegt, der Gemeindegeſang wird mehr und mehr dadurch zurückgedrängt. Soweit aber der letztere noch ſein Recht ausübt, bleibt er unabhängig von der Orgel oder die Orgel ſteht zu ihm nur inſofern in Beziehung, als ſie teils die Melodie des zu ſingenden Liedes vorſpielt, teils auch hie und da an Stelle der Gemeinde tritt und einen Vers allein ſpielt.“ Indem der Gemeindegeſang immer mehr an muſikaliſcher Selbſtändigkeit verlor, ſo daß er ſchließlich nur als cantus firmus, als gegebene Melodie dem Chorgeſang und dem Orgelſpiele ſich wieder einfügen konnte, öffnet ſich gerade damit der Weg, auf welchem der Gemeindegeſang wieder zur Selbſtändigkeit gelangen und in der Orgel jene Dienerin erhalten ſollte, „die ihm durch die Begleitung einen feſten Halt und Stützpunkt bietet.“ Einen wichtigen Schritt nach vorwärts that der Leipziger Thomaskantor Schein, der in ſeinem 1627 erſchienenen Cantional den einfach harmoniſchen Chorgeſang auf die Orgel übertragen hatte. Damit iſt nun allerdings die Thatſache der Orgelbegleitung noch nicht ausgeſprochen, „aber ſie liegt nahe, da ein bloßes Spiel des einfachen harmoniſchen Satzes ſeitens der Orgel ohne Geſang doch allzu nüchtern erſcheint. Um ſo mehr werden wir gerade dieſe Form bei ihm als Begleitung des Gemeindegeſanges anſehen dürfen, als er öfters dieſen Kompoſitionen andere beifügt unter dem Titel: Vorſtehende Melodey in Contrapuncto composito d. h. figuriert, Kompoſitionen, welche für das alleinige Spiel der Orgel beſtimmt zu ſein ſcheinen. . . In dieſer einfachen harmoniſchen, nicht figurierten Form der Begleitung iſt demnach die Orgel im 17. Jahrhundert als Begleitinſtrument in Gebrauch gekommen.“ Eine ganze Anzahl geſchichtlicher Zeugniſſe ſind der geiſtvollen und feſſelnden Darſtellung des Verfaſſers einverleibt. Die Schrift wird nicht nur dem gelehrten Muſiker, ſondern auch dem Theologen reiches Intereſſe gewähren.

Lettiſche Lieder.

Heinrich Zöllner, der treffliche, hochbegabte Komponiſt, hat ſoeben eine Sammlung: Lettiſche Volkslieder für eine mittlere Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte als op. 58 im Verlage von Fr. Kiſtner in Leipzig herausgegeben. Es ſind feinſinnige und originelle Stücke, die das Gepräge eines eigenartigen Ausdrucks tragen und eine reiche Empfindungsſkala durchlaufen. Das erſte Lied: „Auf der Roßweide“ leitet den Cyklus vielverſprechend ein; die graziöſe Führung der Singſtimme unterbricht das Klavier mit Trillern und Figuren voll ſüßer Lenzeswonne. Wunderſchön iſt in dem Stück: „Die Sonne und das Waiſenmädchen“ die Stelle „ich allein, ich ſchaue ſie“ u. ſ. w. Das klingt ſo troſtvoll, und das fortklingende h in der rechten Hand gibt in Verbindung mit den weichen Akkorden eine bezaubernde Stimmung. Schwermütig und ſchmerzdurchtränkt gleitet das folgende „Thränen“ dahin; um ſo heiterer und anmutiger gibt ſich das mit „Erhörung“ überſchriebene Liedchen, ein allerliebſtes, köſtliches Ding; auf derſelben heiteren Grundton ſind geſtimmt Nr. 6 „Das Rößlein am Fluſſe“ und Nr. 13 „Das hochgemute Dirnlein.“ In dem erſteren ſpringen die Baßtriolen im zierlichen Galopp dahin. Sie müſſen in ſauberſtem Staccato vorgetragen werden, und die Singſtimme mag ſich bei der Ausſprache der plappernden Achtel größter Klarheit der Textbehandlung befleißen. Humor und Friſche verlangt auch das letzte Lied: es iſt ſo drollig, wenn erſt das hochgemute Dirnlein mit ſtolzem ritterlichen Rhythmen geſchildert wird, daß man glauben könnte, es wäre ein Edelfräulein, während es endlich an den Tag kommt, daß das hochgemute Dirnlein Ferkelchen hütet. Sehr ernſt und fein empfunden ſind die Lieder „Das arme Kind,“ „Auf der Mutter Grab“ und „Schmerz.“ Gemütvoll ſchildernd geben ſich das mit Schubertſchen Farben gemalte „Glück“ und das als Zwiegeſpräch gedachte „Ich käme gern,“ während Nr. 10, „Komm, teure Maid“ leidenſchaftliche Accente anſchlägt. Die Lieder verlangen eine Stimme, die mehr in der Tiefe als in der Höhe ausgiebig iſt; einen beſonderen Reiz werden ſie dort gewähren, wo ein Sänger und eine Sängerin ſich in die Ausführung teilen. Die ſchönen und durch edlen Stimmungsgehalt hervorragenden lettiſchen Volkslieder werden überall einen freudigen Willkomm finden. Der Band koſtet 3 Mark.

Ehret das Harmonium!

Das Harmonium, dieſe würdigſte, edelſte und doch beſcheidenſte Tochter der Königin aller Inſtrumente, der Orgel, darf ſich rühmen, neuerdings der Gegenſtand erhöhten Intereſſes geworden zu ſein. Es gibt doch in Wahrheit kaum ein zweites ſo ſeelenvolles, gemütreiches und ſeine hehren Zwecke beſſer erfüllendes Hausinſtrument. Trotzdem begegnete man dem Harmonium noch immer mit einer auffallenden Gleichgültigkeit, mit einer geringeren Wertſchätzung, wie z B. dem Klavier, aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem Grunde, weil man der irrigen Anſicht iſt, daß auf dem Harmonium nichts weiter wie einige getragene Stücke, Präludien und Choräle geſpielt werden können, daß es alſo zur Wiedergabe von Sonaten, Konzertſtücken, Ouvertüren u. ſ. w., die eine größere Bravour, eine größere Vollkommenheit in der Ausführung von Läufen, Trillern, Stakkati und dergl. erfordern, nicht geeignet ſei. Bei den älteren Inſtrumenten mag das ja der Fall geweſen ſein; doch die gegenwärtig gebauten Harmoniums bieten eine Mannigfaltigkeit in Ton und Charakter, die geradezu bewundernswert iſt. Die Errungenſchaften der Technik auch in Bezug auf den Bau von Inſtrumenten ſtellen das Harmonium vollkommen den anderen Soloinſtrumenten an die Seite, ſo daß auch der Virtuoſität durchaus keine Grenzen mehr gezogen ſind. Doch nicht nur als dem weihevollſten und idealſten Hausinſtrument, mit deſſen Einführung allein ſchon ein hoher, veredelnder Geiſt in jedes Haus einzieht, möchte ich dem Harmonium hier das Wort reden, ſondern in gleicher Weiſe auch in Bezug auf ſeine Verwendung als Konzertinſtrument in Verbindung mit andren, alſo mit der Geige, dem Cello u. a. m., wodurch es ein Orcheſter im kleinen repräſentiert, deſſen zauberiſch machtvolle Klänge jedes Ohr in Entzücken verſetzen.

Ich möchte alſo allen Frauen das Studium des Harmoniumſpiels aus ganzer Seele empfehlen. Sie werden in dieſem edlen Inſtrument nicht allein eine ernſte, ideale Freundin für das Leben finden, ſondern auch durch den noch ſehr wenig verbreiteten Unterricht im Harmoniumſpiel pekuniäre Vorteile erzielen. **Ge.**

Vermiſchtes.

Die Komponiſtinnen. Ein amerikaniſcher Schriftſteller hat ſich die Mühe gegeben, alle Muſikkataloge ſeit 1875 daraufhin durchzuſehen, welchen Anteil die Frauen an der kompoſitoriſchen Arbeit der ganzen Erde haben. Er hat eine Liſte von 153 muſikdramatiſchen Schöpfungen (Opern, komiſche Opern und Operetten, Legenden, Oratorien), die von Frauen herrühren, zuſammengebracht. Von dieſen 153 Werken entfallen 87 auf Franzöſinnen, 34 auf Italienerinnen, 20 auf Deutſche, 7 auf Engländerinnen, 2 auf Holländerinnen, je eins auf eine Ruſſin, Spanierin und Schwedin.

Antwort

an „eine getreue Daheimleſerin“ in Nr. 4, „Harmonium-Quietſchen“ betreffend.

Seit 23 Jahren befindet ſich auf unſrem Familiengute ein Harmonium von Schiedmayer, Stuttgart, welches, heute noch vorzüglich im Tone, an zahlloſen muſikaliſchen Familien-Abenden (in Gemeinſchaft mit Klavier, Violine, auch Geſang) ebenſo wie bei den großen Weihnachtsbeſcherungen der Dorfkinder als Orgel, vorzügliche Dienſte geleiſtet hat und noch leiſtet. Dies ſomit ſich allmählich zu einem lieben Familienſtücke herausbildende Inſtrument hat nun lange Zeit dieſelben Quietſchmucken gehabt, wie die von Ihnen geſchilderten und faſt genau dieſelben Stadien an Kurverſuchen durchgemacht mit genau denſelben Mißerfolgen. Da ſollte ſich endlich das Sprichwort von dem Verſtande des Verſtändigen und dem kindlichen Gemüte bewahrheiten. Nachdem verſchiedentlichſte Gelehrte und ſogenannte Sachverſtändige das Quietſchleiden vergeblich zu heben verſucht hatten, gelang es meinem Burſchen, der ſich weidlich mit gleichen Verſuchen herum geplagt hatte, den Quietſchbacillus zu entdecken: Der Dorn, d. h. der kurze eiſerne Stift, welcher die Achſe bildet für die beim Treten ſich mäßig hin und her drehende Welle, war um ein Weniges verbogen, anſcheinend durch den langen Gebrauch. Leider habe ich das Inſtrument nicht vor mir, ſonſt würde die Beſchreibung verſtändlicher ausfallen; es befindet ſich aber auf dem Lande, und ich ſchreibe dies in meiner Garniſon aus der Erinnerung. Es handelt ſich, wenn ich nicht ſehr irre, um einen Stift, welcher in der Hinterwand des Inſtrumentes ſein Lager hat und von außen erkennbar iſt. Wir nahmen nach gemachter Entdeckung den Stift ohne Schwierigkeit mit der Zange heraus, klopften ihn fein ſäuberlich recht gerade, dann brachten wir ihn wieder an ſeine Stelle, ſetzten alles wieder hübſch zuſammen und triumphieren heute noch, daß nunmehr zwei Jahre lang keinerlei Quietſchſchmerzen eingetreten ſind. Sollte dies Rezept nicht auf die richtige Spur führen, d. h. die Beſchreibung über den Sitz des Bacillus nicht genügen, ſo bin ich auf desfalſige Notiz an gleicher Stelle gern bereit, die Sache bei meinem nächſten Beſuche des Gutes (etwa in 14 Tagen) genauer feſtzuſtellen.

General v. F.

Unterzeichneter beſitzt ſeit 12 Jahren eine reizende amerikaniſche Eſtey-Orgel von Merhaut in Leipzig, an welcher ſich in dieſem Jahre dasſelbe Quietſchübel an einem Tritte einſtellte. Alles Einſchmieren von Fett und Seife half nichts. Ein alter Praktikus nahm nun gewöhnliches Petroleum, beſtrich mittels eines Federkiels die verroſteten Stellen, und ſiehe da, innerhalb einer Minute war und iſt das Quietſchen bis heute beſeitigt.

Aber pardon, gnädige Dame! Mittels der „neumodiſchen“ Knieſchweller vermag man ein unübertreffliches Crescendo und Decrescendo wie auf keinem andern Inſtrumente hervorzubringen, und der ſanfte Ton einer Cottage-Orgel iſt doch zum Herzen gehend!

H. E.

Redaktionspoſt.

F. Gr. in Münchenberg. Leichte Stücke für Violoncello mit Klavierbegleitung haben Weiß, Siedentopf u. a. geſchrieben. Vielleicht entſpricht Ihnen „Lindner: Erholung für den jungen Violoncelliſten.“ Laſſen Sie ſich die Stücke zur Anſicht kommen.

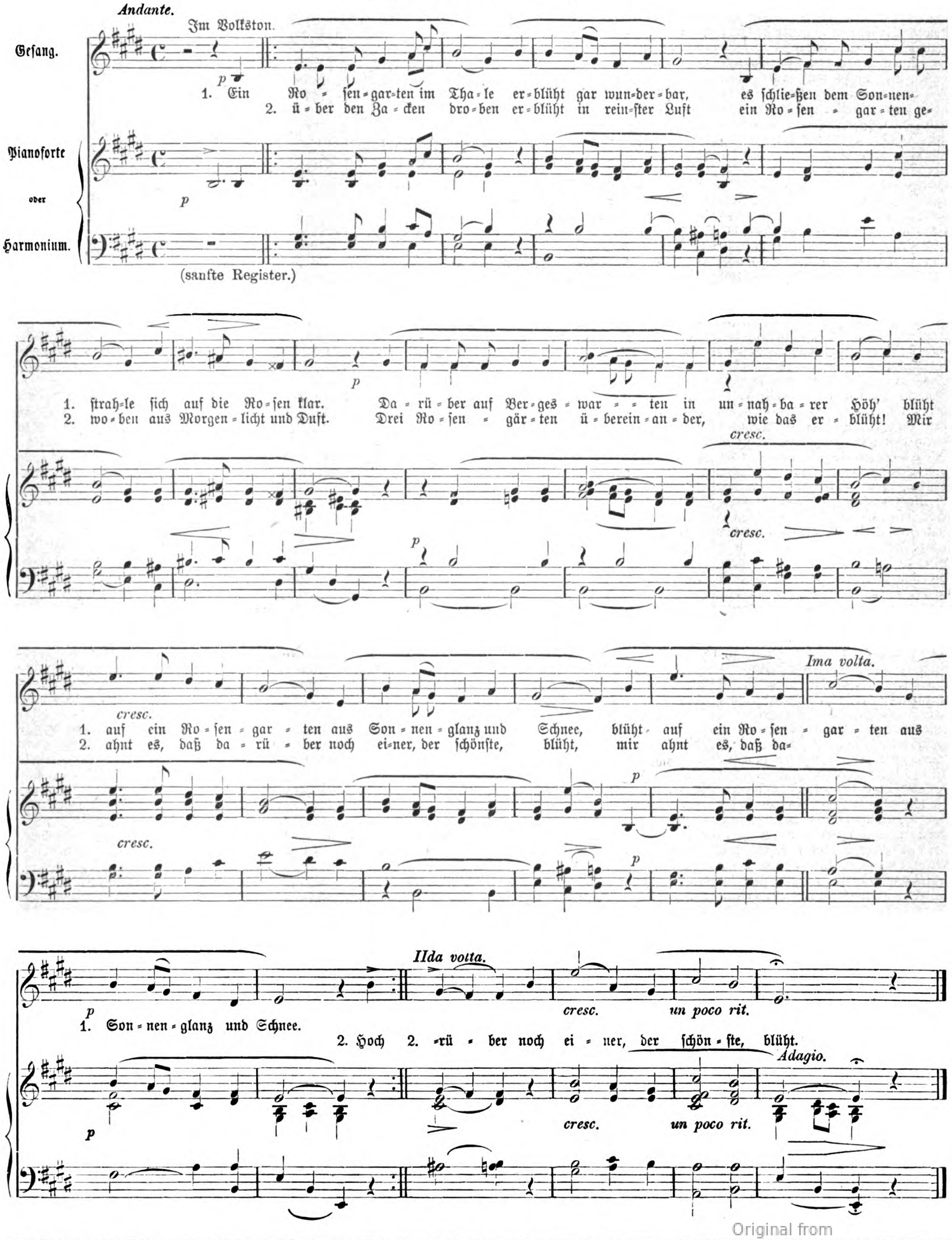
P. Sch. in Berlin. Ihr Wunſch wird ſich ſchwer erfüllen laſſen. Die Litteratur iſt nach dieſer Seite hin ziemlich unergiebig. Weitere Sammlungen im Stile der allerdings vortrefflichen „Chriſtbilder“ von Kipke hat veröffentlicht: K. Seiffert, 2ſtimmig mit Pianobegleitung (Verlag von Haake in Bremen, Mk. 1,50); Odenwald (3ſtimmig) und Heim werden in ihren Werken gewiß manches bringen, das ſich Ihrem Zwecke anpaßt.

Hausmuſik.

Drei Roſengärten.

Gedicht von J. Trojan. Komp. von Ad. Fritz.

(Vergl. Daheim 28. Jahrgang, Nr. 43).


Andante.
Im Volkston.
Geſang.
Pianoforte
oder
Harmonium.
(sanfte Register.)
p
1. Ein Ro = ſen=gar=ten im Tha=le er=blüht gar wun=der=bar, es ſchlie=ßen dem Son=nen=
2. ü = ber den Za = cken dro=ben er=blüht in rein=ſter Luft ein Ro = ſen = gar = ten ge=
1. ſtrah=le ſich auf die Ro=ſen klar. Da = rü = ber auf Ber=ges = war = = ten in un=nah=ba=rer Höh' blüht
2. wo=ben aus Morgen=licht und Duft. Drei Ro = ſen = gär = ten ü = berein=an=der, wie das er = blüht! Mir
cresc.
1. auf ein Ro = ſen = gar = ten aus Son = nen = glanz und Schnee, blüht auf ein Ro = ſen = gar = ten aus
2. ahnt es, daß da = rü = ber noch ei=ner, der ſchönſte, blüht, mir ahnt es, daß da=
Ima volta.
1. Son = nen = glanz und Schnee.
IIda volta.
2. Hoch 2. =rü = ber noch ei = ner, der ſchön = ſte, blüht.
un poco rit.
Adagio.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

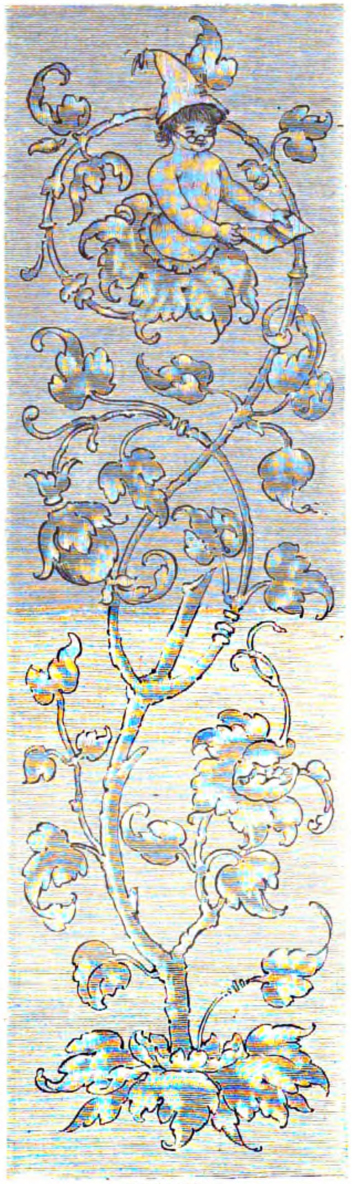
Wie arm wir ſelber auch begabt, —
Mehr hält der Ölkrug, als wir denken!

Wer ſelber niemals Glück gehabt
Kann doch ſo ſehr viel Glück verſchenken!

Die Mode als Wohlthäterin.

Kann die Mode das ſein? — O, ja, — ein Teil der Induſtrie lebt von der Mode, und tauſende fleißiger Hände verdienen durch die raſch wechſelnde Mode den Lebensunterhalt. Begünſtigt wird aber durch die Laune der Herrſcherin Mode bald dieſer, bald jener Induſtriezweig, bald dieſe, bald jene Arbeit der Hände oder der Maſchinen. Wohl dieſen, aber wehe den Vernachläſſigten! Möchte es dieſen Zeilen geſtattet ſein, nicht bloß Betrachtungen hierüber auszuſprechen, ſondern an die Herzen der deutſchen Frauen zu appellieren, in einem beſtimmten Falle dadurch wohl zu thun, daß ſie helfen einen Stoff zur Mode zu erheben, der — außerdem allen gut kleiden wird. Es handelt ſich um den Sammet, um dieſes weiche, köſtliche Gewebe, das als Ausputz jedes Kleidungsſtück hebt, für Jugend und Alter paßt, je nach ſeiner Anwendung, bei dunkeln wie hellen Stoffen, zu ſchweren wie leichten Geweben, einen feinen Ausputz abgeben kann, und — wenn auch bei der Anſchaffung nicht billig, doch durch den lange möglichen Gebrauch ſich billiger ſtellt, als eine Menge von Poſamenten u. dgl. Nicht der Velvet, der allerdings zu großer Vollkommenheit gelangte Baumwollenſammet, welcher aber doch ein ſchlechtes Ende nimmt, ſondern der echte, ſchöne Seidenſammet iſt hier gemeint. Unſere heimiſche Sammetfabrikation, beſonders rheiniſche, liegt ſchwer darnieder, in Städten, wie Krefeld, iſt Jammer und Elend eingekehrt, und gerade Frauen, fleißige, deutſche Frauen, ſind es, die vergeblich nach der gewohnten Arbeit ausſchauen, welche ihnen ſonſt auskömmlichen Verdienſt brachte. Es wird nicht not thun, einzelne Bilder der Sorge und des Mangels aus jenen Arbeiterfamilien vorzuführen, denn leicht iſt's, ſich auszumalen, wie es ſein muß, wenn die Fabriken halb oder ganz ſtille ſtehen. Die Fabrikbeſitzer können ſolche ſchwere Zeit eher aushalten, als Leute, die von der Hand in den Mund leben, denn Jahre mit Verluſt werden wieder aufgewogen durch ſolche mit reichem Gewinn, und mancher menſchenfreundliche Fabrikherr läßt, ſolange es geht, auch ohne Abſatz einen Teil ſeiner Arbeiter weiter arbeiten, das findet aber bald ſeine Grenze. Auch die Seidenfabriken leiden unter dieſer Zeit, doch iſt die Seide nicht im ſelben Maße abhängig von der Mode, weil viele Dinge ſtets aus Seide verfertigt werden, wie Schnuren, Krawatten, Schürzen u. ſ. w. Alſo die Bitte an die deutſchen Frauen: „Traget Sammet!“ Einige Tonangebende laſſen ſich die nächſten neuen Kleider mit Sammet beſetzen, reichlicher, wer es kann, einfacher, wer einfach ſein will oder muß, und die übrigen machen es nach, und auch die Nichttonangebenden verſuchen es ohne Mode; die eine thut es, die andere findet es hübſch und ahmt nach, und ſo geht es weiter. Sind auch derer nicht allzu viele, welche die vornehm elegante Sammetrobe tragen können und dürfen, aber einen Umhang können ſich ſchon manche erlauben, und wenn ein ſolcher Jahre lang gedient hat, dann verarbeitet ſich der Sammet immer noch zu anderem hübſch und nützlich und iſt faſt unverwüſtlich. Ein Sammetpaletot hatte 20 Jahre treu gedient u. exiſtiert nun aufgefärbt und gepreßt, als hübſche Sammettaille zu mancherlei Röcken getragen, und niemand wird das hohe Alter ahnen, ſo gut hat ſich der edle Sammet gehalten. Ein Jäckchen aus ferner Jugendzeit hat einen guten Winterhut gegeben, und eine Garnitur ſchmückt zum drittenmal ein Kleid. So gäbe es zahlloſe Beiſpiele von der haltbaren Nützlichkeit des Sammets. Wer alſo auf den Sammetumhang verzichten muß, kann doch ſicher ſich bald ein Kleid mit Sammet ausputzen, oder ausputzen laſſen, den Hut damit garnieren. Nichts verbreitet ſich raſcher als eine neue Mode; laſſet uns jetzt Sammet zur Mode machen, liebe Mitſchweſtern, da und dort; helfet, jede an ihrem Teile dieſe augenblicklich notwendige Wohlthätigkeit üben — durch die Mode.

Eugenie Tafel.



Buchzeichen.

Malerei in Waſſerfarben (braun und oliv) auf weißem, oben u. unten ausgefranztem Seidenband.

Nützliche Geſchenke für Kranke.

Was ſollen wir unſeren lieben Kranken wohl zur Freude in ihr Zimmer legen? Womit ihre Wände ſchmücken? In erſter Linie wird hier das Leuchtkreuz zu nennen ſein, welches in dunkler Nacht ſich mit wundervollem Glanz von der Wand abhebt und wirklich dazu angethan erſcheint, das Kreuzesbild des Erlöſers in unſer mattes und krankes Herz zu drücken.

Vielen Kranken wird auch ein Korb oder eine Taſche willkommen ſein, welche, am Betttiſchchen aufgehangen, alle die kleinen Dinge beherbergt, welche im Krankenzimmer ſo oft nötig ſind und ſich im Bett zu leicht verlieren. Hier haben ein Reſerve-Taſchentuch oder auch deren mehrere, eine Schere, ein Scheitelkamm ſeinen Platz. Hier birgt man das Halstuch oder ein leinenes Tuch für einen feuchten Umſchlag.

Der ſo nützlichen Schlummerrollen thaten wir ſchon früher Erwähnung und bemerken nur noch, daß leinene Überzüge dafür, weil ſehr kühlend, beſonders praktiſch ſind. Andere kleine viereckige Kiſſen oder ein Schlummerpuff, mit denen die Lage des Kranken leicht zu verändern iſt, ſind ebenfalls immer willkommen. Beſonders im Kreuz bedürfen Kranke ſo oft einer Stütze.

Wer ſeinen lieben Kranken eine beſondere Freude bereiten will, laſſe an ihrem Bett eine elektriſche Klingel anbringen, welche an langer Schnur einen birnenförmigen Knopf trägt. Dieſer Knopf wird, ſo oft man genötigt iſt, den Kranken allein zu laſſen, auf ſein Bett gelegt. Durch einen leichten Druck auf beſagten Knopf iſt der Kranke jederzeit imſtande, Hilfe herbeizurufen, wenn er deren bedarf, ohne ſich aufzurichten, ja faſt ohne ſich zubewegen.

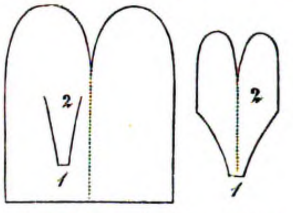
L. v. B.-H.

Allerlei für Armenbeſcherungen.

(An **A. S.** in **Hamburg.**)

Jede Hausfrau hat wohl in ihrem Vorrat an übrigen Stoffreſten ſo manches Stück derben Tuches und Parchent, das ſich zu warmen Handſchuhen für Arme eignet. Ich hoffe, mit ſolchen Handſchuhen manchem Armen wohl zu thun. Für meine lieben Mitſchweſtern aber, die mir dabei helfen wollen, füge ich den Schnitt und die Beſchreibung bei. Beide Schnitte werden in zwei Exemplaren von Oberſtoff und Futter geſchnitten, dann wird das große Teil, der Rumpf des Handſchuhes, zuſammengelegt und ſo genäht, daß am Oberſtoff die Nähte links und am Futter rechts ſind. Nun wird nach Angabe der Zeichnung das Daumenloch zugeſchnitten, doch ſo, daß das ausgeſchnittene Läppchen am Handſchuh ſitzen bleibt und, nach Angabe der Zahlen in den Daumen, welche der kleine Schnitt zeigt, hineingefügt wird. Nachdem nun beide Teile, Oberſtoff und Futter, jedes für ſich fertig geſtellt ſind, werden ſie ineinander geſchoben, unten herum mit Plüſchreſten oder Schrägſtreifen eingefaßt, und der Handſchuh iſt fertig.

Schweſter Herta.



Gehäkeltes Kindermützchen. Von roter Zephyrwolle häkelt man, mit drei Maſchen beginnend, immer in feſten Maſchen eine runde Fläche; man muß beim Zunehmen darauf achten, daß dieſelbe glatt bleibt. Hat man ungefähr 30 cm im Durchmeſſer, ſo häkelt man ein hübſches Spitzchen herum, auch genügen einigemal Bogen. Nun teilt man ſich dieſe runde Fläche in drei Teile. Zwei Drittel davon legt man in fünf gleichmäßige Falten und garniert ſie mit einer Schleife, das letzte Drittel bleibt glatt und umſchließt den Hinterkopf des Kindes. Bindebänder in der Farbe der Schleife vervollſtändigen das Mützchen. Sehr hübſch macht es ſich in weiß und blau; will man es praktiſcher haben, ſo wäre rot zu empfehlen.

Spielzeug für Babys.

Unter den vielen niedlichen Spielſachen für unſere Kleinſten dürfte das unten beſchriebene, aus Amerika ſtammende, wohl noch wenig bekannt ſein. Ein Ring aus Knochen hält an einer gehäkelten Schnur einen aus Watte, mit Strickarbeit umhüllten Ball, durch deſſen Mitte zwei Gummifäden kreuzweiſe gezogen ſind, die an ihren vier herunterhängenden Enden vier kleinere beſtrickte Bälle tragen. Hält man dieſes Spielzeug am Ringe dem Kinde hin, ſo greift es nach einem der unteren Bälle und zieht denſelben an ſich, wobei der gegenüber befeſtigte bis an den großen Ball gezogen wird. Sobald das Kind den feſtgehaltenen Ball losläßt, ſchnellt jener in die Höhe, was den Kleinen jedesmal unendliche Freude macht. Man fertigt den großen Ball von 12 cm, die vier

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

kleineren von je 6 cm Umfang an, alle mit Leinwandüberzug; alsdann bekleidet man alle fünf mit leichter Strickarbeit aus Zephyrwolle. Jeder der vier kleinen Bälle erhält eine möglichſt giftfreie Farbe: grau, rot, lehm und blau, in der Umkleidung des großen Balls ſind abwechſelnd alle vier Farben vertreten, die je durch ſchwarze Streifchen unterbrochen werden Zuletzt zieht man zwei Gummifäden von je 40 cm Länge durch die Mitte des größten Balles (kreuzweiſe), an deren Enden die vier kleinen befeſtigt werden. — Manches Backfiſchchen wird vielleicht dieſes einfach herzuſtellende Spielzeug als kleine Weihnachtsarbeit für das jüngſtgeborene Brüderchen oder Schweſterchen arbeiten. **C. R.**

Puppen-Ausſtattungs-Kaſten.

Ein Weihnachtsgeſchenk für heranwachſende Mädchen.

Wenn unſre Töchter das Alter von 12—15 Jahren erreicht haben, ſo entſteht in ihrem Innern meiſt ein gewiſſer Zwieſpalt. Sie möchten wohl noch gern ſpielen, ach und ſolche Kugelgelenk-Puppe iſt doch auch gar zu ſchön! Auf der anderen Seite aber empfinden ſie auch ſchon etwas von dem Drang, ihre Fähigkeiten auszunützen, ſie verſpüren die Luſt in ſich, etwas vor ſich zu bringen, die Hände für nützliche Dinge zu regen, am liebſten, etwas für das teure Puppenkind ſelbſtändig anzufertigen. Glücklich dann die Mutter, die beiden Regungen ihres Lieblings gleichmäßig gerecht zu werden verſteht. Ein Kind ſoll ſpielen, und ein heranwachſendes Mädchen kann ſich nicht früh genug in Handfertigkeiten mit der Nadel üben. Dieſem doppelten Zweck entſpricht ein ſolcher Puppen-Ausſtattungs-Kaſten, wie wir ihn heute beſchreiben. — Vom Buchbinder läßt man eine große Schachtel von 40 cm Breite, 54 cm Länge und 20 cm Höhe anfertigen, deren Deckel nicht überzugreifen, ſondern nur aus einem glatten Pappſtück zu ſein braucht. Innen und außen iſt ſie mit zartem, geblümten Satin oder Kattun bezogen, während 30 cm lange, an dem Deckel und der Schachtel befeſtigte ſeidene Bänder das Zurückfallen des Deckels verhüten. Innen iſt die Schachtel in lauter größere und kleinere Fächer abgeteilt. In der Mitte befindet ſich das größte und darin die Puppe, der die ganze Ausſtattung gelten ſoll. Man muß das Porzellan- oder Wachskind natürlich, ehe man die Schachtel beſtellt, kaufen, um die Größe des mittelſten Faches danach zu beſtimmen. Schon oft haben wir in Läden hübſche Käſten, Körbe und Kofferchen ausgeſtellt geſehen, die eine vollſtändig angezogene Puppe und noch eine Menge anderer fertiger Kleidungsſtücke bargen. Hier hingegen ſoll unſer Töchterlein ſelbſt für dieſes Puppenkind ſorgen, ihm eine Ausſtattung nähen, es ſoll es ankleiden vom Kopf bis zum Fuß, vom inwendigſten bis zum äußerſten Gewand. Daher liegt die Puppe auch nur ganz notdürftig bekleidet auf dem Bettchen mit dem Kopfkiſſen und der blauen Atlasſteppdecke. Doch nein, es liegt noch nicht im fertigen Bett; jetzt beim Herausnehmen bemerken wir, daß die Kiſſen des Lagers noch nicht genäht, ſondern vorläufig erſt gefaltet ſind. Unſer Töchterchen muß nun erſt die Bezüge zuſammennähen, die Steppdecke in Quadrate ſteppen, wie bereits geheftet. Knöpfe und Bänder zum Schließen, ein Zwiſchenſatz und blaue Seide für die Steppdecke liegen ſauber zuſammengewickelt dabei. — Was muß das für ein reizendes Arbeiten werden, wenn alles ſo ſchön vorgerichtet bereit liegt! Doch ſehen wir uns erſt weiter um. Links neben dem Mittelfach ſchimmert es weiß; da liegen ſämtliche zugeſchnittene Teile zu einem Hemdchen, zu einem Paar Höschen, jedes einzeln mit allen möglichen Zuthaten zuſammengebunden; an beiden ſind bereits alle Nähte, ſo weit es möglich, geheftet oder wenigſtens eingebogen. Eine angefangene ſchmale Häkelſpitze mit dem Garn dazu ſchaut aus dem einen Packetchen, ein einfacher begonnener Weißſtickereiſtreifen, der kraus an das Beinkleid genäht wird, wie wir an dem einen fertigen Bein erſehen, blickt aus dem anderen hervor, ebenſo auch die nötigen Bänder und Knöpfe. Im nächſten Fach liegt ein zugeſchnittenes weißes Flanellröckchen mit vorgezeichneten Languettenbogen am Saum, von denen zwei ſchon fertig in blauer Wolle ausgeführt ſind; blaue Wolle, Gurtband, Haken und Öſen ſind beigefügt. Im nächſten liegt wieder ein Unterröckchen, diesmal aber iſt es aus weißem Shirting geſchnitten, die dabeiliegende weiße Stickerei ſoll als Volant unten angeſetzt werden. Aus dem nächſten, etwas größerem Fach ſehen wir es ſchon bunt entgegenleuchten; es enthält den Stoff zu zwei Kleidern, eins iſt aus rotem Plüſch. O, wie reizend ſehen all die kleinen Stoff- und Futterteile, die goldenen Knöpfchen, die Schnur zum Stoß, die kleine, in goldgelber Seide begonnene Stickerei, das Band zur Schärpe und die vorzüglich dazu paſſende Näh- und Knopflochſeide aus. Man möchte ſich am liebſten gleich darüber machen! Darunter liegt noch 1 m himmelblauer Stoff, glatt zuſammengefaltet, aus dem die kleine Schneiderin ſelbſt nach den gegebenen Muſtern das Kleid zuſchneiden wird; dazu weiße Tüllſpitze und winzige „ſüße“ Perlmutterknöpfchen. — Aus einer anderen Abteilung ragen lange Nadeln heraus, richtig, es iſt ein Strickſtrümpfchen und ein fertiger Maßſtrumpf dabei. Daneben liegen ſogar zwei Paar angefangene Schuhchen, einer aus Wolle gehäkelt, der andere aus dunklem Tuch mit Seide geſtickt, von jedem Paar iſt einer ganz fertig, während der andere Tuchſchuh um die nötige Seide gerollt und der Häkelſchuh Nr. 2 bis zur halben Sohle gediehen iſt. Wie nett ſehen die Seidendöckchen aus dem Packetchen hervor! In noch einem anderen Fach befindet ſich ein Schürzchen mit angefangener Kreuzſtichbordüre; rotes und blaues Stickgarn, Schnur und Pompons liegen dabei. In Zephyrwolle weiß und roſa gehäkelt liegt daneben eine reizende Arbeit, das ſoll ein Jäckchen werden! — Was nur alles das Püppchen gebrauchen kann, gibt's in dieſem wundervollen Kaſten, ein Nachtjäckchen, einen Shawl, ein Bademäntelchen aus Frottirſtoff, eine Badekappe, eine Serviette, einen geſtickten Serviettenring, einige Taſchentücher, eine kleine Kapotte, Gamaſchen, ein Umhängetäſchchen u. ſ. w. Alles gerade nadelrecht, daß man am liebſten ſofort die dabeiliegenden, mit blauem Bändchen gebundenen Zuthaten nähme und begönne. Alle nötigen Nähutenſilien ſind auch vorhanden. Im Deckel des Kaſtens iſt ein kleines gepolſtertes Kiſſen angebracht, das voller Steck-, Näh-, Stopf- und Sticknadeln ſtrotzt. Außerdem finden wir dort durch Gummiband feſt gehalten, alles Übrige, wie Fingerhütchen, Schere, verſchiedene ſtarke Häkelhaken, weißes und ſchwarzes Garn, Hanfzwirn, ja ſogar ein winziges Alphabet in Schablonen und feines rotes Stickgarn dazu, um die Wäſcheſtücke gleich zu zeichnen. — Wir kennen ein dreizehnjähriges Mägdlein, das ſolch einen Kaſten zu Weihnachten erhielt. Ihr Entzücken war endlos, immer wieder fiel ſie der geliebten Mutter um den Hals und dankte ihr für dieſe übergroße Freude, für den „wonnigen“ Puppenkaſten.

Gertrud von Sydow.

Handarbeit.

Goldſtickerei. Ein hübſcher Gegenſtand von Sammet, Atlas oder Plüſch, mit Goldſtickerei verziert — was gibt es wohl Eleganteres? Früher ſtickte man goldene Ornamente mühſam mit den feinſten glatten Metallfäden; jetzt gibt es hundert und hundert Arten von glänzendem, ſchillerndem, glattem und krauſem Material; man näht die ſchönen Fäden leicht auf, ſtatt ſie mühſam durch den Stoff zu führen. Welche reizenden Effekte laſſen ſich da mit ganz wenig Mühe erzielen! Ich hatte kürzlich eine allerliebſte Anleitung zu allen Arten von Goldſtickerei in Händen; ſie gehörte zu einem mit allen Sorten von Goldfäden gefüllten Arbeitskaſten. Derſelbe iſt durch die Verlagsbuchhandlung von Fr. Ebhardt in Berlin W. 62 zu beziehen; ſein Inhalt reicht zu hunderten von ſchönen Stickereien. **E. v. M.**

Frauen-Büchertiſch.

Ein hervorragend ſchönes Weihnachtsgeſchenk für unſere Frauen bietet die Verlagshandlung von Otto Brandner in Dresden in dem edlen Prachtwerk: „Das Weib,“ zwei Vorträge von Adolph Monod („Des Weibes Beruf“ und „Das Leben des Weibes“), deutſch von A. v. Bülow, mit 8 Kompoſitionen in Kupferdruck von Prof. Paul Mohn. — Das Buch iſt mit echter Religioſität und Moral durchtränkt; — wer fühlt ſich zu dieſen leuchtenden, von Mohns Meiſterhand ſo ideal dargeſtellten Frauengeſtalten, deren Reigen Tabea anführt und die hochherzige Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode beſchließt, nicht hingezogen? Wir wünſchen dem Buch, ſchon um ſeiner ernſtſchönen Bilder wegen, die weiteſte Verbreitung. (Preis 15 Mark.)

Unter den vielen neuen Koch- und Wirtſchaftsbüchern, die der Weihnachtsmarkt bringt, erwähnen wir vor allem die neue verbeſſerte und elegant ausgeſtattete Ausgabe der unübertrefflichen Davidis (Velhagen & Klaſing), ſodann das gleichfalls in neuer (15.) Auflage erſchienene treffliche Wirtſchafts- und Haushaltungswerk „Die Hausfrau“ von derſelben Verfaſſerin. (E. Twietmeyer, Leipzig.) Ein ſehr empfehlenswertes Buch iſt auch das „Koch- und Wirtſchaftsbuch der deutſchen Hausfrau“ von Karoline von Frieſen, Verlag von Felix Bagel in Düſſeldorf. Jungen Landwirtinnen ſei empfohlen das von tüchtigem, praktiſchem Wiſſen erfüllte Werk: „Die praktiſche Landwirtin“ von Minna Peterſen (Berlin, Bado Grundmann). Preis 4 Mark.

Ein wunderhübſches und vorzügliches neues Wirtſchaftsbuch hat unſere werte Mitarbeiterin, Frau Luiſe Holle (die Bearbeiterin des Davidis'ſchen Kochbuches) bei Creutz in Magdeburg unter dem Titel: „Die Herrin im Hauſe“ erſcheinen laſſen. — Auch ein paar alter Freunde ſei erinnert: des zierlichen Trowitz'ſchen Damenkalenders und des bei unſerer leſeluſtigen Jugend ſo beliebten, von Dora Dunker herausgegebenen „Jugendkalenders „Das Bunte Jahr,“ der mit jedem Jahr hübſcher wird und von ſeinem neuen Verleger (F. Fontane, Berlin) diesmal mit beſonders flottem Gewande ausgeſtattet wurde. Da wir auf Jugendbücher zu ſprechen kommen, ſei noch ein allerliebſtes Buch warm empfohlen: „Wunderhold“ von Georg Bötticher, mit Aquarellen von Eugen Klimſch. (Hermann Meidinger, Berlin.) Sechs heitere Märchen in Reimen. — Wer möchte die lieben alten Grimmſchen Märchen ſich nicht noch einmal in ſo flotten herzigen Verſen vorerzählen laſſen? — Mütter und Kinder werden dies Buch lieb gewinnen.

Für die Küche.

Backwerk für Weihnachten.

Schokolademuſcheln. 8 Eiweiß werden mit 1 Pfd. Zucker und etwas Vanillezucker 1 Stunde gerührt, 125 Gramm gute geriebene Schokolade, 125 Gramm Cacao, 1 Pfd. unabgezogene, fein geriebene Mandeln damit vermengt. Dann nimmt man die Maſſe aufs Backbrett, ſchneidet kleine Stückchen davon ab, welche man in die mit Zucker beſtreute hölzerne Muſchelform drückt. Auf einem mit Speck beſtrichenen Blech werden ſie in ſchwacher Hitze gebacken. **F. R.**

„Gefüllte Datteln“ ſind eine Süßigkeit, welche ich ſie den Daheimleſerinnen für den diesjährigen „Weihnachtsteller“ vorſchlage. Sie ſind ein ſo apartes, wohlſchmeckendes, dabei hübſch ausſehendes Naſchwerk, daß ſie ſich auch zur Füllung von Bonbonnieren und zu feinem Deſſert eignen. Appetitlich ausſehende Datteln (man wähle die beſte Sorte, von der 1 Pfd. ungefähr 3 Pfd. gefüllte Datteln gibt) werden der Länge nach dreiviertel aufgeſchnitten und mit einem länglich runden Stück guter Marzipanmaſſe ſo gefüllt, daß die Hälften nicht wieder ſchließen, ſondern die Fülle ſichtbar bleibt. Man drückt die Frucht in die richtige Form, bindet event. proviſoriſch einen Faden darum, bis die Marzipanmaſſe trocken iſt. — Ich fülle die meinen zum Teil mit weißer Maſſe, andere mit grüner (Zuſatz von Piſtazien), und weitere mit roſa (Zuſatz von rotem Saft). **F. Dur.**

Fragen.

16) Wer iſt imſtande einen lohnenden Induſtriezweig zu empfehlen, der von den Frauen und Kindern eines Dorfes während der Wintermonate betrieben werden könnte? **Eine Pfarrfrau.**

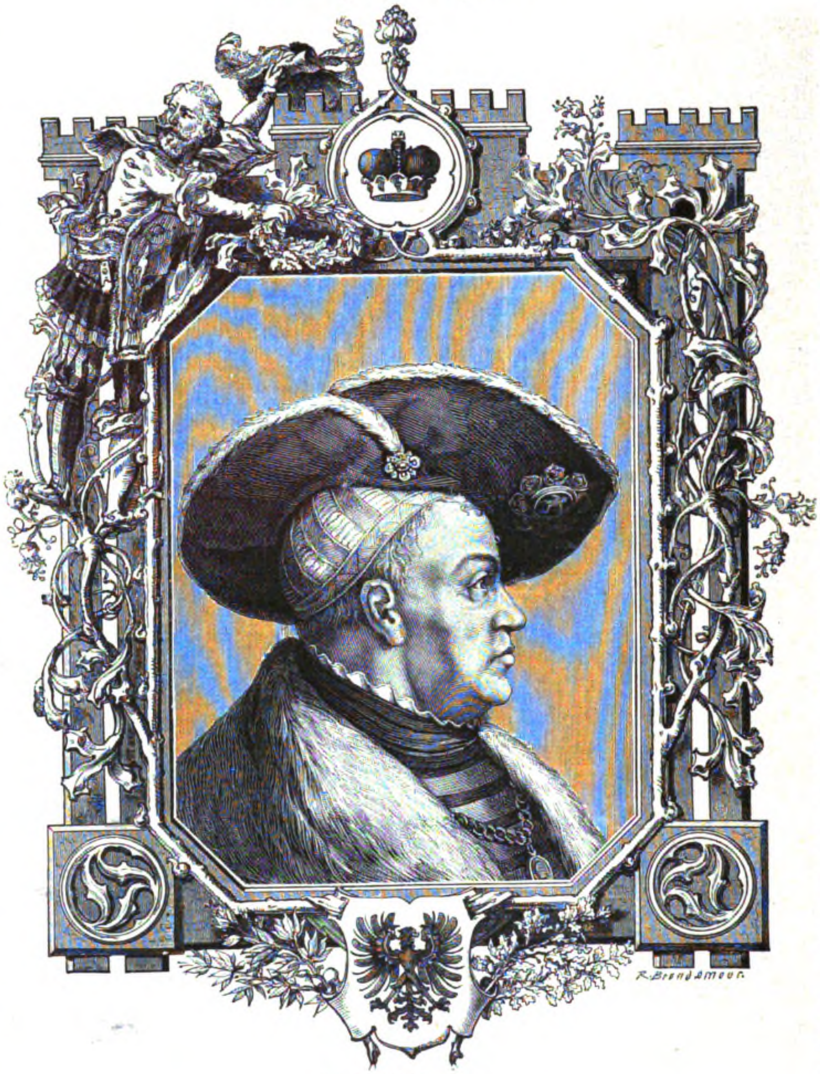
17) Kann mir vielleicht jemand ſagen, wie ich in ſogen. Ragoût-Muſcheln Löcher bohren kann? **Eine, die viel zu ſchenken hat.**

Redaktionspoſt.

Angeduldige in K. Die Weihnachtsnummern laſſen nicht viel Raum für Fragen; auch haben wir das betr. Fleckrezept ſchon zu oft gebracht. Kaufen Sie ſich die Fleckapotheke (1 Mark), Pharmaz. Depot, Dresden, Schnorrſtr. 54.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Vom Kurhut zur Kaiſerkrone.


R. Brendamour.

Kurfürſt Joachim I.

Vor Jahresfriſt ließ Herr Hofprediger Dr. B. **Rogge**, unſer verehrter Mitarbeiter, ſein „Buch von den preußiſchen Königen“ erſcheinen, dem jetzt als willkommene Ergänzung ein „Buch von den brandenburgiſchen Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern“ nachfolgt.

Das ſchöne, trefflich ausgeſtattete Werk liegt nunmehr in zwei ſtattlichen Bänden unter dem Geſamttitel „**Vom Kurhut zur Kaiſerkrone**“ (Hannover, Verlag von Carl Meyer [Guſtav Prior]) vor uns — eine prächtige Weihnachtsgabe.

Hofprediger Rogge beſitzt, wie unſere Leſer wiſſen, die Gabe der zum Herzen gehenden Sprache im höchſten Maße. Er weiß im edelſten Sinne volkstümlich zu reden und zu ſchreiben. Darin liegt der eine große Vorzug auch dieſes, ſeines neueſten Werkes. Einen zweiten ſehe ich in der lichtdurchdrungenen Klarheit der ganzen Darſtellung, die mit warmherziger Verehrung für unſer Herrſcherhaus erfüllt iſt. Das Buch führt uns die Geſtalten der Hohenzollernfürſten von Kurfürſt Friedrich I. bis auf Kaiſer Wilhelm II. vor nicht als ein trockenes Geſchichtswerk, als eine Aneinanderreihung von Thaten und Ereigniſſen, ſondern als eine friſch und lebendig geſchriebene Sammlung feſſelnder Lebensbilder, die in ihrer Geſamtheit das Werden, das Wachſen und Gedeihen des brandenburgiſch-preußiſchen Staates unter den Fittichen des Zollernaars treffend zeichnet. Wie jeder der Fürſten in unermüdlicher Thätigkeit, mit nie verſiegender Energie ſeine Bauſteine zum großen Werke hinzufügte, wie die Hohenzollern neben der ſtetigen Vergrößerung ihrer Hausmacht, der unerläßlichen Vorbedingung aller Erfolge, auch das Wohl und die Ehre des größeren Vaterlandes im Auge hatten, wie ſie allmählich ihres Sonderſtaates gewaltige Aufgabe für Alldeutſchland erkennen lernten und ſie zielbewußt der endlichen Löſung entgegenführten: alles das tritt mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit dem Leſer des Buches entgegen. Auf gründlichen Quellenſtudien fußend, gibt der Verfaſſer dabei der geſchichtlichen Wahrheit ſtets ihr volles Recht, er übertüncht die Schatten nicht, wo ſie vorhanden — ſie laſſen ja auch die hellen Lichtſtrahlen, welche hohe Begabung, ſeltene Pflichttreue, ſtete Arbeitſamkeit, um die Geſtalten der Hohenzollern woben, nur um ſo ſtrahlender aufleuchten.

Von der vortrefflichen Ausſtattung des mit 21 Porträts geſchmückten Werkes legt das ihm entnommene, nebenſtehende Bildnis des Kurfürſten Joachim I. Zeugnis ab.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Neu 1892:

Gudrun. Neu übertragen und herausgegeben von Dr. Guſtav Legerlotz.
Elegant gebunden Preis 3 M.

Der bekannte Germaniſt und Dichter bietet hiermit eine Übertragung der „Gudrun“, welche ſich ebenſoſehr durch Treue als eine ſchöne, formvollendete Sprache auszeichnet. In ſeinem ſchmucken Einbande wird das Buch beſonders auch ein willkommenes Weihnachtsgeſchenk für Schüler höherer Lehranſtalten ſein.

1891 erſchien von demſelben Verfaſſer:

Das Nibelungenlied. Ins Hochdeutſche neu übertragen von Dr. Guſtav Legerlotz.
Elegant gebunden Preis 3 M.

Homers Odyſſee. In neuer Überſetzung von Dr. O. Hubatſch.
Elegant gebunden Preis 3 M. 50 Pf.

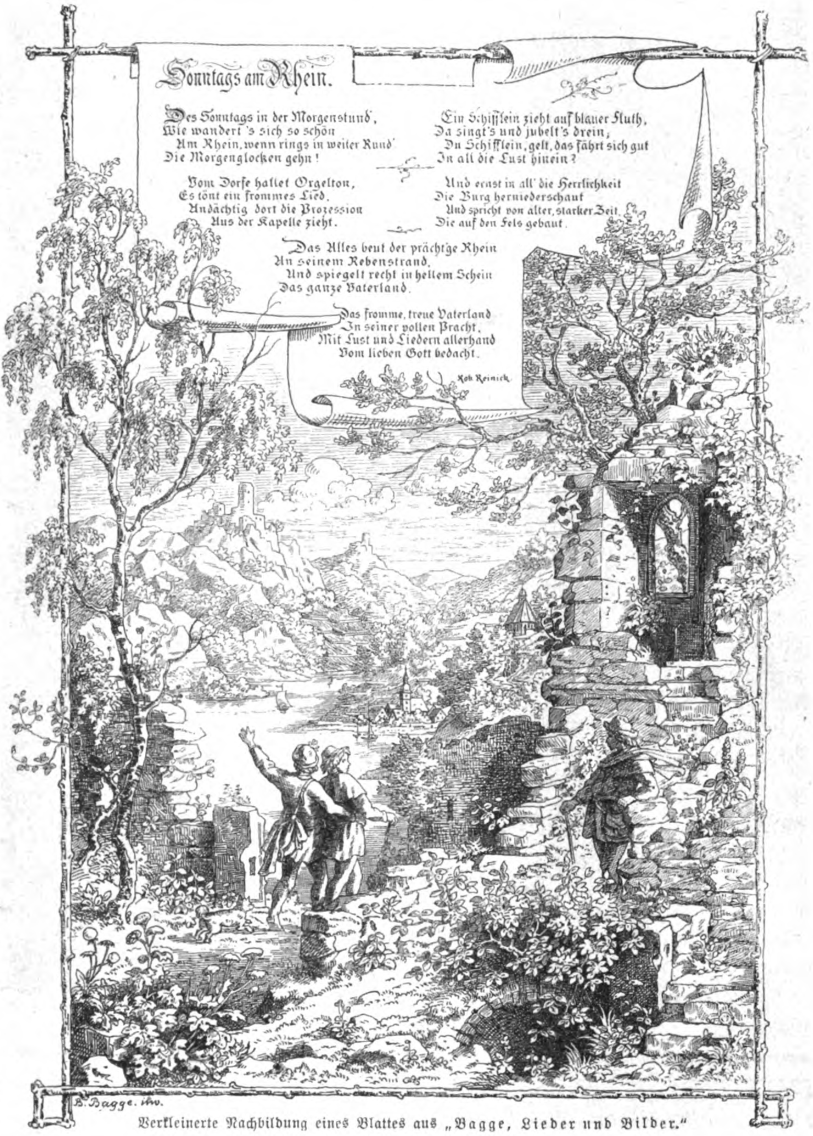
Der Herausgeber, Direktor des Realgymnaſiums zu Charlottenburg, der ſich ſchon mehrfach als formgewandter Überſetzer und Dichter den weiteſten Kreiſen aufs beſte empfohlen hat, bietet hier eine Überſetzung der Odyſſee, die bei aller Treue gegen den griechiſchen Text den Anforderungen, die der moderne Stil zu ſtellen berechtigt iſt, entſpricht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Ein neues Prachtwerk.

Unter den Prachtwerken, welche uns der deutſche Buchhandel diesmal unter den duftenden, glitzernden Chriſtbaum zu legen gedenkt, nehmen „Lieder und Bilder“ in Zeichnungen von Bertha Bagge (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) eine hervorragende Stelle ein. Den Text der aus zwölf Einzelblätter in Großfolio beſtehenden Mappe bilden Lieder von Uhland, Eichendorff, Reinick, Rückert, W. Müller, Möricke — poetiſche Gaben, die uns in unſerer Jugend lieb und wert waren, und die unſeren Kindern heute ebenſo lieb und willkommen ſind. Da findet ſich Eichendorffs köſtliches Lied vom jungen Ehemann: „Hier unter dieſer Linde — ſaß ich viel tauſendmal —,“ Rückerts reizendes Abendlied: „Ich ſtand auf Bergeshalde, als heim die Sonne ging —,“ Uhlands Reh: „Es jagt ein Jäger früh am Tag — ein Reh durch Wald und Auen —,“ u. a. m. Zu jedem Gedicht aber hat Bertha Bagge eine Zeichnung komponiert, die mit feinem Gefühl der aus jenem ſprechenden Stimmung angepaßt iſt. Die zahlreichen Freunde und Verehrer des Landſchafters Ludwig Richters werden die innere Verwandtſchaft der Zeichnungen der Künſtlerin und der Zeichnungen des großen Meiſters ſchon aus der verkleinerten Nachbildung des nebenſtehenden Blattes aus dem Album herauserkennen. Hier wie dort die innige Verſchmelzung von Genre und Landſchaft, hier wie dort die Romantik des bürgerlichen Lebens, hier wie dort eine anmutende ihre Wirkung nie verfehlende, geſunde Behaglichkeit. Die Mappe wird gewiß viele Freunde finden und viel Freude ſchaffen.



Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund',
Wie wandert 's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut
Und spricht von alter, starker Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand,
Und spiegelt recht in hellem Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Rob. Reinick.

Verkleinerte Nachbildung eines Blattes aus „Bagge, Lieder und Bilder.“

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Filigran.

Poetiſche Erzählungen
von
Frida Schanz.

In elegantem Geſchenkbande
Preis 4 M.

Vierblätter.

Zweihundert Spruchſtrophen
von
Frida Schanz.

Preis in eleg. Kartonband 1 Mark 20 Pf.

Frida Schanz ſtellt in dieſem reizenden Werkchen zweihundert Sinnſprüche zuſammen, die in Form und Inhalt gleich vollendet erſcheinen. Jeder der kurzen gereimten Vierzeiler birgt in anmutsvoller Sprache einen überraſchend guten Gedanken; es ſind nicht die billigen, trivialen, ſogenannten Wahrheiten der üblichen Aphorismen, ſondern wirklich geiſtreiche und dabei hinreißend liebenswürdige Ausſprüche. Bei der Ausſtattung der „Vierblätter“ ſind wir darauf bedacht geweſen, dem edlen Inhalte die würdige äußere Geſtalt zu geben. Wer das Büchlein in die Hand nimmt, wird ſeine Freude daran haben. Frida Schanz' „Vierblätter“ ſollten unter keinem Chriſtbaum fehlen.

Wenn man liebt.

Roman
von
Bernhardine Schulze-Smidt.

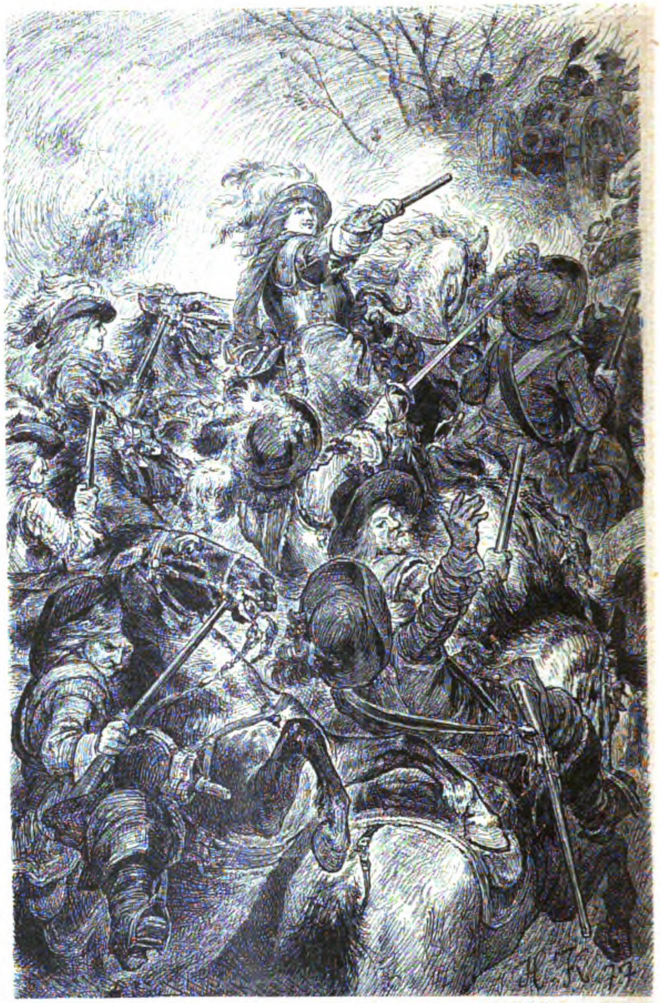
In elegantem Geſchenkbande
Preis 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Buch vom Großen Kurfürſten.

G. Hiltl, der nicht nur ein trefflicher Romancier, ſondern auch ein gründlicher Kenner der preußiſchen Geſchichte, welcher er die meiſten ſeiner Romanhelden entlehnte, war, hinterließ als letztes Werk eine Geſchichte des Großen Kurfürſten. Als das Buch im Herbſt 1879 erſchien, machte es allgemeines Aufſehen. Die eigenartige, markige Schreibweiſe Hiltls, ſeine vielfach überraſchende Auffaſſung der Menſchen und der Ereigniſſe ſtempelten ſeinen Großen Kurfürſten zu einer bedeutenden litterariſchen Erſcheinung, deren Wert noch durch eine vollendete, überaus reiche Ausſtattung ſeitens der Verlagshandlung gehoben wurde. Es war ſeit langer Zeit kein geſchichtliches Werk erſchienen, das eine gleiche Fülle künſtleriſch vollendeter, geſchichtlich treuer Abbildungen enthielt, wie das von H. Knackfuß illuſtrierte, mit vielen Bildniſſen nach zeitgenöſſiſchen Stichen, Reproduktionen nach Urkunden u. ſ. w. geſchmückte Buch. Zwei ſehr ſtarke Auflagen ſind ſeither vergriffen — jetzt liegt die dritte Auflage vor uns: Der Große Kurfürſt und ſeine Zeit. Von Georg Hiltl. Mit zahlreichen Bildniſſen und Beilagen, ſowie 161 erläuternden Abbildungen im Text. Dritte umgearbeitete Auflage. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing. 1893.

Die dritte Auflage iſt von bewährter Hand einer gründlichen Durchſicht und teilweiſen Umarbeitung unterzogen worden, wie dieſe ſchon durch den Fortſchritt der Forſchung bedingt war, zugleich wurde der reiche illuſtrative Schmuck der früheren Auflagen noch weſentlich vermehrt. In ſeiner neuen Geſtalt wird das Werk ſich zu ſeinen alten ohne Zweifel viele neue Freunde hinzuwerben. Steht die Geſtalt der großen Hohenzollern doch gerade jetzt im Mittelpunkt der Intereſſen — erkannte man doch erſt in unſern Tagen recht eigentlich, was er für Brandenburg und über dasſelbe hinaus für Deutſchland geſchaffen und gethan hat.


Die Erſtürmung des Hügels vor Warſchau durch Friedrich Wilhelm.
(Aus „Der Große Kurfürſt und ſeine Zeit“ von Georg Hiltl.)

Deutſche autoriſierte Ausgaben **Henry Drummond:** Deutſche autoriſierte Ausgaben

Das Beſte in der Welt. Deutſche autoriſierte Ausgabe. 27. Auflage. (101. bis 105. Tauſend.) Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Pax vobiſcum. Deutſche autoriſierte Ausgabe. 10. Auflage. (45. bis 50. Tauſend.) Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Das Schönſte im Leben. Deutſche autoriſierte Ausgabe. (1. bis 30. Tauſend.) Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Das Programm des Chriſtentums. Deutſche autoriſierte Ausgabe. 5. Auflage. (20 bis 25. Tauſend.) Preis fein kartonniert 1 M., in Goldſchnittband 2 M.

Für ſinnige Gemüter wird kaum eine anregendere, feſſelndere und innerlich befriedigendere Lektüre gefunden werden, als dieſe tauſendfach verbreiteten Drummondbücher. Das einfache und doch feine Äußere derſelben macht ſie zu anſpruchsloſen und dankbar empfangenen Geſchenken ganz beſonders geeignet.

Das Naturgeſetz in der Geiſteswelt von Henry Drummond. Vierte neubearbeitete deutſche Auflage. Preis gebunden 4 M. 50 Pf.

Die bisherige Überſetzung dieſes hochbedeutſamen Werkes ergab ſich je länger deſto mehr als unzureichend. Die neuen und tiefen Gedankengänge desſelben machten eine Überſetzung nötig, die nicht bloß wortgetreu, ſondern auch ſinngetreu, kurz, eine recht eigentliche Verdeutſchung ſei. Eine ſolche, unter den Augen des Verfaſſers und mit großer Sorgfalt gearbeitet, wird hiermit dargeboten. Wenn wir nicht ſehr irren, wird das berühmte Buch in dieſer neuen Geſtaltung auch in Deutſchland in weite Kreiſe dringen, ähnlich wie in England, wo das Original in dieſem Jahre in der 30. Auflage (mit einer Geſamtzahl der Auflagen von 105000 Exemplaren) erſchienen iſt.

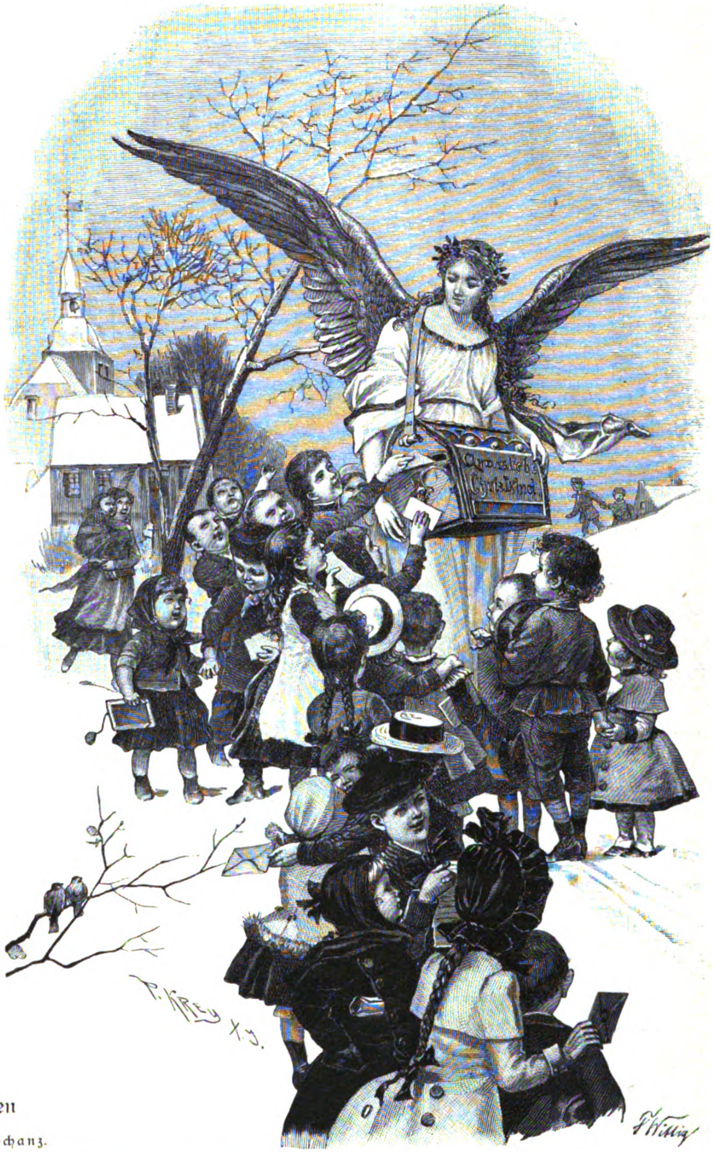
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Aus der Zeit — für die Zeit.

Weihnachtspoſt.



Was iſt das heute doch für ein Gewimmel
Im kleinſten Häuſerneſt?
Die letzte Poſt geht eben nach dem Himmel
Vorm lieben Weihnachtsfeſt!

Geduldig ſtehn die holden Engelsboten. —
Nur immer her! Nur her!
Statt Reichspoſtmarken, ſtatt der ſchönen roten,
Ein Küßchen aufs Kouvert!

Auch nicht das kleinſte Wünſchchen iſt vergeſſen.
Wie ſchief die Zeilchen ſind, — —
Ein heil'ger Schimmer ſchwebt um die Adreſſen:
„Ans liebe Chriſtuskind."

Was blickſt du denn, du Kleine da, du Süße,
So bang zum Himmel auf?
Chriſtkindchen lieſt die krümmſten Krähenfüße,
Verlaß dich nur darauf!

Wie reizend raſchelt's in des Kaſtens Tiefe!
Ein Röschen ſchmückt als Zier
Die ſchönen ſaubren großen Mädchenbriefe
Auf roſa Schreibpapier.

So viele ſind's noch nie vorher geweſen,
Wie dieſes frohe Jahr!
Chriſtkind muß ſich die Augen müde leſen
Samt ſeiner Engelſchar.

Nun iſt das letzte Blättchen abgegeben.
Die Poſt geht ab ſogleich!
Ein Flügelrauſchen, — und die Boten ſchweben
Empor ins Himmelreich.

Wie ſtolz fühlt jedes Herzlein ſich erhoben!
O Wonne, reich und tief,
Wenn Trudchen flüſtert: „Hat das Chriſtkind droben
Wohl jetzt ſchon meinen Brief?" — —

Frida Schanz.

Neu erſchienen:

In Marſch und Moor.

Hiſtoriſcher Roman
von Bernhardine Schulze-Smidt.
In elegantem Geſchenkbande Preis 5 M. 50 Pf.

Im Rahmen einer äußerſt ſpannenden Familiengeſchichte ſchildert die durch ihr anmutiges Erzählertalent beliebte Verfaſſerin in dieſem hiſtoriſchen Romane in lebenswarmer und feſſelnder Weiſe die Zeit vor der allgemeinen Erhebung gegen die napoleoniſche Fremdherrſchaft. Wir ſind überzeugt, daß gerade dieſes Buch ſich einer ganz beſonderen Gunſt beim Publikum zu erfreuen haben wird.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Einfache Sitte, einfache Leute,
Ach, wie ſelten ſind ſie doch heute!

Lieber zehnfache Bürden, zehnfache Pein,
Als einfach leben und glücklich ſein!

Begleitgedichte.

Zu einer Schere.

Man ſagt wohl, daß die Schere
Der Freundſchaft ſchaden kann,
Ich hörte dieſe Lehre
Doch glaub' ich nicht daran.
Die Liebe von uns beiden
Iſt wohl ſo treu und feſt,
Daß ſie ſich nicht zerſchneiden
Und niemals trennen läßt.
Zwei Teile hat dies Scherchen,
Die eng verbunden ſind,
Gar friedlich iſt das Pärchen,
Sich immer gleichgeſinnt.
Wohin der eine gehet,
Der andre folget nach,
Sie wirken ſtill zuſammen
Und ſchaffen Tag für Tag.
So mag dir dieſe Schere
Ein Bild der Freundſchaft ſein,
Nach meiner Deutung Ehre,
Sei, Herz, und bleibe mein. **M. H.**

Zu dem Engel auf dem Bilde der Sixtiniſchen Madonna.

Wenn einſt in frohen oder trüben Tagen
Auf dieſes Bild gerichtet iſt dein Blick,
So mög' es immer dir das eine ſagen:
„Auf Erden ſuche kein vollendet Glück!“
Des Engels Auge ſieht den Himmel offen,
Sein Geiſt ſchwingt ſich empor zu ſel'gen Höh'n,
Sei du ihm gleich im Glauben, Lieben, Hoffen,
Der Blick nach oben macht das Leben ſchön.
M. H.

Zu einer Decke an eine Braut.

Jetzt geht es bald fort aus dem Elternhaus,
In die ſonnige, wonnige Welt hinaus.
Nicht einſam ferner, nicht trüb' allein,
Mit glücklichem Herzen vergnügt zu Zwei'n,
Der Zweck iſt erreicht und das Glück erzielt,
Für das ihr „unter einer Decke geſpielt!“

Soviel ich gehört von der Braut allezeit,
War ſie immer ein Muſter der Häuslichkeit.
Nicht jede geht in die Ehe wie ſie,
Das liebe Wirtſchafts- und Kochgenie!
Drum brauch' ich den Wunſch nicht erſt zu erwecken,
Sich immer getreu „nach der Decke zu ſtrecken.“

Da „Er“ nicht ſehr zur Eiferſucht neigt,
(Behauptet er wenigſtens oft,) ſo zeigt
Sich gewiß nicht das leiſeſte Wölkchen je
An dieſer künftigen Muſtereh'.
Doch käm' auch einmal ein Tag, — ein trüber,
Dann, liebes Gretchen, die „Decke drüber.“

Die Rolle iſt wichtig, die ſo im Leben
Auf dieſe Weiſe der Decke gegeben,
Drum bitt' ich den nützlichen Gegenſtand
Recht fleißig zu brauchen, zu allerhand.
Und ſchmückt ſie auch einſt nur die kleinſte Ecke,
So fühl' ich beglückt mich im Namen der Decke.
Hanny.

Zu einer Waſchmaſchine.

(An Tante in SW.)

Das war die gute alte Zeit.
Wie man ſie heut noch rühmen mag,
Nur ſprecht mir nicht vom Wäſchetag!

Im Zeichen ſtand des Waſſermanns
Das Haus vom Keller bis zum Dach;
Feucht von den Wänden niederrann's,
Und von Gemach zog zu Gemach
Der Seifendunſt — ein dampfend Meer
Von Küche wogt' und Waſchhaus her.

Oft war kein Flecklein irgendwo,
Daß man ſich freun und tröſten mocht',
Des Hauſes guter Geiſt entfloh,
Das Waſchweib aber plantſcht' und pocht',
Bis es aus ſeiner letzten Bucht
Auch noch den Hausherrn jagt' in Flucht.

Gern wär' die Hausfrau nachgefolgt.
Das war in alter, guter Zeit
Des deutſchen Waſchtags Herrlichkeit

Die Zeit ging hin. Wünſcht ſie nicht her!
Mit ihr wohl vieles Schöne ging,
Doch vieles auch, was trüb und ſchwer
An unſers Hauſes Himmel hing.
Manch Wölklein ſchwand, nun lacht das Blau
Selbſt überm Waſchtag, junge Frau!

Nicht mehr verbirgt in Dunſt und Dampf
Des Hauſes Sonne ihr Geſicht,
Kein guter Geiſt erliegt im Kampf,
Kein Hausherr flieht — wer wollte nicht
Als Grazie die Hausfrau ſehn
An ihrer Waſchmaſchine ſtehn?

Nein, ſcheltet nicht die neue Zeit!
Was ſie auch ſonſt verſchulden mag,
Sie bringt es ein — am Wäſchetag.
Julie Ludwig.

Zum Transparent: „Die Waiſen“ von Pfannſchmidt.

(Einer alleinſtehenden wohlthätigen Dame von ungenannten Freunden als „Julklapp“-ſendung zugeſchickt.)

Wenn überall die lichten Weihnachtskerzen
Aus trautem Dämmerſchein heraus entflammen,
Dann ſchließen voller Liebe ſich die Herzen,
Die Gott vereinte, inniger zuſammen

Die Seelen aber, welche ſolche Feſte
Vereinſamt und im kleinſten Kreis begehen,
O ſelig ſie, wenn ſie das Höchſte, Beſte:
Des Gebens reine Himmelsluſt verſtehen!

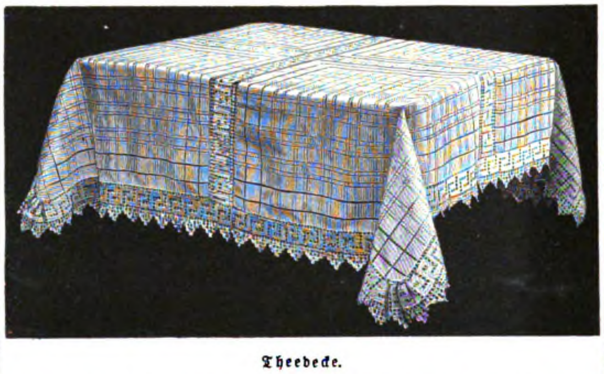
Sie ernten Liebe, denn ſie ſäen Segen;
Dankbares Wünſchen, göttlich Wohlgefallen
Folgt ihnen unſichtbar auf ihren Wegen,
Und Friede iſt ihr Chriſtgeſchenk vor allen.

Sieh, unſrer Liebe Ausdruck zu verleihen,
Erwählten wir dies Bild des Liebereichen,
Daß wir die ſchlichte Gabe heut Dir weihen,
Sei unſres warmen Dankgefühles Zeichen!

Gönnſt Du ihr Raum in deinem Weihnachtszimmer,
Und läßt — im Hintergrunde leicht verborgen —
Beſtrahlen ſie durch heller Kerzen Schimmer,
Dann zaubert ſie hervor den heil'gen Morgen.

Wir wiſſen ja: wie ſie einſt knieten nieder
Und beteten in Ehrfurcht an — die Waiſen,
So ſtehſt auch du andächtig heute wieder
An Jeſu Krippe, ſeine Huld zu preiſen.

Drum ſei es, Teure, dir vom Herrn beſchieden,
Ein Feſt zu feiern, wie's Maria kannte, —
Ein Feſt voll Segen, Heil und Gottesfrieden!
Das wünſchen dir —
des Chriſtkinds Abgeſandte.
Eliſabeth Kolbe.



Theedecke.

Kunſt im Hauſe.

Delfter Blaumalerei. Die, in neueſter Zeit ſo ſehr beliebt gewordene **Delfter Blaumalerei** iſt mit geringer Mühe zu erlernen. Erforderlich ſind nur: 1 Pinſel, Delfter Blau, 1 Spachtel, 1 Fläſchchen Dicköl, 1 Flaſche Terpentin, 1 Glasplatte. Man überträgt die durchgepauſte Zeichnung mittelſt Graphitpapier auf einen paſſenden (unglaſierten) Thongegenſtand möglichſt korrekt und zieht die Konturen mit dem Pinſel fein in blauer Farbe nach. Etwas Delfter Blau (Majolikafarbe) wird auf der Glasplatte mit dem Spachtel mit $^1/_2$ ſo viel Dicköl, als Farbe, angerieben, ſo lange, bis die Farbe ſämig wird. Beim Malen wird ſie mit Terpentin, welches man in ein Näpfchen gießt, je nachdem die Töne heller oder dunkler ſein ſollen, verdünnt. — Fehler kann man durch Ausreiben mit Brot, das mit etwas Terpentin geknetet wird, beſeitigen, ebenſo Lichter herausnehmen. Iſt die Zeichnung fertig, gibt man den Gegenſtand zum Brennen. Vorlagen veröffentlicht ſoeben Magdalena von Langen in Berlin. Atelier: Reichstagsufer 3. Das Vorlagenheft enthält u. a.: Tellerchen: Waldanemonen, Vaſen: Deſſin von Märzenbechern, Teller mit Rotkehlchen und Bordüre von Marguerits, Bouillontaſſe: Veilchen, Untertaſſe: Veilchen, Becher mit Pfirſichblüten (ornamental), Vorder- und Seitenanſicht einer Blumenvaſe: Stiefmütterchen, Schinkenbrett: Narziſſe und fliegende Blaumeiſe, Bierſeidel: Hopfen und Goldhähnchen u. ſ. w.

Das Experimentieren im Hauſe.

Seit meine Knaben herangewachſen, iſt ihre größte Freude das Experimentieren. Was ſie in der Schule aus den Gebieten der Phyſik und Chemie gelernt, wird daheim ins Praktiſche überſetzt, und ihr kleines Taſchengeld findet ſtets lediglich Verwendung zum Ankauf von allen möglichen und unmöglichen Utenſilien. Anfangs hatte ich bisweilen Sorge, wenn ſie die elektriſchen Funken ſprühen ließen oder mit Säuren und Alkalien hantierten, aber ich fand bald, daß die lehrreiche Beſchäftigung ſie ſelbſt zur Ordnung, Aufmerkſamkeit und Vorſicht erzog. Seit vorigem Winter arbeiten ſie meiſt an der Hand von „Ensmann und Dammer, des deutſchen Knaben Experimentierbuch,“ das eine Fülle praktiſcher Anleitungen enthält, und mit Hilfe eines Experimentierkaſtens von **Meiſer & Mertig in Dresden**, der ihnen am letzten Weihnachten das willkommenſte Feſtgeſchenk war Der ſehr praktiſche und dabei billige Kaſten birgt einige 20 Apparate und Hilfsmittel zur Ausführung von etwa 400 leichten phyſikaliſchen Verſuchen aus den Gebieten der Mechanik, der Akuſtik, der Wärme, Optik und Elektrizität, und hat nicht nur den Kindern, ſondern auch uns Erwachſenen manche frohe Stunde bereitet. Das Schönſte bleibt freilich immer, wenn die Knaben ſich ihre Apparate aus den im Kaſten enthaltenen oder einzeln zuſammengekauften und zuſammengeſuchten Beſtandteilen ſelbſt zurichten. Der Triumph des Gelingens iſt die größte Freude. Bei dieſer Selbſtanfertigung der Apparate iſt ihnen „Des deutſchen Knaben Handwerksbuch von Barth und Niederley“ bald unentbehrlich geworden. Was unſerer Jugend doch jetzt alles geboten wird! Wer gab uns Gelegenheit, ſich ſo gleichſam im Spiel in ſchwierige Wiſſenſchaften einzuführen? **M. v. H.**

Vorlagenwerke.

In dieſem Blatte, das ſchon auf manches ſchöne Vorlagenwerk aufmerkſam gemacht, wurde bisher eins der beſten und vornehmſten Lieferungswerke, die „**Dekorativen Vorbilder**,“ Verlag von J. Hoffmann in Stuttgart, nie erwähnt. Ich möchte das Intereſſe aller in häuslichen Künſten dilettierender Damen ebenſo wie das ernſter Künſtlerinnen auf dieſe reichen, ſchönen Hefte lenken. Sie ſind nicht für den Dilettantismus beſtimmt, aber ſie bringen ſogar dieſem unter der Fülle ihrer dekorativen Tier- und Pflanzentypen, Ornamente u. ſ. w. ebenſo viel Brauchbares wie Bildendes. Auf beſonders hübſche Blätter aus den mir liebgewordenen Heften will ich meine Mitleſerinnen gern von Zeit zu Zeit aufmerkſam machen.
Doris.

Handarbeit.

Theedecke (ſiehe Abbildung). Wieder eine neue Variante der beliebten, den Thee- und Kaffeetiſch ſo behaglich ſchmückenden Drelldecken, diesmal nicht aus Handtüchern, ſondern aus beſonders ſchön gemuſterten, weiß und roten Staubtüchern zuſammengeſetzt. Crême-Häkeleinſätze oder kräftige Maſchineneinſätze nebſt dazu paſſenden Spitzen verbinden und ſchmücken die Staubtuchquadrate. Wer es mag, kann die Tücher noch mit kräftigem Kreuzſtichmuſter rot beſticken. Die hübſchen Staubtücher aus ſchönem, glänzendem Lein ſtammen aus der Fabrik von Hildebrand & Sack in Landeshut i. Schl. Preis Mk. 1,50 für 4 Tücher; Dtzd. Mk. 4,50.

Topflappen (Kinderarbeit). Ein Pfund gewöhnliche Rockbaumwolle in weiß, grau oder braun genügt für ein Dutzend Topf- oder Ofenlappen. Dazu eine Lage ſtarkes, rotes, türkiſches Garn und eine ſtarke beinerne Häkelnadel. Man häkelt 19 Luftmaſchen, um dieſe herum, den Anfangsfaden mit verhäkelnd, 37 Maſchen, da man auf dieſe Art das Zuſammennähen des Topflappens ſpart und die Arbeit viel ſauberer ausſieht. Das Muſter ergibt ſich, wenn man erſt durch die ganze, dann durch die halbe Maſche häkelt, da es immer eine ungerade Zahl ſein muß, ſo häkelt man immer rund herum, bis man 24 Touren hat, dieſe Länge genügt. Zur Verſchönerung der Arbeit kann man noch ein rotes Rändchen oben herum häkeln.

Eine einfache, zugleich nützliche Weihnachtsarbeit, die von jüngeren Kindern leicht ausgeführt werden kann, iſt ein **Lampencylinderputzer**. Von weißer Strickbaumwolle Nr. $4^1/_2$ ſchlägt man 48 M. auf, verteilt ſie auf 3 Nadeln, ſchließt ſie zum Ring und ſtrickt 6 rechte Reihen, dann nimmt man rotes oder blaues Garn und ſtrickt davon 3 bis

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

4 Reihen, dann wieder 6 weiße Touren und nach Belieben nochmals das farbige Streifchen. Nun fährt man mit dem weißen Material fort, bis man einen 20 cm langen Schlauch hat, dann beginnt das Abnehmen, aber etwas ſchneller wie bei einer Strumpfſpitze, damit das Ende etwas flach ausſieht; mit einigen Maſchen wird geſchloſſen. Beim Gebrauch zieht man die Strickerei über die Cylinderbürſte und hat die Lampengläſer in kurzer Zeit hell und blank. Es iſt ratſam, die Putzer von Zeit zu waſchen und dieſelben deshalb paarweiſe zu verſchenken. **F. R.**

Im Winter tragen meine Kinder geſtrickte, geſchloſſene Höschen, die ich ſehr praktiſch finde, da ſie dauerhaft, warm und leicht auszubeſſern ſind. Nachfolgend die Angaben: Vierfache graue oder weiße Wolle eignet ſich am beſten dazu. Man ſchlägt für ein etwa dreijähriges Mädchen 140 Maſchen an und ſtrickt mit 2 Nadeln in hin- und zurückgehenden Touren 2 l., 2 r., etwa 24 Nadeln, dann ſtrickt man ganz rechts (1 Nadel links, 1 rechts) 120 Touren; das wäre der Rückteil des Höschens. Nun fängt man mit zwei andern Nadeln den vorderen Teil mit der gleichen Maſchenzahl an und ſtrickt ihn ebenſo, nur einige Touren kürzer. Hierauf maſcht man von beiden Nadeln die mittleren 36 Maſchen zuſammen; und die zu beiden Seiten übrigen 52 Maſchen vom einen und 52 Maſchen vom andern Teil geben das Beinchen, ebenſo auf der anderen Seite; dasſelbe ſtrickt man ganz rechts in der Runde und nimmt an der innern Seite, d. h. bei den zuſammengemaſchten, ſo oft man hinkommt, 2×2 Maſchen zuſammen, bis man auf den 4 Nadeln noch 196 Maſchen hat, dann ſtrickt man noch ein Stückchen glatt und ein Stückchen genädelt und glatt, ſo lang man eben die Beinchen wünſcht; als Abſchluß häkelt man ein beliebiges Spitzchen daran. An der Seite oben näht man noch ein Stückchen zuſammen und läßt nur offen, ſo lang man den Schlitz haben will, faßt den vorderen Teil in ein 36 cm, den hintern in ein 38 cm weites Bändchen und verſieht beide mit je 2 Knopflöchern zum Anknüpfen an das Leibchen. Meine Zwölfjährige trägt auch ſolche Höschen, nur entſprechend größer. **D. F.**

Ebenſo hübſch in ſeiner Art wie der neulich beſchriebene Schornſteinfeger iſt ein Mohr als Tintenwiſcher. In großen Puppenläden findet man kleine Porzellanpuppen, die an Farbe und Geſichtszügen den ſchwarzen Bewohnern der heißen Zone nachgebildet ſind. Man verwende zur Bekleidung des Püppchens möglichſt viel bunte Tuchläppchen, die man am beſten zu mehreren übereinanderfallenden Röckchen verarbeitet. Geben dieſelben der Figur ſo viel Halt, daß ſie ſtehen bleibt, ſo kann man ſich das Anfertigen einer Tintenwiſcherſcheibe erſparen. Bei dem Ausputz des Mohren ſei man nicht ſparſam mit der Verwendung von Glasperlen, auch lege man bunte Perlenſchnure um den Hals und ſetze einen Turban auf das ſchwarze Haupt. Iſt ein derartig angefertigter Tintenwiſcher zum Geſchenk beſtimmt, könnte man ihm folgende Begleitverſe mitgeben:

„Dies Mohrchen hier, geſchmückt mit aller Schöne
Der glutgebor'nen, dunklen Tropenſöhne,
Kommt demutsvoll, mit leiſen Sklaventritten,
Den Platz auf deinem Schreibtiſch zu erbitten.
Dort will's — o mögſt du gnädig es gewähren! —
Im Dienſte deiner Feder treu ſich nähren.
Mißtraue nicht des ſchwarzen Aug's Gefunkel
Und der Geſtalt, wie Ebenholz ſo dunkel,
Denn Freundſchaft ſendet dir's mit warmen Grüßen,
Legt dir den Schwarzen pflichtbereit zu Füßen;
Und pflichtbereit ſteht er dir gern zur Seite,
Wenn, treu geſinnt, du denkeſt an die Weite.
Wenn Brief auf Brief, an Inhalt reich, erſteht,
Mit deutſcher Reichspoſt durch die Lande geht;
Vielleicht auch, folgend deines Herzens Zuge,
Weit über Landesgrenze eilt im Fluge.
Dann, mit Vergunſt, gib öfter auch ein Zeichen
Der Freundin, die gewagt, dir dies zu reichen,
Die bei dem Schmuck des Kleinen Lieb' und Treue
Geſchworen, teure . . . . ., dir auf's Neue.

B.-Homburg. **Emilie Proeſcher.**

Für Weihnachten.

Geſchenke, wie Proben von eigenem Weihnachtsgebäck, Obſt aus dem Hausgarten oder ähnliches, präſentieren ſich ihren Empfängern zum Feſt ſehr reizend in folgender, echt weihnachtlicher Umhüllung: Wir nehmen ein Drahtkörbchen, welches wir von erhaltenen Blumenſpenden her ſtehen haben und ſtecken möglichſt niedliche Tannenzweige kreuz und quer durch das Drahtgeflecht, bis das Körbchen, Fuß und Henkel ganz damit bekleidet erſcheint. Die Zweiglein werden nun mit einer Gummiarabicum-Löſung bepinſelt und dann mit Kochſalz, Alaun, Brillantpuder u. dergl. beſtreut reſp. beſtäubt. Ein Strauß verſilberter oder bronzierter Tannenzapfen wird mit Draht am Henkel befeſtigt, auch ſieht es entzückend aus, wenn man ein paar kleine gläſerne Eiszapfen am Henkel anbringt. — Meine anſpruchsloſen Geſchenke an liebe Freunde und Nachbarn am ſelben Ort ſchicke ich am heiligen Abend, wenn es dunkelt, in dieſen Körbchen ohne weitere Umhüllung durch einen Dienſtboten; ſie haben noch ſtets gut gefallen und ihres originellen Ausſehens wegen zum Schmuck der Weihnachtstafel beigetragen. **Elſe.**

Die Frage des Chriſtbaumſtänders ſpielt in den meiſten Familien um die Weihnachtszeit eine große Rolle. Nichts kann das gemütliche Feſt ſo ſtören, wie ein ſchiefſtehender oder wackelnder Tannenbaum. Ich möchte meine Mitleſerinnen auf einen hervorragend praktiſchen, den größten Baum kerzengerad haltenden Ständer (Hauptvogelſches Patent) aufmerkſam machen. Derſelbe beſteht aus 4 Teilen, die ſich beim Zuſammenſtellen dem Baum wurzelartig und ſehr feſt anſchließen. Preis für Mittelgröße Mk. 2,50. Direkt zu beziehen durch die Firma A. Hauptvogel, Dresden, Oſtraallee 23.

Beleuchtung.

Die großen gekreppten, von Drahtgeſtellen gehaltenen Papierſchirme ſind immer noch der beliebteſte Schmuck unſerer Salonlampen. Man fertigt ſie jetzt aus einem eigentümlich feſten, ſammetartigen Kreppapier, das bei Armand Lamm, Berlin, Werderſcher Markt, zu haben iſt. Roſa und weiß, orange und helllila, oliv und lachs, ſind beliebte Farbenſtellungen. Das neue Papier iſt beinah unzerreißbar und ſieht allerliebſt aus.

Für die Küche.

Weihnachtsgebäck.

Vanille-Makronen. 1 Pfd. abgezogene Mandeln werden mit 7 Eiweiß im Reibſtein recht fein gerieben. Dann nimmt man die Maſſe in eine Pfanne, rührt 1 Pfd Zucker nebſt einem Paketchen Vanillezucker hinein, ſetzt die Maſſe auf ſchwaches Feuer und läßt ſie unter ſorgfältigem Umrühren einige Male aufkochen. Wenn die Mandelmaſſe erkaltet iſt (man kann ſie abends ſchon kochen), zieht man den Schnee von 3—4 Eiweiß hinein, aber langſam, weil manchmal mehr oder weniger Verdünnung nötig iſt. Mit 2 Kinderlöffeln formt man längliche Häufchen, ſetzt ſie auf mit weißem Papier belegte Bleche und backt ſie hellbraun. Um das Papier zu entfernen, legt man die Makronen verkehrt auf eine Serviette, beſtreicht das Papier mit einem in warmes Waſſer getauchten Schwamm und wartet eine Weile, bis ſich das Papier leicht von dem Backwerk ablöſen läßt.

Hägenmakronen werden ganz gleich behandelt, nur läßt man die Vanille weg und gibt nach dem Kochen 2—3 Eßlöffel Hägenmark und die Schale einer Citrone dazu; die Häufchen werden rund geformt und kommt in die Mitte derſelben 1 Tropfen Zuckerſchaum, den man aus Eiweißſchnee und feinem Zucker eine gute Weile geſchlagen hat. **F. R.**

Franzöſiſche Gewürzpfefferkuchen. $^3/_4$ Pfd. ſüße Mandeln, $^1/_2$ Pfd. bittere Mandeln, 2 Liter feines Weizenmehl, $4^1/_2$ Pfd. Honig (muß guter ſein), $1^3/_4$ Pfd. Zucker, 8 gr Zimmet, 8 gr Nelken, 4 gr Kardamom und etwas pulveriſierten Ingwer, die abgeriebene Schale einer Citrone und 16 gr gereinigte Pottaſche. Die feingeriebenen Mandeln werden mit dem Mehl, den fein geſtoßenen und geſiebten Gewürzen gut vermengt. Der Honig wird mit dem Zucker gekocht und kochend auf das Waſſer gegoſſen, dann die in etwas warmes Waſſer aufgelöſte Pottaſche hinzugethan und gut umgerührt. Dann auf ein Backbrett noch ſo viel Mehl hinzugethan, bis es ein ſehr feſter Teig iſt, der nicht mehr klebt. Dann runde Kuchen ausgeſtochen und bei gelinder Hitze etwa 20 Minuten trocknen laſſen, bis ſie gelbbraun ſind. Es gibt etwa 150 bis 180 Stück. **Z.**

Auskunft.

Fr. 16. Als ein Erholungsheim im wahren Sinne des Wortes kann ich aus eigenſter Anſchauung und Erfahrung die Kuranſtalt von Dr. Müller und Dr. Rehm in Blankenburg am Harz empfehlen. Für ſolche, deren Nerven durch Arbeit oder anſtrengende Krankenpflege, Gemütsbewegungen und dergl. angegriffen ſind, bietet die Anſtalt ein Aſyl, in dem man unter der Leitung ſachverſtändiger, tüchtiger Ärzte, in der Hut eines familienartigen Lebens ſich wohlgeborgen fühlt, mit freundlichen Stuben, aufmerkſamer Bedienung, guter Pflege, Bädern ꝛc. Dazu einen großen ſchönen Park mit herrlichen, alten Bäumen. Dieſer eigenartige Charakter der Anſtalt, verbunden mit völlig perſönlicher Freiheit, würde gewiß vielen mehr behagen, als das einſame Wohnen in gemieteten Stuben und das Reſtaurationseſſen. Blankenburgs geſchützte Lage, in der edle Kaſtanien reifen, machen es zu einem Winteraufenthalt beſonders geeignet, und die ſchöne Umgegend, die eine reiche Mannigfaltigkeit von Spaziergängen, größeren und kleineren Partien bietet, dürfte im Winterſchmuck auf manche einen erhöhten Reiz ausüben.

Fr. 1. **An „eine ratloſe Mutter“.** Eine gute Anſtalt für ſtotternde Kinder in Schleſien iſt die vom Taubſtummenlehrer Beier in Ratibor. Letzterer hat ſchon wiederholt von der Königl. Regierung zu Oppeln Anerkennungsſchreiben für ſeine erfolgreiche Heilung ſtotternder Schulkinder erhalten. **D. B.**

Die Buntdrucke der Engel des Fieſole laſſen Sie ſich direkt aus Florenz (Editore Julius Schmidt, Via Tornabuoni) ſenden, à Blatt 3 Mark. Schöne Weihnachtsgeſchenke ſind auch die beiden von demſelben Verlag herausgegebenen Drucke des Engels mit der Laute von Fra Bartolommeo und des die Mandoline ſpielenden Engels von Fiorentino Roſſo, beide in Röteldruck. à Fr. 3,75. (22—18 cm.)

Praktiſches Geſchenk für junge Frauen und Mädchen:

Davidis'
Praktiſches
Kochbuch.

Zweiunddreißigſte,
vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Preis: Elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Der Wert eines guten Kochbuches
iſt für jede Haushaltung, ſei dieſelbe groß oder klein, ſparſam oder reich eingerichtet, gleichbedeutend; das Kochbuch iſt heutzutage kein Luxusartikel mehr, ſondern das unentbehrlichſte Küchengerät zur Führung eines nahrhaften und wohlſchmeckenden und — was beſonders wichtig — zugleich ſparſamen Tiſches. Ein gutes Kochbuch erſetzt der angehenden Hausfrau die Erfahrung vieljähriger Übung, der bereits geübten gibt es ſtets neue Anregung und wertvolle Winke, in allen Fällen dient es zur Erleichterung, Vereinfachung und Veredelung der Kochkunſt.

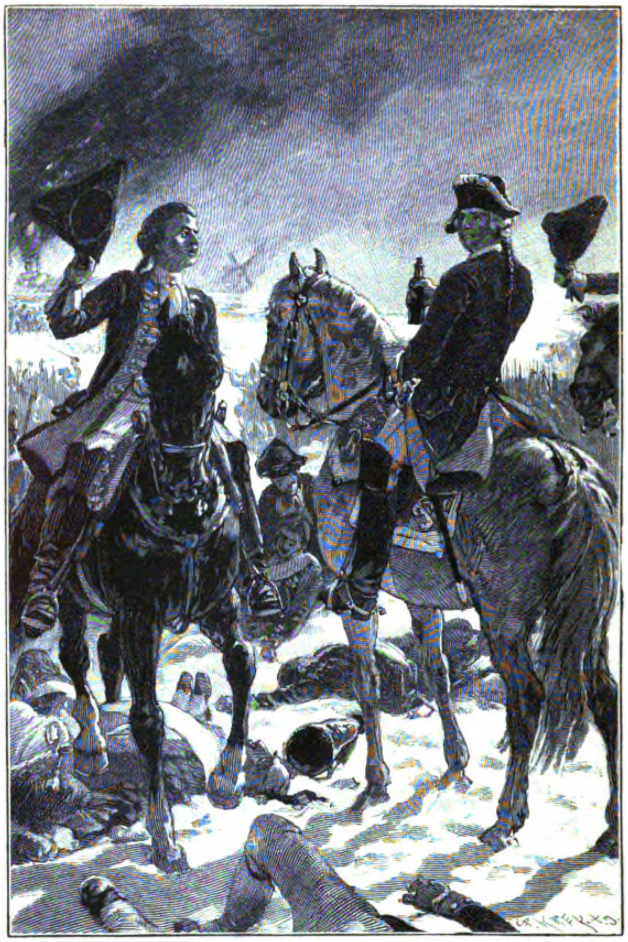
Henriette Davidis' Kochbuch,
das ſchon zum 32. Male in neuer verbeſſerter Auflage erſcheint, vereinigt in vollendeter Weiſe alle Vorzüge, die zu einem guten Kochbuche gehören.

Es dürfte demnach nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äußeren Ausſtattung, in Druck, Papier und Einband weſentlich bereichert und verſchönert iſt, ſo daß es ſich als Geſchenkwerk jetzt ganz beſonders eignet.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

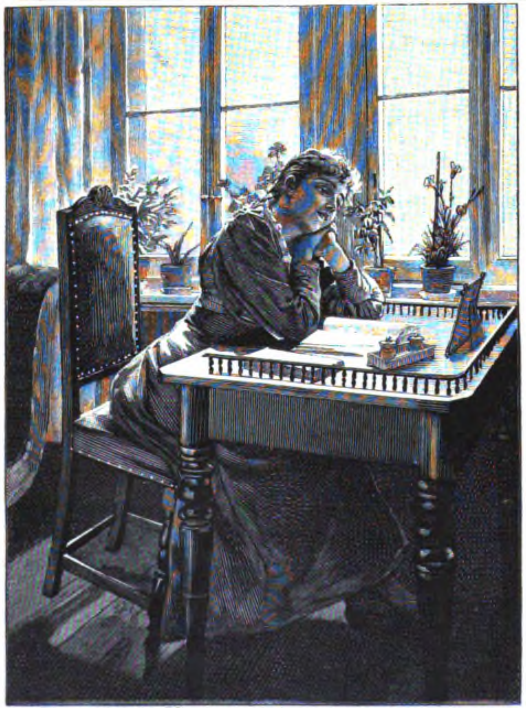
Ein neues Jugendbuch.

Die bekannte, von der Verlagshandlung von Velhagen & Klaſing herausgegebene Sammlung von Erzählungen für die reifere Jugend hat ſich auch in dieſem Jahre wieder um ein neues Werk vermehrt. In der üblichen eleganten und ſoliden Ausſtattung, mit einer Anzahl künſtleriſch ausgeſtatteter Vollbilder geſchmückt, erſchien gerade rechtzeitig für den Weihnachtstiſch die Erzählung: „Chriſtian von Stachow oder: In Treue feſt“ von Hanns von Zobeltitz. Des Verfaſſers Name, den Leſern des Daheim längſt vertraut, hat auch auf dem Gebiet der Jugendlitteratur bereits einen guten Klang; ſeine „Dreißig Lebensbilder“, eine im gleichen Verlage erſchienene Sammlung von Biographien berühmter Männer des letzten Jahrhunderts — Feldherren, Gelehrte, Erfinder, Dichter, Komponiſten und Induſtrielle — ſind von den hervorragendſten Pädagogen als eine ausgezeichnete Lektüre für die heranwachſende Jugend anerkannt worden. Das Urteil über „Chriſtian von Stachow“ wird nicht anders lauten und, was ſchließlich doch auch in Frage kommt, es wird von der Jugend ſelbſt unterſchrieben werden. Denn mit der Jugendlektüre, die nur von pädagogiſchen Geſichtspunkten ausgeht, iſt es oft ein eigen Ding, — der Nutzen, den man ſich theoretiſch von ihr verſprechen könnte, wird dadurch hinfällig, daß die Jugend ſich beharrlich weigert, ſie zu leſen. Und zu dem Durcharbeiten eines Unterhaltungsbuches kann man einen Jungen nicht zwingen wie zur Fertigſtellung einer Schulaufgabe. Das eine iſt Pflicht, das andere ſoll Vergnügen und Erholung ſein. Grundbedingung einer Erzählung für die Jugend wird daher immer bleiben müſſen, daß ſie den Leſer feſſelt. Abgeſehen von der Friſche der Darſtellung, der ſchnell fortſchreitenden bewegten Handlung und der prächtigen Charakteriſtik erreicht Hanns von Zobeltitz dieſen Zweck durch zweierlei: Er hat als Hintergrund für ſeine Erzählung eine Zeit gewählt, die jedem Jungen in ihren Hauptzügen bekannt iſt und ihn immer wieder auf das lebhafteſte feſſelt, — die Jugendjahre Friedrichs des Großen. Die „Helden“ ſeiner Erzählung aber ſind in erſter Linie nicht die hiſtoriſchen Helden, ihre Thaten nicht Staatsaktionen, ſondern es ſind Knaben, die dem jugendlichen Leſer bald als Freunde erſcheinen, deren Empfinden er teilen und deren Entwickelung er folgen kann. Im Vordergrunde ſteht natürlich der Titelheld Chriſtian von Stachow, ein märkiſcher Gutsbeſitzersſohn, der in die Kadettenkompanie des Kronprinzen Friedrich eingereiht wird. Aber dadurch erhält das Buch keineswegs eine einſeitig militäriſche Färbung; Chriſtian von Stachow iſt nur das Bindeglied zwiſchen dem Hiſtoriſchen und dem Freierfundenen, der lebensvolle Vermittler zwiſchen den geſchichtlichen Ereigniſſen und denen, welche die Phantaſie des Erzählers kulturgeſchichtlich treu hineingedichtet hat, um zu zeigen, wie aus Knaben Männer werden. Ganz außerordentlich geſchickt iſt auf dieſe Weiſe das, was Geſchichte und was Erzählung iſt, miteinander verwoben, und wenn Chriſtian von Stachow und ſeine Jugendgenoſſen auch der Abenteuer genug erleben, ſo ſtreifen dieſe doch niemals die Grenze des Abenteuerlichen. Die Geſchehniſſe regen die Phantaſie des jugendlichen Leſers an, die Ereigniſſe feſſeln, die Charaktere intereſſieren und erwärmen ihn, aber er findet ſich immer auf dem Boden der ihm bekannten geſchichtlichen Thatſachen wieder, und ſeine Phantaſie wird niemals krankhaft aufgeregt. Seit dem vielgeleſenen „Der große König und ſein Rekrut“ iſt kaum eine gleich lebensvolle hiſtoriſche Erzählung für die Jugend erſchienen, wie „Chriſtian von Stachow“ von Hanns von Zobeltitz. Trotzdem ſind beide nur der Zeit nach miteinander verwandt; Stoff wie die Art der Behandlung des Stoffes haben gar nichts miteinander gemein.



Chriſtian von Stachow und der Feldmarſchall Schwerin.
(Aus „Chriſtian von Stachow oder: In Treue feſt.“ Von Hanns von Zobeltitz.

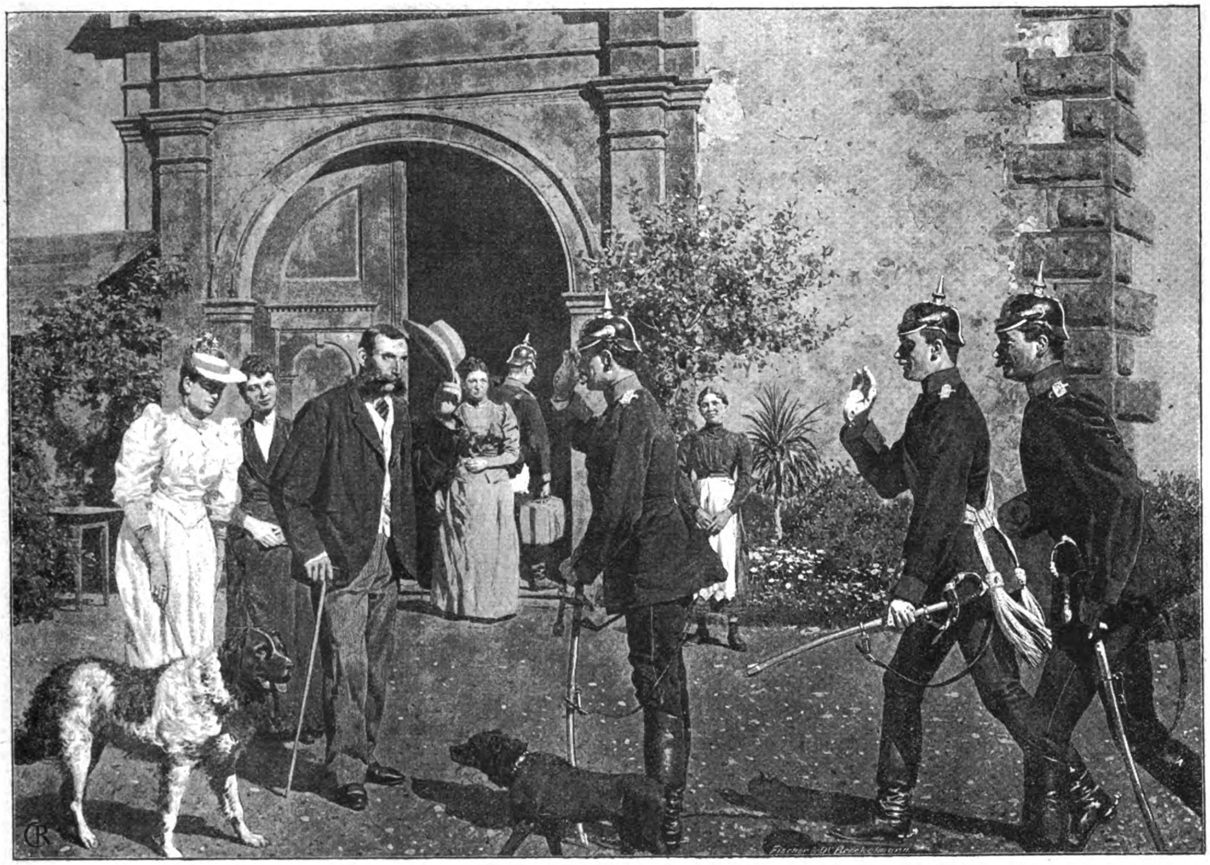
Mellas Studentenjahr.



Titelbild aus „Mellas Studentenjahr“ von Bernhardine Schulze-Smidt.

Bernhardine Schulze-Smidt iſt den Daheimleſerinnen eine liebe, ſtets willkommene Dichterin. Diesmal erſcheint ſie zum Weihnachtsfeſt aber mit einer Gabe, die ſie uns von einer ganz neuen Seite kennen lehrt — mit einer Backfiſchgeſchichte. Mellas Studentenjahr (Eine Backfiſchgeſchichte von Bernhardine Schulze-Smidt. Mit 6 Tonbildern von Ernſt H. Walther. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klaſing 1893) wird unſeren heranwachſenden jungen Damen manche frohe Stunde bereiten. Aber das Buch hat denn doch noch einen höheren Wert: hier unterzieht ſich endlich wieder einmal eine wirkliche Dichterin der ſo überaus dankenswerten Aufgabe, für die reifere Mädchenjugend zu ſchreiben, frei von aller Schablone, mit tiefem Empfinden, mit friſchem Humor und mit einem ſeltenen Hineinverſetzen in die Seele der Jugend. Berhardine Schulze-Smidt durchlebt mit ihren Heldinnen ſelbſt die luſtige Rheinfahrt, die ſchönen Tage im alten Heidelberg und dann all die ernſten und heiteren Stunden im ſchwäbiſchen Penſionat; ſie ſchildert wirkliche Charaktere und weiß jedem der einzelnen Vorgänge der reichen Handlung wirkliches Leben zu leihen. — Das Buch iſt von der Verlagshandlung hochelegant ausgeſtattet worden.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



„Unſer Heer.“

Unter dem Titel „Unſer Heer“ erſchien im Verlag der durch eine ganze Anzahl von künſtleriſch ausgeſtatteten Prachtwerken bekannt gewordenen Verlagshandlung von C. Wiskott in Breslau eine Mappe mit Lichtdruckbildern nach Originalen des Malers C. Röchling, die Scherz und Ernſt, Arbeit und Muße des Soldatenlebens zum Vorwurf haben. Wir reproduzieren als eine Probe dcs Inhalts die hübſche Manöverſzene „Einquartierung“, drei Offiziere, vor dem Eingange eines Gutshauſes von den Bewohnern willkommen geheißen. während der Burſche des einen der Herren ſchon mlt dem Koffer in der Hausthür verſchwindet. Auch der Haushund nnd der Kompaniehund begrüßen ſich, und wenn ſie auch anfangs von Mißtrauen nicht ganz frei zu ſein ſcheinen, ſo wird ſich doch auch zwiſchen ihnen bald ein freundſchaftliches Verhältnis herſtellen. Röchlings Bilder ſind alle mit dem glcichen Blick für die Wirklichkeit aufgefaßt. — vielfach könnte man glauben, daß der Augenblicksphotograph ſie feſtgehalten hätte, wenn dem der ſtarke künſtleriſche Zug in ihnen nicht widerſpräche. Alles, was mit nnſerm Heere Fühlung hat, — und wer hätte die in Deutſchland nicht — wird die einzelnen Bilder der Mappe mit lcbhaftem Vergnügen betrachten, und viele werden an Szenen erinnert werden, die ſie während ihrer Dienſtzeit ſelbſt erlebt haben.

Neuer wertvoller Roman:

Majeſtät.

Roman

von

A. Baron von Roberts.

In elegantem Geſchenkbande Preis 7 M.

A. Baron von Roberts hat ſich in ſeinem neueſten Romane „Majeſtät!“ die pſychologiſch ſchwierige Aufgabe geſtellt, die Entwickelung eines Menſchen zu zeichnen, auf deſſen Haupt von ſeiner Geburt an die Laſt einer Königskrone drückt. Er ſchildert, wie das dem Kinde künſtlich eingepflanzte Bewußtſein, über den Menſchen zu ſtehen, ſich ſchließlich zu einem Pflichtbewußtſein veredelt, das den jungen König alle ſelbſtiſchen Wünſche ſiegreich niederkämpfen und ihn mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit ſich in den Dienſt des Staates ſtellen läßt, an deſſen Spitze er ſteht. Der Schauplatz der Handlung iſt ein Königsſchloß, das ſich die Phantaſie des Dichters geſchaffen hat; aber die geſchickt miteinander verknüpften Einzelzüge erinnern den Leſer unwillkürlich an die ſenſationellſten Ereigniſſe in der Geſchichte der europäiſchen Höfe während des letzten Jahrzehnts. So iſt der Roman „Majeſtät!“ von A. Baron von Roberts gleichzeitig bedeutend und intereſſant, ein Werk, das vielleicht nicht von jedermann ganz verſtanden, aber von allen mit gleichem Vergnügen geleſen werden wird.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXIX. Nr. 12. Erſtes Blatt.

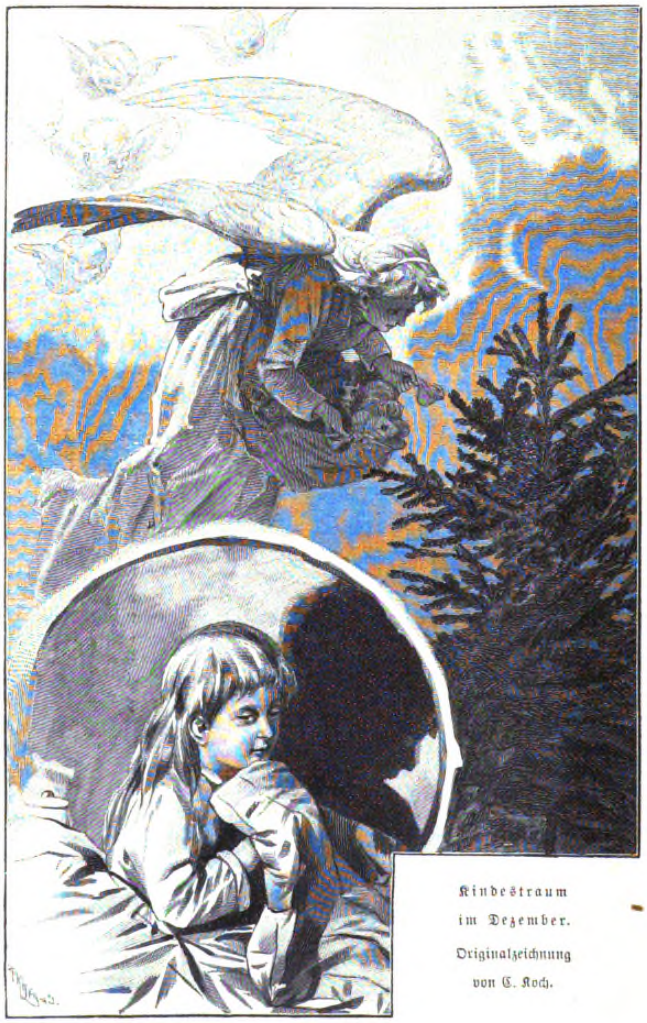
Jahrgang 1893.

24. Dezember 1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Kindestraum im Dezember.

Selige Tage der Vorfreude, die Wochen vor Weihnachten! Wann ſie beginnen, läßt ſich ſchwer feſtſtellen, — jedenfalls lange bevor der erſte Pfefferkuchen als ein Vorgeſchmack von Weihnachten im Familienkreiſe verſpeiſt wird. Hier iſt es vielleicht ein ausgepuſteter Wachsſtock, deſſen Duft von einem Kindernäschen eingeatmet wird und dem Kindermund den Ausruf entlockt: „Wie gut das nach Weihnachten riecht“; dort vielleicht der Geſchmack eines Winterapfels, der den Gedanken hervorruft: „Der ſchmeckt nach Weihnachten.“ Häufig auch die unvorſichtig frühzeitig geſtellte Frage der Eltern: „Was wünſcheſt du dir zu Weihnachten?“ und ebenſo oft auch die ebenſo unvorſichtige Drohung: „Wenn du nicht artig biſt, wird dir der Weihnachtsmann nichts bringen,“ — unvorſichtig, weil doch nur Kinder in den allererſten Stadien der Lebensweisheit dieſem Manne eine ſolche Hartherzigkeit zutrauen. Man kann mit den Weihnachtsarbeiten niemals frühzeitig genug beginnen, iſt ein alter Grundſatz aller der Damen, die niemals rechtzeitig mit ihren Weihnachtsarbeiten fertig werden, und man kann niemals früh genug anfangen, ſich auf Weihnachten zu freuen, iſt Princip der Kinder. Nach den Hundstagsferien kommt Weihnachten, iſt der Gedanke der meiſten, und ihre Hoffnungen und Wünſche regen ſich noch lange, bevor die behaglichen langen Abende beginnen und im Kachelofen das Feuer angezündet wird. Zeit genug, um die Wünſche ins Ungemeſſene zu ſteigern und die Phantaſie alle Herrlichkeiten der Kinderwelt herbeizaubern zu laſſen. Wenn ſie nicht Kinder wären, müßte die Wartezeit ſie ungeduldig und unbeſcheiden machen. Ungeduldig, nun ja, das werden ſie auch oft genug; immer häufiger wiederholen ſie die Frage: „Wann iſt Weihnachten?“ Die harmloſe Ungeduld der freudigen Erwartung, die man ſich nicht nur gefallen laſſen kann, an der man ſelbſt ſeine Freude haben muß. Aber Unbeſcheidenheit, nein, gegen dieſen Vorwurf muß man ſie in Schutz nehmen. Wer kann ihnen verargen, daß ſie, zum Wünſchen aufgefordert, zu wünſchen auch kein Ende finden, daß die Wunſchzettel meiſt eine erſchreckende Länge haben. An ihren Wunſchzetteln ſoll man ſie nicht meſſen, ſondern an dem Glanz, der aus ihren Augen ſtrahlt, wenn die Wartezeit endlich vorüber iſt und ſie vor ihren Weihnachtsgaben ſtehen. Hat man da ſchon jemals ein Kind enttäuſcht geſehen, ſind die Wünſche der Kinder nicht noch immer übertroffen worden, wenn ſie auch lange nicht alle erfüllt wurden? Sie alle — mit den wenigen Ausnahmen der verwöhnten Kinder vielleicht, die an jedem Tage des Jahres der Erfüllung eines Wunſches ſicher ſein können und die vor Überdruß keiner Freude mehr fähig ſind — ſie alle ſind immer wieder überraſcht von der Herrlichkeit der Weihnachtsgaben. Und wenn dieſe noch ſo beſcheiden ſind, ſie erſcheinen ihnen doch ſchöner als alles, was ihnen der ſchönſte Dezembertraum gezeigt hat. Glückliche Kinder, die über der Wirklichkeit ſo ſchnell verwinden können, was ihnen ein Traum verſprochen, die über den erfüllten Wünſchen im Augenblick die unerfüllten vergeſſen. Gewiß erſcheint es auch ihnen ſchön, dieſes Träumen von allen Herlichkeiten, von der lichterſtrahlenden Weihnachtstanne und dem Weihnachtsengel, der ſeine Gaben ſpendet. Aber das iſt gut für die Zeit vor Weihnachten. Nach Weihnachten träumt kein Kind mehr von dem, was es haben möchte, ſondern nur noch von dem, was es hat, in glückſeliger Zufriedenheit und Genügſamkeit.



Kindestraum im Dezember.

Originalzeichnung von C. Koch.

Haus-
musik
F. Reiss

Daheim
XXIX. Nr. 12.
Zweites Blatt.

Heinrich de Ahna †.

Ein ſogenannter „intereſſanter Lebenslauf“ iſt nur wenigen unter den modernen Künſtlern beſchieden. Das liegt in der Natur der heutigen Erziehung und in der Einrichtung der modernen Geſellſchaft, welche der Entwickelung jener knorrigen, thatkräftigen Charaktere, die, wenn es ſein muß, das eigene Weſen gegen eine ganze Welt zu verteidigen bereit ſind, nicht eben günſtig ſich erweiſt. Der eigentümlich abenteuernde Zug, der dem Zigeunerleben der Künſtler früherer Jahrzehnte einen o ſeltſamen Stich ins Romantiſche gab, verſchwindet immer mehr, ſeit die Lebenswege des Muſikers nicht mehr vom Zufall, ſondern von einer frühzeitig und planmäßig einſetzenden Erziehung vorgezeichnet werden. So kommt es, daß faſt alle Lebensbeſchreibungen moderner Muſiker durch gewiſſe ſelbſtverſtändliche Merkpunkte eine ungewöhnliche Ähnlichkeit miteinander erhalten. Die Gleichartigkeit der Erziehung und Bildung bringt dieſe Monotonie eben mit ſich. Mit acht oder neun Jahren das erſte Konzert, helle Begeiſterung der leicht ſich entflammenden Kunſt- und Muſikfreunde, dann der Segen irgend eines großen Mannes, der Drill eines Konſervatoriums und ſchließlich Konzertreiſen ohne Ende, das iſt etwa die Entwickelungsgeſchichte der heutigen Künſtler. Es liegt eine gewiſſe Nüchternheit in dieſem Werden und Wachſen. Wie anders mutet uns da das Leben eines Händel, eines Stradella, eines Gluck, eines Mozart und Wagner an! Und erſt Felicien David, der als Saint-Simoniſt in den Orient ging und Smyrna und Ägypten in Kreuz- und Querzügen durchſtreifte! Er dünkt uns eine Romanfigur. Auch Heinrich de Ahna teilt mit der größeren Hälfte ſeines Entwickelungsganges zum Künſtler die Geſchichte von hundert anderen. Aber trotzdem feſſelt ſeine Lebensgeſchichte, die eigentlich zwei Berufen angehört, viel mehr als jene der meiſten ſeiner Kunſtgenoſſen. Heinrich de Ahna wurde geboren am 22. Juni 1835 in Wien. Da ſein muſikaliſches Talent frühzeitig zum Durchbruch kam, ſo vertrauten die Eltern den Knaben dem berühmten Geiger Mayſeder an, einem Manne, der, obwohl er in ehrenvoller Rivalität den Beifall ſelbſt eines Paganini erobert, doch niemals eine Konzertreiſe unternommen hatte. Unter Mayſeder machte der Knabe überraſchende Fortſchritte. In dem damals berühmten Prager Konſervatorium vollendete er unter der Leitung Mildners ſeine techniſchen Studien. Die Virtuoſität des erſt zwölfjährigen Knaben war eine ſo glänzende, daß er nicht nur in ſeiner Vaterſtadt Wien, ſondern auch vor dem weniger nachſichtigen, kritiſch-kühlen Publikum Englands mit außerordentlichem Erfolge ſich hören laſſen konnte. 1849 wurde der Knabe vom Herzog von Koburg-Gotha zum Kammervirtuoſen ernannt. Nun geſchah aber etwas Unerwartetes. Alle jene, die geglaubt hatten, den hochbegabten jungen Virtuoſen zu immer höheren Stufen der Künſtlerſchaft aufſteigen zu ſehen, ſtürzten plötzlich aus allen ihren Himmeln, als der blutjunge Geiger plötzlich ſeine Violine einſperrte und den Fidelbogen mit dem Säbel vertauſchte. In der That, de Ahna hatte der Kunſt ein Lebewohl zugerufen und war am 1. Oktober 1851 als Kadett in die öſterreichiſche Armee eingetreten. Daß er Freude an dem Beruf des Soldaten fand und daß er Beweiſe militäriſchen Talentes gegeben, geht wohl daraus hervor, daß er ſchon nach zwei Jahren zum Leutnant avanciert war. Als dann Öſterreich 1859 mit Italien kriegte, ſchlug ſich auch der junge Leutnant tapfer und ſchneidig. Und nun bereitete der junge Kriegsmann allen denen, die ſich bei ſeiner trefflichen militäriſchen Führung des bekannten Wortes erinnern zu müſſen glaubten, daß jeder Soldat den Marſchallsſtab im Torniſter trage, wiederum ein ſchmerzliche Enttäuſchung. De Ahna hing den Säbel an die Wand, nahm ſeinen Abſchied und ſperrte ſeinen alten verſtaubten Violinenkaſten wieder auf. Die Liebe zur Kunſt glühte wieder mächtig in ihm. Durch fleißiges und ausdauerndes Studium füllte de Ahna die Lücken aus, welche die Soldatenjahre in ſeine Technik geriſſen. Er polierte ſie von neuem, und bald glänzte ſie wieder hell und fleckenlos wie früher. Zahlreiche Konzertreiſen führten ihn durch Deutſchland und Holland. Er machte ſich ſchnell einen geachteten Namen. Als ihn der Wunſch nach Ruhe überkam, — „ach ich bin des Treibens müde!“ mag er mit dem Dichter ausgerufen haben — ſiedelte er ſich in Berlin an. Hier fand er ſeine zweite Heimat. Seit 1862 gehörte er der Kgl. Kapelle als Mitglied an, die in ihm ſeit 1880 ihren erſten Konzertmeiſter verehrte. Seit 1869 wirkte H. de Ahna außerdem als Lehrer ſeines Inſtruments an der Kgl. Hochſchule für Muſik. Als Joachim ſein in der Interpretation klaſſiſcher, namentlich Beethovenſcher Kammermuſik ſo unerreichtes Streichquartett begründet hatte, wurde de Ahna zum Vertreter der zweiten Violine mit in den Verband des berühmten Quartettes aufgenommen, ein Amt, in dem er ſeiner hohen Aufgabe mit edelſter Künſtlerſchaft und Begeiſterung diente. De Ahna galt nicht nur als einer der vorzüglichſten Quartettgeiger, er war auch ein Soloſpieler von ausgezeichneter künſtleriſcher Vollendung. — Sein Ton von wundervollem Wohllaut und ſein überall vornehmes und feines Spiel kündeten die ungetrübte Reinheit des Muſikaliſch-Schönen. — Der vortreffliche Künſtler ſtarb am 1. November in Berlin.

Heinrich de Ahna †.
Nach einer Photogravhie von E. Encke in Berlin.

Weihnachtslitteratur.

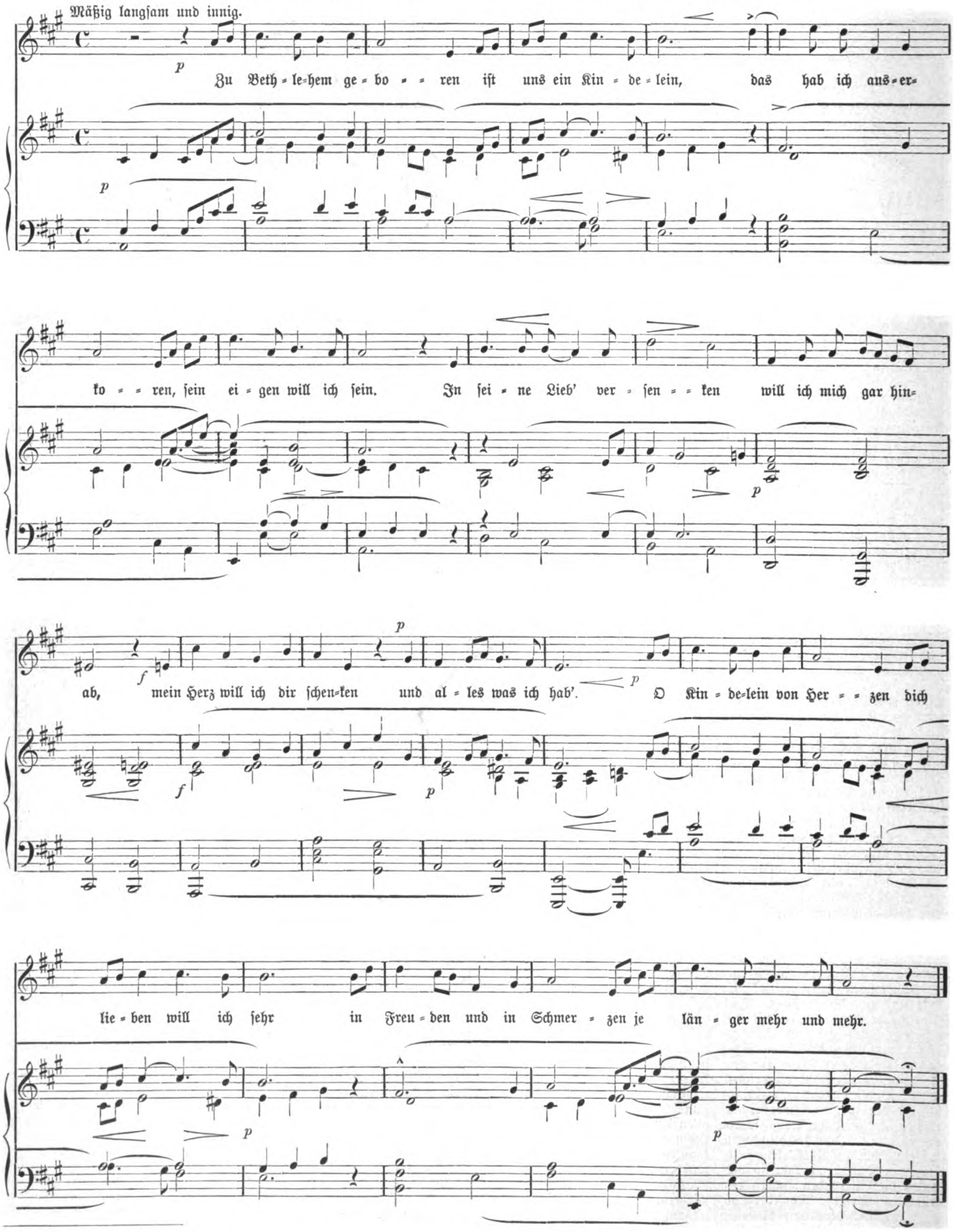
Unter dem Titel „Zur Weihnachts-, Sylveſter- und Neujahrsfeier“ hat R. Fritzſche im Verlage von C. A. Klemm in Leipzig eine Anzahl von Liedern und Klavierſtücken herausgegeben. Den wertvolleren Teil der Sammlung bilden die Lieder. Es ſind zum großen Teil die alten, herrlichen Weiſen, die in den muſikaliſchen Schatz unſeres Volkes übergegangen und in der Tiefe ihrer Empfindung, in ihrem gemütvoll-deutſchen Charakter das Weihnachtsfeſt zu verherrlichen berufen ſind. Die Lieder ſind einfach und leicht auszuführen; die ihnen beigegebene Klavierbegleitung kann ohne weiteres auch auf dem Harmonium geſpielt werden. In der Sammlung haben wir mit Vergnügen auch einige dreiſtimmige Chorſätzchen bemerkt. Es wäre wünſchenswert geweſen, daß der Herausgeber in der Auswahl der Klavierſtücke vorſichtiger zu Werke gegangen wäre. Das flache, in der Seichtheit des dilettantiſchen Salonſtücks auftretende „Ave Maria“ von C. Nero fällt aus dem Rahmen der Sammlung. Recht hübſch und geſchmackvoll iſt dagegen das Klavierſtück „Friedlich milde Weihnachtsfeier“ von Th. Gerlach. Der Weihnachtsfeſtmarſch von R. Fritzſche wäre beſſer weggeblieben. - Tonſätze von Mendelsſohn und einige der köſtlichen Schumannſchen Klavierſtücke aus Op. 68 („Knecht Ruprecht, Sylveſterlied“) entſchädigen für die muſikaliſchen Nieten. Das Heft koſtet Mk. 1,50.

Der treffliche Tonkünſtler Richard Kleinmichel hat im Verlage von Barth. Senff in Leipzig ein „Weihnachtsliederbuch zum Singen“ herausgegeben, in dem er die beliebteſten Weihnachtslieder älterer und neuerer Zeit für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte in feiner, künſtleriſcher Bearbeitung aneinanderreiht. Dieſer Sammlung iſt unbedingte, durch kein Wenn und Aber eingeſchränkte Anerkennung zu zollen. Ihre 25 Lieder, die einen Zeitraum von vier Jahrhunderten umſpannen, ſtellen einen unvergänglichen Teil des chriſtlichen Empfindens dar. Die Klavierbegleitungen dieſer Lieder ſind ſo einfach gehalten, daß ſelbſt auch die nur über eine beſcheidene Technik verfügenden Klavierſpieler die Stücke ohne Schwierigkeiten vom Blatt ableſen können. Trotz ihrer Einfachheit ſind die Begleitungen volltönend und wohlklingend. Wir empfehlen das Weihnachtsliederbuch Kleinmichels (Preis Mk. 1,50) unſeren muſikaliſchen Familien auf das wärmſte.

Ein Weihnachts-Liedchen

für kleine und grosse Kinder.*)

Für das Daheim komponirt von Prof. Albert Becker, Direktor des Kgl. Domchors zu Berlin.


Mäßig langſam und innig.
Zu Beth-le-hem ge-bo-ren iſt uns ein Kin-de-lein, das hab ich aus-er-
ko-ren, ſein ei-gen will ich ſein. In ſei-ne Lieb' ver-ſen-ken will ich mich gar hin-
ab, mein Herz will ich dir ſchen-ken und al-les was ich hab'. O Kin-de-lein von Her-zen dich
lie-ben will ich ſehr in Freu-den und in Schmer-zen je län-ger mehr und mehr.
p
f
p

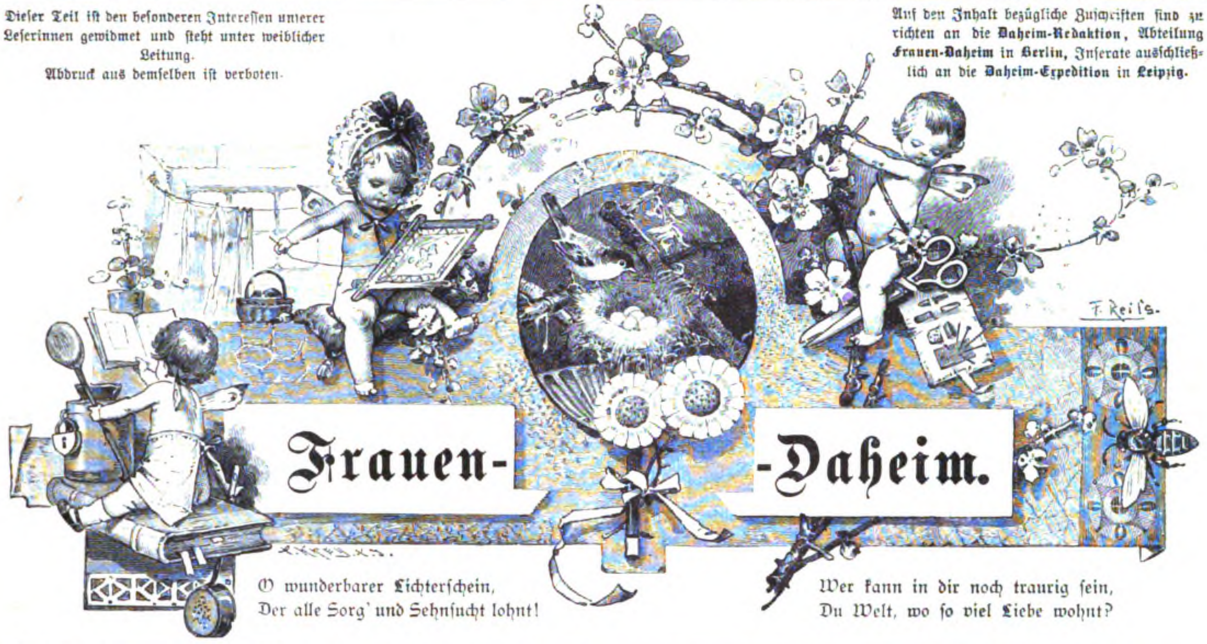
---

*) Dichter unbekannt. Entnommen aus: Deutſcher Kinderfreund (Hamburg-Leipzig) 1886. Nr. 3.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim** in **Berlin**, Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.



Frauen- -Daheim.

O wunderbarer Lichterſchein,
Der alle Sorg' und Sehnſucht lohnt!

Wer kann in dir noch traurig ſein,
Du Welt, wo ſo viel Liebe wohnt?

Begleitverſe zu einem Nähkaſten für ein kleines Mädchen.

Sonntagskleid und neuer Hut
Stehn dem kleinen Mädchen gut.
Doch ſeitdem's zur Schule geht,
Nett zu ſchaffen ſchon verſteht
Mit den fleiß'gen Händen,
Muß das Lied ſich wenden:
Schere, Nadel, Fingerhut
Stehn dem Mädchen gar zu gut!
Daß auch keines fehlen mag,
Nimm ſie hin zum Weihnachtstag.

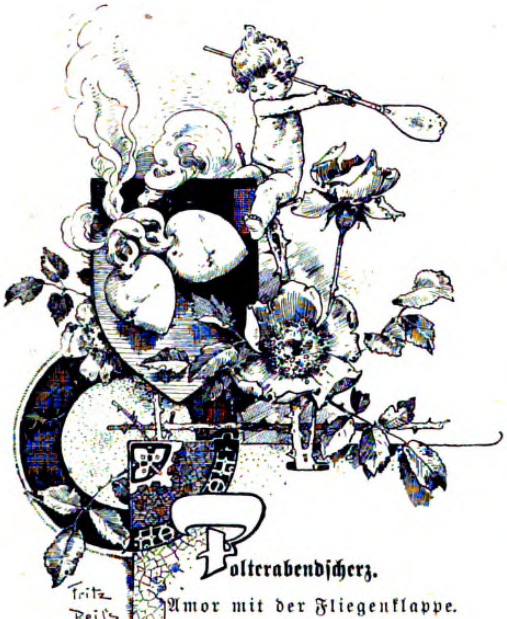
Anna Klie.

Wunſchbuch.

Das liebe Chriſtfeſt iſt da; unter dem ſtrahlenden Tannenbaum liegt die Beſcherung fertig ausgebreitet. Werden ſich auch alle freuen? Iſt es mir gelungen, alle Wünſche zu erraten? fragt ſich die ſorgende Mutter, ehe ſie die Klingel zur Hand nimmt. Es iſt ſo ſchwer, an alles zu denken! Jeder hat ſeine großen und kleinen Wünſche, auf deren Erfüllung er hofft. Und auf die Frage: „was wünſcheſt du dir?“ blieb der Gefragte doch oft die Antwort ſchuldig. Er wußte es ſelbſt im Augenblick nicht anzugeben. „Noch geſtern wußte ich ſo viel, was ich mir wünſche, aber jetzt ſo ſchnell fällt mir nichts ein, das kommt bei Gelegenheit“, hieß es. — Und ſo iſt es auch. — Würde ſich da, beſonders im größeren Familienkreis, für das kommende Jahr die Stiftung eines Wunſchbuches, in welches jedes Familienmitglied ſeine jeweiligen Wünſche eintrüge, nicht als ſehr praktiſch erweiſen?! Jeder der Hausgenoſſen erhält für jedes Jahr eine Seite zuerteilt, obenan ſteht die Jahreszahl und der Name des Wunſchſtellers. Das Buch muß ſtets offen zur Hand im Wohnzimmer liegen, daß wir jederzeit den oft plötzlich in uns rege werdenden Wunſch niederſchreiben können. Naht dann der Geburtstag oder das Weihnachtsfeſt, ſo ſchlägt man einfach nach und trifft unter den Wünſchen, die namentlich bei dem kleinen Korps gar zahlreich vorhanden, ſeine Auswahl. Gute Freunde werfen bei kurzen Beſuchen wohl auch mal einen ungeſehenen Blick auf dieſe oder jene Seite und wiſſen Beſcheid. — Aber auch für den Wünſchenden ſelbſt, ſowie für die ganze Familie bietet ſolch' Büchlein dauernd viel des Intereſſanten.

Wie thöricht mögen uns beim Durchblättern nach etlichen Jahren wohl manche der damals erſehnten Wünſche erſcheinen! Wie werden wir ſtaunen über die große Anzahl in dieſem, über die kleine (nur groß vielleicht der Qualität nach) in jenem Jahr! Eines Lächelns werden wir uns nicht erwehren können, wenn wir ein und denſelben Wunſch, der uns jetzt ſchon wer weiß wie fern liegt, in mehreren Jahrgängen wiederholt finden und daran erkennen, wie ſehr unſer Herz an ihm gehangen. — Mit den alten Wünſchen kommt dann auch die Erinnerung an die alte Zeit, manches wird in unſerm Innern wieder wach, was längſt geſchlummert, kurz, das Büchlein umfaßt in ſeinem engen Rahmen ein ganzes Stück Gemütsleben und Familienchronik. — Die äußere Ausſtattung muß in anbetracht deſſen, daß das Buch lange Jahre erhalten bleiben ſoll, auch eine würdige ſein. Alle Arten der häuslichen Kunſt laſſen ſich da anwenden. Auf der erſten Seite ſteht in gemalten Lettern: „Wunſchbuch.“ — Vielleicht findet mein Vorſchlag Anklang.

G. v. Sydow.


Fritz Reiß gez.

Polterabendſcherz.

Amor mit der Fliegenklappe.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Bin ich ſonſt gezogen
Und traf überall.

Pfeil iſt nicht mehr Mode,
Bogen geht entzwei,
Flinte ſchießt zu Tode
Mit Geſchoß von Blei.

Wenn ich jetzt ertappe
Zwei ſich Liebende,
Schlag ich mit der Klappe,
Das thut gar nicht weh.

Nun zum Angedenken,
Daß ich Euch verband,
Will ich ſie Euch ſchenken.
Hängt ſie an die Wand,

Schlaget jeden Morgen
Mit ihr, bis ſie bricht,
Fliegen tot und Sorgen,
Nur die Liebe nicht.

C. D.

Weihnachtsparfüm.

Köſtliche, wonnige Düfte umfangen uns jetzt in unſern Räumen, von dem aufgeſtellten Weihnachtsbaum, und den mannigfach zur Weihnachts-Dekoration benutzten Tannenzweigen ausgehend; dieſe Düfte machen die eigentlichſte Feſtſtimmung aus. Je trockner die Zweige werden, deſto kräftiger duften ſie. Doch gar zu bald liegt unſer ganzer Fußboden voll Nadeln, weshalb wir gezwungen ſind, bald nach den Feſttagen den Weihnachtsſchmuck wieder zu entfernen. Mit Bedauern ſehen wir den uns ſo lieben Gaſt ſcheiden, denn mit ihm ziehen auch die ſchönen, anheimelnden Harzdüfte wieder hinaus. Doch weiß ich Rat, wie wir letztere feſthalten können. — Man ſammelt alle Nadeln von dem Weihnachtsbaum in einen Behälter,

(Fortſetzung im Vierten Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

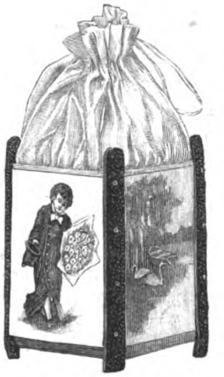
und ſchüttet täglich davon eine Handvoll auf eine heiße Feuerſchaufel, mit derſelben dann einmal im Zimmer umhergehend. — Alsbald wird man wieder die herrlichen Harzdüfte ſpüren und ſich in die ſchöne Weihnachtszeit zurückverſetzt glauben. **E. W.**

Tafelſchmuck.

Die Ausſchmückung der Feſttafel mit Blumen bleibt ſtets beliebt, nur das „Wie“ wechſelt mit der Mode, und es iſt heutzutage nicht bloß ein Wettſtreit gärtneriſcher Kräfte, nein, gerade der Geſchmack, das form- und farbenkundige Auge der Hausfrau entſcheidet, wählt, ihre Hand arrangiert die Blüten. Man dehnt jetzt mit Vorliebe das Blumenarrangement über den ganzen Tiſch aus. Als Beiſpiel ſei folgende reizende Anordnung beſchrieben. Zweierlei kleine Vaſen, die eine Sorte beſtehend aus eckig geſchliffenen Kugeln aus Kryſtallglas, die zweite Art aus ſchlanken roſa Kelchgläschen, beide nur 9 cm hoch, waren abwechſelnd in graziöſer Anordnung aufgeſtellt. Die Kugelvaſen trugen zartroſa Nelken an Stengeln, nicht auf Draht, die roſa Vaſen weiße Nelken. Von dem mittleren Aufſatz ausgehend waren ſie derart geordnet, daß ſie bald Halbbogen bildeten, bald in Carrés ſtanden, je nach den Kompottièren und Karaffen, die ſie wie mit duftender Guirlande umgaben. Mit ein wenig Phantaſie laſſen ſich eine Menge Varianten erdenken; die Vaſen laſſen ſich immer wieder anders ſtellen, ſie können in Muſtern angeordnet werden, ſo daß ſie gleichſam einen blühenden Tiſchläufer darſtellen. Ihr Anſchaffungswert iſt ein geringer im Verhältnis dazu, daß ſie unſerem gaſtlich gedeckten Tiſch zu ſtets verändert hübſchem Ausſehen verhelfen. Beſonders praktiſch werden ſie ſich den Beſitzern von Gärten, den Guts- und Landbewohnern erweiſen, denen Blumen bei jedem Beſuchsüberfall raſch zur Hand ſind. Leicht zu erlangende, nicht teuere Füllungen ſind: Tannenzweige und Marguerites, weiße Winteraſtern, Blätter der Stechpalme, Veilchen uſw. Während der Chriſtzeit ſchmücke ich übrigens die Tafel gern noch durch leicht hingeſtreute Tannenzweige und einzelne blitzende Lamellefäden, die ich hie und da locker über das Tiſchtuch breite. Dieſer Tafelſchmuck ſieht reizend aus. **J. v. W. in B.**

Bonbonnière.

Mit Vorliebe werden zu Neujahr nebſt vielen ſüßen und guten Wünſchen auch Süßigkeiten verſchenkt. Die Form, in welcher wir die guten, appetitlichen Pralinés und Karamellen den Freunden überreichen und zuſenden, iſt dabei durchaus nicht Nebenſache. Ganz beſonders originell, elegant und zum Neujahrsfeſt paſſend, iſt gewiß folgende Bonbonnière: Man ſuche ſich vor allem aus ſeinen, im Laufe der Zeit geſammelten Gratulationskarten vier ziemlich in Größe und Stil zuſammenpaſſende aus, ſchneide ſie gleich groß — z. B. 7 cm breit, 9 cm hoch — und lege ſie auf ein Stück weißen, ſtärkeren Karton ſo nebeneinander, daß zwiſchen jedem Bildchen der Höhe nach $\frac{1}{2}$ cm Zwiſchenraum und ebenfalls $\frac{1}{2}$ cm je oben und unten ſtehen bleibt; die ſchmalen Zwiſchenräume markiere man leicht mit einem ſcharfen Meſſerchen, da ſie ſpäter umgebrochen die ſtumpfen Ecken des Käſtchens ergeben. Dieſer Karton wird mittelſt recht guten Gummis zuſammengeklebt und unten mit einem Stück Karton als Boden verſehen. Über letzteren zieht man ein Stückchen hell- oder brillantfarbigen Atlas derart, daß dieſer noch einen 2 cm breiten Rand unten um das Käſtchen bildet; auch oben wird letzteres mit einem Atlasſtreifchen eingefaßt. Nun klebt man exakt die Karten in die Mitte eines jeden Feldes, näht oben ein mit einem Zug und Bändchen verſehenes Atlasbeutelchen hinein und macht zu dieſem in der Farbe harmonierend, kleine Plüſchſäulchen an die vier Ecken folgendermaßen: Vier, 1 cm breite und 12 cm hohe Kartonſtreifchen überzieht man recht ſauber mit dunklem Plüſch, verziert ſie noch mehrmals mit Goldflitterchen oder Sternchen und näht ſie ſo an, daß ſie unten 1 cm weit vorſtehen, ſomit kleine Füßchen bildend — ſiehe Abbildung. **B. W.**



Bonbonnière.

Geſelligkeit.

Koſtümierte Tänze, Quadrillen, Menuets bilden ſtets ein beliebtes Wintervergnügen. Nachſtehend ſei ein kleiner Tanz beſchrieben, der von jungen Mädchen allein (daher für Penſionate zu empfehlen! nötig ſind nur vier), ausgeführt werden kann und, wenn pünktlich und mit Geſchick getanzt, von großer, ſcherzhafter Wirkung iſt. — Die jungen Damen erſcheinen von vorn in beliebigem, möglichſt gleichfarbigem Geſellſchaftskleid. (Iſt dies nicht möglich, ſo doch z. B. 2 weiß, 2 blau oder ähnlich.) Von hinten ſtellen ſie alte Klatſchbaſen dar. Eine ſprechend komiſche Maske wird am Hinterkopf befeſtigt, z. B. mittelſt weißer Gummiſchnur um die Ohren. Ein dichtgetollter Tüllſtreifen umgibt die Maske wie eine Haube und bildet auf der Mitte des Kopfes eine emporſtehende Schleife, welche gleichzeitig dem jugendlichen wirklichen Geſicht zu Geſichte ſtehen muß. Von der Schulternaht der Taille beginnend, kreuzt ſich ein weißes Fichu über dem Rücken, ebenſo, wie man dasſelbe vorn ſchlingen würde. Eine große Schürze, welche genau ſo lang wie der Rock iſt und an der Seitennaht des Rocks genau abſchließt, bildet die weitere Toilette der Kehrſeite. Das Scherzhafte der Sache liegt nun darin, daß die vier Damen rückwärts gehend in den Saal treten. Der Zuſchauer glaubt ſie von vorn vor ſich zu haben und iſt geradezu verblüfft, wenn ſie plötzlich, in die Hände klatſchend, ſich wie auf einen Schlag herumdrehen und er die jugendlichen Geſichter ſieht. Halbe Wendungen ſind natürlich ausgeſchloſſen und die Drehungen müſſen ſehr exakt vor ſich gehen. Weiter unten folgt die genaue Angabe der Touren, welche beliebig erweitert werden können. Die Muſik ſpielt die Stefaniegavotte von Czibulka, und alle Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen werden, genau nach dem Takte, langſam ausgeführt. Das Einüben iſt ſehr amüſant, da es garnicht ſo einfach iſt, ſich rückwärts zu verbeugen und die Bewegungen der Hände zu überwachen, daß ſie nicht gleich zum Verräter werden. — Ich bin überzeugt, die nette kleine Aufführung wird viel Freude machen, und ich empfehle ſie daher z. B. als kleines Intermezzo in der Pauſe eines Tanzfeſtes oder zu den an vielen Orten üblichen Sylveſterbällen in den Mädcheninſtituten.

I. Tour. Die Muſik ſetzt auf Seite 3 der Klavierausgabe der Gavotte ein: Langſames Hereinkommen, die 4 Damen haben ſich untergefaßt, kommen alſo als „Alter,“ 4 Takte, Verbeugung (ein Knix), 3 Schritte nach rechts, 3 nach links, Knix, dreimal in die Hände klatſchen, umdrehen, Knix, dreimal in die Hände klatſchen, umdrehen, Knix. — II. Tour. Nr. 2 und Nr. 4 machen 3 Schritte en avant (alſo rückwärts) Nr. 1 und Nr. 3 während dem chassé croisé, 2 und 4 zurück auf ihre Plätze, 1 und 3 machen 3 Schritte vor. 2 und 4 drehen ſich um, Knix, und beide Paare machen chassé croisé. Dann zurück in Reih' und Glied und Knix. — III. Tour. Alle 4 Damen nicken zweimal rechts mit dem Kopf nach dem Takt, dann zweimal nach links, d. h. ſeitlich, dann Knix, 3 Schritte vor, umdrehen, Knix, 3 Schritte zurück, umdrehen, Händeklatſchen, Knix. Sehr niedlich iſt auch für Kinder eine Quadrille als Hühner in Kleidern, welche mit Federn oder in Ermangelung deſſen mit ſchmalen Streifchen von Satin benäht ſind. Je zwei paſſen in der Farbe zuſammen, z. B. 2 weiße Hühner, 2 Perlhühner. Auf dem Kopf tragen ſie 2 Flügel aus Federn. Die Muſik ſpielt die Gavotte Louis XIII. — Für ältere Kinder reſp. Erwachſene iſt ſehr modern eine Quadrille in Mikadokoſtüm, das ſich geſchickte Hände durch Bronzemalerei dekorativ ſehr gut wirkend verſchönen können. Sehr nett machen ſich hierbei die japaniſchen Sonnenſchirme und Fächer, mit denen ſich unendliche Varianten in den Touren erdenken laſſen. Als Schlußbild emfiehlt es ſich, daß alle Damen, den Fächer hinter den Kopf haltend, ganz ruhig, wie ein lebendes Bild, verharren. **F. M.**

Kindergeſpräch.

Ein 8jähriger und ein 7jähriger Junge ſtudieren in dem Briefmarkenalbum des älteren Bruders. „Warum nur die Schweiz auf allen Marken ein Kreuz hat?“ bemerkt der ältere. „Das weißt du nicht?“ fällt ſogleich der jüngere ein, „weil in in der Schweiz ſo viele Unglücker paſſieren.“

Die Braut am Weihnachtsabend.

Wie herrlich, daß es heute ſchneit!
Mein Bitten iſt gewährt.
Vom Himmel ſchweben weit und breit
Die Flocken ſtill zur Erd.

O Erde, hülle froh dich ein
Ins weiße Feſtgewand,
Vergiß nun alle Sorg' und Pein,
Die Chriſtnacht zieht ins Land.

Noch niemals hat wie heut ſo traut
Ihr Zauber mich umweht,
Da mir, der hochbeglückten Braut,
Der Himmel offen ſteht.

Schon dämmert's leiſ'; ein Stündlein Raum,
Dann kommt der Liebſte mein,
Wir ſtehen unterm Tannenbaum
Im ſeligſten Verein.

Was in uns wogt bei ſeinem Licht
Von Lieben, Dank und Luſt,
Das ſagen arme Worte nicht:
Wie faßt es nur die Bruſt!

O Chriſtkind, dir allein ſei Preis!
Horch, Weihnachtsglockenklang!
Und welch ein Duft von Tannenreiſ',
Ich träumte allzulang.

Schon brennt der Baum, kommt alle mit,
O benedeite Stund'!
Jetzt hör' ich auch des Liebſten Schritt,
Laut jubelt Herz und Mund.

Eliſabeth Ehrhardt.

Für die Küche.

Antwort auf die Frage 13 an Abonnentin aus dem Rheinlande.

Speiſekürbis einzumachen.

1) Kürbis mit Ingber. Einen mürben Kürbis ſchält man und reinigt ihn von den Kernen, ſchneidet ihn in kleine Stücke (etwa 2 Glieder eines Fingers) und legt ihn 24 Stunden in ſcharfen Eſſig. — Dann läßt man ihn rein ablaufen, nimmt auf 1 Pfund Kürbis 2 Pfund Zucker, den man mit einer Taſſe halb Eſſig, halb Waſſer aufkochen läßt und gut abſchäumt; ferner die klein geſchnittene Schale einer Citrone und ein Lot in Stücke geſchnittene Ingber-Knolle. Hierin kocht man den Kürbis ſo lange, bis die Stücke durchſichtig ſind.

2) Süß eingemachter Kürbis. Der ganz reife Kürbis wird geſchält und in fingerlange, dicke Streifen geſchnitten. (Man kann auch, wenn man die paſſenden Meſſerchen dazu hat, den Stücken die Form von kleinen Birnen und Äpfeln geben.) Dann legt man ihn 24 Stunden in nicht zu ſcharfen Eſſig, nimmt ihn nach dieſer Zeit heraus und trocknet ihn gut ab. Auf 4 Pfd. Kürbis nimmt man 3 Pfund Zucker und wenn dieſer geläutert iſt, den Saft und die Schale von 3 Citronen. Hier hinein wird der Kürbis gethan und ſo lange gekocht, bis die Stücke durchſichtig ſind, doch darf er nicht zu weich werden.

3) Vorzügliche Kürbismarmelade, welche wie Honig auf Brod gegeſſen werden kann. Hierzu kann man die Abfallſtücke mit benutzen. Zu 4$\frac{1}{2}$ Pfd. Kürbisſchnitzel nehme man 3 Pfd. Zucker, von 2 Citronen den Saft und 60 Gramm Ingber. Der Kürbis wird $\frac{1}{2}$ Stunde ohne Waſſer gekocht. Der Zucker geläutert, Kürbis, Citronenſaft und Ingber dazu gethan und zu einer dicken Marmelade eingekocht. **E. M. in Schw.**

Auskunft.

Fr. 14. Am Vorabend von Kaiſers Geburtstag d. J. habe ich mit meiner höheren Mädchenſchule unter großem Beifall aufgeführt: „Königin Luiſe,“ Dichtung von Johanna Siedler, Muſik von Bohm. Verlag von Otto Kuprion, Kaſſel. **M. H., Barth.**

An „eine wißbegierige und alte Abonnentin“ in Potsdam. Die Münzeninſchrift heißt: „Verbum divinum manet in aeternum: Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.“

F. M. Fettflecke entfernt man aus Photographien durch leichtes Reiben mittelſt eines ſauberen, mit Benzin befeuchteten Läppchens. **E. T.**

Fragen.

18) Kann mir eine Leſerin eine Fabrik in Plauen nennen, welches loſes Stickgarn verſendet. **E. S.**

19) In dem Schriftchen: „Für junge Mütter“ v. Biderit (Velhagen und Klaſing) wird als beſtes Nahrungsmittel Holſteinſche Milch empfohlen. Wer kann mir ſagen, wo dieſe zu haben iſt? Beſten Dank zuvor. **H. F.**, langjähriger Abonnent.

20) Wie beſeitigt man den andauernden, überaus läſtigen Linoleum-Geruch? **B. A.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

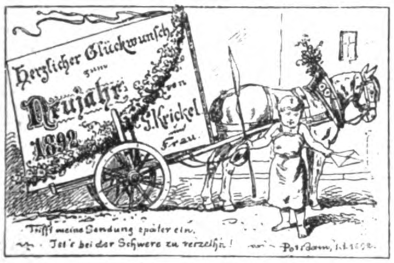
Daheim

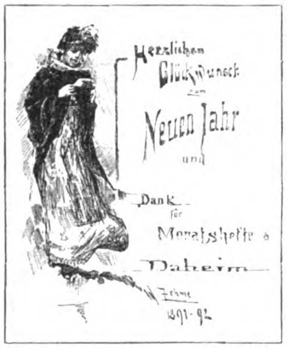
XXIX. Nr. 13. Erſtes Blatt.

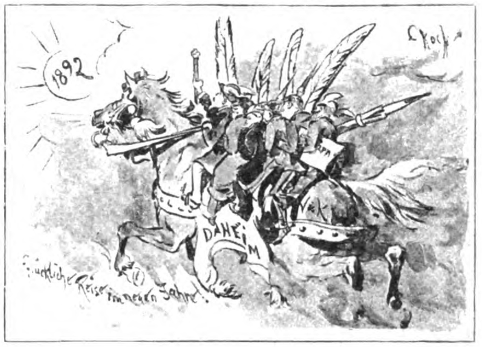
Jahrgang 1893.

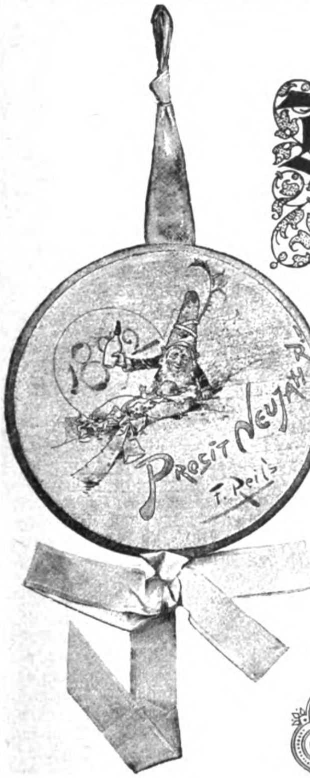
31. Dezember 1892.

Aus der Zeit — für die Zeit.


Herzlicher Glückwunsch zum Neujahr 1892 von G. Krickel und Frau.
Trifft meine Sendung später ein,
Ist's bei der Schwere zu verzeihn!
Potsdam, 1.1.1892.


Herzlichen Glückwunsch zum Neuen Jahr und Dank für Monatshefte u. Daheim
W. Zehme
1891-92

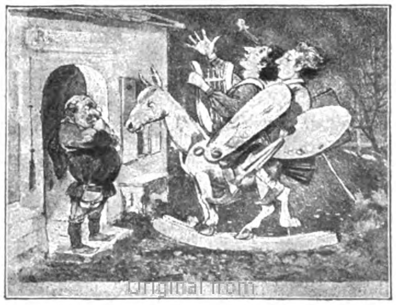

1892
C. Koch
DAHEIM
Glückliche Reise ins neuen Jahr!

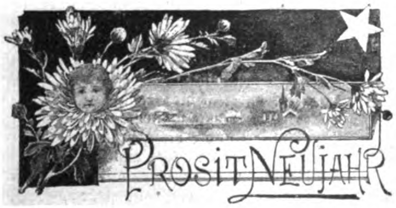

1892
Prosit Neujahr
F. Reiß

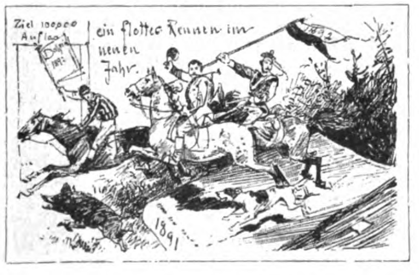
Proſit Neujahr!

Die Daheim-Redaktion gehört nicht zu den Eiferern wider die Glückwunſchkarten, — ſie iſt in dieſer Frage zu ſehr Partei, denn in jedem Jahr erhält ſie von einer Anzahl liebenswürdiger Künſtler eine Reihe von Neujahrskarten, die freundlichen Wünſchen für das Wohlergehen des Familienblattes in anmutiger oder witziger, immer aber in ſo künſtleriſcher Form Ausdruck geben, daß die Redaktion frei von allem Egoismus ſein müßte, wenn ſie ſich auf die Seite derer ſchlüge, die das Abſenden von Neujahrskarten nur als eine Plage der Poſtbeamten anſehen und durch ein Wohlthätigkeitsopfer abgelöſt wiſſen wollen. Aber ſo egoiſtiſch iſt die Redaktion nicht, daß ſie die Freude an dieſen Karten nicht auch den Daheimleſern mitteilen möchte, denen doch eigentlich die Wünſche gelten; denn das Daheim und ſeine Leſer ſind ſo eng miteinander verknüpft, daß ein einſeitiges Wohlergehen nicht denkbar iſt. So geben wir denn auch in dieſem Jahr wieder unſern Leſern eine Auswahl der uns im vorigen Jahr zugegangenen Karten, nur bedauernd, daß die verkleinerte Reproduktion nicht allen künſtleriſch gerecht werden und vor Allem den Reiz der Farbe nicht wiedergeben kann. In der Ecke links oben finden die Leſer den Glückwunſch des liebenswürdigen, in Potsdam lebenden Malers G. **Krickel**, der für die Verſendung der Neujahrskarten an ſeine zahlreichen Freunde eines beſonderen Wagens bedarf. Auf der Karte daneben hat **Werner Zehme** eine jener reizvollen modernen Frauengeſtalten ſkizziert, die er ebenſo charakteriſtiſch wiederzugeben weiß wie die Männer der Arbeit, die er den Daheimleſern ſo oft in ihrer Berufsthätigkeit dargeſtellt hat. **Karl Koch**, der verehrte älteſte künſtleriſche Mitarbeiter des Daheim, gibt ſeinen Wünſchen Ausdruck, indem er den ganzen Mitarbeiterſtab mit Federkiel und Zeichengriffel ausgerüſtet dem neuen als helle Sonne ſtrahlenden Jahr entgegengaloppieren läßt. **Fritz Reiß**, der Künſtler voller zierlicher Anmut und Erfindungsreichtum, ſandte einen Holzteller, auf dem ein Zwerg dem neuen Jahre Nahrung ſpendet. Darunter in der Ecke links hat **Leonhard Hellmuth** einen ſtiliſierten Aſterzweig, aus dem das Kinderköpfchen des neuen Jahres lugt, über eine Sylveſterlandſchaft gelegt. „Ein flottes Rennen im neuen Jahr“ wünſcht **Georg Koch**, der Sportsmaler — ein Sohn des „alten“, aber ewig jungen Koch — auf deſſen Bild der Daheimjockey eben als Erſter durch das Ziel ſprengt — Auflage 100000. **Hans Looſchen** ſchließlich läßt zwei Jünger der Mal- und der Dichtkunſt in der Daheimredaktion Einkehr halten, wobei er es unentſchieden läßt, ob ſtatt Redaktion nicht Reſtauration geleſen werden ſoll. Wir wollen ſeinem Gedankengange nicht nachgrübeln. Aber das wollen wir verſprechen, alles zu thun, um unſere Leſer und unſere Mitarbeiter auch im neuen Jahr zufriedenzuſtellen. Und ihnen Allen wünſchen wir:

Ein geſegnetes neues Jahr!




Prosit Neujahr


Ziel 100000 Auflage
Daheim 1892
ein flottes Rennen im neuen Jahr.
1892
1891

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Es läßt ſich viel verſchweigen und verſtecken,
Sogar der Kummer, der ein Herz zerbricht,
Sogar ein Groll, ſogar ein heißer Schrecken, —
Nur eine tiefe Freude nicht.

Unſere Damen als Berufsgärtnerinnen.*)

Ein Beitrag zur Frauenfrage.

Schon vor einigen Jahren regte eine Dame aus Holſtein eine öffentliche Diskuſſion über die Frage der Brauchbarkeit der Frau für den Gärtnerberuf an, worauf der allgemein geachtete und gefeierte Gartenſchriftſteller Hofgarteninſpektor Jäger dieſe Frage dahin beantwortete, daß der gärtneriſche Beruf ſich mit den Neigungen junger Mädchen aus guter Familie nicht vertrüge. Trotzdem wurde in dem von Präſident Lette gegründeten Verein zur Förderung des Frauenerwerbs dieſe Frage weiter verfolgt und ſchließlich im Jahre 1889 vom Verein „Frauenwohl“ auf dem Beſitz der Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg die erſte Gartenbauſchule für Frauen und Mädchen gebildeter Stände errichtet. So menſchenfreundlich und edel dieſes Unternehmen auch gemeint ſein mag, in der Praxis iſt es ein gründlich verfehltes. Man ging vielleicht von der falſchen Folgerung aus, daß unſer ſchönes Geſchlecht, von der Natur mit Luſt und Liebe zur Blumenpflege ausgeſtattet, ſich zur Gärtnerei ganz beſonders eignen müßte, was ſich in der Theorie ja auch ganz gut anhört, in der Praxis aber ſich ganz anders geſtaltet. Im allgemeinen iſt man eben geneigt, ſich den Beruf des Gärtners recht roſig vorzuſtellen, ohne zu bedenken, daß gerade er unermüdlichen Fleiß, große Körperkraft, ſchwere Anſtrengung bei mäßigem Lohn erfordert.

Die heutige Gärtnerei verlangt eine vielſeitige, praktiſche Vorſchule, und ein Gärtner, der es in ſeinem Berufe zu etwas bringen will, muß während ſeiner Ausbildung unter den verſchiedenſten Verhältniſſen in den verſchiedenen Gärtnereien womöglich auch im Auslande gearbeitet haben, um ſich praktiſche Erfahrungen, worauf allein die Tüchtigkeit des Gärtners beruht, ſammeln zu können. Unſere Gärtnerinnen müßten naturgemäß den vollen Lehrgang durchmachen, wenn ſie ſich nicht von ihren männlichen Kollegen überflügeln und unterdrücken laſſen wollen. Nun dürfte es aber allgemein bekannt ſein, daß gerade die Gärtnergehilfen ſehr karg bezahlt werden, die nur in den ſeltenſten Fällen den gleichen Lohn eines Tagelöhners erhalten. 30—50 Mark im Monat ohne Koſt und Wohnung iſt der allgemein übliche Lohnſatz. Wer daher auf einen Zuſchuß von zu Hauſe nicht rechnen kann, muß ſeine Ausgaben auf die allernotwendigſten beſchränken. Iſt nun dieſer Verdienſt für männliche Gehilfen, die zu jeder gärtneriſchen Arbeit zu gebrauchen ſind, ſchon ein ſehr geringer, ſo muß er bei der Verwendung von Damen in der Gärtnerei noch kleiner ausfallen. Denn wer würde es wohl einer Dame aus guter Familie zumuten, den Düngerkarren zu ſchieben, tagelang zu rajolen oder in gebückter Stellung niedrige Bäumchen zu veredeln, oder auf den Stellagen in den Gewächshäuſern herumzuklettern, alles Arbeiten, die ein Gehilfe ohne Murren auszuführen hat. Überdies wäre das tägliche Zuſammenarbeiten mit dem männlichen Perſonal, Arbeitern wie Gehilfen, an ſich ſchon für gebildete Damen unſtatthaft. Wohl beſchäftigen wir auch heute Frauen in der Gärtnerei; kräftige, derbe Arbeiterfrauen zum Hacken, Jäten und Sortieren. Wo würde ſich aber ein Gärtner finden, der gebildete weibliche Gehilfen in ſeinem Geſchäfte anſtellt, da er brauchbarere und tüchtigere männliche Gehilfen mehr als genug haben kann. Wozu alſo noch eine weitere unnütze Überfüllung dieſes Standes? Bieten ſich aber ſchon bei der Beſetzung der Gehilfenſtellen mit weiblichem Perſonal unüberwindliche Schwierigkeiten, ſo iſt an eine leitende Stellung für Damen in der Gärtnerei wohl garnicht zu denken, weil zu ſolchen Poſten nur ganz energiſche, thatkräftige Leute zu gebrauchen ſind, die ihr Fach aus dem Grunde gelernt haben. Einer Dame würden namentlich die roheren Gehilfen und Arbeiter, die nur durch ſtrenge Zucht im Zaum zu halten ſind, bald den Gehorſam verweigern. Auch als Herrſchaftsgärtnerinnen würden unſere Damen nur ſehr ſchwer Stellung finden, da ſie ja bei dem beſten Willen nicht alle erforderlichen Arbeiten auszuführen vermögen. Noch größere Schwierigkeiten aber bieten ſich bei der weiblichen Führung eines eigenen Geſchäfts, da hier auch noch die Kapitalanlage eine Rolle ſpielt. Eine Gärtnerei, mit nur wenig Kapital erworben oder gegründet, kann nur durch eiſernen Fleiß des Beſitzers, der von morgens früh bis abends ſpät wie ein Tagelöhner arbeiten muß, aufrecht erhalten werden, was einer weiblichen Kraft ganz unmöglich iſt. Und ſelbſt bei dem größten Fleiß kommt es nicht allzu ſelten vor, daß ſolche kleinere Geſchäfte, kaum erſt gegründet, auch ſchon wieder dem Untergange geweiht ſind. Es wird eben heute in der Gärtnerei alles fabrikmäßig betrieben. Die größeren Geſchäfte ziehen ihre Produkte mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Hilfsmitteln zu Hunderttauſenden, wodurch ſie weit billiger producieren können als die kleineren Beſitzer, die überdies vielfach noch gezwungen ſind, ihre Erzeugniſſe an die größeren Geſchäfte mit wenig Verdienſt zu verkaufen, da dieſe den Markt beherrſchen. Zur Gründung oder Erwerbung eines größeren Geſchäfts gehört aber vor allem ein nicht unbeträchtliches Vermögen, worauf bei Damen, die für ihren Unterhalt zu ſorgen haben, wohl kaum zu rechnen iſt. — Liegt nun, wie wir geſehen haben, zwiſchen Gärtnerei und Gärtnerin eine Kluft, die unüberbrückbar iſt, ſo bietet doch ein Specialzweig des gärtneriſchen Betriebes für weibliche Kräfte ein dankbares Arbeitsfeld, nämlich die Binderei und Blumenhandlung. Wir Gärtner haben dieſe Branche nach und nach faſt ganz dem ſchönen Geſchlechte eingeräumt, weil wir eingeſehen haben, daß hierin die Frau uns bei weitem überlegen iſt. Alle Erzeugniſſe der Blumenbindekunſt ſind meiſt von zarter Frauenhand verfertigt. Die Beſchäftigung von Binderinnen und Verkäuferinnen im Deutſchen Reiche zählt zu Tauſenden, und noch immer iſt die Nachfrage durch den ſtetig zunehmenden Blumenluxus der größeren Städte eine ſteigende. Das Gehalt für ſolche junge Damen iſt ein ganz verſchiedenes: Während eine erſte Binderin, die Geſchmack und Fertigkeit beſitzt, beſonders in den Saiſonſtellen der feinen Badeorte, es zu einer Einnahme von 80 Mark pro Monat bei freier Station bringen kann, wird eine minder begabte Kraft als zweite Binderin durchſchnittlich mit 18 bis 25 Mark pro Monat bei freier Station honoriert. Allerdings führt die Blumenbinderin, beſonders wenn ſie auch noch als Verkäuferin fungieren muß, gerade kein ſehr freies Leben. Denn abgeſehen davon, daß die Blumengeſchäfte bis abends ſpät geöffnet ſind, muß die Binderin bei großen Feſtlichkeiten und Leichenbegängniſſen oft Tage und Nächte hindurch angeſtrengt arbeiten, um alle Beſtellungen rechtzeitig liefern zu können. Aber Luſt und Liebe zum Dinge macht Mühe und Arbeit geringe. Ein Mädchen, das dieſen Anforderungen gewachſen iſt, kann ſich doch mit der Zeit bei einer Erſparnis von einigen Tauſend Mark ihr eigenes Geſchäft gründen, wenn es nicht, was auch ſehr häufig vorkommt, von einem ſtrebſamen Gärtner geheiratet wird. In unſeren Großſtädten gibt es eine ganze Anzahl von Blumenhandlungen, die für eigene Rechnung nur von Damen geführt werden. Ihren Bedarf an Pflanzen entnehmen ſolche Geſchäfte den Kunſt- und Handelsgärtnereien, ſo daß im Laden nur dafür geſorgt zu werden braucht, daß dieſe Gewächſe, ſofern ſie nicht ſofort wieder verkauft werden, in gutem Kulturzuſtande erhalten bleiben. Dieſe Arbeit unterſcheidet ſich in nichts von der Blumenpflege im Zimmer, worin ja gerade unſere Damen ſo viele ſchöne Erfolge aufzuweiſen haben. Es waltet eben eine innige Harmonie zwiſchen der zarten Frauenwelt und ſchönen Blumen, und manche Dame, die zum Klavierſpielen, Malen, Singen oder ähnlichen Beſchäftigungen weder Talent noch große Neigung beſitzt, könnte ihre Zeit mit mehr Geſchick der Pflege der lieblichen Kinder Floras widmen. Auch im Gemüſe- und Obſtgarten kann die Frau eine rege Thätigkeit entfalten und dadurch zum Wohle des Hausſtandes und der Familie weſentlich beitragen. Allerdings genügt Luſt und Liebe zur Blumen- und Pflanzenpflege allein nicht, man muß auch Verſtändnis für die Sache haben. Solange der Frau das Verſtändnis für die gärtneriſchen Arbeiten fehlt, ſo lange werden auch Mißerfolge ihr die Freude an den Kulturen verderben. Und daß dieſes ſehr häufig der Fall iſt, habe ich als Gärtner mehr wie genug Gelegenheit zu erfahren. Hier könnte nun die Gartenbauſchule zu Charlottenburg ein wirkſames Arbeitsfeld eröffnen, wenn ſie anſtatt zwecklos Berufsgärtnerinnen auszubilden, junge Damen in kurzen Kurſen für den häuslichen Gartenbau geſchickt machen würde. Ein ſolcher Unterricht käme beſonders jungen Damen, die als Stütze der Hausfrau oder auch als Geſellſchafterin oder Kindergärtnerin Stellung ſuchen, ſehr zu ſtatten, denn dieſe würden gewiß da ſtets bevorzugt werden, wo einerſeits Gärten vorhanden, ſich die Anſtellung eines Gärtners aber nicht lohnt, anderſeits wo mit Recht bei der Erziehung der Kinder Wert darauf gelegt wird, daß der Sinn für das Schöne und die Liebe zur Blumen- und Pflanzenpflege ſchon in der Kinderbruſt geweckt wird.

Adolf von Drathen.

Das kalte Büffett.

Das kalte Büffett iſt eine Form der Bewirtung, welche erſtens in beſchränkten Räumen bei der Anweſenheit von mehr Perſonen als bequem an Tiſchen Platz finden würden, beliebt und gebräuchlich iſt, zweitens dort Verbreitung gefunden hat, wo die übliche ſpäte Stunde für das Mittageſſen am Abend nur einen kleinen Imbiß zu nehmen geſtattet. Manche Hausfrau kommt ferner in die Lage, für ein kaltes Büffett ſorgen zu müſſen bei Gelegenheiten wie Polterabend, Jubiläum u. dergl., wo ſich die Zahl der erſcheinenden Perſonen vorher nicht genau feſtſtellen läßt. Mancherlei Winke hinſichtlich der Aufſtellung und Zuſammenſetzung des kalten Büffetts dürften daher mancher jungen Hausfrau erwünſcht, mancher älteren dienlich ſein. Ich greife zwei der gebräuchlichſten Arten heraus, um ſie den Mitleſerinnen vorzuführen. — Zuerſt ſei von dem ſog. fliegenden Büffet die Rede. An Bedienung (ich nehme in folgendem eine Zahl von etwa 35 Perſonen an) ſind 3 Perſonen mindeſtens erforderlich. Nr. 1 trägt ein großes Tablet, mit Tellern beſtellt, auf welchem Meſſer und Gabeln ſowie kleine Servietten liegen. Nr. 2, auf dem Fuß der erſteren folgend, präſentiert auf einem Servierbrett verſchiedene Gerichte, z. B. reiche Form: Hummermayonnaiſe, Gansleber in Aspic, Rehbraten und Zunge in Scheiben geſchnitten, Fleiſchſalat; einfachere Form: Paſtetchen, Sülze, Schinken und diverſe Bratenſorten in Scheiben, Heringsſalat. Statt dem Fleiſch in Scheiben werden vielfach zierliche Butterbrödchen, mehr oder weniger reich belegt, gereicht. — Der dritte Dienſtbote reicht die in Gläſer eingegoſſenen Getränke, wobei zu bemerken iſt, daß mouſſierende Waſſer wie Weine von dem Servierenden ſtets erſt vor dem Gaſt eingeſchenkt werden. Iſt die Geſellſchaft zimmerweiſe bedient, ſo nehmen nach einer Pauſe 1 und 2 die gebrauchten Teller weg und 3 reichen ein Tablett, auf welchem Glasteller mit Löffelchen und eine ſüße Speiſe ſtehen, z. B.

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

---

*) Wir brachten im vorigen Jahre ſchon einen Artikel über Frauengärtnerei, dem der heutige in vielen Punkten entgegentritt. Wir glauben, eine ſo wichtige Sache wol von zwei Seiten beleuchten zu dürfen, und laſſen unſerem verehrten Mitarbeiter, Herrn von Drathen, gern das Wort. **Die Red.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Eis oder Chocoladencrême mit Schlagſahne. — Die zweite Art beſteht in folgendem: In einem Zimmer, welches mit Doppelthür gegen die Geſellſchaftsräume hin und mit beſonderer Thür nach den Wirtſchaftsräumen, reſp. Korridor, verſehen iſt, wird ein großer gedeckter Tiſch aufgeſchlagen und mit den ſchön verzierten Schüſſeln beſtellt. Geſtürzte Geleeſchüſſeln, ganze tranchierte und wieder zuſammengeſetzte Braten und Geflügel, garnierte Salate, mit Früchten dekorierte Tafelaufſätze, Torten u. ſ. w. werden in dem Auge gefälliger Weiſe aufgeſtellt. Hier bietet ſich Gelegenheit die Schätze des Glas- und Silberſchrankes zu zeigen! Karaffen mit Wein, Bowle ꝛc., Gläſer, Teller, Beſtecke ſtehen gleichfalls zur Hand des Gaſtes. Zur Bedienung ſind 2 Perſonen genügend; dieſelben ſtehen hinter dem zum Büffett hergerichteten Tiſch, ſorgen für Ergänzung des Fehlenden und für ein ſtets appetitliches, adrettes Ausſehen des Tiſches. — Die Gäſte pflegen bei dieſer Form des Büffetts ſich ſelbſt das Gewünſchte zu holen, und die Herren bedienen hierbei meiſt die Damen, reſp. die Jüngeren die Älteren. Herumgereicht wird nur das Getränk. Die Geſellſchaft ſpeiſt entweder an kleineren, eigens hereingetragenen Tiſchen, oder jedermann verzehrt den Imbiß, wie bei Nr. 1, wo man gerade ſitzt und ſteht. — Reiche Folge: Feldhühner in Mayonnaiſe, Lachs in Gelee, Ragout fin in Muſcheln, zweierlei Braten, Façoneis, Käſeſtangen. Einfachere Folge: Aal in Gelee, ruſſiſcher Salat, Madeiraſchinken und Kalbsbraten, Wein oder Citronengelee. — Butterbrödchen mit Belag, wie Fleiſchſorten, Sardellenbutter, Anchovypaſte, Käſe, Granaten, Caviar oder dergl. treten auch hier oft an Stelle der Fleiſchſpeiſen. — Der Hauptvorzug des kalten Büffetts für die Hausfrau beſteht darin, daß ſie die Herſtellung der Speiſen in Ruhe vorbereiten, vor Ankunft der Gäſte fertigſtellen kann. Viele Hausfrauen werden keine Hilfe dabei gebrauchen, und dies ſowohl wie die Erwägung, daß wenig dienſtbare Geiſter erforderlich ſind und viele Verpflichtungen gleichzeitig und ohne die Hausordnung zu ſehr umzuſtoßen, eingelöſt werden können, wird manche ſparſame Hausfrau veranlaſſen, bei ihrer diesjährigen „großen Geſellſchaft“ es einmal mit einem „kalten Büffet“ zu probieren. — Eine ſonſtige Erſparnis bietet ſich ihr jedoch nicht, ich glaube dies nicht unerwähnt laſſen zu ſollen. Ein Büffet verlangt ungleich reichere Portionen, wie ein warmes Souper und das Vorhandenſein von Ergänzungsſchüſſeln.

Beſtes Gelingen wünſcht allen lieben Mitleſerinnen

Eine norddeutſche Hausfrau.

Die Kleiderſchleppen und die Schwindſucht.

Prof. Samuel G. Dixon ſtäubte von einem mehrmals auf der Straße getragenen Schleppkleide eine geringe Menge Staubes auf einen mikroſkopiſchen Objektträger und konnte in dem Präparate — etwa zwei Centimeter im Geviert — ſieben Tuberkelbacillen nachweiſen. Er macht auf die Gefahren aufmerkſam, denen die Kleider reinigenden Dienſtboten ausgeſetzt ſind, und die kleinen, auf dem Boden ſpielenden Kinder, denen die Mutter, im wahren Sinne des Wortes, Tuberkelbacillen zur Begründung der Skrophuloſe, ſowie Diphterie- und Keuchhuſtenbacillen zu„ſchleppt“. s.

Tricotkleidchen für kleine Mädchen.

Um das Tricotgewebe nachzuahmen, muß eine Nadel rechts und eine links geſtrickt werden, wodurch die „glatte Fläche“ erzielt wird. Ich beginne mit dem Vorderteile des Leibchens. Es werden für ein Kind von 2½ Jahren 96 Maſchen angeſchlagen. Man nimmt in gleichmäßigen Zwiſchenräumen auf beiden Außenſeiten ab, ſo daß in einer Höhe von etwa 16 cm, nämlich da, wo das Armloch beginnt, noch 84 Maſchen auf der Nadel ſind. Die Rundung des Armloches erhält man dadurch, daß an jeder Seite 4 Maſchen abgekettet werden, und zu Anfang und Ende der nächſten Nadel noch einmal abgenommen wird. Nun bleiben 74 Maſchen. Sodann werden bis zum Halsausſchnitt, ohne abzunehmen, 28 Nadeln geſtrickt. Die Achſelhöhe beträgt 20 Nadeln, die Achſelbreite 18 Maſchen; folglich werden in der Mitte 38 Maſchen abgekettet. Der Rücken wird entſprechend gearbeitet, jedoch in zwei Hälften getrennt. Das Leibchen kann man mit Knöpfchen ſchließen, zu welchem Zwecke ich an das eine Rückteil die Knopflöcher anhäkle. An das Knopfteil werden einige Touren feſter Maſchen gehäkelt und darauf die Knöpfe befeſtigt. Den Halsausſchnitt ſchließt ein ſchmales Börtchen ab, das ſo gehäkelt wird, daß man ein wollenes Schnürchen oder ſeidenes Bändchen durchziehen kann. Statt des Börtchens dürfte ſich für größere Kinder ein Stehkräglein aus dem Stoff des Röckchens empfehlen. Natürlich müſſen dann die Achſeln etwas niedriger und dementſprechend breiter geſtrickt werden. Für noch kleinere Kinder ſtricke ich das Leibchen ganz gerade ohne jegliches Abnehmen bis zum Halsausſchnitt. Die Ärmel ſtricke ich beſonders wie einen Strumpf rund herum. Ich beginne dabei mit 18 Maſchen auf jeder der 4 Nadeln und ſtricke ¼ der Ärmellänge, etwa 30 Touren, gerade fort, nehme dann in der nächſten Tour 4 mal ab und zwar von Anfang einer jeden Nadel und wiederhole dies 4 mal in Zwiſchenräumen von etwa 12 Touren. Es bleiben demnach 14 Maſchen auf jeder Nadel. Solange das Ärmchen es dann noch erfordert, wird noch gerade fort geſtrickt. Die fertigen Ärmel werden in das Armloch eingenäht. Ein Stück Stoff von etwa 150 cm Weite und der nötigen Länge gibt, in Falten gereiht, das Röckchen. Nach dem beſchriebenen Muſter laſſen ſich auch allerliebſte Puppenkleidchen anfertigen. **L. K.**

Welche Farbe ſoll Zahnpulver haben?

Die meiſten aus Kreide, Magneſia oder gefälltem phosphorſauren Kalk beſtehenden Zahnpulver ſind weiß und im Gebrauch ſauber. Man ſetzt ihnen oft ein wenig Karmin zu, weil das Zahnfleiſch dadurch einen roſigen Ton annimmt, und deshalb bevorzugen viele die roten Zahnpulver. Am beſten iſt aber, wenn ſtatt des Karmins ein wenig Lackmustinktur genommen wird, weil durch das Blaurot gelbe Zähne weißlich erſcheinen. Die früher allgemein empfohlene Lindenkohle iſt als ſchädlich zu verwerfen, da ſie ſich in das Zahnfleiſch ſetzt und es verdirbt; ebenſo ſind die Zähne vor allen Mitteln zu behüten, worin Salicylſäure iſt, die den Schmelz auflöſt und die ſchönſten Zähne langſam aber ſicher zerſtört. Nach Borax ſowie ſublimathaltigen Putzmitteln werden die Zähne ſchwarz. **Dr. S.**

Praktiſches fürs Haus.

Es kommt zuweilen vor, daß roh geſchälte Kartoffeln etwas zu lange gekocht und Waſſer eingeſogen haben. Sind ſie nur nicht zerkocht, ſo kann man ſie, wenn auch noch ſo wäſſerig geworden, wieder ſehr gut herſtellen. Man läßt das Kochwaſſer ſo gut wie möglich von den Kartoffeln ablaufen und ſtellt ſie nun in demſelben Topf, worin ſie gekocht worden, in eine heiße Ofenröhre oder auf die heiße Herdplatte, ohne den Topf zuzudecken. Nach einigen Minuten ſind ſie wieder trocken und ſchmackhaft geworden. **B. v. B.**

Einen ausgezeichneten Magenbittern, welcher dem bewährten „Angoſtura-Bittern“ an Güte nicht nachſteht, wird aus folgenden Zuthaten hergeſtellt:

8	Gramm	Kalmuswurzel,
12	„	Gentianwurzel,
12	„	Galganwurzel,
16	„	Faulbaumrinde,
4	„	Rhabarber,
6	„	Orangeſchale,
2	„	Kümmel.

Auf dieſe gießt man eine Weinflaſche guten Franzbranntwein und läßt es einige Tage gut verkorkt damit ſtehen. Sodann wird der Magenbittere durch Löſchpapier geſeiht und iſt nun ſchon zum Gebrauch fertig. Die Wurzeln können ſämtlich getrocknet und zum zweiten Male verwandt werden. Ein Spitzglas täglich von dem Bittern genügt, um den Appetit anzuregen und dadurch ein erhöhtes Wohlbefinden hervorzurufen. **A. B.**

Glückwunſch an die Silberbraut.

Geſchrieben auf einer Notiztafel, deren goldbronzierte Vorderſeite einen ſilbernen Myrtenkranz zeigt.

Silberkranz auf goldnem Grunde —
Schlichter, anſpruchsloſer ſchaut
Ihn dein Blick zu dieſer Stunde
Nicht, als hier, geliebte Braut.

Treuen Wunſch hineinzulegen,
Iſt allein, was ich vermag:
Seid geſegnet allerwegen
Bis zum goldnen Hochzeitstag!

Eliſabeth Kolbe.

Für die Küche.

Königin der Puddinge (Amerikaniſches Originalrezept). Nimm einen Suppenteller voll Brotkrumen und füge 1 Liter Milch, 1 Taſſe voll feinem Zucker, das gut geſchlagene Gelbe von 4 Eiern, die feingeſchabte Schale einer friſchen Citrone und ein eigroßes Stück Butter hinzu und backe dieſe Maſſe, bis ſie gut gar iſt Nun ſchlage das Weiße der 4 Eier zu ſteifem Schnee und vermiſche ihn mit einer Taſſe voll feinem Zucker, in den zuvor der Saft der Citrone geträufelt wurde. Nun breite über die Puddingmaſſe eine Lage von irgend welchem eingemachten Obſt, ganz nach Belieben, gib dann das präparierte Eiweiß darüber und backe das Ganze hellbraun. Als Sauce dient verſüßter kalter Rahm. **Ada.**

Kompot von Pomeranzen. Die abgeſchälten oder abgeriebenen Pomeranzen werden meiſtens fortgeworfen. Ich verwerte dieſelben in nachfolgender Weiſe: Die Früchte kocht man 10 Minuten, um die Bitterkeit zu mindern, macht Läuterzucker, wie dünnen Syrup, läßt die Pomeranzen leiſe darin kochen, bis ſie ſich leicht mit einer Nadel durchſtechen laſſen. Jetzt werden die Früchte aus dem Zucker genommen, mit dünnem, ſcharfem Meſſer in Scheibchen geſchnitten, der Zucker am andern Tag ſo lange gekocht, bis er ziemlich dick, die Scheiben der Früchte hineingelegt, in Gläſern gut luftdicht verwahrt. Mageuſtärkend und angenehm!

Schokolade-Mehlſpeiſe. ½ Pfund Zucker, ½ Pfd Schokolade, 6 Eidotter, 1 Liter Milch werden mit 40 Gramm Gelatine zuſammen aufgekocht, wenn daſſelbe ein wenig verkühlt iſt, wird 1 Liter geſchlagene Schlagſahne darunter gerührt, dann das Ganze in eine Form gefüllt und auf Eis geſtellt.

Kleine Kuchen aus Schokolade. 4 Eiweiß werden zu einem ſteifen Schnee geſchlagen, ½ Pfd. feiner Zucker, ¼ Pfd. geriebene Schokolade dazu gerührt, dann gleich mit einem Theelöffel kleine Häufchen auf ein mit Wachs beſtrichenes Blech geſetzt und in einem nicht zu kühlen Ofen gebacken.

Livländerin.

Fragen.

21) Kann mir eine der gütigen Daheimleſerinnen einen Ort nennen, wo ſich eine geſchulte Krankenpflegerin niederlaſſen könnte und lohnende Beſchäftigung fände?

H. L. Nr. 63.

22) Kann mir jemand mitteilen, ob der „Univerſal-Trikotwäſchetrockner“ von Louis Freymann in Radevormwald, Rheinpreuß., ſich bewährt und wirklich das läſtige Eingehen der wollenen Trikotwäſche verhindert?

Abonnentin in Soeſt.

23) Kann eine geehrte Mitleſerin einer Offiziersvaiſe, welche durch ein chroniſches Leiden verhindert iſt, ihren Lebensunterhalt ſelbſt zu verdienen, raten, wohin ſich wenden zur Erlangung einer Freiſtelle in einem Stift oder einer kleinen jährlichen Rente?

Eine Sorgenvolle.

24) Ich bitte um Rezepte zur Verwendung von altbackener Semmel für Klöße oder ſonſtige einfache Alltagsſpeiſen. **—x.**

25) Wo findet ſich wohl eine reelle Weberei, welche altes Seidenzeug zu Chaiſe-longuedecken ꝛc. verarbeiten kann und die Koſten hierfür nicht zu hoch rechnet? Um freundkiche Auskunft bittet dankbare **Ratloſe.**

26) Schon oft iſt mir die Unſitte aufgefallen, daß Frauen beim Einkauf von Butter auf dem Markt dieſelbe dadurch zu probieren ſuchen, daß ſie mit der Fingerſpitze etwas abkratzen. Abgeſehen von dem Unappetitlichen dieſer Prozedur iſt dieſelbe auch, wenn z. B. die Käuferin aus einem Zimmer kommt, in dem Diphtheriekranke ſind, recht geſundheitsgefährlich. Iſt vielleicht einem der Leſer des Daheim bekannt, ob und eventuell an welchem Orte durch Polizeiverordnung oder nach der Marktordnung ein derartiges Koſten der Butter verboten iſt? **Dr. R.**

Redaktionspoſt.

Treue Abonnentin in **Kreuznach.** Leider zu ſpät!

A. H. aus **B.** Laſſen Sie ſich Proſpekte kommen.

Abonnentin in **Ruhrort.** Louis Azzert in Kaſſel liefert ein bequemes Krankenpult.

J. A. und andere. Der Vaterländiſche Frauenverein in Kaſſel bildet beſtändig Mädchen und Witwen aus guten Familien zu Schweſtern vom Roten Kreuz aus und gewährt dieſen eine vollſtändig geſicherte Exiſtenz. Ein Ordenszwang beſteht nicht, und es bleibt den Schweſtern jederzeit die Möglichkeit, aus dem Verbande wieder auszuſcheiden. Weiter bildet der Verein gegen entſprechende Vergütung Mädchen zu Krankenpflegerinnen aus, welche nicht als Schweſtern dem Vereine beitreten wollen, und endlich hat er ſich, zunächſt allerdings nur den Vereinen vom Roten Kreuz im Regierungsbezirk Kaſſel gegenüber, bereit erklärt, in Dreimonatskurſen ſolche Damen zu Pflegerinnen auszubilden, welche ſpäter in der Armen- und Krankenpflege der vaterländiſchen Vereine freiwillig Hilfe leiſten wollen. Das Nähere iſt bei der Frau Oberin der Krankenpflegeanſtalt vom Roten Kreuz in Kaſſel am Königsthor 68 zu erfragen.

B. L. in **F.** Geburtstags- und Neujahrswünſche für Kinder finden Sie in dem hübſchen Buch: „Der Mutter Schatzkäſtlein“ von A. Dunker. Verlag von A. Dunker, Kgl. Hofbuchhandlung in Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXIX. Nr. 14. Erſtes Blatt.

Jahrgang
1893

7. Januar
1893.

Was wir bringen!

Immer ſeltener werden in der deutſchen Litteratur größere erzählende Dichtungen, welche mit wirklich künſtleriſcher Kraft Gefühlstiefe und ſittlichen Ernſt vereinen und in feſſelnder Darſtellung ſolche Stoffe behandeln, die der deutſchen Familie willkommen ſein dürfen. Den groß angelegten Roman, mit dem das Daheim das neue Quartal eröffnet,

„Die Herrin von Rotenſtein“ von **Joachim von Dürow,**

können wir aus Überzeugung als ſolch eine Dichtung bezeichnen. In ſpannender, abwechſelungsreicher Handlung führt der Roman uns eine Reihe eigenartiger Charaktere vor, die ſich um die kernige, durchaus originell gezeichnete Geſtalt einer deutſchen Schloßherrin aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts ſcharen.

Unſeren neu hinzutretenden Abonnenten teilen wir ferner mit, daß uns zur Veröffentlichung u. A. vorliegen: Ilſe Frapan, „Das Undeert,“ eine Hamburger Geſchichte; Anton v. Perfall, „Jack,“ eine Erzählung aus den kaliforniſchen Bergen; Charlotte Nieſe, „Die Wiege,“ ein humorvolles Geſchichtchen von der Inſel Fehmarn; H. v. Schreibershofen, „Aus Antwerpens Inquiſitionszeit,“ ein großer Roman, der in den Tagen der Herzogin Margarethe v. Parma auf niederländiſchem Boden ſpielt; B. v. d. Lanken, „Schloß Seeligkeit,“ eine anmutige Hofgeſchichte; Friedrich Jacobſen, „Dürhuus,“ eine größere ernſte Erzählung aus den holſteiniſchen Marſchen. Novellen von H. Villinger, H. Seidel, Fritz Meiſter, Bernhardine Schulze-Smidt werden ſich zwiſchen den größeren Erzählungen einſchieben.

Für die nächſten Quartale haben wir eine Reihe beſonders intereſſanter Artikel vorbereitet. Wir beginnen zunächſt mit einer Serie: „Im Reichstag“ in der einer der beſten Kenner unſerer parlamentariſchen Verhältniſſe die Parteien und die maßgebenden Perſönlichkeiten des Reichstags in friſchen Plaudereien unſeren Leſern vorführt. Dieſe Artikelſerie, ſowie eine weitere „Aus dem dunkelſten Berlin“ von Rud. Stratz erſcheinen von Meiſterhand illuſtriert. Über das ſegensreiche Wirken der inneren Miſſion liegen intereſſante Aufſätze vor, denen ſich andere über unſere kolonialen Beſtrebungen in Afrika anſchließen. Über die Weltausſtellung in Chicago, welche für die deutſche Induſtrie eine hervorragende Bedeutung zu gewinnen verſpricht, berichtet unſer Redaktionsmitglied, Herr Paul v. Szczepański, der in unſerem Auftrag das gewaltige Unternehmen beſucht. Unter der Rubrik „Neue Bücher“ werden bedeutende Erſcheinungen der Litteratur in zuſammenfaſſenden Abhandlungen beſprochen werden.

Das Daheim hat in ſeiner Vielſeitigkeit ſtets eine der Urſachen ſeines Erfolges geſehen. Dieſer Vielſeitigkeit dienen einmal der **„Familientiſch,“** der wöchentlich zahlreiche kurze orientierende Notizen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Künſte und Wiſſenſchaften bringt, ſeinen ſachkundigen **„Rechts- und Geſundheitsrat“** allen Leſern zur Verfügung ſtellt und in der **„Spielecke“** Charaden, Bilderrebus, Schach- und Domino-Aufgaben bietet, dann aber vor Allem die **Beilagen,** welche in ihrer, die praktiſchen Bedürfniſſe des deutſchen Hauſes berückſichtigenden Eigenart zu unſerer Freude ſtetig wachſende Anerkennung finden.

„Aus der Zeit — für die Zeit“ ſchildert in Wort und Bild, als eine kleine illuſtrierte Zeitung, wichtige Ereigniſſe aus der Gegenwart. Das unter weiblicher Leitung ſtehende **„Frauen-Daheim“** bringt eine Fülle von Anregungen für Haus und Heerd, Ratſchläge für Wohnungseinrichtung, Küche und Haushaltung. Allgemeinen Anklang finden vor Allem auch des Frauen-Daheim Anleitung zu Handarbeiten, die wir mit Vorlagen begleiten.

Die **„Hausmuſik“** iſt der Pflege der edlen Tonkunſt am eigenen Heerd gewidmet.

In unſerem Beſtreben, dieſe Seiten des Daheim noch weiter zu entwickeln, werden wir den früheren drei Beilagen im Laufe der nächſten Zeit noch eine vierte zugeſellen, welche den Intereſſen des **Gartenbaues** und der **Zimmergärtnerei** dienen ſoll.

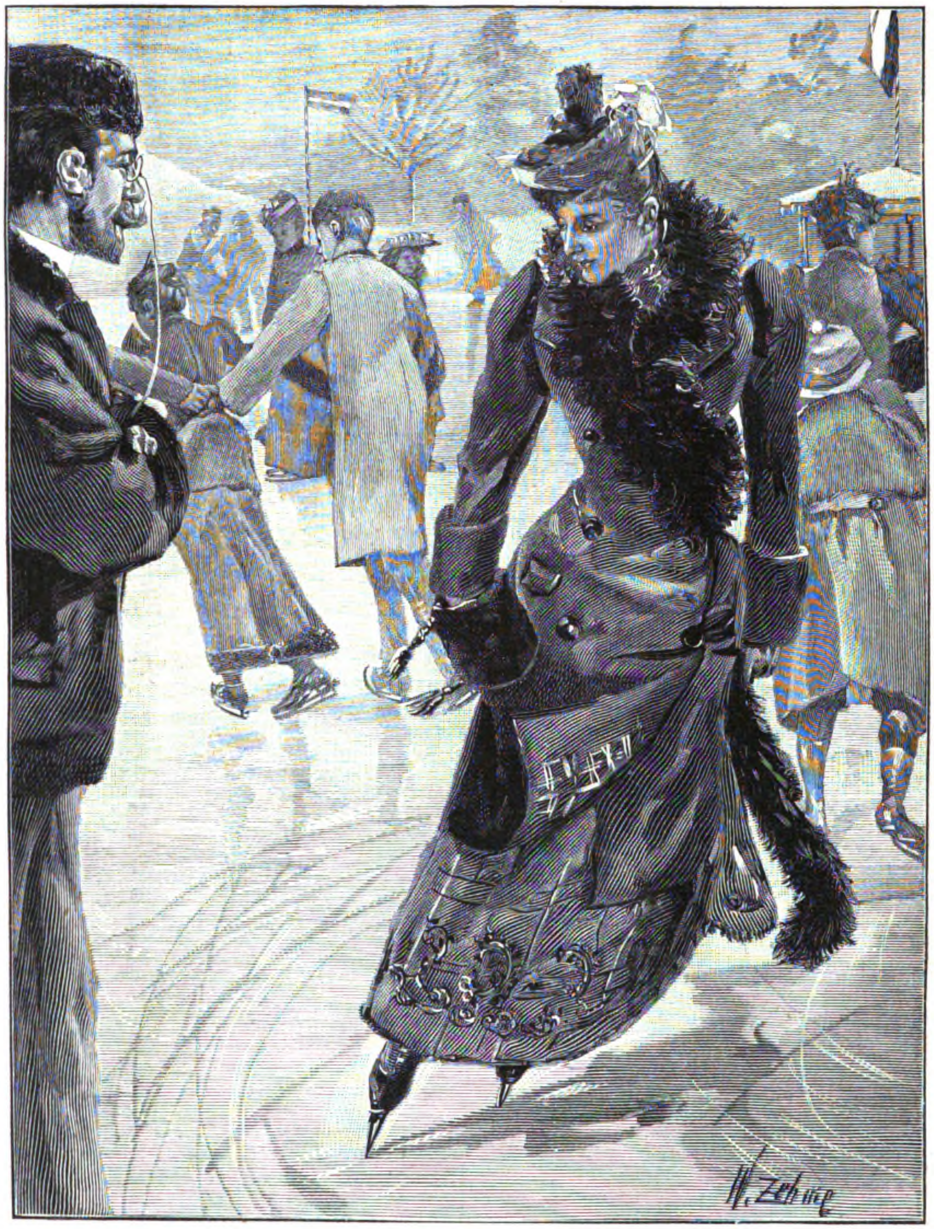
Für die Ausſtattung und den illuſtrativen Schmuck des Daheim legt die vorliegende Nummer ſelbſt das beſte Zeugnis ab. Neben den in meiſterlichen Holzſchnitten wiedergegebenen großen Staffeleigemälden erſter Meiſter und ſorgſam illuſtrierten Artikeln werden wir in faſt jeder Nummer einige Studien und Skizzen einſchalten, bei denen die Werke der Antike, der Renaiſſance und der neueren Kunſt in gleicher Weiſe Berückſichtigung finden ſollen.

Die Daheimredaktion: Berlin W., Steglitzerſtr. 53.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Auf der Eisbahn.

Unſer deutſcher Winter iſt gewiß nicht behaglich, ſo lange der Thermometer über Null ſteht. Naßkalte Luft, trüber Himmel, grundloſe Wege, — und ſelbſt zu Hauſe fühlt man ſich nicht recht wohl, denn die Zimmer ſind überheizt oder es iſt am Ofenfeuer geſpart. Aber das ändert ſich mit einem Schlage, ſobald wir Froſtwetter haben, und um ſo behaglicher wird es, je länger der Froſt andauert. Zu Hauſe ſieht man ſich vor und füttert den ſoliden alten Kachelofen mit Steinkohlen, im Freien atmet man mit Wonne die klare Winterluft, und Schnee und Eis erſchließen uns erſt die rechten Winterfreuden. Welche Luſt, den Stahlſchuh unter den Füßen über die ſpiegelglatte Eisfläche dahinzufliegen. Kaum gibt es einen edleren Sport als den des Eislaufs, der Kraft und Anmut zugleich verlangt und auf alt und jung, auf Männer und Frauen den gleichen Reiz ausübt. Man braucht noch lange kein Schlittſchuhkünſtler zu ſein, um dieſe müheloſe, pfeilſchnelle Bewegung als den höchſten Genuß zu ſchätzen, den ein körperlicher Sport überhaupt gewähren kann. Iſt man doch bei keinem anderen Sport ſo auf ſich ſelbſt geſtellt, wie bei dieſem; nicht einmal die Qualität der Schlittſchuhe iſt von nennenswerter Bedeutung, denn als man ſich noch die alten, ewig roſtenden Eiſen mit Riemen an die Stiefel ſchnallte, hat man nicht ſchlechter gelaufen als es unſere Generation mit ihren bequemen und eleganten vernickelten Paradeſchlittſchuhen fertig bringt. — Und welch' hübſches, reizvolles Bild gewährt die belebte Eisbahn auch demjenigen, der nicht ſelbſt an dem Vergnügen teilnimmt. Es muß, trotz kalter Füße, ein ungleich größerer Genuß ſein, als Eis-, wie als Ballmutter zu figurieren. Denn auf dem Eiſe erfreut nicht nur die vollendete Grazie, wie im Ballſaal, — auch das Ungeſchick ergötzt, — und nicht nur den Zuſchauer. Denn der eifrigſte Schlittſchuhläufer iſt der Anfänger, — es muß alſo auch wohl nicht ohne Reiz ſein, in ganz intime Berührung mit dem Eiſe zu kommen.



Auf der Eisbahn.
Originalzeichnung von Werner Zehme.

Henry Drummond:

Das Beſte in der Welt. Von **Henry Drummond.** 27. Auflage. 101.—105. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Pax Vobiscum. Von **Henry Drummond.** 10. Auflage. 46.—50. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

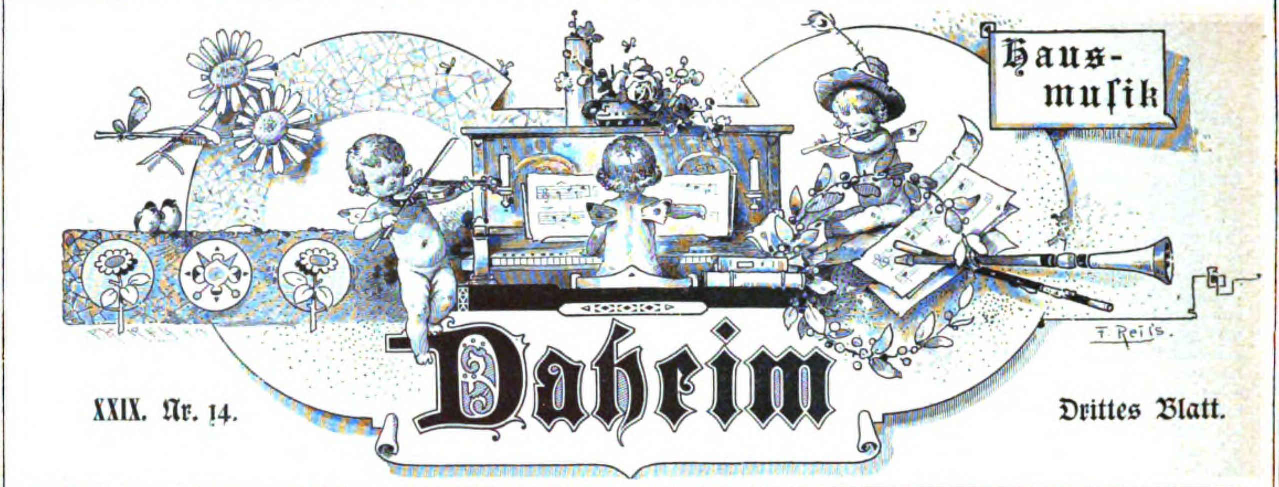
Das Schönſte im Leben. Von **Henry Drummond.** 6. Auflage. 25.—30. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Das Programm des Chriſtentums. Von **Henry Drummond.** 5. Aufl. 20.—25. Tauſend. Preis kartonniert 1 M., in feinem Goldſchnittband 2 M.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Hausmuſik

Daheim

XXIX. Nr. 14.

Drittes Blatt.

Annette Eſſipoff.

Der Name Eſſipoff zählt zu jenen, die nah und fern, in allen der Muſik freundlich geſinnten Geſellſchaftskreiſen einen guten Klang haben. Annette Eſſipoff iſt eine Pianiſtin, die man ſtets mit den hervorragendſten Vertreterinnen des modernen Klavierſpiels in einem Atem zu nennen pflegt. Sie zählt mit zu den Typen des modernen Virtuoſentums. Annette Eſſipoff iſt in Petersburg im Jahre 1862 geboren. Ihre Kindheit, ihre künſtleriſche Entwickelung und ihr ganzes Leben bewegten ſich ohne Sprünge und Unfälle, ohne Donnerworte des Schickſals in ſanft aufſteigender Linie. In ungetrübter Harmonie mit ſich und der Welt, durfte ſich das hochbegabte Mädchen mit ganzer Hingabe ausſchließlich der geliebten Kunſt widmen, und die jugendliche Pianiſtin war mit um ſo feurigerer Begeiſterung bei der Sache, als ihr ſchon während ihres Aufenthaltes auf dem Konſervatorium ihrer Vaterſtadt in dem Pianiſten Theodor Leſchetitzki ein Lehrer beſchieden war, der, ſelbſt ein ausgezeichneter Künſtler, durch ſeine geniale Lehrmethode und die Macht ſeines perſönlichen Einfluſſes wie kein zweiter berufen ſchien, die Kunſtnovizin auf dem ſteilen Pfade zur höchſten Künſtlerſchaft hinauf zu leiten. Unter ſeinen Augen blühte die junge Pianiſtin zur echten Künſtlerin auf, die ſich vollkommen darüber im klaren war, daß das letzte Geheimnis der Kunſt nicht in den zehn Fingern und in der techniſchen Virtuoſität, ſondern in der Empfindung liegt, die dem wahren Künſtler aus dem Kunſtwerk wie aus einem Gefäß, einer ſchönen Vaſe, entgegenquillt. Annette Eſſipoff trat zuerſt in ihrem Vaterlande auf, wo ſie bald den Ruf einer glänzenden Klavierſpielerin ſich erwarb. Allmählich dehnte ſie ihre Kunſtreiſen über die Grenzen Rußlands hinaus; ſie unternahm einen Ausflug nach Paris (1875), und 1876 finden wir ſie jenſeits des Ozeans; in Amerika folgten Ruhm und Gold ihren Spuren; nach Europa zurückgekehrt, vermählte ſie ſich (1880) mit ihrem Lehrer Theodor Leſchetitzki und nahm zuſammen mit ihrem Gatten ihren dauernden Wohnſitz in Wien, wo Leſchetitzki eine überaus fruchtbringende muſikaliſche Thätigkeit entfaltet bis auf den heutigen Tag. Frau Eſſipoff hat von Wien aus wiederholt Öſterreich und Deutſchland auf weit ausgedehnten und vielverzweigten Kunſtreiſen beſucht, ſich den ſtrengſten Richtern geſtellt und immer und überall die herzlichſten Sympathieen gewonnen. Sie iſt eine Pianiſtin großen Stils, dabei aber eine bis in die Falten ihrer Seele hinein poetiſche Künſtlerin, die jene Phaſe der Abklärung erreicht hat, wo ſelbſt die Leidenſchaft von Schönheit geadelt iſt. Ihr Spiel vermeidet durchaus äußere Effekthaſcherei; ihr Paſſagenſpiel iſt graziös, elegant und von blitzblanker Sauberkeit. Frau Eſſipoff gilt als unübertreffliche Chopinſpielerin; zumal das F-moll-Konzert des „Meiſters der Melancholie“ gehört in ihrer Wiedergabe zu den Meiſterſtücken künſtleriſcher Reproduktion.

Annette Eſſipoff.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Schiller und die Muſik.

Wiewohl Schiller die Muſik nicht ſelber ausgeübt hat, ſo brachte er ihr doch eine tiefe Empfänglichkeit und ein feines Verſtändnis entgegen. Schon der Aufenthalt Schillers auf der herzoglichen Karlsſchule brachte ihn mit der Muſik in Berührung. Dort fand neben den ſonſtigen Unterrichtsfächern auch die Muſik ihre eifrige Pflege, und unter den Zöglingen war auch die Klaſſe der Muſiker mit einem Orcheſter vertreten, das bei feſtlichen Veranlaſſungen ſich hören ließ; aber noch wichtiger war, daß Schiller hier mit verſchiedenen Jünglingen zuſammengeführt und nach und nach durch ein enges Band der Freundſchaft verknüpft wurde, in denen bedeutende muſikaliſche Fähigkeiten ruhten. So verkehrte er beſonders mit dem rühmlich bekannten Johann Rudolf Zumſteeg, nachmaligem Hofkapellmeiſter in Stuttgart. Ein inniges Verhältnis bahnte ſich zwiſchen dem Dichter und dem Muſiker an. Die Gedichte Schillers wanderten meiſt ſofort nach ihrem Entſtehen in Zumſteegs Hände, der ſie in Muſik ſetzte. Auch vertraute Schiller vollkommen darauf, daß Zumſteeg den rechten Ton und Geiſt zu ſeinen Liedern finden werde. Zumſteeg ſtarb 1802. Schiller bewahrte ihm auch über den Tod hinaus noch treue Freundſchaft. So ſchreibt er an Goethe: „Ich erhielt dieſer Tage von Stuttgart aus den Auftrag, eine hinterlaſſene Oper von dem guten Zumſteeg dem hieſigen Theater für ſechs Karolinen anzutragen. Da er ſeine Frau mit weniger als nichts und mit vielen Kindern hinterlaſſen, ſo werden Sie wohl thun, was möglich iſt, um der Familie dieſen Vorteil zuzuwenden.“

Auch mit einem anderen Stuttgarter Muſiker, Andreas Streicher, geb. 1761, verkehrte Schiller zu jener Zeit freundſchaftlich. Streicher hatte den Dichter bei Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung kennen gelernt, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs abgehalten und meiſtens mit einer vollſtimmigen, von Zöglingen aufgeführten Muſik beſchloſſen wurde. Von da an verkehrten beide faſt täglich miteinander. Während Streicher durch Schillers Genie ſich angezogen fühlte und deſſen Anſichten über alles, beſonders über Muſik und Dichtkunſt, ganz neu und ungewöhnlich fand, übte auf der anderen Seite Streichers Fertigkeit im Klavierſpiel eine belebende und anregende Wirkung auf den Dichter aus. Streicher war es auch, in deſſen Begleitung 1783 Schiller die Flucht aus ſeiner Heimat unternahm. Den erſten längeren Aufenthalt auf ihrer Wanderung nahmen ſie in Oggersheim bei Mannheim. Über jene Zeit erzählt Streicher ſelbſt: „Schiller machte meiſtens ſchon bei dem Mittagstiſch mit der beſcheidenſten Zutraulichkeit die Frage an mich: ‚Werden Sie heute Abend wieder Klavier ſpielen?‘ Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde ſein Wunſch erfüllt, während er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging und nicht ſelten in unverſtändliche, begeiſterte Laute ausbrach.“ Die Wege der beiden Freunde trennten ſich bald, indem Schiller 1785 Mannheim verließ, während Streicher den Plan hatte, nach Hamburg zu gehen, um dort bei Ph. E. Bach Kompoſition zu ſtudieren.

Auch auf ſeinen ſpäteren Lebenswegen wurde Schiller vielfach mit Muſikern oder Muſikliebhabern zuſammengeführt. Von ganz beſonderem Einfluß aber wurde für ihn ſein Verhältnis zu dem ihm geiſtesverwandten, wiſſenſchaftlich und künſtleriſch hochbedeutenden Chriſtian Gottfried Körner, dem Vater Theodor Körners. Chriſtian Gottfried Körner war zuerſt als Juriſt und Schriftſteller in Leipzig thätig, in welcher Zeit er auch Schiller zuerſt brieflich kennen lernte; ſpäter wurde er Appellationsrat in Dresden, wo Schiller einigemal auf längere Zeit Körners Gaſt war. Der Biograph Körners, Dr. Fritz Jonas, ſchreibt über das Körnerſche Haus: „Im Körnerſchen Hauſe erhielt nur wahrhafte Bildung und Intelligenz Zutritt. Für Poeſie hatte Körner ein feines Gefühl und Verſtändnis, für die Muſik eine hohe Begabung. Auch Mozart verkehrte während ſeines kurzen Aufenthalts in Dresden faſt täglich im Körnerſchen Hauſe.“ — Hier bot ſich alſo für Schiller reiche Gelegenheit, gerade auch mit der Muſik in intimere Beziehung zu treten, die Anſichten eines Muſikverſtändigen zu hören und ihm hinwiederum ſeine eigenen Anſchauungen zu offenbaren. In der That finden wir auch in dem überaus fruchtbaren Briefwechſel zwiſchen Körner und Schiller anziehende Erörterungen und Urteile über Muſik, einzelne Muſiker und muſikaliſche Werke, auf welche wir freilich hier im einzelnen nicht eingehen können. Als beſonders bemerkenswert und wohl für viele unſerer Leſer nicht recht verſtändlich ſoll hier wenigſtens ein Urteil Schillers angeführt werden, das er über Haydns Schöpfung abgibt. Er ſchreibt 1801 an Körner: „Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil ſie ein charakterloſer Miſchmaſch iſt. Dagegen,“ fährt er fort, „hat mir Glucks Iphigenie auf Tauris immer unendlichen Genuß verſchafft; noch nie hat mich eine Muſik ſo rein und ſchön bewegt, als dieſe; es iſt eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in ſüßer, hoher Wehmut auflöſt.“ Auch Körner ſelbſt bereitete dem Dichter durch Kompoſition Schillerſcher Lieder und Balladen manche freudige Überraſchung, wie er auch öfters vom Dichter zur Kompoſition dieſes oder jenes Liedes direkt aufgefordert wurde.

Wie mit Körner, beſprach Schiller auch mit Goethe vielfach muſikaliſche Angelegenheiten. So gibt er z. B. Goethe einmal den Rat, als er ſich mit einem zweiten Teil der Zauberflöte beſchäftigte: „Wenn Sie zu der Fortſetzung der Zauberflöte keinen recht geſchickten und beliebten Komponiſten haben, ſo ſetzen Sie ſich in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden. Denn bei der Repräſentation ſelbſt rettet kein Text die Oper, wenn die Muſik nicht gelungen iſt, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mitentgelten.“ Überhaupt brachte Schiller der Oper ein beſonderes Intereſſe entgegen, wie er denn auch mehrmals mit der Abfaſſung von Operntexten ſich beſchäftigte, doch ohne daß dieſe zur Vollendung und Ausführung gelangten. — Nicht unerwähnt wollen wir ſchließlich Schillers Beziehungen zu dem ſeinerzeit berühmten Berliner Muſiker Karl Friedrich Zelter laſſen. Auch an ihm hatte Schiller einen trefflichen Komponiſten für ſeine Gedichte, deſſen Geſchick er in hohem Grad bewunderte und mit dem er auch in brieflichen und perſönlichen Verkehr trat. „Nach meinem Gefühl“, ſagt Schiller in einem Brief an Körner, „iſt Zelter ein Meiſter in derjenigen Kompoſition, wo die Muſik ſich der Poeſie als Begleiterin anſchmiegt und wo es darauf ankommt, den Charakter eines Gedichts zu treffen. Seine Melodien zum Taucher u. ſ. w. ſind mir Muſter in ihrer Art.“ Umgekehrt äußert ſich Zelter ſehr anerkennend über Schiller: „niemand hatte tieferen Sinn für Muſik als Schiller.“ Und er erzählt dazu folgende Epiſode: „Im Jahre 1802, als ich in Weimar war, wagte ich es zu ihm zu gehen, obgleich man mir ſagte, er laſſe ſich ſehr ungern ſprechen. Frau von Schiller empfing mich, die Thüre des Nebenzimmers ſtand ein wenig offen, und ich vermutete gleich, daß Schiller ſich verberge. Darauf fing ich an, von meinen Kompoſitionen ſeiner Gedichte zu ſprechen und bat um Erlaubnis, den Taucher auf dem Klavier vorzuſpielen. Ich mochte etwa fünf Minuten geſpielt haben, als ich merkte, daß ein Kopf durch die Thürſpalte hereinhorche. Auf einmal ſpringt Schiller halb angekleidet herein auf mich zu, umarmt mich haſtig und ruft bewegt aus: „Sie ſind mein Mann, Sie verſtehen mich.“ Ähnlich berichtet auch Karoline von Wolzogen, die beſte Kennerin Schillerſchen Geiſtes und Weſens: „Schiller liebte ſehr die Muſik und hatte ſie gern in einem Nebenzimmer, wenn er in ſeiner Arbeitsſtube auf- und abging und ſich einer dichteriſchen Stimmung überließ.“

Aus all dem Geſagten — und es könnte dem noch manches andere Beiſpiel beigefügt werden — geht deutlich hervor, daß Schiller auch auf dem Gebiet der Muſik nicht bloß ein Mann feinen Gefühls, ſondern auch ſelbſtändigen Urteils und fruchtbarer, anregender Gedanken geweſen iſt. **C. A-n.**

Hausmuſik für Violine.

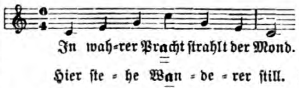
Die deutſchen Meiſter der Tonkunſt haben uns einen Schatz gegeben, den keine andere Nation in gleichem Umfange und gleichem Werte aufzuweiſen hat: die Hausmuſik, die im häuslichen Kreiſe ein Quell edelſter Genüſſe geworden iſt. Mögen die muſikaliſchen Darbietungen in Kirche, Konzertſaal und Theater erhebender, blendender und aufregender ſein: ein halbwegs ſachgemäßer Vortrag einer Sonate oder eines Streichquartettes, im eigenen Hauſe durch Angehörige der Familie ausgeführt, wird doch mit demſelben Behagen genoſſen werden, wie die im eigenen Garten gezogenen Früchte, ſelbſt wenn dieſe etwas ſauer ſein mögen. Unter den verſchiedenen Kunſtformen der Hausmuſik ſind es beſonders diejenigen der Sonate für Violine und Pianoforte, welche die großen Meiſter mit unvergänglich ſchönen Werken bereichert haben. Gewiß fühlten ſie ſich ſchon deshalb geneigt, dieſe beiden Inſtrumente zu einträchtigem Wirken einander zuzugeſellen, weil die Vollſtimmigkeit des Pianoforte zur Ausdrucksfähigkeit des Violintons eine genußreiche Ergänzung bietet. Hierin liegt aber auch ein vortreffliches Mittel zur Erreichung eines wichtigen Unterrichtszwecks: zum Erlernen des Zuſammenſpielens mit anderen. Es iſt ein Unterſchied, ob der Spieler mit dem Lehrer vierhändige Stücke oder Violinduetten ſpielt oder ob er beim Vortrag eines Stückes für Pianoforte und Violine ein Inſtrument mit anderer, ungewohnter Klangfarbe neben ſich hört; es bedarf dann längerer Übung, um neben dem Takthalten auch volle Freiheit des Vortrags zu erreichen. Ein trefflicher Meiſter der Violine, Friedrich Hermann, hat in überaus verdienſtvoller Weiſe im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig eine Auswahl einzelner Stücke aus den vorzüglichſten Pianoforte-Violin-Sonaten in 9 Heften (je zu 3 Mark) herausgegeben. Vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zu breiter und kunſtvoller Ausgeführtem aufſteigend, wird dem Spieler das Verſtändnis für den muſikaliſchen Inhalt dieſer Werke näher gerückt, unter denen ſich unverwelkliche Meiſterwerke befinden. Wer würde ſich nicht an den köſtlichen Violinſonaten eines Mozart, Händel, Bach, Haydn, Beethoven, Schubert und Weber erlaben, denen in den Sonaten von Duſſek, Hummel, Onslow ältere und in jenen von Gade, H. Huber, Grieg, X. Scharwenka, C. Reinecke und Rubinſtein Werke von modernem Inhalt folgen! Der genaue Titel der ſehr empfehlenswerten Sammlung lautet: „Sonatenſtudien für Pianoforte und Violine.“ Heft 1 und 2 enthalten leichte, Heft 3—5 minderleichte und Heft 6—9 mäßig ſchwere Sonaten.

Bücherſchau.

Ein ſehr hübſches, ſinnreiches und prächtig ausgeſtattetes Geſchenkwerk iſt ſoeben im Verlage von J. J. Weber in Leipzig unter dem Titel: „Mein Theateralbum. Gedenkbuch an meine Opernbeſuche“ erſchienen. Werfen wir einen Blick in das Album. Da wird uns zunächſt in einer Vorrede der Zweck dieſes Albums klar gelegt. „Nicht mit Unrecht,“ heißt es in dieſer Vorrede, „hat man die Wirkungen moderner Muſikpflege und modernen Muſikgenuſſes mit jenen eines langdauernden, lauwarmen Bades verglichen, das die Nerven erſchlaffen macht.“ Thatſächlich haben wir uns nur zu ſehr daran gewöhnt, Muſik lediglich nur zu empfinden und zu fühlen. Muſik iſt uns heute faſt ausſchließlich nur noch Gefühlsſchwelgerei, ein Zauber, dem wir uns rückhaltslos hingeben, der ſich wie eine berauſchende Narkoſe auf unſer Gefühlsleben herabſenkt. Der wahre Muſikgenuß aber iſt vielmehr an das gedankliche Auffaſſen und an die geiſtige Arbeit, mit der wir den Inhalt eines muſikaliſchen Kunſtwerkes zu begreifen ſuchen, auf das innigſte gebunden. Die rein vernünftige Betrachtung des Kunſtwerkes gilt es wieder anzubahnen. Und dieſe Aufgabe der logiſchen Betrachtung des muſikaliſchen Kunſtwerkes hat ſich das vorliegende Album geſtellt. Es will den Muſikfreund dazu erziehen, die Muſik (hier die Oper) zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens zu machen und aus dieſem Nachdenken heraus jenen klaren Einblick in das Weſen der Kunſt zu gewinnen, welcher die erſte Vorausſetzung für das muſikaliſche Verſtändnis ſelbſt iſt. Eine Anzahl von Fragen, deren Beantwortung ein Spiel der Verſtandeskräfte und eine gewiſſe Gedankenarbeit erzeugt, leitet zu dieſer klaren Anſicht hin. Solche Fragen ſind z. B. „Was iſt Dir Muſik?“ „Deine Meinung über die Virtuoſität?“ Solchen allgemeinen Fragen folgt nun ein beſonderer Teil, der auf die einzelnen Opern eingeht, welche den Spielplan unſerer Theater beherrſchen. Alle die ehrwürdigen Meiſter, von Gluck angefangen bis herab zu Mascagni, ſind in klaren Biographieen mit knappen Charakteriſtiken ihrer Bedeutung und ihrer Werke geſchildert. Hübſche Holzſchnitte veranſchaulichen dem Leſer ihre Geſichtszüge. Kurze Inhaltsangaben führen ihn in das Dramaturgiſche ihrer Opern ein. Jeder Biographie, jeder Oper ſchließen ſich wiederum verſchiedene Fragen an, die alle den gleichen Zweck anſtreben, den Muſikfreund zu bilden, ſein Verſtändnis zu vertiefen und dadurch ſeinen Kunſtgenuß zu vervielfachen. Das Album, hauptſächlich für junge Damen beſtimmt, wird jedoch auch jedem ernſten Muſikfreunde mannigfaltige Anregungen bieten. Seine prachtvolle Ausſtattung läßt es als Zierde jedes Salons erſcheinen. Es koſtet (im Prachtband) 6 Mark.

Eine neue Geſangſchule.

Der treffliche Leipziger Geſangspädagog Friedrich Renner hat in Konſtantin Wilds Verlag in Leipzig eine neue Geſangſchule herausgegeben, die dem Geſangsſchüler allgemein verſtändliche Anleitungen gibt, wie die Vokale geſungen werden ſollen, wie Ausſprache und Textgeſang erlernt werden und wie ſich der Kunſtgeſang ſyſtematiſch aufbauen ſoll. Ein hohes Ziel! Der Verfaſſer ſucht es zu erreichen durch ein planmäßiges, in ſeiner geſangspädagogiſchen Praxis erprobtes Vorwärtsſchreiten von dem Elementaren zum Zuſammengeſetzten. Seine Methode gliedert das Material in drei Teile: 1. Tonbildung; 2. Ausſprache; 3. Übungen, in denen die theoretiſchen und praktiſchen Errungenſchaften der vorhergegangenen Studien zuſammengefaßt und gefeſtigt werden. Das Kapitel über die ſo überaus wichtige Tonbildung gipfelt in der Erkenntnis, daß jede Stimme nach perſönlicher Veranlagung zu behandeln iſt und fordert von den Schülern, daß ſie die Geſangsübungen anfangs nur mit halber Stimme, ohne jede Ueberanſtrengung ſingen. Auf Mund- und Kehlkopfſtellung, auf Lippen- und Zungenlage, auf Ausſprache der Vokale und Konſonanten wird mit Recht die Aufmerkſamkeit des Schülers hingeleitet, dem der Verfaſſer Mittel und Wege zeigt, um in das gelobte Land des bel canto zu gelangen. So finden wir im Übungsteil der Schule eine große Anzahl von Übungsbeiſpielen, die der Vokaliſation dienen oder im Hinblick auf die beſondere ſprachliche Muſterbehandlung eines Konſonanten entworfen ſind. So läßt, um ein ſchönes volles **a** zu erzielen, der Verfaſſer ſingen:


In wah-rer Pracht ſtrahlt der Mond.
Hier ſte - he Wan - de - rer ſtill.

Der Nutzen ſolcher Übungen liegt offen zu Tage. In ähnlicher Weiſe bildet der Verfaſſer eine ganze Anzahl von Sätzen, die entweder auf die ſprachliche Ausbildung der verſchiedenen Vokale oder der Konſonanten den Nachdruck legen. Praktiſche muſikaliſche Übungen (Solfeggien) von ausgezeichnet fördernder und ſtimmbildender Beſchaffenheit ſind eine wertvolle Beigabe der empfehlenswerten, ſchön ausgeſtatteten Schule, die in der Hand eines einſichtsvollen und gewiſſenhaften Geſangslehrer von großem Nutzen ſein und zu neuer Hebung des Kunſtgeſanges beitragen wird.

Vermiſchtes.

Das Stammbuch des berühmten **Karl Maria von Weber**, enthält unter anderem folgende Zeilen, die der Vater dem Sohn mit auf den Lebensweg gab: „Fürchte Gott! und wandle den Weg der Tugend; betrachte bey allen Deinen Handlungen ſtets das Ende; liebe die Wahrheit, ſprich von jedem, auch von Deinem Feinde gut, wende Deine Zeit wohl an, ehre Deine Vorgeſetzten und Lehrer, und fliehe Spiel, Weib und Wein. — Kömſt dieſer getreuen und aufrichtig-väterlichen Vorſicht nach, ſo wirſt Du Gott gefällig, Deinen Nächſten und Dir ſelbſt nützlich ſeyn, ein ruhiges Gemüthe und einen geſunden Körper behalten, und dereinſt die Seligkeit erlangen, welches vom Herzen wünſchet Dein Dich ſegnender aufrichtig-treuer Vater J. A. v. Weber, fürſtlich Eutiniſcher Capellmeiſter, Eutin in Holſtein, d. 24ten 7ten 1798“.

Das intereſſante Schriftſtück war in der vor kurzem geſchloſſenen Ausſtellung für Theater und Muſik in Wien ausgeſtellt. In ſeiner unmittelbaren Nähe befand ſich jenes Empfehlungsſchreiben, das Fürſt Lobkowitz in Sachen Webers an den Fürſten Schwarzenberg richtete: „Herr Capellmeiſter Weber will durchaus, daß ich ihm an Dich, mein verehrter Freund, einen Brief mitgebe. — Iſt es Dir ſehr ungelegen, ſo bitte ich Dich herzlich um Vergebung; aber abſchlagen kann ich es ihm nicht, ihn Dir aufs Wärmſte anzuempfehlen, da er wirklich ein talentvoller, in ſeinem Fache beſonders geſchulter, aber auch ſonſt vielſeitig gebildeter und im Umgange recht angenehmer Mann iſt, an dem unſ're Oper, die er künftig zu dirigiren haben wird, meines Erachtens eine ganz vorzügliche Acquiſition gemacht hat. — Da er ein ſehr guter Compoſiteur iſt und auf dem Fortepiano nebſt einem ſeelenvollen Vortrage viel Fertigkeit beſitzt, ſo dürfte auch das Concert, das er zu Wien zu geben Willens iſt, ſehr entſprechend für jene ausfallen, die ſich für ihn intereſſiren. Auf jeden Fall giebt mir ſeine Bitte Gelegenheit, mich Deinem Andenken zurückzurufen, und ob ich mir gleich ſchmeicheln zu können glaube, daß es einer außerordentlichen Veranlaſſung hiezu eigentlich nicht bedarf, ſo bleibt es mir doch ſehr erwünſcht, Dir ernſthaft ſagen zu können, wie ſehr ich bin Dein treuer Freund A. J Lobkowitz. Prag am 26. März 1812.“

Nochmals das „Wiegenlied von Mozart.“

Mit großem Intereſſe las ich den kleinen Artikel im „Daheim,“ Hausmuſik Nr. 1 über das Wiegenlied, das bei uns ſo viel geſungen wurde. Der Schluß: „bis 1828 hat niemand von dem Liede gewußt,“ befriedigte mich nicht, und ich bin ſo frei noch einige Worte darüber hinzu zu fügen. Ich hatte 1823, als ſechsjähriges Mädchen, mit meinen älteren Schweſtern Privatſchreibſtunde bei einem Freunde meines Vaters, Ingroſſator K. in Magdeburg, der nicht allein eine ſehr ſchöne Handſchrift hatte, ſondern auch ſehr muſikaliſch war. Als meine Schweſtern einſt vor der Stunde in den Muſikalien auf dem Klavier ſtöberten, fanden ſie zu unſerem Erſtaunen das bekannte und beliebte Wiegenlied: „Schlafe mein Prinzchen“ in Noten. Auf dem Titelblatt ſtand eine Widmung an einen Prinzen. Das weiß ich noch ganz genau; irre ich nicht, ſo bezog ſich die Widmung auf einen jungen Prinzen von Schwarzburg; leider haben wir entweder gar nicht nach dem Komponiſten geſehn, oder ſeinen Namen vergeſſen. Auch behauptete ſich bei uns in der Kinderſtube ein geflügeltes Wort meiner 1812 geborenen Schweſter, die als kaum zweijähriges Kind immer gebeten: „Mutter, ſing das ſchöne Lied: „Luna Silberſchein gucke Fenſter raus,“ womit das obige gemeint war. Hierdurch glaube ich beweiſen zu können, daß das Lied beſtimmt ſchon Anfangs des Jahrhunderts, wo nicht früher bekannt geweſen. Schwerlich würde damals, in den traurigen Kriegsjahren unter der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, meiner Mutter ein neues Lied bekannt geworden ſein. — Vielleicht iſt jemand der älteren Daheimleſer in der Lage in Bezug auf das ſchöne Liedchen weitere Mitteilungen machen zu können; ſie werden gewiß allgemeines Intereſſe erwecken. **R. H.**

Redaktionspoſt.

H. H. in München. Über den Bumbaß haben wir unſern Leſern in unſerer Hausmuſik 1892 Nr. 23 bereits Auskunft gegeben. Das Inſtrument wird von Herrn Klinger in Reichenberg (Böhmen) gebaut.

H. A—s. in Gohlis. Karl Goepfarts kleine Kinderoper „Beerenlieschen“ iſt ein hübſches, gefälliges Stück. Zur Aufführung bedürfen Sie jedoch der Mitwirkung eines Orcheſters, da der Klavierauszug ziemlich unklaviermäßig und unſpielbar iſt. Das Stück iſt im Verlage von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig, erſchienen. — Klavierauszug koſtet 4 Mark.

Herrn Paſtor **H—n** in **S—t.** Nein, die Behauptung, daß W. ein genialer Dilettant geweſen ſei, läßt ſich nicht aufſtellen. W. beſaß auch eine techniſche Kompoſitionsmeiſterſchaft außerordentlicher Art und hat die Entwickelung der Tonkunſt in ungeahnte Bahnen geleitet, ihr ſelbſt einen ganz neuen Inhalt gegeben. Bedenken Sie, daß ja der große Händel von einem Teile ſeiner Zeitgenoſſen als Dilettant ausgeſchrieen wurde, daß man über Beethovens „Fidelio“ geſagt hat (noch dazu in einer muſikaliſchen Zeitung): „Das Ganze iſt weder durch Erfindung noch durch Ausführung hervorſtechend“ (d. h. doch wohl: dilettantiſch, nicht?). „Das Waldweben“ müſſen Sie in der Originalinſtrumentation hören. Dann werden Sie anders darüber denken. Es ſoll nicht das vorſtellen, was das „deutſche Gemüt“ ſich darunter denkt, ſondern eine ganz individuelle Auffaſſung: Siegfried iſt es, der bei dieſen leiſen, zauberiſchen Klängen träumt.

Herrn **Sch—r, Stuttgart.** Gerade die öffentliche Beſprechung der „Quietſch“angelegenheit in Nr. 10 u. 11 halten wir für nützlich und belehrend.

Frau **B. v. W.** aus **L.** Wir haben unſere Muſikfreunde mehrfach auf die in ſo hohem Maße unterhaltenden Kinderſymphonieen aufmerkſam gemacht. Verbindlichen Dank.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Bewahr dir frei vom wirren Weltgebrauſe
Die eigne enge Welt!

Man glaubt es nicht, wie Ordnungsglück im Hauſe
Das Herz in Ordnung hält!

Goldſtickerei.

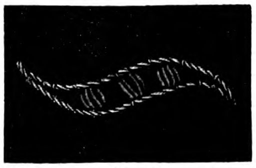


Fig. 1.

Zu allen Zeiten und bei allen Kulturvölkern hat die Stickerei mit Metall-, namentlich mit Goldfäden für die ſchönſte und koſtbarſte Handarbeit gegolten. Ihr hoher Wert iſt ebenſowohl in der Pracht und dem ſonſt durch keine Stickerei erreichten Glanz, als auch in der faſt unverwüſtlichen Dauerhaftigkeit begründet. Es liegt ein ganz beſonderer Reiz darin, das edelſte Material zu verarbeiten, und die gegenwärtige Mode unterſtützt die reiche Verwendung von Goldſtickereien in ganz beſonderer Weiſe. Man findet Stickereien von Gold- und Metallfäden, welche letztere die moderne Induſtrie in den mannigfachſten, reizendſten Arten geſchaffen hat als köſtlichſten Schmuck an prächtigen Kleidungsſtücken, an ganz beſonders wertvollen Geſchenken auf Seide, Atlas, Wolle, Sammet, Plüſch, Leder, ſo daß wir gewiß dem Wunſche mancher Leſerin entſprechen, wenn wir verſuchen, eine Anleitung zu dieſer wirkungsvollſten aller Handarbeiten zu geben. Die meiſten halten nämlich die Goldſtickerei, zu der auch das Verarbeiten jedes metalldurchwirkten Fadens zählt, für ſchwieriger, als ſie iſt.

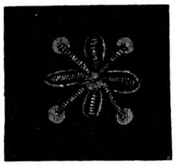


Fig. 2.

Zuerſt ſei bemerkt, daß jede Art Goldſtickerei im Rahmen, am beſten auf Schirting-Futter, ausgeführt werden muß. Iſt der Stoff zu klein, ſo heftet man ihn in die Mitte eines größeren Stücks Schirting, den man dann in den Rahmen ſpannt. Als Rahmen kann jedes gewöhnliche gußeiſerne Viereck dienen. Es kommt ſtets darauf an, ſparſam mit dem koſtbaren Material umzugehen, daher iſt die Goldſtickerei auch immer nur rechtsſeitig; der Faden würde außerdem durch das ſtete durch den Stoff Ziehen ſehr leiden. — Die einfachſte, aber ſehr lohnende Art iſt die

Kantillen-Stickerei.

Sie iſt beſonders auf dicken Stoff, wie Sammet und Plüſch, und zu Monogrammen geeignet. Die Kantille iſt ein ſpiralförmiges, innen hohles Röllchen, das in Ketten geliefert wird; es gibt glatte und krauſe Kantille; zu Buchſtaben empfiehlt ſich die Anwendung beider. Zuerſt werden die Grundſtriche der Buchſtaben, wie zum Weißſticken, mit dicker Baumwolle unterlegt, und zwar müſſen die Stiche in entgegengeſetzter Richtung wie die Kantille liegen. Nun ſchneidet man die Kantille mit einer recht ſcharfen Schere in die nötigen Teilchen; man mißt den Buchſtaben ſchräg an ſeiner breiteſten und ſchmälſten Stelle, ſchneidet 2 entſprechende Kantillen und erſieht daraus ſofort, welche Zwiſchenlängen nötig ſind; auf ein Stück von 1 cm Höhe braucht man ungefähr 10 glatte und 8 Teilchen von der krauſen Kantille. Das Sticken beginnt an dem unteren Ende der Muſterfigur; die Nadel wird an der äußerſten Stelle der Kontur nach rechts geführt, das paſſende Kantilleteilchen wie eine Perle auf die Nadel gezogen und dieſe an der ſchräg gegenüberliegenden Stelle der Kontur nach links wieder geführt und tüchtig angezogen. — Die einzelnen Kantillenſtückchen müſſen, wie die Fädchen bei der Rotſtickerei, recht ſauber und gleichmäßig eins neben dem andren liegen. Haarſtriche erzielt man durch gleich lange Kantilleſtückchen, die aneinander geſetzt werden. Hat man blos einfache Buchſtaben, kein Monogramm, ſo kann man 3 Teile glatt und das vierte immer in krauſer Kantille wählen. -- Hier ſei gleich noch eine zweite Art, Buchſtaben in Gold zu ſticken, angegeben. (Fig. 1.) Die Konturen werden mit Goldſchnürchen benäht; Anfang und Ende derſelben werden wie bei jedem Goldfaden nach der linken Seite geführt. Dazu nimmt man eine zweite Nadel, fädelt ziemlich ſtarkes doppeltes Garn ein, bringt das Ende des Goldfadens in die Schlinge des doppelten Garns und zieht nun die Nadel ſchnell nach links, wobei der Goldfaden in der Schlinge mit durchgezogen wird. Zum Aufnähen ſämtlicher Goldfäden dient feine, goldgelbe Seide (zur Kantille gewöhnlicher Zwirn). Doch kehren wir zu unſeren Buchſtaben zurück. — Das Innere des Grundſtrichs iſt, wie erſichtlich, mit Goldpunkten gefüllt. Dieſe beſtehen aus je 4 glatten Kantilleſtückchen, zwei längeren und zwei kürzeren; vorher hat man die Punkte in Baumwolle mit Längsſtrichen zu unterlegen. Aber auch ohne zu unterlegen kann man in Kantille ſticken. Fig. 2 zeigt einen kleinen Stern, der in Kantille und echten Goldflittern ausgeführt iſt. Alle Strahlen werden von der Mitte aus gearbeitet. — Die vier graden Strahlen zeigen ein kurzes Stück krauſer Kantille; iſt dieſe aufgenäht, zieht man ein doppelt ſo langes Stück glatte Kantille auf den Faden, ſticht an derſelben Stelle zurück und hält am entgegengeſetzten Ende dieſe Kantillen-Öſe mit einem Stich feſt. Zu den Strahlen wählt man etwas längere, krauſe Kantilleſtücke, zieht, ehe man die Nadel feſtſteckt, ein Goldflitterchen nach und befeſtigt den Faden auf der linken Seite, wodurch die Kantille bis zur Mitte des Goldflitters reicht. Den Mittelpunkt des ganzen Sternes bildet ebenfalls ein Flitter. In ähnlicher Weiſe iſt auch die Ähre, Fig. 3, geſtickt. Der Stiel iſt Goldſchnur. — Mit dieſer Kantillenſtickerei kann man ſchon die verſchiedenartigſten, reizendſten Wirkungen erzielen. Die blau und grünlich ſchillernde Kantille nimmt ſich beſonders gut zu Schmetterlingen, Libellen, Phantaſievögeln und dergl. aus. Auch zur Verzierung von Notizbüchern, Leſezeichen, Handarbeitstäſchchen, Taſchentuch-Sachets u. ſ. w. eignet ſie ſich vorzüglich. Die ſchönſten orientaliſchen Goldſtickereien ſind ganz in dieſer einfachen Technik ausgeführt.

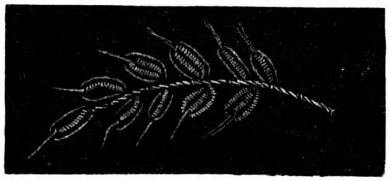


Fig. 3.

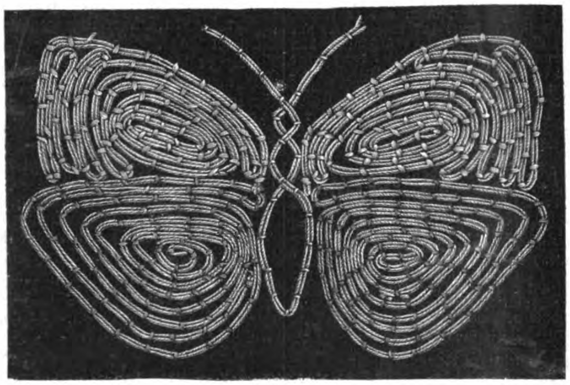


Fig. 6.

Glanzgold- oder Hochſtickerei iſt die kunſtvollſte Art der Goldſtickerei. — Damit die Muſter und Figuren ſchön und erhaben hervortreten, unterlegt man ſie mit dünner gelblicher Pappe, wozu man gut alte Poſtpaketadreſſen nehmen kann; man ſchneidet die Form der Figur genau aus und klebt die Pappe auf den zu beſtickenden Stoff.

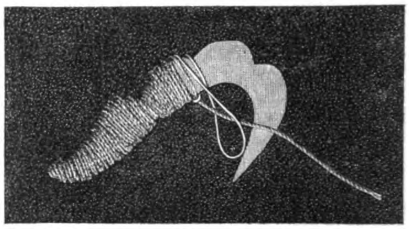


Fig. 4.

Fig. 4. Dann wird ganz dünnes Goldſchnürchen her und hin über die Pappe geleitet, jedesmal oben und unten mit einem Stich direkt an der Pappe feſtgehalten. Statt des Schnürchens kann man auch glatten Goldfaden (Kordonet) nehmen. In dieſer letzten Art erſcheinen die meiſten Goldſtickereien der prachtvollen Uniformſtücke, der Militärkragen und Hoftrachten. Die Fäden müſſen ſtets recht gleichmäßig nebeneinander liegen. Das Schwierige bei der Sache liegt nur darin, bei den Bogen und runden Formen die Fäden an der inneren Biegung entſprechend enger und außen weitläufiger zu legen, doch hilft auch hier die Kenntnis von Buchſtaben- oder Plattſtickerei. Die zweite Manier der Glanzgoldſtickerei legt den Faden glatt auf und eignet ſich vorzüglich zu minder hervortretenden Figuren. Fig. 5 lehrt die Ausführung. — Der doppelte Goldfaden wird ſtets zu Anfang durch den Stoff geleitet, dann mit verſetzten Überfangſtichen aufgenäht und am Ende abgeſchnitten und die Enden nach links gezogen. Doch geſchieht dies Durchziehen beider Fäden nicht an einer Stelle, ſondern um die Kontur des Muſters recht genau zu erhalten, wird jeder Faden einzeln an verſchiedenen Stellen nach links geführt, ſonſt würde die Kontur überall Ecken und Kanten zeigen.

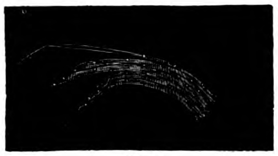


Fig. 5.

Japaniſche Goldſtickerei od. Goldlegearbeit. Bei den Japanern ſind Goldſtickereien auch ſchon ſeit undenklichen Zeiten bekannt. —

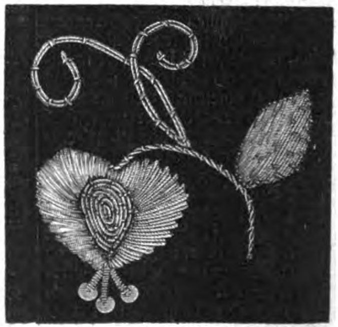


Fig. 7.

Das Material zu ihrer Arbeit iſt ein mit japaniſchem Goldpapier umwickelter Faden, das billigſte Material unter allen Goldfäden. Dasſelbe iſt in verſchiedenen Stärken verkäuflich. Der Faden wird ſtets doppelt, flach nebeneinander liegend verarbeitet, man wickelt ihn am beſten auf zwei Röllchen, damit er ſich nicht verwirrt. — Abb. 6 zeigt einen in japaniſcher Manier geſtickten Schmetterling. Man achte darauf, daß der Faden ſo ſelten wie möglich abgeſchnitten werde; man muß es ſtets ſo einrichten, daß bei den einzelnen Figuren der Doppelfaden bis zur Mitte geführt wird, doch muß ſtets ſoviel Platz bleiben, um wieder zurückzukehren. Durch die dicht nebeneinander herlaufenden Fäden in verſchiedener Richtung wird der Glanz des Goldes gebrochen und die Stickerei ſchattiert. Zu größeren Flächen, wo man von der Mitte anfangend kreisförmig weiternäht, zu Wandverkleidungen, Paravents, Dekorationsſchirmen u. ſ. w. findet dieſe Flachſtickerei reizende Verwendung. Um die Wirkung noch zu erhöhen, kann man zu den Überfangſtichen, womit das Gold feſtgenäht wird, bunte Seide nehmen, z. B. zu den oberen Flügeln unſres Schmetterlings blaue, zum Körper grünliche u. ſ. w. Fig. 7 bringt ein Goldzweiglein in allen drei bisher gelernten Stickarten. — Solche und ähnliche Muſter finden ſich auf den ſchönen Einſätzen zu Taillen, Tabliers, Schleppen, Hüten, Hauben u. ſ. w.

Griechiſche Aufnäharbeit. Das Muſter, am beſten ein Linienornament mit ſtiliſierten Blumen, wird auf den Stoff übertragen und mit Gold- oder Kupferſchnürchen nachgenäht. Danach füllt man die einzelnen Figuren des Muſters in der verſchiedenartigſten Weiſe. — Blumenblättern z. B. mit langen Stichen aus indiſchem Gold, einem flachen Faden aus dem Baſt einer Pflanze gewonnen, das einzige Goldmaterial, das, weil nicht gewebt, durch den Stoff gezogen und in die Nadel gefädelt werden kann. Der Kelch, ſowie etwaige Staubfäden der Blumen zeigen Kantillenfüllung. Stiele teils mit kleinen Kantilleſtückchen, die ſtraff angezogen wie kleine Erhöhungen ſtehen, teils mit Goldflittern. Der Phantaſie iſt hierbei der weiteſte Spielraum gelaſſen, die gewandte Stickerin wird immer wieder neue Füllungsweiſen erfinden, denn gerade dies gibt der Stickerei einen Hauptreiz, daß bei fortlaufendem Muſter die eigentlichen Formen dieſelben, die Füllungen aber je verſchiedenartiger, deſto ſchöner und wertvoller ſind. Man findet ſo reich ausgeſtattete Bordüren an Kleiderſäumen, Schürzen, Bluſen, Decken, Portieren, Kiſſen, meiſt auf glattem Stoff.

Venetianiſche Stickerei. — Das Charakteriſtiſche an dieſer reichen, goldſtrotzenden, aus dem alten Venedig uns überkommenen Stickart iſt, daß ſie immer durchbrochene, ſpitzenähnliche Muſter aufweiſt. — Nachdem man das Muſter auf graue Leinwand übertragen hat, languettiert man alle ſtehenbleibenden Teile mit der dünnen Aufnähſeide, wie die Blume auf unſrer Vorlage, Fig. 8, zeigt. — Danach werden ſämtliche Languetten mit doppelter Goldſchnur beſetzt, die man nur mit unſichtbaren Stichen an die Languetten näht. Die äußere der beiden Schnuren bildet hierbei ſowohl die erforderlichen Öſen und Schlingen (ſ. die Abb.) am Außenrand, als auch diejenigen, welche die einzelnen Muſterteile miteinander verbinden; dieſe letzteren werden dann an den gegenüberliegenden Stellen feſtgenäht oder erhalten ein zweites Öschen hindurchgezogen. An manchen Stellen unſrer Spitze erſcheinen die Öſen viermal von vier verſchiedenen Punkten ausgehend ineinander verſchlungen. — Die Goldſchnur wird, ſo oft ein Muſter aufhört, abgeſchnitten und auf der rechten Seite vernäht. Es werden zuerſt diejenigen Linien benäht, deren Endpunkte unter einer andern Linie gedeckt liegen (ſiehe die Figur rechts und links von der Blume). Bei der Blume ſelbſt wird von der Mitte ſchneckenartig begonnen. Sind alle Linien der Zeichnung goldumrandet, ſo füllt man die Muſterteile mit entſprechend langen Kantilleſtückchen. Zur Erhöhung des Glanzes erhält die Blume in jedem Blütenblatt 2 Goldflitter mit der Kantille aufgenäht. Zum Schluß werden die außerhalb der Languetten liegenden Stoffteile mit einer ſcharfen Schere weggeſchnitten. Bei den meiſten der andern Goldſtickarten, empfiehlt es ſich, den Stoff nach vollendeter Stickerei noch im Rahmen auf der linken Seite zu leimen, doch fällt das bei der venetianiſchen Stickerei fort. — Zu Kragen und Ärmelbeſatz, zu beſonders wertvollen Handarbeiten, Toilettenkiſſen über farbigen Atlas u. ſ. w. eignet ſich dieſe Stickerei ganz beſonders und ſieht ſtets höchſt prunkvoll und reich aus. **H. v. S.**

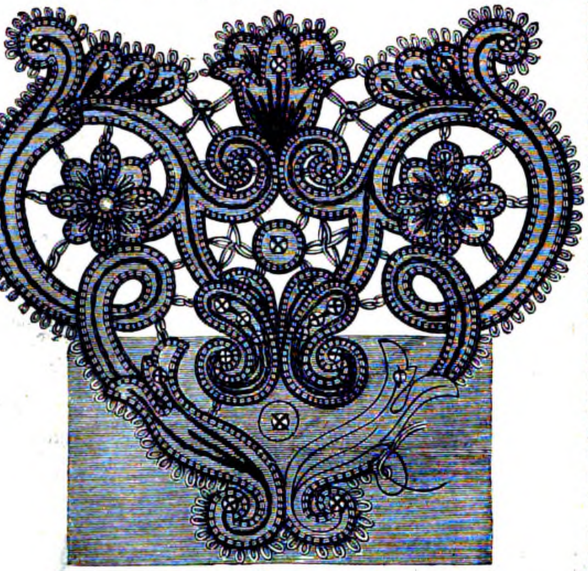


Fig. 8.

Handarbeit.

Ein billiges Material zur Anfertigung künſtlicher Blumen liefern die Binſen dem, der die Mühe nicht ſcheut, ſie zu holen und auszuſchälen. Aus den ſchönen zarten Crêmeſtreifen laſſen ſich Kränze, Blumenzweige, nachgeahmte Straußenfedern, Palmen, Fächer, Roſetten auf Bilderrahmen herſtellen. Dieſe Blumen ſind ſogar für die Dauer! Aus meiner Jugend ſind mir zwei Bouquets aus Binſenblumen, Roſen, Edelweiß, Aſtern, Schneeballen, als Zierde des Altars in Erinnerung, welche uralt geweſen ſein müſſen. Welche niedliche Sachen könnte man aus Binſen auch für den Chriſtbaum ſchaffen. **H. P. in A.**

Beleuchtung.

Petroleumlampen ſchwitzen oft ſehr bedeutend durch, was am unangenehmſten bei Hängelampen iſt. Mitunter iſt unter dem Einſatz ſo viel Raum vorhanden, daß ein kleiner, vom Klempner anzufertigender Blechteller eingelegt werden kann. Das Petroleum, daß ſich in demſelben ſammelt, wird dann beim Reinigen der Lampe ſtets abgerieben. Bedeutend hilft auch ein paſſend geſchnittener Boden von Flanell oder Fries, der eingelegt und ſo oft wie nötig ausgedrückt oder erneuert wird. **Z.**

Das Vergißmeinnicht.

Polterabendaufführung für ein Kind
(im zartblauen Kranz und Kleide).

Liebe Braut! Weil ich der Bräute
Längſt erklärter Liebling bin,
Kommt die blaue Blume heute
Selbſt zu deinem Feſte hin.

Ach, du kennſt mein Heim, das traute,
Da ich froh und friedlich ſtand,
Und im Waſſer mich beſchaute
Als das ſchönſte Kind im Land!

Kluge Elben, muntre Wellen
Waren in der Einſamkeit
Meine lieben Spielgeſellen,
Samt den Blumen weit und breit.

Doch zwei helle Augenſterne
Blitzten einſt auf uns herab, —
Nicht, wie ſonſt, aus weiter Ferne, —
Und ein Händchen brach uns ab.

Eine ſah ich nach der andern
Meiner holden Schweſterlein
Frohgemut von dannen wandern
In den vollen Strauß hinein.

Denn ſie gingen auf die Reiſe!
Ich allein blieb ſtill zu Haus, —
Deutete auf meine Weiſe
Euren minniglichen Strauß.

Jene zarten, jungen Triebe,
Welche ihr zuerſt gepflückt,
Sind — ein Sinnbild für die Liebe —
Mit dem feinſten Rot geſchmückt.

Aber dieſe lilienweißen,
Lieblichen Vergißmeinnicht
Wollen euch das Glück verheißen
Und der Freude Sonnenlicht.

Doch die beiden ſind nicht rechte,
Sondern Pflegeſchweſtern mir:
(Auf das blaue Kleid zeigend)
Seht der blauen Blume echte,
Himmelsklare Farbe hier!

Damit Liebe Euch erfreue,
Glück und Sonnenſchein beſtehn,
Darf die ſelbſtvergeſſ'ne Treue
Euch im Herzen nie vergehn.
Bleibt ſo treu, wie ihr's geweſen!
(Ein Bild überreichend, an welches ſich eine derartige Erinnerung für das Paar knüpft, hier das des Elbgrundes.)
Weil dies Bild euch davon ſpricht,
Hab' ich's zum Geſchenk erleſen:
Nehmt es — als Vergißmeinnicht!

Eliſabeth Kolbe.

Der Theekeſſel.

Dieſelben Schwierigkeiten, welche die engen Waſſerflaſchen beim Reinigen verurſachen, bieten die Theekeſſel auf dem Herde. In vielen Küchen, in denen kein Behälter für warmes Waſſer vorhanden, muß er die Stelle desſelben vertreten, von morgens früh bis abends ſpät mit heißen Inhalt bereit ſtehen. In den wenigſten Haushalten wird ſeiner inneren Wände beim täglichen Reinigen des Geſchirres gedacht, und die Folge davon iſt ein ſehr ſchnelles Feſtſetzen des ſogenannten Keſſelſteins, eine rauhe und ſchwere Abſonderung des kochenden Waſſers, die durchaus nicht appetitlich iſt. — Eine tägliche und ſorgſame Reinigung mit einer ſcharfen Bürſte, würde den Keſſel in allen ſeinen Teilen freilich lange rein erhalten, da das aber etwas umſtändlich iſt, ſo wendet man von Zeit zu Zeit entweder allerlei chemiſche Mittel an, die den Keſſelſtein auflöſen ſollen, oder man läßt ihn vom Klempner ausklopfen, eine Manipulation, die der Lebensdauer und der Schönheit des Keſſels nicht gerade förderlich iſt. Abgeſehen von einigen Hausmittelchen, wie das Mitkochen eines Kupferpfennigs, einiger Glasſcherben, das Kochen von Kartoffeln und Kartoffelſchalen iſt als gründlichſtes Reinigungsmittel wohl Vitriol probat. Da dasſelbe aber überaus giftig iſt, ſo wird es glücklicherweiſe faſt niemals angewendet, ſondern eher ein neuer Keſſel erſtanden.

Weit appetitlicher und für die Geſundheit förderlicher wäre ein Waſſergefäß mit weiter offener Tülle und mit weiter Halsöffnung, einer vergrößerten Kaffeekanne oder einem Sahnentopf nicht unähnlich. Nur daß derſelbe den üblichen Ring zum Einſtellen in das Herdloch beſäße, ſowie zwei wagerechte, ſich gegenüberſtehende Handgriffe. Die weite Halsöffnung würde ein Reinigen dieſes Keſſels zu einer einfachen Sache machen, außerdem wäre ein Prüfen des Inhalts auf ſeine Reinheit bei den weißemaillierten oder glänzenden Wänden für jedes Auge leicht möglich.

Ein feſt einſchließender Deckel könnte den Ausguß frei laſſen, damit der heiße Dampf nicht beläſtige. Möchte uns unſre rührige Induſtrie mit ſolch einem reinlichen Waſſergefäß beglücken, und möchten die Hausfrauen es kaufen. **Pauline Doußerik.**

Für die Küche.

Rheiniſche Kartoffeln. **Kartoffeln** werden geſchält, in Hälften geſchnitten und in Salzwaſſer weich gekocht. — Einſtweilen läßt man nicht zu viel Butter in einer Pfanne zergehen und verrührt ſie auf ſchwachem Feuer mit 1 Löffel Mehl; hierauf gibt man nach und nach ½ Liter gewärmte Milch, Salz, Muskatnuß und Eſſig nach Geſchmack hinzu, läßt die Sauce aufkochen und gießt ſie über die Kartoffeln. (Ich gebe immer gekochten oder rohen Schinken zu denſelben.) **Mignon.**

Fragen.

Könnte mir vielleicht eine der geehrten Daheim-Leſerinnen ein launiges Hochzeitsgedicht angeben, welches zwei Frauen, Freundinnen der Braut, vortragen möchten? Im voraus beſten Dank.

Eine langjährige Abonnentin.

28) Kann mir jemand mitteilen, wie man graue und gelbe waſchlederne Handſchuhe gut ſelbſt waſchen kann? **C. F.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXIX. Nr. 15. Erſtes Blatt.

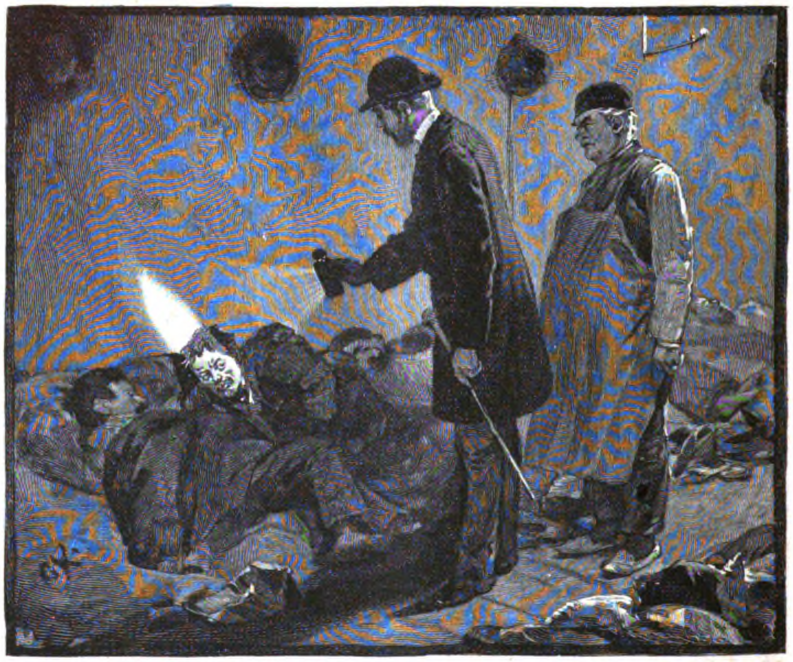
Jahrgang
1893.

14. Januar
1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Ein Nachtbild aus dem Großſtadtleben.

Arm ſein und ſchlecht ſein iſt gewiß nicht dasſelbe; aber ſicher iſt es dem Armen ſchwerer gemacht, nicht mit dem Geſetz in Konflikt zu kommen, als dem Reichen. Nicht nur, daß Verſuchungen ſtärker an ihn herantreten, wenigſtens ſolche Verſuchungen, die als Eigentumsvergehen geahndet werden. Schlimmer iſt noch, daß die Not den Menſchen auch in ſchlechte Geſellſchaft führt und ihm das böſe Beiſpiel näher vor Augen rückt. Denn Armut und Verbrechen wohnen nebeneinander, beide ſuchen ſich dieſelben Schlupfwinkel. Wie viele anſtändige, ehrliche Menſchen, welche von der Not getrieben eines jener Aſyle aufſuchen, die Barmherzigkeit oder Erwerbsſinn für die Obdachloſen der Großſtadt bereit halten, verlaſſen die Nachtherberge wieder, angeſteckt von dem Gift, das ſie dort eingeſogen haben. Das iſt in den, von chriſtlicher Nächſtenliebe begründeten und von dem ſtrengen Geiſt der Ordnung geleiteten ſtädtiſchen Aſylen für Obdachloſe nicht anders als in den ſogenannten Pennen, die nichts als eine geſchäftliche Ausbeutung der Not ſind. In den erſteren kann man, in den letzteren will man nicht die ſchlechten Elemente fernhalten, jene Leute, die nicht nur eine Unterkunft für die Nacht, ſondern mehr noch einen Verſteck vor dem Auge der auf ſie fahndenden Polizei ſuchen. Die läßt natürlich auch dieſe Maſſenquartiere des Elends nicht unbeobachtet; ſie hält ſie vielmehr unter ſtändiger Kontrolle. Aber unter der Menge der täglich wechſelnden Gäſte kann der Verbrecher, dem die Gerechtigkeit auf den Ferſen iſt, doch hoffen, leichter unerkannt zu bleiben, als wenn er ſich in einem ſtändigen Domizil verbirgt. Das gute Gewiſſen iſt das beſte Ruhekiſſen; vielen Armen, die in einer ſolchen Penne auf einer ſchlechten Strohſchütte, in überfülltem und ſchlecht gelüftetem Raum ſchlafen, fehlt es gewiß nicht daran, und ſie mögen ſich trotz ihres Elends eines geſunden Schlummers erfreuen. Aber eine angenehme Unterbrechung ihres Schlafes iſt es auch für diejenigen, die nichts zu fürchten haben, nicht, wenn der Kriminalbeamte auf ſeinem Rundgang den hellen Strahl der Blendlaterne jedem der Penngäſte in das Geſicht fallen läßt, um ſich zu vergewiſſern, ob nicht ein lange geſuchter Verbrecher hier einen Unterſchlupf gefunden hat. Auch der Wirt der Penne ſieht dieſen nächtlichen Beſuch nicht gern; denn kann und will er auch Verbrechern das Obdach nicht verſagen, ſo iſt es ihm doch nicht angenehm, wenn ſie gerade in ſeiner Herberge aufgefunden werden.



Der Kriminalbeamte in einer Penne.

Soeben erscheint im Verlag von ***Velhagen & Klasing*** *in* ***Bielefeld*** *und* ***Leipzig***

in dritter, völlig neubearbeiteter, stark vermehrter Auflage

Richard Andree's HANDATLAS

Das einzige grosse Kartenwerk, auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft stehend und von vollendeter Ausführung, zu einem auch Minderbemittelten zugänglichen Preise.

Zu beziehen in 48 Lieferungen zu 50 Pf. oder 12 Abteilungen zu 2 M. durch alle Buchhandlungen.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Wie grüßen wir die Lenzesſonne,
Wenn ſich die Winternacht entfernt!
Die Freude an des Lebens Wonne, —
Vom Schmerz hat mancher ſie gelernt.

Wintergarten.

Wenn es auch wohl nur den „oberen Zehntauſend" vergönnt iſt, einen eigentlichen Wintergarten zu beſitzen, ſo ſollte doch auch jeder im eigenen, wenn auch noch ſo beſcheidenen Heim lebende Blumenfreund ſich womöglich ein kleines Gelaß neben dem Wohnzimmer einrichten, das mit dieſem durch eine Glasthür verbunden, beſonders im Winter zur Aufnahme der immergrünen Gewächſe, Lorbeeren, Myrten ꝛc., dient, welche ſich in der warmen Luft der Wohnräume ſchlecht oder gar nicht überwintern laſſen und die deshalb oft im dunkeln Keller oder im abgelegenen Kämmerchen ſich kümmerlich durchſchlagen müſſen, während doch gerade im Winter ihr ſchönes Grün ſo herzerfreulich iſt. In vielen Häuſern iſt wohl neben dem Wohnzimmer noch eine Kammer, die ſich mit leichter Mühe zu einem Blumenkabinett herrichten läßt, andernfalls läßt ſich auch ein kleiner Anbau in ſechseckiger Form ohne zu viel Koſten herſtellen. Beſonders wünſchenswert iſt es, daß das kleine Zimmerchen zwei Fenſter von verſchiedenen Seiten hat, was das Gedeihen der Gewächſe ſehr befördert, zumal wenn die nach dem Wohnzimmer führende Glasthür das Licht noch von der dritten Seite zuläßt. Der Fußboden wird cementiert und die Wände mit heller Ölfarbe geſtrichen. Der Hauptſchmuck meines Blumenzimmerchens, das mir ſchon manches Jahr lang viel Freude und meinen Blumen beſonders freudiges Gedeihen gewährt hat, iſt ein aus der Dachrinne geſpeiſter kleiner Springbrunnen. Zu ſeiner Herſtellung ließ ich zunächſt drei Fuß über der gewöhnlichen Dachrinne noch ein etwa 10—12 Fuß langes Ende Rinne einlegen, von dem ein kleines ſenkrechtes Abflußrohr in ein unter dem Dache aufgeſtelltes Zinkbaſſin von ca. ſechs Eimern Inhalt mündet. Damit nun das Baſſin, wenn es voll iſt, nicht überläuft, führt von dem oberen Rande desſelben wieder ein wagerechtes Abflußrohr nach außen, durch welches das überflüſſige Waſſer in die untere Dachrinne fällt. Vom Boden des Zinkbaſſins geht ein enges Zinkrohr nach unten in das Blumenzimmer und an der Wand desſelben hinunter bis einen Fuß unter die Sohle des Fußbodens. Dort biegt es um und wird wagerecht bis in die Mitte eines ausgemauerten und cementierten Baſſins geführt, wo es dann in einer Spitze mit ganz enger Mündung in Höhe des Baſſins wieder nach oben geht. Die Spitze iſt zum Abſchrauben eingerichtet und kann gelegentlich durch eine feine Brauſe erſetzt werden, welche die Gewächſe mit künſtlichem Regen beſtäubt. Die Größe des unteren Baſſins entſpricht dem oberen. An dem von oben herab führenden Zinkrohr iſt in bequemer Höhe ein Krahn angebracht, der das Waſſer zuläßt oder abſperrt. Iſt das Baſſin oben ganz voll und der Krahn geöffnet, ſo ſpringt der Strahl ziemlich bis zur Zimmerdecke. Ein Abfluß iſt nicht vorgeſehen, ſondern das ſchöne Regenwaſſer wird zum Begießen der Zimmerblumen verwandt, und es iſt ſehr angenehm, es dazu immer gleich zur Hand zu haben. Die ganze Anlage (ohne Dachrinne und Cementbaſſin) hat mir ein geſchickter Klempner in einer kleinen Stadt für etwa 20 Mark nach meiner genauen Angabe hergeſtellt. Es iſt ganz wunderbar, welchen günſtigen Einfluß die durch das Waſſer im Baſſin immer feucht erhaltene Luft auf das Gedeihen der Pflanzen übt. Sie haben ein beſonders friſches, kräftiges Grün und zeigen faſt nie ein gelbes Blatt. Schiefblätter, um den Rand des Baſſins aufgeſtellt, entwickeln ſich in einer Üppigkeit und Farbenpracht, wie nirgend anderswo. Im Wohnzimmer zur Blüte gebrachte Blumen, z. B. Hyacinthen, Callas ꝛc., blühen im Blumenzimmer viele Wochen in unveränderter Friſche, ebenſo im Herbſt blühend aus dem Freien eingetopfte Fuchſien, Pelargonien, beſonders auch die neuerdings ſo beachteten Chryſanthemum, welche im warmen Zimmer ſehr bald unanſehnlich werden. Eine Heizung im Winter iſt nicht nötig, wenn die Fenſter nachts gut mit Laden oder Strohdecken verwahrt werden und bei ſtrengerer Kälte die Zimmerthür über Nacht offen bleibt. Im äußerſten Notfalle ſtellt man einen Kohlentopf hinein oder brennt Spiritus ab. Dagegen hat man darauf zu achten, daß bei Froſtwetter oben im Baſſin kein Waſſer einfriert. Sehr vorteilhaft iſt es, in einem Fenſter eine einzelne Scheibe zum Öffnen einzurichten, die, ausgenommen bei ſtrenger Kälte, Tag und Nacht offen bleibt, beſonders wenn die über Sommer im Freien ſtehenden Gewächſe eingewintert werden. Es iſt ſehr erfriſchend, den ganzen Winter über den Einblick in all das friſche Grün zu haben; beſonders hübſch iſt es, wenn das Blumenzimmer des Abends durch eine farbige Ampel erleuchtet iſt. Im Sommer, wenn die meiſten Gewächſe draußen ſind, ſtellt der Raum, mit einigen Korbmöbeln und einer Matte auf dem Fußboden, ein reizend lauſchiges und kühles, kleines Kabinett dar, deſſen Wände mit Epheu bezogen und mit Schlingpflanzen auf Konſolen geſchmückt ſind. Epheuranken verhüllen auch das Zinkrohr an der Wand. Zur ſommerlichen Dekoration ſei beſonders der raſchwachſende Sommer-Epheu, Micania seaecoides, empfohlen, der in kurzer Zeit viele meterlange Ranken treibt. Im Herbſt wird er kurz abgeſchnitten und froſtfrei überwintert. Auch das Springbrunnen-Baſſin läßt ſich über Sommer ſehr lieblich ausſchmücken mit Wieſen-Vergißmeinnicht, die man in Blumentöpfe oder noch hübſcher in große Muſcheln thut und am Rande des Baſſins hineinſtellt. Sie blühen ſehr lange dort, ebenſo wie die Waſſerroſen, wenn man letztere mit langem Stiel und von ihren grünen Blättern gehalten hineinſetzt. Möchten ſich mit der Zeit recht viele Blumenfreunde ſolch' Blumenzimmer mit Springbrunnen einrichten! Sie werden viel Freude daran haben. **P. K.**

Heizung.

In der auf dem Winterfuß eingerichteten Häuslichkeit ſpielen die Ofen und deren Heizung eine wichtige Rolle für die Arbeitskräfte der Dienſtboten und für das Behagen der Familie. Ein ſchlecht brennender Ofen treibt der Hausfrau nicht nur beißenden Rauch, ſondern Thränen des Ärgers in die Augen, manche üble Laune des Hausherrn hat ihren Urſprung in der kalten, ungemütlichen Stube, die er beim Zuhauſekommen findet, und die Kinder holen ſich oft genug Schnupfen oder Huſten in den ungleich erwärmten, entweder kalten oder überheizten Räumen.

Allen dieſen Kümmerniſſen und Übelſtänden kann ein Produkt der Neuzeit, der amerikaniſche Ofen, abhelfen.

In Norddeutſchland ſind dieſe Öfen — mit Unrecht — für die Wohnungen noch wenig in Gebrauch, in Läden, Reſtaurants, Konzertſälen ꝛc. hat man ſie ja auch ſchon erprobt. In den weſtlichen Provinzen aber, im Reichslande und am Rhein, wo die Wohnungen ohne Öfen vermietet werden und die Anſchaffung derſelben (ſowie des Küchenherdes) den Mietern obliegt, hat man ſchon lange dieſe amerikaniſchen, leicht transportabeln und immer brennenden Öfen als die praktiſcheſten erkannt, um ſo mehr, als ein ſolcher Ofen, rund oder eckig, in ſeiner geſchmackvollen Form und Ausſtattung einen eleganten Schmuck für das Zimmer bildet, wenig Platz einnimmt und weil für jeden Raum eine Auswahl der verſchiedenſten Arten ſich findet. Die größte Sorte, gleichviel welcher Konſtruktion, koſtet etwa 200 Mark, die kleinſte 55 Mark. — Die bekannteſten Fabriken ſind in Nürnberg, Kaiſerslautern, Straßburg ꝛc. Die beiden Hauptbedingungen für die richtige Ausnutzung eines Amerikaner-Ofens ſind: ein guter Schornſtein und gutes Brennmaterial; ſind dieſe beiden Bedingungen vorhanden, iſt die Behandlung leicht und der Nutzen ſicher.

In Elſaß-Lothringen, wo man ja noch in allen Häuſern die großen franzöſiſchen Kamine findet, ſtellt man den Ofen meiſtens vor denſelben auf und leitet entweder ein kurzes, nach unten gehendes Rohr in den Kamin hinein, nachdem man die Öffnung des letztern mit Blech oder Mauerwerk verkleidet hat; oder man läßt ein langes Rohr mit verſchiedenen Windungen und Krümmungen an dem Kamin in die Höhe gehen. Aber auch in jedem deutſchen Zimmer ohne Kamin findet der Ofen ſeinen Platz, und an die dem Auge nicht gerade wohlgefälligen großen Rohre gewöhnt man ſich doch bald, wenn man den Nutzen derſelben bedenkt. Man kann nämlich ein ſolches auch über den Flur oder durch ein anderes Zimmer hindurch leiten und den betreffenden Raum dadurch mit wärmen.

Als Heizmaterial darf nur die Antracit-Kohle und zwar die beſte benutzt werden; Cokes und andere Kohlen, wenn ſie vielleicht auch brennen, geben Schmutz und Rauch, keine intenſive, gleichmäßige Hitze, wie die Antracitkohle, die auch keine Schlacken hinterlaſſen darf. — Der Zentner dieſer Kohlen koſtet im Durchſchnitt 1,50 Mark.

Die Behandlung des Ofens muß ſorgſam ſein, iſt aber durchaus nicht ſchwierig. — Nach dem erſten Anheizen im Monat November kann der Ofen, bei richtiger Pflege, bis zum März oder April permanent brennen und durch die verſchiedenen Schrauben und Klappen von ſchärfſter Glut bis zu leiſem Glimmen reguliert werden. Der Aſchenkaſten muß alle 3—4 Tage geleert, die regelmäßige Füllung, am beſten morgens und abends, aufgeſchüttet werden. Ein Ofen von mittlerer Größe (Kronjuwel) ungefähr 1,20 m hoch, heizt, bei gewöhnlicher Wintertemperatur, eine Stube von 70 bis 75 Kubikmeter mit 26 Pfd. Antracitkohlen durchſchnittlich bis auf 16—17 Gr. Reaumur. — Dieſe 26 Pfd., auf zwei Füllungen in 24 Stunden verteilt, ergeben als Heizungskoſten ca. 35 Pfennig täglich, alſo 10,50 Mark pro Monat; dafür hat man Tag und Nacht eine warme Stube.

Für Kranken-, Schlaf- und Kinderzimmer iſt ſolch ein Ofen vorzüglich geeignet; die ſtete gleichmäßige Temperatur, die durch die Heizungsgänge im Ofen ſich entwickelnde Bodenwärme und eine beſtändige leichte Ventilation ſind doch unſchätzbare Vorzüge für ſolche Räume. — Eine Verdunſtungs-Schale mit Waſſer gefüllt und hinten auf den Ofen geſtellt, macht die Luft noch beſſer und geſunder; andererſeits kann man ohne dieſelbe ein neues feuchtes Zimmer durch den Amerikaner-Ofen raſch und gründlich austrocknen.

Wem es um ein trauliches Dämmerſtündchen und ein lauſchiges Plätzchen am Feuer zu thun iſt, der wird es ebenſo gemütlich finden, durch die Mica-Scheiben des Amerikaner-Ofens den freundlichen Flammenſchein leuchten zu ſehen, als vor dem züngelnden Kaminfeuer zu ſitzen, oder, noch weiter zurück, in den alten rieſigen, mit Eichen-Scheiten genährten Kachelöfen das Holz praſſeln und kniſtern zu hören. **M. W.**

Handarbeit.

Ofenſchirm in Form eines Banners. Unſer Ofenſchirm hat den Vorteil der Billigkeit für ſich, weil er keines Rahmens bedarf, welcher die Ofenſchirme immer ſo ſehr verteuert. Gleichzeitig läßt ſich durch das Ofenbanner ein nüchterner weißer Ofen hübſch dekorieren. Unſer Ofenſchirm hat eine Länge von 75 cm zu 56—60 cm Breite; er beſteht aus farbigem Atlas — eine Breite genügt — welcher auf ein Stück Gaze in der oben angegebenen Größe (Atlas iſt ſchmäler), aufgeheftet wird. Rings um den Atlas wird ein Plüſchſtreifen von dunklerer Farbe als der Atlas, oder auch in kontraſtierender Farbe, angebracht; gleichzeitig die Gaze überall deckend und nach der linken Seite umgeſchlagen, welch letztere ſpäter ein Satinfutter deckt. Das Atlasfeld wird nun verziert,

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

dies kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen. Z. B. ſieht eine Bronzemalerei auf Atlas ſehr wirkungsvoll aus. Aber nicht alle können malen, daher empfehle ich ferner Auflagen aus Stoff; entweder aus Seide ornamental ausgeſchnitten und mit Goldſchnürchen aufgenäht, oder aus Kretonne, am ſchönſten Blumenranken und Vögel geſchmackvoll zuſammengeſtellt. Dieſe Auflagen werden vorſichtig aufgeklebt und dann noch ausgeſtickt mit Seide und Gold. Auch eine Plattſtichſtickerei, in feinen Farben ausgeführt, iſt eine ſchöne Verzierung. Den unteren Abſchluß des Banners bildet eine Franſe; dieſe kann ſelbſt aus Woll- und Seidenreſten hergeſtellt werden. Leicht und ſchnell iſt die Anfertigung einer Franſe aus Gabelborte; ebenſo hübſch eine andere, welche aus einzelnen Quaſten beſteht. Zu dieſem Zweck wickelt man über ein breites Lineal bunte Wolle gleichmäßig neben- nicht übereinander. Dieſe Wolle durchflicht man oben mit einem doppelten feinen Bindfaden und zieht dann die Wolle, welche jetzt eine Art Franſe bilden muß, von dem Lineal herunter. Dieſe Franſe ſchließt man zu einer Quaſte; des beſſeren Haltes wegen ſchiebe man einen flachen Holzknopf unter, durch welchen ein paar Wollfäden geleitet werden. Für den oberen Abſchluß der Quaſte wird ein rundes Holzknöpfchen behäkelt und den Fäden aufgereiht. Dieſe Quaſten werden nebeneinander an einer Wollborte befeſtigt, und letztere dem unteren Rande des Banners untergeſetzt. Sehr zur Belebung der Franſe dient es, wenn etwas Krausgeſpinnſt oder Metallfäden zur Herſtellung mit verwendet werden. Am oberen Rande des Banners werden kleine Metall- oder Hornringe in regelmäßigen Zwiſchenräumen, ziemlich dicht befeſtigt. Nun verſchafft man ſich aus einer chineſiſchen Handlung einen Bambusſtab, 1 m lang und nicht zu dünn; deſſen Enden werden mit Nickelnägeln verſehen. Dieſer Stab wird mit feiner ſeidner Schnur durch die Ringe an den Stoff geſchnürt, die Schnur darf nicht zu ſtraff angezogen werden, es ſieht beſſer aus, wenn die Schnur zur Geltung kommt. An beiden Enden des Stabes werden außerdem noch lange ſeidne dicke Schnüre befeſtigt, welche zur Schleife gebunden und an den Enden mit Quaſten oder Pompons verſehen ſind. Das Banner wird an der Breitſeite des Ofens an einem Nägelchen befeſtigt, welches an dem Kreuzungspunkt von vier Kacheln in den Ofen vorſichtig eingetrieben wird. — Es iſt anfänglich nötig, zu beobachten, ob der Ofen beim Heizen unter dem Banner ſehr heiß wird, dann muß der Schirm, bis der Ofen durchwärmt iſt, entfernt werden, damit der Stoff nicht ſengt. **E. Grethe.**

Prolog.

Für eine Vorſtellung zur Feier einer ſilbernen Hochzeit im Winter.

Wir wollten gern was Rechtes bieten
Zum Feſt euch, liebes Silberpaar!
Doch ach, noch nicht die erſten Blüten
Erſchloſſen hat das junge Jahr.
Noch geh'n die Lüfte ſcharf und kalt,
Und dunkles Grün nur gab der Wald.

Drum mußten wir mit Eifer ſinnen
Auf dies und das, was euch gefiel',
Und eure Nachſicht zu gewinnen
Scheint nötig uns ſchon vor dem Spiel.
Ob dieſes fehlt und das mißglückt:
Was thuts, wenn ihr nur Beifall nickt!

Ob ihr es thut? Man müßt' verzagen,
Wenn man nicht wüßte, wie ihr ſeid!
Schon nach Jahrzehnten, nicht nach Tagen,
Zählt eure Mild' und Freundlichkeit.
Das gibt uns Mut und macht uns kühn,
Iſt noch ſo arm auch unſer Müh'n.

Bald wird's auch beſſer: wenn an Zweigen
Es knoſpt und blüht, wenn erſt der Wald
Sich pfingſtlich ſchmückt, wenn erſt der Reigen
Der Lerchen über'm Acker ſchallt:
Dann feiert nochmals euer Feſt,
Das heut' nur kahl ſich feiern läßt.

Doch Eines wißt ihr: Unſer Streben,
Aufrichtig iſt's in Ernſt und Scherz;
Und was wir euch zum Beſten geben,
Schuf — wenn auch nicht die Kunſt —
das Herz.
Drum nehmt es gern und freundlich an,
Was, wenn Ihr wollt, jetzt kommen kann.

J. Tr.

Verwendung alter Abreißkalender.

Es hat der Abreißkalender geklagt,
Daß gar zu raſch die Zeit vergehe,
Die ihm der Menſch gegeben habe.
Da hab' ich ihm zum Troſt geſagt,
Daß ich noch manchen Wandel ſehe,
Durch den er neues Leben habe.

Die Abreißkalender, die ſich ſeit einigen Jahren großer Beliebtheit und Verbreitung erfreuen, ſind bei aller ihrer Billigkeit oft ſo reizend ausgeſtattet, daß man nach Jahresſchluß faſt bedauert, ſie der Vernichtung oder Vergeſſenheit überlaſſen zu ſollen. Man kann die hübſchen Kalenderpappen recht gut als willkommenen Hintergrund für die Herſtellung verſchiedener, kleiner Gegenſtände benutzen, die geringe Koſten verurſachen. Solche Dinge ſind: 1. Nadelkiſſen, 2. Behälter für Federhalter, Bleiſtifte ꝛc., 3. Streichholzbehälter.

1. Nadelkiſſen.

Man ſchneidet aus Pappe ein Viereck, genau ſo groß wie die leere Stelle, auf der der Abreißblock geklebt hat, legt Watte auf eine Seite desſelben und nimmt Seide oder Atlas als Kiſſenüberzug. Ringsherum näht man eine Schnur. Iſt das Kiſſen fertig, ſo beſtreicht man die Rückſeite der Pappe, auf der es ruht, mit warmem Leim und klebt ſie gegen die leere Stelle auf dem ehemaligen Kalender. Für ältere Damen, deren Sehkraft oft zu wünſchen übrig läßt, kann man noch eine Vorrichtung treffen, die ihnen das Einfädeln erſpart: man reiht eine ſchwarze und eine weiße Garnrolle auf eine nicht zu dünne Schnur, bohrt auf der Kalenderpappe über den beiden oberen Ecken des Kiſſens je eine kleine Öffnung, führt die Enden der Schnur, auf der die Rollen ſind, durch die Öffnungen und bindet ſie auf der Rückſeite der Kalenderpappe zuſammen, doch nicht ſo feſt, daß ſich die Rollen nicht drehen können. Nun führt man das Fadenende einer jeden Rolle durch eine Reihe von Nadeln, die man auf dem Kiſſen übereinander, in kleinen gleichmäßigen Entfernungen wagerecht einſteckt. Iſt der auf dieſe Weiſe geſchaffene Vorrat eingefädelter Nadeln verbraucht, ſo ſorgt man für einen neuen. Manches Großmütterchen dürfte dieſe Erleichterung froh begrüßen.

2. Behälter für Federhalter, Bleiſtifte ꝛc.

Die durch das Entfernen des Abreißblockes entſtandene leere Stelle auf dem Kalender beklebt man mit Sammet oder Moirépapier. Alsdann werden die beiden Seitenleiſten mit Sproſſen, welche zur Aufnahme der Federhalter dienen ſollen, mit der Laubſäge ausgeſägt. Nach Belieben kann man die Seitenleiſten braun beizen oder bronzieren. Zuletzt werden ſie an den Längsſeiten des beklebten Rechtecks ſauber mit Leim befeſtigt.

3. Streichholzbehälter (Laubſäge- oder Papparbeit).

Auch hierbei muß man zunächſt durch verzierten Überzug die leere Blockſtelle verdecken. Der Behälter ſelbſt beſteht aus Boden, Vorderwand und Seitenwänden aus Laubſägearbeit. Der Boden iſt 8 cm lang, 4 cm breit; daraus ergibt ſich für die Vorderwand eine Länge von 8 cm, für jede Seitenwand von 4 cm. **Kr.**

Praktiſches fürs Haus.

Sicher iſt es anderen Hausfrauen ebenſo ergangen, wie mir, die ich bei der Anſchaffung einer modernen Buttermaſchine nicht wußte, was nun mit dem alten, ausgedienten Butterfaß anfangen. Ich habe ſchließlich mein blechernes Butterfaß zum Klempner geſchickt, habe es in drei Teile ſchneiden und drei wunderhübſche Eimer daraus machen laſſen, habe dieſe mit brauner Ölfarbe angeſtrichen und ſo ſehr billig drei Stubeneimer bekommen. Ebenſo hat mir der Klempner aus dem oberen Einſatz des Butterfaſſes einen kleineren Eimer gefertigt, der ſich ſehr praktiſch zum Fenſterputzen oder zum Waſchen der Meſſer verwenden läßt. Aus hölzernen Butterfäſſern kann man auch ſehr gut praktiſche Fäßchen machen laſſen.

Eine erfahrene Hausfrau.

Kunſt im Hauſe.

Einen hübſchen Malgrund für Emaille- oder Ölfarben gibt altes Fayencegeſchirr mit ſeinem elfenbeinfarbenen Ton ab, das noch vom Urgroßmütterchen her in manchen Familien vorhanden ſein dürfte. Die nach antiken Vorbildern geformten Terrinen aus der Empirezeit, die umfangreichen Schüſſeln, die nach heutigen Begriffen großen Teller, zu hübſchen Gruppen an den Wänden des Eßzimmers vereinigt, feiern, geſchickt bemalt, eine Auferſtehung zu neuem Glanze, der den alten, ſchlichten jedoch nicht ganz verdunkeln darf. Der ſchöne Grundton nämlich muß ſichtbar bleiben, wenigſtens da, wo ſeine Glaſur unverletzt iſt. Man ſpart ihn aus blauem oder braunem Grunde in ſchwungvollen Arabesken aus, haucht dieſelben gewiſſermaßen nur an einzelnen Stellen mit Laſurfarben an und umzieht und ſchattiert ſie mit wenigen kräftigen braunen Linien. Oder man läßt den ganzen gelben Grund ſtehen und malt naturaliſtiſche Sträuße in Ölfarbe darauf, auch wohl Dekorationen in japaniſchem Geſchmack. Eine Baumzweigumrahmung mit mehr oder weniger gleichmäßig verteilten Blättern oder Beerenbüſcheln gibt einen hübſchen Abſchluß, der zugleich leicht zu zeichnen iſt, da er keiner ſo ſtrengen Konturen bedarf, wie regelmäßige, geradlinige Ornamente. Beiläufig ſei noch bemerkt, daß man durchſichtige Laſurtöne aus Emaillefarben durch gutes Verarbeiten kleiner Mengen mit Terpentinöl erreicht und ſehr wenig davon in den Pinſel zu nehmen hat. **Pauline Doußberck.**

Für die Küche.

Hummer-Mayonnaiſe. Zu derſelben läßt ſich ſowohl Doſen-Hummer, wie friſch gekochter verwenden. Den Doſen-Hummer hat man fertig, während man den friſch gekochten erſt aus ſeiner Schale ausbrechen muß, dann ſchneidet man ihn in hübſche längliche Stückchen. Zur Mayonnaiſe ſchält man aus 4 hart gekochten Eiern die Dotter heraus, ſtreicht dieſelben durch ein feines Haarſieb, rührt ſie mit 2 rohen Eidottern glatt und gibt tropfenweiſe, unter beſtändigem Rühren, eine große Taſſe voll feinſten Provenceöls hinzu, ferner etwas Senf, Salz, ſehr fein geſtoßenen weißen Pfeffer und ein wenig Zucker. Wenn man die Mayonnaiſe hoch aufgerührt hat, (die Schale muß auf Eis ſtehen), gibt man etwa $\frac{1}{4}$ Liter recht ſteif geſchlagene Schlagſahne hinzu und vermiſcht beides recht behutſam miteinander. Nun zieht man jedes Stückchen Hummer durch die Mayonnaiſe und richtet ſie auf der dazu beſtimmten Schale recht hübſch im Kranz an, ſetzt in die Mitte derſelben, wenn von friſchem Hummer genommen, den Kopf, welchen man mit einer weißen Papierkrauſe verſieht, derart, daß die Naſenſpitze nach oben ſteht. Sonſt ſetzt man einen grünen Salatkopf in die Mitte und garniert die Mayonnaiſe rings umher ebenfalls mit grünem Salat.

Ragout von Auſtern und Kalbsmilch. Auf 3 Dutzend Auſtern 1 Pfund Kalbsmilch gerechnet. Letztere kocht man in recht kräftiger Bouillon etwa $\frac{1}{4}$ Stunde, läßt ſie erkalten und ſchneidet ſie in große Würfel. Die Auſtern zieht man nur einmal durch die ſiedende Bouillon und ſchneidet ſie dann ebenfalls 1—2 mal durch. Die Auſternbärte aber kocht man mit wenigem Waſſer recht kräftig ein. Inzwiſchen löſt man einen kleinen Hecht (etwa 1 Pfund ſchwer) aus ſeiner Haut heraus, entfernt ſorgfältig auch alle kleinſten Gräten, treibt das Fleiſch 2 mal durch die Maſchine, vermiſcht dasſelbe dann mit 3 Eidottern, Salz, geſtoßenem weißen Pfeffer, etwas geriebener Muskatnuß, ein wenig ganz fein gewiegter Zwiebel, gibt ein Stückchen friſche Butter daran, und nachdem man das Ganze gut miteinander verbunden, formt man kleine Klößchen davon und kocht dieſelben in Bouillon gar. Nun ſchwitzt man Mehl mit etwas Zwiebel in Butter hellgelb, gießt dann von der Bouillon hinzu, wie den Satz der ausgekochten Auſternbärte und rührt davon eine recht ſeimige Sauce, gibt darauf noch etwas Muskat daran, 1—2 Löffel Champignon-Soja, den Saft einer Citrone und gießt alles durch ein Sieb. Wenn ſie wieder auf das Feuer gebracht, zieht man die Sauce mit 3—4 Eidottern, welche vorher mit einigen Gläſern Rheinwein glatt gequirlt, ab und gibt die geſchnittene Kalbsmilch, die Auſtern, Klößchen und Champignons, friſche oder eingemachte, hinein, vermengt alles recht behutſam miteinander und läßt dasſelbe eben zum Sieden anſetzen. Hat man Muſcheln, ſo ſerviert man das Ragout darin, ſonſt richtet man dasſelbe auf einer flachen Schale an, beſtreuet dieſe dann oben mit geröſtetem, fein geſtoßenem Weißbrot, darauf mit geriebenem Parmeſankäſe und garniert den Rand der Schale mit kleinen Halbmöndchen aus Blätterteig. **E. W.**

Fragen.

29) Welches iſt der Unterſchied zwiſchen einer Kindergärtnerin erſter und zweiter Klaſſe?

Wo erhält man einen Apparat, um auf der Petroleumlampe Waſſer zu kochen? Iſt derſelbe nicht nachteilig für die Lampe und in jeder Beziehung praktiſch?

Um gütige Auskunft bittet **A. M. in H.**

30) Könnte mir einer der freundlichen Daheim-Leſer oder Leſerinnen einen hübſch gelegenen mittelgroßen Ort nennen, in dem eine aus drei erwachſenen Perſonen beſtehende höh. Beamtenfamilie angenehm leben könnte? Bisher an ſehr große Dienſtwohnung gewöhnt, finden wir die Berliner Mietspreiſe, wenn ſie nur entfernt Ähnliches bieten ſollen, bei weitem die zur Verfügung ſtehenden Mittel überſteigend. Erwünſcht wäre Gas, Waſſerleitung und am liebſten auch Kanaliſation. Ferner dürfte der Ort in keinem der Überſchwemmung ausgeſetzten Gebiete liegen, am liebſten dicht am Tannenwald und kleinem Binnenſee, nicht zu weit von Berlin, eigentliche Vororte jedoch ausgeſchloſſen.

Eine penſionierte Beamtenfamilie.

Auskunft.

Billiges Material zu der in voriger Nr. beſchriebenen Goldſtickerei liefert das Handarbeitenverſandgeſchäft von Franz Ebbard, Berlin W, Poſtamt 62. Auf die hübſchen Käſten mit Goldfädenſortimenten haben wir ſchon aufmerkſam gemacht. Preis 3 ℳ u. 6 ℳ.

Daheim

XXIX. Nr. 16. Erſtes Blatt.

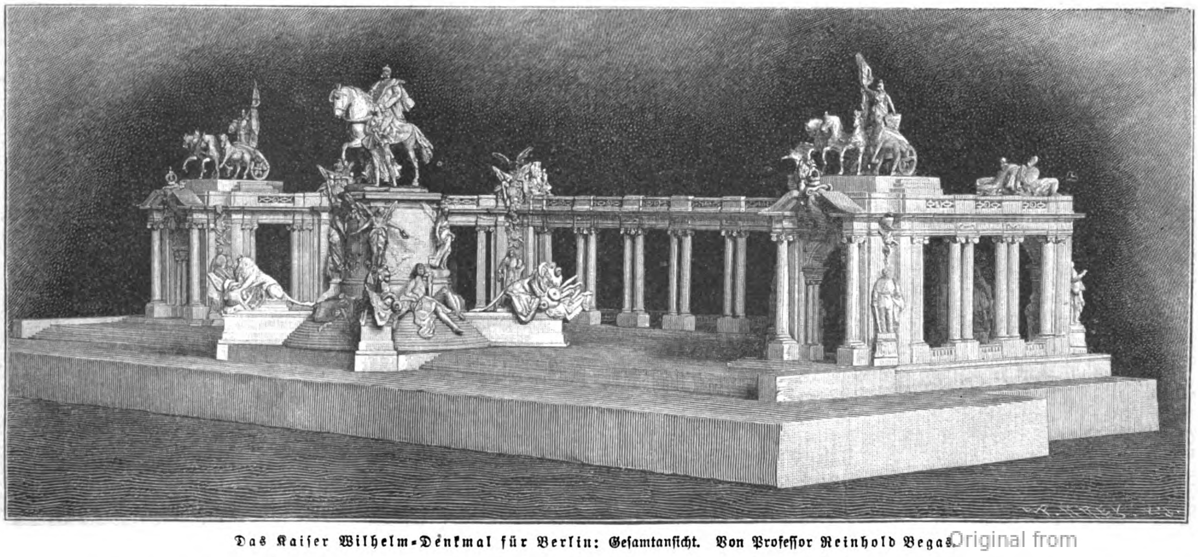
Jahrgang
1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

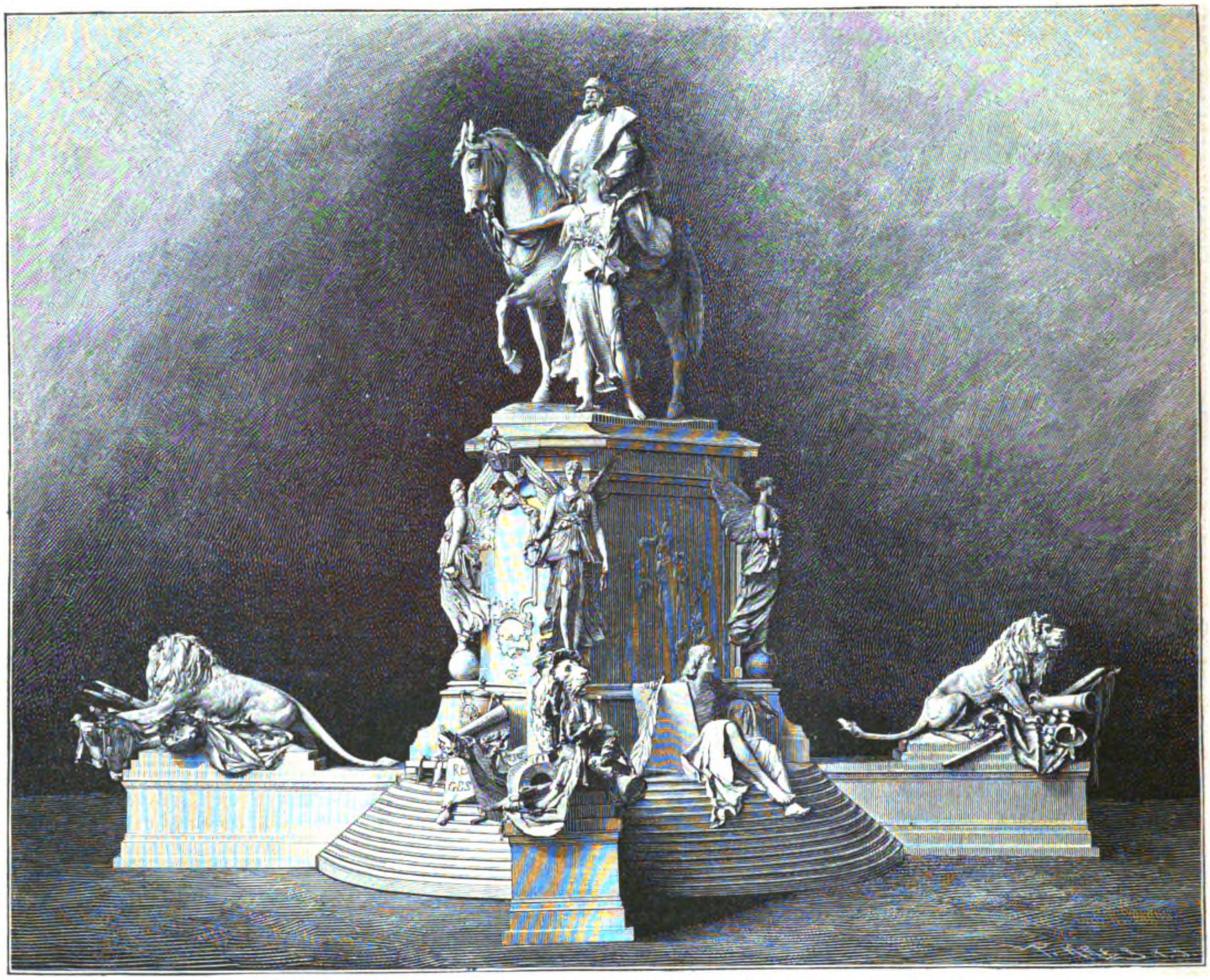
21. Januar
1893.

Der Entwurf des Kaiſer Wilhelm-Denkmals für Berlin.

Durch Entſchließung Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt das vorbereitende Studium der Frage des in Berlin zu errichtenden Nationaldenkmals für Kaiſer Wilhelm nunmehr zum Abſchluß gekommen. Ein neuer Entwurf des Profeſſors Reinhold Begas iſt zur Ausführung beſtimmt, und in wenigen Jahren wahrſcheinlich wird ſich das Denkmal auf dem Platze erheben, der durch das Niederreißen der Häuſerzeile an der Schloßfreiheit entſtehen ſoll. Die in dem Atelier des Profeſſors Begas aufgeſtellte kleine Skizze des Geſamtwerkes wie der in größeren Verhältniſſen ausgeführte Entwurf des Reiterſtandbildes Kaiſer Wilhelms ergeben ſchon jetzt, trotzdem die Einzelheiten noch keineswegs endgültige Form zeigen, die Gewißheit, daß des Nationaldenkmals imponierende Wirkung des Helden, den es feiert, und der dankbaren Nation, die es ſeinem Andenken ſetzt, würdig ſein wird. Ob der Platz der zur Aufſtellung geeignetſte iſt, ob ſeine Größenverhältniſſe dieſe Wirkung nicht beeinträchtigen werden, ob das Denkmal auf dieſem Platze ſo geſehen werden kann, wie ſeine künſtleriſche Anlage geſehen zu werden verlangt, mag dahingeſtellt bleiben. Daß ihm das Grundſtück des Krollſchen Theaters z. B., das als Denkmalsplatz ja auch vielfach in Frage gekommen iſt, angemeſſener wäre, läßt ſich jedenfalls mit guten Gründen belegen. Profeſſor Begas hat in ſeinem neuen, zur Ausführung beſtimmten Entwurf ſich vielfach an das Modell angelehnt, das bei der zweiten Preisbewerbung um das Nationaldenkmal — an der ſich, wie erinnerlich, nur die vier Bildhauer Begas, Hilgers, Geiger und Schilling beteiligt hatten — ſo berechtigtes Kopfſchütteln erregte. Dieſer Entwurf wirkte damals wie ein Chaos ungeklärter Ideen, die, einzeln betrachtet, einen mehr oder weniger genialen Urſprung verrieten, aber in ihrer Geſamtheit der harmoniſchen Zuſammenſtimmung entbehrten. Der neue Entwurf iſt die reife Frucht künſtleriſcher Sammlung und Vertiefung, die Mögliches und Unmögliches, Imponierendes und Verwirrendes voneinander geſondert haben. Die Anlage des Geſamtentwurfs iſt dieſelbe geblieben; er gliedert ſich in das eigentliche Denkmal und in eine Säulenhalle, die beſtimmt iſt, den freien Hintergrund nach dem an dem Platz vorüberfließenden Spreearm hin zu beſchränken. Dieſe letztere, bei dem zu dem zweiten Preisausſchreiben gelieferten Entwurf ein Werk des Architekten Ihne, ſcheint in dem neuen von Profeſſor Begas ſelbſt geſchaffenen Modell ihrem Zweck weit beſſer zu entſprechen. Profeſſor Begas hat die urſprünglich in einfacher Bogenform gedachte Grundlinie dieſer Säulenhalle mehrfach gegliedert, er hat ihre Architektur dem Bauſtil der gegenüberliegenden Schloßfront beſſer angepaßt, und der Gedanke, ſie mit den Statuen der deutſchen Fürſten, unter deren Regierung die Einigung Deutſchlands zur That wurde, und den Büſten der großen Männer, die an dieſem Werk der Einigung mitgeholfen haben, zu ſchmücken, iſt inſofern ein glücklicher, als er dazu beitragen kann, den Geſamtcharakter des Denkmals als eines Nationaldenkmals zu klarerem Ausdruck zu bringen. Sehr weſentlich iſt ferner die Änderung des Größenverhältniſſes zwiſchen Denkmal und Säulenhalle, die darauf berechnet iſt, die Säulenhalle nur als einen architektoniſchen Hintergrund für die Reiterſtatue des Kaiſers wirken zu laſſen. Dieſem Zweck dient auch die Verſchiebung des für die Aufſtellung des Reiterſtandbildes Kaiſer Wilhelms gedachten Platzes innerhalb der Geſamtanlage, — das Poſtament des Reiterſtandbildes ſpringt in dem neuen Entwurf beträchtlich über die Flügel der Säulenhalle vor. Durch dieſe Anordnung iſt die beſcheidene Sehlinie, von der aus der Geſamteindruck des Denkmals wird ins Auge gefaßt werden können, nach den Seiten immerhin etwas erweitert. Der normale Standpunkt für die Betrachtung einer ſolchen Denkmalsanlage, die Vorderanſicht, wird durch



Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal für Berlin: Geſamtanſicht. Von Profeſſor Reinhold Begas.



Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal für Berlin: Das Kaiſerſtandbild. Von Profeſſor Reinhold Begas.

dieſes Vortreten des Reiterſtandbildes bis an die Linie des jetzigen Bürgerſteiges vor den Häuſern der Schloßfreiheit dagegen noch unmöglicher, denn man kann nicht über den Fahrdamm einer wenig breiten und ſehr belebten Straße hinüber, ohne einen beſonderen Genickmuskel ein Reiterſtandbild betrachten, das ſich auf elf Meter hohem Poſtament erhebt. Das Standbild ſelbſt zeigt den Kaiſer auf ruhig ſchreitendem Roß — in dem mehrfach erwähnten zweiten Entwurf war der Leib des ſich bäumenden Pferdes von grotesker Wirkung — im Mantel, den Helm auf dem Haupt, die Rechte mit dem Kommandoſtab auf den Schenkel geſtützt. Eine Siegesgöttin mit dem Palmzweig ſchreitet neben dem Kopf des Pferdes und führt es am Zügel. Das Poſtament iſt mit edler Einfachheit behandelt. Aus jeder der vier Ecken tritt die Figur einer einen Lorbeerkranz haltenden Viktoria, auf den Stufen vor der einen Breitſeite lagert der Gott des Krieges, vor der anderen der Gott des Friedens, in idealen Männergeſtalten verkörpert, während die Wandflächen hinter ihnen dasſelbe Thema in Reliefs behandeln. Vier auf Trophäen ruhende Löwen ſind den vier Ecken des Poſtaments vorgelagert. Die Ausführung des Denkmals iſt in Bronce, Granit und Marmor vorgeſehen und ſoll nach Möglichkeit beſchleunigt werden.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Das Buch vom Kaiſer Wilhelm.

Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenoſſen
dargeſtellt von
Friedrich Adami.

Mit authentiſchen Bildniſſen und Beilagen und zahlreichen erläuternden Textabbildungen von Woldemar Friedrich, Richard Knötel u. a.

Zwei Bände in reichen Prachteinbänden Preis 17 Mk.

Eingehende Studien, die Benutzung der beſten Quellen, ein patriotiſcher Sinn, eine große Klarheit und Anſchaulichkeit der Darſtellung, liebevolle und geſchichtlich treue Illuſtrierung — das ſind Vorzüge, welche dieſes Werk zu einem Volksbuche im beſten Sinne, zu einer feſſelnden, anregenden Familienlektüre für jung und alt machen über den glorreichen Teil deutſcher Geſchichte, der mit dem Namen Kaiſer Wilhelms I. verknüpft iſt. — In ſeiner prächtigen, eigenartigen Ausſtattung ein ſicherlich in allen Kreiſen willkommenes Haus- und Familienbuch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Der Tugend weites Reich iſt frei!
Da braucht kein Neid dich je zu grämen.

Wie groß des Nächſten Vorzug ſei,
Du darfſt dir dran ein Beiſpiel nehmen!

Beim Brauteſſen im Winter.

Ein Knabe, als Frühlingsbote gekleidet, ſpringt (wie ein Deux ex machina) plötzlich ins Zimmer (es iſt auf völlige Überraſchung berechnet) und ſpricht friſch und frei:

Guten Tag!
Und da wär' ich!
Das Brautpaar begehr' ich!
Ich ſuch's in allen vier Winden
Und kann's nicht finden. —

Was wir Frühlingsknaben
Doch all' zu laufen haben!
Unſer großer Bruder, der Lenz,
Macht ſich's bequem zu Rom und Florenz.
Aber gibt's ein Brautpaar im Winter,
Dann heißt's: Nun vorwärts, ihr Kinder!
Über Straßen und Treppen
Müſſen wir Körbe voll Blumen ſchleppen.
So hört' ich, ſei auch hier ein Paar.
Iſt's wahr? — —
(ſieht ſich ſuchend um, wendet ſich dann ans Brautpaar)
Ach, verzeiht, der Lenz gab mir
Nur dies eine Blümchen hier!
(Er reicht Braut und Bräutigam ein Vergißmeinnicht)
Sparſam ſcheint er mit Blumen heute.
Als ich ihn fragte, was das bedeute,
Sprach er in väterlichem Ton:
Das verſtehſt du nicht, mein Sohn!
Braut und Bräutigam wiſſen das ſchon.
Ob ihr's nun wißt, das ſind eure Sachen!
Muß mich ſchnell auf den Heimweg machen.
Lebt wohl!
Ich begehr' keinen Lohn!
Wär' ich nur wieder beim Frühling ſchon!
(Raſch, wie er gekommen, ab.)

Georg Lang.

Recht haben.

„Die Frau hat immer Recht!“ Wer von uns wüßte nicht, daß dieſe kleine Ironie, richtig gedeutet, heißen ſoll: „Der Frau iſt mit Vernunftgründen nicht beizukommen; folglich wird ſie ſich nie überzeugen laſſen, daß ſie Unrecht hat.“ Ich ſuche die erſte Veranlaſſung zu dieſer Behauptung in der empfindlichen Gemütsart vieler Frauen, die in jedem anerkannten Irrtum eine Demütigung oder eine Beſchämung ſieht. Dieſe Art Rechthaberei iſt eine Schutzmauer, hinter der nur kleinliche Naturen ihre Ohnmacht verbergen, die größer angelegten und kräftiger entwickelten ſtehen zum Glück hoch darüber. Nichts wirkt ſtörender in der Gemütlichkeit des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens als Rechthaberei: der rückſichtsloſe Eifer nämlich, mit dem mancher ſeine rein perſönlichen Anſichten und Behauptungen geltend zu machen ſucht — oft auf Koſten des wirklich Rechten. Am unangenehmſten äußert dieſe Rechthaberei ſich, wenn ſie in der That 'mal Recht hat. — Die kleine Frau von Soundſo gilt unter ihren „Freundinnen“ für ſehr unpraktiſch, weil ſie öfter in der Kinderſtube als in der Küche zu finden iſt, und lieber mit ihrem Baby ſpielt als mit ihrer Köchin Marktpreiſe erörtert. So oft das Geſpräch auf Wirtſchaftsangelegenheiten fällt, lächelt ſie ſchweigend zu der eben ſo lebhaften wie lehrreichen Debatte. Die Frau Generalin iſt in dieſen Dingen maßgebend; ſie hat keine Kinder und kann ſich rühmen, ihre eigene „perfekte“ Köchin zu ſein. Einmal ſteuerte die kleine Frau von Soundſo aus Höflichkeit ein Puddingrezept zu der Unterhaltung bei, welches ſie gerade mit Erfolg und mit Hilfe ihrer Köchin verſucht hatte. Natürlich ſitzen Quantum und Gewicht der einzelnen Subſtanzen gar nicht feſt in ihrem Köpfchen — um ſo feſter in dem unfehlbaren Gedächtnis der Generalin; ſie ſchlägt die Freundin ſatzweiſe das ganze Rezept entlang und bringt ſchließlich ihre Beweiſe ſchwarz auf weiß im Kochbuch: „Sehen Sie, wie Recht ich hatte! Ich täuſche mich nicht ſo leicht.“ Sie hatte allerdings Recht; aber das Geſtändnis der errötenden kleinen Frau von Soundſo: „Nein, wie leicht ich mich doch irren kann!“ berührte bei weitem angenehmer als der Triumph der rechthaberiſchen Generalin. Bei einer anderen Gelegenheit verteidigte die kleine Frau von Soundſo eine abweſende Dame, welche von der Generalin als arge Verſchwenderin angegriffen wurde. Den Tag nachher trat dieſe frohlockend bei ihr ein: „Was ſagen Sie nun? Ich habe wieder 'mal Recht gehabt! Unſere unglückliche Verſchwenderin iſt zu ihren Eltern gereiſt, weil ihr Mann ruiniert ſein ſoll.“ Und die kleine Frau von Soundſo denkt wehmütig, wie lieblos eine Frau doch ſein kann und wie unliebenswürdig, gerade, wenn ſie Recht hat. Nicht „immer“ Recht haben, auch nicht „immer“ Recht haben wollen; nur unter allen Umſtänden das Rechte wollen, und ſich nicht ſchämen, es einzugeſtehen, wenn die Urteilskraft des Gatten, der Freundin oder der Nachbarin ſich zuverläſſiger erweiſt als unſere eigene. — Das iſt wohl das Richtige. **A. A.**

Frauenbüchertiſch.

Auf unſerem Redaktionstiſch treffen ſich heute zwei den Frauenintereſſen gewidmete Bücher von gleichem Ernſt, von gleichem vollem Wert, wenn auch nicht von ganz gleicher Tendenz durchdrungen, zuſammen, zwei Bücher, die jedes ſtrebende junge Mädchen, jede denkende Frau leſen müßte. Beide behandeln das Thema der Frauenemancipation. — „Die wahre Emancipation der Frau“ betitelt ſich der eine anonym erſchienene kleine Band. (Verlag von R. Voigtländer, Leipzig.) In äußerſt ſympathiſcher, ruhiger und abgeklärter Weiſe gibt eine Frau darin ihre Meinung über die Frauenfrage ab. Sie verkennt die Notlage der Frau, die dieſe faſt gewaltſam in die männlichen Berufe hineindrängt, nicht; aber nicht in der Eroberung dieſer Berufe ſieht ſie die Befreiung der Gedrückten. Ihrer Meinung nach iſt die Frage nur zu löſen „durch die ſtille Thätigkeit der einzelnen in ihrem kleinen häuslichen Kreiſe.“ „Warum wird das Glück der Ehe,“ fragt die Verfaſſerin, „das wahre Glück der Frau, nur noch ſo wenigen zu teil, daß ein ſo erſchreckend großer Teil von uns eifrig und ängſtlich jenſeits des wahren Frauenberufs das Heil zu ſuchen genötigt iſt; wer trägt die Schuld? Zum größten Teil die Frau! Denn ſie hat die Grundlage ihrer Exiſtenz, ihre praktiſche und ethiſche Unentbehrlichkeit, ſelbſt untergraben, indem ſie die Genügſamkeit verſpottet und ſich dem ſteigenden begehrlichen Luxus in die Arme warf. Wer mit Ernſt Umſchau hält, wird zugeben müſſen, daß die große Maſſe der Frauen eifrig beſtrebt iſt, ſich zu einem Luxusartikel zu erniedrigen. Die Frau iſt nicht mehr der erſparende, ſondern der verausgabende Teil und ihr Ehrgeiz nicht die Bedeutung im Hauſe, ſondern die Geltung außer demſelben und zwar nicht eine Geltung, die wirklicher Wertſchätzung gleichkommt, ſondern nur eine oberflächliche Bewunderung.“ Dies ſind einige Grundſätze des vortrefflichen Buches, das unſerer Meinung nach, wenn auch nicht mit der Frauenfrage in ihrem ganzen Umfang, aber doch mit dem größten Teil derſelben einſichtsvoll aufräumt. Was dieſes Buch offen läßt, — denn nicht jede Frau wird und kann heiraten, ſelbſt bei denkbar gebeſſerten geſellſchaftlichen Verhältniſſen, — das beantwortet aus dem Grunde jenes andere: „Frauen-Erwerb,“ herausgegeben von Paul Dobert. (Leipzig, Adalbert Fiſchers Verlag.) Was können unſre Töchter werden? Wo und wie erwerben ſie die notwendigen Kenntniſſe? Das Buch gibt hierauf den umfaſſendſten Beſcheid durch Aufzählung und ausführliche Beſprechung aller Zweige des Frauenberufs mit Ausnahme der Fabrikarbeit und durch Auskunft über alle in Betracht kommenden Lehranſtalten des Reiches, Seminare, Kunſt-, Handarbeits-, Haushaltungsſchulen, Handelslehranſtalten u. ſ. w., ferner durch Zuſammenſtellung der Unterſtützungs- und Berufsvereine, Gemeinſchaften, Stiftungen u. ſ. w. — Möge das praktiſche, ſachliche Werk recht vielen Familien behilflich ſein, die ſchwierige Berufswahl der Töchter glücklich zu entſcheiden! (Preis des Buches 2 Mark.)

Etwas über Portieren und Staub.

Neuerdings hört man häufig das Anathema über unſere, allgemein zum Liebling gewordene Portiere ausſprechen. Sie ſoll eine „Staubhecke“ und als ſolche „höchſt geſundheitsſchädlich“ ſein. Darum: fort mit ihr! Vielleicht rührt dieſe Entdeckung von irgend einer braven Hausfrau her, deren etwas nachläſſiges Dienſtperſonal die Portieren nicht gehörig abgefegt und die arg beſtäubten in den Verdacht gebracht hat, eine Staubhecke — mit andern Worten: Stauberzeugerin zu ſein. Nun wiſſen wir zwar, daß das Einatmen von zu vielem, ſchwerem, vielleicht gar mit geſundheitsſchädlichen Stoffen vermiſchtem Staube unſeren Lungen nachteilig iſt. Staub iſt nichts anderes, als fein zerriebene Teilchen Erde. Wohl können ſich in einzelnen Fällen dieſen Erdteilchen auch zerriebene Pflanzenteile beimiſchen — wie das unter anderen während der neuerdings wieder in Anregung gebrachten Beſchäftigung mit dem Spinnrocken geſchieht, wo ſich kleine Teile der ſehr ſcharfen Flachsſtengel der Luft mitteilen und als ſchädlicher Staub eingeatmet werden. — Niemals aber werden Decken, Portieren und ähnliche, aus gewebten Stoffen verfertigte Dinge Staub erzeugen. Dieſer dringt von außen in unſere Wohnräume, haftet an den Schuhſohlen mit denen er als Sand oder Schmutz eingeſchleppt wird oder weht mit dem Luftſtrom durch Thüren und Fenſter hinein. In jedem gut geleiteten Hausweſen wird ihm nicht Zeit gelaſſen, ſich anzuſammeln. Wir halten darauf, daß niemand unſere Zimmer betritt, der nicht zuvor ſeine Sohlen möglichſt gereinigt hat, wir öffnen kein Fenſter bei trocknem Wind und ziehen mit Waſſer und Wiſchtüchern zu Felde gegen den böſen Feind. — Ganz ſtaubfreie Luft werden wir nie einatmen; es ſei denn auf hoher See. Im Freien iſt die Luft erſt recht von Staub erfüllt, und in dieſer Hinſicht dürfte ſie in ſauber gehaltenen Wohnräumen reiner ſein, als auf den Straßen — ja ſelbſt auch auf „ländlicher Flur.“ — Iſt nun die Portiere keine Stauberzeugerin, ſo iſt ſie gleichwohl eine Staubfängerin, wie jeder andere Gegenſtand in unſern Zimmern, und es iſt nur Sache unſerer gut angeleiteten Dienſtboten, den Staub von der Portiere ebenſo zu entfernen wie von allen anderen Gegenſtänden. Niederlaſſen muß er ſich doch irgendwo, wenn er durch die Bewegung eingeführt worden iſt, und ich frage jede Leſerin, ob die Decke unſerer hohen Porzellanöfen, hoher Schränke, in der Höhe angebrachte Wanddekorationen, leichter zu reinigen ſind und öfter gereinigt werden als die Vorhänge, Decken und Portieren. Ein Abfegen mit einem langſtieligen Handfeger jeden Morgen vor dem Fegen des Fußbodens, ein Abnehmen ſamt den Stangen und Ausklopfen im Freien alle 14 Tage — während der Mottenzeit auch öfter — dürfte genügen, unſere anheimelnde Portiere nicht als mörderiſche Feindin, ſondern als wohlthuende Beſchützerin vor Zugluft und Kälte erſcheinen zu laſſen. Die ſich in allen Dingen ſo ſehr ſteigernde Eleganz hat ſich bei den modernen Prachtbauten allerdings auch der Thüren in einer Weiſe bemächtigt, daß die Portiere mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Deſto glücklicher verdeckt ſie in älteren Häuſern niedrige kahle Thüren. Ich kenne keinen anheimelnderen Komfort als den der Portieren. Man ſieht es ihnen förmlich an, daß ſie Wärme und Behagen verbreiten, wenn leider auch an ihnen die rückſichtsloſe Mode wieder ſündigt, indem ſie durch das in hundert kleinen Fältchen in die Höheziehen des einen Flügels, während nur der andere herabfällt, zur zweckloſen Draperie gemacht wird. Meinem Empfinden nach erſcheint der in natürlichen Falten herabwallende Stoff weit edler als die Tapezierkunſtſtückchen neueſter Mode, durch welche namentlich die bunten, orientaliſchen Muſter — oft in Querſtreifen laufend — ſich in den kleinen Fältchen dem Auge als zerſtückelt darſtellen. **B. v. W. in L.**

Für die Krankenſtube.

Bei anhaltendem quälenden Huſten wird vom Arzt vielfach das Inhalieren verordnet. Wenigen wird ein Inhalationsapparat in ihrer Wohnung zur Verfügung ſtehen, daher iſt

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

es vielleicht willkommen, wenn ich meinen Mitleſerinnen erzähle, auf welch einfache, koſtenloſe Weiſe ich mir einen Inhalationsapparat herſtelle, der mir ſchon öftere und gute Dienſte geleiſtet. Unter den irdenen Töpfen meiner Küche ſuche ich mir einen mittelgroßen heraus mit möglichſt engem Hals. Ein Trichter wird umgekehrt darüber geſtülpt, ſo daß der Rand des Trichters und derjenige des Topfes feſt aufſchließen. Dies iſt notwendig. In den Topf kommt dampfendes Waſſer und ein Eßlöffel Terpentin (ärztliche Vorſchrift!) Nun nehme ich den engen Teil des Trichters in den Mund und atme, dann und wann die Naſe zuhaltend, eine Viertelſtunde den Dampf ein. Zum Schluß der Wunſch, es möge manchem ſo helfen wie mir. **H.**

Der alte Cylinder.

Welch unnützes Möbel iſt ſo ein alter Cylinder! Da poltert er mir beim Oeffnen des Kleiderſchrankes aus dem vollbeſetzten oberen Fache entgegen. „Gib ihn dem Portier,“ meinte mein Mann, „ich kann ihn nicht mehr gebrauchen.“ Doch was ſoll ein Portier mit einem alten Cylinder? Indeſſen zog ich die Handſchuhe an, um in die Stadt zu gehen, mir einen neuen Hut zu kaufen. Einen neuen Hut — ſchlimme Sache! — Koſten darf er nicht viel und ſoll doch elegant ſein. Alle Schaufenſter wurden genau betrachtet; denn ich garniere meine Hüte ſelbſt. Was war das eleganteſte? — Seidenfilz! Sieh, da fällt mir der alte Cylinder wieder ein. Das iſt ja auch Seidenfilz. Vielleicht iſt er zu verwenden. Schnell kaufte ich ein Kapotte-Façon und eilte nach Hauſe zurück. Am nächſten Morgen, als mein Mann fort war, nahm ich das alte Möbel vor, trennte zuerſt das Ripsband ab, welches ſich als ganz gut, nur ein wenig verſtaubt erwies, und dann das innere Lederfutter. Danach ſchnitt ich mit kühner Hand die Krempe ringsherum ab und ebenſo den Deckel von der Röhre. Nun wurde dieſe der Länge nach von oben bis unten durchgeſchnitten. Darauf verſuchte ich den Filzüberzug von dem Steifleinen zu löſen. Ich zog ein wenig an dem Filz und ſiehe, ganz leicht trennte ſich Überzug und Form. Meine Freude war groß. Zwar einige rauhe Stellen waren in dem Filz, doch gelang es mir, ſie mit einer ſcharfen Bürſte zu beſeitigen. Ebenſo erging es nun dem runden Deckel. So gewann ich einen höchſt eleganten Überzug für meinen Hut. Etwas farbiges Sammetband, eine Feder und einige Jetperlen fanden ſich noch, und mein Hut war fertig. Mein Mann war entzückt. — Aus dem Steifleinen wurden zwei Krageneinlagen gemacht, das Lederfutter aber ergibt mit noch einem anderen alten Hutfutter zuſammen einen Lederſtoß an mein neues Kleid. Man kann es mit etwas Salmiak oder Benzin reinigen und mit Lederappretur ſchwarz färben. Der Hutdeckel ward, mit etwas Seide und Silberkanevas beklebt und mit einer hübſchen Rüſche verſehen, in einen Lampenteller für den Papa zu Weihnachten verwandelt.

E. L.

Praktiſches fürs Haus.

Antwort auf Frage 22.

Einen Univerſal-Trikotwäſchetrockner aus der Trikotagen-Fabrik des Herrn Louis Freymann in Radevormwald, Rheinpreußen, habe ich ſchon ſeit längerer Zeit im Gebrauch und finde ihn für jeden Haushalt, in welchem Trikot gebraucht wird, geradezu unentbehrlich. Das Holzgeſtell iſt verſtellbar und für jede Größe paſſend einzurichten. Der Trockner läßt die Wäſche nicht nur abſolut nicht mehr einlaufen, ſondern bringt eingelaufene Hemden ſofort wieder dauernd auf die urſprüngliche Größe. Ein weiterer Vorzug iſt noch, daß die Hemden ſehr raſch (in ca. einer Stunde) vollſtändig trocken und dann ohne weiteres zum Gebrauch fertig ſind, ſodaß man für mehrere Hemden auch nur einen Trockner nötig hat. Vor dem Jammer der Ehemänner über die eingelaufenen Hemden kann ſich jetzt jede Hausfrau mit Hilfe dieſes Trockners ſchützen. Er kann von dem oben genannten Fabrikanten, der ein Patent dafür beſitzt, direkt bezogen werden. **Frau Rektor K.....**

Zwei Methoden, das Naſenbluten ſchnell zu ſtillen, ſind noch immer nicht allgemein genug bekannt. Die erſte beſteht darin, daß man den kleinen Finger des Patienten, an dem unteren Teil des Nagels — und zwar muß man die Operation an derſelben Hand vornehmen, an deren Seite das Blut aus der Naſe fließt; alſo rechts die rechte, links die linke Hand nehmen — mehrmals ſehr feſt mit einem ſtarken Faden Zwirn umwickelt. Noch einfacher iſt es, den Arm derſelben Seite, wo das Blut fließt, hoch in die Höhe gehoben zu halten, bis die Blutung aufhört. Dies iſt beſonders im Freien, wo ſonſtige Hilfsmittel fehlen, ſehr anwendbar. Zur Erleichterung der unbequemen Haltung kann man dem Arm eine Stütze geben, indem man mit der Hand einen hohen Gegenſtand: Baumaſt oder dergleichen erfaßt.

Noch einmal die Autographendecke.

Bereits vor einiger Zeit wurde in dieſem Blatt eine Autographendecke beſchrieben, welche jetzt mit einer hübſchen Variation auftaucht. Der Grund für die Decke iſt nicht glatter Stoff, wie bisher üblich, ſondern Moſaik aus Seidenfleckchen, beliebig in Muſtern oder unregelmäßig zuſammengeſetzt. Die einzelnen Stoffſtückchen dürfen nicht allzu klein ſein, damit jeder Bekannte bequem ſeinen Namen darauf ſchreiben kann. Und zwar verzeichnet ſich auf jedem Fleckchen nur eine Perſon, alſo gleichſam eine Viſitenkarte hinterlaſſend. Jeder Name wird mit Stilſtich ausgeſtickt, in harmonierender oder kontraſtierender Farbe zum Stoffe. Selbſtverſtändlich darf die Anordnung der Namen nicht ſteif und regelmäßig geſchehen, wodurch die Wirkung des Ganzen beeinträchtigt werden würde, ſondern muß möglichſt originell und verſchiedenartig geſtaltet werden. Eine ſolche Decke wird mit einer bunten Franſe umgeben und mit Futter verſehen. Meine Autographendecke wandert überall mit mir herum, auf größeren Reiſen habe ich jede nette Bekanntſchaft ſich darauf verzeichnen laſſen mit Datum und Wohnort und mir auf dieſe Weiſe eine Art Reiſetagebuch hergeſtellt. Nebenbei iſt die Arbeit des Ausſtickens eine angenehme Beſchäftigung unterwegs, wo man doch nicht viel zu Handarbeiten Zeit findet.

E. Grethe.

Kunſt im Hauſe.

Schon manch anregendes Wort auf dem Gebiete der Brandmalerei hat in den Spalten des Frauen-Daheim einen Platz gefunden, und gewiß haben viele Leſerinnen, die den Brennſtift einigermaßen zu handhaben wiſſen, daraus Nutzen geſchöpft. Wer aber noch keinen Platina-Apparat beſaß, konnte keine der anmutigen Arbeiten ausführen; gerade dieſen ſollen dieſe Zeilen beſonders gewidmet ſein. Neben den Brennereien auf Holz finden dieſelben auf Leder in der letzten Zeit die weiteſte Verbreitung. — Man kann letztere nun ebenſo gut mit einer dünnen Löſung von Aetzkali ausführen, indem man das Kali (Seifenſteinlauge) in Waſſer auflöſt und dann ſo ſtark verdünnt, daß das Waſſer ſich nur wenig ſeifig anfühlt. Dieſe Löſung bringt man mit einer weichen Stahlfeder auf das Leder, welches ſofort eine dunkelbraune Farbe annimmt; ſo kann man die feinſten Federzeichnungen, wie dieſelben mit dem Stift kaum herzuſtellen ſind, ausführen. Sehr gut eignen ſich feine Genrebilder, nach Henſchel, und auch Vögel nach Giacomelli zu dieſer Arbeit; einen beſonderen Reiz erhalten die Vögel und Blumen noch durch zartes Antönen mit Aquarellfarben. Als Leder kann Schaf- oder Rindsleder dienen; das Erſte iſt weicher und daher für kleine Sachen, wie Notizbücher, Schreibunterlagen, Bilderrahmen u. ſ. w. angenehm, auch ſtellt es ſich bedeutend billiger. Rindsleder, beſonders wenn es geglättet iſt, kommt ziemlich hoch, doch iſt auch die Arbeit darauf für Stühle, Fenſterkiſſen u. dergl. ungemein lohnend.

Bei großen Arbeiten, wo das Zeichnen mit der Feder nur ſehr langſam fördert, vertauſcht man die Feder mit einem Borſtenpinſel und malt das Leder mit Beize an, nachdem man, um ſicher zu arbeiten, die Umriſſe mit der Feder gezeichnet hat. Die Beize färbt hell oder dunkel, je nach der Stärke der Löſung und wirkt dadurch ſehr mannigfaltig; ſie hat auch den großen Vorteil, daß ſie das Leder nicht ſteif und brüchig macht, wie dies bei dem Brennen der Fall iſt, wo ſich die Arbeit ſchon nach kurzem Gebrauch abnutzt. — Etwas Vorſicht iſt beim Anwenden der Beize geboten, denn ſie frißt Löcher, wenn man ſie an Kleider u. ſ. w. bringt, auch muß man, wie ſchon erwähnt, einen Borſtenpinſel benutzen, da die Haarpinſel ſofort unbrauchbar werden.

Hat man ſich erſt etwas mit der Art der Arbeit vertraut gemacht, ſo wird man bald in Öl- u. Aquarellfarben ein wirkungsvolles Mittel finden, um den verſchiedenen Gegenſtänden reiche Abwechslung zu geben. Von den erſtgenannten Farben darf man nur Laſurfarben, wie Drachenblut, Saftgrün, Gummigutt u. ſ. w. anwenden, während bei Aquarellfarben auch die Deckfarben zu brauchen ſind. Wer mit Blattgold umzugehen weiß, kann auch dieſes mit großem Erfolg anwenden.

R. von Hanſen.

Für die Küche.

Alltagsgerichte von altbackener Semmel.

Semmelgeräuſch. (Thüringer Küche.) Man ſchneidet vier große altbackene Semmeln in Stücke, nachdem man zuvor die Rinde abgerieben hat, weicht ſie in Milch einige Stunden, verrührt die feingeriebene Maſſe mit 4 Eiern, etwas Salz, einer Priſe Muskatnuß, 3 Löffeln Zucker und wenig Citronenſchale und füllt ſie in eine große butterbeſtrichene Bratpfanne, in der man ſie im Ofen eine Stunde bäckt. Man ſchneidet den Semmelkuchen in Stücke, häuft ſie ſcheiterhaufenförmig an, beſtreut ſie mit Zucker und gibt gedünſtetes getrocknetes Obſt nebenher. — Die abgeriebene Rinde benutzt man zum Überkruſten von Koteletten, Frikandellen ꝛc.

Großer Semmelkloß. — (Beigabe zu Braten oder Saucengerichten.) Man weicht 250 Gr. altbackene Semmel in Milch, bis ſie durchweicht iſt, drückt ſie loſe aus, verrührt ſie mit 70 Gr. zerlaſſener Butter, 3 ganzen Eiern, Salz und Muskatnuß und ſchlägt die Maſſe etwa 10 Minuten, daß ſie leicht und locker wird. Eine gut ausgewaſchene Serviette wird mit Butter beſtrichen, die Semmelmaſſe hineingebunden und in einem Gefäß mit ſiedendem Salzwaſſer 40 Minuten gekocht. Man läßt den Kloß behutſam aus der Serviette auf eine paſſende Schüſſel gleiten, macht auf die Oberfläche einen tiefen, kreuzweiſen Einſchnitt und ſtreicht dieſen mit Kräuterbutter aus. — Denſelben Kloß kann man auch zu Backobſt geben, man beſtreicht ihn dann mit Sahnenbutter und beſtreut ihn mit Zucker und Zimmet. (Fortſ. folgt.) **L. H.**

Fragen.

31) Ich möchte gern wiſſen, wo das Gedicht „Kein Kind im Haus“ zu finden iſt! **J. P.**

32) Weiß eine der freundlichen Daheimleſerinnen vielleicht Rat zu geben, ob brüchige ſchwarze Seide und Seidenflecken verſchiedener Farbe ſich noch irgendwie, etwa zum Verweben, verwerten laſſen? **M. M.**

33) Kann mir eine der gütigen Daheimleſerinnen genügende Auskunft über einen Ort geben, wo eine Dame, in Maſſage und Heilgymnaſtik ärztlich geprüft, Auskommen finden würde? Sehr dankbar für Rat würde ſein **Treue Abonnentin in Helmſtedt.**

34) Wie behandelt man einen Cereus grandiflorus (Königin der Nacht), um ihn zum Blühen zu bringen? Wie behandelt man ihn im Winter, hat man ihn kalt oder warm zu ſtellen ꝛc.? Ich bemerke, daß ich weder Garten noch Gewächshaus zu meiner Verfügung habe; ich kann ihn nur in meinem Blumentiſch oder im Fenſter meiner Wohnung (Weſten, Oſten und Norden) unterbringen. **Treuer Abonnent.**

35) Kann mir eine geehrte Leſerin des Daheim Rat geben, wie ich zu der ſilbernen Hochzeit meiner Eltern eine Decke anfertigen kann, welche dem Zwecke des Tages entſpricht. Im voraus herzlich dankend **Eine ratloſe Hamburgerin.**

Auskunft.

Fr. 19. Die Bezugsquelle für „holſteiner Milch“ iſt: C. Drenkham, Stendorf b. Schönwalde, b. Eutin i. Holſtein. Man kann dieſe Milch auch durch die Apotheke beziehen; dieſelbe bewährte ſich für Kinder — ich glaube, bis ³/₄ Jahr — in unſerm Bekanntenkreiſe außerordentlich. **E. K.**

Fr. 26. In Kaſſel darf laut Polizeiverordnung die Butter auf dem Wochenmarkte nur mit den dazu mitgebrachten Meſſern gekoſtet werden; ein Zuwiderhandeln wird mit einer Strafe bis zu 10 Mark belegt. **Frau M. B.**

Alte Abonnentin. Die bewußte Verkaufsſtelle befindet ſich in Dresden, Waiſenhausſtraße 30.

Fr. 21. Im Krankenhauſe zu Neubrandenburg in Mecklenburg findet eine Pflegerin ſofort dauernde Stellung. Näheres bei der Vorſteherin.

Frau W. H., Rheinprovinz. Wir nennen Ihnen: Schneiderkurſus des Vereins Jugendſchutz. Vorſteherin: Frau Bieber-Böhm. Berlin, Kaiſer Wilhelmſtraße 34. — Große Berliner Schneider-Akademie. Rotes Schloß Nr. 1. — Ferner: Weſtfäliſche Bekleidungs-Akademie (J. Bönſch). Dortmund, Steinplatz 2.

An „Eine Sorgenvolle.“ Brief für Sie liegt in der Redaktion.

Haus-
muſik
Daheim
F. Reiss

XXIX. Nr. 17. Erſtes Blatt.

Klotilde Kleeberg.

Unter den modernen Künſtlerinnen des Klavierſpiels vertritt Klotilde Kleeberg einen ganz beſonderen Standpunkt. Seit Klara Schumann hat keine Pianiſtin in ſo hohem Maße den Zauber weiblicher Anmut ihrem Klavierſpiel zu geben und zu wahren verſtanden, wie Klotilde Kleeberg. Dieſe junge Künſtlerin kam vor wenigen Jahren als „Mädchen aus der Fremde“ zu uns. Aber ſie war kaum in den deutſchen Konzertſälen heimiſch geworden, als ſie auch ſchon als eine der Begnadeten, als eine Auserwählte unter den Berufenen ſich zu erkennen gab und mit ſchnellem Ruhm ihre Mitbewerberinnen um die pianiſtiſche Palme überflügelte. Wer Klotilde Kleeberg einmal Mozart ſpielen hörte, der vergißt nicht ſo leicht den Reiz unſäglicher Liebenswürdigkeit, der auf ihrem Spiele ſchimmert, die Zartheit und Keuſchheit, mit der die Künſtlerin ihren Empfindungen in den Mozartſchen Klängen Ausdruck verleiht. Klotilde Kleeberg gehört nicht zu den Pianiſtinnen, die des äußern Effektes wegen ſpielen, obwohl ſie in ihrer meiſterhaften Technik, ihrem prachtvollen, von ſonorem Wohllaut geſättigtem Anſchlag und in der unübertrefflichen Grazie und Delikateſſe ihres Spiels Eigenſchaften beſitzt, die ſie völlig befähigen würden, gleich ſo vielen anderen lediglich danach zu zielen, die Hörer zu blenden, zu überraſchen und zu betäuben. Aber unſere Pianiſtin meint es ehrlicher mit der Kunſt. Sie gibt in ihrem Spiel ihre eigene Natur, und dieſe ſcheint auf einen lyriſchen Grundton geſtimmt. Und als Echo dieſer Eigenart ſtellt ſich das Klavierſpiel der Kleeberg mehr zierlich und ins Feine gehend, als großartig, maſſig und pompös dar, mehr mit ſanften Schmeicheleien überredend, als feurig aufbrauſend, mehr geiſtvoll ausgearbeitet, als von wuchtigen Accenten widerhallend, mehr ſinnig, als phantaſtiſch. In hervorragender Meiſterſchaft verſteht Frl. Kleeberg ein ſchwieriges und kunſtvoll zuſammengeſetztes Tonwerk logiſch zu gliedern, und ebenſo trefflich weiß die Pianiſtin eine poetiſche Stimmung feſtzuhalten. Ein Hauch von Jungfräulichkeit liegt auf ihrem Spiele. Bach, Mozart, Chopin ſind ihr in Fleiſch und Blut übergegangen, und wenn ſie eine kleine Elfengeſchichte von Mendelsſohn oder eines der romantiſchen Stücke Schuberts oder Schumanns ſpielt, da empfängt man muſikaliſche Bilder von zierlichſter Kleinmalerei. — Klotilde Kleeberg wurde in Paris geboren am 27. Juni 1866. Ihr Vater war ein Deutſcher aus Mainz, der ſeit längerer Zeit ſich in der Weltſtadt an der Seine eingebürgert hatte. Klotilde befand ſich in der glücklichen Lage, Eltern zu beſitzen, die das Talent des Kindes erkannten und frühzeitig Sorge trugen, es in die Bahnen einer ſorgſam geregelten und künſtleriſch ernſthaften Entwickelung und Ausbildung zu leiten. Die beſten Lehrerinnen wurden für Klotilde ausgewählt. Nachdem das Kind nach zweijährigem Unterricht ſeinen erſten muſikaliſchen Mentor überholt hatte, öffnete ſich ihm das berühmte Konſervatorium ſeiner Vaterſtadt, wo die Kleine zunächſt mehrere Jahre hindurch den Unterricht der ehemaligen Pianiſtin Frau Retig genoß und ſo außerordentliche Talentproben ablegte, daß ihr, der jetzt kaum Elfjährigen, die erſte Medaille zugeſprochen wurde. Man war auf das ungewöhnliche Talent aufmerkſam geworden und übergab es zur weiteren Ausbildung den Händen der ausgezeichneten Klavierpädagogin Frau Maſſart; Klotilde entwickelte ſich unter der Leitung dieſer hervorragenden Künſtlerin in ungeahnter Schnelligkeit zur techniſch völlig reifen Pianiſtin. Nach einem Jahre ſchon ſiegte ſie über 35 Mitbewerberinnen, ein Fall, der in den muſikaliſchen Kreiſen von Paris Aufſehen erregte und den an der Spitze des Pariſer Konzertlebens ſtehenden Dirigenten Pasdeloup und Lamoureux den Gedanken nahe legte, der Kleinen einmal Gelegenheit zu gewähren, ſich der weiten Oeffentlichkeit vorzuſtellen. Und ſo geſchah es. Im Alter von zwölf Jahren ſpielte das zarte Mädchen in mehreren der von Pasdeloup geleiteten Concerts populaires verſchiedene größere und kleinere Kompoſitionen, u. a. auch das C moll-Konzert von Beethoven, unter dem Jubel einer nach Tauſenden zählenden Zuhörerſchaft. Im Sommer 1883 beſuchte die jugendliche Pianiſtin zum erſtenmale London, wo ſie ſchnell einen ſo gefeierten Namen ſich erwarb, daß ſie an Anſehen und Ruhm bald die ſeit Jahren die Bewunderung der Engländer einheimſenden älteren pianiſtiſchen Kolleginnen übertraf. Im Jahre 1887 machte ſich Frl. Kleeberg von ihren engliſchen Verpflichtungen frei, um dem Vaterlande ihrer väterlichen Vorfahren einen Beſuch abzuſtatten. Und wahrhaftig, die Künſtlerin dürfte es kaum bereut haben, nach Deutſchland, dem klaſſiſchen Lande der Muſik, gekommen zu ſein, wo man ihrem außerordentlichen Talent und ihrer ausgezeichneten Meiſterſchaft vollſte Anerkennung und Bewunderung angedeihen läßt.

Klotilde Kleeberg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme vom Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.

Zur muſikaliſchen Erziehung im Hauſe.

Der Schwerpunkt der muſikaliſchen Erziehung liegt im Hauſe, denn kein Talent pflegt ſich ſchon in ſo früher Jugend anzukündigen, wie das muſikaliſche. Glücklich das Kind, welches eine muſikaliſche Mutter ſein eigen nennen darf! Die Mutter iſt die erſte und natürlichſte Muſiklehrerin ihrer Kinder, und ihr in erſter Linie liegt die ernſte Pflicht ob, die vorhandenen muſikaliſchen Anlagen der Kinder zu entdecken, und in ſtetem Hinblick auf die Schulung eines edlen Geſchmackes zu fördern. Jede Ausbildung in einer Kunſt iſt durch das Talent bedingt, und wo dieſes nicht vorhanden iſt, wird nie etwas lohnendes erreicht werden. Die Muſik aber iſt dazu berufen, den Menſchenkindern Freude zu ſchaffen, und dies iſt nur möglich, wenn ſie von wirklich muſikaliſchen Händen gepflegt wird.

Der beſte Prüfſtein, ob ein Kind muſikaliſche Anlagen beſitzt, iſt einmal der Violinunterricht. Beim Klavier, wie bei den übrigen Taſteninſtrumenten, handelt es ſich im Anfang nur darum, rein mechaniſche Schwierigkeiten überwinden zu lernen, während bei der Geige, dem Cello u. ſ. w. der Ton erſt durch Finger und Bogen gebildet wird, und das geht nie ohne ein feines, muſikaliſches Ohr. Hat alſo das Kind nach etwa einjährigem Geigenunterricht noch nicht gelernt, eine Tonleiter rein zu greifen, ſo iſt es ſicher nicht muſikaliſch, und es iſt grauſam, es weiter zu quälen.

Ein zweites untrügliches Mittel, zu erkennen, ob muſikaliſche Anlagen bei einem Kinde vorhanden ſind, iſt das Mitſingen im Chor, vor allem das Singen von Mittelſtimmen. Lernt ein Kind nicht ſicher und rein die zweite Stimme ſingen, ſo laſſe man getroſt den Muſikunterricht fallen. Fleißiger häuslicher Chorgeſang iſt überhaupt das vorzüglichſte muſikaliſche Bildungsmittel. Ferner auch das Vom-Blatt-ſingen ohne Hilfe eines Inſtruments, wodurch das Gehör außerordentlich geſchärft wird. — Dann iſt auch das Orgelſpiel ein vorzügliches Mittel das Ohr zu ſchulen. „Verſäume keine Gelegenheit, dich auf der Orgel zu üben; es gibt kein Inſtrument, das am Unreinen und Unſauberen im Tonſatz wie im Spiel alſogleich Rache nähme, als die Orgel.“

Doch auch, wo muſikaliſches Talent vorhanden iſt, hüte man ſich, die Übungen weiter auszudehnen, als die Anlagen dazu berechtigen. „Bemühe dich, leichte Stücke ſchön und gut vorzutragen; es iſt beſſer, als

Hausmuſik.

ſchwere Stücke mittelmäßig wiederzugeben.“ Beethoven, Schumann, Chopin werden nie von einer Fünfzehnjährigen geiſtig erfaßt. „Nur wer die Thränen und das Erröten kennt, nur wer ſein Herz bis in die Fingerſpitzen ſchlagen fühlt, vermag Chopin zu ſpielen,“ ſagt L. Ehlert. Ein Ausſpruch voll tiefer Wahrheit!

Phil. E. Bach, Joſef Haydn, der größte Meiſter deutſcher Hausmuſik, aus deſſen Sonaten und Quartetten uns der Friede und das einfache ſchlichte Gemüt des deutſchen Familienlebens überall entgegenweht, dann Mozart mit ſeinen Klavierſonaten und ſeinen innigen, echt deutſchen Liedern, der romantiſche C. M. v. Weber, Schubert, Mendelsſohn mit ſeinen „Liedern ohne Worte, die vom Herzen gekommen und zum Herzen gehen,“ — das ſind Meiſter, deren Werke in einem muſikaliſchen Hauſe niemals fehlen dürfen. — Und Joh. Seb. Bach! „Bach's Klaviermuſik iſt als die Vorhalle zu bezeichnen, durch welche man in den Tempel gelangt, der die ſublimſten Schöpfungen ſeines Genius umſchließt.“

Neben dem häuslichen Chorgeſang gibt es keine Hausmuſik, die nutzbringender und genußreicher für die Ausführenden wäre, als das Streichquartett. Dieſe feine, intime, gemütvolle Muſik iſt ſo recht die Domaine des wirklich muſikaliſch empfindenden, über tüchtige techniſche Fertigkeit gebietenden Dilettanten, und ſelbſt ſchwache Spieler werden mit den leichteren unter den Qartetten Haydns und Mozarts koſtbare traute Stunden am Quartettpulte genießen. Die Bratſche (und wohl auch der Kontrabaß, deſſen man in manchen Quintetten nicht entraten kann), ſind für den Kenner der Violine ſtets leicht zu erlernen, vor allem die Bratſche, welche ſich nur durch ihre Größe und ihre beſondere Notierung von der Geige unterſcheidet.

Ohne ein Klavier, welches ja allein die Möglichkeit gewährt, die Vielſtimmigkeit der Orcheſterwerke zum Ausdruck zu bringen, iſt natürlich in einem muſikliebenden Hauſe nicht auszukommen. Es iſt leider arg in Mißkredit gekommen, weil ſich das niedere Dilettantentum faſt ausſchließlich dieſes Inſtrumentes bedient.

„Klimpere nie — halte Tackt — kümmere dich nicht darum, wer dir zuhört!“ Dieſe drei Mahnungen Schumanns ſollte eine Klavierſpielerin ſich ſtets vergegenwärtigen, ehe ſie die Finger auf die Taſten legt.

Eine gutbeanlagte Klavierſpielerin darf überhaupt nie dabei ſtehen bleiben, daß ſie ſich eine Reihe von modernen Bravourſtücken von ihrem Lehrer einpauken läßt, ſondern ſie muß von Anbeginn darnach trachten, nicht allein die Melodie einer eben gehörten Kompoſition, ſondern auch die dazu gehörige Harmonie im Gedächtnis zu behalten, ſodaß ſie ſich auch dieſe daheim wieder vorführen kann. Nur wer es ernſt und wahr mit der Tonkunſt nimmt, wird durch ſie ſtets ein gern geſehener Familiengenoſſe, ein lieber Freund in allen Kreiſen bleiben. Um aber z. B. auch ohne Vorbereitung ein paar Lieder vom Blatt begleiten zu können oder einmal auch ohne Noten zum Tanze aufſpielen zu können oder aber einen Violinſpieler vom Blatt richtig begleiten zu können, dazu muß man nicht allein durch und durch muſikaliſch ſein, ſondern auch techniſche Schwierigkeiten jederzeit beſiegen können.

Die Hauptgrundlage für die ganze Lebensdauer eines tüchtigen Klavierſpielers, eine Grundlage, die jedoch nur durch ſteten Fleiß erhalten wird, iſt und bleibt die Tonleiter, und nach ihr die Etüde und die Fuge. „Das wohltemperierte Klavier ſei dein täglich Brot“ ſagt Schumann. Auf der Baſis der Tonleiter entwickelt ſich erſt Freiheit und Selbſtändigkeit der Hand, und der Anſchlag, „das innerſte und eigenſte des Klavierſchönen“ wird nur durch ſie ausgebildet. Beim Einüben der Tonleiter iſt die Hauptregel nie zu vergeſſen, daß jede Hand erſt allein ſich im langſamen Spiel den Mechanismus in vollkommener Abrundung und Sicherheit aneignet und erſt dann mit der andern Hand zu gleichmäßigem Spiel in Oktaven, Terzen, Decimen und Sexten Einklang ſich verbindet. Ein äußerſt wichtiger Punkt beim Tonleiterſtudium iſt die Rhythmik, wobei der vierte Finger ſtets vor zu ſchwachem, der Daumen vor zu ſtarkem Einſatz gehütet werden muß. — Am beſten wird die Einteilung in vier Töne, als die des natürlichſten Rhythmus, zu Grunde gelegt. Intereſſanter als die Tonleiterübungen ſind ſchon die der Etüde. — Czerny, Stephen Heller, Th. Kullak und viele andere haben ihren Melodienreichtum auch in den Etüden ausgegoſſen. (Vergl. Ruthardt's Führer durch die Klavierlitteratur.)

Als ein nicht zu koſtſpieliges und leicht erlernbares Hausinſtrument ſei noch die Klarinette erwähnt. Sie iſt ein Inſtrument von großem Umfang, von vollem, vor allem in der Tiefe und Mittellage edlen Tone und von ganz hervorragender Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit. Auch beſitzt ſie im Gegenſatz zu manchen andren Inſtrumenten, die noch in Frage kommen könnten, eine anſehnliche gute Litteratur.

Was die Pflege des Sologeſanges im Hauſe betrifft, ſo muß vor allem in der Wahl des Geſanglehrers mit allergrößter Umſicht vorgegangen werden. — Vor zu frühem Beginn des Geſangunterrichts iſt nur zu warnen. Erſt wenn die körperliche Reife erlangt iſt, kann die Stärke und Bildungsfähigkeit der menſchlichen Stimme beurteilt werden.

He.

Der Berliner Domchor.

Selten verläßt wohl ein Fremder die ſchöne preußiſche Reſidenz, ohne im Dom geweſen zu ſein und den Klängen des meiſterhaft ausgebildeten Chores gelauſcht zu haben. Wie Engelsſtimmen, erhebend und tröſtend und doch wieder ernſt und feierlich mahnend, erſchallen die Geſänge während des Gottesdienſtes und in den vom Domchor veranſtalteten Konzerten. Weit über die Grenzen unſeres Vaterlandes hinaus hat der Berliner Domchor, welcher unter dem kunſtſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. gegründet wurde, ſeinen Ruhm getragen. Früher wurden die liturgiſchen Chöre im Dom von den Schülern der Domſchule und die Geſänge bei Hoffeierlichkeiten von dem ſogen. „kleinen Kapellenchor“ (unter Profeſſor Grells Leitung) geſungen. Im Jahre 1843 beauftragte das Miniſterium den Muſikdirektor Auguſt Neithardt (1793—1861) mit der Gründung eines eigenen, ſtändigen Chores für die Dom- und Hofkirche. Neithardt bildete denſelben aus den Mitgliedern der Domſchule und des Kapellenchores und ging mit großem Eifer und unermüdeter Energie an die muſikaliſche Ausbildung des neuen a-capella-Chores. Neithardt wurde im Jahre 1845 zum erſten Dirigenten ſowohl des Domchors, wie aller Militär-Sängerchöre des Gardekorps ernannt. Der Domchor beſtand damals aus etwa achtzig Sängern, und Neithardt ſtudierte mit ihm a-capella-Geſänge des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts, Sätze in Choralform, Pſalmen, Hymnen, Motetten und Fugen. Friedrich Wilhelm IV. verfolgte mit großer Freude die Fortſchritte des Chores und erteilte 1846 Neithardt den Auftrag, in Petersburg den eigentümlichen ruſſiſchen Kirchengeſang, der aus Pſalmen und Rezitativen beſteht, genauer zu ſtudieren. Später folgte Neithardt einer Einladung nach London und feierte dort mit dem Domchore in Konzerten große Triumphe. Für den von ihm geſchaffenen Verein komponierte er viele Pſalmen und andere Geſänge und gab eine Sammlung religiöſer Lieder und Choräle zum Kirchengebrauch heraus. Auch nach Neithardts Tode hatte der Domchor ſehr tüchtige Dirigenten wie Hertzberg, Profeſſor Kotzolt und neuerdings A. Becker, den berühmten Komponiſten der gewaltigen B-moll-Meſſe, einen der vornehmſten unter den modernen Komponiſten überhaupt. Durch Reinheit und Schönheit der Stimmen, durch Präciſion der Einſätze, der Klang- und Schattierungsnüancen zeichnet ſich der Berliner Domchor in hohem Maße aus und hat ſich in ſeiner künſtleriſchen Leiſtungsfähigkeit einen wohlverdienten und weitverbreiteten Ruf erworben.

L. H.

Bücherſchau.

Das wahre muſikaliſche Verſtändnis iſt und bleibt in hohem Grade abhängig von der genauen Kenntnis des Aufbaues, dem thematiſchen Inhalt und der Form des Kunſtwerkes. Jeder ernſter ſtrebende Muſikfreund ſollte es ſich angelegen ſein laſſen, auch mit dieſen der theoretiſchen Tonkunſt angehörigen Bildungselementen ſich vertraut zu machen. Ein vortreffliches Hilfsmittel in dieſen Beſtrebungen gibt ihm Dr. Hugo Riemann mit ſeinem Katechismus der Kompoſitionslehre (Muſikaliſche Formenlehre, Leipzig, Max Heſſes Verlag, 2 Teile. M. 1,50) an die Hand. Der Verfaſſer, als Theoretiker in Fachkreiſen hochgeſchätzt und durch die von ihm herausgegebenen populären Katechismen der Muſikinſtrumente, der Muſikgeſchichte, des Klavierſpiels und der Orgellehre allen Kreiſen des muſikliebenden Publikums beſtens bekannt, hat mit dem vorliegenden umfangreichen Katechismus der Kompoſitionslehre eine ebenſo durch Klarheit der Darſtellung ausgezeichnete, wie durch anregende und glückliche Geſtaltung des Stoffes hervorragende Arbeit geliefert, in welcher das weit ausgedehnte, der allgemein verſtändlichen Veranſchaulichung oft ſpröde widerſtrebende Wiſſensmaterial gleichſam in konzentrierter Form niedergelegt iſt. Der Verfaſſer behandelt in den beiden Teilen des vorliegenden Buches die allgemeine, wie die angewandte Formenlehre. Die Aufgabe der allgemeinen Formenlehre umſchreibt Riemann, indem er ſagt: „Das Erfinden bedeutender muſikaliſcher Ideen kann nicht gelehrt werden; dieſelben ſind eine Gabe des Himmels und fallen dem Genie ohne Mühe und Arbeit zu, während der Minderbegabte vergeblich nach ihnen ringt. Worin die Wunderkraft ſo mancher Stellen von wenigen Takten, ja wenigen Noten liegt, wer wollte es ganz ergründen? Der möglichen Kombinationen der Töne in ihrer Verſchiedenheit nach Höhe, Stärke und Klangfarbe, wie der möglichen rhythmiſchen und agogiſchen Verknüpfungen ſind ſo zahlloſe, daß die Lehre, anſtatt anregend, nur durch nüchternen Schematismus abſchreckend wirken müßte, wollte ſie dieſelben ordnen und ihrem Werte nach ſichten. Da kann es ihre Aufgabe nur ſein, den Zögling auf den direkteſten Wegen in das muſikaliſche Leben ſelbſt, in die praktiſche Muſikübung einzuführen, daß er ſein Herz an den großen Meiſtern entzünde, daß er begeiſtert und gerührt werde, um endlich, wenn er lange genug gehört hat, ſelbſt mit zu reden. Nur der durchs Hören geweckte und geförderte lebendige Tonſinn kann bedeutſame Ideen erzeugen; alles Wiſſen und Können, alle Gelehrſamkeit und Routine wird nur blutloſe Schemen ſchaffen. Wem nicht ein einzelner, langhallender Hornton oder der ſilberhelle Triller einer hohen Sopranſtimme das Herz bewegen kann, der iſt kein Muſiker, und verſtünde er noch ſo viel vom Kontrapunkt.“

Von dem Grundſatze ausgehend, daß dem Schüler das beſte gerade gut genug iſt, gibt der Verfaſſer zahlreiche Satztypen klaſſiſchen Urſprungs, gewöhnlich aus Beethovenſchen Werken. — In der Behandlung über die großen Formen widmet Riemann den Durchführungsteilen eine ausführliche Betrachtung. Die Analyſe der Durchführung in Beethovens C-mollſymphonie und die Analyſe des ganzen erſten Satzes der neunten Symphonie ſind außerordentlich dankenswert. Riemann beſpricht weiter die Bildungsgeſetze der Fuge und behandelt im zweiten Teile ſeines Katechismus die Eigentümlichkeiten und das Weſen der hiſtoriſch gewordenen Formen, denen ſich noch die Darlegung der für die Vokalkompoſitionen maßgebenden Geſichtspunkte anſchließt. In ſeinem reichen Inhalte verdient das treffliche Werk die größte Beachtung von Seiten aller Muſikfreunde, die das Bedürfnis empfinden, ſich mit dem Weſen der Tonkunſt vertraut zu machen und ihr muſikaliſches Verſtändnis zu fördern. — Ohne ein, wenn auch kleines Maß von theoretiſcher Bildung kommt heute der Muſikfreund nicht aus.

Geiſtliche Lieder.

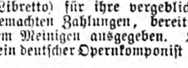
Robert Franz, der berühmte Meiſter, der ſein halbes Leben in den Dienſt unſerer großen Muſikheroen Bach und Händel geſtellt hatte, ließ im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig Zwanzig geiſtliche Lieder von Johann Sebaſtian Bach erſcheinen. Die Lieder hat R. Franz der Schemelliſchen Sammlung entnommen und für eine Singſtimme mit vollſtändiger Pianofortebegleitung ausgearbeitet. Welche Summe von geiſtiger Arbeit in dieſer Franz'ſchen Bearbeitung aufgeſpeichert iſt, weiß nur der zu würdigen, der das nötige Verſtändnis für den Stil eines Bach beſitzt, den R. Franz mit einer ſolchen Meiſterſchaft beherrſchte, daß man glauben könnte, man habe es in dieſen Klavierbearbeitungen mit Bach'ſchen Originalen ſelbſt zu thun. Sie ſind außerordentlich ſtilgetreu. In der Sammlung ſelbſt reiht ſich Perle an Perle. Größte Einfachheit, rührende Innigkeit der Empfindung und Wahrheit des Ausdrucks gehen hier Hand in Hand mit tiefinnerlicher Frömmigkeit und ſtarker Glaubensinbrunſt. Die Lieder ſind in ihrem Stimmungsgehalt von ziemlicher Mannigfaltigkeit. Vorſtellungen über Tod und Vergänglichkeit wechſeln mit Gedanken voll Troſt und Hingabe an den Herrn und ſeinen Willen. Auch freudige und feierliche Weiſen ſtimmt Bach an. Einzelne der Lieder greifen in die Sphäre der Erhabenheit hinein und tragen durch wahrhaft großartige Accente die Seele hoch über alles Irdiſche empor. Es ſei hier nur des Liedes: „Selig, der an Jeſum denkt,“ gedacht, das mit ſeinen wenigen Takten eine tiefergreifende Wirkung ausübt. Hier mag daran erinnert werden, daß man ſich in die Stimmung dieſer Bachſchen Geſänge erſt hineinleben muß. Man erwarte alſo nicht, ſie mit flüchtigem Überblick verſtehen und in ſich aufnehmen zu können. Muſik von dieſer Innerlichkeit ſetzt ernſte Sammlung und Innerlichkeit im Hörer, Sänger und Spieler voraus. Das ſchön ausgeſtattete Heft koſtet 2 Mk.

Aus dem Tonleben.

In Otto Nicolais Tagebüchern, die B. Schröder nebſt biographiſchen Ergänzungen herausgegeben hat, findet ſich eine Reihe von intereſſanten Mitteilungen über „Die luſtigen Weiber von Windſor,“ aus denen hervorgeht, daß auch dieſe Oper, wie die meiſten deutſchen Opern, ihre Leidensgeſchichte gehabt, ehe ſie das Licht der Lampen erblickt hat. Der Komponiſt lebte, als er (1846) an der Kompoſition der Oper arbeitete, in Wien und übergab im September 1846 die fertige Partitur dem dortigen Theaterdirektor Balochino; dieſer ſchrieb ihm zurück, daß er die neue Oper für dieſes Jahr zurückweiſe, weil der Komponiſt ſie zu ſchreiben für das vergangene Jahr verpflichtet geweſen ſei. Schließlich zerſchlug ſich, da Komponiſt und Theaterdirektor ſich veruneinigt hatten, die ganze Wiener Aufführung. Der Komponiſt ſchließt ſeine Aufzeichnungen mit nachſtehender trübſeliger Bemerkung: „Durch die Ablehnung meiner Oper verlor ich alſo 500 G. ſtipuliertes Honorar und hatte an Koſten, um zu dieſem Buch zu gelangen, mit Hinzurechnung der an Prechtler und Kapper (die beiden Dichter des urſprünglichen Libretto) für ihre vergeblichen Verſuche gemachten Zahlungen, bereits 300 G. von dem Meinigen ausgegeben. Lohnt es ſonach ein deutſcher Opernkomponiſt zu ſein?“

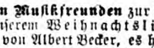
Redaktionspoſt.

Unſeren Muſikfreunden zur Nachricht, daß in unſerem Weihnachtsliede, komponiert von Albert Becker, es heißen muß im 6ten Takt in der Singſtimme:



alſo cis, h ſtatt e, d;

und weiter im 3. Syſtem, 3ter Takt in der linken Hand der Pianofortebegleitung:



Wir bitten dieſe Verbeſſerungen in das Lied eintragen und für den Vortrag berückſichtigen zu wollen.

P. H. Verbindlichſten Dank für die Kompoſition des Gedichtes „Heimatsgedanken“. Nach geſchehener Prüfung des Manuſkriptes erhalten Sie, hochgeehrter Herr, weitere Auskunft.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Leid oder Wonne — wer iſt ſtärker?
Zieht heut die Freude in dein Herz,
Schon morgen jagt ſie wol der Ärger,
Den Ärger aber jagt — der Schmerz.

Begleitverſe
zu einem Hochzeitsgeſchenk, in einem Paar Bronzeleuchtern beſtehend.

Seit ins düſter-öde Chaos tönte
Jener Lebensruf: Es werde Licht!
Trägt die Kreatur, die lichtverwöhnte,
Murrend nur der Dunkelheit Gewicht.

Hin zum Lichte ſtreben alle Geiſter;
Sehnſucht reget ſchon im Kinde ſich,
Und den Weg ihm wieſen weiſe Meiſter,
Daß es hin zur Quelle finde ſich.

Licht ins Alltagsleben bringen Feſte,
Aus den Herzen ſtrahlt die Freude dann;
Nahen ſich dem Hauſe liebe Gäſte,
Zünden wir die hellen Kerzen an.

Und als Hochzeitgabe ſtellt ſich heute
— Einem jungen, liebvereinten Paar —
Als Symbol der lichtentſtammten Freude
Dieſes Paar von Kerzenträgern dar.

M. Kr., Poſen.

Noch einmal „Das Wunſchbuch.“

Die Weihnachts-Nummer des Frauen-Daheims brachte eine Anregung zur Anlegung eines Wunſchbuches. Viel hübſcher finde ich eine andere Art, ein Wunſchbüchlein für den Einzelnen, etwa in Notizbuchform, das ein Plätzchen im Schreib- oder Nähtiſch finden, ja ſelbſt auf eine Beſuchsreiſe mitgenommen werden könnte. Nun gilt es, Augen und Ohren offen zu halten und die Wünſche ſeiner Lieben ſelbſt zu erlauſchen. Bei einiger Aufmerkſamkeit gibt es öfter etwas in die Spalten des Wunſchbuches einzutragen, ſodaß man Auswahl hat, wenn Geburtstage oder Weihnachten herannahen. Die kleinen Brüder und Schweſtern mögen immer ihre langen Wunſchzettel ſchreiben, aber es gibt auch im Wünſchen zurückhaltende Seelen, deren liebſter Wunſch oft ihr geheimſter iſt. Ich finde, die größte Freude macht das Schenken dann, wenn der Empfänger ſagen kann: „Du weißt doch immer meine Lieblingswünſche zu erraten,“ und wenn er empfindet, daß liebendes Aufmerken und Eingehen auf ſeine Neigungen bei der Wahl der Geſchenke maßgebend war.

Eine Braut.

In das Fremdenbuch einer befreundeten Familie.

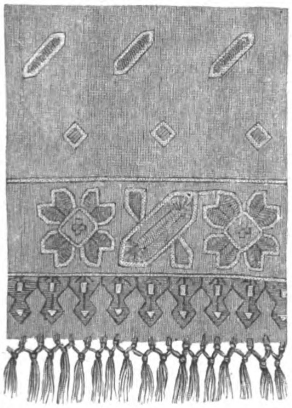
Ob der Wind die Flocken ſchüttelt,
Wild an kahlen Äſten rüttelt,
Kalt der Regen niederrinnt,
Oder Palmen trägt die Weide,
Oder auf der öden Heide
Grauer Herbſtesnebel ſpinnt:
Hier im Haus jahraus, jahrein
Lächelt goldner Sonnenſchein!
Treuer Liebe reines Licht
Jede Wolke hell durchbricht,
Aus der Kinder frohem Blick
Leuchtet goldnes Frühlingsglück,
Und wer einmal nur als Gaſt
Hier geweilt zu Freud' und Raſt,
In Gedanken bleibt's ihm immer
Wie ein lichter Sonnenſchimmer,
Wie ein goldnes Frühlingslicht.
Herz und Lippe leiſe ſpricht:
Möge güt'gen Schickſals Walten
Dieſem Haus ſein Glück erhalten!

Alice Kurs.

Hochzeitsgeſchenk.

Wo zur Trauung keine Kniebank oder hübſche Kiſſen vorhanden ſind, empfiehlt es ſich, eine ſchöne Decke zu arbeiten, die ſpäter im eigenen Heim der Neuvermählten einen Schmuck abgibt und eine liebe Erinnerung weckt. Von weißem feinem Tuch, das ja bekanntlich ſehr breit liegt, kauft man 60 cm, nimmt die Breite zur Länge und läßt es rings herum ausſchlagen. Ein ſchönes reiches Muſter von ſtiliſierten Blättern und Blumen mit breiten Ecken wird mittels Graphitpapier aufgetragen; in die Mitte kommt das Doppelwappen oder Monogramm des jungen Paars, unter demſelben ſchlingt ſich ein Band dahin mit einem paſſenden Bibelſpruch. Die Blätter und Blumen werden *ganz* matt mit Waſſerfarbe ausgemalt, die Wappen etwas kräftiger. Dazu ſpannt man die Decke feſt auf, legt eine Serviette darunter und befeuchtet jede zu malende Stelle mit einem großen reinen Pinſel mit klarem Waſſer, weil das Tuch ſonſt keine Farbe annimmt. Solange es noch feucht iſt, wird die bunte, ſehr dünne Farbe aufgetragen, es darf aber eigentlich nur wie ein Hauch angetönt werden, mit Bleiſtift Nr. 1 werden einige kräftige Schattenſtriche hineingezeichnet. Alsdann werden die Blumen mit gleichfarbiger, ebenfalls ſehr matter Seide mit Stilſtich umrandet, ſämtliche Blätter, Ranken, das Spruchband mit Goldſchnürchen. Die Wappen werden in den natürlichen, alſo etwas kräftigeren, aber nicht grellen, Farben umrandet und ebenfalls mit Stilſtich blau in wagerechten, rot in ſenkrechten Linien gemacht, Gold und Silber mit Schnürchen ganz ausgefüllt. Die Buchſtaben dunkler gemalt mit Silber umrändert. Die Decke wird leicht mit Watte unterlegt und mit Atlas oder Satin in goldgelb oder weiß gefüttert. Sie ſieht ungemein elegant und apart aus.

Weſtfalia.



Portière.

Schon ſeit längerer Zeit wollten mir die gehäkelten Gardinen in meinem Wohnzimmer nicht mehr gefallen, zumal ich mir die Polſtermöbel mit rotem Stoff in perſiſchem Muſter neu hatte beziehen laſſen. Die Gardinen in demſelben Stoff zu ergänzen, war mir zu teuer. Ich überlegte daher, ob man ſie ſich nicht billig und geſchmackvoll ſelber herſtellen könnte. Ich erinnerte mich, im Katalog von Hertzog über einen Baumwoll-Fries etwas geleſen zu haben, und wirklich fand ſich unter den Proben das Geſuchte. Der Meter koſtet nur 60 Pf. bei einer Breite von 80 cm. Da ich keine weißen Gardinen mehr anbringen laſſen wollte, mußte ich zwei Breiten aneinander nähen. Ich wählte natürlich die Farbe meiner Möbelbezüge, ein dunkles Kupferrot, und ſtellte mir mit Hilfe von quadriertem Papier aus dem Muſter des Möbelſtoffes eine Kante und ein Pleinmuſter zuſammen, was ſehr viel einfacher war, als ich dachte. Die kleine Abbildung gibt das von mir verwendete Muſter verkleinert wieder. Wer ein wenig geſchickt iſt, wird leicht aus jedem Teppich oder Thürvorhang ähnliche Muſter herausfinden können. Die Umriſſe auf dem Papier werden mit einer Nadel durchſtochen, das Muſter ſo auf den Stoff gelegt und weiße Kreide aufgeſtäubt. Vorher muß man ſich etwas weiße Kreide mit einigen Tropfen Leim und Waſſer anrühren und dann ſchnell mit einem feinen Pinſel das Muſter nachziehen, das in weißen Pünktchen auf dem Stoff zu ſehen iſt. Zum Sticken verwendete ich perſiſche Wolle in ſchwarz und leuchtendgelb und Orient-Wolle in grün, rot und blau. Die Umränderung geſchah mit ſchwarzer Wolle, die ſchmalen Zwiſchenräume füllte ich mit gelb in Moſſulſtich. Die inneren Figuren ſtickte ich abwechſelnd in den drei Farben der Orientwolle in Platt- und Moſſulſtich, ebenſo das Pleinmuſter. Die Abſchlußzacken hielt ich nur in rot und grün, durch lange ſchwarze Überfangſtiche von einander getrennt. Die kleinen Drei- und Vierecke in den Zacken waren wieder gelb mit ſchwarzer Umränderung. Man kann nun auch noch Franſen einknüpfen und dazu alle alten Wollreſte verwenden, aber nötig iſt es nicht. Recht zaghaft hatte ich mein Werk begonnen, aber bald war jeder Zweifel am Gelingen verſchwunden, und meine Portièren erregten fertig die Bewunderung aller, die ſie ſahen. Für Balkon- oder Gartenzimmer kann man auch den gewöhnlichen Bettneſſel wählen und ihn in derſelben Art und Weiſe beſticken oder bemalen. Letzteres geht ja ſchneller, iſt aber auch lange nicht ſo ſolide. Man wählt dazu recht große, dekorative Blumen, z. B. Sonnenblumen, Malven &c., umzieht ſie mit einem feinen Pinſel in brauner Farbe und malt ſie farbig aus, entweder nur mit Ölfarben oder auch mit Bronce und Ölfarben.

E. v. B.

Kleine Truhe.

Wie vor uralten Zeiten iſt jetzt die Truhe in allerlei Geſtalt wieder ein beliebter Zimmerſchmuck, und wenn man ſich dieſelbe von Grund aus ſelbſt herſtellen kann, wie ich dies nachſtehend beſchreiben will, hat ſie doppelten Wert. Ich nahm eine kleine leichte Kiſte, ſchlug dieſelbe auseinander und bezog die einzelnen Teile auf einer Seite mit weißem Lammleder, ein hübſches großes Fell zu 1,50 reichte grade. Da ich den Deckel gern mit Wölbung haben wollte, ſpannte ich einen biegſamen Pappdeckel, etwas gerundet über die glatte Fläche, ihn an beiden Außenkanten feſtnagelnd, den hohlen Zwiſchenraum füllte ich mit Zeitungspapier aus, die an den Querſeiten entſtandenen Öffnungen wurden gleichfalls mit Pappe geſchloſſen, ein Stück Pappe in dieſer ⌒ Form klemmte ich hinein. Das Leder wurde gleichfalls ſtraff über die Wölbung geſpannt, nachdem die kleinen Seitenteile vorher mit der Maſchine daran feſtgenäht waren. Von gelben Ziernägeln nagelte ich nun ein hübſches Muſter auf Vorderſeite und Deckel, an den Seitenteilen wurden je ein Anfaſſer von weißer Seidenſchnur ebenfalls mit Nägeln befeſtigt. Die Nägel, die etwa zu lang waren und auf der Rückſeite herauskamen, mußten mit der Kneipzange abgekniffen werden. Die Nägel ſind in verſchiedenen Formen von Pecht in Conſtanz zu beziehen; er ſchickt ſehr hübſche Kataloge gratis und franko. Der Außenrand jedes einzelnen Teiles wurde dann mit glatten gelben Nägeln ziemlich dicht in ganz gleichmäßigen Zwiſchenräumen beſchlagen, die Nägel aber *nur bis zur Hälfte* eingetrieben. Ich bemerke noch, daß man jedes Loch erſt mit einem kleinen Pfriemen verſtechen und ſchlagen muß, weil man ſonſt das Holz zu leicht ſprengt und die Nägel krumm werden. Auch in der Pappe hafteten die Nägel ganz vorzüglich. Jeder einzelne Teil wurde nun mit einer ganz leichten Watteſchicht überlegt und mit weißem Atlas gefüttert, den ich überwendlich an das Leder feſtnähte. Das Zuſammenfügen der Truhe geſchah mittelſt feiner weißer Seidenſchnur, die außen um die, etwas vorſtehenden, hart am Rande eingeſchlagenen Nägelköpfe geſchlungen und einfach feſt hin- und hergeſchnürt wurde. Ebenſo wurde der Deckel befeſtigt, ein Schnürchen an jeder Seite verband ihn mit der Seitenwand und hielt ihn aufrecht. Den Boden nähte ich feſt und brachte 4 gelbe Löwentatzen als Füßchen an. Dann wurden die Nägel, die noch vorſtanden, feſt eingeſchlagen und eine allerliebſte, dabei ſehr elegante und haltbare, kleine Truhe war fertig.

Weſtfalia.

Für die Küche.

Semmelſuppe. (Pikant, daher auch bei Herren beliebt.) — Altbackene Semmel wird mit der Rinde zerſchnitten und eine Viertelſtunde in Waſſer geweicht, mit dieſem Waſſer zu Feuer gebracht, ein Stück Butter, Salz, weißer Pfeffer und eine Knolle Sellerie hinzugefügt und die Suppe 30 Minuten gekocht, worauf man ſie durch ein Sieb ſtreicht. Man ſetzt ſie wieder aufs Feuer, fügt, wenn es nötig iſt, noch etwas kochendes Waſſer an, reibt trockene Käſereſte, ſetzt ſie nebſt 10 Gr. Liebigs Fleiſchextrakt der Suppe zu und zieht ſie nun mit 2 mit Sahne verquirltem Eigelb ab. **L. Holle.**

Fragen.

36) Welches iſt das *beſte* bezw. *vollſtändigſte* Kochbuch für die norddeutſche Küche? **G. L.**

37) Wer kann mir eine Stadt nennen, in der die Gründung einer Gewerbeſchule erwünſcht wäre? **Frau Marie Grüttner.**

Auskunft.

Gezupfte Seide wird in Augsburg bei Webermeiſter Seitz, Johannisgaſſe, zu Decken gewebt; die Fäden müſſen 6—10 cm lang ſein.
Gräfin Schelde, Hohenfriedeberg.

Fr. 23. In Stolzenau a. d. Weſer, Provinz Hannover, wird beabſichtigt, eine Krankenpflegerin anzuſtellen. Wollen Sie ſich an den dortigen Vaterländiſchen Frauen-Zweigverein wenden! Derſelbe wird ihnen gern alles Nähere mitteilen. **Eine Daheimleſerin.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

XXIX. Nr. 18. Erſtes Blatt.

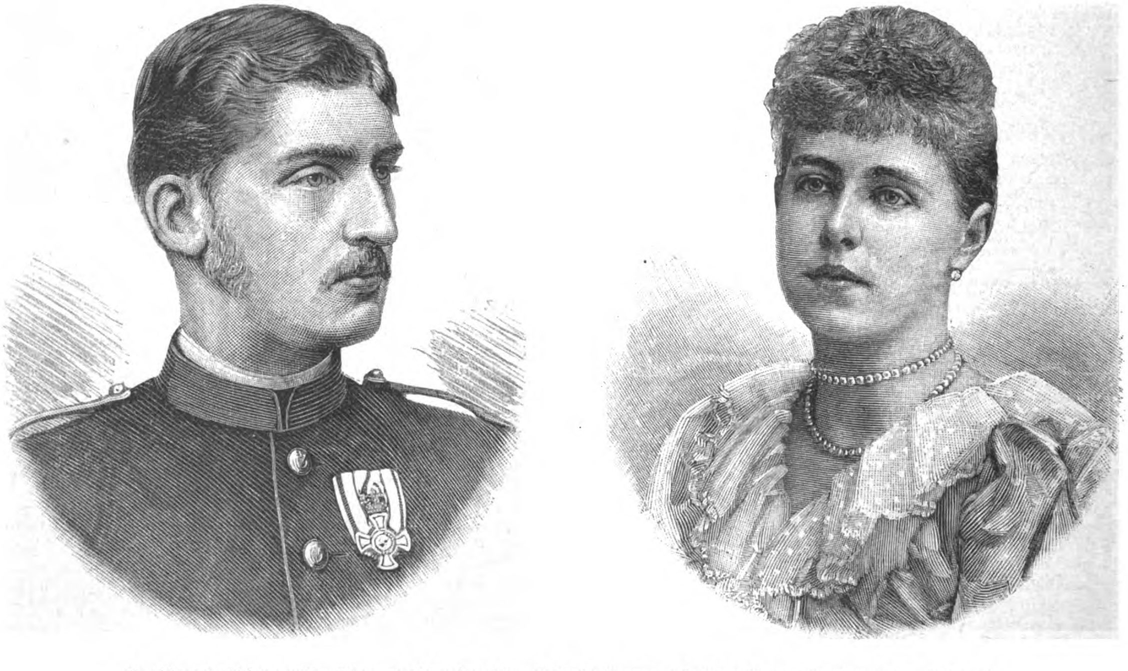
Jahrgang 1893.

4. Februar 1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die Hochzeit des rumäniſchen Thronfolgers.

Prinz Ferdinand von Hohenzollern, der zweite Sohn des Fürſten von Hohenzollern, der nach Verzicht ſeines älteſten Bruders auf die rumäniſche Thronfolge am 22. November 1888 als präſumtiver Erbe ſeines Onkels, des Königs Karl von Rumänien, den Titel Prinz von Rumänien annahm und von Potsdam, wo er als Premier-Lieutenant im Erſten Garde-Regiment zu Fuß Dienſt that, nach Bukareſt überſiedelte, feierte am 10. Januar d. J. in dem alten fürſtlichen Hohenzollernſchloß zu Sigmaringen ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Maria von Großbritannien und Irland, der älteſten Tochter des Herzogs von Edinburgh und ſeiner Gemahlin, der einzigen Schweſter des Kaiſers von Rußland. Die jugendliche Prinzeſſin von Rumänien — ſie iſt, am 29. Oktober 1875 geboren, noch nicht achtzehn Jahre alt — iſt alſo eine Enkelin der Königin von England, eine Nichte des Kaiſers von Rußland, eine Couſine des Deutſchen Kaiſers; ihr Bruder, Prinz Alfred, wird einſt als Nachfolger des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha Fürſt eines deutſchen Landes ſein. Für das Königreich Rumänien und ſeine Hohenzollerndynaſtie, die, das perſönliche Verdienſt König Karls, das Land von einem türkiſchen Vaſallenfürſtentum zu einem Königreich emporgehoben hat, ſind dieſe einflußreichen Familienverbindungen gewiß von nicht zu unterſchätzender Bedeutung. Viel wichtiger aber als ſie kann die Perſönlichkeit der jungen Fürſtin für das Land werden, denn Königin Eliſabeth von Rumänien wird, wie es heißt, nach Rumänien kaum jemals wieder zurückkehren, ſelbſt wenn ihr körperlicher Geſundheitszuſtand ſich beſſern ſollte. Gerade die Elaſtizität der Jugend wird es der Prinzeſſin von Rumänien erleichtern, in einem Lande ſich einzuleben, deſſen erſte Frau ſie ſein ſoll und deſſen Sitten, Sprache und Menſchen ſie anfangs fremd genug anmuten werden; ihr lebhafter Geiſt, ihre Liebenswürdigkeit und Anmut werden ihr ſchnell die Herzen der Rumänen gewinnen. Prinzeſſin Maria gehört der engliſchen Staatskirche, der Prinz von Rumänien der römiſch-katholiſchen Kirche an. Dem beiderſeitigen Bekenntnis des Paares entſprechend, wurde die Trauung in der Schloßkirche zu Sigmaringen durch den Erzabt des alten Benediktinerkloſters Beuron und den Stadtpfarrer von Sigmaringen vollzogen. Eine große Zahl von fürſtlichen Gäſten wohnte den Feierlichkeiten bei. Vor Allem war der deutſche Kaiſer ſelbſt erſchienen, ebenſo der König von Rumänien. Die Königin Eliſabeth war durch ihre Krankheit in Neuwied zurückgehalten, hatte aber wenige Tage vor der Hochzeit noch den Beſuch des Brautpaares empfangen können.



Ferdinand, Prinz von Rumänien, und ſeine Gemahlin, Prinzeſſin Maria, geb. Prinzeſſin von Großbritannien und Irland.

Daheim 1893. Nr. 18. Zweites Blatt.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Die gute alte Zeit! — Man thut
Als wär man ſonſt im Glück geſchwommen!
Auch unſ're Zeit wird einmal gut
Im Munde der, die nach uns kommen.

Allerlei für unſere kleinen Rekonvalescenten.

„Den kleinen Schelm hätten wir wieder einmal ſo weit! Das Fieber wird nicht mehr kommen; er bleibt aber drei Wochen im Bett, damit wir vor allen böſen Folgen ſicher ſind. Die Mama wird dir die Zeit ſchon vertreiben, Männchen!“ ſo ſpricht der gute Sanitätsrat. In den erſten Tagen geht es auch recht gut. Der kleine Patient iſt noch matt, die Mama desgleichen, und es genügt ihm, daß ſie an ſeinem Bett ſitzt und ſich um ihn mit allerlei Aufmerkſamkeiten bemüht. Bald aber wird es anders. Was ſoll ich thun? was ſoll ich thun? heißt es in einem fort. Kinder leben für den Augenblick, das Jetzt, das Heute iſt ihre Welt. Die Stunden, die wir Erwachſenen mit Denken, Erwägen, Planen, Hoffen und Fürchten ausfüllen, gibt es für ſie nicht. Deshalb will auch der kleine Rekonvalescent immer etwas in Händen haben, was ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt, etwas hören und ſehen, was ihn unterhält. Damit nun unſern Kleinen das Spielen im Bett leicht gemacht wird, ſollte in jedem kindergeſegneten Hauſe ein Betttiſch vorrätig ſein. Niemand kann hoffen, von den Kinderkrankheiten verſchont zu bleiben. Frieſel, Röteln, Maſern, Waſſerpocken, Keuchhuſten und Mums werden früher oder ſpäter kommen und manches andere dazu. Der Betttiſch iſt auch für Erwachſene zu brauchen. Er beſteht aus einem Brett von 72 cm Länge und 48 cm Breite, das rund ausgeſchnitten iſt, um auch noch den Armen als Stütze zu dienen. Man beſpannt es mit Wachstuch, damit es ſtets ſauber abgewaſchen werden kann und doch nett ausſieht, und läßt vier Beine von 25 cm Länge daran befeſtigen. Sollte der Betttiſch zu hoch ſein für die kleineren Kinder, ſo ſetzt man ſie auf ein Kiſſen. In ihrem Rücken werden die Kiſſen hoch aufgeſtellt, wodurch man Ermüdung und Erkältung der Kranken verhindert. Auf dem Tiſchchen wird geſpielt, gegeſſen, es dient zum Auflegen der Bilder und Geſchichtenbücher und ermöglicht den Größeren das Schreiben mit Tinte. Sollte man das Wachstuch zu kühl finden, ſo breitet man ein Tuch darüber.

Gehen wir nun zu den Spielen über. Da kommt es vor allem darauf an, einfache Beſchäftigung für die Kinder zu finden, damit ſie ſich allein unterhalten können. In den wenigſten Fällen thut Rekonvalescenten häufiges Sprechen gut, nach großem Huſten, Bronchitis, Lungenkatarrh wirkt es oft ſchädlich. Auch die Mutter iſt nach ſchweren Krankheiten der Kinder teils mit Arbeit überhäuft, teils ſo ermüdet, daß ſie froh iſt, wenn ſich ihr Liebling ſtundenlang allein beſchäftigt. Da ſind nun für die Kleinen Bauklötzchen zu empfehlen, eine kleine Eiſenbahn oder ein Lokomotivchen, Püppchen für die Mädchen und alle die mannigfachen Geduld- und Legeſpiele. Die Größeren finden im Ausſchneiden von kleinen Möbeln aus ſteifem Papier Vergnügen, die eine aus Karton verfertigte Puppenſtube zieren, von Tieren und Bäumen, die dann einen zoologiſchen Garten geben, ſie zeichnen mit grauen und bunten Stiften, ſie ſchmücken allerlei Dinge mit Abziehbildern, ſie malen ihre Bilderbogen an und die hübſchen Relieffiguren, die mit kleinen Klammern aufzuſtellen ſind. Ein Entzücken für Groß und Klein unter den kindlichen Rekonvalescenten rufen die magiſchen Bilder hervor. Die Kinder fahren mit Stiften über ein glänzend weißes Kärtchen, und ſehen wie durch Zauberei Blumen, Figuren, Porträts bekannter Perſönlichkeiten in der Farbe des Stiftes entſtehen. Da auf den Kärtchen ſteht, was kommen wird, kann man paſſende Stifte, die beiliegen, vorher wählen. Noch ältere Kinder werden ſich mit dem Legen von Patiencen unterhalten, die zu dem intereſſanteſten Zeitvertreib im Krankenzimmer gehören. Die Mutter zeigt erſt eine, die leichteſte Patience, und geht zur nächſten erſt über, wenn der kleine Spieler darum bittet. Maßhalten iſt weiſe. Immer nur ein Spielzeug auf einmal und darauf dringen, daß ſich der Kranke ausruht, bis etwas anderes herbeigeholt wird. Domino, Mühlfahren, das Damenſpiel, Halma und Karten ſind bei kranken und geſunden Kindern beliebt. Sehr paſſend für kleine Huſter iſt folgende Unterhaltung, bei der ſie in die Kiſſen zurückgelehnt ſein, allein ſpielen können und deshalb gar nicht zum Sprechen kommen. Man bedeckt die Felder des Damenbretts ganz mit Steinen, mit Ausnahme eines einzigen in der Mitte. Die Aufgabe iſt nun, die Steine ſo geſchickt zu ſchlagen, nach vorne, rückwärts, wie man will, daß ſchließlich nur zwei Steine auf dem Brett bleiben. Jeder kann ſich dazu ſeine eigenen Spielregeln bilden, wodurch das Spiel immer anders und ſelbſt für Große intereſſant wird. Will man das Mädchen eine Stunde zu dem Kinde ſetzen, ſo empfiehlt ſich „gelber Zwerg“, bei dem die Hände beſchäftigt ſind und der kleine Patient auch halb liegen kann. Ein Kartenſpiel wird in zwei Hälften geteilt, mit dem Rücken nach oben gehalten. Nun heben beide Spieler die obere Karte ab, und der Stich fällt dem zu, der die höhere hat. Da jeder ſeinen Stich wieder unter die Karten ſchiebt, geht dies Spiel ewig fort.

Die Mutter wird oftmals zwiſchen dem Spiel auf Ruhe gedrungen und öfters auch „Tiſchlein deck' dich!“ gerufen haben. Rekonvalescenten müſſen oft etwas bekommen. Wir wollen nun Umſchau halten, was ſich als Zwiſcheneſſen für unſere Kranken eignet. Wenn nur wenig Appetit vorhanden iſt, wird $^1/_2$ Theelöffel von Kemmerichs oder Kochs Fleiſchpepton gern genommen. Auch ein Eigelb, mit etwas Zucker und einem Eßlöffel Portwein oder Madeira abgerührt, laſſen ſich unſere Patienten ſchmecken. Milch, kalt oder warm, mit oder ohne Zwieback, Bouillon mit und ohne Ei, ein verlorenes Ei auf kräftiger Bratenjus, ein Gläschen Tokayer mit Cakes, Bordeaux mit Biskuit, roher oder gekochter Schinken, feine Cervelatwurſt oder Zungenſcheibchen auf Weißbrotſchnitten, Caviarbrötchen, weiche Eier und Kakao ſind unſere beliebten Krankenſpeiſen. Man muß abwechſeln und das auswählen, was dem Patienten angenehm iſt. Etwas Weincreme, ein leichtes Blancmanger mit friſcher Obſtſauce wird oft gern gegeſſen. Mancher nimmt auch einen Teller Haferſuppe oder Leguminoſe. Die Breie, die wir aus guter Milch mit Einlage oder aus geſtoßener Kalbsmilch und paſſiertem Hühnerfleiſch herſtellen, ſind hochzuſchätzen. Die Lieblingsſpeiſe meiner kleinen Kranken war ſtets ein Klopps, dem zu Gefallen ſie ſelbſt die Mama nicht ungern in die Küche gehen ſahen, und deſſen einfache Zubereitung nicht teuer zu ſtehen kommt, während Wild und Geflügel ſich für viele als zu koſtſpielig erweiſen. Recht mageres und ganz friſches Ochſenfleiſch wird entweder fein geſchabt oder mittelſt des Fleiſchhackmaſchinchens fein gehackt. Es darf kein Sehnchen mehr darin ſein. Nun formt man raſch mit breitem Meſſer ein kleines Beefſteak daraus, das man mit feinem Salz beſtreut und in ganz friſcher Butter vier Minuten brät. Etwas Fleiſchextrakt wird in das Pfännchen gethan, mit ganz wenig Waſſer einen Augenblick aufgekocht und über den Klopps geſchüttet, der auf gewärmtem Teller, zugedeckt, raſch ſerviert wird. Ich habe oft dreimal des Tags Klopps gemacht und faſt ſtets den Ausruf gehört: „Wär' es nur größer!“ Das aber iſt die Kritik, die wir Mamas und Pflegerinnen uns gewiß am liebſten gefallen laſſen.

Sophie v. S.

Zur ſilbernen Hochzeit.

(Mit einem Geſchenk.)

Die Wogen der Zeit, wie ſchnelle ſie rauſchen
Aus unerſchöpflichem, tiefem Bronnen!
Noch ſtehen wir ſinnend am Strande und lauſchen,
Da ſind ſie ſchon lange zu Schaum zerronnen.
Beglückt, beglückt, wenn die Welle, die flieht,
Von ſonn'gem Geſchick ſingt ein freudiges Lied!

Das Jubelpaar heute, voll Dank darf es lauſchen
Dem leiſe verklingenden Sange der Zeit;
Denn Liebe um Liebe nur durfte es tauſchen,
Seit dem ſeligen Tag, der nun liegt ſo weit.
Doch liegt er auch weit in entſchwundener Ferne,
Noch ſtrahlen die alten, verheißenden Sterne.

Denn wo mit der innigen Liebe die Treue
Im heiligſten Bunde vereinigt blüht,
Da erſtehet das häusliche Glück aufs Neue
Mit jeglichem Tag, der am Himmel erglüht.
Laßt rauſchen, laßt rauſchen die Wogen der Zeit —
Wo Liebe und Treue, bleibt machtlos das Leid!

Und ſchaut Ihr Euch um in der feſtlichen Runde,
Die beim Silberfeſt heute Euch fröhlich umgibt,
Da fühlt Ihr's im Herzen wie himmliſche Kunde,
Daß von trefflichen Kindern Ihr heiß ſeid geliebt.
Fehlt mancher der Freunde am Tage der Weihe,
Im Geiſte ſteht liebend er mit in der Reihe.

Die Wogen der Zeit, o laſſet ſie rauſchen,
Noch hauchen ſie Roſen- und Myrthenduft;
Die ſilberne Flut ſoll in goldne ſich tauſchen.
Bis ein Vierteljahrhundert Euch wieder ruft.
Mit Gott laßt verrauſchen die Wogen der Zeit,
Sie tragen vereint Euch zur Ewigkeit!

Emilie Droeſcher, B. Homburg.

Bettenverzeichnis.

Unter den Notizbüchern einer ſorgſamen Hausfrau ſollte eins mit genauem Verzeichnis der Betten des Hausſtandes nicht fehlen. Die junge Frau mit ihrer kleineren, leicht überſehbaren Wirtſchaft wird ein ſolches noch beſſer entbehren können, als die ältere, die Vorſteherin eines Haushalts, die in ſeinem Inventar ſchon ſo manchen Wechſel, manche Erneuerung erfahren. Auch ich habe mir mein ſogenanntes Bettenbuch erſt angelegt, als allerlei Veränderungen in meinem urſprünglichen Bettenbeſtand eingetreten und die Inletts gewaſchen, gewechſelt, ergänzt worden waren. Man nehme eins der kleinen 10- oder 5-Pfennig-Heftchen und ſchreibe auf jede Seite nur unter 1 Bettſtück die Notizen, damit Platz für alle künftigen Zuſätze bleibt. Alſo z. B. Seite 1: Gaſtbett, geſtickt A. E. 1; Deckbett; halb Daunen, halb beſte Federn, Federbett iſt Einſchütte. (Späterer Zuſatz): Federn gewaſchen 1890, neues geſtreiftes Inlett, geſtickt A. B. (der Frauenname) 3. — In dieſer Weiſe wird jedes einzelne Bettſtück regiſtriert und jede Veränderung notiert, denn vielleicht ſind die Betten des Haushalts um das Doppelte vermehrt, die ältere Inletts in den Gebrauch der Kinder- ſtatt der Gaſtſtube übergegangen; und die Hausfrau hätte viel zu merken, zumal nach einer großen Federwäſche mit nachfolgendem Sortieren der Federn, wenn ſie den Inhalt jeden Inletts im Kopf behalten wollte. Es dürfte ſich bei einem großen Hausweſen als unmöglich erweiſen, alle dieſe nicht unwichtigen Einzelheiten im Gedächtnis zu haben — eine Zeile auf der betreffenden Seite, ſpäter ein Blick auf dieſelbe bringt völlige Klarheit für die Hausfrau oder ihre Stellvertreterin. Und wie angenehm nicht nur, nein, wie wichtig iſt die Gewißheit, daß man allmählich ſeine Federn ſämtlich gereinigt und nichts aus Verſehen zurückgelaſſen hat; wie vorteilhaft für Krankheitsfälle, ſofort die angemeſſenen Inletts und Federn auswählen zu können, denen die Wäſche ſo wie ſo bevorſtand! Ein Verſuch, der ſich ja freilich erſt in Jahren durch ſeine Vorteile bewährt, ſei den lieben Leſerinnen dringend geraten.

Sparſame Hausfrau.

Geſelliges.

Zur Unterhaltung für den häuslichen Kreis bei kleineren und auch größeren Geſellſchaften eignet ſich vortrefflich die Darſtellung eines Wachsfigurenkabinetts durch lebende Perſonen. Ein ſolches iſt ohne alle Umſtände und Koſten zu arrangieren. Man gebraucht dazu nur Gegenſtände, die im Haushalt vorhanden ſind, Decken, bunte Tücher, chineſiſche Schirme, Fächer und Hauben vom letzten Balle und dergl. Dann räumt man ein großes Zimmer mit Erker und Niſchen, die man auch durch Zuſammenrücken von Möbelſtücken herſtellen kann, in der Weiſe aus, daß der Mittelraum frei bleibt, und ſtellt durch farbige Lampenſchleier ein etwas phantaſtiſches Licht her. Eine geeignete, redegewandte Dame bleibt mit ein oder zwei Perſonen im Zimmer, während die übrigen Herrſchaften in ein anderes entfernteres Gemach gebeten

(Fortſetzung im Dritten Blatt.)

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

werden. Die Zurückgebliebenen ſtellen nun raſch die erſten Figuren, ein Herr z. B. den bekannten Rothſchild aus Caſtans Panoptikum in Berlin, mit Cylinder und Spazierſtock auf einem Stuhl ſitzend, langſam und regelmäßig den Kopf hin und her wendend, während eine hübſche junge Dame im hellen Geſellſchaftsanzug ſich mit gelöſtem Haar gleich einer Sterbenden auf das Sofa legt, um welches raſch blühende Topfgewächſe arrangiert ſind: „Der Blumen Rache.“ Ein zweiter Herr endlich rückt ſchleunigſt ein Tiſchchen mit teilweiſe geleerten und umgeworfenen Flaſchen und Gläſern in den dunklen Erker, rückt ſich den Hut tief in die Stirn und nimmt die Miene eines gemütlichen halbberauſchten Zechers an. Er verkörpert den „Zecher in der Klauſe.“ Nun wird eine der jüngeren Dame aus der Geſellſchaft gerufen und ihr die dargeſtellten Figuren in möglichſt geiſtreicher, humoriſtiſcher Weiſe erklärt. Zum Schluß wird gefragt: „Wünſchen ſie die Figuren auch in Thätigkeit zu ſehen?“ Antwortet ſie ja, ſo erheben ſich die Wachsfiguren mit einem Ruck und treiben die Vorwitzige ſcherzend in die Flucht. Durch die neu Hinzugekommenen werden dann immer mehr Figuren geſtellt: Tereſina Tua mit der Geige in der Hand am Notenpult; ein Chineſe mit langem Strohzopf, ſeidenem **Kaftan** (aus einem Morgenrock oder Staubmantel) einem Sonnenſchirm aus Buntpapier, ſteht ſteif mitten im Zimmer und nickt; dann die bekannte Geländerdame in Schwarz mit einer langſtieligen Lorgnette. Als Geländer kann man eine umgekehrte Leiter benutzen; der „ſterbende Turko“ legt ſich flach auf den Teppich, wird mit roten Tüchern umwickelt, das papierne Chemiſett mit Siegellack betröpfelt. Man richtet es natürlich dabei ſo ein, daß die älteren Herrſchaften zuletzt gerufen werden, damit der Eindruck für ſie ein recht hübſcher iſt. Die Hauptſache iſt hier, neben Witz und Erfindungsgabe, wie bei den „Lebenden Bildern,“ die vollkommene **Unbeweglichkeit** der Figuren und dann die gute Beleuchtung. Will man bei größeren Feſten u. ſ. w. etwas wirklich Vorzügliches leiſten, ſo laſſe man ſich „Caſtans Führer durch das Panoptikum“ aus Berlin kommen, räume vorher ein großes Zimmer bis auf den Wand- und Blumenſchmuck aus und laſſe ſich für einzelſtehende Figuren einige Holzblöcke machen, die mit rotem Stoff bekleidet werden. Auch iſt es dann beſſer, einige ſcherzhafte Kataloge, welche die Figuren erklären, ſelbſt zu ſchreiben. Ferner ſorge man dann für einige Lichtſchirme, die man ſich folgendermaßen ſelbſt herſtellt. Man kauft hellblaues und rotes Gelatinepapier, ſchneidet quartblattgroße Stücke davon, die man mit einem ſchmalen Kartonrahmen verſieht und dann mittels eines gebogenen Stückchens Draht an die Cylinderhalter befeſtigt.

H. Oehmke.

Hausmittel.

Sicheres und einfaches Mittel gegen Froſt in den Händen und Füßen. Man löſe ein Stückchen Chlorkalk auf, das ungefähr die Größe einer Wallnuß hat, laſſe es etwas ſtehen und ſorge dafür, daß es ſich völlig auflöſt. Dann verdünne man es mit 1 Liter Waſſer und ſiebe es durch ein dichtes Sieb oder ein Stück Mull, aber achte darauf, daß keine weißen Körner vom Chlorkalk mit durchkommen. In dieſer Flüſſigkeit, die man ſo ſtellen kann, daß ſie immer lauwarm iſt, bade man die Froſt-Hände oder Füße einige Male am Tage. Es verſchwindet danach nicht nur jegliche Froſtbeule, auch die großen, offnen Wunden heilen in einigen Tagen zu. Möchte man dies einfache Mittel doch anwenden! Ich habe es vor kurzer Zeit einer Bekannten verordnet, und da ſie mir ſo unendlich dankbar dafür war, daß in wenigen Tagen ihre Hände heil waren, entſchloß ich mich, dieſes Mittel zu veröffentlichen. **A. K. B.**

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 28. Man nehme, um waſchlederne Handſchuhe zu waſchen, ein weißes Flanellläppchen, balle es zuſammen und tauche dasſelbe in Milch ein. Nun reibe man es gut mit Kernſeife ein und waſche damit nach und nach den auf die Hand gezogenen Handſchuh. Zuletzt reibt man ihn mit einem trocknen Fleck gut ab. Dieſe Art der Reinigung iſt ſicherer als die des Benzins, der leicht ſchmutzige Streifen hinterläßt.

Eliſabeth Günther.

Einige Winke für die Dilletanten-Bühne.

Vorſtellungen im Familienkreiſe machen den meiſten Spaß, wenn man Koſtüme und Dekorationen ſelbſt herſtellen kann. Den geſchickten Mitleſerinnen, die Luſt und Genialität beſitzen, möchte ich zur Nachahmung erzählen, wie wir die Staffage für eine Nixenaufführung herſtellten. Der Hintergrund der Bühne wird mit grauer Steifgaze, die man in etwas grotesken Falten und Puffen arrangiert, bedeckt; iſt er eine Bretterwand, ſo befeſtigt man die Gaze mit kleinen Nägeln, beſteht er aus Schirmen oder bloß einem Rahmen, ſo hält Nadel und Zwirn die Steinklüfte in den gewünſchten Formen feſt. Mit grauer, grüner, brauner und weißer Ölfarbe werden kühne Striche, Klexe und Bilder aufgeſetzt, alles etwas keck und genial, man muß von Zeit zu Zeit die Sache aus der Ferne, vor allem bei Lampenlicht betrachten, um die erwünſchte Wirkung zu erzielen. Nach dem Trocknen der Ölfarbe wird an den beſonders hervorſpringenden Ecken etwas Dextrin aufgeſtrichen und gröblich geſtoßenes Alaun darüber geſtreut, das Flimmern desſelben macht die Sache ſehr echt. Der Fußboden muß mit einem grünen Teppich bedeckt ſein, auf dem kleine und große Felsſteine maleriſch gruppiert ſind. Auch dieſe werden von Gaze oder Futterkattun hergeſtellt, mit Heu in etwas grotesken Formen ausgeſtopft und dann angemalt. Wenn einer dieſer federleichten Felsblöcke als Ruheplatz für eine nachdenkliche Nixe dienen ſoll, ſo empfiehlt es ſich, als Untergrund eine kleine Kiſte zu nehmen, damit die Darſtellerin nicht in Todesangſt auf dem ſchwankenden Sitze ausharren muß. Soll aus dem Felſen eine Quelle ſprudeln, ſo legt man auf die Erde ein Stück Spiegelglas, deſſen Anſatz mit natürlichen kleinen Steinen und Pflanzen verdeckt wird, und befeſtigt am Felſen ſelber ein ſtarkes Bündel Silber-Lametta, deſſen lange Fäden in den kleinen Spiegelteich eintauchen. Man muß ihn natürlich ſo anbringen, daß man ſeine Fortſetzung jenſeits der Bühne vermutet.

Weſtfalia.

Fleiſcherbuch.

Alle Jahre zum erſten Januar wird beim Fleiſcher ein neues Kontobuch angelegt mit der jedesmal wiederholten Mahnung, es ja recht ſauber zu halten. Aber o weh! Nach einigen Monaten ſchon, wie ſieht das Buch aus! Ueberall die Spuren des fettigen Handwerks; die Deckel erglänzen in fettigem Schein, und ſelbſt wenn ſie von ſtärkerer Pappe ſind, laſſen ſie oft die eindringlichen Flecke hindurch, die ſich dann auf ſo und ſo viel Blättern ſelbſt photographieren. Das ganze Buch iſt aber ein Greuel für ſaubere Hände. Und dennoch muß es die Hausfrau täglich zur Hand nehmen, um ihre Beſtellungen einzutragen. Da erweiſt es ſich oft ſchon nach einem halben Jahr, manchmal auch noch eher, als nötig, daß das Buch erneut werde, und doch hätte man es gern bis zum Ende des Jahres behalten, um eine Überſicht zu gewinnen, dabei leider die tröſtliche Ausſicht, daß das neue Buch in kurzem auch „ſo“ ausſehen wird. Angeſichts dieſer kaum zu ändernden Übelſtände erſcheint ein Deckel aus Holz, den man alle Sonnabende loslöſen und ſcheuern kann, als ungemein praktiſch. Die Deckel müſſen an allen Seiten 1 cm größer als das Heft ſein, um dieſes namentlich an den Ecken recht zu ſchützen. Sie werden in der Art der Diariumdeckel mittelſt ſchmaler Pergamentſtreifen befeſtigt; zu dem Zweck erhalten beide Decken oben und unten drei ſchmale 1 cm lange Schlitze, durch welche das Pergamentſtreifchen gezogen wird, nachdem man es durch den Heftfaden des Buches führte. Das Ein- und Ausbinden geht nun ganz ſchnell, ſo daß man die Deckel ſo oft wie nötig ſcheuern laſſen kann. Die Verzierung der Holzplatten muß nun auch derart ſein, daß ſie ſolche kräftige Sand- und Schrubberbehandlung vertragen kann. Dazu eignet ſich am beſten die Brandmalerei. Ein paſſendes Muſter iſt leicht gefunden. Die Vorderſeite erhält eine kleine Schweinchenverſammlung, oder eine Schüſſel mit Würſten, oder einige Gnomen, die mit Schlachten beſchäftigt ſind, oder auch bloß den Titel des Buches „Fleiſcherkonto“ in großen Buchſtaben ausgeführt. Auf der Rückſeite ſieht der Namenszug am beſten aus.

G. v. Sydow.

Zimmerreinigung.

Bei dem jetzt ſo allgemein gewordenen Vernichtungskampfe gegen die ſich hinterliſtig in Spältchen und Fältchen unſerer Umgebung hineindrängenden Bacillen iſt ein Verfahren, welches ich ſeit Jahren in meiner Wirtſchaft in Anwendung bringe, ſicher von Intereſſe für ſo manche Hausfrau. Ich halte mir nämlich zwecks Reinigung meiner Fußböden drei größere leinene Tücher. Eins derſelben wird mit einigen Tropfen Öl ſo angefeuchtet, daß es gerade eben den Staub leicht aufnimmt, nicht etwa ſo ſtark, daß Öl auf den Dielen zurückbleibt. Dann wird ſehr ſauber der Fußboden damit aufgerieben, und Parket, gebohnte und ungebohnte Dielen erſcheinen in ſtets neuem reinlichen Glanze. Etwa ſtehendes Waſſer wird vorher mit einem Tuche aufgenommen. Jeden zweiten Tag wird ein Tuch ausgewaſchen, und ein anderes kommt an die Reihe. Selbſt auf dem Lande, wo man doch weit mehr noch, als in der Stadt von dem von außen kommenden Schmutze zu leiden hat, habe ich mit dem größten Erfolge die Reinigung meiner Zimmer in der angegebenen Weiſe vornehmen laſſen, und ich kann nur jedermann raten, ſich der kleinen Mühe zu unterziehen und in der eigenen Wirtſchaft den Verſuch zu machen. Man gehe nur zur Probe einmal ein in der gewöhnlich üblichen Weiſe gereinigtes Zimmer mit dem mit Oel angefeuchteten Lappen nach, und man wird ſtaunen, wieviel Unreinlichkeit ſich noch darauf anſammelt. Schließlich überlege man, daß das ſo läſtige Ausſchütteln des Bohntuches unnötig, die Bewohner der unteren Stockwerke alſo in Ruhe die Fenſter öffnen können und daß das Scheuertuch, dieſer Feuchtigkeitsverbreiter, ebenfalls in Wegfall kommt. **M. W.**

Handarbeit.

Zimmerſachet. Aus allerlei Seiden- oder Bandreſtchen näht man kleine zierliche Beutel, die man an der oberen offenen Seite ausfranzt und mit parfümierter Watte füllt. Nun nimmt man ſchmale Seidenbänder von verſchiedener Länge und Farbe, wenn möglich mit der Farbe der Beutel übereinſtimmend, doch iſt dies auch nicht durchaus notwendig. Mit den Bändern werden die Beutel vermittelſt einer kleinen Schleife zugebunden und das eine Ende beliebig lang gelaſſen. Es können 12, auch mehr Beutel ſein; dieſelben werden mit den langen Bandenden nun oben vermittelſt einer breiteren Bandſchleife zuſammengebunden und bilden ſo einen allerliebſten Zimmerſchmuck. In die Nähe des warmen Ofens gehängt, erfüllen ſie das Zimmer mit lieblichem Wohlgeruch, der je nach dem Geſchmack der Beſitzerin gewählt werden kann.

Lisbeth.

Für die Küche.

Auſternberg. Eine große runde Schüſſel wird mit Butter beſtrichen und mit geriebener Semmel beſtreut. Man bereitet darin aus gewiegtem Kalbfleiſch, Eiern, ſaurer Sahne, Gewürz, Peterſilie und Reibbrod eine gute Farce, mit der man den Innenraum der Schüſſel ausſtreicht, daß er mit dem Rande gleich hoch iſt. Darauf wird aus gutem Paſtetenteig, deſſen Bereitung jedes Kochbuch bringt, ein breiter Streifen ausgerollt, mit Eigelb auf dem Rande der Schüſſel befeſtigt, und Teig und Farce gebacken. Indes wendet man ausgelöſte Auſtern in Ei und Reibbrod, welches mit Salz und Muskatnuß vermiſcht iſt, brät ſie raſch in Butter, wenn die Paſtete herauskommt, beträufelt ſie mit Citronenſaft und richtet ſie bergförmig auf der Schüſſel an.

Fragen.

38) Kann mir eine der geehrt. Mitleſerinnen des Daheim ein nettes, munteres Polterabendgedicht zur Hochzeit eines Seeoffiziers nennen und Beſchreibung des Koſtüms angeben; vielleicht als Matroſe? Im voraus beſten Dank! **Blondine in T.**

39) Kann mir eine der freundlichen Mitleſerinnen die Adreſſe eines guten Honigkuchenbäckers angeben?

Hilfloſe Hausfrau in Bielefeld.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten ſteht unter fachmänniſcher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Die Haſel. (Corylus Avellana L.)

Mit Eis bedeckt noch iſt der See,
Noch herrſcht im Walde Winters Schweigen,
Sieh, da fällt Goldſtaub auf den Schnee
Von der blühenden Haſel Zweigen.

J. Trojan.

Gartenfreude.

Wie iſt es ſchön, der Blumen warten,
Die uns der Sommer freundlich beut!
Zum deutſchen Heim gehört ein Garten,
Der jeden Tag aufs Neu erfreut.

Wenn wir von guten Dingen ſprechen,
So weiß ich etwas Beſſ'res kaum,
Als ſelbſtgezog'ne Roſen brechen
Und eine Frucht vom eig'nen Baum.

O Luſt, mit frohem Stolz zu blicken
Auf das mit Fleiß beſtellte Beet,
Wenn bunt und bunter ſtets es ſchmücken
Die Blumen, die wir ſelbſt geſät.

Was ſchafft ſo angenehme Sorgen,
Wie durch dein Gärtchen du ſie haſt!
Wie liebe Arbeit bringt der Morgen,
Der Abend was für ſüße Raſt!

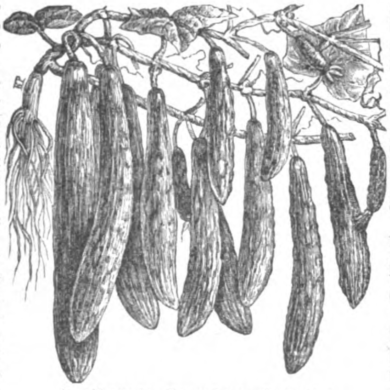
Wer Gartenland beſitzt, hat Gäſte,
Die fliegen ihm von ſelber zu;
Sie ſuchen einen Platz zum Neſte,
Um Schatten bittend und um Ruh.

Und wenn von langem Wintertraume
Die Flur erwacht, das Veilchen blüht,
Dann von des eignen Gartens Baume
Wie hell erklingt der Amſel Lied!

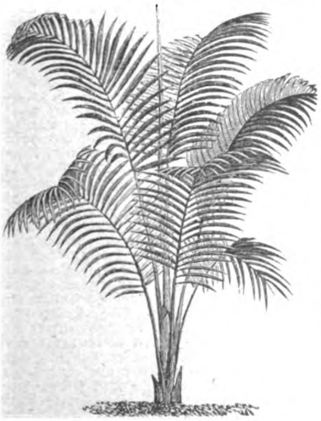
J. Trojan.

Arbeitskalender.

Noch hält der Winter die Natur in eiſigen Banden gefangen, aber trotzdem gibts draußen im Garten ſchon mancherlei zu thun. Im Obſtgarten muß der Schnitt der Obſtbäume und Sträucher vorgenommen werden, damit dieſe Arbeit noch vor dem Eintritt des Safttriebes beendet iſt. Das Beſchneiden ſoll einerſeits den Pflanzen mehr Licht und Luft bringen, andrerſeits wollen wir dadurch aber auch eine reichlichere Ernte erzielen. Ganz verkehrt iſt es, einfach alle Zweige an den Spitzen etwas einzukürzen. Wollen wir mehr Licht und Luft, dann entfernen wir einige der zu dicht ſtehenden Äſte an ihrer Urſprungsſtelle. Es geht dadurch zwar manches Fruchtauge verloren, aber dieſer Verluſt wird durch die beſſere Ausbildung der Früchte reichlich erſetzt. Um eine höhere Ernte zu erzielen, ſchneiden wir die Zweige ſo weit zurück, daß nur das oberſte ſtehenbleibende Auge zu einem langen Triebe auswächſt, während die übrigen Knoſpen des Zweiges ſämtlich kurze Fruchttriebe bilden müſſen. Zweige ſtarkwachſender Sorten dürfen wir höchſtens ein Viertel ihrer Länge, ſchwachwüchſige dagegen bis auf ein Drittel zurückſchneiden. Im Gemüſegarten ſät man die Samen ſchwerkeimender Sorten, wie Mohrrüben, Karotten, Peterſilie ꝛc., auf den Schnee und bedeckt ſie zum Schutz gegen Vögel ſofort mit Schnee. Dieſe Samen keimen dann ſofort im erſten Frühjahr. Dementſprechend iſt auch die Ernte ſpäter eine um mehrere Wochen frühere. Mit der Anlage von Miſtbeeten für die Frühtreiberei wird jetzt begonnen; ſie ſind abends u. bei Schneegeſtöber zu bedecken. Die warm. Beete werden im allgemeinen nicht begoſſen, weil aus dem dicht geſchloſſenen Raume nichts verdunſtet. Sollte aber die Erde doch trocken werden, dann macht man Rinnen oder Löcher und gießt in dieſe warmes Waſſer von 24° R. In Kellern und unter Geſtellen in Warmhäuſern werden Pferdemiſtbeete angelegt und mit Champignonbrut beſetzt. Im Ziergarten werden die Bäume und Sträucher beſchnitten. Auch hier wollen wir den zu dicht gewordenen Pflanzen mehr Licht und Luft zuführen, weshalb wir nicht an der Spitze etwas kürzen, ſondern von Grund aus einzelne Äſte herausſchneiden. Dann wollen wir auch bei Blütenſträuchern einen möglichſt reichen Flor erzielen. Manche Gehölze, und zwar in der Regel diejenigen, welche bis Mitte Juni etwa blühen, haben ihre Blütenknoſpen bereits im vorigen Jahre angelegt. Sie blühen, wie der Gärtner ſagt, am alten Holze. Die anderen Gehölze dagegen entwickeln erſt im Laufe des Sommers ihre Blütenknoſpen an Zweigen, welche in dieſem Jahre gebildet werden. Das ſind die Blütenſträucher des Hochſommers und Herbſtes. Bei erſteren ſchneiden wir diejenigen Triebe, welche im vorigen Jahre Blütenzweige trugen, ſtark zurück, damit ſich aus den wenigen ſtehen bleibenden Knoſpen kräftige Zweige entwickeln, welche im nächſten Jahre blühen, während wir die im vorigen Jahre gebildeten kräftigen Triebe unangetaſtet ſtehen laſſen, weil ſie uns in dieſem Jahr durch ihren Blütenflor erfreuen ſollen. Die Bäume und Sträucher der zweiten Gruppe dagegen werden in der Weiſe beſchnitten, daß wir uns wenige kräftige Zweige für dies Jahr erziehen, welche zum Sommer gut blühen. Hier entfernen wir ſämtliche dünnen kurzen Zweige und ſchneiden die ſtärkeren auf die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Länge zurück. Von leerſtehenden Blumenbeeten kann die Erde ausgegraben und als eine Art Dünger auf Raſenflächen ausgebreitet werden. Auf die Beete bringt man friſche Erde aus Miſtbeeten oder von Komposthaufen. Schlechter und mit viel Unkraut durchſetzter Raſen wird bei mildem Wetter geſchält und auf den Komposthaufen gebracht. Der Boden iſt zu graben und zu düngen. Die Zimmerpflanzen nähern ſich jetzt dem Ende ihrer Winterruhe. Das Begießen (ſ. unt.) muß deshalb noch immer ſehr ſorgfältig ausgeführt werden. Womöglich wöchentlich einmal waſche man die Blattpflanzen mit warmem Waſſer und einem weichen Schwamm. Täglich beſprenge man ſie mittelſt eines Zerſtäubers mit warmem Waſſer. Namentlich Azaleen in Knoſpen zeigen ſich für dieſe Behandlung ſehr dankbar. Abgeblühte Alpenveilchen und Zwiebelgewächſe hält man nun nach und nach trockner, um ſie auf die Ruhe vorzubereiten. Es wäre aber verkehrt, wenn man ſofort vollſtändig mit dem Gießen aufhören wollte. Man würde ſich den nächſtjährigen Flor damit völlig verderben. Gegen Ende Februar ſorge man für Erde und Töpfe, um die verſchiedenen Gewächſe im März verpflanzen zu können. Mit der zunehmenden Beſonnung ſteigt auch die Wahrſcheinlichkeit, daß Stecklinge Wurzeln bilden werden. Man kann deshalb in dieſem Monate von den allermeiſten verzweigten Zimmerpflanzen Stecklinge machen. Iſt man glücklicher Beſitzer eines kleinen heizbaren Glaskaſtens, den man ſich übrigens leicht ſelbſt anfertigen kann, dann bringe man die Stecklinge in dieſen, da ſie ſich mit Bodenwärme leichter und ſicherer bewurzeln. Jedenfalls ſollte man die Stecklinge mit einer Glasglocke bedecken. Man ſteckt ſie am beſten in recht groben, ſogenannten Maurerſand, den man zuvor gründlich gewaſchen hat.



Treibgurke „Juwel von Koppitz.“



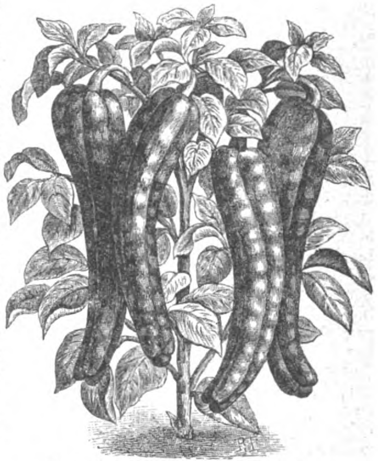
Areca Baueri.

Eine prächtige, ſchnell wachſende, harte Zimmer-Palme.

Palmen ſind von jeher die Lieblinge aller Pflanzenfreunde geweſen und werden es auch ſtets ſein. Zaubern ſie uns doch in Gedanken ſüdliche warme Gefilde vor, nach denen wir uns in der harten kalten Winterzeit ſehnen. Nicht minder trägt der zierliche graziöſe Bau der immergrünen Blätter dazu bei, ſie uns beſonders wertvoll zu machen. Unter den Fiederpalmen nimmt nun die beiſtehend abgebildete **Areca Baueri** einen ganz beſonders hervorragenden Platz ein, weil ſie gegen die trockene Luft des Zimmers ſo gut wie unempfindlich iſt und dabei in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer ſtattlichen Pflanze heranwächſt, welche jedem Zimmer zur größten Zierde gereicht. Junge Pflanzen ſind zu billigen Preiſen aus größeren Handelsgärtnereien, z. B. von Haage & Schmidt in Erfurt, zu beziehen. Im Sommer verlangen ſie viel Waſſer, im Winter dagegen ruhen ſie und dürfen nur wenig begoſſen werden. Wenn die Wurzeln die Topfwand erreicht haben, verpflanze man ſie in einen größeren Topf und nehme kräftige Palmenerde, welche aus ſandiger Laub- und Heideerde mit etwas Lehm und Hornſpähnen beſteht. Eine nahe Verwandte dieſer ſchönen Palme iſt **Areca Catechu**, welche überall im tropiſchen Aſien kultiviert wird und die bekannten Betelnüſſe liefert. Auch dieſe Art kann man aus größeren Handelsgärtnereien beziehen.

Neues vom Blumenmarkt.

Treibgurke Hampels „Juwel von Koppitz.“ Der bekannte und erfolgreiche Gurkenzüchter Herr Garteninſpektor Hampel in Koppitz erhielt für dieſe neue Züchtung im September vorigen Jahres vom Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den Königlich Preußiſchen Staaten eine große ſilberne Medaille. Dieſer Gurke iſt die Haupteigenſchaft ſehr früher Ertragsfähigkeit nachzurühmen. Jede Pflanze bringt mit dem erſten Blatte Fruchtanſatz, aus welchem ſich Früchte entwickeln. Herr Hampel hat dieſe neue Sorte zwei Jahre lang, Winter und Sommer, in den Gurkenhäuſern wie in den Miſtbeeten, mit großer Sorgfalt kultiviert und hat die Überzeugung gewonnen, daß ſie die dankbarſte und dazu die feinſtſchmeckende aller bisher bekannten Treibgurken iſt. Nicht allein die große Fruchtbarkeit, ſondern auch die außergewöhnliche zeitige Entwickelung der Früchte erhöhen den Wert dieſer Varietät. Im Miſtbeete trägt ſie noch zeitiger als im Hauſe; nur werden die Früchte nicht ſo lang, ſo glatt und ſo ſchön wie in letzterem Falle. Am 1. Juli gelegte Samen lieferten bereits am 18. Auguſt vollſtändig ausgewachſene Früchte! Sie iſt ſomit die beſte Sorte für die frühe Treiberei, indem ſie nur halb ſo viel Zeit und Mühe erfordert wie andere Treibſorten und deshalb Privatgärtnern warm empfohlen zu werden verdient. Unſere beiſtehende nach einer Photographie hergeſtellte Abbildung einer im Miſtbeete herangezogenen Pflanze gibt eine Vorſtellung von der Fruchtbarkeit derſelben.



Span. Pfeffer „Elephantenrüſſel.“

(Fortſetzung im Fünften Blatt.)

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten.

Pfeffer „Elefanten-Rüſſel.“ Dieſe neue Sorte des ſogenannten ſpaniſchen Pfeffers iſt ſowohl durch die außergewöhnliche Größe, als auch durch die eigentümliche Form der ſcharlachroten, fleiſchigen Früchte beſonders bemerkenswert. Die Früchte erreichen eine Länge von 20—25 cm bei einer Breite von 5—8 cm und ähneln in der Form einem Elefantenrüſſel. Im grünen Zuſtande iſt das Fleiſch dieſer empfehlenswerten Sorte ſehr wohlſchmeckend und milde.

Stiefmütterchen. Um im Sommer Stiefmütterchen oder Penſées zu haben, iſt es nötig, daß man die Samen im Januar oder Februar ausſäet. Man ſtreue deshalb die Samen jetzt auf mit lockerer Erde gefüllte Töpfe oder kleine Käſtchen, bedecke ſie ½ cm hoch mit lockerer, ſandiger Erde, drücke dieſe etwas an, begieße leicht und halte ſie dann mäßig feucht, bis die Samen keimen, was etwa zwei Wochen nach der Ausſaat geſchieht. Späteſtens ſechs Wochen nach der Ausſaat müſſen dann die Sämlinge verpflanzt werden. Die Gärtner haben von unſeren wilden Stiefmütterchen bekanntlich verſchiedene Raſſen gezüchtet. Die größten Blumen haben die Sorten der ganz neuen Trimardeau-Klaſſe, von denen folgende als beſonders ſchön namhaft gemacht ſeien: Atropurpurea, gelb, geſtreift, Kaiſer Wilhelm, Lord Beaconsfield, Mohrenkönig, veilchenblau mit Auge.

Das Begießen der Pflanzen.

Anſcheinend iſt im Winter keine Arbeit in der Zimmergärtnerei ſo einfach wie das Begießen der Pflanzen, und doch iſt keine ſo ſchwierig wie dieſe in der Winterzeit, denn durch ein falſches Begießen bringt man in wenigen Wochen die ſchönſte und kräftigſte Pflanze zum Kränkeln oder gar zum Abſterben. Weitaus die meiſten Pflanzen gehen bei der Pflege im Zimmer dadurch zu Grunde, daß ſie falſch begoſſen werden. Einige Worte über ſachgemäßes Gießen ſind deshalb gerade jetzt ſehr am Platze. Wie unſere Bäume, Sträucher und Stauden im Freien, ſo machen auch unſere Zimmerpflanzen im Winter eine Ruheperiode durch, in welcher ſie nicht wachſen und treiben, ſondern ſich ausruhen. Sie brauchen dieſe Ruhe ebenſo gut wie wir, die wir auch nicht ohne Unterbrechung arbeiten können. Dieſe Ruhe wird bei den im Freien ſtehenden Pflanzen durch die niedrigere Temperatur oder durch Trockenheit der Luft, verbunden mit einer geringeren Beleuchtung, bewirkt. Im Zimmer iſt es nun noch viel dunkler als draußen im Freien, die Luft iſt ebenfalls viel trockener, die Ruhe iſt dem entſprechend eine noch viel tiefere. In der Ruhezeit brauchen die Pflanzen aber nur ſehr wenig, oft gar kein Waſſer. Sie bilden dann keine neuen Triebe, wozu Waſſer gebraucht wird, ſondern haben nur das wenige Waſſer aus dem Boden zu erſetzen, welches ſie durch die Verdunſtung der Blätter verlieren. Man kann die Zimmerpflanzen mit einer Dampfmaſchine vergleichen; wenn ſie im Betriebe iſt, braucht ſie viel Kohlen, der Heizer muß die Glut unter dem Keſſel durch beſtändiges Nachfüllen von Kohlen gleichmäßig erhalten. Wird aber die Arbeit in der Mittagspauſe unterbrochen, ſo wäre es thöricht, wenn der Heizer auch jetzt in demſelben Tempo heizen wollte, wie vorher; er wird vielmehr nur eben ſo viel Kohlen nachfüllen, daß das Feuer nicht ausgeht. Genau ſo iſt es mit der Pflanze. Im Sommer, wenn ſie treibt, braucht ſie beſtändig viel Waſſer, im Winter dagegen, wenn ſie ruht, muß ſie auf halbe Ration geſetzt werden. Dies überſehen die meiſten Pflanzenliebhaber. Sie wollen ihre Pflanzen recht gut behandeln, wollen ihnen eine regelmäßige Pflege angedeihen laſſen und gießen nun Tag für Tag, unbekümmert darum, ob die Pflanze Waſſer braucht, oder nicht. Da geht es dieſer denn wie uns Menſchen, wenn wir zu viel Speiſe zu uns nehmen. Wir verderben uns den Magen, die Pflanze aber verdirbt ſich die Wurzeln in der niemals austrocknenden Erde und geht zu Grunde. Man gieße alſo im Winter, ſo lange die Pflanzen ruhen, nur dann, wenn die Erde oben 1—2 cm tief vollſtändig trocken geworden iſt, dann aber kräftig. Das Waſſer, welches ſich in den Unterſätzen anſammelt, gieße man nach ſpäteſtens einer Viertelſtunde fort. Zum Begießen verwende man ſtets Waſſer von wenigſtens Zimmertemperatur; noch beſſer iſt es, wenn man ſeine Pflanzen nach und nach an Waſſer von 20—25° R. gewöhnt; ſelbſt kranke Pflanzen erholen ſich bei ſolchem Waſſer. Ferner gebe man, wenn irgend möglich, kein Brunnenwaſſer, ſondern Fluß- oder Regenwaſſer. Diejenigen Pflanzen, die im kalten Zimmer und im Keller überwintert werden, brauchen noch weniger Waſſer als die Zimmerpflanzen, weil ſie weniger verdunſten als jene; ihnen ſchadet es nichts, wenn der Erdballen einmal faſt trocken wird, während ſie gegen zu viel Näſſe ſehr empfindlich ſind und ſchnell daran zu Grunde gehen.

Die Blütenknoſpen der Kamellien.

Zu den ſchönſten im Zimmer blühenden Gewächſen gehört unſtreitig die Kamellie. Wie fein und edel iſt ſie gebaut, wie prächtig iſt ihr ſattgrünes, dunkles Laub! Aber nicht jedem glückt es, die ſpröde Schöne zur vollen Entfaltung ihrer ganzen Pracht zu bringen; nur zu oft kommt es vor, daß die freudige Hoffnung noch im letzten Augenblick vernichtet wird, indem die Blütenknoſpen, welche in wenigen Tagen ſich öffnen ſollten, plötzlich abfallen. Vielen wird die Pflanze dadurch ſo verleidet, daß ſie nichts mehr von ihr wiſſen wollen. Sehr mit Unrecht. Man muß nur der Urſache für dieſe Unart nachſpüren und ſie beſeitigen, dann kann man ſich ohne Zagen der Hoffnung hingeben, daß ſämtliche Blüten zur ſchönſten Entwicklung gelangen. Die Kamellie gehört zu denjenigen Pflanzen, welche ſehr empfindlich gegen das Licht ſind; ganz beſonders empfindlich aber ſind die Blütenknoſpen. Es genügt eine geringe Drehung des Topfes, um ſie ſofort zu einer Schwenkung nach dem Licht hin zu veranlaſſen. Das iſt der Grund für die Unart. Der enthuſiasmierte Blumenfreund möchte ſeinen ſchönen Lieblingen alles Gute zu teil werden laſſen; er trägt ſie von einem Ort zum anderen, und ſo kommt es, daß ſich die Blütenknoſpen in fortwährender Drehung befinden und ſich ſchließlich, wie der Gärtner ſagt, ausdrehen. Alſo, hochverehrte Leſerin, laſſen Sie Ihre Kamellie, wenn ſie Blütenknoſpen hat, unberührt an ein und derſelben Stelle ſtehen, und wenn Sie ſie beim Lüften des Zimmers doch von ihrem Platz entfernen müſſen, dann merken Sie ſich durch ein Zeichen am Topf genau, wie die Pflanze geſtanden hat, und bringen Sie ſie ſo bald als möglich wieder an ihre Stelle. Ferner iſt es aber auch gut, wenn man die Blütenknoſpen, namentlich dann, wenn ſie ſchon weiter ausgebildet ſind, täglich mehrmals mit warmem Waſſer von 20—24° R. benetzt, da die trockene Zimmerluft ebenfalls ſehr häufig ein Abwerfen der Knoſpen bewirkt.

Nützliche Winke.

Abgeſchnittene Blumen lange friſch zu erhalten. In der jetzigen blumenarmen Zeit, in welcher wir ganz auf die in Gewächshäuſern getriebenen und aus dem ſonnigen Italien eingeführten Kinder Floras angewieſen ſind, haben abgeſchnittene Blumen für uns einen beſonderen Wert. Es dürfte deshalb unſeren Leſern willkommen ſein, dieſelben länger als gewöhnlich friſch zu erhalten. Die Vorſchrift iſt ſehr einfach, dabei wiſſenſchaftlich begründet und bewährt. Man ſtecke die Blumenſtiele in warmes Waſſer von etwa 20—25° R. 3—4 cm tief und kürze ſie dann mit einer ſcharfen Scheere um 1—2 cm. Dieſe nur einmal auszuführende kleine Arbeit bewahrt uns die Blumen tagelang friſch. Das Weſentliche iſt, daß die neue Schnittfläche unter Waſſer gemacht wird und nicht trocken werden darf.

Regenwürmer aus Blumentöpfen zu entfernen. Regenwürmer im Blumentopf ſind dem echten Pflanzenfreund ein rechter Gräuel, und er iſt eifrig bemüht, ſeine Schützlinge von dieſer Plage zu befreien. Es will indeſſen nicht immer gelingen, und ſo ſeien hier zwei leicht auszuführende Vorſchriften kurz angegeben, welche ſich noch ſtets bewährt haben. Nach der einen ſtelle man die Pflanzen mit dem Topf in einen anderen größeren, welcher Waſſer von 38° R. enthält. Das Waſſer reiche außerhalb des Blumentopfes faſt ſo hoch wie innen die Erde. Den Regenwürmern iſt nun dieſe Wärme unangenehm, und ſie flüchten vor derſelben nach der Oberfläche, wo ſie in kurzer Zeit erſcheinen und entfernt werden können. Den Wurzeln ſchadet Waſſer von der angegebenen Temperatur nicht, nur darf es auf keinen Fall wärmer ſein. Nach einer anderen Vorſchrift bringe man 15 Gramm Senfpulver in ein Liter Waſſer und begieße die Pflanze damit. Das ſcharfe Waſſer ertragen wohl die Wurzeln, aber nicht die Regenwürmer.

Auffriſchen welker abgeſchnittener Blumen. Wie ſchön waren doch die Blumen auf dem Balle, wie ſchade, daß ſie nun welk ihre Köpfchen hängen! Nur Mut, liebe Leſerin, ſie ſollen dich noch lange erfreuen. Bis du ſie einlegſt zum Trocknen als Andenken für ſpäte Jahre, iſts noch lange hin. Nimm ein Stückchen Kampher, wirf es in ein Fläſchchen mit reinem Alkohol und ſchüttele öfter einmal um, bis ſich kein Kampher mehr löſt. Dann tröpfle in ein Glas Waſſer einige Tropfen dieſer Löſung und laſſe das Waſſer ſo lange ſtehen, bis ſich die Kampherlöſung vollſtändig mit ihm gemiſcht hat. Dann ſtelle die welken Blumen in dieſes Waſſer, und in kurzer Zeit werden ſie wieder friſch ſein.

Dattelkerne.

Datteln gehören in der neueren Zeit nicht mehr zu jenen Leckerbiſſen, welche ſich nur beſonders Begüterte verſchaffen können, ſondern dank den erleichterten Verkehrsverhältniſſen kann man ſich jetzt für wenige Pfennige den Genuß dieſer angenehmen Frucht verſchaffen. Die meiſten werfen die großen Kerne achtlos fort. Dies ſollte aber ein rechter Pflanzenfreund nicht thun, denn ſie ſind zum größten Teil noch keimfähig und liefern in wenigen Jahren recht anſehnliche, ſchöne, echte Palmen. Die aus Samen im Zimmer herangezogenen Palmen haben noch den großen Vorzug vor gekauften, daß ſie viel widerſtandsfähiger gegen die ungünſtigen Einflüſſe des Zimmers ſind, als die vom Gärtner im Warmhaus herangezogenen. Die Anzucht bereitet keine beſonderen Schwierigkeiten. Man ſtecke die Samen 1—2 cm tief in Erde oder noch beſſer in grobe Sägeſpähne, gieße mit Waſſer von 20—25° R. und ſtelle den Topf recht warm, am beſten in die Nähe des geheizten Ofens. Gut iſt es, wenn man den Topf mit einer Glasſcheibe bedeckt. Nun hat man nur darauf zu achten, daß die Erde oder die Sägeſpäne recht gleichmäßig feucht, aber nicht zu naß ſind. Auch iſt zu vermeiden, daß die Erde austrocknet, weil dadurch die ganze Anzucht in Frage geſtellt wird. Nach drei bis vier Wochen erſcheinen die jungen Pflänzlein als kleine weiße Spitzchen an der Oberfläche. Einige Zeit ſpäter ſpaltet ſich die Spitze, und das erſte junge Blatt ſchiebt ſich daraus hervor. Die erſten Blätter der Palmen ſehen ganz anders aus als die ſpäteren ausgewachſenen, und iſt es ſehr lehrreich und intereſſant, die allmählichen Übergänge aus einfachen zu den zierlich gefiederten Blättern zu verfolgen. Wenn die grünen Blättchen erſcheinen, dann iſt es Zeit, daß man den Topf an das Licht bringt; bis dahin kann die Pflanze dunkel ſtehen.

Bücherſchau.

Die Champignons gehören zu denjenigen Pilzen, welche ſich bei arm und reich einer beſonderen Beliebtheit erfreuen. Iſt man auf die geringe Ausbeute, welche uns Mutter Natur freiwillig bietet, angewieſen, dann iſt man nur ſelten in der Lage ſich an dieſer wohlſchmeckenden Zuſpeiſe zu laben. Anders ſteht es, wenn man ſich ſeine Champignons ſelbſt zieht, was auch noch den nicht zu unterſchätzenden Vorteil bietet, daß man vor Verwechſelungen mit giftigen Pilzen geſchützt iſt. Die Anlage einer Champignonkultur erfordert keine großen Koſten. Auch ſtellt der Pilz keine hohen Anforderungen an die Kulturräume, da Keller und Ställe und dunkele Plätze in Warmhäuſern ihm beſonders zuſagen. Mancherlei kleine Kunſtgriffe ſind allerdings notwendig, um Erfolge zu erzielen. Da wird unſeren Leſern ein Hinweis auf ein ſoeben erſchienenes kleines Werkchen von E. Wendiſch, Die Champignons-Kultur in ihrem ganzen Umfange, welches den ſechſten Band der im Verlage von Bodo Grundmann in Berlin erſcheinenden gärtneriſchen Bücherſammlung bildet, ſehr willkommen ſein. Die geringen Anſchaffungskoſten (2 Mark) werden durch den Erfolg reichlich aufgewogen.

Briefkaſten.

C. H. in F. Als beſtes Mittel gegen Ungeziefer jeder Art an Zimmer- und Freilandpflanzen iſt das Antinonnin (Orthonitrokreſolkalium) in Verbindung mit Seife zu nennen. Es wirkt in Verdünnungen von 1 : 1000 bis 1 : 1500 unbedingt. Zimmerpflanzen werden mit der Löſung beſpritzt und nach 24 Stunden mit reinem Waſſer abgeſpritzt. Selbſt Schildläuſe, die ſonſt nur ſchwer zu vertilgen ſind, widerſtehen dieſem von den Farbenfabriken vorm. Fr. Bayer & Co. in Elberfeld in den Handel gebrachten Mittel nicht. — **R. L. in H.** Ihre Frage, wie man eine größere flache Schale, welche mit Blumen gefüllt war, zu einem bleibenden Zimmerſchmuck verwenden kann, ſtellen wir zur Beantwortung durch unſere Leſerinnen. — **R. A. in M.** Das Abfaulen der Alpenveilchenknoſpen verhindern Sie, wenn Sie beim Begießen darauf achten, daß kein Waſſer in das Herz der Knolle kommt. — **P. C. in B.** Ihre Kakteen dürfen jetzt noch ſo gut wie gar nicht begoſſen werden. Dieſe Pflanzen ſind im Winter gegen Näſſe außerordentlich empfindlich. Wir werden in einer der nächſten Nummern ausführlich auf die Kultur der Kakteen zurückkommen. Eine beſondere Zeitung für dieſelben iſt die Monatsſchrift für Kakteenkunde. — **„Alter Zimmergärtner“ in Liegnitz.** Mitteilungen für den Hausgarten bitten wir immer nur einſeitig zu ſchreiben. Die Rückſeite muß frei bleiben. Veilchen, welche jetzt in Töpfe gepflanzt und ins froſtfreie, kühle Zimmer geſtellt werden, blühen in kürzeſter Zeit und behalten wochenlang ihren Flor. Dasſelbe gilt für Leberblümchen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

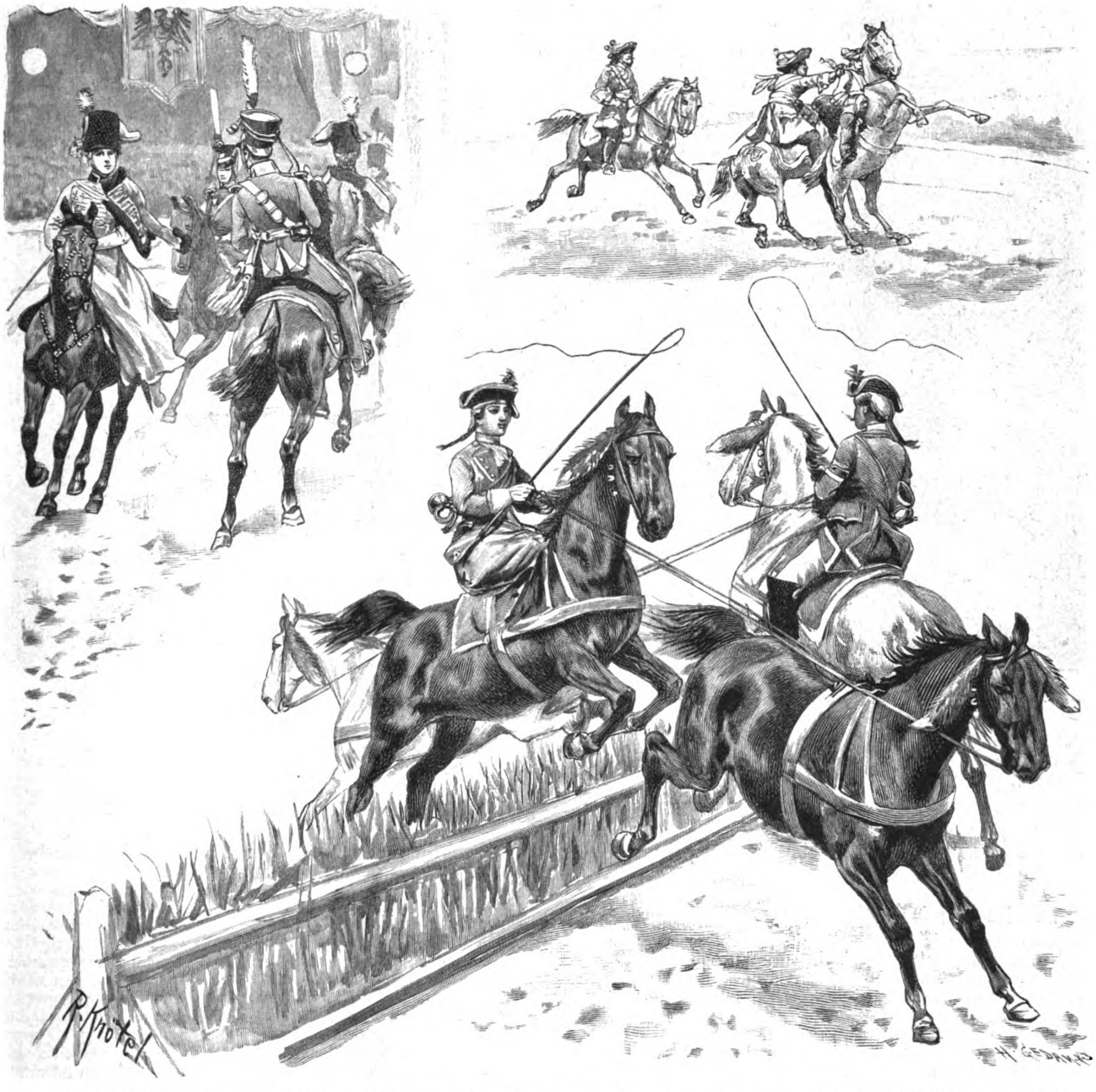
Daheim

1893. Beilage zu Heft 7 (No. 19—21).

XXIX.
Jahrgang.

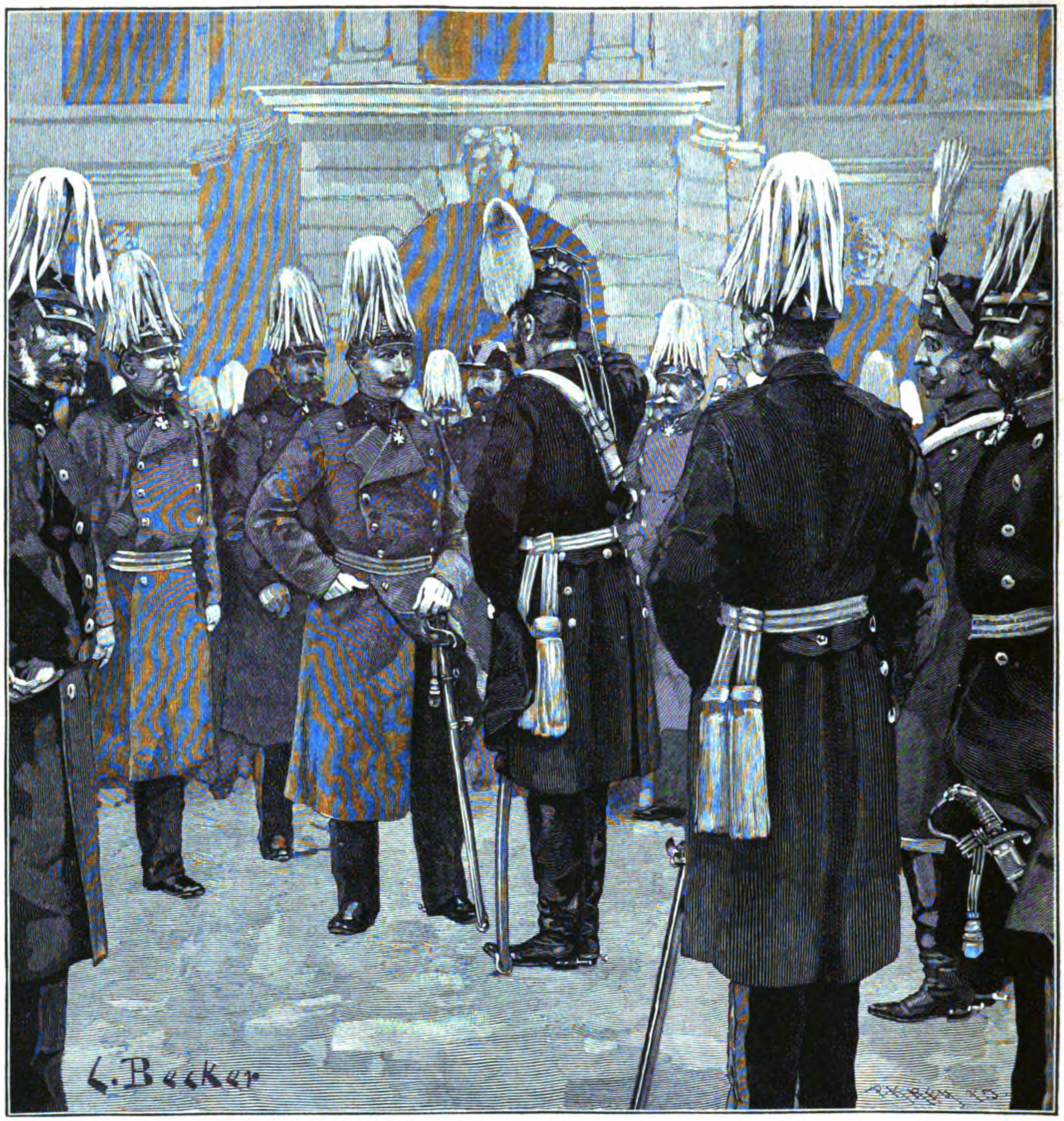
Februar
1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Von den Festlichkeiten aus Anlaß der Vermählung der Prinzeſſin Margarethe von Preußen mit dem Prinzen Friedrich Carl von Heſſen: Quadrille, geritten am 23. Januar 1893 von dem Offizierkorps des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland.

Oben links: Manöver, geritten von 8 Paaren in der Uniform der alt-kurheſſiſchen Huſaren und der preußiſchen Garde-Dragoner von 1815.
Oben rechts: Schleifenjagd. Koſtüm der Zeit des Großen Kurfürſten. — **Unten:** Doppel-Tandem (Gräfin Hohenau und Graf zu Dohna).



Paroleausgabe an Kaiſers Geburtstag im Lichthofe des Zeughauſes zu Berlin.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 19.)

Die Dinge ſind ſo froh nicht, wie ſie ſcheinen
Zu eines Frühlingsmorgens gold'ner Pracht,
Doch auch nicht halb ſo traurig, wie wir meinen
In ſchlummerloſer Sturmesnacht!

Zur Frauenfrage.

Einer der ernſteſten Punkte der ſozialen Frage iſt und bleibt die Zukunftsverſorgung für die Unverheirateten in den ſogenannten beſſeren Kreiſen, in den gebildeten Familien, beſonders da, wo kein oder nur wenig Vermögen vorhanden iſt: und es iſt deshalb wohl angezeigt, auf jedes Gebiet hinzuweiſen, auf welchem unverheiratete Damen eine nützliche und befriedigende Thätigkeit entfalten können, durch welche ſie materiell verſorgt werden und ihre Zukunft ſicher geſtellt wird. Ein ſolches Gebiet iſt ein Teil der allgemeinen Krankenpflege, die Irrenpflege. Wir haben in Deutſchland 235 öffentliche und private Irrenanſtalten mit 55 734 Kranken; rechnen wir von den letzteren die Hälfte als weibliche Kranke und auf 5 bis 10 Kranke eine Pflegerin, ſo wären ca. 3500 Pflegerinnen erforderlich. Nun wird ein Teil dieſes Bedarfs durch evangeliſche Diakoniſſen und katholiſche Ordensſchweſtern gedeckt, bei weitem die meiſten Stellen aber, beſonders an faſt allen Staats- bezw. Provinzial-Anſtalten, deren wir 121 mit 42751 Kranken haben, ſind durch bezahlte weltliche Pflegerinnen beſetzt, und hier bietet ſich unverheirateten Damen aus gebildeten Familien ein weites Feld der Thätigkeit. Bisher finden ſich zu derſelben leider faſt nur weibliche Weſen aus den ſogenannten niederen Ständen, hauptſächlich frühere Dienſtmädchen, und die Irrenärzte müſſen notgedrungen mit dieſem Pflegeperſonal ſich begnügen, obgleich ſich jeder ſagen wird, daß demſelben außerordentlich häufig das Verſtändnis und damit die Fähigkeit für ſeinen Beruf fehlen muß. Derſelbe iſt gewiß kein leichter, aber ein ſchöner und lohnender, die feindlichen Vorurteile, welche früher gegen die Gemüts- oder Geiſteskranken beſtanden, ſind glücklicherweiſe im Schwinden begriffen, die Bevölkerung hat das höchſte Intereſſe daran, daß dieſe unglücklichen Kranken von geeigneten Pflegerinnen verſorgt werden. Welch ein ungeheurer Unterſchied wird es für eine gebildete Dame ſein, die durch die traurige Krankheit von ihrer Familie getrennt ſein muß, ob eine geſellſchaftlich ihr gleichſtehende Pflegerin oder eine frühere Dienſtmagd Tag und Nacht ihre Umgebung, gleichſam ihren ſtändigen Verkehr bildet. — Faſt alle Irrenanſtaltsberichte klagen andauernd über die ſchlechte Qualität des Pflegeperſonals; dieſe Klagen würden ſicherlich ſeltener werden, wenn, wie dieſes in einzelnen Ländern, z. B. in Bayern, ſchon der Fall iſt, mehr gebildete Damen ſich dieſer Thätigkeit zuwenden würden. Die materielle Stellung iſt in den einzelnen Staaten verſchieden, 150 bis 300 M., daneben faſt ſtets Penſionsberechtigung oder wenigſtens Gewährung. Die einzige Vorbedingung iſt feſte körperliche und geiſtige Geſundheit. Möchte dieſer kurze Aufſatz für recht viele junge Damen, welche auf den eigenen Erwerb angewieſen ſind und nach einer befriedigenden Thätigkeit ſuchen, der Anlaß werden, ſich dieſem Zweig der Krankenpflege zuzuwenden. Jeder Direktor einer Irrenanſtalt würde es gewiß mit Freude begrüßen, wenn er ſeine Pflegerinnen, wenn auch zunächſt nur für die Kranken aus beſſeren Ständen, auch aus dieſen heranziehen könnte.

Irrenarzt Dr. B.

Der Urgroßmutter Brautkleid.

Tief unten in dem Fache einer altertümlichen Kommode, bewahrte ich ſchon ſeit Jahren eine Rolle flimmernder Seide. Es war für mich ſtets von ſeltſamem Reiz, das Päckchen hervorzuziehen und den ſchillernden, kniſternden Stoff — aus dem ein Hauch von welken Blumen und Sandelholz hervorquoll — zu entfalten. Ein eigentümlicher Lichteffekt ließ die Fäden bald bläulich, dann wieder in einem warmem Roſenrot ſchimmern, und von dieſer unruhigen Fläche hoben ſich eingewebte, handgroße Boukets farbenprächtiger Roſen und Malven in überraſchender Friſche ab. Zu alledem umwebte noch eine wunderbare Poeſie den alten Stoff und ließ vor meinen Augen längſtvergangene Tage märchengleich erſtehen — aus jener Zeit: „als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm“ — denn dieſe großen Seidenſtreifen waren Reſte von der Urgroßmutter Brautkleid! Lange, lange Jahre mögen ſie wohl unbeachtet geſchlummert haben — mich beſchäftigte lebhaft der Gedanke, die verblichene Pracht ans Licht zu ziehen und zu neuem Glanze zu erwecken. Leider waren die in meinem Beſitz befindlichen Stücke nur klein und vielfach zuſammengeſetzt, aber die wunderbare Schönheit des Gewebes und der Blumen traten doch überaus reizvoll hervor. Nach langem Nachſinnen gelang es mir nun, zwei Decken — für mich und meine geliebte Mutter — daraus herzuſtellen, die von ſo eigentümlicher Schönheit ſind, daß ſie die Bewunderung vieler erregen. Ich will ſie nachſtehend beſchreiben. Vielleicht beſitzt manche meiner Mitleſerinnen ähnliche, längſtvergeſſene Schätze, die leicht zu Tage gefördert werden können. Zu der erſten Decke verband ich die vier größten und ſchönſten Stücke mittels Kreuznaht, ſo daß eine Fläche von etwa 85 cm. Länge und halb ſoviel Breite entſtand. Einen handbreiten Streifen gepreßten fahlroſa Sammets, der im Farbenton genau mit den rötlich ſchillernden Seidenfäden des Grundſtoffes übereinſtimmt, ſetzte ich ringsum auf. In einer kleinen Kiſte voll altertümlicher Bandſtreifen und Borten — auch noch aus der Großmutter Beſitz ſtammend — entdeckte ich eine etwa zwei Finger breite Guimpe von fahlem Blau; dieſelbe reichte gerade hin, um, doppelt genommen, in der Mitte durch eine ſchmale Goldbordüre verbunden, die Kreuznaht zu verdecken. Die ganze Decke umgab ich nun ringsum mit einer ſchmalen fahlblauen Seidenfranze und einer Goldguimpe. Die zweite Decke beſteht aus vielen — wohl zwanzig — kleinen Stücken, die ich allerdings ſehr mühſam zuſammenſetzte, obgleich das Blumenmuſter gar nicht übereinſtimmte; die ſämtlichen Nähte wurden durch eine ſchmale weiße, mit Goldguimpe überlegte Borte verdeckt. Es mußte hierbei nur darauf Rückſicht genommen werden, daß die Stücke einigermaßen gleichmäßig geſchnitten und in derſelben Entfernung aneinander geſtückelt wurden, damit die weiße Borte nachher ein übereinſtimmendes Muſter gleich großer Carreaux bildete. Die Einfaſſung war dieſelbe wie bei der erſten Decke, fahlroſa Sammet mit Goldbeſatz, nur bildete hier eine ganz lichtgraue, ins Rötliche ſchimmernde, ſehr ſchön geknüpfte Maraboutfranze den Abſchluß. Beide Decken ſind mit buntkarrierten Tüchern abgefüttert und haben eine Einlage von dickem, weißem Piqué-Barchent, welche ihnen zugleich eine gewiſſe Schwere verleiht. Es ſollte mich ſehr freuen, wenn eine meiner Mitleſerinnen durch dieſe Zeilen Luſt bekäme, etwas Ähnliches zu arbeiten — ein eigentümlicher Zauber liegt darin, aus alten vergeſſenen Herrlichkeiten neues zu ſchaffen. Wenn ich in meinem kleinen Erker ſitze, und mein Blick auf die Brautkleiddecke fällt, die in ihrem prächtigen Farbenſchmuck die Zierde einer kleinen Truhe bildet, ſo denke ich oft: „O, wenn dieſer alte Stoff erzählen könnte!“ — Aber obwohl er dies nicht vermag, ſo ſteigen doch unwillkürlich bei ſeinem Anblick nebelhafte Bilder vor meinen Augen auf. Die zierliche Geſtalt der Urgroßmutter ſchwebt auf hohen Stöckelſchuhen, umrauſcht von dem roſenüberſchütteten Brautkleid die alte Steintreppe des väterlichen Schloſſes hinab, an deren Fuße der Urgroßvater, mit gepuderten Locken um das feine kluge Geſicht, ihr den Myrtenſtrauß reicht. — Kleine roſengeſchmückte Mädchen ſtreuen Blumen — und ich höre die Hochzeitsglocken klingen. — — —

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Theeroſe.

Die Kunſt des Ankleidens.

Manche Frau verwendet alljährlich eine anſehnliche Summe auf ihren Anzug, ohne trotzdem ihrer Umgebung dadurch angenehm aufzufallen oder zu gefallen. Die Kunſt, ſich gut zu kleiden beſteht eben nicht darin, ſich ſtets mit dem Modernſten zu ſchmücken. Vielen Frauen iſt die Kunſt „Toilette zu machen“ angeboren; diejenigen, welche den Sinn dafür entbehren, ſollten belehrt, erzogen werden, ſich ſtets vorteilhaft zu kleiden. Es iſt dies keine Koketterie. Die Frau ſoll ſtets, iſt ſie doch von der Natur ſchon reicher bedacht wie der Mann, dem Auge wohlgefällig erſcheinen, ſie ſoll die ihr verliehenen körperlichen Gaben pflegen, ohne darauf ſtolz zu ſein, ſie ſoll auch in ihrer äußeren Erſcheinung, ihrem Anzug nie vernachläſſiigt ausſehen. Die Kunſt, ſich gut zu kleiden, beſteht in der Befolgung nachſtehender Geſichtspunkte:

1) ſei ſtets deiner Perſönlichkeit entſprechend,
2) der Jahreszeit und dem Wetter angemeſſen und
3) je nach der Gelegenheit gekleidet.

Um die erſte Forderung zu erfüllen, braucht man Selbſterkenntnis. Iſt dieſe aber auch immer vorhanden? Hält ſich nicht manche noch für jung und jugendfriſch genug, mit der Jugend zu wetteifern, während ihre Umgebung ihr in richtiger Erkenntnis gern ein zierliches Blondenhäubchen aufſetzen möchte? Wie wenige verſtehen es, mit Anmut zu altern, rechtzeitig ihren Anzug in Einklang mit ihrem Alter zu bringen! Man verſuche, ſich ſelbſt möglichſt objektiv betrachten zu lernen, an ſich Kritik zu üben, die Wirklichkeit ſo zu ſehen, wie ſie iſt, nicht wie wir ſie uns wünſchen! Sind wir ſo weit gekommen, daß wir unſer Spiegelbild wie eine fremde Geſtalt muſtern, ſo werden wir bald lernen, zu unterſcheiden, was uns ſteht, was uns nicht kleidet, welche Tracht, welche Farbe mit unſerer Perſönlichkeit am beſten harmoniert. Wie viele Frauen acceptieren ſofort eine neue Mode nur, weil ſie „modern“ iſt, einerlei, ob dieſelbe ſie verunſtaltet. Eins paßt nicht für alle, und was eine hohe, ſchlanke Figur trefflich kleidet, ſteht vielleicht einer kleinen, ſtarken garnicht, gibt ſie vielleicht der Lächerlichkeit preis. Man vergegenwärtige ſich nur, wie eine Mode entſteht. Eine tonangebende Perſönlichkeit erſcheint öffentlich in einem Koſtüm, welches neu iſt, ſagen wir z. B. mit hochſtehenden Ärmeln. Die betreffende hat dieſe Tracht nur deshalb in die Welt geführt, da dieſe Art Ärmel ihre mageren Arme, ihren überlangen Hals gefällig verſteckt. Der Ärmel wird nachgemacht, aber es fragt ſich, ob ſich viele der kleineren korpulenteren Damen ſagen: „Dieſe Mode kleidet dich nicht, iſt nicht für dich geſchaffen.“ Wann wird die deutſche Frau ſo ſelbſtändig werden, das zu tragen, was ihr am vorteilhafteſten iſt, nicht das, was „modern“ iſt? Man prüfe, ehe man eine Farbe ausſucht, ſei ſie noch ſo modern, ob ſie zu unſerm Teint paßt; man wähle diejenige Haarfriſur, welche das Geſicht am vorteilhafteſten erſcheinen läßt. Dabei mag man mit Peinlichkeit darauf achten, daß die Wahl auf nichts fällt, was der gute Geſchmack nicht billigt. 2. Paſſend zur Jahreszeit und zum Wetter. Eine Frau von Geſchmack zieht im Winter auf der Straße keine hellen Farben, im Sommer keinen dunklen Pelz an. Bei dem erſten Sonnenſtrahl im Lenz wird ſie noch nicht gleich in ein helles Frühlingskleid ſchlüpfen und den Strohhut aufſetzen, ein ſolches Beginnen wäre auffallend, und „aufzufallen“ vermeidet jede gut erzogene Dame. Bei trübem Wetter wählt man dunkle Stoffe, zum Regenmantel paſſen keine hellen Handſchuhe, bei ſtrahlendem Sommerwetter wird man in ſeiner Toilette eine lichte Note anzubringen verſtehen. Drittens kleide man ſich der Gelegenheit angemeſſen. Zur Reiſe wählt man einfache, kräftige Stoffe, den eleganten Wagenſchirm benutzt man nicht zur Fußpromenade. Zu ernſten Beſuchen zieht man nicht ſein „Beſtes“ an, ebenſo vermeidet man elegante Toiletten bei Einkäufen. Helle Geſellſchaftskleider und Goldlackſchuhe gehören nicht auf die Straße, der rote Dogskinhandſchuh paßt nicht in den Ballſaal. — Wenn alle Frauen ſich nach obigen Grundſätzen kleiden wollten, wieviel mehr anmutigen Erſcheinungen würden wir begegnen, denn es iſt eine alte ſprichwörtliche Wahrheit, daß der Anzug von Bedeutung iſt und ſelbſt weniger hübſche Perſonen durch einen paſſenden Anzug anſprechend erſcheinen. Zum Schluß noch eins: Zu der Kunſt, gut gekleidet zu ſein, gehören vor allem auch: tadelloſe Handſchuhe, tadelloſes Schuhwerk, tadelloſe Friſur. — Dieſe drei machen auch bei einfachſter Toilette die Trägerin derſelben zu einer vornehmen Erſcheinung.

J. v. B. in W.

Ein Konfirmationsgeſchenk.

Mit der herannahenden Oſterzeit kommt für manche chriſtliche Familie auch die ſchöne Feier der Konfirmation eines ihrer Kinder herbei, und Angehörige wie Fremde zerbrechen ſich wohl jetzt ſchon den Kopf darüber, mit welchem Erinnerungszeichen ſie ihren Liebling erfreuen könnten. Schmuckſachen, Gold- und Silbergerät, Prachtwerke religiöſen Inhaltes liegen in den großen Magazinen zur Wahl aus — indeß das erſte und paſſendſte Geſchenk an dieſem Tage, meine ich, iſt ein Gebet- oder Geſangbuch in künſtleriſch ſchöner Ausſtattung, welches der jungen Menſchenſeele ein Freund fürs Leben, ein wahres Erinnerungszeichen an jene ernſte Stunde werden ſoll. Format und Inhalt ſolcher Bücher wechſeln je nach der Konfeſſion oder dem Kirchſpiel, und aus dieſem Grund findet man dieſelben nur in den landläufigen Einbänden vorrätig. Geſchickte Hände können aber ſo ein Büchlein, deſſen Druckbogen meiſt ein zierliches Format haben, zu einem kleinen Kunſtwerk geſtalten; Vorbilder dazu finden ſich in vielen, uns in Muſeen und Bibliotheken erhaltenen Evangelienbüchern früherer Jahrhunderte vor. Den Einband ſtellt man in ſchöner altdeutſcher Lederpunzarbeit her und läßt die Ecken, ſowie den Verſchluß, je nach der Summe, die man dafür verwenden will, mit geflügelten Engelsköpfchen in getriebenem Silber oder mit Roſetten in Kompoſitionsmetall beſchlagen. Innen wird der Einband mit Brokatpapier beklebt, welches man in geſchmackvollen, ſtilvollen Muſtern haben kann, und als erſtes Blatt malt man auf echtes Pergament, wie man es in den alten Kloſterbüchern hatte, ein Spruchblatt mit dem Konfirmationsſpruch oder einem Lieblingsſpruch des Empfängers. Das echte, gelbliche Pergament gibt einen wundervollen Grundton für alle Farben und beſonders für das echte Gold. Man wähle zu den Anfangsbuchſtaben ein ſchönes, großes Initial mit geſchmackvoller Linien- oder Blütenverzierung, arbeite die größeren Flächen mit einem feinen Marderhaarpinſel und ziehe das feine Linienornament mit einer guten Zeichenfeder aus. Die engliſchen Aquarellfarben von Winſor und Newton, ſowie das echte Muſchelgold, eignen ſich beſonders für Zierſchriftmalerei auf Pergament. Um Mannigfaltigkeit in die Zeichnung zu bringen, thut man gut, mit den verſchiedenen gotiſchen Schriftformen abzuwechſeln. Eine ſchöne Wirkung ergibt ein Blatt mit Indigo, Zinnober und Gold gemalt; ſodann ſehen braune Buchſtaben, mit Gold gerandet und lila Verzierungen, gut aus, ferner lila, gelbgrün, rotbraun und Gold ꝛc. Selbſtredend iſt der zeichneriſche Entwurf eines ſolchen Blattes große Hauptſache. Perga-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ment, ſowie alles übrige Material liefere ich auf Wunſch, übernehme auch die Anfertigung vorbeſchriebener Spruchblätter und ganzer Bücher.

Fr. A. Ackermann, Berlin W.,
Lützowſtr. 82.

Zimmerſchmuck.

Einen graziöſen Schmetterling zu Dekorationen für Makartſträuße, Bilderrahmen ꝛc. kann man ſich aus den Kiemendeckeln von zwei Karpfen herſtellen. Dieſelben haben genau die Form von Schmetterlingsflügeln. Man formt aus Wachs einen Körper, erwärmt den Anſatz der Kiemendeckel und ſchiebt ſie in den Körper, einmal kommt der runde Teil und einmal der eckige nach vorn. Die Fühler fertigt man aus Draht, den man über eine Nadel kräuſelt, die Augen ſind zwei Perlen. Mit Ölfarbe wird der Schmetterling bunt bemalt.

Handarbeit.

Als praktiſche Chaiſelongue- oder Sophadecke arbeitete ich eine Decke auf 134 cm. langen und 88 cm. breiten, nicht zu ſchmal geſtreiften, neuen Inlet, wie man es zu Bettzeug nimmt, mit allerhand buntſeidenen Bändern, welche ich längs der Streifen aufheftete und mit allerlei Stichen in alten Seidenreſten benähte. Dann und wann ließ ich ein Streifchen vom Inlet frei, faßte es durch Goldlitzen und Krausgeſpinſt in allen Farben ein und gewann dadurch ein orientaliſches Muſter, das allgemeinen Beifall fand. Ich fütterte die Decke mit Lama, faßte ſie mit rotbraunem Plüſch ein und umgab ſie mit Fränzchen. Je ſchöner man dieſe nimmt, deſto mehr Effekt erzielt man.

H. v. B.

Fürs Haus.

Weiße Flecken aus geſtrichnen Dielen zu entfernen. Durch Unachtſamkeit der Dienſtboten entſteht, beſonders auf den glatten hellgrauen Dielen, gar zu leicht durch verſchüttetes Seifenwaſſer etc. ein heller Fleck, den wieder zu entfernen man ſich meiſt vergeblich bemüht. Folgendes Mittel iſt daher, weil erprobt, ſehr anzuraten. Man beſtreut ein feuchtes Tuch dick mit Cigarrenaſche und reibt damit die betreffende Stelle nicht zu heftig ſo lange, bis die Diele ihre alte graue Farbe wiedererlangt hat. Darnach muß mit lauem Waſſer ſauber nachgewiſcht werden, Seife iſt zu vermeiden

Erika.

Für die Küche.

Schwediſche Nudelkruſtaden (hübſches Eingangsgericht). Man kocht ſelbſtbereitete, feingeſchnittene Nudeln in Salzwaſſer, kühlt ſie und röſtet ſie dann mit etwas geriebener Muskatnuß in Butter. Mit ihnen füttert man kleine butterbeſtrichene Becherförmchen gleichmäßig aus, ſtürzt die Förmchen, indem man ſie einen Augenblick in heißes Waſſer taucht, und paniert nun die kleinen Kruſtaden erſt in Reibbrod, dann in Ei und darauf wieder in Semmel. Vor dem Anrichten bereitet man aus Champignon, Kalbsmilch, Kalbszunge, Spargel, was alles feinwürfelig geſchnitten wird, mit brauner Madeiraſauce ein feines Ragout, bäckt die Nudelkruſtaden in Schmelzbuttter aus und füllt ſie dann mit dem Ragout. **L. G.**

Schokoladebrot. 4 Eiweiß, nicht Schaum, werden mit 1 Pfd. Zucker und dem Saft einer Zitrone eine halbe Stunde gerührt, dann werden 90—100 Gr. fein geriebene Schokolade damit vereinigt, kleine Küchlein auf ein mit Zucker beſtreutes, auf ein Blech gelegtes Papier geſetzt und in kühlem Ofen gebacken. Löſen ſich die Küchlein nicht gut ab, ſo befeuchtet man das Papier auf der Rückſeite mit einem naſſen Schwamm und wartet eine Weile. **F. R.**

Alltagsgerichte aus altbackener Semmel. (Schluß.)

Mehlſpeiſe aus altbackener Semmel. Man ſchneidet die altbackene Semmel in Würfel, röſtet dieſe in Butter goldbraun und dünſtet auf vier Semmeln 12 geſchälte und ebenfalls würfelig geſchnittene Aepfel in Butter und Zucker halbweich. 6 Eidotter werden nun mit 100 Gr. Zucker, $^1/_2$ Liter Milch und etwas Citronenſchale verquirlt, Äpfel- und Weißbrotwürfel, wie auch noch 100 Gr. gereinigte Korinthen hinzugethan, der feſte Eiweißſchnee durch die Maſſe gezogen und die Mehlſpeiſe in vorgerichteter Form eine gute Stunde gebacken, um mit einer warmen Frucht- oder Weinſauce ſerviert zu werden.

Semmelnocken. (Süddeutſche Küche.) Man quirlt aus 3 ganzen Eiern, 6 Löffeln Mehl, 1 Löffel Milch und einer Priſe Salz einen dickflüſſigen Teig. — Dann läßt man $^1/_2$ Liter Milch mit 2 Löffeln Zucker und 40 Gr. Butter in recht weitem, flachem Gefäß zum kochen kommen und ſchneidet indes mehrere altbackene Semmeln in dünne Scheiben. Man taucht ſie in den Ausbackteig, legt ſie in die ſiedende Milch, ſtellt das Gefäß auf ſehr gelindes Feuer, deckt es mit einem mit glühenden Kohlen belegten Deckel zu, läßt die Milch einkochen und die Semmelnocken bräunlich backen, um ſie mit Zucker und Zimmet zu beſtreuen und mit einer Milchſauce zu Tiſch zu geben.

Wiener Semmelſchmarren. Man ſchneidet von 4 Semmeln die Rinde, teilt die Krume in feine Scheiben und weicht ſie in $^1/_2$ Liter mit 3 Eiern und einer Priſe Salz verquirlter Milch. — Man drückt die Maſſe loſe aus, reibt ſie fein, mengt 50 Gr. gereinigte Korinthen und ebenſoviel Roſinen darunter und ſchüttet die Maſſe in eine runde flache Pfanne in 60 Gr. heiß gemachte Butter. Man bräunt den Schmarren auf einer Seite, zerreißt ihn mit zwei großen Gabeln in Brocken, bräunt dieſe auf der oberen Seite ebenfalls, beſtreut ſie dann mit Zucker und Zimmet und gibt ſie auf.

Gefüllte Semmelſchnittchen. (Gemüſebeilage.) Altbackene Semmel und allerhand Fleiſchreſte geben die Zuthaten. Die Semmel ſchneidet man in gleichmäßige Scheiben und weicht ſie einen Augenblick in Milch oder Fleiſchbrühe. Dann wiegt man Fleiſchreſte beliebiger Art fein, vermiſcht ſie mit einigen Eiern, Salz, Pfeffer, feinen Kräutern, etwas Citronenſchale und eine Meſſerſpitze aufgelöſtem Fleiſchextrakt und beſtreicht nun die Hälfte der Semmelſcheiben mit dieſer Farce. — Man bedeckt jede beſtrichene Scheibe mit einer einfachen Schnitte, wendet ſie in Ei und Reibbrot, bäckt ſie in Backfett lichtbraun und gibt ſie zu Blumenkohl, Roſenkohl, Wirſing, Schwarzwurzeln ꝛc.

L. H.

Fragen.

40) Könnte jemand der verehrten Leſerinnen und Leſer mir ſagen, ob und wo man eine Zeichnerin für Modellbilder ſucht? **x.**

41) Iſt jemand in der Lage, mir ſagen zu können, wer im Reg.-Bezirk Wiesbaden oder deſſen Nähe Obſt (beſonders Äpfel) zu mäßigen Preiſen, an Private verkauft? Ebenſo Welſchnüſſe und reinen Bienenhonig?

F. D. B.

42) Könnte mir eine der geehrten Leſerinnen des Daheim Auskunft erteilen, wohin ich mich zu wenden habe, um in Auquarell gemalte, ſelbſterfundene Anziehpuppen-(Papierpuppen)-Bogen in Druck zu geben? Im voraus beſten Dank. **E. F. in E.**

43) Ich bitte die geehrten Leſerinnen, mir ein Gedicht mitzuteilen, welches ein junges Mädchen an dem Polterabend ihrer Schweſter bei Überreichung eines ſelbſtgearbeiteten Tiſchläufers für einen Salontiſch aufſagen könnte? Mit herzlichem Dank im voraus

A. B. in H.

44) Könnte mir eine geehrte Mitleſerin dieſes Blattes vielleicht Auskunft geben, welches Verfahren anzuwenden iſt, um gebrauchte und gewaſchene Inlets wieder federdicht zu machen? **J. v. M.**

Auskunft.

Spruch für Kl. X. X., Daheim Nr. 15.
Mit „Gott die Ehr“ beginn —
Mit „Gott ſei Dank“ leg’s hin.

Joſefshaus.

(Zu Nr. 20.)

Wie Felsgeſteine Blumen tragen
Bei jedes Frühlings Wiederkehr,
So geben Mühen, Leid und Plagen
Oft heilig ſchöne Stunden her.

Koſenamen.

Meine Mutter hatte mir das Verſprechen abgenommen, ihrer Jugendfreundin einen Beſuch zu machen, wenn mich mein Weg durch die ferne Stadt führen ſollte. Jetzt hielt ich eine liebenswürdige Karte der alten Dame in Händen; die in die Ecke gedrückte Nachſchrift lautete: „Auch meine Lulu freut ſich auf den lieben Beſuch.“ Ich dachte nach. Wer war Lulu? Die Töchter der Dame mußten älter ſein als ich, der Spätling im Hauſe der Eltern, konnten alſo kein Recht auf den jugendlichen Koſenamen haben. Vielleicht ein Enkelkind, das von Großmutter geliebt und verhätſchelt wurde! Es war ein herziges Plauderſtündchen bei der liebenswürdigen alten Frau. Nur zuweilen ſah ſie nach der Uhr. „Wo Lulu bleibt?“ oder zu dem Mädchen, das uns den Thee brachte: „iſt Fräulein Lulu nicht da?“ Die Unruhe der Dame teilte ſich ſchließlich mir mit. In dieſe geſetzte, ſtille Atmoſphäre, die mich umgab, in dieſe wohlgeordnete, ein wenig altjüngferliche Häuslichkeit, wie ſie das Heim alleinſtehender Frauen ſo oft zeigt, brachte ſchon der bloße Name „Lulu“ die Vorſtellung von etwas Friſchem, Lebendigem, Anziehendem. Ein brauner Lockenkopf würde ſich zur Thüre hereinſtecken, ein friſcher Mund lachen und das Blitzen junger Augen über unſere ſtille, ſanfte Theeherrlichkeit fallen. Da tönt die Glocke. „Lulu,“ ſagt die mütterliche Freundin befriedigt; die Thür geht auf und Lulu tritt ein. Ein müdes, bleiches Mädchen mit dem ſanften traurigen Lächeln ſtiller Dulderinnen. Das Haar früh gebleicht, die Züge verwelkt, ſehr lieb, ſehr ſanft, mit rührendem Ausdruck in den Augen, aber warum „Lulu?“ „Warum nennen Sie meine Tochter immer Julie?“ fragte mich die Mutter ſpäter einmal, als die Enttäuſchung längſt verwunden und ein herzliches Verhältnis zwiſchen uns entſtanden war. „Lulu lallte ſie auf den Armen ihres Vaters, wenn wir ihren Namen vorſprachen, und Lulu iſt ſie für uns geblieben.“ O du rührende heilige Mutterliebe! Freilich, dir ſind ſie geſtattet, all die Koſeworte, die wie ein Stammeln unfaßbaren Glücks aus deinem zärtlichen Herzen quellen; aber auch nur dir allein! Und auch dir, wenn du klug biſt und mit klarem Auge in die Zukunft zu ſchauen vermagſt, nur in ſeltenen Stunden innigſten Seelenaustauſches. Dann, wenn dein Kind, längſt kein Kind mehr in den Augen der Welt, wieder zu Dir flüchtet mit ſeinen Leiden und Sorgen, wie einſt, dann greife in den Schatz deines Herzens nach jenen zärtlichen Troſtworten, jenen kindiſchen Schmeichelnamen, die in vergangenen Jahren die jungen Leiden getröſtet, die heißen Thränen getrocknet haben. Du darfſt es immer. Was ſollen wir andern aber mit all dieſen Lolos und Lulus? Was ſind uns die Luſchchen, Truſchchen, Pfuſchchen u. ſ. w.? Dieſe Koſenamen klingen beim jungen Mädchen ſeltſam, auf das Alternde oder die Frau und Mutter angewandt, ſcheinen ſie oft ein Spott zu ſein. Bekannte nannten ihr erſtes Töchterchen „Tirili,“ nach dem Refrain eines heiteren Vogelliedchens, das die junge Frau dem Gatten öfers in den Flitterwochen geſungen hatte. Aber eine kränkliche, altgewordene, verblühte Tirili? Eine Tirili, die ihren Sohn auf den Pfad der Ehre, ihre Tochter zum Quell der Tugend führen ſoll? — Namen ſind Teile unſeres Selbſt, nicht von unſerer Perſon zu trennen. Namen dürfen und ſollen wir nicht unnützlich führen. Sie beeinflußen uns unbewußt, und faſt unmöglich ſcheint es, das innere Weſen zum harmoniſchen Abſchluß zu führen, wenn der Name ewig unfertig bleibt, eine willkürliche Nachahmung irgend eines Naturlauts. Darum fort mit allen launiſchen Neubildungen! Tragen wir wieder mit Stolz die volltönenden Namen unſerer Mütter und Großmütter. Das wird uns helfen, ihnen auch innerlich wieder näher zu kommen in ſchlichter Gradheit. Die albernen Kürzungen aber gönnen wir ſamt dem wohlfeilen Tand anderer Modethorheiten den Theaterzetteln und Cirkusprogrammen. **Agnes Harder.**

Zur Taufe im Februar.

(Dem erſten Patenkinde in der Ferne.)

Winter rings! Kein Hauch verkündigt
Noch den Frühling, ſanft, gelinde,
Da geheiligt du, entſündigt,
Wirſt zu einem Gotteskinde.

Aber deckt auch Feld und Haine
Schweigen, feierliche Stille,
Zeitigt doch der Winter eine
Wunderbare Blütenfülle.

Auf verſchwieg’nen Waldespfaden,
An Gezweig und Wegesrainen,
Die im Sonnenſtrahl ſich baden, —
Welch’ ein Leuchten, Blitzen, Scheinen!

Iſt’s ein Traum von künft’gen Lenzen
Und des Sommers klarem Bilde,
Welcher — Blüten gleich — erglänzen
Macht die ſchneeigen Gefilde? —

Sieh, du gleicheſt den beeiſten
Zweigen noch, den reifbeſtreuten,
Holdes Kind, das unſre treuſten
Segenswünſche heut’ geleiten:

Schlummert doch auf deinen Wangen
— Da im Geiſt ich vor dich trete —
Heut’ verheißend aufgegangen
Jungen Glückes Morgenröte.

Als der Gotteskindſchaft Erben,
Voll des Geiſtes und der Gnaden,
Darf kein ſündliches Verderben
Deinem Seelchen nun mehr ſchaden

Wenn nur, was Gebet und Flehen
Frommer Gläubigen vermögen,
Stark und heilig wird umwehen
Dich auf deinen Lebenswegen.

Voll und ganz, herzinnig ſchließe
Ich dich ein in meine Bitte,
Wenn ich dich von ferne grüße,
Fern und doch in eurer Mitte.

O, du Erſtling meiner regen,
Liebevollſten Chriſtenſorgen,
Wachſe auf zu Heil und Segen,
Treu in Gottes Hut geborgen!

Eliſabeth Kolbe.

Handarbeit.

Behälter für Malpinſel. Praktiſch und angenehm iſt eine Pinſeltaſche für ſolche Damen, welche ihre Malutenſilien aus der Malſtunde mit nach Hauſe nehmen, um dort ihre Arbeit zu fördern. Die Taſche läßt ſich beliebig einfach und eleganter herſtellen. Hübſch ſieht zu unſerem Zwecke grauer oder creme Aidaſtoff aus, der mit Kreuzſtichſtickerei verziert wird. Der Behälter hat die Form einer oben offenen Taſche von 40 cm Länge bei 20 cm Breite. Am oberen Rande wird ein Henkel zum Tragen angebracht. Die Pinſel werden mit den Borſten nach außen hineingeſteckt. Eleganter iſt ein ſolches Täſchchen aus hellem Leder mit Brandmalerei, letztere wird farbig ausgemalt. Während

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

der Arbeit findet der Behälter ſeinen Platz an einem Nagel an der Staffelei, damit die Pinſel gleich bei der Hand ſind, falls ſie gebraucht werden.

E. Grehte.

Praktiſches fürs Haus.

Neu gelegtes Linoleum ſollte man immer wichſen und wie einen Parkettboden behandeln, womöglich jeden Tag mit einem wollenen Tuch trocken abreiben und einmal wöchentlich tüchtig bürſten. Um den Boden wieder hell und klar zu bekommen, bürſtet man ihn alle paar Wochen mit einer Seifenbrühe auf und wichſt ihn nachher ein. Älteres abgetretenes Linoleum dagegen wird jeden Tag aufgewaſchen und manchmal nach tüchtiger Reinigung mit warmem Leinöl eingerieben. Hellgrundigem Linoleum iſt immer der Vorzug zu geben, weil das dunkle Schmutz und Staub viel ſichtbarer werden läßt. **F. R. in St.**

Recht häufig verwirrt ſich der Bindfaden, wenn man ein friſches Knäul unachtſam öffnet. Es iſt praktiſch, dasſelbe von vornherein in eine Umhüllung zu ſtecken, um den Faden ſtets aus der Mitte heraus ziehen zu können. Für den Hausgebrauch empfiehlt es ſich, das Knäuel in feſtes gelbes Papier einzuſchlagen, oben und unten das Überſtehende zuſammenzufaſſen, zuzubinden und den Bindfaden heraus zu ziehen. Das Ganze wird mit einer Schlinge in der Speiſekammer aufgehängt und der Faden wird ſich nie verwirren. **E. Köhnemann.**

Toilette.

Die ſchätzbare Einſendung in Nr. 13, Blatt 3, Jahrgang 1893 des Frauen-Daheim: „Welche Farbe ſoll Zahnpulver haben?“ bezeichnet die früher allgemein empfohlene Lindenkohle wohl nicht mit Recht als ſchädlich und verwerflich. Staubfein wie die Kohle überall jetzt leicht zu haben iſt und chemiſch höchſt indifferent, vermag ſie keineswegs die Zähne und die zarte Innenhaut anzugreifen, wohl aber infolge ihrer großen Poröſität alle hier in Betracht kommenden Zerſetzungsſtoffe ſofort unmittelbar in ſich aufzunehmen und dadurch nicht nur zur Erhaltung der Zähne beizutragen, ſondern auch den Krankheitskeimen, die ſo leicht im Munde ſich anſiedeln, den Nährboden zu entziehen. Man wähle Kohlenpulver ohne Beimiſchungen, da ſolche teils das Wohlgefühl der Reinheit des Mundes aufheben, teils durch die Wirkſamkeit der Kohle Einlagerung extraktiver Stoffe beeinträchtigen. **R.**

Für die Küche.

Leberklöße (für 8 Perſonen). Acht altgebackene Semmeln werden in feine Scheibchen geſchnitten, mit einem Schoppen heißer Milch oder Waſſer übergoſſen; die Flüſſigkeit muß ganz aufgeſaugt werden. Zwiebeln, Peterſilie nebſt einigen Händen rohem Spinat werden fein gewiegt, in einem großen Stück Butter gedämpft, mit den Semmeln verrührt; ferner 8—9 Eier, Salz, Muskatnuß und ein Pfund gehäutelte, fein gehackte oder auf dem Reibeiſen geriebene Kalbsleber damit vermengt. Die Maſſe darf etwas naß ſein, nötigenfalls nimmt man geriebenes Weckmehl oder weißes Mehl, wenn das Probeklößchen zerfallen ſollte. Die Klöße werden in kochendem Salzwaſſer geſotten und mit in Butter geröſtetem Brot geſchmälzt.

Fleiſchkuchen. Vier Semmeln werden in Waſſer geweicht, ausgedrückt und zerpflückt, dann nimmt man ½—¾ Pfd. übriges Ochſen- oder Kalbfleiſch, etwas Speck oder Schinken, Zwiebeln, Peterſilie — alles fein gewiegt, — nebſt einem Stück zerſchmolzener Butter, Salz und Muskatnuß und 4—5 Eier dazu. In einer flachen Pfanne wird Butterſchmalz heiß gemacht, die Maſſe eingefüllt und auf beiden Seiten braun gebacken. Wird mit Kartoffelſalat zu Tiſch gegeben. — Will man lieber eine Butterſauce, mit Eigelb abgezogen, dazu reichen, ſo backt man die Maſſe in einem mit Butter beſtrichenen kleinen Kuchenblech im Backofen. Als Gemüſebeilage formt man mit geſtoßenem Weckmehl kleine Würſtchen, welche auf allen Seiten ſchön braun gebacken werden.

F. R.

Frage.

45) Wo und zu welchem Preiſe bekommt man wohl Selfkant (Selwand) zum Flechten von Teppichen? Für recht baldige freundliche Auskunft wäre ſehr dankbar

Eine eifrige Bazar-Arbeiterin.

Auskunft.

Fr. 31. An J. Y. Das Gedicht lautet:

Kein Kind im Haus!

„Kein Kind im Haus!“ Ich weiß, es ſind
Die Stuben alle blank und rein,
Kein Spielzeug liegt herum — kein Ball,
Kein Kreiſel oder Baugeſtein.

Kein Fingerſtrich die Scheiben malt,
Kein Stuhl zerkratzt, kein Gang blockiert,
Soldaten, ob von Holz, ob Blei,
In keinem Zimmer aufmarſchiert.

Nicht kleine Strümpfe liegen da
Zum Stopfen ſorgſam abgezählt,
Kein Haufen Kinderwäſche gar,
Kein Schuhchen, dem die Sohle fehlt.

Nicht nötigt man die kleine Schar,
Zum Lernen oder zum Gebet,
Kein Händchen gibts zu waſchen und
Kein Mäulchen, das „Erzähl' mir!“ fleht.

Kein Kindername grüßt das Ohr,
Wie „Herzchen“, „Schatz“ und „kleine Maus“,
Kein Jubelſchrei, kein Kichern ſelbſt
Bei Luſt und Spiel — „kein Kind im Haus!“

Mitgeteilt von **A. W. Äſingen.**

(Zu Nr. 21.)

Seit Dampf und Radwerk uns bedienen,
Fliegt jedes Werk. — Die Zeit fliegt mit.

Die Kunſt nur kennt noch keine Maſchinen,
Sie ſchafft noch langſam, Schritt für Schritt.

In der Geneſung.

Geneſung — dies köſtliche Wort — für die wiedergeſundende Mutter und Hausfrau iſt es nicht ohne bitteren Beigeſchmack. Ja, ich möchte behaupten, daß es oft eine ſchwere Zeit iſt, für die ſie ſich in der Stille des Krankenzimmers gewiſſermaßen waffnen muß. War es ihr vergönnt, in treuer, umſichtiger Pflege zu walten, ſo trüben vielleicht wenige oder keine Schatten ihr Glück, ihr Weg zurück in das Alltagsleben iſt geebnet. Aber nicht jede unſerer Mitſchweſtern in kleinen, beſcheidenen Verhältniſſen genießt dieſen Vorzug, für manchen Haushalt war die Mutter die einzige treibende Kraft im Werk, die Räder kamen ins Stocken, ſtanden ſtellenweis ſtill, ſo lange ſie fehlte. In der Zeit der ernſten, großen Sorge ruhten die kleinlich erſcheinenden Alltagsſorgen, nun tritt das gewöhnliche Leben in ſein Recht, doppelt anſpruchsvoll vielleicht! Auf der Höhe der Krankheit war die Hausfrau auch im übrigen auf der Höhe, entrückt den Wirren des Tageslaufes; die müden Gedanken ließen ſich ſo gern einſchläfern durch die Mahnungen der Liebe: „Sorge dich nicht, kümmere dich um nichts, es geht ganz gut ohne dich.“ Umgeben von der Liebe und Rückſicht der Ihrigen, war die Kranke der fürſorgenden Liebespflichten enthoben, die ſie zuvor für alle zu haben gewöhnt war, mit Preis und Dank war ſie ſich, in die Stille geführt, ihres ganzen Glückes bewußt geworden, mit Preis und Dank nahm ſie es, geneſend, als ein neues Gnadengeſchenk aus Gottes Hand. Ja, ſie war auf der Höhe — — und nun muß ſie Schritt für Schritt herabſteigen in die Alltäglichkeit, in ihren Wirkungskreis! Und mancher Stein liegt auf dieſem Wege, ſie findet vielerlei, was ſie verſtimmt und drückt, ſie ſieht die eingeriſſenen Übelſtände, ſie merkt, was ihr bisher aus Schonung verhehlt worden. Vielleicht ſind die ſchönſten ihrer Blumen verdorrt oder erfroren, in Wirtſchafts- und Vorratsräumen entdeckt ſie Schäden, manche Nachfrage fördert eine unliebſame Antwort heraus, wertvolle Stücke an Wäſche, Betten, Geſchirr ſind verdorben, die Kinder haben nicht die nötige Erziehung und Pflege gehabt, die Krankheit hat eine große Lücke ins Monatsgeld geriſſen; o, wer könnte ſie aufzählen, die tauſend Unannehmlichkeiten, die treue Hausfrauenſorge zu vermeiden weiß, die unter ungeübten Händen ſofort entſtehen! Mit friſcher Kraft möchten ſie vielleicht bald überwunden werden, aber der Geneſenden fehlt die Spannkraft von Geiſt und Körper noch, ſie regt ſich auf. Der Arzt empfiehlt die größte Schonung der ſchwachen Nerven; nicht alle Hausfrauen verſtehen, auf dieſelben Rückſicht zu nehmen, man fühlt, daß man für reizbar und unliebenswürdig, von den ſtellvertretenden Arbeitskräften, welche glaubten, ihr Möglichſtes geleiſtet zu haben, für undankbar und anſpruchsvoll gehalten wird. Man ſieht, es muß durchaus wieder anders werden, aber wann und durch wen? Ja, man möchte wieder in die friedliche Stille ſeines Krankenzimmers flüchten, wie der Strauß den Kopf in den Buſch ſtecken. Und dabei empfindet man es als Unrecht, nicht dankbar, genug zuſſein — iſt man doch in der Geneſung! Durfte ich nicht von Waffen ſprechen, mit denen man den Anſprüchen der Geneſung entgegen treten ſolle? Man muß dieſelben ſich erbitten aus der oberen Rüſtkammer, vor allem: „Geduld iſt euch von nöten!“ Der Engel der Geduld, der uns auf allen unſern Wegen begleiten ſollte, iſt uns nie nötiger, als in dieſem Falle, er muß uns helfen, den Freudenbecher der Geneſung zu leeren, ohne ihn uns durch bittre Tropfen oder nur Tröpflein verbittern zu laſſen.

Johanna.

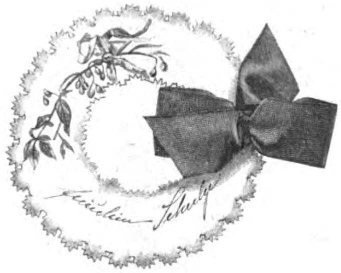


Abb. 1.

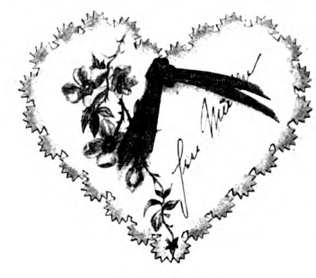


Abb. 2.

Neue Tiſchkarten.

(Siehe die Abbildungen.)

Die hübſcheſten und billigſten Tiſchkarten fertigt man ſich ſelbſt folgendermaßen: Aus gelblichem, lachsfarbenem oder grünlichem Karton werden Ringe oder Herzen, doppelt ſo hoch und breit wie die Vorlage, geſchnitten und am Rande ausgeſchlagen. Jeder Sattler beſorgt dies, falls man ſelbſt keine Punze beſitzt. Nun bemalt man die Kärtchen mit einem flotten Blumenzweig und ſchmückt ſie mit kleinen paſſenden Schleifen. Ein Platz für den Namen bleibt natürlich frei. Eine Tafel, deren Plätze abwechſelnd mit ſolchen Herzen und Ringen geſchmückt ſind, — etwa in Lachs- und Reſedafarbe, ſieht reizend aus.

Praktiſcher Wink für Italien-Reiſende.

Mit gar zu kleinen Schritten kommt manchem ungeduldigen Naturſchwärmer der deutſche Frühling heran. Glücklich, wer dem Lenz entgegenreiſen, wer jetzt ausfliegen kann nach dem Süden. Die Zeit für die Italien-Zugvögel iſt wieder da. Sie wenden den letzten Schneeſchauern den Rücken und wenden das Geſicht dem Land der Sonne und des Geſanges zu — Italien. Nach dem poetiſchen Anfang wird niemand ein praktiſches Ende erwarten, und doch iſt es recht eigentlich des „Pudels Kern.“ Die Zugvögel ſind nicht nur vogelfrei, ſondern auch gepäckfrei, und das bedeutet für ein Reiſe durch Italien beträchtliche Erſparnis, um die ſie mancher Menſch beneiden kann. Schweizer und italieniſche Bahnen gewähren kein Freigepäck; Paſſagiergut iſt ſo koſtſpielig, daß einem Reiſenden, der ſich für Monate mit Kleidung, Wäſche, Schuhzeug 2c. verſehen hat, leicht das Gepäck mehr, wie ſeine perſönliche Beförderung koſtet. Da iſt es ratſamer und billiger, die Koffer als Fracht oder Eilgut vorausgehen zu laſſen, aber dabei iſt Vorſicht geboten, wie mich perſönliche Erfahrung gelehrt. Ich habe von Dresden bis Genua einen eiſenbeſchlagenen Koffer per Eilgut vorausgeſandt, die zwei verſchiedenen, feſten Schlöſſer geprüft, geſchloſſen und die Schlüſſel an mich genommen. Glücklicherweiſe vertraue ich Schmuckſachen nie dem Koffer an, ſondern trage ſie in einer Handtaſche bei mir, ſonſt wären ſie mir diesmal unwiederbringlich verloren geweſen. Mein Gepäck wurde mir in Genua eingehändigt, Koffer, wie Schlöſſer waren äußerlich unverſehrt; aber beim Öffnen — welche Revolution im Innern, ein Durcheinander, das ſofort fremde Einmiſchung verriet! Zum Glück waren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nur Damenkleider-, Hüte, Handſchuhe ꝛc. in dem betreffenden Koffer, das die Diebe nicht zu verwerten wußten; einen Ledergürtel, goldne Boutons aus einer Blouſe, Manſchettenknöpfe hatten ſie entwendet, die Sachen waren offenbar mit Bedacht durchforſcht worden, ſogar die Briefmappe war erbrochen, das Schloß gewaltſam geöffnet worden, auf der vergeblichen Suche nach Wertpapieren; die Briefe lagen in allen Ecken des Koffers verſtreut. Ähnlich erging es zu gleicher Zeit einer engliſchen Dame, und ich hörte im Verlauf der Reiſe noch von wiederholten Fällen, wo Frachtgut geſtohlen, Wertſachen und Schmuckſtücke unwiederbringlich verloren waren. Es iſt darum dringend zu raten, per Fracht nach Italien geſandte Koffer und Reiſekörbe nicht nur feſt zu ſchließen, ſondern vor allem mit dicken Stricken zu verſchnüren, die an den Knoten und Endpunkten groß und auffallend verſiegelt ſind. Es iſt das einzige Mittel zum Selbſtſchutz des reiſenden Publikums. **L. B.**

Vortrag zum Polterabend eines langjährigen Corps-Studenten.

Eine Verwandte des Bräutigams hat aus Mützen, Cereviskäppchen, Bändern u. ſ. w. ein Kiſſen für denſelben und einen Pompadour für die Braut gearbeitet Die geſperrten Zeilen ergeben den erſten Vers des bekannten Studentenliedes.

Was lange währt, wird endlich gut,
Erwartet nur das Ende!
Wer iſt's, der heut nicht wohlgemut
Des Sprüchworts Wahrheit fände?
Als Richter ſitzt (der Vetter) hier,
Erdrückt von Amtsgeſchäften ſchier,
Herrſcht nächſtens ſchon im eignen Haus,
Sieht würdig wie ein Eh'mann aus,
Dem Philiſterium geweiht
Sind Nacht- und Tagesſtunden —
— O alte Burſchenherrlichkeit
Wohin biſt du geſchwunden!

Und doch, er tritt ſchon morgen ein
Aufs neu in 'ne „Verbindung“!
(Daß es die älteſte ſoll ſein,
Beruht nicht auf Erfindung!)
Kein Burſch, noch Fuchs hat ihn gekeilt,
Von ſelbſt iſt er ihr zugeeilt,
Es ſchien ihm gar kein Hindernis,
Daß drin unſtatthaft Hieb und Schmiß,
Mit Freuden zum Verzicht bereit
War er auf ſolche Wunden —
— Du kehrſt nicht wieder, goldne Zeit
So froh und ungebunden!

Wie lange iſt es nun ſchon her,
Daß er Kolleg — — geſchwänzet,
Wie lange, daß beim Fechten er
Als Sieger hat geglänzet!
In Frieden ſproßt ihm Haar und Bart,
Zerhauen nicht von Terz und Quart,
Nicht prangt er mehr in vollem Wichs,
Von Knipp und Bummel merk ich nix.
Des Katers graues Schreckensbild,
Der Hering als ein Tröſter mild —
— Vergebens ſpäh ich hin und her,
Ich finde ihre Spur nicht mehr!

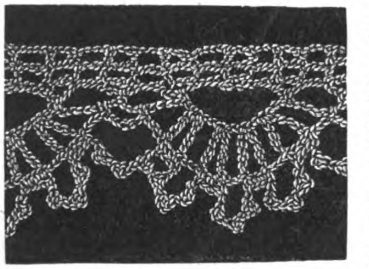
Entſchloſſen biſt du, unters Joch
Des Ehſtands dich zu beugen;
Begleiten ſollen dich jedoch
Der Burſchenjahre Zeugen!
Zuſammen hab' ich ſie geſtrickt,
Die einſt dir Bruſt und Haupt geſchmückt:
Studieren mußt'ſt du manches Jahr,
Bis alles dies beiſammen war
Zu nutze dir und deiner Braut!
Wehmütig drauf dein Auge ſchaut —
— O Jerum Jerum Jerum
O quae mutatio rerum!

Nehmt Kiſſen denn und Pompadour
Aus Bändern und aus Mützen,
Indem ich's biete, wünſch' ich nur
(Zum Bräutigam) Daß du nie mögſt drauf ſtützen
Dein Haupt voll Sorg', und ſollt es ſein,
So mögen dir die Geiſterlein,
Die drin gebannet bleiben,
Die Grillen raſch vertreiben.
(Zur Braut) Dir ſei dies feſtgefügte Band,
Wenn du mein Täſchlein nimmſt zur Hand,
Ein holdes, freundliches Symbol — —
Damit empfehl' ich mich — lebt wohl!

Anna Ecke.

Für Schwerhörige.

Oft iſt an dieſer Stelle ſchon nach der Brauchbarkeit dieſes und jenes Hörrohrs gefragt worden. Das Hörrohr iſt eine gewiß treffliche Erfindung, aber daß es den Schwerhörigen je dieſelben oder ähnliche Dienſte leiſten könnte, wie die Brillen den Kurz-, Weit- oder Schwachſichtigen, iſt leider ausgeſchloſſen. Dringend möchte ich die Schwerhörigen und Ertaubten auf eine andere Erleichterung, auf die Abſehkunſt hinweiſen, welche zuvörderſt geeignet iſt, die beklagenswerte Lage der Gehörleidenden zu verbeſſern und dieſelben vor Vereinſamung inmitten der hörenden Menſchheit zu bewahren. Es iſt dieſe Kunſt — im weiteren Sinne — durchaus nichts „Neues“ und nur etwa einzelnen beſonders dazu veranlagten intelligenten Taubſtummen Erringbares; denn wir alle haben in früheſter Kindheit die Sprache von unſerer ſprechenden Umgebung ebenſowohl abgeſehen, als abgehört, und jede Mutter wird beim Sprechenlernen ihrer Kleinen bemerken, daß dieſelben den vorſprechenden Mund ſcharf ins Auge faſſen, alſo abſehen und dann die Nachbildung des Wahrgenommenen verſuchen. Mit Zunahme der Sprachfertigkeit tritt allerdings bei dem Kinde das Abſehen gegen das Abhören mehr und mehr zurück, verſchwindet jedoch auch in ſpäteren Jahren nie ganz, wie jeder an ſich ſelbſt erfahren kann, wenn er einen Vortrag an hört. Je mehr es dem Zuhörer möglich iſt, den Vortragenden von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, mit ſeinen Augen, wie man zu ſagen pflegt, an den Lippen des Redners zu hängen, mit deſto größerem Intereſſe wird er dem Vortrage folgen, „in den Mienen, in der Haltung und Geſtikulation des Sprechenden liegt etwas Erklärendes, Erregendes, Beſtimmendes.“ (Hill). Das Abſehen im engeren Sinne, die Kunſt nur durch das Auge, durch ſcharfes Beobachten der Lippen, der Geſichtsmuskeln des Sprechenden, Geſprochenes aufzufaſſen, von den Lippen abzuleſen, wie man gewöhnlich ſagt, iſt nun allerdings ausſchließlich Tauben und Schwerhörigen eigentümlich, wird von dieſen bis zu einem gewiſſen Grade nicht ſelten ohne irgendwelche Anleitung und ohne Lehrer erlernt und von vielen unbewußt geübt, erfordert jedoch, um zur Virtuoſität geſteigert zu werden, ſorgfältige Anleitung und fleißige Übung. Die Möglichkeit des Abſehens beruht darauf, daß jeder Sprachlaut eine eigentümliche Stellung, bezw. Bewegung der Sprachorgane erfordert, daß die meiſten dieſer Stellungen und Bewegungen ganz oder doch teilweiſe mit den Augen wahrzunehmen und zu unterſcheiden ſind, und daß die wenigen nicht deutlich wahrnehmbaren Laute und Lautelemente von geübten Abſehern leicht ergänzt werden können, wie ja auch undeutliche oder fehlende Buchſtabenformen fertigen Leſern beim Leſen kein Hindernis bieten. Die Taubſtummen erlernen die Abſehkunſt in den Anſtalten im Artikulations- und Sprachunterrichte gleichzeitig mit den übrigen Fertigkeiten, dem Sprechen, dem Schreiben und dem Leſen, da jeder Sprachlaut von den Kindern abgeſehen (bezw. abgefühlt), geſprochen, geſchrieben und endlich geleſen werden muß. Ein eigentlicher Abſehunterricht findet ſich in den meiſten Taubſtummen-Schulen nicht, wenn auch mit ſolchen Schülern, welche erſt in ſpäteren Jahren ertaubt ſind und ſchon andere Schulen beſucht haben, eine Zeit lang beſonders Abſehübungen betrieben werden. Durch zwei in den letzten Jahren erſchienene Schriften über das Abſehen. „P. Fiſcher, der Abſehunterricht mit Schwerhörigen und Ertaubten. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Guſtav Prior)“ und „J. Müller, das Abſehen der Schwerhörigen. Hamburg (Hanſaplatz 2) Selbſtverlag des Verfaſſers,“ ſind erſt weitere Kreiſe auf die Abſehkunſt aufmerkſam geworden. Beide, von der Preſſe — auch ſpeziell der Fachpreſſe des Taubſtummen-Unterrichts — günſtig beurteilten Werke, verdienen nicht nur das wärmſte Intereſſe aller Schwerhörigen und Ertaubten, ſondern ſollten auch von allen, welche durch ihren Beruf mit Gehörleidenden in Berührung kommen oder in ihrem Verwandten- oder Bekanntenkreiſe ſolche haben, geleſen werden. Die erwähnten Schriften geben unter anderem Aufſchluß über das Weſen der Abſehkunſt, entwickeln die Grundſätze, nach denen ſich der Abſehunterricht mit Schwerhörigen und Ertaubten — abweichend von dem Unterrichte der Taubſtummen — zu geſtalten hat und bringen zugleich Übungen zur Erlangung der Abſehfertigkeit. Selbſtverſtändlich können derartige Bücher nie den Lehrer erſetzen, es kann vielmehr allen Gehörleidenden nicht dringend genug geraten werden, einen Abſehkurſus durchzumachen, um ſo auf dem ſchnellſten und ſicherſten Wege in den Beſitz dieſer für ſie ſo überaus wertvollen Fertigkeit zu gelangen. Einzelunterricht iſt hier weniger zu empfehlen, da hierbei der Abſehſchüler ja immer nur von einem Munde abzuſehen Gelegenheit hat, während in einem Abſehkurſus jeder Teilnehmer gezwungen iſt, nicht nur vom Lehrer, ſondern auch von ſämtlichen Mitſchülern abzuſehen. Indem wir ſchließlich noch bemerken, daß Herrr J. Müller ſeit einigen Jahren in Hamburg mit beſtem Erfolge eine Anſtalt für Schwerhörige leitet und auch in Wien und Berlin Abſehkurſe eingerichtet hat, ſchließen wir mit dem Wunſche des Verfaſſers der erſtgenannten Broſchüre: „Möchten die Gehörleiden den mehr und mehr zu der Einſicht gelangen, daß die Abſehfertigkeit, wenn dieſelbe auch nicht imſtande iſt, den verlorenen oder getrübten Sinn zu erſetzen, mindeſtens eine nicht zu verachtende Krücke ſein kann, welche den, der ſie zu gebrauchen verſteht, weit beſſer ſtützt, als das beſte Hörrohr der Welt, und möchten viele Menſchenfreunde ſich bereit finden, den Ertaubten und Schwerhörigen bei Anſchaffung dieſer Krücke behilflich zu ſein.“ **Eine Schwerhörige.**


Gehäkelte Spitze.

Handarbeit.

(S. Abb.)

Gehäkelte Spitze, Nachahmung einer alten Klöppelſpitze. Der einfache Stäbchenrand wird zuerſt quer gearbeitet, dann die Bogen in drei Reihen der Länge nach angehäkelt. Man ſchlägt 9 Luftmaſchen an, wendet und häkelt in die 5tletzte 1 Stäbchen, 1 Lſtm., 1 St., 1 Lſtm., 1 St. ● 2te Reihe: 4 Lſtm,, 1 St. auf das vorletzte St. der vorigen Reihe, 1 Lſtm., 1 St. 3. Reihe: 4 Lſtm. 1 St. ins letzte St. der vorigen Reihe, 1 Lſtm., 1 St., 1 Lſtm., 1 St. von ● wiederholt u. ſ. f. Zu den Bogen häkelt man 1 f. M. in den erſten kleinen Lſtmbogen am oberen Rand des Spitzchens ein, ✤ 10 Lſtm , 1 f. M. in den dritten kleinen Bogen, 7 Lſtm. 1 f. M. in den vierten kleinen Bogen, 7 Lſtm., 1 f. M. in den nächſten kleinen Bogen von ✤ wiederholt. 2 Reihe: 1 Doppelſtäbchen in die erſte Lſtm. der vorigen Reihe. ✱ 3 Lſtm., 2 durch 2 Lſtm. getrennte Doppelſtäbchen in die 3te Lſtm., 2 Lſtm., 2 durch 2 Lſtm. getr. Doppelſt. in die 5te Lſtm., 2 Lſtm., 2 durch 2 Lſtm. getr. Doppelſt. in die 7te Lſtm., 2 Lſtm., 2 durch 2 Lſtm. getr. Doppelſt. in die 9te Lſtm, 3 Lſtm., 1 f. M. in die erſten 7 Lſtm. der vorigen Reihe, 5 Lſtm., 1 f. M. in die nächſten 7 Lſtm., von ✱ wiederholt. 3te Reihe: ·:· 4 f. M. auf das erſte Doppelſtäbchenpaar der vorigen Reihe, 3 aus je 3 Lſtm. beſtehende feſt aneinandergeſchloſſene Pikots, 4 f. M. auf das zweite Doppelſtäbchenpaar, 3 Picots, 4 f. M. auf das dritte Stäbchenpaar, 3 Picots, 4 f. M. auf das 4te Stäbchenpaar; 1 Lſtm., 3 Pitots, 1 Lſtm., von ·:· wiederholt. Aus Leinengarn oder Seide gearbeitet, iſt dieſe Spitze ein wirkungsvoller Beſatz für feine kleine Deckchen, Kragen oder dergl.

X. in K.

Frage 35. Ein Decke für Ihre Eltern zur Silberhochzeit wollen Sie fertigen? Am paſſendſten iſt eine ſolche von dunkelblauem oder gensdarmenblauem Tuch, auf welcher in der Mitte ein großer ſilberner Myrtenkranz mit Silberfaden geſtickt wird, indeſſen Mittelpunkt der Datum der ſilbernen und grünen Hochzeit mit der Spruchſtelle des Trautextes eingeſtickt iſt. In einem Zipfel der Decke befindet ſich das verſchlungene Monogramm des Ehepaares. Wunderſchön iſt ferner eine Spruchdecke. Man wählt ſiein irgend einer Farbe, welche zu den Möbeln paßt und der zugleich Silberſtickerei ſich gut ausnimmt — blau iſt immer ſchön, auch roter Plüſch, auf den ja jetzt auch mit Silber geſtickt wird. Über die ganze Breite der Decke zieht ſich in gotiſchen Buchſtaben ein ſchöner Spruch, z. B.:

Heut Silberkranz,
Einſt Goldes-Glanz.

Hierzu müſſen ſilberne Myrten den Tiſchteppich durchweben. Möchten Sie vielleicht außer der ſchönen Prunkdecke noch eine einfache Erinnerungsdecke an den Silberhochzeitstag fertigen? Sie kaufen ein großes Stück rehbraunen oder hellblauen Tuches, verſehen es mit bunter Schnur und Bommeln oder Pompons und legen es am Silberhochzeitstage mit auf den Putztiſch. Sind die Gäſte verſammelt, ſo nehmen ſie etliche weiche Bleiſtifte und bitten die Geſellſchaft irgend etwas, ſtets aber auch den Namen, auf die Decke zu ſchreiben. — Das

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Jubelpaar ſelbſt muß ſchreiben „An unſerm Silberhochzeitstag,“ Namen und Datum; von Ihnen wird dann alles in lauter verſchiedenen Seidenfaden ſchön nachgeſtickt. Dieſe Arbeit nach der Silberhochzeit wirft noch ein ſchönes Licht auf das vergangene Feſt, das ſo viel Freude bereitete. Die fertige Decke bietet, wie ja auch ſchon von anderen Namendecken im Daheim erwähnt wurde, einen hübſchen Zimmerſchmuck dar. Eheleute ſchreiben darauf ihre Namen und zwar kreuzweiſe, was nett ausſieht und die Zuſammengehörigkeit der beiden Glücklichen verſinnbildlicht.

L. v. R.-P.-G.

Für die Küche.

Zubereitung der Seezunge. — Die Seezunge, nebſt dem Steinbutt einer der feinſten Seefiſche, iſt nur im völlig friſchen Zuſtande zu kaufen, da gerade Seezungen die Feinheit ihres Geſchmackes völlig einbüßen, wenn ſie zu abgelegen ſind. Am beſten ſind ſie in den Monaten März bis Ende Oktober und die mittelgroßen Fiſche am wohlſchmeckendſten. Außer gekochter und gebackener Seezunge, deren Zubereitungsweiſen, allen Leſerinnen bekannt ſein werden, mögen folgende Seezungen-Gerichte als beſonders wohlſchmeckend empfohlen werden.

Seezungen mit Sammetbeiguß. Nachdem man die vorbereiteten Zungen einige Minuten in ſiedendem Salzwaſſer gekocht, legt man ſie nach dem Abtropfen in eine Kaſſerolle und übergießt ſie mit ſüßer Sahne, ſo daß ſie knapp bedeckt ſind. Man würzt die Fiſche mit etwas Citronenſchale, Pfeffer, Muskatblüte und Salz und dünſtet ſie in fünf Minuten gar. Darauf legt man ſie auf eine heiße Schüſſel, verdickt den Rahm mit Kartoffelmehl, ſchärft ihn mit etwas Citronenſaft und übergießt den Fiſch mit dem Beiguß.

Normänniſche Seezungen. Eine tiefe Schüſſel beſtreicht man mit Butter, beſtreut ſie mit feinen Kräutern, gehackten Champignons, Cholotten und geriebenem Weißbrot und legt in Stücke geteilte entgrätete Seezungen hinein. Die obere Schicht wird mit Butterſtücken belegt, mit Reibbrot bedeckt und mit einem Glaſe Weißwein, ½ Theelöffel aufgelöſten Liebigſchen Fleiſchextrakt, einem Theelöffel Champignonſoia übergoſſen. Das Ganze bäckt man etwa 45 Minuten in guter Hitze.

Seezungenrollen. Die Fiſche werden wie in voriger Anweiſung vorbereitet. Die Scheiben beſtreicht man mit einer pikanten Kalbfleiſchfülle (in jedem Kochbuch angegeben!), rollt ſie zuſammen und umbindet ſie mit feinem Faden. Die Rollen werden in Butter gedünſtet; ſind ſie faſt gar, ſo fügt man einen Theelöffel aufgelöſten Fleiſchextrakt bei, gießt den Saft einer halben Citrone (oder 2½ Gramm Naumanns Citronenſaftextrakt) hinzu und dämpft die Rollen völlig weich. Die Brühe verdickt man mit Buttermehl, verkocht ein Stückchen Krebsbutter in derſelben und reicht ſie als Beiguß zu der Rollen.

Seezungenfrikaſſée. Nachdem man die Fiſche nach den vorigen Anweiſungen vorbereitet, ſalzt man die Scheiben etwa eine Stunde und dämpft ſie in Butter halb weich. Dann fügt man eine Taſſe Fleiſchbrühe, einen Löffel Reibbrot, weißen Pfeffer, Muskatblüte und Citronenſcheiben hinzu und dünſtet die Scheiben gar. Sehr verfeinern kann man das Frikaſſée durch Hinzufügen von Kalbsmilchwürfeln, Champignous und Klößchen, den Beiguß kann man noch mit Portwein nnd Krebsbutter würzen und die Schüſſel mit einem Blätterteigrande umgeben.

L. H.

Auskunft.

Spruch für eine Schreibmappe.

(Briefkaſten Nr. 15).

Auch im geſchrieb’nen Wort
Ruht ſtill ein Segenshort.

Eliſabeth Kolbe.

Frau A. M. in H. In betreff der Anfrage in Nr. 15 des Frauen-Daheim geſtatte ich mir auf den Lampenkochapparat hinzuweiſen, welchen die Firma J. Skop, Berlin C, Brüderſtraße 12 verſendet. Ich benutze denſelben in den Wintertagen des Morgens und das ganze Jahr hindurch des Abends, um Kaffee, Thee oder Suppe über meiner kleinen Petroleumlampe zu kochen, auch leichte Gerichte verſchiedener Art zuzubereiten, z. B. Beefſteak, Omelette u. ſ. w. Der Apparat, der vom Kaiſerlichen Patentamt gegen Nachahmung geſchützt iſt, iſt ſo einfach und praktiſch, daß etwas Beſſeres wohl kaum exiſtieren kann. — Das Brennmaterial für denſelben koſtet *nichts*, da die Petroleumlampe eben die nötige Wärme liefert und dabei in keiner Weiſe leidet; es tritt weder ein Rußen ein, noch macht ſich irgend welcher unangenehme Geruch bemerkbar. Der Apparat iſt ein Stück, welches in keinem Haushalt fehlen ſollte. Der Preis desſelben iſt nur 2 Mrk., ich erhielt ihn gegen Einſendung von Mk. 2,50 franko zugeſandt.

Frau Margarethe St. in Mühlhauſen.

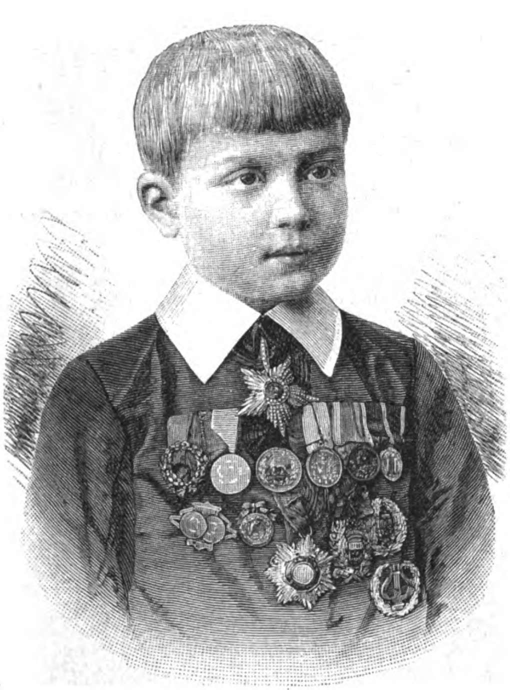
Auf die Anfrage einer „Hilfloſen Hausfrau in Bielefeld“ in Nr. 18 des Daheim die Antwort, daß die Apotheke in Mierunsken, Oſtpreußen, einen ganz vorzüglichen und verhältnismäßig nicht teuern Honigkuchen (gewöhnlich in Zehnpfundpacketen) verſendet.

Freundin des Daheim und guter Honigkuchen.

Hausmuſik.

Raoul Koczalski.

Raoul Koczalski iſt das größte muſikaliſche Wunder unſeres Jahrhunderts. Das unvergleichliche Genie des Knaben Mozart, dem einſt Könige und Fürſten und das halbe Europa Beifall klatſchten, ſcheint in Raoul Koczalski ſeine Auferſtehung gefeiert zu haben. Der kleine Raoul wurde als der Sohn eines Rechtsgelehrten am 3. Januar 1885 in Warſchau geboren. Als das Kind kaum auf ſeinen Beinchen ſich aufrecht zu halten vermochte, taſtete es ſchon nach dem Klavier, und im Alter von drei Jahren trat ſein Tonſinn mit erſtaunlicher Energie zu Tage: „das Wurm“ ſuchte ſich die Melodien aus dem Gounodſchen Fauſt auf den Taſten zuſammen und zwar mit ſolcher Sicherheit, daß die Mutter, die ſelbſt eine treffliche Klavierkünſtlerin geweſen, keinen Augenblick länger zögerte, ihrem gottbegnadeten Kinde geregelten Unterricht zu erteilen. Und das Wunderbare geſchah: Koczalski gab mit vier Jahren ſein erſtes Konzert. Dieſes Konzert hatte ſeine eigene Vorgeſchichte. Als 1888 eine Ausſtellung muſikaliſchen Charakters in Warſchau ſtattfand, begab ſich auch der kleine Raoul in Begleitung eines Journaliſten in das Ausſtellungsgebäude. Die einzelnen Gruppen der muſikaliſchen Tonwerkzeuge vermochten die Aufmerkſamkeit des Kindes kaum zu feſſeln; als aber ſein Blick auf die in größerer Anzahl vorhandenen Flügel fiel, da leuchtete es freudig aus ſeinen großen Augen. Mit unfehlbarem Inſtinkt hatte es die ſchönſten und klangvollſten Inſtrumente ausfindig gemacht und ſpielte nun vor ihnen erſt ſtehend, wobei ſein Köpfchen kaum über die Klaviatur emporragte, dann wurde dem Kleinen ein Seſſel untergeſchoben. Die Vorübergehenden bleiben erſtaunt ſtehen, als ſie den Knirps da frei aus dem Kopfe phantaſieren hören; ihre Anzahl wird groß und größer, und endlich machen ſich ihre Empfindungen in lebhafteſtem Beifall Luft. Und der Kleine wird nicht müde, immer wieder von neuem zu phantaſieren, wobei ihn die umdrängende Menge der Zuhörer nicht im geringſten zu beläſtigen ſchien. Am nächſten Tage ſprach ganz Warſchau von nichts anderem als von Raoul Koczalski und ſeinem Staunen erregenden Klavierſpiel. Man beſtürmt den Vater, den Jungen in einem Wohlthätigkeitskonzerte auftreten zu laſſen. Dies geſchieht und damit war das Schickſal der nächſten Lebensjahre des kleinen Virtuoſen beſiegelt. Koczalski unternahm faſt in demſelben Alter wie Mozart ſeine erſte große Kunſtreiſe: ſie führte ihn nach Petersburg, wo einer der hervorragendſten ruſſiſchen Komponiſten, Peter Tſchaikowsky, von ihm ſich entzücken ließ; von Petersburg ging es nach dem Orient, woher Raoul ruhmbedeckt nach Lemberg zurückkehrte, wo er einige Zeit hindurch Unterricht bei Ludwig Marek, einem Schüler Liſzts, nahm. 1889 reiſte Koczalski zur Weltausſtellung nach Paris, wo ihm außerordentliche Lorbeeren und der Beifall hervorragender Meiſter blühten. Seitdem faſt ununterbrochen auf Reiſen, hat Raoul in Frankreich, Deutſchland, Öſterreich, Rußland und im Orient ſich hören laſſen, überall Staunen und Bewunderung erweckend. Der Schah von Perſien ernannte ihn zum perſiſchen Hofpianiſten und ſetzte ihm eine lebenslängliche Rente von 3000 Franks aus. Ordensſterne und Medaillen zieren den Rock des Kleinen, und er iſt ſehr ſtolz auf ſeine Auszeichnungen. Und wie ſpielt Koczalski? Hervorragende Muſiker und gut unterrichtete Kenner haben der techniſchen, wie der muſikaliſchen Seite ſeines Spiels das höchſte Lob gezollt. In ſeinem Spiel drückt ſich vor allem muſikaliſche Seele und Muſikgenie aus. Berührt er ſich in dieſem Punkte mit dem jungen Mozart, ſo überflügelt er dieſen durch ſeine ungewöhnlich entwickelte Technik, die nicht bei jenen einfachen Aufgaben ſtehen bleibt, vor die ſich der ſechsjährige Mozart geſtellt ſah, ſondern zu den kühnen, großen Virtuoſenſtücken greift, die eine ſouveräne Beherrſchung der geſamten Klaviertechnik vorausſetzen. Koczalski ſpielt nicht nur Bach und Mozart, er ſpielt auch Beethoven, Chopin und Liſzt. Die Oktavengänge kann er freilich noch nicht ſpannen; aber die ſchwierigſten Paſſagen zaubern die kleinen Finger ſeiner rundlichen Patſchhand in tadelloſer Sauberkeit aus den Taſten hervor; in ſeiner Cantilene ſpricht ſich tiefe und wahre Empfindung aus, die in den Kraftſtellen, z. B. des F-moll-Konzertes von Chopin, mit ganz ungewöhnlicher Kraftfülle und nachdrücklichen Accenten ſich paart. Von einer beſonders ſchweren Stelle meinte er eifrig: „Dieß muß man ibben fünfhundertmal, immer, immer widder, dann kann man’s zuletzt!“ Aber nicht in dem techniſchen Vermögen liegt das Charakteriſtiſche ſeines Klavierſpiels. Denn das Techniſche iſt mehr oder weniger das Ergebnis des Fleißes, der Übung und des mechaniſchen Drills. Koczalski iſt allerdings auch ein techniſches Genie: denn ein Blick in das runde, wohlgenährte Kindergeſicht mit den vergnügten Augen und den roſigen Wangen belehrt uns, daß er’s mit dem Üben leicht nimmt; in ſeinem Spiel ſteckt denn auch in der That nichts Angelerntes, Eingebläutes. Es imponiert vielmehr durch den echten muſikaliſchen Geiſt, durch das bei einem Kinde ſeines Alters geradezu unbegreifliche Mitempfinden des ſeeliſchen Inhaltes eines Kunſtwerkes. Raoul ſpielt Chopin mit einem ſo reifen Verſtändnis, er weiß der blühenden Romantik und den Seelenſchmerzen dieſes großen Tonpoeten ein ſo ausdrucksvolles und rührendes Echo in ſeinem



Raoul Koczalski.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Spiel zu geben, daß man ſich über dieſem rätſelhaften Phänomen immer und immer wieder die Frage vorlegen möchte, welche geheimnisvolle Kraft es ſei, unter der die Seele des Knaben in Vibrationen gerät. Als Pianiſt, als ſeeliſch empfindender Künſtler darf Raoul jetzt ſchon zu den Auserleſenen ſeines Inſtrumentes gerechnet werden. Möge ihn ein gütiges Geſchick einſt alles erreichen laſſen, was das wunderbare Genie dieſes Knaben verſpricht!

Etwas über Mendelsſohn.

Mendelsſohn gehört zu den liebenswürdigſten und vornehmſten künſtleriſchen Erſcheinungen unſeres Jahrhunderts. Die Zeit, in der er auftrat, war unfruchtbar und troſtlos in politiſcher und nationaler Beziehung, und nach dem Heimgange Beethovens fehlte auch dem künſtleriſch empfindenden muſikaliſchem Deutſchland der Mittelpunkt, das Herz. Als nun inmitten dieſer Dämmerungen der Stern Mendelsſohns zu leuchten begann und in immer hellerem Glanze ſich entzündete, darf uns da noch die Thatſache überraſchen, daß dieſes neue troſtvolle Phänomen wie ein Wunder betrachtet ward, daß ganz Deutſchland dem Tonkünſtler zujauchzte, deſſen feines und elegantes Klavierſpiel die Gemüter entzückte, deſſen zierlich geformte Kompoſitionen mit raſender Eile über Deutſchland ſich verbreiteten, deſſen ſprühend geiſtreiche Natur auf alle, die ſie aus der Nähe kannten, magnetiſch wirkte? Auch hier offenbart ſich die Bedeutung des Gegenſatzes, die Kontraſtwirkung. Mendelsſohn folgte auf Beethoven. Beethoven hat in ſeinen letzten Werken einen wahren Himalaya emporgetürmt: koloſſale Gipfel, wilde, phantaſtiſch ungeheuerliche Formationen; die erſchütternde Majeſtät der in einſamer Größe bis in den Himmel ragenden neunten Symphonie, der Missa solemnis. Die guten Deutſchen kam ein Grauſen an; es wurde ihnen unheimlich auf dieſer Gebirgswanderung, deren wunderbare Horizonte man noch nicht einmal ahnte .... Und nun kam Mendelsſohn und zeigte den müden Bergſteigern ein weites, lachendes Gefild, aus dem im Sonnenſchein Wolken von Blumenduft und Glanz zu ihnen emporwallten. Sie waren hingeriſſen, entzückt.... Die Kontraſtwirkung war die denkbar größte und vollendetſte. Ganz Deutſchland lagerte ſich auf der blumigen Aue, und den ſüßen Honigtau der Mendelsſohnſchen Melodik ſchlürfte man aus den zarten Blumenkelchen ſeiner „Lieder ohne Worte“.

Überblickt man das Schaffen Mendelsſohns in ſeinem Geſamtumfange, ſo empfängt man einen ganz ſpezifiſchen Eindruck. Mendelsſohn war als Muſiker Optimiſt. Wie er ſelbſt das Leben nur von der ſonnigen Seite kennen gelernt hatte, wie ihn ſein Schickſal nur auf Roſen und Lorbeeren ſchreiten ließ, ſo kehrt auch in ſeinem geſamten muſikaliſchen Schaffen dieſer Schickſalsſchluß wieder. Die Zartheit ſeines Empfindungslebens blieb völlig ungeſtört von rauhen Zufällen. Die vier grauen Weiber, die Beethoven und dem armen Mozart ſo oft den irdiſchen Weg kreuzten, ſie wagten ſich nicht in die Nähe Mendelsſohns. Deswegen vermochte er es auch nicht, tragiſch zu empfinden, wie es Mozart und Beethoven vermochten. Deswegen ſtieg er auch nie hinab bis in die dunklen Tiefen des Grams, bis in die finſtere Region des Schmerzes. Deswegen fand er niemals jene zermalmenden Accente, wie ſie Beethoven und Mozart zur Verfügung ſtanden, wenn ſie den Schmerz malten, und deswegen hellt ſich auch bei Mendelsſohn der Schmerz, den er aus eigener Anſchauung nie gekannt, bis zur Sanftheit leiſer Melancholie auf. Schiller hat die Schweiz geſchildert, ohne ſie je geſehen zu haben; er traf ſogar in ſeinem Tell das Lokalkolorit mit überraſchender Treue. Mendelsſohn liefert das muſikaliſche Gegenſtück zu dieſer merkwürdigen Thatſache. Nur was der Künſtler erlebt hat, vermag er als Inhalt in die Formen eines Kunſtwerkes zu gießen. Tragiſche Accorde hat uns Mendelsſohn nicht gegeben; ſie lagen ſeiner Natur, ſeiner Individualität fern. Es wäre darum ungerecht und unlogiſch, ſie von ihm zu verlangen.

Mendelsſohns ganze Eigenart prägt ſich in der Muſik zu Shakeſpeares „Sommernachtstraum“ in der Taufriſche eines jungfräulichen Talentes aus. In der Romantik dieſer unvergänglichen Muſik berührt ſich Mendelsſohn mit Weber, dem Vater der deutſchen Romantik. Aber auch hier zeigt ſich der Optimiſt: Weber ſteigt hinab zu den finſtern Mächten, er beſchwor alle Geſpenſter des germaniſchen Pandämoniums. Mendelsſohn ſtrebt hinauf in den Äther: im blinkenden Mondlicht tanzen ſeine Geiſter. Die Elfenromantik iſt Mendelsſohns ureigenſte Schöpfung: hier hat er Accorde angeſchlagen, deren berückende Heimlichkeit, deren phantaſtiſche Beweglichkeit, deren maleriſche Kraft und dämmernde Farben nachher niemals übertroffen wurden. Mögen die anderen Inſtrumentalwerke Mendelsſohns im Einzelnen noch ſo viel des Schönen enthalten, mit der Sommernachtstraummuſik vermag ſich nicht eines zu meſſen. Nur in der Hebridenouvertüre fand Mendelsſohn noch einmal die volle Intuition: die ganze Größe ſeines muſikaliſchen Genius breitet ſich in ihr aus.

Bücherſchau.

Es iſt ein paar Jahre her, als in London ein Buch erſchien, das in den Kreiſen der Muſikfreunde außerordentliches Aufſehen machte. Dieſes Werk iſt nun in deutſcher Übertragung erſchienen. Es führt den ſeltſamen Titel: „Wagner, wie ich ihn kannte.“ Von Ferdinand Praeger. (Aus dem Engliſchen vom Verfaſſer übertragen; Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, Preis 5 M.). Der ſtattliche Band iſt den bemerkenswerteſten Erſcheinungen der umfangreichen Wagnerlitteratur zuzuzählen, die bisher entweder durch ſchwülſtige Verhimmelungen oder durch würdeloſe Schmähungen das Bild dieſes wahrhaft großen und genialen Mannes entſtellte. Praegers Buch wandelt auf hiſtoriſchem Pfade; es ſchildert Wagner, wie ihn der Verfaſſer, den durch mehrere Jahrzehnte hindurch ein freundſchaftliches Band an den berühmten Komponiſten feſſelte, im Laufe dieſer Zeit kennen gelernt hat. Mag ſein, daß auch das rein perſönliche, ſubjektive Moment der Beobachtung nicht immer mit dem objektiven zuſammenfalle, mag ſein, daß Ferdinand Praeger, der Menſch, R. Wagner, den Menſchen, nicht immer und überall mit völlig unparteiiſchen, durch menſchliche Schwäche nicht getrübten Augen betrachtet, ſicherlich hat uns die Ehrlichkeit des Verfaſſers nichts vorenthalten und nichts unterſchlagen, was für die Erkenntnis der Perſönlichkeit des Menſchen Wagner wichtig ſchien und als intereſſanter Beitrag zur Geſchichte des Künſtlers gelten darf. Praeger beſchönigt nichts und verhäßlicht und entſtellt nichts, was ihm im vertrauten Umgange mit Wagner an deſſen Perſönlichkeit und deſſen Art zu denken, zu fühlen und ſich mitzuteilen aufgefallen war. Er ſchildert uns Wagner, wie er ihn gekannt hat. Vieles Problematiſche kommt da zu Tage, vieles Seltſame, Abſtoßende, aber auch vieles hinreißend Schöne, vieles Rührende und Ergreifende. So zeigen uns die Kapitel, die das Verhältnis Wagners zu ſeiner erſten Frau, der guten und aufopferungsvollen Minna Planer behandeln, den Menſchen Wagner von einer ganz neuen Seite; man ſympathiſiert mit dieſer Frau ſowohl, die ihrem Gatten in den furchtbarſten Notlagen treu zur Seite geſtanden, wie mit dieſem, der von ſeiner Frau in allen außerhalb der Kunſt liegenden Dingen wie ein Kind ſich leiten läßt und für ſie ſo viel ſchöne und reine Empfindung übrig hat. Wie uns Praeger die Art Wagners zu komponieren, ſeine Freude an der Natur, ſeinen naiven, oft kindlichen Übermut, den Idealismus dieſes Mannes ſchildert, das Alles iſt überaus feſſelnd und anregend. Bei dem reichen Inhalt des Buches wünſchte man nur, daß die Überſetzung ſtellenweiſe flüſſiger und dem deutſchen Sprachgeiſte mehr angemeſſen wäre, als ſie es in Wirklichkeit iſt.

Choräle.

Ein Werk, das in hervorragendem Maße berufen iſt, zur Verſchönerung des evangeliſchen Gottesdienſtes beizutragen, indem es dem jungen, noch unerfahrenen Organiſten als treuer Führer zur Hand geht, hat Robert Linnarz herausgegeben unter dem Titel „Evangeliſches Choralbuch für Orgel oder gemiſchten Chor“ (Verlag von C. Manz in Hannover-Linden, Preis 3 M.). Das Werk enthält 116 Melodien, darunter die Perlen der kirchlichen Tonkunſt. Dadurch, daß der Herausgeber zwiſchen den einzelnen Verſen Zwiſchenſpiele angebracht und dem Schluſſe ein jederzeit dem Charakter des Chorals angemeſſenes Orgelnachſpiel hinzugefügt hat, eignen ſich dieſe Bearbeitungen hauptſächlich für junge, der muſikaliſchen Praxis noch entbehrende Kirchenmuſiker, und da der Tonſatz überall ein reiner und ſauberer iſt, ſo darf das Werk der Aufmerkſamkeit der den theoretiſchen Muſikunterricht erteilenden Seminarlehrer in erſter Linie und ſodann jedem Muſikfreunde überhaupt empfohlen werden. Auch dem Harmoniumſpieler wird es Erhebung und Erbauung gewähren.

Aus dem Tonleben.

Von der Perſönlichkeit Beethovens entwirft ſein langjähriger Freund Anton Schindler folgende Schilderung: Beethoven dürfte ſchwerlich über 5 Fuß 4 Zoll Wiener Maß gemeſſen haben. Sein Körper war gedrängt, von ſtarkem Knochenbau und kräftiger Muskulatur, ſein Kopf ungewöhnlich groß, mit langem, ſtruppigem, faſt grauem Haar bewachſen, das nicht ſelten vernachläſſigt um ſeinen Kopf hing und ihm ein etwas verwildertes Ausſehen gab, wenn noch dazu ſein Bart eine übermäßige Länge erreicht hatte, was ſehr oft der Fall war. Seine Stirn war hoch und breit; ſein braunes Auge klein, das ſich beim Lachen beinahe ganz in den Kopf verſteckte; dagegen trat es plötzlich in ungewöhnlicher Größe hervor, rollte entweder blitzend herum, den Stern faſt immer nach oben gewandt, oder es bewegte ſich gar nicht, ſtier vor ſich hinblickend, ſobald ſich irgend eine Idee ſeiner bemächtigte. Damit erhielt aber ſein ganzes Äußere ebenſo plötzlich eine auffallende Veränderung, ein ſichtbar begeiſtertes und imponierendes Anſehen, ſo zwar, daß ſich dieſe kleine Geſtalt ebenſo rieſenmäßig vor einem emporhob, wie ſein Geiſt. Dieſe Momente der plötzlichen Begeiſterung überraſchten ihn öfters in der heiterſten Geſellſchaft, aber auch auf der Straße und erregten gewöhnlich die geſpannteſte Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden. Was in ihm vorging, prägte ſich nur in ſeinem leuchtenden Auge und Geſicht aus, niemals aber geſtikulierte er weder mit dem Kopf noch mit den Händen, ausgenommen, wenn er vor dem Orcheſter ſtand. Sein Mund war gut geformt und ebenmäßig (in jüngeren Jahren ſoll die Unterlippe etwas hervorgetreten ſein). Die Naſe war breit. Sein Lächeln verbreitete über das ganze Geſicht etwas überaus Gütiges und Liebreiches, das in der Konverſation mit Fremden beſonders wohlthat, indem es ſie aufmunterte; dagegen war ſein Lachen oft übermäßig ſchallend und verzerrte das geiſtreiche und ſtark markierte Geſicht, der Kopf ſchwoll auf, das Geſicht wurde noch breiter und das Ganze glich nicht ſelten einer grinſenden Fratze. Gut, daß es nur immer ſchnell vorübergehend war. Das Kinn hatte in der Mitte und an beiden Seiten eine längliche Vertiefung, die dem Ganzen eine muſchelartige Geſtaltung und eine beſondere Eigentümlichkeit verlieh. Der Teint des Geſichtes war gelblich, der ſich aber durch das viele Wandern in der freien Natur, beſonders zur Sommerszeit, verlor, wo dann die vollen Backen mit dem friſcheſten Firnis von Rot und Braun überzogen wurden.

Zur Wiegenliedsfrage.

Als ich in der letzten „Hausmuſik“ den Artikel „Nochmals das Wiegenlied von Mozart“ las, erinnerte ich mich ſogleich eines Aufſatzes, den ich im Juni 1888 in den Peſtalozzi-Blättern geleſen, und ich laſſe denſelben hier folgen, da er für manchen Leſer des „Daheim“ von Intereſſe ſein dürfte. In Hinſicht auf das Mozartſche Wiegenlied „Schlafe, mein Prinzchen!“ erzählt Frau Eliſe Polko die folgende Geſchichte: In dem damals noch einſtöckigen kronprinzlichen Palais in Berlin, in jenem Zimmer der Königin Luiſe, wo noch heutigen Tages die alte Bibel liegt, über deren Blättern ſich ſo oft ihr ſchönes ſorgenſchweres Haupt geneigt, ſtand im Jahre 1797 eine einfache grünverhangene Wiege, genau ſo wie in der Kinderſtube jeder bürgerlichen glücklichen Mutter, und eine ſüße Frauenſtimme ſang einen Knaben in den Schlaf, genau wie jede echte und rechte Mutter ihr Kind in den Schlaf ſingt. Und die Melodie und die Worte, die dort erklangen, waren von Wolfgang Amadeus Mozart:

„Schlafe, mein Prinzchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelchen nun — — —“

Der Sage nach hat Mozart dies Lied einſt für ſeinen Erſtgeborenen komponiert, als ſeine Frau Konſtanze ihn mit dem ſchlafenden Buben und einem Fläſchchen Milch mutterſeelenallein gelaſſen, um noch einige notwendige Wirtſchaftseinkäufe zu machen. Da war ihr denn, wie es zu allen Zeiten und an allen Orten zu geſchehen pflegt, eine Freundin in den Weg gelaufen, und eine hatte die andere feſtgehalten, weil es ſo gar viel zu plaudern gab, daß man an den Flug der Minuten unmöglich denken konnte. Mittlerweile aber ſaß der junge Vater in Todesängſten, mit hellen Schweißtropfen auf der Stirn neben der Wiege, denn der Junge ſchrie aus vollem Halſe, und kein Verſuch, ihn zu beruhigen, half, obgleich der arme Wolfgang Amadeus das halbe Fläſchchen Milch dabei verſchüttete. Da rief er denn endlich in Verzweiflung ſeinem Kinde zu: „Still, Buberl! — ich ſchreib' jetzt ein ſchönes Wiegenlied auf für dich! Wenns't aber fortſchreiſt, kriegt's nimmer! Horch nur!“ Und es erklang ſummend allmählich zwiſchen dem Schreiben:

„Schlafe, mein Prinzchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelchen nun,
Garten und Wieſe verſtummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr ſummt.
Luna mit ſilbernem Schein
Gucket zum Fenſter herein,
Schlafe, mein Prinzchen, ſchlaf' ein! —“

Und der kleine Schreier war eben ein echtes Muſikantenkind, denn er ſah plötzlich mit großen Augen ſtill ins Blaue hinein und ſteckte eines ſeiner Fäuſtchen erwartungsvoll in den Mund. Erſt als die letzte Note geſchrieben war, kletterten die kleinen Füße des „Stanzerl“, der roſigen Frau und Mutter, die knarrenden Stiegen hinauf. „Komm, du kannſt mir mein Lied zuerſt ſingen,“ rief der Komponiſt ihr entgegen, „damit wir wiſſen, ob's dem Buben auch gefällt, nachher bekommſt du deine Schelte! Alſo, friſch vorwärts:

„Schlafe, mein Prinzchen, es ruh'n“ 2c.

Und ſie ſang, noch halb atemlos von dem raſchen Gange, ſein Lied. — Ob es vor dem kritiſchen Richter in der Wiege Gnade gefunden, ſteht nirgends vermerkt, damals ſchwieg er dazu. Eben dies holde Wiegenlied, das ſeltſamerweiſe erſt vor einigen Wintern aus dem Staube der Vergeſſenheit in das helle Licht der Konzertſäle getragen wurde durch die Stimmen verſchiedener Sängerinnen, ertönte einſt, ach wie oft, an der Wiege unſeres Kaiſers. Nie hat der Sohn der ſchönen Königin dieſe ſchlichte Weiſe, dieſen lieblichen Sang vergeſſen. „Se non è vero, è ben trovato!“ Frau **L. A.-E.**

Redaktionspoſt.

Herrn P. H. Verbindlichen Dank für den Artikel „Oper und Drama,“ den wir abdrucken werden, ſobald die Raumverhältniſſe unſerer Hausmuſik es geſtatten.

Eine treue Daheimleſerin in Hannover. So viel wir wiſſen, gibt es ein erſchöpfendes Verzeichnis der komponierenden Damen nicht. Die bedeutenderen unter ihnen finden Sie in jedem guten muſikaliſchen und in jedem Konverſationslexikon. Nicht „der Kochtopf und das Staubtuch“ ſind, wie Sie meinen, die Elemente, die den Frauen das Komponieren verwehren. Es iſt eben eine Thatſache, daß die weibliche Schaffenskraft auf dem Gebiete der Baukunſt überhaupt nichts und auf dem der muſikaliſchen Kompoſition kaum etwas hervorgebracht hat, das ſich über die Mittelmäßigkeit erheben würde. Schelten Sie deswegen nicht die Natur, die es ſo weiſe eingerichtet hat, daß ſie den Frauen es verſagt, Opern zu komponieren und Paläſte zu bauen, aber ihnen nicht verwehrt, Paläſte wohnlich und Opern erträglich zu machen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1893. Beilage zu Heft 8 (No. 22—24).

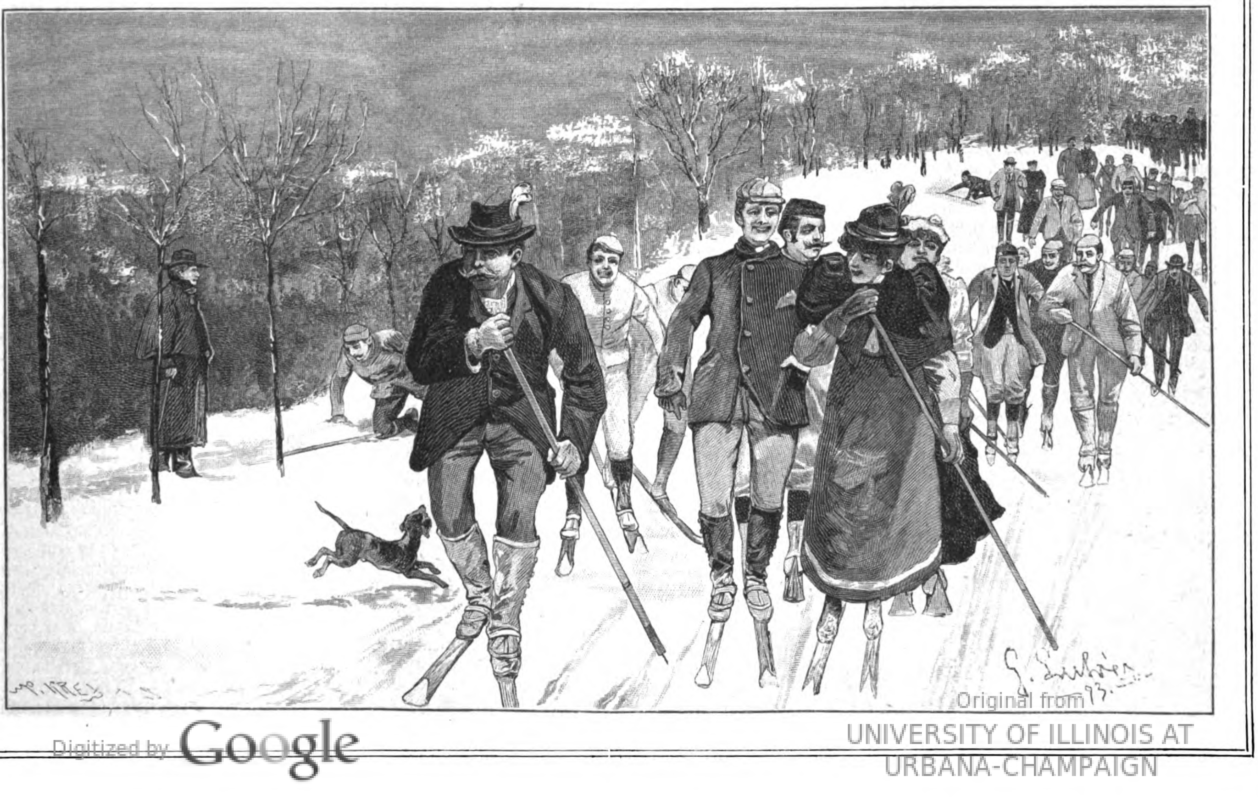
XXIX. Jahrgang.

März 1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

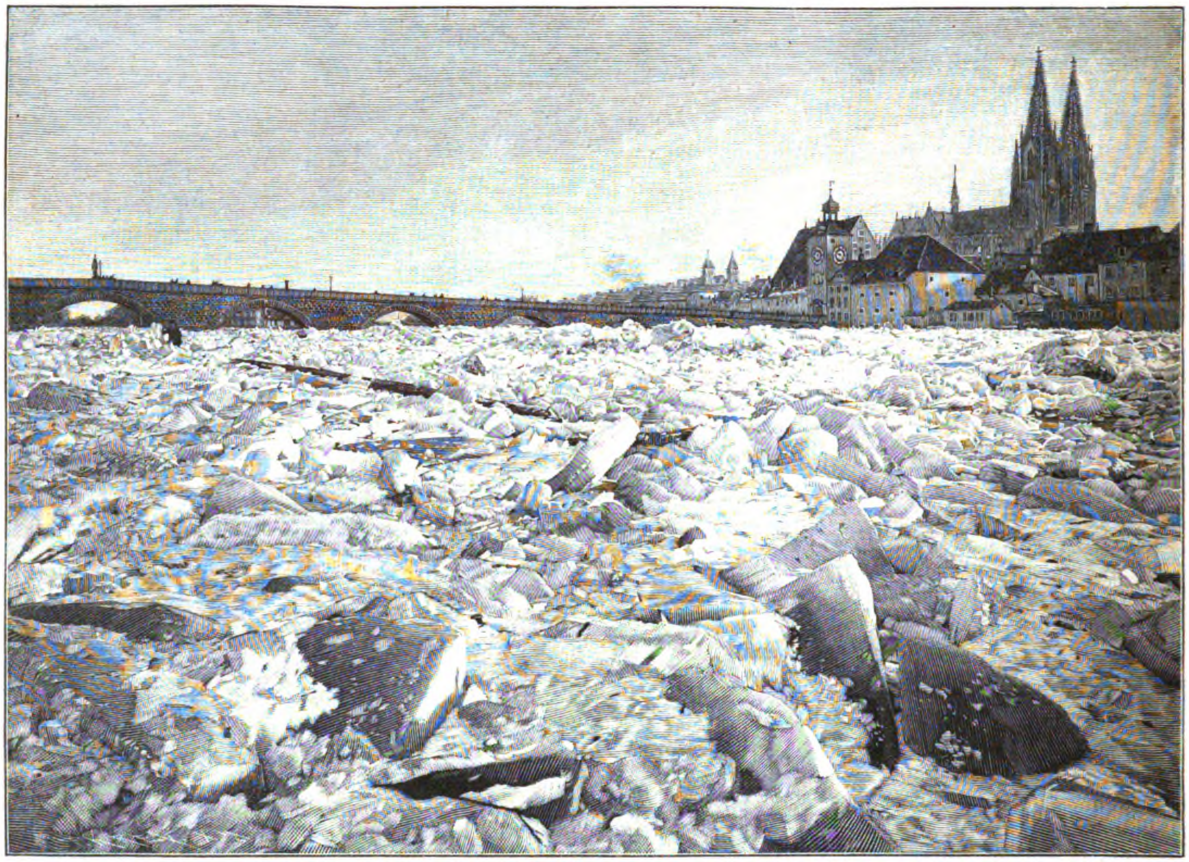
Schneeſchuhſport in der Umgebung Berlins.

Wahrſcheinlich angeregt durch die ausführliche Darſtellung, welche der Nordpolreiſende Dr. Fridtjof Nanſen in ſeinem Buche: „Auf Schneeſchuhen durch Grönland“ dem Gebrauch und der Geſchichte der Schneeſchuhe widmet, hat ſich in den beiden letzten Wintern der norwegiſche Schneeſchuhſport auch in Deutſchland eingebürgert. Der letzte ſtrenge Winter, der die für die Ausübung des Sports notwendige Vorausſetzung, ſtarken Schneefall und anhaltendes Froſtwetter, brachte, hat das ſeine dazu beigetragen, immer weitere Kreiſe für den Schneeſchuhſport zu gewinnen. Es haben ſich eine ganze Anzahl von Vereinen gebildet, die wohl dafür ſorgen werden, daß der Schneeſchuh nicht nur vorübergehend als ein Modeverſuch bei uns aufgetaucht iſt, ſondern ſich wie der Schlittſchuh einbürgert. Auch die Heeresleitung hat dem Schneeſchuh ihre Aufmerkſamkeit zugewandt und bei verſchiedenen Regimentern ſind ausgedehnte Verſuche mit demſelben gemacht worden, die auch ſeine Verwendbarkeit für rein praktiſche Zwecke beſtätigt haben ſollen. Der norwegiſche Schneeſchuh wird aus Holz gefertigt, hat eine Breite von 3--4 Zoll und eine Länge von ungefähr 8 Fuß, die ſich nach der Größe des ſie Benutzenden richten ſoll. Im Allgemeinen gilt als Regel, daß der Schneeſchuh ſo lang ſein muß, wie der Träger mit ausgeſtrecktem Arm reichen kann. Der Schuh iſt ganz flach, auf der Bodenſeite glatt, und das vordere Ende iſt immer, zuweilen auch das hintere, aufwärts gebogen. In einen Zehenriemen, der ungefähr in der Mitte des Schneeſchuhs angebracht iſt, ſteckt der Laufende die Fußſpitze, ein entſprechend angebrachtes Ferſenband befeſtigt den Schneeſchuh am Hacken des Trägers. Mit einem handfeſten Stock, der mit einer Eiſenſpitze verſehen iſt und dazu dient, die Bewegung zu fördern oder zu hemmen, iſt die Ausrüſtung des Schneeſchuhläufers vollendet. Über die Anwendung dieſes Beförderungsmittels ſchreibt Nanſen, der demſelben es in erſter Linie dankt, daß er ſeine Durchquerung Grönlands glücklich zu Ende führen konnte: Auf dieſen Schneeſchuhen kommt man durch eine eigene gleitende Bewegung der Beine und des Unterkörpers vorwärts. Die Anfangsgründe ſind eigentlich nicht ſchwer zu erlernen, aber die Fertigkeit kann zu einem hohen Grad von Vollkommenheit entwickelt werden. Man darf die Schneeſchuhe nicht aufheben und durch den Schnee ſtampfen, wie man es oft von Stümpern ſieht, — ſie gehen, als wenn ſie barfuß durch ein Moor wanderten. Es kommt im Gegenteil darauf an, die Füße gleitend über den Schnee zu führen. Man hält ſie immer ein wenig vorwärts, indem der Körper elaſtiſch und leicht der Bewegung folgt. Die Schneeſchuhe werden in paralleler Richtung ſo nahe wie möglich aneinander vorbeigeführt, alſo nicht nach den Seiten wie die Schlittſchuhe, was gewiß viele glauben, die das Schneeſchuhlaufen nie geſehen haben. Folglich bilden die Spuren, die ein tüchtiger Schneeſchuhläufer im Schnee hinterläßt, zwei parallele Linien. — In der Ebene läßt ſich auf dieſe Weiſe eine ſehr bedeutende Schnelligkeit erreichen, bergaufwärts geht es natürlich langſamer, aber es ſoll nicht leicht eine Steigung geben, die für den Geübten unüberwindlich wäre, bergab geht es „mit Adlerflug“, wie alte norwegiſche Heldenlieder ſingen. Zu einem nationalen Sport wie in Norwegen wird das Schneeſchuhlaufen bei uns ſicher nicht werden. Aber bewegungsfrohe Menſchen beiderlei Geſchlechts werden an ihm Gefallen finden und manche Berufsfußgänger, wie vielgeplagte Landbriefträger und andere Leute, denen ihre Wege nicht kürzer werden, wenn ſie durch den Schnee ſtampfen müſſen, werden den Schneeſchuh als ein willkommenes Verkehrsmittel begrüßen.



Die Donauüberſchwemmung bei Regensburg.

Von der uralten Donaubrücke, die Regensburg und ſeinen Schweſterort Stadtamhof miteinander verbindet, hatte man Mitte Februar das grauſige Bild eines Eisgangs und einer Überſchwemmung, wie ſie hier ſeit Menſchengedenken nicht mehr erlebt worden ſind. Schon vierzehn Tage hindurch ſtanden das ganze breite Stromthal, die tiefer gelegenen Teile von Stadtamhof, der Nordſaum von Regensburg, die Dörfer Steinweg, Steinhauſen und Weichs unter Waſſer, als in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar durch den Eisſtoß der Naab die Fluten der Stunden mit ungeheuren braungelben Waſſermaſſen. In den überſchwemmten Straßen wurde der Verkehr auf Kähnen und Notſteigen vermittelt, da die unteren Stockwerke vollſtändig unter Waſſer ſtanden. Schlimmer aber noch als in den beiden Schweſterſtädten ſah es auf dem Lande aus, wo ganze Dörfer wochenlang von allem Verkehr abgeſchnitten waren und, von dem ungeheuren Schaden abgeſehen, den das Waſſer angerichtet hatte, Kälte und Hungersnot unter den geängſtigten Bewohnern ihre Opfer zu fordern drohten. Wochen hindurch



Die Donauüberſchwemmung bei Regensburg. Nach einer photogr. Aufnahme von H. Hoffmann in Regensburg.

Donau auf fünf Meter ſtiegen und damit der Waſſerſtand eine ſeit dem Jahre 1792 nicht mehr erreichte Höhe erlangte. Soweit das Auge ſchaute, viele Kilometer thalauf- und abwärts, lagerten in furchtbarem Gewirre zwölf bis fünfzehn Schuh hoch viele Hunderttauſende von Eisſchollen, einzelne in einer Größe von vierzig Quadratmetern, feſtgekeilt zwiſchen den Uferdämmen und Brücken, und toſend wälzten ſich die Waſſermaſſen des Stromes an dieſe Eisfelder, bohrten ſich mühſam ſchmale Wege hindurch und warfen ſich, als immer neue Maſſen nachdrängten, mit unbeſchreiblicher Wucht nach Norden, riſſen der Donau nördlich vom Stadtbahnhof und durch die Vorſtadt Gries ein neues, zwei Meter tiefes Bett und überfluteten Stadt und Land in wenigen ſtand in dieſen Donaudörfern das Waſſer in Häuſern und Ställen, und die Bewohner waren jeden Augenblick in Gefahr, von den Fluten verſchlungen zu werden, während ſie ſelbſt die Unmöglichkeit einſehen mußten, ihnen von außen Hilfe zu bringen. Während bisher die drohenden Überſchwemmungsgefahren faſt allerorten gnädiger vorübergegangen ſind, als die Bewohner der gefährdeten Gegenden nach einem ſo harten und an Niederſchlägen reichen Winter erwarten durften, hat Regensburg und Umgegend Tage hinter ſich, die mit ihren Schreckniſſen der entſetzlichen Waſſersnot vom Jahre 1792 nicht nachſtehen. — Wer von unſern Leſern den ſo ſchwer Geſchädigten beiſtehen will, möge ſein Scherflein an das Königliche Bezirksamt Stadtamhof bei Regensburg ſenden.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 22.)

Der jauchzt, daß ihn der Lenzwind ſtreichelt,
Der jammert, daß der Sturm ihn hetzt; —
Das Glück fühlt ſich gar leicht geſchmeichelt,
Das Unglück ſich gar leicht verletzt.

Berliner Bildungsanſtalten für Mädchen und Frauen.

I.

Unter den hunderten von Fragen, die oft in Monatsfriſt an unſer Frauendaheim gerichtet werden, betrifft mindeſtens der vierte Teil das Gebiet der Berufswahl, des Broterwerbes für Frauen. — Gern möchten wir einmal eine umfaſſende Auskunft über den Gegenſtand geben. Alle Lehr- und Bildungsanſtalten Deutſchlands zu beſprechen und anzuführen, iſt uns nicht möglich. Aber wir hoffen, dem weitaus größten Teil unſerer Leſerinnen ſchon einen großen Gefallen zu erweiſen, wenn wir in einer Reihe von Artikeln eine Anzahl Bildungsanſtalten der Reichshauptſtadt überſichtlich vorführen. Wir werden die Ausbildung zu praktiſchen Berufsarten dabei ſowohl im Auge haben, als auch, ſoweit es thunlich, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Lehranſtalten berückſichtigen.

Den älteſten Lehranſtalten Berlins, denen des Lette-Vereines, gebührt der Vortritt. Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts wurde 1866 von dem Präſidenten Lette, einem edlen, uneigennützigen Menſchenfreunde, begründet. Der Verein ging hervor aus dem Vereine für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. Das Überhandnehmen unverſorgter Frauen mache es der Geſellſchaft zur Pflicht, ihnen Berufsthätigkeiten zu eröffnen, welche ihnen ermöglichen, ihren Lebensunterhalt zu erwerben, ſagte Präſident Lette bei Begründung des Vereines. Er führte an, daß man früher mehr Kräfte im Haushalte gebraucht habe, da viele Verrichtungen, wie Backen, Brauen, Weben, Lichteziehen, Seifekochen und andere dort vorgenommen worden

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wären, die nun außerhalb des Hauſes im Großen betrieben und zum Teil durch Maſchinen ausgeführt würden. Heute könnte man dieſe Liſte noch um vieles vergrößern, man denke nur an Näh-, Strickmaſchinen, an Waſch- und Wringmaſchinen, an Waſſerleitung, Gas und elektriſches Licht — alles Vereinfachungen und Erleichterungen der Wirtſchaftsführung.

In England lagen damals die Verhältniſſe für Frauen noch ſchlimmer, dort gab es zwei Millionen Frauen mehr als Männer, aber auch bei uns in Deutſchland blieb ein großer Prozentſatz von Mädchen unverheiratet und unverſorgt. Beſonders ungünſtig geſtaltete ſich das Verhältnis bei den mittleren und höheren Ständen. Hier mußte Rat und Hilfe geſchafft werden. Anderwärts war es ſchon geſchehen. In Leipzig beſtand ſchon eine Lehranſtalt für Ausbildung von Frauen in kaufmänniſcher und gewerblicher Thätigkeit, auch in England und Nordamerika beſaß man verſchiedene Lehranſtalten für Frauen, in Philadelphia ſogar Kollegien zur Ausbildung von Ärztinnen.

Die älteren unſerer Leſerinnen werden ſich entſinnen, daß ein Mädchen aus guter Familie zu damaliger Zeit nur Diakoniſſin oder Lehrerin werden durfte. Ein anderer Broterwerb war geſellſchaftlich verpönt. Zu dieſen beiden Thätigkeiten gehört aber vor allem Liebe und Begabung; wer keinen Beruf dazu in ſich fühlt, wird ſeinen Platz ſchlecht ausfüllen, ſich und den ihm Anvertrauten zum Schaden. Dazu kam noch, daß das Lehrfach vollſtändig überfüllt war. Lette ſchlug vor, die Frauen auf folgenden Gebieten zu beſchäftigen: auf dem der Medizin, dem der Kunſt, auf techniſchem Gebiete — zu dieſem ſollten Telegraphie, Poſtdienſt und Schalterdienſt an der Eiſenbahn gehören — auf dem Gebiete des Handels und des Handwerkes.

Die meiſten ſeiner Pläne ſind inzwiſchen verwirklicht worden, ſelbſt der einer wiſſenſchaftlichen Bildung der Frau, denn wenn Deutſchland auch noch ſeine Univerſitäten den weiblichen Studierenden verſchließt (jüngſt ſind einige Ausnahmen gemacht worden), ſo praktizieren doch ſchon im Auslande ausgebildete Ärztinnen in allen größeren Städten. Nach Lettes Tode übernahm Profeſſor von Holtzendorf den Vorſitz des Vereines und beantragte, ihn Letteverein zu nennen. Als 1872 Herr von Holtzendorf von ſeinem Amte zurücktrat, wurde Frau Anna Schepeler-Lette, die Tochter des Begründers, einſtimmig zur Vorſitzenden gewählt. Sie führt das Werk des Vaters heute noch fort und widmet ihre große unermüdliche Arbeitskraft und ihren klugen warmherzigen praktiſchen Sinn ganz dem Frauenwohle. Wieviel Tragik, wieviel Thränen im Frauenſchickſale hat ſie kennen gelernt, wieviel Witwen und Waiſen! — Stets war ſie bereit, zu helfen, die Not zu lindern. So reizvoll es wäre, weiter zu betrachten, wie es geworden, müſſen wir uns doch, des Raumes wegen, darauf beſchränken, nur das Beſtehende zu überblicken. Die Inſtitute des Lettevereines bereiten im weſentlichen zu praktiſchen Berufsarten vor, es ſind jetzt folgende Anſtalten vorhanden:

1) Die Handelsſchule.
2) Die Gewerbeſchule.
3) Das Kunſthandarbeitsatelier.
4) Die photographiſche Lehranſtalt.
5) Die Setzerinnenſchule.

Ebenfalls zum Lettevereine gehörig iſt eine Haushaltungsſchule, die mit einem Mädchenheim verbunden iſt. Von dieſen und den übrigen Berliner Bildungsanſtalten für Frauen wollen wir kurz berichten. Zu erwähnen iſt zuvor, daß mehrere dem Lettevereine überwieſene Stiftungen es ermöglichen, Unbemittelten Freiſtellen zu gewähren und auch wirtſchaftlich alleinſtehenden Frauen eine Barſumme zur Einrichtung oder Förderung eines Geſchäftsbetriebes vorzuſtrecken. Ein Nähmaſchinenfond z. B. ermöglicht es, gegen ratenweiſe Abzahlung alleinſtehenden Frauen Nähmaſchinen zu überlaſſen, die der Verein von den Fabrikanten zu dieſem Zwecke kauft.

Zum 60. Geburtstage von Frau Schepeler-Lette wurde ihr von Freunden und Freundinnen ihrer Beſtrebungen eine größere Summe als Ehrengeſchenk übergeben, die von Frau Schepeler zur Begründung einer Unterſtützungs- und Penſionskaſſe für Beamtinnen und Lehrerinnen des Vereines beſtimmt wurde. Im Lettehauſe befinden ſich ferner noch: eine Bibliothek, ein Stellenvermittelungsbureau und ein Penſionat. In letzterem, Viktoriaſtift genannt, nimmt man Frauen und Mädchen gegen einen Preis von 65 Mark für den Monat auf. Wird ein eigenes Zimmer beanſprucht, ſo erhöht ſich der Preis auf 75 Mark. Auch auf Tage oder Wochen ſind Damen hier willkommen. Eine Ärztin überwacht die Geſundheit der Penſionärinnen, gemeinſchaftliche Speiſe- und Konverſationszimmer laſſen fröhliches geſelliges Zuſammenſein zu, kleine Feſte, Verteilung von Vorleſungs-, Theater-, und Konzertbilleten, welche die Direktoren und Veranſtalter dem Lettehauſe ſpenden, ſorgen für künſtleriſche Anregung, Belehrung und Unterhaltung.

Polterabendgedicht.

Frage 38.

Junges Mädchen als Matroſe.

Koſtüm: dunkelblauer Rock, durch einen Ledergurt gehalten, darüber ein dunkelblaues oder weißes Wollhemd, (gefertigt wie die jetzt modernen, ſogenannten Schifferbluſen der Damen). Unter dem Klappkragen hält ein ſchwarzes Seidentuch (Schifferknoten) die Bluſe zuſammen. Als Kopfbedeckung eine Matroſenmütze mit Schirm.

Ich gratulir', Herr Kapitän,
Und hoffe, daß Sie es verſteh'n
Ihr neues Schifflein „Eheſtand“
Zu lenken mit geſchickter Hand,
Daß es auf keine Sandbank läuft
Und gar durch einen Leck erſäuft.

Oft wüten auf dem Eh'ſtandsmeer
Die Stürme, ach, gewitterſchwer,
Denn gibt es auch der Riffe viel
Und iſt das Schiff der Stürme Spiel,
Fehlt ihm der rechte Steuermann,
So rennt es auf den Klippen an.

Euch wünſche ich, drum kam ich her,
Ein ſpiegelglattes Wonnemeer,
Im Segelwerk ſtets friſchen Wind,
Dann lenkt das Schiff ein jedes Kind,
Und immer neue Liebesglut,
Das iſt die allerbeſte Flut.

Der Kompaß zeige jederzeit
Im Eheſtand auf Glück und Freud.
Untiefen bleiben immer fern,
Stets leuchte euch ein ſchöner Stern,
Daß ihr auf jeder Fahrt euch labt
Und immer Oberwaſſer habt.

Und kommt auch mal ein kleiner Krieg,
So wünſch ich allen beiden Sieg:
Doch ſei es nur ein Scheingefecht,
Daß ihr euch nicht verwunden mögt,
Und ſchnell, wenn's nicht geheuer iſt,
Die Friedensflagge aufgehißt!

Nun hoch die Anker, Steuermann,
Friſch in den Eh'ſtandsozean!
Zwei Leuchttürme winken in der Fern',
So klar und freundlich wie zwei Stern';
Der eine blinkt wie Silber hold,
Der andre wie das reine Gold.

Die Jubelhäfen liegen dort,
Doch weit, ſehr weit ſind ſie vom Ort;
Ein halb' Jahrhundert auf die Stund',
Braucht ihr zum letzten Ankergrund.
Dann legt das Steuer aus der Hand
Und ruht euch im gelobten Land.

Das Renoviren alter Kupferſtiche.

I.

Ein Bild an der Wand, welches infolge inkorrekter Einrahmung nicht genügend gegen Staub und Rauch geſchützt war, oder welches an einer feuchten Wand gehangen hatte und deshalb fleckig und unſcheinbar wurde, auch durch die Dauer der Zeit ſchon recht vergilbt iſt, macht ſeinem Beſitzer gewiß ſehr wenig Freude. Während einer vieljährigen Praxis im Bilder-Einrahmungsfache hatte ich hinlängliche Gelegenheit, diesbezügliche Beobachtungen zu machen; am häßlichſten ſehen fleckige Kupfer- und Stahlſtiche aus. In den meiſten Fällen lohnt es ſich, daß man dieſe einer *Renovation* unterwirft. Nach vielen Verſuchen iſt es mir gelungen, ein Verfahren zu finden, bei dem durch eine einfache Löſung bei ganz geringer Mühe und Zeitaufwand und für nur wenige Pfennige ſelbſt die ſchlechteſten Stiche wieder wie neu hergeſtellt werden können. Die Mühe, welche man ſich damit macht, wird durch den großen Erfolg reichlich belohnt, und manches Bild, welches ſich dann auch eines entſprechend beſſeren Rahmens würdig macht, wird dadurch wieder zu einem wertvollen Zimmerſchmuck. Bei meinem Verfahren iſt von der Anwendung ſcharfer Säuren, welche das Papier zerfreſſen und deshalb gefährlich ſind, vollſtändig Abſtand genommen. Man verfährt dabei auf folgende Weiſe: Auf einen halben Liter Waſſer gibt man 30 gr pulveriſiertes Natrum pyrophosphoricum (für ungefähr 20 Pf. in den Apotheken erhältlich) und bringt das Waſſer zum Sieden; hierauf gießt man dasſelbe in eine flache Schale, welche zur Aufnahme des zu reinigenden Stiches beſtimmt iſt und legt letzteren hinein. Je nach dem jeweiligen Zuſtande des Stiches nun läßt man dieſen einige Stunden, eventuell auch bis 1—2 Tage, in dieſer Löſung liegen, ſpült denſelben dann mit ganz reinem Waſſer vorſichtig nach und hängt ihn zum Trocknen auf, oder man legt ihn auch auf reines Fließpapier zum Trockenwerden. Das Papier wird dadurch nicht im geringſten angegriffen, es erſcheint nach dieſer Prozedur vollſtändig gereinigt; das Vergilbte, ſowie die häßlichen Stockflecke verſchwinden dadurch völlig. Da die Löſung geruchlos iſt und eine überraſchende Wirkung hat, ſo iſt das Verfahren jeder anderen Methode vorzuziehen. Ich habe in die Löſung verſuchsweiſe auch alte, fleckige Photographien gelegt und ſelbſt auf kaltem Wege die beſten Reſultate damit erzielt, denn die verblaßte Photographie erſchien ganz weſentlich friſcher, und die Flecke waren verſchwunden. **K.**

Zur Kindergärtnerinnenfrage.

Auf Frage 34: „Was iſt der Unterſchied zwiſchen einer Kindergärtnerin I. und II. Klaſſe?“ kann ich, als geprüfte Kindergärtnerin, die zwar ſchon längere Jahre nicht mehr praktiziert, aber der Kindergartenſache ſtets ein reges Intereſſe entgegenbringt, wohl Beſcheid geben. Es erſcheint mir durchaus unrichtig, überhaupt einen Unterſchied zwiſchen Kindergärtnerinnen I, II., ja ſogar III. Klaſſe zu machen, wie es auch häufig geſchieht. Jedes junge Mädchen, das dieſen Beruf erwählt und zu dieſem Zwecke ein gutes Seminar beſucht, muß das Ziel der Anſtalt erreichen, ſoll es zur Prüfung zugelaſſen werden. Iſt letztere beſtanden, ſo erhält die Schülerin ein Reifezeugnis und iſt dann eben Kindergärtnerin, d. h. Erzieherin kleiner Kinder, und ihr Name ſoll andeuten, daß ſie die Kleinen pflegen und ziehen ſoll, wie der Gärtner ſeine Blumen, mit derſelben liebevollen Hingabe und dem gleichen verſtändigen Eingehen auf jegliche Art. Eine Anſtalt, welche tüchtige Kindergärtnerinnen ausbilden will, ſtellt ſich die Aufgabe, ihre Schülerinnen mit einer ſorgfältigen Fachbildung, ſowie mit einer guten allgemeinen Bildung zu verſehen, dieſelben erhalten daher u. a. auch Unterricht in Pädagogik und allen Disciplinen der Fortbildungsſchule. Der Kurſus dauert in der Regel ein Jahr. Bei einer einigermaßen guten Vorbildung erreichen die jungen Mädchen während dieſer Zeit das Ziel der Anſtalt, nur ſehr junge oder mit ungenügender Vorbildung verſehene Schülerinnen brauchen längeren Aufenthalt, um die Prüfung beſtehen zu können. Die als geprüfte Kindergärtnerinnen entlaſſenen Schülerinnen müſſen befähigt ſein, die Erziehung kleiner, noch nicht ſchulpflichtiger Kinder zu übernehmen und ihnen ſpäter den Elementarunterricht zu erteilen. Es gibt indeſſen auch Anſtalten, die in ſechsmonatlichen Kurſen Kindergärtnerinnen ausbilden wollen, wer jedoch einigermaßen Verſtändnis für die Sache hat, wird einſehen, daß in ſolch kurzer Zeit das obengenannte Ziel nicht erreicht werden kann. Auch ſolche junge Mädchen, welche überhaupt kein Seminar beſucht, ſondern nur in einem Kindergarten hoſpitiert haben und dann Stellung annehmen, nennen ſich Kindergärtnerinnen, obwohl ohne jede Berechtigung, und dieſe ſind es wohl, welche als Kindergärtnerinnen II. und III. Klaſſe verlangt werden und ſich als ſolche anbieten. Im Intereſſe aller wirklich ausgebildeten Kindergärtnerinnen wäre es an der Zeit, ſolchen Mißſtänden und Unklarheiten entgegenzutreten; nur wer das Ziel eines guten Seminars erreicht und das Reifezeugnis erworben hat, iſt geprüfte „Kindergärtnerin!“ Da der Name ſo klar die Thätigkeit einer ſolchen kennzeichnet, wird jeder einſehen, wie unſtatthaft es iſt, einen Unterſchied der Klaſſen zu machen. Auf Wunſch iſt Einſenderin gern bereit an dieſer Stelle Auskunft über ſolche Anſtalten zu erteilen, welche tüchtige Kindergärtnerinnen ausbilden. **P. S.**

Stundenplan für das Hausmädchen.

Wie viel Zeit der ordnenden Gattin und Mutter durch Erteilung und Wiederholung ihrer Befehle den leicht vergeßlichen Dienſtboten gegenüber verloren geht, wirſt du, liebe Leſerin, ſchon oft erfahren haben. Dieſem Übelſtand kann abgeholfen werden durch einen korrekten Stundenplan für die Dienſtboten. In zierlicher Form geſchnitten, in der Küche angeheftet, vielleicht mit einem künſtleriſch ausgeſtatteten Rändchen in Holzbrand oder Aquarellmalerei verſehen, bildet eine ſolche, für die zeitſparende Hausfrau unentbehrliche Hausordnung zugleich einen hübſchen Schmuck und eine Zierde für die Küche. — Den Entwurf eines ſolchen Stundenplanes erlaube ich mir der lieben Leſerin als Beiſpiel beizufügen und ermuntere dieſe, mit der Aufſtellung einer ſo richtigen und zweckmäßigen Einteilung für den Haushalt je nach Ausdehnung und Umfang ihres häuslichen Bereichs recht bald zu beginnen, zu eigener Freude!

Hausordnung.

Stundenplan für das Hausmädchen.

Montag.	Dienſtag.	Mittwoch.	Donnerſtag.	Freitag.	Sonnabend.	Sonntag.
½6 Uhr Aufſtehen, Feueranzünden, Frühſtück kochen, Stiefel und Kleiderſäubern, Zimmer reinigen, Staubwiſchen, Mittagbrod kochen.	Auf den Markt gehen.	Auf den Markt gehen.		Decken und Teppiche klopfen.	Auf den Markt gehen.	
Mittag: Tiſchdecken, bei Tiſch bedienen, Kaffee kochen, Abwaſchen, Handarbeit für ſich machen, Einholen, Tiſchdecken z. Abend, bei Tiſch bedienen, Abwaſchen, Kartoffeln oder Gemüſe putzen für den folgenden Tag.	Fenſter, Fenſterblechputzen im Herrenzimmer	im Salon	im Eßzimmer und Küche.	Ofenthüren in Stuben und Küche putzen.	Eimer und Holzzeug ſcheuern, Weißblech putzen, Küche und Entree ſcheuern.	Alle 14 Tage frei.

Bei Wäſche ꝛc. fällt die Nachmittagsarbeit fort.

Guſti R.

Leichte Handarbeit.

Zu einem hübſchen Geſchenk eignet ſich ein reizendes Arbeitstäſchchen von roſa Kordonnetſeide und ſchmalen olivfarbigen Atlasbändchen. Auf einen Anſchlag von 55 Maſchen beginnt man mit * 2 Stm., 2 Luftmaſchen, 2 Stm. in *eine* Maſche des Anſchlags geſtochen, dann 4 Luftm. und 5 Anſchlagmaſchen übergehen, vom * wiederholt, bis man 10 ſolcher Stäbchenfiguren hat, dann kommen 3 Lftm. zum Umdrehen der Arbeit; nächſte Reihe und folgende werden ganz gleich gehäkelt, die Stäbchenmaſchen kommen immer in die 2 Lftm. der vorhergehenden Tour. Mit 55—58 Reihen iſt die entſprechende Größe der Taſche erreicht. Nun zieht man durch die Luftmaſchen ein oliv Atlasband — 1 cm breit — welches man auf der Seite, wo die Arbeit abgeſchloſſen wurde, in 3 cm langen Schleifchen vorſtehen läßt, während man es auf der Anfangſeite einbiegt. Das durchgezogene Stück füttert man mit oliv Atlas und näht ein kleines Täſchchen, deſſen Klappe mit den überſtehenden Bandſchleifchen etwa halb ſo breit wie die Taſche ſein ſollte. Zum Verſchluß näht man zwei kleine Haken oder Knöpfe an.

F. R.

Für die Küche.

Mohrenſpeiſe. In eine gutgeölte Form fülle man abwechſelnd in Stücke geſchnittene Löffelbisquittes, Maccaronen und Zwieback. Nun bereite man mit ſüßer Sahne ½ Ltr. gute Schokolade und füge 6 Eidotter hinzu. Nachdem dieſelbe abgekühlt, rühre man den Schnee der Eier und 8 Scheiben Gelatine dazu, gieße die Maſſe über das Gebäck, ſtelle die Form in Eis und ſerviere die geſtürzte Speiſe mitSchlagſahne.

E. in **Spandau.**

Auskunft.

Sehr empfehlenswerte Bezugsquellen für Honigkuchen ſind: T. J. Heddinga, Norden, Oſtfriesland, und Müller, Leer, Oſtfriesland. Probatum est! **Abonnentin** in **Göttingen.**

Folgende ausgezeichnete Pfefferkuchenfabriken kann ich Ihnen aus langjähriger Erfahrung ſehr warm empfehlen: Honigkuchenfabrik von Franz Sobziek in Ratibor, Pfefferküchlerei von Herrn Adling in Schweidnitz in Schleſien; Pfefferkuchenfabrik von Hippauf in Breslau (beſonders berühmt ſind hier die Eliſenkuchen, wie bei Herrn Adling die Bomben). Sehr gute Pfefferkuchen aller Art bekommt man zur Weihnachtszeit auch im Verſandtgeſchäft von Mey & Edlich zu Plagwitz-Leipzig, wo man ſehr angenehm, nach genauem Katalog, kauft. Auch die berühmte Bisquitfabrik von Herrn Krielſch zu Wurzen in Sachſen hat gute Pfefferkuchen.

L. v. B. P. G.

Eine empfehlenswerte Bezugsquelle für Honigkuchen iſt: Herr H. Schulze, Konditor, Borgholzhauſen, Weſtfalen.

Eine Daheimleſerin.

Fragen.

46) Weiß eine der geehrten Leſerinnen eine Ankaufsſtelle oder einen Verein, wohin eine ſehr künſtlich geſtickte Taufdecke zum Verkauf geſendet werden könnte? Sie iſt jedenfalls über 100 Jahre alt.

Beilſtein in Württemberg.

Frau Kayſer.

47) Könnte mir eine der lieben Daheimleſerinnen einen Rat geben, welche paſſende Handarbeit ich zum 25jährigen Buchdruckerjubiläum meines Mannes anfertigen könnte? Am liebſten wäre mir ein Emblem mit den entſprechenden Jahreszahlen in ſymboliſcher Darſtellung. Ich bin gern bereit die gewählte Vorlage entſprechend zu vergüten. Woher beziehe ich eine gute Gutenberg-Büſte?

Mecklenburgerin.

48) Könnte mir eine verehrliche Leſerin im Frauendaheim angeben, wie ich einem früheren, für meinen Sohn beſtimmten Militärüberzieher, der im übrigen noch ſehr gut erhalten iſt, indes um die Taille, wo der Leibriemen umgeſchnallt war, etwas verblaßt iſt, an dieſer Stelle *ſelbſt* die urſprüngliche ſchwarze Farbe wiedergeben kann?

Sparſame.

49) Kann mir eine meiner geehrten Mitleſerinnen ſagen, wie man Hutfedern färbt? Für Auskunft dankt beſtens

Abonnentin in Mailand.

50) Ich bitte um gefällige Auskunft, wohin man ſich wenden könnte, um aus dem Fond „Frauendank“ eine Unterſtützung zur Errichtung eines Krankenhauſes zu erlangen. Er wurde vor ungefähr zwei Jahren im Andenken an die hochſelige Kaiſerin Auguſta durch Frauen geſammelt.

Frau Apotheker Th. W.

51) In welcher kleineren Stadt (Kreisſtadt), reſp. in welchem größeren Dorf der Provinzen Weſtpreußen, Poſen, Schleſien od. Pommern wäre die Gründung einer Privat-Knaben- oder Mädchenſchule Bedürfnis?

Ein langjähriger Abonnent.

52) Gibt es ein Heim ſpeziell für Schwerhörige? **-n.**

53) Könnte eine der lieben Mitleſerinnen mir wohl mitteilen, wodurch es vermieden wird, daß das mit Natron gebackne Weizenſchrotbrod nicht immer der Länge nach ſo ſehr aufreißt, daß es faſt nicht zu ſchneiden iſt? Ob ich den Teig weich oder feſt mache, viel oder wenig Natron nehme, ich bekomme es vom Bäcker ſtets ſehr aufgeriſſen zurück, daß ich keine ordentliche Scheibe ſchneiden kann, auch nicht mit der Maſchine.

E. in **Pommern.**

54) Kann mir vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ein recht ſcherzhaftes oder auch ernſtes Polterabendſtück zur ſilbernen Hochzeit vorſchlagen (für 6 junge Leute, 4 Damen und 2 Herren), das ſich ohne beſondere Koſtüme wie anderweitige Schwierigkeit aufführen ließe? Sehr dankbar wäre für freundlichen Rat

Eine Abonnentin vom Lande.

(Zu Nr. 23.)

In unſeren Kindern wird uns das Glück,
Wenn die Jahre auch abwärts gleiten,
Doch immer noch weiter vorwärts zu ſchreiten
Und nie zurück.

Zur Konfirmation eines Paten.

Mein Herz iſt bei dir heut, mein Patenſohn!
Ich trete mit dir vor des Vaters Thron,
Ich höre dich ihm ewige Treu geloben;
Und es ſingen die Engel im Himmel droben:
Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich!

Mein Herz iſt bei dir heut im Gotteshaus
Der fernen Stadt, es findet dich heraus
Aus jenen Mädchen und Knaben allen;
Und ich höre am Altar das Wort erſchallen:
Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich!

Ja! Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich.
Er hat dich verſorget ſo väterlich,
Er hat dir die herrlichen Eltern gegeben;
Dich ſelber erfüllet mit Geiſt und Leben.
Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich!

O mögſt du es faſſen für alle Zeit,
Von ihm nicht laſſen in Luſt und Leid.
Im Kämpfen und Leiden, im Friedenswehen,
Mögſt herzbewegend das Wort du verſtehen:
Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich!

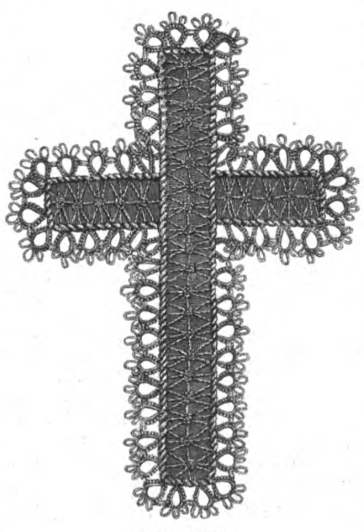
Er laſſe dich reifen zu vieler Heil!
Ein Segensleben, das ſei dein Teil,
Daran ich mich manches Jahr noch erfreue
Um mit dir zu rühmen immer aufs neue:
Gott iſt die Liebe, er liebt auch dich!

Maria Döring.

Ein Fortſchritt in der Volksernährung.

Von **Dr. H. G. Hoffe.**

Die Ernährung breiterer Schichten der Bevölkerung leidet an mangelhafter Zufuhr von Eiweisſtoffen. Prof. v. Voit beſtimmte die Menge des für einen erwachſenen Arbeiter nötigen Eiweißſtoffes täglich auf 118 gr neben 50 gr Fett und 500 gr Kohlehydraten. Nun ſetzt ſich die Nahrung der arbeitenden Bevölkerung und oft auch der kleineren Beamten zum größeren Teile aus den letzteren beiden Beſtandteilen zuſammen. Vor allem liegt dies an dem noch immer ſteigenden Preiſe der hauptſächlich als Eiweißquelle dienenden Tierſtoffe, beſonders des Fleiſches nnd der Eier. Zwar ſind Milch und die gewöhnlichen Käſeſorten im Verhältnis zum Gehalt noch preiswürdig; aber zur Maſſenernährung doch noch nicht billig genug. Nun ſind bekanntlich unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln die Hülſenfrüchte beſonders eiweißreich, werden aber auf die Dauer ſchlecht vertragen. Große Hoffnungen ſetzte man zur Verbeſſerung der Volksernährung auf die Eiweißſtoffe der Cerealien, nachdem man erkannt hatte, daß dieſe Beſtandteile bei den Getreidekörnern vorwiegend dicht unter der Schale ſitzen, daß alſo die gröberen Schrotmehle beſonders reich daran ſind. Leider wird das aus ſolchen Mehlen bereitete Brot infolge der mechaniſchen Reizung der Schleimhäute der Verdauungsorgane durch die Hülſenteile viel weniger vollſtändig verdaut als Brot aus Feinmehlen, ſo daß der erſtrebte Vorteil vollſtändig wieder verloren geht. Und doch läßt gerade die vorzügliche Beſchaffenheit und das reichliche Vorkommen dieſer Eiweißſtoffe deſſen vollſtändige Ausnutzung für die Volksernährung beſonders wünſchenswert erſcheinen. Bisher waren bei der Bereitung der Weizenſtärke die an ſich wertvolleren Eiweißſtoffe (Kleber) des Weizenkornes nur „Abfallſtoffe“ und fanden als ſolche eine untergeordnete Verwendung. Die Verſuche des Herrn Dr. Hundhauſen in Hamm, dieſe Stoffe für die Ernährung des Menſchen nutzbar zu machen, lieferten anfänglich kein angenehm ſchmeckendes Produkt; wenigſtens konnte ich bei den verſchiedenen Gerichten und Brotſorten infolge des Zuſatzes dieſer „Aleuronat“ genannten Maſſe nur eine Verſchlechterung des Geſchmackes wie der Beſchaffenheit feſtſtellen. Den fortgeſetzten Bemühungen des genannten Mannes iſt es aber gelungen, das „Aleuronat“ jetzt in einer Form zu liefern, die allen Anforderungen, nicht nur der Phyſiologie, ſondern auch der Kochkunſt gerecht wird. Ich kann daher einen Verſuch mit dieſem Nahrungsmittel ſchon der Abwechſelung wegen auch ſolchen empfehlen, denen die Höhe der Fleiſcherrechnung keine finanzpolitiſchen Bedenken erregt. Der Natur der Sache nach eignet ſich das Aleuronat beſonders als Zuſatz zu vorwiegend Stärkeſtoffe enthaltenden Nahrungsmitteln außer zu Brot alſo namentlich zu Mehl- und Kartoffelſpeiſen. Eine *Kartoffelſuppe* kann beiſpielsweiſe durch Zuſatz von Aleuronat den Nahrungswert einer Fleiſchſuppe ſamt Suppenfleiſch erhalten, der ſie ſich denn auch im Geſchmack annähert. Die fehlenden Extraktſtoffe einer wirklichen Fleiſchbrühe können durch Zuſatz von Fleiſchextrakt leicht beſchafft werden. Mehlklöſe, Pfannkuchen, Kartoffelbrei und dergleichen werden ebenſo im Wert geſteigert und im Geſchmack mindeſtens nicht geſchädigt, da das Aleuronat keinen beſonderen hervorragenden Geſchmak hat. Die Zumiſchung des Aleuronates iſt einfach zu bewerkſtelligen, da es in Form eines hellbräunlichen, mehlartigen Pulvers von etwa 80 Prozent Eiweißgehalt in den Handel kommt. — Die leichte und völlige Verdauung des Aleuronates iſt durch



Leſezeichen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wiſſenſchaftliche Verſuche in Prof. v. Voits Laboratorien feſtgeſtellt. Die 6 gr Eiweißſtoffe, die ein Hühnerei etwa enthält, werden durch 8 gr Aleuronat geliefert, die ungefähr 1 Pf. koſten.

Handarbeit.

Leſezeichen (Konfirmations-Geſchenk). Das vorſtehende abgebildete zierliche Leſezeichen erfordert zwei je 1½ cm breite Streifen aus dünner Pappe, von denen der eine 13 cm, der andere 8 cm lang ſein muß. Dieſelben werden mit farbigem Seidenband — roſa, hellblau oder grün — bezogen und dann zu einem Kreuz verbunden. Die rechte Seite desſelben wird mit kleinen Spinnen aus feinen Goldfaden verziert. Am Außenrande iſt das Kreuz mit einer Frivolitätenſpitze aus gleichfarbiger Cordonnet-Seide begrenzt und mit einem feinen Goldſchnürchen oder Seidenſchnürchen verziert. Die Frivolitätenſpitze beſteht aus aneinander geſchlungenen Ringen; für jeden derſelben arbeitet man 4 Doppelknoten, fünfmal abwechſelnd ein Picot, zwiſchen jedem 3 Doppelknoten, dann 4 Doppelknoten, welche bis auf ½ cm Fadenzwiſchenraum zuſammen gezogen werden. **R. P.**

Praktiſches fürs Haus.

Zu Frage 44. Gewaſchenes Inlett läßt ſich dadurch wieder federdicht herſtellen, daß manes von der inneren Seite ebenmäßig mit Wachs einreibt. Ein Stück gewöhnlichen Wachſes, reichlich ſo groß wie die innere Fläche einer Hand, ein paar Finger dick, läßt man einige Tage vor dem Gebrauch an einem erwärmten Orte liegen. Durch zu große Wärme dem Schmelzen nahe gebracht, trägtes ſich zu dick und uneben auf und gibt leicht Flecke auf der rechten Seite. Das Einreiben geſchieht, indem eine Perſon das Inlett über einem Tiſch oder glattem Brett, mit beiden Händen ausgeſpannt feſthält, während eine andere mit dem Wachs kräftig über das Inlett hin- und herfährt.

Hertha Winterheim.

Zu der Notiz „Kerzenhalter“ im Frauen-Daheim Nr. 20 erlaube ich mir die Mitteilung, daß die Haller Induſtrie (H. Faulhaber) in Schwäb.-Hall im Weihnachts-Anzeiger des Daheim 1892 mehrfach ähnliche „Sicherheitsleuchter“ anzeigte, die ſich von den in oben erwähnter Notiz beſprochenen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie Metallröhren haben. Ich ließ ein Exemplar für meinen Knaben kommen und bin ſehr zufrieden. Preiſe verſchieden, je nach Ausſtattung, bis zu 3,20 Mk. Von Intereſſe dürfte es auch ſein, daß an dem Reingewinn jener Induſtrie das Diakoniſſenhaus in Schwäb.-Hall teil hat.

Alter Abonnent.

Kindermund.

Die Mama hat ihre Kleinen zu Bette gebracht. Sie will nun das Abendgebet mit ihnen ſprechen und wartet noch, bis alle die Händchen gefaltet haben. Der kleine Paul hat ſich beſonders andächtig zurechtgeſetzt und teilt nun der Mutter ganz feierlich mit: „Mama, meine Füße haben auch die Hände gefaltet.“

Für die Küche.

Oſterbrot. Auf 3½ Pfd. Mehl nehme man 1¼ Pfd. Roſinen, 1¼ Pfd. Korinthen, ¼ Pfd. Citronat, ¾ Pfd. Zucker, ¾ Pfd. Butter, etwas Cardamom, 3 ganze Eier, ½ Liter Milch und 150 Gramm Hefen. Man gebe erſt etwas Mehl in eine Schale, rühre dann Milch und Butter ſowie die Eier hinzu, gleichzeitig immer wieder Mehl, zuletzt das Gewürz und die Hefen. Es darf nicht zu ſteif angerührt werden. Dann thut man die Maſſe am beſten in eine ſchmale irdene Bratpfanne und läßt ſie am warmen Ort eine Stunde aufgehen. Iſt eine ſolche Bratpfanne oder eine gleichgeformte Blechform nicht vorhanden, ſo läßt man den Teig in der Schale aufgehen, formt dann ein Brot davon und legt es auf ein Kuchenblech. Darauf läßt man es eine Stunde backen, im Anfang darf der Ofen nicht zu heiß ſein. Iſt das Oſterbrot gar, ſo beſtreicht man es mit einer Feder vorſichtig mit geſchmolzener Butter und beſtreut es mit Zucker.

Hanna.

Fragen.

55) Könnte nicht eine der lieben Leſerinnen des Frauen-Daheim den fünf Schülerinnen der 1. Klaſſe einer Privatſchule für Mädchen ein kurzes Gedicht zur Überreichung eines Teppichs an die Vorſteherin bei der Oſtern ſtattfindenden Einweihung des neuen Schulhauſes mitteilen?

Fünf luſtige Backfiſche in L.

56) Ich bin durch überanſtrengende Thätigkeit in den letzten Jahren nervenleidend geworden und von täglichen Kopf- und Nervenſchmerzen arg geplagt, der Arzt riet mir dringend einen mindeſtens vierteljährlichen Aufenthalt in einem ſogenannten Erholungsheim an, damit die Schmerzen nicht mit der Zeit unerträglich werden und meine Geſundheit total zerrütten. Leider ſind unſere Mittel abſolut nicht ausreichend, um eine derartige Kur zu geſtatten. Wir haben fünf Kinder, und die Koſten der Erziehung für unſere Söhne in Penſion und Schule ſind derart, daß ſie unſere Kräfte mehr wie zuviel in Anſpruch nehmen. Ich bitte deshalb liebe Daheimleſerinnen, welche Mittel und Wege zur Erlangung eines freien Aufenthalts in einem ſolchen Erholungsheim kennen, mir auf dieſem Wege davon Mitteilung machen zu wollen. Mein Dank gegen Gott und Menſchen würde, könnte ich auf dieſe Weiſe meine Geſundheit wieder erlangen, unendlich ſein! **Frau Paſtor M.**

57) a. Die Inhaberin einer „Arbeitsſtube“ für Damenkonfektion — feine Damenkleider — möchte ſich gern aller Errungenſchaften der Neuzeit, in Bezug auf Werkzeuge und Material, bedienen. Sie möchte anſchaffen: die neueſten und beſten Kopierrädchen und Metermaße, die beſten Verſchlüſſe (Haken, Sicherheitshaken, Knöpfe), gutes Rock- und Stoßfutter, neue Fiſchbeine und den beſten Erſatz hierfür, Fiſchbeinhülſen, die beſten Fingerhüte und Nähſteine und alle ſonſtigen Hilfsmittel, die ein ſchnelles, exaktes und ſauberes Arbeiten ermöglichen, inbegriffen Hilfsmittel zum Maßnehmen und zum Zuſchneiden. Für Nennung von Bezugsquellen und Preiſen und für jeden praktiſchen Wink wäre ſie ſehr dankbar.

b. In England werden jetzt in Läden für Nähbedarf meterweiſe ſchmale Streifen Samt in verſchiedenen Farben zur Einfaſſung der Kleiderröcke verkauft, weil Samt länger hält als Borte und Schnur. Sind ſolche Samtſtreifen, gleich fertig zum Gebrauch zugeſchnitten, auch in Deutſchland zu haben, und wo bekommt man ſie?

Südweſtberlinerin.

Auskunft.

An eine eifrige Bazararbeiterin, Nr. 20 des Frauen-Daheim: Selſenden zu Teppichen ſind zum Preiſe von 60 ₰ per Kilo zu haben bei J. Grünert, Dortmund, Weſtwall 48.

Fr. 140. Ich empfehle Ihnen das Handelsinſtitut für Mädchen zu Großenhain i/S. (an der Berlin-Dresdner Eiſenbahnlinie), geleitet von Direktor B. Röttger. Proſpekte werden verſandt.

Fr. 42. Wenden Sie ſich an die lithographiſche Anſtalt in Kaufbeuren. Mit beſtem Gruß **Ein Daheim-Leſer.**

(Zu Nr. 24.)

Ein neues Kleid; ein kleiner Fleck darin; —
Du ſuchſt, du ſuchſt, — du kannſt ihn nicht entdecken.

Zeig nur das Kleid der neidiſchen Nachbarin,
Die ſieht ſofort die kleinſten Flecken.

Inſchriften für Tiſchdecken und Krüge.

Die Lieb iſt groß, die Gabe klein,
Gott weiß, daß ich's von Herzen mein'.

Genügen iſt ein reicher Tiſch.

Über neun und unter drei
Halte keine Gaſterei.

Eine Hausfrau
Darf nicht ſein eine Ausfrau.

Hausfriede iſt Hausfreude.

Strecke
Dich nach der Decke.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

II.

Die Anſtalten des Lettevereins.

a) Die Handelsſchule.

Sie zerfällt in zwei Klaſſen. In die erſte Klaſſe werden diejenigen Schülerinnen aufgenommen, welche das ſechzehnte Lebensjahr vollendet haben und eine Prüfung beſtehen, die ihre Befähigung für die erſte Klaſſe einer höheren Töchterſchule nachweiſt. In der ſchriftlichen Prüfung verlangt man einen deutſchen Aufſatz über ein einfaches Thema, eine franzöſiſche und eine engliſche Überſetzung; auf Sicherheit im Rechnen, auch auf Vertrautſein mit Decimalbrüchen und auf deutſche, engliſche und franzöſiſche Grammatik wird ſowohl bei der ſchriftlichen wie der mündlichen Prüfung Wert gelegt. Außer in den genannten vier Fächern wird noch unterrichtet in kaufmänniſcher Handſchrift, in der Stenographie, im Gebrauch der Schreibmaſchine. Ferner in dem für den Beruf der Buchhalterin und Kaſſiererin notwendigen kaufmänniſchen Rechnen, in der einfachen und doppelten Buchhaltung, der Waren-, Handels- und Gewerbekunde, dem Geld und Wechſelweſen. Von wiſſenſchaftlichen Fächern findet noch Geographie beſondere Aufmerkſamkeit, die Schülerinnen haben vier Stunden wöchentlich Unterricht in der Erdkunde. Die ausſchließlich kaufmänniſchen Gegenſtände nehmen zwölf Stunden wöchentlich ein. Der Kurſus iſt ein einjähriger, das Schulgeld beträgt 150 Mark jährlich. Die Unterrichtskurſe beginnen im April und Oktober. In der zweiten Klaſſe iſt der kaufmänniſche Fachunterricht nur auf fünf Stunden wöchentlich beſchränkt und umfaßt kaufmänniſches Rechnen und kaufmänniſche Handſchrift. Deutſch dagegen, welches in der erſten Klaſſe nur vier Stunden einnimmt, wird hier in ſechs Stunden wöchentlich gelehrt. Die zweite Klaſſe der Handelsſchule wird von vielen jungen Mädchen beſucht, welche nur ihre Schulbildung vollenden wollen, ohne die Abſicht zu haben, ſich für den Beruf als Buchhalterin oder Kaſſiererin auszubilden, ſodann von ſolchen jungen Mädchen, welche ſich auf die erſte Klaſſe der Handelsſchule vorbereiten. Im letzten Semeſter wurden 25 Schülerinnen mit dem Reifezeugnis aus der erſten Klaſſe der Handelsſchule entlaſſen, eine der Damen erhielt die von der Kaiſerin Friedrich für die beſten Leiſtungen geſtiftete Medaille. Die Kaiſerin Friedrich iſt Protektorin des Lettevereins, ſie wohnt, bei ihrer Anweſenheit in Berlin, faſt regelmäßig den Prüfungen der Lette-Schulen bei. Das Stellenvermittelungsbureau des Lettevereins ſorgt nach der Prüfung für die ausgebildeten Schülerinnen, indem es ihnen Stellen als Buchhalterin, Kaſſiererin, Kontoriſtin verſchafft. Unter den Kaufleuten herrſchte anfangs ein Vorurteil gegen Kontoriſtinnen; das männliche Perſonal der Kaufhäuſer machte aus begreiflicher Eiferſucht — um nicht Brotneid zu ſagen — Front gegen die mutigen Pionierinnen und bereitete ihnen vielfach ein ſaures Leben. Jetzt iſt, wenigſtens in großen Städten, dieſes Vorurteil überwunden, die weiblichen Angeſtellten haben ſich durch Tüchtigkeit und Fleiß nicht allein die Achtung ihrer Prinzipale, ſondern auch die Duldung ihrer Genoſſen erworben. Faſt in jedem großen Geſchäfte iſt eine Kaſſiererin oder Buchhalterin angeſtellt, ja in einem Berliner Auskunftsbureau befinden ſich ſiebzehn Damen, die hauptſächlich an der Schreibmaſchine arbeiten. Der Verkehr zwiſchen den Herren und Damen des Geſchäftes iſt hier ein durchaus freundlicher, kameradſchaftlicher. Eine neue Einrichtung der Handelsſchule iſt die Ausbildung von Agentinnen. Erwähnen müſſen wir hier noch Berliner Inſtitute, welche Fremdenführerinnen und weibliche Reiſe-Kouriere ausbilden. Das Amt der Geſellſchafterin auf Reiſen iſt ſchon lange von Frauen geübt worden, nur dilettantiſch, ſo gut es eben ging. Dieſe Inſtitute wollen die nötige Vorbildung dazu geben. Sie weiſen auch Damen, welche allein nach Berlin kommen, Führerinnen zu, die ſie ſowohl zu den Sehenswürdigkeiten begleiten, wie auch bei der Beſorgung von Einkäufen unterſtützen. Eine Führerin zu haben, iſt für alleinſtehende Damen entſchieden angenehmer, als ſich von einem fremden Manne, den nur der Hotelwirt empfohlen, zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt begleiten zu laſſen. Sprachkenntnis, Kunſtverſtändnis und Gewandtheit ſind die Bedingungen zu dieſem Berufe. Und daß eine erfahrene, umſichtige, tüchtige Frau bei der Beſorgung von Einkäufen, beſonders von ſolchen für Ausſtattungen, eine willkommene Stütze in der großen Stadt iſt, wird wohl niemand bezweifeln.

Hochzeitsgedicht

zu einem Döschen mit Pfeffer und Salz.

Jubel ſchallt durch dies Gebäude!
Eros that ſein Meiſterſtück!
Lauter Liebe, lauter Freude,
Lauter holdes, ſüßes Glück!

Roſentau im Sonnengolde,
Honigworte — — — Gott erhalt's!
Wünſcht ihr euch in all dies Holde
Nicht vielleicht ein Körnchen Salz?

Eros deckt, der Herzenstreffer,
Schon den Tiſch im Götterſaal.
Wär' euch nicht ein Krümchen Pfeffer
Ganz erwünſcht zum Freudenmahl?

Ihr verſteht mich, wie ich ſehe!
Gelt, das hab ich gut gemacht?
An das Salz, das Salz der Ehe,
Habt ihr beide nicht gedacht

Und doch wirds auch Wölkchen geben,
Ernſte Worte kommen vor.
Würzt nur euer Liebesleben
Nie mit Groll, ſtets mit Humor.

Nimm von mir, geliebtes Bräutchen,
Dies beſcheidne Wirtſchaftsſtück.
Es verhilft euch, teure Leutchen,
Erſt zu ganz vollkommnem Glück!

F. S.

Zimmerſchmuck.

Echte Meißener Porzellanfigürchen ſind die Sehnſucht und der Traum gar vieler, die ein Kaminſims, eine Spiegelkonſole, eine Nippesetagère zu ſchmücken haben. — Aber nur

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wenige unter den vielen dürfen ihrem Geldbeutel die Erfüllung ihres Wunſches auftragen. Und doch wie verlockend ſind jene zierlichen, zartfarbigen Figürchen, Schäfer und Schäferin in Rokokotracht, jenes Pärchen im Empirekoſtüm! Da gilt es nun, ſelbſt ein wenig mit Pinſel und Farbe umzugehen, und iſt das Glück uns und unſerer Findergabe, wie wir gleich ſehen werden, hold, ſo können auch wir die hübſcheſten Figürchen in unſerem Zimmer aufſtellen. Wir müſſen ſuchen, uns weiße Porzellanfiguren zu erſtehen. So ſchwierig iſt dies nicht, da mancher ſich ihrer entledigt, weil ihr kaltes Weiß nicht zu der herrſchenden Moderichtung paßt. Bei dem Trödler wie in der eigenen Rumpelkammer fanden ſich ſolche Figuren, einſtige Zierden von Großmutters Glasetagère, und früber ebenſo begehrte Modeartikel wie heute bemalte Terrakotten und italieniſche Majoliken. — Dieſe Figürchen erhalten nun einen warmen Grundton durch dünnes Auftragen einer Porzellanfarbe und werden gebrannt. — Sodann werden ſie mit Porzellanfarben fertig ausgemalt, was ſehr unterhaltend iſt und nur ein wenig Geſchmack erfordert, iſt es ja doch nur ein Koſtümieren mit dem Pinſel ſtatt der Nadel. Man richte ſich möglichſt nach guten Vorbildern. Charakteriſtiſch ſind fein ausgeführte Streublümchen, welche wechſelnd in der Farbenzuſammenſtellung, ſich auf dem Gewand der weiblichen Figur, oft auch auf dem der Figur als Fuß dienenden Teil befinden. — Beim Brennen trägt der Brenner noch hier und da einen kleinen Goldſtrich auf, z. B. als Verſtärkung des Lichts oder der Kontur. — Will man Porzellanmalerei nicht anwenden, ſo gebe man der Figur eine matte Färbung durch Ölmalerei, welche ſtark vertrieben wurde, und male ſie nach dem Trocknen zartfarbig aus. Iſt die Figur z. B. für ein Bortbrett beſtimmt, ſo verdient dieſe Art den Vorzug, da ſie von dekorativ guter Wirkung und dabei leichter iſt. **L. v. K.**

Tiſchkartenvers.

Der Wein erfreut des Menſchen Herz —
Und iſt es ein Glas Bier,
Gewürzt durch Freundes Wort und Scherz,
So freut auch das uns hier.
Und reicht uns guten Nachbars Hand
Die Schüſſel noch dazu —
Kein Schwelger in Schlaraffenland
Tafelt wie ich und du.

Toilette.

Ein alter niederländiſcher Spruch lautet: „Wer will bleiben ein ſchön Kind, muß ſich hüten vor Märzenſonne und Aprillenwind!“ — und wenn ſie auch keinen Spruch dafür haben, ſo ſind die deutſchen Frauen doch wohl derſelben Meinung. Die „Märzenſonne,“ ſo ſchneeweiß ſie die von der langen Winterhaft in den großen Schränken gelb gewordenen Leinenſchätze bleicht, ſo gern iſt ſie bereit auf ein niedliches Näschen oder eine blanke Stirn allerlei kleine braune Pünktchen auszuſtreuen, die wahrlich nicht verzieren. Kommt dann noch der böſe, ſcharfe „Aprillenwind“ dazu und macht die Haut des ganzen Geſichtleins rauh — o weh! wo iſt da der „feine Teint“ — auf den nicht bloß die Holländerinnen ſtolz ſind — geblieben?“ Um den beiden Feinden, Märzenſonne und Aprillenwind, gebührend zu begegnen, damit glatte Haut und klarer Teint nicht von ihnen in die Flucht geſchlagen werden, ſondern dableiben, will ich den verehrten Leſerinnen des Frauendaheim ein einfaches, von unſerem Hausarzt mir empfohlenes Mittel verraten. Man reibt vor dem Schlafengehen Geſicht und Hände tüchtig mit Goldcream ein, feuchtet ſodann die Fingerſpitzen mit etwas Seifenſpiritus und fährt damit über die mit Goldcream eingeriebenen Stellen, wodurch ein dichter Schaum entſteht, den man trocknen und bis zum andern Morgen ſitzen läßt. Zum Abwaſchen verwende man, wenn man hartes, ſchlechtes Waſſer hat, gekochtes oder Regenwaſſer. Probatum est! **R. v. H.**

Praktiſches fürs Haus.

Nochmals Frage 44. Um gewaſchene Inlette wieder federdicht zu machen, zieht man ſie durch dünnen gekochten Leim; ruſſiſcher hinterläßt abſolut keinen Geruch. Leim iſt der Stärke vorzuziehen, weil letztere den Stoff ungefüg und hart macht. — Nachdem die Inlette vollſtändig getrocknet ſind, erwärmt man ein Stück gelbes Wachs (wir verweiſen auf die Anleitung in letzter Nummer) und wichſt die Innenſeite gehörig. — Um das öftere Waſchen der Inlette zu vermeiden, empfiehlt es ſich, dieſelben in Bezüge von leichtem Neſſel einzunähen. Dieſe ſchützen ſehr, beſonders beim häufigen Neubeziehen der Betten, und können nach Belieben, ungefähr halbjährlich, gewechſelt werden. Das ſo unangenehme Umfüllen der Federn fällt dadurch fort. — Da Neſſel in Bettbreite zu haben iſt und das Meter nur 35—40 Pf. koſtet, ſo iſt die Ausgabe im Vergleich zu dem Vorteil, den man erzielt, nur gering. **L. Ene.**

Leuchter auf den Geburtstagstiſch. Ein reizender Schmuck für den Geburtstagstiſch ſind brennende Wachskerzchen, welche um die große „Lebenskerze“ herum ſchön gruppiert durch ihre Zahl den Geburtstäger an die Zahl der zurückgelegten Jahre zu erinnern geeignet ſind. Mit welchem Stolz zählte nicht mein Töchterchen bei ihrem letzten Geburtstag ihre 3 Kerzchen! Sie hat ſeit der Zeit ihre 3 Jahre nimmer vergeſſen. — Aber wie dieſe Kerzchen befeſtigen? Da mögen die verſchiedenſten Wege eingeſchlagen werden, von dem rotwangigen Apfel an bis hinauf zu dem ſilbernen Leuchterchen. Die erſteren primitiven Leuchter haben nur den Nachteil, daß man ſie erſt zu ſolchen umſchaffen muß. Beim 50. Geburtstag des Hausherrn aber oder am 70. des Großpapa dürfte es keine kleine Mühe ſein, die armen Dinger zu Leuchtern umzuwandeln! — Sehr nett und ein wirklicher Schmuck des Geburtstagstiſches und dabei ſehr leicht und billig herzuſtellen, iſt eine andere Art von Leuchterchen, mit denen ich neulich meinen Mann überraſcht habe. Man gehe zu ſeinem Schneider, bitte ihn, in ſeiner Sammlung von leeren Fadenrollen oder -ſpulen einmal kramen zu dürfen, ſuche ſich die mit dem breiteſten Rand aus und laſſe ſie von einem Laubſägekünſtler in der Familie oder vom Drechsler in der Mitte auseinander ſägen, was in der kürzeſten Zeit geſchehen ſein wird. Mit einer Feile laſſen ſich die Schnittflächen leicht glätten und die Öſen je nach Bedarf, d. h. je nach Art und Umfang der Kerzchen, noch etwas erweitern. Dann kommt noch die bekannte Goldbronce in Anwendung und die zierlichſten Leuchterchen ſind fertig. **K. in N.**

Ameiſen zu vertreiben. Man lege Lavendelblüte in die Schränke, oder Potaſche mit Zucker gemiſcht, beides vertreibt ſie unfehlbar. **Fr. Eberhard.**

Polterabendgedicht

für die Schweſter der Braut, bei Überreichung einer ſelbſtgearbeiteten Salontiſchdecke.

(Frage 43.)

Bald heißt du wirtlich manchen Gaſt willkommen,
Wirſt du im eignen Hauſe Herrin ſein;
Wenn ihr zu frohem Plaudern Platz genommen,
Möcht wohl auch ich in euren Kreis mich reihn
Und, wenn's nicht ſein kann, meiner Gab erbitten
Ein Plätzchen in der Tafelrunde Mitten!

Nicht an dem Tiſch – nein auf dem Tiſch ein Fleckchen
Gönn dieſer Arbeit von der Schweſter Hand,
Belauſchen möcht im ſtillen dies mein Deckchen,
Wie du dich findeſt in den Hausfraunſtand.
Die frohen Stunden möcht es mit dir teilen
Und in den trüben tröſtlich bei dir weilen.

(Zum Bräutigam gewandt):
Der Bräut'gam ſtutzt: „Sieht man denn trübe Stunden
Schon jetzt im Leben meiner künf'tgen Frau?!“
Gemach, Herr Schwager, laß dich nicht verwunden,
Wes Lebenshimmel war denn ewig blau?
Du kannſt nicht immerfort doch bei ihr ſein,
Lacht ihr die Sonne denn, wenn ſie allein?

Wenn ſie allein, fern, von der Lieben Kreiſe,
Dem ſie nur heute noch gehöret an,
Einſt ſinnt und träumt, hat unvermerkt und leiſe
Die Herzensthür dem Gaſt ſich aufgethan,
Den deine Gegenwart zwar ſcheucht von dannen,
Den ſie allein wohl nicht vermag zu bannen.

Das Heimweh heißt der Gaſt; du darfſt nicht grollen,
Wenn deiner Frau es einſt die Wange netzt,
Laß dieſen Dank dem Elternhaus ſie zollen,
Sag, iſt es billig, daß es dich verletzt,
Wenn ſie den Eltern, (auf Geſchwiſter oder Freundinnen zeigend) uns, der Mädchenzeit,
Der teuren Heimat eine Thräne weiht?

Du zürnſt ihr nicht, nein, ſiehſt bloß Lieb und Treue,
Die doch nur deines Glückes Bürgen ſind.
(Zur Braut):
Und du, daß dich ein freundlich Bild zerſtreue,
Richt deine Augen auf mein Angebind,
Laß draus erblühn dir der Erinnerung Roſen
An unſrer Schweſterliebe trautes Koſen!

Auch mir bangt vor der Trennung bittren Schmerzen,
Ein Wink von dir, ſo eile ich herbei
Und reiß nicht eher mich vom Schweſterherzen,
Bis klar mir wird, daß ſtörend ich euch ſei!
Herr Schwager, ſprich: Was macht dich mehr beklommen:
Des Frauchens Heimweh — oder gar mein Kommen?

Bleib's unentſchieden! Unliebſame Gäſte,
Die laſſet nie in Herz und Haus hinein,
Und kamen ſie, ſo wiſſet ſtets aufs beſte
Von ihrer Gegenwart euch zu befrein.
Mir aber, hoff' ich, weiſt ihr nicht die Thüren,
Wenn mich die Sehnſucht einſt wird zu dir führen!
(Umarmt zärtlich die Braut.)

Anna Ecke.

Nochmals: Auffriſchung alter Kupferſtiche.

Hie und da werden alte, vergilbte und fleckige Kupferſtiche 2c. auch mittelſt Chlorkalk gebleicht, nur iſt dies inſofern ſehr gewagt, als man ganz genau wiſſen muß, inwieweit das zu behandelnde Papier die Behandlung verträgt, um nicht von der Löſung zerfreſſen zu werden. Ich gebe hier auch dieſe Methode bekannt, ſchicke jedoch voraus, daß eine ſolche Löſung niemals heiß angewendet werden darf; ebenſo dürfen Photographien nicht damit behandelt werden, ſelbſt nicht auf kaltem Wege; das Bild würde ſofort gänzlich verſchwunden ſein. Um Kupferſtiche und Druckſachen auf dieſe Weiſe zu reinigen, nimmt man nun: 1 Teil Chlorkalk mit dem 25fachen Volumen Waſſer, filtriert dies und gibt etwas Eſſig hinzu. Der Stich wird, nachdem er in dieſe Löſung gebracht wurde, gewöhnlich ſchon nach einigen Stunden gut ſein und muß dann wieder mit reinem Waſſer gut vom Chlorkalk gereinigt und hierauf getrocknet werden. In dieſer Zuſammenſetzung ſchadet die Löſung dem Papiere wenig. Bei Beſorgung des Chlorkalkes vom Droguiſten achte man darauf, ſolchen in feinem, trockenem Pulver zu bekommen, da von deſſen Qualität das Gelingen weſentlich abhängt.

Eine höchſt wichtige Unterweiſung will ich im Nachſtehenden auch noch in Bezug auf einen argen Feind des Papieres, nämlich die Fettflecke, geben. Wenn auch durch die im Vorhergehenden angegebene Behandlung die Stiche 2c. das Vergilbte, Schmutzige, ſowie die häßlichen Waſſerflecken verlieren und wieder ſchön weiß erſcheinen, ſo ſind Fettflecke, wenn ſolche vorhanden waren, nach wie vor zu ſehen und, da das ganze übrige Blatt renoviert wurde, um ſo deutlicher in die Augen ſpringend. Es iſt in dieſer Hinſicht ſchon vieles probiert worden, ohne daß dabei von irgend einem nennenswerten Erfolge die Rede ſein konnte. Ich habe bei meinen Verſuchen ſchließlich doch noch ein ſehr gutes Reſultat auf folgende Manier erzielt: Gebrannte Magneſia wird mit Waſſer zu einem Brei vermiſcht und damit überſtreicht man die Fettflecke; nach dem Trocknen wird die betreffende Stelle mit einem Meſſer vorſichtig wieder abgehoben; nun wird der Fleck, falls derſelbe noch ziemlich friſch war, beſeitigt ſein; iſt der Fleck jedoch älter und daher hartnäckiger, ſo muß dieſes Verfahren wiederholt werden.

Die eingerahmten Bilder ſind ſehr dem Verderben ausgeſetzt, wenn ſolche an einer feuchten Wand hängen, indem die Rückenpappe die Feuchtigkeit anzieht und dem Bilde mitteilt, wodurch hauptſächlich die Stock- und Waſſerflecken entſtehen; um dieſem Übelſtande abzuhelfen, gibt es ein ebenſo einfaches als ſicher wirkendes Mittel. Man braucht nur Sorge dafür zu tragen, daß das Bild entſprechend von der Wand abſteht, was dadurch erreicht wird, daß man zu dieſem Behufe einen beliebigen Kork nimmt, welchen man in einige Millimeter ſtarke Scheiben ſchneidet, von denen man auf der Rückſeite des Rahmens in den Ecken je eine befeſtigt. **Joſef Kermann.**

Neue Blumenvaſe.

Einer ebenſo originellen wie praktiſchen Blumenvaſe, wert, nachgeahmt zu werden, begegnete ich in einem Blumenladen. — Ein 40 cm hohes röhrenförmiges Kelchglas von grünbräunlicher Färbung erweitert ſich am Fußende zu einem ſcheibenförmigen Fuß. Daſſelbe iſt in ſchräger Linie mit 2 cm breitem roſa Band feſt umwunden, aber ſo, daß ebenſoviel Glas frei bleibt, wie das Band breit iſt. Oben wie unten bildet daſſelbe eine volle Schleife. — Langſtielige Blüten, wie Fliederdolden, Hyacinthen, im Sommer Zweige von Obſtbäumen 2c. finden in dem hohen Glas Halt und brauchen nicht verkürzt zu werden. Die Vaſe iſt außer in oben beſchriebener Farbenzuſammenſtellung auch in waſſerblau mit korallenfarbenem Band, in oliv mit Heliotrop-Band zu haben; jedoch können wir ſelbſt ſie ja jederzeit durch andersfarbenes Band zu einer neuen Erſcheinung, ebenſo beliebt auf dem feſtlich gedeckten Tiſch wie auf unſerm Schreib- oder Nähtiſch, geſtalten. **A. v. B.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Für die Küche.

Mehlſpeiſe à la Pompadour. Ein Pfd. Reis wird dreimal mit warmem Waſſer abgewaſchen, darauf wird der Reis reichlich mit Waſſer aufgeſtellt und mürbe gekocht, dann läßt man das Dünne durch ein Haarſieb ablaufen. Nun thue ein Liter Weißwein in einen Keſſel, den Reis dazu, 1½ Pfd. Zucker, von 4 Citronen die Schale und von 2 den Saft, fein gehackte und kandierte Orangenſchale und Citronat. Alles mit dem Reis kochen laſſen, auf einer Schüſſel zierlich angerichtet, mit eingemachten Früchten belegt Geſchlagene ſüße Sahne wird dazu gegeben.

Auskunft.

Fr. 21. In Rahden, einem Städtchen Weſtfalens, wird eine geübte Krankenpflegerin geſucht.
Frau **M. Wehrkamp, Rahden,** Weſtfalen.

Auf Frage 21, **H. L. Nr. 63,** teile ich ergebenſt mit, daß ich für die hieſige Fabrik- und Vorort-Gemeinde, 4500 Seelen, 3000 Evangeliſche, gerne die Niederlaſſung einer evangeliſchen Krankenpflegerin ſehen würde und ſchon ſeit längerer Zeit erſtrebe.

Fabricius, Pfarrer in Griesheim bei Frankfurt a. M.

An **Töchterreiche Mutter in H.** Wir kennen nur ein Schnittmuſterwerk für Puppengarderobe. Dasſelbe iſt verfaßt von Julie Lutz. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

An Herrn **Dr. R.** Auf dem Markte in Ludwigshafen muß jede Butterverkäuferin nach polizeilicher Verordnung ein reines Meſſer zum Verſuchen der Butter haben.

Daheim-Leſer in der Vorderpfalz.

Fr. 2. Spracharzt Gerdts in Bingen am Rhein heilt Stotternde in 6—8 Wochen. Mein Neffe wurde mit 6 Jahren in 8 Wochen vollſtändig geheilt und hat bis jetzt, 11 Jahre alt, nie wieder geſtottert. **E. H.**

An Frau **von T.** Als Konfirmationsgeſchenk für Ihre Nichte kann ich Ihnen kein geeigneteres Buch empfehlen als das neueſte Werk der greiſen, aber noch immer jugendlich friſchen Kinderfreundin Thekla von Schober, geborene v. Gumpert. U. d. T.: „Autographen und Erinnerungen“ (Bremen, C. Ed. Müller, eleg. geb. 6 Mk.), hat die 83jährige Schriftſtellerin aus dem reichen Schatze ihres Briefwechſels ein halbes Hundert der intereſſanteſten Autographen von hohen Fürſtlichkeiten (unſern Kaiſer und ſeine Gemahlin an der Spitze, und ſogar den Sultan darunter), von Staatsmännern, Geiſtlichen, Dichtern und Dichterinnen ihrer Zeit (Moltke, Stephan, Kögel, Funcke, Frommel, Gerok, Marie Nathuſius ꝛc.) in buntem Gemiſch, aber in guter Auswahl vervielfältigen laſſen und mit kurzen Erinnerungen an perſönliche Begegnungen herausgegeben. Eine autobiographiſche Ergänzung, die ihren zahlreichen Verehrerinnen beſonders willkommen ſein wird, bietet die Einleitung. Die ungemein geſchmackvolle Ausſtattung des ſchmucken Bandes wird die Freude am Beſitze desſelben noch erhöhen. **R. K.**

Fr. 42. Bin gern bereit, nähere briefliche Auskunft über Anziehpuppen-Bogen zu erteilen und erbitte deutliche, ſchriftliche Adreſſe. Meine Adreſſe dazu liegt in d. Exped. d. Frauen-Daheim.

Eine Erfahrene.

Herrn **von J. in B.** Die Spruchſammlung „Vierblätter“ von Frida Schanz iſt ſoeben in neuer Auflage (Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld) erſchienen und wieder in jeder Buchhandlung zum Preiſe von ℳ 1,20 zu haben.

Fragen.

58) Wo iſt Lederkitt zum Flicken von Lederſchuhzeug zu haben? Gibt es einen Kitt für Gummiſachen? **A. J.**

59) Wo kann man Vorlagen für Ölmalerei, größere Landſchaften, bekommen? **Nelly.**

60) Kann mir ein freundlicher Leſer des Daheim mitteilen, welchen Wert Kryſtallſteine haben und wer ſolche kauft? **E. W.**

61) Kann mir eine freundliche Leſerin mitteilen, wie man Eiter und Höllenſteinſalbe aus Binden entfernt? Mehrmaliges Waſchen und Kochen in ſcharfer Lauge hat nichts genützt. **Ratloſe.**

62) Wer von den geehrten Mitleſern oder Leſerinnen des Daheim gibt mir Auskunft, wie das ganze Lied lautet, in dem die Stelle vorkommt: „Oben ſind bewegte Wellen, doch die Perle liegt am Grunde“, und wer es gedichtet hat? **E. A. in M. F.**

63) Kann eine gütige Daheimleſerin mir Rat erteilen, wie ich feinen Wollſtoff (blau und weiß kariert) wieder herſtellen kann, der bei der Wäſche in Seife, ganz klar blieb, beim Spülen jedoch auslief? Sehr dankbar würde ſein eine eifrige Leſerin des Fragebogens im Daheim.

64) Kann mir jemand mitteilen, wo man alte Spinnräder erneuern, reſp. alte Teile durch neue ergänzen laſſen kann? **Elly.**

65) Wer von den geehrten Leſerinnen kann mir ſagen, wie man eine weiße Boa waſchen oder reinigen kann? Beſten Dank im voraus! **Eine treue Daheim-Leſerin in Odeſſa.**

66) Kann vielleicht eine der geehrten Daheimleſerinnen auf Grund eigener Erfahrung eine praktiſche Meſſer- und Gabelputzmaſchine zum Hausgebrauch empfehlen? **L.**

67) Kann mir eine der geehrten Mitleſerinnen eine Waſchmaſchine angeben, deren Syſteme ſich für einen kleineren Haushalt in jeder Hinſicht als praktiſch bewährt?

Frau **Ch. B.**

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

Das Leberblümchen. (Hepatica triloba Gil.)

Am Bach und auf dem Waldesgrund,
Da ward des Frühlings Kommen kund.
Wie viel Blauäuglein ſich bald erſchließen,
Um den Erſehnten zu begrüßen!

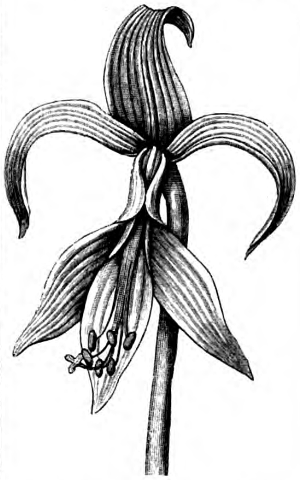
J. Trojan.

Arbeitskalender.

Mehr und mehr tritt der Frühling in ſeine Rechte. Da heißt es nun hurtig ſein im Garten, damit alle Arbeiten rechtzeitig beendet ſind und wir uns ſpäter mit Recht an den Früchten unſeres Fleißes erfreuen können. Der Schnitt der Obſtbäume iſt beendet, die Neupflanzungen können nun, nachdem der Boden abgetrocknet iſt, begonnen werden. Auf leichtem, lockerem Boden, der nicht von der Frühjahrsnäſſe zu leiden hat, iſt zwar die Herbſtpflanzung beſſer. Dagegen iſt überall da, wo der Boden ſchwer und naß iſt, eine Anpflanzung zu jetziger Jahreszeit am Platze. Einige empfehlenswerte, meiſt neuere Sorten werden unſeren Leſern willkommen ſein. Bismarckapfel aus Neuſeeland (trägt ſchon als zweijährige Veredelung; Markt-, Tafel- und Wirtſchaftsapfel erſten Ranges), Grahams Königlicher Jubiläumsapfel (Frucht 11 cm Durchmeſſer), Zukunfts-Borsdorfer (ebenſo gut wie der Edelborsdorfer, trägt aber ſchon als kleiner Baum in der Baumſchule, während der Edelborsdorfer erſt im 15. Jahre nach der Pflanzung fruchtet). Charlottenthaler Apfel (für rauhe Lagen beſonders zu empfehlen, vorzüglich im Geſchmack); japaniſche Golden-Rouſſet-Birne (prächtige Tafelbirne, ſehr widerſtandsfähig gegen Hitze, Kälte und Trockenheit, trägt ſehr reich als junger Baum), König Karl von Württemberg (große bis ſehr große Birne von würzigem Geſchmack); Kirſche Hochgenuß von Erfurt (eine noch im Oktober tragende Amarelle), Gubens Ehre (früheſte Sauerkirſche), Hedelfinger Sauerkirſche (größte Knorpelkirſche), von Lades ſpäte Knorpelkirſche (reift im September, hält ſich bis ſpät in den Oktober), Frühe aus der Mark (früheſte ſüße Maikirſche), große Montmorency (außerordentlich ertragreich); Zwetſche Großherzog (blauſchwarze, ſüße Frucht von 9 cm Länge und 6 cm Durchmeſſer), Zwetſche „Frühe aus dem Bühlerthal“ (ertragreichſte, Ende Juli reifende Zwetſche), Zwetſche „Späte von Carlſtadt“ (hält ſich auf kühlem Lager bis Ende November friſch). Man ſollte Obſtbäume und Obſtſträucher noch viel mehr anpflanzen, als es bisher geſchehen iſt. Bei richtiger Auswahl der Sorten ſind die Renten ganz enorme. Vorteilhaft iſt es, wenn man zwiſchen die Obſtbäume Obſtſträucher pflanzt, welche ſchon in wenigen Jahren alle Unkoſten decken. Bei der Anpflanzung halte man an dem Satze feſt: Wenige, aber gute Sorten. Die Großhändler kaufen nicht gern kleine Quantitäten. Johannisbeeren ſind für die Weinbereitung von hohem Werte. Eine Flaſche ſelbſtgekelterten Johannisbeerweines, der im Geſchmack einem guten alten Madeira nicht nachſteht, koſtet nur etwa 25 bis 30 Pfg. Im Gemüſegarten werden die Beete umgegraben und für die Bepflanzung zurechtgemacht. Zur Gewinnung von guten, kräftigen Sezpflanzen wird ein kleines, recht warm und ſonnig gelegenes Beet möglichſt ſorgfältig zubereitet und mit Kopfkohl, Wirſing, Blumenkohl, Roſenkohl und Kohlrabi beſät. An Ort und Stelle ſät man Schnittſalat, Zuckerwurzel, Peterſilienwurzel, Sommer- und Winterzwiebeln, Rettige, mittelfrühen Kopfſalat, Radieschen, ſämtliche Suppen-, Salatkräuter und Gewürzpflanzen, Erbſen. Die zu treibenden Gemüſe zieht man entweder in den Miſtbeeten oder bei geringem Bedarf in Töpfen heran. Beim Auspflanzen achte man darauf, daß der Wurzelhals kräftig und geſund ſei. Die Wurzel kürzt man etwas ein, um ſie zu reichlicher Verzweigung zu veranlaſſen. Die Setzlinge ſollen im Miſtbeete weit auseinander ſtehen, damit ſie ſich gut entwickeln können. Zwiſchen langſam wachſende Sorten kann man Kopfſalat pflanzen und Radieschen und Karotten ſäen, welche verbrauchsfähig ſind, wenn jene mehr Raum beanſpruchen. Damit ſich die Wärme in den Beeten möglichſt lange hält, erneuert man von Zeit zu Zeit den Umſchlag um die Käſten, wozu man Pferdedung, Laub, Lohe oder Waldſtreu verwendet. Frühe Kartoffeln werden ausgelegt und, wenn dieſelben ſchon angetrieben ſind, mit etwas langem Pferdedung vor Froſt geſchützt. Im Ziergarten werden die Wege geſäubert, das alte Laub zwiſchen den Sträuchern wird entfernt und zur Miſtbeetanlage oder auf dem Kompoſthaufen verwendet. Die Blumenzwiebelbeete werden abgedeckt, bei wiedereintretendem Froſte aber mit Matten belegt. Wurzelechte und hochſtämmige Roſen werden beſchnitten. Ritterſporn, Lupinen, Winden, türkiſche Bohnen, Kapuzinerkreſſe, Gartenwicke und andere harte Sommerpflanzen werden an Ort und Stelle ausgeſät. Im Zimmer, in Käſtchen oder Töpfen oder in halbwarmen Miſtbeeten ſät man empfindlichere Sommerblumen aus, welche ſpäter ausgepflanzt werden, wie z. B. Immortelle, Löwenmaul, Glockenblume, Hahnenkamm, Sommer- und Herbſtlevkojen, Nelken, Strohblumen, Schleifenblumen, Balſaminen, Nemophila, Petunien, Portulak, Reſeda, Scabioſa, Verbenen, Ziergräſer ꝛc. Die neuerdings ſehr in Mode gekommenen Sträuße aus Ziergräſern laſſen die Anzucht dieſer Gräſer ſehr empfehlenswert erſcheinen. Sie verurſachen wenig Mühe und werden immer gern gekauft. Die Zimmerpflanzen werden in dieſem Monat umgepflanzt. Vor allem achte man darauf, daß ſich in den Töpfen eine einige Centimeter hohe Scherbenunterlage befindet. Durch dieſelbe erreicht man, daß das Waſſer immer gut abfließt und die Erde nicht verſauert. Pflanzen mit dicken, fleiſchigen Wurzeln erhalten im allgemeinen eine mehr ſchwere, lehmige Erde, feinwurzelige eine lockere Laub- oder Heideerde. Es iſt gut, wenn man der Erde eine nicht zu geringe Menge groben Sandes zuſetzt. Die Töpfe ſeien innen ganz ſauber; verwendet man alte Töpfe, ſo ſind ſie vor dem Gebrauche mit heißem Waſſer gründlich zu ſäubern. Von wurzelkranken Pflanzen entfernt man die alte Erde ſo weit, bis man an geſunde Wurzeln kommt. Die ſchlechten Wurzeln werden fortgeſchnitten. Der neue Topf ſei ringsum 1 cm größer als der zugeſtutzte Wurzelballen. Bei geſunden Pflanzen entfernt man die Scherben und lockert den Wurzelballen mit einem ſpitzen Hölzchen etwas auf. Stecklingspflanzen vom vorigen Monat werden, nachdem ſie gut bewurzelt ſind, einzeln in kleine Töpfe in lockere Erde gepflanzt. Man kann auch noch Stecklinge machen.

Jakobslilie.

Zu den ſchönſten Treibpflanzen gehört die Jakobslilie (Sprekelia [Amaryllis] formosissima), welche noch dadurch ausgezeichnet iſt, daß ſie faſt gar keiner Pflege bedarf und doch regelmäßig ihre wunderbaren, tief dunkelblutroten, ſammetglänzenden Blumen von etwa 10 cm Größe im Zimmer entwickelt. Man hat nämlich nur nötig, die Zwiebel in Moos einzuwickeln, letzteres mit einem Faden zuſammen zu ſchnüren, damit ſe nicht auseinander fällt und gleichmäßig feucht zu erhalten. Die ſo zubereitete Zwiebel legt man in die Nähe des Ofens auf ein Brett, wo ſie in kurzer Zeit ihre prächtigen Blumen austreibt.

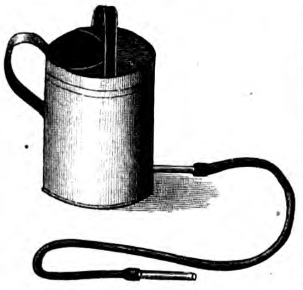


Eine praktiſche Zimmergießkanne.

Eifrige Blumenliebhaber haben es gewiß ſchon oft recht unangenehm empfunden, daß bei dem Begießen etwas dichtſtehender Pflanzen nur zu leicht Waſſer, ſtatt auf den Topf,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

daneben fließt und dann den Fußboden benetzt. Trotz aller Vorſicht kommt dies immer wieder vor, und wohl regelmäßig taucht dann die Frage auf, wie dieſer Übelſtand beſeitigt werden könnte. — Ich bediene mich nun ſchon ſeit zwei Jahren der nebenſtehend abgebildeten Zimmer-Gießkanne von Heinemann in Erfurt, die mir noch niemals Ärger bereitet hat und deshalb jedem aufs beſte empfohlen ſein möge. — Dieſe Gießkanne hat nicht ein feſtes Gießrohr, ſondern ſtatt deſſen einen etwa einen halben Meter langen Gummiſchlauch, an deſſen Ende ſich ein kurzes Glasrohr befindet. Vor dem Füllen ſteckt man das Glasrohr in die Kanne, dann läßt ſie ſich bequem füllen. Bei dem Begießen nimmt man den Schlauch in die Hand, drückt ihn dicht vor dem Rohr mit zwei Fingern zu und hält dann das Glasrohr dicht über den zu gießenden Topf. Nun läßt man mit dem Fingerdruck nach, ſo lange bis die Pflanze genügend Waſſer erhalten hat; durch einen Fingerdruck unterbricht man den Waſſerſtrahl. Es wird alſo niemals mehr Waſſer ausfließen, als man beabſichtigt. Die Beweglichkeit des Schlauches geſtattet es, daß man ohne Mühe mit dem Glasrohr zu jedem einzelnen Topf kann, auch wenn die Pflanzen noch ſo dicht ſtehen. Das läſtige Hochkippen der Kanne beim Ausgießen des letzten Waſſerreſtes, das ſich bei dicht ſtehenden Pflanzen oft kaum ausführen läßt, wird vollſtändig vermieden, da man dieſe Kanne, entfernt von den Pflanzen, nur etwas hoch zu halten braucht.

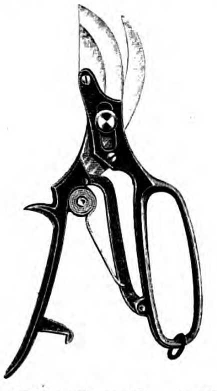


Erdbeerentreiberei im Zimmer.

Erdbeeren, die wohlſchmeckenden und ſehr begehrten Früchte, ſind mit wenig Mühen und Unkoſten auch im Zimmer zur Reife zu bringen und zwar zu einer Zeit, in welcher diejenigen im Garten und freiem Lande vom langen Winterſchlafe noch nicht vollſtändig erwacht ſind. Zu dieſem Zwecke ſind im Herbſt oder zeitigen Frühjahr junge Pflanzen auf Beete zu pflanzen, welche durch tiefes Graben und Düngen gut vorbereitet ſind. Im Herbſt des nächſten Jahres werden nun je eine oder zwei Pflanzen in einen entſprechend großen Topf mit nahrhafter Erde gepflanzt, zeitig genug, um ein Durchwurzeln des Ballens noch zu geſtatten. Mit Eintritt des Froſtes werden dieſe Pflanzen an einen trockenen Ort geſtellt, wo der Ballen nicht vollſtändig durchfrieren kann. Im Februar oder März des nächſten Jahres ſtellt man die Pflanzen in ein mäßig warmes Zimmer an ein helles ſonniges Fenſter, nachdem alle verdorbenen Blätter entfernt und die Oberfläche des Erdballens aufgelockert iſt. Der Erdballen wird nun gleichmäßig feucht gehalten, und bald werden ſich die jungen Blätter nebſt den Blütenſtengeln zeigen. Eine wiederholte Gabe von Dünger, in Form von aufgelöſtem Rinderguano, wird das Wachstum der Blätter und Blüten, ſowie die Ausbildung der Früchte ſehr fördern und darf nicht unterlaſſen werden, um ein günſtiges Reſultat zu erzielen. Zur Zeit der Blüte ſtelle man die Pflanzen während der Mittagsſtunden an ein geöffnetes Fenſter, um die Befruchtung zu begünſtigen, die man eventuell durch Überpinſeln der Blüten mit einem feinen Pinſel vornehmen muß. Nachdem die Früchte abgeerntet ſind, werden die Pflanzen ins freie Land gepflanzt, woſelbſt ſie im günſtigen Falle noch einmal, aber ſpät Früchte zeitigen. Zur nächſten Treiberei nehme man aber friſche Pflanzen, welche ein oder zwei Jahre alt ſind. Empfehlenswerte Treibſorten ſind: Laxtons Noble, Marguérite und König Albert von Sachſen. Die erſte iſt die früheſte. **B.**

Neueſte Roſen- und Reben-Scheere.

Die bisher gebräuchlichen Roſen- und Rebenſcheeren ſetzen ſämtlich bei ihrem Gebrauche eine ziemliche Kraftanſtrengung voraus. Sind ſie nicht ganz beſonders ſcharf oder iſt die Schraube, welche die beiden Blätter zuſammenhält, nur ein wenig gelockert, ſo erhält man keinen ſcharfen Schnitt, ſondern eine gequetſchte und zerriſſene Wundfläche, die nur ſchlecht heilt, wenn ſie nicht mit einem ſcharfen Meſſer nachgeſchnitten wird. Die beiſtehend abgebildete, von dem Kgl. Hoflieferanten F. C. Heinemann in Erfurt für 3 M. zu beziehende Scheere hilft allen Übelſtänden ab. Durch eine beſondere Vorrichtung bewegen ſich nämlich die beiden Schneiden gegeneinander wie zwei Meſſer, was die Arbeit ſehr erleichtert und einen äußerſt ſcharfen Schnitt liefert.



Nützliche Winke.

Topfſchützer. Nicht nur wir Menſchen, ſondern auch die Pflanzen ſind gegen den ſcharfen, feinen Zug, welcher durch die Fenſterritzen einſtrömt, ſehr empfindlich. Er iſt der Hauptfeind unſerer Zimmerpflanzen, dem im Winter gar viele unſerer Lieblinge erliegen. Und doch möchten wir die Pflanzen auf dem Fenſterbrett nicht miſſen, da gerade ſie unſeren Wohnraum ſo behaglich machen. Iſt ja doch auch der Platz am Fenſter im übrigen für unſere Pflanzen der beſte im Zimmer, an welchem ſie in den trüben Wintermonaten das meiſte Licht erhalten. Wir können nun auf eine ſehr einfache Weiſe und mit geringen Mitteln die Wurzeln, welche ſo beſonders empfindlich gegen Zugluft ſind, dadurch ſchützen, daß wir auf dem Fenſterbrette einen Topfſchützer anbringen, welcher jeden Luftzug von den Töpfen fernhält. Ein Stück ſtarker Pappe von der Länge des Fenſterbrettes und 10—15 cm Breite bekleben wir auf der einen Seite mit Moos und Flechten, die uns der Wald umſonſt liefert. Dann kleben wir an dieſe Pappe ein gleichgroßes Stück ſtarken blauen Papieres (Aktendeckelpapier), biegen dasſelbe rechtwinklig um, ſodaß die mit Moos beklebte Pappſeite nach außen liegt und der Topfſchützer iſt fertig. Wir ſtellen ihn ſo auf das Fenſterbrett, daß das blaue Papier dieſem feſt aufliegt, die beklebte Pappſeite aber dem Fenſter zugekehrt iſt. Auf das Papier ſtellen wir die Töpfe, welche jetzt vor jedem Luftzuge geſchützt ſind. Von außen ſieht der grüne Moosſtreifen am Fenſter, über den ſich die Pflanzen erheben, ganz allerliebſt aus. Es macht den Eindruck, als wüchſen die Pflanzen direkt aus dem Mooſe heraus.

Hyazinthenſtütze. Die im Zimmer auf Gläſern getriebenen Hyazinthen haben oft den häßlichen Fehler, daß die Blätter und der Blütenſtengel weich und ſchlaff ſind und ſich infolgedeſſen nicht aufrecht erhalten können. Ein Stab, an welchen man ſie anbinden könnte, läßt ſich an dem Glaſe ſchlecht anbringen. Da leiſtet ein ſtarker Draht von Stricknadelſtärke, der gut ausgeglüht und leicht biegſam iſt, gute Dienſte. Wir nehmen ein Stück von 40—50 cm Länge, biegen es an beiden Enden 15 cm weit rechtwinklig um und biegen nun die beiden umgebogenen Enden über einen cylindriſchen Körper von etwa 4—5 cm kreisförmig. Den einen ſo entſtandenen Ring legen wir um den Hals des Glaſes, den anderen nach oben ſtehenden biegen wir etwas auf, ſtecken Blätter und Blütenſtengel hinein und ſchließen ihn wieder mit leichtem Druck. Natürlich muß der obere Ring dicht unter den Blüten ſitzen. Statt geglühten Eiſendrahtes kann man auch ſtarken Meſſingdraht verwenden, der nicht geglüht wird, da er von Natur leicht biegſam iſt. Er ſteht zwar im Preiſe etwas höher, ſieht dafür aber auch viel ſchöner aus.

Der ſchwediſche Boxdorn als Heckenpflanze.

Bis vor kurzer Zeit wählte man zur Anlage von Hecken faſt ausſchließlich den Weißdorn. In kräftigem, gut kultiviertem Boden, in geeignet günſtiger Lage, bei aufmerkſamer Pflege und jährlichem, regelrechtem Schnitt laſſen ſich ja auch bekanntlich die ſchönſten Weißdornhecken erziehen, die allen Anforderungen, welche man an eine Muſtereinfriedigung ſtellen darf, entſprechen. Aber in den wenigſten Fällen, ſelbſt wenn wir Koſten und Mühe nicht geſcheut, iſt es uns möglich, immer die abſolut notwendigen Vergünſtigungen zu bieten. Daher auch die vielen verfehlten Anpflanzungen, die keineswegs das Prädikat „gut“ verdienen. Dennoch iſt es eines jeden ſtrebſamen Grundbeſitzers regſter Wunſch, ſein Heimweſen möglichſt ſolide einzufriedigen. Weder in geringem trockenen Boden, Grauſand, Kies, Geröll, Heideland u. ſ. w., noch in ſumpfig kaltgründigem Flachlande, in Prallſonne, auf ſteilen Abhängen, noch ſchattig gedrückter Lage, wird eine Muſterhecke von Weißdorn zu ſtande kommen. Noch weniger in rauher Freilage, in nördlichen Gegenden, wo eiſige Stürme, lang anhaltende ſtrenge Winterkälte oft ſo ſtörend, verderbend jeden Fortſchritt der Vegetation hemmt. Wo aber kein äußerer Schutz vorhanden, da iſt auch das Innere des Gartens geradezu eine Exiſtenzfrage, jeder Unbill, jeder Laune der Witterung preisgegeben. Weit anſpruchsloſer, zäher iſt dagegen der ſchwediſche aufrecht wachſende Boxdorn. Wo Weißdorn nicht freudig gedeihen will, dürfen wir mit Ausſicht auf Erfolg zu dieſer Pflanze greifen. In rauheſter Freilage, mit jedem, ſelbſt dem allergeringſten Boden fürlieb nehmend, bildet dieſe Pflanze in einigen Jahren die dichteſten, dauerhafteſten Hecken. Ihre Heimat iſt das nördliche Dänemark, Schweden und Norwegen. Um bald, in 4—5 Jahren eine dichte, ſchützende Hecke zu erzielen, pflanzt man dieſelben am beſten im Frühling (Februar bis Mai) aus Stecklingen, die ſehr ſicher wachſen, auf folgende Weiſe. Man grabe den Boden 80 cm breit, 30—40 cm tief, hebe einen 60 cm breiten, 20 cm tiefen Pflanzgraben aus, ziehe nun zwei Schnüre 40 cm voneinander und je 10 cm von der nächſtliegenden Pflanzgrabenwand entfernt und pflanze dann mit jeder Schnur laufend in 20 cm Entfernung voneinander eine Reihe Stecklinge ſo tief, daß nur 3—4 cm von jedem über den Boden ſtehen. Nach dem Zuſchütten des Pflanzgrabens trete man den Boden rund um die Stecklinge feſt an und halte im erſten Jahre alles Unkraut fern, damit die jungen Triebe weder überwuchert noch erſtickt werden. Im erſten Winter nach der Anpflanzung ſchneide man die neuen Triebe um die Hälfte zurück und dünge, wenn es erforderlich erſcheint, mit Holz- oder Torfaſche. Es iſt ferner von Vorteil, jeden Herbſt, nachdem das Laub gefallen, den Boden leicht umzugraben. Ebenſo empfehlenswert wie doppelreihige Pflanzung iſt einreihige; ſie bildet ebenſo dichte und undurchdringliche Hecken, jedoch mit dem Vorteil an Landerſparnis. Bei einreihiger Pflanzung grabe man den Boden 40 cm breit, 30—40 cm tief, hebe eine Pflanzrinne von 20 cm Breite und 20 cm Tiefe aus und pflanze in die Mitte derſelben längs einer Schnur, jedoch in bloß 10 cm Entfernung, anſtatt bei doppelter Reihe 20 cm, ſo tief, daß nur 3—4 cm über den Boden ſtehen. Auf 1 m genügen zehn Stück für jede Pflanzart; ſonſt wie oben.

Tondern (Schleswig).
P. B. Chriſtian, Landſchaftsgärtner.

Neues vom Blumenmarkt.

Eine reinweiße, im Freien ausdauernde Azalea dürfte manchem Blumenfreunde eine begehrenswerte Pflanze ſein. Wir machen deshalb unſere Leſer auf die Azalea hybrida Daviesii aufmerkſam, welche aus den Lorberg'ſchen Baumſchulen in Berlin zu beziehen iſt. Dieſe neue Pflanze hält im Freien ohne jeden Schutz aus und blüht im Juni. Ein beſonderer Vorzug dieſer Azalea iſt, daß ihre Blumen einen lieblichen Wohlgeruch beſitzen, der den meiſten anderen Azaleen abgeht. In England werden übrigens außer dieſer noch zwei andere im Freien aushaltende weiße, wohlriechende Azaleen kultiviert, nämlich A. Avalanche mit etwas kleineren und A. hybrida odorata mit wachsartigen, ſehr wohlriechenden Blumen.

Lobelia erinus compacta „Goldelſe“ iſt eine neue Lobelia für Teppichbeete, welche ſicherlich ſehr ſchnell Verbreitung finden wird. Die Blumen ſind prächtig blau, wie bei der alten L. „Kaiſer Wilhelm,“ das Laub aber iſt leuchtend gelb wie dasjenige von Pyrethrum. Die Pflanze wird aus Samen herangezogen, welche ſpäteſtens im März zu ſäen ſind.

Früher niedriger Nocera-Blumenkohl. Dieſe neue Sorte ſtammt von dem ſo berühmten italieniſchen Rieſenblumenkohl, wird jedoch nur 40 cm hoch. Dabei iſt der Kopf ſehr groß, rein weiß, feſt und hält ſich unter Umſtänden 2—3 Wochen ſchnittfähig auf der Pflanze. Samen von dieſer und der vorigen Art ſind von Pape & Bergmann in Quedlinburg zu beziehen.

Für den Blumentiſch.

Vor mehreren Wochen gab ich im Daheim eine Anweiſung, wie Zimmerpflanzen zu begießen ſind. Will man dieſe zu noch üppigerer Entwickelung bringen, ſo laſſe man einen paſſenden Weißblech-, oder einen gebrannten, irdenen Einſatz für den Pflanzentiſch machen, an welchem eine kurze Röhre mit verſchließbarem Hahn ſich befindet. In dieſen Einſatz ſtellt man die Töpfe mit ihren Unternäpfen und gießt Waſſer in den Einſatz. Die Verdampfung des Waſſers wird beſonders für die Entwickelung der Palmen und der Waſſerpflanzen ſich beſonders günſtig erweiſen, auch für die Bewohner des Zimmers wirkt ſie wohlthätig, da ſie die trockene Zimmerluft, beſonders im Winter, immer etwas feucht erhält. Der Hahn an der Röhre dient dazu, das Waſſer, ehe es fault, bequem abzulaſſen. Man erneuert dann das Waſſer. **Ein alter Zimmergärtner.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Preisausſchreibung.

Die „Illuſtrierten Monatshefte für die Geſamtintereſſen des Gartenbaues“ (München, Kaulbachſtr. 36) ſchreiben in ihrer neueſten Nummer Preiſe im Betrage von 150 und 100 Mk. aus für die beſten, kurzen und populär gehaltenen Artikel, welche in irgend einem Zuſammenhange mit dem Gartenbau oder der Blumenzucht ſtehen. Da ausdrücklich alle Blumenfreunde, Damen wie Herren, zum Wettbewerbe eingeladen ſind, dürften ſich auch unter unſern Leſern viele Intereſſenten finden, um ſo mehr, da auch der Malerinnen gedacht, und ein dritter Preis für eine ſchöne farbige Blumenvorlage ausgeſetzt iſt Die näheren Bedingungen ſind unter Beifügung des Portos für die Antwort zu erfragen bei M. Schorß Verlag in München, Kaulbachſtr. 36. Leider iſt in den meiſten Fällen die Beteiligung an ſolchen Wettbewerben nur eine verhältnismäßig ſchwache, weil man oft der Anſicht iſt, daß die einzelnen Arbeiten in der Hochflut von Eingängen verſchwinden. Und weil viele ſo denken, haben die Preisrichter oft nur wenig zu thun.

Briefkaſten.

Herrn Rektor B..g in B. Die Urſache der Rindenkrankheit der Azaleen, die namentlich bei älteren Pflanzen auftritt und das Abſterben der Rinde und ſelbſt einiger Holzſchichten zur Folge hat, iſt in vielen Fällen die Folge eines ungünſtigen Standortes der Pflanzen und mangelhafter Behandlung im Bewäſſern. So viel Trockenheit die Azaleen auch vertragen und dadurch höchſtens einige Blätter fallen laſſen, ſo empfindlich ſind ſie gegen Waſſerüberſchuß, der ein Faulen der Wurzeln und, was noch weit ſchlimmer iſt, die ſo ſehr gefürchtete, oben erwähnte Krankheit, die „Stammfäule“ verurſacht. Iſt dieſelbe während der Wintermonate aufgetreten, ſo ſtelle man die Pflanzen an einen mäßig warmen, aber recht trockenen Ort, und reiche nur dann Waſſer, wenn es überhaupt notwendig iſt, wobei das Benetzen des Stammes und des Wurzelhalſes, der den eigentlichen Krankheitsherd bildet, unbedingt zu vermeiden iſt. Mitte März oder im April wird die Erneuerung der Erde, gute ſandige Haideerde, vorgenommen, nachdem vom Ballen alle verdorbenen Wurzeln entfernt ſind. Ein ſauber gereinigter Topf, in der Größe dem Ballen entſprechend, mit gutem Abzug aus mehreren Scherben, die man noch mit reingewaſchenem Flußſand bedeckt, iſt beim Verpflanzen unerläßlich; von Wichtigkeit iſt ferner, den Wurzelhals nicht mit Erde zu bedecken. Gleichzeitig wird auch die kranke Rinde bis auf die noch lebensfähige abgeſchnitten und die ganze Wunde mit Baumwachs bedeckt. Im Sommer erhält die Pflanze einen luftigen, halbſchattigen Standort im Freien; dieſelbe wird gut weiter gedeihen, ſolange nur ein Streifen der Rinde im Stammumfange erhalten bleibt, welcher die aufgenommenen Nährſtoffe weiter wandern läßt. **B.**

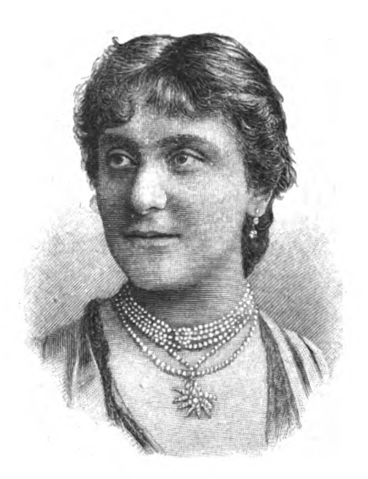
Blumenfreundin am Muldeſtrand. Abgeblühte Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln ſind nicht ſofort trocken zu halten, ſondern ſo lange zu begießen und zu pflegen, bis das Laub vergilbt und abwelkt. Damit ſie im nächſten Jahre wieder kräftig blühen, iſt es notwendig, ihnen jetzt reichlich Nahrung zuzuführen, denn die Blütenknoſpen für den nächſten Flor werden jetzt angelegt. Geben Sie deshalb ihren Zwiebeln jede Woche einmal einen Dungguß, den Sie ſich durch Auflöſen von einem halben Theelöffel voll Guano in einem Liter warmen Waſſers von 25° R. herſtellen. Stellen Sie außerdem die Töpfe recht warm und ſonnig. Wenn Sie einen Garten haben, dann iſt es beſſer, Sie laſſen die Zwiebeln ausruhen, indem Sie ſie im Auguſt ins freie Land pflanzen und nicht treiben. Wenn die Blätter auf natürlichem Wege abgetrocknet ſind, dann nehmen Sie ſie aus der Erde, reinigen ſie und heben ſie bis zum Auguſt an einem trocknen Ort im Zimmer auf.

E. in B. Ihre Königin der Nacht ſtellen Sie möglichſt warm und ſonnig an einen Platz, an welchem ſie ganz ungeſtört ſtehen kann. Wie die Kamellie iſt auch ſie gegen jede Platzänderung ſehr empfindlich. Muß der Topf doch einmal von ſeinem Platz gerückt werden, dann machen Sie ein Zeichen an ihm, damit er wieder genau in dieſelbe Stellung kommt. Im übrigen will die Pflanze zunächſt noch ſehr trocken ſtehen.

Hausmuſik.

Alice Barby.

Der „bel canto“, das Produkt der alten italieniſchen Geſangsſchule, deſſen klare helle Schönheit und edle Tongebung jederzeit Bewunderung hervorrufen wird, iſt noch nicht ausgeſtorben, wenn auch einige Peſſimiſten über den angeblichen Untergang dieſer ſchönen Kunſt Klagelieder anſtimmen. Die Schule der Garcia hat dafür Sorge getragen, daß der „bel canto“ noch nicht in Vergeſſenheit geraten iſt, und zeitweilig verkündet ſich weit hinaus über die Grenzen Italiens, des ſonnigen Heimatlandes der Geſangskunſt, eine künſtleriſche Erſcheinung, die alle Vorzüge des „bel canto“ im ſtrahlendſten Lichte erglänzen läßt. Eine Erſcheinung dieſer Art iſt die jetzt auch in unſerm Deutſchland allerorten bekannte Sängerin Alice Barby. In dem Vaterlande Roſſinis und Verdis ſtand auch ihre Wiege. Alice Barby iſt 1861 zu Modena geboren; ſie iſt ein echtes Muſikerkind, denn ihr Vater war damals Violinlehrer an einem dortigen Muſikinſtitut und wirkt jetzt ſeit Jahren als erſter Theater-Kapellmeiſter in Bologna. Es verſtand ſich da von ſelbſt, daß die kleine Alice förmlich in Muſik aufwuchs. Mit fünf Jahren erhielt das Kind vom Vater den erſten muſikaliſchen Unterricht. Das Violinſpiel bereitete der Kleinen beſondere Freude, und Alice Barby, die Sängerin, iſt auch eine tüchtige Geigenkünſtlerin geworden, die bei den Kammermuſiken im Hauſe ihres Vaters ſtets die erſte Violine ſpielte und die Quartette von Schubert und Schumann früher kannte, als deren Lieder. Bisher hat die Sängerin dieſes ihr Talent noch nie öffentlich erprobt; aber, wenn ſie einmal ihre Stimme im Stiche laſſen ſollte, dann will ſie ſelbſt durch ihren Impreſario dem hochgeehrten Publikum ſagen laſſen: „Fräulein Barby hat ihre Stimme verloren, dafür aber ihre Geige gefunden.“ Der Gedanke, daß Alice ſich dem Theater zuwende, lag nahe. In der Penſion hatte die Kleine auf einem Liebhabertheater meiſtenteils die Hauptrollen geſpielt und ein ſchönes dramatiſches Talent bekundet. Die Eltern wünſchten, daß Alice — Schauſpielerin werde, denn damals hatte man noch keine Ahnung, welches Metall in der zarten Kehle ſteckte, und erſt als man dieſe Entdeckung gemacht, da ſtand es endgültig feſt, daß Alice „zur Oper gehen“ müßte. Alice widerſtrebte dem Anſinnen der Eltern, ihr bangte vor den Gefahren und Kabalen des Theaters, und es koſtete manche Thräne, bis endlich eine mütterliche Freundin, die kunſtſinnige Fürſtin Ida Corſini, dem Drängen und Widerſtreben ein Ende machte und Alice zu ſich nahm; ſie ließ ihr nun auch durch Profeſſor Zamboni in Bologna die letzte Ausbildung im Geſange erteilen. Alice Barby iſt eine der wenigen Künſtlerinnen, die in der Stille erſt ihre Studien völlig beendeten, ehe ſie in die Welt hinaustraten. Unſere Sängerin war kein frühreifes Talent, denn ſie begann erſt im 19. Jahre das eigentliche Geſangsſtudium, aber nachdem ihr Können ausgereift war, wagte ſie den erſten Schritt in die Öffentlichkeit, und ihr Debut war ein glanzvolles. Sie ſang zum erſtenmale am 25. März 1883 im Quirinal: Könige und Fürſten waren ihre Zuhörer. Die holdſelige italieniſche Königin Margherita ſpendete der jungen Sängerin enthuſiaſtiſches Lob und wurde ihr von nun an eine gütige Freundin. Eine Woche nach dieſem erſten Konzert fand ein zweites in Mailand vor einem größeren Publikum ſtatt. Der Erfolg war ein unbeſchreiblicher. Die heißblütigen Italiener ſchwärmten für den neuen Stern, und man zollte der Künſtlerin um ſo mehr Bewunderung, als in Italien ſich nur Sängerinnen auf das Konzertpodium begeben, die für die Bühne entweder noch unreif oder ſchon überreif ſind, die ſich ausgeſungen haben So war Alice Barby in ihrer ſtimmlichen Friſche dem ſüdlichen Volke eine ungewohnte Erſcheinung; ihre Konzerte wurden gewiſſermaßen Mode; damit war auch ihr Beruf als Konzertſängerin beſiegelt, und gegen dieſe Wendung des Schickſals hatten die Eltern natürlich nichts mehr einzuwenden. Im Heimatlande war der Name „Alice Barby“ rühmlichſt bekannt; nunmehr breitete die holde Nachtigall ihre Fittige aus zum Fluge über die Alpen. Im Jahre 1886 machte die Künſtlerin ihre erſte Kunſtreiſe nach England. Im darauffolgenden Jahre ging ſie nach Rußland, und auf dem Wege dahin berührte ſie auch Berlin, wo ſie ſich zum erſtenmale dem deutſchen Publikum vorſtellte. Sie ſang damals nur italieniſche Arien und Lieder, aber die ſpäteren Konzerte in Berlin und in anderen großen Städten Deutſchlands haben gezeigt, daß ſie auch die deutſche Sprache, welche übrigens in ihrer Familie ſehr häufig geſprochen wurde, meiſterhaft beherrſcht. Alice Barby beſuchte in der Folgezeit auch noch andere Länder, wie Oeſterreich, Frankreich, Spanien u. ſ. w.; überall wurde ſie enthuſiaſtiſch aufgenommen, und heute gilt ſie als eine der größten zeitgenöſſiſchen Sängerinnen, die berufen iſt, das Erbe der Patti anzutreten, deren Ruhm allmählich zu verblaſſen beginnt. Ihre Stimme iſt ein Mezzoſopran von beſtrickender Klangſchönheit. Das Organ iſt volltönend, aber nicht allzu ſtark, und dieſer Umſtand ſpornte die einſichtsvolle und ſtrebſame Sängerin an, das Hauptgewicht auf den Vortrag und auf die Technik zu legen. Kunſtfertigkeit und Empfindungskraft vereinen ſich in ihrem Geſange zu einem vollendeten Ganzen. Sie verſteht es, der einfachſten Melodie ſüßeſte Innigkeit zu verleihen, und ſelbſt in ſchlichten Liedern tritt ihre dramatiſche Begabung hervor. Ihre vorzügliche Schulung läßt ſie die ſchwierigſten Koloraturen leicht und ſicher überwinden, und die Anmut und Innigkeit ihres Geſanges vermag die Zuhörer bis in das Innerſte der Seele zu rühren. **H. M. M.**



Alice Barby.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von C. Braſch, Berlin.

Zur Geſchichte der Violine.

In Bezug auf unmittelbare, lebensvolle Wirkung leiſtet wohl kein Inſtrument etwas Höheres als die Violine, die in Künſtlerhand ſo unſagbares Weh, ſo unendlichen Jubel auszudrücken im ſtande iſt. Weder die weiche Bratſche, noch das Cello mit ſeiner kraftvollen Innerlichkeit, weder die ſentimentale Flöte, noch die im Ausmalen quellenden Gefühls ſo ausdrucksvolle Klarinette, weder die nervöſe Oboe, noch das elegiſche Waldhorn oder die allgewaltige Poſaune verſtehen unſer Gefühlsleben ſo mächtig zu wecken und zu erſchüttern, als die Königin der Inſtrumente: die Geige. Zwar gehört eine hohe Kunſtſtufe dazu, all die herrlichen Eigenſchaften dieſes Inſtruments zur Entfaltung zu bringen, denn nichts iſt wiederum unausſtehlicher und weniger erträglich anzuhören, als die kratzenden quiekenden Töne einer armen mißhandelten Violine. Die höhere Kunſt des Violinſpiels hat ihre Wiege in Italien, wo ſich gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Blüte der Kunſt und Wiſſenſchaft entfaltete, wie ſie kein anderes Land aufweiſen konnte. Vor allem waren Venedig und Bologna Pflegeſtätten aller ſchönen Künſte, und jeder, welcher auf dieſem Gebiete Anregung und Belehrung ſuchte, pilgerte nach der „Königin der Adria“ oder nach dem ebenſo berühmten Bologna, welches nicht allein die berühmteſte Univerſität der Welt beſaß, ſondern auch als ein Sammelpunkt des geiſtigen Lebens ausgezeichnet war. In dieſe Glanzperiode des kunſtfreudigen Italiens fällt auch die Erfindung der

Violine, wie wir ſie heute von Künſtlerhand geſpielt zu hören gewohnt ſind. Die bis dahin in Gebrauch geweſenen und unter den Namen „Fidel,“ „Geige“ oder „Viola“. bekannten Inſtrumente, welche teils mit Stäbchen angeſchlagen, teils mit dem Bogen geſtrichen wurden, eigneten ſich höchſtens zur Begleitung des Geſanges. Ihr Ton war dünn und liſpelnd, ihre Handhabung unbequem und beſchwerlich. Ein Deutſcher war es, welcher den muſikliebenden Italienern das erſte vierſaitige Streichinſtrument ſchuf, deſſen Form, Klangfülle und Ausdrucksfähigkeit allen Anſprüchen des Schönheitsſinnes entſprach. Dieſer Deutſche hieß Kaſpar Tieffenbrucker, der ſich um 1510 in Bologna niederließ. Sein Inſtrument, welches er Violetta nannte, leiſtete in Geſang, Ausdruck und Kraft das möglichſt Erreichbare für ſich allein; es bezauberte in der Hand des Künſtlers die Hörer, und die Violetta wurde ſogleich als die Führerin aller andren muſikaliſchen Inſtrumente anerkannt. König Franz I. nahm auf ſeiner Rückreiſe nach Frankreich 1516, neben den beiden Malern Leonardo da Vinci und del Sarto, auch den Geigenbauer Tieffenbrucker mit nach Paris. Tieffenbrucker ſiedelte jedoch ſehr bald nach Lyon über. Dort ſoll er auch geſtorben ſein. Von ſeinen Inſtrumenten, welche ſämtlich als Meiſterwerke galten, ſind noch ſechs Violinen erhalten. Eines dieſer Kunſtwerke zeigt auf dem innern Schallboden ein prächtiges Gemälde, die Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde, ein Bild, das nach dem bekannten Abendmahlsbilde von Leonardo da Vinci verfertigt ſein ſoll. Ein anderes Inſtrument zeigt in der ſogenannten Schnecke den ausdrucksvollen Kopf des Meiſters. Tieffenbruckers Inſtrumente galten natürlich allen ſpäteren Geigen- und Lautenmachern als Vorbilder. Doch gelang es nur wenigen, tiefer in ſein Geheimnis einzudringen. Unter dieſen zuerſt Gasparo da Salo in Brescia (1560—1610). Bedeutend größere Erfolge erzielten jedoch um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Geigenbauer Amati, von denen Niccolo Amati (1596—1684) der hervorragendſte war, ſowie Antonio Stradivari (1644—1742) nebſt ſeinen Söhnen Francesco und Omobono, und ferner Guarneri und Bergonzi in Cremona. Aus den Werkſtätten dieſer Meiſter gingen die noch jetzt als wahre Kleinodien angeſehenen Cremoneſer-Geigen hervor. Da man in Italien jedoch ſchließlich das ſehr einträgliche Geſchäft des Inſtrumentenbaues etwas zu ſehr fabrikmäßig betrieb, ſo wurden die italieniſchen Inſtrumente eine Zeitlang ſehr durch die Tiroler in den Schatten geſtellt, unter denen ſich neben Jacob Stainer, einem Schüler Amatis (1621—1683), die Familien Albani und Klotz ſeit 1640 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auszeichneten. Erſt durch Tariſio, einen Mailänder Sonderling, welcher ſich durch den Tauſchhandel mit Geigen ein Vermögen erworben hatte und Meiſterwerke von ungeheurem Werte ſein eigen nannte, kamen die altitalieniſchen Violinen im Auslande wieder zu größerem Anſehen. Ihr Wert ſtieg alsbald in das Fabelhafte; Inſtrumente, die in Italien 100 bis 200 Gulden gekoſtet, galten im Auslande jetzt Tauſende von Thalern. Nachdem nun die Violine ſich zu einem Soloinſtrument erſten Ranges emporgeſchwungen, trat auch die Kunſt des Violinſpiels auf eine immer höhere Stufe der Vollendung. Der erſte, welcher ſich als Sologeiger, wie auch als Komponiſt für ſein Inſtrument eines Rufes erfreute, war Archangelo Corelli (1653 bis 1713), von den Römern „Virtuosissimo di Violino e vero Orfeo di nostri tempi“ genannt. Unter ſeinen Zeitgenoſſen ragen noch die Violiniſten Geminiani und der Venetianer Vivaldi hervor. Übertroffen wurden ſie jedoch alle durch Giuſeppe Tartini (1692 bis 1770), den Komponiſten der bekannten Teufelsſonate, von ſeinen Landsleuten „Maestro delle nazione“ genannt. Unter den berühmten Meiſtern des Violinſpiels im vorigen Jahrhundert ragt ferner noch Antonio Lolli hervor, 1762—1768 Konzertmeiſter des Herzogs von Württemberg. Lolli erhielt von der Kaiſerin von Rußland einen Bogen, auf den ſie mit eigener Hand geſchrieben: „Dieſer Bogen, von Katharinas Hand gefertigt, iſt für den unvergleichlichen Lolli beſtimmt.“ Lollis Technik auf der Geige war ſo groß, daß man ihn den „muſikaliſchen Luftſpringer“ zu nennen pflegte. Wenige Jahre ſpäter begann Paganini (1784 bis 1840) ſeine glänzende Virtuoſenlaufbahn durch ganz Europa. In der erſten Zeit ſeines Auftretens lieh er von einem Kaufmann Livron ein Inſtrument. Entzückt von dem zauberiſchen Ton der Violine, einer echten Guarneri, ſpielte er ſo herrlich, daß Livron hingeriſſen ausrief: „Nie werde ich die Saiten wieder entweihen, die Ihre Finger berührt haben! Das Inſtrument gehört Ihnen!“ Dies war die Violine, mit deren zauberiſch ſchönen Tönen Paganini die ganze Welt entzückte. Nun war mit einem Male der Ruf der Cremoneſer Inſtrumente über alle Welt vorbereitet. Ihr Wert ſtieg immer höher, und wer eine derartige Violine ſein eigen nannte, dem war ſie ans Herz gewachſen wie dem Araber ſein edles Roß. Paganini trug ſeine Geige ſtets ſelbſt; keinem andern vertraute er ſein Kleinod, auch nur für Augenblicke an. Er vermachte ſie ſeiner Vaterſtadt Genua. Seine übrigen ebenfalls äußerſt wertvollen Inſtrumente überwies er teſtamentariſch den derzeitigen erſten Geigenkünſtlern, Ernſt, Beriot, Mayſeder, Lipinski, Molique, Spohr, Ole Bull und Vieuxtemps. Auch der norwegiſche Geigenkönig Ole Bornemann, genannt Ole Bull (1810—1880) beſaß eine wundervolle Violine, ein Brescianer Kunſtwerk vom Meiſter Gasparo da Salo. Ole Bull nannte ſie ſeine Schatzkammergeige. Das Inſtrument war von wundervoller Arbeit; die Schnecke präſentierte einen herrlich geſchnittenen Manneskopf, den kein anderer als Benvenuto Cellini gearbeitet haben ſoll. **He.**

Das Konzertſtück (F-moll) von C. M. von Weber.

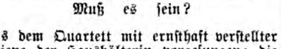
Weber hat ſein berühmtes Konzertſtück unter dem Eindruck eines ihm vorſchwebenden, beſtimmt ausgeprägten Programmes komponiert. Die Kenntnis dieſer intereſſanten Thatſache verdanken wir den in die Biographie Webers übergegangenen Aufzeichnungen des engliſchen Komponiſten Julius Benedikt, welcher Webers Schüler gerade zu jener Zeit war, als das Konzertſtück entſtand. Merkwürdig genug, derſelbe Tag, an welchem der „Freiſchütz“ das allererſte Mal aufgeführt wurde, war zugleich derjenige, an welchem Weber die Skizze zu ſeinem Konzertſtück beendete. — Max Maria von Weber, der Sohn und Biograph Carl Maria Webers, ſchreibt darüber: „Das Gleichgewicht von Webers Seelenzuſtand vor der Aufführung des ‚Freiſchützen‘ war erſtaunenswert. Seine Freunde ſahen es mit Verwunderung. Das ſtärkſte Zeugnis für die ungeſtörte Ruhe ſeiner Geiſteskräfte gibt es wohl, daß er am Morgen des 18. Juni, am ſelben Tage, wo die große Entſcheidung ſtattfinden ſollte, zwei Stunden lang nach ſeiner Weiſe ſtill am Schreibtiſch ſitzend, komponierte und das große Konzertſtück aus F-moll vollendete! — Er brachte die noch faſt ganz naſſen Notenblätter heiter der eben von einem Unwohlſein geneſenen Caroline, bei der ſich Benedikt befand, ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte den beiden das Konzertſtück von Anfang bis zu Ende mit großem Feuer vor, indem er den Vortrag mit lauter Stimme kommentierte: ‚Die Burgfrau ſitzt auf dem Söller. — Sie ſchaut wehmütig in die weite Ferne hinaus. — Der Ritter iſt ſeit Jahren im heiligen Lande. — Wird ſie ihn wiederſehen? — Viele blutige Schlachten ſind geſchlagen. — Keine Botſchaft von ihm, der ihr Alles iſt. — Vergebens ihr Flehen zu Gott, vergebens ihre Sehnſucht nach dem hohen Herrn. — Endlich ergreift ſie ein entſetzliches Geſicht. — Er liegt auf dem Schlachtfeld, verlaſſen von den Seinen, — das Herzblut aus der Wunde rinnend. — Ach, könnte ſie ihm zur Seite ſein und wenigſtens mit ihm ſterben. — Sie ſinkt bewußtlos und erſchöpft hin. — Horch! Was klingt dort in der Ferne?! — Was glänzt dort am Walde im Sonnenſchein? — Was kommt näher und näher? — Die ſtattlichen Ritter und Knappen, alle mit dem Kreuzeszeichen — und wehende Fahnen — und Volksjubel — und dort — er iſt's! — Und nun in ſeine Arme ſtürzend. — Welch' ein Wogen der Liebe. — Welch' endloſes, unbeſchreibliches Glück. — Wie rauſcht und weht es mit Wonne aus den Zweigen und Wellen — mit tauſend Stimmen den Triumph treuer Minne verkündigend!‘ — Den Beiden iſt die Stunde, wo ſie der Meiſter ins Innerſte ſeines Schaffens blicken ließ, unvergeßlich geblieben. Weber hat aber die Wortbilder zu ſeinem Tongemälde nicht als ‚Programm‘ zum Konzertſtück drucken laſſen, ſondern ſie nur mit freudigem Kopfnicken beſtätigt, als Benedikt ihm das zeigte, was er als Erinnerung am ſelben Tage niedergeſchrieben.“

Kinderlieder.

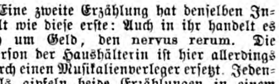
Einer Anzahl von Kinderliedern — komponiert von Guſtav Pezold (Ludwigsburg, Verlag von E. Ebner) — iſt hübſche melodiſche Ausgeſtaltung der Singſtimmen, leichte Sangbarkeit und ein wohlklingender, freilich nicht durchaus gleich korrekter und untadelhafter Klavierſatz nachzurühmen. Einzelne der zwölf Lieder ſind niedlich und anmutig, ſo das kleine duftige „Wiegenlied“ (Nr. 7), das in ſeinem heimlichen, dämmerigen Charakter und ſeiner ſüßen Melodik als wirklich gelungen bezeichnet werden darf.

Aus dem Tonleben.

In Beethovens großem Quartett op. 135 — es iſt das letzte in der Reihe dieſer erhabenen Kunſtoffenbarungen — führt der letzte Satz die Überſchrift: Der ſchwergefaßte Entſchluß — un effort d'inspiration — „Muß es ſein? — Es muß ſein!“ Die Entſtehung dieſer Aufſchrift wird in verſchiedener Weiſe gedeutet. Die eine Erzählung ſagt, daß einſt die alte Haushälterin an Beethoven herangetreten ſei und das Wochengeld für die Haushaltung von ihm gefordert habe. Beethoven ſoll ſich bei dieſer „jocoſen“ Szene einmal erſt durch die deutliche Sprache des Kalenders haben überführen laſſen, daß die Woche wirklich ſchon zu Ende ſei; die Haushälterin meinte dann, ſie müſſe Geld haben. „Muß es ſein?“ fragt der Meiſter ſcherzend. „Es muß ſein! Es muß ſein!“ ſoll ſeine biedere Wirtſchafterin mit Nachdruck geſagt haben. Noch in ſeiner letzten Krankheit hat Beethoven dieſes fragende Motiv:



aus dem Quartett mit ernſthaft verſtellter Miene der Haushälterin vorgeſungen; die Schlaue verſtand ſich gut darauf, ſtampfte mit dem Fuß und antwortete ebenſo ſo ernſthaft „Es muß ſein!“ —



Eine zweite Erzählung hat denſelben Inhalt wie dieſe erſte: Auch in ihr handelt es ſich um Geld, den nervus rerum. Die Perſon der Haushälterin iſt hier allerdings durch einen Muſikalienverleger erſetzt. Jedenfalls gipfeln beide Erzählungen in einem unſchuldigen Scherze. Und dieſe beiden Motive? „Welchen Palaſt hat Beethoven auf dieſe Baſis aufgebaut, die gleichwohl etwas proſaiſchen Urſprungs iſt!“

Bücherſchau.

Karl Reinecke. Sein Leben, Wirken und Schaffen. Ein Künſtlerbild von J. v. Waſielewski. Leipzig, Verlag von J. H. Zimmermann. Die Worte Leſſings „Leicht und angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht“, die dem Buche als ſinniges Motto vorangeſtellt ſind, bewahrheiten ſich in ihrem ganzen Umfange an Karl Reinecke, dem ausgezeichneten Künſtler, von dem wir in der Hausmuſik des letzten Jahrgangs des Daheim (Nr. 46) eine auf einige Grundſtriche ſich beſchränkende Biographie und eine, wie es im Rahmen einer biographiſchen Skizze leider nicht anders möglich iſt, knappe Charakteriſtik ſeines vielſeitigen Wirkens und ſeiner freudigen Schaffenskraft veröffentlicht haben. Karl Reinecke iſt ein halbes Jahrhundert für die Kunſt thätig geweſen, und ſelbſt heute, wo ſein Haupthaar zu bleichen beginnt, hat dieſer unermüdliche Geiſt ſeine umfaſſende Thätigkeit in nichts zurückgeſpannt: als ſchaffender Tonkünſtler, als Dirigent, als ausgezeichneter Pianiſt und als vielgeſuchter Lehrer iſt Reinecke unausgeſetzt thätig. Das otium cum dignitate iſt ihm bisher fremd geblieben, und mit faſt unbegreiflicher Spannkraft ſeines Geiſtes folgt Reinecke der Miſſion ſeines Künſtlerlebens: den künſtleriſch empfänglichen Menſchen Freude zu bereiten. Daß ein ſolcher Mann auf eine litterariſche Würdigung ſeiner Lebensthätigkeit, ſeiner Leiſtungen vollen Anſpruch hat, bedarf wohl kaum erſt des Beweiſes. Waſielewskis, von warmer Hingabe an den berühmten Künſtler durchdrungene Schrift gibt eine Geſchichte des äußeren Lebensganges Reineckes, würdigt den weiten Umfang ſeines künſtleriſchen Wirkens, beſpricht die Klavier- und Hausmuſikwerke, widmet den Vokalkompoſitionen, in denen Reinecke beſonders Ausgezeichnetes geleiſtet hat (es ſei nur der wunderbaren Märchenkompoſitionen gedacht, von denen wir unſeren Leſern ein andersmal erzählen wollen, es ſei ferner an die bedeutenden Chorwerke und ſeine Lieder erinnert) eine wie es uns ſcheinen will, leider nicht genügend erſchöpfende und nicht hinlänglich charakteriſierende Darſtellung und zieht ſchließlich auch die Bühnenwerke in den Kreis der Beſprechung hinein. Wünſchenswert wäre es geweſen, wenn der Herr Verfaſſer in der Sichtung der kritiſchen Stimmen über Reinecke etwas vorſichtiger zu Werke gegangen wäre. Karl Reinecke hat das Lob von Kritikern, deren Bildung und deren Charakter zweifelhaft iſt, ſicherlich nicht notwendig. Wozu dieſe Preßſtimmen? Es wäre die Aufgabe des Autors geweſen, ſeine Darſtellung aus eigenen Mitteln abzurunden und ſo anſchaulich zu geſtalten, daß uns das Bild des Künſtlers in voller Lebensgröße entgegentritt.

Vermiſchtes.

Die berühmte Sängerin Adelina Patti beſitzt einen Fächer, der in ſeiner Art wohl unerreicht ſein dürfte. Er beſteht aus einem einzigen Blatt, auf welches beinahe alle Souveräne von Europa ein Wort geſchrieben haben. Kaiſer Wilhelm I. ſchrieb: „Der Nachtigall aller Zeiten.“ Der Kaiſer und die Kaiſerin von Öſterreich gaben ihre Namensunterſchrift. Der Czar: „Nichts beruhigt ſo ſehr, wie Ihr Geſang.“ Königin Viktoria von England: „Spricht König Lear wahr, indem er ſagt: Eine ſanfte Stimme iſt eine koſtbare Gabe für ein Weib! — dann ſind Sie, meine theuere Adelina, eine der reichſten Frauen.“ Königin Chriſtine von Spanien: „Der Spanierin Patti eine Königin, die ſtolz iſt, ſie zu ihren Unterthanen zu zählen.“ Die Königin von Belgien ſchrieb die erſten Takte des „Kußwalzers“ nieder. Endlich Monſieur Thiers, der ehemalige Präſident der franzöſiſchen Republik: „Königin des Geſanges, ich reiche Ihnen die Hand.“

Redaktionspoſt.

R. B. in Waldenburg. Ihren Wunſch, Kompoſitionen für Harmonium und Violoncello in unſerer Hausmuſik berückſichtigt zu ſehen, wollen wir in einer der nächſten Nrn. gerne erfüllen.

H. P. in Rathenow. Beſten Dank für die anſchauliche und ausführliche, techniſch-ſachgemäße Erledigung der Quietſch-Angelegenheit. Wir wünſchen, daß der Raum es geſtatte, Ihre Zeichnungen bald zu veröffentlichen.

Elsbeth W—r in Danzig. Wir hoffen Ihnen nächſtens in einem kleinen Artikel über alles Auskunft zu geben, was Ihnen jetzt Schmerzen macht, und freuen uns über Ihre Strebſamkeit, über alle dieſe ſchönen Dinge ſich unterrichten zu wollen.

x. y. Vielen Dank!

Elſe in H—n. Nein, die Sache verhält ſich anders: das Normalinſtrument heißt Viola; ſeine verkleinerte Form nannten die Italiener (durch Anhängen der Verkleinerungsſilbe an das Stammwort) Violine. Die Vergrößerung des Inſtrumentes wurde von ihnen Violone (unſer Kontrabaß) genannt, und durch die Verkleinerung dieſer Form erhielten ſie die Bezeichnung: Violoncello, kleiner Baß, jenes Inſtrument, das heute ſtellenweiſe nach „Baſſetl“ genannt wird, eine Bildung, die dem italieniſchen Sprachgebrauch genau entſpricht.

von A. in G—n. Die Möglichkeit Ihrer Annahme über die Herkunft des Mozartſchen Wiegenliedes iſt völlig ausgeſchloſſen. Verbindlichen Dank für Ihre gütige Mitteilung.

Frau H—l., Schwerin. Die Kompoſitionen des Muſikdirektors R—t ſind recht gut, aber ohne jede höhere Urſprünglichkeit. Warten wir es ab, bis ſeinem Talent ein glücklicher Wurf gelingt.

R. v. L. Freundlichen Dank für Ihre Anregung; wir werden die Sache im Auge behalten.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

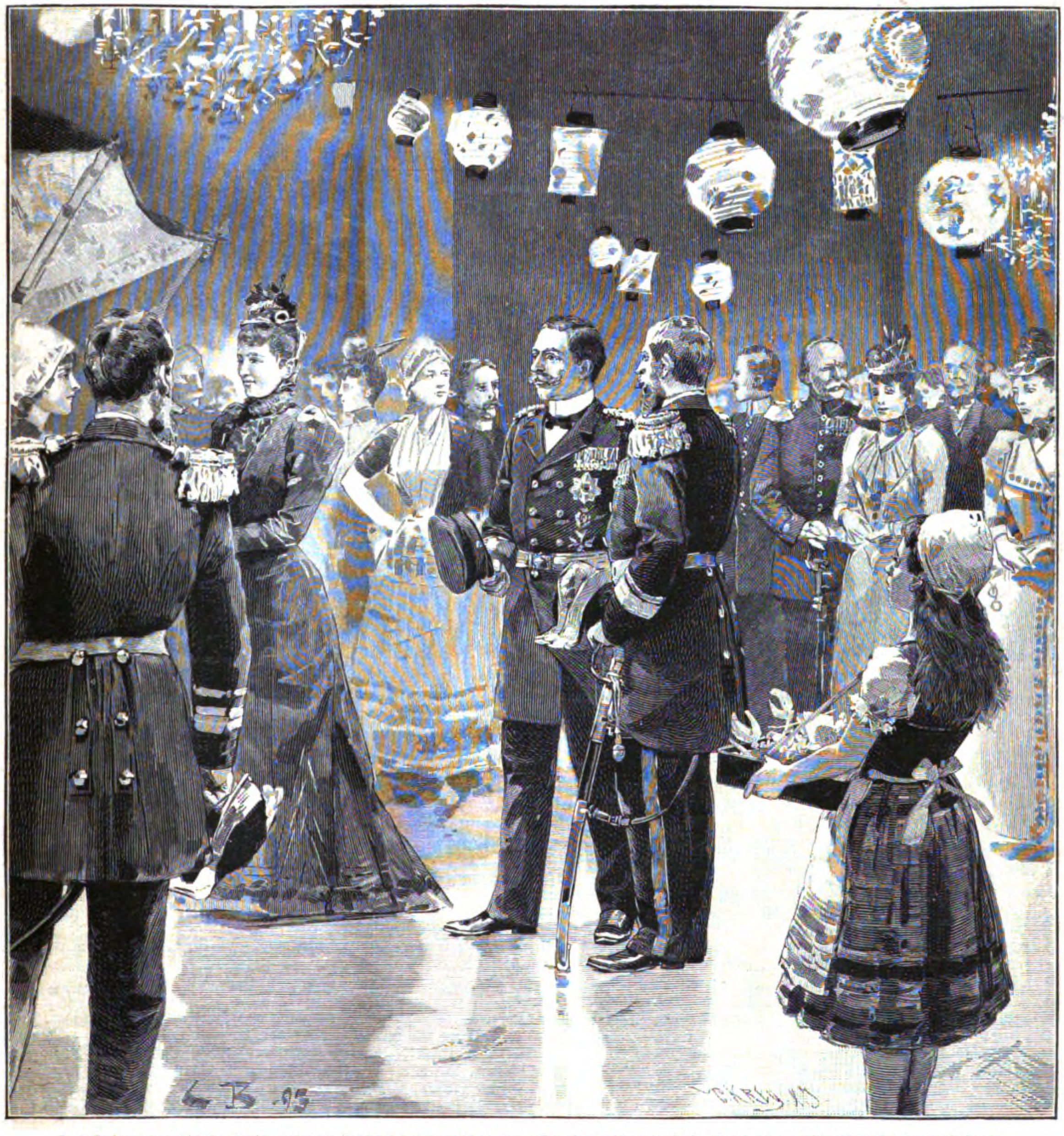
Daheim

1893. Beilage zu Heft 9 (No. 25/26).

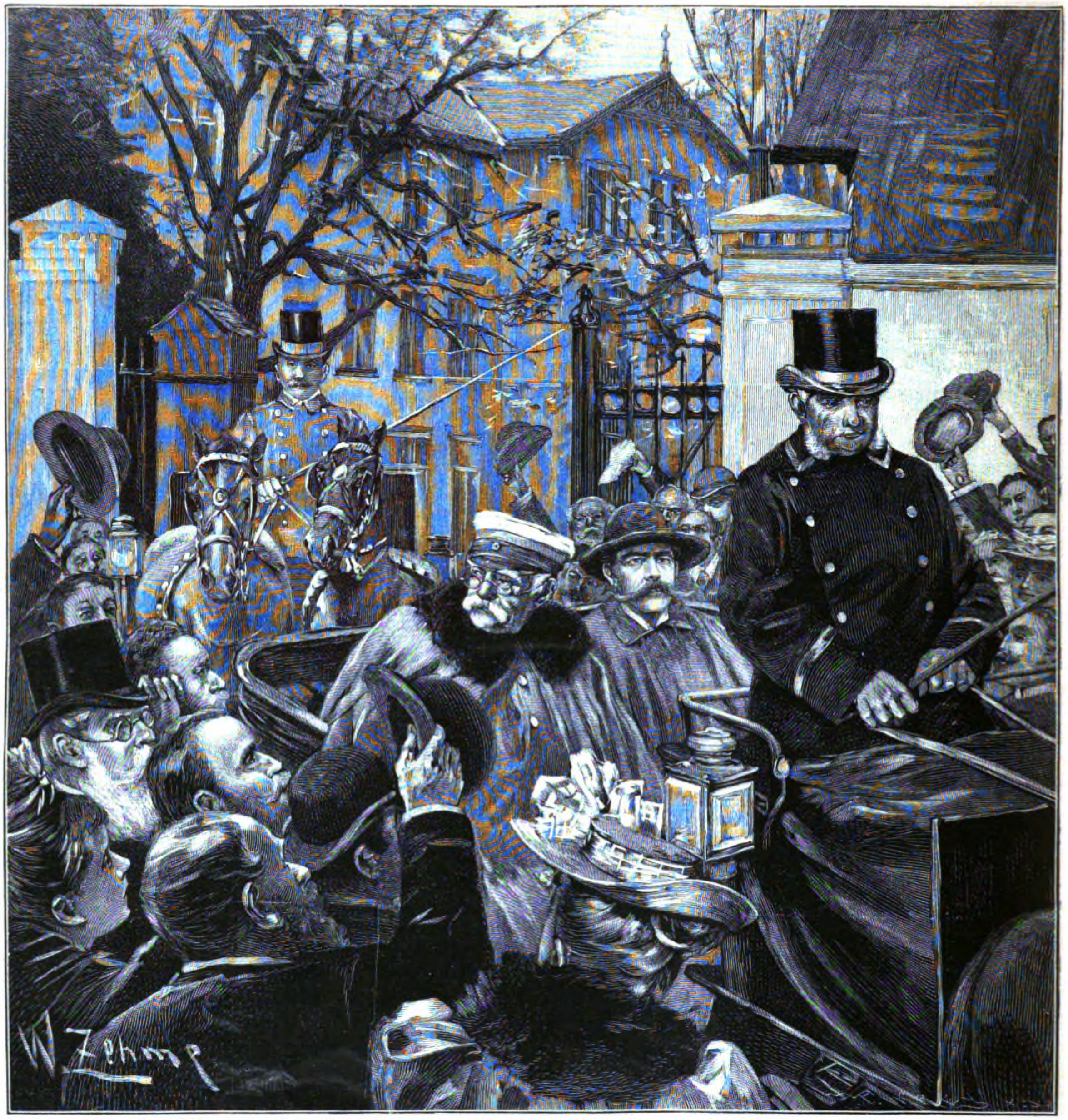
XXIX.
Jahrgang.

März
1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Der Kaiſer und die Kaiſerin auf dem Wohlthätigkeitsbazar zu Gunſten eines in Helgoland zu errichtenden Kinderhoſpizes.
(Am 28. Februar im Saal der Kriegsakademie zu Berlin.) Originalzeichnung von C. Becker.



Fürſt Bismarck auf ſeiner täglichen Spazierfahrt von Friedrichsruh aus. Originalzeichnung von W. Zehme.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.

Soeben beginnt in zweiter Auflage zu erſcheinen:

Eine neue wohlfeile Lieferungsausgabe

von

Oskar Jägers Weltgeſchichte in vier Bänden.

Mit 1014 authentiſchen Abbildungen und 80 Tafeln in Schwarz- und Buntdruck.

Wöchentlich eine Lieferung.] **Erſcheint in 54 Lieferungen à 60 Pfennige.** [Wöchentlich eine Lieferung.

Der Beſitz einer guten, gediegenen Weltgeſchichte galt bis vor kurzem Hunderttauſenden als ein Wunſch, deſſen Erfüllung durch den Umfang und den hohen Preis der Werke dieſes Charakters unerfüllbar bleiben mußte. Anderen Hunderttauſenden erſchienen die vorhandenen Weltgeſchichten wegen ihrer einſeitigen Tendenz, ihrer trockenen Darſtellungsart, wegen der unbehilflichen Gliederung des Stoffes oder der Art ihrer Ausſtattung für den Gebrauch als **Haus und Familienſchatz** nicht voll geeignet.

Oskar Jägers **Weltgeſchichte** iſt das erſte neuere univerſalhiſtoriſche Werk, welches ſich in den Büchereien des deutſchen Hauſes eine wirkliche Heimſtätte errungen hat. Bei ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1887 von der Kritik, wie von der gebildeten Laienwelt mit gleicher Anerkennung und Auszeichnung begrüßt, iſt das Werk ſeither in immer wachſendem Maße zu einem Lieblingsbuch der Gebildeten unſeres Volkes geworden.

Die neue wohlfeile Lieferungsausgabe

ſoll das treffliche Buch noch weiteren Kreiſen zugänglich machen, ſie ſoll es auch den Minderbegüterten ermöglichen, ſei es zum eigenen Studium, ſei es zur Fortbildung der heranwachſenden Seinen, ein Buch zu erwerben, das wie kaum ein zweites geeignet ſein dürfte, das **Verſtändnis für die großen Lehren der Geſchichte** zu erwecken, das mit **gründlicher Gediegenheit** eine **allgemein verſtändliche Darſtellungsweiſe** verbindet, und das in bisher unerreichter Vielſeitigkeit die **Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung** durch einen **ſorgſam ausgewählten Bilderſchmuck** erläutert.

→ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ←

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion, Abteilung Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 25.)

Macht der Verſtand dich erſt ſo erhaben,
Daß du den bitteren Schmerzen entrinnſt,
So bringt er dich auch um den Freudengewinnſt,
An dem du dich könnteſt laben.

Beſuche machen und Beſuche empfangen.

Frau Amtsrichter M. ward durch die Verſetzung ihres Mannes von dem Landſtädtchen W. in die Reſidenz ganz plötzlich in ganz andere geſellſchaftliche Verhältniſſe geführt. Auf dem Lande aufgewachſen, hatte ſie ſtets nur einen gemütlichen Verkehr gekannt; man war Sonntags zum Beſuch auf das nächſte Gut oder in das Pfarrhaus des Kirchſpiels gefahren, war mit offenen Armen und nachbarlicher Gaſtfreundſchaft aufgenommen worden und hatte in zwangloſem herzlichen Verkehr ohne Formenſteifheit dort geweilt. In dem Landſtädtchen, wohin ſie ihrem Gatten gefolgt war, hatte ſie zu den Honoratiorendamen gezählt, war von mancher als Muſter angeſehen worden und hatte den familiären Verkehr mit den Freunden des Elternhauſes aufrecht erhalten. Nun kam plötzlich dieſe Verſetzung in die Großſtadt, wo niemand ſie kannte, niemand ſie mit Nachſicht behandelte, niemand in ihr etwas Höheres ſah wie in hunderten von anderen Frauen. Vor allem flößte ihr die Ausſicht, mit ihrem Manne eine Reihe von Beſuchen bei deſſen Vorgeſetzten und Kollegen machen zu müſſen, einen leiſen Schauder ein. Zum Glück beſaß ſie eine weltkundige Freundin, und dieſe las ihr eines Tags ihre Angſt vom Geſichte ab, als der Gatte mit einer Liſte, auf welcher die Namen und Adreſſen der zu Beſuchenden ſtanden, ins Zimmer trat. „Nur Mut, mein Liebling," ſagte ſie, „du wirſt als Neuankommende überall zuvorkommend empfangen werden und Freundlichkeiten erwieſen bekommen, nur hüte dich beim erſten Beſuch die Höflichkeit als wirkliche Freundſchaft aufzufaſſen; ſprich und frage daher nicht zu viel Perſönliches. Nun, du wirſt dazu auch wenig Zeit haben, denn einen erſten Beſuch dehnt man kaum über 10 Minuten aus. Eine Aufforderung zum Bleiben lehnt man, da ſie nur der Form halber ausgeſprochen wird, dankend ab. — Was du anziehen ſollſt? Nun, ein einfaches, chic gearbeitetes Straßenkoſtüm, den Paletot behältſt du an, wenn ihr angenommen werdet, nur Schirm und Galoſchen läßt du im Entree. Dein Hut darf ſchon ein wenig elegant ſein, deine Handſchuhe ſeien in mittleren Tönen gehalten; die Zeiten, wo ein ſeidenes Kleid obligatoriſch zum Beſuche machen war, ſind vorüber. Kleideſt du dich zu elegant und trägſt viel Schmuck, ſo verrät dies die Kleinſtädterin. Ihr wollt fahren? Gewiß, ihr kommt raſcher zum Ziel, werdet aber weniger Menſchen kennen lernen, denn es gilt ſtillſchweigend als Regel, daß der, der fährt und durch einen Diener anfragen läßt, ob die Betreffenden Beſuche empfangen, nicht angenommen wird. Wenn ihr zu Fuß kommt, ſo werdet ihr eher angenommen. Das willſt du garnicht, du ſchüchterne Maus? Nun, ich finde im Gegenteil, lernſt du die Leute gleich kennen, ſo wird es dir viel leichter ſein, ſie in deinem Hauſe zu empfangen, denn eueren Beſuch beantwortet man durch einen Gegenbeſuch. Nur rechne nicht darauf, daß derſelbe ſo pünktlich erfolgt wie in W., wo die Menſchen weniger geſellſchaftliche Verpflichtungen hatten wie hier in der Reſidenz. — Auf Gegenbeſuche kannſt du in den Stunden von 12—6 Uhr gefaßt ſein. In großen Städten iſt 2 Uhr die beliebteſte Stunde. Alſo ſorge, daß dein Beſuchszimmer hübſch in Ordnung iſt, du ſelber fertig biſt und dein dienſtbarer Geiſt proper und nett ausſieht, denn eine neu in die Geſellſchaft eintretende Perſönlichkeit wird ſtets mit kritiſchem Blick gemuſtert. Die Dienſtboten kann man nicht genug inſtruieren, wie ſie den Beſuch anzumelden haben. Sorge auch, daß ſie, wenn du ſchellſt, behilflich beim Anziehen des abgelegten Überziehers u. dergl. ſind. Ich halte mit jedem neuen Dienſtboten ordentlich Proben ab! Am beſten iſt, du ſagſt jeden Tag, ob du Beſuch annimmſt oder nicht, damit das für deine Beſuche läſtige Warten an der Thüre und die unwahrſcheinliche Entſchuldigung, die womöglich noch verletzt, wenn du dann nicht annimmſt, fortfällt. — Dem eintretenden Beſuch, dem das Mädchen die Thüre zum Salon öffnet, gehſt du ein paar Schritte entgegen, einzelnen Herren gegenüber iſt dies nicht nötig. Du bitteſt, Platz zu nehmen. Iſt dein Beſuch ein älteres Paar, ſo läßt du die Dame auf dem Sofa allein Platz nehmen und ſetzeſt dich auf einen Seſſel zu ihrer Linken, es iſt dies ein Beweis von Ehrerbietung. Vergiß nicht, mit einer leichten Handbewegung und den Worten „wollen Sie nicht ablegen", den Herrn zu bitten, ſeinen Hut reſp. Helm abzuſtellen. — Beim Aufbruch begleiteſt du die Herrſchaften bis an die Thür deines Zimmers, einen einzelnen Herrn dagegen nicht. Bei älteren Damen warteſt du darauf, daß ſie dir die Hand geben, während bei Herren du diejenige biſt, die ihnen dieſelbe zuerſt reicht. Im allgemeinen iſt der Händedruck auch bei Fremden und Fernſtehenden jetzt gebräuchlicher wie früher. — Kommen mehrere Beſuche hintereinander zu dir, ſo daß ſie ſich bei dir treffen, ſo machſt du ſie miteinander bekannt, indem du die Namen der Zuletzkommenden nennſt, vorausgeſetzt, daß dieſe nicht im Rang ſo hoch ſtehen, daß der jüngere Beſuch ſich ihnen zuerſt vorſtellen laſſen müßte, und teilſt deine Aufmerkſamkeit zwiſchen beiden. — Beſuche eröffnen die geſelligen Beziehungen. Ohne eine Aufforderung laſſe man dem erſten Beſuch keinen zweiten folgen, ebenſo ſei vorſichtig im Erwidern von Beſuchen, die dir nur behufs Erkundigung nach einer Adreſſe, einem Dienſtboten gemacht wurden; hier wäre ein Gegenbeſuch unangebracht." — Hoffen wir, daß unſere kleine Frau Amtsrichter glücklich, ohne anzuſtoßen, dieſe neugelernte Formenweisheit verwertet! —r.

Schneeballkollekten.

Etwas veraltet kam Nr. 22 des Daheim von 1892 in meine Hände, welche die Frage (58) nach dem Erfolg von Schneeballkollekten enthält. — Ich bin in neuerer Zeit in die Lage gekommen, darüber etwas ſagen zu können und thue dies hiermit mit Vergnügen. Ich habe mich auch in den letzten Jahren mehrmals an ſolchen Kollekten beteiligt und die an mich geſtellte Bitte prompt programmmäßig erfüllt, mich dann aber nie um Weiteres bekümmert; bei der letzten jedoch, die von einem Komitée namhafter Leute in Burg im Spreewald für die daſelbſt durch Überſchwemmungen Heimgeſuchten veranſtaltet wurde, ſandte ein beſonders generöſer Nachfolger von mir meinen Brief mit einer namhaften Summe zurück, die ich natürlich ſogleich ſeiner Beſtimmung zuführte, bei welcher Gelegenheit ich mich, beſonders da die Briefe ſchon beim letzten Buchſtaben angekommen waren, nach dem Reſultat einer ſolchen Kollekte erkundigte. Darauf erhielt ich die Antwort: Es ſeien gegen 58000 Briefe, ca. 5000 Poſtanweiſungen mit 49500 Mark bar und über 3000 Mark in Briefmarken eingegangen, welche letztere noch in bar umzuſetzen ſeien. Von dieſer Sammlung wären bis dahin über 500 Familien ſehr wirkſam unterſtützt worden. Ich ſetzte mich danach hin und rechnete die Geſchichte einmal nach; das Reſultat war, daß bei der letzten Kollekte nur eine ganz geringe Anzahl von Leuten die an ſie ergangene Bitte erfüllt haben könne. Denn, wenn ſie alle den empfangenen Brief mit einer 20-Pfennig-Marke beklebt, ihn zweimal abgeſchrieben und jede Kopie auch je mit 20 Pfennig verſehen weiter an drei Bekannte franko geſchickt, alſo ein Opfer von 90 Pfennig der guten Sache gebracht hätten, ſo mußten bei Z. ſchließlich 252 032 Millionen und 126 481 Stück Briefe geſchrieben und 50 406 Millionen und 425 296 Mark 20 Pfennig eingegangen ſein. Es iſt daſſelbe Exempel wie mit dem ägyptiſchen König, der den Erfinder des Schachſpiels belohnen wollte, worauf letzterer, jedenfalls ein pfiffiger Mathematikus, ganz beſcheiden ſich nur ſoviel Weizenkörner ausbat, als die Verdoppelung auf den 64 Feldern des Schachbrettes erheiſchte, worauf der König ſehr bereitwillig einging, beim 64. Felde machte er die Wahrnehmung, daß in ſeinem ganzen Reiche nicht ſo viel Weizen aufzutreiben war, als zur 64. Potenz erforderlich war. — Die Zeit, die zu einer ſolchen Schneeballkollekte erforderlich iſt, läßt ſich ſchwer feſtſtellen. Im Frühling 1892 iſt die Überſchwemmung geweſen und danach jedenfalls bald der erſte mit A. bezeichnete Brief abgegangen. Im Oktober bekam ich meinen mit Y. bezeichneten Brief. — Es kommt ſehr viel auf die gute Sache an, für die man die Leute begeiſtern will, um ſelbe zur Teilnahme und beſchleunigten Abſchrift — für viele, namentlich Damen, ein ſehr ſchweres Opfer — und Beifügung der ſehr wichtigen Briefmarken zu animieren. Nur an Leute, von denen man die poſitive Überzeugung hat, daß es denſelben auf ein paar Abſchriften und einige Nickel nicht ankommt, auch daß ſie ehrlich und gewiſſenhaft ſind und wirklich Zeit haben, ſollte man die Briefe weiter ſenden. **A. v. S.**

Billiger Schrank.

Wie wertvoll in jedem Haushalt ein großer, geräumiger Schrank iſt, wird wohl jede Hausfrau wiſſen Nun iſt aber ein Schrank von 2.25 m Höhe und 1.50 m Breite und 55 cm Tiefe — denn dieſe reſpektable Größe muß er haben, um zweckentſprechend zu ſein — ein recht koſtſpieliger Gegenſtand, der vorrätig kaum zu haben iſt und auf Beſtellung, ſelbſt in der billigſten Ausführung („weiches Holz und lackiert"), noch immer Geld genug koſtet und noch dazu ſeines unſchönen Ausſehens wegen in die dunkelſte Ecke des Korridors geſtellt wird, wo ſein Inhalt recht unbequem zu erreichen iſt. Sich ſelbſt einen zweckentſprechenden, gegen Staub undurchdringlichen, den Hausflur, ja ſelbſt das Schlafzimmer zierenden Schrank herſtellen zu können, ſollen dieſe Zeilen lehren. Die Hilfe des Tiſchlers iſt natürlich nicht ganz zu entbehren; man laſſe ſich von ihm nur den Rahmen eines Schrankes herſtellen mit verſchließbaren, auch nur als Rahmen gehaltenen Thüren. Die Größe gibt man nach dem Platz an, den man dafür beſtimmt hat. Decke des Schrankes und Boden müſſen natürlich von undurchdringlich feſtgefügten Brettern hergeſtellt werden. Ein geſchickter Arbeiter kann dieſen Rahmen auch ganz zerlegbar machen. Der Sims des Schrankes wird dann extra daraufgeſetzt. Auch kann in der ganzen Tiefe und Breite des Schrankes unterhalb des Bodens, der dann entſprechend höher gelegt wird, eine Schublade angebracht werden. Der Schrank ſteht nun in ſeiner ganzen Größe durchſichtig wie ein Gerippe vor uns, und unſere Arbeit beginnt. Zuerſt ſchneide man ſich aus grober Tapeziererleinwand in der ganzen Länge und Breite eines jeden Feldes dieſe Bekleidung zurecht und fange oben an, ſie mit kleinen Stiftchen feſtzunageln, ziehe die Leinwand dann ſo ſtraff wie nur möglich nach unten und nagle ſie erſt unten und dann an beiden Seiten an. Hat man auf dieſe Weiſe jedes Feld mit Leinwand bezogen, ſo beginne man dieſelbe zu tapezieren. Man wähle dazu eine irgend eine Holzart imitierende Tapete; am ſchönſten findet man dieſelbe in Eichenimitation. Da jede Rolle 8 m enthält, genügen zwei Rollen vollkommen. Man ſchneide die Tapete paſſend für jedes Feld und beſtreiche dieſelbe mit einem Pinſel mittlerer Größe mit folgendermaßen hergeſtelltem Kleiſter. 2 Pfd. Roggenmehl gießt man mit kaltem Waſſer an, rührt tüchtig um und unter fortwährendem Rühren ſoviel kochendes Waſſer dazu, bis es einen Teig gibt, in dem der Pinſel feſt ſtehen bleibt. Zur größeren Haltbarkeit des Kleiſters kann man ihn noch mit in kochendem Waſſer aufgelöſtem Bruchleim verdünnen, ſo daß er eine nicht zu dünne, aber auch nicht zu dicke gut ſtreichbare Maſſe bildet. Langſam und vorſichtig wird die ſo beſtrichene Tapete auf die Leinwand gebracht und vermittelſt Bürſte, wie man wohl ſchon Gelegenheit gehabt hat beim Tapezierer zu beobachten, glatt geſtrichen. Es iſt ordentlicher und auch beſſer, um den Schrank vor jedem Eindringen von Staub oder Feuchtigkeit ꝛc. zu ſchützen, wogegen Papier ein ausgezeichnetes Mittel iſt, ihn noch innen mit braunem Papier oder einfarbiger, einen Ton heller oder tiefer gehaltener Tapete, als die Außenſeite iſt, zu bekleben. Nachdem der Schrank tapeziert iſt, werden oben die als Schmuck vorſtehenden Leiſten an dem Sims, der vom Tiſchler in gefälliger Form ausgeſchweift worden iſt, und unten die übereck 24 cm breiten und mit der Leiſte, die ringsherum läuft, 15 cm hohen Füße, die nach beiden Seiten ebenfalls rund ausgehöhlt ſind, mit guter, brauner Oelfarbe, um eine Schattierung dunkler wie die Tapete, geſtrichen. Eine Leiſte, die quer in 25 cm Entfernung von dem Sims oben und in 25 cm Entfernung von den Füßen aufwärts beim zerlegbaren Schrank angebracht iſt, dient auch beim feſtgefügten unzerlegbaren Schrank als Schmuck, ebenſo die Leiſte, die in der Mitte eine Thür über die andere gehen läßt. Schlüſſellöcher bekleidet man mit den jetzt in allen Größen und Formen zu habenden meſſingenen Beſchlägen, und wenn man noch ein Übriges thun will, mit eben ſolchen auch die vier Ecken der Thüren, und der täuſchendſte Eichenſchrank ſteht vor unſeren überraſchten Augen. Zum Aufhängen der Kleider dienen Leiſten, die an jeder Seite Holznägel haben und ſich nach rechts und links ſchieben laſſen und ſo dem eleganteſten Staatskleid genügend Raum gewähren. Ein ſolcher Schrank iſt ſo undurchdringlich, ſo gar nicht der Gefahr des Springens und Reißens wie ein Holzſchrank ausgeſetzt, daß man die beſten Pelzſachen frei und offen darin hängen haben kann, ohne daß die Motten hinein kommen. Nach dieſer Anleitung können Käſtchen und Schränkchen in jeder Größeher geſtellt werden. **M. L.**

Hausmittel.

3) In der Schulzeitung macht ein Lehrer ein ſehr einfaches Rezept gegen den Keuchhuſten bekannt. Haferſtroh wird klein geſchnitten, dann gekocht (eine Hand voll für 3—4 Taſſen), ſo lange bis es eine dunkel gefärbte Brühe iſt. Hierzu gibt man Zuckerkant und läßt dann den Patienten den Thee trinken. Der Lehrer verſichert, daß durch dieſes Mittel der Keuchhuſten unter allen Umſtänden ſehr gemildert, in den meiſten Fällen aber auch gänzlich geheilt werde. Der betreffende Lehrer hat in ſeiner eigenen Praxis mehrere hundert Fälle von Heilung zu verzeichnen. Unterzeichnete und darauf viele von deren Bekannten, haben das Mittel mit oft überraſchendem Erfolge angewendet, und ich halte es daher für meine Pflicht, es auch andern zu empfehlen. Auch unſer Arzt, der den Erfolg ſah, empfahl es darauf ſelbſt wiederholt. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich es recht heiß und etwa dreimal des Tags 3—4 Eßlöffel davon, nicht zu ſüß, den Kindern gab, auch ſtets ſogleich dann, wenn ſie von draußen kamen und abends ſobald ſie im Bett waren, auch nachts ſobald ſich der Huſten einſtellte, zwei- bis dreimal; eine ſo geringe Quantität erwärmt ſich des Nachts auf der Lampe oder auf Spiritus ja ſehr ſchnell. Die Kinder nahmen das Mittel gern und verdarben ſich nicht den Magen damit. Wird es bei Keuchhuſten ſofort im Anfang angewendet, ſo erſtickt es ihn oft ganz. **H. v. B.**

Zimmerreinigung.

Wohl jede unter uns Hausfrauen wünſcht ſich ordnungsliebende Dienſtboten, welche uns das Heim wie ein Schmuckkäſtchen reinhalten. Möchten wir nur auch immer daran denken, daß nur da Reinlichkeit verlangt werden kann und darf, wo den Dienſtboten hinreichend Materialien zum Reinmachen gegeben werden. Dieſe werden aber auch dann nur ihren Zweck erfüllen und wirklich täglich gebraucht werden, wenn die Dienſtboten dieſelben wohlgeordnet aufbewahren. — In der ob ihrer Reinlichkeit in den beſſeren Haushaltungen ſprichwörtlich gewordenen Stadt Hamburg lernte ich zweierlei Arten der Aufbewahrung kennen, welche vielleicht der einen oder der andern Hausfrau noch nicht bekannt ſind. — Jeder Dienſtbote bekommt einen Korb zugeteilt, in dem ſich alles zum Reinmachen eines Zimmers Erforderliche von der Teppichbürſte bis zum Leder zum Polieren der Möbel befindet. Will das Mädchen ein Zimmer reinigen, ſo nimmt ſie den Korb mit und hat ſo nicht allein alles gleich zur Hand und ſpart Zeit, ſondern wird auch daran erinnert, die verſchiedenen Inſtrumente zu benutzen. Für Häuſer mit mehreren Etagen empfiehlt es ſich, auf jedem Stockwerk einen Korb zu ſtationieren. Um die Reinigungsgegenſtände dem Auge zu entziehen, dient, z. B. in engen Wohnungen, der ſogen. „Beſenſchrank“, der ſeinen Platz in der Küche oder in einer Flurecke findet. In ſeinem Innern birgt er, an Haken an den Wänden hängend, Scheuer- u. Wiſchtuch, Beſen u. ſ. w. Beides, Korb wie Schrank, hat den Vorzug, dem Verlegen und nachläſſigen Herumliegenlaſſen abzuhelfen. **H.**

Praktiſche Erfindung. Eine wirklich erfreuliche Neuerung auf dem Gebiete der Hauswirtſchaft möchte ich meinen Mitſchweſtern empfehlen. Unicum heißt der Triumph alles Praktiſchen. Was iſt Unicum? Unicum iſt ein Wiſcher, Feger, Putz- und Bürſtapparat für alle nur möglichen Gelegenheiten, mit dem man Tapeten, Decken, Dielen, Fenſterſimſe und -ſcheiben ebenſowohl reinigen kann wie die Oberkanten von Thüren und Gemälden, die Vertiefungen hinter Schränken und Öfen, und zwar ohne daß man nötig hätte, ſeine Stellung zu ändern, denn — und das iſt das Charakteriſtiſche — Unicum ſchmiegt ſich von ſelbſt jeder Lage an — in einer Weiſe, die als eben ſo einfach wie ſinnreich erſonnen zu bezeichnen iſt. Unicum wird geliefert mit Loofah oder mit Bürſte; bei beiden Ausführungen läßt ſich ein Tuch leicht überſpannen, um den Apparat ſpeziell für Wiſchzwecke brauchbar zu machen. Der Preis iſt 1,50 bezw. 2,50 Mk. für das Stück, ſodaß die Anſchaffung dieſes wirklich praktiſchen Hausgerätes in jeder Wirtſchaft möglich iſt. Zu beziehen durch alle einſchlägigen Geſchäfte oder vom Fabrikanten Albert Hauptvogel & Co. in Dresden gegen Einſendung des Betrages. **Frau Thereſe.**

Begleitverſe zu einem mit Zuckereiern gefüllten Oſterhaſen.

Häslein hat, weil Oſtern nah,
Auf dem Neſt geſeſſen,
Alle Kinder möchten ja
Oſtereier eſſen.

Doch o weh! um Mitternacht
Iſt ein Dieb gekommen,
Hat die bunten Eier ſacht
Aus dem Neſt genommen.

Häslein ſprach: Ich armes Tier!
Wo bekomm ich Eier?
Welcher Bäcker gibt ſie mir
Ohne einen Dreier?

Bei dem Bäcker klopft' es an,
Klagt ihm ſeinen Schaden,
Doch es ſprach der Bäckersmann
Ach, in jedem Laden:

Oſterhäslein, haſt du Geld?
Mußt ſonſt weiter laufen;
Ohne Geld iſt in der Welt
Leider nichts zu kaufen!

Häslein ſetzte ſich in Trab
Ganz betrübt und rannte
Straßen auf und Straßen ab,
Bis es traf die Tante.

Dieſe ſprach: Du dummer Tropf!
Weil die Eier fehlen,
Nehm ich dich nun ſelbſt beim Kopf,
Warum läßt ſie ſtehlen?

Und da hat ſie mit Bedacht,
Daß ſie Häslein haſche,
Ihre Hausthür zugemacht,
Steckt es in die Taſche. —

Seht, hier iſt das Häslein nun!
Müßt es freundlich hegen,
Sicher wirds nicht lange ruhn,
Wird euch Eier legen.

Anna Klie.

Handarbeit.

Franſe aus Gabelborten. Aus den vielen Reſten von Wolle, Seide, Chenille und Metallfäden, die ſich mit der Zeit anſammeln, laſſen ſich noch wunderhübſche Franſen anfertigen, welche ihre Verwendung zu den mannigfaltigſten Gegenſtänden finden. Zu meiner Franſe gebraucht man eine Gabel in Form einer Haarnadel, deren Zinken 6 cm von einander entfernt ſind. Dieſe Gabel beſteht aus ſtarkem Kupferdraht und wird in jedem Eiſenladen auf Beſtellung gefertigt. Zum Mittelſtück der Franſe braucht man ſtarke Wolle, ſogenannte Hamburger, welche aber auch durch dreifache andere erſetzt werden kann. Man macht zuerſt eine Schlinge aus der Wolle und zieht dieſe über den einen Zinken der Gabel, welche während der Arbeit in der linken Hand, die offne Seite nach oben gehalten wird. Darauf wendet man die Gabel; es bildet ſich wieder eine Schlinge, welche aber erſt mit einem ſtarken Holzhäkelhaken feſtgehäkelt wird. Außerdem häkelt man noch eine Maſche in das eine Glied der anderen langen Schlinge und wendet dann die Gabel wieder, ebenfalls die neue Schlinge feſthäkelnd und eine Maſche in die alte Schlinge machend u. ſ. w. Iſt die Gabel mit der Borte voll, ſo zieht man dieſelbe vorſichtig von der Gabel herab, zieht nur die letzten Schlingen auf jeder Seite auf die Zinken auf und fährt fort. Hat endlich die Borte die Länge erreicht, welche man der Franſe zu geben wünſcht, ſo wird der Faden befeſtigt und zur Herſtellung der eigentlichen Franze geſchritten. Man häkelt aus derſelben Wolle, aus welcher man die Borte häkelte, oben einen Fuß, beſtehend aus je 2 feſten Maſchen und 3—4 Luftmaſchen; mit den feſten Maſchen faßt man immer je zwei der Schlingen zuſammen. Der Fuß erhält noch eine Verzierung aus gehäkelten Pikots, welche in abſtechender Farbe in Chenille oder Seide auszuführen ſind. Die Mitte der Gabelborte wird mit Krausgeſpinnſt mit Hexenſtichen umſchnürt, was ungemein zur Eleganz der Franſe beiträgt. Je zwei der unteren Schlingen faßt man zuſammen und knüpft ein Quäſtchen hinein; 10 Fäden, 8—10 cm lang, genügen, wenn etwas Seide und Krausgeſpinnſt der Wolle hinzugefügt wird. Die Quäſtchen werden unterhalb der Schlingen einige Male mit feiner Wolle feſt umwickelt und der Faden links ſorglich verknotet. Dieſe Franſen laſſen ſich zu den verſchiedenartigſten Dingen verwenden, z. B. zu Sophaläufern, Thürköpfen, Kiſſen, Fenſtermänteln, Tiſchdecken, Ofenbannern, Kaminbrettern, Portieren uſw. **E. Grethe.**

Für die Küche.

Leberwurſt von roher Leber. Vor einer Reihe von Jahren lernte ich in meinem elterlichen Hauſe, auf alte Art Leberwurſt machen. Die vorher gekochte und dadurch ſteinhart gewordene Leber wurde mit unendlicher Mühe durch die Fleiſchhackmaſchine gedreht. Die Leber verlor dadurch ihr ganzes Aroma, und die Wurſt ſah nachher hellgrau aus und ſchmeckte wenig nach Leber, hauptſächlich aber nach Fett. In meinem eigenen Hauſe und bei meinen Abnehmern in der Stadt erntete ich mit dieſem Produkt wenig Beifall und geringe Verkaufspreiſe. Ich machte daher den Verſuch, die Schweineleberwurſt nach dem Prinzip der Gänſeleberwurſt von roher Leber zu machen, und der Erfolg war ein überraſchender. Ich bekam ſeitdem erſte Preiſe für meine Wurſt, die ſogar von freundlichen Kritikern für „klaſſiſch“ erklärt wird. Das Rezept iſt folgendes: Die Lebern werden gut gewäſſert, dann in rohem Zuſtande dreimal durch die Fleiſchhackmaſchine gedreht und dann durch ein grobes Haarſieb oder einen feinen Durchſchlag gerührt. Was in demſelben zurückbleibt, kommt an die Wurſt zweiter Güte. Sodann wird dieſe Lebermaſſe mit dem vorher gekochten und ebenfalls dreimal durch die Maſchine gedrehten fetten Wurſtfleiſch (von den „Ammen“ und vom „Stich“) vermengt. Dies muß nach Gewicht reichlich ſo viel ſein, als es Leber iſt, es kann auch gerne ein wenig durchwachſenes mageres Fleiſch dazwiſchen ſein. Wenn es nun mit der Leber durcheinander gerührt iſt, muß das Ganze ausſehen wie Schokoladencrême. Nachdem dies gut verarbeitet iſt, giebt man Salz, Wurſtkraut, ſchwarzen, weißen und Nelkenpfeffer nach Geſchmack dazu, ſowie Zwiebeln, die in friſchem Schweinefett gedünſtet ſind, durch ein Haarſieb, worauf die Maſſe in die gut gereinigten Därme geſtopft wird. Dieſe Wurſt von roher Leber muß länger kochen, als die von vorher gekochter Leber; auch kocht dieſe Wurſt leichter aus, es iſt deshalb große Vorſicht beim Kochen nötig. Die Wurſt darf nur ganz langſam kochen, eine gute halbe bis drei viertel Stunde lang, und man muß unterdeſſen fortwährend mit einem Topf kaltes Waſſer zugießen und entſprechend ausfüllen, damit der Keſſel nicht zu voll wird. Sollte jedoch eine Wurſt auskochen, ſo kommt dieſe an die Grützwurſt. Die Wurſt wird dann wie immer auf Stroh ausgebreitet. —n.

Auskunft.

Fr. 6. Feuchte Luft wird durch Salz aufgeſogen, das man in flachen Schüſſeln in entſprechender Menge auf den Fußboden ſtellt. Wieder getrocknet, übt es ſeine Wirkung täglich neu aus. **R. A.**

Fragen.

68) Iſt das Waſchverfahren mit Petroleum wirklich zu empfehlen? Sollte mir nicht jemand das genaue Verfahren mitteilen können? Im voraus beſten Dank!

Pfarrfrau in einer kleinen Stadt.

69) Kann mir jemand eine Fabrik nennen, wo Strümpfe gut und zu ſoliden Preiſen angewebt werden? Beſten Dank im voraus.

A. S.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig.
Das Buch für junge Frauen und Mütter.
Vorſchriften über Haltung und Pflege der Kinder in den erſten Lebensjahren.
Von **Dr. med. Carl Piderit,**
weil. Fürſtl. Lippiſcher Geh. Hofrat ꝛc.
Fünfte Auflage.
→ Neubearbeitet von **Dr. med. F. E. Claſen.** ←
Preis: Elegant gebunden 2 Mark.
Zur Verbreitung der notwendigen Bekanntſchaft mit der Kinderpflege ſei dieſes Schriftchen des verdienſtvollen Verfaſſers allen Müttern und Pflegerinnen angelegentlichſt empfohlen.
→ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** ←

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 26.)

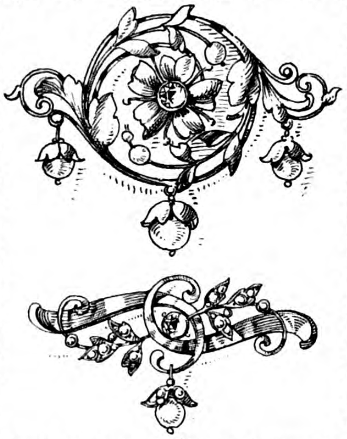
Die Jugend fleht zum Himmel: Gieb mir Glück!
Leis drängt die Zeit der Wünſche Heer zurück;
Vom Feuer bleibt ein Aſchenreſt, ein kalter.
Bewahr uns nur vor Unglück! fleht das Alter.

Haben Sie Kinder?

Wie oft wird, ſelbſt beim erſten Begegnen, in ganz oberflächlichem Konverſationston die leichte Frage hingeworfen: Haben Sie Kinder? und doch iſt faſt keine Frage verfänglicher als dieſe, und man ſollte ſehr vorſichtig damit ſein. Wie oft berühren wir damit einen wunden Punkt im Herzen derer, an die ſie gerichtet. Wie mit einem Zauberſchlag ſchwindet der heitere Ausdruck, die zufriedene Miene, und ſtille Wehmut und ernſte Trauer ſpricht aus den feuchten Augen, ein tiefer Zug von Traurigkeit aus dem ganzen Geſicht der Befragten. Ja, ſie hatte einſt das große Glück, ein liebes, herziges Kind zu beſitzen, der Himmel hat es ihr wieder genommen. Ihre mühſam errungene Ruhe iſt hin, deine Frage hat den kaum geſtillten Schmerz wieder wach gerufen, und aus iſt es mit aller Faſſung. Du kommſt dir höchſt taktlos vor, ein unbehagliches Gefühl beſchleicht dich, daß du ſo ganz gegen deinen Willen deiner Genoſſin trübe Stunden, vielleicht trübe Tage bereitet haſt. Ebenſo traurig iſt dieſe Frage für eine Frau, die nie ein Kind ihr eigen genannt, der das Mutterglück verſagt iſt. In glücklicher Ehe lebend, war es vielleicht ihr höchſter, faſt ihr einziger Wunſch, ein Kindchen zu beſitzen; es hat nicht ſollen ſein. Sie hat darunter ſchwer gelitten und leidet noch und iſt nur ergeben in Gegenwart ihres Gatten, damit er nicht durch ſie doppelt leidet, denn auch ihm iſt es ſchmerzlich, kein Kind zu haben. Deine Frage ruft den alten Schmerz aufs neue wach, und ihr: „Nein, leider nicht!“ iſt von einem tiefen Seufzer begleitet. Wie aber muß dieſe Frage erſt in das Herz einer Mutter ſchneiden, die ein Kind beſitzt, deſſen ſie ſich ſchämen muß. Es kommt leider auch in den ehrenhafteſten Familien und bei den beſten Eltern vor, daß die Kinder auf Abwege geraten. Die arme Frau hatte einſt einen Sohn, ihren Stolz und ihre Freude, von dem ſie hoffte, daß er dereinſt im Alter ihr Stab und ihre Stütze ſein werde. Er kam in leichtſinnige Geſellſchaft, iſt verloren, verdorben, verſchollen vielleicht. Sie darf den Sohn nicht mehr nennen, den ungeratenen, ſo wills der Vater, und er war ihr einziger. Sie hat ein Kind und doch kein Kind, ſie darf und will keins mehr haben. Welche Gefühle mögen das Herz der armen Mutter beſtürmen, wenn ſie ſo leichthin gefragt wird: Haben Sie Kinder? Wir ſehen alſo, wie leicht wir mit dieſer Frage verletzen können, ohne es zu wollen. Sie liegt ja ſehr nahe, das iſt wahr, jede glückliche Mutter ſpricht gern von ihren kleinen Lieblingen. Aber auf dieſe wird ſie gewiß auch bald von ſelbſt zu ſprechen kommen. Und will wirklich einmal der bekannte Engel durch das Zimmer fliegen, helfen wir uns lieber mit der Frage nach dem „Wetter,“ die iſt jedenfalls harmloſer und kann niemanden kränken oder gar betrüben. H. B.

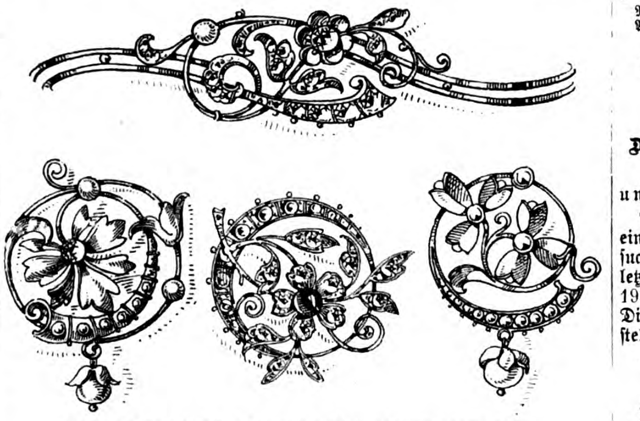
Moderner Goldſchmuck.

Der gute Geſchmack unſerer Tage, der ſeine Segnung über Zimmer- und Gebrauchsgeräte ausgegoſſen, hat auch den vornehmſten und edelſten Zweig des Kunſtgewerbes, die Gold- und Juweleninduſtrie, nicht außer acht gelaſſen. Erinnern ſich meine lieben Leſerinnen der ungefügen Goldbroſchen, der ſteifen, breiten und maſſigen Gliederarmbänder, der 2 m langen unſchönen Erbsketten, die vor 30—40 Jahren noch den Inhalt unſrer Schmucktruhen und den Stolz und Staat der Trägerinnen ausmachten? Die großen Goldflächen, die die Schmuckgegenſtände damals dem Auge boten, machten den Eindruck des Hervorthuens, des geſchmackloſen Prunkes. Man konnte ſeinen Schmuck deshalb auch nur bei feſtlichen Gelegenheiten, eigentlich nur zu ſeidenen Kleidern, tragen. Bald hieß es, Goldſchmuck anzulegen, gehöre überhaupt nicht zum guten Ton; junge Mädchen ſollten ſich vor allem nicht mit Goldſachen ſchmücken, — Mode und Goldwareninduſtrie ſtanden ſich ſehr lange Zeit feindlich gegenüber.



Schmuckſachen nach Entwürfen vom Kunſtgewerbeverein zu Pforzheim.

Eine vollſtändige Verjüngung und Neubelebung dieſes Induſtriezweiges war die ſpätere Folge des zeitweiligen Niederganges. Die Juwelierkunſt ſteht augenblicklich wieder auf dem Höhepunkt. Nie war der Goldſchmuck ſo zierlich, ſo formenſchön, ſo ſtilvoll und — ſo billig wie heutzutage. Vollendet ſchöne Entwürfe und vollendete Ausführung kennzeichnen die Fabrikate. Zu danken iſt dies der Thätigkeit einiger Kunſtgewerbe- und Induſtrievereine, die die gedrückt liegende Induſtrie energiſch in die Hand genommen, ferner den allerorts auf Staats- und Gemeindekoſten — namentlich in Baden und in Württemberg — errichteten Kunſtgewerbeſchulen und den mit ihnen in Verbindung ſtehenden kunſtgewerblichen Sammlungen. So hat die Goldarbeit wieder einen Stand erreicht, der, trotz des fabrikmäßigen Betriebes, Arbeiten ſchafft, welche ſich den Meiſterwerken der Renaiſſanceepoche ebenbürtig zur Seite ſtellen laſſen. Gerade der fabrikmäßige Betrieb ermöglicht es, geſchmackvolle, ſtilgerechte Waren auch dem zu liefern, der nicht über Hunderte und Tauſende zu Luxuseinkäufen verfügt. Nicht das prunkvolle Material, ſondern die künſtleriſche, reizende und zarte Form ſind das Weſentliche beim modernen Schmuck. Nicht breite Goldflächen, nicht Edelſteinmaſſen verletzen mehr den guten Geſchmack. Alles iſt graziös, duftig und leicht, die Schwere des Materials iſt in Anmut aufgelöſt. Mit den zierlichen Broſchen, den graziöſen Armreifen, den feinen Ketten unſerer Tage kann ſich das jüngſte Mädchen, ohne den guten Geſchmack zu verletzen, lieblich ſchmücken. Der Goldſchmuck iſt bei Alt und Jung wieder in Gnaden aufgenommen, und es iſt erfreulich, daß die Kaufluſt des Publikums mit den Beſtrebungen der Induſtrie Hand in Hand geht. Wir bringen einige beſonders reizende Entwürfe von modernen Broſchen, die uns der Kunſtgewerbeverein in Pforzheim freundlich überließ. Im kleinſten Goldwarenladen ſind dieſe und ähnliche geſchmackvolle Formen zu haben.



Schmuckſachen nach Entwürfen vom Kunſtgewerbeverein zu Pforzheim.

Noch ein Beitrag zur Kindergärtnerinnenfrage.

Die in Nr. 22 des Frauendaheim veröffentlichten Auslaſſungen über die Kindergärtnerinnen I. und II. Klaſſe veranlaſſen die Einſenderin dieſer Zeilen, die vor ihrer Ausbildung auch den Kindergärtnerinnen-Kurſus abſolvierte und die ſich lebhaft für das Kindergärtnerweſen intereſſiert, noch zu folgenden Bemerkungen. Daß ſo viele junge Mädchen, nachdem ſie einige Zeit im Kindergarten hoſpitiert haben, ſich den Familien als Kindergärtnerinnen anbieten, hat dem Anſehen des Kindergärtnerinnenſtandes ſchon ſehr geſchadet. Es iſt leicht begreiflich und auch erklärlich, daß dieſe die Erziehungserfolge nur in Äußerlichkeiten ſuchen. Ferner gibt es aber auch Kindergärtnerin-Seminare, welche Kindergärtnerinnen I. und ſolche II. Klaſſe wirklich ausbilden. Die Leitung der betreffenden Bildungsanſtalt entläßt bei geringeren Anforderungen die letzteren etwa ein halbes Jahr früher als die Kindergärtnerinnen I. Klaſſe. Man wird leicht einſehen, daß durch eine ſolche Einrichtung das Kindergartenweſen nur geſchädigt wird. Das Anſehen der Kindergärtnerinnen liegt überhaupt jetzt tief darnieder. Was wird da oft in einer Familie der Kindergärtnerin zugemutet, und wie gering iſt dabei manchmal das Gehalt! Und der „Kindergarten“ ſelbſt, dieſe ſo ſegensreiche Schöpfung Fröbels, er wird mehr denn je angefeindet und zu unterdrücken geſucht. So iſt z. B. in verſchiedenen kleinen Städten des Königreichs Sachſen der Kindergarten unter großem Bedauern der Eltern der Zöglinge eingegangen. Und doch wird die Leitung eines Kindergartens von den meiſten Kindergärtnerinnen angeſtrebt, und wie viele Eltern bedürfen ſeiner zur Mithilfe bei der Erziehung ihrer Kleinen! Wenn aber dem Kindergartenweſen aufgeholfen werden ſoll, dann darf die Neugründung und Leitung von Kindergärten nicht auf eigne Fauſt von Kindergärtnerinnen geſchehen, ſondern müßte von der Behörde oder einer Korporation ausgehen und von ihnen geſtützt werden, denn auch hier gelten Shakſpeares Worte:

Nicht genug, dem Schwachen aufzuhelfen,
Auch ſtützen muß man ihn.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

III.

Die Anſtalten des Lettevereins.

b) Die Gewerbeſchule und Kunſthandarbeitsſchule.

Die Gewerbeſchule des Lettevereines wird zur Zeit lebhafter beſucht als die Handelsſchule. Die letztere zählte im vergangenen Jahre 193 Schülerinnen, die erſtere 1375. Die Kurſe der Gewerbeſchule beſtehen in:

1) Kleidermachen, Konfektion (hier iſt die Ausbildung theoretiſch und praktiſch).
2) Wäſchezuſchneiden.
3) Maſchinennähen.
4) Vorbereitung zum Handarbeitlehrerinnenexamen (dieſer Unterricht ſchließt Pädagogik und Methodik ein).
5) Nähſchule für Handnähen, Kunſtſtopfen, Weißſticken ꝛc.
6) Putzfach.
7) Anfertigung künſtlicher Blumen.
8) Friſieren.
9) Waſch- und Plättkurſus.
10) Kochkurſus.

In ſämtlichen Fächern werden die Schülerinnen am erſten jeden Monats neu aufgenommen, die Ausbildungszeit währt z. B. beim Friſierkurſus zwei Monate mit wöchentlich vier Stunden, beim Waſch- und Plättkurſus drei Monate, mit wöchentlich dreimal drei Stunden, ebenſolange beim Kochkurſus. Das Ho-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

norar für den Unterricht iſt ein geringes. Auch werden bei ſolchen jungen Mädchen, die ſich zur Jungfer ausbilden und dazu ſechs Kurſe belegen wollen, die Preiſe ermäßigt, ſo daß das Geſamthonorar bei ſiebenmonatlichem Unterricht 158 Mk. betragen würde. Die gleiche Vergünſtigung wird jungen Mädchen erteilt, die ſich zur Führung des eigenen Haushaltes oder zur Stütze der Hausfrau vorbereiten. Ferner denen, welche ſich zur Induſtrielehrerin ausbilden. Zu den obengenannten Kurſen treten hier noch Methodik, einfache Buchführung und Kunſthandarbeit hinzu. Während bei den andern Fächern ein Alter von ſechzehn Jahren genügt, iſt hier ein Alter von 17½ Jahren erforderlich; die Ausbildung zur Induſtrielehrerin dauert mindeſtens fünfzehn Monate. Der Koch-, Wäſch-, Plätt- und Handarbeitsunterricht wird auch neben ſolchen, die einen Broterwerb aus der erworbenen Geſchicklichkeit zu machen gedenken, viel von jungen Damen aus wohlhabender Familie beſucht. Im Kochkurſus ſoll das Töchterchen einmal kulinariſche Feinheiten kennen und bereiten lernen. Hausmannskoſt zu machen hat ſie wohl ſchon der Mama abgeguckt, aber verſchmitzte Puddings zu bereiten, leckere Sonntags- und Geſellſchaftsbraten herzuſtellen, Schüſſeln zierlich auszuputzen, dazu fehlt es dem kleinen Haushalte an Gelegenheit. Nun ſteht ſie da in den freundlichen hellen Erdgeſchoßräumen des Lette-Hauſes, eine blendend weiße Schürze über dem einfachen Kleide, hört die Erklärung des Lehrers und arbeitet dann geſchickt nach, was er ihr vordemonſtriert. Nachher werden die Rezepte ſämtlich in ein zierliches Büchlein eingetragen, und wenn das junge Mädchen junge Frau geworden, holt ſie ſich bei dem Büchlein Rat. Unter den jungen Mädchen der Kochſchule herrſcht ein fröhliches Treiben und Tummeln. Es heißt fleißig ſein, denn es iſt ein Damen-Reſtaurant im Hauſe, und von ½1 Uhr an geht man hier ein und aus wie in einem Taubenſchlage. Für 75 Pf., im Abonnement für 60 Pf., eſſen die Damen gut und kräftig, wenn auch einfach. Es ſoll dabei nicht verdient werden, wie in anderen Reſtaurants, daher bietet man trotz des geringen Preiſes reichliche und nahrhafte Koſt. In einem Jahre wurden hier 38084 Portionen ausgegeben. Dies Reſtaurant ſowie das Viktoriaſtift werden durch die Kochſchule verſorgt, auch Beſtellungen auf Schüſſeln außer dem Hauſe nimmt die Kochſchule an.

Das Kunſthandarbeitsatelier iſt — um einen üblichen „deutſchen" Ausdruck zu gebrauchen — eine Spezialität des Lettehauſes. Es macht ſich zur Aufgabe, künſtleriſch vollendete Handarbeiten herzuſtellen. Gönner der Sache haben ihm wiederholt große Aufträge zugewieſen, wie der deutſche Kaiſer, die Kaiſerin Friedrich (die Brautkleider der Prinzeſſinnen von Preußen ſind hier hergeſtellt worden), Städte und Vereine zur Anfertigung von Bannern ꝛc. Im vergangenen Jahre wurde durch Kunſthandarbeiten, die Frauen hier verfertigt, eine Einnahme von über 10000 Mk. erzielt. Der Verein hat mehrmals junge begabte Damen auf ſeine Koſten zur weiteren Ausbildung nach München und Wien geſchickt und ſie dann als Lehrerinnen angeſtellt. Dieſe Kunſthandarbeitsſchule erregt, wenn Ausländer das Lettehaus beſichtigen — und das geſchieht häufig — ſtets beſonderes Intereſſe und aufrichtige Anerkennung. Es wird in jeder Art von deutſcher und ausländiſcher Technik ſyſtematiſch unterrichtet, ſo z. B. in der Spitzenklöppelei, in der Holbeintechnik, in der ſpaniſchen Stickerei, in ſogenannter Nadelmalerei, in der Applikation, in der Handweberei, im Ätzen auf Metall, im Lederſchnitt, im Holzbrennen ꝛc. Ferner exiſtiert ein Kurſus im Ornamentzeichnen und im Entwerfen der Muſter für Kunſtſtickerei. Dieſer Kurſus erfordert zwei Jahre, doch beſchränkt ſich der Unterricht auf wöchentlich dreimal drei Stunden. Das Honorar dafür iſt ein ſehr geringes.

Handarbeit.

Stricken. I. Wer viele Strumpflängen anzuſtricken hat, thut beſſer daran, nicht die oberſte Maſchenreihe mühſam auf die Nadel zu faſſen, man ſticht vielmehr durch alle Maſchen der zweitoberen oder drittoberen Reihe abwärts, zieht die oberen Touren einfach auf, ſo daß alle Maſchen hübſch auf den Nadeln ſitzen. Die Maſchen werden gleichmäßig verteilt; wenn nötig, wird etwas abgenommen und gleich rechts geſtrickt. Es iſt gut, vor Beginn der Ferſe 15—20 glatte, rechte Reihen zu ſtricken. Als Zulauf zur Ferſe bei ſchwarzen, waſchechten, baumwollenen Strümpfen bedient man ſich am beſten eines wollenen Zulauffadens, da ſchwarzbaumwollener Faden ſehr dünn und oft nicht waſchecht zu bekommen iſt. Wer die Fußſpitze gerne ſtark haben will, kann vom oberen Abnehmen an ebenfalls den wollenen Faden dazu nehmen. — II. Um das peinliche Meſſen oder Nachzählen zu vermeiden, ſchreibt man ſich während des Strickens des erſten Fußes ein kleines Rezept auf ein Zettelchen und heftet es unten in den zu arbeitenden Strumpf hinein. Es würde in Kürze etwa ſo lauten: Je 22 M. auf jeder der 4 Nadeln; 20 Touren glatt bis z. Ferſe; 15 Zöpfchen; 7—13 M. am Käppchen; abnehmen bis je 22 M.; 80 glatte Touren (von der Ferſe an gerechnet!) bis zum oberen Abnehmen. Bei letzterem dividiere ich die Maſchenzahl der Nadel mit 3 — macht 7. Alſo ſtricke ich 7mal je 2 Touren über das Abnehmen, welches am Schluß jeder Nadel einmal geſchieht, dann 7mal je 1 Tour darüber, dann in jeder Reihe abnehmen bis man noch 2—3 M. auf jeder Nadel behält, dieſe 8—12 M. ſtrickt man auf der linken Seite des Strumpfes zuſammen.

F. R.

Zimmerſchmuck.

Photographierahmen. Einen eigenartig hübſchen Photographierahmen, der ſich auch als Konfirmationsgeſchenk vorzüglich eignen dürfte, kann jede Dame mit einiger Geſchicklichkeit ſelbſt anfertigen. Das Material zu demſelben beſteht in einer rechteckigen Glasplatte, etwa 25 bis 30 cm groß, die man ſich beim Glaſer ſchneiden läßt, ferner aus Pappe, dunkelrotem Plüſch, Goldbronze, vier Meſſingklammern (beim Glaſer oder Vergolder zu haben à Stück 15 Pf.) und zwei Zweigen von der Stechpalme. Ausführung: Schneide ein Stück Pappe in der Größe der Glasplatte und in dieſes eine viereckige Öffnung von beliebiger Größe. Der ſo entſtandene Rahmen wird mit dem Plüſch ſtramm überzogen. Man thut am beſten ein Stück Plüſch, größer als die Pappe zuzuſchneiden, aus dieſem wieder in der Mitte ein kleines Rechteck herauszunehmen und auf der unrechten Seite dann die überſtehenden Kanten zuſammenzunähen. An ein anderes Stück Pappe, ebenfalls in der Größe der Glasplatte, wird ein etwa 6 cm breiter Streifen Pappe als Gegenſtütze befeſtigt. Die ganze hintere Seite wird nun ſauber mit dunkelrotem Papier beklebt oder mit Shirting überzogen. Bronziere nun die beiden Stechpalmzweige mittelſt eines Pinſels mit leuchtender Goldfarbe und vereinige ſie zu einem gefälligen Kranze, die Stengel kreuzen ſich unten. Dieſer Kranz wird nun freiliegend auf dem Plüſchrahmen befeſtigt, einige Heftſtiche genügen vollkommen. Rahmen, Glasplatte, Photographie und Rückwand werden nun feſt zuſammengelegt und das Ganze mittelſt der vier Metallklammern zuſammengehalten. Der leuchtende Goldkranz hebt ſich vorzüglich ab von dem dunkeln Hintergrund. Auch ein ſilberner Kranz auf dunkellila Grund macht ſich ſehr hübſch.

E. Friedel.

Nochmals: Zimmerſachet.

Ein türkiſchrot ſeidenes Tuch von 45—50 cm im Quadrat wird ringsum geſäumt und in Zwiſchenräumen von 4 cm mit kleinen türkiſchen Meſſingmünzen oder Halbmonden, wie ſie zu Faſchingszwecken in den Geſchäften vorrätig ſind, verſehen, ſo daß dieſe herunterhängen. Hierauf ſchneidet man ſich eine Papierſcheibe (20 cm im Durchmeſſer) heftet ſie genau auf die Mitte des Tuches und reiht nach derſelben das Tuch mit ſtarker roter Seide ein. Dann werden von guter Baumwolle (Verbandwolle) zwei Scheiben, eine 18 cm, die andere 14 cm im Durchmeſſer meſſend, geſchnitten, in die Mitte des Tuches gelegt und reichlich mit gutem Veilchenpulver beſtreut. Nun ziehen wir den Seidenfaden an, daß ſich eine Art Ball bildet, über welchen die münzenbeſetzten Ecken graziös herabfallen, ihn vollſtändig bedeckend. Ehe wir ganz feſt zuziehen, befeſtigen wir an zwei gegenüberliegenden Punkten des Kreiſes eine hübſche, einen Meter lange Goldſchnur, ziehen dann feſt an und nähen das Zugezogene gut feſt. Die Schnur ſchlingen wir zu einer Schleife, deren Knoten dicht auf dem Ball aufliegt, ziehen die Schlingen durch einen kleinen Meſſingring und biegen ſie etwa 6 cm nach unten, ſie durch einige Stiche ſichernd. Der Ring dient zum Aufhängen des Parfümbeutels. Wünſcht man Wohlgeruch, ſo ſchüttelt man den Beutel leicht, und der Duft entſtrömt den Tuchzipfeln, die ihn zuſammen hielten.

X. in K.

Für die Küche.

Lauchſchüſſel. Wer recht ſchönen, gelb gewordenen ſogenannten Winterlauch (poireau) im Keller hat, der nehme von demſelben, ſchneide ihn in fingerlange Stücke und koche ihn in leichtem Salzwaſſer weich, ſchütte ihn auf ein Sieb und laſſe ihn abtropfen. Sodann nehme man eine Porzellan- oder Bunzlauer Form, beſtreiche ſie reichlich mit Butter, ſtreue feingeſtoßene kleine Zwiebackſtücke darein und beſtreiche den Boden mit einer recht gleichmäßigen Lage feinſten Kartoffelbreies. Auf den Kartoffelbrei kommt ein Stück Butter, und dann eine Lage von dem Lauch, den man wieder mit einer Schicht Kartoffelbrei zudeckt u. ſ. w., bis die Schüſſel voll iſt. Den Schluß muß aber eine Lage Kartoffelbrei machen, die dicht mit Butterſtückchen und geſtoßenem Zwieback überſtreut wird, damit es eine ſchöne gelbbraune Kruſte giebt. Man ſchiebt das Ganze in den nicht allzu heißen Backofen, und läßt es 1½ bis 2 Stunden darin. Als Zugabe wird eine ſauere Eierſauce gereicht. In der jetzigen gemüſearmen Jahreszeit eine angenehme Abwechſelung.

Sauere Eierſauce zu der Lauchſchüſſel. Man nimmt zwei Eidotter, zwei Theelöffel Mehl, ½ Liter friſche Milch und rührt es zuſammen an. Dann giebt man ein Stück Butter, Muskatnuß und ſo viel Eſſig dazu, daß die Sauce einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack erhält und ſchlägt über dem Feuer die Miſchung bis zum Kochen ſtark mit dem Schaumbeſen. (Es würde ſonſt Gerinnſel geben.) Iſt die Butter nicht geſalzen, ſo vergeſſe man nicht, Salz durchzurühren.

R. v. H.

Magenlebkuchen. — Zwei große oder 3 kleine Eiweiß werden zu Schnee geſchlagen, ½ Pfund Farin darein gerührt, ſowie ½ Pfund unabgezogene, geſtoßene Mandeln. Nachdem dies 1 Stunde gerührt, werden noch 15 gr geſtoßener Zimmt, 15 gr geſchnittene Pomeranzenſchale, 5 gr Nelken, 5 gr Kardamomen und die Schale von ½ Citrone hinzugefügt. 4 cm lange und ebenſo breite Stückchen Oblate werden mit dieſer Maſſe beſtrichen; dieſe kleinen Lebkuchen werden mit einigen Mandeln geziert und bei mäßiger Hitze gebacken.

E. E. in P.

Auskunft.

Fr. 56. **Frau Paſtor M.** Briefe liegen in der Redaktion.

Fragen.

70) Wer kennt den Baunſcheidtismus und hat Erfahrungen damit gemacht? Für gütige Auskunft würde ſehr dankbar ſein

eine Schwerhörige.

71) Da Polſtermöbel leicht durch Motten Schaden leiden, wenn man genötigt iſt, dieſe ohne Aufſicht während einer langen Reiſezeit zu laſſen, würde ich mir gern ein Sopha ohne Polſter anſchaffen, vielleicht mit elaſtiſchem Geflecht und einer hübſchen Decke darauf. Wer könnte mir praktiſche Auskunft hierüber geben?

E. v. M., Görlitz.

72) Würde jemand die Güte haben, mich auf einige kleinere Städte Thüringens hinzuweiſen, welche ſich zu dauerndem Aufenthalt empfehlen? Es wird gewünſcht: mildes Klima, freundliche Gegend, mäßige Preiſe für Wohnung und Lebensunterhalt, Gelegenheit zu etwas Geſelligkeit und wenn möglich Sinn für Muſik. Im voraus dankend

Abonnentin in Schleſien.

73) Könnte mir eine Leſerin des Frauen-Daheim ſagen, wo die ſogenannten „Luther-Trauringe" zu haben ſind?

Daheim-Freundin.

74) Kann mir jemand einige Rezepte zu wohlſchmeckenden Suppen (ohne Fleiſchbrühe) mitteilen? Obſtſuppen ſind ausgeſchloſſen. Beſten Dank im voraus!

Preni.

Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Davidis' Praktiſches Kochbuch
32. Auflage.
Preis eleg. gebund.
4 M. 50 Pf.

Es dürfte nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äußeren Ausſtattung in Druck, Papier u. Einband weſentlich bereichert u. verſchönert iſt, ſodaß es ſich als Geſchenkwerk ganz beſonders eignet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

1893. Beilage zu Heft 10 (No. 27—29).

XXIX. Jahrgang.

April 1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

Die mitteleuropäiſche Zeit.

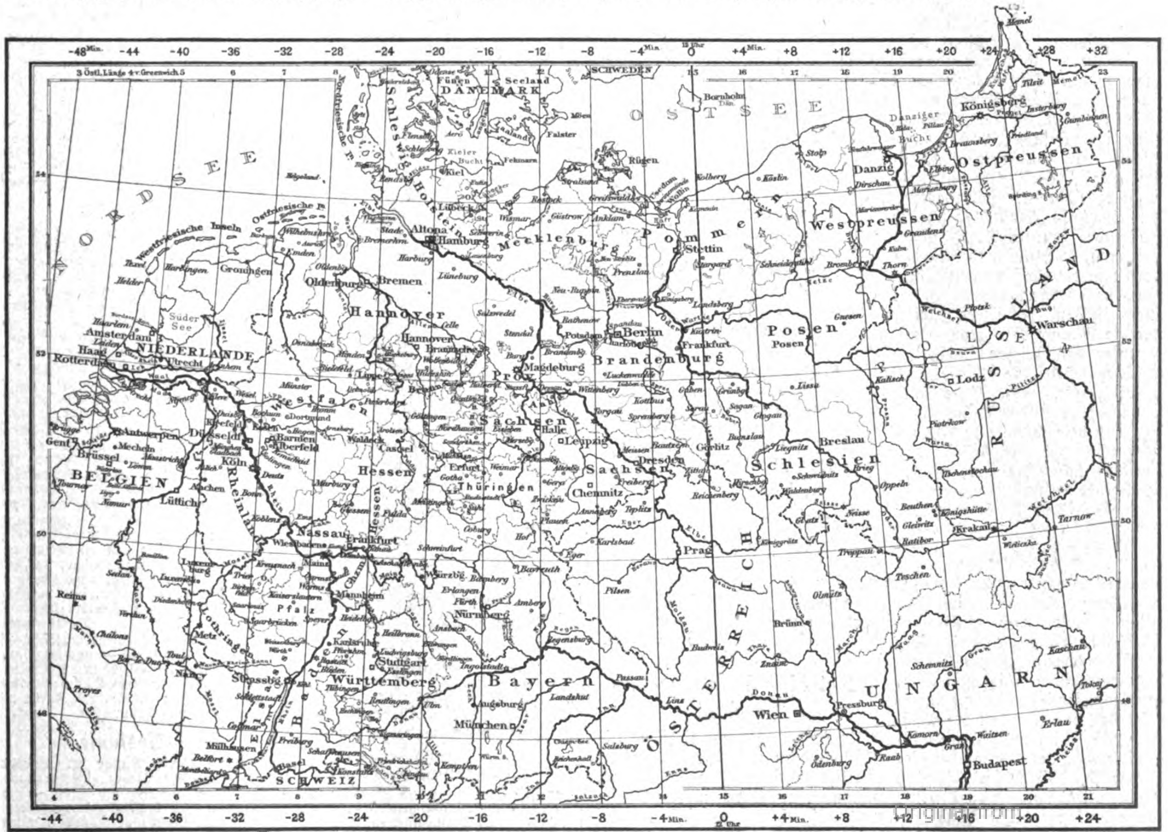
Der 1. April hat uns eine arge Umwälzung in unſerer Zeitrechnung gebracht — die Einführung der mitteleuropäiſchen Zeit nämlich. Bisher hatte jeder Ort ſeine beſondere, die Ortszeit, welche durch den Durchgang der Sonne durch den Ortsmeridian beſtimmt wurde; da der Erdumfang 360 Grade beträgt und der Tag 24 × 60 = 1440 Minuten umfaßt, ſo hatte ein Ort, der um einen Längengrad weſtlicher gelegen, 4 Minuten ſpäter Mittag als der entſprechend öſtlicher gelegene. Wir alle haben bei Reiſen dieſe Erfahrung an unſeren Uhren gemacht. Fuhr man von der Weſtgrenze Deutſchlands zur Oſtgrenze, ſo mußte man z. B. ſeine Uhr um etwa eine Stunde vorſtellen.

Seit dem 1. April hat ſich dies geändert — ganz Deutſchland hat jetzt in demſelben Augenblick dieſelbe Zeit und zwar diejenige, welche der des 15. Längengrades, des Meridians von Stargard (Pommern), entſpricht.

Mit dieſer Neuerung folgen wir nur dem Beiſpiel Nordamerikas, Englands, Frankreichs, Belgiens, Rußlands, Italiens und Öſterreichs, und weil wir dies thun, konnten wir auch nicht den Längengrad zur Beſtimmung der Normalzeit wählen, der genau in der Mitte Deutſchlands liegt, mußten uns vielmehr in das beſtehende Syſtem der Nachbarſtaaten einfügen. Dasſelbe iſt dadurch bedingt, daß zwiſchen den Zeiten der einzelnen Meridiane von 15 zu 15 Grad ein Unterſchied von genau je einer Stunde vorhanden iſt. So kommen Stargard und ſein Meridian zu dem Vorzug, für die „mitteleuropäiſche Zeit“ maßgebend zu werden, die auch für Öſterreich bereits in Geltung iſt. Fährt man nach allgemeiner Einführung der Zonenzeit von Paris nach Petersburg, ſo hat man alſo in ganz Frankreich dieſelbe Zeit, braucht nur an der deutſch-franzöſiſchen Grenze die Uhr eine Stunde vorzuſtellen, um in ganz Deutſchland die richtige Zeit zu haben, und kann in Wirballen für Rußland dasſelbe mit gleichem Erfolg wiederholen.

Aus unſerer Karte ſind die Differenzen, welche ſich für die verſchiedenen größeren Orte des Reiches ergeben, leicht erſichtlich — es iſt auch ohne weiteres erſichtlich, um wie viele Minuten man für jeden Längengrad ſeine Uhr je nach der Entfernung vom Meridian von Stargard gegenüber der bisherigen Ortszeit vor- oder zurückzuſtellen hat, um zur normalen mitteleuropäiſchen Zeit zu gelangen.

Wenn die Zeilen und unſer Kärtchen in die Hände des Leſers gelangen, wird ſich der Übergang bereits vollzogen haben — wie wir vorausſehen, ohne jede beſondere Schwierigkeit, zumal die Eiſenbahnen ſchon vor zwei Jahren im inneren Betrieb die Einheitszeit einführten, welche in den Fahrplänen nur künſtlich für den Gebrauch des Publikums auf die Ortszeit übertragen wurde. Daß dem einen oder dem anderen vielleicht in den erſten Wochen die neue Zeitrechnung nicht allzu bequem iſt, iſt wohl möglich — man wird ſich aber ſicher bald an ſie gewöhnen, wie es Feldmarſchall Graf Moltke am 16. März 1891 in ſeiner letzten Rede im Reichstag, in der er mit überzeugender Klarheit für die Einheitszeit eintrat, vorausgeſagt hat.


-48 Min. -44 -40 -36 -32 -28 -24 -20 -16 -12 -8 -4 Min. 12 Uhr 0 +4 Min. +8 +12 +16 +20 +24 +28 +32
3 Östl. Länge 4 v. Greenwich 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23
NORDSEE
OSTSEE
DÄNEMARK
SCHWEDEN
NIEDERLANDE
BELGIEN
Schleswig-Holstein
Mecklenburg
Pommern
Westpreussen
Ostpreussen
Hannover
Brandenburg
Posen
Westfalen
Sachsen
Schlesien
Hessen
Thüringen
Bayern
Württemberg
SCHWEIZ
Österreich
UNGARN
RUSSLAND
Königsberg
Danzig
Memel
Stettin
Stargard
Berlin
Hamburg
Bremen
Hannover
Magdeburg
Leipzig
Dresden
Breslau
Posen
Warschau
Lodz
Köln
Frankfurt
Nürnberg
Stuttgart
München
Wien
Prag
Budapest
Strassburg
Amsterdam
Brüssel
Krakau

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 27.)

Miſchet ſo lang und ſo viel ihr wollt,
Aus purem Gold nur wird pures Gold!

Miſcht Vorſicht, Weisheit und klugen Rat, —
Es wird noch lang keine Liebesthat!

Kranz aus Kranz.

(An ein kleines Mädchen.)

Aus der ältern Schweſter Kranze,
Die darin tritt zum Altar,
Brich ein Reislein dir, das pflanze,
Und getreu nimm ſeiner wahr!

Eifrig mußt du Sorge tragen,
Daß es Schutz und Nahrung hat,
Bald dann wird es Wurzel ſchlagen,
Treiben wird es Blatt um Blatt.

Während dann die Jahre wandern
Unter Lernen, Spiel und Tanz,
Sprießt ein Zweiglein aus dem andern,
Und am Ende reicht's zum Kranz.

J. Trojan.

Eine Bitte an die Mütter, die zu Oſtern ihre Kinder der Schule übergeben wollen.

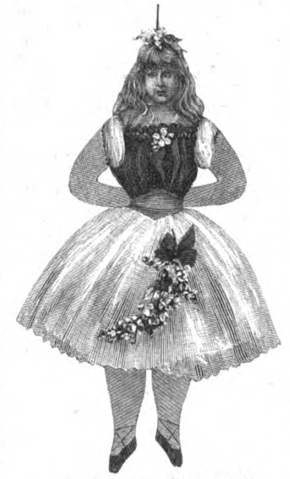
Mit welcher Sorgfalt wird die äußere Ausrüſtung für das Schulkind gewählt, mit welcher Ausführlichkeit beſprochen! Schultorniſter, Tafel, Griffel harren wohl ſchon ſeit Weihnachten ihrer Benutzung. Mit der geiſtigen Zurüſtung ſieht es anders aus. Die Schule wünſcht nicht wirkliche Kenntniſſe mitgebracht zu ſehen, ſondern nur Empfänglichkeit für die Fülle, die ſie bieten muß. Aber eins bringen — Gott ſei Dank — die meiſten unſerer Kinder mit, ſie haben bei ihrer Mutter beten gelernt. Auf die Frage des Lehrers: Wer von euch kann mir ein Gebetchen ſagen? heben ſich ſtolz viele Fingerchen. Aber wie bedauerlich, daß das, was der kleine Mund dann ſtammelt, kaum verſtändlich iſt, doppelt ſchade, weil in dem jungen Schüler die Zuverſicht zu dem, was ihm die Mutter Geiſtiges überlieferte, erſchüttert wird und die Schule ſtatt daran anzuknüpfen, viel berichtigen muß. Das hat nun wohl ſeinen Grund darin, daß die lieben Mütter viel zu Schweres für ihre kleinen Chriſten auswählten. In den meiſten Fällen dürfte das liebliche: „Ich bin klein, mein Herz iſt rein, ſoll niemand drin wohnen als Jeſus allein!“ oder das bittende: „Lieber Gott! Mach mich fromm, daß ich zu dir in den Himmel komm!“ der Ausdrucksfähigkeit und dem Faſſungsvermögen der Kleinen genügen. Iſt beides größer, ſo hat die Mutter eine große Auswahl unter dem reichen Schatz unſerer Kindergebete, die alle Herzenstöne anſchlagen. Sie halte dann aber darauf, daß der kleine Chriſt ſich zum Gebete ſammle und hübſch verſtändlich und klar dabei rede. Daraufhin möge die gute Mutter ihren kleinen Oſterkandidaten einmal anſehen oder beſſer anhören!

Maria.

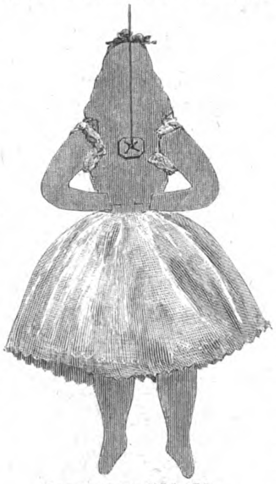
Tanzpuppe.

Einen allerliebſten Zeitvertreib für Alt und Jung bietet eine Puppe (ſiehe Abbildung), welche nach der Klaviermuſik zierliche Tänze aufführt. Man fertigt ſie aus weißer Pappe (50 cm hoch), ſchneidet die vorher aufgezeichneten Glieder, ſowie den Rumpf einzeln aus und beklebt ſie mit hellroſa Briefpapier. Die Beine werden mit dünnem Bindfaden am Körper befeſtigt und zwar ſo, daß unten und oben ein Knoten liegt und ſich die Gelenke frei bewegen können. Die Füße werden mit Schuhen aus Goldpapier beklebt, die Striche darüber zur Verzierung, mit roter Tinte oder Tuſche gemalt. Einen zur Puppe paſſenden Kopf erhält man im Buchbinderladen, zuweilen findet man auch im Droguengeſchäft Reklamebilder mit paſſenden Köpfen, welche man ſich ausſchneidet und aufklebt. Die Oberarme werden ebenfalls unter die Taille geklebt, dagegen bleibt der Unterarm loſe. — Iſt die Puppe ſoweit fertig geſtellt, geht es ans Bekleiden derſelben. Zum Anzug nimmt man weißen, roſa oder blauen Mull, man braucht dazu 20 cm, die Rockweite mißt 70, die Länge 20 cm. Am untern Rande wird der Rock ausgezackt, ebenfalls der Unterrock, welchen man etwas enger und kürzer aus weißem Battiſt fertigt. Am Taillenſchluß werden die Röcke in Falten gelegt, hinten gekräuſelt und auf die Pappe genäht. Die Taille wird ebenfalls gekräuſelt, aufgenäht und darüber ein Mieder aus Goldpapier geklebt. Zur Verzierung kann man ſich eine kleine Ranke aus benutzten Ballblumen herſtellen, oder auch Röschen aus Seidenpapier anfertigen und Rock, Taille und Ärmel damit verzieren. Auf die Rückſeite der Taille befeſtigt man mit Bindfaden ein Stückchen Pappe, und an der Stelle des Kreuzchens einen ungefähr 3 cm langen, ſchwarzen Faden genau in der Mitte. Das eine Ende desſelben wird an einem Stuhl befeſtigt, das andere wickelt der Klavierſpieler ſich um den kleinen Finger und läßt nun die Puppe nach verſchiedenen Tänzen tanzen. Beſonders niedlich tanzt ſie nach dem Walzer aus dem Freiſchütz, dem Fauſtwalzer und der Kreuzpolka. Mit der Tänzerin habe ich ſchon manchen Gaſt in unſerm Hauſe überraſcht und erfreut.

E. R. in **Hannover.**



Tanzpuppe; Vorderanſicht.



Tanzpuppe; Rückanſicht.

Lichtſchirm in Form eines Paravent.

Unter den ſo allerliebſten Diaphaniebildern, die die Glasmalerei wirklich täuſchend nachahmen und die man in jedem großen Papierwarengeſchäft in mannigfachen, reizenden Muſtern findet, wählte ich ein Bild in der ungefähren Höhe von 30 cm und Breite von 20 cm, ein aus einem bogenſchießenden Amor, Roſen, Ritterhelm ꝛc. zuſammengeſtelltes Phantaſiewappen auf hellblauem Grunde — Preis 60 Pf. — ferner zwei in den Farben dazu paſſende, hübſch gemuſterte Streifen à 30 Pf., die man auch in allen möglichen hübſchen Arten hat. Nun ließ ich mir aus ganz gewöhnlichem Fenſterglas drei Scheiben ſchneiden, eine für das Bild, und für die Streifen je eine, die aber alle drei genau gleich hoch ſein müſſen. Ringsherum muß man die Glasſcheiben einen cm größer ſchneiden laſſen, als die Bilder ſind. Nun klebt man die Bilder auf und zwar am beſten mit Spiritus. — Man feuchtet ein Schwämmchen mit Spiritus an und beſtreiche die Glasſcheibe ganz und gar damit, legt die glänzende Seite des Bildes vorſichtig darauf und drückt es mit einem ſeidnen oder überhaupt recht weichen Tuche feſt, indem man immer von der Mitte des Bildes nach dem Rande zu ſtreicht, ſo lange, bis kein Luftbläschen ſich mehr ſehen läßt und das Bild feſt aufliegt. Sodann faßt man auf die bekannte Manier alle drei Gläſer ringsherum mit paſſendem, ungefähr $2\frac{1}{2}$ cm breitem Atlasband ein; dies muß recht feſt ſein, weshalb man am beſten halbſeidnes nimmt zum Preis von 15—20 Pfg. der Meter, da das ſeidne Band von den ſcharfen Ecken durchgerieben wird.

Nun näht man an jeder Seite des Mittelbildes eine von den Seitenwänden an, kehrt ſie nach hinten, ſodaß der Schirm ſteht, und man hat mit wenig Mühe und Koſten einen hübſchen Lichtſchirm, der gerade ſo hoch iſt, ein Licht auf niedrigem Leuchter zu verdecken.

Gedicht

zur Überreichung eines Teppichs an die Vorſteherin einer Privatſchule bei der Einweihung des neuen Schulhauſes.

(Antwort auf Frage 55.)

Der Frühling kommt und ſchafft ein Neues
In Wald und Fluren wunderbar,
Iſt's auch ein Abbild nur, ein treues,
Der Herrlichkeit vom vor'gen Jahr.
Auch dich wird's frühlingsgleich berühren,
Trittſt in dein neues Reich du ein;
Doch ſoll es nur ein Weiterführen
Auf altbewährtem Grunde ſein:

Was du uns warſt, bleib' uns noch lange,
Und werde in dem gleichen Sinn
Auch andern auf dem Lebensgange
Die liebevolle Führerin!

Und daß er immer hier gedeihe,
Des Friedens und der Treue Geiſt,
Das wünſchſt bei dieſes Hauſes Weihe
Du ſelber heute wohl zumeiſt.

Sieh, draußen bringt der Lenz, der holde,
Ein Heer von Frühlingskindern mit,
So manche zarte Blütendolde
Erſchließt ſich unter ſeinem Schritt.

Wir liehen uns von ſeiner Fülle
An Glanz und Farben allerlei,
(Auf den Teppich zeigend:)
Damit es dir in dieſer Hülle
Ein Ausdruck unſrer Liebe ſei.

Zum Zeichen, daß auch wir uns freuen
An dem Gelingen deiner Saat,
Laß uns dir dankbar Blumen ſtreuen
Auf den oft dornenvollen Pfad!

Gott ſegne ferner dein Bemühen!
So rufen wir von Herzen aus;
Das alte Werk, es möge blühen
Geſegnet fort im neuen Haus!

Eliſabeth Kolbe.

Für die Küche.

Kaffeecrême. Eine beſonders auf dem Lande, wenn unerwartet Gäſte zu Mittag kommen, raſch und leicht zu machende ſüße Speiſe, die beſonders von Herren ſehr gerühmt wird, iſt folgende: „Man nimmt je nach der Perſonenzahl $\frac{1}{2}$ bis 1 Liter ſüßen dicken Rahm und ſchlägt denſelben ſo lange mit dem Schaumbeſen, bis er ganz ſteif iſt. Dann miſcht man wenig ſtärkſten Kaffeeextrakt hindurch. Zucker nach Geſchmack. Hat man Mandelmakronen, ſo belege man den zierlich in eine tiefe Kryſtallſchale gehäuften Kaffeerahm damit; für diejenigen, welche Schokolade vorziehen, iſt ebenſo leicht Schokoladecrême zu machen. Man kocht vorher (2 Eßlöffel auf $\frac{1}{2}$ Liter Rahm) einen ſteifen Schokoladebrei, den man am leichteſten aus von Houtens Kakao bereitet, ſüßt denſelben mit Vanillezucker und rührt ihn vorſichtig durch die ſteifgeſchlagene Sahne, die, nachdem ſie in die dazu beſtimmte Glasſchale gefüllt, wunderhübſch mit kandierten Früchten, Makronen und Fruchtgelées verziert werden kann. Man darf aber zu beiden Crêmes nur ſo viel Kaffee oder Schokolade nehmen, daß die Schlagſahne ganz ſteif bleibt. Bei Kaffeecrême bleiben natürlich kandierte Früchte und Fruchtgelées fort.

B. v. S.

Fragen.

75) Könnte mir vielleicht eine der freundlichen Mitarbeiterinnen recht bald ein Begleitgedicht zu einem Staubtuch (zur Hochzeit) für ein kleines Mädchen von 10 Jahren mitteilen? Beſten Dank im voraus.

Luſtiges Lieſel in F.

76) Bitte um gefällige Angabe, wie ich ein weißes Angorafell, das jetzt grau und ſchmutzig ausſieht, reinigen kann, daß es die alte ſilberweiße Farbe wiederbekommt?

77) Kann mir eine der geehrten Mitleſerinnen des Daheim ein Mittel gegen heiße, ſchweißige Hände nennen? Im voraus beſten Dank.

E. v. B.

78) Könnte mir vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen ein kurzes, leichtes Schleiergedicht, welches ein kleines Mädchen der Tante ſagen ſoll, mitteilen? Sehr dankbar wäre **eine Pfarrfrau auf dem Lande.**

79) Würde eine der Daheimleſerinnen wohl die Freundlichkeit haben, mir einen guten Rat zu geben, wie man am beſten und einfachſten große glatte Teppiche, welche ſehr beſchmutzt ſind, reinigt, ohne ſie einer Anſtalt übergeben zu müſſen, was zu koſtſpielig iſt. Im voraus meinen verbindlichſten Dank.

Hamburgerin.

80) Ich habe eine Elfenbeinbroſche — feine japaniſche Schnitzerei — und frage an, auf welche Weiſe ich dieſelbe von Staub ꝛc. reinigen kann? Außerdem iſt das Elfenbein gelb geworden; iſt die helle Farbe wieder herzuſtellen und wodurch? **C. E.**

Auskunft.

Fr. 36. **Frau Paſtor M.** Wir bitten, uns gütigſt Ihre Adreſſe mitteilen zu wollen. Einleitende Schritte zur Erlangung einer Freiſtelle ſind bereits geſchehen vom Erholungsheim Schmidt-Nabok in Blankenburg am Harz, Schützenſtraße Nr. 4.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 28.)

Hab ich von deinem Ernſt erſt Proben,
Seh deine Flur beſtellt,

Dann will ich auch dein Gärtlein loben,
Wenn es mir ſonſt gefällt!

Die Poſtboten.

Ein Polterabendſcherz.

Erſter Poſtbote.

(Tritt ſchnell ein mit einem großen Brief in der Hand.)

Ein Brief! Es ſoll der letzte ſein!
Ich ſpür's ſchon lang in meine Bein,
Das ew'ge Laufen Tag für Tag;
Die Lieb' is doch 'ne dolle Sach',
Un wenn ſich zwei nicht ſprechen können,
Denn muß der arme Poſtbot' rennen!

Zweiter Poſtbote.

(Tritt ein, ebenfalls mit einem großen Brief.)

Erſter Poſtbote.

Was is denn das? Das wundert mir,
Noch ein Kolleg' — un nich von hier?

Zweiter Poſtbote.

Herr N. N. hier? Da iſt er ſchon,
Der (Standesbezeichnung) von Profeſſion,
Und die ihm ſitzt zur rechten Hand,
Die iſt mir brieflich wohl bekannt.

Erſter Poſtbote.

Sie, Herr Kollege, ſag'n Sie mal,
Wie kommen Sie in dies Lakal?
Was Sie hier woll'n, das wundert mir,
Sie ſünd ja gar nich mal von hier.

Zweiter Poſtbote.

O nein, ich komm' aus fernem Land,
Komm aus N. N. am N. N. Strand,
Die beſte Kundſchaft zu begrüßen
Die je geblüht hat meinen Füßen.
Kollege, ja, ich kann's nicht ſagen
Wie viele Briefe ich getragen
Für dieſen hier!

Erſter Poſtbote.

Und ich für dieſe!
Ja, ſo viel Gras wächſt auf der Wieſe,
Wächſt in der ganzen Heide nicht,
So viele Verſ' hat kein Gedicht,
Und ſo viel Sterne keine Nacht,
Als ich hier Briefe hab' gebracht!

Zweiter Poſtbote.

Und da wir Gleiches denn gelitten,
Will ich um Ihre Freundſchaft bitten.
In gleicher Plag', in gleichen Schmerzen,
Da finden ſich der Menſchen Herzen!

Erſter Poſtbote.

Szü, mein Kollege, ei der Daus,
Der drückt ſich mal gebildet aus!
Na, mir is's recht, ich bün dabei —
Her mit die Freundſchaft, eins, zwei, drei!
(Sie umarmen ſich.)
Nu ſünd wir Freunde, na un nu
Da ſag' ich auch wohl zu Sie Du.
Mein lieber Freund, was machſt du hier,
Was willſt du un was denkſt du dir?

Zweiter Poſtbote.

Ich komme in beſondern Sachen,
Um meinen Dank hier abzumachen,
Daß dieſe Briefeſchreiberei
Nun endlich mal zu Ende ſei!

Erſter Poſtbote.

Na, das is recht, auch ich bün hier
Um freundlichſt zu bedanken mir.
So manchen Hacken lief ich ſchief,
Doch nun bring' ich den Jubelbrief*)!

Zweiter Poſtbote.

Dasſelbe habe ich gedacht
Und einen ſolchen mitgebracht!

Erſter Poſtbote.

So laßt uns denn zum letztenmal
Begrüßen Euch in dies Lakal.
Wir thaten's gern, war es auch ſchwer,
So viele Briefe hin und her
Voll lauter Liebesglut zu tragen,
Wir wollen drob uns nich beklagen.
Und ſollten hier noch welche ſein,
Und fiel es dieſen welchen ein
Es ebenſo wie die zu machen . . . .

Beide Poſtboten.

Wir ſind bereit zu allen Sachen!

Heinrich Seidel.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

I.

Anſtalten des Lettevereins.

c) Die photographiſche Lehranſtalt.

Wir haben die letzte der im Lettehauſe ſelbſt befindlichen Schulen zu betrachten. Im Herbſte 1890 begründete der Verein ein photographiſches Lehrinſtitut, da man ſich durch die in anderen Ländern gemachten Erfahrungen überzeugt hatte, daß hier ein Erwerbszweig vorliegt, zu dem Frauen durch ihre manuelle Geſchicklichkeit, ihren Geſchmack und künſtleriſchen Sinn beſonders befähigt ſind. Stellungen als Empfangsdamen in photographiſchen Ateliers hatten Frauen ſchon längſt inne; es handelte ſich nun darum, ſie zu Photographinnen, Retoucheurinnen, Kopiererinnen gründlich und ſyſtematiſch auszubilden. Kurſe in der Retouche waren allerdings in einzelnen Aetliers ſchon für Frauen gehalten worden, u. a. in dem der vortrefflichen Photographin Frau Vogelſang, allein es fehlte in Berlin ein größeres Inſtitut, welches auch für das weitere Fortkommen der ausgebildeten Zöglinge kräftig und thätig eintrat. Die nicht unbeträchtliche Summe zur Begründung der Schule wurde dem Vereine durch eine Schenkung zu teil, und ſo ſchritt man frogemut an die Arbeit. Der vierte Teil des Lettehauſes wurde zur photographiſchen Lehranſtalt eingerichtet. Die bisher ſelbſtändige Zeichenſchule ging nun in der photographiſchen Lehranſtalt auf, und die Ausbildung im kunſtgewerblichen Zeichnen und zur Zeichenlehrerin hörte auf, da es an Einrichtungen zu dieſem Zwecke jetzt nicht mangelte, denn durch das Vorgehen des Lettevereins veranlaßt, hatten die Königliche Kunſtſchule und das Gewerbemuſeum ihre Pforten auch den Frauen aufgethan.

Mit der Einrichtung der photographiſchen Lehranſtalt ging der Letteverein in Deutſchland bahnbrechend vor; ein Gebiet, das bisher nur einzelne, privatim ausgebildete, betraten, ſollte nun allen dazu veranlagten Frauen gewonnen werden.

Es gibt verſchiedene Kurſe, je nach den Berufszweigen, welche man zu ergreifen wünſcht. Zur Ausbildung in den rein photographiſchen Fächern iſt ein Jahreskurſus nötig, zu dem noch für diejenigen, welche das photomechaniſche Verfahren kennen lernen wollen, ein drittes Semeſter hinzutritt. Das Honorar für den jährlichen Kurſus beträgt 200 Mark, die in zwei Raten gezahlt werden können. Bedingung zur Aufnahme in den Jahreskurſus iſt in der Regel das Zeugnis der erſten Klaſſe einer höheren Töchterſchule; für die Kurſe von kürzerer Dauer ſind nur zeichneriſche Vorkenntniſſe nötig. Der Unterricht im photomechaniſchen Verfahren ſoll den Damen, die ſich der Retouche von Druckplatten widmen wollen, als Grundlage dienen. Bei dem photomechaniſchen Verfahren wird ein Bild, welches man durch den Druck vervielfältigen will, verkleinert auf Stein-, Zink- oder Kupferplatten photographiert. Das entſtandene Negativ erfordert ſehr ſorgfältige Behandlung und Retouche. Nach Vollendung der Platte erhält ſie eine Holzunterlage und bildet ſo den ſogenannten Bildſtock oder das Cliché. In Paris ſind Frauen mit vielem Erfolge in dieſer Technik thätig und erwerben als Lithographin, in der Zinkographie, bei der Herſtellung von Kupferdruckplatten ihren Lebensunterhalt. Ein Blick auf den Lehrplan des photographiſchen Inſtituts wird unſeren Leſerinnen zeigen, in welchen Fächern die Damen unterrichtet werden. Die photographiſchen Übungen des erſten Jahres beſtehen in der Erlernung des Negativ- und Poſitivverfahrens, in Lichtpausübungen, in der Herſtellung von Diapoſitiven, in der von Vergrößerungen. Das dritte Semeſter iſt dem photomechaniſchen Verfahren gewidmet. Als Ergänzung dazu wird Unterricht erteilt: in der Experimentalchemie, im Zeichnen nach lebendem Modell, im Gipszeichnen, Zeichnen nach Flachornamenten, Perſpektive, in der Retouche, im Übermalen von Photographien in Laſur- und Deckfarben und in der Buchführung. Hierzu kommt noch für Vorgeſchrittene das Übermalen von Photographien in Aquarell- und Ölfarben, ebenfalls jetzt eine vielfach von Frauen geübte Kunſtfertigkeit. Junge Mädchen, welche ſich nur als Empfangsdamen für Ateliers ausbilden wollen, haben bei einiger zeichneriſcher Anlage bloß einen halbjährlichen Kurſus durchzumachen; ihr Studium beſchränkt ſich auf die einfache Buchführung und die ſogenannte kleine Retouche. Die Retoucheurinnen erhalten meiſt ein monatliches Gehalt von 60—150 Mk., vielfach wird freie Station gegeben, und dann beträgt das Gehalt nur 30—50 Mk. Die Empfangsdamen werden beſſer honoriert, weil man von ihnen eine gewiſſe Eleganz in der Toilette verlangt.

Es bleibt uns nur noch von den Amateurphotographinnen zu ſprechen. Auch ſie finden auf Wunſch in der Lehranſtalt Aufnahme; teils werden ihnen gegen ein geringes Entgelt und unter Aufſicht Apparate und Dunkelräume für eigene Arbeiten zur Verfügung geſtellt, teils werden Freundinnen der Photographie hier unterrichtet. Zehnſtündige Kurſe werden, ſobald ſich eine genügende Zahl von Teilnehmerinnen findet, abgehalten. Die Amateurphotographie iſt ſelbſt in Berlin unter den wohlhabenden unbeſchäftigten Damen ſehr in Aufnahme gekommen, und wenn nichts anderes, ſo iſt ſie jedenfalls, in Ermangelung einer ernſten Lebensaufgabe, ein harmloſer Zeitvertreib. Auch in der Malerei und Illuſtration wird in letzter Zeit die Photographie vielfach als Krücke — freundlicher ausgedrückt als Hilfsmittel — benutzt, bald wird es keine Künſtlerwerkſtatt mehr ohne photographiſchen Apparat geben. Daher ſieht man auch unter den Lernenden der Anſtalt manche Malerin.

Wäſcheſchrank.

Nach einigen Jahren meiner Hausfrauenlaufbahn machte ich die unangenehme Entdeckung, daß die Thüren meines Wäſcheſchrankes nicht mehr ſo dicht ſchloſſen, es zeigte ſich oben und unten ein ganz kleiner Spalt. Feines, ſelten gebrauchtes Tiſchzeug, Leibwäſche, die ich für ſpätere Tage ungewaſchen aufhob, weil ſie gewaſchen leicht gelb wird, bekamen an den Außenrändern, der Schrankthüre zu, ein weniger ſauberes Ausſehen, und beim näheren Beſichtigen entdeckte ich auf den nach oben und unten liegenden Stücken ganz kleine rote und grüne Pünktchen. Mein Schreck war groß! Glaubte ich doch, es mit Stockflecken zu thun zu haben. Eine ſchleſiſche Leinewandhändlerin, die mehrere Tage darauf mir ihre Waren anbot, klärte mich darüber auf, daß es ganz ungefährliche Holz- oder Loheflecke wären, von dem etwas friſchem Holze des Schrankes herrührend und in der Wäſche verſchwindend. Ein Verſuch gab der Frau Recht. Um aber meine Wäſche, jeder Hausfrau Stolz und Freude, beſſer geborgen zu wiſſen, ließ ich die Wände meines Schrankes und die Bretter mit blauem Satin, der Farbe meiner Wäſchebänder, ausſchlagen. Es ſah ſehr elegant aus, und die weißen Spitzen, mit blauem Band durchzogen, welche die Ränder der Bretter zierten, gaben dem Ganzen ein ſehr freundliches Ausſehen. Nun mußte ich noch etwas erſinnen, den Staub abzuhalten. Ich kaufte feinen weißen Madapolam in der Breite und Länge des Schrankes, ließ mir ein hübſches Muſter aufzeichnen, oben ein volles Rankengewinde, das ſich nach unten verlor, in der Mitte mein Monogramm. Ich beſtickte dieſes mit blauem Garn in zwei Schattierungen. Der obere Rand der Decke bekam einen feſten Saum, an deſſen äußeren Enden ich zwei Bandöſen nähte; für dieſe ſchlug ich zwei Nägel oben im Schrank ſo ein, daß ich die Decke bequem aufhängen und abnehmen kann. Ich bin jetzt wieder ſehr ſtolz auf meinen Wäſcheſchrank. Wenn ich die Thüren öffne, habe ich erſt meine Freude über meine hübſche Schutzdecke, und habe ich dieſe abgenommen, ſtrahlt mir mein Wäſchereichtum in größter Sauberkeit entgegen.

M. B.

Mein Schuhſchrank.

Nie hatte man genügend Platz zum Aufbewahren der Schuhe, beſonders in der Kinderſtube! Alle die verſchiedenen Stiefel, Schuhchen und Pantoffeln in Ordnung zu halten, iſt wirklich ſchwierig, denn an den kleinen eiſernen Waſchtiſchen der Kinder fehlt das ſonſt dafür zu benutzende untere Brett. Halt, ich hab's! Ich ſuchte mir auf dem Boden eine ſchmale, lange Kiſte, ſtellte ſie hoch auf; — die Form iſt gut; ſie mißt nun etwa zu 70 cm Höhe, 38 cm Breite und 35 cm Tiefe. Den inneren Raum teilte ich in drei gleiche Teile, nagelte in gehöriger Entfernung Leiſten an die Seitenwände und legte darauf Brettchen von dem durchſägten Kiſtendeckel, ſo daß ich nun drei gleichhohe Fächer hatte. Die Außenwände der Kiſte wurden etwas glatt gehobelt; und nun die Ausſchmückung! Da das Holz mir doch nicht tadellos ſauber erſchien, beizte ich die ganze Kiſte innen und außen mit einer ſchwachen Löſung von übermanganſaurem Kali zu einem leicht gelblichen Ton. Dann brannte ich mit dem breiten Brennſtift rings um die Seitenwände und die obere Platte des Schränkchens einen ganz dunklen 4 cm breiten Rand. Auf die freigebliebene Mittelfläche der Seitenwände zeichnete ich eine ſteif aufrecht ſtehende Blume, und in der Art der alten Bauerngeräte brannte ich nun die Konturen, Adern und Schatten ziemlich tief und malte

---

*) Die Briefe enthalten am beſten Photographien der Heimatsorte des Brautpaares.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Blätter und Blumen in bunten, grellen Farben aus. Dem entſprechend ward auch die obere Platte mit einem Blumenzweig verziert. Das Ganze überzog ich der Haltbarkeit wegen mit feinem Lack. Vor der vorderen Öffnung wurde ein Vorhang von buntgeſtreiftem Stoff befeſtigt, um das Innere zu verbergen. Nun bekommt jedes Kind ein eigenes Fach für ſeine Stiefel, die Schlafſtube iſt immer ordentlich, und mein eleganter Schuhſchrank erregt allgemeine Bewunderung.

H. Norden.

Praktiſches fürs Haus.

Fr. 48. Um verblaßtem ſchwarzem Stoff ſeine urſprüngliche Farbe wiederzugeben, habe ich ſchon mehrfach folgendes einfache und billige Mittel mit Erfolg angewandt. Man kauft beim Droguiſten für 5 Pf. Tiſchlerleim, für 10 Pf. Seifenwurzel und für 5 Pf. Braunſpan. Dies zuſammen wird in einem alten Kochgeſchirr mit 3 Liter Waſſer ſo lange gekocht, bis die Brühe auf etwa 1 Liter eingekocht iſt. Nach dem Erkalten wird die Flüſſigkeit abgegoſſen und mittelſt einer alten Kleiderbürſte auf den betreffenden Stoff aufgebürſtet. Schwarze wollene und ſeidene Kleidungsſtücke erhalten dadurch eine ſchöne tiefſchwarze Farbe und ein faſt neues Ausſehen. In eine Flaſche gefüllt, hält ſich die Flüſſigkeit längere Zeit. **M. D.**

Fr. 65. Eine weiße Boa reinigt man am allerbeſten vermittelſt der noch viel zu wenig bekannten Mehlwäſche. Weißes Mehl, gleichviel welches, ſtellt man in einer Schüſſel warm, doch darf es ſich nicht im geringſten bräunen. Nun taucht man die weißen Pelzſachen hinein und reibt ſie mit den Händen in dem Mehl ganz ſo, als wolle man waſchen. Dies dauert ſo lange, bis die Boa rein iſt. Um dies genau zu prüfen, ſtellt man das angeſchmutzte Mehl beiſeite und nimmt etwas reines Mehl, welches, wenn die Boa gut gereinigt iſt, nicht verändert ausſehen darf. Wollene Sachen werden nachher noch in Mehl gerieben, welches mit etwas trockenem Ultramarinblau vermengt worden iſt, das wird bei Pelz jedoch unnötig. Man klopft und ſtäubt die Boa darauf gut aus (Wollſachen werden gebürſtet) und nimmt ſie wieder in Gebrauch. Dieſe immer gefahrloſe Wäſche kann dringend empfohlen werden. Das Mehl, mit Ausnahme des durch Ultramarinblau giftig gemachten, welches ſofort wegzuſchütten iſt, wird mit Vorteil zu Suppe und Tränke für Vieh benützt.

Handarbeit.

Matroſenmützchen für Knaben. Man mißt zuerſt den Umfang des Kinderkopfes und läßt ſich dann vom Klempner einen Eiſen- oder dünnen Kupferdraht ſo zuſammenlöten, daß er denſelben an allen Seiten um 5 cm übberragt. Die Größe desſelben kann man ſich vermittelſt einer Papierſcheibe ausprobieren, oder man findet ſie durch Berechnung. Den Drahtring überzieht man zuerſt auf der einen Seite mit leichtem Futterſtoff, der etwa 2 cm größer zugeſchnitten und um den Ring zuſammengekrauſt wird und dann auf der andern Seite in derſelben Weiſe mit dem Oberzeug (am beſten dunkelm einfarbigem Wollenſtoff), alſo ſo, daß die Fältchen des Futters durch das glatte Oberzeug bedeckt werden und auf die obere Seite des Mützenbodens zu liegen kommen. Die Fältchen des ebenfalls durch einen Faden zuſammengezogenen Oberzeuges werden mit leichten Stichen an das Futter geheftet, und der Mützenboden, der zum Schluß noch durch einen Pompon von Wolle oder Seide verziert wird, iſt fertig. Zur Herſtellung des darunterliegenden kreisringförmigen Mittelſtückes ſchneidet man ſich aus doppelter Steifgaze einen Kreis, der genau den Umfang des Mützenbodens hat, zeichnet in denſelben auf der einen Seite einen Kreis von der Größe des Kopfumfangs, während man die andere mit dem wieder 2 cm größer geſchnittenen Oberzeug in der beſchriebenen Art bekleidet. Sodann entfernt man aus der Mitte ein Stück, das 3 cm innerhalb des gezeichneten Kreiſes liegt, ſchlitzt das Uebrigbleibende bis zum Kreiſe in der Richtung der Radien desſelben vielfach auf und biegt es ſenkrecht um. Man thut gut, den Rand aus doppelter, 4 cm breiter Gaze zur Rundung zu ſchließen und ſchon jetzt an den umgebogenen Stoffteilchen zu befeſtigen, weil das Füttern und Bekleiden desſelben mit dem Oberſtoffe ſonſt leicht unbequem wird. Beide Stoffe kann man mit Saumſtichen zuerſt am untern Rande von innen befeſtigen, dann zuerſt das Futter links anſäumen, weil etwa durchgehende Stiche dann durch das mit unſichtbaren Stichen rechts aufzunähende Oberzeug verdeckt werden. Zum Schluß näht man den Mützenboden mit dem Mittelſtück am Umfange beider mit unſichtbaren Stichen zuſammen, verziert die Vorderſeite mit drei aus goldgelber Seide geſtickten Sternchen in einer Entfernung von 6--7 cm, die Rückſeite mit zwei herabhängenden Bandenden und verſieht das fertige Mützchen mit einem Gummiband. Die Arbeit geht bei einiger Übung ſehr ſchnell von ſtatten und iſt äußerſt lohnend. Auch Puppen ſtehen ſolche Mützchen allerliebſt; man erſetzt dann den Drahtring durch eine Pappſcheibe.

Eine Hausfrau aus Oſtpreußen.

Für die Küche.

Apfelſinenlikör (ſehr einfach zu bereiten). Die Schale von etwa 10 Apfelſinen muß ganz fein abgeſchält werden, daß nichts von der weißen Haut daran iſt. Dieſe Schale thue man in eine Flaſche und fülle Franzbranntwein darauf und Puderzucker, ungefähr zu gleichen Teilen die Flaſche voll; alſo $^1/_3$ Apfelſinenſchale, $^1/_3$ Zucker und $^1/_3$ Franzbranntwein. Letzterer kann ganz billiger, gewöhnlicher Art ſein und braucht nicht etwa von der Apotheke genommen zu werden. Die Flaſche wird gut verkorkt und an einen warmen Ort geſtellt, hinter den Ofen oder vor ein ſehr ſonniges Fenſter. Soll der Likör gebraucht werden, ſo gieße man ihn durch ein Haarſieb oder noch beſſer durch Kaffeepapier in eine Likörflaſche. Man kann wieder friſchen Franzbranntwein und Zucker auf die alte Schale thun. Je länger die Maſſe unabgegoſſen bleibt, deſto ſchöner und ſeimiger wird der Likör. Doch kann er ſchon nach 3—4 Wochen getrunken werden. Jedenfalls thut man gut, dann etwa mal zu unterſuchen, ob der Geſchmack nach Wunſch iſt oder ob von einem der drei Beſtandteile noch mehr dazu gethan werden muß. Mein Apfelſinenlikör iſt weit bekannt und wird beſonders gern von den Damen getrunken. Auch iſt es für unſern alten Poſtboten „das höchſte der Gefühle,“ wenn er bei Geburtstagen oder ſonſtigen Gelegenheiten ein Gläschen davon bekommt. **A. K. B.**

Auskunft.

Selfbänder liefert per Kilo mit 1 Mk. 50 Pf. Ch. L. Haſſelbach, Wollwarenfabrik, Bovenden.

Fr. 49. **Abonnentin in Mailand.** Ich rate Ihnen dringend ab, Ihre Hutfeder ſelbſt aufzufärben. Dies gelingt für gewöhnlich nur ſehr unvollkommen. Auch macht eine gute Färberei, z. B. Spindler zu Spindlersfeld bei Berlin oder Färbermeiſter König, Dresden, Webergaſſe, die Arbeit ausgezeichnet und billig. **L. v. B. P. G.**

Fr. 58. Guten Lederkitt verſenden Aug. Schulten & Comp., Elberfeld.

Fr. 64. **An Elly.** Alte Spinnräder, reſp. defekte oder verloren gegangene Teile von ſolchen können erneuert, gereinigt, aufgemacht werden in Brandau, einem Dorfe im Odenwald, Filiale des Pfarrdorfes Beedenkirchen, bei Dreher Spöckhard; II. in Bensheim an der Bergſtraße bei Drehermeiſter Marquard.

Eine eifrige Spinnerin.

Fr. 66. Ich habe ſeit mehreren Jahren eine Meſſer- und Gabelputzmaſchine von Guhl & Harbeck, Hamburg, in Gebrauch und kann dieſelbe warm empfehlen. Preis 18 Mk.

M. B., Schönebeck a/Elbe.

Fr. 76. **Frau Kaiſer, Beilſtein in Württemberg.** Ihre alte Taufdecke würde von Herrn Altertumshändler Altmann zu Breslau, von Herrn Altertumshändler Joſt in Leipzig, vielleicht auch von Herrn Optikus Seſſing in Hernhut gekauft werden.

L. v. B. P. G.

Fr. 67. **Frau Ch. B.** zur gefälligen Notiznahme. Die beſten Waſchmaſchinen für kleinen Hausbedarf fand ich bei Emil Martin, Duisburg. Abſolute Schonung der Wäſche, große Zeiterſparnis, wenig Zuthat und ſchöne weiße und reine Wäſche.

Fr. Pfarrer Sch. i. H.

Fr. 67. Ich habe eine Waſchmaſchine von der Firma Paul Knopp, Berlin, Beuthſtraße 16, und kann nach dreijähriger Erfahrung dieſe Maſchine für kleinere Haushalte wärmſtens empfehlen.

Frau Apotheker T. i. C.

Fr. 67. Eine einfache, durchaus praktiſche und bewährte Waſchmaſchine für einen kleinen Haushalt habe ich von Herrn C. Heſſe in Frankenhain bei Eſchwege in Kurheſſen für Mk. 15 bezogen. **Paſtorin von St.**

Fr. 67. Ich empfehle meine neue Waſchmaſchine, auf welche mir am 15. Februar c. ein Gebrauchsmuſter vom K. Patentamte erteilt wurde. Die Maſchine wäſcht rein; man braucht ein Viertel der Waſchzeit wie mit der Hand, und ein Zerbrechen der Wäſche, wie man das ſonſt bei Maſchinen hat, iſt ausgeſchloſſen. Auf Verlangen Proſpekt und Preisangabe gratis.

Eduard Bender,
Clafeld-Geisweid, Weſtfalen.

Fr. 69. **A. S.** Strümpfe werden ausgezeichnet angewebt bei Herrn Caſſel zu Schweidnitz in Schleſien und bei Herrn Hoherz zu Reichenbach in Schleſien am Ring. Ich kann dieſe beiden Firmen mit beſtem Gewiſſen als ganz ausgezeichnet empfehlen.

L. v. B. P. G.

Fr. 62. Die angegebenen Verſe ſind aus dem Gedicht: „Die Perle,“ von Otto von Leixner:

Richte nicht den Wert des Menſchen
Schnell nach einer flücht'gen Stunde,
Oben ſind bewegte Wellen,
Doch die Perle liegt im Grunde.

Olga S.

Fragen.

81) Gibt es nicht ein Mittel gegen das läſtige Knarren der Stiefel?

Eine neugebackene Neunzehnjährige.

82) Kann man mir einen ſchön gelegenen Ort im Speſſart nennen, wo eine Dame mit Töchtern zur Sommerfriſche nicht zu koſtſpielig einen angenehmen Aufenthalt findet?

Eine treue Daheim-Leſerin
in Arnheim, Holland.

83) Kannn mir eine von den geehrten Mitleſerinnen mitteilen, wie man am beſten Mackartbouquets ſelbſt reinigt? Im voraus beſten Dank. **M. A. aus R.**

84) Kann mir vielleicht eine der freundlichen Daheimleſerinnen eine recht hübſche „Tiſchrede,“ nicht zu lang, zum Polterabend meiner Freundin, welche ich ſehr lieb habe und ungern ſcheiden ſehe, vorſchlagen? Sehr dankbar wäre für freundlichen Rat

Abonnentin in Dresden.

85) Kann mir eine der lieben Kolleginnen eine Kinderaufführung an einem Maifeſt nennen? Dasſelbe findet im Freien ſtatt. Meine Schülerinnen ſind 6–9 Jahre alt. Im voraus dankend

Lehrerin vom Donauſtrand.

(Zu Nr. 29.)

Blinkt es dir, das goldne Glück,
Faſſe zu! Ergreifs beherzt!
Keine Welle fließt zurück,
Was verſcherzt iſt, iſt verſcherzt.

Lebende Bilder

als Aufführung zu einer Silberhochzeit. (Fr. 54).

Morgen, Mittag und Abend.

Prolog.

(Vor geſchloſſenem Vorhang.)

Von Mittagshöhen, wo ihr ſteht im Leben
Schaut jetzt im Bilde vorwärts und zurück
Und ſaget, ob ihr wollt die Palme geben
Dem Morgen-, Mittag- oder Abendglück.
Laßt uns zuerſt euch euren Morgen zeigen,
Darauf den Mittag, wie er jetzt euch ſtrahlt,
Und wie ſich einſt wird euer Abend neigen,
Sei euch zuletzt vorahnend ausgemalt.

Erſtes Bild.

(Frühlingsmorgen. Junges Liebespaar, womöglich in der Tracht der Jugendzeit des Silberpaares. Im Hintergrund ein Transparent mit der grün erſcheinenden Inſchrift: „O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen, der erſten Liebe goldne Zeit.“)

Ein Frühlingsmorgen voller Duft u. Lieder,
In tauſend Knoſpen Gottes Himmelstau;
Rings Blühn und Leben weckend, lacht hernieder,
Die Sonne ſtrahlend vom azurnen Blau.

Doch all die Knoſpen — ob ſie ſich entfalten
Zu vollen Blüten, reicher Segensfrucht? —
Ob bald geknickt ſie ſtehn vom Reif, dem kalten?
Ob ſie beſtehn in rauher Stürme Wucht?“ —

Zweites Bild.

(Sommermittag, als Hintergrund prangende Blumen und ein Ährenfeld. Ein rüſtiger, ſonnengebräunter Mann, eine blühende wirtſchaftliche Hausfrau ſcheinen von fleißiger Arbeit einen Augenblick auszuruhen, auf das reifende Feld ſchauend. Das Transparent: „Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß“, leuchtet in Silberſchrift.)

„Des Lenzes Knoſpen haben nicht gelogen:
Des Sommers Blumen prangen rings im Kreis,
Und treuem Schaffen lohnt mit goldnem Wogen
Das Erntefeld; doch Mittagszeit iſt heiß;
Die fleiß'gen Hände dürfen nicht ermatten,
Sie bauen ſelbſtlos an der Kinder Glück,
Noch ferne ſind des Abends kühle Schatten,
Der Lebensarbeit wartet noch manch Stück.“

Das dritte Bild läßt beim Lampenſchein das ſtille Glück des Alters ſchauen. Eine aufgelegte Patience iſt unterbrochen worden; das Mütterchen hat ſoeben ein Packet geöffnet und muſtert eine ausgepackte Handarbeit und Briefe mit glücklichem Lächeln. Der Großvater im Lehnſtuhl beſieht ſtolz ein ebenfalls angekommenes Bild und wendet ſich, die Großmutter zur Mitfreude auffordernd, dieſer zu. (Iſt ein junges Mädchen vorhanden, vervollſtändigt ſie als hilfreiche Enkelin die Gruppe. Das Transparent verkündet in goldner Schrift das Schriftwort: „Um den Abend wird es licht ſein.“ Sacharja 14, 7.)

O traulich Bild voll Feierabendfrieden;
Vorbei des Tages Wirren, Müh und Laſt;
Ob Jugendkraft und -ſchöne längſt geſchieden,
Die Jugendliebe — ſie iſt nicht verblaßt!

Ein Liebesſtrom von immer breitren Wogen
Umrauſchet ſie. Von Kind und Kindeskind
Kommt Glücks- und Freudenbotſchaft hergeflogen
Und treuer Liebe Gab und Angebind!

Anna Ecke.

Mädchenheim.

Die ſegensreiche Einrichtung der Mädchenheime gewinnt immer mehr Bedeutung. Das unter dem Protektorat Ihrer kgl. Hoheit der Frau Erbprinzeſſion Charlotte von Sachſen-Meiningen ſtehende Charlottenheim gehört zwar zu den jüngſten Anſtalten dieſer Art in Berlin, es hat ſich aber in der kurzen Zeit ſeines Beſtehens als ſo lebenskräftig und gut geleitet erwieſen, daß wir ganz beſonders darauf aufmerkſam machen möchten. Der Hauptzweck des Charlottenheims beſteht darin, fremd nach der Großſtadt kommenden Mädchen dienenden Standes

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gegen mäßige Bezahlung ein würdiges Heim zu bieten. Die Vorſteherin (Fräulein Reiche) ſteht denſelben mit Rat und That zur Seite, und da auch Stellen bei chriſtlichen Herrſchaften unentgeltlich vermittelt werden, kann es nur dringend empfohlen werden, Mädchen von auswärts, welche nach der Hauptſtadt gekommen ſind, dorthin zu weiſen. Auch nach dem Eintritt in den Dienſt bleiben die Mädchen mit dem Heim in reger Verbindung, — wird ihnen doch an Sonn- und Feſttagen ein gaſtliches Haus dort geboten. Bei Spiel und Geſang, eingeleitet von einer ernſteren Anſprache oder einer kleineren Vorleſung, verleben die Alleinſtehenden einen frohen Abend, der von den Damen des Vorſtandes, abwechſelnd mit dem Geiſtlichen der Anſtalt (Herrn Paſtor Kuhnert von der Zwölf-Apoſtelkirche) fleißig beſucht wird. Wie manches gute Samenkorn wird da in die jungen Herzen gepflanzt, wie manches ſchwankende Gemüt gegen die Verſuchungen der Großſtadt gefeſtigt! Wie ſchön wird die Kluft zwiſchen Herrſchaft und Dienſtboten verringert! Den einen wird mehr Einblick in das Weſen der oft ſchon ſo früh zum Dienen gezwungenen Mädchen gewährt und ihr Urteil dadurch klarer — den andern erwacht die Erkenntnis, wie gut man es mit ihnen meint und wie gern ihnen die Hand gereicht wird, um ſtetig auf dem Wege der Pflicht fortzuſchreiten. Um die nicht unerheblichen Koſten dieſes Werkes der thätigen Nächſtenliebe zu beſtreiten, iſt der erſte und zweite Stock des Hauſes (Lützowſtraße 44), in welchem ſich das Charlottenheim für Mädchen parterre befindet, zu Hoſpizzwecken vom Vorſtande eingerichtet worden. Behagliche Zimmer, in einfacher wie beſſerer Ausſtattung, haben das Hoſpiz ſchnell beliebt gemacht, welches von Fräulein Reiche als Vorſteherin trefflich geleitet wird. Chriſtlichen Familien, beſonders auch einzelnen Damen, kann dieſes angenehm gelegene Abſteigequartier, auch ſeiner beſcheidenen Preiſe halber, recht empfohlen werden. Die hohe Protektorin hat ſchon manchen Beweis ihres lebhaften Intereſſes an der Anſtalt gegeben, und der Kreis von Gönnern und Freunden derſelben vermehrt ſich zuſehends. Möchten auch dieſe Zeilen dazu beitragen, dem Charlottenheim neue Mitglieder zu gewinnen, vor allem den fernen Seelſorgern und Eltern der nach Berlin reiſenden Mädchen ein Wegweiſer ſein.

Johanna von Elpons,
Schriftführerin des Charlottenheim.

Wäſche.

Fr. 68. Nach meinen Erfahrungen hat das Waſchen mit Petroleum große Vorzüge. Es ſpart Arbeitskräfte und Zeit und ſchont die Wäſche. Ich wende es folgendermaßen an: Am Tage vor dem Waſchtag weiche ich die ſchmutzige Wäſche mit kaltem Waſſer ein. Am nächſten Morgen drücke ich das Zeug aus, bringe Waſſer, 12 Eimer à 12 Liter mit 1½—2 Pfd. weißer Seife in einem Keſſel zum Kochen und gebe auf jeden Eimer einen Eßlöffel voll Petroleum, lege das Zeug hinein und laſſe es etwa zwei Stunden kochen. Um es recht ſchön zu haben, waſche ich es, nachdem es aus dem Keſſel geſtaucht iſt, noch einmal mit heißem Waſſer und etwas weißer Seife durch. Die Wäſche wird blendend weiß; ich kann dies Verfahren dringend empfehlen. **Eine Daheimleſerin.**

Handarbeit.

Unſer Heim behaglich zu machen, es reizvoll mit wenig Unkoſten zu ſchmücken, iſt nicht ſchwer, wenn wir unſerer Phantaſie etwas Spielraum gönnen, ein wenig Nachdenken und Arbeit nicht ſcheuen. So iſt ein Viertelſtündchen Mittagsruhe doppelt ſüß, wenn der Schlafdivan bequem und wohl placiert iſt und unſer Auge durch eine paſſende Umgebung angenehm berührt wird. Ich arbeitete zu dieſem Zwecke auf tiefrotem Filz eine weiche Wanddecke von 1 m 40 cm Breite, 1 m 10 cm Länge, die ich über dem Divan unter einem Paneelbrett mit dicken Schnüren und Quaſten befeſtigte. Ein großer leicht arrangierter Sonnenroſenzweig legt ſich ſchräg über die linke Seite der Decke; die Blätter unterlegte ich mit hellolivfarbenem Plüſch, nachdem ich vorher aus dem Filz die Kontouren der Blätter mit ſcharfem Meſſer ausgeſchnitten und den Plüſch mit Papier unterklebt, umrandete Blätter, Stiele und Ranken mit dicker Wollchenille in oliv Farbenſchattierung, die ganzen Blätter wiederum mit kupferfarbenen Metallfäden überſpinnend. Die Sonnenroſen, an ſich ſteife Blumen, erſcheinen mir natürlicher aus loſen Tuchblättern hergeſtellt. 15 cm goldgelbes, ſchweres Tuch aus einer Militäreffekten-Handlung genügt zu zwei großen Blumen und Knoſpen. Ich ſchnitt 2 cm breite, 10 cm lange Blätter, an der Spitze ein wenig eingezackt, und ſchattierte die Wurzel jedes Blattes leicht mit Gouache-Farbe Carminlack II mittelſt eines Borſtenpinſels; nun arrangierte ich die Blätter, jedes mit einer kleinen Falte im vorgezeichneten Kreiſe auf dem roten Filz aufnähend, zur natürlichen Form einer großen Sonnenroſe. Das Innere der dicken gelben und braunen Samenkapſeln arbeitet man am beſten in drei Farben brauner, perſiſcher Wolle und vier Faden goldgelben, ſtarken Glanzgarnes. Auf einem Stückchen dunkelbraunem Plüſch zeichnet man einen 10 cm großen, ovalen Kreis und näht über einer ſtarken Holznadel — alle Fäden zugleich eingefädelt — dichte Reihen; nach jeder beendeten die Nadel herausziehend und die Rückſeite ſicher vernähend, bis der Kreis gefüllt iſt. Nun ſchneidet man mit einer Schere jede Reihe auf, und die Sprödigkeit der Wolle und des Garnes auf dem tief dunklen Grund macht die Naturähnlichkeit vollkommen. Die Ränder ſorgſam umlegend, etwas Watte zur Rundung unterſchiebend, näht man den Samenkelch mit feſten Stichen in die Mitte der Sonnenroſe, und zwar derartig, daß kleine, ſchmale Blättchen ſich hin und wieder über den Kelch neigen, eine Eigentümlichkeit der Sonnenroſe. In die Mitte der Decke, in drei Reihen geordnet, ſtickte ich mit Bordeaux-Zephirwolle, von Goldſchnur umrandet, in dickem Plattſtich den Spruch: „Der dich behütet, ſchläft und ſchlummert nicht!“ Eine lebensgroße Taube, zart weiß und grau ſchattiert, den Ölzweig tragend als Friedensbote, ſchwebt über dem ganzen Arrangement. Ein 10 cm breiter Bordeaux-Plüſchſtreifen, nach unten in eine Pomponfranze endend, ſchließt dieſe Decke ab. Auf Wunſch liefere ich die Zeichnung. **Frau B. in Z.**

Für die Küche.

(Antwort auf Frage 74.)

Gute Suppen ohne Fleiſchbrühe.

Eiergerſtſuppe. In 60 gr. Butter werden einige Kochlöffel voll Mehl lichtgelb geröſtet; 4—5 Eier verrührt man mit ſoviel Waſſer, als man Suppe haben will, und löſcht das Geröſtete langſam damit ab. Nebſt dem nötigen Salz und etwas Muskatnuß läßt man die Suppe unter beſtändigem Umrühren ſo lange am Feuer, bis ſie ſchön kraus iſt; ſie ſollte gleich zu Tiſch gegeben werden, damit die Flöckchen ganz klein bleiben.

Gebrannte Griesſuppe. Für ſechs Perſonen nimmt man zwei Obertaſſen Griesmehl, röſtet ſolches in einem Stück recht heiß gemachtem Schmalz hellbraun, gießt dann kaltes Waſſer langſam unter beſtändigem Umrühren daran, würzt die Suppe mit Salz und Muskatnuß und kocht ſie eine Viertelſtunde; nach dem Anrichten zieht man ſie mit 1—2 Eigelb ab. **F. R.**

Suppe von Faſten- oder Laugenbretzeln. Sechs Bretzeln übergießt man mit kaltem Waſſer und läßt ſie, wenn ſie weich ſind, mit 60 gr. Butter langſam verkochen, dann treibt man ſie durch und läßt ſie auf ſchwachem Feuer noch etwas kochen. Nachher rührt man einige Eigelb mit zwei Eßlöffel ſüßem Rahm und thut dies nebſt etwas Muskatnuß an die Suppe. **F. R.**

Frage.

86) Eine Dame, welche an Aſthma leidet, ſucht, behufs dauernder Überſiedelung mit ihrer Familie einen Ort, welcher zur Bekämpfung dieſes Leidens günſtige Verhältniſſe bietet: bei allgemein geſunder Lage in waldreicher Gegend Schutz vor rauhen, beſonders Oſtwinden. — Gute Ärzte. Wohnungen mit Gärten. Eiſenbahn.

Für gütigen Rat würde dieſelbe ſehr dankbar ſein. **—d.**

Hausmuſik.

(Zu Nr. 27.)

Felix von Weingartner.

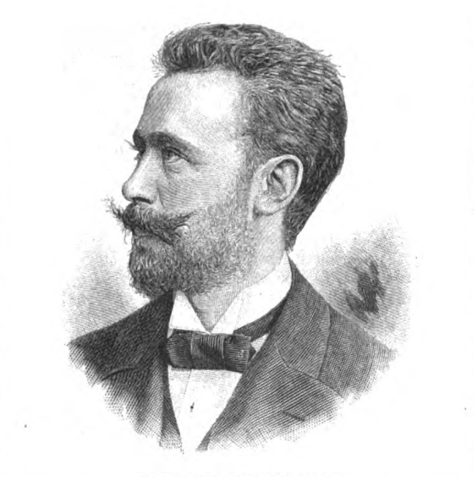
Unter den jüngeren Dirigenten der Gegenwart nimmt Felix von Weingartner einen hervorragenden Rang ein. Weingartner hat ſeiner glänzenden Begabung den überraſchend ſchnellen Aufflug bis zum Kapellmeiſter der Berliner Hofoper zu verdanken. Geboren am 2. Juni 1863 zu Zara in Dalmatien als Sohn einer adeligen Familie — ſein voller Name lautet Paul Felix Weingartner Edler von Münzberg — wuchs er in der Hauptſtadt der grünen Steiermark, in Graz, auf, in jener Stadt, die ſchon ſo viele bedeutende muſikaliſche Talente in die Welt geſandt hat. Seine muſikaliſche und wiſſenſchaftliche Bildung vollendete der junge Muſiker in Leipzig, wo er des beſonderen Wohlwollens und des ſorgſamſten Unterrichts eines Oskar Paul ſich erfreuen durfte. Dieſem genialen Manne, der als muſikaliſcher Pädagog, wie als Gelehrter und Forſcher gleich ſchwerwiegende Verdienſte ſich erworben hat und der ſeinen Schülern durch die ſtreng wiſſenſchaftliche Behandlung der muſikaliſchen Disciplinen wie durch hochintereſſante, lichtvolle Darſtellungen aus dem Gebiete der Muſikgeſchichte eine Fülle dauernder Anregungen zu bieten weiß, dieſem ausgezeichneten Manne verdankt auch Weingartner unendlich viel. Schon als Schüler des berühmten Leipziger Konſervatoriums gab Weingartner Proben ſeines ſtarken Direktionstalentes. Er iſt ein geborener Dirigent, und als ſolcher fand er auf den verſchiedenen Stationen ſeiner Dirigentenlaufbahn bald reichſte Anerkennung. In Danzig, Königsberg i. Pr., in Prag, Hamburg und Mannheim wirkte Weingartner überaus verdienſtlich. Seit zwei Jahren als Hofkapellmeiſter der Berliner Hofoper thätig, hat er dann durch wahrhaft muſtergültige Aufführungen klaſſiſcher und moderner dramatiſcher Tonwerke bei Kennern und Laien aufrichtigſte Sympathieen gefunden und auch im Konzertſaal durch ſeine ebenſo elegante, wie feurige und den Rieſenapparat eines modernen Orcheſters ſouverän beherrſchende Führung Aufſehen erregt. Möge ſeine Kraft der Berliner Hofoper ſtets in unermüdeter Jugendfriſche blühen! Über den Komponiſten Weingartner unſere Muſikfreunde zu unterrichten, hoffen wir ein anderes Mal Gelegenheit zu finden. Für heute nur ſo viel, daß Weingartner bisher mit mehreren Opern: „Sakuntala,“ „Malavika,“ „Geneſius“ und verſchiedenen kleineren Kompoſitionen hervorgetreten iſt, die, der modernen Kompoſitionsrichtung angehörend, durch prachtvolle Farbengebung und poetiſche Intentionen glänzen.

Die drei Pintos.

Dieſer Oper unſeres Karl M. von Weber war ein ſeltſames Schickſal beſchieden. Unmittelbar nach der Vollendung des Freiſchütz begann Weber an der Kompoſition des ihm von Theodor Hell geſchriebenen Textbuches zu arbeiten, und in dem künſtleriſchen Nachlaß des Meiſters fanden ſich als Bruchſtücke der „Pintos“ ſieben im Entwurf fertige Nummern. Karl von Weber, der Enkel des berühmten Komponiſten, erkannte mit ſicherem Blick den außerordentlichen muſikaliſchen Wert dieſer Fragmente und betrachtete es als ſeine Lebensaufgabe, den muſikaliſchen Schatz ans Tageslicht zu fördern. Die Arbeit war eine ungemeſſen ſchwierige. Die Notenblätter der Pintoentwürfe waren auf die Wanderſchaft gegangen: Meyerbeer, einſt der Studiengenoſſe Webers, Marſchner, der auf den Grundton der Weberſchen Romantik geſtimmte Opernkomponiſt, verſuchten ſich vergeblich an den Skizzen. Und was dieſen beiden Meiſtern nicht gelang, ſollte das einem andren Muſiker gelingen? Es ſchien, als ob der Tag der Auferſtehung den Pintos niemals heraufdämmern würde. Da fand ſich im letzten Augenblick in einem blutjungen, hochbegabten Muſiker ein genialer Vollender des Weberſchen Werkes. Dieſer junge Künſtler war Guſtav Mahler, der als Kapellmeiſter der Leipziger Oper in nähere Berührung mit Karl von Weber kam, nach verſchiedenen Anläufen endlich alle die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Weberſchen Skizzen erſt der Entzifferung und dann der Vollendung entgegenſtellten, bewältigte und aus ihnen ein Kunſtwerk ſchuf, ſo friſch und erquickend, ſo meiſterhaft im ganzen und vollendet bis in alle Einzelheiten hinein, daß es als ein Werk

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gelten muß, das unſeres Weber in allen Stücken würdig iſt. Mahler hat eine Arbeit gegeben, in welcher der Charakter der Weberſchen Muſik auch dort auf das getreueſte gewahrt iſt, wo der Bearbeiter ausgeſtaltend zu Werke gehen mußte, um Lücken auszufüllen, um ſtilvolle Mittelſtimmen und Harmonieen den knappen Weberſchen Aufzeichnungen einzufügen ꝛc., und dort, wo Mahler in unſerer Oper als Komponiſt aufzutreten ſich gezwungen ſah, that er es mit ſo vornehmer Beſcheidenheit und mit ſolcher Pietät und Treue gegen den Geiſt der Weberſchen Muſik, daß auch ihre ſtiliſtiſche Einheit nirgends von einem fremdartigen Zug durchbrochen ſcheint. Am 20. Januar 1888 wurde die Oper, deren Text durch Karl von Weber neugeſtaltet worden war, in der Mahlerſchen Partitur zum erſtenmale (in Leipzig) mit großem Erfolge aufgeführt. Seitdem iſt das Werk faſt über alle größeren Bühnen gegangen und hat überall den lebhafteſten Beifall gefunden. Die Oppoſition, die der Oper hier und da erwachſen iſt, ändert nichts an der Thatſache, daß das Werk eine Fülle von edelſter muſikaliſcher Eingebung, reizvollen Melodieen und draſtiſcher Komik enthält, und ſie vermag es noch weniger, das außerordentliche Verdienſt des Bearbeiters in den Schatten zu ſtellen. Mögen vom dramaturgiſchen Standpunkt einige ernſthafte Einwendungen namentlich gegen den mit der Handlung nur loſe verknüpften zweiten Akt zu erheben ſein, über dem Reiz und der Schönheit einer Muſik, aus der der ganze Zauber der Freiſchützlyrik hervorquillt, vergißt man gerne die Einwürfe des kritiſierenden Verſtandes. Die Oper iſt in drei Akte gegliedert. Der erſte führt uns vor eine Dorfſchenke: dort geht es luſtig her. Ein Chor fröhlicher Studenten hat ſeinem Kommilitonen Gaſton das Abſchiedsgeleite gegeben. Nachdem ſich die luſtigen Geſellen entfernt, ſehen Gaſton und deſſen Diener Ambroſio einen dicken, ungeſchlachten Menſchen in dem Aufzuge eines Landjunkers herbeiſtampfen. Dieſer Koloß iſt Pinto da Fonſeca, der bald mit der Poſt herausplatzt, daß er mit Empfehlungsbriefen und Geld wohl verſehen nach Madrid reiſe, wo die ſchöne Klariſſa, des reichen Pantaleone Tochter, als Braut ſeiner harre. Er ſetzt dann das ſchüchterne Geſtändnis hinzu, daß er allerdings nicht recht wiſſe, wie er ſich einer ſo vornehmen Dame gegenüber zu benehmen habe. In Gaſton regt ſich der ſtudentiſche Übermut; zuſammen mit Ambroſio gibt er dem dicken Pinto Unterricht in der Kunſt des feinen Anſtands. Dem armen beſchränkten Landritter bringen die Spaßvögel eine Anzahl groteskkomiſcher Geſten und ſo fürchterliche Höflichkeitsformen bei, daß man für die Braut Pintos zittern muß. Nach vollendetem Unterricht ladet Pinto die ſchnell gewonnenen Freunde zum Mahle ein, wobei Pinto ungewöhnliche Fähigkeiten entwickelt. Er iſt Gargantua und Pantagruel in einer Perſon, und ſein Zechen iſt ein ſo gewaltiges, daß er bald der Macht des Weines zum Opfer fällt. Trotz der ausgelaſſenen Heiterkeit und der derben Späße ſeiner Geſellſchaft, die ſich indeſſen ſtark vergrößert hat, ſchläft er ein und wird auf einem Rübenkarren ins Haus gefahren, aber nicht, ohne daß Gaſton dem Schnarchenden das Empfehlungsſchreiben aus der Taſche gezogen. Gaſton ſagt ſich, es wäre Unrecht, wenn ein ſo plumper Kerl ein ſo vornehmes Mädchen als Gattin heimführen ſollte. Er beſchließt, nach Madrid zu reiſen und dort ſelbſt als Pinto aufzutreten. Zweiter Akt: Im Ahnenſaal Don Pantaleones ſind um den Herrn des Hauſes und ſeine liebliche Tochter Klariſſa die Mitglieder des Hauſes und die Diener verſammelt, denen mit feierlicher Grandezza Don Pantaleone verkündet, daß heute noch in Don Pinto ſeine Tochter ihren Bräutigam begrüßen werde. Die Arme iſt über dieſes ihr angedrohte Glück tief unglücklich; denn ſie liebt Don Gomez, wagt aber nicht, ihrem geſtrengen Vater die Neigung ihres Herzens zu geſtehen. Unterdeſſen iſt Gaſton nach Madrid gelangt, er beeilt ſich denn auch (dritter Akt), Pantaleones Haus zu betreten. Dort findet er in ihrem Kummer Klariſſa; als er ſieht, daß ihr Herz einem andren gehört, ſpielt er den Großmütigen, händigt das Empfehlungsſchreiben Don Gomez ein, und dieſer tritt nun als Don Pinto vor Pantaleone hin, von dem ſtolzen Edelmann auf das ſchmeichelhafteſte als Schwiegerſohn begrüßt. Man rüſtet ſich zur Trauung und bereitet ſich mit hoher Feierlichkeit auf die Ceremonie vor, da ſtolpert der echte Don Pinto über die Schwelle des Feſtſaals herein und macht ſofort von den grotesken Höflichkeiten, die ihm in luſtiger Lektion beigebracht worden waren, ausgiebigſten Gebrauch. Alles iſt erſtarrt. Als ſich endlich allgemeiner Unwillen über den frechen Eindringling erhebt, erkennt Don Pinto Gaſton wieder und will ihm zu Leibe. Dieſer zieht den Degen; Don Pinto aber entpuppt ſich dem blanken Eiſen gegenüber als jämmerlicher Feigling und wird etwas unſanft zur Thüre hinaus befördert. Selbſtverſtändlich klärt ſich jetzt alles auf, und Don Pataleone, der durch die Feigheit Don Pintos dieſen gründlich verachten gelernt hat, macht gute Miene zum böſen Spiel und nimmt Gomez als Schwiegerſohn mit offenen Armen auf. Ein Freudenchor beſchließt die Oper. Das iſt etwa der Inhalt der Oper; man ſieht, die Handlung iſt in den Grundzügen überaus klar, und wenn ihre Verwickelungen auch nicht beſonders kunſtvoll geſchürzt ſind, ſo gewährt ſie doch eine Anzahl Situationen, die entweder ſtark komiſch ſind oder aber dem Komponiſten Gelegenheit zu lyriſcher Ausgeſtaltung bieten. Die einzelnen Perſonen ſind auch vollendete muſikaliſche Charaktere. Don Pinto iſt meiſterhaft gezeichnet, ſeiner plumpen Figur ſteht die feine muſikaliſche Charakteriſtik Klariſſas entgegen. Der Geiſt Agathens lebt in dieſer zarten Geſtalt. Dem luſtigen Diener Ambroſio hat Weber in der niedlichen Zofe Laura ein reizendes Gegenſtück zugeſellt, und auch der alte Pantaleone tritt als Ritter ohne Furcht und Tadel mit einem Anflug von komiſcher Erhabenheit und ſteifer Würde plaſtiſch in der Kompoſition hervor. Wenn man den Klavierauszug (Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig, Preis 8 Mk.) durchblättert, ſo findet man Seite für Seite köſtliche Muſik. Die Sologeſänge ſind von außerordentlicher melodiſcher Friſche, und unter den Enſembleſtücken finden ſich wahre Perlen. Ein entzückendes Inſtrumentalſtückchen iſt die Zwiſchenmuſik nach dem erſten Akt. Sie knüpft an Themen der vorhergehenden Pintoſcene an und wird mit Recht als „Traum Pintos“ aufgefaßt. Klavierſpieler, welche die Weberſche Klaviertechnik nur einigermaßen beherrſchen, werden dem Studium der Oper ungemein genußreiche Stunden zu danken haben. Möchten dieſe Zeilen dazu beitragen, die reizende Oper in der muſikaliſchen Familie einzubürgern und ihr zu den alten neue Freunde erwerben.



Felix von Weingartner.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von E. Bieber, Berlin.

Kinder-Symphonieen.

Eine ganz reizende Unterhaltung für die heranwachſende Jugend — an der ſich übrigens auch ältere Perſonen gerne zu beteiligen pflegen, ſofern „Not an Mann“ iſt — ſcheint im allgemeinen weniger bekannt zu ſein, als ſie verdient, weshalb ich mir an dieſer Stelle erlauben möchte, dieſelbe für Familienkreiſe, namentlich während der Ferientage, in Erinnerung zu bringen, bezüglich ſolchen, die ſie noch nicht kennen, warm zu empfehlen. Ich bin überzeugt, daß Beifall und Freude mein, wenn auch mir ſelbſt unſichtbarer Lohn ſein würden, wo immer der Vorſchlag Beachtung finden ſollte. Kinder-Symphonieen ſind Muſikſtücke, die in ihrem melodiöſen Hauptteil zwar für das Klavier geſchrieben ſind, denen jedoch durch Zuziehung von Stimmen anderer Inſtrumente (hier Kinder-Inſtrumente) eine Art von orcheſtralem Charakter erteilt wird — wenngleich nur im humoriſtiſchen Sinne. Mir ſind nur zwei Kinder-Symphonieen bekannt. Die Namen ihrer Schöpfer: Haydn und Romberg[*], bürgen ſchon allein für ihren dauernden Wert. Die Einfachheit und Friſche der reizenden Melodik ohne jede Trivialität macht namentlich Haydn ſo recht zum muſikaliſchen Interpreten kindlicher Gemüter. Beide Muſikſtücke zeichnen ſich durch ſo ſchöne und klare Harmonik aus, daß ſie auch Herz und Ohr gebildeter Muſikkenner erfreuen, und es dürfte ſchwer ſein zu entſcheiden, welchem von beiden Komponiſten für dieſe lieblichen Gaben der Preis zu erteilen ſei.

Die Inſtrumente, welche zur Anwendung gebracht werden, ſind folgende: Kindertrompete, Knarre, Kuckuck, Wachtel, Waſſerpfeife (Nachtigal genannt), Triangel und in einem Fall auch die Kindertrommel.

Außer dem Klavierſpieler, der ſchon ein etwas geübter, verſtändnisvoller Spieler und die Seele des Ganzen ſein muß, brauchen die Mitwirkenden nicht muſikaliſch zu ſein. Nur müſſen ſie ſehr genau die Takte mitzählen und aufpaſſen, wenn ſie mit ihrem Inſtrument einzufallen haben. Fehler hierbei verurſachen zwar bei den Proben oft Lachen und Heiterkeit, dürfen aber während der Aufführung vor Zuhörern nicht vorkommen, wenn das Stück nicht ſchmählich Fiasko machen ſoll. Recht häufige Proben — die ja immer viel Vergnügen gewähren — ſind neben einem recht taktfeſten Dirigenten Hauptbedingung zum Gelingen.

Die nürnberger Kinder-Inſtrumente, die wir in Jahrmarktsbuden kaufen, eignen ſich nicht ohne weiteres zu unſeren ſymphoniſchen Aufführungen, da ſie nicht abgeſtimmt ſind. Man erhält jedoch in jeder größeren Muſikalienhandlung die Noten und die zu jedem Stück erforderlichen Inſtrumente mietweiſe, falls man es nicht vorzieht, die Sachen käuflich an ſich zu bringen.

B. v. W. aus L.

Klaviermuſik.

Ein Salon-Album für Pianoforte, mit Fingerſatz, Vortrags- und Phraſierungszeichen verſehen, hat der bekannte Klavierpädagoge Uſo Seifert im Verlage von F. E. C. Leuckart in Leipzig herausgegeben (Preis 1,50 M.). Das Album, von dem uns der zweite Band vorliegt, erhebt ſich im Inhalt und in der trefflichen Beſchaffenheit der hier dem vorgeſchritteneren Klavierſpieler gebotenen Stücke weit über das, was man ſonſt in den Salon-Albums anzutreffen pflegt. Was dem vorliegenden Salon-Album zur beſonderen Empfehlung gereicht, läßt ſich in zwei Punkte zuſammenfaſſen: der erſte ſchwerwiegende Vorzug beſteht in ſeiner pädagogiſchen Brauchbarkeit, der zweite in dem über die flache Leiſtenarbeit der übel beleumundeten Salonſtücke (à la Kloſterglocken, die verſchiedenen „Souvenirs“) emporragenden Gehalt an guter, wenn auch nicht beſonders tiefer Muſik. Der Schüler, der irgend ein Stück zu ſeiner Erholung und zur Freude ſeiner Umgebung ſpielt, ſoll auch in dieſem Falle nicht ohne geiſtige Förderung, ohne Anregung und ohne Befeſtigung ſeines bisherigen Könnens ausgehen. Ein Blick auf die in dem Album enthaltenen Kompoſitionen genügt, um zu zeigen, daß hier das Nützliche mit dem Angenehmen ein harmoniſches Bündnis eingegangen. Gleich zu Anfang ſtößt uns Adolf Jenſens reizendes Lied „Margareth am Thore“ in einer künſtlichen Klavierübertragung von Theodor Kirchner auf. Es folgen ein hübſches, leicht ſpielbares „Wiegenlied“ von Marie Eliſabeth, Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen, ein Charakterſtück von C. Eſchmann „Zigeuner“, ein Allegretto von H. Scholtz; ein entzückender Ländler von Theod. Kirchner, dem feinſinnigen Klavierpoeten, ein allerliebſtes barkarolenartiges „Auf dem See“ von E. Sjögren reihen ſich an, Kompoſition, denen wiederum klangſchöne und ſauber geſetzte Stücke von Wilm („Vor dem Balle“ (ſehr nied-

---

[*] Denen ſich E. Fritzſch, Schulz-Beuthen u. a. angeſchloſſen haben.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lich), Bendix (Frühlingsgedränge), Brambach (Capriccietto), Ch. Mayer (Walzer), Berens (Serenade), E. Kremſer (Gavotte), Wilm (Melodie quasi Etüde), Uſo Seifert (Polonaiſe) und Koſchat mit ſeinem weltbekannten „Verlaſſen bin i“, ſich anſchließen.

Aus dem Tonleben.

Nochmals der Berliner Domchor.

Einem Schreiben, das uns von geſchätzter Seite als Ergänzung zu dem in der Hausmuſik Nr. 17 veröffentlichten kleinen Aufſatz über den Berliner Domchor zugeht, entnehmen wir gerne den Hinweis auf die Thatſache, daß auch Ludwig Erck in der Geſchichte des Domchors vor dem Amtsantritt Reithardts eine Rolle geſpielt hat.

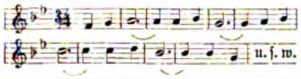
Erck war die Leitung des liturgiſchen Geſanges im Dome 1836 übergeben worden. Seminariſten und Kinder der Domſchule waren das Material, mit welchem er arbeiten ſollte. Aber die Seminariſten, zum größten Teil auswärtige, verreiſten in den Ferien und waren alſo an den großen Feſttagen nicht anweſend. Außerdem erfreute ſich das ganze Inſtitut des Domchors, welches ſpäter durch die Stiftung Friedrich Wilhelms IV. eine ſo hohe Bedeutung erlangte, damals einer ſehr geringen Teilnahme von oben her. Es war nicht einmal Geld zur Anſchaffung von Noten vorhanden, und als Erck bei dem damaligen Vorſtande, Major Einbeck, auf die Beſchaffung von Notenmaterial drang, wurde er abgewieſen mit der Bemerkung, daß die Seminariſten die Noten abſchreiben ſollten. Auf ſolche Weiſe wurde Erck ſeine erſte praktiſche Thätigkeit als Chordirigent verleidet, und er legte dieſes Amt ſchon im Jahre 1838 nieder. Sein Nachfolger war A. Neidhardt.

Gedenktafel.

Hermine Spieß, die herrliche Sängerin, iſt am 26. Februar an den Folgen einer Operation in Wiesbaden geſtorben. Geboren am 25. Februar 1857 zu Löhnbergerhütte bei Weilburg (Heſſen-Naſſau) als Tochter eines Hüttendirektors, erhielt ſie ihren erſten Unterricht am Freudenbergſchen Konſervatorium in Wiesbaden, dann ſtudierte ſie bei Profeſſor Sieber in Berlin und bei Julius Stockhauſen in Frankfurt a/M. Ihre Altſtimme war nach der Höhe zu nicht ausgiebig genug, um in der Oper mit Erfolg wirken zu können. Im Jahre 1882 begann ſie ihre künſtleriſche Laufbahn und eroberte ſich im Sturme die Konzertſäle. Sie galt als die beſte Lieder- und Oratorienſängerin der Gegenwart. Nach zehnjähriger Thätigkeit, in der Fülle ihres Könnens, nahm ſie Abſchied von dem öffentlichen Muſikleben, um ſich mit dem Amtsrichter Dr. Hardtmuth in Wiesbaden zu vermählen. Eine echte Rheinländerin, voll Lebensmut und Friſche der Empfindung, trat ſie zum erſtenmale in die größere Öffentlichkeit auf einem niederrheiniſchen Muſikfeſte. Mit den erſten Tönen hatte ſie die Herzen der Feſtbeſucher getroffen. Man fand in ihr eine Oratorien- und Liederſängerin, welche mit den von der Mutter Natur ihr verliehenen herrlichen Gaben eine vorzügliche Erziehung verband. Ihre wunderbare, muſterhaft gebildete Altſtimme enthuſiasmierte Kenner und Laien, ihr ſeelenvoller, unmittelbar wirkender Geſang riß alle Hörer hin. Nie hatte die Sängerin nötig, zur Reklame ihre Zuflucht zu nehmen; ihrer mächtig ergreifenden Kunſt allein verdankte ſie die hohe Stellung, welche ſie in der Reihe ihrer Kunſtgenoſſinnen einnahm. Als Beherrſcherin eines weit umfaſſenden Repertoires vermittelte ſie die Lyrik der älteren Meiſter in gleicher Vollendung, wie die Lieder eines Brahms, deſſen Schöpfungen ſie ihr beſonderes künſtleriſches Intereſſe widmete. Seit ungefähr zwei Jahren verzichtete die hochgefeierte Sängerin auf jede öffentliche Thätigkeit; ſie wurde eine treffliche Hausfrau, hielt aber auch als ſolche die Ideale der Kunſt hoch.

Frage.

Kennt Einer der geehrten Daheimleſer die Melodie:



Wie heißt der Komponiſt? Der Titel des Walzers, denn ein ſolcher iſt es offenbar, wie lautet er? Für welches Inſtrument iſt das Stück geſchrieben? — Da ich den Walzer gerne ſpielen würde, aber ſeine Herkunft trotz eifriger Umfrage nicht zu ermitteln vermochte, ſo wende ich mich an die geehrten Daheimleſer mit der Bitte um gütige Auskunft auf obige Fragen.

J. Sch. in **Warſchau.**

Redaktionspoſt.

Mehreren **Frageſtellern** diene zur Antwort, daß die beſprochene Geſangsſchule von Renner (Verlag von Conſtantin Wild in Leipzig und Baden-Baden), broſchiert 3, gebunden 4 Mark koſtet.

E. P-n, in **Züllichau.** Wir haben über Kinderſymphonien ſchon im vorigen Jahrgang geſprochen. Vielleicht genügt Ihnen der kleine Hinweis in unſerer heutigen Hausmuſik. Über die Preiſe der Inſtrumente, der Leihgebühren u. ſ. w. erhalten Sie zuverläſſige Auskunft, wenn Sie ſich an eine Muſikalienhandlung oder Inſtrumentenhandlung wenden. Wir empfehlen Ihnen C. A. Klemm in Leipzig, Neumarkt.

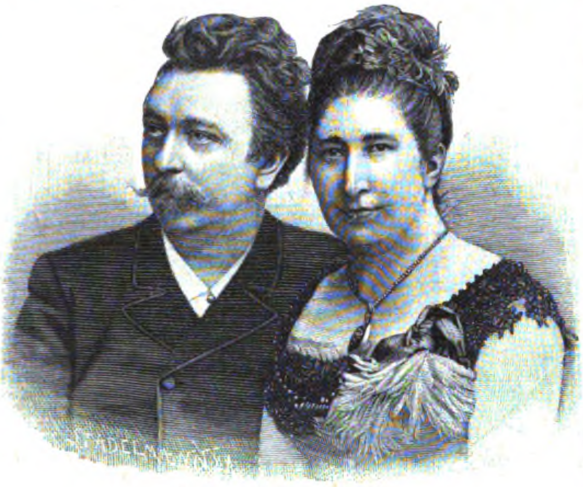
A. E. Das Lied: „O weine nicht“ von Kücken iſt mehrfach für Klavier übertragen worden. Sehr bekannt ſind die Bearbeitungen von G. Lange (Verlag von André in Offenbach a/M.) und Threde (Challier in Berlin). Preis 1,50 M.

(Zu Nr. 29.)

Eugen und Anna Hildach.

Eugen Hildach, der treffliche Geſangskünſtler, wurde am 20. November 1849 in Wittenberg geboren; einen Teil ſeiner fröhlichen Kinderzeit verlebte er in Berlin, wo er die königliche Realſchule beſuchte. Frühe ſchon zeigte ſich ſeine Begabung für Muſik; er beſaß einen reinen, hohen Sopran. Da aber ſeine körperlichen Fortſchritte nicht mit denen ſeines Geiſtes Schritt hielten, wurde ihm abgeraten, ſeinem Lieblingswunſche, ein Muſiker zu werden, Folge zu leiſten. So widmete er ſich zunächſt einem praktiſchen Berufe und zwar wählte er das Zimmerhandwerk, welches er in Brandenburg erlernte und in Mannheim und Stuttgart ausübte. Zu ſeiner weiteren Ausbildung beſuchte er im Jahre 1867 die Baugewerkſchule in Holzminden. Als ſich ſeine Geſundheit während ſeines militäriſchen Dienſtjahres gekräftigt hatte, erwachte in ihm von neuem der Wunſch, dem Geſange ſich zu widmen. Er fand thatkräftige Unterſtützung und wurde einer der eifrigſten Schüler der Geſangsmeiſterin Eliſabeth Dreyſchock. In dieſer Zeit ernſten Studiums lernte der junge Mann ein friſches Mädchen kennen, das ihn ſowohl durch den warmen Blick ſonniger Augen, wie durch den vollen, beſtrickenden Klang einer herrlichen Sopranſtimme und durch liebreizendes Weſen feſſelte. Anna Schubert erwiderte die Zuneigung des jungen Sängers, und bald waren die beiden für immer vereint. Das Paar widmete ſich mit voller Hingabe dem Konzert- und Oratoriengeſange, ſowie dem Lehrfache und gründete ſich eine Heimſtätte in Breslau. Nach zwei Jahren folgten ſie einem Rufe an das königl. Konſervatorium in Dresden, wo ſie durch ſechs Jahre hindurch eine überaus ſegensreiche Thätigkeit entfalteten. 1886 ſiedelte das Paar nach Berlin über, wo Eugen Hildach als Lehrer am Stern'ſchen Konſervatorium wirkt. Ausgedehnte Kunſtreiſen führten das Künſtlerpaar nach Öſterreich, Holland und Rußland. Überall ſangen ſie zum allgemeinen Entzücken und fanden ſowohl als Oratorien-, wie als Liederſänger außerordentlichen Beifall. Vor kurzer Zeit erſt zurückgekehrt von einer Reiſe durch Skandinavien erfreuen ſie jetzt das Publikum Berlins in den populären Liederabenden, die ſie zu veranſtalten pflegen, mit den herrlichen Geſängen eines Haydn, Weber, Schubert, und den Liedern neuerer Meiſter. Eugen Hildach hat auch ſtimmungsvolle und feinſinnige Lieder komponiert, deren vorzüglichſter Interpret er ſelbſt iſt. So lebt das ſympathiſche Sängerpaar ausſchließlich der Kunſt; unermüdlich thätig, ſich ſelbſt und der Welt zur Freude.

Cl. G–ch.



Eugen und Anna Hildach.

Aus dem Tonleben.

Der greiſe italieniſche Maeſtro Verdi iſt Zeit ſeines Lebens ſehr von ſeinen eigenen Werken und ihrer Volkstümlichkeit geplagt worden. Als er in der Mitte der ſechziger Jahre ſich nach Moncalieri zurückgezogen, um dort ungeſtört arbeiten zu können, waren es vor allem die Leierkaſten- und Drehorgelbeſitzer, die dem berühmten Komponiſten des Troubadour ihre zudringlichen Huldigungen darbrachten. Kaum irgend eines anderen Komponiſten Werke ſind in ſolchem Umfange für die Leierkäſten und die mechaniſchen Spielwerke ausgenützt worden, wie jene Verdis. Sie trugen ſeine Melodieen bis in die unterſten Volksſchichten, bis in die letzte Hütte. Und ſelbſt in den Kirchen Italiens ertönen die Weiſen Verdis zu religiöſen Handlungen. Verdi wollte alſo damals ungeſtört arbeiten. Nur hin und wieder nahm er den Beſuch eines Freundes an. Einen ſolchen empfing einſt der Meiſter in einem Zimmer, welches zugleich Empfangs-, Arbeits-, Speiſe- und Schlafzimmer war. Dem verwunderten Freunde erklärte Verdi, daß er noch zwei Zimmer habe, welche aber mit Gegenſtänden angefüllt ſeien. Dieſe habe er pachten müſſen, um ungeſtört arbeiten zu können. Er führte ſodann den Freund nach den Zimmern, welche etwa mit hundert Leierkaſten angefüllt waren. Verdi erzählte nun: „Als ich nach Moncalieri kam, brachten mir alle Leiermänner Serenaden mit Melodien aus Troubadour, Rigoletto, Traviata. Um Ruhe zu haben, faßte ich den Entſchluß, für die Dauer meines Aufenthaltes alle Leierkäſten zu mieten. Der Spaß koſtet mich 1500 Lire, aber ich kann nun ruhig arbeiten.“

Harmonium-Muſik.

Die Freunde des ſo viel Vergnügen gewährenden Enſemblespiels dürften den Duos für Harmonium und Pianoforte, welche im Verlage von B. Schott's Söhne in Mainz erſchienen ſind, ſicherlich lebhaftes Intereſſe entgegenbringen. Aus der Sammlung dieſer Duos liegt uns eine farbenreiche Übertragung des „Parſifalvorſpiels“ von R. Wagner für Harmonium und Pianoforte vor. (Preis 2,50 Mk.) Es gibt wohl nur wenige Stücke, die in ihrem feierlich getragenen Charakter ſich beſſer für das Harmonium eignen würden, als gerade das Parſifalvorſpiel mit ſeiner heiligen Weihe. Die Arpeggien des Klaviers zuſammen mit den fortklingenden weichen Harmoniumakkorden müſſen von wundervoller Wirkung ſein.

Bücherſchau.

Deutſche Dichter in ihren Beziehungen zur Muſik. Von Alfred Bock. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. Ein eigenartiges, gehaltvolles und hochintereſſantes Buch iſt es, das ſich in dem vorliegenden Werke präſentiert. Der Verfaſſer beginnt ſeine Unterſuchungen mit Klopſtock, charakteriſiert die Beziehungen Wielands, Leſſings, Schillers und Goethes, Herders und Jean Pauls zur Muſik, widmet den Romantikern ein Kapitel und verbreitet ſich dann über die muſikaliſchen Neigungen eines E. T. A. Hoffmann, eines Lenau, Heine und Grillparzer. Dieſe Aufſätze bieten mehr als ein bloß hiſtoriſches Intereſſe; der Verfaſſer, der ſeinen Stoff mit freieſtem Überblick beherrſcht, hat in ihnen ungemein lebensvolle und feſſelnde Charakteriſtiken gegeben, die als vollwertige Beiträge zur Lebens- und Geiſtesgeſchichte dieſer Männer zu gelten haben. Sie fördern aber auch ein wichtiges muſikgeſchichtliches Moment zu Tage, indem ſie zeigen, wie das Opernideal, zu dem unſere Klaſſiker emporblickten, ſich erſt in der modernen Gegenwart verkörperte. Jeder Gebildete, der Herz und Sinn für Muſik hat, wird aus dem vorliegenden, geſchmackvoll ausgeſtatteten Buche eine Fülle des Wiſſenswerten, Anregenden und Intereſſanten als geiſtigen Gewinn ziehen. Die Darſtellung des Autors iſt gekennzeichnet durch Klarheit und Eleganz des Ausdrucks.

Lieder.

Die Lieder, mit denen die gefeierte Sängerin Marcella Sembrich ihre Triumphe im Konzertſaal zu beſiegeln pflegt, ſind unter dem Titel Sembrichalbum in geſchmackvoller Ausſtattung im Verlag von Ries & Erler in Berlin (Preis 3 Mk.) in je einer Ausgabe für hohe und tiefe Stimme erſchienen. Das mit dem Bildnis der Diva (nach Lenbach) geſchmückte Album enthält 13 Kompoſitionen von Paiſiello, H. Dorn, Th. Kirchner, A. Zarzycki u. a. Den Schluß der Sammlung bildet der ſchwierige, aber effektvolle Parla-Walzer von Arditi.

Vermiſchtes.

Das altberühmte Gewandhaus in Leipzig feiert in dieſem Jahre das 150jährige Jubiläum ſeiner Gründung. Das „große Konzert“ — wie es genannt wurde — verdankt ſeine Entſtehung einer Privatvereinigung von ſechzehn Perſonen aus dem Adel und dem Bürgerſtande (1743). Der Konzertſaal befand ſich damals in den „Drei Schwänen“ am Brühl und beſaß auf der einen Seite ein hölzernes Gerüſt für das Orcheſter, auf der anderen Seite eine hohe hölzerne Gallerie für diejenigen unter den Zuhörern, die in Stiefeln und ungepuderten Köpfen erſchienen. Die einzige Zierde des Saals war das Bild des Kurfürſten von Sachſen, der bei ſeiner jeweiligen Anweſenheit in Leipzig das große Konzert zu beſuchen nie unterließ. Dieſes große Konzert, durch die Kriegswirren der folgenden Jahre unterbrochen, erſtand erſt ſpäter wieder, und zwar im Gewandhaus, zu neuem Leben. Und von dem Orte der Aufführungen erhielten die Konzerte den Namen Gewandhauskonzerte.

Redaktionspoſt.

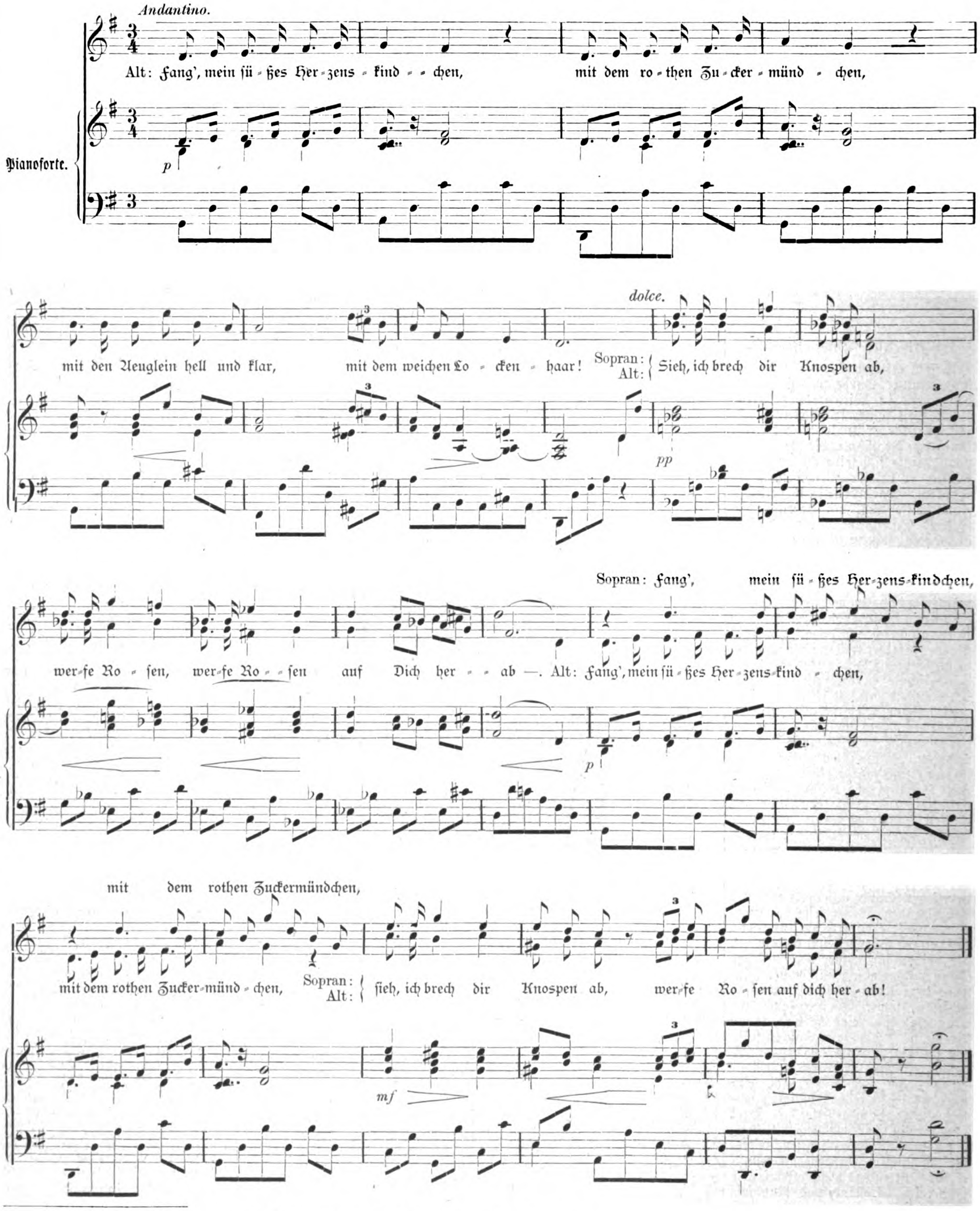
H. H. in **X.** Wir haben uns mit einem Geiger in Verbindung geſetzt und werden in einer der nächſten Nummer der Hausmuſik den Fall erörtern.

Unſere geehrten **Mitarbeiter** bitten wir, die uns zugedachten Manuſkripte nur auf einer Seite beſchreiben zu wollen.

Frau **H. He.-Berlin.** Ihren geſchichtlichen Aufſatz „Eine Vergeſſene“ werden wir gelegentlich bringen.

Fang', mein ſüßes Herzenskindchen.*)

Aus den „Duettinen" für Sopran und Alt von **Ernſt Frank.** Op. 14.


Andantino.
Alt: Fang', mein ſü-ßes Her-zens-kind-chen, mit dem ro-then Zu-cker-münd-chen,
Pianoforte.
p
mit den Aeuglein hell und klar, mit dem weichen Lo-cken-haar!
dolce.
Sopran: Alt: Sieh, ich brech dir Knospen ab,
pp
wer-fe Ro-ſen, wer-fe Ro-ſen auf Dich her-ab —.
Sopran: Fang', mein ſü-ßes Her-zens-kindchen,
Alt: Fang', mein ſü-ßes Her-zens-kind-chen,
p
mit dem rothen Zuckermündchen,
mit dem rothen Zucker-münd-chen,
Sopran: Alt: ſieh, ich brech dir Knospen ab, wer-fe Ro-ſen auf dich her-ab!
mf

---

*) Mit Bewilligung des Original-Verlegers Fr. Kiſtner in Leipzig.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

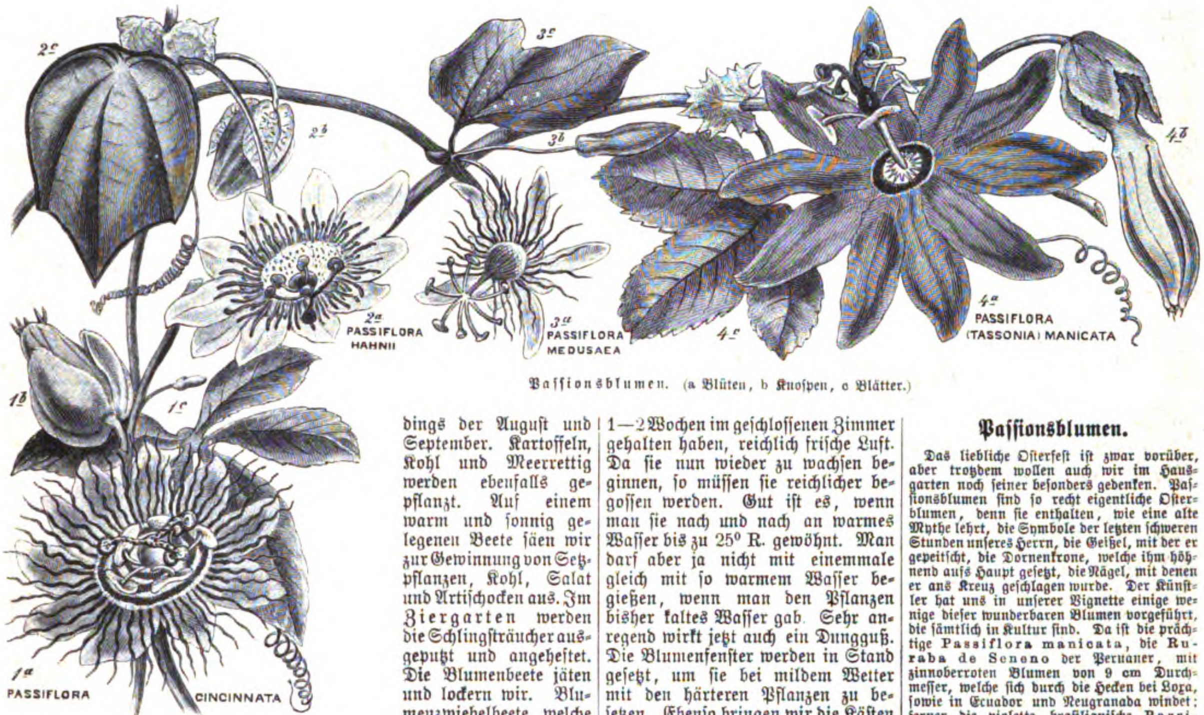
Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die Daheim-Redaktion, Abteilung Der Hausgarten, Berlin W, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die Daheim-Expedition in Leipzig.

Aurikel. (Primula Auricula L.)

Von dem Gartenbeete unten
Schaun empor die Niedlichen, Bunten,
Andere haben andre Gaben,
Wer dieſe ſieht, muß lieb ſie haben.

J. Trojan.



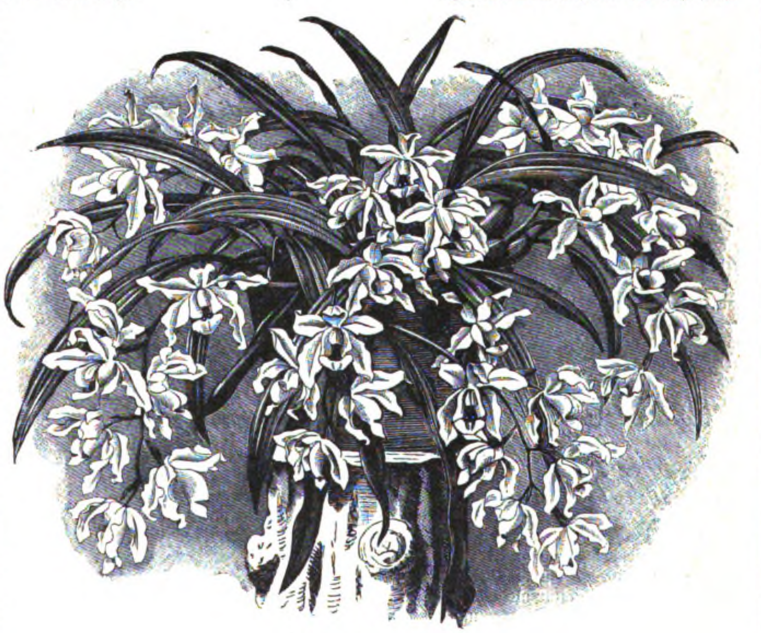
Paſſionsblumen. (a Blüten, b Knoſpen, c Blätter.)

Arbeitskalender.

Mit der erwachten Lebensthätigkeit der Pflanzen ſteigert ſich nun auch unſre Arbeit im Garten. Im Obſtgarten können wir noch Obſtgehölze, ſolange ſie noch nicht ausgetrieben haben, verpflanzen und neu anpflanzen. Es iſt dann aber notwendig, daß wir die Erde nach dem Pflanzen ſehr ſtark begießen, ſie, wie der Gärtner ſagt, einſchlämmen. Zwar erhalten die Bäume gleich beim Einpflanzen einen Pfahl, aber ſie werden an denſelben erſt ſpäter feſt angebunden, weil ſich die Erde in den nächſten Wochen noch ſetzt. Dagegen befeſtigen wir jetzt die im Herbſt gepflanzten Bäume an den Pfählen. Kranke Stellen am Stamm älterer Bäume, wie Krebs und Froſtſpalten, ſchneiden wir bis auf das geſunde Holz mit ſcharfem Meſſer aus und verſchmieren die Wunden mit Baumwachs. Schlechtblühende, ſtark treibende Bäume werden 30 bis 50 cm über dem Boden geringelt. Im Gemüſegarten härten wir durch fleißiges Lüften die Miſtbeetpflanzen ab. Artiſchocken, welche jetzt kräftig austreiben, laſſen wir nur zwei Triebe, die übrigen ſchneiden wir über dem Boden fort. So kommt die ganze Kraft der Pflanzen dieſen beiden Trieben zu gute. Gemüſe- und Erdbeerbeete begießen wir bei trockenem Wetter ſehr ſtark. Spargelbeete werden durch Heranziehen der Erde aus den Wegen erhöht, ſowie ſich die erſten Köpfe zeigen. Jetzt iſt noch Zeit, Spargel und Erdbeeren zu pflanzen. Beſſer iſt dazu allerdings der Auguſt und September. Kartoffeln, Kohl und Meerrettig werden ebenfalls gepflanzt. Auf einem warm und ſonnig gelegenen Beete ſäen wir zur Gewinnung von Setzpflanzen, Kohl, Salat und Artiſchocken aus. Im Ziergarten werden die Schlingſträucher ausgeputzt und angeheftet. Die Blumenbeete jäten und lockern wir. Blumenzwiebelbeete, welche jetzt in vollem Flore ſtehen, ſind des Mittags bei hellem Wetter zu beſchatten, weil ſich die Blumen dann länger friſch erhalten. Von vielen Pflanzen können wir jetzt Stecklinge machen. Sommerblumen werden entweder in Töpfen oder direkt an Ort und Stelle ausgeſät. Man hüte ſich aber, die Samen zu tief in die Erde zu bringen. Auch Raſen wird jetzt neu angeſät. Wo unter ſchattigen Bäumen der Raſen nicht mehr gedeihen will, da pflanze man das niedliche Sinngrün (Vinca minor) an, das ſich bald mit zahlreichen violetten Blumen bedeckt. Auch Veilchen und Leberblümchen ſind vorzüglich geeignet und erfreuen uns im Frühjahre durch ihre lieblichen Blumen. Die Wege werden geſäubert und mit friſchem Kies beſtreut. Wo die Wege ſtark verunkrautet ſind, kann man ſie auch mit Lohe bedecken, die immer ſauber und trocken iſt. Unſere Zimmerpflanzen verpflanzen wir jetzt und geben ihnen, nachdem wir ſie 1—2 Wochen im geſchloſſenen Zimmer gehalten haben, reichlich friſche Luft. Da ſie nun wieder zu wachſen beginnen, ſo müſſen ſie reichlicher begoſſen werden. Gut iſt es, wenn man ſie nach und nach an warmes Waſſer bis zu 25° R. gewöhnt. Man darf aber ja nicht mit einemmale gleich mit ſo warmem Waſſer begießen, wenn man den Pflanzen bisher kaltes Waſſer gab. Sehr anregend wirkt jetzt auch ein Dungguß. Die Blumenfenſter werden in Stand geſetzt, um ſie bei mildem Wetter mit den härteren Pflanzen zu beſetzen. Ebenſo bringen wir die Käſten auf dem Balkon, in welche wir Sommerpflanzen direkt auspflanzen, in Ordnung. Die dazu nötigen Pflanzen ziehen wir uns aus Stecklingen, die jetzt unter einer Glasdecke ſehr leicht wachſen, oder aus Samen heran.

Paſſionsblumen.

Das liebliche Oſterfeſt iſt zwar vorüber, aber trotzdem wollen auch wir im Hausgarten noch ſeiner beſonders gedenken. Paſſionsblumen ſind ſo recht eigentliche Oſterblumen, denn ſie enthalten, wie eine alte Mythe lehrt, die Symbole der letzten ſchweren Stunden unſeres Herrn, die Geißel, mit der er gepeitſcht, die Dornenkrone, welche ihm höhnend aufs Haupt geſetzt, die Nägel, mit denen er ans Kreuz geſchlagen wurde. Der Künſtler hat uns in unſerer Vignette einige wenige dieſer wunderbaren Blumen vorgeführt, die ſämtlich in Kultur ſind. Da iſt die prächtige Passiflora manicata, die Ruraba de Seneno der Peruaner, mit zinnoberroten Blumen von 9 cm Durchmeſſer, welche ſich durch die Hecken bei Loxa, ſowie in Ecuador und Neugranada windet; ferner die violette braſilianiſche Passiflora cincinnata, deren äußerer Strahlenkranz oben veilchenblau, unten abwechſelnd weiß und dunkelrot geſtreift iſt. Reizend iſt die chromgelbe kleine Passiflora Medusae mit rotem Strahlenkranz, aus Mexiko, mit faſt ſchmetterlingsförmigen Blättern, endlich die herrliche blaßgelbe, dunkelgelb geſtrahlte Passiflora Hahni aus Mexiko, deren Laub oben olivengrün und rot gerandet, unten violett iſt. Die Paſſionsblumen gedeihen zum Teil vorzüglich im Zimmer, wenn auch viele eine mehr feucht-



Coelogyne cristata.

warme Atmoſphäre verlangen. Sie ſind alle Kinder des Lichtes und können nicht genug Sonne erhalten. Einzelne, wie z. B. die reizende Passiflora Kermesina Impératrice Eugénie, eignen ſich ſogar zur Bekleidung von recht ſonnigen Balkongittern und Mauern, an denen ſie ſich im Sommer dicht mit großen, wohl 10 cm im Durchmeſſer haltenden Blumen bedecken. Im Winter müſſen ſie natürlich ins Zimmer genommen werden. Als Schlingpflanzen werden ſie an Gittern aus Holz oder Draht gezogen.

Orchideenkultur im Zimmer.

Dem aufmerkſamen Pflanzen- und Blumenfreund wird nicht entgangen ſein, wie ſeit einigen Jahren die Orchideen auch bei uns in Deutſchland mehr und mehr Verbreitung gefunden haben. Längſt ſchon war ja der hohe künſtleriſche Wert dieſer Pflanzen erkannt, dennoch war aber die Beſchaffung nicht allein mit hohen Unkoſten, ſondern auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da alle Importationen zum größten Teil in England, woſelbſt die Orchideenliebhaberei bereits vor langer Zeit eifrig gepflegt wurde, blieben. Nachdem ſich aber auch die Gärtner Deutſchlands mit Einführungen und dem Einzelverkauf befaßten, und vor allem die Lebensbedingungen derartiger Pflanzen mehr zur Kenntnis gelangten, hat die Verbreitung der Orchideen ſchnell zugenommen, ſodaß nicht nur in botaniſchen und ähnlichen Inſtituten, ſondern ſelbſt auch in kleineren Privatgärten Orchideenſammlungen anzutreffen ſind. In der Regel werden dieſelben hier in beſonders dazu eingerichteten Gewächshäuſern, teilweiſe auch mit anderen Pflanzen zuſammen kultiviert, nicht ſelten mit beſtem Erfolg, wodurch dieſe Sammlungen mit Recht einen Hauptanziehungspunkt derartiger Gärtnereien bilden. Denn lenken ſchon die Blumen durch ihre wunderbare Geſtalt und Form der einzelnen Blumenblätter die Aufmerkſamkeit des Beſchauers auf ſich, ſo geſchieht dies noch weit mehr durch die überaus prächtige Färbung derſelben, und, ſeltſam genug, finden wir auch bei einigen jenen uns wohlbekannten und angenehmen Duft von Veilchen, Roſen, Jasmin, Flieder u. ſ. w. Alle dieſe hervorragenden Eigenſchaften, und nicht weniger die lange Dauer des Flors, die ſich bei einigen auf Monate ausdehnt, haben die Orchideen zu bevorzugten Lieblingen in der Pflanzenwelt gemacht, und es dürfte kein Wunder nehmen, wenn der Wunſch, dieſelben auch im Zimmer und ähnlichen Räumen zu kultivieren, rege würde. Die damit angeſtellten Verſuche waren denn auch mit Erfolg gekrönt, und wenn ſich auch nicht alle dazu eignen, ſo gibt es dennoch unter den 3—4000 bekannten Arten eine große Anzahl, welche hier, bei ſorgfältiger Pflege und ſtrenger Erfüllung der Lebensbedingungen, ihren Blumenflor entfalten und den Pfleger für die verhältnismäßig geringe Mühe reichlich entſchädigen. Ihrem Standorte im Vaterlande angemeſſen, werden die Orchideen in zwei Hauptgruppen eingeteilt, und zwar in Luft- und in Erdorchideen. Während erſtere auf Bäumen und Felſen im Verein mit Farnkräutern, Mooſen, Aroideen und anderen Pflanzen wachſen und von hier aus ihre zahlreichen Luftwurzeln entſenden, ohne mit der Erde in Berührung zu gelangen, den Baum aber ſelbſt nur als Stütze und Halt benutzen, leben letztere nur in der Erde ſelbſt. Obſchon eine beſtimmte Regel für die Kultur der Orchideen im allgemeinen nicht aufgeſtellt werden kann, ſind jedoch dieſe Punkte immer zu berückſichtigen. Die Luftorchideen pflanzt man am vorteilhafteſten in Körbe, aus harten Holzſtäben gefertigt, oder in Töpfe und Schalen, die faſt bis zum Rande zwecks guter Drainage mit wallnußgroßen Ziegelſtücken gefüllt und mit einer Schicht Moos (Sphagnum) bedeckt ſind. Nun wird die Pflanze in der Weiſe mit einer Miſchung von faſeriger Heideerde, Moos und Holzkohlenſtücken eingepflanzt, daß ſie auf einem kleinen Hügel ſteht, von wo aus ſie ihre Wurzeln nach allen Seiten ungehindert ausſenden kann. Einige Arten begnügen ſich auch mit einem Stück Korkrinde oder einem Stück Baumaſt (Akazie), auf welche ſie mit Sphagnum vermittelſt Kupferdraht befeſtigt werden. Die Erdorchideen pflanzt man in ein Gemiſch von Heideerde und grobſtückiger Lauberde, welcher ein Teil ſcharfer Sand, etwas alter Mauerlehm und reichlich zerkleinerte Holzkohle beigefügt wurde. Die Pflanzen ſind ebenfalls hoch zu pflanzen, und man verſäume nicht, eine gute Drainage aus Scherben und Ziegelſtücken herzuſtellen. Bei der Pflege der Orchideen iſt nun ferner eine nicht ſtreng abgegrenzte, wohl aber beſtehende Ruhe- bezw. Wachstumsperiode zu beachten, von deren Innehaltung oftmals der Erfolg, d. h. die Erzielung des Blumenflors, vollſtändig abhängig iſt. Während der erſteren wird die zureichende Waſſermenge gänzlich entzogen oder doch ſehr beſchränkt, hingegen muß zur Zeit der letzteren reichlich gewäſſert und in gleichem Maße auch die Temperatur des betreffenden Raumes erhöht, bezw. erniedrigt werden. Als ein geeigneter Raum für die Kultur der Orchideen im Zimmer kann vor allem ein Doppelfenſter empfohlen werden, da hier der Feuchtigkeitsgrad der Luft, ſowie die Temperatur beſſer geregelt werden kann, als in einem Zimmer ſelbſt. Noch zweckmäßiger iſt ein kleines Zimmergewächshaus mit gutem Lüftungsapparat, da oftmalige Zufuhr von friſcher Luft von Wichtigkeit iſt. Steht keiner der beiden zur Verfügung, muß für die erforderliche Luftfeuchtigkeit durch Waſſeruntergetzer aus Zinkblech und durch häufiges Beſpritzen Sorge getragen werden; die Gefäße mit den Pflanzen dürfen jedoch nicht direkt im Waſſer ſtehen. Bezüglich der Wärmegrade, welche die Orchideen zum Gedeihen beanſpruchen, herrſchen ſehr irrige Meinungen. Nicht ſelten wird angenommen, daß ſie nur in Räumen mit hoher Wärme nebſt entſprechender Feuchtigkeit gedeihen. Dem iſt nicht ſo; wenn auch einige, beſonders die aus Oſtindien ſtammenden Arten, dieſe Bedingungen ſtellen, ſo gedeihen andere nicht minder ſchöne in Räumen mit + 10—12, viele ſogar in ſolchen mit + 6—8° R. Dieſe meiſt auf hohen Bergen wachſenden Arten dürfen zur heißen Jahreszeit den vollen Sonnenſtrahlen nicht ausgeſetzt werden, obſchon ſie einen hellen Standort lieben, und es iſt überhaupt ratſam, in dieſer Zeit alle Orchideen vermittelſt einer am Fenſter angebrachten Leinwand, oder durch emporgezogene Schlingpflanzen zu beſchatten. Für eine Zufuhr von flüſſigem Kuhdünger ſind die Orchideen ſehr dankbar, und man ſoll nicht verſäumen, dieſe während der Wachstumsperiode, die bei den meiſten Arten mit Eintritt der warmen Jahreszeit beginnt, zu wiederholen. Von den hauptſächlich zur Zimmerkultur ſich eignenden Arten mögen nachſtehende hervorgehoben werden:

Coelogyne cristata. Eine jener herrlichen Luftorchideen aus Nordindien, welche ihre ſchöngeſtalteten Blumen von reinweißer Farbe mitten im Winter entfaltet; die Lippe allein beſitzt einen ſchön gelben Fleck. Gedeiht am beſten in Schalen ſo nahe als möglich dem Licht in einem Raume von 10—12° R.

B.

(Schluß: „Angabe weiterer Arten“ folgt.)

Neuheiten vom Pflanzenmarkt.

Als neues Gemüſe wird die Spargel-Cichorie aus Italien, wo ſie für Küchenzwecke ſchon längſt angebaut und gern gegeſſen wird, bei uns eingeführt. Die Pflanze unterſcheidet ſich weſentlich von der bei uns gebauten Cichorie: ſie hat ein niedriges, gedrungenes Wachstum und treibt aus einer Blattroſette eine große Menge Stengel, die jung, in der Weiſe wie bei uns die Radieschen oder Rettige, gegeſſen werden. Die langen, leierförmigen Blätter liefern, leicht abgekocht, gekühlt und mit Eſſig und Öl angemacht, einen ſehr feinen und geſunden Salat. Die Ausſaat geſchieht im Frühjahr; die jungen Pflanzen werden in einer Entfernung von 50 cm angepflanzt.

(Mitteil. über Landwirtſchaft 2c.)

Nützliche Winke.

Schmidt's Säbüchſe iſt ein ſehr praktiſches kleines Blechkäſtchen mit verſchiebbarem Deckel, welches zur gleichmäßigen Ausſaat der Samen beſonders empfehlenswert iſt. Namentlich feinere Samen, die ſich aus freier Hand nur ſchwierig auf größeren Flächen im Garten gleichmäßig ausſäen laſſen, können mit dieſer Vorrichtung bequem gleichmäßig ausgeſtreut werden.

Konzentrierter Rinderguano iſt zur Zeit einer der bequemſten und wirkſamſten Dünger in Pulverform, der ſowohl im Zimmer wie im Freien mit beſtem Erfolge angewendet werden kann. Er iſt vollſtändig geruchlos. Die Firma Carl Kaiſer in Nordhauſen am Harz liefert ihn zu ſehr billigem Preiſe.

Blühende Spalierobſtbäume werden gegen Froſt auf einfachſte Weiſe dadurch geſchützt, daß man des Abends große Papierbogen vor dieſelben hängt. Statt Papier kann man auch wollene Tücher oder ſelbſt Leinwand nehmen. Man hüte ſich aber, die Blüten abzubrechen. Bei Tage werden die Schutzhüllen entfernt.

Reiche Fruchternten werden durch möglichſt reiche Beſtäubung der Blüten bewirkt. Die Beſtäubung führen hauptſächlich die Inſekten, insbeſondere die Bienen aus. Wer gute Ernten erzielen will, halte ſich alſo Bienen.

Behandlung des Gemüſeſamens. Die Zeit, wo die verſchiedenen Sämereien in die Erde gebracht werden müſſen, iſt ſehr nahe, und da wird ein Rat, die Art und Weiſe der Samenlegung betreffend, manchem Leſer dieſes Blattes nicht unerwünſcht ſein. Gewöhnlich beſäet man die ganze Fläche eines Beetes gleichmäßig mit dem Samen. Es empfiehlt ſich, ſtatt deſſen auf den Beeten der Länge nach in Abſtänden von etwa 5 cm 4—5 cm tiefe Rillen zu ziehen und den Samen in dieſe hineinzuſtreuen. Die Vorzüge dieſes Verfahrens beſtehen darin, daß der Same, wenn er in die erwähnten Rillen geſtreut iſt, alſo tiefer als ſonſt, und infolgedeſſen feucht liegt, der Gefahr des Verwehens, die namentlich auf leichtem Sandboden häufig zu befürchten iſt, nicht ausgeſetzt iſt und daß er, weil er feucht liegt, leicht keimt. Auch das Jäten wird durch dies Verfahren ſehr erleichtert, da die Saat, weil ſie in Reihen aufkommt, von dem Unkraut leicht zu unterſcheiden iſt. Über das Legen des Radiesſamens bemerke ich noch, daß es ſehr praktiſch iſt, in die Rillen einige Salzkörner zu ſtreuen, ehe man ihn ſäet. Die Radies werden zarter und kommen nicht ſo leicht in die Gefahr, von Inſekten gefreſſen zu werden.

B. H.

Bücherſchau.

Der beſchränkte Raum verbietet uns, die Orchideen und ihre Kultur in der Ausführlichkeit zu beſprechen, wie ſie es wohl verdienen. Wir müſſen uns mit kurzen Notizen, kleinen praktiſchen Winken begnügen. Allen denjenigen aber, welche beſondere Freude an dieſen wunderbarſten Kindern Floras haben und ſie, ſei es im Garten, ſei es im Gewächshauſe oder auch nur im Zimmer, kultivieren wollen, möchten wir Stein's Orchideenbuch (Berlin, Paul Parey) empfehlen, in welchem alle in Kultur befindlichen Orchideen beſchrieben und ſehr viele auch abgebildet ſind. In dem ſtattlichen 602 Seiten ſtarken Bande findet der Liebhaber alles, was zur erfolgreichen Kultur dieſer Modepflanzen zu wiſſen notwendig iſt. Mit dem alten Vorurteil, daß dieſe Gewächſe nur in heißen, feuchten Glashäuſern kultiviert werden können, wird gründlich aufgeräumt und eine große Anzahl von Arten namhaft gemacht, die bereits mit Erfolg im Zimmer zur Blüte gebracht worden ſind. Aber auch der Beſitzer von Gewächshäuſern wird das Buch mit Intereſſe in die Hand nehmen, denn es iſt aus der Praxis geſchöpft und für die Praxis geſchrieben. Da es alle in Kultur befindlichen Arten aufführt, iſt es ein wertvoller Ratgeber bei Neuanſchaffung von Orchideen. Der Preis (20 Mk.) iſt in Anbetracht der Fülle des Gebotenen und der vornehmen Ausſtattung ein mäßiger.

Mit der erwachenden Pflanzenwelt kommt nun auch der Spaziergang in Feld und Wald wieder zu ſeinem Rechte. Wer da Sinn für die Schönheit der herrlichen Gottesnatur hat, der ſieht auf Schritt und Tritt ſo viel des Intereſſanten, daß er kaum alles aufzunehmen vermag. Und wer ſich nun gar die Mühe nimmt, die Pflanzenwelt in ihrem ſtillen Walten zu belauſchen, wer ſich in die ſchier unerſchöpfliche Formen- und Farbenfülle vertieft, der findet in dem Reiche der ewig Schweigenden eine nie verſagende Quelle innerſter Befriedigung, höchſten Glückes. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier auf den erziehlichen Wert hinweiſen, den die Beſchäftigung mit den Pflanzen für unſere Jugend hat. Pflanzenſammeln iſt auch von jeher eine Lieblingsbeſchäftigung unſerer Jugend. Soll dasſelbe aber wirklich von erſprießlichem Nutzen ſein, dann iſt es notwendig, den Sammler mit dem Leben der Pflanzen vertraut zu machen, ihm Anleitung zu geben, nicht nur wie er ſeine Sammlungen anlegt und vor Verderben bewahrt, ſondern vor allem auch, wie er die Pflanzen und ihr Leben zu beobachten hat. Dieſe Aufgabe hat ſich Dammer's Handbuch für Pflanzenſammler (Stuttgart, Enke) geſtellt. In ausführlichſter Weiſe beſpricht der Verfaſſer die verſchiedenartigſten Sammlungen, wie das Herbarium, die Frucht- und Samenſammlung, die Holz-, die Knoſpen-, die Blatt-, die Mißbildungenſammlung und noch viele andere, die Ausrüſtung zum Sammeln, die Einrichtung, die Präpariermethoden. Dann aber gibt er auch eingehendſte Anleitung zum Beobachten der Pflanzen. Die Schutzeinrichtungen, die Verbreitungsausrüſtungen, die Einwirkungen der klimatiſchen und Bodenverhältniſſe, die Urſachen der Krankheiten und Mißbildungen 2c. 2c. werden eingehend erörtert. Und nicht nur auf die Blütenpflanzen, ſondern auch auf die ſonſt ſo ſtiefmütterlich behandelten niederen Gewächſe, die Algen, Pilze, Flechten, Mooſe und Farne geht der Verfaſſer ausführlich ein. Zahlreiche Abbildungen und Tafeln erläutern den Text. Das Buch bringt auch dem Erwachſenen viel Anregendes. Es ſei allen unſern Leſern aufs beſte empfohlen. Der Preis des 312 Seiten ſtarken Bandes beträgt 8 Mk.

Briefkaſten.

Landpfarrer in der Provinz Sachſen. Von den in der vorigen Nummer empfohlenen Obſtſorten erhalten Sie ſowohl Pfropfreiſer als auch Pflanzen bei J. C. Schmidt in Erfurt. — **H. H. in Warwiſch.** Samen der Treibgurke „Juwel von Koppitz“ liefert echt die Samenhandlung von Haage & Schmidt in Erfurt. — **Frau Apotheker B. in L. und Frl. B. H. in A.** Mit beſtem Danke empfangen und angenommen. — **Fr. A. R. in Greiſenberg.** Sie ließen Ihre Azalea wahrſcheinlich einmal zu trocken werden. In der Zeit vor der Blüte will dieſe Pflanze aber ganz gleichmäßige Bodenfeuchtigkeit haben. Die im Knoſpenzuſtande gekauften Azaleen haben oftmals die Unart, die Blätter zu bräunen und die Knoſpen nicht zu öffnen. Es liegt das ſehr weſentlich mit daran, daß die Pflanzen beim Gärtner in ſehr feuchter, warmer Luft herangetrieben werden und nun mit einemmale in die trockene Zimmerluft kommen. Verſuchen Sie es einmal mit dem oft bewährten Mittel, über die ganze Pflanze eine Serviette ſo zu hängen, daß die Pflanze ganz bedeckt iſt, aber nicht mit der Leinwand in Berührung kommt, was Sie durch einige größere Blumenſtäbe, die Sie an den Rand des Topfes ſtecken, erreichen, und halten Sie dann die Serviette gleichmäßig feucht.

F. W. in Reinfeld. Kleine heizbare Glaskäſtchen für das Zimmer, die ſich ſehr gut bewähren, liefert F. C. Heinemann in Erfurt zu ſehr mäßigem Preiſe. In der nächſten Nummer des Hausgarten werden wir eine ausführliche Anleitung zur eigenen Herſtellung eines ſolchen Glaskäſtchens bringen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter **Manuſkripte** ſteht die **Redaktion** nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Daheim

1893. Beilage zu Heft 15 (No. 42—44).

XXIX. Jahrgang.

Auguſt 1893.

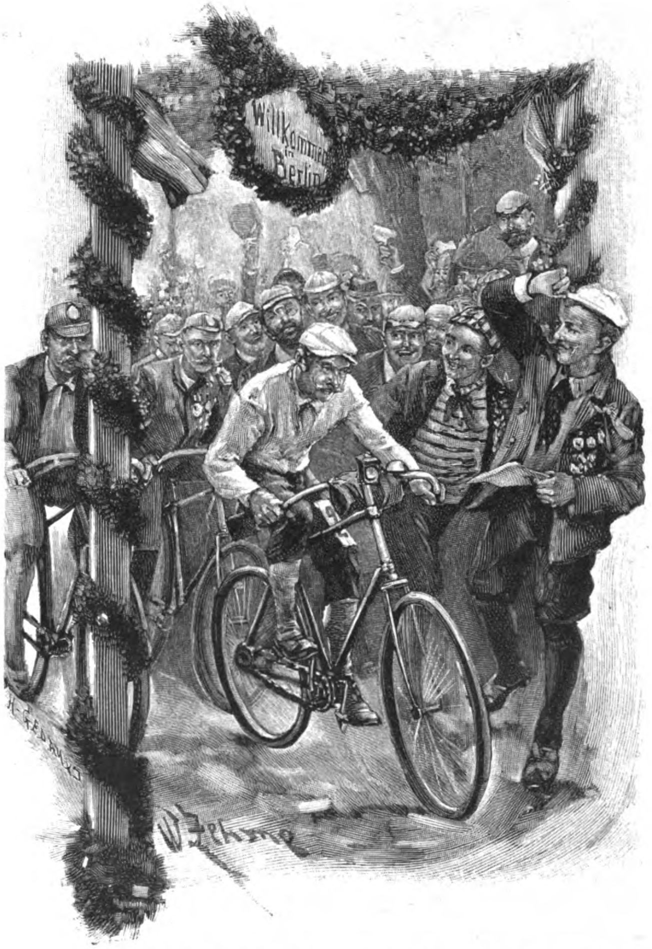
Aus der Zeit — für die Zeit.

Von der Diſtanz-Radfahrt Wien-Berlin.

Auf dem Wiener Kongreß des Jahres 1814, auf dem die Staatsmänner Europas ſich mühten, den von Napoleons Schwert arg aus den Fugen gerenkten Erdteil wieder fein ſäuberlich zu verteilen, erſchien, wenn die Fürſten und Diplomaten ſich nach des Tages Laſt und Mühe auf einem Spaziergange erholten, unter ihnen häufig ein Herr, der ſein ſonderbares Vehikel ohne Pferd ſelbſt kutſchierte. Es war der badiſche Forſtmeiſter Karl von Drais, Freiherr von Sauerbronn, der hier die von ihm erfundene „Draiſine“ vorführte — die Vorläuferin des heutigen Velocipeds. Die alte Draiſine geriet in Vergeſſenheit, bis ſie auf den Eiſenbahnen wieder zur Geltung kam, und als Ende der ſechziger Jahre die erſten Velocipeds von Amerika aus in Deutſchland eingeführt wurden, ſpöttelte man ein wenig über das „Roß, ſo nicht Heu, noch Hafer braucht“ und über die erſten Radler. Jene Maſchinen waren freilich auch noch herzlich ungelenke, ſchwerfällige Fahrzeuge, welche die Kräfte des Fahrenden übermäßig anſtrengten und nur mittelmäßige Leiſtungen zuließen. Aber die Technik ruhte nicht: aus dem Dreirad wurde das leichtere Zweirad, das Bicykle, die Teile der Maſchine wurden immer raffinierter gebaut, immer mehr vervollkommnet, eine bedeutende Induſtrie, welche ſich nur mit der Herſtellung von Fahrrädern beſchäftigt, entſtand auch in Deutſchland — und mit der größeren Leiſtungsfähigkeit der Maſchinen gewann der Velocipedſport eine überraſchend ſchnelle Verbreitung. Vereine auf Vereine bildeten ſich, an größeren Orten wurden Wettfahrten abgehalten, und als vor Jahresfriſt der große Diſtanzritt der deutſch-öſterreichiſchen Offiziere ſtattfand, erwieſen ſich die Radler bereits als die geeignetſten Eklaireurs für jene — ja ſie überwanden, wie verlautete, ſpielend die Schwierigkeiten, denen ſo viele brave Gäule erlagen.

Der Diſtanzritt machte Schule. Wir hatten ſeither einen Diſtanzmarſch Berlin-Wien, jetzt fand nunmehr auch eine Diſtanz-Radfahrt auf der gleichen Strecke ſtatt und, man muß zugeſtehen, mit ganz außerordentlichem Erfolg. Am 29. Juni früh, von 6 Uhr an, ſtarteten in Floridsdorf bei Wien 117 Teilnehmer in einzelnen Gruppen mit je fünf Minuten Intervallen — am 30. Juni, mittags 1 Uhr 10 Minuten, traf bereits, von zahlreichen Sportgenoſſen und einem tauſendköpfigen Publikum jubelnd begrüßt, der erſte der Radfahrer, Joſef Fiſcher aus München, in Berlin am Ziel, und zwar in vortrefflicher Kondition, ein. Er hatte, trotzdem ihm unterwegens ein Teil ſeiner zuerſt benutzten engliſchen Maſchine gebrochen war, ſo daß er dieſe mit einer deutſchen hatte vertauſchen müſſen, nur 31 Stunden 22²/₅ Sekunden zur Durchmeſſung desſelben Weges gebraucht, den Graf Starhemberg, der Sieger im Diſtanzritt, in 71 Stunden 40 Minuten zurücklegte, den, beiläufig bemerkt, ein Schnellzug in 14 Stunden 10 Minuten, ein Perſonenzug in 18—19 Stunden durcheilt. Auch die nach ihm eintreffenden Radfahrer erzielten ausgezeichnete Leiſtungen: Georg Sorge aus Köln kam nach 31 Stunden 54 Minuten, Franz Gerger aus Graz mit einem Record von 34 Stunden 22 Minuten am Ziel ein, und es folgten ihnen in den ausſchlaggebenden erſten 50 Stunden nach dem Start noch 35 andere Fahrer, denen allen, ſoweit bekannt geworden iſt, die außerordentliche Anſtrengung vortrefflich bekommen iſt.

Dieſe Leiſtungen, welche ſelbſt für die genaueren Kenner des Sports überraſchend waren, werden dem Stahlroß ohne Zweifel eine noch weit allgemeinere Anerkennung verſchaffen, als es ſich ſchon im letzten Jahrzehnt erobert hatte. Der Sport hat aber auch einen ernſteren Hintergrund. Im deutſchen und öſterreichiſchen Heere wird — in Berlin zumal von den zur Militär-Turn-Anſtalt kommandierten Offizieren — das Radfahren bereits fleißig geübt, und es kann kaum einer Frage unterliegen, daß es in einem Zukunftskriege, ſoweit die Möglichkeit der Benutzung guter Wege vorliegt, für den geſamten Meldedienſt eine große Bedeutung erlangen wird.



Ankunft des erſten Diſtanz-Radfahrers Wien — Berlin in Berlin.
Nach einer Zeichnung von W. Zehme.

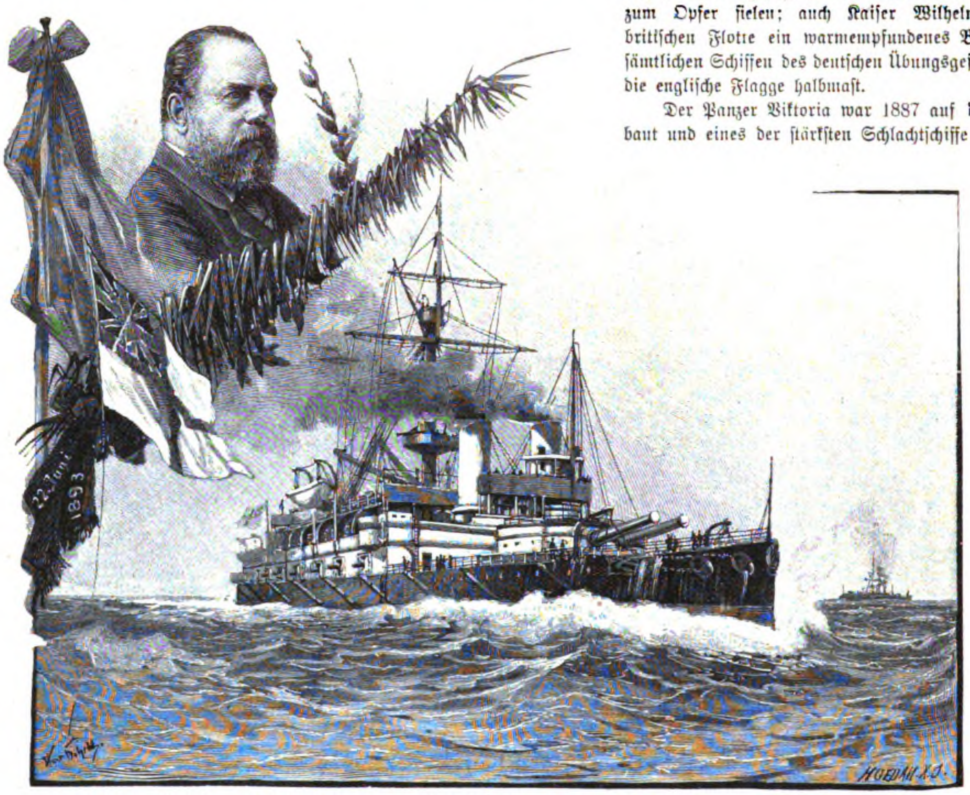
Der Untergang der Viktoria.

Die britiſche Flotte wurde am 22. Juni durch einen ſchweren, traurigen Unglücksfall betroffen, der in mehr denn einer Beziehung demjenigen ähnelt, welcher am 31. Mai 1877 den Untergang des „Großen Kurfürſten“ unſerer Marine herbeiführte.

Das engliſche Mittelmeer-Geſchwader manövrierte in der Nähe von Tripolis unter dem Befehl des Admiral Tryon, der ſich an Bord ſeines Flaggſchiffes Viktoria befand. Am Nachmittag des 22. hatte das Geſchwader zwei parallele Linien formiert, als der Admiral das Signal zu einer Schwenkung gab, die, bei dem zu geringen Zwiſchenraum zwiſchen den Schiffen, dazu führte, daß der Camperdown, gleich der Viktoria ein Panzer erſten Ranges, auf das Flaggſchiff traf und mit ſeinem Rammſporn ſo übermächtig in deſſen Bug rannte, daß er das Schiff förmlich zerſchnitt. Es ſcheint, daß der Admiral den ganzen Umfang der Gefahr nicht ſofort erkannte; er ließ dem Schiff — vielleicht im Vertrauen auf die waſſerdichten Schotten, welche aber nicht rechtzeitig geſchloſſen wurden — die Richtung auf das nahe Ufer geben und lehnte ſogar die Hilfeleiſtung ſeitens des übrigen Geſchwaders zunächſt ab. Aber der Panzer war nicht mehr ſchwimmfähig, er ſank raſch, legte ſich auf die Seite, und als der Admiral endlich den Befehl: „Rette ſich, wer kann!“ gab und die Beſatzung, die eine muſterhafte Haltung bewieſen, ſich in das Meer ſtürzte, war es zu ſpät. Nur 29 Offiziere, 287 Mann wurden gerettet — 22 Offiziere, 238 Mann fanden ihren Tod in den Wellen, mit ihnen auch Admiral Tryon, der bis zum letzten Augenblick auf der Kommandobrücke geblieben war, als ob er mit ſeinem Heldentod die Fehler ſühnen wollte, die er, ſoviel ſich bisher erkennen läßt, begangen hat. Etwa 13 Minuten nach dem Zuſammenſtoß ſchlug die Viktoria gänzlich um, einen Augenblick ſah man noch die Schraubenflügel in der Luft arbeiten — dann verſank der ungeheuere Panzer in die Tiefe.

In England erregte der ſchreckenvolle Vorgang alle Gemüter — hatte die engliſche Marine doch ſeit Jahrzehnten keinen gleich ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Und über das Inſelreich hinaus regte ſich das allgemeine Mitgefühl für die wackeren Seeleute, die der Kataſtrophe zum Opfer fielen; auch Kaiſer Wilhelm ſandte als Admiral der britiſchen Flotte ein warmempfundenes Beileidstelegramm, und auf ſämtlichen Schiffen des deutſchen Übungsgeſchwaders wehte am 23. Juni die engliſche Flagge halbmaſt.

Der Panzer Viktoria war 1887 auf der Schiffswerft Elswick gebaut und eines der ſtärkſten Schlachtſchiffe der engliſchen Flotte. Ein Turmſchiff erſter Klaſſe, hatte die Viktoria eine Länge von 104 m, eine Breite von 21 m, ein Deplacement von 10470 Tonnen und war aufs ſchwerſte armiert. Admiral Tryon galt als der befähigtſte, tüchtigſte Seemann Englands; er blickte auf eine lange und ruhmvolle Laufbahn zurück und wurde als genialer Führer, als Vorgeſetzter und als ein überaus liebenswürdiger Mann gleich geſchätzt. Über die Einzelheiten des unheilvollen Vorfalls, über die Urſachen, welche ihn herbeiführten und in dem ausgezeichneten Seemann gerade in den entſcheidenſten Augenblicken die Entſchlußkraft gelähmt zu haben ſcheinen, wird die augenblicklich in Malta ſtattfindende Unterſuchung wohl Licht verbreiten.



Admiral Tryon, † 22. Juni 1893. Der engliſche Panzer Viktoria.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W.**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 42.)

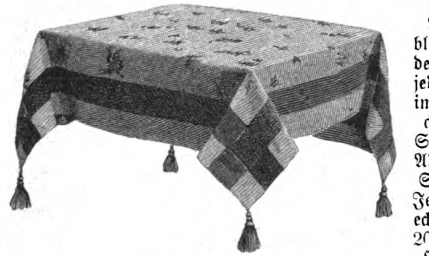
Ihr ſchmückt die Stuben, ihr füllt die Speicher,
Ihr ſtrebt und ſehnt euch nach mehr, nach mehr!
Wird auch die ſehnende Seele reicher,
Bleibt auch das darbende Herz nicht leer?

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

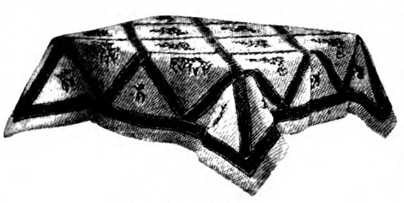
D. Die Inſtitute des Berliner Fröbel-Vereines.

Am 28. Juni 1890 feierte der Fröbel-Verein, einer der älteſten gemeinnützigen Vereine Berlins, ein ſchönes Feſt zur Erinnerung an Fröbel's Begründung eines deutſchen Kindergartens in Blankenburg und Keilhau im Jahre 1840. In den fünfzig Jahren, die ſeit der Begründung des erſten Kindergartens verſtrichen, ſind die Gedanken Friedrich Fröbels immer mehr Gemeingut der Nation geworden, ja ihr ſegensreicher Einfluß nimmt von Tag zu Tag zu. So wurden z. B. jüngſt in den Berliner Gemeindeſchulen beim Turnunterricht Fröbel'ſche Bewegungsſpiele eingeführt. Die Anſtalten des Fröbel-Vereines zerfallen in drei Gruppen: die Kindergärten, das Seminar für Kindergärtnerinnen und die Kinderpflegerinnenſchule. Die Kindergärten bieten, abgeſehen von ihrem gemeinnützigen Zwecke an ſich, den beiden letzteren Anſtalten Gelegenheit, ihre Zöglinge ſogleich bei der Unterweiſung in die praktiſche Anwendung des Gelernten treten zu laſſen. Es ſind fünf Kindergärten, von denen zwei von der Stadt unterſtützt werden und Volkskindergärten ſind. Letztere hält man den ganzen Tag über geöffnet, damit die Kinder von Arbeitern, welche außer dem Hauſe ihre Beſchäftigung haben, dort Unterkommen finden. Zu dem Zwecke iſt Vorſorge getroffen, daß die Kinder Mittag- und Veſperbrot, beides zuſammen für 10 Pf. täglich, erhalten. Wie ſegensreich dieſe Einrichtung iſt, liegt auf der Hand. Drei Kindergärtnerinnen bzw. Pflegerinnen und eine Aufwartefrau beaufſichtigen je einen Kindergarten ſodaß die Kleinen auch in den unterrichtfreien Stunden nicht ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Das Kindergärtnerinnen-Seminar bildet nicht nur für den Beruf der Kindergärtnerinnen theoretiſch und praktiſch aus, ſondern gibt auch jungen Mädchen und Frauen, die das Erlernte nicht berufsmäßig verwerten wollen, Gelegenheit, Fröbels Kleinkinderpädagogik kennen zu lernen. Auf dieſe Weiſe ſoll der Gedanke Fröbels — das ganze weibliche Geſchlecht zu einer ſorgfältigen, tief erfaßten erſten Erziehung anzuregen und anzuleiten, gefördert werden. Zur berufsmäßigen Ausbildung iſt ein Jahr erforderlich. Aufgenommen werden nur Schülerinnen, welche das 16. Jahr zurückgelegt haben und einen Geburts- oder Taufſchein, ein Führungszeugnis der Ortsbehörde, einen ſelbſtverfaßten Lebenslauf und ein Schulabgangszeugnis einreichen. Das Schulgeld beträgt für alle Fächer 27 Mark vierteljährlich. Junge Mädchen oder Frauen, welche nur aus Intereſſe für die Sache den Unterricht zu beſuchen wünſchen, werden auf eine einfache Anmeldung hin zugelaſſen; ſie erhalten jedoch kein Abgangszeugnis. Kindergärtnerinnen, die nach abſolviertem Unterrichtsjahre die Schlußprüfung beſtehen und ein Reifezeugnis erlangen, werden als Kindererzieherinnen angeſehen und ſind nicht mit den Kinderpflegerinnen zu verwechſeln; ſie erhalten beſſer beſoldete Stellen und ſind als gebildete Mädchen, nicht etwa als Dienſtboten zu behandeln. Daher empfiehlt ſich dieſer Beruf für junge Damen, welche kinderlieb ſind, nicht viel Zeit und Mittel für ihre Ausbildung aufwenden können und ſich nicht zu rein wiſſenſchaftlichen Berufsarten hingezogen fühlen. Die Unterrichtsſtunden, 21 wöchentlich, finden meiſt des Nachmittags ſtatt, an drei Vormittagen üben ſich die Schülerinnen in einem Kindergarten. Es werden gelehrt: Pädagogik, Kindergartenlehre, Fröbel'ſche Beſchäftigungen, Fröbel'ſche Bewegungsſpiele, deutſche Litteratur, Naturkunde, Geſundheitslehre und Gymnaſtik, Geſang, mathematiſche Formenlehre, Methodik des Elementarunterrichtes. Wir wohnten dem Unterrichte bei und überzeugten uns, wie anregend und intereſſant er gehandhabt wird (beſonders von dem vortrefflichen Leiter des Seminars, Herrn Prof. Pappenheim) und wie die jungen Mädchen mit Luſt und Liebe bei der Sache ſind. Die Kinderpflegerinnenſchule ſteht unter derſelben Leitung wie das Seminar. Sie bildet Mädchen aus, welche Müttern bei Wartung und Beſchäftigung der Kinder zur Hand gehen und befähigt ſind, die erziehende Pflege des Kindes zu übernehmen. Doch nicht allein einen Broterwerb ermöglicht man den Zöglingen, ſondern die Kenntniſſe, welche man lehrt, ſollen auch den künftigen Frauen und Müttern zu gute kommen. Der Kurſus der Pflegerinnenſchule iſt ebenfalls einjährig. Im Anfang leiſten die Zöglinge während der Vormittage in einem Kindergarten Hilfe, ſpäter verbringen ſie die Vormittage in Familien, bei tüchtigen Hausfrauen, Schutzdamen des Fröbel-Vereines. Hier üben ſie ſich in wirtſchaftlicher Arbeit und in der Pflege der Kinder. Der nachmittägige theoretiſche Unterricht erſtrebt die Vollendung und Befeſtigung der Schulkenntniſſe und die Einführung in die Pflege und Beſchäftigung jüngerer Kinder in Fröbel'ſchem Geiſte. Es wird in Litteratur, Deutſch, Rechnen, Erziehungs- und Naturkunde unterrichtet, vor Allem in der Anwendung der Fröbel'ſchen Bildungs- und Beſchäftigungsmittel. Auf Fertigkeit in weiblichen Handarbeiten wird beſonders geſehn. Nach einer öffentlichen Prüfung erhalten die jungen Mädchen ein Abgangszeugnis; auf Wunſch werden ihnen dann koſtenlos Stellen zugewieſen. Die Unterrichtsſtunden für die Pflegerinnen finden in der 2. und 62. Gemeindeſchule ſtatt, die für das Seminar im Lette-Hauſe. Zu wünſchen wäre den Inſtituten des Fröbel-Vereines ein eigenes Haus, in dem ſich etwa auch ein Heim für vorübergehend ſtellenloſe Kindergärtnerinnen befinden könnte. Vielleicht weiß ein Menſchenfreund nicht, wem er ſeinen Reichthum vererben ſoll — hier wäre eine gute Verwendung dafür.

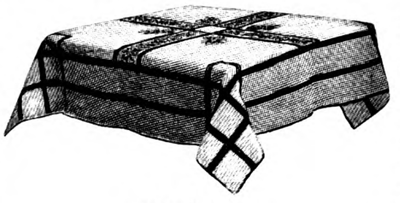
Billigſte Kaffeedecken.



Kaffeedecke I.



Kaffeedecke II.



Kaffeedecke III.

Kaffeedecken ſind ein Wirtſchaftsartikel, von dem keine Hausfrau zu viel haben kann; namentlich werden im Sommer, wo man ſie oft im Garten, auf der Veranda oder dem Balkon benutzt, deren recht viele gebraucht. Da iſt es denn vor allem wünſchenswert, daß die Decken das Waſchen gut vertragen. — Kaffeedecken ſind ferner ein Artikel, womit man gern ein wenig Luxus treibt; man findet ſie reich verziert auf golddurchwirktem Stoff mit Seide geſtickt u. ſ. w. u. ſ. w. Leider vereinigt ſich aber die Eleganz ſelten mit Dauerhaftigkeit. Da ſoll unſern Leſerinnen heute eine Anleitung an die Hand gegeben werden, wie ſie ſich mit ein wenig Mühe, die doch gewiß keine Hausfrau ſcheut, für ganz geringe Koſten ſehr elegant ausſehende waſchechte Decken zum Gebrauch herſtellen können. Sie haben den Vorzug, daß ſie das Waſchen nicht nur vorzüglich vertragen, ſondern immer ſchöner dadurch werden. Thatſächlich wird Neſſelſtoff, aus dem wir die Decken fertigen, mit jeder Wäſche klarer und feſter; wenn man nun waſchechte Zuthaten und M. D. C. Stickgarn nimmt, ſo ſind ſolche Decken gradezu unverwüſtlich, „nicht klein zu kriegen,“ wie der populäre Ausdruck lautet. Decke Nr. 1 iſt aus feinem doppeltem Neſſel gefertigt, welcher 101 cm breit liegt; wir ſchneiden nun 101 cm lang ab, ſo daß wir ein Quadrat haben. Dasſelbe wird mit zerſtreuten Weinblättern und Ranken, groß und klein, recht graziös geordnet, beſtickt und zwar mit der ſtärkſten Baumwolle (Nr. 16) in drei Schattierungen. Die Arbeit iſt in Randſtich ausgeführt (dichtnebeneinander liegende, $\frac{1}{2}$ cm lange Stiche, vom Rande aus nach der Mitte) und geht mit dem ſtarken Garn ſehr ſchnell von der Hand; der doppelt genommene Stoff, den man etlichemale aneinander heftet, verhindert, daß die Decke kraus wird. Iſt das mittlere Viereck fertig, ſo ſetzt man einen 22 cm breiten Streifen Neſſel an, den man 7 cm breit zum Saum umſchlägt. Dann ſteppt man von farbigem, vorher gebrühtem Waſchſtoff einen 8 cm breiten Streifen ſo darauf, daß er die beiden Stoffränder deckt und das Ganze rechts und links ſauber ausſieht. Die Ecken erhalten je eine blaue Quaſte. Unſer Modell iſt in blau ausgeführt. Ebenſo freundlich ſieht die Decke Nr. 2 aus. Man braucht dazu 12 viereckige und 12 dreieckige Teile aus ſtarkem, einfach genommenem Neſſelſtoff, die mit einer Stickerei verziert werden. Jedes wird einzeln gearbeitet. — Das Muſter zeigt einen zierlichen Johannesbeerzweig mit reifen Träubchen daran und iſt ebenfalls in drei Schattierungen, diesmal rot geſtickt, die Blätter im Randſtich, die Beeren flach, die verdorrten Blütenblättchen an der Spitze jeder Beere im Knötchenſtich, Stiele und Adern im Stielſtich. Jedes Viereck mißt 20 cm im Quadrat und erhält einen 1 cm breiten Saum. Um die einzelnen Teile genau und gleichmäßig herſtellen zu können, ſchneidet man ſich am beſten ein genau ſo großes Viereck aus Pappe und zeichnet die Konturen mit Rotſtift auf den Stoff. Für die Dreiecke ſchneidet man die Pappe in der Diagonale durch und verfährt ebenſo. Für dieſe zeigt das Muſter einen kleineren Zweig. Zum Schluß kommt daß Zuſammenſetzen. Dazu brauchen wir 4 cm breite Säume aus rotem ſchweizer Kattun (wozu der Stoff doppelt genommen wird), an welche die Teile überwendlich angenäht werden. Recht viel Akurateſſe iſt hierbei nötig. Die Dreiecke ordnet man, wie erſichtlich, in der Art, daß ſie mit ihrem ſchrägen Stoffſaum den äußeren Rand der Decke bilden; auch iſt darauf zu achten, daß die Stiele der Stickerei ſtets nach einer Richtung gehen. Wenn alles aneinandergefügt iſt, ſo werden die roten Streifen $\frac{1}{2}$ cm vom Rand durchgeſteppt, wodurch die Stellen, an denen ſie ſich kreuzen, auch feſt aufliegen. Den Rand der Decke bildet ein 4 cm breiter roter und ein ebenſo breiter weißer Saum. — Je nach Belieben kann man ſie vergrößern oder verkleinern, indem man mehr oder weniger Carreaus verwendet. Unſer Modell hat 123 cm im Geviert. — Ebenfalls aus ſtarkem Neſſelſtoff iſt Decke Nr. 3 hergeſtellt; ſie mißt im Quadrat 136 cm. Da der Stoff aber nur 77 cm breit liegt, muß die Decke eine Naht erhalten; dieſelbe befindet ſich unter dem einen Band des Mittelkreuzes und iſt daher bis auf die Stelle am Rand, wo das Kreuz aufhört, nicht zu ſehen; von da ab wird die Naht gedreht und links gewandt. Gewöhnliches, waſchechtes (auch vorher gebrühtes) braunes Baumwollband, das Stück à 10 m zu 40 Pf., von 2 cm Breite wird nun erſichtlicher Weiſe aufgeſteppt; die Entfernung von einem Band zum andern beträgt ſtets 11 cm, von der Mitte des Bandes ausgerechnet; das erſte Band iſt vom Rand 10 cm entfernt. Das Mittelkreuz erhält eine Stickerei, die in einer fortlaufenden Kante beſteht und mit braunem M. D. C. Garn Nr. 16 im Schnürchenſtich (verdrehten Kettenſtich) gearbeitet wird. An die äußeren Ecken des durch die ſich kreuzenden Bänder in der Mitte gebildeten Viereckes, das unbeſtickt bleibt, kommt je eine Bäumchen-Figur, ebenfalls im Schnürchenſtich gearbeitet. — Das Ganze wird mit Band eingefaßt. Ich verſende die Muſter zu jeder Decke auf Seidenpapier gezeichnet je für 50 Pf. und 10 Pf. Porto in Briefmarken; alle 3 zuſammen koſten 1 Mark und 10 Pf. Porto. Für die Decke Nr. 1 habe ich ein ganzes Viertel der Arbeit aufgezeichnet, damit die Streublümchen recht hübſch verteilt bleiben; man achte dann bloß darauf, daß jede der vier Ecken des Muſters einmal in der Mitte der Decke gelegen hat. **Sophie Schattſchneider,**

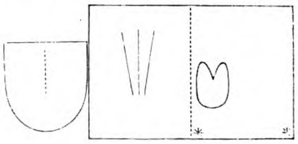
Frankfurt a. O., Neuer Markt.

Handarbeit.

Vielen Leſerinnen des Daheim dürfte folgende, ſehr effektvolle und für eine in Stickereien geübte Hand nicht ſchwer herzuſtellende Arbeit noch unbekannt ſein. Ein gewöhnliches Bauerntaſchentuch, wie man es in jedem Weiß- und Schnittwaren-Geſchäft bekommt, wird, um das Verziehen der Stickerei zu verhindern, auf Futtergaze genäht und dann in bunter Seide ganz nach Belieben ausgeſtickt. Am beſten eignen ſich zu dieſem Zwecke Taſchentücher mit möglichſt großen Arabesken, ſo z. B. vier Eckornamente, die man in übereinſtimmender Seide plattſtickt. Bei den kleineren Figuren werden abwechſelnd die verſchiedenſten Stiche, wie Knopflochſtich, Grätenſtich, Spitzenſtich angewendet. Den Fond des Taſchentuches füllt man mit Knötchenſtich ſo dicht wie möglich, damit nichts von dem gewöhnlich baumwollenen Grundſtoff durchſchimmert. — Beſteht das Tuch, wie oben erwähnt, aus vier Eckornamenten, ſo heftet man, wenn dieſelben fertig geſtickt, die Arbeit überhaupt bis auf die Mitte vollendet iſt, unter dieſe ein zur Farbe der Stickerei gut paſſendes Stück Plüſch. Dann wird das Oberzeug vorſichtig bis an die geſtickten Arabesken hinweggeſchnitten und letztere mit einer feinen Goldſchnur auf den Plüſch feſtgenäht. — Nachdem die Decke gefüttert iſt, wird dieſelbe am Rande mit einer ſeidenen oder goldenen Schnur verziert. — Befindet ſich in dem Tuche ein Pleinmuſter, ſo ſtickt man die einzelnen Figuren

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

beliebig aus und benäht den Fond mit Knötchenſtich. Man kann ſich dieſe ſehr aufhaltende Arbeit bei einem Foulard- oder Satintuch ſchenken; nur bei baumwollenen Tüchern iſt das Ausarbeiten des Grundes anzuraten. Die eben beſchriebene Decke wird mit einem ca. 6 cm breiten Plüſchrand verſehen. Schließlich wird die Arbeit gefüttert. — Wenn das Ausſticken der Tücher auch viel Geduld und Zeit erfordert, ſo wird alle Mühe doch reichlich durch den Effekt dieſer ſehr an orientaliſche Stickereien erinnernden Decke belohnt. — Die Koſten ſind nur gering, da man alle vorhandenen Seidenreſte gut verwenden kann. **H.**



Gartenhandſchuh für Damen. Dieſer kühl und angenehm ſitzende Gartenhandſchuh kann aus Leinwand, Nanking u. ſ. w. angefertigt werden, des beſſeren Sitzes wegen nimmt man den Stoff ſchräg. Zu der Manſchette gehört ein 40 cm langer, 9 cm breiter Streifen. Nachdem man alle Teile geſchnitten und geſäumt hat (wenn man nicht vorzieht, den Saum gleich mit einem Zierſtrich herzuſtellen), verbindet man die Manſchette mit dem oberen Teil mittelſt Kreuznaht, indem man ſie von * zu * glatt anſetzt, den übrigen Teil einkrauſt. Der Daumen wird am beſten mittelſt überwendlicher Naht eingeſetzt. Den Handrücken zieren drei Streifen Kreuznaht. Zuletzt wird die Naht gemacht, die den Handſchuh ſchließt, ſauber beſtochen. **M. v. T.**

Für den Haushalt.

Fr. 112. Zu Erdbeerwein nimmt man auf 1 Pfund Früchte 1 Pfund Zucker, $^3/_4$ Liter Waſſer. Der Zucker wird mit dem Waſſer aufgelöſt, zu den zerdrückten Erdbeeren in eine Flaſche gegoſſen, gären laſſen und im Februar darauf filtriert. Nach 2—3 Jahren ſchmeckt er wie ſüdlicher Wein und bewahrt das Aroma der Früchte wie kein anderer. **K. B.**

Peterſilie zu konſervieren. Die Peterſilie wird verleſen und gewaſchen auf ein Brett oder Tuch gebreitet; nachdem das Waſſer abgetropft iſt, wird ſie fein gewiegt und mit Salz tüchtig gemengt. Nun ſtampft man ſie ſehr feſt in ein Gefäß und drückt ſo lange, bis die Lake oben ſteht, ſtreut noch Salz darüber und bindet das Gefäß zu. Auf dieſe Weiſe aufbewahrt, kann man ſie den ganzen Winter wie friſche gebrauchen, nur muß man ſich natürlich mit dem Salzen der Speiſe darnach richten. **Eine Daheimleſerin.**

Für die Küche.

Kirſchpfanne. — Man kernt 1 Kilo ſchwarze Kirſchen aus, rührt 125 Gramm Butter zu Schaum, fügt 8 Eidotter, etwas Zimmet, 125 Gramm Puderzucker, 8 altbackene geriebene Milchbrote, das zu Schnee geſchlagene Eiweiß, $^5/_8$ Liter lauwarme Milch und zuletzt, wenn die Maſſe tüchtig gerührt worden, die Kirſchen hinzu. Nun ſtreicht man eine Pfanne oder Form fett mit Butter aus, beſtreut ſie mit feingeriebener Semmel, ſchüttet die Maſſe hinein, beſtreut ſie oben ebenfalls mit geriebener Semmel, belegt ſie mit Butterſtückchen und läßt die Speiſe 2 Stunden bei mäßiger Hitze im Ofen backen. Sie ſchmeckt warm und kalt ſehr gut.

Fr. 108. Magdalenenkuchen. 5 Eidotter werden mit 100 Gramm Zucker aufgerührt, dann 100 Gramm heiße Butter, 100 Gramm Mehl und etwas Citrone hinzugefügt, ferner der Schnee von 5 Eiweiß. Nun formt man von feſtem Papier eine große Kapſel, gibt die Maſſe hinein und bäckt ſie. Wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt, löſt man das Papier ab, beſtreicht denſelben mit Apfelſinenzucker, beſtreut ihn mit feingehackter Succade und zerſchneidet ihn. **E. B.**

Korinthenkuchen. 9 Eidotter werden mit 150 Gramm Zucker aufgerührt, dann zerpflückt man 120 Gr. Butter in 200 Gr. Mehl, rührt dasſelbe unter die Eier, ferner geſtoßenen Zimmet und Kardamom, vermiſcht die Maſſe mit dem Schnee von 9 Eiweiß, $^1/_4$ Pfund ausgequollenen Korinthen, geſchnittener Succade und backt dieſelbe in einer Form oder Papierkapſel. **E. B.**

Hirſchzweige. $^3/_4$ Pfd. Mehl, 225 Gr. Zucker, 100 Gr. Butter, 4 Eier, einige Körner Salz, etwas geſtoßene Vanille und eine Meſſerſpitze voll Hirſchhornſalz werden zuſammen angewirkt, dann längliche Stollen davon geformt und dieſelben in heißer Butter gebacken. **E. B.**

Roſengelee. Man nehme Stachelbeeren, putze ſie ab, ſchütte dieſelben in einen Steintopf, der aber nicht fettig ſein darf, ſetze ihn in einen eiſernen Topf oder Keſſel, worin man Waſſer gießt, und laſſe dies mehrere Stunden kochen, wodurch die Stachelbeeren platzen und ſich Saft entwickelt. Dann nehme man einen wollenen Beutel, fülle einige Stachelbeeren hinein, ſtreue eine Hand voll Roſenblätter darüber und wiederhole dies Verfahren abwechſelnd, bis alle Stachelbeeren verbraucht ſind, darauf läßt man den Saft eine Nacht lang durchlecken. Am andern Tage wiegt man denſelben und kocht ihn zu Gelee, auf 1 Pfd. Saft rechnet man 1 Pfd. Zucker. Der Zucker wird zuerſt geläutert und zu Syrup gekocht, dann der Saft dazu gegoſſen und noch einige Male aufgekocht, dann füllt man ihn in Gläſer, legt ein in Arrak getauchtes Stück Papier darauf und bindet die Gläſer feſt mit Blaſe zu. **H.**

Aprikoſen einzumachen. Reife, aber noch feſte Aprikoſen werden mit beinahe kochendem Waſſer übergoſſen, eine Weile ſtehen gelaſſen, dann geſchält, entzwei geſchnitten und die Kerne herausgenommen. Die halben Früchte legt man in eine Schüſſel, die Höhlung immer nach oben. Zu 1 Pfd. ausgeſteinter Aprikoſen wird 1 Pfd. Zucker geläutert, zum Breitlauf gekocht und über die Früchte gegoſſen. Andern Tags wird der Saft abgeſchüttet, gekocht, rein abgeſchäumt und wieder an die Aprikoſen gegoſſen. — Dies wird den folgenden Tag wiederholt, dann gibt man die Aprikoſen und die aufgeklopften, abgezogenen in ein Mullfleckchen gebundenen Kerne zum Saft und kocht alles zuſammen 10 Minuten vorſichtig mit, damit die Früchte ganz bleiben. In den Gläſern müſſen die Höhlungen der Aprikoſen wieder oben liegen, dann verſieht man ſie mit einem Kirſchengeiſt- oder Salicylſäurepapier und bindet ſie mit Pergamentpapier zu. (Mandelaprikoſen ſind vorzuziehen.) **F. R. in St.**

Auskunft.

Fr. 110. Ich empfehle Ihnen die unübertrefflichen Hörrohre des Herrn H. J. Weigelt in Vegeſack. **D. R.**

Fr. 111. An Frau **von S.**

Kirchliche Inſchrift.

1) Nicht durch Tempelbau und Zier
Huldige ich, Vater, Dir —
Eins gereicht Dir nur zur Ehre:
Wenn ich mich der Sünde wehre.

Harriot Wolff.
München, Schellingſtraße 1.

2) Kein Dienſt an ſeinem Hauſe ehrt
Den Herrn genugſam; er begehrt,
Daß ſich dein Herz zu ihm bekehrt.*)

Eliſabeth Kolbe.

*) Zahlreiche andere aus dem Leſerkreiſe eingeſandte Faſſungen desſelben Gedankens liegen noch in der Redaktion zur Verfügung der Einſenderin.

Redaktionspoſt.

E. E., Gotha. Im Daheimkalender vom Jahre 1889 finden Sie das Gewünſchte.

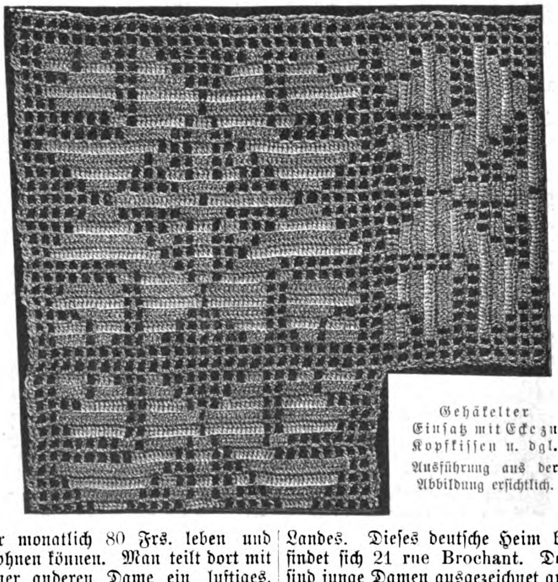
Frau Gutsbeſitzer H. in H. Unter den zahlreichen, für die Sittlichkeit des Volkes ſo wertvollen chriſtlichen Heimſtätten für weibl. Dienſtboten in Berlin nennen wir Ihnen, außer dem neulich beſprochenen Charlottenheim, das ſeit elf Jahren beſtehende Sonntagsheim, Lützowſtraße 2. — Durch Gewinnung einer neuen zweckmäßigen Wohnung iſt es letzterem möglich geworden, nunmehr 20 bis 30 Mädchen zu gleicher Zeit aufzunehmen (gegen ein Entgelt von 30, 50, 75 oder 100 Pfg. pro Tag und Bett), wie auch zur Beſtreitung der nicht unerheblichen Koſten für dieſe Einrichtung einige freundliche Zimmer als Hoſpiz für Damen zur Verfügung zu ſtellen. Überdies werden auch Schülerinnen zur Erlernung der Wirtſchaft, Schneiderei u. ſ. w. aufgenommen und gut ausgebildet, ſo daß das Sonntagsheim nach allen Seiten nur gut empfohlen werden kann.

(Zu Nr. 43.)

Ein Gang zum Himmel ſei jede Ehe!
Derſelbe Name, — derſelbe Stab, —
Dieſelbe Luſt und dasſelbe Wehe —
Dasſelbe Haus und dasſelbe Grab.

Deutſche Lehrerinnen in Paris.

Anknüpfend an den Artikel: „Deutſche Lehrerinnen in Paris“ in Nr. 31 des Frauen-Daheim möchte ich folgendes zur Berichtigung der dort ausgeſprochenen Anſichten anführen. Fern ſei es von mir, die großen Übelſtände zu beſtreiten, von denen Frau Magdalena H. in ihrem Artikel ſpricht, und die auch, meiner Meinung nach, gar nicht ſcharf genug hervorgehoben werden können, um junge, unerfahrene Damen, die auf gut Glück nach Paris gehen, ſich dort eine Stellung zu ſuchen, zurückzuhalten. Ich ſelbſt war fünf Jahre als Erzieherin dort, bin alſo wohl ein wenig über die dortigen Verhältniſſe orientiert und erkenne vollkommen die Schwierigkeiten an, die ſich beſonders für uns Deutſche in Paris finden. Von mir ſelbſt will ich nicht ſprechen, da ich während dieſer fünf Jahre eine ganz ausnahmsweiſe gute Stellung hatte, aber ich kenne perſönlich unzählige junge deutſche Erzieherinnen, die ſuchend nach Paris kamen und dort, allerdings auch oft erſt nach vieler Mühe, Stellung fanden. Daß dies Mühe koſtet, darin gebe ich Frau Magdalena H. ganz recht, aber es iſt mir vollſtändig unverſtändlich, wie es einer deutſchen Frau, die nur einigermaßen die Pariſer Verhältniſſe kennt, möglich iſt, von deren Schattenſeiten zu ſprechen, ohne auch nur den Umſtand hervorzuheben, daß in dieſer fernen Weltſtadt deutſche Liebe und Fürſorge, unter der Protektion hoher Fürſtinnen, ein deutſches Heim gründeten, in dem junge Damen die erſten drei Monate ihres Dortſeins für monatlich 80 Frs. leben und wohnen können. Man teilt dort mit einer anderen Dame ein luftiges, bequemes Schlafzimmer (für 95 Frs. hat man ein ſolches allein), hat ein ſehr gemütliches, gemeinſames Wohnzimmer mit vielen Büchern, Pianino u. ſ. w., großes Eßzimmer, ausgezeichnete Verpflegung (mittags und abends warme Mahlzeiten) und täglich, wenn man wünſcht, von der franzöſiſchen Vorſteherin unentgeltlich Unterricht in der Sprache des Landes. Dieſes deutſche Heim befindet ſich 21 rue Brochant. Dort ſind junge Damen ausgezeichnet aufgehoben. Dieſelben müſſen dann, falls ſie nicht durch Bekannte oder Zeitungen Stellung finden, allerdings ihre Zuflucht zu den „Bureaux de placement“ nehmen. Natürlich iſt es langweilig und ermüdend, täglich in einem ſolchen Bureau vorzuſprechen, aber dafür bietet Paris unentgeltlich auch ſo viel Intereſſantes und Belehrendes, was wohl für ſolche Mühe etwas entſchädigt. Und dann haben wir hier in Deutſchland doch auch wohl ſelten Stellungen, wo eine junge Dame, die nicht einmal ihr Examen machte, 1200 Frs. Gehalt erhält, wie das in Paris häufig vorkommt. Auch irrt ſich Frau M. H. vollſtändig, wenn ſie ſagt, an Privat- und Nachhilfeſtunden wäre dort gar nicht zu denken. Im Gegenteil, nirgends habe ich dieſes ſo viel geſehen wie in Paris, wo durchſchnittlich eine Familie für zwei bis drei Nachhilfeſtunden täglich einer Erzieherin monatlich 100 Frs. giebt. Das deutſche Heim, dieſer Segen für ſo viele einſame Damen, ſcheint, wie geſagt der Frau M. H. völlig unbekannt zu ſein; ſollte ſie ebenfalls nicht wiſſen, daß ſich in Paris ein deutſcher Lehrerinnenverein befindet unter Leitung beſonders tüchtiger und liebenswürdiger Damen, die alle ihre Kräfte daran ſetzen, um den Mitgliedern Stellung zu verſchaffen? Ich war bis jetzt Mitglied des Vereines, kenne denſelben alſo genau. Und hat Frau M. H. nie etwas von den deutſchen Predigern in Paris gehört, beſonders von Herrn Kirchenrath Friſius, jetzt in London, der letzten Herbſt Paris verließ, nachdem er dort 22 Jahre unermüdlich für ſeine deutſchen Landsleute geſorgt und beſonders auch ſtets ein offenes Herz und



Gehäkelter Einſatz mit Ecke zu Kopfkiſſen u. dgl.

Ausführung aus der Abbildung erſichtlich.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Haus für die Erzieherinnen hatte? Verdienen alle dieſe Sachen nicht der Erwähnung? Trotzdem rate aber auch ich ganz entſchieden jeder jungen Dame, die nicht Beziehungen und Empfehlungen in Paris hat, nur dann dorthinzugehn, wenn ihre Mittel ihr erlauben, im Notfall erſt zwei bis drei Monate in dem deutſchen Heim zu bleiben.

Elſe W. in M.

Das Teppichklopfen.

Das Teppichklopfen in den Höfen iſt, abgeſehen von dem läſtigen Geräuſch, das es verurſacht, eine der widerwärtigſten und geſundheitsſchädlichſten Einrichtungen, die es gibt. Geſchieht es in Höfen, welche dem Staube einigermaßen Abzug geſtatten, ſo mag es noch angehen, doch in einer Großſtadt, wo jeder Fußbreit Boden möglichſt zu Bauzwecken verwertet wird, finden ſich nicht viel ſolcher Höfe, die meiſten derſelben ſind durch Seitenflügel und Hinterhäuſer rings eingeſchloſſen. Da nun ſämtliche Teppiche aus einem vielſtöckigen Vorderhaus und deſſen Nebengebäuden in einem Hofe ausgeklopft werden, ſo kann man ermeſſen, welche Staubmaſſen damit in die ſtagnierende Luft desſelben übergehen und ſich, da ſie ſonſt keinen Abzug haben, in den Wohnungen der Hinterhäuſer und den nach dem Hof zu gelegenen Räumen der Vorderhäuſer, beziehentlich in den Lungen der Bewohner derſelben ablagern müſſen. Iſt es ſchon widerlich, den Staub zu atmen, den andere von ihren Füßen ſchütteln, ſo iſt der Gedanke, daß Krankheitskeime in dieſem Staub enthalten ſein können, erſt recht ſchrecklich. Denn man klopft nicht nur die Teppiche aus den Salons, ſondern auch die, welche in Schlaf-, wohl auch Krankenzimmern gelegen haben, auf den Höfen aus. Oder dürfte man annehmen, daß Teppiche aus Zimmern, in welchen ſich an anſteckenden Krankheiten Leidende befinden, nicht nach allgemeinem Brauch gereinigt würden? Ich glaube kaum, daß jemand ſo rückſichtsvoll ſein würde, ſeine Mitmenſchen vor dem Einatmen tödlicher Krankheitskeime zu bewahren, indem er ſeine Teppiche aus Krankenzimmern nicht im Hofe ausklopfen ließe. Wie oft mag nicht ſchon der in die Wohnungen eindringende Teppichſtaub der Verbreiter anſteckender Krankheiten geweſen ſein, ohne daß man der Urſache nachforſchte oder ſie erkannte. Gewiß wird einſt, mit der Zeit, das Teppichausklopfen in von bewohnten Häuſern eingeſchloſſenen Höfen durch die Geſundheitsbehörde verboten werden. Aber das ginge doch nicht an! Wie ſollte man denn ſonſt die Teppiche reinigen? Es würde doch gehen, wenn es ſein müßte. Man richtet ſich eben anders ein. Wie viel Unzuträgliches, was in früherer Zeit, da die öffentliche Hygiene noch auf ſchwachen Füßen ſtand, allgemein Brauch war, iſt im Lauf der Jahre abgeſtellt worden. Man hat ſich vielleicht auch anfangs dagegen geſträubt, und jetzt wundert man ſich, wenn man hört, daß dies und jenes früher ganz anders, unſauberer und unpraktiſcher war. Um das häufige Ausklopfen der Teppiche zu vermeiden, kehrt man dieſelben mit feuchten Theeblättern oder nur mit einem leichtangefeuchteten Teppichbeſen ab, und gibt ſie von Zeit zu Zeit in eine Teppichreinigungsanſtalt, wo ſie mit wenig Unkoſten gründlicher geſäubert werden, als es auch beim häufigſten Ausklopfen geſchehen kann.

H.

Praktiſches fürs Haus.

Esdragon-Eſſig. Alle Vorſchriften zu Esdragon-Eſſig, wie ſie in Koch- und Hausbüchern gegeben ſind, liefern einen guten Würzeſſig, der jedoch nie dem franzöſiſchen Esdragon-Eſſig nahe kommt. Es liegt dies daran, daß ein Beſtandteil fehlt, den die Franzoſen hinzuthun, nämlich der Yſop. Man pflanzt den Yſop (Hyssopus officinalis) im Garten an wie Esdragon und zieht ihn entweder aus Samen oder noch beſſer aus Stecklingen, die von jeder großen Handelsgärtnerei bezogen werden können. Auch Marinaden und Kräuterſalaten gibt ein Stengelchen Yſop einen kräftigen, feinen Geſchmack, wenn man ſich hütet, ihn im Übermaß anzuwenden.

—u.

Handarbeit.

Taufhandtuch. Beſonders für Haustaufen beſtimmt, wird ein ſolches Handtuch auf dem Lande und auch in manchem Stadthaushalt willkommen ſein! Ein derartiges Taufhandtuch beſteht aus feiner Leinwand und iſt ſo lang und breit wie ein gewöhnliches Handtuch, am Rande mit ſchönem Hohlſaum verziert. Auf beide kurze Enden des Handtuches ſtickt man eine Kante; für Ungeübtere in Kreuzſtich über Kanevas mit waſchechter, gelber Seide; für geſchickte Hände in Plattſtich mit demſelben Material. Das Muſter der Kante muß natürlich ein ſtreng ornamentales, noch beſſer ein kirchliches ſein, wie man ſolche in der Leſſingſchen oder anderen Muſterſammlungen findet. Für eine Plattſtichkante fand ich eine Ranke von Paſſionsblumen immer am meiſten geeignet. Über eine der Kanten wird der Spruch geſtickt: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen“, über die andere Kante wird das Monogramm der Taufmutter geſetzt. Natürlich müſſen die Buchſtaben der Stichart des Handtuches entſprechen; alſo Kreuzſtichbuchſtaben zur Kreuzſtichkante und durchgeſtickte Buchſtaben zur Plattſtichkante. Beſonders achte man darauf, daß die Rückſeite der Stickerei möglichſt ſauber ausfällt, weil ſie ſichtbar iſt. Man kann deshalb doppelſeitigen Kreuzſtich anwenden oder die Kante links mit Batiſt abfüttern. Zum Abſchluß wird an die kurzen Enden des Taufhandtuches eine Spitze geſetzt; entweder eine ſchöne geklöppelte oder auch eine gehäkelte. Für letzteren Fall darf allerdings das Muſter nicht eins der beliebten bekannten ſein, ſondern ein ſolches mit kirchlichem Muſter, z. B. mit Kreuzen darin.

E. Grethe.

Alte Wollreſte kann man praktiſch verwerten, wenn man einen Cylinderreiniger daraus folgendermaßen herſtellt: Man ſchneidet 12 Kartonkreiſe je von 10 cm Umfang und aus der Mitte jedes Kreiſes einen etwa $^1/_2$ cm größeren Teil, als der Umfang des Stockes beträgt, ſo daß man einen Kartonring erhält. Nun legt man 2 ſolcher Ringe genau aufeinander und umwindet ſie 6—8fach mit Wolle in der Weiſe, wie man Pompons anfertigt, ebenſo die übrigen Ringe paarweiſe. Nun macht man, um die Ringe an dem Stabe zu befeſtigen, an einem Ende desſelben 6 je 2 cm weit entfernte Einſchnitte, ſchiebt zuerſt einen umwundenen Doppelring auf den Stab, ſo daß der Karton genau auf einen Einſchnitt trifft, ſchneidet die Wolle am Außenrande des Ringes auf und bindet dieſelbe zwiſchen beide Kartonringe, die man etwas auseinanderſchiebt, an dem Einſchnitt des Stabes feſt. Hierauf durchſchneidet man den Karton und löſt ihn vom Stabe ab. In gleicher Weiſe werden die übrigen Ringe angebracht. Sollten die Spitzen der Wollfäden, die dicht zuſammentreten müſſen, hervorſtehen, werden ſie gleichmäßig beſchnitten. Am unteren Ende des Stabes bringt man aus Luftmaſchen gehäkelte Schnur zum Aufhängen des Reinigers an. Eine andere Art Cylinderreiniger: Man bekleidet einen runden Holzſtab an einem Ende etwa 15 cm mit feiner Wattenwolle und dieſe wieder mit einem Stückchen Schafleder von entſprechender Größe. Dasſelbe wird an einer Querſeite an der Spitze des Stabes dicht in Falten gezogen, an der andern Seite ebenfalls in Falten gereiht und an dem Stabe befeſtigt, indem man den Faden durch ein daſelbſt gebohrtes Loch führt. An dieſe Seite der Wolle näht man eine mehrfache über einen Stab geſchürzte Franze aus roter Wolle und befeſtigt am oberen Ende einen in ähnlicher Weiſe hergeſtellten Knopf.

Spielzeug.

Schenkt doch euren Kindern ordentliches Spielzeug! Ich meine nicht: Gebt noch mehr Geld für Spielzeug aus, ſchenkt weniger, aber etwas, was die Kinder brauchen können und was nicht nach wenig Tagen in ſeine Beſtandteile auseinander fällt. Man thut ſeinen Kindern mit ſolchen Geſchenken Unrecht. Die Feſttage ſind kaum vorüber, ſo beginnen die Vorwürfe: Aber Karl, aber Mariechen, nun ſeht einmal da, die ſchöne Puppe und der ſchöne Frachtwagen und der ſchöne Kochherd, alles ſchon entzwei! Was ſeid Ihr für ungezogene Kinder; Ihr ſeid die ſchönen Sachen gar nicht wert! — Karl und Mariechen machen zerknirſchte Mienen und bemühen ſich, von ihrer Schlechtigkeit überzeugt zu ſein. Im Grunde genommen können ſie nichts dafür. Die ſchönen Sachen mußten ja kaput gehen, ſobald ſie in die Hand genommen wurden, ſie waren ja recht abſichtlich darauf eingerichtet, nach etwas auszuſehen, wenig zu koſten und nichts zu taugen. Die Puppe war „reizend“, hatte aber einen Kopf von ſo dünnem Porzellan, daß er beim erſten Auſtoße zerbrechen mußte, der Kochherd, aus allerdünnſtem Bleche, war zuſammengeknickt wie ein Modellierbogen und der Frachtwagen hatte Räder, Axen und Verleimungen, die unmöglich halten konnten. Ich habe eine förmliche Reparatur-Werkſtatt neben meinem Studierzimmer und einige Wochen Arbeit genug gehabt. Ein Gewehr habe ich ſechsmal repariert, jetzt iſt es rettungslos hinüber, weil es für die ſtarke Feder viel zu leicht gebaut war. Puppenperücken, Arme und Beine habe ich unzählige Mal aufgeleimt, Lokomotiven und dergleichen, ich weiß nicht wie oft wieder hergeſtellt. Nun, was ich ſelbſt gebaut habe, das hält. Unſere Kinder ſind keine Engel. Vieles ruinieren ſie mutwillig, anderes aus Wißbegier, aber das meiſte zerfällt, weil es nicht halten kann. Der gewöhnliche Verlauf iſt der, daß am Spielzeug etwas entzwei geht, wofür die Kinder nichts können. Da das Spielzeug unbrauchbar geworden iſt, ſo beginnt das mutwillige Zerſtören. Es iſt, als wenn der Löwe Blut geleckt hätte. Aber gerade damit muß man rechnen. Soll man einen Anti-Kinder-Spielzeug-Ruinierungs-Verein gründen? Soll man Vorträge halten, Statuten beraten? Gott bewahre. Man ſoll ſolch ſchlechtes Zeug nicht kaufen. Nun iſt freilich beſſeres in den Läden gegenwärtig nicht zu haben; aber es wird ſogleich zu haben ſein, wenn es verlangt wird. Man ſuche einen größeren Verkäufer für die Sache zu intereſſieren. Er wird gern, ſchon der Konkurrenz wegen, auf den Gedanken, gutes ſchlichtes Spielzug zu liefern, eingehen.

Mit dem Brautſchleier.

Zu dem Kranze bring' den Schleier
Ich Dir dar;
Morgen, zu des Tages Feier,
Schmück' er Dir das Haar.

Aber auch in Zukunftstagen,
In des Lebens Streit,
Unter Sorgen, Bangen, Zagen,
Halte ihn bereit.

Will des Unmuts trübe Weiſe
Stören Deine Ruh',
Decke mit dem Schleier leiſe
Alles zu.

Will der Sorgen düſtres Träumen
Ängſten Deinen Sinn,
Wirf den Schleier ohne Säumen
Drüber hin.

Und ſo wirſt Du guten Tagen
Stets entgegen gehn, —
Lernſt des Lebens Ernſt ertragen
Und Dein Glück verſtehn.

(Aus der Sammlung **„Das Familienfeſt“** von **Guſt. Burchard**, Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.)

Verwendung von getrocknetem Binſenmark.

(Antwort auf Frage 99). Dieſer reizende, duftige Stoff findet eine allerliebſte Verwendung bei Herſtellung von Chriſtbaumſchmuck. Es laſſen ſich davon in Verbindung mit Goldfaden oder Chenille, Ketten, Körbchen, Netze u. dergl. herſtellen. Ausgeblaſene Eier kann man damit auf das Zierlichſte ſchmücken. Zu dieſem Zweck beklebt man die Eiſchale zuerſt mit bunten Seidenfleckchen in vier Feldern, dann begrenzt man die einzelnen Farben mit aufgelegtem Binſenmark, das man nur unten und oben zu befeſtigen braucht. Auf das ſpitze Ende klebt man Sternchen aus Goldpapier, auf das breite eins desgleichen, durch welches man vorher eine Schlinge zum Anhängen zog. Oder man färbt die Eiſchale zart roſa oder blau und überſpannt ſie dann dicht mit dem Binſenmark, unten und oben kleine Roſetten bildend. Es iſt dies eine feine, zarte Arbeit, recht geeignet für die kleinen Hände unſerer Backfiſchchen, oder zum Zeitvertreib älterer Damen, da eine Anſtrengung der Augen dabei ausgeſchloſſen iſt. **Cl. Zöllner.**

Für die Küche.

Kochkäſe. Saure Milch wird abgerahmt und ſehr warm geſtellt, ſo lange, bis das Dicke nach oben kommt. Dasſelbe thut man nun in einen Preßbeutel und legt dieſen unter die Preſſe; iſt die Maſſe trocken, wird ſie in einer Schüſſel zerkleinert und ſo lange mit den Händen geknetet, bis keine Stückchen mehr darin ſind. Mit Salz und Kümmel nach Geſchmack vermengt, ſetzt man die Maſſe, 3—4 Tage zugedeckt, warm, ſo lange, bis der Käſe ſich lang zieht. Dann wird er in einem Schmortopf mit ſo viel friſcher Butter beigeſetzt, wie man ungefähr an Waſſerreis thun würde. Nachdem der Käſe unter Umrühren nur aufgekocht, iſt er fertig und am andern Tag eßbar. Leicht zu vertragen! Fein ſchmeckend! **Johanna Hirſch.**

Auskunft.

Fr. 101. — Sehr zu empfehlen iſt das Köhlerſche Kindergärtnerinnen-Seminar zu Gotha, welches, eines der älteſten derartigen Inſtitute, ſich ſeit ſeinem Beſtehen unausgeſetzt eines bedeutenden Rufes erfreut.

M. H.

Fr. 114. Billigen Aufenthalt im Rieſengebirge können Sie hier in Fiſchbach im

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Hirſchberger Thal erhalten; hier gibt es Zimmer von 3 Mark per Woche an, wenn Sie ſparen wollen, wählen Sie eins mit Kochofen, oder bringen Sie ſich ſelbſt einen Petroleumkocher mit und beköſtigen ſich ſelbſt nach Ihren Verhältniſſen und nach Geſchmack. Fiſchbach iſt kein Badeort und zur Erholung ſo recht geeignet, da es von Wald und Bergen dicht umgeben iſt. Lebensmittel billig. Auskunft erteilt Ihnen die Rieſengebirgs-Auskunftsſtelle oder der hieſige Poſtvorſteher.

Frau **R. K.** aus **B.**,
z. Zt. in **Fiſchbach**, Rieſengebirge.

Fr. 115. Wenden Sie ſich an Frl. v. Sobbe, Expedition des Edelweiß, Berlin SW., Oranienſtraße 104. Eine der Hauptaufgaben des Edelweiß, dieſes Organs für chriſtliche Liebesthätigkeit, beſteht darin, daß es den von Arbeit oder Krankheit ermüdeten Menſchen Sommerfriſchen zur Herſtellung ihrer Geſundheit vermittelt. In ähnlichem Falle wurde mir dort für ein junges Mädchen freundliche Hilfe zu teil. **J. B., Köln a/Rh.**

(Weitere Zuſchriften liegen in der Redaktion.)

Eine Verkaufsſtelle für Handarbeiten erwerbsbedürftiger Damen höherer Stände unterhält der Hausfrauen-Verein in Magdeburg, Breiteweg 82. Wir machen auch auf das Damenheim und die Haushaltungsſchule desſelben Vereins aufmerkſam.

Fr. 76. Frau **Kaiſer** in **Beilſtein**, Würtemberg. Iſt Ihre Taufdecke wirklich ſchön und das Muſter apart, ſo bieten Sie dieſelbe dem Gewerbemuſeum in Dresden an. Vielleicht laſſen Sie dieſelbe photographieren und ſchicken das Bild mit einer Anfrage an das Direktorium.

Fr. Cl. Zumpe, Kamenz i. S.

Fr. 97. Auf die Anfrage über Verwertung von Staniol, Flaſchenkapſeln u. ſ. w., möchte ich die lieben Leſerinnen von neuem auf die Brockenſammlung der großen Epileptiſchen Anſtalt des Herrn Paſtor von Bodelſchwingh in Gadderbaum-Bielefeld angelegentlichſt aufmerkſam machen. Hier werden ſolche und alle möglichen und unmöglichen Dinge, die man ſonſt weder verwenden, noch verkaufen oder verſchenken kann, mit dem herzlichſten „Vergelts Gott!“ angenommen. — Dieſe „Übrigen Brocken,“ für welche geeignete Räume beſchaffen ſind, bieten durch Sortieren, Reparieren, Desinficieren und Ordnen einer großen Anzahl leidender Menſchenkinder geeignete Beſchäftigung, und durch Verkauf der noch oder wieder brauchbaren Gegenſtände und der in Maſſen zuſammenkommenden „Abfälle“ wird der großen, ſo ſehr wohlthätigen Anſtalt eine Einnahme zuteil, durch welche ſie immer wieder neuen Unglücklichen Aufnahme gewähren kann. — Näheres bei Herrn Paſtor v. Bodelſchwingh, Gadderbaum-Bielefeld.

Frau M. B. in Lahr.

Fr. 100. Das beſte Mittel gegen heiße, feuchte Hände beſteht in der Pflege des ganzen Körpers, mittelſt alltäglicher kalter Abreibung. **Cl. Z.**

Fragen.

118) Welcher freundl. Leſer nennt einer penſ. Offiziers-Familie mit geringen Mitteln einen geſuchten Luftkur-, Oſtſee- oder anderen Badeort als ſtändigen Wohnſitz, wo man billig leben kann und durch Sommergäſte einen Zuſchuß ſich erwirbt.

119) Gibt es auch für Männer eine Stätte der Erholung in der Art, wie ſich zu Völlinghauſen a. d. Möhne bei Allagen, Kreis Soeſt (Weſtfalen), eine ſolche für Damen befindet und wo?

Eine, die einen kranken Mann und wenig Geld hat.

120) Würde mir jemand eine Verkaufsſtelle nennen, wo man alte, ſeltene Briefmarken am vorteilhafteſten verwerten kann? **Fr. A. B.**

121) Weiß mir eine freundliche Daheimleſerin eine Adreſſe anzugeben, woher ich auf vorteilhafteſte Weiſe Klöppelgarn, Klöppelſeide, ſowie quadriertes Papier und Pappe beziehen kann?

Langjährige Daheim-Abonnentin in Schleswig-Holſtein.

122) Kann mir jemand ein Rezept angeben zum Einmachen von Wald- und Gartenerdbeeren, die man ſpäter zur Bowle verwenden kann? Für einen guten Rat wäre ſehr dankbar eine

Mecklenburgerin.

123) Gibt es in Hamburg eine Stiftung für alleinſtehende Damen?

Alte Daheimleſerin.

Redaktionspoſt.

H. B. in Landsberg. G. in M. Siehe „In eigener Sache“ — Nr. 39 des Frauen-Daheim!

An viele Leſerinnen. — Wir bitten dringend, alle an uns gerichteten Schreiben mit deutlich lesbarer Namensunterſchrift und Wohnungsadreſſe zu verſehen, da infolge ungenauer oder undeutlicher Adreſſe ſehr oft Briefe als unbeſtellbar an uns zurückgekommen ſind.

Fr. Y. M. in A. Zu ſpät für dieſes Jahr!

(Zu Nr. 44.)

Wir nehmen die wenigen ſeligen Stunden
Als Vorſchuß auf künft'ge vollkommene Zeit,
Die vollkommene Zeit wird nie gefunden,
Die Stunde, das war die Seligkeit!

Sonntagsſeelen.

Es muß wunderhübſch ſein, ein Sonntagskind zu ſein und bei Glockenläuten ſeinen Einzug in dieſe Welt zu halten. Hört man dann doch ſein Lebenlang „etwas läuten“, nämlich die duftigen kleinen Blütenglocken, und verſteht ohne Vokabellernen die Sprachen der Vögel. Nur im Winter iſt es ſicher langweilig. Nein, ich weiß noch etwas Hübſcheres, als Sonntagskind ſein, etwas, das vorhält in Freud und Leid, ohne Wechſel der Jahreszeiten, in der Natur und im Leben. Das iſt eine Sonntagsſeele. Und das Schönſte dabei iſt, daß wir uns ſolch eine Sonntagsſeele ſelbſt formen können, wie ein Bildhauer aus feuchtem Thon eine Statue formt. Es iſt eigentlich nur unſere Schuld, wenn wir ſie nicht unſer eigen nennen. Was iſt eine Sonntagsſeele? Das Gegenteil iſt uns jedenfalls bekannter. O, wieviel Alltagsſeelen gibt es nicht! Wenn von ſieben Tagen doch einer immer ein Sonntag, ſo iſt oft unter ſiebzig Seelen noch nicht eine Sonntagsſeele. Da ſitzen wir im Kreiſe unſerer Bekannten und hören ihnen zu, wie ſie von der Laſt und Mühe ihrer Tage ſprechen. Wieviel Sorgen, und doch, wie kleine! Dienſtmädchen, Wäſche, Ärger, unpünktliche Lieferanten, zerbrochene Töpfe. Die arme Seele! Sie läßt die Flügel hängen, bis die Schwungkraft erlahmt und nie wieder zu einem kühnen Fluge ausreicht. Und dann kommt eine Frau, die an all dieſen kleinen, bunten Flicken, aus denen ſich der Arbeitsteppich der Frau zuſammenſetzt, genau ſo eifrig näht, wie die anderen — und doch, wie anders! Da iſt kein ſchlaffer Zug um den Mund, keine Falte in der Stirn, und aus den Augen ſtrahlt der Sonnenſchein eines Feiertages, wie das Geſpräch auf ein gutes Buch kommt, ein ſchönes Lied geſungen wird. Was hat ſie denn nur, daß ſie immer ſo heiter iſt? Nicht viel und doch alles: eine Sonntagsſeele! Und ſolch eine Seele verklärt alles, die geringſte Arbeit, den kleinſten Liebesdienſt; aber ſie kann auch alles, denn ſie hat die Schwungkraft behalten, und wenn ſie auch mit der Lerche dicht auf der Erde in der Ackerfurche niſtet, ſo ſteigt ſie doch auch jubelnd mit ihr gen Himmel. Und nun eine Alltagsſeele. Voll Pflichtgefühl für das Notwendige, voll Haſt und Mühe, ſeufzt ſie am Abend in eigenſüchtiger Befriedigung: was haſt du wieder geleiſtet! — Was haſt du wieder leiſten dürfen! jubelt die Sonntagsſeele, wenn ſie der ſcheidenden Sonne nachſchaut, die noch das ganze dankbare Herz füllt mit den warmen, milden Strahlen. Als Kind gilt uns der Sonntag noch nicht viel. Es iſt alle Tage Feiertag für unſeren leichten Sinn. Aber die Sonne ſteigt höher, und die Tage werden heißer. Wie gut, wenn dann der Sonntag kommt, wie ſehnſüchtig ſchlägt oft unſer Herz ihm entgegen und ſeiner heiligen Ruhe! Und ebenſo wenig wohl mutet es den müden kämpfenden Menſchen an, in eine jener ruhigen freundlichen Seelen zu blicken, in denen es ewig Sonntag iſt! **Agnes Harder.**

Für die Reiſe.

Manchem, der die Spätſommerzeit noch zu Erholungsreiſen benutzen will, wird nachſtehender Wink noch von Nutzen ſein. Man ſchaffe ſich keinen Koffer an mit gewölbtem Deckel. Ich weiß nicht, ob es in anderen Gegenden anders iſt; in der Schweiz habe ich im vorigen Jahre ſelbſt erfahren, wie bös gerade mit ſolchen Koffern umgegangen wird. Um in den Gepäckwagen und noch mehr auf den kleinen Rollwagen, die das Gepäck vom Eiſenbahnzug zum Dampfſchiff und umgekehrt befördern, recht viel Gepäck unterbringen zu können, werden alle Koffer mit gewölbtem Deckel einfach auf die Seite gelegt, weil nur ſo 6—8 Stück aufeinander geſtapelt werden können. Es iſt klar, daß durch einen ſolchen Druck die Breitſeite, die gar nicht darauf eingerichtet iſt, koloſſal leidet; auch das Aufſpringen der Schlöſſer iſt größtenteils darauf zurückzuführen, abgeſehen davon, daß der Inhalt, wenn nicht ganz feſt gepackt, unheilvoll durcheinander gerüttelt wird. Koffer mit flachem Deckel dagegen habe ich ſtets mit dem Deckel nach oben verpacken ſehen. **H. W.**

Praktiſches fürs Haus.

Rezept zu einem wohlſchmeckenden Bier. Mit geringen Koſten und ohne große Mühe kann man ſich auf folgende Weiſe ein ſehr erfriſchendes, bierartiges Getränk bereiten: man ſetzt in einem großen Gefäß ſechs Liter Waſſer aufs Feuer, thut ¼ Pfd. braunen Kandiszucker, ¼ Pfd Sirup, ein Stück Ingwer und in einem Mullläppchen eine kleine Handvoll Hopfen hinzu. Alles zuſammen läßt man eine zeitlang kochen. Wünſcht man dem Getränk eine dunklere Farbe zu geben, ſo kann man noch ein kleines Stück Zichorie hinzuthun. Hat der Hopfengeſchmack ſich der Maſſe genügend mitgeteilt, ſo ſtellt man dieſe zurück zum Abkühlen; aber noch während ſie gut lauwarm iſt, gibt man 20 g Hefe hinzu und läßt das Bier nun 24 Stunden zugedeckt ſtehen zum Gären. Nach Verlauf dieſer Zeit füllt man den Schaum, der ſich auf der Oberfläche gebildet hat, ſorgfältig ab und gießt dann die Flüſſigkeit, den Bodenſatz zurückbehaltend, durch ein feines Sieb oder Tuch in ein anderes Gefäß über. Man thut gut, das Bier noch etwa eine Stunde ſtehen zu laſſen, falls ſich noch wieder Bodenſatz bilden ſollte. Dann kann es in Flaſchen gefüllt werden. Eine große Hauptſache aber iſt, daß man dieſe gut verkorkt. Ich lege die Korke vorher eine Zeitlang in heißes Waſſer und treibe ſie dann mit einem hölzernen Hammer ſo weit wie nur möglich in die Flaſchen hinein. Von der oben angegebenen Quantität kann man acht Weinflaſchen füllen. Die Koſten davon belaufen ſich auf etwa 30 Pfennige. Dieſes Bier wird bei uns immer ſehr gern getrunken; in heißen Tagen iſt es ſehr erfriſchend und namentlich dort, wo man kein gutes Trinkwaſſer hat, liefert es einen ſehr ſchönen Erſatz dafür. Im Keller aufbewahrt, hält es ſich lange und ſelbſt in angebrochenen Flaſchen bekommt es nicht ſo leicht den faden Geſchmack, wie anderes Bier.

Frau A. J. in J.

Einem kleinen Knaben.

Zu einem Glücksſtrümpfchen mit Heckepfennig.

Geſtr. Geldbörſe in Form eines Strümpfchens.

Ein Strümpfchen ganz beſondrer Art,
Ein winzig Strümpfchen, fein und zart,
Was meinſt du wohl, woher ich's nahm,
Wie ich zu dieſem Strümpfchen kam?

Ich glaub', ein Zwerglein zog es aus,
Gerad' vor ſeinem Zwergenhaus,
Da lag's im hellen Sonnenſchein;
Ich hob es auf und ſteckt' es ein.

Und da ich's drehte her und hin,
Ein luſtig Klimpern tönte drin,
Ein Glücksſtrumpf iſt's! Verlaß' dich drauf!
Drum hob ich's für mein Kurtchen auf.

Gib Acht, es klimpert gar zu gern,
Daß es das Klimpern nicht verlern!
Nimm wenig draus, thu viel hinein,
So wird's der rechte Glücksſtrumpf ſein.

Erwerb.

In letzter Zeit machte die Nachricht die Runde durch alle Fach- reſp. Kunſtblätter, daß nun endlich auch Damen der Beſuch der „Akademie des beaux arts“ in Paris geſtattet ſei. Schade, daß wir in unſerem lieben deutſchen Vaterlande noch gar nicht daran denken können, auf unſeren Hochſchulen für bildende Künſte auch nur in weiter Ferne einmal eine Zulaſſung des weiblichen Geſchlechts erhoffen zu können. Es iſt deshalb auch nur als eine Folge dieſer Ausſichten zu betrachten, wenn ſich z. B. für die Bildhauerei ſo gar wenig Intereſſe in weiteren Damenkreiſen zeigt. Es iſt mir mit Ausnahme der Werke von Frau Henny Geiger-Spiegel und einigen anderen deshalb auch noch wenig rühmenswertes in plaſtiſchen Werken von Frauenhand auf den letztjährigen Ausſtellungen begegnet, ebenſo iſt die Bethätigung von Damen an Erzeugniſſen der Kunſtgewerbeinduſtrie in plaſtiſchen Arbeiten eine ganz geringe. Es bietet ſich nun für Damen, welche Geiſt und Geſchmack beſitzen, z. B. in der Anfertigung von Miniaturportäts, kleineren Modellen für Bronzewaren und Elfenbeinſchnitzereien, Holzſchnitzereien, ja ſelbſt Stein- und Marmorarbeiten ein weites Feld der Bethätigung. Selbſtverſtändlich iſt eine ſpezielle Ausbildung und Beteiligung hiefür nur ſolchen Damen zu empfehlen, welche ſchon im Zeichnen tüchtig geübt ſind, und deren Formenverſtändnis dann durch einen praktiſch erfahrenen Bildhauer leicht in die richtigen Bahnen gelenkt würde. Es ſtehen ſolchen Damen zu weiterer Ausbildung einige Privatkunſtſchulen offen, und ich möchte namentlich eine ſolche in Hamburg, Ferdinandſtr. 51, anführen, welche ſpeziell den Damen Gelegenheit geben ſoll, ſich in allen Zweigen der Bildhauerei vom Anfertigen der Modelle an bis zur Ausführung in Holz, Stein oder Marmor auszubilden. Wie ich hörte, wird letztere Anſtalt von zwei ſehr tüchtigen Lehrern geleitet.

G. H.......

Für die Küche.

Fürſt Pückler-Speiſe iſt allgemein bekannt und beliebt, ich denke, daß die Leſer des Daheim ſich auch für das Rezept zu einer pikanten Sauce intereſſieren werden, wie ſie Fürſt Pückler-Muskau auf ſeinen Reiſen ſtets mit ſich zu führen pflegte. In meinem Elternhauſe war dieſelbe immer vorrätig und in kleinen Beigaben zu der Beefſteaksſauce verwandt, erfreute ſie ſich, ihres außerordentlich aromatiſchen Geſchmackes wegen, beſonders bei den Herren großer Beliebtheit. Ich laſſe das Rezept genau nach dem Original folgen, nur die Mengenangaben ſind nach den jetzt üblichen Maßen und Gewichten umgeändert. — 100 unreife Wallnüſſe in ganz dünne Scheiben geſchnitten,

½ Pfd. geſchälte Schalotten, 1 große Zwiebel und etwas Knoblauch, ebenfalls in dünne Scheiben geſchnitten und mit den Wallnüſſen in einen Steintopf mit $2\frac{2}{7}$ Liter Eſſig und ½ Pfd. Salz gethan. Dieſes 14 Tage an einem kühlen Orte ziehen laſſen, doch feſt zugedeckt und täglich umgerührt, dann ausgepreßt, ½ Stunde kochen und ſchäumen laſſen, 95 g feingehackte Sardellen, 30 g Pfeffer, 8 g Nelken, beides geſtoßen, hinzugegeben und noch ½ Stunde kochen laſſen, dann, wenn es erkaltet iſt, leiſe vom Bodenſatz abgegoſſen und auf Flaſchen gefüllt. Feſt verkorkt und verſiegelt hält ſich die Miſchung (ca. 2 Liter) jahrelang. — Noch bemerke ich, daß etwaige Flecke an den Händen, die beim Auspreſſen beinahe unvermeidlich ſind, dem Eau de Javelle ſofort weichen. **T. S. E.**

Fragen.

124) Gibt es an der deutſchen Küſte eine Naturheilanſtalt, in der die Gäſte volle Penſion haben und eine gleiche in Süddeutſchland in waldiger Gegend etwa bei Heidelberg, Baden-Baden? **Eine Sorgenvolle.**

125) Gibt es ein hübſches kleines Theaterſtück, welches ſich zur Aufführung bei einer ſilbernen Hochzeitsfeier eignet?
F. A.,
Daheimleſerin in Liebertwolkwitz.

126) Vielleicht könnte ich durch eine kluge Daheimleſerin erfahren, wie Siegellack von Möbeln zu entfernen iſt? **Frau A. W.**

127) Wie legt man Paradiesäpfel ein?
25jähriger Abonnent.

128) Meine ſchönen, ſchwarzen Italiener Hühner verlieren plötzlich die Flaumfedern, beſonders an Kopf, Hals und Hinterleib; am Kamm zeigt ſich ein leichter, weißer Belag. Die Tiere ſind dabei ganz geſund und legen ſehr fleißig, der Stall wird ſauber gehalten und für Grünfutter und Sandbad iſt geſorgt. Was kann der Grund ſein, und was kann ich dagegen thun? Ausſpritzen des Stalles mit Kreolin und Einpinſeln der Hühner mit Perubalſam und Spiritus hat nicht geholfen. — Für einen baldigen guten Rat wäre ſehr dankbar eine
Beſorgte Hühnermutter.

129) Wer von den freundlichen Leſerinnen würde geneigt ſein, ältere Jahrgänge des „Daheim“ der hieſigen Volksbibliothek, die eben im Entſtehen iſt, gütigſt als Geſchenk zuzuwenden? Wir würden Porto und ſonſtige Auslagen gerne vergüten. — Für alle Teilnahme und Hilfe ehrerbietigſten Dank!
Pfarrer **Köhler** in **Irmelshauſen**,
Unterfr. (Bayern), Poſt daſ.

130) Wo kann man eiſerne, innen weiß emaillierte Dampfkochtöpfe, in denen innen die Emaille abgeſprungen iſt, neu emaillieren laſſen? Im voraus beſten Dank. **E. M.**

131) Kann vielleicht irgend eine liebenswürdige Leſerin Auskunft erteilen über einen Bratapparat, in dem man unabhängig vom Kochherd alle Arten Braten, Gänſe und Haſen eingeſchloſſen, ſchmackhaft, leicht, mit guter Sauce bereiten kann? Einrichtung, Größe, Preis und Bezugsquelle wäre mir zu wiſſen erwünſcht. Im voraus beſten Dank. **G. F., Glogau.**

132) Kann jemand einen Polterabendſcherz für drei Knaben und zwei kleine Mädchen vorſchlagen. **Thereſe.**

Auskunft.

Fr. 12. Im öſtlichen Holſtein, im Kirchdorf Malente, äußerſt geſunde, wald- und ſeereiche Gegend, in unmittelbarer Nähe des berühmten Gremsmühlen (Bahnſtation) hat eine im ſchweren Amt der Krankenpflege gründlich ausgebildete Dame, Fräulein Suhr, eine Nervenheilanſtalt gegründet. Ein bedeutender Arzt ſteht ihr zur Seite. Ich kann dieſes friedliche Krankenheim, in dem ich ſelbſt Aufnahme fand, warm empfehlen.
P. Wald.

K. B. K. Königsberg i. Pr. Einen Käufer für das alte Tiſchzeug können wir Ihnen nicht nennen. Verſuchen Sie es mit einem Inſerat in der „Antiquitäten-Zeitung“; herausgegeben von Udo Beckert, Stuttgart, Böblingerſtraße 2.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

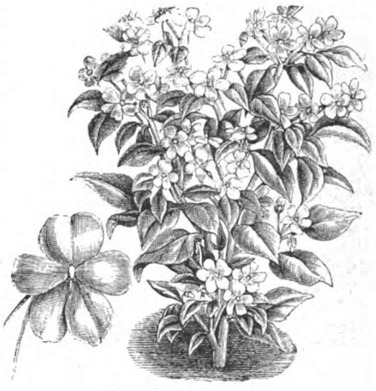
Stockroſe. (Althaea rosea Cav.)

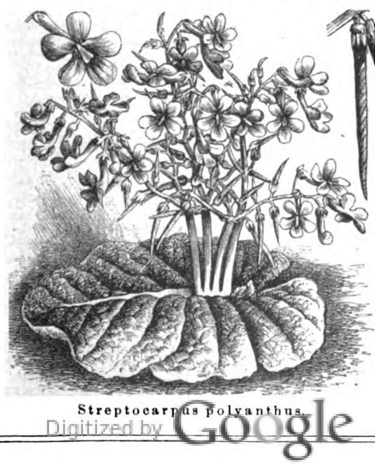
Wenn die Roſen ſind abgeblüht,
In der Sommerſonne verglüht,
Dann ſtellt, Stockroſen, Ihr Euch ein,
Altmodiſch gekleidet, aber fein.

J. Trojan.

Arbeitskalender.

Mit mächtigen Schritten naht jetzt der Herbſt. Immer kürzer werden die Tage, immer länger die Abende, und ſo ſchwer es uns auch ankommen mag, ſo müſſen wir uns doch mit dem Gedanken vertraut machen, daß die ſchönſte Zeit des Jahres ihrem Ende entgegengeht. Im Obſtgarten reifen jetzt mehr und mehr die Baumfrüchte, die wir vorſichtig abpflücken, damit das Fruchtholz nicht verletzt wird und die Früchte unbeſchädigt bleiben. Äpfel, Birnen, Aprikoſen und Pfirſiche legen wir vor dem Verbrauch erſt noch einige Tage zum Nachreifen ins Zimmer oder in die Obſtkammer. Stets ſammeln wir das Obſt in den Morgen- und Abendſtunden und wenn irgend möglich bei trockenem Wetter. Neue Erdbeeranlagen werden jetzt gemacht. Das Veredeln der Obſtgehölze durch Okulieren auf das ſchlafende Auge wird in dieſem Monate beendet. Ferner können wir jetzt bei allen Obſtſorten außer Pfirſichen und Aprikoſen das Veredeln mit Zweigen, welche ſofort entblättert werden müſſen, vornehmen. Dieſe Veredelung bietet vor der Frühjahrsveredelung den Vorteil, daß die Edelreiſer bis zum Winter noch anwachſen und im nächſten Frühjahre kräftiger austreiben. Johannis- und Stachelbeeren werden jetzt durch Stecklinge unter Glas vermehrt. Steinobſt kann ausgeſäet werden. Im Gemüſegarten werden alle Kraut- und Kohlſorten wiederholt behackt und angehäufelt und bei trockenem Wetter kräftig begoſſen. Täglich ſuche man die Raupen des Kohlweißlings ab. An Meerrettig und Knollenſellerie wird bis etwa zur Hälfte die Erde entfernt, um die Seitenwurzeln fortſchneiden zu können. Durch dieſe Arbeit wird die Ausbildung der Hauptwurzel ſehr weſentlich gefördert. Lange, zartſchalige früheſte Kartoffeln werden aufgenommen und gereinigt und dann in nahrhaften ſandigen Boden gelegt. Sie bilden ſich vor dem Winter genügend aus, bleiben aber unter einer genügend ſtarken Schutzdecke, welche das Einfrieren verhindert, liegen und werden im Winter nach und nach als „neue Kartoffeln“ aufgenommen und verbraucht. Steck- und Saatzwiebeln, Schalotten und Knoblauch werden jetzt reif aus der Erde aufgenommen und an luftiger Stelle getrocknet. Gewürz- und Arzneipflanzen ſchneidet man zu Anfang des Monats zum letztenmale. Sie erholen ſich dann bis zum Herbſt genügend, um den Winter gut zu überſtehen. Bis Mitte des Monats pflanzt man noch Grün- und Braunkohl, ferner kann man noch Kopfſalat und Endivien pflanzen. Für den Winter- und Frühjahrsbedarf ſäet man früheſte Blumenkohlſorten und Winterſalat, außerdem werden auf leer gewordene Erbſenbeete, nachdem ſie friſch gedüngt und umgegraben ſind, Radieschen und Spinat, auf abgeerntete Sommer- und Blumenkohlbeete ohne friſche Düngung Karotten geſäet, Knoblauch, Perlzwiebeln, Winterzwiebeln und Schalotten gelegt. Im Ziergarten ſtehen die Blumenbeete noch im ſchönſten Schmuck. Wir haben darauf zu halten, daß ſie ſo noch recht lange bleiben. Wo die Sommerblumen zu ſehr abblühen, da entfernen wir ſie ganz von den Beeten und erſetzen ſie durch Herbſtblumen, wie z. B. Aſtern und Chrysanthemum. Recht eigentlich iſt jetzt die Zeit gekommen, um unſerem Garten neue ſchönblühende Stauden zuzuführen, indem wir Ausſaaten in flache Töpfe oder auf ein beſonderes kleines Saatbeet machen. — Die Samen ſind von Haage & Schmid in Erfurt für wenige Pfennige zu beziehen. Sind die jungen Pflänzchen erſchienen, ſo werden ſie recht bald einzeln gepflanzt, damit ſie ſich gut entwickeln. Die Zimmerpflanzen wachſen immer noch kräftig, brauchen deshalb viel Waſſer und Nahrung. Die Zeit iſt jetzt herangerückt, in welcher man Blumenzwiebeln für den Winterflor beſtellen muß. Noch immer kann man krautige Pflanzen durch Stecklinge vermehren und Ausſaaten machen. Zwei ſehr ſchöne Pflanzen, die von der eben genannten Erfurter Firma zu beziehen ſind, bilden wir ab, Streptocarpus polyanthus, merkwürdig durch ſein einziges, der Erde aufliegendes Laubblatt und Impatiens Sultani, eine prächtige Blütenpflanze, die bis ſpät in den Winter hinein ihre herrlichen Blumen entfaltet.


Impatiens Sultani.


Streptocarpus polyanthus.

Erdbeeren.

Es iſt jetzt die beſte Zeit zur Anpflanzung der Erdbeeren, deshalb wollen wir unſere Leſer mit wenigen Worten auf dieſe köſtliche Frucht hinweiſen. Es iſt recht merkwürdig, daß man den Anbau der Erdbeeren bei uns in Deutſchland noch ſo ſehr wenig im großen betreibt. Die Anlageunkoſten ſind, namentlich wenn man ſich den Pflanzenbedarf ſelbſt heranzieht, nur geringe, die Unterhaltung erfordert ebenfalls nur wenig Koſten, und der Ertrag iſt ein ſehr hoher, wenn man die richtigen Sorten auswählt. Die Lage des zur Großkultur beſtimmten Terrains ſei frei, ohne jeden Schatten, womöglich eben, ſonſt nach Süden etwas geneigt. Der Boden ſei friſch, am beſten durch Anbau von Hackfrüchten vorbereitet und verbeſſert. Das Land wird in Beete von 1,20 m Breite eingeteilt, zwiſchen denen ſich ſtets ein 0,30 m breiter Weg befindet. Auf die Beete werden die Erdbeerpflanzen zu drei in Abſtänden von 0,50 m gepflanzt und zwar in drei Reihen. Da die Erdbeeranlagen alle vier Jahre erneuert werden müſſen, ſo thut man am beſten, wenn man im erſten Jahre nur das erſte, fünfte, neunte u. ſ. w., im zweiten das zweite, ſechſte, zehnte, im dritten das dritte, ſiebente, elfte und im vierten das vierte, achte, zwölfte Beet bepflanzt. Im fünften Jahre wird dann das erſte, fünfte, neunte umgegraben, mit Schweine- oder Kuhdung gedüngt und neu bepflanzt. Auf dieſe Weiſe erhält man vom zweiten Jahre an ununterbrochen Ernten. Man braucht nur die Pflanzen für das erſte Jahr zu kaufen, weil die Anlage dann jährlich reichlich ſoviel junge Ausläufer bildet, wie man zur weiteren Pflanzung nötig hat, ja noch mehr, um ſelbſt die Anlage vergrößern zu können. Vor Eintritt des Winters werden die Beete vorteilhaft mit kurzem, gut verrottetem Dünger bedeckt, doch muß das Herz der Pflanzen frei bleiben. Man pflanze nur wenige Sorten, am beſten drei, nämlich eine frühe, eine mittelfrühe und eine ſpäte Sorte, achte auch darauf, daß dieſelben feſtes Fleiſch haben, um gut verſchickt werden zu können. Folgende Sorten entſprechen dieſen Anforderungen: Laxton's Noble, Theodor Mulie, King of the Earliest, Teutonia, Garteninspector Koch (frühe), König Albert, Walluf, Excelsior, Gartendirektor O. Hüttig, Alexander von Humboldt, Georgette (mittelfrühe), La Constance, Lucida per-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

fecta, Madame Rondeau (ſpäte). Eine Hauptbedingung zum guten Gedeihen der Erdbeeren iſt, daß der Boden ſtets friſch und locker iſt. Man bedeckt ihn deshalb außer im Herbſt noch im Frühjahre und nach der Ernte mit kurzem Dung und hackt die Beete einige Male. Ein mehrmaliger Jaucheguß im Laufe des Jahres, der aber in Rillen zwiſchen die Pflanzen gebracht werden muß, iſt nebenbei ebenfalls ſehr zu empfehlen. Die in den erſten drei Jahren unbenutzten Beete werden mit Gemüſe bepflanzt.

Amerikaniſche Preißelbeere.

Mancher Grundbeſitzer unter unſeren Leſern hat gewiß auf ſeinen Ländereien ein Stück ſumpfigen Moorbodens, auf welchem nichts wächſt als Torfmoos und einige kümmerliche Birken. Es iſt ein ödes Stück Land, das dem Beſitzer wohl manchmal ſchon Kopfzerbrechen gemacht hat. Dieſes Terrain iſt ſo recht geeignet zur Anpflanzung der amerikaniſchen Preißelbeere. Dieſe Pflanze ſieht ganz ſo aus wie unſere Moosbeere, welche zwiſchen den üppigen Moospolſtern dieſer Moore hinkriecht, hat alſo habituell mit unſerer Preißelbeere nichts zu thun. Die Beeren aber erreichen eine Größe von 1,5 cm Durchmeſſer und mehr und ſitzen ſo dicht an den Pflanzen, daß die mit dieſer Art beſtandenen Flächen zur Fruchtreife ganz rot erſcheinen. Auch feuchter ſandiger Boden, den man nicht ſelten antrifft, eignet ſich vorzüglich zum Anbau dieſer Frucht, die in der Wirtſchaft ganz dieſelbe Verwendung findet, wie die Preißelbeere. Ihr Anbau im großen iſt der hohen Ertragsfähigkeit wegen ſehr zu empfehlen. Sie ſchmeckt, wie wir aus eigner, mehrjähriger Erfahrung verſichern können, eingemacht ganz vorzüglich.

Anthurium Scherzerianum.

Pflanzenfreunde, die das Fenſter als einzigen Ort haben, an dem ſie ihre Lieblinge ziehen können, ſind beſonders dann, wenn die Fenſter wenig Luft und Licht haben, auf eine ziemlich geringe Anzahl von Blumen beſchränkt. Nach Ausſage der Gärtner, die ja im allgemeinen wenig oder gar nichts von der Behandlung der Zimmerpflanzen wiſſen, gedeihen alle von ihnen gekauften Pflanzen luſtig im Zimmer weiter und bringen alle Knoſpen zur Blüte; wer ihnen aber das glaubt und die mitunter recht hohen Preiſe für hervorragend ſchöne Pflanzen zahlt, wird recht häufig enttäuſcht werden und mit großer Betrübnis ſehen, wie an der ſchönen Pflanze nach einigen Tagen, mitunter ſchon nach einigen Stunden Blüte auf Blüte das Köpfchen ſenkt, um ſich nie wieder zu erheben; alle Pflege iſt umſonſt, den Blüten folgen die Blätter, und man ſteht vor einer Pflanzenleiche. Möchte man einmal den Verſuch machen, eine beſonders ſchöne Pflanze, die man ſonſt nur im Treibhauſe gedeihen ſieht, im Zimmer zu kultivieren, ſo darf man alſo ja nicht ein älteres Exemplar einfach aus dem Treibhauſe ins Zimmer nehmen, man muß vielmehr Geduld haben und mit einem kleinen Pflänzchen, ja mitunter ſogar mit dem Stecken eines Samenkornes beginnen, um Erfolg zu haben. Aber auch dann wird der Verſuch nicht immer von Erfolg begleitet ſein, weil die Wahl nicht die richtige war. Ich habe bei meiner Pflanzenpflege manche Enttäuſchung erfahren, aber ich habe doch immer wieder verſucht, weil es mir Freude macht, etwas ſchwierige Aufgaben zu löſen. Aus den mir gelungenen Verſuchen möchte ich namentlich einen hier hervorheben, den ich an der wenig bekannten, aber ganz hervorragend ſchönen Pflanze Anthurium Scherzerianum gemacht habe. Ihre ſcharchlachrote Blütenhülle, welche die gleichfalls rote Blüte umhüllt, ſteht auf ſchlankem Stiele und iſt der Calla etwas ähnlich; ſie entſpringt aus dem langen, ſchmalen, dunkelgrünen Blatte, und faſt jedes ältere Blatt bringt im Jahre eine Blüte. Ich erhielt vor einigen Jahren von einem Gärtner ein kleines Exemplar, das er aus Samen gezogen hatte; zu meiner Freude gedieh es am Fenſter, das nur wenig Sonne hat, auch ſchon im nächſten Frühjahr entdeckte ich die erſten Knoſpen, die ſich ſehr langſam entwickeln und vom Mai an zu blühen beginnen. Der langſamen Entwickelung entſpricht die lange Dauer der Blüte, die, wenn man nicht allzuviel Sonne gibt, auf vier bis fünf Wochen ſteigt. Jetzt nach zwei Jahren werden die Blüten ſchon ziemlich groß, wenn ſie auch noch nicht die Größe, wie bei ganz alten Pflanzen haben. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß die Pflanze ſich mit der Zeit ſo entwickeln wird, daß ſie ihren im Treibhauſe gezogenen Schweſtern an Schönheit und Größe nicht nachſtehen wird. Was die Kultur betrifft, ſo verlangt die Pflanze kräftige Erde, der man mit Vorteil etwas gepulverte Holzkohle beimiſchen kann; ein Umſetzen iſt dann nötig, wenn die Wurzeln den ganzen Topf anfüllen, was erſt nach ein bis zwei Jahren geſchieht. Die Bewäſſerung muß namentlich im Sommer ziemlich reichlich ſein, ja ſelbſt im Winter verlangt die Pflanze, trotzdem ſie wenig wächſt, verhältnismäßig viel Waſſer, obwohl Vorſicht natürlich anzuraten iſt; ſie darf dann nicht zu kalt ſtehen, am beſten am Fenſter, wo die Temperatur nicht unter 8 bis 10° C. ſinkt. Leider iſt die Pflanze ziemlich ſchwer zu erhalten, man trifft ſie nur ſelten beim Gärtner und dann nur in älteren Exemplaren, die ſehr teuer ſind und außerdem im Zimmer kaum weiter gedeihen würden; die Kultur aus Samen iſt natürlich langwierig, aber eigentlich für den richtigen Blumenfreund am intereſſanteſten. Ich glaube übrigens, daß ſich von älteren Exemplaren auch aus dem Wurzelſtock treibende Nebenſchößlinge mit Erfolg ablöſen ließen, habe aber darüber keine Erfahrung. Jedenfalls rate ich allen, die gern etwas beſonders Schönes an ihrem Blumenfenſter haben möchten, die Kultur dieſer Pflanze an, der Erfolg wird nicht ausbleiben, wenn ſie meinen Rat befolgen. **R.**

Das Begießen der Palmen.

Vielfach wird in der Pflege der Palmen der Fehler gemacht, daß man dieſelben zu oft begießt; hierdurch kommen ſehr oft die trockenen Spitzen der einzelnen Blätter. Wohl mag es wie ein Widerſpruch erſcheinen, daß durch zu viel Waſſer das Trocknen der Blätter entſteht, doch kommt dies nicht vom Vertrocknen derſelben, ſondern es iſt ein krankhafter Zuſtand, der oft durch das Sauerwerden der Erde hervorgerufen wird. — Die Palmen wollen allerdings recht frei von Staub gehalten ſein, und daher iſt ein öfteres Beſpritzen und Abwaſchen der Blätter notwendig. — Im übrigen ſagt es ihnen am meiſten zu, wenn man ſie nicht zu oft, dann aber gründlich begießt. Bei den Dattelpalmen iſt es ſogar ſehr anzuempfehlen, dieſelben erſt wirklich trocken werden zu laſſen, um ihnen dann ſehr viel Waſſer zu geben. Ich ſah vor kurzem ein Exemplar, in dieſer Weiſe behandelt, von ſeltener Schönheit, mächtig große Wedel und faſt keine braune Spitze. — Wie oft man das Begießen wiederholen muß, läßt ſich natürlich nicht beſtimmt angeben, es hängt ja von dem Platz, welchen die Palmen einnehmen, ab; ſind ſie der Sonne ausgeſetzt, werden ſie ſchneller trocken, müſſen alſo auch häufiger begoſſen werden. Allzu grelles Sonnenlicht lieben die Palmen überhaupt nicht. **Merike.**

Der Obſtgarten.

Alle Pflanzen, die direkt unter Obſtbäumen ſtehen, haben kein beſonderes Gedeihen, darum wird der Boden in Obſtgärten bei der Anlage derſelben meiſtens zu Raſen gemacht. Der Grasuntergrund wirkt ſehr fördernd auf das Gedeihen der Obſtbäume ein, namentlich ſchützt er die Wurzeln, beſonders die kleinen empfindlichen Saugwurzeln vor Verletzungen, die, wenn der Boden mit Gemüſe bebaut wäre, alſo gegraben werden müßte, ganz unvermeidlich wären. Aber das Gras unter Obſtbäumen bedarf auch einer beſonderen Behandlung, und daß das Kranken und Nichttragen der Bäume in Obſtgärten oft eine Folge verkehrter Behandlung des Graſes iſt, darauf möchte ich hiermit aufmerkſam machen. Das Gras in Obſtgärten darf, wenn man das Gedeihen der Bäume nicht hindern und einen guten Obſtertrag erzielen will, unter keinen Umſtänden gemäht werden, ſondern es ſollte, wenn man es verwenden will, ſtets von Schafen oder Kühen abgeweidet werden, weil durch das Abweiden des Raſens der Erdboden humusreicher wird. Wird das Gras gefreſſen, gehen viele Halme verloren, die, wenn ſie verweſen, dem Erdboden zu gute kommen. Anders aber iſt es beim Mähen, weil dann alles Gras vollſtändig entfernt wird, und kein Halm liegen bleibt. Zum Beweis für die Richtigkeit des Vorſtehenden diene folgendes: auf den hannoverſchen Elbinſeln, auf denen faſt nur Obſtbau getrieben wird, und deren Obſtgärten eine ſolche Ausdehnung haben, daß ſie einen großen Teil Hamburgs mit Obſt verſorgen, halten viele Gartenbeſitzer, die ſich ſonſt nicht mit Landwirtſchaft beſchäftigen können, nur darum Schafe, um auf die vorſtehende Weiſe die Gärten zu bewirtſchaften. Im Volksmund führen dieſe Schafe, weil ſie nur des Obſtes wegen gehalten werden, ſogar den Namen „Apfelſchafe.“

Wer nicht in der Lage iſt, den Garten auf dieſe Weiſe zu behandeln, muß an das Gras überhaupt nicht rühren, ſondern es ruhig wachſen und verweſen laſſen. **B. H.**

Nützliche Winke.

Als ich neulich Salat aus dem Garten holte, blieb durch Zufall bei einem Kopf die Wurzel mit den äußeren, unbrauchbaren Blättern ſtehen, ich hatte nur das Herz in der Hand. Ich ließ die Wurzel ſtehen und war ſehr erfreut, als ich nach einigen Tagen ein neugebildetes Herz vorfand, welches ſich ſehr ſchnell entwickelte und nach etwa acht Tagen ſchon wieder gebraucht werden konnte. Seitdem laſſe ich jedesmal nur das Innere des Salates ausſchneiden und habe die Beobachtung gemacht, daß es ſtets ſofort nachwächſt. Dadurch ſpart man an Salat, was bei unſerem großen Haushalt, wo ſehr viel gebraucht wird, ſehr angenehm iſt. Da man nur die brauchbaren Blätter nimmt, ſo iſt auch das Verleſen viel ſchneller gemacht. Ich rate allen Salatliebhabern, die in der Lage ſind, ſelbſt ein Gärtchen zu beſitzen, es einmal auf dieſe Art zu verſuchen, und bin überzeugt, ſie werden ebenſo erfreut über den Erfolg ſein, wie ich. **v. R.**

Kleine Mitteilungen.

Einiges über Hülſenfrüchte. In kurzer Zeit iſt der Sommer ſo weit vorgeſchritten, daß die Erbſen und Bohnen anfangen, zu reifen. Da mache ich eifrige Gartenbautreibende darauf aufmerkſam, daß es empfehlenswert iſt, ſo viele Erbſen und Bohnen vollſtändig reif werden zu laſſen, als man für das nächſte Jahr zur Ausſaat bedarf. Die ſelbſtgezogenen Erbſen und Bohnen haben vor den in den Handel kommenden, die faſt immer in andern Gegenden, als wo ſie zur Ausſaat gelangen, ihre Heimat gehabt haben, den Vorzug, dem Klima und dem Boden vollſtändig angepaßt zu ſein. Darum iſt die Keimfähigkeit und die Ertragsfähigkeit der ſelbſtgezogenen Saat eine größere, wie die der fremden, denn letztere hat eine gewiſſe Zeit nötig, ſich zu akklimatiſieren. Selbſtverſtändlich kann man nicht von Jahr zu Jahr die eigene Zucht benutzen, da alle Erbſen- und Bohnenſorten, wenn ſie ſtets unter denſelben Verhältniſſen gepflanzt werden, leicht ausarten; in jedem dritten Jahr etwa nehme man eine andere, als die ſelbſtgezogene Art. **B. H.**

Da es noch an der Zeit iſt, wo das Verpflanzen der verſchiedenen Kohlarten geſchieht, möchte ich auf ein Verfahren aufmerkſam machen, das gewiß nicht überall bekannt iſt, das ſich aber in trockenen Sommern und namentlich auch auf leichtem Boden ſehr empfiehlt.

Man rührt in einem Gefäß Lehm und Waſſer zuſammen, ſo daß eine ſchlammartige Maſſe entſteht. In dieſen Schlamm taucht man nun die Pflanzenwurzeln, um ſie gleich darauf in die Erde zu pflanzen. Die feinen Wurzelfaſern werden auf dieſe Weiſe beſſer vor dem Austrocknen geſchützt und die Pflanzen kommen leichter zum Wachſen. Dieſes Verfahren iſt nicht nur bei den Kohlarten gut angebracht, ſondern auch beim Verpflanzen von Blumen, Sträuchern und jungen Bäumen. **a.**

Man hört dieſen Sommer häufig darüber klagen, daß die Stachelbeerſträucher ſo ſehr von Raupen befallen werden. Beſonders in geſchützt liegenden Gärten iſt dies der Fall, und dadurch, daß alle Blätter abgefreſſen werden, gehen ja auch die ſchönen Früchte verloren. Um die ſchädlichen Tiere von den Sträuchern fern zu halten, gibt es ein einfaches Mittel. — Man beſtreut die Sträucher, wenn die Blätter ſich voll entwickelt haben, mit gewöhnlicher Holz- oder Torfaſche, und zwar muß dieſes gleich nach einem Regen geſchehen. Die Blätter ſind dann noch naß, und die Aſche bleibt beſſer darauf haften. Läßt der Regen zu lange auf ſich warten, ſo thut man gut, die Sträucher vorher mit Waſſer zu beſprengen. Dieſe kleine Mühe wird durch den Erfolg reichlich belohnt. **a.**

Manche Hausfrau hat im Frühjahr wohl ſchon trübe Erfahrungen gemacht mit ihren jungen Erbſenbeeten, die von den Vögeln, beſonders den Spatzen, oft arg zugerichtet werden. Letztere haben ja eine beſondere Vorliebe für die jungen, zarten Keime, und durch Abpicken derſelben werden dann die ganzen Pflanzen zerſtört. Durch ein ganz einfaches Mittel kann man dieſe aber davor ſchützen. Man paſſe auf, wenn die erſten Keime aus der Erde hervorbrechen, und bedecke dieſe dann ſofort ganz leicht mit ein wenig Erde. Wenn dann die Pflänzchen zum zweiten Mal zum Vorſchein kommen, ſind ſie ſchon etwas bitterer von Geſchmack und werden jetzt von den Vögeln verſchmäht. Auf dieſe Weiſe haben wir noch immer alle unſere Erbſen vor den Vögeln gerettet, während ich in anderen Gärten — trotz ausgeſpannter Leinen und aufgeſtellter Scheuchen — arge Lücken in den Erbſenreihen bemerkt habe. **a.**

Das japaniſche Chryſanthemum als Gemüſe hat nur noch gefehlt, um dieſe allbeliebte Modeblume zu einem „Mädchen für Alles“ zu machen. Nach dem „Naturaliſte“ vom 1. Januar 1893, figuriert ſie in Japan auf allen Tafeln als Salat, welcher, mit Weineſſig angemacht, Mirin (einer Art leichten Madeiraweines) und Soya (einer Tunke aus gegorener Soyabohne), nur noch des Salzes bedarf. So zubereitet, läßt man den Salat 1 bis 2 Tage vor dem Gebrauch ſich durchziehen. Schmeckt er jemand zu bitter, ſo verſüßt er ſich ihn. Doch ſind es nicht die Blätter, welche man als Salat genießt, ſondern die Blumen, und dieſe pflückt man bei ihrem Aufblühen, befeuchtet ſie und kocht ſie in Waſſer. Manche Varietäten genießt man wohl auch roh ohne jegliche Zubereitung, doch mit gleicher Würze. Das iſt, berichtet der „Naturaliſte,“ kein Phantaſieſtück, ſondern alle Welt bereitet ſich dieſen Genuß im November und Dezember, wo die Fruchthändler die ſo zubereiteten Blumen in Maſſen verkaufen. Faſt alle Sorten können dazu gebraucht werden, doch gibt man einigen den Vorzug, und ſolche ſind die mit kleinen, gelben Blumen, die man als Schmuckblumen weniger liebt. Selbſt die Blätter der Pflanze dienen als Nahrung, indem man ſie einfach im Ofen dörrt. Das heißt doch noch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.

Die Brombeere iſt eine köſtliche Frucht und wird lange nicht genug beachtet. Friſch-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gepflückten Brombeeren mit Zucker ſind, was den Wohlgeſchmack betrifft, von allen Beerenfrüchten nur die Erdbeeren gleichzuſtellen.

Unſere wilden Brombeerarten laſſen ſich auch züchten, wie ja die ihnen ſo nahe verwandte Himbeere aus Wald und Haide in unſere Gärten hereingeholt iſt. Unſere Handelsgärtner empfehlen aber für den Garten beſonders amerikaniſche Arten, weil dieſelben ſehr reich tragen und ſüßere Früchte haben als unſere heimiſchen. In den neueſten Katalogen werden beſonders empfohlen „Lucretia“ (ſog. Taubeere), „Wilſons junior“, „Snyder“, „Taylor“, „Wilſons Early“, „Lawton“ und „Newmans Thornleß“. Brombeeren ſchmecken nicht nur in friſchem Zuſtande ſehr gut, ſondern es läßt ſich aus ihnen auch ein vorzügliches Gelee gewinnen. Auch Wein wird aus Brombeeren gekeltert. Ich habe ſolchen Wein noch nicht gekoſtet und mißtraue ihm ein wenig. Indeſſen werde ich ihn im kommenden Sommer an einem Ort, wo er gewonnen wird, probieren und gedenke dann aufrichtig und gerecht über ihn zu berichten. J. Tr.

Neuheiten vom Blumenmarkte.

Galanthus robustus Baker. Ein neu entdecktes, ausgezeichnet ſchönes Schneeglöckchen vom Taurus. Es zeichnet ſich durch große, lange, narziſſenzwiebelartige Zwiebeln, aufrechte, lange, blaugrüne Blätter und ſehr große ſchneeweiße Blumen aus. Es variiert in der Größe der Blumen und blüht ſpäter als G. Elwesii. Ein wahres Rieſen-Schneeglöckchen.

Gladiolus Victorialis hort. Dam. Neue frühblühende, winterharte Gladiolenklaſſe, die in mehrfacher Hinſicht intereſſant iſt. Sie iſt die erſte hybride Gladiole zwiſchen einer europäiſchen und einer Kapſpezies. Die Pflanze ſteht in der Tracht zwiſchen den Eltern, iſt niedrig, kräftig und ſehr blumenreich. Die Blumen ſind roſenfarben oder purpur mit den Zeichnungen des afrikaniſchen Cardinals, ſie erſcheinen Mitte April, ſind groß, weit geöffnet und etwas wohlriechend.

Büchertiſch.

Der Küchengarten oder der Anbau der Gemüſegewächſe von F. C. Heinemann. Verlag von Hugo Voigt (Paul Moeſer) Leipzig.

Das mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit geſchriebene Buch iſt reich illuſtriert, behandelt auch die in neuerer Zeit eingeführten Gemüſearten und lehrt von den älteren die beſten und bewährteſten Sorten kennen; es ſind dies Vorzüge, die nicht alle bisher erſchienenen Bücher über Gemüſebau aufzuweiſen haben. Auch die Rezepte über vorteilhafte Verwendung nicht allgemein verbreiteter Gemüſearten, die für eine jede Hausfrau nützlich ſind, und deren Kennenlernen für dieſe angenehm ſein muß, dann auch der niedrige Preis dieſes Buches machen ſelbiges empfehlenswert und laſſen ihm die weiteſte Verbreitung wünſchen.

Briefkaſten.

Fr. v. R. in **M.**, **B. H.** in **A.**, **Fr. A. J.** in **J.** Verbindlichſten Dank mit der Bitte um weitere Beiträge. — **Gartenfreundin in Hora.** Sie ſollten die kleinen Kröten in Ihrem Garten nicht als Plage, ſondern als nützliches Geſchenk betrachten, denn dieſe Tierchen vernichten gewaltige Mengen ſchädlichen Ungeziefers. Das haben die Engländer längſt erkannt, welche die Kröten tonnenweiſe vom Kontinent einführen und in ihren Gewächshäuſern ausſetzen, wo ſie Aſſeln, Ohrwürmer und ähnliches lichtſcheues Geſindel freſſen. Überwinden Sie Ihre Scheu, und ſehen Sie einmal das Auge dieſes Tierchens an: es glänzt und blinkt wie lauter Gold. Dem Menſchen fügen dieſe kleinen Geſchöpfe kein Leid zu. — **H. P. A. B.** in **R.** Als gutes, kleines Buch über Roſenkultur empfehlen wir Ihnen Weſſelhöft, Roſenfreund (Weimar), das ſchon eine ganze Reihe Auflagen erlebt hat. Die Nummerzangen und dazugehörigen Bleiſtreifen (nicht Eiſenblech) erhalten Sie bei Haage & Schmidt in Erfurt. — Der Verein deutſcher Roſenfreunde gibt eine Zeitſchrift heraus. Wenden Sie ſich deswegen an Lambert & Söhne in Trier.

Hausmuſik.

Philipp Spitta.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß jene Männer, die um die Erforſchung der muſikaliſchen Vergangenheit ſich die größten Verdienſte erworben haben, von Beruf nicht Muſiker waren, daß ſie vielmehr aus dem Medium eines bürgerlichen, nicht künſtleriſchen Berufes heraus ihre Forſcherthätigkeit auf die verſunkenen Schätze längſt verklungener Jahrhunderte richteten. So war der treffliche Thibaut, dem wir ein Werk „über Reinheit der Tonkunſt“ verdanken, Rechtslehrer in Heidelberg, Ambros, der ausgezeichnete Muſikhiſtoriker, wirkte als Staatsanwalt, Kieſewetter, der Verfaſſer preisgekrönter Monographien muſikaliſchen Inhalts, war Hof-Kriegsrat, und der Autor des berühmten Buches „der evangeliſche Kirchengeſang,“ Winterfeld, bekleidete das Amt eines geheimen Obertribunalrates. Halten wir Umſchau nach Beiſpielen aus der neueſten Zeit, ſo fällt uns vor allem jenes glänzende in die Augen, das ein Gymnaſiallehrer gegeben, als er ſich mit einer geradezu klaſſiſchen Biographie des Altmeiſters Johann Sebaſtian Bach in die vorderſten Reihen der gelehrten Muſiker ſtellte. Dieſer treffliche Mann iſt unſer Philipp Spitta. Spitta iſt der Erbe eines hochgeachteten Namens: ſein Vater iſt als Dichter des ſchönen und glaubensſtarken Buches „Pſalter und Harfe“ weit berühmt. Geboren am 27. Dezember 1841 zu Wechold bei Hoya im Hannoveriſchen, erhielt der Knabe eine überaus ſorgfältige Erziehung, welche die ſpätere wiſſenſchaftliche Laufbahn auf das günſtigſte vorbereitete. Nach abſolviertem Gymnaſium bezog der junge Spitta die Univerſität zu Göttingen, wo er Philologie ſtudierte. Schon 1864 finden wir den jungen Gelehrten in Amt und Würden und zwar als Lehrer an der Ritter- und Domſchule zu Reval, wo er bis 1866 blieb. Dann wirkte er bis 1874 am Gymnaſium in Sondershauſen, jener kleinen, aber kunſtſinnigen Thüringer Reſidenz, die ſich des Beſitzes einer hervorragend leiſtungsfähigen Hofkapelle erfreut. Hier, wo man Gelegenheit findet, alte und neue Muſik, die letztere ſogar bis in ihre jüngſten Erſcheinungen herab, in vorzüglichſter Ausführung kennen zu lernen, dürfte auch Spitta jene reichen muſikaliſchen Anregungen und jene Kenntnis der ſymphoniſchen Litteratur empfangen haben, die, ihn immer mehr in die Zauberkreiſe der Muſik verſtrickend, den Gedanken in ihm zur Reife brachte, muſikhiſtoriſche Forſchungen zu pflegen. Und nach dieſer Seite hin fand Spitta bald ein ungemein ergiebiges, reichſte Ernte verheißendes Feld. Der unerſchöpflich reiche Genius des alten Johann Sebaſtian Bach hatte Spitta mächtig angezogen. Seine treffliche muſikaliſche Begabung, ſeine hohe Geiſtes- und Herzensbildung und nicht zuletzt die vollſtändige Vertrautheit mit der philologiſchen Forſchungsmethode, ſowie ſein raſtloſer Eifer in der Erſchließung immer neuer Quellen, ſein unermüdlicher Bienenfleiß im Sammeln von Thatſachen und ſein Scharfblick in ihrer Klarſtellung ermöglichten es ihm, ein Werk zu ſchaffen, das den klaſſiſchen Denkmalen des muſikaliſchen Schrifttums zuzuzählen iſt: es war ein Ereignis, als 1873 der erſte Band von Spittas Bachbiographie erſchien. Hier fand man alles vereint, den warmen Herzenston und die ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit der Darſtellung, den freien Blick für die monumentale Größe Bachs und die peinlichſte Gewiſſenhaftigkeit einer überall außerordentlich gründlichen und kritiſchen Forſchung. Das Werk verbreitete den Ruf ſeines Verfaſſers mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Nachdem Spitta an das Nikolaigymnaſium nach Leipzig berufen worden war, gründete er in der Stadt, innerhalb deren Mauern einſt J. S. Bach gewirkt, den bald zu hoher Blüte gelangenden „Bachverein.“ Aber Leipzig ſollte Spitta nur kurze Zeit den Seinigen nennen. Denn ſchon 1875 wurde er als Dozent für Muſikgeſchichte an die Univerſität nach Berlin berufen; überdies ernannte ihn die Kgl. Akademie der Künſte zu ihrem Sekretär, die Kgl. Hochſchule der Muſik zum ſtellvertretenden Direktor. Seiner Bachbiographie (vollendet 1880) ließ Spitta eine ungemein verdienſtliche kritiſche Ausgabe der Orgelwerke des bedeutungsvollen, lange unterſchätzten Buxtehude folgen, ferner eine Geſamtausgabe der Werke des großen Heinrich Schütz, dann noch eine kleine Bachbiographie (in der bei Breitkopf & Härtel erſcheinenden Sammlung von „Vorträgen“). Vor Kurzem veröffentlichte der ausgezeichnete Gelehrte einen Band „Zur Muſik,“ auf den wir an anderer Stelle hinweiſen.

Philipp Spitta.
Nach einer photogr. Aufnahme von Löſcher & Petſch, Hofphotographen in Berlin.

Oper und Drama.

„Was will denn die Oper eigentlich? — Sie iſt doch ein äußerſt künſtliches Gefüge; verkehren etwa die Menſchen im Leben durch Geſang? Und jede dramatiſche Darſtellung, alſo auch die Oper, ſoll doch das wirkliche Leben vorführen.“ — So hat gewiß ſchon mancher gedacht. Aber ſpricht etwa jemand im wirklichen Leben in Jamben, wie es doch in ſo vielen ernſten Dramen geſchieht? — „Ja,“ heißt es da wieder, „das iſt eben auch verwerflich; in ungebundener, freier Sprache ſollte ein Schauſpiel geſchrieben oder geſprochen werden.“ Somit wäre alſo das Proſadrama das Ideal, dem wir zuſtreben müßten. Bringt dieſes aber wirklich das Leben in ſeiner natürlichen Geſtalt vollkommen zur Darſtellung? Um dieſe Frage zu beantworten, iſt es nötig, etwas näher auf die Technik des Dramas einzugehen. Vielleicht werden wir dabei auch zu manchen Folgerungen gelangen, die für die Berechtigung der Oper ſprechen.

Was verſteht man denn überhaupt unter „dramatiſch“? Unter dieſen Begriff fallen Thaten und Seelenbewegungen; die Thaten eines Helden und ſeine Gefühle, die unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen, erſchöpfen aber den Begriff des Dramatiſchen bei weitem nicht. Sehe ich z. B. ein Mädchen am Meere, wie es nach einer fernen Küſte ausſchaut, ſo iſt mir das wahrſcheinlich höchſt gleichgültig. Höre ich aber, daß das entfernte Land ſeine Heimat iſt, der es plötzlich entriſſen wurde (Iphigenie), ſo wird mich dasſelbe Mädchen ſofort intereſſieren; denn nun kenne ich die Seelenbewegung, die es zum Strande getrieben hat. — Erblicke ich ein weinendes Weib, ſo intereſſiert mich das nur wenig; erfahre ich aber, daß es von dem Gatten verlaſſen worden, ſo iſt ſofort mein Intereſſe wach. Dramatiſch iſt alſo an und für ſich weder die That, noch die Seelenbewegung, ſondern die That, die ſich aus einer Gemütsbewegung ergibt, oder die Seelenbewegung, die durch eine That hervorgerufen wird. Aus ſolchen ſich zur That ſteigernden Seelenbewegungen und Seelenbewegungen hervorrufenden Thaten ſetzt ſich nun ein Drama zuſammen. Inſofern iſt ein Drama allerdings die Darſtellung von Vorgängen des wirklichen Lebens.

Entſpricht aber auch die Form, in der dieſe Vorgänge zur Darſtellung kommen, der Wirklichkeit? — Nehmen wir einmal ein beſtimmtes Beiſpiel, etwa Leſſings „Minna von Barnhelm“. Was drängt ſich da alles zuſammen in einem Zeitraum von zwölf Stunden! So etwas iſt doch kaum unter amerikaniſchen Verhältniſſen möglich, geſchweige denn bei uns. Und doch wird niemand Leſſing den Vorwurf der Unwahrſcheinlichkeit machen. Wir ſehen alſo, der Dichter muß in wenige Augenblicke zuſammenziehen, was ſich in Wirklichkeit in langen Zeiträumen abſpielt. — Ferner! Nur ſelten vermag im wirklichen Leben eine einzelne That im Menſchen eine beſtimmte Gemütsſtimmung einem andern gegenüber hervorzurufen. Damit wir Vertrauen zu einem andern faſſen, bedarf es einer Reihe von Handlungen ſeinerſeits, aus denen wir ſeinen Charakter zu erkennen vermögen. Ebenſo bildet ſich der Haß gegen einen andern nur ſelten auf Grund einer einzelnen That, ſondern auf Grund vieler, bedeutender und unbedeutender Handlungen Dieſe ſämtlich darzuſtellen, iſt dem Dramatiker unmöglich. Er muß die wichtigſten herausgreifen; ja, in den meiſten Fällen wird er ſich mit einer einzigen begnügen müſſen. Um nun die daraus ſich ergebende Seelenſtimmung genügend motiviert erſcheinen zu laſſen, muß der Dichter ſtärker auftragen, als es die Wirklichkeit zuläßt. Goethe, um Fauſt als Wohlthäter der Menſchheit hinzuſtellen, läßt denſelben dem Meere Land abgewinnen.

Fauſt in ſeiner fortdauernden Thätigkeit für das Wohl der Menſchheit, die ſich in vielen Thaten äußert, darzuſtellen, war dem Dramatiker unmöglich. Er ſetzt deshalb an die Stelle der vielen eine einzige, die naturgemäß mehr betont werden muß, als es die Wirklichkeit geſtattet. — Ferner: die Thaten und Seelenbewegungen der Helden eines Dramas zeigen ſich nicht in beliebiger Weiſe, ſondern in der Teilnahme an einer beſtimmten Begebenheit, die man Handlung nennt. Infolgedeſſen ſprechen ſie auch nichts anderes, als was auf dieſe Begebenheit Bezug hat. Daß das der Wirklichkeit nicht entſpricht, liegt auf der Hand. — Endlich: der Dichter muß uns die wechſelnden Seelenſtimmungen ſeiner Helden vorführen. Das kann auch im Dialog geſchehen; tritt aber der Fall ein, daß die Perſon ganz iſoliert daſteht, ſo iſt der Monolog unentbehrlich. Finden wir aber dergleichen in der Wirklichkeit?

Aus dem Geſagten ergibt ſich: was das Drama darſtellt, iſt dem wirklichen Leben entnommen; die Form aber, in der das Gebotene zur Darſtellung kommt, entſpricht nicht der Wirklichkeit und kann ihr nicht entſprechen.

Wie wir geſehen haben, wechſeln im Drama zwei Gegenſtände fortwährend: Seelenbewegungen, die ſich zu Thaten ſteigern, und Thaten, die ihrerſeits wieder Seelenbewegungen hervorrufen. Um die Seelenzuſtände ſeiner Helden den Zuhörern darzulegen, benutzt der Dichter den Dialog, vorzugsweiſe auch den Monolog. Doch darf er niemals lange hierbei verweilen, weil er ſonſt leicht langweilen würde. Man denke nur an die Liebesſcenen. Dem Zuſtandekommen der Neigung mit all ihren fördernden und hindernden Handlungen iſt der Zuſchauer mit Aufmerkſamkeit gefolgt Läßt nun aber der Dichter ein Paar auftreten, das ſich gegenſeitig in Liebesverſicherungen erſchöpft, ſo wird bald das Intereſſe ſchwinden trotz der ſchönſten Verſe, in denen das geſchieht. Und hier iſt der Punkt, wo die Oper einſetzt. Die Muſik feiert gerade ihre höchſten Triumphe da, wo das geſprochene Wort nur kurz verweilen darf, in den Scenen, in denen ſich der Affekt, das Empfinden, die Leidenſchaft äußert. Für dieſe bildet die Muſik ein vorzügliches Ausdrucksmittel. Daß im Leben nicht durch Geſang verkehrt wird, iſt dabei ganz gleichgültig; es kommt ja nur darauf an, daß die Seelenbewegungen überhaupt in ſpannender Weiſe zum Ausdruck gelangen.

Nach dem bisher Erörterten wäre es am einfachſten und natürlichſten, wenn in einer Oper das ſich vorzugsweiſe auf die Handlung Beziehende geſprochen, dasjenige aber, was die Gemütsſtimmungen zum Ausdruck bringt, geſungen würde. In der That finden wir dieſe Anordnung in den älteren Opern. Wen aber hätte es noch nicht ſtörend berührt, wenn in einer ſolchen Oper nach einer Arie oder einem Duett plötzlich geſprochen wird! Der Gegenſatz zwiſchen Geſang und Sprechen tritt allzu grell hervor. Mit Recht iſt man daher von ſolchen ſog. n. dialogiſchen Opern abgegangen und hat die Opern „durchkomponiert“. Wie kann man aber ganze Dialoge ꝛc. komponieren? Komponierbar ſind doch nur die ſogenannten „lyriſchen“ Stellen. — Beobachtet jemand das ausdrucksvolle Sprechen, ſo unterſcheidet er leicht eine verſchiedene Tonhöhe. Tritt dieſe Erſcheinung ſtärker hervor, ſo nähert ſie ſich dem Geſange ungemein. Wer hätte nicht ſchon in Schulen beobachtet, wie die Kinder beim Chorſprechen faſt ſangen ſtatt zu ſprechen? Dieſe Erfahrung verwertet das Recitativ, der Redegeſang, der in den Opern die Stelle des Dialogs einnimmt. Selbſtverſtändlich iſt nicht alles komponierbar. Logiſche Spitzfindigkeiten, ſchwierige Gedankenfolgen eignen ſich nicht für die muſikaliſche Behandlung. Die Handlung der Oper muß möglichſt einfach ſein, ſo daß man ſie in ihren Hauptzügen ſchon aus der äußeren Darſtellung erkennen kann. Während durch die Recitative alles zur Handlung Gehörige zum Ausdruck kommt, dienen dem Komponiſten als Ausdrucksmittel der höchſten Affekte und Leidenſchaften die Arien, Duette ꝛc., in denen mehr die Muſik als ſolche zur Geltung kommt. Doch darf nie vergeſſen werden, daß es ſich nicht um ein Konzert, ſondern um eine dramatiſche Darſtellung handelt. Oft haben die Komponiſten Texte gewählt, die ihnen eine rein konzertierende Behandlung der Singſtimmen ermöglichen, wobei die Handlung ſelbſt zu kurz kommt, wie wir das an einer Reihe älterer italieniſcher Opern beobachten können. Mit Recht iſt hiergegen R. Wagner aufgetreten. Wenn er aber nun Arien, Duette, überhaupt an ſich abgeſchloſſene Muſikſtücke ganz aus der Oper verbannt wiſſen will, ſo geht er doch etwas zu weit. Gewiß ſoll die Muſik nur ein Ausdrucksmittel ſein; die Handlung ſoll nicht zur Staffage für einzelne Muſikſtücke herabſinken. Aber wenn man ſchon die Oper als berechtigte Kunſtgattung gelten läßt, dann will man auch vor allem Muſik und nicht bloß Recitative hören. **P. H.**

Noch einige Bemerkungen zum „Aus dem Kopfe ſpielen.“

In Nr. 38 unſerer Hausmuſik findet ſich aus geſchätzter Feder ein kurzer Aufſatz über „Aus dem Kopfe ſpielen,“ der auf den Grundgedanken aufgebaut iſt, daß das Auswendigſpielen nur der Eitelkeit wegen geſchehe. Damit wird dem Auswendigſpielen jedweder Wert abgeſprochen, es wird zu den bloß mechaniſchen Kunſtſtücken gerechnet. Die Wertloſigkeit des Auswendigſpielens begründet der geſchätzte Verfaſſer damit, daß er ſagt, ein Muſikſtück ſei nur zum Hören da; nach welchen Vorbereitungen es zu Gehör gebracht würde, das ſei uns ebenſo gleichgiltig, wie etwa das Kleid, das eine Sängerin trägt. Beide Behauptungen ſind gewiß zutreffend, aber die Wertloſigkeit des „Aus dem Kopfe Spielens“ iſt mit ihnen durchaus noch nicht dargethan. Daß derjenige, dem das „Aus dem Kopfe ſpielen“ nicht gewiſſermaßen angeboren iſt oder daß der, welcher auswendig zu ſpielen gewöhnt iſt, aber auf ſein Gedächtnis ſich nicht verlaſſen kann, lieber nicht aus dem Kopfe vorſpielen ſoll, das iſt eine ſicherlich billige Forderung. Aber wie nun, wenn der Spieler beim Auswendigſpielen mit weit mehr Ausdruck, mit mehr Innigkeit, mit mehr Seele ein Muſikſtück zu Gehör bringt? Wenn er dabei ſein eigenes Ich, ſein innerſtes Fühlen und Denken, wenn er das charakteriſtiſche Weſen des Stückes ſo erſchöpfender darſtellen kann, als er es jemals vermöchte, wenn er ſeine Augen fortwährend auf ein Notenheft richten muß, das ihn gebunden, unfrei erſcheinen läßt? Wer wollte den großen Unterſchied in der Wirkung auf den Zuhörer leugnen, wenn ein Redner aus dem Kopfe ſpricht oder wenn er ſeine Rede ablieſt! Gerade beim „Aus dem Kopfe ſpielen“ kann erſt die Kunſt als ſolche ſich rechte Geltung verſchaffen, und Schumann hat ganz Recht, wenn er dem Schüler rät, ſich im Auswendigſpielen zu üben, wenn er das Auswendigſpielen vom höheren künſtleriſchen Standpunkt aus geradezu fordert, da es das Kunſtwerk in den Bereich freieſter Improviſation führe. Spielen nicht alle unſere großen Künſtler aus dem Kopfe? Und ſollten dieſe ſo begnadeten Menſchen es wirklich nur deshalb thun, um für ein Kunſtſtückchen ein beſonderes Lob zu ernten? Je freier der Künſtler ſich fühlt, deſto leichter erhebt ſich ſein Geiſt in die himmliſchen Sphären der reinen Kunſt. Den Wert des Auswendigſpielens ſtelle ich ſelbſt für diejenigen, denen die Mutter Natur dieſe Fähigkeit nicht als Gabe in den Schoß gelegt hat, ſondern die es erſt durch Übung und heißes Bemühen ſich zu eigen machen müſſen, ſehr hoch. Das Auswendiglernen iſt ſicherlich nichts weniger als eine Vergeudung von Kraft und Zeit auf ein Etwas, das mit der Kunſt nichts zu thun hat. Wenn ein Dirigent ohne Partitur dirigiert, ſo iſt das unter Umſtänden vielleicht wegen der möglicherweiſe gefährdeten Geſamtleiſtung der Spieler bedenklich, und ebenſo, wenn ein Chor ohne Notenblätter ſingen wollte. Ein Künſtler, der ein Muſikſtück in- und auswendig kann, wird auch von einem vor ihm ſtehenden Notenblatte keinen Nutzen ziehen, denn wenn er am Notenblatte ſein Gedächtnis verlieren ſollte, ſo würde er wohl kaum ſofort auf ſeinem Notenblatte die Stelle finden, an der ſein Gedächtnis geſcheitert. Daß ein Künſtler, der ſich nicht ganz ſicher fühlt, lieber nicht auswendig ſpielen möge, überhaupt nicht öffentlich ſpiele, iſt ein ganz natürlicher Wunſch. Das Auswendiglernen iſt jedoch dem ernſtſtrebenden Muſiker ſchon des friſcheren, freieren und innigeren Vortrags wegen entſchieden zu empfehlen.

J. H. S.

Bücherſchau.

Zur Muſik. Sechzehn Aufſätze von Philipp Spitta. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Preis 8 Mark. Der ausgezeichnete Forſcher und Muſikgelehrte veröffentlicht hier in dem vorliegenden ſtattlichen Bande (471 S.) eine Reihe von Studien, die bei aller kernigen Gediegenheit ihres wiſſenſchaftlichen Gehaltes dennoch auch dem Muſikfreund eine Fülle von Anregungen, von Neuem, Intereſſantem und Wiſſenswertem, einen Schatz von Entdeckungen in feſſelnder Darſtellung und jener Klarheit des Ausdrucks bieten, die auch den Laien in den Stand ſetzt, den Ausführungen des Verfaſſers mit dem Genuſſe vollſtändigen Verſtehens folgen zu können. Die Aufſätze Spittas führen folgende für den Inhalt des Werkes bezeichnende Überſchriften: Kunſtwiſſenſchaft und Kunſt — Vom Mittleramte der Poeſie — Die Wiederbelebung proteſtantiſcher Kirchenmuſik auf geſchichtlicher Grundlage — Händel, Bach und Schütz — Marianne von Ziegler und J. S. Bach — Paris und Helena — Joſeph Haydn in der Darſtellung C. F. Pohls — Beethoveniana — Die älteſte Fauſtoper und Goethes Stellung zur Muſik (hochintereſſant!) — Jeſſonda — Karl Maria von Weber — Spontini in Berlin — Niels W. Gade — Johannes Brahms — Muſikaliſche Seelenmeſſen — Oskar von Rieſemann; Ein Gedenkblatt. Man ſchlage das Buch auf, an welcher Stelle man immer wolle, überall feſſelt es und bereichert es. Und wer dieſes Werk gründlich ſtudiert, nicht bloß mit den Augen es durchläuft — Leſſing gebraucht das Bild „wie der Hahn über die Kohlen“ — der wird aus der Lectüre einen bedeutenden geiſtigen Gewinn ziehen. Die Bücher aber, von denen man das ſagen kann, ſind heutzutage nicht allzu häufig.

Für Violine.

Unter dem Titel „Fünf Vortragsſtücke für Violine“ hat der treffliche Geiger Goby Eberhardt als opus 98 eine Reihe leichter und melodiſch anſprechender Kompoſitionen für die Violine mit Begleitung des Pianoforte herausgegeben, die im Verlag von Martin Oberdörffer in Leipzig zum Preiſe von 3 Mk. erſchienen ſind. Das Heft enthält nur Stücke kleinerer Form: Lied, Scherzo, Barcarole, Spinnerlied und Ländler, die ſämtlich die erſte Lage nicht überſchreiten, leicht auszuführen ſind und namentlich den jungen Violinſpielern, die häufig genug in die Lage kommen, ihr Können an gehaltvollen und melodiſch reizvollen Kompoſitionen zu erproben, als zweckentſprechende, fördernde und bildende Vortragsſtücke empfohlen werden können. Der Satz iſt rein und klangſchön, die Form abgerundet, und da auch die Klavierbegleitung einer durch die Sache gebotenen Einfachheit ſich befleißt und der Geige ſich überall unterordnet, ſo werden Spieler und Hörer an dem opus nur Freude haben.

Die in demſelben Verlage erſchienenen „Studienwerke für Violine von Moritz Schön“ enthalten in drei Heften ſechs leichte Tonſtücke für eine Violine opus 60 (Pr. 1,20 Mk.), ſechs leichte Tonſtücke für eine Violine 2. Poſition opus 61 (Pr. 1,50 Mk.) und „Drei größere Übungen in Sonatenform für zwei Violinen“ opus 63 (Pr. 2 Mk.), von denen namentlich die letzteren als treffliche Übung für das Zuſammenſpiel hervorgehoben werden dürfen. Die Stücke verfolgen einen pädagogiſchen Zweck: ſie ſind in hohem Maße inſtruktiv, ohne bei ihrem lebhaften Charakter des melodiſchen Zuges zu entbehren. Der Nutzen, den ein begabter Violinſpieler aus ihrem Gebrauch ziehen wird, dürfte kein unbeträchtlicher ſein. Die Ausſtattung der vorliegenden Hefte iſt eine gute, der Stich iſt von einer, jungen Augen zuträglichen Klarheit.

Ein neues Klavierpedal.

Das Klavierpedal, dieſes häufig mißbrauchte Mittel zur Förderung des Glanzes und des Ausdrucks im modernen Klavierſpiel, iſt oft der Gegenſtand des Nachdenkens in ſpekulativen Köpfen geweſen, welche ſich bemühten, das Pedal ſo herzuſtellen, daß die einzelnen Teile desſelben getrennt von einander benutzt werden könnten. Einen ſehr intelligenten Verſuch führte ſchon im Jahre 1871 auf der Kaſſeler Ausſtellung Herr Zachariä vor, welcher das Pedal in verſchiedene Abteilungen zerlegt hatte, die mit beſonderen Tritten zu regieren waren. Man konnte alſo z. B. im Baſſe Akkorde forttönen laſſen, während in der mittleren oder hohen Lage ohne Pedal Paſſagen ausgeführt wurden, in welchen jeder Ton klar zur Erſcheinung kam; aber auch umgekehrt war es möglich, in der mittleren und höheren Lage Akkorde zu halten, während man im Baſſe Paſſagen ohne Pedal zur Ausführung brachte. Steinway in New York verbeſſerte die Erfindung dadurch, daß mit einem einzigen Tritte einzelne Töne und Akkorde fortklingend zu erhalten waren. Herr Louis Noebe (in Homburg vor der Höhe) ſcheint nun eine noch zweckmäßigere Kompoſition gefunden zu haben. Der Gebrauch des Noebeſchen Pedals läßt ſich von jedem geübten, verſtändigen Pianiſten in kurzer Zeit erlernen; es bietet anderen ähnlichen, wegen ihrer Kompliziertheit nicht in die Praxis aufgenommenen Erfindungen gegenüber den Vorteil, daß die vier, in zwei Gruppen zuſammengelegten Pedale durch Koppelung mittelſt einfachen Fußtrittes wie die gewöhnlichen Klavierpedale gebraucht werden können. Noebes Einrichtung gewährt die Möglichkeit, einzelne Noten oder Akkorde länger klingen zu laſſen, ſei es im Baß, der Mittellage oder im Diskant; ein Teil der Töne kann durch Hebung einzelner Pedale verſtärkt und glanzvoller geſtaltet werden; durch Anwendung der Pedale laſſen ſich ganz neue, eigenartige Crescendoeffekte erzielen, und ſchließlich geſtattet die Einrichtung, daß beim Vierhändigſpielen jeder der beiden Spieler ſelbſtändig pedaliſieren kann. Es zeigte ſich bei der Vorführung der Beiſpiele, daß die Noebeſche Pedalteilung dem verſtändnisvollen Pianiſten eine Reihe ganz neuer Ausdrucksmittel bietet.

Frage.

Es gibt einen italieniſchen Kanon:

„L'agnellino fa: be be
La cornacchia fa: cra cra. —“

Wie heißt der italieniſche Text vollſtändig, und vielleicht auch: wie lautet die Melodie? Vielleicht iſt einer der geehrten Leſer des Daheim in der Lage, hierüber genauere Auskunft erteilen zu können.

H. Gr. in Forſthaus.

Redaktionspoſt.

Herrn Dr. S. Verbindlichſten Dank für Ihre gütige Mitteilung. Es wird unſere Muſikfreunde intereſſieren zu erfahren, daß das italieniſche Volkslied: „Jo te voglio bene assaje“ auch in der „Muſikaliſchen Univerſalbibliothek“, Leipzig, Verlag von F. Siegel, für den Preis von 20 Pf. zu haben iſt.

Frau H. J—m. Sie haben Recht. Jede dramatiſche Sängerin hat eine Rolle, in welche ſie alle Poeſie ihres Lebens hineindrängt: für die Graſſini war dieſe Rolle die „Julia“, für die Paſta der „Tancred“, für die Malibran die „Desdemona“ und für die Griſi die „Norma“.

Herrn Archidiakonus K. in Greifenberg. Verbindlichſten Dank. Wir werden Ihren ſchätzenswerten Beitrag eheſtens veröffentlichen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

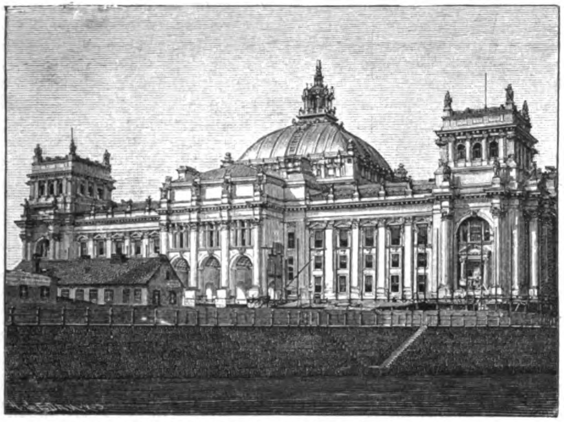
Daheim

1893. Beilage zu Heft 16 (No. 45—47).

XXIX. Jahrgang.

Auguſt 1893.

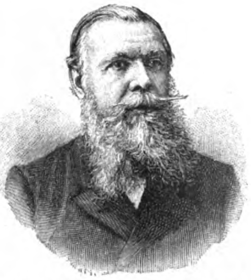
Aus der Zeit — für die Zeit.



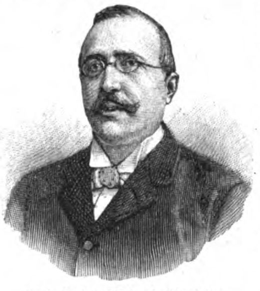
Das Reichstagsgebäude in ſeinem jetzigen Zuſtand.

Mehr und mehr ſchält ſich das **Reichstagsgebäude** aus den wirren Gerüſten, welche es bisher neidiſch verdeckten, heraus. Seit Monaten ſchon leuchtet die viel angefochtene, goldig glänzende Kuppel über Berlin hin, und nachdem die Front nach der Sommerſtraße, welche wir in obenſtehender Zeichnung wiedergeben, ſich enthüllt hat, ſind jetzt hunderte von eifrigen Händen beſchäftigt, auch die dem Königsplatz zugewandte Front frei zu legen und die Fundamente der hier vorgeſehenen gewaltigen Rampe herzurichten. Wenn dieſe Zeilen in die Hände unſerer Leſer kommen, wird bereits der Säulenvorbau mit dem ſchönen Giebelfeld, das eine allegoriſche Verherrlichung der baugewerblichen Künſte von Prof. **Schaper** ſchmückt, frei gelegt ſein. Über dem Giebelſtück erhält ſpäter die Rieſengeſtalt der Germania von Prof. Reinh. Begas, welche z. Z. in Chicago iſt, ihren Platz. Auch über die Ausſchmückung der Innenräume verlautet Einiges. So ziert den Bundesratſaal ein ſchönes Reliefbild Kaiſer Wilhelm I, der im Kaiſerornat ein Kornfeld durchſchreitet — ein Bild der Fürſorge des Herrſchers für des Volkes Wohl. Beſonders prunkvoll wird das Kaiſerveſtibüle geſchmückt; für die Seitenflächen der Freitreppe deſſelben ſind zwei Reliefs, Krieg und Frieden darſtellend, in Ausſicht genommen, gleich den ſechs Köpfen oberhalb der Säulen an den Deckenanſchlüſſen, welche Religion, Wiſſenſchaft, Nähr- und Wehrſtand, Handel und Handwerk verſinnbildlichen, von Prof. Wiedemann entworfen. — Man darf als ſicher annehmen, daß der innere Schmuck — trotz der teilweiſen Verwendung minderwertigen Materials — der monumentalen äußeren Erſcheinung vollauf gleichwertig wird.

Der neue Reichstag zählt die zwei größten Induſtriellen Deutſchlands in ſeiner Mitte: den Freiherrn **von Stumm-Halberg** und den Kommerzienrat **Krupp**. Erſterer, der Reichspartei ſeit Jahren angehörig, iſt kein neuer Gaſt in den Räumen des hohen Hauſes, und ſeine energiſchen, klaren Reden haben bereits ſo manchesmal ausſchlaggebend gewirkt — ſeinem unermüdlichen Eintreten für die Militärvorlage iſt der Erfolg der Regierung mindeſtens zum Teil zu danken. Herr Krupp iſt erſt durch die diesmaligen Wahlen in den Reichstag gekommen und hat ſich der nationalliberalen Partei angeſchloſſen. In beiden Abgeordneten beſitzt das Parlament Männer, deren Urteile in volkswirtſchaftlichen Sachen von hohem Wert ſein müſſen, deren Anſichten aber beſonders in den brennenden Arbeiterfragen die höchſte Beachtung verdienen. Wie die Herren Sozialdemokraten bisher ſtets die Ohren ſpitzten, wenn der „König Stumm“ ihnen entgegentrat, ſo wird ſicher in Zukunft auch der „Kanonenkönig“ von Eſſen als der rechte Erbe ſeines Vaters energiſch gegen die vaterlandsloſen Beſtrebungen der äußerſten Linken Front machen. Beide Männer ſind dazu in erſter Linie berufen—beſonders berufen auch wegen der umfaſſenden Fürſorge, die auf ihren Werken allen pflichttreuen Arbeitern zu teil wird.

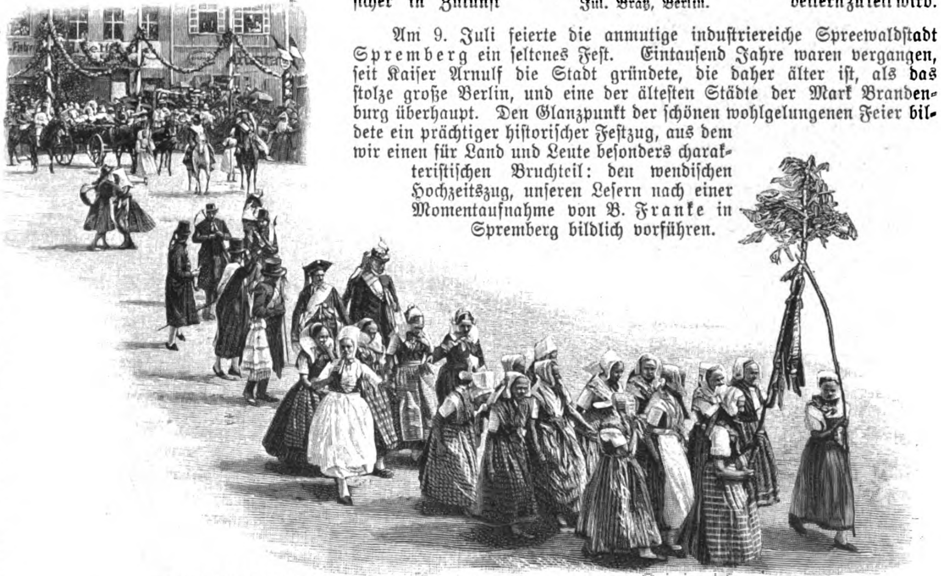


Freiherr von Stumm-Halberg.
Nach einer photogr. Aufnahme von Jul. Bratz, Berlin.



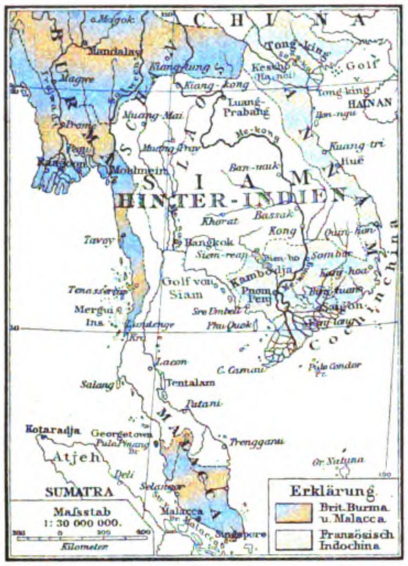
Friedrich Alfred Krupp.
Nach einer photogr. Aufnahme von Jul. Bratz, Berlin.

Am 9. Juli feierte die anmutige induſtriereiche Spreewaldſtadt **Spremberg** ein ſeltenes Feſt. Eintauſend Jahre waren vergangen, ſeit Kaiſer Arnulf die Stadt gründete, die daher älter iſt, als das ſtolze große Berlin, und eine der älteſten Städte der Mark Brandenburg überhaupt. Den Glanzpunkt der ſchönen wohlgelungenen Feier bildete ein prächtiger hiſtoriſcher Feſtzug, aus dem wir einen für Land und Leute beſonders charakteriſtiſchen Bruchteil: den wendiſchen Hochzeitszug, unſeren Leſern nach einer Momentaufnahme von **B. Franke** in Spremberg bildlich vorführen.



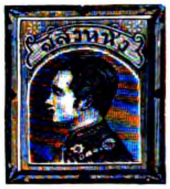
Vom 1000jährigen Jubiläum Sprembergs: Wendiſcher Hochzeitszug.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Karte von Siam.

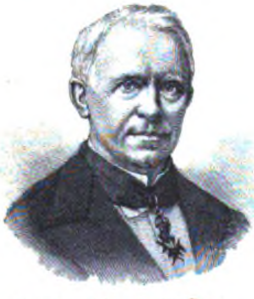
Auf der hinterindiſchen Halbinſel vollziehen ſich umfaſſende Veränderungen der Landkarte. Nachdem die Franzoſen ſich der ganzen Oſtküſte — Tonkings, Annams, Kambodjas, Cochinchinas — bemächtigt und hier ſeit 1888 ein einheitliches Kolonialreich unter dem Namen Indo-China geſchaffen haben, das nur noch den „Königen“ von Kambodja und Annam eine Art Scheinregiment zugeſteht; ſeit 1886 Birma von England annektiert wurde, war das in der Mitte der Halbinſel belegene Königreich Siam in eine recht bedrängte Lage gekommen. Aus den Zeitungen kennen unſere Leſer die Vorgänge der letzten Wochen, die Streitigkeiten in den franzöſiſch-ſiameſiſchen Grenzdiſtrikten, die Forcierung der Menammündung durch franzöſiſche Kanonenbote, die franzöſiſchen Forderungen, welche ſich auf das ganze linke Mekongufer erſtreckten, den Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen beiden Ländern, die Blokadeerklärung Frankreichs. Trotzdem die öffentliche Meinung in England recht entſchieden für Siam eintrat, mußte das Königreich ſchließlich doch die Koſten tragen und die harten Forderungen Frankreichs bewilligen, deſſen politiſche Leiter gern noch vor den bevorſtehenden Wahlen einen „succes“ erzielen wollten. — Siam umfaßte bisher gegen 800000 qkm (zum Vergleich: das Deutſche Reich ohne Schutzgebiete 540419 qkm) mit etwa 9 Millionen Einwohnern und betreibt beſonders von der Hauptſtadt Bangkok (400000 Einw.) aus einen bedeutenden Handel, an dem Großbritannien an erſter, Deutſchland an zweiter Stelle beteiligt iſt. In den letzten Jahrzehnten hat ſich das „Reich der weißen Elefanten“ der europäiſchen Kultur in recht umfaſſender Weiſe erſchloſſen — nächſt Japan von allen aſiatiſchen Staaten am wirkungsvollſten. König Chulalongkorn ſelbſt gilt als ein milder und einſichtsvoller Regent. Wir konnten ſein Porträt weder in Berlin noch in London erhalten, geben es aber trotzdem nach einer Briefmarke, die auch ein Beweis dafür ſein mag, daß man in Siam mit dem Weltverkehr rechnet. — Übrigens ſteht das ſiameſiſche Poſtweſen unter der Leitung eines Deutſchen, wie denn überhaupt deutſche Beamte und ehemalige deutſche Offiziere in den verſchiedenen Verwaltungszweigen und in der Armee Siams mehrfach Verwendung gefunden haben.



Zu unſerer Karte, die nach den neueſten Quellen bearbeitet wurde, bemerken wir, daß Siam nicht, wie vielfach angenommen wurde, unmittelbar an China grenzt; es liegen zwiſchen der ſiameſiſchen Nord- und der chineſiſchen Südgrenze vielmehr die zu britiſch Birma zu rechnenden Schanſtaaten. Das Gebiet auf dem linken Mekongufer, welches nunmehr an Frankreich abgetreten wurde, iſt faſt ſo groß, wie Süddeutſchland. — Die genauere Grenzregulierung, verbunden mit der Schaffung einer neutralen „Puffer“-Zone, wird freilich erſt ſtattfinden und zwar unter der Mitwirkung Englands, das ein weſentliches Intereſſe daran hat, die Machtſtellung Frankreichs in Hinterindien nicht allzuſehr wachſen zu laſſen. Ob ſich bei den weiteren Verhandlungen nicht noch neue Schwierigkeiten herausſtellen werden, bleibt abzuwarten.

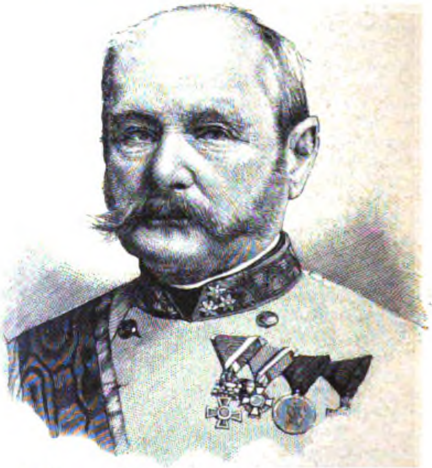
Die Braunſchweiger in Friedrichsruh.

Mit welcher Verehrung und Liebe, trotz allem Wechſel der Zeiten, das deutſche Volk an des Reiches erſtem Kanzler, an dem Fürſten Bismarck, hängt, das haben in den letzten Monaten die Huldigungsfahrten, die aus den verſchiedenſten Gauen unſeres Vaterlandes nach Friedrichsruh veranſtaltet wurden, ſo recht bewieſen. Erſt kamen die Lipper, den eiſernen Altreichskanzler ihrer treuen Anhänglichkeit zu verſichern; die Vertreter der deutſchen Handelskammern folgten, Schulen und Vereine der verſchiedenſten Art ſprachen im Tuskulum des Fürſten vor — am 21. Juli endlich fanden ſich 800 Braunſchweiger unter Führung des Juſtizrat Semler in Friedrichsruh ein und zogen unter den Klängen des Liedes „Luſt'ge Braunſchweiger ſeind wir!“ vor das Wohnhaus des erſten Paladins weiland Kaiſer Wilhelm I. Die Zeitungen haben alle Einzelheiten der großartigen Ovation, die Anſprache Semlers, die ernſte Entgegnung des Fürſten, die mit einem Hoch auf den Prinz-Regenten von Braunſchweig ſchloß, die Überreichung eines Albums mit Braunſchweiger Anſichten, die begeiſterte patriotiſche Stimmung aller Feſtteilnehmer geſchildert. Uns bleibt nur, nach einer Augenblicksaufnahme jene Schilderungen mit einem Bild zu ergänzen, das in ſeiner ſchlichten Einfachheit die Bedeutung des Tages klar wiederſpiegelt.



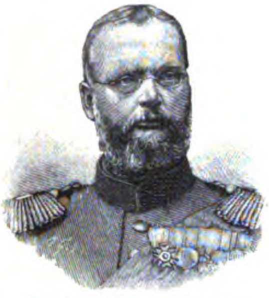
Dr. Georg Daniel Teutſch,
Biſchof der ſiebenbürger evang. Landeskirche.

Das hartbedrängte deutſche Volkstum in Siebenbürgen, die wackeren Sachſen, betrauern in dem am 2. Juli verſtorbenen Biſchof der evangeliſchen Landeskirche, in D. Georg Daniel Teutſch, ihr geiſtiges Haupt und ihren allverehrten Führer. D. Teutſch war am 12. Dezember 1817 in Schäßburg geboren, abſolvierte hier das Gymnaſium, ſtudierte in Wien und Berlin und wirkte dann 21 Jahre lang am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſich zugleich an allen Arbeiten der oberen Schul- und Kirchenbehörden beteiligend. Im Jahre 1863 wurde er Pfarrer in Agnetheln und war auch von hier aus unermüdlich mit Wort und Schrift für die Umgeſtaltung des ſiebenbürger Kirchenweſens, das nach dem Verluſt der alten politiſchen Verfaſſung der letzte Hort des ſächſiſchen Volkstums geblieben, thätig. Seit 1867 war er Superintendent in Hermanſtadt, und bald darauf wurde ihm auch der alte, langvorenthaltene Titel des evangeliſchen Biſchofs zu Teil. Ein echt deutſcher Mann, feſt und treu, blieb er auch unter den ſchwerſten Schickſalſchlägen ungebrochen in der Zuverſicht auf beſſere Zeiten. — D. Teutſch war ſeit 1858 Ehrendoktor der philoſophiſchen, ſeit 1882 der theologiſchen Fakultät von Jena, ſeit 1884 der berliner juridiſchen Fakultät; der Guſtav-Adolf-Verein hatte ihn zum Vorſtand des ſiebenbürger Vereins und in den Zentralvorſtand gewählt, das germaniſche Muſeum zu Nürnberg führte ihn, den beſten Kenner der Geſchichte ſeines Volksſtammes, in



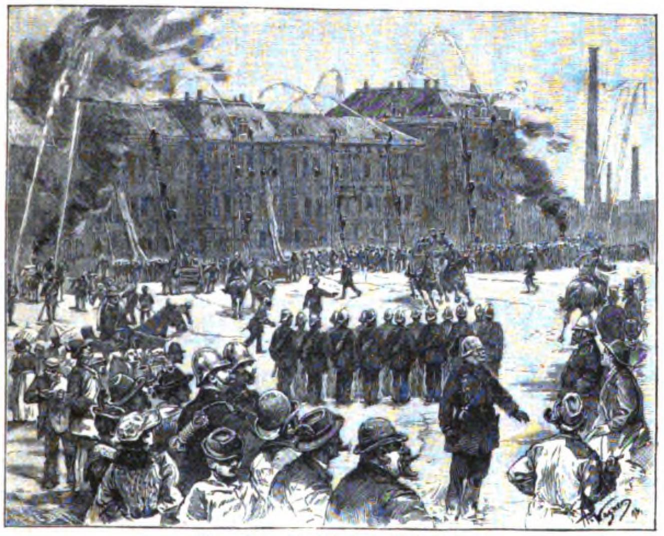
Feldzeugmeiſter Ferd. Frhr. von Bauer, †
öſterreich-ungariſcher Reichskriegsminiſter.

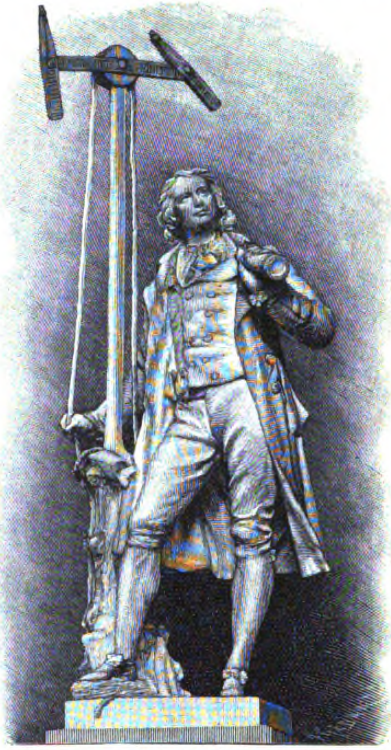
der Liſte des Gelehrten-Ausſchuſſes. Seine in mehreren Auflagen erſchienene „Geſchichte der ſiebenbürger Sachſen für das ſächſiſche Volk,“ gilt als ein Werk, in dem ſich gediegene Forſchung und volkstümliche Darſtellung vereinigen.


Prinz Ludwig von Bayern.

Das öſterreichiſche Heer, die ganze öſterreich-ungariſche Monarchie verloren in dem am 22. Juli zu Wien verſtorbenen Reichskriegsminiſter Feldzeugmeiſter Ferdinand Frhr. von Bauer einen hervorragenden Organiſator und Führer. Der Verewigte war am 7. März 1825 in Lemberg als Sohn bürgerlicher Eltern geboren, begann ſeine Laufbahn in der altberühmten öſterreichiſchen Genietruppe, trat dann zur Infanterie über und zeichnete ſich 1859 bei Solferino als Bataillonskommandeur, 1866 bei Cuſtozza als Brigadekommandeur aus. Seit 1882 ſtand er an der Spitze des II. Korps in Wien und übernahm 1888 das Kriegs-Miniſterium. In ſeine Amtsführung fiel eine Reihe der bedeutendſten Maßregeln: er vollendete die Neubewaffnung der Infanterie mit dem kleinkalibrigen Gewehr, er führte das rauchloſe Pulver ein, arbeitete unausgeſetzt an der Sicherung der Grenzen, ſei es durch Verſtärkung der Feſtungen, durch Vermehrung der Artillerie oder durch Aufſtellung neuer Kavallerie-Diviſionen. — Faſt aber am wertvollſten war, daß er inmitten des Kampfes der verſchiedenen Nationalitäten der Monarchie die Einheit der Armee, die ihren deutlichſten Ausdruck in der deutſchen Armeeſprache findet, aufrecht zu erhalten wußte. Auch Deutſchland hat in dem Verewigten einen aufrichtigen Freund zu betrauern.

Noch bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts ſah es in deutſchen Landen ziemlich trübe mit dem Feuerlöſchweſen aus. Es fehlte den Feuerwehren, ganz abgeſehen von ihrer meiſt ſehr mangelhaften Ausrüſtung, die ſtraffe Organiſation, die gute Schulung an den Geräten, ohne welche kein ſicherer Erfolg zu erreichen iſt. Der Umſchwung iſt aber ſchnell und im größten Maßſtabe erfolgt. Augenblicklich haben wir in Deutſchland 17 719, in Öſterreich 15 918 militäriſch-organiſierte Feuerwehren mit 983000 bezieh. 700000 Mitgliedern. — Von den deutſchen Feuerwehren ſind 47 Berufsfeuerwehren (in den größeren Städten), die übrigen ſogenannte Pflicht- und freiwillige Feuerwehren; zuſammen verfügen dieſelben über nicht weniger als 32188 Spritzen. Von dem Umfang des Feuerlöſchweſens bot die überaus reichhaltige, mit über 4000 Einzelgegenſtänden beſchickte Ausſtellung von Feuerlöſchgerätſchaften, die vom 22.—24. Juli in München ihre Pforten zu Ehren des 14. deutſchen Feuerwehrtages geöffnet hatte, der in der gleichen Zeit tagte, ein anſchauliches Bild. Die braven Feuerwehrmänner wurden in der bayeriſchen Hauptſtadt mit Begeiſterung aufgenommen: ein feierlicher Vorbeizug vor dem hohen Protektor, dem Prinzregenten, die erſte Hauptübung am Kadettenkorpsgebäude, eine Feſtſitzung im Rathaus bildeten die wichtigſten Momente der Feſttage. Das Ehrenpräſidium hatte der dereinſtige bayriſche Thronfolger, Prinz Ludwig, übernommen, der bei der Feſtſitzung in herzlichen, warmen Worten die gemeinnützigen und menſchenfreundlichen Beſtrebungen der Feuerwehren hervorhob. Unſeren Leſern wird das Portrait des Prinzen, deſſen hohe, geiſtige Begabung, große Arbeitskraft und menſchlich liebenswürdigen Eigenſchaften, von Allen, die ihm näher treten durften, gerühmt werden, willkommen ſein. Prinz Ludwig Leopold Joſeph Maria Aloys Alfred, der älteſte Sohn des Prinzregenten, iſt am 7. Januar 1845 geboren und ſeit 1868 mit Maria Thereſia, Erzherzogin von Öſterreich-Eſte-Modena, vermählt. Der überaus glücklichen Ehe entſtammen elf Kinder, von denen der älteſte, Prinz Rupprecht, Pr.-Lieut. im 1. ſchweren Reiter-Regiment, ein häufiger Gaſt unſeres kaiſerl. Hauſes iſt.


Vom Feuerwehrtag in München.


Denkmal von Claude Chappe in Paris.

Die ſeltſame Vorrichtung neben der Mannesgeſtalt auf unſerem letzten Bilde dürfte ſo manchem unſerer Leſer nicht ohne weiteres verſtändlich ſein — und doch iſt ſie das Abbild einer Erfindung, die einſt die halbe Welt bewegte, die dann freilich ſchnell von neuen Fortſchritten überholt und vergeſſen wurde. Das intereſſante, kürzlich in Paris enthüllte Denkmal ſtellt Claude Chappe dar, den Erfinder des optiſchen Telegraphen. Chappe (geboren 1763 zu Brulou le Maine im Departement Sarthe) war ein Geiſtlicher, der ſich viel mit phyſikaliſchen Experimenten beſchäftigte und nach zahlreichen vergeblichen Verſuchen 1792 einen Apparat konſtruierte, der durch verſchiedene Stellung der Flügel Buchſtaben und Worte, wie wir heute ſagen würden, zu telegraphieren geſtattete. Im Jahre 1793 war bereits die Linie Paris-Lille hergeſtellt, auf der 20 Stationen mit je dem gleichen Apparat die Zeichen ſo ſchnell weiter gaben, daß der in Paris aufgegebene erſte Buchſtabe bereits in zwei Minuten in Lille abgeleſen werden konnte. Der Erfolg der Erfindung war ſo groß, daß ſie ſich bald über Europa verbreitete; auch Preußen baute eine Linie Berlin-Coblenz mit 70 Stationen und mit 222 Mann Bedienung. Als indeſſen die elektriſche Telegraphie ſeit 1840 ſich einzuführen begann, verfielen die Chappe'ſchen Zeigertelegraphen ſchnell der Vergeſſenheit, zumal ein „Anrufen“ der nächſten Station unmöglich war, und jede Trübung der Atmoſphäre ihre Anwendung verhinderte.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet and ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 45.)

Gutmütigkeit hat wenig Wert;
Sie glänzt, doch nur wie Glimmer.

Gutmütigkeit iſt bald verzehrt;
Nur Güte hält für immer.

Es geht ſchon.

„Es geht ſchon!“ iſt das bekannte aufmunternde, tröſtende Wort, womit man einem ſchon Ermüdeten und Überlaſteten noch ein Päckchen mehr aufzunötigen pflegt. Aber dieſes Päckchen iſt eben oft das Zuviel, unter dem das Erliegen erfolgt. Wenn man jedem gedankenloſen, unüberlegten „Es geht ſchon“ ein vernünftiges und entſchiedenes „Es geht nicht“ entgegenſetzte, wieviel Übles, Trauriges, körperlicher und geiſtiger Zuſammenbruch bliebe ungeſchehen. Es geht ja viel, ſehr viel, Staunenswertes kann geſchehen unter dem Drucke einer eiſernen Willenskraft. Es gibt eben felſenfeſte Naturen, die alles und jedes bewältigen, aber dieſe geben keinen Normalmaßſtab ab für Durchſchnittsmenſchen. Die Natur ſpricht ganz deutlich und beſtimmt, wenn ihr an geiſtiger und körperlicher Anſtrengung zu viel zugemutet wird, und rächt ſich ſchwer an dem, der dieſe warnende Stimme nicht hört. Das Kind, gleichviel ob ſchwächlich oder ſtark, muß außer der Schule und den dazu gehörenden häuslichen Aufgaben, noch verſchiedene Privatſtunden nehmen, ſo daß ihm wenig freie Zeit zur Bewegung in friſcher Luft bleibt. Die Eltern finden allmählich, daß es müder und bleicher wird. Sollte es nicht doch zu ſehr angeſtrengt werden? „Es geht ſchon,“ tröſtet die Mutter, „alle Kinder, Mädchen und Knaben, müſſen jetzt ſehr viel lernen, um in der Welt fortzukommen und in der Geſellſchaft ſich ſehen laſſen zu können.“ Der Arzt verordnet vielleicht mit der Zeit völliges Aufhören allen Unterrichts — wobei das Erlernte wieder vergeſſen wird — und dieſe oder jene Kur, um die Geſundheit wieder herzuſtellen, wenn ſie nicht ſchon dauernd geſchädigt iſt. Wie vielen von den jungen Mädchen, welche ſich im berechtigten Drange zur Selbſtändigkeit dem Lehrberuf widmen, fehlt es an geiſtiger und körperlicher Kraft, um den Anforderungen zu genügen, welche die Lehrjahre vor dem Examen erfordern. Schon auf der Hälfte des beſchwerlichen Weges fühlen ſie ſich erſchöpft, aber ſie ſtrengen ſich redlich an, mit angſtvollem Fleiß und unermüdlicher Geduld. „Es geht ſchon,“ es iſt ſo ehrenvoll ſein Examen beſtanden und ſich eine geſicherte Lebensſtellung erworben zu haben. Wie viel muß in den oft ſchmerzenden Kopf aufgeſpeichert werden! Aber, es geht ſchon! Es iſt gewiß betrübend, aber keine Schande, umzukehren, wenn man das Unvermögen fühlt, das erſehnte Ziel zu erreichen. Warum nicht mutig einen anderen Lebensberuf ergriffen, deſſen Aneignung und Ausübung weniger hohe Anforderungen ſtellt, als gerade das Lehrfach? Manch eines dieſer überarbeiteten jungen Mädchen bricht zuſammen; man hört zuweilen von ſolchen Fällen, mit oft recht traurigem Ausgang. Der arme Familienvater, deſſen Kraft durch ſeine täglichen Berufsarbeiten ſchon hinlänglich aufgebraucht wird, denkt auch „es geht ſchon,“ wenn er die Abend- und Nachtſtunden noch zu Hilfe nimmt, um genug für den Lebensunterhalt der Seinen zu verdienen. „Man kann mit ſehr wenig Schlaf, faſt ohne Schlaf, auskommen, wenn man geſund und kräftig iſt,“ tröſtet er ſich, wenn der gewaltſam verbannte Schlaf die übermüdeten Augen endlich ganz flieht, bis der Erſchöpfte der Überanſtrengung erliegt. Aber es erliegt nicht nur der von der Not des Lebens, dem Zwang der Verhältniſſe Gehetzte, auch andere Triebfedern, der Wunſch reich zu werden, der Ehrgeiz, das Verlangen nach Anerkennung, Auszeichnung, Ruhm, verleiten manchen zu fieberhafter Thätigkeit, gewaltſamem Haſten und Schaffen, welche das Maß ſeiner Kräfte überſteigen, über die dem menſchlichen Können gezogenen Grenzen hinausgehen. „Es geht ſchon,“ bis das überreizte Gehirn, die aufs äußerſte angeſpannten Nerven den Dienſt verſagen. Es ſind oft großangelegte Naturen, die Edelſten und Beſten, welche mit einer Art von ſtolzem Trotz von ihrer eigenen Thatkraft das Unmögliche verlangen. Wie viel an Kraft und Geſundheit aber vernichtet auch das nervenaufreibende Geſellſchaftsleben. Aber, es geht ſchon! Sommerreiſen und Seebäder geben ja den erſchlafften Nerven immer wieder die nötige Spannkraft, die der nächſte Winter wieder abnutzt. Es gibt auch in dieſer Hinſicht eiſerne Naturen, die Unglaubliches an geſellſchaftlichen Vergnügungen und Aufregungen vertragen können, ohne merkliche Schädigung ihrer Geſundheit. Andere ermüden mit der Zeit und bedürfen der Ruhe, lange bevor das Alter ſie zur Ruhe zwingt. Wie manche zarte Mädchenblume welkte nicht ſchon in der ſchwülen Luft der Ballſäle! Aber die Ballzeit iſt eine ſelige Zeit, es iſt ſo herrlich jung zu ſein, und ein Mädchenlenz iſt von ſo kurzer Dauer. Man muß ihn genießen, ſo lange er währt! Die Daſeinsfreude lockt und winkt: denke nicht an Verblühen und Sterben, denke nicht an das Morgen, da das Heute noch ſo ſchön iſt! Es geht ſchon! P. H.

Widmungs-Gedicht in eine Bibel für einen Paten.

Fr. 122.

Dies ernſte Buch leg ich in deine Hand
Und wünſche, daß es treu dich möge leiten,
Tobias Engel gleich zum Vaterland
Dich Schritt für Schritt auf ſchmaler Bahn begleiten.
Gedenk', es iſt dein echter Adelsbrief,
Der dir dein Erb' verbürgt im ew'gen Leben,
Zu dem Gott ſelbſt am Taufſtein dich berief
Als ich für dich verſprach, dich ihm zu geben.
Auf deinem Pfad laß leuchten dir das Wort
Im Leid dein Troſt, dein Pſalm in Glückeszeiten,
Ein Quell im Land, und zu der engen Pfort'
Ein Führer, der dich treulich mög' geleiten.
Ich leg' dies Buch in deine junge Hand
Als Pate heut mit innigen Gebeten.
Nimmſt du's als Schwert und Waffe in die Hand,
Kannſt kühn du in den Kampf des Lebens treten.

A. de Laide.

Ein Wort über Krankenpflege.

Kaum gibt es einen Beruf, gegen den noch immer ſoviele Vorurteile beſtehen, über den ſoviele irrige Annahmen verbreitet ſind, als den der weltlichen Krankenpflege. — Der ſchon früh in mir rege gewordene Wunſch, mich der Krankenpflege zu widmen, wurde von denen, die meine Erziehung leiteten, — (ich war früh verwaiſt) — als „albern“ und „überſpannt“ zurückgewieſen, auch dann, als ich kein Kind mehr war; ich wäre „zu ſchade“ dazu, hieß es, und könnte „mehr und beſſeres im Leben leiſten, als die niederen Dienſte der Krankenpflege!“ Ich wurde alſo Lehrerin und habe jahrelang die Berufspflichten einer ſolchen erfüllt, infolge eiſerner Strenge gegen mich ſelbſt ſogar mit dem beſten Erfolg, aber — ohne den leiſeſten Schatten innerer Befriedigung. Als meine Großjährigkeit und ſonſtigen Verhältniſſe es geſtatteten, wurde ich — Krankenpflegerin und fand und finde als ſolche, was ich als Lehrerin ſolange vergebens geſucht, in dem Grade, daß ich meinen jetzigen Beruf mit keinem anderem mehr vertauſchen möchte. Ich bin nicht „zu ſchade“ dazu, niemand iſt es, wohl aber dürften manche, die auf ihre Bildung, ihr Wiſſen, ihre äußeren Vorzüge ſtolz zu ſein Urſache haben, nicht „gut genug“ oder nicht geeignet ſein, gute Krankenpflegerinnen zu werden. Es gehört mehr: ein mitleiderfülltes, liebewarmes Herz dazu, ein Herz, das übervoll iſt von der Liebe, die „alles trägt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet.“ — Es liegt mir durchaus fern, den Beruf der Pflegerin über den der Lehrerin oder irgend einen anderen ſtellen zu wollen, die treue, freudige, liebevolle Ausübung eines jeden Berufes ſteht mir gleich hoch — noch kann es gerade meine Abſicht ſein, irgend jemand in Bezug auf ſeine Berufswahl beeinfluſſen zu wollen; ich habe bei dem, was ich ſage, nur diejenigen im Auge, die gleich mir durch Perſonen oder Verhältniſſe in einen ihnen gleichgiltigen oder gar unſympathiſchen Beruf hineingezwungen wurden, die gleich mir ihr Glück gern im Dienſte der leidenden Menſchheit ſuchten, die aber doch ihre Ketten nicht abzuſchütteln wagen aus Scheu vor den althergebrachten Vorurteilen gegen unſere Sache und unſeren Stand. Alle dieſe — und ich weiß aus meinen eigenen, früheren Erfahrungen nur zu gut, wie viel es deren gibt — möchte ich an die Vereine vom roten Kreuz erinnern und ihnen unter dieſen wieder beſonders den Alice-Frauen-Verein zu Darmſtadt nennen, als einen der gediegenſten und bewährteſten, den ich allen, die Luſt und Liebe zur Sache haben, nicht warm genug empfehlen kann. Es iſt ein Irrtum, zu glauben, daß der Eintritt in denſelben vollſtändigen Ab- und Ausſchluß vom Leben bedingt. In unſrem Beruf iſt natürlich ernſte Hingabe, unbedingtes Unterordnen unter die leitenden Grundſätze notwendig. Die Einzelne muß ſich — trotz des Vollbewußtſeins der Verantwortlichkeit ihrer Stellung und der Heiligkeit jeder, auch der kleinſten ihrer ſpeziellen Pflichten — ganz als Glied eines Ganzen, einer Gemeinſchaft fühlen, hinter deren großem, ſchönem Ziel, das ihre beſcheidene Arbeit mit erreichen hilft, das eigene Ich vollſtändig zurücktritt. Die ſegensreiche Wirkung ſolch gemeinſamer Thätigkeit mit vielen für viele bleibt aber auch für die Einzelnen nicht aus. Sie zeigt ſich in oft überraſchender Weiſe an ſolchen, die durch jahrelange Kopfarbeit matt, elend, nervös geworden, durch Wiederaufblühen, Erſtarken und Geſunden in verhältnismäßig kurzer Zeit, an anderen, die Schweres erlebt, durch Vergeſſen des eigenen Leids über dem anderer in eifriger, hingebender, ſelbſtloſer Liebesarbeit. Wohl verlangt unſer Beruf hohen ſittlichen Ernſt, wohl verlangt er das Einſetzen der ganzen Kraft und des ganzen Menſchen, aber er will keine reſignierten, heiligen Dulderinnen, keine Kopfhängerinnen, die der Welt und dem Leben abgeſtorben ſind, ſondern friſche, fröhliche, thatkräftige, ſchaffensfrohe Menſchen, deren Auge klar und deren Herz offen bleibt für alles Gute, alle Schönheit und Heiterkeit der Welt und des Lebens. Ich will niemand Illuſionen machen über das, was unſer Beruf von denen verlangt, die ihn zu dem ihrigen machen. Gewiß ſtellt er hohe Anforderungen an die körperlichen, ſittlichen und ſeeliſchen Kräfte der einzelnen; wohl iſt es ſchwer, die vielfachen Härten zu überwinden, die Körper und Geiſt dabei treffen, und über die keine ideale Schwärmerei, ſondern nur ernſtes, feſtes Wollen und eiſerne Energie hinweghelfen — aber daß ſie bei redlicher Selbſterziehung und rechter Liebe zur Sache überwindbar ſind, weiß ich, und wiſſen viele mit mir aus eigener Erfahrung. Und was unſer Beruf denen, die ſich einmal durchgerungen haben, dann gibt an innerem Frieden und vollſter Befriedigung, iſt weit mehr, als man je dafür einſetzte. Anfang, Mitte und Ende unſeres Berufes iſt das herrliche, das da heißt:

„Die Liebe überwindet alles!“

Eine ehemalige Lehrerin.

Handarbeit.

Neue Leinenſtickereien. Seit einer Reihe von Jahren hat ſich die farbige Stickerei auf Leinwand ſo ſehr bei uns eingebürgert, daß die junge Generation ſich kaum vorzuſtellen vermag, wie man des farbig geſtickten Schmuckes der Kaffee- und Theedecken, der Handtücher und Wäſche, der Vorhänge, Schrankborden ꝛc. entbehren konnte. Mit Recht iſt dieſe gefällige Mode allgemein und eifrigſt aufgenommen und feſtgehalten worden, um ſo mehr, da unſere ſchönen Leinenſtickereien bei guter Behandlung faſt unverwüſtlich erſcheinen. Alle dieſe hübſchen Kreuz- und Stielſticharbeiten ſind nun durchaus nicht als veraltet zu betrachten, insbeſondere wenn ſie nach guten, ſtilvollen Muſtern mit waſchechtem Material ausgeführt wurden, doch bringt die Mode immer wieder Neues zu dem ſchon Vorhandenen. Sehr modern ſind im Augenblick Leinendecken und Läufer, welche mit leichtem Rococoornament ringsum geſchmückt werden, meiſt in gelber Seide im Stielſtich geſtickt; Durchbruch als Randverzierung, auch als Füllung einzelner Figuren angebracht, erhöht die Schönheit der Arbeit. Oft beleben auch leicht hingeworfene Blumenzweige in matten, feinabgetönten Farben, mit waſchechter Seide im Plattſtich ausgeführt, das Ornament. Außerdem werden wieder vielfach ganz weiße Stickereien zu Decken, Läufern ꝛc. angewendet. Entweder ſind dies reiche Seidenſtickereien in Stiel-, Platt- und anderen Stichen auf Leinen gearbeitet, oder Flachſtickerei mit reichem Durchbruch auf die verſchiedenen Arten der neuen Kongreßſtoffe. Durchbruch ſpielt überhaupt eine hervorragende Rolle bei den neuen Stickereien, vom zierlichen Eisſerviettchen bis zur ſtattlichen Bettdecke iſt er von guter Wirkung. Sehr reich wirkt er, wenn einzelne Goldfäden dabei in Anwendung kommen. Auch Plattſtichſtickereien mit farbiger Strickbaumwolle auf gelbliches, graues oder weißes Leinen, auch auf fein geköperten Baumwolleſtoff, werden zu allen möglichen und unmöglichen Decken und Deckchen, Taſchen, Kinderſachen ꝛc. gern gearbeitet. Urſprünglich nannte man dieſe Arbeit Bulgarenſtickerei, allein beſſere Zeichnung und ſorgſamere Ausführung zeichnet die neuen Arbeiten vor den zwar originellen, aber oft recht geſchmackloſen Arbeiten der bulgariſchen Bauern aus. Die ſchwediſche Stickerei mit ähnlichem Material, wie die obenangeführte, ausgeführt, nur daß mattere Farben angewendet werden, erfreut ſich gleichfalls fortgeſetzter Beliebtheit. Die Umriſſe der meiſt großen Ornamente bildet ſchwarzer Stielſtich, die innere Fläche wird mit ineinandergreifendem, dichtem Hexenſtich in verſchiedenen, geſchmackvoll zuſammengeſtellten Farben ausgefüllt. Sehr wirkungsvoll macht es ſich auch, wenn die ganze Zeichnung in einer Farbe, etwa rot oder gelb, ausgefüllt wird. Als Randabſchluß der ganz weißen, wie auch der bunten Decken wird wieder häufig ein feſtonnierter Bogenrand gewählt. Reicher wirken ſchöne gehäkelte oder Klöppelſpitzen und Zwiſchenſätze. T. in K.

Aufbewahrung der Eier.

Jede praktiſche, ſtrebſame Hausfrau wird jetzt daran denken, Eier für den Winter einzulegen. Am beſten hierzu ſollen, nach altem Hausfrauenglauben, die Eier vom Monat Auguſt und September, ganz beſonders aber die letzteren, ſein. Die Methode, Eier in Kalk oder Waſſerglas, in Häckſel oder Salz einzulegen, iſt bekannt, doch iſt man ſehr davon abgekommen, da ſich andere Aufbewahrungsarten als zuverläſſiger bewährten. Vielfach legt man auch Eier in Holz- oder Kohlenaſche ein, doch muß man dabei ſehr vorſichtig ſein. Es darf dazu nur Aſche von weichem Holz genommen werden, die Aſche von Hartholz, z. B. von der Buche, enthält viel Gerbſtoff, dieſer durchdringt die Eierſchale, und das Ei verdirbt.

Die einfachſte Methode iſt wohl die, die Eier von außen mit Eiweiß zu beſtreichen, damit der Zutritt der Luft unmöglich gemacht iſt. Man kann dieſelben dünn ſtehend auf einem Eierbrett oder auch in Kiſten aufheben, ſie halten ſich lange Zeit gut und bleiben friſch im Geſchmack.

Es ſoll ſich auch bewährt haben, Eier in einem Netz für einige Sekunden, etwa ſolange bis man 5 zählt, in brauſend kochendes Waſſer zu halten und ſie ſpäter ebenfalls auf Eierbrettern oder in Kiſten aufzubewahren. Durch das kochende Waſſer gerinnt eine ganz dünne Schichte des Eiweißes und verhindert ſo durch die geſchloſſenen Poren der Eierſchalen den Zutritt der Luft zu dem Innern des Eies.

Ich bewahre ſchon ſeit langen Jahren meine Eier auf folgende Art. Ich umwickele jedes einzelne Ei mit Seiden- oder Zeitungspapier und lege ungefähr 100 Stück zuſammen in einen Korb. Dieſen hänge ich an ſtarker Kordel ſchwebend in den Keller und laſſe ihn tagtäglich von dem Mädchen hin und her bewegen. Es genügt, denſelben, ſolange man ſich im Keller aufhält, 2—3 mal anzuſtoßen, doch muß es täglich geſchehen. Meine kleine Tochter ſchrieb dem ſehr vergeßlichen Dienſtmädchen in großen Buchſtaben mit Kreide an die Kellerthüre: Eierkorb anſtoßen!!! Durch das Anſtoßen wird erreicht, daß der Eidotter ſich nicht anſetzen kann, wodurch das Ei verderben würde. Auf dieſe Weiſe legt man auch die umwickelten Eier in kleine Zigarrenkiſten ein, die man leicht zunagelt und täglich umdreht. Beide Methoden ſind von mir ſeit einer Reihe von Jahren erprobt und haben ſich als zuverläſſig erwieſen. Die Eier halten ſich ſehr gut, und man kann noch zu Weihnachten das Eiweiß zu feſtem Schnee ſchlagen.

Bekannte von mir ſtellen die Eier einfach auf das Eierbrett und wenden jedes Ei alle 8—10 Tage von der Spitze auf das Ende und umgekehrt; auch dies ſoll ſich bewährt haben.

Gefrorene Eier laſſen ſich wieder in der Küche verwenden, wenn man ſie in kaltes Waſſer legt, dem man einen Kochlöffel Salz zugeſetzt hat.

Ich laſſe in den Monaten Auguſt und September von meiner Köchin den Nudelvorrat für den ganzen Winter machen und zwar Suppen- und Gemüſenudeln. Die Eier ſind dann noch verhältnismäßig billig und die Tage lang, es iſt an Zeit und Geld geſpart für den Winter. Gut ausgetrocknet halten ſich die Nudeln, in Säckchen hängend aufbewahrt, weit über den Winter hinaus. In den letzten Jahren hebe ich dieſelben in den großen Blechbüchſen auf, worin ich Kokosnußbutter bezogen. Auch darin halten ſie ſich prächtig.

J. B.

Zur Hochzeit oder zum Polterabend.

Kinder als Bienen mit Honig.

Das eine:

Zwei Bienchen ſind wir und kommen geflogen
Vom Garten in N. N. zum Brautpaare heut'.
Und was uns ſo weit zu Euch hat gezogen?
Gleich ſollt Ihr's erfahren, Ihr Hochzeitsleut':
Süßigkeit in Euren Blicken,
Süßigkeit im Händedrücken,
Süßigkeit im Wortererguß,
Süßigkeit in Eurem Kuß.

Das andere:

Und weil Ihr nun kommt in die Honigwochen
Und ſtark ſchon vom alten Vorrat gezehrt,
So ſei Euch von uns — ſchon habt Ihr's gerochen —
Hier noch eine Tafel (Büchſe, Schüſſel oder dergl.) neuer verehrt.
Aber iſt auch die gegeſſen,
Bleibe Euch doch unvergeſſen,
Unverloren alle Zeit
Eurer Liebe Süßigkeit.

C. Becker.

Toilette.

Praktiſche Verwendung alter Geſellſchaftskleider von heller, leichter Seide. In wie manchem Kleiderſchranke mag noch in einem vergeſſenen Winkel ein altes Geſellſchaftskleid hängen, deſſen Verwendbarkeit ſchon zum öfteren geprüft wurde, jedoch ohne Ergebnis; es als Futter zu verwenden, geſtattet die helle Farbe nicht und vom Färben wird der leichte Stoff klapperig und unanſehnlich. Eine praktiſche Verwendung für ſolch ein altes Kleid iſt folgende: wir laſſen die großen Stücke der Seide hübſch dunkelblau, braun, ſchwarz, rot u. ſ. w. färben mit dem ausdrücklichen Wunſche, daß demſelben ſowenig Apprett wie möglich gegeben werde und laſſen ein kleines Streumuſterchen in abſtechender Farbe aufdrucken, etwa rot, lila, gelb oder weiß auf ſchwarz, hellblau oder weiß auf dunkelblau oder braun u. ſ. w. Wir werden finden, daß der ſo gefärbte Stoff täuſchend wie der ſo beliebte und leichte Foulard erſcheint, und wir können uns hübſche Bluſen für die warme Jahreszeit von demſelben anfertigen.

X. in L.

Wäſche.

Ein letztes Wort für die neue Waſchmethode. Was in Nr. 39 dieſes Blattes gegen die neue Waſchmethode geſagt iſt, möchte ich, geſtützt auf meine Erfahrungen, doch nicht zugeben. Es heißt da: „Dieſe Waſchmethode führt allerdings außerordentlich ſchnell zum Ziele — auch ohne Petroleum,“ dies möchte ich beſtreiten. Gerade das Petroleum beſitzt eine außerordentlich reinigende Kraft, denn ich nehme z. B. ſtets nur die Hälfte der angegebenen Seife und erziele eine blendend weiße Wäſche. Ich habe mir alſo das Rezept dahin umgeändert, daß ich auf den Eimer ein $1/2$ Pfd. Seife und 2—3 Löffel Petroleum nehme, im übrigen laſſe ich nach der angegebenen Weiſe waſchen. Man ſpart bei dieſer Methode nicht nur Geld, ſondern auch Zeit, und die ſonſt ſo gefürchteten Waſchtage werden zu einem wahren Vergnügen, wenn man ſieht, wie ſchnell und gut die Sache von ſtatten geht. Ich laſſe alle Monate einmal waſchen, und da wir fünf Perſonen ſind und drei Leute haben, die auch ein ganz Teil Wäſche dabei haben, ſo kommt eine tüchtige Menge zuſammen. Früher nahm ich dazu zwei Waſchfrauen zwei und einen halben Tag und brauchte zwei Pfd. Schmierſeife und vier Pfd. Kernſeife, etwas Soda, und kam nicht aus dem Ärger über unſaubere, gelbe Wäſche heraus. Eigentliche Waſchfrauen gibt es hier auf dem Lande nicht, und die Frauen verſtehen nicht rein zu waſchen. Seit ich das Petroleumverfahren anwende, hat aller Ärger ein Ende. Ich nehme jetzt nur eine Frau zur Hilfe, dieſe wäſcht mit dem einen Mädchen die ganze große Wäſche in einem Tage, mit Ausnahme einiger Wollſachen und dunkler Strümpfe, die anderen Tags nachgewaſchen werden. Ich brauchte bei der letzten Wäſche, wobei drei friſche Keſſel gemacht wurden, ſieben Pfd. gute Seife und das nötige Petroleum, und hatte ſomit nur ein Pfd. Seife mehr als ſonſt nötig. Die früher angewendete Schmierſeife iſt ja etwas billiger. Ich ſparte aber an Tagelohn bedeutend, denn ſtatt fünf Tagelöhne (zwei Perſonen $2\frac{1}{2}$ Tag) zu bezahlen, zahlte ich nur $1\frac{1}{2}$ Tag, und dazu kommt die Beköſtigung für die Waſchfrauen, die in der Stadt doch auch ſehr mitſpricht. — In meinem Bekanntenkreiſe iſt auch nur eine Stimme über das neue Verfahren; eine Dame läßt ſchon ſeit einem Jahre mit Petroleum waſchen und iſt nach wie vor entzückt davon, hat auch noch keine Spur von Gelbwerden bemerkt, wie's in Nr. 39 angedroht wird. Von ſchlechtem Geruch iſt, bei richtigem Spülen der Wäſche, keine Spur zu merken.

v. R.

Für die Küche.

Kalbsvögele (ſchwäbiſche). Man nimmt 2 Pfd. Kalbfleiſch aus der Keule; ſchneidet es, nachdem Haut und Knochen davon abgelöſt ſind, zu 2 Finger breiten und 1 Finger dicken Stücklein, klopft ſie, ſpickt ſie mit feingeſchnittenem Speck, legt ſie alle zuſammen auf ein Brett und überſtreut ſie mit Pfeffer, Nelken und Salz. Dann ſchneidet man eine Zwiebel in feine Scheiben, gießt ein Trinkglas voll Eſſig über Kalbfleiſch und Zwiebeln, thut eine Hand voll Peterſilie dazu und läßt es $1/2$ Tag ſtehen. Will man es nun kochen, ſo nimmt man ein irden Geſchirr, thut Butter darein und läßt die Kalbsvögele feſt zugedeckt $1/4$ Stunde darin dämpfen. Werden ſie gelb, ſtreut man 1 Eßlöffel Mehl darüber, thut dann den zurückgebliebenen Eſſig und die Zwiebel daran, gießt etwas Waſſer oder beſſer Fleiſchbrühe dazu, läßt es aufkochen, nimmt die Vögele heraus, richtet ſie an und gießt die Sauce durch ein Sieb darüber. — Abendeſſen für gemütliche kleine Geſellſchaften. Beilage: Kopfſalat und Salz-Kartoffeln.

R. v. S.

Gebackene Klöße. Zuthaten: 2 Pfd. Mehl, $1/2$ Liter lauwarme Milch, 3 Eier, 1 Obertaſſe geſchmolzene Butter, 2 Loth trockene Hefe und 2 Eßlöffel Zucker. Die Hälfte des Mehls rührt man mit der Milch, Salz, den Eiern und der Hefe an und läßt es aufgehen. Dann rührt man das übrige Mehl, Butter und Zucker hinzu, macht es zu einem Teige, den man ſtark ſchlägt und nochmals aufgehen läßt. Darauf formt man denſelben zu kleinen Bällchen, welches am leichteſten auf folgende Weiſe geſchieht: man rollt den Teig dick aus und ſticht mit einem engen Waſſerglaſe Klöße davon ab, welche man alsdann zum drittenmal aufgehen läßt und in Schmelzbutter etwa 10 Minuten kocht.

Fragen.

133) Kann mir eine der geehrten Daheimleſerinnen ein erprobtes Rezept nennen, nach welchem ich am vorteilhafteſten Rhabarberſtengel für den Winter zu einem haltbaren Saft, nicht Wein, einkochen kann; ich möchte für immer durſtige Kindermündchen meinen großen Vorrat an Rhabarber zu einem erfriſchenden Getränk verwenden.

Im voraus beſtens dankend

Ria in Thüringen.

134) Einer Konfirmandin, Namens Emma, möchte ich ein „Chriſtliches Vergißmeinnicht“ ſchenken; würde eine poetiſche Mitarbeiterin unſeres lieben Frauen-Daheim ſo freundlich ſein und einige Widmungsverſe dazu angeben? **Proſaiſche Lehrerin.**

135) Ich bitte hiermit freundlichſt um Auskunft, welche Art von Kochöfen für einen mittleren Haushalt wohl die geeignetſte iſt. Man hört ſo manche Anpreiſungen. Bitte um ſelbſtgeprüfte Angabe eines Kochherdes, der mit ſparſamer Feuerung gehörige Leiſtungsfähigkeit verbindet, zum Kochen ſowohl, wie zum Braten u. Backen. Sehr dankbar wäre

Eine Pfarrfrau in Vorpommern,
(langjährige Abonnentin.)

136) Weiß eine freundliche Leſerin des Daheim ein Rezept zu recht echtſchmeckender Leberwurſt? Im voraus beſten Dank.

Eine Hamburgerin.

Redaktionspoſt.

Frau Lauer, N. Um geſtrichene Fußböden glänzend zu machen, träufelt man einige Tropfen Rüb- oder Olivenöl auf das Wiſchtuch und reibt damit ein ganzes Zimmer ab; ja nicht mehr Öl, auch nicht Leinöl, welches klebt.

(Zu Nr. 46.)

Bezwing des Lebens Plage!
Aus wenig Gold ſchlag' mehr!

Nimm leicht die trüben Tage,
Die hellen tief und ſchwer!

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

E. Fortbildungsſchulen für die weibliche Jugend.

Die Berliner Fortbildungsſchulen für die weibliche Jugend ſind nicht Fachſchulen, welche auf einen beſtimmten Beruf vorbereiten, ſondern allgemeine Lehr- und Erziehungsſtätten. Sie ſchließen ſich den ſtädtiſchen Gemeindeſchulen an und haben den Zweck, die Bildung, welche in der Gemeindeſchule angeſtrebt iſt, zu ſichern und zu ergänzen. Sie ſollen den in praktiſcher Beſchäftigung aller Art ſtehenden Mädchen geiſtige Anregung geben, um dieſelben in ernſter Lebensanſchauung zu befeſtigen; ſie ſollen Neigung und Geſchick für angemeſſene Frauenarbeit pflegen. Techniſcher Unterweiſung dienen ſie nur in zweiter Linie. Die Fortbildungsſchulen befinden ſich in den Räumen der ſtädtiſchen Gemeindeſchulen, ihre Verwaltung wird von dem Rektor der Gemeindeſchule, an welche ſie ſich ſchließen, beſorgt, die Stadt ſubventioniert ſie und hat ſie begründet. Anregung zu ihrer Einrichtung gaben der Verein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen und der Verein für Verbreitung von Volksbildung, die ſich 1879 zum Berliner Schulverein zuſammenſchloſſen. Nicht Pädagogen allein faßten den Plan, ſondern Männer verſchiedenſten Berufes, vornehmlich Parlamentarier. Man ſucht eine ſoziale Aufgabe zu löſen und hat vornehmlich das Wohl der arbeitenden Klaſſen, d. h. der mit der Hand thätigen Volksſchichten im Auge. Daß dieſe Anſtalten in der That notwendig und zeitgemäß ſind, beweiſt eine Zahl: im Winterſemeſter 1892/93 wurde der Unterricht von 3229 Schülerinnen beſucht. Eine eigene Stellung nimmt unter den zehn Berliner Fortbildungsſchulen die Viktoriafortbildungsſchule ein. Man kann ſie eine Art Muſteranſtalt nennen. 1877 begründet, befand ſie ſich urſprünglich im Lette-Hauſe und ſteht unter dem Protektorat

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

der Kaiſerin Friedrich. Die Viktoriafortbildungsſchule wird von einem beſonderen Kuratorium, von Herren und Damen, unter dem Vorſitze von Frau Präſident Henſchke verwaltet. Verſchiedene Angaben über die Schulen entnehmen wir der intereſſanten Druckſchrift über das weibliche Fortbildungsſchulweſen in Deutſchland, die Frau Ulrike Henſchke im Auftrage der Regierung für die Ausſtellung in Chicago verfaßt hat. Die Verfaſſerin gab die Anregung zur Begründung der Viktoriafortbildungsſchule und leitet ſie ſeit dem Entſtehen in uneigennützigſter Weiſe. Der Einfluß einer feingebildeten, warmherzigen Frau iſt es, welcher dieſer Anſtalt einen beſonderen Charakter gibt. Der Unterricht zerfällt in Vormittags- und Abendkurſe. In letzteren wird vorwiegend in praktiſchen Fächern unterrichtet, wie Wäſchezuſchneiden, Maſchinennähen, Schneidern, Putzmachen, Plätten, Kochen, Handarbeit. Doch ſind auch hier Deutſch und Rechnen obligatoriſch, ferner werden Buchführung und Geſang gelehrt. Die Unterrichtsſtunden finden zwiſchen 4—8 Uhr ſtatt. Schülerinnen werden erſt nach dem ſchulpflichtigen Alter aufgenommen, die älteſte Schülerin der Viktoriafortbildungsſchule zählt 36, die jüngſte 14 Jahre. Das Schulgeld beträgt monatlich 1 Mk., bedürftigen, ſtrebſamen Schülerinnen der Gemeindeſchulen werden Freiſtellen gewährt. Ein Abgangszeugnis gibt man nur denjenigen, welche mindeſtens ein Jahr dem Unterrichte beigewohnt haben. Während die Abendkurſe mehr von Schülerinnen der Volksſchulen beſucht werden, die für das Haus oder für den Erwerb ſich Fertigkeiten aneignen wollen, haben die Vormittagskurſe den Zweck, jungen Mädchen aus den Mittel- und höheren Töchterſchulen Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Bildung zu geben. Der Unterricht umfaßt: I. Deutſch, Rechnen, Engliſch, Franzöſiſch, Zeichnen, Kunſthandarbeit, Schneidern, Putzmachen; ferner II. einfache und doppelte Buchführung, kaufmänniſches Schreiben und Kochen. Jeder dieſer Kurſe iſt halbjährlich, die der erſten Abteilung koſten je 9 Mk. vierteljährlich, bei 4 Stunden wöchentlich, die der zweiten von 3—6 Mk. vierteljährlich. Der deutſche Unterricht verfolgt einen ethiſch-praktiſchen Zweck; die jungen Mädchen ſollen durch Leſen, Beſprechung des Geleſenen und durch Aufſätze mit den wichtigſten Gebieten des heutigen Lebens bekannt werden; ſie ſollen von Geſundheitspflege, von den Erfindungen der Neuzeit, von gemeinnützigen Anſtalten erfahren. Mit dem Ballaſt toten Gelehrſamkeitskrams werden ſie nicht beladen, ſondern vorwiegend für das praktiſche Leben ausgebildet. Sie ſchreiben nicht einen Aufſatz über Nero, ſie ſetzen einen Brief, ein Telegramm auf, ſie entwerfen eine Poſtkarte, ſie ſchreiben ihren eigenen Lebenslauf. Letzteres hat ſich als ein vorzügliches pädagogiſches Hülfsmittel bewährt, der Lehrer lernt dadurch die Schülerin kennen und vermag ſie individuell zu behandeln. Von den Aufſatzthemen des vergangenen Jahres laſſen wir, zur Charakteriſtik der Art des Unterrichtes, einige folgen: Der Blutumlauf, Steins reformatoriſche Thätigkeit, Unſere Kolonien, Aus dem Leben Peſtalozzis. In gleicher Weiſe wird der fremdſprachliche Unterricht betrieben; in der Konverſation wurde Folgendes als Geſprächsſtoff aufgegeben: Die Gegenſtände, welche man auf der Reiſe benutzt. Der Markt. Der Seidenwurm. Der Rhein. Mein Schlafzimmer. Mein Wohnzimmer. Meine Küche. Der menſchliche Körper u. ſ. w. Von den anderen Lehrgegenſtänden greifen wir nur das Zeichnen heraus. Hier wird möglichſt das ſelbſtändige Entwerfen von Muſtern erſtrebt und vornehmlich an die praktiſchen Bedürfniſſe des Hauſes und der weiblichen Arbeitsgebiete gedacht. Beim Muſterzeichnen wurden u. a. gelehrt: Einfache Bordüren, Motivanreihung, Litzen- und Füllſtichmuſter für Gebrauchsgegenſtände wie Decken, Taſchen, Lätzchen, ferner praktiſches Stoffzeichnen auf Leinen, Sammt, Seide, Plüſch, Mull. Sodann in der Oberſtufe kunſtgewerbliches Zeichnen, wie Ausführung von Quadratfüllungen, Entwürfe für Rot- und Leinenſtickerei, für Spitzenarbeit u. ſ. w.

Begleitgedicht
zu einem Reiſekiſſen.

Vielerlei gibts zu beſorgen,
Wenn man eine Reiſe macht,
Eh' du im Coupé geborgen —
Doch an eins hab' ich gedacht.

Anfangs liegt's zwar in der Ecke
In vertraulichem Gemiſch
Mit dem lieben Handgepäcke,
Denn du fühlſt dich froh und friſch.

Berge, Seen, goldne Auen
Flieh'n dahin in bunten Reih'n,
Aber auch beim ſchönſten Schauen
Nickſt du gern ein wenig ein.

Doch der Schlaf flieht wie im Schrecke,
Wenn das Dampfroß ſtöhnt und ſchnaubt.
Schnell das Kiſſen aus der Ecke
Unter dein ermüdet Haupt!

Und der Zug eilt brauſend weiter,
Doch du hörſt ſein Brauſen kaum,
Denn dein Antlitz lächelt heiter,
Wie umſpielt von holdem Traum,

Weil die Liebe dir bereitet
Eine ſanfte Ruheſtatt,
Und mit Wünſchen ſie begleitet
Aus getreuem Herzen hat.

Denn die Liebe, muß du wiſſen,
Bettet, was ſie liebt, ſo weich;
Und nicht jedes Reiſekiſſen
Wiegt in holde Träume gleich.

Zeigt die Welt dem Froherwachten
So im hellſten Sonnenſchein —
Drum ſoll gar nicht zu verachten
Solch ein Wunderkiſſen ſein.

Doch, wie's nützlich ſich erweiſe,
Mehr zu ſagen wag' ich nicht,
Hoffend, daß zu ſeinem Preiſe
Bald es zu dir ſelber ſpricht. **Sch.**

Ich hab's vergeſſen.

„Ich hab's vergeſſen“ — in welchem Hauſe würde ſie wohl nicht gebraucht, dieſe weitverbreitete Ausrede, mit der man das Unterlaſſen von allerlei großen und kleinen Dingen zu entſchuldigen verſucht.

„Ich hab's vergeſſen“ antwortet kleinlaut und zaghaft das Kind auf die vorwurfsvolle Frage der Mutter, weshalb es ſeine Schulaufgaben nicht gemacht. Der kleine Sünder weiß recht gut, daß dieſe Ausflucht bei der ſchwer zu befriedigenden Mutter wenig Gnade findet, und er läßt ſchuldbewußt, ohne einen weiteren Verteidigungsverſuch zu unternehmen, die nun folgende Strafpredigt über ſich ergehen. Die Quinteſſenz derſelben iſt ungefähr die: „Du kannſt in Wirklichkeit deine Schularbeiten nicht vergeſſen haben, doch hätteſt Du's gethan, ſo wär's um ſo ſchlimmer, denn kein guter, fleißiger Menſch darf vergeſſen, ſeine Pflicht zu erfüllen.“ Schön geſagt, liebe Mutter! Aber richteſt du dich auch ſelbſt nach deinen Worten?

Du wirſt vielleicht wenige Stunden ſpäter von deinem Gatten gefragt, ob du einen Auftrag, um deſſen endliche Erledigung er dich am Morgen bat, ausgeführt haſt, und du erwiderſt mit der denkbarſten Unbefangenheit: „Ach das habe ich wirklich vergeſſen.“

Iſt dies auch wörtlich wahr? Haſt du nicht vielmehr die Ausführung jenes Auftrags wiſſentlich von Stunde zu Stunde verſchoben? Eine Ausrede muß man aber doch haben, irgend etwas doch erwidern! Was iſt da wohl bequemer, und liegt näher als das kurze Sätzchen „Ich hab's vergeſſen.“ Kann es doch kein vernünftiger Menſch einer Hausfrau, deren Tagewerk ſich eigentlich aus einem tauſendfachen Mancherlei zuſammenſetzt, verübeln, wenn für eine oder einige dieſer vielen Kleinigkeiten ihr Gedächtnis nicht ausreichte.

Unſer häusliches und geſellſchaftliches Leben ſtellt in der That ſo mannigfache Anforderungen, daß wohl dieſe oder jene geringfügige Sache im Getriebe des Tages überſehen werden kann. Erwächſt denn aber daraus für uns ein Recht, vergeßlich ſein oder auch nur ſcheinen zu dürfen? Was iſt denn Vergeßlichkeit überhaupt? Doch wohl eine Schwäche, die entweder auf Beſchränktheit, Zerſtreutheit oder Gedankenloſigkeit zurückzuführen iſt. Die erſte dieſer drei Eigenſchaften wird wohl niemand gern für ſich in Anſpruch nehmen wollen, mit der zweiten wünſchen zwar einzelne thörichter Weiſe zu glänzen, der dritten jedoch ſollte jeder ſich ſchämen, denn ſie iſt ein Zeichen von oberflächlichem Weſen. Wer daher bei jeder Gelegenheit vorgibt, vergeßlich geweſen zu ſein, der ſtellt ſich, ſtreng genommen, ein übles Zeugnis aus, und wer es iſt, der ſollte alles aufbieten, dieſer auch einer Frau unwürdigen Schwäche mehr und mehr Herr zu werden. Vergeßliche Menſchen ſind unzuverläſſige Geſchöpfe und laufen mehr als andere Gefahr, von ihrer Umgebung für lieblos gehalten zu werden. Zu oft wiederholte Vergeßlichkeit des einen oder anderen Ehegatten iſt ſchon manchmal Grund zu bleibender Verſtimmung zwiſchen beiden geworden, und in der That, wenn der Mann die Wünſche der Frau, oder die Frau die des Mannes aus wirklicher oder angenommener Gedankenloſigkeit fort und fort zu berückſichtigen verſäumt, dann kann auch von jener echten, ſelbſtloſen Liebe, auf die eine glückliche Ehe ſich gründen muß, nicht die Rede ſein.

„Ich hab's vergeſſen,“ — möchten wir uns doch gewöhnen, es mit dieſen Worten weniger leicht zu nehmen, als es im allgemeinen geſchieht; möchten ſie, wenn wir ſie einmal wahrheitsgemäß ausſprechen müſſen, nicht wie eine gedankenloſe Phraſe, ſondern als ein reuevolles Bekenntnis von unſeren Lippen tönen! Beſonders, wenn man im Kreiſe von Kindern lebt, ſollte man ſich vor jeder leeren Ausflucht, welcher Art dieſelbe auch immer ſein mag, ernſtlich hüten.

Tragen doch ſolche ſtets das Gepräge einer gewiſſen Unwahrhaftigkeit an ſich; Unwahrhaftigkeit ihrer Erzieher aber wird von Kindern ſehr bald durchſchaut, verringert ihren Reſpekt und verleitet ſie leicht zu der gleichen Untugend. Alſo hinweg mit deinem gedankenloſen, unwahren „Ich hab's vergeſſen,“ dann wird es um vieles beſſer ſtehen in Haus und Familie. **Anna Pötſch.**

Roſen- oder Hägenwein.

Die Verwendung der Hagebutten, der Früchte der **Rosa canina** und anderer Arten der wildwachſenden Roſen, zu Geſälz und ein Abſud der getrockneten Früchte oder der Körnchen als Thee iſt wohl allgemein bekannt. Wohl weniger bekannt iſt es, daß ſich aus denſelben Früchten auch ein ausgezeichnetes Getränk, Roſen- oder Hägenwein, bereiten läßt, der nach mehrjähriger Lagerung im kühlen Keller dem Malaga in der Feinheit des Aromas nicht nachſteht. Da die wilde Roſe in Deutſchland häufig und überall vorkommt, ſo dürfte es ſich empfehlen, der ſeitherigen Verwendung der Früchte noch die zu Wein beizufügen. Die Früchte ſind heuer wohl früher reif, als in andern Jahren, und der diesjährige gute Ertrag veranlaßt vielleicht manche der geehrten Leſerinnen des Daheim, nach nachſtehender Anweiſung einen Verſuch in dieſer Sache zu machen. Dabei iſt zu beachten, daß nur gut ausgereifte Früchte zur Verwendung kommen. Die Hagebutten werden von den Butzen und Stielen befreit. Sodann läßt man ſie in einem irdenen Gefäß „teig“, d. h. weich werden. Nun wird dieſe Maſſe mit hölzernem Stöpſel zu Brei zerſtoßen und mit ſoviel Waſſer angerührt, daß ſie wie ein dünner Fladenteig iſt. Dieſer Teig muß 2—3 Tage, zugedeckt mit reinem Tuch, an einem warmen Ort ſtehen bleiben, bis er ſich wirft. Nach dieſer Zeit wird die Maſſe mit einer Beerenpreſſe oder mit den Händen durch ein Tuch ausgepreßt. Auf 1½ l Saft kommt 1 Pfd. Zucker. Dieſer wird in ganz kleinen Stückchen oder als geſtoßener Zucker dem Saft beigemengt. Nun bringt man den Wein in einen Glaskolben oder in ein kleines Fäßchen und ſtellt, bezw. legt ihn in den Keller, vergeſſe aber nicht, ihn anfangs täglich, ſpäter je nach einigen Tagen tüchtig durcheinander zu ſchütteln. Im Frühjahr wird er vorſichtig in Flaſchen abgezogen und dieſe werden im Keller gelagert. Je älter der Wein iſt, deſto feiner und dem Malaga ähnlicher wird er. Sein wunderſchöner gelblicher Bernſteinglanz und ſein feiner Geſchmack erfreuen Auge und Herz. **F. B. in B.**

Zur Silberhochzeit.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Glänzt wie Silber Blütenſchnee,
Silbern in den Sommertagen
Schimmern Bäche, Fluß und See.
In des Herbſtes Sonne weben
Silberfäden ſich durchs Blau,
Bis die Silberflocken ſchweben
Und bedecken Flur und Au.

Fern bleib' Euch des Winters Plage
Lang noch, teures Elternpaar,
Webten Euch des Herbſtes Tage
Silberfäden auch ins Haar.
Seht, in Euren Kindern glühet
Eures Sommers Wiederſchein,
Und ein neuer Frühling blühet
In den Enkeln hold und klein.

So von Silberglanz durchzogen
Iſt das Leben, das Ihr ſchaut —
Darum nimm, zum Kranz gebogen,
Dieſe Zweige, Silberbraut!
Sei mit ſeinem ſchönſten Glanze
Euch der Himmel lieb und hold,
Bis das Silber in dem Kranze
Wandelt ſich in eitel Gold!

Heinrich Seidel.

Praktiſches fürs Haus.

Gewürz für Pflaumenmus. Fünf Gramm Kardamomenpulver, fünf Gramm Ingwerpulver, zehn Gramm Zimtpulver, zehn Gramm Nelkenpulver, zwanzig Gramm Korianderpulver. (Zu empfehlen iſt es, dieſe Gewürze in der Apotheke zu

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

kaufen.) Es iſt für den Geſchmack des Muſes von großem Vortheil, wenn man das Gewürz gleich bei der Bereitung desſelben und zwar, wenn es anfängt, ſich zu verdicken, zuſetzt. Die angeführte Menge von Gewürz wird für fünfzig Kilo in Arbeit genommene Pflaumen ausreichen, natürlich iſt auch hier der Geſchmack maßgebend, ein Zuviel iſt vom Übel. Ein Zuſatz von zerſtoßenen oder fein gewiegten Haſel- oder Wallnüſſen erhöht den Wohlgeſchmack des Pflaumenmuſes. Die ſorgſame Hausfrau wird auch hier, gleich wie ſie es beim Einſieden der Preiſelbeeren macht, den aufkochenden Pflaumen je nach der in Arbeit genommenen Quantität ein oder einige Theelöffel chemiſch reinen doppelkohlenſauren Natrons zuſetzen, dadurch wird ein Theil der Säure weggenommen und bei ſpäterem Gebrauch weſentlich Zucker erſpart. Der dabei entſtehende Schaum (bei den Preiſelbeeren bläulich) wird entfernt. **D. Pur.**

Handarbeit.

Riechgehänge für den Wäſcheſchrank. Aus gelblichem Papierkanevas ſchneide man 3 Vierecke von 4 cm Seitenlänge und 15 Vierecke, die etwas kleiner ſind. Alle dieſe Vierecke werden mit einem roten Sternchen aus Stickſeide verziert. Darauf legt man zwei gleichgroße Teile aufeinander und näht ſie an zwei zuſammenſtoßenden Seiten zuſammen, am beſten geſchieht das Befeſtigen mit Languettenſtich. In die entſtandene Tüte legt man ein kleines Mullbeutelchen mit Riechpulver und ſchließt mit einem dritten Teil die zwei letzten offenen Seiten. So ſtellt man 1 großes Dreieck und 5 kleinere her; das große bildet die Mitte; es erhält an allen Ecken ein kleineres mittelſt Goldperlengehänge angehängt, welche auch alle Ecken der kleinen Vierecke verzieren. Das fertige Gehänge ſieht allerliebſt aus und gereicht jedem Wäſcheſchrank zur Zierde. **E. Grethe.**

Eine angenehme und lohnende Arbeit iſt mir die Verfertigung eines Tiſchtuches für 12 Perſonen, mit 12 kleinen und 12 großen Servietten geweſen. Es bleibt eine ſolche Arbeit, ſorgfältig und dauerhaft ausgeführt, ein Andenken für Generationen und iſt kaum der Mode unterworfen. Das altdeutſche Leinen, ſonſt ſehr bevorzugt, mißfiel mir hierzu, da es der ſchönen Weiße und Glätte ermangelt, ſomit die Farben der Stickerei nicht zur vollen Wirkung gelangen läßt. So wählte ich denn ein hübſches rein leinenes Gedeck mit kleinen Punkten im Fond und ſchmal liniierter Kante, welches in keiner Weiſe die Zeichnung ſtört. Das Material, Waſchſeide, Leinengarn und Stickbaumwolle, wurde — in Farben geordnet — mit kochendem Salzwaſſer gebrüht, in kaltem Waſſer abgekühlt, an der Luft, ohne es auszudrücken, ſchnell getrocknet. Jede Farbe, noch ſo „garantiert echt,“ verliert beim Waſchen. Man thut gut, die Farben kräftig zu wählen, einmal wie oben geſagt behandelt, vertragen ſie dann jede ſorgfältige Wäſche. — Große Feldblumenſträuße von 60 cm Höhe liegen verſtreut auf dem Gedeck, in vollem Plattſtich ausgeführt. — Feuerroter Feldmohn, fein abſchattierte Kornblumen, Kamillen, Heckenroſen, Vergißmeinnicht, goldgelbe Ähren, Wieſenkräuter, ſchlanke Gräſer u. ſ. w. ſind leicht zuſammengebunden, zahlloſe Schmetterlinge, lebensgroße, fliegende Vögel, bald Ähren, bald Vergißmeinnicht tragend, füllen die Zwiſchenräume aus. Eine 10 cm breite Kante, loſe aus den Blüten der Zeichnung gebunden, ſchließt das Gedeck ab. Eine Ecke jeder Serviette trägt abwechſelnd einen Strauß oder Vogel aus dem Ganzen. **Frau Hauptmann B.**

Widmung in ein Buch.

„Merkblätter fürs Haus“.

Frage Nr. 124.

Es wechſeln Freud und Leid wie Meereswogen
Im großen Leben und im kleinſten Haus,
Stets löſcht ein Tag des vor'gen Eindruck aus,
Kaum recht erfaßt, iſt er vorbeigezogen.

Wohl dem, der ſich die Freuden, die verflogen,
In der Erinn'rung reiht zum friſchen Strauß,
Dem auch der Schmerz zur Blume wird, daraus
Nicht Gift, nein, Honig er fürs Herz geſogen.

Schreib' nieder, was dein Leben hat geſchmückt
Mit hellem Freudenſtrahl, mit ſanftem Schein,
Auch was in dunkeln Stunden dich gedrückt,
Dann iſt ſelbſt in der Zukunft fernſten Tagen
Das flücht'ge Heute völlig wieder dein. —
Verſäum' nicht, ſolchen Schatz dir einzutragen!

Anna Ecke.

Mobiliar.

Nußbaummöbel hübſch blank zu erhalten. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß namentlich Nußbaummöbel bereits im zweiten Jahre des Gebrauchs erheblich ausſchwitzen und dann ein trübes, ſchmutziges Ausſehen bekommen. Dieſem läßt ſich leicht mit geringer Mühe und wenigen Koſten abhelfen. Meine Möbel, welche bereits 2 Umzüge von Ort zu Ort durchgemacht haben, ſind jetzt, im 4. Jahre meiner Verheiratung, noch wie neu und bedürfen der Aufpolierung noch lange nicht. Ich wende Folgendes an: Zuerſt ſeife ich die Nußbaummöbel mit gewöhnlicher Seife und einem Lappen ſauber ab und reibe mit einem wollenen Lappen alle feuchten Stellen gut trocken. Alsdann bereite ich eine Miſchung aus 2 Löffeln Provenceröl und 1 Löffel Rotwein, trage dies auf einen wollenen Lappen und reibe hiermit die Möbel tüchtig ab. Es koſtet das etwas Kraftanſtrengung und Mühe. Aber die Mühe wird auch belohnt. **L. B. in B.**

Für die Küche.

Citronentorte. 650 gr Mehl, 95 gr Zucker, $\frac{3}{4}$ Pfd. Butter, 3 Eier. — Dieſes wird gut untereinander gemengt und etwas Mehl davon zum Auswirken zurückbehalten; darnach muß man den Teig in eine Schüſſel legen und über Nacht im Keller ruhen laſſen. Folgendes dient als Fülle: $\frac{3}{4}$ Pfd. Staubzucker, $\frac{3}{4}$ Pfd. abgeſchälte Mandeln, die mit $\frac{1}{4}$ l Wein geſtoſſen werden, untermengt man gut; hierauf werden 3 Citronen abgeſchält und in feine, dünne Scheiben geſchnitten; darüber ſtreut man 62 gr Zucker, dies zuſammen wird einige Stunden an einem kühlen Ort aufbewahrt. Am andern Morgen wird der Teig ausgedreht, zur Torte formiert, oben beſchriebene Fülle aufgeſtrichen, nachdem die Hälfte des Citronenmarks zuvor unter die Fülle gemengt wurde. Iſt dies geſchehen, ſo werden von dem Reſt des Teiges ſchmale Streifen geſchnitten in Gitterform über die Torte gelegt und mit Eidotter beſtrichen. Nun wird die Torte bei guter Hitze gebacken und, um ſie ſehr ſaftig herzuſtellen, träufelt man den noch übrig erhaltenen Citronenſaft auf die Torte. Es iſt dies ein Gebäck, das beſonders auch bei Herren Anklang findet. **E. E. in P.**

Nußſpeiſe. 10 Eier, 200 gr nicht abgezogene Nüſſe, 300 gr fein geſiebten Zucker. — Die Eidotter werden mit dem Zucker ſchaumig gerührt. Dann fügt man die geriebenen, jedoch nicht abgezogenen Nüſſe hinzu und rührt die Maſſe gut eine halbe Stunde. Es iſt hierbei ziemlich gleich, ob man Wall- oder Haſelnüſſe nimmt, letztere geben der Speiſe einen mandelartigen Geſchmack, doch wird der Geſchmack der Wallnüſſe von vielen vorgezogen. Nach Belieben kann man auch von jeder Nußart die Hälfte nehmen. Kurz vor dem Einſchieben in den Backofen fügt man den Schnee der zehn Eier hinzu und backt die Speiſe bei guter Hitze dreiviertel Stunden. Dieſelbe geht hoch auf, die angegebene Portion reicht für zehn bis zwölf Perſonen. Man kann ſie auch erkaltet ſehr gut als Torte reichen und gibt dann geſchlagene Sahne dazu. **Reſt.**

Vanilleſchaum. 7 Eiweiß werden zu ſteifem Schnee geſchlagen, dann mengt man 1 Pfund feinſten Zucker nebſt 1 Paketchen Vanillezucker ſchnell und leicht in den Schaum, ſetzt runde oder längliche Häufchen auf ein mit Zucker beſtreutes Papier, legt dieſes auf ein Backblech und backt ſie in ganz kühlem Ofen. Zum Annehmen der fertigen Schäumchen befeuchtet man das Papier auf der Rückſeite ein wenig **F. R.**

Fragen.

137) Könnte wohl eine der freundlichen Leſerinnen mir einen geſunden Ort mit Arzt bezeichnen, in welchem ſich eine Penſion mit Erfolg gründen ließe, oder Beteiligung an etwas Beſtehendem dieſer Art möglich wäre? Beſte Referenzen ſtehen zur Verfügung Erwünſcht wäre ein Ort, welcher nicht allzuweit von Karlsruhe in Baden entfernt wäre. **S. M. Karlsruhe.**

138) In welcher Stadt von 25—30000 Einwohnern würde eine gebildete Dame der höheren Stände perfekt in eleganter Damenſchneiderei ſichere Ausſicht auf dauernden einträglichen Erwerb haben? **H. in S.**

139) Würde eine der Leſerinnen ein Oſt- oder Nordſeebad (außer Amrum) nennen, das bis zum 15. Oktober geöffnet iſt und ſich als Erholungsort für einzelne Damen eignet oder auch einen derartigen Erholungsort (nicht zu teuer) im Harz?

140) Weiß vielleicht eine Leſerin des Daheim einen Ort anzugeben, an dem die Gründung einer höheren Mädchenſchule erwünſcht und lohnend wäre oder wo eine ſolche gern abgegeben würde? Dankend für jede Auskunft **A., Berlin.**

141) In welchem Stift könnte ſich eine Dame mittleren Alters durch einmalige, nicht zu hohe Einzahlung einkaufen? Über gefl. Auskunft wäre ſehr dankbar **langjährige Abonnentin.**

142) Kann mir eine der geehrten Mitleſerinnen ein Buch nachweiſen, welches, ähnlich demjenigen von O'kell und Sellyn: „Bruder Jonathan und ſein Land“, in möglichſter Vollſtändigkeit die Sitten und Gebräuche Englands, bezw. Frankreichs behandelt? — Preisangabe erwünſcht. **M. F. in M-g.**

Auskunft.

An A. in Anhalt. Frage 105. Einige Strickmuſter, von freundlichen Leſerinnen geſandt, liegen in der Redaktion.

Fr. 119. Das Männer-Erholungshaus zu Godesberg a/Rh. gewährt Wohnung und vorzügliche Verpflegung für den geringen Preis von Mk. 2,50 pro Tag. Godesberg iſt als Erholungsort in jeder Beziehung ſehr empfehlenswert. Im Erholungshauſe werden auch Frauen in Begleitung ihrer Männer aufgenommen. Adreſſe: Miſſionsprediger Dodt, 120. Hofſchauſpieler Steinicke, Hannover. Lehrer **Fr. Stork, Dortmund.**

Fr. 123. **An alte Daheimleſerin.** In Hamburg gibt es mehrere Stiftungen für alleinſtehende Damen, u. a. die Schutte-Stiftung, wo die Damen außer freier Wohnung noch Beleuchtung und Brennmaterial erhalten; die Stellen hat der Oberbürgermeiſter Versmann zu vergeben. — Außerdem gibt es noch eine Schröder-Stiftung in Hamburg. **Junge Daheimleſerin.**

Fr. 176. **An junge Abonnentin.** Material für Stoffblumen beziehe ich am billigſten aus der Blumenfabrik von M. S. Müller, Große Bleichen 42/44, Hamburg. Für meinen Unterricht gebrauche ich meiſt nur die dort gekauften hübſch gefärbten Stoffe, doch könnte ich der Daheimleſerin eigentlich noch mehr die geſchnittenen und gleich zum Binden fertigen Stoffſterne empfehlen, die man dort auch für die meiſten Blumen findet. Was Sie noch weiter zur Anfertigung von künſtlichen Blumen brauchen, als Staubfäden, Kelchen und Blättern, iſt dort in größter Auswahl vorrätig. **S. F.**, Handarbeitlehr.

(Zu Nr. 47.)

Was wohl dem Herzen größre Sorge ſchafft:
Mehr Kraft als Pflicht? mehr ſchwere Pflicht als Kraft?

Wohl dem, bei dem in ſchönem Gleichgewicht
Die beiden Schalen ſchweben, — Kraft und Pflicht!

„Ich werde nachſehen.“

Gutes Herz und feine Sitte diktieren dem wahrheitsgetreueſten Menſchen oft eine Umſchreibung der Thatſachen, die wir gewöhnt ſind, mit dem milden Namen: „Fromme Lüge“ zu bezeichnen und die als ganz lebensfähig vor unſerem eignen Gewiſſen gelten. Man kann durch feine Natürlichkeit den meiſten derſelben aus dem Wege gehen. Menſchen, die über ſehr feine, liebenswürdige geſellige Formen verfügen, können vieles ſagen, ohne zu verletzen. Natürlichkeit öffnet der großen Tugend Wahrheit weit die Arme. — Mir iſt in den letzten Jahren in vielen Häuslichkeiten, beſonders in denen junger Ehepaare, eine eigentümliche Wahrheitsumſchreibung beim Anmelden aufgefallen. Wir machen einer Familie einen Beſuch; die Front hell erleuchteter Fenſter ſagt uns zu unſerer Freude, daß ſie zu Hauſe iſt. Der uns empfangende Diener oder das Mädchen ſagt auf meine Bitte, mich zu melden: „Ich werde nachſehen, ob die gnädige Frau zu Hauſe iſt.“ Höre ich dieſen Beſcheid, ſo weiß ich genug. Denn iſt die Dame des Hauſes in der That ausgegangen, ſo ſagen es die Dienſtboten ſofort klar und deutlich und ſetzen oft ungefragt hinzu, wohin ſie gegangen, wann ſie zurückkehre. Sagt alſo ein dienſtbarer Geiſt: „Ich werde nachſehen,“ ſo iſt die Herrſchaft jedenfalls zu Haus. — Wird der Beſuch dann nicht angenommen, ſo iſt man, ohne mißtrauiſch von Gemüt zu ſein, verletzt und verſtimmt und harrt jedenfalls bei der nächſten Begegnung einer entſchuldigenden Erwähnung. Einſt klingelte ich bei einer jungen Frau, von deren Zuhauſeſein mich ſchon auf der Treppe ihr köſtliches Klavierſpiel überzeugte; nichtsdeſtoweniger ſagte die Zofe kaltblütig: „Ich werde nachſehen.“ In meiner Jugend — das iſt leider nun ſchon lange her — bekamen die Dienſtboten die Inſtruktion, zu fragen: „Wen habe ich die Ehre zu melden?“ oder zu ſagen: „Die Herrſchaft iſt ausgegangen,“ oder: „Die gnädige Frau u. ſ. w. iſt krank.“ Man war einfach zu Haus und nahm jeden Beſuch an, oder man war thatſächlich krank oder ausgegangen. Oder (und welche Frau wüßte davon nicht zu beichten) man hatte der Morgenhaube eine zu lange Friſt gegönnt, und war zur Beſuchszeit noch bei der Toilette; nun, da bekannte man dem meldenden Mädchen, man ſei noch nicht fertig und ließe ſehr um Entſchuldigung bitten. Unliebſame Beſuche, denen man durch die Redensart: „Ich werde nachſehen,“ mit einiger Höflichkeit aus dem Wege gehen will, haben zum Glück doch nur wenig Familien in ganz vereinzelten Fällen zu erwarten, da gibt feine Sitte und vornehme Denkungsart noch andere Mittel an die Hand, den läſtigen Zwang zu löſen. Dem Araber iſt ſein Todfeind unter ſeinem Dache heilig, wollen wir uns von ihm beſchämen laſſen? Gaſtfreundſchaft iſt eine Tugend, die in Herzensgüte wurzelt; aber weder herzlich noch gütig klingt das „Ich werde nachſehen,“ wenn es als beſtändige Redensart von den Dienſtboten gebraucht wird. Die Gräfin, die Excellenz, die im weitläufigem Schloß wohnt, kann dasſelbe durch eine Thür verlaſſen haben, ohne daß der am Haupteingang poſtierte Diener es weiß; in

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

ſolchen Häuſern alſo hätte die Inſtruktion einen Sinn, aber in einer Wohnung, in deſſen Korridor die meiſten Zimmer münden, bei zwei bis drei Dienſtboten, hat dieſe Art von Empfang etwas ganz Unnatürliches, Erlogenes.

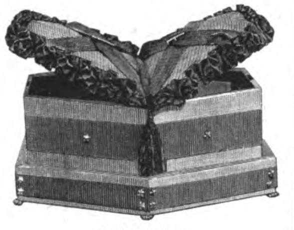
Theolinde Biebrach.

Die Giftfrage der Morchel.

Ich kann zum Nutzen und Frommen all meiner Mitmenſchen leider aus Erfahrung berichten, daß der Genuß der ſo wohlſchmeckenden Morchel allerdings zuweilen ſogar ein ſehr gefahrbringender ſein kann. Vor einigen Jahren feierten wir die ſehr vergnügte Taufe eines kleinen Erſtgebornen. Ein treffliches lukulliſches Mahl, gewürzt mit ernſten und heitern Trinkſprüchen, vereinte uns zu fröhlicher Tafelrunde nach beendeter Tauffeierlichkeit. Vor allem mundete der ganzen Tiſchgeſellſchaft ein Zungenragout, reich garniert mit den ſchönſten Morcheln. Niemand ahnte, was für ſorgenbringende Stunden der Genuß dieſer ſo überaus wohlſchmeckenden Speiſe uns bringen würde. Noch am ſelben Abend erkrankte die junge Mutter aufs heftigſte, und es verging geraume Zeit bis zu ihrer völligen Geneſung. Ebenſo erging es dem einen Gaſte, einem ſtrammen Hauptmann, welchen bei ſeiner kräftigen Konſtitution die Krankheit noch ärger packte. Die Ärzte führten bei beiden die ſo plötzlich und heftig aufgetretene Krankheit auf Vergiftung durch Morcheln zurück. Wir übrigen Gäſte blieben ſämtlich verſchont. Ebenſo erkrankte von den Dienſtboten nur eine Perſon. Vorſicht iſt jedenfalls dringend nötig. **J. Z.**

Handarbeit.

Mein Bruder erfreute mich zu Weihnachten mit einem ſchönen Marzipanſatz, der in ein ſechseckiges Käſtchen von 4 cm Höhe eingelegt war. Dieſes Käſtchen benutzte ich, um es zu einem größeren Kaſten zu Briefbogen, Couverts, Korreſpondenzkarten, Poſtpacketadreſſen, Poſtkarten, Briefmarken ꝛc. folgendermaßen umzugeſtalten. Ich ſägte von Zigarrenkiſtenholz ſechs paſſende Seitenwände und eine ſtarke Mittelwand von 12 cm Höhe; den Deckel des Käſtchens teilte ich quer, ſo daß zwei gleiche Hälften entſtanden. Nun bekleidete ich die Seitenwände, die Mittelwand, den inneren und äußeren Boden des Käſtchens und dieſes ſelbſt mit rotem Fahnentuch und nagelte, nachdem Seitenwände und Mittelwand in der Mitte, oben und unten mit ſchwarzen Atlasbändern zum Einbinden der betreffenden Briefbogen ꝛc. verſehen waren, dieſelben mit feinen Stiftchen von der Rückſeite des Käſtchens an der Innenſeite feſt, während ich die zuſammentreffenden Ecken im Fiſchgrätenſtich zuſammennähte. Die beiden Hälften des aneinandergeſägten Deckels bekleidete ich ebenfalls mit rotem Fahnentuch, nachdem ich die obere Seite leicht wattiert hatte, und befeſtigte nun die beiden Deckel auf die Mittelwand, jedoch ſo, daß hinreichend Stoff übrig gelaſſen wurde, um dieſelben, nach dem Aufnageln, bequem öffnen zu können. Sodann garnierte ich den roten Kaſten mit ſchwarzem Atlasband, den Seitenwänden des Kaſtens entſprechend, breiter und ſchmäler, indem ich dasſelbe auf die Mitte glatt herumlegte. Auf die obere wattierte Seite der beiden Deckel befeſtigte ich, kreuzweiſe, in der Mitte mit einer Schnalle verſehenes Atlasband; um beide Deckel nähte ich eine Atlasbandrüſche und an die Seiten kleine ſeidene Quaſten. Die ſechs Ecken des nun ſo weit fertigen Kaſtens verſah ich mit hübſchen, blanken Nägelchen, nagelte demſelben Löwenfüßchen unter und ſchraubte zwei kleine Ringe zum Aufheben der Deckel ein.



Briefkaſten.

Zimmerſchmuck.

Einen eigenartigen Zimmerſchmuck ſtellte ich mir kürzlich her. Aus der Sommerfriſche hatte ich mir einen Vorrat langſtieliger, ſammetweicher, brauner Schilfkolben mitgebracht, welche in Makartbouquets eine ſo dankbare Verwendung finden und auch für ſich allein, in hohen Vaſen geordnet, einen anſprechenden Winterſchmuck unſerer Räume bilden. Mit Hilfe eines rahmenloſen Spiegels ſtellte ich damit folgende Eckendekoration her: Auf die ovale Spiegelfläche malte ich, nachdem ich ſie ringsherum mit einem kraus gezogenen Rand aus olivfarbenem Moulton eingefaßt hatte, weiß leuchtende Waſſerroſen, Knoſpen und Blätter, auf dem Waſſer ſchwimmend; — zwei Drittel des Spiegels blieben oberhalb der Malerei frei. Das Waſſer wird recht flott angelegt, ab und zu läßt man ein Stückchen Spiegelfläche ganz frei aufblitzen und markiert nur mit flüchtigem Pinſelſtrich die Bewegung der Waſſerfläche. Auf die linke Seite des Rahmens kommt nun ein großes Arrangement von Schilfkolben. Das auf der rechten Seite frei bleibende Stückchen Rahmen erhält als Schmuck einen Schmetterling oder eine Libelle aufgeheftet. Das ganze bildet eine Dekoration von 1,40 m Höhe. Die braunen Schilfkolben, die ſich zum Teil ſpiegeln, die Seeroſen, die ſchillernden Inſekten, dies alles bildet ein Stückchen lebendig gewordener Erinnerung an jene ſchönen verſchwiegenen Waldſeen, an deren Ufern wir im Sommer ſo gern geraſtet. **Ella.**

Für die Küche.

Preißelbeeren auf ſchwediſche Art. 2 Liter gereinigte, geleſene Preißelbeeren werden in töpfernem Kaſſerol mit $^{3}/_{4}$ Liter Waſſer ſorglich gekocht; durch ein feines Sieb wird der Saft abgegoſſen und 4 Pfd. Zucker und 2 Stückchen Ingwer mit dem Saft eine Stunde gekocht. Nun lege man die Beeren hinein und laſſe ſie noch einmal aufkochen, nehme ſie heraus, laſſe den Saft noch einmal aufkochen und ſchütte ihn dann auf die verkühlten, in den Büchſen befindlichen Beeren.

Auskunft.

Fr. 118. Das Oſtſeebad Colbergermünde bietet neben vielen Annehmlichkeiten billigen Unterhalt, und vielen Familien durch Vermieten von Zimmern an Badegäſte während der Sommermonate ganz freie Wohnung oder doch einen beträchtlichen Zuſchuß zur Miete, wenn die Wohnung in günſtiger Lage gewählt worden iſt. — Da Stadt und Münde faſt vereint ſind, iſt auch der Aufenthalt im Winter geſellig und angenehm. **L. P. in K.**

Fr. 120. Alte, ſeltene Briefmarken kauft zu guten Preiſen (bis 150 Mark) Herr F. Gg. Gilbert zu Durlach in Baden.

L. P. in K.

Fr. 108. (Allemannenſchwert.) Fräulein von Loeſen, Diez a. d. Lahn, Villa Heimhof, würde gern der betreffenden Dame perſönlich nähere Mitteilungen machen.

Zur Beantwortung der Frage Nr. 122 verweiſe ich auf den Artikel „Erdbeer-Marmelade von rohen Erdbeeren“ in Nr. 41 des Daheim 1892, drittes Blatt. Das Rezept bewährte ſich vollkommen, und die Marmelade beſaß noch nach Jahresfriſt das Aroma wie von friſchen Erdbeeren.

Frau Fabrikant **B.** in **Roſſen.**

Fr. 128. Hühnerläuſe, Federlinge und eine Milbe verurſachen das Nacktwerden der Hühner am Kopf und Hinterleib; dieſe Schmarotzer nähren ſich von den Federn und Hautſchuppen und machen den Hühnern viel Laſt, ſind auch oft die Urſache, daß das Eierlegen gänzlich aufhört; ein heißer Sommer wie der jetzige befördert das Vermehren des Ungeziefers ſehr. — Nur ein gründliches Reinigen des Stalles, durch Abwaſchen der Wände, Neſter, Sitzſtangen und des Fußbodens mit heißem Sodawaſſer, nachheriges Beſprengen mit Kalkwaſſer, (in einen Eimer Kalkwaſſer $^{1}/_{2}$ Ltr. Petroleum gegoſſen), und ſchließlich ein Ausſchwefeln des Stalles kann helfen. Letzteres geſchieht, indem man in einem alten eiſernen Topf Schwefelſtangen oder Schwefelpapier anzündet, jedoch zuvor alle Ritzen und Öffnungen mit Lumpen verſtopft, einige Stunden geſchloſſen hält und dann tüchtig lüftet. Man wiederholt dies nach einigen Tagen nochmals, am beſten morgens, damit die Hühner nachmittags den Stall wieder beziehen können und das Eierlegen keine Unterbrechung erleidet. Die Hühner ſelbſt badet man einige Minuten in lauem Sodawaſſer mit ſcharfer, ſchwarzer Seife und fügt dem Waſſer eine Hand voll gelöſchten Kalkes zu, reibt ſie tüchtig im Waſſer ein (die Federn nehmen das Waſſer nicht ſogleich an) und läßt ſie an einem ſonnigen Platz ein Kiesbad nehmen. — Jetzt zur Zeit des Eiereinlegens möchte ich jeder Hühnermutter den Rat geben, ausſchließlich Körnerfutter zu verabfolgen und die Küchenabfälle anderweit zu verwerten. Seit Jahren habe ich bei meinem Hühnervolk inbetreff der Haltbarkeit der eingelegten Eier intereſſante Studien gemacht und bin zu dem Reſultat gekommen: nicht der Art und Weiſe des Eiereinlegens, ſondern in erſter Linie der Art des Futters iſt das oft vorzeitige Faulen der Eier zuzuſchreiben.

F. L. in E.

Fr. 131. Klempnermeiſter Brocke, Ballenſtedt a. H., hat Kochherde in allen Größen, die mit Holzkohlen geheizt werden und unabhängig vom eigentlichen Kochherd benutzt werden können. Dieſelben ſind billig, leicht transportabel und einfach zu handhaben. Preis und Anleitung beim oben genannten Erfinder zu erfragen. **A. v. H.**

Frage.

143) Welche Daheimleſerin weiß und könnte zu Nutz und Frommen ihrer Mitſchweſtern verſtändlich mitteilen, wie unſre Großmütter es angefangen haben, ihre damaligen und jetzt wieder modernen Puff- und Keulenärmel bei Waſchkleidern hübſch zu bügeln? Muß man ein beſonderes Plättbrett dazu haben? **Abonnentin im Werrathal.**

Hausmuſik.

Karl Freiherr von Perfall.

Die Münchner Hofbühne genießt in der ganzen Welt den Ruf eines der hervorragendſten deutſchen Kunſtinſtitute und iſt beſonders ihrer muſterhaften Opern-Aufführungen wegen weit und breit berühmt. Sie verdankt dieſes hohe Anſehen und dieſe tonangebende Stellung in erſter Linie mit der von glänzenden Erfolgen gekrönten, nunmehr bereits fünfundzwanzigjährigen Wirkſamkeit ihres Generalintendanten Freiherrn von Perfall. Perfall, am 29. Januar 1824 in München geboren, ſtudierte, ehe er ſich ganz dem Studium der Muſik widmete, Rechtswiſſenſchaft, quittierte aber, nachdem er mit 24 Jahren ſein Staatsexamen gemacht hatte, 1850 den Staatsdienſt völlig. Schon während der beiden vorhergehenden Jahre war ihm die muſikaliſche Unterweiſung M. Hauptmanns in Leipzig zu teil geworden; daß Perfall hier in verhältnismäßig kurzer Zeit außerordentlich viel gelernt hat, beweiſt eine ganze Reihe wertvoller Kompoſitionen, die im Laufe der Jahre von ihm erſchienen ſind. Unter ihnen erfreuen ſich namentlich die reizenden Märchen: „Dornröschen,“ „Undine“ und „Rübezahl“ bei größeren Chorvereinen allgemeiner Beliebtheit; auch Lieder und Opern (darunter „Sakuntala“, „Meluſine“ u. a.) ſind bekannt geworden. In München bewährte er ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe und Fähigkeiten zunächſt als Dirigent der „Liedertafel“. Vier Jahre darauf (1854) lenkte er durch die Gründung des noch heute blühenden „Oratorienvereins,“ der bald anfing, im Kunſtleben Münchens eine Rolle zu ſpielen, die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſich. Sein Wirken innerhalb dieſes Vereins, den er auf eine glänzende Höhe rühmlichſter Leiſtungsfähigkeit hob, war ein in jeder Hinſicht reichgeſegnetes und fruchtbares. Zehn Jahre lang führte er den Dirigentenſtab — da kam ſeine Ernennung zum Hofmuſik-Intendanten, der 1867 die Übertragung der Hoftheater-Intendanz ſelbſt folgte. Perfall hat das hohe Vertrauen, die großen Erwartungen, die bei dieſer im höchſten Grade ehrenvollen Berufung auf ihn geſetzt wurden, aufs glänzendſte gerechtfertigt und erfüllt. Man begreift leicht, daß er angeſichts der Größe, Schwierigkeit und Verantwortlichkeit dieſer gewaltigen Aufgabe anfänglich geſchwankt hat, daß er zögerte, dem Rufe des Königs Ludwigs II zu folgen. Sobald er ſich jedoch entſchloſſen und ſeine Stellung wirklich angetreten hatte, zeigte es ſich, daß der König ſich in Perfall nicht getäuſcht hatte. Er erſchien als der rechte Mann, der ebenſo klar war über ſeine Ziele, wie über die Mittel zur Erreichung derſelben. Wohl ſtieß er von vornherein auf allerhand Hinderniſſe, wohl warteten ſeiner zahlreiche, harte Kämpfe und Streitigkeiten, doch mit bewundernswerter Geſchicklichkeit überwand er alles Schwierige, Schritt für Schritt drang er vorwärts, und gar bald waren die Blicke von ganz Deutſchland auf die Münchner Hofbühne und ihren kühnen Generalintendanten gerichtet. Es galt um die Zeit ſeines Antritts vor allem die großen muſikaliſchen Dramen R. Wagners in muſterhafter Weiſe aufzuführen — wie glänzend er dieſe überaus ſchwierige Aufgabe, trotz aller Unzuträglichkeiten, die der in München zwiſchen Freunden und Feinden Wagners wütende Kampf auch für ihn mit im Gefolge hatte, Hand in Hand mit dem Meiſter ſelbſt löſte, davon reden Daten wie der 21. Juni 1868 (erſte Aufführung der „Meiſterſinger“), 22. September 1869 („Rhein-

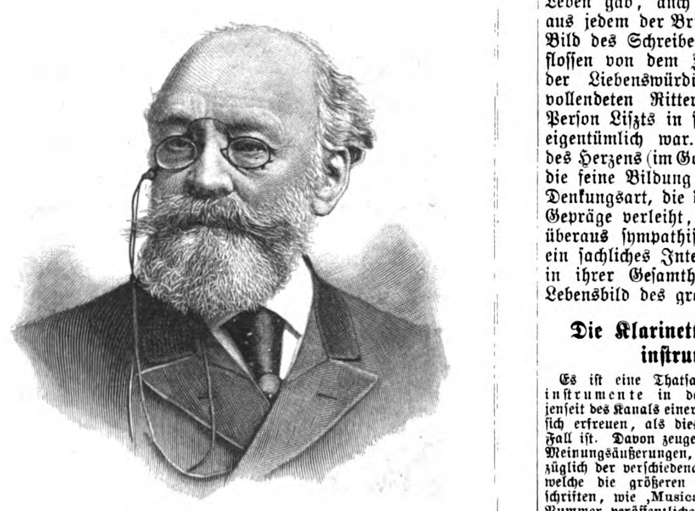
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

gold“), 26. Juni 1870 („Walküre“) ꝛc. eine ruhmvolle Sprache. Aber nicht der Oper, dem muſikaliſchen Drama allein galt ſeine fruchtbringende Thätigkeit, auch zur Hebung des recitierenden Dramas trug er durch geniale Maßregeln bei. So wurde die Münchner Bühne eine deutſche Muſteranſtalt.

—dt.

Streichinſtrumente mit Taſten.

Es dürfte kaum einen Klavierſpieler geben, der nicht, er müßte denn im Vorhofe der Kunſt zurückgeblieben ſein, den Wunſch gehabt hätte, ein Streichinſtrument ſpielen zu können. Aber es iſt ein vergeblicher Wunſch. Streichinſtrumente lernt man in höherem Alter nicht mehr, und mancher lernt es überhaupt nie. Was nicht in der Zeit bis zum fünfzehnten Jahre geleiſtet iſt, iſt ſpäter nicht mehr einzuholen. Das gilt vom Klavier; erſt recht aber von der Geige. Jedermann weiß, wie ſchwer es iſt, auf der Geige rein zu ſpielen und welcher fortdauernden Übung und Anſtrengung es bedarf, nur einigermaßen das Inſtrument beherrſchen zu lernen. — Dieſem Bedürfniſſe wollten alle jene Verſuche dienen, die das Streichinſtrument durch eine Klaviatur ſpielbar zu machen oder dem Taſteninſtrumente einen weiterklingenden Ton zu geben unternahmen. Das Problem der Klaviergeige iſt bis zum heutigen Tage noch ungelöſt. Am nächſten kommen der Idee eines durch Taſten zu ſpielenden Streichinſtrumentes das Harmonium und die Gümbelſche Saiten-Orgel. Aber beide Inſtrumente geben nur einen dem Streichinſtrumente ähnlichen Ton, nicht den gleichen Ton, und beide verſagen, wenn es ſich um ſchnell wiederholte Töne handelt, da ſie ihren Ton durch ſchwingende Zungen hervorbringen, die zum Anſprechen eine gewiſſe Zeit brauchen. Auch das iſt ſchon wiederholt dageweſen, daß man auf die Geige eine Klaviatur legte, doch war der Erfolg unbefriedigend. Neuerdings iſt der Profeſſor der Muſik de Vlaminck in Paris mit einer Erfindung hervorgetreten, die beachtenswert iſt. Er benutzt das wirkliche Streichinſtrument, das Cello und die Viola, legt das Inſtrument in eine Art Wiege und bedeckt den Geigenhals mit einem Kaſten, deſſen obere Seite mit einer Klaviatur verſehen iſt. Von der Klaviatur aus gehen Tangenten, das heißt Druckſtäbe nach allen den Stellen, die ſonſt vom Finger beim Spiel gegriffen werden. Die Mechanik iſt garnicht ſo kompliziert, als man annehmen ſollte. Die innere Einrichtung der Vlaminck'ſchen Geigen-Klaviatur kenne ich allerdings nicht, aber das iſt auch nicht nötig; wer in der fraglichen Technik Beſcheid weiß und einige techniſche Phantaſie beſitzt, kann ſich die Sache leicht konſtruieren. Die Verbindung einer Klaviatur mit einer Geige iſt allerdings nicht neu, neu iſt die Stellung des Inſtrumentes. Der Spieler ſtellt es quer vor ſich hin und führt den Bogen von vorn nach hinten, nicht von rechts nach links. Dies iſt eine große Erleichterung für den Spieler. Man darf nicht glauben, daß man Geige ſpielen kann, wenn man die Griffe inne hat, ebenſo wichtig iſt die Bogenführung, und ſie iſt faſt ebenſo ſchwierig, denn ſie verlangt eine Bewegung von Arm und Hand, die nicht dem natürlichen Gebrauche entſprechen. Viel naturgemäßer iſt die Bogenbewegung von vorn nach hinten. Aber freilich, gelernt muß auch ſie erſt werden; aber ſie kann gelernt werden. Profeſſor Vlaminck hat Cello und Viola ins Auge gefaßt, weil dieſe Inſtrumente ſeltener geſpielt werden als die Geige. Wie viele Streichquartette kommen nur deswegen nicht zuſtande, weil die Bratſche fehlt! Wie gern würde man zu Klavier oder Harmonium ein Cello haben, aber woher den Spieler nehmen? Man ſieht ein, wie willkommen in ſolchen Fällen der in Rede ſtehende Erſatz iſt. Das Inſtrument mit Taſten iſt natürlich nicht für die Hand des Künſtlers beſtimmt, ſondern als Erſatzinſtrument für die Hand des Muſikfreundes. Man ſpielt mit dieſem Inſtrumente abſolut rein und kann auch die meiſten Doppelgriffe ausführen. Alle Wirkungen, die mit dem Bogen hervorgebracht werden, können natürlich auch mit dem Vlaminckſchen Inſtrumente erzeugt werden; aber ein Gliſſando iſt nicht möglich. Ebenſo wenig kann der Ton Cis und Des unterſchieden werden. Die Skala ſteht in der temperierten Stimmung des Klaviers. Da man mit dieſer Hilfsgeige wohl meiſt unter Begleitung des Klaviers ſpielen wird, ſo iſt das kein Fehler. Im Handel iſt ſie in Deutſchland noch nicht vorhanden. Vielleicht entnimmt aber ein Fabrikant oder Händler aus dieſen Zeilen die Anregung, der Frage näher zu treten. **M. A.**



Karl Freiherr von Perfall.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von Friedrich Müller, Hofphotograph in München.

Die Polka.

In Böhmen iſt die Muſik heimiſch; man pflegt ſie nicht nur in den Salons, ſondern auch auf dem Felde, im Walde, auf dem Fluſſe. Überall ertönt an ſchönen Sommerabenden fröhlicher Geſang; die Geige wird leidenſchaftlich gerne geſpielt, und die Zither erklingt. In Böhmen auch iſt ein bei vornehm und gering gleich beliebter Tanz, die Polka entſtanden Nahe bei Prag liegt das Dörfchen Elbkoſteletz. Es lehnt ſich an eine Hügelkette und macht mit ſeinen weißen Häuschen einen überaus angenehmen und freundlichen Eindruck. Weil die Luft dort beſonders ſtärkend iſt, brachte der Muſiklehrer Joſef Neruda, der ſich in der Stadt durch Stundengeben ſehr angeſtrengt, den Sommer des Jahres 1835 in Elbkoſteletz zu. Er fand in der köſtlichen Landluft bald Erholung und außerdem war es ihm von Intereſſe, die Dorfbewohner bei ihren Beſchäftigungen und Vergnügungen zu beobachten. Er wohnte im Gaſthauſe zum goldenen Löwen. Mit ſeinen Wirten ſtand er auf dem beſten Fuße und oft ſetzte er ſich zu ihnen vor die Thüre, nahm die Geige in den Arm und ſpielte ihnen eine ſchöne Weiſe nach der andern vor. Voll Begeiſterung und Entzücken lauſchten der Wirt, ſeine brave Ehehälfte und die hübſchen, rotwangigen Mädchen ſeinem Spiele. Eins der letzteren hatte ein beſonders feines, muſikaliſches Gehör, dazu eine angenehme Stimme. Selbſt ihr ſilberhelles Lachen klang wie Muſik. Es war die Crescenz, die im Schmucke ihrer kaſtanienbraunen Haare und dunkeln Augen wunderhübſch ausſah. An einem köſtlichen, warmen Abend hatte Neruda beſonders gerne und lange geſpielt; endlich wurde er müde und ging hinauf in ſein Zimmer. Der Mond kam gerade hinter einem Wolkenſchleier hervor, und der Anblick des lichtüberſtrahlten Dorfes war ſo zauberhaft ſchön, daß der Geiger noch lange im geöffneten Fenſter lehnte. Ringsumher herrſchte vollkommene Ruhe; da tönte durch die Stille der Nacht plötzlich ein leiſes, ſüßes Singen an ſein lauſchendes Ohr, und zu ſeiner Verwunderung ſah Neruda die hübſche Crescenz ſich in den Gängen des Gartens tanzend auf- und niederbewegen. Dazu ſang ſie eine ſelbſt erfundene allerliebſte Tanzmelodie im $^2/_4$-Takte. Dieſe Weiſe, ſo weich und lockend, ſo feurig und leidenſchaftlich, gefiel dem Geiger außerordentlich; bald ſummte er ſie leiſe mit, und dann ſchrieb er ſie ſchnell nieder. Als der Herbſt mit ſeinen Stürmen kam, zog Neruda nach Prag zurück und begann dort wieder ſeine Stunden. Dieſe führten ihn in die verſchiedenſten Kreiſe der Stadt, und überall machte er den neuen Tanz bekannt. Derſelbe wurde ſchnell beliebt; man tanzte ihn mit großer Grazie und Leidenſchaft und nannte ihn wegen ſeines Halbſchrittes nach dem böhmiſchen Worte pulka (d. h. die Hälfte) Polka. Von Böhmen aus machte der neue Tanz ſeinen Weg durch die ganze Welt. **L. H—ch.**

Bücherſchau.

Franz Liſzts Briefe. 1. Band: Von Paris nach Rom. 2. Band: Von Rom bis ans Ende. Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. Preis 12 Mark. Das iſt eine Briefſammlung von höchſt verdienſtvoller Art! Wie niemand außer ihr war gerade die durch ihren Bienenfleiß und bedeutendes Wiſſen ausgezeichnete Schriftſtellerin La Mara, die mit Liſzt durch freundſchaftliche Beziehungen verbunden war, berufen, dem Meiſter ein Denkmal zu ſetzen. Daß es ein Stück ungeheurer Arbeit geweſen ſein muß, die Bauſteine zu dieſem Denkmal zu beſchaffen, wird jeder leicht einſehen, der nur einen Blick in die beiden vorliegenden ſtattlichen Bände geworfen hat. Wir glauben es, wenn uns La Mara verſichert: „Ich ſah mich vor eine der willkommenſten Aufgaben meines Lebens geſtellt. Ihre Löſung habe ich mir nicht leicht gemacht. Allenthalben, wo ich Liſztſche Briefe wußte oder vermutete, klopfte ich an. Es waren ihrer viele hundert Thüren und nahezu überall wurde mir bereitwillig aufgethan. Ein jeder faſt gab, was er zu geben hatte.“ Das Ergebnis dieſes emſigen Suchens iſt ein überaus reiches. Nicht weniger als 659 Briefe enthält die vorliegende Sammlung, „treu nach dem Originale, mit allen den kleinen Freiheiten und Eigentümlichkeiten, die der Schreibende ſich geſtattet, gleichviel ob ſie dem Sprachgebrauch entſprechen oder nicht. Der individuelle Zug iſt ihnen gewahrt worden, und ſo beſitzen wir den Meiſter, echt und unverfälſcht, wie er ſich im Leben gab, auch im Tode.“ Faſt aus jedem der Briefe tritt uns das Bild des Schreibers entgegen, umfloſſen von dem Zauber hinreißender Liebenswürdigkeit und jener vollendeten Ritterlichkeit, die der Perſon Liſzts in ſo ſeltenem Maße eigentümlich war. Die Höflichkeit des Herzens (im Goethe'ſchen Sinne), die feine Bildung, die immer edle Denkungsart, die dieſen Briefen das Gepräge verleiht, wirkt auch dort überaus ſympathiſch, wo den Leſer ein ſachliches Intereſſe nicht feſſelt: in ihrer Geſamtheit geben ſie ein Lebensbild des großen Künſtlers.

Die Klarinette als Hausinſtrument.

Es iſt eine Thatſache, daß die Blasinſtrumente in den Dilettantenkreiſen jenſeit des Kanals einer weit eifrigeren Pflege ſich erfreuen, als dies in Deutſchland der Fall iſt. Davon zeugen ſchon die zahlreichen Meinungsäußerungen, Anfragen u. ſ. w. bezüglich der verſchiedenartigſten Inſtrumente, welche die größeren engliſchen Muſikzeitſchriften, wie ‚Musical Opinion‘, in jeder Nummer veröffentlichen. Unwiderleglich iſt in der That Robin H. Legge's Behauptung in der Aprilausgabe 1893 letztgenannter Zeitſchrift: „There is, I think, no doubt that the standard of both technical and intellectual attaintment of amateur musicians is for higher in this country than in Germany.“ Bei uns würde man wohl lange nach Nichtberufsmuſikern zu ſuchen haben, welche etwa die Klarinette, die Oboe oder gar das Fagott zu ihrem Inſtrumente gewählt haben; manche werden kaum wiſſen, wie beiſpielshalber eine Oboe d'amore von einem Engliſch-Horn, oder ein Saxophon von einem Sarruſophon ſich unterſcheidet. Es wäre jedoch unbillig, daraus einen Vorwurf herleiten zu wollen.

Allmählich aber erwacht auch in Deutſchland die Erkenntnis, daß nicht wenige der Tonwerkzeuge, deren Klanggepräge und ſonſtige Eigenart im Gemiſch mit den übrigen Orcheſterfarben den Zuhörer ſympathiſch berührt, nicht ausſchließlich für den Orcheſtergebrauch geſchaffen ſind, ſondern auch für intimere Wirkungen im häuslichen Kreiſe ſich eignen. Von den Klappeninſtrumenten dürften wohl die Saxophone und die Klarinetten auf dieſe Bevorzugung den nächſten Anſpruch erheben. Von den verſchiedenen Arten der letzteren (in As, Es, D, C, B, A), die nicht nur durch ihre Stimmungsverhältniſſe, ſondern auch durch ihren Klangcharakter von einander abweichen, kommt für Dilettanten faſt ausſchließlich die B-Klarinette in Betracht, als diejenige Klarinette, auf welcher der edelſte und ausgiebigſte Ton ſich entwickeln läßt, und welche darum auch das eigentliche Künſtler- und Soloinſtrument bildet und von den Tonſetzern für Konzerte großen Stils, ſowie für Kammermuſik, für Quintette Trios und für Duos (mit Pianobegleitung) mit Vorliebe verwendet wird. — Die geſättigtere, ausdrucksvollere, modulationsfähigere Klangfarbe der Klarinette im Gegenſatze zu dem Flötenton wird, wie bei den oboeartigen Tonwerkzeugen, durch die mitſchwingenden ſog. Obertöne bedingt, und dieſe werden durch das tonerzeugende Medium, das an dem Mundſtücke befeſtigte, einfache Rohrblatt (oder einfache Zunge, zum Unterſchiede von dem Doppelzungenblatt der Oboe), hervorgerufen. Die Klarinette übertrifft an Tonumfang (der Notierung nach vom kleinen e — es gibt auch noch tiefer gehende Inſtrumente — bis über das 4geſtrichene C hinaus) jedwedes andere Blasinſtrument; dieſer Vorzug gründet ſich auf die Eigenſchaft derſelben als gedeckte Pfeife walzenförmiger Bohrung, welche als ſolche um eine Oktave tiefer ſteht, als eine offene koniſche Röhre derſelben Länge, und daher unparige Schwingungsverhältniſſe beſitzt, die bei der Teilung der Luftſäule nicht die Oktave, ſondern die Quinte, bezw. Duodezime des Grundtons ergeben.

Der bedeutende Umfang des Inſtrumentes erweitert allerdings auch die Aufgabe des Lernenden hinſichtlich der Beherrſchung der Technik und der Aneignung des auf den erſten Blick ziemlich verwickelt erſcheinenden Griffſyſtems, obwohl, was das hohe Regiſter betrifft, die Komponiſten ſelten über g3 hinausgehen, was vereinzelt bei Spohr, Weber, Reiſſiger und K. Bärmann, nie aber bei Mozart, Iwan Müller u. a. vorkommt. Es gibt indeſſen viele leichte oder mittelſchwere, und dennoch muſikaliſch gehaltvolle Tonſätze für Klarinette mit Piano, welche ſich vorzugsweiſe in der mittleren und unteren Lage bewegen. Aus ihrer akuſtiſchen und konſtruktiven Beſonderheit erklärt es ſich leicht, daß, in Bezug auf ſeelenvollen Ton, nuancierte Vortragsweiſe und dynamiſche Abſtufung, auf der Klarinette, zumal in Duos mit Klavier, wirkungsvollere Leiſtungen ſich erzielen laſſen, als beiſpielshalber auf der Flöte. Dem Anfänger, beſonders falls er auf Tonlöcherinſtrumenten wie Flageolett oder Flöte noch gar nicht vorgebildet iſt, iſt jedenfalls anzuraten, einen erſten Unterrichtskurſus bei einem Orcheſtermuſiker zu nehmen, wogegen er ſich ſpäter, Luſt und Fleiß neben geſundem muſikaliſchen Gefühl vorausgeſetzt, auf Grund vorzüglicher Methoden und Studienwerke ſelbſtändig weiterbilden kann. Aus dem vorhandenen reichhaltigen Material mögen hier nur die große Schule von dem Altmeiſter Karl Bärmann (zum Teil auch mit Klavierbegleitung) und diejenige von Rob. Stark, ein erſt kürzlich erſchienenes Werk von wahrhaft klaſſiſcher Gediegenheit, wenn auch mehr auf vollſtändige konſervatoriſche Ausbildung berechnet (im Verlage von C. F. Schmidt in Heilbronn) herausgehoben werden. — Die Behandlung des Rohrblatts, von deſſen Beſchaffenheit die Güte des Tones weſentlich abhängt, erlernt ſich am beſten aus der Praxis, ebenſo wie die Ökonomie des Atemholens Die Beeinträchtigung des Tones durch die ſtärkere Entwickelung von Feuchtigkeit wird ſich allmählich mindern, wenn auch der Lernende nicht ſofort den vollen Klangreiz und den charakteriſtiſchen duftigen Ton hervorzulocken vermag.

Eine ſehr wichtige Frage iſt die Wahl des Inſtrumentes. Es iſt durchaus nicht ratſam, etwa für die erſten Übungen ſich mit einem minderwertigen billigen Inſtrumente zu begnügen, vielleicht in dem Gedanken, ſpäter zu einem beſſern überzugehen. Abgeſehen von dem Werte einer richtigen Eingewöhnung, läßt ſich hier mit Recht ſagen: Das Teuere iſt auf die Dauer doch das Billigere. — Es dürfte kaum angezeigt ſein, die einſchlägigen techniſchen Fragen zu ſtreifen oder die verſchiedenen Klarinettſyſteme in Bezug auf Bohrung und Klappenmechanismus abzuhandeln oder gegen einander abzuwägen. Beſondere Vorzuge wegen der Erleichterung der Triller und Bindungen hat indes das Doppel-$\frac{\text{cis}}{\text{fis}}$-Syſtem franzöſiſcher Art für das Unterſtück; bis zum $\frac{\text{fis-gis}}{\text{h-cis}}$-Trillermechanismus braucht ein Dilettant ſich nicht zu verſteigen, allein die doppelte ſog. Fis-Brille für Ober- und Unterſtück iſt mindeſtens ſehr wünſchenswert.

Obwohl in Deutſchland der Klarinettenbau in den letzten Jahrzehnten ſehr beachtenswerte Fortſchritte gemacht hat, laſſen doch ſonſt vortreffliche Inſtrumente in einzelnen Tönen die (beſonders im Zuſammenſpiel mit einem tadellos ſtimmenden Klavier) erforderliche unbedingte Reinſtimmung teilweiſe vermiſſen. Am beſten ſtehen beide Inſtrumente in dem Normal-Kammerton. Als vom Standpunkte der akuſtiſchen Theorie abſolut tonrein und fehlerfrei iſt in neueſter Zeit von den höchſten Autoritäten und Spezialiſten, wie von dem herzogl. Kammermuſikus und Muſikdirektor Richard Mühlfeld in Meiningen, die nach Überwindung von Schwierigkeiten, welche dem Laien faſt unglaublich erſcheinen würden, von dem Hofinſtrumentenmacher Wilh. Heckel in Biebrich am Rhein hergeſtellte neue patentierte B-Klarinette (mit beſonders erfundenem Patentmundſtück) einſtimmig anerkannt worden.

Wer die Technik der B-Klarinette einigermaßen bemeiſtert und ſich daneben einem noch voller klingenden Inſtrument tieferer Tonlage zuwenden will, wird die Behandlung der um eine Quinte unter der C-Klarinette ſtehenden Altklarinette oder des Baſſethorns (beide in F, ſelten in Es) mit verhältnismäßiger Leichtigkeit ſich aneignen. Letzteres unterſcheidet ſich von erſterer nur durch die mit dem Daumen rechter Hand zugreifenden Zuſatzklappen für noch vier tiefergehende chromatiſche Töne. Einen noch kräftigeren Ton beſitzt die Baßklarinette (gewöhnlich in B-Stimmung). —

In dem engbegrenzten Rahmen dieſer anſpruchsloſen Ausführung auf die überaus reichhaltige und großenteils auch muſikaliſch wertvolle Klarinettlitteratur für die eigentliche Hausmuſik (Konzerte leichteren Stils. Sonaten, Phantaſien u. ſ. w. mit Piano) des näheren einzugehen, verbietet ſich von ſelbſt.

Eupen. **Wilh. Altenburg.**

Vermiſchtes.

Beethoven kümmerte ſich im allgemeinen wenig um irdiſche Dinge und um die konventionellen Formen der Welt; die damalige Mode z. B., Hemdkrauſen zu tragen, kannte er nicht. Eine Freundin hatte ihm Oberhemden mit dieſem Schmuck machen laſſen, damit er ordentlich bei ſeinen Schülern erſcheine. „Wozu iſt denn dies?“ fragte ſich Beethoven, „ach ja, zum Warmhalten!“ gab er ſich zur Antwort und — ſtopfte dieſen Putz unter die Weſte. Nur eine Eitelkeit hatte der Meiſter: er war ſtolz auf ſeine, allerdings herrliche Stirn — ſo ſehr, daß, als in einer Geſellſchaft eine Dame dieſe Stirn gebührend pries, er ſich erhob und ſagte: „Wohlan, ſo küſſen Sie dieſe Stirn!“ und die weibliche Bewunderin erfüllte ſeinen Wunſch ſofort.

Redaktionspoſt.

Herrn Muſiklehrer R. Der fragliche Artikel über „Abſolutes Tongehör“ war in unſerer „Hausmuſik“ nicht enthalten.

Leſerin des Daheim. Das Lied „Mein Schatz iſt auf der Wanderſchaft“ iſt oftmals komponiert worden. Wir nennen Ihnen die Namen Rob. Franz, Herzogenberg, Becker, Eggers, Dreyſchock, Eycken und empfehlen Ihnen die Kompoſition von R. Franz.

Henny. Das Lied „Wer iſt ſo verlaſſen wie ich“ hat Cooper (Verlag von Challier), jenes: „Mondſchein am Himmel“ u. ſ. w. haben Kaufmann, Baudiſch u. a. komponiert.

A. R. in Alexandrowsk. Ihrem Zweck werden folgende Lieder entſprechen: Laſſen: „Ich hatte einſt ein ſchönes Vaterland“ und „Allerſeelen“, Bendel: „Wie berührt mich wunderſam“ und Radecke: „Was die Schwalbe ſang“. Im übrigen verweiſen wir Sie auf unſere Beſprechung neuer Kompoſitionen. Leichte Violinſachen haben wir erſt vor kurzem empfohlen.

Treue Geſangsfreundin. Laſſen Sie ſich die humoriſtiſchen Duette von Peuſchel (in jeder Muſikalienhandlung zu haben) kommen. Die Sachen von Peuſchel ſind leicht auszuführen, melodiös und ſehr dankbar.

Daheim
Kalender
1894

ist soeben erschienen
und elegant gebunden zum Preise von **1½ Mark** durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Enthält über 300 Druckseiten mit vielen vortrefflichen Holzschnitten, ein **farbiges Kunstblatt** als Titelbild: „Bei der Aussteuer“ von O. Piltz und **vier Einschalt-Vollbilder** beliebter Maler.

❦

Der Daheim-Kalender ist ein **echtes und rechtes Hausbuch** seit lange her: praktisch, unterhaltend und anregend zugleich. Neben dem Kalendarium bringt er „Tägliche Sprüche“ und einen „Kalender für Blumenzucht im Freien und im Zimmer“, eine ausführliche Genealogie der europäischen Fürstenhäuser und eine Totenschau mit trefflichen Porträts; im unterhaltenden Teile: wertvolle Novellen, sinnige Erzählungen und Gedichte mit feinen, anmutigen Bildern; in seinem „Gemeinnützigen“: praktische Antworten auf täglich vorkommende Fragen (über Maße und Gewichte, Geld-, Post- und Telegraphenwesen u. s. w.). Den Frauen und Mädchen widmet er einen besonderen „Frauenkalender“: Handarbeiten (Rokoko-Stickerei, Über die Verzierung des Weißzeugs), Hauspoesie, Bienenzucht für Damen, Lawn Tennis ꝛc. Dazwischen finden sich lustige Anekdoten und allerlei Rätsel zum Kopfzerbrechen; alles aber aufs sorgfältigste redigiert und in vornehmer Ausstattung. — So wird abermals der Daheim-Kalender seine alten Freunde überraschen und neue gewinnen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur an die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

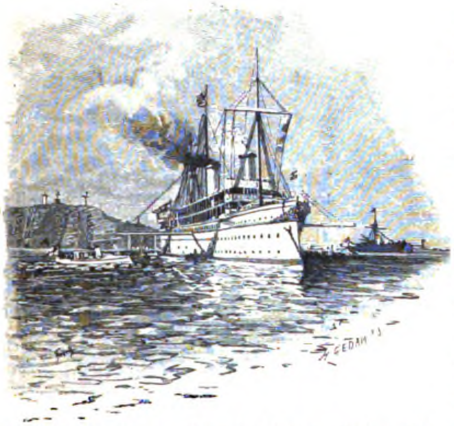
1893. Beilage zu Heft 17 (No. 48—50).

XXIX. Jahrgang.

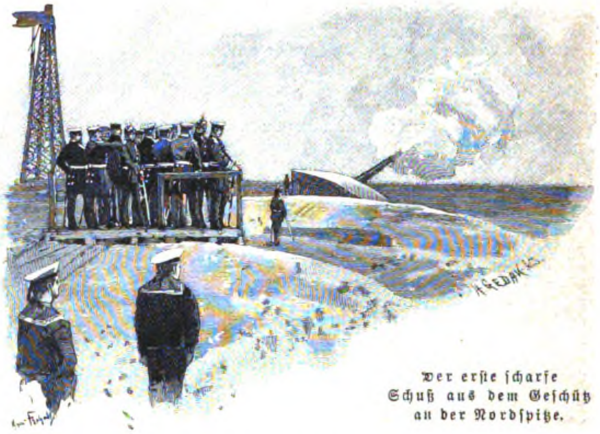
September 1893.

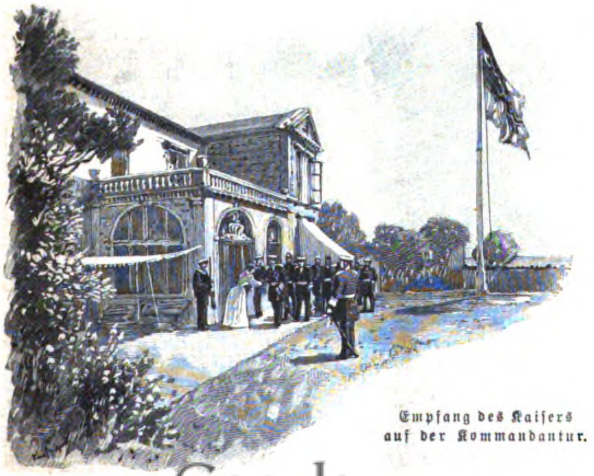
Aus der Zeit — für die Zeit.

Kaiſerbeſuch auf Helgoland. — Die Geſchützexploſion an Bord S. M. Panzerſchiff Baden. — Hofrat Adami †. Die Hamburger Bürgergarde.


S. M. Jacht „Hohenzollern“ ankert vor Helgoland.

Der 8. Auguſt brachte den Helgoländern blauen Himmel, ſtahlblaues Meer und den lange erwarteten Kaiſerbeſuch. Freudige Erregung bemächtigte ſich der Inſulaner und Fremden, als von der Signalſtation die herannahende Kaiſerjacht ‚Hohenzollern‘ gemeldet wurde. An den Maſten ſteigen Flaggen und Fahnen empor, alle Fernrohre werden auf das ſtolze weiße Kaiſerſchiff gerichtet, welches dunklen Rauch aufwirbelnd, ſich der Inſel mehr und mehr nähert. Bald wird die gelbe Kaiſerflagge ſichtbar. Von dem anweſenden Panzerſchiff „Friedrich der Große“ donnert der erſte Salutſchuß übers Waſſer; die Batterie auf dem Oberlande folgt gleichfalls, tauſende von Jubelrufen miſchen ſich in den ehernen Klang der Geſchütze. Im Südhafen wirft die „Hohenzollern“ Anker, die auf der Inſel anweſenden kommandierenden Offiziere werden durch Signale an Bord gerufen. Darauf erſcheint die kaiſerliche Gig im Schlepp des Stationswachtſchiffes. An der Landungsbrücke ſteigt der Fürſt an Land, freundlich nach allen Seiten hin grüßend. Sein Blick fällt wohlwollend auf ſeine neuen Landeskinder, und ein leiſes Bedauern mag den deutſchen Kaiſer beſchleichen, daß dieſe prächtigen Seeleute noch auf lange Zeit dem Dienſte in der Marine entzogen ſind. Nach kurzer Begrüßung ſchreitet der Monarch mit ſeinem Gefolge auf die neuen Feſtungsanlagen zu, denen hauptſächlich diesmal der Beſuch gilt. Die Arbeiten am Tunnel und der Mole werden zuerſt beſichtigt, darauf erfolgt die Auffahrt nach dem Oberlande. Dort angekommen, erwartet den Kaiſer eine eigens zu dieſem Zweck improviſierte Pferdebahn. Ein paar Draiſinen ſind mit Bänken verſehen und reich mit Flaggen dekoriert worden. Vorn ſind zwei prächtige Percheronpferde eingeſpannt, welche ſonſt als Laſttiere für den Feſtungsbau gebraucht werden. Der Zug ſetzt ſich alsbald unter dem Hurrageſchrei der Menge in Bewegung und führt den Kaiſer und ſein Gefolge nach der Nordſpitze der Inſel. — Dort iſt eine Plattform hergerichtet, von welcher aus das Abfeuern des ſchweren Panzergeſchützes, ſowie das Aufſchlagen des Geſchoſſes beobachtet werden kann. Wochenlang vorher waren die Bewohner Helgolands in Aufregung über die Wirkung des ſcharfen Feuers aus den gewaltigen Kanonen geweſen. Erſt hieß es, die Felſen würden zuſammenſtürzen, dann wurden Vorſichtsmaßregeln zur Erhaltung der Fenſterſcheiben getroffen. Die Leute hätten ſich die Angſt ſparen können. Auf Befehl S. Majeſtät donnert der erſte Schuß über das Waſſer. Eine gewaltige Rauchwolke entwickelt ſich, der Boden bebt ein wenig. Trotzdem iſt die Erſchütterung ſo gering, daß der Schuß ſowohl, wie das Erzittern des Bodens im Unterlande kaum bemerkt wird. Nach langer Zeit ſieht man am Horizonte einen kleinen, weißen Punkt. Das Geſchoß hat auf eine Entfernung von 15 Kilometern ins Waſſer eingeſchlagen. Der zweite Schuß zeigt die Wirkung des Geſchoſſes auf kurze Entfernung. Bis etwa 100 Fuß empor ſpritzt eine weiße Waſſerſäule. Wehe dem Fahrzeuge, das in den Bereich derartiger Projektile kommt Eine feindliche Landung oder auch nur Annäherung an die Inſel dürfte nach menſchlicher Berechnung wohl zu den Unmöglichkeiten gehören. Es ſtehen viele dieſer ſchweren Geſchütze auf dem Oberlande, und ein denkender Feind wird ſich wohl zu hüten wiſſen,


Der erſte ſcharfe Schuß aus dem Geſchütz an der Nordſpitze.

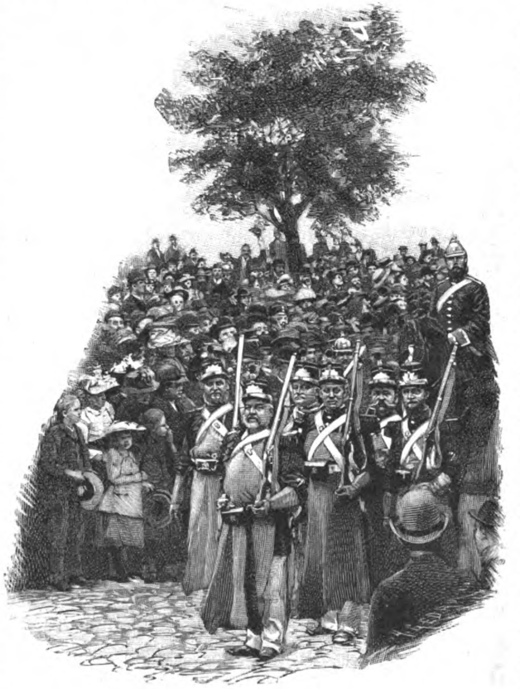

Empfang des Kaiſers auf der Kommandantur.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

die Feuerſchlünde durch ſeine Nähe unnötig zu reizen. Damit iſt der Zweck der Befeſtigungen erfüllt. Der Feind mag ſich draußen auf See tummeln, ſo lange er will und ſo lange unſere Flotte es ihm geſtattet. Die Annäherung an unſere Elbmündung werden die Kanonen von Helgoland ihm wohl einigermaßen erſchweren, und, wenn ihm ſeine Schiffe und heilen Gliedmaßen lieb ſind, ſo läßt er jene Gegenden ungeſchoren. — Se. Majeſtät hatte die Schießübungen mit hoher Befriedigung geſehen und begab ſich nun nach den bombenſicheren Kaſematten, welche einer ausreichenden Beſatzung während einer Beſchießung Unterkunft gewähren können. Darauf folgte der Empfang in der Kommandantur, woſelbſt Herr Kontreadmiral Menſing und deſſen liebenswürdige Gattin die Honneurs machten. Der Kaiſer betrat die ihm ſchon von früheren Beſuchen her liebgewordene Häuslichkeit des Admirals, worauf ſich die Geſellſchaft unter den Klängen der Badekapelle und der Muſik der kaiſerlichen Matroſen-Artillerie zu Tiſch ſetzte. Lange Zeit weilte Se. Majeſtät in dem frohen Kreiſe und drückte nach Verlaſſen der Kommandantur ſeine allerhöchſte Befriedigung über den Empfang aus. Abends ſpeiſte der Kaiſer an Bord der „Hohenzollern“ mit ſeinen geladenen Gäſten und wohnte alsdann einer auf dem Schiff ſtattfindenden improviſierten Theatervorſtellung bei. Auf der Inſel knatterte luſtiges Feuerwerk. Raketen ſtiegen zum Gruß auf gen Himmel, blutrotes und weißes bengaliſches Feuer beſtrahlte das Kaiſerſchiff, welches zum Gegengruß den Scheinwerfer ſpielen ließ. Am anderen Morgen in der Frühe weckte Kanonendonner die Schläfer. Die „Hohenzollern“ hatte den Anker gelichtet und dampfte mit voller Fahrt gen Norden. Alles war auf den Beinen, um dem Kaiſer den Abſchiedsgruß zuzuwinken. So endigte der diesjährige Kaiſerbeſuch, den Helgoländern und ihren Badegäſten eine liebe Erinnerung.

Leutnant zur See Oelsner,
† bei der Geſchützexploſion an Bord S. M. Panzerſchiff Baden.

Wenige Tage vorher hatte unſere Marine einen Unglücksfall zu beklagen, dem eine ganze Anzahl blühender Menſchenleben zum Opfer fielen. Während der Schießübungen in der Nähe von Kiel blieb an Bord des Panzerſchiffes „Baden,“ auf deſſen Kommandobrücke zur Zeit gerade der Bruder des Kaiſers, Prinz Heinrich, anweſend war, eine Kugel im Lauf eines Geſchützes ſtecken, und die Pulvergaſe ſchleuderten den Verſchlußkeil und die explodierte Kartuſche mit furchtbarer Gewalt nach rückwärts. Der Geſchützkommandeur Leutnant z. S. Oelsner, ein vielverſprechender und allgemein beliebter junger Marineoffizier, welcher während des Feuerns auf der Laffette geſtanden hatte, wurde von dem rückfliegenden Verſchlußſtück zerriſſen und über Bord geſchleudert. Getötet und zumeiſt ſchwer verſtümmelt wurden außerdem der Unterleutnant z. S. Zembſch, der Oberbootmannsmaat Ratzuweit, der Obermatroſe Kniephoff und die Matroſen Bräutigam, Goldbaum, Nelihſen, Schönrock und Höfner. Ehre ihrem Andenken! Schwerverwundet wurden außer dem Oberfeuerwerksmaat Wolle, dem Bootmannsmaat Hinkelmann und dem Reſervebootmannsmaat Huthmann noch 13 Matroſen; eine ganze Anzahl anderer trug leichtere Verletzungen davon. Der erſten einer, welcher zur Hilfe herbeieilte, und ſich bemühte, den Verunglückten die in Brand geratenen Kleider vom Leibe zu reißen und das Feuer zu erſticken, war Prinz Heinrich. Seit langer Zeit hat unſere Marine kein ähnliches Unglück zu beklagen gehabt.



Feſtzug der Hamburger Bürgergarde.
Nach einer Photographie von Rud. Dührkoop in Hamburg, Ferdinandſtr. 43.

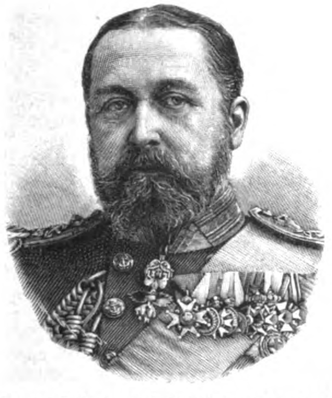
Im faſt vollendeten 77. Lebensjahre ſtarb am 5. Auguſt in Berlin der Königl. Hofrat Friedrich Adami. Die Kreuz-Zeitung, deren älteſtes Redaktionsmitglied der Dahingeſchiedene war — am 1. Mai 1849 trat er in die Redaktion ein, der er bis zu ſeinem Lebensende angehörte — ſagt von ihm: „Ein Mann, in guten wie in böſen Tagen ſtets treu bewährt gefunden, ein Mann von wahrhaft vornehmer, chriſtlich-konſervativer Geſinnung, treu ſeinem Gott, ſeinem König und der von ihm für wahr und recht erkannten Sache, der er mit dem ihm eigenen Pflichtbewußtſein bis zum letzten Augenblicke diente.“ Friedrich Adami war am 18. Oktober 1816 zu Suhl geboren. Urſprünglich beabſichtigte er, Mediziner zu werden und widmete ſich dem Fachſtudium im Friedrich-Wilhelms-Inſtitut zu Berlin. Aber bald kam die Neigung zu litterariſcher Thätigkeit bei ihm zum Durchbruch, und ſeine litterariſchen Erfolge beſtimmten ihn, der Medizin Valet zu ſagen. Enge Freundſchaft verband ihn mit dem bekannten Vorleſer Friedrich Wilhelms IV. und Begründer des Soldatenfreundes, dem Geheimen Hofrat Ludwig Schneider, und, gleich dieſem ſeine ganze Perſönlichkeit den Revolutionsſtürmen des Jahres 1848 entgegenſtemmend, vertrat er ſeine Anſchauungen mit offenem Mannesmut in dem von ihm redigierten Wochenblatt „Der ſchwarze Adler.“ Schon während dieſes Jahres wurde er Mitarbeiter der Kreuz-Zeitung, im Frühling des nächſten trat er in die Redaktion ein. Sein eigentliches Feld war hier die Theaterkritik, ſpeziell die Beſprechung der Aufführungen des Königlichen Schauſpielhauſes, denen Adami bis an ſein Lebensende mit ungeſchwächtem Intereſſe folgte, wie er bis einige Jahre vor ſeinem Tode auch dem Leſekomité dieſes Inſtitutes angehörte. Seine Beſprechungen bewahrten ſich immer die Ruhe der Objektivität, und niemals iſt Adami der Verſuchung erlegen, die den meiſten jüngeren Kritikern gefährlich wurde, nur geiſtreich oder witzig ſtatt einfach ſachlich ſein zu wollen. So hat er ſelbſt unter dem empfindlichen Bühnenvölkchen wohl niemals einen Feind gehabt. Von Adami’s Schriften ſind zweifellos das „Buch von der Königin Luiſe“ und das „Buch vom Kaiſer Wilhelm,“ das letztere zweibändige Werk in Gemeinſchaft mit Hanns von Spielberg verfaßt und im Verlag von Velhagen & Klaſing erſchienen, die bedeutendſten. Gleichen patriotiſchen Geiſt atmen ſeine „Fürſten- und Volksbilder,“ „Aus den Tagen zweier Könige,“ „Aus Friedrichs des Großen Zeit“ und andere Werke. Unter zahlreicher Beteiligung aus litterariſchen, künſtleriſchen und Geſellſchaftskreiſen wurden die irdiſchen Reſte Friedrich Adamis am 8. Auguſt auf dem Berliner Dreifaltigkeitskirchhofe beigeſetzt.

Hofrat Friedrich Adami,
† am 5. Auguſt.

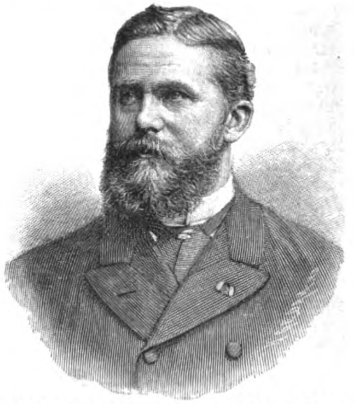
Ein eigenartiges Erinnerungsfeſt wurde am 31. Juli in Hamburg gefeiert — die Hamburger Bürgergarde zog noch einmal auf Wache. Der Verein des ehemaligen Hamburger Bürgermilitärs wollte den Tag, an dem letzteres vor 25 Jahren infolge der Militärkonvention mit Preußen aufgelöſt wurde, nicht ohne Erinnerung vorübergehen laſſen und führte noch einmal in ſeinen alten Uniformen einen Zug, aus dem unſer Bild eine Gruppe wiedergibt, durch die Stadt auf. Die von dem Umzuge berührten Straßen waren feſtlich geſchmückt, und manche hübſche und originelle Inſchrift erinnerte an vergangene Zeiten. Denn die Hamburger Bürgergarde iſt allezeit in Hamburg populär geweſen, in nicht geringerem Grade als ihre Vorgängerin, die 1810 bei der Einverleibung Hamburgs in das napoleoniſche Kaiſerreich aufgelöſte alte Bürgerwache, die unter ihren Kapitänen manches Original aufzuweiſen hatte, das zu gutmütigem Spott Anlaß gab. Da war z. B. der kurze, dicke und allezeit durſtige Kapitän Lattmann, der ſeine Kommandos mit militäriſcher Kürze alſo zu formulieren pflegte: „Nun, wie iſt es, meine Herren, marſchieren wir oder laſſen wir es bleiben? Da kommt eine Querſtraße, was machen wir nun? Gehen wir gerade aus oder ſchwenken wir links? Na, man drauf losmarſchiert, wo wir hinkommen, finden wir was zu trinken.“ Der Umzug der Bürgergarde am 31. Juli bewies, daß ſie eine ſtrammere Truppe geweſen iſt als ihre Vorgängerin, die alte Bürgerwache es unter dieſem originellen Kapitän geweſen zu ſein ſcheint, denn ſelbſt der alte 83jährige Trommler, der dem Zuge voranſchritt, vermochte noch feſten Tritt zu halten und ſein Inſtrument energiſch zu behandeln. Die Hamburger, die für alles Alt-Hamburgiſche regen Sinn haben, freuten ſich des Bildes vergangener Zeiten, das ſich vor ihren Augen entwickelte.

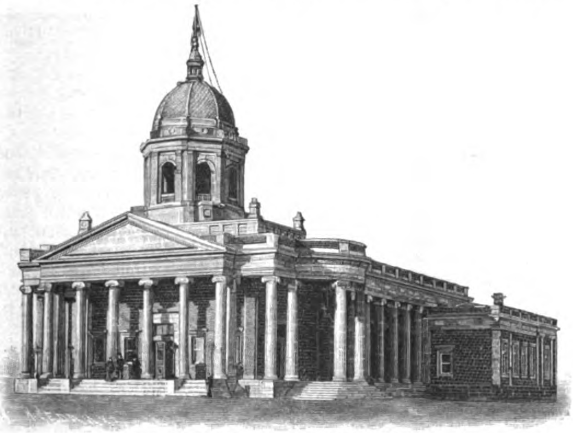
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

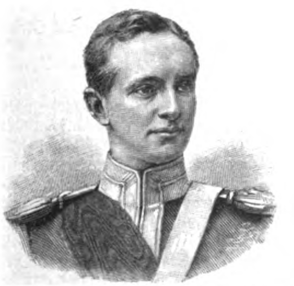
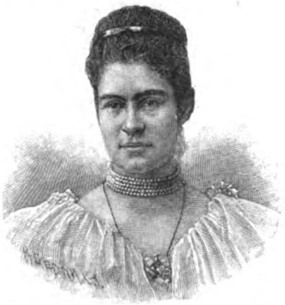
Herzog Alfred von Sachſen-Coburg-Gotha. — Prinz Johann Georg von Sachſen und Prinzeß Marie von Württemberg. Das Parlamentshaus des Oranjefreiſtaates zu Bloemfontein. — Helmuth Freiherr von Maltzahn-Gültz und Arthur Graf Poſadowsky-Wehner. — Der „Preis der Königin“ in Cowes.


Herzog Alfred von Sachſen-Coburg-Gotha.

Ein deutſcher Reichsfürſt iſt am 23. Auguſt aus dem Leben geſchieden, — Herzog Ernſt II. von Sachſen-Coburg-Gotha, der in ſeinem Sommerſchloß Reinhardsbrunn den Folgen eines Schlaganfalles erlag. Wir haben ein wohlgetroffenes Porträt des Verewigten in der Nr. 37 des vorigen Jahrganges veröffentlicht. Einer der geiſtig regſamſten Menſchen unſerer Zeit iſt mit ihm geſtorben, der ſich auf dem Gebiet der hohen Politik ebenſo bethätigte wie auf dem der Litteratur und Kunſt. Um wirklich ſchöpferiſch zu wirken, um die Ziele zu erreichen, die er ſich geſteckt hatte, fehlten ihm einerſeits vielleicht die Machtmittel, wie ihn andererſeits ſeine fürſtliche Stellung an der Vertiefung ſeines Talents hinderte. Als Werk von bleibendem Wert iſt indeſſen das Buch zu betrachten, das unter dem Titel „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ des Herzogs weitgreifende Erinnerungen enthält und manches für die Zeitgeſchichte wichtige Ereignis hell und mit großer Offenheit beleuchtet, während es den Fürſten ſelbſt als einen Mann kennzeichnet, der immer nach idealen, wenn auch nicht immer erreichbaren Zielen ſtrebte. Herzog Ernſt II. iſt 75 Jahre alt geworden; er war am 21. Juni 1818 geboren. Da ſeine am 3. Mai 1842 geſchloſſene Ehe mit der ihn überlebenden Prinzeſſin Alexandrine von Baden kinderlos geblieben iſt, folgte ihm der Herzog von Edinburg, der zweite Sohn ſeines Bruders, des mit der Königin Viktoria von Großbritanien vermählten Prinzen Albrecht, in der Regierung der coburg-gothaiſchen Herzogtümer. Das allgemein geglaubte Gerücht, daß der Herzog von Edinburg im Jahre 1888 zu gunſten ſeines älteſten Sohnes auf die Erbfolge verzichtet habe, iſt durch die Thatſache ſeiner Thronbeſteigung widerlegt worden, indem er gleichzeitig ſeine Stellung als aktiver Admiral der engliſchen Flotte niederlegte. Herzog Alfred von Sachſen-Coburg-Gotha iſt am 6. Auguſt 1844 geboren und dem Hohenzollernhauſe nahe verwandt, ein jüngerer Bruder der Kaiſerin Friedrich und der rechte Oheim unſeres Kaiſers, der ſeiner Eidesleiſtung auf die Verfaſſung der Herzogtümer perſönlich beiwohnte. Seit dem 23. Januar 1874 mit der Großfürſtin Maria von Rußland — geb. 17. Oktober 1853 — vermählt, iſt Herzog Alfred gleichzeitig der Schwager des Zaren. Als General der Infanterie à la suite des thüringiſchen Infanterie-Regiments Nr. 95 wird der Herzog ſeit lange in der preußiſchen Armeeliſte geführt, und ſein einziger Sohn, Erbprinz Alfred, der mit ſeiner Mutter und vier Schweſtern viel in Koburg lebend, eine ganz deutſche Erziehung erhalten hat, thut ſeit einiger Zeit Dienſt im 1. Garde-Regiment zu Fuß in Potsdam. Von den vier Töchtern des Herzogs iſt die älteſte, Prinzeſſin Maria, mit dem Prinzen von Rumänien — bekanntlich auch ein Hohenzollernprinz, der zweite Sohn des Fürſten von Hohenzollern — vermählt. —

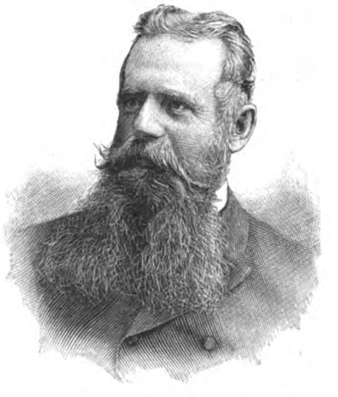

Helmuth Freiherr von Maltzahn-Gültz,
der ehemalige Staatsſekretär im Reichsſchatzamt.
Nach einer phot. Aufnahme von Th. Prümm Nachf.,
Berlin.


Das Parlamentshaus des Oranjefreiſtaates zu Bloemfontein.



Prinz Johann Georg von Sachſen. Prinzeß Marie von Württemberg.

Nicht lange bevor ein Wettiner im Schloß Reinhardsbrunn ſich zum letzten Schlummer legte, ſchloß ein Prinz aus dem Hauſe Wettin einen Herzensbund für das Leben. Prinz Johann Georg von Sachſen — aus dem Königlichen Hauſe — verlobte ſich am 12. Auguſt zu Gmunden am Traunſee mit Prinzeſſin Marie, Herzogin zu Württemberg. Die fürſtliche Braut iſt am 30. Auguſt 1871, der Bräutigam am 10. Juli 1869 geboren. Herzogin Marie gehört der katholiſchen Linie des Hauſes Württemberg an, wie Prinz Johann Georg der katholiſchen Linie des Hauſes Wettin — ſie iſt, neben drei Söhnen, die einzige Tochter des mit der Erzherzogin Maria Thereſia von Öſterreich vermählten Herzogs Philipp von Württemberg, der in Öſterreich heimiſch geworden iſt. Von den Brüdern der Braut gilt der älteſte, Herzog Albrecht, als präſumtiver württembergiſcher Thronfolger und lebt als Rittmeiſter des Ulanen-Regiments Nr. 19 in Stuttgart. Prinz Johann Georg iſt ein Neffe des Königs von Sachſen, der zweite Sohn des Feldmarſchalls Prinz Georg von Sachſen. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Erziehung gemeinſam mit ſeinem um anderthalb Jahre jüngeren Bruder, dem Prinzen Max, mit dem er zuſammen auch die Univerſitäten in Freiburg im Breisgau und in Leipzig beſuchte. Später ſind die Wege der beiden Brüder freilich weit auseinandergegangen — Prinz Max, der ſchon vor einigen Jahren an der Leipziger Univerſität den Doktortitel erwarb, iſt vor kurzem innein katholiſches Prieſterſeminar eingetreten, Prinz Johann Georg, der glückliche Bräutigam, führt als Rittmeiſter eine Schwadron der Garde-Reiter in Dresden.

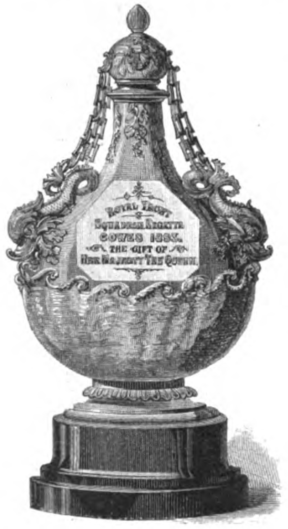
Unſer impoſantes neues Reichstagsgebäude geht ſeiner Vollendung entgegen. Da ſendet uns ein Freund des Daheim in Südafrika die Abbildung des in der Hauptſtadt des Oranjefreiſtaates Bloemfontein neuerbauten Parlamentshauſes. Ein ſtattlicher Bau, auf den die Boernrepublik, die ihre Unabhängigkeit in faſt zwanzigjährigen Kämpfen mit engliſchen Annexionsgelüſten — von 1836 bis 1854 — ſo tapfer verteidigt hat, ſtolz ſein kann. Der Oranje-River-Staat zählt nicht viel mehr als 200 000 Einwohner, die Hauptſtadt Bloemfontein vielleicht nur 4000. Aber die letztere hat außer dieſem ſtattlichen Parlamentsgebäude, das der neben dem aus 54 Perſonen beſtehenden Volksraad an der Spitze der Republik ſtehende Präſident Fr. W. Reitz am 5. Juni feierlich ſeinem Zwecke weihte, zwei Kirchen, zwei Kapellen, ein theologiſches Seminar, zwei Schulen, Theater, Klubhaus und eine ganze Anzahl ſehr ſchön gebauter Häuſer, die von dem ſoliden Wohlſtand der Eigentümer zeugen. Erbauer des neuen Parlamentshauſes ſind die Architekten Lenns & Canning in Bloemfontein.


Arthur Graf von Poſadowsky-Wehner,
der jetzige Staatsſekretär im Reichsſchatzamt.
Nach einer photogr. Aufnahme von J. Engelmann
in Poſen.

Der Rücktritt des ehemaligen Staatsſekretärs im Reichsſchatzamt, Geheimen Rats Freiherrn Helmuth von Maltzahn-Gültz iſt ziemlich unerwartet gekommen. Eine Differenz mit dem Reichskanzler Grafen Caprivi in einer Steuerfrage, ſpeziell ein Auseinandergehen der Meinungen in Bezug auf eine höhere Beſteuerung des Bieres, ſoll die Urſache des Rücktritts des verdienten Beamten geweſen ſein. Freiherr von Maltzahn — der Zuname „Gültz“ bezieht ſich auf ein ihm gehöriges Rittergut bei Treptow a. d. T. — bekleidete die Stellung eines Staatsſekretärs im Reichsſchatzamt ſeit dem Oktober 1888. Er wurde ziemlich unvermittelt in dieſes Amt berufen, da er die Verwaltungscarriere ſchon zwanzig Jahre vorher aufgegeben hatte. Freiherr von Maltzahn iſt am 6. Januar 1840 geboren, ſtudierte in Heidelberg, Erlangen und Berlin Jura und trat im Jahre 1860 in den Juſtiz- und dann in den Verwaltungsdienſt ein. 1867 nahm er ſeinen Abſchied als Regierungs-Aſſeſſor, um ſich der Bewirtſchaftung ſeiner Güter zu widmen. Im Jahre 1871 von dem Kreiſe Anklam-Demmin in den Reichstag gewählt, hat er ſeiner Partei — der deutſchkonſervativen — hervorragende Dienſte geleiſtet und ſich als ein Parlamentarier von überzeugender Beredſamkeit und ſteter Sachlichkeit, die ſich immer in den vornehmſten und liebenswürdigſten Formen gab, gezeigt. Sein Scheiden aus dem Amte wird zumal von allen, die mit ihm perſönlich zu thun hatten, lebhaft bedauert.

Auch der neue Staatsſekretär des Reichsſchatzamts, Arthur Graf Poſadowsky-Wehner, Freiherr von Poſterlitz, tritt ziemlich unvermittelt in das von ihm am 1. September übernommene Amt, wie von den Oppoſitionsblättern bei ſeinem Amtsantritt lebhaft mißbilligend betont wurde, trotzdem dieſe ſelben Blätter es ganz in der Ordnung und höchſt nachahmenswert finden, wenn in Frankreich ein Advokat an die Spitze der Armeeverwaltung geſtellt oder ein Journaliſt auf einen Miniſterſeſſel geſetzt wird. Ganz ſo unerprobt iſt der neue Staatsſekretär des Reichsſchatzamts doch nicht wie dieſe Blätter meinen. Er hat — wenn auch bisher nur in den engeren Grenzen der Provinz Poſen. in der der Grundbeſitz des Grafen Poſadowsky gelegen iſt — gerade in finanziellen Fragen eine ausſchlaggebende Thätigkeit entwickelt und als Landesdirektor der Provinz eine ganz hervorragende organiſatoriſche Fähigkeit gezeigt. Graf Poſadowsky, aus einer oberſchleſiſchen evangeliſchen Familie ſtammend, iſt am 3. Juni 1855 zu Großglogau geboren. Er ſtudierte in Heidelberg, Berlin und Breslau, war kurze Zeit im Juſtizdienſt, aus dem er 1869 wieder ausſchied, um ſich in der Provinz Poſen anzukaufen und das Gut Welna bei Gneſen ſelbſt zu bewirtſchaften. 1871 trat er in den Verwaltungsdienſt bei der Regierung zu Poſen ein. Im Jahre 1873 wurde er Landrat des Kreiſes Hongrowitz, 1877 Landrat des Kreiſes Kröben, in welchen Stellungen er ſich das Vertrauen der deutſchen wie der polniſchen Bevölkerung in gleichem Maße erwarb. 1882—85 vom Wahlkreis Frauſtadt-Kröben in das Abgeordnetenhaus gewählt, ſchloß ſich Graf Poſadowsky der freikonſervativen Partei an. Von 1885 ab mit der Leitung der provinzialſtändiſchen Verwaltung betraut, ſeit 1889 Landesdirektor, wurde Graf Poſadowsky aus dieſer Stellung in ſein neues Amt berufen.

Seitdem Kaiſer Wilhelm ſeine Jacht „Meteor“ an der Segelregatta des Jachtgeſchwader-Klubs, die alljährlich Anfangs Auguſt bei Cowes auf der Inſel Wight abgehalten wird, teilnehmen zu laſſen pflegt, wird der Verlauf dieſer Regatta auch in Deutſchland mit Spannung verfolgt. Der Haupttag dieſer mehrtägigen Regatta iſt derjenige, an dem die Wettfahrt um den Preis der Königin ſtattfindet, diesmal der 1. Auguſt. Unter den fünf Jachten, die am Start erſchienen, war auch des Kaiſers Jacht, und ſie trug den Preis davon, von dem wir unſern Leſern eine Abbildung geben. Der „Preis der Königin,“ den ihr Enkel, Kaiſer Wilhelm, nach Deutſchland entführt hat, iſt ein Meiſterwerk engliſcher Silberſchmiedekunſt, ein Tafelaufſatz in Form einer kürbisartigen Pilgerflaſche, deren Henkel von Delphinen gebildet werden, während der untere Teil der Flaſche brandende Meereswogen darſtellt.



Preis der Königin von England, den Kaiſer Wilhelm II. bei der Cowes-Regatta gewonnen hat.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 48.)

Thu ruhig deine Pflicht in Sturm und Stille;
Von ſelbſt zerreißt dann jedes Zwanges Netz!

Als Herrſcher blickt der freie gute Wille
Hernieder auf das ängſtliche Geſetz.

Polterabendaufführung

für drei Knaben und zwei kleine Mädchen.

(Fr. 132.)

Die fünf guten Hausgeiſter: Sparſamkeit, Ordnung, Fleiß, Ernſt und Humor treten, entweder charakteriſtiſch gekleidet oder alle im gnomenhaften Koſtüm, auf; der Ernſt zeigt in ſeiner Erſcheinung ein reiferes Alter, mit Bart und Perücke leicht dargeſtellt.

Der Fleiß tritt, ſich nach den ihm folgenden Mädchen, Ordnung und Sparſamkeit umſehend, zuerſt ein:

Herein nur, ihr Schweſtern, und laßt das Plaudern,
Wir dürfen jetzt nicht mehr zögern und zaudern,
Das Brautpaar iſt vielfach in Anſpruch genommen.
Wer will nicht noch alles zu Worte kommen
Am fröhlichen Polterabend heute,
Sogar wir kleinen Geiſter und Leute!

Der dienſtbaren Geiſter Pflicht iſt ſonſt Schweigen,
Sie dürfen ſich ungerufen nicht zeigen;
Wir wollen es aber doch mal wagen
Und vor allem, wer wir ſind, euch ſagen:

Sparſamkeit:
Die Sparſamkeit werde ich genannt.

Ordnung:
Ich, die Ordnung, geh' mit ihr Hand in Hand.

Fleiß:
Und beider getreuer Genoß, wie man weiß,
Bin als dritter im Bunde ich, der Fleiß.

Sparſamkeit:
Wir ſind gekommen, um euch zu fragen:
Dürfen bei euch wir Quartier aufſchlagen?

Ordnung:
Wo wir der Wirtſchaft kehren den Rücken,
Da fehlt es ganz ſicher in allen Stücken.

Fleiß:
Nicht wahr, uns drei guten Geiſterlein
Wird eure Thüre geöffnet ſein?

(Humor und Ernſt ſind indeſſen eingetreten, erſterer, vom letzteren, der ruhig im Hintergrund ſtehen bleibt, ſich losmachend:)

Wie? Bloß euch dreien? Was fällt euch ein?
Ich, der Humor, will auch dabei ſein!
Ihr nüchternen, trocknen Wirtſchaftsſeelen
Mögt euch fleißig und ſparſam und ordentlich quälen,
Ihr habt noch kein frohes Herz erwärmt
Und keins erheitert, das ſich gehärmt!
Das Alltagsleben ihr eintönig ſpinnt,
Aber ich — ich bin ein Sonntagskind,
Weiß zu verklären mit roſigem Schein
Selbſt eurer mühſel'gen Arbeit Pein!

Sparſamkeit:
Was ſchiltſt du uns? Du haſt gut lachen,
Brauchſt weiter nichts als Späße zu machen,
Salonfähig biſt du — nicht aber ich,
Jedermann liebt und rühmet dich.
Die Sparſamkeit, von allen empfohlen,
Übt man meiſtens im Hauſe verſtohlen,
Niemand geſteht gern, daß er ſpart,
Alles andre wird eh'r offenbart,
Ordnung und Fleiß zum Beiſpiel —

Ordnung oder Fleiß:
Natürlich,
Uns beide rühmt und ehrt man gebührlich.
Und wie mir ſcheint, ſind wir immerdar
Geſchätzt bei der lieben Hausfrauen Schar,
Keine will darin der andern weichen,
Jede ein Muſter ſein ohnegleichen ....

Humor:
Bitte, bitte, nur alles mit Maßen,
Wo man die Füße von den Straßen
Vor Ordnung ins Zimmer zu ſetzen kaum wagt,
Den Gäſten es meiſtens nicht ſehr behagt!
Und wer vor Fleiß macht ein ſaures Geſicht,
Wenn jemand die Arbeit unterbricht,
Verdient doch wahrlich kein Muſter zu heißen!

Ordnung:
Willſt du uns unſer Verdienſt entreißen?
Segensreich — Himmelstochter genannt
Werd ich von einem, der auch was verſtand!
Ich bleibe dabei: Wir erhalten das Haus;
Wo wir nicht ſind, iſt's mit dir bald aus,
Oder du friſteſt als Galgenhumor
Ein trübſelig Daſein, du armer Thor!

Ernſt (tritt beſchwichtigend hinzu):
Kinder! Als gute Geiſter begleiten
Wollt ihr das Brautpaar und fangt an, zu ſtreiten?!
Gönnt jetzt dem Ernſt noch ein ernſtes Wort:
Weiſe mich, junges Pärchen, nicht fort;
Auch nicht in der glücklichſten Stunde
Laſſet mich fehlen in Eurem Bunde!
All dieſe kleinen dienſtbaren Geiſter
Kennen und lieben in mir den Meiſter.
Kleinliches Schaffen — ich halte es nieder —
Freund Humor, nicht wahr, wir ſind Brüder?
Nie hab ich deinen Frohſinn geſtört,
Gern meine warnende Stimme gehört
Haſt du, wenn durch mein leiſes Mahnen
Ich dich erhielt auf den richtigen Bahnen.

Und dir ſelbſt, du mein junges Paar,
Trete ich näher von Jahr zu Jahr,
Ungebeten und ungerufen
Leite ich euch von Stufen zu Stufen,
Doch nie als bittrer Ernſt will ich kommen —
Als milder Freund nur zu eurem Frommen!

(Zu den Hausgeiſtern gewendet):

Doch als Regent halt ich euch in Acht,
Daß keines mir dumme Streiche macht!

(Winkt ſie herbei und indem alle einen Kreis um das Brautpaar ſchließen, ſprechen ſie die letzten Zeilen mit.)

Heran!

Alle:
Wir ſchließen um ſie den Reihn,
Ihr Haus ſoll wachſen, blühn und gedeihn!

Anna Ecke.

Kunſt im Hauſe.

Unter unſeren Leſerinnen ſind gewiß viele Freundinnen der Holzſchnittarbeit; dieſelben werden ſich freuen, von einem neuen, beſonders ſchönen Zweig des Holzſchneidens zu hören, der Ausgründungsarbeit. Wie ſchon der Name es ſagt, beſteht die Technik hauptſächlich darin, das Holz um und zwiſchen den Muſtern fortzuſtoßen, ſo daß die Formen der Zeichnung mehr oder weniger erhaben auf dem Grunde liegen, welcher ſeinerſeits gekörnt oder genarbt wird und dadurch in angenehmen Gegenſatz zu den glatten Muſterteilen tritt. Wie hoch oder wie wenig die Ornamente aus dem Grunde hervorragen dürfen, hängt von der Größe und Form des Gegenſtandes ab. Die für dieſe Arbeit eingerichteten Käſten bergen alle Werkzeuge, um die verſchiedenen Grade von Relief mit Leichtigkeit hervorzubringen. Die beigegebene Anleitung, ſowie das erläuternde Probebrett mit vielen vorgeſchnittenen Muſtern ſetzt jeden in Stand, die höchſt verwendbare Technik zu erlernen. Vorzüglich eignet ſie ſich für Herren, deren kräftige Hand auch größere Aufgaben löſen und Möbel, Truhen, ja ganze Zimmerausſtattungen mit Schnitzerei ausſtatten wird. — Indes auch für die geſchickte Frauenhand iſt die Arbeit zu empfehlen, beſonders in der Form, daß die Holzfläche dunkel gebeizt und dann mit einem Flachornament-Muſter verſehen wird, wonach man den Grund nur wenig fortſtößt. Dieſer zeigt nun die helle Farbe des natürlichen Holzes, während das Muſter dunkel darauf liegt. Die Arbeit wird eingeführt von dem Kunſttiſchler C. Polzin, Kurfürſtenſtraße 120, Berlin W, welcher Käſten mit zahlreichen Werkzeugen zum Preiſe von 6 Mark eingerichtet hat und ſämtliche Gegenſtände zum Schnitzen hält oder auf Beſtellung fertigt. Auch die abgebildeten Stücke ſind von dort.

Hausmittel.

Ein ausgezeichnetes Mittel gegen nicht allzu ausgedehnte Brandwunden iſt die Haut eines friſch gelegten rohen Eies. Dieſelbe wird in etwas Salzwaſſer oder Löſung von kohlenſaurem Natron gelegt und in größeren oder kleineren Stücken auf die Brandſtelle gebracht. Sie ſchließt die verbrannte Stelle völlig von der Luft ab und klebt auch ohne andern Verband feſt. Sie bleibt liegen, bis die Wunde ganz geheilt iſt und fällt dann von ſelbſt ab. Man wird erſtaunt ſein, wie ſchön und ohne Narbe die Wunde geheilt iſt.

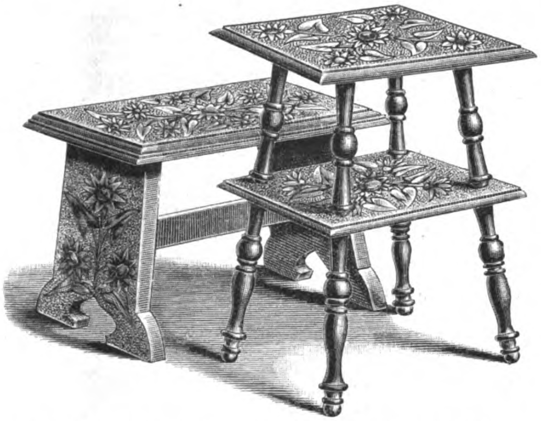
H. Th. Ba.

Beerenwein.

Zwar iſt die Ernte unſerer Beerenfrüchte bereits längſt vorüber, und es mag vielleicht manche Daheimleſerin verwundert aufſchauen, wenn ſie nochmals einen Abſchnitt mit „Beerenwein" überſchrieben findet. Allein ich kann es nicht unterlaſſen, manches Hausmütterlein, welches in dieſem Jahre zum erſtenmale aus ihren Gartenprodukten ſich ein ſo köſtliches Getränk zu bereiten begonnen hat, durch Veröffentlichung einiger eigener Erfahrungen vor Enttäuſchungen zu bewahren. Es wäre zwecklos, wenn ich auf das Verhältnis von Beerenſaft, Waſſer und Zucker zu einander eingehen wollte, denn heute wird kaum noch jemand über Früchte von Johannis- und Stachelbeeren verfügen, die er zu Wein verarbeiten kann; vielleicht bietet ſich dazu im kommenden Jahre Gelegenheit, wenn die Ernte wieder vor der Thür ſteht und wenn unſere Sträucher die ihnen erwieſene Pflege durch reichen Anhang belohnen. Aber über eins zu ſprechen iſt es auch für dieſes Jahr noch nicht zu ſpät. Das iſt der Verlauf der Gärung und das Abziehen von Flaſchen. Unſer Wein befindet ſich wohl noch faſt überall in flotter Gärung, der eine mehr, der andere weniger, je nachdem mehr oder weniger Zucker zugeſetzt wurde, und ob die Temperatur im Gärraum eine niedrige oder hohe war. Mit dem Schließen der Fäſſer vermittels Gärſpund bin ich vollſtändig einverſtanden, dagegen halte ich das fortwährende Vollfüllen, beziehungsweiſe Nachfüllen, für überflüſſig, jedenfalls würde ich keinen Traubenwein dazu verwenden, erſtens der Koſten wegen und zweitens, weil dadurch mein Wein nicht reiner Beerenwein bleibt. So lange die Gärung dauert, iſt der durch dieſelbe leer werdende Raum derart mit Kohlenſäure angefüllt, daß an ein Verderben des Weines nicht zu denken iſt; Luft kann nicht hinzu, weil der mit Waſſer oder Glycerin gefüllte Gärſpund die Luft abſchließt. Das Nachfüllen iſt aber bei Gärtrichtern, die aus Glasröhren beſtehen, ſehr umſtändlich, da jedesmal der Kork aus dem Spundloch entfernt und wieder aufgeſetzt und verſchloſſen werden muß. Ferner dürfte nach meiner Meinung die Küche ein ſehr ſchlechter Aufbewahrungsort für gärende Weine ſein, da dort die Temperatur zu ſehr ſchwankt. Eine beziehentlich hohe Temperatur, bis zu 25° C, iſt entſchieden vorteilhaft, da die Gärung dann eine ſehr flotte iſt. Darüber hinaus könnte eine Tötung der Hefepilze eintreten. Daß aber ſelbſt unter günſtigen Verhältniſſen der Wein nach Verlauf von zwei Monaten flaſchenreif werden ſollte, wie es jüngſt eine Hausfrau behauptete, iſt nach meinen Erfahrungen ſchwerlich denkbar. Ich will keineswegs beſtreiten, daß die Verfaſſerin jenes Artikels in dieſer Zeit den Wein dahin brachte, ihn auf Flaſchen ziehen zu können, aber es iſt jedenfalls meiſtens nicht der Fall und deshalb nicht zu empfehlen. Denn es könnte gar manchem paſſieren, der nach obigem Rezept verfährt, daß er eines Morgens, wenn er in den Weinkeller hinabſteigt, ſeine Flaſchen leer und den Inhalt auf dem Fußboden vorfindet und daß er anſtimmt: „Es wär ſo ſchön geweſen" ꝛc. Die Hauptgärung iſt allerdings in zwei Monaten beendet, aber die Flaſchenreife noch längſt nicht eingetreten. Der Wein iſt nach dieſem Zeitpunkt von der Hefe zu trennen, da dieſe ſonſt Zerſetzungen hervorrufen kann. Dies geſchieht mittels eines Gummiſchlauches als Saugheber derart, daß man in Ermangelung eines zweiten Fäßchens den Wein, ſo lange er klar abfließt, in einer Bütte oder in einen Steinkrug auffängt, das Faß reinigt und mit dem abgezogenen Wein wieder füllt. Ein ſchwaches Schwefeln iſt auch hier wieder am Platze, indeſſen muß darauf geachtet werden, daß die beim Schwefeln ſich bildenden Dämpfe durch Vollfüllen des Faßes mit Waſſer vollſtändig wieder vertrieben werden, bevor man den Wein wieder hineinfüllt. Geſchieht dies nicht, ſo werden die zur Nachgärung unbedingt erforderlichen Hefepilze mit getötet, und die Nachgärung tritt gar nicht oder ſehr langſam ein. Jetzt iſt es vorteilhaft, das Faß ziemlich ſpundvoll zu machen, am beſten mit dem gleichen Produkt, welches man in einem kleineren Gefäße gleichzeitig zur Gärung angeſetzt hatte. Die neueren Erfahrungen in der Beerenweinbereitung haben gezeigt, daß man durch Anwendung von Hefereinkultur in ganz kurzer Zeit den Wein zum vollſtändigen Vergären bringen kann. Wer aber dieſe nicht anzuwenden Gelegenheit hatte, dem rate ich entſchieden, vor dem nächſten Frühjahr an das Abziehen nicht zu denken, ja ich gehe noch weiter und empfehle: wer ſich des Genuſſes ſo lange enthalten kann, der laſſe den Wein noch ein volles Jahr auf dem Faſſe liegen, ſchlechter wird er nicht, ſondern immer beſſer. Oder man lade ſich eine dem gekelterten Quantum entſprechende Geſellſchaft trinkluſtiger Damen und Herren und ſorge für ſchnellen Verſchank. Dann kann man ſich übrigens auch das Abziehen auf Flaſchen erſparen und nach dem alten Studentenliede handeln, in dem es heißt:

„Aus dem Faß in Glas,
Aus dem Glas ins Refectorium".

J. M.

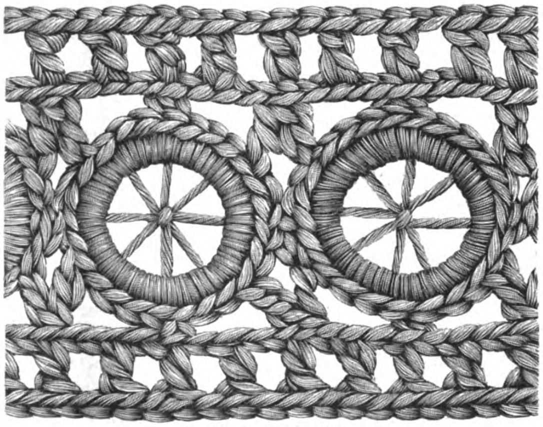


Altdeutſche Bank und Bauerntiſch in Ausgründungsarbeit.

Plättſtube.

Nach den vielen neuen Waſchmethoden, die hier in der letzten Zeit erörtert worden ſind, möchte ich auch einmal eine neue Manier des Plättens empfehlen. Es iſt die mit den kürzlich in den Handel gekommenen Elb'ſchen Glühſtoff-Plätteiſen. Manches neue Haushaltungsgerät habe ich verſucht; eine ſo außerordentlich praktiſche Neuerung iſt mir aber lange nicht vorgekommen. Keine unerträgliche Glut mehr, wie beim Bügeln mit eiſernen Bolzen, keine Kopfſchmerzen, wie bei der lange gebräuchlichen Holzkohle. Der neue Glühſtoff iſt das denkbar reinlichſte, einfachſte Heizmittel und gibt eine zuverläſſige, andauernde Wärme, die auch im Freien anhält. Man gießt in das geöffnete Plätteiſen 1—$1\frac{1}{2}$ Eßlöffel Brennſpiritus, zündet denſelben an und belegt erſt dann mittelſt der beigegebenen Zange den Boden des Plätteiſens mit einer Lage Glühkörper. Wir nahmen 12 Stück, nicht 7, wie die Anweiſung ſagt. Nachdem die Glühkörper an dem brennenden Spiritus in Glut gekommen ſind, hat man in einigen Minuten die zum Plätten nötige Hitze. Man kann dann ununterbrochen plätten und hat nur nötig, ungefähr jede Stunde einige Glühkörper nachzulegen, welche dann von ſelbſt anglühen. Die Aſche entfernt man von Zeit zu Zeit nach Bedarf durch die unteren Zuglöcher, indem man das Plätteiſen erſt auf die eine, dann auf die andere Seite neigt und etwas ſchüttelt. Man achte darauf, daß die Spitze des Plätteiſens ſtets mit glühenden Briquettes belegt iſt. Die Glühkörper können auch an jedem beliebigen Feuer angeglüht werden. Plätterinnen, die viel naſſe oder ſteife Wäſche zu plätten haben, thun gut, zwei Plätten anzuglühen, und abwechſelnd zu benützen. Hierdurch wird bei ganz geringem Mehrverbrauch an Glühſtoff die Plättarbeit erheblich beſchleunigt. Preis des Plätteiſens, das wohl ſchon in jeder Eiſenhandlung zu haben iſt, 3 Mk. Ein Karton Köhlchen 40 Pf.

F. F.



Einſatz zur Wiegendecke.

Praktiſches fürs Haus.

Ein ebenſo leichtes wie vorzügliches Mittel, zu verhindern, daß Schweizerkäſe betrocknet, iſt folgendes: Man ſtellt unter die Glocke, unter der man den Käſe aufbewahrt, zugleich ein kleines Gefäß, etwa einen Eierbecher oder ein Schälchen, mit etwas Arrak oder Rum; die Ausdunſtung desſelben bewirkt, daß der Käſe feucht erhalten bleibt, und man vermeidet, daß die Außenſeiten eine weiße Kruſte erhalten, wie es geſchieht, wenn der Käſe in ein mit Salzwaſſer angefeuchtetes Tuch geſchlagen wird.

Handarbeit.

Als hübſches Geſchenk für junge Mütter gilt ſtets eine *Wiegen- oder Wagendecke*, welche durch eigne Handarbeit noch beſonderen Wert erhält. Sehr einfach in der Herſtellung und doch von reizendſter Wirkung iſt nun folgende Decke aus weißen, farbig beſtickten Wollborten (Wollcanevas) und gehäkelten Einſätzen. Vier bis fünf je 66 cm lange Borten — ihre Webebreite beträgt 11 cm — werden mit roſa Zephyrwolle und etwas gleichfarbiger Filoſelle-Seide mit einem hübſchen Kreuzſtichmuſter beſtickt. Für jeden Kreuzſtich rechnet man zwei Stofffäden in der Höhe und gleichviele in der Breite, wodurch die Arbeit ſehr ſchnell fördernd iſt. Ebenfalls mit roſa Zephyrwolle ſind dann auch die Einſätze zu häkeln und zwar wieder über die ſchon öfter erwähnten Pappformen. Wo dieſelben ſchwer zu beſchaffen ſind, kann man ſie ſich leicht ſelbſt anfertigen. So ſchneidet man z. B. zu nachfolgendem Einſatz aus dünner Pappe (Poſtkarten) im Durchſchnitt $2\frac{1}{2}$ cm große, aber nur reichlich $\frac{1}{4}$ cm breite Ringe; ihr äußerer Kreis wird der Pappe mit einem Markſtück, ihr innerer mit einem Fünfpfennigſtück aufgezeichnet. Dieſe natürlich recht korrekt auszuſchneidenden Ringe werden ringsum mit feſten Maſchen behäkelt und in gerader Reihe aneinander feſt genäht; dann erhält jeder Bogenrand, um ihn zur geraden Linie auszugleichen, zwei Touren. In der erſten Tour faßt je eine feſte Maſche in die mitt-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lere obere Maſche jeder Ringhälfte, der nach drei Luftmaſchen zwei mit einem Umſchlag abzuziehende Stäbchenmaſchen folgen; die erſte derſelben erfaßt an dem erſten Ring, die zweite an dem nächſten entweder die erſte oder zweite Maſche nach dem Zuſammennähen der Ringe. Nach drei Luftmaſchen folgt wieder eine feſte Maſche u. ſ. w. Die zweite Tour beſteht entweder aus abwechſelnd einer Stäbchenmaſche und einer Luftmaſche oder aus Kreuz-Stäbchenmaſchen. Nach Vollendung der Häkelarbeit näht man den Ringen von der Rückſeite aus je eine einfache Spinne ein; die hierfür vierfach zu ſpannenden Fäden faßt beim Spannen des vierten Fadens ein Kettenſtich in der Mitte zuſammen. Borten und Einſätze werden von der linken Seite aus zuſammen genäht. Die Längsränder der mit weißem Satin- oder Kaſchmirfutter zu verſehenen Decke erhalten nur einen gehäkelten Pikot-Abſchluß aus abwechſelnd einer feſten Maſche in den Stoffrand, drei bis vier Luftmaſchen und einer feſten Maſche in die erſte Luftmaſche zurück; dagegen ſetzt man den Querſeiten auch die gehäkelten Einſätze an, knüpft aber der äußeren Stäbchenmaſchen-Tour noch 10—12 cm lange Franſen ein. **M. H.**

Strohrelief-Arbeiten. Die Zeit der vollen Scheuern erinnert mich an eine reizvolle Arbeit, die den wenigſten unſerer Leſerinnen bekannt ſein dürfte. Das Material dazu ergeben völlig ausgewachſene, unverſehrte Roggenhalme, deren untere, breitere Hälfte man in ſo lange Stücke ſchneidet, als die hier und da befindlichen Knoten, welche herausgeſchnitten werden müſſen, es geſtatten. Die Halmſtücke werden zunächſt einen halben Tag in Waſſer gelegt, dann der Länge nach aufgeſpalten und — glatt ausgebreitet — dicht nebeneinander auf einen Bogen dünnen Papiers geklebt, welchen man ſodann 24 Stunden unter eine Preſſe legt. Aus dieſen geglätteten Strohſtreifen ſchneidet man nun mit einer ſpitzen Stickſchere kleine Blättchen, Sterne, Kugeln oder beliebige andere Figuren. Letztere können übrigens leichter und ungleich ſchneller mit Hilfe von ſog. Punziereiſen, wie man ſie zu der bekannten Lederſchnittarbeit, zur Muſterung des Grundes, braucht, aus dem Stroh geſchlagen werden. Wer die Lederſchnittarbeit nicht ſelbſt betreibt, kann dieſe Eiſen vielleicht von einer befreundeten Seele leihen; andernfalls thuts, wie geſagt, auch die Schere, wenn auch nicht ſo mühelos. Einer paſſenden Muſtervorzeichnung gemäß auf farbigen Atlas geklebt, ergeben dieſe Strohreliefs ein ungemein dankbares Material zur Ausſtattung von Journalmappen, Bilderrahmen, Schlüſſelbrettern ꝛc. Äußerſt effektvoll iſt ein in dieſer Art verziertes Lambrequin für Eck- oder Wandbretter. — Wählt man ein Blumenmuſter, ſo werden die Stiele, Ranken, Ausläufer ꝛc. des vorher aufgepauſten Muſters mit Goldbronce gemalt, die mit Siccatif de Courtray gemiſcht werden, und die Strohblättchen und -blüten dann, mit Dextrin, an den paſſenden Stellen aufgeklebt. Bei bortenartigen Muſtern dient die Goldfarbe zur Herſtellung der Verbindungslinien und der begrenzenden Randſtreifen. **Margot.**

Für die Küche.

Pflaumenkompott aufzubewahren. Ausgekernte, reife, blaue Pflaumen (Zwetſchen) dünſtet man mit Zucker, einigen Nelken und ganzem Zimmet im eigenen Safte weich und füllt das Kompott, wenn es ausgekühlt iſt, in Büchſen oder Einmachgläſer, in welchen man oben einen Raum, ca. 2 Finger breit, leer läßt. Dieſen Raum füllt man mit friſchgeſottenen, ungezuckerten Preißelbeeren aus. Wenn der Inhalt ganz erkaltet iſt, bindet man die Gefäße feſt mit Blaſe oder Pergamentpapier zu und bewahrt ſie an einem geeigneten Orte auf. Die Pflaumen halten ſich auf dieſe Weiſe bis ein Jahr und noch länger völlig friſch und wohlſchmeckend. Die Preißelbeeren bilden eine feſte Decke über den Pflaumen, welche das Eindringen der Luft völlig ausſchließt und dem Kompott ſeinen natürlichen Geſchmack bewahrt. Liebt man die Pflaumen geſchält, ſo übergießt man ſie vor dem Auskernen mit kochendem Waſſer, wonach ſich die Schale leicht abziehen läßt.

Warme Speiſe mit kleinen Birnen. Man rührt 2 Eier und das Gelbe von 3 Eiern mit etwas über 105 g Zucker und ebenſoviel geſtoßenen Mandeln ab, miſcht zuletzt den Schnee des Weißen von 3 Eiern und etwas fein geriebene Semmelkrume darunter, füllt mit der Maſſe einen Tortenreif, ſtellt kleine geſchälte Birnen hinein, beſtreut dieſe mit Vanillezucker und bäckt es bei mäßiger Hitze.

Gefüllte Pilze. Dazu laſſen ſich Steinpilze, Champignons, Morcheln, auch Trüffeln benutzen. Es ſind beſonders feſte Exemplare auszuwählen, die man vorſichtig aushöhlt und in Butter dünſtet. Dann ſtellt man eine Füllung her aus Kalbsbraten, Schinken und den gehackten Stielen der Pilze dünſtet dies gleichfalls und vermiſcht es mit ſaurem Rahm. Mit dieſer Sauce füllt man die Hüte, dreht ſie in Ei und Zwieback um, legt ſie in eine mit Butter beſtrichene Pfanne und bäckt ſie zehn Minuten im heißen Ofen.

Frage.

144) Vertragen die jetzt beliebten pitch-pine-Dielen den gewöhnlichen Fußboden-Anſtrich oder muß die Anſtrichmaſſe eine andere Miſchung haben? Ich habe mich bisher begnügt, die Dielen zu ölen, aber ſchlechte Erfahrungen damit gemacht, da man jeden Tritt in einer ſolchen Stube ſieht.

Hedwig H.

Auskunft.

An Frau J. M. in W. Das Runge'ſche Kinderſteckkißchen muß ja etwas ganz ausgezeichnetes und eine große Wohlthat für die kleinen Weltbürger ſein. Es liegen uns von mehreren Müttern lobende Artikel darüber vor, die Ihnen zur Verfügung ſtehen. Hier können wir der Sache keinen größeren Raum widmen. Zu haben ſind die Bettchen bei Frau J. Runge, Berlin, Johannestiſch 2.

Redaktionspoſt.

Junge Gutsfrau in Pommern. Beides wiederholt dageweſen. Äpfelweinbereitung im Daheim-Kalender 1891.

(Zu Nr. 49.)

Ein Schmerz, dem man dich raſch entführt,
Verliert meiſt bald an Kraft und Farbe.
Du haſt die Wunde kaum geſpürt,
Spürſt aber lebenslang die Narbe.

Inventar und Inventur.

„Wegen Ladeninventur iſt das Geſchäft geſchloſſen," leſen wir in der Zeit zwiſchen den Jahren an ſo manchem wohlbekannten Geſchäft, und dann, ein paar Tage ſpäter heißt es in der Zeitung: „Verkauf der bei der Inventur zurückgeſetzten Sachen," auf welchen Lockruf 90 Prozent von uns Frauen ja meiſt hören und hereinfallen. Solch eine Inventur, d. h. ein Aufſtellen eines Verzeichniſſes des vorhandenen Inventars, Beſtandes, veranſtalte ich auch jährlich einmal in meinem Haushalt, nur daß ich ſie in die Zeit der langen Sommertage verlege. Zwar kann ich meinen Haushalt nicht ſtill ſtehen laſſen, ſondern muß in ſeinem Getriebe meines Amtes walten, — leider — aber zurückgeſetzte Sachen gibt's auch, nur meiſt ſolche, die zurückgeſetzt werden, um zum Reparieren gebracht zu werden! Wie gut thut's dem Haushalt, wenn er gründlich durchgezählt wird! Das Verlegte kommt wieder auf ſeinen Platz, verloren Geglaubtes findet ſich wieder, wir ſehen, wie weit unſer Beſitz abgenutzt iſt, was zu ergänzen iſt. Selbſt in dem ordnungsreichſten Haushalt wirkt ſolches „Inventurmachen" nur ſegensreich, ſelbſt wenn es nur eine Probe auf die Ordnung der ſorgſamen Hausfrau iſt und ſie mit ſtolzer Genugthuung erfüllt, wieviel mehr aber in einem Hausſtand, wo durch Krankheit, unredliche Dienſtboten u. dgl. Unordnung einzureißen droht. Natürlich muß der geſamte Beſitz, die Möbel und anderen Einrichtungsſtücke nach Zimmern, die Wäſche und Kleider nach Schränken, aufgezeichnet ſein. Wer unterlaſſen hat, bei Beginn des Hausſtandes ein ſolches Verzeichnis anzufertigen, der hole dies bald nach, denn nicht allein bei Umzügen und Umräumen iſt es von Nutzen, nein, auch bei Verſicherung gegen Feuerſchaden u. dgl. Auch nimmt man es gern zur Hand, wenn man an die Auswahl der Sachen zur Mitnahme auf Reiſen geht. Daher iſt ein ſolches Buch zum Inventaraufzeichnen mit feſtem Deckel, von handlichem Format, ſehr nützlich und willkommen zum Geſchenk (Hochzeitsgeſchenk). Der Deckel wird in Leder- oder Holzbrand mit Wappen, Monogramm und Jahreszahl geſchmückt; auf der erſten Seite ſteht mit buntgoldener gotiſcher Schrift „Inventarbuch des Haushalts von . . . ." Und vielleicht ein Vers, wie: „Sie füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, und ruhet nimmer." Zur Erleichterung des Nachzählens und der Überſicht befindet ſich in jedem meiner Schränke, an der Schrankthür befeſtigt, ein genaues Verzeichnis derjenigen Sachen, die in dieſem Schrank ſein ſollten. Ein kleiner Bleiſtift (von einer Tanzkarte) an ſeidener ſelbſtgeknüpfter Schnur hängt zu etwaigen Notizen daneben. Eine Rubrik heißt „Zugang," und unter ihr werden alle neu in den Schrank kommenden Sachen verzeichnet; unter „Abgang" werden verlorene, verbrachte bezeichnet. Nicht nur im Wäſcheſpind und Kleiderſchrank hängt ſolch ein Verzeichnis, nein, auch im Büffet und vor allem im Küchenſchrank. Sie erleichtern die Inventur bedeutend. **Eine Hausfrau.**

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

F. Der Hilfsverein für weibliche Angeſtellte und die kaufmänniſche Vorbereitungs- und Fortbildungsſchule für Mädchen.

Obige Schule iſt vom Verein Frauenwohl ausgegangen und ſteht in Verbindung mit dem 1889 ebenfalls vom Frauenwohl begründeten kaufmänniſchen und gewerblichen Hilfsverein für weibliche Angeſtellte. Der Hilfsverein zählt jetzt 5000 Mitglieder, darunter 4600 Handlungs- und Gewerbegehilfinnen und 400 unterſtützende Mitglieder, meiſt Geſchäftsfirmen. Im letzten Jahre iſt die Zahl der Mitglieder bedeutend geſtiegen, weil die Zugehörigkeit zur Krankenkaſſe des Hilfsvereines von dem geſetzlichen Zwange zum Beitritt in eine Ortskrankenkaſſe befreit. Die Mitglieder erhalten freie ärztliche Hilfe, unentgeltliche Aufnahme in ein ſelbſtgewähltes Krankenhaus, Unterſtützung bei Erwerbsunfähigkeit, koſtenloſen Stellennachweis, freie Rechtshilfe und allerlei Preisermäßigungen beim Beſuch der Fortbildungsſchule und bei einer Anzahl von Berliner Inſtituten und Geſchäften. Die 27 ſtädtiſchen Volksbibliotheken können von den Mitgliedern frei benutzt werden, ferner ſtehen ihnen den ganzen Tag über die Vereinsräume zur Verfügung, in deren Unterhaltungs- und Leſezimmer dreißig Zeitungen und Zeitſchriften ausliegen. An Sonntagen ſorgen Unterhaltungsabende, von Damen des Vereins Frauenwohl veranſtaltet, für paſſende und anregende geſellige Genüſſe. Es werden hier kleine Theaterſtücke aufgeführt, abwechſelnd mit deklamatoriſchen und muſikaliſchen Vorträgen. Die Mitglieder des Hilfsvereins für weibliche Angeſtellte wirken teils ſelbſt bei den Aufführungen mit, teils werden Damen und Herren der Geſellſchaft oder Künſtler von Fach herangezogen. Die jungen Mädchen kommen mit ihren Eltern, Freunden oder Verwandten zu den Unterhaltungsabenden und ſind, wie wir oft beobachtet haben, ſehr empfängliche fröhliche Hörerinnen. Wir gingen ausführlicher auf den Hilfsverein ein, weil er eine der wohlthätigſten Einrichtungen iſt, die dem Berliner Bürgerſinne und Gemeinſinne entſproſſen ſind. Die großen Geſchäftsfirmen beteiligen ſich an dem Verein zum Teil mit namhaften Beiträgen von 500, 300, 200 Mark jährlich; die Kaiſerin Friedrich und das Älteſtenkollegium der Kaufmannſchaft von Berlin ſind ſtändige Mitglieder. Öfter ſchon hat die Sozialdemokratie Verſuche gemacht, die Berliner weiblichen Angeſtellten in ihre Reihen hinüberzuziehen, bis jetzt ſind die Anſtrengungen geſcheitert, nicht zum wenigſten dank dieſem Vereine. Die jungen Mädchen ſind ſelbſt, durch 14 Delegierte, im Komitee des Hilfsvereines vertreten. Sie kommen bei den Komiteeſitzungen und bei mehrfachen anderen Gelegenheiten mit den Damen zuſammen, die ſich um ihr Wohl bemühen, und das Mißtrauen, welches ſie anfänglich im Verkehre zeigten — indem ſie annahmen, daß auch dies nur wieder ein üblicher Wohlthätigkeitsſport ſei, — dies Mißtrauen hat ſich in Vertrauen verwandelt, als ſie ſich überzeugten, daß ihnen die beſſer Geſtellten mit warmem Herzen und ehrlichem Streben entgegenkamen. Die mit dem Hilfsvereine verbundene, von ihm unterhaltene kaufmänniſche Vorbereitungs- und Fortbildungsſchule ſteht unter Leitung des Realgymnaſialdirektors Profeſſor Schwalbe und befindet ſich in den Räumen des Dorotheenſtädtiſchen Realgymnaſiums. Der geſamte Unterricht findet abends zwiſchen 6—10 Uhr ſtatt. Das iſt charakteriſtiſch für die Art der Schule überhaupt; ſie iſt für Mädchen berechnet, welche ſchon im Geſchäftsleben und Erwerbe ſtehen und ſich theoretiſch weiterbilden wollen. Die Anſtalt teilt ſich in eine Vorbereitungs- und in eine Fortbildungsſchule. Erſtere ſollen die jungen Mädchen möglichſt vor Beginn des Geſchäfts-

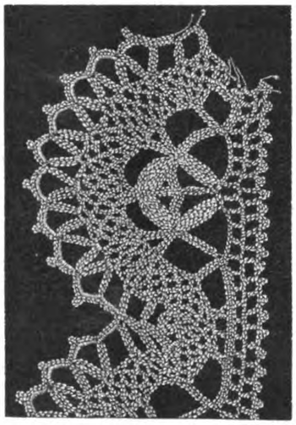
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lebens beſuchen. Ihr Kurſus währt vier Jahre. Im erſten Semeſter legt man das Hauptgewicht auf Elementarfächer, Deutſch, Rechnen, Schreiben. Selbſtverſtändlich wird auf gute Handſchrift beſonders geſehen, ſie iſt für den kaufmänniſchen Beruf unerläßlich. Dann beginnt man mit den Anfangsgründen der kaufmänniſchen Korreſpondenz, mit der Geſchäfts- und Handelslehre. Im zweiten Semeſter geht man zur einfachen Buchführung und den Comptoirarbeiten über, ferner lehrt man auf Wunſch auch Engliſch, Stenographie und die Handhabung der Schreibmaſchine. Die letzteren drei ſind Wahlfächer, die erſtgenannten ſind Zwangsfächer. Das Schulgeld für die vier Zwangsfächer beträgt 11 Mark vierteljährlich. Nur denjenigen, welche dieſe Fächer ein Jahr hindurch beſucht haben, werden Beſcheinigungen ausgeſtellt. — Das Schulprogramm empfiehlt den Zöglingen, bei der erſten Anſtellung nicht auf hohes Gehalt ausſchließlich Gewicht zu legen, ſondern lieber mit dem Prinzipale dahin eine Vereinbarung zu treffen, daß die Eintretende nacheinander in alle Abteilungen des Geſchäftes eingeführt werde und auch Zeit behalte, ſich theoretiſch fortzubilden. Mangelhaft ausgebildete Kräfte finden ſchwer Unterkommen, „während der kaufmänniſche Beruf auch für Mädchen, wenn ſie nur genügende Fähigkeiten und Kenntniſſe beſitzen, noch immer eine lohnende Erwerbsquelle bildet.“ — Es wird ferner davor gewarnt, viele Fächer zu belegen, und empfohlen, nur an zwei Abenden dem Unterrichte beizuwohnen, dann aber regelmäßig und dauernd. Jeder Kurſus der *Fortbildungsſchule* währt ſechs Monate, das Schulgeld beträgt für ein Fach fünf Mark vierteljährlich. Die Stunden finden, mit Rückſicht auf die Angeſtellten, von 8—10 Uhr ſtatt, Gegenſtände des Unterrichtes ſind: die doppelte Buchführung, Geſchäfts- und Handelslehre, Comptoirarbeiten, Stenographie, Schreiben, Rechnen, Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch. Deutſch, wie auch die fremden Sprachen werden ſelbſtverſtändlich mit Rückſicht auf ihre Anwendung im kaufmänniſchen Berufe betrieben, beſonders auf Übung und Leichtigkeit in der Korreſpondenz und auf Gewandtheit im mündlichen Verkehr Wert gelegt. Der Vollſtändigkeit halber ſei noch erwähnt, daß der Verein Frauenwohl nicht nur die Erwerbsfähigkeit der Frau zu erhöhen ſtrebt, ſondern ſich auch um die Zulaſſung der Frau zum wiſſenſchaftlichen Studium bemüht; er hat als erſten Schritt dazu *Realkurſe* eingerichtet, welche Frauen und Mädchen auf die Univerſität vorbereiten ſollen. In Preußen freilich ſind die Univerſitäten dem weiblichen Geſchlechte noch verſchloſſen.

Eine Gründung des Vereines auf praktiſchem Gebiete iſt die *Gartenſchule* in Charlottenburg, von welcher wir ſchon im Frauendaheim geſprochen haben. — Gemeinnütziges Wirken im Sinne einer aufopfernden Engländerin haben ſich diejenigen Mitglieder des Frauenwohl zur Aufgabe geſtellt, die ſich zu einem Octavia-Hill-Vereine zuſammengeſchloſſen haben. Sie begannen damit, die *Blindenpflege der ärmeren Klaſſen* zu organiſieren, für die von ſeiten der Stadt nicht genügend geſorgt werden kann. Junge Damen aus reichen Häuſern, welche ſonſt ihre Zeit nutzlos vertändelten und vergeudeten, wurden zu freiwilliger Dienſtleiſtung bei den weiblichen Blinden angeworben und zwar derart, daß die jungen Damen ſich verpflichten, zwei- oder viermal wöchentlich eine beſtimmte Blinde zu beſuchen, ihr vorzuleſen, mit ihr ſpazieren zu gehen u. ſ. w. So wurde ein doppelter Nutzen geſchaffen: den Blinden geholfen und die Müßiggängerinnen zum Bewußtſein ſozialer Pflichterfüllung erzogen.

Gehäkelte Spitze nach einer Klöppelſpitze.

Zu dieſer Spitze gebraucht man Leinengarn Nr. 50 oder Häkelgarn Nr. 70. 1. Tour: Man beginnt mit 6 Luftm., dann 5 Luftm., in die erſten der 5 Luftm. eine feſte M., 3 Luftm., 2 unten überſpringen und 1 feſte M. in die 3. Luftm., dasſelbe noch einmal. Dann arbeitet man wieder 5 Luftm., wendet die Arbeit, und arbeitet in die 3 Luftm. eine feſte M. u. ſ. w. Nun häkelt man zuerſt dieſes Börtchen lang fort, je nach der Länge der Spitze. 2. Tour: Man arbeitet am äußeren Rand des Börtchens 2 Doppelſtäbchen 3 mal umſchlagen in dies eine Loch, 6 Luftm. und wieder 2 Doppelſt. in dasſelbe Loch, dann ein Loch übergehen, ins nächſte Loch wieder 2 Doppelſt. 6 Luftm. und 2 Doppelſt. Das wiederhole ich 9 mal, ſo daß 9 Bogen entſtehen, dann 4 Luftm. 2 Doppelſt. und zwar 3 mal in derſelben Entfernung, dann 2 Stäbchen, 1 Loch übergehen, 2 Doppelſt., 4 Luftm., verbinde nun dieſe St. mit den letzten Doppelſt. durch eine feſte M., dann 4 Luftm., 2 Doppelſt. und wieder mit einer feſten M. verbinden. Dann beginnt der zweite Bogen. 3. Tour: In jeden der 9 Bogen 6 feſte M., 4 Luftm., 6 feſte M. u. ſ. w. 4. Tour: Nun beginnt die innere Reihe des Bogens. 1 Kreuzſt., 3 Luftm., in das nächſte Loch 1 Stäbchen, 3 Luftm., 1 Kreuzſt., 8 Luftm., übergehe ein Loch und arbeite ins nächſte 2. Doppelſt. 3 mal aufgeſchlagen, 8 Luftm., 1 Doppelſt. 4 mal umſchlagen in die erſte der 8 Luftm., dann 5 Löcher übergehen, 2 Doppelſt. 2 mal umſchlagen, 3 Löcher übergehen, 2 Doppelſt. 2 mal umſchlagen, 7 Luftm., 4 Doppelſt. 4 mal umſchlagen in die erſte der 7 Luftm., 5 Löcher übergehen, 3 einfache Stäbchen, zwiſchen jedem 2 Löcher frei laſſen, eine 4. Luftm., dieſe in die Doppelſt. hängen, 7 Luftm., 1 feſte M. in die 7. Luftm., 7 Luftm., 1 feſte M. in die 1. der 14 Luftm., 8 Luftm, 4 Doppelſt. in die 1. der 8 Luftm., 7 Luftm., 1 feſte M. in die Mitte der feſten M., 7 Luftm., 1 feſte M. in das Doppelſt., 5 Löcher übergehen, 2 Doppelſt. u. ſ. w. 5. Tour: feſte Maſchen auf die Kreuzſt. und die Luftm. bis zum Doppelſt., dann 10 Luftm., 5 Doppelſt. 4 mal umſchlagen, 8 Luftm., eine feſte Maſche in die Mitte der unteren Luftm., 8 Luftm., eine halb feſte M. in die 1. der 8 Luftm., 5 Doppelſt., 10 Luftm. u. ſ. w. 6. Tour: 1 Stäbchen, 2 Luftm., 2 Luftm. übergehen, 1 Stäbchen u. ſ. w.


Gehäkelte Spitze in Klöppelmanier.

Ins Album einer ſcheidenden Freundin nach längerem Beſuch im Freundeshauſe.

Gleich den Blättern einer Roſe,
Die entführt die Sommerluft,
Flohen Tage, wolkenloſe,
Uns dahin in Licht und Duft.

Tage, da du uns zu eigen,
Wie der Baum die Blüte trägt
Und den Vogel in den Zweigen —
Doch die Trennungsſtunde ſchlägt.

Trennung? Nein es gibt kein Trennen,
Wenn es auch ein Scheiden gibt,
Abſchied wollen wir's nicht nennen;
Nah' bleibt ſtets ſich, was ſich liebt.

Schöne Zeiten, die verronnen,
Froh Empfund'nes, was verſinkt,
Bleiben ein lebend'ger Bronnen,
Draus Erinnern Hoffnung trinkt.

Hoffnung, daß mag ſich erneuen,
Was wir jetzt ſo froh durchlebt,
Die ins Scheiden ſchon das Freuen
Auf ein Wiederſehen webt. **E. Z.**

Zimmerſchmuck.

Roſenvaſe. Jeder halbwegs praktiſchen Frau iſt es eine ganz beſondere Freude, wenn ſie ſcheinbar wertloſe Abfälle des Haushaltes ohne weſentliche Mühe und Koſten noch zu hübſchen Gebrauchsgegenſtänden geſtalten kann. Da ſind z. B. die Schmerzenskinder des Haushaltes, die Cylinder! Wie viele derſelben werden im Laufe des Jahres ohne Sang, wenn auch nicht ohne Klang, in den Scherbenwinkel befördert, während ſie einer geſchickten Hand noch ein dankbares Material zur Herſtellung einer allerliebſten Blumenvaſe bieten. In der Regel pflegen die Cylinder an ihrem breiten, unteren Ende zu platzen, während der Hals heil bleibt. Dieſen Umſtand wollen wir uns zu nutze machen. Drei ſolcher Invaliden, von gleicher Größe, übergeben wir dem Glaſer, damit er ſie in gleicher Höhe abſchneide. Sodann ſtellen wir ſie in Kleeblattform nebeneinander, umwickeln ſie an ihrem unteren Ende feſt mit Blumendraht, ſo daß ſie ſich nicht verſchieben können und drücken ſie ſodann feſt und tief in einen 3—4 cm ſtarken, kreisrunden Boden aus Hartgummi, deſſen Umfang demjenigen des Cylinderkleeblattes entſpricht. Die in die Cylinder quellende Gummimaſſe ergibt einen vorzüglichen, waſſerdichten Verſchluß für dieſelben; doch muß die Maſſe noch warm und weich ſein, wenn die Cylinder hineingedrückt werden. Die ſoweit vorgeſchrittene Vaſe laſſen wir nun bis zum nächſten Tage unberührt ſtehen, beſtreichen ſie ſodann mit zartroſa oder ſteingrüner Emaillefarbe und verzieren dieſen Emaillegrund, ſobald er völlig trocken iſt, mit gemalten Blumengewinden in Gold- oder Silberbronce, die ſich guirlandenartig um die Cylinder ziehen. Hierauf leimen wir die Vaſe — durch vorſichtiges Erwärmen des Gummibodens über einer Spiritusflamme — auf ein etwa 10 cm großes Rieſenkleeblatt aus Hartgummi, welches wir mit grüner Emaillefarbe bemalt haben. Ein ebenfalls aus Hartgummi modellierter Kranz von Kleeblättchen in natürlicher Größe deckt den um die Cylinder gelegten Draht am unteren Ende der Vaſe. Mit friſchen Roſen, oder auch anderen Blumen gefüllt, bildet dieſelbe einen reizenden Zimmerſchmuck. —n—

Ein allerliebſtes, eigenartiges *Tablett*, welches den Vorzug überaus wohlfeiler Herſtellung beſitzt, kann eine mit der Pinſelführung vertraute Hand mit Leichtigkeit aus einer gewöhnlichen Schiefertafel herſtellen. Zunächſt verziert man den Holzrahmen mit einem hübſchen Bortenmuſter in Ausgründungsſchnitzerei, ſchraubt dann an beiden Schmalſeiten je einen zierlichen Broncegriff ein und überzieht den Rahmen mit flüſſigem Gold. Auf dem Schiefergrunde führt man ein hübſches Stillleben in Ölfarben aus und ſchützt die Malerei nach dem Trocknen durch einen Überzug von Malfirnis. — Wer der Ölmalerei unkundig iſt, kann die Schiefertafel zu einem Majolikatablett umwandeln, indem man mittels des Schieferſtiftes eine die ganze Fläche deckende Muſtervorzeichnung auf die Schieferplatte überträgt und dieſelbe mit Emaillefarben ausmalt, welche keinerlei Vorkenntniſſe der edlen Malkunſt erfordern, nach ihrem Trocknen eine Majolika ähnliche Platte ergeben und ſich mittels eines feuchten Läppchens jederzeit leicht reinigen laſſen. **Margot.**

Bettläufer.

Als Logirgaſt bei Bekannten in einem ſehr niedlichen Stübchen untergebracht, gefiel mir beſonders eine Art Dekoration, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der einfarbig blauen Steppdecke auf dem Bette. Die Bettdecke ſah auf dieſe Art viel hübſcher aus, als die vielen modernen, buntgeſtickten Bettdecken, die ſehr mühſam und teuer ſind. Auf der Steppdecke lag nämlich ein Läufer, nicht ganz ſo lang wie die Bettſtelle und nur ein Drittel ſo breit als dieſelbe. Er beſtand aus Crême-Kongreßſtoff mit breitem Hohlſaum am Rande aller Seiten. Am Hohlſaume entlang führte ein ſchmales Börtchen mit zweierlei blauem Garn geſtickt. Hinter dieſem Börtchen kam ein reicher Durchbruch, und die Mitte nahm eine breite Kante in Flachſtich ein, ebenfalls mit zwei Schattierungen blau geſtickt. Den Rand des Bettläufers umgab eine breite gehäkelte Spitze. Als ich der Hausfrau meine Bewunderung über dieſe praktiſche Neuerung ausdrückte, zeigte ſie mir noch eine andere Garnitur Bettläufer, welche ſehr elegant mit Seide geſtickt waren und in großen Buchſtaben die Inſchriften „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“ zeigten. Zwei Überhandtücher waren paſſend zu dieſen letzten Läufern mit denſelben Inſchriften geſtickt. **E. Grethe.**

Widmungsverſe zu einem „Chriſtlichen Vergißmeinnicht“, am Tage der Einſegnung.

(Frage 134.)

Vergißmeinnicht — o Blümlein traut,
Wie froh das Auge dich erſchaut
In zarter, reiner Bläue!
Wie eilt entgegen dir der Fuß,
Wenn du entbeutſt den Frühlingsgruß,
Den lieben Gruß der Treue!

O Blümlein, wo mit ſanfter Glut
Dein Auge winkt, da ruht ſich's gut
Auf Flur und grüner Aue;
Wo lieblich ſich dein Kelch erſchließt,
Ganz ſicher auch ein Bächlein fließt,
Tränkt dich mit Lebenstaue.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Vergißmeinnicht! — den Namen fein
Trägt dieſes Büchlein — laſſ' es ſein
Dir Mahnruf zum Gedenken!
Es ſoll dir werden Troſt und Hort,
Erhalten wach dein Bundeswort
Beim ſtillen Dreinverſenken.

Und wie das Blau-Vergißnichtmein
Dich freut und führt zur Quelle rein
Auf Flur und grüner Aue:
So mög's erfreuen deinen Sinn,
Dich leiten zu der Quelle hin,
Die tränkt mit Himmelstaue!

Emilie Proeſcher.

Aus Kindermund.

Mit ihren Eltern geht das 3jährige Luisle ſpazieren, die geliebte Puppe auf dem Arm. Man kommt an eine Stelle, die etwas gefährlich ſcheint, weil zur Rechten ein kleiner Abgrund iſt. Ermahnt, vorſichtig zu ſein, damit ſie nicht falle, gibt ſie zur Antwort: „Ich fürcht' mich nicht, ich fall' nicht, ich halte mich an meine Puppe.“

Für die Küche.

Gebratene Rebhühner. Nachdem die Hühner vorgerichtet ſind, wickele man ſie in Weinblätter, umbinde ſie mit Speckſcheiben und überdecke ſie im Bratofen mit einem in Olivenöl getränkten Papierblatt, überſtreut mit etwas Salz; ſo mit Butter in den Ofen gebracht, behalten ſie den vollen Saft des Wildgeflügels. Vor dem Anrichten entfernt man die Speckhülle, damit die Bruſt ſich noch bräunt, und brät fertig, was im ganzen $1^1/_2$ Stunde währt. Dann entfettet man die Sauce, thut einige geſtoßene Wachholderbeeren, 1 Taſſe heißen Waſſers, $^1/_2$ Theelöffel Liebigs Fleiſchextrakt und etwas feines Mehl hinzu, um ſie ſämig zu machen, ſtreicht ſie durch ein Sieb, fügt etwas ſaure Sahne, Rotwein, einige gewiegte Trüffel oder auch nur einige Champignons zu und richtet an. Kochzeit $1^1/_2$ Stunde. **L.**

Paradies- auch Kirſchäpfel genannt. (Antwort auf Frage 127.) Dieſe Äpfelchen werden ſauber mit einem Tuche abgerieben (die Stiele läßt man daran). Ein Kilo Frucht kocht man in $^3/_5$ Liter Eſſig, der mit $^1/_2$ Kilo Zucker und beliebigen Gewürzen verſehen iſt, auf, läßt den Saft, nachdem die Äpfel entfernt ſind, noch etwas dicker einkochen und gießt ihn dann über die in Töpfe gethane Frucht. Nach einigen Tagen muß man den Saft nochmals aufkochen.

v. M. in D.

Frage.

145) Könnte eine der geehrten Mitleſerinnen mir vielleicht gütige Auskunft geben, wie man das läſtige Inſekt, die Küchenſchabe (Franzoſen), gründlich vertilgt?

Anna vom Walde.

Auskunft.

An eine Sorgenvolle. Frage 124. Ich würde Ihnen Auerbach an der Bergſtraße mit ſeiner herrlichen Lage und prachtvollen Waldungen empfehlen, wo Herr G. Weicker volle Penſion bei naturfreundlicher Behandlung (Sonnenbäder, Douchen, Wannenbäder 2c.) gewährt. — Sie würden nach meiner eigenen Erfahrung dort gut untergebracht ſein. **x.**

Frage 134, unterzeichnet **„Proſaiſche Lehrerin.“** Vielleicht hat das beifolgende Akroſtichon Ihren Beifall:

Es ſchwand dir im Fluge die Kinderzeit
Mägdelein, denk' an die Ewigkeit!
Merke dir, nirgends ruht ſich's ſo gut,
Als in Gottes treuer, ſorglicher Hut.

Roſe M.

Frage 137. **S. M., Karlsruhe.** Unter vorſtehender Chiffre liegt ein Brief für Sie in der Expedition des Daheim.

Fr. 139. Das Erholungsheim Schmidt-Nabok in Blankenburg im Harz, Schützenſtraße 4, nimmt zu jeder Jahreszeit Damen auf gegen einen Penſionspreis von täglich 2,50 bis 3 Mark. Dieſelben finden freundliche Aufnahme in dem netten, im Garten gelegenen Hauſe, können gegen mäßige Vergütung auch Maſſagekuren gebrauchen; in der Nähe auch Kiefernadel- oder andere Bäder.

Fr. 139. Sehr empfehlenswert: Luftkurort und Solbad Sulza, Penſionat Kurth, hart am Gradierwerk. — Vorzügliche Verpflegung.

Fr. 141. Bitte um Mitteilung der Adreſſe der Einſenderin. **M. Schumann, Weimar,** Penſionat.

Redaktionspoſt.

Hrn. J. H. P. in St. A. Für dieſes Jahr zu ſpät! Nächſtes Jahr!

Fr. P. M. in A. Ebenfalls erſt nächſtes Jahr verwendbar!

J. C. in M. Das Rezept zur Fürſt Pückler-Speiſe iſt wiederholt im Frauen-Daheim geweſen, wir können dasſelbe nicht wiederholen.

Fr. A. W. in Eßlingen. Als Polterabend-Aufführung für die beiden kleinen Mädchen empfehlen wir Ihnen die niedliche Szene: „Hänſel und Gretel“ von M. Asmus, enthalten in dem hübſchen Werkchen „Ich gratuliere!“ Stuttgart bei Greiner & Pfeiffer (Preis 1 Mk.), das wir unſeren Leſerinnen wiederholt empfehlen.

Frau Paſtor Hinrichs, Geismar. Wir haben uns in früheren Jahrgängen des Frauendaheim über Dörrobſt ausgeſprochen. Sehr empfehlenswert für dieſen Zweck iſt das: „Dörrbüchlein für den kleinen Haushalt“ von R. Mertens. — (Preis 1 Mk.) Verlag von R. Bechtold in Wiesbaden.

(Zu Nr. 50.)

Ein braver Menſch, der immer und immer
Sich gleich bleibt, weil er ſich fertig glaubt,
Kommt mir vor wie ein dumpfiges Zimmer —:
Aufgeräumt, aber eingeſtaubt.

Gedicht bei Überreichung eines Myrtenkranzes.

Es hat die Blätter all', die loſen,
Des Herbſtes ſtarke Hand geraubt.
Des Sommers duft'ge friſche Roſen
Sie ſenken müde nun das Haupt.
Doch ſieh! Im Welken und Verweſen,
Im Sterben, das die Flur durchzieht,
Iſt dir des Lebens ſchönſte Krone,
Der Kranz von Myrten, aufgeblüht.

Du haſt die Blüten ſelbſt gefunden,
Die leuchtenden, auf deiner Bahn,
Wir haben ſie zum Kranz gewunden,
Der blickt dicht grüßend heute an.
Er grüßt und ſchließet leiſe, leiſe,
Dir ab ein Leben, das da war,
Er grüßt und ſchließt mit goldnem Schlüſſel,
Dir auf ein neues, wunderbar.

Das Elternhaus, das dich umſchloſſen,
Mit ſeinem ſorglos frohen Glück,
Das zeigt, von lauter Licht umgoſſen,
Der Kranz noch einmal Deinem Blick.
Und trübt das Auge ſich beim Scheiden,
So zeigt er, wenn es vorwärts ſchaut,
Mit froher leuchtender Verheißung,
Das eigne Heim, das ihr gebaut.

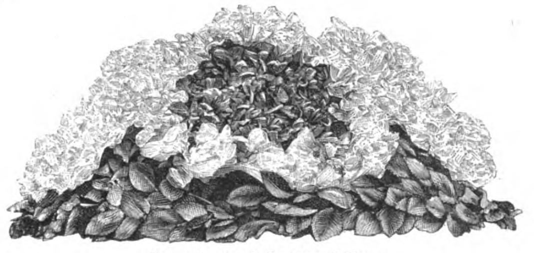
Von ernſt'ren Pflichten ſpricht die Krone,
Als du bisher ſie haſt gekannt,
Doch auch von reich'rem Glück und Lohne,
Am Herzen, das das deine fand.
Sie ſchmiegt dein eigen Herz an jenes,
Fürs ganze Leben iſt es dein,
Und will in Freuden und in Leiden
Dein Troſt und deine Zuflucht ſein.

Drum ſteh' nicht zagend an der Schwelle,
Nimm als des Glückes Unterpfand
Und als des reichſten Segens Quelle
Den Myrtenkranz aus meiner Hand.
Der Herr, der dich hierher getrag'en,
Geleite dich zum Traualtar,
Und Chriſti Frieden wehe linde
Durch Haus und Herzen immerdar!

Anna Marquardſen.

Transparent-Lampenſchirm.

Dieſer graziöſe Lampenſchmuck und angenehme Augenſchutz läßt ſich auf ſehr leichte Art herſtellen. Man kauft zunächſt einen ſog. Comptoirlampenſchirm aus grüner Pappe, der in jedem Papiergeſchäft vorrätig iſt. Dieſen teilt man ſich in vier gleiche Teile ein und markiert dieſe Abſchnitte durch ſenkrechte Bleiſtiftlinien, nimmt nun einen runden Gegenſtand, vielleicht eine Untertaſſe, und zeichnet vermittelſt dieſer vier Rundteile auf, ſo daß die Linien den Halbmeſſer bilden, oben und unten läßt man gleichgroße Pappränder hervorſtehen. In dieſe großen Kreiſe zeichnet man etwas kleinere und ſchneidet dieſe mit einer kurzen Schere (dies, damit die Rundung gut gelingt) aus. Den Schirm beklebt man nun oben und unten herum ebenſo wie an den freien Zwiſchenräumen mit Roſenlaub. Jetzt fertigt man kleine roſa Roſen an, wie ſie als Lampenanhänger im Daheim-Kalender 1893 beſchrieben und auf Seite 127, sub Nr. 7, abgebildet ſind. Beim Zuſammenkleben der Roſen achte man darauf, den Gummi arabicum ſtets an den Rändern aufzuſtreichen, damit nicht etwa Leimflecke dann dunkel durchſchimmern. Dieſe vier Roſen werden nun auf die vier runden Öffnungen geleimt; wo hie und da freie Stellen am Schirm bleiben, beſſert man noch mit Roſenlaub nach. Die Wirkung dieſer Schirme auf brennender Lampe iſt allerliebſt. Sehr gut ſind auch gelbe Roſen und Sonnenroſenlaub anzuwenden. **A. H.**


Transparent-Lampenſchirm.

Plättſtube.

Frage 143. Um die Puffärmel und die zu Großmutters Zeiten modernen bauſchigen Morgenhauben zu bügeln, benutzte man damals einen erhitzten eiſernen Kolben, welcher vermittelſt einer Schraube an das gewöhnliche Plättbrett in ſenkrechter Stellung befeſtigt wurde. Ich halte dies auch heute noch für die bequemſte Art und wundere mich, dieſes zur ſauberen Plätterei ſo notwendige Werkzeug in keinem anderen Lande als in meiner Heimat vorgefunden zu haben. Wenden Sie ſich an die Eiſenhandlung von Avemann in Kaſſel, ich bin überzeugt, daß der hübſche runde Kolben, den Sie dort käuflich finden, auch Ihnen zweckdienlich ſein wird. Etwas Übung gehört allerdings dazu, ehe man es dahin gebracht hat, weder das Zeug, noch die Finger zu verbrennen und die Puffen ſo geſchickt über das Eiſen ziehen, daß kein Fältchen bleibt, aber mit Geduld und gutem Willen läßt ſich dieſe Fertigkeit bald erreichen.

Eine Heſſin.

Nochmals: Die Giftfrage der Morchel.

In der vorletzten Nummer des „Daheim“ war vor dem Genuſſe von Morcheln gewarnt, da einige der Pilze leicht giftige Eigenſchaften haben könnten. Von einem Berliner Arzte wurde mir vor ein paar Jahren geſagt, daß Morcheln giftfrei und unſchädlich würden, wenn man ſie vor dem eigentlichen Kochen mit brauſend kochendem Waſſer tüchtig abbrühte. Ich thue dies auch bei den wenigen Morcheln, die man zur Suppe u. dergl. braucht, ebenſo wie bei vollſtändigem Morchelgemüſe, ſeitdem ſtets, und nie hat uns oder unſeren Gäſten der Genuß geſchadet. Vielleicht dienen dieſe Zeilen zur Beruhigung derjenigen, die in morchelreichen Gegenden wohnen und den ſchwarzbraunen Pilz gern eſſen. **Al. Kurs.**

Für die Küche.

Nachzügler.

Bald wird der Herbſtwind die letzten, etwa vergeſſenen Früchte mit dem welken Laube von den Bäumen ſchütteln, und nur hie und da leuchten noch im öden Garten und auf kahler Flur einige Nachzügler, wie Hagebutten, Hollunder- und Vogelbeeren, welche die hungrigen Spatzenſchnäbel übrig gelaſſen; treue Beerlein, welche die Zweige, die ihre Blüten ſich entfalten und welken geſehen, nicht verlaſſen zu wollen ſcheinen, arme Broſamen, die von der reichbeſetzten Tafel der Sommerherrlichkeit übrig geblieben ſind. Doch die ſorgſame Hausfrau läßt auch dieſe Reſte nicht umkommen. Schwer von der Laſt der zahlreichen, winzigen Früchte hängen zwiſchen den fahlen Blättern die Dolden an dem alten, narbigen, von jungem Geſchoß umbuſchten Hollunderbaum bis in den Wipfel hinauf. Dieſe überreifen Beeren geben die würzigſte Suppe, den heilſamſten Saft, das kühlende Gelee, ſie eignen ſich am beſten zum Abtrocknen für warme Winterſuppen. Die oberen Dolden geben wir den Vögeln preis, denn das ſpröde Holz könnte brechen, wenn wir die hohe Leiter dagegen lehnen, nur die tiefer hängenden ſammeln wir ſorgſam in untergehaltenen Schüſſeln, damit die abtropfenden Beerlein nicht verloren gehen. Allbekannt in verſchiedenen Varianten iſt die beliebte Hollunderſuppe, doch ſeien ein gutes Rezept einer ſolchen, ſowie einige andere Vorſchriften, wonach ſich Hollunderbeeren gut verwenden laſſen, hier angeführt.

Hollunderſuppe. Die Trauben werden gewaſchen, abgebeert und mit Waſſer ca. eine Stunde lang gekocht. Dann treibt man die Suppe durch ein feines Sieb, zuckert ſie reichlich — auf acht Trauben 60 bis 70 g Zucker — läßt ſie wieder aufkochen und verdickt ſie mit in kaltem Waſſer eingerührtem Kartoffelmehl. Man kann auch eine Stange Zimmet mit kochen und vor dem Anrichten ein wenig Rum oder Wein beifügen. Man giebt hellgelb gebratene Weißbrotſchnittchen dazu.

Hollundergelee. Die Beeren werden abgezupft, bis zum Kochen gebracht und zum Abfließen in einen loſen Beutel gethan, wobei man durch Drücken etwas nachhelfen kann. Zu dem Saft fügt man zu gleichen Gewichtsteilen Zucker und zwar je $^4/_5$ Melis und $^1/_5$ hellbraunen Kandis, läßt beides zuſammen bei häufigem Abſchäumen und ſtetem Umrühren langſam einkochen, bis ſich ein nicht allzu dickes Gelee gebildet hat. Dieſes Gelee iſt für Huſtenleidende ſehr wohlthuend, es kann auch wie der Hollunderſaft, in Waſſer aufgelöſt, als Getränk dienen.

Hollunderſaft. Dieſer wird ebenſo bereitet wie das Gelee, nur nicht ſo dick eingekocht, mit oder ohne Zucker, im letzteren Falle fügt man, wenn man ihn als Zuſatz im Waſſer trinkt, Zucker hinzu. Er hat ſeinen Platz in der Hausapotheke, auch wendet man ihn gern an, um Säfte, Gelees, Kompotts, Getränke rot zu färben.

Will man Hollunderbeeren für den Winter abtrocknen, ſo beert man die Trauben nicht friſch ab, da ſonſt zu viel Saft verloren ginge, ſondern hängt ſie an den Stielen auf, bis ſie welk werden. Dann pflückt man die Beeren auf weiße Papierbogen, die man in die abgekühlte Bratröhre oder auf den Herd breitet, bis die Beeren trocken ſind, die im Winter, einige Stunden vor dem Kochen eingewäſſert, eine gute Suppe geben.

Zuweilen in den Gärten, doch beſonders an Feldwegen und Waldrändern ſchimmerts jetzt korallenrot, wo im Sommer die zierliche, apfelduftende Heckenroſe geblüht. Die Hagebutte iſt keineswegs ein verachteter unter den Nachzüglern der Obſternte. Die wilde Hagebutte hat zwar eine vornehme Schweſter, die große, fleiſchige, leuchtend rotgefärbte Frucht der in Gärten, doch nicht eben häufig, als Nutz- und Zierſtrauch gezogenen Apfelroſe (Rosa pomifera), doch wir begnügen uns mit der wildwachſenden Hagebutte, obgleich das Pflücken und Putzen derſelben nicht eben zu den angenehmſten Arbeiten zählt.

Die ausgereiften Früchte werden abgerieben, von Stiel und Kelch befreit, durchgeſchnitten und, womöglich mit einem Silberlöffelchen, ſorgfältig ausgeſchabt. Will man ſie ſofort zubereiten, ſo werden ſie gut abgewaſchen, zum Abtrocknen ſind ſie ſo fertig.

Hagebuttenſuppe. Die Hagebutten werden mit etwas Zitronenſchale weich gekocht, durch ein Sieb geſtrichen, nachmals, nachdem die Suppe gezuckert iſt, aufgekocht und mit etwas in kaltem Waſſer zerquirltem Kartoffelmehl ſämig gemacht. Vor dem Anrichten kann man etwas Weißwein daran thun. Man gibt Zwiebacke oder geröſtete Semmelſchnitte dazu. Verwendet man getrocknete Hagebutten zu Suppe, ſo muß man dieſelben zuvor einquellen.

Hagebuttenkompott. Man kocht zu gleichen Teilen gut gereinigte und gewaſchene Hagebutten und große Roſinen, — oder Sultanen, doch dann braucht man mehr Zucker — etwas Zitronenſchale und Zucker zuſammen in wenig Waſſer, bis die Hagebutten ganz weich und die Roſinen aufgequollen ſind; etwas Weißwein erhöht den Wohlgeſchmack dieſes Kompotts.

Hagebuttenmarmelade. Die gereinigten Hagebutten werden mit Waſſer, unter beſtändigem Rühren, ganz weich und kurz eingekocht und der Brei durch ein Sieb geſtrichen. Auf ein Kilo Mark rechnet man ³/₄ Kilo Zucker. Man taucht die Stücke in Waſſer und kocht ihn dann in einem Keſſel klar, ſchäumt ihn ab und fügt das Hagebuttenmark nach und nach hinzu, läßt es einigemale aufkochen, indem man es tüchtig rührt, und füllt die Marmelade möglichſt heiß in Büchſen oder Gläſer, die man, wenn der Inhalt erkaltet iſt, ſorgfältig zubindet und aufbewahrt.

Hagebutten in Eſſig. Man kocht ²/₃ Liter Weineſſig mit ¹/₃ Kilo Hutzucker, etwas Zimmet, Nelken und Zitronenſchale bis zum Abſchäumen. Inzwiſchen ſiedet man, auf die genannte Eſſigmenge berechnet, je ein Kilo gutgeputzte Hagebutten in Waſſer halbgar, füllt ſie mit einem Schaumlöffel in angewärmte Gläſer oder Steingutbüchſen und gießt die Eſſigbrühe heiß darauf. Sie halten ſich, gut verbunden und aufbewahrt, jahrelang. Am beſten eignen ſich hierzu die großen, fleiſchigen Gartenhagebutten, doch ſind auch die wilden zu verwenden.

Die purpurnen Früchte der **Ebereſche** (Vogelbeeren), die ſo graziös und anmutig zwiſchen dem gefiederten herbſtlich gefärbtem Laube hängen und welche die Vögel unterm Himmel als an das rechtmäßig ihnen zugehörende „Tiſchlein deck' dich“ heranlocken und deren Ernte wohl faſt nie verſagt, ſind in obſtarmen Jahren auch als Konſerven für die Küche wohl zu verwenden. Eigentlich gibt es auch von dieſer wilden Frucht eine edlere Sorte, die ſüße Ebereſche, die größere, ſaftigere Beeren trägt und mit der man die Stämme der wilden Ebereſche veredeln kann. Dieſe Vogelbeeren laſſen ſich zu einem Gelee von höchſt angenehmem, pikanten Geſchmack verwenden. Nicht ganz ſo fein, doch ebenfalls recht wohlſchmeckend iſt das Gelee aus der gewöhnlichen Vogelbeere und in Gegenden, wo wenig Obſt, doch deſto reichlicher die Ebereſche gedeiht, ſchon längſt bekannt und beliebt.

Gelee aus Vogelbeeren. Die Beeren müſſen die völlige Reife erlangt haben und ſaftig ſein, in überreifem Zuſtand ſind ſie mehlig und nicht zu brauchen. Die abgeſtreiften Beeren werden in einem glaſierten Topf gewaſchen, von Waſſer kaum bedeckt, weich gekocht. Hierauf wird der Saft abfiltriert und mit geſtoßenem Zucker, ³/₄ Kilo auf ein Kilo Saft, nochmals unter beſtändigem Abſchäumen ſo lange gekocht, bis einige Tropfen davon auf einen Teller gebracht, feſt werden. Um das Gelee pikanter zu machen, fügt man etwas Zitronenſaft hinzu. Das Gelee wird möglichſt heiß in erwärmte, ſaubere Gläſer oder Töpfe gefüllt und, wenn erkaltet, gut verbunden aufbewahrt. **E. Z.**

Auskunft.

Ratloſe Witwe in R. Vielleicht ſchaffen Sie ſich einen kleinen Erwerb durch Verkauf feiner Ball- und Hutblumen in Ihrem Bekanntenkreis. Eine unſerer Abonnentinnen, die ſolche Blumen in vorzüglicher Schönheit herſtellt, würde ſie Ihnen in Kommiſſion geben und 10% Rabatt beim Verkauf gewähren. Briefe treffen die Dame unter J. von J., poſtlagernd, Löbau in Sachſen.

Fragen.

146) Empfiehlt ſich **Saccharin**, welches zur Zeit ſo viel ſtatt Zucker angeprieſen wird, zur Verwendung? Iſt es wirklich billiger?

147) **Wie bewahrt man am beſten die Dauer-Äpfel auf,** in Kiſten gepackt oder freiliegend auf dem Boden?

Langjähr. Abonnentin in **Pommern.**

148) Mehrere Nichten möchten einer verehrten Tante einen Smyrnateppich für ein kleines Zimmer arbeiten. Könnte uns jemand die Adreſſe eines Geſchäftes oder einer Fabrik mitteilen, wo man preiswert Wolle, Kanevas und Muſter erhält und wo der in einigen Streifen gearbeitete Teppich zuſammengeſetzt und geſchoren würde? **D. in W.**

149) Kann mir einer der geehrten Mitleſer eine Stadt namhaft machen, in welcher ein bekannt gutes Gymnaſium oder höhere Töchterſchule iſt und in welcher es ſich rentieren würde, Knaben **oder** Mädchen in Penſion zu nehmen, welche die betreffende Schule beſuchen ſollen? **E. P.**

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

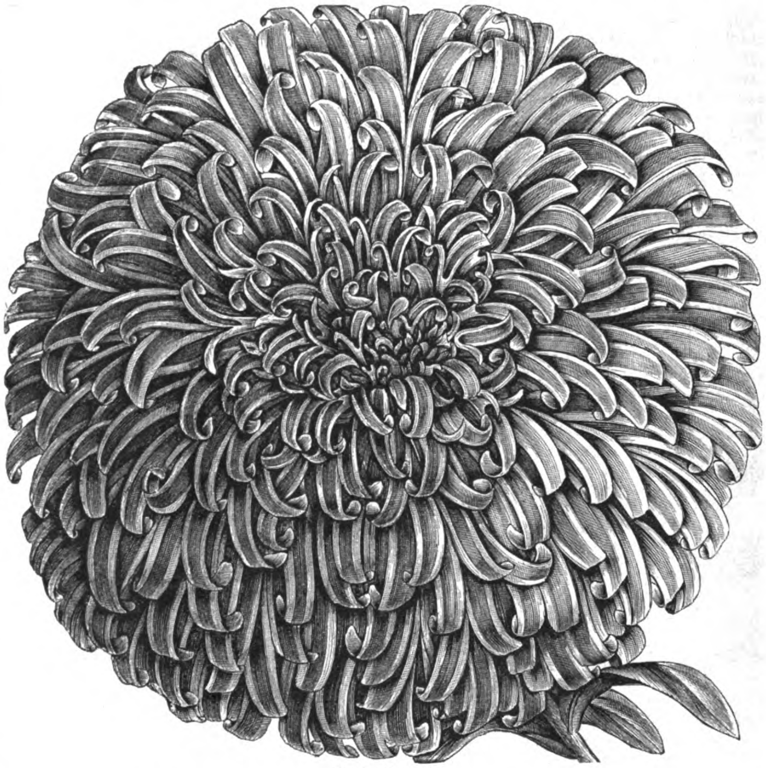
Einjährige Aſter. (Callistephus Sinensis Nees.)

Duftlos zwar ſeid ihr, aber gerne
Sehn wir euch blühn, ihr bunten Sterne.
Mit eurer fröhlichen Farben Glanz
Webt ihr dem Herbſt ums Haupt den Kranz.

J. Trojan.

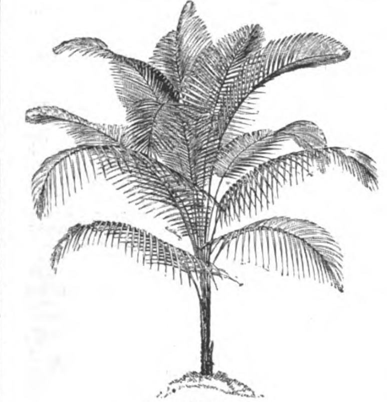
Arbeitskalender.

Schneller, als es uns lieb war, iſt der Sommer ins Land gegangen; überall in Feld und Wald und im Garten drängen ſich uns die Boten des Herbſtes entgegen, der ja in dieſem Monate offiziell ſeinen Einzug hält. Es iſt eine beredte, eindringliche und doch ſtille Sprache, welche die gelben Blätter reden. Denke an das Ende, denn alles Irdiſche iſt vergänglich, predigen ſie. Wie ernſte Mahnung klingt es aus dem fallenden, raſchelnden Laube, und das iſt es wohl, was der Herbſtlandſchaft den Charakter giebt, der ſo völlig von dem des hoffnungsfreudigen Lenzes und dem des heiteren, ſelbſtzufriedenen Sommers abweicht. Wehmut beſchleicht uns beim Anblick jedes fallenden Blattes. Vergilbt, verweht, vergeſſen! Für unſeren Hausgarten aber lautet die Mahnung: Sorge, daß alles im beſten Stande ſei und denke, daß es eine Auferſtehung giebt, die alles ſchöner und beſſer wiederbringt. Im **Obſtgarten** bringt uns der Herbſt zunächſt noch reiche Freude. Was wir im Frühling und Sommer gehegt und gepflegt haben, das reift jetzt zu köſtlicher Frucht. Äpfel und Birnen, Trauben und Pflaumen erlangen ihren vollen Schmelz, und wir haben Mühe, all' den Segen zu bergen. Doch nicht mit roher Gewalt, durch Schütteln und Schlagen, wollen wir ernten, ſondern die kleine Mühe nicht ſcheuen und Frucht für Frucht einzeln pflücken. Denn ſo nur bewahren wir das Obſt vor den häßlichen Fallflecken, welche den Ausgangspunkt für die Verderbnis bilden. Ein ſogenannter Obſtpflücker, den wir in jeder größeren Samenhandlung erhalten, erleichtert uns die Arbeit weſentlich. Das Pflücken des Obſtes bringt uns noch den Vorteil, daß dadurch die kurzen Zweige, die „Fruchtſpieße,“ an welchen Jahr für Jahr die Blütenknoſpen gebildet werden, dem Baume erhalten bleiben. Die Weintrauben brauchen zu ihrer vollen Reife jetzt noch viel Sonne. Deshalb entfernen wir alle diejenigen Blätter, welche die Trauben beſchatten. Erdbeeren können nachgepflanzt werden. Junge Bäume müſſen wir noch vor Eintritt der Herbſtſtürme feſt an ihre Pfähle anbinden. Sind die Pfähle nicht mehr ganz taktfeſt, ſo ſind ſie durch neue zu erſetzen. Abgeerntete Topfobſtbäume ſind zu Ende des Monats in kräftige Erde umzupflanzen. Obſtkerne werden zur Ausſaat geſammelt und möglichſt bald auf gut gegrabene und geharkte, möglichſt ſonnig gelegene Beete geſäet. — Im **Gemüſegarten** werden die abgeräumten Beete gedüngt, umgegraben und entweder mit rauher Fläche liegen gelaſſen oder mit den im vorigen Monate herangezogenen Setzlingen bepflanzt. Dieſe Beete werden im Winter durch dachförmig zuſammengelegte Bretter und Laub vor Froſt geſchützt. Vom Roſenkohl ſind die lockeren Köpfe der Spitzen auszuſchneiden, damit ſich die Seitenknoſpen zu kräftigen Roſen ausbilden. Auch Tomaten entſpitzt man. Die jungen, kleinen Früchte derſelben, welche doch nicht mehr recht reif würden, werden zu Mixed Pickles verarbeitet. Wenn für Land, welches Kopf- und Wirſingkohl trägt, vor dem Frühjahr keine andere Verwendung iſt, ſo kann man die Strünke nach vorſichtigem Abſchneiden der Köpfe ſtehen laſſen; ſie ſind über Winter durch Anhäufeln mit Erde gegen Kälte zu ſchützen. Dann treiben ſie gleich nach dem Winter aus und geben das erſte Gemüſe. Ältere Stöcke von Gewürzpflanzen werden geteilt und umgepflanzt. Noch immer kann eine ganze Reihe von Ausſaaten gemacht werden, wie z. B. von Winterſalat, Feldſalat, Blumenkohl, Kopfkohl, Spinat, Sommerendivien, weißen Rüben, Kerbelrüben, Karotten und Peterſilie. — Im **Ziergarten** macht ſich die Herrſchaft des Herbſtes ſchon recht bedenklich bemerkbar. Deshalb muß es aber unſere Sorge ſein, daß der Garten recht ſauber und ſchmuck ausſieht. Alle abfallenden Blätter ſind zuſammenzuharken und auf einen Haufen zu bringen. Sie dienen uns ſpäter als Deckmaterial für empfindlichere Pflanzen. Abgeblühte Stauden werden abgeſchnitten, etwaige



Aster „Comet“.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

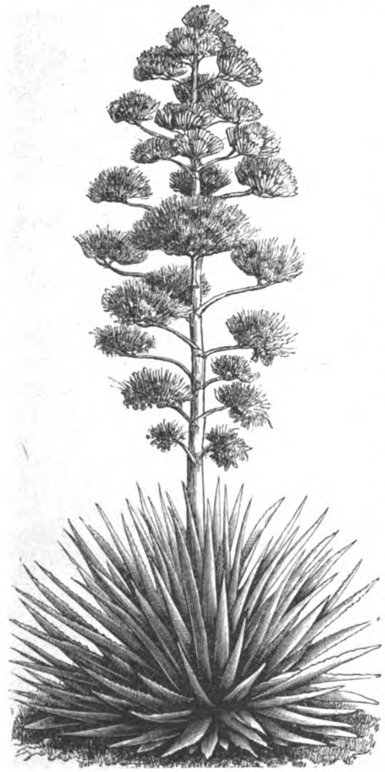


Cocos Weddelliana.

Samen davon geerntet. Der Raſen wird beſchnitten, die Wege werden ſauber geharkt und von Unkraut reingehalten. Stauden können noch geteilt und verpflanzt werden. Blumenbeete, welche mit Sommergewächſen beſetzt waren, die jetzt abgeblüht ſind, werden mit Herbſtblühern bepflanzt. Samen von ſchwerkeimenden, winterharten Sträuchern und Stauden können jetzt auf ſonnige, geſchützte Beete ausgeſäet werden. Die Zimmerpflanzen müſſen nun allmählich zur Ruhe kommen. Deshalb dürfen ſie nicht mehr gedüngt werden. Auch mit dem Begießen muß man jetzt vorſichtiger ſein. Solange es noch irgend möglich iſt, laſſe man den Pflanzen friſche Luft zukommen. Gegen Ende des Monats ſpäteſtens werden die zarteren Zimmerpflanzen vom Fenſterbrett oder Balkon ins Zimmer genommen. Die Vorbereitungen für die Treiberei nehmen ihren Anfang. Die Zwiebeln werden in Töpfe gepflanzt und dieſe im Keller in Sand eingeſchlagen, der beſtändig mäßig feucht zu halten iſt. Um im Winter blühende Reſeda zu haben, ſät man jetzt Samen derſelben in Töpfe. Veilchen werden in Töpfe gepflanzt und dann im Winter in einem kühlen, froſtfreien, ſonnigen Zimmer aufbewahrt, wo ſie ununterbrochen bis zum Frühjahre blühen. Alle Pflanzen, welche vom Fenſter oder Balkon ins Zimmer genommen werden, ſind zuvor gründlich zu ſäubern.

Federpalme.

Cocos Weddelliana iſt eine der zierlichſten und ſchönſten Palmen, welche ſich für die Zimmerkultur eignen. Die einzelnen Fiedern der überaus graziös geneigten Wedel ſind nur wenige Millimeter breit, dabei aber doch ziemlich lang, oberſeits glänzend ſattgrün, auf der Unterſeite ſilberweiß. In der That, eine der ſchönſten Palmen, die einem ſprudelnden Springbrunnen nicht unähnlich ſieht. Ihre Kultur iſt nicht ſchwierig, wenn man ſie nur richtig behandelt. Sie will eine gute Scherbenunterlage, damit das Waſſer ſchnell abfließen kann. Ja, ſie iſt ſehr dankbar, wenn man zwiſchen die Erde eine gute, nahrhafte Palmenerde, ziemlich reichlich kleine Steinchen von Haſelnußkerngröße miſcht, die ein ſchnelles Ablaufen des Waſſers begünſtigen. Die Pflanze will reichlich begoſſen werden, am beſten mit Waſſer von etwa 25° R., aber ſie kann's nicht vertragen, daß die Erde lange naß bleibt. Sehr viel trägt zu ihrem guten Gedeihen bei, wenn man ſie möglichſt täglich mit einem Zerſtäuber mit warmem Waſſer beſprengt. Unſere Abbildung, die wir der Firma Haage & Schmidt in Erfurt verdanken, von welcher die Pflanze zu beziehen iſt, gibt eine gute Vorſtellung von der Lieblichkeit dieſer kleinen Palme.

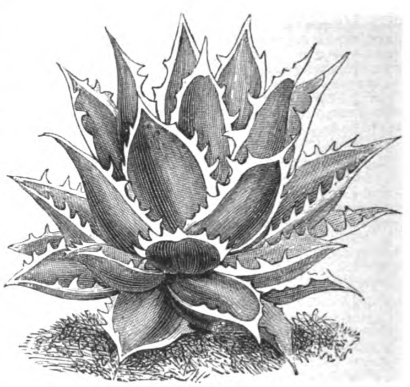


Agave Ixtli.

Agaven.*)

Die Agave gehört zu denjenigen Succulenten, welche als Dekorationspflanzen einen recht hohen Wert haben. Sehr hübſch machen ſich dieſelben in ihren verſchiedenen Sorten in Veranden, auf Freitreppen oder freiſtehenden Säulen im Garten. Statt dieſelben aus kleinen Stecklingen heranzuziehen, was viel Mühe und namentlich ſehr viel Geduld erfordert, da ſie nur ſehr langſam wachſen, empfiehlt es ſich, etwas tiefer in den Geldbeutel zu langen und ſich gleich größere Exemplare anzuſchaffen, die namentlich in den Erfurter Gärtnereien ſehr ſchön vertreten ſind. Man unterſcheidet nach Maßgabe der Verſchiedenheit ihrer Blütenſtände 2 Abteilungen; die eine derſelben beſitzt fleiſchige, flache, verhältnismäßig breite, mit mehr oder weniger Randdornen beſetzte Blätter und eine meiſtens ungeheure Blütenriſpe, während die andere durch ſchmale, lang-pfriemenförmige, an der Spitze mit einem Stachel bewehrte Blätter ohne Randdornen und eine lange, cylindriſche Ähre faſt ſitzender Blüten charakteriſiert wird. Die Agaven verlangen weite Gefäße mit lockerer, fetter, mit kleinen Steinen, grobem Flußſand und Holzkohle gemiſchter Erde und namentlich eine gute, den Abzug des Waſſers befördernde Scherbenunterlage. Im Winter werden ſie in einem mindeſtens froſtfreien, lieber jedoch ca. 10° R. haltenden Zimmer bei recht viel Luft und mäßiger Bewäſſerung aufbewahrt. Im Sommer ſtellt man ſie ins Freie, womöglich in die volle Sonne und läßt ihnen da eine reichliche Bewäſſerung zu teil werden; doch gieße man lieber nicht direkt von oben, ſondern von der Seite, damit nicht Waſſer zwiſchen den Blättern ſtehen bleibt und ſomit nachteilig wirken könnte.

Katharinenherd. Paſtor Simonſen.



Agave Gilbeyi.

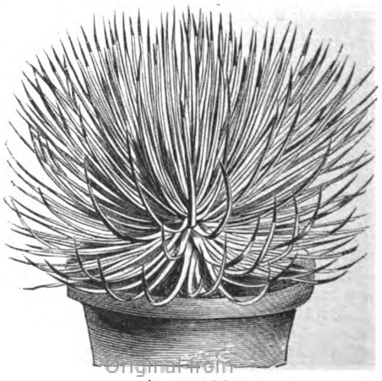
Kleine Mitteilungen.

Zur Pflege der Orangen. Die Orangen lieben eine lockere und nahrhafte Erde und viel Feuchtigkeit, namentlich den Sommer über. Stehende Näſſe können ſie jedoch, gleich den meiſten anderen Gewächſen nicht vertragen, und daher iſt ein guter Waſſerabzug unerläßlich. Die Erde, in welche dieſelben gepflanzt werden, beſtehe aus zwei Teilen Heideerde, einem Teil Lauberde, einem Teil Lehm oder Wieſenerde, einem Teil gut verrotteten Kuhdüngers, etwas ausgewaſchenem Flußſand mit geringem Zuſatz von Hornſpänen. Wie bereits geſagt worden iſt, bedürfen die Orangen im Sommer viel Feuchtigkeit. Läßt man den Wurzelballen aus Unvorſichtigkeit einmal austrocknen, ſo kann ſolches leicht den Untergang der Pflanze herbeiführen. In ſolchen Fällen, wie den eben beſchriebenen, kann man ſich jedoch oft noch dadurch helfen, daß man die betreffenden Gefäße einen Tag lang in Waſſer ſtellt, nachdem man vorher die Erde noch etwas aufgelockert. Zum Begießen ſind die Morgenſtunden zu benutzen, da die Orangen die Waſſerzufuhr bei erwärmter Erde nicht gut vertragen können. Ein mehrmaliger dünnflüſſiger Dungguß mit aufgelöſten Hornſpänen in den Sommermonaten trägt viel zu einem guten Gedeihen der Pflanzen mit bei. Den Winter über ſind die Orangen in einem vollſtändig trockenen Raum von 4—5° R. unterzubringen, und es iſt ihnen ein etwas dunkler Platz zu geben. Die Bewäſſerung im Winter muß mit Vorſicht ausgeführt werden. Will man Orangen verpflanzen, ſo wähle man hierzu die Monate April und Mai.

Blaue Roſen laſſen ſich nach der Roſenzeitung erzeugen, indem man in deſtilliertem Waſſer etwas Fuchſin löſt, in einem viertel Liter Waſſer eine Spur Kali löſt, eine weiße Roſe in der Kalilöſung badet, ſie dann ausſpült und in die Fuchſinlöſung taucht. Die weiße Farbe iſt dann in blau korrigiert.

Es wird nicht vielen bekannt ſein, daß die jungen Blätter der **Kümmelpflanze** ſich ſehr gut zur Speiſebereitung verwerten laſſen. Dieſe Pflanze wächſt wild in Wieſen, in großen Mengen auch in Marſchgegenden, wo ſie von den Bewohnern ſehr geſucht wird. Ganz früh im Frühjahr, wo an anderes Gemüſe noch nicht zu denken iſt, kann man ſchon die Blätter des Kümmels ſchneiden. Dieſelben liefern ein ſehr ſchmackhaftes Eſſen; die Zubereitung geſchieht wie beim Blätterkohl. Die Kümmelpflanze, die zweijährig iſt, eignet ſich auch zum Anbau in Gärten, gedeiht faſt auf jedem Boden und wächſt auch gut unter Bäumen, wo anderes Gemüſe ſonſt ſchlecht fortkommt. Die Ausſaat geſchieht in der zweiten Hälfte des Juni, und die jungen Pflanzen bedürfen keiner anderen Pflege, als daß ſie bei trockener Witterung häufig begoſſen und vom Unkraut rein gehalten werden.

Liebhaber von **Pelargonien** werden darauf aufmerkſam gemacht, daß es jetzt noch die beſte Zeit iſt, die ſo beliebten Pelargonien, beſonders die reich blühenden franzöſiſchen und engliſchen, umzupflanzen, indem man die aus den Töpfen ſorgſam genommenen Erdballen etwa um die Hälfte verringert, die Töpfe ein ganz klein wenig größer auswählt als die alten, und eine gute, nicht zu feſte **Laub-**, nicht aber Gartenerde zum Umpflanzen nimmt. Man drückt die Erde feſt an, begießt ein wenig — am beſten mit Regenwaſſer, — ſtutzt die Bäumchen noch etwas zurück, ſo daß ſie kleine Kronen bilden, ſtellt ſie kalt, d. h. in ein Zimmer ohne mehr als 2 Grad Kälte im ſtrengen Winterwetter, und begießt ſie ſelten, ohne ſie jedoch ganz austrocknen zu laſſen. Im März ſtellt man die Töpfe in eine wärmere Stube, womöglich an die Fenſter, hütet ſie indeſſen vor Fenſterfroſt, begießt etwas mehr und wird bald durch ſchönes, freies Treiben ſeine Sorgfalt und Mühe belohnt ſehen. — Pflanzt man die Pelargonien erſt anfangs März oder in gelindem Winter ſchon Ende Februars um, ſo dauert das Antreiben bedeutend länger, die Blumen erſcheinen ſpäter und viel kleiner. Meine auf die angegebene



Agave stricta.

---

*) Die Abbildungen wurden uns von der Firma Haage & Schmidt in Erfurt freundlichſt überlaſſen, die wir zum Bezug der Pflanzen aufs beſte empfehlen können.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Weiſe behandelten Bäumchen, die etwa 1 bis 1¼ Fuß hoch ſind, wenn in voller Blüte, waren in dieſem Frühjahr von herrlicher Blütenfülle und üppiger Kraft. H. K.

Nützliche Winke.

Schon oft iſt von mir die Beobachtung gemacht worden, daß das Pflücken von Gemüſe, Früchten und Blumen nicht mit der nötigen Sorgfalt geſchieht. Man ſollte nie Erdbeeren, ſowie auch Erbſen und Bohnen und Blumen jeder Art von der Pflanze trennen, ohne ſich einer Schere oder eines Meſſers zu bedienen. Ebenſo iſt es ſchädlich, wenn man die Peterſilie ohne Meſſer pflückt, wie es ſo außerordentlich oft geſchieht. Wenn die Blüten und Früchte mit der Hand ohne Hilfsmittel abgenommen werden, leiden die Pflanzen zu ſehr, vielmehr als man denkt. Häufig ſind dieſelben nicht ſtark bewurzelt; das Abreißen der Blüten oder Früchte bringt eine Erſchütterung mit ſich, durch die die Wurzeln aus ihrer Lage geraten, und von der ſich zu erholen die Pflanzen geraumer Zeit bedürfen. Namentlich in einer ſolchen Dürre, wie dieſer Sommer ſie mit ſich brachte, iſt es von Wichtigkeit, auf die Art und Weiſe des Pflückens zu achten. B. H.

Noch einmal die Erdbeere. Beim Pflanzen von Erdbeeren achte man darauf, daß man die Wurzeln richtig in die Erde ſetze. Das geſchieht, indem man ein flaches, verhältnismäßig großes Loch macht und die Wurzeln der jungen Pflanze ſo hineinſetzt, daß ſie in der Erde eine ungefähr wagrechte Lage erhalten. Die Erfahrung lehrte mich, daß das Gedeihen der Erdbeerpflanzen beſſer gefördert wird, wenn ſie auf dieſe Weiſe behandelt werden, denn ſie fangen leichter an, zu wachſen, als wenn die Wurzeln zuſammengefaßt und in ein tiefes Loch geſetzt werden. B. H.

Das Beſchneiden der Stachelbeerbüſche. Die Zeit der Stachelbeeren iſt jetzt vorüber; die Früchte ſind abgenommen, und direkt nach dem Tragen können die Büſche ſchon beſchnitten werden. Die Zweige, die die Erde berühren, nehme man am beſten ganz fort, denn die Früchte, welche an den niedrigen Zweigen wachſen, werden meiſtens ſandig und ſind nicht zu verwerten. Ebenfalls entferne man die vertrockneten Zweige aus der Mitte der Sträucher. Auch ſchneide man die Spitzen einiger Zweige derartig ab, daß die Büſche eine hübſche runde Form erhalten. Das Beſchneiden der Stachelbeerbüſche iſt ſehr notwendig, denn die gut beſchnittenen Sträucher tragen reicher; auch werden die Früchte ſaftiger und größer, wenn das überflüſſige Holz fortgenommen iſt. B. H.

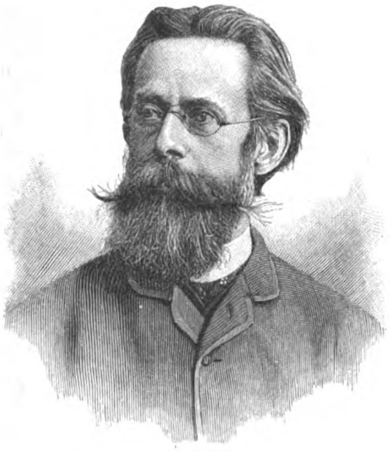
Büchertiſch.

Die Zeit iſt gekommen, in der wir unſere Blumenbeete für das nächſte Jahr in Ordnung bringen müſſen. Vielfach haben wir auch ganz neue Beete anzulegen. Da möchten wir doch nicht verfehlen, unſeren Leſern ein neu erſchienenes Werk zu empfehlen, das ihnen für dieſen Zweck in mehr als einer Hinſicht die trefflichſten Dienſte leiſten wird. Es iſt das Karl Hampel, Gartenbeete und Gruppen, Berlin, Paul Parey. 12 Mark. Das Buch iſt in Groß-Quartformat und bringt 333 Entwürfe für einfache und reiche Ausführung mit mehrfachen und erprobten Bepflanzungen in verſchiedenen Jahreszeiten nebſt ziffermäßiger Angabe des Pflanzenbedarfes. — Die Entwürfe ſind künſtleriſch geſchmackvoll vom Einfachſten bis zum Verwickeltſten, dabei von äußerſter Überſichtlichkeit, ſo daß ſie von jedem mit Leichtigkeit ausgeführt werden können. — Äußerſt wertvoll iſt die jedesmalige Angabe der Stückzahl der einzelnen Pflanzen, welche es dem Laien ermöglicht, die Beete auch ſelbſt zu bepflanzen. Die Ausſtattung des Werkes iſt bewundernswert, und es iſt kaum glaublich, wie ein ſo ſtarker Band von 366 Seiten für nur 12 Mark zu liefern iſt. — Wir wünſchen dem Werke die weiteſte Verbreitung.

Hausmuſik.

Heinrich von Herzogenberg.

Heinrich von Herzogenberg gehört nicht zu jener Gruppe von Künſtlern, welche ſich ihre Stellung und Bedeutung im Kunſtleben durch harte Kämpfe mit widrigen Geſchicken, materiellen Sorgen, Entbehrungen aller Art, ungünſtigen Verhältniſſen und feindlichen Elementen der verſchiedenſten Geſtalt allmählich haben erringen müſſen — ſeine Vergangenheit, ſoweit ſie ſeine künſtleriſche Entwickelung betrifft, darf eine verhältnismäßig ruhige, glatte, friedliche, eine durchſchnittlich harmoniſch verlaufene genannt werden. Seine Wiege ſtand in Graz, woſelbſt er am 10. Juni 1843 das Licht der Welt erblickte. Durch den Beſuch des Wiener Konſervatoriums entſprach er ſeiner Neigung zum Studium der Muſik. Nach ſeiner Verheiratung mit Eliſabeth von Stockhauſen, einer muſikaliſch hochbegabten Frau, verließ er 1872 die Vaterſtadt und machte Leipzig zum Mittelpunkt ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit. Hier war die von ihm in Gemeinſchaft mit mehreren ausgezeichneten Männern, wie Spitta, Fr. v. Holſtein u. ſ. w. im Jahre 1875 vollzogene Gründung des „Bach-Vereins“, welcher gar bald ein bedeutſamer Faktor im Kunſtleben Leipzigs wurde, ſeine erſte hervorragende That. Für dieſen Verein bedeutete die Periode, während welcher Herzogenberg ſelbſt die Leitung inne hatte, eine Zeit der höchſten Blüte, und die damaligen Aufführungen fanden als Kunſtthaten edelſten Gepräges allenthalben warme Anerkennung. Leider vermochte Leipzig ihn nicht dauernd zu feſſeln: nach dreizehnjährigem Aufenthalte ſiedelte er nach Berlin über, einem ehrenvollen Rufe an die königliche Hochſchule der Muſik Folge leiſtend. Dort vertrat er zunächſt Friedrich Kiel (der ſeit 1869 an der Hochſchule Kompoſition lehrte); dieſer ſtarb 1886 und ſeine Profeſſur ging nun auf Herzogenberg über. Bedauerlicherweiſe war auch hier ſeines Bleibens nicht lange: eine langwierige eigene Krankheit und die ſchwere Erkrankung ſeiner Gattin zwangen ihn, aus ſeiner Stellung an der Hochſchule zu ſcheiden, wie auch das 1889 übernommene Amt des Vorſtehers einer akademiſchen Meiſterſchule für Kompoſition bald wieder aufzugeben. Der Tod ſeiner Frau war für Herzogenberg ein harter Schickſalsſchlag: er verlor in ihr nicht nur die treue Genoſſin ſeines Lebens, ſondern auch eine an Geiſt und Begabung ihm ebenbürtige Gehilfin und Mitarbeiterin, welche allen, denen es vergönnt war, ihre edle, reiche und vielſeitige Künſtlernatur bewundern zu dürfen, unvergeßlich iſt. Herzogenberg hat ſeitdem ſeinen Aufenthalt dauernd in Italien genommen, im Stillen wirkend und ſchaffend, ſein Leben einzig der Kunſt widmend, die ihm Troſt und Frieden gebracht. — Faſt auf allen Gebieten muſikaliſcher Produktion hat unſer Künſtler Bedeutendes geleiſtet. In erſter Linie ſind ſeine zahlreichen Werke für Geſang (84 Sololieder, 45 Chorgeſänge a capella, 7 größere Chorkompoſitionen u. ſ. w.) zu nennen, in welchen, wie allgemein anerkannt wird, ſein Talent ſich am glücklichſten und ergiebigſten entfaltet hat. Mit unverkennbarer Liebe hat ſich Herzogenberg der Kammermuſik zugewendet und deren Litteratur durch einige ſehr wertvolle Kompoſitionen (Trios, Streichquartette, Quintett mit Blasinſtrumenten) bereichert. Die Neigung gerade zur Kammermuſik iſt bei ihm, der nur, um dem inneren Drange zur Äußerung und Geſtaltung ſeiner Ideen und Gedanken zu genügen, nicht aber des Erfolges, der äußerlichen Wirkung und des Effektes wegen arbeitet und ſchafft, leicht begreiflich. Alle ſeine Werke verraten eine große Gewandtheit in allen kontrapunktiſchen Künſten und eine ſeltene Meiſterſchaft in der Beherrſchung der muſikaliſchen Formen. Daß Herzogenberg ſich wie faſt jeder Künſtler in Anlehnung an bedeutende zeitgenöſſiſche Meiſter allmählich entwickelt hat, lehrt ein Blick auf ſeine Kompoſitionen, welche nacheinander den Einfluß Schumanns, R. Wagners und Brahms' erkennen laſſen. Gegenwärtig iſt er ſelbſt zum Meiſter gereift und eins ſeiner letzten, zugleich bedeutendſten Werke, das Requiem (op. 72), zeigt ihn uns auf der Höhe freien, ſelbſtändigen Schaffens. Möge noch manches herrliche Werk den Ruhm des Meiſters künden! — R.



Heinrich von Herzogenberg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme vom Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.

Der Schöpfer der modernen Tanzmuſik.

„Johann Strauß und Joſeph Lanner!“ So beginnt ein Muſik-Enthuſiaſt, der einſt ſehr gefeierte Schriftſteller Eduard Maria Oettinger, in einem ſeiner Bücher mit dem wunderlichen Titel „Marabouts — Federſchmuck aus dem Reiche der Satire, des Humors.“ — „Johann Strauß und Joſeph Lanner! Wer kennt ſie nicht, dieſe beiden Wiener, von denen jeder ein halber Orpheus und ein ganzer Virtuoſe iſt; wer kennt ſie nicht, dieſe hellleuchtenden Dioskuren, dieſen Caſtor-Strauß und Pollux-Lanner, dieſen Plautus und Terenz der Tondichter, dieſen Chriſtoph Columbus und James Cook, die in dem unermeßlichen Ozean der Töne faſt täglich eine neue Tanzwelt entdecken, dieſen Philadelphia und Pinetti der Violinſpieler, deren Geige ein Talisman, deren Bogen ein Zauberſtäbchen iſt, womit ſie alle Ohren entzücken, alle Herzen behexen, alle Füße bezaubern! Wer kennt nicht das Bacchantenheer ihrer ſchnellfüßigen Walzer, ihrer geflügelten Galoppaden und leichtgeſchürzten Kotillons, die klingend und ſingend durch die Welt ziehen, deren Melodien in Wien und Berlin, in Paris und Petersburg, in Madrid und Moskau, in Liſſabon und Warſchau wiedertönen und überall eine wahre Tanzwut, eine Valſomanie, ein Delirium einhauchen, das, gleich dem Geſange der Carmagnole, alles begeiſtert und berauſcht und das mit Gewalt mit ſich fortreißt, was ſich nicht freiwillig ihm anſchließt?! Wer kennt ſie nicht, dieſe Straußſchen und Lannerſchen Tänze, dieſes Golconda und Tombuctu diamantener und goldener Melodien, dieſe Tänze, in deren ſieben, acht Takten man oft mehr Gemüt und Phantaſie findet, als in mancher dickleibigen Opern-Partitur; dieſe Tänze, die jeder lebensluſtige Öſterreicher ſo gut auswendig weiß, wie der politiktraurige Franzoſe ſeine ſogenannte charte vérité; dieſe Walzer, in denen jede einzelne Note eine Aufforderung zum Tanze iſt und deren ſchmeichelnde Lockung niemand, ja ſelbſt nicht der ärgſte Feind des Tanzes, widerſtehen kann?!

„Strauß und Lanner, beide Walzer-Heroen, haben in Deutſchland eine Unzahl Nachäffer gefunden. Die meiſten Tänze, die man jetzt komponiert, ſind in Straußſche Patronen gegoſſen, nach Lannerſchen Schablonen geſchnitten; einige haben dem Strauß die Rhythmen, andere dem Lanner die Melodien abgelauſcht und nachgeahmt; allein all' dieſen Nachtretern fehlt der Glanz und die Friſche der Originalität, die gemütliche Luſt, die luſtige Gemütlichkeit, mit einem Wort, der muſikaliſche Humor, der nur den beiden Wienern eigen iſt, die dieſen Humor von der Natur als Patengeſchenk erhalten, der mit ihnen auf die Welt gekommen iſt und mit ihnen auch zu Grabe gehen wird.“

In ſolchen Hyperbeln ergeht ſich dieſer Zeitgenoſſe der beiden Meiſter; aber ſeine Prophezeiungen gingen in Erfüllung. Strauß und Lanner ruhen nun ſchon viele Dezennien im dunklen Erdenſchoße, ihr muſikaliſcher Humor hat aber noch keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Weder Strauß' Söhne, noch Millöcker, Ziehrer, Czibulka und wie die andern noch weit geringeren Geiſter alle heißen mögen, ſie haben je das muſikaliſche Fühlen und Empfinden, das jene beiden Meiſter ſo glänzend auf ihrem ureigenen Gebiet, der Tanzkompoſition, bethätigten, nur annähernd erreicht.

Die Namen Johann Strauß und Joſeph Lanner ſind noch heute unvergeſſen und ſtrahlen im gleichen hellen Glanze, wie ehe-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dem; ihre Kompoſitionen feſſeln die Herzen und Ohren unſerer jungen Generation in gleicher Weiſe, wie zu jener Zeit, als Großväterchen um Großmutters Hand angehalten. Seit Lanners Tode iſt nun bald ein halbes Jahrhundert geſchwunden, und darum ſei es mir vergönnt, in den folgenden Zeilen die Erinnerungen aus ſeinem Leben und Wirken aufzufriſchen.

Joſeph Franz Carl Lanner iſt am 11. April 1800 in Wien geboren. Seine Eltern waren biedere, aber arme Leute, und ſo war der kleine Joſeph, wollte er ſeine unbezwingliche Neigung zur Muſik befriedigen, ganz auf ſich allein angewieſen. Schon als kleiner Knabe zog ihn beſonders das Violinſpiel an, und oftmals ahmte er die Muſikanten nach, indem er mit einem Stöckchen auf ſeinem Ärmchen fidelte und ein luſtiges Lied dazu ſang. Von ſeinen Erſparniſſen kaufte er ſich endlich eine wirkliche Geige, und da er einen Lehrmeiſter nicht bezahlen konnte, ſo übte er wacker darauf los und brachte es wirklich zu einer ſehr großen Fertigkeit. Lanner iſt übrigens ſtets Autodidakt geblieben, auch in der Kompoſition; einen regelrechten Unterricht hat er nie genoſſen. Sein muſikaliſches Gefühl leitete ihn, und alles, was er geſchaffen, ſchöpfte er aus ſich ſelbſt. Seiner Lebensauffaſſung entſprach weder die Virtuoſenlaufbahn, noch der Konzertſaal, und in kluger Ausnutzung des Geſchmackes der frohmütigen Wiener und ſeines Talentes, wandte er ſich der Pflege der Tanzmuſik zu. Lanner ſchrieb Walzer, Märſche, Galopps, Kontretänze und andere Tanz- und Ballettſtücke. Die graziöſen Melodien gefielen ungemein. An der Spitze ſeines trefflich geſchulten Orcheſters trug er ſelbſt ſeine Novitäten vor, ſein feuriges Spiel elektriſierte ſeine Muſiker und ſein Publikum, und bald war er der erklärte Liebling der Wiener. Kein Vergnügen, kein hervorragender Ball wurde ohne Lanner abgehalten, und er nahm teil an dem Ruhm des damals begehrteſten Tanzkomponiſten, Johann Strauß, ſeines ehemaligen Schülers. Er iſt ſeinen Wienern immer treu geblieben. Abgeſehen von einigen Ausflügen nach Budapeſt, hat er die luſtige Kaiſerſtadt nicht verlaſſen, im Gegenſatze zu ſeinem Rivalen, Strauß, der mit ſeinem Orcheſter faſt alle Länder Europas bereiſte. Aus beſcheidenen Anfängen hatte ſich Lanner durch eigene Kraft emporgerungen; das Glück begleitete ihn. Mächtige Potentaten ehrten ihn durch mancherlei Auszeichnungen, und in allen Schichten des muſikaliſchen und tanzluſtigen Volkes genoß Lanner eine beiſpielloſe Popularität. Reich und hochgeehrt ſtarb Lanner am 14. April 1843 in ſeiner Villa zu Oberdöbling bei Wien.

Lanner ſchrieb außer Symphonien, Potpourris, Melodramen, Ouverturen ca. 200 Tanzſtücke, von denen noch heute viele trotz der folgenden erſchreckenden Hochflut von Tanzkompoſitionen die Ballſäle beherrſchen.

Vor Strauß hat Lanner vieles voraus Bei Strauß dominiert die Pikanterie des Rhythmus, während Lanners Melodien die Kompoſitionen ſeines Rivalen an innerem Gehalt vielfach übertreffen. In den Lannerſchen Stücken herrſcht wirkliche Originalität, wirkliches Leben, ſie ſind von hinreißender Anmut und Grazie, und in ihnen miſcht ſich der Humor mit jener eigentümlichen weichen Sentimentalität, die ſich des deutſchen Herzens ſelbſt in Augenblicken der Luſt und Freude bemächtigt. Lanners Kompoſitionen ſind mit Genialität inſtrumentiert, in der Erfindung ſeiner Melodien bekundete Lanner ein urſprüngliches geiſtreiches muſikaliſches Talent. Lanner war eine für die künſtleriſche Entwickelung der Tanzmuſik epochemachende Erſcheinung. Die Kunſtgeſchichte legte dem Wiener Meiſter darum mit Recht den Ehrennamen eines Schöpfers der modernen Tanzmuſik bei. **O. M. M.**

Bücherſchau.

Muſikerbriefe aus fünf Jahrhunderten. Nach den Urhandſchriften erſtmalig herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Mit den Namenszügen der Künſtler. Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig. Preis 7 Mark. „Der Wert der Briefe als unmittelbarer abſichtsloſer Spiegelbilder von Menſchen und Zeiten, denen ſie entſtammen, iſt heutzutage allgemein gewürdigt.“ Daß die Briefe aller jener Tonkünſtler, die ſeit fünf Jahrhunderten zum Ruhme der Tonkunſt beigetragen, allen Muſikfreunden und den Gebildeten überhaupt ein ſtarkes Intereſſe abgewinnen würden, durfte die verdienſtvolle Herausgeberin als ſicher annehmen. Was in deutſchen und ausländiſchen Archiven, Bibliotheken und in Privathänden bisher verborgen lag, wurde ans Licht gezogen und hier erſtmalig nach den Urhandſchriften veröffentlicht. Dem allgemeinen Verſtändnis gereicht es zum Vorteil, daß ſämtliche in fremden Sprachen geſchriebenen Briefe ins Deutſche übertragen wurden. Nicht jeder der dargebotenen Briefe kann auf Bedeutſamkeit des Inhalts Anſpruch machen. Doch iſt unter denen der älteren Meiſter nahezu jeder einzelne eine Rarität und ſchon als ſolche von Intereſſe, während bei vielen der neueren, wie beiſpielsweiſe bei dem ſpäteren Chopin, Thalberg, Henſelt und Rubinſtein — die Kürze und Flüchtigkeit brieflicher Mitteilung, mit der ſie ſich nur auf Sachliches einlaſſen, allen Gefühlsäußerungen und Reflexionen aber aus dem Wege gehen, gerade charakteriſtiſch ſind. Es iſt ganz erſtaunlich, welche Fülle von Namen in dem Werke aufgeſpeichert iſt. Neben den klangvollſten finden wir Namen, die ganz fremd an unſer Ohr klingen. Die Briefe von Iſaac, Walther und Senfl, von Paleſtrina, Cyprian de Rore, Orlando di Laſſo, von Caccini und Cavalieri, von Haßler, Monteverdi, Prätorius, Schütz, Schein und Scheidt u. ſ. w. ſind zum Teil höchſt merkwürdig, da ſie uns über die damalige ſoziale Stellung des Muſikers — und dieſe Muſiker waren große Meiſter ihrer Kunſt! — Aufſchluß geben. Der erſte Band reicht bis in das Zeitalter Beethovens. Der zweite ſetzt mit Beethoven ein und erſtreckt ſich bis auf die jüngſte Gegenwart herab. Indem wir unſere Leſer auf das Werk La Maras aufmerkſam machen, bemerken wir, daß es ſich als gehaltvolles Geſchenkbuch beſonders empfiehlt.

Pädagogik.

Es iſt wohl angebracht, auch an dieſer Stelle einer Muſikſchule zu gedenken, welche, im Jahre 1882 zuerſt erſchienen, bereits viel Anerkennung in Fachkreiſen gefunden hat und ihres vortrefflichen Inhaltes wegen verdiente, weiterhin bekannt und angewandt zu werden. Es iſt die „Kindermuſikſchule“ von Dr. Friedrich Zimmer (Verlag von Chr. Vieweg in Quedlinburg). Der Verfaſſer wählte ſich zum Motto ſeines Werkes die Worte: „Bloßes Klavierſpiel iſt keine muſikaliſche Bildung“ und kennzeichnet damit den Standpunkt und die Ziele desſelben. Er geht von dem Grundſatz aus, daß das einſeitige Klavierſpiel die allgemeine muſikaliſche Bildung nicht genügend befördere und daß eine planmäßige Ausbildung des Gehörs dringend notwendig ſei. Damit der Schüler eine wirkliche Tonanſchauung gewinne, müſſe von Anfang an der Geſang mit dem Klavierunterricht verbunden werden. Nachdem der Verfaſſer Takt-, Anſchlag-, Hör- und Treffübungen ohne Noten machen läßt, beginnt die Hauptſchule mit dem Singen und Spielen nach Noten im Umfange von fünf Tönen. Er legt den kleinen muſikaliſchen Stücken einen dem kindlichen Verſtändniſſe angemeſſenen Text unter und gibt ihnen durch ein Bildchen noch einen beſonderen Reiz. Um außer der Phantaſie auch den Verſtand zu bilden, iſt beizeiten die kanoniſche Form eingeführt, durch die das Kind die Oberſtimme von anderen Stimmen unterſcheiden lernt. Der linken Hand iſt faſt immer die ſelbſtändige Stimme gegeben, wie derſelben auch ſofort die Baßnoten zuerteilt ſind. Auch ſtellt die Methode an den Schüler die Forderung, ſogleich Noten zu ſchreiben. Jede Übung muß, bevor ſie geſpielt wird, geſungen werden, um die muſikaliſche Vorſtellung zu befördern. Die Stücke wollen vom Blatt geſpielt ſein, die ſangbaren Lieder aber ſollen auswendig gelernt werden. Des Verfaſſers Anſicht iſt die, daß geiſtige Selbſtthätigkeit überall das allein Bildende iſt; daher vermeidet er in ſeiner Schule alles Mechaniſche, ſchreibt z. B. auch nicht den Fingerſatz vor, eine Eigentümlichkeit, die indeſſen keinesfalls zu billigen iſt. Die Zimmerſche „Kindermuſikſchule“ beſteht aus zwei Heften. Das erſte enthält eine Anleitung für den Lehrer, das zweite iſt das für den Schüler beſtimmte Muſikheft. An die Kindermuſikſchule ſchließt ſich nach des Verfaſſers Anſicht am beſten die „praktiſche Klavierſchule“ von Engelbrecht an. Meiner Meinung nach iſt die Zimmerſche Methode eine vortreffliche; ſie dürfte bei allen Kindern nicht nur lebhafteſte Freude erwecken, ſondern auch von Erfolg begleitet ſein. **L. H-d.**

Salonmuſik.

Bei der Unzahl von Gavotten, Serenaden, Souvenirs, Morceaux, Melodieen, Walzer und Polkas und wie ſich die tauſend Stücke alle nennen mögen, die, alljährlich den Muſikalienmarkt überſchwemmend, in ihrem künſtleriſchen Werte gleich Null zu ſetzen ſind, iſt es wahrhaft erfreulich, gelegentlich einmal einigen Kompoſitionen zu begegnen, die, obwohl für den Salon, alſo eine Stätte berechnet, wo es ſich mehr um die muſikaliſche Unterhaltung als um die künſtleriſche Erbauung handelt, wo weit mehr die parfümierte Eleganz der Form als die gehaltvolle Gediegenheit des Inhaltes entſcheidet, dennoch von einer gewiſſen muſikaliſchen Wohlanſtändigkeit ſind und ſich hören und ſehen laſſen können. Stücke dieſer Art ſind nicht allzuhäufig; mit Vergnügen weiſen wir im folgenden daher auf die Kompoſitionen von Guſtav Dippe und Benito Fumagalli hin. Von erſterem erſchien bei Rieter-Biedermann in Leipzig als opus 14 ein Heft ‚Klavierſtücke‘, von denen uns namentlich die Serenade (Preis ℳ 1,50) wegen ihrer reizenden Melodik und des pikanten Zuges in ihrer harmoniſchen Eigenart beſonders gefeſſelt hat. Dieſe Serenade iſt jedenfalls ein allerliebſtes Vortragsſtück, das um ſo mehr beachtet werden darf, als es ſeinen muſikaliſchen Reizen den Vorzug, techniſch leicht ausführbar zu ſein, zugeſellt. Auch die „Melodie“ (derſelbe Preis), obwohl um einen Grad ſchwieriger, iſt eine durchaus anſprechende zugvolle Kompoſition, nicht ſo originell wie die Serenade, aber wie ſie ein dankbares Vortragsſtück. Von den Kompoſitionen Fumagallis (derſelbe Verlag, derſelbe Preis) empfehlen wir der freundlichen Aufmerkſamkeit unſerer Leſer die hübſche geſang- und klangvolle Romanze op. 10, ein Stück im echten Solonſtil und dann namentlich op. 6 „Bei Giorni“, eine graziöſe, durch muſikaliſchen Wohllaut und melodiſche Friſche ausgezeichnete Gavotte, die ſich jedenfalls viele Freunde erwerben wird.

Vermiſchtes.

Cantores amant humores.

In einer früheren Notiz unſerer Hausmuſik iſt hinſichtlich des Urſprunges des eben angeführten Spruches ein im Jahre 1733 erſchienenes Quodlibet angeführt. Der Spruch iſt aber älter. Vor uns liegt ein Druckwerk von vier Blättern mit dem Titel: Hertz-wolgemeinte Wunſch- und Schertz-Zeilen. Welche Als der Wol-Ehrnveſte | Vorachtbare und Wolgelahrte HERR Johann Andreas Heyge | der H. Schrifft Ergebener | treufleißiger Cantor und Schul-Collega zu Königsberg | ein Wittwer als Bräutigam | Mit der Viel Ehr- und Tugendſamen Jungfer Anna Catharina | Weiland Deß Wohl-Ehrwürdigen ꝛc. Herrn Bernhardi Laurentii Seel. geweſenen Hoch-Adel. Huttiſchen Pfarrers zu Nentzenheim in Francken nachgelaſſenen Tochter als Braut | den 16. Junii ſeinen Hochzeitlichen Ehren-Tag zum andernmal freudigſt und feyerlichſt begienge | von nachgeſetzten Freunden und Bekannten übergeben worden. Nürnberg Gedruckt Im Jahr 1685. Unter den dann folgenden Stücken finden wir an fünfter Stelle ein Gedicht, von dem wir unſeren Leſern einige Verſe zur Kenntnisnahme bieten:

Cantores amant humores.

Oft haben die Cantores
An ſich die feine Mores,
Daß ſie die Jungfräulein
Aufs beſte chariſiren,
Mit ihnen diſcurriren,
Nicht gerne ſeyn allein.
Das ſind ja ſchöne Mores,
Die lieben die Cantores, u. ſ. w.

Offenbar war es ein längſtbekanntes Scherzwort, das hier zur Überſchrift gewählt wurde. Sein Alter mag ſich damals ſchon auf Jahrhunderte belaufen haben. **S—.**

Alte Inſtrumente.

Das durch ſeine koſtbaren Inſtrumente bekannte muſikhiſtoriſche Muſeum von Paul de Wit in Leipzig iſt in der letzten Zeit wieder um einige ſeltene Altertümer bereichert worden. Da finden wir unter den Saiteninſtrumenten eine Baßlaute (aus dem Beſitze der Königin Albertine von Schweden ſtammend), einen Rieſen-Kontrabaß von Santo Maggini in Brescia 1662 von prächtiger Form und wundervoller Arbeit (aus dem Beſitze des bekannten Geigenvirtuoſen Wilhelmj ſtammend), zwei alte Schlüſſel-Fiedeln, wie ſie keine andere Sammlung der Welt mehr beſitzt (vergl. Praetorius, Syntagma II. Taf. XXII), eine ſogen. nordiſche Geige oder Hardanger Violine mit der Signatur „Fladebö 1768“, eine prächtige Viola di Gamba von Carlo Bergonzi in Cremona mit einem eigentümlichen, prächtigen Lacke, eine altdeutſche Spitzharfe mit bemaltem Reſonanzboden, ferner verſchiedene Lauten- und ſeltene Guitarreformen. Unter den neuen Blasinſtrumenten nimmt ein aus Elfenbein geſchnitztes Jagdhorn des Königs Georg I. von England den erſten Platz ein. Dieſes Prachtſtück iſt aus einem ganzen Elephantenzahn gearbeitet und zeigt in wundervoller, erhabener Schnitzerei neben verſchiedenen Jagdſzenen das Wappen von Großbritannien und das Medaillonbild des Königs Georg mit dem Hauswappen desſelben. Ferner ſind noch hervorzuheben: zwei gerade Zinken (ſogenannte ſanfte Zinken), eine Glas-flöte von Laurent-Paris, eine ſilberne Böhm-Flöte und verſchiedene ältere Holzblasinſtrumente. Die Gruppe der Klavierinſtrumente hat eine intereſſante Bereicherung erfahren durch ein Spinett von Johann Andreas Silbermann in Straßburg, einem Neffen und Schüler des großen ſächſiſchen Klavier- und Orgelbauers Johann Gottfried Silbermann.

Aus dem Tonleben.

In Berlin wurde vor kurzem aus dem Nachlaß einer Dame, die einſtens zu den Liſztſchwärmerinnen gehörte, wie ſie das vormärzliche Berlin in ſo großer Zahl aufzuweiſen hatte, eine Anzahl von mehr oder weniger koſtbaren und intereſſanten Gegenſtänden verſteigert, die den Inhalt eines ganzen Liſztmuſeums repräſentierten. Da waren koſtbare Gläſer, Taſſen, Vaſen, alle verſchieden in Form und Ausführung, bald einfach, bald elegant, aber alle gleichmäßig geſchmückt mit dem Bilde des „göttlichen“ Künſtlers. Da lagen unberührt und unbenutzt ſeidengewebte Handſchuhe, die auf ihrer Außenfläche ebenfalls das Bild von „ihm“ trugen; goldene und ſilberne Broches, Miniaturen, goldene und bronzene Medaillen und andere Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes bildeten einen weſentlichen Beſtandteil der koſtbaren Sammlung und zeigten ebenfalls in hundertfachen Variationen das Bild des Meiſters. Überaus zahlreich waren auch die Kunſtblätter und Druckſchriften aus jener Zeit, die Franz Liſzt verherrlichten, freilich waren auch viele Karikaturen darunter, die die Dame in eine beſondere Mappe gelegt hatte mit der Aufſchrift: „Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu zieh'n.“ Aber gerade dieſe Karikaturen hatten für Kurioſitätenſammler den größten Reiz. Da ſah man auf einem Bilde Liſzt im Konzertſaal, wie er mit den langen, fadendünnen Fingern die Taſten berührte, während im dichtgefüllten Zuhörerraum Männer ihre ohnmächtig gewordenen Frauen hinaustrugen. Auf einem anderen Bilde ſieht man Liſzt ſich zur Abreiſe rüſten. Sein vierſpänniger Reiſewagen ſteht vor dem Portal des „Hotel de Ruſſie“ an der Schloßbrücke. Frauen und Jünglinge, die ganze Berliner Studentenſchaft bringen dem Scheidenden die letzten Ovationen, während der Kutſcher die Reiſepferde mit friſchen Lorbeerkränzen füttert. Darunter ſtehen die Verſe:

Der Wagen iſt mit Gold gefüllt,
Mit Lorbeer der Kutſcher die Pferde ſtillt.
Er braucht kein Heu zu kaufen fürs Vieh,
Sein Herr hat Kränze genug für ſie.
Herrjeh, herrjeh, herrjeh!

Herr Liſzt der fährt zum Thore hinaus,
Die Frauen woll'n ihn nicht laſſen heraus,
Die Studios geben ihm das Geleit,
O, welches große Herzeleid!
Herrjeh, herrjeh, herrjeh!

Redaktionspoſt.

Unſere hochgeſchätzten **Mitarbeiter** erſuchen wir, die Verzögerung des Abdrucks der uns zur Verfügung geſtellten Artikel mit der Fülle des der Veröffentlichung harrenden Stoffes entſchuldigen zu wollen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig**. — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig**.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim

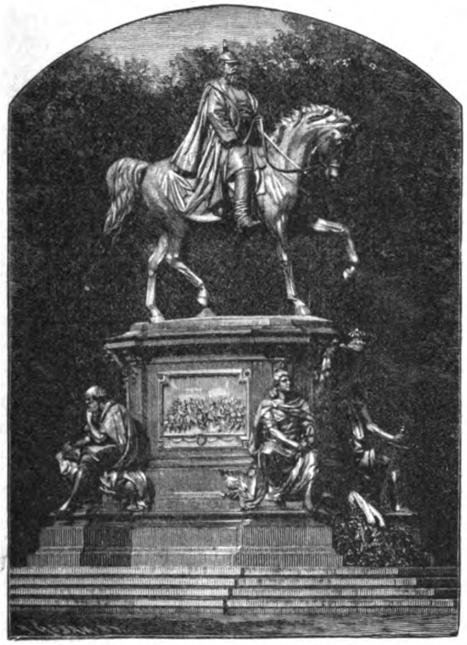
1893. Beilage zu Heft 18 (No. 51. 52).

XXIX. Jahrgang.

Oktober 1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.

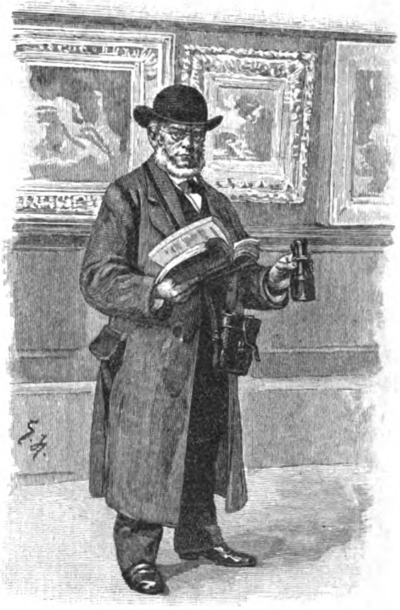
Denkmalsenthüllung in Schwerin. — Professor Ad. Menzel auf der Kunstausstellung. — Schloß Fredensborg. Die Gartenbauausstellung in Leipzig.



Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.
Nach einer Photographie von A. Lewerenz in Schwerin.

Auf einem maleriſch von hohen Bäumen umrahmten Platze in dem berühmten Schloßgarten zu Schwerin wurde am 24. Auguſt das Reiterſtandbild enthüllt, das die dankbaren Mecklenburger zum Gedächtnis des am 15. April 1883 verſtorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. errichtet haben. Das Denkmal iſt das Werk eines geborenen Mecklenburgers, des in Berlin lebenden Bildhauers Profeſſors Ludwig Brunow, und aus freiwilligen Beiträgen errichtet, die im Betrage von rund 350000 Mark im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin geſammelt wurden. Eine Zierde der maleriſchen Parkanlagen, die das Schweriner Reſidenzſchloß umgeben, iſt das Monument ein bleibendes Zeugnis der Dankbarkeit, die dem verſtorbenen Fürſten, einem der deutſchen Heerführer im letzten Kriege gegen Frankreich und einem der treueſten Freunde des erſten deutſchen Kaiſers, in den Herzen der Mecklenburger bewahrt wird. Das Reiterſtandbild erhebt ſich auf einem oblongen, mäßig hohen Granitſockel, deſſen mit Treppen und Emblemen geſchmückte Schmalſeiten im Halbrund vorſpringen. Die Langſeiten ſchmücken zwei figurenreiche Bronzereliefs, von denen das eine die Einweihung der Univerſität Roſtock, deren Kanzler der jeweilige Großherzog von Mecklenburg-Schwerin iſt, das andere die aus dem Kriege gegen Frankreich heimkehrenden ſiegreichen Truppen darſtellt. An den vier Ecken des Poſtaments verkörpern vier ſitzende männliche Idealfiguren die Herrſchertugenden Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit, die der Schöpfer des Standbildes vortrefflich und allgemein verſtändlich zu charakteriſieren verſtand. Das Reiterſtandbild zeigt den Fürſten auf ruhig ſchreitendem Pferde ſitzend, das die Linke zügelt, während die Rechte leicht auf den Schenkel geſtützt iſt. Das Haupt des Großherzogs deckt der Helm, über der Uniform trägt er den Reitermantel. Die imponierend männliche Erſcheinung des heimgegangenen Fürſten, und die ungezwungene Liebenswürdigkeit, die ihn auszeichnete, hat der Schöpfer des Denkmals in überraſchender Lebenstreue wiedergegeben. Der Enthüllungsfeier wohnten ſämtliche Mitglieder des großherzoglichen Hauſes bei mit Ausnahme des Herzogs Friedrich Wilhelm, eines Bruders des regierenden Großherzogs, der als Unterleutnant zur See gegenwärtig in den indiſchen Meeren kreuzt. In Gegenwart des deutſchen Kaiſers, der des Großherzogs Einladung zur Denkmalsweihe gefolgt war, fiel die Hülle, nachdem Graf Pleſſen-Ivenack, der dem verſtorbenen Großherzog beſonders nahe ſtand, die Gedächnisrede gehalten hatte. Unter den von auswärts zur Feier herbeigeſtrömten Gäſten ſah man viele Offiziere, die während des Krieges gegen Frankreich unter dem Kommando des Großherzogs Friedrich Franz II. gefochten haben.

Wäre Profeſſor **Adolf Menzel** auch nicht der berühmteſte der lebenden deutſchen Maler, ſeine Perſönlichkeit würde auffallen und feſſeln, wo ſie ſich zeigt. Es iſt wenigen Menſchen beſchieden geweſen, körperliche Friſche und reges geiſtiges Intereſſe ſich in ſolchem Grade bis in ihr hohes Greiſenalter zu bewahren wie Adolf Menzel. Am 8. Dezember d. J. vollendet der Senior der Berliner Künſtler ſein achtundſiebenzigſtes Lebensjahr, aber weder in ſeinen Werken noch in ſeinem Auftreten laſſen ſich Spuren davon entdecken, daß auch ihm die Laſt hohen Alters nicht erſpart bleibt. Der kleine Körper — eine Figur, die an diejenige des verſtorbenen Centrumsführers Windthorſt erinnert — iſt von unermüdlicher Zähigkeit, und wo es irgend etwas zu beobachten gibt, da ſieht man auch die klugen Augen des Mannes, der uns das Zeitalter Friedrichs des Großen für alle Zeit bildlich feſtgehalten hat, durch ſcharfe Brillengläſer Eindrücke ſammeln und feſthalten. Nicht weniger, als das Leben um ihn her intereſſiert den greiſen Künſtler die Kunſt ſeiner Zeitgenoſſen. Auf der Berliner Kunſtausſtellung iſt Adolf Menzel einer der häufigſten Gäſte und es gibt kaum jemanden, der die ausgeſtellten Bilder ſo eingehend ſtudiert wie er. Manchem jüngeren Maler, wenn er den Altmeiſter der Malerei vor ſeinem Bilde ſtehen und daſſelbe nicht nur durch die Brillengläſer, ſondern auch noch durch ein ganz beſonders ſcharfes Opernglas betrachten ſieht, mag ſich wohl leiſe der Wunſch regen, zu wiſſen, was der alte Menzel über die Malerei des jüngeren Kollegen denkt. Aber wie alle Menſchen, die viel beobachten, — und man könnte hinzufügen, wie alle Menſchen, die alt werden, — iſt Profeſſor Menzel eine Natur, die nicht viel ſpricht. Es würde ſchon beſonderer Kunſt bedürfen, um ihn zu einer Ausſprache darüber zu veranlaſſen, ob er von ſeinen Beſuchen der Berliner Kunſtausſtellung den Glauben an einen Aufſchwung oder an einen Niedergang der Berliner Kunſt mit nach Hauſe nimmt.



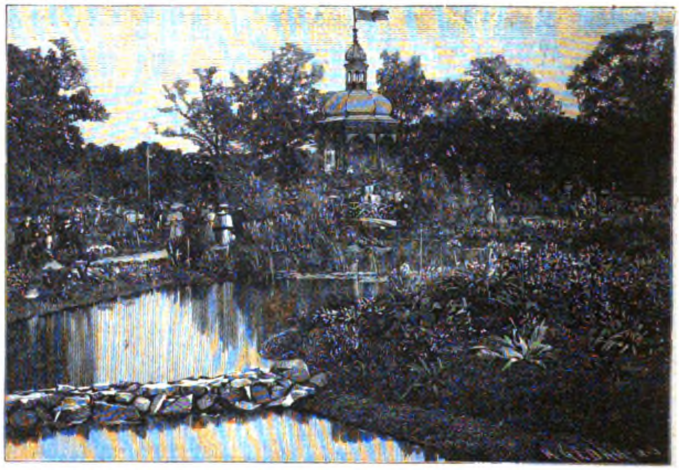
Adolf Menzel beſichtigt die Große Berliner Kunſtausſtellung. Gezeichnet von E. Henſeler.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

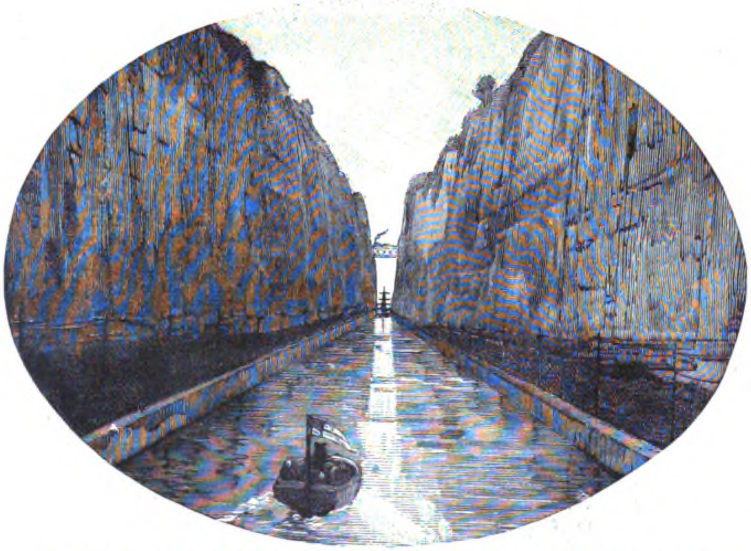
Schloß Fredensborg auf Seeland.

Schloß Fredensborg, der Herbſtaufenthalt des däniſchen Königspaares, lenkt auch in dieſem Jahre wieder die Aufmerkſamkeit durch die große Zahl der dort zuſammenſtrömenden Fürſtlichkeiten auf ſich. Der Beſuch des Kaiſers von Rußland bei ſeinen Schwiegereltern in Fredensborg wird wie alljährlich ſo auch vorausſichtlich in dieſem Jahre einigen Zeitungspolitikern Anlaß zu Kombinationen geben. Indeſſen geht die Politik, die in Fredensborg gemacht wird, ſchwerlich über ziemlich harmloſe Familienpolitik hinaus. Die Königin Louiſe von Dänemark, die zwar nicht im Reiche Dänemark, wohl aber innerhalb ihrer Familie und vor allem in Fredensborg das von der Verehrung aller Familienmitglieder getragene Szepter unbeſtritten führt, iſt eine viel zu zärtliche Mutter und Großmutter, um ſich die ſchönen Herbſttage durch Schatten hoher Politik trüben zu laſſen. Die hohen Herrſchaften, die in Fredensborg zuſammenzukommen pflegen, ſind froh einmal der Regierungsſorgen ledig zu ſein und finden hier Lawntennis und Familienkonzerte viel amüſanter als das Löſen internationaler Rätſelfragen. Als mögliches Ergebnis der diesjährigen fürſtlichen Beſuche in Fredensborg wird wieder einmal die Verlobung des Großfürſten-Thronfolgers von Rußland angekündigt; es iſt wohl möglich, daß der Großmutter gelingt, was den kaiſerlichen Eltern bisher nicht gelungen iſt, — den Czarewitſch Heiratsplänen geneigt zu machen. Fredensborg iſt ein zum Andenken an den 1720 mit Schweden abgeſchloſſenen Frieden im franzöſiſchen Stil erbautes Schloß, das ſich durch ſeine vielen Räumlichkeiten zwar vortrefflich für eine Familienzuſammenkunft im großen Stil eignet, aber doch nur einen einzigen wirklich königlichen Repräſentationsraum, den großen Kuppelſaal, enthält. Berühmt dagegen iſt der Park, der ſchönſte Dänemarks, der ſich hinter dem Schloß bis an die Ufer des Esromſees erſtreckt.

In der Gartenſtadt Leipzig fand zur Feier des fünfzigjährigen Beſtehens des dortigen Gärtnervereins vom 25. Auguſt bis zum 5. September eine große internationale Gartenbauausſtellung ſtatt, die in ihrem ganzen Arrangement der Leiſtungsfähigkeit der Leipziger Gärtner ein glänzendes Zeugnis ausſtellte. Das für den Zweck zur Verfügung geſtellte Terrain, der ſogenannte Kuhturm zwiſchen Leipzig-Lindenau und Leipzig-Plagwitz, eine im dreizehnten Jahrhundert zum Schutz der Leipziger Vororte erbaute Warte, ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert die Wohnung des Oberförſters der ausgedehnten Leipziger Waldungen, dann für kurze Zeit ein Vergnügungsort und ſchließlich Sitz einer Landwirtſchaftlichen Lehranſtalt, eignete ſich durch ſeine anmutige Lage und ſeinen ſchönen Baumbeſtand vorzüglich für eine Ausſtellung, in der die Fortſchritte der Gärtnerei zur Anſchauung gelangen ſollten. Die Leipziger Gärtner hatten ſich auch nicht daran genügen laſſen, nur trockenes Anſchauungsmaterial in großen Mengen zuſammenzutragen, ſondern ſie hatten mit großen Opfern und großem Geſchmack hier eine ſehenswerte Parkanlage geſchaffen, die wahrſcheinlich in ihrer Geſamtheit, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, den Leipzigern zur dauernden Erinnerung an das fünfzigjährige Beſtehen des Leipziger Gärtnervereins erhalten bleiben wird. Der König von Sachſen, der, allen gemeinnützigen Beſtrebungen das lebhafteſte Intereſſe entgegenbringend, auch das Protektorat der Leipziger Gartenbauausſtellung übernommen hatte, mußte ſeine Abſicht, der Eröffnung perſönlich beizuwohnen, aus Anlaß des Ablebens des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha leider aufgeben. Aus dem Geſamtbilde der Ausſtellung, die, eine der größeſten ihrer Art, alle Zweige des Gartenbaues in ſich vereinigte, bringen wir eines der reizvollſten Einzelbilder, welches die Ausſtellung bot, — einen auf einem Grottenbau ſtehenden Pavillon, über deſſen Felsunterbau ein Waſſerfall ſprudelte. In den Gebäuden der Ausſtellung waren Früchte und Gemüſe aller Art in wundervollen Exemplaren vertreten, die Leipziger Blumenbinderei hatte wahre Wunderwerke von Kränzen, Bouquets und anderen Blumengewinden geſandt, was das Warm- und Kalthaus an Pflanzen kultiviert, die nicht unſerer Zone angehören, war in dieſer Ausſtellung vereinigt, und in den Ausſtellungsanlagen feierte die Parkgärtnerei einen wahren Triumph.



Gartenbauausſtellung zu Leipzig: Waſſerfall und Grotte.
Nach einer Photographie von C. Maul in Leipzig.

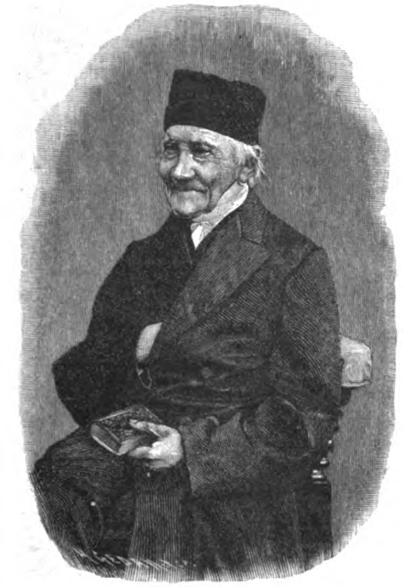


Der Kanal durch den Iſthmus von Korinth. Der Zugang am Hafen von Kalamaki.

Der Kanal von Korinth. — Oberkonſiſtorialrat D. H. E. Schmieder †. — Der Brand des Domes zu Ratzeburg.

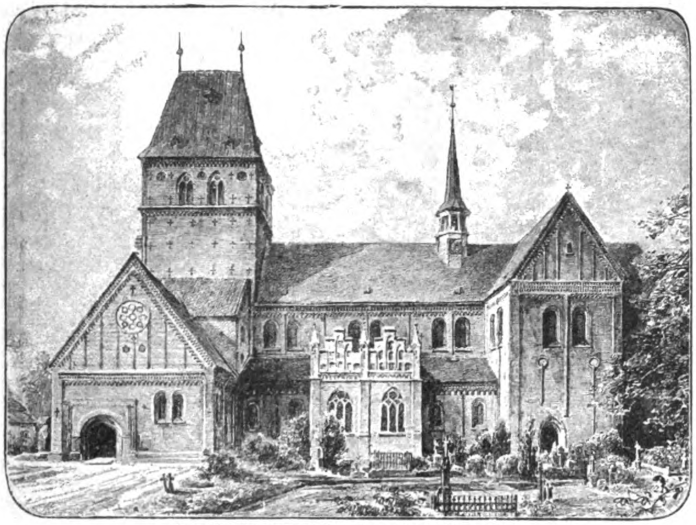
Der Plan, den ſchmalen Iſthmus von Korinth zu durchſtechen und durch eine direkte Verbindung des Golfes von Korinth mit dem Golf von Aegina den Seeweg um die Südküſte Griechenlands abzukürzen, beſteht ſchon ſeit zweitauſendfünfhundert Jahren. Schon Periander der Tyrann von Korinth, beſchäftigte ſich, ſechshundert Jahre vor Chriſto, mit dieſer Idee, deren Ausführung damals Korinth wahrſcheinlich zum Zentralpunkt des geſamten Welthandels gemacht haben würde. Den techniſchen Hilfsmitteln der damaligen Zeit ſtellte indeſſen der Felsboden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, und auch die Römer noch erlahmten an der Aufgabe, den Felsboden zu durchbrechen, die ſie unter Cäſar, Caligula und Nero in Angriff genommen hatten. Die moderne Technik ſcheut vor Felsſprengungen und Felsbohrungen im größeſten Maßſtabe nicht zurück, und der jetzt dem Verkehr übergebene Kanal, an der Durchbruchsſtelle nur ungefähr zwei deutſche Meilen lang, gehört ſicher nicht zu den imponierendſten Kanalbauten der Neuzeit. Auch die Bedeutung dieſes Durchſtichs für den Welthandel hat ſich im Laufe der Jahrtauſende weſentlich verringert. Einerſeits iſt das Mittelmeer nicht mehr die erſte

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Oberkonſiſtorialrat D. Schmieder.

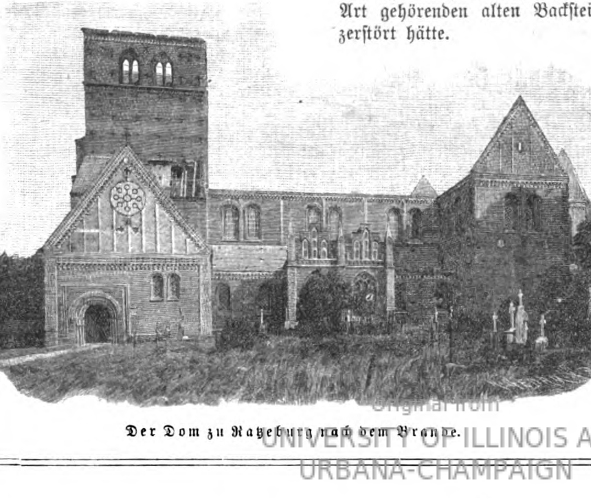
Verkehrſtraße der Kulturwelt, andererſeits hat ſich die Schiffsſchnelligkeit ſo erhöht, daß die durch die Benutzung des Kanals gewonnene Zeiterſparnis wenig ins Gewicht fällt. Aber für den Handel mit der Levante, vor allem für den ſehr lebhaften Küſtenhandel Griechenlands, iſt der Kanal von Korinth immer noch von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, und die Schwierigkeiten, die zu überwinden geweſen ſind, waren doch auch bei unſern geſteigerten techniſchen Hilfsmitteln ſo bedeutend, daß die Ausführung des Werkes einen Zeitraum von elf Jahren, große Arbeitskräfte und große Summen in Anſpruch genommen hat. Mußten doch an einer Stelle Sandſteinfelſen von achtzig Meter Höhe über dem Meeresſpiegel durchbrochen werden. Erbauer des am 6. Auguſt dem Verkehr übergebenen neuen Waſſerweges iſt ein griechiſcher Ingenieur, M. Malſas. Der in ſchnurgerader Linie gezogene Kanal hat eine Länge von etwas mehr als ſechzehn Kilometern, eine Breite von einundzwanzig bis zu vierundzwanzig Metern, ſeine Tiefe beträgt gleichmäßig acht Meter. Der weſtliche Eingang des Kanals iſt durch zwei Dämme, die öſtliche Mündung desſelben in der Bucht von Kalamaki durch einen Wellenbrecher gegen den Anſturm des Meeres geſchützt. Bei der Kürze des Durchſtichs hat man davon abgeſehen, Ausweicheſtellen anzulegen, wie ſie im Kanal von Suez das Vorbeipaſſieren der Schiffe ermöglichen. Die Uferböſchungen ſind zum Teil abgemauert, zum Teil in den Fels gehauen, und während der Nacht durch elektriſches Licht erhellt. Zwei neue Hafenſtädte, Iſthmia und Poſeidonia, ſind an den beiden Kanalmündungen entſtanden. Die Eröffnung des Kanals von Korinth erfolgte in Anweſenheit des Königs und der Königin von Griechenland. Während der erſtere in ſeiner Rede die Bedeutung des vollendeten Werkes für Handel und Verkehr feierte, erſchloß die Königin ſymboliſch den neuen Weg, indem ſie mit goldener Scheere ein quer über den Kanal geſpanntes Band durchſchnitt. An Bord der Sphacteria, gefolgt von einer Flottille von Kriegsſchiffen, Torpedobooten, Handels- und Küſtenfahrzeugen paſſierte dann der König den Kanal, an deſſen Ufern große Volksmaſſen in der maleriſchen Landestracht zuſammengeſtrömt waren.



Der Dom zu Ratzeburg vor dem Brande.

Faſt hundert Jahre alt ſtarb in Wittenberg am 11. Auguſt der Oberkonſiſtorialrat Dr. theol. Heinrich Eduard Schmieder, deſſen Leben mit der Geſchichte des Predigerſeminars zu Wittenberg auf das Engſte verknüpft iſt. Als Friedrich Wilhelm III. am 31. Oktober 1817 das ehemalige Auguſtinerkloſter zu Wittenberg in ein Predigerſeminar umwandelte, trat H. E. Schmieder als erſtes Mitglied in dasſelbe ein. Fünfundvierzig Jahre hindurch, von 1839 bis 1884, hat dann des Verſtorbenen ganze Wirkſamkeit, zuerſt als Ephorus, dann als zweiter und ſpäter als erſter Direktor, dem Seminar gegolten und vielen hundert Kandidaten iſt er ein Führer und Berater geworden. Geiſtig friſch bis zu ſeinem Tode, erloſch ſein Intereſſe für das Inſtitut, dem er ſo viele Jahre vorgeſtanden hatte, auch nach ſeinem Rücktritt vom Amte nicht; ſeine Ehrfurcht gebietende Perſönlichkeit und ſeine lebendige Anteilnahme ſind bis zu ſeinem Hinſcheiden von großem Einfluß auf das Seminar geweſen, wie ſein Gedächtnis demſelben fortdauernd ein Segen bleiben wird.

Eine der älteſten Kirchenbauten Norddeutſchlands, der ehrwürdige Dom zu Ratzeburg, iſt am 15. Auguſt vom Feuer hart beſchädigt worden. Das ſchöne Gotteshaus, ein Backſteinbau in einem Gemiſch von romaniſchem und gotiſchem Styl, wurde bereits im Jahre 1164 unter Heinrich dem Löwen begonnen. Der Dom ſelbſt und ſeine Umgebung gehören heute zum Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, während die auf einer Inſel des ſchönen waldumkränzten Ratzeburger Sees gelegene Stadt Ratzeburg, die Hauptſtadt des Herzogtums Lauenburg, preußiſch iſt. Der Dom iſt reich an Kunſtſchätzen, unter denen der Marmoraltar mit Reliefs aus der Geſchichte des Heilands und den Figuren des Moſes, Johannes des Täufers und der Evangeliſten, ſowie eine Anzahl Bilder, welche die Geſchichte des Märtyrers und Miſſionars Ansverus, der die Slaven in der Umgegend Ratzeburgs zum Chriſtentum bekehrte, bemerkenswert ſind. Ein Steinkreuz in der Umgegend zeigt noch heute die Stelle, an der Ansverus von den Widerſachern der neuen Lehre geſteinigt worden ſein ſoll. Außerdem enthält der Dom die Gräber lauenburger Herzoge und Biſchöfe und eine außerordentlich ſchöne Orgel, die vor zehn Jahren der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz ſtiftete. Dieſe Kunſtſchätze ſind glücklicherweiſe von dem durch einen Blitzſchlag verurſachten Brand unbeſchädigt geblieben. Wie die Leſer aus unſern beiden, den Dom vor und nach dem Brande darſtellenden Bildern ſehen, iſt das Dach des Domes wie des Turmes vollſtändig zerſtört, der letztere auch bis auf die Umfaſſungsmauern vollſtändig ausgebrannt. Das Innere der Kirche iſt dagegen nur wenig beſchädigt. Der vor dem Altar hängende Armleuchter ſtürzte zwar herab, aber er richtete keinen weiteren Schaden an, und die achtzig Centner ſchwere Glocke vermochte in ihrem Fall das maſſive Gewölbe nicht zu durchſchlagen. So ſteht zu hoffen, daß das alte Gotteshaus bald wieder in ſeiner früheren Schönheit erſtehen wird, um ſo mehr, da das Ratzeburger Domkapitel über ein großes Vermögen verfügt. An den Löſcharbeiten nahm das Ratzeburger Jägerbataillon hervorragenden Anteil, und dieſem iſt es in erſter Linie zu danken, daß das Feuer nicht noch größere Dimenſionen annahm und nicht auf das Kloſtergebäude übergriff, das durch einen Kreuzgang mit dem Dom in Verbindung ſteht. Gerade Norddeutſchland hat ſo wenig ſchöne alte Kirchenbauten, daß es ein unerſetzlicher Verluſt geweſen wäre, wenn das Feuer dieſen zu den hervorragendſten ſeiner Art gehörenden alten Backſteinbau zerſtört hätte.



Der Dom zu Ratzeburg nach dem Brande.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 51.)

Daß dir Vertraun und Liebe naht,
Daß Groll und Neid vor dir verſtumme,
Bewirkſt du nicht durch eine That,
Nur durch der Thaten lange Summe.

„Xenien.“

Die verehrte Leſerin glaube nicht, daß wir ſie mit Reminiscenzen an die Litteraturſtunde zu unterhalten beabſichtigen. „Xenien“ — man denkt ſofort an die Epigramme, welche unſere Dichterfürſten Schiller und Goethe gemeinſam — man weiß ja kaum, wem die Autorſchaft bei jedem einzelnen zuzuſchreiben iſt — verfaßten. „Xenien“ heißt aber ſo viel wie „Gaſtgeſchenke“. Die „Xenien“ Griechenlands wurden den Gäſten von den Wirten überreicht — manch' roſenumkränzte Trinkſchale — manch' mühſames Gewebe vom Webſtuhl fleißiger Frauen mag dem Gaſte vom Gaſtfreund dargeboten worden ſein. Bei uns iſt es heute nicht mehr der Wirt, der dem Beſucher ein Geſchenk überreicht, es iſt der Gaſt, der für die freundliche Aufnahme, für alle ihm gebotene Güte, geopferte Zeit durch eine kleine Aufmerkſamkeit, ein ſinniges Andenken zu danken weiß. Der Sommer rüſtet ſich zur Neige, und alle, die wir „auf Logierbeſuch“ geweſen, ſei es in Stadt oder Land, wir kehren heim in den trauten Familienkreis, und lebhaft drängt es uns, die dankbare Erinnerung an die genußreichen Tage, die wir verlebt, in Worte oder auch — in Thaten zu kleiden. Dem Brief, in welchem wir den Freunden nochmals unſern Dank abſtatten, folgt eine kleine Gabe, ein Andenken an uns und unſern Beſuch — ein „Gaſtgeſchenk“. Wem das Talent gegeben, in zierlichen Reimen dankbar zu nahen, der ſende als Gaſtgeſchenk ein nettes Gedicht. Wir proſaiſchen Sterblichen müſſen ſchon Pinſel, Nadel oder Stift, vielleicht ſogar den Kochlöffel, regen. Was wir ſenden, hängt in jedem beſonderen Fall davon ab, wie vertraut wir mit dem Empfänger ſind. Eigene Arbeit erhöht den Wert jeder Gabe. Von dem konventiellen Blumenbouquet und unſerer neueſten Kabinettaufnahme bis zu dem ſelbſtgebackenen Kuchen, — welche Skala von Geſchenken! Dabei vermeide man das allzu koſtbare wie das allzu praktiſche Geſchenk; beides kann verletzen. Man hüte ſich etwas zu geben, von dem der Empfänger denken könnte, man habe ſein Fehlen unangenehm empfunden. Eine Malerei, die Bezug auf Ort und Perſonen hat, ein „ſelbſtgepunztes“ Fremdenbuch, in das wir ſelbſt mit luſtigem Spruch uns eintragen, ein Makartbouquet, unter Zuhilfenahme der Gräſer, die wir auf dem Gute unſerer Gaſtfreunde geſammelt — da haſt du, liebe Leſerin, die diesjährigen „Gaſtgeſchenke“ der „drei ſilbernen Lilien.“ Der ſorgſamen Hausfrau, der du halfeſt die Schätze des Gartens für den Winter zu bergen, der zeichne zierliche Etiquetten für den ſelbſtfabrizierten Stachelbeerwein, für das Johannisbeergelee. — Ein Sprichwort ſagt: „Wer raſch gibt, gibt doppelt“ — dies gilt aber nicht von unſerm Gaſtgeſchenk. Wenn gleich nach der Abreiſe des lieben Gaſtes ein Paket eintrifft, ſo erweckt das ein unangenehmes Empfinden in der Seele des Empfängers: „Hier die Quittung für eure Güte.“ Unſer Takt wird den richtigen Moment zu finden wiſſen, wo wir mit unſerer Gabe nahen dürfen, vielleicht am nicht allzu fernen Geburtstag unſerer gütigen Wirtin oder bei ähnlicher Gelegenheit.

Drei ſilberne Lilien.

Deutſche Lehrerinnen in England.

In Nr. 43 dieſes Blattes bildete der Verein deutſcher Lehrerinnen in Paris Gegenſtand einer Beſprechung. Da über den „Verein deutſcher Lehrerinnen in England“ hier noch nicht berichtet wurde, dürfte es für die Familien, deren Töchter als Lehrerinnen nach England zu gehen beabſichtigen, von Nutzen und für andere von allgemeinem Intereſſe ſein, über die Wirkſamkeit desſelben und ſein vortreffliches „Daheim“ etwas zu erfahren. Der Verein beſteht ſeit dem Jahre 1876, das Daheim hingegen erſt ſeit 1879. Beide wurden gegründet und bis jetzt unausgeſetzt geleitet von Fräulein Helene Adelmann und Fräulein Magdalene Gaudian. Unter der ebenſo klugen und umſichtigen, als menſchenfreundlichen Leitung dieſer beiden, ſich in ihrem Wirken aufs ſchönſte ergänzenden Frauen entfaltete ſich der Verein zu der bedeutendſten aller bis jetzt im Ausland entſtandenen Unternehmungen dieſer Art. Bei ſeiner Gründung zählte er 45 Mitglieder, jetzt ſind es deren über 700. Er ſteht unter dem Protektorat der Herzogin von Connaught, der Prinzeſſin Adelaide von Teck, der Großherzogin von Baden, des Großherzogs und der Prinzeſſin Alix von Heſſen und bei Rhein. Die Zwecke des Vereins ſind u. a. folgende: 1. Seinen Mitgliedern Schutz und Obdach im fremden Land zu gewähren. 2. Ihnen zu paſſenden Stellen zu verhelfen. 3. Seinen kranken und bedürftigen Mitgliedern Unterſtützung zukommen zu laſſen. Neben dieſen praktiſchen verfolgt er auch ideale Ziele, darin Hand in Hand gehend mit dem „Allgemeinen deutſchen Lehrerinnenverein“, dem er ſich ſeit drei Jahren angeſchloſſen hat. Um in dem Londoner Verein Aufnahme zu finden, müſſen folgende Bedingungen erfüllt werden: 1. Perſönliche Vorſtellung auf dem Vereinsbüreau. 2. Vorlegung der Originalzeugniſſe. 3. Ein Empfehlungsbrief der letzten Prinzipalin. 4. Vorlegung des Geburts- und Taufſcheins (die Aufzunehmende darf nicht unter 20 und nicht über 50 Jahre alt ſein). Nur durchaus tüchtigen, leiſtungsfähigen und vorzüglich empfohlenen Lehrerinnen kann der Beitritt als Mitglieder geſtattet werden. — Das Organ des Vereins iſt der vierteljährlich erſcheinende, ſehr gut redigierte „Vereinsbote“, deſſen Abonnement für Mitglieder 1 Mk., für Nichtmitglieder Mk. 2.20 jährlich beträgt. Jedes Mitglied zahlt bei ſeinem Eintritt in den Verein 10 Schilling 6 Pence, der Jahresbeitrag beträgt ebenfalls 10 Schilling 6 Pence (in deutſchem Geld etwa Mk. 10.50). — Das Daheim beſteht aus zwei miteinander verbundenen ſtattlichen Häuſern, befindet ſich in beſter Lage, im Weſtend Londons, nicht weit vom Hyde Park, 16 Wyndham Place, Bryanſton Square. Stellenloſe Mitglieder, oder ſolche, die ſich auf der Durchreiſe einige Zeit in London aufhalten und die dortigen reichen Kunſtſchätze bewundern wollen, finden hier vollſtändige, gute Penſion für 18—24 Schillinge pro Woche. Nichtmitglieder können im Daheim keine Aufnahme finden. Durch wiſſenſchaftliche und muſikaliſche Vorträge, die an zwangloſen Empfangsabenden jeden Mittwoch ſtattfinden, bietet der Aufenthalt daſelbſt neben geiſtiger Anregung und Belehrung auch geſellige Annehmlichkeiten. — Dem ſtrengen Feſthalten des Vorſtandes, in der Regel, nur geprüfte, tüchtige Lehrkräfte als Mitglieder aufzunehmen, verdankt der Verein das große Vertrauen und Anſehen, das er in den beſten Kreiſen Englands, Irlands und Schottlands genießt. Denn die mit dem Verein verbundene, ebenfalls durch Fräulein Adelmann und Fräulein Gaudian geleitete Stellenvermittelung verſorgt ſeit einer langen Reihe von Jahren die drei Länder des vereinigten Königreichs mit deutſchen Lehrkräften. Dieſen Weg ſollten alle jungen deutſchen Mädchen, die in England als Erzieherinnen wirken wollen, einſchlagen, denn er bietet ihnen die beſte Gewähr, eine ihren Talenten und ihrer ſpeziellen Ausbildung entſprechende Stelle in guten Kreiſen und geſicherten Verhältniſſen zu finden. Es würde zu weit führen, hier von der behaglichen, geſundheitsmäßigen Einrichtung des Daheim reden zu wollen. Nur ſo viel ſei geſagt: das Ganze iſt ausgezeichnet organiſiert. In jedem Stockwerk befindet ſich ein Sanatorium, da dies jedoch den jetzigen Verhältniſſen nicht mehr genügt, ſoll demnächſt ein beſonderes Heim für Rekonvaleszenten und der Erholung bedürftige Mitglieder gegründet werden. Aus eigner Erfahrung kann ich ſagen, daß dieſe Anſtalt ſchon unausſprechlich viel Segen gewirkt hat, daß ſie anheimelt wie ein Stückchen Vaterland in der Fremde — beides, weil ſie von deutſch-chriſtlichem Geiſte durchweht iſt.

Emilie Pröſcher.

Selbſtfabrizierte Schokolade.

„Ich mache mir alle Schokolade ſelbſt“, ſagte meine Nachbarin im Geſellſchaftskreiſe. Dies Wort riß mich aus der anziehenden Konverſation mit meinem Gegenüber. Selbſtgemachte Schokolade! .... „Ach, bitte, mein gnädigſtes Fräulein“, wandte ich mich an meine Nachbarin, „könnten wir anderen Sterblichen nicht etwas von dieſer Kunſt vernehmen? Bitte, erzählen Sie uns, wie das gemacht wird.“ „Ja, bitte, bitte“, klang es von allen Seiten, und die liebenswürdige Dame ließ ſich nicht lange nötigen: „Meine ſelbſtfabrizierte Schokolade iſt viel müheloſer herzuſtellen, als Sie denken, meine Damen, und dabei, beſonders bei einem großen Haushalt, viel ökonomiſcher! Ich beziehe aus einer Schokoladefabrik reine Kakaomaſſe in feſter Form, das Pfund zu 2 Mark. Ein Pfund Kakaomaſſe bringe ich auf gelindem Feuer in einem glaſierten Topfe zum Schmelzen. Dann nehme ich $1^1/_2$ Pfund allerfeinſten Puderzucker, vermenge ihn ganz allmählich und aufs ſorgfältigſte mit der flüſſigen, durch Hinzufügen des Zuckers jetzt feſt werdenden Maſſe. Während des Schmelzens hatte ich eine Stange Vanille in der Maſſe ausziehen laſſen. Mit dem Zucker füge ich eventuell nach Geſchmack feingeſtoßene Vanille hinzu. Die Maſſe wird jetzt noch warm in erwärmte Blechförmchen der verſchiedenſten Art gefüllt, und dieſe werden nun ſo lange hin und her geſchüttelt, wohl auch auf die Tiſchplatte aufgeſchlagen, bis die obere Seite der Schokolade glänzend ausſieht. Haben die Formen über Nacht im Kalten geſtanden, ſo ſtürzt ſich der Inhalt leicht, und die „ſelbſtfabrizierte Schokolade“ harrt des Verſpeiſens. Aus 1 Pfund Maſſe und $1^1/_2$ Pfund Zucker erhalte ich alſo $2^1/_2$ Pfund Schokolade, ſodaß das Pfund davon auf 1,10 M. zu ſtehen kommt, was bei der abſoluten Reinheit des Produkts gewiß nicht teuer iſt.“ Allgemeiner Dank lohnte der Dame, die uns alſo ins Geheimnis zog. Möchte ſie mir verzeihen, wenn ich indiskret genug war, es hier meine lieben Daheimleſerinnen zu verraten.

Adele.

Mit einer Lampe und einer Bibel am Polterabend.

Dir, liebes Brautpaar, nah' ich mich
Mit Wünſchen, treu und wahr,
Und bring dazu für Haus und Herz
Beſcheidne Gaben dar.

Was ſie bedeuten, merket wohl
Und wollt es recht verſtehn:
Sie helfen Euch mit Sicherheit,
Das Rechte ſtets zu ſehn.

Die Leuchte hier mit ihrem Schein
Erhell' Euch Haus und Herd;
Das Licht zieh' in das Herz Euch ein,
Das dieſes Buch beſchert.

Dann ſtrahlt von Herzen Himmelsſchein
Zurück in Euer Haus;
So wird Euch Haus und Leben hell,
Nie geht das Licht Euch aus.

B. Gründler.

Praktiſches fürs Haus.

Spielkarten zu reinigen. Dieſelben laſſen ſich mit Benzin leicht und ſchnell reinigen, indem kleine Flöckchen Watte mit Benzin befeuchtet werden und mit denſelben ſchnell über die Karte gefahren wird. Die Watte muß öfters erneuert werden, ſobald ſie unſauber wird. Die Rückſeite der Karten kann gründlich gereinigt werden, ſie iſt auch meiſt die unſaubere, aber die rechte Seite darf man nur vorſichtig reiben, da ſonſt die Farben der Bilder und Zeichen ſehr leiden. Es empfiehlt ſich daher, möglichſt außerhalb der Konturen derſelben herumzureiben. **E. Grethe.**

Konſervierung der Pilze.

Wenn zur Herbſtzeit Feld und Garten uns mit ihren Gaben überſchütten, will auch der Wald nicht zurückbleiben. Nach einem warmen Regen ſieht man ſie maſſenhaft emporſchießen, jene „Früchte des Waldes“, ſchlechthin Pilze benannt. Schön ſind ſie mit wenigen Ausnahmen, ſelbſt die gefährlichſten unter ihnen, doch leicht vergänglich wie die Blumen. Noch lange bevor die Wiſſenſchaft nachwies, wie überaus reich die Pilze an Nährſtoffen ſind, galten ſie als Leckerbiſſen bei Reich und Arm. Dieſes und der Umſtand, daß ſie zu gewiſſen Zeiten in überreicher Fülle vorhanden, zu anderen aber auch nicht für ſchweres Geld zu erlangen ſind, ließ den Wunſch, ſie konſervieren zu können, gerechtfertigt erſcheinen. Das bezieht ſich beſonders auf Steinpilze, die als Speiſepilze wohl allen vorangehen. Ehe das Appertſche Verfahren — Einkochen unter Abſchließung der äußeren Luft — allgemein bekannt und angewendet wurde, konſervierte man die Pilze einfach durch Trocknen oder mittelſt Eſſig. Eine andere Methode, die man in allen alten Kochbüchern angegeben findet, das Einkochen in Schmalz, kann nicht viele Freunde erworben haben, da ſo konſervierte Pilze bald verderben. Die erſtgenannten Methoden konſervieren die Pilze allerdings ſicher, aber verändern ihren Geſchmack dermaßen, daß man ſie jetzt nur als Notbehelf betrachten ſollte. Der feine, aromatiſche Pilzgeſchmack läßt ſich nur beim Kochen in Dampf, und zwar in Glasbüchſen, erhalten. Bekanntlich ſind Pilze ſehr ſtickſtoffreich, gleich dem Fleiſche und den Hülſenfrüchten. Dieſem Umſtande muß beim Einkochen durch ganz beſondere Sorgfalt Rechnung getragen werden, denn der Stickſtoff geht am ſchnellſten in faulige Gärung über, die dann durch nichts aufzuhalten oder gut zu machen iſt. Aus dieſem Grunde mögen es viele Hausfrauen unterlaſſen, ſich Pilzvorrat für den Winter zu verſchaffen. Seit Jahren ſchon habe ich Verſuche angeſtellt, auf welche Weiſe am ſicherſten und billigſten zu verfahren ſei, um dieſes vorzügliche Nahrungsmittel, unbeſchadet ſeines urſprünglichen, eigenartigen Geſchmackes, meinen Wintervorräten einzuverleiben. Folgendes habe ich probat gefunden und empfehle es zur Nachahmung: Ich pflege nur Champignons und Steinpilze, die mir zuweilen in großen Maſſen zu ſehr billigen Preiſen angeboten werden, einzukochen. Beide Pilzſorten müſſen ganz frei von Würmern, die Champignons noch geſchloſſen und weiß, höchſtens auf der Unterſeite roſa, auf keinen Fall braun oder ſchwarz ſein. Steinpilze dürfen ſchon ausgewachſener erſcheinen, nur hat man dann den ſogen. Filz, d. h. die Samenröhrchen auf der unteren Seite des Hutes, zu entfernen. Champignons ſind meiſtens ſehr ſauber, da ſie im Raſen wachſen, man hat nur nötig, den unteren harten Teil des Stieles abzuputzen. dann ſchneidet man ſie, ohne ſie zu waſchen, in feine Scheiben; die kleinſten läßt man ganz. Von den Steinpilzen wäſcht man jeden einzeln mit einer feinen weichen Bürſte, legt ihn zum Abtropfen auf eine reine Serviette und putzt dann erſt alles Sandige und etwa Gelbfleckige ab. Unterdeſſen macht man in einem möglichſt neuen, thönernen Kaſſerol ein wenig Waſſer kochend, ſchneidet die Pilze in feinen Scheiben hinein, ſalzt und rührt ſie vorſichtig um. Sobald ſie heiß werden, laſſen ſie Saft gehen und fallen zuſammen; in dieſem ihrem Safte läßt man ſie etwa eine Stunde langſam kochen. Der ſich bildende Schaum wird ſorgfältig entfernt. Noch vor dem Feueranmachen ſtellte man die gut gereinigten Glasbüchſen in die Röhre, damit ſie langſam heiß werden. (Das Abkochen der Pilze hat der ſicheren Kontrolle wegen auf dem Herde zu geſchehen.) Wenn der Pilzſaft klar und hell iſt, füllt man den Inhalt des Kaſſerols kochend heiß in die Büchſen, ſtellt dieſelben zurück in die Röhre, bis ſich die Pilze geſetzt haben und etwas Saft überſteht, nötigenfalls gießt man ein wenig kochendes Waſſer nach, denn ſie müſſen von der Flüſſigkeit unbedingt bedeckt ſein. Nebenbei beobachtet man etwaige Luftblaſen, die durch Schütteln zu entfernen ſind. Unterdeſſen bereitet man die Schweinsblaſe zum Verbinden vor. Die verbundenen Büchſen kommen ſofort in das ſchon vorbereitete heiße Waſſer, in welchem ſie noch, je nach der Größe, $^1/_2$ oder $^3/_4$ Stunde zugedeckt kochen und dann langſam abkühlen müſſen. Anſtatt des Heues bediene man ſich zur Umhüllung lieber der ſauberen und gänzlich geruchloſen Holzwolle. Iſt die Blaſe tief nach innen gezogen, dann iſt das Werk gelungen, und die Pilze halten ſich, bis es wieder neue giebt; iſt ſie nur ſtraff geſpannt oder gar locker geworden, dann liegt ein Verſehen vor. Man verbrauche den Inhalt der Büchſe bald, ehe er verdirbt. Auf gleiche Weiſe werden auch die Champignons eingekocht. Vom Abgang der letzteren und großen ausgewachſenen Exemplaren läßt ſich mit leichter Mühe Soja herſtellen. Man ſchneidet zu dieſem Zweck alles ganz klein, gibt es (ungewaſchen) in einen thönernen Topf, ſchneidet einige Schalotten dazu, fügt reichlich Salz, einige Pfefferkörner und Lorbeerblätter bei und ſtellt den Topf zugedeckt auf eine warme Herdſtelle. Anderntags preßt man den Saft durch, kocht ihn ſtark auf, füllt ihn heiß in heiße Fläſchchen, die verkorkt und verſiegelt aufgehoben werden. Ein Kaffeelöffel dieſes Saftes, der ſich übrigens mehrere Jahre lang hält, gibt Bratenſaucen und Gußſuppen eine köſtliche Würze. Hauptſache bei dieſem Einkochen iſt größte Sauberkeit, man darf z. B. nicht mit dem Rührlöffel koſten! Ferner: Alles muß raſch hintereinander gethan werden, damit nichts abkühlt und mit anderer Luft in Berührung kommt. Schließlich kommt auch noch der Aufbewahrungsort in Frage: luftig, trocken und kühl. Dieſe Bedingungen werden am beſten erfüllt — im Einfeuerungsraume der unbenutzten Öfen. **Cl. Zöllner.**

Quittenlikör.

Ein ausgezeichnetes, von einem Feinſchmecker erſten Ranges herrührendes Quitten-Likör-Rezept iſt in unſerer Familie in langjährigem Gebrauch, und ich möchte es nachſtehend mitteilen, da es mir empfehlenswerter ſcheint, als die anderen mir vorgekommenen. Die Quitten werden mit der Schale gerieben, nachdem ſie ſauber abgerieben ſind. $^1/_2$ Liter des ausgepreßten Saftes, $^1/_2$ Liter beſten Franzbranntwein oder deutſchen Cognac gießt man über $^3/_4$—$^7/_8$ Pfund harten Zucker oder nimmt denſelben, in wenig Waſſer geläutert, als Sirup darunter. An Gewürzen nimmt man 6 Nelken, 8—10 Korn Pfeffer, 50 Korn Koriander, 25 Gramm bittere Mandeln, alles grob geſtoßen, thut dieſelben in eine kleine Flaſche und läßt ſie in einem Teile der Likörmiſchung ausziehen. Dieſelbe wird auch in Flaſchen gefüllt, muß 3—4 Wochen unter öfterem Schütteln ſtehen und zuletzt ſich ruhig ſetzen. Durch vorſichtiges Abfüllen vom Bodenſatz erleichtert man das Filtrieren. Nachdem auch der Gewürzextrakt abgegoſſen und dazu gemengt iſt, ſchütte ich den Bodenſatz auf das Gewürz, um den ſich daraus immer wieder klärenden Likör nach Belieben dem anderen beizumengen oder ſonſt als Würze zu verwenden. Natürlich kann das Rezept vereinfacht werden, beſonders durch Gebrauch von beſtem Spiritus ſtatt Cognac und durch Benutzung des Quittenrückſtandes, dem mittelſt Übergießens mit warmem Waſſer nochmals ein allerdings minder aromatiſcher Extrakt abzugewinnen iſt. Bei der Quantität von 10—15 Liter Likör, die ich jährlich fabriziere, arrangiert ſich die Sache von ſelbſt und zwar ſo, daß der eigentliche Quittenſaft zum feinen Likör, der ſchon manches hübſche Geſchenk bildete, verwendet wird, der Nachguß mit Spiritus und etwas reichlichen Gewürzen ein einfaches Hausſchnäpschen gibt. Die Mandeln ſetze ich, da es eine große Quantität iſt, mit Cognac beſonders auf, um ſie, nachdem der Extrakt abgegoſſen iſt, im Kuchen gebrauchen zu können, was bei der Vermiſchung mit Gewürzen nicht möglich wäre. Letzteren fügte ich für den geringen Likör außer den vorgeſchriebenen noch etwas Anis, Ingwer, Senfkörner und türkiſche Pfefferſchote bei, um mehr Geſchmack zu geben, und ſetzte von dieſem ſchärferen Ertrakt auch dem feinen Likör eine Kleinigkeit zu. — Der Likör iſt am beſten, wenn er nach dem Abfüllen, gut verkorkt und verſiegelt, Jahr und Tag ſteht; etwaige Unklarheit ſetzt ſich dann völlig, und man hat ein goldklares feines Getränk. **Anna Ecke.**

Handarbeit.

Cylinderputzerüberzüge. Sehr praktiſch erweiſt es ſich für das Reinigen der Cylinder, wenn über den Putzer ein Überzug gezogen wird ſtatt eines Tuches, welches oft nicht genügend regiert werden kann. Dieſe kleinen Überzüge ſind aus weißer Baumwolle geſtrickt, mit rotem Rändchen mit roter Spitze verſehen und am Rande mit einer zierlichen Häkelſpitze endend. **E. Grete.**

Für die Küche.

Ich beſitze ein vorzügliches Rezept, Haſelnußhörnchen zu backen, von denen alle meine Gäſte ſehr entzückt ſind, erſtens weil ſie ſo ſchön ſchmecken, zweitens weil ſie ſich ſehr gut halten und man ſie immer im Hauſe haben kann, was auf dem Lande bei unerwartet kommendem Beſuch eine große Annehmlichkeit iſt, und drittens ſind ſie ſehr einfach zu bereiten. Ich kerne ein Kilo Haſelnüſſe aus oder kaufe $^3/_4$ Pfd ausgekernte Haſelnüſſe und reibe ſie. Was die ausgekernten Nüſſe wiegen, ſo viel feinen, klaren Zucker, eine geſtoßene Schote Vanille, dies gut durcheinander gerührt, und dann der Schnee von vier Eiweiß dazu. Nun forme ich kleine Hörnchen oder andere einfache Figuren, ſetze ſie auf ein gut mit Wachs beſtrichenes Blech und laſſe ſie bei ziemlicher Hitze in der Röhre trocknen, bis ſie ungefähr ſo hart ſind wie Marzipan. **Tante Seeſchen.**

Äpfelklöße. In eine Schüſſel gibt man einen gehäuften Teller geſchälter, in Würfel geſchnittener Borsdorfer Äpfel, miſcht unter dieſe 30 g ſüße, ſechs Stück bittere geriebene Mandeln, etwas abgeriebene Citronenſchale, zwei Eigelb, ein Ei, Salz, 90 g Zucker, $^1/_8$ Liter Milch, 45 g geſchmolzene Butter und ſo viel weiße, geriebene Semmel, daß es eine ziemlich ſteife Maſſe wird, aus der man, nachdem alles gut untereinander gerührt iſt, mit einem Löffel Klöße abſticht, die dann in wenig geſalzenem Waſſer gar geſotten werden. Sobald die Klöße aus dem Waſſer gehoben ſind, werden ſie mit Zucker und geſtoßener Vanille oder Zimmet beſtreut und ſogleich mit Weinſchaumſauce ſerviert.

Nochmals: Die Aufbewahrung der Eier.

Der alte Hausfrauenglaube (ſiehe Nr. 45 des Frauen-Daheim), die Monate Auguſt, September und auch Oktober als die beſte Zeit des Eiereinlegens zu betrachten, iſt dadurch begründet, daß die Erntezeit mit ihrem Körnerfall in erſter Linie Garantie bietet für lange Haltbarkeit der Eier.

Wenn auch mit der Zeit manch alter Brauch ſchwindet, alte Mittel erſetzt werden durch neu erfundene, alles Alte möge man doch nicht ohne weiteres beſeitigen. Unſere Mütter und Großmütter wußten noch nichts von Küchenchemie, ſie wurden mehr praktiſch als theoretiſch zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet. Beim Einheimſen der Eier beobachteten ſie nachfolgende Regeln, möchte man ſie doch noch heut recht beachten, ſie ſind untrüglich und ſtehen über allen Neuerungen! 1. Nur in der Erntezeit Eier einlegen. 2. Die Eier nicht waſchen. 3. Die Eier nicht rütteln, noch mehrmals umlegen. 4. Die Eier mit Hammel- oder Rindsfett einreiben, in Heu oder Häckſel auf die Spitze ſtellen, ohne daß ſie ſich berühren. Eiweiß, auf die Eierſchale geſtrichen, hat wohl das Gute, die Poren gegen das Eindringen von Luft zu ſchließen, allein beim Trocknen kleben ſolche Eier am Eierbrett feſt, und beim Abnehmen berſten ſie leicht. Die Methode, Eier, welche den Winterbedarf abgeben ſollen. in brauſend kochendes Waſſer zu halten, erſcheint mir bedenklich. Eier, nach einer empfehlenswerten Methode eingelegt, müſſen ſich länger halten, als daß man nur bis zu Weihnachten das Eiweiß zu feſtem Schnee ſchlagen kann, wie angeführt.

Ich bin große Hühnerfreundin, beſorge und beobachte mein kleines Völkchen ſelbſt, der Hühnerbehälter liegt unter dem Küchenfenſter, ſodaß das ganze Jahr über alle Abfälle dahineinwandern und ihre rechten Abnehmer fanden. Die Eier holte ich täglich aus dem Neſt, ſie wurden auf vorerwähnte Art eingelegt, und dennoch fanden ſich im Vorwinter faule, oder im Inneren angehängte Eier vor. Ich kam zu dem Schluß, daß der Grund hierfür im Futter zu ſuchen ſei, und um mir Gewißheit zu verſchaffen, machte ich Verſuche mit dem verſchiedenſten Futter; freilich dauerte dies mehrere Sommer; jetzt weiß ich, daß in der Zeit des Eiereinlegens den Hühnern nur Körnerfutter zu verabfolgen iſt, auf dem Lande ergibt ſich dies von ſelbſt. Eier aus dieſer Futterzeit mit Fett eingerieben, in Häkſel geſtellt, waren nach faſt 2 Jahren wie friſch. **F. L. in E.**

Auskunft.

Fr. 130. Ich rate Ihnen entſchieden ab, den Dampfkochtopf neu emaillieren zu laſſen, ſondern gebe Ihnen folgendes zu bedenken: Sie benutzten den Topf wahrſcheinlich zum Braten, was ja wunderſchön darin gelingt, aber die Emaille mit der Zeit abſprengt. Verwenden Sie nun künftighin denſelben ſtets nur zu gleichem Zweck, ſo ſchadet der bloßgelegte Eiſenboden durchaus nicht, da er, fettdurchdrungen, nicht roſten kann. Für die geſparten Koſten kaufen Sie ſich einen neuen Dampftopf von jener billigeren, modernen Art ohne Bügelverſchluß, und verwenden dieſen nur als Kochtopf. **Cl. Zöllner.**

Fr. 138. **S. in G.** Liegnitz in Schleſien, 50 000 Einwohner, hat zwar zwei ſehr gute und viele ſchlechte Schneiderinnen, doch würde eine gute, nicht zu teure und pünktlich arbeitende bald mehr zu thun haben, als ſie leiſten könnte, da viele Liegnitzer Damen Breslau aufſuchen müſſen.

Fr. 142. Ich empfehle: Hillebrandt, Frankreich und die Franzoſen. Preis mir unbekannt! — Als Nachſchlagebuch, wörterbuchartig eingerichtet, kommt in Betracht der 3. Band der Notwörterbücher von Touſſaint Langenſcheidt: Land und Leute in Frankreich. Preis 3 Mark. **Oberlehrer F. in B.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

(Zu Nr. 52.)

Weltlärm iſt wie der loſe Uferſand,
Auf dem nur leere Zitterhalme ſchwanken.

„Ernſtes Alleinſein“ heißt das feſte Land,
Auf dem die edle Ernte reift —: Gedanken.

Weibliche Uhrmacher.

Schon einmal ward im Daheim das Für und Wider der Uhrmacherei als Erwerbszweig für Frauen erörtert; ich möchte heute noch einmal eingehender auf dieſes Kapitel zu ſprechen kommen. — Die goldenen Zeiten, in denen nach Homer die Frau „ruhig und ſorglos am Herde ſaß, im Glanze des Feuers drehend der Wolle Geſpinſt“ ſind nun einmal vorüber, und die Zahl derer, die ſich ihren Weg durch das Leben ſelbſt bahnen müſſen, wächſt in faſt beängſtigender Weiſe. Die Überfüllung des früher faſt allein als ſtandesgemäß anerkannten Lehrfachs hat für die gebildeten Klaſſen ſchon zu niederſchlagender Ratloſigkeit geführt. Die Krankenpflege ſtellt an Körperkräfte und an den Charakter Anforderungen, denen nicht jede gewachſen iſt, und der Verkauf von Handarbeiten, Malereien u. dergl., mögen ſie auch von größter Kunſtfertigkeit zeugen, wird nur in vereinzelten Fällen ſo einträglich ſein, um als wirklicher Erwerbszweig für das ganze Leben hindurch betrachtet werden zu können. Der Dienſt irgendwelcher Kunſt iſt nur ganz außergewöhnlichen und zweifelloſen Talenten zu raten. So bleibt für die Durchſchnittsbegabung eine Erweiterung des Arbeitsfeldes nach anderer Seite dringend geboten. Warum ſoll die Frau, deren eigenſtes Gebiet die Kunſtfertigkeit der Hand iſt, der einträglichſten und ehrwürdigſten aller Beſchäftigungsweiſen: dem Handwerk fernſtehen? Handwerk hat einen goldenen Boden! Warum ſoll dieſer alte Spruch nicht auch den Frauen glückverheißend ſein? Das Arbeitsfeld, welches wir den heutigen Mädchen und Frauen in dieſer Beziehung vor allem ans Herz legen wollen, iſt die Uhrmacherei. Dieſes Kunſthandwerk liegt ja vorläufig noch allein in den Händen der Männer. Mancher Uhrmacher wird aber, ſobald erſt einmal der Anfang gemacht iſt, mit Freuden junge Mädchen anlernen und beſchäftigen. Beſitzen doch gerade viele Frauen in viel höherem Grade als die Männer die beiden Kardinal-Eigenſchaften des guten Uhrmachers: Kunſtfertigkeit der Hand und Geduld. Ferner gehört jedoch noch dazu: Geſundheit, vor allem ſtarke Nerven und ein ſicheres Auge. Auch die Hand muß nicht allein geſchickt, ſondern auch geſund ſein. Die geringſte Feuchtigkeit an der Hand wäre das größte Hindernis, denn durch Feuchtigkeit entſteht Roſt, und dieſer würde das ganze Kunſtwerk verderben. Erforderlich iſt eine vierjährige Lehrzeit. In den erſten beiden Jahren muß ein kleines Lehrgeld bezahlt werden; im dritten Jahre tritt jedoch ſchon ein Verdienſt von 3—4 Mark pro Woche an deſſen Stelle, der ſpäter bis auf 56—100 Mark geſteigert wird. Die Hauptkoſten verurſacht das Anſchaffen der unzähligen kleinen Inſtrumente, der Zangen, Feilen, Pincetten, Schraubenzieher, Einrichtungen zum Schleifen und Poliren u. ſ. w., welche man ſich ſelbſt anſchaffen muß. Dieſe Koſten belaufen ſich auf etwa 400 M., wovon auf das erſte Lehrjahr vielleicht 100 M. entfallen. Im erſten Jahr der Lehrzeit wird der weibliche Lehrling freilich von der Uhrmacherei äußerſt wenig zu ſehen bekommen. Er wird erſt lernen, ſich das notwendigſte Werkzeug ſelbſt anzufertigen; mit den unzähligen kleinen Feilen und Pincetten umzugehen, auf der Drehbank zu arbeiten und erſt dann mit den verſchiedenartigen kleinen Teilen und Teilchen, aus denen eine Uhr beſteht, umzugehen. Daß die Augen bei der Uhrmacherei leiden, iſt ein Vorurteil. Sie werden im Gegenteil geſtärkt, wenn man richtig und immer, wenn es notwendig iſt, die Lupe anwendet. Hat die betreffende junge Dame eine tüchtige Schulbildung hinter ſich, ſo wird ihr das in ihrem weiterem Wirken von größtem Nutzen ſein. — Auf ſchriftliche Anfragen werde ich gern weitere Auskunft über Lehrherren u. ſ. w. geben.

Frau H. Oehmke.
Berlin SW., Mariendorferſtraße 13.

Die Brombeere.

Die Brombeere wird in den meiſten Gegenden gar nicht genügend geſchätzt. Abgeſehen davon, daß die aus ihr bereiteten Speiſen von beſonders angenehmem Geſchmack ſind, ſagt man ihr auch noch nach, daß ſie geſund und gut gegen Rheumatismus ſei; daher wird ſie auch oft „Gichtbeere“ genannt. Wie vielen Landbewohnern iſt es geboten, die Brombeere unentgeltlich an den Wegen zu pflücken, und doch muß man ſich wundern, wie wenige es wahrnehmen, ſie zu ernten und zu verwenden.

Ganz beſonders gut iſt der Brombeerlikör, dem kaum ein anderer Fruchtlikör gleich kommt. Auf etwa 3—4 Pfund Brombeeren gießt man eine Flaſche guten Spiritus und läßt dieſe Maſſe zwei Tage zugedeckt ſtehen. Nun gießt man den Saft ab, preßt die Kerne mit einer Fruchtpreſſe ſehr feſt aus und filtriert den Saft durch ein ganz feines Sieb oder durch Flanell. Inzwiſchen läutere man 3 Pfund Zucker mit 1/2 Liter Waſſer und gieße den durchfiltrierten Saft, der aber nicht aufkochen darf, dazu. Man kann in jede Flaſche Likör ein Stückchen Vanille mit hinein legen, wodurch die Güte des Geſchmacks noch erhöht wird. Je nach Geſchmack kann man mehr Saft, Spiritus oder Zucker zum Likör nehmen. Das angegebene Verhältnis iſt für einen Damenlikör maßgebend. Ferner eignet ſich der Brombeerſaft vorzüglich zum Einmachen. Man ſetzt die Brombeeren in einen Topf auf gelindes Feuer (zerdrücke die unterſten etwas), laſſe ſie allmählich bis zum Kochen kommen, ſchließlich etwa zehn Minuten kochen und gieße ſie dann auf ein Haarſieb. Sodann werden die Beeren noch mit einer Fruchtpreſſe ausgedrückt. Den gewonnenen Saft koche man mit Zucker gut auf (1 Pfund Saft, 1/2 Pfund Zucker) und ziehe ihn nachher auf Flaſchen. Will man die Brombeeren ſelber vielleicht auch noch zu Kompott einkochen oder verwenden, dann preſſe man ſie nicht aus, ſondern laſſe ſie nur auf dem Sieb tüchtig ablecken, ziehe für jedes Pfund ausgekochter Beeren 1/2 Pfund Zucker durch den gewonnenen Saft und koche ſie damit auf. Nachher fülle man ſie in Gläſer oder kleine Häfen und verdichte ſie wie alles andere Eingemachte. Die ſo eingemachten Brombeeren ſchmecken vorzüglich zu Eierkuchen oder kaltem Auflauf (mit Mondamin und Waſſer etwas verlängert) als Kompott, als Marmelade auf Butterbrot u. ſ. w. Der eingekochte Saft iſt beſonders gut zu Brombeerſuppe zu verwenden; 1/2 Flaſche Saft genügt zu einer Suppe für 5—6 Perſonen. Am ſchmackhafteſten iſt ſie mit Brotklößen oder abgerührten Mehlklößen. Der Saft wird mit Waſſer verdünnt, und wenn die Klöße gar ſind, rührt man etwas Mehl an die Suppe. Man kann auch anſtatt der Klöße etwas Sago darin kochen oder die Suppe über Zwieback gießen.

A. K. B.

Zimmerſchmuck.

Alle die zarten Blüten und Blumen, welche unter den geſchickten Händen der jungen Damenwelt entſtehen, ſind wohl, ſolange ſie friſch erſcheinen, bewundernswert; doch die ihnen gezollte Bewunderung gilt zumeiſt der darauf gewandten Mühe. Sind ſie aber erſt verblichen oder wohl gar verſtaubt, ſo machen ſie einen faſt unheimlichen, geſpenſtiſchen Eindruck. Und wie oft begegnet man ſolchen Blumen-Schemen in den Salons! Wie ganz anders wirkt eine lebende Blume oder auch nur ein Blätterzweig!

Ein Zimmerſchmuck, der hübſcher und freundlicher ausſah, als alle Kunſtblumen, hat mich im vorigen Herbſt und Winter erfreut. Derſelbe koſtete nicht einen Pfennig, und doch hat er mich ſehr entzückt. An einem der ſchönen ſonnigen Oktobertage des vorigen Jahres brachte ich mir gelegentlich eines Spazierganges auf das Land eine Hand voll jenes duftenden Krautes mit, welches unter dem Namen Pfefferminze wohl jedem bekannt ſein dürfte. Es gedeiht an den Ufern kleiner Bäche, wird aber auch hier und da in den Gärtchen des Landvolks angetroffen. Ich ſtellte das Kraut in einem Glaſe an das ſonnige Fenſter, und ſchon nach wenigen Tagen bemerkte ich, daß es feine Würzelchen zu treiben anfing. Das friſche Grün der lanzettähnlichen, gezackten Blätter, im Verein mit einigen Herbſtblüten, gab einen reizenden Strauß. Die Blüten vergingen und wurden durch neue erſetzt, die Pfefferminze aber wuchs und gedieh ſichtlich, ja, ſetzte ſogar nach einiger Zeit ihre einfache, beſcheidene Blütenriſpe an. Nun wurde ſie in eine große, weithalſige Vaſe, deren Boden eine Schicht Flußſand bedeckt, verſetzt. Von Zeit zu Zeit erhält ſie friſches Waſſer, wird aber nie heraus genommen, da die Wurzeln feſten Fuß gefaßt haben. Den ganzen Winter über hat mein Blätterſtrauß das Zimmer geſchmückt.

Haushalt.

Ich weiß nicht, ob meine Mitſchweſtern ſchon bemerkt haben, daß den in dieſem Jahre ſo reichlich gewachſenen Kartoffeln beim Kochen ein unangenehm riechender Dunſt entſteigt, ja, ich bemerkte denſelben noch oft, wenn die verdeckte Kartoffelſchüſſel des Mittags bei Tiſch geöffnet wurde. Dieſe Beobachtung veranlaßte mich, Kartoffeln von anderer, auf ſandigem Boden gewachſener Art zu wählen. Doch auch hier trat jener Geruch in ſolcher Stärke hervor, wie ich es nie in früheren Jahren beobachtet hatte. Meine Kinder, welche ſonſt gern Kartoffeln aßen, verſchmähten dieſelben faſt vollſtändig. Ich hatte außerdem auch Gelegenheit, zu bemerken, daß ſich bei den Kindern nach dem Genuß von Kartoffeln ſehr häufig Appetitloſigkeit und Verdauungsſtörung einſtellten. Da gewöhnlich von Hausfrauen das Kochen der Kartoffeln den Köchinnen überlaſſen wird, ſo glaubte ich anfangs, der Grund dieſer unangenehmen Erſcheinung könnte im unachtſamen Kochen oder nicht gehörigen Salzen der Kartoffeln liegen, doch nachdem ich dieſes ſorgfältig überwacht habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß die Urſache an der in dieſem Jahre unter ganz beſonders trockenen Verhältniſſen gewachſenen Frucht liegen muß. Gewöhnlich wünſcht man der Kartoffel zwar Trockenheit, des Mehlgehaltes wegen, doch zwiſchen Trockenheit und Dürre iſt bei dieſer Frucht ſehr wohl zu unterſcheiden.

Meine Wahrnehmung veranlaßte mich, dem, bei ſo billigen Kartoffelpreiſen leicht hintenan geſetzten, ebenfalls billigen Reis wieder mehr als tägliches Nahrungsmittel zu ſeinem ihm gebührenden Rechte zu verhelfen, und ich hatte die Freude, daß die Verdauungsſtörungen, an der die Meinen litten, ſehr bald beſeitigt wurden. Meine Beobachtung veranlaßt mich, nachſtehenden Schluß zu ziehen: Das in dieſem Jahre bei außergewöhnlicher Dürre gewachſene Gemüſe hat nicht den ſonſtigen Nährwert und ſtellt daher an die Verdauungsthätigkeit des Magens doppelte Anſprüche. Dazu kommen noch die ungünſtigen Grundwaſſerverhältniſſe, welche unſer Wohlſein in mancher Hinſicht gefährden, ſo daß wir Hausfrauen genötigt ſind, unſern Küchenzettel mehr als je mit Bedacht zu wählen.

Eine Hausfrau vom Lande.

Ein neues Gemüſe.

Als eine Delikateſſe für den feinen Tiſch empfehle ich die ſibiriſche Körbelrübe,*) deren Anbau bei weitem nicht ſo allgemein iſt, wie es der Fall ſein ſollte. Im Herbſt iſt die Zeit, für die Ernte des nächſten Jahres zu ſorgen. Man verſchaffe ſich friſchen Samen, da er zweijährig nicht keimt, und ſät ihn im Oktober, November ſogar noch, auf lockeres Land. Die Körbelrübe iſt höchſt anſpruchslos und wetterfeſt; der Same geht im Frühjahr ſofort auf, wenn nicht ſchon im Herbſt, und gibt bis Mai, Juni, kleine Rübchen, meiſt noch zu klein für den Küchengebrauch. Iſt das Kraut ganz abgeſtorben, ſo beharke oder grabe man das Beet, laſſe aber die Rüben drin, ſie ſind, im Herbſt ausgemacht, wohlſchmeckender. Wird dann die inzwiſchen auf dem Beet gebaute Frucht — Kohlrabi, Erbſen, Radieschen u. ſ. w. — abgeräumt, ſo erntet man die Rübchen, kann die zu kleinen gleich in der Erde laſſen oder zum Stecken oder Säen herausleſen. Dieſe kleinſten Rüben, erbſen- und bohnengroß, geben, im Herbſt

---

*) Chaerophyllum bulbosum, auch Kerbelrübe genannt.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

in die Erde gebracht, im nächſten Frühjahr eine ſchöne Ernte von haſel- und wallnuß-, ja faſt eigroßen Rübchen, ſchießen aber auch vielfach in Samen. Sie liegen, nachdem im Frühjahr das Kraut abgeſtorben iſt, auch beim fruchtbarſten Wetter ohne eine Spur von Vegetation bis zum Herbſt in der Erde und gewinnen dabei ihren feinen, eigentümlichen Wohlgeſchmack. Ein großer Teil unſeres Gartens trägt alljährlich Körbelrüben als Winterfrucht und im Sommer alle möglichen Pflanzen- und Gemüſearten, — ein höchſt einfacher und bequemer Betrieb.

A. E.

Praktiſches fürs Haus.

Sparſame Hausfrauen kommen ſehr oft in die Lage, geſtrickte wollene Sachen, wie Strümpfe und dergleichen, die durch einen, vielleicht langjährigen Gebrauch filzig und dadurch unbrauchbar geworden ſind, aufrippeln und das Garn aufs neue verarbeiten zu müſſen. Daß dieſes gerippelte Garn ſich ſehr ſchlecht ſtricken oder häkeln läßt, iſt bekannt. Dieſer Unannehmlichkeit kann auf ſehr einfache Weiſe abgeholfen werden. Ich verfahre ſeit vielen Jahren folgendermaßen: Ich wickele das gerippelte Garn recht ſtraff auf einen ſauberen nicht zu kleinen hölzernen Teller aus der Küche. Dieſen begieße ich über einer Schüſſel von beiden Seiten ſo lange mit kochendem Waſſer, bis das Garn auf dem Teller durch und durch naß iſt. Dann ſtelle ich den Teller mit dem Garn an einen ſonnigen Ort zum Abträufeln und Trocknen. Iſt es nun trocken, ſo iſt es auch glatt geworden. Ich wickele es vom Teller ab zu einem Knäuel, und es läßt ſich jetzt ebenſo gut verarbeiten wie neues Garn.

B. G., Üterſen in Holſtein.

Oft hört man darüber klagen, daß wollene Strümpfe nach der Wäſche verfilzen, einlaufen und ſich dadurch ſchwer anziehen und zerreißen. Ein höchſt einfaches Mittel, um dies alles zu vermeiden, iſt folgendes: Man laſſe ſich vom Tiſchler aus einem, etwa 1 cm dicken Brett Formen genau von der Geſtalt eines gut ſitzenden, reichlich großen Strumpfes ſchneiden, ziehe die Strümpfe gleich nach dem Waſchen noch naß auf dieſe Formen auf und ſtelle ſie in die Sonne oder hinter den Ofen. Wenn ſie trocken ſind, wird man einen weichen, gut ſitzenden, reichlich weiten Strumpf haben. — Ich ziehe auf eine Form nicht mehr als zwei Strümpfe und zwar nicht etwa ein Paar, ſondern die beiden Strümpfe eines Paares zu unterſt auf zwei Formen, von einem anderen Paar wieder die beiden Strümpfe darüber; auf dieſe Weiſe haben die zuſammengehörenden Strümpfe ſtets genau dieſelbe Größe. — Dieſes iſt ein bei uns ſeit vielen Jahren als gut erprobtes Verfahren, und ich kann es den Leſerinnen des Frauen-Daheim aufs wärmſte empfehlen. Schon verfilzten Strümpfen kann es allerdings nicht mehr helfen, doch erhält man ſich neue, noch gute Strümpfe auf dieſe Weiſe weich und elaſtiſch.

Antwort auf Frage 145.

Mittel gegen Schwaben. Für 50 Pfennige Borax (Pulver) wird mit $^1/_2$ Pfund Streuzucker vermiſcht und nachts in die Stellen der Wohnung, wo Franzoſen und Schwaben ſich am häufigſten zeigen, geſtreut. Es vernichtet dies Ungeziefer ohne viel Mühe.

Sophie vom See.

Handarbeit.

Antwort auf Frage 105 in Nr. 35. Geſtrickte Bettdecke aus zweierlei einzelnen Streifen. Man ſchlägt 40 Maſchen von Hauſchilds Strickgarn Nr. 3 auf und ſtrickt immer ſchlicht hin und her, bis der Streifen die für die Decke gewünſchte Länge hat. Zu den andern Streifen ſchlägt man auch 40 Maſchen auf und ſtrickt abwechſelnd eine Nadel ſchlicht und eine Nadel kraus, ſo daß die Streifen eine ganz ſchlichte und eine krauſe Seite haben. Die ſchlichte iſt die rechte Seite. Die Streifen werden, mit beiden Arten abwechſelnd, an der rechten Seite zuſammengehäkelt. Trotz der einfachen Herſtellung ſieht die Decke hübſch aus, ſie läßt ſich gut waſchen und iſt nicht ſchwer. Eine geſtrickte Spitze paßt natürlich am beſten dazu. Da man die länger werdenden Streifen aufrollt, iſt die Arbeit immer handlich.

Eine einfache, hübſche Handarbeit iſt eine von orangefarbener Terneaux-Wolle geſtrickte Orange, die als Haarnadelkiſſen dient. Man ſchlägt 35 Maſchen auf, ſtrickt in hin- und hergehenden glatten Touren 65 Zöpfchen, dann näht man das geſtrickte Stück mit derſelben Wolle in der Rundung ſauber zuſammen, faßt es zu beiden Seiten auf und ſtopft es mit Roßhaar aus, bis es eine Orangenform hat. Aus olivgrünem Filz ſchneidet man fünf etwa 10 cm lange, etwas gezackte Blätter und näht mit etwas abſtechender oliv Floretſeide Rippen in dieſelben. Dieſe fünf Blätter werden ſodann oben an der einen zuſammengezogenen Seite befeſtigt, d. h. angenäht, ſo daß die Blätter oben zuſammenlaufend beginnen und gegen die Mitte der Orange ſtrahlenförmig auslaufen. Die Orange ruht gleichſam in dieſem Blätterkelch. Ehe die einzelnen Blätter angenäht werden und das oben aufgefaßte feſt zuſammengezogen wird, befeſtigt man entweder eine gedrehte oder gehäkelte olivfarbige Wollſchnur in der Blättermitte als Aufhänger.

A. K.

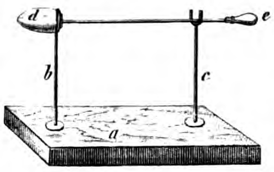
Geſelligkeit.

Eine ſehr originelle für ſcherzhafte Geburtstags- und Polterabendaufführungen zu empfehlende Maske für einen großen Herrn, die wahrhaft Senſation erregend und mit wenig Koſten verbunden iſt, empfehle ich hiermit. Man kauft eine ſogenannte Kiepe (Tragkorb), ſchneidet unterhalb der Tragebänder die Wand, ungefähr in $^1/_3$ Höhe, ſchräg ab, ſo daß noch der halbe Boden des Korbes mit fort kommt, d. h. ſomit auch zwei Beine des Korbes. Es muß dadurch eine Öffnung entſtehen, durch die ein Herr von oben hindurch kommen kann, ſo daß ſich der Korb um ſeine Taille ſchließt, — das iſt zu erproben. Darnach ſtopft man Kopf und Oberkörper einer alten Frau aus, möglichſt naturgetreu, bindet ihr eine ganze Maske vor und näht nach vorn, halb umd ie Taille, den Bund eines Rockes. Iſt nun der Herr in den Korb geſtiegen, ſo wird der Rockbund um deſſen Taille geſchloſſen. Die anderen Röcke können vorher und ohne angenäht zu ſein, angelegt werden. Nun noch eine hübſche Schürze für die Bäuerin, auch paſſende Schuh und Strümpfe. Endlich befeſtigt man die Hände der Frau an die Kiepe, daß es das Ausſehen hat, als ob ſie dieſelbe noch ſtützte. Der junge Burſche, als Bauer gekleidet, mit oder ohne Maske, ſieht aus der Kiepe heraus, als ob er ſich das Leben ſehr leicht machte. Dies iſt ein Koſtüm, welches dem Träger ſowohl als den Beſchauern viel Scherz bereitet.

A. E.

Plättſtube.

Frage 143. In meiner Eltern Hauſe war noch ein Bügelapparat, aus Großmutters Zeiten ſtammend, der früher zum Bügeln der weiten Bauſch- und Federärmel benutzt worden war, jedoch nie in den Ruheſtand verſetzt wurde, weil ſeine bequeme Handhabung, ſein lang andauerndes Halten der Wärme und die vortreffliche Art, in der ſich mit ihm die Falten und Puffen der Ärmel, Röcke, Volants, Blouſen, Morgenhauben mit puffigem und rundem Kopf uſw. fein und ſauber plätten ließen, uns denſelben ganz unentbehrlich machten.



Jeder einigermaßen geſchickte Schloſſer kann denſelben nach obenſtehender getreuer Abbildung anfertigen. Ein eichenes Brett a, 4 cm hoch und 35 cm lang, bildet den Fuß, auf welchem ſich in einem Abſtande von 6 cm vom Ende, zwei ſenkrecht ſtehende Eiſenſtäbe befinden, b und c, der eine b, mit einem eiförmigen, polierten Hohlkolben d daran, der andere Stab c, in einer zweizackigen Gabel endigend und dazu dienend, den glühend gemachten Bolzen mit dem Griff e, hineinzulegen oder darauf ruhen zu laſſen, nachdem der Bolzen in den Hohlkolben geſchoben. Dieſer Bügelapparat hat den Vorzug, daß man beide Hände frei hat, um dem zu glättenden Stoff, der zuvor mit einem Bügeleiſen flüchtig überbügelt wurde, nun durch Hin- und Herbewegen über den Kolben ſein neues Ausſehen und die richtige Façon wiederzugeben.

F. L. in **E.**

Auf Frage 143 teile ich gern mit, daß unſere Großmütter zum Bügeln bauſchiger Ärmel ſich eines Plättbrettes mit Arm (ich beſitze ein ſolches aus alter Zeit) und eines ganz kleinen Bügeleiſens, wie man es für Kinderwäſche verwendet, bedienten. An jedes Plättbrett kann man ein etwa 40 cm langes und 10 cm breites Brett befeſtigen, das man mit wollenem Filzſtoff und Leinen überzieht. Über dieſen Arm zieht man den Puffärmel und bügelt ihn rundum.

Ph. F., Abonnentin im Odenwald.

Für die Küche.

Apfelkraut (Gelee, Rheiniſch.) Man nimmt hierzu je $^2/_3$ ſüße und $^1/_3$ ſäuerliche Äpfel, ſchneidet ſorgfältig alle faulen und wurmigen Stellen aus, wäſcht ſie ſauber und zerreibt oder zerquetſcht ſie mit der Schale in einer Mühle oder Reibmaſchine. Sodann bringt man die Maſſe in eine Obſtpreſſe und den gewonnenen Saft ſofort in einem Kupfer- oder emaillierten Eiſenkeſſel über ſtarkem Feuer raſch zum Kochen, wobei, unter fleißigem Abſchäumen, beſtändig gerührt wird, doch ſo, daß jede Stelle des Bodens getroffen wird, damit der Saft nicht anbrennt. Verliert derſelbe ſeine helle Farbe und wird goldbraun und hat die Konſiſtenz von Sirup angenommen, ſodaß er Fäden zieht, ſo füllt man das fertige Apfelkraut in erwärmte Steintöpfe oder -Büchſen, bindet dieſe am nächſten Tage feſt zu und bewahrt ſie auf.

E.

Apfelkraut (Rheiniſch, aus gekochten Äpfeln). Die ſauber geputzten und gewaſchenen Äpfel ($^2/_3$ ſüße, $^1/_3$ ſäuerliche), werden ungeſchält klein geſchnitten, mit möglichſt wenig Waſſer ſo lange gekocht, bis ſie weich ſind, ohne zu zerfallen. Hierauf werden ſie in der Obſtkelter oder -Preſſe ausgepreßt und der gewonnene Saft noch heiß in kupfernen Keſſeln oder emaillierten Eiſentöpfen ſo lange möglichſt ſchnell unter Rühren und Abſchäumen bei ſtarkem Feuer eingedickt, bis er ſirupartig iſt und Fäden zieht. Doch muß dieſer Saft länger kochen als der aus rohen Äpfeln gewonnene. Auch kann dieſes Äpfelkraut vor dem Ausgießen durch die Zugabe von etwas Wein oder Rum wohlſchmeckender gemacht werden.

E.

Die Reineclauden ſind in dieſem Jahre ſo reichlich vorhanden, daß vielleicht der einen oder andern Leſerin mit einigen Rezepten gedient iſt. Um Reineclauden einzumachen, nehme man noch nicht ganz reife, doch völlig ausgewachſene und fleckenloſe, ſtutze die Stengel, wiſche und prickle die Pflaumen (mit einer dicken Stopfnadel oder Stricknadel etwa 20 mal) und bringe ſie mit kaltem Waſſer zu Feuer. Auf z. B. 4 Pfund Reineclauden nehme man 4 Liter Waſſer, 20 Gramm Salz, 1 Eßlöffel voll Eſſig. Hiermit bringe man ſie allmählich bis zum Siedepunkt. Dann nehme man ſie ab und laſſe ſie noch kurze Zeit in dieſer Hitze ſtehen, bis man ſie nach wenig Minuten in reichlich kaltes Waſſer füllt, wobei man ſehr vorſichtig zu Werke gehen muß. Sind ſie völlig erkaltet, fülle man ſie vorſichtig auf ein Sieb. Inzwiſchen läutere man Zucker (4 Pfund Pflaumen, 4 Pfund Zucker, 1 Liter Waſſer). Wenn die Pflaumen gut abgekühlt ſind, thue man ſie in den kochenden Zucker und laſſe ſie einige Minuten darin ſtehen, jedoch nicht direkt kochen. Dann fülle man ſie in einen Hafen. Am folgenden, wie am dritten Tage gieße man den Saft ab, laſſe ihn kochen und lege die Reineclauden dann jedesmal wieder einige Minuten hinein. Am vierten Tage laſſe man ſie vorſichtig mitkochen, fülle ſie dann aus und laſſe den Saft noch ſehr lange einkochen, bis er dick wie Sirup iſt, worauf man ihn über die Pflaumen gießt.

Sehr ſchön iſt auch Reineclauden-Marmelade, die vorzüglich auf Brot ſchmeckt, zwiſchen Backwerk, als Beigabe zum Eierkuchen, als Kompott u. a. mehr. Die reifen Reineclauden werden durchgeſchnitten, vom Stein befreit und langſam zum Kochen gebracht. Wenn ſie recht ſaftig im Topf ſind, lege man auf 1 Pfund Reineclauden $^1/_4$ Pfund Zucker (kleine Stückchen) mit hinein. Iſt alles eben verkocht, das Muß recht dicklich geworden und eingekocht, ſo fülle man es in Steinhäfen und verbinde es wie alle andern eingemachten Früchte.

A. K. B.

Fragen.

150) Wie bereitet man Fruchteſſig? Für gütige Auskunft beſten Dank. **J. J. S.**

151) Wer kann mir ein gutes billiges Rezept zur Herſtellung von Zahnpaſta oder Zahnpulver mitteilen? **K.** in **B.**

152) Auf welche Art können reinſeidene Flecke größerer Quantität verwendet werden? Bitte um Adreſſen von Webern. **H. A.** in **O.**

Verlag von Velhagen & Klaſing, Bielefeld und Leipzig.

Davidis' Praktiſches Kochbuch
32. Auflage.
Preis eleg. gebund.
4 Mk. 50 Pf.

Es dürfte nicht leicht ein nützlicheres Geſchenk für junge Frauen und Mädchen, nicht wohl eine zweckmäßigere Anſchaffung für das Hausweſen geben, als das Davidis'ſche Kochbuch, das in jeder neuen Auflage auch in der äußeren Ausſtattung in Druck, Papier u. Einband weſentlich bereichert u. verſchönert iſt, ſodaß es ſich als Geſchenkwerk ganz beſonders eignet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition in Leipzig.**

Frühkultur von Gemüſen.

Wohl jeder Hausfrau, die ihre Kartoffeln im eigenen Garten baut, wird es erwünſcht ſein, ſolche im Frühjahr recht zeitig zu erhalten, und daher wird folgende Methode beim Pflanzen, durch die man eine recht frühzeitige Ernte erzielt, vielleicht Nachahmung finden. Sobald der Boden von Froſt frei iſt, laſſe man ihn umgraben und die Löcher für die Kartoffeln auswerfen. Letztere müſſen etwas tiefer gegraben werden, als es gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Man lege dann in jedes der Löcher ein wenig Seegras, auf dieſes die Kartoffel, und bedecke dieſelbe wieder mit einer dünnen Schicht Seegras; zuletzt fülle man ein wenig Erde oben drauf. Durch das Seegras werden die Kartoffeln warm und feucht erhalten und dadurch zu raſchem Wachſen getrieben. Wie man die Saatknollen ſchon vor dem Auspflanzen zum Keimen treiben und ſpäter gegen etwaige Nachtfröſte ſchützen kann, darüber iſt ja ſchon früher im Daheim berichtet worden. Ich will nur noch erwähnen, daß das oben beſchriebene Verfahren auch beim Pflanzen der Erbſen zu empfehlen iſt. Auf dieſe Weiſe hat man die Freude, ſchon ſehr früh junge Kartoffeln und Erbſen aus dem Garten holen zu können.

Auch möchte ich hier noch auf eine Methode hinweiſen, bei deren Anwendung man ſchon frühzeitig ſehr kräftige und ſchöne Kohlrabi haben kann, ſowohl unter als über der Erde. Anſtatt, wie ſonſt üblich, den Samen in ein Beet zu ſäen, von wo aus man ſpäter die einzelnen Pflanzen verſetzt, ſtecke man gleich die Samenkörner in beſtimmten, regelmäßigen Entfernungen in die Erde, etwa 40 bis 50 cm auseinander, und zwar pflanzt man immer zwei Samenkörner zugleich ein. Kommen dieſe alle beide zum Keimen, ſo braucht man nachher nur dort, wo überall zwei Pflanzen nebeneinander ſtehen, eine derſelben fortzuziehen, und ſollten irgendwo beide Pflanzen ausgeblieben ſein, ſo kann man die ausgezogenen dazu benutzen, die entſtandenen Lücken damit auszufüllen. Von den etwa noch übrig bleibenden kann man vielleicht noch ein neues Beet bilden. Auf dieſe Weiſe kann man beobachten, einen wie großen Vorzug die nicht verpflanzten Kohlrabi vor den anderen haben. Erſtere werden nicht nur die größten, ſondern auch die zarteſten, während die verpflanzten leichter holzig werden.

Frau A. J. in J.

Chrysanthemum und ſeine Behandlung.

Unter den Blumen der Neuzeit, welche die Mode begünſtigt, nehmen die Chrysanthemum-Arten mit Recht eine hervorragende Stellung ein, gibt es doch wenige Blumen, welche ſo mannigfaltig in ihrer Farbenpracht ſind. — Da findet man Tauſende von Nüancen, ja manche behaupten ſogar, es gäbe nicht zwei Chrysanthemum-Arten, die ganz gleich in der Farbe ſind. Auch in ihrer Form und Größe ſind ſie ſehr verſchieden; während die kleineren faſt das Ausſehen eines runden, gewölbten Knopfes haben, der aus winzig kleinen Blättchen beſteht, gleichen die größeren mit ihren ſchmalen, langen Blättchen einer duftigen Feder, und dies möchte ich beſonders von den hellgelben Chrysanthemum ſagen. In England erfreuen ſie ſich jetzt einer ganz beſonderen Pflege, und man erzielt dort Exemplare von hervorragender Größe und Schönheit, aber auch bei uns in Deutſchland ſind die Chrysanthemum ſchon zu großer Schönheit gediehen. — Dabei blühen dieſelben bei richtiger Pflege ſehr üppig und lange, und ich meine, wer Blumen liebt und nicht bloß der Mode wegen duldet, wird und muß auch dem japaniſchen Chrysanthemum einen Platz einräumen, um ſo mehr, da die Blumen vorzugsweiſe dann blühen, wenn andere Blumen ſchon die Blütezeit hinter ſich haben, ſo daß man alſo im Herbſt ſeine beſondere Freude daran hat. — Dabei beanſpruchen die Chrysanthemum im Winter nur einen froſtfreien Platz und ſo viel Feuchtigkeit, daß ſie nicht welk werden. — Wenn die Witterung es Mitte Mai erlaubt, bringe man ſie ins Freie, nachdem man die Pflanze vorher ſchon, ſobald es nicht mehr friert, vor das Fenſter geſetzt hat. Nach einiger Zeit, ſobald ſie anfangen zu treiben, ſchneidet man jeden Trieb auf drei Augen zurück und pflanzt ſie in andere Töpfe, in gute Miſtbeeterde mit etwas Sand dazwiſchen. — Bei üppigem Wachſen wird mit dem Einſtutzen bis Ende Juni fortgefahren, und ſelbſt wenn man die vorhergehenden Regeln nicht beobachtet hat, kann man während des Monats Juni das Einſtutzen und Umpflanzen noch immer vornehmen. — Man kann es ſogar während des ganzen Sommers thun, doch kommt dann die Blüte ſehr ſpät. Sehr gut iſt es, wenn die Chrysanthemum Ende Auguſt noch einmal verſetzt werden, wobei man der Erde dann eine Quantität Hornſpäne beimiſcht. — Sehr zu empfehlen iſt, die Pflanze, wenn die Knoſpen ſichtbar ſind, ein- bis zweimal wöchentlich mit flüſſigem Dünger zu begießen, überhaupt verlangen ſie, wenn ſie im Wachſen ſind, ziemlich viel Waſſer.

Merika.

Die Calla.

Die Calla, dieſe aus Afrika zu uns herübergekommene Sumpfpflanze, iſt hier eine ſo gern geſehene Zimmerpflanze geworden, daß ſie faſt bei jedem Blumenliebhaber zu finden iſt. Und das iſt begreiflich; denn ihre beſonders ſchöne, duftig weiße Blüte iſt wohl geeignet, des Menſchen Herz zu erfreuen und ſie ihm lieb und wert zu machen. Leider aber kommt es häufig vor, und es iſt mir vielfach geklagt worden, daß die Calla wohl ſehr kräftige Blätter treibt, aber keine Blüten zeigen will. Ich pflege meine Calla auf folgende Weiſe und habe, auch was das Blühen anbetrifft, immer gute Reſultate gehabt. Von Mitte Mai bis Mitte September habe ich meine Calla draußen; während der Zeit gebe ich ihr nur wenig Waſſer. Von da an pflege ich ſie im Zimmer, und zwar, wenn es kälter wird, im warmen Zimmer. Ehe ich ſie hinein nehme, gebe ich ihr friſche Erde und pflanze ſie, wenn es nötig iſt, in einen größeren Blumentopf, als ſie bisher hatte. Dieſen ſtelle ich in einen Unterſatz, der recht viel Waſſer faßt und fülle denſelben täglich einmal mit ganz heißem, faſt kochendem Waſſer. Dieſer andauernden Behandlung ſchreibe ich es zu, daß ich eine beſonders reiche Blütenpracht erziele, denn bald nachdem eine Blüte vergangen iſt, zeigt ſich ſchon, natürlich in ihren kleinſten Anfängen, eine neue Knoſpe. Es ſchadet der Pflanze nicht, daß ſie ſo ſtark getrieben wird, denn, wie ich ſchon anführte, gebe ich ihr im Sommer nur wenig Waſſer, damit ſie auch eine Ruhezeit hat. **B. H.**

Anm. der Red. Wir möchten doch empfehlen, das Waſſer nicht zu heiß zu nehmen. 28—30° R. iſt ſchon ſehr warm. Daß Ihre Calla ſo dankbar blühen, liegt daran, daß Sie Ihnen die nötige Ruhe gewähren.

Roſenzucht.

Zu ſehr ſchönen, wurzelechten Roſen gelangte ich auf folgende Weiſe: wenn mir einmal eine beſonders hübſche, abgeſchnittene Roſe mit langem Stengel, an dem ſich drei bis vier Blätter befanden, geſchenkt wurde, benutzte ich denſelben als Ableger. Ich ſchnitt die Blume, wenn ſie verblüht war, etwa einen Finger breit oberhalb des ihr zunächſt befindlichen Blattes, das ich ſtehen ließ, ab. Dann entfernte ich die unteren Blätter derartig, daß 2—3 Centimeter vom Blattſtiel ſtehen blieben. Über dem Blattſtiel befinden ſich die Blattaugen, und daß dieſe nicht verletzt werden, iſt eine große Hauptſache, wenn man auf dieſe Weiſe Roſen ziehen will. Den ſo zubereiteten Roſenſtengel pflanzte ich in einen Topf, und zwar ſo tief wie möglich, bedeckte ihn mit einem Glaſe, hielt ihn recht feucht und pflegte ihn ſorgfältig. Nach Verlauf von einigen Wochen ſchlug er Wurzeln und trieb einige Blätter. Ich überwinterte das kleine Gewächs im warmen Zimmer, nahm es im Frühjahr mit der Erde aus dem Topf heraus und pflanzte es in meinen Garten. Dort entwickelte es ſich ſehr bald zu einer kräftigen Pflanze, die mich jeden Sommer wieder durch ihre ſchönen Blüten erfreut. **B. H.**

Kleine Mitteilungen.

Aquarium. Die Pflege des Zimmeraquariums gewinnt in immer weiteren Kreiſen Verbreitung. Die Beſetzung desſelben mit geeigneten Pflanzen bereitet jedoch oft, zumal im Herbſte, wenn die Sommergewächſe niedergehen, Schwierigkeiten. Der Verein „Aquarium“ zu Gotha macht auf zwei Pflanzen aufmerkſam, welche geeignet ſind, das Zimmeraquarium auch für dieſe Jahreszeit ſchön auszuſtatten: Hottonia palustris — Waſſerfeder — und **Myriophyllum** proserpinacoides — amerikaniſches Tauſendblatt. Die erſtere iſt eine untergetauchte Waſſerpflanze mit hellgrünen Fiederblättern, das andere erhebt ſich mit dem oberen Stengelteile aus dem Waſſer und trägt Fiederblätter von blaugrüner Farbe. Abgebrochene Zweige beider Pflanzen werden unten leicht zuſammengebunden, beſchwert und ſo im Aquarium verankert. Sie wachſen auch ohne Wurzeln weiter. Zum Anwurzeln in der Erde auf dem Grunde des Behälters kann man die Zweige bei Glück, Geſchick und unter Ausſchluß jeder Beunruhigung derſelben durch Waſſertiere wohl noch bringen, wenn ſie mit dem unteren Ende einige Centimeter wagerecht auf dem Boden befeſtigt werden. Noch zu bemerken iſt, daß die angegebenen Pflanzen lichtbedürftig ſind.

Heringstonnen als Pflanzenkübel. Um alte Heringstonnen als Pflanzenkübel benutzen zu können, braucht man ſie nur ſo lange mit mehrmals erneutem Waſſer, z. B. unter einer Dachtraufe, auszulaugen, bis ſie nicht mehr nach Hering riechen. Will man ein Übriges *thun*, ſo rühre man in das letzte Waſſer noch etwas (½ Liter) gelöſchten Kalk ein und ſchwenke die nach einigen Tagen wieder rein geſpülte Tonne ſchließlich mit etwas in Waſſer aufgeſchlämmtem Superphosphat aus.

Plectogyne elatior fol. var. Wer dieſes hübſche Zimmergewächs kultiviert, wird ſchon vielfach die Erfahrung gemacht haben, daß die anfangs bunte Belaubung mit der Zeit eine grüne Färbung annimmt, wodurch die Pflanze, deren Hauptſchmuck eben die bunte Belaubung bildet, erheblich an Ausſehen verliert. Die Urſache des Grünwerdens liegt nur an dem Standort und in einer ſchlechten Drainage. Die Plectogynen bedürfen eines Standortes, welcher dem Lichte freien Zutritt gewährt, genügender Wärme, gleichmäßiger Feuchtigkeit und, um ſolche beſſer erzielen zu können, eines guten Waſſerabzugs. Sind dieſe leicht zu gewährenden Bedingungen erfüllt, ſo wird es kaum vorkommen, daß dieſe Pflanzen ſich grün verfärben.

Briefkaſten.

Hrn. **Paſtor S.** in **K.**, Frl. **B. H.** in **A.** Verbindlichſten Dank. — Herrn Rittergutsbeſitzer **C.** in **K.** Das neuerdings mit Recht als vorzügliche Futterpflanze empfohlene Polygonum sachalinense wird durch Ausläufer leicht und ſchnell vermehrt. Dieſe Art iſt nicht mit dem vor etwa 50 Jahren von Siebold empfohlenen Polygonum cuspidatum zu verwechſeln. — Hrn. **H. H.** in **W.** Die von uns empfohlenen Erdbeerſorten können Sie von L. Späth in Rixdorf-Berlin und J. C. Schmidt in Erfurt beziehen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für der Redaktion **unverlangt** eingeſandte Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing) in Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig in Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Daheim
1893. Beilage zu Heft 11 (No. 30—32).
XXIX. Jahrgang.
Mai 1893.
Aus der Zeit — für die Zeit.

Kaiſers Neſthäkchen.

Du Herzlein klein, du Reichtum groß,
Prinzeßlein auf dem Mutterſchoß,
Sei froh gegrüßt im Frühlingsglanz,
Du Herzblatt eines ganzen Lands!

⁂

Blüh auf wie Roſen, ſchön und leis,
Du holdes Kind, du edles Reis,
Du Kleinod unter'm Throngezelt,
Du Knösplein auf den Höhn der Welt!

⁂

Du Liebling zart, du Elflein licht,
Du ſüßes Kinderangeſicht,
Wie herzig trägſt du — unſichtbar —
Dein Krönlein auf dem Kinderhaar!

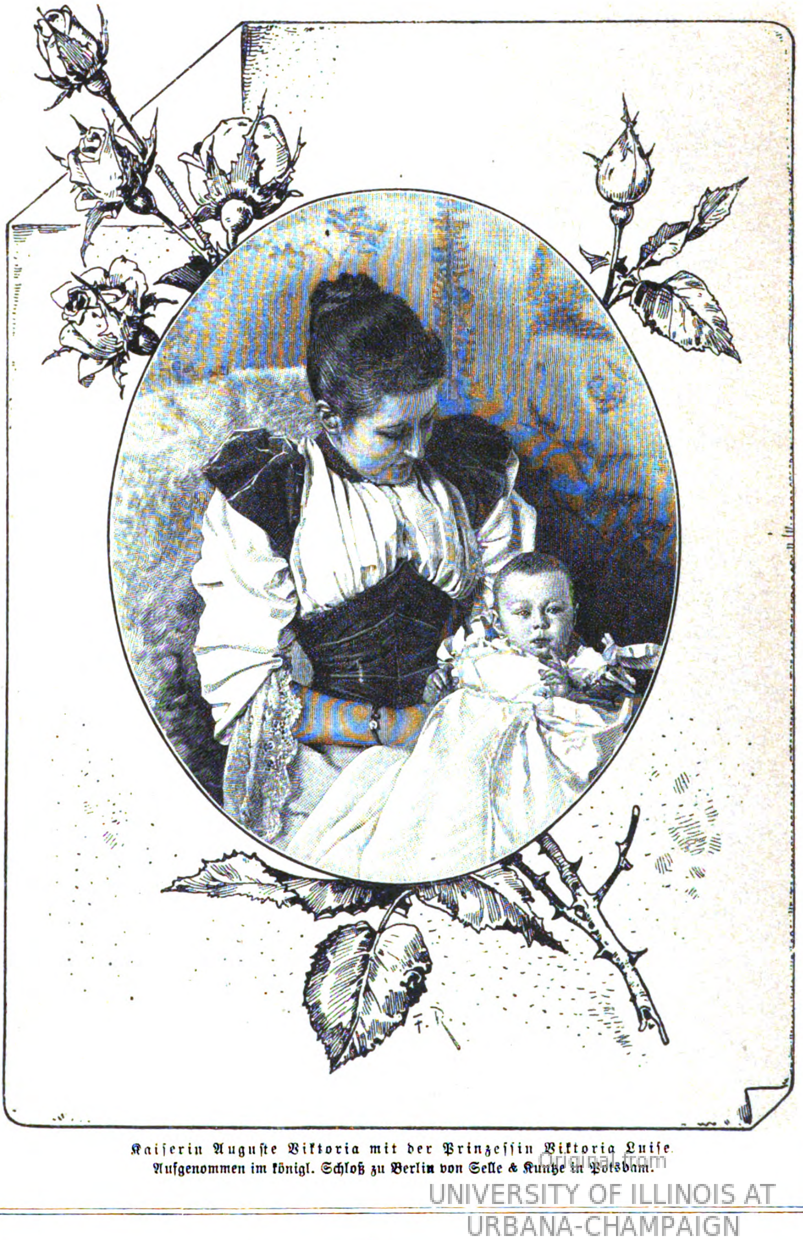
⁂

Du lang erſehntes, teures Gut,
Gedeih in Gottes hoher Hut!
Noch träumſt du's nicht, noch ahnſt du's nicht,
Wie mächtig Liebe dich umflicht!

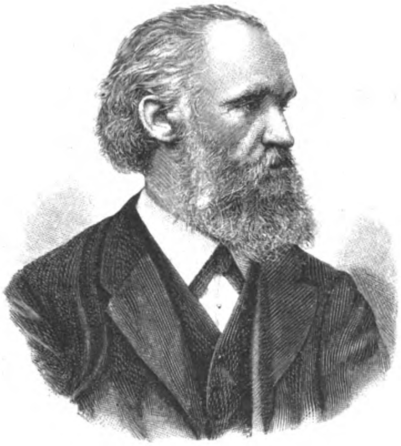
⁂

Nur Freude liegt für dich bereit.
Blüh herrlich auf — zur Herrlichkeit,
Neſthäkchen an der Mutter Bruſt,
Du Elternglück, du Landesluſt!

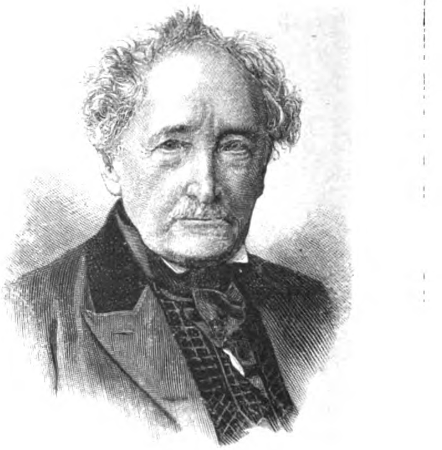
Frida Schanz.



Kaiſerin Auguſte Viktoria mit der Prinzeſſin Viktoria Luiſe.
Aufgenommen im königl. Schloß zu Berlin von Selle & Kuntze in Potsdam.



Wilhelm Lübke.



Karl Werder.

Mit **Wilhelm Lübke**, der in der Nacht vom 5. zum 6. April zu Karlsruhe ſtarb, wurde der deutſchen Kunſtgeſchichte einer ihrer berufenſten Vertreter entriſſen — derjenige, welcher wie kein anderer dazu beigetragen hat, ſeine Wiſſenſchaft volkstümlich zu machen, der zuerſt die rechte Art der Darſtellung fand, die jedem Gebildeten das Verſtändnis für Kunſtformen und Kunſtwerke erſchließt. Ihm, deſſen „Grundriß der Kunſtgeſchichte" als der „kleine Lübke" in vielen Zehntauſenden von Exemplaren über ganz Deutſchland verbreitet iſt, verdanken wir die feſte Gliederung, das ganze Syſtem unſerer heutigen Kunſtgeſchichte, er hat, um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, mit ſeiner „Geſchichte der Renaiſſance in Deutſchland" den Begriff dieſer deutſchen Renaiſſance zuerſt feſtgeſtellt und damit zugleich die Wiederbelebung der Kunſtformen unſerer großen Meiſter, zumal in der Architektur und im Kunſtgewerbe, unendlich gefördert. — Wilhelm Lübke gehört zu den Männern, die nur in ſchwerem Ringen ihren Weg fanden. In ſeinen „Lebenserinnerungen", eine der beſten Selbſtbiographieen, die wir beſitzen, ſchildert er uns ſeine Schickſale. Als Sohn eines armen weſtfäliſchen Lehrers wurde er am 17. Januar 1826 zu Dortmund geboren, beſuchte unter mancherlei Schwierigkeiten das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ging dann nach Berlin, um Philologie zu ſtudieren, wandte ſich aber hier, einem mächtigen inneren Drange folgend, der Kunſtforſchung zu und erhielt 1857 einen Ruf als Lehrer der Baugeſchichte an der Berliner Bauakademie, nachdem er in den Jahren vorher durch ſeine Schriften über „die Mittelalterliche Kunſt in Weſtfalen" und über die „Geſchichte der Architektur" die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte. Wir finden ihn dann nacheinander in Zürich, in Stuttgart und ſeit 1885 in Karlsruhe als Profeſſor an der Kunſtſchule und techniſchen Hochſchule und als Leiter der Großherzoglichen Sammlungen. Ein ausgezeichneter Lehrer, bei aller Entſchiedenheit nie verletzend in ſeinem Urteil, verband er ausgezeichneten, feinfühligen Geſchmack mit einem auf ſeinem Gebiet unübertroffenen Wiſſen. Wie er über die Kunſt und ihre höchſten Aufgaben dachte, ſpricht er ſelbſt in einer ſeiner Aphorismen (Kunſtwerke und Künſtler) aus: „Es ſcheint die Mehrzahl der heutigen Künſtler gar zu ſehr zu vergeſſen, daß das Schöne nur um des Schönen willen höchſter Inhalt der Kunſt. Gar zu oft ſoll nur Thatſächliches überliefert, Hiſtoriſches geſchildert, Wiſſenſchaftliches deduciert werden. Gewiß kann die Kunſt auch aus der Geſchichte manchen herrlichen, begeiſternden Stoff gewinnen, aber ihr eigentliches Reich iſt und bleibt das Schöne, ihre höchſte Aufgabe, die Anſchauungen vom Ewigen zu verkörpern, die Ideale der Menſchheit zu unvergänglichen Gebilden zu verklären."

Profeſſor **Karl Werder** iſt faſt ſechs Jahrzehnte hindurch eine der Zierden der Berliner Univerſität geweſen und zugleich eine der bekannteſten Perſönlichkeiten der Reichshauptſtadt. In der Zeit ſchwerer Fremdherrſchaft, am 13. Dezember 1806, in Berlin geboren, erhielt er dort ſeine Bildung, widmete ſich philoſophiſchen Studien und habilitierte ſich, kaum zwanzigjährig, 1826 als Privatdozent der Philoſophie an der Berliner Hochſchule, um zwölf Jahre ſpäter zum außerordentlichen Profeſſor aufzurücken. Aber die Poeſie zog ihn auf die Dauer mächtiger an, als die Logik: ſeine öffentlichen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt, vor allem über Shakeſpeares Dramen, zu beſuchen, gehörte jahrzehntelang zum guten Ton in den gebildeten Kreiſen Berlins. Geiſtreich dem Inhalt nach, meiſterlich in der Sprache, trugen ſie ohne Zweifel viel zur Verbreitung einer vertiefteren Auffaſſung der Werke des großen Briten, aber auch unſerer deutſchen Dramatiker, bei. Werder, der auch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, unſerem ſpäteren Kaiſer Friedrich, Unterricht erteilte, war ſeit langen Jahren in gewiſſer Weiſe der litterariſche Berater des Hohenzollernhauſes, an das ihn eine innige Anhänglichkeit feſſelte. In der letzten Zeit gewann er ſogar ausgeſprochenen Einfluß auf die Leitung des Königlichen Schauſpielhauſes, und es war eine ſeiner letzten Freuden, daß der zweite Teil ſeines einzigen dramatiſchen Werkes, Columbus, deſſen erſte Abteilung König Friedrich Wilhelm IV. ſchon 1847 in dem kleinen Hoftheater zu Charlottenburg hatte aufführen laſſen, im vergangenen Winter im Schauſpielhauſe in Scene ging und einen allerdings mehr dem liebenswürdigen greiſen Dichter, als der Dichtung ſelbſt geltenden Erfolg errang. Am 10. April entſchlief der feinſinnige Äſthetiker, der bis in ſeine letzten Lebensſtunden ſich der vollſten geiſtigen Friſche erfreute, ſanft und ſchmerzlos — mit ihm entſchwand wieder ein Teil von jenem alten Berlin, das, noch nicht zur nervenzerrüttenden Großſtadt geworden, in der Pflege des Schönen, in ſtiller, froher Denkerarbeit doch ſchon Deutſchland voranging.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 30.)

Gieb nach! Nie ſchmerzt ein unterlaſſ'ner Schlag
Heiß, wie ein unterlaſſenes Vergeben.
Das erſte reut dich manchmal einen Tag,
Das zweite reut dich oft ein ganzes Leben.

Prolog

zu einer Polterabendvorſtellung
im Frühling.

Heil euch, die mein Aug' hier ſchaut!
Vor dem Bräut'gam und der Braut,
Vor den Gäſten tief hernieder
Neig' ich mich und neig' mich wieder.
Wahrlich, gute Zeit im Jahr
Hat ſich ausgeſucht das Paar!
Wenn es aus ſmaragdnem Grund
Duftend ſproßt, anmutig bunt,
Wenn es blüht aus Dornenzweigen
Und die Lerch' ſingt Hochzeitsreigen
Und die Schwalbe baut ihr Neſt:
Ei, was fehlt euch noch zum Feſt!
Wenn euch etwas fehlen ſollt',
Sei euch das von uns gezollt.
Wenn auch in der Kunſt nur Laien,
Führen wir, euch zu erfreuen,
Vor euch auf ein kurzes Spiel.
Lacht dazu, doch prüft nicht viel
Und zu ſtreng nicht, uns ihr ſchaut!
Und wenn Bräutigam und Braut
Unter Neigen, Flüſtern, Schmachten
Nicht gar viel des Stückchens achten,
Gelt' es ihnen nicht als Sünde. —
Auf, beginnt jetzt! — Ich verſchwinde!

J. Fr.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

I.

Die Anſtalten des Lettevereins.

d) Die Setzerinnenſchule.

Zwar räumlich außerhalb des Lette-Hauſes, aber doch aus ihm hervorgegangen und mit ihm verbunden iſt die Setzerinnenſchule. Die Schule wird meiſt von gebildeten jungen Mädchen beſucht. Bedingungen zur Aufnahme ſind: Ein Geſundheitsatteſt, Zuſtimmung des Vaters bezw. des Vormundes, das Abgangszeugnis der erſten Klaſſe einer Mittelſchule oder der zweiten Klaſſe einer höheren Töchterſchule. Wo ein ſolches Zeugnis fehlt, wird die Aſpirantin geprüft. Sodann muß ſie das ſechzehnte Lebensjahr zurückgelegt haben und nachweiſen können, daß ſie ſich während eines halben Jahres erhalten kann. Nach Ablauf eines halben Jahres näm-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

lich wird die Lehrzeit als beendet betrachtet; aber die Setzerin wird weiter in der Druckerei beſchäftigt und nach dem deutſchen Normaltariſe bezahlt. Die Honorierung geſchieht bei ſchwierigem kompliziertem Druck, der ſich ſchwer einzeln berechnen ließe, wochenweiſe. Eine geſchickte Arbeiterin verdient durchſchnittlich 25 Mark wöchentlich, ihr Verdienſt ſteigert ſich wohl auch bis zu 36 Mark. Bei gewöhnlichem glatten Reihendruck, wie z. B. der von Romanen iſt, wird hundertzeilenweiſe, alſo nach der Arbeit, nicht nach der Zeit bezahlt. Das Abſetzen der Typen, eine faſt ebenſo große Arbeit wie das Einſetzen, gehört zum Einſetzen und wird nicht beſonders honoriert. Die Setzerinnenſchule befindet ſich in Berlin SW., Anhaltſtraße 11 und kann dort von jedem, der ſich für die Sache intereſſiert, beſichtigt werden. Uns wurde ſie in liebenswürdigſter Weiſe eingehend gezeigt. Die eigentliche Druckerei mit den durch Gasmotoren getriebenen Maſchinen befindet ſich im Souterrain des Hauſes, ebenſo das Papierlager. Die Mädchen, welche hier die Druckmaſchinen bedienen, ſind Arbeiterinnen, die man ausgebildet annimmt; ſie haben mit der Setzerinnenſchule nichts zu thun. Die Räume der letzteren befinden ſich im Erdgeſchoſſe und im zweiten Stock. Im erſten Stock iſt das Bureau des Otto Janke'ſchen Verlages. Die Buchdruckerei dieſes Verlages wurde von der Setzerinnenſchule bei deren Begründung käuflich erworben und damit auch ein großes Arbeitsmaterial durch die in dem Verlage erſcheinenden Bücher und Zeitſchriften. Herr Karl Janke war zehn Jahre hindurch Leiter der Setzerinnenſchule, nach ſeinem Tode trat Herr Manski an ſeine Stelle. Die jungen Mädchen werden bei ihrem Eintritte ſogleich praktiſch unterwieſen. Man giebt ihnen den Winkelhaken (eine flache Form) in die linke Hand, ſtellt ſie vor den die metallenen Lettern enthaltenden Setzkaſten, und nun lernen ſie, das zu ſetzende Schriftſtück vor ſich, in die einzelnen Fächer richtig zu greifen und die Typen, Buchſtaben für Buchſtaben, dem Manuſkripte entſprechend, in den Winkelhaken zu ſetzen. Um die Wörter zu trennen, werden Meſſingplättchen zwiſchen ſie gelegt, zwiſchen die Zeilen ebenfalls. Jeder Punkt, jedes Zeichen hat ſeine eigene kleine Metallform. Wenn man ſieht, wie die jungen Mädchen mit Windesſchnelle die Typen aneinanderfügen, bald in dieſe, bald in jene Abteilung des Setzkaſtens greifend, ſo erſtaunt man über ihre Geſchicklichkeit, doch dieſelbe iſt, wie man uns verſicherte, leicht zu erwerben. Nur werden den Schülerinnen anfangs oft die Finger wund. Die Lettern beſtehen aus Blei, zuweilen, wenn der Buchſtabe länger halten ſoll, aus galvaniſiertem Blei. Sind die Typen neu, ſo verletzt man ſich leicht an ihren ſcharfen Kanten. Größte Reinlichkeit, fleißiges Waſchen ſind bei dieſer Arbeit geboten. Zur Setzerin melde ſich niemand, die nicht eine gute Sehkraft und eine ebenſolche Geſundheit beſitzt. Iſt das der Fall, ſo iſt die Arbeit nicht übermäßig anſtrengend und wird verhältnismäßig gut bezahlt. Die Arbeitszeit iſt von 8 Uhr morgens bis 8½ Uhr abends, mit drei Pauſen zu im ganzen zwei Stunden. Die Arbeitsräume ſind hell, groß und luftig. Im Erdgeſchoßſaale werden die Aufträge ausgeführt, welche der Geſellſchaft von Verlegern, ſonſtigen Geſchäftsleuten und von Privaten zugehen, in dem Saale des zweiten Stockes werden die ſtändigen Arbeiten beſorgt, wie das Setzen der Romanzeitung und der Bücher des Jankeſchen Verlages. Hier wird auch der philologiſche Satz hergeſtellt, zu dem beſonders geübte, ſprachkundige Setzerinnen nötig ſind. Wir ſahen hier einer Dame zu, die ſchon ſechzehn Jahre in der Anſtalt arbeitet und ein gelehrtes Werk in griechiſchen Lettern ſetzte. Es ſind augenblicklich dreißig Setzerinnen in der Schule beſchäftigt, ihre Zahl ſoll nie über vierzig betragen. Von den ausgebildeten Zöglingen werden mindeſtens zehn als Stamm und anregendes Element für die anderen zurückbehalten. Die übrigen werden auf Wunſch auswärtigen Druckereien überlaſſen. Oft ſind ſo viele Anfragen nach Setzerinnen eingekommen, daß man ihnen nicht hat genügen können. Die Setzerinnenſchule von Eduard Trewendt in Breslau beſitzt einen Stamm von Damen, die in der Schule des Lette-Vereines ausgebildet worden ſind; auch andere Druckereien außerhalb Berlins haben ſich entſchloſſen, junge Mädchen nach Art und Methode der Berliner Setzerinnenſchule zu unterrichten. Das Verlangen nach Setzerinnen iſt rege; zur Zeit verſchiedener Setzerſtreiks haben ſich die gebildeten Setzerinnen, welche ſich vornehmlich aus Familien des Mittelſtandes rekrutieren, trefflich bewährt. Sprachkenntniſſe, wie gute Schulbildung überhaupt, erleichtern ihnen die Arbeit und veranlaſſen, daß man die Setzerinnen gern beſchäftigt.

Eine angenehme und praktiſche Arbeit für die Abendſtunden.

Wie manche von uns haben ſich ſchon in der Sommerhitze, wenn die Nächte gar nicht mehr kühl werden wollen, trotz ihrer leichteren, ſommerlichen Bettdecke nach noch leichterer Bedeckung geſehnt. Äußerſt angenehm und leicht herzuſtellen ſind geſtrickte Decken, welche fleißige Hände in den langen Winterabenden ohne ſonderliche Anſtrengung anfertigen können. Man ſtrickt von ſtarker Esdremadurebaumwolle (ungebleicht) eine Anzahl Streifen von 15 cm Breite und zwar ganz rechts; dieſe wechſeln mit weiß und rot der Länge nach gehäkelten Zwiſchenſtreifen von etwa 7 cm Breite ab und werden mit einer gehäkelten Bordure in der Art der Zwiſchenſtreifen und einer einfachen Bogenſpitze ringsum abgeſchloſſen. Sie bilden eine freundlich wirkende, hübſche Decke, welche in Anbetracht ihrer ſommerlichen Beſtimmung nicht groß — etwa wie eine größere Kinderbettdecke — zu ſein braucht. Die geſtrickten Streifen, für welche man, je nach der Stärke der Baumwolle 30—50 Maſchen anzuſchlagen hat, werden, wenn ſie vollendet ſind, mit folgender Einfaſſung verſehen: Mit entſprechend ſtarker roter Baumwolle häkelt man eine Zäckchenreihe in den Außenrand des geſtrikten Streifens, indem man nicht in die Abſchlußmaſche, ſondern in eine Maſche tiefer ſticht und zwei feſte Maſchen in eine Öffnung häkelt, eine Maſche überſpringt und wieder zwei Maſchen wie vorher häkelt und ſo weiter die ganze Reihe. Hierauf folgen zwei weiße Reihen feſter Maſchen, welche in der bekannten Rippenmanier, indem man ſtets in die zurückliegende Hälfte der Maſche ſticht, gehäkelt werden; hierauf folgen zwei rote Reihen und eine weiße. Iſt dieſe Einfaſſung an zwei Streifen vollendet, ſo werden die äußeren weißen Reihen vereinigt, indem man die einzelnen Maſchen, ohne einen Arbeitsfaden zu Hilfe zu nehmen, ineinander ſchlingt. Dies geſchieht, indem man die nach unten liegende Hälfte der erſten Maſche eines Streifens mit der Häkelnadel faßt, und dann die erſte Maſche des andern Streifens durch dieſelbe zieht, dann folgt wieder eine Maſche (ſtets die untere Hälfte) der erſten und wieder eine des zweiten Streifens, bis alle Maſchen vereinigt ſind und ſich der weiße Mittelſtreifen des gehäkelten Zwiſchenſatzes ergibt. Sind ſämtliche Streifen auf dieſe Weiſe vereinigt, ſo wird ringsum ebenfalls die rote Zäckchenreihe (zwei Stiche in eine Öffnung, eine Maſche überſchlagen) gearbeitet, ſodann eine weiße Rippe (aus zwei Reihen beſtehend), eine rote, eine weiße, eine rote, eine weiße. Ein Bogenabſchluß (weiß) ſchließt ſich an den Rippenſtreifen an. Hierbei werden neun Stäbchen in eine Maſche gehäkelt, vier Maſchen übergangen, neun Stäbchen u. ſ. f. Eine rote Pikotreihe fügt ſich den Bogen an. Selbſtverſtändlich iſt, ſofern man die Decke in ganzer Größe arbeitet, daß dieſelbe auch als hübſche äußere Bettdecke dienen kann. **X. in K.**

Glückspilz aus einer großen oder kleinen Garnrolle. Der Pilz iſt als Nadelkiſſen oder als Federwiſcher zu gebrauchen. Den Stiel des Pilzes bildet eine Garnrolle, nach oben zugeſpitzt und mit braunem Plüſch bezogen; der Kopf iſt aus einem runden Schachteldeckel entſtanden, der mit Wattenkiſſen verſehen und mit grünlichem Plüſch bezogen wurde. Stiel und Kopf werden mit leichten Stichen oder mit arabiſchem Gummi zuſammengefügt. Der Federwiſcher bekommt einige Tuchſcheiben als Unterlage. **M. K.**

Kunſt im Hauſe.

Den fleißigen Händen meiner Mitleſerinnen möchte ich das neueſte Gebiet für ihren Pinſel verraten, nämlich das Zifferblatt der Uhr. Monogramme eignen ſich z. B. zum Schmuck des Zifferblatts der Taſchenuhren; eine derartig gekennzeichnete Uhr dürfte weniger leicht in Diebeshänden verbleiben. Halten wir einmal in unſerm Heim Umſchau, ob uns nicht ein Zifferblatt, das in grellem Weiß von der Wand leuchtet, reizt, unſere Kunſt zu üben. Das Zifferblatt der Uhr in jenem lichten Mädchenſtübchen, mit den hellen Cretonnemöbeln, bemalen wir mit bunten Streublümchen in dem Geſchmack des Meißner Porzellans. Das große Zifferblatt der Salonuhr ſchränken wir durch eine Randverzierung z. B. mattroſa mit Goldkontour ein. Die Uhr im Kinderzimmer erhält den Spruch: „Morgenſtund' hat Gold im Mund“ aufgemalt, und ſogar die Küchenuhr bekommt ihr Sprüchlein, vielleicht eins, das von Pünktlichkeit handelt. Die Malerei wird mit Ölfarben und feinem Marderpinſel ausgeführt. Es empfiehlt ſich zum beſſeren Haften der Farben die Zeichnung zuerſt mit Firnis zu grundieren. Während des Malens muß das Uhrwerk natürlich ruhen; die Zeigerſtellt man ſo, daß ſie nicht ſtören oder entfernt ſie gar durch Abſchrauben. Iſt man den luſtigen Vers oder die Malerei müde, ſo läßt ſich die Verzierung mittelſt Terpentin abbürſten. Je paſſen der die Inſchrift auf das Haus, den Beſitzer der Uhr und ſeine Gewohnheiten iſt, deſto hübſcher und kurzweiliger. Als Aufſchrift empfehlen wir außer dem etwas viel citierten: „Zeit bringt Roſen“ unter anderm folgendes: „Raſt ich, ſo roſt ich,“ „Stillſtand iſt Rückgang,“ „Bergauf ſachte, bergab achte, gradaus trachte.“ **Irene.**

Notiz für Porzellanmalereien.

Faſt in jedem Badeorte gibt es jetzt Taſſen, Kannen, Teller und Cigarrenbecher mit landſchaftlichen Darſtellungen der Umgegend, die von den meiſt wenig kunſtſinnigen Fremden gekauft und zu Geſchenken mit nach Hauſe genommen werden. Dieſe Sachen ſind meiſt teuer. Zuweilen abſcheulich plump und häßlich. Leute von Geſchmack mögen ſie daher nicht kaufen und bezahlten gern den dreifachen Preis, wenn ſie von kunſtgeübter Damenhand gemalte Sachen erſtehen könnten. Manche kleine Malerin ſollte ſich dieſen Umſtand zu nutze machen, beſonders wenn ſie nicht mit Glücksgütern geſegnet iſt und durch eigenen Verdienſt für ſich oder ihre Lieben den Aufenthalt in der Sommerfriſche erringen oder verlängern könnte. Leicht und duftig hingeworfene Landſchaften, halb umrahmt von Blumenzweigen dürften ſtets den meiſten Anklang finden. Wer nicht ſelbſt eine Muffel, d. i. ein Behälter, in welchem die Porzellangegenſtände gebrannt werden, beſitzt, ſollte mehrere Sachen auf einmal zum Brenner ſchicken, um an Porto zu ſparen.

Pauline Doußberck.

Der hygieiniſche Strumpf.

Der hygieiniſche Strumpf, Gebrauchsmuſterſchutz Nr. 8530, iſt eine neue Erſcheinung auf dem Gebiete der Fußbekleidung. Er zeichnet ſich nicht allein durch vollkommenen Anſchluß aus, und ſitzt deshalb bequem und ohne Faltenbildung, ſondern er hat vor allen gebräuchlichen Strumpfformen den Vorteil voraus, daß er eben wegen Mangels der Falten weder Druck, noch Schmerzen, noch Haut- und Sehnenentzündung bereitet; ferner keine Blutſtockung und infolgedeſſen keinen Schweiß, ſomit keine feuchte und kalte Füße erzeugt. Dieſer große Gewinn wird dadurch erzielt, das der Füßling, dem Bau des Fußes und auch des Stiefels entſprechend, rechtwinklig zum Schachte ſteht. Die Strickart geſtattet ſogar, ohne das es ſichtbar wird, den Strumpf mit der glatten Seite nach innen zu tragen, wodurch die Rauhigkeiten der krauſen Seite vermieden, und der Blutfluß der Haut befördert wird; wegen des freien Eintritts des Blutes bedarf man ſogar nur eines dünneren Materials. Vorteilhaft iſt es, den Schacht kraus und glatt zu ſtricken; an den Schacht wird von einer neuen Linie aus der Füßling quer angeſetzt, indem die offenen Maſchen des Schachtes nicht, wie gewöhnlich, mit einemmale, ſondern mit ein bei ein mit dem Füßling verbunden werden. Die dadurch entſtandene zu große Weite des Füßlings wird durch ſeitliche Einziehungen beſchränkt, ſo daß dem vorderen Ende des Füßlings jede beliebige Maſchenzahl, ſowohl der Weite als der Länge nach gegeben werden kann. — Zu haben durch Herrn Louis Atzert in Kaſſel. **H. K.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Bilderrahmen.

Große Freude zur ſilbernen Hochzeit erregte ein Geſchenk, das aus den Photographien der beiden Forſthäuſer beſtand. Die eine zeigte dasjenige, in dem heute die Silberhochzeit gefeiert wird, die andere das Haus, welches vor 25 Jahren im Hochzeitsſchmuck prangte. Beide Bilder befanden ſich in einem Rahmen aus gutem Spiegelglas. Der Glaſer ſchneidet uns ein Stück von 30 cm Länge und 24 cm Höhe, das an den Ecken abgerundet wird. Links wird dann mit einem ſcharfen Meſſer das Queckſilber in der Größe der einzurahmenden Photographie weggekratzt, und zwar läßt man unten einen etwas breiteren Rand ſtehen. Dieſes nun durchſichtige Mittelſtück, ſowie der Außenrand erhält einen 2 mm dicken Goldſtrich als Anſchluß. Nun wird der Rahmen mit gefällig gelegten Blumen, die ab und zu auch über den Goldſtrich bis ans Mittelſtück ragen, bemalt; unſer Modell zeigt Veilchen und Faulbaum, die beide beſondere Bezeichnung zu dem Jubelpaar hatten. Das Ganze, das links zum Schutz Kartonpapier aufgelegt erhält, ruht an einem kleinen goldenen Drahtſtänder. Solch Rahmen kann man ſelbſtverſtändlich auch zu jedem anderen Bild verwerten. Welche Klagen erregt oft ein zerbrochener großer Spiegel! Da verſäume man doch ja nicht, aus der Not eine Tugend zu machen, nämlich aus den noch größeren Scherben ſich derartige Rahmen ſchneiden zu laſſen. **G. v. Sydow.**

Für die Küche.

Augsburger Patrizierſuppe. Man braucht zu dieſer Suppe eine kräftige Bouillon, zu deren Bereitung ein Suppenhuhn ſehr erwünſcht iſt neben Rind- und Kalbfleiſch. Indes die Suppe langſam kocht, bereitet man die verſchiedenen Suppeneinlagen. Man kocht mehrere Kalbsmilche gar, kühlt ſie und ſchneidet ſie würfelig, kocht Morcheln, Blumenkohl und Spargelſtückchen für ſich nicht zu weich und bereitet eine Semmel-, eine Fleiſch- und eine Kartoffelſauce. Die Semmelſauce wird in drei Teile geteilt und rot, grün und gelb gefärbt, die Fleiſchſauce mit gewiegten Champignons, und die Kartoffelſauce mit Peterſilie gewürzt. Es werden Klößchen geformt, gar gekocht und die mit Buttermehl verdickte Suppe über allen Suppeneinlagen, mit denen ſie eine Viertelſtunde ziehen muß, angerichtet.

Alles in Fett oder Schmalz Gebackene, ſei es nun ſüße Speiſe, wie z. B. Räderkuchen oder Fleiſchſpeiſe, wie z. B. Backhähneln u. ſ. w., legt man am beſten, ſobald es aus dem Fett kommt, auf Brotſchnitte, welche das abtropfende Fett aufſaugen. Die Brotſchnitte laſſen ſich dann für Brotſuppen, oder wenn man Hunde hat, für dieſelben verwerten, und das Gebäck reſp. Fleiſch iſt nicht ſo fett und dadurch geſünder.

Auskunft.

Fr. 73. Imitationen von Luther-Trauringen in Gold und Silber liefert P. Wunſchmann, Herzogl. Anhalt. Hofbuchhändler, Wittenberg.

E. W. Frage 60. Wertvolle Exemplare von Kriſtallen kaufen die Mineralogiſchen Muſeen, Bergakademieen und Mineralienhändler. Der gewöhnliche Bergkriſtall hat nur in großen Stücken, aus denen man Brillengläſer ſchleifen kann, einigen Wert. Wenn Sie uns eine Probe ſchicken wollen, werden wir Ihnen Näheres ſofort mitteilen.

Ernſt Winter & Sohn, Hamburg-Eimsbüttel.

Fragen.

87) Wie kann man ſchmutzig und braun gewordene Statuen von Elfenbeinmaſſe gründlich und dauerhaft reinigen? Etwa mit Gips? **Eine ratbedürftige Landbewohnerin, die das Daheim ſehr liebt.**

88) Wo erhält man Aleuronat von Hrn. Prof. Voigts? **L. L.**

89) Wie gebraucht man Saccharin bei feinem Backwerk und Konfekt? Wie bei dem Einmachen von Früchten, bei Schnäpſen und Liqueren? **A. B.**

90) Ich will in einer Stadt von 50000 Einwohnern, im eignen Hauſe, mit großen Räumlichkeiten, eine Kochſchule gründen. — Würde eine Mitleſerin ſich vielleicht beteiligen? Luſt und Kenntniſſe vorausgeſetzt. **P. in R.**

91) Was kann eine ältere, jetzt ſchon taube Dame, die bald auch erblinden wird, vorher noch thun, um ſich ſpäter möglichſt mit der Außenwelt in Verbindung zu erhalten? **W. H. in L.**

Redaktionspoſt.

Die aus den Steinen des niedergeriſſenen Domes zu Kaiſer Wilhelms Gedächtnis gearbeiteten Gedenkſteine beſtehen aus poliertem grauen Marmor oder ſchwediſchem dunkelrotem Kalkſtein, ſie tragen die eingravierte Inſchrift: „Aus dem alten Dom zu Berlin, 1747—1892“ und auf der Rückſeite den Stempel: „Mit Genehmigung Sr. Maj. des Kaiſers und Königs.“ Jeder Stein iſt in einem Holzkiſtchen poſtfertig eingepackt und demſelben ein Lied von E. v. Wildenbruch, ſowie ein Bild des Domes vom 16. März 1888 beigefügt. Der Preis jedes Steines iſt 10 Mark. Die Gedenkſteine ſind zu haben bei: Frau Gräfin Harrach, W., Pariſer Platz 4. Frau J. Piper, W., Königgrätzerſtr. 126. Freifrau von der Reck, NW., Alſenſtr. 9. Frl. A. H. Vollmar, W., Leipziger Platz 5. Herr Hofprediger Vieregge, NW., Hinderſinſtr. 7. Kunſthandlung Amsler & Ruthardt, W., Behrenſtr. 29a. Kaufhaus Hohenzollern, W., Leipzigerſtr. 117. Hoflieferant Guſtav Lohſe, W., Jägerſtr. 46. Hofgoldſchmied H. Schaper, W., Potsdamerſtr. 8 u. ſ. w.

(Zu Nr. 31.)

Bekämpfſt du deine Fehler noch ſo mutig,
Geſtehſt du deine Schwächen noch ſo frei,
Entſchuldigen wirſt du dich doch dabei;
Mit eigner Hand ſchlägt man ſich ſelten blutig.

Moderne alte Jungfern.

Veranlaſſung zu einer Debatte über „alte Jungfern“ gab in einer angeregten Geſellſchaft ein Geſpräch über ein Theaterſtück. Daſſelbe war litterariſch unbedeutend, doch aber hatte es das Publikum mit Behagen aufgenommen. Hauptträgerin der in der Gegenwart ſich abſpielenden Handlung war eine karikierte alte Jungfer. Dieſes Fräulein Tante, zugleich Pflegeſchwiegermutter — eine geniale Verſchmelzung von zwei, allein nicht mehr „ziehenden“ Motiven — erſchien in einer monſtröſen Toilette, unpaſſend jugendlich und überaus geſchmacklos. Ihr Benehmen war einfältig und albern, ſie affektierte ein kindliches Unbekanntſein mit der Welt und betrug ſich geſellſchaftlich geradezu unmöglich. — Sie fragen, geſchätzte Leſerin, weshalb hier von jener Theaterfigur erzählt wird, da Ihnen doch das Theaterſtück, drin ſie ihr Weſen trieb, wahrſcheinlich unbekannt iſt? Weil — und das iſt der Kernpunkt — weil behauptet wurde, und zwar von durchaus urteilsmächtigen, gebildeten Leuten, ſolcher alter Jungfern gäbe es noch viele, und jenes Bühnenbild ſei, abgeſehen von einigen Verzerrungen und Vergröberungen, heute noch der Typus der alten Jungfer. Gegen eine ſolche Behauptung muß ich Front machen. Ob jemals, in nebelhaften, alten, guten (?) Zeiten jenes Weſen, ein halb lächerliches, halb widerwärtiges Zerrbild, der Wirklichkeit entſprach? Ich weiß es nicht, kann es nicht beurteilen, glaube es aber nicht. Heutzutage entſpricht es der Wirklichkeit jedenfalls nicht. Freilich gibt es unter den unvermählt Gebliebenen, den „alten Jungfern“, immerhin auch heute noch recht merkwürdige Exemplare; Menſchenkinder, die nicht altern wollen, die nicht wiſſen, was mit ſich und ihrer Zeit anzufangen ſei, die ſchlecht gewöhnt, geziert, albern ſind u. ſ. w. u ſ. w. Aber — und das wird man mir wieder zugeben müſſen — wunderliche Individuen gibt es auch unter den Verheirateten, unter jungen Jüngferlein desgleichen. Das wunderliche Exemplar iſt aber ein Individuum, kein Typus. Die Zahl der unvermählt Bleibenden nimmt ſo zu, wie die Zahl der Ehen ſich verringert. Das iſt klar genug. Die Chance, „alte Jungfer“ zu werden, muß in dem Lebensvoranſchlag der Töchter entſchieden bedacht werden. Aber, alte Jungfer ſein iſt kein Geſchäft; jedenfalls nährt es nicht. Da heißt es denn heutzutage etwas lernen. Und die Aſpirantin auf die alte Jungfer begreift's und handelt zeitgemäß. Darum nannt' ich ſie die „moderne“ alte Jungfer. Unter zehn Fällen hat die „Moderne“ doch ungefähr achtmal zweierlei gelernt: zu denken und zu arbeiten. Sie wird, das iſt ganz ſicher, noch vielerlei mehr lernen; teils „dem eignen Triebe“, teils „der Not gehorchend“. Wer aber gelernt hat, ſeine Gedanken in Zucht zu halten, ernſthaft Arbeit zu thun, Pflichten getreu nachzukommen, der wird als ein ernſthaft zu nehmender Menſch geachtet werden. Charakteranlage und Verhältniſſe können auch einen tüchtigen Menſchen weiblichen Geſchlechtes unbequem, unliebenswürdig, wunderlich machen. Aber vor Einem iſt wenigſtens die alte Jungfer modernen Gepräges ſicher: als eine des Spottes, des halben Mitleids, der Geringſchätzung werte Perſon beurteilt zu werden. **M. K.-Poſen.**

Deutſche Lehrerinnen in Paris.

Auf meine, vor längerer Zeit im Frauendaheim veröffentlichte Auskunft, den Aufenthalt deutſcher Mädchen in Paris betreffend, ſind mir ungezählte Anfragen von jungen Damen aus Deutſchland, Italien und der Schweiz zugegangen, von denen jede um ausführliche Auskunft bat. Dies brachte mich zu dem Entſchluß, die Frage hier noch einmal im Intereſſe vieler allgemein zu beantworten.

Junge Damen, welche das Examen gut beſtanden, ſind oft der Anſicht, daß ſie nun in der Welt nur zu wählen brauchen, um Anſtellung zu finden. Da kommt natürlich Paris des reinen Franzöſiſch wegen zuerſt in Betracht, und man ſagt ſich, daß ein bis zwei Jahre dort verbracht, intereſſant, lehrreich und ſpäter von Vorteil ſein werden. „Wie gelingt es mir eine Stelle als Lehrerin oder Geſellſchafterin zu finden?“ heißt es in den oben erwähnten Briefen. Mit dem Inſerieren iſt es nichts, wie ich früher mitteilte, da bleiben nur die zahlloſen Bureaux de Placement, wo nach der Formel „Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit“ Kammerjungfern, Köchinnen, Bonnen, Erzieherinnen im ſelben Raume und zu gleicher Zeit kurz und geſchäftsmäßig abgefertigt werden, d. h. ſie laſſen Namen und Begehr gegen eine Anzahlung eintragen, aber des beſſeren Erfolges wegen muß dieſes bei fünf, ſechs Agentinnen gleichzeitig geſchehen, und nun kommt das Unangenehmſte; die jungen Damen müſſen täglich dieſe Bureaux aufſuchen, um nachzufragen, denn wer zuerſt kommt, wird der etwaigen Vakanz zugeſchickt. Jeder, der ſich eine Stadt von $2^1/_2$ Millionen Einwohner nur einigermaßen vorzuſtellen vermag, wird ermeſſen, wie anſtrengend ſo häufige meilenweite Märſche für wenig robuſte Damen ſind. Fünfzig Pfennige für den Omnibus mag man auch nicht gern oft ausgeben. Dazu muß die Betreffende ſich hier in der Penſion aufhalten, denn von Deutſchland aus Engagement zu erhalten und gar mit Erſtattung der Reiſekoſten, iſt in dieſem Falle unhaltbarer Wahn. Dieſe Penſionen ſind nach deutſchen Begriffen vom Geldausgeben ſehr teuer. Erſtens ſind aber die Mieten in Paris ſehr hoch, dann koſtet der Lebensunterhalt hier dreimal ſo viel als dort, da hohe Abgaben und Eingangszölle für Paris alles verteuern. Unter ſolchen Umſtänden iſt Unbemittelten der Aufenthalt in Paris ſehr erſchwert. Viele Kenntniſſe und gute Zeugniſſe ſchaffen noch nichts, man muß erſt viel Geld aufwenden und wird auch dann pekuniär hier wenig Erfolg haben. Penſionen, wo ſich gebildete Damen aufhalten können, koſten 30 Francs die Woche pränumerando, dafür haben die Mieterinnen in einem alt und häßlich eingerichteten Zimmer ein hartes, kaltes Bett und einen Stuhl, denn der Tiſch, der mitten im Zimmer ſteht, wird auch noch von zwei bis drei Mitbewohnerinnen des Zimmers benutzt. Man wird beköſtigt, aber auch bei der ſchneidenſten Kälte gibt es kein erwärmtes Zimmer und Beleuchtung nur bei dem gemeinſchaftlichen Eſſen zwiſchen ſechs und ſieben Uhr nachmittags. Ein kleiner Eimer Kohlen koſtet in Hamburg z. B. 18 bis 20 Pfennige, hier 75 Pfennige; Petroleum dort 5 Liter 60 Pfennige, hier 3,75 Mark, ſo iſt es mit Milch, Kaffee, Zucker, kurz mit allem. Unterricht oder Übung im Franzöſiſchen hat man ebenfalls nicht, denn die Penſionsvorſteherin kümmert ſich ſelten um die Damen, abgeſehen von der Tiſchzeit; und welch' ein Franzöſiſch man aus dem Munde der anderen Ausländerinnen, Engländerinnen, Schottinnen oder Deutſchen hört, kann man ſich vorſtellen. Da bleibt nichts übrig als Vorleſungen, Kurſe in der Sorbonne auf dem linken Ufer der Seine oder im Collège de France zu beſuchen. Nun ſetze ich noch hinzu, daß Lehrerinnen keine beneidenswerte Stellung hier genießen und den meiſt koſtbar gekleideten Zöglingen gegenüber nur Bonnenrolle ſpielen, indem Mädchen wie Knaben, wenn ſie nicht Internes, d. h. in Penſion ſind, Lyceen beſuchen, Vorleſungen hören und nur dieſe unter Aufſicht ihres „Fräulein“ ausarbeiten; auch Klavierunterricht erteilt letztere ſelten ſelbſtändig, ſondern ſie beaufſichtigt nur die Übungen. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſolche deutſche Erzieherinnen bei der geringſten Veranlaſſung leicht fortgeſchickt werden, denn es warten ja in den Bureaus wieder zahlloſe, und die Koſten des Wechſels muß die arme Erzieherin beſtreiten. 6000 Lehrerinnen ſind, wie ein franzöſches Blatt mitteilte, ohne Engagement. An Privat- und Nachhilfeunterricht iſt nicht zu denken, — nein, damit iſt es erſt gar nichts! Erſterer trägt pro Monat 5 Francs ein, da fremdſprachlicher Unterricht von der Stadt gratis geboten wird.

Die Damen ſehen ſich daher oft genötigt, ſich anderen Erwerbsquellen zuzuwenden und wenn es Inländerinnen ſind, werden ſie Telegraphiſtinnen, Telephoniſtinnen, Maſchinenſchreiberinnen oder gar Verkäuferinnen in Magazinen. Den armen Ausländerinnen iſt auch das genommen. Enttäuſcht und verhärmt kehren ſie im beſten Falle wieder heim. So liegen — ganz ſeltene glückliche Fälle ausgenommen — die Verhältniſſe in Paris in Bezug auf unſere jungen deutſchen Lehrerinnen.

Frau Magdalene H., Paris.

Luxustiſchchen.

Man läßt ſich vom Tiſchler eine Holzplatte in der Geſtalt eines ſechsſtrahligen Sternes anfertigen, über deſſen linke Seite eine Mondſichel gelegt erſcheint, in der Art wie voriges Jahr an dieſer Stelle ein kleiner Wandkalender aus Pappe beſchrieben und abgebildet war. Die größte Ausdehnung von der Spitze des oberſten bis zu derjenigen des unterſten Strahles beträgt 45 cm, der Einſchnitt zwiſchen jedem Strahl mißt 12 cm, der Mond iſt in ſeiner Mitte 10 cm breit. Das Tiſchchen kann auf die verſchiedenſte Weiſe ausgeſtattet werden. Reizend eignet ſich hierzu die Brandmalerei. Eine leichte Ranke wilden Weines, die ſich gefällig über den Stern legt, ſcheint unter dem Mond hervorzukommen; auf dieſem ſelbſt fliegen ein paar Käfer (Brummer) um eine loſe wilde Weinbeere. Nachdem die Brennarbeit vollendet iſt, wird die Ranke in Waſſerfarben bunt ausgemalt, doch müſſen die Farben niemals dick und grell aufgetragen werden; die einzelnen Blätter tönt man recht decent in rot, grün und gelb ab. Sämtliche Ränder des Tiſchchens werden 2 cm breit dunkel gebrannt, ebenfalls da, wo Mond und Stern ſich berühren; der dunkle Rand bildet gewiſſermaßen einen Rahmen, der nur an zwei Stellen unterbrochen wird, wo die Ranke bis über den Stand hineinreicht. Drei ſich kreuzende Beine werden an drei Strahlen des Sternes befeſtigt und mit Rußbeize dunkel gefärbt. In halber Höhe, da wo ſie ſich kreuzen, ſind ſie durch eine Kugel geſteckt; dieſelbe bleibt ungebeizt und erhält als Verzierung ein verlornes wildes Weinblättchen und einen Käfer. Sämtliche Schnittkanten ſind ausgekehlt und ebenfalls dunkel gebeizt. Solch ein Tiſchchen ſieht ungemein geſchmackvoll und originell aus. Statt des Blättermotives kann man auch eine kleine Rokokoſzene in die Mitte des Sternes brennen und die kleinen zierlichen Figuren recht niedlich ausmalen.

Fliegenfenſter.

Sehr hübſche Fliegenfenſter können für den Sommer aus Mull hergeſtellt werden, welchen man mit einer Malerei aus Anilinfarben verſieht. Der weiße Mull wird in die betreffenden Holzrahmen mit kleinen Nägelchen eingeſpannt und befeſtigt. Die Anilinfarben müſſen mit Eſſigwaſſer angefeuchtet werden, auf 1 l Waſſer gehören ungefähr 6 Eßlöffel Eſſig. Das Malen geht ſehr leicht und raſch von ſtatten, nur muß öfters der Effekt der Malerei gegen das Licht ausprobiert werden, da der Stoff viel Farbe braucht. Iſt die Malerei beendet und getrocknet, ſo wird der Mull heiß ausgeplättet. Man achte darauf, den Stoff nicht zu verſengen, was man durch Seidenpapierunterlage verhüten kann. Aber auch hier iſt Vorſicht nötig, damit das Papier nicht auf den Stoff feſt aufgeplättet wird, was leicht der Fall iſt, wenn die Farben noch etwas kleben. — Fliegenpapier aus Drahtgaze ſehen ſehr hübſch aus, wenn man ſie mit einer Malerei aus Bronzefarben ſchmückt, doch hüte man ſich dabei, die Öffnungen der Gaze zu verkleben, da ſonſt die Luft keinen Zutritt mehr hat.

E. Grethe.

Schirmbezüge für die Reiſe.

Viel Handgepäck auf eine Reiſe mitnehmen, heißt ſich das Reiſen erſchweren, deshalb nehmen praktiſche Damen meiſt nur einen Schirm mit, der als En tout-cas für Sonne und Regen Schutz bietet. Dies iſt ja für Gebirgsreiſen, wo keine große Toilette nötig iſt, ſehr angebracht, aber wird manchmal auf der Tour eine große Stadt oder ein eleganter Kurort berührt, und möchten die Damen gern ein wenig ihre Sommerroben zeigen, ſo ſtört oft der dunkle, einfache Schirm den Eindruck der hellen Toilette. Nun ſah ich bei einer höchſt praktiſchen Dame eine Art Bezug für Reiſeſchirme, die mir ſehr gefiel und gewiß von vielen nachgeahmt werden dürfte, die auf ein wenig Zierlichkeit in der Toilette Wert legen. Dieſer Schirmbezug beſtand aus heller Baſtſeide mit Streublümchen in Plattſtich geſtickt und hatte am Rande einen breiten Spitzenvolant als Abſchluß. Der Bezug war genau nach dem Maß des Schirmes gearbeitet, auf welchem er getragen wurde, und zwar in acht Teilen. Dieſelben waren oben, wo ſie alle zuſammenſtießen, in einen 2 cm weiten Ring eingeſetzt, welcher über die Schirmſpitze gezogen wurde. An jedem Teil unten war an der Naht ein kleiner Ring befeſtigt, welcher über den Knöpfen der Schirmſtangen den Bezug ſtraff erhielt. Die Eigentümerin hatte mehrere ſolcher Bezüge mit auf der Reiſe, und konnte alſo den Schirm ſtets paſſend zu ihrer Toilette tragen. Einfacher als der Bezug aus Baſtſeide war ein ſolcher aus hellem Satin mit Kreuzſtichbäumchen verſehen, welcher zu einem Kleide mit Beſatz aus Kreuzſtichborten gehörte.

E. Grethe.

Praktiſches fürs Haus.

Frage 76 E. v. B. Wollen Sie das vergraute Angora-Fell nicht einer chemiſchen Waſchanſtalt übergeben, die es jedenfalls ganz wie neu herſtellt, ſo iſt das Waſchen mit heißem Mehl, bei dem man ganz wie bei wirklicher Wäſche verfährt, ratſam. Sie reiben den Teppich ſehr derb in dem heißen Mehl, ſo lange, bis er rein iſt, was am beſten daraus hervorgeht, daß eine zweite Portion Mehl, in welcher Sie ihn reiben, nach dem Herausnehmen des Teppichs weiß und nicht grau ausſieht, je nach Umſtänden muß ein drittes Mal Mehl genommen werden. Nach der Wäſche iſt das Angora-Fell im Freien ſehr ſtark auszuklopfen.

L. v. B.-P. & H.

Frage Nr. 79. Einen durch viele Umzüge und kleine Kinderfüße ſtark mitgenommenen Teppich legte ich auf einen möglichſt abgenutzten — oder farbloſen — Fußboden, nahm einen Eimer voll lauen Gallſeifenwaſſers, mit welchem ich vermittels eines reinen Leinentuchs den ganzen Teppich rund umgehend befeuchtete. Hinter mir rieb eine zweite Perſon die bereits mit Waſſer durchdrungenen Stellen mit einer Handbürſte tüchtig ab, und ein Drittes ſpülte mit einem reinen Leinentuch — in reines, kaltes Waſſer getaucht — die bereits mit der Bürſte traktierten Stellen möglichſt trocken ab. Je trockener man nachreibt, deſto raſcher trocknet der Teppich! Wir legten ihn um Teppichgröße im Zimmer weiter, damit der Untergrund trocken war und fanden ihn andern Morgens bereits trocken in neuer Farbenpracht leuchtend! — ohne in Bezug auf Haltbarkeit und Steife eingebüßt zu haben. Der Erfolg war ſo überraſchend, daß ſofort alle Teppiche im Beſitz der Familie in dieſer Weiſe gereinigt wurden. Ein alter 30jähriger Blumenteppich erſtieg in jugendlicher Farbenfriſche — nebſt diverſen anderen — dem reinigendem Bade. Zu einem ſehr großen Teppich gebrauchen Sie circa drei mittelgroße Eimer Waſſer mit circa drei Stückchen Gallſeife. — Probatum est!

Alte Hausfrau in Bautzen.

Handarbeit.

Slaviſche Deckchen. Eine ſehr aparte Art von Deckchen aller Größen und Beſtimmungen, wie Tablett-, Büffet-, Serviertiſchdecken, Tiſchläufer ꝛc. ſind die ſogenannten ſlaviſchen Deckchen. Sie beſtehen aus einer Art Bulgarenleinwand, am Rande entweder mit breitem Hohlſaum oder Franze verſehen. Ueber dies ſo vorbereitete Deckchen wird Kanevas geheftet und dieſer mit Kreuzſtichmuſtern gedeckt. Die Farben ſind faſt nur ſchwarz und rot, wozu noch Goldflittern hinzukommen, welche gleichſam die dritte Schattierung abgeben und dementſprechend angewendet werden. Die Flittern werden mit Überfangſtichen aus ſchwarzer Seide befeſtigt, welche viermal über die Flitter greifen. Das Material zu dieſer Arbeit iſt entweder Stickgarn und zwar ziemlich derbes, vielleicht Nr. 16, oder waſchechte Seide. Sind die Deckchen am Rande mit Franzen verſehen, ſo werden dieſe durch eingeknüpfte bunte Fäden, alſo rot und ſchwarz, belebt. Die Flittern dürfen nicht allzu reichlich in Anwendung kommen und auch nicht in größeren Flächen nebeneinander, ſondern mehr als einzelne Stiche. Man wird über den Effekt dieſer einfachen Arbeit, welche ebenſo wohlfeil wie apart iſt, erſtaunt ſein.

E. Grethe.

Einfaches praktiſches Unterjäckchen. Das Jäckchen wird mit weicher, ſogenannter Häkelwolle, in beliebiger Farbe, mit zwei ſehr ſtarken Stricknadeln geſtrickt. Man ſchlägt 100—120 Maſchen an und ſtrickt ſehr loſe, rechts, 50 mal hin- und zurückgehend und kettelt dann ab; das Rückenteil iſt nun fertig. Zum Vorderteil ſchlägt man 150—170 Maſchen an und ſtrickt in gleicher Weiſe 12—15 mal hin und zurück, kettelt dann 50 Maſchen ab und ſtrickt 30 mal hin und her, dann ſchlägt man wieder 50 Maſchen auf und ſtrickt mit dieſen wieder 12—15 mal hin und zurück und kettelt dann das Ganze ab, näht die beiden Achſeln am Rückenteil feſt, beide Teile in den Seiten bis auf Armlochweite zuſammen, umhäkelt den Ausſchnitt und die Armlöcher mit einigen Touren in bunter Wolle, — und das Jäckchen iſt fertig. — Das Anziehen desſelben macht anfangs einige Schwierigkeit, da man es über den Kopf ziehen muß, doch hat man dafür die Annehmlichkeit, es nicht zuſammenknöpfen zu müſſen, auch hält es deshalb die Bruſt beſonders warm. Mir leiſtete es bei einem hartnäckigen Bruſtkatarrh ſo vortreffliche Dienſte, daß ich es den geehrten Mitleſerinnen nur empfehlen kann.

L. S.

Wäſche.

Vorzügliche Waſchmethode (ohne Bleiche). Die Wäſche iſt eine der wichtigſten Gegenſtände der häuslichen Ökonomie, und ihre zweckmäßige Behandlung wird jede Hausfrau, wenn nicht praktiſch, doch theoretiſch gern kennen lernen. Je weniger die Waſchtage den Haushalt ſtören, um ſo beſſer. Es wird immer Neues erfunden, ich habe alle Waſchmaſchinen probiert, doch wird gewiß manchen Hausfrauen meine Waſchmethode beſſer gefallen als die vollkommenſte Maſchinenwäſche, zumal ſie auch auffallend billig iſt. Ich nehme an, Dienſtag iſt Waſchtag. Montag Morgen wird die Wäſche eingeweicht. Auf 30 Pfund weiße Wäſche rechnet man 100 Liter Lauge; 1 Pfd. Fettlaugenmehl oder gelbe Schmierſeife, Soda ſo viel, wie nötig iſt, um das Waſſer ſo ſcharf zu machen, wie es bei anderer Wäſche auch iſt, wird in etwas heißem Waſſer aufgelöſt und mit den 100 Liter Waſſer, 3 Löffel Salmiak und 3 Löffel Terpentin in den Keſſel gethan. Hauptſache iſt, daß alles wohl untereinandergemengt iſt, kein Stückchen Soda und kein Spürchen Seife darf noch ganz ſein. Da hinein weicht man die trockene Wäſche, ſo daß jedes einzelne Stück ganz durchnäßt wird, und läßt ſie bis Dienſtag früh liegen. Man kann ſie auch länger liegen laſſen, es hat meiner Wäſche noch nie geſchadet. Der Schmutz der Wäſche iſt dann nicht mehr in der Faſer der Leinwand, ſondern oben darauf. Dienſtag früh macht man Feuer unter den Keſſel und läßt die Wäſche bis zum Kochen kommen, dann 15—20 Minuten wirklich kochen. Hat man unter der Wäſche ein Keſſeltuch, ſo dreht man dasſelbe immer ein wenig um, weil faſt in allen Keſſeln die Flüſſigkeit auf der einen Seite mehr kocht als auf der andern. Hat man kein Keſſeltuch, ſo benutzt man einen reinen Stock und dreht da, wo es am meiſten kocht, die Wäſche um, daß ſie ſich nicht anlegt. Man kann auch mit dem Stock die Wäſche immer etwas hineindrücken. Wenn ſie genug gekocht hat, nimmt man ſie heraus, legt ſie in einen Trog oder Kübel, ringt ſie nach dem Abdampfen aus und ſieht nach, ob noch einige ſchmutzige Stellen daran ſind, und ſeift das, was noch nicht ganz rein ſein ſollte, mit weißer Seife an. Nun kommt wieder Waſſer mit Soda oder unverfälſchtem Borax und ungefähr $^1/_2$ Pfd. weiße Seife (vorher flüſſig gemacht) in den Keſſel. Dies läßt man bis zum Kochen kommen und thut die Wäſche wieder hinein, läßt ſie noch einige Minuten kochen, worauf das Ausringen und Spülen erfolgt. Wer viel Wäſche hat und zwei Keſſel nehmen muß, wird die klare Wäſche für ſich und die weiße Wäſche für ſich waſchen. Wer aber nur einen Keſſel braucht, der kann getroſt klare und weiße Wäſche zuſammen in den Keſſel thun. Mit der vorhandenen Brühe kann nun alles andere gewaſchen werden. Deckchen und Decken mit rot und weißer Stickerei kocht man ſo gut mit, wie alle feingezeichnete Wäſche. Alle bunte Wäſche wäſcht man erſt in der erſten Brühe, dann in der zweiten Brühe, ausgenommen Satin und Seidenimitation, die man am beſten in Seifenwurzel wäſcht. Küchentücher, Putztücher weicht man einige Stunden in der erſten Brühe ein, dann geht der Schmutz ſehr gut ab. Wollene Wäſche, auch Strümpfe wäſcht man in der erſten Brühe lauwarm, nie mehr als das Stück, welches man gerade wäſcht, darf die Brühe berühren. Jedes Stück wird gleich ausgerungen, dann noch einmal in der zweiten Brühe gewaſchen, dann lauwarm geſpült. **Fünfzigjährige.**

Für die Küche.

Fr. 74. Sehr gut ſind Suppen mit Stein- oder Herren-Pilzen. Man bereitet ſie, indem man die friſchen, gewiegten oder getrockneten und weichgekochten Pilze in reichlich Butter mit Zwiebel, Pfeffer und gewiegter Peterſilie durchſchwitzen läßt und dann reichlich Mehl daran ſtreut, ſalzt und mit Waſſer vergießt, wer es liebt, kann noch etwas Pfeffer beifügen und das Ganze mit einer Zugabe von Fleiſchextrakt verbeſſern. Letzterer iſt mir bei allen derartigen Suppen oft von Nutzen geweſen. Ebenſo läßt ſich Suppe mit Spargel oder Blumenkohl ohne Fleiſchbrühe bereiten, wenn man eine ganz lichte Einbrenne bereitet und dieſe dann mit dem Waſſer, worin das Gemüſe gekocht iſt, vergießt und zuletzt mit einem Ei legiert. **M. G.**

Fr. 74. Sellerieſuppe. Man rührt einen halben Eßlöffel Butter, einen Eßlöffel Mehl mit etwas Zucker hellbraun und dämpft eine feingeſchnittenen Sellerie (mit Salz) etwa 10 Minuten darin braun. Dann läßt man die Maſſe in Waſſer, in dem das übliche Suppenkraut vorher gar gekocht, längere Zeit kochen und rührt ſie durch ein Sieb. **H.**

Es wird ſicher Wenigen bekannt ſein, wie man am beſten Lendenbeefſteak zubereitet. Man legt das Fleiſch, nachdem es geklopft, hergerichtet und geſalzen iſt, in die Pfanne, in welcher man es braten will, ohne jegliches Fett und wendet es auf dem Feuer ununterbrochen wohl dreißig mal um und um; das Blut tritt heraus und es bildet ſich eine bräunliche Kruſte. Nun erſt gibt man die Butter daran und bratet es unter fleißigem Begießen. Das Blut dringt mit der Butter wieder in das Fleiſch hinein, und es wird auf dieſe Weiſe das ſaftigſte, wohlſchmeckendſte und zarteſte Beefſteak gewonnen.

Kalt gerührte Zitronenſpeiſe für 18 bis 20 Perſonen. 20 Eidotter werden mit einem Pfund Zucker und der abgeriebenen Schale und dem Saft von 3 Zitronen eine Stunde gerieben, darauf 4 Loth Gelatine, die in (einem knappen) $^1/_2$ Liter Wein aufgelöſt, lauwarm darunter gemiſcht und zuletzt der Schnee der Eier langſam dazu gefügt, worauf die Maſſe in einen mit Wein ausgeſpülten Kriſtallnapf gethan und kalt geſtellt wird. **Fr. Eberhard.**

Auskunft.

Fr. 80. Lutherringe ſind bei Herrn Juwelier Recke in Eisleben zu haben. Ich trage einen ſolchen mit großer Freude, da er eigenartig, ſinnig und durchaus nicht auffallend iſt. Preis in Gold 15 und 26 Mark. Beſten Gruß
von einer langjährigen Daheimleſerin.

Fr. 81. Als ſchön gelegener Ort im Speſſart iſt Bieber bei Gelnhauſen ſehr zu empfehlen. Angenehme Häuslichkeit, Penſion gut und billig bei Frau Karl Henß Witwe, geſunde Wohnung, hübſcher Garten am Hauſe.
Eine Leſerin des Daheim.

Fr. 81. **Neugebackene 19jährige.** Das Knarren der Stiefel läßt ſich verhindern, wenn man die Sohlen derſelben mehrmals in Zwiſchenräumen mit heißem Leinöl oder auch Ricinusöl einfettet und jedesmal gut trocknen läßt. Dadurch werden auch die Sohlen haltbarer. **Lo. B. P. G.**

Fr. 85. Der „Lehrerin vom Donauſtrand" würde unterzeichnete Kollegin gern ein noch ungedrucktes, aber ſchon mit Beifall aufgeführtes „Feſtſpiel im Freien" zuſenden.
Hel. Binder,
Schulvorſteherin in Homberg bei Kaſſel.

C. E Fr. 80. Eine Elfenbeinbroſche in Schnitzarbeit läßt ſich mit lauem Seifenwaſſer und einer weichen Nagelbürſte ſehr gut reinigen. Um das Elfenbein wieder weiß zu bekommen, beſtreichen Sie es mit rektifiziertem Terpentin-Spiritus und legen es ſo lange in die Sonne, bis es gebleicht iſt. **Lo. B. P. G.**

Fragen.

92) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen des Daheim mitteilen, ob und wo es eine Haushaltungsſchule gibt, in der junge Mädchen, die ſich zu Haushälterinnen ausbilden wollen, eine für dieſes Fach gründliche Ausbildung erhalten und gleichzeitig für die Dauer derſelben ein angenehmes Heim finden? **O. M. in B.**

93) In einer mir befreundeten Familie feiert zum Herbſt ein Dienſtmädchen ihr 25jähriges Jubiläum. Sie hat mit ſeltener Treue und Hingebung ſchwere Leidensjahre mit ihrer Herrſchaft getragen, welch letztere ihr nun den Tag zu einem möglichſt feſtlichen geſtalten möchte. Kann mir eine der lieben Leſerinnen wohl Auskunft geben, ob J. M. die Kaiſerin von ſolchen Jubiläen Notiz nimmt und welche Schritte zu thun ſind? Mit herzlichem Dank im voraus
Frau N.

94) Wie kann man Gulaſch von Rindfleiſch ſicher weich bekommen? Ich ſetze das zerſchnittene Fleiſch mit Fett an, wie es die Kochbücher angeben, gieße langſam Waſſer zu, und immer noch wird es trocken und härtlich, was mir immer Tadel zuzieht. Dank im voraus für gütigen Rat und Abhilfe. **N. N.**

(Zu Nr. 32.)

Das Vöglein ſingt: Mein iſt das Beſt!
Mag Gott es mir behüten —:
Ein kleines eignes, ſtilles Neſt
In lauter duftgen Blüten!

Zwei Polterabendgedichte für Kinder.

An **„Luſtiges Lieſel."**

Zu einem Staubtuch. Frage 75.

Ein Staubtuch bringt dir die kleine Lieſe,
Ich ſtrickte die Maſchen, Stück für Stück.
Mutting hat mir geſagt, es hieße —:
Staub im Hauſe — Staub auf dem Glück.
Weg mit dem Staube, ihr frohen Leutchen!
Weg mit Sorge, Leid und Verdruß!
Hier haſt du das Staubtuch, ſchönes Bräutchen!
Gib mir dafür einen lieben Kuß!

2. Zum Brautſchleier. Frage 78.

Ich komme ganz leiſe und ganz bedächtig,
Und möchte doch tanzen und möchte doch ſpringen.
Denn morgen iſt Hochzeit, das iſt ſo prächtig,
Und ich, ich darf dir den Schleier bringen.
O ſieh doch! wie duftig, wie ſchön die Kante!
Den ſollſt du tragen zum Myrtenkranze,
Der ſoll dich umwallen, du junge Tante,
Am Freudentage, im Thränenglanze.
Im Roſendufte, beim Glockenklingen,
Wirſt du dich hüllen in ſeine Falten.
Ich bin ſo ſelig! Ich durft ihn dir bringen!
Gelt, dafür wirſt du mich lieb behalten?

F. S.

Hauspoeſie.

Hauspoeſie, — hat nicht dieſes Wort für den und jenen ſchon einen beinahe hausbackenen Klang? Die Poeſie der Familienfeſte, — man darf ſie meiſt nicht prüfen, der gute Wille muß da für die That gelten; — ohne Verſe kein Polterabend, keine Silberhochzeit, kein Geburtstag mehr. Verſe müſſen es ſein, wenn ſie auch ſo entſetzlich ſind, daß ſie die Köchin nicht gemacht haben möchte. — Das Frauen-Daheim hat ſich von Anfang an bemüht, hierin Wandel zu ſchaffen, Hauspoeſie beſſeren und edleren Stils zu pflegen; — die Poeſie ſoll durchaus im Hauſe nicht nur Magd ſein; — wie viel inniges, intimes und wirklich ſchönes läßt ſich gerade an den Feſttagen der Familie ſagen! Wir freuen uns, daß auch andere unſere Liebhaberei teilen. Die Verlagsbuchhandlung von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart gibt eben ein Bändchen ganz reizender Gelegenheitsgedichte: „Ich gratuliere!" von Martha Asmus heraus, das unſeren Leſerinnen warm empfohlen ſei. Es ſind ganz allerliebſte, feine humoriſtiſche Sachen darunter. Nicht immer kann das Frauen-Daheim auf alle Anfragen nach Aufführungen u. ſ. w. ſo ſchnell Rat ſchaffen, wie es möchte. In ſolchen Fällen hole man ſich getroſt bei Martha Asmus Rat. Da finden ſich Widmungsgedichte, Polterabend- und Hochzeitsgedichte aller Art; und alles iſt liebenswürdig, fein und geſchmackvoll. Das Bändchen koſtet nur eine Mark. Möge es recht weite Verbreitung finden.

Tafelſchmuck.

Vor längerer Zeit ſah ich bei einem Kunſttiſchler originelle Gläſeruntersätze, welche man recht gut zur Nachahmung empfehlen kann. Der Tiſchler hatte auf Beſtellung einen ihm übergebenen Teil eines Baumaſtes in Scheiben von halber Fingerdicke zerlegt und zum Bemalen präpariert. Sie waren ihm, mit den eine Zeitlang ſehr beliebten Kate Greenaway-Figürchen bemalt, zum Polieren wieder zugeſtellt worden. Die Baumrinde war nicht abgelöſt, ſie bildete den Rand. In richtiger Folge übereinander geordnet, ſtellten die Scheiben den Teil des Baumaſtes wieder her. Dieſe Art der Unterſätze kann beſonders dann zum ſinnigen Geſchenk werden, wenn zur Herſtellung der Aſt eines Baumes genommen wird, an den ſich liebe Erinnerungen für den Empfänger knüpfen. Am beſten geeignet für das Präparieren zum Bemalen iſt Ahorn-, Buchen- oder Lindenholz

Wiederum die Plaidhülle.

Eine Anweiſung zur Herſtellung einer Plaidhülle brachte das Frauen-Daheim ſchon früher. Zweck dieſer Zeilen iſt nur die Mitteilung einiger praktiſcher Vervollkommnungen. Oft ſchon habe ich gewünſcht, daß meine Plaidhülle dehnbar wie Gummi wäre, wenn ich nämlich in der kritiſchen Lage war, mehr einpacken zu wollen oder zu müſſen, als die Größe der Hülle geſtattete. Für ſolche kritiſchen Fälle arbeitete ich mir einen leicht einzuknöpfenden Einſatz von demſelben Stoff, den ich zur Hülle ſelbſt benutzt habe. Die eine Längsſeite des Einſatzes verſah ich mit ebenſoviel Knöpfen, die andere mit ebenſoviel Knopflöchern wie meine Plaidhülle hatte. Das auf derſelben befindliche, geſtickte Bordürenmuſter ließ ich auf dem Einſatz an den entſprechenden Stellen fortlaufen. — Um für die in der Hülle liegenden Gegenſtände eine feſtere Schutzwand zu gewinnen, fütterte ich dieſelbe ab und ſchob zwiſchen Oberſtoff und Futter eine ziemlich dicke Pappe. Der Oberſtoff muß an den Seiten eine gute Handbreite über die Pappwand hinausragen, damit er ſich mittelſt Schnur oder Band am Rande zuſammenziehen läßt. Für Noten, Journale u. dergl. iſt die Stelle zwiſchen Futter und Pappe ein guter Verwahrungsort. Man kann ſie ausgebreitet gegen die Pappe legen, wenn man, wie es bei kleinen Reiſen mitunter geſchieht, nicht erſt Korb oder Koffer mit ſich führt. Eine ſchnelle Abnutzung der Pappe braucht man nicht zu befürchten. Ich erneuere die meinige nur alle zwei bis drei Jahre, obwohl ich meine Plaidhülle ſehr häufig benutze.

H. Kr.

Praktiſches fürs Haus.

Verdorbene Blechbüchſen-Konſerven, namentlich ſolche von Fleiſchſpeiſen, können zu Vergiftungen Anlaß geben, da ſich in dem Fleiſch jene, Ptomaine genannten Leichengifte bilden, die durch Siedehitze nicht wieder zerſtört werden. Das in Blechdoſen eingekochte Fleiſch kann nur dann verderben, wenn es nach der Einlötung nicht genügend erhitzt wurde, wenn alſo die Bereitung eine ſorgloſe war. Man erkennt die Geſundheit des Doſeninhalts daran, daß der Deckel (oder auch der Boden) etwas nach innen eingedrückt iſt. Bei der ſchädlichen Selbſtzerſetzung des Inhalts entſtehen gleichzeitig Gaſe, die den Deckel der Büchſe nach auswärts treiben, ſo daß man durch die Wölbung desſelben auf die faulige Gärung und Giftbildung aufmerkſam gemacht wird. Die Fabrikanten, die hieran erkennen, daß das Fleiſch nicht lange genug gekocht hatte, pflegen häufig ſolche „aufgeblaſene" Büchſen zum zweitenmale zu kochen, müſſen jedoch zuvor ein Loch in die Wandung bohren, um die Gaſe auszulaſſen. Das Loch wird wieder zugelötet, aber da das Sieden die Ptomaine nicht zerſtört, bleibt die Gefährlichkeit der Konſerve beſtehen. — Man kaufe daher weder aufgeblaſene, noch Büchſen mit zwei Lötſtellen und ſehe, ob dieſe auch mit bunten Etiketten verklebt und verdeckt ſind. — Die Innenwand einer Konſervendoſe muß vollkommen rein und unangegriffen ſein. Büchſen mit Corned-Beef, Zungenfleiſch, Beefſteak u. ſ. w. ſollen mit Gallerte oder Fett ganz angefüllt ſein. In der heißen Jahreszeit muß der Büchſeninhalt ſofort verzehrt und was übrig bleibt, als ungenießbar vernichtet werden, da ſich nichts leichter zerſetzt als offen ſtehende Konſerven. **St.**

Grau gewordene Makartſträuße laſſen ſich ſehr leicht reinigen, indem man in einer kleinen Kinderbadewanne einige Eßlöffel Schmierſeife mit viel heißem Waſſer anbrüht und eine Weile ſtehen läßt. Dann taucht man die Sträuße nach Entfernung der Pfauenfedern und der großen braunen Kolben in die warme Seifenbrühe und zieht ſie fleißig hin und her, bis ſie hell ſind, nimmt nochmals reines warmes Waſſer zum Ausſchwenken, läßt die Gräſer gut ablaufen und ſtellt die naſſen Sträuße zum Trocknen in einen Topf an einen warmen Ort, wo ſich die verſchiedenen Gräſer nach einigen Tagen wieder aufs ſchönſte entfalten. An den Spitzen der feinen weißen Graswedel ſollten ſich keine Tropfen anſetzen, da ſie ſonſt feſt zuſammenkleben und dünn bleiben. Wenn Gräſer und Stiele trocken ſind, biegt man die verſchiedenen Drähte etwas zurecht und ſteckt die Pfauenfedern ꝛc. wieder hinein. **F. N.**

Handarbeit.

Bettſchuhe. Eine ebenſo einfache, wie ſehr niedliche Art, den berühmten Pantoffel der Frau zur Überreichung bei den im Monat Mai nicht ungewöhnlichen Hochzeiten, herzuſtellen, möchte ich den geehrten Leſerinnen des Frauen-Daheim hiermit empfehlen. Nehmen Sie 2$^1/_2$ Lagen weiche roſa, himmelblaue, oder ganz zart grüne Perneauxwolle, ein Paar weiße feine Filzſohlen (à ℳ 1,20 von den meiſten Schuhgeſchäften zu beziehen), ein Paar Strohſohlen (ungefähr 60 Pfg. im Preiſe) und eine nicht zu dicke Stahlhäkelnadel, damit das Gewebe nicht zu locker wird. Sodann ſchlagen Sie ſieben Luftmaſchen auf, drehen um und häkeln drei feſte Stiche. In den vierten Stich ſtechen Sie dreimal ein, in die folgenden drei wieder nur einmal.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Dann drehen Sie um, machen eine Luftmaſche, häkeln vier einfache Stiche, und in den fünften ſtechen Sie wieder dreimal ein. Dann wieder glatt bis zum Ende, wo wieder eine Luftmaſche kommt und ſo weiter, immer in der Mitte dreimal einſtechen, dann glatt und am Ende eine Luftmaſche. So gehts fort, bis man denkt, nun paſſe das Maß für den beſtimmten Fuß. Das gehäkelte Stück hat eine eigentümliche Form, die das Oberteil des Bettſchuhchens ganz von ſelbſt ergibt. — Nun klebt man die Sohlen vorſichtig aufeinander, am beſten mit gutem Tiſchlerleim, den man natürlich nicht zu dick auftragen darf. Die Filzſohle kommt nach oben, die Strohſohle nach unten. Sind die Sohlen hübſch glatt aufgetrocknet, ſetzt man das gehäkelte Oberteil darauf, näht es mit gleichfarbiger Seide feſt, ſetzt rings um die Sohle eine zierliche Quetſchfaltenrüſche von paſſendem Seidenband und verſieht das Oberteil mit einer flotten Schleife. Der Schuh iſt fertig und wird mit Bewunderung und Freude empfangen werden.

Fr. v. H.

Für die Küche.

Eier in Mayonnaiſe. Hartgekochte Eier, (2 à Perſon) werden in feine, dickgerührte Kräutermayonnaiſe gelegt und als zweiter Gang nach der Suppe oder abends zu einem feineren Thee ſerviert. Als Schüſſel nimmt man eine nicht zu tiefe runde Gemüſeſchüſſel, legt ein Ei in die Mitte und arrangiert die andern Eier kreuz- oder ſtrahlenförmig darum herum.

Kräutermayonnaiſe (holländiſches Rezept) [vorzüglich]. 5 ganze Eier, 5 Eßlöffel feinſtes Olivenöl, 2 Eßlöffel Kräutereſſig, Pfeffer und Salz nach Geſchmack. Man quirle die Maſſe in einem hohen Gefäße mit einem ſauberen Holzquirl tüchtig durcheinander, dann bringe man Waſſer in einem Topf zum Kochen, ſetze das Gefäß mit der geſchlagenen Maſſe hinein und ſchlage dieſe bis zum Dickwerden unter fortwährendem Kochen des Waſſers. Nach dem Abnehmen ſchlagen, bis die Mayonnaiſe erkaltet iſt, dann miſche man entweder: Kapern oder Peterſilie oder allerhand feine Kräuter, wie Pimpinell, Esdragon, Körbel durch, je wozu die Mayonnaiſe gegeſſen werden ſoll. Zu Eiern paßt am beſten: Pimpinell, Esdragon.

Kräutereſſig (aus der Zeit unſerer Urgroßmütter, ausgezeichnet). 4 Hände voll Fliederblumen, 4 Hände Dragon, 3 Hände Baſilikum, an den Stielen abgepflückt, 1/4 Pfund getrocknete Klatſchroſen (Papaver Rhoeas L.) oder Mohnblumen. Darauf gießt man 8 Flaſchen beſten Weineſſig, verkorkt das Gefäß (am beſten eine große weithalſige grüne Flaſche) feſt und ſtellt ſie einen Tag in die Sonne. Dann hebt man ſie kühl, luftig und trocken (der Kork darf nicht anſchimmeln) auf und ſieht öfters nach. —

Auskunft.

Auf Frage Nr. 86 erlaube ich mir die Antwort, daß St. Andreasberg i. H. der an Aſthma leidenden Dame zu empfehlen iſt. Ich war ſelbſt vorigen Sommer dort und habe mich unter der Behandlung des Herrn Stabsarztes J. in der kräftigen, vor rauhen Winden geſchützten Luft ſchnell erholt und ſehr wohlgefühlt.

B. M.

Fr. 86. Sehr ſchönes, für Lunge und Hals, ſowie Aſthma wohlthätiges Klima hat das waldreiche Städtchen Ilmenau in Thüringen, an der Bahn gelegen, ganz geſchützt. Sehr ſchöne Promenaden, gute Ärzte, Wohnungen mit Gärten, mäßige Preiſe. Im Sommer ſehr anregend durch Sommergäſte, im Winter einförmig, jedoch nicht ganz ohne Anregung. Hervorzuheben ſind die ſehr ſchönen Badeanſtalten.

Görlitzerin.

Fragen.

95) Kann mir Jemand Näheres über das Oſtſeebad Prerow ſagen? Kann eine Familie mit 6 Kindern während der Berliner Sommerferien dort wol für 200 ℳ monatlich ein Haus haben?

—t.

96) Sind Hausdamen, Geſellſchafterinnen, Stützen und Bonnen, die in einem fremden Hauſe konditionieren und Gehalt beziehen, verpflichtet, der Altersverſicherung beizutreten? Sind Krankenpflegerinnen, welche in einer Privatklinik in Stellung ſind, verſicherungspflichtig?

M. W.

97) Könnte mir eine der geneigten Mitleſerinnen die Adreſſe einer Fabrik angeben, in welcher Staniol, Flaſchenkapſeln ꝛc. eingeſchmolzen und zu Gebrauchsgegenſtänden verarbeitet werden. Im voraus herzlichen Dank.

Anna.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

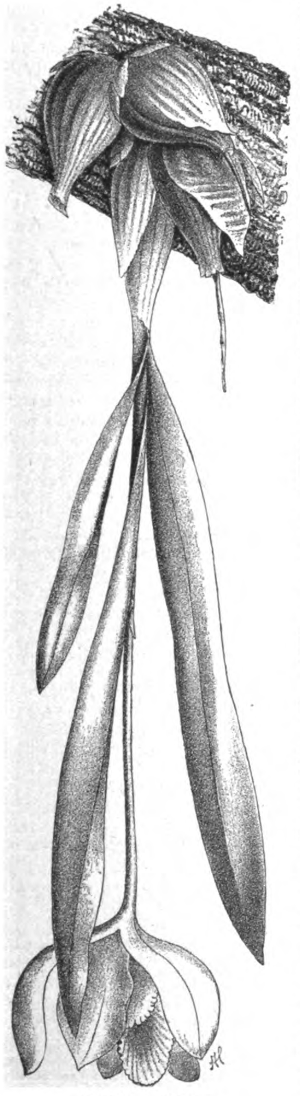
Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Waldmeiſter. (Asperula odorata L.)

Ein Kräutlein wächſt in Waldesgründen,
Das weiß den Mai laut zu verkünden.
Die Alten haben das wohl erkannt:
„Herzfreude“ war es einſt genannt.

J. Trojan.



Cattleya citrina.

Arbeitskalender.

Die köſtliche ſchöne Maienzeit iſt gekommen; zartes, duftiges Lenzesgrün prangt uns überall entgegen, weißer Blütenſchnee auf den Obſtbäumen, wohlriechende Fliedertrauben, und zum Schluß des Monats laſſen uns die erſten prächtigen Roſen alle überſtandenen Unbilden des Winters ſchnell vergeſſen. Im Anfang müſſen wir allerdings noch vorſichtig mit unſerem Frohlocken ſein, denn unverſehens bricht über Nacht der rauhe nordiſche Geſelle noch einmal in das neue Reich und richtet in roher Zerſtörungsluſt gar argen Schaden an, wenn wir nicht auf der Hut ſind. Im Obſtgarten kann uns da leicht die ganze Ernte in Frage geſtellt werden. Decken mit ſtarkem Papier oder Leinwand, ſtarkrauchende Feuer in den Morgenſtunden, welche die Bäume in dichte Wolken hüllen, Beſtäuben mit Kalk (ſ. u.) bewahren uns vor Schaden. Auch gegen zu ſtarke Trockenheit haben wir unſere Obſtbäume zu ſchützen. Namentlich die im Frühjahre gepflanzten ſind reichlich zu begießen. Man vergeſſe nie, daß zur Ausbildung der ſaftigen Früchte auch viel Waſſer notwendig iſt. Vorteilhaft iſt auch eine Düngung. Bei Bäumen muß der Dungguß in einiger Entfernung vom Stamm in die Erde dringen, da ſich die feinen Saugwurzeln nicht in der nächſten Nähe des Stammes befinden. Hat man einen Erdbohrer, ſo bohre man damit einen Meter vom Stamm entfernt Löcher und fülle dieſe mit dem Dungguß. Oft treiben friſchgepflanzte Bäume aus, bleiben dann aber plötzlich in der Entwickelung ſtehen. Da iſt Gefahr, daß ſie zu Grunde gehen. Wir retten ſie, indem wir den Stamm dick in Moos einpacken, das wir beſtändig naß halten. Das geſchieht auf einfache Weiſe, indem wir an den unterſten Aſt eine mit Waſſer gefüllte Flaſche hängen, in welche wir einige Wollfäden ſtecken, die mit dem einen Ende auf den Boden der Flaſche, mit dem anderen in das Moos reichen. Sie leiten langſam aber beſtändig Waſſer aus der Flaſche in das Moos und halten dies feucht. Die Flaſche wird ſtets mit Waſſer gefüllt gehalten. Jetzt können auch die im Frühjahre gepflanzten Obſtbäume endgültig an den Pfählen befeſtigt werden, denn die Erde hat ſich jetzt geſetzt. Von Pfirſich- und Aprikoſenbäumen und Weinreben brechen wir alle überflüſſigen ſchwachen Triebe fort. Im Gemüſegarten werden die im Herbſte geſäten Karotten und Peterſilie ausgelichtet, damit ſich die Wurzeln kräftig entwickeln können. Die Erbſenpflanzen werden entſpitzt, damit ſie ſich beſſer verzweigen; zugleich gibt man ihnen Reiſig, an welchem ſie emporranken können. Die Beete werden, ſoweit dies noch nicht geſchehen iſt, mit den Sämlingspflanzen der verſchiedenen Kohlſorten, mit Sellerie, Lauch, Eierfrucht, Tomaten, ſpaniſchem Pfeffer, Endivien ꝛc. bepflanzt. Nach der Mitte des Monats ſäen wir Stangenbohnen, Gurken, Kürbis und pflanzen Melonen, die wir in Töpfen herangezogen haben, an ſonnige warme Stellen. Die Hauptarbeit bildet aber das Begießen, das wir in den Morgenſtunden vornehmen. Das Waſſer muß bis zu den Wurzelſpitzen dringen, deshalb iſt ſtark zu gießen. Nach ſtarkem Regen wird der Boden gelockert, damit die Luft in die Erde eindringen kann. Im Ziergarten ſind die Blumenbeete, welche mit Frühlingsblühern beſetzt ſind, nach deren Abblühen abzuräumen, umzugraben und zu düngen und dann mit Sommergewächſen zu bepflanzen. In der zweiten Hälfte des Monats können dann auch die empfindlicheren Pflanzen ins Freie gebracht werden. Zu Blattpflanzengruppen ſeien beſonders die ſchönen großblättrigen Bananen empfohlen. Sie wachſen, auf ein Beet gepflanzt, unter das man eine einen halben Meter hohe Schicht Stalldung gebracht hat, zu prächtigen Exemplaren heran und verleihen dem Garten im Sommer ein wirklich tropiſches Gepräge. Junge Pflanzen ſind nicht teuer von W. Siehe in Steglitz zu beziehen. Man ſollte überhaupt den Blattpflanzengruppen eine größere Beachtung ſchenken, als dies bisher der Fall iſt. Jetzt iſt die Zahl derſelben eine geringe, Canna, Ricinus, Mais und Hanf ſieht man überall. Und doch gibt es noch ſo viele ſchöne andre. Wer einen kleinen Teich hat, der pflanze z. B. Lotos und Papyrus aus, beide ebenfalls von Siehe zu beziehen. Sie bringen einen ganz anderen Charakter in den Garten und erfreuen auch durch ihre ſchönen Formen und Farben. Hecken werden zum erſtenmale beſchnitten, Raſen muß ſtark begoſſen und wenigſtens alle zwei Wochen geſchnitten werden. Der erſte Schnitt nach der Ausſaat darf nicht mit der Maſchine ausgeführt werden, da dieſe die jungen Pflanzen ausreißt, ſondern iſt abzuſicheln. Nach dem Schnitt wird der Raſen jedesmal feſtgewalzt. Die Wege ſind von Unkraut zu reinigen. Die Zimmerpflanzen erhalten jetzt möglichſt viel friſche Luft und reichlich Waſſer. In der zweiten Hälfte des Monats können auch die empfindlicheren auf das Blumenbrett oder den Balkon gebracht werden. Damit die Erde in den Töpfen bei direkter Beſonnung nicht zu warm wird und zu ſchnell austrocknet, umgibt man die Töpfe mit Moos, das man beſtändig feucht hält. Abgeblühte Zimmerpflanzen werden verpflanzt und beſchnitten. Die Käſten auf den Balkons werden, nicht zu dicht, mit Sommerpflanzen bepflanzt. Von gefüllten chineſiſchen Primeln kann man jetzt durch Stecklinge, Abſenker und Teilung junge Pflanzen heranziehen. Vom Ende des Monats an laſſen ſich Roſen aufs treibende Auge okulieren. Jetzt iſt die günſtigſte Zeit, um die Zimmerpflanzen zu düngen, wozu wir nochmals den von Carl Kaiſer in Nordhauſen zu beziehenden konzentrierten Rinderguano ganz beſonders empfehlen.

Edelweiß.

Das Edelweiß gehört zu denjenigen Pflanzen, welche ſich wohl jeder, der die herrliche Alpenwelt durchwandert, mit nach Hauſe bringt und hier als dauerndes Andenken an die ſchöne Zeit aufhebt. Mancher verſucht es wohl auch, Pflänzchen in ſeinen Garten mitzunehmen, aber nur in ſeltenen Fällen hat er Glück damit, denn das Edel-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

weiß iſt ein ſprödes Kind der freien, friſchen Alpenluft, das in der Ebene nur zu ſchnell an Heimweh zu Grunde geht. Und doch iſt es nicht ſchwierig, ſich auch im Tieflande an der ſchönen Pflanze zu erfreuen, wenn man nur dem Alpenkinde ſeine Gewohnheiten und Lebensbedürfniſſe ablauſcht. Da iſt zunächſt ein recht ſonniger Standort ein unbedingtes Erfordernis. An einem ſolchen pflanze man das Edelweiß in ſandige, lockere humusreiche Erde. Baut man ſich aus großen Feldſteinen eine kleine Felspartie im Garten, ſo iſt unſere Pflanze die ſchönſte Zierde desſelben. Wichtig iſt ferner, daß die Pflanzen im Frühjahre vor zu ſchroffen Temperaturſchwankungen bewahrt bleiben. Deshalb bedecken wir ſie im Herbſt mit Reiſig von Wachholder oder anderen Nadelhölzern, und laſſen dieſe Decke möglichſt lange auf den Pflanzen. Aus den Alpen mitgebrachte Pflanzen müſſen ſpäteſtens im Auguſt gepflanzt werden, damit ſie noch vor dem Winter anwurzeln. Aber nicht jeder kommt in die Alpen und möchte das Pflänzchen doch gern auch haben. Da iſt es am einfachſten, wenn man ſich aus einer großen Samenhandlung im Frühjahre Samen für wenige Pfennige beſchafft, denſelben in Töpfen ausſät und die jungen Sämlinge ſo bald als möglich einzeln in kleine Töpfe verpflanzt. In dem Maße, wie die Pflanzen heranwachſen, werden ſie in immer größere Töpfe verpflanzt und ſchließlich im Auguſt ins Freie ausgepflanzt, doch kann man ſie auch dauernd in Töpfen halten. Im letzteren Falle müſſen ſie aber im Winter in einem kalten Raume aufgeſtellt werden. Von Jahr zu Jahr werden die Pflanzen kräftiger und lohnen durch reiches Blühen die aufgewandte Mühe.

Orchideenkultur im Zimmer.

(Schluß.)

Lycaste Skinneri. Eine aus Guatemala ſtammende leichtblühende Art, mit dicken Pſeudobulben und langen, hellgrünen Blättern. Die fleiſchigen Blumen ſind ſehr groß, die Blumenblätter ſind reinweiß, meiſt mehr oder minder roſa angehaucht; die Lippe iſt roſa bis dunkelkarmin gefleckt. Blütezeit in den Wintermonaten und im zeitigen Frühjahr; Dauer der Blumen einige Wochen. Man pflanzt ſie, wie ſchon angeführt, in Töpfe mit einer nahrhaften poröſen Miſchung und hoher Scherbenunterlage.

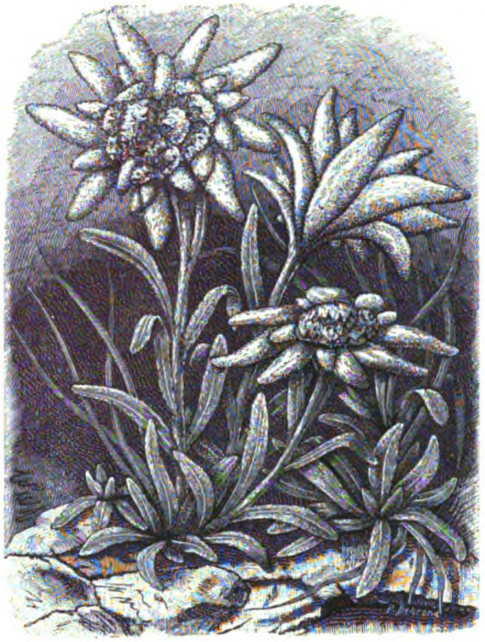
Zygopetalum Mackayi. Heimatet in Braſilien und iſt empfehlenswert als dankbarer Winterblüher. Die gelblichgrünen, mit braunen und blauen Flecken verſehenen großen Blumen ſitzen zu fünf und ſechs auf 40—50 cm langen, ſtarken Blumenſtielen, die am Grunde der fleiſchigen Bulben entſpringen. Obgleich eine Luftorchidee, verlangt dieſe Art große Gefäße mit reichlich nahrhafter poröſer Erdmiſchung. Beide genannte Arten beginnen nach der Blüte mit dem Triebe und müſſen nun reichlich bewäſſert werden. Eine Temperatur von 10—12° R. ſagt ihnen am beſten zu.

Cypripedium insigne. Eine allgemein bekannte und ſehr beliebte Erdorchidee, welche in Nepal, Sylhet und Khaſya heimiſch iſt. Die Blumen, welche in den Wintermonaten erſcheinen und lange Zeit ihre Schönheit bewahren, ſind ſehr groß, grünlich gefärbt und mit purpurbraunen und weißen Flecken verſehen. Gedeiht am beſten in kühlen Räumen von 6—8° R., kann jedoch auch in wärmerer Temperatur kultiviert werden.

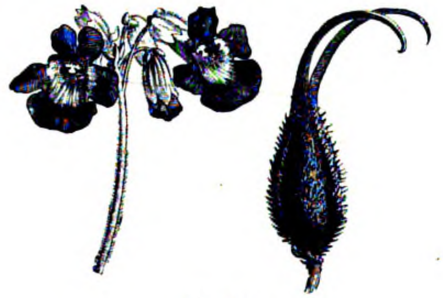
Cattleya citrina. Heimat Mexiko. Blütezeit im Mai und Juni. Die Blüten entſpringen an der Spitze der nach unten gerichteten auf ein Stück Korkrinde gebundenen Pſeudobulben; dieſelben ſind von ſchöner hellgelber Farbe und beſitzen einen angenehmen Duft. Blütedauer 3—4 Wochen.

Odontoglossum Rossi majus. Heimat ebenfalls in Mexiko und verlangt bei uns einen kühlen, feuchten Raum. Gedeiht am beſten in Schalen oder auf Rindenſtücken mit geringem Moos. Blumen ſehr zahlreich, mittelgroß zu 2 und 4 auf einem Blumenſtiel, von weißer Farbe mit zahlreichen braunen Flecken. Dauert 10—12 Wochen in unveränderter Schönheit. Blütezeit im Winter.

Wir haben hier zunächſt nur einige wenige Arten aufgeführt, mit denen der Liebhaber beginnen mag. Dieſelben ſind von J. C. Schmidt in Erfurt, C. F. Choné in Berlin und von Carl Kaiſer in Nordhauſen in guten Exemplaren zu beziehen. Die Preiſe ſind ſo mäßige, daß ſelbſt der Unbemittelte ſich dieſe lieblichen Kinder Floras anſchaffen kann. Wir werden nun in der Folge, nachdem wir die allgemeinen Kulturregeln gebracht haben, nur noch einzelne beſonders empfehlenswerte Sorten namhaft machen. **A. B.**



Edelweiß.



Gemshorn.

Heizbares Zimmerglashaus.

Sowohl zur Anzucht von Stecklingspflanzen, als auch zur Kultur zarter tropiſcher Pflanzen im Zimmer iſt ein kleines, heizbares Glashäuschen ſehr vorteilhaft. Einige Winke zur Anfertigung eines ſolchen werden deshalb vielen unſerer Leſer willkommen ſein. Von einer flachen Kiſte von etwa 22—25 cm Höhe und beliebiger Länge und Breite (ſehr vorteilhafte Maße ſind 1 m lang und 40 cm breit) ſäge man an einer Längsſeite in der Mitte ein Stück von 20 cm Länge und 8 cm Höhe unmittelbar über dem Boden aus. Das ausgeſägte Stück befeſtige man dann mit zwei als Charnier dienenden Lederſtreifen oder 2 cm großen eiſernen Charnieren wieder an derſelben Stelle. Dies Stück iſt die Thüre, durch welche man zur Heizeinrichtung gelangt. Nun nagele man in die vier Ecken der Kiſte kleine Klötze von 10 cm Höhe und 5 cm Dicke und Breite. Auf dieſe Klötze legt man ein ſtarkes Eiſenblech, welches gerade genau in die Kiſte paßt und nagelt es feſt. Die Kiſte iſt dadurch in eine obere und untere Hälfte geteilt. In die vier Wände bohrt man nun noch eine Anzahl Löcher von etwa 2 cm Durchmeſſer, welche ſämtlich 3—4 cm über dem unteren Boden der Kiſte liegen. Das ſind die Luftlöcher für die Heizung. Nun ſtreicht man die Kiſte mit Leinölfirnis und läßt ſie gründlich trocknen. Dann nagelt oder noch beſſer ſchraubt man in die vier Ecken der Kiſte vierkantige Stäbe von 2 cm Durchmeſſer und 60—85 cm Länge. Dieſe Stäbe verbindet man oben ſehr feſt mit ebenſo ſtarken Stäben. Außerdem nagelt man an die Innenwände der Kiſte einen cm unter dem Rande vier flache Leiſten von 1 cm Dicke und beliebiger Breite. Die vier Stäbe, welche oben die Eckſtäbe miteinander verbinden, werden außen mit dünnen Brettchen benagelt, welche ſowohl oben wie unten einen cm über die Stäbe hervorragen. Endlich benagelt man auch noch die vier ſenkrechten Stäbe außen mit dünnen Brettchen, welche da, wo ſie nicht zuſammenſtoßen, einen halben cm über die Stäbe hervorragen. So haben wir ein Gerüſt erhalten, in welches wir bequem Glasſcheiben einſetzen können. Die Scheiben werden aber nicht feſt gekittet, ſondern nur mit einigen kleinen Stiftchen feſtgehalten. Oben bedecken wir das Gerüſt nicht mit einer, ſondern mit drei Scheiben, die etwas über einander greifen. Dieſe Scheiben werden überhaupt nicht befeſtigt. Sowohl zum Begießen als auch zum Lüften müſſen wir ſie bequem abnehemn können. Wir ſetzen nun zunächſt die hintere und die beiden ſeitlichſtehenden Glasſcheiben ein und befeſtigen ſie. Dann füllen wir auf das Blech zunächſt eine wenigſtens 5 cm hohe Schicht Ziegelſteinbrocken von Haſelnußgröße, darüber einen Fingerbreit hoch recht gut ausgewaſchenen groben Sand und hierauf bis faſt zum Rande gute Lauberde, die wir uns vom Gärtner beſorgen oder aus einem Laubwalde holen. In die Erde pflanzen wir die Pflanzen, ohne Töpfe, indem wir hinten anfangen. Die Pflanzen dürfen ja nicht zu dicht ſtehen. Sehr hübſch ſieht es aus, wenn man in die Erde zwiſchen die Pflanzen Stückchen von Selaginella apus und Selaginella caesia ſteckt. Dieſelben breiten ſich in kurzer Zeit aus und bedecken den Boden dann mit einem allerliebſten Teppich, der von erſterer Art ſaftiggrün, von der zweiten Art aber hechtblau ſchillernd ausſieht. Die Heizung erfolgt mit einem Nachtlicht, das man auf einer mit Rüböl gefüllten großen Untertaſſe ſchwimmen läßt. Iſt der Kaſten bepflanzt, dann überbrauſt man die ganzen Pflanzen ſehr leicht mit warmem Waſſer von 25° R., ſetzt die Vorderſcheibe ein und bedeckt ihn mit den drei Scheiben. Gegoſſen wird der Kaſten nur ſelten. In dem geſchloſſenen Raum verdunſten die Pflanzen ſehr wenig. Bei warmem Wetter lüfte man aber reichlich, denn friſche Luft iſt eine Hauptbedingung für gutes Gedeihen der Pflanzen. Für Sämlinge und Stecklinge macht man den Kaſten natürlich viel niedriger.

Kleine Mitteilungen.

Gemshorn heißt mit Recht eine ſchöne Sommerpflanze, deren Früchte, nachdem ſie von der äußeren grünen Schicht befreit ſind, einen reizenden Zimmerſchmuck bilden. Die Blüten dieſer Pflanze (Martynia scabra) ſind ſchön groß. Man behandelt die Pflanze wie andere, etwas empfindlichere, einjährige Sommerpflanzen. Sie verlangt viel Sonne und viel Waſſer.

In Nr. 18 des Daheim ſind zwei Mittel zur Entfernung der Regenwürmer aus Blumentöpfen angegeben, die mir bisher nicht bekannt waren.

Es gibt aber dafür ein einfacheres Mittel, das ganz ſicher wirkt, und zwar folgendes: Man läßt die Erde eines Blumentopfes, in dem man Regenwürmer vermutet, ſo weit abtrocknen, daß ein Begießen notwendig iſt. Nun zerreibt man eine Roßkaſtanie auf einem Reibeiſen, ſchüttet das in einen kleinen Taſſentopf voll kalten Waſſers, rührt das ein bischen um und gießt den ganzen Inhalt der Taſſe auf den betr. Blumentopf. Nach Verlauf von wenig Minuten erſcheinen ſämtliche Regenwürmer, groß und klein, an der Oberfläche der Erde des Blumentopfes, was ganz ſpaßhaft anzuſehen iſt.

Iſt der Blumentopf ein ziemlich großer, ſo verwendet man zwei zerriebene Roßkaſtanien und eine Portionstaſſe voll Waſſer zu dieſem Aufguſſe.

Der Aufguß zieht nicht vollſtändig in die Erde des Blumentopfes ein, ſondern es bleibt oben ein Satz zurück, den man am nächſten Tage beſeitigt, damit ſich nicht durch ſpäteres Begießen Schimmel bildet.

Die Kaſtanien bleiben bis zur nächſten Ernte dazu verwendbar, auch noch länger, nur müſſen ſie bei der Aufbewahrung vor Näſſe geſchützt bleiben. Ob man die harte Schale mit zerreibt oder nicht, iſt gleichgültig.

Ein alter Verehrer des „Daheim“.

Neuheiten vom Blumenmarkt.

Begonia „Ruhm von Saarbrücken.“ Unter den mancherlei neuen Begonienſorten nimmt dieſe, ihres robuſten Baues und Blütenreichtums wegen, einen hervorragenden Platz ein. Die Blätter ſind groß, lederartig glänzend, die Blütendolden erreichen einen Durchmeſſer von 15–20 cm und ſtehen auf dicken aufrechten Stielen. — Die Farbe der großen Blumen, welche vom September bis nach Weihnachten erſcheinen iſt zart roſa, ähnlich der La France-Roſe. Kräftige junge Pflanzen ſind von J. C. Schmidt in Erfurt zu beziehen.

Nützliche Winke.

Etwas über Pflanzkartoffeln. Es dürfte nicht allgemein bekannt ſein, daß ſich zum Pflanzen beſſer kleine Kartoffeln eignen als große, da in den meiſten Haushaltungen für die Pflanzzeit beſonders ſchön ausgewachſene Kartoffeln reſerviert werden. Die erſteren liefern einen ebenſo reichen Ertrag wie die letzteren, und an Größe ſtehen die aus kleinen Kartoffeln gewonnenen Exemplare den aus großen gezogenen nicht nach. Daſſelbe gilt auch von Zwiebeln und Chalotten. Ein Verſuch in der Art, daß man die eine Hälfte eines Beetes mit kleinen, die andere mit großen Zwiebeln oder Chalotten bepflanzt, iſt, weil leicht ausführbar, empfehlenswert, und das Ergebnis desſelben würde zur Folge haben, daß ſparſame Gartenbeſitzer in Zukunft ſtets die kleinen Kartoffeln reſp. Zwiebeln zur Ausſaat benutzen, die großen dagegen zur Freude ihrer Hausfrauen für den Gebrauch in der Küche beſtimmen würden. **B. H.**

Gegen Frühjahrsfröſte empfiehlt Th. Denis, Direktor des Parkes Péte d'or in Lyon, Kalkſtaub. Er hat nach den Illuſtr. Monatsheften bei den Bäumen der Kulturſchule in Lyon einen durchgreifenden Erfolg erzielt. Die mit Kalkſtaub behandelten Bäume trugen die ſchönſten Früchte, während die übrigen Bäume keine Ernte lieferten. Der Kalkſtaub wird mit einem Blaſebalg auf die Blüten geſtäubt.

Bücherſchau.

Blumen zu künſtleriſch vollendeten Gewinden zuſammenzuſtellen iſt von jeher eine beſondere Liebhaberei der Damen geweſen, und es iſt mit Recht erſtaunlich, daß dieſe Kunſt, denn eine Kunſt iſt das Blumenwinden, bisher noch ſo wenig von Damen beſſerer Stände als Erwerbszweig ausgenutzt worden iſt. Allerdings iſt es zweierlei, Blumen im eigenen Heim zur behaglichen Ausſchmückung der Wohnräume zu reizenden Gewinden zu vereinen und ſie anderſeits zum Verkauf zu binden. Wer das kleine Buch von Luiſe Riß, Die Blumenbindekunſt (Berlin, Paul Parey) lieſt, wird erſtaunt ſein, zu erfahren, was alles notwendig iſt, um auch mit pekuniärem Vorteil Blumen zu binden. In klar anſchaulicher Weiſe macht uns die Verfaſſerin, die ſeit Jahren auf dieſem Gebiete praktiſch thätig iſt, mit all jenen kleinen Kunſtgriffen bekannt, welche dazu nötig ſind, die ſchwierigſten Bindereien auszuführen. Zahlreiche Abbildungen, zum großen Teil muſtergültige Vorlagen für Gebinde der mannigfachſten Art, ſchmücken das 276 Seiten ſtarke, prächtig ausgeſtattete Buch. Der niedrige Preis (6 Mk.) macht es jedem zugänglich, und auch diejenigen, welche die Binderei nicht als Lebenserwerbszweig ergreifen wollen, finden hier vielfache Anregung und zahlreiche praktiſche Winke und Ratſchläge. Deshalb können wir es allen unſern geſchätzten Leſerinnen nur auf das wärmſte empfehlen.

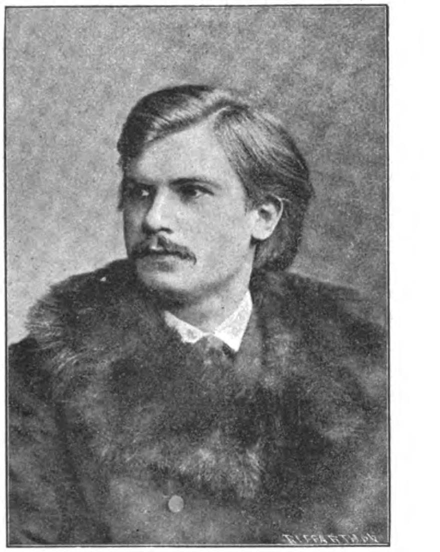
Briefkaſten.

Fr. Pf. H. in W. Zur Vertilgung der Schärrmäuſe dürfte ſich noch am eheſten Ausräuchern empfehlen. — Zu dem Zweck tränken Sie irgend einen Faſerſtoff, am beſten Jutefaſer mit einer konzentrierten Löſung von Kaliſalpeter, laſſen ihn trocknen, überziehen ihn dann mit Theer und beſtreuen dieſen, wenn er halb abgetrocknet iſt, mit zerſtoßenem Schwefel oder Schwefelblüte. Sind die Faſerſtränge vollkommen trocken geworden, ſo drehen Sie ſie in dünne Zöpfe zuſammen und ſchneiden ſie in Haſelnuß große Stücke. Von letzteren zünden Sie einige an und ſtecken ſie in die Mauſelöcher, welche ſofort mit Erde bedeckt werden müſſen, wie auch diejenigen, welche mit dieſen in Verbindung ſtehen. Die grünen Blattläuſe an Zimmerpflanzen werden am einfachſten durch Abwaſchen mit ſtarkem Seifenwaſſer, das keiner Pflanze ſchadet, entfernt. — **Frl. H. C. in R. und H. La in W.** Wir bitten in Zukunft für den Druck beſtimmte Mitteilungen ſtets nur einſeitig zu beſchreiben, ſo daß die Rückſeite des Blattes frei bleibt. — **Fr. Geh.-R. K. in L.** Gewiß! Mitteilungen aus unſerem Leſerkreiſe ſind uns ſtets willkommen. — Wollen Sie alſo, bitte, nur einſenden und dabei die vorhergehenden Zeilen freundl. beachten.

Hausmuſik.

Eugen d'Albert.

Von den zahlreichen jüngeren Mitbewerbern um die pianiſtiſche Palme iſt Eugen d'Albert der genialſte. Mit Recht haben ihn ausgezeichnete Kenner des modernen Pianiſtentums für den Erben des unvergleichlichen und unerreichten Liſztſchen Klavierſpiels erklärt. D'Albert entſtammt einer Familie, die durch den Beruf des Vaters, der in ſeiner Jugendzeit Tänzer an der italieniſchen Oper in London geweſen, in lebhaften Beziehungen zur muſikaliſchen Kunſt geſtanden. Die Mutter unſers Künſtlers war von deutſcher, der Vater von franzöſiſcher Herkunft. Geboren am 10. April 1864 zu Glasgow gab d'Albert ſchon in früheſter Jugend Proben eines erſtaunlichen muſikaliſchen Talentes, das ſich von Seiten der Eltern liebevollſter Pflege erfreute und in kräftigem Wachstum ſich entwickelte. Schon den Knaben zeichnete eine eiſerne Energie aus, die ihn bald zu überraſchenden Höhen der techniſchen Ausbildung emporführte. Einige Jahre hindurch verbrachte der junge Pianiſt als Schüler das Royal College of Music in London, wo er die kühnſten Hoffnungen ſeiner Lehrer erweckte, und wandte ſich dann als Stipendiat der Mendelsſohnſtiftung nach Deutſchland. Die alte Muſenſtätte Weimar war es, die den Jüngling mächtig anzog; dort hatte Liſzt, der größte Pianiſt aller Zeiten, eine in ihrer Art einzige Virtuoſenſchule errichtet, und dem wunderbar vergeiſtigenden Einfluſſe Liſzts verdankt auch das begnadete Talent d'Alberts den brillanten Schliff, den duftigen Anſchlag und den bezaubernden Geſangston der Cantilene. Schon nach einjährigem Aufenthalt bei Liſzt erſchien d'Albert in den deutſchen Konzertſälen, wo der kaum Zwanzigjährige durch den genialen Schwung ſeines Spiels, durch ſeine vollendete Technik und das jugendliche Feuer ſeines von muſikaliſcher Kraft überſchäumenden Vortrags das Publikum in Begeiſterung verſetzte. Die Virtuoſenlaufbahn d'Alberts, die ihn durch die ganze ziviliſierte Welt führte, iſt bisher eine ununterbrochene Reihe der glänzendſten pianiſtiſchen Thaten, eine Kette von Siegen geweſen. Wie ſeinem Meiſter Liſzt, wie dem Titanen Rubinſtein, ſo iſt auch d'Albert das Vermögen ſeelenvollen Vortrags in hohem Maße eigentümlich. Wie Blumen duften und blühen unter ſeinen feinfühligen Händen die Töne ſeiner Cantilene, bezaubernd durch ihren ſüßen Wohllaut, ihren zarten Schmelz. Wenn ſich unſer Künſtler auf die Klaviatur niederbeugt — was er überall dort zu thun pflegt, wo das Rein-Melodiſche vorherrſcht — dann ſchmeichelte er den Taſten Töne von holdeſtem Klangzauber ab. Es iſt, als ob ſeine Seele heimliche Zwieſprache führte mit den Tongeiſtern, die bisher im Flügel geſchlummert. D'Albert iſt ein Künſtler durch und durch: ſeine Virtuoſität, eine ſo ſiegreichſte ſie ſein mag, wo es ſich um die verzwickteſten Kunſtſtücke der modernen Technik handelt, verleitet ſeine geläuterte Künſtlerſchaft niemals zu kraftgenialiſchen Ausbrüchen, zu excentriſchen Gewalthätigkeiten. Er bleibt ſtets, was er iſt: eine wahr und fein empfindende, edel und ſchön geſtaltende Künſtlerſeele, die wie Beethoven in der Kunſt Offenbarung ſieht. D'Albert iſt als Pianiſt ein Künſtler von umfaſſender Individualität: er beherrſcht die geſamte Klavierlitteratur, alle Meiſter gleich ſtilvoll, gleich meiſterhaft; Bach, Beethoven, Chopin, Schumann, Liſzt: jeden von ihnen weiß er in überzeugender Eigenart zu interpretieren. Unſer Künſtler, der ſeit dem Jahre 1892 mit der kühnen Pianiſtin Thereſa Carreño ſich vermählt hat — wir haben in unſerer Hausmuſik die intereſſante Künſtlerin ſchon gewürdigt — hat ſich auch als Komponiſt einen Namen gemacht: einige reizende Lieder (darunter „Das Mädchen und der Schmetterling“), wertvolle Kammermuſikkompoſitionen, Klavierſtücke und zwei Klavierkonzerte entſtammen ſeiner Feder.



Eugen d'Albert.

Winke für den Anfangsunterricht im Violinſpiel.

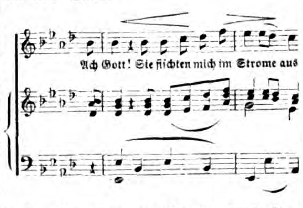
Wie oft hört man von Laien die Frage: „Können Sie mir einen billigen Lehrer für den Anfangsunterricht empfehlen? Mein Sohn hat ein gutes Gehör und große Luſt zum Violinſpiel. Im Anfang genügt ja ein weniger guter Lehrer; ſpäter ſoll er dann einen beſſeren haben.“ Um dieſe durchaus irrige Meinung zu beleuchten, wollen wir ſie an folgendem Bilde klar legen „Wir möchten uns gern ein Haus bauen, wiſſen Sie nicht einen recht ſchlechten Boden zum Bauplatz und billiges Material zur Herſtellung des Fundamentes? Erſt von der erſten Etage an ſoll beſſeres Material verwendet werden.“ Wir fragen nun, wird dieſes Haus, wenn es nach obiger Angabe gebaut werden ſollte, überhaupt bis zur erſten Etage kommen? Wir glauben kaum! — Genau ſo wird es dem Violinſchüler ergehen, der bei einem untergeordneten Lehrer den Unterricht begonnen hat. Der Schüler wird wohl mit der Zeit eine gewiſſe Stufe erreichen, aber infolge ſeiner mangelhaften Grundlage bald ganz ſtehen bleiben und nicht weiter können. Nun ſoll der „beſſere“ Lehrer zu Hilfe eilen, doch ſchon nach einer flüchtigen Prüfung, die er mit dem neuen Zögling vornimmt, heißt es: „Von vorne wieder anfangen! Sie haben keine richtige Haltung, die Stellung der Finger der linken Hand zu den Saiten iſt falſch, die Muskulatur nicht ausgebildet und die Bogenführung iſt ebenfalls mangelhaft.“ Alſo Zeit und Geld ſind verloren, und was häufig noch das Schlimmere iſt, die eingewurzelten Fehler ſind in vielen Fällen dem Schüler nicht mehr abzugewöhnen. Daher möchten wir allen Eltern, die ihre Kinder im Violinſpiel unterrichten laſſen wollen, anempfehlen, für den Anfangsunterricht den beſten Lehrer zu wählen, den ſie bekommen können. Gerade der Anfangsunterricht erfordert die größte Erfahrung, Gewiſſenhaftigkeit und volle Kenntnis des Inſtrumentes von Seiten des Lehrers. Nur ein ganz erfahrener Pädagoge wird daher im ſtande ſein, guten Anfangsunterricht zu erteilen, und er wird auch den Mut beſitzen, den Eltern zu erklären, daß „Violine zu ſpielen“ eine ſehr komplizierte Sache iſt, die vor allen Dingen der Zeit bedarf. Es iſt durchaus nicht möglich, daß ein Anfänger z. B. ſchon nach einigen Stunden die Verwandten und Bekannten mit einem „Stückchen“ erfreuen kann. Der Anfänger des Klavierſpiels hat es freilich in dieſem Punkte bedeutend leichter, denn er hat mit der Haltung des Inſtrumentes nichts zu thun, findet einen fertigen Ton vor und beide Hände haben die gleichen Funktionen zu verrichten. Das ſind Vorteile, die im Anfang ſchwer ins Gewicht fallen und den Klavierſchüler ſchneller vorwärts bringen. Wenigſtens wird er eher dazu gelangen, irgend ein Volkslied korrekt ſpielen zu können, als in demſelben Verhältnis der Anfänger des Violinſpiels, bei dem es heißt: Gut Ding will Weile haben. Darum iſt es nicht richtig, wenn Eltern, wie es häufig geſchieht, den Unterricht in ein Treibſyſtem umwandeln zu wollen, oder gar, hinter dem Rücken des Lehrers, dem Zögling Stückchen einzudrillen verſuchen. Wie wir ſchon einmal bemerkt haben, kommt im Anfang alles darauf an, daß die Grundlage eine ſichere und feſte iſt, auf der ſich dann allmählich das Weitere naturgemäß aufbauen wird. Zum Schluß möchten wir noch einige Unterrichtswerke empfehlen, die ſich in der Praxis vorzüglich bewährt haben und als ſicherer Leitfaden dienen können: Violinſchule von Abel (Verlag Rühler, Leipzig), eine von Singer und Seifritz (Verlag Cotta in Stuttgart), die von Hohmann (Verlag Peterſen, Leipzig), ſowie „Materialien für den Anfangsunterricht“ von Goby Eberhardt (Verl. Kiſtner in Leipzig) und „Die erſten Übungen des Violinſpiels“ von demſelben Autor (Verlag Otto Forberg, Leipzig) dürften gute Dienſte leiſten. Von Erholungsſtücken, die neben jeder Schule zu verwenden ſind, nennen wir: Rohde: Der Blumenpfad, eine Sammlung von Volksliedern und Opernmelodien; Sitt: „Aus der Jugendzeit“ (Verl. Ernſt Eulenburg, Leipzig); Goby Eberhardt: Melodienſchule (Verlag Kahnt Nachfolg., Leipzig) und „Kleine Suite“ Heft I und II (Verlag Joh. André, Offenbach a. M.). **B.**

Bücherſchau.

Die Elemente des Klavierſpiels von Franklin Taylor, aus dem Engliſchen übertragen von Mathilde Stegmayer. Zweite Auflage, Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis im Originalleinenband 2 Mark. — Das 150 Seiten ſtarke Werkchen dürfte gewiß in jeder muſikaliſchen Familie hochwillkommen ſein. Denn da das Klavierſpiel nun einmal die Grundlage der muſikaliſchen Erziehung iſt und faſt ſouverän den muſikaliſchen Unterricht beherrſcht, ſo werden vernünftige und aus der muſikaliſchen Praxis gewonnene Anſichten über das Klavierſpiel im allgemeinen und die beim Klavierſpiel in Betracht kommenden Elemente und Prinzipien entſchieden nützlich wirken können. Nur müſſen ſie auch in Wirklichkeit umgeſetzt und befolgt werden. Was den Inhalt des Büchleins belangt, ſo gliedert es ſich in verſchiedene Abteilungen: zuerſt wird der Anſchlag in ſorgſamſter Weiſe erörtert, denn gerade der Anſchlag iſt die erſte Grundbedingung einer guten Klaviertechnik. In dieſem Kapitel widmet der Verfaſſer der Körper- und Handhaltung, ſowie den verſchiedenen Spielarten ſeine volle Aufmerkſamkeit. In einem zweiten Abſchnitt behandelt der Verfaſſer das Theoretiſche: Tonleitern, Intervalle, Akkorde und ihre Beziehungen zu einander werden klar und inſtruktiv dargelegt. Nicht minder gründlich ſind die Fingerübungen, welche Fingerſätze, die Phraſierungsweiſen und Verzierungen beſprechen: Vorſchlag, Doppelſchlag, Triller, Pralltriller, Mordente und verſchiedene andere Manieren werden in ihrer Weſenheit anſchaulich erläutert. Die Lehre von den Verzierungen bereitet häufig ſelbſt noch den Lehrern Schwierigkeiten, zumal dort, wo es ſich um die ältere Klavierlitteratur handelt; auch ihnen wird ein Nachſchlagebuch willkommen ſein, welches ihnen ſicheren Rat und Aufſchluß erteilt. Ein weiteres Kapitel befaßt ſich mit der Ausführung vielſtimmiger Kompoſitionen, enthält ſehr nützliche Vorſchriften über den Gebrauch des Pedals, analyſiert die rhythmiſchen Schwierigkeiten und widmet auch dem Vierhändigſpielen, welches in den Familien und Muſikinſtituten viel und gerne gepflegt wird, eine Betrachtung. Zum Schluß gibt der Verfaſſer einige praktiſche Winke über die Einteilung der Übungszeit und über das Einüben neuer Stücke. Das Büchlein darf unſeren Muſikfreunden auf das wärmſte empfohlen werden.

Neue Lieder.

Ich habe ein Lied gehört, das mir unaufhörlich in den Ohren klingt, deſſen Rhythmen mich auf Schritt und Tritt begleiten, deſſen erſchütternde Größe, deſſen volkstümliche Schlichtheit mir es völlig angethan hat. Ich habe Umfrage gehalten bei berühmten Sängern: Kennt ihr dieſes Lied? Sie kannten es nicht und waren erſtaunt, zu erfahren, daß der Muſiker, der es geſchrieben, komponiere. Ein Wanderer, der lange auf ſtaubiger Straße dahingewandelt mit verlechzendem Gaumen, er kann nicht mit innigerem Behagen, mit größerer Luſt am friſch ſprudelnden Quell ſich erlaben, wie derjenige unter den Muſikfreunden, dem nach der unerquicklichen Bekanntſchaft mit inhaltloſen Liedern, wie ſie der ſtaubigen Mittelmäßigkeit gelingen, endlich die „Lieder und Geſänge“ von Guſtav Mahler in die Hände fallen. Nachdem ich eines dieſer Lieder gehört, das mir bis in das Innerſte der Seele gedrungen, war ich auf das höchſte geſpannt, alles kennen zu lernen, was dem Lyriker Guſtav Mahler, der bisher als Vollender der nachgelaſſenen Weberſchen Oper, „Die drei Pintos“ und als genialer Dirigent unter den modernen Muſikern einen hervorragenden Platz ſich erworben, aus der Feder gefloſſen. Es iſt nicht allzu viel, was Mahler bisher veröffentlicht hat. Ich habe von ſeinen Arbeiten nur dieſe Lieder und Geſänge für eine Singſtimme und Klavier, die bei Schotts Söhnen in Mainz erſchienen ſind, zu Geſicht bekommen. Jenes Lied, das mir ſo warm gemacht und mich ebenſo tief zu bewegen die Kraft hatte, wie die Meiſtergeſänge eines Schubert und Schumann, ich ſuchte es mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Gier unter dieſen Geſängen und fand es endlich im dritten der vorliegenden Hefte. Es heißt: „Zu Straßburg auf der Schanz,“ jenes wundervolle Gedicht, das, „Des Knaben Wunderhorn“ entnommen, hier in eine Kompoſition umgewandelt iſt, die zu den Meiſterwerken der neueren deutſchen Lyrik gezählt werden muß. Mit einer Schalmeienfanfare beginnt dieſes Stück. Das ſind die melancholiſchen, zaubergewaltigen Töne des Alpenhorns, die da über den Rhein herüberklingen und den armen Soldaten, der zu Straßburg auf der Schanze geſtanden, ganz und gar bethörten und ins Unglück geſtürzt haben. Dann ſetzt die Singſtimme mit langſamen marſchartigen Rhythmen ein und geht in eine wundervoll volkstümliche Melodie über, die an der Stelle



mit rührender Innigkeit dem Gedichte folgt. Ein Triller in den Bäſſen, der wie dumpfer Trommelwirbel klingt, gibt der Kompoſition einen packenden realiſtiſchen Zug. Die Herzensangſt des Deſerteurs, ſeine Seelenqual und das bebende Bangen vor dem Furchtbaren, das ihm droht, wenn er morgen „um 10 Uhr“ vor dem Regimente ſteht, ſeine Schwermut und die Treuherzigkeit, mit der er Abſchied nimmt von den „Brüdern allzumal,“ das hat hier Mahler mit wirklich ergreifenden Accenten geſchildert. Ich bin überzeugt, daß dieſes herrliche Lied überall dort, wo es, dem Geiſte der Kompoſition gemäß, in ſchlichter Größe ausgeführt wird, von bedeutender Wirkung ſein muß; die Kompoſition entſpricht auf das genaueſte dem Gedichte; der Volkston iſt in ihr auf das glücklichſte getroffen. Gedicht und Muſik durchdringen ſich hier vollſtändig. Weſentlich anders im Charakter, aber wieder auf denſelben edlen Volkston geſtimmt, ſind die anderen Lieder, die — ein bedeutungsvolles Zeichen für die Richtung des Komponiſten — alle der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ entnommen ſind. Welche Meiſterſchaft der Charakteriſtik! Mit welch keckem Humor ſetzt gleich das nächſte Lied, „Kuckuck hat ſich zu Tode gefallen“ ein! Die Wiederholungen einzelner Worte, ſonſt ein Auskunftsmittel der Verlegenheit, ſind ungemein komiſch, poſſierlich und von frappanter Wirkung. „Scheiden und Meiden,“ „Nicht wiederſehen“ (ein herrliches Stück!) und das drollige, von eigenartigem Humor gewürzte „Ich weiß nicht wie mir iſt“ vervollſtändigen den Inhalt dieſes Heftes. Ich bemerke noch, daß dieſes Heft (III) in zwei Ausgaben (für hohe und tiefe Stimme) erſchienen iſt und drei Mark koſtet. Die Lieder ſind recht ſchwer und ſetzen ein bedeutendes Können beim Sänger und beim Spieler voraus. Von den anderen Heften nächſtens! r.

Stücke für Harmonium und Violoncello.

Mehrfach gingen uns aus dem Kreiſe unſerer Muſikfreunde Wünſche in Bezug auf Kompoſitionen für Harmonium in Verbindung mit dem Violoncello zu. Die Originallitteratur für dieſe Inſtrumentalkombination iſt eine ſehr kleine und in der Hauptſache wenigſtens, leider ohne nennenswerten künſtleriſchen Feingehalt. Aber es beſteht eine Anzahl von Bearbeitungen guter Stücke, Arrangements klaſſiſcher Kompoſitionen, die nicht allzu ſchwierig, dabei melodiös, den Wünſchen unſerer Muſikfreunde entſprechen dürften; von dieſen Bearbeitungen ſeien hiermit einige namhaft gemacht: eine Meditation über ein Präludium von Bach-Koßmaly, das berühmte Largo von Händel, drei Adagios von Haydn; ferner vier Duos op. 61 von Matys, eine Idylle op. 23 von Poenitz, eine Arie op. 51 von Philipp Scharwenka, und ſchließlich nennen wir noch das wunderſchöne „Abendlied“ von Schumann. Die aufgezählten Stücke ſind in jeder größeren Muſikalienhandlung und in allen beſſeren Leihinſtituten für muſikaliſche Litteratur zu haben.

Gedenktafel.

In Berlin iſt der königl. Muſikdirektor Rudolf Radecke am 15. April geſtorben. Dieſer verdienſtvolle Muſiker iſt am 6. September 1829 zu Dittmannsdorf bei Waldenburg in Schleſien geboren. Er erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, welcher als Kantor unter ſeinen Amtsgenoſſen ein nicht geringes Anſehen genoß. 1850—51 wurde Rudolf Radecke Schüler des akademiſchen Inſtituts für Kirchenmuſik in Breslau, wo er beſonders unter der Leitung des kenntnisreichen Dr. Baumgart, des Herausgebers der Klavierſonaten von Ph. E. Bach ſeine muſikaliſche Bildung fördern und erweitern konnte, welche er aber erſt in Leipzig am Konſervatorium in einem zweijährigen Studium von 1851—1853 vollendete. Nach mehrjähriger Privatlehrerthätigkeit ließ er ſich 1859, anfangs auch privatiſierend, in Berlin nieder, bekleidete ſodann von 1864—1871 eine Lehrerſtelle am Stern'ſchen Konſervatorium, fungierte von 1864–68 als Dirigent des Cäcilienvereins und dirigierte darnach den von ihm begründeten Radecke'ſchen Geſangverein. Seine Lieder und Chöre ſind von guter muſikaliſcher Faktur und haben ſich in verſchiedenen Kreiſen eingebürgert, wenn ihnen auch nicht jene Originalität eigen iſt, welche den Stil großer Meiſter charakteriſiert. Als Lehrer wird ſeine Thätigkeit gerühmt. Vorzüglich durchgebildet und edel in ſeiner Denkungsart wußte er die Herzen der Schüler zu feſſeln und ſie zu eifrigem Streben anzuſpornen.

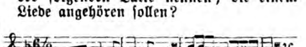
Antwort auf die Frage in Nr. 27.

J. Sch. in **Warſchau.** Der Walzer iſt der Techniker-Walzer; ich habe denſelben in Beſitz gehabt, leider verborgt und nicht wieder erhalten. Den Namen des Komponiſten habe ich vergeſſen. Sollte er anderweitig nicht zu haben ſein und bekomme ich den meinigen wieder, ſo bin ich zu näheren Mitteilungen gerne bereit.

Frau **W—z** in Rieder.

Frage.

Kann mir Einer der muſikerfahrenen Daheimleſer Herkunft, Fortſetzung. Text und Autor der folgenden Takte nennen, die einem Liede angehören ſollen?



Ich gebe die Notierung nur beiläufig, der mir gewordenen Überlieferung der Melodie entſprechend.

M. v. Th.

Redaktionspoſt.

Ein Ratloſer. Sie fragen: „Iſt es unbedingt nötig, daß ein Komponiſt ſeine Sachen ohne jede Beihilfe des Klaviers niederſchreibt, oder kann auch der im übrigen ſehr begabte Muſiker, der ſeine Kompoſitionen am Klaviere entwirft und ſie unter Benutzung desſelben aufſchreibt (wohlverſtanden: der ohne Mithilfe des Inſtrumentes nicht im ſtande wäre, etwas Richtiges aufs Papier zu bringen!), die Laufbahn des ſchaffenden Künſtlers betreten?“ — Wir antworten: Ein Komponiſt, der ſeine Kompoſitionen am Klaviere zu entwerfen pflegt — was thatſächlich die größten Meiſter gethan haben — muß im ſtande ſein, die Kompoſition ohne Beihilfe des Inſtrumentes niederzuſchreiben. Denn das Niederſchreiben iſt dann, nachdem die Kompoſition in der Phantaſie vollendet iſt und in voller Klarheit der geiſtigen Anſchauung ſich darſtellt, eine rein mechaniſche Kopie, die nach den Geſetzen der muſikaliſchen Kompoſitionslehre angefertigt wird. Bei großen Orcheſterkompoſitionen kann überhaupt gar nicht anders verfahren werden: das Klavier iſt in dieſem Falle gar kein Hilfsmittel. Wer es abſolut nicht vermag, ohne Mithilfe des Klaviers „etwas Richtiges“ aufs Papier zu bringen, der muß, wenn er ſchöpferiſches Talent zu haben meint, erſt Kompoſitionslehre ſtudieren. Wird es dann immer noch nichts „Richtiges“, dann allerdings wäre ihm abzuraten, die Laufbahn des ſchaffenden Künſtlers zu betreten.

E. Sch—r in **Neuwied.** Das Lied „Stelldichein“ von H. Brünnig, das Sie von Frau L. Sanderſon hörten, iſt im Verlage von Stern & Ollendorff in Berlin erſchienen.

R. B. in **Waldenburg.** Die Verleger und die Preiſe der einzelnen uns nicht vorliegenden Kompoſitionen namhaft zu machen, bereitet oft große Schwierigkeiten. Jede Muſikalienhandlung wird Ihnen darüber gerne Auskunft geben.

W. St.-Cl. Friedr. Kiel wurde am 7. Oktober 1821 zu Puderbach a/d. Lahn als der Sohn eines armen Dorfſchullehrers geboren, verdankte ſeine **erſte** künſtleriſche Entwickelung hauptſächlich dem Prinzen Karl von Wittgenſtein und ſtudierte dann in Berlin, wo er auch ſpäter dauernd wirkte. † 14. Sept. 1885. Sie haben gewiß ſeine beiden Oratorien: „Chriſtus“ und „der Stern von Bethlehem“ im Sinn.

Herrn **Prof. W. K—b.** Verbindlichſten Dank für den Aufſatz über „die Clarinette als Hausinſtrument,“ der in einer der nächſten Nummern veröffentlicht werden ſoll.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

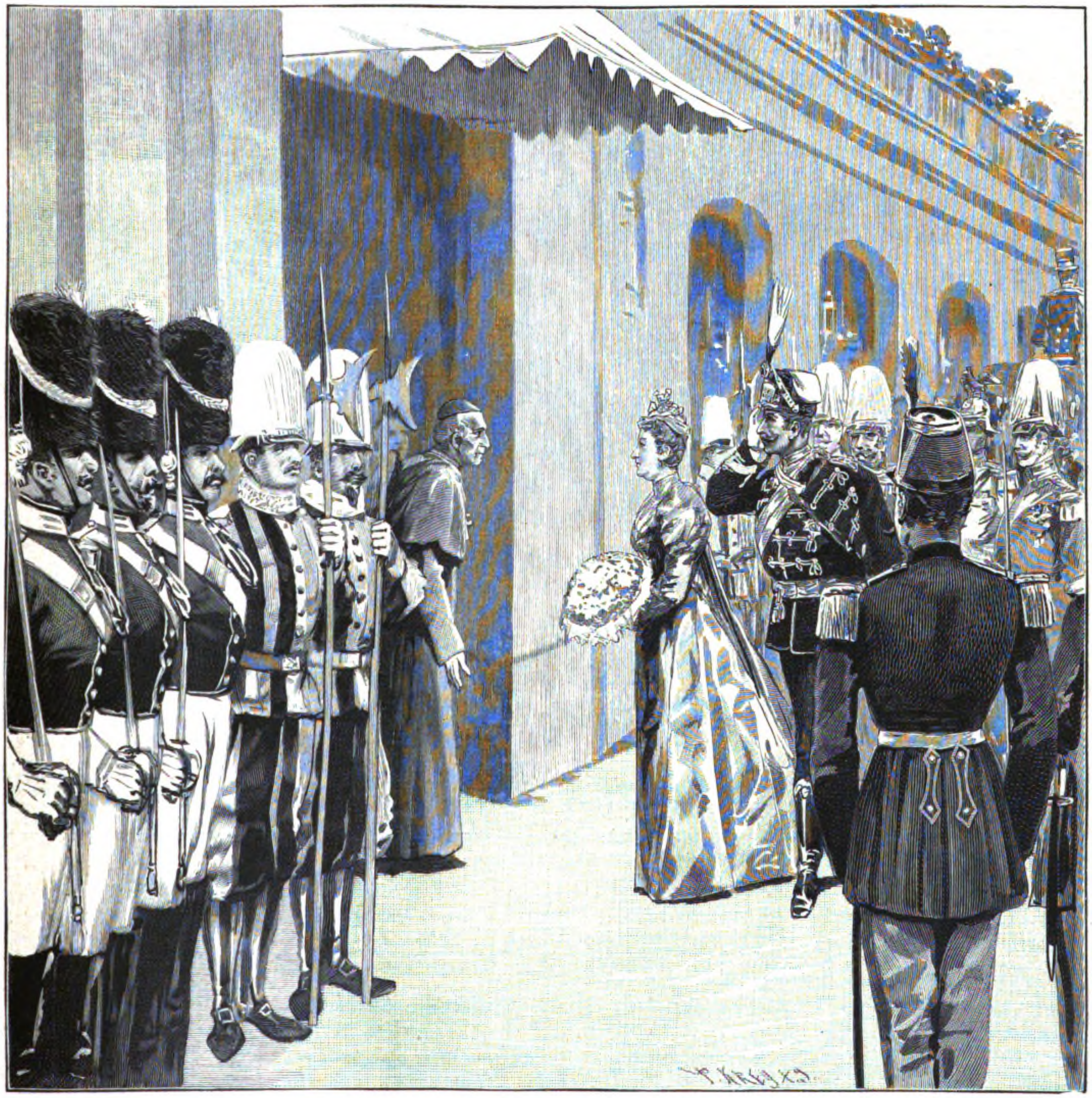
Daheim

1893. Beilage zu Heft 12 (No. 33—35).

XXIX.
Jahrgang.

Juni
1893.

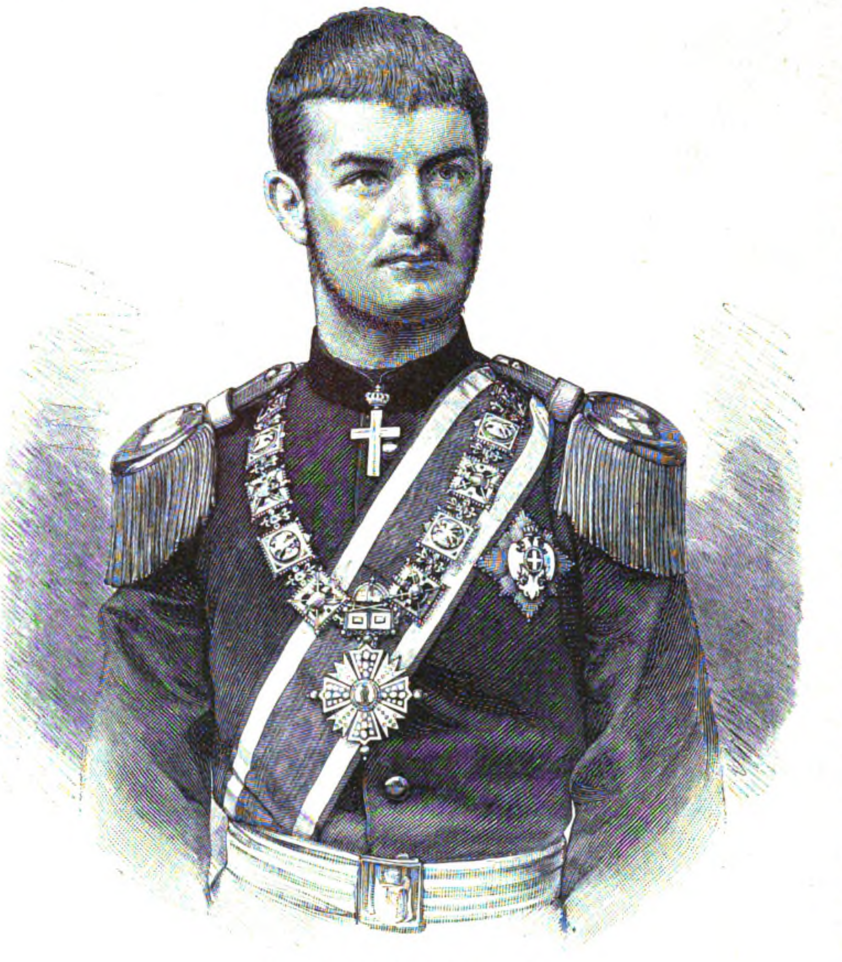
Aus der Zeit — für die Zeit.



Beſuch des Kaiſers und der Kaiſerin im Vatikan.
Originalzeichnung von Rich. Knötel nach der Skizze eines römiſchen Künſtlers.

Alexander I., König von Serbien.

Serbien hat wieder einmal einen Staatsſtreich erlebt. — Das junge Königreich hat in den letzten Jahren ſchwere Erſchütterungen durchgemacht. Die Thronentſagung König Milans und die mit dieſer zuſammenhängenden finanziellen Auseinanderſetzungen mit dem meiſt in Paris lebenden Exkönig, die Eheſcheidung Milans und der Königin Natalie mit all ihren leidigen Einzelheiten, die Zwiſtigkeiten der politiſchen Parteien im Lande, die fortgeſetzt um die Herrſchaft rangen und dieſelbe für ihre Sonderzwecke auszubeuten ſuchten, hatten das Anſehn des ganzen Staatsweſens erſchüttert, und auch die Regenten, welche für den unmündigen König Alexander die Regierung führten, die Herren Riſtitſch, Belimarkowitſch und Protitſch, hatten es nicht verſtanden, im Innern Ruhe zu ſchaffen, das Land nach Außen hin feſt und zielbewußt zu vertreten. Da geſchah etwas gänzlich unerwartetes. — Am Abend des 13. Apr. waren die Regenten und Miniſter zur Hoftafel geladen, und bei dieſer erhob ſich der junge König, erklärte, daß er die Regierung übernähme, dankte den Regenten für ihre Mühewaltung und forderte ſie auf, ihre Entlaſſung ſelbſt zu unterzeichnen. — Die Szene muß etwas tragi-komiſches gehabt haben: die Regenten ſträubten ſich, aber auf einen Wink des Königs öffneten ſich die Flügelthüren, das im Nebenſaal verſammelte Offizierkorps brachte ein ſtürmiſches Hoch auf Alexander I. aus — man gab dem ſanftem Druck unter den üblichen Proteſten nach. Inzwiſchen war den in den Kaſernen vereinigten Truppen das Ereignis bekannt gemacht worden, und die Mitteilung wurde von ihnen ebenſo freudig aufgenommen, wie von der Bevölkerung Belgrads, die während des ganzen nächſten Tages dem Könige — mindeſtens nach den offiziellen und offiziöſen Berichten — leidenſchaftliche Huldigungen darbrachte. Auch im übrigen Serbien ſoll der Regierungsantritt des Königs überall froh begrüßt worden ſein. Wohl möglich, daß die Maſſe des ſerbiſchen Volkes ſich nach all dem Wirrwar der Parteiregierungen danach ſehnt, wieder einen Herrn und Herrſcher über ſich zu haben. Es ſcheint, als ob der Umſchwung auch von den mit Serbien in engerer Beziehung ſtehenden Staaten, von Rußland und Öſterreich, nicht unliebſam aufgenommen worden iſt, ja man führte den Entſchluß des Königs auf ruſſiſchen Einfluß zurück, was allerdings von dem neuen Miniſterpräſidenten, Dr. Lazar Dokitſch, dem früheren Erzieher Alexanders, entſchieden in Abrede geſtellt wird.



Alexander I., König von Serbien.

König Alexander I. iſt am 14/2. Auguſt 1876 geboren, alſo 17 Jahre alt. Er hat eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen, und es wird ihm Begabung und ernſtes Streben nachgerühmt. — Den Ernſt des Lebens hat er jedenfalls ſehr früh kennen gelernt, ſeine Jugend war bei der Zeriſſenheit des elterlichen Ehelebens eine ſehr trübe. Daß er Energie beſitzt, ſpricht aus ſeiner Handlungsweiſe, auch der männlich ernſte Schnitt ſeines Antlitzes verrät Entſchloſſenheit. Der junge Fürſt wird ihrer bedürfen — die Aufgaben, die vor ihm liegen: Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern, ſtrenge Regelung der finanziellen Verhältniſſe des reichen, aber ſtark verſchuldeten Landes, Pflege guter Beziehungen zum Ausland, — ſind bei der Verworrenheit der in Frage kommenden Verhältniſſe überaus ſchwere und bedürfen einer ganzen Manneskraft.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 33.)

O wie ſtarr ſchauſt du darein,
Maimond ohne Sonne!
Junges Grün will goldnen Schein,
Junges Herz will Wonne!

Zwei Taufſprüche.

1. Für einen Knaben.

1. Joh. 4. 8.

Ich ſuch' umher nach einem Wort,
Das ich ins Herz dir ſchriebe,
Da find' ich es am rechten Ort,
Es heißt: Gott iſt die Liebe.

Das klingt ſo ſüß, als ob nichts mehr
Es könnt' dem Herzen rauben;
Und manchmal doch erſcheint es ſchwer,
An dieſes Wort zu glauben.

Doch wer es feſt im Herzen hält,
Getreu und unerſchrocken,
Der geht auch ſicher durch die Welt,
Kein Abweg kann ihn locken.

O daß dich keiner Stunde Not
Von deinem Glauben triebe!
Dann irrt dich Leben nicht noch Tod,
Du weißt: Gott iſt die Liebe.

2. Für ein Mädchen.

Ev. Matth. 5. 8.

Du, liebes Mädchen, biſt noch klein,
Biſt noch ein ſchwaches Kind,
Dein Herz iſt noch ſo fromm und rein,
Wie Kinderherzen ſind.

Die wir die Hände über dir
Jetzt halten, ſind nur ſchwach;
Dem Schlaf entgegen gehn auch wir,
Die jetzt ſind für dich wach.

Drum wollen wir dich Gott vertraun
In Freuden und im Schmerz;
Dir iſt's beſchieden, ihn zu ſchaun,
Wenn rein dir bleibt dein Herz.

J. Tr.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

Die Anſtalten des Lettevereins.

e) Die Haushaltungsſchule.

In den Statuten des Lettevereines befand ſich urſprünglich ein Paragraph, welcher die Fürſorge für Fabrik-Arbeiterinnen, Dienſtboten u. ſ. w. ausſchloß und dieſelbe auf die Frauen mittlerer und höherer Stände beſchränkte. Das geſchah, weil bei Begründung des Vereines gerade hier der Notſtand unter den Frauen am größten war und man ſich, um überhaupt etwas zu erreichen, ein beſchränktes Arbeitsfeld ſetzen mußte. Die Beſtimmung wurde aber 1877 aufgehoben. Der Letteverein hielt es für ſeine Pflicht, an den ſozialen Aufgaben, auch in Bezug auf die unteren Klaſſen, mitzuarbeiten. Die 1881 begründete Haushaltungsſchule war das Reſultat

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

dieſes Strebens. Der Mangel an guten geſchulten Dienſtboten hatte ſich immer mehr fühlbar gemacht, es ſollte Abhilfe geſchafft werden. Man beabſichtigte anfangs, die Anſtalt Dienſtbotenſchule zu nennen, gab aber den Namen auf, weil man mit Recht beſorgte, kleine Beamte, Handwerker u. ſ. w. würden ungern ihre Töchter zur Ausbildung in eine Dienſtbotenſchule ſchicken. Entgegen der urſprünglichen Abſicht, hat ſich auch das Niveau der Schule höher gehoben. Nur ein Teil der Zöglinge bildet ſich zu Dienſtboten aus; viele der Mädchen ſind mutterlos und ſollen dem Vater ſpäter die Wirtſchaft führen, andere ſind verlobt und bereiten ſich für den eigenen Haushalt vor. Ein Blick auf die Liſte, welche uns zeigt, aus welchen Kreiſen die Schülerinnen herſtammen, wird das am beſten illuſtriren. Im Jahre 91—92 waren es Töchter von Beamten 16, von Lehrern 11, Handwerkern 9, Gutsbeſitzern 9, Kaufleuten 10, Induſtriellen 6, Offizieren 1, Verſchiedene 15, im ganzen 74. Die Zöglinge teilen ſich in drei Gruppen: 1) diejenigen, welche im Hauſe wohnen und allen Unterricht beſuchen, 2) in Tagesſchülerinnen, 3) in Teilnehmerinnen einzelner Kurſe. Die Internen vollenden ihre Studien in einem Jahre und zahlen für Unterricht und vollſtändige Penſion 400 Mark., die Externen zahlen für das Jahr 250 Mark, ſie beſuchen nur den Unterricht und halten ſich tagüber im Hauſe auf. Die Zöglinge der erſten Gruppe haben eine beſtimmte einfache Ausſtattung und Stoff zur Anfertigung von Wäſche mitzubringen, welche ſie während der Lehrzeit anfertigen. Die Haushaltungsſchule hat, nach einigen Jahren vorläufiger Unterbringung in einer Mietswohnung, ſeit dem Jahre 1889 ein eigenes Heim erworben, ſie beſitzt ein Haus im Südoſten von Berlin (Eliſabethſtraße 27 a), in deſſen freundlichen, hellen, geſunden Räumen ſich die Schulſäle, die Schlafzimmer für die Vollſchülerinnen, Speiſeſaal und Reſtaurant und die ſonſt zu Unterricht und Wirtſchaft notwendigen Räumlichkeiten befinden. Ein großer, mit Bäumen geſchmückter Hof dient zugleich zum Trocknen der Wäſche und zu Turnübungen. Mit der Schule iſt eine Speiſeanſtalt für Frauen verbunden, für welche die Zöglinge die Speiſen bereiten. An freundlich und zierlich gedeckten Tiſchen wird hier jeder Beſucherin zwiſchen 12 und 1½ Uhr eine Mittagsmahlzeit gereicht, eine Portion, aus Suppe, Gemüſe und Fleiſch beſtehend, für 40 Pf., eine halbe Portion für 30 Pf., Gemüſe oder Suppe allein für 15 Pf., eine Taſſe Kaffee für 10 Pf. Wir haben uns ſelbſt von der Vortrefflichkeit der Speiſen überzeugt und wiſſen aus eigener Anſchauung, daß die Speiſeanſtalt für die alleinſtehenden Frauen der Umgegend, Ladenmädchen, Arbeiterinnen, eine Wohlthat iſt. Sie verbringen hier ihre kurze freie Zeit in einem geſunden freundlichen Saale, in anſtändiger Umgebung. 70 Beſucherinnen ſpeiſen durchſchnittlich täglich in der Anſtalt, leider kann eine größere Zahl nicht aufgenommen werden, da die Räume nicht ausreichen. An die Speiſeanſtalt ſchließt ſich eine Waſch- und Plättanſtalt. In dieſen Anſtalten werden die jungen Mädchen in den zur Hauswirtſchaft gehörigen Gegenſtänden praktiſch und theoretiſch unterwieſen. Eine Hausmutter und fünf Lehrerinnen leiten den Unterricht. Der Lehrplan umfaßt: 1) Waſchen, Plätten, Kochen, Zimmerreinigen, Bedienen, Hauswirtſchaftslehre. 2) Handnähen, Ausbeſſern, Stopfen, Flicken, Maſchinenähen, Wäſchezuſchneiden und Schneidern. 3) Nachhilfe im Leſen, Schreiben, Rechnen, Deutſch, Übung im Geſang, Turnen und Fröbel'ſchen Kinderſpielen. Am Vor- und Nachmittag findet die praktiſche Unterweiſung ſtatt, am Abend der wiſſenſchaftliche Unterricht. Auch Kurſe für erſte Hilfeleiſtung bei Unglücksfällen werden vom Samaritervereín hier abgehalten. Aus allen Gauen Deutſchlands, ſogar aus den Reichslanden, kommen junge Mädchen zur Haushaltungsſchule; und wer ſie fröhlich und rotwangig bei der Arbeit ſieht, nimmt den Eindruck mit fort, daß ſie ihr einjähriges Dienſtjahr gern abſolviren. Von den im letzten Jahre ausgebildeten Schülerinnen traten nur 15 in eine Stellung als Hausmädchen, Stütze der Hausfrau u. ſ. w. Sechs verheirateten, zwei verlobten ſich, die übrigen kehrten in das väterliche Haus zurück. Die Haushaltungsſchule iſt dasjenige Inſtitut des Vereines, welches ſich nicht allein vollſtändig ſelbſt erhält, ſondern noch einen namhaften Überſchuß erzielt; derſelbe wird zur Abtragung der Hypothekenſchuld des Hauſes verwandt.

Nochmals: Petroleum als Waſchmittel.

Mehr und mehr findet die neue Waſchmethode — Petroleumwäſche — Liebhaberinnen unter den Hausfrauen. Daß das Petroleum eine außerordentlich reinigende Kraft beſitzt, können wir an unſerer Nähmaſchine beobachten. Iſt dieſelbe voll Staub und Schmutz und letzterer noch ſo zähe, ein paar Tropfen Petroleum beſeitigen alles ſofort. — Angeregt durch mehrere Aufſätze über dieſes Thema in verſchiedenen Frauenblättern, beſchloß auch ich, einen Verſuch zu wagen, ich war überraſcht von dem Erfolg und ſehr zufrieden. Die Wäſche wird blendend weiß und rein, faſt wie neue Wäſche anzuſehen, die Mühe des Waſchens und die Koſten verringern ſich bedeutend. Ich muß geſtehen, ich ging ein wenig mißtrauiſch an die erſte Probe, ich fürchtete zu ſehr den Geruch während der Arbeit und an den Wäſcheſtücken; — aber nichts von alledem. Das eigentliche Rezept zum Waſchen iſt folgendes: die trockene, ſchmutzige Wäſche wird in den Keſſel gelegt, und eimerweis kaltes Waſſer darüber gegeben. Jedem Eimer Waſſer, ungefähr 20 Liter, ſetzt man 250 gr feingeſchnittene, weiße Seife zu und 2—3 Eßlöffel voll Petroleum, aber keine Soda. Nun bringt man dieſe Wäſche zum Kochen und läßt ſie reichlich ½ Stunde wallen. Wenn man ſie nach dieſer Zeit aus dem Keſſel nimmt, wird man erſtaunt ſein, eine vollſtändig reine Wäſche vor ſich zu haben. Man hat dann nur noch nötig, ſie durchzuſehen nach etwaig vorhandenen Flecken. Grobe, ſehr ſchmutzige Wäſche, wie Küchenhandtücher, Arbeiterhemden u. ſ. w. bedürfen einen Löffel Petroleum mehr. Die meiſten Damen meiner Bekanntſchaft ließen nun die Wäſche nicht, wie bisher üblich, noch einmal waſchen, ſondern ſofort entweder in ein heißes Brühwaſſer oder auch gar gleich kalt ſpülen und bläuen und ſind ſehr befriedigt von ihrer Wäſche. — Ich habe mir das Rezept dahin umgeändert, daß ich die Wäſche aus der Lauge mit Petroleum noch einmal in eine ſchwache Seifenlauge entweder in den Keſſel oder in ein großes Waſchfaß gebe. Darin wird ſie aber nicht etwa gerieben, ſondern einfach herausgerungen, geſpült und gebläut. Ich thue dies nur aus Beſorgnis, es könne an der Wäſche ein unangenehmer Geruch nach Erdöl haften bleiben; nötig iſt die Seifenlauge durchaus nicht, denn die Wäſche kommt ſchon vollſtändig rein aus der Petroleumlauge. Ich rate, das Petroleum jedem Eimer Waſſer zuzuſetzen und gut umzurühren, nicht aber das Erdöl in den gefüllten Keſſel zu ſchütten; trifft's ein Wäſcheſtück, gibt's ein Loch. Man kann auch die Wäſche anfeuchten und in die kochende Petroleumlauge bringen. Eine Dame meiner Bekanntſchaft behauptet, wenn das Erdöl vorher, ehe man die Wäſche hineinthue, eine kleine Weile in der Lauge koche, verflüchtige ſich der Geruch vollſtändig und die Wäſche werde nebenbei ſchöner. Dieſe Waſchmethode erſetzt den braven Hausfrauen, die nicht in der Lage ſind, ſich eine Waſchmaſchine anſchaffen zu können, dieſelbe vollſtändig. J. B.

Fürs Baby.

Kinderwagendecke aus weißem Velours und blauer Seide. Zu dieſer elegant und reich wirkenden Decke bedarf man zwei Streifen weißen, ſammtartigen Velours von je 1 m Länge und 30 cm Breite und zwei Streifen zu 80 oder 75 cm Länge und ebenfalls 30 cm Breite. Dieſe Streifen werden mit einem paſſenden, hübſchen Spruche in blauer Seide mit verdrehtem Kettenſtich oder, noch wirkungsvoller, mit Plattſtich beſtickt. Man wähle z. B.: „Müde bin ich, geh' zur Ruh', Schließe meine Aeuglein zu, Vater, laß die Augen dein Über meinem Bettchen ſein!" oder auch: „Guten Abend, gute Nacht, mit Roſen bedacht, mit Näglein beſteckt, ſchlüpf' unter die Deck!" Sind die Streifen derartig beſtickt, ſo werden ſie zu einem länglichen, quadratförmigen Rahmen aneinander gefügt, wobei wohl acht zu geben iſt, daß die Ecken ſcharf zuſammentreffen: alsdann läßt man die inneren Seiten des Quadrats vom Sattler in kleine Bogen ausſchlagen. Die noch freie Mitte der Decke wird mit einem, in beliebigem Muſter abgeſteppten Stücke blauen Seidenzeuges ausgefüllt, in der Weiſe, daß die Bogen des Velours übergreifend auf das geſteppte Mittelſtück fallen. Die ſoweit hergerichtete Decke wird erſt mit etwas Watte unterlegt und dann mit einem leichten, blauſeidenen Futter, verſehen. Schließlich umgibt man ſie mit einer Einfaſſung von blauem, ſchmalen Atlasbande und bringt an den vier Ecken reiche Schlupfen desſelben Materials an.

Eine hübſche Wiegendecke in Strickarbeit fertigt man aus weißer und farbiger Zephirwolle in Streifen an. Zu den farbigen ſchlingt man 19 Maſchen an und ſtrickt die erſte Tour links, wendet um, hebt die erſte Maſche ab, ſtrickt 5 Maſchen rechts und zieht nun die drittletzte über die beiden letzten herüber, ſo wiederholt man noch zweimal dieſes Muſter immer zu 5 Maſchen, ſtrickt noch 2 Maſchen rechts und dann die Schlußmaſche, wendet um, hebt die erſte Maſche ab, ſtrickt 2 Maſchen rechts, ſticht in die auf der vorigen Tour herübergezogene und ſtrickt ſie und die beiden folgenden links und ſo fort, vom Sterne ab, immer in hin- und zurückgehenden Muſtertouren. In die fertigen Streifen ſtickt man mit weißer Seide einen Grätenſtich auf die 4 Rändchen, die in links und rechts geſtrickt erſcheinen und die geflochtenen Rändchen hervortreten laſſen, die weißen Streifen bedingen 14 Anſchlagmaſchen. Die erſte Tour wird links geſtrickt, umgewendet, die erſte Maſche abgehoben, 1 Maſche rechts, umgehüllt, 2 Maſchen rechts, 1 Maſche links, 1 Maſche abgehoben, die nächſte rechts geſtrickt und die abgehobene über dieſe gezogen, 1 Maſche rechts und die nächſte über dieſe gezogen, 1 Maſche links, 2 Maſchen rechts, umgehüllt, 1 Maſche rechts und nun die Schlußmaſche geſtrickt. Man wendet um, ſtrickt die nächſte Tour links, und ſo fort in hin- und zurückgehenden Touren. Dort, wo an den Rändern die kleinen Löcher ſind, zieht man den doppelten Faden der entſprechenden farbigen Wolle hindurch und näht die Streifen abwechſelnd auf der Rückſeite aneinander, indem man immer in den äußerſten Faden der Schlußmaſche ſticht. Da der weiße Muſterſtreifen oben am Abſchluß dieſelbe Rundung zeigen muß wie unten zu Anfang, ſo ſtrickt man am Schluß in jeder vierten linken Tour die beiden erſten und die beiden letzten Maſchen zuſammen, behält im übrigen das Muſter bei, bis ſich der Schluß von ſelbſt ergiebt. Eingeknüpfte Franzen von der zu den Streifen gehörenden Wolle oben und unten an der Decke vervollſtändigen ſie, die in ganz dicker Wolle ausgeführt, als Chaiſelongue-Decke ebenſo hübſch iſt, wie in Zephirwolle als Wiegendecke. E.

Lampenſchirme für Hängelampen.

Merkwürdigerweiſe werden die Hängelampen, deren Licht uns doch am meiſten und am direkteſten blendet, recht ſtiefmütterlich in betreff der Lampenſchirme behandelt. Nur ganz vereinzelt und auch dann noch primitiv genug ſieht man in den Läden einen franſen- oder volantartigen Lichtſchutz unterhalb der Glocken angebracht. Vielleicht liegt die Urſache dieſer Vernachläſſigung in den drei Stützen, welche unten den Ballon und oberhalb die Ketten halten, und welche wahrſcheinlich — irrtümlich — als ein Hindernis für einen eleganten Lampenſchirm gelten. — Nachſtehend folgen zwei Beſchreibungen hübſcher Schirme: Man kaufe ſich eine 32—35 cm breite Lampenſchirmſpitze — ſehr ſchön iſt eine ſolche in intenſiv gelb — nähe die beiden Schmalſeiten gut zuſammen und reihe nun die Spitze oben mit ſtarkem, kordiniertem Seidenfaden ein, hänge ſie über die Glocke und ziehe den Faden ſtraff oben am Rande zuſammen; die drei Stützen raffen nun die Spitze, welche dort noch mit je einem flotten Schleifchen verziert wird, ein wenig hoch, ſomit unten drei größere volantartige Bogen bildend. Oben garniert man eine große, volle, an beiden Seiten in kleinen Bogen ausgeſchlagene Roſenrüſche aus Marcellineſeide. Dieſer Schirm iſt leicht herzuſtellen und ſehr elegant, ſei daher unſern Leſerinnen für Wohn-

und Speiſezimmer ſehr empfohlen. Eine zweite Art Schirme für Hängelampen fertigt man aus Seidenpapier. Zuerſt näht man an ein 2 cm breites, leinenes Bändchen auf eine Seite einen ſtarken Haken, auf die andere eine Schlinge. Auf dieſes Bändchen heftet man exakt 6 Bogen Seidenpapier an den zuſammengelegten Seiten mit ſtarkem Zwirn feſt, und zwar 4 Bogen citronengelb und zwei ganz mattgelb, oder nach Belieben auch 4 zartroſae und 2 weiße; dieſe ſchneidet man mit einer ſcharfen Papierſchere bis ziemlich zum Bändchen oben in lange, ganz ſchmale Streifchen. Oben befeſtigt man auf dem Bändchen eine breite, ebenfalls zweifarbige Roſenrüſche aus der Breite nach feingekrepptem Seidenpapier, deſſen dunklere Farbe, wie bei den Streifen, nach außen kommen muß. Dieſe zarte, ſeidene Fülle hängt man nun der Glocke wie ein Mäntelchen um, das ſich anſchmiegt und ſehr anmutig ſeinen Zweck erfüllt.

P. W.

Praktiſches fürs Haus.

Handſchuhe von Stockflecken zu befreien. Man lege ein Stückchen Hirſchhornſalz in eine Schachtel, ein Stück Papier darüber, dann die fleckigen Handſchuhe darauf und decke die Schachtel recht gut zu, dann ſind die Handſchuhe in einigen Tagen wieder rein. Unſere Wohnung iſt ſehr feucht; meine Glaçeehandſchuhe waren alle beſtändig „verſpakt“. Nun habe ich mir eine alte, aber heile Blechdoſe, die luftdicht ſchließt, als Handſchuhkaſten eingerichtet. Unten drin liegt für 10—15 Pfennige Hirſchhornſalz unter einem Stück Papier, und darüber liegen alle meine beſſeren Handſchuhe, die ich nach jedem Gebrauch wieder hineinlege.

A. K. B.

Figuren aus Elfenbeinmaſſe zu reinigen. (Antwort auf Frage 87.) Die weltbekannte Firma Gebr. Micheli (Berlin NW., Unter den Linden 76a) gibt zum Reinigen für Figuren aus Elfenbeinmaſſe folgendes Verfahren an:

Gegenſtände von Elfenbeinmaſſe (Stearin, Gips) werden mit Waſſer und Seife (kalt) gereinigt, oder, wenn ſie ſehr ſchmutzig ſind, mit Spiritus, zu dem etwas Salmiakſpiritus geſetzt ſein kann, mit einer ſcharfen Bürſte gewaſchen und mit vielem Waſſer nachgeſpült. Das Waſchen der Figur geſchieht von unten nach oben, weil ſonſt der herunterlaufende Spiritus Streifen hinterläßt. Am beſten ſetzt man die Figur auf ein Brett über ein Wanne, oder auf den Hof an den Brunnen. Innen darf kein Waſſer hineinkommen, daher jede Öffnung vorher zu verſtopfen iſt. Flecke werden mit Läppchen und Spiritus abgewiſcht oder mit Sandpapier abgerieben. — Die Bildwerke aus Elfenbeinmaſſe werden nach Jahren etwas dunkler in der Farbe, können aber an der freien Luft im Sonnenſchein immer wieder gebleicht werden, was am beſten durch Ausſetzen der Figuren auf ein Dach geſchieht — je nachdem zwei oder mehrere Tage. Die älteſten, ganz dunklen Figuren werden dadurch wieder hell. Jedoch dürfen die Figuren keinen Regen bekommen, da ſie ſonſt fleckig werden. Nach dem Bleichen werden ſie nach der vorſtehenden Anweiſung gewaſchen.

Auch für das Reinigen von Gipsſtatuen gibt die Firma ein Verfahren an: Gipsſtatuen werden trocken mit trocknem Gipsmehl abgeſtaubt und erſt wenn ſie ſehr ſchmutzig ſind, auf folgende Weiſe mit Wachsfarbe geſtrichen: Zuerſt wird die Figur mit gebleichtem Leinölfirniß, welchem etwas weiße Ölfarbe zugeſetzt iſt, getränkt, nach 2—3 Tagen mit dickerer Ölfarbe, die durch Terpentin verdünnt und ſtreichgerecht gemacht wird, überzogen, und wenn der Schmutz noch durchſcheint, nachdem ſie trocken, noch einmal mit Ölfarbe geſtrichen. Man ſtreicht die Farbe mit kurz gebundenem Pinſel dünn und kräftig auseinander, nicht von oben nach unten, ſondern wirr durcheinander. Nachdem die Ölfarbe ganz trocken iſt, wird die Wachsfarbe ebenſo dünn aufgeſtrichen. Sie dient nur dazu, den häßlichen Fettglanz und das Gelbwerden der Ölfarbe zu beſeitigen, und iſt eine durch Wachs ſtumpf gemachte Lackfarbe.

L. F.

Fr. 76. Um Teppiche vorzüglich zu reinigen, nimmt man einen Eimer kaltes Waſſer und einen halben Eimer Waſſer, gemiſcht mit einer kleinen Obertaſſe Salmiak und ebenſo viel Spiritus oder guten Branntwein. Nachdem man den Teppich glatt auf den Fußboden gelegt, tauche man einen neuen feinen Aufnehmer in die Miſchung, ringe denſelben leicht aus und beginne, einen kleinen Teil des Teppichs damit kräftig zu reiben; wenn man glaubt, die Stelle ſei rein, reibe man mit klarem Waſſer ſogleich nach. Iſt auf dieſe Weiſe der Teppich ganz fertig, hänge man denſelben zum Trocknen glatt auf. Das Waſſer muß ſehr oft gewechſelt werden, und iſt der Teppich ſehr groß, auch einmal die Miſchung. — Ich habe vor kurzem zum drittenmale einen echten Brüſſeler Teppich ſo gereinigt, und obgleich derſelbe ſchon ſehr abgetreten iſt, ſind die Farben noch ganz friſch.

A. D.

Auskunft.

Fr. 49. **Abonnentin in Mailand.** Mit dem beſten Gewiſſen kann ich Ihnen Herrn Karl Jahn, Dresden, Schloßſtraße empfehlen. Dieſer Herr färbt Federn in den zarteſten und aparteſten Farben nach gegebenem Muſter (Stoffprobe); die dort friſierten Straußfedern ſind von unübertreſſlicher Dauer. Das Selbſtauffriſchen einer Hutfeder lohnt ſich in keiner Weiſe, da nur eine geübte Hand ihr den zarten Duft geben kann, der ſie wirklich wertvoll erſcheinen läßt; zu dem ſind die Koſten ja ganz gering in anbetracht des Schadens, den eine ungeübte Hand anrichtet.

Fr. Cl. Zumpe, Kamenz i. S.

Fr. 81. **Eine neugebackene Neunzehnjährige.** Gegen das Knarren der Stiefel gibt es es nur ein Mittel: ſie ſobald wie möglich zu zerreißen. Nach Ausſpruch eines ſehr verſtändigen Schuhmachers kommt zuweilen zwiſchen Sohle und Brandſohle etwas Luft, die ſich mit einem quietſchenden Tone entfernt, ſobald die hohle Sohle zuſammengedrückt wird, ſofort aber wieder zurückkehrt, wenn der Druck aufhört. Ganz wie beim Blaſebalg.

Cl. Z.

Fr. 81. Eine Dame, die blind, taub und an einer Hand lahm war, lebte vor mehr als 30 Jahren in meiner damaligen Nachbarſchaft. Dieſelbe hatte ſich Antworten auf ihre Fragen durch ein beſtimmtes Syſtem von Strichen erdacht z. B. „gut“: einen Querſtrich, „ſchlecht“: einen Längsſtrich über die Hand ꝛc., für ihre Bekannten hatte ſie beſtimmte Zeichen, wie ſie ihre Hand nehmen mußten. Eine vollkommene Verſtändigung iſt dies natürlich nicht, ſondern nur ein Notbehelf. Sollte die Fragerin noch nicht zu alt ſein, ſo wäre ihr zu raten, die Blindenſchrift, auch die neuere Punktſchrift zu erlernen, damit ſie doch etwas leſen kann und ebenſo ſich einige große und kleine Alphabete von Pappe oder Holz, wie ſie wohl in Schulen zum Leſenlernen gebraucht werden, anzuſchaffen, damit ihre Hausgenoſſen und Freunde ihre Wörter zuſammenlegen können, die ſie dann auch mit den Fingerſpitzen entziffern kann.

Mit den beſten Wünſchen für die Arme

L. B.

Material und die Anweiſung zur Blindenſchrift bekommt man durch Blindenanſtalten, oder jedenfalls erfährt man dort (z. B. durch Herrn Dr. Rulff, kgl. Blindenanſtalt, Steglitz b. Berlin) die Bezugsquellen. Blindenſchrift iſt leicht auch durch ſchriftliche Anweiſung zu erlernen und iſt doch wohl der einzige Weg, den Verkehr einer Blinden und Tauben mit der Außenwelt zu vermitteln.

L. Hr., Leipzig.

Fragen.

98) Kann mir jemand eine Adreſſe angeben, um echte Spitzen, Points, ſtopfen zu laſſen? Doch muß die ſchwierige Arbeit tadellos ausgeführt werden.

Frau von K. T.

99) Kann mir Jemand eine hübſche Arbeit aus getrocknetem Binſenmark angeben?

Elſa aus der Pfalz.

100) Weiß keine der geehrten Mitleſerinnen des l. Daheim ein Mittel gegen heiße, feuchte Hände? Für einen Rat wäre ſehr dankbar

einſames Pfarrtöchterlein.

101) Bitte herzlich um Nennung einiger Kindergärtnerinnen-Seminare.

M. H. in Stettin.

102) Bitte um ein Rezept zu Filet à la Nelson. Wo könnte ich die dazu gehörigen Kaſſerols kaufen?

H. K.

103) Gibt es einige konfeſſionsloſe Diakoniſſen-Anſtalten, vielleicht in Berlin, Wiesbaden, Frankfurt a/M., in welchen junge Damen ſich der Krankenpflege widmen können?

E. W. in H.

(Zu Nr. 34.)

Die Welt iſt voll Fehler weit und breit.
Das Klagen darüber nähme kein Ende,
Wenn nicht Mancher den ſtillen Troſt noch fände,
Den Troſt der eignen Vollkommenheit.

Zum Polterabend.

Tiſchrede,

geſprochen von der Freundin der Braut. (Frage 84.)

Die Freude lacht; es ſchimmert im Pokale
Der edle Wein uns feſtlich, goldesklar;
Bedeutſam grüßen wir dich viele Male
Durch Wort und Wink, geliebtes junges Paar.

(Zur Braut:)

Was ſpricht beweglicher an dieſem Tage,
Dem letzten, ſchönſten deiner Mädchenzeit,
Als unſ're Freundſchaft, — die ich in mir trage
Mit unverminderter Herzinnigkeit?

Ach, winkt der Braut ein weiter Kreis von Pflichten,
Ein trautes Ruhen in der Liebe Arm,
Bleibt doch der Freundin nur mehr das Verzichten, —
Was dich beglückt, gereicht's nicht mir zum Harm?

Verzeih! Ich fühl's, mich ſchaut aus deinen Mienen
Ein leiſer Vorwurf ob des Wortes an:
„Sollt' ich denn ihm nicht folgen, ihm nicht dienen
Nach Gottes Fügung, dem geliebten Mann?“

Du handelſt recht! Ich muß es nur geſtehen,
Ich ſelber würd' es thun im gleichen Fall;
Drum ſollen meine Wünſche mit dir gehen
Als beſtes Freundſchaftspfand allüberall:

Die reichſten Gottesfreuden, die da ſprießen
Aus zweier Herzen reinem Treuebund,
O, möchtet ihr ſie beide voll genießen
An jedem Orte und zu jeder Stund'!

(Zur Geſellſchaft:)

Darauf laßt uns die Gläſer nun erheben. —
Und glückverheißend klinge euch ihr Laut! —
Das teure junge Paar, es möge leben:
Ein dreifach Hoch dem Bräutigam, der Braut!

Eliſabeth Kolbe.

Kunſt im Hauſe.

Thonarbeiten. Im nachfolgenden möchte ich meinen Mitſchweſtern eine ſelbſterfundene Methode ſchildern, die beliebten bunten, als Tablett oder Unterſatz für heiße Kannen ſo nützlichen Majolika-Kacheln mit geringen Mitteln ſelbſt herzuſtellen. Man nimmt am beſten ein ſtarkes ganz gerades Holzbrett, welches ſich nicht mehr wirft, und beſtreut daſſelbe mit einer dicken Schicht Chamott oder trockenem Sand, rollt dann einen friſchen Klumpen Thon 2 cm ſtark mit einem Rollholz auseinander und beginnt das Schneiden der Platte auf folgende Weiſe: Zu beiden Seiten der Thonmaſſe lege man, um ſie überall gleichmäßig ſtark zu haben, je ein 2 cm breites, 1 cm hohes Anlegeholz an und fahre dann mit einem Draht, deſſen Enden mit Griffen von Paketknebeln verſehen ſind, wagerecht über die ganze Fläche, ſo den mehr als einen cm ſtarken Thon abſchneidend. Nachdem dann der loſe Abfall entfernt iſt, wird die ganze Fläche mit einer biegſamen Ziehklinge, auch Stahlſtange, wie ſie oft ſtatt Fiſchbein in der Schneiderei verwandt werden, geglättet und zurecht geſchnitten. Danach laſſe man die Platte etwa lederhart trocknen, und ehe man dann weiter arbeitet, probiere man, ob ſich dieſelbe mit Leichtigkeit auf dem Brett hin- und herſchieben läßt; denn es iſt eine Hauptbedingung, daß der Thon nie auf dem Holz feſt klebt. Iſt dies doch der Fall, muß noch mehr Sand untergeſtreut werden, ſo daß es eine ordentliche Kruſte bildet. Einen Bogen Zeitungspapier vorher auf die Holzplatte zu legen und mit Sand zu beſtreuen, iſt auch ſehr angebracht, da ſich der Gegenſtand dann mit dem Papier noch leichter ſchieben läßt. Nun beginnt man die Bearbeitung der Fläche, indem man eine Pauſe von einer hübſchen Zeichnung darauf legt — Blumenzweige, Vögel, auch ſtyliſierte Blumen eignen ſich beſonders — und dieſe genau nach der Vorlage mit dem Modelierholz einritzt. Nachdem ſo das Muſter auf die Platte flüchtig hingeworfen iſt, geht man mit Modelierſtab und Pinſel an die feinere Ausführung der Fläche. Die Konturen müſſen recht genau ausgeführt, die einzelnen Stellen von Unebenheiten mit dem Pinſel befreit werden. Durch kleine Striche kann man auch wie bei einer Zeichnung ſchattiren, doch kommt es hierauf nicht ſo genau an, da die Kachel nach dem erſten Brand mit Majolika-Farben gemalt wird und durch die Farben noch Ausdruck genug hinein kommt. Wenn die Kachel weiß getrocknet iſt, gibt man ſie zunächſt zum Brennen, um ſie hiernach mit Majolika-Farben zu bemalen und ſie noch einmal brennen zu laſſen. Beſonders ſchön wirkt Zeichnung und Malerei, wenn alle Konturen, wie bei den echten Majolika-Sachen, mit einer braunen Farbe nachgezogen werden. Für diejenigen, die keine Majolika-Farben beſitzen, wären die Majolika-Laſurfarben von Günther Mojener, Hannover, zu empfehlen, die den zweiten Brand überflüſſig machen und vollſtändig echte Majolika imitieren. Doch ſei es mir hier ſchon geſtattet, zu bemerken, daß für dieſe und die verſchiedenſten anderen Thonarbeiten ein Arbeitskaſten „für Modellier- und Thonknetarbeiten“ (bereits geſetzlich geſchützt) geſchaffen iſt, der für ein Billiges alles Material für die Majolika-Arbeiten bringt und in allen größeren Kunſtmagazinen zu haben ſein wird. Unſre beiden Abbildungen zeigen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zwei auf angegebene Weiſe gearbeitete Kacheln. Die Einfaſſung derſelben fertigt jeder Tiſchler; es ſteht dann jedem frei, dieſelbe zu beizen oder mit dem Platinaſtift zu brennen, in dazu harmonierenden Farbentönen mit Aquarellfarben auszumalen und ſie ſchließlich zu wachſen.

Eliſabeth Heegewald-Potsdam.

Schneiderſtube.

Von unſeren Damen iſt die ſeit einigen Jahren herrſchende Mode, helle, farbige Sommerkleider zu tragen, mit Freuden begrüßt und feſtgehalten werden. Vorausſichtlich und hoffentlich bleibt auch die ebenſo praktiſche, wie kleidſame Machart von Rock und loſer Bluſe noch längere Zeit modern; nichts paßt für die Jugend zur Sommerzeit bei Sonnenſchein und blauem Himmel beſſer, als bunte, lichte Kleider, die ſich dem Körper faltig anſchmiegen und eine freie Bewegung der Glieder geſtatten. — Unter den ſommerlichen Geweben wird man immer wieder den Waſchſtoffen den Vorzug geben, mit Vorliebe trägt man leichte Barchente, Kattune, Batiſte u. ſ. w. Nicht zu vergeſſen ſind die, ihrer Billigkeit und Unverwüſtlichkeit wegen, ſo ungemein praktiſchen, cremefarbenen Neſſelkleider. Schon einigemal iſt ihrer an dieſer Stelle Erwähnung gethan worden. Für einen ſpottbilligen Preis (der Stoff liegt 89 cm breit und koſtet 30 bis 35 Pf. das Meter) kann ſich jede Dame mit ein wenig Geſchick und Fleiß ein reizendes Kleid ſelbſt anfertigen. Der ungefütterte Rock, den man beliebig weit ſchneidet, wird unten 5 cm breit umgeſäumt; dieſen Saum verziert man mit einer 25 cm breiten Kante, in blauer oder roter Baumwolle geſtickt. Die leichte Bluſe wird ebenfalls anmutig mit Stickerei verziert, und zwar garniert man ſie am beſten mit den jetzt ſo modernen Falbeln, die, am Gürtel beginnend, über beide Schultern führen und im Taillenſchluß hinten enden. Dieſe Falbel zeigt eine gefällige Stickerei, ebenſo der Umlegekragen, die hohen Stulpen und der breite Gürtel. Wer Falbel-Garnitur nicht liebt, beſtickt die Bluſe in der Mitte vorn herunter, zu beiden Seiten der Knöpfe, mit zwei ſchmalen Kanten. Die Stickerei ſelbſt wird im ſog. Randſtich, der ſehr ſchnell von der Hand geht, ausgeführt. Man wählt dazu das ſtärkſte Garn, Nr. 16 in zwei oder drei Schattierungen, vergeſſe aber nicht, es vorher zu brühen. Ähren, Kornblumen und Weinblätter eignen ſich in graziöſer Anordnung zur Ausführung in blauem Stickgarn oder ſchwarzer Seide ganz beſonders gut. Wer von den Leſerinnen brünett iſt und daher einem Kleide in roter Ausſtattung den Vorzug geben würde, wählt vielleicht lieber ein Margueriten-Muſter. Ich liefere alle Muſter, die zu einem Kleide nötig ſind, alſo: eine breite Rockbordüre, eine ſchmälere Kante zu den Falbeln der Taille, einen Streifen zu beiden Seiten des Knopfverſchluſſes (für die Bluſe vorn herunter), ein Muſter für den Gürtel, für den Umlegekragen, ſowie für die Stulpen, in Kornblumen und Ähren oder in Margueriten-Blumen auf Seidenpapier gezeichnet für 1 Mark. Auch Kinderkleider-Muſter, beſtehend aus Rockbuckets, Gürtel, Stulpen, Verzierung ausgeſchnittener Ärmelchen, Kragen und einem Käntchen zur Garnierung eines ev. ausgeſchnittenen Kleidchens verſende ich für 50 Pf. Den Betrag ſowie 10 Pf. Porto bitte ich, mir in Briefmarken einzuſenden. Vielleicht iſt mancher der lieben Leſerinnen der Randſtich, in dem die Stickerei ausgeführt, noch nicht bekannt. Auf Wunſch ſchicke ich eine Blume in der Art auf Neſſelſtoff gearbeitet, für eine kleine Entſchädigung zur Orientierung mit.

Sofie Schattſchneider, Frankfurt a/Oder.

Lampenglocken bunt auszumalen.

Die bunten zierlichen Seidenſchirme haben an unſeren Lampen vielfach die weißen Glocken verdrängt, und dort, wo ſich ein Schirm nicht anbringen läßt, ſchreibt die Mode buntfarbige Glocken vor. Wie viele unſerer Leſerinnen haben noch ſchöne, weiße Glocken, welche ſie leicht in bunte Lampenglocken umwandeln können. Nicht alle Glocken eignen ſich zum Ausmalen; nur ſolche, welche ſchöne Arabeskenmuſter durchſichtig auf Milchglasfond zur Geltung bringen, wollen wir ins Auge faſſen. Glocken, mit komplizierten Blumenmuſtern u. ſ. w. werden nur in geübter Hand zur Zufriedenheit ausfallen. Unſere Milchglasglocke wird ſauber gewaſchen und beſonders von allem Petroleum befreit, und zwar geſchieht dies durch Abreiben mit Benzin. Die Farben zum Ausmalen ſind durchſichtige Ölfarben, welche nicht in allzu vielen aber ausreichenden Farbentönen auf Lager ſind. Man muß es gänzlich vermeiden, dieſe durchſichtigen mit gewöhnlichen Ölfarben zu vermiſchen, um verſchiedene Schattierungen heraus zu bekommen, da ſolche gemiſchte Oelfarbe — auch mit Weiß verſetzte — undurchſichtig wirkt, d. h. gegen das Lampenlicht wie ein dunkler Fleck ausſieht. Wohl aber kann man die durchſichtigen Ölfarben untereinander miſchen, um z. B. lila zu erzielen. Da jede Ölfarbe Fettflecke hervorruft, iſt es nötig, die Palette oder das Brettchen, auf dem die Farben während der Arbeit aufgetragen ſind, mit grobem Löſchpapier zu belegen, welches das überſchüſſige Öl aufſaugt. Beim Auftragen der Farben achte man auf möglichſt gleichmäßigen Pinſelſtrich, da die Farbe ſonſt ſtreifig wird. Die Zuſammenſtellung der Farben richte man nach Geſchmack ein, wo es nötig, auf Lampenfuß und Zimmereinrichtung Bezug nehmend. Es empfiehlt ſich aber ſtets, bei der Arbeit die Farbenwirkung ſofort gegen das Licht zu erproben, um etwaige Fehler augenblicklich verbeſſern zu können. Auf dieſe Weiſe verzierte Lampenglocken ſtehen den im Handel vorkommenden bunten in nichts nach; durch die Malerei wird das grelle Weiß gemildert, welches ſo wenig zu den bunten Farben, wie wir ſie jetzt in unſeren Wohnräumen lieben, paſſen will.

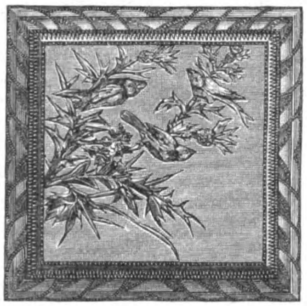


Abb. 1.

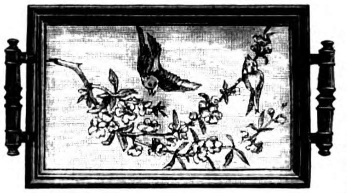


Abb. 2.

E. Grethe.

Handarbeit.

Hübſche Unterſetzer zu einer Waſchtiſchgarnitur verfertigt man aus Reſtern von weißem Frottierſtoff. Aus demſelben ſchneidet man zuerſt drei kreisrunde Deckchen von verſchiedener Größe: 26 cm, 16 cm, 11 cm; ferner zwei längliche 23 × 8 und 15 × 8 cm; die vier Ecken der letzteren werden ein wenig abgerundet. Dann biegt man die Ränder einmal ein und ſteppt ſie rundum mit der Maſchine. Aus mittlerer, weißer Vigognewolle häkelt man um alle Deckchen folgende Spitze: 1. Reihe. 3 Stbm. in den Stoff geſtochen, 3 Lftm., 3 Stbm. in dasſelbe Loch, dann am Stoffrand ſtark 1 cm breit ausgelaſſen, wieder 3 Stbm., 3 Lftm. und 3 Stbm. in ein Loch geſtochen. 2. Reihe. × 3 Stbm. in das Loch der vorigen 3 Lftm. geſtochen, 3 Lftm., 3 Stbm., 1 Lftm. vom × wiederholt. 3. Reihe. × 9—10 Stbm. in das Loch der vorhergehenden 3 Lftm., dann 1 feſte Maſche um die beiden vorhergehenden Touren geſtochen, da wo unten der Stoffzwiſchenraum eine Lücke bildet, vom × wiederholt. Zuletzt behäkelt man den oberen Rand mit feſten Maſchen von farbiger, waſchechter Floretſeide in der zur Waſchtiſchgarnitur paſſenden Schattierung, z. B. nimmt ſich erdbeerrot, elektriſchblau oder gelb ſehr apart aus.

F. R.

Mobiliar.

Wir waren im Beſitze mehrerer kleiner, ſogenannter franzöſiſcher Sofas, teils Erbſtücke, teils durch jahrelangen Gebrauch uns wert gewordener Möbel; doch konnten wir bei aller Pietät gegen dieſelben nicht ableugnen, daß man ſich beim Liegen darauf Arme und Beine verrenkte, und es hatte ſich ſchon oft das Verlangen nach einem Ruhebett empfindbar gemacht. Wir beſaßen aber außerdem noch ſo viele Seſſel und Seſſelchen, daß wir auch nicht gern ein neues Polſterſtück zukaufen wollten. Wir verſuchten ſogar, um unſeren Mobilienreichtum zu vermindern, eine Bettſtelle mit Matratze zu verkaufen. Der Preis, der uns geboten wurde, war jedoch ein ſo geringer, daß ich die Matratze, die aufgearbeitet und neu bezogen war, zurück behielt, um ſie zu einem anderen Zwecke zu verwenden. Ich ließ vom Tiſchler vier Füße unter dieſe befeſtigen, nahm ein Matratzenkeilkiſſen, machte es etwas kürzer und gab ihm durch Seegras und eine Auflage von Roßhaar mehr die Form einer Rolle. — Es war dieſes eine etwas ſchwierige Arbeit, doch glückte ſie nach einigen Verſuchen. Dieſe Rolle nähte ich mit Bindfaden auf dem einen Ende der Matratze als Kopfſtück feſt. Nun ließ ich mir von der Firma Herzog-Berlin eine Chaiselongue-Decke kommen, welche ich über das Ganze breitete, und mein Ruhebett war nicht nur äußerſt bequem, es konnte ſich auch vor jedem kritiſchen Auge ſehen laſſen.

M. B.

Neue Tiſchkarten.

Eine ſehr praktiſche Art von Tiſchkarten bietet ſich uns in kleinen Schiefertäfelchen, deren Ränder bronziert oder mit Brandmalerei verſehen werden. Sehr niedlich ſind altdeutſche Sprüche auf dem Rande der Täfelchen, die bunt ausgemalt werden. Auf die Vorderſeite der Tafel, und zwar auf den Schiefer, wird eine kleine Malerei geſetzt, und am hübſcheſten fand ich hier Blumen und Vögel, entſprechend klein gezeichnet, wenn man nicht Stillleben vorziehen ſollte. — Beinahe noch hübſcher, wenigſtens noch freundlicher ausſehend, fand ich Tiſchkarten aus Milchglas, entſprechend geſchnitten und bemalt. Natürlich wird dieſe Art Tiſchkarten nicht etwa von den Gäſten als Andenken mitgenommen, ſondern bleibt dem Hauſe als Inventarſtück erhalten. Auf der Schiefertafel wird der Name des Gaſtes mit Schieferſtift, auf den Milchglastafeln mit Bleiſtift oder Tinte vermerkt, welches ſich alles leicht entfernen und erneuern läßt, ohne die Ölmalerei in Mitleidenſchaft zu ziehen.

E. Grethe.

Reiſeapotheke.

Graues Segeltuch und roter Schweizerkattun bilden das einfache Material für ein kleines Reiſeneceſſaire, das mit Hausmitteln und Medikamenten, deren Wahl man den perſönlichen Bedürfniſſen und ſpeciellen kleinen Leiden angepaßt, gefüllt iſt. Es wird manchem, der ſeine Sommerfriſche in irgend einem entlegenen Erdenwinkel, fern von den Verkehrswegen und ärztlicher Hilfe, aufſchlagen will, ein willkommenes Geſchenk ſein. — Man ſchneidet für die äußere Bekleidung aus dem Segeltuch ein Stück, 30 cm lang und 18 cm breit, zu und ſchrägt an der einen Schmalſeite, die den Überſchlag des Täſchchens bilden ſoll, die Ecken etwas ab. Ein in gleicher Weiſe zugeſchnittenes Teil aus Schweizerkattun ergiebt das Futter. Ehe man Oberſtoff und Futter zuſammenſetzt, verſieht man dieſes mit einem 8 cm hohen Taſchenteil aus grauem Stoff, den man längs der nicht abgeſchrägten Schmalſeite aufnäht. Da er an den Seiten kleine Falten erhalten ſoll, ſo muß man ihn 26 cm lang, alſo 8 cm länger, als das Neceſſaire breit iſt, zuſchneiden. Man ſteppt die Taſche in der Mitte auf das Futter feſt und bildet dadurch zwei Abteilungen. Die eine füllt man mit kleinen Blechſchächtelchen voll Cachou, Pfeffermünzkücheln, Migränepaſtillen und dergl., die andere nimmt Carbolwatte, etwas alte Leinwand und Engliſch Pflaſter auf. Eine 4 cm breite Klappe, deren Enden verrundet ſind, ſchließt die Taſche. 3 cm vom äußeren Rand und 2 cm von der Taſche entfernt, ſetzt man an der einen Seite dem Futter einen 2 cm breiten, 15 cm langen, grauen Stoffreifen, mit der Längsſeite parallel laufend, derartig auf, daß er, von 5 zu 5 cm durchſteppt, drei Öſen bildet, durch die drei Medizinflaſchen geſchoben werden. 3 cm von der

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

anderen Längsſeite und 5 cm über der Taſche hält ein kürzerer quer aufgeſetzter Stoffſtreifen, zwei Öſen bildend, einen Mückenſtift und eine Blechhülſe mit Salicyl-Vaſeline. An der Seite angenähte, 9 cm breite, 8 cm lange, graue, rotgefütterte Klappen verhüten das Herausfallen der Fläſchchen. Der abgerundeten Schmalſeite des Futters ſetzt man ebenfalls einen Taſchenteil glatt auf. Er iſt aber nur 6 cm hoch und bleibt ohne Klappe. Schere und Meſſerchen werden darin untergebracht. Sämtliche Taſchenteile, Streifen und die Klappen werden mit ſchmalen, roten Schrägſtreifen eingefaßt. Ein gleicher Streifen begrenzt ringsum das fertige Neceſſaire und verbindet das Futter mit dem Oberſtoff. Es wird zuſammengerollt und mit rotſeidenen Bändern gebunden. Ein in roter Seide geſticktes Monogramm verziert die Außenſeite. **Martha W.**

Praktiſches fürs Haus.

Saft von rohen Früchten. Faſt immer verliert der Fruchtſaft Geſchmack und Farbe, wenn er eingekocht wird. Seit vielen Jahren mache ich allen Saft roh ein, weil er beſſer ſchmeckt, beſſer ausſieht, ſich vorzüglich hält und weil in den Früchten gar kein Saft zurückbleibt. Zu drei Pfund Früchten löſe man 2½ Lot (für 55 Pfennige) Weinſteinſäure in 1½ Liter Waſſer auf und gieße es kochend über die Früchte. Nach 24 Stunden gieße man den Saft durch ein feines Sieb und verrühre ihn dann mit 4½ Pfund Zucker. Man rühre ſo lange, bis der Saft ganz klar iſt. Dann gieße man ihn in Flaſchen und korke ihn gut. Ganz vorzüglich iſt Erdbeer- und Himmberſaft, auf dieſe Art bereitet. Man kann ihn ſtets ohne weitere Zubereitung als Sauce zu kalten, ſüßen Speiſen geben. **A. K. B.**

Für die Küche.

Rezepte für Verwendung von Aleuronat.

Anknüpfend an den Artikel meines Mannes in Nr. 23 des Frauen-Daheims, teile ich in nachfolgenden Rezepten verſchiedene Vorſchriften mit, bei denen ich die Verwendung von Aleuronat beſonders zweckmäßig und wohlſchmeckend gefunden habe. Man bezieht das Aleuronat vom Erfinder Herrn R. Hundhauſen in Hamm in 5 Kilo-Paketen zum Preiſe von 7 Mark und 11 Mark, je nach der Feinheit des Präparates.

I. Suppen.

Kartoffelſuppe. Man ſchält 20 große Kartoffeln, ſchneidet ſie in Scheiben und brät ſie nebſt einer zerſchnittenen Zwiebel in Butter halbgar und lichtbraun. Indes bringt man 2 l Waſſer mit Salz und Sellerieſcheiben ins Kochen, fügt die Kartoffelſcheiben hinzu und kocht ſie vollends gar. Man ſtreicht die Suppe durch ein Sieb, fügt 2 Eßlöffel Aleuronat, etwas Fleiſchextrakt, ein halbes Glas Rotwein und wenig Cayenne an die Suppe und richtet ſie über geröſteten Semmelwürfeln an.

Reisſuppe. Man wäſcht 60 gr Reis, brüht ihn und ſchwitzt ihn einige Minuten mit etwas Butter und einem kleinwürfelig geſchnittenen Sellerie ſowie einer geriebenen Zwiebel durch. Dann rührt man 80 gr Mehl ſowie 25 gr Aleuronat dazu, füllt langſam 2¼ l kochendes Waſſer an und kocht die Suppe mit dem nötigen Salz langſam 1 Stunde. Dann zerquirlt man 2 Eigelb mit etwas Sahne, rührt die Suppe damit ab und richtet ſie an.

Graupenſuppe. 80 gr Graupen bringt man zweimal mit kaltem Waſſer zu Feuer, läßt ſie zum Kochen kommen, gießt ſie ab, ſchwitzt ſie in Butter alsdann durch, fügt 60 gr Mehl und 25 gr Aleuronat, Salz, ſowie reichlich Suppenkraut und das nötige Waſſer hinzu und kocht die Suppe langſam 2 Stunden. Man ſtreicht ſie durch, quirlt ſie mit einem Eigelb ab, ſetzt eine Meſſerſpitze Fleiſchextrakt zu und gibt ſie über zerſchnittene gekochte Schweinsnieren auf.

Braune Mehlſuppe. Man ſchneidet einige Zwiebeln in Würfel, röſtet ſie nebſt 60 gr Mehl in Butter goldbraun, füllt langſam ſoviel kochendes Waſſer auf, als man Suppe braucht, gibt eine Sellerieknolle, Salz, Pfefferkörner, 2 Eßlöffel Aleuronat und 5 gr Fleiſchextrakt hinzu, kocht die Suppe eine Stunde und ſtreicht ſie durch. Man ſetzt ihr ein Glas Rotwein zu und richtet die Suppe über geröſteten Semmeln an.

Außerdem ſetzt man allen käuflichen Suppentafeln mit Vorteil 1 bis 2 Eßlöffel Aleuronat zu, ſowie noch etwas Fleiſchextrakt, man wird alsdann im Geſchmack eine vollendete Fleiſchſuppe mit der betreffenden Einlage haben. **L. Holle.**

Auskunft.

E. v. B. Fr. 77. Gegen ſchweißige Hände rate ich Ihnen, in alte Handſchuhe, die Sie Nachts tragen, das nachfolgende Pulver zu ſtreuen:

Acid. salicylic. 0,6
„ tannino 1,—
Tal. praepar
Pulv. drud. 20.
Streupulver.

Lo. B. P. H.

Fragen.

104) Weiß jemand anzugeben, auf welche Weiſe man Schnittbohnen ſelbſt abtrocknen kann, daß ſie die ſchöne grüne Farbe und den guten Geſchmack behalten? Ich machte kürzlich einen Kochverſuch mit gekauften getrockneten Schnittbohnen und fand dieſelben ſo vorzüglich, daß ich meinen Winterbedarf künftig auch lieber abtrocknen, als in Büchſen einlegen würde. Im voraus herzlichen Dank von einer **ſchleſiſchen Landfrau.**

(Zu Nr. 35.)

Die Selbſtändigen ſind die Freien.
Das ſollſt du bedenken!
Man darf ſich den Leuten leihen,
Aber nicht ſchenken!

Trauerſchmuck.

Das Wort „Trauerſchmuck“ beleidigt mein Ohr und mein Gemüt. „Trauer“ und „Schmuck“ ſind, meiner Empfindung nach, zwei ſich widerſprechende Begriffe. Wirkliche, tiefe, innerliche Trauer ſchmückt ſich nicht, und jemand, der ſich ſchmückt, hat keine wirkliche Trauer. Es beleidigt mein Auge, wenn ich eine Dame ſehe, die in tiefe Trauer gekleidet iſt und dabei Schmuck, wenn auch immerhin „Trauerſchmuck“ trägt. Dieſe Trauer kann nicht tief gehen, da ſie noch Sinn hat für den äußeren Schmuck. Das ernſte, einförmige Schwarz der Trauer entſpricht ganz der Stimmung unſerer Seele nach einem ſchweren Verluſt, und jemand, der alſo heimgeſucht, könnte in ſeiner Stimmung einfach keine grelle Farbe tragen, noch viel weniger aber Schmuck. Ich weiß es wohl, daß auch nach aufrichtiger, tiefer Trauer wieder eine Zeit kommt, namentlich bei der Jugend, wo die Natur in ihre Rechte tritt und wo man anfängt, allmählich wieder an Äußerlichkeiten zu denken. — Laſſen wir der Jugend, mit dem elaſtiſchen Gemüte, den „Trauerſchmuck,“ wir aber, trauernde Witwen, kinderlos gewordene Mütter, wir kennen keinen Trauerſchmuck, denn wer das Liebſte ins Grab gelegt hat, geht eben „leidumflort ſein Leben lang.“ Unſer „Trauerſchmuck“ ſei der blühende Schmuck auf den Gräbern unſerer Lieben, der da Zeugnis ablegt, daß wir ihrer hienieden in Wehmut und aufrichtiger „Trauer“ gedenken. **J. B.**

Kranzgedicht.

Es kam der Mai! Mit leiſem Kuſſe wieder
Haucht' er der Erde blüh'ndes Leben ein!
Rings hörteſt du die alten, frohen Lieder,
Spielend umkoſt vom jungen Sonnenſchein.
Ein Blütenſchimmer hielt den Blick gefangen
Und ließ vergeſſen Winters Nacht und Bangen.

Da ließeſt du mit ſeinem ſüßen Klingen
Ins Herz den holden Frühlingszauber zieh'n;
Denn dieſer Zeit, da rings die Knoſpen ſpringen,
Ward ja für dich zwiefacher Reiz verlieh'n.
Für dich erſchallen durch die Feſtgeſänge
Der Hochzeitsglocken feierliche Klänge.

Du, die der Lenz geſchmückt in frohen Stunden
Mit Blumen, die ſo gern brach deine Hand,
Die du den Deinen manchen Strauß gebunden,
Sieh' hier den Kranz, den ich für dich nun wand.
Er ſchmücke freundlich dir die lock'gen Haare,
Folgſt dem Geliebten du zum Traualtare.

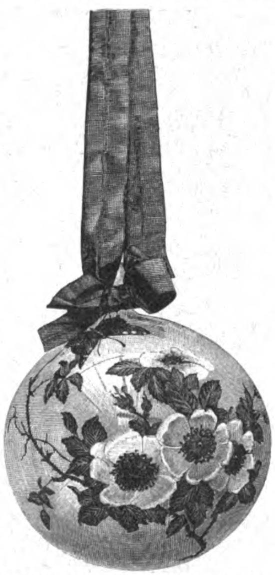
Ihm, dem du nun zu eigen dich gegeben,
Ihm, der dich ſeinen Sonnenſchein genannt,
Der dich in Liebe führen wird durchs Leben,
Sicher und feſt an ſeiner treuen Hand.
Du darfſt vertrauensvoll dich an ihn lehnen
Und liebend ſeinen Lebensweg verſchönen!

So zieh' denn hin! Wir dürfen dicht nicht halten!
Uns bleibſt du doch dieſelbe immerdar,
Die unter ihrer Mutter treuem Walten
Des Hauſes Stolz, des Vaters Freude war.
In deinem Glück auch bleibſt du ja den Deinen.
Zieht hin — mög' Gottes Sonne ſtets euch ſcheinen.

Sophie Trojan.

Häusliche Kunſt.

Die neueſte Liebhaberei auf dem Gebiete der häuslichen Kunſt iſt die aus der Schuſterwerkſtatt heraufgeholte, ſalonmäßig aufgeſtutzte, buntbemalte und als Blumenvaſe benutzte Schuſterglocke (ſiehe die nebenſtehende Abbildung). Wie eine große luftige Seifenblaſe ſieht man dieſelbe jetzt überall an Portieren und Fenſtern ſchweben. Ein flott gemalter Blumenſtrauß, der ſich zart von dem kryſtallenen Hintergrund der waſſergefüllten Glaskugel abhebt, ſchmückt die Vorderſeite der an buntſeidenem Bande aufgehängten Kugel, der man Vorſichts halber aber ja ein ſchattiges Plätzchen und kein ſonniges zuweiſe. Die helle große Kugel wirkt nämlich wie ein Brennglas und ſoll ſchon mehrfach Gardinenbrände verurſacht haben. Reizend ſehen die Kugeln auch aus, wenn man ſie, wie die allerneueſte Mode vorſchreibt, in ein Goldmaſchennetz einſtrickt, durch welches das klare Waſſer hell hindurchſchimmert. **R. K.**



Schuſterkugel als Blumenvaſe.

Tiſchordnung.

„Wer wird dich heute Abend zu Tiſch führen?“ Manches junge Mädchenherz ſchlägt bei dieſer Frage höher, hängt doch von einem unterhaltenden Tiſchherrn das ganze Vergnügen des Abends ab. Und auch für die älteren Herrſchaften und für dieſe vielleicht noch mehr, da andere Vergnügungen der Jugend für ſie vorbei ſind, iſt die Nachbarſchaft bei Tiſche eine Frage von Wichtigkeit. Und wie viel Kopfzerbrechen macht das Aufſtellen der Tiſchordnung nicht dem Hausherrn! Da gilt es niemand zu vernachläſſigen, jedem einen bevorzugten Platz zu geben, Gleiches zu Gleichem zu geſellen, heterogene Elemente auseinander zu halten! Für die Tiſchordnung können zwei Geſichtspunkte maßgebend ſein. Entweder man geht von dem Grundſatz aus, daß Hausherr und Hausfrau die Vornehmſten ſind und die Plätze neben ihnen die bevorzugten. So würde der Hausherr die vornehmſte Dame führen und die Hausfrau dem vornehmſten Gaſt den Arm reichen. In der ferneren Reihenfolge würden dann die Rangſtufen einzuhalten ſein, man würde ebenfalls z. B. nie einer verheirateten Dame einen Tiſchherrn geben, der eine weniger hohe Stellung als der Gemahl der Dame bekleidet. Dieſe ſtrengen Formen gelten für ceremonielle Geſellſchaften. — Eine andere Anſchauung vertritt folgende Tiſchordnung. Der an Rang höchſtſtehende Herr führt die vornehmſte Dame. Die Hausfrau wird von dem Dritt- oder Viert-Vornehmſten geführt, während der Hausherr, von dem Geſichtspunkt ausgehend, zuerſt ſeine Gäſte alle mit einer Tiſchdame zu verſorgen, leer ausgeht. Bei einem jüngeren Gaſtgeberpaar hat dieſes ſich beſcheiden Zurückſtellende gewiß manchesmal ſeine Berechtigung. — Bei einer freundſchaftlichen Zuſammenkunft ſollte bei der Aufſtellung der Tiſchordnung ganz allein der Grundſatz maßgebend ſein: Wer ſich gut zuſammen unterhält, findet ſeinen Platz nebeneinander; Witz und Verſtand paaren ſich da mit Rang und Würde. Befindet ſich die Geſellſchaft an zwei Tafeln, ſo iſt es Sitte, daß die Hausfrau an der einen, der Hausherr an der zweiten präſidiert, während ſie an einer Tafel ſich einander gegenüber zu ſitzen pflegen. Die Hausfrau, ſelbſt die jüngſte, wird dann am Tiſch der älteren Herrſchaften, ſei es auch ein wenig contre coeur auszuharren haben, während der Hausherr der Jugend präſidiert. Um dem betreffenden Herrn mitzuteilen, welche Dame er zu Tiſch zu führen hat, bedient man ſich vorgedruckter Kärtchen, welche dem Herrn beim Ablegen eingehändigt werden. Eine praktiſche Neuerung ſind ovale ganz kleine Karten, welche bequem in den Handſchuh geſchoben werden können **J. v. W. in B.**

Handarbeit.

Taſchentuchbänder. Ein ſehr niedliches Geſchenk für junge Mädchen, welche auch in ihren Kommoden und Schränken auf Zierlichkeit halten, bilden Taſchentuchbänder Mit einem ſeidenen Bande hat gewiß jede unſerer Leſerinnen ſchon ihre Taſchentücher zuſammen gebunden und nach einiger Zeit ärgerlich feſtgeſtellt, daß das Band durch häufiges Öffnen und Schließen vollkommen verdorben war. Dieſer Nachteil fällt aber bei unſeren Taſchentuchbändern fort, und gewiß ahmen viele unſerer Leſerinnen dieſe praktiſche Neuerung nach. Aus Papierkanevas werden vier Teile geſchnitten, etwa 4 cm breit und 6 cm lang — dieſe Maße richten ſich nach der Breite des Bandes, welches benutzt wird, und zwar muß die Breite des Bandes mit der Breite des Kanevasteils übereinſtimmen, falls nicht bei letzterem ein wenig zugegeben wird. Zwei ſolcher Teile werden paſſend übereinander gelegt und auf ihren langen Seiten aneinander mit Hinterſtichen geſteppt. Man nimmt blaue, rote oder roſa Stickſeide dazu. Die beiden anderen Teile werden in gleicher Weiſe aneinander befeſtigt. Der obere Teil jedes dieſer doppelten Kanevasteile wird mit dem Monogramm der Empfängerin geſchmückt, wozu Kreuzſtich mit zwei Schattierungen Seide der gewünſchten Farbe gewählt wird. Durch dieſe beiden Kanevasteile wird ein $3^1/_2$ cm breites Seidenband gezogen, welches 60 cm lang ſein darf. Durch den einen Kanevasteil, welcher den Boden bildet, wird das eine Bandende gezogen, und zwar muß der Teil in der Mitte der Bandlänge ſitzen. Durch den anderen Teil, welcher obenauf kommt, werden beide Enden und zwar gegenſeitig gezogen, ſodaß alſo ein Anziehen oder Lockern des Bandes genügt, um dem Päckchen ein Taſchentuch entnehmen zu können, ohne daß das Band im Geringſten leidet.

E. Grethe.

Für die Küche.

Gulaſch von Tauben mit Spargel. Die Tauben werden geviertelt, in kurzer Brühe mit Salz und etlichen Spargeln weich gekocht und dann erſt in die oben (Rezept 1) beſchriebene ſämige Sauce gethan, zu welcher man ſtatt des Taſſenkopfs Waſſer die Brühe von den Tauben verwendet.

Gulaſch von Kalbfleiſch iſt auch von vorzüglichem Geſchmack, nur füge man dazu noch kurz vor dem Anrichten außer Liebigs Extrakt 1 Löffel ſaure Sahne und etwas Citronenſaft.

Frau F. L. in E.

Auskunft.

Fr. 94. Ich empfehle aus eigener Erfahrung das ländliche Haushaltungs-Penſionat von Louiſe Briſchmann, „Villa Kolberg“ in Cunow bei Schwedt a. O. **N. P.**

Sehr viele nach dieſer eingetroffene Empfehlungen liegen in der Redaktion.

Fr. 91. Man verſuche mit dem Zeigefinger der tauben Dame auf einer glatten Fläche, einem Tiſch oder, liegt ſie im Bett, auf einem leichten, vielleicht $^1/_2$ Meter langen, mit Papier beklebtem Brett zu ſchreiben und ihr ſo das Nötige mitzuteilen. Wir thaten dies bei meiner tauben Mutter, als ſie an den Augen operiert wurde, mit gutem Erfolg Innigſt teilnehmend **M. H. in M.**

Fragen.

105) Könnte mir eine gütige Mitleſerin ein Strickrezept zu einer baumwollenen Bettdecke angeben, die von einer älteren, etwas augenleidenden Dame, womöglich, der leichteren Handarbeit wegen, in Form von einzelnen Carreaux, geſtrickt werden könnte?

A. in Anhalt.

106) Exiſtiert in irgend einem Werk eine leicht verſtändliche Anleitung, um den Pulsſchlag der Kinder auf die damit verknüpften Umſtände beurteilen zu können?

Eine Mutter.

107) Ich bitte herzlich um einen Rat, wie ich mir und meinem Kinde eine, wenn auch noch ſo notdürftige Exiſtenz ſichern kann. Wie kann ich mein kleines Vermögen, ein paar hundert Mark, am nutzbringendſten zu einem kleinen Erwerbe anlegen? **Marie S.**

108) Würde nicht eine geehrte Daheimleſerin ſo freundlich ſein, ein Paar Rezepte zu ſogenannten Windbeuteln und kleinen Törtchen (Kaffeegebäck) mitteilen zu wollen?

Junge Leipzigerin.

109) Kann mir eine freundliche Leſerin die Adreſſe einer Stickgarn-Fabrik in Plauen mitteilen, welche loſes Stickgarn verſendet?

E. S.

110) Hat einer der geehrten Mitleſer des Daheim Erfahrung, wie das Hörrohr des Dr. med. Aſchendorf ſich bei Schwerhörigen bewährt hat? **A.**

Hausmuſik.

Julius Klengel.

Julius Klengel gehört zu den hervorragendſten Meiſtern des Violoncellſpiels. Er entſtammt einer bedeutenden Muſikerfamilie, unter deren Mitgliedern der berühmte Auguſt Alexander Klengel durch ſeine bewunderungswürdigen Kanons, die aber erſt nach dem Tode des Komponiſten von Moritz Hauptmann herausgegeben wurden, den Namen und Ruf eines der größten contrapunktiſchen Meiſter unſerer Zeit ſich erworben hat. Julius Klengel wurde geboren am 24. September 1859 zu Leipzig. In der muſikaliſchen Atmoſphäre dieſer Muſikſtadt vornehmſten Ranges wuchs der hochbegabte Knabe heran, von Muſik umgeben, in unmittelbarer Nähe bedeutender Tonkünſtler, an großen Beiſpielen und glänzenden Muſtern ſich begeiſternd und ihnen nachzueifern frühzeitig beſtrebt. Treffliche Lehrer leiteten die Entwickelung des jungen Talentes, das ſich unter ihrer ſorgſamen Pflege bald in der glücklichſten Weiſe entfaltete und für die Zukunft zu den erfreulichſten Hoffnungen berechtigte. Julius Klengel hatte in dem Violoncello das Inſtrument ſeiner Sympathie gefunden. Dieſes Tonwerkzeug, das mit ſeinem ſonoren Klangcharakter, ſeinem kraftvollen männlichen Ton, der bei aller Eindringlichkeit doch der ſüßeſten Weichheit fähig iſt, dem alle die feinen und feinſten Schattierungen des Ausdrucks, alle Accente der Empfindungsſkala in reicher Fülle zur Verfügung ſtehen, dieſes künſtleriſch ſo ergiebige Inſtrument lernte Klengel bald mit ſo wahrhaft überlegener Technik beherrſchen, daß der Grad ſeiner techniſchen Virtuoſität allein genügte, ihm unter den erſten Violoncell-Künſtlern aller Zeiten einen der erſten Plätze zu ſichern. Klengel iſt aber mehr als bloßer Virtuoſe. Er iſt, was für die Beurteilung ſeiner künſtleriſchen Bedeutung von ausſchlaggebendem Gewicht iſt, ein wirklicher Muſiker, ein wirklicher Künſtler, dem das Brillantfeuerwerk der Technik, all das Blendende, Überraſchende der bloß virtuoſen Effekte niemals Selbſtzweck wird. Klengel ſpielt echt muſikaliſch. Sein Ton iſt von ſeltener Größe und jener durch die innerſte Seele dringenden Kraft, die das Empfinden des Zuhörers ſchon mit einigen Takten in ihren Bann ſchlägt. Sein Vortrag zeigt immer großen Stil und Adel des Ausdrucks. In der Wiedergabe moderner Virtuoſenſtücke iſt Klengel unübertroffen, vielleicht unübertrefflich. Die kriſtallene Klarheit ſeiner Paſſagen, die Bravour ſeiner Bogenführung, die unfehlbare Reinheit ſeiner Intonation ſelbſt in den allerſchwierigſten Flageoletkünſteleien ſind ſtaunenerregend. Julius Klengel, der als erſter Solocelliſt am Leipziger Gewandhauſe und als Lehrer am Kgl. Konſervatorium der Muſik eine ungemein erſprießliche Thätigkeit entfaltet, hat durch zahlreiche Konzertreiſen ſeinen Ruhm durch ganz Europa getragen. Eine Anzahl vortrefflicher und reſpektabler Kompoſitionen für ſein Inſtrument dürfen als wirkliche Bereicherungen der Violoncellolitteratur gelten. Ein geſchmackvoller, fein empfindender und wohlgeſchulter Muſiker offenbart ſich in ihnen.

Julius Klengel.

Gott erhalte Franz den Kaiſer.

Das war eine bewegte Zeit, das Ende des vorigen Jahrhunderts. In Frankreich loderte die Revolution empor, die revolutionären Bewegungen erſtreckten ſich auch über die Grenzen des Landes hinaus. Die politiſchen Ereigniſſe auf dem ganzen Kontinent waren ſehr betrübend und riefen überall einen traurigen Widerhall hervor. Damals galt es, ſich enger an das angeſtammte Herrſcherhaus anzuſchließen. Das ſah auch der Oberſtkanzler Graf Sauran ein, als er 1796 beſchloß, ein Nationallied dichten zu laſſen, das geeignet wäre, „die treue Anhänglichkeit des Volkes an ſeinen guten und gerechten Landesvater vor aller Welt kundzuthun und jenen edlen Nationalſtolz zu wecken, der zur energiſchen Ausführung jeder von dem Landesfürſten als nützlich erkannten Maßregel unentbehrlich iſt.“ Es war alſo ein politiſches Motiv, dem das Kaiſerlied ſeine Entſtebung verdankte. Der feine Diplomat Sauran täuſchte ſich nicht in ſeiner Annahme, denn nichts iſt geeigneter, die ſchlummernden Charaktereigenſchaften eher wachzurufen, als das Lied, der mit begeiſternden Worten vereinte Geſang, der aus der Seele dringt und wieder zum Herzen ſpricht. Kein beredteres Zeugnis gibt es hierfür, als die gleichfalls um jene Zeit verbreitete Marſeillaiſe, welche die Truppen der Revolutionsarmee zum Siege entflammte. Den Text einer Kaiſerhymne dichtete der Wiener Profeſſor Lorenz Leopold Haſchka. Dem Miniſter Sauran ſchienen die Worte zu entſprechen, aber wer ſollte ſie in Muſik ſetzen? In dieſer Bedrängnis „habe er ſich dann an ſeinen unſterblichen Landsmann Haydn gewendet, den er allein fähig hielt, etwas zu machen, das dem engliſchen God save the king gleichkomme.“ Wer wäre aber auch zur Kompoſition der Kaiſerhymne geeigneter geweſen, als Haydn? — Der alte Papa Haydn war ja ein echtes Landeskind, treuherzig und ſeelensgut; ſeine Liebe zum Vaterlande und zu ſeinem Kaiſerhauſe hatte er überall offenbart, und zudem hatte er, der mitten aus dem Volke hervorgegangen war, demſelben ſeine ureigenſte Sprache abgelauſcht, und im Liede wiederum hatte er die Volksſeele in Tönen ausklingen laſſen. Wie eine ſolche Nationalhymne beſchaffen ſein müſſe, wie ſie den Volksgeiſt ergreifen und erwecken müſſe, das hatte Haydn während ſeines öftern Aufenthaltes in England an dem „God save the king“ kennen gelernt. Und ſo machte ſich Haydn an die Arbeit, und er ſprach in jenem einfachen Liede ganz die reichen Empfindungen, die tiefe Anhänglichkeit aus, die er für ſein Vaterland hegte.

„In der That,“ ſagt der bekannte Muſikſchriftſteller Ludwig Nohl, „gibt es denn auch keine reichere, und man möchte ſagen, empfindungsgeſättigtere Volkshymne als dieſe. Das an ſich ſo ſchöne God save the king, von dem doch Beethoven ſchrieb, er müſſe den Engländern einmal zeigen, was für ein Segen in dieſer Melodie ſei, erſcheint arm und mager gegen ſolche Fülle der melodiſch-rhythmiſchen Geſtaltung und modulatoriſchen Mannigfaltigkeit. Sogleich im zweiten Verſe ſprüht die Melodie in ſchönſter Weiſe jene wunderbare Erhebung aus, die das Innere ergreift, wenn es ſich eins weiß mit dem beſten Herzſchlage ſeines Volkes, und die ihr entſprechende Stelle des zweiten Teils, der Gipfelpunkt des Ganzen, läßt eben dieſes erhebende Gefühl wie mit tauſend und aber tauſend Stimmen zum Dom des Ewigen emporſchwellen. Der Bau der Melodie iſt ein Meiſterſtück erſten Ranges. Selten iſt in der Muſik mit einfacheren Mitteln eine größere und ſicherere Wirkung erzielt worden. ‚Gott erhalte Franz den Kaiſer‘ ſteht als ſozuſagen weltlicher Choral neben ‚Ein feſte Burg‘. Es ſpricht in der einfachſt volksmäßigen, aber zugleich in der ergreifendſten Weiſe aus, was überhaupt dieſer innere Gemütszuſtand unſeres Volkes iſt, und hat denſelben auf kleinſte Enge des Raumes zuſammengedrängt, in gleicher Weiſe dauernd gemacht, wie die Muſik überhaupt uns Deutſchen ſeit Jahrhunderten das Gefäß unſerer reinſten und heiligſten Empfindungen geworden iſt.“

Am 28. Januar 1797 erhielt Haydns Volkshymne das Imprimatur, das Druckpatent, vom Grafen Sauran ausgeſtellt, und am 12. Februar desſelben Jahres, an dem Geburtstage des Kaiſers Franz, wurde das Kaiſerlied in allen Theatern Wiens feierlich abgeſungen. Das Volk fühlte in dem Liede den Impuls ſeines eigenen Herzens, und es nahm dasſelbe als ſein eigenſtes Gut liebend und begeiſtert auf.

Haydn wurde von ſeinem Monarchen ausgezeichnet und erhielt ein anſehnliches Geſchenk zur Belohnung. Sein Dankſchreiben an den Grafen Sauran lautet folgendermaßen:

„Excellenz! Eine ſolche Überraſchung und ſoviel Gnade, beſonders über das Bild meines guten Monarchen, habe ich in Betracht meines kleinen Talentes noch nie erlebt. Ich danke Ew. Excellenz von Herzen und bin erbietig, in allen Fällen Ew. Excellenz zu dienen.“

Wie ehrt doch dieſe ſelbſtloſe Beſcheidenheit den großen, den lieben guten „Papa“ Haydn!

Man möchte einer Wiſſenſchaft faſt zürnen, die jedem Dinge auf den Grund geht und haarſcharf alles Werden und Entſtehen nachweiſt. So hat auch die Muſikwiſſenſchaft an dem Kaiſerliede herumgenörgelt. F. S. Kuhacs hat nachgewieſen, daß die erſten vier Takte des „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ genau übereinſtimmen mit dem Anfange eines kroatiſchen Volksliedes: „V jutro rano se ja stanem“ (Des Morgens früh ſteh' ich auf); nur iſt der Rhythmus geändert. Es darf dies bei Haydn, der in dem niederöſterreichiſchen Flecken Rohrau geboren iſt, nicht wunder nehmen. Die Volkslieder der dortigen Waſſerkroaten hatten ſich dem Herzen des muſikliebenden Knaben ſo eingeprägt, daß ſelbſt dem Greiſe die Erinnerung an

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

jene Geſänge nicht geſchwunden war. In Haydns Werken wird man übrigens manche ſolche Anklänge aus der Jugendzeit wiederfinden. Das thut weder der Originalität des Kaiſerliedes Einbuße, noch der Thatſache, daß die Hymne echt deutſch in Wort und Ton iſt.

Haydn ſelbſt hielt ſein Kaiſerlied hoch in Ehren. Nicht nur die Bearbeitung dieſer Hymne als Variationen in dem bekannten „Kaiſerquartett“ läßt darauf ſchließen, ſondern es exiſtiert hierüber eine bemerkenswerte Äußerung Haydns zu einem ſeiner Freunde aus dem Jahre 1806. „Ich bin wirklich ein lebendiges Klavier,“ meinte der greiſe Komponiſt. „Schon ſeit mehreren Tagen ſpielt es in mir ein altes Lied: ‚O Herr, wie lieb ich dich von Herzen,‘ wo ich gehe und ſtehe, überall hör ich's. Aber kurios, wenn es mich ſo innerlich quält und nichts helfen will, um die Qual los zu werden, und mir fällt nur mein Lied ‚Gott erhalte Franz den Kaiſer‘ ein, dann wird mir leichter, es hilft.“ „Das wundert mich nicht, ich halte das Lied für ein Meiſterſtück,“ gab der andere zur Antwort. „Beinahe halte ich es ſelbſt dafür, ob ich's gleich nicht ſagen ſollte,“ entgegnete Haydn in ſeiner Beſcheidenheit.

Haydn mußte die Kriegsgreuel des Jahres 1809 noch miterleben, und ſein dem Kaiſer und dem Vaterlande treu ergebenes Herz blutete bei dem Gedanken, daß die Franzoſen ſein ſchönes Vaterland befehdeten und verwüſteten. Seitdem die Feinde um die Mitte des Monats Mai in Wien eingerückt waren, bemächtigte ſich Haydns eine tiefe Niedergeſchlagenheit, die er nur für kurze Zeit vergeſſen mochte, wenn er an ſeinem alten Spinett ſaß und ſich ſeine Lieblingskompoſition, das Kaiſerlied, vorſpielte. Am 26. Mai ſpielte er es wiederum vor, und zwar dreimal hintereinander „mit einem Ausdruck, über den er ſich ſelbſt wunderte.“ Am 31. Mai 1809 war Haydn tot.

O. M. M.

Für Harmoniumbeſitzer.

An meinem Inſtrumente — Harmonium mit 5 Zungenreihen und 2 Manualen von Joh. Straub & Co. in Berlin — traten ſeit einem halben Jahre an dem rechten Tretſchemel und den damit in Verbindung ſtehenden Teilen knarrende und quietſchende Töne auf, die nach und nach an Stärke zunahmen. Von der Annahme ausgehend, daß die ſich reibenden Glieder die Urſache der Töne ſein könnten, ölte ich dieſelben in dieſen Weihnachten ein. Die Arbeit war vergeblich, denn das Übel beſtand ungeſchwächt fort. Ich unternahm nun eine genauere Unterſuchung des Schöpfbalges und entferne zu dieſem Zwecke die Füllung der rechten Seitenwand des Harmoniums (Abbildung 2). Bei langſamer Auf- und Abwärtsbewegung des Balges beobachtete ich dieſen. Da ſtellte ſich heraus, daß zwei aufeinander ſich reibende Teile die Urſache des Knarrens und Quietſchens waren. Der aus Leder beſtehende Teil des Balges zwiſchen ſeinem obern (h) und hintern (g) Boden zeigt 6 Flächen. Jede iſt mit einem Streifen blauen Papiers beklebt. (Abbildung 1 und 2 zeigen nur 4 Flächen. p, p^1, p^2 und p^3. Die Papierſtreifen ſind durch Schraffierung kenntlich gemacht). — Im Balge ſcheinen dieſen Streifen Pappſtücke von gleicher Geſtalt, aber ein wenig größer, gegenüber zu liegen, auf welche das Leder feſtgeleimt iſt. Dort, wo ſich die Wandungen p und p^1 (Abbildung 2) faſt berühren, hatten ſich auf Wandung p die aufeinander geleimten Teile von a bis b gelöſt. Wurde nun der untere Boden g des Balges aufwärts bewegt, ſo ſtellte ſich der untere Rand der Wandung p in ſeiner ganzen Länge von a bis b auf den anliegenden Teil c d der Wandung p^1 und brachte durch ſeine fortſchreitende Bewegung über ihn (Abbildung 3), bis zur völligen Zuſammenlegung des Balges, die knarrenden und quietſchenden Töne hervor. Die zugänglichen Teile auf Wandung p, welche ſich gelöſt hatten, wurden mit Kleiſter beſtrichen. Auf die Stellen 1 2 3 4 (Abbildung 2) der Wandungen p und p^1 wurde ein Streifen weichen und gut mit Kleiſter beſtrichenen Leders gelegt und ſorgfältig feſtgedrückt. Darauf wurde der Balg feſt zuſammengelegt und in dieſer Lage durch ein untergeſtelltes Stäbchen gegen 20 Stunden erhalten. Als der Balg nach dieſer Zeit langſam herabgelaſſen wurde, war alles gut getrocknet, und die Wandung p nahm in ihrem unteren Teile bei dem Zuſammendrücken des Balges nicht mehr die frühere falſche Stellung ein. Die knarrenden und quietſchenden Töne ſind damit beſeitigt.

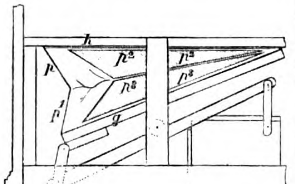


Abb. 1.

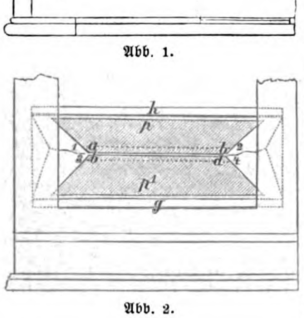


Abb. 2.

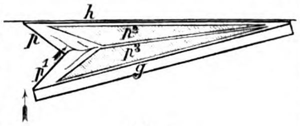


Abb. 3.

Patriotiſche Litteratur.

Im Andenken und in der Verehrung des deutſchen Volkes ſtrahlt das Bild der edlen Königin Luiſe; eine ganze Litteratur verherrlicht das Leben und das Wirken dieſer Herrlichen. Aber auf keinem Gebiete künſtleriſcher Thätigkeit hat man ſo oft Urſache, den guten Willen für die gute That zu nehmen, als auf jenem der patriotiſchen Kunſt. Wie viele ſind es, die ſich an den großen Geſtalten der vaterländiſchen Geſchichte begeiſterten, und wie wenigen gelang es, mit dem Ausdruck ihrer ſubjektiv-perſönlichen Empfindung zugleich auch dem nationalen Empfinden Worte zu leihen! Iſt es im Allgemeinen erfreulich, eine vom vaterländiſchen Geiſte durchdrungene nationale Kunſt aufblühen zu ſehen, ſo wirkt die Bekanntſchaft mit Werken, in denen ſich der national-patriotiſche Zug mit einer künſtleriſchen abgeklärten Form verbindet, doppelt erfreulich. Auf ein Werk dieſer Art aufmerkſam zu machen iſt der Zweck dieſer Zeilen. Es heißt: „Königin Luiſe“, Dichtung von Johanna Siedler. Ein Cyklus von Geſängen nebſt Deklamation als verbindendem Text für dreiſtimmigen Chor (2 Soprane und Alt), Soli (Sopran und Alt) und Pianoforte, komponiert von Karl Bohm. (Klavierauszug Preis 6 Mk., Soloſtimmen Mk. 1,20, Chorſtimmen je 0,45 Mk., Textbuch 0,20 Mk.) Kaſſel, Verlag von Otto Kuprion. Das Werk, für höhere Mädchenſchulen beſtimmt, feſſelt durch die Klarheit und Ungezwungenheit ſowohl des poetiſchen, wie des muſikaliſchen Ausdrucks. Die hübſchen und klangvollen Verſe und die mit ſicherem Blick für die Kontraſtwirkung geſchaffenen, gelegentlich auch von freundlichem Humor erfüllten Szenen, die dem Talente der Dichterin ein günſtiges Zeugnis ausſtellen und ihrem vaterländiſchen Empfinden zur Ehre gereichen, hat der treffliche Karl Bohm feinſinnig erfaßt und ihnen eine Muſik untergelegt, die bei aller durch den Zweck gebotenen Einfachheit des Stils doch ſtimmungsvoll und charakteriſtiſch, wohllautend und melodiſch iſt und durch leichte Sangbarkeit zur Aufführung in Schulkreiſen bei feſtlicher Gelegenheit wie geſchaffen erſcheint. Das Opus darf allſeitiger Beachtung beſtens empfohlen werden.

Bücherſchau.

Katechismus der Muſik von J. C. Lobe. 25. Auflage. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Notenbeiſpielen. In Leinwand gebunden. Preis 1 Mark 50 Pfennige. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Der Verfaſſer J. C. Lobe, bekannt durch ſeine trefflichen theoretiſchen Schriften, war zwar kein wiſſenſchaftlich tiefer, wohl aber ein äußerſt praktiſcher Muſiker, der es verſtand, mit ſeiner Lehrmethode den Schüler in außerordentlicher Weiſe und dabei ſchnell zu fördern. Sein „Katechismus der Muſik“ iſt ein ſehr nützliches Büchlein, gleich brauchbar für Muſiker, wie für Muſikfreunde, und welcher Beachtung ſich das ſehr geſchmackvoll ausgeſtattete Werkchen in den Kreiſen der muſikliebenden Familien erfreut, kündet die Thatſache einer 25. Auflage in beredten Worten. Vielen willkommen, jedem nützlich, ſtellt ſich dieſer Katechismus der Muſik als ein den Unterricht trefflich unterſtützendes Lehrmittel dar, da es dem Schüler geſtattet, die Vorſchriften des Lehrers in leicht faßlicher und anregender Form nachzuleſen und ſie ſo dem Gedächtnis um ſo ſicherer und zuverläſſiger einzuprägen. Aber nicht nur der Anfänger, auch der ſchon vorgeſchrittene Muſikſchüler und vor allem der Muſikfreund wird in dem Katechismus einen treuen Berater und ein billigen Anſprüchen vollſtändig genügendes Nachſchlagebüchlein finden, da der Katechismus Gelegenheit bietet, ſich ſchnell zu orientieren. Lobe hat nicht allein das elementare Gebiet der Tonkunſt in überſichtlicher und klarer Entwickelung dargeſtellt, ſondern auch die tiefer eingreifenden Fragen der Akkordlehre entwickelt und das Weſen des einfachen und doppelten Kontrapunktes und der Fuge, der höchſten kontrapunktiſchen Form, in praktiſch inſtruktiver Weiſe klar gelegt. Der Katechismus darf unſeren Muſikfreunden beſtens empfohlen werden.

Aus dem Tonleben.

Die vier Ouverturen zu „Fidelio.“ Bekanntlich hat Beethoven, der verehrungswürdige Schöpfer des „Fidelio“, wenig Freude an ſeinem unſterblichen Meiſterwerke erlebt. Nicht weniger als dreimal hat Beethoven die Partitur des Werkes bearbeitet, und ſo kam es, daß auch die Ouverture in drei, ihrem Aufbau und einzelnen Zügen ihres Inhaltes nach verſchiedenen Geſtalten auf die Nachwelt überkommen iſt. Wir beſitzen drei „Leonoren“-Ouverturen und eine „Fidelio“-Ouverture. Eine merkwürdige Verwirrung iſt in der Bezeichnung dieſer Ouverturen eingeriſſen; wir ſprechen von einer erſten, einer zweiten und einer dritten Leonoren-Ouverture, und in Wirklichkeit iſt die zweite Leonoren-Ouverture die erſte, die dritte, die ſogenannte große, die zweite, und die bisher als erſte bezeichnete iſt in Wahrheit die dritte. Ein wahres Hexeneinmaleins! Der bekannte Beethovenforſcher Nottebohm war es, der Klarheit in dieſe verworrenen Verhältniſſe hineinbrachte. Als Beethoven ſeinen Fidelio am 20. November 1805 mit der Milder in der Titelrolle im Theater an der Wien zur erſten Aufführung brachte, wurde die Oper mit einer für den Komponiſten geradezu verletzenden Kälte aufgenommen. Schon die Ouverture begegnete lebhaftem Widerſtand, ſelbſt die Muſiker, ärgerlich über die Schwierigkeit der ihnen geſtellten Aufgabe, waren mißgeſtimmt und zeichneten ſich nicht eben durch den guten Willen zur guten That aus. Cherubini, der berühmte Meiſter, wohnte der erſten Aufführung bei; er behauptete, daß er wegen des „Bunterlei der Modulationen die Haupttonart nicht zu erkennen vermocht habe.“ Die Ouverture verurteilte man als zu lang, das berühmte Trompetenſolo nahm man für ein „Poſthörnl'“ und wunderte ſich über den ſeltſamen Einfall Beethovens. Der Meiſter, ergrimmt über die eiskalte Aufnahme, zog nach drei Vorſtellungen die Partitur des Werkes zurück. Endlich aber ließ er ſich, dem Drängen ſeiner Freunde nachgebend, zu einer neuen Aufführung bewegen. Sie fand am 20. März 1806 ſtatt. Die drei Akte der Oper waren in zwei zuſammengezogen, eine neue Ouverture (die jetzt ſogenannte dritte, die große Leonoren-Ouverture) eröffnete das jetzt mit mehr Verſtändnis aufgenommene Werk. Beethoven zog jedoch abermals ſein Werk zurück; er hatte ſich mit dem Eigentümer des Theaters überworfen. Lange ruhte nun die Partitur, nachdem Beethoven vergeblich verſucht hatte, eine Aufführung des Werkes in Prag zu ſtande zu bringen. Für dieſe von ihm beabſichtigte Prager Aufführung hatte der Meiſter abermals eine Ouverture, ſeine dritte, geſchrieben, die von uns fälſchlich als erſte bezeichnet wird. Dieſe dritte Ouverture kam nicht zur Aufführung; ſie erſchien als op. 138 erſt nach dem Tode Beethovens. Die ſogenannte Fidelio-Ouverture — die bekannte in E-dur — wurde im Jahre 1814 komponiert. Damals hatte ſich der Inſpizient der Wiener Hofoper den Fidelio als Benefizoper auserſehen. Beethoven nahm eine abermalige Überarbeitung des Werkes vor. Treitſchke beſorgte eine Verbeſſerung des Textbuches, der Komponiſt ſchrieb die neue Ouverture und komponierte mehrere Nummern der Oper von neuem. Dieſe letzte Überarbeitung, nach welcher die Aufführung am 23. Mai 1814 am Kärthnerthor-Theater ſtattfand, iſt auch die auf uns gekommene. Das einſt zurückgewieſene Werk zählt, ſeit die geniale Wilhelmine Schröder-Devrient die Titelpartie in ſo ergreifender Weiſe darſtellte, zu den Lieblingsopern des deutſchen Volkes, zu den Werken, denen jeder Deutſche mit Ehrfurcht, mit Liebe und Begeiſterung naht.

Vermiſchtes.

Ein hochintereſſantes Konzert fand vor kurzem in Leipzig ſtatt: da wurden in dem muſikhiſtoriſchen Muſeum Paul de Wit's vor König Albert von Sachſen auf alten Muſikinſtrumenten merkwürdige Sachen geſpielt; u. a. „allerhand ergötzliche Jagdfanfaren und Märſche, ſo bei der Sau- und Hirſchjagd vor Fürſten und fürnehmen Herrſchaften geſpielet worden,“ geblaſen auf ſechs Hifthörnern. Dann folgte „Soeur monique“ von Couperin, ein Stück für das Clavicymbal, ferner eine Idylle von Marie Marais für Viole d'amour, ein Konzert auf der Flöte (eine einklappige Elfenbeinflöte) von Joachim Quanz. Dieſes Konzert gehörte zu den Favoritſtücken Friedrichs des Großen. Sodann ein Adagio für Viola di Gamba und ſchließlich ein Choral, der auf elf ruſſiſchen (eintönigen) Hörnern geblaſen wurde. Das Alter der zur Anwendung gebrachten Inſtrumente iſt zumeiſt ein hohes. Das älteſte der Hifthörner iſt 1670 angefertigt, das Clavicymbal (von Silbermann) ſtammt aus der Zeit von 1720—40; die Viole d'amour trägt die Zettelinſchrift 1743, und ein ebenfalls vorgeführtes Regal (Schnarrwerk), aus der Marienkirche in Danzig, iſt im 16. Jahrhundert gebaut worden.

Redaktionspoſt.

Zur **Walzeranfrage** in Nr. 27. Wir haben mehrere Auskünfte erhalten, die ſich leider widerſprechen. Herr **W. H—n** in Riga meint, der fragliche Walzer ſei einer Kompoſition von Görchen „Unwiderbringliche Zeit“ (Verlag von J. Zimmermann in Leipzig und Petersburg) entnommen, und Frl. **E. B—t** in Kräuholm iſt der Anſicht, daß wir es hier mit einem rumäniſchen Walzer „Donauwellen“ von Ivanovici (in allen Muſikalienhandlungen vorrätig) zu thun haben. Letzhin wurde das Fragment als dem ſogenannten „Technikerwalzer“ angehörend bezeichnet.

A. Jawohl, es exiſtieren mechaniſche Vorrichtungen, die es ermöglichen, das auf dem Klavier Geſpielte (Improviſationen, Phantaſien u. ſ. w.) ſofort auf dem Papiere niedergeſchrieben zu erhalten. Alle dieſe muſikaliſchen Schreibmaſchinen ſind jedoch ſehr kompliziert und haben ſich bisher in der Praxis keinerlei Bedeutung erringen können. Von ſolchen „Melographen“ und „Pianographen“ nennen wir Ihnen die von Hohlfeld, Keller, Unger, Witzels, von Elewyck. Aus eigener Anſchauung kennen wir eine oder die andere dieſer Maſchinen nicht, bedauern daher, Ihnen einen Aufſchluß über die Brauchbarkeit eines dieſer Inſtrumente nicht geben zu können.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius in Berlin.** Briefe nur: **An die Daheim-Redaktion in Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

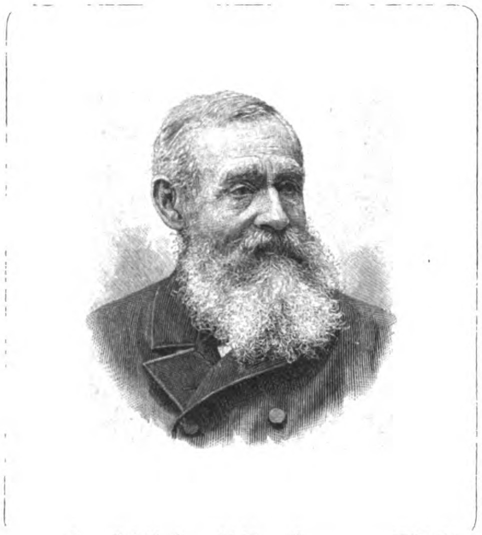
Daheim

1893. Beilage zu Heft 13 (No. 36—38).

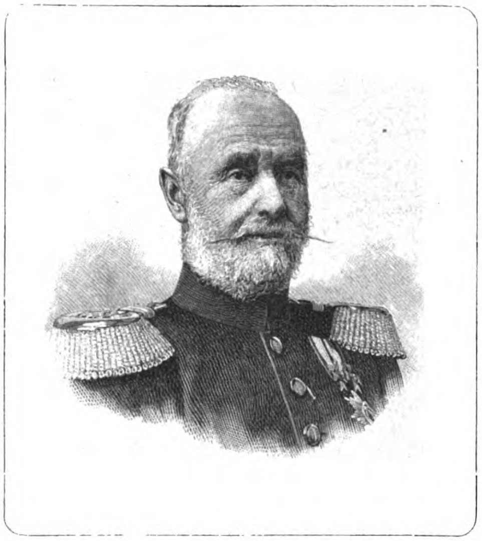
XXIX. Jahrgang.

Juni 1893.

Aus der Zeit — für die Zeit.



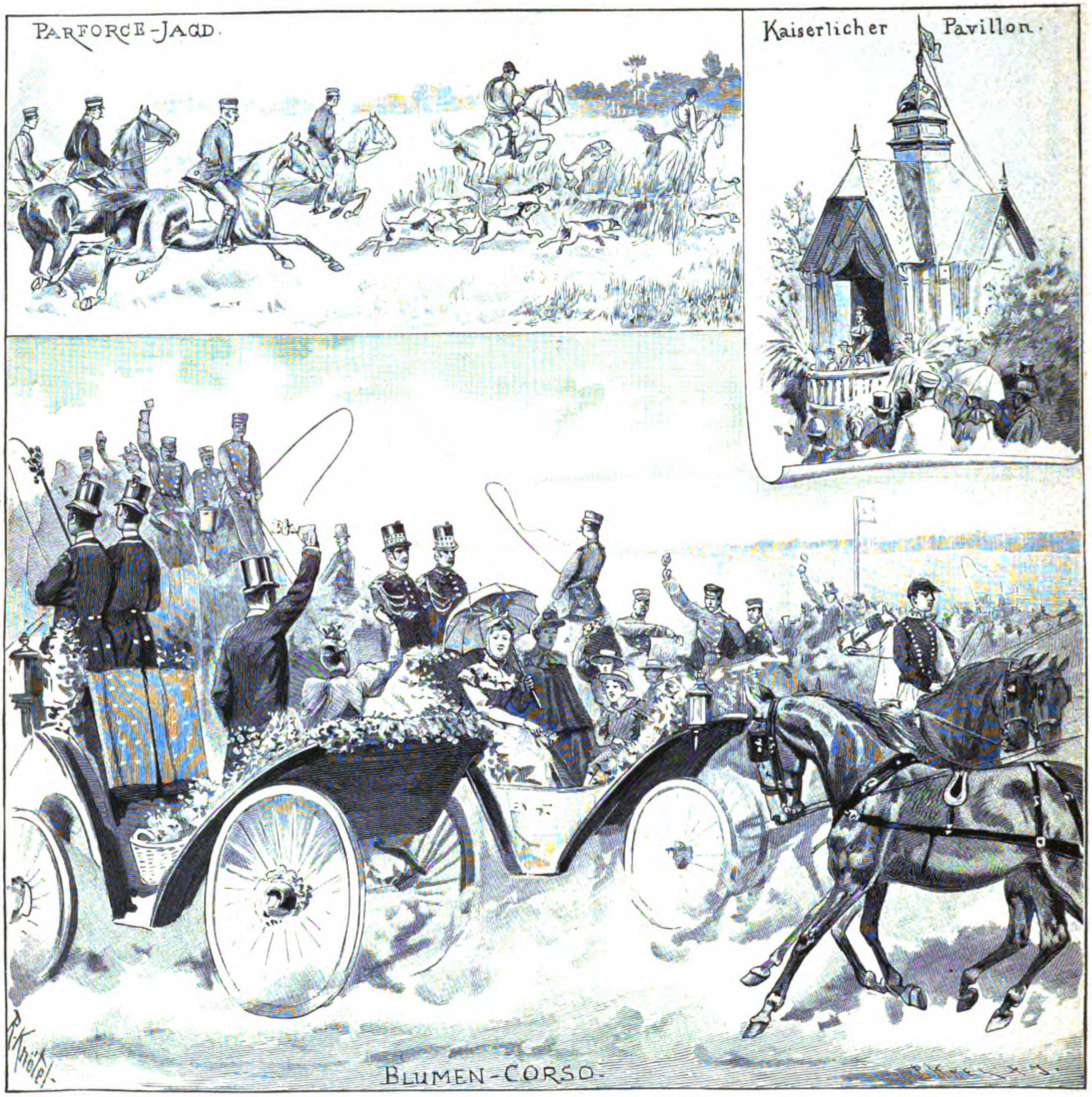
Fürſt Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe †.



Fürſt Georg Victor zu Waldeck und Pyrmont †.

Der Maimonat hat zwei deutſchen Fürſtenhäuſern und den Bewohnern zweier deutſcher Staaten ſchwere Trauer gebracht. Am 8. Mai ſtarb zu Bückeburg Fürſt Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe, ſeit dem Tode Kaiſer Wilhelms I. der Senior der deutſchen Fürſten. Am 1. Auguſt 1817 zu Bückeburg geboren, hatte der Fürſt als Erbprinz eine überaus ſorgfältige Erziehung genoſſen, in Leipzig und Bonn ſtudiert, größere Reiſen im Auslande unternommen und ſich dann am 25. Oktober 1844 mit der Prinzeſſin Hermine zu Waldeck und Pyrmont vermählt, mit der er faſt ein halbes Jahrhundert in glücklichſter Ehe verbunden geweſen iſt. Am 21. November 1860 folgte er ſeinem Vater in der Regierung und wußte durch ernſte, gewiſſenhafte Pflichterfüllung, wie durch große Güte die Herzen ſeiner Unterthanen eng an ſich zu feſſeln — das ſchöne, faſt patriarchaliſche Verhältnis zwiſchen dem Fürſten und ſeinem Volk iſt nie getrübt worden. Fürſt Adolf hat der Wandelung der inneren deutſchen Verhältniſſe, die zu einem Großdeutſchland unter Preußens Führung leitete, anfangs nicht freudig zugeſtimmt. Nachdem indeſſen 1866 die Entſcheidung gefallen, ſtellte er ſich feſt auf den Standpunkt unbedingter Bundestreue, und der Feldzug 1870, in dem er ſein Jägerbataillon Nr. 7 nach Frankreich begleitete, machte aus ihm vollends einen begeiſterten Anhänger von Kaiſer und Reich. Seitdem ſind ſeine Beziehungen zum Hohenzollernhauſe ſtets die gleichen herzlichen und innigen geweſen und haben noch 1890 ihre ſchönſte Bethätigung in der Vermählung ſeines jüngſten Sohnes, des Prinzen Adolf, mit der Prinzeſſin Viktoria von Preußen erfahren. Der Fürſt war ein vielſeitig gebildeter Mann, der allezeit den Wiſſenſchaften, ganz beſonders aber auch den Künſten, unter denen er wieder die Muſik bevorzugte, ein reges Intereſſe entgegenbrachte; ſein großes Hausvermögen ermöglichte ihm eine ausgedehnte Wohlthätigkeit — die Armen ſeines Landes haben an ihm einen wahrhaften Vater und Schützer verloren. Dem Fürſten folgte in der Regierung ſein älteſter Sohn Albrecht Georg, geboren am 10. Oktober 1846, vermählt ſeit 1882 mit Maria Anna, Prinzeſſin von Sachſen-Altenburg.

Fürſt Georg Victor zu Waldeck und Pyrmont ſtarb am 12. Mai zu Marienbad. Am 14. Januar 1831 zu Arolſen geboren, hatte er bei dem am 15. Mai 1845 erfolgten Tode ſeines Vaters ſoeben erſt das vierzehnte Lebensjahr vollendet, ſo daß ſeine Mutter, die Fürſtin Emma, bis 1852 für ihn die Regentſchaft führte. Er beſuchte bis zu ſeiner Mündigkeit zunächſt 1848/49 das Gymnaſium zu Meiningen, ſtudierte dann zu Lauſanne und ſchließlich in Bonn, wo ſich zwiſchen ihm und dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen Kaiſer Friedrich III., engere freundſchaftliche, nie wieder erloſchene Beziehungen anbahnten. Der Fürſt ſtellte ſich, den Beruf Preußens für Deutſchlands Zukunft früh erkennend, im Jahre 1866 völlig auf die Seite des Hohenzollernſtaates, nachdem er bereits vorher eine Militärkonvention mit Preußen abgeſchloſſen hatte. Im Jahre 1868 ging ſogar mit Zuſtimmung des Landtags die innere Verwaltung der Fürſtentümer Waldeck-Pyrmont mit Ausnahme der kirchlichen Verwaltung und der des Stiftes Schaken völlig an Preußen über. Bald nach Antritt der Regierung, am 26. September 1853, hatte ſich Fürſt Georg Victor mit der Prinzeſſin Helene von Naſſau vermählt. Dieſer erſten Ehe — in zweiter Ehe führte am 29. April 1891 der Fürſt die Prinzeſſin Luiſe von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Glücksburg zum Traualtar — iſt neben ſechs Töchtern auch der heutige Fürſt Friedrich Adolph Hermann, geboren 20. Januar 1865, entſproſſen.


PARFORCE-JAGD.
Kaiserlicher Pavillon.
BLUMEN-CORSO.
R. Knötel.

Das Korſofeſt in Berlin-Weſtend am 25. Mai.
Originalzeichnung von R. Knötel.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Frauen-Daheim**, **Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

(Zu Nr. 36.)

Nicht Schätze ſammeln, um ſie zu verſchließen!
Nicht Blumen pflücken, um ſie zu verſtreun!
Glück wird erſt Glück, wenn wir es recht genießen,
Beſitz — Beſitz, wenn wir uns ſeiner freun!

Berliner Bildungsanſtalten für Frauen und Mädchen.

B. Das Peſtalozzi-Fröbel-Haus.

Das Haus, welches den Namen der beiden berühmten Pädagogen trägt, liegt nahe dem botaniſchen Garten in der Steinmetzſtraße 16. Der Schweizer Peſtalozzi, der Begründer des Anſchauungsunterrichtes, und der Thüringer Fröbel, der Begründer der Kindergärten, ſind ſeine Schutzpatrone; in dem Geiſte Peſtalozzis und ſeines großen Jüngers Fröbel wird hier gelehrt und gelebt. Das Haus enthält jetzt: einen Volkskindergarten, ein Kindergärtnerinnen-Seminar, eine Vermittelungs- und eine Elementarklaſſe für Kinder, eine Arbeitsſchule, eine Koch- und Haushaltungsſchule, das Viktoria-Mädchenheim und eine Speiſeanſtalt für Kinder und Kinderbäder. Von dem Berliner Verein für Volkserziehung ausgegangen, verdanken dieſe Anſtalten ihre Blüte und ihren Aufſchwung einer Großnichte Fröbels, der Frau Henriette Schrader, welche dem Vorſtande ſeit zwanzig Jahren angehört. Die Eigenart dieſes von Frau Schrader geleiteten Kindergartens beſteht, einem Gedanken Fröbels folgend, in der Aufſtellung eines Monatsgegenſtandes, d. h. eines Themas, welches den ganzen Monatsunterricht beherrſcht, ihm Richtung und Weg gibt. Ein ſolches Thema iſt z. B. der Epheu; er wird gezeichnet, in Thon gebildet, den Kindern im botaniſchen Garten gezeigt; ſogar in den Spielen wird, ſoweit wie möglich, darauf Bezug genommen. Auf dieſe Weiſe ſollen die Kinder zur Gründlichkeit erzogen werden; man will ſie auch zu eigenem Nachdenken über den Gegenſtand anregen, von dem ſie den ganzen Monat hindurch hören. Bekanntlich legen ſowohl Peſtalozzi wie Fröbel einen großen Wert auf die Erziehung der erſten ſieben Lebensjahre; die erſte Geiſtes- und Körperpflege des Kindes ſoll nicht ungebildeten, liebloſen Perſonen überlaſſen, ſondern in wahrhaft mütterlichem Sinne von einer einheitlich gebildeten Frau geübt werden. Am beſten wird dies ſelbſtverſtändlich von der Mutter geſchehen. Muß aber ein Erſatz geſchafft werden, ſo ſei er ſich ſeiner hohen Aufgabe bewußt. In dem Volkskindergarten iſt ein ſolcher Erſatz geſchaffen. Die Kinder der zahlreichen armen Bevölkerung der Umgegend finden hier tagüber ein Heim, auch (wenn die Eltern dies wünſchen) einen Mittagstiſch für 10 Pf., ſie werden an Ordnung, Reinlichkeit,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nützliche Beſchäftigung gewöhnt. Es werden nur Kinder von 3—7 Jahren aufgenommen; den Plan, ein Heim für Säuglinge einzurichten, hat man der unzureichenden Mittel wegen bisher noch nicht ausführen können. In dem Volkskindergarten werden die jungen Mädchen, welche ſich zur Kindergärtnerin ausbilden wollen, ſofort in die praktiſche Thätigeit eingeführt. Das Seminar für Kindergärtnerinnen hat zwei Abteilungen: die eine iſt für Helferinnen der Mütter oder Gehilfinnen im Kindergarten, die zweite für ſelbſtändige Kindergärtnerinnen oder Leiterinnen von Kindergärten. An die zweite Abteilung ſchließt ſich eine Fortbildungsklaſſe, deren Hauptzweck es iſt, ein tieferes Verſtändnis der Grundideen von Peſtalozzi und Fröbel zu geben. Der Kurſus zur Ausbildung der Gehilfinnen dauert je nach Alter und Vorbildung der Schülerin 1 bis 2 Jahre, das Honorar für das Quartal beträgt 15 Mk., Aufnahmebedingungen ſind: das Schulzeugnis der erſten Klaſſe einer Gemeindeſchule, ein Geſundheitsatteſt und die ſchriftliche Einwilligung der Eltern oder Vormünder. Unterrichtsgegenſtände ſind: Deutſch, Beſprechung über Erziehung, Geſundheitslehre, Erzählung aus dem Leben bedeutender Erzieher, Naturkunde, Zeichnen, Singen, Beſchäftigungs- und Kindergartenlehre, Geſchichten-Erzählen und Lieder-Herſagen, Turnen- und Bewegungsſpiel, Praxis im Kindergarten, weibliche Handarbeiten, Anleitung zur körperlichen Pflege des Kindes (Baden der Kinder und Kochen von Kinderſpeiſen). Dieſer Kurſus wird vielfach von jungen Mädchen beſucht, welche die erworbenen Kenntniſſe nicht berufsmäßig verwerten, ſondern nur im eigenen Hauſe ausüben wollen. Der Kurſus zur Ausbildung ſelbſtändiger Kindergärtnerinnen dauert ebenfalls ein bis zwei Jahre. Erfordernis zur Aufnahme iſt hier, außer den oben genannten Atteſten, das letzte Schulzeugnis einer höheren Töchterſchule. Das Schulgeld iſt etwas höher und der Unterricht weitergehend als der des erſten Kurſus. Die Seminariſtinnen finden in dem Viktoria-Mädchenheim vollſtändige Penſion für 33 Mk. monatlich: dasſelbe ſteht unter der Leitung einer Hausmutter und befindet ſich im oberſten Stock des Hauſes. Augenblicklich iſt das Heim von 27 jungen Mädchen beſucht. Vorſteherin des Peſtalozzi-Fröbelhauſes iſt Frau Klara Richter. Auch Ausländerinnen ſind Zöglinge des Seminars, unter ihnen ſieht man beſonders Engländerinnen, doch haben auch ſchon junge Mädchen aus Finnland, Schweden, Amerika hier eine Lehrzeit durchgemacht. An den Volkskindergarten ſchließen ſich eine Elementarklaſſe, welche die unterſte Schulklaſſe erſetzt; ferner eine Strick-, Näh- und Flickſchule für Mädchen und eine Arbeitsſchule für Knaben, in der die Anfertigung von Holz- und Papparbeiten, Korbflechten u. ſ. w. gelehrt werden. In all dieſen Klaſſen und Schulen lernen die Seminariſtinnen die praktiſche Ausübung des Lehramtes und im Volkskindergarten üben ſie ſich in der Beſchäftigung, Unterweiſung und körperlichen Pflege der Kleinen und Kleinſten. Eine im Peſtalozzi-Fröbel-Hauſe befindliche Kochſchule macht es ſich zur Aufgabe, Kochlehrerinnen auszubilden. Der Kurſus währt ein Jahr, das Honorar beträgt 100 Mk. Auch junge Damen, welche die Kochkunſt nur zum Hausgebrauche zu erlernen wünſchen, werden in Gruppen von zehn Schülerinnen unterrichtet, die Unterweiſung dauert durchſchnittlich ein Vierteljahr, das Honorar beträgt ebenfalls 100 Mk. Eine ſchöne gemeinnützige neue Einrichtung des Vereines ſind Kochkurſe für die der Schule empfohlenen Mädchen aus Gemeindeſchulen. Der Unterricht, der aus ſtädtiſchen Stiftungsfonds bezahlt wird, findet während der großen Sommerferien ſtatt. Grade in den unbemittelten Ständen herrſcht unter den Frauen eine erſchreckende Unwiſſenheit in Bezug auf die Kochkunſt; hier kann großer Segen verbreitet werden, wenn man die künftigen Hausfrauen und Mütter lehrt, die Speiſen ſparſam, wohlſchmeckend und bekömmlich herzuſtellen. Wie viele kleine Leute nähren ſich tagüber von „Schmalzſtullen“ und Cichorienkaffee, weil die Frau es nicht verſteht, zu kochen. Dem ſoll abgeholfen werden.

„Auf den Pelz einladen.“

Obige Redensart ſtammt aus dem gaſtfreien Pommern und bedeutet: eine Einladung aus oberflächlicher Liebenswürdigkeit, in einer freundlichen Anwandlung ausſprechen, ohne ſie recht ernſt zu meinen und ohne jemals wieder darauf zurückzukommen. Daß dieſes Stichwort gerade im flachen Norden entſtanden und gang und gäbe iſt, hat gewiß ſeinen Grund. Den Bewohnern der behaglichen, etwas eintönigen Kleinſtädte, den Gutsbeſitzern auf dem flachen Lande geht nichts über einen lieben, gemütlichen Hausbeſuch. Die Gaſtlichkeit in unſerem Norden muß jeden, der ſie zum erſtenmal erfährt, aufs angenehmſte überraſchen. Die Häuslichkeiten ſind, wo es irgend geht, ſo breit und frei zugeſchnitten, daß ein Gaſt im Hauſe nicht die mindeſte Störung verurſacht; Küche und Keller ſind überall, auch in Mittelſtädten, wo die Beſchaffung eines Gäſte-Mittagbrotes gar nicht ſo ſchwer wäre, mit trefflichen Vorräten ausgeſtattet. Kurz und gut, es iſt ſtets auf Gäſte und auf deren muſterhafte Bewirtung gerechnet. Das macht natürlich der Hausfrau die Sache leicht, und es iſt kein Wunder, wenn man ihr die Freude über einen unerwarteten Beſuch auch auf dem liebenswürdigen Geſicht anſieht. Die Freunde, die Verwandten aus der Großſtadt mögen nur kommen und ſichs auf der Durchreiſe nach den Seebädern wohl ſein laſſen! Und ſie kommen — wie gern! Sie bringen friſche Großſtadtluft mit ins freundliche, kleine Neſt, üben, entzückt von der netten Aufnahme, großmütige Nachſicht mit den kleinen Schwächen der gaſtfreundlichen Kleinſtädter und können ſich nicht enthalten, beim Gläſerklang an der reichbeſetzten Tafel dem vollen Herzen Luft zu machen: „Nun müßt ihr uns auch recht bald in Berlin — oder in Breslau u. ſ. w. — beſuchen, ihr lieben, einzigen Menſchen!“ — Das iſt er, der kritiſche Augenblick! — Hei, wie das Töchterlein des Hauſes auflauſcht, welche Freudenperſpektive ſich ihr eröffnet! Die Zukunft erſcheint ihr auf einmal wie von hellem, elektriſchem Zauberlicht beleuchtet! Ein paar Wochen des ſchrecklich langen, ſchrecklich einförmigen ländlichen Winters in der Großſtadt zu verbringen, — welch’ ein Traum! Schade, ſchade nur, daß die Einladung der lieben Frau Couſine ſo ſehr allgemein gehalten iſt! Sie kommt hoffentlich noch einmal darauf zurück! Jawohl, mehrmals ſogar, wenn auch immer recht flüchtig. Beim Abſchiednehmen, aus dem Coupéfenſter heraus, heißt es noch einmal: Alſo auf Wiederſehen ’mal bei uns, liebes Trudchen! — Nähere Einzelnheiten der Einladung fehlen, und in dem bald darauf im Kleinſtädtchen anſchwirrenden Dankesbrief fehlt ſogar jeder Schatten einer Einladung. — Man hat ſich, ſobald man dem wirtlichen Zauber des kleinen Ortes entrückt war, die Sache verſtändig zurechtgelegt. Der Beſuch der lieben Verwandten im eigenen ſtädtiſchen Heim iſt unmöglich. Man hat weder Zeit noch auch Raum in der Wohnung für auswärtigen Beſuch. Was für die beſcheidenen Provinzler eine Herzensfreude, eine reizende Abwechslung bedeutet, das ſtellt für den Großſtädter einen Umſturz, eine Unbequemlichkeit ohnegleichen dar; Logierbeſuch kann man nicht brauchen. Die Störung, die er mit ſich brächte, ſtände in gar keinem Verhältnis zu den paar unſchuldigen Genüſſen, die man empfangen. Das wäre eine umſtändliche Revanche! Und dann — ſo nett und liebenswürdig die guten Verwandten in den eigenen vier Wänden, zwiſchen ihrem gemütlichen Altväterhausrat erſcheinen, ſo friſch und natürlich das beſcheidene Töchterchen des Hauſes im Rahmen ihrer Umgebung ſich ausnimmt, ſo wenig würden die einfachen Menſchen in die ſtilvolle Großſtadteinrichtung, in den anſpruchsvollen Umgangskreis der Großſtädter paſſen. Ihre kleinen Eigenheiten und Schrullen, die man ihnen erſt ſo gern verzieh, wachſen im Quadrat der Entfernung. Nein, nein! Die lieben Verwandten werden wohl ſelbſt ſo viel Einſehen haben und eine ernſtliche Wiederholung und Auffriſchung der ſchattenhaften Abfinde-Einladung gar nicht verlangen! Und in der That, meiſt haben ſie ſo viel Einſehen, die Alten wenigſtens, die das „auf den Palz einladen“ nun ſeit ſo und ſo viel Jahren genau kennen, ohne daß ihr Humor und ihre gaſtliche Güte darunter litt. Die Jugend freilich muß erſt ihr Lehrgeld in der Schule des Lebens bezahlen, und dies beſteht oft in langem, vergeblichen Hoffen und Sehnen, in ungeduldigem Harren und — hoffentlich lächelnder — Enttäuſchung!

Frau A. F. Z.

Handarbeit.

Die Hochſommerzeit pflegt mit ihren Ferienwochen auch vielen Muſe zu Handarbeiten zu bringen, die ſonſt im Laufe des täglichen Lebens mit Haushalt und Wirtſchaft übergenug zu thun hatten; gern beſchäftigt man die Hände, ohne doch Neigung zu ſpüren, ihnen gar zu ſchwieriges zuzumuten, oder gar die Augen und den Rücken anzuſtrengen. Da bieten die quadratiſch gewebten Stoffe ein willkommenes Material für leichte Kreuzſticharbeit. Den bekannten leinenen und baumwollenen Kongreß-, Java-, Panama-, und Cubageweben ſind nach und nach auch die Wollgewebe gefolgt, und mit ihrem weichen, edeln Material und den ruhigen warmen Tönen bieten ſie den denkbar ſchönſten Untergrund für Stickereien. Sie ſind dick und dabei doch ſehr leicht, auf der Kehrſeite dunkelhaarig und filzähnlich, höchſt ſchmiegſam und äußerſt angenehm zu ſtechen. Wie alle ſtärkeren Wollſtoffe liegen ſie ſehr breit (150 cm) und gewähren dadurch die Annehmlichkeit, daß man große Stücke (Tiſch- und Chaiſelonguedecken) ohne Nath fertigen kann. Billig ſind ſie nicht, werden es aber, einmal durch ihre Haltbarkeit und ferner durch das wenige Material, was beim Sticken gebraucht wird, weil eben der Grund ohne Füllung bleibt. Die Stofffläche von 50 cm im Geviert für ein Rückenkiſſen koſtet z. B. 2,50 Mark, die für eine mittelgroße Decke, etwa 70 cm, 6 Mark. Man wählt zum Sticken einfache Muſter und arbeitet am beſten im Kreuzſtich, mit Orientwolle und Seide; gut nimmt ſichs auch aus, wenn man die Muſterkonturen in Kreuzſtich macht und die Füllung im Gobelinſtich; ebenſo erweiſt es ſich von großem Reiz, wenn — dem Muſter natürlich eingepaßt — an einzelnen Stellen Fäden fortgezogen und durch ſie hindurch Goldlitzen geführt werden. Scheut man die Koſten nicht, ſo ſollte man Decken mit Mittelteil und Rand in verſchiedenen Farben halten, dadurch gewinnt die Arbeit ungemein. Bei Benutzung dieſer Stoffe, die als Fries-Panama und, in gröberem Stich, als Waffelfries käuflich ſind, zu Behang über Fenſterſchürzen oder Vorhängen kann der Stoff ſelbſt zur Franſe ausgezogen werden. Die erſten Proben dieſer neuen Gewebe erhielten wir von dem Handarbeiten-Verſandt der Firma Franz Ebhardt & Co., Berlin W 62, an den man ſich ſchriftlich wenden kann, und wo man gleich farbig vorgedruckte Arbeiten erhält, welche die Wahl der zu benutzenden Farben allem Zweifel entheben.

Zimmerſchmuck.

Schon lange haben die Ruſſen der Samowar-Ecke gern beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, ein originelles Handtuch, ein heiliges Bild, eine kleine Ampel fehlen da nie, und das Ganze macht auf den Beſchauer einen anheimelnden Eindruck. Hier bei uns, wo ſtatt des Samowar der Theekeſſel zumeiſt ſein Liedchen ſummt, war bis jetzt vielleicht außer dem altdeutſchen Theeſtänder, einiger Flacons und den Theekaſten, nicht viel zu ſehen. Wenn wir den ſchönen goldgelben Trank ſchlürfen, wandern wohl manchmal unſere Gedanken nach dem Lande der bezopften Herren und Mandarinen, dem wir doch das köſtlich duftende Laub zu verdanken haben. — Da kam ich auf den Einfall ein chineſiſches Genrebild zu ſchaffen und holte mir zu dem Zwecke allerlei Krims-Krams zuſammen. Beim Chineſen Ten Arr Hee kaufte ich mir eine kleine Ente und etliche Reiher aus Watte gefertigt; ferner eine Schildkröte und eine chineſiſche flache Papierpuppe, teils in Stoff gekleidet; beim Spielwarenhändler holte ich mir Apfelſinchen, Citronen und Fiſche aus Dragée. Nun fehlten noch grünes künſtliches Laub und einige originelle Gräſer. Zu Hauſe angekommen, ſuchte ich eine alte Rohrmatte hervor, die früher als Thee-Emballage diente, und beauftragte den Tiſchler, mir dieſelbe in einen kreuzweiſe gefügten Rahmen aus weißer Holzleiſte zu ſpannen (Größe des Bildes 77 zu 66 cm). Dieſen Rahmen lackierte ich ſchön feuerrot und beſchrieb ihn mit chineſiſchen Schriftzeichen. Ich wollte nur ein kleines Bild, eine chineſiſche Landſchaft zurechtmachen und führte das folgendermaßen aus: Zuerſt malte ich eine Art Hintergrund, das heißt links oben aus der Ecke kommend, ganz grob in Ölfarbe, einen Mandarinen- und Citronenbaum. Das nahm ein Dritteil des Bildes ein. Die Mitte ſtrich ich großartig grün an, und die rechte Ecke ſtellte einen Sumpf dar und einen kleinen Hügel. Die Strohhülſe einer Weinflaſche ſchnitt ich auf, verkürzte ſie etwas durch neues Unterbinden und Abſchneiden von oben und nähte ſie links von der Ecke aus auf. Aus Naturzweigen mit Hilfe der grünen Blätter und kleinen Früchte fertigte ich zwei Bäume an, die hinter der Hütte hervorragten, die kleine Wohnung erhielt auch ein Fenſter, und zwar diente mir dazu, wie zum Laden, der kleine chineſiſche Glaskaſten, in dem die Schildkröte gezittert hatte. Unten um das Hüttchen herum nähte ich Moos und grüne Blätter. Nun kam das Stückchen grüne Wieſe, der ich einige Glaubwürdigkeit durch halmenartige Stiche verlieh. Dicht neben ſeiner Hütte, reſpektive im Schatten der Fruchtbäume ſtand der Hüttenbeſitzer „Po Fo Ho“, ein Körbchen in der Hand haltend, und vor ihm nach oben blickend, wie um Futter bittend, klebt die Ente, aus welcher mittelſt der Schere zwei entſtanden. Nun beginnt der Sumpf, veranſchaulicht durch Silberfäden, Lamella und Krausgeſpinnſt. Hier ſchwimmen Fiſche und ſtolzieren Reiher (die ebenfalls wie die Ente behandelt wurden), zwiſchen grünen Binſen oder Blattbüſcheln. Auch kleine Muſcheln klebte ich mit auf, und über dem Ganzen ſtrahlt eine teils gemalte, teils geſtickte goldene Sonne. Den Erdboden hatte ich dann und wann durch Aufleimen von Sand markiert. Auf ſolcher kleiner Oaſe krabbelt die Schildkröte. **A. H.**

Tafelſpruch.

„Sind wir vereint zur guten Stunde“,
Fernab des Tages Haſt und Laſt —
Ein Hoch der ganzen Tafelrunde,
Ein Hoch jedwedem lieben Gaſt!

Im hellen Antlitz keine Falten,
Kein Wölklein um des Witzes Thron!
So feierten die klugen Alten
Schon weiland ihr Sympoſion.

Doch ach! Die Ärmſten mußten ſterben.
Wohl uns, daß unſer Sand noch rinnt,
Und daß wir ihrer Weisheit Erben,
Nicht ſie der unſern Erben ſind!

Mit einem Strauß Kletterroſen.

Nichts Lieblicheres konnt' ich finden,
Zu deinem Feſte weit und breit,
Als ſolch' ein Sträußlein dir zu winden,
Wie man es pflückt zur Roſenzeit.

Gar viele Arten ſind zu nennen
Der Roſe, die den Garten ſchmückt
Die wir als holdes Abbild kennen
Der Liebe, die das Herz beglückt.

Doch unter allen Roſenarten
Ich eine ganz beſond're fand;
Sie blühet nicht in jedem Garten —
Dir, liebe Braut, iſt ſie bekannt.

Sie liebt es, leiſ' emporzuranken
An einer Stütze, ſtark und feſt,
Und Zagen kennt ſie nicht und Wanken,
Die von der Treue nimmer läßt.

In jedem neuen Jahre wieder
Klimmt ſie empor mit ihrem Grün,
Um bei der Vöglein Frühlingslieder
In roſ'gem Schimmer zu erglühn.

O mög' in dieſes Rösleins Weiſe
Euch Liebe ſtets im Herzen blühn,
Mög' ſie, wie dieſes, treu und leiſe
Euch rankend euer Haus umziehn.

Dann kennt ihr Sorgen nicht und Bangen
Und nicht des Winters lange Nacht.
Der Frühling bleibt, der angefangen,
Als euch dies Sträußlein ward gebracht.

Sophie Tr.

Für die Küche.

Rezepte für Verwendung von Aleuronat.

II. Klößchen in leichten Bouillonſuppen.

Semmelklößchen. Man rührt 50 gr Butter ſchaumig, fügt ein ganzes Ei und ein Eigelb hinzu, miſcht 60 gr geriebene mit 20 gr Aleuronat vermiſchte Semmel, Salz, etwas Muskatnuß und einen Löffel Waſſer dazu und rührt den Teig recht glatt und gleichmäßig. Mit einem Theelöffel ſticht man Klößchen davon und kocht ſie 5 Minuten langſam. — Statt der Semmel kann man auch einfach feines Weizenmehl nehmen.

Abgerührte Klößchen bereitet man ganz wie die bekannten „Schwemm- oder Schwammklößchen“, indem man das heiße benutzte Mehl oder Griesmehl mit Aleuronat vermiſcht.

Frühlingsklößchen. Spinat, Kerbel, Peterſilie und Schnittlauch; von den erſteren gleiche Teile, von den letzteren den dritten Teil verlieſt, wäſcht und wiegt man, dünſtet ſie in Butter an, vermiſcht ſie mit geriebener, mit etwas Aleuronat vermiſchter Semmel, einigen Eiern, Salz und Pfeffer, und formt von der Maſſe kleine Klößchen, die nur eben aufwallen dürfen, da ſie ſonſt zerfallen.

III. Beigaben zu Braten.

Yorkshire Pudding. 6 Eier werden zerquirlt und mit 1 Eßlöffel Mehl, dem man 1 Eßlöffel Aleuronat zuſetzt, ſowie etwas Salz zu einem dünnflüßigem Teig vermiſcht. Eine Pfanne wird mit Butter beſtrichen, der Teig hineingegoſſen, im Ofen erſt auf der einen, dann nach behutſamem Wenden auf der anderen Seite braun gebraten und dieſer Pudding beſonders zu Roaſtbeef gereicht.

Auskunft.

Fr. 66. Die beſte Meſſer- und Gabelputzmaſchine für den Hausbedarf iſt „Stern“; ich kaufte dieſe im Haus- und Küchengerätgeſchäft des Herrn Robert Paeßler in Freiberg in Sachſen inkl. einer Büchſe Putzpulver für ℳ 10.—. Ich bin mit deren Leiſtung in jeder Beziehung zufrieden. **Anna in Freiberg.**

Fr. 72. Alles, was in der Frage gewünſcht wird, bietet die Reſidenzſtadt Sondershauſen. Muſik in jedem Hauſe, dazu die großartigen Konzerte der berühmten Kapelle, im Sommer im Schloßgarten und zwar umſonſt. Oper ſehr billig.

Fr. 81. Ein Vorkehrungsmittel gegen das Knarren der Schuhe, und zwar geteerter Filz, welcher zur Ausfüllung der Sohlen, ſtatt Leder, als Einlage gebraucht wird, iſt zu haben bei Aug. Schulten & Cie. in Elberfeld.

Auf Ihre Frage Nr. 95 erlaube ich mir die Antwort, daß Oſtſeebad Prerow jedem empfohlen werden kann. Ausgezeichneter Badeſtrand, Wald in der Nähe, ruhiges Leben, billige Preiſe. Eſſen am beſten im Hotel von 1,25 ℳ an aufwärts ohne Weinzwang. Ich glaube, daß Sie ſchon billiger als 200 ℳ monatlich ein ganzes Haus haben können. Wenden Sie ſich wegen näherer Auskunft gefälligſt an Herrn Amtsvorſteher Carl Niemann, Prerow. **Siegfried H.**

Fr. 98. Echte Spitzen, Points, werden vorzüglich und preiswert gewaſchen und geſtopft durch Frau Marie Hoppe in Schmiedeberg im Rieſengebirge.

Frau von W.

Fr. 100. Gegen heiße, feuchte Hände wende ich ſchon ſeit Jahren Floridapulver aus der Drogenhandlung von L. Faſch, Oldenburg i/Gr., an und kann Ihnen ſolches nur empfehlen. **R. N.**

Fr. 101. Eine Bildungsanſtalt für Kindergärtnerinnen befindet ſich in Weimar, geleitet von Fräulein Minna Schellhorn, einer der wenigen unmittelbaren Schülerinnen Friedrich Fröbels. Penſion im Hauſe. Fordern Sie einen Proſpekt! **x.**

Auf Frage 101 möchte ich das hieſige, mit dem Diakoniſſenſtift verbundene Kindergärtnerinnenſeminar empfehlen, Dresden-Neuſtadt, Holzhofgaſſe. Vorſteherin: Schweſter Minna Reichelt. Kurſus: 1 Jahr. Ich ſelbſt habe ſeit zwei Jahren bei meinen drei Söhnen ein junges Mädchen daher und bin ſehr zufrieden, ebenſo mehrere meiner Bekannten. **Frau O. R., Dresden.**

Fr. 101. **M. H. in Stettin.** Ich empfehle das Kindergärtnerinnen-Seminar von Fräulein Clara Hirſekorn, Berlin SW., Yorkſtraße 74. Fräulein H. iſt viele Jahre im Seminar des Peſtalozzi-Fröbelhauſes thätig geweſen und ſeit einiger Zeit Inhaberin eines Kindergartens und der Ausbildungsanſtalt für Kindergärtnerinnen.

M. H., Ripnow b. Stolp.

Fr. 101. Eine ſehr zu empfehlende Anſtalt iſt das von Frau Direktor Leider zu Waldenburg i. Schl. gegründete Seminar. Bin zu näherer Auskunft bereit!

L. Kattner, gepr. Erzieh., **Hirſchberg,** Prov. Schleſien.

Fr. 101. In meiner Anſtalt werden Kindergärtnerinnen nach Fröbelſcher Methode theoretiſch und praktiſch ausgebildet. Zu jeder näheren Auskunft bin ich gern bereit.

Frau C. Bonert, Bernburg.

Fr. 102. Die Nelſon-Kaſſerols bekommt man bei Raddatz, Berlin, Leipzigerſtraße. Jedem Kaſſerol liegt ein Beefſteak-Rezept bei. **Frau O. R., Dresden.**

Fragen.

111) Würde ein reimkundiger Leſer die Freundlichkeit haben, mir Nachſtehendes zu einem kurzen Spruch zu formen?

„Nicht Tempel bauen, noch Kirchen ſchmücken ehret Gott, nur eins vermag ich zu ſeiner Ehre: meine Sünde bekämpfen.“

Dieſer zu ſchaffende Spruch iſt als Inſchrift für ein kirchliches Parament beabſichtigt, gewiſſermaßen als evangeliſche Umbildung des altkirchlichen ad majorem Dei gloriam. **Frau von S.**

112) Könnte eine freundliche Leſerin mir ein gutes Rezept zu Erdbeerwein geben? **Eifrige Leſerin.**

Redaktionspoſt.

Eine Leidende. Wir nennen: Herrn Dr. med. Windelband, Berlin SW., Königgrätzerſtraße 88.

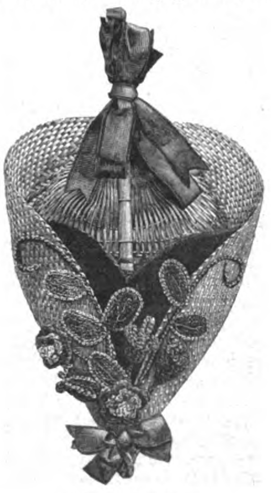
Dette. Schon oft dageweſen!

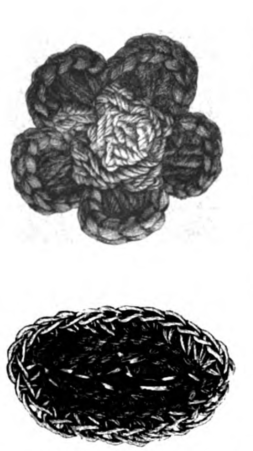
(Zu Nr. 37.)

Ganz mühlos läßt ſich Freude nicht erjagen,
Wer Blumen pflanzt, der muß viel Waſſer tragen.

Liebe Dinge.

Nicht alle Leute haben eine Vorliebe für das Neue; manche hängen mit einer gewiſſen rührenden Zähigkeit an alten, langgebrauchten Dingen, Kleidungsſtücken, Gerätſchaften, Gebrauchsgegenſtänden; ſie tragen, ſie benutzen dieſe ſo lange, wie nur irgend möglich, und wenn es endlich gar nicht mehr geht, wenn ſie gar zu altmodiſch, abgenutzt und invalid geworden, geſchieht die Trennung nicht ohne ein kleines, leiſes Weh, und ſie nehmen das Neue, Schönere, Modernere mit einer Art ſcheuen Mißtrauens zuerſt in Gebrauch. — Wir meinen hierbei nicht von lieben Perſonen ererbte Sachen, Andenken, die ohnehin bei jedem fühlenden Menſchen auf eine zärtliche Pietät Anſpruch haben, ſondern nur durch den Gebrauch uns lieb und vertraut gewordene Dinge. — Manche, die das beobachten, nennen es Geiz oder lächerliche Sentimentalität, ſie begreifen ſolche zarte Empfindung einfach nicht, und ſie ſelbſt werfen das Alte, Abgethane, wenn ſie ſich Neues erworben, fröhlich zum Plunder und Gerümpel. — Bei alten Leuten, deren Erinnerungen weit zurückreichen, iſt das Gefühl der Anhänglichkeit an Altes, dies Anklammern an Gegenſtände, die mit ihren geſtorbenen Freuden und Leiden verwachſen ſind, natürlich und faſt ſelbſtverſtändlich. Aber es iſt eben nicht nur Eigentümlichkeit des Alters, es iſt ein feiner, lieber Zug eines jeden Menſchen, wenn er in den Dingen, mit denen er täglich verkehrt, die er täglich berührt, an ſich fühlt, in eine Art Gemeinſchaft tritt, wenn er in ihnen allmählich einen Teil ſeines eigenen Ichs, etwas mehr als ein totes Weſenloſes ſieht, etwas, das ihn gewärmt, geſtützt, ſein Auge erfreut, ſich ſelbſt abgenutzt, ſein ſchönes Teil hingegeben hat in treuem Dienſt. Ganz liebenswürdig ſteht ſolch gemütvolles Empfinden für alte liebe Dinge der Jugend, einem jungen Mädchen beſonders reizend; ſie hat nicht nur einen Hut oder ein Kleid, welche ſie gut kleiden, ſondern auch andere Dinge, die ihr gehören, wirklich lieb, Gegenſtände, die weder ihrem Schönheitsſinn noch ihrer Eitelkeit ſchmeicheln; ein unſcheinbares Schmuckſtück, ein Tuch, ein Regen- oder Sonnenſchirmchen. Sie beſſert daran, ſie hilft ihm nach, geſchickt, zierlich und fein, wenn die Spuren des Verfalles ſich nicht mehr leugnen laſſen können. Gibt es in unſerer ſchnelllebigen, prunkſüchtigen Zeit wirklich noch ſolche junge Mädchen? Ja, hie und da wohl, gottlob, und glücklich, wer ſie findet. Sie werden ſicher einmal treffliche Hausfrauen und Mütter, oder, wie ſich ihr Leben ſonſt geſtaltet, ſie werden das Glück ihrer Umgebung ſein; die Zärtlichkeit ihres Herzens iſt ja ſo reich, daß Strahlen davon ſelbſt liebe alte Dinge in ihren ſanften Goldglanz hüllen.


Staubtuchkörbchen.


Einzelnheiten zum Staubtuchkörbchen.

Handarbeit.

Staubtuchkörbchen. Unſere ganz eigenartige, dabei aber ſehr zierliche und leicht auszuführende Vorlage beſteht aus einem Palmenblatt, das korbähnlich geflochten iſt. Man erhält ein ſolches Blatt in jedem japaniſchen Geſchäft. Zunächſt näht man daſſelbe am Stiel mit möglichſt unſichtbaren Stichen zuſammen, biegt dann die Seiten des

Blattes nach oben um und näht ſie an der Spitze ebenfalls mit einigen Stichen aneinander. Der freibleibende Raum wird durch ein mit Plüſch bezogenes, innen abgefüttertes Stück Pappe ausgefüllt, deſſen Form ſich nach der Abbildung leicht ſchneiden läßt. An unſerer Vorlage iſt der Plüſch terrakottfarben; ebenſo die Schleifen, welche Stiel und Spitze des Körbchens zieren. — Zum Häkeln der Blumen und Blätter iſt ſogenanntes Rokokogarn verwandt; zu erſteren roſa und gelbliches, zu letzteren zweierlei grün. Zur Umrandung ſämtlicher Blüten und Blätter dient Häkelgold. -- Die Blätter beginnt man mit einem Anſchlag von 6—7 Lftm., häkelt um dieſe herum feſte Maſchen und zwar zweimal, wobei man jedoch an den beiden Enden des Blattes zunehmen muß. Alsdann reißt man den grünen Faden ab, knüpft Häkelgold an und häkelt noch eine dritte Tour feſter Maſchen. Die Adern des Blattes werden durch Grätenſtiche bezeichnet. Die Knoſpen beſtehen aus zwei der ſoeben beſchriebenen Blättern, die man dann mit Gold zuſammennäht. Aus dieſen zuſammengenähten Blättern lugt dann das aus roſa Garn gehäkelte Blumenblatt hervor, das ebenſo angefertigt wird, wie die grünen Blätter, nur läßt man die Goldumrandung fort. — Für die Blüten ſchlägt man zunächſt aus Häkelgold 5 Lftm. auf, verbindet ſie zu einem Ring und häkelt dann: 5 Lftm., 1 f. M. in je eine der 5 aufgelegten Maſchen, ſodaß 5 Luftmaſchenſchlingen entſtehen. Dann knüpft man gelbliches Garn an, häkelt 1 Lftm., 1 f. M. wiederum in je eine von den zuerſt aufgelegten Maſchen und füllt dann das ſo entſtandene winzige Loch durch 1 f. M., 1 Stb., 1 doppeltes Stb., 1 Stb., 1 f. M. aus. So entſtehen 5 Blumenblätter. Nun legt man roſa Garn an, häkelt 3 Lftm., 1 f. M. wieder in den erſten Lftm.-Ring und in jedes der ſo entſtandenen Löcher: 1 f. M., 1 Stb., 4 doppelte St., 1 St., 1 f. M. Das werden die 5 äußeren Blumenblätter, die dann noch zum Schluß mit einer Tour feſter Maſchen aus Häkelgold umrandet werden. Die Ranken und Stiele werden durch einfache Luftmaſchenreihen gebildet. Die Anordnung der gehäkelten Blätter, Blüten und Knoſpen iſt aus der Abb. erſichtlich; befeſtigt wird die Häkelarbeit durch Aufnähen auf das Körbchen.

Ella W.

Eine Hängematte, bekanntlich an heißen Sommertagen die angenehmſte Ruheſtätte, läßt ſich ſehr gut ſelbſt anfertigen; man braucht dazu eine Filetnadel, natürlich in ſehr vergrößertem Maßſtab, und ein langes, etwa 3 cm breites Lineal; ferner mittelſtarken Bindfaden von der beſten Qualität, jedoch darf derſelbe nicht zu feſt gedreht ſein, da er ſonſt leicht Schlingen bildet, die das Zuziehen der Knoten beim Filieren hindern. Für eine große Hängematte ſchlägt man etwa 60 Maſchen auf das Lineal und arbeitet nun, in der wohl hinlänglich bekannten Filetſtrickerei, ſo viel Touren, bis man die gewünſchte Länge erhält. Wer zarte Hände hat, thut wohl daran, lederne Handſchuhe anzuziehen, da beim feſten Anziehen der Knoten der Bindfaden leicht die Haut durchſchneidet. Einen ſchönen Abſchluß und feſteren Halt bekommt der äußere Rand, wenn man in die letzte Maſchenreihe ringsum feſte Maſchen von roter, dicker Baumwolle häkelt, auch kann man die vier Ecken mit kleinen, roten Bällchen verzieren. Durch die obere und untere Maſchenreihe werden zwei ſtarke Stricke gezogen, lang genug, um ſie nötigenfalls um einen Baum ſchlingen zu können, da zum Befeſtigen der Hängematte nicht überall Haken vorhanden ſind.

Sommerlich-Geſelliges.

Den glücklichen Beſitzern von Gärten in Stadt und Land bringt der Sommer die Freude, ihren Gäſten einmal im Freien, im Grünen, mitten im Blühen und Gedeihen ihres Beſitzes, den Willkommensbecher reichen zu können. Und ſchmeckt es nicht doppelt gut in der herrlichen freien Luft, geht nicht gleichſam auch ein freierer Hauch über eure in ſteifen Geſellſchaftsformen verhärteten Herzen und Zungen? — Wer ſeine Tafel im Sommer für Gäſte deckt, ſucht ſie vor allem noch reicher mit Blumen zu ſchmücken als im Winter. Von reizendem Ausſehen ſind Waſſerroſen, in flachen Kriſtallſchalen (z. B. Compotièren oder dergleichen) ſchwimmend, durchſteckt mit zierlichen Farren, langſtielige Narziſſen oder Nelken in ſchmalen Kelchgläſern (Sektgläſer verwendbar) oder dichter Schneeball in Majolikajardinièren. Um den Kaffeetiſch ſchlingen wir eine duftende Guirlande aus Jasmin und Roſen, und die feſtliche Tafel ſchmücken wir mit einem Tiſchläufer aus Blumen. Im Winter kaum erſchwinglich, ſtellt ihn zur Sommerszeit unſere Hand ſelbſt billig her. Um das Tiſchtuch zu ſchonen, wird ein derbes Küchenhandtuch auf der Tafel ausgebreitet, und nach der Form dieſes Tuches wird der Tiſchläufer geordnet. Iſt die Tafel groß oder ſoll ein Mittelſtück auf den Läufer kommen, ſo nimmt man am beſten zwei Tücher und läßt in der Mitte einen freien Raum. Auf das Küchentuch kommt nun eine Lage gut angefeuchteten Mooſes, friſch aus dem Wald oder Garten geholt. In dieſes werden nun die gleichmäßig langen und großen Blüten nach gefälligem Muſter geſteckt. Rings, den Rand des Moosteppichs entlang, ſteckt man eine Reihe Frauenhaar oder ähnlich zierlichen Laubes. Natürlich darf dieſer Blumentiſchläufer nur kurz vorher arrangiert werden, mit einem Zerſtäuber wird er leicht übergeſpritzt, ehe es zu Tiſch geht, vorſichtig, daß nichts anderes benetzt wird. — Vielfach nimmt die Bowle den Mittelpunkt der Tafel ein. Echt ſommerlich ſieht es aus, wenn auch ſie umkränzt wird und ihren Deckel eine duftig gewundene Guirlande ſchmückt. Schlüſſelblumen, Maiglöckchen und Vergißmeinnicht ſchmücken die Bowle mit Maitrank. Später im Jahr trägt die Erdbeerbowle den Heckenroſenkranz oder eine Ranke mit Erdbeerblüten u. ſ. w. bis zum Spätherbſt, wo leuchtender wilder Wein die letzte Pfirſichbowle bekränzt. — Zu einem echten Sommerfeſte gehört es eigentlich, daß ſich jeder mit Blumen ſchmücke. Wir feierten einſtmals ein Frühlingsfeſt, wobei für jeden ein Kranz aus jungem Birkenlaub auf ſeinem Platz lag, und jeder mußte zur Feier des Frühlings ſeinen Kranz aufſetzen. — Bricht ſo die Dämmerung über die heitere Geſellſchaft herein, dann flammen im Gebüſch Lampions auf, hier ein rotes, dort blaue, weiße u. ſ. f. — Lampions, früher ein ſeltener Artikel, ſind heute billig durch große Verſandgeſchäfte zu beziehen; bengaliſche Flammen, unter der Bezeichnung Salonfeuerwerk gekauft, laſſen ſich auf einer Kohlenſchaufel abbrennen und ſind völlig ungefährlich, und wie hübſch iſt es, wenn unſere Lieblingsbaumgruppe ſo feenhaft erleuchtet aus dem Dunkel rings hervortritt. Die gute Wirtin hat auch des Platzes zu gedenken, wo die Jugend ein Tänzchen machen möchte. Iſt ein kurz geſchorener Raſenplatz mit feſtem Grund da, ſo iſt dieſer ſehr gut zu gebrauchen; noch ſchöner tanzt es ſich freilich auf dem Linoleumteppich aus der Kinderſtube, der für den einen Abend auf den Raſen gelegt wird. In England tanzte ich auf Segelleinwand, welche ſehr ſtraff über den Raſen geſpannt wurde. — Es erübrigt nur noch, der Hausfrau mit einigen kleinen Hinweiſen auf hübſche Erfriſchungen zum Herumreichen zu helfen. In erſter Linie ſeien Eislimonaden erwähnt, welche mit Hilfe einer Eismaſchine raſch hergeſtellt werden können. Man ſerviert ſie in Gläſern, wie den Eiskaffee, mit einem Strohhalm daneben liegend, ferner geſtürzte Gelees in kleinen Förmchen, eingezuckerte Walderdbeeren mit einem Häufchen Schlagſahne darauf, halbe Apfelſinen mit Apfelſinencrême gefüllt, große ausgehöhlte Baiſers mit Eis gefüllt, alles natürlich zierlich auf kleinem Teller zum ſofortigen Verzehren bereit und mit Löffelchen verſehen.

J. v. W. in B.

Neue Einlagebüchſen.

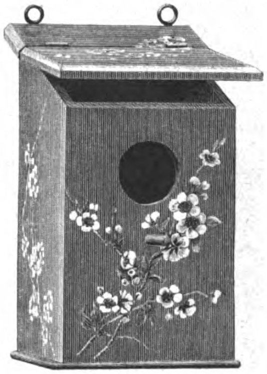
In der Einmachezeit bereitet es den Hausfrauen auf dem Lande viele Schwierigkeiten, daß ſie meiſtens keinen Klempner im Orte haben, zum Zulöten der Blechbüchſen. Und doch iſt gerade auf dem Lande das Einmachen der jungen Gemüſe in Büchſen am vorteilhafteſten, weil in den Gärten zu Zeiten mehr Gemüſe vorhanden iſt, als ſich ſchnell verbrauchen läßt. Bekanntlich halten ſich junge Erbſen, Spargel 2c., nur kurze Zeit, der Überſchuß wird daher gern für den Winterbedarf verwertet. Wir ſchafften uns aus dieſem Grunde einen Lötkolben mit allem Zubehör an, ebenſo Blechbüchſen, die wir dann ganz genau nach Vorſchrift ſelbſt zulöteten. Aber welche Mühe! — bald wurde das Zinn zu flüſſig, bald wurde der Kolben zu ſchnell kalt — kurz, die teure Löteinrichtung wanderte bald in die Rumpelkammer, weil Zeitverluſt und Mühe den Vorteil nicht aufwogen. Es war mir daher hocherfreulich, Blechbüchſen zum Einmachen kennen zu lernen, die durch klammerartige Stahlfedern luftdicht verſchloſſen werden können. Die Behandlung dieſer Patentbüchſen iſt ganz ebenſo, wie die der Lötbüchſen, und da ſie jedes Jahr von neuem gebraucht werden können, ſo kommen ſie auch erheblich billiger als jene. Man erhält die luftdichten Patentbüchſen bis jetzt leider nur erſt in einer Berliner Handlung: E. Böſe & Co., Landsbergerſtr. 46; doch werden gewiß bald auch Niederlagen in andern Städten gegründet, denn die Büchſen haben ſich bereits vorzüglich bewährt. Die paſſendſten Größen ſind zum Einmachen von Gemüſen und Früchten die Büchſen von $^3/_4$ und 1 Liter Inhalt; für Spargel gibt es beſondere, extra lange Formate. —

Frau Paſtor Fränkel.

Alles oben Geſagte gilt gleichfalls von der neuen, eben in den Handel gebrachten Perfekt-Büchſe, einem ſeitens der Glashüttenwerke Adlerhütten von H. Meyer & Cie. zu Penzig i./Schl. und Stuttgart hergeſtellten Konſerveglas, das bei geringen Anſchaffungskoſten und einfachſter Haushaltsverrichtung, ohne Beimiſchung von Waſſer, Zucker oder Eſſig, die Friſche und den Geſchmack der Gartenfrüchte Jahre hindurch in vollkommenſter Reinheit erhält. Die Behandlung gründet ſich auf die praktiſche Anwendung eines phyſikaliſchen Geſetzes und erfordert nichts weiter als ein kurzes Kochen unter Luftabſchluß. — Die mit den Gartenerzeugniſſen gefüllte Perfektbüchſe wird nämlich in einem hinreichend großen Kochtopfe unter Waſſer geſetzt, es verflüchtigt ſich durch die Erhitzung des letzteren die in der Büchſe vorhandene Luft; der ſich entwickelnde Dampf hebt den kleinen Saugdeckel ſo viel, daß ſie entweichen kann, und iſt keine Luft mehr in der Büchſe vorhanden, ſo ſchließt ſich der Deckel automatiſch, d. h. ſelbſtthätig, die Konſerve iſt fertig. Der Vorgang iſt ein ſo einfacher, auf alle Gartenfrüchte anwendbarer und der Erfolg in Hinſicht auf die Erhaltung der Früchte ein unbedingt ſicherer. Die Perfektkonſervebüchſe zeichnet ſich ferner vor allen anderen Syſtemen noch dadurch aus, daß neben der größten Sicherheit in Bezug auf luftdichten Verſchluß der Inhalt nur mit Glas in Berührung kommt, wodurch die Reinheit des Geſchmackes auf alle Fälle geſichert iſt.

A. Fr.

Kunſt im Hauſe.



Staubtuchbehälter.

Staarkaſten als Staubtuchbehälter. Aus gewöhnlichem Holz läßt man ſich vom Tiſchler einen Staarkaſten anfertigen, deſſen Deckel durch Scharniere zu öffnen und zu ſchließen geht. Zuerſt wird der ganze Kaſten mit Nußbeize gebräunt, und zwar wiederholt man das Beizen ſo oft, bis das Holz die gewünſchte Dunkelheit erlangt hat, doch trage man die Beize niemals ſo dick auf, daß nicht die Holzmaſer immer noch zu ſehen wäre. Nun wird das Ganze mit gemalten Blütenzweigen verziert; unſer Modell zeigt Apfelblüten, die an allen Seiten, von oben und von unten kommend, quer und ſchräg über das Staarhäuschen zu fallen ſcheinen. Die Idee iſt, daß es ſich im Wipfel eines Apfelbaumes befände, mitten unter blühenden Zweigen, die es rings umgeben. Der Rand des Bodens und des Deckels, ſo wie die Schnittfläche der runden Öffnung auf der Vorderwand

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und das Stäbchen, das Sprungbrett der Vögelchen, werden mit Gold bronziert. Zum Schluß ſchraubt man noch zwei Meſſingöſen zum Anhängen an die Rückwand Man kann ſtatt Apfelblüten auch jede andre Baum- und Strauchblüte nehmen, Flieder, Weißdorn, Quitten, Berberitzen u.ſ.w. Nachdem die Malerei getrocknet iſt, beſtreicht man die ganzen Flächen mit franz. Firniß für Ölfarben und überzieht dann nur den gebeizten Grund mehreremal mit farbloſem Spirituslack.

H. v. Sydow.

Hausmittel.

Allen denen, welche ſich durch Einwirkung ſehr kalter und ſcharfer Luft krankhafte Röte der Stirn und Naſe zugezogen haben, möchte ich ein altes Volksmittel in das Gedächtnis zurückrufen, und zwar: zur Zeit der Erdbeeren, mehrere Abende vor dem Zubettgehen, die kranke Haut mit einer möglichſt friſch gepflückten Erdbeere einzureiben. Recht guten Erfolg wünſcht eine

Schleſierin.

Für die Küche.

Speiſen mit Aleuronat. (Fortſ.)

IV. Kartoffelſpeiſen.

Béchamelkartoffeln (Beilage zu Koteletten). Man kocht Kartoffeln in der Schale, ſchält ſie und ſchneidet ſie in Scheiben. Trockene zerſchnittene Schinkenreſte nebſt einer Zwiebel dünſtet man indes in Butter mit dem nötigen, mit einem Theelöffel Aleuronat vermiſchtem Mehl gar, verkocht dies mit 1 Taſſe ſaurer und 1 Taſſe ſüßer Sahne nebſt Salz, Pfeffer und etwas geriebenem Parmeſankäſe zu ſämiger Sauce und reibt ſie durch. In ihr werden die Kartoffelſcheiben eben aufgekocht und ſofort ſerviert.

Rührkartoffeln (leichte Abendſpeiſe). Die beinah gar gekochten Kartoffeln ſchneidet man würfelig, ſchwenkt ſie mit etwas Butter einige Minuten über dem Feuer, gießt dann vier mit etwas Waſſer verquirlte, mit einem halben Theelöffel Aleuronat vermiſchte und mit wenig Schnittlauch gewürzte Eier über die Kartoffelwürfel und rührt ſie damit ſo lange, bis die Eier feſt geworden ſind.

Gebackene Kartoffelklöſe (mit beliebiger pikanter Sauce zu ſervieren). Man nimmt friſche, geputzte Pilze (Champignons, Pfifferlinge oder Hahnenkämme) kocht ſie in Salzwaſſer ab, läßt ſie abtropfen, wiegt ſie und dünſtet ſie mit einer geriebenen Zwiebel weich. Indes ſchabt man auf $\frac{1}{2}$ Pfd. Pilze 50 gr Luftſpeck fein, verrührt ihn mit zwei ganzen Eiern, $\frac{1}{2}$ Pfd. geriebenen Kartoffeln, 60 gr geriebener Semmel, 20 gr Aleuronat, den abgetropften Pilzen, Salz, Pfeffer und etwas Mehl zu einem Teig, von dem man runde Klöſe formt. Man bäckt ſie in Backfett goldbraun und reicht ſie mit einer pikanten Sauce.

Kartoffelbrei. Man bereitet den Kartoffelbrei auf gewöhnliche Weiſe und miſcht kurz vor dem Anrichten je nach der Menge des Kartoffelbreies 1 bis 2 Theelöffel Aleuronat darunter.

V. Saucen zu Gemüſe und Fleiſch.

Senfſauce. Man zerläßt etwas Butter, röſtet etwas mit Aleuronat vermiſchtes Mehl in derſelben, verkocht dieſe Einbrenne mit kochendem Waſſer, ſalzt die Sauce, fügt etwas Fleiſchextrakt und wenig feinen Pfeffer hinzu und nimmt ſie vom Feuer, um raſch einige Theelöffel Senf und ein Stück friſche Butter durchzuſchlagen. Man gibt dieſe Sauce zu gedünſtetem Rindfleiſch, ſowie über gekochte Eier, auch über Kartoffelſcheiben.

Blumenkohl- und Spargelſauce. In guter Butter ſchwitzt man Mehl gar, verkocht die Mehlſchwitze mit halb Milch, halb Gemüſewaſſer zu ſämiger Sauce, fügt etwas Salz, eine Priſe Zucker, etwas geriebene Muskatnuß und einen halben Theelöffel Aleuronat hinzu und füllt die Sauce über das inzwiſchen angerichtete Gemüſe.

Sauce zu Bohnen, zu Endivien und zu neuen Kartoffeln. Eine halb, wie in voriger Vorſchrift hergeſtellte Mehlſchwitze wird mit friſcher Milch zu gebundener Sauce verkocht und mit Salz, Pfeffer und etwas Muskatnuß gewürzt. Dann fügt man einen halben Theelöffel Aleuronat, etwas Citronenſaft und ein Stückchen friſche Butter hinzu, ſchlägt die vom Feuer genommene Sauce tüchtig mit dieſen Zuthaten durch, rührt ſie mit einem Eigelb ab und gießt ſie über die Bohnen.

Mit dieſer Auswahl iſt natürlich die Zahl der Vorſchriften zur Verwendung des Aleuronates noch bei weitem nicht erſchöpft. Die denkende Hausfrau wird bei der Bereitung ihrer Speiſen noch vielfach Gelegenheit finden, einſeitige Gerichte, die arm an Eiweiß ſind (wie alle Stärkemehl-, Reis-, Mehl-, Kartoffelſpeiſen z. B.) durch Zuſatz von Aleuronat-Pflanzeneiweiß an Nährkraft zu erhöhen. Meine Vorſchriften ſollten nur eine Anregung ſein.

Auskunft.

Paſtor A. B. in R. Wir haben Ihren werten Brief dem Leiter unſerer Beilage „Der Hausgarten“ übergeben. Das Weitere wird dann wohl direkt brieflich oder im Blatte ſelbſt erfolgen!

Redaktionspoſt.

An verſchiedene Einſender. Kinderanekdoten, welche den lieben Gott zum Gegenſtand haben, bringen wir prinzipiell in unſerem Blatte nicht zum Abdruck.

W. A. in W. Wenn der Heidelbeerwein den Geſchmack verloren hat, ſo läßt ſich derſelbe nicht wieder herſtellen.

T. — Brillantſtaub erhalten Sie in den meiſten größeren Droguengeſchäften. Z. B. Weigel & Zeh, Dresden-A., Marienſtr.

Lulu in H. Für den Druck nicht zu verwenden!

Fr. Rgr. Hr. in Stendal. — Nicht geeignet!

Frau Thereſe K. in Riga. Eine ſehr ſympatiſche, ganz beſonders für junge Mädchen von der Schwelle der Schule bis zur Schwelle des eignen Heims — paſſende Zeitſchrift empfehlen wir Ihnen im „Hausmütterchen,“ redigiert von H. Waldemar, verlegt von R. Leſſer, Berlin W., Yorkſtraße 44. Das Blatt erſcheint alle 14 Tage und bringt treffliche Aufſätze über Takt, Geſelligkeit, Lebensart und die Praxis aller Haushaltszweige, in denen ſich unſere künftigen Hausfrauen umſehen ſollen. Preis 1 Mk. pro Vierteljahr.

Berichtigung. — In dem Aufſatze von Eliſabeth Heegewald „Thonarbeiten“ unter „Kunſt im Hauſe“ in Nr. 34 des Frauendaheim, ſind irrtümlich Glaſurfarben von einer Firma Günther Mojener in Hannover empfohlen. — Die richtige Adreſſe lautet: **Günther Wagner** in Hannover. — Bei dieſer Gelegenheit bitten wir unſere Mitarbeiterinnen dringend um deutliche Schrift, namentlich wenn es ſich um Adreſſen, Namen und dergleichen handelt!

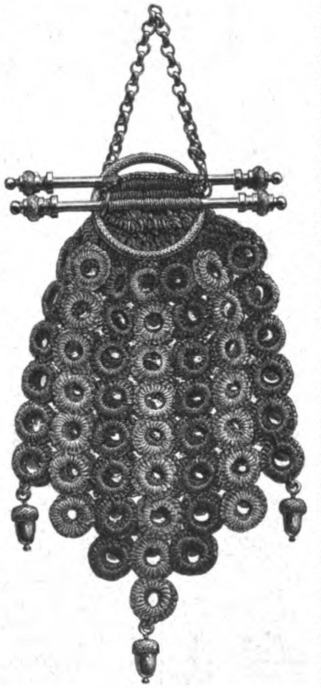
(Zu Nr. 38.)

Wie man die Leute reden hört! — Sie graben
Ihr bischen Glück aus, daß es Neid gewinnt,
Und ſenken Sorgen, die ſie gar nicht haben,
In Herzen, die gar keine Herzen ſind.

Das liebe Geld.

Das liebe Geld! Man liebt, man vergöttert es, man haßt, ſchmäht, verwünſcht es. Wo man es braucht, iſt es nicht, wenigſtens nicht genug davon. Es iſt das Sorgenbündel, der Zankapfel, der Störenfried in mancher Familie, die ohne die Geldfrage ganz glücklich ſein könnte. Nicht nur in vertrautem Kreis, ſondern auch in größerer Geſellſchaft, kommt das Geſpräch nach mancherlei Kreuz- und Querſprüngen gewöhnlich auf die allgemeine Theuerung, — aufs liebe Geld. Es reicht eben nicht mehr zu. Das iſt die allgemeine Anſicht und Klage. In früherer Zeit war das nicht ſo. Das Geld, Geldſorgen galten als Geſprächsthema nicht für fein und ſalonmäßig. Man nahm im allgemeinen als ſelbſtverſtändlich an, daß jeder, der ſich zur guten Geſellſchaft rechnete, ſo viel habe, wie er brauche, und noch ſelbſtverſtändlicher, nur ſo viel brauche, wie er habe. Gerade das hat ſich geändert; höchſtens iſt es noch bei kleinen Leuten, dem beſcheidneren Mittelſtande zutreffend. Da ſtreckt man ſich noch gelaſſen, und ohne viel Aufhebens übers liebe Geld zu machen, nach der Decke, teilt das knappe Einkommen ſo ein, daß man zur Not eben auskommt, ohne Schulden zu machen, und iſt zufrieden dabei. Spricht man hie und da unter guten Bekannten von Geldverlegenheiten, ſo geſchieht dies auf eine gewiſſe diskrete, verſchämte Weiſe; es braucht eben nicht an die große Glocke geſchlagen zu werden. Gerade in den oberen Geſellſchaftsſchichten ſind die Wehklagen über das liebe Geld an der Tagesordnung, und ſie werden ganz offen und unverblümt laut. Fragt man bei Geſchäftsleuten, Lieferanten aller Art, Handwerkern, nach, welches ihre ſchlimmſten und zahlreichſten Schuldner ſind, — die kleinen Leute wohl nur in der Minderzahl. Dieſe ſchaffen ſich gewöhnlich nicht eher etwas an, als bis ſie das Geld dazu in der Taſche haben. Die junge Lehrerin, welche mit ihrer Mutter von deren kleiner Penſion und ihrem Stundenhonorar lebt und bei Beider beſcheidener Lebensweiſe Geldmangel noch nie gekannt hat, iſt oft erſtaunt, wenn ſie in vornehmen, für wohlhabend geltenden Familien, wo ſie die Kinder unterrichtet, die Dame des Hauſes Klagen führen hört über das liebe Geld, wie es heutzutage einem das Leben ſchwer mache, wie alles ſo koſtſpielig ſei, Dinge die zwiſchen ihr und ihrer Mutter nie erörtert worden ſind. Und dabei welch ein Luxus! Dieſe verſchwenderiſche Einrichtung, dieſe Geſellſchaften, Toiletten, Dienerſchaft; die teuerſten und ſeltenſten Delikateſſen auf der Tafel! Ja, wenn das jetzt ſo ſein muß, dann freilich ſollte man auch dem lieben Geld nicht die Schuld zuſchieben, wenn es — mag auch noch ſo viel davon da ſein — nicht mehr ausreichen will.

Y.



Geldtäſchchen.

Handarbeit.

Handtaſche für die Reiſe. Eine ebenſo billige wie praktiſche Reiſetaſche iſt ohne jede Beihilfe eines Handwerkers auf folgende Weiſe leicht herzuſtellen: 90 bis 100 cm gelblicher oder grauer Segelleinwand (es kann auch ebenſo gut Fiſcherleinen, Javaſtoff oder Wachstuch ſein) von 40 bis 50 cm Breite bildet die Außenwände der Taſche, welche durch irgend eine leichte Stickarbeit in Stielſtich oder Kreuzſtich verziert werden: es genügt auch ſchon, nur auf der einen Hälfte des ſeiner Längsſeite nach in zwei gleiche Teile eingeteilten Stoffes eine ſolche Verzierung, vielleicht in Geſtalt eines Monogramms u. ſ. w. anzubringen. Die beſtickte iſt alsdann natürlich die Schauſeite der Taſche. Von dem an der Längsſeite bezeichneten Mittelpunkte aus mißt man nach beiden Seiten hin $2\frac{1}{2}$ bis 3 cm ab und bezeichnet ſich auch dieſe Punkte; ebenſo verfährt man an der zweiten Längsſeite. Nun wird der ganze Streifen mit einem gleich großen Stück glatter, grauer Leinwand abgefüttert, indem man Oberſtoff und Futter einfach aufeinanderſteppt. Die Stellen jedoch, die in der Mitte vorher bezeichnet wurden, darf man nicht mit feſtſteppen, wenigſtens muß man an einer Seite den Raum zwiſchen denſelben frei laſſen. Nun ſteppt man von einem der von der Mitte aus abgemeſſenen Punkte quer herüber bis zu dem an der andern Längsſeite liegenden, den Oberſtoff auf, thut dasſelbe bei den gegenüberliegenden Punkten und hat auf dieſe Weiſe ein ungefähr 5 bis 6 cm breites Geleiſe in dem doppelten Stoff gewonnen, in welches man einen paſſenden Streifen recht feſter, ſteifer Pappe ſchiebt, wonach man die noch vorhandene Öffnung zunäht. Dieſer Pappſtreifen dient zum Halt für das ganze Gewicht der Taſche und zugleich zu einer ebenmäßigen Unterlage für den über ihr am Stoff befeſtigten Griff, der ebenfalls aus Leinwand oder dem ſonſt verwendeten Material und zwar durch Aufeinanderſteppen mehrerer Stofflagen hergeſtellt wird; man thut gut, den Griff vor dem Einſchieben der Pappe feſtzunähen. Er darf nicht zu lang ſein, muß genau über der Mitte angebracht werden und kann ebenfalls mit kleinen Zierraten verſehen werden. Innerhalb der beiden nun herabhängenden Seiten des Ganzen bringt man die eigentlichen Taſchen an, deren Öffnung natürlich nach oben, alſo nach dem Griff zu, liegt. In dieſen Taſchen läßt ſich das Verſchiedenſte und eine ziemliche Menge unterbringen, dazu trägt ſich die Taſche leicht und ſieht hübſch aus. Zur größeren Verzierung kann man, beſonders wenn der Oberſtoff aus Javaſtoff beſteht, an den unteren Rändern Franzen in den Farben des Stickmuſters einknüpfen, doch iſt dies nicht durchaus notwendig, ebenſo kann man ja auch Tuch oder Fries zur Außenſeite verwenden, deſſen Ränder, ausgeſchlagen, weiter keines Abſchluſſes bedürfen.

Eine kleine Handarbeit, die keinen Raum im Arbeitsbeutel beanſprucht und ſich daher im Freien ſehr nett herſtellen läßt, ſind die über ganz kleine Ringchen gehäkelten Ring-Geldbeutelchen (ſ. Abbildung). Dieſelben werden in auf

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

und abgehenden Touren gehäkelt und zwar in Zackenform. Es ſieht hübſch aus, wenn man für dieſe kleinen Ringchen, deren man 102 braucht, die cord. Seide nicht all zu dick nimmt. In jedes Ringchen werden etwa 24—32 feſte Maſch. gearbeitet. Das Beutelchen ſtellt ſich wie folgt zuſammen: Zuerſt 6 Ringchen in hellerer Schattierung auf- oder übereinander, dann 7 in dunkler, dann 8 helle, dann 9 dunkle. Dies iſt die Mitte der einen Beutelhälfte, nun geht's wieder abwärts, mit 8, 7 und 6 Ringchen. Damit iſt eine Hälfte des Beutelchens fertig, und die andere kommt daran. Bei Abwärtshäkeln der letzten 5 Ringe werden die beiden Hälften verbunden und ſodann die noch offene halbe Ringreihe überhäkelt. Ohne den Faden abzureißen, häkelt man nun 3 Löcherreihen (je 1 St. 1 Lftm.) in der Runde, dann abermals 3—4 Löcherreihen, dieſe aber geteilt, d. h. in 2 Hälften, daß ein kleines Schlitzchen an jeder Seite entſteht. Als Verſchluß des Beutelchens werden vergoldete oder vernickelte Stäbchen, an denen in einem Kettchen ein Ring läuft, eingehäkelt. Unten wird das Beutelchen zugenäht und mit 3 kleinen Kügelchen oder Eichelchen oder dergl. verziert. Ringchen und Stäbe erhält man in jedem Nadlergeſchäft, z. B. bei Louis Schüler, Berlin, Leipzigerſtr. 6.

Hausmittel.

(Frage 100.) Mit ſehr gutem Erfolg gegen feuchte, heiße Hände habe ich ſtets einfaches Waſchen in warmem Waſſer gebraucht, die Hände werden nach dem Waſchen tüchtig trocken gerieben; die Methode muß aber lange durchgeführt werden, um dauernd zu wirken.

Hilfsbereite Mitleſerin.

Für die Küche.

Gefüllter Kohlrabi. Ausgewachſene, aber noch ganz zarte Kohlrabi werden 10 Minuten in Salzwaſſer gekocht, mit dem Schaumlöffel herausgenommen und mit einem ſpitzen Meſſer ausgehöhlt, nachdem oben ein Deckel abgeſchnitten wurde. Darauf füllt man die Kohlrabi mit einer Farce von feingehacktem Schweinefleiſch, in Waſſer eingeweichter und ausgedrückter Semmel, Muskat und Ei, Salz, legt den kleinen Deckel wieder darauf und bindet die Kohlrabi feſt zu. Man thut ein gutes Stück Butter und Bouillon in einen niedrigen Schmortopf, ſtellt die Kohlrabi nebeneinander hinein und läßt ſie faſt weich ſchmoren. Dann ſchwitzt man etwas Mehl daran und begießt recht fleißig mit der ſämigen Sauce, damit die Köpfchen recht glänzend ausſehn. Man richtet ſie ohne Fleiſchbeilage an. Iſt die Sauce noch nicht kräftig genug, ſo kann man etwas Fleiſchextrakt daran thun.

Erfahrene Hausfrau in Schleſien.

Auskunft.

Fr. 101. Das Kindergärtnerinnen-Seminar in Emden, von der Geſellſchaft Tot Nut van't Algemeen gegründet und von Fräulein J. Mecke geleitet, iſt beſonders ſeines echt chriſtlichen Geiſtes wegen zu empfehlen und der vielſeitigſten Unterſtützung wert.

Fr. M. S.

Fragen.

113) Wer kann mir raten, wohin ich mich wenden muß, um für ein durchaus ehrliches, blindes Mädchen unſerer Gemeinde Flachs zu bekommen, den dasſelbe gut und billig (Elle 10 Pfg.) ſpinnen möchte?

Paſtorin F. H. in H.

114) Kann mir eine der geehrten Leſerinnen einen billigen Gebirgsaufenthalt für Eltern nennen, die wegen eines lungenſchwachen, nicht lungenkranken Kindes einen ſolchen nehmen ſollen. Für nähere Angaben würde ich ſehr dankbar ſein. **Dr. H.**

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

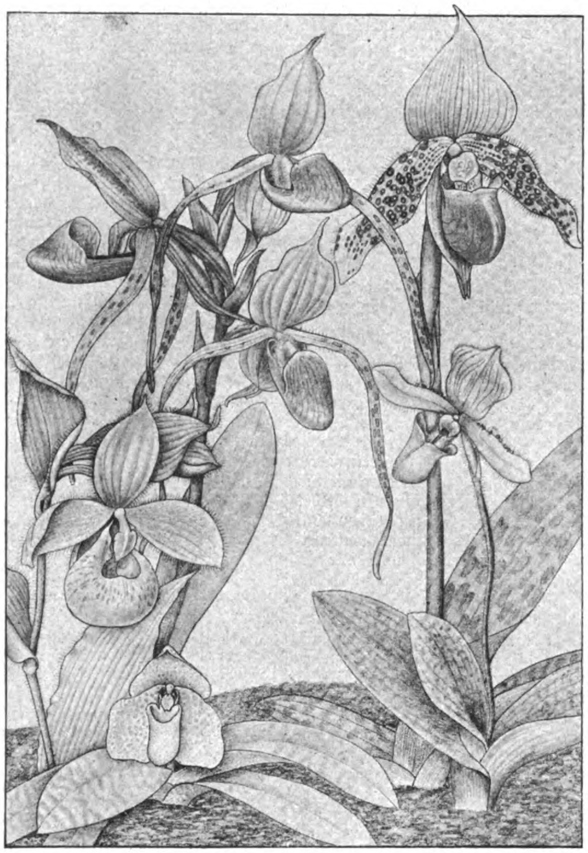
Echte Roſe. (Rosa centifolia L.)

Auf wie viel Blumen auch fällt der Blick
Im Garten, im Feld' und Haine,
Stets kehrt er, Roſe, zu dir zurück —
Wie du biſt, giebt es nur eine.

J. Trojan.

Arbeitskalender.

Der Frühling iſt dahin, der Sommer hat ſeine Herrſchaft begonnen. Im Obſtgarten iſt die Zeit der Blüte vorbei, nun reifen allgemach die Früchte und entſchädigen uns für die bisherige Mühe. Es wäre aber verkehrt, wollten wir die Hände in den Schoß legen und denken, wir hätten genug gethan. Alles Obſt von der Kirſche und Erdbeere bis zum ſaftigen Apfel und zur ſchmelzenden Birne bedürfen zu ihrer Entwickelung viel, ſehr viel Waſſer. Das Frühjahr war diesmal ungewöhnlich trocken, um ſo mehr müſſen wir jetzt in der Zeit der Ausbildung der Früchte dafür ſorgen, daß den Pflanzen ſehr reichlich Waſſer zu Gebote ſteht. Man gieße alſo alle Obſtpflanzen, Stauden, Sträucher und Bäume recht oft und ſtark. Bei den Bäumen halte man im Auge, daß die jüngſten Wurzeln, welche allein das Waſſer aufnehmen, ſich in ziemlicher Entfernung vom Stamme befinden. Je reichlicher man gießt, deſto ſaftigere Früchte erzielt man. Zu dicht ſtehende Zweige, namentlich bei Weinreben und Pfirſichen, entfernt man, um den übrigen Luft und Licht zu ſchaffen. An Kern- und Steinobſtbäumen, mit Ausnahme der Pfirſiche, wird das Fruchtholz auf 10 bis 15 Augen abgeſchnitten, um es zur Bildung von Fruchtaugen für das nächſte Jahr zu veranlaſſen. — Im Gemüſegarten wird ebenfalls reichlich gegoſſen. Zum Gedeihen der Pflanzen iſt ein recht häufiges Auflockern des Bodens mit der Hacke unbedingt notwendig. Noch immer können wir Gemüſeſetzlinge, welche wir uns auf einem beſonderen Beete herangezogen haben, auspflanzen. Erbſen erhalten Reiſig, an welchem ſie emporranken, Bohnen Stangen. Unter die Gurkenranken legen wir Reiſig, damit die Früchte bei etwa eintretendem naſſem Wetter nicht faulen. Die in voller Blüte ſtehenden Gewürzkräuter werden abgeſchnitten und zum Trocknen aufgehängt. Gegen Ende des Monats hört man mit Spargelſtechen auf und läßt die Triebe auswachſen, damit ſich die Pflanzen kräftigen. Zu weiterer Stärkung dieſer Pflanzen gräbt man Dünger zwiſchen den Beeten unter. Wurzelgewächſe werden wiederholt durch Ausziehen gelichtet, damit ſich die ſtehenbleibenden Pflanzen gut ausbilden können. Von Blumen-, Blatt-, Grünkohl, Kohlrabi, Endivien und ſpätem Kopfſalat macht man Ausſaaten auf dem Saatbeete, Herbſtrüben, Radies, Markerbſen, Buſchbohnen, Möhren, Winterrettig, Spinat und Gurken werden an Ort und Stelle ausgeſät. Zu empfehlen iſt die ruſſiſche Traubengurke, welche zwar klein bleibt, aber ſelbſt in ſehr ungünſtigen Jahren reichlich trägt. Im Ziergarten werden die Sommergruppen gepflanzt, wenn dies nicht ſchon geſchehen iſt. Die Beete und Wege ſind beſtändig von Unkraut zu reinigen. Der Raſen iſt wöchentlich zu ſchneiden und ſehr naß zu halten. Zu üppig wachſende Sträucher ſind rechtzeitig durch Fortſchneiden einiger Triebe auszulichten. Schlingpflanzen ſind wiederholt anzuheften. Von Reſeda und Knollenbegonien macht man Ausſaaten für den Herbſtflor. Jetzt iſt die beſte Zeit zum Veredeln von Zierbäumen und Ziersträuchern, namentlich auch von Roſen. Mehrmals während des Monats dünge man die Stauden, Sträucher und Bäume mit Rinderguano (ſ. Mai). Für die Zimmerpflanzen iſt jetzt die Zeit der kräftigſten Entwickelung gekommen. Deshalb begieße und dünge man ſie recht reichlich. Die krautigen Pflanzen laſſen ſich jetzt leicht durch Stecklinge vermehren. Die Stecklinge bedeckt man am beſten mit Glas, bis ſie Wurzeln gebildet haben. Die Erde, in welche man die Stecklinge ſteckt, ſei recht ſandig. Nun können auch die empfindlichſten Zimmerpflanzen auf das Blumenbrett vor dem Fenſter geſtellt werden. Kakteen erhalten einen Platz vor einem recht ſonnigen Fenſter. Es ſchadet ihnen gar nichts, wenn ſie hin und wieder einmal einen tüchtigen Regen abbekommen. Schnell wachſende, im Frühjahre umgepflanzte Pflanzen, deren Wurzeln die innere Topfwand erreicht haben, können jetzt vorteilhaft mit möglichſter Schonung des Ballens in größere Töpfe verpflanzt werden.



Orchideen.

Venusſchuhe

heißen eine Anzahl Pflanzen aus der Familie der Orchideen, wegen der pantoffelförmigen Geſtalt des einen Blumenblattes. Unſere Abbildung führt einige dieſer wunderlich gebildeten Formen in ein Drittel natürlicher Größe vor, welche die große Mannigfaltigkeit deutlich erkennen laſſen. Links unten im Vordergrunde iſt ein fleiſchfarbenes niedriges Cypripedium Godefroyae aus Siam, deſſen Blumen dicht mit karminroten Punkten bedeckt iſt. Unmittelbar darüber ſehen wir das ſchwefelgelbe mexikaniſche C. Irapeanum und dahinter das dreiblütige, köſtliche C. Stonei aus Borneo, deſſen Schuh karminrot iſt, während die langen, ſchmalen, ſeitlichen Blumenblätter auf gelbem Grunde violett gefleckt ſind und das obere und untere breite Blumenblatt reinweiß iſt. Wunderbar iſt das C. Argus rechts oben in der Ecke von der Inſel Luzon. Der Schuh ſchillert in rot und blau und iſt in der Mitte von einem leuchtend gelben Längsſtreifen durchzogen. Auf den beiden hellgelben Seitenblättern mit roſenroten Spitzen ſitzen zahlreiche ſchwarze Flecke, welche zum großen Teil mit einem hellblauen Auge verſehen ſind. Die beiden anderen Blumenblätter endlich zeigen auf hellgelbem Grunde zahl-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

reiche ſmaragdgrüne Längsſtreifen. Unter dieſem, rechts im Vordergrunde tritt uns das zierliche C. barbatum vom Berge Ophir auf der Halbinſel Malacca entgegen. Sein Schuh iſt dunkelbraun, die beiden Seitenblätter ſind zu zwei Drittel reingrün, an den Spitzen roſenrot, das große obere Blatt iſt weiß, zum Teil roſenrot und von zahlreichen dunkelvioletten und grünen Längsſtreifen durchzogen. Sehr oft iſt bei den Venusſchuharten das Laub mehr oder minder hell- und dunkelgrün marmoriert und unterſeits prächtig blutrot gefleckt. Verlangen auch viele zu ihrem Gedeihen die Luft eines Gewächshauſes, ſo können doch andererſeits ſehr viele auch im Zimmer, ja ſelbſt im Freien zur Blüte gebracht werden. Birgt doch unſere deutſche Flora unter ihren Kindern auch eine Venusſchuhart, das in Kalkgebirgen nicht ſeltene C. Calceolus. Kalk iſt überhaupt für die Venusſchuhe Bedingung zu gutem Gedeihen.

Mein Gärtchen.

Aus meiner großſtädtiſchen Heimat führte mich mein Mann als ſeine kleine Frau heim in eine unbedeutende Provinzialſtadt. Wie niedrig erſchienen mir die zwei- und einſtöckigen Häuſer, wie leer die Straßen und welch ein Steinpflaſter! Vergeblich ſuchte ich möglichſt ſchwebend darüber hinzugleiten, als wir Sonntags zur Kirche gingen, merkte ich doch, daß mancher Blick neugierig der jungen Frau Apotheker folgte. Man ſagt, wo ein junges Paar ſich niederläßt, iſt überall das Paradies. In unſeren vier Pfählen war es auch himmliſch; hatte aber mein Mann zu thun und wollte ich einen Blick auf meine Nachbarſchaft werfen, da erſchien mir das Leben und Treiben auf der Straße doch gar zu nüchtern. Es war immer dasſelbe Bild. Kurz vor acht Uhr lief Doktors Lieſe nach Frühſtück, dann ging der junge Poſtpraktikant zum Dienſt, um acht Uhr rollte die Poſt vorbei, um neun Uhr kam ein Trupp Landleute von der Sprechſtunde des Arztes in die Apotheke. Um zehn Uhr ging bedächtigen Schrittes der alte Sanitätsrat ſeiner kleinen Praxis nach, und ſo ging es fort. Kurz entſchloſſen zog ich die Vorhänge vor und etablierte mich nach hinten heraus. Da traf mein Blick den ſaubergepflaſterten Hof mit ſchönem alten Nußbaum, der die altmodiſche Galerie des Hinterhauſes beſchattete, und dann unſern Garten. Das Glück, einen Garten zu beſitzen hatte ich noch nie kennen gelernt! Wie herrlich war es, zu jeder Zeit ins Freie gehen zu können! Unſere Vorgänger waren praktiſche Leute geweſen. Sie hatten den Garten durch einen Längs- und einen Querſteig in vier Teile geteilt. Die beiden erſten Teile waren faſt baumlos und beſtanden aus Gemüſebeeten, dahinter kamen rechts Blumengruppen und links wuchſen unter einem mächtigen Nußbaum Apothekenkräuter. Den Endpunkt des Längsſteiges bildete eine hübſche Linde, und zwiſchen dieſer und dem Nußbaum, von beiden halb beſchattet, ſtand in der Ecke eine große, offne Laube, die Seitenſpaliere von Pfeifenkraut berankt. Dieſe wurde unſer Lieblingsplätzchen. Hier ſaßen wir oft, froh unſeres Glückes. Mein Mann war, wie wohl die meiſten Pharmaceuten, mit Leib und Seele Botaniker, wie gern ſprach er von ſeinen lieben Blumen, doch wenn die botaniſchen Namen an mein Ohr klangen, war es mir, als ſpräche er chaldäiſch. Botanik war nie mein Fall in der Schule geweſen; ſchon als Schülerin der erſten Klaſſe hatte ich einmal ſo wunderliches Zeug darin zum beſten gegeben, daß mein Bruder lachend geſagt hatte, Käthe bleibt in Botanik in der vierten Klaſſe! Ach ja, die zweite Klaſſe, die machte ſich bemerkbar und fiel mir ſchwer auf die Seele! Aber die Liebe iſt die beſte Lehrmeiſterin, es dauerte gar nicht lange, da gingen die lateiniſchen Namen der bekannteſten Blumen ſchon ganz geläufig, ich wußte auch bald, welche perennierend und welche einjährig waren, wie man verpflanzen und einenken mußte. Ich fand das Arbeiten im Garten herrlich und ſah mir meinen Garten ſchon bald mit kritiſchen Augen eines Reformators an. Die Gemüſebeete am Eingang gefielen mir nicht, ſie gaben in ihrer Glanzzeit einen recht hübſchen Anblick, und ſich ein Gericht Schoten und Bohnen holen, war ſehr ſchön, aber, wenn ſie abgerntet waren, ſah es aus, als wäre der Herbſt in den erſten Teilen des Gartens ſchon früher eingezogen, als in dem Blumenteil. Zweitens gefiel mir der weite Weg nach unſerer Laube nicht. Wollten wir im Garten Kaffee trinken, ſo mußte das ganze Zubehör an den entlegenſten Teil getragen werden, und war gar noch der Zucker oder die Löffel vergeſſen worden, welch ein Umſtand! Allerlei Pläne tauchten vor mir auf, die am warmen Ofen weiter geſponnen wurden, mein Mann gab gute Ratſchläge, und als das Frühjahr kam, ging es an die Ausführung. Schon im Februar begannen wir im Zimmer vorzuarbeiten. Wir hatten uns Blumenſamen, wie Lobelien, Pyrethrum, Aſtern, Tropaeolum u. a. kommen laſſen und in Cigarrenkiſten geſäet, ſpäter, als die erſten Blätter ſich zeigten, pikierte ich ſie in andere Käſten, wozu Frauenhände, wie mein Lehrmeiſter behauptete, ſich vorzüglich eigneten. Nun endlich konnte es an die Gartenarbeit gehen. Links am Eingange ließen wir eine Gruppe von blühenden Sträuchern pflanzen, dahinter kamen die Gemüſebeete, denn ſeine Suppenkräuter muß man ſich allein ziehen, auch ſich mal einige Gurken oder Bohnen holen können. Aus den Gemüſebeeten rechts wurde ein Raſenplatz, welcher einen abgerundeten größeren Platz am Zaun frei ließ. Den Hintergrund des Raſens bildeten einige Koniferen, die Mitte ein rundes Beet wurzelechter Roſen, vorne in den Bogen kam eine Art Teppichbeet, in die beiden Endecken immergrüne Mahoniaſträuche. Die Kontouren waren von Pyrethrum, ein Mittelteil bildeten rote Pelargonien, zu beiden Seiten kamen Lobelien Kaiſer Wilhelm, zwei Außenteile waren mit weißen Pelargonien bepflanzt. Die teuren Teppichpflanzen wollten wir vermeiden. Vor dieſem Raſenfleck, hart am Zaun, wollte ich nun gern einen Platz ſchaffen, der vom Hauſe ſchnell zu erreichen war und wo auch gegeſſen werden konnte. Es ſollte eine Überraſchung zu meines Mannes Geburtstag werden. Ich kaufte rot und grau geſtreiften Drillich, nähte drei Breiten zuſammen und ließ mir davon vom Tiſchler, der dazu zwei Stangen am Zaun aufpflanzte, eine Art Marquiſe machen, die, aufgeſtützt, uns Schutz gegen die Sonne gewährte und niedergelaſſen eine hübſche Wand bildete. Ich beſorgte mir aus Berlin hübſche ſchmiedeeiſerne Gartenmöbel, Bank, Tiſch und vier Stühle und erntete Lob über Lob am Geburtstag über das hübſche Arrangement. Es ſaß ſich auch herrlich hier! Vor uns der grüne Raſen, eine ſchöne Augenweide, dahinter Blumen und Bäume.

K. P.

Behandlung froſtbeſchädigter Obſtbäume.

Der heurige Winter iſt mit ungewöhnlicher Strenge aufgetreten und hat manchem Landwirt und Obſtbauer recht bange gemacht, denn die Schäden des Winters 79/80 ſind uns noch in lebhafteſter Erinnerung. Jetzt, nachdem lange die Kälte gebrochen, Eis und Schnee verſchwunden ſind und Bäume und Sträucher ſich aus der Erſtarrung erholt haben, läßt ſich ſchon einigermaßen überblicken, ob und inwieweit die letzte Kälte Schaden angerichtet hat, und es iſt erfreulich, konſtatieren zu können, daß wir diesmal wohl mit einem „blauen Auge“ durchkommen werden, denn bis jetzt ſind Froſtſchäden nur an einzelnen empfindlichen Sorten, an ſehr üppigen Bäumen mit weichem, ſchwammigem Holz zu beobachten. Wenn ſich ſpäter nicht noch weitere Schäden herausſtellen, ſo haben wir dies hauptſächlich dem letzten warmen und trockenen Sommer zu verdanken, in dem das Holz ſich ſehr geſund entwickelte und vorzüglich ausreifte. In dieſer Hinſicht waren ja bekanntlich die Verhältniſſe im Sommer und Herbſt 79 ganz andere. Wo nun der Froſt wirklich größeren Schaden verurſacht hat, d. h. wo an einzelnen Bäumen der größere Teil der Zweige und Äſte froſtbeſchädigt iſt, da iſt am beſten ſofort eine kräftige Verjüngung vorzunehmen, die bei jüngeren Pflanzen kecklich bis nahe an die Veredlungsſtelle heruntergehen darf, denn die Erfahrungen aus dem Winter 79/80 haben uns gelehrt, daß in ſolchen Fällen mit Ausſchneiden der Rinde etc. nichts erreicht wird, als krüppelhafte Pflanzen, die über kurz oder lang doch fallen müſſen. Nur bei vereinzelten Froſtplatten iſt ein Ausſchneiden, nachheriges Verſtreichen mit Baumwachs und Verbinden mit Leinwand oder Packtuch ratſam und eventuell von Erfolg begleitet. Wo beim Verjüngern bis auf ältere Äſte oder den Stamm zurückgegangen werden muß, empfiehlt es ſich, geſunde Reiſer derſelben Sorte aufzupfropfen, damit man ſicher und bald eine kräftige und ſchöne Verlängerung erhält.

(Rhein. Gartenfreund.)

Zur Roſenkohl-Kultur.

Der maſſenhafte Anbau von Roſenkohl in der Nähe von Städten, in denen ſich Konſerven-Fabriken befinden, iſt, nach der „Deutſch. Gärtnerztg.“, ein Geſchäft, das nicht zu den ſchlechteſten gehört. Derartige Kulturen finden ſich in Deutſchland namentlich in der Nähe von Erfurt und Braunſchweig. Der Roſenkohl gedeiht auf jedem friſchen humusreichen Boden. Man richtet ſich mit der Ausſaat ſo ein, daß man die jungen Pflanzen ſchon gegen Ende Mai, ſpäteſtens Anfang Juni, an den Ort ihrer Beſtimmung bringen kann. Die beſte Saatzeit fällt zwiſchen den 15. und 20. April. Die Beete, welche den Roſenkohl aufzunehmen beſtimmt ſind, müſſen reichlich gedüngt ſein und eine freie Lage haben. Der Abſtand der Pflanzen muß mindeſtens 60 cm betragen, doch iſt eine weitere Pflanzung bis zu 75 cm vorteilhafter, da der Roſenkohl ſich ſtark ausbreitet. Die Pflanzen gießt man gut ein und behackt ſie öfters während des Sommers. Iſt der Strunk ziemlich ausgewachſen, ſo entgipfelt man ihn, d. h. man ſchneidet ihm das Herz mit dem Herztrieb mit 3 bis 4 Blättern aus, ohne die übrigen zu verletzen. Nicht lange nach dieſer Operation zeigt ſich bei nicht allzu ungünſtiger Witterung der Erfolg. An allen Blattachſen entwickeln ſich nunmehr die bekannten roſettenartigen Gebilde, und gegen Ende September iſt der ganze Strunk damit beſetzt. Einen Monat ſpäter kann die Ernte beginnen. Man muß hierbei die größten Roſen zuerſt abpflücken, damit die kleineren Raum gewinnen, ſich vollkommen auszubilden. Das ſogenannte Abblatten iſt nichts weniger als vorteilhaft, da hierdurch ſehr leicht die Roſetten zuſproſſen und einen Teil ihrer Zartheit und Schmackhaftigkeit verlieren. Tritt im Oktober häufiger Regen ein, ſo gehen die Roſen gern auseinander. Man thut deshalb wohl, die Stauden auszuheben und ſie in Gruben einzuſetzen, hierbei die Wurzeln feſt anzutreten, aber nicht anzugießen. Dagegen gießt man diejenigen Strünke, deren Roſen noch nicht vollſtändig ausgebildet ſind, ſtark an. Es läßt ſich auch der im Auguſt abgeſchnittene Herztrieb, welcher ſich bisweilen zu einem kleinen Kopfe ſchließt, als ſehr gut und fein ſchmeckendes Gemüſe verwenden. Man rechnet in Erfurt pro Morgen 100 Schock. Es wird mithin ſich der Gewinn auf mindeſtens 400 Mark beziffern, und beim Ausſchneiden reſp. Verwertung der Krone, abzüglich des Arbeitslohnes, laſſen ſich nochmals 30 Mark erübrigen.

Myrtenkultur.

Trotzdem die Myrte ein Lieblingsgewächs der meiſten Frauen und jungen Mädchen iſt und von ihnen mit beſonderer Sorgfalt gepflegt wird, findet man verhältnismäßig ſehr ſelten, außer in Gärtnereien, hübſch gewachſene Myrten. Dieſer Mangel kommt häufig daher, daß die Myrten meiſtens zu niedrig gezogen werden und ihre Kronen darum nicht die richtige Ausdehnung gewinnen können. Wenn man einen Ableger von einer Myrte einſetzen will, wähle man dazu einen beſonders gerade gewachſenen, nicht zu holzigen Zweig, da ein junger, ſaftreicher Zweig leichter Wurzel ſchlägt, und ziehe ihn, wenn er Wurzel geſchlagen hat dadurch, daß man ſämtliche Seitentriebe, die ſich am Stamme zeigen, ſofort nach ihrem Erſcheinen entfernt, 55—60 Centimeter hoch; dann ſtelle man dies Verfahren ein und laſſe die Krone ſich bilden. Nachdem das geſchehen iſt, ſchneide man, um ſie hübſch rund zu bekommen, die Spitze des mittelſten Zweiges ab, damit das Wachstum der anderen Zweige gefördert werde. Daß ein ſo hoch gezogener Stamm einer Stütze in Geſtalt eines Stockes bedarf, den man neben ihn ſteckt, und an den man ihn loſe befeſtigt, wird allen myrtenziehenden Damen ſelbſtverſtändlich erſcheinen. Ich bemerke noch, daß man im Winter die Myrte in ein froſtfreies Zimmer ſtellen muß, um ſie vor den läſtigen Blattläuſen zu ſchützen; im Sommer thut man wohl daran, wenn man irgendwie Gelegenheit dazu hat, ſie ins Freie zu ſchaffen und dort zu pflegen, da ſie in der friſchen Luft am beſten gedeiht.

B. G.

Kleine Mitteilungen.

An dem Königlichen pomologiſchen Inſtitute zu Proskau in Schleſien findet für praktiſche Gärtner, Landwirte, Forſtmänner und ſonſtige Intereſſenten vom 19. bis einſchließlich den 24. Juni d. J. ein Kurſus zur Verbreitung der Kenntniſſe über das Weſen und die Bekämpfung der verbreitetſten Krankheiten unſerer Kulturgewächſe ſtatt. Die Teilnahme an demſelben iſt koſtenlos. Die Vorträge wird Prof. Dr. Sorauer halten, die Leitung der Demonſtrationen und Exkurſionen Direktor Prof. Dr. Stoll übernehmen. Die Vorträge werden in die Vormittagsſtunden, die Demonſtrationen und Exkurſionen in die Nachmittagsſtunden gelegt werden. Anmeldungen nimmt entgegen und weitere Auskunft erteilt Direktor Stoll in Proskau, Eiſenbahnſtation Oppeln.

Die Pfauenblume, Ferraria tigrida, iſt eine prächtige, auffallend ſchöne Zwiebelpflanze für den Garten, die im Sommer ihre großen, bald gelben, bald weißen, bald roten Blumen dankbar hervorbringt. Im Herbſte werden die Zwiebeln aus der Erde genommen und gleich Gloxinien oder Begonienknollen trocken im Sand aufbewahrt. Wer dieſe, leider viel zu ſelten angepflanzte, billige Pflanze (Kaiſer in Nordhauſen offeriert ſechs Zwiebeln in ſechs Sorten für anderthalb Mark) einmal blühend ſah, wird ſie ſicher nicht wieder miſſen wollen.

Montbretien gehören zu denjenigen Sommerzwiebelgewächſen, welche ſich ihrer großen, leuchtenden Blütenſtände wegen von Jahr zu Jahr mehr Liebhaber erwerben. Sie eignen ſich ſowohl zu Gruppen im Freien, als auch zur Topfkultur. Der Preis iſt ein ſehr niedriger.

Neuheiten vom Blumenmarkte.

Canna „Collection Crocy“. Dieſe Cannaſorten zeichnen ſich vor den älteren, ſo beliebten Sorten ſehr vorteilhaft dadurch aus, daß ihre Blumen viel größer, zum Teil ſogar ſehr groß und auffallend gefärbt ſind. Da giebt es citronengelbe mit roten Streifen, kirſchrote mit ſalmfarbiger Zeichnung, ſcharlachrote gelbgeſäumte, auf ſafranfarbenem Grunde orangegetuſchte, kurz die denkbar verſchiedenſten Färbungen in rot und gelb aller Nuancen. So ſind die Canna aus der Reihe der Blattpflanzen in die der blumentragenden eingetreten.

Cactusdahlien „Julia“ und „Nelkenkaktus“. Die Blumengewinde des vorigen Herbſtes der vornehmſten Berliner Blumenläden zeichneten ſich faſt ſämtlich dadurch aus, daß in ihnen die Cactusdahlien verwendet wurden. Wer die Georginen lieb gewinnen will, muß ſich dieſe neuen Sorten, welche im Blütenbau ſo vollſtändig von den alten Georginen abweichen, daß man ſie eher für rieſige Clematis als für Georginen halten möchte, anſchaffen. Die beiden hier angeführten Sorten bringt die Firma Carl Kaiſer in Nordhauſen, die wir beſtens empfehlen können, in den Handel.

Streptocarpus Wendlandi iſt eine prachtvolle, neue, ausdauernde Art dieſer wunderbaren Gattung. Die Pflanze bringt nur ein einziges Blatt hervor, welches eine Länge von 50—60 cm und eine Breite von 25—35 cm erreicht Es iſt auf der Oberſeite dunkelgrün und auf der Unterſeite violettpurpurn. — Die Blütenriſpen, deren drei bis ſechs an der Baſis des Blattes erſcheinen, werden 40—50 cm hoch und tragen faſt während des ganzen Jahres eine große Anzahl hellblauer, im Schlunde violetter Blumen von 3—3,5 cm Durchmeſſer. Bei zeitiger Ausſaat blühen die Sämlinge ſchon im erſten Jahre. (Jll. Monatsh.)

Nützliche Winke.

Um eine beſonders gute Gurkenernte zu erzielen, iſt es empfehlenswert, — namentlich für einen leichten, ſandigen Boden — die Rillen, in die man die Gurkenkerne legen will, recht tief zu ziehen und ſie zur Hälfte mit Kompoſt zu füllen. Etwa 14 Tage lang laſſe man ſie mit dieſer Füllung ruhig liegen, erſt dann ſtecke man die Gurkenkerne hinein und bedecke dieſelben völlig mit Erde. Zwei anerkannt gute Gurkenſorten ſind die große grüne Schlangengurke und die griechiſche Walzengurke; die letztere Art nehme man hauptſächlich für Salzgurken. **B. H.**

Ein ſehr gutes, kräftig wirkendes Düngemittel für Topfpflanzen, das ſich ſeit Jahren in meinem Hauſe bewährt hat, und das ſich in jedem Haushalt mit Leichtigkeit herſtellen läßt, bereite man auf folgende Weiſe: Man nehme einige harte Knochen, für die man ſonſt doch keine Verwendung hat, lege ſie ins Herdfeuer, und laſſe ſie dort ſo lange liegen, bis ſie eine weißlich-graue Farbe erhalten haben. Dann nehme man ſie heraus, laſſe ſie erkalten und pulveriſiere ſie. Das thut man am beſten, indem man ſie zwiſchen zwei Stücke Papier legt, und mit einem Hammer darauf ſchlägt, bis ſie ganz fein geworden ſind. Von dieſem gewonnenen Pulver ſtreue man auf die Erde der der Kräftigung bedürfenden Topfpflanzen, und ſchon nach kurzer Zeit wird man den Erfolg der Düngung ſpüren. **B. H.**

Briefkaſten.

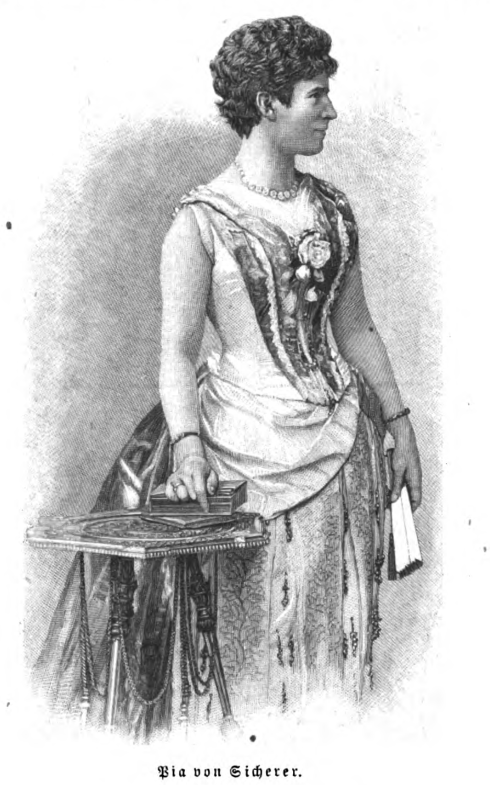
Daheimleſerin in Rohrſ.: Stecklinge von Lobelia Goldelſe, im Spätſommer gemacht, laſſen ſich unſchwer im Topf durch den Winter bringen. **A.**

M. v. Kl. in H. Der ſchädliche Apfelblütenſtecher (Anthonomus pomorum), aus der Familie der Rüſſelkäfer, wird ſchon als Larve den Obſtbäumen verderblich. Der Käfer iſt an Kopf, Bruſt und Bauch ſchwärzlich, grau behaart, auf den Flügeldecken mit grauer Schrägbinde. Er benagt vom Juni an junge Blätter. Gegenmittel: Anpflanzung ſpät und raſchtreibender Obſtarten, Beſchneiden und Düngen der Bäume, Abklopfen der Käfer.

Hausmuſik.

Pia von Sicherer.

Pia von Sicherer iſt eine jener ſeltenen Künſtlerinnen, die ihren Beruf ſich nicht gewählt haben, indem ſie von einer äußeren Fertigkeit ausgingen, die angeboren oder durch Zufall oder beſonders glückliche Organiſation erworben, zu einem ergiebigen Exiſtenzmittel wird; nein, Pia von Sicherer iſt aus innerer Nötigung, aus innerem Berufe Künſtlerin geworden. Nie hat ſie, wie ſo viele andere ihrer Kunſtgenoſſen, zu außerhalb der Kunſt liegenden Mitteln gegriffen, um ihrer Künſtlerſchaft eine Wirkung zu ſichern, die ihr ohne dieſe Mittel und Mittelchen verſagt geblieben wäre. Ohne jede Reklame, ohne jedes Blendwerk wurde unſere Künſtlerin das, was ſie heute iſt, nämlich eine der erſten und ſympathiſchſten Oratorienſängerinnen der Gegenwart. Das Leben der Künſtlerin bewegte ſich bisher in den normalen Geleiſen. Kataſtrophen und Abenteuer, ſeltſame Geſchehniſſe und ſpannende Momente, die dem Leben jener modernen Kunſtzigeuner, die heute in Rußland und einige Wochen darauf in Kalifornien muſizieren, einen ſo ſchillernden Reflex verleihen, fehlen in ihrer Lebensgeſchichte durchaus. So einfach und rein wie die Künſtlerin ſelbſt, ſo einfach und rein iſt auch ihr Lebenslauf. Pia wurde als Tochter eines Bauinſpektors in Bayreuth, der Stadt der denkwürdigen Wagnerfeſtſpiele, geboren. Der Vater vertauſchte das freundliche Städtchen bald mit Hof, wohin er verſetzt wurde. Hier in Hof regte ſich auch zuerſt das muſikaliſche Talent des zarten Kindes, das ſchon im Alter von zehn Jahren ſeine Silberſtimme an geweihter Stätte, vom Kirchenchore herab ertönen ließ. Die kleine Soliſtin erhielt von einem tüchtigen Muſiker in allem Muſikaliſchen fruchtbringenden Unterricht, und die Fortſchritte des jungen Mädchens waren ſo überaus vielverheißend, daß der Vater, der inzwiſchen nach München, als der dritten und letzten Station ſeiner Berufsübung, überſiedelt war, ſich mit gutem Gewiſſen entſchließen konnte, dem Herzenswunſch ſeiner Tochter, Sängerin und Künſtlerin zu werden, nachzugeben. Aber bald wäre alles anders gekommen, wie Pia und die Eltern es ſich gewünſcht. Der Vater, treuſorgend und auf das Lebensglück ſeines Kindes bedacht, wollte nicht, ohne des Rates einer Autorität ſich verſichert zu haben, über die Zukunft ſeines Kindes entſcheiden. Das Urteil dieſer Autorität lautete in ſolchem Maße entmutigend, daß die Eltern die Idee, ihr Kind zur Sängerin ausbilden zu laſſen, notwendigerweiſe hätten aufgeben müſſen. Pia ſollte Malerin werden; Luſt und Liebe zur Muſik aber führten das junge Mädchen zur geliebten Tonkunſt zurück. Die ſtille Hoffnung, vielleicht doch noch die zarten Künſtlerträume ſich verwirklichen zu ſehen, führten Pia zu der Geſangsmeiſterin Frau Emilia Kaula in München, und dieſe erfahrene Geſangspädagogin ſprach zur größten Freude der Tochter und der Eltern auf das entſchiedenſte zu Gunſten der ſtimmlichen Begabung und des Geſangstalentes Pias ſich aus. Dieſe wurde die Lehrerin der kunſtbegeiſterten und durch glühenden Lerneifer ausgezeichneten Geſangsnovizin; ſie verſtand es, das Talent der hochbegabten Schülerin ſo zu fördern, daß Pia ſchon nach verhältnismäßig kurzer Lehrzeit den Münchener Muſikfreunden ſich als Hanne in Haydn's „Jahreszeiten“ vorſtellen konnte. Der erſte Schritt in der großen Öffentlichkeit war gethan: der Erfolg war ein glänzender. Weit entfernt, ihr Talent in zunftmäßiger Haſt (wie ſo viele andere Sängerinnen!) auszubeuten, weit entfernt ſich für eine vollendete, über alles Lernen erhabene Künſtlerin zu halten, ſtudierte Pia mit ungeſchwächter Hingabe an die Kunſt weiter: J. Stockhauſen in Frankfurt a. M. und Franz Liſzt in Weimar pflegten und veredelten das wundervolle Talent der Sängerin: erſterer in rein techniſcher Beziehung, letzterer nach der Seite des ſeeliſchen Vortrags hin; Pia's Ruf verbreitete ſich ſchnell. Ihr Name verband ſich mit den hervorragendſten Konzertaufführungen, und ihre Mitwirkung gereichte den rheiniſchen und ſchleſiſchen Muſikfeſten, den großen Oratorienaufführungen, wie ſie die hervorragenden Muſikſtädte Deutſchlands zu veranſtalten pflegen, bald zur hohen Ehre. Die Stimme unſerer Künſtlerin iſt ein hoher Sopran, der zu ſchwindelnder Höhe mit leichtem Fluge emporſteigt. Der Zauber des Soprans ruht in der herzbewegenden Kraft ſeines ſüßen, ſchmelzenden Klanges, in der Keuſchheit und kindlichen Unſchuld des Ausdrucks, deſſen die übrigens meiſterhaft durchgebildete und in allen Künſten der Koloratur wohlerfahrene Stimme in ſo hohem Maße fähig iſt.



Pia von Sicherer.

Das Muſikhiſtoriſche Muſeum zu Leipzig.

Die Muſikinſtrumentenkunde als Wiſſenſchaft datiert erſt ſeit kürzeſter Zeit Wohl hat hier und da ein Muſikſchriftſteller, allen voran der 1571 zu Kreutzberg in Thüringen geborene Michael Prätorius, den Verſuch gemacht, ein anſchauliches Bild des Entſtehens und Fortſchreitens im Bau einzelner Muſikinſtrumente zu geben; aber es blieb eben beim Verſuch.

In neueſter Zeit erſt hat ein trefflicher Kenner der alten Inſtrumente eine großartige Sammlung dieſer Tonwerkzeuge angelegt und dadurch ein wiſſenſchaftliches Studium der Inſtrumentenkunde ermöglicht. Es iſt dies Paul de Wit in Leipzig. Auf zahlreichen Reiſen hat Paul de Wit bisher eine große Anzahl von Muſikinſtrumenten geſammelt, die, repariert und geordnet, dem Muſikinſtrumentenforſcher und jedem Muſiker ein überſichtliches Bild geben von dem Werden und der Entwickelung der Muſikinſtrumente, von ihrer Geſchichte. Auf der Muſik- und Theater-Ausſtellung in Wien hat die Sammlung wegen ihrer Reichhaltigkeit und ihrer ſyſtematiſchen Einteilung in muſikaliſchen Kreiſen Aufſehen erregt.

Vor Kurzem wurde nun das „Muſikhiſtoriſche Muſeum“ Paul de Wit's in Leipzig (Thomaskirchhof 16) im Beiſein des Königs von Sachſen der Öffentlichkeit übergeben. Ein allgemeiner Überblick von den Schätzen, die es birgt, dürfte daher unſeren muſikaliſchen Leſern ſchon deswegen willkommen ſein, weil ſicherlich einer oder der andere von ihnen Gelegenheit finden wird, dem Muſeum einmal einen Beſuch zu machen.

In dem Muſeum begegnen wir allen möglichen Muſikinſtrumenten, Blas-, Saiten- und Schlaginſtrumenten, von den einfachſten Formen bis zur kompliziertеſten, reichſten und koſtſpieligſten Ausführung Wir finden daſelbſt die kleinen Hammerklavierchen mit vollſtändiger Damen-Neceſſaire-Einrichtung, die wohl einſtens die Lieder einer holden Patrizierin begleiteten. Der Ton klingt ſehr fein, und die dünnen Meſſingſaiten werden durch Lederſtückchen, die an ſogenannten Springern befeſtigt ſind, angeriſſen. Ein herrliches Klavichord im Rokokoſtil zieht beſonders die Blicke auf ſich. Sein Äußeres iſt mit Malereien reich verziert, die Klaviatur iſt mit Perlmutter ausgelegt; im Klavierbau

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bedeutet es inſofern ſchon einen bedeutenden Fortſchritt, als es für jeden Ton zwei Saiten (zweichörig) zur Verfügung hat. Der 1714 in Frauſtadt in Polen geborene „Chriſtian Gottlob Hubert, Hochfürſtl. Anſpachiſcher Hoforgel- und Inſtrumentenbauer in Bayreuth“, hat es „Anno 1772“ erbaut, und es mag wohl ehedem für eine fürſtliche Perſönlichkeit beſtimmt geweſen ſein. Durch die Pracht ſeines Äußeren fällt auch ein Klavicembalo vlämiſchen Urſprunges auf, das auf ſeinem bemalten Reſonanzboden die Inſchrift trägt: „Andreas Rückers in Antwerpen fecit anno 1633.“ Von eigentümlicher Form iſt ein von Joſef Wachtl in Wien erbautes Klavicytherium, das wie ein aufrecht ſtehender Flügel ausſieht und wegen ſeiner ſeltſamen Geſtalt auch „Giraffe“ genannt wird. Äußerlich etwas unſcheinbar, aber wegen ſeiner Konſtruktion ein Meiſterwerk, iſt ein zweimanualiges Klavicymbal, deſſen volles Werk im ſechzehn Fuß-Ton, ſehr geſangreich und ausgiebig klingt. Die Konſtruktion erinnert übrigens an diejenige des Flügels von Joh. Seb. Bach, der früher auch im Beſitz von Herrn de Wit war und ſich nunmehr in dem Königlichen Muſeum zu Berlin befindet.

Einen ganz eigentümlichen ſchnarrenden und kreiſchenden Ton geben die Regale oder Schnarrwerke, von denen mehrere in der Sammlung vorhanden ſind. Ferner ſind vertreten verſchiedene kleinere tragbare Orgeln und eine mit prächtigen Malereien verzierte Hausorgel aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, deren Bälge durch zwei Lederriemen in Bewegung geſetzt werden.

Eine große Mannigfaltigkeit bietet ſich in den Reiß-Inſtrumenten. Wir finden hier die kleinen Schoß- oder Tannhäuſer-Harfen, deren Halbtöne durch Drehen von kleinen Häkchen hervorgebracht werden, Harfen, welche die Anfänge des Pedalmechanismus erläutern; ferner eine Rieſenharfe mit 85 Saiten, ein-, zwei- und dreichörig. Das Ungetüm, deſſen unterer Kaſten einen Umfang von 190 cm hat trägt die Inſchrift: „Giovanni Vettorazzo fecit Vicenza anno 1793.“

Reich vertreten iſt auch das Geſchlecht der Lauten, das Modeinſtrument des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Es ſetzt ſchon ein gehöriges Verſtändnis voraus, dieſe verſchiedenartig geſtalteten Inſtrumente voneinander zu unterſcheiden. Es ſind vertreten deutſche und italieniſche Lauten, zum Teil ſehr ſchön mit Elfenbein und Perlmutter verziert, Mandolinen, Mandoren, Kalasciones, die durch ihren gewaltig langen Hals auffallen; Theorben, Ciſtern und Guitarren, von letzteren wiederum eine Menge Abarten, als Taſten-Guitarre, Lyra-Guitarre, Schlag-Guitarre (Chitarra battente) ſtumme Guitarre, ein Übungsinſtrument wie unſere ſtumme Violine u. ſ. w.

Von erſtaunlicher Reichhaltigkeit ſind auch die Bogen-Inſtrumente. Geigen ſind nur vertreten, ſoweit ſie für den Geigenbauer hinſichtlich der Form und des Baues Intereſſe haben können. Reizend und zum Teil prächtig ausgeſtattet iſt die Kollektion der Tanzmeiſter-Geigen, Poſchetten, welche früher die Tanzlehrer zum Unterricht in den adeligen Häuſern mit ſich in der Taſche führten. Es ſeien auch erwähnt die Trumſcheits, Nonnengeigen oder Marinetrompeten, langgeſtreckte Inſtrumente, deren einzige dicke Saite einen ſchmetternden Ton von ſich gibt, und die früher an Stelle der Trompeten in den Nonnenklöſtern und als Signalinſtrumente auf den Schiffen gebraucht wurden. In der Sammlung vertreten ſind ferner die Viola di Gamba und die Viola Baryton, die beide zu den Lieblingsinſtrumenten früherer Jahrhunderte gehören, jetzt aber verſchollen ſind. Auf beiden Inſtrumenten iſt Herr de Wit Virtuoſe; er dürfte wohl der einzige ſein, der dieſelben meiſterhaft zu handhaben verſteht; intereſſant iſt das letztere Inſtrument, das außer ſeinen ſechs mit dem Bogen zu ſtreichenden Saiten noch zehn Metallſaiten aufweiſt, die mit dem Daumen leicht berührt werden; dieſes Inſtrument erfordert einen ſehr hohen Grad von Fertigkeit und Übung. Die de Wit'ſche Sammlung enthält auch ein von Joh. Seb Bach erfundenes Inſtrument, von dem wohl ein zweites Exemplar nicht mehr vorhanden ſein dürfte; es iſt die Viola Pompoſa, welche der Zufall dem jetzigen Beſitzer in die Hände ſpielte. Die Viola Pompoſa hat die Form eines kleinen Cellos mit fünf Saiten (C, G, d, a, e') und wurde von dem großen Bach eingeführt, um den damals ungeübten Violoncelliſten die höheren Tonlagen zu erleichtern. Das Inſtrument trägt die Inſchrift: „Joh. Chriſtian Hoffmann, Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. Hoff-Inſtrumenten- und Lautenmacher in Leipzig 1741.“

Zum Schluß ſeien auch noch die Holz- und Blechblasinſtrumente erwähnt. Es ſind manche darunter, die eine recht abenteuerliche Form haben, wie die Bockhörner, eine Art Dudelſack, und die Serpents. Zu den großen Seltenheiten gehört auch eine Quartbaß-Poſaune mit der Inſchrift: „Jobſt Schnitzler, Nurnm. 1612“; ſie hat ein doppeltes Auszugsrohr. Ferner beſitzt das Muſeum vierzehn Stück der ruſſiſchen Hörner. Dieſe faſt rechtwinklig gebogenen Inſtrumente geben nur einen einzigen Ton von ſich. In Rußland iſt dieſe Art Muſik gebräuchlich, und die Kunſt der vierzig Bläſer, die zu einem ſolchen Muſikchore gehören, beſteht in dem genauen Innehalten der Pauſen und dem präziſen Einſatz; und dieſe Kapellen ſind ſo geſchult, daß ſie nicht nur ſchwierige Paſſagen, Triller u. ſ. w. ausführen, ſondern ſogar Tänze, Ouverturen und ſelbſt Symphonien mit allen nur denkbaren dynamiſchen Schattierungen zu ſpielen vermögen. In Deutſchland wurden die ruſſiſchen Hörner ſelten und nur zu getragenen Stücken in Kirchen und bei Begräbniſſen angewandt. **O. M. M.**

Aus — dem Kopfe — Spielen.

Es iſt nachgerade ſelbſtverſtändlich geworden, daß die vortragenden Künſtler aus dem Kopfe ſpielen. Nur die Sängerinnen behalten ihr Notenblatt in der Hand. Man muß doch was in der Hand haben, ſagte Jochen, als er mit dem Schiebkarren zum Gerichte fuhr. Auch laſſen ſich mit dem Blatte die üblichen dramatiſchen Accente angeben. Wollen wir uns von dieſer Notenloſigkeit imponieren laſſen? Ich meine nicht. Es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß ein Künſtler, der öffentlich auftritt, ſein Muſikſtück ſtudiert hat, daß er es in- und auswendig kann. Man muß auch berückſichtigen, daß das Repertoir unſerer reiſenden Künſtler zumeiſt ſehr klein iſt. Dieſes halbe Dutzend dutzendmal geſpielter Stücke läßt ſich ſchon aus dem Kopfe vorſpielen. Und doch würde es nicht überflüſſig ſein, wenigſtens ein Blatt mit Stichworten hinzuſtellen. Der Redner, dem der Faden ausgeht, macht eine Seitenſchwenkung, der Schauſpieler hat den Souffleur, was macht der Muſiker, den einmal das Gedächtnis verläßt? Man ſagt: das darf nicht vorkommen. Warum nicht? Iſt es ein Zeichen höherer muſikaliſcher Gabe oder Bildung, ein untrügliches Gedächtnis zu haben? Wird nicht im Gegenteil Kraft und Zeit auf eine Leiſtung verwendet, die mit Kunſt nichts zu thun hat? Denn das Muſikſtück iſt zum Hören da; mit und nach welchen Vorbereitungen es zu Gehör gebracht wird, iſt ebenſo gleichgültig wie das Kleid, das die Sängerin trägt. Das Publikum, das von Anfang der Kunſt her thöricht war, hält das Ausdemkopfe-Spielen für ſchwer und für eine beſondere Leiſtung. Ei, man könnte dem Spieler ein Tuch auf die Taſten legen oder die Augen verbinden, oder er könnte ſich auf die Stuhllehne ſetzen, das wäre noch ſchwerer, aber es wären Kunſtſtücke, keine Kunſtleiſtungen. Ganz unbegreiflich iſt es aber, wie häufig die hervorragendſten Dirigenten ihre Stärke darin ſuchen wollen, aus dem Kopfe zu dirigieren. Es iſt möglich, eine Symphonie auf die Note im Kopfe zu haben. Aber es iſt eine gänzlich gleichgültige Sache. Der Dirigent iſt nicht allein für ſich, ſondern für ſein Orcheſter verantwortlich. Jeder Muſiker muß ſich auf ihn verlaſſen können. Das Orcheſter verliert an innerem Zuſammenhange, wenn der Dirigent die Partitur zuſchlägt. Und warum? Der Dirigent hat die linke Hand zum Umblättern frei. Hier liegt doch rein nichts anderes zu Grunde, als die Abſicht, ſagen zu wollen: Seht einmal, wie fein ich meine Sache inne habe. Dies zu wiſſen, iſt für den Kunſtgenuß durchaus überflüſſig. Nun fehlt bloß noch, daß auch Geſangschöre ohne Noten auftreten. Die Sache wäre übrigens nicht ſo ſchlimm, da der großen Mehrzahl der verehrlichen Damen doch Note für Note „eingeprägt“ werden muß.

M. A.

Bücherſchau.

Dudler und Dulder. Studien über die Anmaßungen der Tonkunſt. Von einem alten Muſikfreund. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. Preis 1 M. — Gegen den ſchrankenloſen Mißbrauch, gegen das ungeſunde Überwuchern der Muſik in unſerem geſelligen Leben iſt ſchon manche Philippika gedonnert worden. Scheinbar ohne jeden Erfolg. Nun macht ein alter Muſikfreund einen neuen Verſuch — der vermutlich nicht der letzte wird geweſen ſein — das moderne Muſikübel zu erforſchen und Wege und Mittel zu ſeiner Heilung anzugeben. Hinter der Maske dieſes alten Muſikfreundes verbirgt ſich einer unſerer hervorragendſten und geiſtvollſten Erzähler, und wenn der Ernſt, mit dem er zum Kampfe ſchreitet, auch den Eckſtein unter den geſelligen Künſten, die Muſik, nicht in ſeiner Stellung erſchüttern dürfte, ſo werden die Ausführungen des Verfaſſers in ihrer Beherztheit, in ihrer unerbittlichen Logik und durch den Geiſt, der ſich in ihnen offenbart, bei allen gerecht Denkenden, bei allen von der Muſikpeſt nicht Angekränkelten ein lebhaftes und freudiges Echo erwecken. Mit juriſtiſcher Treffſicherheit begrenzt der Verfaſſer die Anmaßungen des modernen Muſikfanatismus, ſchildert die Tyrannis des muſikaliſchen Dilettantismus in den großen Städten und weiſt auf die gar nicht abzuſchätzende Schädigung hin, die jedem geiſtigen Arbeiter — und dieſe ſind es gerade, die am Fortſchritt der Menſchheit arbeiten — aus dem muſikaliſchen Lärm erwachſen, ohne daß jener ſich in der Lage befände, ſich ſchützen zu können. Mit ſchlagenden Beiſpielen charakteriſiert der „alte Muſikfreund“ die rückſichtsloſe Verletzung der perſönlichen Rechte, die das Überwuchern der Tonkunſt im Gefolge hat. Das treffliche Schriftchen darf allſeitiger Beachtung empfohlen werden Möchte es nur einen kleinen Bruchteil des beabſichtigten Nutzens ſtiften. So mancher geplagte muſikaliſche Dulder würde dann dem Verfaſſer in unauslöſchlicher Dankbarkeit ſich verbunden fühlen.

Aus dem Tonleben.

Ein vierfaches Cornet-à-Piſtons. Die Flötiſten der alten Welt blieſen, indem ſie die Mundſtücke ihrer Flöten — richtiger geſagt: Oboen — miteinander verbanden, zugleich auf zwei Inſtrumenten. Der Dudelſack bringt es auf drei Stimmen, von denen die dritte, die einen ewigen Grundton angibt, eigentlich nicht in Frage kommt. Eine vierfache Trompete iſt etwas Neues, iſt fin de siècle. Der Künſtler auf dieſem Inſtrumente iſt ein Italiener, Alexander Scuri, 1861 in Como geboren. Er ſpielte von Kindheit an alle möglichen Orcheſterinſtrumente und hatte von jeher ſeine Freude an außergewöhnlichen Leiſtungen. So kam es ihm als vierzehnjährigen jungen Menſchen einmal nicht darauf an, in einem Konzerte auf der Klarinette, nachdem er den Schnabel abgenommen hatte, Flöte zu ſpielen. Später hat er ſich mit Vorliebe dem Cornet-à-Piſtons zugewandt, dem bekannten „Klappenhorn“, das in Militärkonzerten die erſte Violine zu „blaſen“ pflegt. Er unternahm es zwei, dann drei und zuletzt vier Inſtrumente zugleich zu blaſen, alſo mit einem Munde ein ganzes Quartett hervorzubringen. Welche enormen Schwierigkeiten das hat, wird man einſehen, wenn man bedenkt, daß bei der Trompete die Lippe des Spielenden der tonangebende Körper iſt, daß die Spannung der Lippe und die Kraft des Luftſtromes den einzelnen Tönen angepaßt werden müſſen und daß für vier Inſtrumente nur zwei Hände zur Verfügung ſtehen. Scuri beſaß bisher ein Inſtrument, das nur in unvollkommener Weiſe aus vier Cornets zuſammengeſetzt war, jetzt hat er ſich von Mille in Paris ein neues in ſeiner Art ſehr vollkommenes Inſtrument bauen laſſen. Seine Abſicht iſt, es auf ſeinem Inſtrument zur Virtuoſität zu bringen. Das wird freilich einige Jahre koſten, aber Scuri iſt der Mann dazu, ſeinen Plan durchzuführen. Gegenwärtig lebt er in ſtrenger Zurückgezogenheit in Breslau und ſtudiert. Er hofft bis zum Sommer mit einigen Stücken fertig zu ſein, um ſich dann gegen Ende der Ausſtellung in Chicago hören zu laſſen. Das wird ihm zweifellos viel Geld einbringen, ſicher viel mehr als manchem tüchtigen Künſtler ſeine Kunſt. Es iſt eine Kunſt, vier Cornets-à-Piſtons zugleich zu blaſen, aber eine ſolche, die nicht ſo ſehr in den Konzertſaal, als ins Spezialitätentheater gehört, und dort werden ja häufig die höchſten Gagen bezahlt.

M. A.

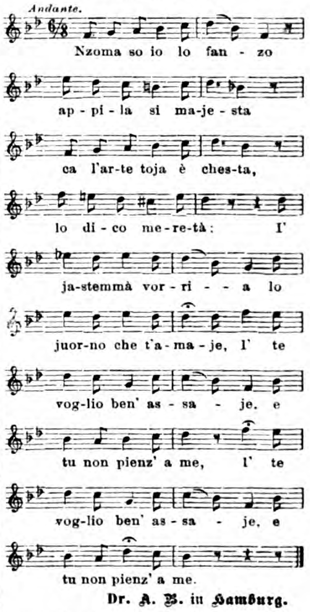
Neue Klavierſtücke.

Zwei leichte und inſtruktive Sonaten mit genauen Fingerſätzen und Vortragszeichen für den Klavierunterricht und zwar für Schüler der Mittelſtufe von Carl Heinrich Döring opus 83. Sonate in C-dur Pr. 1,50 Mk., Sonate in F-dur Pr. 2 Mk., Leipzig, Verlag von J. Rieter-Biedermann. Dieſe Sonaten (eigentlich Sonatinen) des ausgezeichneten Dresdener Muſikpädagogen ſind ein ebenſo vorzügliches Unterrichts- und Übungsmaterial, wie ſie ſich auch zum Vorſpielen eignen. Enthalten ſie doch natürliche und geſunde Muſik, reizvolle melodiſche Züge und jene ebenmäßige Glätte der Form, die den Meiſter verrät, der mit ſpielender Leichtigkeit zu geſtalten und ſeine Gedanken, auch wenn ſie leicht wiegen und dem kleinſten Genre angehören, vollwertig auszumünzen weiß. Der friſche Geiſt, der in dieſer Muſik lebt, wird den vorliegenden Sonaten die Herzen der Schüler öffnen und ihnen jene Sympathie abringen, die die Vorbedingung jeder Luſt am Lernen und des geiſtigen Gedeihens iſt. Aber auch dem gereifteren muſikaliſchen Empfinden werden dieſe Sonaten Behagen und Vergnügen bereiten.

Redaktionspoſt.

Antwort auf die Frage in Hausmuſik Nr. 32.

Heureka! Das fragliche Lied, ein Neapolitaniſches Volkslied „Te voglio bene assaje,“ iſt enthalten in: „O dolce Napoli,“ einer Sammlung neapolitaniſcher Lieder in heimiſcher Mundart und deutſcher Übertragung, herausgegeben von Philipp Freytag, Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. — Das Liedchen (Nr. 13 der Sammlung) heißt:


Andante.
Nzoma so io lo fan - zo
ap - pi - la si ma-je - sta
ca l'ar-te toja è ches-ta,
lo di - co me-re-tà: I'
ja-stemmà vor - ri - - a lo
juor-no che t'a - ma - je, l' te
vog-lio ben' as - sa - je. e
tu non pienz' a me, l' te
vog-lio ben' as - sa - je. e
tu non pienz' a me.

Dr. A. B. in Hamburg.

Herrn Dr. B-r. in Hamburg, **B. H.** in Wandsbeck, **A. Kl.** in Frankfurt a/M., Paſtor **S.** in Lagendorf, **Frau M. R.** in Trier: Verbindlichſten Dank für Ihre freundlichen Auskünfte.

Hofopernſängerin. — In der C-dur-Arie der Gräfin in Mozarts „Hochzeit des Figaro“ heißt vor der Tonleiter von $\overline{f}$ bis g das erſte Achtel nicht $\overline{\overline{g}}$, ſondern $\overline{e}$. Mozart wollte dieſe bei unſeren Sängerinnen beliebte Änderung bei der Wiederholung der Figur keinesfalls.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion unverlangt eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutſchen Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. [illegible], ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

1893. Beilage zu Heft 14 (No. 39—41).

XXIX. Jahrgang.

Juli 1893.

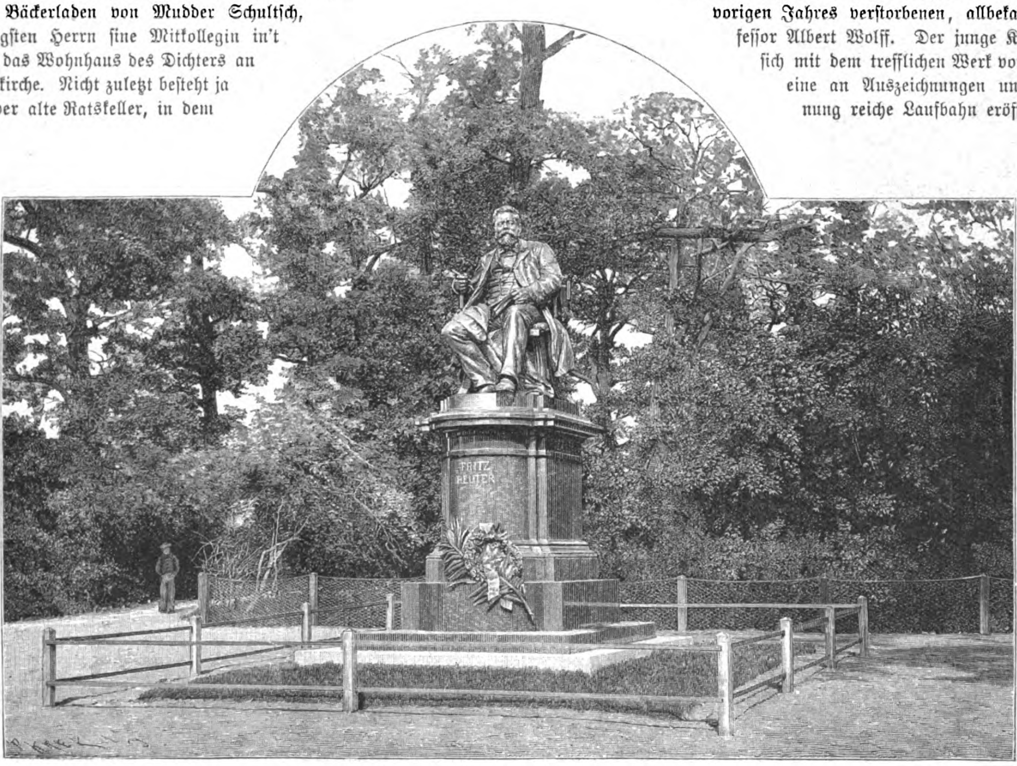
Aus der Zeit — für die Zeit.

Das Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.

Jenſeits des Ozeans, in Nord-Amerika, ſind dem Gedächtnis des großen plattdeutſchen Dichterhumoriſten bereits mehrere Statuen errichtet, denen ſich noch jüngſt ein Denkmal in Chicago anreihte. In Deutſchland mahnte an ihn bisher nur eine Büſte in Jena, die von den plattdeutſchen Vereinen geſtiftet worden iſt; erſt jetzt, am 29. Mai, wurde ihm ein würdiges Denkmal in Neubrandenburg enthüllt, in der Stadt, wo ſein dichteriſches Talent ſich zuerſt freier entfaltete. Im Jahre 1856 war Fritz Reuter nach „Nigen-Bramborg“ gezogen und hatte hier den rechten Boden für ſein Schaffen gefunden; hier entſtanden Hanne Nüte, hier ſeine drei Zeitromane: Ut de Franzoſentid — ut mine Feſtungstid — ut mine Stromtid, die ihn zu einem der Lieblingsdichter des deutſchen Volkes machten, hier fand er endlich auch die vorbildlichen Geſtalten für ſo manche ſeiner anderen Schöpfungen. Noch heute zeigt man ja in Nigen-Bramborg das „Paleh“ von „Dörchläuchting“, das Rathaus, das ſo ausſieht, als ob es „vör langen Johren ut 'ne Wihnachtspoppenſchachtel namen wir“, den Bäckerladen von Mudder Schultſch, „den gnädigſten Herrn ſine Mitkollegin in't Regieren“, das Wohnhaus des Dichters an der Marienkirche. Nicht zuletzt beſteht ja auch noch der alte Ratskeller, in dem Reuter ſeinen weißen Bordeaux trank gemäß ſeinem wohlbekannten Wahlſpruch: „Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht, kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht!“

Von nah und fern waren die Freunde und Verehrer des Dichters zur Enthüllung des Denkmals herbeigeeilt, und die „Nigen-Bramborger“ ſelbſt ließen es ſich nicht nehmen, die liebenswürdigen Gaſtgeber zu ſpielen, den 29. Mai zu einem wirklichen Volksfeſt zu geſtalten. Sie ſind ſtolz auf „ihren“ Reuter und ſie haben ein gutes Recht dazu.

Das Denkmal, welches, von alten Eichen beſchattet, in der Nähe des Bahnhofs errichtet iſt, zeigt uns den Dichter auf einem, vom Mantel halb verdeckten Polſterſtuhl ſitzend, ein Buch und einen Stift in den Händen, in ruhiger Behaglichkeit, die Züge wie von einem heiteren Einfall durchleuchtet, den er ſoeben in das Merkbuch eintragen will. Die in Lauchhammer meiſterlich in Erz gegoſſene, überaus lebensvolle Geſtalt iſt ein Werk des Berliner Bildhauers Martin Wolff, des einzigen Sohnes des im Sommer vorigen Jahres verſtorbenen, allbekannten Profeſſor Albert Wolff. Der junge Künſtler hat ſich mit dem trefflichen Werk vorausſichtlich eine an Auszeichnungen und Anerkennung reiche Laufbahn eröffnet.



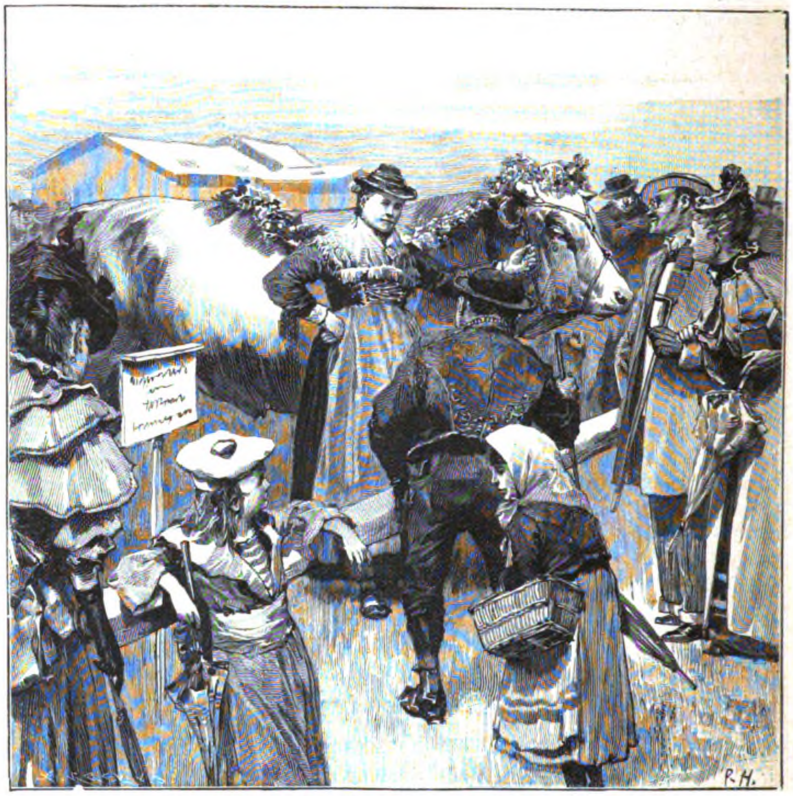
Das Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.
Nach einer photographiſchen Aufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Die landwirtſchaftliche Ausſtellung in München.

Nachdem die Wanderausſtellung deutſcher Landwirte — von Jahr zu Jahr an Umfang und Gehalt zunehmend — zweimal in Norddeutſchland abgehalten worden war, fand ſie diesmal in München eine Stätte. Prinz Ludwig von Bayern, ſelbſt ein tüchtiger Landwirt, hatte als Ehrenpräſident der deutſchen Landwirtſchafts-Geſellſchaft das Protektorat übernommen, und Staat und Stadt hatten das möglichſte aufgeboten, die Ausſtellung glänzend und erfolgreich zu geſtalten. Das ſie das wirklich geworden iſt, darüber herrſcht nur eine Stimme. Auf der Thereſienwieſe, zu Füßen der ſtolzen, mächtigen Bavaria, dehnte ſich der Feſtplatz auf reichlich hundert preußiſchen Morgen: hier lagen die umfangreichen Stallungen, die Häuschen und Zelte, welche all' die ſo unendlich mannigfachen Ausſtellungsobjekte aufnahmen, die aus dem Norden und Süden unſeres Vaterlandes, deſſen Stolz und Ruhm nun einmal trotz allem und allem ſeine Landwirtſchaft iſt, herbei geſtrömt waren. — Hier errangen ſich die trefflichen Rinder aus dem Süden ihre Preiſe, die badiſchen und württembergiſchen zumal, dann die Höhenſchläge der Alpen, die gewaltigen Simmenthaler, die Pinzgauer und Algäuer, aber auch die prächtigen Frieſen und Holländer — im ganzen waren nicht weniger als 1236 Rinder ausgeſtellt. — Hier trug die norddeutſche Pferdezucht mit ihren Oſtpreußen, Hannoveranern u. ſ. w. die Palme davon, während andererſeits die bayriſche, weniger auf Schnelligkeit, als auf Kraft gerichtete Zucht von den Landleuten aus dem Norden bewundert wurde. Neben dem lieben Borſtenvieh und den etwas ſchwach vertretenen Schafen fand auch die Ziege, die Milchkuh des ärmeren Mannes, hier ihre Freunde, ganz beſonders imponierten als reichliche Milchgeberinnen die Schweizerziegen des heſſiſchen Zuchtvereins Pfungſtadt. — Die Geflügel-Ausſtellung erfreute zumal das Herz der Frauen, die ihre Männer nach München begleitet hatten: die Italiener, die Langchan's, die Plymouth Rocks, die ſiebenbürger Nackthälſe und die thüringer Pausbacken, als treffliche Legerinnen berühmt, wurden unter den Hühnern beſonders bewundert. — Ungemein feſſelnd war ein Gang durch die bienenwirtſchaftliche Halle und die Fiſchzuchthalle mit der großen Ausſtellung des Bayriſchen Fiſcherei-Vereins, ſehr intereſſant waren auch die Ausſtellungen für Kleinbahnen, für Geräte, für Jagd. Die Kundigen aber kehrten immer wieder zur Ackerbauabteilung zurück, die ſich weit reicher und mannigfaltiger präſentierte, denn je auf einer der früheren Wanderausſtellungen, — die Allerkundigſten aber verſenkten ſich in den Genuß des köſtlichen Bieres, das auf dem Ausſtellungsplatz aus einigen unerſchöpflichen Quellen floß. Daß in München das „Brauereiweſen" hervorragende Beachtung findet, iſt ja nur gerecht.

Die Münchener — das bayriſche Königshaus voran — brachten der Ausſtellung das regſte Intereſſe entgegen, ein größeres als mancher Induſtrieausſtellung, die mit großem Pomp und viel Reklame ins Werk geſetzt wurde. Man fühlte bei dieſem Verbrüderungsfeſt von nord- und ſüddeutſcher Arbeit einmal wieder, daß die in unſeren Tagen ſo ſchwer geprüfte Landwirtſchaft doch der Kern, die Quelle des Wohlſtands unſeres ganzen Vaterlandes iſt und hoffentlich bleiben wird.



Von der landwirtſchaftlichen Ausſtellung zu München: Ein Preisſtier.
Originalzeichnung von Paul Hey.

Dieſer Teil iſt den beſonderen Intereſſen unſerer Leſerinnen gewidmet und ſteht unter weiblicher Leitung. Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Frauen-Daheim.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion,** Abteilung **Frauen-Daheim, Berlin W,** Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig.**

(Zu Nr. 39.)

Wird erſt der Schmerz dein Lehrer,
Dann ſiehſt du's traurig ein:
Ein ſchweres Herz iſt ſchwerer,
Als eine Laſt von Stein.

In eigener Sache.

Von Zeit zu Zeit wird es nötig, unſeren lieben Leſerinnen wieder einmal die Bedingungen klar zu machen, unter denen wir ihnen den Raum unſeres Frauen-Daheim zu gegenſeitigem Frage- und Antwortaustauſch zur Verfügung ſtellen können. Dieſer Raum iſt ſehr beſchränkt. Die Flut der Fragen, die in der letzten Zeit über unſeren Redaktionstiſch hereingebrochen, iſt aber unermeßlich. Unſer Frauen-Daheim würde ſeltſam ausſehen, wollten wir auch nur die Hälfte davon zum Abdruck bringen. Für Artikel ethiſchen, unterweiſenden und häuslich geſelligen Inhalts bliebe dann kein Raum. Wir müſſen alſo ſorgſame Auswahl treffen unter den vielen Fragen. Zunächſt ſcheiden wir diejenigen aus, die ſo und ſo oft ſchon dageweſen und beantwortet worden ſind; meiſt ſind dies die ewig wiederkehrenden Fragen über Sommerſproſſen, Miteſſer u. ſ. w. Auf den Abdruck ſolcher Anliegen warte keine Leſerin! Auch praktiſche Fragen können wir, wenn ſie ein- oder zweimal dageweſen und gründlich erledigt worden ſind, nicht immer wiederholen, ſo gern wir gerade in dieſer Beziehung den Leſerinnen dienen. Ausgeſchloſſen ſind ferner Fragen ganz perſönlicher Natur. Dies bezieht ſich auch auf die Fragen nach Gelegenheitsgedichten. Eine Leſerin erbittet ein Gedicht „bei Überreichung einer Lampe an ein Brautpaar, das ſich im Siebengebirge kennen gelernt. Er iſt Juriſt, ſie Gutsbeſitzerstochter." — Einen ſo beſonders zugeſpitzten Fall müſſen wir ſchon einem wirklichen Gelegenheitsdichter überlaſſen. Das Frauen-Daheim kann nur Hauspoeſie allgemeinen und allgemein verwendbaren Inhalts bringen. „Ich bitte um ein Polterabendgedicht für ein Kind, aber ſehr bald!" ſchreibt Frau L. aus S. — Sehr bald, — nun, unter ſechs Wochen kann ſich Frage und Antwort im allergünſtigſten Fall, d. h. wenn beide ſofort zum Abdruck kommen konnten, nicht erledigt haben. Wir bitten, einfach anzugeben, bis wann das Gedicht gebraucht wird, um ermeſſen zu können, ob ſich der Abdruck überhaupt lohnt; — 14 Tage braucht jede Nummer zur Herſtellung. — So ähnlich iſt es mit Sommerfriſchen. Ende Juni kommen die meiſten Fragen nach Seebädern und Kurorten. Die Antworten würden dann Ende Auguſt erſcheinen. — Zehn bis zwölf Fragen wöchentlich zielen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

auf Erwerb, Verkauf von Malereien, Handarbeiten u. ſ w. Es ſind früher Verkaufsſtellen im Frauen-Daheim genannt worden, über die dann Beſchwerden einliefen. Wir laſſen derartige Fragen jetzt lieber weg. Wollen uns unſere Leſerinnen einige empfehlenswerte Bazare namhaft machen, ſo wollen wir die Adreſſen, mit den Namen der Einſenderinnen, gern abdrucken. Aber nur Zuſchriften mit voller Namensunterſchrift können in dieſem Falle berückſichtigt werden. — Stellengeſuche müſſen wir ganz dem Inſeratenteil überweiſen. Im übrigen erledigen wir die acceptierten Anfragen je nach Raum und Dringlichkeit. Was beim beſten Willen in drei bis vier Monaten nicht zum Abdruck kommen konnte, verfällt dem Papierkorb.

Berliner Frauenbildungsanſtalten.

C. Das Heimathaus für Töchter höherer Stände.

Das Heimathaus bezweckt, bedürftigen Töchtern von Beamten, Offizieren, Geiſtlichen, Lehrern, Ärzten, Kaufleuten u. ſ. w. Gelegenheit zu geben, ihre Ausbildung zu vollenden und ſich zu einem beſtimmten Berufe erwerbsfähig zu machen. Es nimmt Mädchen nach dem ſchulpflichtigen Alter bis zum dreißigſten Lebensjahre auf und ſtrebt, ihnen während der Studienzeit das Elternhaus zu erſetzen. In ſeltenen Fällen, bei beſonderer Bedürftigkeit, dehnt es die Altersgrenze etwas weiter aus, auch läßt es ausnahmsweiſe Witwen zu. Es werden ganze und halbe Freiſtellen gewährt, im vergangenen Jahre waren es ſieben ganze und acht halbe. Nur ein Tropfen auf den heißen Stein der Not gerade unter dieſen Mädchen! Bei der Beſchränktheit der Mittel kann von der überaus großen Zahl der Geſuche um Freiſtellen nur ein winziger Bruchteil berückſichtigt werden. Prinzip des Hauſes iſt, nur vaterloſe Töchter ganz koſtenfrei aufzunehmen. Die übrigen bezahlen, je nach ihren Verhältniſſen, eine kleine Penſion bis höchſtens 68 Mark monatlich. Bedingungen zur Aufnahme ſind: ein Konfirmationsſchein, ein ärztliches Geſundheitsatteſt, die ſchriftliche Erlaubnis der Eltern und ein polizeiliches Ortsabgangszeugnis. Bett- und Tiſchwäſche, ſowie einige Bettſtücke müſſen die jungen Mädchen mitbringen. Die kürzeſte Zeit der Aufnahme ſind drei Monate. Die in den Schulen des Heimathauſes ausgebildeten Zöglinge haben, auch nachdem ſie ſchon in einen Beruf getreten ſind, die Vergünſtigung, im Hauſe weiter wohnen zu dürfen. Dieſe Erlaubnis wird hauptſächlich von Buchhalterinnen benutzt, die in Berlin Stellungen inne haben. Die Penſionärinnen können entweder die Schulen des Heimathauſes beſuchen oder in anderen Berliner Bildungsanſtalten, wie Muſikkonſervatorien, ihre Studien machen. Selbſtverſtändlich müſſen ſie ſich, da es ſich hauptſächlich um ganz junge Mädchen handelt, einer beſtimmten Hausordnung fügen und ſind dem mütterlichen Schutze der Vorſteherin unterſtellt. Doch genießen ſie auch allerhand Vergünſtigungen; Theaterdirektoren, Konzertveranſtalter, Eigentümer verſchiedener Berliner Inſtitute und Sehenswürdigkeiten ſenden dem Heimathauſe für die Zöglinge oft Freikarten. Das Heimathaus wurde 1873 begründet und ſteht unter dem Protektorate der Kaiſerin Friedrich, welche bei ihrer Anweſenheit in Berlin ſtets den Schulprüfungen beiwohnt. Es erfreut ſich des beſonderen Wohlwollens und der Unterſtützung unſers Kaiſers, verſchiedener preußiſcher Prinzen und Miniſterien; auch die hochſtehenden Juſtiz- und Verwaltungsbeamten des ganzen Deutſchen Reiches geben in großer Zahl dem Heimathauſe feſte Jahresbeiträge. Es beſitzt kein eigenes Grundſtück, allein es hat ſein Heim in einem ſchönen, alten Hauſe, welches der Stadt Berlin gehört; man kann wohl annehmen, daß es — falls der Bebauungsplan nicht geändert wird — dauernd dort verweilen darf. Das Haus liegt nahe dem Halle'ſchen Thore in der Gitſchiner Straße, inmitten eines Gartens mit alten Bäumen, es zeigt eine Raumfülle und hat ſo viel Licht und Luft, wie man ſie bei heutigen, jedes Winkelchen ausnützenden Bauten ſelten findet. Das Penſionat beherbergt augenblicklich 83 junge Mädchen, die meiſt in ſaalartigen Zimmern zu fünf Betten logieren. Die Schulen teilen ſich in

I. Die Handelsſchule.
II. Die Fortbildungsſchule.
III. Die Gewerbeſchule und
IV. Den Kurſus zur Vorbereitung für das Handarbeitsexamen.

Der Kurſus für die Handelsſchule dauert je nach Alter und Befähigung ein bis zwei Semeſter, das Schulgeld beträgt für das Halbjahr 75 Mark. Es werden, wie auch anderwärts üblich, Buchführung, fremde Sprachen, Deutſch, Geſchichte, kaufmänniſches Rechnen, kaufmänniſche Korreſpondenz und Handſchrift gelehrt. 133 Mädchen beſuchten im vergangenen Jahre die Handelsſchule.

In der Fortbildungsſchule fallen die rein kaufmänniſchen Fächer weg, und es tritt ſtatt deſſen der Unterricht in Litteratur hinzu. Das Schulgeld und die Ausbildungszeit ſind die gleichen wie oben. Die Auswahl einzelner Fächer iſt in allen Schulen des Hauſes geſtattet, auch können in Berlin befindliche junge Mädchen, die ſich nicht im Penſionate aufhalten, den Unterricht beſuchen. Am lebhafteſten war der Beſuch der Kurſe für engliſche und franzöſiſche Sprache, ihnen wohnten 162—189 Schülerinnen bei.

Die Ausbildungszeit für den vollen Kurſus der Gewerbeſchule beträgt 3—6 Monate mit einem Schulgeld von 50 Mark für das Quartal, 75 für das Semeſter. Der Unterricht umfaßt: gewerbliches Zeichnen, Schneiderei, Putzmachen, Wäſchezuſchneiden, Maſchinennähen Die Nähſtunden wurden am meiſten beſucht und zwar von 211 jungen Mädchen. Specialkurſe in der Stenographie und im Kochen finden ſtatt. Die Vorbereitung für das Handarbeitslehrerinnenexamen währt ſechs Monate bis ein Jahr, das Schulgeld koſtet für das Semeſter 24 Mark, wozu noch 6 Mark für den Unterricht in Pädagogik treten.

Blaues Lackmuspapier im Dienſte der Küche.

Mit der zunehmenden Wärme ſind Speiſen und Getränke einer ſchnelleren Verderbnis ausgeſetzt, die ſich namentlich durch ſaure Gärung kund gibt. Sehr häufig iſt ſie ſchon vorhanden, ehe ſie dem Geſchmacks- oder Geruchsſinn wahrnehmbar wird. Ein ſehr einfaches Mittel, den Anfang dieſer Veränderung zu erkennen, iſt, daß man einen Tropfen der zu prüfenden Speiſe oder Flüſſigkeit auf blaues Lackmuspapier bringt. Die ſchwächſte Säure wird ſich ſofort kundgeben, indem ſie das Blau in Rot umwandelt. Von beſonderem Werte iſt dieſes einfache, billige Verfahren bei der Prüfung von roher Milch und Sahne, die beim geringſten „Stich“ auf dem Feuer zu Käſe gerinnt und dann kaum zu brauchen iſt. Will man ganz ſicher gehen, ſo mache man die Probe in Gegenwart des Verkäufers, um event. die Ware zurückweiſen zu können. Das Lackmuspapier iſt in jeder Apotheke für wenige Pfennige zu haben.

Cl. Zöllner.

Roſenduft.

Roſen im Zimmer! — Nichts kommt ihrem lieblichen Dufte gleich. Auf eine ſehr einfache Weiſe kann man ſich dieſen flüchtigen Genuß jahrelang erhalten. Man ſammelt die Blätter der abfallenden Roſen und ſchichtet ſie mit bis zur gelblichen Farbe getrocknetem Salze in ein Tongefäß ein, mengt Blätter und Salz zuerſt ab und zu durcheinander und ſtampft und preßt es dann jedesmal wieder ſehr feſt. Das Gefäß muß feſt verdeckt werden. Der Wohlgeruch der eingeſalzenen Blätter wird noch erhöht, wenn man auch andere wohlriechende Blätter und einige Gewürznelken daran gibt, will man jedoch ausſchließlich Roſengeruch erzielen, ſo bleibt man bei Roſenblättern. Mein Großmütterchen hatte jahrelang eingeſalzene Roſenblätter in einem Kürbis von Porzellan, und es war für uns Kinder immer ein großer Genuß, daran riechen zu dürfen. Ich ſtreute eingeſalzene Roſenblätter in einen Korb mit Theeroſen aus Papier und hatte dadurch auch im Winter Roſenzeit.

A. Karſtens.

Praktiſches fürs Haus.

1) Das Schwefeln der Flaſchen zu eingemachten Früchten läßt ſich ſehr ſchnell und praktiſch auf folgende Weiſe machen. Wenn die Zeit des Einmachens naht, ſchneide ich mir mehrere ungefähr 30 cm lange und 1 cm dicke Stöcke aus Brennholz oder von Blumenſtöcken 2c., dann ſchmelze ich ein Stück gelben Schwefel, den man in jeder Droguenhandlung und Apotheke bekommen wird, indem ich es auf eine eiſerne Schaufel lege und dieſe in den Feuerherd halte. Ich ziehe, wenn der Schwefel flüſſig iſt, die Schaufel heraus; wenn er brennt, blaſe ich die Flamme aus und drehe nun ſchnell die Stöckchen an beiden Enden in dem flüſſigen Schwefel um, ſo daß ſie an jedem Ende etwa 3 cm von Schwefel umgeben ſind. So bewahre ich die Stöcke 8 Jahre lang auf. Wenn ſie gebraucht werden ſollen, ſo halte ich ein Ende an das Feuer — der Schwefel brennt ſofort — ſtecke den Stock in die Flaſche und drehe ihn langſam um, damit nichts abtropft. Dies geht ſehr ſchnell, und mit einem Stock ſchwefle ich, beide Enden gerechnet, oft 12 Flaſchen. Ich bin ſicher, daß es allen Hausfrauen gefallen wird.

2) Manche Mütter werden, ſo wie ich, ihre Mühe haben, daß die Kleinen des Nachts nicht bloß liegen und ſich dabei erkälten. Nachdem ich verſchiedenes ohne Erfolg probierte, half mir ein einfaches Verfahren aus der Not. An die Kindernachtröcke nähte ich von demſelben Stoff unten daran ein ſo breites Stück, daß der Nachtrock einige cm über die Füßchen reichte, dann nähte ich den ganzen Nachtrock unten zu und die hintere Naht ebenfalls ungefähr 25 cm. Das bewährte ſich aufs beſte. Wenn die Kinder ſich an das Stillliegen gewöhnt hatten und größer waren, trennte ich das untere Stück wieder ab und benutzte den Nachtrock in der früheren Form.

Die neue Waſchmethode.

Ausgehend von der Meinung, daß neue Fragen auf dem Gebiete der Wirtſchaftsführung nicht gründlich genug erörtert werden können, möchte ich einige Worte zu dem Kapitel: „Petroleumwaſchmethode“ hinzufügen. Man behauptet, daß Petroleum eine ungemein löſende Kraft beſitze und führt dabei die Reinigung der Nähmaſchine an. Was hat bei dieſer das Petroleum zu thun? Doch nur eingedicktes Maſchinenöl, das in ſich Staub bindet, flüſſig zu machen. Dieſe Aufgabe löſt es allerdings gut, ungefähr ſo, wie Butter Theerfarbe auflöſt. Aber es würde deshalb doch niemandem einfallen, Butter als Waſchmittel zu gebrauchen. Bei ſchmutziger Wäſche kommt noch mehr in Betracht als allein Fett, und das ſind vor allen Dingen Schweiß und ſonſtige Abſonderungsprodukte des Trägers, die eine ziemliche Menge Eiweiß und Salze mit ſich führen. Dieſe zu löſen, bedarf es verſchiedener Mittel: Waſſer, Seife, Hitze, mechaniſche Bewegung, ſowie der Einwirkung von Luft und Sonnenſchein. In der Menge der Mittel und in der Art, wie man ſie anwendet, liegt der Wert der Waſchmethode. Der Umſtand, daß das Waſchen mit Petroleum ſo gute Reſultate erzielte, liegt einzig in der Vorſchrift, recht viel Seife zu nehmen, die Wäſche ſchmutzig in die kalte Seifenbrühe zu legen und ſie dann langſam zum Kochen zu bringen. Dieſe Waſchmethode iſt aber nichts Neues, ſie iſt im Gegenteil ſchon längſt bei großen Lohnwäſcherinnen im Gebrauch, die ſie aber gern ableugnen, weil ſie meinen, ihre Kundinnen möchten ſie für unappetitlich halten. Dieſe Waſchmethode führt allerdings außerordentlich ſchnell zum Ziele — auch ohne Petroleum. So ſehr ich auch im übrigen mit der Schreiberin des Artikels in Nr. 33 einverſtanden bin — bis auf das Petroleum — ſo möchte ich doch bemerken, daß mir das angegebene Quantum Seife viel zu groß erſcheint. Wie viel benötigt Schreiberin dann für zwei Tragkörbe voll Wäſche? — Schließlich muß ich die Leſerinnen vor Anwendung des Petroleums aus dem Grunde warnen, weil es die Wäſche mit der Zeit gelb macht, wenn es auch durchaus keine Löcher in das Zeug frißt. **Cl. Zöllner.**

Handarbeit.

Eine Handſchuhtaſche, welche ſich vorzüglich für die Reiſe oder zu einem Geſchenk eignet, ſtellt man aus grauem, geköpertem Leinenſtoff her. Man richtet ſich ein Stück von 35 cm Länge und 58 cm Breite zu, faßt die beiden 35 cm meſſenden Längsſeiten mit kirſchroter Wolllitze ein; legt den Stoff vor ſich auf den Tiſch, ſchlägt die zwei eingefaßten Teile rechts und links je

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

14 cm breit gegen die Mitte und näht ſie am Rand feſt, ſo daß zwei Taſchen entſtehen und in der Mitte noch ein freier Raum von einigen Centimetern bleibt. Die beiden Breitſeiten werden nun vollends mit der Litze eingefaßt und die Taſchen — gegen innen gelegt — zuſammengeſchlagen. Auf die eine Oberſeite läßt man ſich einen hübſchen Blütenzweig zeichnen, auf die andere das Wort „Handſchuhe,“ beides ſtickt man mit roter Florettſeide fertig.

Als Ergänzung zu der, in Nr. 29 des Daheim beſchriebenen Wanddecke fertigte ich ein bequemes Schlafkiſſen mit reicher Federfüllung Auf tiefrotem Filz von 60 cm Länge und 50 cm Breite brachte ich eine Zeichnung, die auf den Zweck des Pfühls hinweiſen ſollte. Ich arrangierte einen Zweig aus drei großen blaßgelben Mohnblüten und Knoſpen, nach innen zu tief dunkellila ſchattiert; in Plattſtich ausgeführt. Dem Mohn, — als Symbol des Schlafes gedacht — entſteigt ein Engel, den ich leicht in Sepia und Siena auf crêmefarbenem Satin gemalt — ausgeſchnitten und auf ſeinen paſſenden Platz aufgeklebt hatte; jede Stelle der Außenkontur wohl befeſtigend, teils durch einen Shawl, der ſich um den Engel ſchlingt, teils durch ihn umgebende Blätter und Blumen. Die braunen Locken des Köpfchens ſtellen ſich leicht aus gekräuſelter Seide dar, die, über eine heiße Haarnadel feſtgewickelt, ſich lockt und nur zierlich aufzunähen iſt. Mit der einen Hand ſtützt ſich der Engel auf die Anfangsbuchſtaben der Worte „Leiſe, leiſe!“ — in dunkelbordeaux Chenille mit Goldumrandung ausgeführt — welche er den auf einem Zweig ſingenden vier Vögeln zuruft. Letztere ſind in weißer, grauer und gelber Chenille gearbeitet. An den Seiten ausgebogt, mit dicker Goldſchnur eingefaßt, läßt das beſtickte Rechteck bordeauxfarbene Plüſchpuffen hervortreten, welche die Eleganz bedeutend erhöhen. **Frau Hauptmann B.**

Nochmals: Die Abſehkunſt.

(Für Schwerhörige.)

Der kürzlich abgedruckte Artikel: „Die Abſehkunſt“ hat ſo viel Intereſſe erregt, daß wir in dieſer Sache noch einige Ausſprüche des bekannten Ohrenarztes Dr. Lucae, die dieſer der zweiten Auflage des Buches: „Die Abſehkunſt“ von Julius Müller vorausſchickt, hier folgen laſſen. „Es gibt viele Tauſende,“ ſagt Dr. Lucae, „welchen es völlig unbekannt iſt, daß man, wie bereits Luther — freilich zu einem andern Zweck — in ſeiner derben Weiſe ſich ausdrückt, den Leuten aufs Maul ſehen ſoll, um ſie beſſer zu verſtehen.“ Es iſt geradezu verhängnisvoll, daß zur letztgenannten Klaſſe ſehr viele unheilbare Schwerhörige gehören, denen beſonders auf weiterer Entfernung jeder mündliche Verkehr mit ihren Mitmenſchen abgeſchnitten iſt. In meiner mehr als 30jährigen ohrenärztlichen Praxis habe ich nur ausnahmsweiſe Patienten angetroffen, welche im Abſehen des Geſprochenen einige Begabung zeigten: die meiſten pflegen bei der Unterhaltung den Kopf ſo zu drehen, daß ſie ihr beſſeres Ohr dem ſprechenden Munde zuwenden; da ſie hierbei den Redenden nicht anblicken können, iſt das Abſehen in dieſen Fällen von vornherein ausgeſchloſſen. Hier iſt es die Pflicht des gewiſſenhaften und gebildeten Ohrenarztes, beizeiten die Grenzen ſeiner Kunſt zu erkennen und ſeinen Patienten der pädagogiſchen Kunſt des Lehrers zu überlaſſen, damit er methodiſch erlerne, was ihm die ſonſt ſo liberale Natur verſagt hat. Wenn dieſer Unterricht im Abſehen der Rede bei den Schwerhörigen bisher nur geringe Erfolge aufzuweiſen hatte, ſo liegt dies in zweierlei Umſtänden: nach meinen vielfachen Erfahrungen zunächſt in der mangelhaften Energie der Patienten, welche meinem dringenden Zureden nur ſelten folgten und im günſtigſten Falle die Sache als unbequem und zu anſtrengend nach einigen Unterrichtsſtunden aufgeben. Der Hauptgrund iſt jedoch darin zu ſuchen, daß dieſer Unterricht lediglich von Taubſtummenlehrern bisher erteilt wurde und jeder nach derſelben Methode, nach welcher die Taubſtummen die Lautſprache und das Abſehen derſelben zu erlernen pflegen. Für den Schwerhörigen hat dieſes Verfahren jedoch nur zweifelhaften Wert, da er wohl hiermit ſeinen Lehrer verſtehen lernt, jedoch mehr gehindert als gefördert wird, die zwangloſe gewöhnliche Umgangsſprache zu verſtehen.“ Und weiter: „Vor allem muß der Schüler bedenken, daß es ſich hier nicht um eine Heilmethode, ſondern um eine Kunſt oder gleichſam um eine fremde Sprache handelt, die er neu zu erlernen hat. Wer demnach Fleiß mitbringt und nach beendigtem Lehrkurſus mit Hilfe eines Vorſprechenden und der im Buche gegebenen Anleitung ſich weiter im Abſehen übt, dem ſtehen die ſicherſten und bleibendſten Erfolge in Ausſicht. Wie ich mich ferner an einer Reihe meiner Patienten, welche bei dem Verfaſſer mit glänzendem Erfolge Unterricht nahmen, überzeugt habe, liegt der Hauptwert ſeiner ausgezeichneten Methode und pädagogiſchen Begabung darin, daß der nur einigermaßen lernbegierige Schüler ſchon nach wenigen Stunden das Abſehen zu erlernen anfängt und daher Mut und Vertrauen zur Durchführung der nicht leichten Aufgabe gewinnt.“ Verſchiedenen Anfragen aus dem Leſerkreis diene hier gleich zur Antwort, daß die Abſehkunſt des Herrn Julius Müller in Hamburg und Berlin (Penſion Otto) gleichzeitig beſteht.

Für die Küche.

In Nr. 34 frägt eine „Schleſiſche Landfrau“ nach der Bereitung von getrockneten Bohnen (Fr. 104).

Auf 7 Liter geſchnittene, nicht alte, Bohnen rechnet man 3 Eßlöffel geſtoßenen Zucker, womit man ſie $^1/_4$ Stunde in der Kochröhre unter viel Umſchütteln ein wenig dünſten, dann im Durchſchlag ablaufen und erkalten läßt. Nun werden ſie auf ein mit Papier belegtes Blech, nicht zu dick, geſtreut und, ſobald das Feuer aus iſt, in die Röhre geſtellt, wo ſie während der Nacht trocknen. Dies wird einige Tage wiederholt. — Vor dem Gebrauch müſſen ſie einige Stunden kalt wäſſern, das Waſſer wird 2—3 Mal gewechſelt. In einer Stunde ſind ſie weich gekocht.

Die geſchnittenen jungen Bohnen werden nicht zu dick auf belegte Gruden geſtreut, damit von oben und unten Luft dazu kann, man ſtreut etwas Zucker darüber und ſtellt ſie zum Trocknen auf den Boden, jedoch nicht in freie Luft.

Junge Bohnen werden geſchnitten, in kleinen Quantitäten in kochendem Salzwaſſer einmal aufwallen laſſen, herausgenommen, abgetropft und auf Tüchern abgetrocknet, dann im Back- oder Bratofen ſchnell gedörrt, je ſchneller, deſto grüner bleiben ſie. Vor dem Gebrauch 1—2 Stunden eingeweicht.

Stangen-Schnittbohnen ſind die geeignetſten für ſämtliche Rezepte.

Alte ſächſiſche Hausfrau.

Fr. 108. Ein vorzügliches Windbeutelrezept, oft ausprobiert, für die **„junge Leipzigerin.“**

$^3/_8$ Liter Waſſer, 125 gr Butter, eine Priſe Salz. Wenn man das zum Kochen gebracht hat, gibt man 200 gr Mehl hinein und verarbeitet daſſelbe unter fortdauerndem Rühren zu einem ſteifen Brei, bis ſich derſelbe vom Kaſſerol ablöſt. Man ſchüttet ihn dann aus, läßt ihn erkalten und vermiſcht ihn dann mit 6 Eiern und 70 gr Zucker. Sodann ſetzt man wallnußgroße Häufchen auf gebutterte Bleche, beſtreicht ſie mit Ei und läßt ſie bei mäßiger Hitze ſchön gelbbraun backen. Wenn ſie erkaltet ſind, durchſchneidet man ſie und füllt ſie mit Schlagſahne oder Crême.

Weizenſchrotbrot. Dies von den Ärzten ſo oft für Kranke der verſchiedenſten Art verordnete Brot iſt leicht im eigenen Hauſe herzuſtellen, wenn man ein gutes Rezept hat. Für ländliche Kranke iſt das Selbſtbacken entſchieden vorzuziehen, da das eigen gebackene Brot ſich weit länger friſch hält, als das Bäckerbrot. Man nimmt vom Müller Weizenſchrotmehl, das ebenſo zubereitet iſt, wie das Roggengrobmehl. Zu einem Brot mittlerer Größe nimmt man 3 Pfd. Weizenſchrotmehl, 50 g Geſt (Hefe), bröckelt dieſe über das Mehl und giebt $1^1/_4$ l lauwarme Milch, welche zur Hälfte mit Waſſer (alſo knapp $^3/_4$ l Milch) ſowie Salz nach Geſchmack, etwa einen Eßlöffel, dazu, rühre alles gut durcheinander und läßt es $2^1/_2$ bis 3 Stunden gehen. Nachdem es dann gut durchgeknetet iſt, läßt man es nochmals etwa eine Stunde gehen, formt es zum Brot, beſtreicht es mit Eiweiß und backt es in einer Stunde gar. Für Diabetiker wird dies Brot in feine Scheiben geſchnitten und über Kohlen geröſtet. **—m.**

Fragen.

115) Kann mir eine der lieben Daheimleſerinnen eine Penſion, Sommerfriſche oder einen Erholungsort angeben, wo ich mehrere Monate ſein könnte gegen Zahlung von vielleicht 30—40 Mark monatlicher Penſion; ſehr dankbar würde ich ſein, da die langjährige ſchwere Krankheit meines lieben Mannes meine Kräfte ſehr heruntergebracht hat, und der Arzt dringend einen langen Erholungsaufenthalt vorſchreibt; mein Vermögen iſt derart durch die Krankheit aufgebraucht, daß ich nicht mehr ausgeben darf. Sehr dankbar würde ſein eine der

älteſten Daheimleſerinnen.

116) Kann mir eine freundliche Daheim-Leſerin Rat erteilen, wie Petroleumflecke aus dem grünen Leder eines Schreibtiſches ſicher zu entfernen ſind, ohne Gefahr für Farbe und Stoff? Benzin und Talkum verſagten jede Wirkung. **Eliſe.**

Auskunft.

Fr. 105. Ich bin gern bereit, der Frageſtellerin ein Karreau einer Bettdecke einzuſenden, die von einer vollſtändig blinden, alten Dame geſtrickt worden iſt.

Frau Amtsgerichtsrat Andreae,
Lyck in Oſtpreußen.

Fr. 110. Ich kenne ein Hörrohr, das unter dem Namen „Tonbringer“ auf verſchiedenen Ausſtellungen Preiſe bekam. Es iſt von Herrn Rechtsanwalt Rettig in Saarbrücken erfunden; derſelbe iſt nur allein durch dasſelbe imſtande, ſeinem Berufe nachzukommen, da er ohne den „Tonbringer“ faſt ganz taub iſt. Der geehrte Frageſteller wolle ſich an den betreffenden Herrn wegen des Näheren wenden. **Eine Daheimleſerin.**

Fr. 111. Vielleicht würde folgende Faſſung Ihres Gedankens:

Nicht Tempelhallen zu errichten,
Noch Kirchen ſchmücken ehret Dich,
Nein, nur die größte aller Pflichten:
Kampf Deinem eignen ſündgen Ich.

dem genannten Zwecke entſprechen.

Student J. M in Leipzig.

Redaktionspoſt.

Fr. M. W., Halberſtadt, Fr. L. P., Weſel, Fr. M. v. R., Oels, Frl. A. Sch., Weigelsdorf. Nicht verwendbar!

E. W., Haarden. — Bereits öfters in unſerem Blatte beſprochen worden!

Frl. C. v. R., Riga. Leider viel zu lang!

J. K., H. Tomatenrezepte ſind in früheren Jahrgängen des Frauen-Daheim ſchon hinlänglich dageweſen.

R. S., Liſſa. Schleſien hat außer der in Breslau, folgende Gewerbeſchulen für Mädchen: Brieg, Gewerbliche Fortbildungsſchule, Feldſtraße 7a, III; Görlitz, Städtiſche Gewerbeſchule (Rektor: Kleinſchmidt).

(Zu Nr. 40.)

Füll's bis zum Rande, bis zum letzten Maß, —
Ein Roſenblatt ſchwimmt doch noch auf dem Glas!

Wer müden Herzen Leid zu künden hat,
Leg's zart darauf, als ſei's ein Roſenblatt.

Vorſchläge für Alpenreiſende.

Unter den Daheimleſerinnen gibt es ſicher viele, die dieſes Jahr in die Alpen pilgern wollen, manche vielleicht zum erſten Mal. Mit den folgenden Zeilen hoffe ich Neulingen viele und Erfahrenen immerhin einige Ratſchläge zu bringen, deren Befolgen ihnen mancherlei Unannehmlichkeit erſparen kann. — Vor allem das Reiſegepäck! Wie oft ſtand ich ratlos vor dem Gepäcknetz im Coupé und erſtaunte über die Unverfrorenheit meiner Mitreiſenden, ſämtlichen vorhandenen Raum mit ihren Plaids, Taſchen und Körben zu belegen. Daß ich dann recht ſchadenfroh war, wenn beim Umſteigen von einem Zug in den andern ſie erſt nach Trägern rufen mußten oder wieder zurückliefen, weil ſie eines ihrer Dutzend Stücke vergeſſen hatten, während ich längſt behaglich auf meinem neuen Platz ſaß, kann ich nicht leugnen. Deshalb nehme man, wenn möglich, pro Perſon bloß ein Stück Handgepäck mit; und kann man darin nicht alles unterbringen, ſo ſchicke man den Koffer an den erſten Ort, an dem man ſich längere Zeit aufhalten will, voraus. Bleibt man nie länger als zwei Tage an demſelben Platz, ſo genügt ein kleiner Handkoffer, den man ſelbſt tragen kann, vollſtändig. Vor allem plage man ſich nicht mit mehreren Hüten. Ich trug bisher ſtets auf 4—5 wöchentlichen Alpenreiſen einen einfachen weißen, mit weißem indiſchen Mull und einer goldenen Nadel verzierten Spanhut, der alle Anſprüche, die ich an ihn ſtellte, erfüllte: er ſchützte vor der Sonne, paßte zu einem hellen wie zu jedem farbigen Kleid und machte ſeiner Billigkeit halber keinen Anſpruch auf beſonders gute Behandlung. Außerdem kann man eine kleine Reiſemütze, die man in die Taſche ſtecken kann, mitnehmen, um den Hut während der Bahnfahrt ins Netz zu legen. Außerdem iſt ein blauer Schleier zum Vorbinden nötig, nicht bloß für ſolche, die größere Touren über Schnee und Eis machen, ſondern für jede Dame mit zarter Haut, die nicht an das Gehen in der Sonnenhitze gewöhnt iſt. In dem Fall iſt ein wenig zuviel Sorge gut; denn wie peinigend iſt ſelbſt der leichteſte Sonnenbrand für die Betroffene. Sollte er aber doch eine Unvorſichtige heimſuchen, ſo empfehle ich Kompreſſen von in Waſſer ausgedrückten Peterſilienblättern. — Was die Kleider anbetrifft, ſo kommt es darauf an, ob man längere Zeit in großen Hotels logieren oder bloß durchreiſen will. Iſt das erſtere der Fall, ſo genügt ein helles, feines Kleid, ein wollenes warmes (da ſehr oft Witterungsumſchläge eintreten) und ein ſchon getragener Rock mit einer dunklen und einer Battiſtbluſe (dieſen Anzug fand ich auch für die Eiſenbahnfahrt am praktiſchſten) vollſtändig. Für Touriſtinnen iſt ein Wollmouſſeline- oder ein Sommerlodenkleid, ein älterer Rock nebſt Waſchbluſe, den man in den Handkoffer packt, ausreichend. Wie viel Leibwäſche jedes mitnimmt, entſpringt den perſönlichen Gewohnheiten. Aber

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

nur nicht zu viel! Denn gewaſchen bekommt man überall, beſonders in der Schweiz, raſch und billig. — So iſt es auch mit den Strümpfen. Wer im Sommer nicht gewöhnt iſt, wollene zu tragen, ſoll ſich nicht durch Reiſehandbücher einreden laſſen, daß für größere Touren wollene unbedingt nötig ſeien. Ich habe Hochtouren gemacht, bin durch Schnee und Bäche in baumwollenen Strümpfen gegangen und habe mich immer ſehr gut dabei befunden. Allerdings kommt es in dieſem Fall ſehr viel auf die Stiefel an. Ein paar dickſohlige, gut benagelte Stiefel zum Schnüren oder Knöpfen ſind für jeden, auch wenn er keine Bergtouren macht, unentbehrlich; denn ſelbſt bei dem kleinſten Spaziergang auf den mit Rollkieſeln belegten Gebirgsſtraßen, erleichtern ſie das Gehen, trotz ihrer vermeintlichen Schwere, ungemein. Außerdem ziehe ich zur Eiſenbahnfahrt ein paar bequeme Stiefel an und nehme ein paar Lacklederſchuhe, mit denen man in dem größten Hotel nach der jetzt herrſchenden Mode zur Tafel kommen kann, als Hausſchuhe mit. Sonnen- und Regenſchirm vereinigt man am beſten in einen dunkelfarbigen en-tout-cas. Wer Bergtouren machen will, muß ſich einen ſolide gewachſenen, keinen kunſtvoll gedrehten und geſchnitzten Alpſtock kaufen. Bekommt man im Hotel oder von einem andern Gaſt einen geliehen, ſo iſt das vorzuziehen, wenn man an denſelben Ort zurückkommt; man hat dann die Unbequemlichkeit mit ihm auf der Heimreiſe nicht. Aber, liebe Leſerinnen, laßt euch nur nicht Namen hineinbrennen, denn nichts wirkt lächerlicher auf die Mitreiſenden als dieſes zur Schautragen der meiſtens recht geringen Erſteigungen! Nun die Frage der Handſchuhe: Mir haben ſich beim Wandern wie auf der Eiſenbahnfahrt die gewebten zu 50 und 70 Pfennig immer als ſehr praktiſch erwieſen. Sind ſie ſchmutzig, laſſen ſie ſich in jeder Waſchſchüſſel mit kaltem Waſſer und Seife leicht waſchen und am Fenſter trocknen. Bei Hochtouren ſind allerdings ein Paar bequeme lederne nötig. Ebenſo fand ich es für Damenhände ſehr praktiſch, in Handſchuhen zu rudern. — Daß zu dieſer Art der Ausrüſtung noch der Staubmantel gehört, verſteht ſich von ſelbſt, denn er iſt ſeiner Leichtigkeit und Bequemlichkeit halber unentbehrlich; nicht ſo nötig, aber immerhin angenehm, iſt ein kleines Tuch oder ein Plaid für kalte Tage.

G.

Der Sternenhimmel.

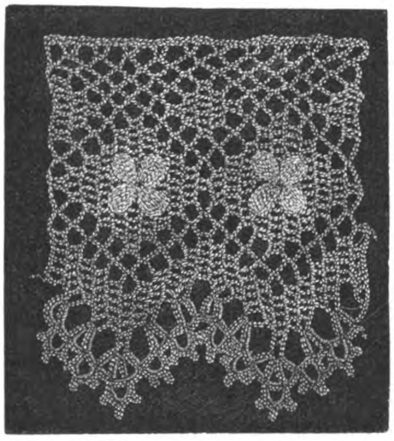
In dieſer gebenedeiten Sommerzeit wird manchem neben dem Glück, einmal Wald und Wieſenduft zu atmen, auch die Freude zu teil, ein größeres Stück Himmel, als es die Straßenzeilen der Großſtadt freigeben, tags über ſich blauen und nachts im Sternengeflimmer leuchten zu ſehen. Dabei mag manchem der Gedanke kommen, es ſei doch ſchade, nicht auch den Namen dieſes und jenes Fixſterns zu wiſſen, der da glänzt und leuchtet vor den andern, jener maleriſchen Vereinigung von kleineren und größeren Lichtern, die uns ſo bekannt ſcheint, da wir ſie oft geſehen, endlich der zierlichen, feinen, glitzernden Gruppe von Sternchen, die anmutig aneinander geſchmiegt wie ein Häuflein Kinder, von oben grüßt! — Wenn ein ſchönes und ſeltſames Buch oftmals vor uns aufgeſchlagen läge, könnten wir es uns verſagen, einen Blick hinein zu thun, würde es uns nicht reizen, darin zu blättern, und würden wir nicht wenigſtens den Verſuch machen, es zu verſtehen? — Und hier, wo wir zu blättern nicht einmal nötig haben, wo der größte aller Meiſter die Bilder geſchaffen hat, hier wünſchten wir nicht, ſie zu erkennen? — Die Schreiberin dieſer Zeilen hatte das Glück, ihre Jugend auf dem Lande zu verleben, wo es ihr aus einem großen Garten möglich war, Ausſchau zu halten in die Sternenwelt, die ſie entzückte. Mit Hilfe einer Karte aus Stielers Handatlas fand ſie ſchnell, vom großen Bären ausgehend, — der ja faſt jedermann bekannt iſt durch ſeine klaren, einfachen Formen und ſeinen hohen Stand, — den Polarſtern, den kleinen Bären und den Drachen, dann die Leier mit der Wega, Herkules, die Krone mit der Gemma, Bootes, der im Sommer am weſtlichen Himmel, mit ſeinem glänzenden Knieſtern Arktur ſo leicht erkennbar iſt. Weiter im Zenith den Adler mit Atair, den Delphin und den reizenden Schwan, der durch die Milchſtraße zu ſegeln ſcheint. Caſſiopeja, Pegaſus, Perſeus und Andromeda ſchließen ſich faſt aneinander. Am öſtlichen Himmel iſt an Sommerabenden das entzückende Bild zu ſehen, das jetzt jeden begeiſtern muß, der ein Fenſter gegen Weſten mit freier Ausſicht ſein eigen nennt und das zu dem Allerſchönſten gehört, was die ewigen Sterne uns bieten. Es ſind die freundlichen Zwillinge, die funkelnde Kapella, der Orion mit ſeinem Strahlengürtel, die demantenen Plejaden, die Hyaden und der Prachtſtern Sirius. Dazwiſchen wandelt die Venus in ihrer ſieghaften Schönheit. Sie wird unſeren Blicken ſchon ſichtbar, wenn der feurige Sonnenball verſchwunden iſt und nur noch ein zarter, roſiger Schleier des Himmels Blau duftig verhüllt. Zwiſchen all' dem läßt zu Zeiten Jupiter ſein glanzvolles Licht leuchten, Mars ſein rotes. Ihm ähnlich iſt die Spica aus der Jungfrau. Im Juli iſt der prachtvolle Regulus, im Löwen, eine Zierde des Himmels. Es iſt hier nur das Schönſte und Größte aufgezählt. Wer ſuchen will, findet leicht alles, um ſo eher als die aſtronomiſchen Berichte verſchiedener bekannter Zeitſchriften als beſter Wegweiſer dienen können. Wer nun jetzt auf dem Lande weilt und in ſchönen Sommernächten ſich die Freude bereitet, um 1, 2, 3 Uhr nachts hinauszutreten ins Freie, der wird auch alle die Sternbilder gut ſehen können, die abends für ihn noch zu tief am Horizont ſtanden, und ein Blitzen und Leuchten ſchauen, das ihm unvergeßlich bleibt für immer.

Sophie v. S.

Handarbeit.

Spitze in Klöppelmanier. Dieſelbe wird mit Leinengarn Nr. 50 oder Häkelgarn Nr. 70 gearbeitet. Sie wird quer gehäkelt und beſteht aus Luftm. und Stäbchen und zwar immer 5 Luftm. 1 feſte M., zwiſchen jedem Stäbchen iſt eine Luftm. Man ſticht immer durch das ganze Loch, nicht durch die Maſche. Iſt man genau in die Mitte des großen Rechtecks gelangt, ſo beginnt das Blütchen, welches aus 4 Blättchen beſteht. Man häkelt: 7 Luftm., 4 Doppelſt. 4 mal umſchlagen in die erſte der 7 Luftm. Dieſe 4 Doppelſt. ſind, wie die Abb. zeigt, oben zuſammengezogen, das Blättchen wird nun angehäkelt, in welches Loch, zeigt die Abb., dann 7 Luftm., ein halbe feſte M. in die erſten der 7 Luftm., nun das 2. Blättchen: wieder 7 Luftm., 4 Doppelſt. in die erſte der 7 Luftm. u. ſ. w. Alle 4 Blättchen werden auf dieſe Weiſe gearbeitet, das 4. Blättchen wird wieder angehäkelt wie das 1. Blättchen, dann wird die Spitze weiter gearbeitet und das 2. und 3. Blättchen mit befeſtigt. Um den äußeren Rand der Spitze zu arbeiten, beginnt man nicht an der erſten, ſondern an der letzten Zacke, arbeitet alſo die erſte Tour von links nach rechts: 1 feſte M. in das erſte Loch links, 8 Luftm., 1 feſte M. in daſſelbe Loch, 8 feſte M. um die 8 Luftm., wieder 8 Luftm., 1 feſte M. ins 2. Loch, 8 feſte M. um die 8 Luftm., 8 Luftm., 1 feſte M. in daſſelbe Loch, 8 feſte M. um die 8 Luftm. u. ſ. w. Letzte Tour wird von rechts nach links gearbeitet. 4 feſte M. ins erſte Loch, 9 Luftm., dieſe auf der erſten der 4 feſten M. einhängen, in dieſe 9 Luftm. 3 Picots, zwiſchen jedem 3 feſte M., ins nächſte Loch 4 feſte M., ins nächſte Loch wieder 4 feſte M., dann 9 Luftm., dieſe wieder in die erſten der letzten feſten M. hängen u. ſ. w.

R. Pz.



Spitze in Klöppelmanier.

Eine hübſche Neuerung bietet ſich uns in bunt ausgeſtickter Filetguipure dar. Derartige kleine Schutzdeckchen aufs Sofa ſehen ungemein elegant aus; es können dazu allerlei Reſte von Wolle und Seide verwendet werden. Der Filetgrund wird wie bekannt gearbeitet, dann eingeſpannt und bronziert, ſehr apart ſieht Kupferbronze aus. Bei dem Bronzieren nehme man ſich in acht, ſich Flecke in Kleider oder Möbel zu machen, da die Bronze ſehr ſpritzt. Auf dieſem Grunde werden nun bekannte Filetmuſter gearbeitet, aber in Wolle und Seide, ſtatt in Zwirn; etwas Goldfaden hebt die Arbeit ſehr. Auch hübſche Flachſtichmuſter laſſen ſich auf dieſe Weiſe gut anbringen. Die fertige Decke wird wie üblich am Rande languettiert und ausgeſchnitten. **E. Grethe.**

Feuerwehr.

Zu einer nur von Damen getanzten Quadrille in paſſender Toilette mit Geräten.

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!
Rot wie Blut
Iſt der Himmel!
Das iſt nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel!
Straßen auf
Dampf wallt auf,
Flackernd ſteigt die Feuerſäule,
Durch der Straßen lange Zeile
Wächſt ſie fort mit Windeseile!
Liebesbrand iſt ausgebrochen,
Rote Flammen wehn empor.
Glüh'nde Worte ſind geſprochen,
Zündend in des Nachbars Ohr!
Blicke fliegen hin und wieder,
Herzen ſtehn in voller Glut!
Staunend ſehn die Menſchen nieder,
Haben nicht zum Löſchen Mut.
Und die Liebesflammen faſſen
Gierig weiter Paar für Paar.
Ach! Der Eltern Haus verlaſſen
Weinend Bräute viel dies Jahr.
Mutteraugen ſtehn in Thränen;
Doch die Flamme ſchont kein Haus,
Wenn wir kaum erſtickt ſie wähnen,
Bricht ſie ſtets aufs neue aus.
Und was ſollte dann entſtehen,
Wenn das Feuer weiter fliegt?
Alles muß zu Grunde gehen,
Und ein jeder unterliegt.
Darum haben wir beſchloſſen
Eilig kräft'gen Widerſtand.
Äxte, Picken, Leiterſproſſen
Nehmen rüſtig wir zur Hand.
Kommen her aus fernem Städtchen
Stellen freudig hier uns dar.
Thun's nicht Männer, ſind's wir Mädchen,
Ein entſchloſſ'nes junges Paar.
Heut ſind wir her entboten
Beizuſtehen in Gefahr
Dem von Feuersglut umlohten,
Heißbedrängten Liebespaar.
Hilfe möchten gern wir bringen,
Um die Flammen zu bezwingen,
Jeder thue, was er kann!
Jetzt Gefährten! Drauf und dran!
(Angriff auf das Brautpaar.)
Aber ach! bei dieſen Beiden
Kommt die Rettung wohl zu ſpät!
Unſer Thun wird ſie nicht ſcheiden,
Schon die Hochzeitsfackel weht!
Beide ſtehn in vollen Flammen,
Schon vereinigt iſt die Glut.
Bald — ach! ſtürzen ſie zuſammen,
Drum hier unſer Schaffen ruht! —
Ich darf's nicht geſchehen laſſen
Daß an dieſem heißen Ort
Euch die Flammen auch erfaſſen.
Eilt euch, Ihr Gefährten! Fort! **A. F.**

Tintenfaß mit pompejaniſcher Verzierung.

Eine kleine Arbeit, welche von jeder nur einigermaßen mit der Pinſelführung vertrauten Dame in einer Stunde leicht ausgeführt werden kann, dabei zweckmäßig und hübſch iſt und wirklich, außer einigen Pfennigen für ſchwarzen Spirituslack, keine Koſten verurſacht, empfehlen wir den lieben Leſerinnen dieſes Blattes. In welchem Haushalt fände ſich nicht ein ganz gewöhnliches, niedriges, rotthönernes Tintenkrüglein, in welchem die Tinte in kleiner Portion gekauft wurde? Dieſe kleinen Krüge haben eine ebenſo hübſche wie praktiſche Form, d. h. ſie ſtehen ſehr feſt und haben eine kleine Öffnung. Nachdem wir das kleine Gefäß einer recht gründlichen Reinigung unterzogen haben, bemalen wir es nach pompejaniſcher Art mit ſchwarzem Spirituslack, welcher mit einem feinen Borſtenpinſel aufgetragen wird. $^{1}/_{2}$ cm vom oberen Rand und $^{3}/_{4}$ cm vom unteren Rande der geraden Seitenwand ziehen wir mit Bleiſtift eine gerade Linie und füllen beide Ränder mit Spirituslack; hierauf teilen wir die Weite des Kruges in 6 gleiche Felder und zeichnen in dieſe ein einfaches Bogenmuſter, welches dann ebenfalls ſchwarz bemalt wird. Da, wo unſer Tintenfaß enger wird, iſt ebenfalls ein $1^{1}/_{2}$ cm breiter ſchwarzer Streifen

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

anzubringen, wie auch der dicke Rand, welcher ſich um die Öffnung zieht, ſchwarz erſcheint. Dieſe beiden letzteren Streifen werden durch ſenkrechte, ſtrahlenförmige Streifchen verbunden. Wir thun gut, die malende Hand auf ein Buch von der Dicke unſeres Krügelchens aufzulegen, um einigen Halt bei der Arbeit zu gewinnen. Je röter der Thon des Kruges iſt, deſto beſſer wird ſich unſere kleine Arbeit ausnehmen. Zum Verſchluß dient ein Pfropfen von Steingut, oder ein aus Gummiknetmaſſe hergeſtellter Deckel, welcher gleichfalls ſchwarz lackiert wird und recht gut ſchließen muß. Ohne letzteren kann unſer Krüglein auch als niedliche Blumenvaſe dienen.

X. in K.

Praktiſches fürs Haus.

Wer denkt nicht mit Unbehagen an die Tage, in denen im eigenen Heim ein Nomadenleben beginnt, die Möbel aus einem Zimmer ins andere geſchafft, Thüren und Fenſter geöffnet werden und die Maler mit ihren Ölkannen einziehen, um die Fußböden zu ſtreichen? Wochen vergehen, ehe die Zimmer wieder zu benutzen ſind, und die wenigſten Familien können ſich ſolchen Zeiten durch Verreiſen entziehen. Sie verleben die ungemütlichſten Tage und holen ſich nicht ſelten gehörige Erkältungen. Die Fußböden ſich ſolange wie möglich gut zu erhalten, iſt alſo von großer Wichtigkeit. Wer nicht über die nötigen Arbeitskräfte verfügt, um die Zimmer bohnen zu laſſen, ſieht ſehr bald, daß der Glanz derſelben ſchwindet und die hübſche neue Farbe ſich durchaus nicht zum Vorteil verändert. Da will ich nun verſuchen, meinen Mitſchweſtern ein Verfahren mitzuteilen, das ſich mir als außerordentlich vorteilhaft erwieſen hat und vielleicht da und dort Nachahmung findet. Ich bringe auf die neu geſtrichenen Dielen kein Waſſer. Sie werden nur ſorgfältig gekehrt und dann mit einem wollenen Lappen, der mit etwas Öl getränkt iſt, überwiſcht. Darauf laſſe ich mit einem zweiten wollenen Tuch, ohne Öl, den Fußboden ſo lange aufreiben, bis kein Öl mehr darauf zu ſpüren iſt und er ſo ausſieht, als ob der Maler ihn eben fertig gemacht hätte, — eine Arbeit, die lange nicht ſo viel Zeit erfordert wie das Bohnen und ſo ſehr lohnend iſt. Werden im Laufe der Zeit die Zimmer dennoch etwas ſchmutzig, laſſe ich ſie mit kaltem Seifenwaſſer — ja nicht warm — und einem wollenen Tuch abwaſchen, nicht bürſten, oder wie man hier ſagt „ſchrobben“. Das Tuch wird um den „Schrobber“ gelegt. Sind die Dielen wieder ganz getrocknet, kommt der Öllappen abermals an die Reihe, und das wollene Tuch ohne Öl verfährt wie zuerſt geſagt. Meine Zimmer, die im April geſtrichen wurden, ſind heute wie neu und werden es noch lange bleiben. Man hüte ſich aber, zu viel Öl aufzutragen. — Mein Wohnzimmer, in dem auch gegeſſen wird, iſt erſt ein mal mit Seifenwaſſer gereinigt, das weniger benutzte gar nicht.

Alte Hausfrau in Weſtpreußen.

Für die Küche.

Fleiſchgallerte, Fleiſchgelee, Sülze, Aſpik bilden die Grundlage für verſchiedene feine Fleiſchgerichte; ſie beſtehen aus der Leimſubſtanz, die ſich durch anhaltendes Kochen von knorpelichen Teilen darſtellen läßt. Man kann hierzu verſchiedene Fiſche, beſonders den Aal benutzen, am beſten eignen ſich aber Kalbs- und Ochſenfüße. Letztere müſſen jedoch ſehr lange gekocht werden. Man nehme z. B. zur Bereitung des Aſpiks fünf bis ſechs rein abgebrühte Kalbsfüße, breche die Röhrknochen heraus und ſetze die ſo vorbereiteten Füße mit drei Liter Waſſer an. Nachdem ſie rein abgeſchäumt ſind, laſſe man ſie vier bis fünf Stunden heftig kochen, nehme ſie heraus und entziehe ihnen durch Übergießen von $1\frac{1}{2}$ L. Waſſer noch die letzten Teile der Leimſubſtanz, gieße dieſen Aufguß zur Brühe und koche ſo weit ein, bis nur 5—6 l übrig ſind. Dieſe gieße man durch ein Haarſieb oder ein leinenes Tuch, laſſe die Flüſſigkeit bis zum nächſten Tage an einem kühlen Ort, wo ſie gelatiniert, ſtehn und nehme dann mit einem Löffel die fettige Schicht von ihrer Oberfläche ab, ſowie man auch den auf dem Boden befindlichen Satz entfernt. Die ſo gereinigte Gallerte bringt man in eine Kaſſerolle, ſetzt dazu die fein abgeſchälte Schale einer halben Citrone, vier Lorbeerblätter, eine Mohrrübe, $\frac{1}{2}$ Sellerie, eine ganze Zwiebel, vier bis fünf Chalotten und das nötige Gewürz (Pfefferkörner und Gewürznelken), doch nicht zu viel, ferner drei Seidel beſten Weineſſig, ebenſoviel recht kräftige Fleiſch- oder Bratenbrühe und läßt alles zuſammen fünf Minuten tüchtig kochen. Nun ſchlägt man das Weiße von vier Eiern mit einem reichlichen Theelöffel Salz und ein paar Eßlöffeln Waſſer zuſammen und gießt hierzu durch ein Sieb die kochende Brühe unter beſtändigem Rühren, ſetzt die Miſchung wieder auf, läßt ſie aber nur langſam kochen, damit ſie ſich kläre, dann läßt man ſie durch eine in ſiedendes Waſſer getauchte, aber wieder ausgerungene, über einen Topf geſpannte Serviette laufen und wiederholt dies, bis ſie klar abläuft. Das Aſpik iſt fertig, es wird in gut gebrannten, irdenen oder porzellanen Gefäßen in den Keller oder Eisſchrank geſtellt, kann aber nur wenige Tage aufbewahrt werden.

(Zu Nr. 41.)

Viel harte Worte magſt du ſtraflos ſagen;
Viel Schweres kann ein ſtarkes Herz ertragen;
Viel Tropfen kannſt du in den Becher gießen,
Ein Tröpflein läßt ihn endlich überfließen.

Mutter und Tochter.

Zuweilen, — nein, wenn wir uns in unſeren Bekanntenkreiſen umſehen, müſſen wir ſagen — recht oft, geſchieht es, daß von einem größeren Familienkreis, nachdem der Vater vielleicht geſtorben, die anderen Kinder ſich, ihr eigenes Heim gründend, dahin, dorthin zerſtreut haben, die Mutter mit einer unverheirateten Tochter allein zurückbleibt; und ein ſolches Zuſammenleben geſtaltet ſich oft mit der Zeit zu einem ſehr glücklichen, innigen, traulichen Freundſchaftsverhältnis. Der Unterſchied der Jahre gleicht ſich allmählich aus, ſie rücken im Alter einander gleichſam näher, es gibt kein Befehlen und Gehorchen mehr, ſondern nur ein gegenſeitiges liebevolles Zuvorkommen im Erfüllen unausgeſprochener Wünſche; ſie lernen ſich erſt jetzt, wo ſie ſo aufeinander angewieſen, ganz und wirklich kennen, ſie leben ſich in einander ein, ſie werden Freundinnen. Sie haben gemeinſame Erinnerungen, gemeinſame vernarbte Wunden, oder auch ſolche, die nie vernarben, an denen keines rührt, wenigſtens nicht mit lautem Wort; ſie verſtehen ſich mit einem ſtillen Lächeln, einem Blick, einem Händedruck. Nicht ohne bittere Herzenskämpfe iſt die Tochter aus den Träumen ihres Mädchenlenzes zu der heiteren Ruhe gelangt, mit welcher ſie das Alter ihrer Mutter verſchönt; ſie auch hat geliebt, gelitten und verloren. Doch das iſt nun ſchon lange her, und es iſt gut ſo, denkt ſie zuweilen, denn wenn ihr Liebestraum ſich erfüllt hätte, ſo wäre die Mutter jetzt nicht ihr Alles, wie ſie es iſt. Sie ſieht ſeit Jahren ſchon ohne Herzweh die verheirateten Schweſtern mit Mann und Kindern als liebe Gäſte bei Großmutter und Tante einkehren; ſie iſt eine liebe, gute fröhliche Tante und wird von der kleinen Schar abgöttiſch geliebt. Das ſind dann gar liebe, geräuſchvolle, geſchäftige Tage, voll Lärm und Luſt und Kinderlachen, faſt zu laut allmählich für die alte Frau. Und wenn die Geſchwiſter dann abreiſen, ſo können ſie getroſten Herzens von der Mutter ſcheiden, ſie wiſſen ſie ja in den beſten Händen, in der treueſten Pflege. Der alten Frau wird der Abſchied von den fernwohnenden Kindern immer recht ſchwer, aber ein Blick auf die Eine, die bei ihr bleibt, tröſtet ſie. In ihrem Mutterherzen liebt ſie ſie alle gleich ſehr, aber ganz und einzig gehört ihr doch nur die Eine. Und iſt der luſtige Schwarm verflogen, wird es wieder leer und ſtill und lenken die bewegten Wellen wieder in ihr ruhiges Bett, ſo gefällt es den Beiden auch wieder ganz gut in ihrer trauten Einſamkeit zu zweien. Die verrinnenden Jahre ändern wenig an dem friedlichen Leben von Mutter und Kind. Nur manche kleine Zerſtreuung, die ſie gern zuſammen genoſſen, wird der Mutter allmählich zu viel, und die Tochter entbehrt ſie gern, und manche kleine Beſchäftigung, die die alte Frau noch als ihr Amt betrachtet, gleitet leiſe, leiſe aus ihren müden Händen in die fleißigen Hände der Tochter. Dieſe erſchrickt wohl, wenn ſo, eine nach der andern, die Jugendbekannten der Mutter, heimgehen. Aber ernſtlich ans Trennen, an ein Aufhören dieſes glücklichen, gemütlichen Stilllebens denkt keine von ihnen. Mütter in ſo zärtlicher, ſorglicher Liebeshut erreichen ja oft ein hohes Alter. Aber die Brüder und Schweſtern reden doch zuweilen unter ſich von jener Zeit, die doch unabwendbar eintreten muß; und ſie wetteifern miteinander, wer von ihnen dann die geliebte Schweſter in ſein Heim aufnehmen ſoll und wie ſie alle mit tauſendfachen Liebesbeweiſen ihr vergelten wollen, was ſie in treuer Pflichterfüllung für ihre Mutter gethan.

P. Sch.

Für den Toilettentiſch.

Zur größeren Bequemlichkeit am Toilettentiſch trägt ein handliches Körbchen bei, welches ſehr niedlich aus japaneſiſchen Knäulkörbchen hergeſtellt werden kann. Drei ſolche Körbchen werden in Form eines Kleeblattes aneinander befeſtigt und zwar dort, wo ſie zuſammenſtoßen, möglichſt unſichtbar feſtgenäht. In der Mitte der drei Körbchen wird ein Büſchel farbiger Pompons oder ein Schleifentuff als Handhabe befeſtigt. Die Außenſeite der Körbchen wird mit Chenilleſtichen verziert und zwar mit Hexenſtichen, wozu ſich das Geflecht bequem benutzen läßt. Eins der Körbchen erhält innen ein kleines farbiges Atlaspolſter und dient zur Aufnahme von Broſche, Ringen u. ſ. w. Das kleine Polſter wird auf Watte über einer Pappſcheibe hergeſtellt und im Körbchen feſtgeklebt. Es iſt dies eine ziemlich mühſame Arbeit, da die Öffnung des Körbchens nicht ſehr groß iſt, mit einiger Geduld gelingt es aber zur Zufriedenheit. Das zweite Körbchen wird mit Watte gefüllt und erhält oben von der Oeffnung ein kleines Kiſſen aufgeſetzt, als Stecknadelkiſſen. Das dritte Körbchen endlich wird mit Roßhaaren vollgefüllt und in die Öffnung oben eine gehäkelte Rundung eingeſpannt als Abſchluß des Haarnadelkiſſens. Dieſe Art Körbchen ſehen allerliebſt aus und können ſehr verſchiedenartig und elegant ausgeſtattet werden.

E. Grethe.

Handarbeit.

Zu billigen Geſchenken unter jungen Mädchen möchte ich folgendes ſehr niedliche Nadelbuch empfehlen. Einen 30 cm langen und $4\frac{1}{2}$ cm breiten Streifen von feinſtem creme Kongreßſtoff verziert man mit einer ſehr dichten, zartfarbigen, ſeidenen Bordüre und füttert ihn mit einem ein wenig längeren 6 cm breiten hellblauen Seidenband, deſſen Ränder nach oben auf den Streifen umgenäht werden und ſo denſelben einrahmen. Den gefütterten Streifen bricht man dreifach zuſammen. Innen näht man auf den erſten Teil ein weißes mit blauer Seide umrändertes Flanellfleckchen, welches man mit Einziehſtift, Stopf- und Sticknadeln verſieht. Auf den zweiten näht man ein durch Steppſtiche geteiltes Stückchen Band, dahinein man zwei Päckchen Nähnadeln ſteckt. Der dritte etwas kürzere Teil iſt durch eine Roſette am Ende geſchmückt, unter welcher ſich Schlinge und Haken befindet. Das kleine Etui macht wenig Mühe, ſieht aber ſehr zierlich und elegant aus.

Erika.

Schneiderſtube.

Manche Mutter möchte gern die hellen Sommerkleidchen, Bluſen oder Schürzchen ihrer Kinder recht zierlich mit Stickerei in buntfarbigem Garn verſehen, doch gebricht es ihr an der nötigen Zeit. Ich rate zu folgendem Ausweg. Man zeichne ſich ein einfaches Muſter auf die linke Seite des Stoffes und nähe es mit der Nähmaſchine nach, doch ſo, daß man das farbige Garn als Unterfaden benutzt, da es ja nachher die rechte Seite abgibt, und die Spannung des feineren Oberfadens (gewöhnliches Maſchinengarn in gleicher Farbe), eine entſprechend feſtere ſein läßt, dazu nimmt man auch einen gröberen Stich. Man probiert ſich das richtige Verhältnis von der Stärke des Fadens und der Spannung zu der Größe des Stiches leicht aus, und die Arbeit geht überraſchend ſchnell von ſtatten. Als Muſter eignet ſich am beſten ein einfacher Mäander, ineinandergreifende oder parallele Zacken, auch parallele gerade oder Wellenlinien (mit Hilfe eines aufgelegten Zentimeterbändchens oder einer Münze direkt aus freier Hand auf den Stoff zu zeichnen). Auf einer Gartentiſchdecke aus grauer Leinwand ſieht eine mit feuerrotem Garn in dieſer Art aufgenähte großrankige oder blätterige Borte ſehr gut aus. Die Umriſſe, die dabei den Hauptteil der Arbeit ausmachen würden und mit der Nähmaſchine genäht ſind, werden hin und her durch Zierſtiche unterſtützt oder durch Punkte und Kreuze leicht ausgefüllt. Dieſelbe Borte kann man auch zur Ver-

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zierung der ſo beliebten Neſſelgardinen mit gehäkelten Spitzen und Einſätzen anwenden. Sie füllt dann den Raum zwiſchen Spitze und Einſatz aus und läuft auch noch neben dem letztern auf der andern Seite her.

F. H.

Ein Tagebuch.

Für eine angehende junge Mutter empfehle ich als hübſches Geſchenk ein kleines Buch, deſſen Einbanddecke man nach Belieben auf Atlas, Plüſch, Leinen ꝛc. ſticken kann, etwa mit der Inſchrift: „Vom Kleinchen.“ Es enthält einzelne Abteilungen, wie: „Tag und Stunde der Geburt des Kindes, Gewichtsangabe für jede Woche, der erſte Zahn, das erſte Wort, der erſte Schritt.“ Man erhält derartige Bücher gedruckt oder einfach gebunden, doch finde ich es hübſcher und auch zum Geſchenk paſſender, wenn die Geberin die Rubriken ſelbſtüber ſchreibt. Dann folgen noch viele leere Blätter, auf welche die Eltern ſpäter die wichtigſten und niedlichſten Vorkommniſſe aus dem Leben des kleinen Erdenbürgers notieren können. Auf ein Vorſatzblatt ſchrieb ich den Vers von Heyſe:

„Kein Glück iſt auf dem Erdenrund
Heilkräftiger, ſüßer, reiner,
Als Kindermund an Deinem Mund
Und Kinderhand in Deiner.“

Luſtige Buchhändlersfrau.

Fragen.

117) Für Angabe einer Adreſſe, um Nickel-Meſſer und Gabeln neu vernickeln zu laſſen, womöglich auch mit der ungefähren Angabe des Preiſes, wäre ſehr dankbar **T. v. F.**

118) Wie kann am beſten von einem neulich gefundenen altdeutſchen (Allemanen-)Schwert der Roſt entfernt werden? **G. R. in W.**

119) Wie ſchütze ich meine Polſter-Möbel am beſten vor Motten?

Abonnentin in Italien.

120) Könnte uns wohl jemand einen mit Waldungen umgebenen Badeort an der mecklenburgiſchen oder holſteiniſchen Oſtſeeküſte nennen, an dem es ſich rentieren würde, ein Penſionat zu errichten? Für gütigen Rat würden ſehr dankbar ſein

Charlotte u. Clara.

121) Kann man ſich wohl durch Anſchaffung einer Strickmaſchine einen lohnenden Erwerb ſchaffen? Woher kann man eine gute Maſchine beziehen? **H. in Str.**

122) Kann mir eine meiner geehrten Mitleſerinnen ein Gedicht mitteilen, welches ich in eine Bibel, für meinen Pathen als Geſchenk dienend, eintragen könnte. Im Voraus beſten Dank. **M.**

123) Könnte mir eine der geehrten Mitleſerinnen mitteilen, wie man Agaven behandeln muß? Im voraus beſten Dank von einer

ratloſen Blumenfreundin.

124) Könnte mir eine der geehrten Leſerinnen des Daheim wohl drei hübſche Geburtstagsgedichte für Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren für ihren Vater angeben? Ferner möchte ich auch noch um eine Widmung in ein Buch „Merkblätter fürs Haus“ bitten.

Eine ſehr beſchäftigte Hausfrau.

125) In Nummer 22 des Frauen-Daheim gibt K. an, wie man alte Kupferſtiche renovieren, beziehentlich reinigen kann. Sollte dies Verfahren ſich auch auf ſehr wertvolle farbige, alte engliſche Kupferſtiche, die fleckig geworden, anwenden laſſen? Um Auskunft bittet **v. H. W.**

126) Ich beabſichtige, allerhand kleine bunte Seidenflecke zu zupfen, um daraus etwas weben zu laſſen. Würde mir nun eine der verehrten Leſerinnen mitteilen, wo eine ſolche Weberei iſt, ob die Faden wirr durcheinander liegen können oder glatt ſein müſſen, ferner möchte ich wiſſen, ob jede Farbe einzeln ſortiert ſein muß und ob ſich auch ganz kurze Fäden verwenden laſſen? Ich hörte, daß man daraus Steppdecken webt, weiß aber nicht, ob Füllung oder Bezug gemeint ſind. Im voraus beſten Dank.

B. v. B. aus E.

127) Wäre vielleicht eine Daheimleſerin ſo gütig, Rat zu erteilen, wie man Feigen verwertet? Wir haben einen Baum, der alle Jahre ſehr reiche Früchte trägt, aber friſch vom Baum kann ſie niemand eſſen. Verſuche, die Feigen im Ofen oder an der Sonne zu trocknen, ſind uns mißlungen.

Eine Abonnentin in Thüringen.

128) Um ein Rezept zu den ſogenannten „Pommes soufflées“ bitten

Karl und Marie.

Redaktionspoſt.

A. H. in K. Vielleicht führen Sie mit Ihrer Klaſſe das Feſtſpiel „Columbus“ von Marianne Kunhardt, Lehrerin am Waiſenhaus in Hamburg, einmal auf. Verlag von Lübcke & Hartmann in Lübeck. Der Reinertrag iſt für die Cholerawaiſen in Hamburg beſtimmt.

D. B. in Weſtfalen. Ein hübſcher Vortragsſcherz, wie Sie ihn wünſchen, iſt „Amors Lexikon,“ enthalten in Bern's Deklamatorium, Reklamausgabe.

Der Hausgarten
ſteht unter fachmänniſcher Leitung.
Abdruck aus demſelben iſt verboten.

Der Hausgarten.

Auf den Inhalt bezügliche Zuſchriften ſind zu richten an die **Daheim-Redaktion**, Abteilung **Der Hausgarten, Berlin W**, Steglitzerſtr. 53; Inſerate ausſchließlich an die **Daheim-Expedition** in **Leipzig**.

Levkoje. (Matthiola annua L.)

Wie dankſt dem Gärtner du, der dich ſäte,
So reich an Farben und reich an Duft?
Mit bunten Blüten zierſt du die Beete,
Mit Wohlgerüchen füllſt du die Luft.

J. Trojan.

Arbeitskalender.

So iſt denn nun der längſte Tag vorüber, es geht auf Weihnachten zu. Wie aber der Volksmund ſagt: „wenn die Tage fangen an zu langen, kommt der Winter gegangen,“ ſo könnte er auch ſagen: „Sommer tritt ins Land herein, wenn die Tage werden klein.“ Mit dieſem Spruche wollen wir uns tröſten und uns noch nicht die Freude am Garten durch die Ausſicht auf den Winter ſtören laſſen. Freilich die lieben Pflanzen mahnen uns ſelbſt daran, daß des Frühlings und des Lenzes Herrlichkeit vorüber iſt. Köſtliches Obſt wird jetzt ſchon von Tag zu Tag reif, Erdbeeren, Kirſchen, Johannis-, Stachel-, Himbeeren und Brombeeren, Aprikoſen und ſelbſt Äpfel und Birnen reifen. Die Zeit der Blüte iſt dahin, der Garten bringt uns jetzt Gewinn. Birnen und Aprikoſen pflücken wir einige Tage vor der völligen Reife und laſſen ſie im Zimmer nachreifen, ſie werden dann ſchmackhafter. Wo aber die Bäume zu dicht mit jungen Früchten beladen ſind, da entfernen wir einen Teil des überreichen Segens, damit ſich die übrig bleibenden Früchte um ſo beſſer entwickeln können. An Himbeer- und Brombeerſträuchen ſchneiden wir ſämtliche jungen Schößlinge bis auf die vier ſtärkſten fort, weil dieſe dann um ſo ſchöneres Obſt tragen. Stachel- und Johannisbeerſträuche lichten wir nach der Ernte gehörig aus, indem wir ſämtliche Äſte, welche nicht mehr recht tragen wollen, am Grunde fortſchneiden. Bei anhaltend trockenem Wetter begießen wir unſere Obſtpflanzen reichlich, denn zur Ausbildung des ſaftigen Fleiſches iſt ſehr viel Waſſer nötig. Zur Vermehrung unſeres Obſtſortimentes veredeln wir jetzt durch Okulieren. — Im Gemüſegarten werden die zu dicht ſtehenden Wurzelgemüſe verzogen, d. h. man entfernt ſo viele Exemplare, daß die übrigbleibenden ſich gut entwickeln können. Die Bleichgemüſe werden in Stroh eingebunden, damit die jungen Blätter ſich zart und weiß ausbilden. Bei Blumenkohl biegt man die innerſten Blätter über dem Kopf zuſammen und hält ſie in dieſer Lage. Der Kopf wird dann weiß und weich. Gurkenſtengel bedeckt man ſtellenweiſe mit lockerer Erde Sie bilden dann an dieſen Stellen Wurzeln, was ſehr zur Kräftigung der Pflanzen beiträgt. Gewürzkräuter werden unmittelbar vor der Blüte abgeſchnitten, in Bündel zuſammengebunden und zum Trocknen aufgehängt. Frühe Kartoffeln ſind aufzunehmen, ebenſo reife Zwiebeln. Erdbeerbeete ſind nach der Ernte zu reinigen und zu düngen. Alte Anlagen, welche nicht mehr tragen, werden umgegraben, gedüngt und mit Gemüſe bepflanzt. Samen ſind zu ernten. Von Winterkohl, Teltower Rübchen, Rapünzchen und Spinat werden Ausſaaten gemacht. Lockern des Bodens und fleißiges Gießen ſind Hauptarbeiten. Der Kompoſthaufen wird mit Jauche begoſſen, mit Kainit und Thomasſchlacke beſtreut und umgeſtochen. — Im Ziergarten werden die Teppichbeete mit der Scheere beſchnitten. Der Raſen iſt wöchentlich einmal zu mähen und täglich ſtark zu gießen. Abgeblühte Blumenbeete werden erneuert. Hecken und Beeteinfaſſungen werden mit der Scheere zum zweitenmale beſchnitten. Blühende Pflanzen ſind gegen Regen zu ſchützen. Samen werden geerntet und gereinigt und dann in Papierkapſeln aufbewahrt, auf welche man den Namen und Tag der Ernte aufſchreibt. Ziergehölze, beſonders auch Roſen, werden veredelt. Gegen Ende des Monats ſät man Staudenſamen für den nächſtjährigen Flor aus, auch Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht können dann ſchon für die Frühjahrspflanzung ausgeſät werden. Für Wegeinfaſſungen ſei das reizende gehörnte Veilchen (Viola cornuta) empfohlen. Man ſät daſſelbe Ende des Monats in Töpfe aus und pflanzt zum Herbſte die Pflanzen in Abſtänden von 10—15 cm an den Wegen entlang Schon im nächſten Jahre beginnen ſie dann zeitig zu blühen und bilden nun für viele Jahre eine reizende Einfaſſung, welche das ganze Jahr durch, vom Frühling bis zum Herbſt blüht. Es gibt verſchiedene Sorten vom reinſten Weiß bis zum dunklen Veilchenblau. Blattpflanzen erhalten zu Anfang, in der Mitte und zu Ende des Monats einen kräftigen Düngerguß. Jetzt iſt auch die beſte Zeit, harte Palmen ins Freie auszupflanzen. Die Zimmerpflanzen werden in dieſem Monat, wie im vorigen Monat behandelt. Sie brauchen viel Waſſer, reichlich Nahrung und ſehr viel friſche Luft. Vor der heißen Mittagsſonne ſind ſie, mit Ausnahme der Kakteen, zu ſchützen. Orchideen, welche ihren Trieb beendet haben, werden nun allmählich trockner gehalten, damit ſie in die Ruheperiode treten können. Blühende Pflanzen ſchützt man gegen die ſengenden Mittagsſonnenſtrahlen, damit ſie länger blühen.

Beerenobſtwein.

Es gab in unſerem lieben deutſchen Vaterlande eine Zeit, in welcher Weinberge viel weiter nach Norden hinauf gepflegt wurden. Wo ſich z. B. jetzt in der Reſidenzſtadt ein weites Häuſermeer erſtreckt, da kelterte man einſtmals köſtlichen Rebſaft. Ob er unſeren verwöhnten Zungen allerdings geſchmeckt haben würde, das iſt eine andere Frage. Es mag ein ſauer Tröpflein geweſen ſein. In neuerer Zeit wird nun ein anderer Saft in immer größeren Mengen gekeltert, der es ſicher mit jenem aufnehmen kann, ja, ihn bei weitem übertrifft: das iſt der Johannisbeerwein. Ich habe ſchon mancher verwöhnten Weinzunge ſolch einheimiſches Tröpflein vorgeſetzt, nachdem ich es zuvor mit einem hochtrabenden Schilde Old dry Madeira maskiert hatte, und da iſt mein lieber Johannisbeerer gar wohl geſchätzt und gewürdigt und auf Treu und Glauben als das köſtliche Rebblut der himmliſchen Inſel gelobt und geprieſen worden. Und wenn ich dann ſagte, daß dieſer Rebſaft kein Rebſaft ſei, daß nicht die glühende Sonne Madeiras, ſondern unſere liebe märkiſche Sonne ihn gezeitigt, da wollte es keiner glauben. Ich habe freilich ſchon manchen Johannisbeerwein gekoſtet, der nicht ſchön war, das lag aber daran, daß man zu viel Geld verdienen wollte. Das war nicht hübſch; denn mein Johannisbeerer iſt ſchon ſo billig, daß man ihn nicht noch billiger herſtellen ſollte. Eine Rotweinflaſche voll koſtet mich noch nicht ganz eine viertel Mark. Das Rezept gab mir meine Mutter, zu Nutz und Frommen der Daheimleſerinnen gebe ich es hier. Pflücke weiße Johannisbeeren, ſo viel du pflücken kannſt, aber immer nur ganz reife, ja ſelbſt überreife, welche ſchon am Zweige eintrocknen, ſind gut, ſie ſind ſogar ſehr gut für den Wein. Die Beeren läßt du in Trauben, entfernſt alſo die gemeinſamen Stielchen, die Kämme, nicht. Die Beeren bringſt du in große irdene Töpfe und merkſt dir, wie viel Liter du haſt. In den Töpfen zerdrückſt du nun die Beeren mit einer hölzernen Reibekeule, ſo daß kein Beerlein unverletzt bleibt, deckſt dann ein ſauber Tüchlein über den Topf und ſtellſt dieſen an einen warmen Ort, etwa in die Küche. Hier läßt du ihn einige Tage unberührt ſtehen, bis ſich ein dicker Schaum gebildet hat. Wenn nun der Schaum recht kräftig iſt, dann gießt du den Brei durch ein ganz ſauberes leinenes Tuch und drückſt alle Flüſſigkeit aus, ſo daß du reinen klaren Saft erhälſt. Hüte dich aber, daß kein Metall mit dem Saft in Berührung kommt. Nur Holz und irden oder gläſern Geſchirr verwende. So viel Liter Saft du nun gewonnen haſt, ſo viel reines Waſſer nimm und koche es. So viel Liter Beeren du aber hatteſt, ſo viel Pfund Zucker nimm. In einem Teile des gekochten Waſſers löſe den Zucker, koche die Zuckerlöſung und ſchäume ſie ab. Decke dann das abgekochte Waſſer ſowohl, als auch die Zuckerlöſung mit einem Deckel zu und laſſe beides erkalten. Während dies geſchieht, ſchwefele ein ſauberes

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Fäßchen. Am beſten nimmſt du hierzu ein Weinfäßchen, in welchem Madeira war, und welches du Tags zuvor ſehr ſauber ausgeſpült haſt. Das Schwefeln führſt du in der Weiſe aus, daß du einen Schwefelfaden von einer Spanne Länge, den du beim Kaufmann oder Drogiſten erhälſt, anzündeſt und in das Spundloch hälſt, bis er verbrannt iſt. Sind nun das Waſſer und die Zuckerlöſung abgekühlt, ſo miſche beide und fülle dann durch einen Glastrichter in das Faß abwechſelnd ein Glas Saft und ein Glas Zuckerwaſſer bis das Faß zum Überlaufen voll iſt. Setze dann auf das Spundloch einen ſogenannten Gärſpund, den du in jedem größeren Haushaltungswarengeſchäft erhälſt, ſtelle das Faß in ein warmes Zimmer und laſſe es unberührt ſtehen. In den erſten Tagen magſt du das Zimmer etwas heizen, daß die Temperatur einige zwanzig Grad hoch ſei. In Bälde fängt der Saft an zu gären. Nun ſorge nur durch Nachfüllen von etwas Weißwein dafür, daß das Faß ſtets gefüllt bleibt. Nach zwei Monaten iſt die Gärung beendet, und du kannſt dann den Wein mit einem Gummiſchlauch in Flaſchen füllen. Die zuvor ſehr ſauber gereinigten Flaſchen ſchwenke unmittelbar vor dem Füllen mit einem Schnapsgläschen voll Cognak aus. Hüte dich bei dem Abfüllen, den Bodenſatz mit dem Gummiſchlauch aufzurühren.

Shamrock.

Wenn der Kuckuck anfängt zu rufen, blüht im Walde eine allerliebſte kleine Pflanze, welche Kuckucksſalat oder Haſenbrot oder Sauerklee genannt wird. Sie hat dreizählige Blätter wie der Klee, weshalb ſie auch in alter Zeit zu den Kleearten gerechnet wurde, und im Verhältnis zu ihrer Größe recht anſehnliche Blumen, deren weiße Blätter mit purpurnen Streifen geziert ſind. Der Sauerklee iſt ein echtes Waldkraut. Nur im Walde wächſt er und beſonders gern an den Wurzeln alter Bäume. Dieſes Pflänzchen ſoll in Wirklichkeit dasjenige ſein, das bei den Irländern shamrock hieß und das zur Wappenblume Irlands geworden iſt, indeſſen ſich England die Roſe und Schottland die Diſtel gewählt hat. Jetzt wird in ganz Großbritannien shamrock im allgemeinen der Klee genannt, und man ſtreitet nur darüber, ob es der weiße oder der rote Klee war, an dem der heilige Patricius den Irländern die Dreieinigkeit erklärte. Die meiſten halten den weißen oder kriechenden Klee dafür. Wahrſcheinlich aber iſt es, wie geſagt, daß shamrock weder der weiße noch der rote Klee war, ſondern der Sauerklee, den die Botaniker Oxalis Acetosella nennen. In alter Zeit war Irland von Wäldern bedeckt, die ſpäter ausgerottet ſind. Mit den Wäldern verſchwand auch die an ſie gebundene Pflanze, und an ihre Stelle, da ſie faſt unbekannt geworden war, wurde eine andere häufig vorkommende geſetzt, die ihr ähnlich ſah. Das Kraut des Sauerklees wurde in alter Zeit von den Irländern gegeſſen, wie noch unſere Kinder es eſſen, wenn ſie es auf Waldſpaziergängen finden. Es hat einen angenehm ſäuerlichen Geſchmack, der von einem geringen Gehalt an Kleeſäure herrührt, welche auch im Sauerampfer enthalten iſt. Aus beiden Pflanzen kann das überaus giftige Kleeſalz hergeſtellt werden. Der Sauerklee gehörte früher auch bei uns zu den beliebten Salaten und wurde im Garten ſogar für den Küchengebrauch angebaut. Durch die vielen neuen Salatſorten iſt er verdrängt worden. Der Tag des heiligen Patrik iſt der 17. März. An dieſem Tage konnte in dem milden Klima Irlands der Sauerklee ſchon blühen, noch nicht aber der Wieſenklee.

J. Tr.

Die Bedeutung des Regenwurms für den Garten.

Nicht jeder Gartenbeſitzer iſt ſich des Nutzens des gemeinen Regenwurms (Lumbricus terrestris L.) recht bewußt. Ja, nicht ſelten gilt der Regenwurm als ein mehr ſchädliches, als nützliches Tier. Demgegenüber erſcheint es angebracht, die wirkliche Bedeutung dieſes Wurmes im Staube ins rechte Licht zu ſtellen. — Der Regenwurm iſt ein überaus nützliches Tier; denn:

1. Der Regenwurm lockert den Gartenboden. Welche Vorteile ein gut gelockerter Boden für das Gedeihen der Gartenfrüchte hat, iſt bekannt. Der Regenwurm hilft nun an ſeinem Teile an der Lockerung der Erdkrume, indem er dieſelbe mit einem weit verzweigten Röhrennetz durchzieht. Selbſt der harte Thonboden bietet dem Regenwurm bei dieſer Thätigkeit kein bedeutendes Hindernis.

2. Der Regenwurm verſchafft der Luft Zutritt in den Boden. Viele der vom Regenwurm angelegten unzähligen Kanäle in der Erdkrume münden nach außen. Durch dieſe kleinen Löcherchen, deren man bei genauerer Beobachtung oft Hunderte auf einem qm Landes finden kann, hat die Luft ungehinderten und reichlichen Zutritt in den Boden. Das iſt aber für die Fruchtbarkeit der Erdkrume von größter Wichtigkeit. Da nämlich die atmoſphäriſche Luft alle tieriſchen und pflanzlichen Stoffe der Erdkrume ſchnell in Verweſung überführt, hilft ſie einen ergiebigeren Boden herſtellen.

3. Der Regenwurm führt Dungſtoff in den Boden. Bekannt iſt, daß viele der nach außen mündenden Löcher oft mit Strohhalmen, Blättern u. ſ. w. ausgefüllt ſind. Dieſe pflanzlichen Reſte leſen die Regenwürmer während ihres nächtlichen Aufenthaltes auf der Erdoberfläche zuſammen und ziehen ſie in ihre Behauſung hinab. Hier in der Erdkrume verweſen dieſe Stoffe bald, bilden alſo einen Dung, durch den der Boden nicht unweſentlich verbeſſert wird.

4. Der Regenwurm macht den Gartenboden fruchtbar durch ſeine Exkremente. Dieſer Punkt ſpricht jedenfalls am meiſten zu gunſten des Regenwurmes. Man hat berechnet, daß in einem Ar Gartenland durchſchnittlich 1500 Regenwürmer ihr Obdach haben. Dieſe nähren ſich von den verweſenden organiſchen Subſtanzen in der Erdkrume, welche ſie mit Erde vermiſcht genießen. Die ausgeſchiedenen Rückſtände der organiſchen Subſtanzen mit der unverdauten Erde vermiſcht bilden das ſogenannte Wurmmehl. Es iſt nun feſtgeſtellt worden, daß ein Regenwurm in 24 Stunden 0,5 g Wurmmehl ausſcheidet, was für 1500 Regenwürmer in derſelben Zeit $1500 \cdot 0{,}5$ g = 750 g ergibt. So würden demnach auf einem Ar Gartenland in einem Jahre $365 \cdot 750$ g = 273750 g oder $273\frac{3}{4}$ kg hergeſtellt werden. Nehmen wir einmal an, der Garten ſei 10 Ar groß, ſo würde das produzierte Wurmmehl für dieſe Fläche $10 \cdot 273\frac{3}{4}$ kg = $2737\frac{1}{2}$ kg, alſo faſt 55 Zentner betragen. Bedenken wir nun, daß dieſes Wurmmehl nichts anderes iſt als fruchtbare Ackerkrume, ſo liegt es auf der Hand, daß der Gartenboden hierdurch eine weſentliche Verbeſſerung erfährt.

Zwar muß man zugeſtehen, daß auch der Regenwurm ſein Nachteiliges für den Garten haben kann. Als Lieblingsſpeiſe des Maulwurfs ſucht dieſer ihn im Garten auf, bei welcher Gelegenheit die ſchön geformten Beete gar oft ſehr ruiniert werden. Auch kommt es vor, daßder Regenwurm auf ſeiner Wanderung feine Würzelchen einer Pflanze mechaniſch zerreißt; die Anſicht dagegen, daß dieſes Tier die Pflanzenwurzeln benage, iſt längſt widerlegt worden.

Fragen wir nun am Schluſſe unſerer Auseinanderſetzungen nach dem Reſultat derſelben, ſo iſt es doch entſchieden dieſes: der Regenwurm iſt für den Garten ein ſehr nützliches Tier.

Ein Gartenbeſitzer.

Kleine Mitteilungen.

Meine Azaleen blühen jedes Jahr ſehr reich. Die Behandlung iſt folgende. Wenn der Topf voll gewurzelt iſt, ungefähr alle zwei Jahre, pflanze ich ſie gleich nach der Blütezeit in etwas größere, ganz reine Töpfe. Auf das Abzugsloch lege ich eine Topfſcherbe und darauf eine Hand voll ausgebrannter zerkleinerter Steinkohlen (Koks), welche einen guten Waſſerabzug vermitteln. Jetzt hebe ich die Pflanze aus dem alten Topfe heraus, ſchneide mit einem ſcharfen Meſſer unten und ringsherum etwas Wurzelfilz ab und pflanze ſie in gute Haideerde, von welcher ich erſt etwas auf die Koksſtückchen ſtreue. Die übrige drücke ich mit einem Holzſtäbchen ringsherum herunter und ſtoße ein paarmal mit dem Topfe feſt auf, damit ſich die Erde ſetzt. Dann gieße ich die Pflanzen, welche überhaupt nie ganz trocken werden dürfen, tüchtig an. Zum Düngen, was durchaus notwendig iſt, nehme ich Knochenkohle, welche ich gewinne, indem ich große Knochen aufs Feuer lege, verkohlen laſſe, dann herausnehme und mit einem Hammer zu einem gröblichen Pulver zerſchlage. Davon ſtreue ich einige Tage nach dem Verpflanzen einen Theelöffel voll auf jede Azalee und wiederhole dies im nächſten Frühjahre, wenn ſich die Blüten entfalten. Mitte Mai ſtelle ich die Töpfe vors Fenſter auf ein Blumenbrett in Unterſetzer und gieße täglich gegen Abend immer mit lauem Waſſer. Im Herbſt nehme ich ſie herein und ſtelle ſie aufs Fenſterbrett dicht ans Fenſter. Die Azaleen vertragen nicht viel Sonne. Mein Fenſter liegt auf der Nordſeite. Auch im Winter dürfen ſie nicht zu warm ſtehen und müſſen ſtets feucht gehalten werden, da ſonſt die Knoſpen vertrocknen. Mit Alpenveilchen habe ich nicht viel Glück, hoffe aber ein gutes Rezept durch den Hausgarten zu bekommen.

A. M.

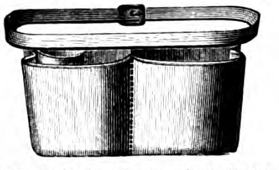
Zur Pflege des Alpenveilchens (Cyclamen persicum splendens.) Zu den lieblichſten Zimmerpflanzen, die insbeſondere auch im Winter uns erfreuen, gehört das Alpenveilchen. Keine andere Zimmerpflanze hat ſolche ſchön gezeichneten Blätter, ſolche intenſive Färbung und ſolchen Reichtum der Blüten aufzuweiſen, als das „Älpli“, wie der Egerländer ſpricht. Zu ihrem Gedeihen iſt vor allem Sonnenlicht erforderlich, darum gehört ſie auf das Fenſter. Große Vorſicht iſt beim Gießen erforderlich; man halte die Pflanze mäßig feucht und gieße nicht ſo, daß die Knolle naß wird. Zweckmäßig iſt es, das Waſſer in den Unterſatz zu bringen. Füllt man dieſen mit Sand an, der immer feucht ſein muß, ſo gehen die Wurzeln durch das Bodenloch des Topfes in den Sand hinein und die Pflanze entfaltet ſich zu größter Üppigkeit. Um ſtets große und viele Blüten zu erzielen, iſt es unbedingt notwendig, die Alpenveilchen in jedem Jahre aus einer guten Gärtnerei zu erneuern. Abgeblühte Knollen bringen niemals reichen Blütenflor hervor.

K. L.

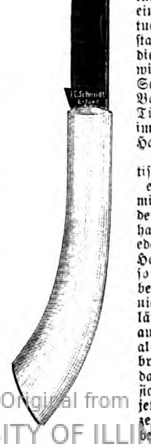
Ammi Visnaga iſt eine Doldenpflanze, unſerer Mohrrübe ähnlich und wächſt in den Mittelmeerländern. „Zahnſticherkraut“ — Zahnſtocherkraut ſagen wir heute — wird ſchon in unſeren alten deutſchen Kräuterbüchern dieſes Gewächs genannt. Die abgeblühten Dolden desſelben werden in Spanien und Griechenland noch jetzt auf die Tafeln gelegt; man bricht von der Dolde die einzelnen dünnen, dabei harten und feſten Strahlen ab und bedient ſich ihrer als Zahnſtocher. Dieſe Naturzahnſtocher haben vor den künſtlich aus Holz geſchnitzten den Vorzug eines aromatiſchen Geruches. Auch ſonſt iſt das Zahnſtocherkraut ein anziehendes Gewächs. Es gehört zu den Pflanzen, deren Fruchtſtand ſich in trockenem Zuſtand zuſammenzieht, feucht geworden wieder ausbreitet. Entweder hat der Fruchtſtand allein dieſe Eigenſchaft oder die ganze Pflanze. Letzteres iſt der Fall bei der berühmten Jerichoroſe. Was ſo genannt wird, iſt nicht eine Blume, ſondern eine vollſtändige Pflanze aus dem Cruciferengeſchlecht, die Anastatica Hierochuntica heißt: die Auferſtehungspflanze von Jericho. In trockenem Zuſtande iſt ſie zuſammengeballt, in feuchtem breitet ſie ſich aus und lebt ſcheinbar wieder auf. Einſtmals galt die Jerichoroſe, welche von Reiſenden aus dem Orient mitgebracht wurde, bei uns als große Seltenheit und wurde, wie Göppert erzählt, in Deutſchland mit zwanzig Thalern bezahlt. Jetzt bietet eine Erfurter Handelsgärtnerei kleine Exemplare davon zu 50 ₰, mittelgroße zu 75 ₰ und große zu 1 ℳ an. Im Dutzend ſind ſie noch billiger.

J. Tr.

Nützliche Winke.



Jetzt gibt's im Garten mit Aufbinden, Samen ſammeln 2c. ſo viel zu thun, daß man oft gar nicht weiß, wo man alles Gerät laſſen ſoll. — Da iſt der Gartenbegleiter von J. C. Schmidt in Erfurt ein praktiſches Ausſtattungsſtück. Es iſt das eine doppelte Segeltuchtaſche, die mit einem ſtarken Lederriemen um die Hüften geſchnallt wird. In ihr haben Scheeren und Meſſer, Baſt und Pinſel und Tüten Platz, man hat immer alles bei der Hand.



Nicht minder praktiſch iſt das neue Veredelungsmeſſer mit Elfenbeingriff von derſelben Firma. Wir haben ſchon viele Veredelungsmeſſer in der Hand gehabt, aber ein ſo handliches und dabei ſo praktiſches, noch nicht. Der T-Schnitt läßt ſich leicht damit ausführen, und mit der als Löſer dienenden breiten Seite gelingt das Löſen leicht und ſicher. Deshalb ſei zur jetzigen Veredelungszeit das Meſſer aufs beſte empfohlen.

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Kohlweißling und Stachelbeerwespe. Der vergangene Sommer mit seiner Trockenheit brachte manchem Gartenbesitzer Verlegenheiten. Wer seine Krautanlagen nicht von den Raupen des Kohlweißlings säuberte, hatte nur leere Krautrippen in seinen Ländern. Auch die Larve der Stachelbeerwespe richtete an unsern Stachel- und Johannisbeerstöcken Verheerung an. Schreiber dieses vertilgte an etwa einem Dutzend Stöcke mehrere Hundert dieser Larven. Unterlegen von Papierbogen unter die Stöcke und Abschütteln derselben war ein probates Mittel zur Vertilgung der Blattfresser.

(Rhein. Gartenfreund.)

Rhabarbersamen wird am besten sofort nach der Reife direkt an Ort und Stelle in 1½ Meter Entfernung ausgesät. Er geht in einigen Tagen auf und wächst bis zum Herbste schon zu hübschen Pflanzen heran. Neuerdings ist auch die Stammpflanze des russischen Kronrhabarber entdeckt und Samen durch den Reisenden Przewalski nach Europa eingeführt worden. Der Kronrhabarber ist der beste, kommt aber nicht mehr in den Handel, seit der chinesische Rhabarber zu Schiff von China eingeführt. Kulturversuche haben jedoch ergeben, daß auf sandigem Lehmboden der Kronrhabarber (Reum palmatum tanguticum) in 6—8 Jahren armdicke Wurzeln liefert, welche so gehaltvoll sind, wie die früher eingeführte Droge. — Die Samen werden zu 2—3 in einem Meter Entfernung gleich nach der Reife oder im Frühjahr gelegt und, wenn sie aufgegangen sind, verzogen, so daß immer nur eine Pflanze stehen bleibt. Dann brauchen sie keine Pflege weiter. Im zweiten Jahre blühen sie. Bei dem hohen Preise des Rhabarber ist der Anbau sehr lohnend. Samen sind von Haage & Schmidt, Erfurt zu beziehen.

Neuheiten vom Blumenmarkt.

Myrosma cannaefolium. — Die Cannasorten sind beliebte Gartenzierpflanzen sowohl wegen ihres Laubes, als auch wegen ihrer Blüten. Leider fehlt sämtlichen Formen die reinweiße Blütenfarbe. Diesen Mangel ersetzt Myrosma cannaefolium, welche mit Canna so nahe verwandt ist, daß sie ohne weiteres vom Nichtfachmann dafür genommen werden kann Die Pflanze hat Knollen oder Rhizome, wie Canna, die man ganz so überwintert und kultiviert. Sie treibt im Frühlinge eine Menge Schosse, die sich wie Canna indica ca. 60 cm über den Boden erheben, hat lanzettförmige, frischgrüne Blätter und trägt sehr große, schneeweiße, prächtige Blumen. Im Gewächshause vegetiert sie auch im Winter und blüht wahrscheinlich den ganzen Winter hindurch. Man legt ihre Rhizome im Februar bis März und pflanzt sie im Mai in das freie Land. Für niedrige Gruppen prächtig! Diese Prachtspezies ist schöner als Canna liliflora. Myrosma ist die schönste und wertvollste Einführung des Jahres, und wir empfehlen sie jedem Gärtner und Liebhaber angelegentlichst als Kulturpflanze, Gruppen- und Zimmerpflanze, Schnittblume I. Ranges.

Briefkasten.

O. L. in M. — Der Gliederblattkaktus (Epiphyllum) hat in seiner Entwicklung zwei Perioden: eine Ruhe- und eine Wachstumsperiode. Die erste dauert vom Februar bis Mai, die zweite von Juni bis Ende August. Die Pflanzzeit ist März. Spätestens bis Mitte September müssen die neuen Glieder vollkommen reif geworden sein, wenn sich Knospen bilden sollen. Zum Verpflanzen nehmen Sie Laub- oder alte Düngererde, Lehm- oder Rasenerde, Haideerde und mit zerschlagener Holzkohle gemischten Sand, alles zu gleichen Teilen. Töpfe, möglichst klein, mit starker Scherbenunterlage. Bei zu mastiger Kultur entwickeln sich wenige Knospen und werden die Pflanzen durch starkes Gießen leicht wurzelkrank. Nach dem Verpflanzen stellen Sie die Pflanzen bei einer Temperatur von 12—15° R. möglichst nahe ans Licht und gießen sehr mäßig, daß der Ballen nur eben feucht ist. Nach 3—4 Wochen ist der Ballen durchwurzelt und neue Triebe zeigen sich. — Mit zunehmender Wärme überspritzen Sie die Pflanze einmal mit lauwarmem Wasser und bringen sie im Juni an ein möglichst sonniges Fenster, wo sie nur bei sehr heißer Sonne etwas Schatten erhält. Je niedriger die Temperatur ist, desto trockener muß die Pflanze stehen. Im Winter braucht sie eine Temperatur von 7—10° R. Sind die Knospen ziemlich weit vorgeschritten, so darf die Pflanze nicht mehr von ihrem Platze entfernt werden.

Abonnentin seit Erscheinen des Daheim. Die Erdbeerranken rauben den Pflanzen viel Nahrung, welche man besser den Früchten zukommen lassen könnte. Andererseits braucht man stets eine Anzahl junger Pflanzen für neue Anlagen, weil die Stauden nur drei, höchstens vier Jahre gut tragen. Am besten ist es, Sie schneiden die meisten Ranken sofort nach dem Erscheinen mit einer Scheere fort (Abreißen ist zu vermeiden, weil dadurch die alten Pflanzen zu sehr gestört werden), lassen einige Ranken so lange an den Pflanzen, bis sich die Erdknospen etwas bewurzelt haben, schneiden dann auch diese fort und pflanzen sie zunächst dicht bei einander auf ein lockererdiges Beet. Hier entwickeln sich die jungen Pflänzchen bis zur Pflanzzeit im August zu starken Büschen.

Hausmusik.

Pietro Mascagni.

Einem biederen Bäckermeister in Livorno, namens Mascagni, wurde am 7. Dezember des Jahres 1863 ein Sohn geboren, dem es sicherlich nicht an der Wiege gesungen worden war, daß in ihm der bis dahin gänzlich unberühmte Name der Mascagnis einst mit blendendem Glanz die Welt erfüllen werde. Der Knabe, der Pietro genannt wurde, wuchs heran, ohne sich zu beeifern, Zeichen einer hervorragenden künstlerischen Begabung zu offenbaren. Da er indessen Talent zur Musik verriet, schickten ihn die Eltern auf das Konservatorium zu Mailand; aber auch dort beeilte sich der junge Bursche keineswegs Beweise einer besonderen Genialität zu geben. Nach drei Jahren (1884) verließ Mascagni Mailand und das Konservatorium und nahm eine Stellung als Kapellmeister bei einer jener nomadisierenden Operntruppen an, an denen Italien so reich ist. Der junge Maestro di Musica lernte gar bald die Sorgen und die Nöte des Lebens kennen. In Cremona ging's noch ganz gut. Aber schon in Bologna machte die Truppe so schlechte Geschäfte, daß Mascagni kaum das nötige Reisegeld auftreiben konnte, um zu seiner Familie nach Livorno zurückzukehren. In Neapel, wo der junge Mann am Dirigentenpulte eines Operntheaters saß, ließ es sich leidlich an. In einer Nachmittagsvorstellung begehrte das Publikum, welches das Theater dicht füllte, einige Stücke aus der Oper „Satanella“ da capo. Mascagni wollte die Truppe, die abends nochmals zu singen hatte, schonen und blieb harthörig. Da brach ein Heulen und Pfeifen los, wie aus einem Höllenrachen. Schließlich kam von der Galerie in schön geschweiftem Bogen ein ziemlich umfangreicher Pack nach dem Haupte des trotzigen Kapellmeisters geflogen, der nun, zumal Gründen dieser Art gegenüber, seinen Widerstand gegen die Wünsche der Musikenthusiasten aufgab. In den nächsten Jahren wurde Mascagni vom Schicksal hin- und hergeworfen. Er wirkte an zahlreichen großen und kleinen Opernbühnen, und oft reichte der Inhalt seiner Börse kaum zu einem Teller Maccaroni; aber sein Humor und seine Schaffenslust waren gleich unverwüstlich, gleich jugendlich stark. Nach mancherlei Abenteuern, harten Entbehrungen und schlimmen Enttäuschungen kam Mascagni endlich nach Cerignola, wo er mit seiner Frau zu bleiben gedachte. Das Glück war ihm hold. Er wurde zum Direktor einer neu gegründeten Orchesterschule ernannt. Mascagni sollte alle Instrumente lehren. Wie er es anfing, diesen in der That weitgehenden Anforderungen zu entsprechen? Ganz einfach. Während der ersten sechs Monate unterrichtete er seine Zöglinge lediglich in der Harmonielehre, und in derselben Zeit lernte er selbst mit Fleiß und heißem Bemühen alle Instrumente, vom Kontrabaß angefangen bis zur Harfe, spielen. In seinen Mußestunden trug sich Mascagni stark mit Operngedanken. Schon hatte er eine Oper „Ratkliff“ (nach Heines Dichtung) fast vollendet, als er den Plan faßte, sich an einem von dem Musikalienhändler Sonzogno ausgeschriebenem Wettbewerb um einen Preis für eine einaktige Oper zu beteiligen. Den Stoff zu einer Preisoper glaubte er in Vergas Volksstück „Cavalleria rusticana“ gefunden zu haben. Tag und Nacht beschäftigte ihn die Komposition dieses Werkes, das seinen Ruhm begründen und seinen Namen in alle Welt hinaustragen sollte. Er kaufte sich sogar eine Weckuhr, um schon mit dem Morgengrauen bei der Arbeit zu sein. Die Oper wurde dem Preisgericht vorgelegt, das sie einer Aufführung für würdig erklärte. Die Aufführung selbst war von einem die kühnsten Erwartungen weit überflügelnden Erfolg gekrönt, und seit das Werk seine Feuertaufe in Rom empfangen, ging es mit demselben in der Operngeschichte ganz vereinzelt dastehendem Erfolge fast über alle Bühnen der Welt und brachte seinem Autor Ruhm und Gold in Hülle und Fülle ein. In rascher Aufeinanderfolge komponierte Mascagni nach der Cavalleria die lyrischen Opern „Freund Fritz“ und „die Rantzau.“ In „Freund Fritz“ zeigt sich sein Talent in seiner ganzen Feinheit. „Die Rantzau“ sind trotz einzelner Schönheiten ein schwaches Werk, das sich auf der Bühne kaum erhalten dürfte. Mascagni ist ein großes Talent, das anfangs überschätzt, jetzt leider (nach dem Mißerfolge der Rantzau) unterschätzt wird. Seine Opern sind keine vollendeten Meisterwerke; es wäre unbillig, von der Jugend des Komponisten die Früchte der Meisterschaft zu erwarten; aber überall offenbaren sie den geborenen Dramatiker, in dessen Schaffen Leidenschaft und feurige Empfindung, Reichtum der Melodik und die Farbenpracht des modernen Orchesters sich durchdringen.

Pietro Mascagni.

Nach der photographischen Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.

Papa Haydn als Humorist.

Haydn, der große Komponist, war eine tief religiöse Natur, die durch ständige Arbeit auf den Ton ruhiger Betrachtung gestimmt schien. Nichtsdestoweniger lebte im Charakter Josef Haydn's viel Frohsinn und Humor. Er liebte es, Gesprächen stets eine launige Wendung zu geben, leicht entdeckte er die komische Seite eines Gegenstandes, und wer auch nur eine Stunde mit ihm zugebracht, mußte es bemerken, daß der Geist des österreichischen National-Humors in ihm atme.

Als Knabe schon half ihm sein glückliches Temperament, seine harte Lehrzeit, in der er oft fasten und frieren mußte, überstehen. Mit echt jugendlichem Übermut besteigt er in Schönbrunn mit anderen Knaben die Baugerüste des Lustschlosses und amüsiert sich dort, bis die Kaiserin Maria Theresia die Ruhestörer bemerkt und sie mit Schillingsstrafe (Prügel) bedrohen läßt, sobald sie sich wieder auf dem Gerüste sehen ließen. Alle anderen gehorchen, aber in Haydn regt sich der Schalk; er klettert am nächsten Tage wieder hinauf und erhält natürlich die verheißene Strafe. — Nach vielen, vielen Jahren, als er längst ein berühmter Mann geworden, hatte er erst Gelegenheit, bei der Kaiserin sich für den empfangenen Schilling in humoristischer Weise zu bedanken.

Nachdem der junge Haydn seine Entlassung als Chorknabe erhalten, geriet er oft in große Not. Er bewohnte ein kleines, finsteres Bodenkämmerchen, durch dessen Dachfugen im Sommer der Regen, im Winter der Schnee hineinrieselte; aber wenn der Jüngling am Morgen beschneit oder durchnäßt erwachte, fand er solche Vorfälle nur lustig, und sie gaben ihm Stoff zu heiteren Scherzen. Peinigte ihn der Hunger zu sehr, so eilte er zu seinem Instrument, und dessen Töne verjagten seine trübe Stimmung, und er „beneidete dann keinen König um sein Glück.“

Immer zu unschuldigen Thorheiten aufgelegt, band er einst zum Vergnügen seiner Freunde den Rollwagen einer Kastanienrösterin an die Räder eines Fiakers und befahl dem letzteren, zuzufahren, während er sich lachend in Eile davonmachte.

Ein anderes Mal lud er viele Musiker auf eine bestimmte Stunde zu einer sogenannten Nachtmusik ein. Er postierte die jungen Leute vor verschiedenen Häusern im Tiefengraben und gab jedem den Auftrag,

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

zu ſpielen, was ihm einfalle. Natürlich öffneten ſich bei der nun beginnenden Höllenmuſik alle Fenſter, die Bewohner ſchalten, die Stadtknechte kamen hinzu und ergriffen wenigſtens den Pauker und einen Violiniſten, die in Arreſt geführt, aber bald entlaſſen wurden, weil ſie nicht einmal wußten, wer ſie zu dieſem Schelmenſtreich geladen.

Später, als Haydn ſich ſchon einen geachteten Namen erworben, ging er einſt mit ſeinem Freunde Dittersdorf nachts durch die Straßen und hörte in einem Bierhauſe ein Menuett ſeiner Kompoſition erbärmlich ſpielen. Sogleich rief Haydn: „Du, da gehen wir hinein.“ Sie traten in die Stube, und der Komponiſt fragte den erſten Geiger trocken: „Von wem iſt denn das Menuett?“ Darauf antwortete jener: „Von Haydn.“ Da ſtellte ſich Haydn zornig und rief: „Das iſt ein rechtes S . . menuett!“ Voll Grimm ſprang der Geiger auf, ihm folgten die anderen Spieler, und ſie hätten ihre Inſtrumente auf Haydns Kopf zerſchlagen, wenn nicht der lange Dittersdorf ſeine Arme über Haydn gebreitet und ihn zur Thüre hinausgeſchoben hätte.

Bei wachſender geiſtiger Reife vertiefte ſich Haydns heitere Jugendlaune zu jenem echten Humor, der überall zündend wirkte. Den Sommer 1766 brachte er als Kapellmeiſter des Fürſten Eſterhazy auf deſſen Schloß am Neuſiedlerſee zu, begleitet von ſeinen beſten Muſikern. Sie führten dort ein ganz heiteres Leben; indeſſen allmählich regte ſich in allen der Wunſch, nach Hauſe zu Weib und Kind zu kommen. Dieſe Sehnſucht, welche zu komiſchen Auftritten führte, wurde von dem Fürſten wohl bemerkt, und es machte ihm Vergnügen, plötzlich den Aufenthalt der Kapelle in Eſterhaz auf zwei Monate zu verlängern. Verzweifelt beſtürmten die jungen Muſiker Haydn, ſeinen Einfluß bei dem Fürſten geltend zu machen. Der gutmütige Meiſter beſann ſich nicht lange, und ſein Genie half ihm, ſeinen Plan auszuführen. An einem der nächſten Abende wurde der Fürſt auf eigentümliche Weiſe überraſcht. Mitten in einem feurigen Satze endigte eine Stimme; der Spieler legt ſeine Noten zuſammen, löſcht ſeine Pultlichter aus und entfernt ſich. Bald endet eine zweite, eine dritte Stimme, eine vierte folgt und ſo fort, und geräuſchlos verlaſſen die Muſiker den Saal. Der Raum wird immer leerer, immer dunkler. Endlich löſcht auch Haydn ſeine Lichter aus, und nur der erſte Geiger bleibt. Als ſein letzter Ton verhallt war, verſchwindet auch er. — Nun erhob ſich auch der Fürſt und ſagte: „Wenn ſie alle gehen, müſſen wir auch gehen.“ Lächelnd wandte er ſich darauf im Vorzimmer zu den zagenden Spielern und ſagte gütig: „Haydn, ich habe es verſtanden, morgen können die Herren reiſen.“ — So erhielten die jungen Künſtler ihre Freiheit, die Welt aber durch eine unbedeutende Veranlaſſung eine der reizendſten Kompoſitionen Haydn's, die ſogenannte „Abſchiedsſinfonie.“

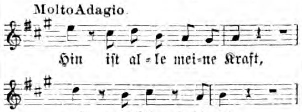
Eine andere Sinfonie verdankt ihre Entſtehung ebenfalls einer humoriſtiſchen Laune Haydn's. Als der Meiſter ſich im Jahre 1792 in London aufhielt, wurde er dort zwar ſehr gefeiert, aber es kam doch auch in ſeinen Konzerten vor, daß die Mylords und Ladys nach ihrem ſpäten Diner einzuſchlafen pflegten. Da beſchloß Haydn, ſie recht energiſch zu wecken, und er ſchrieb die Sinfonie mit dem „Paukenſchlag.“ — „Da werden die Weiber aufſpringen,“ rief er lächelnd, und wirklich errang er mit ſeinem neuen Werke, welches am 23. März zum erſtenmale aufgeführt wurde, allgemeine Aufmerkſamkeit und den reichſten Erfolg. Die Engländer nannten dieſe Sinfonie: „The surprise“ und bevorzugten ſie vor allen anderen Orcheſterwerken des deutſchen Meiſters.

Als Haydn im Jahre 1794 ſeine zweite Reiſe nach England antrat, hatte er in Schärding ein kleines Erlebnis, bei dem ſich ſein guter Humor wieder bewährte. Die Grenzbeamten fragten ihn nach ſeinem Stande. Haydn gab ihn an, doch die Herren wiederholten erſtaunt: „Ein Tonkünſtler? Was iſt das?“ Einer von ihnen meinte ſchlauer Weiſe: „Nun ein Hafner,“ womit er einen Töpfer, alſo einen Thonkünſtler verſtand. „Ganz richtig,“ erwiderte Haydn lachend, „ich bin ein Hafner und“ — auf ſeinen Diener deutend — „dieſer iſt mein Geſelle.“

In London gab er auch einen Beweis ſeiner ſchalkhaften Laune. Er wurde mit einem Deutſchen bekannt, der ein vorzüglicher Geiger war, aber die ſchlechte Gewohnheit beſaß, ſich immer in die höchſten Töne in der Nähe des Steges zu verſteigen. — Haydn wollte ihm dieſe Eigentümlichkeit verleiden, und da der junge Mann oft mit einem Fräulein Janſon zuſammen ſpielte, ſo ſchrieb der Meiſter eine Sonate für Klavier und Geige, nannte ſie „Jakobs Traum“ und ſandte ſie ohne Namen der Dame zu, die nicht verſäumte, das anſcheinend leichte Stück mit ihrem Partner bald durchzuſpielen. Der Geiger war entzückt, denn er hatte zu Anfang gleich glänzende Paſſagen zu ſpielen, die bis in die ſogenannte „dritte Lage“ hinaufſtiegen. Allmählich aber ging es ſogar bis zur ſiebenten Lage empor. Der Spieler überſtürzte die Paſſagen, der Schweiß trat ihm auf die Stirne, und er rief wütend: „Iſt es glaublich, ſo etwas zuſammenzuſchmieren? Der Menſch verſteht ja garnicht, für Violine zu ſchreiben!“ Das Fräulein aber brach in ein helles Gelächter aus, denn ſie hatte bald erkannt, daß der Komponiſt mit dieſen hohen Paſſagen die Himmelsleiter, die Jakob im Traume ſah, hatte vorſtellen wollen, und es war ihr nun ſehr komiſch wie vergeblich ihr Begleiter auf dieſer Leiter auf- und abzuſpringen verſuchte. — Erſt nach mehreren Monaten erfuhr ſie, wer der ſcherzhafte Komponiſt ſei und ſandte ihm ein Geſchenk; der Geiger aber war für alle Zeiten von ſeiner Sucht geheilt.

Haydn wurde bei dieſem Londoner Aufenthalte auch dem König und der Königin vorgeſtellt, und die letztere bat ihn, eines ſeiner Lieder vorzutragen, da er ein ſo guter Sänger geweſen ſei. Haydn antwortete: „Ew. Majeſtät, meine Stimme iſt jetzt nur noch ſo groß,“ indem er auf das Gelenk ſeines kleinen Fingers deutete. — Dennoch ſang er ſein Lied: „Ich bin der Verliebteſte.“

Auch als der Meiſter ſchon alt und kränklich war, verſiegte ſeine humoriſtiſche Ader nicht. — Er ließ ſich folgende Viſitenkarten ſtechen, welche er an ſeine Freunde ſandte:



Joſeph Haydn.

Wichtiger aber als dieſe heitere Laune, welche der große Komponiſt im Leben bewies, iſt für Mit- und Nachwelt der Humor, den der Meiſter in ſeinen Werken äußert. Wohl begegnen wir in den Werken Bachs und Händels auch zuweilen blitzenden Funken des Humors, aber ſie kommen doch nur vereinzelt vor, während bei Haydn der Humor über ſein ganzes Dichten und Denken in Tönen verbreitet iſt. Seine gute Laune ſcheint aus Ernſt und Scherz, aus Heiterkeit und Wehmut gemiſcht; ſie befreit die Seele und verklärt den Schmerz. Seine Begabung in dieſer Hinſicht iſt weit entfernt von dem dämoniſchen Humor, der uns bei Mozart und Beethoven entgegentritt. — „Haydns Humor iſt vielmehr der Vermittler und Ausſöhner zwiſchen den idealen Anſprüchen des Menſchen an das Daſein und den demſelben bereiteten herben Niederlagen durch Leben, Zufall und Geſchick.“

Haydns koloriſtiſche Begabung für das Humoriſtiſche iſt glänzend. — Schon in ſeinen Streichquartetten zeigt ſich neben tiefem Ernſt eine hinreißend frohe und lebensvolle Laune; deutlicher noch zeigt ſich dieſe in ſeiner komiſchen Oper: „Der krumme Teufel,“ welche er in ſeinem 21. Lebensjahre verfaßte. — Er führte hierin eine ſprechend heitere Zeichnung in Tönen aus, ebenſo wie er dieſes ſpäter in ſeiner Zwiſchenaktsmuſik zu Reynards Luſtſpiel: „Il Distratto“ that, in deren reizendem Allegro er den Zerſtreuten in unbeſchreiblich komiſcher Art malte.

Dieſelbe glückliche Stimmung, denſelben prickelnden Humor finden wir in zahlreichen Stellen ſeiner Sinfonien, von denen wir bereits als beredteſte Zeugen die Abſchiedsſinfonie und die Sinfonie mit dem Paukenſchlag erwähnten. — Haydn ſagte einmal: „Man wird von einem gewiſſen Humor ergriffen, der ſich nicht bändigen läßt.“ Und dieſen Humor ließ er auch im Largo cantabile der D-dur Sinfonie Nr. 9 walten. — Das Hauptthema löſt ſich, mehrere Takte vor ſeinem Schluß, in eine weiche, wehmütige Stimmung auf, und gerade in jenem Augenblicke, da der Komponiſt in Rührung zu erſterben ſcheint, bringt ein ſchnarrend eintretendes Solo des Fagotts auf dem tiefen C eine Wirkung hervor, die ſelbſt den traurigſten Menſchen unwiderſtehlich zur Heiterkeit zwingt.

In ſeinen Liedern und Oratorien begegnen wir auch oft jenem köſtlichen Humor, der ſeine Zeitgenoſſen entzückte und noch heute jedes geſunde Empfinden erfreut. Haydn iſt als Schöpfer der modernen Inſtrumentalmuſik, als der Vater des muſikaliſchen Humors unſterblich geworden. — Er hatte recht mit ſeinen Worten: „Meine Sprache verſteht man in der ganzen Welt.“ **C. H—ch.**

Der Tag der Pfingſten.

Oratorium von R. Bartmuß.

Der Hoforganiſt R. Bartmuß in Deſſau, ein trefflicher Künſtler, hat ein Oratorium „Der Tag der Pfingſten“ komponiert, das, mehrfach aufgeführt, ehrenvoller Anerkennung ſich zu erfreuen hatte. Das ſchöne, muſikaliſch gehaltvolle Werk beſteht aus zwei Teilen. Zur Einführung in das Werk mögen folgende Angaben dienen: ein Poſaunenchor (Nr. 1) leitet die Verheißung: „Nach dieſem“, ſpricht der Herr durch den Propheten, „will ich meinen Geiſt ausgießen“ (vom Männerchore unisono geſungen) wie ein Heroldsruf ein. Das Präludium (Nr. 2) über den Choral „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern“ ſchwillt mächtig an und gipfelt in dem Gemeindegeſange: „Wohlauf, bringt Lob“, dem ein zartes Soloquartett über die gleiche Melodie folgt. Chor Nr. 3 führt mitten in die eigentliche Pfingſtgeſchichte hinein und illuſtriert die Stimmung des jüdiſchen Volkes, das die Apoſtel in aller Welt Zungen reden hört. Immer erregter rufen die einzelnen Stimmen durcheinander: „Was will das werden?“ Und durch dies Gewirr hindurch erklingt wie eine Stimme von oben, von Poſaune und Trompete angeſtimmt, der eben verklungene Choral wieder, als cantus firmus! Endlich wird der Aufruhr gedämpft durch die Mahnung des Apoſtels Petrus: „Ihr Männer von Israel — thut Buße!“ Erſchüttert naht der Chor der Gläubigen mit der vertrauensvollen Frage: „Was ſollen wir thun?“ Nochmals erklingt die Mahnung zur Buße und Taufe, dann verſinnbildet ein Soloquartett („Siloahs Waſſer fließen“) die Taufe, und ein Choral für Soloquartett und Chor ſchließt den erſten Teil ab. Dem Weſen des Oratoriums gemäß würde hier bei einer liturgiſchen Feier die Schriftverleſung einzufügen ſein. Der zweite Teil handelt von der Entwickelung der chriſtlichen Kirche und deren Gliedern. In einem empfindungsreichen Sopranſolo wird die Kirche als Jeſu Braut geprieſen, und der Chor ſetzt dieſen Lobgeſang in einem ſchwungvollen Triumphliede fort. Im beſeligenden Bewußtſein der Verheißung: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage“, erklingt das Gebet: „Herr, ſchirme die Hirten!“ Zur Bekräftigung der Verheißung ertönt der erſte Poſaunenchor wieder, der Anfang vom Ende. Jubelnd fällt der Chor mit einem „Hallelujah“ ein, und in wundervoller Figuration ertönt unter Trompeten-, Poſaunen- und Paukenklang „von Zion das Lied“. Die Aufführung nimmt etwa den Zeitraum von 1¼ Stunde in Anſpruch.

Bücherſchau.

Vorträge über Akuſtik. Gehalten am Konſervatorium der Geſellſchaft der Muſikfreunde in Wien von L. A. Zellner. Zwei Bände, mit 331 Abbildungen, vielen Notenbeiſpielen und Illuſtrationen im Texte, XX Beilagen und einem Anhange über Beſtimmung abſoluter Schwingungszahlen. Wien, A. Hartlebens Verlag. Preis 18 Mark. Obwohl nicht im eigentlichen Sinne des Wortes als eine urſprüngliche, ſelbſtändigem originalem Forſchen entſprungene Arbeit zu bezeichnen, behaupten Zellners Vorträge über Akuſtik doch einen ganz hervorragenden Platz in der einſchlägigen Litteratur und eine nicht minder einſchneidende Bedeutung als Lehrbuch, als Nachſchlagewerk und ungemein anregende Lektüre. Ein Buch, nicht für den Gelehrten, für den wiſſenſchaftlichen Forſcher, wohl aber für den gebildeten Muſikfreund geſchrieben, der ſich mit dem phyſikaliſchen Phaenomen des Klanges und der Naturgeſchichte des Tones bekannt und vertraut machen will. Nach dieſer Seite hin muß das Buch als vorzüglich zweckentſprechend bezeichnet werden. Die klare Darſtellung des Verfaſſers und nicht zuletzt die zahlreichen Abbildungen ſind es, die dem Verſtändnis des teilnahmsvollen Leſers einen Einblick in das Weſen der Sache erſchließen und ſein Intereſſe für die Fülle der wunderbaren Erſcheinungen der Klangwelt feſſeln. Helmholtz und Hauptmann zu ſtudieren iſt nicht jedermanns Sache, kann es nicht ſein. Aber das vorliegende, ſtattlich ſich repräſentierende Werk wird dem Bedürfnis ſelbſt des anſpruchsvolleren und einer beſtimmten Vorbildung ſich erfreuenden Laien vollauf genügen und ihn in den Stand ſetzen, über die Natur und Weſenheit des Tones und der Klänge ſich auf das gründlichſte zu unterrichten. Das überreiche Material behandelt der Verfaſſer in 62 Vorträgen, alles, was Inhalt der Akuſtik iſt und zu ihr in Beziehungen ſteht, alſo: die Pendelbewegung, die Schwingung und Wellenbewegung, Quer- und Längsſchwingungen, die Entſtehung, Stärke und Verbreitung des Schalles, Telephon, Phonographen, Reſonanzkörper, Reibungstöne, tönende Flammen, die Pinaudſchen Röhren, die menſchliche Stimme, die Klangerſcheinungen an ſchwingenden Saiten, an ſchwingenden Luftſäulen und Zungen, an Stäben, Flächen und Membranen; er beſpricht die Klangfarben, Kombinationstöne (ſehr intereſſant!), das menſchliche Ohr und zieht endlich auch die künſtleriſche Verwertung des Tonmaterials in den Kreis ſeiner überall feſſelnden und lichtvollen Darſtellung.

Aus dem Tonleben.

Franz Schuberts „Erlkönig“. Im Jahre 1817 erhielt die berühmte Muſikalienhandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig aus Wien von einem gewiſſen Franz Schubert eine Kompoſition von Goethes „Erlkönig“ zum Druck und Verlag angeboten. Aus Wien? Von Franz Schubert? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Franz Schubert lebte ja in Dresden, er war dort wohlbeſtallter „königlicher Kirchenkompoſiteur“, ein würdiger Mann von 49 Jahren, wie hätte der auf ſolche Allotria verfallen ſollen? Die Verlagshandlung ſchickte dieſem alſo das Manuſkript zu und bat um Aufklärung. Darauf erhielt ſie folgende Antwort: „Ich muß Ihnen melden, daß ich vor ohngefähr 10 Tagen einen von Ihnen mir ſchätzbaren Brief erhalten, wo mir Dieſelben ein von mir ſein ſollendes Manuſkript, der Erlkönig von Goethe, überſchickten. Zu meinem größten Erſtaunen melde ich, daß dieſe Kantate niemals von mir komponiert worden. Ich werde ſelbige in meiner Verwahrung behalten, um etwan zu erfahren, wer dergleichen Machwerk an Ihnen auf ſo unhöfliche Art überſendet hat, und um auch den Padron zu entdecken, der meinen Namen ſo gemißbraucht. Übrigens bin ich Ihnen für Dero gütige Überſendung freundſchaftlich verbunden und verbleibe mit vollkommenſter Hochachtung u. ſ. w.“ Ob die Verlagshandlung darauf das „Machwerk“ zurückgefordert und doch gedruckt hat, davon ſchweigt die Geſchichte. Jedenfalls kennt den königlich ſächſiſchen Hofkompoſiteur keine Menſchenſeele mehr, und ſein junger, damals noch unbekannter Wiener Namensvetter zählt zu den größten Genien der Menſchheit. Dieſe bisher unbekannte Anekdote iſt einem Aufſatze, den Max Friedländer, der unermüdliche Forſcher über Schuberts Leben und Werke, in einem der letzten Hefte der Vierteljahrsſchrift für Muſikwiſſenſchaft veröffentlicht hat: „Fälſchungen in Schuberts Liedern“ entnommen.

Frage.

Neuerdings findet man in jeder Zeitſchrift Anzeigen von ſogenannten „Accordzithern, Volkszithern, Greizer Zithern“, die als leicht zu ſpielende, in der Melodie wie auch in der Begleitung gleich klangvolle Inſtrumente gerühmt werden. Iſt unter dieſen Namen nur ein Inſtrument zu verſtehen? Sind dieſe Inſtrumente wirklich ſo preiswürdig und ſchön, wie ſie geſchildert werden? Welche ſind die beſten von ihnen? Welches iſt die beſte Bezugsquelle? Um gefällige Auskunft bittet

Ein alter Daheimleſer.

Redaktionspoſt.

In der erſten Spalte in dem Aufſatz: „Für Harmoniumbeſitzer“ in Nr. 35 der Hausmuſik muß es in der dritten Reihe von unten ſtatt „hintern (g) Boden“ — „**untern** (g) Boden“ heißen. Sodann muß in Abbildung 2 neben der Ziffer 3 nicht der Buchſtabe „b“ ſondern „c“ ſtehen.

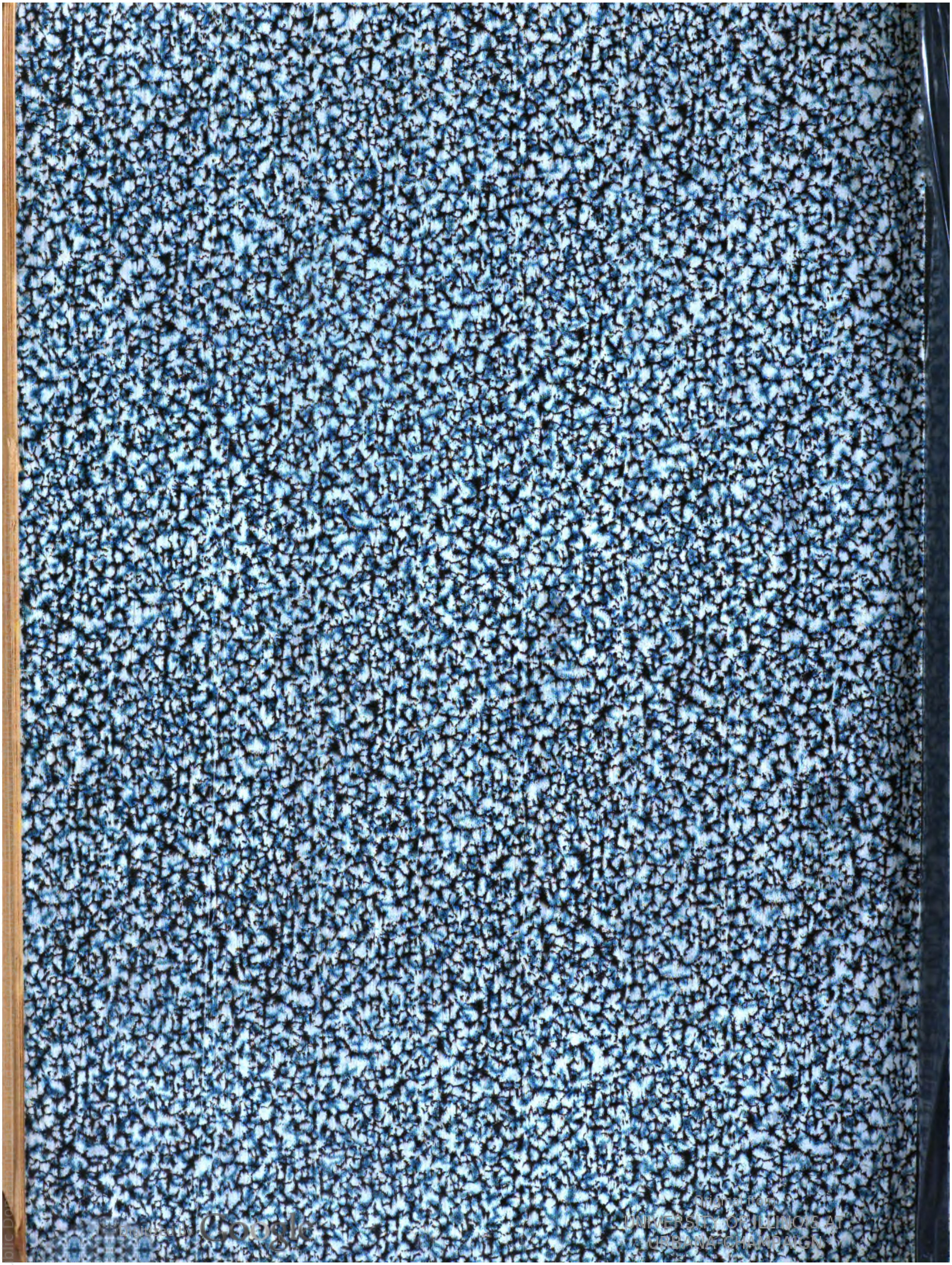
Frau M. H. Verbindlichſten Dank. Wie Sie aus unſerer letzten Hausmuſik werden erſehen haben, iſt die Sache erledigt.

Herrn Sanitätsrat H. in H. Wenden Sie ſich an die nächſte Muſikalienhandlung; Ihre Bitte iſt viel zu allgemein gefaßt, als daß wir hoffen dürften, das Richtige zu treffen. Zwei- und dreiſtimmige Lieder ſind in unzählbarer Menge vorhanden. Vielleicht fragen Sie einmal bei C. A. Klemm, Muſikalienhandlung in Leipzig, an.

Herr Lehrer O. L. Ihren Wunſch, einer Erklärung des Weberſchen Klavierſtückes in der Hausmuſik zu begegnen, werden wir gerne erfüllen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrecht vorbehalten. — Für die Redaktion **unverlangt** eingeſandter Manuſkripte ſteht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutſchen** Freimarken beigelegt ſind. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W., Steglitzerſtr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Verlag der **Daheim-Expedition (Velhagen & Klaſing)** in **Leipzig.** — Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN



Public Do

Made in Italy

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 110973424